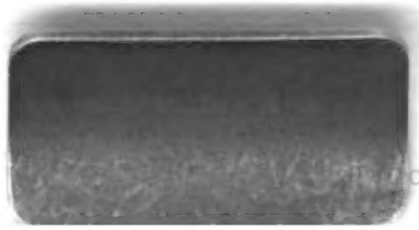
image
not
available

Enc. 250 e-15

Xerokopieren aus konservato
rischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar



d by Google

<36614666890014

<36614666890014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Gm. 250 e-15

Meyer's

neues

Konversations-Lexikon,

zweite Auflage.

Fünfzehnter Band.

Thee — Zzubin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neues

Konversations-Lexikon,

ein Wörterbuch des allgemeinen Wissens.

Unter der Redaktion von H. Krause herausgegeben

von

Hermann J. Meyer.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage,

mit geographischen Karten, wissenschaftlichen und technischen Illustrationen.

Fünfzehnter Band.

Thee — Zzubin.

Hildburghausen.

Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1867.

Digitized by Google

Digitized by Google

MEYER'S NEUES KONVERSATIONS LEXIKON

Zweite Auflage.

T.

Thee (Theestrauch, Thea *Kaempf.*), Pflanzengattung aus der Familie der Camelliaceen (Theaceen), charakterisirt durch den 5—6blätterigen bleibenden Kelch, die 5- oder 6—9blätterige Blumenkrone, die ganz unten in eine kurze Röhre verwachsenen Staubgefäße mit aufrechten, länglichen Antheren, den 3spaltigen Griffel, die 3fächerige, wandspaltig-3klappige Kapsel und die harten Samen mit nußartiger Schale, immergrüne Sträucher oder Bäumchen mit Achselblüthen in China und Japan, von deren Arten besonders eine als Getränkpflanze wichtig ist, nämlich der chinesische Theestrauch (Thea chinensis *Sim.*). Dies ist ein stark verästeter Strauch, der, sich selbst überlassen, 20—30 Fuß Höhe erreicht, im kultivirten Zustande aber niedrig wird, mit immergrünen, kurzgestielten, elliptisch- oder länglich-lanzettlichen, oder verkehrt-eirundlichen, spitzen, seltener stumpfen, gesägten, kahlen und glänzenden Blättern und einzeln oder zu 2—3 gehäuft in den Blattwinkeln stehenden, kurzgestielten, wohlriechenden Blüthen mit weißlich-randhäutigen, in der Mitte grau-flaumig-filzigen Kelch- und ausgebreiteten, später zurückgeschlagenen, weißen Kronenblättern, zahlreichen kurzen Staubgefäßen und kirschkerngroßen, glänzendbraunen Samen mit gelbem Nabel. Die verschiedenen Theesorten des Handels kommen nach den Untersuchungen des englischen Botanikers Robert Fortune nur von Einer Pflanze, die aber variirt, so daß man kaum sichere Merkmale für die einzelnen Spielarten aufzustellen vermag. Man unterscheidet nämlich besonders 3 durch die Kultur ziemlich konstante und deshalb oft für eigene Arten gehaltene Varietäten, nämlich den grünen Theestrauch, Thea viridis *L.*, mit 3—5 Zoll langen, breit-lanzettlichen, wellig gesägten Blättern, am Grunde höckerlosem Blattstiel, häufig 8- bis 10blätteriger Blumenkrone und kugelrunden Früchten; den braunen Theestrauch, Thea bohea *L.*, mit kurzen, mehr verkehrt-eirunden, flachen Blättern, auf einer Seite am Grunde höckerigem Blattstiel, meist 6blätteriger Blumenkrone und birnförmigen Früchten; den geradästigen Theestrauch, Thea stricta *Hayne*, dem vorigen gleich, nur mit schmälern Blättern, kleinerer Blumenkrone und straff-aufrechten Aesten. Der Theestrauch wird in China nördlich bis Tang-tschao-fu (36° 30′ nördl. Br.) in der Provinz Schantung, südlich bis Kanton und Kuang-si und östlich bis Yünnan gebaut, er gedeiht außerdem in Japan, auf Korea und den Liu-tschiu-inseln, sowie auf Tschusan, Tonkin und Cochinchina, dann auf Reunion, Java, in Brasilien und den Südstaaten der Union, am besten scheint ihm aber jener Theil des nördlichen China zu behagen, welcher zwischen dem 27. u. 30.° nördl. Br. liegt, wo die mittlere Jahrestemperatur zwischen 16°7 und 20° schwankt und wo auf starken Regenfall heiteres Wetter und Hitze folgt. Auf Java hat man die Gebirgsregion von 4—5000 Fuß Höhe mit einer Temperatur von 14°4—23°3 für das Gedeihen der Theepflanze am zuträglichsten gefunden. Man pflanzt die ziemlich niedrig gehaltenen Büsche am liebsten an der Mittagsseite von Hügeln und in der Nähe von Flüssen und Bächen in regelmäßigen Reihen, in Japan auch als Hecken. Die Vermehrung geschieht durch Samen, von denen 7—8 in ein Loch gesteckt werden, das 4—5 Fuß vom nächsten entfernt ist. Der junge Strauch wird zeitig abgeschnitten, damit er sich verzweigt. Vom 3.—7. Jahr liefert er Erträge, dann aber muß er abgehauen werden. Im Febr. oder März pflückt man die ganz jungen Sprößlinge, welche nach dem Trocknen gepulvert den sogenannten Kaiserthee geben. Im April sammelt man ältere und junge Schößlinge, im Mai und Juni die gröbsten Blätter, welche wie die ersten sortirt werden. Nach dem Einsammeln trocknet man die Blätter auf einer eingemauerten eisernen Platte oder in einer eisernen Pfanne über dem Feuer 4—6mal, wobei man sie, um das Verbrennen zu verhüten, mit der Hand umwendet und gleichzeitig rollt. Alle Theesorten kommen von den zwei Pflanzen Thea viridis und Thea bohea, und zwar liefert jede von ihnen sowohl grünen als schwarzen T. Nur von der Manipulation und besonders davon, ob man beim Trocknen schnell oder in der Art verfährt, daß inzwischen eine Gährung des Blattsaftes eintreten kann,

Digitized by Google

hängt es ab, welche Sorte man erhält. Immerhin liefert die Pflanze in manchen Gegenden besseren grünen, in anderen besseren schwarzen T. Die „Blume", der Duft, welcher die Theeblätter auszeichnet, ist ihnen nicht eigenthümlich, sondern wird ihnen künstlich beigebracht. Zu diesem Zweck kultivirt man in den Umgebungen von Kanton in großen Massen eine Rosacee, Jasminum Sambac, J. paniculatum, Aglaia odorata, Olea fragrans (hauptsächlich für Hyson Pekoe), Orangenblüthen und Gardenia florida. Eine bestimmte Quantität frischer Blüthen (40 bis 100 Pfd.) wird 24—48 Stunden neben etwa 100 Pfd. vollkommen trockne Theeblätter gelegt u. von dem so parfümirten T. mischt man dann höchst wahrscheinlich zur Erzielung billiger Qualitäten mit größeren oder geringeren Mengen nicht parfümirten T.'s. Der anfangs sehr schlechte T. von Java hat sich durch Verbesserungen in Kultur u. Fabrikation sehr gehoben, er ist herber und stärker als Chinathee, ohne den Assamthee an Wohlgeschmack zu erreichen. Man beschneidet auch in Java die Sträucher und beginnt mit dem Pflücken der Blätter 35 Tage später. An den jungen Trieben befinden sich dann 6—7 Blätter. Man macht 3 Sorten, kneift zuerst die Spitze des Zweiges sammt dem äußersten kaum hervorgetretenen Blättchen ab, dann das zweite und dritte Blatt sammt Blattstiel, in der dritten Lese das 4. u. 5. Blatt sammt Blattstiel und zuletzt das 6. und 7., wenn sie zart genug sind. Diese letzten werden aber abgerissen, damit die Knospen in den Blattachseln geschont werden, und wenn man grünen T. bereiten will, so reißt man alle Blätter ab ohne Stiele. Zur Bereitung des schwarzen T.'s werden die Blätter in dünnen Lagen der Sonne ausgesetzt und gewendet. Nach höchstens 30 Minuten sind sie ganz weich und bräunlich und man schüttet sie dann unter einem Schuppen auf Haufen, wobei sie in Gährung übergehen. Diese wird schon nach 30—45 Minuten unterbrochen, man wirft die Blätter auseinander, setzt sie wieder auf Haufen und wiederholt dies 4—6mal. Dann bringt man die Blätter in kleinen Quantitäten in die erhitzte eiserne Pfanne, rührt sie mit den Händen, wirft sie auf einen Tisch, knetet sie, läßt sie ½ Stunde ausgebreitet liegen, erhitzt sie von Neuem und knetet sie zu Kugeln zusammen. Diese werden in Körben über Kohlenfeuer getrocknet, worauf man den T. sortirt, siebt und verpackt. Zur Bereitung des grünen T.'s kommen die Blätter sofort in die Pfanne, sie sind noch sehr saftreich und werden beim Kneten mit der Hand ausgepreßt, dann noch 4mal in die Pfanne gebracht und geknetet und zuletzt in einer schräg eingemauerten Pfanne unter starkem Rühren getrocknet. Das Adstringirende, das den frischen Blättern entzogen werden muß, um sie genießbar zu machen, wird also bei der Bereitung des schwarzen T.'s durch Gährung, bei der des grünen durch Auspressen (wohl auch durch Auswaschen) entfernt. Die Theekultur wurde 1835 in Java von der holländischen Regierung eingeführt und bildete einen Zweig des Kultursystems, jetzt befindet sie sich völlig in Händen von Privatleuten. In Assam begannen die ersten Kulturversuche 1826, und 1839 bildete sich die jetzt in voller Blüthe stehende Assam tea Company, an welche die Regierung ihre Anlagen abtrat. Assam besaß im Mai 1863 246 Theegärten, welche 8057 Hektoliter bedeckten und 1862 974,518 Kilo T. lieferten. Im Katarthal, wo der Theebau seit 1856 datirt, erreichte die Ernte 1862—63 einen Werth von 1,190,350 Francs. In Dasjeeting gaben 1862 12,366 Morgen vollen Ertrag, die Ernte betrug 20,223 Kilo und im folgenden Jahre das Dreifache. Wendet man sich von Bengalen nach den nordwestlichen Provinzen und dem Pendschab, indem man vom Kalifluß bis zum Indus vordringt, so erreicht man eine 35,000 QKilometer große, zum Theebau sehr geeignete Fläche, welche einst ebenso viel T. liefern wird wie ganz China. Im Pendschab sucht die Regierung seit 1861 den Theebau bis zum Hazaragebirge zu verbreiten und läßt durch Chinesen Baumschulen anlegen, um Samen und Pflanzen unentgeltlich zu vertheilen. Mangel an Arbeitskräften in Bengalen und schlechte Verkehrsmittel in den nordwestlichen Provinzen u. im Pendschab sind die Hindernisse, mit denen der Theebau in Indien zu kämpfen hat. In Brasilien und den Südstaaten der Union machte der hohe Arbeitslohn die Konkurrenz mit China unmöglich. Im Handel unterscheidet man sowohl vom grünen als vom schwarzen T. sehr viele Sorten. Dieselben sind aber schwer zu kennzeichnen und nach ihrer Güte zu ordnen. Der beste schwarze T. kommt in China aus dem Distrikt Kien-ning-fu in der Provinz Fukien von den Bohnahügeln, seine Namen beziehen sich hauptsächlich auf die Lokalitäten, wo er wächst, oder auf deren Eigenthümer. Die beliebteste Sorte ist der Congon (d. h. T., an den Arbeit verwendet wurde), von dem 8 Varietäten unterschieden werden. Ebenso viele Varietäten gibt es vom Suschong (d. h. kleine Sorte). Pekoe (d. h. Milchhaar) besteht aus den frühesten Blattspitzen, deren zartes weißes flaumiges Ansehen ihnen den Namen „Blüthen" verschaffte (daher Blumenthee). Vom Pekoe werden 4 Sorten exportirt. Kaperthee, welcher besonders aus dem Nyankidistrikt im westlichen Theil von Fukien nach Schanghai gebracht wird, ist von allen schwarzen Theesorten die am wenigsten feine. Der grüne T. wächst auf den Abhängen der Hügelkette zwischen Tschi-kiang und Nyang-hwui. Es gibt 3 Hauptgattungen: Wuy-yen, Pingschui und Twanki, nach den Distrikten benannt, wo sie gebaut werden, und im Handel besser bekannt unter den Namen Young Hyson (d. h. vor dem Regen, weil seine zarten, kleinen Blätter sehr früh gepflückt werden), Hyson (d. h. üppiger Frühling), Hyson-skin, Twankay, Imperial (Kaiserthee) oder Yuen-tschu (d. h. die runde Perle) und Gun powder, Tschi-schu, oder Sesanumperle mit äußerst feinen kleinen, beim Dörren zu Kügelchen gedrehten Blättern. Der beste Kanton-grüne-T. soll aus Hwang-ho und San-to-tschu kommen und im Verhältniß an Güte abnehmen, als derselbe aus den nördlich von Kanton gelegenen Distrikten kommt. Karawanenthee heißt jeder auf dem Landwege über Rußland in den Handel kommende T. Im besten Hysonthee fand Mulder 0,79 flüchtiges Oel, 2,22 Chlorophyll, 0,28 Wachs, 2,22 Harz, 8,56 Gummi, 17,8 Gerbsäure, 0,43 Kaffein, 22,28

Digitized by Google

Extraktivstoff, 23,6 Extrakt mit Salzsäure, 3 Eiweiß, 17,08 Pflanzenfaser, 5,56 Asche. Im Durchschnitt soll T. 1 Proc. Kaffeïn enthalten, Peligot fand davon im Hysonthee 2,56—3,4 Proc. und im Gunpowderthee 2,2—4,1 Proc. Nach Wagner enthalten die besten Theesorten die meiste Gerbsäure, Hyson 13,25—13,5 Proc., Congon 10,75—10,8 Proc. Das durch Aufguß von heißem Wasser auf die Theeblätter bereitete Getränk erhält bei uns noch einen Zusatz von Zucker, Milch, Rum oder Rothwein, auch wohl von Zimmt, Vanille oder anderen Gewürzen. In China trinkt man den T. ohne allen Zusatz.

Verfälscht wird T. nicht selten: Grüner T. ist oft mit Berlinerblau und Gyps oder mit Indigo gefärbt, und Blätter vieler Pflanzen müssen als Surrogate dienen. Als solche sind Kaffeebaumblätter und Paraguaythee am besten. Unter dem Namen Antillenthee benutzen die Franzosen in Amerika die Blätter von Capraria biflora *L.* Die Blätter der Alstonia theaeformis werden als T. von Santa Fé de Bogota gebraucht. Erythroxylon Coca ist der T. der Peruaner, Teucrium thea der der Cochinchinesen. Am Kap ist als Bushthea die Cyclopia latifolia und als Honigthee Cyclopia genistoides bekannt. In Mexiko und Guatemala bedient man sich als T. der Blätter von Psoralea glandulosa, in Neugranada der Blätter von Alstonia theaeformis *Mutis*, die so gut sein sollen wie chinesischer T. In Nordamerika soll man sehr gesunden T. aus der Gaultheria procumbens und aus Ledum latifolium (Labradorthee) bereiten, und in Sibirien liefern die Blätter von Saxifraga crassifolia den tschagirschen Thee. Abessinischer T. besteht aus den Blättern der Caltha edulis und australischer aus den Blättern verschiedener Myrrhen. Fahanthee wird in Afrika aus den Blättern des schmarotzenden Anagraecum fragrans bereitet. Jesuitenthee oder mexikanischer T. stammt von Chenopodium ambrosioides (s. Chenopodium). Von inländischen Pflanzen benutzt man Rosenblätter, Erdbeerblätter, Ehrenpreis, Polygala, Myrica Gale und viele andere. Sehr gebräuchlich ist es in England, benutzte Theeblätter der Hotels zu kaufen, wieder zu trocknen und auf den Markt zu bringen. Ein eigenthümliches Präparat ist der Ziegel- oder Backsteinthee. Er wird aus Theeblättern und Stengeln mit Schaf- und Ochsenblut zusammengepreßt und bildet eine steinharte Masse in Form dünner Backsteine. Man bereitet ihn nur in China, und er dient den Nomadenvölkern Rußlands, den Kalmücken, Kirgisen, Baschkiren ꝛc. als gewöhnliches u. sehr beliebtes Nahrungsmittel; sie sägen davon Stücke ab und kochen sie mit Milch und Hammelfett. Der Kaiser von China zahlt den mongolischen Truppen den Sold in solchen Tafeln aus, weshalb sie unter den mongolischen Völkern Nordasiens als Handelsmünze gelten. Die Theeausfuhr China's erreicht gegenwärtig 150 bis 165 Millionen Pfund jährlich, und zwar wurden verschifft vom 30. Mai 1863 bis 1. Juni 1864 nach Großbritannien 120,300,000, nach dem europäischen Kontinent 1,300,000, nach Nordamerika 23,800,000, nach Australien 13,500,000, nach San Francisco 5,000,000 Pfund. In England wurden 1861 96,000,000 Pfund T. importirt, und zwar aus China 92,000,000 Pfund, aus Japan 1,348,000, aus Indien, Singapore u. Ceylon 1,983,785 Pfund. In Europa kennt man den chinesischen T. seit etwa 200 Jahren. Er wurde durch die holländisch-ostindische Kompagnie eingeführt, welche ihn gegen Salbeiblätter von Chinesen und Japanesen eintauschte. Im Jahre 1666 war das Theegetränk in Europa schon gebräuchlich. Die Russen machten die erste Bekanntschaft mit dem T. 1638. Dem Gesandten am Hofe der Altunkhane (am Upsasee) wurden bei der Abschiedsaudienz 200 Packete T. (den man an jenem Hofe Tschai nannte) als Tribut an den Kaiser aufgenöthigt. Von Moskau aus fand der T. dann weitere Verbreitung. Im Jahre 1664 erhielt der König von England 2 Pfd. T. als kostbares Geschenk. Nächst Großbritannien wird in Nordamerika u. Rußland der meiste T. konsumirt. In Holland beträgt die einheimische Konsumtion cirka 3,000,000 Pfd., in Deutschland 2,000,000, in Frankreich 350,000 Pfd.

Vermöge seiner Bestandtheile, des Kaffeïns (s. d.), der Gerbsäure, des Klebers und ätherischen Oels, wirkt der T. auf den menschlichen Organismus gelind zusammenziehend, zunächst auf die Schleimhäute, und führt daher leicht Verstopfung und Störung der Verdauung herbei, kann aber bei Schlaffheit oder entzündlicher Auflockerung der Schleimhäute, sowie bei Magen- und Darmkatarrh unter Umständen heilsam wirken. Die schädliche oder unschädliche Wirkung des T.'s hängt überhaupt, wie die des Kaffee's, von der individuellen Beschaffenheit des Magens u. Darms ab. Der T. äußert nach Moleschott seinen erregenden Einfluß auf das Nervensystem, zumal auf das Gehirn, indem er wach erhält. Die Kraft, erhaltene Eindrücke zu verarbeiten, wird durch den Genuß von T. gesteigert; man wird zu sinnigem Nachdenken gestimmt, und trotz einer größeren Lebhaftigkeit der Denkbewegungen läßt sich die Aufmerksamkeit von einem bestimmten Gegenstande fesseln. Es findet sich ein Gefühl von Wohlbehagen und Munterkeit ein, und die produktive Thätigkeit des Gehirns gewinnt einen Schwung, der bei der größeren Sammlung und der bestimmter begrenzten Aufmerksamkeit nicht leicht in Gedankenjagd ausartet. Wird der T. in Uebermaß getrunken, so stellt sich erhöhte Reizung des Nervensystems ein, die sich durch Schlaflosigkeit, allgemeines Gefühl der Unruhe und Zittern der Glieder auszeichnet. Es können selbst krampfhafte Zufälle, erschwertes Athmen, ein Gefühl von Angst in der Präkordialgegend entstehen. Da das ätherische Oel des T.'s in größerer Menge genossen narkotisch wirkt, so erklärt sich daraus die Eingenommenheit des Kopfes, die sich nach übermäßigem Theetrinken anfangs als Schwindel, dann als Betäubung zu erkennen gibt. Diese nachtheiligen Wirkungen hat der grüne T. in viel stärkerem Maße als der schwarze. Nahrungswerth besitzt der T. nicht.

Theer (franz. goudron, engl. tar), Produkt der trockenen Destillation verschiedener Körper, namentlich von Holz, Torf, Braunkohlen, Steinkohlen und bituminösem Schiefer, verdichtet sich als braune oder schwarze Flüssigkeit von empyreumatischem Geruch neben einer wässerigen sau-

Digitized by Google

ren oder alkaliſchen Flüſſigkeit in den Kondenſationsapparaten, wird meiſt bei der Kohlen- oder Gasbereitung als Nebenprodukt gewonnen und nur aus Braunkohlen oder bituminöſen Schiefern als Hauptprodukt dargeſtellt. Früher hatte nur der Holztheer einigen Werth, indem er zu billigen Anſtrichen, als Schmiere zum Kalfatern der Schiffe, zum Theeren der Taue und zum Pechſieden benutzt wurde. Der Steinkohlentheer diente allenfalls zu Anſtrichen und zur Bereitung der Dachpappe, auch verkochte man ihn wohl zu einem Pech, welches als Surrogat des Aſphalts diente, häufig aber fiel er, namentlich den Gasanſtalten, ſehr läſtig. Jetzt, nachdem man die Beſtandtheile des T.s und ihre Verwendbarkeit kennen gelernt hat, iſt der T. ſehr im Preiſe geſtiegen und bildet das Rohmaterial für bedeutende Induſtriezweige. Holztheer wird als Nebenprodukt bei der Meilerverkohlung gewonnen, reichere Ausbeute erhält man bei Anwendung von Oefen zur Verkohlung des Holzes, und wenn die Theerſchwelerei Hauptzweck iſt, ſo wird beſonders harzreiches Nadelholz verkohlt. Dies gibt 13—17 Proc., Laubholz nur 9—10 Proc. T. Die beſten Apparate zur Theergewinnung ſind die Thermokeſſel, eiſerne Cylinder von 8 Kubikmeter Inhalt, die durch ein Mauerloch beſchickt werden und ſo eingemauert ſind, daß ſie von einer Flamme umſpült werden. Das Holz wird in dem Keſſel durch eingeblaſenen Waſſerdampf erwärmt und dann verkohlt. Der Theer deſtillirt nach unten und fließt durch ein Rohr vom Boden des Keſſels in einen Kondenſator. Dieſer ſteht durch ein aufſteigendes Rohr mit einem zweiten Kondenſator in Verbindung, in welchem ſich die durch ein vom Deckel des Keſſels ausgehendes Rohr abziehenden flüchtigeren Deſtillationsprodukte anſammeln. Was hier nicht kondenſirt wird, paſſirt eine Kühlſchlange, und die aus letzterer entweichenden Gaſe werden in die Keſſelfeuerung geleitet. Als Nebenprodukt wird Holztheer ferner bei der Holzgas- ($2^1/_2$—3 Proc.) und Holzeſſigfabrikation gewonnen. Er iſt braun bis ſchwarz, etwas ſchwerer als Waſſer, riecht durchdringend, ſchmeckt widrig ſcharf und bitter, läßt ſich leicht entzünden und brennt mit hellleuchtender rußender Flamme, er löſt ſich in Alkohol, Aether, ätheriſchen Oelen und Theerölen, läßt ſich mit Fett vermiſchen und gibt an Waſſer Eſſigſäure und brenzliche Stoffe ab (Theerwaſſer). Der Holztheer enthält ſehr viele Körper, die aber zum Theil nur wenig erforſcht ſind. Bis jetzt wurden nachgewieſen Benzol, Toluol, Xylol, Cumol, Retinyl, Cymol, ferner Phenylalkohol und Kreſylalkohol (Kreoſot), dann Methol, Merityloxyd, Meſit, Eupion, Kapnomor, Pittakall, Pikamar, Cedriret, ſowie Naphthalin, Paranaphthalin, Paraffin, Chryſen, Pyren und Reten. Durch ſeinen Kreoſotgehalt wirkt der Holztheer fäulnißwidrig und eignet ſich daher ſehr gut zu Anſtrichen von Holz. Zu weiterer Verwerthung wird der Holztheer deſtillirt (ſ. Pech). Die hierbei erhaltenen leichten Theeröle gleichen den aus Steinkohlentheer gewonnenen, enthalten aber ſehr wenig Benzin. Man kann ſie mit Kalilauge und Schwefelſäure behandeln, rektificiren und als Fleckwaſſer verwerthen. Die ſchweren Theeröle dienen nur zur Rußbereitung. Das ſpäter übergehende Kreoſot (ſ. d.) wird beſonders aufgefangen, das Paraffin ſcheidet man aus den letzten Deſtillationsprodukten ebenſo ab wie aus dem Steinkohlentheeröl. Birkenholztheer dient zur Bereitung des Juftenleders. Torftheer iſt dem Holztheer ſehr ähnlich, zeichnet ſich aber durch einen Ammoniakgehalt aus. Die Deſtillationsprodukte werden als Leuchtöle (Turfol) oder Schmiermaterial benutzt und auf Paraffin verarbeitet. Die Ausbeute an letzterem ſtellt ſich indeß ſo gering, daß faſt alle auf Torf gegründeten Paraffinfabriken wieder eingingen. Aelterer ſchwarzer Torf liefert mehr T. als jüngerer faſerreicherer, und erſterer liefert mehr kohlenſtoffreiche ſchwerere, letzterer mehr waſſerſtoffreiche leichtere Produkte. In der Fabrik zu Vernuthsfeld bei Aurich erhielt man aus lufttrockenem Torf 6 bis 8 Proc. T. und aus dieſem 20 Proc. Solaröl und $^3/_4$ Proc. Paraffin. Von den Braunkohlen liefern diejenigen, in welchen die Textur der Pflanzentheile verſchwunden iſt und welche im trockenen Zuſtande von heller Farbe und leicht zerreiblich ſind, die reichſte Ausbeute an Paraffin und brauchbaren Oelen. Solche Kohlen finden ſich namentlich in der Umgegend von Weißenfels und Zeitz, und die beſte von ihnen, die Schmierkohle, liefert an 20 Proc. T. Derſelbe, wie er zur Gewinnung von Leuchtölen und Paraffin dargeſtellt wird, iſt wachsgelb, butterartig feſt, ſchmilzt bei 27—28° R. und beſitzt ein ſpecifiſches Gewicht von 0,785—0,85. Nach Hübner werden in der Fabrik zu Bitterfeld aus 240 Scheffel weißenfelſer Kohle 240 Pfund Paraffinkerzen, 500 Pfd. Photogen und 500 Pfd. Solaröl gewonnen. Man bereitet den T. bei möglichſt niedriger Temperatur, indem man die Kohlen meiſt in liegenden eiſernen Retorten erhitzt. Die Kondenſation der Dämpfe geſchieht in Apparaten, welche mit Waſſer gefüllt werden; der verdichtete T. fließt mit dem ammoniakaliſchen Waſſer, auf welchem er ſchwimmt, in eine Ciſterne und wird aus dieſer in die gußeiſernen Deſtillationsapparate gepumpt. Dieſe faſſen meiſt 20 Ctnr. T. und werden durch direktes Feuer erhitzt, bis der Rückſtand eine harte kohlige Maſſe bildet. Das Deſtillat wird am vortheilhafteſten in zwei Partien aufgefangen, indem man die Vorlage wechſelt, wenn der Siedepunkt auf 300° C. oder das ſpecifiſche Gewicht des Oels auf 0,843 geſtiegen iſt. So erhält man zuerſt leichte und zuletzt ſchwere Oele. Dieſe werden vortheilhaft durch Einleiten von Waſſerdampf abgetrieben, weil ſich das Paraffin bei der hohen Temperatur leicht zerſetzt. Sie enthalten außer den zur Beleuchtung brauchbaren Kohlenwaſſerſtoffen noch verſchiedene Beimiſchungen, hauptſächlich aber Brandharz, Karbolſäure, Anilin, Leukolin ꝛc., welche die Leuchtkraft beeinträchtigen und an der Luft Sauerſtoff aufnehmen. Dadurch werden die Oele aber braun, verharzen und ſteigen im Docht, den ſie beim Brennen verkohlen, nicht mehr in die Höhe. Um dieſe fremden Stoffe zu entfernen, miſcht man das ſchwere Oel in großen Miſchapparaten mit 10 Proc. Natronlauge von 36°—40° B. Beim Abſetzen bilden ſich dann 3 Schichten, nämlich überſchüſſige, faſt reine Lauge, eine Löſung der

Digitized by Google

Karbolsäure in Lauge und das Oel. Das Rohmaterial verliert bei dieser Reinigung 17—27 Proc. Man wäscht nun das Oel in dem Apparat mit Wasser, behandelt es dann in gleicher Weise mit 5,25 Proc. Schwefelsäure von 60—66° B. und wäscht es wieder mit Wasser aus. Es ist dann hellgelb, riecht wenig und bildet im erstarrten Zustande die Paraffinmasse. Diese wird geschmolzen und in sehr großen Gefäßen der Krystallisation überlassen. Je niedriger die Temperatur ist, um so mehr Paraffin scheidet sich ab, aber auch um so minder gutes. Hat nach 4—6 Wochen die Krystallisation ihr Ende erreicht, so läßt man das noch flüssige Oel ablaufen, entfernt das zwischen den Krystallen haftende Oel mit der Centrifugalmaschine und unterwirft das Paraffin einer warmen Pressung. Die Preßkuchen werden geschmolzen und mit 2 Proc. Schwefelsäure zusammengerührt, um fremde Stoffe zu verkohlen, dann wird das Paraffin mit Wasser gewaschen, mit 6 Proc. farblosem Photogen zusammengeschmolzen, abermals gepreßt und über Knochenkohle filtrirt. Um es geruchlos zu machen, bläst man die letzten Spuren Photogen mit Dampf ab. Die leichten Oele werden in ähnlicher Weise wie die schweren gereinigt und dann destillirt. Als Photogen sind nur die Destillationsprodukte tauglich, welche unter 300° sieden und deren specifisches Gewicht 0,82 nicht überschreitet. Was später übergeht, ist Solaröl. Erstarrt das Destillat salbenartig, so wird die Vorlage gewechselt, um das Folgende auf Paraffin zu verarbeiten. Das vom Paraffin durch Pressen und Centrifugen getrennte Oel kommt als Solaröl oder Paraffinöl in den Handel. Schiefertheer wird im Wesentlichen wie Braunkohlentheer verarbeitet. Steinkohlentheer, in größter Menge mit ammoniakalischem Wasser als Nebenprodukt bei der Gasbereitung gewonnen, ist schwarz bis braunschwarz, übelriechend, schwerer als Wasser, besteht aus neutralen Kohlenwasserstoffen, sauren und basischen (Anilin, Leukolin, Pyrholbasen) Verbindungen und gibt bei der fraktionirten Destillation zuerst leichtes Theeröl, welches Benzol und Toluol, sowie auch etwas Cumol, Cymol ꝛc. enthält. Dieses kommt als Benzin in den Handel oder wird in Nitrobenzin (Mirbanöl) verwandelt, welches in der Parfümerie oder zur Darstellung von Anilin benutzt wird. Der Destillationsrückstand bildet eine klebrige, pechartige Masse, die besonders zur Dachpappenfabrikation benutzt wird. Die leichten Theeröle gehen zwischen 80 und 150° über. Bei 100° fraktionirt man und unterscheidet leichte und schwere Benzole, die wieder leichte und schwere Aniline geben. Destillirt man den T. weiter, so geht Phenylalkohol (s. d.) über, dann folgt Naphthalin (s. d.), und bei noch weiterer Steigerung der Temperatur folgen Kohlenwasserstoffe, die als Leuchtöle benutzt werden können. Es bleibt dann in der Blase ein bei gewöhnlicher Temperatur fester Körper zurück, der als Surrogat des Asphalts Anwendung findet. T. der Kannelkohle gibt 9 Theile Benzole, 14 Th. Phenylalkohol, 40 Th. neutrale Kohlenwasserstoffe, 15 Th. Naphthalin und 22 Th. Rückstand. Schwefeltheer, Benzasphalt oder Benzit zum Anstreichen von Holz, Eisen und Stein wird durch Zusammenschmelzen von 2 Th. Schwefel mit 3 Th. syrupdickem Steinkohlentheer gewonnen (s. auch Pech). Verbrennt man Steinkohlentheer bei unzureichendem Luftzutritt, so wird viel Kohlenstoff abgeschieden, der sich als Theerschwarz oder Ruß in Kammern sammelt und zu Buchdruckerschwärze verarbeitet wird. Kohlenschwarz, Theerschwarz, Steinkohlenschwarz, erhält man durch Erhitzen eines Teiges aus 200 Pfd. Kalkhydrat, 160 Pfd. Steinkohlentheer und 18 Pfd. Alaun in verschlossenen Gefäßen. Endlich wird der Steinkohlentheer auch zum Vertreiben von Ungeziefer und als desinficirendes Mittel bei übelriechenden Wunden benutzt.

Theerfarben, s. v. a. Anilinfarben, s. Anilin.

Theil, Bezeichnung jedes Dinges, in sofern es mit andern gleichartigen oder ungleichartigen zusammen ein anderes bildet, welches in Beziehung auf dieses Verhältniß das Ganze heißt. In der Mathematik bezeichnet T. jede kleinere Größe in Bezug auf eine oder mehre gleichartige, mit denen zusammengenommen sie eine andere Größe als Ganzes bildet.

Theilbarkeit (divisibilitas), allgemeine Eigenschaft der Körper, zufolge welcher sich dieselben in kleinere gleichartige Theile auf mechanischem Wege trennen lassen. Ob die physikalische T. der Körper bis ins Unendliche gehe, oder ob dieselbe bei gewissen kleinsten Theilchen (Atomen), die nicht mehr theilbar seien, ihre Grenze habe, darüber hat man vorzüglich auf dem Gebiete der Philosophie bis jetzt viel gestritten, weil man hierin einen wichtigen Schlüssel zur Erforschung des Wesens der Materie zu finden hoffte (s. Atome). Die Bemühungen um Auffindung der Grenze, bis zu welcher faktisch die Theilung der Körper getrieben werden kann, hat zwar noch nicht eine derartige Grenze ergeben, aber doch gezeigt, daß, wenn eine solche vorhanden ist, die kleinsten Theilchen nicht mehr meßbar sind. An der außerordentlichen Dehnbarkeit der Metalle, des Glases, der Seide, der Spinnenfäden u. dergl. läßt sich in noch höherem Grade die außerordentliche Feinheit der Elementartheile, aus denen sie bestehen, darthun. Ein Dukaten z. B. gibt 2000 QZoll Goldblättchen; eine silberne Stange von $1^1/_4$ Zoll Dicke und 22 Zoll Länge, mit 1—2 Loth Gold überzogen, gibt einen Draht von 110 französischen Meilen, welcher noch überall vergoldet ist. Ein Gran Karmin färbt 20 Pfund Wasser merklich roth und 1 Gran Kupfer, in Salmiakgeist aufgelöst, 392 Kubikzoll Wasser intensiv blau. Ein Stückchen Moschus von der Größe eines Hirsekorns erfüllt ein großes Zimmer auf längere Zeit mit seinem Geruch, selbst wenn die Luft darin mehrmals am Tage wechselt, ꝛc.

Theilmaschine, Vorrichtung zur Ausführung sehr genauer Theilungen. Man unterscheidet Kreistheilmaschinen (s. d.) und Längentheilmaschinen. Ramsdens Längentheilmaschine besteht im Wesentlichen in der Verwendung einer außerordentlich sorgfältig geschnittenen kurzen Schraube ohne Ende, durch deren Umdrehung eine lange Mutter (eine Art Kerb- oder Zahnstange) und durch diese der zu theilende Gegenstand unter dem Reißerwerke fortbewegt wurde. Bei Anwendung

Digitized by Google

langer Schrauben und kurzer Muttern vereinfacht sich die Maschine, aber es ist sehr schwer, Schrauben von einiger Länge fehlerfrei herzustellen. Auf diesem letzteren Princip beruht die Maschine von Gebrüder Ehrlich in Dresden, auf dem ersteren die von Breithaupt in Kassel. Eine T. ohne Führungsschraube hat Meyerstein in Göttingen konstruirt, bei ihrem Gebrauch wird vorausgesetzt, daß man anderweit in den Besitz einer richtig getheilten Länge oder eines Normalmaßstabes gelangt ist. Das Princip dieser Maschine besteht in der Projektion des Normalmaßstabes auf die einzutheilende Länge, wozu ersterer in entsprechenden Winkel gegen letztere gestellt werden muß. Hierzu ist der Normalmaßstab in wagrechter Lage auf einer horizontalen Kreisalhidade befestigt, mit der er sich gemeinsam um eine vertikale Axe drehen kann. Ferner wird die Kreisalhidade von einem unbeweglichen Kreisringe koncentrisch umgeben, der in 360° und von 15 zu 15 Minuten getheilt ist. Die Alhidade ist mit 2 Nonien versehen, um 20 Sekunden am Kreisringe ablesen zu können. Zur Aufnahme aller dieser Theile ist ein rektangulärer Steg vorhanden, der an beiden Enden am Gestelle der ganzen Maschine in horizontaler Lage befestigt ist. Parallel diesem Steg ist ein starker Cylinder unverrückbar angebracht, der zur Aufnahme und entsprechenden Führung des Reißerwerks dient. Dreht man den Normalmaßstab mit der Alhidade innerhalb des getheilten Kreisringes derartig, daß er parallel dem Führungscylinder des Reißerwerks zu stehen kommt, so kann man die Theilung des Normalmaßstabes kopiren. Für jeden andern Fall hat man den Winkel zu berechnen, unter welchen der Normalmaßstab gestellt werden muß, damit die Projektion desselben der zu theilenden Länge entspricht. Zur Anfertigung von Aräometer-, Thermometerskalen ꝛc. kann man eine Methode anwenden, welche unter Voraussetzung eines Normalmaßstabes auf dem Princip der Aehnlichkeit der Dreiecke beruht, wobei jedoch die absolute Länge der Grundtheilung ganz gleichgültig ist. Der Normalmaßstab wird dabei unter einen Winkel gestellt, wie dies die einzutheilende Länge erfordert, jedoch ohne Anwendung eines getheilten Kreises. Hierzu dreht man den Maßstab um eines seiner Enden, und zwar um eine Horizontalaxe. Er ist mit einer Büchse verbunden, die sich auf einem prismatischen Stabe verschieben und beziehungsweise festklemmen läßt. Parallel mit dem Stabe ist ein Schlitten angebracht, der mit freier Hand oder mittelst einer Schraube bewegt werden kann und an welchem zugleich das Reißerwerk befestigt ist. Vgl. Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Bd. 1, Braunschw. 1862.

Theïn, s. v. a. Kaffeïn.

Theiner, 1) Johann Anton, freisinniger katholischer Theolog, geboren den 15. Dec. 1799 zu Breslau, studirte daselbst, ward 1824 hier außerordentlicher Professor der Exegese und des Kirchenrechts und betheiligte sich an den reformatorischen Bewegungen, die sich seit 1826 in der katholischen Kirche Schlesiens kundgaben. Als ihm deshalb vom Fürstbischof die Vorlesungen über das kanonische Recht untersagt wurden, legte er seine Professur nieder und nahm ein Pfarramt, erst (1830) zu Polsnitz bei Canth, dann (1836) zu Grüssau und (1837) zu Hundsfeld bei Breslau an. Im Jahre 1845 schloß er sich, unter Niederlegung seines Amts, der deutsch-katholischen Bewegung an und ward deshalb vom Fürstbischof exkommunicirt. Zerwürfnisse mit den Führern der neuen Partei veranlaßten ihn bald, sich vom Deutschkatholicismus wieder zurückzuziehen. Seit 1855 Universitätsbibliothekar zu Breslau, † er den 15. Mai 1860. Er veröffentlichte mehre theologische Schriften, namentlich alttestamentlich-exegetischen Inhalts.

2) Augustin, gelehrter katholischer Kanonist, des Vorigen Bruder, geboren den 11. April 1804 zu Breslau, studirte daselbst Theologie, dann Philosophie und die Rechte, unternahm seit 1830 eine wissenschaftliche Reise nach Wien, London und Paris und ging dann 1833 nach Rom, wo er für den Ultramontanismus gewonnen ward. Seit 1855 ist er Präfekt des vatikanischen Archivs. Er verfaßte zahlreiche Schriften, namentlich kirchenrechtlichen und kirchengeschichtlichen Inhalts, z. B. „Geschichte der Rückkehr der regierenden Häuser zu Braunschweig und Sachsen in den Schooß der katholischen Kirche“ (Einsiedeln 1843); „Die Staatskirche Rußlands im Jahr 1839“ (Schaffhausen 1844); „Zustände der katholischen Kirche in Schlesien von 1740 — 58“ (Regensb. 1852, 2 Bde.); „Geschichte des Pontifikats Klemens' XIV.“ (Leipzig und Paris 1833, 2 Bde.) u. a. m.

Theismus (v. Griech.), im Gegensatz zum Atheismus allgemeine Bezeichnung für jegliche Art von Gottesglauben, hat daher so viele Gattungen und Arten, als es verschiedene Vorstellungsweisen von einem Gott und von dem Verhältniß des letzteren zu den Dingen geben kann. So ist z. B. der Pantheismus (s. d.) eine Art des T., in sofern derselbe nicht die Existenz eines Gottes leugnet, sondern nur ein eigenthümliches Verhältniß dieses Gottes zur Welt behauptet. Der T. darf nicht mit dem Deismus (s. d.) verwechselt werden, welcher schon eine ganz bestimmte Gottesvorstellung, nämlich diejenige meint, der zufolge ein von der Welt völlig getrennter Gott dieselbe geschaffen und dann ihrem eignen Lauf überlassen haben soll, ohne sich weiter in die Gesetzmäßigkeit dieses Laufes einzumischen. Fragt man nach einem Kennzeichen, woran man T. und Atheismus in der neuesten Zeit und bei den modernen Kulturvölkern unterscheiden könne, so dürfte Bewußtsein und Unbewußtsein des der Welt zu Grunde liegenden Princips den Markstein bilden. Von T. kann man nicht mehr reden, sobald hinter der Natur und über dem Bewußtsein der Einzelwesen kein weiteres bewußtes Wesen angenommen wird. In diesem Sinne ist die schopenhauersche Philosophie nicht mehr theistisch, sondern atheistisch. Auch Kant hat durch seine Kritik allen spekulativen Theologen eine streng theoretische Begründung des T. als ein vergebliches Bemühen gekennzeichnet, dagegen später in seinen die Moral betreffenden Schriften den Gottesglauben als ein nothwendiges Erforderniß des sittlichen Verhaltens annehmbar zu machen gesucht.

Theiß (ungar. Tisza, slav. Tisa, bei den

Digitized by Google

Alten als Grenzfluß Daciens Tissus, Tisia, auch Pathissus), der größte Nebenfluß der Donau und nächst dieser Hauptfluß Ungarns, entspringt im marmaroscher Komitat auf den Waldkarpathen an der galizischen Grenze und entsteht aus der Vereinigung der schwarzen und weißen T. Erstere entspringt am Czerna-Gora, nördlich von dem Orte Köresmezö, letztere am Berge Busky im Petroschgebirge. Nach Vereinigung beider Quellen fließt die T. anfangs südlich durch enge Gebirgspässe, wendet sich nach Aufnahme des von Südosten kommenden Viso links west- und nordwestwärts über Szigeth nach Huszt und behält jene Richtung bis zu ihrem Austritt aus dem marmaroscher Komitat bei. Bis hierher hat die T. ein reines und schnellfließendes Wasser, das sich aber, nachdem sie durch die ugocser Berge in die Ebene getreten ist, in ein schleichendes und schlammiges verwandelt. In südwestlicher Richtung fließt sie über Tokay bis Szolnok, wo sie die südliche Richtung annimmt, die sie, an Csongrad und Szegedin vorüberfließend und dann in die Woiwodina und das Militärgrenzgebiet übertretend, bis zu ihrer Mündung in die Donau, mit der sie in einer durchschnittlichen Entfernung von 12 Meilen parallel läuft, beibehält. Die Ufer der T. sind meist flach, daher die häufigen Ueberschwemmungen, wobei viele Sümpfe zurückbleiben, die in dem torontaler Komitat $^1/_4$ des Flächeninhalts in Morast verwandelt haben. Ihre Breite beträgt durchschnittlich 500—1000 Fuß. Schiffbar wird sie bei Szigeth, für größere Fahrzeuge an der Hernadmündung, für Dampfboote bei Tokay. Von Szolnok an trägt sie dieselben Lasten wie die Donau, und es wird trotz der durch die sumpfigen Ufer veranlaßten Schwierigkeiten die Schifffahrt lebhaft betrieben. Der Bacser- oder Franzenskanal in der Woiwodina, welcher bei Földvar, südlich von Uj-Bacse, aus der T. unweit Bézdan in die Donau führt, kürzt die Stromfahrt von 48 auf $14^1/_2$ Meilen ab. Auch steht die T. durch den $26^1/_2$ Meilen langen Begakanal mit der Temes im Banat in Verbindung. In neuester Zeit hat man nicht nur die Regulirung des Theißbettes, sondern auch die Trockenlegung der am Ufer sich hinziehenden Moräste und die Sicherung der anliegenden Gegenden vor Ueberschwemmung mit Erfolg in Angriff genommen. Der Lauf der T. beträgt mit allen Krümmungen 160—170 Meilen; der direkte Abstand der Mündung von der Quelle nur 63 Meilen. Ihr Gebiet, das die Osthälfte Ungarns, das Banat und, mit Ausnahme des südöstlichsten Abschnitts, ganz Siebenbürgen umfaßt, hat 2660 □ Meilen Flächeninhalt. Die T. ist außerordentlich fischreich; vorzüglich ergiebig ist der Fang von Hausen, Tiken und Karpfen. Auch findet sich auf dem Flusse und an seinen Ufern zahlloses Wassergeflügel ein. In den anliegenden Morästen gibt es Schildkröten. Nebenflüsse der T. sind rechts: Bodrog, Hernad, Zagyva, links: Szamos (Samosch), Körös (Körösch), Maros (Marosch), Bega.

Theißblüthen, die in der Gegend von Szegedin in ungeheurer Menge vorkommenden Tagfliegen (Ephemera *L.*), die als Dünger benutzt werden.

Thekla, Heilige, vornehme Jungfrau von Iconium, ward nach der Legende als Anhängerin des Apostels Paulus zum Tode durch die Flammen oder die wilden Thiere verurtheilt, von beiden aber verschont. Sie starb eines natürlichen Todes in Isaurien und ward zu Seleucia begraben. Die Kathedrale von Mailand ist nach ihr benannt. Ihr Gedächtnißtag ist der 23. September.

Thelawi (Telaw), Kreisstadt im asiatisch-russischen Gouvernement Tiflis im Kaukasus, in reizender, an Obst und Wein reicher Gegend am Turdaschewi, besteht aus drei Festungen und mehren von Armeniern bewohnten Vorstädten, hat ein Schloß, einen Bazar, lebhaften Handel und 4250 Einwohner.

Thelygonum *L.* (Hundskohl), Pflanzengattung aus der Familie der Sanguisorbeen, charakterisirt durch die monöcischen Blüthen, den 2blätterigen Staubkelch mit 2—20 Staubgefäßen im Grunde und den mit der Nuß verwachsenen, fleischigen Samenkelch und die einsamige Pflaume, enthält die einzige Art T. Cynocrambe *L.*, ein fußhohes, ästiges, fleischiges Sommergewächs am Mittelmeer, das etwas scharf schmeckt und als Gemüse gegessen, auch als Arznei gegen Verschleimung und Gallenübel gebraucht wird.

Thema (griech.), das Gesetzte, Aufgestellte, daher in der Rhetorik der einer jeden stylistischen Darstellung zu Grunde liegende Hauptgedanke; in der Musik derjenige Gedanke (Satz) in einem Tonstück, der dem ganzen Stück oder doch einer größern Abtheilung desselben zu Grunde gelegt ist, daher als Hauptgedanke am meisten wiederholt und in der Art weiter ausgeführt ist, daß er in den verschiedensten Wendungen und Veränderungen und in verschiedenen Tonarten wiederkehrt. Es wird bei den kontrapunktischen Formen, wie bei der Fuge, dem Kanon ꝛc., auch Subjekt genannt.

Themar, Stadt im sachsen-meiningischen Verwaltungsamtsbezirk Römhild, an der Werra und der Werraeisenbahn, Sitz einer Kreisgerichtsdeputation, hat eine 1484 erbaute Stadtkirche mit alten Gemälden, Fabrikation von Zündhütchen, Tuch, Papier und Papiermaché, Holzflößerei, Holzhandel, Landwirthschaft und 1500 Einw. Dabei die Ruine Osterburg und das Nadelöhr, ein Felsenriff, welches die Werra durchbrochen hat.

Themis, in der griechischen Mythe eine der Titaniden, Tochter des Uranus und der Gäa, war eine Zeitlang Inhaberin des delphi'schen Orakels, überließ dasselbe aber dem Apollo, als Jupiter sie zu seiner zweiten Gemahlin erhob. Sie gebar demselben die Horen, die Eunomia, Dice (Asträa), Irene und die Mören (Parzen). In weiterer Ausbildung erscheint sie als Personifikation der gesetzlichen Ordnung; als Personifikation des abstrakten Begriffes der Gerechtigkeit gehört sie erst der spätern Zeit an. Dargestellt wird sie mit großen Augen und ernstem Blick; auf Münzen mit Füllhorn und Wage; später als Göttin der Gerechtigkeit mit einer Binde vor den Augen, einem Schwert in der rechten und einer Wage in der linken Hand.

Themistius, mit dem Beinamen Euphrades, d. i. der Wohlredner, peripatetischer Philosoph und Rhetor aus Paphlagonien (daher T.

Digitized by Google

Paphlago genannt), lehrte in Nicomedia, späterhin in Konstantinopel, ward dort 355 vom Kaiser Constantius in den Senat aufgenommen und 362 von Julian zum Stadtpräfekten ernannt. Theodosius vertraute T. die Aufsicht über seinen Sohn Arcadius an, obschon T. dem Heidenthum treu geblieben war. Er † zwischen 387 und 390. Außer einem Kommentar zu einigen Schriften des Aristoteles besitzen wir von ihm noch 33 Reden, die u. A. Dindorf (Leipzig 1832) herausgab.

Themistocles, berühmter athenienſiſcher Feldherr und Staatsmann, geboren 514 v. Chr. zu Athen, verband mit hohen Geiſtesgaben grenzenloſen Ehrgeiz und glühende Liebe zum Vaterlande und wußte durch ſein Rednertalent in kurzer Zeit bedeutenden Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zu gewinnen, namentlich als Führer der demokratiſchen Partei. In dem Siege bei Marathon, wo er ſelbſt mitgefochten hatte, nur den Anfang ſchwererer Kämpfe ſehend, wirkte er namentlich für Vermehrung der Streitkräfte zur See und ließ ſich den Auftrag ertheilen, die Inſeln des ägäiſchen Meeres zu unterjochen. Als Sieger zurückgekehrt, verwendete er die reiche Beute zu glänzenden Volksfeſten und Schauſpielen u. ſtahl ſich dadurch an der Stelle des redlichen Ariſtides noch mehr in die Volksgunſt ein. Er überredete hierauf die Athener, die Einkünfte der Silberbergwerke von Laurium zur Erbauung von 100 neuen Schiffen zu verwenden, und ſetzte das Geſetz durch, daß die Flotte einen jährlichen Zuwachs von 20 neuen Triremen erhalten ſolle. Er wandte ſich dann zunächſt gegen Aegina, welches im letzten Kriege die Perſer unterſtützt hatte, und gegen Corcyra und vertrieb die Seeräuber aus dem griechiſchen Meere. Als 481 Xerxes mit ſeinem ungeheuren Heere gegen Griechenland heranzog, wußte er die einzelnen griechiſchen Stämme gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu vereinigen, und durch ſeine Ausdauer und Umſicht vornehmlich ward der glorreiche Seeſieg bei Salamis errungen (ſ. Athen, Geſchichte). Athen wurde hierauf unter ſeiner Leitung wieder aufgebaut u. befeſtigt. Des T. Werk war auch die Einrichtung des Hafens Piräeus und deſſen Verbindung mit der Stadt. Als Führer der demokratiſchen Partei ſetzte er es durch, daß jeder Bürger Antheil an der Regierung erhielt und die Archonten ohne Unterſchied aus dem ganzen Volke erwählt werden ſollten. Er war es auch, der Athen die Hegemonie über das übrige Griechenland verſchaffte. Trotzdem ward er als das Opfer der Umtriebe der Ariſtokratenpartei um 473 v. Chr. durch den Oſtracismus verbannt. Er wendete ſich zunächſt nach Argos. Hier theilte ihm der Spartaner Pauſanias einen Plan gegen die Freiheit Griechenlands mit. T. wies jedoch jede Theilnahme ab. Da man ihn gleichwohl nach Athen führen und vor Gericht ſtellen wollte, floh er über Corcyra und Epirus zu dem Moloſſerkönig Admetus, und als die Spartaner auch von dieſem ſeine Auslieferung verlangten, zu dem Perſerkönig, der ihm die Einkünfte dreier Städte überwies, Magneſia zum Brode, Lampſacus zum Weine, Myus zum Gemüſe. Im Jahre 471 (nach Andern 465) † er zu Magneſia, vielleicht freiwillig durch Gift. Seine Freunde brachten ſeine Gebeine heimlich nach Athen und ſetzten ſie daſelbſt bei. Zu Magneſia zeigte man nachmals ſein Grabmal und auf dem Markt daſelbſt ſeine Bildſäule. Die Bücher, welche wir unter ſeinem Namen beſitzen, ſind unächt, herausgegeben von Schöttgen (2. Aufl., Leipz. 1742) und Bremer (Lemgo 1776). Sein Leben beſchrieben Corn. Nepos und Plutarch.

Themſe (engl. Thames, franz. Tamise, im Alterthum Tamoris oder Tamesa), der größte Fluß Englands, entſteht aus zwei Hauptquellflüſſen, von denen der eine, vorzugsweiſe T., bisweilen auch Iſis genannt (obwohl dieſer Name auf neueren engliſchen Karten, in geographiſchen Werken ꝛc. nicht vorkommt und der Bevölkerung auch gänzlich unbekannt iſt), im Thameshead bei Cirenceſter in der Grafſchaft Gloucester 376 Fuß über dem Meere, der andere, Charwell (Charwal), in der Grafſchaft Northampton entſpringt. Der erſtere fließt in einer vorherrſchend öſtlichen Richtung über Cricklade und Lechlade nach Oxford, wo er den Charwell, der bis dahin eine ſüdliche Richtung gehabt hat, aufnimmt. Der vereinigte Strom fließt nun nach Südſüdoſten und wird bei Dorcheſter durch die Thame verſtärkt, nimmt von Reading an in mehren Bögen wieder eine vorherrſchend öſtliche Richtung an, berührt Windſor, Staines, Chertſey, Hampton, Kingſton, Twickenham, Richmond, Brentford, Chelſea, London, Greenwich, Blackwall, Woolwich, Gravesend und mündet zwiſchen Sheerneß, auf der Inſel Sheppey in Kent, und dem Kap Shoeburyneß in Eſſex, 10 Meilen unterhalb London, in die Nordſee. Die T. bildet auf dieſem Wege von Oxford aus zunächſt die Grenze zwiſchen den Grafſchaften Berks und Oxford, dann zwiſchen Berks und Buckingham, darauf zwiſchen Surrey und Middleſex und zuletzt zwiſchen Kent und Eſſex. Die direkte Entfernung der Mündung des Fluſſes von der Quelle beträgt 27 Meilen, der Stromlauf mit ſeinen Krümmungen aber 50 Meilen, wovon 42 ſchiffbar ſind. Das Flußgebiet der T. umfaßt 236 QMeilen und gehört zwölf Grafſchaften an. Die Breite des Fluſſes beträgt bei Sheerneß über 1 Meile, bei Greenwich zur Ebbezeit 1800 engliſche Fuß, bei London, welches ſie 1¼ Meilen weit durchfließt, zwiſchen 720 und 1450 Fuß. Von London aufwärts engt ſich ihr Bett bedeutend ein. Ihre Tiefe beträgt aufwärts bis zur unterſten ihrer ſieben Brücken, der Londonbridge, 12—14 Fuß. Die Fluth ſteigt alle 12 Stunden 14—19 Fuß ſenkrechter Höhe mit einer Schnelligkeit von 2—3 engliſchen Meilen auf die Stunde. Zu dieſer Zeit kommen Seeſchiffe von 7—800 Tonnen (à 26 Centner) bis zur Londonbridge; größere, wie die Oſtindienfahrer und Kriegsſchiffe, müſſen bei Blackwall und Deptford vor Anker gehen. Die T. iſt in kommercieller Hinſicht der lebhafteſte Fluß der Erde; man rechnet, daß in den Hafen zu London jährlich an 12,000 Segel- und Dampfſchiffe, an 24,000 Küſtenfahrer und Steinkohlenſchiffe, abgeſehen von einer ungeheuren Menge kleinerer Fahrzeuge, Schifferboote und dergleichen, einlaufen und ſchätzt die jährliche Waareneinfuhr auf der T. zu mehr als 80 Millionen Pfund Sterling, obwohl ſie von London auf-

Digitized by Google

wärts nur für Barken und vermittelst mehrer Schleußen schiffbar ist. Die Fluth ist noch eine Strecke über Richmond hinaus bemerkbar. Unter den die T. mit dem Innern des Landes verbindenden Kanälen sind der Grand-Junction-, Oxford-, Paddington-, Regent-, Thames- und Severnkanal die bedeutendsten. Der gewöhnliche Wasserweg zwischen London und Bristol führt durch den Kennet- und Avonkanal, welcher bei Reading nach Bath am Avon führt und 121/2 Meilen lang ist. Oberhalb London sind die Ufer der T. trefflich angebaut und bieten mit ihren zahlreichen Städten, Flecken, Dörfern und Landsitzen, zwischen denen sich Gärten, Wiesen und waldbekränzte Hügel hinziehen, die reizendsten landschaftlichen Bilder dar. Von London abwärts sind die Ufer so flach, daß die hier befindlichen Marschen bei hoher Fluth 6—7 Fuß unter dem Wasserspiegel liegen und durch kostspielige Faschinendämme gegen dieselbe gesichert werden müssen. Hier entfaltet sich der großartigste Weltverkehr, dessen Hauptpunkte Greenwich, Deptford und Woolwich mit ihren weitläufigen Docks, Arsenalen und Magazinen, sowie Gravesend, der Sammelplatz der in See gehenden Schiffe, sind. Nebenflüsse der T. sind links: Churn, Cole (Coln), Lech, Windrush, Evenlode, Charwell, Thame, Colne, Brent, Lea, Rodney, Bourn (Rumford-River) und Ingerbourn; rechts Ock, Kennet, Lodden, Wey (Wye), Mole, Wandle, Ravensbourne und Darent, von denen allen aber nur der Lea, Kennet, Wey und Darent für die Schifffahrt von Bedeutung sind. Sieht man die Medway als Nebenfluß der T. an, so ist diese der wichtigste von allen. Sie durchströmt die Grafschaft Kent, berührt Tunbridge und Maidstone, ist 10 Meilen weit schiffbar und mündet bei Rochester in die für die größten Kriegsschiffe zugängliche Medwaybucht, die sich dann 2¼ Meilen weiter in 2 Arme theilt, von denen der Hauptstrom bei Sheerneß in die Themsemündung führt, der andere, East-Swale genannt, die Insel Sheppey von der Küste trennt. Die leichte Zugänglichkeit Londons für kleinere Kriegsschiffe und der Hinblick auf die Möglichkeit einer feindlichen Invasion hat in neuester Zeit die Aufmerksamkeit auf die strategische Wichtigkeit des unteren Laufes der T. geleitet, so daß außer den bereits bestehenden Forts bei Sheerneß und Gravesend gegenüber (Fort Tilbury) der fortifikatorische Schutz des Stromes auch noch anderweitig vermehrt worden ist. Da die große Anzahl von Schiffen, welche fortwährend bei London auf der T. liegen, den Bau neuer Brücken zur Verbindung der zu beiden Ufern des Flusses liegenden Theile der Weltstadt nicht rathsam erscheinen ließ, das Bedürfniß zu einer vermehrten Verbindung aber immer mehr Bedürfniß wurde, so beschloß man einen unterirdischen Verbindungsweg zu bauen. Dies ist der berühmte Themsetunnel, welcher im Herbst 1825 von J. Wyatt und dem französischen Ingenieur M. J. Brunel begonnen, am 13. August 1841 beendigt und am 25. März 1843 dem Verkehr vollständig übergeben wurde. Die Länge desselben beträgt 1140 Fuß; der Eingang geschieht an beiden Seiten durch Treppenthürme. Der Zutritt steht jedem Fußgänger für 1 Penny frei; für Wägen ist der Tunnel dagegen unzugänglich.

Thénard, Louis Jacques, Baron, französischer Chemiker, geboren den 4. Mai 1774 zu Louptière im Departement Aube, widmete sich in Paris dem Studium der Chemie, erhielt dann die Professur derselben am Collége de France, später an der polytechnischen Schule und an der Universität und ward 1832 zum Mitglied der Akademie und 1833 zum Pair von Frankreich ernannt, legte aber 1840 seine Professur nieder und † den 20. Juni 1857. Von seinen Schriften sind hervorzuheben „Traité de chimie élémentaire théorique et pratique" (7. Aufl., Paris 1836, 5 Bde.; deutsch, Leipz. 1825—30, 7 Bde.) und „Recherches physico-chimiques" (Paris 1816, 2 Bde.).

Theobroma, Pflanzengat., s. Kakaobohnen.

Theobromin, stickstoffhaltige chemische Verbindung, findet sich in den Kakaobohnen und wird als Kaffeïn aus Kaffee oder Thee erhalten. Es bildet ein krystallinisches Pulver, ist in heißem Wasser wenig, in Alkohol und Aether noch weniger löslich, gibt mit Säuren und Salzen krystallisirende Verbindungen, läßt sich sublimiren und wird durch Gerbstoff nicht gefällt. Es enthält $C_2 H_2$ weniger als Kaffeïn, liefert mit Chlor Methylamin und als eine dem Kaffeïn durchaus homologe Base bei Behandlung mit oxydirenden Mitteln ganz analoge Substanzen wie das Kaffeïn (und die Harnsäure), namentlich auch dem Alloxan und Murexid ähnliche Körper. In physiologischer Beziehung unterscheiden sich T. und Kaffeïn hauptsächlich nur dem Grade nach, indem beide Substanzen unter sehr ähnlichen Symptomen, aber bei sehr ungleichen Gaben den Tod herbeiführen.

Theocritus, der berühmteste bukolische Dichter der Griechen, aus Syrakus gebürtig, blühte um 277 v. Chr., soll, da der damalige Herrscher von Syrakus kein Beschützer von Dichtkunst und Wissenschaft war, nach Alexandria gegangen, später aber nach Syrakus zurückgekehrt und hier wegen einer beleidigenden Aeußerung über Hiero II. mit dem Tode bestraft worden sein. Unter seinem Namen besitzen wir außer einer Anzahl von Epigrammen 30 größere Idyllen, von denen jedoch die Kritik einige anderen Verfassern zuschreibt. Die meisten derselben haben eine dramatische Form und sind künstlerische Nachahmungen des Wechselgesanges der sicilianischen Hirten. Einige stellen Scenen des gemeinen Lebens dar, andere enthalten mythologische Erzählungen, noch andere sind rein lyrischer Natur. Schon bei den Alten standen sie wegen des ächten Dichtergeistes, der lebendigen und doch prunklosen Darstellung der Natur in hohem Ansehen. Sie sind meist in Hexametern, in einem eklektischen, zum Theil jonisirenden, dorischen Dialekt geschrieben. Am besten wurden sie herausgegeben von Kießling (Leipzig 1819), Jacobs (3. Aufl., Gotha 1821), Wüstemann (das. 1830), Ziegler (Tübingen 1841), Ahrens (1. Bd., Leipzig 1855), Meineke (Berlin 1856) und Fritzsche (Leipzig 1857). Uebersetzungen ins Deutsche lieferten Voß (Tübingen 1808, 2. Aufl. 1815), Mörike und Notter (Stuttgart 1855) und Eberz (Frankfurt 1858).

Theoderich (Theodorich, Thenderich, später

Dietrich), 1) Name von vier fränkischen Königen aus dem Geschlecht der Merovinger, s. Franken.

2) T. der Große, König der Ostgothen, geboren 455, kam 462 als Geißel an den byzantinischen Hof, an dem er 11 Jahre verweilte, nahm dann an seines Vaters Kämpfen Theil und ward nach dessen Tode König der Ostgothen, an deren Spitze er sofort (488) jenen Zug nach Italien unternahm, der nach Odoakers Sturz zur Gründung des ostgothischen Reichs in Italien führte (s. Gothen). Er ließ die ganze Verfassung des römischen Staats fortbestehen und suchte überhaupt die Italer durch Milde und Gerechtigkeit für sich zu gewinnen, begünstigte den Ackerbau, errichtete Getreidemagazine, um der Theuerung vorzubeugen, und schmückte die größeren Städte des Landes mit Kirchen, Palästen, Bädern, Wasserleitungen ꝛc., wovon noch jetzt Ueberbleibsel erhalten sind. Kurz, Italien begann unter seiner Regierung nach jahrhundertelanger innerer Zerrüttung und Anfeindung von außen sich aller Segnungen des Friedens wieder zu erfreuen. Ein fanatischer Arianer, befleckte er in seinen letzten Lebensjahren seinen Namen durch Verfolgung der Athanasianer. Er † den 26. August 526, ohne einen Sohn zu hinterlassen, daher das Reich auf seinen siebenjährigen Enkel Athalarich, den Sohn seiner Tochter Amalasuintha, überging. Auch in der Sage und im Liede lebte T. als Dietrich von Bern fort, und im deutschen Heldenbuch und im Nibelungenliede wird er als einer der hervorragendsten Helden gefeiert.

3) Name zweier westgothischen Könige, s. Gothen.

Theodicee (v. Griech., s. v. a. Gottesrechtfertigung), der theologische wissenschaftliche Versuch des Erweises, daß das Vorhandensein des Uebels und der Unvollkommenheit vereinbar sei mit einer weisen, gütigen Vorsehung, also gewissermaßen eine Rechtfertigung Gottes, zu dem Zweck, daß der Glaube an ihn nicht wankend werde. Die T.n haben daher das Uebel in der Welt theils als Schein oder als bloße Negation des Guten (Hegelianer), theils als auf einer Zulassung Gottes beruhend angesehen, theils das physische Uebel zum großen Theil aus dem moralischen abgeleitet und somit als vom Menschen selbst verschuldet hingestellt. Für die älteste T. gilt gewöhnlich das Buch Hiob. In der neueren Zeit fand die T. eine Stelle in der Dogmatik seit Leibniz' Schrift „Essai de théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal" (Amsterdam 1712).

Theodolit (v. Griech.), Winkelmeßinstrument, eigentlich ein vervollkommnetes Astrolabium (s. d.), welches zu einer genaueren Messung nicht bloß der Horizontal-, sondern auch der Vertikalwinkel eingerichtet ist. Zu diesem Zweck tritt an die Stelle der bloßen Diopter ein der Kippregel des Meßtisches entsprechendes Fernrohr, das nicht bloß mit der Alhidade zugleich eine horizontale Drehung um die vertikale Axe des eingetheilten Kreises, sondern auch über der Alhidade eine vertikale Drehung um eine horizontale, von einer auf der Alhidade feststehenden Säule getragene Axe zuläßt. Instrumente, welche nach diesem Grundgedanken konstruirt sind, heißen einfache T.e und reichen bei sorgfältiger Struktur für sekundäre geodätische Arbeiten, bei denen es auf eine Genauigkeit bis auf einige Sekunden nicht ankommt, vollkommen aus. Instrumente dagegen, welche zur Erlangung einer größeren Genauigkeit zur Repetition (Multiplikation) der Horizontalwinkel eingerichtet sind, heißen Repetitionstheodolite, und zur Repetition der Höhenwinkel konstruirte Universalinstrumente. Da für den geodätischen Gebrauch die Messung der Horizontalwinkel die Hauptsache ist, für den astronomischen dagegen die Messung von Zenithdistanzen in der Regel mit dem Multiplikationskreise ausgeführt wird, so ist der Repetitionstheodolit unter den eben angegebenen Gattungen gegenwärtig am meisten im Gebrauch.

Theodor, 1) König von Korsika, s. Neuhof.

2) (äthiop. Thadrusch), König von Abessinien, Sohn eines kleinen Lehnsfürsten in der Provinz Goara des Reiches Amhara, hieß eigentlich Cassai, geboren 1815, trat in die Kriegsdienste des Gouverneurs von Dembea, Komfu, wo er etwas von europäischer Kriegsführung kennen lernte, und ward dann vom König von Amhara zum Schwiegersohn erhoben und zum Statthalter der Provinz Dembea ernannt, stieß aber 1853 jenen vom Thron, eroberte 1854 auch das Reich Tigre, den mächtigsten Staat in Ostabessinien, und ließ sich 1855 als Theodor I. zum König von Aethiopien salben. Im Jahre 1856 verleibte er auch Schoa seinem Reich ein. Er hat viel für Verbreitung von Gesittung und Kultur in Abessinien gethan.

Theodora, 1) Gemahlin des byzantinischen Kaisers Justinian I., war früher Schauspielerin, Tänzerin und Hetäre, dann die Geliebte und endlich die Gemahlin des Patriciers Justinianus. Als derselbe 527 den byzantinischen Thron bestieg, erhielt auch sie die Krönung vom Patriarchen und die Würde als Mitherrscherin. Sie übte eine unumschränkte Gewalt über den Kaiser und gab vielfache Beweise von Klugheit und Muth. Bei einem 532 in Konstantinopel ausgebrochenen Aufstand, rettete sie ihren Gemahl durch unerschrockenes Auftreten. Durch Spenden und Stiftungen an Kirchen, Klöster und Spitäler suchte sie ihren früheren Lebenswandel zu sühnen. Ihr Stolz sowie ihre Habsucht kannten keine Grenzen. Sie † 548.

2) Mutter der Marozia, s. d.

Theodoretus, Kirchenhistoriker, geboren 386 zu Antiochia, ward 420 Bischof zu Cyrus oder Cyrrhus am Euphrat, als Vertreter der antiochenischen Schule in den nestorianischen und eutychianischen Streitigkeiten zwar auf der sogenannten Räubersynode in ein Kloster verbannt, vom Koncil zu Chalcedon aber als rechtgläubig anerkannt und † 457. Seine Schriften wurden von Sirmond und Garnier (Paris 1642 und 1684) und Schulze und Nösselt (Halle 1769, 10 Bde.) herausgegeben, die wichtigste darunter, die „Historia ecclesiastica", welche die Zeit von 322—429 umfaßt, von Gaisford (Oxford 1854).

Theodorus von Mopsuestia, griechischer Kirchenvater, aus Antiochia gebürtig, anfänglich Mönch, ward Presbyter von Antiochia und 393 Bischof von Mopsuestia in Cilicien, wo er 429 †. Er war einer der ersten Exegeten seiner Zeit. In

Digitized by Google

der morgenländischen Kirche ward er als Anhänger des Pelagianismus, sowie des Nestorianismus auf dem fünften ökumenischen Koncil als Ketzer verdammt. Außer dem von A. Mai in seiner „Scriptorum veterum nova collectio" (Rom 1827, 2 Bde.) veröffentlichten Kommentar über die 12 kleinen Propheten haben sich nur wenige Fragmente von seinen Schriften erhalten. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke besorgte Wegnern (1. Bd., Berlin 1831). Vgl. Fritzsche, De Theodori Mopsuestiani vita et scriptis, Halle 1837.

Theodosianus Codex (lat.), vom Kaiser Theodosius II. veranstaltete Sammlung von Gesetzen, welche die Verordnungen von Konstantins des Großen Zeit bis auf die seinige umfassen und zugleich die noch geltenden Rechtsgrundsätze aus den Schriften der Rechtsgelehrten und den Konstitutionen der Richter darlegen sollte. Sie ward 438 von Theodosius II. als Gesetzbuch bestätigt und in demselben Jahre auch im weströmischen Reich unter Valentinian III. publicirt. Unter den älteren Ausgaben ist die von J. Gothofredus (Leyden 1665; neue Ausg. von Ritter, Leipzig 1736), unter den neueren die von Hänel (Bonn 1842) hervorzuheben.

Theodosius, 1) T. I. der Große, römischer Kaiser, war geboren 345 zu Cauca im nördlichen Spanien. Sein gleichnamiger Vater hatte unter Valentinian I. Britannien verwaltet und darauf in Afrika 373 den maurischen Fürsten Firmus unterworfen, war aber 376 als Opfer einer Hofkabale zu Karthago hingerichtet worden. Gleichzeitig ward der Sohn als Statthalter abgesetzt und in seine Heimat Cauca verwiesen. Hier lebte T. in Zurückgezogenheit auf einem kleinen Gut. Erst als die Stürme der Völkerwanderung an die Pforten des Reiches pochten, rief ihn der Kaiser Gratian aus der Verbannung zurück und erhob ihn zu Sirmium 379 zu seinem Mitkaiser. Mit der Führung des Kriegs gegen die Gothen beauftragt, übernahm T. die Verwaltung des Orients und zweier Diöcesen im östlichen Illyrien und brachte jene dahin, daß sie gegen Einräumung fester Wohnsitze im Reichsgebiet 40,000 Mann zum Dienst desselben stellten und die Oberhoheit des Kaisers anerkannten. Mit Hülfe dieser Truppen drängte T. dann 383 Schwärme der Scyren, Carpodaken und hunnische Schaaren über die Donau zurück. Inzwischen hatte sich Maximus, Befehlshaber in Britannien, vom Heer zum Kaiser ausrufen lassen, war in Gallien eingefallen und hatte daselbst Gratian besiegt. T. erkannte ihn zwar als Mitregenten über die transalpinischen Länder an, ernannte aber den jugendlichen Valentinian II. zum Imperator über Italien, Afrika und Westillyrien. Als Maximus aber 387 auch diesen überfiel und seiner Herrschaft beraubte, brach T. 388 nach Italien auf und schlug den Usurpator bei Sissek in Pannonien entscheidend aufs Haupt, worauf derselbe von seinen eigenen Truppen ausgeliefert und getödtet ward. T. verweilte nun bis 391 in Italien und suchte daselbst das Ansehen der Gesetze und die Ruhe wieder herzustellen. Als er in den Osten zurückkehrte, trat er sämmtliche Provinzen des Westens an seinen Schwager Valentinian II. ab. Als dieser bald darauf, wahrscheinlich auf Befehl des Arbogast, Statthalters in Gallien, ermordet war, zog T. abermals nach Italien und erfocht am 6. April 394 bei Aquileja einen entscheidenden Sieg über Arbogast und den von diesem als Thronprätendenten aufgestellten Eugenius. Jetzt Herrscher über das ganze römische Reich, stellte T. die Ordnung im Inneren und das Ansehen des Reichs bei den Barbaren her und gab weise Gesetze für das bürgerliche Leben und die Kirchenverfassung, welche in den Codex Theodosianus aufgenommen worden sind. Den Beinamen des Großen erwarben ihm hauptsächlich seine Verdienste um die Ueberwindung der letzten Spuren des Heidenthums in seinem Reiche. Nachdem er schon 385 den heidnischen Opferdienst untersagt, ließ er 393 durch den Senat das Christenthum zur alleinigen Staatsreligion erklären. In den kirchlichen Angelegenheiten ließ sich T. besonders von dem Erzbischof Ambrosius von Mailand leiten, der dem Kaiser oft kühn entgegentrat. So verwehrte er demselben, als er einen Aufstand zu Thessalonich mit dem Niedermetzeln von 700 Personen ohne Unterschied von Schuld oder Unschuld, Geschlecht und Alter bestraft hatte und bald darauf nach Mailand kam, den Zutritt zur Hauptkirche, bis er öffentlich Kirchenbuße gethan hatte. Durch Edikte und Gewalt erhob T. die orthodoxe Lehre im Gegensatz zur arianischen zur alleinherrschenden und verfolgte die Heterodoxen mit Härte. T. † am 17. Januar 395 zu Mailand. Auf seinem Sterbebette theilte er das große, noch ganz vollständige Reich unter seine beiden Söhne erster Ehe, Arcadius und Honorius.

2) T. II., der Jüngere, Sohn des Arcadius und der Eudoxia, Kaiser des oströmischen Reichs, trat nach seines Vaters Tode 408 als siebenjähriger Knabe die Regentschaft an und stand bis 415 unter Vormundschaft des Präfekten Anthemius, worauf seine Schwester Pulcheria als Mitregentin die Herrschaft übernahm. T. war das willenlose Werkzeug der Weiber, Geistlichen und Beamten des Hofs und theilte seine Zeit zwischen äußeren Andachtsübungen, Schönschreiben, Drechseln und Jagd. Im Jahre 424 vermählte er sich mit Athenais, der Tochter des athenischen Philosophen Leontius, die den Namen Eudocia annahm, trennte sich aber später wieder von ihr. Nach dem Tode des Honorius und der Unterwerfung des Kronprätendenten Johannes hatte T. zwar Anspruch auf den weströmischen Thron, begnügte sich jedoch mit Westillyrien und setzte seinen Vetter Valentinian III., den Sohn des Honorius, als Kaiser der übrigen weströmischen Provinzen ein. Als die Hunnen 446 bis vor die Mauern von Konstantinopel drangen, räumte ihnen der feige Kaiser einen großen Strich Landes im Süden der Donau ein und versprach ihnen 6000 Pfund Goldes und einen jährlichen Tribut. Eine gewisse Berühmtheit hat T. erlangt durch Publikation des Theodosianus Codex (s. d.). Er † 450.

Theognis, griechischer Gnomiker, zwischen 560 und 470 v. Chr., wurde als Anhänger der Aristokratie aus seiner Vaterstadt Megara vertrieben und lebte seitdem abwechselnd in Sparta, Theben und Sicilien. Während seiner Verbannung verfaßte er in elegischem Versmaße seine größten-

Digitized by Google

theils noch vorhandenen Sittensprüche und Lebensregeln, die namentlich Muth, Genügsamkeit, vor Allem Leidenschaftslosigkeit empfehlen. Einige halten die vorhandenen nur für Excerpte aus größeren Gedichten. Nach den Angaben des Suidas und Eudocius bildeten diese Gnomen eine Sammlung von 2800 Versen, von denen aber nur noch 1400 vorhanden sind. Die besten Ausgaben lieferten nach der ersten von Aldus (Venedig 1495) namentlich Bekker (Leipzig 1815 und Berlin 1827), Welcker (Frankfurt 1826), Schneidewin im „Delectus poetarum elegiacorum Graecorum" (Göttingen 1834), Orelli (Zürich 1840) und Bergk in den „Poetae Lyrici Graeci" (Leipzig 1853); deutsche Uebersetzungen Weber (Bonn 1834), Thudichum (Frankfurt 1828) und Binder (Stuttgart 1860).

Theogonie (v. Griech.), die Lehre von der Abstammung der Götter; ein Gedicht, welches die Stammtafel oder die Abstammung der Götter von einander darstellt. Solcher T.n gab es mehre von den ältesten griechischen Dichtern, z. B. von Musäus, Orpheus u. A., doch ist nur die des Hesiodus auf uns gekommen.

Theokratie (v. Griech.), Gottesherrschaft, die Idee von einer unmittelbaren Staatenregierung des unsichtbaren Gottes durch sichtbare Repräsentanten, wonach Gott als König erscheint und die Priester seine Stellvertreter sind. So war z. B. die von Moses begründete hebräische Staatsverfassung eine theokratische.

Theologie (v. Griech.), bei den Griechen die Lehre von den Göttern und göttlichen Dingen. Daher nannten die Griechen denjenigen einen Theologos, welcher Theogonien (s. d.) dichtete, oder über den Ursprung der Dinge durch die Götter spekulirte, wie z. B. Empedocles, Pherecydes u. A. Jetzt versteht man unter T. die gelehrte Darstellung der gesammten Religionswissenschaften. Die christliche T., als Inbegriff der auf die christliche Religion und Kirche Bezug habenden positiven Kenntnisse, ist nur durch das Dasein einer solchen Religion und Kirche bedingt, und so läßt sich auch ihr wissenschaftlicher Charakter nur aus der jedesmaligen Gestaltung des Christenthums selbst begreifen. Daraus ergibt sich zugleich der wesentliche Unterschied der T. von dem Begriffe der Religion. Während nämlich die letztere ein bestimmter Zustand des Gefühls ist, der auf dem Wege verständiger Ueberlegung zum klaren Bewußtsein und auf dem Wege der sittlichen Willensbestimmung zur bleibenden Gesinnung sich bilden soll, ist es die T., welche jenes Bewußtsein vermitteln soll. Sie ist gewissermaßen das Resultat der über die Religion angestellten Untersuchungen. Daher steht sie auch in einem innigen Verhältniß zur Philosophie, welcher bei Feststellung der allgemeinsten Grundsätze im rationalen Gebiete der T. ein konstitutives, bei Prüfung der einzelnen Lehrsätze in dem positiv-historischen Gebiete derselben ein kritisch-dialektisches, jedenfalls aber ein demonstratives und architektonisches Verfahren überhaupt, in Beziehung auf die Form, zuzugestehen ist. Außer der Logik (Dialektik) und der Psychologie, als gemeinsamer Grundlage, ist es hauptsächlich das ethische Gebiet, welches mit der T. in nähere Berührung tritt, und auf diesem wieder vorzüglich Moral- und Religionsphilosophie. Jedes philosophische System läßt sich auf die T., unbeschadet der letztern, anwenden, wenn es irgendwie einen Unterschied zwischen Gott und Welt, Geist und Materie, sowie hinwiederum eine gegenseitige Beziehung dieser Glieder auf einander zuläßt. Zusammenhängend mit der Bestimmung des Verhältnisses der Philosophie zur T. ist die Untersuchung, welches Recht der menschlichen Vernunft in Beurtheilung positiver Lehren zukomme. Dies führt auf den Gegensatz zwischen Rationalismus (s. d.) und Supernaturalismus (s. d.). Je nachdem nun die theologische Wissenschaft sich an eines dieser Systeme als ihr Princip anschließt, ist die Eintheilung in rationalistische und supernaturalistische T. von selbst gegeben. In Rücksicht auf die Quellen unterscheidet man die natürliche oder philosophische T. (theologia naturalis, philosophica, rationalis) und die geoffenbarte oder positive T. Die erstere ist die wissenschaftliche Begründung der natürlichen Religion, so genannt, weil die Betrachtung der Natur das in dem Geiste liegende Gottesbewußtsein entwickelt. Die natürliche T. ist demnach identisch mit Religionsphilosophie. Rationale T. heißt sie in sofern, als ihr die Vernunft der Schlüssel der natürlichen Gotteserkenntniß ist. Die geoffenbarte T. (t. revelata, positiva) ist die wissenschaftliche Darlegung der durch Offenbarung (s. d.) vermittelten Gotteserkenntniß. Als die bedeutsamste Erscheinung unter den für geoffenbart geltenden Religionen tritt das Christenthum auf, das als Lehre und Anstalt göttlichen Ursprungs sein will, u. die geoffenbarte T. verengert sich demgemäß zum Begriff der christlichen T. Die neuere Wissenschaft, die als den Mittelpunkt alles christlichen Lebens das Reich Gottes hinstellt und der T. die Aufgabe zuweist, die objektive Entwickelung des göttlichen Geistes in jenem zu zeigen, und die zugleich die Kirche mit dem Gottesreich in eine organische Verbindung bringt, theilt die T. in die Hauptgebiete der historischen, systematischen und praktischen T. ein. Die historische hat den Ursprung, den weiteren Fortgang und die gegenwärtige Lage der Kirche zu erforschen und zerfällt daher wieder in die exegetische, kirchenhistorische und statistische T. Unter der ersteren begreift man alles das, was auf das Bibelstudium oder auf die Erklärung der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments Bezug hat. Sie umfaßt außer der eigentlichen Exegese auch die dazu nöthigen Hülfswissenschaften. Diese sind die sogenannte Philologia sacra, d. h. die Kenntniß der Grundsprachen des biblischen Kanons, die Einleitungswissenschaft oder Isagogik (s. d.) u. die Hermeneutik (s. d.). An die Quelle der Offenbarung reiht sich der Inhalt derselben als eigentliche biblische Geschichte und Archäologie und als biblische Glaubens- und Sittenlehre (biblische T.), indem sie nach jener Seite hin die biblischen Erzählungen in ihrer Beziehung zum Reiche Gottes zur Anschauung bringt und nach dieser hin theils dem gesammten Lehrinhalt der Schrift nachgeht, theils den besondern Lehrbegriff der einzelnen Schrifttheile zu entwickeln sucht, ohne diese biblischen Lehren jetzt

Digitized by Google

ſchon in ein Syſtem zu bringen. Reicht die bibliſche Geſchichte nur bis zur Gründung des Gottesreichs, ſo führt die kirchenhiſtoriſche T. ſie bis auf die neueſte Zeit fort. Dem Begriffe der Kirche zufolge hat die Kirchengeſchichte eine mehr äußere und eine innere Seite. Die erſtere umfaßt die Ausbreitung und Beſchränkung des Chriſtenthums, Verfaſſung und Hierarchie, die zweite betrachtet die Entwickelung des chriſtlich-religiöſen Lebens nach Lehre, Kultus und Sitte. Außen dieſen drei Beſtandtheilen der hiſtoriſchen T. gibt es noch einige andere Zweige derſelben, die beſonders bearbeitet zu werden pflegen, da man ſie bei der großen Maſſe des übrigen Stoffes nicht bis ins Einzelne verfolgen könnte. Hierher gehören: die Dogmengeſchichte (ſ. d.), die Symbolik (ſ. d.), die Patriſtik (ſ. d.), die kirchliche Archäologie, die Geſchichte des Kultus und der Kirchenverfaſſung, oft auch der chriſtlichen Kunſt und Sitte in den erſten Jahrhunderten. Noch werden hierher gezogen die Literargeſchichte, die Geſchichte der theologiſchen Wiſſenſchaften; die Sittengeſchichte, die Darſtellung des chriſtlichen Lebens in den verſchiedenen Zeitaltern und in ſeinen mannichfachen Erſcheinungen; die Miſſionsgeſchichte und die Ketzergeſchichte. Die kirchliche Statiſtik endlich iſt die Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes der äußern u. innern Lage der Kirche in den verſchiedenen chriſtlichen Ländern. Unter der ſyſtematiſchen T. begreift man die wiſſenſchaftliche Darſtellung der chriſtlichen Lehre, ſowohl nach dem Glauben, als nach dem daraus fließenden ſittlichen Leben. Die Dogmatik oder Glaubenslehre bildet eigentlich den Mittelpunkt der T., indem in ihr die Reſultate der exegetiſchen und hiſtoriſchen zu einem wiſſenſchaftlichen Ganzen verbunden werden. Als beſondere Beſtandtheile gehören ihr an die Apologetik (ſ. d.), die Polemik (ſ. d.) und die Irenik (ſ. d.). Die chriſtliche Moral oder Sittenlehre ſtellt die Theorie des ſittlichen Lebens dar, wie es ſich in einer durch den Glauben bewirkten Geſinnung offenbaren und als Wandel bethätigen ſoll. Als beſondere Disciplinen wurden früher neben und mit der Moral behandelt die Kaſuiſtik (ſ. d.), die Ascetik (ſ. d.) und die Myſtik (ſ. d.). Die praktiſche T. hat die Aufgabe, Alles, was ſich der Theolog angeeignet hat, ins Leben einzuführen, und umfaßt daher die Theorie der Wirkſamkeit eines Geiſtlichen. Setzt man nun dieſelbe in die Vorbereitung der Einzelnen zum Leben in der chriſtlichen Gemeinde, in die Leitung des chriſtlichen Lebens in der Gemeinſchaft ſelbſt, im öffentlichen Kultus und im chriſtlichen Privatleben und endlich in die Bewahrung der Kirche vor ſchädlichen Einflüſſen von innen und Vertretung ihrer Rechte nach außen, ſo erhalten wir als beſondere Disciplinen der praktiſchen T. die Katechetik, Liturgik, Homiletik, Paſtoraltheologie und das Kirchenrecht, hinſichtlich deren wir auf die dieſen Wiſſenſchaften gewidmeten Artikel verweiſen.

In den erſten Jahrhunderten war die T. eine freie Wiſſenſchaft, ohne als ſolche den Namen der T. zu führen, der erſt durch Abälards Werk „Theologia christiana“ in Gebrauch kam. Früh traten 3 verſchiedene Richtungen oder Schulen beſonders hervor. Die erſte war der gerade Gegenſatz vom Gnoſticismus und wurde von Tertullian vertreten. Eine zweite bildete nur einen weſentlichen Gradunterſchied vom Gnoſticismus, indem ſie ſtatt der Vergeiſtigung des Chriſtlichen das Hiſtoriſch-chriſtliche entſchieden feſthielt; ſie war hauptſächlich in der alexandriniſchen Schule durch Klemens und Origenes vertreten. Zwiſchen dieſen beiden bewegte ſich, durch die gebildeteren chriſtlichen Länder zerſtreut, die dritte, vermittelnde Richtung, die gewiſſermaßen zu dem ſpäteren Katholicismus hinleitete. Später ſchieden ſich zwei andere Theologenſchulen, zunächſt im Gebrauch der heiligen Schrift, die eine zu Alexandria, die andere zu Antiochia heimiſch; in jener allegoriſche Auslegung, begeiſterte Spekulation, in dieſer Erforſchung des einfachen Wortſinnes, formeller Gebrauch der Philoſophie. Erſt im 4. Jahrhundert begann der Streit über Dogmen. Den Kardinalpunkt, um den ſich derſelbe drehte, bildete hauptſächlich die Feſtſtellung und Begründung eines Glaubensſatzes über die Perſon und die Natur Chriſti. Durch den herrſchenden Gebrauch, der ſeit dem 4. Jahrhundert aufkam, auf Koncilien Glaubensgeſetze aufzuſtellen, ward die Freiheit der theologiſchen Forſchung und ſomit die Entwickelung der Wiſſenſchaft gehemmt. Später trat die Macht der Päpſte an die Stelle der Koncilien. Die ſcholaſtiſche T. fand ihre Aufgabe in der Weiterbildung der einzelnen Lehren, in der Feſtſtellung des Lehrbegriffs, beſonders hinſichtlich der das praktiſche Religionsweſen betreffenden Dogmen. Sie ſpaltete ſich wieder in eine dialektiſche und eine myſtiſche, welche beide zu der ſtrengkirchlichen Traditions- oder Kirchentheologie im Gegenſatz ſtanden. Die dialektiſche, meiſt zugleich die kirchliche, ſtrebte nach philoſophiſcher Begründung der Kirchenlehre, ſofern ſie die Einheit oder die Uebereinſtimmung des Poſitiven mit den Geſetzen des Denkens oder auch mit einer eklektiſchen Philoſophie nachweiſen wollte. Die myſtiſche, d. h. die vorzugsweiſe religiöſe T. unterſchied ſich von der dialektiſchen durch das Ausſchließen aller und jeder Beſtimmung durch Geſetze des Verſtandes, von der poſitiven durch eine gemüthvollere Umfaſſung des äußeren und inneren Seelenlebens. Die Oppoſition der proteſtirenden Sekten betraf zunächſt mehr die Kirche und das kirchliche Leben als den Lehrbegriff. Erſt gegen Ende des 14. Jahrhunderts beginnt eine wiſſenſchaftlich begründete Reformation mit Wiclef, die durch Huß fortgeſetzt, durch Luther vollendet und praktiſch ins Werk geſetzt wurde. Von dieſem Zeitpunkt an durchläuft die theologiſche Wiſſenſchaft neue Phaſen, als die Schöpferin einer neuen Kirche. Die Reformation brachte der evangeliſchen T. zunächſt Freiheit der Forſchung dadurch, daß ſie die Herrſchaft und die Macht des Papſtthums über die Geiſter brach, und daß ſie die Schrift als alleinige Erkenntnißquelle hinſtellte. Zunächſt war es die Dogmatik, welche ein ſcharf ausgeprägtes Lehrgebäude erhielt. Daß ein Konflikt der evangeliſch-proteſtantiſchen T. mit der reformirten nicht vermieden werden konnte, lag in dem Inhalt der beiderſeitigen Lehrbegriffe, ſowie in der Verſchiedenheit der Reformationsbegriffe ſelbſt. Daher

Digitized by Google

ward die systematische T. zugleich eine polemische und entwickelte sich an dem Faden der immer herrschender werdenden Reflexion zu einem nach allen Seiten hin abgeschlossenen Lehrbegriff, der in den Symbolen, besonders aber in der Konkordienformel niedergelegt ist. Die anfängliche Freiheit der Wissenschaft ward somit von Neuem in Fesseln geschlagen. Nach dem Erscheinen des letzten evangelischen Symbols wendeten die Theologen ihren Fleiß auf systematische Ausbildung und scharfe Vertheidigung des lutherischen Lehrbegriffs. Nicht erfreulicher war die Entwickelung der reformirten T., die ihrer Glaubensforschung einen Grenzstein durch die dortrechter Synodalbeschlüsse gesetzt hatte. Als Reaktion gegen die in ihrer Scholastik erstarrte protestantische Dogmatik trat Ende des 17. Jahrhunderts der Pietismus auf, Rückkehr zum lebensvollen Glauben der Bibel fordernd. Wie derselbe aber gewisse Dogmen des Christenthums unwillkürlich hervorhob, so streifte er auch hin und wieder an eine Geringschätzung der Wissenschaftlichkeit u. wurde durch die sich ermannende Kraft der Schultheologie bald überwunden. Erst in dem Kampf gegen die englischen und französischen Deisten kam wieder eine freiere Bewegung in die evangelische T. Sie versuchte zunächst, die Angriffe dieser zum Theil atheistischen Bestrebungen abzuschlagen, aber ihre apologetische Gelehrsamkeit war der geistreichen Beweglichkeit jener Bestreiter nicht gewachsen, und die zersetzende Kritik des biblischen Christenthums und seiner Geschichte brach sich besonders durch die wolfenbüttler Fragmente in Deutschland Bahn. Daher suchten Theologen ernster Gesinnung das bisher gültige Christenthum durch Ausbildung einer biblischen T. zu heben. Die systematischen Dogmatiker schlugen einen doppelten Weg ein. Viele, festhaltend an dem Christenthum als göttlicher Offenbarung und an der protestantischen Kirchenlehre, suchten die letztere ihrer Härten zu entkleiden. Andere dagegen lösten das Christenthum in eine Religion der Vernunft auf. So machte sich der Rationalismus geltend. Er beherrschte am Anfang des 19. Jahrhunderts entschieden die christliche Glaubenswissenschaft und koncentrirte durch Wegscheider alle Kräfte in einem keine Konsequenzen scheuenden System eines dem Verstand angemessenen Christenthums. Was daneben als scheinbar supernaturalistischer Gegensatz sich geltend machte, war entweder in seinem eigentlichen Gehalt rationell, oder machte doch dem Rationalismus Zugeständnisse. Der sittlichen Stimmung des Zeitalters gemäß wurde die praktische T. mit besonderem Eifer bearbeitet. In neuester Zeit tritt die T. hauptsächlich in doppelter Gestalt auf: als kirchlich konfessionelle, die sich die Begründung des kirchlich festgestellten Lehrbegriffs zur Aufgabe setzt, und als spekulative, die das im Christenthum empfangene religiöse Glaubensleben mit dem Denken und der Welt des Wissens versöhnen will. Vgl. Hagenbach, Encyklopädie der theologischen Wissenschaften, Leipzig 1833, 6. Aufl. 1861; Frank, Geschichte der protestantischen T., Jena 1862.

Theomantie (v. Griech.), im Alterthum die Wahrsagung zukünftiger Dinge durch göttliche Eingebung, die weder an einen bestimmten Ort, noch an eine bestimmte Zeit geknüpft war, meist bei Privatangelegenheiten Statt fand u. sich vom eigentlichen Orakel (s. d.) ebenso wie von der Weissagung aus Opfern unterschied.

Theon, 1) T. von Smyrna, neuplatonischer Philosoph zu Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr., wendete seine mathematischen Kenntnisse auf Erklärung der platonischen Schriften an. Von seinem hierher gehörigen Werke ist nur der die Arithmetik und Musik behandelnde Theil erhalten, herausgegeben von Gelder (Leyden 1827). Sein Werk „De astronomia" gab Martin (Paris 1849) heraus.

2) T. von Alexandria, griechischer Mathematiker und Astronom gegen Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr., Vater der Hypatia (s. d.), schrieb u. A. Kommentare zu Euclides und Ptolemäus. Seine sämmtlichen Schriften gab Halma (Paris 1821—23, 2 Bde.) mit französischer Uebersetzung heraus.

3) Aelius T., aus Alexandria, griechischer Rhetor zu Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr., schrieb „Progymnasmata", eine Anleitung zur Redekunst, herausgegeben von Finkh (Stuttg. 1834).

Theopaschiten, Spottname für diejenigen Monophysiten, welche die Formel „Gott ist gekreuzigt worden" adoptirt hatten. Vergl. Monophysiten.

Theophanes mit dem Beinamen Isauricus oder Confessor, byzantinischer Geschichtschreiber, geboren um 758 in Konstantinopel, bekleidete daselbst mehre Hofämter, ward dann Vorsteher eines Klosters in Bithynien, aber als Bilderverehrer von Kaiser Leo verbannt und † 817 in Samothrace. Er verfaßte eine „Chronographia" (herausgegeben von Classen und Becker, Bonn 1839—41, 2 Bde.) und Tafel (Wien 1853).

Theophanie (v. Griech.), Gotteserscheinung, in der christlichen Kirche s. v. a. Epiphania.

Theophilanthropen (Theanthropophylen, v. Griech., d. i. Gottes und Menschen Freunde), deistische Religionsgesellschaft in Frankreich, die sich 1796 in Paris zur Erhaltung der Religion bildete und vom Direktorium 10 Pfarrkirchen in Paris eingeräumt erhielt, aber schon 1802 erloschen. Vgl. Gregoire, Geschichte der T., Hann. 1806.

Theophilus, 1) ein Heidenchrist, seit 176 Bischof von Antiochia, wo er 186 (189) †. Von seinen Schriften, exegetischen, polemischen und apologetischen Inhalts, hat sich nur die „De fide christianorum" erhalten, die von Otto in der „Sammlung der christlichen Apologeten" (Bd. 8, Jena 1861) herausgegeben ward.

2) Nach der Legende Bisthumsverweser in Adene in Cilicien, verschrieb sich, in Folge von Verleumdungen seines Amtes entsetzt, dem Teufel und ward hierauf restituirt. Von Gewissensbissen gefoltert, wandte er sich später an die heilige Jungfrau, erhielt von derselben Vergebung zugesichert und † drei Tage darauf. Diese Legende, eine Vorläuferin der Faustsage, ward bis in das 16. Jahrhundert herab mehrfach dichterisch behandelt. Herausgegeben wurde sie u. A. von Pfeiffer (Stuttgart 1846) aus den Marienlegenden des Verfassers des alten Passional; von Blommaert (Gent 1836) nach einer niederländischen metrischen

Digitized by Google

Bearbeitung des 14. Jahrhunderts; von Ettmüller (Quedlinb. und Leipzig 1849) und Hoffmann von Fallersleben (Hannover 1853) nach dramatischer Bearbeitung in niederdeutscher Sprache aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Vgl. Sommer, De Theophili cum diabolo foedere, Berl. 1844.

Theophrasta *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen, charakterisirt durch den kurzen, glockenförmigen, 5spaltigen Kelch, die glockenförmige Korolle mit 5lappigem, stumpfem, kurzem, fast aufrechtem Rand und die große, apfelförmige Beere mit vielen, an einem Mittelfäulchen befestigten, fast zwiebelknolligen Samen, Sträucher und Bäume in Südamerika und auf Madagaskar, worunter T. americana *L.*, in Südamerika, mit Blüthen in Enddoldentrauben und gelber Frucht, mit eßbarem Mark, T. latifolia *W.*, mit aufrechten, winkelständigen Blumentrauben, und T. longifolia *Jacq.*, mit wohlriechenden, pomeranzenfarbigen Blüthen in herabhängenden Endtrauben, u. a. als Zierpflanzen vorkommen.

Theophrastus, griechischer Philosoph, geboren um 390 v. Chr. zu Eresus auf der Insel Lesbos, war in Athen erst Schüler des Plato, dann des Aristoteles u. ward von diesem zum Erben seiner Bibliothek und zu seinem Nachfolger in der Leitung der peripatetischen Schule ernannt. Er † zu Athen 85, nach Anderen 106 Jahre alt. In seinen Reden zeigte er so viel Würde u. Anmuth, daß Aristoteles seinen eigentlichen Namen Tyrtamus in T., d. i. göttlicher Redner, umgewandelt haben soll. T. ist Verfasser von etwa 200 Schriften dialektischen, metaphysischen, moralischen und physikalischen Inhalts, von denen aber die meisten verloren sind. Erhalten sind nur einige naturhistorische und philosophische, zum Theil Fragmente aus größeren Werken. Die bekanntesten sind „Ethici characteres" (herausgegeben von Korais, Paris 1799; Ast, Leipzig 1816; Foß, das. 1858, und Petersen, das. 1859; deutsch von Hettinger, Münch. 1810, u. Schnitzer, Stuttg. 1858) und die „Naturgeschichte der Gewächse" (herausgegeben von Schneider, Lpz. 1818 bis 1821, 5 Bde.; deutsch von Sprengel, Alt. 1822, 2 Bde.). Eine Gesammtausgabe des noch Vorhandenen von seinen Schriften besorgte Wimmer (Leipzig 1854—62, 3 Bde.). Zur Entwickelung der Philosophie scheint T. nicht viel beigetragen, sondern die aristotelische Philosophie nur fortgepflanzt und erläutert, sowie durch Zusätze zur Logik und Politik erweitert zu haben.

Theophrastus Paracelsus, s. Paracelsus.

Theopneustie (v. Griech.), göttliche Eingebung; s. v. a. Inspiration.

Theopompus, 1) griechischer Historiker, von Chios, Schüler des Isocrates, lebte im 4. Jahrhundert v. Chr. und schrieb eine „Hellenica" betitelte Fortsetzung von des Thucydides Geschichtswerke bis zur Seeschlacht bei Cnidus und „Philippica", eine allgemeine Geschichte seiner Zeit von Ol. 105, 1 an. Herausgegeben sind die Fragmente derselben von Wichers (Leyden 1829), Theiß (Nordhausen 1837) und Müller in den „Historicorum Graecorum fragmenta" (Bd. 1, Paris 1841). Vgl. Pflugk, De Theopompi vita et scriptis, Berlin 1827.

2) T. aus Athen, griechischer Lustspieldichter, lebte zur Zeit des Aristophanes und verfaßte eine große Anzahl von Komödien, deren Fragmente sich in Meineke's „Fragmenta poetarum comicorum Graecorum" zusammengestellt finden.

Theorbe (ital. tiorba), altes, angeblich von dem Italiener Bardella, einem Zeitgenossen Galilei's, erfundenes Saiteninstrument, dessen man sich bis nach der Mitte des 18. Jahrhunderts sowohl bei der Kirchenmusik, als auch bei der Oper zum Vortrage des Generalbasses bediente. Es unterschied sich von der Laute durch einen längeren Hals und tiefere Saiten und war zu Ludwigs XIV. Zeiten auch beliebtes Soloinstrument.

Theorem (v. Griech.), s. v. a. Lehrsatz.

Theorie (v. Griech.), eigentlich das Betrachten, Beschauen, vorzugsweise aber das geistige Anschauen u. Untersuchen, die daraus hervorgehende wissenschaftliche Erkenntniß, bestimmter aber die Entwickelung der einzelnen Erscheinungen einer Wissenschaft in ihrem innern Zusammenhange. Jede Wissenschaft hat demnach ihre besondere T., welche stets darauf hinausläuft, aus allgemeinen Gesetzen, welche nicht erfahren, sondern denkend gefunden werden, die Mannichfaltigkeit der auf irgend eine Weise erkannten Einzelnheiten in ihrem Kausalnexus zu begreifen. Jede auf Erfahrung gegründete Wissenschaft kommt fast von selbst, je mehr der stets vorwärts strebende Geist seine Erkenntniß auf dem Gebiete derselben erweitert und frühere Lücken ausfüllt, je mehr hierdurch der innere Zusammenhang klarer vor die Augen tritt, zu T.n, welche um so vollkommener aufgestellt werden können, je mehr die Masse der Erscheinungen Anhaltspunkte für die wissenschaftliche Untersuchung darbietet. Bei der Endlichkeit des menschlichen Geistes werden aber freilich alle T.n ihre Mängel behalten; die beste wird stets die sein, welche am einfachsten und ungezwungensten alle Ergebnisse der Erfahrung aus einem Grundprincip herzuleiten im Stande ist. Im gemeinen Leben pflegt man unter T. im Gegensatz zur Praxis die bloße Erkenntniß einer Wissenschaft ohne Rücksicht auf Anwendung derselben zu besonderen Zwecken zu verstehen. In dieser Beziehung behauptet man oft, daß etwas in der T. wahr, für die Praxis aber unbrauchbar sei, welche Behauptung in sofern gegründet sein kann, als die That als Verkörperung des Gedankens an alle Unvollkommenheiten der Körperwelt gebunden ist, über welche der Gedanke sich erhebt. Bei den alten Griechen bezeichnete man mit T. auch die gegenseitige Beschickung von Nationalfestlichkeiten durch Schaugesandtschaften.

Theosophie (v. Griech.), die tiefere Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge; dann im Unterschiede von der Theologie das angeblich höhere Wissen von Gott, welches Auserwählten durch eine übernatürliche Offenbarung zu Theil werden soll. Die T. ist eine Art von Vernunftmysticismus in philosophischer Form. Die Begeisterten, Theosophen, schweifen in ihren Forschungen hinüber in das Reich der Phantasie und Dichtung und glauben, von der Energie und Innigkeit ihrer religiösen Gefühle getäuscht, das Wesen und die Wirkungsart Gottes aus höherer Erleuchtung unmittelbar, wie sie selbst sagen, durch eine mystische Vereinigung mit Gott zu erfahren.

Digitized by Google

Theosophische Lehren finden sich namentlich in asiatischen Religionen, doch auch in philosophischen Systemen, besonders solchen von pantheistisch-schwärmerischem Inhalt. In solchem Sinne war der Neuplatonismus T. Bekannt sind die theosophischen Visionen bei Jamblichus, Proclus ꝛc. Zu den merkwürdigsten Theosophen der neueren Zeit gehören Jakob Böhme, Bal. Weigel, Swedenborg, Saint-Martin, Müller u. A.

Theotokos (griech.), Gottgebärerin, Beiname der Maria; s. Nestorius.

Theoxenien (v. Griech.), Feste der alten Griechen, bei denen der gefeierte Gott, besonders Apollo, die übrigen Götter als Gäste empfing.

Theramenes, athenischer Feldherr und Demagog im peloponnesischen Kriege, 413—404 v. Chr., gebürtig von Ceos, Schüler des Prodicus, unterstützte anfangs die Oligarchie und die Einsetzung des Raths der Vierhundert, trat dann wieder zur Volkspartei und verwaltete wichtige Aemter, war u. A. 406 einer der Feldherren in der Seeschlacht bei den Arginusen und unterhandelte 405—404 mit Lysander den Frieden. Er war hierauf einer der dreißig Tyrannen, erregte aber durch seine Opposition gegen die zahlreichen Verbannungen und Todesurtheile den Haß der Kollegen und mußte im Kerker 403 den Giftbecher leeren.

Therapeuten (v. Griech., d. i. Diener Gottes), eine fromme ascetische, den Essäern ähnliche jüdische Sekte am See Möris bei Alexandria. Philo berichtet, daß sie ihre Zellen nur am siebenten Tage jeder Woche zu Abhaltung eines gemeinsamen Gottesdienstes verließen. Sie bestanden bis ins 4. Jahrhundert. Vgl. Bellermann, Geschichtliche Nachrichten aus dem Alterthum über Essäer und T., Berlin 1821.

Therapie (v. Griech.), Heilkunst, derjenige Theil der Medicin, welcher sich mit der Behandlung der Krankheiten, mit dem Heilverfahren beschäftigt. Der Endzweck aller Studien und Bemühungen des Arztes besteht darin, mittelst seines Wissens und seiner Fertigkeiten kranken Menschen Hülfe zu schaffen. Die Kunst, einen jeden Krankheitsfall zu dem der Sachlage nach möglichst günstigen Ausgang auf die für das Individuum passendste und vortheilhafteste Weise zu leiten, ist eben die T. Sie ist jedenfalls der praktisch-wichtigste Theil und gewissermaßen der Schlußstein der gesammten Medicin. Die T. ist entweder eine rationelle, oder eine empirische. Die rationelle T. besteht darin, daß der Arzt bei seinem Handeln mit Bewußtsein von den durch ihn selbst und durch Andere gesammelten Erfahrungen, sowie von der theoretischen Anschauung über die Krankheit ausgeht. Er stützt sich dabei zunächst auf eine möglichst genaue Diagnose, d. h. auf eine bestimmte Vorstellung über die jeweiligen anatomischen und funktionellen Zustände der Organe. Sodann setzt das rationelle Verfahren eine genaue Kenntniß von dem natürlichen Gange der Krankheit und von den Zufällen voraus, welche den Gang derselben modificiren können. Endlich ist zur rationellen T. erforderlich eine genügende Bekanntschaft mit den Mitteln der T. und ihrer Wirkung, sowie eine klare Einsicht in den Werth der verschiedenen Heilmethoden. Die empirische T. dagegen nimmt bei der Behandlung von Erkrankungsfällen früher vorgekommene Fälle ähnlicher Art zur einzigen Richtschnur und benutzt die Methoden und Mittel wieder, welche sich bei jenen erprobt haben. Das rein empirische Verfahren ist nur dann berechtigt, wenn ein rationelles Verfahren sich nach dem Stande unserer medicinischen Kenntnisse nicht aufstellen ließ; häufig freilich beruht es nur auf unklaren Analogien, Ueberlieferungen und auf einem gewissen instinktmäßigen Takt. Die T. zerfällt in die allgemeine und specielle. Erstere gibt die allgemeinen Regeln an, nach welchen das Heilverfahren einzurichten ist; letztere beschäftigt sich mit dem Heilverfahren bei den einzelnen Krankheitsformen. Bevor der Arzt zu dem eigentlichen Heilverfahren übergeht, muß er die Gründe auffinden, welche ihn für ein zu wählendes Verfahren bestimmen; er muß die Anzeigen und Gegenanzeigen (Indikationen und Kontraindikationen) für sein Handeln aufstellen. Aus den Indikationen bildet sich der Arzt den eigentlichen Kurplan, welchen er schließlich mit Hülfe gewisser Kurmethoden ausführt. Der günstigste Ausgang einer Erkrankung ist die vollständige Genesung; sie ist also, wenn irgend möglich, von der T. auf nächstem Wege zu erzielen, und zwar mit möglichster Sicherstellung vor jedem Rückfall oder allen künftigen Folgeübeln. Die vollständige Genesung wird erstrebt bei der Radikalkur. Wenn dagegen nach den Verhältnissen eines bestimmten Falles keine Hoffnung zu einer vollständigen Genesung gehegt werden kann, da begnügt man sich mit der unvollständigen Herstellung, sucht die schlimmsten und lästigsten Erscheinungen für möglichst lange Zeit zu mildern und zum Schweigen zu bringen, sowie die nächsten Gefahren zu beseitigen. Ein solches Verfahren nennt man eine Palliativkur. Wenn die Behandlung einer Krankheit darauf hinausgeht, durch Beseitigung der Krankheitsursache die Krankheit selbst zu heben, so nennt man es eine Kausalkur (z. B. Tödtung der Krätzmilbe = Heilung der Krätzausschläge). Sucht man dagegen nur die einzelnen Symptome zu bekämpfen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, welchen inneren Grund dieselben haben, so ist dies eine symptomatische Kur (z. B. Morphiumeinspritzungen bei Entzündungsschmerzen). Endlich wendet man bestimmte Heilmittel gegen ganz bestimmte Krankheiten an, durch welche letztere erfahrungsgemäß kurirt werden, ohne daß wir die Art und Weise angeben können, durch welche Umstände, auf welchem Wege das Mittel wirkt: specifische Kur (z. B. Quecksilber gegen Syphilis). Zu dem Komplex der therapeutischen Hülfsmittel gehören nicht bloß die eigentlichen Medikamente, mögen sie innerlich oder äußerlich angewendet werden, sondern auch die physikalischen (organischen) Heilmittel, z. B. Elektricität, Bäder, Verbände, ferner die psychischen und diätetischen Heilmittel, sowie endlich alle operativen Eingriffe aller Art. Die Geschichte der T. ist identisch mit der Geschichte der Medicin überhaupt, da von den jeweiligen Anschauungen über das Wesen der Krankheit natürlich auch das therapeutische Verfahren beeinflußt und vielfach modificirt werden mußte. Gewiß aber ist die T. der älteste

Digitized by Google

Zweig der Medicin, denn man wendete empirisch gewisse Mittel und Methoden zur Heilung von Krankheiten, Wunden ꝛc. bereits zu einer Zeit an, wo man die krankhaften Zustände oder auch nur überhaupt die Einrichtungen des Körpers noch nicht im geringsten kannte. Erst hintennach fühlte man das Bedürfniß, die Zustände genauer kennen zu lernen, welche man längst empirisch kurirt hatte. Vergl. Virchow, Handbuch der Pathologie und T., Bd. 1—6, Erlang. 1854—55.

Theremin, Ludwig Friedrich Franz, namhafter protestantischer Kanzelredner, geboren den 19. März 1783 zu Gramzow in der Uckermark, studirte zu Halle, wurde 1815 zum Hof- und Domprediger und 1824 zum Oberkonsistorialrath und vortragenden Rath im Ministerium des Kultus ernannt und bekleidete seit 1840 zugleich eine Honoratprofessur an der berliner Universität. Er † den 26. Sept. 1846. Außer mehren Predigtsammlungen, die sich besonders durch korrekte Form auszeichnen und des Verfassers theologische Richtung als die der biblischen Orthodoxie kennzeichnen, veröffentlichte er „Grundlinien einer systematischen Rhetorik" (Berl. 1814, 2. Aufl. 1837) und „Demosthenes und Massillon, ein Beitrag zur Geschichte der Beredtsamkeit" (das. 1845).

Therese, Schriftstellername der Frau von [illegible]ow, s. Bacharacht.

Therese von Jesu, Heilige, geboren den 12. März 1515 zu Avila in Altkastilien, trat 1535 in ein Karmeliterkloster ihres Geburtsorts und stellte später in den von ihr reformirten Klöstern der unbeschuhten Karmeliterinnen den Orden in seiner ursprünglichen Reinheit wieder her. Sie † den 4. Oktober 1582 im Kloster zu Alba de Liste in Altkastilien und ward den 12. März 1622 kanonisirt. Ihre bei katholischen Mystikern sehr beliebten Schriften, u. A. „Die Burg der Seele" und „[illegible]r Vollkommenheit", erschienen deutsch [illegible]dab, Sulzb. 1831 ff., 6 Bde.; ihre Selbst[illegible]phie Frankf. 1827. Vgl. Pörl, Das Leben der [illegible]igen T., Regensb. 1856.

Theresienorden, bayerischer Damenorden, gestiftet den 12. December 1827 von der Königin Therese von Bayern (geboren den 8. Juli 1792, Tochter des Herz[illegible] Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, später Sachsen-Altenburg, vermählt den 12. Okt. 1810 mit König Ludwig I. von Bayern, † den 26. Oktober 1854), als Auszeichnung und Unterstützung für 12 unvermögende adelige unverheirathete Damen, die jährlich je 100 oder 300 Gulden beziehen. Auch andere adelige Damen können ihn erhalten, heißen aber Ehrendamen und genießen keine Einkünfte.

Theresienstadt (böhmisch Terezin), Stadt und [illegible]g im österreichisch-böhmischen Kreis Leit[illegible], an der Eger unweit ihrer Mündung in die Elbe, in einer wegen ihrer Fruchtbarkeit böhmisches Paradies genannten Gegend, hat nur 1500 Einw., ist aber in sofern von großer strategischer Wichtigkeit, als innerhalb ihrer Befestigungen 16,000 Mann bequem Platz finden. Der Fluß kann durch Schleußen, die durch eine Citadelle gedeckt sind, zu Inundationen benutzt werden, während die Festung auf der Landseite durch ein Minensystem geschützt ist. Die Stadt ward von der Kaiserin Maria Theresia an der Stelle des rasirten Dorfs Kopist 1780 gegründet und unter Joseph II. vollendet.

Theresiopel (Maria-Theresienstadt, ungarisch Szent-Maria-Szabadka), königliche Freistadt im ungarischen Komitat Bacs, in der großen Ebene zwischen Donau und Theiß, unweit des Palitschersee's, hat ein Gebiet von 36 QMeilen, mehre Kirchen, darunter die Hauptkirche St.-Theresia, die Franciskanerkirche, die schöne griechische Kirche, und Klöster, eine große Kaserne, ein katholisches Gymnasium, Leinweberei, Färberei, Gerberei, Seifensiederei, Tuchfabrikation, Handel mit Rindvieh, Pferden, Schafen, Häuten, Wolle ꝛc., Wein-, Obst- und Tabaksbau und 53,400 Einwohner.

Theriak (v. Griech.), altes Arzneimittel in Form einer Latwerge, angeblich vom Leibarzte Kaiser Nero's, Andromachus aus Kreta, erfunden, welcher die Zusammensetzung desselben in einem von Galen in seiner Schrift „De antidotis" aufbewahrten Gedicht beschrieb. Bis in die neuere Zeit wurde das aus 70 Stoffen zusammengesetzte Arzneimittel in den Apotheken Venedigs, Hollands, Frankreichs mit gewissen Feierlichkeiten und unter Aufsicht von Magistratspersonen gefertigt. Jetzt wird es selten verlangt. Nach Hager bereitet man es aus 1 Theil Opium, 6 Th. Angelicawurzel, 4 Th. Rad. Serp. Virg., 2 Th. Baldrianwurzel, 2 Th. Meerzwiebel, 2 Th. Zittwerwurzel, 4 Th. Zimmt, 1 Th. Kardamom, 1 Th. Myrrha, 1 Th. Eisenvitriol, 1 Th. Gewürznelken und 75 Th. weißem Syrup.

Theriolithen (v. Griech.), Versteinerungen aus dem Thierreich.

Theriom (v. Griech.), bösartiges fressendes Geschwür, besonders Lungengeschwür.

Thermä, Name mehrer Orte mit warmen Quellen, so T. Himerä, Stadt am Fluß Himera in Sicilien, von den Karthagern angelegt, hatte ihren Namen von berühmten Mineralquellen, ward von August zur Kolonie erhoben; Vaterstadt des Tyrannen Agathocles, jetzt Termini.

Thermäischer Meerbusen, im Alterthum Name des Golfs von Salonichi.

Thermen (v. Griech.), warme oder heiße Quellen oder Bäder, deren Temperatur eine auffallend hohe, die regelmäßige der Atmosphäre und der gewöhnlichen Brunnen um ein Namhaftes übersteigende ist; bei den alten Griechen und Römern (thermae) die warmen Bäder, auch Badeanstalten im Allgemeinen; s. Bad.

Thermia, Insel im ägäischen Meer, gehört zur griechischen Nomarchie der Cykladen und hat 2½ QMeilen Flächenraum mit etwa 4000 Einw., meist Griechen, welche namentlich Ackerbau und Viehzucht, dann aber auch Seidenbau, Baumwollweberei und Handel treiben. Die Insel ist ziemlich fruchtbar und bringt besonders Gerste, Wein, Honig, Schafe, Ziegen und Schweine hervor, von denen viel Wolle, Käse, Borsten und Schlachtvieh ausgeführt wird. Die gleichnamige Hauptstadt, welche bis 1836 Messaria hieß, liegt auf der Nordostseite der Insel, ist Sitz eines griechischen Bischofs und hat einen Hafen und über 2000 Einwohner. Unweit davon befinden sich mehre warme Quellen von 32—44° R., welche besonders gegen Rheumatismus empfohlen und viel besucht werden. Die Insel hieß ursprünglich

Digitized by Google

Cythnus und erhielt den Namen T. von den genannten warmen Quellen, die schon im Alterthum angewandt wurden.

Thermidor, Hitzemonat, im Kalender der französischen Republik der 11. Monat, dauerte vom 19. Juli bis 18. August. Geschichtlich merkwürdig ist der 9. T. des republikanischen Jahres II (27. Juli 1794), an welchem Tage Robespierre gestürzt und dem Terrorismus (s. d.) ein Ende gemacht ward. Die hierauf im Konvent entstehende, den Terroristen entgegentretende Partei nannte sich die Partei vom T. oder Thermidoristen.

Thermoelektricität (v. Griech.), durch Einwirkung der Wärme hervorgerufene Elektricität. Verbindet man einen Wismuthstab mit einem Antimonstab durch 2 Löthungen zu einem Ring und erwärmt man die eine Löthstelle, so entsteht ein elektrischer Strom, welcher in bestimmter Richtung den Ring durchläuft. Macht man dieselbe Löthstelle kälter wie die andere, so entsteht ebenfalls ein Strom, aber von entgegengesetzter Richtung. Durchschneidet man den einen Metallstab eines solchen geschlossenen thermoelektrischen Elements und biegt die Enden auseinander, so entsteht ein offenes thermoelektrisches Element. Die elektromotorische Kraft solcher Elemente ist sehr gering, und um die schwachen Ströme derselben zu messen, muß man einen Multiplikator aus etwa 200 Windungen eines 1 Millimeter dicken Drahtes (Thermomultiplikator) anwenden. Mit Hülfe dieses Instruments findet man dann, daß die verschiedenen Metalle und Mineralien sehr ungleiche thermoelektrische Wirkungen gegen einander äußern. In der bisher angenommenen Spannungsweise nimmt Wismuth die höchste und eine Legirung von 2 Theilen Antimon mit 1 Th. Zinn die niedrigste Stelle ein. Nach Bunsen steht aber natürlicher Kupferkies sehr weit über dem Wismuth, und 10 Elemente aus Kupferkies u. Kupfer (dieses Metall ist vorzuziehen, weil es höhere Temperaturen anzuwenden gestattet als die leicht schmelzbare Antimonzinnlegirung) zu einer Kette verbunden, geben schon alle Wirkungen eines daniellschen Bechers von 14 Quadratcentimeter wirksamer Kupferoberfläche. Aus Pyrolusit und Platin kann man ebenso starke Elemente zusammensetzen. Markus hat eine Säule konstruirt, worin einerseits eine Legirung aus 10 Theilen Kupfer, 6 Th. Zink und 6 Th. Nickel, andererseits eine solche aus 12 Th. Antimon, 5 Th. Zinn und 1 Th. Wismuth angewandt wird. Man erhitzt auf 600° und erhält von einem Element eine elektromotorische Kraft, die gleich ist $^1/_{25}$ derjenigen eines bunsenschen Zinkkohlenelements. 30 Elemente erzeugen einen Elektromagneten von 150 Pfund Tragkraft. Die Verwerthung dieser Entdeckungen für die Praxis dürfte auf keine großen Schwierigkeiten stoßen. Verbindet man einen Wismuth- mit einem Antimonstab und läßt man durch das Element einen positiven Strom vom Antimon zum Wismuth gehen, so erwärmt sich die Löthstelle; wenn man aber den Strom in entgegengesetzter Richtung cirkuliren läßt, so zeigt sich an der Löthstelle eine Erniedrigung der Temperatur. Der thermoelektrische Strom bringt übrigens alle Wirkungen eines hydroelektrischen Stroms hervor, er erzeugt magnetische und chemische Wirkungen, entwickelt Wärme ꝛc.

Thermographie (v. Griech.), nach Abate eine Methode von Gegenständen direkt Abdrücke zu erhalten. Man setzt z. B. ein Blatt Fournierholz kalten Dämpfen von roher Salzsäure aus, legt es auf ein Blatt Papier, führt mit der Presse einen raschen Druck aus und erwärmt das Papier. Niepce hat Erscheinungen als thermographische beschrieben, welche den photographischen ähnlich sind, aber auf einer Wirkung der Wärmestrahlen zu beruhen scheinen. Er legt auf eine durch heißes Wasser erhitzte Kupferplatte einen Kupferstich mit der Bildseite nach oben, bedeckt ihn mit einem Papier, welches zuerst mit salpetersaurem Silberoxyd und dann mit Goldchlorid getränkt wurde, und erhält so einen violettblauen Abdruck der schwarzen Stellen des Kupferstichs. Papier, welches nur mit Silbersalz getränkt wurde, gibt einen bisterbraunen Abdruck. Von Kattun mit indigoblauem Grunde und weißen Mustern wird der blaue Grund reproducirt, von Kattun mit Berlinerblau bedruckt bilden sich die weißen Stellen ab.

Thermometer (v. Griech., Wärmemesser), Instrument zur Bestimmung der Temperatur. Bei den gewöhnlichen T.n mißt man die durch das Fallen und Steigen der Temperatur veranlaßten Volumenveränderungen einer in einem Gefäß eingeschlossenen Flüssigkeit, besonders des Quecksilbers. Man unterscheidet an diesen Instrumenten das Gefäß und die Röhre. Ersteres ist am besten cylindrisch, weil es bei dieser Form im Verhältniß zu der von ihm aufgenommenen Quecksilbermenge der Umgebung eine größere Oberfläche darbietet. Je größer die Kapacität des Gefäßes im Verhältniß zum Querschnitt des Kapillarrohrs ist, desto merklicher wird das Steigen oder Sinken des Quecksilbers bei gleicher Aenderung der Temperatur sein. Das Rohr des T.s muß überall gleiche innere Weite haben, so daß ein Quecksilberfaden an allen Stellen desselben gleiche Länge behält. Ist dies nicht der Fall, so muß die jedesmalige Länge des Fadens an möglichst vielen Orten des Rohrs mittelst einer Millimeterskala ermittelt und aus den gefundenen Resultaten später die Thermometerskala berechnet werden. Bei der Anfertigung des T.s hat man darauf zu sehen, daß die Luft vollständig aus dem Instrument entfernt wird. Der Raum über dem Quecksilber muß absolut luftleer sein, so daß letzteres das Rohr beim Umkehren des Instruments bis in die äußerste Kuppe füllt. Das fertige T. wird in schmelzendes Eis getaucht und der Stand des Quecksilbers bestimmt. So erhält man den Gefrierpunkt. Zur Bestimmung des Siedepunkts hängt man das T. in einer Röhre auf, durch welche der Dampf von kochendem destillirten Wasser strömt, und markirt den Stand des Quecksilbers. Durch den Druck der äußeren Luft auf das luftleere Instrument wird das Gefäß des letzteren etwas zusammengepreßt und dadurch die Skala etwas verrückt. Es ist deshalb der Gefrierpunkt nach längerer Zeit wiederholt zu bestimmen. Den Raum zwischen Gefrier- und Siedepunkt theilt Réaumur in 80, Celsius in 100 Theile oder Grade. Auf den fahrenheitschen T.n ist der Eispunkt mit 32, der Siedepunkt mit

Digitized by Google

312 bezeichnet, der 0-Punkt liegt also 32° F. unter dem Eispunkt. Die Grade über dem Gefrierpunkt werden durch das Zeichen +, die unter dem Gefrierpunkt durch — bezeichnet. Um die Angaben einer der verschiedenen Skalen in eine andere zu übertragen, dienen folgende Formeln:

$$t° C = \frac{5}{10} t° R \text{ oder } \frac{9}{5} t + 32° F$$

$$t° R = \frac{10}{5} t° C \text{ oder } \frac{9}{4} t + 32° R$$

$$t° F = \frac{5}{9} (t - 32)° C \text{ oder } \frac{4}{9} (t - 32)° R.$$

Bei Siedepunktbestimmungen ist immer der Barometerstrom zu berücksichtigen, weil das Sieden einer Flüssigkeit von dem auf ihr lastenden Druck abhängig ist. Die Thermometerskalen beziehen sich stets auf normalen Barometerstand von 760 Millimeter. Ueber den Siedepunkt des Wassers hinaus trägt man die Skala empirisch auf und kann sie bis fast zum Siedepunkt des Quecksilbers ausdehnen. Bei — 40° gefriert das Quecksilber u. man bedient sich daher zur Messung niedriger Temperaturen des Alkoholthermometers, welches ebenso wie das Quecksilberthermometer angefertigt und nach einem solchen graduirt wird. Morin schmelzt in einem Quecksilberthermometer 2 Platindrähte so ein, daß der eine Draht in die Kugel geht, der andere aber die Röhre bei einem bestimmten Temperaturgrad durchbohrt. Die Drähte führen zu den Polen einer galvanischen Batterie, und der elektrische Strom bleibt geschlossen, so lange die Temperatur des Raums, in welchem das T. hängt, nicht unter jenen Grad fällt, bei welchem der zweite Draht eingeschmolzen ist. Sinkt die Temperatur weiter, so wird der Strom unterbrochen, ein Elektromagnet hört dann auf zu funktioniren und setzt ein Läutewerk in Bewegung, so daß dieses T. als Wecker benutzt werden kann, der den Heizer ruft, wenn es in dem betreffenden Raum, z. B. einem Gewächshaus, zu kalt wird. Auf gleiche Weise kann eine zu hohe Temperatur angezeigt werden, und wenn man die Elektromagneten nicht auf Läutewerke, sondern auf Klappen wirken läßt, so kann das T. bei Luftheizung die Temperatur selbst regeln, indem es einmal die Klappe der Heizung, das andere Mal eine Ventilationsklappe an der Decke des Raums öffnet oder schließt. Rutherfords Maximum- und Minimumthermometer gibt die höchste und die niedrigste Temperatur an, welche in einer gewissen Zeit geherrscht hat. Es besteht aus einem Weingeist- und einem Quecksilberthermometer, deren Röhren horizontal liegen. In der Röhre des Quecksilberthermometers schiebt das Quecksilber einen feinen Stahlcylinder vor sich her, läßt ihn aber liegen, wenn es sich bei fallender Temperatur zusammenzieht. Im Weingeistthermometer befindet sich ein feines Glasstäbchen, welches aus dem Weingeist nicht herauszufallen vermag, es folgt dem beim Sinken der Temperatur sich zusammenziehenden Weingeist, bleibt aber liegen, wenn der Weingeist sich wieder ausdehnt. Aehnlich ist das Sixthermometer konstruirt, welches zum Messen der Temperatur der Meerestiefe dient. Das Geothermometer zum Messen der Temperatur in Bohrlöchern ist ein Ausflußthermometer, es besitzt ein großes cylindrisches Gefäß, welches mittelst Kork zwischen 2 durch Schrauben verbundene Metallplatten eingeklemmt ist; die Röhre ist oben offen und so kurz, daß der Endpunkt der Skala nach unten der zu messenden Temperatur liegt. Füllt man nun das Rohr vollständig mit Quecksilber und überläßt das Instrument einige Zeit neben einem gewöhnlichen T. sich selbst, so kann man die Temperatur, welche es anzeigt, als T notiren; senkt man es dann ins Bohrloch, so dehnt sich das Quecksilber aus und ein Theil desselben fließt aus. Nach dem Versuch zeigt das Geothermometer $t_1°$ und ein gewöhnliches T. daneben t°, wobei t_1 kleiner ist als t. Die Temperatur im Bohrloch ist dann $x = t - t_1 + T$. Für wissenschaftliche Zwecke wendet man das Luftthermometer an, bei welchem die Ausdehnung eines bestimmten Volumens Luft gemessen wird. Dies Instrument gibt zwischen 0 und 100° dieselben Grade an wie das Quecksilberthermometer, über 100° hinaus gibt dagegen letzteres stets höhere Temperaturen an. Das Quecksilber dehnt sich nämlich von 0—100° gleichförmig, von 100° an aber in einem stärkeren Verhältniß aus. Nur die Ausdehnung der Luft ist der absorbirten Wärmemenge stets proportional, und deshalb muß man auch, wenn es sich um genaue Bestimmung höherer Temperaturen handelt, stets das Luftthermometer anwenden. Die Benutzung desselben ist aber umständlich, da man die Temperatur nicht direkt ablesen, sondern jedesmal durch einen mehr oder minder umständlichen Versuch ermitteln muß. Das Metallthermometer von Breguet ist ein spiralförmig gewundenes, 1—2 Millimeter breites Band, welches aus Silber, Gold und Platin besteht. Drei Streifchen dieser Metalle sind so aufeinander gelöthet, daß sich das Gold in der Mitte zwischen dem stärker ausdehnbaren Silber und dem weniger ausdehnbaren Platin befindet, und dann zu einem sehr dünnen Bande ausgewalzt. Das eine Ende der Spirale ist an einem Stativ befestigt, das andere trägt einen Zeiger, der über einer Kreistheilung schwebt. Beim Wechsel der Temperatur windet sich die Spirale auf oder zu und bewegt so den Zeiger, dessen Angaben nach einem guten Quecksilberthermometer regulirt werden. Das Instrument ist äußerst empfindlich. Das Quadrantenthermometer enthält ein innen aus Kupfer außen aus Platin bestehendes, kreisförmig gebogenes Band, dessen eines Ende befestigt ist, während das andere mittelst eines Hebelwerkes einen Zeiger in Bewegung setzt, sobald sich das Band mehr streckt oder biegt. Auf demselben Princip beruht Stöhrers Metallthermometer. Diese Instrumente eignen sich sehr gut zur Konstruktion selbstregistrirender Thermometer. Man kann nämlich den Zeiger eines Metallthermometers mit einer Spitze versehen und vermittelst eines Räderwerks einen Papierstreifen gleichmäßig darunter fortbewegen. Ein Uhrwerk steht mit einem Elektromagneten in Verbindung und drückt in bestimmten Zeitabschnitten den Papierstreifen gegen die Spitze des Zeigers. Auf diese Weise wird der jedesmalige Stand des T.s auf dem Papierstreifen markirt und kann

Digitized by Google

später, da alle Daten genau bekannt sind, berechnet werden.

Thermopylen (v. Griech., Thor der warmen Quellen), Engpaß an der Grenze von Locris und Thessalien, zwischen dem Meerbusen von Malea oder Zeitun und einem Ausläufer des Bergs Oeta, so benannt von den daselbst befindlichen warmen Quellen (Thermen), ist bei einer Länge von mehr als einer Stunde nur 50—60 Schritte breit, an vielen Stellen aber weit enger, und war als Haupteingang von Thessalien nach Hellas von Alters her ein wichtiger strategischer Punkt, der gegenwärtig (Derwent Elasu, d. i. Hirschpaß) zur griechischen Nomarchie Phthiotis und Phokis gehört und von da in das türkische Ejalet Salonichi hinüberführt. Kleine Bäche bilden längs der Küste einen bodenlosen Sumpf, durch welchen ein Steindamm mit mehren Brücken führt. Berühmt ist der Paß besonders durch die heldenmüthige Aufopferung des Leonidas und seiner Spartiaten im Juli 480 v. Chr. Während sich die hellenische Bundesflotte an der Nordspitze von Euböa, am Vorgebirge Artemisium, aufstellte, übernahmen die Spartaner die Vertheidigung der T. gegen das unermeßliche persische Heer. Die dort postirte griechische Schaar bestand aus nicht ganz 10,000 Mann, darunter 300 Spartiaten nebst 200 Lacedämoniern und etwa 2000 Heloten unter dem Oberbefehl des Spartanerkönigs Leonidas. Als sich die Perser den T. näherten, wollten die meisten Peloponnesier umkehren, um den Isthmus zu vertheidigen, aber Leonidas, die hohe Wichtigkeit des Postens erkennend, verhinderte eine Trennung. Xerxes wartete 4 Tage lang mit dem Angriff, in der Meinung, die Griechen würden von selbst die Vertheidigung der T. aufgeben. Am 5. Tage befahl er den Angriff. Die Griechen erwarteten die Perserhaufen an der engsten Stelle des Passes, wo Leonidas die ziemlich verfallene Mauer hatte ausbessern lassen, und warfen 2 Tage lang einen Haufen Angreifender um den andern, zuletzt selbst die persische Leibwache zurück. Da führte der Melier Ephialtes gegen eine Belohnung 20,000 Perser auf einem Fußpfad den streitenden Griechen in den Rücken. Als diese durch einen jonischen Ueberläufer die Kunde von dem Verrath erhielten, beschloß Leonidas, eingedenk eines Orakelspruchs, daß entweder Sparta zerstört, oder einer seiner beiden Könige umkommen werde, mit seinen 300 noch übrigen Spartanern zu bleiben und bis auf den letzten Mann zu kämpfen. Die Uebrigen ließ er zur Vertheidigung ihrer Heimat abziehen, mit Ausnahme von 400 Thebanern, die er als Geißeln für die Treue dieser Stadt mitgenommen hatte. Aber auch die 700 Thespier blieben freiwillig bei ihm. Außerdem scheinen auch die Heloten im Gefolge der Spartaner geblieben zu sein. Xerxes wartete mit dem Angriff bis zu der mit Ephialtes verabredeten Mittagsstunde, dann ließ er von Neuem angreifen. Die Griechen, ihres Todes gewiß, rückten jetzt mehr in die Breite des Passes vor, wodurch das Treffen ausgedehnter und blutiger wurde. Als den meisten die Lanzen zerbrochen waren, hieben sie mit den Schwertern auf die Perserhaufen ein. Mitten im stärksten Getümmel fiel Leonidas, und um seinen Leichnam entstand zwischen Griechen und Persern ein mörderischer Kampf; während desselben begannen plötzlich die von Ephialtes geführten Feinde den Angriff im Rücken, und in Folge davon starben die noch übrigen Spartaner und Thespier, nachdem sie sich wieder in die Enge zurückgezogen hatten, bis auf den letzten Mann den Heldentod. Von den Thebanern dagegen retteten sich viele dadurch, daß sie nach Leonidas' Tode die Waffen streckten und den Persern betheuerten, daß sie nur gezwungen gegen sie gekämpft hätten. Das Haupt des Leonidas ließ Xerxes auf einen Pfahl stecken, und den Rumpf soll er an das Kreuz haben schlagen lassen. Die Griechen aber widmeten dem Andenken der Helden drei Inschriften. Später (323 v. Chr.) siegten bei den T. die verbündeten Griechen über Antipater, und 191 v. Chr. die römischen Konsuln Glabrio und Marcus Porcius Cato über Antiochus den Großen. Auch im griechischen Freiheitskampfe wurde hier mehre Male, den 6. Sept. 1821 und am 8. und 14. Juli 1822, gekämpft. An der Stelle, wo sich früher das berühmte Denkmal befunden haben soll, steht jetzt ein türkisches Zollhaus.

Theron, Tyrann von Agrigent seit 488 v. Chr., zeichnete sich durch Gerechtigkeit und Milde aus und † 472. Pindar feiert ihn als Sieger in den olympischen Spielen. Sein Grabmal zu Agrigent war ein im Alterthum berühmtes Kunstwerk.

Thersander, einer der Epigonen, Sohn des Polynices und der Argeia, zog mit gegen Theben und ward nach des Eteocles und seines Vaters Tode König von Theben. Später zog er mit gegen Troja und kam in Mysien im Kampfe mit Telephus um.

Thersites, der häßlichste unter den vor Troja lagernden Griechen, ein boshafter Schwätzer, ward von Ulysses wegen Verleumdung des Agamemnon öffentlich gezüchtigt und später von Achilles getödtet, weil er dem Leichnam der von diesem erlegten Amazonenkönigin Penthesilea die Augen ausgerissen hatte.

Thesaurus (lat., v. Griech.), eigentlich Schatz, gewöhnlicher Titel für Sammlungen von Monographien, zerstreuten Bemerkungen ꝛc. von einem oder mehren Verfassern, welche, in einem größern Werk vereinigt, ein ganzes wissenschaftliches Gebiet umfassen, ohne jedoch ein vollständig entwickeltes System desselben darzubieten, sowie für umfangreichere, zum Gebrauch für Fachgelehrte bestimmte Wörterbücher. Bekannt sind besonders der „Thesaurus linguae graecae" von Henricus Stephanus und das „Dictionarium s. Thesaurus linguae latinae" von Rob. Stephanus.

Thesaurus supererogationis (lat.), Kirchenschatz der guten Werke (s. d.).

Theseus, einer der berühmtesten Heroen des Alterthums, Sohn des Königs Aegeus von Athen und der Aethra, ward bei seinem Großvater Pittheus zu Comidas erzogen. Herangewachsen, nahm er das Schwert seines Vaters, welches derselbe für ihn unter einem Felsblock verborgen hatte, als Erkennungszeichen und ging damit nach Athen. Unterwegs erschlug er die Räuber Periphetes, Sciron, Cercyon, Procrustes u. A. Zu Hause fand er die Medea, welche dem Aegeus Nachkommenschaft versprochen hatte. Den T.

Digitized by Google

fürchtend, beredete ſie den Aegeus, den ihm noch unbekannten Fremdling beim Mahl zu vergiften. Aegeus erkannte den Sohn aber am Schwert und ſtellte ihn ſofort dem Volk als ſeinen künftigen Herrſcher vor. T. erſchlug hierauf die Söhne des Pallas, welche nach ihres Oheims Aegeus Tode auf die Herrſchaft gehofft hatten und ihn mit Heeresmacht angriffen, und befreite das Land von dem marathoniſchen Stier, indem er ihn lebendig fing und dem Apollo opferte. Als zu derſelben Zeit die Geſandten des Minos nach Athen kamen, um den jährlichen Tribut von 7 Jünglingen und 7 Jungfrauen für den Minotaurus zu holen, ließ ſich T. unter die Zahl der auserſehenen Opfer aufnehmen, und es gelang ihm, durch die Rathſchläge der Ariadne, der Tochter des Minos, unterſtützt, den Minotaurus im Labyrinth zu beſiegen. Nachdem er auf Befehl der Götter die Ariadne auf Naxos zurückgelaſſen, kehrte er nach Athen zurück. Das Tributſchiff hatte ſtets eine ſchwarze Flagge geführt; für dieſe Fahrt hatte Aegeus dem Steuermann eine weiße mitgegeben, die er bei der Rückkehr als Zeichen des glücklichen Ausgangs von ſeines Sohnes Unternehmung aufziehen ſollte. Dies ward aber verſäumt, und der auf einem Felſenvorſprung auf die Rückkunft des Schiffes harrende Aegeus ſtürzte ſich bei dem Anblick des ſchwarzen Segels aus Verzweiflung in das Meer. T. folgte ihm in der Regierung und traf viele treffliche Einrichtungen. Mit Hercules zog er gegen die Amazonen und erhielt als Siegespreis die Antiope oder Hippolyte, die ihm den Hippolytus gebar. Dem Pirithous half er die Centauren vertreiben, und dieſer ſtand ihm wieder bei der Entführung der Helena bei, wogegen T. dann den Freund begleitete, um Proſerpina aus der Unterwelt zu holen. Letzteres mißlang, und Beide wurden in der Unterwelt ſo lange zurückgehalten, bis ſie Hercules befreite. Später nahm T. an dem Argonautenzuge und an der kalydoniſchen Jagd Theil. Bei ſeiner Zurückkunft nach Athen den Meneſtheus, Sohn des Peleus, auf dem Thron findend, ging er nach Scyrus, wo er ſeinen Tod durch einen Sturz von einem Felſen oder durch Verrath des Königs Lycomedes fand. Später erhielt er Heroendienſt in Athen, es wurden ihm jährliche Spiele, Theſeia, gefeiert und Tempel errichtet. Die Darſtellung des T. auf Kunſtwerken ähnelt ſehr der des Hercules, nur iſt ſein Körperbau nicht ſo gedrungen und ſein Haar nicht ſo kraus.

Theſiger, Frederick, ſ. Chelmsford.

Theſis (griech.), ein Satz, der erſt bewieſen werden ſoll; dann ſtreitiger Satz, über den disputirt werden ſoll; in der Metrik Senkung, derjenige Theil eines Versfußes oder Metrums, der nicht durch den Accent hervorgehoben wird, im Gegenſatz zur Arſis; in der Muſik der Niederſchlag oder der Theil, mit welchem der volle Takt anfängt, im Gegenſatz zur Arſis, dem Auftakt.

Theſmophorien (v. Griech.), altes myſteriöſes Feſt, welches in der zweiten Hälfe des Oktober 2 Tage lang zu Halimus und in Attica und 3 Tage lang zu Athen in einem beſonders dazu beſtimmten Tempel von den verheiratheten Frauen gefeiert ward, und zwar zu Ehren der Demeter Theſmophoros, d. h. der geſetzgebenden Demeter, der Gründerin der bürgerlichen Geſellſchaft, ſowie der rechtmäßigen Eheverbindung. Die Feſtfeier, von der die Männer ſtreng ausgeſchloſſen waren, beſtand vornehmlich in einer Prozeſſion der Frauen nach Halimus und zurück nach Athen.

Theſpiä (Theſpia), Stadt in Böotien, am öſtlichen Abhange des Helicon, 4 Stunden von Theben, wurde von Theſpius erbaut und war die Vaterſtadt des Praxiteles. Von Xerxes zerſtört, wurde ſie wieder aufgebaut, um ſpäter (374) von den Thebanern aufs Neue zerſtört zu werden. Jetzt finden ſich umfangreiche Ruinen davon bei Nimocaſtro.

Theſpis, nach der Sage der Erfinder der Tragödie, indem er den dithyrambiſchen Chören an den Dionyſien einen Monolog hinzufügte, der in der Regel eine auf Bacchus bezügliche mythiſche Geſchichte enthielt, war aus Icaria in Attica gebürtig und lebte um 540 v. Chr. Unverbürgt iſt die Nachricht, daß T. mit einer wandelnden Bühne auf einem Karren herumgezogen ſei; doch iſt der Theſpiskarren für wandelnde Bühnen ſeit Horaz ſprüchwörtlich geworden. Die dem T. beigelegten Fragmente ſind unächt.

Theſprotia, Landſchaft in Epirus, ward durchſtrömt von dem Acheron, der ſich hier, nachdem er den See Acheruſia durchfloſſen und den Cocytus aufgenommen hatte, in das joniſche Meer ergoß. Die Theſproter werden nur von Herodot den Griechen beigezählt, von Andern Barbaren genannt. Später entſtand daſelbſt die Hafenſtadt Buthrotum, jetzt Butrinto.

Theſſalien, Landſchaft im nördlichen Griechenland, grenzte gegen Weſten an Epirus, von dem es der Pindus trennte, gegen Norden, wo das kambuniſche Gebirg, der Olympus und der Peneus die Grenze bildeten, an Macedonien, gegen Oſten an das ägäiſche Meer, gegen Süden an den Sinus Pagasaeus und Maliacus und an Locris, Phocis und Aetolien. Die Hauptgebirge waren der Oſſa, Pelion, Oeta und Othrys, und an der Grenze der Pindus, Olympus und die kambuniſchen Berge; die Hauptflüſſe der Peneus mit dem Enipeus, Achelous, Apidanus und Sperchius. Von den Seen waren der Böbeis und Neſſonis die bedeutendſten. Die Einwohner zerfielen von jeher in eine Menge kleiner Völkerſchaften. Das Land zerfiel in 8 Landſchaften: Heſtiäotis, Pelasgiotis, Magneſia, Theſſaliotis, Phthiotis, Dolopia, Oetäa, Malis. Der Boden war fruchtbar, beſonders gab es gute Weiden, weshalb die Pferdezucht in T. zu Hauſe war. Die Theſſalier waren als Pferdebändiger ebenſo berühmt wie als Zauberer, da der Boden T.s viele Giftpflanzen hervorbrachte. Von Oel, Wein, Getreide konnte viel ausgeführt werden. Als älteſte Bewohner des Landes werden Pelasger genannt, welche die Ureinwohner unterjochten und zu Leibeigenen machten, die unter dem Namen Peneſten einen ähnlichen unterdrückten Stand bildeten wie die Heloten in Sparta. Später bildeten ſich ebenſo viel kleine Staaten, als Städte waren. Sie hatten meiſt eine ariſtokratiſche Regierungsform und verſammelten ſich nur bei gemeinſamen Unternehmungen unter einem Oberhaupte (Tagos). Unter den edlen Geſchlechtern waren ſchon zur Zeit der Perſerkriege die Aleuaden in Lariſſa und die Tyrannen

Digitized by Google

zu Pherä, die ihren Urſprung auf Jaſon zurückführten, berühmt. Unter dem ſpätern Tyrannen Alexander war T. der Schauplatz eines Krieges mit den Thebanern unter Pelopidas. Dann ſtand T. im Bunde mit Theben gegen Sparta. Nach Alexanders Ermordung 359 riefen die Aleuaden gegen deſſen Nachfolger Iſiſphonus und Lycophron den König Philipp von Macedonien herbei, der ſich aber bald ſelbſt zum Herrn des Landes machte und in T. eine Tetrarchie errichtete. Von da an blieb T. in macedoniſcher Abhängigkeit, und wenn auch für Augenblicke der ätoliſche Bund im Beſitz des Landes war, ſo war es doch ſchon ſo weit macedoniſirt, daß es keinen weiteren Verſuch machte, die frühere Selbſtſtändigkeit wieder zu erlangen. Als Philipp V. mit den Römern Krieg führte, ſtanden die Theſſalier auf ſeiner Seite. Nach der Schlacht bei Cynoscephalä, in der erſterer beſiegt wurde, ward T. mit den andern griechiſchen Staaten bei den iſthmiſchen Spielen für frei erklärt (196). Da aber die Aetoler ſpäter mit den Römern Krieg führten und von dieſen beſiegt wurden, ſo kam das Land unter römiſchen Einfluß. Es behielt zwar ſeine Verfaſſung, wurde aber von den Römern als Provinz behandelt. Unter den Kaiſern wurde es förmlich zu einer Provinz gemacht und, da es nicht groß genug war, zu Macedonien geſchlagen. Konſtantin der Große machte es dagegen zu einer eigenen Provinz und ſtellte es unter die Präfektur Illyrien. Hierauf kam es zum byzantiniſchen und zu Anfang des 13. Jahrhunderts zum lateiniſchen Kaiſerthum, obwohl ſich während dieſer Zeit manchmal eigne Dynaſten in Beſitz des Landes ſetzten und darin zu behaupten wußten. Im Jahre 1460 fiel es in die Gewalt der Türken, in deren Beſitz es noch jetzt iſt. Das jetzige T. entſpricht zum großen Theil dem Liwa Trikala des türkiſchen Ejalets Salonichi und iſt eine überaus fruchtbare und gut angebaute, rings von Bergen umſchloſſene Thalebene. Eine lange Gebirgskette zieht ſich im Weſten vom Sinokovo oder Mezzovo (Pindus) bis zu den Agraphabergen. Vom Sinokovo zieht ſich der 4600 Fuß hohe Krutſchevo hinüber nach dem 6000 Fuß hohen Olymp. Südöſtlich von dieſem erhebt ſich der Kiſſavo (Oſſa). Endlich zieht ſich an der ſüdlichen Grenze T.s ein Gebirgszug hin, der im Weſten in der Agraphakette bis auf 5000 Fuß anſteigt und den niedere Bergketten mit dem Pelion und Oſſa verbinden. Auch das Innere des Landes iſt von kleinen Bergen und Anhöhen durchzogen. Hauptfluß des Landes iſt der Salambria (Peneus) mit dem Fanari (Pamiſus), Bloko Jeni (Enipeus), Gura (Apidanus), Atrax u. a. Unter den Seen iſt der Karlosſee (Böbeis) der bedeutendſte. Das Klima iſt meiſt mild und geſund, nur an den untern Ufern des Salambria, welche ſumpfig ſind, ungeſund. Das Pflanzenreich liefert Weizen, Gerſte, Reis, Mais, Flachs, Hanf, Baumwolle, Tabak, Obſt, Gemüſe, Wein und Roſinen. Die Berge tragen Wälder von Eichen, Platanen und Kaſtanien. Die herrlichen Weiden in den Gebirgen und an den Thalabhängen nähren treffliches Rindvieh und viele Schafe. Die theſſaliſchen Pferde gehören noch zu den beſten der Türkei. Die Fiſcherei wird läſſig betrieben, deſto emſiger Bienenzucht und Seidenbau. $^4/_5$ der Bewohner ſind Griechen, die übrigen Türken, Arnauten und Zigeuner. Das Land wird von Klephten ſehr unſicher gemacht. Vergl. Hoche, Beiträge zur Chorographie von T., Zeitz 1838.

Theſſalonich (Theſſalonica), Stadt in Macedonien, am thermäiſchen Meerbuſen, hieß früher Therma und wurde erſt unter Caſſander, der ſie erweiterte und verſchönerte, zum Andenken an ſeine Gemahlin Theſſalonice, eine Tochter Philipps, T. genannt. Unter den Römern ward die ſehr bevölkerte und reiche Stadt Hauptſtadt der Provinz Macedonia prima und ſpäter von ganz Griechenland und Illyrien. Jetzt Salonichi. Der Apoſtel Paulus gründete hier eine chriſtliche Gemeinde.

Theſſalonicher, Briefe an die, zwei Schriften des neuteſtamentlichen Kanons, welche vom Apoſtel Paulus wahrſcheinlich zu Korinth abgefaßt worden ſind, ihre Veranlaſſung in der Theilnahme des Apoſtels für die erſt kürzlich von ihm geſtiftete Gemeinde haben und insbeſondere die Erwartungen derſelben von der Zukunft Chriſti berichtigen ſollen. Gegen die Authentie beider Briefe laſſen ſich keine haltbaren Gründe aufbringen.

Thetis, in der griechiſchen Mythe Tochter des Nereus und der Doris, Gemahlin des Peleus (ſ. d.), Mutter des Achilles. Als Peleus ſie wegen des gefährlichen Mittels, durch das ſie ihren Sohn unſterblich machen wollte, tadelte, ſtieg ſie zu ihren Schweſtern und ihrem greiſen Vater in die Tiefen des Meeres zurück, und nur bisweilen begab ſie ſich auf die Erde, um ihrem Sohne Achilles die zärtlichſte Mutterſorge zu widmen. Verehrt ward T. beſonders in Theſſalien, Sparta und Meſſenien.

Theuerdank, ſ. Pfinzing.

Theuerung, der Zuſtand, in welchem die Preiſe der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, namentlich der Nahrungsmittel, die Koſten ihrer Produktion unverhältnißmäßig überſteigen. In ſofern das Hauptnahrungsmittel in Europa das Getreide iſt und deſſen T. auch alle andern Nahrungsmittel, die daſſelbe erſetzen können, nothwendig mit theuer machen muß, ſo verſteht man unter T. beſonders den Zuſtand, in welchem die Getreidepreiſe eine ſolche Höhe erreicht haben, daß der gewöhnliche Verdienſt einer Familie zur Anſchaffung des täglichen Bedarfs nicht mehr ausreicht. Erreicht eine T. einen ſolchen Grad, daß die Anſchaffung der Lebensmittel gar nicht mehr möglich iſt, ſo nennt man ſie Hungersnoth. Die nächſtliegende Urſache einer T. iſt ſtets durch Mißernte entſtehender Getreidemangel. Weniger einflußreich, aber mitwirkend zur T. iſt die geſteigerte Konſumtion des Getreides, wie ſie namentlich im Fall eines Krieges ſowohl durch den Zuſammenfluß von Menſchen, als auch durch die Verwüſtung der Felder für einen gewiſſen Bezirk herbeigeführt werden kann. Auch Hemmungen des Verkehrs können T. herbeiführen. Ebenſo kann T. bewirkt werden, wenn das Landeigenthum in den Händen weniger Großen iſt, welche die Preiſe zu einer das natürliche Maß überſteigenden Höhe emporſchrauben können, ſobald zugleich die Einfuhr von außen Hemmungen unterliegt. Eine Steigerung

Digitized by Google

der Preise bei einmal eingetretener T. wird ferner dadurch hervorgerufen, daß die Aengstlichen in übermäßiger Furcht vor dem Verhungern ihre Vorräthe mehr als nöthig vergrößern, während zugleich die Gutsbesitzer und Spekulanten in der Hoffnung auf weiteres Steigen ihre Angebote zurückhalten. Daß auch durch Aufkaufen und Aufspeichern des Getreides von Seiten der Getreidehändler T. bewirkt werden könne, wurde früher allgemein als möglich angenommen, bis man zu der Einsicht gelangt, daß der Kornhandel keine Ursache zur T. sein könne. Was die Wirkungen der T. betrifft, so entsteht durch sie nicht bloß augenblickliches Elend, sondern als noch schlimmere Folgen zeigen sich Erwerblosigkeit, Verarmung und physisches und moralisches Elend. Daher kann es keinem Zweifel unterworfen sein, daß der Staat die Verpflichtung hat, dergleichen Uebelständen möglichst abzuhelfen, und demnach die Mittel in reifliche Erwägung ziehen muß, durch welche einerseits einer T. möglichst vorzubeugen, andererseits eine bereits eingetretene T. möglichst zu mildern ist. Beide Aufgaben sind Gegenstand der sogenannten Theuerungspolitik. Sie können nur durch ein Zusammenwirken aller Kräfte im Staate gelöst werden; der Staat an sich kann wenig mehr dafür thun, als das allerdings Große, daß er dem Wirken dieser Kräfte möglichst Freiheit und Ermunterung sichert. Begünstigung und möglichste Förderung des Ackerbaues wie des freien Verkehrs sind demnach die zwei Hauptforderungen, welche an eine richtige Theuerungspolitik gestellt werden müssen. Ist eine T. bereits eingetreten, so kann der Staat im Ganzen und Großen wenig zu ihrer Milderung, nichts zu ihrer Beseitigung, Manches aber zu ihrer Verschlimmerung thun. Alles verschlimmert das Uebel, was den Landbau drückt, den Getreidehandel stört, beengt und entmuthigt und das Publikum über die Bedeutung des Uebels und seine Gründe irre führt. Polizeitaxen schaden bloß, ebenso Ausfuhrverbote. Außerordentlich wenig im Verhältniß zu dem ungeheuren Kostenaufwande nützen Staatsmagazine, die für einen kleinen Kreis ihren Werth haben mögen, für das Allgemeine aber fast nutzlos sind, in sofern die angesammelten Vorräthe in Zeiten wirklicher T. ebenso schnell konsumirt werden wie ein Staatsschatz in Kriegs- und Revolutionszeiten. Viel zweckmäßiger wird in Theuerungszeiten der Staat seine Mittel verwenden, wenn er, dem Verkehr freien Lauf lassend, nur für vermehrte Thätigkeit der öffentlichen und Privatarmenpflege und für möglichste Sicherung der Erwerbsgeschäfte sorgt. Vorschüsse an bedrängte Gewerbsunternehmer, Vornahme außerordentlicher öffentlicher Arbeiten, Theuerungszulagen für niedrig besoldete Beamte, Austheilung von Lebensmitteln an Arme, Ueberführung von Vorräthen an Orte, die der Privatverkehr nicht aufsucht, Organisirung von gegenseitigen Unterstützungsanstalten für besondere Klassen und Stände, möglichste Erleichterung der Transportkosten, bei Epidemien Sorge für Armenärzte und unentgeltliche Heilmittel sind die Maßregeln, welche mit ähnlichen andern dem Zwecke am meisten entsprechen werden. Vergl. Roscher, Ueber Korntheuerungen, Stuttg. u. Tübing. 1847.

Theurgie (v. Griech.), die vorgebliche Wissenschaft, sich durch gewisse Ceremonien und Handlungen mit den Göttern und Geistern in nähere Verbindung zu setzen und sie zu Hervorbringung übernatürlicher Wirkungen für sich zu gewinnen. Sie hat ihren Ursprung bei den Chaldäern und Persern, wo die Magier sich mit ihr beschäftigten. Auch die Aegypter rühmten sich, große Geheimnisse darin zu besitzen. Unter den Philosophen spielte sie bei den Neuplatonikern eine große Rolle, namentlich bei Jamblichus und Proclus. Auch im Mittelalter kommen häufig Spuren von ihr vor. Vergl. Lobeck, Aglaophamus, Königsberg 1829, 2 Bde.

Theux de Meylandt, Barthélemy Theodor, Graf, belgischer Staatsmann, geboren den 25. Febr. 1794 auf Schabroek im Limburgischen, studirte zu Lüttich die Rechte, ward nach der Konstituirung Belgiens Mitglied des Kongresses, 1831 Mitglied der Deputirtenkammer und im December desselben Jahres Minister des Innern. Nachdem er 1832 mit seinen Kollegen zurückgetreten, ward er im August 1834 mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, worin er nebst der Präsidentschaft das Portefeuille des Innern und später das des Auswärtigen übernahm. Nach dem Sturz dieser Verwaltung 1840 ward T. in den Grafenstand erhoben und war noch eine Zeitlang als Minister ohne Portefeuille thätig. Im Jahre 1846 trat er abermals an die Spitze eines die Interessen der Katholiken durchaus begünstigenden Kabinets, mußte aber schon am 13. August 1847 in Folge des Siegs der liberalen Linken bei den Wahlen zurücktreten. Im Parlament gehörte er zur Opposition.

Thibaudeau, Antoine Claire, Graf, ausgezeichneter französischer Staatsmann und Historiker, geboren den 23. März 1765 zu Poitiers, ward Advokat daselbst, 1792 Konventsdeputirter, schloß sich der Bergpartei an und stimmte für den Tod des Königs. Nach dem Sturze Robespierre's trat er auf die Seite der Gemäßigten, ward im März 1795 Präsident des Konvents, dann Mitglied des Wohlfahrtsausschusses und 1796 Präsident des Raths der Fünfhundert, aber, des Royalismus verdächtig, nach den Ereignissen vom 18. Fructidor auf die Deportationsliste gesetzt. Bald rehabilitirt, blieb er Mitglied des Rathes der Fünfhundert bis zum Mai 1799 und ward nach der Revolution vom 18. Brumaire von Bonaparte zum Präfekten von Bordeaux und dann zum Staatsrath und 1803 unter Erhebung in den Grafenstand zum Präfekten im Departement der Gironde, später in dem der Rhonemündungen ernannt. Nach der zweiten Restauration in dem Verbannungsdekret vom 24. Juli 1815 mitbegriffen, ging er zunächst nach der Schweiz, dann nach Prag, wo er ein Handelshaus errichtete. Nach der Julirevolution von 1830 kehrte er nach Frankreich zurück, betheiligte sich hier aber nicht an den öffentlichen Angelegenheiten. Nach dem 2. December 1850 von Ludwig Napoleon zum Staatsrath ernannt, † er den 8. März 1854. Er schrieb unter Anderem: „Mémoires sur la Convention et le Directoire" (Paris 1824, 2 Bde.); „Mémoires sur le Consulat et l'Empire" (das. 1835, 10 Bde.) und „Histoire générale de Napoléon Bo-

Digitized by Google

naparte" (daſ. 1827—28, 5 Bde.; deutſch, Stuttgart 1827—30).

Thibaut, Anton Friedrich Juſtus, ausgezeichneter Lehrer des römiſchen Rechts, geboren den 4. Januar 1774 zu Hamburg, ſtudirte in Göttingen, Königsberg und Kiel, ward 1799 Profeſſor daſelbſt, 1802 nach Jena und 1805 nach Heidelberg berufen, wo er am 28. März 1840 †. Sein Hauptwerk iſt das „Syſtem des Pandektenrechts" (Jena 1803, 2 Bde.; 9. Aufl. von Buchholz, daſ. 1846). Gemeinſchaftlich mit Löhr und Mittermaier gab er das „Archiv für civiliſtiſche Praxis" (Heidelberg 1818 ff.) heraus. Seinen „Juriſtiſchen Nachlaß" veröffentlichte Guyet (Berl. 1841—42, 2 Bde.). Als Kenner der klaſſiſchen Muſik bewies er ſich in der Schrift „Ueber Reinheit der Tonkunſt" (Heidelberg 1825, 3. Aufl. 1851). Sein Bruder, Bernhard Friedrich T., geboren den 22. December 1775, † als Profeſſor der Mathematik zu Göttingen den 4. Nov. 1832, erwarb ſich durch ſeinen „Grundriß der reinen Mathematik" (Göttingen 1801, 4. Aufl. 1823) und ſeinen „Grundriß der allgemeinen Arithmetik" (daſ. 1809, 2. Aufl. 1830) einen Namen.

Thiel (Tiel), Stadt in der niederländiſchen Provinz Geldern, rechts an der Waal, in der ſogenannten Betuwe, iſt Sitz eines Bezirks- und Kantonalgerichts, hat 2 reformirte Kirchen (worunter die große St. Maartenskirche), eine lutheriſche und eine römiſch-katholiſche Kirche, eine Synagoge, lateiniſche Schule, Gerberei, Brauerei, Fabrikation von Eſſig, Farben, Leinen- und Wollzeuchen, Schifffahrt, Handel mit Landesprodukten, beſuchte Märkte und 6991 Einwohner. T. war früher eine bedeutende Handels- und Hanſeſtadt und iſt der Geburtsort des Generals Chaſſé.

Thiele, la (Zihl), Fluß in der weſtlichen Schweiz, iſt der untere Lauf der Orbe von ihrem Ausfluß aus dem Neuenburgerſee an, bildet die Grenze zwiſchen den Kantonen Neuenburg und Bern, durchfließt darauf den Bielerſee und fällt dann im Kanton Bern in die Aar.

Thielt, Hauptſtadt des gleichnamigen Bezirks in der belgiſchen Provinz Weſtflandern, an der Eiſenbahn von Gent nach Furnes, die hier nach Courtray abzweigt, hat Spitzenklöppelei, Leinweberei, Oelfabrikation, Handel und 11,497 Einwohner.

Thienemann, Friedrich Auguſt Ludwig, namhafter Ornitholog, geboren den 25. December 1793 zu Gleina an der Unſtrut, ſtudirte zu Leipzig Medicin und Naturwiſſenſchaften, bereiſte ſeit 1820 den Norden Europa's, namentlich Island, ward 1825 als Inſpektor des königlichen Naturalienkabinets nach Dresden berufen und 1839 zum königlichen Bibliothekar ernannt, legte aber ſchon 1842 aus Geſundheitsrückſichten dieſe Stelle wieder nieder und † den 24. Juni 1858 zu Trachenberge bei Dresden. Seine Hauptwerke ſind die „Syſtematiſche Darſtellung der Fortpflanzungsgeſchichte der Vögel Europa's" (mit ſeinem Bruder G. A. M. Thienemann und Chr. L. Brehm, Leipz. 1825—33, 5 Abtheilungen) und „Fortpflanzungsgeſchichte der geſammten Vögel" (daſ. 1845 bis 1856, 10 Hefte mit 100 Tafeln).

Thiengen, Stadt im badiſchen Oberrheinkreis, Bezirksamt Waldshut, unweit des Rhein und an der Eiſenbahn von Baſel nach Schaffhauſen, hat ein Schloß, Weinbau und 1858 Einwohner; ſonſt Hauptſtadt der Landgrafſchaft Kleggau.

Thier (animal), nach der gewöhnlichen Definition der organiſche Körper, der eine ſelbſtſtändige innere und äußere (willkürliche) Bewegung beſitzt, ſeine Nahrung meiſt durch eine Mundöffnung einnimmt und, mit Empfindung begabt, Reaktion gegen feindliche Einflüſſe von außen zeigt. Dieſe Definition reicht jedoch an der noch nicht völlig regulirten Grenzſcheide zwiſchen den unterſten Pflanzen und den unterſten T.en nicht mehr aus. So haben die Rhizopoden, mehre Infuſorien und Eingeweidewürmer keinen Mund, ſondern nehmen die Nahrung durch die geſammte Körperoberfläche auf, und wenn die Sporen von Konferven ꝛc. eine Ortsbewegung zeigen, die einer willkürlichen täuſchend ähnlich iſt, ſei es, daß ſie durch einfaches Herumwälzen, oder vermittelſt beſonderer Flimmerhaare, oder peitſchenförmiger Anhänge bewerkſtelligt wird: ſo gibt es neben den ſenſitiven Pflanzen Infuſorien, die auf äußere Reize nicht die geringſte Reaktion zeigen. Daher bleibt für die unterſten Thierformen nur ein unterſcheidender Charakter, der in der Kontraktilität der Körperoberhaut beſteht. Die Dimenſionen, innerhalb deren ſich das Thierreich bewegt, ſind feſter begrenzt, als im Pflanzenreich. Während die Pflanze bis zu ihrem Tode fortwächſt, tritt beim T. endlich ein Stillſtand des Wachsthums, der Zuſtand des Ausgewachſenſeins ein, womit in der Regel zugleich die Geſchlechtsreife verbunden iſt. Je größer die Dimenſionen, deſto geringer iſt die Individuenzahl u. umgekehrt, je kleiner die Dimenſionen, deſto größer iſt die Menge der Individuen. Die Ernährungsorgane erſcheinen zu unterſt nur als eine meiſt vordere Leibesöffnung, die jedoch auch bis in die Bauchmitte herabrücken kann und nach hinten anfangs nur in einen kurzen röhrenförmigen Schlund, dann in einen längeren, geſchloſſenen Schlauch oder After, endlich in einen Darm mit hinterer Afteröffnung führt. Auf den unterſten Stufen der thieriſchen Organiſation durchdringen die allſeitig aufgeſaugten Nahrungsſtoffe die gallertartige Sarkode noch ohne Gefäße; dann entſteht innerhalb des Körpers ein kontraktiler Raum, durch deſſen Zuſammenziehung die Ernährungsflüſſigkeit, das Blut (ſ. d.), bewegt wird. Später, namentlich bei den Wirbelthieren, bewegt ſich das Blut innerhalb eines geſchloſſenen Syſtems von Röhren, das als Gefäßſyſtem bezeichnet wird und ſeinen Mittelpunkt in einem mehr oder minder vollkommenen Herzen findet. Die im Gefäßſyſtem ſich bewegende Flüſſigkeit iſt entweder waſſerhelle oder weißliche Lymphe in den Lymphgefäßen, oder in den Blutgefäßen wahres Blut, das bei den untern T.en farblos und kalt (d. h. die Temperatur des umgebenden Mediums nicht oder nur wenig überſteigend), bei den Wirbelthieren durch die Blutkügelchen roth und unter dieſen bei den Vögeln und Säugethieren warm (d. h. die Temperatur des Mediums anſehnlich überſteigend) iſt. Die Athmung (ſ. d.) wird anfangs durch die geſammte Körperoberfläche vermittelt, bald aber erſcheinen beſondere Organe in Form von Bor-

Digitized by Google

ſprüngen, Blättchen, Veräſtelungen ꝛc., bald mit den Bewegungsorganen verbunden, bald frei und an verſchiedenen Körperſtellen äußerlich befeſtigt, die zur Athmung im Waſſer beſtimmten Kiemen. Uebrigens erſcheinen auch ſchon frühzeitig Athemblaſen, die endlich zellig werden u. Lungen heißen, während die im Körper verzweigten luftführenden und mit Stigmen nach außen mündenden Röhren (der Inſekten und der meiſten Gliederthiere) Tracheen genannt werden. Die Organe der Fortpflanzung mangeln einigen der niederſten Formen, die ſich nur durch Selbſttheilung, Sproſſung oder Knospung vermehren, ganz, erſcheinen aber dann überall, und zwar immer zu dem Gegenſatze des männlichen (ſamenbereitenden) und weiblichen (eierbildenden) Geſchlechts differenziirt. In den unteren Kreiſen des Thierreiches ſind die männlichen und weiblichen Genitalien noch in einem und demſelben Thierindividuum vereinigt (Hermaphroditismus), und nur erſt von den Kopffüßlern an aufwärts iſt die Trennung der Geſchlechter eine durchgängige und mit Sicherheit erkannte. Neben dieſen ſogenannten vegetativen (weil im Pflanzenkörper in gewiſſer Weiſe analoge Organſyſteme beobachtet werden) Syſtemen ſtehen im Thierleibe noch die animalen, ihm allein zukommenden Syſteme: das die Bewegung vermittelnde Muskelſyſtem, das Skelet, das als wahres (d. h. inneres) Skelet erſt bei den Wirbelthieren auftritt, während die harten Körpertheile in andern Kreiſen des Thierreichs nur von der hornigen oder kruſtenartigen Oberhaut, dem Hautſkelet, gebildet wurden, und das die Empfindung vermittelnde Nervenſyſtem. Die Lebensverrichtungen der T.e beſtehen zuerſt in der Ernährung. Dieſelbe erfordert zwei Hauptakte, nämlich die Aufnahme der Nahrung und die Aſſimilation derſelben. Bei den meiſten T.en wird die Nahrung ergriffen, oft zerkleinert (gekaut), eingeſpeichelt und dann verſchlungen und endlich im Magen aufgelöſt und flüſſig gemacht, um nach Erfüllung dieſer Hauptbedingung für die Aufnahme in die Lymphgefäße und von da in das Blut überzugehen, während die unverdauten Theile als Koth wieder ausgeworfen werden. Indem das Blut die Nahrungstheile in alle Punkte des Körpers hinführt und nach Bedürfniß abſetzt, findet die Aſſimilirung Statt. Aſſimilirt werden aber nur Stoffe, die der chemiſchen Zuſammenſetzung der Körperſubſtanz entſprechen. Zur fortwährend erneuerten Belebung des Blutes, durch die deſſen raſtloſer Kreislauf bedingt wird, bedarf das T. des Sauerſtoffs, deſſen Aufnahme aus dem Waſſer oder der Atmoſphäre durch die Einathmung vermittelt wird, während beim Ausathmen die überſchüſſige Kohlenſäure des Körpers abgegeben wird. Die Fortpflanzungsthätigkeit tritt, abgeſehen von der problematiſchen Urzeugung (ſ. Zeugung), zuerſt als ungeſchlechtliche Zeugung auf, indem die organiſche Grundſubſtanz des Körpers befähigt iſt, ſich und damit die Art durch Selbſttheilung, Knospung und Sproſſung zu vervielfältigen. Dies die Fortpflanzungsweiſe der niederſten T.e, die jedoch auch noch höher hinauf, manchmal neben der geſchlechtlichen oder wahren Zeugung hergeht. Das befruchtete Ei wird entweder aus dem Mutterkörper ausgeſtoßen, gelegt, und zwar bald ohne Wahl dem Zufall überlaſſen, bald mit ſorgfältigſtem Inſtinkt da abgelegt, wo das auskriechende Junge ſogleich Sicherheit und Nahrung findet, oder es bleibt im mütterlichen Organismus bis zu demjenigen Entwickelungsgrade, in welchem es fähig iſt, außerhalb des Mutterleibes zu leben, alſo lebendig geboren zu werden. Im erſten Falle ſind die Jungen entweder den Alten ſchon völlig ähnlich, ſo daß ſie nur noch durch Wachſen die Größe der Aeltern zu erreichen brauchen, oder ſie ſind den Aeltern völlig unähnlich und müſſen erſt eine Reihe von Verwandlungen durchlaufen, bis ſie den Aeltern ähnlich werden. In mehren Kreiſen niederer T.e iſt das aus dem Ei kommende Junge dem Mutterthiere völlig unähnlich und geſchlechtslos. Es entwickelt in ſeinem Innern Keime, die ſich zu neuen Weſen geſtalten und dabei oft abermaligen Verwandlungen unterworfen ſind, bis die Aehnlichkeit mit dem Mutterthiere hervortritt. Dieſe Weiſe der Fortpflanzung iſt Generationswechſel oder Ammenzeugung genannt worden, indem jene geſchlechtsloſen Mittelformen als Ammen bezeichnet wurden. Eine andere derartige Entwickelungsweiſe iſt die Metamorphoſe der Inſekten, denn hier geht aus dem Ei die Larve hervor, dieſe geſtaltet ſich zur Puppe und erſt aus dieſer entwickelt ſich das vollkommene Inſekt. Die willkürlichen Bewegungen der T.e, zunächſt Ortsbewegungen, geſchehen ſchwimmend oder kriechend, oder ſchreitend, oder laufend, oder ſpringend, oder kletternd, oder fliegend, langſamer oder ſchneller. Daneben zeigt ſich eine oft enorme Muskelkraft, die relativ bei den Inſekten am größten zu ſein ſcheint, während ſie bei Vögeln und Säugethieren die längſte Ausdauer haben dürfte. Die Aeußerungen der Sinnesthätigkeiten beſchränken ſich bei den untern T.en auf die allgemeine Empfindung und auf die Unterſcheidung des Lichtes und des Dunkels. Erſt ſpäter erſcheinen Tentakeln als Taſtorgane und Augen, zu denen erſt bei den Würmern die erſten Rudimente des Ohrs kommen. Geſchmack und Geruch finden ſich zuerſt bei den Gliederthieren; eine höhere Ausbildung der Sinne tritt aber erſt bei den oberſten Wirbelthierklaſſen, den Vögeln und Säugethieren, ein, und zwar ſind bei erſtern beſonders Geſicht und Gehör, bei letztern beide Sinne und neben denſelben beſonders noch der Geruch ſehr entwickelt. Der Geſchmacksſinn ſcheint bei keinem T. einen hohen Grad der Ausbildung zu erreichen. Die Aeußerungen der Pſyche, die Inſtinkte der T.e, die ſogenannten Kunſttriebe ꝛc. reduciren ſich insgeſammt auf die Ernährungs-, Erhaltungs- und Fortpflanzungsfunktionen und werden meiſt ſogar unwillkürlich vollzogen. Wie eine Periodicität im Leben der T.e ganz vorzüglich auch im Erwachen des Begattungstriebes hervortritt, das bei allen frei lebenden T.en an beſtimmte Zeiten des Jahres, und zwar ſo gebunden iſt, daß dasſelbe zu rechter Zeit der für die Entwickelung der Jungen günſtigſten Jahreszeit vorangeht, ſo erſcheint eine ſolche auch in Bezug auf die Häutungen, die bis zu den Amphibien herauf noch vorkommen und bei den Vögeln durch die Mauſer, bei den Säugethieren durch das Haren (Rauhen)

Digitized by Google

vertreten werden. Die wichtigste dieser Periodicitäten aber ist der Wechsel zwischen Wachen und Schlafen. Der Schlaf tritt vorzugsweise in der Nacht ein, weil während dieser Zeit die Zahl der Reize eine viel geringere ist als während des Tages. Während aber im Schlafe die animalen Funktionen (mit Ausnahme der unwillkürlichen) ruhen, gehen die Funktionen der vegetativen Systeme ihren ruhigen Gang fort. Ein diesen täglich wechselnden Perioden analoges und ebenfalls auf innerer Nöthigung zur Ruhe und Erholung beruhendes Phänomen ist der Winter- und Sommerschlaf mancher T.e, der nicht ausschließlich durch die abnehmende oder zu hoch steigende Temperatur bedingt zu werden scheint. Die Lebensdauer der T.e schwankt innerhalb ziemlich weiter Grenzen, doch sind dieselben enger als jene für das Pflanzenleben. Der Aufenthalt der T.e ist überall, in der Luft, im Wasser und in der Erde. Die meisten T.e sind aber an bestimmte Klimate gewiesen, u. nicht bloß ertragen die Bewohner der wärmeren Klimate die nördliche Kälte nicht, auch die Bewohner der Polargegenden dauern in wärmeren Gegenden nicht aus, und nur einige Hausthiere haben sich so weit akklimatisirt, daß sie in gewissem Grade dem Menschen unter alle Zonen zu folgen vermögen. Auch einige Formen des untersten Thierlebens (Infusorien) sind in außerordentlich weiter räumlicher Verbreitung gefunden worden. Vgl. die den einzelnen Thierklassen gewidmeten Artikel.

Thierarzneikunde (Thierheilkunde, Zooiatrik), im weiteren Sinne der Inbegriff der Grundsätze und Erfahrungsregeln, welche sich auf die Gesunderhaltung der Thiere und die Heilung ihrer Krankheiten beziehen. Im engeren Sinne und bloß auf die Hausthiere beschränkt, heißt sie auch Veterinärkunde (vom lat. veterinum, nämlich animal, Last- oder Zugthier). Das gesammte Gebiet der T. theilt sich in dieselben Fächer ab wie das der Medicin; doch kommen auf jenem noch mehre andere Wissenszweige in Betracht, namentlich solche, welche in die Landwirthschaft einschlagen, aber zur erfolgreichen Ausübung der T. durchaus unentbehrlich sind. Bedenkt man aber, daß sämmtliche medicinische Lehrfächer in der T. auf eine Mehrzahl verschieden organisirter Gattungen und Arten von Thieren Anwendung finden müssen, so erscheint das Gebiet der T. viel umfassender und komplicirter als das der Menschenheilkunde. Da die Viehzucht bis in die ältesten Zeiten des Menschengeschlechts zurückreicht, so finden wir schon bei den ältesten civilisirten Völkern Spuren der T., so bei den Aegyptern, Hebräern und Indern. Unter den Griechen waren Hippocrates und Galenus, besonders aber Aristoteles um Erweiterung thierärztlichen Wissens mit Erfolg bemüht. Ihnen schließen sich die unter dem Namen Hippiatres (Pferdeärzte) zusammengefaßten Schriftsteller an, deren meist nur in Fragmenten erhaltene Schriften auf Befehl des byzantinischen Kaisers Konstantin Porphyrogeneta im 10. Jahrhundert gesammelt und später von Ruellius in den „Veterinariae medicinae libri duo" (Basel 1538), ins Lateinische übersetzt, herausgegeben wurden. Von dem Standpunkt der Veterinärkunde bei den Römern berichten die landwirthschaftlichen Schriftsteller, Cato der Aeltere, Varro, Columella und Vegetius. Im Mittelalter beginnt die thierärztliche Literatur erst mit Jordanus Rufus, dem Stallmeister Kaiser Friedrichs II., an den sich die Deutschen Albert von Bollstädt, Hofmann und Konrad Gesner, die Italiener Magno, Caracciolo und Bonacossa und die Spanier Diaz, Andrada, Camora und Calvo u. A. anschließen. Um anatomische Kenntniß der Thiere bemühten sich Koyter in Deutschland, Hervard in Frankreich, namentlich aber Ruini in Italien, der in seiner Schrift „Dell' anatomia e dell' infirmita del cavallo" (Bologna 1598) wenigstens der Roßarzneikunde eine wissenschaftlichere Grundlage gab, auf der dann Stallmeister, wie Solleysel, weiter fortbauten. Aber erst die seit Anfang des 18. Jahrhunderts ausgebrochenen Viehseuchen veranlaßten die Regierungen, den ungenügenden Standpunkt der T. ins Auge zu fassen, und berühmte Aerzte, wie Ramazzini und Lancisi in Italien, Sauvages in Frankreich, Camper in Holland u. A., bemühten sich seitdem wenigstens um theoretische Förderung derselben. Die erste Thierarzneischule errichtete 1762 der französische Stallmeister Bourgelat zu Lyon; eine zweite trat 1765 zu Alfort bei Paris ins Leben, worauf auch in den meisten übrigen Ländern dergleichen Institute gegründet wurden, die freilich anfangs fast nur Roßärzte für das Militär, landesherrliche Gestüte ꝛc. bildeten. Nach und nach erhob sich aber die T. zur selbstständigen Wissenschaft, die sich in der neuesten Zeit erfolgreicher Bearbeitung durch tüchtige Kräfte erfreut. Vgl. Kreutzer, Veterinärmedicinische Propädeutik und Hodegetik, Augsburg 1840; Derselbe, Grundriß der gesammten Veterinärmedicin, Erlangen 1853; Hering, Specielle Pathologie und Therapie für Thierärzte, Stuttg. 1842; Hayne, Handbuch der Zoo-Pathologie und Therapie, 2. Aufl., Wien 1852, und die Zeitschriften von Gurt und Hertwig, Hering, Kreutzer, Niklas u. A.

Thierdienst (Zoolatrie), s. Fetischismus.

Thierheilkunde, s. Thierarzneikunde.

Thierischer Magnetismus (Lebensmagnetismus, Mesmerismus), eine hypothetische Kraft, welche von einem Menschen auf den andern übertragen werden und bei letzterem in den Funktionen des Nervensystems gewisse Veränderungen herbeiführen soll, weshalb man auch den thierischen Magnetismus zum Zweck der Heilung von Krankheiten angewendet hat. Der Entdecker des sogenannten thierischen Magnetismus ist Mesmer (s. d.). Derselbe studirte um 1772 die Wirkung des Magneten auf den menschlichen Körper. Er bemerkte hierbei, daß auch ohne Anwendung des Magneten, durch bloßes Streichen mit den Händen, eigenthümliche Erscheinungen sich herausstellten, welche eine räthselhafte, im menschlichen Organismus wirkende Kraft zu bekunden schienen. Er machte davon Anwendung zur Heilung von Krankheiten und erregte durch seine glücklichen Kuren großes Aufsehen. Mesmer siedelte 1778 nach Paris über, wo er eine magnetische Heilanstalt begründete und zahlreiche Anhänger fand. In Deutschland waren es besonders Wienholdt, Olbers, Bökmann und Gmelin, welche sich zuerst

Digitized by Google

mit der praktisch-ärztlichen Anwendung des thierischen Magnetismus beschäftigten und die Lehre von dieser vermeintlichen Kraft wissenschaftlich zu begründen suchten. Wolfart, ein Schüler Mesmers, gründete eine magnetische Heilanstalt in Berlin; Kieser, Hufeland, Passavant u. A. schrieben über thierischen Magnetismus. Was die zu Heilzwecken vorgenommenen magnetischen Manipulationen anbetrifft, so glaubte man in der Hand des Magnetiseurs das wirksamste magnetische Agens erblicken zu müssen. Der Magnetiseur brachte seine Hände in alle möglichen Stellungen und strich in verschiedenen, zum Theil fest vorgeschriebenen Richtungen über die einzelnen Theile des Körpers. Die Art des Streichens, die Reihenfolge der Bewegungen und alle Einzelnheiten wurden nach bestimmten Regeln vorgenommen, damit dem ganzen Verfahren der Schein einer heilkünstlerischen Handlung gewahrt bleiben möchte. Der Magnetiseur sollte durch sein Streichen das damit behandelte Individuum in einen somnambulen Zustand zu versetzen im Stande sein. Ist einmal der somnambule Zustand erzeugt und eingetreten, so sollten subtilere Mittel hinreichen, den Einfluß des Magnetismus auf die Somnambule zu vermitteln: Hauch, Blick, Befehl, ja selbst der bloße auf die Somnambule gerichtete Wille des Magnetiseurs sollte dazu ausreichen, und seine Einwirkung sollte sich sogar durch größere Entfernungen hindurch auf die Somnambule erstrecken. In Folge der magnetischen Manipulation und des dadurch bewirkten Somnambulismus entsteht zwischen Magnetiseur und Somnambule ein sogenannter Rapport, worunter man sich eine Art von Lebens- und Seelengemeinschaft vorzustellen hat, vermöge deren der Wille des Magnetiseurs auf die organischen und geistigen Funktionen der Somnambule einen Einfluß erhalten soll, während der letzteren gleichzeitig die Seelenzustände des Magnetiseurs direkt zum Bewußtsein kommen sollen. Angeblich sollen selbst lebloſe Gegenstände zu Trägern des thierischen Magnetismus gemacht werden können. Glasplatten oder Flaschen, auf welche der Magnetiseur seine Kraft übertragen, Kleider, Taschentücher, Locken ꝛc., welche er längere Zeit an seinem Leibe getragen hat, sollen den Magnetiseur in Abwesenheitsfällen ersetzen können. Die magnetische Behandlung einer Person erzeugt in der Regel zuerst bloßen Schlaf, welcher Tage lang, ja selbst Wochen lang andauern und unter Umständen den eigentlichen Somnambulismus einleiten kann. Je mehr der Magnetiseur mit der Somnambule spricht oder sich mit ihr in Rapport erhält, desto unempfindlicher werden ihre Sinne, desto weniger vernimmt sie Dinge und Personen, welche nicht mit ihr in Rapport stehen, während ihre Beziehungen zum Magnetiseur um so inniger und lebhafter werden. Nach dem Erwachen aus dem magnetischen Schlaf ist gänzliche Erinnerungslosigkeit vorhanden. Die unter dem Einfluß des thierischen Magnetismus stehenden Personen treten aber während des magnetischen Schlafes leicht in schlafwachenden oder hellsehenden Verkehr mit der Außenwelt, d. h. es tritt ein scheinbares, äußerliches Erwachen und Hellsehen ein, obschon der Seelenzustand der Somnambule sonst der gleiche bleibt. Das Hellsehen, worunter man allen somnambulen Verkehr mit der Außenwelt begreift, durchläuft eine ganze Reihe von Entwicklungsstufen. Es beginnt mit dem sogenannten Halbschlaf, einem schlafartigen Zustande, wobei sich die Sinne getrübt, aber dabei krankhaft empfindlich zeigen. Das eigentliche Hellsehen tritt erst dann ein, wenn die Somnambule für alle nicht mit ihr in Rapport stehenden Personen und Dinge unzugänglich ist, während ihre Sinne für die letzteren mit verschärfter Empfindlichkeit wachen. Ein höherer Grad des Hellsehens soll darin bestehen, daß die Sinne gewissermaßen an andere Körpertheile, z. B. in die Herzgrube, in die Fingerspitzen ꝛc., verlegt werden. Die höchste Stufe des magnetischen Hellsehens bezeichnet man als Hochschlaf, ein psychischer Exaltationszustand bei bewegungslosem und scheinbar empfindungslosem Körper. Die Zeit, in welcher die Lehre vom thierischen Magnetismus und von den damit in Zusammenhang stehenden Erscheinungen in Blüthe stand, liegt schon weit hinter uns. Man hat eingesehen, daß dieselbe auf Irrthum beruhte, daß sie auf die Täuschung Anderer hinauslief und daß sie im günstigsten Fall nichts Anderes als eine falsche Erklärung und ungerechtfertigte Verallgemeinerung einzelner thatsächlich beobachteter Erscheinungen war. Die Thatsachen, auf welchen die Lehre vom thierischen Magnetismus allein fußen kann, sind folgende. Es gibt gewisse Personen, welche übrigens fast ausschließlich dem weiblichen Geschlecht angehören, bei welchen die Funktionen des Nervensystems aus uns meist nicht näher bekannten Gründen in krankhafter Weise gesteigert oder herabgesetzt sind, jedoch so, daß die eine Funktion, z. B. die Empfindlichkeit gegen äußere Eindrücke, zeitweilig fast vernichtet ist, während gleichzeitig eine andere Funktion, z. B. die Phantasie, in excessiver Weise gesteigert erscheint. Auch beobachtet man Personen, bei welchen die Sinnesorgane offenbar die Eindrücke der äußeren Dinge nicht richtig zum Bewußtsein bringen, obschon sie äußerst empfindlich sind. Erscheinungen dieser und ähnlicher Art,, welche sämmtlich auf eine allgemeine krankhafte Alteration des Nervensystems zu beziehen sind, fassen die Männer der Wissenschaft unter dem Namen Hysterie (s. d.) zusammen. Hysterische Kranke haben erfahrungsmäßig eine große Neigung zum Uebertreiben und zum Komödiespielen, sie täuschen sich und Andere so gern und so häufig, daß man die Uebertreibungs- u. Täuschungssucht geradezu als Symptom der Hysterie bezeichnen kann. Es ist ganz natürlich, daß solche hysterische Kranke in dem thierischen Magnetismus eine wahre Schatzgrube erblicken, daß sie sich den Manipulationen des Magnetiseurs mit größter Bereitwilligkeit hingeben, und weil dieser ihnen die ersehnte Theilnahme zollt, sind sie auch nur zu sehr bereit, den Einfluß anzuerkennen, welchen der Magnetiseur auf ihr leibliches und geistiges Leben auszuüben vorgibt. Auf diese Weise erklärt sich sehr einfach der magnetische Rapport. Es ist nicht unmöglich, daß Hysterische durch den thierischen Magnetismus geheilt worden sind, einfach deshalb, weil sie von der Zeit an, wo sie mit einem andern Individuum

Digitized by Google

in Rapport traten, eine gewisse Befriedigung empfinden und von anderweitigem Komödiespielen abkommen. Fanatische Schwärmer, welche von ihren wunderthätigen magnetischen Gaben überzeugt sind und in dieser Ueberzeugung durch die Erfahrungen, welche sie bereits an hysterischen Kranken machten, befestigt wurden, leisten in dieser Hinsicht übrigens weit mehr als die Spekulanten im thierischen Magnetismus, welche einfache Betrüger sind. Eine Heilkraft ist der thierische Magnetismus ebenso wenig, als er etwas von den übrigen, gut erforschten Naturkräften Verschiedenes ist. Der thierische Magnetismus existirt also überhaupt nicht als solcher, sondern umfaßt nur ein Gebiet von falsch erklärten Thatsachen, von Irrthümern und absichtlichen Täuschungen. Von historischem, nicht aber von sachlichem Werthe sind folgende Schriften über diesen Gegenstand: Stieglitz, Ueber den thierischen Magnetismus, Hannover 1814; Nees von Esenbeck, Entwickelungsgeschichte des magnetischen Schlafs und Traums, Bonn 1820; Kieser, System des Tellurismus oder thier. M., Leipzig 1822.

Thierkreis (Zodiacus), der Himmelsgürtel, welcher, wenig über 20° breit, von der Ekliptik oder Sonnenbahn in zwei Hälften getheilt wird und welchen die Sonne, von der Erde aus gesehen, so zu durchlaufen scheint, daß sie im Laufe des Jahres beim Aufgang in demselben fortrückt. Derselbe wird in 12 gleiche Theile (daher der alte Name Dodekatemoria), Zeichen oder Sternbilder, eingetheilt, deren Namen meist von Thieren entlehnt sind. Dieselben sind der Reihe nach, wie sie von der Sonne durchwandert werden, oder von Westen nach Osten folgende: Widder (♈), Stier (♉), Zwillinge (♊), Krebs (♋), Löwe (♌), Jungfrau (♍), Wage (♎), Skorpion (♏), Schütze (♐), Steinbock (♑), Wassermann (♒) und Fische (♓). Die Sonne steht im Frühjahr im Zeichen des Widders, verweilt in jedem Zeichen beinahe einen Monat lang und durchwandert sie der Reihe nach alle binnen Jahresfrist. Die drei ersten Zeichen heißen die Frühlings-, die drei folgenden die Sommer-, das siebente bis neunte die Herbst- und die drei letzten die Winterzeichen. Auch bezeichnet man die sechs ersten als die nördlichen, die sechs letzten als die südlichen, sowie die drei ersten und die drei letzten zusammen als aufsteigende, die sechs mittleren als niedersteigende Zeichen. Ueber die T.e in Denderah s. d.

Thierry, 1) Jacques Nicolas Augustin, hervorragender französischer Geschichtschreiber, geboren den 10. Mai 1795 zu Blois, besuchte die Normalschule zu Paris, schloß sich 1814 zu Paris an St.-Simon an, trennte sich aber schon 1817 wieder von demselben und betheiligte sich an dem von Comte und Dunoyer redigirten Journal „Le Censeur Européen" und, nachdem dasselbe eingegangen, an dem „Courrier français". Jedem öffentlichen Wirkungskreise fern bleibend, widmete er sich dem Studium der Geschichte, namentlich der französischen und englischen. Die ersten Früchte desselben waren die „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands" (Paris 1825 und öfter, 4 Bde.; deutsch, Berlin 1830—1831, 2 Bde.) und die „Lettres sur l'histoire de la France" (Paris 1827 u. öfter). T. findet rücksichtlich der englischen und französischen Geschichte den Schlüssel für die Gestaltung aller politischen und socialen Verhältnisse in dem Gegensatze der erobernden zu der unterworfenen Nation, und von dem äußerlichen Pragmatismus der gewöhnlichen Historiographie abgehend, entwickelt er die Geschichte nach genetischer Methode. Im Jahre 1830 wurde er zum Mitglied der Akademie ernannt. Einer Nervenkrankheit wegen hielt er sich von 1831—36 theils in den Bädern von Luxeuil, theils bei seinem Bruder Amédée in Vesoul auf, mit dem er 1835 „Dix ans d'études" veröffentlichte. Um dieselbe Zeit beauftragte ihn Guizot mit Herausgabe des „Recueil des monuments inédits de l'histoire du tiers-état" (Paris 1843—54, 4 Bde.), einer Abtheilung der „Collection des documents inédits de l'histoire de France", wobei er Felix Bourquelot und Charles Louandre zu Mitarbeitern hatte. Im Jahre 1840 publicirte T. die „Récits des temps mérovingiens" (deutsch, Elberfeld 1855), welche von der Akademie mit einem Hauptpreis gekrönt wurden. T. † den 22. Mai 1856 zu Paris. Seine Gattin, Julie T., geborne de Querengal, machte sich bekannt durch „Scènes de moeurs aux XVIIIième et XIXième siècles" (Paris 1836), sowie durch Aufsätze in der „Revue des deux mondes".

2) Amédée Simon, ebenfalls namhafter französischer Geschichtschreiber, Bruder des Vorigen, geboren den 2. Aug. 1797 zu Blois, erhielt eine Professur in Besançon, ward nach der Julirevolution zum Präfekten des Departements Obersaône ernannt und 1831 in die Akademie aufgenommen. In den letzten 10 Jahren der Julimonarchie versah er das Amt eines Requetenmeisters im Staatsrath, welches Amt er auch im Staatsrath des neuen Kaiserreichs übernahm. Er schrieb eine „Histoire des Gaules sous la domination romaine" (Par. 1826, 6 Bde.; 2. Aufl. 1831, 3 Bde.), sowie interessante Aufsätze in der „Revue des deux mondes".

Thiers, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Puy-de-Dôme, an der Durolle und der Eisenbahn von St. Etienne nach Clermont-Ferrand, hat einen Gerichtshof, ein Handelsgericht, Kommunalcollége, Fabrikation von Messern, Papier, Leder, Eisen-, Kupfer- und Messinggeräthen, kurzen Waaren ꝛc. und 15,901 Einwohner.

Thiers, Louis Adolphe, französischer Staatsmann und Geschichtschreiber, geboren den 16. April 1797 zu Marseille als Sohn eines Schlossers, studirte zu Aix die Rechte, ließ sich dann daselbst als Advokat nieder, konnte aber zu keiner gedeihlichen Praxis gelangen und wandte sich daher dem Studium der Geschichte, Politik und Nationalökonomie zu. Im Jahre 1820 begab er sich mit seinem Freunde Mignet nach Paris, um dort als Journalist seine Talente geltend zu machen, ward in den Kreis der einflußreichsten Oppositionsmitglieder eingeführt und 1824 durch Lafitte einer der Redakteure, dann Miteigenthümer des „Constitutionnel", des vornehmsten Organs der liberalen Partei. In diese Zeit seiner publicistischen Thätigkeit fällt die Bearbeitung seiner „Histoire de la révolution française", welche seinen Ruhm als Historiker begründete.

Digitized by Google

Als Karl X. durch die Ernennung des Ministeriums Polignac der liberalen Partei den Krieg erklärte, gründete diese unter der Leitung von T. und Armand Carrel im Januar 1830 den „National", der durch die Kraft und Kühnheit seiner Polemik gegen die bestehende Dynastie bald großen Einfluß gewann. Besonders elektrisirte die Massen das von T. erfundene Schlagwort „Le roi règne, mais ne gouverne pas". Als am 26. Juli 1830 die berüchtigten Ordonnanzen erschienen, versammelten sich die Redakteure aller liberalen Journale im Bureau des „National" und erließen unter T.' Leitung eine Protestation gegen diese Regierungsmaßregel. An dem darauf entbrennenden Kampfe nahm er jedoch nicht Theil, sondern entwich nach Montmorency, kehrte aber schon am 29. Juli nach Paris zurück und redigirte bei Laffitte die Proklamation, durch welche die Aufmerksamkeit des Volkes auf den Herzog von Orléans gelenkt werden sollte. Auch überbrachte er demselben am 30. eine Denkschrift, worin ihm die Gründe dargelegt wurden, warum er die dargebotene Krone annehmen müsse, und wiederholte am 31. Juli vor Ludwig Philipp auf dem Stadthause an der Spitze einer Deputation seinen Antrag, der auch bereitwillig angenommen wurde. Als die Ordnung wieder hergestellt war, wurde T. am 11. August zum Staatsrath und Generalsekretär, sodann Anfangs November von Laffitte zum Unterstaatssekretär der Finanzen ernannt. Der Finanzplan, welchen Laffitte am 15. November der Kammer vorlegte, war größtentheils T.' Werk. Zu derselben Zeit von der Stadt Aix in die Deputirtenkammer gewählt, fand er bei seinem ersten parlamentarischen Auftreten keinen Beifall; doch bildete er sich rasch zu einem Redner aus, dessen Präcision und Gewandtheit im Angriff wie in der Debatte bald Anerkennung fand. Hierdurch und durch seine administrativen Gaben den regierenden Kreisen empfohlen, blieb er im Ministerium, als nach Laffitte's Rücktritt mit Kasimir Perier die Widerstandspolitik gegen die revolutionäre Bewegung ans Ruder kam, und ward nach Periers Tode im Oktober 1832 Minister des Innern. In dieser Stellung wirkte er mit Erfolg auf Unterdrückung der Bewegung in der Vendée und auf Intervention zu Gunsten Belgiens hin. Seit December 1832 Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten, schmeichelte er in dieser Stellung nicht nur den bonapartistischen Sympathien durch Herstellung des napoleonischen Standbildes auf der Vendômesäule und die Vollendung des Triumphbogens de l'Etoile, sondern machte sich auch durch gemeinnützige Bauten verdient. Bei der Umgestaltung des Kabinets am 4. April 1834 übernahm er wieder das Departement des Innern. Während ihn die Strenge, die er bei Unterdrückung der demokratischen Unruhen in Paris und Lyon zeigte, auf immer mit seinen alten republikanischen Freunden entzweite, ward er dem Hofe noch unentbehrlicher und behauptete sich von 1834—36 trotz mehrfacher Ministerwechsel im Kabinet, die „Politik des Widerstands" mit Erfolg verfechtend, wie er unter Anderem die Septembergesetze zur Annahme brachte. Als im Februar 1836 das vielfach modificirte Ministerium abtreten mußte, erhielt er den Vorsitz im neuen Kabinet zugleich mit dem Portefeuille des Auswärtigen, mußte aber schon am 25. August desselben Jahres zurücktreten, da der König dem schon beschlossenen Einschreiten in Spanien zu Gunsten des Liberalismus seine Zustimmung versagte, und stand nun zwei Jahre lang an der Spitze der Opposition. Am 1. August 1840 wieder an die Spitze des Kabinets gestellt, bestrebte er sich vergeblich, die andern Mächte zu bewegen, ihm in seinem Bestreben, Aegypten von der Pforte unabhängig zu machen, freie Hand zu lassen. Zwar genehmigte ihm der König die Befestigung von Paris, verweigerte ihm dagegen die verlangte Kriegsrüstung zu Gunsten des Pascha's von Aegypten. T. reichte daher am 21. Oktober 1840 seine Entlassung ein, schien sich ganz vom öffentlichen Leben zurückziehen zu wollen und griff den schon früher gefaßten Plan wieder auf, die Geschichte Napoleons I. zu schreiben, zu welchem Behuf er dessen Schlachtfelder in Deutschland und Italien bereiste. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich gesellte er sich wieder zur Opposition, brachte es aber nicht mehr dahin, alle Gegner der Regierungspolitik unter seine Leitung zu vereinigen, obschon er in allen bedeutenden Fragen das Wort ergriff und namentlich bei der Verhandlung über die Regentschaft, wo er für die Herzogin von Orléans Partei nahm, in heftiger Opposition gegen die Regierung auftrat. Als die Februarrevolution von 1848 den König zwang, zunächst sein Ministerium zu entlassen, stand T. mit auf der zweiten Ministerliste, durch welche Ludwig Philipp den Sturm besänftigen wollte. Als keine Rettung mehr war, bestimmte T. selbst nebst andern Rathgebern den König zur Thronentsagung und hielt es für gerathen, nach Proklamirung der Republik Paris zu verlassen. Erst die Wahlen zur Nationalversammlung führten ihn dahin zurück, da er selbst an 4 Orten gewählt worden war. In beiden gesetzgebenden Versammlungen des neuen Frankreich war er ein Führer jener Majorität, welche sowohl der socialdemokratischen Linken, als dem Bonapartismus gegenüber sich zu behaupten suchte. Wahrscheinlich verfolgte er dabei das Ziel, mittelst einer Regentschaft der Herzogin von Orléans oder des Prinzen von Joinville die Orléaniden zu restituiren. Als einer der rührigsten Gegner Ludwig Napoleons ward er beim Staatsstreiche des 2. December verhaftet und dann ins Ausland entlassen. Nachdem er bis 1852 sich abwechselnd in England, der Schweiz und Oberitalien aufgehalten, ward ihm die Rückkehr nach Frankreich gestattet, wo er sich seitdem, ohne zu dem inzwischen wiederhergestellten Kaiserreiche in ein näheres oder auch nur freundliches Einvernehmen zu treten, literarischer Beschäftigung widmete, bis er im Juni 1863 von der Stadt Paris in die Kammer gewählt wurde, wo er einer der Wortführer der Opposition gegen das zweite Kaiserreich ist. Er ist einer der bedeutendsten Redner Frankreichs, originell schon durch Erscheinung und Namen. Seine „Histoire du Consulat et de l'Empire" (Paris 1845—60, 20 Bde.; deutsch von Bülau, Leipzig 1845 ff., u. Burkhardt u. Stegner, das. 1845—60, 4 Bde.) ist wie seine „Geschichte der französischen Revolution" leicht und glänzend ge-

Digitized by Google

schrieben und, obwohl den einseitigen französischen Standpunkt einnehmend, doch reich an trefflichem Material. Eine deutsche Uebersetzung von T.' „Sämmtlichen historischen Werken" lieferte Jordan (Leipzig 1844 ff.).

Thiersage, s. Reineke Fuchs.

Thiersch, 1) Friedrich Wilhelm, namhafter Philolog, geboren den 17. Juni 1784 zu Kirchscheidungen bei Freiburg an der Unstrut, studirte zu Leipzig und Göttingen Theologie und Philologie, folgte 1809 einem Ruf als Professor an das neuerrichtete Gymnasium zu München und wurde hier Begründer der philologischen Studien in Bayern, fand aber als Protestant viele Anfechtungen und im Februar 1811 ward sogar ein Mordattentat auf ihn versucht. Bald darauf gründete er ein philologisches Institut, welches 1812 mit der Akademie vereinigt ward, und zu gleicher Zeit zur Vereinigung der literarischen Kräfte jüngerer gleichgesinnter Gelehrter die „Acta philologorum Monacensium" (München 1811—26, 3 Bde.). Dieselbe warme Theilnahme, welche T. für die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche gezeigt hatte, bewies er auch für die Wiedergeburt Griechenlands. So begab er sich 1814 nach Wien, wo unter Mitwirkung Kapodistrias' zur Hebung der Bildung der Griechen eine Hetärie der Musenfreunde ins Leben trat. In den Jahren 1822 und 1823 bereiste er Italien, 1831 Griechenland, wo er viel zur Wahl des Prinzen Otto von Bayern zum König beigetragen haben soll. Seine Vertheidigung des humanistischen Princips gegen das realistische in seinen Werken „Ueber gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern" (Stuttgart und Tübingen 1826—37, 3 Bde.) und „Ueber den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien" (das. 1838, 3 Bde.) verwickelte ihn in viele Streitigkeiten, namentlich mit Linde, Diesterweg und Schmitthenner. Bei der Feier des Jubiläums der Universität Göttingen 1837 brachte er die regelmäßigen jährlichen Versammlungen der deutschen Schulmänner und Philologen in Anregung. Zum Mitgliede des obersten Kirchen- und Schulraths in München ernannt, übte er auf das höhere bayerische Unterrichts- und Erziehungswesen einen bedeutenden Einfluß aus. Nach Schellings Abgang ward er auch zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften erwählt. Er † den 25. Februar 1862 in München. Von seinen Schriften sind außer den genannten noch hervorzuheben: „Griechische Grammatik, vorzüglich des homerischen Dialektes" (Leipzig 1812, 3. Aufl. 1826), von der ein Auszug als „Schulgrammatik" (4. Aufl., das. 1854) erschien, die Bearbeitung des Pindar (das. 1820, 2 Bde.), „Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen" (2. Aufl., Münch. 1829), „Ueber die neuesten Angriffe auf die Universitäten" (Stuttg. und Tüb. 1837), „Ueber Protestantismus und Kniebeugung in Bayern" (Marb. 1844).

2) Bernhard, Philolog und Schulmann, des Vorigen Bruder, geboren den 26. April 1794 zu Kirchscheidungen, erhielt 1832 das Direktorat des Gymnasiums zu Dortmund und † den 1. Sept. 1855 als Emeritus zu Bonn. T. hat sich durch mehre philologische Schriften, z. B. „Ueber das Zeitalter und Vaterland des Homer" (Halberst. 1824, 2. Aufl. 1832), eine Ausgabe des Aristophanes (mit J. Ranke gemeinschaftlich unternommen, Leipzig 1830, 2 Bde.), sowie durch seine Forschungen über die westphälischen Femgerichte einen Namen erworben. Er ist auch Verfasser des Liedes „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben".

3) Heinrich Wilhelm Josias, der wissenschaftliche Vertreter des Irvingianismus in Deutschland, Sohn des Vorigen, geboren den 5. November 1817 zu München, studirte daselbst und zu Erlangen Theologie, ward 1839 Privatdocent an letzter Universität und 1843 Professor zu Marburg, legte aber 1844 diese Stelle nieder, um als Pastor an der sich damals in Norddeutschland bildenden irvingianischen Gemeinde zu wirken, trat jedoch 1859 wieder als Professor für die Fächer der klassischen Literatur und Geschichte zu Marburg ein. Er schrieb: „Versuch zur Herstellung des historischen Standpunktes für die Kritik der neutestamentlichen Schriften" (Erlang. 1845), „Vorlesungen über Protestantismus und Katholicismus" (das. 1846, 2 Bde.; 2. Aufl. 1848), „Ueber christliches Familienleben" (4. Aufl., Frankfurt 1859) und „Die Kirche im apostolischen Zeitalter" (das. 1852).

Thilo, Johann Karl, protestantischer Theolog, geboren den 28. Nov. 1794 zu Langensalza, studirte zu Leipzig und Halle, ward Lehrer am Pädagogium zu Halle, reiste 1820 mit Gesenius nach Frankreich und England, um Studien für eine neue Ausgabe der Apokryphen des Neuen Testaments zu machen, wurde 1822 zum Professor der Theologie und 1833 zum Konsistorialrath ernannt und † den 17. Mai 1853. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Acta Thomae" (Leipzig 1823); „Codex apocryphus Novi Testamenti" (Bd. 1, das. 1832) u. „Ueber die Schriften des Eusebius von Alexandrien und des Eusebius von Emesa" (Halle 1832).

Thing, s. Ding.

Thionville (deutsch Diedenhofen), Hauptstadt eines gleichnamigen Arrondissements im französischen Departement Mosel, am linken Ufer der Mosel und an der Eisenbahn von Metz nach Luxemburg, die hier nach Mézières abzweigt, hat einen Gerichtshof, ein Theater, Kommunalcollége, Fabrikation von Eisen- u. Blechwaaren, Berlinerblau, Pech, Kienruß, Oel, Hanfleinwand, Tuch, Hütten&c., Gerberei, Branntweinbrennerei, Handel und 7818 Einwohner. Die Stadt ist Festung dritten Ranges mit 6 Bastionen, 6 Ravelins, mehren Außenwerken und einem Hornwerk am rechten Ufer der Mosel, deren beide Ufer durch eine Brücke verbunden sind. T. ist erst nach der römischen Zeit entstanden, war aber bereits im Mittelalter, wo es Theodonis villa hieß, eine ansehnliche Stadt. Schon Pipin von Heristall hielt daselbst Hof, und Karl der Große veranstaltete hier 806 eine Reichsversammlung. Den Spaniern gehörig, ward T. 1558 vom Herzog von Guise für Frankreich erobert, später aber den Spaniern wieder eingeräumt. Durch Kapitulation kam es 1643 von Neuem an Frankreich, ward befestigt und im pyrenäischen Frieden 1659 definitiv an Frankreich

Digitized by Google

abgetreten. Im Jahre 1792 wurde die Stadt von den Oesterreichern und Emigranten vergeblich belagert. Auch 1814 und 1815 erfuhr sie mehre Belagerungen durch die Alliirten. Seit Sept. 1854 ist T. mit Metz durch eine Eisenbahn verbunden. In der Nähe liegt das gewerbreiche Dorf Schremange.

Thirsk, Stadt im North Riding der englischen Grafschaft York, zu beiden Ufern des Codbeck, an der Eisenbahn von York nach Newcastle, welche hier nach Ripon abzweigt, ist gut gebaut, hat eine schöne gothische Kirche, einen großen Marktplatz, Fabrikation von Sackleinwand und Leder, Wollweberei und 5350 Einwohner. T. wählt ein Mitglied in das Parlament.

Thisbe, schönes Mädchen von Babylon, Geliebte des Pyramus. Zu einer nächtlichen Zusammenkunft vor der Stadt fand sich zuerst T. ein, floh aber vor einer Löwin und ließ dabei den Schleier zurück. Pyramus fand denselben, meinte, T. sei erwürgt, und erstach sich unter dem Maulbeerbaume, dessen Früchte sich von nun an roth färbten. T. gab sich hierauf gleichfalls den Tod. Der Stoff ward von Shakspeare in seinem „Sommernachtstraum" u. von Gryphius in seiner „Absurda comoedia" benutzt.

Thisted, Amtsstadt im dänischen Stift Aalborg im sogenannten Thyeland, am nördlichen Ufer des Limfjord, nordwestlich von Viborg, ist unregelmäßig gebaut, hat eine ansehnliche Kirche, ein Hospital, einen schlechten Hafen, Ackerbau, Brauerei, Branntweinbrennerei, Fischerei, Getreidehandel und 3126 Einwohner.

Thisted, Waldemar Adolf, dänischer Dichter, bekannt unter dem Pseudonym Em. St.-Hermidad, geboren den 28. Februar 1815 zu Aarhuus, widmete sich zu Kopenhagen theologischen Studien und ward 1845 Lehrer am Realgymnasium seiner Vaterstadt, 1855 Pfarrer im nördlichen Schleswig. Von seinen, meist auch ins Deutsche übersetzten Werken sind hervorzuheben die Romane und Schilderungen: „Vandring i Syden" (Kopenh. 1843), „Harfenen" (das. 1846), „Tabt og funden" (das. 1849, 2 Bde.), „Episoder fra et Reiseliv" (das. 1850), „Romerske Mosaiker" (das. 1852), „Sirenernes Ø" (das. 1853, 2 Bde.), „Neapolitaniske Aquareller" (das. 1853, 2 Bde.) u. a., sowie die größeren Dichtungen „Bruden" (Kopenh. 1851) und „Das Herz der Wüste" (das. 1850), ein lyrisches Epos. Auch bearbeitete er eine Auswahl der Märchen der „Tausend und eine Nacht" (Kopenh. 1854, 6 Bde.). T.s Schriften zeichnen sich durch sittlich-religiösen Gehalt, sowie treffliche Naturschilderung aus.

Thiva (Thiwa), Hauptstadt der gleichnamigen Eparchie in der griechischen Nomarchie Attika und Böotien, ist Sitz eines griechischen Bischofs, hat eine hellenische und eine Gemeindeschule und gegen 4000 Einwohner. T. ist das alte Theben [s. d. 2)], wovon sich auch Ueberreste finden. Die Stadt litt am 18. August 1853 durch ein Erdbeben bedeutend.

Thiviers, Stadt im französischen Departement Dordogne, an der Eisenbahn von Limoges nach Perigueux, hat Fabrikation von Fayence, Papier, Kerzen, Holzschuhen und Pflügen, Ziegelbrennerei, Handel mit Metallwaaren und 2709 Einwohner.

Thlaspi *L.* (Täschelkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, charakterisirt durch die quer zusammengedrückten, herzförmigen Schötchen, einjährige, zweijährige, oder ausdauernde Kräuter in Europa, Nordasien und Nordamerika, wovon T. alliaceum *L.* (Lauchkraut), ein Unkraut auf den Aeckern und in den Weinbergen des mittleren und südlichen Europa, sonst als Herba Scorodo thlaspeos, und T. arvense *L.* (Pfennigkraut, Bauernkresse), ein einjähriges Unkraut in Gärten und auf Feldern durch ganz Europa, wie jenes knoblauchartig riechend, in seinen Samen, Semen Thlaspi, als blutreinigende und harntreibende Mittel officinell waren, auch Kornwürmer und Wanzen vertreiben sollen.

Thöl, Johann Heinrich, Autorität auf dem Gebiet des deutschen Handels- und Wechselrechts, geboren den 6. Juni 1807 zu Lübeck, ward 1830 Professor der Rechte zu Göttingen, 1842 zu Rostock, kehrte aber 1849 an erstere Universität zurück und hat sich namentlich durch „Das Handelsrecht" (4. Aufl., Götting. 1862 ff., 2 Bde.) bekannt gemacht.

Thogra (Thugra), Handzeichen des Sultans, ein aus künstlich verschlungenen Linien bestehender Schnörkel auf türkischen Dokumenten und dem Stempel der türkischen Münzen, soll die kaiserlichen Insignien und den Namen des Sultans andeuten.

Thohu wabohu (hebr.), d. i. wüste und leer, der zum Sprichwort gewordene Anfang des 1. Buchs Mose's.

Tholen, Insel in der niederländischen Provinz Zeeland, Bezirk Zierickzee, durch die Osterschelde und Mündungsarme der Maas gebildet, 3¼ Meilen lang, 1¼ Meilen breit, hat 2 Städte und 6 Dörfer. Die gleichnamige Stadt (Ter T.), auf der Ostküste und an der Eindracht gelegen, ist befestigt, hat ein Kantonalgericht, eine reformirte und eine römisch-katholische Kirche, ein schönes Rathhaus, Garnspinnerei, Fischerei, Krappbau und 2523 Einwohner.

Tholuck, Friedrich August Gottfreu, protestantischer Theolog, geboren den 30. März 1799 zu Breslau, studirte daselbst und zu Berlin erst orientalische Sprachen, dann Theologie und ward namentlich durch den Verkehr mit den damaligen frommen Kreisen in Berlin für die pietistische Richtung gewonnen, von der sogleich sein Erstlingswerk, „Die wahre Weihe des Zweiflers" (1823; 8. Aufl. unter dem Titel „Die Lehre von der Sünde und vom Versöhner", Hamburg 1863), zeugte. Seit 1824 außerordentlicher Professor in Berlin, folgte er, von einer wissenschaftlichen Reise nach England und Holland zurückgekehrt, 1826 einem Ruf als Professor der Theologie nach Halle, wo er noch als solcher, namentlich auch durch freundlichen Privatverkehr mit den Studirenden, sowie als Prediger und Konsistorialrath erfolgreich wirkt. Seiner theologischen Richtung nach gehörte er später zu den milden Supranaturalisten. In den Jahren 1828 und 1829 war er preußischer Gesandtschaftsprediger zu Rom. Außer der genannten Schrift, Kommentaren zur Bergpredigt, zu den Psalmen, zum Römerbrief, Johannesevangelium und Hebräerbrief und Predigten veröffentlichte er u. A. „Die Glaubwürdigkeit der

Digitized by Google

evangelischen Geschichte" (Hamb. 1837, 2. Aufl. 1838); „Das Alte Testament im Neuen" (das. 1836); „Ssufismus" (Berl. 1821); eine „Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik" (das. 1825); die „Spekulative Trinitätslehre des späteren Orients" (das. 1826); „Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im 17. Jahrhundert" (Hamb. 1852); „Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts" (Halle 1853—54, 2 Bde.); „Lebenszeugen der lutherischen Kirche vor und während der Zeit des siebenjährigen Kriegs" (das. 1861); „Geschichte des Rationalismus" (Berlin 1865) und „Stunden der Andacht" (Hamburg 1840; 7. Aufl., Gotha 1863).

Thomander, Johann Heinrich, schwedischer Theolog, geboren am 16. Juni 1798 in Schonen, studirte zu Lund, ward 1821 Prediger zu Karlsham, 1833 Professor der Pastoraltheologie zu Lund und 1850 Dompropst zu Gothenburg. Als Schriftsteller trat er zuerst mit der Uebersetzung einiger Stücke Shakspeare's (Stockholm 1825) auf, denen er die der „Wolken des Aristophanes", sowie die von Byrons „Manfred" (Upsala 1826) folgen ließ. Seine theologischen Arbeiten bestehen hauptsächlich in Predigten. Seit 1840 ist er auch Mitglied des Reichstags, wo er als Wortführer der liberalen Opposition glänzende Beredtsamkeit entwickelt.

Thomar, Stadt in der portugiesischen Provinz Estremadura, Distrikt Santarem, am Nabao, hat ein altes Schloß, 2 Kirchen, 4 Klöster, darunter das große Kloster des Christusordens (dessen Hauptsitz ehemals die Stadt war), mehre Wohlthätigkeitsanstalten, Baumwoll- und Seidenindustrie und 4000 Einw. T. ist das alte Nabancia, welches die Araber zerstörten.

Thomas, St., 1) (Sao Thomé), portugiesische Insel an der Westküste von Afrika, liegt im Meerbusen von Guinea, unweit nördlich des Aequators vor der Bai von Biafra, ist von kleinen Felseninseln umgeben, 17 QMeilen groß, gebirgig (mit Gipfeln bis zu 7000 Fuß Höhe), besonders im südlichen und westlichen Theil, von vulkanischer Beschaffenheit, dicht bewaldet, wohl bewässert, sehr fruchtbar, hat aber höchst ungesundes Klima. Hauptprodukte sind: Kaffee und Kakao, dann Mais, Maniok, Bataten, Zucker, Indigo, Baumwolle ꝛc. Hauptstadt ist St. Antonio (Sao Antao), Sitz des portugiesischen Gouverneurs, mit 4500 Einw. Die Insel bildet mit der etwas weiter nordöstlich gelegenen kleineren Prinzeninsel (Ilha do Principe) die portugiesische Kolonie St. T., welche 21,36 QMeilen Flächenraum mit insgesammt 12,250 Einw. enthält und unter dem Generalgouverneur der capverdischen Inseln steht. — 2) Dänisch-westindische Insel, eine der kleinen Antillen, zur Gruppe der virginischen oder Jungferninseln gehörig, hat einen Flächenraum von 1,13 QMeilen mit 13,666 Einw., ist gebirgig (mit Spitzen bis zu 2000 Fuß), im Allgemeinen fruchtbar, leidet aber Mangel an Wasser. Hauptprodukte sind Baumwolle und Zucker, womit bedeutender Handel getrieben wird. Wichtiger aber als durch ihre Erzeugnisse ist die Insel als Niederlagsort europäischer, westindischer und nordamerikanischer Waaren und als Hauptsitz des hamburger und bremer Verkehrs mit Westindien. Die gleichnamige Hauptstadt (auch Karoline Amalie genannt) liegt auf der Südküste der Insel, hat einen schönen Freihafen, welcher 200 Schiffe fassen kann, und 4000 Einw. Außerdem haben die Herrnhuter auf St. T. zwei Missionsplätze, Neuherrnhut und Niesky, 1733 gegründet. Die Insel wurde 1648 von den Holländern kolonisirt, dann von den Engländern erobert, von diesen 1671 an die Dänen abgetreten und war von 1808—14 vorübergehend wieder in englischem Besitz. Sie bildet mit den Inseln St. Croix (3½ QMeilen mit 23,720 Einw.) und St. Jean (1 QM. mit 2228 Einw.) das dänische Gouvernement der westindischen Inseln, dessen Gouverneur in Christianstadt auf St. Croix seinen Sitz hat.

Thomas, einer der zwölf Jünger Jesu, wahrscheinlich aus Galiläa gebürtig, mit dem Beinamen Didymus, der durch „Zwilling", oder durch „der Unentschlossene" übersetzt wird. Er wollte Christi Wiedererscheinung nach der Kreuzigung nicht eher glauben, als bis er ihn sähe, daher ungläubiger T. sprichwörtlich geworden ist. Der ältesten Tradition zufolge predigte er das Christenthum in Parthien und wurde in Edessa begraben. Gregor von Nazianz läßt ihn nach Indien ziehen; Andere nach Ostindien, wo er als Märtyrer gestorben sein soll. Die in Ostindien wohnenden syrischen Christen (Thomaschristen) betrachten demgemäß den T. als Stifter ihrer Kirche. In den Schriften der Kirchenväter werden ein „Evangelium secundum Thomam" („Evangelium infantiae Christi") und „Acta Thomae", beide unächt, angeführt. Was sich davon in den Handschriften findet, hat Thilo im „Codex apocryphus N. T." und in den „Acta Thomae apostoli" (Lpz. 1823) zusammengestellt. In der römisch-katholischen Kirche ist dem T. der 21. December, in der griechisch-katholischen der erste Festtag des mit Ostern beginnenden Kirchenjahres (Thomassonntag) geweiht.

Thomas a Kempis, berühmter ascetisch-mystischer Theolog des Mittelalters, eigentlich T. Hamerken oder Hämmerlein (Malleolus), geboren 1380 zu Kempen oder Kampen im Kölnischen, besuchte die Schule der Brüder des gemeinsamen Lebens zu Deventer, trat 1407 in das Augustinerkloster Agnetenberg bei Zwolle, ward 1423 Priester und Subprior und † als Superior desselben den 24. Juni 1471. Einer der edelsten Mystiker des Mittelalters, wirkte er als Lehrer höchst segensreich. Unter seinen Schriften, Predigten, Gebeten, Liedern, Selbstgesprächen, ascetischen Abhandlungen und Biographien, in lateinischer Sprache geschrieben und von dem Jesuiten Sommalius (Antwerp. 1607 u. öfter, zuletzt Köln 1728 oder 1759) herausgegeben, sind am verbreitetsten geworden die „Vier Bücher von der Nachfolge Christi" („De imitatione Christi", zuerst 1415 gedruckt, neuerdings bearbeitet von Bomhard, Leipzig 1864). Nachdem früh seine Autorschaft desselben bestritten war, ward dieselbe 1652 vom pariser Parlament und auch durch die neuere Kritik (fast übereinstimmend) behauptet. Vergl. Malou, Recherches sur le véritable auteur du livre de l'imitation de Jésus Christ, 3. Aufl., Tournay 1858. T.' sämmtliche Werke wurden von

Digitized by Google

Silbert (Wien 1834, 4 Bde.) herausgegeben, eine Auswahl aus ihnen von Leonhard (Lpz. 1865) überſetzt. Vergl. Bühring, T. von Kempen, Berlin 1849, und Mooren, Nachricht über T. von Kempen, Kreſeld 1855.

Thomaschriſten, ſ. Neſtorianer.

Thomaſius, Chriſtian, deutſcher Rechtslehrer, geboren den 12. Januar 1655 zu Leipzig, ſtudirte daſelbſt die Rechte und Philoſophie, trat dann als akademiſcher Lehrer auf und hielt zuerſt Vorleſungen in deutſcher Sprache. Seine Freimüthigkeit zog ihm viele Feinde zu, namentlich unter den Theologen, und ſchon war in Dresden ein Verhaftsbefehl gegen ihn ausgewirkt, als er über Berlin 1690 nach Halle entfloh, wo er an der Ritterakademie Vorleſungen begann. Später (1694) wurde er an der zum Theil durch ſeine Mitwirkung neugegründeten Univerſität zu Halle Profeſſor der Rechte, geheimer Rath und Rektor. Er † am 23. Sept. 1728. T. hat viel zur Einführung einer beſſeren Methode in der Behandlung aller Wiſſenſchaften und namentlich der Philoſophie beigetragen, namentlich durch Verwerfung der hergebrachten philoſophiſchen Terminologie. Auch hat er zuerſt die Hexenprozeſſe und die Tortur mit den Waffen des Geiſtes bekämpft. Seine Denkart charakteriſiren beſonders ſeine „Vernünftigen und chriſtlichen, aber nicht ſcheinheiligen Gedanken und Erinnerungen über allerhand auserleſene, gemiſchte, philoſophiſche und juriſtiſche Händel“ (Halle 1723—26, 3 Bde.), ſowie ſeine „Geſchichte der Weisheit und Thorheit“ (daſ. 1690). Seine ſyſtematiſchen Schriften betreffen meiſt das Naturrecht und die Sittenlehre. Vgl. Luden, T. nach ſeinen Schickſalen und Schriften, Berl. 1805.

Thomas von Aquino (T. Aquinas), berühmter Scholaſtiker des Mittelalters, geboren 1224 auf dem Schloſſe Roccaſicca in Süditalien aus dem Adelsgeſchlecht Aquino, erhielt ſeine Erziehung im Kloſter Monte Caſino u. zu Neapel, trat gegen den Willen ſeiner Aeltern 1243 in den Dominikanerorden ein, ward zwar von ſeinen Brüdern gewaltſam entführt, entfloh aber nach 2 Jahren der Heimat wieder, ſtudirte dann ſeit 1245 zu Köln und Paris noch Theologie und trat 1248 zu Paris als Lehrer der ſcholaſtiſchen Philoſophie mit ſolchem Beifall auf, daß er den Beinamen eines Doctor universalis und angelicus erhielt. Im Jahre 1261 rief ihn Papſt Urban IV. nach Italien, damit er zu Rom, Bologna, Piſa Philoſophie lehre, worauf er von ſeinem Orden zum Definitor der römiſchen Provinz ernannt ward. Später zog er ſich in daſſelbe Kloſter zu Neapel zurück, in dem er ſeine Jugendbildung empfangen hatte. Er † den 6. März 1274 im Kloſter Foſſanuova bei Terracina auf der Reiſe zum Koncil von Lyon, und ward 1323 kanoniſirt. T. galt für den größten Kenner der ariſtoteliſchen Philoſophie und übte als einer der Hauptverfechter des Realismus einen großen Einfluß in den ſcholaſtiſchen Streitigkeiten jener Zeit aus. Seine Hauptwerke ſind ſein Kommentar über des Petrus Lombardus 4 Bücher „Sententiarum“; „Summa theologiae“, der erſte vollſtändige Verſuch eines theologiſchen Syſtems; „Summa fidei catholicae contra gentiles“; „Quaestiones disputatae et quodlibetales“ und „Opuscula theologica“. Er begründete beſonders die Lehren vom Schatz der Kirche an überflüſſigen Werken, von der Entbehrlichkeit des Kelchs für Laien und der Transſubſtantiation, vom Fegfeuer ꝛc. Die chriſtliche Moral behandelte er zuerſt ſyſtematiſch, daher er der Vater der Moral genannt wurde. Seine Schriften (geſammelt Rom 1570, 18 Bde., und Paris 1636—41, 23 Bde.) zeichnen ſich vor denen ſeiner Zeitgenoſſen durch Beſtimmtheit, Deutlichkeit und Vollſtändigkeit aus. Seine Stellung im Dominikanerorden regte die Eiferſucht der Franciskaner gegen ihn auf. Beſonders trat Duns Scotus im Anfang des 14. Jahrhunderts gegen ihn auf und gründete die philoſophiſch-theologiſche Schule der Scotiſten, denen ſpäter die Thomiſten, meiſt Dominikaner, als Anhänger des T. gegenüberſtanden. Letztere neigten ſich in der Philoſophie, obwohl ſie die abſtrakte Form für das Weſen der Dinge hielten, mehr zum Nominalismus hin, vertheidigten die ſtrenge Lehre Auguſtins von der Gnade und beſtritten die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria.

Thomiſten, ſ. Thomas von Aquino.

Thompſon, Thomas Perronet, engliſcher Reformer, geboren 1783 in Hull, ſtudirte zu Cambridge, diente einige Jahre in der Marine und machte dann die Expedition des Generals Crawford nach Buenos-Ayres mit, wo er in ſpaniſche Gefangenſchaft gerieth. Im Auguſt 1808 zum Gouverneur von Sierra Leone ernannt, betrieb er eifrigſt die Unterdrückung des Sklavenhandels. Nachdem er ſeit 1812 unter Wellington in Spanien und Frankreich gefochten, ging er 1815 als Dragonerkapitän nach Indien mit. Im Jahre 1821 nach England zurückgekehrt, ward er zum Oberſtlieutenant befördert, ſaß von 1835—37 für Hull und von 1847—52 für Bradford im Parlament und wirkte daſelbſt unermüdet für Reform des Parlaments, Säkulariſation des Unterrichts und alle den Grundſätzen des Freihandels entſprechenden Maßregeln. Deshalb der Regierung mißliebig, ward er erſt 1854 zum General befördert. Er veröffentlichte „Miscellaneous works“ (London 1842, 6 Bde.).

Thomſon, 1) James, berühmter didaktiſcher Dichter Englands, geboren den 11. September 1700 zu Ednam in Schottland, ſtudirte zu Edinburg erſt Theologie, widmete ſich aber bald ganz der Poeſie und machte ſich als Hofmeiſter zu London durch die beſchreibenden Gedichte „Winter“ (1726), „Summer“ (1728), „Spring“ (1729) und „Autumn“ (1730) bekannt, die dann vereinigt unter dem Namen „Seasons“ (deutſch von Soltau, Braunſchw. 1823, und Bruckbräu, München 1836) erſchienen. Haydn hat dieſelben im Auszug komponirt. Im Jahre 1731 begleitete T. einen Sohn des nachmaligen Lordkanzlers Sir Charles Talbot auf ſeinen Reiſen durch den Kontinent und gab nach ſeiner Rückkehr das Gedicht „Liberty“ heraus. Nachdem er bis Talbots Tod im Genuß einer einträglichen Sinekure geſtanden, erhielt er vom Prinzen von Wales ein Jahrgehalt von 100 Pfd. Sterl. und die Stelle eines Oberaufſehers über die Antillen. Er † den 27. Auguſt 1748. T. zeichnet ſich durch einen feinen und tiefen Sinn für die Schönheiten der Natur aus, doch tritt bei

Digitized by Google

ihm Verstand und Geschmack mehr hervor als schaffende Phantasie. Am nächsten steht den „Seasons“ an poetischem Werth „The Castle of Indolence“, ein allegorisches Gedicht. Dann folgen die patriotischen Gedichte „Liberty“ und „Britannia“, durch Kraft, Würde, Korrektheit und Eleganz des Styls ausgezeichnet. Am schwächsten ist T. in seinen 5 Tragödien (deutsch von Schlegel in reimlosen Jamben, Leipzig 1756); hervorzuheben sind aus ihnen „Sophonisbe“ und „Tancred and Sigismunda“. Noch ein kleines von ihm mit seinem Schulfreund Mallet gemeinschaftlich geschriebenes Stück „Alfred“ verdient der Erwähnung, weil in ihm zuerst das berühmte englische Volkslied „Rule Britannia“ vorkommt. Gesammtausgaben von T.s Werken erschienen zu Edinburg 1768 (4 Bde.) und 1788 (2 Bde.). Des Dichters Leben beschrieb Murdoch (London 1803, 3 Bde.).

2) Thomas, englischer Chemiker, geboren den 12. April 1773 zu Crieff in Schottland, studirte in Glasgow und Edinburg und lieferte seit 1796 für die Supplemente zur „Encyclopaedia Britannica“ gediegene Artikel über Physik, Chemie, Mineralogie und Metallurgie. Auch verbesserte er das Löthrohr und entdeckte mehre einfache und zusammengesetzte Mineralien. Von seinen selbstständigen Werken sind hervorzuheben: „System of chemistry“ (Edinb. 1802, 4 Bde.; 7. Aufl. 1831, 2 Bde.), populär gehalten, doch vielfach unvollständig und unrichtig; „Outlines of the sciences of heat and electricity“ (neue Aufl. 1840; deutsch, Berl. 1805—11, 5 Bde.); „Elements of chemistry“ (Edinb. 1810); „Attempt to etablish the first principles of chemistry by experiment“ (London 1825, 2 Bde.) und „Chemistry of organic bodies“ (das. 1838, 2 Bde.); „History of chemistry“ (das. 1830 bis 1831, 2 Bde.) u. „Outlines of mineralogy and geology“. Seit 1813 gab er zu London die „Annals of philosophy“ heraus, welche 1822 mit dem „Philosophical magazine“ vereinigt wurden, und 1817 folgte er einem Ruf als Professor der Chemie nach Glasgow. Er † den 2. Aug. 1852 zu Kilmure in Argyleshire.

Thone, der Rückstand, den verwitterte thonerdehaltige Silikatgesteine hinterlassen. Sind es Gemenge, die nur eisenfreien Orthoklasfeldspath und Quarz, auch in Gemenge mit Kali Glimmer enthalten, wie Granite, manche Porphyre und Trachyte, so bleibt kieselsaure Thonerde als der reinste, kalk- und eisenfreieste Thon mit Quarz gemengt zurück, und es entsteht die magere, wenig plastische, unschmelzbare weiße Porzellanerde oder der Kaolin, der bei Gegenwart eines Kalkfeldspaths auch Kalkerde enthalten kann. Was man aber im engern Sinne Thon nennt, sind die Rückstände der Verwitterung solcher Gesteine, worin Eisen-, Mangan-, Kalk- und Bittererdesilikate vorkommen, und es läßt sich derselbe als ein mehr oder weniger durch Eisen- und Manganoxydhydrat, Eisenoxydul, kohlensaure Kalkerde, kohlensaure und kieselsaure Bittererde, auch durch verweste organische Substanzen verunreinigter Kaolin betrachten. Je größer darin der Gehalt an Kalk, Eisen und Mangan ist, um so schmelzbarer ist er. Alle T. sind derb, trocken, grob- und feinerdig, zerreiblich, milde, in feuchtem Zustande geschmeidig und bildsam. Sie fühlen sich mehr oder minder fettig an und werden auf dem Strich glänzend. Den Thonerdegeruch, sowie die geringe Härte haben sie mit dem Kaolin gemein, bei größerem Gehalt von schweren Metalloxyden steigt ihr specifisches Gewicht über 2,2. Sie kommen in verschiedenen weißen, grauen, grünen, blauen, gelben, rothen und schwarzen Farben vor, einfarbig, gestreift, geflammt und gefleckt (bunte T., bunte Mergel). Sie absorbiren Wasser, Gase (daher der Geruch), Salzlösungen, Fette und halten sie sehr fest zurück und hängen daher trocken mehr oder weniger an der Zunge. Beim Austrocknen ziehen sie sich zusammen und zerreißen, je rascher das Trocknen erfolgt, um so mehr. Erhitzt schwinden sie und verlieren ihre Bildsamkeit. Enthalten sie Kalk oder Eisen, so sintern sie beim weiteren Erhitzen zusammen und schmelzen schließlich. Manche brennen sich weiß, wie die Pfeifenthone, die gelben dagegen roth; bei höherer Hitze können eisenoxydulhaltige, die anfänglich weiß waren, grünlich werden. Man unterscheidet sie nach dem Grade der Schmelzbarkeit in Pfeifenthon, Töpferthon und Lehm, von denen der erstere als der reinste, eisenfreie Thon unschmelzbar, der eisenhaltige Töpferthon schmelzbar, der oft an kohlensaurem Kalk reiche, daher mit Säuren brausende (Löß) und dabei stets von Eisen gelb gefärbte Lehm am leichtesten schmelzbar ist. Letzterer ist dabei stets mit feinem Quarzsand gemengt und daher mager anzufassen, während die ersteren fett sind. Von fremden Einmengungen finden sich außer Gesteinsbruchstücken und Quarzsand selbst in den von der Natur schon ausgeschlämmteren T.n häufig Glimmerblättchen, Schwefelkies in knolligen Konkretionen, Mergelkalk (Cämentstein) u. thoniger Sphärosiderit und im Innern meist geborstene Konkretionen (sogenannte Septarien), deren Klüfte oft mit anderen Mineralien (Kalk- und Braunspath, Bleiglanz, Blende ꝛc.) ausgekleidet und angefüllt sind. Von Salz, Anhydrit u. Gyps durchdrungenen Thon der Salzgebirge nennt man Salzthon. Gewöhnliche T. kommen vom ältesten silurischen Uebergangsgebirge durch die ganze Formationenreihe bis in die der Neuzeit vor. In den älteren Formationen sind dieselben aber von größerem Zusammenhalt, steinartig, dabei meist schieferig und liefern die erst beim Liegen an der Luft sich bald in plastischen Thon umwandelnden Schieferthone, oder Schieferletten, welche das Mittelglied zwischen Thon u. Thonschiefer bilden. Der Thon tritt bald nur als dünne Lage auf den Schichtenablösungen insbesondere der Sandsteine, aber auch der Kalksteine, als Ausfüllung von Spalten (Lettenklüfte), häufig aber auch in selbstständigen Lagern, als wichtiges Formationsglied auf. Plastische T. kennt man so im ältesten silurischen Uebergangsgebirge von Petersburg, feuerfeste T. kommen häufig in Verbindung mit den Steinkohlenflötzen des Kohlengebirgs vor, in dem übrigens die Schieferthone vorherrschen. Im Rothliegenden und in der Trias herrschen die rothen T., meist als Schieferletten, im Lias und Jura dagegen die grauen, braunen, blauen und schwarzen Farben vor, während in der Kreide bunte T. erscheinen. Das Tertiärgebirge ist

Digitized by Google

aber vor Allem reich an plastischen T.n, weshalb man auch wohl die ganze Formation danach benannt hat. In den diluvialen und alluvialen Ablagerungen herrscht die Form des Lehms vor. Ausgezeichnete T. liefern England (den feuerfestesten Stonebridge), Vallendar bei Koblenz (Steinzeug), Großalmerode (hessische Schmelztiegel), Bunzlau, Ummerstadt bei Hildburghausen und andere Orte. Die Anwendung ist eine höchst mannichfaltige. Die reineren Varietäten dienen zu Fayence, Steingut, Steinzeug, Thonpfeifen, Töpfergeschirr, Schmelztiegeln, zum Walken der Tücher, zum Raffiniren des Zuckers, gebrannt zu Wassermörtel, mit Essig und Eisenfeile zu Kitt für Eisenverbindungen. Letten und Lehm dienen zu Backsteinen, Ziegeln, schlechteren Töpferwaaren, zum Bauen, zur Förmerei, zum Ausschlagen von Rinnsohlen, Dämmen ꝛc., gebrannt und gemahlen zur Verbesserung des kalten und sauren Thonbodens. Große Wichtigkeit hat der Thon bei seiner weiten Verbreitung an der Erdoberfläche für den ganzen Haushalt der Natur. Während der reine Thonboden einen schweren, kalten, das Wasser nicht durchlassenden, bei Nässe aufweichenden, in der Trockenheit aber festen und zerreißenden Boden liefert, der ganze Landstriche zu Wüsten machen kann, die nur in der Regenzeit sich mit Grün bedecken, wie die Karrooebenen Südafrika's u. die Salzwüstenstriche in Turan, erhöht ein Thonerdegehalt durch das Binden von Wasser und die Absorption von Ammoniak ꝛc. die Fruchtbarkeit des Bodens wesentlich und macht den lehmigen Boden zu dem ergiebigsten. Ebenso wichtig sind die Thonlager im Innern der Erde dadurch, daß sich die Wasser der Quellen auf und unter ihnen sammeln, und daß sie Salzstöcke gegen Auslaugen schützen.

Thonerde, Aluminiumoxyd, einzige bekannte Oxydationsstufe des Aluminiums, besteht aus 2 Aequivalenten desselben und 3 Aequivalenten Sauerstoff, findet sich in der Natur mehr oder weniger rein als Saphir, Rubin, orientalischer Topas, Korund, Smirgel, am häufigsten mit Kieselsäure und Silikaten verbunden und eine große Reihe ausgezeichneter Mineralien bildend. T. fehlt in keiner Ackererde, geht aber nicht oder doch nur selten in die Pflanzen über und fehlt deshalb auch im Thierkörper. Zur Gewinnung von reiner T. fällt man Alaun mit überschüssiger Soda, digerirt, wäscht den Niederschlag aus, löst ihn in Salzsäure, fällt mit überschüssigem Ammoniak und wäscht den gelatinösen Niederschlag wieder gut aus. Der letztere ist Thonerdehydrat, er trocknet zu einer gummiartigen Masse oder bei Frost zu einem weißen Pulver ein, ist in Wasser (auch in kohlensäurehaltigem) ganz unlöslich, aber leicht löslich in Säuren und Alkalilauge und in beachtenswerther Menge auch in Ammoniak. Beim Glühen des Hydrats entsteht wasserfreie T., die im Knallgasgebläse schmilzt und krystallinisch erstarrt; nach schwachem Glühen ist sie sehr hygroskopisch, nach starkem Glühen verliert sie diese Eigenschaft und wird dann von Säuren kaum angegriffen. Durch Schmelzen mit zweifachschwefelsaurem Kali oder Kalihydrat wird sie wieder löslich. Aus einer Auflösung von T. in Kalilauge krystallisirt ein Hydrat mit 3 Aequivalenten Wasser (welches natürlich als Gibbsit vorkommt). Die gelatinöse T. hat eine starke Anziehungskraft für organische Stoffe, sie schlägt Farbstoffe nieder (Farblacke) und scheidet sich aus ihren Salzen ab, um sich auf Baumwolle abzulagern (Beizen). T. ist eine schwache Base, die Lösungen ihrer Salze reagiren stark sauer und sie kann aus denselben leicht gefällt werden. Aus verdünnten Lösungen und solchen, die mehre Aequivalente T. enthalten, wird die letztere schon durch Erwärmen und durch Flächenanziehung gefällt. Die Salze besitzen einen zusammenziehenden, süßlichen Geschmack, Kalilauge fällt aus ihren Lösungen Thonerdehydrat, welches sich in überschüssiger Lauge löst und aus dieser Lösung durch Salmiak gefällt wird. Auch Ammoniak fällt Thonerdehydrat und Salmiak verhindert die Fällung nicht (Unterschied von Magnesia). Schwefelammonium fällt ebenfalls als Hydrat. Schwefelsaure T. krystallisirt mit 18 Aequivalenten Wasser, löst sich in ihrem doppelten Gewicht Wasser, nicht in Weingeist, schmilzt beim Erhitzen und hinterläßt poröses wasserfreies Salz, welches sich nur langsam wieder in Wasser löst, bei Rothgluth entweichen Sauerstoff und schweflige Säure und T. bleibt zurück (letztere enthält stets noch Schwefelsäure). Mit schwefelsaurem Kali, Natron, Ammoniak bildet sie die Alaune (s. d.), in welchen sie das wirksame Princip ist. Um Kali und Ammoniak zu sparen, stellt man die schwefelsaure T. fabrikmäßig dar und bringt sie als concentrirten Alaun, Aluminat, löslichen oder kalifreien Alaun in Tafeln gegossen in den Handel. Da sie aber nicht krystallisirt und ihre Form mithin keine Garantie ihrer Reinheit bieten kann, so betrachtet man sie noch vielfach mit Mißtrauen. Zu ihrer Darstellung wird möglichst eisenfreier, reiner Porzellanthon mit Schwefelsäure von 50° erhitzt, der Brei mit Wasser verdünnt und die Lösung so weit verdampft, bis sie beim Erkalten erstarrt. Auch aus den Rohmaterialien zur Alaunfabrikation kann man schwefelsaure T. bereiten, muß aber vorhandenes Eisen mit Blutlaugensalz fällen. Ueber die Darstellung des Salzes aus Kryolith s. d. Aus Alaun fällt Frankland die T. durch Ammoniakdämpfe, welche er aus Gaswasser und Aetzkalk entwickelt. Der Niederschlag wird ausgewaschen und in Schwefelsäure gelöst, die übrig bleibende Lösung von schwefelsaurem Ammoniak wird verdampft.

Schwefelsaure Magnesia-Thonerde krystallisirt aus der Auflösung der beiden konstituirenden Salze bei beträchtlichem Säureüberschuß in Nadeln mit 24 Aequivalenten Wasser u. kommt in der Natur als Faseralaun vor, in welchem die Magnesia ganz oder theilweise durch Eisen- oder Manganoxydul vertreten ist. Salpetersaure T. bildet zerfließliche Krystalle mit 18 Aequivalenten, löst sich leicht in Alkohol, schmilzt bei 70°, entwickelt beim Vermischen mit doppeltkohlensaurem Natron eine bedeutende Kälte und löst reichlich T. auf. Mit Kohlensäure verbindet sich T. nicht oder doch sehr schwierig. Basisch-phosphorsaure T. wird durch gewöhnliches phosphorsaures Natron aus Thonerdesalzen gefällt, beim Schmelzen gibt sie eine porzellanartige Masse, sie löst sich in Phosphorsäure und das so

Digitized by Google

entstandene saure Salz schmilzt zu einem farblosen Glase. Kalilauge löst die phosphorsaure T. Borsaure T. wird in perlglänzenden Schuppen durch Borax aus Alaunlösung gefällt. Kieselsaure T. findet sich in der Natur als Cyanit oder Disthen und als Chiastolith, sie bildet mit kieselsaurem Kali oder Natron die Feldspathe, Glimmer, Leucit, Analcim, Nephelin, Mesotyp, Hauyn, Agalmatolith, Porzellanspath, mit Lithion (und Natron) Spodumen und Petalit, mit Baryt Harmotom, mit Kalk die Zeolithe, mit Magnesia den Seifenstein. Wasserhaltige kieselsaure T. ist wichtig als Porzellanerde (Kaolin), Thon, Steinmark, Bol, Bergseife, Walkererde. Essigsaure T. bleibt in Lösung, wenn man schwefelsaure T. mit essigsaurem Bleioxyd fällt. Beim vorsichtigen Verdampfen hinterläßt die Flüssigkeit ein in Wasser lösliches basisches Salz. Nur sehr verdünnte Lösungen halten sich unzersetzt, eine Lösung mit 4 Proc. T. scheidet in der Kälte bald unlösliches basisches Salz in Krystallkrusten ab und enthält zuletzt kaum noch Spuren von T. Die Lösung der essigsauren T. wird als Beize in der Zeugdruckerei zur Hervorbringung der Krappfarben benutzt (Rothbeize) und durch Fällen des Alauns oder der schwefelsauren T. mit Bleizucker bereitet. Thonerdenatron entsteht beim Kochen von Thon mit Natronlauge, oder von Kryolith mit Kalk und Wasser und beim Auflösen von Thonerdehydrat in Natronlauge. Diese Lösung gibt beim Verdampfen aus 1 Aequivalent T. 1 Aequivalent Natron und 2 Aequivalente Wasser. Beim Zusammenschmelzen von T. mit Soda resultirt wasserfreies Thonerdenatron. Die Lösung des Thonerdenatrons absorbirt Kohlensäure und läßt dann die T. fallen. Man benutzt es zum Beizen von Wolle und Seide und zieht es zu diesem Zweck dem Alaun vor, weil es noch einmal so gut wirkt und schönere Farben gibt. Ueber die Darstellung desselben s. Kryolith. Schwefelaluminium entsteht als schwarze Masse beim Erhitzen von Aluminium in Schwefeldampf oder von T. in Schwefelkohlendampf; es zersetzt sich mit Wasser in Thonerdehydrat und Schwefelwasserstoff. Aluminiumchlorid bildet sich beim Auflösen von Thonerdehydrat in Chlorwasserstoffsäure, die Lösung gibt bei freiwilligem Verdunsten in trockner Luft wasserhaltige Krystalle, die sich beim Erwärmen in Thonerdehydrat und Salzsäure zersetzen. Wasserfreies Aluminiumchlorid destillirt als blaß grünlichgelbe, krystallinische, an der Luft etwas rauchende und zerfließliche Masse, wenn man über ein erhitztes Gemisch von T. und Kohle einen Strom Chlorgas leitet. Das Chloraluminium wird zur Darstellung des Aluminiums benutzt und zu diesem Zweck nach derselben Methode im Großen dargestellt. Jetzt wendet man fast immer die Doppelverbindung mit Chlornatrium an, welche man erhält, indem man beide Salze mischt und gelinde erwärmt, oder indem man der Mischung von T. mit Kohle Kochsalz zusetzt. Die Doppelverbindung verflüchtigt sich dann und kann leicht kondensirt werden Sie ist nicht so hygroskopisch wie das Chloraluminium, verflüchtigt sich erst bei hoher Temperatur, schmilzt aber leicht (Chloraluminium sublimirt ohne vorher zu schmelzen) u. kann daher als Flußmittel beim Zusammenschmelzen des Aluminiums benutzt werden. Auch mit Ammoniak, Schwefel- und Phosphorwasserstoff verbindet sich das Chloraluminium. Jodaluminium kann nicht wie Chloraluminium erhalten werden. Fluoraluminium vom Ansehen der T. entsteht, wenn man Fluorwasserstoffgas auf erhitzte T. leitet. Erhitzt man es im Wasserstoffstrom zur Weißglühhitze, so sublimirt es in wasserhellen, dem Flußspath ähnlichen Krystallen. Es ist unlöslich in Wasser und Säuren. Die Lösung von T. in Flußsäure greift Glas an und trocknet zu einer gummiartigen Masse an. Mit Fluornatrium bildet das Fluoraluminium den Kryolith, mit kieselsaurer T. den Topas und Pyknit.

Thonon, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Obersavoyen, am südlichen Ufer des Genfersee's, unweit der Mündung der Drance, hat einen Gerichtshof, ein Kommunalcollége, mehre Kirchen und Klöster, Handel mit Landesprodukten und 5080 Einw. Unweit davon das Schloß Ripaille. T. war früher die Hauptstadt des Chablais und Residenz der Grafen und Herzöge von Savoyen. Das Residenzschloß wurde 1536 von den Schweizern zerstört.

Thonpfeifen, s. Tabakspfeifen.

Thonsandstein, Sandstein, dessen Quarzkörner durch ein thoniges, weißes, graues, grünliches, gelbliches od. röthliches Bindemittel verkittet sind. Er ist einfarbig oder gestreift, oft durch meist silberweißen Glimmer schiefrig, meist feinkörnig; angehaucht riecht er nach Thon. Seine Bindung ist lose und daher dient er als Baustein. Ist das Bindemittel reiner Kaolin, wie im untern bunten Sandstein u. auf dem Thüringerwald (Steinheide), oder wie hier und da auch im Rothliegenden, so kann es durch Zermahlen u. Ausschlämmen Kaolin liefern. Der T. verwittert leicht und liefert einen thonigen Sandboden von verschiedener Ergiebigkeit.

Thonschiefer, Thon, der durch Umwandlung in festes schiefriges Gestein wieder umgebildet worden ist und durch weitergehende Umwandlung durch die krystallinischen T. in Glimmer-, Chlorit-, Talk- und andere Schiefer übergeht, so daß sich nicht immer scharfe Grenzen ziehen lassen. Der gewöhnliche T. ist derb, schiefrig, im Bruch feinerdig, von Kalkspathhärte, etwas milde, außen meist schimmernd, auf dem Bruch matt, meist von dunklen, grauen (schiefergrau), auch schwarzen, seltener von grünen, gelben, rothen, violetten Farben, zuweilen gefleckt, aber stets auf dem Strich graulichweiß und fühlt sich mager an. Vor dem Löthrohr schmilzt er nur schwierig an den Kanten, im stärkeren Feuer, wie bei Bränden, zerspringt er, erweicht erst u. schmilzt dann. Durch koncentrirte kochende Schwefelsäure ist er zum Theil vollständig, durch kochende Salzsäure nur theilweise zersetzbar. Er ist stets deutlich geschichtet und ausgezeichnet durch die transversale Schieferung. Der Schiefer von Lehesten besteht nach Frick aus 64,5 Kieselerde, 17,3 Thonerde, 7,46 Eisenoxyd, 1,16 Kalk-, 2,6 Bittererde, 2 Kali und 4,6 Glühverlust (Wasser und Kohlensäure); auch fand er darin 0,3 Kupferoxyd, aus reguliniſchem Kupfer stammend. Von fremden Mineralien enthält der T. häufig Glimmer-

Digitized by Google

blättchen, Faserquarz, Schwefelkies, in Krystallen und knolligen Konkretionen, der, wenn innig beigemengt, ihn zu dem meist blaulichschwarzen Alaunschiefer mit schwarzem Strich macht. Die Versteinerungen im T. sind meist verkiest.

Von Varietäten unterscheidet man besonders folgende: Der Dachschiefer spaltet sich leicht dünn und hat gleichförmiges Korn. Den besten liefern die Brüche von Bangor in Wales und die von Lehesten am Thüringerwald. Sind solche Schiefer zugleich dunkel gefärbt, so daß sich die mit Griffeln erzeugte Schrift gut abhebt, so benutzt man sie als Tafelschiefer (Lehesten und Gräfenthal im Thüringerwald). Spaltet sich der Schiefer, wie der bei Steinach im Thüringerwald, leicht in lange Stengel, so nennt man ihn Griffelschiefer. Sehr feinerdige, innig mit Kohle gemengte weiche Schiefer mit schwarzem Strich bilden den Zeichenschiefer (schwarze Kreide). Wetzschiefer sind dagegen aufs innigste von Kiesel durchdrungene, sehr feinkörnige, lichtgelblich- oder grünlichgraue T. von sehr feinem und gleichförmigem Korn, die im Bruche splittrig und härter als Flußspath sind. Die besten liefert Vieil Salm in den Ardennen. Im älteren Thonschiefergebirge kommen sowohl Erzlager als Erzgänge vor. Uebrigens bilden die T. nicht nur in den paläozoischen Ablagerungen bis zum Kulm aufwärts, dem die Dachschiefer der Sudeten, zum Theil die am Harz, von Westphalen, am Rhein, angehören, während andere devonisch und silurisch und noch älter sind, das vorherrschende Gestein, sondern man kennt sie auch aus jüngeren Formationen, wie die fischreichen Dachschiefer von Plettenberg in Glarus, die eocän sind. Der T. setzt ganze Berge und weite Plateau- und Gebirgsgegenden zusammen; die Berge erscheinen auf den Höhen meist abgerundet, oder zu wellenförmigen Plateaux ausgebreitet; nur in den meist engen, viel gewundenen Thälern tritt das Gestein in dunkeln Klippen und Felswänden hervor (Schwarzathal im Thüringerwald). Das Gestein zerklüftet außerordentlich, zerfällt zu einem Haufwerk von schieferplattigen und stängelichen Stücken und bedeckt so nicht selten Theile der Felswände mit seinen Schuttbalden. Bei dem Reichthum vieler T. an Schwefelkies, insbesondere an Eisengehalt, beschlagen sich oft die Klüfte des verwitternden Gesteins und auch die Bruchstücke gelb oder braun. Der aus der letzten Verwitterung entstehende Boden ist ein mit Gesteinsbruchstücken erfüllter fruchtbarer, warmer Thonboden. Man benutzt die verschiedenen Varietäten des T.s vielfach, am meisten zum Dachdecken, zu Tafeln, Griffeln, zu Tischplatten und dergleichen, Wetz-, Probirsteinen, zur Vitriol- und Alaungewinnung, als schwarze Kreide ꝛc.

Der krystallinische T. (Urthonschiefer, Phyllade, Phyllit, Sericitschiefer) unterscheidet sich vom vorigen nur durch die krystallinische Natur und den dadurch bedingten höheren Glanz. Er ist entweder stark schimmernd, oder seiden-, selbst perlmutterglänzend, auf den Spaltungsflächen oft fein gefältelt. Beim Verwittern bekommen solche Stücke oft ein holzähnliches Ansehen. Vorherrschend grünlich- und schwärzlichgrau gefärbt, kommt er auch weiß, grau, grün, blau, violett und roth vor. Magneteisen, Rotheisenstein, Schwefelkies, die häufig in ihm sind, kommen nicht selten in ganzen Lagern in ihm vor (Sudeten). Oft krystallisiren Silikate in ihm aus; so entstehen: die dunkeln Chiastolithschiefer, voll innen liegendem, innen mit T. ausgefülltem gelblichen Chiastolith (s. d.), wie im Fichtelgebirge und an anderen Orten; der Ottrelitschiefer der Ardennen, in der grauen Grundmasse mit kleinen grünen Ottrelitblättchen; der Knotenschiefer, mit sehr krystallinischer Grundmasse, in der hirsekorngroße dunkle knotige Konkretionen liegen; der Fleck- oder Fruchtschiefer, mit etwas größern, runden, länglichen oder zackenförmig aneinander gereihten dunklen Konkretionen, die aber nicht, wie die vorigen, auf den Ablösungen knotig hervortreten. Sie gehen in sogenannte Cornubianite über, die wie Gneis aus Feldspath, Quarz und Glimmer bestehen, aber von sehr verworrener, schiefriger Textur sind. Solche Schiefer finden sich in den Pyrenäen, in Cornwallis, in den Ardennen, in Sachsen, im Voigtlande, zwischen Wechselburg und Penig, Wesenstein u. Leuben. Nach Carius' chemischer Analyse des T.s, Fleckschiefers und Cornubianits von Lengefeld in Sachsen besitzen sie sämmtlich übereinstimmende Zusammensetzung. Sie bestehen aus 60 Proc. Kieselerde, 19—24 Proc. Thonerde, 5—7 Proc. Eisenoxydul, 2—3½ Proc. Magnesia, 3—4 Proc. Kali, 1—3½ Proc. Natron, 1½—4 Proc. Wasser unter 1½ Proc. Kalk u. bis ½ Proc. Manganoxyd. Die Sericitschiefer sind die seidenglänzenden gelblichweißen bis lauchgrünen krystallinischen T. des Taunus. Alle diese Schiefer, die weit verbreitet in den Gebieten krystallinischer Schiefergebirge sind, oft als Unterlage des Uebergangsgebirgs auftreten, oft an den Grenzen krystallinischer Massengesteine, aber auch unabhängig von ihnen, verhalten sich in Absonderung, Erzführung, Berg- und Thalformen und Verwitterung ähnlich dem gewöhnlichen T.

Thonstein, früher für verhärteten Thon, jetzt für den erhärteten vulkanischen Schlamm porphyrischer Eruptionen, für Porphyr- oder Felsittuffe angesprochen, derbe, geschichtete, massige Gesteine von sehr verschiedener Farbe: weiß, gelb, roth, blau, violett, oft bunt gestreift, geadert, gefleckt, die rothen und blauen oft mit grünlichweißen und berggrünen Flecken. Sie sind im Strich matt, im Bruch erdig, uneben und eben, Thongeruch beim Anhauchen gebend, meist locker und von geringer Härte, aber auch so dicht und fest, daß man die bunten T. von Wolfstiz bei Frohburg in Sachsen für Bandjaspis ansprach, von dem sie sich aber durch ihre Schmelzbarkeit unterscheiden. Sie führen häufig Glimmer, aber auch Feldspath u. Quarz, sind zum Theil von feinerem, zum Theil von gröberem Korn, gehen wohl durch Aufnahme von Quarzkörnern in Sandsteine über und werden durch Aufnahme von Geröllen und Bruchstücken zu Breccie. Nach Knop besteht der chemnitzer T. zu 70 Proc. aus wasserhaltiger kieselsaurer Thonerde mit einem Kali-Eisenoxydsilikat, geringem Natrongehalt und nur Spuren von Kalk und Bittererde. Dies Silikat bildet

Digitized by Google

nach Knop auch die grünen Flecken und läßt sich durch Behandeln mit kochender concentrirter Schwefelsäure auflösen und von der übrigen Masse trennen. Der geschichtete T. führt auch Pflanzenabdrücke, Kieselholz. Der T. kommt in der Nähe von Basalt eingelagert im oberen Kohlengebirge und Rothliegenden vor, so in Sachsen (Chemnitz, Döhlen bei Dresden), Böhmen, am Thüringerwald, Harz, in den Vogesen.

Thonsteinporphyr, s. Porphyr.

Thonwaaren, Gegenstände, welche aus mehr oder weniger gereinigtem, oft zu geeigneter Modifikation seiner Eigenschaften mit verschiedenen Zusätzen gemischtem Thon geformt, dann zur Erlangung von Härte und Festigkeit gebrannt und in den meisten Fällen mit einem dünnen, glasartig glänzenden Ueberzug, der Glasur, versehen werden. Sie zerfallen nach der innern Beschaffenheit der Masse (des Scherbens) in 2 Hauptabtheilungen, von welchen eine jede wieder mehre Arten von Waare begreift. 1) T., die aus einer durch das Brennen bei mäßiger Glühhitze zwar erhärteten, aber nicht zusammengesinterten, daher porösen und nicht sehr harten Masse bestehen; sie zeigen eine matte, rauhe Bruchfläche, welche Wasser ansaugt und an der Zunge klebt; von der Feile werden sie mit dumpfem Geräusch leicht angegriffen. Hierher gehören: Mauersteine, Chamottesteine und Schmelztiegel (s. d. betreffenden Artikel); ferner die gemeine Töpferwaare aus Töpferthon oder Thonmergel mit ungefärbter oder gefärbter Bleiglasur oder mit weißer undurchsichtiger Zinnglasur; Terracotta, zur Nachahmung gewisser antiker Produkte, Bauornamente (sogenannte künstliche Steinmasse) aus geschlämmtem, mit feingepochten Ziegel- oder Ofenkachelscherben versetztem Töpferthon, Vasen aus sehr feinem gelben, rothen, braunen oder schwarzen Thon, sowie Fußbodenplatten und Mosaiksteine; ordinäre Fayence (unrichtig weißes Steingut, in einigen Gegenden auch Majolika genannt) aus gereinigtem, nach dem Brennen mehr oder weniger röthlichem Töpferthon oder Thonmergel mit weißer, etwas ins Gelbliche gehender, undurchsichtiger Zinnglasur (Speisegeschirr); braune Fayence der Franzosen, eine etwas feine Sorte Töpferzeug mit brauner Bleiglasur, englische gelbe Fayence aus blaßröthlichem Körper mit strohgelber Bleiglasur und englische braune Fayence (Rockinghamwaare) mit durchscheinender bleihaltiger Glasur auf blaßröthlichem Körper; feine Fayence (fälschlich englisches Steingut) von weißem feuerfesten Thon, der gewöhnlich einen Zusatz von gemahlenem Feuerstein erhält, mit durchsichtiger, bleioxydhaltiger Glasur; Tabakspfeifen, kölnische Pfeifen aus weißem feuerfesten Thon, ungarische und türkische Pfeifenköpfe aus stark eisenoxydhaltigem Thon, oder aus einer Mischung von fettem Thon und Ziegelmehl. 2) T., deren Masse durch sehr starkes Brennen zusammengesintert ist, einen hohen Grad von Härte und eine fast glasähnliche Dichtigkeit besitzt, am Stahl Funken schlägt, stark klingt, von der Feile schwer, mit hellem Kreischen angegriffen wird und eine glatte, schwach glänzende Bruchfläche besitzt, die Wasser nicht ansaugt und an der Zunge nicht klebt. Hierher gehören außer den verglasten Ziegeln (Klinkern) das ordinäre Steingut (Steinzeug) aus farbigem feuerfesten Thon, zuweilen unglasirt, gewöhnlich aber mit einer dünnen Glasurrinde versehen, die dadurch entsteht, daß man während des Brennens Kochsalz in den Ofen wirft und verdampfen läßt; ferner feines Steingut (Wedgewood) aus feuerfestem, sich weißbrennendem Thon, dem man durch Beimischung von Schmelzmitteln (Quarz, Gyps) eine größere Neigung zum Zusammensintern ertheilt, und den man oft durch Zusatz von Metalloxyden verschiedentlich färbt, mit blei- oder boraxhaltiger Glasur, gewöhnlich aber unglasirt und durch aufgelegte Reliefs von andersfarbiger Thonmasse verziert; Porzellan, das feinste Thongeschirr aus einer erdigen weißen Masse mit mehren Zusätzen, die das Zusammensintern im Brennfeuer befördern und eine durchscheinende Beschaffenheit befördern, mit farbloser durchsichtiger, sehr glänzender Glasur. Man unterscheidet hartes Porzellan, ächtes Porzellan, Stein- oder Feldspathporzellan, zu etwa 70 Proc. aus Kaolin, mit Zusatz von Feldspath, Quarz, Kalksandstein, Kalkstein, Kreide, Gyps unglasirt (Statuenporzellan) oder glasirt mit einer Glasur aus denselben Stoffen wie der Körper, nur mit einem größeren Verhältniß an Flußmitteln; berliner Sanitäts- oder Gesundheitsgeschirr, aus einer Mischung von Porzellanmasse und feuerfestem Pfeifenthon mit Porzellanglasur; weiches Porzellan, weniger strengflüssig und hart, bei raschem Temperaturwechsel leichter springend als das harte Porzellan, zerfällt in 2 Unterarten: natürlich weiches oder englisches Porzellan (in England allgemein gebräuchlich), aus Kaolin, Pfeifen- oder Porzellanthon und kalcinirtem Feuerstein mit Pegmatit, zersetztem Granit, Gyps, Knochenasche oder Apatit als Flußmitteln und mit einer Glasur aus zersetztem Granit (cornish stone), Feuerstein, Borax und meist auch Bleioxyd; künstlich weiches Porzellan, Fritten- oder Glasporzellan, aus Kreide u. gypshaltigem Mergel mit starkem Zusatz von Sand, Soda, Kochsalz, Salpeter, Alaun, Gyps, einer Glasur aus Mennige, Soda, Sand und oft auch Borax, ist sehr durchscheinend, zerspringt leicht beim Erhitzen und bildet gleichsam den Uebergang von ächtem Porzellan zum Milchglase; Parian, dem englischen Porzellan ähnliche Masse, unglasirt, von mildem gelblichen Farbenton und wachsartig schimmernder Oberfläche; Carrara, zwischen Parian und Steinzeug die Mitte haltende Masse, weniger durchscheinend u. weißer als jenes. Porzellanknöpfe werden aus fein gepulvertem, durch Digestion mit Salzsäure von Eisen befreitem Feldspath, bisweilen unter Zusatz von wenig Knochenasche gefertigt und mit Metalloxyden gefärbt.

Zur Bereitung der T. wird der aus der Erde gegrabene rohe Thon in hölzernen Kästen oder Gruben mit Wasser dick angemacht (eingesumpft) und von Arbeitern mit den Füßen getreten, wobei die fremden Beimengungen entfernt werden können. Zur weiteren Reinigung wird er dann auf Haufen geschlagen, wiederholt mit einem Messer in dünne Blätter geschnitten, damit man

Digitized by Google

alle Steinchen, Wurzeltheile u. dergleichen findet, dann mit den Händen gut geknetet und mit einem Streichholz geschabt. Für feinere T. wird der Thon geschlämmt, indem man ihn mit Wasser zu einem dünnen Schlamm (Schlicker) anrührt, diesen, nachdem die groben Theile niedergefallen sind, in andere Behälter abzieht und nochmals absetzen läßt. Der feinste Schlamm gelangt dann wieder in andere Behälter und läßt zuletzt den reinen Thon fallen. Die Zusätze, welche oben bei Aufzählung der verschiedenen Gattungen von T. erwähnt wurden, werden, wenn nöthig, zerstampft oder gemahlen, geschlämmt und naß mit dem Thonschlamm gemischt. Auch Metalloxyde zum Färben der Masse werden jetzt hinzugesetzt, damit eine höchst innige Mischung aller Theile erzielt wird. Um dann die zum Formen nöthige Konsistenz der Masse zu gewinnen, verdampft man das Wasser des Schlamms in großen Behältern, welche von unten geheizt werden, oder preßt es mit Hülfe von Schraubenpressen ab, wenn die Masse mager genug ist (wie beim Porzellan); das Formen der T. geschieht theils mit der freien Hand, theils durch Drehen, mit Hülfe von Formen oder Maschinen. Mit der Hand werden Henkel, Füße und dergleichen für grobes Geschirr geformt, Platten werden von einem steifen Thonklotz mittelst eines Drahtes abgeschnitten. Zum Drehen runder Gefäße dient die Drehscheibe (Töpferscheibe), welche aus einer senkrechten Axe, einer oben darauf befestigten, horizontalen hölzernen runden Scheibe und einer unten angebrachten, ebenfalls horizontal liegenden, hölzernen Tretscheibe besteht. Durch streichende Bewegung des Fußes setzt der Arbeiter die Scheibe in Bewegung und formt dabei den auf der oberen Scheibe liegenden Thon während seiner Umdrehung durch zweckmäßiges Anlegen der nassen Hände, zum Theil auch mittelst gehörig ausgeschnittener Bretchen oder Bleche, um den feineren T. vollkommenere Gestalt und recht glatte Oberfläche zu geben. Die Masse von hartem Porzellan ist bisweilen, z. B. in Berlin, so wenig plastisch, daß man mit diesem Verfahren nicht ausreicht u. genöthigt ist, Gypsformen anzuwenden, in welchen die in ungefähren Umrissen aus freier Hand aufgedrehten Gegenstände auf der Drehscheibe gedrückt werden. Die Gypsform wirkt hierbei als Matrize, und alle etwaigen Verzierungen, welche sie enthält, werden auf dem Porzellan reproducirt. Die Gypsform besteht aus einem oder bei Gefäßen, die sich nicht nach oben erweitern, aus mehren lösbaren Stücken, um das eingedrehte Stück herausnehmen zu können. Auf der Drehscheibe lassen sich (abgesehen von der in einigen Fabriken angewandten Ovaldreherei) nur Gegenstände von kreisförmigem Querschnitt anfertigen, und die Darstellung von Gefäßen anderer Gestalt geschieht in der Regel durch das Formen. Man bildet mit Hülfe eines Rollholzes, welches über hölzerne Leisten fortbewegt wird, Platten oder Schwarten aus der Masse und schmiegt diese mit der Hand der Form aus Gyps an. Gefäße von komplicirter Gestalt formt man in mehren Stücken aus und fügt diese alsdann mittelst flüssiger Porzellanmasse zusammen. In die Formen zu Henkeln, Füßen ꝛc. knetet man die Masse roh mit der Hand vorgeformt ein und bildet das Stück, indem man die aus zwei Theilen bestehende Form fest zusammenschließt. Die thönernen Tabakspfeifen werden in zweitheiligen, eisernen oder messingenen Formen äußerlich vollendet, während das Rohr daran mit einem Draht gebohrt, die Höhlung des Kopfes mit einem eisernen Stempel eingedrückt wird. Manche Porzellangegenstände werden gegossen. Hierzu dienen dickwandige Gypsformen, in welche man die flüssige Masse füllt. Der Gyps saugt das Wasser auf und nach kurzer Zeit kann man die Form umkehren. Der noch flüssige Brei fließt dann ab und es bleibt eine Kruste aus Porzellanmasse zurück, die bald an Festigkeit zunimmt. Auf diese Weise kann man Gegenstände in großer Dünne und Feinheit darstellen, doch braucht man viele Formen und beim Brennen schwinden die gegossenen Gegenstände wegen ihrer loseren inneren Textur stärker als die geformten. Zur Vollendung der rohen Gefäße werden sie bei entsprechendem Grade der Trockenheit mit einer scharfen Klinge abgedreht und die von den Formen herrührenden Nähte mit einem Messer abgeschabt. Henkel, Knöpfe, Ausgüsse, die in der Regel besonders geformt werden, klebt man mit Schlicker an, nachdem die sich berührenden Flächen etwas rauh gemacht worden sind. Maschinen haben in der Töpferei bis jetzt wenig Eingang gefunden, man preßt Knöpfe aus der trocknen pulverigen Masse in einer kräftigen Schraubenpresse und wendet zur Darstellung langer Porzellanröhren, Stäbe und dergleichen ein der Fabrikation der Drainröhren ähnliches Verfahren mittelst Durchpressens der Masse durch eine Metallschablone an.

Die geformte Waare muß an der Luft trocknen und wird dann gebrannt. Hierzu dienen die Brennöfen, welche entweder liegende sind, so daß die Flamme in nahezu horizontaler Richtung zieht, oder stehende mit mehren über einander liegenden Etagen, in denen sich die Flamme aufwärts verbreitet. Die berliner Porzellanöfen enthalten 4 Etagen; die unterste derselben, mit flacher Wölbung, ist mit 5 seitlichen, außerhalb des eigentlichen Brennraums gelegenen Feuerungen (für Holz oder Steinkohlen) versehen u. dient zum Gaarbrennen, die zweite mit halbkugelförmiger Wölbung zum Verglühen der Geschirre, die dritte zum Brennen der Kapseln und die vierte bildet eine Erweiterung des Schornsteins, in welchen sie ausmündet. Nur ganz ordinäre Waare darf beim Brennen der freien Einwirkung der Flamme ausgesetzt werden, weil Rauch und Flugasche leicht eine Verunreinigung hervorbringen. Fayence, feines Steingut und Porzellan wird in Kapseln gebrannt. Letztere fertigt man aus Chamottemasse und Thon u. gibt ihnen eine schachtelartige Gestalt, so daß sie im Brennraum in Säulen aufgeschichtet werden können. Die T. werden nun je nach ihrer Beschaffenheit und der Glasur, welche sie erhalten sollen, ein- oder zweimal gebrannt. Ordinäres Steinzeug wird frei im Ofen aufgestellt und während des Brennens wirft man Kochsalz in den Feuerraum. Das Salz verflüchtigt sich, zersetzt sich durch Einwirkung des Thons und es bildet sich Natron, welches die Oberfläche des Steinzeugs verglast. Diese Salzglasur ist sehr dünn, ohne Spiegelglanz, hält aber sehr fest.

Digitized by Google

Die übrigen Glasuren werden gewöhnlich aus fein gemahlenen Bestandtheilen zusammengesetzt und mit Wasser zu einem dünnen Schlamm angerührt. In diesen taucht man das zu glasirende Geschirr, so daß es sich mit einer feinen Schicht der Glasurbestandtheile bedeckt. Da aber die nur lufttrockene Masse die Glasur nicht genügend ansaugt, so muß man sie vor dem Glasiren brennen. Hierbei findet indeß ein Unterschied Statt, indem die nicht gesinterten T. und das Frittenporzellan, die eine leichtflüssige Glasur erhalten, der stärksten Hitze beim ersten Brand ausgesetzt werden, während die gesinterten Geschirre, also besonders das Porzellan, zunächst nur schwach gebrannt (verglüht), dann glasirt und nun in der stärksten Hitze, die überhaupt in gewöhnlichen Feuerungen erzeugt werden kann (2500—3000)°, gaar gebrannt werden. Die Bestandtheile der Porzellanglasur sind reiner Quarzsand und Kaolin nebst einem Zusatz von Gyps und gebrannten Porzellanscherben; diese Masse ist äußerst strengflüssig und hart, und da sie im Wesentlichen wie das Porzellan selbst zusammengesetzt ist, so dehnt sie sich auch wie dieses in der Wärme aus und bekommt nicht leicht Risse. Die Bleiglasur besteht aus Glätte und Lehm, oder, wenn sie farblos sein soll, aus Quarz und Glätte mit verschiedenen Zusätzen. Man kann sie mit Metalloxyden färben, aber man begießt auch häufig das rohe Geschirr mit farbigem Thonbrei, von welchem eine dünne Schicht haften bleibt, und überzieht es dann mit der durchsichtigen Glasur. Zinnglasur besteht aus Glas oder Glasmasse mit Zusatz von Blei- und Zinnoxyd; sie ist weiß und undurchsichtig und läßt daher auch Geschirr aus farbigem Thon nach dem Brennen weiß erscheinen. Bleiglasur wird, besonders wenn sie reich an Blei ist, von Säuren, wie sie bei der Bereitung von Nahrungsmitteln vorkommen, leicht angegriffen, u. man hat sich daher bemüht, auch das gewöhnliche Thongeschirr mit bleifreier Glasur zu versehen. Bleifreies Glas und Soda oder Sand und Soda oder Sand, weißer Thon und Potasche oder Lehm und Flußspath sind versucht worden, sie haben aber theils keinen, theils wenig Eingang gefunden, weil sie meist entweder zu strengflüssig, oder zu sehr dem Rissigwerden unterworfen oder auf dem ordinärem Fabrikat zu theuer sind. Beim Einsetzen des Geschirrs in Kapseln ist zu beachten, daß Porzellan in der starken Hitze erweicht und sich verzieht, man muß deshalb jedem einzelnen Stück eine besondere Kapsel geben, einzelne Theile desselben sogar unterstützen und, damit das Ganze mit der Glasur nicht festschmilzt, letztere am unteren Rande des Fußes abkratzen. Hartes Porzellan ist stets an diesen glasurfreien Füßen zu erkennen. Fayence, welche nicht so stark gebrannt wird und nicht sintert, erfordert diese Vorsichtsmaßregeln nicht, man wendet deshalb größere Kapseln an und schichtet z. B. Teller in einer einzigen Kapsel, indem man sie einzeln auf kleinen Chamottestäbchen ruhen läßt. Diese Stäbchen ragen von der Wand der Kapsel bis unter den Rand des Tellers u. berühren letzteren nur mit der äußersten aufrecht stehenden Spitze. Nach dem Brand werden sie abgebrochen und hinterlassen dann 3 kleine, oft kaum bemerkbare Pünktchen, welche für diese Geschirre sehr charakteristisch sind. Porzellan, welches den zweiten starken Brand mit macht, ohne glasirt zu sein, heißt Biscuit. Nach dem Abbrennen läßt man den Ofen einige Tage abkühlen und entleert ihn dann. Porzellan wird nun durch Schleifen, Abreiben und Poliren von einzelnen Fehlern befreit und dann bemalt, versilbert oder vergoldet. Die Porzellanfarben bestehen in der Regel aus färbenden Metalloxyden und aus dem zur Glasbildung erforderlichen Zusatz oder Fluß und sie werden durch Erhitzen des bemalten Geschirrs im Muffelofen befestigt und kommen dabei vollständig in Fluß, während die Emaille nur erweicht. Manche Farben werden auch unmittelbar nach dem Verglühen des Geschirrs aufgetragen und liegen also unter der Glasur. Dies sind aber immer nur dunklere u. unbestimmtere Farben von geringerer Lebhaftigkeit u. Intensität als die Muffelfarben. Aber auch letztere erfordern zu ihrer Befestigung eine so hohe Temparatur, daß manche sehr brillante Farbstoffe nicht benutzt werden können, weil sie sich in der Hitze zersetzen. In diesem Punkt besitzt das weiche Porzellan mit leicht schmelzbarer Glasur wesentliche Vorzüge. Will man einen Kupferstich auf T. anbringen, so druckt man denselben mit Schwärze aus zähgekochtem Nußöl und Mineralfarbe auf ungeleimtes dünnes aber, festes Papier, legt den Abdruck frisch von der Presse weg auf die meist unglasirte trockne Waare und reibt ihn mit einem wollenen Reiber an; dann legt man das Stück in Wasser und zieht endlich das erweichte Papier behutsam hinweg. Die fettige Schwärze ist dann in allen Zügen auf das Geschirr übertragen. Setzt man die mit Kobaltoxyd bedruckten Waaren in Kapseln ein, auf deren Boden sich Kochsalz und Salpeter befindet, so erhalten die Zeichnungen das verwaschene Ansehen, welches auf englischem Steingut und Porzellan vorkommt und als Flowing blue bezeichnet wird. In neuerer Zeit werden auch Photographien auf Porzellan eingebrannt (s. Photographie).

Die Anfänge der Kunst, Gefäße aus Thon zu bilden, der ceramischen Kunst, verlieren sich in die frühesten Kulturepochen des Menschengeschlechts. Topfscherben bilden stellenweise die Anzeichen vom Dasein des Menschengeschlechts in Perioden, von denen wir kaum noch andere Kunde besitzen. In China datirt die Erfindung der Töpferkunst nach den officiellen Annalen vom Jahre 2698 v. Chr. Die Ausgrabungen zu Babylon und Ninive haben mehrfach irdene Hohlgefäße und Schüsseln von kunstgerechter Arbeit zu Tage gefördert. Homer und die Bibel sprechen von der Töpferscheibe, aber lange vor Erfindung derselben wurden Gefäße aus freier Hand geformt, die, von den verschiedensten Fundstücken stammend, auffallende Aehnlichkeit zeigen. In Griechenland wurden schon im 10. oder im 8. Jahrhundert v. Chr. irdene Gefäße zunächst für den häuslichen Gebrauch gewerbsmäßig gefertigt und bald schloß sich die Herstellung von Ornamentalgefäßen durch Künstler an. Die Erzeugnisse des Bodens, Wein, Honig und Oel, bewahrte man in Thongefäßen auf, und durch den Handel fanden daher auch die letzteren weite Verbreitung. Kultus und Sitte gaben den Gefäßen eine höhere

Digitized by Google

Bedeutung, ein vorzügliches Material gestattete jede wünschenswerthe Formgebung und so gelangte die ceramische Kunst in Griechenland zu einer Blüthe, welche sich besonders an den Gefäßen aus dem 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. kundgibt. Bei den Römern trat niemals die Idee hervor, die Töpferei künstlerisch zu verwerthen, namentlich das malerisch-dekorative Princip der Griechen darin aufzunehmen, wohl aber wurde die römische Ceramik sehr bald die herrschende und selbst die Griechen nahmen römische Technik und Formen an. Allmählig wurde dann die ceramische Industrie aus der Reihe der bildenden Künste verdrängt und vom 1. Jahrhundert n. Chr. ab fast allein auf die Gebrauchsgefäße beschränkt. In China wurde zwischen 185 v. Chr. bis 88 n. Chr. das Porzellan erfunden. Um 583 wurden die Fabriken zu King-te-schin in der Provinz Kiang-si zu Fabriken des Kaisers erhoben; man beschäftigte hier über eine Million Menschen bei mehr als 3000 Porzellanöfen. Den größten Aufschwung aber nahm die Industrie unter den Kaisern der Mingdynastie (1368—1647), unter denen auch der berühmte Porzellanthurm zu Nanking erbaut wurde. Derselbe war 330 Fuß und 9 Stockwerke hoch und mit in 5 Farben emaillirten Steingutplatten belegt. Man fertigte in China drei social unterschiedene, durch Farbe und Dekoration charakterisirte Klassen von Porzellan, die eine für den Kaiser, die zweite für die Mandarinen und die dritte fürs Volk und für den Export. Nach Europa kam chinesisches Porzellan als Handelswaare zuerst durch die Portugiesen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, nachdem es zuvor nur ausnahmsweise als kostbare Seltenheit dahin gelangt war. Später importirten besonders die Holländer das Porzellan. Im 8. Jahrh. trieb die ceramische Kunst auch wieder in Europa, und zwar bei den Mauren neue Keime. Das Material, welches hier verwendet wurde, ist dem der antiken Terracotten ähnlich, während diese aber eine matte Oberfläche besaßen, gab man den neuen Gefäßen blei- oder zinnhaltige Glasuren. Die Erfindung dieser Glasuren ist uralt; sie finden sich bei den Assyriern und Babyloniern, und auch Chinesen und Japanesen kannten sie frühzeitig. Besonders ausgezeichnet waren bei den Arabern die Bauziegel oder Platten (azulejo), mit welchen die Zimmerwände bis zu einer gewissen Höhe, die Fußböden und oft auch ein Theil der Außenwand, wie bei der Alhambra, belegt wurden. Die Platten sind aus hellgrauem Thon gefertigt und besitzen eine weiße Glasur, auf welche die meist reliefartig hervortretenden Dessins in Farben ausgeführt sind. Nach Unterwerfung der Mauren hat sich die ceramische Kunst in Spanien bis ins 17. Jahrhundert erhalten, als ihre Blüthezeit, besonders für die Gefäßfabrikation, muß das 13. bis 15. Jahrhundert angenommen werden. Die Araber verpflanzten ihre Kunst in der Folge auch nach Italien, und von der Insel Majorka, wo diese Poterien am schönsten verfertigt wurden, erhielten die Fabrikate den Namen Majolika. Die ältesten Majoliken, runde Platten mit glasirten Reliefs, stammen aus dem 13. Jahrhundert, die Industrie entwickelte sich vom 15. Jahrh. ab zu hoher Blüthe und begann mit dem 17. Jahrh. allmählig abzunehmen. Sie umfaßt drei wesentlich verschiedene Gattungen, die Mezza-Majolika, die Skulpturen des Luca della Robbia (1400 bis 1481) und die feineren Majoliken. Die Skulpturen von Luca della Robbia in Florenz haben, abgesehen von ihrem hohen künstlerischen Werth, bis jetzt eine Frische und einen Glanz bewahrt, als wären sie soeben erst vollendet. Die Figuren in diesen Reliefwerken sind weiß auf blauem, zum Theil auf grünem Untergrund. Die Masse des Luca (terra invetriata) ist gereinigter Töpferthon nebst Sand und Thonmergel. Die Glasur enthält hauptsächlich Zinnoxyd. Während Luca della Robbia seine anscheinend selbstständige Erfindung für plastische und bauliche Zwecke verwerthete und sich vom Styl des Orients emancipirt zeigte, war das Gegentheil hiervon in der umbrischen Fabrikation der Gefäßmajoliken eingetreten. Von dieser Schule sonderten sich später die toskanischen Fabrikstätten für Thongeschirre, indem sie mit der zinnhaltigen Glasur des Luca ursprünglich auch dessen plastische Richtung und einfache Farben adoptirten. Ein Hauptort der letzteren Schule war die Stadt Faenza, welche dem Fabrikat den Namen Fayence gab. Die Majoliken des Luca sind emaillirtes Fayence, dessen technisches Merkmal in ihrer opaken weißen zinnhaltigen Glasur besteht. Von diesen unterscheiden sich die Mezza-Majoliken dadurch, daß bei ihnen die Masse mit einer dünnen Lage von Pfeifenthon überzogen ist, dessen Weiße durch die durchsichtige Bleiglasur hindurchscheint und ihr das Ansehen gibt, als sei sie undurchsichtig. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts fanden auch die umbrischen Werkstätten die Kombination des eigentlichen Zinnemail und verwertheten solche in der Darstellung ihrer feinen Majoliken. Zum Verfall der Majolikafabrikation hat das Bekanntwerden des Porzellans in Italien im 17. Jahrh. wesentlich beigetragen. Die Laune des Geschmacks bevorzugte das neue Fabrikat, welches sich überdies durch seine Härte für den täglichen Gebrauch viel geeigneter erwies als die irdene Waare mit ihrer weichen Metallglasur. Die Fabrikation emaillirter Fayencen in Frankreich läßt sich vorzugsweise auf die Erzeugnisse zurückführen, die unter dem Namen des Fayence de Palissy auf uns gekommen und deren erstes Entstehen in die Mitte des 16. Jahrhunderts fällt. Palissy (1510 bis 1589) nahm das plastische Princip des Luca della Robbia wieder auf, und wenn er auch nicht dessen schöne weiße Glasur erreichte, so zeichnen sich dafür seine Arbeiten durch eine originelle Mannichfaltigkeit hinsichtlich ihres Gebrauchszwecks aus. Eigenthümlich sind die pièces rustiques, große Flachgefäße, auf denen nach der Natur modellirte und in ihren natürlichen Farben staffirte Pflanzen und Thiere gruppirt sind. Im 17. und 18. Jahrhundert nahm die Fabrikation der emaillirten Fayencen in Frankreich weiteren Fortgang, bis sie durch die Selbsterzeugung des Porzellans verdrängt wurden. In England wurden bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts nur T., und zwar in Staffordshire angefertigt, die auf irgend künstlerischen Werth keinen Anspruch machen konnten. Unter Elisabeth brachten ver-

Digitized by Google

triebene flandrische Töpfer die Fabrikation des Steinguts nach England, welches jetzt namentlich in Stoke, Burslem, Hanley, New-Castle a. L. und Langton gefertigt wird. Die wesentlichsten Fortschritte aber verdankte die dortige Industrie Wedgewood, welcher Poterien von chemisch sehr verschiedenen Massen herstellte und sich hinsichtlich der Formen die Werke der Antike zu Mustern nahm. Seitdem hat die industrielle Rastlosigkeit Englands, abgesehen von den wirklichen emaillirten Fayencen, zu einer großen Zahl von ceramischen Kombinationen geführt, die technisch schwierig zu specialisiren, doch im Wesentlichen auf die Darstellung des feinen Fayence und auf die des Steinguts zurückzuführen sind, so daß die abweichenden Gattungen nur als Varietäten jener beiden erscheinen. Astbury vermischte den Pfeifenthon mit kalcinirtem gepulverten Feuerstein und bahnte damit die Erzeugung der eigentlichen feinen Fayencemasse an, die in Bezug auf Ornamentirungen ein viel dankbarerer Stoff als das Porzellan ist. Wenn sie dennoch in der eigentlichen Kunsttöpferei von letzterem verdrängt worden ist, so liegt dies wohl an dem rastlosen Suchen nach möglichst wohlfeilen, leicht ausführbaren und vorwiegend mechanischen Produktionsmitteln. Das Steingut, als das andere Hauptprodukt englischer Thonindustrie, findet sich in Idolen, Amuleten und Votivgefäßen; schon bei den alten Aegyptern und in China u. Japan wurde es lange vor Erfindung des Porzellans dargestellt. Durch Wedgewood erfuhr es in jeder Hinsicht wesentliche Verbesserungen und diente besonders zur Nachahmung gräcoitalischer Terracottavasen, von welchen die Portlandvase besonders berühmt geworden ist. Die älteren deutschen und niederländischen Fabrikate sind ebenfalls theils weiche T. mit Bleiglasur, theils Hartmassen mit Salz- oder alkalinischer Glasur. Die ersteren, emaillirte Fayencen, wurden frühzeitig in den Fabrikstädten Frankens und Bayerns dargestellt und gaben den italienischen Majoliken wenig nach. Von Gefäßen dieser Art sind sehr wenig erhalten, dagegen zeigen die Kirchen und Häuser in Danzig, Lübeck, Wismar, Lüneburg ꝛc. Reichthum an glasirten Formsteinen. Ofenkacheln von feinster Zeichnung und Modellirung in den Reliefs wurden in Nürnberg dargestellt. In Holland gewannen Delft und mehre Nachbarstädte schon früh bedeutenden Ruf in der Fabrikation emaillirter Fayencen. Große Flachgefäße und besonders grün und gelb glasirte Platten zum Belegen der Wände bildeten einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Später, nach Beendigung des Kriegs mit Spanien, befleißigte man sich besonders der Nachbildung chinesischer Porzellane in Form u. Farbe. Die Blüthe dieser Industrie fällt in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, im Anfang des 19. wurde sie durch die Einfuhr englischer Hartwaaren vernichtet. Deutschland und die Niederlande besaßen das Steingut als Kunstwaare schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Man fertigte besonders im Rheinthal und in Bayern Krüge, die als „Steinkrüge" auch nach England exportirt wurden. Dieselben sind in der Technik und Form sehr verschieden, meist sind es einfache kompakte Grundformen, auf solider Basis fein profilirt; die Flächendekorationen sind theils unmittelbar durch die Arbeitsform hergestellt, eingedrückt oder flach erhaben, theils scheinen die reichen Reliefs besonders ausgeformt und auf die Masse aufgesetzt. Der farbige Schmuck ist auf dem meist naturfarbenen Schmuck besonders wirksam und bildet in Verbindung mit den integrirenden Zinnbeschlägen ein charakteristisches Stylmoment für diese Steinwaare. Am wichtigsten erscheint nun aber die Erfindung des rothen feinen Steinguts durch Böttcher, die zu der des ächten Porzellans geführt hat. Böttcher verarbeitete 1704 den rothen Thon von Okrilla unweit Meißen und konnte schon 1710 geschliffene, schwarz emaillirte oder lackirte Waaren auf der Ostermesse in Leipzig verkaufen. Im Jahre 1709 gelang es auch, mit Porzellanerde von Aue im Erzgebirge weißes Porzellan herzustellen, und auf Grund dieser Erfindung wurde die meißener Fabrik errichtet. Die Erfolge, welche dieselbe besonders in späterer Zeit erzielte, wurden bald Veranlassung zur Gründung anderer Manufakturen und so entstanden die Fabriken in Wien (1720), Höchst (1740), Fürstenberg (1750), Berlin (1750) ꝛc. Während diese aber sämmtlich direkt oder indirekt von der meißener Fabrik abstammten, trat die Porzellanmanufaktur in Thüringen durchaus selbstständig auf. Hier erhielt Macheleid ein Privileg zur Errichtung einer Fabrik in Rudolstadt, die später nach Volkstedt verlegt wurde und 1795 schon Hunderte von Arbeitern beschäftigte. Nächstdem entstand die Porzellanfabrik zu Wallendorf (1762), bald nachher die zu Limbach (Greiner), Gotha (1780), Ilmenau, Gera ꝛc. In Rußland wurde die erste Porzellanfabrik 1756 zu Petersburg gegründet; auch in Holland und Dänemark fertigte man schon im vorigen Jahrhundert hartes Porzellan, während in England, Frankreich und Italien das weiche Porzellan herrschend war. Diese Waare lieferten in England zuerst die Fabriken zu Stratford le Bew und Chelsea. Letztere gelangte unter dem Schutz Georgs II. zur Blüthe, ging aber schon 1760 wieder zurück. Dagegen existirt noch heute die Worcester porcelain Company, in welcher zuerst weiches Porzellan bedruckt wurde. In Frankreich ist für die Geschichte der Porzellanindustrie fast nur die Fabrik zu Sèvres von Wichtigkeit. Man fertigte dort von 1756 bis 1769 künstliches weiches Porzellan, von da ab auch hartes, beschränkte sich seit 1804 auf letzteres und hat erst in neuester Zeit die Darstellung der weichen Masse wieder aufgenommen. In St. Cloud wurde schon 1695 weiches Porzellan erzeugt, und hierauf beziehen sich die französischen Angaben, nach welchen in Frankreich schon vor Böttcher Porzellan hergestellt worden sei. Die älteren Sèvresformen erscheinen mehr oder weniger steif und im Allgemeinen minder elegant als die älteren meißener, dagegen zeichnen sie sich durch die feinste Modellirung, namentlich der Henkelverzierungen und Reliefs, sowie durch vollendete Malereien aus und bieten dem Auge, besonders im Kolorit der Fonds, Farben von unvergleichlicher Zartheit und Weiche. Sèvres entwickelte sich zu einer reinen Kunstanstalt und liefert als solche auch heute noch in Beziehung auf Material, Vollendung der Form, Arbeit,

Digitized by Google

Dekorationen und Farbenschmuck Ausgezeichnetes. Die Entwickelung der übrigen Porzellanfabrikation in Frankreich ist der von Sèvres im Wesentlichen gefolgt, die Etablissements für weiches Porzellan sind fast sämmtlich eingegangen, während die für hartes Porzellan seit 1773 schnell aufblühten. Als eine Anwendung erfolgreicher Arbeitstheilung sind die großen Ateliers in Paris erwähnenswerth, welche sich ausschließlich damit beschäftigen, weiße Porzellane zu dekoriren und zu vergolden. Italien hatte im vorigen Jahrhundert gleichfalls die Fabrikation des künstlich weichen Porzellans gepflegt, und besonders in der königlichen Manufaktur von Capo di Monte zu Neapel wurden seit 1736 Waaren gefertigt, die sich durch eine aus der lokalen Natur und dem Leben geschöpfte Originalität der Formen auszeichneten. Auch an anderen Orten entstanden Fabriken, die bedeutendste aber zu la Doccia bei Florenz (seit 1737), wo mit chinesischen Materialien und nach der wiener Methode hartes Porzellan erzeugt wurde. Diese Fabrik besteht noch heute und liefert namentlich auch imitirte Majoliken, die von den ächten nur schwer zu unterscheiden sind. In Spanien gelangte seit 1759 die Manufaktur zu Buen Retiro bei Madrid zu hohem Ruhm und ihre Erzeugnisse wurden mit denen von Sèvres verglichen. Im Jahre 1812 fiel das Etablissement der Zerstörung anheim und wurde in der Folge nach la Mancha verlegt. Vgl. Brongniart, Traité des Arts céramiques ou des poteries, 2 Bde., 2. Ausg. von Salvétat, Paris 1855; Salvétat, Leçons de Céramique, daſ. 1858; Marryat, History of Pottery and Porcelain, 2. Ausg., London 1857; Birch, History of ancient Pottery, daſ. 1858; Gentele, Lehrbuch im Potteriefache, Gehren 1856; Bastenaire-Daudenart, Die Kunst, alle Arten ordinärer Töpferwaaren mit den entsprechenden Glasuren anzufertigen, aus dem Franz. von Schmidt, 3. Aufl., Weimar 1859; Kolbe, Geschichte der königl. Porzellanmanufaktur zu Berlin, nebst einer einleitenden Uebersicht der geschichtlichen Entwickelung der ceramischen Kunst, Berlin 1863.

Thor, auch Asathor, in der altnordischen Mythologie Gott des Donners, erster Sohn des Odin und der Jörd (Erde), genoß unter allen Asen das höchste Ansehen. In Norwegen, wo er Landesgott war, und in Island wurden fast nur für ihn Tempel erbaut. Er wird geschildert als ein Wesen von jugendlicher Frische, mit rothem Bart und von ungeheurer Stärke, furchtbar besonders durch drei Kleinode, den Donnerhammer Miölnir, der geschleudert sein Ziel nie verfehlte und von selbst zurückkehrte, den Machtgürtel Megingiarder und die Eisenhandschuhe. Er lag in steter Fehde mit dem Riesengeschlechte der Joten (Jetten) und Thursen, auch mit der Jormungandr (Midgards- oder Erdenschlange). Später erlegte er sie bei der Götterdämmerung, doch wurde er hierbei selbst durch ihren Gifthauch getödtet. Seine Gattin, Sif, brachte ihm aus früherer Ehe den Uller zu und gebar ihm den Mothi (Modi) und die Thrudr. Von der Jarnsaxa (Eisenschwert), einer anderen Gemahlin, hatte er den Magni, der ihn an Stärke noch übertraf. Sein gewöhnlicher Wohnsitz war Thrudheim (Land der Stärke), doch hatte er auch eine Wohnung in Asgard, Namens Thrudwangr. Sein Palast Bilskirner bestand aus 540 Stockwerken und ruhte auf ebenso viel Säulen. Abgebildet wurde T. mit Hörnern auf dem Haupte und mit dem Hammer. Von ihm hat der Donnerstag (Thorstag) den Namen. Vergl. Uhland, Der Mythus vom T., Stuttgart 1836.

Thorah (Thora, hebr.), bei den Juden vorzugsweise Benennung des mosaischen Gesetzes und des dasselbe enthaltenden Pentateuch. Sefer-Thorah, Buch des Gesetzes, die Synagogenrolle, woraus die Abschnitte der Bücher Mosis vorgelesen werden.

Thorakocentesis (v. Griech.), das Anstechen des Thorax, d. h. die künstliche Eröffnung der Brusthöhle (Pleurahöhle) von außen her, welche man zu dem Zwecke anstellt, um Luft, Wasser oder Eiter, welche sich krankhafter Weise in der Brusthöhle angesammelt haben, die Lunge zusammendrücken und dadurch die Athmung in gefahrdrohender Weise beeinträchtigen, aus der Brusthöhle zu entfernen. Die T. wird am besten mit dem Messer ausgeführt. Sie ist niemals eine gefahrlose Operation, schon deshalb nicht, weil man sie meist bei bereits erschöpften Individuen vorzunehmen genöthigt ist, doch bringt sie fast stets, wenn auch nur vorübergehend große Erleichterung für den Patienten. Neuerdings ist vorgeschlagen worden, die T. unter Wasser vorzunehmen, damit keine Luft in die Brusthöhle eindringen könne.

Thorax (griech.), Brustharnisch, in der Anatomie die Brust, der Brustkasten des Menschen und der Säugethiere; auch der Rückenschild der Schildkröten, sowie das dreiringelige Bruchstück der Insekten.

Thorbaschi, ein türkischer Kriegsbefehlshaber.

Thorbecke, Johann Rudolf, niederländischer Staatsmann, geboren 1796 zu Zwolle, studirte zu Leyden die Rechte, dann noch in Deutschland Philosophie, habilitirte sich 1822 in Gießen, dann in Göttingen und ward 1825 Professor der politischen Wissenschaften zu Gent, 1830 Professor der Rechte zu Leyden. Im Jahre 1840 in die erste Kammer berufen, stimmte er für durchgreifende Verfassungsreform und legte 1844 mit acht andern Abgeordneten einen vollständig ausgearbeiteten Entwurf einer Verfassungsreform vor, der aber erst im Oktober 1848 von einer mit Revision des Grundgesetzes unter T.s Leitung beauftragten Kommission angenommen wurde. Im Oktober 1849 mit Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, übernahm er in diesem das Portefeuille des Innern und wirkte in dieser Stellung mit Eifer für Durchführung der Verfassung. Im April 1853 mit mehren seiner Kollegen zurücktretend, übernahm er seine Professur zu Leyden wieder, stand aber vom 30. Jan. 1862 bis 30. Jan. 1866, wo er seine Entlassung einreichte und erhielt, aufs Neue als Minister des Innern an der Spitze des Kabinets.

Thorenburg (Thorda), Marktflecken und Hauptort im gleichnamigen siebenbürgischen Komitat (87 QMeilen mit 130,000 Einwohnern), am Aranios, in einem von Rebenhügeln umgebenen Thale, hat mehre Kirchen katholischer,

Digitized by Google

lutherischer, reformirter und griechischer Konfession, ein Franciskanerkloster, unitarisches Untergymnasium, ein großes Salzbergwerk, mehre Salzteiche mit Badeanstalt und 8300 Einw. In der Nähe die thorenburger Kluft, ein schmaler, stundenlanger Bergweg zwischen hoch aufgethürmten Kalkfelsen, und Trümmer der Römerstadt Salinä.

Thorium, chemisches Element, welches sich im Thorit, Pyrochlor und Monazit findet und wie das Aluminium aus dem Chlorthorium gewonnen wird. Es gleicht dem Aluminium, oxydirt sich nicht in Wasser, ist in Salzsäure leicht löslich und verbrennt beim Erhitzen an der Luft, indem es sich mit 1 Aequivalent Sauerstoff verbindet, zu Thonerde. Letztere ist weiß, in Alkalien unlöslich und vom specifischen Gewicht 9,4. Sie bildet weiße Salze, aus welchen kohlensaure Alkalien kohlensaure Thonerde fällen, die sich im Ueberschuß des Fällungsmittels auflöst. Die schwefelsaure Thonerde entläßt in der Glühhitze die Säure. Chlorthorium ist dem Chloraluminium ähnlich.

Thorlacius, 1) Skule Thordsen, nordischer Alterthumsforscher, geboren 1741 auf Island, † 1815 als emeritirter Rektor des Gymnasiums zu Kopenhagen. Sein durch antiquarische wie linguistische Forschungen ausgezeichnetes Hauptwerk sind „Antiquitatum borealium observationes miscellaneae" (Kopenhagen 1778—99).

2) Börge, ebenfalls Alterthumsforscher, Sohn des Vorigen, geboren den 1. Mai 1775 zu Kopenhagen, † daselbst den 8. Okt. 1829 als Professor der Eloquenz und Staatsrath, schrieb unter Anderem: „Libri Sibyllistarum veteris ecclesiae" (Kopenh. 1815; fortgesetzt in Münters „Miscellanea havniensia", 1. Th.), und bearbeitete mit Werlauff die norwegischen Königssagen, welche die Fortsetzung der großen Ausgabe der „Heimskringla" (das. 1813—26, 3. und 4. Bd.) bilden.

Thorn (Tournia), Kreisstadt und Festung in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Marienwerder, am rechten Ufer der Weichsel, über die eine hölzerne Pfahlbrücke führt, wodurch das gegenüberliegende Städtchen Podgurz mit T. verbunden wird. Die Stadt besteht aus der Alt- und Neustadt, hat alte, vom deutschen Orden erbaute Ringmauern, 2 evangelische und 3 katholische Kirchen (worunter die Johanniskirche mit dem Epitaph des Kopernikus), eine Synagoge, ein altes, 1260 erbautes Schloß, schönes Stadthaus mit einem an der Spitze 5 Fuß überhängenden Thurme, ein Gymnasium und Militärlazareth. Die Festung, eine dritten Ranges, besteht aus 8 Bastionen und der Eckbastion Jungfernschanze, 3 Ravelins und Lünetten jenseits der Weichsel mit Hornwerk als Brückenkopf; in der Weichsel liegt die Insel Bazar Kempe mit Fort. Im Jahre 1853 ward auf dem altstädtischen Marktplatze eine kolossale Bronzestatue des Kopernikus errichtet. Die Einwohner, 15,505 an der Zahl, treiben Tuch- und Leinweberei, Gerberei, Tabaks-, Hut-, Stärke- u. Wachskerzenfabrikation, Seifensiederei, Pfefferkuchenbäckerei und lebhaften Handel, besonders mit Getreide und Holz. In der Umgegend werden treffliche Steckrüben gebaut. Den ersten Grund zur Stadt legte der Hochmeister Hermann Balk 1231. Deutsche Einwanderer aus Westphalen bevölkerten die Stadt, die 1232 das unter dem Namen der kulmer Handfeste bekannte Privilegium erhielt. Die Stadt blühte rasch auf und trat dem Hansabunde bei. Vergebens belagerten sie die Polen 1410 und 1439. Hier wurde 1411 zwischen Wladislaw von Polen und dem deutschen Orden Friede geschlossen. Nachdem aber die Ritter des deutschen Ordens 1440 vertrieben worden, ward das Schloß derselben von den Bürgern zerstört. Im Jahre 1466 ward hier ein zweiter Friede zwischen Polen und dem deutschen Orden geschlossen, worin letzterer die Stadt an Polen abtrat, unter dessen Schutz sie sich schon 1454 begeben hatte. Im Jahre 1557 nahmen Rath und Bürgerschaft die Reformation an. Vom 28. August bis 21. Nov. 1657 ward hier auf Veranlassung des polnischen Königs Wladislaw IV. unter Ossolinsky's Vorsitz das sogenannte Colloquium charitativum zur Versöhnung der Katholiken und Dissidenten, woran auch G. Calixt Theil nahm, veranstaltet. Im dreißigjährigen Kriege (1629) hatte die Stadt einen Sturm von den Schweden unter Wrangel abzuhalten, welcher aber abgeschlagen ward. Ebenso mußte sie Karl Gustav von Schweden, welcher sie 1655 erobert hatte, schon 1658 wieder räumen, da er sich gegen die vereinigten Brandenburger und Polen nicht halten konnte. Unter Karl XII. ward T. 1703 von Neuem belagert und zur Kapitulation genöthigt. Streitigkeiten, welche den 16. Juli 1724 zwischen den Jesuitenzöglingen und den Schülern des protestantischen Gymnasiums bei Gelegenheit der Fronleichnamsprozession entstanden, hatten einen Tumult zur Folge, wobei das Jesuitenkloster gestürmt u. verwüstet wurde. Die polnische Regierung ließ darauf auf Grund eines ganz ungesetzlichen Verfahrens am 7. Dec. 1724 den Stadtpräsidenten Rößner nebst 9 Bürgern enthaupten (thornsches Blutbad) und bestimmte, daß der Magistrat künftig zur Hälfte aus Katholiken bestehen, die Hauptkirche den Katholiken übergeben werden u. das evangelische Gymnasium eine Meile von der Stadt verlegt werden sollte. Bei der zweiten Theilung Polens huldigte T. zugleich mit Danzig dem König von Preußen. Durch den Frieden von Tilsit 1807 kam es an das Großherzogthum Warschau und 1813 mußte es, nachdem es von den Russen und Preußen eingeschlossen worden war, nach siebentägiger Beschießung kapituliren. Durch die wiener Kongreßakte von 1815 kam es von Polen an Preußen zurück und ward seit 1818 mit vollständigen Festungswerken versehen. Vgl. Wernicke, Geschichte T.s, Thorn 1842.

Thorne, Stadt im Westriding der englischen Grafschaft York, am Don, durch eine Zweigbahn nach Doncaster mit der englischen Nordbahn (London-York) verbunden, hat ein Handwerkerinstitut, Seilerbahnen, Werfte, bedeutenden Holzhandel, Dampfschifffahrt nach Hull u. 2591 Einw.

Thornhill, Jakob, genannt der englische Raphael, englischer Historienmaler, geboren 1676 in der Provinz Dorset, malte u. A. die Kuppel der Paulskirche, die große Halle des greenwicher Hospitals und gründete 1724 eine Malerschule; † als erster königlicher Maler den 4. Mai 1734.

Digitized by Google

Thorpe, Benjamin, Forscher auf dem Gebiete der angelsächsischen Sprache und Literatur, geboren um 1804, lieferte viele schätzbare Ausgaben und Uebersetzungen angelsächsischer Sprachdenkmäler, wie des „Codex Vercellensis“ (Lond. 1837) und des „Codex Exoniensis“ (das. 1842), der angelsächsischen Gesetze (das. 1840), des „Beowulf“ (das. 1855), des „Anglosaxon Chronicle“ (das. 1861, 2 Bde.), und schrieb eine „Northern mythology“ (das. 1852, 3 Bde.).

Thorshavn, Stadt auf der Färöerinsel Strömöe, auf einer Landzunge, welche den durch eine Schanze vertheidigten Hafen in 2 Theile trennt, Hauptstadt sämmtlicher Färöerinseln mit Hospital, Handel und 856 Einw.

Thorwaldsen, Bertel (in Rom Alberto genannt), berühmter Bildhauer, wurde geboren den 19. Nov. 1770 auf der See zwischen Island und Kopenhagen. Sein Vater, ein Isländer, war bei der Marine angestellt u. schnitzte Figuren zu Verzierung des Vordertheils der Schiffe. Bertel sollte sich demselben Berufwidmen u. schnitzte schon als Knabe im Schnitzhause auf dem Holm. Vom 11. Jahre an besuchte er die Freischule der Kunstakademie, wo er in der Kunst gute Fortschritte machte, in den allgemeinen Schulkenntnissen dagegen hinter den meisten seiner Mitschüler zurückblieb. Als Eleve der Akademie gewann er 1787 die kleine, 1789 die große Silbermedaille, 1791 die kleine und 1793 die große Goldmedaille. Dadurch erwarb er sich die Protektion des Staatsministers Reventlow und ein dreijähriges Reisestipendium. Indeß blieb er vorläufig noch in Kopenhagen, wo er unter Anderem die Büste des Staatsministers Peter Andreas von Bernstorff modellirte, die er später (1798) in Rom in Marmor ausführte. Im Mai 1796 verließ er Kopenhagen auf einem Orlogsschiffe, kam aber erst im Februar des folgenden Jahres in Neapel und am 8. März in Rom an. Hier ging ihm unter dem Anschauen der antiken Götter- und Heroenbilder der richtige Blick für das Klassische in der Kunst auf. Insbesondere gaben auch die Zeichnungen des dänischen Malers Carstens und des gelehrten Zoëga seinem Genie die Richtung auf die ideale Schönheit der antiken Kunst. Im Sommer 1798 übersandte er von Rom aus der Akademie seiner Vaterstadt sein erstes selbstständiges Werk, eine 2 Fuß hohe Gruppe: Bacchus und Ariadne. Gegen das Ende seines auf 3 Jahre bestimmten Aufenthalts in Rom führte er noch einen das goldene Vließ erobernden Jason in natürlicher Größe aus, fand aber damit keinen Beifall und zerschlug ihn daher in Stücke, um einen neuen in kolossaler Größe zu liefern. Obwohl dieser selbst bei Zoëga und Canova Anerkennung fand, so hätte er doch fast das Schicksal seines Vorgängers getheilt. Die Statue sollte in Rom stehen bleiben, um gelegentlich nach Kopenhagen gebracht zu werden, T. aber wollte seine Rückreise mit dem Bildhauer Hagemann aus Berlin antreten, ward jedoch durch eine Paßangelegenheit des letzteren um einen Tag aufgehalten. Gerade an demselben Tage besuchte der reiche Brite Sir Th. Hope T.s Atelier und bestellte sofort die Ausführung des Modells von Jason, indem er dem Künstler statt der geforderten 600 Zechinen 800 auszahlte. T. traf nun Vorkehrungen zur neuen Arbeit; allein verschiedene Umstände verzögerten die Vollendung derselben bis 1828, wo T. das Werk zugleich mit mehren Basreliefs und Büsten als Geschenken des Künstlers an Hope nach England absendete. In das Frühjahr 1805 fällt die Ausführung von vier Statuen von 4 Fuß 3 Zoll Höhe: Bacchus mit Thyrsus und Patera, Ganymed mit Jupiters Adler zu seinen Füßen, Apollo, mit Leier und Plectrum an den Baumstamm gelehnt, und die berühmte Venus mit dem Apfel, nackt mit dem Kleide über dem Baumstamm. Letztere hat der Künstler später (1813—16) auch in Lebensgröße dargestellt. Im Mai 1805 wurde T. zum Mitglied der Akademie in Kopenhagen ernannt, auch erwählte ihn damals die Akademie zu Bologna zu ihrem Ehrenmitgliede. Von den Werken der nächstfolgenden Jahre heben wir hervor: den viel bewunderten Adonis (1810 vollendet), eine Zierde der münchener Glyptothek; das berühmte Basrelief A genio lumen, die Kunst als sitzende weibliche Gestalt darstellend; Hector, den Paris auffordernd, die Waffen zu ergreifen, u. 4 Basreliefs: Amor als Löwenbändiger, Venus aus der Concha ins Licht der Welt tretend, Amor, von der Biene verwundet und vor seiner Mutter klagend, und Bacchus, welchen Merkur der Ino übergibt, sämmtlich für den Fürsten Malte von Putbus. Vom Kaiser der Franzosen erhielt er den Auftrag, für den päpstlichen Sommerpalast auf Monte Cavallo (Palazzo Quirinale), den Napoleon I. für sich einrichten ließ, einen großen Fries auszuarbeiten, der in 3 Monaten vollendet sein sollte. T. wählte den Triumphzug Alexanders des Großen in Babylon. Das Werk nahm eine Fläche von 29 Ellen Länge ein und wurde im Juni 1812 eingesetzt. Die Ausführung in Marmor bestellte Napoleon für ein in Paris zu errichtendes Monument; da aber das Werk bei dem Sturze des Bestellers noch unvollendet war, so ließ es später der Graf Sommariva für seine Villa am Comersee vollenden. Später hat T. den Triumphzug noch mehre Male ausgeführt, unter Anderem 1829 für das Schloß Christiansborg in Kopenhagen. Gestochen ist er am besten von Amsler, mit Beschreibung von L. Schorn. In Montenero, wohin er sich wegen Unwohlseins begeben, führte T. 1815 nach 3 Monate langem schwermüthigen Hinbrüten die beiden schönen Basreliefs Nacht und Morgen an Einem Tage aus. In den Jahren 1817 und 1818 modellirte er unter Anderem eine 4 Fuß hohe Statue des Ganymed, die Büste von Lord Byron, den berühmten Hirtenknaben mit dem Hunde, die bewunderte Statue der Hoffnung, Merkur als Argustödter und ein Basrelief für die Kapelle im Palaste Pitti: Christus mit seinen Jüngern am Meere bei Tiberias, dem Christus in Emmaus folgte. Seine damals ausgeführte Gruppe der Grazien zeigt im Gegensatz zu der berühmten des Canova die keusche Strenge T.s. Im Jahre 1819 kehrte T. nach dreiundzwanzigjähriger Abwesenheit endlich wieder in sein Vaterland zurück. Die ersten Werke, welche er hier ausführte, waren die Büsten des Königs und der Königin, sowie mehrer Prinzen und Prinzessinnen. Bedeutungsvoller aber sind die Werke, welche er zur Aus-

Digitized by Google

schmückung der Frauenkirche in Kopenhagen entwarf und theils damals, theils später ausführte. Im August 1820 verließ er, zum dänischen Etatsrath ernannt, seine Vaterstadt wieder und ging über Berlin, Dresden, Warschau, wo ihm Kaiser Alexander I. zu seiner Büste saß, Troppau, wo der Kongreß eben versammelt war und Kaiser Franz Bestellung auf ein Denkmal für Fürst Schwarzenberg machte, nach Wien und von da nach Italien zurück. In Rom modellirte er die treffliche Porträtstatue des Fürsten Potocki (jetzt in der Kathedrale zu Warschau). Die Jahre 1821 und 1822 sind reich an Werken, welche T.s schöpferischer Genius ins Leben rief. Die Skizzen zu dem großen Bildercyklus der Frauenkirche standen im November 1821 fast vollendet da, und unter seiner Aufsicht führten seine Schüler die Statuen der Apostel und den aus 14 Statuen bestehenden Fronton, die Predigt des Johannes in der Wüste, aus. Das nächste größere Werk, das Monument des Kopernikus, in Bronze gegossen, ward 1830 auf dem Universitätsplatze zu Warschau aufgestellt. Zu T.s Hauptarbeiten der nächsten Jahre gehören: das Modell zur Reiterstatue des Fürsten Poniatowski, welches, in Bronze gegossen, im Mai 1830 in Warschau enthüllt wurde, und die Büste u. ein Basrelief für den Sarkophag des Kardinals Consalvi. Ein Triumph der Kunst über den strengen Katholicismus war es, daß T., ein Protestant, ausersehen ward, dem Papste Pius VII. ein Denkmal in der Peterskirche zu setzen. Dasselbe wurde 1830 in Marmor vollendet und in der Kirche Clementina aufgestellt. Weitere treffliche Werke T.s sind: das Monument des Herzogs Eugen von Leuchtenberg in der St. Michaeliskirche zu München und die Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern auf dem wittelsbacher Platze daselbst, ferner die Statue Gutenbergs für Mainz, welche 1837, und die Schillers für Stuttgart, die 1839 enthüllt ward. Im Jahre 1838 unternahm T. eine zweite Reise in die Heimat, um längere Zeit daselbst zu verweilen. Hier beschäftigte er sich vorzugsweise mit Werken, die in der christlichen und biblischen Geschichte wurzeln. Als Meisterwerke dieser Richtung sind insbesondere zwei große Basreliefs zu betrachten, von denen das eine den Einzug Christi in Jerusalem, das andere den Zug des Heilands nach Golgatha darstellt, beide in der Frauenkirche zu Kopenhagen. Damals modellirte er auch die Statue König Christians IV., die, in Erz gegossen, im Dom zu Roeskilde aufgestellt wurde, dann die Büsten Holbergs, Oehlenschlägers, Steffens' und sein eigenes Bild in Lebensgröße. Im Mai 1841 kehrte er nach Rom zurück. Unter den Arbeiten, die er hier alsbald begann, zogen die sieben Wochentage, durch Genien versinnlicht, allgemeine Bewunderung auf sich. Trefflich sind auch die für den König von Würtemberg gefertigten Basreliefs: die 4 Jahreszeiten, die Hirtin mit den Liebesgöttern im Neste und Amor, wie er sich bei Venus über den Stich der Rose beklagt. In dieser Zeit wurden auch die letzten zwei Apostel für die Frauenkirche in Kopenhagen vollendet. Nachdem T. hierauf noch einen Cyklus von Bildern aus dem Leben des Heilands, als Fortsetzung der im Auftrag des Königs von Bayern begonnenen gleichartigen Arbeit, entworfen, kehrte er im Oktober 1842 nach Kopenhagen zurück. Hier beschäftigte T. neben der Umarbeitung einiger früher gefertigten Modelle zur Verzierung des Schlosses Christiansborg vornehmlich der Plan zu einem Standbild Luthers für die Frauenkirche in Kopenhagen, welches aber nicht zu Stande kam. Aus seinem Atelier zu Rom ging in dieser Zeit die auf Bestellung des damaligen Kronprinzen Maximilian von Bayern schon 1833 begonnene Statue Konradins von Schwaben in Marmor hervor, welche in der Kirche Sta. Maria del Carmine zu Neapel, wo Konradins Gebeine ruhen, aufgestellt ward. An der Rückkehr nach Rom hinderte ihn sein Tod, der am 24. März 1844 in Folge eines Schlagflusses zu Nysoe erfolgte. Sein Leichenbegängniß trug das Gepräge einer nationalen Trauer. Sein Leichnam ward in einer Seitenkapelle der Frauenkirche beigesetzt, um später nach Vollendung des neuen Museums innerhalb der Flügel desselben unter einen Rosenhügel versetzt zu werden. Dasjenige Gebiet, worin T. in der That unerreicht dasteht, ist die Darstellung idealer, mythologischer Gestalten; er schuf die Antike gleichsam neu in sich in ihrer Wahrheit und Einfachheit, in ihrer Naivetät und ihrem Humor. Minder glücklich war er in der Darstellung des Individuellen, Charakteristischen, wie seine, obwohl immerhin preiswürdigen Statuen Gutenbergs und Schillers beweisen. Vgl. Thiele, Leben und Werke T.s, Leipz. 1832—34, 2 Bde., mit 180 Kupfertafeln; Derselbe, T.s Ungdomshistorie, Kopenhagen 1851; T. in Rom, das. 1852; T.s Arbeiten und Lebensverhältnisse im Zeitraum von 1828—44 (deutsch, Leipzig 1852—56, 2 Bde.); T.s Leben nach eigenhändigen Aufzeichnungen (deutsch, das. 1852 bis 1856, 2 Bde.). T. war nie verheirathet und hatte außer einer natürlichen Tochter keine Angehörigen. Daher setzte er zum Erben seines künstlerischen Nachlasses den Staat ein mit der Bedingung, daß ein eigenes Gebäude zur Aufbewahrung desselben errichtet werde. König Friedrich VI. bestimmte ein Seitengebäude der Christiansburg dazu, das indeß nach einem von T. gutgeheißenen Plane völlig umgebaut werden mußte. Dieses Museum besteht aus 4 Flügeln in italienischem Styl und ward 1846 eröffnet. Einen Katalog der darin befindlichen Kunstsachen verfaßte Müller (Kopenhagen 1849 bis 1851, 5 Sektionen); eine Sammlung von Lithographien (120) sämmtlicher Werke T.s in diesem Museum gab Holst im „Musée Thorvaldsen" (das. 1851).

Thoth, Gott der alten Aegypter, Beförderer der Wissenschaften und Künste und Verfasser der unter dem Namen der hermetischen Bücher bekannten heiligen Schriften der Aegypter. Er wird mit einem Ibiskopf dargestellt und von den Griechen mit ihrem Hermes verglichen.

Thou, 1) Jacques Auguste de T., latinisirt Thuanus, französischer Geschichtschreiber und Staatsmann, geboren den 8. Oktober 1553 zu Paris, wo sein Vater, Christoph de T., erster Parlamentspräsident war, studirte in Orléans und Valence die Rechte. Die Greuel der Bartholomäusnacht, von denen er nach seiner Rückkehr

nach Paris 1572 Zeuge war, erfüllten seine Seele mit tiefem Abscheu vor Bigotterie und Fanatismus. Nachdem er Paul de Foix auf einer diplomatischen Sendung nach Italien begleitet hatte, ward er von Heinrich III. mit mehren wichtigen Missionen, unter anderen 1576 mit den Unterhandlungen mit den protestantischen Führern zu Guienne betraut und zum geistlichen Rath beim pariser Parlament ernannt. Nach dem Tode seiner beiden Brüder gab er den beabsichtigten Eintritt in den geistlichen Stand auf, ward 1584 Requetenmeister und erhielt zugleich die Anwartschaft auf die Würde eines Vicepräsidenten im Parlament, die sein Oheim bekleidete. Beim Ausbruch der liguistischen Kämpfe 1586 folgte er Heinrich III. nach Chartres und wies die Einladungen, die von Seiten der Guisen an ihn ergingen, zurück. Wiewohl die Ermordung der letzteren zu Blois 1588 ohne sein Wissen geschah, so traf ihn doch der Verdacht des fanatisirten pariser Pöbels, dessen Wuth er kaum entging. Er veranlaßte 1588 den König zu einem Bündnisse mit Heinrich von Navarra und reiste, um Geld zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Ligue zu schaffen, nach Deutschland und Italien. Nach Heinrichs III. Ermordung trat er in die Dienste Heinrichs IV. Im Jahre 1594 ward er Vicepräsident des Parlaments und Großmeister der königlichen Bibliothek. Als toleranter, freisinniger Katholik hatte er wesentlichen Antheil an der Ausarbeitung des Edikts von Nantes. Nach Heinrichs IV. Ermordung (1610) ernannte ihn die Regentin Maria von Medici zu einem der drei Generaldirektoren der Finanzen, doch zog er sich bald aus dem öffentlichen Leben zurück. Er † den 7. Mai 1617. Sein Hauptwerk ist die „Historia sui temporis", die er 1591, vom Tode Franz' I. ausgehend, begann. Die ersten 18 Bücher wurden 1604 veröffentlicht. Zwei Jahre später erschien eine neue Ausgabe bis zum 49. Buche. Da das Buch 1609 in den Index librorum prohibitorum gesetzt ward, so sah sich der Verfasser genöthigt, in der neuen Ausgabe, welche, 80 Bücher umfassend, 1614 erschien und die Geschichte bis 1584 fortführte, viele Stellen zu mildern. Das Werk sollte nach seinem Plane 138 Bücher umfassen und bis zum Tode Heinrichs IV. reichen, allein bei Veranstaltung der nächsten Ausgabe überraschte ihn der Tod, und dieselbe erschien daher erst 1620, durch seinen Verwandten Dupuy und seinen Freund Nic. Rigault besorgt. Vollständig erschien das Werk mit dem ursprünglichen Text u. von Rigault aus T.'s Materialien bis zu dem bestimmten Ziele fortgesetzt zu London 1733 in 7 Bänden. Nach dieser Ausgabe ist die 1734 zu Paris (mit dem Druckort London) erschienene französische Uebersetzung abgefaßt. Das in trefflichem lateinischen Styl geschriebene Werk ist für die Würdigung der damaligen religiösen Händel äußerst wichtig. Zu seiner Rechtfertigung schrieb T. seit 1616: „Thuani commentarius de vita sua, libri IV" (Orléans 1620; deutsch in Seybolds „Selbstbiographien berühmter Männer"). Eine Sammlung trefflicher Poesien in lateinischer Sprache erschien unter dem Titel „Posteritati; poematum opus notis perpetuis illustratum a J. Melanchthone" (Amsterdam 1678). Vergl. Charles, Discours sur la vie et les oeuvres de J. A. de Thou, Paris 1824.

2) François Auguste de T., französischer Staatsrath, des Vorigen Sohn, geboren 1607 zu Paris, glich seinem Vater an Talenten und Kenntnissen, sowie an Edelmuth des Charakters, wurde Parlamentsrath, Requetenmeister, 1617 Großmeister der königlichen Bibliothek und später Staatsrath, aber als Verschworner des Cinq-Mars (s. d.) am 12. September 1742 zu Lyon enthauptet.

Thouars, Stadt im französischen Departement Deux-Sèvres, rechts am Thouet, mit Felsenschloß, hat Leinwand- und Zeuchweberei, Messer- und Lederfabrikation, Handel mit Getreide, Pferden ꝛc. und 2600 Einwohner.

Thouet (Thoué), Fluß in Frankreich, entspringt im Departement Deux-Sèvres und mündet im Departement Maine-Loire, unterhalb Saumur, nach einem Lauf von 24 Lieues links in die Loire; ist vermittelst verschiedener Schleußen 17,000 Mètres weit schiffbar.

Thouvenel, Edouard Antoine, französischer Staatsmann, geboren den 11. November 1818 in Verdun, bereiste nach Absolvirung seiner Rechtsstudien den Orient, ging 1844 als Attaché nach Brüssel und im folgenden Jahre als Gesandtschaftssekretär nach Athen. Vom General Cavaignac zum Bevollmächtigten daselbst ernannt, erhielt er im Januar 1849 den Titel eines Ministers. Im folgenden Jahre ging er als französischer Gesandter nach München. Als entschiedener Anhänger des Prinzpräsidenten erhielt er nach dem Staatsstreich vom 2. December 1851 die Leitung der politischen Angelegenheiten im Departement des Auswärtigen übertragen. Dem Kaiser machte er sich unentbehrlich durch die Gewandtheit, womit er dessen Ideen aufzunehmen und in vollendeter Form diplomatisch zu gestalten verstand. Im Jahre 1855 für den Gesandtschaftsposten in Konstantinopel ausersehen, sollte er vornehmlich den englischen Einfluß im Divan brechen; doch gelang es ihm nicht, den französischen Einfluß zu größerer Geltung zu bringen. Seit dem 8. Mai 1859 Senator, war er vom 24. Jan. 1860 bis 15. Okt. 1862 Minister des Auswärtigen. Er † den 18. Okt. 1866 zu Paris. Vgl. Frankreich, Gesch.

Thracien, in den ältesten Zeiten Bezeichnung der nördlich von Macedonien sich ausdehnenden Landstriche; zur Zeit der Römerherrschaft das im Westen vom Fluß Nestus und dem Gebirge Rhodope, im Norden vom Hämus, im Osten vom Pontus Euxinus und dem Bosporus Thracius und im Süden von der Propontis, dem Hellespontus und dem ägäischen Meer begrenzte Land. Hauptgebirge desselben war der Hämus, an den sich im Südwesten der Scomius anschloß und der mehre Zweige aussendete, die als Vorgebirge ausliefen. Die bedeutendsten Flüsse waren längs der Südküste von Westen nach Osten: der Nestus, Hebrus (jetzt Maritza), Aegospotamos; an der Ostküste von Süden nach Norden: der Orosines, Tearus und Panissa. Die beiden größten Seen des Landes waren der Bistonis und Stentoris, ein Sumpf bei Aenus. Von Meerbusen wird nur der Melas Sinus genannt. Das Land lieferte Getreide in Menge und selbst Wein. Auch an edlen Metallen

Digitized by Google

war es sehr reich, und bei Philippi wurden selbst Goldminen bearbeitet. Die unter dem allgemeinen Namen Thracier (Thraces, Threces) begriffenen Einwohner standen frühzeitig auf einer ziemlich hohen Stufe der Kultur, sanken aber später in derselben und zerfielen in eine Menge Völkerschaften, z. B. die Cicones am Hebrus, die Bessi längs des Hämus und die Bistones am ägäischen Meere. Die Sitten und Gebräuche der Thracier hatten viel Uebereinstimmendes mit denen der germanischen Völker. Jagd und Krieg bildeten die Hauptbeschäftigung der Männer. Eine den Thraciern eigenthümliche Sitte war das Tätowiren. Manche Stämme hatten Könige, denen ein Rath zur Seite stand. Die Religion war die polytheistische der Griechen. Menschenopfer wurden nur bei Nationalfeiern dargebracht. Darius Hystaspes unterjochte auf seinem Feldzug gegen die Scythen die thracischen Stämme um den Pontus Euxinus, doch hörte die persische Herrschaft wieder ganz auf, als der Zug des Königs Xerxes gegen Griechenland unglücklich ablief. Nach den Perserkriegen bemächtigten sich die Griechen der thracischen Küsten, und namentlich war es Athen, welches mehre Seestädte und die Striche in T. mit den Goldbergwerken an sich riß. Im Innern gelangten besonders die Odrysen zur Herrschaft, namentlich unter ihren Fürsten Teres u. Sitalces, der sein Reich bis zum Ister, Nestus und Pontus Euxinus ausdehnte. Mit den Athenern befreundet, unternahm er auf ihre Veranlassung gegen Perdiccas von Macedonien 430 v. Chr. einen Feldzug, blieb aber 425 gegen die Triballer. Sein Nachfolger, Seuthes I., unterwarf mehre Nachbarvölker. Seuthes II. (400) war Schwiegersohn des Atheners Xenophon. Sein Nachfolger Cotys (380) eroberte fast ganz T., wodurch er in Zwiespalt mit Athen gerieth. Sein Sohn Chersobleptes war Fürst des thracischen Chersonesus und wurde von Philipp von Macedonien, der seitdem eine Art von Oberherrschaft über T. übte, 343 seines Landes beraubt. Ueberhaupt wußte Philipp die Zerstückelung T.s sehr gut zu benutzen und die Gebiete zwischen dem Strymon und dem Nestus für immer mit Macedonien zu vereinigen. Alexander der Große unternahm 335 einen Zug gegen thracische Stämme und überschritt sogar den Ister. Thracier verstärkten sein Heer für den Perserkrieg. Nach seinem Tode wurde T. eine Provinz, welche Lysimachus 311 von den übrigen Nachfolgern Alexanders zugesprochen erhielt, doch behaupteten mehre Stämme unter Seuthes III. ihre Unabhängigkeit. Nach Lysimachus' Tode eroberten 280 celtische Völkerschaften das Land, wurden aber um 220 wieder vertrieben, worauf wieder jeder Volksstamm seinen besondern Heerführer hatte. Besonders mächtig wurden die Bessi, sowie die odrysischen Fürsten. Im Jahre 167 v. Chr. machte Eumenes einen Einfall in das Reich der letztern, und der Konsul Paulus Aemilius nahm den Prinzen Bätis gefangen. Von da an blieb das feindliche Verhältniß zwischen Römern und Thraciern, und diese unternahmen öfters Angriffe auf römische Heere, wenn diese durch T. nach Asien zogen. M. Lucullus besiegte die Bessi, behandelte sie aber mehr als Bundesgenossen denn als Unterjochte. Als aber die Bastarner das römische Gebiet beunruhigte, unterwarf M. Crassus einen großen Theil des Landes, welcher unter dem Namen Mösia römischen Provinz gemacht ward. Das übrige stand zwar in Abhängigkeit von den Röme hatte aber seine Könige. Nach dem Tode de Rhömetalces 7 n. Chr. vertheilte Kaiser Augustu dessen Reich zwischen dessen Bruder und So Rhescuporis und Cotys V. Ihnen folgte du die Gunst des Tiberius des ersteren Sohn, Rh metalces II., u. Caligula überließ ihm 38 die Her schaft über ganz T. Nach seinem Tode, 47, wurde ganz T. römische Provinz, erhielt aber erst vo Vespasianus die Einrichtung einer solchen. U den byzantinischen Kaisern wurden viele f Völker nach T. verpflanzt, so die Bastarn Probus, die Gothen von Valens und The Vergl. Cary, Histoire des rois de Paris 1825.

Thracischer Bosporus, die Straße von stantinopel.

Thracischer Chersones, s. Chersonesu

Thränen (lacrymae), die wässerige u. klare figkeit, welche abgesondert wird, um die Horn feucht und durchsichtig zu erhalten, sowie um d. Bewegungen des Augapfels zu erleichtern. Di T. werden abgesondert von der Thränendrüse (glandula lacrymalis), welche ihre Lage in der Augenhöhle, über dem äußeren Augenwinkel und hinter dem oberen Augenlid hat. Jede Thränendrüse zerfällt eigentlich in 2 Lappen, in einen obern größern, welcher in einer flachen Grube des Stirnbeines liegt, und in einen kleinern platt drückten Lappen, welcher mehr nach unten und außen vor dem ersteren liegt. Beide haben ganz den gleichen Bau; sie beste kleineren Läppchen, welche wiederum aus loser, mit einem Epithel ausgekleideten, einander zusammenhängenden Drüsenbläs gebildet werden. Die Thränendrüsen sind d nach zusammengesetzte Drüsen von traub förmigem Bau. Aus der Thränendrüse ge 7—10 einzelne sehr feine Ausführungsgänge he vor, welche auf die freie Fläche der Bindehaut des Auges ausmünden. Die Stelle, wo die Ausführungsgänge die Bindehaut durchbohren, um ihren Inhalt auf die freie Fläche der letzteren zu ergießen, befindet sich über dem obern Augenlid knorpel, nahe an dessen äußerem Ende. Die T. sind wasserhell, reagiren schwach alkalisch, trüben sich etwas beim Kochen, weil sie eine geringe Menge Eiweiß enthalten, u. besitzen etwa 1 Proc. feste Bestandtheile, wovon die reichliche Hälfte anorganische Salze, namentlich Kochsalz. Die T. sind es aber nicht allein, welche die B haut und Hornhaut des Auges feucht erh denn wenn man die Thränendrüse ausschn so hört die Bindehaut deshalb nicht auf fe sein, weil sie selbst an ihrer ganzen Ober (durch schleimige Metamorphose und Zerfall Epithelzellen) fortwährend eine schleimige Flüssigkeit producirt, welche sich für gewöhnlich mit den T. vermischt. Die Menge der Thränenflüssigkeit ist im Normalzustande allerdings viel beträchtlicher als die Menge des von der Bindehaut abgesonderten Schleims. Die direkten Ursache der Thränenabsonderung, wobei jedenfalls d

Digitized by Google

Nerven eine wichtige Rolle spielen, sind nicht bekannt, wohl aber sind es die entfernteren Ursachen, welche auf die Thränensekretion von Einfluß sind. Hin gehören Reizungen alter Art im Gebiete des Nervus trigeminus, namentlich Reizungen der Bindehaut des Auges und der Nasenschleimhaut, ferner zu grelles Licht, Hemmung des Rückflusses des venösen Blutes vom Kopfe bei anhaltendem Lachen, Husten, Brechen ꝛc. und endlich gewisse psychische Einflüsse als Veranlassung des verschiedene Gemüthszustände begleitenden Weinens. Wenn die T. nur in mäßiger normaler Menge abgesondert werden, so verlieren sie sich theils durch Verdunstung, theils dadurch, daß sie in der Nasenhöhle hin abgeleitet werden. Ist nun die Thränenabsonderung eine übermäßige, so reichen die eben angegebenen Mittel zur Entfernung der T. nicht aus, letztere fließen über das untere Augenlid ab: das Auge thränt, man weint. Die Ableitung der T. aus dem Auge in die Nasenhöhle geschieht in folgender Weise: Nach jedem Augenlidschlag verbreitet sich die T. in der Richtung von außen nach innen über die vordere freie Fläche des Auges u. sammeln sich endlich in der Gegend des innern Augenwinkels im sogenannten Thränensee. An dieser Stelle trägt der freie Rand beider Augenlider an seinem hintern (innern) Saume eine kleine runde Oeffnung, welche der Thränenpunkt heißt u. auf einer kleinen, kegelförmigen Erhabenheit, dem Thränenwärzchen, aufsitzt. Jeder Thränenpunkt führt in ein Thränenkanälchen. Dies ist ein feines Röhrchen, das von einer Fortsetzung der Augenlidbindehaut ausgekleidet wird. Die beiden Thränenkanälchen verlaufen konvergirend eine Strecke und münden gemeinschaftlich oder getrennt in den Thränensack. Dieser liegt vor dem einen Augenwinkel in einer besonderen Vertiefung, die vom Thränenbein u. dem Nasenfortsatz des Oberkiefers gebildet wird. Der Thränensack ist ein mit Schleimhaut ausgekleideter, länglichrunder, plattgedrückter Hohlraum, welcher oben mit einem abgerundeten, blinden Ende aufhört, nach unten aber sich in den Thränengang fortsetzt. Letzterer, auch Thränennasengang genannt, steigt innerhalb des knöchernen Thränenkanals in die Nasenhöhle herab, wo er dicht unter dem anderen Theil der unteren Nasenmuschel mit einer länglichen und von einer halbmondförmigen Schleimhautfalte (der sogenannten hasnerschen Klappe) umgebenen Mündung sich öffnet. Der Mechanismus, durch welchen die T. aus dem Thränensee in die Thränenkanälchen, in den Thränensack und in die Nasenhöhle gelangen, ist nicht ganz klar. Wahrscheinlich wirken mehre Momente zusammen, nämlich die Kapillarattraktion in den feinen Thränenkanälchen, deren starre Oeffnung nie geschlossen werden kann, sodann der Augenlidschlag und vielleicht auch die Aspiration der Luft bei der Einathmung, wobei die Luft in der Nasenhöhle vorübergehend verdünnt wird und der höhere Druck der äußeren Luft die T. vom Auge durch den Thränensack nach dem Orte des geringeren Druckes in der Nase hintreibt. Thränenfistel nennt man die krankhafte, geschwürige Oeffnung, durch welche der Thränensack und Thränenschlauch zuweilen nach außen, zwischen der Seitenfläche der Nase und dem inneren Augenwinkel, ausmündet. Die Thränenfistel ist stets die Folge von Caries der Knochen, welche den Thränenschlauch umgeben, wobei die Entzündung auf letzteren übergegangen ist und diesen zerstört hat, so daß die T. nicht nach der Nasenhöhle, sondern durch die Fistel nach außen abfließen.

Thran (Fischthran, Fischöl), dickflüssiges fettes Oel, welches von verschiedenen Thieren stammt. Wallfischthran aus den Speckseiten des Wallfisches fließt zum Theil freiwillig aus, da der in Fässern verpackte Speck während der Reise einer Fäulniß unterliegt, welche das Zellgewebe zerstört. Man erhitzt ihn auf cirka 107° C., damit sich die Unreinigkeiten besser abscheiden, und bringt ihn dann in den Handel. Um ihn zu reinigen, kann man ihn mit einer Lösung von Kupfervitriol und Salz oder mit 3—4 Procent Kali (in Wasser gelöst) oder auch mit Lohbrühe schütteln. Der Wallfischthran ist gelb bis dunkelbraun, übelriechend, von unangenehmem andauernden Geschmack und specifischem Gewicht 0,92. Der von Thieren aus dem südlichen Eismeer gewonnene T. wird Südseethran genannt und sehr geschätzt. Robben- oder Seehundsthran, Neufundlandsthran wird aus Robbenspeck gewonnen, indem man denselben in großen Behältern aufschichtet und so durch eignen Druck auspreßt. Der zuerst abfließende T. ist hellgelb, bei eintretender Fäulniß des wiederholt umgepackten Specks wird er braun, und durch Kochen gewinnt man zuletzt noch eine ganz schlechte Sorte. Wallroßthran wird auf dieselbe Weise gewonnen. Außer diesen Sorten sind noch bemerkenswerth Delphin- oder Meerschweinthran vom Delphin und Finnfisch, Haifischthran aus der Leber des Pferdehai's, Häringsthran aus Abfällen durch Kochen bereitet, Döglingthran vom Dögling, wird besonders auf den Färöerinseln gewonnen, und Leberthran (s. d.). Man benutzt den T. theilweise zum Brennen in Lampen, hauptsächlich aber in der Sämischgerberei, zum Einfetten von Leder, als Schmieröl und zur Bereitung von Schmierseife. Alle Thransorten werden beim Erhitzen mit Alkalien roth und können hieran leicht erkannt werden, wenn man 5 Volumen des Oels mit 1 Volumen Natronlauge von 1,34 specifischem Gewicht mischt und bis zum Sieden erhitzt.

Thrasybulus, athenischer Feldherr, stand, durch Uneigennützigkeit sich auszeichnend, seit 411 v. Chr. mit Thrasyllus an der Spitze der Demokratie, setzte die Zurückberufung des Alcibiades durch und focht im peloponnesischen Krieg erst unter Alcibiades, dann 406 als Trierarch bei den Arginusen. Nachdem auf das Gebot Sparta's Athen die Herrschaft der dreißig Tyrannen erhalten hatte, ging T. nach Theben, fiel von da aus im folgenden Jahre mit 70 seiner Freunde in Attica ein, eroberte das Kastell Phyle u. befestigte Munychia. Die Tyrannen zogen hierauf gegen ihn, Critias aber fiel in der Schlacht, die übrigen Tyrannen verließen Athen u. ihre Herrschaft. Sparta intercedirte hierauf von Neuem; es ward zwischen Aristokraten und Demokraten Friede geschlossen, die Dreißig verbannt und allgemeine Amnestie ausgeschrieben. Ebenso groß als im Kriege zeigte

sich T. im Frieden. Unmäßige Ausbrüche leidenschaftlicher Demokraten gegen die Gegenpartei wußte er zu unterdrücken. Er begnügte sich mit der geringen Auszeichnung, als Anerkennung seines Verdienstes einen Olivenkranz zu erhalten. Als Feldherr befehligte er 394 ein Corps in Böotien und vor Korinth, stellte 391 den Einfluß Athens zu Byzanz und auf den Inseln wieder her, namentlich durch die Eroberung von Lesbos und die Vertheidigung von Rhodus, und kam 390, als er an Asiens Küste gegen Sparta's Flotte kämpfte und in Pamphylien bei der Stadt Aspendus gelandet war, durch einen Ausfall der Aspender und durch die Sorglosigkeit der Wachen, die die Ausgefallenen bis ins Feldherrnzelt dringen ließen, ums Leben.

Threnodie (v. griech. Threnos), Trauer- od. Klagelied auf den Tod geliebter Wesen, worin sich der Schmerz auf eine heftige, an Verzweiflung angrenzende Weise Luft macht, im Unterschied zu der Elegie, die einen gemäßigteren, sanfteren Charakter hat. Dergleichen Klagelieder wurden anfangs bei der Ausstellung der Leichen gesungen und bildeten sich dann zu einer eigenen Gattung der Poesie aus, worin sich unter Andern Pindar und Simonides auszeichneten. Die hebräische Literatur besitzt etwas Aehnliches in den Klageliedern des Jeremias. Vergl. Nänie.

Thrombosis (griech.), Verstopfung von Blutgefäßen durch ein Blutgerinnsel, ein ebenso häufiger als für das Leben und die Gesundheit des Körpers äußerst wichtiger Vorgang, sowohl nach der guten als nach der schlimmen Seite hin. Als Thrombus oder Pfropf bezeichnet man nur diejenigen Blut- und Faserstoffgerinnsel, welche während des Lebens entstanden sind, im Gegensatz zu den Leichengerinnseln, welche in der Agonie oder erst nach dem Tode sich gebildet haben. Die T. kommt im Herzen, in den Arterien und besonders häufig in den Venen, namentlich den mitteldicken vor. Dagegen ist sie in den Kapillaren u. Lymphgefäßen seltener. Der Thrombus bleibt häufig auf die Stelle beschränkt, an welcher er zuerst entstanden ist. Er heißt dann autochthoner oder primitiver Thrombus. Gewöhnlich aber setzt sich die Gerinnselbildung über eine verschieden große Strecke der Gefäße fort, selten rasch, meist langsam und schichtenweise um den primitiven Thrombus herum, so daß kugelförmige oder langausgezogene cylindrische Formen entstehen. Dies nennt man den fortgesetzten Thrombus. Jeder Pfropf ist von Anfang an ein wandständiger, welcher das Gefäßlumen nur theilweise verstopft; späterhin füllt der Pfropf das Gefäßlumen vollständig aus und verstopft es gänzlich. Der total abstruirende Thrombus hat stets die Form des Gefäßes. Ist eine solche Gerinnung einmal im Gange, so setzt sie sich peripherisch fort bis zu den kleinsten Zweigen, da das Blut ja dann in dem ganzen peripherischen Gebiete stagniren muß. In der Richtung nach dem Herzen geht die T. bis zum nächsten größeren einmündenden Aste. Ist diese Stelle erreicht, so kann sich der Thrombus auch in das bisher freie Gefäß, also rückwärts zu, fortsetzen, ꝛc. Der Thrombus zeigt je nach seinem Alter eine verschiedene Beschaffenheit. Anfangs ist er weich, feucht, blutig gefärbt, später wird er trockner, derber, gelblich und bröcklich. Weiterhin kann derselbe, und zwar zunächst in seinem Centrum zu einer breiigen, oft eiterartigen Masse erweichen (puriforme Schmelzung) und endlich seiner ganzen Ausdehnung nach in eine solche Masse zerfallen. Das Gerinnsel kann aber unter andern Umständen auch organisiren, d. h. es kann sich zu einer gefäßhaltigen Gewebsmasse umwandeln, welche mit der Gefäßwand in organische Verbindung tritt. Hierdurch wird stets eine bleibende Verstopfung des Gefäßes bedingt, und dieser Vorgang ist erwünscht, wenn er in einem zerschnittenen oder anderweitig verletzten Gefäße vor sich geht, weil er das einzige sichere Mittel gegen die Blutung abgibt. Selten kommt es zur theilweisen Resorption, zur einfachen Schrumpfung und Verkreidung des Thrombus. An der Stelle, wo sich in einer Vene ein Thrombus gebildet hat, zeigt sich die Gefäßwand in Folge der T. meist im Zustand einer chronischen, seltener einer akuten Entzündung. Häufig erscheint auch die Venenwand unter dem Thrombus ganz normal. In den Arterien dagegen findet umgekehrt die T. meist in Folge einer vorherigen Erkrankung (namentlich Rauhigkeit) der Gefäßwand Statt. Die Ursachen der T. bestehen entweder in einer Stockung des Blutes (bei normaler Gefäßwand), oder in krankhafter Veränderung der Gefäßwand (und dadurch bedingter örtlicher Stockung des Blutes). Stockungen des Blutes treten aber unter den verschiedensten Verhältnissen ein, so z. B. bei jeder Verengerung des Gefäßlumens (Kompressionsthrombose), wie sie durch die Unterbindung des Gefäßes, oder durch den Druck, welchen Geschwülste ꝛc. auf das Gefäß ausüben, bedingt wird. Auch bei der Durchschneidung und Zerreißung der Gefäße kommt es fast immer zur T. (traumatische T.), denn sobald ein Gefäß verletzt worden ist, muß entweder fortdauernde Blutung oder Gerinnung des Blutes erfolgen. Meist geschieht das Letztere; in diesem Fall ist also die Pfropfbildung ein erwünschter, zur Heilung nothwendiger Vorgang, da auf ihm z. B. die Heilung von Wunden aller Art beruht. Eine fernere Veranlassung zur T. ist die Erweiterung der Gefäße (Dilatationsthrombose), denn je weiter der Kanal ist, desto langsamer ist der Fluß in demselben bei gleicher Flüssigkeitsmenge. Hierher gehören die Fälle von Gerinnung in den Krampfaderknoten und Pulsadergeschwülsten, wodurch eine Heilung der letztern bewerkstelligt werden kann. Endlich bilden sich Gerinnungen in den Venen bei stark abgemagerten Kranken, wenn dieselben ruhig daliegen und wenn gleichzeitig die Herzkraft abgenommen hat, das Blut also nicht schnell genug cirkulirt (marantische T.). Diese Art der T. ist eine häufige Nachkrankheit schwerer fieberhafter Krankheiten, namentlich des Typhus und Puerperalfiebers; sie ist auch eine sehr gewöhnliche Komplikation der Tuberkulose, Krebskrankheit, der chronischen Gelenk- und Knochenkrankheiten. In andern Fällen ist die T. abhängig von krankhaften Veränderungen der Gefäßwand. Dies geschieht beim Brand eines Gliedes, bei der Entzündung der äußern Venenhaut, bei Krebs, welcher die Venenwand durchbricht, und am häufigsten bei der chro-

Digitized by Google

nischen Entzündung der innern Arterien u. Herzhaut. In allen diesen Fällen werden die Gefäßwände rauh und der Faserstoff des Blutes lagert sich auf den Rauhigkeiten als Thrombus ab. In ähnlicher Weise tritt Blutgerinnung ein, wenn man durch das lebende Gefäß eine Nadel sticht oder einen Faden durchzieht, wie dies z. B. die Chirurgen bei der sogenannten Elektropunktur der Aneurysmen thun, um die Gerinnung künstlich herbeizuführen. Die Verstopfung der Venen gibt sich zu erkennen durch Anstauung des venösen Blutes hinter dem Thrombus und vorzugsweise durch wassersüchtige Anschwellung des betreffenden Körpertheils. Die Wassersucht fehlt jedoch, wenn sich ein genügender Kollateralkreislauf herstellt. Drückt der Thrombus auf einen benachbarten Nerven, so entstehen auch Schmerzen. Selten ist der Pfropf durch die Haut hindurchzufühlen. Die Folgen der T. einer Arterie bestehen in mangelhafter oder unterbrochener Blutzufuhr, also in Blutarmuth des betreffenden Theiles, welche so hochgradig werden kann, daß derselbe brandig abstirbt, wie dies beim sogenannten Altersbrand der Fall ist. Es kommt nicht selten vor, daß ein Stück von einem Thrombus, namentlich wenn derselbe in der Erweichung begriffen ist und der Kranke eine schnelle Bewegung ausführt, abbricht und mit dem Blutstrom nach andern Körpertheilen hingeführt wird (s. Embolie). War der Thrombus aus der Gegend einer verjauchenden Wunde und selbst mit Jauche getränkt, so ruft der von ihm abgebrochene Embolus an der Stelle, wohin er mit dem Blutstrome gelangt, wiederum eine jauchige Entzündung hervor, es entstehen die sogenannten metastatischen Abscesse.

Thron (v. Griech.), der durch erhöhte Stellung, kostbare Stoffe und kunstreiche Arbeit ausgezeichnete Sitz für fürstliche Personen, das Attribut der Herrschergewalt. Der T. ist stets in einem besonderen Saale (Thronsaal) aufgestellt und ruht gewöhnlich auf einem Gestelle, zu dem mehre Stufen führen. Ueber dem Sessel ist in der Regel ein Thronhimmel angebracht, d. i. eine an der Wand befestigte, verzierte, zeltartige Decke, mit prächtigen, meist aus Seide und Goldstoff bestehenden Behängen. Jetzt wird der T. von den Fürsten nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt, wo der Fürst als Träger der Herrscherwürde auftreten muß. Symbolisch bezeichnet T. die Herrscherwürde oder Herrschergewalt selbst, daher die Ausdrücke: den T. besteigen, Jemanden vom T.e stoßen ꝛc., Thronerbe, Thronfolge (Succession), Thronlehen, Thronräuber (Usurpator).

Thronrede, die Rede, welche der Herrscher eines konstitutionellen Staats bei Eröffnung der periodisch zusammentretenden Versammlungen der Volksrepräsentanten, vor dem Throne stehend u. von seinen Ministern u. Würdenträgern umgeben, abzulesen pflegt. Sie bezeichnet die von der Landesvertretung zu behandelnden Gegenstände und gibt zugleich eine übersichtliche Darlegung der äußeren und inneren Verhältnisse des Staats. Die T. wird daher als Programm des das Ruder des Staats führenden Ministeriums angesehen und sofort bei Beginn der Sitzungen in einer Adresse beantwortet.

Thuanus, s. v. a. Thou 1).

Thubalkain, Sohn des Lamech, nach 1. Mos. 4, 22 Erfinder der Eisenarbeit.

Thucydides, ausgezeichneter Geschichtschreiber des alten Griechenlands, geboren 471 v. Chr. zu Halimus bei Athen, stammte durch seinen Vater von einem thracischen Fürstengeschlechte ab, während er durch seine Mutter mit Miltiades verwandt war, hatte den Philosophen Anaxagoras zum Lehrer, erhielt 424 den Oberbefehl über eine Flottenabtheilung in den thracischen Gewässern, ward aber, da Amphipolis von den Lacedämoniern genommen wurde, ehe er der Stadt zu Hülfe kommen konnte, in Anklage und versetzt und ging 420 vor Beendigung des Prozesses nach Thracien, wo er Bergwerke besaß, in Exil. Im Jahre 403 kehrte er für kurze Zeit nach Athen zurück. Er soll seinen Tod 401 in Thracien durch Räuber gefunden haben. Seine Geschichte des peloponnesischen Krieges in 8 Büchern umfaßt die Jahre 431—411 v. Chr. und ist durch pragmatische Behandlung, Schärfe und Feinheit der Charakterzeichnung, sittliche Richtung des Urtheils, Erhabenheit über die Vorurtheil der Zeit- u. Stammesgenossen, Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit in der Behandlung des Stoffes, Fülle der Gedanken und sinnige Kürze in der Darstellung, Kraft und Reinheit des Ausdrucks, Reichthum und Plastik der Figuren und Mannichfaltigkeit der Farbengebung ausgezeichnet. Einen besonderen Reiz erhält die Darstellung durch die sprachlich allerdings sehr schwierigen Reden, welche T. den Haupttheilnehmern in den Mund gelegt hat. Unter den Ausgaben sind außer der ersten (Venedig 1502) die von Poppo (Leipz. 1821—40, 11 Bde.; Handausgabe, Gotha und Erfurt 1843—51, 2 Bde.), Bekker (Berlin 1821, 3 Bde.), Dindorf (Leipzig 1824), Göller (das. 1826; 2. Aufl. 1836, 2 Bde.), Arnold (Oxford 1830—35, 3 Bde.), Bloomfield (Lond. 1842 f.), Krüger (Berl. 1846—47, 2 Bde.; 3. Aufl. 1860 ff.), Koch (Leipz. 1846, mit der meisterhaften lateinischen Uebersetzung Enenkels), Classen (Berl. 1862) und Böhme (2. Aufl., Leipz. 1862 ff.) hervorzuheben. Uebersetzungen lieferten Heilmann (neu bearbeitet von Bredow, Leipzig 1823), Osiander (Stuttgart 1826—29, 8 Bdchn.), Müller (Prenzl. 1828—30, 8 Bdchn.) und Campe (Stuttg. 1856—57, 2 Bde.). Eine Biographie des T. in griechischer Sprache besitzen wir von Marcellinus (herausgegeben von Westermann in den „Biographi graeci minores“ (Braunschweig 1845). Vgl. Krüger, Untersuchungen über das Leben des T., Berlin 1832; Roscher, Leben, Werk und Zeitalter des T., Göttingen 1842; Ullrich, Beiträge zur Kritik des T., Abth. 1—3, Hamb. 1850—52.

Thümmel, Moritz August von, deutscher Schriftsteller, geboren den 27. Mai 1738 auf Schönfeld bei Leipzig, studirte daselbst, ward 1761 Kammerjunker bei dem Erbprinzen von Sachsen-Koburg und 1768 wirklicher Geheimerath und koburgischer Minister, zog sich 1782 von öffentlichen Geschäften zurück und † den 26. Oktober 1817 in Koburg. Unter seinen Schriften (zuletzt Leipzig 1844, 8 Bde.) sind hervorzuheben: „Wilhelmine oder der vermählte Pedant“ (6. Aufl., Leipz. 1812) und „Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich“ (das. 1791—1805, 10 Bde.), aus-

Digitized by Google

gezeichnet durch Reichthum an Beobachtungen, Situationen und Schilderungen, ein Fülle ächten Humors, Wechsel zwischen anmuthig tändelndem Scherz u. oft bis zur Rührung gesteigertem Ernst. Sein Leben beschrieb Gruner (Lpz. 1819). T.s Bruder, Hans Wilhelm, Freiherr von T., geboren den 17. Februar 1744 zu Schönfeld bei Leipzig, starb als herzoglich sachsen-gothaischer wirklicher Geheimerath, Kammerpräsident und Obersteuerdirektor zu Altenburg den 1. März 1834, stand als Freund der Künste und Wissenschaften mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit in Verbindung. Augst Wilhelm von T., Neffe und Stiefsohn des Erstgenannten, geboren 1774 zu Sonneborn bei Gotha, starb zu Mons 1814 als sächsischer Oberst eines Husarenregiments in Folge einer Verwundung im Gefechte bei Courtray, hat sich als Romanschriftsteller bekannt gemacht.

Thüringen, das Land zwischen der Werra, den Vorbergen des Harzes, der Saale und dem Thüringerwalde, welches den Haupttheil des Großherzogthums Sachsen-Weimar, das Herzogthum Sachsen-Gotha, die Oberherrschaft der Fürstenthümer Schwarzburg-Rudolstadt u. Schwarzburg-Sondershausen, einen Theil der Herzogthümer Sachsen-Meiningen und Sachsen-Altenburg, welche Länder daher unter dem Gesammtnamen thüringische Staaten begriffen werden, und den preußischen Regierungsbezirk Erfurt fast ganz, vom Regierungsbezirk Merseburg aber den westlichen Theil umfaßt. Indem wir hinsichtlich der physikalischen Beschaffenheit T.s auf die den eben genannten Territorien gewidmeten Artikel verweisen, beschränken wir uns in Folgendem auf die übersichtliche Darstellung der Geschichte des Landes.

Zu Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr. tritt in dem heutigen T. ein bis dahin nicht erwähnter deutscher Volksstamm unter dem Namen Thüringer (Toringer) in der Geschichte auf. Daneben erwähnt Gregor von Tours auch ein T. in Belgien an der Schelde unweit des Meeres. Nach Luden waren die Thüringer Abkömmlinge der Katten, Cherusker, Hermunduren, mit deren Namen der ihrige gleichen Stammes ist, und anderer kleinen Stämme, welche sich zum Schutz gegen äußere Feinde und zur Erweiterung ihrer Marken vereinigt haben sollen. Zu Grenznachbarn und steten Gegnern hatten sie im Norden die Sachsen, im Westen die Uferfranken und im Süden die Alemannen. Sie werden dann unter den deutschen Völkerschaften genannt, welche den Hunnenkönig Attila 451 auf seinem Zuge nach Gallien begleiteten. Den Thüringerkönig Basinus (Bisinus), dessen Gemahlin Basina mit dem von Basinus gastfreundlich aufgenommenen fränkischen König Childerich floh und von ihm Mutter Chlodowigs ward, nehmen die neueren Historiker als König der belgischen Thüringer an. Im 6. Jahrhundert regierten im diesseits-rheinischen T. die drei Brüder Hermanfried, Berthar und Baderich. Hermanfried entriß seinem Bruder Berthar Land und Leben und verband sich gegen Baderich mit dem Frankenkönig Theoderich I. von Austrasien, dem er die Hälfte des Raubes zum Lohne versprach. Baderich fiel in der Schlacht. Als sich hierauf Hermanfried in den Besitz von ganz T. setzte, rückten die fränkischen Brüder Theoderich I. von Austrasien und Chlothar von Soissons 527 gegen den wortbrüchigen König, schlugen ihn und lockten ihn dann unter dem Schein der Versöhnung nach Zülpich, wo er über die Stadtmauer hinabgestürzt ward. Das nordöstliche T. bis an die Unstrut ward hierauf gegen einen Tribut den Sachsen überlassen, der südwestliche Theil des Thüringerreichs aber zu Austrasien geschlagen. Einen Theil des gewonnenen Landes an der Saale und Elbe überließen die Sachsen den slavischen Sorben. Im Jahre 555 suchten die tributpflichtigen Sachsen unter dem Beistande der Thüringer das fränkische Joch abzuschütteln, wurden aber von Chlothar I. geschlagen. Dagobert I. von Austrasien gab nun 630 den Thüringern einen Herzog in der Person Radulfs (Rudolfs). Derselbe focht tapfer gegen die Slaven, lehnte sich dann gegen den Frankenkönig Sigbert III. auf und brachte 640 die Unabhängigkeit T.s zu Stande. Doch standen die folgenden Herzöge, die ihren Sitz meist in Würzburg hatten, wieder unter der Oberhoheit der fränkischen Könige. Gosbert (Gogbert) ließ sich 687 vom heiligen Kilian taufen. Das Volk aber ward erst unter seinem Nachfolger Hedan (Hedene) dem Jüngern durch Bonifacius für das Christenthum gewonnen. Nach Hedans Tod ward T. wieder durch fränkische Gaugrafen verwaltet. Karl der Große gründete wohl 804 gegen die Einfälle der Slaven die thüringischen Marken. Ludwig der Deutsche erhob den Markgrafen Thachulf 849 wieder zum Herzog. Dessen Nachfolger, Radulf II., unternahm 874 mit dem Erzbischof von Mainz einen siegreichen Feldzug über die Saale. Ihm folgte 881 Poppo, der in Folge einer an der Chemnitz 892 von den Sorben erlittenen Niederlage die Herzogswürde verlor. Dieselbe ging auf den ostfränkischen Grafen Konrad, den Vater des nachherigen deutschen Königs Konrad I., und nach dessen freiwilligem Rücktritt 892 auf den Grafen Burkhard, einen der Ahnherren der Grafen von Wettin und mithin Stammvater der Fürsten des sächsischen Hauses, über. Nachdem dieser 908 gegen die Ungarn gefallen, ward der sächsische Herzog Otto der Erlauchte auch über T. gesetzt, und nach seinem Tode (912) behauptete es sein Sohn, der nachmalige deutsche König Heinrich I. gegen den König Konrad I. Heinrich unterwarf die slavischen Milziener und Daleminzier und erfocht 933 bei Jechaburg unweit Sondershausen und bei Keuschberg unweit Merseburg jene denkwürdigen Siege über die Ungarn. Als Markgraf erscheint damals Günther und, nachdem derselbe 982 in Italien gefallen war, sein Sohn Eckard, der nach dem Tode seines Oheims Rigdag, Markgrafen von Meißen, auch Markgraf von Meißen ward. Nach Otto's III. Tode 1002 erhob er auch Ansprüche auf die Herzogswürde von T., ward aber noch in demselben Jahre ermordet. Der mächtigste Graf des thüringer Landes war Wilhelm I. von Weimar. Er wirkte beim Kaiser Heinrich II. 1004 den Erlaß des Tributs von 500 Schweinen aus, den die Thüringer seit ihrer Unterjochung durch den fränkischen König Theoderich I. jährlich an die königliche Küche lie-

Digitized by Google

sern mußten. Kaiser Konrad II. aus dem salischen Hause schlug T. zu Franken. Otto, Graf von Orlamünde, bewilligte dem Erzstift Mainz, um von ihm mehre thüringische Güter als Lehen zu erlangen, den Zehnten von allen Ländereien in T., was 1069 den thüringischen Zehntenkrieg hervorrief. Der Kaiser Heinrich IV. stand nämlich dem Erzbischof mit bewaffneter Macht in der Geltendmachung seiner Zehntrechte bei und errichtete Zwingburgen im Lande der Thüringer, die sich hierauf 1073 mit den Sachsen verbanden. Auf thüringischem Boden wurden damals die Schlachten bei Homburg an der Unstrut (1075), Spira, Fladenheim (1080) und Gleichen (1088) geschlagen. Als Otto 1067 ohne männliche Erben starb, folgte Eckbert I. von Braunschweig, und diesem noch in demselben Jahre sein Sohn, Eckbert II. Dieser lehnte sich wider den Kaiser Heinrich IV. auf, wurde aber 1090 von seinen eigenen Lehnsleuten erschlagen. Er war der letzte Markgraf von T. Inzwischen war 1036 Ludwig mit dem Bart, ein Verwandter des Kaisers Konrad II., als mainzer Statthalter nach T. gekommen, hatte hier Güter am Thüringerwald, namentlich in der Gegend von Altenberge und Reinhardsbrunn, erworben und erhielt hierzu vom Kaiser noch ein großes unangebautes Gebiet um den Inselsberg und durch seine Vermählung mit Cäcilie von Sangerhausen diesen Ort. Er wird Graf Ludwig I. von T. genannt und ist der Ahnherr der älteren thüringischen Landgrafen. Er starb 1056 und hatte in T. Ludwig II., den Springer oder Salier [s. Ludwig 10) a)], zum Nachfolger. Dieser vergrößerte seinen Besitz, gründete um 1060 Freiburg mit der Neuenburg, 1067 die Wartburg, 1070 Eisenach und 1089 das Kloster Reinhardsbrunn. Nach seinem Tode (1123) theilten seine Söhne Ludwig und Heinrich Raspe das väterliche Erbe. Als der Erzbischof von Mainz wieder einen Versuch machte, den Zehnten in T. zu erheben, rotteten sich unter letzterem bei Trettenburg an 20,000 Thüringer zusammen und zwangen den gerade zu Erfurt residirenden Erzbischof zur Verzichtleistung auf die Zehntabgabe. Raspe starb 1130 kinderlos und ward von Ludwig beerbt. Dieser, welchem sein Waffengefährte Lothar von Sachsen 1130 auf dem Reichstage zu Quedlinburg die Fahne des thüringischen Landes übergab, tritt als Landgraf Ludwig I. in die Reihe der deutschen Reichsfürsten ein und damit T. in seinen engern Grenzen wieder als ein eigener Staat auf. Ludwig I. (III.) stellte sich bei dem deutschen Regentenwechsel 1137 auf die Seite Konrads III., unternahm 1139 einen Zug gegen Polen u. starb 1140. Sein Sohn, Ludwig II. (IV.), der Eiserne [s. Ludwig 10) b)], durch seine Gemahlin Jutta mit dem Kaiser Friedrich Barbarossa verschwägert, nahm an dessen Heerfahrten nach Italien Theil, erwarb Gotha und stiftete die Klöster Georgenthal, Ichtershausen u. Roßleben. Er starb 1172. Sein Sohn und Nachfolger, Ludwig III. (V.), der Milde [s. Ludwig 10) c)], bekriegte 1173 zu Gunsten seines Oheims, des Kaisers Friedrich I., die Söhne Albrechts des Bären von Brandenburg, die dafür in T. große Verwüstungen anrichteten, bezwang das aufrührerische Erfurt und die unruhigen Grafen Erwin von Gleichen und Heinrich von Schwarzburg und nahm an der Bekämpfung Heinrichs des Löwen den thätigsten Antheil, gerieth aber 1180 in dessen Gefangenschaft. Wieder freigegeben, machte er 1189 Kaiser Friedrichs I. Kreuzzug mit und starb auf der Heimkehr im Mai 1190 auf Cypern kinderlos. Ihm folgte sein Bruder Hermann I. Dieser führte von 1192—95 eine schon unter Ludwig III. begonnene Fehde mit dem Erzbischof Konrad von Mainz, der die Grafen von Gleichen und Schwarzburg, die Stadt Erfurt, den Erzbischof von Köln u. die Aebte von Fulda und Hersfeld zu Bundesgenossen hatte, u. bekriegte zum Beistand Dietrichs des Bedrängten den Markgrafen Albrecht den Stolzen von Meißen, worauf sich dieser mit des Landgrafen Tochter, Jutta, vermählte. Durch diese Verbindung kam später T. an das meißnische Fürstenhaus. Das Schwanken Hermanns zwischen den beiden Gegenkönigen Philipp von Schwaben und Otto IV., sowie zwischen Otto IV. und Friedrich I. brachte große Kriegsdrangsale über T. Die Wartburg ward unter ihm ein Asyl der Minnesänger, aber auch der Schauplatz des sagenhaften Wartburgkriegs (s. d.). Hermann vereinigte in sich die Würden als Landgraf von T. und Hessen u. Pfalzgraf von Sachsen und starb 1216. Er hatte seinen zweiten Sohn, Ludwig IV. (VI.), den Heiligen, der zugleich die pfalzgräfliche Würde in Sachsen erhielt, zum Nachfolger. Dieser [s. Ludwig 10) d)] und seine Gemahlin, Elisabeth die Heilige (s. d.), sind Lieblingskinder der Sage. Bei Ludwigs Tode in Otranto den 11. September 1227 zählte sein einziger Sohn, Hermann II., erst 4 Jahre, weshalb sein Oheim Heinrich Raspe die stellvertretende Regierung in T. erhielt. Im Jahre 1238 mündig geworden, übernahm Hermann II. die Regierung selbst, starb aber schon 1242 kinderlos. Ihm folgte der eben genannte Heinrich Raspe als Landgraf in T. und Hessen und Pfalzgraf von Sachsen [s. Heinrich 13)]. Er starb als Gegenkönig Kaiser Friedrichs II. am 17. Febr. 1247, als der letzte männliche Sproß seines Hauses. Schon am 30. Juni 1242 hatte der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen, Sohn der Jutta, der Stiefschwester des letzten Landgrafen von T., vom Kaiser Friedrich II. die anwartschaftliche Belehnung mit T. erhalten und schritt nun zur Besitzergreifung. Da aber zu gleicher Zeit Sophie, Tochter Ludwigs des Heiligen und Gemahlin des Herzogs Heinrich II. von Brabant, und Graf Siegfried von Anhalt, ein Neffe Heinrich Raspe's, mit Erbansprüchen hervortraten, so entstand der sogenannte thüringer Erbfolgekrieg, welcher zwar durch das Treffen bei Mühlhausen (11. Febr. 1248) und den weißenfelser Vergleich vom 1. Febr. 1249 zu Gunsten Heinrichs des Erlauchten endigte, allein, da Sophie von Brabant den Kampf erneuerte, nach einem zweiten entscheidenden Sieg Heinrichs bei Wettin (23. Okt. 1263) dadurch beigelegt wurde, daß Sophie Hessen, Heinrich der Erlauchte aber T. zugesprochen ward. T. war seit 1256 von dem Stiefbruder des Markgrafen Heinrich, dem Grafen Hermann von Henneberg, verwaltet worden. Im Jahre 1263 aber trat Heinrich der Erlauchte T. und die sächsische Pfalz an seinen älteren Sohn,

Digitized by Google

Albrecht den Unartigen [s. Albrecht 7) b)], ab. Dieser tritt somit als der erste Landgraf aus dem wettin-meißener Hause auf. Sein Versuch, die ihm von seiner ersten Gemahlin Margarethe geborenen Söhne Heinrich, Friedrichden Gebissenen und Diezmann zu Gunsten des ihm von Kunigunde von Eisenberg geborenen Apitz an ihrem Erbtheil zu verkürzen, verwickelte ihn in Krieg mit ersteren, und 129 verkaufte er daher T. für 12,000 Mark Silber an König Adolf von Nassau. In Folge davon ward das Land von allen Greueln des Kriegs eingesucht, indem sich König Adolf 1294 und 135 mit Heeresmacht in Besitz des erkauften Lands zu setzen suchte, und diese Greuel wiederholte sich, als nach Adolfs Sturz dessen kaiserlicher Nachfolger Albrecht I. seine Ansprüche auf T. eltend zu machen suchte. Nachdem aber Friedrich der Gebissene [s. Friedrich 14) c)] seinem Vater die Wartburg entrissen und mit Diezmann die kaiserlichen Truppen bei Lucka am 31. Mai 1307 geschlagen hatte, gelangte er nach Diezmanns Ermordung zum alleinigen Besitz von T. und erhielt dann von Kaiser Heinrich VI. auch die förmliche Belehnung. Doch mußte er noch 1310—12 die Städte Erfurt, Nordhausen und Mühlhausen zur Unterwürfigkeit zwingen. Er starb 1325 und hatte seinen Sohn Friedrich II., den Ernsthaften [s. Friedrich 14) d)] zum Nachfolger, der anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter, Elisabeth von Arnshaigk, und des Grafen Heinrich XVI. von Schwarzburg stand, an dessen Stelle dann Heinrich Reuß von Plauen trat. Nachdem aber der Landgraf die Regierung selbst angetreten, entstand zwischen ihm einer- und den Grafen von Orlamünde und Schwarzburg und anderen thüringischen Grafen andererseits 1342 der sogenannte thüringer Grafenkrieg. Zwar stiftete der Kaiser Ludwig der Bayer 1343 Frieden, doch entbrannte der Kampf bald aufs Neue und endete erst 1345, und zwar zum Vortheil des Landgrafen. Er starb den 13. Nov. 1349. Von seinen 3 Söhnen, die anfangs gemeinschaftlich regierten, vergrößerte Friedrich III. der Strenge (1349—81) T. durch Erwerbung der Pflege Koburg, der Herrschaft Schmalkalden [s. Friedrich 14) e)] und Balthasar (1349 bis 1406) durch Erwerbung der Aemter Hildburghausen, Heldburg, Ummerstadt ꝛc. in Folge seiner Vermählung mit Margarethe, der Tochter des Burggrafen Albrecht von Nürnberg. Auch entrissen sie im Verein mit ihrem dritten Bruder, Wilhelm dem Einäugigen, 1369 den von ihnen besiegten Vögten von Plauen Ziegenrück, Auma und Triptis und kauften die Herrschaft Sangerhausen. Nachdem sie 1372 mit den Landgrafen von Hessen eine Erbverbrüderung geschlossen, theilten sie 1379 die ererbten Lande so, daß Friedrich das Osterland, Balthasar T. und Wilhelm Meißen erhielt. Balthasar hatte in T. 1406 seinen Sohn Friedrich IV., den Einfältigen, zum Nachfolger. Dieser [s. Friedrich 14) f)] überließ aber die Regierung seinem Schwiegervater, dem Grafen Günther von Schwarzburg, u. erhielt in Folge des Absterbens seines Oheims Wilhelm einen großen Theil von Meißen. Nach seinem Tode (1440) fiel T. an den Kurfürsten Friedrich II., den Sanftmüthigen, und dessen Bruder, den Herzog Wilhelm III. Die Theilung zwischen beiden Brüdern veranlaßte einen Bruderkrieg (s. Sachsen, Königreich, Gesch.), der durch den Frieden von Naumburg 1451 mit Mühe beigelegt ward. Als darauf Wilhelm 1482 ohne Leibeserben starb, fiel T. an die Söhne Friedrichs des Sanftmüthigen, Ernst und Albert, welche den 26. August 1485 eine förmliche Ländertheilung vornahmen (s. Sachsen, Königreich, Gesch.). Seitdem verschmilzt die Geschichte von T. in die der sächsischen Herzogthümer ernestinischer Linie, die Geschichte des thüringischen Kreises, wie der Antheil der albertinischen Linie hieß, in die Geschichte Kursachsens und seit 1815 Preußens, sowie in die Geschichte der übrigen Theile T.s, also der Fürstenthümer Schwarzburg, der Grafschaften Gleichen, Stolberg, Hohenstein, der Herrschaft Querfurt, der Stadt Erfurt ꝛc. Vergl. Thüringische Geschichte aus der Handschrift des Sagittarius, Chemnitz 1772; Galletti, Geschichte T.s, Gotha 1781—85, 6 Bde.; Lossius, T.s Vaterlandskunde, Erfurt 1801; Wachter, Thüringische und obersächsische Geschichte, Leipz. 1826 f., 3 Bde.; Bechstein, Sagenschatz T.s, Hildburgh. 1835; Döring, Thüringer Chronik, Erfurt 1843; Schlönbach, Tausend Jahre thüringische Geschichte, Lpz. 1855; Knochenhauer, Geschichte T.s in der karolingischen und sächsischen Zeit, Gotha 1863.

Thüringerwald, eins der ausgezeichnetsten Kettengebirge Deutschlands, über dessen, von der Werra bei Hörschel, westlich von Eisenach, im Nordwesten bis Blankenstein an der Saale im Südosten reichenden Rücken ein 44 Stunden langer, bis auf geringe Unterbrechungen fahrbarer alter Grenzweg zwischen Thüringen im Norden und Franken im Süden fortläuft, der sogenannte Rennsteig oder Rennweg. Im Südosten schließt sich der T. an das Fichtelgebirge an; doch trennt man auch die südöstlichste Strecke, jenseits Lehestens, vom T. unter dem Namen Frankenwald. Der Rennsteig bildet auf seiner ganzen Erstreckung die Wasserscheide; unweit Sigmundsburg stoßen auf ihm die 3 Stromgebiete von Rhein, Weser und Elbe zusammen. Ersterem gehört die ganze Südabdachung durch die Mainzuflüsse Rodach und Itz an. Der rechte Quellfluß der Weser entspringt unfern der Itz am Rennsteig und empfängt alle Bäche der West- u. Nordostabdachung, die sich zu der Schleuse, Hasel, Schmalkalde, Grumbach, Schweina, Suhl und Ellna sammeln, sowie die an der Nord- und Nordostseite zur Hörsel abfließenden Bäche, das Ruhlaerwasser, die Emse, Laucha, das Bade- und Schilfwasser von Reinhardsbrunn u. Friedrichroda und die Leina. Die übrige nördliche Abdachung gehört durch die Apfelstädt mit dem Spitterbach von links und dem Schmalwasser von rechts, die Ohra, die Zuflüsse der aus dem höchsten Theile des Gebirgs sich sammelnden Gera, welche sie durch die Unstrut zur Saale führt, durch die Ilm und durch die linksseitigen Saalezuflüsse Schwarza und Loquitz mit Sormitz zum Elbgebiet. Eine Reihe kleiner, aber meist gewerbfleißiger Städtchen, Flecken und Dörfer liegen meist vor oder in den Ausgängen dieser Thäler, längs des

Digitized by Google

Süd-, West- und Nordfußes des Gebirgs: Kronach, Neuhaus, Sonneberg, Schleusingen, Suhl, Benshausen, Schmalkalden, Liebenstein, Marksuhl, Eisenach, Tabarz, Waltershausen, Reinhardsbrunn, Tambach, Ohrdruf, Elgersburg, Ilmenau, Amt-Gehren, Königsee, Blankenburg, Saalfeld, Pößneck und Ziegenrück. Seine größte Breite besitzt der T. im Osten: 7 Meilen zwischen Kronach und Pößneck, fast 5 zwischen Sonneberg und Saalfeld, aber nur $2^1/_2$ Meilen zwischen Suhl und Ilmenau, 2 zwischen Schmalkalden u. Tambach. Die südöstliche Hälfte, bis zur Werra, Schleuse u. Schwarzaquelle, trägt ganz den Charakter des angrenzenden westlichen Fichtelgebirgs, nämlich den eines wellenförmigen Plateaulandes, das rasch und steil vom höchsten Rücken nach Franken, allmählig nach Thüringen abfällt und dessen Höhenpunkte sich nur wenig über das allgemeine Niveau erheben, welches enge freundliche Wiesgründe, eingeschlossen zwischen steilen waldigen Thalwänden, durchziehen. Nicht nur in den Erweiterungen der Thalgründe, sondern auch auf den Bergplatten liegen zahlreiche Orte, deren Feldmarkung wie Oasen den vorherrschenden dunklen Nadelwald unterbrechen. Auf dem höchsten Gebirgsrücken und zu dessen Seiten liegen 10 Orte, alle über 2000 Fuß; der am höchsten gelegene Ort, Igelshieb, liegt 2548 F. hoch; während das Kieferle, die höchste Gebirgshöhe, nur 2705 F., der nach Franken vorspringende Bleß nur 2662 F., der Kulm bei Lehesten nur 2196 F., die kursdorfer Kuppe und der Wurzelberg im Osten der Schwarza nur 2470 und 2620 F. Höhe über dem Meere haben. In diesem ganzen östlichen Gebiet herrscht das sogenannte Grauwackengebirge, von Steinach westwärts und im Osten bei Lobenstein die nach ihren vorherrschenden grünlichgrauen Schiefern Grauwacke genannte älteste sogenannte grüne Grauwacke, mit untergeordnetem Quarzfels und Alaunschiefer. Während die grüne Grauwacke westwärts in die halbkrystallinischen Schiefer des Schleusegebiets übergeht, folgt ihr ostwärts von Sonneberg über Steinach, Spechtsbrunn, Gräfenthal nach Saalfeld eine Zone silurischer, devonischer und Kulmablagerungen, die an der Nordseite sich ost- und westwärts weiter ausbreitet und wiederholt, altsilurische Grauwacke und Schiefer mit den Griffelschiefern von Steinach, Graptolithen führender Alaunschiefer und blaue, an gelbem Eisenocker reiche Kalke, obersilurische Nereiten- und Tentakulitenschichten, devonische Grauwacke und Cypridienschichten mit Knotenkalken und die wichtigen Dachschiefer zu Steinach, Gräfenthal, Nordhalben, Wurzbach, von besonderer Güte zu Lehesten, an die sich endlich die ächte Kulmgrauwacke anschließt. Zwischen Wurzbach u. Lobenstein tritt die ganze ältere Lagerfolge wieder unter dem Dachschiefer zu Tage. Der alte Goldbergbau auf den Quarzgängen zu Steinheide, Reichmannsdorf und Weida hat längst aufgehört, der von ihnen stammende Goldsand der Werra, Grümpen, Schwarza wird ebenso wenig mehr ausgebeutet als die Kupfererzgänge von Saalfeld ꝛc.; auch die Vitriolhütten und Alaunwerke sind der Konkurrenz erlegen. Wichtig sind dagegen die Eisensteinlager und -Gänge (Lobenstein) und vor Allem die Dach-, Tafel- u. Griffelschiefer, sowie die Farberden dieser Theile des Gebirgs. Am Südrand lagert das Steinkohlenfeld von Neuhaus und Stockheim. Eruptivgesteine: Granit (Mellenbach im Schwarzagrund), quarzführende Porphyre und Glimmerporphyre, Grünstein, treten nur sehr untergeordnet auf, am ausgedehntesten der letztere im Osten von Lehesten. Im großen Gegensatz zu dieser einförmigen Gestaltung des Gebirgs im Osten entfaltet die nordwestliche Hälfte eine große Mannichfaltigkeit im innern und äußern Gebirgsbau. Zwischen Schleusingen und Ilmenau, wo in dem Schleusegrunde noch die halbkrystallinischen Schiefer hereinreichen, im Norden und Süden schon Granite und mannichfache Hornblendegesteine, bei Schmiedefeld mit einem mineralienreichen Magneteisensteinlager, treten im und am Gebirge das Kohlengebirge (Kammerberg und Oberwind) und mächtiges Konglomerat des Rothliegenden, dazu mannichfache Porphyre, quarzführende, Porphyrite und Glimmerporphyre mit ihren Tuffen auf u. breiten sich letztere als ausgedehnte, durch Thäler unterbrochene Decken plateauförmig (Frauenwald) von einer Seite des Waldes zur andern aus. Die im Süden bis Mehlis und Zella reichenden granitischen Gesteine werden durch die Porphyre und die Sandsteine, Kohlenschiefer und Konglomerate des Rothliegenden, die den Gebirgsrücken bilden, unterbrochen und diese bilden von nun an die herrschenden Gesteine, nur unterbrochen durch den quer über den Gebirgsrücken setzenden Hypersthenfelszug der Höhnberge und die große westliche Partie granitischer und krystallinischer Schiefergesteine, die sich zwischen Seligenthal bei Schmalkalden, der Gegend um Altenstein u. Thal ausbreitet, und in der Brotterode und Ruhla liegen. Im Westende bei Eisenach herrscht das mächtige Rothliegende vor. Den Gebirgsfuß setzt auf dieser ganzen Strecke von Suhl an nordwestwärts längs des ganzen übrigen Südfußes bis zur Werra und so auch auf der ganzen Nordseite ein meist schmaler Zug des Zechsteingebirgs zusammen, der an der Nordseite auch den Rand des Grauwackegebirgs bildet, während er an der Südseite nur an einzelnen Stellen, bei Sonneberg und Neuhaus, zu Tage tritt; er trennt überall das Gebirge vom angrenzenden thüringisch-fränkischen bunten Sandstein- und Muschelkalkbergland. Uebrigens greifen Zechstein u. bunter Sandstein an einzelnen Stellen im Nordosten auch ins Gebiet der krystallinischen Gesteine ein; beide erscheinen selbst isolirt auf dem höchsten Gebirgsrücken des Grauwackegebiets bei Limbach, am 2240 Fuß hohen Sandberg. Auf den Massemühlen gewinnt man das kaolinische Bindemittel dieses Sandsteins des Sandbergs, sowie des Gebirgsfußes bei Neuhaus und Martinrode als Material für die zahlreichen Porzellanfabriken am und im T., die den vom Kaolin durch Schlämmen getrennten Sand jetzt an die Glashütten liefern. Der einst schwunghafte Bergbau auf den Kupferschiefer des Zechsteingebirgs und auf die Kobaltgänge ist jetzt erlegen. Dagegen lagern im Zechstein die mächtigen Spath- u. Brauneisensteinstöcke der Mommel und des Stahlbergs bei Schmalkalden und von Ramsdorf mit Erzen für

Digitized by Google

den trefflichsten Stahl; zahlreiche Eisensteingänge liegen aber unbenutzt. Dagegen gewinnt man den Zechsteingyps (Kittelsthal, Marienglashöhle bei Reinhardsbrunn ꝛc.) für technische und ökonomische Zwecke, auch als Alabaster, sowie den Schwer- und Flußspath, welch letzterer am Floßberg bei Steinbach wohl sein kolossalstes Vorkommen zeigt. Braunstein liefert Friedrichroda, vor Allem aber das Porphyrgebiet von Elgersburg und Ilmenau. Der in mannichfachen Varietäten auftretende Porphyr, worunter der Kugelporphyr (Schneekopfkugeln), wird bei Krawinkel zu Mühlsteinen benutzt; das Rothliegende liefert die Waldplatten und Gestellsteine.

Dieser reichen innern Gliederung entspricht die orographische. Oestlich der Nahe, eines Schleusezuflusses, gibt es keine breiten Plateaux mehr, sondern Rücken und Kuppen, welche die Profile des Hauptkammes und der Nebenkämme zu vielfach geschwungenen Linien machen. Die höchste im Winter und Sommer bewohnte Stätte ist die 2805 Fuß hoch gelegene Schmücke am Schneekopf; ein Sommergasthaus ist auf dem Inselsberg. Von allen im Kamm liegenden Höhenpunkten eröffnen sich weite Panoramen über Franken und Thüringen; von den Höhen reicht der Blick hinab in die Tiefe der malerischen Gebirgsthäler selbst. Die bekanntesten Aussichtspunkte sind: der Finsterberg (2888 Fuß), der Schneekopf (3005 F. mit Thurm), der Beerberg (3029 F.), der Inselsberg (2820 F.). Auf thüringischer Seite liegt der Kickelhahn (2700 F.) bei Ilmenau und der Wachstein (1745 F.) bei Wilhelmsthal, auf fränkischer der Ruppberg (2665 F.) bei Mehlis, der Donnerhauck (2748 F.) bei Oberhof u. der Hermannsberg (2679 F.), sämmtlich aus quarzführendem Porphyr bestehend. Außerdem sind zu nennen: der mittlere Hohnberg (2572 F.) und der aus Granitfelsen aufgethürmte Gerberstein (2242 F.) zwischen Altenstein und Ruhla. Während im Osten nur im untern Schwarzathal, im Loquitz- und Sormitzthal der Reiz der Waldthäler durch Felsbildung erhöht wird, sind vielen Thälern des Westens die mannichfaltigsten malerischen Felsbildungen eigen; im Kanzlergrund zwischen Steinbach-Hallenberg und Oberhof von Porphyr, im Schmalwassergrund von Porphyr und Rothliegendem, im Felsenthal nördlich vom Inselsberg von Porphyr, gegenüber im Druſenthal von Granit, die Gegend um Eisenach ist klassisch für das Studium der Felsen des Rothliegenden, Alten- und Liebenstein für die des Zechsteindolomits. Hier am nordwestlichen Ende entfaltet der T. überhaupt seine größten Reize, hier liegen auch die drei reizenden Sommerresidenzen Altenstein, Wilhelmsthal und Reinhardsbrunn, und hier wie an der ganzen gothaischen Nordseite bis zum Schneekopf hinauf und bis Suhl auf der Südseite hinüber kommen dem Touristen zahllose, wohl gehaltene Wege zu Statten. In diesem nordwestlichen Thale finden sich denn auch zahlreiche Kaltwasserheilanstalten, Mineralbäder und Sommerfrischorte, die im Sommer von Tausenden, insbesondere aus Norddeutschland besucht werden.

Der T. ist ein ächtes Waldgebirge mit prachtvollen Buchenbeständen auf der Kulmgrauwacke im Südosten, auf dem Rothliegenden und den krystallinischen Gesteinen des Nordwestens; im übrigen Gebiet herrscht die Fichte, daneben kommt aber auch die Weißtanne vor, hie und da noch in Riesenbäumen, wie die alten Tannen auf dem 2630 Fuß hohen Wurzelberg bei Katzhütte im Schwarzathal. Der Wald reicht überall bis zu den höchsten Höhen, wenn auch am Inselsberg die Buche zu Büschen verkrüppelt. Torfmoore haben geringe Verbreitung. Wintergetreide wird überall in den Thälern gebaut, auf den Höhen meist Sommergetreide, in größter Menge überall die Kartoffel. Von Obst steigt nur die Kirsche auf die Gebirgshöhen, reift dort aber erst im August; überall gedeihen auf den Höhen die Johannisbeeren; die Vogelbeere ist Chausseebaum. Am Südgehänge wohnen Franken, am nördlichen Thüringer; an beiden Seiten ein gewerbsfleißiges, aufgewecktes Volk. Liegt jetzt auch der Eisenbergbau an vielen Orten darnieder, sind auch viele Hammerwerke, die einst die Thäler belebten, eingegangen, so herrscht doch zu Suhl, Mehlis, Zella, Schmalkalden, Brotterode, Steinbach noch eine ausgedehnte Eisenindustrie, Gewehre und sonstige Waffen, Schlosserarbeiten, Ahlen, Messer und dergleichen liefernd. Ruhla erzeugt alles, was zu Pfeifen gehört, und insbesondere auch Meerschaumköpfe und -Spitzen. Zahlreiche Arbeiter schlagen das Holz; zahllose Stämme und Blöche gehen ins Ausland, andere werden auf den zahlreichen Schneidemühlen im Gebirge zu Bretern geschnitten; man fertigt Schachteln und Spielzeug aus Holz, Papiermaché ꝛc. (Sonneberg, Waltershausen). Sind auch Porzellan- und Glasfabriken über das ganze Gebirge zerstreut, so concentrirt sich doch diese Fabrikation vorzugsweise im Osten. Ilmenau, Scheibe, Limbach, Wallendorf, Lichte, Stützerbach, Lauscha, Igelshieb ꝛc. liefern außer gewöhnlichem Geschirr vor Allem Nippes u. andere Luxusgegenstände u. sind der Sitz der Glasbläserei, vor Allem der Perlen- und Glasmärbelfabrikation; auch Steinmärbel liefert der Südosten. Sonneberg, Steinach, Gräfenthal, Ludwigstadt, Lehesten, wo die größten Brüche des besten Dachschiefers auf dem Kontinent (jährlich 500,000 Centner) sind, verarbeiten den Thonschiefer dann noch zu Schiefertafeln u. liefern die Griffel dazu (Steinach), sowie Wetzsteine. Sonneberg treibt einen Welthandel mit all diesen verschiedenen Waaren. Oberweißbach im Schwarzburgischen ist der Sitz des Olitätenhandels mit Arzneimitteln und dergleichen, Neustadt am Rennsteig für die Fertigung des Zündschwamms, jetzt für Zündhölzchenfabrikation. Ist auch noch jetzt der Thüringerwaldbewohner ein eifriger Vogelfreund, und fehlt auch in keinem Haus wenigstens der Krinitz (Kreuzschnabel), so hat doch der Handel mit gelehrten Vögeln, insbesondere Gimpeln (Dompfaffen), der einst Waltershausen so bekannt gemacht hatte wie jetzt seine Wurstfabrikation, längst aufgehört. Mit der Beschränkung des Harzscharrens ist auch die Erzeugung von Pech, Kienruß und Kienöl eine geringere geworden.

Treffliche Straßen unterhalten den Verkehr. Statt der 5 alten Straßen, die einst über den T.

Digitized by Google

führten, der über den Sattelpaß, nach Saalfeld hinüber, für Napoleon I. im Kriege von 1806 von so entscheidender Wichtigkeit, der über Frauenwald nach Ilmenau, von Suhl über die Leuba nach Ohrdruf, von Schmalkalden nach Tambach und aus dem Werrathal über Wilhelmsthal und Hohe Sonne nach Eisenach, durchkreuzen selbst zahlreiche Straßen den T., insbesondere in seinem mittlern und nordwestlichen Theile, und durchbohrt das Ende des letztern selbst der Tunnel der Werra-Eisenbahn. Das Bild der politischen Karte des T.es hat von der früheren Buntheit durch die Ereignisse des Jahres 1866 nur wenig Veränderungen erlitten. Bayern, Reuß, Sachsen-Meiningen, das den verhältnißmäßig größten Antheil besitzt, Sachsen-Weimar, Sachsen-Koburg-Gotha, die beiden Schwarzburg und Preußen theilen sich in ihn. Wenig Gebirge Mitteldeutschlands besitzen seit den Arbeiten Voigts, Heine's klassischer geologischer Beschreibung des T.es und seit der Beschreibung von v. Hoff und Jacobs eine so reiche Literatur. Der beste Führer durch das ebenso für den Touristen wie für den Mann der Wissenschaft und der Technik gleich interessante Gebirge ist Schwerdts und Zieglers „Neuestes Reisehandbuch für Thüringen", Hildburghausen 1865; ein kurzer Führer Andings und Radefelds Wegweiser durch den T., 3. Aufl., das. 1866.

Thürmer, Joseph, namhafter Architekt, geboren den 3. Nov. 1789 zu München, bereiste in künstlerischem Interesse Italien u. Griechenland, ward 1827 Lehrer an der Bauschule zu Dresden und † als Direktor derselben den 13. Nov. 1833. Er veröffentlichte „Athen und seine Denkmale" (Rom 1823—26, 16 Blätter) und „Sammlung von Denkmalen und Verzierungen der Baukunst in Rom aus dem 15. und 16. Jahrhundert" (1826 bis 1833, 24 Blätter).

Thugs (Phansiguren, von Phansi, die Schlinge, Kockbonds), eine Hindusekte, die aus religiösen Grundsätzen Raub und Mord beging. Meist warfen sie dem Reisenden, dem sie sich angeschlossen, hinterlistig eine Schlinge über den Kopf und erdrosselten ihn, um ihn dann zu berauben. Ihr Hauptsitz war der Distrikt Etawa in der vorderindischen Provinz Agra. Sie hatten ihre eigene Sprache (Ramasyana) und ihre besondern geheimen Zeichen. Erst 1831 ergriff der britische Generalgouverneur von Indien, Lord William Bentinck, ernste Maßregeln gegen die T., und 1831—37 wurden ihrer 3266 zur Untersuchung gezogen und größtentheils zum Strang oder zur Deportation verurtheilt.

Thugut, Franz Maria, Freiherr von, österreichischer Staatsmann, geboren 1734 zu Linz, hieß eigentlich Tunicotto, d. h. Thunichtgut, welchen welsch-tyrolischen Namen die Kaiserin Maria Theresia in T. umänderte, fand 1752 Aufnahme in die orientalische Akademie zu Wien, ward 1754 als Sprachknabe (Dolmetschgehülfe) mit einer Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt, hierauf 1757 zum Dolmetsch, 1769 zum Geschäftsträger bei der Pforte, 1770 zum Residenten und 1771 zum wirklichen Internuntius daselbst ernannt. Auf dem Friedenskongreß von Fokschani 1772 bewies er als österreichischer Botschafter große diplomatische Gewandtheit u. ward von Maria Theresia dafür in den Freiherrenstand erhoben. Durch eine Konvention mit der Pforte bewirkte er 1776 die Abtretung der Bukowina an Oesterreich. Nachdem er an den Höfen von Neapel, Versailles und Berlin diplomatisch thätig gewesen, ging er 1780 als Gesandter nach Warschau, 1787 in derselben Eigenschaft nach Neapel und 1788 als Hofkommissar in die Moldau und Walachei, deren Verwaltung er bis 1790 leitete. Er betheiligte sich hierauf an den Friedensunterhandlungen mit der Pforte zu Sziştowo u. leitete sodann zu Paris die Unterhandlungen zwischen der Königin Maria Antoinette und dem Grafen Mirabeau. Nach seiner Rückkehr 1792 wurde er zum Armeeminister bei dem Heere des Prinzen von Koburg, welches die verlorenen Niederlande wieder erobern sollte, ernannt, 1793 Generaldirektor der Staatskanzlei unter Kaunitz und nach dessen Tod 1794 Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er betrieb in dieser Stellung den Krieg mit Frankreich, schloß 1795 einen Subsidienvertrag mit England, mußte aber auf Napoleons I. ausdrückliches Verlangen bei dem Abschluß des Friedens von Campo-Formio aus dem Ministerium scheiden. Er ging darauf als bevollmächtigter Minister in die neuerworbenen italienischen u. Küstenprovinzen, übernahm 1799 beim Wiederausbruch des Kriegs aufs Neue das Portefeuille des Auswärtigen, trat aber schon im December 1800 wieder zurück und lebte fortan zu Preßburg und Wien, wo er den 29. Mai 1818 †.

Thuin, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der belgischen Provinz Hennegau, an der Sambre und an der Eisenbahn von Paris nach Lüttich, zum Theil auf einer Anhöhe gelegen, hat eine schöne Kirche (Liebfrauenkirche), ein Gymnasium, Tuchfabrikation, Gerberei, Brauerei, Eisenwerke und 4053 Einwohner.

Thuisco (Thuisto, Tuisco, Tivisco), der erdgeborne Gott, nach der von Tacitus mitgetheilten Sage Stammvater der Deutschen.

Thule (Thyle), eine bei Ptolemäus erwähnte Insel des atlantischen Meeres, nördlich von den Orkaden, die schon von Pytheas entdeckt worden sein soll. Sie wurde als der nördlichste Punkt der bekannten Erde angenommen. Ptolemäus rückte sie jedoch zu weit südlich, so daß sein T. eher die Stelle der Shetlandinsel Mainland als die des heutigen Island einnimmt, für welches wir das T. des Pytheas wohl zu halten haben. Neuere Schriftsteller halten T. für einen Theil von Norwegen.

Thum, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Gerichtsamt Ehrenfriedersdorf, hat Bandfabrikation, Spitzenklöppelei, Strumpfwirkerei, Baumwollspinnerei, etwas Bergbau und 2529 Einwohner.

Thummim, s. Urim und Thummim.

Thun, Stadt im schweizerischen Kanton Bern, an der Aar, unweit von deren Ausfluß aus dem Thunersee, in einer reizenden Gegend am Eingang des berner Oberlandes, ist mit Bern durch eine Zweigbahn verbunden, hat ein Schloß mit herrlicher Aussicht, ein schönes Rathhaus, eine eidgenössische Militärschule (Applikationsschule), Gewerbschule, ein eidgenössisches Waffendepot, eine Bibliothek, ein Hospital, Waisenhaus, Sei-

Digitized by Google

denmanufakturen, Hut- und Tabaksfabrikation, große Ziegelbrennereien, Großhandel mit Käse und Leinwand, viele Pensionen für Fremde und 3400 Einw. Dabei das Blumensteinerbad.

Thun (Thun und Hohenstein), 1) Friedrich, Graf von T., österreichischer Staatsmann, geboren der 8. Mai 1810 aus einem seit 1629 reichsgräflichen, in Tyrol und Böhmen begüterten Geschlecht, betrat die diplomatische Laufbahn, wurde bei dem am 9. Mai 1850 eröffneten Kongreß zu Frankfurt österreichischer Gesandter und nach Reaktivirung des Bundestags Präsident desselben, welche Stelle er im November 1852 mit der eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers am preußischen Hofe vertauschte. Von 1854—63 fungirte er als österreichischer Gesandter zu Petersburg.

2) Leo, Graf von T., österreichischer Staatsmann, Bruder des Vorigen, geboren den 7. April 1811, war vor der Märzbewegung von 1848 als Sekretär in der Hofkanzlei angestellt und machte sich damals auch durch einige Schriften, wie „Ueber die böhmische Literatur" (Prag 1842), „Ueber die Stellung der Slowaken in Ungarn" (das. 1843), bekannt. Vom 28. Juli 1849 bis Oktober 1860 mit dem Portefeuille des Kultus und öffentlichen Unterrichts betraut, machte er sich in dieser Stellung namentlich um Durchführung der Unterrichtsreform verdient. Er ist lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses.

Thunberg, Karl Peter, schwedischer Naturforscher, geboren den 11. Nov. 1743 zu Jönköping, widmete sich zu Upsala unter Linné's Leitung dem Studium der Naturwissenschaften und fungirte dann im Dienste der holländisch-ostindischen Kompagnie als Arzt im Kapland und auf einer Gesandtschaftsreise nach Japan, ward 1784 Professor der Botanik an der Universität Upsala und † den 8. Aug. 1828. Außer dem Bericht über seine Reisen (deutsch von Großkurd, Leipzig 1792, 2 Bde.) veröffentlichte er viele botanische Werke.

Thunbergia *L.* (Thunbergie), Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, charakterisirt durch den 12zähnigen, von 2 Brakteen unterstützten Kelch, die trichterig-glockenförmige Korolle mit 5spaltigem Rande, die didynamischen Staubgefäße, die fast 2lippige Narbe und die geschnäbelte, 2fächerige, 2—4samige Kapsel, Kletterpflanzen mit windendem Stengel, entgegengesetzten, gestielten Blättern und schönen Blumen, meist in Ostindien und Südafrika, wovon T. alata *Hook.*, mit blaßgoldgelben, oder orangefarbigen, im Schlunde schwarzbraunen oder schwarzblauen, T. capensis *L.*, mit hellgelben, T. fragrans *Roxb.*, mit weißen, wohlriechenden, und T. grandiflora *Roxb.*, mit prächtigen blaßblauen Blüthen, als Zierpflanzen zu empfehlen sind.

Thunersee, See im schweizerischen Kanton Bern, 1780 (1756) Fuß über dem mittelländischen Meere, von Südosten nach Nordwesten 3¾ Stunden lang, nahe an ⅔ Stunde breit und bis zu 720 Fuß tief. Er nimmt viele Gebirgsgewässer auf, darunter die Kander, die, mit der Simmen vereinigt, bei Thun den See erreicht, und wird von der Aar durchflossen und durch sie mit dem Brienzersee verbunden. Die Ufer des See's sind mit Dörfern und Landhäusern bekränzt und durch ihren abwechselnden Charakter reizend und malerisch. Ueber den klaren Wasserspiegel und bewaldete Vorberge schweift der Blick zu dem schneebedeckten Hochgebirge des berner Oberlandes und des Wallis. Der See ist reich an Fischen, vorzüglich Forellen, Aalen, Karpfen, Hechten ꝛc. Die Schifffahrt ist bedeutend und, mit Ausschluß des südlichen Theils, ziemlich sicher; auch hat derselbe regelmäßige Dampfschifffahrt.

Thunfisch (Thynnus), Fischgattung aus der Ordnung der Bruststachelflosser und der Familie der Makrelen, charakterisirt durch die 2 aneinander stoßenden Rückenflossen, zahlreiche falsche Flossen, die mit einer Knorpelplatte versehenen Schwanzseiten und die mit großen Schuppen gepanzerte Brust. Der gemeine T. (T. vulgaris *C.*, Scomber thynnus *L.*) ist silberfarbig, am Rücken bläulich, mit über der Brustflosse bogig gekrümmter Seitenlinie u. 8—9 falschen Flossen oben und unten, wird 6—18 Fuß lang und 3—6 Centner schwer und findet sich vereinzelt in allen europäischen Meeren. Im Frühling zur Laichzeit erscheinen diese T.e truppweise, besonders im mittelländischen und schwarzen Meere, namentlich bei Konstantinopel häufig. Am großartigsten ist aber der Fang an den süditalienischen Küsten, wo er zu den Volksbelustigungen gehört. Das Fleisch der T.e, welches hinsichtlich seines Geschmacks dem Rindfleisch vergleichbar ist, bildet dort ein Hauptnahrungsmittel der niederen Volksklassen. Hierher gehört auch der Bonite (T. polamys *L.*), der in der Tropenzone des atlantischen und stillen Meeres lebt, und zwar nur 2 Fuß lang, aber der schlimmste Feind der fliegenden Fische ist.

Thur, Fluß in der nordöstlichen Schweiz, entspringt im Kanton St.-Gallen aus 2 Quellen an dem Hochsäntis und den Kurfirsten, wird durch Zuflüsse von den appenzeller und toggenburger Alpen genährt, fließt durch den Kanton St.-Gallen anfangs nordwestlich, dann nördlich, wendet sich darauf nordöstlich in den nach ihr benannten Kanton Thurgau, durchströmt diesen in nordwestlicher und dann westlicher Richtung, ebenso den nördlichen Theil des Kantons Zürich und fällt dort nach einem Lauf von 12½ Meilen unterhalb Andelfingen links in den Rhein. Ihre Nebenflüsse sind Neckar (Neter), Glatt, Sitter, Murg, Urnäsch und Töss. Sie ist nicht schiffbar.

Thurgau, schweizerischer Kanton, grenzt im Norden an das Großherzogthum Baden, von welchem ihn der Rhein und ein Theil des Bodensee's trennt, im Osten an den Bodensee, im Süden an St.-Gallen, im Westen an den Kanton Zürich u. hat einen Flächenraum von 17,87 QMeilen mit (1860) 90,080 Einwohnern. Die Bodenfläche ist gewellt, überall von Hügeln und Bergreihen durchzogen, welche Ausläufer der appenzeller u. sankt-galler Gebirge sind und im Süden zu 2000 Fuß Höhe ansteigen. Das Land wird von der Thur, dem Hauptfluß, der den Kanton von Südosten nach Nordwesten durchströmt und die Sitter und Murg aufnimmt, sowie von zahlreichen kleineren Bächen reichlich bewässert und enthält außer dem ziemlich bedeutenden Antheil vom

Digitized by Google

Unter- und Bodensee noch mehre kleinere Seen (z. B. Bichelsee, Hüttweilersee, Hasensee ꝛc.), die reich an Fischen sind. Das Klima ist äußerst mild und freundlich und der ganze Kanton daher sehr fruchtbar, so daß der Ertrag an Getreide, Wein und trefflichem Obst den Bedarf übersteigt. Der Weinbau findet sich am stärksten längs dem Rhein und dem Seeufer, im Thurthal um Frauenfeld ꝛc.; ganz vorzügliche Sorten wachsen um Weinfelden, bei Iltingen am Ottenberge und bei Steinegg. Im Allgemeinen entfallen vom Areal 35 Procent auf Ackerland, 2 Proc. auf Weinland, 22 Proc. auf Wiesen, 16 Proc. auf Waldungen und 25 Proc. auf unfruchtbares Land. Von den Zweigen gewerblicher Thätigkeit beschäftigt die Baumwollindustrie die meisten Hände; daneben wird Färberei, Tabaks-, Spitzen-, Bleiweißfabrikation, Wollspinnerei betrieben. Die früher so blühende Leinweberei ist sehr gesunken. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Wein, Obst, Obst- und Branntwein, Getreide, Holz, Baumwollfabrikate; eingeführt werden Salz, Metalle Manufakturen aller Art, Kolonialwaaren ꝛc. Von den Bewohnern sind 67,735 Protestanten, 22,019 Katholiken, daneben 316 Sektirer und 10 Israeliten; die Katholiken sind dem Bischof von Basel unterstellt. An Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium, ein Lehrerseminar, eine landwirthschaftliche Schule, 23 Real- u. Sekundärschulen und gute Elementarschulen in genügender Anzahl. Nach der bestehenden Verfassung (vom 9. November 1849) ist die oberste u. gesetzgebende Behörde der „große Rath", dessen Mitglieder in den Kreisversammlungen auf 3 Jahre (1 auf je 220 Stimmen) gewählt werden. Er versammelt sich alljährlich zweimal (abwechselnd zu Frauenfeld und zu Weinfelden) und bestellt auf 3 Jahre den „Regierungsrath" von 7 Mitgliedern als die oberste Vollziehungs- und Verwaltungsbehörde, ferner den Erziehungs- und Sanitätsrath. Als Gerichtsbehörden fungiren: das Obergericht (7 Mitglieder), Schwurgerichte, Bezirksgerichte und Friedensrichter. Die Staatseinnahmen beliefen sich nach dem Budget von 1863 auf 1,121,189, die Ausgaben auf 836,846 Francs; die Schuld betrug 300,000 Fr., das Aktivvermögen 8,586,244 Fr. Das Bundeskontingent beträgt 6154 Mann, und zwar 2609 im Auszug, 1304 Reserve, 2601 Landwehr. Das Wappen ist ein von Silber und Grün schräg getheilter Schild, in dessen beiden Hälften ein silberner Löwe aufrecht schreitet. Hauptort ist Frauenfeld. Im Mittelalter bildete der T., zu welchem das jetzige züricher Gebiet, Appenzell, die Grafschaften Baden und Toggenburg und ein großer Theil des Kantons St.-Gallen gehörten, eine Landgrafschaft des Herzogthums Alemannien, von welchem es später Kaiser Heinrich IV. trennte, um es den Herzögen von Zähringen zu übergeben. Nach dem Aussterben dieses Hauses 1218 kam der T. an die Grafen von Kyburg und von diesen durch Erbschaft an den Grafen Rudolf von Habsburg. Im Jahre 1460 entrissen ihn die vereinigten Kantone Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus und Zug Oesterreich und ließen ihn als ein ihnen unterthäniges Land durch einen Landvogt regieren. Durch den baseler Frieden von 1498 wurde den 7 regierenden Kantonen und den Ständen Bern, Freiburg und Solothurn vom Kaiser Maximilian I. und der Stadt Konstanz das Landgericht, sowie die Vogtei Frauenfeld übergeben. Im Jahre 1712 ward dem Kanton Bern die Mitregierung über den T. eingeräumt. Die drückende Herrschaft der Landvögte nahm 1798 ein Ende, wo aus den thurgauischen Vogteien einer der 18 Kantone der helvetischen Republik gebildet ward. Bei der Einführung der Mediatverfassung von 1803 trat T. in die Rechte eines selbstständigen Kantons ein.

Thurificati (lat.), in der alten Kirche Diejenigen, welche zur Zeit der Verfolgungen vom Christenthum abfielen oder, Christum verleugnend, den Göttern opferten und sich auf solche Weise vor dem Tode zu retten suchten.

Thurii, Stadt, s. Sybaris.

Thurm, Gebäude von regulär prismatischer oder cylindrischer Grundform, dessen Höhe die Dimensionen seiner Grundfläche bei weitem übertrifft. In der Regel werden die Thürme anderen Gebäuden hinzugefügt, wie Kirchen, Schlössern, Rathhäusern, Stadtthoren und Festungen, und mit ihnen zu einem architektonischen Ganzen verbunden, oder sie stehen isolirt auf freien Plätzen. Erst der christlichen Baukunst war es vorbehalten, die Thürme zu einem Gegenstande der Architektur zu machen, indem man in der Zeit Konstantins den christlichen Tempeln Glockenthürme beizufügen anfing. Anfangs standen diese Thürme isolirt neben der Kirche; eine organische Verbindung des T.s mit der Kirche zeigt sich erst im romanischen Styl. Die eigentliche architektonische Ausbildung und vollkommen organische Verbindung mit den übrigen Gebäuden zu einem Ganzen erhielten die Thürme aber erst in dem gothischen Baustyl, dessen Idee in dem Bau des T.s gerade ihre rechte Verwirklichung findet, wie auch die schönsten Thürme die im gothischen Styl gebauten sind, und namentlich zeichnen sich unter diesen der Stephansthurm in Wien und der T. des Münsters zu Straßburg aus. Was den Gebrauch der Thürme in der Kriegsbaukunst anlangt, so waren schon bei den Alten und im Mittelalter an der äußeren Seite der Stadtmauern theils runde, theils viereckige Thürme zur Ermöglichung der Seitenvertheidigung üblich. Nach Erfindung des Schießpulvers in der bisherigen Anwendung nutzlos geworden, wurden sie inniger mit den Mauern verbunden und es entstanden aus ihnen die Bastionen, während die eigentlichen Thürme außer Gebrauch kamen. Erst später wandte sie Vauban unter dem Namen Bollwerksthürme wieder an. Montalambert verbesserte diese Thürme und gab ihnen eine vielfach veränderte Gestalt. Sie sind kasemattirt und so eingerichtet, daß die inneren Gewölbe nicht auf den äußeren Umfassungsmauern, sondern auf inneren Strebepfeilern ruhen und in bedeckten Geschützständen mehre Reihen Geschütz über einander stehen. Aehnlich sind die sogenannten Martellothürme (s. Martellos), welche man in England zur Vertheidigung der Küsten hat.

Thurmayr, Johannes, s. Aventinus.

Thurn, Heinrich Matthias, Graf von, einer der Hauptführer des böhmischen Aufstandes

Digitized by Google

unter Ferdinand II., geboren 1580 von protestantischen Aeltern, erhielt vom Kaiser Rudolf II. wegen seiner Dienstleistungen in einem Feldzuge gegen die Türken die Stelle eines Burggrafen von Karlstein in Böhmen. Er war einer der Haupturheber des Majestätsbriefes und wurde von den Ständen zu einem der 30 Defensoren des Glaubens ernannt. Er gab das Zeichen zum Aufstand der protestantischen Bevölkerung in Böhmen und ward dann zum Anführer des ständischen Heeres ernannt, mit dem er bis Wien vordrang (s. Dreißigjähriger Krieg). Nach der Schlacht am weißen Berge floh er nach Siebenbürgen zu Bethlen Gabor. Im Jahre 1626 befehligte er ein kleines Corps in Schlesien, begab sich dann zu dem König Gustav Adolf von Schweden und focht bei Leipzig 1631 und bei Lützen 1632 mit. Nach dem Tode des Königs ging er, unterdeß zum General ernannt, mit einem schwedischen Corps nach Schlesien, knüpfte aber dort mit Wallenstein nutzlose Unterhandlungen an und ward im Oktober 1633 mit seinen 2500 Schweden bei Steinau a. d. Oder eingeschlossen und aufgehoben, aber bald wieder freigegeben. Er † bald darauf.

Thurnau, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, Verwaltungsdistrikt Kulmbach, Hauptort eines 4 QMeilen großen Mediatgerichts des Grafen von Giech, ist Sitz eines königlichen Landgerichts und einer gräflichen Domänenkanzlei, hat ein gräfliches Schloß mit schönem Garten, Töpferei und 1170 Einw.

Thurn und Taxis, altes weitverzweigtes Adelsgeschlecht, in einem Zweige ehemals reichsfürstlich, stammt von den mailändischen della Torre, die 1259—1312 Mailand beherrschten. Von den Visconti vertrieben, ließ sich Lamoral I. 1313 im Gebiete von Bergamo nieder und nahm von dem Berge Tasso (Dachsberg) den Namen del Tasso, später de Tassis (Taxis), an. Thurn entstand durch die Uebersetzung des italienischen Torre. Lamorals Urenkel, Roger I. von T. u. T., trat in die Dienste des Kaisers Friedrich III. und gründete um 1460 die erste Post in Tyrol (s. Post). Sein Enkel, Alexander Ferdinand, erhielt 1754, nachdem sein reichslehnbares Reichsgeneralpostmeisteramt 1744 zum Reichsthronlehn erhoben worden, Sitz und Virilstimme im Reichstag. Als kaiserlicher Principalkommissar beim regensburger Reichstage residirte der Fürst von T. u. T. in Regensburg bis zur Auflösung des deutschen Reichs. Die 1785 von dem Fürsten Karl Anselm von Thurn erkauften reichsunmittelbaren Herrschaften Friedberg, Scheer, Dürmentingen und Bussen wurden 1786 zu einer gefürsteten Reichsgrafschaft erhoben und verschafften ihrem neuen Herrn Sitz und Stimme auf der Fürstenbank des schwäbischen Kreises. Als Entschädigung für den Verlust der Posten in den österreichischen Niederlanden und auf dem linken Rheinufer erhielt das thurn- und taxissche Haus im Reichsdeputationshauptreceß von 1803 das gefürstete Damenstift Buchau nebst Stadt, die Abteien Marchthal und Neresheim, das Amt Ostrach, die Herrschaften Schemmerberg und die Weiler Tiefenthal, Frankenhofen und Stetten als Fürstenthum; von Preußen 1819 als Entschädigung für die hier verlorenen Posten drei in der Provinz Posen gelegene Domänenämter, die zu einem Fürstenthum Krotoszyn erhoben wurden. Außerdem besitzt es die Herrschaften Eglingen, Grenzheim, Heudorf und Göffingen unter würtembergischer, die Herrschaften Donaustauf, Wöhrd, Wiesent, Sulzheim unter bayerischer, die Herrschaften Chotieschau, Chronstowicz, Richenburg und Kotchumberg in Böhmen unter österreichischer und die Domänen des ehemaligen Fürstenthums T. u. T. in Hennegau unter belgischer Oberhoheit. Die gesammten Besitzungen umfassen mehr als 34½ QMeilen mit etwa 100,000 Einwohnern und über 800,000 Gulden Einkünften. Ueber die thurn- und taxisschen Posten, die in neuester Zeit Preußen übernommen hat, s. Post. Gegenwärtiger Standesherr ist Fürst Maximilian, geboren den 3. Nov. 1802. Eine Sekundogenitur des Hauses T. u. T. bildet die zu Prag residirende fürstliche Seitenlinie, welche durch die Nachkommen des Prinzen Maximilian Joseph (geboren den 29. Mai 1769, † den 15. Mai 1831), des Halbbruders des Großvaters des eben genannten Fürsten Maximilian, gebildet wird. An ihrer Spitze steht jetzt Fürst Hugo, geboren den 3. Juli 1817. Sein Oheim, Prinz Karl Theodor, geboren den 17. Juli 1797, ist bayerischer General der Kavallerie und Kommandant des ersten Armeecorps.

Thurocz, ungarisches Komitat im Kreis diesseits der Theiß, zwischen dem trentschiner, arvaer, liptauer, sohler, bacser, neutraer Komitat, hat 21,3 QMeilen Flächeninhalt und ist ringsum mit Bergen (Zweigen der Karpathen) umgeben, welche eine wellenförmige, flache und fruchtbare Ebene einschließen. Im Nordosten der Gespanschaft erhebt sich das Fatragebirge mit bewaldeten Bergen von bedeutender Höhe. Den nördlichen Theil des Komitats durchströmt in westlicher Richtung die Waag, in die sich die im Süden des Komitats entspringende Thurocz ergießt. Hauptprodukte sind Buchweizen, Rüben, Mohn, Flachs und Hülsenfrüchte. Die Getreideerzeugung ist für den inneren Bedarf nicht hinreichend. Die üppigen Wiesen und Triften begünstigen die Vieh-, besonders die Schafzucht. Früher gab es hier Bergwerke, die aber jetzt ganz verfallen sind. Unter mehren Mineralquellen verdienen die stubnyaer heißen Bäder Erwähnung. Die Einwohner, 41,000 an der Zahl, sind, den Adel und wenige Deutsche abgerechnet, durchaus Slaven, zum Theil katholisch, zum Theil evangelisch. Hauptort ist Szent Marton.

Thurso, Stadt in der schottischen Grafschaft Caithneß, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die gleichnamige Bai des atlantischen Oceans, ist die nördlichste Stadt des britischen Festlandes, hat eine altgothische Kirche, einen Hafen, Strohflechterei, Seilerei, Gerberei, Wollzeuch- und Leinweberei, Bleichen, Getreidehandel und 3426 Einwohner.

Thusnelda, Tochter des Segestes, Gattin des Arminius (s. d.).

Thyaden (v. Griech.), s. v. a. Bacchantinnen.

Thyestes, Bruder des Atreus (s. d.).

Thymeleaceen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Das Perigon ist frei,

Digitized by Google

blumenartig, meist abfällig, röhrig mit 4-, selten 5theiligem, im Blüthenknopfe dachigem Saum und öfters mit blumenblattartigen Schüppchen besetztem Schlund; die Staubgefäße, deren es doppelt so viele als Saumzipfel, seltener gleich viele sind, stehen im Schlunde oder in der Röhre des Perigons; der Griffel fehlt zuweilen, die Narbe ist kopfig, ungetheilt, die Frucht nicht aufspringend, trocken oder beerenartig, einsamig. Die Familie enthält Sträucher und wenige Kräuter mit wechsel- oder gegenständigen, einfachen, ganzen und ganzrandigen Blättern ohne Nebenblätter und zwitterigen oder diöcischen, regelmäßigen, winkel- oder gipfelständigen einzelnen oder in Büscheln, Aehren und Köpfchen vereinigten Blüthen, gegen 200 Arten in 20—22 Gattungen, die über die wärmeren Länder der beiden gemäßigten Zonen vertheilt, vornehmlich aber im Kapland und in Neuholland zahlreich vertreten sind. Sie enthalten als vorwaltenden Bestandtheil ein scharfes Weichharz und sind daher sämmtlich scharfe, zum Theil ätzende Giftpflanzen. Die Rinde mehrer Arten ist officinell oder dient zum Gelbfärben, der zähe Bast zu Verfertigung von Stricken, Papier ꝛc.

Thymian, Pflanzengattung, s. Thymus.

Thymianöl, ätherisches Oel, welches aus dem blühenden Kraut von Thymus vulgaris durch Destillation mit Wasserdampf gewonnen wird. Es ist dünnflüssig, farblos, blaßgelb oder grünlich, vom Geruch und Geschmack des Thymians und wird daher in der Parfümerie, besonders zum Parfümiren der Seifen häufig angewandt. Destillirt man das T. fraktionirt, so gehen zuerst zwei Kohlenstoffe, Cymen und Thymen, und zuletzt ein sauerstoffhaltiger Körper als Thymol über. Das Cymen ist mit dem Kohlenwasserstoff des Oleum Cumini identisch und geht durch Einwirkung von Licht und Luft in Thymen über. Dies siedet bei 160—165°, ist farblos und riecht angenehm nach Thymian. Das Thymol bildet farblose Krystalle von eigenthümlichem Geruch und pfefferartigem stechenden Geschmack, schmilzt leicht, siedet zwischen 220—230°, löst sich schwer in Wasser, leicht in Alkohol, Aether und Eisessig, wird durch Wasser nicht aus der weingeistigen Lösung gefällt und ist unwirksam auf das polarisirte Licht.

Thymus *L.* (Thymian, Quendel), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, charakterisirt durch die 3zähnige Ober- und die 2zähnige Unterlippe des Kelchs, den zottigen Schlund, die kurze Blume mit aufrechter ausgerandeter Ober- und lappiger Unterlippe und die aufsteigenden Staubfäden, meist immergrüne kleine europäische Sträucher und Halbsträucher mit schmalen, harzig gedüpfelten Blättern und Blüthen in Köpfchen. T. Serpyllum *L.*, Feldthymian, Feldpolei, Quendel, ausdauernd, auf trocknen Wiesen, Hügeln und Rainen durch ganz Europa und Nordasien, hat einen niederliegenden, weit verästeten Stengel, lineal'sche oder elliptische kahle, oder rauhhaarige Blätter und purpurrothe, in kopfig gestellten Wirteln vereinigte Blüthen. Man benutzt die blühenden beblätterten Zweige als Herba Serpylli gegen Krampfbeschwerden, Koliken, Schwämmchen der Kinder ꝛc., besonders aber äußerlich zu aromatischen Bädern, Kräuterkissen ꝛc. Die Pflanze enthält ätherisches Oel, Oleum Serpylli aethereum, das zu reizenden Einreibungen bei Rheumatismus, Lähmungen ꝛc. dient. T. vulgaris *L.*, Gartenthymian, römischer Quendel, niedriger Halbstrauch auf dürren und unbebauten Stellen und Hügeln in Südeuropa, in Deutschland häufig in den Gärten zum Küchengebrauch und der Bienen wegen kultivirt, hat einen aufsteigenden, ästigen Stengel, lineal'sche oder länglich-eiförmige, drüsig punktirte, am Rande umgerollte Blätter und weißliche oder röthliche, in getrennten Wirteln zu 6 stehende Blüthen. Die beblätterten und blühenden Aestchen, Herba Thymi, enthalten ein ätherisches Oel, Oleum Thymi aethereum, das gegen Darmschwäche, Magenkrampf ꝛc. innerlich und äußerlich angewendet wird. Auch sind sie ein beliebtes Küchengewürz. T. Acinos *L.*, Calamintha Acinos *Clairv.*, Berg- oder Steinquendel, mit ziemlich aufrechtem Stengel und bläulichrothen, in Quirlen stehenden Blüthen, auf steinigen Höhen in ganz Europa, einjährig, wird wie T. Serpyllum angewendet. Desgleichen T. Mastichina *L.*, Mastixthymian, ein 2 Fuß hoher Strauch in Südeuropa und Nordafrika, welcher auch als Zierpflanze in Gärten vorkommt.

Thymusdrüse (Milchfleisch, Brieſel), ei drüsiges Gebilde, welches im oberen Theile der Brusthöhle unmittelbar hinter dem Handgriff des Brustbeins und dicht vor dem obern Theil des Herzbeutels und dem untern der Luftröhre liegt. Die T. sieht grauröthlich aus, ist von platter, meist dreieckiger Gestalt und besteht aus zwei seitlichen Lappen, welche durch einen schmalern mittlern Theil unter einander verbunden sind. Streicht man mit dem Messer über die Schnittfläche der Drüse, so entleert sich ein milchiger Saft. Die T. besteht aus zahlreichen größern und kleinern, unter einander durch Zellgewebe und Gefäße vereinigten Läppchen. Alle diese Läppchen sind an einem kanalartigen Hohlraum angefügt, welcher in der Mitte jedes Seitenlappens liegt, aber allenthalben in sich abgeschlossen ist und sich nirgends in einen Drüsenausführungsgang fortsetzt. Jedes Läppchen zerfällt wiederum in kleinste körnige Knötchen, welche aus einem Gewebe bestehen, das demjenigen der Milchbläschen und Darmfollikel ähnelt (cytogenes Gewebe). Die physiologische Bedeutung der T. ist unbekannt, doch schließt man aus ihrem mikroskopischen Bau, daß sie zur Erzeugung von Lymphkörpern und somit auch von Blutkörpern bestimmt sei, daß sie also auf gleicher Stufe mit den Lymphdrüsen stehe. Die T. ist beim neugebornen Kinde verhältnißmäßig stärker entwickelt als in späteren Jahren. Ungefähr im zweiten Jahre nach der Geburt hört die T. auf sich weiter zu vergrößern. Von da an bleibt sie eine verschieden lange Zeit hindurch, meist jedoch bis etwa zum 15. Jahre, stationär und erleidet sodann allmählig, bei ziemlich gleichbleibendem Volumen, eine Umwandlung in Fettgewebe, welches nicht selten bis zum 30. oder 40. Jahre noch deutlich sichtbar ist, sodann aber allmählig für das Auge verschwindet.

Thyrsus (v. Griech.), der mit Epheu und Wein-

Digitized by Google

ranken umwundene, oben mit einem Fichtenzapfen versehene Stab des Bacchus und seiner Begleiter.

Thysselinum *Hoffm.* (Sumpfsilge), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, charakterisirt durch den 5zähnigen Kelchsaum, die durch das eingeschlagene schmale Vorspitzchen verkehrtherzförmigen oder ausgerandeten Blumenblätter und die flache, linsenartig zusammengedrückte, am Rande schmal geflügelte Frucht, 2jährige europäische Kräuter, worunter T. palustre *Hoffm.*, Peucedanum sylvestre *L.*, auf feuchten, sumpfigen Wiesen, an Gräben und Teichen im nördlichen und mittlern Europa, mit stielrundem, gefurchtem Stengel und dreifach-fiederschnittigen Blättern, hervorzuheben ist, in sofern die stark serpentinartig riechende Wurzel, Radix Olsnitii s. Thysselini, neuerlich gegen Epilepsie empfohlen und in Rußland und in der Schweiz mit Erfolg angewendet worden ist.

Tiara (griech.), bei Herodot die Kopfbedeckung der Orientalen, namentlich der Perser; dann die dreifache päpstliche Krone. Sie hat die Form einer hohen Mütze und ist mit 3 über einander stehenden goldenen Kronen (regnum genannt) umgeben. Dieselben sind mit Edelsteinen besetzt und mit einer Kugel geziert, über welcher ein Kreuz steht. Kaiser Konstantin soll 314 dem Papst Sylvester eine Krone aufgesetzt haben; die Krone, mit welcher Alexander II. im 11. Jahrhundert von Hildebrand gekrönt wurde, bestand schon aus zwei goldenen Reihen, doch soll erst Bonifacius VIII. 1294 die zweite zum Zeichen seiner Macht über geistliche und weltliche Dinge und Klemens V. († 1314) die dritte hinzugefügt haben, um anzudeuten, daß er Macht habe in der leidenden, streitenden, triumphirenden Kirche oder im Himmel, auf der Erde und in der Hölle.

Tibbos, s. v. a. Tibu, afrikanischer Volksstamm in der Sahara (s. d.).

Tiber (ital. il Tevere, il Tibro, franz. Tibre, bei den Römern Tiberis, Tibris, in noch früherem Alterthum Albula), der Hauptfluß des mittleren Italien, an dessen Ufern die Stadt Rom liegt. Der T. entspringt in der (ehemals toskanischen) Provinz Arezzo, 1¼ Meilen nördlich von Pieve San Stefano am Monte Fumajolo, am Hochkamme des toskanischen Apennin, fließt anfangs in südlicher, dann in südwestlicher Richtung durch die Provinz Perugia und den Kirchenstaat und mündet dort 6 Meilen unterhalb Rone bei Ostia in zwei Armen (Fiumicino und Fiumara) in das tyrrhenische Meer. Das Thal des T., welcher in seinem obern Lauf längs der Sabinerberge hinströmt, in seinem mittlern Lauf eine Strecke die Grenze zwischen dem Königreich Italien und dem Kirchenstaat bildet und in seinem untern Lauf in zahlreichen Windungen den Berg Soracte umfließt, ist auf seinem ganzen Lauf von mehr oder minder hohen Rändern eingefaßt, und die meisten Nebenthäler haben einen wilden Charakter. Nur die unteren, erweiterten, trocken gelegten Seebecken vergleichbaren Thalgründe von Rieti und Foligno machen eine Ausnahme. Erst von der Neramündung abwärts erweitert sich das Tiberthal hier und da zu breiteren Wiesengründen; bei Torita gelangt der Fluß in die wellenförmige, von niedrigen, bewaldeten Hügeln eingefaßte Campagna die Roma, die das Aussehen einer kahlen, von Trümmern bedeckten, nur von Heerden belebten, spärlich bewohnten, an der Küste sumpfigen Steppe hat. Die beiden Mündungsarme, von denen nur der nördliche (Fiumicino) schiffbar, der südliche (Fiumara) aber versandet ist, umschließen die Isola sacra (heilige Insel), ein mit Wald und Sumpf bedecktes Delta. Der T. hat über vierzig Nebenflüsse; die bedeutendsten derselben sind: Sovara, Nestore, Chiana, Ricana und Gateria rechts; Carpino, Topino (mit Chiascio), Voglia, Naja, Nera und Teverone (Anio) links. Die direkte Entfernung von der Quelle bis zur Mündung beträgt 35, der Stromlauf mit seinen vielen Krümmungen aber gegen 50 Meilen, das Stromgebiet 348 QMeilen. Beim Eintritt in die Stadt Rom, welche er auf einer Länge von 10,660 Fuß durchfließt, ist der Fluß 192, bei der Engelsbrücke 150, weiterhin nur 100 breit und 3—4 F. tief. Er wird bei Perugia für Kähne und bei Rom für kleine Dampfboote schiffbar. Sein Wasserstand ist von der Witterung sehr abhängig; das Wasser, durch sein thoniges Bett schlammig und gelblichweiß gefärbt, enthält zwar einige Fische, doch sind diese von schlechtem Geschmack und ungesund. Vgl. Rasi, Sul Tevere, Rom 1827.

Tiberias, Stadt in Paläſtina, und zwar in Galiläa, am südlichen Gestade des See's Genezareth, der daher auch See von T. heißt, war zu Jesu Zeiten gewöhnliche Residenz des Tetrarchen Herodes Antipas, der ihr zu Ehren des Kaisers Tiberius den Namen gab, wurde im jüdischen Krieg zerstört, hob sich dann aber wieder und war nach dem Untergang des jüdischen Staats mehre Jahrhunderte hindurch Sitz einer berühmten jüdischen Akademie. Noch während der Kreuzzüge galt sie als eines der wichtigsten Bollwerke der Kreuzfahrer und wurde von Tancred zu Anfang des 12. Jahrhunderts zum Sitz eines eigenen Fürstenthums erhoben. Aber am 4. Juli 1187 erlitten die Christen unweit T. durch Saladin eine entscheidende Niederlage, welche die Zerstörung der Stadt zur Folge hatte. Am Neujahrstage 1837 wurde sie durch ein Erdbeben von Neuem verwüstet und zählt jetzt kaum 2000 Einwohner.

Tiberius Claudius Nero, römischer Kaiser, geboren 42 v. Chr., Stiefsohn des Kaisers Augustus durch die Livia Drusilla, focht früh als Tribun in Spanien, wurde 20 v. Chr. als Feldherr nach Asien geschickt, um den Tigranes als König von Armenien einzusetzen, unterwarf 16 und 15 mit Drusus die Rhätier und Vindelicier und begleitete 13 zum ersten Male das Konsulat. Auf Betreiben seiner Mutter Livia, die ihm den Weg zum Throne zu bahnen suchte, gebot ihm 12 Augustus, sich von seiner Gemahlin Vipsania Agrippina, einer Tochter des Agrippa aus erster Ehe, zu trennen und dessen Wittwe, des Kaisers Tochter, Julia zu heirathen. In den Jahren 12—11 unterdrückte T. den Aufstand der Pannonier und Dalmatier und versetzte 8 einen Theil der Sigambrer aus Deutschland auf römisches Gebiet. Im Jahre 6 erhielt er die tribunicische Gewalt auf 5 Jahre. Die zwischen ihm und der Julia, sowie seinen Stiefsöhnen Cajus und Lucius

Digitized by Google

Cäsar ausgebrochenen Streitigkeiten veranlaßten den Augustus, den T. durch den Auftrag, Armenien den Parthern zu entreißen, aus Rom zu entfernen. T. aber begab sich in freiwilliges Exil nach Rhodus, wo er 7 Jahre lebte. Erst 2 n. Chr. wirkte ihm Livia die Erlaubniß zur Rückkehr aus und 4 n. Chr. überredete sie sogar den Augustus ihn zu adoptiren. Zugleich adoptirte Augustus jedoch noch seinen Enkel Agrippa Posthumus und nöthigte den T., des Drusus Sohn, den Germanicus, an Kindes Statt anzunehmen. Bald nachher wurde T. nach Germanien gesendet, wo er das Land zwischen Rhein und Weser unterwarf. Seine Absicht, von Noricum aus gegen Marbod zu ziehen, wurde 6 durch den Aufstand der Pannonier und Dalmatier, der von ihm und Germanicus in den Jahren 8 und 9 nur mit vieler Mühe gedämpft ward, vereitelt. Im Jahre 13 bewog Livia den Augustus, T., der 11 nach der Niederlage des Varus die Rheingrenze gesichert hatte, nach Rom zurückzurufen. Hier wurde er vom Senat mit tribunicischer, prokonsularischer und censorischer Gewalt jenem als Gehülfe in der Regierung beigesellt. Bald darauf starb Augustus (14), und der Senat erkannte den T. sofort als Kaiser an. Der Nebenbuhler Agrippa wurde hingerichtet und den Aufständen der Pannonier und Dalmatier durch Drusus und Germanicus ein Ende gemacht. Während seiner ersten Regierungsjahre trug T. im Ganzen die Maske eines milden Herrschers. Erst nachdem es ihm gelungen war, den in der Volksgunst hochstehenden Germanicus 19 aus dem Wege räumen zu lassen, warf er die Maske ab. Maßlose Willkür in Befriedigung seiner tyrannischen Launen und tiefe Verachtung gegen das entartete Volk bezeichnen von jetzt an alle Handlungen des Imperators. In dem Günstling Sejanus fand er ein bereitwilliges Werkzeug zu Ausführung seiner blutgierigen Pläne. Ungestraft ermordete Sejanus des Kaisers Sohn Drusus, und um die Tyrannenherrschaft zu sichern, zog er die Prätorianer in Rom selbst in einem befestigten Standlager zusammen. Bald waren auch die letzten Spuren der alten Freiheit vernichtet. Dem Sejanus die Regierung überlassend, begab sich T. auf die Insel Capreä (Capri), um daselbst ungestört seinen Lüsten zu fröhnen. Angeberei war an der Tagesordnung und wurde durch kaiserliche Geschenke belohnt und aufgemuntert. Selbst Sejanus, die Wittwe des Germanicus, Agrippina, und zwei ihrer Söhne, Nero und Drusus, wurden die Opfer seines Argwohns. Macro, der Nachfolger des Sejanus, ließ ihn endlich am 16. März 37 im Bette ersticken. T. hinterließ einen Schatz von über 120 Millionen Thalern. Vergl. Stahr, T., Leipzig 1863, und Pasch, Zur Kritik der Geschichte des Kaisers T., Altenb. 1866.

Tibet, Land, s. v. a. Tübet.

Tibet (Thibet), sehr fein geköpertes, kammwollenes Zeuch, welches sich vom Merino nur durch den Mangel an glänzender Appretur und größere Weichheit unterscheidet und eigentlich aus der Wolle der Kaschmirziegen, jetzt aber auch in europäischen Fabriken, besonders in England und Sachsen, gefertigt wird. Vorzüglichen T. liefern die Fabriken von Krimmitzschau und Gera.

Tibia (lat.), Schienbein, Röhrenbein; bei den Römern Blasinstrument, besonders aber ein mit Tonlöchern versehenes, also s. v. a. Flöte.

Tibullus, Albius, der vorzüglichste römische Elegiker, 43 v. Chr. in Rom geboren, war in den bürgerlichen Unruhen um seine Güter gekommen, und nur ein kleines Landgut zwischen Tibur und Präneste war ihm geblieben. Im Jahre 31 begleitete er seinen Freund Messala auf dem Feldzuge nach Gallien und später auf einer Reise nach Asien, erkrankte aber auf Corcyra und † 19 v. Chr. Von seinen Gedichten haben sich 4 Bücher Elegien erhalten, die sich im Allgemeinen durch Einfachheit, Gefühl und Anmuth auszeichnen. Neuere Kritiker haben das 3. Buch einem gewissen Lygdamus, das 4. zum großen Theil einer gewissen Sulpicia zugeschrieben. Sie wurden unter Andern herausgegeben von Voß (Heidelb. 1811), Bach (Leipz. 1819), Huschke (das. 1819, 2 Bde.), Lachmann (Berl. 1829), Dissen (Gött. 1835, 2 Bde.), Haupt (Leipz. 1853) und Roßbach (das. 1855) und übersetzt von Voß (Tüb. 1810), Strombeck (2. Aufl., Gött. 1825), Günther (Leipz. 1825), Nürnberger (Berlin 1838) und Teuffel (Stuttg. 1855).

Tibur, Ort in Latium, auf einem felsigen Hügel am linken Ufer des Anio (s. d.), 4 Meilen östlich von Rom, war eine der mächtigsten Städte des lateinischen Bundes, die sich erst 338 den Römern unterwarf. Als Municipium mit unabhängigem Gemeindewesen war sie seitdem eine Freistätte für verurtheilte Römer. Die romantische Umgebung veranlaßte die römischen Großen, sich Villen daselbst zu erbauen. Jetzt Tivoli (s. d.).

Tic (franz.), so viel als Zucken, Verziehen des Gesichts. Man unterscheidet zwei Krankheiten dieses Namens, nämlich den T. douloureux oder fothergillschen Gesichtsschmerz (s. Gesichtsschmerz) und den T. convulsif, welcher ein Krampf im Bereiche des Nervus facialis, ein mimischer Gesichtskrampf ist. Die Ursachen dieser letztern Krankheit sind nicht genau bekannt, doch weiß man, daß der T. convulsif häufig bei Hysterischen und mit Eingeweidewürmern behafteten Personen vorkommt. Auch Gemüthsbewegungen und der Nachahmungstrieb werden unter den veranlassenden Ursachen des T. convulsif angeführt. Uebrigens scheinen Männer etwas häufiger als Frauen diese Krankheit zu bekommen. Fast stets werden nur die Muskeln Einer Gesichtshälfte von dem Krampfe befallen. Die Kranken machen schnell wechselnde oder andauernde Grimassen, runzeln die Stirn und die Augenbrauen, blinzeln mit den Augenlidern und schließen das Auge, zucken und schnüffeln mit dem Nasenflügel, verziehen den Mundwinkel nach oben und unten ꝛc. Diese Grimassen treten plötzlich auf, verschwinden ebenso schnell und kehren nach kurzen Zwischenräumen zurück. Die Kranken sind nicht im Stande, durch ihren Willen die Anfälle zu verhindern oder zu beschränken. Gewöhnlich ruft eine durch den Willen eingeleitete isolirte Bewegung des Gesichts krampfhafte Zusammenziehungen in andern Muskeln hervor. Im Beginn der Krankheit ist die kranke Gesichtshälfte oft schmerzhaft, später jedoch verlieren sich die Schmerzen. Die Krankheit hat einen chronischen Verlauf und ist von unbestimmter Dauer.

Digitized by Google

Gewöhnlich bleibt dieselbe, nachdem sie plötzlich oder allmählig entstanden ist, für das ganze Leben bestehen. In frischen Fällen scheint eine Schwitzkur oder ein ableitendes Verfahren (abführende und harntreibende Mittel ꝛc.) manchmal gute Dienste zu leisten; eingewurzelte Fälle dagegen widerstehen meist jeder Behandlung, selbst der elektrischen.

Tichatschek, Joseph Aloys, berühmter Tenorist, geboren den 11. Juli 1807 zu Weckelsdorf in Böhmen, verließ das zu Wien begonnene Studium der Medicin, um sich unter Cicimara's Leitung zum Theatersänger auszubilden, betrat 1834 zu Gratz als Solosänger die Bühne und nahm 1838 ein Engagement am dresdener Hoftheater an.

Tichfield (Titschfield), Stadt in der englischen Grafschaft Hamp (Southampton), am gleichnamigen Fluß, welcher eine Stunde unterhalb der Stadt, der Insel Wight gegenüber, in den Kanal (la Manche) fällt, und unweit der Eisenbahn von Southampton nach Gosport-Portsmouth, hat Pergamentfabrikation, Ziegelbrennerei, Brauerei, bedeutenden Kornhandel und 4043 Einwohner.

Tichwin, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Nowgorod, an der Tichwinka (Nebenfluß des Siäs) und am tichwinschen oder siässischen Kanal, welcher die Wolga mit dem Ladogakanal und der Newa verbindet, hat 3 Kirchen (darunter eine Wallfahrtskirche), ein Kloster, eine Kreisschule, Gerberei, lebhafte Märkte, Handel mit Wachs, Honig, Leder, Getreide, Holz ꝛc. und 6387 Einwohner. Das große tichwinsche Wassersystem besteht aus zahlreichen kleinen Seen, Flüssen und Kanälen, welche auf einer Strecke von 27 Meilen mit Hülfe vieler Kunstbauten eine Verbindung der Tichwinka mit der Wolga und somit der Newa und des finnischen Meerbusens mit dem kaspischen Meere herstellen.

Ticinus, bedeutender Nebenfluß des Padus im cisalpinischen Gallien. Hier Niederlage der Römer unter Konsul P. Scipio durch die Karthager unter Hannibal 218 v. Chr.; jetzt Ticino oder Tessin (s. d.).

Ticknor, George, Literarhistoriker, geboren den 1. August 1791 zu Boston, widmete sich zu Göttingen klassischen und belletristischen Studien, bereiste dann Italien und Spanien und erhielt nach seiner Rückkehr den Lehrstuhl der schönen Wissenschaften auf der Universität Cambridge bei Boston. Nachdem er 1835 dem Lehramt entsagt hatte, brachte er mehre Jahre auf Reisen in Europa zu und lebte dann ausschließlich seinen Studien. Er schrieb eine treffliche „History of Spanish literature" (Newyork und London 1849, 3 Bde.; 3. Aufl. 1863; deutsch von Julius mit Zusätzen von Wolf, Leipzig 1852, 2 Bde.).

Tidor, ostindische Insel, zu den Molukken gehörig, an der Westküste von Dschilolo, hat $4^1/_2$ Meilen im Umfang, mehre Vulkane, ist fruchtbar und gut angebaut und bringt die Produkte der übrigen Molukken und bildet den Mittelpunkt eines von den Niederländern abhängigen Sultanats, zu welchem außer mehren umliegenden Inseln auch ein Theil von Dschilolo gehört. Die Bevölkerung wird zu 11,000 mohammedanischen Einwohnern geschätzt. Die Niederländer, welche hier ein Fort besitzen, haben die Gewürzbäume auf T. ausgerottet. Die gleichnamige Hauptstadt ist die Residenz des Sultans.

Tieck, 1) Johann Ludwig, berühmter deutscher Dichter, wurde als der Sohn eines Seilers am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren. Seine poetische Begabung verrieth sich zuerst durch die außerordentliche Receptivität für Dichterisches, welche in frühester Jugend bei ihm hervortrat. Die Bibel, der reiche Liederschatz der lutherischen Kirche, ganz besonders aber Goethe's „Götz" und Schillers „Räuber" u. ein wenig später Shakspeare's Dichtungen bildeten die geistige Welt, in welcher der Knabe lebte. Im Sommer 1782 in das friedrichwerdersche Gymnasium, das unter Gedike's Leitung stand, aufgenommen, zeichnete er sich durch sehr lebendige Einbildungskraft und eminentes Gedächtniß aus, der Unterricht in der Schule, in welcher er mit Wilh. H. Wackenroder und W. von Burgsdorff einen Freundschaftsbund fürs Leben schloß, erschien ihm jedoch dürftig und geistlos. Mit Begierde suchte daher schon der Gymnasiast geistig angeregtere Lebenskreise, die er in verschiedenen berliner Häusern, besonders in dem des Kapellmeisters Reichardt fand. Von Natur zu schwermüthiger Grübelei geneigt und oft von düsterer Stimmung befallen, fühlte sich T. in seinen Jünglingsjahren von dem Naturleben mächtig angezogen. Tage lang durchschweifte er einsame Gegenden der Mark, und besonders auf diesen Wanderungen entfaltete die Gabe der Dichtung sich zuerst in seiner Seele. Im Jahre 1789 entstand das dramatische Fragment „Die Sommernacht" (zuerst gedruckt im „Rheinischen Taschenbuch" für 1851), zwei Jahre später waren die ersten Kapitel der düsteren Erzählung „Abdallah" geschrieben, welche die verzweifelnden Stimmungen des Jünglings abspiegelt und, 1792 vollendet, nach wiederholter Ueberarbeitung 1795 als erstes gedrucktes Werk T.s erschien. Zu Ostern 1792 bezog T. die Universität Halle. Seinem auf eminentes Talent gegründeten Wunsche, Schauspieler zu werden, hatte sein Vater nicht willfahrt. T. ließ sich zur theologischen Fakultät einschreiben, trieb jedoch beinahe ausschließlich literarische und philologische Studien. In Göttingen, wohin er schon nach einem halben Jahr übersiedelte, vertiefte er sich vorzüglich in die Beschäftigung mit englischer und spanischer Literatur. Nachdem er 1793 zu Ostern mit Wackenroder die erlanger Hochschule bezogen, erweckten häufige Besuche in Nürnberg in den Freunden nachhaltige Begeisterung für die Kunst deutscher Vorzeit. Im Herbst nach Göttingen zurückgekehrt, machte T. Vorarbeiten zu einem großen Werk über Shakspeare und seine Zeit u. bearbeitete den „Sturm", den er mit einer Abhandlung über „Shakspeare's Behandlung des Wunderbaren" begleitete (zuerst gedruckt 1796). Im Herbst 1794 kehrte er über Hamburg, wo er mit Schröder und Klopstock bekannt wurde, nach Berlin zurück und verkehrte dort viel in den Kreisen, in welchen (wie in den Häusern der Herz, der Veit ꝛc.) der Goethekultus damals zuerst gepflegt wurde. Für Fr. Nicolai, der ihm besondere Gunst zuwendete, übernahm

Digitized by Google

er die Fortsetzung der „Straußfedern“, einer von Musäus 1787 begonnenen und von J. Gottw. Müller weiter geführten Sammlung von Erzählungen, die in satirisch-moralisirender Richtung, theilweise mit Benutzung ausländischer Originale, Unterhaltung und Belehrung bieten sollten. Aus einem der französischen Bücher, welche Nicolai ihm zur Bearbeitung gegeben, entnahm T. den Stoff zu seinem unvollendet gebliebenen Roman „Peter Lebrecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten“ (Berl. 1795, 2 Bde.). In demselben und dem nächsten Jahre ließ er den Roman „William Lovell“, der nach Stimmung und Entstehungszeit dem „Abdallah“ nahe steht, erscheinen, ging aber sofort an Arbeiten gänzlich anderer Art, indem er, seinen Uebergang zur eigentlichen Romantik vollziehend, die Bearbeitung alter Volkssagen und Märchen unternahm und 1797 unter dem Titel „Volksmärchen, herausgegeben von Peter Lebrecht“ (3 Bde., enthaltend u. A. „Ritter Blaubart“, „Der blonde Eckbert“, „Die Geschichte von den Haymonskindern, in 20 altfränkischen Bildern“, „Der gestiefelte Kater“, „Wundersame Liebesgeschichte der schönen Magelone und des Grafen Peter aus der Provence“ ꝛc.) erscheinen ließ. Zu den gleichfalls 1797 veröffentlichten „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“, welche hauptsächlich Aufsätze von T.s Freund Wackenroder (der im folgenden Jahre starb) enthalten, steuerte T. außer der Vorrede nur etliche Beiträge bei, wie auch die „Phantasien über die Kunst für Freunde der Kunst“ (Hamb. 1799) zumeist aus Wackenroders Nachlaß herrühren. Einige satirische Dramen, in der Manier des „Gestiefelten Katers“, „Die verkehrte Welt“ (es führte den Bruch mit Nicolai herbei, der sich in seinem Schützling verrechnet hatte), „Der Prinz Zerbino, oder die Reise nach dem guten Geschmack“ ꝛc., der unvollendet gebliebene, die altdeutsche Kunst verherrlichende Roman „Franz Stanbalds Wanderungen“, an welchem ebenfalls Wackenroder geistigen Antheil hat, ferner die romantischen Dichtungen „Der getreue Eckard und Tannhäuser“ und das Trauerspiel „Leben und Tod der heiligen Genoveva“ sind sämmtlich in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts entstanden. Inzwischen war T. verschiedenen Männern, welche verwandte Richtung verfolgten, wie dem älteren Schlegel, den er 1798 in Berlin kennen gelernt, persönlich nahe getreten, während in seinem eigenen geistigen Leben, besonders unter den Einflüssen mystischer Schriften (z. B. Jakob Böhme's), der spanischen Dramatik und ähnlicher Werke der Literatur und Kunst, sich immer entschiedener jene überschätzende und ihrem innersten Wesen nach reaktionäre Vorliebe für die Zustände des Mittelalters in Leben und Kunst ausgebildet hatte, die eins der bezeichnendsten Merkmale aller modernen Romantik ausmacht. Vom Herbst 1799 bis in den Juli 1800 wohnte T., der seit 1798 mit einer Schwägerin Reichardts, einer Tochter des Pastors Alberti zu Hamburg, verheirathet war, in Jena, wo er mit den Brüdern Schlegel, mit Schelling, Gries, Novalis und Fichte innigen Umgang pflog, dagegen mit den weimarer Dichterheroen nur in lockere Beziehungen trat. Damals zuerst traten gichtische Beschwerden bei T. auf, die ihn in der folgenden Zeit oft quälten und hemmten. Nach einem kurzen Aufenthalt in Hamburg kehrte er im Herbst 1800 nach Berlin zurück. Der um jene Zeit entbrannte heftige Kampf zwischen der „Schule“, der T. als Haupt angehörte, und den Vertretern anderer literarischer Richtungen war für T. Anlaß zu verschiedenen Entwürfen polemischer Schriften, die jedoch nicht zur Vollendung gediehen. Im Frühjahr 1801 nahm er seinen Wohnsitz in Dresden. Doch beschäftigte ihn vorzüglich die dramatische Gestaltung eines ihm während seines jüngsten Besuchs in Hamburg durch das Volksbuch bekannt gewordenen Stoffes, der Sage vom Kaiser Octavianus. Seine meisterhafte Uebertragung des „Don Quixote“ von Cervantes war bereits 1799—1801 (Berlin, 4 Bde.) erschienen. Jetzt unternahm er die Uebersetzung, beziehentlich Nachbildung von lyrischen Poesien des deutschen Mittelalters („Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, neu bearbeitet“, Berlin 1803), wie er sich überhaupt damals für eine Weile der altdeutschen Literatur mit Vorliebe zuneigte. Seit Ende 1802 hielt er sich auf dem Gute seines Freundes Burgsdorff in Tübingen auf, reiste mit jenem im Sommer 1803 im südlichen Deutschland und trat dann, nach abermaligem kurzen Aufenthalt in Dresden, mit seiner Schwester Sophie eine Reise nach Italien an, wohin er jedoch, in München durch Krankheit gefesselt, erst im Sommer 1805 gelangte. Im Jahre vorher war „Kaiser Octavianus, ein Lustspiel in 2 Theilen“ erschienen, T.s poesiereichstes Werk. Nach längerem Aufenthalt in Rom, während dessen T. fleißig die altdeutschen Handschriften der vatikanischen Bibliothek benutzte, kehrte er im Sommer 1806 in die Heimat zurück. Seitdem hielt er sich wechselnd in Dresden, Berlin, Wien, München, auf Burgsdorffs Gütern Sandow und Liebingen und während der Kriegszeit von 1813 in Prag auf. Unter den namhaften Persönlichkeiten der Zeit wurden ihm von Rumohr in München, Maler Müller in Rom, Heinrich von Kleist in Dresden, A. von Arnim, Solger, von der Hagen in Berlin u. a. m. bekannt und nahe befreundet. Von den Arbeiten T.s jener Zeit sind als wichtigste zu nennen: eine Umdichtung der „Nibelungen“ (von welcher v. d. Hagen später den ersten Gesang hat abdrucken lassen), die Uebersetzung einer Anzahl dem Shakspeare zugeschriebener, bezüglich ihres Ursprungs zum Theil zweifelhafter Stücke („Altenglisches Theater“, Berlin 1811), eine Bearbeitung des „Frauendienstes“ Ulrichs von Lichtenstein, sodann als Abschluß der romantischen Produktion T.s im eigentlichen Sinn eine Anzahl von Erzählungen und dramatisirten Märchen, die, durch einen novellistischen Rahmen zusammengehalten, unter dem Titel „Phantasus“ 1812—17 in 3 Bänden erschien; endlich eine chronologische Auswahl dramatischer Stücke von Rosenblüt, Hans Sachs, Ayrer, Gryphius und Lohenstein („Deutsches Theater“, Berl. 1817). Im Jahre 1817 reiste er mit Burgsdorff nach England und Frankreich, benutzte die Bibliotheken der Hauptstädte beider Länder eifrig, vorzüglich für sein großes Werk über Shakspeare, und verwandte seine besondere Aufmerksamkeit zu-

Digitized by Google

gleich auf die dortigen Theaterzustände. Im Sommer 1819 nahm T. seinen dauernden Wohnsitz in Dresden. Hier inmitten einer Anzahl begeisterter Anhänger der romantischen Doktrin (darunter die Grafen Löwen und Baudissin, O. v. d. Malsburg ꝛc.), von Reisenden aller Länder aufgesucht, denen er durch sein wunderbares dramatisches Vorlesetalent unvergleichliche Genüsse bereitete, auf das dresdener Theater durch Kritiken (zum ersten Male vollständig gesammelt, Lpz. 1852, 2 Bde.), seit 1825 auch als officieller Dramaturg in bedeutender Weise wirkend, lebte T. als gefeierter Dichter. Seit 1822 wandte sich seine Produktion mit Vorliebe der prosaischen Erzählung, dem Genre der Novelle, zu, in welchem er eine Meisterschaft entfaltete, die seinem Dichterruhm neuen Glanz verlieh. Außer diesen und anderen Arbeiten führte er sein Werk über Shakspeare fort (das leider nie druckfertig geworden und nur aus einigen Bruchstücken bekannt ist) und gab, von seiner Tochter und Graf Baudissin unterstützt, die Ergänzung und Vervollständigung der schlegelschen Shakspeareübersetzung und unter dem Titel „Shakespeare's Vorschule" (Dresden 1823—29, 2 Bde.) eine Reihe älterer englischer Dramen heraus. Im Jahre 1841 wurde er von dem König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen u. verlebte seitdem zumeist in Potsdam u. Berlin, häufig in den wenig dankbaren Hofkreisen zum Vorlesen herangezogen, endlich aber durch Kränklichkeit an das Haus gefesselt, durch den Tod fast aller seiner nächsten Angehörigen und Freunde beraubt, ein einsames Alter, das der Tod erst am 23. April 1853 zu Berlin endigte. T. war unter allen Dichtern der sogenannten romantischen Schule der vielseitig begabteste, aber er theilt mit den Genossen seiner Richtung den Mangel eigentlich schöpferischen Vermögens. Die meisten seiner Dichtungen erscheinen als Spielereien eines feinen und höchstgebildeten Geistes, nicht aber als durch die zwingende Inspiration des Genius eingegebene Schöpfungen. Schon daß die überwiegende Stimmung in ihm eine skeptisch-ironische war, machte eine eigentlich positive Künstlerschaft für ihn unmöglich. Zu den Sagen und Märchen, die den Stoff seiner meisten ächt romantischen Poesien dargeboten, verhielt er sich selbst nicht naiv, seine Begeisterung für das Urwüchsige, Volksthümliche war eine durchweg reflektirte. In der Lyrik hat er nichts wahrhaft Bedeutendes hervorgebracht. In den Produkten seiner romantischen Epoche, von denen „Genoveva" und „Octavianus" die hervorragendsten sind, trifft er oft meisterlich den Ton des treuherzig-alterthümlich Volksmäßigen, aber beständig drängt sich zwischen die poetische Darstellung das kritische Element, die ironische Polemik und der bunte Wechsel geistreicher, lieblicher und satirischer Scenen läßt es zu keiner dauernden Erwärmung bei dem Leser kommen. Ein viel günstigeres Gebiet betrat T. in der Novelle, in welcher er bald mit ausgezeichnetem Witz und feinster physiologischer Motivirung, bald durch geschickte Scenirung historischer Stoffe, überall aber auch hier seinen Hang zur Phantastik vertretend, Mustergültiges schuf. Unter seinen Novellen gehören zu den ausgezeichnetsten „Dichterleben", „Des Dichters Tod", „Der Aufruhr in den Cevennen" (Fragment), „Der griechische Kaiser", „Die Gemälde" und „Die Gesellschaft auf dem Lande". Die größeren romanartigen Erzählungen, wie „Der junge Tischlermeister" und „Vittoria Accorombona", stehen an Werth zurück. Noch ist zu erwähnen, daß T. sich durch Herausgabe einer Anzahl von Werken anderer, ihm befreundeter Schriftsteller, wie Novalis, Maler Müller, H. von Kleist, Solger ꝛc., verdient gemacht hat. Gesammelt erschienen seine Schriften Berlin 1828—44 in 20 Bänden, die Novellen vollständig das. 1852 bis 1853 in 12 Bdn. Den Nachlaß des Dichters gab R. Köpke (Lpz. 1855, 2 Bde.) heraus. Derselbe lieferte auch eine treffliche Biographie: L. Tieck, Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen, Leipzig 1855, 2 Bde.

2) Sophie, Schwester des Vorigen, geboren 1775, vermählte sich 1799 mit ihres Bruders Ludwig Jugendfreund Bernhardi, dann, nachdem diese Ehe 1806 wieder getrennt worden, 1810 mit einem Herrn v. Knorring, mit dem sie bis 1819 in Livland, später in Heidelberg lebte. Sie † 1833. Sie veröffentlichte unter Anderm: „Wunderbilder und Träume in 11 Märchen" (Königsberg 1802, neue Ausg. 1823), „Dramatische Phantasien" (Berlin 1809), „Flor und Blancheflur" (das. 1822).

3) Christian Friedrich, Bildhauer, Bruder der Vorigen, geboren den 14. August 1776 zu Berlin, hatte hier Schadow, dann zu Paris David zum Lehrer und ward seit 1801 zu Weimar bei der Ausschmückung des neuen Schlosses beschäftigt. Unter Anderm modellirte er Goethe's Büste, die er später auch in Marmor für die Walhalla ausführte. Im Jahre 1805 ging er mit seinem Bruder Ludwig nach Italien, wo er mehre treffliche Büsten, wie die Alexanders v. Humboldt u. a. m., lieferte. Von 1809—12 hielt er sich in der Schweiz und längere Zeit in München auf, wo er die Büsten des damaligen Kronprinzen Ludwig, Schellings, F. Jacobi's und seines Bruders fertigte. In Carrara, wo er dann längere Zeit verweilte, entstanden die Büsten Lessings, Erasmus' von Rotterdam, Hugo Grotius', Herders, Bürgers, Wallensteins u. a. m., sowie für die Frau von Staël eine lebensgroße Statue Neckers für dessen Grabmal in Coppet. Im Jahre 1820 erhielt er die Stelle eines Professors der Akademie zu Berlin und wurde zum Mitglied des akademischen Senats ernannt. Später wurde er auch Direktor der Skulpturengallerie, über die er 1830 eine Beschreibung veröffentlichte. Seine Büsten zeichnen sich durch charakteristische Auffassung und sorgfältige Durchführung aus. Sind in seinen früheren Werken Komposition und Anordnung der Draperie noch steif und ungenügend, so bewährte sich T. später auch in diesen Stücken als Meister. Unter seinen in Berlin vollendeten Werken sind hervorzuheben: die 1829 in Erz gegossenen Gruppen von Rossebändigern für den Ueberbau des königlichen Museums; 15 mythologische Statuetten für das Geschäftszimmer der Kronprinzessin (1829); Niobe und ihre Kinder, großes Relief im Giebelfeld des neuen Theaters; Ifflands Statue, im Koncertsaale des Theaters; das Standbild Königs

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm II. in Ruppin; die Büste der Kronprinzessin, jetzigen Königin-Wittwe, und des Generals Gneisenau, beide von Fischer in Erz gegossen, u. A. m. Sein letztes Werk, eine Statue Schinkels für die Vorhalle des Museums, blieb unvollendet. Er † den 14. Mai 1851 zu Berlin.

Tiedemann, 1) Dietrich, philosophischer Schriftsteller, geboren den 3. April 1748 zu Bremervörde bei Bremen, ward 1776 Lehrer am Karolinum zu Kassel und 1786 Professor der Philosophie an der Universität Marburg, wo er den 24. September 1803 †. Er war ein Gegner der kantischen Philosophie und schrieb unter Anderem „System der stoischen Philosophie" (Leipzig 1776 f., 3 Bde.) und „Geist der spekulativen Philosophie" (Marburg 1791—96, 6 Bde.).

2) Friedrich, berühmter Anatom und Physiolog, Sohn des Vorigen, geboren den 23. August 1781 zu Kassel, studirte zu Marburg, Würzburg und Paris und ward 1805 Professor der Anatomie und Zoologie zu Landshut. Im Jahre 1811 erhielt er für seine Untersuchung des Bau's der Strahlenthiere vom französischen Institut einen Preis von 3000 Franken. Im Jahre 1816 ging T. als Professor der Anatomie und Physiologie nach Heidelberg, wo er eine anatomische und zoologische Sammlung anlegte. Zum Geheimerath ernannt, zog er sich 1849 vom Lehramt zurück und lebte dann in Frankfurt und München, wo er den 22. Januar 1861 †. Von seinen zahlreichen Schriften, meist Monographien über anatomische Gegenstände, sind hervorzuheben: „Zoologie" (Landshut 1808—10, 3 Bde.); „Die Verdauung nach Versuchen" (Heidelberg 1826—27, 2 Bde.; 2. Aufl. 1831, gemeinschaftlich mit Gmelin); „Physiologie des Menschen" (1. u. 3. Bd., Darmstadt 1830 und 1836); „Geschichte des Tabaks" (Frankfurt 1854). Mit Reinhold und Treviranus gab er die „Zeitschrift für Physiologie" heraus, von welcher 5 Bände erschienen sind. Sein Sohn Gustav Nikolaus T. betheiligte sich am badischen Aufstand von 1849, vertheidigte als Gouverneur Rastadt gegen die Reichstruppen und ward den 11. August 1849 erschossen.

Tiedge, Christoph August, deutscher Dichter, geboren am 14. Dec. 1752 zu Gardelegen in der Altmark, studirte in Halle die Rechte, ward Sekretär bei dem Landrathsamt in Magdeburg, übernahm dann (1776) eine Hauslehrerstelle zu Ellrich in der Grafschaft Hohenstein, trat von dort aus in Verkehr mit Göckingk, Gleim, Klamer-Schmidt und der Gräfin Elisa von der Recke und ging 1782, von Gleim aufgefordert, nach Halberstadt. Hier 1792 zum Sekretär des Domherrn von Stedern ernannt, dessen Töchter er unterrichtete, zog er nach Stederns Tode mit dessen Familie in die Nähe von Quedlinburg, dann nach Magdeburg, wo er mit Matthisson befreundet wurde, und endlich nach Quedlinburg. Eine 1793 am halberstädter Stift erlangte Präbende gab er zu Gunsten eines jüngeren Bruders auf. Nach dem Tode der Frau von Stedern lebte er abwechselnd auf Reisen, in Halle und Berlin, begleitete von hier aus Frau von der Recke 1805—8 durch Deutschland, die Schweiz und Italien und blieb dann bei derselben als Gesellschafter, seit 1819 in Dresden, wo er auch nach deren Tode (1833), durch ein Vermächtniß von ihr vor materiellen Sorgen geschützt, bis zu seinem Lebensende (8. März 1841) wohnen blieb. T.'s Dichterruf war durch sein Gedicht „Urania" begründet, das zuerst 1800 (in Halle) erschien und seitdem oft, 1845 zum 11. Male, aufgelegt worden ist. Dem heutigen Geschmack sagt dies in wohlgemeinter Moralistik und flüssiger Versbildung den Unsterblichkeitsglauben auf kantischer Grundlage predigende Lehrgedicht nicht mehr zu, seiner Zeit hat es durch seine mit reichlicher Sentimentalität verschwemmte Appellation an den Vernunftglauben, der damals Mode war, bei allen oberflächlich Gebildeten in Deutschland ungemeinen Anklang gefunden, zumal Himmels Kompositionen der lyrischen Stellen des Gedichts diesem in den musikalischen Kreisen weiteste Verbreitung verschafft hatten. Unter T.'s sonstigen Poesien haben die „Elegien und vermischten Gedichte" (Halle 1803, darunter am bekanntesten geworden „Die Elegie auf dem Schlachtfeld bei Kunersdorf") am meisten Erfolg gehabt. T.'s „Werke" wurden von seinem Freunde A. G. Eberhardt herausgegegeben (Halle 1823—29, 8 Bdchn.). Vgl. Falkenstein, T.'s Leben und Nachlaß, Lpz. 1841, 4 Bde., u. Eberhardt, Blicke in T.'s und Elisa's Leben, Berlin 1844. Zu Ehren T.'s erhielt eine der Unterstützung von Dichtern und Künstlern gewidmete Stiftung in Dresden den Namen Tiedgestiftung.

Tiefsinn, der in das Innerste der Gegenstände, der Natur und des Geistes eindringende, auf das eigentliche Wesen derselben gerichtete Sinn, das geistige Durchdringungsvermögen, die Gabe der Erforschung der Gründe der Dinge, worauf zuletzt alle philosophische Erkenntniß beruht; dann ein krankhafter Seelenzustand, der in fortdauernder und unwillkürlicher Schwermuth besteht und der gewöhnliche Begleiter der Melancholie ist.

Tieftrunk, Johann Heinrich, Philosoph aus der kantischen Schule, geboren 1759 zu Stove bei Rostock, wurde nach vollendeten Studien Rektor zu Joachimsthal in der Uckermark und 1792 Professor der Philosophie in Halle, wo er den 7. Oktober 1837 †. Von seinen Schriften, die den an Kants Philosophie sich anschließenden Rationalismus vertreten, sind hervorzuheben: „Censur des christlich-protestantischen Lehrbegriffes nach den Principien der Religionskritik" (Berlin 1791—94, 3 Bde.; 2. Aufl. 1796), „Die Mündigkeit der Religion" (das. 1800, 2 Bde.) und „Das Weltall nach menschlicher Ansicht" (das. 1821). Auch gab er Kants „Vermischte Schriften" (Halle 1799—1800, 3 Bde.) heraus.

Tiegel, s. Schmelztiegel.

Tiers-état (franz.), der dritte Stand, in Frankreich in der Feudalzeit die ganze große Masse des Volks im Gegensatz zum Adel und Klerus, als den beiden privilegirten Ständen.

Tiers-parti (franz.), d. i. die dritte Partei, Fraktion in der französischen Deputirtenkammer, welche während der Kammersitzung von 1832 bis 1833 entstand, ihren Sitz im Centrum nahm und ein Ministerium von der bürgerlichen Partei, die Herrschaft des Mittelstandes, sowie im Innern die Politik der materiellen Interessen bezweckte; dann auch jede politische Partei, die den ent-

Digitized by Google

schiedenen Richtungen abgewendet ist und die Meinungen des Spießbürgerthums vertritt.

Tiflis (georgisch Tphilisi, d. i. Stadt der warmen Quellen), Hauptstadt der asiatisch-russischen Provinz Georgien (Grusien), seit 1846 des gleichnamigen russisch-transkaukasischen Gouvernements, welches die Kreise T., Gori, Telaw, Signach, Jelisabetpol und Alexandropol, im Ganzen mit 968,9 QMeilen und (1861) 647,125 Einwohnern umfaßt. Die Stadt T., die wichtigste von ganz Transkaukasien, liegt auf mehren Hügeln am Kur in einer schönen und höchst fruchtbaren Gegend, umgeben von Weinbergen und Gärten, 1100 Fuß über dem Meere, hat Mauern mit Thürmen, eine Citadelle (Narekha) und mehre Forts und besteht aus 4 Haupttheilen, dem eigentlichen T. oder der Altstadt (Kala genannt), Tphilisi, mit warmen Schwefelbädern, Isni, dem Bergquartier mit der Citadelle, und Gareth-Uban, dem neueren und schönsten Theile der Stadt, mit breiten Straßen, großen Plätzen, schönen Gebäuden, dem Gouvernementspalais, den Gebäuden des Generalstabes, des Gymnasiums ꝛc. Zu diesen 4 Haupttheilen kommt noch die aus Erdhütten oder Saklis bestehende Vorstadt Kuki. Die Stadt ist wegen ihres halb europäischen, halb asiatischen Aussehens eine der interessantesten des Orients. Sie ist der Sitz des Generalgouverneurs des Kaukasus, des Civilgouverneurs von T. und der obersten Gouvernementsbehörden, eines Generalstabes, des georgischen Patriarchen und Metropoliten (Katholikossi) von Grusien, eines armenischen Erzbischofs, eines griechisch-russischen Bischofs und eines tatarischen Effendi und hat 42 Kirchen (23 armenische, 15 griechisch-russische, 2 römisch-katholische und 2 tatarische), ein katholisches Franciskanerkloster mit Missionsanstalt, ein armenisches Kloster, ein Gymnasium mit adeliger Pensionsanstalt, ein Seminar, mehre andere Schulen, eine Bibliothek, ein Naturalienkabinet, einen botanischen Garten, ein Hospital, eine Münzstätte, ein Theater, einen großen Bazar, mehre Karawanserais, schöne Bäder, Fabriken von wollenen und baumwollenen Zeuchen, Tapeten, Silberarbeiten, Waffen ꝛc., Gerberei, Salzraffinerien und 37,930 Einwohner. Die dortigen warmen Schwefelquellen werden in neuester Zeit stark benutzt. T. ist Hauptstapelort für den Verkehr zwischen Europa und Asien. Nahe dabei liegen die deutschen Kolonistendörfer Neutiflis (1819 von Würtembergern angelegt), Katharinenfeld, Alexandersdorf und Elisabeththal. Die Stadt, 450 n. Chr. gegründet, geraume Zeit Residenz der Könige von Georgien, erlitt öfters Verheerungen in Folge der vorderasiatischen Völkerbewegungen. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts fiel sie zwar unter türkische Herrschaft, ward aber von dem georgischen König Rustum (1636—58) wieder erobert und befestigt. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts bemächtigten sich die Türken abermals der Stadt, wurden aber 1735 von Schah Nadir wieder vertrieben, der den georgischen König Theimuras wieder einsetzte. Dessen Sohn Heraclius hob die Stadt zu hoher Blüthe. Aber 1795 vertrieb der Perser Aga Mohammed Khan den Heraclius, legte die Stadt abermals in Asche und schleppte 30,000 Menschen in die Sklaverei. Eine neue Aera für T. begann erst mit der russischen Herrschaft über Georgien (s. d., Geschichte).

Tiger (Felix tigris *L.*, Königstiger), Säugethierart aus der Gattung Katze, das furchtbarste aller Raubthiere, charakterisirt durch schlanken, aber kraftvollen Körperbau und schöne Zeichnung des Felles. Der erwachsene männliche T. ist von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 7—8, auch wohl 9 Fuß lang, wovon auf den quastenlosen Schwanz 2¼ F. kommen, und am Widerrist 2½ F. hoch. Das Weibchen ist kleiner. Die Behaarung ist kurz und glatt und nur an den Wangen bartartig verlängert. Die Färbung derselben zeigt einen lebhaften Kontrast zwischen der hellen, rostgelben Grundfarbe und den dunkeln über sie hinlaufenden Streifen. Auf dem Rücken ist die Grundfarbe dunkler, an den Seiten lichter, auf der Unterseite, den Innenseiten der Gliedmaßen, dem Hinterleib, den Lippen und dem unteren Theile der Wangen weiß. Vom Rücken aus ziehen sich unregelmäßige, zum Theil doppelte schwarze Querstreifen in schiefer Richtung nach der Brust und nach dem Bauche herab. Der Schwanz ist von lichterer Färbung als der Oberkörper, dunkel geringelt. Abänderungen in der Färbung des Felles kommen besonders darauf hinaus, daß die Grundfarbe dunkler oder heller ist. Der T. ist über eine Strecke Asiens verbreitet, welche weit größer als Europa ist; er kommt nämlich vom 8.° südl. Br. bis zum 52.° oder 53.° nördl. Br., also bis in das südliche Sibirien, allenthalben vor und ist also keineswegs auf den heißen Erdgürtel beschränkt. Von seinem Hauptsitz, Vorder- und Hinterindien, aus verbreitet er sich nach Westen durch Tübet, Persien und die weite Steppe zwischen Indien, China und Sibirien bis zum Berge Ararat im Westen von Armenien, nach Norden bis in die Bucharei und Songarei, nach Osten vom Baikalsee durch die Mandschurei bis nach Korea an die Meeresküste. In China findet er sich fast überall, und nur in den höheren Gegenden der Mongolei und in den waldlosen Ebenen von Afghanistan trifft man ihn nicht. Ebenso scheint er auch auf den Inseln des indischen Archipels, mit Ausnahme Java's und Sumatra's, zu fehlen. Sein Aufenthalt sind ebensowohl Dschungeln oder Rohrdickichte mit Gesträuch als hochstämmige Wälder, aber immer nur bis zu einer gewissen Höhe über dem Meere. Er zeigt die Gewohnheiten der Katzen. Seine Bewegungen sind ungemein rasch und ausdauernd; er schleicht unhörbar dahin, macht gewaltige Sätze, klettert gewandt an Bäumen empor und schwimmt über breite Ströme. Er streift zu jeder Tageszeit umher, am liebsten in den Stunden vor und nach Sonnenuntergang. Der T. ist ein weit gefährlicheres Raubthier als der Löwe. Seine Beute schlangenartig beschleichend, stürzt er sich pfeilschnell mit einigen Sätzen auf dieselbe und schlägt mit seinen Krallen mehre Zoll tiefe Wunden, welche schwer heilen. Er besitzt außerordentliche Kraft, trägt einen Menschen im Rachen im vollen Laufe fort und fürchtet kaum den Elephanten. In Ostindien sind einzelne Engpässe und Schluchten durch seine Räubereien berüch-

Digitized by Google

tigt, und aus manchen Ortschaften hat er die Bewohner völlig vertrieben. Durch große Treibjagden ist er in einzelnen Gegenden, z. B. auf Ceylon, fast ganz ausgerottet worden; in anderen findet er sich aber noch sehr zahlreich vor, namentlich würde in Guzerate, wo man nur des Nachts reisen kann, ohne Aufbieten von Lanzenträgern, Trommlern und Fackelträgern kaum ein Verkehr möglich sein, und manche Lokalitäten sind durch den T., den „Herrn der Wege und Thiere", völlig ungangbar geworden. Aus Forbes' Corps wurden in Einer Nacht drei Schildwachen von T.n aufgefressen. Hat ein T. einmal Menschenfleisch gekostet, so zieht er dasselbe jedem anderen vor. Er schwimmt dreist auf Kähne zu und dringt in bewohnte Ortschaften ein, um Menschen zu rauben. Nach amtlichen Angaben wurden in der einzigen Provinz Candesh in Dekan von 1825 bis 1829 1032 T. erlegt. Die Tigerin trägt etwa 100 Tage und wirft 2—3 Junge, welche sich zähmen lassen. In Menagerien sind auch Bastarde von Löwen und T.n erzeugt worden. Den alten Griechen war der T. wenig bekannt, selbst Aristoteles wußte von ihm so viel als nichts. Auch die Römer wurden erst seit Varro's Zeit mit dem T. bekannt, brachten ihn aber dann häufig nach Rom. Der Kaiser Heliogabalus soll sogar gezähmte T. vor seinen Wagen gespannt haben. Die Tigerfelle, welche über England und Rußland häufig in den Handel kommen, werden hauptsächlich zu Pferde- und Schlittendecken benutzt.

Tiglat Pilesar, nach dem Alten Testament König von Assyrien zwischen Phul und Salmanassar, ließ sich 741 v. Chr. vom jüdischen König Ahas zu einem Feldzug gegen die Könige Pekah von Israel und Rezin von Damascus erkaufen, entriß jenem das Ostjordanland und einen Theil Nordpalästina's und führte die Einwohner größtentheils ins Exil ab und tödtete diesen nach Eroberung der Stadt Damascus und deportirte deren Einwohner ebenfalls nach Assyrien.

Tigranes, Name mehrer Könige von Armenien (s. d., Geschichte).

Tigré (Tigreh), Landschaft im nordöstlichen Theile des abessinischen Hochlandes, früher ein eigenes Reich, seit 1856 aber einen Theil des äthiopischen Kaiserreichs bildend. Das Land grenzt nördlich an Habab, östlich an Sambara, südlich an Ambahai und die Gallas und westlich an Amhara, umfaßt ungefähr 4000 QMeilen Flächenraum und ist sehr gebirgig und nur durch Gebirgspässe zugänglich. Hauptprodukte sind Reis, Hirse, Sennesblätter, Tabak, Südfrüchte, Gewürze, Baumwolle, viel Wild und etwas Gold, Silber und Eisen. Die Bewohner gehören einem abessinischen Stamm an und sind fast durchgehends Christen. Mit dem arabischen Meerbusen steht das Land über Arkiko und Amphila von Antalo und Schelikut aus in Verbindung und ist auch namentlich für den Verkehr mit dem inneren Afrika von Wichtigkeit. Die Hauptstadt ist Adowa. Der Regent des ehemaligen Reichs führte den Titel Raz und war einst ziemlich mächtig; der letzte hieß Raz Ubie und wurde 1856 von Theodor I., dem jetzigen Kaiser (Negus) von Abessinien, entthront und das Land darauf von letzterem mit dem äthiopischen Kaiserreich vereinigt.

Tigridia *Juss.* (Tigerblume), Pflanzengattung aus der Familie der Irideen, charakterisirt durch die 2klappige Scheide, die kurzröhrige, 6theilige Korolle, die in eine lange Röhre verwachsenen Staubfäden, die 3 fadenförmigen, 2spaltigen Narben und die 3fächerige, 3klappige, mehrsamige Kapsel, Zwiebelgewächse aus Mexiko, wovon T pavonia *Pers.*, Ferraria pavonia *L.*, rothe Tigerblume, Pfauenlilie, mit großen, prachtvollen, gelb gefleckten, T. violacea *Schiede*, mit lillarothen kleineren Blüthen, u. a. schöne Zierpflanzen sind.

Tigris (Diglet, d. i. der Pfeil), einer der Hauptströme von Vorderasien, nächst dem Euphrat, mit dem er das altberühmte Kulturland Mesopotamien umschließt, der größte Fluß in der asiatischen Türkei, entspringt am Südrande der armenischen Tauruskette, im Ejalet Kurdistan, zwischen dem oberen Lauf des Euphrat und dem See Göldschik, durchströmt in südöstlicher Richtung Kurdistan, fließt an Diarbekr vorüber, durchbricht dann den Dschebel Thor, tritt darauf in die Ebene und nimmt, im Allgemeinen seine südöstliche Stromrichtung beibehaltend, nun seinen Lauf ununterbrochen durch Tiefland. Er fließt zunächst mit bedeutenden Windungen durch die assyrische Ebene, das alte Assyrien von Mesopotamien scheidend, an Bagdad vorüber, nähert sich dort dem Euphrat bis auf 2½ Meilen, fließt dann auf eine Strecke von mehr als 20 Meilen mit ihm ziemlich parallel, die Ebene von Babylonien (Irak-Arabi) begrenzend, nimmt in seinem unteren Lauf den Namen Ammara und vereinigt sich nach einem Laufe von ungefähr 200 Meilen bei Korna (Korneh) mit dem Euphrat zu einem einzigen Strom, dem Schat-el-Arab, welcher 30 Meilen weiter, ein Delta bildend, in den persischen Meerbusen mündet (vgl. Euphrat). Bei der Vereinigung beider Ströme ist der T. weit wasserreicher und auch reißender als der Euphrat. Von den zahlreichen Nebenflüssen des T. sind die bedeutendsten der Sebbeneh-Su, Irsidhane, Bhutan, Khabur, Zab-Ale (obere Zab), Zab-Asfal (untere Zab), Adhäm und die Diala (Nahraman), welche letztere mit dem Euphrat durch mehre Kanäle in Verbindung steht. Der vereinigte Strom nimmt noch den Kercha (Suab) und den Kurun auf. Der T. ist von Mossul an schiffbar, hat eine ansehnliche Breite und Tiefe, aber auch viele Felsenklippen; der vereinigte Strom ist 1800 Fuß breit, 20 Fuß tief und auch für große Schiffe fahrbar, doch wird die Einfahrt an der Mündung durch Sandbänke sehr erschwert. Das Stromgebiet des T. mit dem des Euphrat wird insgesammt zu 12,230 QMeilen berechnet. Die Ufer des T., einst Sitze hoher Kultur und Civilisation, sind jetzt verödet und, mit Ausnahme der Orte Diarbekr, Mossul und Bagdad, fast nur von nomadischen Kurdenstämmen bewohnt. Eine neue Aera wird für jene Gegenden erst mit der Eröffnung der von den Engländern projektirten Euphrateisenbahn beginnen. Vgl. Chesney, The expedition for the survey of the rivers Euphrates and Tigris, London 1850, 2 Bde.

Tiguriner, celtisches Volk, welches den hel-

Digitized by Google

vetiſchen Pagus Tigurinus bewohnte. Die T. erſcheinen zuerſt in Verbindung mit den Cimbern, mit denen ſie den Konſul L. Caſſius ſchlugen; dann mit den Teutonen und Ambronen, mit denen ſie Gallien durchzogen und ſpäter von Marius bei Aquä Sextiä geſchlagen wurden.

Tikoczyn (Tikotſchin), Stadt im ruſſiſch-polniſchen Gouvernement Auguſtowo, Kreis Lomza, an der Narew, hat 3 Kirchen, ein Miſſionarien- und ein aufgehobenes Bernhardinerkloſter, lebhaften Grenzverkehr, Getreide- und Viehhandel und 4893 Einwohner.

Tilburg, Stadt in der niederländiſchen Provinz Nordbrabant, Bezirk Herzogenbuſch, am Ley, durch eine Eiſenbahn über Breda und Rozendaal mit Antwerpen und Bergen verbunden, hat ein Kantonalgericht, ein königliches Schloß, einen erzbiſchöflichen Palaſt, 3 römiſch-katholiſche und eine reformirte Kirche, eine Synagoge, mehre gute Schulen, eine Tuchhalle, ſtarke Tuch- und Wollzeuchfabrikation und 15,854 Einwohner.

Tilbury (Eaſt- und Weſt-T.), zwei Dörfer mit 350 und 385 Einwohnern in der engliſchen Grafſchaft Eſſex, auf dem linken Ufer der Themſe, Gravesend gegenüber, durch eine kurze Zweigbahn mit der London-Southendbahn verbunden; dabei das Fort T., das bedeutendſte Feſtungswerk der unteren Themſe oberhalb Sheerneß, gilt als der Schlüſſel von London. Hier hielt die Königin Eliſabeth Heerſchau über die engliſche Armee, als die ſpaniſche Armee England bedrohte.

Tilgungsfond, ſ. Staatsſchulden.

Tilia, Pflanzengattung, ſ. Linde.

Tiliaceen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteriſtiſchen Merkmalen: Der Kelch iſt 4—5-, ſelten 6—7blätterig oder -theilig; der Blumenblätter ſind es ſo viele als Kelchblätter; die Staubgefäße ſind meiſt zahlreich, getrennt oder nur ganz unten etwas verwachſen, zuweilen mehre unfruchtbar; der Griffel trägt meiſt getrennte Narben. Die Frucht iſt eine klappige oder geſchloſſene Kapſel oder Steinfrucht, meiſt mehrfächerig, mit ein- und mehrſamigen Fächern. Die Familie enthält Bäume und Sträucher, weniger Kräuter mit einfachen, fieder- oder handnervigen, ganz- oder handlappigen, gekerbten, gezähnten oder geſägten Blättern, freien Nebenblättern und regelmäßigen, zwitterigen, trugdoldigen oder doldigen, ſelten einzeln in den Blattwinkeln ſtehenden Blüthen. Man zählt mehr als 250 Arten in 32 Gattungen, wovon die meiſten in der Tropenzone und nur etwa $^1/_6$ in den beiden gemäßigten Zonen wachſen. Vorwaltende Beſtandtheile ſind Schleim und Gerbſtoff. Von manchen Arten dienen die Blätter, von anderen die Früchte und Samen als Nahrungsmittel. Manche finden auch in der Heilkunde Anwendung. Das Holz iſt meiſt weich und zähe.

Tillandsia *L.* (Haarananas), Pflanzengattung aus der Familie der Bromeliaceen, charakteriſirt durch den 3ſpaltigen Kelch, die 3blätterige, glockenförmige Blumenkrone und die 3eckige 3fächerige Kapſel mit vielen langbehaarten Samen, meiſt kleine Kräuter im heißen Amerika, mit dünnen Stengeln, als Schmarotzer auf Bäumen wachſend. Als Zierpflanzen werden kultivirt: T. pulchra *Hook.*, T. rosea *Lindl.*, T. setacea *Swartz* u. a. m. T. usneoides *L.* hängt mit den fadenförmigen, ellenlangen und unter einander verſchlungenen Stengeln von den Aeſten der Bäume herunter wie Flechten. Bei T. utriculata *L.* bilden die in einander geſchlungenen Blätter Säcke, in welchen ſich Regenwaſſer ſammelt und friſch erhält.

Tillemont, Sébaſtien le Nain de, franzöſiſcher Kirchenhiſtoriker, geboren den 30. Nov. 1637 zu Paris, ward bei den janſeniſtiſchen Theologen zu Portroyal gebildet, trat 1672 zu Paris in den geiſtlichen Stand ein, wurde Subdiakon im Kirchſpiel Saint Lambert, ging dann in das Kloſter Portroyal und zog ſich nach deſſen Aufhebung 1679 auf ſein zwiſchen Vincennes und Montreuil gelegenes Gut Tillemont zurück, wo er den 10. Jan. 1698 †. Seine Hauptwerke ſind die „Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique des six premiers siècles" (Paris 1698—1712, 16 Bde.) und „Histoire des empereurs et des autres princes, qui ont régné durant les six premiers siècles de l'église" (1691—1738, 5 Bde., unvollendet).

Tillier, Johann Anton, Reichsfreiherr von, ſchweizeriſcher Geſchichtſchreiber, geboren 1792 in Bern, war in der Reſtaurationsepoche Appellationsrichter daſelbſt, nach 1831 Landamman und dann Regierungsrath, ward 1846 vom großen Rath zum Präſidenten und nach Einführung der Bundesverfaſſung von 1848 zum Mitglied des Nationalraths erwählt. Im Jahre 1850 zog er ſich von den öffentlichen Geſchäften zurück und † zu München den 16. Februar 1854. Er ſchrieb: „Geſchichte des eidgenöſſiſchen Freiſtaats Bern" (Bern 1838, 5 Bde.); „Geſchichte der Eidgenoſſen während der Reſtauration" (Bern und Zürich 1848, 3 Bde.); „Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft ſeit 1830" (Bern 1854—55, 3 Bde.).

Tilly, Johann Tzerklas, Graf von, berühmter Feldherr des dreißigjährigen Krieges, geboren 1559 auf dem Schloſſe Tilly in Brabant, ward in einem Jeſuitenkloſter erzogen, trat dann in ſpaniſche und 1598 in kaiſerliche Dienſte, focht 1600 als Oberſtlieutenant in Ungarn gegen die Inſurgenten und Türken, ſtieg 1601 zum Oberſt eines Wallonenregiments und nach und nach zum Artilleriegeneral auf und erhielt 1609 von Maximilian I. von Bayern die Reorganiſation des bayeriſchen Kriegsweſens übertragen. Beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges zum Feldmarſchall der katholiſchen Liga ernannt, gewann er 1610 die Schlacht am weißen Berge, brach im folgenden Jahre gegen den Grafen Ernſt von Mansfeld auf, eroberte die von ihm beſetzten Städte Ellenbogen, Pilſen und Tabor und verfolgte ihn bis in die Oberpfalz, ſchlug am 26. April 1622 den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach bei Wimpfen am Neckar, dann den Herzog Chriſtian von Braunſchweig am 20. Juni bei Höchſt am Main u. eroberte Heidelberg, Mannheim und Frankenthal. In Folge des entſcheidenden Siegs am 4. und 6. Auguſt 1623 bei Stadt Loo im Münſterſchen über den Herzog von Braunſchweig ward er vom Kaiſer in den Grafenſtand erhoben. Er blieb zunächſt in Niederſachſen ſtehen, ſchlug am 17. Auguſt 1626 den Dänenkönig bei Lutter am Barenberge, bemächtigte ſich im folgenden Jahre Lauenburgs und

Digitized by Google

zwang jenen im Mai 1629 zum Abschluß des Friedens von Lübeck. Im folgenden Jahre an Wallensteins Stelle zum Generalissimus der kaiserlichen Truppen ernannt, besetzte er zunächst Brandenburg. Seine bedeutendste kriegerische Unternehmung war die Eroberung Magdeburgs, welche er am 10. Mai 1631 mit Pappenheim ausführte. Hierbei von einigen Offizieren gebeten, dem schrecklichen Wüthen der Soldaten Einhalt zu thun, soll er zur Antwort gegeben haben: „Fragt in einer Stunde wieder an; der Soldat will auch etwas haben für seine Gefahr und Mühe". Sein Glücksstern war aber mit Magdeburgs Fall untergegangen. Zwar drang er hierauf in Kursachsen ein und besetzte am 4. September Leipzig durch Kapitulation; aber schon am 7. September wurde er bei Breitenfeld unweit Leipzig von Gustav Adolf geschlagen, nach 33 gewonnenen Gefechten und Schlachten zum ersten Male, und entkam, dreimal verwundet, nur mit Mühe. Er eilte hierauf nach Halberstadt, wo er Verstärkungen an sich zog, und brach dann nach dem von den Schweden bedrohten Bayern auf. Bei Vertheidigung des Lechübergangs bei Rain am 5. April 1632 ward ihm durch eine Falkonetkugel der rechte Schenkel zerschmettert und er † in Folge davon den 30. April 1632 in Ingolstadt. T. war von mittlerer Statur und hager. Scharfe Gesichtszüge und große, unter buschigen, grauen Wimpern hervorblickende feurige Augen verriethen die eiserne Härte seines Charakters. Er haßte Aufwand u. äußere Ehrenbezeigungen und nahm vom Kaiser niemals baares Geld an. Die Gebote der katholischen Kirche beobachtete er mit großer Gewissenhaftigkeit. In neuerer Zeit ward ihm in der Feldherrnhalle in München eine Statue errichtet. Vergl. Klopp, T. im dreißigjährigen Krieg, Stuttgart 1861, 2 Bde.

Tilsit, Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Gumbinnen, am Einfluß der Tilse in die Memel, über welche eine 1170 Fuß lange Schiffbrücke führt, ist rings von Gärten umgeben, regelmäßig gebaut, hat 3 evangelische Kirchen, 2 Kapellen, ein 1537 erbautes Schloß, ein schönes neues Rathhaus, ein imposantes Postgebäude, ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, ein Versorgungshaus für dürftige Kaufleute und deren Wittwen, Fabriken für Tuch, Schuhe, Chemikalien, Papier, Wägen und Maschinen, Oeldampfmühlen, eine Zuckerraffinerie, Lohgerberei, Woll- und Leinweberei, Bierbrauerei, Aal- und Lachsfischerei, starken Getreide-, Flachs- u. Oelhandel, besuchte Woll- und Pferdemärkte, lebhafte Schifffahrt u. 16,145 Einw. (ohne 775 Mann Militär). Eine Stunde westwärts von T. fängt die tilsiter Niederung an, ein 4 Meilen langer, sehr fruchtbarer Landstrich zwischen den beiden Armen der Memel (Gilge und Ruß) und dem kurischen Haff, mit starkem Gemüse-, Wiesen- und Gerstenbau und vorzüglicher Vieh-, besonders Pferdezucht. Die Niederung bildet einen eigenen Kreis von 20,73 QMeilen mit 47,148 Einw. Geschichtlich merkwürdig ist T. durch den am 7. und 9. Juli 1807 daselbst abgeschlossenen Frieden. Nachdem nach der Schlacht bei Friedland (14. Juni) Kaiser Alexander I. am 18. Juni einen Waffenstillstand vorgeschlagen, erfolgte am 25. die berühmte persönliche Zusammenkunft beider Kaiser auf einem Floße auf dem Niemen. Von Napoleon eingeladen, kam auch der König von Preußen nach T., wo am 7. Juli der Friede zwischen Rußland und Frankreich abgeschlossen ward. Danach sollte aus den 1793 und 1795 von Polen abgerissenen, bisher preußischen Provinzen ein neues Herzogthum Warschau für den König von Sachsen gebildet und Danzig mit einem Umkreise von zwei Stunden zu einem Freistaat unter Preußens u. Sachsens Schutz gemacht werden, die Herzöge von Mecklenburg, Oldenburg und Koburg ihre Länder zurückerhalten, und die Brüder des Kaisers, Hieronymus als König von Westphalen, Joseph als König von Neapel und Ludwig als König von Holland von Seiten Rußlands anerkannt, die von Preußen jetzt abgetretenen Provinzen links von der Elbe mit Braunschweig und Hessen in ein Königreich umgeschaffen werden. Auch trat der Kaiser Alexander die Herrschaft Jever an Holland ab und versprach, seine Truppen aus der Moldau und Walachei zurückzuziehen und unter Napoleons Vermittelung mit der Pforte Frieden zu schließen. Dagegen erhielt Rußland von Preußisch-Polen die Provinz Bialystock (206 QMeilen mit 184,000 Einw.). In einem geheimen Artikel versprach Rußland, sich zur Behauptung der Unabhängigkeit der neutralen Flagge mit Frankreich zu verbinden und die Höfe von Kopenhagen, Stockholm und Lissabon zu demselben Schritte zu bewegen. Der am 9. Juli zwischen Napoleon und Friedrich Wilhelm III. von Preußen abgeschlossene Friede war der Hauptsache nach im vorigen enthalten. Ersterer mußte die erwähnten polnischen Provinzen, sowie alle zwischen dem Rhein und der Elbe gelegenen Lande an Napoleon, den kottbuser Kreis an Sachsen abtreten und England seine Häfen verschließen. Geheime Artikel des tilsiter Friedens wurden 1822 in einer Schrift des Engländers Lewis Goldsmith publicirt. Danach sollte Rußland sich der europäischen Türkei bemächtigen, ein Prinz aus Napoleons Familie die Krone Spaniens und Portugals erhalten, die weltliche Macht des Papstes aufhören, Frankreich die nordafrikanischen Staaten, sowie auch Aegypten und Malta in Besitz nehmen und bei der Eroberung Gibraltars von Rußland unterstützt werden, das Mittelmeer bloß den Schiffen Rußlands, Frankreichs, Spaniens und Italiens offen stehen und Dänemark in Norddeutschland durch die Hansestädte entschädigt werden, wenn es seine Flotte zur Bekämpfung Englands hergäbe.

Tim, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kursk, am gleichnamigen Fluß (Nebenfluß der Sosna), hat 2 Kirchen, Obst- und Gartenbau und 2900 Einwohner.

Timäus, 1) pythagoräischer Philosoph aus Locri, lebte gegen 400 v. Chr. und bekleidete in seiner Vaterstadt die höchsten Ehrenstellen. Die ihm beigelegte, aber unächte Schrift „Von der Weltseele" gab u. A. Gelder (Leyden 1836) heraus. Eine deutsche Uebersetzung ist „Das Weltall und die Weltseele nach den Vorstellungen der Alten und T. der Lokrer von der Seele der Welt und der Natur" (Leipzig 1835).

2) Griechischer Geschichtschreiber aus Tauromenium, um 290 v. Chr., wurde vom Tyrannen

Digitized by Google

Agathocles von Syrakus verbannt. Die Fragmente seiner Geschichte Siciliens, sowie von der Geschichte des Kriegs der Römer mit dem Pyrrhus sammelte Müller in „Historicorum Graecorum fragmenta“ (Paris 1841).

3) Grammatiker und Sophist, im 2. Jahrhundert n. Chr., schrieb ein „Lexicon vocum Platonicarum“, wovon noch eine Kompilation vorhanden ist, herausgegeben von Ruhnken (Leyden 1754, 2. Aufl. 1789) u. Koch (Leipz. 1828, 2. Aufl. 1833).

Timbo (Timbu), Stadt in Senegambien, Hauptstadt des kleinen Negerreiches Fouta Djalon, auf einer gesunden Hochebene, unweit der Quellen des Tankisso und des Ba-Fing, ist die Residenz des Almamy und hat 9000 Einw.

Timbuktu (Tembuktu, Tombuktu), altberühmte afrikanische Handelsstadt im nordwestlichen Sudan, gehört gegenwärtig nominell zum Fellatastaate Massina, steht aber dabei unter arabischem Einfluß, in sofern sich die Regierung in den Händen eines oder zweier Sonrhayamtleute befindet, welche indeß sehr wenig Gewalt besitzen, da sie zwischen dem Araberstamm Tuareg und den Fellatas stehen, während das geistliche Oberhaupt der Bevölkerung, der Scheikh El-Bakay, eine dritte Macht repräsentirt und sich vorzugsweise auf die Tuaregs stützt. Die Stadt liegt am Südrande der Sahara unter 17° 37′ nördl. Br. und 3° 5′ westl. L. von Greenwich (14° 34′ östl. L. v. Ferro). Die Umgebung ist jetzt fast ganz von Vegetation entblößt, nur im Südwesten der Stadt sind noch einige kleine Dattelhaine von dem früheren Baumreichthum der Gegend zurückgeblieben. Die Stadt hat über eine Stunde im Umfange. Früher war sie von einer Mauer umgeben, die aber 1826 von den Fellatas zerstört worden ist. Die Straßen sind theils regelmäßig, theils gewunden, nicht gepflastert, sondern nur mit Sand und Kies bestreut. An öffentlichen Plätzen hat die Stadt Mangel, denn außer dem großen und kleinen Marktplatz gibt es nur ein kleines freies Plätzchen vor der Moschee Sidi-Yahia. Man zählt gegen tausend einstockige, flachbedachte Thonwohnungen und mehre hundert runde Mattenhütten, letztere namentlich auf der Nord- und Nordostseite der Stadt. Die einzigen öffentlichen Gebäude von T. sind die drei Moscheen: die 1325 von Mansa-Mussa angefangene Djingere-ber oder große Moschee im Südwesten der Stadt, in dem danach benannten, vorzugsweise von Mohammedanern bewohnten Viertel, ein obgleich nur aus Thonklumpen errichtetes, doch sehr stattliches Gebäude von 262 Fuß Länge und 194 Fuß Breite mit 12 Schiffen von verschiedener Größe und Bauart und einem hohen viereckigen Thurm; die ebenfalls aus einer früheren Zeit stammende und vom Scheikh El-Bakay in ihrer ganzen ehemaligen Größe und Pracht wieder hergestellte Moschee Sankore im nördlichen Theile der Stadt und die Sidi-Yahia oder kleine Moschee. Die Straßen sind für gewöhnlich ziemlich wenig belebt, da die Zahl der wirklich ansässigen Bevölkerung nur ungefähr 13,000 Einw. beträgt, während die Zahl der zur Zeit des Handels und Verkehrs vom November bis Januar anwesenden Fremden oft bis zu 10,000 steigt. Die ansässige Bevölkerung, fast ausschließlich Mohammedaner, besteht vorzugsweise aus Sonrhaynegern, neben ihnen aus Arabern von verschiedenen Stämmen, Fellas, Tuaregs, Fellatahs, auch Bambarra- und Mandingonegern. Die Fremden sind theils Mauren der Sahara nebst den arabischen Handelsleuten vom Norden, theils die im Binnenhandel des nördlichen Innern von Afrika eine wichtige Rolle spielenden Wangarauas oder östlichen Mandingos nebst den Leuten von Mossi. Industrie ist in T. nicht vertreten, alle Bedürfnisse wie Lebensmittel, Kleidung ꝛc. werden von außen eingeführt; von großer Bedeutung ist dagegen der Handel, welcher in Folge der großen nördlichen Biegung des Niger sich hier koncentrirt. Der auswärtige Handel hat namentlich drei große Straßen, von Südwesten her dem Strom entlang und zwei von Norden her, die von Marokko auf der einen und von Ghadames auf der andern Seite. Der Haupthandelsartikel ist Gold (namentlich von Bambuk und Bure gebracht), nächstdem Salz (besonders von Taödenni im Wüstendistrikt El-Djof) und von europäischen Manufakturen (über Marokko eingeführt) rothes Tuch, Matratzen, Leibbinden, Spiegel, Messer ꝛc., von arabischen Waaren besonders Tabak; Datteln bilden den Hauptartikel der Einfuhr von Tuat. Von Ausfuhrartikeln sind außer Gold bloß noch Gummi und Wachs von Belang, während Elfenbein und Sklaven jetzt von T. aus nur noch in sehr geringer Menge in den Handel kommen. Die meisten Kaufleute in T. sind nur Agenten für fremde Handelshäuser, besonders in Mogador, Marokko und Fez. Die Stadt T. wurde um 1100 n. Chr. von den Tuaregs gegründet. Nachdem die Nigerlandschaft längere Zeit in den Händen verschiedener Neger- und Araberstämme gewesen war, welche letztere schon seit Anfang des 12. Jahrhunderts die Bevölkerung der dortigen Gegend zur Annahme des Islam gezwungen hatten, zu Anfang des 13. Jahrhunderts aber wiederum vorübergehend die Susus, ein den Mandingos verwandter Negerstamm, zur Herrschaft gelangt waren, wurde am obern Niger das Reich Melle gegründet, als dessen erster Moslimkönig um 1213 Baraminda genannt wird, dessen Nachfolger sich bald die umliegenden Gebiete unterwarfen. Einer derselben, Mansa-Mussa (1311 bis 1231), eroberte 1326 auch T., welches sich nun als Theil eines mächtigen Reichs schnell vergrößerte und bald ein Handelsplatz ersten Ranges wurde. Gegen Ende der Regierung Mansa-Mussa's (1329) ward es zwar von dem heidnischen König des Negerstaates von Mossi großentheils zerstört, aber schon von Mansa-Sliman (Mansa-Suleiman) von 1335 an wieder hergestellt. Seit seiner Wiederherstellung gelangte T., begünstigt durch seine Lage am Nordpunkte des Hauptstromes von Sudan, auf der Grenze zwischen dem dicht bevölkerten Süden und dem Karawanenhandel treibenden Norden, dazu als eine der heiligen Städte des Islam rasch zu hoher Blüthe. Im Jahre 1591 fiel es in die Hände der Marokkaner, welche sich in wenigen Jahren fast des ganzen ausgedehnten Ländergebietes bis über Djinni hinaus und nach Tombo hinein bemächtigten und dann in T. eine starke Besatzung hielten. Die Nigerlandschaften blieben nun längere Zeit

Digitized by Google

eine Provinz von Marokko, bis die Auelimmiden, ein mächtiger Zweig der Tuaregs, seit 1770 dieselben eroberten und 1780 das mächtige Reich Haussa am Norduser des Niger gründeten, welchem auch T. unterworfen wurde. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wanderten die Fellatas in die Nigerlandschaften ein und bemächtigten sich nach dem Zerfallen der Reiche im Sudan 1810 auch der Stadt T., die indeß bald wieder eine gewisse Selbstständigkeit gewann. Noch jetzt sind die Auelimmiden der herrschende Stamm am obern Niger, dem aber andere Stämme der Tuaregs oft feindlich gegenüber stehen. Weiter nach Süden aber haben die Fellatas neue Reiche errichtet und streiten mit den Tuaregs um den Besitz des mittleren Niger und des wichtigen T., das sie 1831 aufs Neue eroberten, 1844 wieder verloren, in neuester Zeit indeß abermals bedrohten. Die Stadt T. war, sowie die Nigerlandschaften überhaupt, seit Jahrhunderten ein Räthsel, mit dessen Lösung sich die europäischen Geographen und Reisenden beschäftigten, ohne ihr Ziel zu erreichen. Was man von dieser Stadt wußte, beschränkte sich auf die Nachrichten des unter dem Namen Leo Africanus bekannten, in Spanien gebornen Mauren El Hassan Ebn Muhammed el Wasan, welcher sie Ende 1510 besucht, aber nicht nur irrthümliche Berichte über ihre Gründung, sondern auch die übertriebensten Märchen in Bezug auf ihre Größe und ihren Glanz verbreitet hatte. Geraume Zeit sah kein Europäer die Stadt, so viel kühne Reisende es auch versuchten bis dahin vorzudringen. Der Brite Mungo Park erreichte 1805 bloß den Hafenort Kabara. Endlich gelang es dem britischen Reisenden, Major Laing, von Tripolis aus 1826 nach T. zu kommen, doch wurde er wenige Tage darauf von den Fellatas ausgewiesen und auf der Rückkehr ermordet; da seine Tagebücher dabei verloren gingen, so blieb seine Reise ohne Erfolg für die Kenntniß von T. Glücklicher war René Caillié, ein junger, aber nicht hinreichend wissenschaftlich vorgebildeter Franzose, welcher als Muselmann verkleidet von Sierra Leone aus das Innere von Afrika bereiste, vom 20. April bis 3. Mai 1828 in T. blieb, aber, weil er unter drückenden Verhältnissen reiste und sich seiner Sicherheit wegen verborgen halten mußte, an umfassenderen Beobachtungen verhindert wurde. Der erste Deutsche und zugleich erste Europäer, welcher von Osten aus bis T. vordrang, war Heinrich Barth, welcher am 7. Sept. 1853 daselbst anlangte und, vom Scheikh El-Bakay freundlich aufgenommen, bis zum 17. März 1854 in T. selbst und bis zum 9. Juli 1854 noch in der Umgegend verweilte. Vgl. Ritter, in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde", Berlin 1854, Bd. 2; Heinrich Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55, Gotha 1857 (Auszug daraus in Brockhaus' „Unsere Zeit", Bd. 3, Leipz. 1859).

Timeo Danaos et dona ferentes (lat.), Ich fürchte die Danaer, auch wenn sie Geschenke bringen, s. Danaer.

Timok, Fluß in der europäischen Türkei, entspringt auf dem Balkan, bildet auf eine Strecke die Grenze zwischen Serbien und Bulgarien und mündet nach einem Lauf von 22 Meilen bei Radujewatz in die Donau.

Timokratie (v. Griech.), ein Staat, in dem Ehrenstellen und Aemter nach Maßgabe des Vermögens vertheilt werden, also Herrschaft des Geldes, des Reichthums, s. Aristokratie.

Timoleon, Feldherr des alten Korinth, vertheidigte seine Vaterstadt bei verschiedenen Veranlassungen gegen fremde und einheimische Tyrannen und ließ sogar seinen Bruder Timophanes, der nach der Tyrannei strebte, tödten, ging aber dann aus Gram freiwillig ins Exil. Auf den Hülferuf der Syrakusaner gegen den Tyrannen Dionysius den Jüngeren zurückgekehrt, befreite er um 340 v. Chr. Syrakus, zwang auch die Karthager durch die Schlacht am Crimisus (342) zur Räumung Siciliens, stellte hierauf in den griechischen Städten Siciliens die republikanische Verfassung wieder her und befestigte dieselbe durch einen zweiten größeren Sieg über die Karthager 340. Er † 337. Seine Lebensbeschreibung geben Plutarch und Cornelius Nepos.

Timon, 1) ein durch seinen Menschenhaß bekannt gewordener Athener, war ein Zeitgenosse des Socrates und bekämpfte mit dem beißendsten Spott die damals in Athen einreißende Sittenlosigkeit, allen Umgang mit den Menschen vermeidend. Lucian machte ihn zum Gegenstand eines Dialogs, der noch unter dem Namen „Timon" erhalten ist. Auch Shakspeare hat von ihm die Charakterperson seines Stückes „Timon von Athen" entlehnt.

2) Skeptischer Philosoph und Dichter, um 272 v. Chr. zu Phlius geboren, Schüler von Stilpo in Megara und Pyrrho in Elis, lehrte zu Chalcedon, später zu Athen Philosophie und Beredtsamkeit. Unter seinen theils poetischen, theils prosaischen Schriften zeichnen sich besonders seine „Sillen", ein philosophisch-satirisches Lehrgedicht, aus, welches ihm den Beinamen des Sillographen erwarb. Fragmente davon gaben Wölke (Breslau 1820) und Paul (Berlin 1821) heraus.

Timor, Insel im indischen Ocean, die östlichste und bedeutendste der kleinen Sundainseln, hat eine Länge von 60 Meilen, eine Breite von 8 bis 12 Meilen und einen Flächenraum von 352 (nach Andern sogar gegen 500) QMeilen. Sie ist von Korallenbänken umgeben, die Küsten sind meist steil und schwer zugänglich und das Innere der ganzen Länge nach von einer bewaldeten Bergkette (mit Gipfeln bis zu 6000 Fuß Höhe) durchzogen, von welcher zahlreiche Bäche herabstürzen, die aber im Sommer meist vertrocknen. Im Nordwesten sollen sich einige Vulkane befinden; Erdbeben sind häufig. Das Klima ist sehr heiß, an der Küste ungesund, im Innern milder und gesünder, im Sommer herrscht oft anhaltende Dürre; die Regenzeit dauert vom November bis April. Die wichtigsten Produkte sind Mais, Reis, Baumwolle, Tabak, Mohn, Sandelholz und andere Nutz- und Edelhölzer, Kakao, Kaffee, Zuckerrohr, Indigo, Kokos- und Sagopalmen, Brodfruchtbäume ꝛc. Man zieht Pferde, Ochsen, Schafe, Schweine, Ziegen und Geflügel. Die Wälder sind reich an verschiedenartigem Wild, die Flüsse an Fischen. Von Mine-

Digitized by Google

ralien hat die Insel Gold, welches die Flüsse mit sich führen, Kupfer, Eisen, Schwefel und Salz. Außerdem gibt es Perlenmuscheln, Schildkröten, Krokodile, Schlangen, Affen, Hirscheber, Büffel, Vampyre ꝛc. Haupterwerbsquelle ist die Viehzucht, nächstdem Ackerbau, Bienenzucht, Jagd und Fischerei. Industrie ist nicht vertreten. Von großer Bedeutung ist dagegen der Handel, und T. ist namentlich in sofern von Wichtigkeit, als es das Vermittelungsglied zwischen Asien und Australien bildet. Der Handel geht hauptsächlich nach Batavia und Banda; der wichtigste Ausfuhrartikel ist Sandelholz, außerdem Vieh und die Produkte der Viehzucht, Wachs, Schildkröten und Metalle; eingeführt werden namentlich Manufaktur- und Metallwaaren. Die Bevölkerung gehört dem malayischen Stamme an und wird auf 400,000 Seelen geschätzt; im östlichen Theile wohnen die Belos, im westlichen die eigentlichen Timoresen, im Südwesten die Atuli und Kupang; außerdem leben noch Chinesen, Portugiesen und Niederländer hier. Den nordöstlichen Theil der Insel behaupten die Portugiesen, den südwestlichen größern Theil die Niederländer, doch haben beide Mächte die Verwaltung der einheimischen Angelegenheiten durchgehends den eingebornen Fürsten überlassen; nur wenige Landschaften im Innern haben sich vollständig unabhängig erhalten. Der portugiesische Antheil steht unter einem Generalkapitän, welcher seinen Sitz in Dilli hat; der niederländische Antheil, wozu auch noch einige umliegende Inseln gehören, insgesammt die Residentschaft T. mit angeblich 1042 QMeilen und 1,847,000 Einwohnern bildend, steht unter einem Residenten und dieser wiederum unter dem Generalgouverneur von Java. Im Jahre 1610 kamen die ersten portugiesischen Missionäre nach T., bekehrten einen Theil der Bevölkerung im Nordosten und sicherten Portugal den Besitz der Insel. Im Jahre 1688 setzten sich die Holländer im südwestlichen Theile fest, sahen sich aber zur Zeit der napoleonischen Herrschaft in ihrem Besitz mehrfach durch die Engländer gestört.

Timoroso (ital.), musikalische Bezeichnung, s. v. a. leise, zaghaft.

Timotheus, 1) griechischer Lyriker, † 357 v. Chr. Die Fragmente seiner Dithyramben finden sich in Bergks „Poetae Lyrici Graeci", 2. Aufl., Leipzig 1853 und mit deutscher Uebersetzung in Hartungs „Griechischen Lyrikern".

2) Athenischer Feldherr, Sohn Conons, zeichnete sich im Kriege zwischen Theben und Sparta (376 v. Chr.), in welchem er die spartanische Flotte vernichtete, dann gegen Amphipolis (360), Corcyra, Olynth ꝛc. und in dem Kriege Athens gegen seine abtrünnigen Bundesgenossen (358) aus. Sein Mitfeldherr Chares vereitelte jedoch durch Unvorsichtigkeit das letztere Unternehmen und legte dies dann dem T. zur Last. Hierauf in Athen um 100 Talente gestraft, ging T. freiwillig nach Chalcis ins Exil und † dort. Seine Biographie hat Cornelius Nepos gegeben.

3) Gehülfe und Begleiter des Paulus, wahrscheinlich aus Lykaonien gebürtig, ward von seiner Mutter Eunice, einer Judenchristin, fromm erzogen und von Paulus zum Christenthum bekehrt, worauf er theils mit diesem, theils in dessen Auftrag Macedonien und Griechenland bereiste. Später erscheint er in Ephesus und dann in Rom während des Paulus Gefangenschaft daselbst. Die Tradition macht ihn zum ersten Bischof von Ephesus, wo er auch unter Kaiser Domitian den Märtyrertod erlitten haben soll. Unter seinem Namen befinden sich im neutestamentlichen Kanon zwei Briefe des Apostels Paulus, von denen der erste von Laodicea, der andere von Rom aus geschrieben sein soll, und die dem T. Anleitungen über sein Verhalten in den Wirren und Lehrstreitigkeiten in der Gemeinde geben. Ihre Aechtheit wird von namhaften Kritikern der Gegenwart bezweifelt. Vergl. Otto, Die geschichtlichen Verhältnisse der Pastoralbriefe, Leipzig 1860.

Timur (d. h. Eisen), auch Timur-Beg oder Timur-Leng, d. i. der lahme T., wegen seines Hinkens so genannt, bekannter unter dem aus Timur-Lenk verstümmelten Namen Tamerlan, asiatischer Eroberer, geboren 1335 zu Kesch unweit Samarkand, leitete seine Abstammung von Dschingiskhan ab. Von seinem Oheim, dem Reichsverweser Hadschi Berlas, mit dem Bezirk um Kesch belehnt, benutzte er den Verfall der mongolischen Dynastie von Dschaggatai und ließ sich 1370 zum Herrscher dieses Reichs ausrufen, zu dessen Hauptstadt er Samarkand erhob. Von 1384 an unterwarf er ganz Persien, 1386 Georgien; 1395 drang er bis Moskau vor, warf nach und nach alle Reiche Mittelasiens in Trümmer und eroberte 1398 Hindostan vom Indus bis zur Mündung des Ganges. Blut und Trümmer bezeichneten seine Schritte. Vom griechischen Kaiser und mehren Fürsten Kleinasiens gegen den Sultan Bajazet I. zu Hülfe gerufen, brach er 1400 in das türkische Gebiet ein, eroberte Sebaste und schlug bei Cäsarea ein türkisches Heer, wandte sich aber plötzlich gegen den Sultan von Aegypten und unterjochte ganz Syrien. Endlich am 20. Juli 1402 kam es zwischen ihm und Bajazet zu einer entscheidenden Schlacht in der Ebene von Ancyra, dem heutigen Angora in Natolien, in der die 800,000 Mongolen den Sieg über 400,000 Türken davontrugen. T. †, auf einem Zuge nach China begriffen, im Febr. 1405. Obwohl er seinen ältesten Enkel zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, zerfiel sein Reich doch bald nach seinem Tode. Einer seiner Nachkommen, Babur, eroberte von 1498—1519 Hindostan und stiftete das Reich des Großmoguls. Trotz seines kriegerischen Sinnes soll T. auch die Wissenschaften gefördert haben. Vergl. Langle, Instituts politiques et militaires de Tamerlan, Paris 1787.

Tinchebray, Stadt im französischen Departement Orne, Arrondissement Domfront, hat Fabrikation von Quincailleriewaaren, Papier, Woll- und Baumwollstoffen, Schlosserarbeiten, Nägeln ꝛc. und 4365 Einwohner.

Tindal, Matthew, englischer Deist, geboren 1657 zu Bear-Ferris in Devonshire, studirte in Oxford die Rechte, trat zur katholischen Religion über und erwarb sich dadurch König Jakobs II. Gunst, kehrte aber unter Wilhelm III. zur protestantischen Kirche zurück. Gleichzeitig begann er seine deistischen Grundsätze zu verbreiten. Anfangs richtete er seine Angriffe nur gegen die Geistlichkeit, deren Rechte und Freiheiten er bekämpfte;

Digitized by Google

später griff er das Christenthum selbst an, indem er die Unnöthigkeit der göttlichen Offenbarung zu beweisen suchte. Die heilige Schrift nannte er eine Urkunde der natürlichen Religion, das Christenthum, behauptete er, sei so alt als die Schöpfung, die Kirche eine Institution des Staats. Seine Hauptschrift „Christianity as old as the creation, or the gospel a republication of the religion of nature" (London 1730) wurde sehr oft abgedruckt, das Erscheinen eines zweiten Theils aber durch den Bischof von London, Doktor Gibson, verhindert. Ein 1750 erschienener zweiter Theil ist unächt. T.s Werke stehen noch jetzt bei den englischen Deisten in großem Ansehen. T. † 1733 zu Oxford als Senior von All souls college. Seine Schriften wurden ins Deutsche übersetzt von Schmidt (London 1741).

Tinea (lat.), Name verschiedener Hautkrankheiten, welche mit Bildung eigenthümlicher Schorfe einhergehen und, in sofern sie auf Parasitismus beruhen, auch ansteckend sind. Die wichtigste Krankheit dieses Namens ist die T. favosa oder der Erbgrind (s. Porrigo). Die Bildung dichter, asbestartig glänzender Schichten, welche den Bläschenausschlägen auf dem behaarten Kopf der Kinder zu folgen pflegt, nennt man T. amiantacea; fallen dagegen die Schuppen kleienartig ab, so spricht man von T. furfuracea.

Tinevelly, Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (259 QMeilen mit 1,280,000 Einw.) in der indobritischen Präsidentschaft Madras, 6 Meilen von der Südspitze der vorderindischen Halbinsel gelegen, am Tschindinthura (mit Brücke über denselben), ist Waffenplatz der Briten, hat Baumwollindustrie, lebhaften Handel u. 20,000 Einwohner. Dabei ein heiliger Berg mit zahlreichen Tempeln, wohin viel gewallfahrtet wird.

Tinghai, Stadt in der chinesischen Provinz Tsche-kiang, Hauptort der Insel Tschu-san, hat lebhaften Handel, besonders mit Salz, und 35,000 Einwohner; wurde 1851 von den Engländern genommen und besetzt.

Tinktur (v. Lat.), weingeistiger oder ätherischer Auszug von Pflanzentheilen oder thierischen Stoffen. Man bereitet sie, indem man die zerschnittenen oder zerstoßenen Substanzen in einer Flasche mit Weingeist, Aether oder einem Gemisch beider übergießt und je nachdem es nöthig unter Umschütteln längere Zeit an einem warmen oder kalten Ort stehen läßt. Die Flasche wird während dieser Zeit mit einer Blase verschlossen, welche man mit einer Nadel durchstochen hat. Nach genügender Extrahirung der Substanzen filtrirt man die T. ab. Man benutzt derartige Auszüge besonders in den Apotheken und zur Liqueurfabrikation.

Tino (Tinos, Tenos), Insel im griechischen Archipelagus, zur Nomarchie der Cykladen gehörig, südöstlich von Andros, von dieser nur durch einen schmalen Kanal getrennt, zählt auf 3,8 QMeilen 21,000 Einwohner, worunter ungefähr 12,000 römische Katholiken. Die Insel ist ihrer ganzen Länge nach von einer hohen, rauhen Gebirgskette durchzogen, zwar nicht besonders fruchtbar, aber sehr gut angebaut. Hauptprodukte sind Getreide, Wein (besonders berühmter Malvasier), Feigen, Südfrüchte, Baumwolle, Seide, Honig, Schafe, Ziegen, Esel, Tauben, grüner Marmor (verde antico), Serpentin und Chromeisenstein. Die Einwohner treiben bedeutenden Seidenbau, Seidenweberei, Ackerbau und Viehzucht und sind wegen ihrer Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit weit berühmt; über ganz Griechenland sind junge Tinier und Tinierinnen als Handwerker und Dienstboten verbreitet. In dem fruchtbarsten Theile der Insel ist die Frankochora zu bemerken, eine Anzahl römisch-katholischer Ortschaften, von welchen Kilia und Kani die bedeutendsten sind. Die gleichnamige Hauptstadt (auch San Nikolaos genannt) liegt auf der Südwestküste der Insel, ist Sitz eines römisch-katholischen Bischofs, hat 2 katholische Kirchen, eine hellenische und eine Gemeindeschule, einen kleinen Hafen und gegen 4000 Einwohner. Nördlich von der Stadt liegt die seit 1824 berühmte Kirche der Panagia Evangelistria, eine der schönsten Kirchen Griechenlands, mit einem wunderthätigen Bilde, wohin namentlich am Hauptfeste der heiligen Jungfrau, 15. (27.) August, von weither viel gewallfahrtet wird. Die Insel T. hieß früher Hydrussa (wegen der reichlichen Bewässerung) und Ophiussa und erhielt später angeblich von dem Gründer der Stadt den Namen Tenos. Wegen der stürmischen Nordwinde (Etesien, jetzt Meltemia) ward des Aeolus Sitz hierher verlegt. Als Bundesgenossen der Athener kämpften die Tinier bei Platäa gegen die Perser. Im Jahre 1207 kam T. unter die Herrschaft der Ghizis, denen es aber von dem türkischen Piraten Hayreddin Barbarossa abgenommen wurde. Nachdem die Insel einige Zeit unter den Venetianern, welche sie den Türken entrissen hatten, gestanden, kam sie 1714 von Neuem unter türkische Oberhoheit. Die venetianischen Statthalter (Proveditori) bewohnten das Bergschloß Exoburgo oder Kastro.

Tinte, s. Dinte.

Tintinnabolum (lat.), kleine Glocke oder Schelle.

Tinto (Rio Tinto, d. i. der gefärbte Fluß), Küstenfluß in der spanischen Provinz Huelva (Andalusien), entspringt am westlichen Abhange der Sierra Morena, fließt südwestlich, nimmt den Puerco auf und mündet bei Moguer in die Bucht von Huelva des atlantischen Oceans. Er hat den Namen von seinem dunkelgelben kupferhaltigen Wasser, welches die Eigenschaft besitzt, hineingeworfenes Holz, Pflanzen, Fische ꝛc. zu versteinern. Weder Fische, noch andere Thiere können darin leben, und die Pflanzen an seinen Ufern verdorren. In seinem obern Thale liegt das gleichnamige Dorf mit berühmten, der Krone gehörigen Kupferminen, Mineralquellen, Badeanstalten und 1714 Einwohnern.

Tinto (vino tinto), d. i. gefärbter oder Tintenwein, spanische frühreife Weinsorte, welche einen sehr dicken, dunkelrothen, süßen Wein gibt, der häufig zum Färben anderer Sorten verwandt wird. Berühmt sind besonders der T. von Alicante, der T. de Rota aus der Gegend von Sevilla und der T. de las Montañas aus Katalonien. Vgl. Spanische Weine.

Tintoretto, Maler, s. Robusti.

Tipaldo, Emilio Amadeo de, italienischer Gelehrter, geboren den 8. Okt. 1798 zu Korfu,

Digitized by Google

studirte zu Padua, ward 1826 Professor der Geschichte, Geographie und des Seerechts am Marinekollegium zu Venedig und während der Erhebung von 1848 von der provisorischen Regierung zu Venedig am 5. Juni zum Chef des Elementarschulwesens ernannt. Nachdem er diese Stelle bald wieder niedergelegt, lebte er in Zurückgezogenheit den Wissenschaften. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Istoria della litteratura greco-profana" (Venedig 1824—30, 9 Bde.), und „Biografia degli Italiani illustri" (das. 1834 bis 1846, 10 Bde.).

Tipperary, Grafschaft im Osten der irländischen Provinz Munster, zwischen den Grafschaften Galway, Clare, Limerick, Cork, Waterford, Kilkenny, Queen's und King's County, hat einen Flächenraum von 70,8 QMeilen, ist ziemlich gebirgig, theilweise auch sumpfig und im Allgemeinen wenig fruchtbar, nur im westlichen Theil eben und hier namentlich das sogenannte goldene Thal durch sein schönes Weideland berühmt. Der Hauptfluß ist der Shannon, welcher mit dem See Deirgeart (Dergh) die nördliche Westgrenze gegen Clare und Galway bildet. Der mittlere Theil der Grafschaft wird vom Suir durchflossen, der in seinem unteren Laufe T. gegen Süden theilweise von Waterford trennt. Produkte sind Getreide, Kartoffeln, Flachs, Torf, Steinkohlen, Blei, Kupfer, Rindvieh und Schafe. Haupterwerbszweige sind Viehzucht und Ackerbau, außerdem noch Woll- und Baumwollindustrie und Whiskybrennerei, sowie ziemlich lebhafter Handel. Die Eisenbahn von Dublin nach Cork mit Verzweigungen nach Limerick und Waterford durchschneidet die Grafschaft. Die Bevölkerung ist sehr im Abnehmen; sie betrug 1841: 420,000 Einw., 1851 noch 331,567 Einw., 1861 aber nur noch 247,496 Einw., wovon 95 Proc. römisch-katholisch. Die Grafschaft gehört größtentheils dem Grafen Ormond. Hauptorte sind: Cashel und Clonmel. Die gleichnamige Stadt daselbst, an einem Nebenfluß des Suir, hat einen Gerichtshof, eine lateinische Schule, ein Zuchthaus, Arbeitshaus und 5907 Einwohner.

Tippo Saib, Sultan von Mysore, geboren 1751, folgte seinem Vater Hyder-Ali am 10. Dec. 1782 in der Regierung und focht mit Glück gegen die in sein Reich eingefallenen Engländer. Im März 1784 schloß er mit denselben einen Vertrag, wonach sie sein Reich, er dagegen die Länder der mit England befreundeten Radschas von Tanjore und Travankore räumen mußte. Er legte sich hierauf den Titel eines Padischah bei, durch welchen er eine Souveränetät über alle Fürsten Hindostans prätendirte, und seine Hofhaltung war eine der glänzendsten in Indien. Als er aber im December 1789 den Radscha von Travankore, einen Verbündeten der Briten, angriff, vereinigten sich diese mit den Mahratten und dem Nizam (Subah) von Dekan gegen ihn, eroberten 1790 und 1791 mehre feste Plätze in Mysore, schlossen ihn im Februar 1792 in seiner Hauptstadt Seringapatam ein und zwangen ihn zu einem für ihn höchst nachtheiligen Friedensschluß. T. schloß hierauf einen geheimen Bund mit Frankreich gegen England. Dies aber kam ihm im Februar 1799 mit der Kriegserklärung zuvor, und er fiel am 4. Mai desselben Jahres bei der Erstürmung von Seringapatam von englischer Seite. Seiner Familie, aus 13 Söhnen und vielen Töchtern bestehend, ward die Festung Vellore zum Wohnorte und eine jährliche Pension von 720,000 Rupien angewiesen. T. besaß große Regenten- und Feldherrneigenschaften, befleckte aber seinen Ruhm durch seinen fanatischen Eifer für den Islam, der ihn zu grausamer Verfolgung der Banianen u. Christen verleitete. Seine Bibliothek und sein Tigerautomat sind jetzt in dem Versammlungshause der ostindischen Gesellschaft zu London aufgestellt.

Tiraden (v. Ital.), ungebührlich ausgedehnte, vielfach ausgeputzte Perioden, welche zur Deutlichkeit und Verständlichkeit nichts beitragen; in der Musik Verzierungsmanier, bestehend aus einer Anzahl stufenmäßig auf einander folgender schneller Noten, die den Zwischenraum eines Intervalls ausfüllen.

Tirailleure (v. Franz.), Infanteristen, welche nicht in geschlossener Linie, sondern in zerstreuter Ordnung fechten (tirailliren). Die Tirailleurlinie wird meist in 2 Gliedern gebildet, deren einzelne Rotten je nach Umständen, namentlich mit Berücksichtigung der Terrainverhältnisse, 6, 8, 10, 12 und mehr Schritte von einander entfernt stehen. Die 2 Mann jeder Rotte stehen nicht dicht hinter einander, sondern der hintere immer einige Schritte zurück und etwa 2 Schritte rechts seitwärts. Jeder Tirailleurzug einer Kompagnie wird von einem Tirailleuroffizier befehligt, die sämmtlichen T. eines Bataillons kommandirt in der Regel ein Kapitän, die eines Regiments ein Stabsoffizier. Diese Offiziere, sowie die Unteroffiziere stehen hinter der Tirailleurlinie vertheilt; das Kommando geschieht durch Signalhörner. Jede Tirailleurlinie hat eine geschlossene Abtheilung von Mannschaft als Soutien hinter sich, und zwar ist dieselbe 150 — 200 Schritte weiter zurück aufgestellt und dazu bestimmt, zur Verstärkung und Ergänzung der Tirailleurlinie zu dienen. Diese selbst hat besonders den Zweck, bei Aufstellung einer Abtheilung die feindlichen Schützen von derselben fern zu halten, beim Vorrücken jene zu vertreiben, den Hauptangriff zu verbergen, vorzubereiten und zu erleichtern, beim Rückzug und bei Flankenmärschen die geschlossene Abtheilung zu decken ꝛc. Meist verrichtet die leichte Infanterie (bei den Preußen die Füsilierbataillone) den Tirailleurdienst; doch muß die ganze Infanterie darin geübt sein, da in großen Schlachten oft ganze Regimenter zum Tirailliren verwendet werden. Jeder einzelne Tirailleur muß sich mit seinem Kameraden derselben Rotte als eng verbunden betrachten, daher heißt auch der eine der Beistand (Sekundant) des anderen. Beide schießen nie zu gleicher Zeit, sondern der Vordermann feuert, während der Hintermann sich schußfertig hält. Da der Tirailleur mehr auf sein eigenes Urtheil gewiesen ist als der Soldat, der in der Masse kämpft, so bedarf er auch einer größeren selbstständigen Ausbildung, welche vorzugsweise Sicherheit im Schießen, Gewandtheit in Benutzung der Lokalitäten, gegenseitige Unterstützung und Aufmerksamkeit auf die Signale in

Digitized by Google

ihr Bereich zu ziehen hat. Das Tirailleursystem, in seiner jetzigen Ausbildung eine Erfindung der neueren Zeit, gibt, dem Kolonnensystem hülfreich zur Seite stehend, im Gegensatz zum starren Liniensystem des vorigen Jahrhunderts der heutigen Infanterietaktik den Vortheil größtmöglicher Beweglichkeit und Ersparniß der Streitkräfte bis zum entscheidenden Moment.

Tirano, Stadt in der italienischen Provinz Sondrio, im Veltlin, an der Adda, hat alte Paläste der Visconti, Pallavicini und Salis und 4950 Einwohner. Dabei die Wallfahrtskirche Madonna di T.

Tiraspol, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Cherson, am Dnjestr, Sitz eines römisch-katholischen und eines armenisch-katholischen Bischofs, ist regelmäßig gebaut, hat eine ½ Meile entfernt liegende Festung, mehre Kirchen, eine Kreisschule und 10,316 Einwohner, worunter viele Raskolniken.

Tireh (Tiria), Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Aidin, südöstlich von Smyrna, am Kutschuk-Menderes, hat mehre Moscheen, Handel und 20,000 Einwohner.

Tiresias, mythischer thebanischer Seher, Sohn des Eueres und der Nymphe Chariclo, ward in seinen Jünglingsjahren von den Göttern mit Blindheit geschlagen, weil er den Menschen Geheimnisse der Götter mittheilte, oder weil er Athene nackt gesehen, oder weil er in dem Streit zwischen Zeus und Hera darüber, ob der Mann oder das Weib beim Genuß der sinnlichen Liebe größere Lust empfinde, ersterem Recht gegeben. Zeus entschädigte ihn für den Verlust des Gesichts mit der Gabe der Weissagung und einem Leben von 7 oder 9 Menschenaltern. Bei dem Zuge der Epigonen gegen Theben als Gefangener abgeführt, starb er unterwegs an der Quelle Tilphossa. Auch in der Unterwelt behielt er die Gabe der Weissagung. Zu Orchomenus hatte er ein berühmtes Orakel.

Tirey (Tiree), Insel aus der Gruppe der südlichen Hebriden, zur schottischen Grafschaft Argyle gehörig, hat 1½ QMeilen Flächenraum, 3200 Einwohner und Travay zum Hauptort.

Tirgovist (Tirgowischt), Stadt in der Walachei, Hauptstadt des Oberlandes und des Bezirks Dumbowitza, hat meist zerfallene Gebäude, ein altes Schloß, eine Metropolitankirche, zahlreiche andere Kirchen, eine Glashütte und 3000 Einw. T. war ehemals die Residenz des Fürsten des Landes und hatte damals gegen 30,000 Einw.

Tirlemont (fläm. Thienen), Stadt in der belgischen Provinz Brabant, Bezirk Löwen, an der großen Geete und der Eisenbahn von Lüttich nach Löwen, war früher befestigt, hat eine schöne gothische Liebfrauenkirche, die Kirche St. Germain aus dem 12. Jahrhundert, ein großes Hospital, eine öffentliche Bibliothek, Fabrikation von Dampfmaschinen, Flanell, wollenen Strümpfen, Leder, Zucker, Oel ꝛc., Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Getreide- und Wollhandel und 12,188 Einwohner. Hier am 16. März 1793 Sieg der Franzosen unter Dumouriez über die Oesterreicher.

Tirnowa (Turnova), Hauptstadt eines Liwa im europäisch-türkischen Ejalet Widdin, am Jantra, ehemals die Hauptstadt Bulgariens und noch jetzt der Mittelpunkt des bulgarischen Handels, Sitz eines griechischen Bischofs, hat ein großes Schloß, 8 Moscheen, mehre griechische Kirchen, einige Synagogen, Bäder, Rosenölfabrikation und 12,000 Einwohner.

Tiro (lat.), junger Soldat, der seinen ersten Feldzug thut, Rekrut; jeder Anfänger, Neuling in einer Kunst oder Wissenschaft.

Tirocinium (lat.), der erste Feldzug eines Soldaten; die erste Probe in einer Sache.

Tirol, s. Tyrol.

Tironianische Noten (notae Tironianae), s. Abbreviaturen.

Tirschenreuth, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, an der Waldnab, Sitz eines Bezirksamtes und eines Landgerichts, hat ein Schloß, 3 Kirchen, Wollspinnerei, Tuch- und Porzellanfabrikation und 2250 Einwohner.

Tirschtiegel, Stadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreis Meseritz, in der Nähe mehrer Seen, besteht aus Alttirschtiegel, am rechten Ufer der Obra, mit katholischer Kirche, und Neutirschtiegel, am linken Ufer der Obra, mit evangelischer Kirche und Schloß, Garnspinnerei, Tuchmacherei, Lein- und Wollweberei, Tabaksfabrikation, zusammen mit 2432 Einwohnern.

Tirso (im Alterthum Torsus), der bedeutendste Fluß der Insel Sardinien, entspringt im nordöstlichen Theile derselben, fließt südwestlich und mündet nach einem Lauf von 18 Meilen an der Westküste in den Golf von Oristano.

Tiryns (Tirynth), Stadt in Argolis, gegründet von Tiryns, dem Sohne des Argus. Als Acrisius die Herrschaft von T. erhielt, ließ er es befestigen und rief aus Lycien Cyklopen herbei, welche die aus gewaltigen Blöcken bestehenden Mauern bauten. Nach Acrisius herrschte Perseus und dessen Sohn Alcäus zu T. Im Jahre 468 ward es von den Argivern zerstört. Spuren von den Mauern der alten Burg finden sich noch jetzt bei dem Kloster St. Dimitri, der Ort heißt noch jetzt Tirynth.

Tisane (franz.), s. v. a. Ptisane.

Tischbein, berühmte deutsche Künstlerfamilie. Johann Valentin T., geboren 1715 zu Haina in Kurhessen, malte Landschaften und Dekorationen, starb 1767 als Hofmaler zu Hildburghausen. Johann Heinrich T., der Aeltere, Bruder des Vorigen, geboren den 3. Okt. 1722 zu Haina, ging 1743 nach Paris, 1748 nach Venedig, dann nach Rom u. ward 1752 Kabinetsmaler des Landgrafen von Hessen-Kassel, später Professor an der Kunstakademie zu Kassel, wo er am 22. Aug. 1789 starb. Er entlehnte seine Stoffe meist der Mythologie. Seine Zeichnung ist im Ganzen richtig und bedeutungsvoll; das Nackte verräth das Studium der Antike, die Gewänder sind im großen Styl geworfen. Viele seiner Arbeiten finden sich in dem Schlosse zu Wilhelmshöhe. Auch seine Brüder, Johann Jakob T., starb 1791 in Lübeck, und Anton Wilhelm T., starb 1804 als Hofmaler in Hanau, erwarben sich einen Namen, jener durch Thierstücke, dieser durch historische Darstellungen und Genrebilder. Johann Heinrich T., der

Digitized by Google

Jüngere, Neffe der Vorigen, geboren zu Haina 1742, starb als Inspektor der Gallerie zu Kassel 1808, stach Vieles nach Joh. Heinr. T. dem Aelteren und schrieb eine „Abhandlung über die Aetzkunst“ (Kass. 1808). Sein Bruder Johann Heinrich Wilhelm T., der Neapolitaner genannt, geboren am 15. Febr. 1751 zu Haina, bildete sich unter Leitung seiner Oheime Joh. Heinr. und Joh. Jakob T. und war dann in Hamburg, in den Niederlanden, in der Schweiz, seit 1782 in Rom und seit 1787 zu Neapel thätig, wo er 1790 als Direktor der Malerakademie angestellt ward; doch kehrte er bald darauf nach Deutschland zurück und lebte abwechselnd in Hamburg und Eutin, wo er den 26. Juli 1829 starb. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: Konradin von Schwaben und Friedrich von Oesterreich beim Schachspiel, nachdem ihnen das Todesurtheil angekündigt worden; Christus und die Kindlein, für die St. Ansgariikirche zu Bremen; der wüthende Ajax, die Cassandra von der Statue des Pallas wegreißend. Unter den von ihm herausgegebenen und zum Theil mit Aetzarbeiten ausgestatteten artistischen Werken sind zu erwähnen: „Têtes de differents animaux, dessinées d'après nature“ (Neapel 1796, 2 Bde.), „Sir Will. Hamiltons collection of engravings from antiques vases“ (das. 1791—1809, 4 Bde.) und sein berühmtestes Werk, „Homer, nach Antiken gezeichnet“, mit Erläuterungen von Heyne (Heft 1 — 6, Göttingen 1801 — 4) und Schorn (Heft 7 — 11, Stuttgart 1821—23, Fol.). Johann Friedrich August T., Sohn Joh. Valentin T.s, geboren 1750 zu Mastricht, als Familienporträtmaler ausgezeichnet, bereiste Frankreich und Italien, ward dann Hofmaler in Arolsen u. lebte hierauf einige Zeit in Holland, seit 1795 aber zu Dessau, und ward 1800 Oesers Nachfolger als Direktor der Akademie zu Leipzig. Er † 1812 zu Heidelberg. Sein Sohn, Karl Ludwig T., geboren 1797 zu Dessau, wurde in Dresden gebildet, ging 1819 nach Italien, ward 1825 Professor der Zeichenkunst an der Universität Bonn und 1828 Vorsteher einer Zeichenschule und Aufseher über die fürstlichen Sammlungen zu Bückeburg, wo er den 13. Febr. 1855 †. Großen Beifall fand sein Besuch Egmonts bei Clärchen, sowie seine Ansichten von Städten, z. B. Bonn, Frankfurt, Leipzig.

Tischendorf, Lobegott Friedrich Konstantin, bekannt durch Arbeiten für Kritik des Bibeltextes, geboren den 18. Jan. 1815 zu Lengenfeld im Voigtlande, studirte in Leipzig Theologie und Philologie und habilitirte sich 1839 daselbst als Docent, bereiste aber dann, um Materialien zu einer Textreform des Neuen Testaments zu sammeln, einen großen Theil Europa's und den Orient. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1845 eine Professur der Theologie zu Leipzig. In den Jahren 1853 und 1859 unternahm er eine zweite und dritte Reise nach dem Orient, besonders nach Aegypten und dem Sinai, von welcher er viele werthvolle Handschriften mit zurückbrachte. Seine Arbeiten betreffen hauptsächlich die neutestamentliche Textreform; so die Ausgaben des „Codex Ephraëmi Syri“ (Lpz. 1843 und 45), des „Codex Friderico-Augustanus“ (das. 1846), die „Monumenta sacra inedita“ (das. 1846), das „Evangelium Palatinum ineditum“ (das. 1847), der „Codex Amiatianus“ (das. 1850 u. 1854), der „Codex Claromontanus“ (das. 1852), die „Fragmenta sacra palimpsesta“ (das. 1854) und der von ihm aufgefundene „Codex Sinaiticus“ (Petersb. 1862, 4 Bde.; Handausgabe, Lpz. 1863, facsimilirt). Auch lieferte er mehre Ausgaben des neutestamentlichen Textes (Lpz. 1849, 1850 und 1854), eine kritische Ausgabe der Septuaginta (3. Aufl., Lpz. 1860, 2 Bde.), sowie Ausgaben der „Acta apostolorum apocrypha“ (das. 1851) und der „Evangelia apocrypha“ (das. 1853). Seine Lösung der Frage: „Wann wurden unsere Evangelien verfaßt?“ (Lpz. 1865) wurde von der Kritik fast einstimmig für einen verunglückten Versuch erklärt.

Tischnowitz, Bezirkshauptstadt im österreichisch-mährischen Kreis Brünn, an der Schwarza, hat ein Schloß, Türkischrothgarnfärberei, Liqueur- und Rosogliofabrikation, starke Tuchweberei und 2500 Einw. In der Umgegend Marmorbrüche und Fundorte von Amethysten und farbigen Quarzen.

Tischreden, Unterhaltung bei Tisch über Gegenstände der Kunst, der Wissenschaft, des Lebens ꝛc. Berühmt sind namentlich Luthers „Tischreden oder Colloquia, so er in vielen Jahren gegen gelahrten Leuten, auch fremden Gästen und seinen Tischgesellen geführt“, zuerst von P. Rebenstock 1571 herausgegeben. Es findet sich darin unter vielem Schönen u. Sinnreichen, namentlich über einzelne Punkte der Glaubens- und Sittenlehre, auch mancher sehr kernhafte Spaß. Viele halten die T. für untergeschoben, jedoch mit Unrecht, da der Charakter Luthers ihnen unzweifelhaft aufgeprägt ist. Manches mag aber wohl nicht Original sein. Die neueste und beste Ausgabe besorgte Förstemann (3 Abtheilungen, Leipzig 1844 bis 1846).

Tischrücken und Tischklopfen. Mit ersterem Worte (engl. table-moving, franz. les tables tournantes) bezeichnet man die drehende Bewegung, in welche ein Tisch versetzt wird, wenn mehre um den Tisch herum sitzende oder stehende Personen ihre Hände darauf legen, so daß durch dieselben eine Art von Kette gebildet wird. Versuche dieser Art wurden zuerst in den Vereinigten Staaten gemacht; nachdem aber ein Aufsatz in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 4. April 1853 davon Kunde gegeben, wurde das Tischrücken auch diesseits des atlantischen Oceans fast aller Orten in Gesellschaften mit Glück versucht und beschäftigte eine Zeitlang Gelehrte und Ungelehrte. Bald kam das noch wunderbarer scheinende Tischklopfen (Geisterklopfen) hinzu. Es hieß nämlich, habe man einen Tisch in Bewegung gesetzt und dem Willen recht dienstbar gemacht, so könne man ihn sich heben und senken lassen, wodurch ein Klopfen entstehe, dem man eine Deutung geben könne, indem ein einmaliges Klopfen a, ein zweimaliges b, ein dreimaliges c ꝛc., das Stillstehen des Tisches aber eine Verneinung bedeute ꝛc. Während das Faktum des Tischklopfens sehr zweifelhaft blieb und unstreitig mancherlei Täuschungen dabei mit unterliefen, war das des Tischrückens durch zu viele Versuche konstatirt worden, als daß es sich noch hätte ableugnen lassen. Die dafür gegebenen Erklärungen lassen

Digitized by Google

sich in 2 Reihen ordnen: die Einen wollen das Phänomen aus bekannten statisch-mechanischen Gesetzen erklären; die Andern dagegen sind geneigt, einen vom belebten Körper ausgehenden dynamischen Einfluß als Ursache anzunehmen. Die Mechaniker theilen sich wieder in solche, welche die Bewegung einem unbewußten Druck der Hand oder der Finger, und in solche, die sie einem Pulsiren oder einem nicht zu unserer Perception kommenden, gleichsam automatischen Muskelspiel zuschreiben. An der Spitze der mechanischen Erklärungsweisen steht die des berühmten Physikers Faraday, welcher einen besonderen Apparat konstruirte, um nachzuweisen, daß von den Operirenden unwissentlich ein Druck auf den Tisch ausgeübt werde, welcher sich mit der Zeit, wenn die Finger und Hände durch den fortdauernden Druck steif und unempfindlich geworden, verstärke und dann zur Bewegung des Tisches hinreiche. Die Dynamiker lassen sich ebenfalls in 2 Reihen trennen, indem die Einen in dem Phänomen nichts als die Wirkung elektrischer oder magnetischer Kräfte sehen, die Andern aber vitale oder sogenannte odische Einwirkungen dabei muthmaßen. Die erstere Erklärungsweise kann man als physikalische, die letztere als physiologische oder organische bezeichnen. In Bezug auf erstere ist es aber auch den sorgfältigsten Untersuchungen noch nicht gelungen, am lebenden Menschenkörper elektrische Strömungen nachzuweisen. Und selbst wenn dies der Fall wäre, so bliebe es ganz unerklärlich, wie trockenes Holz durch elektrische Strömungen magnetisch werden, oder wie sich in dem Holze, welches nicht isolirt ist und mit Leitern in Verbindung steht, die Elektricität anhäufen könnte. Wenn einzelne Experimentatoren von Abweichungen der Magnetnadel, von Aenderungen der Tragfähigkeit der Magnete, von steigenden Turbationen der Magnetnadel ꝛc. zu berichten wissen, so steht so viel fest, daß es keine konstanten Erscheinungen beim Tischrücken sind, daß sie sich nicht willkürlich hervorrufen lassen und, weil die Bedingungen ihres Auftretens völlig verborgen sind, nicht Gegenstand des Experiments sein können. Was endlich die physiologische oder organische Erklärungsweise anlangt, welche die den Nerven eigenthümliche motorische, mit dem Leben selbst identische Kraft zu Hülfe nimmt u. im Tischrücken einen Schritt zur Erkenntniß des Einflusses sieht, den der Mensch auf die ihn umgebende Natur auszuüben vermöge: so befinden wir uns hier auf einem noch völlig unerschlossenen Gebiete, wo die Hypothese um so ungehinderter schaffen und wirken kann, als sie sich nicht innerhalb eines bestimmten Kreises von Beobachtungen zu halten hat. Wissenschaftlicher Werth kann mithin nur den mechanischen Erklärungsweisen beigemessen werden, wenn dieselben auch noch nicht die Erscheinung des Tischrückens auf die Gesetze der reinen Mechanik rechnend zurückzuführen im Stande sind.

Tisiphone, eine der Furien (s. d.).

Tisri (Tischri), der erste Monat des bürgerlichen und der siebente des gottesdienstlichen Jahres der Juden, beginnt in der zweiten Hälfte unseres Jahres und hat 30 Tage. Am 1. und 2. wird das Neujahr, am 3. die großen Fasten (Gedalja), am 10. das Versöhnungsfest, vom 15.—22. das Laubhüttenfest und am 23. die Gesetzesfreude gefeiert.

Tissaphernes, persischer Satrap von Lydien, leistete dem Artaxerxes Mnemon im Krieg gegen seinen Bruder Cyrus Dienste und erhielt deshalb eine Königstochter zur Ehe und die Statthalterschaft des im Kampfe gefallenen Cyrus. Durch seine Treulosigkeit kamen viele Führer des dem Cyrus zu Hülfe gezogenen griechischen Heeres auf dem Rückzuge um. Als er die jonischen Städte dem König zu unterwerfen versuchte, riefen diese die Spartaner zu Hülfe und er ward von diesen unter Agesilaus 395 am Pactolus besiegt und in Folge dessen seiner Strategie entsetzt. Sein Nachfolger Tithraustes ließ ihn 400 hinrichten.

Tissot, 1) Simon André, schweizerischer Arzt, geboren den 20. März 1728 zu Grancy bei Lausanne, studirte zu Genf und Montpellier Medicin, ließ sich dann als Arzt in Lausanne nieder, leitete 1780—83 die Klinik in Pavia und † den 13. Juni 1797 zu Lausanne. Von seinen populär-medicinischen Schriften (Lausanne 1783—95, 15 Bde.; Par. 1809, 8 Bde.; deutsch, Leipzig 1784, 7 Bde.), fast in alle europäische Sprachen übersetzt, sind hervorzuheben: „L'Onanisme" (Lausanne 1760) und „Avis au peuple sur sa santé" (das. 1761).

2) Pierre François, französischer Schriftsteller, geboren den 10. März 1768 zu Versailles, studirte in Paris schöne Wissenschaften, betheiligte sich beim Ausbruch der Revolution an revolutionären Zeitschriften und erhielt bald darauf eine Anstellung bei der Proviantkommission, nach dem 18. Fructidor bei der Polizei und später durch Napoleon I.; auch ward er zum kaiserlichen Censor ernannt. Im Jahre 1814 erhielt er am Collége de France den Lehrstuhl der lateinischen Dichter. Während der hundert Tage gründete er die Zeitung, welche nach der zweiten Restauration unter dem Titel „Constitutionnel" erschien. Im Jahre 1833 ward er Mitglied der Akademie. Er † am 7. April 1854. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: eine poetische Uebersetzung der „Bucolica" (Paris 1800, 4. Aufl. 1823), „Trophées des armées françaises depuis 1782 jusqu'en 1815" (das. 1819, 6 Bde.), „Mémoires historiques sur Carnot" (das. 1824), „Etudes sur Virgile comparé" (das. 1825—30; 2. Aufl. 1841, 4 Bde.), „Poësies érotiques" (das. 1828, 2 Bde.) und „Histoire de la révolution française" (das. 1833—36, 6 Bde.).

Titan, Metall aus der Gruppe der wasserzersetzenden Metalle, welches Gregor 1791 zuerst im Titaneisen von Menaccan in Cornwallis entdeckte und Klaproth, der es unabhängig von jenem ebenfalls auffand, T. benannte. Es ist sehr verbreitet, ohne jedoch massenhaft vorzukommen; so im Titaneisenstein oder titansauren Eisenoxydul mit Eisenoxyd, als Titansäure in Rutil, Anatas, Brookit, im Titanit, in der kiesel- und titansauren Kalkerde. Man erhält das Metall bei der Reduktion des Kaliumtitansuperfluorids mittelst Kaliums als ein dunkles, fein zertheiltem Eisen ähnliches Metallpulver, welches an der Luft erhitzt mit lebhaftem Glanz verbrennt und in die Flamme geworfen mit sternförmigen Funken umhersprüht. Mit Sauerstoff liefert es Titanoxyd, wie Eisenoxyd aus 2 Atomen T. und 3 Atomen

Digitized by Google

Sauerstoff, und Titansäure, wie Zinnsäure aus 1 Atom T. und 2 Atomen Sauerstoff bestehend. Letztere kommt in der Natur in den 3 oben erwähnten heteromorphen Mineralien krystallisirt vor. Davon ist der Rutil (Nigrin, peritomes Titanerz) dem Zinnstein isomorph, krystallisirt im quadratischen oder tetragonalen Oktaëder, häufig in sich wiederholender, knieförmiger Zwillingsverwachsung, auch in nadel- und haarförmigen, oft gitterförmig einander durchkreuzenden Krystallen (Sagonit). Er kommt oft auch derb und eingesprengt, auch körnig, in Geschieben vor. Er ist deutlich blättrig nach den Flächen der Säulen, von muscheligem Bruch, durchscheinend bis undurchsichtig, von metallischem Diamantglanz, roth, gelb, braun u. schwarz mit gelblichbraunem Strich (Nigrin), meist aber roth, und zwar hyacinth-, blut-, cochenillroth, auch röthlichbraun. Das specifische Gewicht ist 4,2—3, die Härte die des Feldspaths. Das Mineral besteht aus Titansäure mit $1^1/_2$—$2^1/_2$ Procent Eisenoxyd, ist für sich unschmelzbar, färbt die Boraxperle in der äußeren Flamme grünlich, in der inneren schmutzig violett und wird von Säuren nicht angegriffen. Es kommt nur in krystallinischen Gebirgen vor, in Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Chloritschiefer ꝛc., oft eingeschlossen in Quarz; ausgezeichnet in den Alpen, so im Zillerthal, in Pfitsch, in Tyrol, in Salzburg, am St. Gotthard, im Binnenthal in Wallis, zu Tirschenreuth in der Oberpfalz, Olaspian in Siebenbürgen (Nigrin), Arendal in Norwegen, St. Yrieux in Limoges in Frankreich, am Ural, in Georgia, bei Villarica in Brasilien ꝛc. Der Rutil liefert eine gelbe Porzellanfarbe. Hierher gehört auch der Anatas (s. d.). Der Brookit (Arkansit) krystallisirt rhombisch, oft in tafelförmig ausgedehnten flächenreichen Krystallen, mit einfachem blättrigen Bruch, ist durchscheinend bis undurchsichtig, metallisch diamantglänzend, hyacinthroth, röthlichbraun bis schwarz, auch gelblichbraun mit weißem Strich. Die Härte ist die des Anatas und das specifische Gewicht das des Rutils. Er findet sich mit Anatas zu Bourg d'Oisans, im Madernerthal u. an andern Orten in der Schweiz, in den Goldseifen zu Miask am Ural, am Snowdon in Wallis, in Arkansas.

Titaneisenstein (Ilmenit, Washingtonit, exotomes Eisenerz), Mineral, krystallisirt rhomboëdrisch in zum Theil tafelförmigen, vollkommen nach der Gradendfläche spaltbaren Krystallen, findet sich aber häufiger derb, schalig, körnig, eingesprengt und in losen Körnern (Iserin), oft als feiner Sand (Titaneisensand, Menakanit). Der Bruch ist muschelig und uneben, die Härte die des Apatits bis Feldspaths, das specifische Gewicht 4,4—4,7. Das Mineral ist eisenschwarz, wenig glänzend, mit schwarzem Strich, meist schwächer oder stärker magnetisch, unschmelzbar, zeigt Eisenreaktion. Salzsäure löst das feine Pulver unter Rücklassung der Titansäure. T. enthält wesentlich Titansäure, Eisenoxydul und Eisenoxyd, aber in sehr abweichendem Verhältniß. Er kommt vor im Granit von Aschaffenburg, im Granit und Gneis Norwegens (Arendal, Kragerö), im Miascit vom Ilmensee im Ural, im Serpentin (Wallis, Gastein), Chloritschiefer (Zermatt in Wallis), auf kleinen Mineralgängen mit Anatas im Diorit von Bourg d'Oisans (Crichtonit), im Dolerit und Basalt (Kaiserstuhl), in vulkanischen Auswürflingen (Laach), im Edelsteinsand der Iserwiese, im Goldsand von Olaspian in Siebenbürgen, am Ural, für sich und mit Magneteisen im Sand von Menaccan, auf Neuseeland, wo man Stahl daraus gewinnt.

Titanen, in der griechischen Mythe das dritte Göttergeschlecht, die Söhne und Töchter des Uranus u. der Gäa, nämlich Oceanus, Coius, Crius, Hyperion, Japetus und Kronos (Saturnus); Thia, Rhea, Themis, Mnemosyne, Phöbe und Tethys. Uranus warf seine Söhne, die Hekatonchiren (Hundertarmigen) Briareus, Cottus und Gyes, in den Tartarus. Von Gäa aufgereizt erhoben sich hierauf die T. gegen den Vater, entmannten ihn, befreiten die Brüder aus dem Tartarus und übergaben dem Saturnus die Herrschaft. Gegen diesen und die herrschenden T. begann aber später Zeus im Verein mit seinen Geschwistern den Kampf. Derselbe (Titanomachie) wurde in Thessalien geführt, von den T. vom Othrys, von den Saturniden vom Olympus herab. Erst nach 10 Jahren siegte Zeus dadurch, daß er die Cyklopen und Hekatonchiren aus dem Tartarus befreite. Die T. wurden hierauf in eine Schlucht unter dem Tartarus gekerkert und die Hekatonchiren zu ihren Wächtern gesetzt. S. Saturnus. Dieser Kampf, der wohl das Streben, Ordnung im Weltall herzustellen, symbolisiren soll, ist zu unterscheiden von dem der olympischen Götter gegen die himmelstürmenden Giganten (s. d.). In der späteren Mythologie werden alle von den T. abstammenden Gottheiten, z. B. Helios, Selene, Hecate, Prometheus ꝛc., mit diesem Namen benannt, sowie derselbe auch alten Völkerstämmen und den Stammvätern der Menschen beigelegt wird. Vgl. Schömann, De Titanis Hesiodeis, Greifswald 1846.

Titanit (Braun- und Gelbmenakerz, Sphen, Ligurit), Mineral, krystallisirt in einem sehr verwickelten, vielflächigen, monoklinischen 2- und 1gliedrigen System. Die Grundform ist eine schiefe rhombische Säule; die Krystallformen sind schiefe rhombische Tafeln, kurze Säulen u. andere Formen, häufig auch sich durchkreuzende Zwillinge. Der Bruch ist muschelig, die Härte die des Apatits und darüber; das specifische Gewicht 3,5. Das Mineral ist selten durchsichtig, häufiger durchscheinend in verschiedenem Grad, diamant- und glasglänzend, im Bruch wachsglänzend, selten farblos, meist grün, gelb, roth, braun, die Krystalle nicht selten zweifarbig, der Strich ungefärbt. T. ist titan- und kieselsaure Kalkerde, auch eisenoxydulhaltig, mit 33—34 Proc. Titansäure und 28—33 Kieselsäure. Für sich vor dem Löthrohr schwierig an den Kanten schmelzend, liefert es mit Borax ein gelbes Glas. Es ist nur als sehr feines Pulver durch Salzsäure zersetzbar. Ausgezeichnet krystallisirt findet es sich auf Mineralgängen im krystallinischen Schiefergebirge und in den dioritischen Gesteinen der Alpen (Zillerthal und Pfitsch, Tavetschthal in Graubünden, Bristenstock in Uri u. an andern Orten). Braune und gelbe Krystalle

Digitized by Google

von langem Umriß sind weit verbreitet im Syenit (Passau, Weinheim, Thüringerwald, Norwegen) u. im Trachyt (die Rhön, Klingstein von Böhmen, in den Auswürflingen am Laachersee, an der Somma und an vielen andern Fundorten). Der durchsichtige grüne T. der Alpen wird als Edelstein benutzt.

Titansäurehydrat, chemische Verbindung, ist weiß, löst sich in Säuren und Kohlensäuren und verwandelt sich beim Erhitzen unter Erglühen in wasserfreie Titansäure. Diese ist röthlichbraun, unschmelzbar, unlöslich in Wasser und Säuren, aber löslich in koncentrirter Schwefelsäure; mit kohlensaurem Natron zusammengeschmolzen treibt sie Kohlensäure aus, aber die geschmolzene Masse zersetzt sich mit Wasser, indem sich Alkali löst und saures, titansaures Alkali ungelöst zurückbleibt. Wenn man irgend eine Lösung von Titansäure in Salzsäure in sehr verdünntem Zustande erhitzt, so scheidet sich die Titansäure als zartes weißes Pulver aus. Schmilzt man Titansäure mit saurem schwefelsauren Kali, so löst sie sich und die geschmolzene Masse löst sich vollständig in Wasser, ohne daß sich Titansäure abscheidet. Die Lösung trübt sich beim Erkalten, wird aber beim Erwärmen wieder klar. Aus der Lösung des sauren titansauren Alkali's in Säure fällen Alkalien u. Schwefelammonium T., Weinsäure verhindert diese Fällung. Eine Lösung der Titansäure in Salzsäure wird durch Zinn, unter Wasserstoffentwicklung violettblau gefärbt und es scheidet sich ein dunkelvioletter Niederschlag aus, der durch Sauerstoff wieder weiß wird. **Titanoxyd** (Sesquioxydul) entsteht, wenn man die salzsaure Lösung der Titansäure mit Kupfer digerirt; es wird durch Ammoniak aus der violettrothen Flüssigkeit als Hydrat gefällt, oxydirt sich aber unter Wasserstoffentwicklung schnell zu Titansäure. Von seinen Salzen ist nur das Schwefelsäuresalz gekannt. **Titanchlorid** destillirt, wenn man Chlor über ein Gemenge von Titansäure und Kohle leitet, als farblose Flüssigkeit, die bei 136° siedet und noch nicht bei — 25° fest wird. Es raucht an der Luft, zieht Feuchtigkeit an und erstarrt zu wasserhaltigem Chlorid, welches sich in mehr Wasser löst und krystallisirt. Wie das Zinnchlorid gibt das Titanchlorid eine Reihe interessanter Verbindungen. Leitet man die Dämpfe mit Schwefelwasserstoff durch ein schwachglühendes Rohr, so scheidet sich Schwefeltitan in metallglänzenden, messinggelben Schuppen ab. Dasselbe zersetzt sich an feuchter Luft und verbrennt beim Erhitzen zu Titansäure. Wasserstoff- und Titanchloriddämpfe durch eine glühende Röhre geleitet geben dunkelviolette Schuppen von **Titansesquichlorür**, welches an der Luft zerfließt, mit Wasser eine violette, stark reducirend wirkende Lösung gibt und sich allmählig in Titansäure und Salzsäure zersetzt. Das Titan kann sich direkt und indirekt mit Stickstoff vereinigen und bildet mit demselben eine Reihe von Verbindungen, welche indigblaue oder gelbe, metallglänzende Körper bilden. Die kupferfarbenen Würfel, welche sich in Hohöfen bilden, in denen titanhaltige Eisenerze verschmolzen werden und welche man früher für metallisches T. hielt, sind eine Verbindung von Cyantitan mit Stickstofftitan. Dieselbe entsteht auch, wenn man über ein Gemisch von Titansäure und Kohle bei Platinschmelzhitze einen Strom Stickstoffgas leitet.

Titel (titulus), Benennung, welche den Stand, das Amt, die Würde, den Rang einer Person in der bürgerlichen Gesellschaft bezeichnet. Bei den eigentlichen T.n unterscheidet man: **Standestitel**, die verschiedenen Benennungen fürstlicher und adeliger Personen, und **Amtstitel**, die von der Bekleidung eines Amtes hergenommenen T. Diese zerfallen in Amtstitel im **engeren** Sinne, welche wirklichen Beamten zukommen, Ehrentitel, mit denen kein Amt oder doch kein dem T. entsprechendes Amt verbunden ist, z. B. Titulaturräthe, und in T. für charakterisirte Personen, d. h. für Personen, welche das Amt, wovon sie den T. noch führen, früher bekleideten. T. besonderer Art sind die sogenannten akademischen T. Baccalaureus, Licentiat, Magister und Doktor, welche durch bestimmte, unter gewissen Bedingungen abgelegte Leistungen zu erlangen sind. Im römischen Recht bezeichnet T. (titulus acquirendi) den gesetzlichen Grund, aus dem Jemandem ein Recht oder der Besitz einer Sache zusteht. Im kanonischen Recht versteht man unter T. die Einkünfte oder Güter, welche zum Unterhalt der Geistlichen dienen und ursprünglich gewisse den Geistlichen zur Ausübung ihres Amtes angewiesene Sitze waren; dann seit dem Mittelalter die geistliche Würde oder das geistliche Amt selbst. Im Bücherwesen ist T. s. v. a. Aufschrift eines Buchs, die gewöhnlich auf dem ersten Blatt (**Titelblatt**) enthalten ist. Insbesondere heißen auch so die Aufschriften der Kapitel im Corpus juris, namentlich in den Institutionen, Pandekten und dem Codex, sowie neuerdings auch in den preußischen und andern Gesetzgebungen.

Titicacasee (**Laguna di Titicaca, Laguna de Chucuito**), großer südamerikanischer See im südöstlichen Theil von Peru und im westlichen Theil von Bolivia, auf dem Plateau von Oberperu, eingeschlossen von den Küstencordilleren und den bolivianischen Andes. Der T. ist einer der höchstgelegenen Landseen der Erde, liegt 12,055 Fuß über dem Meere, ist 40 Meilen lang, 14 Meilen breit, 252 QMeilen groß, an manchen Stellen bis zu 700 Fuß tief und sehr fischreich. Seine Ufer sind holzlos und unangebaut, aber reich an prächtigen Grabmälern mit zum Theil vertrockneten Leichen einer ausgestorbenen Menschenrace. Im Norden empfängt der See zahlreiche Bergströme; sein einziger Abfluß ist der Rio Desaguadero an der Südwestspitze. Der See wird durch große Landzungen in mehre Theile zerschnitten, die nur durch schmale Kanäle mit einander in Verbindung stehen. Der Hauptsee oder **eigentliche T.** liegt fast ganz auf peruanischem Gebiet, südöstlich davon dehnt sich auf bolivianischem Gebiet die **Laguna de Vinamarca** aus, mit jenem durch den Kanal von Tiquina verbunden, westlich ist der **Busen von Puno** oder **Chucuito**, nordwestlich der **Azangaro**, nördlich der **Aullagos**. Der See wird mit Dampfbooten befahren und enthält zahlreiche Inseln, von welchen die am südlichen Ende gelegene, zu Bolivia gehörige Insel **Titicaca** die größte und merkwürdigste ist. Diese hat 6000 Schritte im Umfang und eine Menge zum Theil

Digitized by Google

großartiger Ueberreste altperuanischer Baukunst. Sie galt als heilig und trug einen prächtigen Sonnentempel, welcher nach dem in Cuzco der berühmteste und reichste war. Bei der Eroberung Peru's durch die Spanier sollen alle Reichthümer des Tempels, unter andern eine große goldene Kette von 233 Ellen Länge, von den Priestern in den See versenkt worden sein. Vgl. Pentland, The laguna de Titicaca, London 1848.

Tities (lat.), eine der 3 ältesten Tribus, aus denen die Bürgerschaft des ältesten Rom nach der Vereinigung mit den Sabinern und etruscischen Stämmen bestand. Die Ramnes waren der älteste Stamm, nach ihm kamen die T. und zuletzt die Luceres. Obgleich alle 3 Stämme gleich berechtigt waren, übten doch die Ramnes und T. einen Vorrang über die Luceres aus.

Titlis, Gebirgsstock der berner Alpen auf der Grenze der schweizerischen Kantone Unterwalden, Uri u. Bern; erhebt sich in seinem höchsten Gipfel, dem Rollen, 9970 Fuß über die Meeresfläche und 8620 Fuß über den Vierwaldstädtersee und steigt unmittelbar aus dem engelberger Thal empor. Sein Rücken gewährt eine weite, prächtige Aussicht, ist aber mit ewigem Schnee und Eis bedeckt.

Titrirmethode, Maßanalyse, volumetrische chemische Analyse, hat wie die Gewichtsanalyse die quantitative Bestimmung der Körper zum Zweck, gewinnt aber ihre Resultate auf durchaus verschiedenem Wege. Bei der Gewichtsanalyse wird der gesuchte Körper entweder für sich oder in einer konstanten Verbindung durch einen Ueberschuß des Fällungsmittels abgeschieden, durch Auswaschen gereinigt, getrocknet und gewogen, bei der T. dagegen setzt man von dem Fällungsmittel eben nur so viel zu der Flüssigkeit, welche den gesuchten Körper enthält, hinzu, als zur vollständigen Abscheidung desselben erforderlich ist. Es kommt also darauf an, den Punkt genau zu erkennen, in welchem dieser Zweck erreicht ist. Als Hülfsmittel dienen hierbei Pflanzenfarben, welche sich in dem Moment verändern, in welchem die Reaktion der Flüssigkeit sich ändert, oder man setzt einen Körper zu der Flüssigkeit, welcher seine Gegenwart in dem betreffenden Moment erkennbar macht. Soll z. B. Chlor bestimmt werden, so vermischt man die Flüssigkeit, in welcher es sich etwa an Natrium gebunden befindet, mit sehr wenig chromsaurem Kali. Fällt man dann das Chlor vorsichtig mit salpetersaurem Silberoxyd, so wird der Niederschlag rein weiß bleiben, so lange noch eine Spur Chlor gelöst ist. Ist aber das letzte Chlor in Chlorsilber übergeführt, so fällt der nächste Tropfen der Silberlösung blutrothes chromsaures Silberoxyd und man merkt, daß der Versuch beendet ist. Die Flüssigkeiten, mit denen man nach der T. arbeitet, sind stets von bestimmtem, genau bekanntem Gehalt (titre), und in letzter Instanz bezieht sich derselbe auf eine Wägung. Man hat z. B. genau 63 Gramm Kleesäure in so viel Wasser gelöst, daß die Flüssigkeit 1 Liter mißt, und kann nun eine Natronlauge bereiten, von welcher genau 1 Kubikcentimeter durch 1 Kubikcentimeter der Probesäure gesättigt wird. Es ist dann sehr leicht zu berechnen, wie viel Natron in dieser Lauge enthalten ist. Die Kleesäure wird von der rothen Uebermangansäurelösung zersetzt u. dabei entfärbt sich die letztere. Ist sämmtliche Kleesäure zersetzt, so färbt der nächste Tropfen der Uebermangansäure die Flüssigkeit roth u. man kann also wieder den Titre der Uebermangansäurelösung so stellen, daß 1 Kubikcentimeter genau 1 Kubikcentimeter Oxalsäurelösung zersetzt. Der Gehalt der Flüssigkeit an Uebermangansäure ist dann leicht zu berechnen. Soll nun aber der Oxalsäuregehalt einer beliebigen Flüssigkeit bestimmt werden, so wird man mit der Bürette so lange von der titrirten Uebermangansäurelösung hinzutröpfeln, bis die rothe Farbe beständig bleibt. Aus der verbrauchten Menge berechnet man dann, wie viel Oxalsäure in der Flüssigkeit enthalten war. Zur Ausführung einer Eisenanalyse wiegt man 1 Gramm des Erzes ab und löst es in Salzsäure, ohne zu filtriren wirft man in die warme saure Lösung eisenfreies Zink, welches sich unter stürmischer Wasserstoffentwicklung löst, so daß alles Eisenoxyd zu Oxydul reducirt wird. Man verdünnt dann mit Wasser und läßt von der Uebermangansäurelösung aus der Bürette so lange zufließen, bis die Flüssigkeit eben roth wird. Die Uebermangansäure oxydirt nämlich das Eisenoxydul zu Oxyd und zersetzt sich dabei. Sobald kein Oxydul mehr vorhanden ist, bleibt der nächste Tropfen unzersetzt und färbt die Flüssigkeit roth. Man kann nun auch die Erzlösung auf ein bestimmtes Volumen verdünnen, einen Bruchtheil davon abpipettiren und in diesem ohne vorherige Behandlung mit Zink das Eisen bestimmen. Dann erfährt man den Oxydulgehalt des Erzes, und wenn man nun einen zweiten Bruchtheil reducirt und dann mit Uebermangansäure titrirt, so erhält man den ganzen Eisengehalt. Die T., ursprünglich nur zur Bestimmung des Gehalts der Soda und der Potasche angewandt, ist in den letzten Jahren so weit ausgebildet, daß sie jetzt eins der wichtigsten Hülfsmittel der modernen Chemie bildet. Sie gestattet eine höchst exakte und besonders sehr schnelle Ausführung von Analysen, die nach der alten Methode sehr lange Zeit erforderten und dadurch vielen Wechselfällen ausgesetzt waren. Die T. ist auf die meisten Körper anwendbar und kann, wo es noch nöthig ist, stets mit der Gewichtsanalyse kombinirt werden. Ueber die wichtigsten Instrumente, welche man zur Ausführung der Arbeiten braucht, s. Bürette und Pipette. Vgl. Mohr, Lehrbuch der chemisch-analytischen T., Braunschw. 1855; Gräger, Die Maßanalyse, Weimar 1866.

Tittmann, 1) Johann August Heinrich, protestantischer Theolog, geboren den 1. August 1773 zu Langensalza, studirte in Wittenberg und Leipzig, ward hier 1796 Professor in der philosophischen, 1818 in der theologischen Fakultät und † am 31. Dec. 1831. Seine zahlreichen Schriften erstrecken sich über verschiedene Gebiete der theologischen Wissenschaft.

2) Karl August, Kriminalist, des Vorigen Bruder, geboren den 12. Sept. 1775 zu Wittenberg, studirte die Rechte zu Leipzig und Göttingen, ward 1801 Oberkonsistorialrath in Dresden, 1807 Hof- und Justizrath und † daselbst den 14. Juni 1834. Von seinen zahlreichen Schriften sind her-

Digitized by Google

vorzuheben: „Handbuch der Strafrechtswissenschaft und Strafrechtskunde“ (Halle 1807, 4 Bde.; 2. Aufl. 1822, 3 Bde.); „Die Strafrechtspflege in völkerrechtlicher Rücksicht mit besonderer Beziehung auf die deutschen Bundesstaaten“ (Dresden 1817); „Handbuch für angehende Juristen“ (Halle 1828, 2. Ausg. von Pfotenhauer, 1846).

3) Friedrich Wilhelm, namhafter Geschichtschreiber, der Vorigen Bruder, geboren den 29. April 1784 zu Wittenberg, studirte die Rechte zu Leipzig u. Wittenberg, ward 1804 zum Archivskanzlisten in Dresden, 1823 zum Oberkonsistorialrath und 1836 zum geheimen Archivar ernannt. Seit 1849 pensionirt, † er den 23. Mai 1864. Er schrieb: „Ueber den Bund der Amphiktyonen“ (Berlin 1812); „Verfassung des deutschen Bundes“ (Leipzig 1818); „Darstellung der griechischen Staatsverfassungen“ (Berlin und Leipzig 1822); „Geschichte Heinrichs des Erlauchten“ (Dresden und Leipzig 1845—46, 2 Bde.).

Tittmoning, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, Verwaltungsdistrikt Laufen, an der Salzach, gehörte ehemals zum Salzburggau, ist Sitz eines Landgerichts, hat ein Schloß, ein Kollegiatstift, eine gothische Kirche mit vielen Grabmälern, ein ehemaliges Augustinerkloster, ein Krankenhaus, Armenhaus, einen Eisenhammer und 1320 Einwohner. Die Stadt und Umgegend sind reich an römischen Ueberresten.

Titular (v. Lat.), Jemand, der mit dem Titel eines Amtes bekleidet ist, ohne die damit verbundenen Funktionen zu verrichten, gewöhnlich nur in Zusammensetzungen, wie Titularrath ꝛc. Vgl. Titel.

Titulatur (v. Lat.), die Beilegung des einer Person ihrem Stande gemäß zukommenden Prädikats, wie dasselbe theils durch das Herkommen, theils auch durch gesetzliche Vorschriften festgestellt ist.

Titurel, Held aus der Sage vom heiligen Graal (s. d.) und nach dieser der Sohn eines mythischen Königs von Frankreich und Parcivals Großvater, kam nach Salvaterre in Biscaya und baute auf dem unnahbaren Berge Mont Salvage einen Tempel für den heiligen Graal und eine Burg für die Hüter desselben, die Templeisen, deren heiliges Ritterthum er gründete. In der Geschichte der deutschen Poesie wird unterschieden: der „ältere T.“, 2 Bruchstücke von Wolfram von Eschenbach (s. d.), welche die Geschichte von Schionatulander und Sigune behandeln, und der „jüngere T.“, ein langes Gedicht von mehr als 6000 Strophen über die Tempelritterschaft des Graal, das mit Einschaltung und Ueberarbeitung der eschenbachschen Bruchstücke wahrscheinlich in den siebziger Jahren des 13. Jahrhunderts von einem gewissen Albrecht von Scharfenberg gedichtet worden ist, der, um den Eindruck seines Produkts zu verstärken, Wolframs Namen annahm und erst gegen das Ende mit seiner wahren Persönlichkeit hervortritt. Lange Zeit hat dies Gedicht, das zuerst in einer jetzt seltenen Ausgabe des „Parcival“ von 1477 gedruckt u. jetzt neu nach einer heidelberger Handschrift von Hahn (Quedlinburg und Leipzig 1842) herausgegeben worden ist, für ein Werk Eschenbachs gegolten, obschon es von dessen Geiste nicht die geringste Spur verräth. Das Gedicht verdient wegen der vorherrschenden Allegorie, der Ueberhäufung an Bildern, der überladenen Darstellung, der dunkeln, oft unverständlichen Sprache, der alles Maß überschreitenden Ausdehnung die Lobpreisungen nicht, die ihm zu Anfang der Wiedererweckung unserer älteren Literatur zu Theil geworden sind. Einen Auszug daraus gibt San-Marte in „Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach“ (Magdeburg 1842, Bd. 2).

Titus, apostolischer Gehülfe des Paulus, stammte von griechischen Aeltern ab, ward von Paulus für das Christenthum gewonnen, begleitete denselben nach Jerusalem und Ephesus, ging dann im Auftrag des Paulus nach Macedonien voraus, begab sich von da nach Korinth und besuchte auch Kreta sowie Dalmatien. Die Legende macht ihn zum ersten Bischof in Kreta. Der neutestamentliche Brief an T., einer der sogenannten Pastoralbriefe, läßt sich, wie die Briefe an Timotheus, ebenso wenig in die bekannte Lebensgeschichte des Apostels einreihen, als er zu den zwischen dem Schreiber und Empfänger obwaltenden Verhältnissen paßt. Er gibt Anweisung zur Presbyterwahl und zur Bekämpfung der Irrlehren. Der Brief ist übrigens in gutem Zusammenhang, wenn auch nicht in der paulinischen Lebendigkeit und Gedankenfülle geschrieben.

Titus Flavius Vespasianus, römischer Kaiser, der ältere Sohn des Kaisers Vespasianus, geboren 40 n. Chr., wurde am Hofe Nero's mit Britannicus erzogen, ward ein geschickter Sachwalter u. zeichnete sich auch im Kriege als Tribun namentlich in Germanien und Britannien frühzeitig aus. Als sein Vater 67 als Statthalter nach Syrien geschickt wurde, um die Empörung der Juden zu dämpfen, begleitete ihn T. und wurde von diesem, als er 69 Palästina verließ, um die Kaiserwürde zu erlangen, als Feldherr der römischen Truppen zurückgelassen. T. beendete den Aufstand durch die Eroberung und Zerstörung Jerusalems 70. Nachdem er mit seinem Vater einen prunkhaften Triumph gefeiert hatte, wurde er von Vespasian zum Praefectus praetorio und zugleich zum Theilnehmer an der Regierung ernannt. Zeigte er sich in dieser Eigenschaft despotisch und schwelgerisch, so erwarb er sich, nachdem er nach Vespasians Tode 79 den Thron bestiegen hatte, durch Milde und Gerechtigkeit den Namen der Liebe und Lust des Menschengeschlechts (amor ac deliciae generis humani). So vertrieb er die Delatores unter entehrenden Strafen aus Rom. In seine Regierung fallen die Verschüttung der Städte Herculanum und Pompeji beim Ausbruch des Vesuv am 24. Aug. 79, eine Feuersbrunst, welche 80 einen großen Theil Roms in Asche legte, und die Entvölkerung Italiens durch eine Pest. Er vollendete 80 das Colosseum, das sein Vater begonnen hatte, auch ließ er die Thermen, die seinen Namen tragen, bauen. Schon am 13. Sept. 81 erlag er in derselben Villa im Sabinerlande, in der sein Vater gestorben, einem Fieber. Ihm folgte sein Bruder Domitian (s. d.), nicht ohne den Verdacht auf sich geladen zu haben, der Beschleuniger seines Todes gewesen zu sein.

Tituskopf, Art, die Haare zu verschneiden, nach welcher dieselben so lang gelassen werden, daß sie noch schöne kurze Locken bilden können.

Digitized by Google

Tityus, in der griechischen Mythe Sohn der Gäa oder Sohn des Zeus und der Elara, der Tochter des Orchomenus, ein Riese auf Euböa, Vater der Europa. Da er sich (auf Veranlassung der Juno) an der Leto, als diese durch Panopeus nach Pytho ging, vergriffen hatte, ward er von Artemis und Apollo mit Pfeilen, oder von Zeus mit dem Blitzstrahl erlegt, und in der Unterwelt hacken zwei Geier seine immer wieder wachsende Leber aus.

Tiverton, Stadt in der englischen Grafschaft Devon, am Ex, ist durch eine kurze Zweigbahn mit der Eisenbahn von Bristol nach Exeter und Plymouth verbunden, hat eine lateinische Schule, Markthalle, ein Theater, Eisengießerei, Fabrikation von Spitzen und Wollwaaren, Fischerei, Handel und 10,447 Einwohner. T. wählt 2 Mitglieder ins Unterhaus.

Tivoli (das alte Tibur), Stadt in der Comarca di Roma im Kirchenstaate, auf der Höhe einer schmalen Felswand des Sabinergebirgs, links am Teverone (Anio), welcher hier einen prachtvollen, 60 Fuß hohen Wasserfall bildet, 3½ Meilen ostnordöstlich von Rom, mit diesem durch die Via Tiburtina verbunden, ist schlecht gebaut, Sitz eines Bischofs, hat eine alte Kathedrale, zahlreiche andere Kirchen, ein Jesuitenkollegium, einen schönen Markt mit 2 ägyptischen Säulen, mehre Villen u. 6600 Einwohner. Unter den vielen Alterthümern von T. ist die Villa des Hadrian, etwa ½ Stunde von der Stadt, das umfangreichste. Die berühmte Villa des Mäcen ist gegenwärtig in eine Eisenfabrik umgewandelt. Unmittelbar am Rande einer schroffen Felsschlucht, worin sich eine Neptunsgrotte befindet, liegt der trefflich erhaltene sogenannte Sibyllen-, in Wahrheit aber ein Vestatempel, eine runde Cella mit kanellirten korinthischen Säulen. An der entgegengesetzten Seite der Schlucht befinden sich die Ruinen einer Villa des Varus. Von den neueren Anlagen ist namentlich die 1549 erbaute Villa d'Este wegen ihrer prächtigen Gartenanlagen, zahlreichen Wasserkünste, einer Kolossalstatue der tiburtinischen Sibylle und besonders wegen der hier sich eröffnenden herrlichen Aussicht auf die Campagna mit Rom und auf das Albanergebirg zu bemerken. Auch sieht man hier den sogenannten Tempio delle Tosse, wahrscheinlich ein Grabmal. Merkwürdig ist der in der Nähe von T. sich befindende Schwefelsumpf, die Solfatara (s. d.) genannt. Vgl. Viola, Storia di T., Rom 1819; Sebastiani, Viaggio a T., das. 1825. Auch ist T. der Name von Vergnügungsörtern mit Gartenanlagen, Schauspiel, Illumination, Rutschbergen ꝛc. in Paris, Berlin, Wien, Antwerpen, Kopenhagen ꝛc.

Tixtla (Tixtlan, Ciudad Guerrero), Hauptstadt des mexikanischen Departements Guerrero, hat 6000 Einwohner.

Tizian, Maler, s. Vercelli.

Tizzana, Stadt in der italienischen Provinz Florenz, am Ombrone, hat Oel- und Weinbau und 8500 Einwohner.

Tjumen (früher Jepantscha), Kreisstadt im asiatisch-russischen Gouvernement Tobolsk, an der Tura, hat 12 griechische Kirchen, eine Moschee, eine russische Kreisschule, eine tatarische Schule, Fabrikation von Leder, wollenen Teppichen und Seife, Handel und 13,186 Einwohner. T. wurde 1586 gegründet und ist die älteste von den Russen in Sibirien angelegte Stadt.

Tlascala (Tlaxcala, d. i. Land des Brodes), Indianergebiet und Departement in Mexiko, ist auf drei Seiten vom Departement Puebla umgeben und grenzt im Nordwesten an das Departement Mexiko, liegt großentheils auf dem Plateau des Anahuac, ist reich an Eisensteinlagern und hat einen Flächenraum von 72 QMeilen mit 90,158 Einwohnern, größtentheils Indianern, welche sich durch hohen Wuchs wie durch Muth und einen ziemlichen Grad von Bildung auszeichnen, Ackerbau treiben und Woll- und Baumwollzeuche, Töpferwaaren ꝛc. verfertigen. T. steht unmittelbar unter der kaiserlichen Regierung von Mexiko; die innere Verwaltung ruht in den Händen eines Kaziken u. von vier Alkalden, welche indianischer Abkunft sein müssen. Die gleichnamige Hauptstadt, am Rio Pappagallo, einst Hauptstadt einer eignen Republik, hat eine schöne Kirche, ein Kloster, einen alten Bischofspalast, Fabriken in Tüchern, Mänteln, Goldwaaren, Tressen, Gewehren, Federschmuck ꝛc., lebhaften Handel mit diesen Fabrikaten und 4500 Einwohner. In der Umgegend sind Ueberreste altmexikanischer Bauten. T. bildete in der altmexikanischen Zeit eine oligarchische Republik mit ungefähr 500,000 Einwohnern; die Hauptstadt allein zählte zur Zeit ihres Glanzes gegen 100,000 Einwohner. Das Gebiet des Staates war gegen Westen durch Verschanzungen, gegen Osten durch eine 6 Meilen lange Mauer, gegen Norden und Süden durch Berge gedeckt. Bei der Eroberung Mexiko's durch die Spanier schlossen sich die Tlascalaner, ein den Azteken verwandter Stamm der Nahuatlaken, zuerst von allen Indianerstämmen an Cortez an, welcher daher der Republik eine gewisse Selbstständigkeit unter spanischer Oberherrschaft und Tributpflichtigkeit verschaffte. Nachdem Mexiko das spanische Joch abgeworfen hatte, ward T. als Territorium unter Beibehaltung seiner bisherigen Verfassung in den mexikanischen Staatenbund aufgenommen und behielt dieselbe auch unter dem neuen Kaiserreich.

Tlemsan (bei den Franzosen Tlemezen), Stadt in der französisch-algerischen Provinz Oran, 5 Meilen von der marokkanischen Grenze, 6 Meilen vom mittelländischen Meere entfernt, am Ende einer fruchtbaren, wohlbewässerten Ebene, auf drei Seiten von tiefen Schluchten, außerdem von einer starken Mauer umgeben und durch ein Fort gedeckt, hat Teppich- und Wollzeugweberei, Handel und 12,850 Einw. Dabei liegen die Ruinen einer alten unbekannten Stadt, angeblich des Bischofssitzes Tremis. T. war zur Zeit des Mittelalters eine blühende Stadt u. die Residenz der auf die Almohaden folgenden maurischen Dynastie Beni Zian. In den Kriegen unter der türkischen Herrschaft wurden viele Häuser zerstört und T.s Blüthe und Reichthum großentheils vernichtet. Im Jahre 1836 wurde die Stadt von den Franzosen besetzt, im Frieden von Tafna (30. Mai 1837) aber wieder von Abd-el-Kader freigegeben, 1841 indeß oft aufs Neue von ihnen genommen und ist seitdem in französischem Besitz geblieben. Im

Digitized by Google

März 1842 und im Oktober 1845 fanden hier nochmals harte Kämpfe zwischen den Franzosen und Abd-el-Kader Statt. Nach der Stadt T. wurde die jetzige Provinz Oran anfangs einige Zeit Provinz T. genannt.

Tlepolemus, in der griechischen Mythe Sohn des Hercules und der Astyoche, mußte als Mörder seines Oheims Licymnius in Argos von da fliehen und ließ sich in Rhodus nieder, wo er die Städte Cnidus, Jalysus und Camirus baute. Er betheiligte sich mit 9 Schiffen am Zuge nach Troja, ward aber von Sarpedon getödtet.

Toast (engl.), vom lateinischen tostum, das Geröstete, eigentlich die gerösteten Brodschnitte, die in England allgemein zum Thee gegeben werden; jetzt fast in alle neueren Sprachen übergegangene Bezeichnung der Trinksprüche, welche bei Gastmählern und Gelagen ausgebracht und gewöhnlich durch längere oder kürzere Reden und Ansprachen eingeleitet werden. Nach der gewöhnlichen Erklärung kommt der Name daher, daß man früher Demjenigen, der eine Gesundheit ausbringen sollte, mit dem Glase zugleich eine geröstete Brodschnitte überreichte. Schon die alten Griechen und Römer pflegten auf das Wohl An- und Abwesender zu trinken, nachdem man zuerst den Göttern eine Libation gebracht; die Römer nannten dies graeco more oder ad numerum bibere.

Tobarra, Stadt in der spanischen Provinz Albacete (Murcia), am Südabhange des Plateau's von Murcia und an der Straße von Albacete nach Murcia, hat Schwefelquellen mit gut eingerichteten Badeanstalten und 4376 Einw.

Tobermorry, Hauptort der schottischen Hebrideninsel Mull, auf der Nordostküste am Mullsund gelegen, hat einen guten Hafen, Fischerei und 4500 Einw.

Tobias, ein apokryphisches Buch des Alten Testaments, im Wesentlichen folgenden Inhalts: T., ein im Exil zu Ninive lebender Jude, hatte unter Salmanassar als Hoflieferant bedeutende Reichthümer gesammelt, mußte aber unter Sanherib, da er trotz einem Verbot nicht von seinen Liebeswerken an Israeliten ließ, fliehen und verlor sein Vermögen. Später durfte er zurückkehren, erblindete aber und sandte in dieser hülflosen Lage seinen gleichnamigen Sohn nach Rages in Medien, um eine dort bei Gabet niedergelegte Summe zu holen. Als Reisegefährte gesellte sich diesem in der Gestalt eines Wanderers der Engel Raphael zu. In Ekbatana kehrten sie bei Raguel ein, dessen Tochter Sara T. heirathete. Nachdem Raphael von da aus das Geld aus Medien geholt, kehrten sie nach Ninive zurück und der Sohn heilte den Vater mit Hülfe der Galle eines auf der Reise erlegten Fisches von seiner Blindheit. Das Buch ist ursprünglich griechisch verfaßt, aber verschieden bearbeitet. Der Text in der Septuaginta ist verschieden von dem der Vulgata, dem Luther in seiner Uebersetzung folgte. Die neueste kritische Bearbeitung lieferte Fritzsche (Leipzig 1853), die neueste Uebersetzung und Erklärung Reusch (Freiburg im Br. 1857).

Tobler, Titus, namhafter schweizerischer Gelehrter, geboren den 25. Juni 1806 zu Stein im Kanton Appenzell, studirte zu Wien, Würzburg und Paris und ließ sich dann in seiner Heimat als Arzt nieder, widmete sich aber nebenbei mundartlichen Studien und publicistischen Arbeiten. Die Frucht der ersteren war sein „Appenzellischer Sprachschatz" (Zürich 1837, 2 Bde.). Als Früchte seiner drei Reisen nach dem Orient erschienen u. A.: „Lustreise ins Morgenland" (Zürich 1839, 2 Bde.), die „Topographie von Jerusalem und seinen Umgebungen" (Berlin 1853—54, 2 Bde.) und „Dritte Wanderung nach Palästina" (Gotha 1858). Später nahm T. seinen Wohnsitz zu Horn im Kanton Thurgau, wo er bei der Revision der thurgauer Verfassung thätig war und 1853 zum Mitglied des eidgenössischen Nationalraths gewählt ward.

Tobol (kirgisisch Tabul), Fluß im westlichen Sibirien, entspringt auf dem kirgisischen Ural, fließt nordöstlich, nimmt rechts die Abuga, links den Ui, Iset, Tura und Tawda auf und fällt nach einem Lauf von 90 Meilen bei Tobolsk in den Irtysch.

Tobolsk, asiatisch-russisches Gouvernement im Generalgouvernement Westsibirien, grenzt nördlich an das Eismeer, östlich an die Gouvernements Jeniseisk und Tomsk, südlich an die Kirgisensteppe, westlich an die Gouvernements Orenburg, Perm, Wologda und Archangel und hat mit dem ihm einverleibten Gouvernement Omsk einen Flächengehalt von 27,028 QMeilen mit 1,021,266 Einw., Russen (darunter viele Verbannte), Tataren, Bucharen, Juraken, Wogulen, Samojeden, Ostjäken, meist griechisch-russischer Konfession, übrigens ohne fast alle Ausbildung. Das Land ist größtentheils öde und der Kultur unzugänglich, im Norden meist sumpfig, im Süden befinden sich viele Steppen mit Salzseen, der westliche Theil ist durch den Ural und dessen Ausläufer gebirgig; einige Gegenden haben dichte Waldungen. Die Küste ist durch den obischen Meerbusen und das karische Meer tief eingeschnitten. Der Hauptfluß ist der Ob, der den Irtysch mit Tobol und Ischim, die Soswa und Kara aufnimmt. Die bedeutendsten Seen sind der Abischkan und der Sumy oder Tschebakly-see im Südosten und der Ugansloe Ozero im Nordwesten. Das Klima ist nur im mittleren und südlichen Theil gemäßigt, im Norden dagegen so kalt, daß der Boden auch im Sommer nur selten aufthaut und daher für den Anbau ganz ungeeignet ist. Im Süden und in einigen milderen Gegenden, namentlich den Flußthälern des mittleren Theils, baut man Getreide, Hülsenfrüchte, Flachs, Hanf und einige Gemüse und zieht Pferde, Rindvieh, Schafe u. etwas Geflügel. Die Wälder bieten Speise- und Pelzwild in Menge, namentlich Bären, Wölfe, Füchse, Luchse und Zobel; im Norden finden sich Rennthiere, auch gibt es viel wildes Geflügel und Fische. Die Produkte des Mineralreichs beschränken sich auf Eisen und mehre Edelsteine. Der Handel, namentlich mit Pelz und Talg, sowie der Transitohandel ist beträchtlich. Die Industrie ist nur durch Fabrikation von Leder, Seife, Papier, Branntwein, Leinwand und einigen Baumwollstoffen vertreten. Unter der Landschaft T. verstand man sonst den größten Theil des jetzigen Generalgouvernements Westsibirien; 1781 wurde die-

Digitized by Google

selbe in die Statthalterschaften T. und Tomsk eingetheilt, 1822 bei der neuen Eintheilung Sibiriens aber T. und Tomsk als Gouvernements und Omsk als Provinz organisirt, in neuerer Zeit jedoch Omsk mit T. vereinigt. Das Gouvernement T. zerfällt in 9 Kreise. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung des Tobol in den Irtysch, 445 Meilen von Petersburg entfernt, ist eine alte Festung, aber ziemlich gut und regelmäßig gebaut, hat 30 Kirchen, darunter eine griechische Kathedrale, 2 Klöster, 2 Moscheen, ein theologisches und ein Schullehrerseminar, ein Gymnasium, eine Militär- und mehre andere Schulen, ein Arsenal, Theater und Arbeitshaus. Die Stadt ist der Sitz des Generalgouverneurs von Westsibirien, des Civilgouverneurs von T., des griechischen Erzbischofs von T. und Sibirien, der obersten Verwaltungsbehörden und eines Medicinalkollegiums. Die Industrie beschränkt sich auf Gerberei und Seifensiederei, der Handel ist dagegen sehr bedeutend, namentlich mit Pelz; T. ist die Hauptniederlage alles für die Krone eingehenden Pelzwerks, und die Kaufmannschaft der Stadt steht in ununterbrochenem Verkehr mit Moskau und Nishnij-Nowgorod einer- und dem übrigen Sibirien und China, den Kalmücken, Kirgisen und Tataren andererseits. Die Bevölkerung beläuft sich auf 16,270 Einw. (darunter 3000 Verwiesene), meist Russen, gegen 4000 Tataren und auch viele Deutsche, die hier eine lutherische Kirche haben.

Toboso, Stadt in der spanischen Provinz Toledo (Neukastilien), südöstlich von Toledo, mit Töpferei und 4000 Einw.; bekannt durch Don Quixote's Dulcinea von T.

Tobsucht (furor maniacus), Symptom mancher psychischer Krankheitszustände, namentlich ein Glied in der langen Kette von Erscheinungen, deren Gesammtheit wir als fortschreitende psychische Verwirrung, als eigentliche Geisteskrankheit bezeichnen. Der Anfang dieser Krankheit ist in der Mehrzahl der Fälle charakterisirt durch eine gedrückte, schmerzhafte Gemüthsverstimmung: der Geisteskranke befindet sich im Stadium der Schwermuth oder Melancholie. An dieses Stadium schließt sich nach kürzerer oder längerer Zeit ein Stadium der Aufregung, der Exaltation an, welches sich bald allmählig einstellt, bald ziemlich rasch und selbst plötzlich der Melancholie folgt. Nur ausnahmsweise, zumal bei sehr heftigen Veranlassungen oder bei ursprünglich exaltirten Charakteren stellt die Exaltation das erste Stadium der Geisteskrankheit dar. Abgesehen von dem Grade der Aufregung können sich die Erscheinungen des Exaltationszustandes sehr verschieden gestalten, je nachdem die eine oder andere Seite der seelischen Thätigkeiten davon betroffen ist; es können die Sinneswahrnehmungen, die Vorstellungen, die Bestrebungen sich exaltirt zeigen, es kann aber auch die Exaltation in der Form ausschweifender, gleichsam losgelassener motorischer Thätigkeiten, Worte und Handlungen, zuweilen mit sehr zurücktretenden Vorstellungen und Bestrebungen, sich darstellen, und dies nennt man eben T. T. oder Raserei ist also eine Exaltation, welche überwiegend in der aktiven motorischen Seite der psychischen Funktionen sich äußert, wenn ihr auch eine Aufregung in allen Gebieten der psychischen Vorgänge zu Grunde liegen mag. So sind z. B. Sinnestäuschungen aller Art bei Tobsüchtigen häufig vorhanden und bedingen sogar den Ausbruch der T., aber sie sind nicht wesentlicher Bestandtheil der T. und fehlen in vielen Fällen gänzlich. Die Vorstellungen zeigen bei den Tobsüchtigen die allermannichfachsten Abweichungen. Sie können normal sein, wenigstens in dem ersten Anfang der T., und solche Kranke warnen vor ihrem tobsüchtigen Ausbruch und bitten um Beaufsichtigung während desselben. In den meisten Fällen weichen die Vorstellungen, wenn sie auch ihrer Art nach nicht verrückt sind, in ihrer Aneinanderreihung vom normalen ab. Der Fluß der Vorstellungen bei Tobsüchtigen ist oft bis zum Wirrwarr überstürzt, oft von plötzlichen Stillständen und Lücken unterbrochen, überhaupt aber ungleichmäßig und dem Einflusse des Willens entzogen. Die Bestrebungen der Tobsüchtigen sind zwar tumultarisch und heftig, haben aber mehr den Charakter des Unwillkürlichen und entbehren jeder festen Richtung. Obwohl sie durch Widerstand gesteigert und unbändiger gemacht werden, so zeigen sie doch keine Nachhaltigkeit, sie werden bald vergessen oder von andern Bestrebungen abgelöst. Stets aber sind die den Vorstellungen als Aeußerungsmittel dienenden Bewegungen, Mienenspiel, Gestikulation, Sprache, Ortsbewegungen, Handlungen aller Art, gleichsam selbstständig exaltirt, wie losgelassen und an sich tumultarisch gesteigert. Zwar entsprechen diese Bewegungen noch hin und wieder den drängenden aufgeregten Wahnideen und den wilden Bestrebungen, aber sie stehen oft in keinem angemessenen Verhältniß zu den letzteren. Die Heftigkeit, Hastigkeit und Unbändigkeit der Bewegungen und des Sprechens kann bei verhältnißmäßig ruhigen oder bei fehlenden Vorstellungen, selbst ohne allen Trieb und ohne Bestrebungsexaltation sich einstellen. In der stillen T. äußert sich die Exaltation mehr in der Hastigkeit, Abgebrochenheit, Ueberstürzung der Rede, in der Wahl heftiger Ausdrücke, in dem lebhaften unstäten Blick, den vielen Grimassen und Gestikulationen, dem krampfhaft erregten Muskelspiel bei jeder Bewegung, dem hastigen Hin- und Herschreiten, dem unruhigen Herumwerfen im Bette ꝛc. Der Kranke kann dabei auf alle Fragen richtige Antworten geben, verspricht immer wieder ruhig zu sein und gibt sich selbst Mühe, zu gehorchen. In der wilden T. kann die Unbändigkeit die äußersten Grade erreichen. Ohne daß der Kranke nothwendig unter dem Einflusse des Zerstörungstriebes steht, zertrümmert er gleichwohl Alles und wüthet gegen Alles, was ihm gerade entgegenkommt; alle seine Bewegungen sind ungewöhnlich kraftvoll und zeugen von der äußersten Spannung. Der Verlauf der T. zeigt gewöhnlich Nachlässe und Steigerungen; zuweilen ist er durch ganz freie Zwischenräume unterbrochen, indem die T. bald einen Tag um den andern ausbricht, bald nur alle 4 Wochen (namentlich zur Zeit der Menstruation) einen oder mehre Tage hindurch Tobsuchtsanfälle zum Vorschein kommen. Ja es ist sogar beobachtet worden, daß

Digitized by Google

die Anfälle von T. nur alle Jahre oder in noch längern Zwischenräumen für mehre Wochen wiederkehrten. Die heftigeren Anfälle von T. dauern bald nur kurze Zeit, Stunden oder Tage lang, bald aber auch Wochen lang. Das heftigste Rasen währt, wenn man den Kranken vor schädlichen Einwirkungen schützt, namentlich ihn mit roher Behandlung verschont, selten über mehre Tage. Dagegen kann die stille T. Monate lang u. selbst über mehr als ein Jahr andauern. Die T. kann übergehen in Genesung, welche bald ziemlich plötzlich, bald ganz allmählig eintritt. Hat die T. jedoch einmal länger als ein halbes Jahr gedauert, so ist der Ausgang in Genesung selten. Stets bleibt übrigens auch nach scheinbar vollkommener Genesung eine große Neigung zu Rückfällen der T. übrig. Am häufigsten geht die T. in andere Krankheiten über, es tritt ein Rückfall in die Schwermuth, der Uebergang in Wahnsinn, Verrücktheit und allgemeinen psychischen Verfall ein. Die T. kann auch mit dem Tode endigen, dann waren entweder schon früher schwere körperliche Leiden, z. B. Tuberkulose, chronische Gehirnkrankheiten, vorhanden, oder der Tod wird durch die Heftigkeit eines Tobsuchtsanfalles herbeigeführt, in welchem Falle meist Blutaustritte in das Gehirn und die Hirnhäute als Ursache des Todes gefunden werden.

Tocantins (Tocatins), großer Fluß in Brasilien, der letzte (östlichste) der großen rechten (südlichen) Nebenflüsse des Amazonenstromes, entspringt in mehren Quellenflüssen auf den Hochgebirgen im Süden der Provinz Goyaz, durchströmt diese und die Provinz Para in nördlicher Richtung, hat mehre Wasserfälle und Stromschnellen und mündet nach einem Lauf von 350 Meilen unterhalb Villa Viçoza in der Provinz Para in den Rio Para, den südlichen Hauptmündungsarm des Amazonenstromes. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind der Rio das Almas, Parannan, Araguaya, Vermelho, Tizoiras, Crixa und Rio das Mortes.

Toccate (ital. toccata), Tonstück für Klavier oder Orgel, bei welchem beide Hände abwechselnd eine oft sich wiederholende Notenfigur vorzutragen hatten. War ein solches Stück von kleinerem Umfang, so hieß es Toccatina. Die Form ist zwar veraltet, wurde aber namentlich von Hummel, Clementi, Schumann u. A. wieder aufgenommen und besonders bei Etuden angewandt.

Toccato (ital., franz. tonquet), bei Trompetenchören die vierte Stimme, welche in Ermangelung der Pauken die Grundstimme bildet.

Tocqueville, Charles Alexis Henri Maurice Cérel de, namhafter französischer Publicist, geboren den 29. Juli 1805 zu Paris, studirte die Rechte, ward 1826 zum Instruktionsrichter und 1830 zum Hülfsrichter ernannt und 1831 nach den Vereinigten Staaten gesandt, um das dortige Gefängnißwesen kennen zu lernen. Als Früchte dieser Reise erschienen „Système pénitentiaire aux Etats-Unis et de son application en France" (Paris 1832, 2 Bde.; 3. Aufl. 1845) und „De la démocratie en Amérique" (das. 1835, 2 Bde., und öfter). Im Jahre 1836 ward er Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften und 1841 der Académie française. Nachdem er seit 1839 in der Deputirtenkammer auf der Seite der Opposition und nach der Februarrevolution von 1848 in der Constituante und Legislative gewirkt, trat er am 2. Juni 1849 als Minister des Auswärtigen ins Kabinet, zog sich aber nach dem Staatsstreich 1852 vom öffentlichen Leben zurück u. † den 16. April 1852 zu Cannes. Er schrieb noch: „Histoire critique du règne de Louis XV" (Paris 1846, 2 Bde.; 2. Aufl., das. 1847, 2 Bde.; deutsch, Leipzig 1857) und „L'ancien régime et la révolution" (Paris 1856, 5. Aufl. 1859).

Tocuyo (Nuestra Señora de la Concepcion de T.), Stadt in der südamerikanischen Republik Venezuela, Provinz Barquisimeto, in einem schönen Gebirgsthal am gleichnamigen Fluß, hat ein Kollegium, Wollweberei, Gerberei, Schafzucht, Woll- und Salzhandel und 11,000 Einw.; wurde 1545 erbaut.

Tod, das Aufhören des Stoffwechsels im Körper und damit auch des Lebens; das Kennzeichen desselben ist definitives Aufhören der Funktionen des Körpers. Man kann den örtlichen T., d. h. das Absterben einzelner Organe (s. Brand), unterscheiden vom allgemeinen T. e. Auch beim allgemeinen T. erfolgt das Absterben der einzelnen Körpertheile nicht mit Einem Schlage, sondern successiv. Ist die Funktion eines Organs oder Organtheiles auffallend, so erfahren wir seinen T. bald; so gibt sich der T. des Gehirns augenblicklich kund, während z. B. das Absterben eines Gliedes sehr allmählig sich bemerklich macht. In den meisten Fällen aber erfolgt der T. mehr oder weniger allmählig, es gehen seinem Eintritt Zeichen voran, welche dessen Annäherung verkünden. Das Stadium, in welches diese Zeichen fallen, heißt Todeskampf oder Agonie. Man nannte es einen Kampf, weil es manchmal unter Symptomen von Aufregung, Schmerzen und Krämpfen verläuft, und weil man sich poetischer Weise dabei eine Auflehnung des Lebensprincips gegen die drohende Vernichtung dachte. Aber sehr häufig verläuft es still und geräuschlos: dies der sogenannte Todesschlaf, namentlich bei hochbejahrten Leuten. Die Kräftigkeit des Körpers steht in keiner Beziehung zur Schwere des Todeskampfes, denn der kräftigste an Schlagfluß sterbende Mann schlummert unmerklich ein, während der abgezehrteste Schwindsüchtige sich oft tagelang quält. Die Erscheinungen der Agonie sind in jedem Fall gemischt aus den Symptomen der Krankheit, welche dem Leben ein Ende macht, und aus den Zeichen der fortschreitenden Lähmung des Nervensystems. Aufregungssymptome, von welchen die Krankheit begleitet war, verschwinden nach und nach, das Denkvermögen ist meist vermindert oder aufgehoben. Gegen die Umgebung zeigen sich Sterbende, selbst wenn sie noch bei Bewußtsein sind, meist gleichgültig. Häufiger fehlt das Bewußtsein, manchmal kehrt dasselbe in den letzten Momenten wieder, und die relative Ruhe nach den vorausgegangenen Schmerzen und Krämpfen wird vom Sterbenden als physisches Behagen empfunden. Der unbefangene Beobachter erkennt in der Ruhe das Fortschreiten der Lähmung. Die verschiedenen Organe sterben

Digitized by Google

in einer bestimmten, ziemlich regelmäßigen Reihenfolge ab. War das Bewußtsein noch erhalten, so überlebt es die Sinne. Der Geruchs- und Geschmackssinn scheinen zuerst zu verschwinden. Darauf erlischt meist der Gesichtssinn; die Sterbenden klagen nicht selten über einen Nebel vor den Augen oder rufen nach Licht. Für Gehörseindrücke geben sie noch Zeichen des Verständnisses, wenn das Auge schon von Dunkel umhüllt ist. Der Gefühlssinn ist bald schon frühzeitig sehr verringert, bald verschwindet er erst zuletzt. Nicht selten fühlen Sterbende die Kälte, welche von unten an aufwärts über den Körper fortschreitet. Allmählig verlieren die Muskeln die Fähigkeit, dem Willen zu gehorchen. Der Körper sinkt im Bette herab, die Gesichtszüge werden hängend, der Unterkiefer fällt herab und dadurch öffnet sich der Mund; die Augenlider sinken, ohne sich zu schließen. Die Hornhaut des Auges wird glanzlos und matt (gebrochenes Auge); das Auge wird starr und fixirt nicht mehr. Die Schläfe sinken ein, die Nase wird spitz und scheint verlängert. Das ganze Gesicht erscheint länger, das Kinn spitzer und hervorragender; das Gesicht ist gelblich, mitunter bläulich gefärbt, kühl, häufig mit kaltem Schweiße bedeckt (facies Hippocratica). Das Athmen geschieht langsam, selten und mühevoll, die Athemzüge werden ungleich, auf mehre oberflächliche folgt ein tiefer; kurz vor dem T.e werden sie immer seltener und, einzelne Schluchzer oder Seufzer ausgenommen, immer leiser. Da die schwachen Muskeln nicht mehr durch Husten den Schleim aus den Bronchien entfernen können, so tritt hörbares Rasseln des Schleims in den Luftwegen ein, welches bei den unregelmäßigen Athembewegungen als Todesröcheln bezeichnet wird. Der Schlund ist erweitert und gelähmt, so daß Getränke mit kollerndem Geräusch in die Magenhöhle herabfallen. Wegen der Schwäche der Schließmuskeln treten unwillkürliche Entleerungen von Koth und Harn ein. Auch die Zusammenziehungen des Herzens werden unzulänglich, die Arterien werden immer schwächer gefüllt, der Puls wird häufig, klein, zuletzt unfühlbar. Die Haut verliert wegen mangelhafter Füllung der Blutgefäße ihre Röthe und Turgescenz, deshalb treten die Talgfollikel stärker hervor, die Haare und Nägel erscheinen verlängert. Auch die Schleimhäute (der Lippen) erblassen. Die Wärme ist, wenn dem T.e Fieber vorausging, am Rumpf erhöht und steigt sogar über diejenige Höhe hinaus, welche sie bei am Leben bleibenden Fieberkranken erreicht. Dabei fühlen sich jedoch das Gesicht, besonders Nasenspitze und Ohren, sowie Hände u. Füße meist kühl an. Waren die Kranken während des Todeskampfes fieberlos, so sinkt die Wärme auch objektiv während desselben. Es ist unmöglich, auf Minuten genau den Moment des T.es anzugeben. Gewöhnlich sieht man die letzte Athembewegung, welche natürlich in einer Exspiration besteht, als Schluß des Lebens an, doch ist es sicher, daß die Gewebe des Körpers noch eine kurze Zeit über diesen Moment hinaus ihre Reizbarkeit erhalten, und es kann daher beim letzten Athemzug noch nicht von definitivem T.e die Rede sein. Erst wenn die Muskeln und Nerven aufhören, auf elektrische Reize zu reagiren, ist absoluter T. vorhanden. Etwa 8—12 Stunden nach erfolgtem T. erscheinen an den abhängigen Körpertheilen blaurothe Flecken (Todtenflecken), welche von der mechanischen Sonderung des Blutes abhängig sind. Bei Rückenlage der Leiche erscheinen die Todtenflecken am Rücken, bei Gesichtslage im Gesicht, auf Brust und Bauch. Häufig kommen auch an anderen, nicht abhängigen Stellen des Körpers Todtenflecken vor, namentlich bei blutreichen Leichen. Die Leichenkälte tritt zu verschiedener Zeit (½—24 Stunden, durchschnittlich 6—12 Stunden) nach dem T.e ein, je nach der Temperatur des Sterbenden und des umgebenden Mediums, namentlich auch je nachdem der Todte im Bette gelassen wird oder nicht. Ein weiteres und sehr entscheidendes Zeichen des absoluten T.es ist die Todten- oder Leichenstarre (rigor mortis). Sie beginnt immer an den Kinnladen und am Halse, geht dann am Rumpf abwärts auf die Arme und endlich auf die Beine, zuletzt auf die inneren Theile über und verschwindet auch wieder in derselben Reihenfolge. In der Regel stellt sich die Todtenstarre binnen 6—12, selten erst nach 24 Stunden, noch seltener bereits wenige Minuten nach dem T.e ein. Nachdem sie 24—48 Stunden angehalten hat, verschwindet sie wieder; selten vergeht sie früher, bisweilen währt sie 5—6 Tage. Die Todtenstarre ist deswegen ein zuverlässiges Zeichen des T.es, weil ihr Anfang in jedem Muskel genau mit dem Aufhören seiner Irritabilität zusammenfällt. Mit dem Ende der Todtenstarre fällt der Anfang der Fäulniß zusammen, welche sich durch den Leichengeruch, durch die grünliche Färbung der Haut und durch die Gasentwickelung im Körper verräth. Alle diese Erscheinungen treten je nach der Temperatur und Feuchtigkeit des umgebenden Mediums, nach der Körperkonstitution, nach der Art der vorausgegangenen Krankheit verschiedene Zeit (wenige Stunden bis eine Woche und länger) nach dem T.e ein. Ueber die Unterscheidung des T.es vom Scheintod s. d.

Die Ursachen des T.es lassen sich im Allgemeinen unter zwei Kategorien bringen. Sie beruhen entweder in Mangel an Lebensreizen, nämlich für den Gesammtorganismus: Nahrung, Sauerstoff, Wärme, die jedem einzelnen Organ durch das Blut zugeführt werden; oder solchen Veränderungen der organischen Substanz, welche sie zur Aufnahme der Lebensreize untauglich machen. Diejenigen Organe, durch deren Thätigkeit den übrigen die wichtigsten Lebensreize zugeführt werden, bringen, wenn sie verletzt werden, am schnellsten den allgemeinen T. zu Stande. Man nennt sie deshalb Atria mortis, Pforten des T.es. Es sind die Lungen, das Herz und das Gehirn (oder genauer ausgedrückt: das verlängerte Mark). Das verlängerte Mark steht den Athembewegungen vor; das Mark selbst braucht zu seiner Existenz Blut, und zwar normales Blut, welches also in den Lungen von einem Theil seiner Kohlensäure befreit wird; zur Fortbewegung des Blutes nach dem Gehirn ist das Herz erforderlich, und so hängen alle drei Theile von einander ab. Von welcher dieser drei Pforten im einzelnen Fall der T. ausgeht, ist nicht immer anzugeben. Meist, fast stets bei langsam erfolgendem T.e

Digitized by Google

verbinden sich diese drei Todesarten durch Gehirn, Herz und Lungen auf das mannichfachste mit einander, z. B. behindertes Athmen stört die Blutcirkulation im centralen Nervensystem, dieses behindert daher die Respiration, ersteres und letzteres hemmen die Herzthätigkeit ꝛc. Fragt man nach der Todesursache in Krankheiten, so lassen sich noch speciellere Kategorien angeben, welche sich freilich immer auf jene drei Atrien zurückführen lassen. So tödten alle Krankheiten, welche reichliche Säfteverluste mit sich bringen, durch Erschöpfung sowohl des Herzens als des Gehirns; in ähnlicher Weise thun dies die Krankheiten der Verdauungsorgane, wenn sie die Stoffaufnahme beeinträchtigen. Bei Behinderung der Absonderung des Harns, der Galle, vielleicht auch des Schweißes wird das Blut mit Stoffen überladen, welche es zur Ernährung untauglich machen. Zu starke Reize, psychische Eindrücke, Elektricität (Blitz) ꝛc. können auch direkt tödten. Bei Vergiftungen ist die Todesursache nicht so klar, wie es scheinen könnte, da die Einwirkung der giftigen Substanzen auf die chemische Umwandlung der Nervenmasse gar nicht aufgeklärt ist. Endlich tödten viele Krankheiten durch Ausschwitzung, Druck, Erweichung der Organe, kurz durch direkte mechanische Beeinträchtigung der Lebenscentren. Im konkreten Fall aber läßt sich, selbst nach sorgfältig vorgenommener Untersuchung der Leiche, oft sehr schwer oder gar nicht der Hergang bestimmen, durch welchen der T. erfolgte. Doch ist so viel gewiß, daß die allermeisten Menschen, welche sterben, irgend welche auffindbare Störung in sich tragen. Unter 10 Menschen sterben mindestens 9 an nachweisbaren Krankheiten. An akuten Krankheiten sterben ungefähr ebenso viel Menschen als an chronischen.

Mit Ausnahme des Erschlagenwerdens durch den Blitz und der mechanischen Zermalmungen trifft der T. den Menschen nie ganz plötzlich. Doch pflegt man gewisse Todesarten als plötzliche vom gewöhnlichen T. in Krankheiten zu unterscheiden. Das Wesentliche bei dem Begriff des plötzlichen T.es ist das Unerwartete des Ereignisses im Verhältniß zur früheren Lage des Individuums. Die Agoniesymptome dauern von wenigen Minuten bis zu einigen Stunden; sie bestehen oft nur in Ohnmacht, Schlafsucht, Krämpfen und stöhnendem Athmen. Ein plötzlicher T. kommt in der vollsten blühendsten Gesundheit vor, am häufigsten aber während einer Operation, der Chloroformnarkose, im tiefen Rausch, in der Schwangerschaft, im Wochenbett, während der Rekonvalescenz von schweren Krankheiten, auf forcirten Märschen, selten durch starke Gemüthsbewegungen, rasche Abkühlung ꝛc. Der plötzliche T. kommt häufig genug im frühesten Kindesalter vor, wird nach dem ersten Lebensjahr bis zur vollen Pubertätsentwickelung sehr selten, steigt vom 20. — 50. Jahr an Häufigkeit, kommt aber auch noch bis ins höchste Greisenalter vor. Bei Männern ist der plötzliche T. gerade noch einmal so häufig als bei Frauen. Er scheint häufiger während des Tages als während der Nacht aufzutreten, und im Winter und Frühjahr häufiger als in den übrigen Jahreszeiten. Der plötzliche T. überrascht am ehesten kurz nach der Mahlzeit und während des Stuhlgangs. Als Ursache des plötzlichen T.es lassen sich in vielen Fällen bei der Sektion der Leiche Veränderungen nachweisen, welche bestimmt den T. binnen Kurzem herbeiführen mußten (z. B. Zerreißung des Herzens, Berstung des Magens, große Blutungen im Gehirn, Verstopfung der Stimmritze durch vorgelagerte und eingekeilte Kehlkopfpolypen ꝛc. In andern Fällen finden sich entweder gar keine Veränderungen, welche die tödtliche Katastrophe erklären könnten, oder nur solche, welche möglicherweise der Agonie angehören, also nicht Ursache des T.es, sondern nur begleitende Erscheinung des Todeskampfes sind. Nicht selten endlich finden sich nach plötzlichem T.e Veränderungen in der Leiche, welche häufig tödten, die aber schon offenbar lange bestanden hatten, ohne daß man absehen kann, warum gerade jetzt das tödtliche Ende eintrat. In dieser Lage befindet sich der Arzt fast immer bei der Interpretation des Befundes von chronischen Kranken. Vgl. Herrich und Popp, Der plötzliche T., 1848.

Die griechischen Künstler stellten den T. fast nur unter freundlichen Bildern dar, meist als Jüngling mit umgekehrter Lebensfackel, in nachdenkender Stellung. Weniger freundlich erscheint er bei den griechischen Dichtern. Bei späteren römischen Dichtern bezeichnet er, ein Ungeheuer an Gestalt, die Zähne fletschend, mit blutigen Nägeln seine Opfer. Hieran schließt sich die Darstellung des T.es als Gerippe mit Sense. Die neuere Kunst schließt sich mehr der Darstellung der griechischen Künstler an, oder bedient sich der Allegorie vom Schmetterling, dem Sinnbilde der Unsterblichkeit.

Todaustragen (Todaustreiben), ein uralt es Volksfest, dessen Feier am Sonntag Laetare (daher Todsonntag genannt) sich als Ueberrest aus den Zeiten des grauen Heidenthums noch gegenwärtig hie und da unter den Landleuten in der Lausitz, in Schlesien und Böhmen erhalten hat, früher aber auch in Meißen, Thüringen, Franken, in der Pfalz und im Odenwalde üblich war und darin besteht, daß die jungen Leute eines Dorfs einen den Tod vorstellenden Strohmann unter Absingen von Liedern herumtragen und dann ins Wasser werfen oder verbrennen oder begraben. Der Tod ist hier eine christliche Einkleidung des früheren heidnischen Winterriesen, der vor der Gottheit des Frühjahrs weichen muß. Auch in Siebenbürgen und Polen findet sich ein ähnlicher Gebrauch, doch wird dort durch die Puppe die heidnische, dem Christenthum weichende Gottheit dargestellt. Vgl. Schmidtbauer, Historische Erklärung des T.s., Nürnberg 1775; Grimm, Deutsche Mythologie, Göttingen 1835.

Toddy, Getränk aus Whisley, Zucker und Wasser, ähnlich dem Grog, in Schottland, England, Dänemark und Schweden beliebt und dem englischen Grog ähnlich.

Todesengel, christliches Bild, durch welches der Tod als ein Genius dargestellt wird, der die Seele aus diesem zu einem bessern Leben hinüberführt, dem griechischen Hermes, welcher als Psychopompos die Seelen der Abgeschiedenen nach dem Hades geleitet, entsprechend.

Todesstrafe. Die T. ist im älteren Strafrecht für eine große Anzahl von Verbrechen angedroht.

Digitized by Google

Sie wurde öffentlich nach Hegung des hochnothpeinlichen Halsgerichts durch Enthauptung mit dem Schwert, durch Hängen, oder durch Ertränken (Säcken, an Frauenzimmern), an Soldaten durch Erschießen vollzogen; bei schwereren Verbrechen fügte man, dem gewaltsamen harten Sinn der Zeit gemäß, um den abschreckenden Eindruck zu steigern oder zum Ausdruck des Abscheu's Schärfungen hinzu, wie das Schleifen zum Richtplatz auf einer Kuhhaut, das Kneipen mit glühenden Zangen, oder man ließ der T. das Flechten des Körpers aufs Rad, Stecken des Kopfes auf einen Pfahl, Verbrennen der Leiche und Aehnliches nachfolgen, oder man wählte das Rädern, Verbrennen, Viertheilen, Pfählen, oder Lebendigbegraben als Vollzugsmittel. Diese Grausamkeiten, welche der Sittlichkeit des Volks ebenso nachtheilig wie des Staats unwürdig sind, kamen allmählig außer Gebrauch und sind in den neueren Strafgesetzbüchern fast ausnahmslos beseitigt; doch kennt z. B. noch das hannoversche Strafgesetzbuch von 1840 das Schleifen zum Richtplatz. Die T. wird jetzt meist mittelst des Beils oder Fallbeils (Guillotine) im geschlossenen Raum mit Ausschluß der Oeffentlichkeit vollzogen, da öffentliche Hinrichtungen erfahrungsmäßig den Verbrecher bei der Menge oft zum Märtyrer erheben und stets rohe und grausame Sinnesart befestigen und verbreiten. Die Anwendung der T. ist jetzt auf wenige Fälle, oft bloß auf Mord beschränkt, und sie darf nie ohne Genehmigung des Regenten vollstreckt werden; nur bei Belagerungs- oder Kriegszustand und im Militärstrafrecht wird sie häufiger und rücksichtsloser angewendet. Seit Beccaria ist die T. von verschiedenen Seiten aus angefochten worden: sie widerstreite dem christlichen Gebote der Nächstenliebe; der Staat könne das Leben nicht nehmen, das er nicht gegeben, und Niemand habe ihm im Staatsvertrag (contrat social) ein solches Recht über sich eingeräumt; dem Gemordeten gewähre der Tod des Mörders keine Genugthuung; die T. schrecke nicht ab und bessere den Verbrecher nicht, entziehe diesem vielmehr die Möglichkeit der Besserung; der Staat habe andere Mittel, den Verbrecher zu strafen und unschädlich zu machen als die T., welche, wenn ein Irrthum untergelaufen, nicht unschädlich gemacht werden könne. Wenn auch dem größten Theil dieser Gründe, welche zudem gegen jede andere Strafe geltend gemacht werden könnten, keine entscheidende Bedeutung beigemessen werden kann, so kann man andererseits für die Zulässigkeit der T. sich auch nicht auf das mosaische Gesetz berufen, daß, wer Menschenblut vergießt, dessen Blut wieder vergossen werden soll; und ebenso wenig kann man die T. für eine unumgängliche Forderung der Gerechtigkeit ansehen. Es steht vielmehr zu hoffen, daß die rechtliche und sittliche Anschauung des Volks immer mehr davon abkommen werde, die T. als die einzig mögliche Vergeltung und Genugthuung für das verletzte Rechtsgefühl anzusehen, noch mehr aber, daß die Fälle immer seltener werden, in welchen überhaupt die T. in Frage kommen kann. Vgl. u. A. Nöllner, Wissenschaft und Leben in Beziehung auf die Todesstrafe, 1843.

Todi, Stadt in der italienischen Provinz (ehemaligen päpstlichen Delegation) Perugia, an der Mündung der Naja in den Tiber, ist mit Mauern umgeben, war sonst Bischofssitz, hat eine schöne Kathedrale, 12 andere Kirchen, Ruinen eines Marstempels und 4467 Einwohner.

Todleben, Franz Eduard, russischer Geniegeneral, geboren am 20. Mai 1818 zu Mitau, trat 1838 als Unterlieutenant in das Geniecorps, nahm als Stabshauptmann an den Belagerungen der Tschetschenzenfestungen Salti und Tschoch Theil und war dann 1854 als Oberstlieutenant an der Seite des Generals Schilder bei der Belagerung von Silistria thätig. Darauf nach der Krim beordert, erwarb er sich durch schnelle Herrichtung von Vertheidigungswerken auf der Südseite von Sebastopol einen weit berühmten Namen. Am Fuße verwundet, mußte er im Sommer 1855 seine Wirksamkeit einstellen u. ward dann zum Generaladjutanten des Kaisers und Generalinspektor des Geniewesens ernannt.

Todsünden, nach 1. Joh. 5, 16 und 17 solche Sünden, welche den geistigen Tod, d. h. den Verlust des Gnadenstandes, zur Folge haben, nach Petrus Lombardus: Hochmuth, Geiz, Wollust, Zorn, Völlerei, Neid und Trägheit des Herzens, die noch jetzt in den katholischen Katechismen als unerläßliche Sünden aufgeführt zu werden pflegen. Nach protestantischem Lehrbegriffe macht jede wissentliche und vorsätzliche Pflichtverletzung der Gnade Gottes verlustig, während unwissentliche und unvorsätzliche diese Folge nicht haben.

Todt, Karl Gottlob, Mitglied der sächsischen Stände, geboren den 20. Oktober 1803 zu Auerbach im Voigtlande, studirte zu Leipzig die Rechte und ward 1832 Bürgermeister in Adorf, wo er das „Adorfer Wochenblatt" im liberalen Sinne redigirte. Im Jahre 1837 in die zweite Kammer gewählt, galt er hier längere Zeit als Führer der Opposition und als thätiges Mitglied des Gesetzgebungsausschusses. In Folge der Märzbewegungen von 1848 ward er als Vertrauensmann zum Bundestag gesandt und blieb, zum geheimen Regierungsrath ernannt, auch unter dem folgenden Ministerium in einflußreicher Stellung. Beim Beginn des dresdner Maiaufstandes ward er mit Heubner und Tzschirner zum Mitglied der provisorischen Regierung ernannt, verließ aber Dresden schon am 6. Mai, flüchtete in die Schweiz und ließ sich in Zürich nieder, wo er sich literarisch, namentlich mit dem schweizerischen Strafrecht und Gemeindewesen beschäftigte. Er † in Rießbach bei Zürich den 10. März 1852.

Todte Hand (manus mortua), im deutschen Staats- und Civilrechte Bezeichnung aller geistlichen Stiftungen und Korporationen, als der Kirchen, Klöster, rücksichtlich des Besitzes unbeweglicher Güter, die nicht wieder veräußert werden dürfen und somit für den öffentlichen Verkehr gewissermaßen abgestorben sind; dann s. v. a. Mortuarium, Haupt- und Sterbfall, das Recht des Lehn-, Leib- oder Gutsherrn, beim Todesfalle seines Lehnmannes, Leibeigenen oder Gutsunterthanen aus dessen Nachlasse vor allen Universalerben voraus dasjenige zu fordern, was ihm nach Gesetz oder Herkommen gebührt.

Todtenacker, s. v. a. Begräbnißplatz.

Digitized by Google

Todtenamt, ein Gottesdienst, der zu Ehren eines Verstorbenen, gewöhnlich an dem Begräbnißtag desselben, angestellt wird; in der katholischen Kirche eine Art der Seelenmesse, s. Messe.

Todtenbestattung, die mit religiösen Gebräuchen verbundene Uebergabe menschlicher Leichname an die Erde oder an das Feuer. Bei Griechen und Römern maß der Volksglaube der Art der Bestattung einen Einfluß auf das Loos der Verstorbenen im jenseitigen Leben bei, und da hiernach der unbestattete Todte hundert Jahre ruhelos an den Ufern des Styx umherirren mußte, so hielten es die Ueberlebenden für eine Pflicht der Humanität, jedem irgendwo gefundenen Todten wenigstens durch Aufwerfen von drei Handvoll Erde zur Ruhe zu verhelfen. Bei den Spartanern wurden die Todten auf den Schildern hinausgetragen, und alles Leichengepränge war durch die Gesetze verpönt. Bei den Athenern aber fanden feierliche Leichenbegängnisse Statt, und zwar unter dem Geleite der in schwarze Gewänder gehüllten Verwandten und Freunde, von Klageweibern (Ententhetriä, praeficae), Musikchören und seit Solons Zeit auch von Lobrednern. Vor der eigentlichen Bestattung ward der Todte dreimal gerufen, dann zur Erde gesetzt, wo liebende Hand sein Antlitz bedeckte und seine Augen schloß. Auch ward ihm ein Stück Geld (Obolos) als Fahrlohn für Charon (s. d.) in den Mund und ein Stück aus Honig und Mehl bereiteteten Kuchens zur Beschwichtigung des Cerberus (s. d.) in die Hand gegeben. Vor dem Trauerhause ward der Persephone, der Königin des Todtenreichs, ein Opfer dargebracht. Ein den Verwandten im Hause bereitetes Leichenmahl (perideipnon, lat. silicernium, visceratio) beschloß die Trauerfeier. Nach vollendeter T. wurde das Haus sorgfältig gereinigt. Noch zu Plato's Zeiten wurden die Leichen häufig beerdigt; aber mit Verbreitung des Glaubens, daß die Seele einer Reinigung bedürfe, um in die Wohnungen der Seligen zu gelangen, ward später das Verbrennen allgemeiner Gebrauch. Auch bei den Römern waren feierliche Leichenbegängnisse gebräuchlich und später auch mit blutigen Gladiatorenkämpfen verbunden. Die Vornehmeren hatten, trotz wiederholter Verbote, ihre Begräbnißstätten theils in der Stadt, theils und vorzugsweise auf Landgütern und in Gärten. Auch die Römer hielten den Anblick und die Berührung von Leichnamen für verunreinigend. Bei den Völkern des Orients war und ist die T. im Allgemeinen einfacher. Ja die Perser sollen, damit durch Begraben eines Todten die von Ormuzd rein geschaffene Erde nicht verunreinigt werde, früher ihre Todten den Hunden und Raubvögeln vorgeworfen haben. Bei den alten Hebräern wurden alle menschlichen Leichname als unrein angesehen; daher die Beschleunigung der T. und Anlegung der Todtenäcker möglichst fern von den Wohnungen der Lebendigen. Uebrigens erachteten es die nächsten Anverwandten des Verstorbenen für ihre Pflicht, denselben zum Begräbnisse zu tragen oder wenigstens zu begleiten. Auch findet sich schon Leichengepränge mit Pfeifern, Klageweibern und brennenden Wachskerzen. Bei den Christen wurden die Todten, wie bei den Juden, von jeher beerdigt, nie verbrannt, wobei wohl der früh ausgebildete Glaube an die Auferstehung des Leibes mitgewirkt haben mag. Seitdem das Christenthum herrschende Religion geworden, kamen auch hier feierliche Leichenbegängnisse mit Gesang von Hymnen auf Tod und Auferstehung auf, woran sich dann bei weiterer Ausbildung der kirchlichen Ceremonien Todtenopfer, Seelenmessen, Exequien nebst Almosenspenden und Leichenmahlzeiten anschlossen. Am ausgebildetsten ist die Liturgie der T. gegenwärtig in der römisch-katholischen Kirche. Die brennenden Kerzen als Symbol des ewigen Lichts, das kleine Kreuz zwischen den auf der Brust gefalteten Händen, das Voraustragen eines mit Flor umhüllten großen Kreuzes als des Symbols der durch Christi Tod gewonnenen Erlösung, die Weihe des Grabes und die Einsegnung des Leichnams durch den Priester, sowie die dabei gesprochenen Gebete ꝛc. sind unstreitig ebenso ächt christlichen als poetischen Charakters und ganz geeignet, in Verbindung mit einer reichen Symbolik auf die Gläubigen einen tief ergreifenden Eindruck zu machen. Die Bestattungsgebräuche der griechisch-katholischen Kirche sind denen der römisch-katholischen Kirche ähnlich, nur mehr zu todtem Ceremoniel herabgesunken. In der protestantischen, namentlich in der reformirten Kirche hat man die Begräbnißfeierlichkeiten zu vereinfachen gesucht, sich aber dabei oft in poesielose Nüchternheit verloren. Man unterscheidet hier öffentliche Beerdigung mit Geläute, feierlichem Geleit, Gesang, Predigt oder Leichenrede und Segensspruch des Geistlichen und stille Beerdigung ohne dieses Ceremoniel. Das Begraben der Leichen, welches den Körper der Erde zurückgibt, „von der er genommen", hat seine höhere Bedeutung in dem christlichen Auferstehungsglauben. Es war bei den Juden, Aegyptern, Parsen, den afrikanischen und amerikanischen Urvölkern und den Mohammedanern von jeher ausschließlich im Gebrauch. Das Verbrennen der Leichen ist überhaupt erst später aufgekommen und soll in religiöser Beziehung wohl auf die reinigende Kraft des Feuers hindeuten, während es sich außerdem durch die dabei völlig beseitigte Verpestung der Luft durch die Fäulniß der Leichname empfiehlt. Es war nebst dem Sammeln und Aufbewahren der Asche in einer Urne besonders bei den alten Germanen gebräuchlich. Die indischen Völkerschaften schwanken zwischen dem Begraben u. dem Verbrennen. Die Griechen und Römer sind vom Begraben allmählig zum Verbrennen übergegangen. Letzteres ward bei jenen seit Anfang des 4. Jahrhunderts v. Chr., bei diesen erst seit dem Ende der Republik gebräuchlich, und zwar bis zum 4. Jahrhundert n. Chr. so allgemein, daß nur vor dem Zahnen verstorbene Kinder und vom Blitz Erschlagene beerdigt wurden. Vergl. Begräbnißplatz.

Todtenfest, das feierlich begangene Andenken der Todten. In der ältesten christlichen Kirche pflegten die Freunde und Verwandten eines Todten den Jahrestag seines Todes durch gemeinsame Kommunion und durch eine Gabe, die sie in seinem Namen zum Altar brachten, zu begehen. Später hielt man für alle in einer Gemeinde während eines Jahres Gestorbenen eine gemeinsame Todten-

Digitized by Google

feier. Die katholische Kirche bestimmte dazu das Fest aller Seelen (s. Allerheiligentag). In der protestantischen Kirche feiert man das T. meist am letzten Sonntag des Kirchenjahres.

Todtenflecken, s. Tod.

Todtengericht, eine den alten Aegyptern eigenthümliche Institution, Gericht zu halten über einen Verstorbenen, ehe er begraben wurde. 42 Männer prüften sein Leben und seine Thaten; vor ihnen konnte Jedermann den Verstorbenen anklagen. Ward er für gerecht erfunden, so erfolgte die feierliche Bestattung; wurde er für schuldig erklärt, so durfte er nicht begraben werden, sondern wurde im Hause seiner Verwandten aufgestellt. Die Richter versammelten sich nahe bei dem See Möris, über welchen die Leichen in einem Kahn an das jenseitige Ufer gebracht wurden. Ob diesem T. Alle, nicht bloß Könige und Richter, oder Vornehme überhaupt, unterworfen wurden, ist unbekannt. Symbolisch wird das T. durch eine große Wage dargestellt.

Todtenkopf (Acherontia Atropos *Ochs.*, Sphinx Atropos *L.*), Schmetterlingsart aus der Familie der Schwärmer, mit schwarzbraunen, gelblich gewölkten Vorder- und ockergelben, mit 2 schwarzen Binden gezeichneten Hinterflügeln, gelbem, schwarz geringeltem Hinterleib und auf dem Rücken mit einer einem Todtenschädel ähnlichen Zeichnung, 2½ Zoll lang und 5 Zoll breit, findet sich vom Juni bis zum Herbst fast in ganz Europa bis Schweden, aber stets einzeln. Die Raupe ist gelb, ins Grünliche, mit hellblauen, auf dem Rücken in einem spitzen Winkel sich vereinigenden Schrägstreifen und lebt vom Juni bis September auf Kartoffeln, auch auf Pfaffenhütchen und Möhren. Der T. ist der einzige Schmetterling, der einen Ton hören läßt, entweder durch Einziehen der Luft durch die Zunge, oder mittelst eines Stimmapparats am ersten Hinterleibssegment.

Todtenschau, die auf obrigkeitliche Weisung vorgenommene Untersuchung jedes verstorbenen Menschen vor seiner Beerdigung, theils zur Verhütung des Lebendigbegrabenwerdens, theils zur Erkennung etwa herrschender epidemischer oder ansteckender Krankheiten, theils zur Entdeckung von Mord. Dieselbe darf nur von wissenschaftlich gebildeten Aerzten, nicht aber von Barbieren, Hebammen ꝛc. vorgenommen und keine Leiche begraben werden, bevor diese gesetzliche T. Statt gefunden oder der Hausarzt den wirklich erfolgten Tod schriftlich bescheinigt hat.

Todtentanz (lat. chorea Machabaeorum, franz. la danse Macabre), seit dem 14. Jahrhundert in Aufnahme gekommene bildliche Darstellungen, welche in einer Reihe von allegorischen Gruppen unter dem vorherrschenden Bilde des Tanzes die Gewalt des Todes über das Menschenleben veranschaulichen sollen. Ursprünglich ward dieser Stoff zu dramatischer Dichtung und Schaustellung gestaltet und in kurzen, meist vierzeiligen Wechselreden zwischen dem Tode und anfangs 24 nach absteigender Rangfolge geordneten Personen verarbeitet. Wahrscheinlich war darin den 7 makkabäischen Brüdern mit ihrer Mutter und Eleasar (2. Makk. 6, 7) eine hervorragende Rolle zugetheilt, und es fand die Aufführung an deren Gedächtnißfest in Paris im Kloster der unschuldigen Kindlein (aux Innocents) Statt; daher der in Frankreich von Alters her übliche Name Chorea Machabaeorum (la danse Macabre). In Paris ward 1424 oder 1425 die ganze Reihe jener dramatischen Situationen nebst den dazu gehörigen Versen an die Kirchhofsmauer des genannten Klosters aux Innocents gemalt, und hieran schlossen sich bald weitere Malereien, Teppich- und Steinbilder in den Kirchen zu Amiens, Angers, Dijon, Rouen ꝛc., sowie seit 1485 auch Holzschnitt- und Druckwerke, welche die Bilder und Inschriften wiedergaben. Noch erhalten ist der textlose, aber die Dichtung illustrirende T. in der Abteikirche von La-Chaise-Dieu in Auvergne, der nach seinem ersten Ursprung wohl in das 14. Jahrhundert hinaufreichen mag. Reime und Bilder des T.es verpflanzten sich von Frankreich aus auch nach England; die mannichfaltigste und eigenthümlichste Behandlung aber ward ihm in Deutschland zu Theil, wo er mit wechselnden Bildern und Versen in die Wand- und Büchermalerei überging. Eine Darstellung in einer Kapelle der Marienkirche zu Lübeck, deren niederdeutsche Reime theilweise erhalten sind, zeigt den T. noch in seiner einfachsten Gestalt: 24 menschliche Gestalten, Geistliche und Laien in absteigender Ordnung, von Papst, Kaiser, Kaiserin, Kardinal, König bis hinab zu Klausner, Bauer, Jüngling, Jungfrau, Kind, und zwischen je zweien derselben eine springende oder tanzende Todesgestalt als verschrumpfte Leiche mit umhüllendem Grabtuch; das Ganze durch gegenseitig dargereichte und gefaßte Hände zu einem einzigen Reigen verbunden, und eine einzelne Todesgestalt pfeifend voranspringend. Vgl. Ausführliche Beschreibung und Abbildung des T.es in der Marienkirche zu Lübeck (Lübeck 1831). Aus dem 14. Jahrhundert (vielleicht von 1312) rührt der jetzt fast vollständig verwischte T. im Kreuzgange des Klingenthals, eines ehemaligen Frauenklosters der Kleinstadt Basel (Bilder und Reime bei Maßmann: „Baseler Todtentänze", Stuttgart 1847), her. Hier ist die Zahl der Personen um einige neue, aus den niederen Ständen genommene vermehrt, auch das Ganze in einzelne Paare aufgelöst. Ein anderer wiederholt gedruckter T. („der doten dantz mit figuren") mit 37 tanzenden Paaren zeigt sowohl in den Figuren, als in den Strophen Nachahmung der erwähnten französischen Danse Macabre. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts werden die Bilder des T.es immer mehr vervielfältigt, während die Verse wechseln oder ganz weggelassen werden, und zuletzt gestalten sich beide, Bilder und Verse, völlig neu. Zunächst ward der T. von Kleinbasel noch Großbasel, vom Klingenthal an die Kirchhofsmauer des baseler Predigerklosters (nicht vor der Mitte des 15. Jahrhunderts) übertragen, wobei Zahl und Anordnung der tanzenden Paare dieselbe blieb, aber am Anfang ein Pfarrer und ein Beinhaus und am Ende der Sündenfall hinzugefügt ward, während die das Ganze beschließende Person des Malers vielleicht erst Hans Hug Kluber, welcher 1568 das Bild restaurirte, anhängte. Bei dem Abbruch der Kirchhofsmauer 1805 ist das Original bis auf geringe Fragmente zu Grunde gegangen; doch haben sich Nachbildungen nebst den Reimen er-

Digitized by Google

halten, namentlich in den Handzeichnungen Em. Büchels (bei Maßmann a. a. O.). Der zum Volkssprüchwort gewordene „Tod von Basel" gab aber neuen Anstoß zu ähnlichen Darstellungen, obschon die Dichtkunst den Stoff ganz fallen ließ. So ließ Herzog Georg von Sachsen noch 1534 längs der Mauer des dritten Stockwerks seines dresdner Schlosses ein steinernes Relief von 24 lebensgroßen Menschen- und drei Todesgestalten ausführen, ohne Reigen oder tanzende Paare und nach Auffassung wie nach Anordnung durchaus neu und eigenthümlich. Dieses Bildwerk ward bei dem großen Brande von 1701 stark beschädigt, aber wieder hergestellt und auf den Kirchhof der Neustadt Dresden übertragen (abgebildet bei Naumann, „Der Tod in allen seinen Beziehungen", Dresden 1844). Von der baseler Darstellung abhängig ist das aus dem 15. Jahrhundert herrührende Gemälde der Predigerkirche zu Straßburg, obwohl dasselbe weder einen Reigen, noch tanzende Paare, sondern verschiedene Gruppen zeigt, aus deren jeder der Tod seine Opfer zum Tanze holt (abgebildet bei Edel: „Die neue Kirche in Straßburg", Straßburg 1825). Einen wirklichen T. malte um 1515 Nikolaus Manuel an die Kirchhofsmauer des Predigerklosters zu Bern, dessen 41 Figuren bei aller Selbstständigkeit der Erfindung und Ausführung doch ebensowohl an den baseler T. als an den erwähnten „doten dantz mit figuren" erinnern. Eine durchaus neue und künstlerische Gestalt erhielt aber der T. durch H. Holbein. Indem dieser nicht sowohl veranschaulichen wollte, wie der Tod kein Alter und keinen Stand verschont, sondern vielmehr, wie er mitten hereintritt in den Beruf und die Lust des Erdenlebens, mußte er von Reigen und tanzenden Paaren absehen und dafür in sich abgeschlossene Bilder mit dem nöthigen Beiwerke, wahre „imagines mortis", wie er seine für den Holzschnitt bestimmten Zeichnungen nannte, liefern. Die Originalzeichnungen dieses Werkes befinden sich in St. Petersburg; Abdrücke erschienen seit 1530 und als Buch seit 1538 in großer Menge und unter verschiedenen Titeln. Vgl. Schlotthauer, Holbeins T. in 53 nach den Holzschnitten getreu lithographirten Blättern, München 1832. Holbeins „Initialbuchstaben mit dem T.", ein Auszug aus jenem größeren Werke, wurden erläutert von Löden und Ellissen, Göttingen 1849. Daraus, daß Hulderich Frölich in seinem 1588 erschienenen Buche „Zween Todtentäntz, deren der eine zu Bern, der andere zu Basel ꝛc.", dem T.e am Predigerkirchhofe größtentheils Bilder aus Holbeins Holzschnitten unterschob und Mechel sie in sein von 1696—1796 oft aufgelegtes Werk „Der Todtentanz" aufnahm, entstand der doppelte Irrthum, daß man auch den älteren wirklichen T. im Predigerkloster für ein Werk Holbeins hielt und des letzteren „Imagines" ebenfalls T. benannte. Im Laufe des 16., 17. und 18. Jahrhunderts entstanden noch andere Todtentänze, in Füßen, Konstanz, Luzern, Freiburg und Erfurt, und Holzschneide- wie Kupferstechkunst nahmen den Stoff wieder auf, dessen sich auch die Dichtkunst wieder bemächtigte, z. B. Bechstein (Der T., Leipzig 1831). Vgl. Peignot, Recherches sur les danses des morts, Dijon und Paris 1826; Maßmann, Literatur der Todtentänze, Leipzig 1841; besonders auch Wackernagel in Haupts „Zeitschrift für deutsches Alterthum", Band 9, Leipzig 1853.

Todter Winkel, jeder Raum vor Befestigungen, welcher vom Feuer der letztern nicht bestrichen werden kann. Dergleichen Räume sind meist in den vor den Brustwehren herumlaufenden Gräben oder Terrainvertiefungen vorhanden. Oft nennt man auch diejenigen Räume todte Winkel, welche, vor ausspringenden Winkeln befindlich, keine Seitenvertheidigung haben. Der schärferen Bestimmung halber aber sind diese durch die Umrißform bedingten Räume von Einigen unbestrichene Winkel, und nur jene erstern durch die Profilirung bedingten todte Winkel genannt worden. Todte Winkel gewähren dem Angreifenden stets den Vortheil, daß er sich darin, gegen das Feuer der Werke gesichert, sammeln und von ihnen aus weitere Angriffsunternehmungen unterstützen kann.

Todtes Meer (mare mortuum, Amursee, in der Bibel das Salzmeer, arabisch Birket Lut [Lots Meer], bei den Römern auch der Asphaltsee [lacus asphaltites], türkisch Uglu Denghiz genannt), Landsee im asiatisch-türkischen Ejalet Damask, an der Südostgrenze Palästina's, ist 10 Meilen von Norden nach Süden lang und 2—3 Meilen breit und wird durch die an der Ostküste hervortretende Halbinsel Mesraah in 2 Becken getheilt. Es wird im Osten und Westen von Hochtafelland begleitet, welches sich dort 3000, hier 2000 Fuß über den Wasserspiegel erhebt und von welchem sich viele Thalschluchten (Wadi) herabziehen, in denen sich einige Vegetation zeigt, während die sonstige Umgebung meist steril ist. Die beiden Becken sind von verschiedener Tiefe; während diese im nördlichen Becken in der Mitte meist über 1000 Fuß und im südlichen Theil auf eine lange Strecke 1227 Fuß beträgt, scheint sie im südlichen Becken höchstens 6 Fuß zu messen. Das Wasser ist zwar ziemlich hell und klar, aber so mit Salz gesättigt, daß hineingeworfenes Salz sich nicht mehr auflöst und aus der Tiefe emporgehobene Salzkrystalle frei darin schwimmen. Es übt auf die Haut einen brennenden Reiz aus und erzeugt bei öfterer Benetzung selbst Geschwüre auf derselben. Weder Fische, noch Schalthiere können darin existiren. Die salzigen Bestandtheile sind Chlormagnesium, Chlorcalcium und Chlornatrium; dieselben verleihen dem Wasser ein specifisches Gewicht von 1,73, so daß dasselbe weit größere Lasten als das gewöhnliche Seewasser trägt, der menschliche Körper darin nicht untersinkt, die Wellen bei Stürmen nicht so hoch schlagen und auch die Brandung viel schwächer ist. Die genannten Salze werden durch Verdunsten des Wassers in Gruben in großer Menge gewonnen. Der Boden des See's besteht aus Sand, unter welchem sich eine mächtige Lage von Asphalt (Judenpech) befindet, welcher zuweilen in großen Stücken durch das Wasser aufgespült wird. Das todte Meer liegt 1235 Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeeres und ist die tiefste bekannte Einsenkung der ganzen Erde. In dasselbe ergießen sich außer

Digitized by Google

dem Jordan noch mehre Bäche, von denen die bedeutenderen vom östlichen Hochlande kommen. Ein sichtbarer Abfluß ist nicht vorhanden, und wenn trotzdem das Niveau des See's immer so ziemlich gleich bleibt, so rührt dies nur von der überaus starken Verdunstung des Wassers her. An der Küste hat sich Schwefel in Masse abgelagert, wie auch schwefelhaltige Quellen auftreten und sich aus den Morästen am nördlichen und südlichen Ende stinkende schwefelichte Gase entwickeln. Wegen der tiefen Lage des See's herrscht im Bereich desselben eine außerordentliche Wärme, welche die Verdunstung sehr befördert. Nach den Berichten der Bibel entstand das Bassin des todten Meeres, welches einst die fruchtbare Ebene Siddim mit den Städten Sodom und Gomorra war, durch eine vulkanische Eruption (einen Schwefelregen). Viele Aufschlüsse über das todte Meer gab eine im Oktober 1847 dahin veranstaltete nordamerikanische Expedition unter dem Lieutenant Lynch. Vgl. Lynch, Official Report of the United States' Expedition to explore the Dead Sea and the River Jordan, Baltimore 1852; deutsch, Leipzig 1853.

Todtliegendes, s. Rothliegendes.

Todtnau, Stadt im badischen Oberrheinkreis, Bezirksamt Schönau, an der Wiese, hat Fabrikation von Baumwollzeuchen, Papier und Holzwaaren und 1295 Einwohner.

Todtschlag, diejenige Art der absichtlichen Tödtung, welche ohne bestimmten und festen Vorsatz in der Hitze der Leidenschaft begangen wird und sich daher einerseits von dem Morde, welcher Ueberlegung (Prämeditation) und bestimmte Absicht des Tödtens voraussetzt, andererseits von den unvorsätzlichen (kulposen) Tödtungen unterscheidet. Die Strafe des T.s, nach der peinlichen Gerichtsordnung das Schwert, besteht heut zu Tage in kürzerer oder längerer, härterer Freiheitsstrafe (Zuchthaus).

Tödtlichkeit, s. Tödtung.

Tödi (Dödi), der höchste Alpengipfel der nordöstlichen Schweiz, auf der Grenzscheide der Kantone Glarus, Uri und Graubünden gelegen, hat eine nach Osten flach abfallende Firndecke und 2 Spitzen, den vordern, rundlichen glarner T., und den südlichen, auf graubündener Gebiet liegenden Piz Russein, und erreicht eine Höhe von 11,153 Fuß. Er ward am 11. August 1837 zum ersten Male, seitdem öfter bestiegen.

Tödtung, jede Vernichtung des Lebens eines Geschöpfs, dann insbesondere die rechtswidrige Vernichtung des Lebens eines Menschen. Zum allgemeinen Thatbestand der T. gehören folgende Bedingungen. Zuvörderst muß der Gegenstand derselben ein zur Zeit der Verübung des Verbrechens schon oder noch lebender Mensch sein, welcher nicht der Verbrecher selbst ist, wodurch einerseits die T. eines wahren Monstrums und eines schon todten, sowie andererseits die Selbstentleibung von dem Begriffe des Verbrechens der T. ausgeschlossen wird. Dann muß der Tod des Menschen die Folge der betreffenden Handlung gewesen sein, wobei darauf nichts ankommt, ob diese Handlung in einem positiven Thun oder in bloßer Unterlassung bestand, vorausgesetzt, daß der Unterlassende zu der thätigen Fürsorge für die Erhaltung des Lebens des Andern verpflichtet war, sowie auch weder das zur T. angewendete Mittel, noch die Zeit, in welcher die Handlung den Tod zur Folge hatte, in Betracht kommt, sondern nur der Kausalzusammenhang zwischen der Handlung und dem Tode vorhanden sein muß. Daher hat man die mancherlei Unterscheidungen, welche die Doktrin früher in Betreff der Tödtlichkeit oder Letalität einer Handlung aufzustellen pflegte, meist fallen lassen. Man unterschied nämlich zwischen nothwendig tödtlichen Verletzungen, d. i. solchen, welche ohne Hinzutreten einer zufällig wirkenden weiteren Ursache den Tod herbeiführen; zufällig tödtlichen Verletzungen, d. i. solchen, welche zunächst nur durch das Hinzutreten einer Nebenursache (z. B. übler Witterung, Abwesenheit von Kunsthülfe ꝛc.) den Tod zur Folge gehabt haben, und an sich tödtlichen Verletzungen, d. i. solchen, welche zwar ohne hinzukommende Kunsthülfe einen tödtlichen Ausgang nehmen, von denen aber durch rechtzeitig eintretende Kunsthülfe letzterer abgewandt wird. In anderer Beziehung unterschied man zwischen allgemein und individuell tödtlichen Verletzungen, indem man unter den letzteren solche verstand, deren tödtlicher Ausgang durch die individuelle Körperbeschaffenheit des Verletzten (z. B. eine zu dünne Hirnschale) herbeigeführt wird. Diese Unterscheidungen kommen nur bei Beurtheilung der subjektiven Seite des Verbrechens in Betracht, nämlich zur Ausmittelung der Schuld des Thäters und ihres Grades, ob Dolus (s. d.) oder Culpa (s. d.), größere oder geringere Fahrlässigkeit dabei obgewaltet habe, nicht aber, wenn es sich lediglich um den objektiven Thatbestand handelt, der stets vorhanden ist, wenn eine andere, mit der zugefügten Verletzung gar nicht in Verbindung stehende Ursache des Todes nicht dazwischen getreten ist. Endlich gehört zum Begriff der T., daß die Handlung nicht bloß im Allgemeinen eine zurechenbare, sondern namentlich auch eine widerrechtliche gewesen sei, wodurch die bei Ausübung einer Dienstpflicht oder bei erlaubter Nothwehr verübte T. von dem Begriff des Verbrechens ausgeschlossen ist. In wiefern die Willensrichtung einen wesentlichen Einfluß auf Bestimmung des Grades der Strafbarkeit des T. ausübt, darüber s. Mord und Todtschlag.

Tökely (Tököly), Emmerich, Graf von, ungarischer Magnat, geboren 1656 auf Käsmark in Ungarn, Sohn des protestantischen Grafen Stephan von T., welcher der Betheiligung an der Verschwörung der ungarischen Mißvergnügten gegen den Kaiser Leopold I. beschuldigt, 1671 seiner Güter für verlustig erklärt und in seinem Schlosse Likawa belagert ward und während der Belagerung starb. Emmerich T. floh nach Siebenbürgen, ließ sich vom Großfürsten Apaffi mit dem Oberbefehl über ein den aufständischen Ungarn zu Hülfe gesandtes Truppencorps betrauen, brach in Oberungarn ein, eroberte mehre Festungen und Bergstädte, verwüstete Mähren und drang, von Frankreich und der Pforte unterstützt, in Oberösterreich ein. Während er hierauf mit dem Kaiser Unterhandlungen anknüpfte, ließ er sich von der Pforte gegen das Versprechen eines jährlichen Tributs zum Fürsten von Ungarn er-

Digitized by Google

nennen, eroberte Szathmar, Kaschau, die Insel Schütt, Eperies und viele Bergstädte und drang bis nach Schlesien vor. Auf dem Landtage zu Kaschau 1682 ließ er sich von den Ständen als König huldigen und zog im folgenden Jahre mit dem Großweſſir Kara Mustapha vor Wien, ward aber nach der Niederlage der Türken am 12. Sept. als die Ursache des Verlustes der Schlacht beschuldigt. In dem folgenden Jahre von der kaiserlichen Armee in Ungarn hart bedrängt, rief er wieder die Hülfe der Türken an, ward zwar von diesen, die ernstlich an den Frieden dachten, am 4. Oktober 1685 auf verrätherische Weise zu Großwardein verhaftet und in Ketten zu dem Sultan nach Adrianopel gebracht, aber zu Anfang des folgenden Jahres in Freiheit gesetzt und für seine weiteren Operationen mit 9000 Mann türkischer Truppen unterstützt. Aber in Ungarn selbst fand er bei seiner Rückkehr nur wenig Anhänger, und auch das Mißtrauen der Türken legte ihm viele Hemmnisse in den Weg, so daß er 1688 bei Großwardein von dem österreichischen General Heusler geschlagen wurde. Hierauf vom Sultan zum Großfürsten von Siebenbürgen erhoben, drang er mit 16,000 Mann hier ein und schlug Heusler im September 1689 bei Zerneſt, mußte sich aber vor dem Prinzen von Baden in die Walachei zurückziehen. Im Januar 1691 siegte er wieder in Siebenbürgen über den Prinzen August von Hannover, doch mußte er sich abermals bald wieder in die Walachei zurückziehen. Er wohnte auch später allen Kämpfen der Pforte gegen Oesterreich bei und übte bedeutenden Einfluß auf den Sultan aus. Nach dem Abschluß des Friedens von Carlovicz (11. Sept. 1697) lebte er, von der Amnestie ausgeschlossen, aber vom Sultan mit einer Pension und Gütern reich ausgestattet und zum Fürsten von Widdin ernannt, meist zu Konstantinopel. Er † am 13. Sept. 1705 auf seinem Landgute Ismid bei Nikodemien.

Tölz, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, an der Isar, Sitz eines Bezirksamtes und eines Landgerichts, hat eine lateinische Schule, ein Franciskanerkloster, Krankenhaus, Woll- und Tuchmanufakturen, Salpetersiederei, Brauerei und 2560 Einw. Dabei die 1846 entdeckten jod- und schwefelhaltigen Natronquellen **Krankenheil** und **Bocksleiten** mit Badeanstalten; sie werden namentlich gegen Hautkrankheiten und Drüsenleiden empfohlen. Vergl. **Höfler**, Die Natronquellen zu Krankenheil bei T., Freiburg im Breisgau 1856.

Tönningen (Tönning), Hauptort des schleswigschen Amts Eiderstedt, an der Mündung der Eider in die Nordsee, mitten in der Marsch gelegen und auf einem Pfahlrost erbaut, hat einen schönen Marktplatz, ein Packhaus, einen guten, durch 3 Batterien beschützten Hafen, eine Navigationsschule, Schiffswerfte, Handel und Schifffahrt und 3069 Einw. T. ist der westliche Stapelplatz für die Waaren, die auf dem Eiderkanal verschifft werden, und ist seit 1854 durch eine Eisenbahn mit Flensburg und Altona verbunden. Es war früher Festung und erhielt 1589 Stadtrechte. Im Jahre 1613 wurde der Hafen erweitert, 1644 die Stadt befestigt. Im Jahre 1675 bemächtigten sich die Dänen der Stadt, traten sie aber 1679 wieder an Schleswig ab. Im Jahre 1700 ward T. abermals von den Dänen belagert und bombardirt, doch räumten dieselben beim Anrücken der niedersächsischen Kreisarmee das Feld. Am 14. Februar 1713 nahm der schwedische General Stenbock die Stadt ein, die sich aber am 17. Febr. 1714 wiederum den Dänen ergeben mußte, welche die Festung schleiften.

Töpfer, Karl, Lustspieldichter, Belletrist und Dramaturg, geboren den 26. December 1792 in Berlin, debütirte zuerst in Strelitz, ging dann nach Breslau, Brünn und 1815 an das Hofburgtheater zu Wien. Daneben versuchte er sich auch in Lustspielen, von denen „Der beste Ton" und „Freien nach Vorschrift" von der Kritik günstig aufgenommen wurden. Im Jahre 1820 ließ er sich in Hamburg nieder. Von seinen späteren Stücken hat besonders „Rosenmüller und Finke" Glück gemacht. Seine dramatischen Produkte, die als „Lustspiele" (Berlin 1830—52, 7 Bde.) erschienen, entbehren zwar idealeren Gepräges, sind aber bühnengerechte, wirksame und sittlich reine Zugstücke und durch eleganten und ungezwungenen Dialog ausgezeichnet. Auch „Erzählungen und Novellen" (Hamb. 1842—44, 2 Bde.) veröffentlichte T.

Töpferei (Häfnerei), zünftiges Handwerk, welches sich mit Verfertigung irdener Waare, namentlich der Küchengeschirre, seltener mit der Fabrikation feinerer Arbeiten, zuweilen auch mit der Herstellung irdener Oefen und in neuerer Zeit an manchen Orten auch mit der Fabrikation architektonischer Verzierungen, Basreliefs ꝛc. beschäftigt.

Töpffer, Rudolf, Maler und Novellist, geboren den 17. Febr. 1799 zu Genf, widmete sich der Kunst, ging aber später zum Lehrfach über u. trat als Professor der Aesthetik an der genfer Akademie ein, an welcher er bis zu seinem Tode, den 8. Juni 1846, thätig blieb. Von seinen Novellen fanden den meisten Beifall: „Le Presbytère" (Genf 1839, 2 Bde.), „Nouvelles Genèvoises" (Par. 1845; deutsch als „Genfer Novellen" Leipz. 1847), „Nouvelles et mélanges" (Par. 1840), „La bibliothèque de mon oncle" (daſ. 1843; deutsch, Leipz. 1847) u. „Rose et Gertrude" (Par. 1845; deutsch, Berlin 1847). Für seine künstlerischen Arbeiten bediente er sich nur des Stifts, aber die Genrezeichnungen und Karikaturen, womit er seine kleinen humoristischen Reisebeschreibungen, wie die „Voyage en zigzag" illustrirte, sind voll Wahrheit, Reiz und Satire. Namentlich gehören hierher seine 6 kleinen Romane in Bildern, die in der „Collection des histoires en estampes" (mit französischem und deutschem Text, Genf 1846 bis 1847, 6 Bde.) gesammelt erschienen. Von einer deutschen Ausgabe der „Gesammelten Schriften T.s" ist außer den „Genfer Novellen" „Das Pfarrhaus" (Leipz. 1852, 4 Bdchn.) erschienen.

Töplitz, s. Teplitz.

Toga, das Nationalkleid der Römer im Frieden, wodurch sie als Togati sich von allen Nichtrömern unterschieden, bestand aus einem einzigen, 6 Ellen langen und 4 Ellen breiten Stück Zeuch, das so getragen ward, daß man den einen Zipfel über die linke Schulter nach vorn warf, den obern Rand über den Rücken zog, den andern Zipfel

Digitized by Google

aber unter dem rechten Arm durchzog (so daß derselbe frei blieb) und dann über die linke Schulter warf. Unter dem rechten Arm bis zur linken Schulter entstand dabei ein Bausch, den man als Tasche (sinus) gebrauchte. Raschen und starken Bewegungen des Körpers hinderlich, wurde sie bei der Arbeit abgelegt. In der späteren Zeit trug man unter der T. die Tunica unmittelbar auf dem Körper, so daß also die T. ein Oberkleid wurde, und zwar für Männer und Frauen. Sie war von Wolle und weißer Farbe (toga alba), bei gemeinen Leuten dunkel. Auch bei Trauerfällen wurde eine dunkle T. (t. pulla) übergeworfen. Die höheren Magistratspersonen bis zu den curulischen Aedilen trugen eine mit einem Purpurstreifen eingefaßte T. (t. praetexta); ebenso die Knaben bis zum 17., die Mädchen bis zum 14. Jahre. Besondere Staatskleider waren die T. picta, eine T. von Purpur mit Gold gestickt, die der Triumphator anlegte, so wie die T. palmata (trabea), eine mit Purpur verbrämte T., in welche Palmenblätter gestickt waren, welche die Ritter bei dem feierlichen Aufzug am 15. Juli trugen. Die T. candida wurde von Bewerbern um Staatsämter getragen und war glänzend weiß; die Angeklagten trugen eine schmutzige fleckige T. (t. squalida, sordida) nachlässig übergeworfen. Im Sommer trug man die T. rasa, eine abgeschorne T. von dünnem Zeuche; im Winter eine wollene (t. pinguis). Da die T. Nationalkleid der Römer war, so durften dieselbe auch nur römische Bürger tragen. Fremden konnte das Recht, die T. zu tragen, durch Senatsbeschluß als Auszeichnung ertheilt werden. So erhielten ganze Völker das Recht, z. B. das römische Gallien, das daher auch Gallia togata hieß. Unter den Kaisern aber begann sie die Tracht der geringeren Leute und Sklaven zu werden. Die Frauen nahmen statt der T. die Palla (s. d.) an und die T. wurde das Kleid der wegen Ehebruchs geschiedenen Frauen und der Buhldirnen.

Toggenburg (Tockenburg), früher schweizerische Grafschaft, zwischen dem Stift St.-Gallen, dem Thurgau, den Kantonen Zürich und Appenzell gelegen, deren Besitzer (Grafen von T.) zu den reichsten und angesehensten Dynasten der Schweiz gehörten. Nach dem Erlöschen des Geschlechts fiel die Grafschaft an die Freiherren von Raron, die sie 1469 an den Abt von St.-Gallen verkauften. Da die neuen Besitzer den Bewohnern ihre alten Freiheiten zu entziehen suchten, so schlossen jene mit Glarus und Schwyz einen Bund, was 1712 zum Ausbruch des sogenannten toggenburger Krieges führte, der erst 1718 endete. Neu ausgebrochene Feindseligkeiten wurden 1755 und 1759 beigelegt. Im Jahre 1803 wurde das Ländchen dem Kanton St.-Gallen zugetheilt. Es zerfällt in die 4 Bezirke Ober-, Neu-, Alt- und Untertoggenburg.

Toilette (franz.), eigentlich ein Tuch (toile), das man über einen Tisch breitet, um die zum Putz gehörigen Sachen darauf zu legen; dann das ganze zum Putz nothwendige Geräth, insbesondere auch der Tisch, auf welchem alle diese Geräthe sich befinden und vor dem man sich beim Ankleiden niederläßt; endlich der weibliche Putz selbst in allen seinen Details, daher T. machen, sich vollständig ankleiden, putzen; auch spricht man von Morgen-, Abend-, Balltoiletten ꝛc.

Toise, die französische Klafter, Normaleinheit des altfranzösischen Längenmaßes. Die alte T. hatte 6 alte pariser Fuß = 1,94903363 Mètre; die neue (metrische, t. usuelle), zu 2 Mètres, anfangs als Uebergang vom alten zum neuen Maßsystem eingeführt, ist seit dem 1. Januar 1840 durch das rein metrische System ebenfalls verdrängt worden. Der ihr zu Grunde liegende Maßstab hieß T. du Pérou, weil er zu Gradmessungen in Peru (1740) diente; er wurde 1735 unter Godins Leitung von Langlois verfertigt und hatte seine richtige Länge bei + 13° R.

Tokât, Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Siwas, am Jeschil-Irmak, auf drei Seiten von hohen Bergen umgeben, hat eine Citadelle und einige andere Befestigungen, meist enge Straßen und unansehnliche Häuser, aber viele Moscheen und Minarets, mehre christliche Kirchen u. Klöster, reiche Bazars, Bäder ꝛc., ist Sitz eines armenischen Erzbischofs und als Karawanenstation für Smyrna, Erzerum, Bagdad und Konstantinopel, wie durch seinen lebhaften Handel und rege Industrie, besonders in Saffian, Teppichen, Seiden-, Woll- und Baumwollwaaren, Leinenzeuchen, Knöpfen, Kupfergeschirren ꝛc., von Bedeutung. Die Stadt hatte früher gegen 100,000, jetzt nur noch 35,000 Einw. Im Alterthum lag unweit T. die berühmte Stadt Komana Pontika.

Tokay (Tokaj), Marktflecken im ungarischen Komitat Zemplin, rechts an der Theiß und am Einfluß des Bodrog in dieselbe, hat eine Hauptschule, Ruine eines alten Schlosses, Viehzucht, Fischerei, vorzüglichen Obst- und Weinbau und 3992 Einwohner. Die nord- und nordostwärts von der Stadt sich hinziehenden tokayer Berge oder Hegyallya (s. d.) liefern treffliche Weine in etwa 34 verschiedenen Sorten. Die beste Sorte erzeugt der kleine isolirte Hügel Mezès-Male. Man unterscheidet hinsichtlich der Qualität dreierlei Sorten: Essenz, d. i. der Saft, welcher, durch die eigene Schwere der Trauben ausgedrückt, von selbst abfließt, Ausbruch, erhalten aus den zerquetschten vollreifen Trauben mit einem Aufguß von ordinärem tokayer Most, und Maschlasch, der aus dem Rückstand gewonnen wird. Im Durchschnitt schätzt man den jährlichen Mittelertrag des Hegyallya auf 180,000 preßburger Eimer (à 36 wiener Maß). Die Weinlese in der Hegyallya, ein wahres ungarisches Nationalfest, hat übrigens ihren Mittelpunkt nicht in T., sondern in Maad (s. d.). Bei T. fanden 1848 mehre Gefechte zwischen dem österreichischen Armeecorps unter dem General Schlik und den ungarischen Insurgenten Statt.

Tokayer Wein, s. Tokay.

Toledo, Hauptstadt der gleichnamigen, zu Neukastilien (s. Kastilien) gehörigen Provinz in Spanien (262,5 geogr. QM. mit 328,755 Einw.), am rechten Ufer des Tajo, höchst malerisch auf einem nach dem Fluß zu schroff abfallenden mehrkuppigen Berge gelegen und von doppelten, mit Thürmen versehenen Mauern umgeben, durch eine Zweigbahn nach Castillejo mit der Mediterranbahn verbunden, ist sehr alt und umfangreich, hat unebene, enge, krumme und finstere Straßen,

Digitized by Google

4 Thore (darunter 2 von arabischer Bauart an der Flußseite) und 2 hohe, über die wildromantische Thalschlucht des Tajo führende Brücken, wovon die eine (puente de Alcantara) ebenfalls von den Mauren erbaut worden ist. T. ist der Sitz eines Erzbischofs, welcher als Primas de las Españas der erste Prälat des Königreichs ist, sowie der Provinzialregierung (im ehemaligen Inquisitionsgebäude). Die ansehnlichsten Gebäude der Stadt sind die Kathedrale, eine der großartigsten gothischen Kirchen, von 404 Fuß Länge, 204 F. Breite, mit 5 von 84 Pfeilern getragenen Schiffen, 40 Seitenkapellen (worunter die vom Kardinal Ximenes erbaute Capilla mozarabe u. die Capilla de los reyes mit den Grabmälern vieler Könige), einem unvollendeten, 14 Glocken tragenden Thurm, vielen Kostbarkeiten, Kunstschätzen, Gemälden und einer namentlich an seltenen Handschriften reichen Bibliothek, und das von Alfons X. erbaute königliche Schloß Alcazar, ein auf dem höchsten Punkte der Stadt an der Stelle der ehemaligen Burg der maurischen Könige gelegenes, großes, würfelförmiges Gebäude, welches jetzt als Kaserne dient. Die Stadt hat ferner 26 andere Kirchen (darunter die von Ferdinand und Isabella erbaute Kirche San Juan de los reyes u. die Kirche des ehemaligen Jesuitenkollegiums die schönsten), 23 Nonnenklöster (früher auch 14 Mönchsklöster), ein schönes Stadthaus, einen erzbischöflichen Palast, ein maurisches Kastell, 3 Erziehungsanstalten für adelige Fräulein und zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten. Die 1498 gestiftete Universität ist eingegangen. Von der ehemals so bedeutenden Industrie der Stadt ist nur die Marcipanbäckerei und die königliche Gewehrfabrik, welche außer den berühmten Degenklingen (Toledoklingen) auch noch Bayonnete, Messer ꝛc. liefert, von Bedeutung; außerdem gibt es noch einige Tuch- und Seidenmanufakturen. Im Mittelalter hatte die Stadt gegen 200,000, jetzt nur noch 17,275 Einwohner. Unter der Stadt zieht sich die weitläufige Herculeshöhle hin. T. ist sehr alt, hieß zur Römerzeit Toletum, war ein befestigter Ort der Carpetaner im tarraconensischen Spanien, wurde später römische Kolonie, war schon frühzeitig durch seine Stahlwaarenfabrikation berühmt und war zur Zeit Cäsars ein starker Waffenplatz. Unter den Westgothen war es eine Zeitlang Residenz der Könige u. wurde bedeutend vergrößert. Unter der Herrschaft der Mauren (seit 714) bildete es längere Zeit ein eigenes Reich. Im Jahre 1085 eroberte Alfons VI. von Kastilien die Stadt und das Reich und machte erstere zu seiner Residenz.

Tolentino, Stadt in der italienischen Provinz (ehemaligen päpstlichen Delegation) Macerata, am Flusse Chiente, dem östlichen Abhange des Apennin und an der Straße von Ancona nach Rom, in schöner, fruchtbarer Gegend, ist altmodisch gebaut und schmutzig, hat mehre Kirchen (darunter die Augustinerkirche und S. Nicolo mit Franciskanerkloster) und 6666 Einwohner. T. ist das alte Tolentinum im Picenerlande und in der neueren Geschichte merkwürdig durch den hier am 19. Februar 1797 zwischen Frankreich und dem Papst Pius VI. abgeschlossenen Frieden, in welchem letzterer Avignon und Venaissin, Bologna, Ferrara und die Romagna an ersteres abtrat, sowie durch den am 2. und 3. Mai 1815 erfochtenen Sieg der Oesterreicher unter Bianchi über die Neapolitaner unter Murat, in Folge dessen letzterer den Thron von Neapel verlor.

Toleranz (v. Lat.), Duldung, welche den von der herrschenden oder Landeskirche abweichenden Parteien ungehinderte Religionsübung und eine mit mehr oder weniger beschränkten Rechten ausgestattete Existenz im Staate sichert. Der Begriff der T. in dieser Beziehung findet demnach auf solche Religionsparteien keine Anwendung, welche in einem Staate als vollkommen gleichberechtigt neben einander bestehen. Dagegen kann T. geübt werden sowohl gegen einzelne Parteien derselben Religion, wie z. B. innerhalb des Christenthums gegen die Wiedertäufer, Unitarier, Deutschkatholiken, freien Gemeinden, als auch gegen die Bekenner anderer Religionen, in den christlichen Ländern namentlich gegen die Juden. Größtentheils sind die staats-, privat- und kirchenrechtlichen Verhältnisse solcher tolerirten Bekenntnisse in den einzelnen Staaten durch besondere Toleranzedikte geordnet. Im Münzwesen ist T. s. v. a. Remedium (s. d.).

Tolkemit, Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Danzig, Kreis Elbing, am frischen Haff, mit Leinweberei, bedeutender Störfischerei, Kaviarbereitung, Drosselfang (von hier werden jährlich gegen 1 Million versendet), Schifffahrt und Holzhandel und 2465 Einwohnern.

Toll, Karl, Graf von, russischer General, geboren 1778 zu Reval in Livland, trat 1796 in die russische Armee ein, machte 1799 Suwarows Feldzug mit, kam 1805 in den Generalstab, focht bei Austerlitz, dann gegen die Türken, fungirte 1812 als Generalquartiermeister Kutusows und Barclay de Tolly's, ward auf dem Schlachtfelde von Leipzig Generallieutenant, 1823 Generaladjutant des Kaisers u. Chef des Generalstabes der 1. Armee und 1825 General der Infanterie. An dem Feldzuge von 1829 gegen die Türken nahm er als Chef des Generalstabes den ruhmvollsten Antheil. Durch den Sieg am 11. Juni bei Kulewtscha erwarb er sich die Grafenwürde. Im polnischen Feldzuge von 1831 stand er abermals als Stabschef dem General Diebitsch zur Seite, übernahm nach dessen Tode das interimistische Kommando und leitete beim Sturm auf Warschau am 7. Okt. nach Paskewitsch' Verwundung die Operationen des letzten entscheidenden Schlachttages. Hierauf ward er als Mitglied in den russischen Reichsrath berufen und 1833 zum Oberdirigenten der Wasser- und Wegkommunikationen und der öffentlichen Bauten ernannt. Er † am 5. Mai 1842 zu Petersburg. Vergl. Bernhardi, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen von T., Leipz. 1855 bis 1856, 2 Bde.

Tollens, Henrik van, niederländischer Dichter, geboren den 24. Sept. 1780 zu Rotterdam, ward Kaufmann, widmete sich aber daneben der Poesie und veröffentlichte u. A.: „Romanzen und Idyllen" (1802); „Der Tod Egmonts u. Hoorns" (1806), von der Gesellschaft für vaterländische Sprache und Dichtkunst gekrönt; „Het gevallen meisje" (das gefallene Mädchen); „Wapenkroot"

Digitized by Google

und „Vaterlandisch Krijgslied". Er † den 21. Okt. 1856 zu Ryswik. Eine Geſammtausgabe ſeiner Werke erſchien Leeuwarden 1853—56, 7 Bde. T.' Styl iſt rein und voll Anmuth, und ſeine Verſe zeichnen ſich durch hohen Wohllaut aus.

Tollenſe, Fluß im nördlichen Deutſchland, entſpringt oberhalb Prillwitz in Mecklenburg-Strelitz, durchfließt den Tollenſeſee (1¼ Meilen lang, ¼ Meile breit, mit dem Lieps- und Wanzkaerſee zuſammenhängend), verläßt denſelben bei Neubrandenburg wieder, tritt nach Pommern über und mündet dort bei Demmin rechts in die Peene.

Tollheit, ſ. v. a. Wahnſinn; auch ſ. v. a. muthwilliger, unüberlegter Streich.

Tollkirſche, ſ. Atropa.

Tollkühnheit, ſ. Kühnheit.

Tolna (T. Varmegye), ungariſche Geſpanſchaft im Kreis dieſſeits der Donau, zählt auf 67 QMeilen 215,881 Einw. Das Land iſt eben u. ſehr fruchtbar, nur im Weſten bergig und hügelig. Die Donau beſpült die ganze öſtliche Seite der Geſpanſchaft und bildet hier Moräſte und mehre größere und kleinere Inſeln. Sie nimmt aus dem Innern die Sarvitz auf, welche durch den Kapos mit dem Koppany und den mit dem Plattenſee in Verbindung ſtehenden Sio verſtärkt wird. Der Boden erzeugt Getreide im Ueberfluß, Wein, Obſt, Tabak, Krapp und Saflor. Ausgedehnte Wieſen und Hutungen begünſtigen die Viehzucht (Hornvieh, Schafe, Pferde), und in der Donau wird beträchtlicher Hauſenfang betrieben. Die Einwohner ſind der Mehrzahl nach Magyaren und katholiſch. Ackerbau, Viehzucht, Fiſchfang, Schifffahrt und Handel, wenig Gewerbe bilden ihre Nahrungszweige. Hauptort iſt der Markt Szekszard. Der gleichnamige Marktflecken, rechts an der Donau, hat ein Kaſtell, Potaſchefiedereien, Getreide-, Wein-, Tabaks- und Saflorbau, eine Dampfſchifffahrtsſtation u. 6852 Einw.

Tolosa, Stadt in der ſpaniſchen Provinz Guipuzcoa, an der franzöſiſchen Heerſtraße in einem ſchönen Gebirgsthale, am Zuſammenfluß des Orria und Araxes und an der ſpaniſchen Nordbahn (Linie Burgos-Irun), war früher Hauptſtadt der Provinz und iſt jetzt noch Sitz des Generalkapitäns der baskiſchen Provinzen, hat 2 Klöſter, 2 Spitäler, eine große Dampfpapierfabrik, Fabrikation von Waffen und anderen Metallwaaren, Wollzeuchen, Leder ꝛc. und 7639 Einw. In der Umgegend ſind Zink- und Bleigruben.

Tolſtoi, 1) Peter Alexandrowitſch, Graf, ruſſiſcher Feldherr und Diplomat, geboren 1769, focht unter Suwarow gegen die Türken u. Polen, befehligte 1805 das ruſſiſche Landungscorps in Norddeutſchland, führte 1813 ein Corps in Bennigſens Armee, nahm an der Belagerung von Dresden Theil und erzwang dann Hamburgs Uebergabe. Zum General der Infanterie ernannt, erhielt er nach Nikolaus' Thronbeſteigung die Leitung der Militärkolonien und 1831 den Oberbefehl über das Reſerveheer, mit welchem er die Polen ſchlug. Er † 1844 als Präſident des Departements für die Militärangelegenheiten im Reichstag zu Moskau.

2) Fedor Andrejewitſch, Graf, geboren 1758, † 1849, legte eine koſtbare Sammlung altſlaviſcher Drucke und Manuſkripte an, die nach ſeinem Tode der öffentlichen Bibliothek zu Petersburg einverleibt ward.

3) Fedor Petrowitſch, Graf, ruſſiſcher Bildhauer und Medailleur, geboren 1783 zu Petersburg, diente anfangs in der Marine, widmete ſich aber dann ganz der Kunſt. Von ſeinen Arbeiten ſind hervorzuheben: eine Reihe von Medaillons, welche die denkwürdigſten Begebenheiten aus den Kriegsjahren 1812, 1813 und 1814 allegoriſch darſtellen, 4 Basreliefs nach Sujets aus der „Odyſſee", eine Statue des Morpheus, eine Reihe von Illuſtrationen zu Bogdanowitſch' „Duſchenka" u. A. m. Er lieferte auch die Modelle zu den Bronzethüren der neuen Iſaakskirche zu St. Petersburg und die Zeichnungen zum Hauptthor der Chriſtuskirche in Moskau. Auch als Profeſſor der Skulptur und Medailleurkunſt an der petersburger Akademie wirkte er verdienſtvoll.

Tolteken (Tulteken, Toltecas), amerikaniſcher Volksſtamm, welcher im 4. oder 5. Jahrhundert von einem nördlicheren Lande Huehuetlapallan aus in Anahuac einwanderte und hier um die Mitte des 7. Jahrhunderts die Stadt Tollan (Tula) gründete. Durch Eroberung und friedliche Uebereinkunft erweiterten die T. bald ihr Gebiet und gelangten auf eine ziemlich hohe Stufe der Kultur, welche im Allgemeinen das Gepräge der ſpäteren aztekiſchen trägt und von welcher großartige Bauten in Anahuac noch Kunde geben. Im 4. Jahrhundert ſeines Beſtehens ſtand ihr Reich auf der höchſten Stufe ſeiner Macht; von da fing es in Folge unglücklicher Kriege und ungünſtiger Naturereigniſſe an zu ſinken. Unter dem König Topiltzin (in der Mitte des 11. Jahrhunderts) wurde das Land durch Hungersnoth und Krankheiten entvölkert, und die Uebriggebliebenen ſiedelten ſich theils in benachbarten Landſchaften an, theils verſchmolzen ſie mit den Chichimeken, die 100 Jahre ſpäter hier einwanderten.

Tolubalſam (trockener Opobalſam), harzig-balſamiſche Subſtanz, welche von Myroxylon toluifera, einer in Kolumbien wachſenden baumartigen Papilionacee, gewonnen wird, iſt friſch terpentinartig, blaßgelb bis goldgelb, ſpäter bräunlich und hart, riecht angenehm citronen- und jasminartig und ſchmeckt gewürzig, ſüßlich und harzig. Er iſt in Alkohol vollſtändig löslich und enthält einen leichtflüſſigen, farbloſen Kohlenwaſſerſtoff von Elemigeruch und Pfeffergeſchmack, das Tolen, freie Zimmtſäure, ein in Alkohol leicht und ein darin ſchwerlösliches Harz. Man benutzt den T. als Räuchermittel und zur Bereitung eines aromatiſchen Syrups. Verfälſchungen mit gemeinem Harz erkennt man durch Erhitzen einer Probe mit koncentrirter Schwefelſäure. Der reine Balſam löſt ſich hierbei zu einer kirſchrothen Flüſſigkeit, während bei Gegenwart von Harz eine ſchwarze, nach ſchwefliger Säure riechende Maſſe entſteht.

Tolubalſambaum, ſ. v. a. Myroxylon toluifera; vergl. Tolubalſam.

Toluca (Toloccan), Hauptſtadt des mexikaniſchen Partikularſtaates (Departements) Mexiko, 6 Meilen von der Reichshauptſtadt Mexiko entfernt, auf einer fruchtbaren Hochebene, 8600 Fuß

Digitized by Google

über dem Meer gelegen, Sitz der Departementalbehörden, ist regelmäßig gebaut, hat eine schöne Kathedrale mit einem Gnadenbild, mehre Klöster, Seifen- und Kerzenfabrikation, bedeutende Schweinezucht, Handel mit Würsten u. Schinken u. 12,000 Einw. Einige Meilen südwestlich davon liegt der 14,800 Fuß hohe Nevado de T. (Xinantecatl), ein ausgebrannter Vulkan, der auf seinem Gipfel ewigen Schnee und in einer Höhe von 13,400 Fuß einen alten Krater hat, welcher jetzt einen ziemlich eine Stunde im Umfang haltenden, von Schneewasser umgebenen See bildet.

Toluol, Kohlenwasserstoff, entsteht bei trockner Destillation des Drachenbluts und Tolubalsams, findet sich auch in dem zwischen 105 und 115° C. siedenden Theil des Steinkohlen-, Holz- u. Harztheers. Es ist farblos, dünnflüssig, vom specifischen Gewicht 0,864, wird bei — 20° noch nicht fest, siedet bei 111°, riecht ätherartig, löst sich nicht im Wasser, wenig in Alkohol, ziemlich in Aether, schmeckt brennend, ist luftbeständig und entzündlich. Chromsäure verwandelt das T. in Benzoesäure, durch kalte rauchende Salpetersäure wird Nitrotoluol gebildet; dies ist farblos, vom specifischen Gewicht 1,18, siedet bei 225° u. riecht nach Bittermandelöl. Warme rauchende Salpetersäure verwandelt das T. in Dinitrotoluol, welches bei 71° schmelzende Krystalle bildet. Schwefelammonium bildet aus Nitrotoluol die Base Tolnidin und aus Dinitrotoluol die Base Nitrotoluidin. Das Toluidin krystallisirt in farblosen Blättchen, schmilzt bei 40° zu einer weinartig riechenden, stark lichtbrechenden Flüssigkeit, welche Fichtenholz gelb färbt, bei 198° C. siedet und mit Säuren krystallisirbare Salze gibt. Es wird durch Chlorkalk nicht blau, höchstens röthlich, durch Salpetersäure aber tief roth gefärbt. Da das T. sich im Steinkohlentheeröl findet, so enthalten auch die Aniline des Handels Toluidin. Nach Hoffmann liefert reines Anilin kein Anilinroth, ebenso wenig kann man aus reinem Toluidin rothes Pigment erzeugen. Erhitzt man aber ein Gemenge von reinem Anilin und reinem Tolnidin mit Quecksilber- oder Zinnchlorid, oder mit Arsensäure, so bildet sich sofort ein prachtvolles Roth.

Tomahawk, die Streitaxt der nordamerikanischen Indianer, gilt als Symbol des Krieges; daher den T. begraben, s. v. a. Frieden halten.

Tomaschek, Wenzel Joseph, namhafter Komponist, geboren den 17. April 1774 zu Skutsch in Böhmen, erhielt seine musikalische Bildung bei den Minoriten in Iglau und zu Prag, brachte es im Pianofortespiel und im Kontrapunkte zu hoher Meisterschaft und lieferte treffliche Kompositionen für Pianoforte, Gesang und Orchester. Unter seinen Instrumentalkompositionen sind besonders die Sonaten, die Eklogen für das Pianoforte, und unter den Vokalkompositionen eine schöne Messe und ein Requiem auszuzeichnen. Er † zu Prag den 3. April 1850.

Tombak (Rothguß), Kupferzinklegirung von sehr verschiedener Zusammensetzung. Die Farbe, welche dauerhafter und glänzender als die des Kupfers ist, wechselt von kupferroth bis orangegelb, die Dehnbarkeit ist sehr bedeutend und gestattet sogar die Anfertigung von Knistergold und unächtem Goldschaum aus den zinkreicheren Sorten. Die geringe Abnutzung macht das T. für gewisse Maschinentheile sehr geeignet. T. enthält auf 1 Theil Zink 2½ — 10 Th. Kupfer, nach Prechtl aber nie über 20 proc. Zink. In Iserlohn verarbeitet man eine aus 7 Th. Kupfer und 1 Th. Zink, in Hegermühl eine aus 11 Th. Kupfer und 2 Th. Zink zusammengeschmolzene Legirung. Man benutzt T. überall, wo Weichheit und größere Dehnbarkeit erforderlich sind, zu kleinen und feinen Arbeiten aus Blech oder Draht und zu Gegenständen, welche vergoldet werden sollen.

Tombuktu, s. v. a. Timbuktu.

Tomi (Tomis), Stadt in Untermösien, am Pontus Euxinus, kommt in der alten Mythe vor, indem hier Medea ihren Bruder Absyrtus getödtet und Aeetes den zerstückelten Leichnam desselben hier bestattet haben soll, und war Verbannungsort des Dichters Ovidius, der hier starb.

Tommaseo, Nicolo, italienischer Schriftsteller, geboren 1803 in Sebenico in Dalmatien, bildete sich in Italien und machte sich zuerst als Mitarbeiter an der „Antologia di Firenze" bekannt. Um sich politischer Verfolgung zu entziehen, ging er 1833 nach Frankreich, dann nach Korfu u. entwickelte während der ganzen Dauer seines Exils unausgesetzte literarische Thätigkeit. Nach der 1838 für das österreichische Italien erlassenen Amnestie lebte er meist in Venedig. Wegen einer Petition an den Kaiser um mildere Handhabung der Censur ward er den 18. Jan. 1848 mit Manin verhaftet, am 17. März aber vom Volk gewaltsam befreit, den 22. März zum Mitglied der provisorischen Regierung gewählt und nach der Katastrophe vom 11. Aug. 1848 mit Manin als Minister des Kultus und Unterrichts an die Spitze der revolutionären Regierung gestellt. Vergeblich suchte er in Paris um Hülfe für die venetianische Republik nach. Als Venedig im August 1849 kapitulirte, mußte er die Stadt vor dem Einzuge der Oesterreicher verlassen. Er lebte dann lange in Korfu, später zu Turin. Als Schriftsteller durch umfassende Gelehrsamkeit ausgezeichnet, weiß er katholische Gesinnung mit Liberalismus u. Patriotismus wohl zu vereinigen. Von seinen zahlreichen philosophischen u. kritischen Schriften sind hervorzuheben: „Della educazione" (Lugano 1834, 3. Aufl. 1836), „Nuovi scritti" (Vened. 1839—40, 4 Bde.), „Studj critici" (das. 1843, 2 Bde.). Außerdem schrieb er ein „Nuovo dizionario dei sinonimi della lingua italiana" (3. Aufl., Mailand 1853—55, 2 Bde.), einen trefflichen Kommentar zu Dante (Vened. 1837) und bearbeitete die auf die Geschichte Frankreichs im 16. Jahrhundert sich beziehenden Gesandtschaftsberichte (Paris 1838 2 Bde.), wie er auch die „Lettere di Pasquale de' Paoli" (Florenz 1846) herausgab. Mehr Beifall als mit seinen eigenen Poesien fand er mit seiner Sammlung „Poesie populari italiane" (Venedig 1839—42, 4 Bde.).

Tomsk, asiatisch-russisches Gouvernement, zum Generalgouvernement Westsibirien gehörig, zwischen den Gouvernements Tobolsk und Jeniseisk, der Mongolei und dem Kirgisenland, hat 15,733 QMeilen Flächeninhalt mit 694,651 Einw., viele Steppen, Moräste u. Waldungen, theilweise aber

Digitized by Google

auch fruchtbares Ackerland. Im Süden ist es durch das metallreiche kolywanſche Erzgebirge, einen Zug des Altai, gebirgig, an welches ſich die iſchimſche Steppe anſchließt; im Norden iſt es meiſt eben und mit großen Waldungen bedeckt. Die wichtigſten Flüſſe ſind der Ob mit dem Tom und der Irtyſch (Grenzfluß gegen das Kirgiſenland) mit dem Om; von den zahlreichen, meiſt ſalzigen Seen ſind die bedeutendſten der Tſchaniſee (106 QMeilen) auf der Grenze gegen Tobolsk, der in das Gouvernement Tobolsk hinüberreichende Sumy- oder Tſchebakliſee (82 QMeilen) und der Ubinskoeſee. Das Klima iſt im Allgemeinen verhältnißmäßig mild, nur im Norden rauh. Produkte ſind etwas Getreide, Gemüſe, Beeren verſchiedener Art und Holz; Obſt gedeiht nicht. Das Thierreich liefert die gewöhnlichen Hausthiere, Bären, Wölfe, Hirſche, Rehe, wilde Schafe (Argalis), im Süden auch Kameele, Bienen (in manchen Gegenden mit bedeutendem Ertrag an Honig und Wachs) und zahlreiche Fiſche; das Mineralreich Silber und Kupfer, Blei, Salz, Steinkohlen und verſchiedene Edelſteine. Die Bevölkerung beſteht zum Theil aus Ruſſen, darunter viele Koloniſten, theils aus Verbannten, die in den Berg- und Hüttenwerken arbeiten müſſen und nach Ablauf ihrer Strafzeit ſich hier anſiedeln, theils aus altſibiriſchen, vorherrſchend turk-tatariſchen Völkerſchaften (Katſchinzen, Barabinzen, Tuliberten ꝛc.), die meiſt nomadiſiren. Haupterwerbszweige ſind Ackerbau und Viehzucht (ſtarke Pferdezucht namentlich bei den Katſchinzen), außerdem Bergbau, Waldwirthſchaft (Kohlenbrennen, Theerſchwelen, Pechſieden ꝛc.), Bienenzucht und Fiſcherei. Das Gouvernement iſt in 6 Kreiſe eingetheilt. T., früher mit Tobolsk vereinigt, ward 1781 davon getrennt, 1806 mit Kolywan verbunden und als eigene Statthalterſchaft organiſirt, bei der neuen Eintheilung von Sibirien 1822 aber Jeniſeisk und 1854 das Gebiet Semipalatinsk und das Land der ſibiriſchen Kirgiſen davon getrennt. Die gleichnamige Hauptſtadt des Gouvernements, Sitz des Civilgouverneurs und der Gouvernementsbehörden, liegt am rechten Ufer des Tom, an der großen Straße nach Irkutsk und Kiächta, iſt von Wällen und Gräben umgeben, hat 6 griechiſche, eine katholiſche und eine lutheriſche Kirche, einige Moſcheen u. Klöſter, mehre, zum Theil ſchöne Krongebäude, ein Gymnaſium und mehre andere Schulen, einen Kaufhof, große Magazine, einen öffentlichen Garten, lebhaften Handel mit Getreide, Leder, Pelzwaaren, Viehzucht, Fiſcherei, aber wenig Induſtrie und 20,300 Einwohner.

Tomus (lat.), Band, Theil eines Buches.

Ton, in der Muſik ein Klang von beſtimmbarer oder erkannter Höhe, iſt als ſolcher das Ergebniß gleichmäßiger Schwingungen eines Körpers (ſ. Schall), erhält aber die poſitive Beſtimmtheit oder den feſt beſtimmten Grad ſeiner Höhe und Tiefe erſt durch die Stimmung (ſ. d.); dann ein gewiſſes Intervall, deſſen beide Grenzen nur um eine diatoniſche Stufe von einander liegen. Man unterſcheidet ganze und halbe Töne, ja ſelbſt große und kleine ganze, große und kleine halbe Töne. Der ganze T. iſt die große Sekunde, der halbe T. die kleine Sekunde (ſ. Intervall). Das Verhältniß des großen ganzen T.s und des kleinen ganzen T.s wird durch harmoniſche Theilung der großen Terz aufgefunden. Das Verhältniß von 5:4 (z. B. c—e), harmoniſch getheilt, gibt das Verhältniß (10:9:8, mit einander multiplicirt) 90, 80, 72, was den Tönen c d e entſpricht; das Intervall c d iſt ein großer, d e ein kleiner ganzer T., erſterer ſteht in dem Verhältniß 9:8, letzterer in dem 10:9, alſo iſt jener um das ſyntoniſche Komma (81:80) größer als dieſer. Der große halbe T. iſt in der diatoniſchen Tonleiter nur zweimal enthalten, und zwar zwiſchen der dritten und vierten (e—f) und zwiſchen der ſiebenten und achten (h—c) Stufe; kleine halbe Töne ſind alle übrigen chromatiſchen Intervallenverhältniſſe, wie c—cis, d—dis ꝛc., und ihr Verhältniß 25:24 wird gefunden durch Subtraktion der kleinen Terz von der großen, und addirt man dieſes Verhältniß mit dem des großen halben T.s, ſo ergibt ſich das Verhältniß des kleinen ganzen T.s. Außerdem gebraucht man das Wort T. für Tonart, indem man dabei an den Grundton oder den toniſchen Charakter eines Tonſtücks denkt, und endlich wird mit T. auch die Beſchaffenheit des Klangs, die ſogenannte Klangfarbe, bezeichnet, durch welche ſich die Saiten-, Blas- und Schlaginſtrumente von einander unterſcheiden. Ueber die ſogenannten Bei- oder Nebentöne ſ. Aliquottöne. In der Grammatik und Rhetorik bezeichnet T. die Hervorhebung eines Wortes oder einer Silbe, und man unterſcheidet hier den Haupt- vom Nebenton, ſowie man unter Redeton die Modulation der Stimme verſteht, welche beim Vortrag eines oratoriſchen Ganzen mit Rückſicht auf den Inhalt der einzelnen Partien und das gegenſeitige Verhältniß derſelben anzuwenden iſt. In der Malerei verſteht man unter T. (Farbenton) die ſämmtlichen in einem Gemälde angewendeten Farben in ihrem Verhältniß zu einander und nach ihrem Geſammteindruck.

Tonart, die Darſtellung eines der beiden Tongeſchlechter (des Dur- und des Mollgeſchlechts) auf einem beliebigen Ton unſeres Tonſyſtems. So viel letzteres alſo Töne hat, ſo viel gibt es in jedem der beiden Geſchlechter T.en. Nimmt man die Töne c cis d dis e f fis g gis a ais h, ſo erhält man ſchon 12 Dur- und 12 Molltonarten. Da aber jeder Ton mehrfach enharmoniſch umgenannt werden kann, z. B. es ſtatt dis, fes ſtatt e ꝛc., ſo kommt noch eine größere Anzahl von T.en heraus, die indeſſen alle mit den obigen enharmoniſch gleich ſein würden, und deren Aufzählung hier überflüſſig iſt. Als normal- oder Haupttonart gilt für das Durgeſchlecht die T. von C, für das Mollgeſchlecht die von A; alle übrigen ſind nur transponirte von dieſen. Paralleltonarten nennt man diejenige Dur- und Molltonart, welche beide in der praktiſchen Verwendung eine u. dieſelbe Vorzeichnung haben, z. B. C dur und A moll, F dur und D moll ꝛc.

Tonbridge (Tunbridge), Stadt in der engliſchen Grafſchaft Kent, am ſchiffbaren Medway und an der Südoſtbahn (Linie Reigate-Dower), welche hier nach Haſtings abzweigt, hat ein Stadthaus, eine Markthalle, eine lateiniſche Schule, ein literariſches u. ein Handwerkerinſtitut, Fabrikation

Digitized by Google

von Drechslerwaaren, Handel mit Holz und Steinkohlen und 5919 Einwohner. Zwei Stunden südlich davon liegt die Marktstadt Tonbridge-Wells, an der Zweigbahn nach Hastings, mit vielbesuchten Mineralquellen, eleganten Badeanstalten, einem schönen Rathhaus, einer Aktienschule, einem literarischen Institut, Fabrikation von Spiel- und Nippsachen und 13,807 Einw.

Tondern (Tönder), Hauptstadt des gleichnamigen schleswigischen Amts, welches, 25¾ QMeilen groß, auch die Insel Sylt und einen Theil der Insel Föhr umfaßt, liegt 1½ Meilen von der Nordsee an der Widaue und zählt gegen 3000 Einwohner, welche Manufakturen in Zwirn und Spitzen, Leinwand, Strumpfwaaren und Wollzeuchen unterhalten, sowie Schifffahrt und lebhaften Ausfuhrhandel mit Korn u. Fettwaaren treiben. Die Stadt, nach Schleswig die älteste des Herzogthums, erhielt 1243 lübisches Recht, ward 1271 vom König Erich Klipping und 1357 von den Holsteinern erobert, 1421 von König Erichs VII. Truppen belagert und 1629 von Morgans den Kaiserlichen für Christian IV. abgenommen. Im Jahre 1639 fand man bei dem benachbarten Orte Galhus oder Gallehuns im Schlamm ein großes goldenes, mit Figuren verziertes Horn und 1734 ein zweites. Diese sogenannten tondernschen Hörner, welche 1802 aus der Kunstsammlung zu Kopenhagen entwendet und von den Dieben wahrscheinlich eingeschmolzen worden sind, waren Schau- und Luxusstücke. Die Runenschrift des einen Horns gehörte dem angelsächsischen Alphabet an u. war, aus dem 6. Jahrhundert stammend, die älteste bekannte.

Tonfall, s. Kadenz.

Tongaarchipel (Freundschaftsinseln, bei den Engländern Friendly Islands), eine zum südöstlichen Polynesien gehörige Inselgruppe im stillen Meere, unter 18—22° südl. Br. und 199° 40′—203° 40′ östl. L. (von Ferro), südöstlich von den Fidschi- und südwestlich von den Schifferinseln, bildet eine der Gruppen des äußeren Gürtels der australischen Inseln und umfaßt im Ganzen 32 größere Inseln und ungefähr 150 Eilande, Riffe und Klippen mit einem Gesammtflächenraum von 250 QMeilen. Die meisten dieser Inseln sind niedrig, haben Korallenfelsen zur Grundlage und sind mit einer dicken, fruchtbaren Erdschicht bedeckt; nur die Inseln im Nordwesten sind hoch, gebirgig und vulkanischen Ursprungs. Die umgebenden Riffe erschweren den Zugang zu den meisten Inseln, doch haben einige derselben schöne Häfen. Fließendes Wasser findet sich nur auf wenigen Inseln. Das Klima ist im Allgemeinen angenehm und gesund, die Sommer sind sehr heiß; auch finden häufig Erderschütterungen Statt. Die Insel Tofoa hat einen thätigen Vulkan. Das Pflanzenreich liefert Pisangs, Brodfruchtbäume, Yams, Kokos- und andere Palmen, Zuckerrohr, Bambus, Baumwolle, Feigen, Citrusarten, Papiermaulbeerbäume, Sandelholz und viele Schlingpflanzen. Das Thierreich ist vertreten durch Schweine, Hunde, Ratten und Vampyre, das gewöhnliche Hausgeflügel, Papageien, Reiher und Tropikvögel, Schildkröten, Wasserschlangen, Leguane, Hechte, Haifische, Krebse, Austern und andere Weich- und Schalthiere, schöne Schmetterlinge, große Spinnen und Skolopender. Von Mineralien kommen Thon, Kalk, Kiesel und eine Art harter, schwarzer Steine vor, aus welchen die Eingebornen Aexte verfertigen. Die Einwohner, deren Gesammtzahl man auf 25,000 Seelen schätzt (nach Andern sogar gegen 150,000), gehören dem hellfarbigen Malayenstamme der Südseeinseln an, sind von mittlerer Statur, meist wohlgewachsen, muskulös, breitschulterig und von regelmäßigen Gesichtszügen und übertreffen an Bildungsfähigkeit die meisten Bewohner der benachbarten Inselgruppen. Sie treiben Landbau und beweisen bei dem Bau ihrer Häuser und Boote, wie bei der Verfertigung ihrer Geräthschaften, Waffen (Keulen, Bogen und Pfeile) und Kleider (Stoffe aus Papiermaulbeerbaum) ziemliche Kunstfertigkeit. Einige Ortschaften sind von Gräben umgeben und haben eine Art von Befestigungen. Ihre religiösen Vorstellungen sind noch theilweise polytheistisch, doch hat in neuerer Zeit ein großer Theil der Bewohner, durch englische und französische Missionäre bekehrt, das Christenthum angenommen. Der ganze Archipel zerfällt in drei durch schmale Straßen von einander getrennte Gruppen; zur südlichen gehören die größern Inseln Eua (Middelburg) und Tongatabu (das heilige Tonga, früher Amsterdam, die größte Insel des ganzen Archipels, 4 Meilen lang, 3 Meilen breit und stark bevölkert); zur mittleren Gruppe die Inseln Namuka (Rotterdam), Tofoa (mit Bergen bis zu 5000 Fuß Höhe), Kao und die Gruppe Hapai mit der Hauptinsel Lifuka; die größte Insel der nördlichen Gruppe ist Vavao. Ueber sämmtliche Inseln herrschte sonst Ein König oder How, der in Tongatabu residirte, dessen Macht aber durch Priester eingeschränkt war; die besondere Verwaltung der einzelnen Inseln stand unter eignen Häuptlingen. Seit der Einführung des Christenthums ist dieser alte Staat mit seiner monarchisch-theokratischen Verfassung zerfallen, und es haben sich zwei neue Staaten daraus gebildet, von denen der Staat Vavao die beiden nördlichen Gruppen umfaßt und unter Einem König steht, der in Vavao residirt und wie der größte Theil seiner Unterthanen der protestantischen Kirche angehört, während die südliche Gruppe unter mehren kleinen unabhängigen Fürsten steht und durch französische Missionäre theilweise zum Katholicismus bekehrt worden ist; doch bekennt sich auch ein Theil der Bewohner von Tongatabu zum Protestantismus. Nachdem der Holländer Abel Tasman 1643 die südlichere Gruppe entdeckt hatte, kamen die Inseln fast gänzlich wieder in Vergessenheit, bis Cook 1773 und 1777 hierher gelangte und von Neuem die Aufmerksamkeit auf die Inseln und ihrer Bewohner lenkte. Nach ihm wurden sie besucht von dem Spanier Morello 1781, von La Perouse 1787, Bligh 1789, d'Entrecasteaux 1789 ꝛc. Der Brite Mariner hielt sich 1806—11 auf Tongatabu auf und von ihm haben wir die ausführlichsten Nachrichten über den Archipel. Den Namen T. führt derselbe von der Hauptinsel; Cook nannte ihn Freundschaftsinseln wegen der freundlichen Aufnahme, die er bei den Bewohnern fand. Vgl. Mariner, Account of the Tonga

Digitized by Google

Islands, London 1814, 2 Bde., deutsch von Martin, Weimar 1819.

Tongern (Tongres), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der belgischen Provinz Limburg, an der Jaar und der Zweigbahn von Lüttich nach Hasselt, hat eine alte Kathedrale, ein Gymnasium, Brauerei, Gerberei, Ziegelbrennerei und 7080 Einwohner. Unweit davon eine Mineralquelle, die schon Plinius erwähnt. T. ist die älteste Stadt in Belgien und war schon im 4. Jahrhundert Sitz eines Bischofs, welcher aber später nach Lüttich übersiedelte.

Tongeschlechter (Klanggeschlechter), nach altgriechischem Tonsystem die drei Gattungen von Tonfortschreitungen, der diatonischen, die sich in Ganz- und Halbtönen bewegt, der chromatischen, die durch lauter Halbtöne geht, und der enharmonischen Fortschreitung, in der alle Töne mit ihren enharmonischen Doppelnamen auftreten. Da indessen die beiden letzteren einer selbstständigen Existenz entbehren und ungeeignet sind, Grundlagen im System musikalischer Komposition zu werden, so bezieht die neuere Theorie den Namen T. nur auf die allein wesentliche diatonische Fortschreitung und unterscheidet das harte oder Durgeschlecht und das weiche oder Mollgeschlecht. Vgl. Tonleiter und Tonart.

Tonica (ital.), in der Musik der erste oder Grundton der diatonischen Tonleiter; dann besonders der Grund- oder Hauptton eines Musikstücks, von dem Gesang und Harmonie ausgehen und womit sie schließen. Den fünften Ton von der T. aufwärts gerechnet bezeichnet man als Dominante (s. d.).

Tonische Mittel (tonica), Arzneistoffe, welche den Tonus, d. i. das Spannungsvermögen der Muskel- und Nervenfaser, vermehren sollen, daher s. v. a. stärkende Mittel.

Tonkabaum, Pflanzengattung, s. Dipteryx.

Tonkabohnen, s. Dipteryx.

Tonkunst, s. Musik.

Tonleiter (lat. und ital. scala), eine stufenweise Folge von Tönen innerhalb einer Oktave. Nach der Beschaffenheit der Stufen und der Ordnung derselben unterscheidet man 3 Gattungen von T.n. Die wichtigste ist die diatonische T., aus einer Folge von 5 ganzen und 2 großen (diatonischen) halben Tönen bestehend und wiederum in Dur- und Molltonleiter zerfallend. Wird der erste halbe Ton von der 3. mit der 4. Stufe, der 2. von der 7. mit der 8. Stufe gebildet, als: c d e‿f g a h‿c, so entsteht die Durtonleiter. Ueber dem Grundton erheben sich hier eine große Sekunde, große Terz, Sexte u. Septime und eine reine Quarte, Quinte und Oktave; alle ihre Intervalle sind also im Verhältniß zum Grundton große u. reine. Wird dagegen der erste halbe Ton von der 2. mit der 3. Stufe, der zweite von der 5. mit der 6. gebildet, als: a h‿c d e f‿g a, so ist dies die Molltonleiter. Ueber dem Grundton erheben sich eine kleine Terz, Sexte und Septime, eine große Sekunde und reine Quarte, Quinte und Oktave. Beim Ganzschluß wird indessen, da der Dominantakkord einer großen Terz bedarf, die 7. Stufe erhöht und die T. heißt dann: a h c d e f gis a. Der in der Melodieführung ungewöhnlich übermäßige Sekundenschritt f gis wird dann wieder beim Aufsteigen der T. durch Erhöhung des f als Durchgang zum gis in eine große Sekunde verwandelt (a h c d e fis gis a), beim Absteigen aber die Erhöhung des Leittons und der Sexte wieder aufgehoben (a g f e d c h a). Die beiden andern Gattungen von T.n, neben der diatonischen, sind die chromatische, eine in Halbtönen gleichmäßig fortschreitende Tonreihe, und die (im Sinn des jetzigen Tonsystems) enharmonische Tonreihe.

Tonmalerei, Gattung von Musik, deren hauptsächlichster Zweck darin besteht, mittelst der Tonsprache Zustände und Begebnisse zu schildern, welche der Sinnen- und Erscheinungswelt entnommen sind. Die Frage über Berechtigung und Zulässigkeit der T. gehört zu den unentschiedensten auf dem Gebiete der Aesthetik der Tonkunst. Unbedingt verworfen wird die T. von den Vertretern der sogenannten strengen Klassicität, wiewohl nicht abzuleugnen ist, daß wie die Meister des 17. Jahrhunderts, so auch alle klassischen Tondichter des 18. und 19. Jahrhunderts, wie Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Spohr u. A., die T. mit Vorliebe gepflegt haben. Jenen gegenüber sind diejenigen, die durch das Streben, der Tonkunst durchaus einen höheren geistigen Inhalt zu vindiciren und zu diesem Behuf deren Ausdrucksfähigkeit extensiv und intensiv zu vervollkommnen, die entschiedensten Anhänger der T., nur verfielen diese wieder in ein gefährliches Extrem, indem sie in Komposition und Kritik einer realistischen Richtung huldigen, die nur in Ausnahmsfällen mit der Tonkunst ein ersprießliches Bündniß einzugehen vermag. Die Musik kann allerdings der realen Außenwelt angehörige Dinge nicht in jener konkreten Weise schildern wie Dichtkunst und bildende Kunst. Dafür aber vermag sie gerade nach jener Seite hin, wo die beiden genannten Künste ihrer Natur nach mehr oder minder lückenhaft bleiben, nicht nur ergänzend aufzutreten, wie in der Vokalmusik und im Drama, sondern auch als unabhängiges Kunstwerk in den Formen der reinen Instrumentalmusik, nämlich nach der Seite der Gefühlswelt, in sofern erst durch sie die mit der poetischen Grundlage verknüpften Seelenstimmungen zur vollkommenen u. künstlerisch-selbstständigen Erscheinung gebracht werden können. Die Musik kann und soll demnach nicht das wiedergeben, was das Auge sieht und der Geist denkt, sondern nur die hieraus wachsenden Empfindungen, die Seelenbilder in ihrer zeitlichen Form. So stellt die Tonkunst die im Innern fortlebende Außenwelt dar, und die T. würde alsdann richtiger als musikalische Stimmungsmalerei zu bezeichnen sein. Dies hat Beethoven wohl erwogen, wenn er der Pastoralsinfonie die Worte vorausschickte: „Mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei.“ Ja selbst da, wo Beethoven eine scheinbar ganz materielle T. gibt, wie am Schlusse des zweiten Satzes (Nachtigallengesang, Wachtelschlag u. Kukukruf), offenbart sich eine so schöne geistige Bedeutsamkeit, daß darin nur eine symbolische Auffassung der Natur zur Darstellung gelangt. Eine solche symbolische Auffassung aber ist es überhaupt, die

Digitized by Google

der T. ihren innern künstlerischen Werth verleiht, indem sie die Vorstellung des Gegebenen bei hörbaren Vorgängen durch ähnliche Klangwirkung nachahmt (wie z. B. Marschner das Heulen des Sturmwindes in „Hans Heiling"), bei sichtbaren durch analoge Tonformen wiedergibt, wie sich z. B. in einigen Messen die Worte „et descendit de coelis" in absteigender und „ascendit in coelum" in aufsteigender Tonfolge komponirt finden.

Tonnay-Charente, Stadt im französischen Departement Niedercharente, rechts an der Charente, ist Stapelplatz für unverzollte Waaren, hat einen guten Hafen, Kerzenfabrikation, Ziegelbrennerei, Salzschlämmerei, Handel mit englischem Eisen und Steinkohlen, Baumwollzeuchen, Leder, Cognac ꝛc. und 3703 Einw.

Tonne, großes Faß; dann Maß, meist für flüssige Dinge, das in verschiedenen Ländern von sehr verschiedener Größe ist, als Schiffsfrachtgewicht (Schiffstonne) aber in der Regel die Hälfte der Schiffslast beträgt. Nach Tonnengewicht pflegt die Tragfähigkeit (Lastigkeit) der Seeschiffe, die daher auch Tonnengehalt genannt wird, angegeben zu werden. Tonnengeld heißt die Abgabe, welche in den meisten Häfen von den Seeschiffen nach Maßgabe ihrer Größe zu entrichten ist. In England ist T. (ton) ein allgemein übliches Gewicht von 20 englischen Centnern oder 2240 englischen Handelspfund. Eine T. Goldes sind 100,000 Thaler oder Gulden. Auch ist T. s. v. a. Bake.

Tonneins, Stadt im französischen Departement Lot-Garonne, rechts an der Garonne (mit Hängebrücke über diese) und an der Eisenbahn von Bordeaux nach Toulouse, hat eine protestantische Konsistorialkirche, kaiserliche Tabaksfabriken und Tabaksmagazine, Fabrikation von Seilerwaaren (besonders Tauen) und Leder, Handel mit Hanf, getrockneten Pflaumen ꝛc. und 7947 Einw.

Tonnerre (Tonnère), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Yonne, am Armançon und an der Eisenbahn von Paris nach Dijon und unweit des Bourgognekanals, ist alt, aber gut gebaut, hat einen Gerichtshof, ein Hospital mit merkwürdiger Sonnenuhr, Kommunalcollége, eine Bibliothek, Fabrikation von wollenen und baumwollenen Waaren, landwirthschaftlichen Geräthschaften, Leder, Fayence, Glas, Weinbau (trefflichen Burgunder u. Champagner), Handel und 4789 Einw.

Tonsur (v. Lat.), die geschorene Stelle am Haupte, Ehrenzeichen des katholischen Priesterstandes. Die Geistlichen der ältesten Zeit trugen zum Unterschied von den heidnischen Priestern kurz abgeschnittenes Haar und einen langen Bart. Büßende ließen sich das Haupt ganz kahl scheeren, von ihnen nahmen die Mönche diese Sitte an, und von diesen ging sie im 6. Jahrhundert auf alle christlichen Geistlichen über, denen sie 633 auf der vierten Synode zu Toledo gesetzlich vorgeschrieben ward. Man unterschied aber ein kahl geschorenes Vorderhaupt als T. des Apostels Paulus von der kreisförmigen Platte auf dem Scheitel, der T. des Apostels Petrus. Jene war in der griechischen Kirche, sowie bei den Briten und Irländern üblich; diese in der abendländischen Kirche Priestern und Mönchen gemein. Die erst eben in den geistlichen Stand Eingetretenen tragen sie im Umfang eines Viergroschenstücks, die Priester im Umfang einer Hostie, die Bischöfe noch größer, und beim Papst bleibt nur ein schmaler Kreis von Haaren über der Stirn stehen. Das Abscheeren geht der Weihe vorher und wird wöchentlich, oder doch vor jedem Fest wiederholt.

Tontine, eine Art von Leibrenten oder Annuitäten, wobei eine Anzahl Darleiher zusammentritt und so lange eine Rente bezieht, als noch einer von ihnen am Leben ist, so daß die Antheile der zuerst mit Tod Abgehenden den Längerlebenden zu Gute kommen, wenn nicht durch besondere Verträge eine andere Vertheilungsweise festgesetzt ist. Die T. wird auf diese Weise zu einer Art von Glücksspiel, und es können bei starken Fonds die Längstlebenden zuletzt sehr bedeutende Renten erhalten. Der Name T. kommt von deren Erfinder, dem Italiener Lorenzo Tonti, welcher 1653 unter den Auspicien des Kardinals Mazarin den Plan dieses Instituts entwarf.

Topas, Edelstein aus Naumanns Familie der wasserfreien Geolithe, krystallisirt in rhombischen Säulen von 124°, die aber an der scharfen Seitenkante durch die Flächen einer, auch mehrer schärferen rhombischen Säulen zugeschärft sind. Beim brasilianischen T. ist das Ende nur durch ein rhombisches Oktaëder zugespitzt, bei dem sibirischen treten dazu die Flächen einer das Ende zuschärfenden, auf die scharfe Säulenkante aufgesetzten Horizontalsäule und ist die Gradendfläche, welche an dem sächsischen T. fast stets ausgebildet ist, untergeordnet oder fehlt ganz. Ausgezeichnet blättrig nach der Gradendfläche kommt er auch aufgewachsen, stängelich und als Geschiebe vor. Er ist durchsichtig bis an den Kanten durchscheinend, glasglänzend, entweder wasserhell, oder gelblich und röthlichweiß, auch weingelb, roth, blau, grün, der Strich weiß. Die Härte ist = 8, das specifische Gewicht das des Diamants, 3,4—3,6, daher ward er früher in Geröllen oft mit dem Diamant verwechselt. Er phosphorescirt beim Erwärmen mit bläulichem oder gelblichem Schein und wird durch Reibung, Druck und Erwärmen elektrisch, welche Eigenschaft er 24 Stunden und länger behält. Fluorhaltige kieselsaure Thonerde mit 32,6 Kieselsäure, 51,0 Thonerde und 16,0 Fluorgehalt nach Rammelsberg, ist er unschmelzbar vor dem Löthrohr, löst sich in Borax nur langsam auf, gibt mit Soda eine blasige Schlacke. Man unterscheidet den gemeinen und den edlen T. Ersterer ist ohne Farbenschönheit und Glanz und findet sich ziemlich häufig, selbst bis zu 27 Pfund schweren Stücken. Der edle T. kommt im sogenannten Topasfels, einem Gemenge von Quarz, T. u. Turmalin mit weißem oder gelbem Steinmark, auch kleine Zinnsteinkrystalle führend, am Schneckenstein bei Auerbach im Voigtland, bei Penig in Sachsen, auch auf den Zinnlagerstätten des Erzgebirgs (Ehrenfriedersdorf und Altenberg) und Englands, im Schriftgranit zu Alabaschka bei Mursinsk am Ural, Nertschinsk in Sibirien, zu Adamtschelon in Transbaikalien, auch im Granit vom Ilmensee am Altai, in Nordamerika (Turnbull in Massachusetts), im Chloritschiefer und Edelsteinsand Brasiliens (Belmonte in Minas

Digitized by Google

novas) und an andern Orten vor. Der Pykni ist stängelicher, nur an den Kanten durchscheinender T., von gelblicher oder röthlichweißer Farbe, zeigt verwittert geringere Härte, aber etwas größeren Kieselerdegehalt u. kommt auf der Zinnsteingrube von Altenberg in Sachsen vor. Der stängeliche T. von Finbo in Schweden bedeckt sich beim Erhitzen mit sehr feinen Splittern u. mit zerplatzenden Blasen, daher Pyrophysalit genannt. Der durchsichtige sprunglose T. ist ein geschätzter Schmuckstein; man benutzt als solchen sowohl den wasserhellen aus Brasilien (Sklavendiamant der Portugiesen), Neusüdwales und vom Ilmensee, als den grünlichen und blauen (Aquamarine) von Mursinsk, den rothen und gelben brasilianischen und den weingelben sächsischen T. Der gelbe färbt sich beim Brennen oft roth. Je nach der Farbe führt der T. im Handel verschiedene Namen: als Wassertropfen (pingos d'agoa, goutte d'eau) wird der wasserhelle, als sibirischer oder taurischer T. der weiße, ins Bläuliche übergehende, als brasilianischer T. der goldgelbe mit Stich ins Röthliche, als sächsischer (Schneckentopas) der weingelbe, als indischer der safrangelbe, als brasilianischer Rubin der lichtrosenrothe, als brasilianischer Saphir der lichtblaue, als Aquamarin der meer- und berggrüne bezeichnet. Der unter dem Namen orientalischer T. vorkommende ist eine Varietät des Korunds. Der Preis richtet sich nach der Farbe, Klarheit und Größe. Am geschätztesten sind die Wassertropfen und die rosenrothen brasilianischen T.e. Auch die rein gelben und orangefarbenen sind gesucht, am wenigsten die bläulichen und grünlichen Varietäten. Im Durchschnitt wird ein Karat wasserheller oder rosenrother T. mit 9—11 Thalern, der gelbe mit $3^1/_2$—$4^1/_2$ Thalern bezahlt. Die Produktion an T.en beläuft sich in Brasilien allein auf 20—25 Centner jährlich. Die größten Krystalle liefert aber Sibirien.

Topen (im Sanskrit stûpa), Grabmäler, welche unmittelbar auf den Gräbern selbst errichtet sind oder, wie in Indien, Reliquien heiliger Männer, besonders des Buddha enthalten, meist kleinere oder größere Hügel mit Steinen ꝛc. Sie sind über einen großen Theil Asiens vom südlichen Sibirien bis nach Indien verbreitet und enthalten Geräthschaften aus edeln Metallen, namentlich aber viele altpersische Münzen. Vgl. Ritter, Die Stupa's, Berl. 1838.

Topfstein, s. Kalk.

Topik (v. Griech.), die Lehre von der Auffindung des Stoffes zum Zwecke der rhetorischen Behandlung irgend eines Gegenstandes. Die Alten verstanden unter T. die Zusammenstellung allgemeiner Begriffe und Sätze (loci communes) in systematischer Ordnung, als Hülfsmittel zur Auffindung und glücklichen Wahl der Beweisgründe. In dieser Weise ward die T. von den späteren griechischen Rhetoren und Grammatikern, sowie von den Römern, von diesen hauptsächlich mit Rücksicht auf die öffentliche Beredtsamkeit behandelt, z. B. von Cicero in den „Topica". Im Mittelalter verlor sie sich meist in Spielereien. In neuerer Zeit hat man eine abgesonderte Behandlung der T., als für die Behandlung specieller Fälle unersprießlich, ganz aufgehoben.

Topinambour (franz.), s. v. a. **Erdbirne**, Helianthus tuberosus *L.*

Topische Mittel, Arzneimittel, welche, auf einen leidenden Theil des Körpers selbst applicirt, auch nur auf diese Stelle wirken sollen, wie Bähungen, Auf- u. Umschläge, Einreibungen, Aetzmittel, blasenziehende u. blutentziehende Mittel ꝛc.

Topographie (v. Griech.), Ortsbeschreibung mit Beschränkung auf Objekte von möglichst geringer Ausdehnung, als einzelne Gegenden, Städte ꝛc., und möglichst genauem Eingehen auf alle Specialitäten, welche die betreffende Oertlichkeit in Bezug auf Natur oder Kunst darbietet. Den Zwecken der T. dienen namentlich die topographischen Bureaux, welche Alles sammeln und aufbewahren, was auf die Kenntniß der Oberfläche des Bodens und sonstiger Eigenthümlichkeiten desselben Bezug hat. Dieselben heißen in Deutschland auch Plankammern, Kameralvermessungsanstalten ꝛc. Wiewohl zunächst militärischen Zwecken dienend, haben sie auch zur Förderung der Länderkunde im Allgemeinen viel beigetragen. Berühmt sind namentlich die von Paris, Wien, München, Dresden, Stuttgart, Karlsruhe und Petersburg. In Preußen zerfallen diese Anstalten in eigentlich topographische und in trigonometrische Bureaux und bestehen zum Behuf nicht allein des Studiums der Karten, Pläne und Risse, sondern auch der Anfertigung solcher, daher außer den eigentlichen Ingenieuren und Offizieren des Generalstabs auch Zeichner, Kupferstecher u. Lithographen darin beschäftigt sind.

Topsham, Stadt in der englischen Grafschaft Devon, am Einfluß des Clist in den sich hier zur Mündung erweiternden Ex und an der Eisenbahn von Exeter nach Plymouth, war früher ein bedeutender Ausfuhrhafen (Hafen für Exeter), treibt Schiffbau, verfertigt Anker und Seile und hat 2772 Einwohner.

Torcello, Insel nebst gleichnamiger Stadt in den Lagunen von Venedig, hat eine Domkirche aus dem 7. Jahrhundert mit alten Malereien, Mosaiken und Skulpturen, eine achteckige Kirche Santa Fosca aus dem 9. Jahrhundert und 300 Einwohner.

Tordylium *L.* (Zirmet), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, charakterisirt durch die vielblätterige Hülle, den 5zähnigen Kelch, die weißen, ausgerandeten Blumenblätter mit eingeschlagenem Züngelchen und die flachen Samen mit runzeligem Rande, borstige einjährige Gewächse mit fiederspaltigen Blättern, worunter T. officinale *L.*, Drehkraut, Berg- oder Rosenkümmel, in Südeuropa, früher officinell war, in sofern Wurzel und Früchte als Radix et Semen Tordylii gegen Nieren- und Blasenkrankheiten gebraucht wurden. In Italien genießt man die jungen Blätter als Salat.

Toreño, Don Jose Maria Queypo de Llana Ruiz de Saravia Conde de, spanischer Staatsbeamter und Geschichtschreiber, geboren 1786 zu Oviedo, nahm Antheil an der Erhebung der spanischen Nation gegen die Franzosen 1808 und erwarb sich schon damals als Unterhändler des Bündnisses zwischen Spanien u. England, sowie als Deputirter bei den Cortes 1810

Digitized by Google

und 1812 den Ruf eines gewandten Diplomaten und Staatsmanns. Nach der Rückkehr Ferdinands VII. 1814 flüchtete er nach Frankreich und kehrte erst 1820 in sein Vaterland zurück. In Folge der Wiederherstellung der absolutistischen Regierungsgewalt 1823 abermals verbannt, lebte er in Paris und trieb dort das Börsenspiel mit Glück. Im Jahre 1832 nach Spanien zurückgekehrt, gewann er bald bedeutenden politischen Einfluß und trat 1834 als Finanzminister in das Kabinet. Seine die Staatsschuld betreffenden Maßregeln verwickelten ihn in einen langen parlamentarischen Kampf, der ihn in Gegensatz zu der Partei der Progressisten brachte. Im April 1835 übernahm er das Portefeuille des Auswärtigen und die Präsidentschaft des Kabinets. Doch führten Aufstände, die seine reaktionären Maßregeln hervorriefen, schon im September desselben Jahres seinen Sturz herbei. In den Cortes, die am 18. Febr. 1840 zusammentraten, und in die er als Mitglied der Prokuratorenkammer gewählt worden war, zeigte er sich wieder als entschiedener Moderado. Nach dem bald darauf erfolgenden Sturz der Moderadospartei begab er sich wieder nach Paris, wo er den 16. September 1843 †. Als Schriftsteller gewann er vornehmlich durch seine „Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España" (Madrid 1835 bis 1837, 5 Bde.; Paris 1838, 3 Bde.; deutsch, Leipzig 1836—38, 5 Bde.) Ruf.

Toreutik (v. Griech.), eine als Unterabtheilung der Plastik von den Griechen geübte Kunst, deren Begriff aber weder bei den alten Schriftstellern, noch bei den neueren Archäologen ganz genau feststeht. Ursprünglich verstand man darunter die bereits zu Homers Zeit geübte Kunst, erhabene (entweder geschnitzte, oder getriebene) Arbeit zu machen; später scheint sich der Begriff auf solche ganz oder halb erhabene Arbeit beschränkt zu haben, die durch Formen oder Gießen, nicht durch Schnitzen oder Graviren hervorgebracht wurde. Plinius bezeichnet mit T. überhaupt Bildnerei in Bronze. Die Künstler, welche dergleichen Arbeiten fertigten, hießen Toreuten.

Torf (franz. tourbe, engl. peat, turf), Produkt der freiwilligen Zersetzung von Vegetabilien, namentlich Sumpfpflanzen, in vielen Fällen gemischt mit Mineralstoffen, wie Sand, Lehm, Thon, Kalk, Eisenkies, Ocker ꝛc. Zur Bildung der Torflager gehört ein Boden mit undurchdringlicher Grundlage, auf welcher sich stagnirendes seichtes Wasser sammelt. In diesem finden sich alsbald Kryptogamen, wie Konferven und Ulven ein. Sie erscheinen als ein grüner Schlamm auf der Oberfläche des Wassers, sterben aber bald ab und bilden die erste Moderlage. Mit ihnen zugleich, oft auch später, treten größere Wasserpflanzen, wie Potamogeton, Alisma, Hottonia, Callitriche, Sparganium, Myriophyllum auf, aber auch sie zerfallen vollständig zu Moder, ohne T. zu bilden. Dieser entsteht erst durch die auf der Moderdecke wuchernden Moose, namentlich Sphagnum und Hypnum, welche mit ihrem ästigen schwammigen Körper zu einem festen Gewebe sich vereinigen und meist ohne festen Zusammenhang mit dem Boden auf dem Wasser schwimmen. Nun finden sich ander Phanerogamen ein, wie Drosera, Andromeda, Ledum, Vaccinium, Empetrum, Scirpi und Carices, sie setzen sich bald am Boden fest und bilden in dem übrigen schlammigen Grunde einzelne hervorragende Inseln. Dann gesellen sich Erica und Calluna hinzu und bald erscheinen auch Bäume und Sträucher, wie Birken, Weiden und die Sumpfföhre. Aus den Resten der absterbenden Pflanzen entsteht dann im Laufe der Zeit der T. Je nach den besonderen Verhältnissen bieten die Torflager ein sehr verschiedenes Ansehen dar. Manche sind noch mit Schlamm erfüllt, fast unzugänglich, andere schwammig, voll elastischer Erhöhungen, die durch üppigen Graswuchs täuschen, andere wieder dicht mit niedrigem Gestrüpp bedeckt oder von Sand und Lehm überlagert und der Kultur zurückgegeben. Auch unterseeische Torflager finden sich an mehren Orten. Besonders geeignet für die Torfbildung sind Hochgebirge, in denen auf der einen Seite bedeutende Niederschläge von meteorischem Wasser erfolgen, auf der anderen Seite aber die niedere Lufttemperatur die Verdunstung vermindert. Daher finden sich auch auf allen europäischen Gebirgen Torfmoore, aber am reichsten daran sind die großen Ebenen, welche sich von Belgien und Holland an der Küste der Nord- und Ostsee vorbei bis nach Rußland erstrecken. Irland, Schottland, Norwegen und Schweden haben ebenfalls bedeutende Torfmoore. Dagegen fehlt der T. gänzlich in den Ebenen der Aequinoktialgegenden, weil die daselbst herrschende hohe Temperatur eine vollkommene Verwesung der Pflanzen bewirkt. Das südlichste Vorkommen ist nach Fraas das im Kopaissee in Griechenland. Nach der Vegetation, welche die Torfmoore bedeckt, unterscheidet man Hoch- oder Heide- u. Grünlandmoore (bisweilen ist der T. von lockeren Bodenmassen bedeckt, wie der Darg in Ostfriesland, zuweilen selbst von festen Lagermassen, namentlich von Tuffkalk, mit welchem er auch dann und wann wechsellagert). Die Hochlandmoore (in Südbayern Filze genannt) entstehen auf thonigen Unterlagen sowohl in Thalmulden, als auch am Fuß von Hügeln und selbst auf Bergrücken; sie zeichnen sich dadurch aus, daß sie gegen die Mitte zu sich über die horizontale Linie erheben. In Folge der Kapillarität wird nämlich das Wasser emporgehoben, so daß die Torfbildung noch 3—8 Meter über dem Wasserspiegel erfolgen kann. Nach dem Rande hin nimmt die Höhe des Moors in Folge der dort geringeren Kapillarität ab. Die Oberfläche der bayerischen Filze ist mit einem fußhohen Bestand der Legföhre bedeckt und trägt außerdem Sphagnumarten, Ericeen, Andromeda und Vaccinium. Die Grünland-, Wiesen- oder Heidemoore (im südlichen Bayern Moos oder Möser) charakterisiren sich durch eine völlig horizontale Oberfläche, welche von fern einer Wiese oder Weide gleicht, sie liegen meist in großen Ebenen, welche von unbedeutenden Anhöhen umgeben sind, oder an den Ufern der Flüsse. Die Sphagnumarten, welche die charakteristische Vegetation der Hochmoore ausmachen, fehlen hier gänzlich, von Moosen sind nur einige Hypnumarten vorhanden, und die vorwaltenden Bestandtheile der Flora bilden die Riedgräser.

Nach den vorherrschenden Pflanzen, aus welchen

Digitized by Google

der T. sich gebildet hat, und nach den physikalischen Verhältnissen, unter welchen der Torfbildungsprozeß verlief, unterscheidet man 1) Moostorf, zu welchem Sphagnumarten hauptsächlich das Material darboten; er ist leicht und von hellbrauner Farbe; 2) Heidetorf, der besonders aus den Wurzeln und Stämmen der eigentlichen Heidepflanzen, wie Erica, Calluna, Vaccinium und Myrica, sich erzeugte; 3) Wiesentorf, aus Gras, Rohr und Schilf gebildet; 4) Wald- oder Holztorf, der hauptsächlich aus dem Holz, aus Blättern und Ueberresten von Waldbäumen entstand; 5) Moostorf, der hauptsächlich aus Zostera marina, Tangarten, Glaux, Salicornia, Binsen und Gräsern sich bildete. Unter Fasertorf versteht man gewöhnlich alle Torfarten ohne Rücksicht auf ihren Ursprung, deren Bestandtheile noch nicht vollständig zersetzt sind, sonach noch ein mehr oder minder lockeres faseriges Gewebe enthalten. Nach der Art der Konsistenz der Torfmasse unterscheidet man Pechtorf, Sumpf- oder Baggertorf und Rasentorf. Der Pechtorf ist eine schwarzbraune oder schwarze erdige Masse, welche sehr wenig oder gar keine kenntlichen Pflanzentheile mehr enthält, dicht, ziemlich schwer und spröde ist und an der Luft zerfällt. Er bildet Lager, welche oft von andern Mineralien überschüttet wurden, u. wird dann bergmännisch gewonnen (Bergtorf). Er brennt sehr gut, hält lange im Feuer an, gibt aber sehr vielen u. übelriechenden Rauch. Sumpf- oder Baggertorf (niederdeutsch klibbriger Darg) ist ein aus Torfsubstanz gebildeter dunkler, oft pechschwarzer Schlamm, in welchem man viele feine faserige Pflanzentheile erkennt. Getrocknet ist er ziemlich homogen, fest und schwer, brennt gut und anhaltend. Rasentorf hat ein filziges Gewebe von Pflanzenfasern, zwischen welchen die eigentliche formlose Torfmasse eingeschlossen ist. Er bildet die Hauptmasse fast aller unserer Wiesen- und Hochmoore. Manche Sorten zeichnen sich durch vorgeschrittene Verwesung der Pflanzentheile, durch schwere und dunkle Farben aus, andere aber bestehen fast nur aus einem leichten, faserigen Gewebe von gelber hellbrauner Farbe, brennen sehr rasch mit heller Flamme an, dauern aber nicht lange. Die feste Torfmasse enthält 1—3 Procent Asche, welche wesentlich aus Schwefelsäure, Kalk und Eisenoxyd besteht, zu denen sich häufig größere Mengen von Magnesia, Thonerde und Kieselsäure gesellen. Der Kieselsäuregehalt der Asche variirt von einigen bis 30 Procent, kohlensaurer und schwefelsaurer Kalk findet sich zwischen 20 bis 45 Proc. u. geht selten bis unter 80 Proc. herunter, der Magnesiagehalt beträgt 1—10, selten 15 Proc., Thonerde 0,2—5 Proc., Eisenoxyd bis 30 Proc., Phosphorsäure bis 2,5, selten bis 7 Proc. und mehr, Alkalienspuren bis 3 Proc. Die organische Substanz des T.s enthält eine Reihe Huminkörper und Harze, in 100 Theilen aschenfreiem, trocknem T. beträgt der Kohlenstoff cirka 60 Proc., der Wasserstoff 5—7, der Stickstoff 0,8—2,5, der Sauerstoffgehalt cirka 30 Proc. Der Wassergehalt von frischem T. ist sehr beträchtlich, durch längeres Lagern kann er 45 Proc. von seinem ursprünglichen Gewicht verlieren. Die beste Sorte von lufttrocknem T. besteht aus etwa 75 Proc. fester Torfmasse (inklusive Asche) u. 25 Proc. hygroskopischem Wasser oder aus 45 Proc. Kohlenstoff, 1,5 Proc. Wasserstoff, 28,5 Proc. chemisch gebundenem Wasser und 25 Proc. hygroskopischem Wasser. Nach der Gewinnungsweise des T.s unterscheidet man Stichtorf, d. h. Torf, welcher bloß mittelst eines Spatens in Stücke von regelmäßiger Form gestochen und an der Luft getrocknet worden ist; Bagger- oder Modeltorf, auch Streichtorf, formlos gegrabene oder geschöpfte Torfmasse, welche durch Schaufeln oder durch Treten mit den Füßen in Brei verwandelt und dann in Formen gestrichen worden ist; Maschinentorf, d. h. mit Maschinen bearbeitete Torfmasse, und Preßtorf, welcher im trocknen oder nassen Zustande eine bedeutende Pressung erlitten hat.

Der an der Luft getrocknete T. behält 25 Proc. Wasser, welche bei seiner Verbrennung in Dampf verwandelt werden müssen und daher viel Wärme absorbiren. Um diesen Verlust zu vermeiden und die Erreichung einer hohen Temperatur zu ermöglichen, darrt man den T. in Oefen oder Kammern bei 100—120° C. Das Pressen des nassen T.s, so einfach es erscheint, hat sich nicht als praktisch bewährt und ist fast überall, wo es versucht wurde, wieder verlassen worden. Man hat eingesehen, daß die rohe Torfmasse vor der Verdichtung eine Vorbereitung erheischt, und daß die Presse nur zu Kondensation des trocknen T.s dienen kann. Jene Vorbereitung besteht in einer Art Schlämmung, wodurch Wurzeln, Holztheile und zum Theil beigemengte Mineralstoffe entfernt werden. Nach Weber und Schlickeisen passirt der T. Cylinder, deren Innenwand mit sichelförmigen Messern besetzt ist, und in welchen sich eine Welle, die mit gleichen Messern versehen ist, dreht. Bersmanns Maschine besteht aus einem Trichter aus Kesselblech, in welches von oben nach unten kleine Löcher siebähnlich eingeschlagen sind. In dem Trichter bewegt sich ein eiserner Conus, welcher um seine Peripherie herum ein schneckenartig gewundenes Messer trägt. Dieser Conus schneidet den T. fein und drückt ihn in feinen Strähnen durch die seitlichen Löcher des Trichters, während die gröberen Fasern die untere Trichteröffnung passiren. Nach Challeton wird die rohe Torfmasse zwischen Messerwalzen zerkleinert, mittelst eines Bürstenapparats und unter Zufluß von Wasser durch ein Sieb getrieben und in andern Apparaten noch weiter zerkleinert. Der Schlamm gelangt nun in Gefäße, in denen er seine schweren mineralischen Verunreinigungen absetzt, und dann in Bassins, durch deren Boden sehr viel Wasser absickert. Die genügend kompakte Masse zertheilt man in Ziegel und läßt dieselben an der Luft austrocknen. Sie gewinnen eine große Dichtigkeit, halten in Folge dessen nur 12—15 Proc. Wasser zurück, besitzen fast das Aussehen erdiger Braunkohle und enthalten bedeutend weniger mineralische Stoffe als der rohe T., namentlich wenn der letztere mit Sand vermischt war. Dagegen erfordert dies Verfahren große Wassermengen, gibt viel Verlust und ist in seiner Ausführung von der Witterung abhängig. Einen wesentlichen Fortschritt in der Torfverwerthung bezeichnen die Methoden von Gwynne und Exter, von welchen namentlich die letztere für Deutschland sehr wichtig ist. Sie ist

Digitized by Google

seit 1856 auf dem Haspelmoor und seit 1859 auch zu Kolbermoor bei Aibling in Südbayern eingeführt. Man legt nach derselben die zu bearbeitende Moorparcelle trocken, befreit die Oberfläche von der Vegetation und gleicht die entblößte Torfmasse zu einer ebenen Fläche aus. Auf dem Torffeld wird nun mit Hülfe von durch Lokomobilen in Bewegung gesetzten Pflügen, durch Eggen und zeitweiliges Wenden der rohe T. gewonnen. Das lufttrockne Torfklein wird mit einem Schneepfluge zusammengekehrt, in die Magazine befördert, auf einer Maschine zerkleinert, im Trockenofen gedarrt und bei einer Temperatur von 50—60° C. in einer einfach wirkenden Excentrikpresse geformt. Die Ziegel sind 7 Zoll lang, 3 Z. breit u. ½—1 Z. dick, sie haben eine feste glatte Außenfläche und färben sehr wenig ab. 1 Kilogramm Preßtorf von Kolbermoor liefert 6,3 Kil. Dampf von 150°. Nach Karmarsch sind

100 Kilo	gelber T.	= 94,6	Kilo	lufttrockenem	Fichtenholz,
„ „	brauner T.	= 107,6	„	„	„
„ „	Erdtorf	= 104,0	„	„	„
„ „	Pechtorf	= 110,7	„	„	„
100 Kubikmeter	gelber T.	= 38,2	Kubikmet.	„	„
„ „	brauner T.	= 80,7	„	„	„
„ „	Erdtorf	= 144,6	„	„	„
„ „	Pechtorf	= 184,3	„	„	„

Nach Karsten sind bei Siedeprozessen 2½ Gewichtstheile T. = 1 Gewichtstheil Steinkohle u. 4 Volumen T. = 1 Volumen Steinkohle. Nach Vogel ist die Verdampfungskraft von lufttrockenem Fasertorf mit 10 Procent Wasser 5,5 Kilo, Maschinentorf mit 12—15 Procent Wasser 5—5,5 Kilo und von Preßtorf mit 10—15 Proc. Wasser 5,8—6 Kilo.

Um den T. besser verwerthen zu können, *verkohlt* man ihn wie Holz und gewinnt dabei Produkte, welche 34—86 Procent Kohlenstoff, 10 Procent hygroskopisches Wasser und 4 — 56 Procent Asche enthalten. Gewöhnliche Torfkohle kommt in ihrem specifischen Wärmeeffekt dem der Holzkohle sehr nahe, steht aber in den meisten Fällen bezüglich ihrer Brauchbarkeit hinter der Holzkohle zurück, weil sie wegen ihrer geringen Dichtigkeit u. der großen Menge staubförmiger Asche kein intensives Feuer zu geben vermag. Man bedient sich ihrer bei Herd-, Pfannen- und Kesselfeuerungen mit großem Erfolg, und die aus verdichtetem Challeton- oder Haspelmoortorf dargestellte Kohle besitzt so große Festigkeit und Dichtigkeit, daß sie für den Metallurgen sehr wichtig werden kann. Man verkohlt den T. in Meilern, welche 5—6000 Ziegel fassen, und genießt hierbei wegen der regelmäßigen Form der letzteren und der schweren Entzündlichkeit der Torfkohle gegenüber der Holzköhlerei manche Vortheile. Man gewinnt 25 — 35 Gewichts- und 30—50 Volumenprocente Kohlen. Noch bessere Resultate erzielt man bei Anwendung von Verkohlungsöfen, welche nach verschiedenen Principien gebaut worden sind. Torfkohle besitzt in hohem Grade die Eigenschaft, Farbstoffe zu absorbiren, den Branntwein zu entfuseln und durch Fäulniß gebildetes Ammoniak aufzunehmen, weshalb man Torfkohlenklein mit Vortheil dem Dünger beimengt. Der T. hat seit etwa zwanzig Jahren eine neue Anwendung dadurch gefunden, daß man ihn der trocknen Destillation unterwirft, u. zwar entweder um die dabei auftretenden Gase als Leuchtgas zu benutzen (100 Pfund T. geben durchschnittlich 467 Kubikfuß [engl.] Gas), oder um den Theer (s. d.) auf Paraffin, Photogen ꝛc. zu verarbeiten. Vergl. *Grisebach*, Ueber die Bildung des T.s in den Emsmooren, Göttingen 1846; *Senft*, Die Humus-, Marsch-, Torf- und Limonitbildungen, Lpz. 1862; *Sendtner*, Die Vegetationsverhältnisse Südbayerns, München 1854; *Bromeis*, Die neuesten Methoden der Aufbereitung u. Verdichtung des T.s, Berlin 1859; *Vogel*, Der T., seine Natur und Bedeutung, Braunschweig 1859; *Derselbe*, Der T., praktische Anleitung zur Werthbestimmung von Torfgruben ꝛc., München 1861; *Dullo*, Torfverwerthung in Europa, Berl. 1861; *Schenck*, Die rationelle Torfverwerthung, Braunschweig 1863; *Reissig*, Handbuch der Holz- und Torfgasbeleuchtung, München 1863; *Schlickeisen*, Mittheilungen über die Fabrikation von Preßtorf, Berlin 1864.

Torfbeere, s. v. a. europäische Moosbeere, Oxycoccus palustris *Pers.*, Vaccinium Oxycoccos *L.*

Torgau, Kreisstadt und Festung in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, am linken Ufer der Elbe, über welche eine überdeckte Holzbrücke führt. Die Festung, erst 1810 erbaut, besteht aus 6 ganzen und 2 halben Bastions, den Forts Zinna und Mehla und einem Hornwerk jenseits der Elbe. Das auf einem Felsen in der Elbe liegende Schloß *Hartenfels*, von Johann Friedrich dem Großmüthigen erbaut und bis ins 17. Jahrhundert hinein kurfürstliche Residenz, dient seit 1811 als Kaserne und Kriegsmagazin. T. hat als bemerkenswerthe Gebäude 2 evangelische Kirchen (die Stadtkirche mit Gemälden von Lucas Cranach); ein alterthümliches Rathhaus, ein schönes Schul-, ein Kreisgerichts- und ein Kommandanturgebäude, ein Militärlazareth u. ein Zeughaus; von öffentlichen Anstalten ein mit einer Realschule verbundenes Gymnasium, ein Armen- und Waisenhaus und Spital. Hauptnahrungszweige der 10,679 Einwohner (ohne 3436 Soldaten) sind Woll- und Leinweberei, Strumpfwirkerei, Band- und Tuchfabrikation, Färberei, Gemüse- und Hopfenbau, Holz-, Garn- und Leinwandhandel. T. war häufig Sitz der Markgrafen von Meißen. Hier wurde 1526 der *torgauer Bund* zwischen Sachsen und Hessen gegen die katholischen Reichsstände geschlossen. Auch verfaßten hier Luther und seine Freunde 1530 die *torgauer Artikel*, die Grundlage der augsburgischen Konfession, und 1576 ward zur Beilegung der kryptocalvinistischen Streitigkeiten hier das *torgauische Buch* veröffentlicht. Im dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt ungemein viel zu leiden, so daß sie 1640 beinahe wüste lag. In der Nähe von T. bei Süptitz wurden am 3. Nov. 1760 die Oesterreicher von den Preußen geschlagen. Im Jahre 1810 ward T. auf Napoleons I. Befehl befestigt, hielt Ende 1813 eine dreimonatliche Belagerung durch Tauenzien aus und ergab sich erst den 14. Jan. 1814 auf Kapitulation. Vgl. *Grulich*, Denkwürdigkeiten der kurfürstlichen Residenz T. aus der Zeit der Reformation, Dessau 1834.

Tories und Whigs, englisch gebildeter Plural von Tory und Whig (s. d.).

Torlonia, römische Bankierfamilie, deren

Digitized by Google

Ruhm Giovanni T., geboren 1754 zu Siena, begründete. Derselbe schwang sich vom Kleinkrämer zum Großhändler ersten Rangs empor und †, vom Papst zum Duca di Bracciano erhoben, den 25. Febr. 1829 zu Rom. Von seinen 3 Söhnen ward der älteste, Duca Marino T., geboren den 6. Sept. 1796 zu Rom, während der Revolution von 1848 und 1849 viel genannt, während der jüngere, Alessandro T., geboren den 1. Juni 1800, den väterlichen Reichthum noch bedeutend mehrte und ihn besonders auf großartige Bauten, Kunstkäufe und gemeinnützige Unternehmungen verwandte.

Tormentilla *L.* (Tormentill), Pflanzengattung aus der Familie der Potentilleen, nur durch die Vierzahl der Theile der Blumenkrone und des Kelchs von Potentilla *L.* verschieden, kleine ausdauernde Kräuter in Mitteleuropa mit fiederigen Blättern und einzelnen Blüthen in Zweiggabeln mit geschlossenem Fruchtkelch. Von T. erecta *L.*, Ruhr-, Blut- oder Rothwurz, auf feuchten Wiesen und Weideplätzen, in Wäldern und Hainen, gehört die Wurzel, Radix Tormentillae, zu den kräftigsten einheimischen adstringirenden Mitteln und dient auch zum Rothfärben.

Tormes, Fluß in der spanischen Provinz Salamanca, entspringt am nördlichen Abhang der Sierra de Gredos, fließt in vielfachen Windungen vorherrschend nordwestlich, durchströmt das reizende Thal von Bohoyo u. el Barco und fällt nach einem Lauf von 31 Meilen unterhalb Fermoselle an der portugiesischen Grenze links in den Duero.

Torna (Turnya), das kleinste Komitat in Ungarn, Distrikt diesseits der Theiß, von den Komitaten Abaujvar, Gömör und Borsod umschlossen, umfaßt 10,8 QM. mit 27,000 Einw., ist ziemlich bergiger Natur und hat den Marktflecken T. mit 2200 Einw. zum Hauptort.

Tornados (span.), Orkane, welche vornehmlich die Westküste Afrika's und die westindischen Inseln heimsuchen und, mit zerstörender Heftigkeit wehend, gleichzeitig eine niederdrückende und krankmachende Hitze erzeugen.

Torneå, Stadt im russischen Großfürstenthum Finnland, Gouvernement Uleaborg, liegt dicht an der schwedischen Grenze auf der Halbinsel Svensar an der nördlichsten Spitze des bottnischen Meerbusens u. an der Mündung der auf dem Kjölengebirge auf der norwegisch-schwedischen Grenze entspringenden und in ihrem unteren Lauf die Grenze zwischen Schweden und Rußland bildenden Torneäelf. Die Stadt hat einen Hafen, ungepflasterte Straßen und 750 Einwohner und ist als nördlichste Stadt der Ostseelande der Hauptstapelplatz des Verkehrs mit den nördlichen menschenarmen Gegenden. Die 1620 auf Befehl der schwedischen Regierung angelegte Stadt ward den 23. März 1809 von den Russen erobert und im Frieden von Frederikshamn mit dem ganzen westlichen Finnland an Rußland abgetreten, worauf in dem zu T. am 20. Nov. 1810 abgeschlossenen Grenzregulirungsvertrag die Torneäelf und ihr linker Nebenfluß Muonio als Grenze festgesetzt wurden. Erstere bildet unter 67° 30′ nördl. Br. bei dem schwedischen Eisenwerke Kengis einen 60 Fuß hohen Wasserfall. Merkwürdig ist der dem schwedischen Kirchspiel Obertorneå gegenüber auf russischem Gebiete ganz isolirt sich erhebende Berg Afvasaxa oder Awasaxa, für dessen Gipfel vom 16. bis 30. Juni die Sonne nicht untergeht. Zwischen diesem Berg und Pello stellten 1736 und 1737 Maupertuis und andere französische Akademiker Gradmessungen an. Im Sommer 1854 wurde T. zeitweilig von den Engländern besetzt.

Tornister (im mittelalterlichen Latein turnicella), Hauptbestandtheil des Gepäcks der Fußsoldaten, eine meist viereckige Tasche zur Fortschaffung der Montirungsstücke, der Wäsche, des Putzzeugs ꝛc., gewöhnlich von Kalbfell und möglichst wasserdicht, wird an 2 Riemen um die Schultern befestigt und auf dem Rücken getragen.

Toro, Stadt in der spanischen Provinz Zamora (Leon), östlich von Zamora, in einer großen, fruchtbaren, weinreichen Ebene (Tralo-Duero), rechts am Duero, über den eine alte, steinerne Brücke von 22 Bögen führt, ist Bischofssitz, hat 21 Kirchen, mehre Klöster, 3 Hospitäler, Wollmanufakturen, Gerberei, Handel, Weinbau und 8430 Einwohner. T. war im Mittelalter eine berühmte und volkreiche Stadt und ist namentlich historisch merkwürdig durch den 1501 hier abgehaltenen Reichstag, auf welchem das noch jetzt gültige Gesetzbuch (Leyes de Toro) gegeben wurde.

Torontal, Komitat in Ungarn, Distrikt jenseits der Theiß, wird westlich von der Theiß, nördlich von der Maros, östlich vom Komitat Temes, südlich von der banatischen Militärgrenze begrenzt u. hat 124,69 QM. mit 389,700 meist walachischen Einwohnern. Das Land, das den westlichen Theil des sogenannten temeser Banats (s. d.) bildet, ist durchaus eben, hat, namentlich an der Theiß, Temes, Bega u. am Berzavakanal, viele Sümpfe und Moräste, ist aber überaus fruchtbar. Neben Ackerbau und Viehzucht treiben die Bewohner lebhaften Handel und Schifffahrt. Hauptort ist der Flecken Großbecskerek an der Bega mit 17,500 Einw.

Toronto (indianischer Name für York, wie es früher hieß), Hauptstadt des Homedistrikts und der britisch-nordamerikanischen Kolonie Ober- oder Westcanada, an der westlichen Nordküste des Ontariosee's und an der Nordseite eines von einer schmalen, mit der befestigten Landspitze Gibraltar-Point endenden Halbinsel gebildeten vortrefflichen Hafens, mit einem Leuchtthurm, ward erst 1794 (unter dem Namen York) angelegt und ist jetzt eine der schönsten Städte Nordamerika's, Knotenpunkt mehrer Eisenbahnen (nach Montreal, London, Collingwood ꝛc.) und zählte 1861 bereits 44,821 Einwohner. Die Stadt ist ganz regelmäßig gebaut, hat gerade, sich rechtwinkelig schneidende Straßen und meist schöne, massive Häuser. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die Universität, das vormalige Parlamentshaus, der Regierungspalast, das Irrenhaus und die Bank, sowie unter den zahlreichen Kirchen die St. George's Church der Episkopalen, die katholische Kathedrale und die schottische Kirche die hervorragendsten. T. ist der Sitz eines katholischen Bischofs und eines Obergerichts, hat eine reich dotirte Universität, ein theologisches Seminar der Presbyterianer, ein Hospital u. mehre andere Wohlthätigkeitsanstalten. Die Stadt verdankt ihr rasches Wachsthum und Emporblühen ihrer

Digitized by Google

äußerst günstigen Lage, die sie zum Hauptstapelplatz der Produkte der westlichen Distrikte Canada's und zu einem der wichtigsten Verbindungsglieder zwischen dem britischen Nordamerika und den Vereinigten Staaten macht. Am 15. Aug. 1844 litt die Stadt durch eine große Feuersbrunst; 1849 wurde sie unter dem Namen T. zum Regierungssitz erhoben, verlor indeß 1854, wo Ottowa zur Hauptstadt beider Provinzen Canada ernannt wurde, die Regierungsbehörden und das Parlament wieder.

Toropetz, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Pskow, an der Toropa, hat 13 Kirchen, darunter eine Kathedrale, 2 Klöster, mehre Schulen, Gerberei, Handel u. 6540 Einw.

Torpedos (Höllenmaschinen), unterseeische Minen zum Sprengen von Schiffen, Brücken ꝛc. Sie bestehen aus wasserdichten, zum Schwimmen eingerichteten Kästen, welche mit Pulver, Bomben, Brandsatz ꝛc. gefüllt und entweder an einem bestimmten Ort versenkt, oder, mit einer entsprechenden Steuerung versehen, irgend einem Wasserstrom übergeben werden. Immer sind sie mit Vorrichtungen versehen, welche bei Berührung mit einem festen Gegenstande die Explosion veranlassen. Zur Zerstörung der „Minnesota" im amerikanischen Kriege benutzte man T., welche an der Spitze eines kleinen Schiffs hingen und mit eisernen Stacheln in der Art versehen waren, daß sie leicht an dem feindlichen Schiff befestigt werden konnten. Sobald dies gelungen war, zog sich das operirende Schiff schnell zurück, blieb aber mit dem Torpedo durch schnell sich abwickelnde isolirte Drähte in Verbindung und konnte nun die Explosion durch einen elektrischen Funken leicht bewerkstelligen. In Frankreich brachte man die Sprengkapsel an der Spitze eines 12—15 Fuß langen, vom Kiel einer gewöhnlichen Schaluppe ausgehenden Sporns an und fuhr so gegen das zu zerstörende Schiff. Die Explosion erfolgte durch Perkussion im Berührungsmoment, ohne daß das operirende Schiff irgendwie in Gefahr gerieth. Nach dem Vorgange von Bushnell (1777) und den durchaus gelungenen Versuchen Fultons (1801) hat Wood in Fairhaven ein unterseeisches Boot gebaut und dies zu Sprengungen benutzt. Das Fahrzeug von 75 F. Länge und 20 F. Breite kann bis über das Deck ins Wasser gesenkt werden und ragt dann nur mit einem 38 Zoll hohen Steuerhaus und einem fast ebenso hohen Kamin hervor. Es ist oben gepanzert und erhält durch eine Dampfmaschine eine Geschwindigkeit von 11 Knoten. Beim Angriff versenkt es sich, sobald es in die Nähe des feindlichen Schiffs kommt, der Torpedo kann durch eine dreißig Fuß lange Stange, die durch eine Stopfbüchse geht, an seinen Bestimmungsort gebracht und ohne Gefahr des unterseeischen Bootes durch einen elektrischen Funken entzündet werden.

Torpor (lat., Torpidität), krankhaft verminderte Erregbarkeit und Beweglichkeit, Trägheit, Gefühllosigkeit, Reizlosigkeit, Schwäche überhaupt.

Torquatus, s. Manlius 3).

Torquay, Marktstadt in der englischen Grafschaft Devon, an der Torbai, einer Bucht des Kanals (la Manche), ist durch eine Zweigbahn mit der Eisenbahn Exeter-Plymouth verbunden, hat viele prächtige, neue Gebäude, ein Museum, eine Konversationshalle, ein Theater, höchst elegante Badeanstalten, einen Hafen und 16,419 Einwohner. T. ist eins der besuchtesten neueren Modeseebäder des südwestlichen England.

Torquemada, Thomas de, spanischer Generalinquisitor, s. Inquisition.

Torre-del-Annunziata, Flecken in der italienischen Provinz Neapel, am Golf von Neapel und an der Eisenbahn von Neapel nach Salerno, hat eine königliche Waffenfabrik, Fabrikation von Papier und Maccaronis, Getreidehandel und 12,900 Einw. Eine halbe Stunde östlich davon sind die ausgegrabenen Ruinen von Pompeji.

Torre-del-Greco, Flecken in der italienischen Provinz Neapel, am südwestlichen Abhange des Vesuv, am Golf von Neapel und an der Eisenbahn von Neapel nach Salerno, hat mehre Kirchen, zahlreiche, schöne Landhäuser, Fabrikation von Korallenwaaren, Fischerei auf Thunfische, Sardellen, Austern und Korallen, Weinbau, Schifffahrt und 18,300 Einwohner. T. wurde vom Kaiser Friedrich II. auf den Ruinen römischer Bauten gegründet, litt sehr oft durch Erdbeben und Ausbrüche des Vesuv und wurde bei einem solchen im December 1861 durch einen Lavastrom fast gänzlich zerstört.

Torre-de-Moncorvo, Stadt in der portugiesischen Provinz Traz-os-Montes, Distrikt Braganza, liegt malerisch am Südabhange des Berges Roboredo, unweit des Einflusses des Sabor in den Douro (Duero), ist schlecht gebaut und mit alten Mauern umgeben, hat ein altes Kastell, Seidenbau, Seidenweberei u. 1700 Einw.

Torres-Novas, Stadt in der portugiesischen Provinz Estremadura, Distrikt Santarem, am Almondo, hat 4 Kirchen, 3 Klöster, Baumwollindustrie und 4260 Einwohner.

Torresstraße, Meerenge zwischen der östlichen Nordküste des Australkontinents und der Insel Neuguinea, ist 25 Meilen breit, hat viele Inseln und Klippen, aber auch mehre gute Ankerplätze und geht westlich in den Carpentariagolf über; das südliche Fahrwasser bezeichnen die Schiffer als Endeavourstraße Sie wurde zuerst von Torres 1606 befahren.

Torres-Vedras, Stadt in der portugiesischen Provinz Estremadura, Distrikt Lissabon, am Sizandro und an der von Lissabon nach Coimbra führenden Heerstraße, hat ein Schloß, mehre Kirchen, Klöster und Wohlthätigkeitsanstalten, eine gothische Wasserleitung, Wein- und Obstbau und 3600 Einwohner. Hier beginnt die 1810 von Wellington zur Deckung von Lissabon aufgeworfene sogenannte Linie von T., eine Reihe jetzt großentheils verfallener fester Punkte, welche die Franzosen unter Masséna im Oktober 1810 nicht anzugreifen wagten.

Torrevieja, Stadt in der spanischen Provinz Alicante (Valencia), am mittelländischen Meere und am Kap Cervera, hat eine gute Rhede, bedeutenden Export von Salz und 6653 Einw.

Torricelli, Evangelista, berühmter Mathematiker und Physiker, geboren den 15. Okt. 1608 zu Piancaldoli, hatte in Rom Benedetto Castelli,

Digitized by Google

Galilei's bedeutendsten Schüler, dann zu Florenz noch kurze Zeit letztern selbst zu Lehrern und ward 1642 zum Professor der Mathematik und Physik in Florenz ernannt; † hier den 25. Okt. 1647. Unter seinen physikalischen Erfindungen steht die 1643 gemachte des Barometers (s. d.) obenan; ferner verfertigte er Mikroskope von außerordentlicher Vollkommenheit und treffliche Linsengläser für Teleskope. Seine „Opera geometrica" erschienen 1644 in Florenz.

Torricelli'sche Leere, s. Barometer.

Torrington, Stadt in der englischen Grafschaft Devon, am Torridge, südöstlich von Bideford, hat Fabrikation von Handschuhen, Garn, Seide und Buckskin und 3298 Einwohner.

Torshok, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Twer, an der Twerza und der Eisenbahn von Petersburg nach Moskau, eine der ältesten Städte Rußlands und früher Festung, hat 23 Kirchen, darunter eine schöne Kathedrale, ein festungsartig gebautes Mönchskloster zum heiligen Jephrem, ein geistliches Seminar, eine Kreisschule, einen Bazar, Fabrikation von Lederwaaren (besonders schöne Saffian- und Korduanarbeiten mit Gold- und Silberstickereien), Wachsbleichen, lebhaften Handel und 16,240 Einwohner. Zur Umgehung eines Wasserfalls, welchen die Twerza oberhalb T.s bildet, dient ein mit zwei Schleußenwerken versehener Kanal. T., einst Grenzfestung der Republik Nowgorod, ward 1239 von den Mongolen unter Batu-Khan, 1372 vom Großfürsten Michael von Twer und 1569 vom Großfürsten Iwan IV. zerstört.

Torsion (v. Lat.), s. Elasticität.

Torso (ital.), eigentlich Strunk, namentlich der Rumpf einer Bildsäule, welcher Kopf, Arme und Beine fehlen; insbesondere der als eins der schönsten Meisterwerke des Alterthums berühmte T. des Hercules, welcher zu Anfang des 16. Jahrhunderts im Campo del Fiore gefunden, erst ins Belvedere des Vatikans gebracht, dann in einer Nische im Portico auf einem Piedestal aufgestellt ward und seit 1815 im Vatikan sich befindet.

Torstenson, Lennart, Graf zu Ortala, schwedischer Feldherr im dreißigjährigen Kriege, geboren am 17. August 1603 zu Torstena in Schweden, ward in seinem 15. Lebensjahre Page Gustav Adolfs, kam 1630 als Kapitän der Leibkompagnie mit dem König nach Deutschland und befehligte noch bei Lebzeiten Gustav Adolfs einzelne Heeresabtheilungen. Bei dem Sturm auf Wallensteins Lager bei Nürnberg am 24. August 1632 gefangen, ward er 6 Monate hindurch zu Ingolstadt eingekerkert. Im Februar 1633 ausgewechselt, machte er bis 1639 unter dem Herzog Bernhard von Weimar und Banner alle Feldzüge mit und blieb dann als Reichsrath in Schweden bis 1641. Nach Banners Tode von der schwedischen Regierung mit dem Oberbefehl über die Armee in Deutschland betraut, drang er, wiewohl durch Gichtleiden stets an die Sänfte gefesselt, nach der Reorganisation des Heeres 1642 durch Sachsen in Schlesien ein, nahm Glogau (4. Mai) und Schweidnitz (31. Mai), rückte in Mähren ein und eroberte Olmütz. Erzherzog Leopold und Piccolomini zwangen ihn jedoch zum Rückzug nach Sachsen, wo er am 2. November 1642 auf der Ebene bei Breitenfeld einen blutigen, aber glänzenden Sieg erfocht u. dann Leipzig nahm. Um sein Heer durch die Besatzungen Schlesiens und Pommerns zu verstärken, ging er mit demselben im Frühjahr bis nach Frankfurt a. d. O. zurück, eilte dann wieder über die böhmische Grenze, bedrohte Prag, entsetzte das bedrängte Olmütz und bezog bei Dobitschau ein Lager. In Folge von Dänemarks Kriegserklärung an Schweden im December 1643 nach Holstein berufen, eroberte er, mit Ausnahme der Festungen Rendsburg und Glückstadt, die ganze Halbinsel. Darauf nach Deutschland zurückgekehrt, zersprengte er ein kaiserliches Heer unter Gallas am 3. Dec. 1644 bei Jüterbogk, drang hierauf mit 16,000 Mann wieder in Böhmen ein, schlug am 24. Februar 1645 den kaiserlichen General Hatzfeld bei Jankowitz, vereinigte sich dann mit dem Fürsten Rakoczy von Siebenbürgen, eroberte im Fluge ganz Mähren, drang bis an die Donau vor und nahm die Schanzen an der Wolfsbrücke vor Wien. Um in Mähren festen Fuß zu fassen, begann er alsdann die Belagerung von Brünn; allein der hartnäckige Widerstand dieses Platzes, die Verheerungen, welche eine pestartige Seuche unter seinen Truppen anrichtete und das Zögern der Franzosen, welche die Donau abwärts vordringen sollten, nöthigten ihn im August zum Rückzug nach Böhmen, wo er noch Leitmeritz eroberte. Von Krankheit erschöpft, legte er den Oberbefehl in die Hände des Generals Wrangel nieder und begab sich zurück nach Schweden. Von der Königin Christine 1647 zum Grafen von Ortala ernannt, † er am 7. April 1651 zu Stockholm.

Tortola, britisch-westindische Insel, zu den Jungferninseln gehörig, 1,2 QMeilen groß, ziemlich gebirgig, aber gut angebaut, bringt Zucker, Baumwolle und Kaffee. Hauptort ist Road Town (Road Harbour).

Tortona, Hauptstadt eines Bezirks (12 QM. mit 60,144 Einwohnern) in der italienischen Provinz Alessandria, an der Scrivia, in ungesunder Gegend, Knotenpunkt der Eisenbahnen von Genua, Alessandria u. Piacenza, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale (mit antikem Sarkophag mit den Dioskuren), ein bischöfliches Seminar, Hospital, Fabriken in Seidenwaaren, Hüten und Leder, Wein- und Getreidehandel und 15,830 Einwohner. Von einer Burg, die einst der Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) bewohnte, sind noch Trümmer vorhanden. Die Umgegend bringt viel Reis und Champignons. Die Stadt hieß ursprünglich Antilia, dann Dertona. Von Kaiser Friedrich Barbarossa 1155 erobert und zerstört, ward sie von den Mailändern wieder aufgebaut. Im Jahre 1796 den Franzosen übergeben, ward sie 1799 von den Oesterreichern zwar wieder erobert, aber in Folge der Schlacht von Marengo wieder geräumt. T. war hierauf französisch, bis es 1814 wieder an Sardinien kam.

Tortosa, befestigte Stadt in der spanischen Provinz Tarragona (Katalonien), in einer schönen, fruchtbaren Gegend, links am Ebro, 3½ Meilen von dessen Mündung ins mittelländische Meer und an der Küstenbahn (Linie Valencia-Tarragona), ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, viele

Digitized by Google

andere Kirchen, mehre Klöster, einen Hafen, eine durch einen starken Brückenkopf gedeckte Schiffbrücke, drei Forts, Fabrikation von Porzellan, Steingut, Seife, Papier, Leder, Hüten ꝛc., lebhaften Handel, Getreide- und Süßholzbau und 15,830 (mit dem Stadtgebiet 24,977) Einwohner. In der Nähe sind Alabaster- und Marmorbrüche u. die Trümmer der altrömischen Municipalstadt Dertosa. Im spanisch-portugiesischen Befreiungskriege 1810 vom französischen Marschall Suchet eingeschlossen, ward es erst nach tapferer Vertheidigung durch General Antocha am 2. Januar 1811 an die Franzosen übergeben, welche es dann erst am 18. April 1814 in Folge der zwischen Soult und Wellington abgeschlossenen Konvention wieder räumten.

Tortue (Tortuga), westindische Insel, an der westlichen Nordküste von Hayti, 3 QMeilen groß mit 4000 Einwohnern, ist wasserarm, hat im Süden einige Ankerplätze, liefert Tabak, Zucker, Gewürze, Sandelholz, Südfrüchte ꝛc. Hauptort ist Cayona. T. war im 17. Jahrhundert ein Zufluchtsort der Flibustier und gehört jetzt zum westlichen (republikanischen) Theil von Hayti.

Tortur (v. Lat., Marter, Folter, peinliche Frage), im Strafverfahren Erregung körperlicher Schmerzen, um vom Angeschuldigten Geständnisse zu erpressen. Im römischen Recht wurde die T. anfangs nur gegen Sklaven, wenn sich der Herr für seine Unschuld auf ihr Zeugniß berief, später auch gegen Freie, und zwar zuerst beim Majestätsverbrechen, allmählig aber auch bei andern schweren Vergehen angewendet. In Deutschland fand die T. erst durch das römische Recht und durch das Beispiel der italienischen Praxis Eingang, gelangte aber bei der Unvollkommenheit der Mittel zur Erforschung der Wahrheit und zur Entdeckung der Verbrechen zu sehr ausgedehnter Anwendung, und der grausame Sinn der Zeit erfand eine Große Anzahl von Formen derselben, nach welchen man drei Grade der T. unterschied. Mittel der T. waren z. B. Peitschenhiebe bei ausgespanntem Körper, Zusammenpressen der Daumen oder der Beine mittelst Schraubstöcken mit abgestumpften Spitzen (spanische Stiefeln), Ausrecken des Körpers auf einer Bank oder Leiter, Brennen in der Seite oder an den Nägeln. Doch sollte die T. nicht länger als eine Stunde dauern. Bevor man zur T. selbst schritt, wurde häufig mit derselben unter Vorzeigung oder Anlegung der Folterwerkzeuge gedroht. Die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. von 1532 suchte die T. zu beschränken. Dieselbe sollte demnach nur bei zureichendem Verdacht und nur nach dem Rath Rechtsverständiger auf richterliches Erkenntniß zur Anwendung kommen; bei ihrer Anwendung darf dem Angeschuldigten die Antwort nicht in den Mund gelegt werden (Verbot der Suggestivfragen); das Geständniß soll nur dann gültig sein, wenn es nicht während der Marter, sondern erst wenn der Scharfrichter mit derselben nachgelassen, zu Protokoll erklärt und zwei oder drei Tage nachher vor gehörig besetztem Gericht wiederholt (Urgicht) wird und an sich selbst wahrscheinlich ist und bei sorgfältiger Nachforschung als wahr sich erweiset. Indessen war hierauf doch nur wenig Sicherheit gegen leichtsinnige Anwendung der Folter und gegen die Erpressung unwahrer Aussagen und Geständnisse geboten, zumal die T. fortgesetzt, gesteigert und wiederholt werden durfte, wenn der Gepeinigte das Geständniß, zu dem er während der T. sich bereit gezeigt, nochmals verweigerte oder zurücknahm. Wie in Deutschland fand die T. auch in England, Frankreich und in den übrigen europäischen Landen, am wenigsten in den nördlichen Eingang. Schon im 16. Jahrhundert erhoben sich Stimmen gegen die T., aber erst Thomasius, Beccaria, Voltaire, Sonnenfels, J. Möser vermochten der Ueberzeugung von ihrer Unmenschlichkeit allgemeine Geltung zu verschaffen. Zuerst (1740 und 1754) wurde die T. in Preußen abgeschafft, dann in Dänemark 1770, Oesterreich 1784, 1787, Frankreich 1789, Rußland 1801, Bayern, Würtemberg 1806, in Hannover erst 1822, Gotha 1828. Aber auch nach allgemeiner Abschaffung der T. gelangte nur allmählig die Anschauung zur Herrschaft, daß der Angeschuldigte noch auf irgend andere Weise als durch Untersuchungshaft zum Geständnisse verlockt oder genöthigt werden dürfe.

Torus (lat.), Polster, Pfühl, Bett, besonders Ehebett; in der Botanik der Blumenboden, auf welchem Blumenblätter, Staubgefäße, Stempel ꝛc. befestigt sind.

Tory und **Whig** (v. Engl., im Plural Tories und Whigs), alte Parteinamen der englischen Aristokratie, welche die beiden Hauptgegensätze in den politischen Ansichten derselben repräsentiren. Der Ursprung der beiden Namen geht in die ersten Regierungszeiten der Stuarts zurück. Mit dem Namen Tories bezeichnete man ursprünglich die katholischen Räuberbanden, welche zu der Zeit, als Karl I. in immer tiefern Zwiespalt mit dem Parlament gerieth, unter dem Vorwande royalistischer Gesinnung Irland plündernd durchzogen, und die Volkspartei trug diese Bezeichnung als Schimpfnamen auf die Anhänger des Königs im Allgemeinen über. Man leitet das Wort ab von dem irländischen tar a ry, komm o König! Die Hofpartei nannte ihre Gegner, die an den schottischen Puritanern ihre festeste Stütze hatten, Whigs, welches Wort entweder von whig, d. i. saure Molken, ein Getränk der niedern Volksklasse in Schottland, oder von whigamore, Bezeichnung der westschottischen Bauern wegen eines Instruments und Rufes (whigam), mit dem sie ihre Pferde antrieben, hergeleitet wird. Die Tories unterstützten die immer offener auf Begünstigung des Katholicismus und Schmälerung der Volksrechte hinauslaufenden Tendenzen des Hofes, die Whigs dagegen kämpften für den Protestantismus, namentlich die Rechte der englischen Hochkirche, sowie für die Freiheiten der Nation. Nach der Berufung Wilhelms III. von Oranien 1688, noch mehr aber nach der Thronbesteigung des Hauses Hannover 1714 erlangten die Whigs das Uebergewicht und behaupteten es während der Regierungen Georgs I. und II. im Kabinet wie im Parlament. In dieser Zeit bildete sich aber allmählig ein Umschwung in der Stellung der beiden Parteien. Die Tories, welchen vor Allem die Aufrechterhaltung einer bevorzugten einflußreichen Stellung der Aristokratie im Staate am

Digitized by Google

Herzen lag, hatten die Mittel dazu bisher in der Unterstützung der Stuarts und des von diesen begünstigten Katholicismus gesucht; als aber die letzten Versuche zur Rehabilitirung der Stuarts mißlungen waren, fügten sie sich in die Umstände und wurden die Vertreter des einmal Bestehenden, also der bischöflichen Kirche und der neuen Dynastie, der Sinekuren, der Fortdauer der bisherigen parlamentarischen Formen und des Handelsschutzes durch Zölle. Die eifrigsten Wortführer der Fortdauer des Bestehenden pflegt man Hochtories zu nennen. Die Whigs dagegen, im Allgemeinen dem Fortschritt huldigend, wirkten in kirchlicher Hinsicht für Duldung und größere Berechtigung der Dissenters und in staatlicher Hinsicht für freisinnigere Entwickelung der politischen Institutionen gegenüber der Unduldsamkeit und Unbeugsamkeit des starren Aristokratismus. Seit 1782 wechselten fast stets Tory- und Whigministerium mit einander ab; zu erstern gehörte das Ministerium Pitt, Herzog von Portland, Castlereagh, Goderich, Wellington, Peel, Aberdeen, Derby, zu letztern Fox, Canning, Grey, Melbourne, Russell und Palmerston. In Folge der neueren großen Reformen haben nicht nur öfters Annäherungen und Verschmelzungen zwischen beiden Parteien Statt gefunden, sondern es hat sich auch als dritte Partei die der Radikalen ihnen gegenübergestellt, so daß jetzt die Namen T. und W. nur noch historische Bedeutung haben und die politischen Gegensätze, deren zeitweiliger Ausdruck sie gewesen, andere Namen hervorriefen. Vergl. Großbritannien, Geschichte.

Toschi, Paolo, berühmter italienischer Kupferstecher, geboren 1788 zu Parma, machte seine Studien unter Berwic zu Paris und gewann hier besonders Ruf durch eine Radirung des Einzugs Heinrichs IV. nach Gerard. Im Jahre 1815 zeichnete er die Kreuztragung von Raphael, dann Daniello da Volterra's Kreuzabnahme, beide bei Ataria in Mannheim im Stich erschienen und als Hauptwerke der neuern Kupferstechkunst geltend. Im Jahre 1819 kehrte T. in seine Vaterstadt zurück und war hier Direktor der Akademie der schönen Künste, die er neu organisirte. Zu seinen gelungensten Stichen gehören noch Albano's Venus und Adonis und Lo spasimo di Sicilia nach Raphaels Gemälde in Madrid, sowie Correggio's Madonna della scodella. Er † den 30. Juli 1854.

Toskana, vormaliges italienisches Großherzogthum, fast in der Mitte Italiens, ward im Nordosten und Südosten vom Kirchenstaate, im Süden und Südwesten vom mittelländischen Meere, das hier den Namen des tyrrhenischen oder tuscischen führt, und im Westen von den Herzogthümern Modena und Lucca begrenzt. Die Apenninen (s. d.) streichen unweit der Nord- und Ostgrenze des Landes anfangs ostwärts, dann südostwärts, und senden Seitenzweige aus, welche als toskanischer Subapennin das Land in vielfach verschlungenen Windungen durchziehen. Sie bilden theils Plateaux mit einzelnen Kegelbergen, theils niedrige, mit der Hauptkette der Apeninnen parallellaufende Bergzüge von 1000 F. Höhe, über die sich nur einzelne Gruppen bis zu 3000—5000 F. erheben. Die höchsten Gipfel der Apenninen im Toskanischen sind der Poggio di Montieri (3200 F.), der Monte Amiata (5361 F.), der Monte di Cetona (3500 F.), der Boscolengo (4178 F.) u. a. m. Die Hauptkette der Apenninen enthält erloschene Vulkane. Der Monte di Fo bei Pietramala wirft, besonders bei Regenwetter, Flammen und Rauch aus, wie auch an anderen Orten aus Spalten und Löchern schwefelige Dünste ausströmen. Ein merkwürdiges Phänomen sind die sogenannten Lagoni am Monte Cerboli, Monte Rotondo, bei Castelnuovo ꝛc., wo aus größeren und kleineren Erdvertiefungen, die mit schlammigem Wasser angefüllt sind, mit Getöse gasartige Fluida hervorströmen, worunter geschwefeltes Wasserstoffgas vorherrscht. Die Bewässerung des Landes ist gut; doch ist von den zahlreichen Flüssen: Serchio, Arno, Cecina, Cornia, Pecora, Ombrone, Albegna, Fiore und Tiber, nur der Arno und auch dieser kaum schiffbar. Von den Flüssen ausgehende Kanäle bewässern das Land nach allen Richtungen hin. Die von den Gebirgen kommenden Gewässer finden, in der Ebene angelangt, keine Senkung gegen das Meer, versanden daher und fließen langsam in weiten platten Betten, die im Sommer größtentheils trocken sind. Da aber das im Winter ausgetretene Wasser nur zum Theil wieder in den Strom zurückzutreten vermag, so bleiben große Sümpfe zurück. Dies die sogenannten Maremmen (s. d.), die sich der ganzen Küste T.'s entlang in einer Breite von 1½ bis 4 Meilen erstrecken. Hier finden sich auch die bedeutendsten stehenden Gewässer, darunter die Seen von Ortibello und Castiglione della Pescaja, welcher letztere jetzt größtentheils trocken gelegt ist. Erfolge mit Trockenlegung der Sümpfe erreichte man in neuerer Zeit namentlich im Chianathale (s. Chiana). An Mineralquellen ist das Land reich; berühmt sind vor allen die Thermen von Pisa und S. Miniato, der Sauerbrunnen Vaglia, die Bäder bei Monte Spertoli, Catini, Roselle, S. Michele della Perta u. a. m. Was das Klima betrifft, so ist in den Gebirgen der Winter ziemlich rauh, und selbst im Sommer sind hier die Nächte empfindlich kalt. In den Thälern aber ist der Winter kaum fühlbar, und selten bleibt der Schnee über einen Tag liegen, daher hier die Vegetation nur kurze Zeit unterbrochen wird. Lästig werden öfters der Libeccio und Scirocco. Der mittlere Wärmegrad von Livorno ist 14,4, Florenz 10,9. Ungesund ist das Klima nur in den Maremmen. Der Boden ist fruchtbar und gut angebaut, namentlich das mit allen Reizen der Natur geschmückte Arnothal. In den Ebenen wird viel Getreide erbaut, doch deckt der Ertrag den Bedarf nicht. An der Küste baut man auch etwas Reis, hie und da auch Hanf, Safran, Saflor, Krapp, Senf, Anis ꝛc. In den Gärten um die Ortschaften wird treffliches Obst, Gemüse und die Wassermelone gezogen. Die Hügel sind von Kastanienwäldern besetzt. Auch gedeihen in geeigneten Lagen Mandel-, Feigen-, Maulbeer- und Orangenbäume. Das Gebirge liefert gutes Holz, besonders Eichen und Fichten. Der Wein ist von guter Qualität, berühmt ist namentlich der rothe Muskat von Monte Pulciano. Wichtig ist der Olivenbau, indem Oel ein

Digitized by Google

bedeutender Gegenstand der Ausfuhr ist. Der Seidenbau ist gegen früher in Folge des Verfalls der Manufakturen etwas in Abnahme gekommen. Die Viehzucht ist in T. ein untergeordneter Zweig der Landwirthschaft, da es zu sehr an Wiesen fehlt. Im Winter treibt man das Vieh, besonders die Büffel, in die Maremmen, oder auch in die weiten Küstenländereien (Macchien genannt), die zugleich Weiden und Holzungen sind. Außerdem zieht man Schafe, Pferde, treffliche Esel, Schweine, besonders aber Ziegen. Als Merkwürdigkeit ist das seit dem Mittelalter unweit Pisa bestehende Kameelgestüte San Rossore zu erwähnen. Tauben- und Hühnerzucht ist allgemein verbreitet. Von wildem Geflügel werden Krammetsvögel, Drosseln, Ortolane, Finken ꝛc. in Menge gefangen. Die Fischerei beschäftigt auf Elba und den benachbarten Inseln zahlreiche Fahrzeuge, ohne aber dem großen Bedarf zu genügen. Die Korallenfischerei dagegen liefert einen wichtigen Artikel zur Ausfuhr. Das Mineralreich bietet Kalk, Gyps, Sandstein, Tuffstein, auf Elba und Giglio schönen Granit, bei Prato und Siena Serpentin, bei Radicofanti basaltische Lava, im Monte Amiata Peperin oder Trachyt, verschiedenartigen Marmor, Alabaster, Halbedelsteine (Jaspis, Chalcedone, Karneole ꝛc.), Bergkrystall, Steinsalz, Alaun, Vitriol, Schwefel, Quecksilber (besonders bei Serravezza), Blei, Zinnober, Kupfer, Steinkohlen und besonders Eisen. Der Bergbau bildet daher einen bedeutenden Erwerbszweig. Die Eisenbergwerke in den Maremmen sind zwar des geringen Ertrags und des kostspieligen Betriebs wegen aufgegeben worden; desto ergiebiger sind aber die schon von den alten Römern bebauten Erzgruben auf Elba, deren Ausbeute zum größeren Theil im Lande in Hohöfen und Hammerwerken verschmolzen und verarbeitet, zum kleineren, aber immer noch beträchtlichen Theil ins Ausland, namentlich nach Neapel und Korsika, abgesetzt wird. Seesalz wird aus den Salzquellen bei Volterra, Seesalz auf Elba in Menge gewonnen; in Folge der bedeutenden Konkurrenz des sicilischen Salzes beschränkt sich aber dessen Verbrauch aufs Inland. Ein sehr wichtiges Erzeugniß und Hauptausfuhrartikel ist aber die Boraxsäure. Aus zwei südlich von Volterra gelegenen schwefeldampfenden Sümpfen am Monte Cerboli (Mons Cerberi) führen mehre Wasserleitungen in neun Etablissements (Larderello, Sasso, Castelnuovo, San Federigo, Lago, S. Ippolito, Lusignano, Serrazzena, Monte Rotondo), welche sämmtlich dem ersten Unternehmer, dem Grafen von Fiesolo (ehemals französischem Blechschmied Larderel zu Livorno), gehören und Boraxsäure erzeugen. Die Produktion beläuft sich auf 3 Millionen Pfund (im Werth von 1,600,000 Lire) jährlich, welche eine englische Gesellschaft durch Kontrakt ankauft. Die Zahl der Einwohner T.'s belief sich im August 1859 auf 1,806,940 Seelen. Die toskanische Mundart ist die schönste und reinste Italiens, und die Meisterwerke eines Dante, Petrarca und Boccaccio sind in derselben verfaßt. Auch finden Wissenschaften und Künste noch jetzt in T. sorgsame Pflege, und nächst Rom bewahrt Florenz die reichsten Kunstschätze. Die industrielle Thätigkeit ist von geringem Belang, da das Land von Natur auf den Ackerbau hingewiesen ist. Außer einigen Fabriken für Leinen, Woll- und Baumwollwaaren gibt es einige größere Seifensiedereien, Gerbereien und Färbereien, Tabaksfabriken und Rosogliobrennereien, welche aber nur für den inländischen Konsum arbeiten. Erwähnenswerth ist die Fabrikation von Thonwaaren, deren gröbere Sorten von den Schiffern als Ballast ausgeführt und besonders im Orient abgesetzt werden. Viele Hände beschäftigt auch die Anfertigung von Korallen-, Marmor-, Alabaster- und florentinischen Mosaikarbeiten, sowie die von künstlichen Blumen und Strohhüten. Die Seidenmanufakturen machen besonders nach der Levante gute Geschäfte. Ansehnlich ist endlich die Papierfabrikation. Die Handelsbilanz steht im Allgemeinen vortheilhaft für T., und der Freihafen Livorno ist gegenwärtig der erste Handelsplatz Italiens. Von hier aus werden die wichtigsten Speditions- und Transitogeschäfte mit der Levante und den größeren Häfen des Mittelmeeres betrieben, und der Ausfuhrhandel ist ganz in den Händen dieses Platzes. Das Großherzogthum T., welches seit 1765 eine Sekundogenitur des österreichischen Kaiserhauses war, enthielt nach der am 5. Okt. 1847 erfolgten Wiedereinverleibung Lucca's und nach einigen Abtretungen an Modena und Parma 402½ QMeilen, wovon 5¼ auf die Inseln Elba, Palmajola, Cerboli, Pianosa, Formose di Grosseto, Montechristo, Giglio, Gorgone und Gianutri kamen. Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums war Florenz. Das Budget ergab für 1859 an Einnahmen 39,866,400, an Ausgaben 39,781,300 Lire.

Geschichte. T. ist das alte Tuscien oder Etrurien (s. d.). Nach dem Untergange des weströmischen Reichs (476 n. Chr.) herrschten in dem Lande zwischen dem Macraflusse und dem Tiber Ostgothen, dann Griechen, endlich Longobarden. Während der Herrschaft der letzteren stand es unter Lehnsherzögen, die zu Lucca residirten; Karl der Große machte T. 774 zu einer fränkischen Provinz und setzte Markgrafen ein. Markgraf Bonifacius II., zugleich Graf von Modena, Reggio, Mantua und Ferrara, der reichste und mächtigste Fürst in Italien, hinterließ 1052 einen minderjährigen Sohn Friedrich, für den seine Mutter Beatrix die Regierung führte, und als er 1055 starb, folgte ihm sein Stiefvater Georg der Bärtige von Niederlothringen. Um diesen in Gehorsam zu halten, nahm Kaiser Heinrich III. 1055 die Markgräfin Beatrix und deren Tochter Mathilde als Geißeln mit nach Deutschland, daher war Mathilde eine unversöhnliche Feindin des Kaiserhauses und enge Verbündete des Papstes Gregor VII. Das Ansehen der Markgrafen gerieth bei dem öftern Wechsel derselben immer mehr in Verfall, während sich die Macht der Städte, besonders von Pisa, Florenz, Siena und Lucca hob. Im Jahre 1169 erwarb Kaiser Friedrich I. mit den mathildischen Erbgütern auch die Reichsstatthalterschaft über T. Unter Friedrich II. ward auch T. in den Kampf zwischen den Guelfen und Ghibellinen hineingezogen. Während Florenz guelfisch war, standen Lucca, Pisa und Siena auf ghibellinischer

Digitized by Google

Seite, aber nach Friedrichs II. Tode wurden in den meisten Städten die ghibellinischen Magistrate vertrieben. Inzwischen hatte die Familie Medici einen unbegrenzten Einfluß in Florenz und, da nach und nach der größte Theil von T. dem Gebiete jener Stadt einverleibt worden, auch die Herrschaft über das Land gewonnen. Am 19. Juli 1531 erhob der Kaiser Karl V. seinen Eidam, Alexander von Medici, zum erblichen Herzog von Florenz. Dessen Nachfolger, Cosimo I., vergrößerte sein Gebiet 1555 durch die Erwerbung Siena's und ward 1569 von Papst Paul V. zum Großherzog von T. ernannt und in dieser Würde sein Nachfolger Franz vom Kaiser (1575) bestätigt. Derselbe hatte 1579 seinen Bruder Ferdinand, bisher Kardinal, zum Nachfolger. Unter den folgenden Herzögen Cosimo II. († 1621), Ferdinand II. († 1670) und Cosimo III. († 1723) sank der Staat schon sichtlich. In der londoner Quadrupelallianz von 1718 wurde T. als Mannlehn des deutschen Reichs anerkannt, aber der künftige Anfall des Landes an eine spanische Sekundogenitur verfügt. Aber in Folge des wiener Friedens von 1725 und des von 1735 fiel T. nach dem Tode des letzten Medici, Johann Gasto, (1737) an den Herzog Franz Stephan von Lothringen, den Gemahl Maria Theresia's von Oesterreich und nachmaligen deutschen Kaiser Franz I. Ihm folgte 1765 sein zweiter Sohn, Erzherzog Leopold, unter dessen preiswürdiger Regierung das zu einer österr. Sekundogenitur erklärte Land zu hoher Blüthe gelangte. Als Leopold 1790 seines Bruders Joseph Nachfolger in den österr. Erblanden ward, folgte ihm in T. sein zweiter Sohn, Erzherzog Ferdinand III., der in dem Sinne seines Vaters regierte. Erst als im Okt. 1793 die Engländer mit dem Bombardement von Livorno drohten, trat er der Koalition gegen Frankreich bei, schon 1795 aber schloß er Frieden mit Frankreich, zahlte eine Million Franken an dieses und erklärte sich für neutral. Dessen ungeachtet besetzte Bonaparte 1796 Livorno. Die Engländer aber nahmen im Juli 1796 Porto Ferrajo, blokirten den Hafen von Livorno und bemächtigten sich aller toskanischen Schiffe. Im Jahre 1797 ward der Abzug der Franzosen mit einer Million Franken erkauft. Aber schon im März 1799 rückten dieselben, nachdem sie nochmals 2 Millionen Franken erpreßt hatten, wieder in T. ein und nöthigten den Großherzog, das Land zu verlassen. Im Frieden von Luneville mußte derselbe T. gegen Salzburg abtreten, T. aber, das zu einem Königreich Etrurien umgeschaffen ward, erhielt 1801 der Infant Ludwig von Parma. Durch den Vertrag von Fontainebleau vom 27. Okt. 1807 zwischen Frankreich und Spanien wurde Etrurien von letzterem gegen das nördliche Portugal an Frankreich abgetreten u. durch Dekret vom 30. Mai 1808 mit demselben vereinigt. Nach dem Sturze Napoleons I. erhielt der Erzherzog Ferdinand, damals Großherzog von Würzburg, T. zurück, dazu den ehedem zu Neapel gehörigen Stato degli Presidji, die Insel Elba und die Anwartschaft auf die Erbfolge in Lucca. Ferdinand III. starb am 18. Juni 1824; ihm folgte sein Sohn Leopold II., welcher, von seinem Minister, dem Grafen Fossombroni, unterstützt, im Sinne seines Großvaters und Vaters zu regieren sich bemühte. Seit dem Rücktritt Fossombroni's (1845) aber machte sich bald der reaktionäre Einfluß Oesterreichs fühlbar. Die Begeisterung, die sich allenthalben für die Reformen des Papstes Pius IX. kundgab, drang gleichwohl der Regierung einige liberale Konzessionen ab: Publikation eines milderen Preßgesetzes (7. Mai 1847), Berufung von Notabeln des Landes behufs der Berathung von Reformen in der Gemeindeverwaltung (30. Mai), Abschaffung der Todesstrafe, Einsetzung einer Staatsconsulta (24. August), Errichtung eines neuen Ministeriums der Justiz und Gnaden mit dem populären Bartolini an der Spitze und Organisation einer Bürgerwehr (6. September). Aber schon im Oktober 1847 erwuchsen aus der Thronentsagung des Herzogs Karl von Lucca neue Verlegenheiten. Nach der wiener Kongreßakte vom 9. Juli 1815 sollte nämlich bei dem eventuellen Heimfall Parma's an die in Lucca regierenden Bourbons der Großherzog von T. das Herzogthum Lucca erhalten, dagegen die toskanischen Bezirke Fivizzano, Pietrasanta und Borga, die luchesischen Bezirke Castiglione und Gallicano, sowie die an Massa angrenzenden Bezirke Minucciano und Montignoso an Modena abtreten. Ein neuerer Vertrag vom 28. Nov. 1844 hatte diese Bestimmung dahin abgeändert, daß T. Pietrasanta und Borga nebst Serravezza behalten, aber Fivizzano an Modena und Pontremoli an den künftigen Besitzer Parma's überlassen sollte. In Folge der Abdikation des Herzogs Karl von Lucca ergriff der Großherzog von T. am 11. Oktober von Lucca Besitz; die Bevölkerung von Fivizzano versuchte zwar gegen die Losreißung von T. (Nov.) bewaffneten Widerstand, doch ward das Gebiet im December an Modena übergeben. Nach dem Tode der Erbgroßherzogin Maria Luise von Parma (8. December 1847) ward dem zweiten Vertrage gemäß im Januar 1848 auch die bisherige toskanische Lunigiana (Pontremoli nebst Bagnone, Filatierra, Groppoli und Lusuoli) an Parma abgetreten. Die Nachwirkung der pariser Februarrevolution riß auch T. von dem Wege der Reform auf den der Revolution. Schon vorher, unter dem 17. Februar, hatte der Großherzog eine liberale Konstitution proklamirt, und jetzt benutzten die abgetretenen Bezirke die Gelegenheit, sich wieder an T. anzuschließen. Die Regierung konnte nicht umhin, den Anschluß zu genehmigen. Die revolutionäre Partei ließ sich aber weder hierdurch, noch durch Erlaß eines neuen Preßgesetzes (21. Mai), die Kreirung von Ministerien des Kultus und Unterrichts (5. Juni) und die Eröffnung der Kammern (26. Juni) beruhigen, das Volk verlangte Krieg mit Oesterreich. Das neue Ministerium Capponi ergriff im Auftrage der Kammern strengere Maßregeln; als aber bei einem am 25. August ausbrechenden Aufstande zu Livorno, wo Guerazzi (s. d.) der Hauptführer der Bewegung war, das Militär gemeinschaftliche Sache mit den Aufständischen machte, in Florenz selbst das Volk sich erhob, warf sich der Großherzog eingeschüchtert der demokratischen Partei in die Arme. Er umgab sich mit einem Ministerium, worin der interimistische Gouverneur von Livorno, Professor Montanelli, die

Digitized by Google

Präsidentschaft und das Auswärtige, Guerazzi das Innere, Mazzoni die Justiz übernahm. Bei der Eröffnung der neuen Kammern am 10. Jan. 1849 sprach sich der Großherzog sowohl für die Fortsetzung des Krieges mit Oesterreich, als für Berufung einer italienischen Nationalversammlung aus, wie er am 27. Januar auch dem sofort von den Kammern berathenen Wahlgesetze seine vorläufige Zustimmung gab. Aber von dem Papst mit Exkommunikation bedroht, verließ er unter Widerrufung der Zustimmung zu dem Wahlgesetze Florenz (1. Februar) und begab sich nach Gaëta. Bereits am 8. Februar setzte die Deputirtenkammer eine provisorische Regierung ein, welche aus Guerazzi, Montanelli und Mazzoni (später noch Zanetti) bestand und eine einzige Repräsentantenversammlung von 120 Mitgliedern auf den 15. März einberief. Schon am 15. Februar ward aber zu Florenz durch den dortigen Volksklub die Republik proklamirt, über deren Vereinigung mit der römischen zugleich Unterhandlungen begannen. Die am 25. März eröffnete Nationalversammlung übertrug am 27. an Guerazzi die exekutive Gewalt in Form der Diktatur. Gleichzeitig aber begann zu Florenz die Gegenrevolution, und dieselbe siegte mit Hülfe der herbeigezogenen Truppen und der Nationalgarden so schnell, daß schon am 11. und 12. April die Republik beseitigt war. Von Florenz aus verbreitete sich die Gegenrevolution schnell über das Land. Die in Florenz inzwischen im Namen des Großherzogs aus 5 angesehenen Bürgern gebildete Regierungskommission trat bald wieder ab, indem der Großherzog am 1. Mai von Gaëta aus den Generalmajor Serristori zu seinem außerordentlichen Kommissar ernannte und am 24. ein neues Ministerium unter der Präsidentschaft Baldasseroni's berief. Schon am 11. Mai ward nach zweitägigem Widerstande Livorno, das bisher noch Widerstand geleistet hatte, von den Oesterreichern unter d'Aspre besetzt, und am 25. rückten dieselben in Florenz ein. Da inzwischen schon im April auch die ganze Lunigiana von österreichischen Truppen für den neuen Herzog von Parma okkupirt worden war, so kehrte die Ruhe schnell in ganz T. zurück. Der Großherzog proklamirte bei seiner Rückkehr zwar eine umfassende Amnestie, schloß aber am 27. April mit Oesterreich eine Militärkonvention, der zufolge 10,000 Mann Oesterreicher bis auf Weiteres in T. bleiben sollten. Durch Dekret vom 8. Mai 1852 wurde die Konstitution vom 15. Februar außer Geltung gesetzt und die Herstellung der unumschränkten Souveränetät verkündigt. Zugleich dehnte die Regierung ihre reaktionären Maßnahmen auf das kirchliche Gebiet aus, wie das schonungslose Einschreiten gegen protestantische Regungen genugsam bezeugte. Guerazzi u. Petrarchi wurden im Sommer 1853 zu fünfzehnjähriger, Montanelli, Mazzoni, Franchini u. A. in contumaciam zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, vom Großherzog jedoch zu lebenslänglicher Verbannung begnadigt. Die österreichischen Truppen räumten T. erst im Frühjahr 1855. In den folgenden Jahren war die Regierung mit Erfolg für Hebung der materiellen Zustände im Lande thätig. Der Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich im Frühjahre 1859 riß aber auch T. mit einem Male in den Strudel der Begebenheiten hinein. Schon am 27. April brach ein Aufstand in Florenz aus, welcher den Großherzog veranlaßte, das Land zu verlassen. Es ward sofort eine provisorische Regierung eingesetzt, an deren Spitze Chev. Ubaldino Peruzzi, Advokat Vincenzo Malenchini und Major Alessi. Danzini standen, und der König von Sardinien zum Diktator ausgerufen. Derselbe lehnte zwar die Diktatur ab, übernahm dagegen am 30. das Protektorat über T. und ernannte seinen Gesandten in Florenz, Buoncompagni, zum außerordentlichen Generalkommissar während der Dauer des Unabhängigkeitskrieges. Der Großherzog Leopold II. entsagte durch Abdikationsurkunde vom 21. Juli 1859 dem Thron zu Gunsten seines ältesten Sohnes, des Erzherzogs Ferdinand, und dieser erließ sofort eine Proklamation an die Toskaner, welche Aufrechterhaltung der Verfassung und Anerkennung der Rechte der Nation verhieß. Sie verhallte aber wirkungslos und die Regierung berief alle Gemeinden T.'s zur Abstimmung über das Schicksal des Landes. Nur ein Einziger stimmte für Fortdauer der habsburgischen Dynastie. Um den nun folgenden Wahlen für die Landesversammlung den Schein voller Freiheit zu geben, ward Buoncompagni von der sardinischen Regierung zurückgerufen u. die Regierungsgewalt von dem Staatsrath dem Ministerrath übertragen, zu dessen Präsidenten Ricasoli ernannt wurde. Die Landesversammlung, die am 11. August zusammentrat, beschloß die Thronentsetzung des Hauses Lothringen und den Anschluß T.'s an das Königreich Sardinien. Letzterer erfolgte hierauf auf Grund der allgemeinen Abstimmung vom 11. u. 12. März 1860 am 22. März. Ein am 17. Febr. 1861 erschienenes Dekret Victor Emanuels hob auch den letzten Rest der Autonomie T.'s auf und machte dasselbe vollständig zu einem Theil des neuen Königreichs Italien (s. d., Geschichte). Vergl. Zuggagni-Orlandini, Ricerche statistiche sul Granducato di T., Florenz 1849—52; Repetti, Dizionario geografico-fisico-storico della T., das. 1835—47, 6 Bde.; Serristori, Annali statistichi de Granducato di T., das. 1850 f.; Statistica della T., das. 1852, 2 Bde.; Zobi, Storia civile della T. dal 1738 al 1848, das. 1853, 5 Bde.; Ricasoli und Ridolfi, T. et Austria, das. 1859.

Toskanisches Meer, s. v. a. Tyrrhenisches Meer.

Totalität (v. Lat.), Gesammtheit, kommt als Eigenschaft jedem Dinge zu, in sofern dasselbe als vollständiger Komplex seiner einzelnen Theile in ihrem nothwendigen Zusammenhange gefaßt wird. Namentlich fordert man von Kunstwerken T., d. h. Durchführung aller Einzelheiten mit stetem Hinblick auf eine ästhetische Idee, welche in dem Ganzen klar und erschöpfend zur Anschauung gebracht sein muß.

Totana, Stadt in der spanischen Provinz Murcia, am Fuße der Sierra España, treibt einträglichen Schneehandel mit Murcia, hat große Töpfereien und 6875 Einw.; die Stadt gehört dem Ritterorden S. Jago.

Totis, Marktflecken, s. Dotis.

Totneß, Stadt in der englischen Grafschaft

Digitized by Google

Devon, am Dart (mit Brücke) und an der Eisenbahn von Exeter nach Plymouth, ist sehr alt, hat eine schöne Kirche, ein Theater, eine große Markthalle, lateinische Schule, ein Handelsinstitut, eine von schönen Gärten umgebene Schloßruine, Wollmanufakturen, Fischerei und 4419 Einwohner. T. wählt zwei Mitglieder ins Parlament.

Totonicapan (Totoniacapan), Departement der centralamerikanischen Republik Guatemala, grenzt an das mexikanische Departement Chiapas und hat 320 QMeilen mit 70,000 Einw., meist Indianern. Das Land ist ziemlich gebirgig, aber reich bewässert und sehr fruchtbar, hat große Waldungen und im Nordwesten ausgedehnte Savannen. Es liefert Tabak, Getreide, Zuckerrohr, Rindvieh, Pferde, Schafe und Salz. Die Einwohner treiben Ackerbau und Viehzucht, Woll- und Holzindustrie. Die gleichnamige Hauptstadt (San Miguel T.) hat Fabrikation von Wollzeuchen, Töpferwaaren, hölzernen musikalischen Instrumenten ꝛc. und 10,000 Einw. In der Nähe zwei warme Quellen.

Totorkan (Tuturkan), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Widdin, rechts an der Donau, westlich von Silistria, hat ein befestigtes Schloß und 6000 Einwohner.

Toucques, schiffbarer Küstenfluß im nördlichen Frankreich, entspringt im Departement Orne, fließt nördlich in das Departement Calvados, nimmt den Calonne auf und fällt nach einem Lauf von 9 Meilen unterhalb der gleichnamigen Stadt (1400 Einw.) unweit der Seinemündung in den Kanal (la Manche).

Toucy, Stadt im französischen Departement Yonne, an dem Flüßchen Ouanne, westlich von Auxerre, hat Fabrikation von Wollstoffen, Fayence, Leder, Ockerfarben, Weinfässern und Weinpfählen, Handel mit Vieh und Eisenwaaren und 2839 Einwohner.

Toul, Hauptstadt eines Arrondissements und Festung dritten Ranges im französischen Departement Meurthe, links an der Mosel und an der Eisenbahn von Paris nach Straßburg, ist Sitz eines Gerichtshofes und Entrepôt für die Weine des Departements, hat eine schöne alte Kathedrale mit 4 Thürmen, ein Collége, ein Arsenal, ein Theater, mehre Klöster und Wohlthätigkeitsanstalten, eine öffentliche Bibliothek, einen ehemaligen bischöflichen Palast (jetzt Sitz einer Kohorte der Ehrenlegion), Fabrikation von Wollzeuchen, Stickereien, Strumpfwaaren, Hüten, Leder, Papier, Fayence, Essig ꝛc., Handel mit Wein, Getreide, Branntwein und Hopfen und 8190 Einw.; ist der Geburtsort des Marschalls Gouvion St.-Cyr. T., das Tullium Leucorum der Römer, ist eine sehr alte Stadt und gehörte unter den fränkischen Merovingern und Karolingern zum fränkischen Königreich Austrasien, wurde dann von eigenen Grafen regiert und fiel nach deren Erlöschen 1136 an Lothringen, blieb aber deutsche Reichsstadt, über welche die Herzöge von Lothringen nur das Schirmrecht ausübten. Das dortige Bisthum, 410 gestiftet, ward während der Revolution aufgehoben. Im Jahre 1552 ward die Stadt von König Heinrich II. von Frankreich in Folge seines Bundes mit dem Kurfürsten Moritz von Sachsen gegen Karl V. nebst Metz u. Verdun besetzt und mit diesen Bisthümern im westphälischen Frieden definitiv an Frankreich abgetreten.

Toulon, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Var, in der ehemaligen Provence, am mittelländischen Meere in der Tiefe einer Bucht und am Fuße steiler Felsenhöhen, ist Station der französischen Mittelmeerflotte. Der Hafen von T., einer der sichersten und größten Häfen Europa's, befindet sich im Hintergrund einer großen Rhede und besteht aus 2 Becken, Darse-vieille und Darse-neuve. Zwei Dritttheile der Darse-vieille bleiben dem Handel zur Verfügung, das dritte Dritttheil und die Darse-neuve sind der kaiserlichen Marine vorbehalten. Beide Becken sind unter sich durch einen Kanal (Chenal) verbunden und durch einen Damm geschlossen, von der Seite der Rhede her geschützt. Ein drittes großes Bassin ist noch im Quartier de la Rode gegraben. Die Einfahrt zum Hafen wird durch 2 mächtige, mit Werken umgebene Thürme, la grosse tour auf der einen, la tour de Balaguier auf der andern Seite, vertheidigt. Der erstere steht durch Küstenbatterien mit den Forts St. Louis und La Malgue in Verbindung, der letztere auf dieselbe Weise mit dem Fort de Eguillette. Die beiden großen Forts La Malgue und Ste. Catherine und 6 kleinere krönen die Höhen auf der nördlichen Landseite. Außerdem sind noch mehre der vor der Bucht liegenden hyèrischen Inseln mit starken Batterien versehen. Die Stadt, welche in die alte und neue zerfällt, hat namentlich im neueren Theil ziemlich regelmäßige Straßen, mehre freie Plätze, worunter der Paradeplatz (champ de bataille) der größte, zahlreiche Springbrunnen, eine Kathedrale, ein schönes Stadthaus, ein ehemaliges Jesuitenkollegium mit Seminar für Schiffsprediger, ein großes Seearsenal mit Docks zum Ausbessern der Schiffe. Von sonstigen Anstalten sind noch hervorzuheben: die Bagnos (ehemals für 4000 Galeerensklaven), die pyrotechnische Centralschule, die Navigationsschule nebst Sternwarte, die Marineartillerieschule, das Quarantänehaus, die Stückgießerei, das Matrosenhospital und Lazareth, mehre andere Hospitäler, der botanische Garten ꝛc. Die Stadt ist der Sitz der 5. Seepräfektur, eines Civil- und Handelsgerichts und einer Handelskammer, hat eine Gesellschaft für Wissenschaften und schöne Künste, ein Collége und mehre andere Unterrichtsanstalten. Die Industrie ist mit Ausnahme der für Marinezwecke arbeitenden Gewerbe ohne Bedeutung, und neben einer kaiserlichen Tabaksmanufaktur sind nur noch einige Fabriken von Seiden-, Woll-, Baumwoll- und Leinenwaaren, Seifensiedereien und Brauereien zu erwähnen. Von großer Wichtigkeit ist dagegen der Handel; Einfuhrartikel sind namentlich Hanf, Leinwand, Bau- und anderes Holz, Ausfuhrartikel besonders Wein, eingesalzene Fische, Olivenöl und Südfrüchte. Bedeutend ist die Fischerei auf Thunfische, Sardellen und Korallen. T. ist durch Eisenbahnen mit dem nördlichen, östlichen und südwestlichen Frankreich, sowie über Nizza mit Genua verbunden und hat regelmäßige Dampfschiffverbindung mit Algier, Oran und anderen Hafenplätzen des Mittel-

Digitized by Google

meeres. Die ständige Bevölkerung der Stadt belief sich 1862 auf 84,987 Einwohner, mit der Popolation flottante wird sie auf über 110,000 geschätzt. T. wird zuerst im 4. Jahrhundert als Telo (Telo Martius, Tolonium) genannt und war damals schon ein bedeutender Ort und namentlich durch seine Färbereien berühmt. Im 10. und 12. Jahrhundert litt die Stadt sehr durch Einfälle der Saracenen. Sie theilte dann die Schicksale der Provence. Während des spanischen Erbfolgekriegs wurde sie 1707 von den Verbündeten unter dem Herzog Victor Amadeus von Savoyen und dem Prinzen Eugen zu Lande und von der englisch-holländischen Flotte zur See bombardirt und großentheils in Asche gelegt, aber nicht erobert. Die Befestigung von T. wurde dann durch mehre Forts noch ansehnlich verstärkt. Im Jahre 1744 erfochten die Engländer zwischen T. und den hyèrischen Inseln einen Seesieg über die spanisch-französische Flotte. Während der ersten französischen Revolution erhob sich die Bevölkerung von T. gegen den Konvent und übergab im Einverständniß mit der Besatzung die Stadt am 29. August 1793 an die vereinigte englisch-spanische Flotte unter dem Admiral Hood. Darauf wurde sie von den Republikanern belagert, denen es hauptsächlich durch Bonaparte's Thätigkeit gelang, die Engländer und Spanier am 20. Nov. 1793 zum Abzug zu zwingen, welche jedoch vorher einen großen Theil der Arsenale zerstörten und die ihnen in die Hände gefallene französische Flotte theilweise verbrannten, theilweise mit hinwegführten. Hierdurch und durch die darauf erfolgende harte Behandlung der Stadt von Seiten der revolutionären Regierung verlor T. beträchtlich an Bevölkerung und Wohlstand. Durch die Kolonisation Algeriens hat sie neuerlich erhöhte Wichtigkeit erlangt.

Toulouse, Hauptstadt des französischen Departements Obergaronne, ehemals Hauptstadt von Languedoc, am rechten Ufer der hier bereits schiffbaren Garonne, zwischen diesem Fluß und dem sich unweit unterhalb der Stadt mit demselben vereinigenden Kanal du Midi, und an der Eisenbahn von Bordeaux nach dem Mittelmeer, die hier nach Foix und Tarbes abzweigt, liegt in einer fruchtbaren Ebene und ist mit der am andern Ufer gelegenen Vorstadt St. Cyprien durch eine Brücke von 810 Fuß Länge und 72 Fuß Breite verbunden, auf welcher ein Triumphbogen steht. An beiden Seiten des Flusses u. auf den Wällen sind schöne Spaziergänge, besonders der eine Viertelstunde lange, mit Ulmen besetzte Cours. Die Stadt hat 41 Kirchen, unter welchen besonders zu erwähnen sind die Kathedrale, unvollendet, mit einem schönen Chor und Glasmalereien, die Kirche St. Saturnin mit Mausoleum des heiligen Saturninus und vielen Reliquien, die Kapuzinerkirche mit einer merkwürdigen Krypta und die Dominikanerkirche mit dem Grabmal des Thomas von Aquino. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden sind die hervorragendsten das Stadthaus, Kapitol genannt, mit der Salle des hommes illustres, der Präfekturpalast, der Justizpalast, das Zeughaus, die Karthause mit Orangeriehaus u. mehre Kranken- und Waisenhäuser. Von Denkmälern aus dem Alterthum finden sich nur noch die Trümmer eines Amphitheaters vor. T. ist der Sitz der Präfektur und der Departementsbehörden, eines Bischofs (von T. und Narbonne), eines protestantischen Konsistoriums, Appellhofs, Handelsgerichts und einer Handelskammer, hat eine Universität von 4 Fakultäten, ein kaiserliches Collége, ein Lyceum, eine Thierarzneischule, eine Lehranstalt für Geometrie und Mechanik, eine andere für Chemie, Geologie und Astronomie, eine Artillerieschule, eine kaiserliche Reitschule, eine Normalschule zur Bildung von Lehrern, eine Kunst- und Gewerbschule, ein Konservatorium der Musik, eine kaiserliche Akademie für Malerei, Bildhauerei und Architektur, eine Akademie der schönen Wissenschaften, eine Akademie der Blumenspiele (jeux floraux) und mehre andere gelehrte Gesellschaften, eine öffentliche Bibliothek von 60,000 Bänden, ein Museum für Gemälde und Antiken, eine Sternwarte, einen botanischen Garten, 3 Schauspielhäuser, ein Irrenhaus und mehre andere Wohlthätigkeitsanstalten. Die Stadt hat eine sehr bedeutende Industrie, namentlich eine große Stückgießerei, eine kaiserliche Tabaksmanufaktur, Fabrikation von Woll-, Baumwoll-, Leinen- und Seidenstoffen, Stahl- und anderen Metallwaaren, Fayence, Porzellan, Glas, Wachstuch, Leder, Pulver, Stärke, Papier ꝛc., Strumpfwirkerei, Maschinenwerkstätten, Eisen- und Kupferhämmer. Ebenso ist der Handel von großer Wichtigkeit, besonders mit Getreide, Mehl, Wein, Gemüsen, Bauholz, Branntwein, Wolle, Käse, Seife, Oel, Specereien, Entenleber- und Trüffelpasteten, Eisen und den genannten Fabrikaten. Die Bevölkerung von T. belief sich 1862 auf 113,229 Einwohner. Zur Zeit der Römer hieß T. Tolosa, war die Hauptstadt der Tektosagen und schon im 2. Jahrhundert v. Chr. eine reiche Handelsstadt u. Mittelpunkt des westeuropäischen Handels. Trotz mehrfacher Eroberungen und Plünderungen war es auch im 4. Jahrhundert n. Chr. noch immer eine durch Handel, Reichthum und Wissenschaften blühende Stadt. Im Jahre 413 von den Westgothen eingenommen, wurde sie nun Residenz der Könige des westgothischen oder tolosanischen Reichs in Gallien, bis Alarich II. sie 508 an den Frankenkönig Chlodowig verlor. Von da an wurde sie durch fränkische Grafen verwaltet und theilte die Schicksale Aquitaniens (s. d.). Aus diesen Grafen bildete sich im Lauf der Jahrhunderte ein in T. erbliches Dynastengeschlecht, als dessen Gründer Raimund I. genannt wird, welcher 852 den Titel Herzog von T. annahm und die Landschaft Quercy mit T. vereinigte. Seine Nachfolger vergrößerten das Herzogthum noch durch die Landschaft Albigeois und Theile der Grafschaften Auvergne und Aquitanien und der Provence. Raimund VI., welcher 1194 die Regierung antrat, nahm sich der verfolgten Albigenser gegen den Papst Innocenz III. an, ward deshalb von diesem in den Bann gethan und von Simon von Montfort an der Spitze eines Kreuzheeres bekämpft, unterlag zeitweilig, vertheidigte sich aber tapfer und starb 1222 im Besitz aller seiner Länder. Sein Sohn Raimund VII. ward vom König Ludwig VIII. von Frankreich bekriegt und schloß dann mit dessen Nachfolger Ludwig IX. 1229 einen Vertrag, nach welchem er das Gebiet

Digitized by Google

jenseit der Rhône an den Papst und das Gebiet zwischen Tarn und Rhône an die Krone Frankreich abtrat. Ersteres erhielt er 1234 vom Papst Gregor IX. wieder zurück. Seine einzige Tochter, Johanna, vermählte sich mit Ludwigs IX. Bruder, dem Grafen Alfons von Poitiers, dem sie T. zubrachte. Als dieser 1271 nach einer kinderlosen Ehe starb, vereinigte Philipp III. die Grafschaft T. für immer mit der Krone Frankreich. In der Nacht vom 16. zum 17. Mai 1562 wurden in T. gegen 4000 Hugenotten ermordet. Am 10. April 1814 erfocht die vereinigte britisch-portugiesische Armee unter Wellington einen Sieg über die Franzosen unter Soult.

Toupet (franz.), Stirnhaar, Bezeichnung einer namentlich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts üblichen Mode, nach welcher man den unmittelbar über der Stirn befindlichen Haarbüschel rückwärts in die Höhe gekämmt und gekräuselt trug.

Tour (la T.-du-Pin), Hauptstadt des gleichnamigen Arrondissements im französischen Departement Isère, an der Bourbre und der Eisenbahn von Lyon nach Grenoble, hat Leinweberei, Gerberei, Oel- und Zuckerfabrikation und 2699 Einwohner. In der Umgegend sind Braunkohlengruben.

Tour, Abbé de la, s. Charrière.

Touraine, ehemalige französische Landschaft zwischen Orléanais, Berri, Poitou und Anjou mit Herzogstitel, bildet jetzt das Departement Indre-Loire und einen Theil des Departements Vienne. Sie kam 1202 unter Philipp August an die Krone, ward 1356 zum Herzogthum erhoben und mehrmals an nachgeborene französische Prinzen verliehen, aber 1584 nach dem Tode des Herzogs Franz von Alençon, des Bruders Heinrichs III., wieder mit der Krone vereinigt. Durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet, ward die Landschaft der Garten Frankreichs genannt.

Tourcoing, Stadt im französischen Departement Nord, an der Eisenbahn von Lille nach Gent, in fruchtbarer Gegend gelegen, hat ein Kommunalcollége, eine Gewerbekammer, ein Arbeiterschiedsgericht, bedeutende Woll- und Baumwollmanufakturen, Teppichwebereien, Leinweberei, Färberei, Kartoffelmehl- und Zuckerfabrikation, Salzraffinerie, Bierbrauerei, lebhaften Handel, große Jahrmärkte und 33,498 Einw. Hier am 17. und 18. Mai 1794 Sieg der Franzosen unter Pichegru über die verbündeten Oesterreicher und Engländer unter Clairfayt.

Touristen (v. Franz.), eine der neueren Zeit eigenthümliche Klasse von Reisenden, welche keine bestimmten, z. B. wissenschaftliche, Zwecke auf ihren Reisen verfolgen, sondern nur reisen, um Reisebeschreibungen liefern zu können.

Tournay (flamändisch Doornick), Hauptstadt eines Bezirks in der belgischen Provinz Hennegau, an der Schelde und der Eisenbahn von Lille nach Brüssel, eine der ältesten Städte Belgiens und starke Festung mit Citadelle, hat 7 Vorstädte (2 auf dem linken, 5 auf dem rechten Scheldeufer), schöne Kais, regelmäßige Straßen, eine schöne, angeblich vom fränkischen König Childerich erbaute Kathedrale romanischen Styls, mit 5 Thürmen, prächtigen Glasmalereien, Gemälden von Jordaens, Rubens, Gallait u. A. und dem reichen Reliquienschrein des heiligen Eleutherius, ersten Bischofs von T., die Kirche St. Brice mit dem Grabmal Childerichs u. viele andere Kirchen und Kapellen und ein Stadthaus mit öffentlichem Garten. T. ist der Sitz eines Bischofs und eines Gerichtshofs, hat ein geistliches Seminar, Athenäum (Gymnasium), eine Bau-, Maler- und Bildhauerakademie, eine öffentliche Bibliothek, ein naturhistorisches Museum, eine Entbindungsanstalt, eine Gesellschaft der Wissenschaften, ein Theater, 5 Hospitäler, ein Waisenhaus und ist eine der Hauptmanufakturstädte Belgiens. Die wichtigsten Industriezweige sind Fabrikation von Teppichen, Leinen-, Woll- und Baumwollstoffen, Porzellan, Fayence und Bronzewaaren, Mützen- und Strumpfwirkerei, Gerberei und Brauerei. Mit diesen Fabrikaten und den in der Nähe gebrochenen Bausteinen, Schiefer und Kalk, sowie mit Getreide wird ein durch die schiffbare Schelde begünstigter lebhafter Handel getrieben. Die Stadt hat 2 große Messen, 6 Leinwand- und 2 Viehmärkte und zählt (1862) 31,115 Einw. T. hieß im Alterthum Civitas Nerviorum, Turris Nerviorum oder Tornacum, ward im 5. Jahrhundert den Römern von den Franken abgenommen und theilweise zerstört, aber bald wieder aufgebaut und dann Sitz der merovingischen Könige. Später gehörte es zu Frankreich, bis es im Frieden von Madrid 1525 an die spanischen Niederlande kam. In den niederländischen Unruhen ward es 1581 von dem Herzog von Parma belagert, aber von der Prinzessin Maria von Epinoy tapfer vertheidigt. Im Jahre 1667 von Ludwig XIV. nach langer Belagerung erobert, ward es im aachener Frieden von 1668 förmlich an Frankreich abgetreten. Ludwig XIV. ließ die Festungswerke durch Vauban ansehnlich verstärken; dessen ungeachtet ward der Platz 1709 von den Kaiserlichen unter Prinz Eugen und Marlborough wieder erobert und im Frieden von Utrecht denselben unter der Bedingung zugesprochen, daß er als Barrière von den Holländern besetzt werden sollte. Als Joseph II. 1781 den Barrièretraktat aufhob, wurde auch T. geschleift. Hier wurden am 19. Mai 1794 die Engländer unter dem Herzog von York von den Franzosen unter Pichegru geschlagen, wie auch an den folgenden Tagen die Umgegend von T. der Schauplatz heftiger Kämpfe war, bis die Schlacht von Fleurus im Juni 1794 die österreichisch-britische Armee nöthigte, Belgien zu räumen. Es fiel nun an Frankreich, wurde im ersten pariser Frieden von 1814 an Holland abgetreten, in Folge des zweiten pariser Friedens von 1815 ziemlich in den alten Formen, seit 1816 aber ansehnlicher befestigt und kam 1830 an Belgien.

Tournefort, Joseph Pitton de, französischer Botaniker, geboren 1656 zu Aix, studirte bei den Jesuiten daselbst, unternahm 1700 eine botanische Reise in den Orient, über die er in „Voyage de Levant" (Par. 1717, 3 Bde.; deutsch, Nürnb. 1776) berichtete, und ward dann Professor der Medicin am Collége de France zu Paris, wo er den 28. Nov. 1708 †. Das in seinen „Institutiones rei herbariae" (Par. 1700, 3 Bde.; neue Aufl., von A. de Jussieu, Lyon 1719, 3 Bde.) aufgestellte Pflanzen-

Digitized by Google

ſyſtem gründete ſich auf den Bau der Blumenkrone und der Frucht.

Tourniquet (franz., Aderpreſſe), chirurgiſches Inſtrument, welches dazu dient, die Blutung aus einem verletzten größeren Blutgefäße proviſoriſch zu verhüten, bis die Unterbindung des Gefäßes ausgeführt und damit die Blutung definitiv geſtillt wird. Im Kriege ſind die T.s von großem Werthe, weil die Verwundeten oft erſt nach vielen Stunden in ordentliche ärztliche Behandlung kommen u. ſie ſich bis dahin ohne Anlegung eines T. verblutet haben würden. Die T.s ſind ſo eingerichtet, daß dadurch entweder nur der Hauptſtamm der Arterie komprimirt wird, oder ſo, daß ſie außer dem Drucke auf die Arterie auch noch das ganze Glied zirkelförmig zuſammenſchnüren. Zu der letzten Art der T.s gehören das Feld- oder Knebel-T., von Morell 1674 bei der Belagerung von Beſançon erfunden, ferner die Schrauben-T.s, welche nur verſchiedene Abänderung des Knebel-T. darſtellen, ſodann die einfachen Vorrichtungen des engliſchen Feld- und des aſſalini'ſchen Schnallen-T. Das T. von Morell beſteht aus einer gepolſterten Pelotte, welche auf die Arterie gelegt und dann mit einem 1—2 Ellen langen ſtarken Bande um das Glied befeſtigt wird. Das Band wird durch einen Knebel aus hartem Holze feſt angezogen und die Hautſtelle unter dem Knebel durch eine Lederplatte vor Reibung geſchützt. Das T., welches nur den Hauptſtamm der Arterie komprimirt, iſt von Petit angegeben worden.

Tournois (franz.), altfranzöſiſche, nach der Stadt Tours benannte Münzwährung, nach welcher bis 1795 und 1796 ganz Frankreich mit Einſchluß der Kolonien rechnete. Der Livre T. hatte 20 Sous à 12 Deniers u. ſtand um 1¹/₉ Procent im Werth niedriger als der heutige Frank, indem 81 Livres T. 80 Franken galten.

Tournon, Hauptſtadt eines Arrondiſſements im franzöſiſchen Departement Ardèche, am rechten Ufer der Rhône, unweit der Mündung des Doux, iſt mit der am linken Rhôneufer und an der Eiſenbahn Lyon-Marſeille gegenüberliegenden Stadt Tain durch eine Hängebrücke verbunden, hat ein Schloß (jetzt Gefängniß), eine Bibliothek, Seidenſpinnerei, Seiden- und Weinbau (Eremitagewein), Handel mit Wein, Seiden- und Wollzeuchen, Bauholz ꝛc. und 4920 Einw.

Tournus, Stadt im franzöſiſchen Departement Saône-Loire, an der Saône und der Eiſenbahn von Dijon nach Lyon, hat eine Brücke von 15 Bögen, ein Handelsgericht, Kommunalcollége, Zuchthaus, Hoſpital, Fabrikation von Baumwollzeuchen, Potaſche, Rübenzucker und Leder, Maſchinenbau, Seiden- und Weinbau, Marmorbrüche, eine Schneidemühle, Wein-, Getreide- und Branntweinhandel und 5598 Einwohner.

Tours, Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements Indre-Loire, ehemals der Provinz Touraine, am linken Ufer der Loire, über welche eine 1335 Fuß lange ſteinerne, ſehr ſchöne Brücke führt, Knotenpunkt der Eiſenbahnen von Orléans (Paris) nach Nantes, Bordeaux und Le Mans, liegt in einer reizenden, fruchtbaren Ebene, iſt in einer weiten Fläche von Boulevards umgeben, welche an die Stelle der alten Feſtungswerke getreten ſind, im Innern theilweiſe eng und unregelmäßig, theilweiſe aber auch ſehr ſchön gebaut (namentlich die die ganze Stadt durchſchneidende Königsſtraße). Die hervorragendſten Gebäude ſind: das feſte Schloß, auf dem Kai gelegen, der erzbiſchöfliche Palaſt, unter 15 Kirchen die altgothiſche Kathedrale (mit ſchönen Thürmen, prächtigem Portal, merkwürdigem Uhrwerk und einer Bibliothek) und die Martinskirche, das Präfekturhôtel, Rathhaus und das Theater. T. iſt der Sitz des Präfekten und der Departementsbehörden, eines Erzbiſchofs, eines Gerichtshofs, eines Handelsgerichts, eines Handels- und eines Arbeiterſchiedsgerichts und hat ein Lyceum mit Vorbereitungsſchule für Medicin, Geburtshülfe und Pharmacie, ein Seminar, eine Maler- u. Zeichenſchule, Gewerbſchule, öffentliche Bibliothek, ein Gemälde- und Skulpturmuſeum, Antiquitäten-, Naturalien- und mineralogiſches Kabinet, einen botaniſchen Garten, eine Irrenanſtalt, mehre gelehrte Geſellſchaften, Aſſekuranzen ꝛc., lebhafte Induſtrie in Woll-, Baumwoll- und Seidenſtoffen (Gros de T.), Teppichen, Bändern, Fayence, bronzirtem Porzellan, gedrehten Metallwaaren, Draht, Leder, Kerzen, Senf, Nudeln, feinem Backwerk, Bleiweiß, Bleiglätte, Chemikalien ꝛc., Weinbau und ſtarken Handel mit dieſen Fabrikaten, ſowie mit Hanf, und zählt 41,061 Einw. T. hieß zur Römerzeit Cäſarodunum, ſpäter Turoni und war die Hauptſtadt der Turones, kam dann unter weſtgothiſche und nachher unter fränkiſche Herrſchaft, wo es bis in das 11. Jahrhundert eigene Grafen hatte. Im Jahre 853 wurde die Stadt von den Normannen geplündert und verbrannt. König Heinrich III. verlegte 1583 das Parlament hierher, wodurch die Stadt außerordentlich wuchs. Auch wurden hier die franzöſiſchen Stände mehrmals zuſammenberufen, ſowie mehre Koncilien abgehalten. Zwiſchen T. und Poitiers erfocht 732 Karl Martell ſeinen berühmten Sieg über die Saracenen.

Tourville, Anne Hilarion de Contentin, Graf von, einer der ausgezeichnetſten franzöſiſchen Seehelden, geboren 1642 auf Tourville im Departement La Manche, trat 1660 in den Seedienſt, unterſtützte, ſeit 1667 Schiffskapitän, 1669 den Herzog von Beaufort bei ſeiner Expedition nach Kandia u. befehligte von 1671—73 ein Linienſchiff gegen die Holländer und Spanier im mittelländiſchen Meere. Im Feldzuge von 1675 diente er erſt unter dem Chevalier de Valbette, dann unter Duquesne; auf der Rückkehr von Agoſta, wo er mit Auszeichnung gefochten, nach Frankreich vernichtete er bei Palermo 12 Schiffe der holländiſch-ſpaniſchen Flotte. Im Jahre 1680 zum Generallieutenant der Seetruppen ernannt, bombardirte er 1682 und 1683 zweimal Algier und erzwang den Frieden, beſchoß 1684 Genua und 1688 zum dritten Male Algier. Im Jahre 1689 zum Viceadmiral des levantiſchen Meeres erhoben, befehligte er eine Eskadre von 20 Segeln, welche mit der vor Breſt ſtehenden Flotte des Grafen von Château-Regnault eine Demonſtration gegen Irland zu Gunſten Jakobs II. unternahm. Als Oberbefehlshaber der im Kanal aufgeſtellten franzöſiſchen Flotte errang er in der Seeſchlacht bei der Inſel Wight im Juli 1690 den Sieg über die aus 112 Segeln beſtehende

Digitized by Google

britiſch-holländiſche Flotte. Um die beabſichtigte Landung der Jakobiten an der britiſchen Küſte zu ermöglichen, mußte er am 28. Mai 1692 auf der Höhe des Cap de la Hogue die 88 Segel ſtarke britiſch-holländiſche Flotte unter dem Admiral Ruſſell mit 44 Schiffen angreifen, gerieth aber zwiſchen zwei Feuer und ward geſchlagen. Dennoch ward er 1693 zum Marſchall von Frankreich erhoben. An der Spitze von 71 Kriegsſchiffen gelang es ihm, im Juni deſſelben Jahres von einer britiſch-holländiſchen Handelsflotte 27 Handels- und Kriegsfahrzeuge zu erobern und 45 bei der Verfolgung zu zerſtören. Auch an mehren andern Seezügen betheiligte er ſich noch. Er † am 28. Mai 1701. Vgl. Mémoires de T., Amſterdam 1758, 3 Bde.

Touſſaint, Anna Luize Gertruide, niederländiſche Romandichterin, geboren am 16. Sept. 1812 zu Alkmaar, begründete ihren Ruhm vornehmlich durch „Het Huis Lauernesse“ (1841, 2 Bde.; 3. Aufl. 1851), einen Roman aus dem Zeitalter der Reformation, u. die Leiceſterromane „Leicester en Nederland“, „De vrouwen van het Leicester'sche Tijdperk“ und „Gideon Florensz“ (1851—54, 6 Bde.). Dieſelben tragen nach Sprache u. Darſtellung ächt niederländiſches Gepräge und haben wegen der außerordentlichen Treue, mit welcher alles Detail behandelt wird, ſelbſt einen gewiſſen hiſtoriſchen Werth. Seit 1849 redigirt T. den „Almanach für das Schöne und Gute“. Im Jahre 1851 vermählte ſie ſich mit dem Maler Bosboom im Haag.

Touſſaint l'Ouverture, Obergeneral der Neger auf Hayti, geboren 1743 als Sklavenkind auf einer Pflanzung des Grafen Noé unweit des Kaps François, erwarb ſich als Kutſcher eines Plantagenaufſehers durch Benutzung von deſſen Bibliothek eine gewiſſe Bildung. Als im Aug. 1791 die erſte Negerempörung auf San Domingo ausbrach, brachte T. ſeinen Herrn auf das Feſtland von Amerika in Sicherheit und nahm dann bei dem Negerheere Dienſte. Als daſſelbe in ſpaniſche Dienſte gegen die franzöſiſche Republik trat, ward er zum ſpaniſchen Oberſten ernannt, doch ging er 1794 mit einem Theil der Armee zu den Franzoſen über und ward vom Konvent zum franzöſiſchen Brigadegeneral, 1797 zum Diviſions- und Obergeneral aller Truppen auf San Domingo ernannt. In dieſer Stellung bewies er große Mäßigung, doch konnte er den Grauſamkeiten, welche ſeine Untergeneräle begingen, nicht immer Einhalt thun. Bald aber gab das franzöſiſche Direktorium der Vermuthung Raum, T. ſtrebe nach Unabhängigkeit, und 1801 landete eine franzöſiſche Flotte unter Leclerc und zwang ihn zu einer Kapitulation. Nachdem er hierauf einige Zeit auf ſeinem Gute gelebt, ward er 1802 plötzlich verhaftet und nach Frankreich in das Fort Joux bei Beſançon gebracht. Man fand ihn daſelbſt den 27. Juli 1803 todt. Wahrſcheinlich ſtarb er an Gift.

Tovar, die einzige deutſche Kolonie in der ſüdamerikaniſchen Republik Venezuela, Provinz Caracas, 9 Meilen weſtlich von der Stadt Caracas, 5¼ Meilen nördlich von Victoria, 5300 F. über dem Meere, am ſüdlichen Abhange des Küſtengebirgs gelegen, ward 1842 auf einem von der Familie Tovar unentgeltlich abgetretenen, 2 Quadratleguas großen Terrain von dem als Geograph ausgezeichneten Oberſten Codazzi angelegt und zählte 1851 bereits 381 Einw. Jede der ſich hier anſiedelnden deutſchen Familien erhielt 30,000 □Fuß urbares und 60,000 □Fuß Waldland. Der Boden iſt fruchtbar und das Klima geſund.

Tower (engl.), ſ. London.

Towianſki, polniſcher Myſtiker, geboren 1800 in Lithauen, ſtudirte zu Wilna und ward Notar bei einem Kreisgericht, bald aber als geiſteskrank in ein Spital gebracht. Aus dieſem wieder entlaſſen, ging er nach Poſen, wo er ſich für einen Gottgeſandten ausgab, dann nach Brüſſel, wo er den General Skrzynecki zu bekehren ſuchte und für denſelben die ſogenannte „Biesiada“ ſchrieb, eine Art Sermon, welcher die Grundlage ſeiner Lehre enthielt, und endlich nach Paris, wo er 1841 den Dichter Mickiewicz für ſeine Schwärmereien gewann, die auf eine totale Umgeſtaltung des geſammten politiſchen, religiöſen, ſocialen Zuſtandes der Menſchheit durch innere beſtändige Begeiſterung hinausliefen. Seine Lehre ward Meſſianismus genannt und von Mickiewicz in „L'église officielle et le Messianisme“ (Paris 1842 bis 1843, 2 Bde.) dargelegt. Im Jahre 1845 aus Frankreich verwieſen, ging T. über Rom nach der Schweiz, wo er verſcholl.

Toxikologie (v. Griech.), die Lehre von den Giften.

Trab, Gangart der Pferde, bei der ſie mit kreuzweiſe gehobenen und niedergeſetzten Vorder- und Hinterfüßen ſich im raſchen, taktmäßigen Tempo vorwärts bewegen. Der T. iſt bei der Kavallerie, gewöhnlich zu 300 Schritt in der Minute, die Gangart für alle Evolutionen und wird auch im Angriff bis zu 200 Schritt vom Feinde beibehalten, um ſich dann in noch ſchnelleren Anlauf zu verwandeln.

Trabanten (lat. satellites), Leibwächter zu Fuß, waren ſchon im Alterthum und dann auch im Mittelalter üblich, theils als perſönliche Schutzwache fürſtlicher Perſonen u. hoher Beamten, theils als Vollſtrecker ihrer Befehle. Auch kämpften ſie wohl im Kriege an ihrer Seite. Oberbefehlshaber und fürſtliche Perſonen hielten ſtärkere Trabantencorps, letztere in den ſpätern Jahren auch berittene. T. ſind in der Aſtronomie ſ. v. a. Nebenplaneten, ſ. Planeten.

Traben, Marktflecken in der preußiſchen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Zell, an der Moſel und am Trabenberge, mit ſtarkem Obſt- und Weinbau und 1200 Einw. Auf dem Trabenberge ließ Ludwig XIV. 1687 die Feſtung Montroyal erbauen, welche aber in Folge des Friedens zu Ryswick geſchleift werden mußte.

Traberkrankheit, ſ. v. a. Drehkrankheit.

Tracheen (v. Griech.), Luftröhren, die Athmungsorgane der Inſekten (ſ. d.) und Spinnenthiere oder Arachniden (ſ. d.).

Trachenberg, Stadt in der preußiſchen Provinz Schleſien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Militſch, an der Bartſch, mit Gerichtsdeputation, fürſtbiſchöflichem Kommiſſariat, Simultankirche, Schloß des Fürſten von Hatzfeld-Schönſtein mit

Digitized by Google

Park, hat Leinweberei, Ziegelei, Tabaksbau und 2971 Einwohner.

Tracheotomie (v. Griech.), Luftröhrenschnitt, chirurgische Operation, wobei man von der vordern Seite des Halses aus einen blutigen Weg in die Luftröhre bahnt. Die Operation hat den Zweck, durch den künstlich angelegten Weg den Aus- und Eintritt der Ausathmungsluft in die Lungen auch dann noch zu ermöglichen, wenn auf dem normalen Wege, nämlich durch den Kehlkopf, überhaupt keine Luft oder doch nicht mehr die genügende Menge davon in die Luftröhre gelangen kann, womit natürlich Erstickungsgefahr verbunden ist. Am häufigsten findet dieser Fall Statt beim Croup des Kehlkopfes und bei der brandigen Rachenbräune, wo die obern Luftwege, namentlich der Kehlkopf, mit festen Ausschwitzungsmassen verlegt sind, und wo die Gefahr um so gewisser ist, je jünger das Kind und je enger daher die Luftwege sind. Auch die Verengerung des Kehlkopfs durch polypöse und andere Geschwülste, durch syphilitische Narben ꝛc. können die T. erheischen. An und für sich ist zwar die T. keine sehr gefährliche Operation, sie wird es aber dadurch, daß sie an schwer erkrankten Individuen unter Umständen vorgenommen wird, welche oft schon allein den Tod herbeizuführen im Stande sind. Was die T. bei Croup anbelangt, so steht es fest, daß man um Vieles günstigere Resultate erzielen würde, wenn man sich entschließen könnte, früher zur Operation zu schreiten, als es gewöhnlich der Fall ist. Ist die Operation ausgeführt worden, so legt man in die frische Luftröhrenfistel eine gekrümmte silberne Kanüle ein, damit der Luftstrom frei aus- und eintreten könne und nicht durch die Annäherung der Wundränder an einander unterbrochen werde. Die Kanüle muß oft gereinigt und mit größter Sorgfalt darüber gewacht werden, daß die Kranken nur ganz reine und warme Luft einathmen. Ist das Hinderniß im Kehlkopf, wegen dessen man die Operation vorgenommen hat, inzwischen beseitigt worden und haben sich also die normalen Luftwege wieder eröffnet, so entfernt man die Kanüle und sucht die Luftröhrenfistel wieder zum Verschluß zu bringen (durch Anfrischen und Aneinanderlegen der Wundränder ꝛc.). Eine Modifikation der T. ist die Laryngotomie od. der Kehlkopfschnitt, welcher dieselben Zwecke verfolgt wie die T., nur höher oben am Kehlkopf vorgenommen wird.

Trachom (v. Griech.), s. Aegyptische Augenentzündung und Ophthalmie.

Trachyt (v. Griech.), vielgestaltiges Feldspathgestein, welches seinen Namen davon hat, daß es sich rauh anfühlt, wird charakterisirt durch den meist rissigen, stark glasglänzenden Feldspath, der nach den neueren Untersuchungen in einem Theil der Gesteine ächter Sanidin ist und dem Orthoklas in seinen sechsseitigen Tafeln, Oblongsäulen und Zwillingskrystallen, wie in der chemischen Zusammensetzung sich am nächsten anschließt, aber neben dem Kali auch Natron führt. Dies der T. im engeren Sinne. In andern Gesteinen findet sich neben dem Sanidin zugleich glasiger Oligoklas mit seiner parallelen Zwillingsstreifung auf der Fläche des vollkommensten Bruches vor, oder auch nur Oligoklas oder Andesit, ein kalkreicher Oligoklas. Dadurch, daß die körnige Masse ins Dichte übergeht und Zeolithe in sich aufnimmt, geht der ächte T. in Klingstein oder Phonolith, durch Verglasung in Obsidian und Bimsstein, durch Entglasung in Perlstein oder Perlit über. Auch noch gegenwärtig aus Vulkanen ausfließende Laven bilden die trachytischen Laven, zu denen auch Obsidian und Bimsstein gehören. Bimsstein, Obsidian, Perlstein sind daher nur verschiedene Zustände des T.s. Alles, was man zum T. rechnet, ist nicht älter als das Tertiärgebirge. Selten und nur untergeordnet ist das Gefüge krystallinisch-körnig, wie beim sogenannten granitischen T.; meist ist die feldspathige Grundmasse feinkörnig oder dicht, oft voll Poren und unregelmäßiger kleinerer und größerer Höhlungen, oft erfüllt von Sphärolithen mit excentrisch-strahliger Struktur; sie ist bald glänzend, emailleartig, bald matt, bald von Feldspathhärte, selbst darüber, bald minder hart, von sehr verschiedenen Farben: weiß, häufiger grau, gelb, roth, braun, bläulich, selbst grünlich und schwarz, einfarbig, gefleckt und gestammt und gestreift, massig und schiefrig, unregelmäßig abgesondert, aber auch in Säulen und in schalig abgesonderten Cylindern (Umläufern) vorkommend. Bald liegen in der Grundmasse nur die Feldspathe porphyrartig ausgeschieden, bald mannichfache andere Mineralien. Charakteristisch ist die dom- und glockenförmige Gestalt der Trachytberge, an denen das Gestein aber auch in pittoresken Felswänden auftritt; doch findet es sich auch häufig in Gängen, die trachytischen Laven in Lavaströmen. Nach der chemischen Natur der Grundmasse und der mineralogischen Beschaffenheit der Mineraleinschnitte kann man den T. mit Roth in folgende Arten eintheilen: Liparit (Trachytporphyr) führt neben dem Sanidin Quarz, auch schwarzen Glimmer, so an der kleinen Rosenau im Siebengebirge, häufig in Ungarn (Marmarosch), u. enthält 70—80 Procent Kieselerde. Sanidintrachyt führt mit Sanidin auch sparsam Glimmer, Hornblende, seltener Augit, außerdem auch Magneteisen, Sodalith, Olivin, Titanit, als äußerst seltene Ausnahme Quarz. In ihm sinkt der Kieselerdegehalt von 70 bis 60 Procent. Er findet sich in Ungarn, Steiermark, am Kaiserstuhl, in der Wetterau (Rabertshausen bei Nidda), in der Eifel bei Kellberg, bei Neapel (Monte Olivano, Monte nuovo), auf Ischia, auf Sardinien, auf den Azoren. Sanidin-Oligoklastrachyt, mit 60—67 Procent Kieselerde, führt große Sanidin- und kleine weiße Oligoklaskrystalle, außerdem Hornblende, Magnesiaglimmer, Magneteisen, Titanit, seltener Augit; er ist das Gestein des Drachenfels im Siebengebirge. Beim Amphibolandesit (Oligoklastrachyt) liegen in der graulichweißen, grauen, auch dunklen Grundlage außer kleinen weißen Oligoklaskrystallen noch Hornblende, Glimmer, Magneteisen, seltener Augit, Olivin, Titanit, aus Zersetzung hervorgegangene Zeolithe und kohlensaure Salze. Es ist dies das Gestein der Wolkenburg im Siebengebirge, mährischer Vulkane, des Puy-de-Dôme (Domit), des Val di Bove am Aetna, des Ararat, auch aus Kamtschatka, von den Azoren

Digitized by Google

und aus den Andes bekannt. Der Kieselerdegehalt schwankt zwischen 58 und 67 Procent. Beim Augitandesit (Trachytdolerit) liegen in einer grauen, röthlichen, grünlichen, schwarzen, krystallinischen oder glasigen Grundmasse Oligoklas und Augit mit Olivin, Magneteisen, Hornblende, Glimmer, meist porphyrartig ausgeschieden. Der Kieselerdegehalt sinkt hier von 67 bis 52 Procent. Es ist dies das Gestein vieler isländischen Vulkane, von Teneriffa, des Chimborazo und anderer hohen Glockenberge in den Andes. In Deutschland sind die Gipfel des Siebengebirgs bei Bonn und andere Berge am Niederrhein, die gleichenberger Kogel in Steiermark, aber auch manche Rhönberge trachytisch; außerdem finden wir das Gestein in großer Verbreitung in Ungarn, Italien, Centralfrankreich, auf Island, auf den Azoren und kanarischen Inseln, in Armenien, auf den Hochgipfeln des Kaukasus, am Demawend im Elburzgebirge, auf den Andes und in vielen anderen Gegenden der Erde, oft begleitet von Obsidian, Bims- und Perlstein. Man benutzt den T. als Baustein (Dom zu Köln), den sehr porösen kieselreichen als Mühlstein (Ungarn) und zu ähnlichen Zwecken. Er verwittert, wenn er nicht verglast ist, leicht zu fruchtbarem Boden. Trachyttuff u. Trachytkonglomerat sind theils dem T. gleichzeitige, theils aus freier Verwitterung und Anschwemmung hervorgegangene sedimentäre Bildungen. Oft geschichtet, oft Versteinerungen, insbesondere Pflanzen führend, erscheinen sie bald als gröbere Breccien und Konglomerate von Bruch- und Rollstücken oft verschiedener T.e, die durch feinzertheilte Trachytmasse verbunden sind, bald sandsteinartig, bald erdig oder kreideartig. Sie sind meist von lichten, weißen, grauen, gelben, grünen, röthlichen Farben, enthalten oft Bruchstücke und Blättchen von Krystallen glasiger Feldspathe und Glimmer, Hornblende, Magneteisen ꝛc., auch Kieselausscheidungen, verschiedene Opale, Hornstein und dergleichen, nicht selten Kieselhölzer. Die berühmten Opalgruben zu Czernowitz in Oberungarn finden sich in Trachyttuff. Man benutzt die T.e zu feuerfesten Mauerungen (Backofenstein), zu feinen Skulpturen, zur Herstellung von Wassermörtel und dergleichen.

Traders (engl.), im britischen Nordamerika die im Auftrag der Hudsonsbaikompagnie in deren Gebiet den Pelzhandel betreibenden Leute, zugleich untere Verwaltungsbeamte.

Tradition (v. Lat.), die der geschriebenen Geschichte entgegengesetzte, nur durch die mündliche Ueberlieferung auf die Nachwelt fortgesetzte Erzählung von Thatsachen; insbesondere die christlichen Religionslehren, die nicht in der Bibel ausdrücklich enthalten sind, sich aber durch mündliche Ueberlieferung in der Kirche erhalten und fortgepflanzt haben. Die Sicherheit dieser T., deren sich die römisch-katholische Kirche nicht nur zu Begründung von Lehren, geschichtlichen Thatsachen und Gebräuchen, sondern auch zu Rechtfertigung der hergebrachten Schriftauslegung bedient, weshalb eine dogmatische, rituelle, historische und hermeneutische T. aufgestellt wird, basirt man darauf, daß der christliche Klerus mit seinem Oberhaupt, dem Papste, einer fortdauernden Inspiration gleich den Aposteln theilhaftig sein soll. Die Reformatoren ließen nur die T. der ersten christlichen Jahrhunderte gelten, wollten aber auch diese der heiligen Schrift untergeordnet wissen. Die römisch-katholische Kirche setzte auf dem Koncil von Trient die T. ausdrücklich der Schrift an die Seite.

Traditores (tradentes, lat.), zu den Zeiten der christlichen Verfolgungen Diejenigen, die sich durch Auslieferung der heiligen Bücher zu retten suchten.

Traducianismus (v. Lat.), diejenige philosophisch-theologische Ansicht, wonach sich die Seele von den Aeltern auf die Kinder, d. h. durch die Zeugung, fortpflanzen soll.

Trägheit, Beharrungsvermögen (inertia), diejenige Eigenschaft der Körper, wonach sie in der Ruhe oder der Bewegung so lange verharren, als keine äußere Kraft sie nöthigt, diesen Zustand zu ändern.

Trafalgar (sonst Junonis promontorium), Vorgebirge in der spanischen Provinz Sevilla, am atlantischen Meere, nahe bei der Straße von Gibraltar, berühmt durch die Seeschlacht am 22. Oktober 1805 zwischen der englischen und der vereinigten französisch-spanischen Flotte. Nachdem sich im Sommer 1805 die neu ausgerüstete französische Flotte von 24 Kriegsschiffen unter dem Admiral Villeneuve mit der spanischen unter dem Admiral Gravina im Hafen von Cadix vereinigt hatte, lief sie nach einem unentschiedenen Kampf bei Coruña mit 15 englischen Linienschiffen unter dem Admiral Calder (21. Juli) im Hafen von Coruña ein, wo sie sich bis auf 34 Linienschiffe verstärkte, um dann vor Cadix vor Anker zu gehen. Hier erschien der englische Admiral Nelson mit 27 Linienschiffen und lockte die spanisch-französische Flotte durch scheinbaren Rückzug ins offene Meer. Am 21. Okt. traf er sie beim Kap T. und griff sie sofort an. Die 3 Stunden lange Linie der spanisch-französischen Flotte ordnete sich bei Annäherung der in zwei Kolonnen getheilten englischen Schiffe in einen Halbkreis, ward aber bald auf zwei Punkten durchbrochen. Es entspann sich nun ein furchtbarer Kampf zwischen den hart aneinander liegenden Schiffen, der nach 3 Stunden zu Gunsten der Engländer entschieden war. Die spanisch-französische Flotte verlor 19 Schiffe; der französische Admiral Villeneuve ward gefangen; der spanische Admiral Gravina starb an seinen Wunden. Es war dies Nelsons glorreicher und letzter Sieg. Er fiel durch die Kugel eines feindlichen Scharfschützen, der ihn an seinen Orden erkannt hatte und ihn mitten durch den Stern schoß, der seine Brust schmückte. Vier französische Schiffe retteten sich und steuerten nach Ferrol, wo sie aber den 4. Nov. dem Admiral Strachan in die Hände fielen. Von der ganzen französischen Flotte blieben nur 10 Schiffe übrig.

Tragant (Gummitragant), Pflanzenschleim, welcher aus dem Stamm mehrer Arten von Astragalus (s. d.) ausschwitzt. Er bildet sich durch Umwandlung der Mark- und Markstrahlzellen in eine gelatinöse Masse, die mit kaltem Wasser zusammentreffend außerordentlich aufschwillt. Diese Rückbildung der Zellen zu Gallerte schreitet von außen

Digitized by Google

nach innen fort. Man findet im T. des Handels theils aufquellende Zellmembranen (Traganti n), theils unveränderte Cellulose, theils Stärkekörner. Man unterscheidet Morea-, persischen, Smyrna- und syrischen T., nach der Form wurmförmigen und Blättertragant. Der T. erscheint hart, etwas zähe, durchscheinend, weiß bis braun, im Bruche matt, eben, schwer zu pulvern, geruch- und geschmacklos, gibt an Weingeist 1,5 Procent eines lackmusröthenden bittern Stoffs ab und schwillt mit Wasser zu Gallerte auf. Die feineren weißen Tragantsorten enthalten weniger Stärkmehl als die ordinären gelben und braunen. Man benutzt den T. als Verdickungs- und Klebmittel, zu Lederarbeiten, in der Zeuchdruckerei, zum Appretiren und in der Zuckerbäckerei. Seine schleimige scheinbare Lösung hält sich ziemlich lange gut und sauert nicht wie Gummischleim.

Gummi Kuteera, welches sich dem T. anschließt, stammt aus Afrika, ist weiß bis gelbbräunlich, durchsichtiger wie T. und bildet mit Wasser eine Gallerte, die sich auch beim Erwärmen nicht verändert. Gummi Sassa, ebenfalls ein Surrogat des T.s, bildet beträchtlich große rostfarbige Stücke, quillt in Wasser nur auf, ohne einen Schleim zu geben, und wird dabei weiß und durchscheinend.

Tragikomisch (v. Griech.), Verschmelzung des Tragischen mit dem Komischen, gewöhnlich von Ereignissen gebraucht, die in ihrer ganzen Entwickelung einen tragischen Ausgang erwarten ließen, allein in Folge einer äußeren Einwirkung oder eines darin versteckt gewesenen komischen Kernes eine plötzliche Wendung zu einem komischen Ende nehmen.

Tragisch (v. Griech.), s. Tragödie.

Tragkraft, s. v. a. Festigkeit.

Tragödie (v. Griech., Trauerspiel), die höchste Gattung der dramatischen Dichtungsform, stellt den Menschen im Kampfe mit den Schicksalsmächten dar, denen er äußerlich unterliegt, innerlich nicht von ihnen bezwungen, sondern durch willige Beugung unter das Gesetz der Nothwendigkeit die ächte und rechte Freiheit der Menschenseele zur erhebenden Anschauung bringend. In jeder wahren T. begegnet uns mindestens Eine ausgezeichnete Persönlichkeit (der tragische Held), die von der sittlichen Gerechtigkeit um einer Schuld willen, die sie auf sich geladen, zur Sühne gezogen wird und mit des Leibes Leben büßt. Aus dem Umstand, daß die T. dem Gebiete der Kunst angehört, deren höchstes und wichtigstes Ziel überall die Darstellung des Schönen ist, folgen die wesentlichen Erfordernisse der tragischen Schuld und der tragischen Sühne mit Nothwendigkeit. Die erstere darf nicht so groß sein, daß der sittliche Werth des Schuldigen völlig von ihr absorbirt würde, denn in diesem Falle würde eine erhebende, also Wohlgefühl erzeugende Wirkung des Vollzugs der gerechten Strafe nur in geringstem Maße eintreten können; aus demselben Grunde darf das Vergehen des Helden andererseits kein unwichtiges sein. Der Mensch, an welchem sich die tragische Gerechtigkeit vollzieht, muß das allgemein menschliche Sittengesetz in entschiedener Weise gekränkt haben. Die darum gegen ihn thätig gewordene Nemesis wirkt dann zunächst befriedigend, in sofern das, in der Wirklichkeit bekanntlich oft zu vermissende, offenbare Walten der Nemesis einer Forderung des sittlichen Gefühls ideale Genüge schafft. Das könnte jedoch nicht ausreichen, eine reine künstlerische Erhebung des Gemüths in dem Zuschauer hervorzubringen, da das Mitleid (also eine weheerzeugende Empfindung) auch gegenüber verdienter Züchtigung sich geltend machen würde. Das Leiden des Helden muß daher gewissermaßen aufgehoben, als ideell nichtig, erscheinen, der äußerlich unterliegende Mensch muß sich innerlich über das Geschick erhoben darstellen, und das geschieht, wie besonders schön wiederholt durch Schiller geltend gemacht ist, durch die bewußte Unterwerfung des büßenden Helden unter die von ihm nachgehends als heilig und unverbrüchlich erkannte sittliche Ordnung, der er sein vergängliches Ich zum Opfer bringt, um das unvergängliche Gesetz, das über dem Leben der Sterblichen waltet (oder wenigstens als waltend von der idealen Weltanschauung gefordert wird), zu besiegeln. Darin beruht es eben, daß das tragische Schicksal „den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt". Statt des Mitleids mit dem untergehenden Helden erfüllt die Seele des Schauenden Bewunderung für ihn, die siegreiche Erhebung seiner innern Freiheit über die äußeren Mächte zieht den Betrachtenden mit empor und erzeugt jene wundersame Stimmung, die wir die tragische nennen und die als höchste Empfindung, welche die Kunst überhaupt hervorzubringen vermag, angesehen werden muß. Wenn die vielberufene Definition des Aristoteles, nach welcher die T. „die dramatische Darstellung einer vollständigen, ernsten und bedeutsamen Handlung, die durch Erregung von Furcht und Mitleid die Läuterung solcher Affekte vollbringt", sein soll, wirklich die, ihr bekanntlich unter Anderen von Lessing entschieden zugesprochene, erschöpfende Wahrheit enthält, so ist sie in dem oben dargelegten Sinne zu fassen, da jeder andere mit den wesentlichsten Anforderungen an das Kunstschöne in entschiedenen Widerspruch tritt. In der antiken T. tritt das vernichtende Schicksal regelmäßig als ein prädestinirtes auf, als ein gleichsam ererbtes, meist durch die Schuld seiner Vorfahren über den Helden gebrachtes Verhängniß, das als unentrinnbares Fatum schon von Alters her über ihm schwebt. Der modernen Weltanschauung entspricht diese, den Menschen zum Spielball blindwaltender Mächte herabdrückende Auffassung nicht, ihr erscheint es als wesentliches Erforderniß tragischer Sühne, daß Derjenige, an welchem diese zum Vollzug kommt, auch der eigentlich Schuldige sei und nicht mehr Strafe erleide, als seine Thaten werth sind. Nur als eine wunderliche Verirrung kann es betrachtet werden, wenn neuere Dichter mit Verleugnung wesentlicher, die christlich-humanistische Welt beherrschender Ideen wieder das heidnische Fatum zum tragischen Hebel verwendeten, wie es in den ihrer Zeit nicht wenig bewunderten, jetzt mit Recht verrufenen „Schicksalstragödien" der Werner, Müllner, Houwald, Grillparzer und Anderer und sogar einmal von Schiller (Braut von Messina) geschehen ist. Was die Eintheilung der T. nach Unterarten angeht, so

Digitized by Google

bestimmt sich dieselbe theils nach der Wahl der Stoffe überhaupt (je nachdem dieselben der Geschichte entnommen oder freies Phantasieerzeugniß der Dichter sind, sowie danach, ob sie der alten od. neuen Zeit angehören ꝛc.), theils nach der gesellschaftlichen Sphäre, in der die Helden sich bewegen, ꝛc. Es begreift sich leicht, daß mit Vorliebe von jeher social hochgestellte Persönlichkeiten zu tragischen Helden gewählt worden sind, da der Umstand, daß auch an solchen das unerbittliche Gesetz der Sittlichkeit, die ewige Weltordnung, sich schuldrächend wirksam erweist, die Befriedigung an dem Walten der Nemesis begünstigt und steigert. Doch ist, besonders in neuerer Zeit (in Deutschland seit Lessings „Miß Sara Sampson") auch die bürgerliche T. in Aufnahme gekommen und geblieben. Als unvergleichliches Beispiel einer wahrhaft tragischen Persönlichkeit kann Gretchen in Goethe's „Faust" genannt werden. Die Form der T. ist regelmäßig die der metrisch gebundenen Sprache, welche dem tiefen Ernst und der hohen Würde dieser Kunstgattung (welche man unter allen Gattungen der Kunst überhaupt als die edelste, bedeutendste und tiefwirkendste bezeichnen darf) angemessener erscheint als die prosaische Rede. Ueber die wichtigsten Erscheinungen der Tragödiendichtung und deren historische Entwickelung s. die den einzelnen Nationalliteraturen gewidmeten Artikel.

Tragopogon *L.* (Bocksbart, Haferwurzel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den einfachen 8—12-blättrigen Hauptkelch, die in einen Schnabel verdünnte Achene mit federiger Haarkrone u. den nackten Fruchtboden, welche mehre Arznei- und Gemüsepflanzen enthält. Von T. porrifolius *L.*, in Südeuropa, zum Küchengebrauch hier und da in Gärten kultivirt und daher bisweilen verwildert, gibt die Wurzel ein schmackhaftes Gemüse. Von T. pratensis *L.*, wilder Skorzonere, in Europa auf Wiesen und grasreichen Triften, an Wegen ꝛc., wirkt die schleimig-bitterliche Wurzel, Radix Tragopogonis s. Barbae Hirci, gelind eröffnend und auflösend, ist aber jetzt wenig mehr in Gebrauch.

Tragweite, die Entfernung, auf welche Geschosse durch die bewegende Kraft getrieben werden können.

Train (franz.), Zug von Fuhrwerken, welche Kriegsmaterial irgend einer Art einer Armee nachführen. Nach der Gattung der Gegenstände, welche ein solcher Zug fortzuführen bestimmt ist, unterscheidet man Artillerie-, Belagerungs-, Munitions-, Ponton- und Proviantrain. Auch versteht man unter T. die dazu gehörige Mannschaft (Trainsoldaten), die im Fahren und in der Pferdewartung besonders ausgebildet wird und unter eigenen Offizieren steht.

Traina, Stadt in der italienischen Provinz Catania auf der Insel Sicilien, nordwestlich von Catania, hat ein Kastell, Mützen- und Strumpfwirkerei und 8000 Einwohner.

Traisin, rechter Nebenfluß der Donau in Niederösterreich, mündet nach 11 Meilen langem Lauf unterhalb des Fleckens Traismauer.

Trajanspforte, s. v. a. Rotherthurmpaß.

Trajanswall, eine von den Römern herrührende Befestigungslinie in der Dobrudscha (Mösien), welche sich von Tschernawoda 8 Meilen östlich bis Kostendsche (Constantiana) am schwarzen Meer erstreckt und aus einem 8—10, an manchen Stellen 18 Fuß hohen Erdwall besteht. Die Russen besetzten ihn am 7. April 1854, wurden jedoch am 10. bei Kostelli und den 20. und 22. bei Tschernawoda von Mustapha Pascha geschlagen.

Trajanus, Marcus Ulpius T. Crinitus, römischer Kaiser, geboren 52 n. Chr. zu Italica bei Sevilla in Spanien, machte die Kriege gegen die Parther und später am Rhein mit, ward 91 Konsul, kommandirte 97 die Legionen am Niederrhein und ward von Nerva adoptirt und zum Mitregenten erklärt. Seine kriegerischen Eigenschaften, sein gerader edler Charakter und sein imponirendes Aeußeres hatten ihm bei Volk und Heer Achtung und Liebe erworben, und er wußte sich dieselbe während seiner Regierung, die er im Januar 98 antrat, in dem Grade zu erhalten, daß ihm der Senat 114 den Beinamen des Besten (optimus) beilegte und spätere Kaiser mit dem Zuruf begrüßt wurden: „Sei glücklicher als August und besser als T." Er beseitigte das unter Domitian begünstigte Unwesen falscher Anklagen durch Abschaffung der Majestätsprozesse, baute neue Städte, Kanäle, Brücken und Heerstraßen, legte die pontinischen Sümpfe zum Theil trocken und förderte Kunst und Wissenschaft. Der jüngere Plinius feierte ihn in seinem „Panegyricus" und unterhielt als Statthalter von Bithynien mit ihm einen das 10. Buch der Briefe bildenden Briefwechsel. In Rom ließ T. das prächtige Forum Trajani erbauen und dasselbe mit seiner Reiterstatue und 114 mit der 120 Fuß hohen, im Innern ersteigbaren Columna Trajani mit Reliefs schmücken, welche seine Thaten im dacischen Kriege (106) verherrlichen. Die Säule ist noch jetzt vorhanden, trägt aber statt der Bildsäule T.' die des heiligen Petrus und birgt das Grab des Kaisers in sich. Von seinen kriegerischen Thaten sind besonders die Feldzüge gegen Decebalus (101 und 104) und der gegen die Dacier zu nennen. Letztere, die durch häufige Einfälle die römischen Grenzlande beunruhigten, besiegte er, machte ihr Land 106 zur römischen Provinz und feierte nach seiner Rückkehr diesen Sieg durch großartige Feste, bei denen über 10,000 Gladiatoren auftraten und 11,000 wilde Thiere getödtet wurden. In Folge seines glücklichen Krieges gegen die Parther ward auch Armenien in eine römische Provinz verwandelt, und es unterwarfen sich auch die Stämme zwischen dem Pontus Euxinus und dem kaspischen Meere, Mesopotamien aber ward tributpflichtig. Im Jahre 114 zog T. noch einmal nach Asien, eroberte Seleucia am Tigris, die parthische Hauptstadt Ctesiphon, machte Assyrien zur Provinz und drang bis zum persischen Meerbusen vor. In die letzten Jahre seiner Regierung fallen Empörungen der Juden, die er ebenso wenig schonte wie die Christen, und schon unterworfener Länder und Städte, z. B. Edessa's. Er † auf einem Kriegszuge gegen Arabien den 11. August 117 zu Selinus in Cilicien. Vgl. Generich, Trajan, ein biographisches Gemälde, Wien 1812, 2 Bde.;

Digitized by Google

Francke, Zur Geschichte T.', 2. Aufl., Quedlinburg 1840.

Trajektorie (trajectoria, Gleichschnitt), im Allgemeinen jede Kurve, welche ein ganzes System gleichartiger Kurven so schneidet, daß der Durchschnitt für alle Kurven einer gegebenen Bedingung entspricht, z. B. die Kurve, welche auf allen Ellipsen über einerlei Hauptaxe vom Scheitel aus gleiche Bögen abschneidet.

Trakehnen, Dorf in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Stallupönen, an einem Nebenfluß der Pissa, zählt mit den dazu gehörigen Vorwerken 700 Einw. Das hier befindliche Gestüte, gestiftet 1730, ist das bedeutendste der drei Hauptgestüte des preußischen Staats.

Traktätchen (v. Lat.), kleine im Sinne eines mystischen Pietismus geschriebene Flugschrift. Die Verbreitung solcher T. lassen sich besonders die Pietisten und Mystiker sehr angelegen sein, und es bestehen zu diesem Zwecke sogar besondere Traktätchengesellschaften.

Traktat (v. Lat.), s. v. a. Vertrag; Traktaten sind die auf Schließung eines Vertrags abzweckenden vorläufigen Verhandlungen.

Traktorie (v. Lat., Zuglinie), eine Kurve von der Beschaffenheit, daß alle an sie gezogenen Berührenden vom Berührungspunkte bis zu dem Punkte, wo sie eine gegebene gerade oder krumme Linie (Directrix) treffen, einander gleich sind.

Tralee, Stadt in der irländischen Provinz Munster, Hauptstadt der Grafschaft Kerry, an der Mündung des Leigh in die Traleebai des atlantischen Oceans und an der Südwestbahn, hat einen Gerichtshof, ein Gefängniß, eine Markthalle, ein Kloster, ein Arbeitshaus, einen schönen Park, Brauereien, Brennereien, Schifffahrt, Härings- und Austernfang, Handel, einen Hafen u. 10,191 Einwohner. Unweit davon der Badeort Tralee-Spea.

Tralles, Johann Georg, Physiker, geboren den 15. Oktober 1763, seit 1810 Professor zu Berlin, † den 19. November 1822 zu London, Erfinder des nach ihm benannten Alkoholometers (s. Alkoholometrie).

Tramelogödie (v. Griech.), von Alfieri erfundene Zwittergattung zwischen Tragödie u. Oper.

Tramin (Tramino), Marktflecken im österreichisch-tyroler Kreis Brixen, an der Etsch, mit trefflichem Weinbau (Stammort der traminer Reben) und 1400 Einwohnern.

Tramontana (ital.), der Nordwind, weil er den Italienern über die Alpen (trans montes) weht; auch der Polarstern, sowie der Nordpol, weil er jenseit der Berge liegt. Daher sprüchwörtlich perdere la t., franz. perdre la tramontane, die Tramontane verlieren, die Richtung oder die Fassung verlieren, sich nicht zu helfen wissen.

Tranchéekatze (Tranchéereiter), erhöhtes Angriffswerk, welches bei Belagerungen an der letzten Linie der Tranchéen angebracht zu werden pflegt, damit man von da den bedeckten Weg des Feindes bestreichen könne.

Tranchéen (v. Franz.), s. Laufgraben.

Trani, Stadt in der italienischen Provinz Bari (ehemaligen neapolitanischen Provinz Terra di Bari), am adriatischen Meer, ist Sitz des Erzbischofs von T. und Nazareth, sowie eines Appellationsgerichts, hat eine Kathedrale, 12 andere Kirchen, ein Schloß, ein Seminar, einen Hafen, Handel mit Oel, Wein und Südfrüchten und 22,382 Einwohner.

Trankebar (Tranquebar), Stadt u. Festung in der indobritischen Präsidentschaft Madras, Distrikt Tanjore, auf der Küste Koromandel an einem der Mündungsarme des Cavery, hat ein Fort (Dansborg), eine lutherische Missionsanstalt mit Schule und Druckerei, welche besonders Werke in der Landessprache (dem Tamulischen) druckt, eine lutherische und eine katholische Kirche, mehre Moscheen und Pagoden, einen Hafen, Baumwoll- und Seidenindustrie, lebhaften Handel, Schifffahrt und 25,000 Einw., meist Hindus. Die Stadt, 1616 von den Dänen auf dem dem Fürsten von Tanjore abgekauften, 1¼ QMeilen großen Gebiet Taraghenwadhi angelegt, war lange Zeit Hauptort der dänischen Besitzungen in Ostindien, wurde nach der Eroberung des Staats Tanjore durch die Briten 1773 diesen tributpflichtig, ging 1845 durch Kauf an die englisch-ostindische Kompagnie über und fiel 1858 mit dem ganzen Gebiet derselben an die englische Krone.

Tranquillamente (ital.), in der Musik gelassen, ruhig.

Transactions (engl.), Abhandlungen, besonders periodisch erscheinende Abhandlungen verschiedener Gelehrten. Berühmt sind die „Philosophical transactions".

Transbaikalien, asiatisch-russisches Gebiet, zum Generalgouvernement Ostsibirien gehörig, bildete früher den südöstlichen Theil des Gouvernements Irkutsk, wurde erst 1851 von diesem abgetrennt und umfaßt das Land zwischen dem Baikalsee u. der chinesischen Grenze mit 10,057 QMeilen und 352,534 Einwohnern. T. ist durch die dauriſche Kette gebirgig, reich an Waldungen, wird vom obern Laufe des Argun und der Schilka, der beiden Hauptquellflüsse des Amur, bewässert, hat viel Bären, Wölfe, Zobel ꝛc. und edle Metalle. Es zerfällt in die beiden Distrikte Nertschinsk u. Werchne-Winsk. Hauptort des Gebiets ist Tschita; die beiden wichtigsten Städte aber sind Nertschinsk und Kiächta.

Transfiguration (v. Lat.), Verklärung, z. B. der Jungfrau Maria, vor Allem diejenige Christi auf dem Berge Tabor, zu deren Andenken die römische Kirche am 6. August ein besonderes Fest (s. Verklärungsfest) feiert. Berühmt ist Raphaels T.

Transfusion (v. Lat.), Ueberleitung, s. Infusion und Transfusion.

Transgangetische Halbinsel, s. v. a. Hinterindien.

Transigendo (lat.), auf dem Wege gütlichen Vergleichs.

Transilien, das russische Gebiet im Süden des Flusses Ili um den Issikulsee nach dem Thianschan zu.

Transitiv (v. Lat.), s. Verbum.

Transitohandel (Transithandel), der Durchgang fremder Waaren durch ein Land, ist in sofern nicht unwichtig für das betreffende Land, als der-

Digitized by Google

selbe den Verkehr überhaupt befördert, die durchgehenden Reisenden, Fuhrleute ꝛc. Geld im Lande auszugeben nöthigt und die von durchgehenden Waaren erhobenen Zölle und anderen Abgaben (Transitozölle, Transitoabgaben) zu einer nicht unwichtigen Staatseinnahme werden können.

Transkaukasien, s. Kaukasien.

Translatio (lat.), Uebertragung; t. juris, Uebertragung eines Rechts auf einen Andern.

Transpadanische Republik, der von Bonaparte 1796 nach der Schlacht bei Lodi jenseit des Po aus der österreichischen Lombardei nach dem Muster der französischen Republik errichtete Freistaat, ward schon im Juni 1797 mit der cispadanischen Republik zur cisalpinischen Republik vereinigt, deren Gebiet dann von 1805—14 das Königreich Italien bildete.

Transparent (v. Franz.), durchscheinend, halbdurchsichtig; besonders ein Gemälde auf Papier oder feinem weißen Baumwollzeuch, das, mit Oel getränkt, mittelst dahinter zweckmäßig angebrachter Erleuchtung in hellglänzenden Farben erscheint.

Transponiren (v. Lat.), in der Mathematik die Glieder einer Gleichung von der einen Seite mit entgegengesetzten Zeichen auf die andere bringen; in der Musik ein Tonstück aus dem Grundtone, in dem es geschrieben ist, in einen anderen versetzen.

Transport (v. Lat.), die Fortschaffung, Wegführung von Dingen von einem Ort zum andern; auch die von einer vorhergehenden Seite des Konto auf eine neue Seite übertragene Summe.

Transporteur (franz.), bekanntes Instrument, das zur Messung u. Abtragung von Winkeln auf dem Papier dient, bildet einen Halbkreisring, auf welchen sich ein Lineal anschließt, und ist in 180 Grade eingetheilt, auch wohl behufs der Bestimmung kleinerer Theile mit einem Vernier versehen.

Transscendent und **Transscendental** (v. Lat.), wissenschaftliche Kunstausdrücke, die besonders in der Mathematik und Philosophie gebräuchlich sind. In der Mathematik heißt nach der von Leibniz eingeführten Bezeichnung alles das transscendent, was über die Algebra hinausgeht. Die Operationen sind daher solche, welche nicht zu den als algebraische bezeichneten gehören, sondern bei denen zu einer Zahl der Logarithmus, zu einem Winkel die trigonometrische Funktion und umgekehrt gesucht wird. In der Philosophie heißt transscendental nach der von Kant eingeführten Terminologie alle Erkenntniß, welche über die empirische Sphäre des Bewußtseins hinaus auf das Ursprüngliche in demselben zurückgeht, die also nicht sowohl mit den Gegenständen selbst, als vielmehr mit der a priori gegebenen Art ihrer Erkenntniß sich beschäftigt; transscendent dagegen das, was auch dieses Ursprüngliche noch übersteigt und völlig überschwänglich wird.

Transsept (v. Lat.), in der Baukunst jeder Querbau, z. B. das Kreuzschiff der meisten großen mittelalterlichen Kirchen, wodurch die Längenausdehnung des Gebäudes unterbrochen u. Querflügel gebildet werden.

Transspiration (v. Lat.), Hautausdünstung, s. Haut.

Transsubstantiation (v. Lat.), die Lehre von der Verwandlung im Abendmahl (s. d.).

Transsudation (v. Lat.), die einfache Ausschwitzung einer Flüssigkeit aus den blutführenden Gefäßen. Die ausgeschwitzten Flüssigkeiten nennt man Transsudate. Alle Bestandtheile derselben sind schon im Blute als solche enthalten, die Blutbestandtheile treten also bei der T. durch die ausschwitzenden Membranen hindurch, ohne chemisch verändert zu werden. Das Transsudat ist sonach bloß ein Edukt aus der Blutflüssigkeit. Dies gilt z. B. von den Thränen, der Hirn- und Rückenmarksflüssigkeit, der wässerigen Feuchtigkeit in der vordern Augenkammer, den Flüssigkeiten der serösen Säcke, dem Harn ꝛc. Manche dieser Flüssigkeiten weichen in ihren Eigenschaften von der Blutflüssigkeit verhältnißmäßig wenig ab, sie stellen den einfachsten Typus der Ausschwitzung dar und werden als Transsudate im engern Sinne bezeichnet. Hierher gehören namentlich die Flüssigkeiten auf den serösen Häuten. Dieselben sind farblos, durchsichtig, von alkalischer Reaktion, sie enthalten wechselnde Mengen von Eiweiß und Fetten in kleiner Menge, verhältnißmäßig mehr Extraktivstoffe, sowie die gewöhnlichen Blutsalze. Ihre Koncentration ist aber geringer als die der Blutflüssigkeit, namentlich enthalten sie einige Procent Eiweiß weniger als letztere. Auch viele krankhafte Ausschwitzungen, z. B. die Transsudate in der Wassersucht, die durch Blasenpflaster verursachten Ausschwitzungen zwischen Epidermis und Lederhaut ꝛc. bieten ähnliche Eigenschaften. Andere Flüssigkeiten stehen viel eigenartiger da, in sofern sie Bestandtheile in verhältnißmäßig sehr großer Menge führen, die im Blute nur in untergeordneten Antheilen vorkommen; die Absonderungsmembran muß also auf diese Bestandtheile des Blutes eine ganz besondere Anziehungskraft ausüben. Hierher gehört z. B. der Harn (Harnstoff). Man kann diese Transsudate schon zu den Sekreten im engern Sinne rechnen. Den Gegensatz zu den Transsudaten bilden diejenigen Sekrete, welche specifische Stoffe enthalten, die als Produkt der Drüsenthätigkeit selbst zu betrachten sind, z. B. die Galle, der Labdrüsensaft ꝛc.

Transsylvania, s. Siebenbürgen.

Transvaalsche Republik, Freistaat im südöstlichen Afrika, liegt zwischen 22° 30′ und 28° südl. Br. und 44° 30′ bis 49° 30′ östl. L. (von Ferro), wird im Süden durch den Fluß Vaal oder Key Garip, welcher die t. R. theilweise von der Oranjeflußrepublik trennt, im Osten durch das Quathlambagebirge (Grenze gegen die Kolonie Natal), im Norden und Westen durch den Limpopo und seinen Zufluß Moriqua begrenzt u. zählt auf 2360 QM. ungefähr 150,000 Einw., worunter gegen 50,000 Weiße europäischer Abkunft, die übrigen Neger und Farbige. Das Land bildet eine Hochfläche von 5—7000 Fuß mittlerer Höhe, dacht sich nach Norden und Westen gegen den Limpopo zu allmählig ab, ist wohl bewässert, hat fruchtbaren Boden mit reicher Vegetation, schöne Waldungen und gemäßigtes, gesundes Klima. Produkte sind Getreide, Wein, Gemüse, Obst und Südfrüchte, Rindvieh, Schafe und Ziegen. Von wilden Thieren gibt es Löwen und Schakale.

Digitized by Google

Der Hauptort ist Potschefstrom (Vrijburg), am Mui gelegen, mit 6—700 Einwohnern. Die t. R. wurde 1848 von den mit der englischen Herrschaft unzufriedenen Boers (holländischen Kolonisten) gegründet, welche das Kapland verließen und sich unter Pretorius' Führung jenseit des Vaal ansiedelten.

Transversale (v. Lat.), im Allgemeinen jede gerade oder krumme Linie oder Ebene, welche ein System anderer gerader oder krummer Linien oder Ebenen auf irgend eine Art durchschneidet.

Trapa *L.* (Wassernuß), Pflanzengattung aus der Familie der Hydrocharideen, charakterisirt durch den 4theiligen, bleibenden Kelch, die 4blättrige Korolle mit 4 Staubgefäßen u. die nußartige, 2famige Kapsel, Wasserpflanzen, worunter T. natans *L.*, Wasserkastanie, Jesuitennuß, einjährig, in Sümpfen u. Teichen durch ganz Europa u. Asien, doch überall selten, eine 4stachelige Frucht von der Größe einer Haselnuß trägt, deren Kern roh und gekocht gegessen, auch zu Brod verbacken wird. Das Kraut diente früher zu kühlenden und zertheilenden Umschlägen, die Früchte gegen Steinbeschwerden, der ausgepreßte Saft gegen Augenkrankheiten. T. bicornis *L.*, einjährig, wird in China kultivirt, da die Frucht ein Nahrungsmittel abgibt, besonders wo es an Reis fehlt.

Trapani, die westlichste Provinz der Insel Sicilien, 64,18 QMeilen mit 214,981 Einw. Das Land ist, mit Ausnahme der fruchtbaren Küstenebene zwischen Marsala und Mazzara, sehr gebirgig, aber großentheils fruchtbar und bringt Getreide, trefflichen Wein, Südfrüchte, Baumwolle ꝛc., sowie vorzügliche Pferde. Die gleichnamige Hauptstadt liegt an der Westküste den ägadischen Inseln gegenüber auf einer felsigen, weit ins Meer vorspringenden Landzunge, am Fuße des Monte Giuliano (Eryx), von welchem eine Wasserleitung herführt, ist Sitz des Präfekten und der Provinzialbehörden, gut gebaut, stark befestigt, hat einen geräumigen Hafen mit Leuchtthurm, durch das Fort Colombara geschützt, viele Kirchen und Klöster, ein Seminar, mehre Hospitäler, Fabrikation von Marmor-, Alabaster-, Korallen- und Elfenbeinarbeiten, Seifensiederei, Seesalzbereitung, Korallen- und Thunfischfang, Getreide-, Salz-, Schwefel- und Sardellenhandel und 26,334 Einwohner. T. ist eine der ältesten Städte Siciliens und hieß im Alterthum Drepanum. Hier soll Aeneas seinen Vater Anchises begraben haben.

Trapez (v. Griech.), ein Viereck mit zwei einander parallelen Seiten; Trapezoïd, Viereck, in welchem keine Seite der andern parallel ist

Trapezunt (in der Lingua franca Trebisonde, türkisch Taraboſan), asiatisch-türkisches Ejalet an der östlichen Südküste des schwarzen Meeres, umfaßt das alte Pontus und Colchis, bildet den nordöstlichen Theil von Kleinasien, grenzt an die Ejalets Siwas und Erzerum, hat eine Küstenlänge von 75 Meilen und einen Flächenraum von 656 QMeilen mit 375,000 Einwohnern (Türken, Lasben, Griechen und Armenier). Das Land ist durch den Antitaurus gebirgig, wird nur von Küstenflüssen bewässert, hat heißes, aber meist durch Seewinde gemildertes Klima, fruchtbaren Boden und bringt Getreide, Tabak, Wein, vorzügliches Obst und viel Holz. Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Viehzucht; die Industrie ist durch Woll- und Leinweberei, Färberei, Gerberei und Seifensiederei vertreten. Die gleichnamige befestigte Hauptstadt, zwischen zwei hohen Felsen am schwarzen Meere gelegen, ist wegen der vielen von ihr umschlossenen Gärten von bedeutendem Umfang, hat eine alte Felsencitadelle, enge, unreinliche Straßen, viele mit Epheu überzogene Häuser, 10 griechische Kirchen, viele Moscheen und Schulen, ansehnliche Bazars, ein altes verfallenes Schloß, Woll-, Seiden- und Leinweberei, Gerberei, Färberei, Schiffswerfte, Fischerei, Handel mit Schiffbauholz, Kupfer, Wolle, Südfrüchten, Kaffee, Zucker, Salz ꝛc., ist Sitz eines griechischen Bischofs und zählt gegen 50,000 Einwohner. Wegen ihres guten Hafens und ihrer günstigen Lage ist sie ein Hauptstapel- und Speditionsplatz des Handels zwischen Europa und Vorderasien. Regelmäßige Dampfschifffahrt verbindet die Stadt mit Konstantinopel und den Donaumündungen, während der Verkehr mit Erzerum, Tauris und Syrien durch Karawanen vermittelt wird. Von Denkmälern des Alterthums sind nur noch die Trümmer eines Tempels aus des Kaisers Hadrian Zeit vorhanden. T., eine griechische, von Sinope angelegte Pflanzstadt, erhielt, obwohl schon im Alterthum ein nicht unbedeutender Ort, doch erst im Mittelalter eine größere Wichtigkeit, indem nach der Gründung des lateinischen Kaiserthums ein Prinz des kaiserlichen Hauses, Alexius, 1304 im östlichen Kleinasien ein kleines Kaiserthum errichtete und seinen Sitz zu T. nahm. Der Thron von T. theilte bald das Schicksal des byzantinischen. David Comnenus, der letzte Kaiser von T., ward 1461 in seiner Hauptstadt vom türkischen Sultan Mohammed II. belagert und mußte sich, aller Hülfe beraubt, demselben 1461 auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Sieger ließ ihn 1462 mit seiner Familie in Adrianopel hinrichten und verleibte das Land dem türkischen Reich ein. Vergl. Fallmerayer, Geschichte des Kaiserthums von T., München 1827.

Trappe (Otis), Vögelgattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Hühnerstelzen, charakterisirt durch den kräftigen, an der Wurzel niedergedrückten, übrigens kegelförmigen, vorn am Oberkiefer etwas gewölbten Schnabel, die mittelhohen starken Beine und die 3zehigen Füße, große oder mittelgroße Vögel mit mittellangem, dickem Halse, ziemlich großem Kopfe, großen Flügeln und geschlossenem, glatt anliegendem Gefieder. Sie fliegen schwerfällig, leben monogamisch und gesellig auf großen, getreidereichen Ebenen der alten Welt als Stand- oder Strichvögel von Körnern, Knospen und Blüthen, in der Jugend von Insekten, bauen kein Nest, sondern scharren zur Brütezeit Löcher in die Erde, um ihre Eier hineinzulegen. Der große T. (O. tarda *L.*, Trappgans) ist $3\frac{1}{4}$—$3\frac{1}{2}$ Fuß lang bei $7\frac{1}{2}$—8 F. Flugbreite u. 30 Pfd. u. darüber schwer. Kopf, Hals und der obere Theil der Flügel sind hellaschgrau, der Rücken ist auf rostgelbem Grunde in die Quere schwarz gebändert, im Nacken rostfarbig, die Unterseite schmutzig weiß, der 11 Zoll lange Schwanz oben schön rostroth u.

Digitized by Google

an der Spitze weiß. Das Männchen ist durch lange zerschlissene Kehlfedern ausgezeichnet, das Weibchen blasser gefärbt und um $^1/_3$ kleiner. Der Großtrappe lebt truppweise in den größeren Ebenen Mittel- und Südeuropa's, ist in Deutschland jetzt ziemlich selten geworden und findet sich zahlreich nur noch in Ungarn, in Südrußland u. in Mittelasien. Er erinnert durch seinen schnellen Lauf an den afrikanischen Strauß. Seiner Vorsicht wegen ist er schwer zu schießen. Wo diese Vögel in Menge vorkommen, richten sie auf den Getreide- u. Rapsfeldern oft beträchtlichen Schaden an. Das Fleisch der Jungen ist schmackhaft. Der Zwergtrappe (O. tetrax *L.*) ist 18 — 19 Zoll lang und 36 Zoll breit. Beim Männchen ist der Hals schwarz, mit einem von den Ohren nach der Kehle herablaufenden weißen Ringbande und einem breiten, über den Kopf sich hinziehenden weißen Querbande gezeichnet; der Oberkopf ist hellgelblich, braun gefleckt, der Rücken auf hellröthlichgelbem Grunde in die Quere schwarz gefleckt und gewellt; die Flügelbänder, die Schwanzdeckfedern u. die Unterseite sind weiß, die Schwingen dunkelbraun. Beim Weibchen, welches kleiner ist, sind die Seiten des Kopfes gelblich, Kehle und Gurgel weißröthlich, Vorderhals und Brust hellgelblich, schwarz gestreift und die Oberflügeldeckfedern weiß, schwarz gefleckt. Der Zwergtrappe bewohnt das südöstliche Europa, namentlich Südungarn, auch Südfrankreich und Spanien und kommt selten nach Deutschland. Sein Fleisch ist schmackhaft. Der Kragentrappe (O. hubara *L.*) ist über 2 Fuß lang und findet sich in Nordafrika und Arabien, selten als verirrter Fremdling in Deutschland. Das Männchen ist durch einen breiten, aus langen, flatternden Federn gebildeten Halskragen ausgezeichnet.

Trappers (engl., s. v. a. Fallensteller), Bezeichnung der nordamerikanischen Pelzjäger.

Trappgesteine, s. v. a. augitische Gesteine, nämlich Basalt, Dolerit, Basalt- und Doleritkonglomerat, Wacke, Melaphyr, Augitfels, Paulitfels, Eklogit, Euphotid, Gabbro und Serpentinfels.

Trappisten, Mönchsorden, gestiftet 1664 von de Rancé (s. d.) in der ihm 1636 als Kommende zugetheilten Cistercienserabtei La Trappe im Departement Orne, bei Mortagne. Dieselbe war schon 1122 gegründet worden und hieß anfangs Notre dame de la maison Dieu, erhielt aber später wegen des engen Eingangs in das Thal den Namen La Trappe (Fallthüre). Rancé berief Mönche von der strengsten Observanz der Benediktiner, stellte das verfallene Kloster wieder her, wurde selbst Mönch und nach vollendetem Probejahr Abt von La Trappe. Da er die Regel des heiligen Benedikt nicht streng genug fand, stellte er eine noch härtere auf. Die T. müssen danach um 2 Uhr aufstehen, sich täglich 11 Stunden mit Beten und Messelesen beschäftigen und die übrige Zeit bei harter Arbeit meist auf dem Felde in schweigender Betrachtung zubringen. Abends arbeiten sie einige Minuten an Herstellung ihrer Gräber und schlafen dann auf Stroh. Ihre Gedanken sollen stets auf Buße und Tod gerichtet sein, daher darf, außer Gebeten und Gesängen und dem „Memento mori", womit sie einander grüßen, kein Wort über ihre Lippen kommen. Ihre Nahrung besteht aus Wurzeln u. Kräutern, Früchten, Gemüsen und Wasser; ihre Kleidung aus Holzschuhen und einer dunkelbraunen Kutte. Die vorgeschriebenen Geißelungen sind schärfer als bei irgend einem andern Orden. Sie theilen sich in Laienbrüder und Professen; außerdem gibt es auch sogenannte Frères donnés, d. h. Solche, welche nur eine Zeitlang behufs der Bußübung dem Orden angehören. Die übermäßige Strenge war nicht geeignet, den Orden in Aufnahme zu bringen. In Italien gab es nur Ein Trappistenkloster, zu Buon Solasso bei Florenz, in Deutschland eins in der Nähe von Düsseldorf. Die Prinzessin Luise von Condé stiftete einen weiblichen Zweig des Ordens zu Clacet in Frankreich. Als die Stürme der französischen Revolution die geistlichen Orden aus Frankreich verscheuchten, fanden einzelne Kolonien von T. in Deutschland (Freiburg bis 1811), der Schweiz, Polen, Lithauen, Großbritannien, Spanien und in Nordamerika Aufnahme. Der Hauptstamm der T. hatte sich ins Paderbornsche geflüchtet, ward aber 1802 von der preußischen Regierung ausgewiesen, ebenso 1811 aus Freiburg und 1812 aus Darfeld im Münsterschen. Im Jahre 1817 kehrten die T. in ihr Stammkloster in Frankreich, das sie wieder angekauft hatten, zurück und waren 1818 schon wieder gegen 100 Personen stark. Bis 1823 gründeten sie 16 Niederlassungen und blühten besonders unter Gerambs (s. d.) Leitung seit 1825 sehr auf. Eine königliche Ordonnanz vom 16. Juni 1828 gebot zwar die Schließung aller Trappistenklöster, kam aber nicht zur Ausführung, so daß zur Zeit der Julirevolution außer dem Stammkloster noch 9 andere bestanden, worunter die zu Aiguesbelles, Gard, Meilleraye und St.-Aubin die angesehensten waren. Einige davon gingen ein, doch durfte der Orden unter dem ihm vom Papste beigelegten Namen Congrégation des religieux Cisterciens de Notre Dame de la Trappe fortbestehen, u. 1844 gründete er sogar in Algier eine Kolonie. Ein Zweig des Ordens sind die 1851 im Bisthum Sens entstandenen Trappistenprediger, welche der katholischen Mission dienen. Vergl. Histoire de l'abbaye de la Trappe, Paris 1824; Ritsert, Der Orden der T., Darmstadt 1833; Gaillardin, Les Trappistes, Paris 1844, 2 Bde.

Trarbach, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Zell, an der Mosel, hat eine evangelische und katholische Kirche, ein Progymnasium, Pot- und Waidascheiderei, Leinweberei, Dachschieferbrüche, Kupfer- und Bleibergwerke, Weinbau und 1649 Einw. Die Stadt ward im dreißigjährigen Krieg u. spanischen Erbfolgekriege mehrmals erobert, zuletzt 1794 von den Franzosen, welche die Festungswerke schleiften.

Trasimenischer See (lacus Trasimenus), jetzt Lago di Perusia, See in Etrurien, berühmt durch die Niederlage, welche Hannibal [s. d. 3)] 217 v. Chr. den Römern unter dem Konsul C. Flaminius an seinen Ufern beibrachte.

Traß (Duckstein), Bezeichnung der weichen, feinerdigen, schmutzig gelben, gelblichgrauen und gelbbraunen Bimssteintuffe im Brohl- und Nettethal bei Andernach, wo man sie in Steinbrüchen

Digitized by Google

gewinnt. Sie scheinen mächtigen Schlammströmen, die sich in beide Thäler ergossen, ihren Ursprung zu verdanken und enthalten Bimssteine, Thonschiefer- und andere Gesteinsbrocken, Stämme verkohlten Holzes. Sie werden von Alters her zur Herstellung von Wassermörtel benutzt, zu dem Ende gemahlen und in Fässer verpackt weit auf dem Rhein, insbesondere nach Holland versendet.

Trassiren (v. Ital.), das Ziehen eines Wechsels auf eine andere Person. Ein solcher Wechsel heißt Tratte, der Aussteller Trassent, der Bezogene Trassat.

Trasteveriner, die Bewohner des Trastevere, eines Theils der rechten Tiberseite von Rom, behaupten, die wahren Nachkommen der alten Römer zu sein, gehören aber meist der ärmeren Klasse an. Im Alterthum lagen hier die Marinesoldaten der ravennatischen Flotte, daher der Name Ravennatenstadt.

Trau (Traghu), Stadt im österreichisch-dalmatischen Kreis Spalato, auf der gleichnamigen Insel, hat einen schönen altgothischen Dom, 3 Klöster, ein Spital, Weinbau, Oliven-, Feigen- und Mandelkultur, Handel und 2000 Einw.

Traubenkernöl (Rosinenöl), fettes Oel, welches aus Traubenkernen, namentlich in Frankreich und Italien, durch Pressen gewonnen wird. Von 1 Eimer Wein erhält man 1 Simri reine getrocknete Kerne und aus diesen 2—4 Pfund Oel. Gut bereitetes T. ist ein treffliches Speiseöl, es ist goldgelb; kalt gepreßt mild, warm gepreßt von schwach herbem Geschmack; das specifische Gewicht ist 0,9202 bei 12° R. Bei —9° R. nimmt es Butterkonsistenz an, an der Luft wird es ranzig, bräunlich und trocknet langsam aus. Es brennt mit sehr heller, geruch- und rauchloser Flamme, und zwar sparsamer als Baum- und Kohlsaatöl.

Traubenkrankheit (Traubenfäule), Krankheit der Weintrauben, welche durch die Vegetation eines Pilzes (Erysiphe Tuckeri, früher Oidium Tuckeri) erzeugt wird. Derselbe bildet kleine, braune, vertrocknete Flecken, unter welchen die Oberhaut der Nahrungspflanze zerstört wird, während sich in den tiefer liegenden Geweben keine Veränderung erkennen läßt. Der Pilz befällt Blätter, Zweige, Blüthen- und Fruchtstiele, wird aber dann erst schädlich, wenn er auch an den grünen Beeren der Rebe wuchert. Indem er die Oberhaut tödtet, so daß sie sich nicht mehr auszudehnen vermag, wird sie von dem zum Fruchtfleisch sich entwickelnden inneren Gewebe, das sich in normaler Weise auszudehnen fortfährt, gesprengt, so daß an der Beere ein klaffender Riß entsteht u. dieselbe durch Eintrocknen oder Fäulniß zu Grunde geht. Der Pilz zerstört also die Beeren vor der Reife und vernichtet dadurch die Ernte. Dem Weinstock selbst wird er erst dann schädlich, wenn er mehre Jahre nach einander denselben stark heimsucht. So ist auf Madeira die Rebenkultur in Folge der T. ganz eingegangen, wiewohl es sich aus den Berichten nicht mit Sicherheit ergibt, ob das Absterben der Reben daran schuld war. Der Pilz ist ein specieller Parasit der gewöhnlichen Weinrebe (Vitis vinifera) und ihrer zahlreichen Spielarten und scheint auf anderen Gewächsen nicht vorzukommen. Feuchtigkeit und Wärme soll die Entwickelung desselben begünstigen. Die Krankheit trat zuerst 1845 in der Gegend von Margate an der Themsemündung auf und ging erst 1850 auf den Kontinent über, wo sie aber in Deutschland, Ungarn und in der Schweiz weit weniger Schaden anrichtete, als in Südeuropa. Von dem Pilz befallene Stöcke lassen sich durch sorgfältiges Abputzen davon befreien; außerdem empfiehlt man Besprengung mit Lösungen von Kochsalz, Eisenvitriol ꝛc., besonders aber Bestreuung mit gepulvertem Schwefel oder Schwefelblumen, auch Asche, Kalk, Kohle mittelst besonderer Blasebälge und großer Pinsel.

Traubenkur, der mehre Wochen lang fortgesetzte reichliche Genuß von Weintrauben, wobei sehr nahrhafte, fette, mehlige, oder blähende Speisen vermieden werden müssen. Mit hinreichender Körperbewegung verbunden, soll diese Kur bei Stockungen im Unterleibe und davon abhängiger Hypochondrie, bei Hämorrhoidalbeschwerden und bei Gicht gute Dienste leisten. Die Wirksamkeit der Weintrauben beruht vornehmlich auf den auflösenden Heilkräften der darin enthaltenen Säuren und Salze. Hauptkurorte sind in Deutschland Meran in Tyrol und Türkheim in der Rheinpfalz.

Traubensäure, stickstofffreie chemische Verbindung, findet sich in manchen Weinsteinsorten, entsteht bei längerem Kochen von Weinsäure mit Salzsäure, beim Erhitzen von weinsaurem Chinin und Cinchonin auf 170° C., bildet farblose Krystalle, verliert bei 100° C. 2 Aeq. Wasser, schmeckt stärker sauer als Weinsäure, löst sich in 5¾ Theilen Wasser von 15° C. und in viel weniger siedendem Wasser; ihre Salze sind den weinsauren sehr ähnlich; traubensaurer Kalk ist schwerer löslich als Gyps und fällt eine Lösung desselben, was Weinsäure nicht thut. Die T. und ihre Salze sind optisch inaktiv. Erstere ist nach Pasteur ein Gemisch von rechtsdrehender, gewöhnlicher Weinsäure und linksdrehender Antiweinsäure. Eine Lösung von traubensaurem Natronkali gibt Krystalle, die sämmtlich gleiche Zusammensetzung zeigen, von denen aber die eine Hälfte andere Krystallform als die zweite Hälfte besitzt. Sammelt man die gleichartigen Krystalle für sich und scheidet daraus die Säure, so erhält man aus der einen Sorte gewöhnliche rechtsdrehende Weinsäure, aus der andern Sorte aber linksdrehende Weinsäure. Krystallform und Spaltbarkeit beider Säuren sind gleich, nur mit dem Unterschiede, daß an den schiefen rhombischen Prismen der Rechts u. Linksweinsäure hemiëdrische Flächen an entgegengesetzten Seiten auftreten. Mischt man koncentrirte Lösungen der beiden Säuren, so tritt merkliche Wärmentwickelung ein und T. scheidet sich aus.

Traubenzucker (Stärkezucker, Krümelzucker, Glykose), Kohlenhydrat, findet sich theils neben Rohrzucker, theils neben linksdrehendem Zucker reichlich in süßsäuerlichen Früchten, namentlich in den Weintrauben, und bildet den weißen Anflug auf getrockneten Feigen und Zwetschen, sowie die festen Zuckerkörner in den Rosinen, ferner in der Eschenmanna, im klebrigen süßen Ueberzug der Lindenblätter, im Bienenhonig, im Eiweiß und Dotter des Hühnerei's (trocknes Albumen enthält davon 5—8 Proc.), im Blut, besonders im Lebervenenblut, in der

Digitized by Google

parenchymatösen Flüssigkeit der Leber (auch wenn dem Organismus vorher keine stärkmehl- oder zuckerhaltigen Nahrungsmittel zugeführt worden waren), im Chylus, in der Lymphe, in der Amnions- oder Allantoisflüssigkeit der pflanzenfressenden Thiere, im normalen Harn und in großer Menge im Harn bei der Zuckerharnruhr. Der T. bildet sich neben linksdrehendem Zucker beim Erwärmen von Rohrzucker mit verdünnter Schwefelsäure oder Salzsäure, neben Dextrin unter denselben Umständen aus Stärkmehl, wobei das Dextrin endlich auch in T. umgewandelt wird, ferner bei der Spaltung der Glykoside, bitter, adstringirend und kratzend schmeckender Stoffe, die zu den Harzen, Chromogenen und Farbstoffen gehören und nur in dieser einen Eigenschaft, beim Behandeln mit Säuren T. zu liefern, übereinstimmen. Auch durch Einwirkung von Fermenten (Diastase, Kleber, Speichel, Emulsin ꝛc.) liefern die Glykoside, das Glykogen und das Stärkmehl T. Aus wässeriger Lösung krystallisirt der T. in Warzen, welche aus mikroskopischen sechsseitigen Tafeln bestehen und 2 Aequivalente Wasser enthalten. Letzteres (9 Proc.) verlieren sie bei 100° C. Der hart krystallisirte T. enthält nur 1 Aequivalent Wasser, und aus Alkohol krystallisirt wasserfreier T. in Nadeln, welche bei 146° C. schmelzen. Der T. ist farb- und geruchlos, schmeckt mehlig-süß, seine Süßigkeit ist viel geringer als die des Rohrzuckers, er dreht die Ebene des polarisirten Lichts nach rechts, 1 Theil wasserfreier T. löst sich in 1,224 Th. Wasser, die bei 15° gesättigte Lösung hat 1,206 specifisches Gewicht und enthält 45 Proc. T. 1 Th. T. löst sich in 4,6 Th. siedendem Weingeist von 0,837 specifischem Gewicht; erkaltet und nach mehrtägigem Stehen hatten 100 Th. dieser Lösung noch 2,9 Th. wasserfreien T. gelöst; Aether fällt den T. aus der alkoholischen Lösung. Der T. ist gährungsfähig, auf 170° erhitzt geht er aber in kaum süß schmeckendes, der Gährung nicht fähiges Glykosan über, bei 210° liefert er Karamel und bei noch höherer Temperatur verkohlt er. Beim längeren Kochen mit verdünnter Schwefelsäure bräunt sich der T. und liefert Ulminsubstanzen und Ameisensäure, mit kalter koncentrirter Schwefelsäure mischt er sich ohne Färbung unter Bildung von Traubenzuckerschwefelsäure, beim Erhitzen tritt Verkohlung ein; Mangansuperoxyd und Schwefelsäure bilden mit T. Akrolein, Aldehyd und Ameisensäure, Salpetersäure oxydirt ihn zu Zuckersäure und Oxalsäure; Aetzkali fällt aus der weingeistigen Lösung des T.s Traubenzuckerkali. Traubenzuckerkalk und Traubenzuckerbaryt lösen sich in Wasser. Ammoniakalischer Bleiessig gibt in Traubenzuckerlösung weiße, an der Luft sich röthende Niederschläge; Eisenoxydhydrat und Kupferoxydhydrat werden durch T. reducirt. 1 Aequivalent T. reducirt aus einer alkalischen Lösung von Kupfervitriol 10 Aequivalente des letzteren zu 5 Aequivalenten Kupferoxydul, und es entstehen dabei Gummi, Gummisäure ꝛc. Kalilauge färbt T. beim Erhitzen dunkelbraun und bildet Humusstoffe, Glycinsäure, Melassinsäure, Essigsäure, Ameisensäure, Aceton und flüchtige, als Silberoxyd reducirende Stoffe. Basisch salpetersaures Wismuthoxyd wird bei Gegenwart von kohlensaurem Natron durch T. schwarzbraun gefärbt; eine mit Kalilauge vermischte Traubenzuckerlösung reducirt frisch gefälltes Chlorsilber in der Wärme unter Bildung von Oxalsäure; aus ammoniakalischer Silbersalzlösung fällt T. das Silber als Metallspiegel; eine mit kohlensaurem Natron alkalisch gemachte Indigoblaulösung wird beim Erwärmen durch T. entfärbt, durch Bierhefe zerfällt die Traubenzuckerlösung in Weingeist und Kohlensäure, durch Käse und Kreide aber wird Milchgährung hervorgebracht. Mit Kochsalz bildet der T. drei verschiedene krystallisirbare Verbindungen; diejenige, welche sie aus gleichen Aequivalenten der beiden Bestandtheile bildet u. mit 2 Aequivalenten Wasser krystallisirt, ist hart, von salzig-süßem Geschmack, in Wasser ziemlich, in Alkohol wenig löslich und rechtsdrehend. Mit Säuren verbindet sich der T. zu Glykosiden. Sie kommen ungemein häufig in der Natur vor und lassen sich künstlich erhalten durch Erhitzen des T.s mit den koncentrirten organischen Säuren bei 100—120° C. in zugeschmolzenen Glasröhren. Sie gleichen bald den natürlichen Fetten und lösen sich dann wie diese in Aether, bald den natürlichen Bitterstoffen und lösen sich dann in Wasser und Weingeist. Die Dibutyringlykose ist z. B. ein blaßgelbes dickes Oel, neutral, von schwach würzigem Geruch und bitterem Geschmack; die gemeine Gerbsäure ist dreifachgallussaure Glykose, Jalapin ist ein Triglykosid der Jalapinolsäure.

Die fabrikmäßige Darstellung des T.s hat den Zweck, für den Rohrzucker und für den indischen Syrup ein Surrogat zu schaffen und es kommt deshalb vor Allem darauf an, den T. billiger herzustellen als Rohrzucker. Die Fabrikation gründet sich auf die Umwandlung des Stärkmehls in T. durch Kochen mit Schwefelsäure oder durch Einwirkung von Malz. Nach letzterem Verfahren erhält man einen gummifreien T. nur, wenn man schließlich zu der Flüssigkeit etwas Schwefelsäure hinzufügt und unter erhöhtem Druck kocht. Der Rechnung nach müssen 100 Pfund trocknes Stärkmehl, worin 98,3 Pfd. Stärkesubstanz und 1,7 Pfd. Tegumente der Körnchen enthalten sind, 108 Pfd. trockenen T. geben, welche 120 Pfd. krystallisirtem T. entsprechen. Zur Darstellung des T.s erhitzt man 3—400 Pfd. Wasser mit 4 Pfd. Schwefelsäure in einem hölzernen Gefäß durch direkt eingeleiteten Dampf zum Kochen und läßt einen Brei aus 100 Pfd. Kartoffelstärkmehl und Wasser so langsam einfließen, daß das Kochen nicht unterbrochen wird. Zur Darstellung von Stärkesyrup nimmt man nur 2 Pfd. Schwefelsäure, damit das Produkt gummihaltig bleibt und der T. nicht krystallisirt. Nach mehrstündigem Kochen neutralisirt man die Flüssigkeit mit Kreide, läßt den gebildeten Gyps absetzen und zapft die klare Zuckerlösung ab. Den Schlamm preßt man in Beuteln und setzt die ablaufende Flüssigkeit der übrigen zu. Diese wird zu einem dünnen Syrup verdampft, in Fässer gefüllt, damit sich der ausgeschiedene Gyps ablagere, dann über Flußsand oder besser über Knochenkohle filtrirt und wenn möglich im Vacuumapparat auf 40—45° B. verdampft. Erhält man Stärkesyrup längere Zeit hindurch bei einer seinem Siedepunkt nahen Temperatur, so färbt er sich dunkler,

Digitized by Google

wird süßer und verliert mehr und mehr die Krystallisationsfähigkeit. Will man festen T. darstellen und ist dem entsprechend die Stärke mit viel Schwefelsäure lange gekocht, so füllt man den Syrup in hölzerne Gefäße oder irdene Schalen und läßt ihn in mäßig warmen Lokalen bis zum Erstarren stehen. Anthon in Prag fabricirt einen T., welcher weiß wie Melis und porös ist, aber nicht das durchscheinende krystallinische, sondern ein trübes weißes Ansehen hat. Dieser Zucker enthält 95,3 Procent wasserfreien T. und 4,7 Proc. Wasser (also nur 1 Aequivalent). Dagegen kommt auch T. im Handel vor, welcher nur 50 Procent Zucker, 32,5 Proc. fremde, nicht gährungsfähige Stoffe und 17,5 Proc. Wasser enthält. Eine Lösung von reinem T. soll schon krystallisiren, wenn sie kalt 30—34° B. zeigt. Viel seltener als mit Schwefelsäure wird Stärkesyrup mit Malz dargestellt. Solcher Syrup schmeckt weniger süß und rein, wird leicht säuerlich und dumpfig und enthält Ferment, welches Gährung hervorruft. Zu seiner Darstellung werden 10 Theile Grünmalz mit Wasser auf 50° erwärmt, 100 Th. Stärke eingetragen und die Mischung anhaltend auf höchstens 55° R. erwärmt. Ist die Umwandlung erfolgt, so scheidet man die Treber ab und verarbeitet den Syrup wie oben angegeben. Der T. dient zum Gallisiren des Weins und zur Darstellung von Obstwein u. Zuckercouleur. Der Stärkesyrup dient als Surrogat des indischen Syrups

Trauermantel (Vanessa Antiopa *L.*), Tagschmetterling aus der Gattung Eckflügler, sammetbraun mit schwefelgelbem, manchmal weißem Saum und blauen Flecken vor dem Außenrande, 11 Linien lang und 34 Linien breit, findet sich in ganz Europa vom Mai bis September häufig. Die Raupe ist schwarz mit rothen Rückenflecken und lebt vom Juli bis September auf Weiden, Birken und Pappeln.

Traum (somnium), das Produkt der psychischen Thätigkeit während des Schlafs. Den Inhalt der Träume bilden Sinnesempfindungen, Gefühle, Gedanken u. Bestrebungen, u. zwar können erstere im T. in derselben Lebendigkeit auftreten wie beim Wachen, so daß man Gegenstände und Personen wirklich vor sich zu sehen, zu fühlen, zu hören, zu schmecken und zu riechen glaubt. Oft sind sie auch von gar keiner andern Beschaffenheit als bei wachem Bewußtsein, oft aber sind sie sonderbar und bizarr und auf ganz verkehrte, sinnlose Art mit einander verbunden und verwebt. Dabei kann eine lebhafte Gedankenbildung Statt finden, u. zwar entweder in der Weise, daß die Gedanken in uns selbst entstehen, oder in der, daß sie von anderen Personen, mit denen wir im T. in Berührung treten, ausgehen. Auch können die Gedanken sich sehr wohl zu logischen Schlüssen und richtigen Urtheilen zusammenfügen, in anderen Fällen aber mit vernünftigem Denken völlig unvereinbar sein und daher nach dem Erwachen als reiner *Unsinn* in der Erinnerung auftauchen. Die Traumbilder sowohl als die im T. erzeugten Gedanken zeichnen sich meist durch raschen Wechsel sowie dadurch aus, daß sie sich dem Gedächtniß nur undeutlich einprägen. Aber das Bewußtsein erzeugt im T. nicht nur aus sich selbst Bilder, sondern es können solche auch von außen her in Folge wirklicher Sinnesempfindungen entstehen, die dann durch immer neue Erweckung des betreffenden Traumbildes eine gewisse Dauer annehmen, wie z. B. ein Schmerz, der den Schlaf überdauert, dem T. einen ganz bestimmten Charakter zu geben vermag. Endlich vermögen auch die traumhaften Vorgänge im Bewußtsein Einfluß auf die Bewegungsnerven zu äußern, also Bewegungen hervorzurufen, welche mit dem Inhalt des T.s in innigem Zusammenhang stehen, so daß man im T. spricht, Hände und Füße bewegt, wohl auch aus dem Bette springt ꝛc. Der höchst entwickelte Grad dieser Art des Träumens ist das sogenannte Nacht- oder Schlafwandeln (s. Somnambulismus). Daß den Träumen irgendwelche höhere Bedeutung zukomme, daß sie etwas Prophetisches oder Divinatorisches an sich haben ist im Alterthum wie in der Neuzeit vielfach geglaubt worden, kann aber nicht bewiesen werden, da wirkliche, wissenschaftlich festgestellte Thatsachen, welche dafür sprächen, durchaus nicht vorliegen. Wenn Träume später eintreffen, so ist dies gar nichts Anderes, als wenn etwas eintrifft, womit man sich früher in Gedanken beschäftigt hat.

Traumaticin, s. Gutta Pertscha.

Traun (Truna), österreichischer Fluß, entspringt am Fuße der steierischen Alpen unweit des Priel in Steiermark, tritt oberhalb Hallstadt in das Erzherzogthum Oesterreich ein, fließt durch den Hallstätter- u. den Gmundener- oder Traunsee, bildet bei dem Dorfe Roitham einen schönen Wasserfall und mündet nach 24 Meilen langem Lauf unweit Linz in die Donau. Das nach diesem Fluß benannte Traunviertel ist 1849 aufgelöst und bildet jetzt die 3 Bezirkshauptmannschaften Steier, Gmunden und Kirchdorf, zusammen 74,29 QMeilen mit (1850) 173,172 Einwohnern.

Traunstein, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, an der Traun und der Eisenbahn von München nach Salzburg, Sitz eines Bezirksamts, Bezirks- und Landgerichts und eines Hauptsalzamts, hat ein Schloß, eine schöne Pfarrkirche, ein Krankenhaus, eine große Saline, worin die 3 Meilen weit von Reichenhall hierher geleitete Soole versotten wird, Tuchfabrikation, einen Eisenhammer und 2400 Einwohner. In der Nähe das besuchte empfinger Bad.

Traunitz im Thal, Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, Verwaltungsdistrikt Nabburg, hat 780 Einw. und ein auf einem Hügel gelegenes Schloß, in welchem der 1322 in der Schlacht bei Mühldorf gefangen genommene Erzherzog Friedrich der Schöne von Oesterreich bis 1325 vom Kaiser Ludwig dem Bayern gefangen gehalten wurde.

Trautenau (Trutnov), Stadt im österreichisch-böhmischen Kreise Gitschin, an der Aupa, besteht aus der eigentlichen, mit Mauern umgebenen Stadt und 4 Vorstädten, hat eine schöne Dechanteikirche, eine Haupt- und Unterrealschule, ein Pfründnerspital, eine Flachsgarnspinnerei, eine Papiermühle, ein Braun- und Steinkohlenwerk, starke Leinweberei und 3763 Einw. Hier am 28. Juni 1866 Gefecht zwischen einem preußischen Gardecorps und dem österreichischen 10. Armeecorps unter Gablenz.

Trautmansdorff, Maximilian, Graf von,

Digitized by Google

österreichischer Staatsmann und Diplomat, geboren 1584 zu Grätz aus einem damals reichsunmittelbaren, jetzt fürstlichen und gräflichen Geschlecht in Oesterreich, gewann seine Bildung theils durch Studien, theils auf Reisen und in Feldzügen. Er schloß 1619 das Bündniß Ferdinands II. mit Maximilian von Bayern und verabredete dann, als kaiserlicher Gesandter in Rom, mit dem Papst und dem spanischen Gesandten die gemeinschaftlichen Maßregeln zur Führung des Kriegs. Er war einer der Ersten, welche Wallenstein bei dem Kaiser hochverrätherischer Absichten beschuldigten, und ward mit zur näheren Untersuchung des Thatbestandes in dessen Lager abgesendet. Nach der nördlinger Schlacht 1634 bewog er den Kurfürsten von Sachsen, sich von Schweden zu trennen, und 1635 schloß er den Frieden zu Prag ab. Bei den Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück fungirte er als kaiserlicher Principalkommissarius und hatte den wesentlichsten Antheil am Zustandekommen des Friedens. Er † 1650 zu Wien.

Trauung, die Handlung, wodurch Verlobte feierlich zur Ehe verbunden werden, besteht entweder nur in der obrigkeitlichen Bestätigung der Verlobung und des Ehevertrags (Civiltrauung), oder in der kirchlichen (priesterlichen) Einsegnung (Kopulation). Fast bei allen Völkern werden eheliche Bündnisse mit gewissen Ceremonien gestiftet (s. Hochzeit). Die T. in der christlichen Kirche ist weder von Christus, noch von der alten Kirche angeordnet. Zwar ward es bald Sitte, das Verlöbniß dem Bischof und Presbyter anzuzeigen, der es der Gemeinde bekannt machte, und zum wirklichen Anfang der Ehe wurde die kirchliche Einsegnung wohl häufig begehrt und ertheilt, ein die Gültigkeit der Ehe bedingendes Erforderniß ward jene aber erst im 9. Jahrhundert, im Abendland durch Karl den Großen, für die griechische Kirche durch Leo Philosophus. Auch Papst Nikolaus I. machte die Gültigkeit des ehelichen Bündnisses davon abhängig, daß es mit dem kirchlichen Segen und einer Messe geschlossen sei. Gleichwohl legte die Kirche, selbst nachdem sie im 12. Jahrhundert die Ehe unter die Sakramente zu rechnen begonnen hatte, immer noch mehr Gewicht auf die Anzeige und Einsegnung der Sponsalien als auf die eigentliche T., deren Ritual neben einer Messe nur Segenswünsche und Bekanntmachung der Ehe vor der Gemeinde enthielt. Auch das tridentinische Koncil verlangte zur Gültigkeit einer Ehe nur die Schließung derselben vor 2 oder 3 Zeugen und dem Pfarrer, ohne die T. durch denselben für etwas Wesentliches zu erklären. Dies thaten erst die Reformatoren, welche die Ehe von einem höheren Gesichtspunkt auffaßten. Die T. wird vollzogen, wenn nach dem öffentlichen Aufgebot (s. d.) kein Einspruch erfolgt ist. Das tridentinische Koncil erklärte die Advents- und Fastenzeit für geschlossene Zeiten, d. h. Zeiten, in denen T.en nicht Statt finden sollen; in neuerer Zeit ist dies, besonders für die Adventszeit, in mehren deutschen Staaten aufgehoben. Der Ort der T. ist die Kirche; zu Haustrauungen bedarf es einer besonderen Dispensation der geistlichen Oberbehörde. Die T. wird stets von dem Pfarrer verrichtet, in dessen Kirchspiel die Braut einheimisch ist (ubi sponsa ibi copula); zum Vollzug an einem andern Ort gehört das Dimissiorale des berechtigten Geistlichen. Die Form der T. anlangend, so gilt nur als wesentlich, daß der Kopulirende die Verlobten nach ihrer beiderseitigen Einwilligung fragt und, wenn sie diese gegeben haben, sie kraft seines Amts für Eheleute erklärt; Ermahnungen, Gebete und Segenssprüche pflegen sich anzuschließen. In der katholischen Kirche gehört auch das schon bei den alten Griechen, Römern und Germanen übliche Wechseln der Trauringe zu den nothwendigen Formalitäten, was bei den Protestanten meist schon bei der Verlobung geschieht. In der griechischen Kirche trinken die eine metallene Krone tragenden Verlobten vor der Einsegnung Wein aus einem vom Priester dargereichten Kelch. Von den Hochzeitkränzen, die in der alten Kirche beiden Verlobten bei ihrer Einsegnung aufgesetzt wurden, ist unter den abendländischen Christen nur noch der Brautkranz als Bild der unverletzten Jungfrauschaft übrig geblieben und die Verweigerung desselben für solche, die nicht mehr Jungfrauen sind, ein Mittel der Kirchenzucht. Ueber die T. an die linke Hand s. Ehe. Die hier und da vorkommende Sitte, daß bei der T. der Bräutigam den Hut und die Braut den Schleier auf den Altar legt, deutet auf das Uebereinkommen der Verlobten, daß, wenn ein Theil ohne Kinder stirbt, der Ueberlebende den Verstorbenen allein beerbt. Fürstliche Personen lassen ihre Bräute, wenn sie weit von ihnen entfernt wohnen, zuweilen mittelbar durch einen Bevollmächtigten sich antrauen (T. durch Prokuration). Die Verweigerung der Wiedertrauung Geschiedener von Seiten vieler lutherischen Geistlichen in Preußen veranlaßte 1857 eine Kabinetsordre, wonach die Entscheidung dem Oberkirchenrath zusteht und bei eintretender Weigerung des zur T. berechtigten Pfarrers ein anderer beigezogen wird. Personen, die 50 Jahre in der Ehe gelebt haben, werden als Jubelpaar gewöhnlich wieder kirchlich eingesegnet. Die katholische Kirche verlangt bei gemischten Ehen, daß das von einem protestantischen Geistlichen getraute Paar auch noch von ihrem Geistlichen eingesegnet wird. Wird bei solchen Ehen das Versprechen nicht gegeben, die Nachkommenschaft der katholischen Kirche zuzuführen, so leistet der katholische Geistliche bei der T. meist nur eine passive Assistenz. Die kleineren Sekten und Schismatiker haben im Wesentlichen meist die Trauungsgebräuche der Kirchen beibehalten, von der sie ausgingen. In Frankreich wurde während der Revolution die Civiltrauung für allein wesentlich zur Bekräftigung der Ehe erklärt, den bürgerlich Verehelichten aber freigestellt, auch die priesterliche Kopulation nachfolgen zu lassen. Das Konkordat von 1801 bestätigte diese Einrichtung, und der Code Napoléon dehnte sie auf alle Konfessionen aus, die ihn annahmen. Die kirchliche Einsegnung folgt übrigens meist der bürgerlichen T. nach. Eine gleiche Einrichtung findet sich in den Niederlanden, in Schottland (s. Gretna-Green) und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Auch in Preußen bedarf es neuerdings um der Dissidenten und der zwischen Christen und

Digitized by Google

Juden freigegebenen Ehe willen der kirchlichen T. nicht mehr, sondern die Ehe kann durch die Eheerklärung der Brautleute vor den Beamten des Civilstandes gültig geschlossen werden (fakultative Civiltrauung).

Travancore, britischer Vasallenstaat auf der Westküste der Südspitze von Vorderindien, mit 230 QMeilen und gegen 1¼ Millionen Einw., großentheils Brahmanen und Mohammedanern und ungefähr 100,000 Christen (syrische Thomaschristen, Protestanten und Katholiken). Das Land ist gebirgig, reich bewaldet, von vielen kleinen Flüssen bewässert und bringt Südfrüchte, Nutz- und Edelhölzer, Gummi, Safran ꝛc. Der Staat steht unter einem Nairenfürsten, welcher 11,000 Mann einheimischer Truppen hält und einen jährlichen Tribut von 8 Lack Rupien (ungefähr 500,000 Thaler) an die britische Krone bezahlt. Haupt- und Residenzstadt ist Trivanderam; die ehemalige Hauptstadt T. ist jetzt verfallen.

Trave, Fluß in Norddeutschland, entspringt bei Giesselrade, in dem von Preußen an Oldenburg abgetretenen (seither holsteinischen) Amte Ahrensböck, geht bald in die preußische Provinz Holstein über, fließt hier erst südsüdwestlich durch den Wardersee über Segeberg nach Oldesloe, wendet sich dann nach Osten und Nordnordosten und tritt in das lübeckische Gebiet, wo sie sich unterhalb Lübeck zu dem sogenannten Binnenwasser oder Bretling, weiterhin zum schlutuper, pötenitzer oder dassower Wiek erweitert und nach 14 Meilen langem Lauf bei Travemünde in die Ostsee, u. zwar in den Travebusen (lübecker Bucht oder lübisches Fahrwasser) mündet. Sie nimmt im lübecker Gebiet rechts die Steckenitz und Wocknitz, den schiffbaren Abfluß des ratzeburger See's, links die Schwartau auf, wird für kleinere Fahrzeuge schon bei Oldesloe, bei Lübeck aber seit der neuerlich bewirkten Stromlaufkorrektion für 16 Fuß tief gehende Segel- und Seedampfschiffe fahrbar. Sie steht durch die Steckenitz und den Steckenitzkanal mit der Delvenau und durch diese mit der Elbe und der Nordsee in Verbindung.

Travemünde, Stadt im Gebiet der freien Stadt Lübeck, an der Mündung der Trave in die Ostsee, ist Sitz eines Amts und Amtsgerichts u. Lootsenstation, hat alte, zum Theil abgetragene Wälle, einen Leuchtthurm, einen guten Hafen, ein sehr besuchtes Seebad mit großartigen Badeanstalten und schönen Gartenanlagen, Fischfang, Schifffahrt und 1700 Einw. T. kam durch Verträge mit den Grafen von Holstein von 1247—53 vorübergehend, seit 1329 aber dauernd an Lübeck. Im Jahre 1534 wurde der Ort von dem Grafen von Oldenburg in Brand gesteckt. Die Franzosen bauten hier 1811 eine Citadelle, die aber schon 1814 wieder abgetragen wurde. Vor der Vollendung der Stromlaufkorrektion der Trave (s. d.) war T. der Hafenort für Lübeck.

Travendal (Traventhal), Amtsort im Herzogthum Holstein, an der Trave, mit einem früheren Lustschlosse der Herzöge von Holstein-Plön, bemerkenswerth wegen des hier den 18. Aug. 1700 zwischen Karl XII. von Schweden u. Friedrich IV. von Dänemark abgeschlossenen Friedens, worin letzterer den Herzog Friedrich IV. von Holstein-Gottorp zu entschädigen und das Bündniß mit Rußland aufzugeben versprach.

Traverse (v. Franz.), Quer- oder Zwerchwall.

Travertin (lapis tiburtinus), Gesammtname für die mächtigen Kalktuffbildungen in Italien, die namentlich zum Bau von Tempeln benutzt werden.

Travestie (v. Ital.), in der Poesie die komische Darstellung eines von einem anderen Dichter ernst behandelten Stoffes. Eine poetische Berechtigung hat die T. nur, wenn sie das in einer ernsten Dichtung als groß dargestellte Kleine seiner pomphaften Hülle scherzhaft entkleidet, überhaupt das falsche Pathos und andere versteckte Mängel des Gegenstandes auf naive Weise enthüllt, nicht aber, wenn sie das wirklich Erhabene unsinnig verzerrt und in den Pfuhl der Gemeinheit herabzieht. Mit dem Zwecke der Belustigung durch komische Kontraste kann die T. auch den der Satire verbinden, obschon der letztere nicht in ihrem Wesen liegt. In Hinsicht der Form kann sie episch, lyrisch, dramatisch sein. Unter den Neuern hat die französische Frivolität sich am meisten dieses Feldes bemächtigt, vorzugsweise sind hier Marivaux und Scarron zu nennen. In Deutschland wird die T. fast allein durch Blumauers „Aeneide" vertreten, hinter welcher der holländische „Virgilius in de Nederlanden", von Leplat im 18. Jahrhundert gedichtet, weit zurücksteht.

Travnik (Trawnik), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Bosna (Bosnien), an der Laschwa (Nebenfluß der Bosna), ist Sitz eines Pascha's, hat eine Citadelle und 8000 Einw. In der Nähe das Mineralbad Lepenicza.

Traz-os-Montes (Tras-os-Montes, d. i. jenseit des Gebirgs), die nordöstlichste Provinz Portugals, grenzt nördlich u. östlich an Spanien, südlich an die Provinz Beira (durch den Douro davon getrennt), westlich an die Provinz Minho und umfaßt einen Flächenraum von 189,56 QMeilen mit 340,186 Einwohnern. Diese Provinz ist das am höchsten gelegene Terrain Portugals und von wilden Felsgebirgen durchzogen. Das höchste Gebirge, die Serra de Monte Zinho, mit Heide bedeckt, steigt bis zu 7000 Fuß auf; aus der Provinz Minho ziehen sich die Serras de Gerez und de Marao herüber; niedriger sind die südlichen Bergreihen. Der Hauptfluß ist der Douro, welcher die Ost- und Südgrenze der Provinz bildet und von hier den Sabor, die Tua und die Tamega aufnimmt. Das Klima ist im Sommer sehr heiß, im Winter aber rauh und kalt. Der Boden, obgleich meist felsig und steinig, ist doch in vielen Gegenden trefflich angebaut. Der Norden erzeugt Roggen und Weizen, Flachs und Hanf, der Süden Mais, Mandeln und Orangen; Obst gedeiht überall; Haupterzeugniß aber ist der Wein, besonders am obern Douro (Portwein). In den Gebirgen finden sich Eichen, Birken und Kastanien, auch viel Sumach. Die Provinz ist reich an Erzen (besonders Eisen), welche aber nicht mehr ausgebeutet werden, und hat auch mehre Mineralquellen. Die Bewohner treiben Ackerbau, Viehzucht, Seidenbau, Bienenzucht, Weinbau ꝛc., Seidenweberei und Handel. Ausfuhrartikel sind namentlich Maulesel, Wolle, Seide und Wein. Der Handel ist vornehmlich Schleichhandel mit Spanien. Die Provinz zerfällt in die

Digitized by Google

beiden Distrikte Villa Real und Braganza. Hauptstadt ist Braganza.

Trebbia, Fluß in Oberitalien, entspringt bei Torriglia in der Provinz Genua am Nordabhang des Apennin, fließt nordöstlich, tritt in die Provinz Piacenza und fällt dort nach einem Lauf von 12½ Meilen oberhalb der Stadt Piacenza rechts in den Po. Die T. hieß im Alterthum Trebia. An ihren Ufern besiegte Hannibal [s. d. 3)] 217 die römischen Konsuln Sempronius und Scipio. Am 17., 18., 19. und 20. Juni 1799 fiel hier eine große Schlacht zwischen den Franzosen unter Macdonald und den vereinigten Oesterreichern und Russen unter Suwarow vor, worin erstere unterlagen.

Trebel, Fluß in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stralsund, entspringt im Kreis Grimmen, fließt westlich und südöstlich, nimmt die kleine T. auf, bildet eine Strecke weit die Grenze Pommerns gegen Mecklenburg, steht durch den Mohrgraben mit der Reckenitz in Verbindung und mündet nordwestlich von Demmin in die Peene, links.

Trebellius, Maximus, römischer Konsul 62 n. Chr., verfaßte das Fideikommißgesetz über die Erbschaften (senatusconsultum Trebellianum), dem Justinian dann noch das pegasinische einschaltete, das vom Abzug des rechtmäßigen Viertels handelt. Letzteres heißt daher Quarta Trebelliana.

Treber (Träbern, Trestern, Seih), die ausgezogenen Malzhülsen der Bierbrauereien und die ausgepreßten Weintrauben. Erstere bilden ein werthvolles Viehfutter, indem 340 Pfund (mit 83 Pfd. Trockensubstanz) etwa 100 Pfd. Heu (mit ebenfalls 83 Pfd. Trockensubstanz) entsprechen. Der Nahrungswerth schwankt indeß mit der Stärke des Biers. Am besten eignen sich die T.n zu Milchfutter. 100 Pfund Darrmalz liefern durchschnittlich 133 Pfd. nasse T., welche, auf den Darrungsgrad des Malzes zurückgebracht, 33 Pfd. betragen. Die Weintreber verfüttert man mit Spreu, Häcksel, Oelkuchen, Getreideschrot für Rindvieh, Schafe u. Schweine, auch dienen sie zur Bereitung von Tresterwein, Branntwein, Essig, Grünspan, Leuchtgas, Frankfurterschwarz.

Trebigne (Trebinje, Trebinicza), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Bosna (Bosnien), am gleichnamigen Flusse, stark befestigt, ist Sitz eines katholischen Bischofs, hat ein Schloß und 10,000 Einw. T. war früher die Hauptstadt der Herzegowina.

Trebisonde, s. Trapezunt.

Trebitsch (Trzebicze), Stadt im österreichisch-mährischen Kreis Iglau, an der Iglawa in einem tiefen Thale, besteht aus der eigentlichen, früher mit Wällen umgebenen Stadt, 6 Vorstädten und der Judenstadt, hat ein gräflich waldsteinsches Schloß mit Park, 3 Kirchen, 2 Synagogen, Liqueurfabrikation, Leimsiederei, Tuchweberei und Gerberei, stark frequentirte Märkte u. 6100 Einw.

Trebnitz, 1) (Trzebnitz), Stadt im böhmischen Kreis Leitmeritz, Bezirk Lobositz, an der Holestina, mit Bierbrauerei und 1100 Einw.; ist der Geburtsort des Feldmarschalls Radetzky (1766). — 2) Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, am trebnitzer Wasser, hat eine evangelische und eine katholische Kirche, letztere mit Krypta, eine Synagoge, Wollspinnerei, Woll- und Leinweberei, Tuchfabrikation, starken Karden- und Flachsbau und 4436 Einw.

Trebonius, Cajus, römischer Ritter, setzte als Volkstribun 64 v. Chr. die nach ihm genannte Lex Trebonia durch, wonach Pompejus Spanien, Crassus Syrien, Cäsar Gallien als Provinz erhielten. Er selbst begleitete den Cäsar als Legat nach Gallien, wurde 45 v. Chr. Konsul, nahm aber später an der Verschwörung gegen Cäsar Theil. Im Mai 44 ging er als Prokonsul nach Asien u. wirkte hier für Brutus u. Cassius, ward aber im Febr. 43 von P. Dolabella auf dem Zuge nach Syrien in Smyrna erschlagen.

Trebur (Tribur), Marktflecken in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg, Kreis Großgerau, am Zusammenfluß von Schwarzbach und Landgraben, unweit des Rheins, hat Wein- und Obstbau und 1690 Einw. T. war Residenz mehrer deutschen Kaiser und hatte einen kaiserlichen Palast (villa regia), von dem jetzt aber jede Spur verloren ist. Hier wurden von 897—1119 mehre Reichstage, sowie 822 und 895 Koncile abgehalten; auch wurde daselbst Karl der Dicke 887 abgesetzt. In alten Zeiten mündeten bei T. Neckar- und Mainarme in den Rhein.

Treffen, Kampf zwischen größeren Truppenmassen, welcher aber zu keinem besonders entscheidenden Resultat führt (s. Gefecht); in der Taktik die Schlachtlinien, in denen die Truppen dem Feind gegenüber aufgestellt sind. Man unterscheidet in dieser Hinsicht ein Vorder- und Hintertreffen, ein erstes, zweites, drittes T. Während das erste T. im unmittelbaren Kampfe mit dem Feinde sich befindet, ist das zweite zur Sicherstellung des Rückens und zur Abwehr unerwarteter Flankenangriffe bereit. Das dritte dient in der Regel nur als Reserve.

Treffurt, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Mühlhausen, an der Werra, mit Gerichtskommission, evangelischer Kirche, katholischer Kapelle, starker Lein- u. Wollweberei, Bierbrauerei u. 1868 Einw.

Treguier, Stadt im französischen Departement Côtes-du-Nord, am Zusammenfluß des Jaudy und Guindy, woraus der Fluß T. entsteht, welcher die größten Schiffe trägt und bald darauf in den Kanal (la Manche) fällt, hat einen guten Handelshafen, Makrelen- und Austernfang, Schifffahrt, Handel und 3598 Einw.

Trehala, in der Türkei als süßes Genußmittel benutzte mannaartige Substanz, die von einem Insekt (Larinus nidificans) auf Kosten einer Echinopsart erzeugt wird. Sie bildet weißliche, eiförmige, hohle, außen höckerig-warzige, innen glatte Cocons, die mit Wasser zu einem schleimigen Brei aufquellen und ein eigenthümliches Stärkmehl, Gummi und Trehalose enthalten. Letztere, ein Kohlenhydrat, krystallisirt aus Weingeist in Oktaëdern mit 4 Aequivalent Wasser, schmeckt süß, schmilzt beim Erhitzen, ist zwischen 180° und 200° noch unzersetzt, schwärzt sich aber in höherer Temperatur unter Karamelgeruch. Die Trehalose ist in Wasser sehr leicht, in siedendem Alkohol ziemlich löslich, in kaltem Alkohol fast und in Aether ganz unlöslich. Sie ist rechtsdrehend und wird durch

Digitized by Google

verdünnte Säuren bei 100° langsam in einen rechtsdrehenden körnig-krystallinischen, wohl mit dem Traubenzucker identischen Zucker verwandelt. T. gährt mit Bierhefe sehr unvollkommen, sie reducirt Kupferoxyd nicht, wird durch Alkalien nicht gebräunt und durch Salpetersäure in Oxalsäure verwandelt. Stearinsaure Trehalose ist neutral und dem Stearin ähnlich.

Treibhäuser, s. Gewächshäuser.

Treibriemen, bandförmige Riemen zum Betrieb der Riemenräderwerke (s. d.). Das beste Material zu denselben ist starkes Leder, welches mit der genügenden Festigkeit die werthvolle Eigenschaft verbindet, auf den abgedrehten eisernen Riemenscheiben mit eigenthümlichem Kontakt zu haften. Die Enden der Lederriemen verbindet man mit Bolzen, Schrauben, Nieten, hölzernen Schuhnägeln, oder näht sie mit dünnen Lederriemen zusammen. Zum Aufbringen des T.s auf die Riemenscheiben dient ein Riemenspannflaschenzug (Polyt. Journal 160, S. 86). Um die ledernen T. vor dem Brechen zu bewahren, ist es vortheilhaft, sie vor dem Gebrauch 24 Stunden in Glycerin zu legen. In sehr feuchten Räumen verdienen die Guttapertschariemen mit Einlage von festem Hanfgewebe den Vorzug. Die amerikanischen T. bestehen aus einem festen Baumwollband, welches mit vulkanisirter Gutta Pertscha überzogen ist. Man kann sie, um einen besseren Kontakt zu erzielen, auf der Seite, mit welcher sie auf den Scheiben laufen, mit dünnem Leder überziehen. Die getheerten hanfenen Maschinengurte von Seyffert in Wurzen werden sehr gerühmt, sie leiden nicht durch Nässe, ziehen sich gut an, kleben aber, besonders wenn sie neu sind, etwas stark und dürfen an den Rändern nicht gerieben werden.

Treignac, Stadt im französischen Departement Corrèze, an der Vezère, hat starke Baumwollspinnerei, Waffen- und Hutfabrikation, lebhaften Handel und 3120 Einwohner; in der Nähe eine Mineralquelle.

Treilhard, Jean Baptiste, Graf, einer der Direktoren der französischen Republik, geboren 1742 zu Brives, studirte in Paris die Rechte, wurde Advokat beim Parlament, 1789 von der Stadt Paris als Deputirter in die Generalstaaten, nach dem Schluß der Nationalversammlung zum Präsidenten des Kriminalhofes im Departement Seine-Oise und 1792 von der pariser Gemeinde in den Nationalkonvent gewählt. Er stimmte für den Tod des Königs, jedoch für Aufschub der Hinrichtung. Im April 1793 ward er Mitglied des Wohlfahrtsausschusses und mit einer Sendung in die westlichen Departements beauftragt, aber nach seiner Rückkehr des Moderantismus beschuldigt. Erst nach Robespierre's Sturz trat er wieder in den Wohlfahrtsausschuß, dessen gewöhnlicher Berichterstatter er war. Als die Direktorialregierung eingeführt ward, trat er in den Rath der Fünfhundert und ward endlich Präsident desselben. Am 20. Mai 1797 schied er aus und übernahm die Präsidentschaft einer Sektion des Kassationshofes, ward aber bald darauf als Unterhändler des Friedens mit England nach Lille, sodann als bevollmächtigter Minister nach Neapel und zuletzt zum Kongreß nach Rastadt geschickt, wo er aber nur kurze Zeit verweilte. Er unterstützte den Staatsstreich Bonaparte's vom 18. Brumaire und ward daher von demselben später zum Präsidenten des pariser Appellhofes und Mitglied des Staatsrathes ernannt, in welcher Stellung er bei der neuen Gerichtsorganisation wesentliche Dienste leistete. Im Jahre 1804 ward er zum Präsidenten der Gesetzgebungssektion im Staatsrathe ernannt und in den Grafenstand erhoben. Er † den 1. Dec. 1810.

Treisam, s. Dreisam.

Treitzsauerwein, s. Weiß-Kunig.

Trekschuiten, Art bedeckter Schiffe, 16 — 26 Schritte lang und 3 — 6 Schritte breit, die, von Pferden oder Menschen gezogen, in den Niederlanden zu bestimmten Stunden von einer Stadt zur andern gehen.

Tremblade, la, Stadt im französischen Departement Charente inférieure, links an der Mündung der Seudre in den atlantischen Ocean, hat einen Hafen, Schiffswerfte, Fabrikation von Weingeist, Essig und Glas, Handel mit diesen Fabrikaten, sowie mit Salz, Wein und Austern und 3042 Einw.

Tremiti, Inselgruppe im adriatischen Meere, an der Nordküste der italienischen Provinz Foggia (ehemaligen neapolitanischen Provinz Capitanata), besteht aus den drei Inseln: San Nicolo (oder Tremiti, sonst Tremitus, die südlichste und größte, 1¾ Stunden im Umfang, mit Fort, Kloster und 1816 entstandenem Vulkan), San Domenico und Caprara und den beiden Klippen Cretaccio und la Vecchia. Sie sind alle felsig, vulkanischen Ursprungs, ohne Quellwasser, gering bevölkert und dienten unter der neapolitanischen Regierung als Deportationsort für Verbrecher. Im Alterthum hießen sie Diomedeae Insulae.

Tremolith, Mineral, s. Hornblende.

Tremolo (tremolando, ital.), s. Bebung.

Tremor (lat.), das Zittern.

Trenck, 1) Franz, Freiherr von der T., kaiserl. Pandurenoberst, geboren 1714 zu Reggio in Kalabrien, wo sein Vater, ein geborner Preuße, als kaiserlicher Oberstlieutenant in Garnison stand, ward bei den Jesuiten in Oedenburg erzogen und trat, 17 Jahre alt, in kaiserliche Kriegsdienste. Wegen seines ausschweifenden Lebens und seiner Händelsucht bald wieder entlassen, trat er als Rittmeister in ein russisches Husarenregiment, ward aber auch dort wegen Subordinationsvergehen kassirt und zu mehrmonatlicher Schanzarbeit auf der Festung Kiow verurtheilt. Auf seine Güter in Slavonien zurückgekehrt, focht er von dort aus gegen die zahlreichen Räuberschaaren, welche das Land beunruhigten. Beim Ausbruch des österreichischen Erbfolgekriegs (1740) erhielt er von der Kaiserin die Erlaubniß, ein Corps von 1000 Panduren auf eigne Kosten auszurüsten und nach Schlesien zu führen. Dasselbe, zuletzt 5000 Mann stark, bildete stets die Vorhut der Armee und zeichnete sich ebenso sehr durch Grausamkeit als Tapferkeit aus. T. selbst soll sich in 3 Jahren über 2 Millionen Thaler an Werth durch Raub und Erpressungen angeeignet haben. Endlich wurde ihm 1746 wegen vieler Greuelthaten und Subordinationsvergehen ein peinlicher Prozeß gemacht, dem zufolge er in lebenslängliche Gefangenschaft auf

Digitized by Google

den Spielberg bei Brünn gebracht wurde, wo er 1749 †. Vgl. seine Autobiographie, Leipzig 1748 und Wien 1807, 2 Bde., und: Franz von der T., dargestellt von einem Unparteiischen (Hübner), mit einer Vorrede von Schubart, Stuttgart 1788, 3 Bde.

2) Friedrich, Freiherr von der T., ebenfalls namhafter Militär, geboren 1726 zu Königsberg in Preußen, Vetter des Vorigen, nahm 1740 preußische Kriegsdienste und wurde beim Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges 1744 Ordonnanzoffizier Friedrichs des Großen. Bald hernach fiel T. in Ungnade, angeblich wegen einer Liebesintrigue mit der Prinzessin Amalie von Preußen, und die Entdeckung seines an sich unschuldigen Briefwechsels mit seinem Vetter gab dem König erwünschten Anlaß, ihn auf die Festung Glatz bringen zu lassen. Von hier im Jan. 1747 entkommen, erhielt er 1749 in Wien eine Anstellung als Rittmeister bei einem kaiserlichen Kürassierregiment in Ungarn. Als er 1753 in Familienangelegenheiten nach Danzig reiste, ward er hier auf Friedrichs II. Befehl verhaftet und nach Magdeburg in die Sternschanze abgeführt und nach einem vereitelten Fluchtversuch an Händen, Füßen und Leib mit 68 Pfund schweren Fesseln angeschmiedet. Auch in diesem Zustande aber setzte er die Versuche zu seiner Befreiung fort und ging sogar mit dem Gedanken um, die Festung den Oesterreichern in die Hände zu spielen. Im December 1763 wurde er endlich in Freiheit gesetzt, zwar in Wien verhaftet, nach einigen Wochen jedoch mit dem Charakter eines Majors wieder entlassen. Hierauf begab er sich nach Aachen, beschäftigte sich dort mit literarischen Arbeiten und trieb nebenbei einen Weinhandel, durchreiste von 1774—77 England und Frankreich und wurde dann von der Kaiserin Maria Theresia zu mehren geheimen Sendungen gebraucht. Nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. erhielt er seine in Preußen eingezogenen Güter zurück. Sein unruhiger Geist trieb ihn beim Ausbruch der französischen Revolution nach Paris, wo ihn Robespierre im Juli 1794 als einen angeblichen Geschäftsträger fremder Mächte guillotiniren ließ. Seine Selbstbiographie (Berlin und Wien 1786, 4 Bde.) enthält wohl mehrfache Uebertreibungen. Seine übrigen Schriften sind enthalten in „T.s sämmtliche Gedichte und Schriften", Leipzig 1786, 8 Bde.

Trendelburg, Stadt in der seither kurhessischen, 1866 von Preußen annektirten Provinz Niederhessen, Kreis Hofgeismar, Amt Karlshafen, auf einem Berg an der Diemel und an der Eisenbahn von Kassel nach Karlshafen, hat ein altes Schloß und 848 Einw.

Trendelenburg, Friedrich Adolf, deutscher Philosoph, geboren den 30. Nov. 1802 zu Eutin, studirte zu Kiel, Leipzig und Berlin Philosophie und Philologie, fungirte 1826—33 als Erzieher im Hause des Generalpostmeisters Nagler, habilitirte sich dann an der berliner Universität und wurde 1833 außerordentlicher, 1837 aber ordentlicher Professor. Seit 1846 Mitglied der Akademie, bekleidete er seit 1847 das Amt des beständigen Sekretärs der historisch-philosophischen Klasse. Im Jahre 1849 von einem berliner Wahlkreis in die zweite Kammer gewählt, vertrat er eine gemäßigtkonservative Richtung, legte aber sein Mandat 1851 nieder. Die Leistungen T.s theilen sich in philologisch-philosophische und eigentlich philosophische. Zu den ersteren gehören seine für den ersten Unterricht in der Logik sehr verdienstlichen „Elementa logices Aristotelese" (Berlin 1837, 5. Aufl. 1862), zu welcher Schrift er eine deutsche Bearbeitung und Ergänzung: „Erläuterungen zu den Elementen der aristotelischen Logik", Berlin 1842, lieferte. Für das tiefere Studium des Aristoteles ging er den philosophischen Philologen bahnbrechend voran mit seiner Ausgabe und seinem Kommentar der aristotelischen Schrift über die Seele (Aristotelis de anima etc., Berlin 1833). Im Jahre 1840 trat er mit seinen „Logischen Untersuchungen" (1. Aufl., Berlin, 2 Bde.; 2. Aufl., Leipzig 1862) hervor, in welchen er die formale Logik der Kantianer und die dialektische Methode Hegels kritisirte, selbst aber ein logisch-metaphysisches System aufstellte, in welchem die Bewegung als das dem Denken und dem Sein Gemeinsame zum Ausgangspunkt einer spekulativen Erkenntnißtheorie und zum Mittel einer Ableitung der Grundbegriffe und Grundanschauungen (namentlich von Raum und Zeit) gemacht wird. Das besondere Verdienst dieses Werkes besteht in seiner Vertretung einer nicht dialektisch konfundirten und auch nicht in der herbartschen Weise monadologisch gestalteten metaphysischen Logik. Ein anderes systematisches Werk T.s ist das „Naturrecht auf dem Grunde der Ethik" (Leipz. 1860). Seine „Beiträge zur Geschichte der Philosophie" enthalten im ersten Bande (Berlin 1846) eine Geschichte der Kategorienlehre, im zweiten (das. 1853) vermischte Aufsätze, unter denen besonders die Abhandlung über Spinoza hervorzuheben ist. Als einzeln gedruckte kleinere Schriften sind noch zu nennen: „Ueber die Methode bei Abstimmungen" (Berlin 1851); „Die logische Frage in Hegels System" (das. 1843); „Ueber Herbarts Metaphysik" (das. 1853); „Niobe" (das. 1846); „Die sittliche Idee des Rechts" (das. 1849); „Der kölner Dom" (das. 1853).

Trent, Fluß in England, entspringt im Moorland im nördlichen Theil der Grafschaft Stafford, durchfließt in einem sehr gewundenen Laufe, anfangs in südlicher, dann in östlicher, zuletzt nördlicher Richtung die Grafschaften Stafford, Derby, Nottingham und Lincoln und vereinigt sich auf der Grenze der Grafschaften Lincoln und York mit der Ouse, wodurch der Humber entsteht. Seine Stromentwickelung beträgt 35 Meilen, wovon 24 Meilen (von Burton an) schiffbar sind, bis Gainsborough gelangen größere Seeschiffe. Sein Stromgebiet umfaßt 180 QMeilen. Der Grand-Trunk- oder Trent-Merseykanal verbindet den T. mit dem Mersey und somit die irische See mit der Nordsee; zahlreiche andere Kanäle verbinden ihn mit andern Flußsystemen. Die wichtigsten Nebenflüsse sind links: die Dowe, Derwent und Idle, rechts: Stow, Tame und Soar. Der T. ist nicht nur seiner Größe und seiner weiten Schiffbarkeit wegen wichtig, sondern auch wegen der fruchtbaren Gegenden, die er durchströmt.

Trenton, Hauptstadt des nordamerikanischen Staats Newjersey, am linken Ufer des Delaware, welcher hier den Assunpink Creek aufnimmt und

Digitized by Google

für Dampfboote schiffbar wird, und am Raritankanal, ist Knotenpunkt der Eisenbahnen von Philadelphia, Philippsburg, Newark und der Camden-Amboybahn, hat ein schönes Staatenhaus (Kapitol), einen Gouverneurspalast, eine City Hall, 17 Kirchen, ein Lyceum, eine Staatsbibliothek, 2 Banken, ein Staatsgefängniß, eine Staatsirrenanstalt, starke Industrie in Eisen, Stahl, Papier und Baumwolle, eine große Maschinenbauanstalt (namentlich Lokomotivenbau), lebhaften Handel und 20,228 Einw. Am andern Ufer des Assunpink liegt die zu T. gehörige Vorstadt South-Trent mit 2500 Einw. Bei T. am 26. Dec. 1777 Sieg der Amerikaner unter Washington über die Engländer, wobei 1000 Hessen gefangen genommen wurden.

Trentschin (Trenczin, ungarisch Trencsény), ungarisches Komitat im Kreis diesseits der Donau, 75,38 QMeilen groß mit 207,375 Einw., ist durch die Beskiden, das Jablunka- und weiße Gebirge an der Nord- und Westgrenze und andere Karpathenzweige an der Ostgrenze durchaus gebirgig. Hauptfluß ist die Waag, welche das Komitat in der Mitte in südwestlicher Richtung durchströmt und hier die Bistricza, Tepliczka und andere kleine Flüsse aufnimmt. Der Boden ist fruchtbar und gut bebaut; er erzeugt Getreide, Obst, Gartenfrüchte, Flachs und Hanf, viel Holz, nährt eine Menge Hornvieh und Schafe und birgt auch Steinkohlen. Die Einwohner sind, den Adel ausgenommen, Slaven und beschäftigen sich neben der Landwirthschaft vorzüglich mit Tuch- und Leinweberei. Die gleichnamige Hauptstadt und königliche Freistadt, links an der Waag gelegen, hat mehre Kirchen, ein Piaristenkollegium mit schöner Kirche, ein Untergymnasium, eine Hauptschule, ein auf einem hohen Felsen gelegenes Schloß, eines der ältesten und festesten in Ungarn, mit 95 Klafter tiefem Brunnen, starke Tuch- und Leinweberei und 2981 Einw. Die berühmten trentschiner Bäder befinden sich bei dem 2 Stunden östlich von T. gelegenen Dorfe Teplitz, waren schon den Römern bekannt, werden aber, lange vergessen, erst seit dem 16. Jahrh. wieder benutzt und sind gegenwärtig Eigenthum des Barons Sina. Sie gehören zu den Schwefelwässern, haben eine Temperatur von 28—32° R. und sind besonders gegen Gicht, Rheumatismus, Lähmungen, Unterleibsbeschwerden, namentlich Hämorrhoiden, chronische Hautausschläge und Verschleimung wirksam. Vgl. Beer, Die trentschiner Bäder, Preßburg 1839.

Trepanation (v. Lat.), chirurgische Operation am Knochen, wobei ein Stück aus demselben ausgebohrt oder ausgesägt wird. Die T. wird am häufigsten am Schädel vorgenommen; über die Umstände, welche zu ihrer Vornahme berechtigen, sind die Aerzte nicht einig. Einige Aerzte verwerfen die T. gänzlich, einmal als zu gefahrvoll, und dann, weil die Natur diejenigen Fälle, in denen sie anzuwenden wäre, selbst soll zur Heilung bringen können. Gewöhnlich beschränkt man jetzt die Indikation zur T. auf diejenigen Fälle: 1) wo die Schädelknochen durch äußere Gewalt tiefer als etwa 3 Linien eingedrückt oder die innere Lamelle des Schädelknochens abgesprengt ist und das Gehirn beeinträchtigt; 2) wo fremde Körper (Kugeln, Messerspitzen ꝛc.) im Gehirn stecken oder auf dieses drücken und man Hoffnung hat, durch Entfernung derselben die drohenden Erscheinungen zu beseitigen; 3) wo zwischen den Schädelknochen und dem Gehirn größere Eiter- und Blutmassen liegen, vorausgesetzt natürlich, daß man die Diagnose in allen diesen Fällen überhaupt mit Sicherheit stellen kann. Das Instrument, womit man ein rundes Stück aus dem Knochen ausbohrt, nennt man Trepan; sein gezahntes, einer Kreissäge von etwa 1½ Centimeter Durchmesser entsprechendes Ende heißt die Trepankrone. Das ausgesägte Knochenstück wird mit einem hebelartigen Instrument, dem sogenannten Tirefond herausgehoben und sodann der Fall je nach seiner individuellen Beschaffenheit weiter behandelt. Während früher die T., namentlich in der Kriegschirurgie, sehr häufig vorgenommen wurde, gehört sie jetzt zu den selten zur Ausführung kommenden Operationen, obgleich die Verletzungen ꝛc., wegen deren man sie früher anwendete, nicht seltener sind als ehedem. Auch das Brustbein hat man trepanirt, namentlich um Eitermassen, welche sich hinter demselben entwickelt hatten, zu entfernen, oder um nekrotische Stücke des Knochens zu beseitigen. An großen Röhrenknochen wendet man die T. nur an, wenn man fremde Körper, z. B. Flintenkugeln, aus denselben entfernen muß, welche durch leichtere und einfachere Operationen nicht entfernt werden konnten. Unter allen Umständen ist die T. eine gefährliche Operation, weil sie eine neue schwere Verletzung zu einer nicht minder schweren älteren hinzufügt. Die Heilung der Trepanationswunde und des Knochendefekts erfolgt durch Bildung von Fleischwärzchen aus dem Grunde der Wunde; die Fleischwärzchen können nachträglich verknöchern, so daß der Knochen also vollständig wieder seine Integrität erlangt, meist jedoch kommt ein weicheres faseriges Narbengewebe an Stelle des ausgebohrten Knochenstücks zu liegen.

Tréport, Stadt im französischen Departement Niederseine, an der Mündung der Bresle in den Kanal (la Manche), hat einen Hafen, Spitzen- u. Fischernetzfabrikation, Häringsfischerei, Küstenhandel und 3698 Einw.

Treppe (Stiege), eine aus einer Aufeinanderfolge von Stufen bestehende Bauanlage von Holz, Stein, in neuerer Zeit auch von Eisen, durch welche die Verbindung zwischen den verschiedenen über einander liegenden Abtheilungen der Gebäude bewirkt wird. Hinsichtlich der Form unterscheidet man: gerade T.n, bei denen die Wangenstücke ohne Unterbrechung in einer geraden Linie fortlaufen; gebrochene T.n, bei welchen die Richtung der Wangen vom Antritt bis zum Austritt ein- oder mehrmals wechselt und daher mehre geradlinige Treppentheile, sowie Treppenabsätze vorhanden sind; Wendeltreppen, bei denen die Stufen, die an der äußern Seite breit und an der innern schmal sind, in einer kreisförmigen Richtung fortlaufen und die Spindeltreppen heißen, wenn die Stufen an der inneren Seite in einer runden oder eckigen Spindel befestigt sind, Hohltreppen aber, wenn die Windungen der Spindel einen hohlen Cylinder bilden; ver-

Digitized by Google

mischte T.n, welche aus gewendelten und geraden Armen bestehen; Schneckentreppen, welche die Form eines Kegels haben, aber bloß zu Treppenanlagen in Gärten und bei kleinen Bergen dienen; romanische T.n, schiefe Flächen ohne Stufen, die zuweilen in Thürmen und anderen Gebäuden in schneckenförmiger Richtung angebracht werden; Freitreppen, welche außerhalb der Gebäude angebracht werden, wenn die Hausthüre, um der Trockenheit willen oder weil sich Souterrains im Hause befinden, etwas hoch angelegt ist.

Treptow, 1) Alttreptow, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, Kreis Demmin, an der Tollense, mit Gerichtskommission, Leinweberei, Tuchmacherei, Vieh- und Wollmärkten u. 4216 Einwohnern. — 2) Neutreptow, Stadt daselbst, Kreis Greifenberg, an der Rega, mit Gerichtskommission, Remontedepôt, Gymnasium, 2 evangelischen Kirchen, altem Schloß, Branntweinbrennerei, Fischerei, Schifffahrt, besuchten Viehmärkten u. 6878 Einw.

Trespe, Pflanzengattung, s. Bromus.

Tressen, aus Gold- und Silberfäden, oder auch mit Seide, Lahn und Kantille gewebte Bandstreifen oder Borten zum Besatz von Kleidungsstücken, Tapetenbeschlägen und dergleichen. Die Kette ist in der Regel von gelber oder weißer Seide, der Schuß von Gold- oder Silbergespinnst. Die besten T. sind auf beiden Seiten rechts. Nach den verschiedenen Mustern gibt es Gaze-, Galonen- und Korallenarbeit und Massiv- oder Drahttressen, sämmtlich durchsichtig u. leicht, in der Kette von Seide und im Einschlag von dünnem Gold- oder Silberdraht, Bandtressenligaturen, rechts von Gold oder Silber, links ganz von Seide, und geschleifte T., bei welchen auf der rechten Seite nach 2 Einschlagfäden von reichem Gespinnst nur ein Seidenfaden zu sehen ist. Bezüglich der Aechtheit des Metalls zum Gespinnst werden ächte und unächte T. unterschieden. Letztere gehören mit zu den leonischen Waaren (s. d.).

Trestern, s. v. a. Treber.

Tretmühle, s. Tretrad.

Tretrad, Maschine zur Aufnahme von Thier- und Menschenkraft. Das gewöhnliche Tret- oder Laufrad ist ähnlich wie ein Wasserrad gebaut, aber an seinem äußeren oder inneren Umfang mit Sprossen oder Leisten versehen, welche der arbeitende Mensch benutzt, um durch fortgesetztes Steigen sich selbst immer auf derselben Stelle zu behaupten, während das große hölzerne Rad unter seinen Füßen ausweicht, d. h. sich gehörig umdreht. Die Räder können beliebig breit gemacht werden, so daß mehre, selbst bis 20 Arbeiter neben einander Platz haben. Steigen nun diese 20 Mann jeder pro Stunde 3000 Stufen von 0,2 Meter Höhe und wird täglich 7 Stunden gearbeitet, so beträgt die tägliche Leistung, wenn der Mensch 65 Kilogramm wiegt: 21,000.65.0,2 = 27,3000 Meterkilogramm. Nach Dupin kann die tägliche Leistung sogar die Stufe von 342,528 Meterkilogramm erreichen. Dieser bedeutenden Nutzleistung halber macht man auch heute noch unter gewissen Umständen von Lauf- und Treträdern für gewerbliche, bergmännische und merkantilische Zwecke Gebrauch. Durch Thiere betriebene große Lauf- und Treträder sind wegen großer Reibungswiderstände, kolossalen Baues, bedeutender Herstellungs- und Unterhaltungskosten ꝛc. fast ganz außer Gebrauch gekommen, nur für kleinere Gewerbebetriebe und namentlich für manche landwirthschaftliche Zwecke haben sich die Tretwerke oder Trittmaschinen bis auf den heutigen Tag erhalten. Vor den Göpeln haben diese Maschinen den Vorzug, daß sie wenig Raum einnehmen und größere Arbeitsleistungen der Thiere möglich machen, indem diese durch ihr eigenes Gewicht wirken und dabei die stete ermüdende Wendung des Körpers wegfällt. Dagegen fehlt den meisten dieser Maschinen die erforderliche Einfachheit und damit die Möglichkeit, mit geringen Reparaturen und ohne öftere Störungen arbeiten zu können. Rühlmann (Allgemeine Maschinenlehre, Bd. 1) beschreibt das von Gérard nach amerikanischem Muster erbaute Trittwerk mit schiefliegender Base für Pferde und die Roßmaschine mit Stufenwalzen von d'Heureuse. Eine der ersten ähnlichen Maschine baut die eckertsche Fabrik in Berlin und die letztere der Mechaniker Lehmann in Berlin.

Trets, Stadt im französischen Departement Rhônemündungen, hat Seifensiederei, Branntweinbrennerei, Weinhandel, Kohlengruben, einen Marmorbruch und 2910 Einw.

Treubund, ein zu Ende 1848 in Berlin gegründeter antidemokratischer Verein, soll bis Mitte 1849 über 10,000 Mitglieder gezählt haben. Zwiespalt zwischen den Anhängern der Konstitution und denen des Absolutismus führte um diese Zeit zu einem Bruch, worauf im November ein neuer Bund: Die Treue mit Gott für König und Vaterland, ins Leben trat, der sich aber bald wieder auflöste. Vergl. Kunze, Der T., Berlin 1849. Von der Wirksamkeit eines im Juli 1849 in Berlin gegründeten T.es für Preußens Frauen und Jungfrauen ist nichts in die Oeffentlichkeit gelangt. Auch in Kurhessen bestand vom November 1850 bis dahin 1853 ein T.

Treuen, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, an der Trieb und der voigtländischen Eisenbahn (Linie Reichenbach-Eger), Sitz eines Gerichtsamts, hat 2 Schlösser, Fabrikation von Musselin und anderen Baumwollzeuchen, Böttcherei, Töpferei, einen Eisenhammer und 5356 Einwohner.

Treuenbrietzen, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Zauche-Belzig, hat eine Gerichtskommission, Streichgarn-Maschinenspinnerei, Tuchmacherei, Gerberei, Papierfabrikation, Branntweinbrennerei, Vieh- und Wollmärkte und 5571 Einw.

Treuga Dei (lat.), s. Gottesfriede.

Trevi, Stadt in der italienischen Provinz Perugia, an der Eisenbahn von Rom nach Foligno, hat 4800 Einwohner. In der Nähe das große Kloster der Olivetaner.

Treviglio (Triviglio), Stadt in der italienischen Provinz Bergamo, an der Eisenbahn von Mailand nach Bergamo und Verona, welche hier nach Cremona abzweigt, hat ein altes, festes Schloß, Tuch- und Seidenmanufakturen, Handel,

Digitized by Google

zwei Messen und 10,000 Einwohner. Dabei der schiffbare Kanal von T. (Fosso Bergamasco), welcher den Brembo mit dem Serio verbindet.

Treviranus, 1) Gottfried Reinhold, Naturforscher und praktischer Arzt, geboren den 4. Februar 1776 zu Bremen, studirte zu Göttingen Medicin und Naturwissenschaft, ward 1797 Professor der Mathematik und Physik am Lyceum zu Bremen und † daselbst den 16. Februar 1837. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Physiologische Fragmente" (Hannover 1797—99, 2 Bde.), „Biologie oder Philosophie der lebenden Natur" (Göttingen 1802—22, 6 Bde.) und „Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens" (Bremen 1831—32, 2 Bde.).

2) Ludolf Christian, Botaniker, des Vorigen Bruder, geboren den 10. September 1779 zu Bremen, wurde 1807 Professor der Medicin am Lyceum daselbst, 1812 Professor der Botanik und Naturgeschichte zu Rostock, 1816 Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens in Breslau und kam später in gleicher Eigenschaft nach Bonn, wo er den 6. Mai 1864 †. Einen Namen gewann er vornehmlich durch seine Schrift „Vom inwendigen Bau der Gewächse" (Götting. 1806). Seine „Physiologie der Gewächse" (Bonn 1835—39, 2 Bde.) hat keine allgemeine Anerkennung gefunden.

Trevirer (Treviri), celtisches Volk im belgischen Gallien, war erst den Römern verbündet, erhob sich aber 21 n. Chr. unter Julius Florus gegen dieselben, ohne jedoch die Freiheit zu erringen. Auch an dem Aufstande der Bataver unter Civilis nahm es Theil. Ihre Hauptstadt war Augusta Trevirorum (Trier). Vergl. Steininger, Geschichte der T. unter den Römern, Trier 1845.

Treviso (Trevigi, Tarvisium), Hauptstadt der gleichnamigen venetianischen Provinz (43,05 QMeilen mit 298,030 Einwohnern), an der Sile, in welche hier 4 die Stadt durchfließende Arme der Botteniga münden, ist Sitz eines Bischofs und Kathedralkapitels und einer Handels- und Gewerbekammer und hat 9 Kirchen, unter denen die Domkirche San Pietro mit Gemälden von Tizian, Bordone, Veronese und die gothische Kirche San Nicolo hervorzuheben sind. Andere hervorragende Gebäude sind der Palast des Provinzialtribunals, die Hauptwache, das Theater, Stadthaus ꝛc. Die Stadt hat einen Konvent der Karmeliter, ein bischöfliches Obergymnasium, eine theologische Lehranstalt, ein Diöcesanseminar, eine Gesellschaft zu Beförderung der Künste u. Wissenschaften, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, Metallwaarenfabrikation, Seidenzeuch-, Tuch- und Leinwand-, auch Papierfabrikation und 22,165 Einw. Die Stadt ist von einem mit 13 Bastionen flankirten hohen Wall umgeben. Sie kam, nachdem sie ihre Herren mehrmals gewechselt, 1388 an Venedig und theilte dessen Schicksale bis 1797, wo sie von den Franzosen unter Mortier, der dafür den Titel eines Herzogs von T. erhielt, in Besitz genommen ward. Am 5. Mai 1809 fand hier ein Gefecht zwischen den Oesterreichern und Franzosen Statt. Am 21. März 1848 brach hier ein Aufstand aus, in dessen Folge die schwache österreichische Besatzung die Stadt räumen mußte. Am 11. Mai wurden hier die Piemontesen zurückgeschlagen, worauf die Beschießung der Stadt unter Nugent erfolgte. Ein zweites Bombardement unter Welden zwang die Stadt, am 24. Juni zu kapituliren und sich an Oesterreich zu ergeben.

Trévoux, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Ain, links an der Saône und unweit der Eisenbahn von Dijon nach Lyon, liegt am Abhang eines Hügels in einer fruchtbaren Ebene, hat Fabrikation von Gold- und Silberdraht, Goldwaaren und Uhrcylindern und 2794 Einwohner.

Treysa, Stadt in der seither kurhessischen, 1866 von Preußen annektirten Provinz Oberhessen, Kreis Ziegenhain, an der Schwalm (mit Brücke) und der Main-Weserbahn (Kassel-Frankfurt), Sitz eines Justizamts und einer Forstinspektion, hat 2 Kirchen, eine Handwerkerschule, ein Hospital, Woll- und Leinenzeuchweberei, Strumpfwirkerei, Gerberei, Färberei, eine Papiermühle und 2600 Einwohner.

Triade (v. Griech.), s. v. a. Trias.

Triandrus (v. Griech.), dreimännig, Bezeichnung derjenigen Blüthen, welche mit 3 Staubgefäßen versehen sind; daher Triandria, dritte Klasse des linné'schen Pflanzensystems, diejenigen Gattungen enthaltend, welche Zwitterblüthen haben, die mit 3 freistehenden Staubfäden versehen sind.

Triangel (v. Lat.), s. v. a. Dreieck, insbesondere das gleichseitige; in der Musik ein eintöniges Schlaginstrument, das aus einem in die Form eines gleichseitigen Dreiecks gebogenen Stahlstabe besteht, an einem Riemen gehalten und mit einem Stahlstabe geschlagen wird.

Trianon, Groß- und Kleintrianon, zwei Lustschlösser im Bereiche des Parks von Versailles. Ersteres, von Ludwig XIV. für Frau von Maintenon errichtet, ist zwar nur ein Stockwerk hoch, zeigt aber dennoch den pomphaften Charakter aller Bauten aus jener Zeit. Es diente unter Ludwig XV. und XVI. zu Lustpartien des Hofs, gerieth während der Revolution in Verfall, ward von Napoleon I. wieder hergestellt und von ihm im Sommer zuweilen bewohnt. Von da datirt das Zollgesetz vom 3. August 1810 (Dekret von T.). Kleintrianon ließ Ludwig XV. erbauen, um hier seine geheimen Orgien zu feiern. Es war dann Lieblingsaufenthalt der Königin Maria Antoinette, diente während der Revolution als öffentliches Speisehaus und ward von Napoleon I. erst für seine Schwester, die Prinzessin Borghese, sodann für die Kaiserin Maria Luise wieder hergestellt.

Triarier (v. Lat.), die Kerntruppen der altrömischen Legionen, so genannt weil sie im Treffen das 3. Glied bildeten.

Trias (griech.), im Allgemeinen Dreiheit, jede Zusammenstellung von drei irgendwie zusammengehörigen Dingen; in der Geognosie Gesteinsgruppe, die aus der konstanten Vereinigung des bunten Sandsteins, des Muschelkalks und des Keupers gebildet wird.

Tribau, s. Trübau.

Tribonianus, berühmter römischer Rechtsgelehrter, geboren zu Side in Paphlagonien, war erst Sachwalter, wurde unter dem Kaiser Justinianus Quaestor sacri palatii, Magister officiorum,

Digitized by Google

Praefectus praetorio und Konsul. In Gemeinschaft mit den ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten jener Zeit verarbeitete er um 530 den ganzen Vorrath rechtswissenschaftlicher Schriften (2000 Volumina) in ein nach dem System des Edictum perpetuum geordnetes Ganzes, die Pandekten, sammelte die kaiserlichen Verordnungen und Entscheidungen nach Materien und ergänzte das ältere Recht in vielen Punkten. Er † 546. S. Corpus juris.

Tribrachys (griech.), dreisilbiger, aus 3 Kürzen bestehender Versfuß, welcher in metrischen Systemen nur als Auflösung des Jambus oder Trochäus, in der deutschen Sprache insbesondere nie als selbstständiger Wortfuß vorkommt.

Tribüne (v. Franz.), Rednerbühne, namentlich für parlamentarische Redner; auch die für die Zuhörer bestimmte Gallerie in Parlamentslokalen.

Tribulus *L.* (Burzelborn), Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen, charakterisirt durch den 5theiligen, abfälligen Kelch, die 5blätterige Korolle, die stiellose 5eckige Narbe und die 5 3samigen, in Stacheln und Flügel verlängerten Bälge, einjährige niedergestreckte und weitschweifige Kräuter oder ausdauernde Halbsträucher in wärmeren Ländern, worunter T. terrestris *L.*, Erdstachelnuß, einjähriges Gewächs in Südeuropa, Kleinasien und Nordafrika, auf bebauten und wüsten Plätzen, an Wegen ꝛc. gemein, mit gelben Blüthen und stacheligen Früchten, sonst als adstringirendes Mittel gegen Halsbeschwerden, Durchfall und Blutfluß in Gebrauch war.

Tribunal (lat.), bei den Römern der erhöhte Ort, wo der Magistrat, namentlich der Prätor, auf der Sella curulis sitzend, die Jurisdiktion handhabte. Neben ihm fanden daselbst auch die sein Konsilium bildenden Beisitzer ihren Platz. In Rom stand das älteste T. des Praetor urbanus auf dem Comitium; ein anderes befand sich auf dem Forum, und noch andere pflegten daselbst für einzelne Quästionen aus Bretern errichtet zu werden.

Tribunal (v. Lat.), Gerichtshof, Gerichtsstelle, namentlich eine höhere, z. B. das Obertribunal in Berlin.

Tribunen (tribuni), im alten Rom ursprünglich die Vorsteher der Tribus, dann überhaupt Vorsteher. Die Tribuni aerarii erhoben das Tributum von gewissen Abtheilungen der Bürger und zahlten es dann an die Soldaten, später an die Quästoren aus. Die Tribuni celerum befehligten unter den Königen die Reiterei. Die Tribuni militum, Kriegstribunen, auch T. militares genannt, waren Anführer der Legionen zu Fuß, deren jede Legion 6 hatte. Seit 361 v. Chr. wurden von den 24 Kriegstribunen 6 von der Volksversammlung, die übrigen von den Konsuln ernannt. Im Jahre 311 v. Chr. aber wurde durch die Lex Atilia dem Volke die Erwählung von 16, später von 24 Kriegstribunen anheimgegeben; die übrigen wurden von den Konsuln gewählt. Ihre Amtsgeschäfte waren: Aushebung der nöthigen Mannschaft, Einreihung derselben in die verschiedenen Abtheilungen der Legion, Aufsicht auf die Beobachtung der Disciplin ꝛc., Leitung der Waffenübungen, Beaufsichtigung der Vertheilung des Getreides, Bestrafung von Vergehen, Urlaubsertheilung, Entscheidung von Streitigkeiten. Seit 445 v. Chr. wurden auf Verlangen des Volks statt der Konsuln bisweilen Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt (tribuni militum consulari potestate) gewählt. Die wichtigsten T. waren aber die Volkstribunen (tribuni plebis), seit 493 v. Chr. kreirt. Zweck dieser plebejischen Magistratur war Schutz gegen Mißbrauch der konsularischen Gewalt. Jeden, der an die Gemeinde provocirte, sollten die T. innerhalb der Stadt und einer Meile im Umkreis schützen, sie selbst galten für unverletzlich (sacrosancti). Die Macht der T. bestand anfangs darin, daß sie durch ihr Veto hemmend einschritten, wo die plebejischen Freiheiten oder Interessen verletzt wurden. In den plebejischen Volksversammlungen führten sie den Vorsitz. Anfangs wurden 2, dann 5 und seit 457 v. Chr. 10 T. gewählt, und zwar in den Centuriatkomitien. Ihr Amt traten sie den 10. Dec. an. Eine Erweiterung ihrer Macht erhielten sie 454 v. Chr., indem damals in den Centuriatkomitien das Gesetz durchging, wonach alle Obrigkeiten, daher auch die T. das Recht haben sollten, Denjenigen, der ihr Amt beleidigte, mit einer Geldstrafe zu belegen. Durch das Gesetz des Volkstribunen Duilius wurde das durch das Decemvirat beseitigte Volkstribunat wiederhergestellt. Ein durchs Loos bestimmter Tribun führte den Vorsitz in der Wahlversammlung. Der Gewählten Pflicht war es, vor den Thüren der Senatsversammlung sitzend den Berathungen zuzuhören, bis Icilius 456 den Volkstribunen das Recht erwarb, den Senat zu berufen und in ihm zu reden. Wirkliche Senatoren wurden aber die Volkstribunen erst durch das atinische Plebiscit (131 v. Chr.). Es wurden von nun an auch oft Patricier zu Volkstribunen erwählt. Zwischen den Jahren 415 bis 394 v. Chr. ging im tribunicischen Kollegium die Veränderung vor, daß nicht mehr die Stimmenmehrheit entschied, sondern der Einspruch eines Einzigen die Beschlüsse der Uebrigen hemmte. Im Uebrigen hing die vergrößerte Macht der Volkstribunen mit der erweiterten Macht der Tributkomitien zusammen. Als später der Gegensatz zwischen Patriciern und Plebejern verschwunden war, richtete sich der Einspruch der T. nicht mehr gegen die erstern, sondern gegen jede obrigkeitliche Handlung, die sie dem Staat für nachtheilig hielten. Einen Grund brauchte der intercedirende Volkstribun nicht anzugeben. Nach Ablauf seines Amtsjahres konnte jedoch ein Tribun vor dem Volke angeklagt werden, wenn ihm eigennützige Absichten nachzuweisen waren. Die Macht der T. war übrigens manchem Wechsel unterworfen. So lange sie die alleinigen Vertreter der Interessen des Volks waren, standen sie in hohem Ansehen, seit den punischen Kriegen wurden sie jedoch oft den Patriciern u. dem egoistischen Interesse des Senats dienstbar. Die Gracchen versuchten vergeblich ihr Ansehen wieder zu heben. Sulla vernichtete ihre Bedeutung gänzlich und ließ ihnen nichts als die Macht des Protestes. Nach und nach erhob sich jedoch der Einfluß der T. wieder, namentlich durch die Volkstribunen Licinius und Quinctius 76 und 74 v. Chr., sowie durch Pompejus 71 v. Chr., und unter Cäsar erreichte derselbe eine noch nie gehabte Höhe, weil

Digitized by Google

dieser seine Absichten mit Hülfe der T. am besten durchführen konnte. Später drückte er die Macht der Volkstribunen wieder zum Schatten herab. Augustus wurde vom Senat auf immer mit dem Tribunat bekleidet, ebenso sein Nachfolger. Dennoch wurden Volkstribunen noch fortgewählt, bis endlich Konstantin der Große diese Würde abschaffte. Im Mittelalter wurde Cola di Rienzi († 1347) noch einmal mit der Würde eines Tribunen bekleidet. Das in Frankreich nach der Revolution vom 18. Brumaire durch die Verfassung von 1799 eingeführte, von Sieyès ersonnene Tribunat sollte ursprünglich als Schutzmauer der öffentlichen Freiheit dienen, sank aber bald zum dienstbaren Werkzeug Bonaparte's herab. Es bestand aus 100 Mitgliedern und übte mit dem gesetzgebenden Körper die gesetzgebende Gewalt, indem es die Gesetzentwürfe der Regierung diskutiren, berathen, der letztere aber dieselbe ohne Diskussion verwerfen oder annehmen sollte. Die T. mußten wenigstens 25 Jahre alt sein und bezogen jährlich 15,000 Fr. Gehalt. Sie wurden vom Senat gewählt, u. zwar aus der sogenannten Nationalliste, welche alle diejenigen Kandidaten der Departementswahlen enthielt, die nur in dritter Reihe die Stimmenmehrheit erhalten hatten. Jährlich trat der fünfte Theil der Mitglieder aus dem Tribunat aus; doch konnten die Austretenden so lange wieder gewählt werden, als sie noch auf der Nationalliste standen. Bonaparte brachte es 1803 dahin, daß lauter ihm ergebene oder unbedeutende Männer in das Tribunat gewählt wurden, daher aus seiner Mitte am 4. Mai 1804 der Antrag auf Erhebung Bonaparte's zum Kaiser gestellt ward. Durch Senatuskonsult vom 18. Mai 1804 ward es umgestaltet, indem der größere Theil seiner Mitglieder dem gesetzgebenden Körper einverleibt ward, die Generalversammlungen aufhörten und nur drei Tribunatsektionen für das Innere, die Gesetzgebung und die Finanzen übrig blieben. Auch diese Schattengewalt ward endlich durch Senatuskonsult vom 19. Aug. 1807 beseitigt, indem an die Stelle der Tribunatsektionen drei Kommissionen des gesetzgebenden Körpers traten.

Tribus (lat., d. i. Drittel), Haupteintheilung des römischen Volks, nachdem dessen 3 Grundbestandtheile, Latiner, Sabiner und Etrusker, von Romulus vereinigt waren. Sie trugen jede unter einem Vorsteher, Tribun, die Namen Ramnes, Tities und Luceres. Jede dieser 3 T. war in 10 Kurien und jede Kurie in 10 Gentes eingetheilt. Als die Römer in Folge ihrer Kämpfe mit den benachbarten, namentlich zum lateinischen Bunde gehörigen Städten viele Völker ihrem Staate einverleibten, wurden zwar einzelne edle Geschlechter derselben in die T. und Kurien aufgenommen, allein die meisten blieben von den Altbürgern, den Patriciern, geschieden und übten als Plebejer weder Stimm- noch Wahlrecht aus. Erst Tullus Hostilius nahm eine Anzahl plebejischer Familien unter die Patricier auf. Nach ihm machte Servius Tullius einen neuen Versuch, die Plebejer mit den Patriciern zu einem Ganzen zu verbinden. Demnach veranstaltete er eine Eintheilung der römischen Ländereien in 30 örtliche Bezirke (tribus), von denen 4 die Stadt und die dazu gehörigen Ländereien (t. urbanae), 26 die übrige Landschaft (t. rusticae) umfaßten. Jede städtische T. war wieder in Vici, jede ländliche in Pagi eingetheilt. Die Bewohner jeder T. bildeten eine geschlossene Gemeinde unter einem Magister pagi. Die 3 Geschlechtstribus bestanden neben den 30 örtlichen T. noch fort. Durch die Kriege mit den Tarquiniern wurde die Zahl der 30 T. auf 20 vermindert, indem die übrigen 10 an Porsenna, König von Clusium (507 v. Chr.), abgetreten werden mußten. Doch gab es 241 v. Chr. wieder 35 T., bei welcher Zahl es dann blieb. Jeder römische Bürger mußte in der T. bleiben, in welcher er geboren war. Die Versammlungen nach T. hießen Tributkomitien (s. Komitien).

Tribut (v. Lat.), ursprünglich die Steuer in Rom, welche die Bürger von ihrem Vermögen an den Staat zu zahlen hatten, bis die Eroberung Macedoniens dem Aerarium andere Einnahmequellen eröffnete, so daß jene Steuer wegfallen konnte. Eingeführt ward sie erst wieder von den Triumvirn, auf die Dauer vielleicht erst unter den Kaisern. Seitdem die Provinzen eine auf die Köpfe umgelegte Steuer bezahlen mußten, ward dieser Name besonders von dieser gebraucht. Jetzt versteht man darunter hauptsächlich solche Abgaben, welche bezwungene Völker an den Sieger zahlen müssen.

Tricarico, Stadt in der italienischen Provinz Potenza (ehemaligen neapolitanischen Provinz Basilicata), an den Apenninen, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, ein Seminar, Seiden- u. Tabaksbau und 6000 Einw.; litt 1694 durch ein Erdbeben.

Trichine (Trichina spiralis *Owen*), kleiner Rundwurm, welcher durch seinen Parasitismus innerhalb des menschlichen Körpers und namentlich durch die mit seiner massenhaften Einwanderung in den Körper verbundene Gefahr während der letzten acht Jahre zu großer Berühmtheit gelangt ist. Lange Zeit hindurch kannte man die T.n nur in demjenigen Zustand, in welchem sie einige Zeit nach der Einwanderung in den Körper innerhalb der Muskeln angetroffen werden, nämlich im ruhenden Zustand und von einer verkalkten Kapsel umgeben. Diese kleinen verkalkten Trichinenkapseln entdeckte 1832 Hilton, Arzt am Guyhospital in London, den in ihnen versteckten Rundwurm 1835 sein Landsmann Paget. Noch in demselben Jahre gab der Engländer Owen die erste Beschreibung des Wurmes heraus, der von ihm wegen seines haarfeinen Körpers und der Art seiner Aufrollung innerhalb der Kapsel den Namen Trichina spiralis (spiralförmiger Haarwurm) erhielt. Bis zu Ende der dreißiger Jahre hatte man schon in einer ziemlichen Anzahl von Fällen in England, Frankreich, Deutschland, Nordamerika und Dänemark die eingekapselten T.n in den Muskeln von Menschenleichen gefunden, man hielt aber den Wurm für vollständig bedeutungslos und vermochte ihm höchstens ein wissenschaftliches Interesse abzugewinnen. Man beschäftigte sich mit der Erforschung seines feineren anatomischen Baues und erörterte wohl auch die Frage nach seiner Entstehung, wobei man noch vielfach die Theorie von der Urzeugung festhielt, d. h. man ließ die fraglichen Würmer so zu

Digitized by Google

sagen von selbst im Menschen entstehen, ohne von seiner Einwanderung in den Organismus nur eine Ahnung zu haben. Als zu Anfang der vierziger Jahre die Lehre von dem Generationswechsel vieler niederer Thiere aufgestellt wurde, erhielt auch die Forschung bezüglich der Entstehung der T. eine ganz andere Richtung, um so mehr, als einzelne Beobachter in den Muskeltrichinen die Anlage von Geschlechtsorganen, zunächst von einem Eierstock gesehen zu haben glaubten. von Siebold sprach es geradezu aus, daß die Muskeltrichinen jedenfalls nichts Anderes als der Jugendzustand eines Rundwurmes seien, dessen reifer Zustand vielleicht unter den übrigen im Menschen schmarotzenden Rundwürmern zu suchen sei. Seitdem Küchenmeister durch Fütterungsversuche so positive Resultate bezüglich des Generationswechsels der Bandwürmer erlangt hatte, wurde nun derselbe Weg (etwa seit Mitte der fünfziger Jahre) auch für die Erforschung der Erzeugung und Fortpflanzung der T. angewendet. Zunächst allerdings erhielt man, zum Theil wegen Mangelhaftigkeit der Versuchsmethoden, mehr oder weniger schwankende Resultate. Die ersten von positiven Resultaten gekrönten Versuche wurden von Leuckart u. Virchow angestellt und fallen in die Jahre 1859 und 1860. Leuckart fütterte einen Hund mit trichinigem Fleische und beobachtete, daß die Muskeltrichinen im Hundedarm aus ihren Kapseln befreit werden und sich zu den größern Darmtrichinen entwickeln. Die reifen Darmtrichinen aber sind mit Geschlechtswerkzeugen versehen, begatten sich und erzeugen eine junge Trichinenbrut in ganz außerordentlicher Menge. Es war nun noch die Frage zu lösen, wie sich diese Brut zu den Muskeltrichinen verhalte. Die Lösung dieser Frage brachte schon im Januar 1860 eine entscheidende Beobachtung von Zenker, welcher die junge T. auf der frischen Einwanderung aus dem Darm in die Muskeln ertappte und dadurch das letzte Glied in der Entwicklungsgeschichte dieses Thieres auffand, zugleich aber auch die große Gefährlichkeit dieser Einwanderung für den Menschen erkannte. Dieser Fall sowie weitere Versuche an Thieren lehrten zunächst, daß die junge aus den Darmtrichinen erzeugte Brut sich in demselben Wohnthiere verbreitet, wo auch die Darmtrichinen sich finden. Der zenkersche Fall betraf ein junges Mädchen, welches um Weihnachten 1859 Fleisch von einem T.n enthaltenden Schinken genossen hatte und am 29. Jan. 1860 unter eigenthümlichen Erscheinungen gestorben war. Zenker wies nicht bloß in dem Darminhalt dieses Mädchens geschlechtsreife Darmtrichinen, sondern auch in den Muskeln desselben junge Muskeltrichinen nach, und es war klar, daß die Krankheitserscheinungen und der Tod des Mädchens durch die Einwanderung der Muskeltrichinen bedingt worden waren. Somit war die große Bedeutung der T. und ihr Schaden für die Gesundheit des Menschen festgestellt. Die Krankheit, welche den Menschen bei der Trichineneinwanderung befällt, erhielt den Namen der Trichinosis oder Trichiniasis, u. es stellte sich bald heraus, daß dieselbe keine seltene und ungefährliche sei. Während man sich jetzt allenthalben mit dem größten Eifer der genaueren Erforschung der Lebensgeschichte der T. zuwendete, dauerte es nicht lange, bis auch anderwärts Erkrankungsfälle beobachtet wurden, welche auf die Einwanderung von T.n bezogen werden mußten. So traten 1860 eine kleine Epidemie in Leipzig, 1862 eine größere in Plauen im Voigtlande, um dieselbe Zeit eine solche in Magdeburg und Umgegend, sowie mehr vereinzelte Fälle an zahlreichen Orten Norddeutschlands auf. Außerdem wurden viele bis dahin unerklärte Erkrankungsfälle unter Berücksichtigung der Symptome u. des Verlaufs nachträglich für Trichinosis erklärt, oder man hatte es mit frischen Fällen zu thun, welche ihren Symptomen nach mit Trichinosis identisch zu sein schienen, aber in denen die Trichineneinwanderung nicht direkt nachgewiesen wurde. Im Herbst 1863 begann die furchtbare Epidemie von Hettstädt (vgl. Ruppracht, Die Trichinenkrankheit im Spiegel der hettstädter Epidemie betrachtet, 1864), welche bis zum Frühjahr 1864 dauerte und in welcher bei 159 Erkrankungsfällen 28 Todesfälle vorkamen. Die größte und schrecklichste Epidemie von Trichinosis, welche bisher beobachtet worden ist, ist aber die von Hedersleben bei Quedlinburg, die vom Oktober 1865 an wüthete und bis Anfang 1866 dauerte. Von mehr als 300 meist schwer Erkrankten waren bis zum 13. December schon einige 90 gestorben. Die Gesammtzahl aller in dieser Epidemie Gestorbenen scheint sich auf etwa 120 belaufen zu haben. Eine sorgfältige Beobachtung aller dieser Epidemien, sowie zahlreiche Versuche an Thieren, welche in den verschiedensten Richtungen angestellt wurden, haben über den Parasitismus der T. beim Menschen und über die medicinische Bedeutung dieses Schmarotzerthieres in der Hauptsache Folgendes gelehrt.

Die T. gelangt auf keinem anderen Wege in den menschlichen Körper als dadurch, daß der Mensch mit lebenden T.n durchsetztes Fleisch, und zwar wohl immer nur Schweinefleisch, genießt. Während das genossene Fleisch im Magen verdaut wird, werden die Trichinenkapseln isolirt; der Kalk, mit welchem dieselben inkrustirt waren, wird durch den Magensaft aufgelöst, die entkalkte Kapsel aufgeweicht und die in derselben eingeschlossene T. schlüpft endlich heraus und kommt als freie Darmtrichine zum Vorschein. Die Muskeltrichine stellt den unentwickelten Zustand des Thieres dar. Der Körper des unentwickelten Thieres ist haarförmig, ungefähr 1 Millimeter lang, vorn spitz, hinten stumpf abgerundet. In diesem Zustand liegen die T.n 2—3mal spiralförmig zusammengerollt in allen willkürlichen quergestreiften Muskeln innerhalb sehr kleiner, elliptischer oder citronenförmiger, dickwandiger, später verkalkender Bläschen oder Kapseln. Die in den Muskeln lebenden T.n besitzen außer dem Darmkanal keine inneren Organe oder höchstens nur Rudimente von solchen. Sobald aber die T.n im Darm aus ihrer Kapsel herausgeschlüpft sind, gerathen sie in starkes Wachsthum und zeigen eine schnell vor sich gehende Entwickelung ihrer Geschlechtsorgane. Binnen wenigen Tagen haben sie die Höhe ihrer Entwickelung erreicht. In diesem reifen Zustande lassen sich Männchen und Weibchen deutlich unterscheiden; ersteres ist $1^1/_2$, letzteres 2—3 Millimeter lang. Das Weibchen bringt lebendige Junge in

Digitized by Google

großer Anzahl zur Welt. Männchen wie Weibchen sind nach dem Kopfende zu verdünnt und spitz, am Schwanzende stumpf und abgerundet. Der Darmkanal geht durch die Länge des ganzen Körpers und zerfällt in den Schlund, den ziemlich weiten Magen und den Mastdarm. Die weiblichen Geschlechtstheile sind einfach u. liegen größtentheils im mittlern Drittel des Körpers. Der Hoden des Männchens liegt im letzten Drittel des Körpers. In sehr kurzer Zeit werden die Darmtrichinen zur Fortpflanzung fähig. Schon 54 Stunden nach dem Genuß von trichinigem Fleisch fand man einen Theil, nach 90 Stunden schon die große Mehrzahl der Weibchen befruchtet. Die Weibchen gebären am sechsten Tage nach der Begattung, in einzelnen Fällen auch schon früher, lebendige, filarienartige nackte Embryonen in ungeheurer Anzahl. Die neugebornen Jungen begeben sich alsbald auf die Wanderung, wobei sie die Wandungen des Darms durchbohren und theils durch die Leibeshöhle hindurch und auf dem Wege des intermuskulären Zellgewebes, theils mit dem Blute in die willkürlichen Muskeln ihres Wirthes gelangen, in das Innere der einzelnen Muskelbündel eindringen und schon am 14. Tage die Größe und Organisation der in den Muskeln lebenden unentwickelten T. erreichen. Das Muskelbündel, in welches eine T. eingewandert ist, verliert sehr bald seine frühere Struktur und schrumpft von seinen Enden her ein, während der eingewanderte Parasit sich spiralig zusammenrollt und die von ihm bewohnte Stelle zu einer ovalen Höhle ausdehnt. Um diese erweiterte Stelle beginnt dann durch peripherische Erhärtung und Verkalkung der körnigen Substanz, welche um das Thier herumliegt, die Bildung der citronenförmigen oder kugeligen Kapsel. Diese verkalkten Kapseln sind es, welche man bei aufmerksamer Betrachtung als feine gestreckte Punkte in dem Muskelfleisch, namentlich da, wo der Muskel in die Sehne übergeht, beobachten kann. Die unverkalkte Kapsel und die noch nicht eingekapselte T. ist mit bloßem Auge wegen ihrer Feinheit und Durchsichtigkeit nicht zu erkennen.

Die Erscheinungen der Trichinenerkrankung des Menschen, der Trichinosis, welche also nur nach dem Genuß von lebende T.n enthaltendem Schweinefleisch auftreten, sind vorzugsweise von der Zahl der in den Körper aufgenommenen T.n abhängig. In den ersten Tagen bis zum Ende der ersten Woche nach der Infektion mit trichinigem Schweinefleisch klagen die Kranken über Verdauungsstörungen, Appetitverlust, Uebelkeit, bisweilen Erbrechen, Mattigkeit, allgemeines Unwohlsein und zu Ende dieser Zeit über Schmerzhaftigkeit und Schwerbeweglichkeit der Arme und Beine. Ungefähr zu Anfang der zweiten Woche stellt sich wassersüchtige Anschwellung des Gesichts, namentlich der Augenlider, mit einem Gefühl von Spannung, jedoch ohne eigentliche Schmerzen in den angeschwollenen Theilen ein. Gleichzeitig tritt Fieber mit reichlichem Schweiß und bisweilen mit sehr frequentem Puls auf. Die Schmerzhaftigkeit der Arme und Beine nimmt zu, die Schmerzen erstrecken sich allmählig über alle Theile, welche quergestreifte Muskeln enthalten; die Muskeln fühlen sich geschwollen und gespannt an und sind gegen Druck sowie gegen aktive und passive Bewegungen außerordentlich empfindlich, so daß die Kranken mit halbgebeugten Gliedern, in schweren Fällen fast unbeweglich daliegen. Häufig besteht nebenbei Brustbeklemmung, bisweilen auch Schwerbeweglichkeit der Zunge, Schlingbeschwerden und Heiserkeit. Die Erscheinungen des Magendarmkatarrhs nehmen noch zu, meist besteht Verstopfung, selten Durchfall. Gegen Ende der zweiten Woche verschwindet die Anschwellung des Gesichts, dagegen tritt jetzt ein mehr oder weniger starkes, allgemeines Oedem ein, welches jedoch in seltenen Fällen auch ganz fehlt. Von der vierten Woche an tritt in mittelschweren Fällen eine allmählige Abnahme aller Erscheinungen ein; Fieber, Muskelschmerzen und Hautwassersucht lassen nach, der Appetit kehrt allmählig zurück. In schwereren Fällen steigern sich alle Erscheinungen, meist sind dann auch heftige, schmerzhafte, mit Tenesmus verbundene Diarrhöen vorhanden. Stuhl und Urin gehen häufig unwillkürlich ab, die Haut ist bleich und in hohem Grade wassersüchtig geschwollen, die Empfindlichkeit gegen Druck und Bewegungen ist bis zum Unerträglichen gesteigert, die Kranken sind sehr schwach. Von der fünften Woche an stellt sich Genesung ein, indem alle Symptome meist allmählig nachlassen und gewöhnlich guter Appetit besteht. Die größere Mehrzahl der Trichinenkranken genesen. Die in den Muskeln incystirten T.n scheinen keinen wesentlichen Nachtheil zur Folge zu haben und die durch die Einwanderung der T.n zu Grunde gegangenen Muskelfasern werden durch neugebildete Fasern vollständig ersetzt. Der etwaige Tod der Patienten ist selten bedingt durch die Massenhaftigkeit der Trichineneinwanderung und durch die allgemeine Erschöpfung, meist wohl durch komplicirende Affektionen (Brustfell- und Lungenentzündung ꝛc.). Der Tod tritt in der ersten bis neunten Woche der Krankheit ein. Die ärztliche Aufgabe gegenüber den T.n besteht einmal in der Verhütung einer Ansteckung mit diesen Thieren, und dann, wenn diese Ansteckung durch Genuß von trichinigem Schweinefleisch schon Statt gefunden hat, in der Verhütung der Folgen dieses Genusses. Da wir bisher kein Mittel kennen gelernt haben, welches im Stande wäre, die junge Trichinenbrut zu tödten, sobald diese den Darm des Menschen verlassen und sich auf die Wanderung nach den Muskeln begeben hat, so ist es die oberste Aufgabe, die Darmtrichinen aus dem Organismus zu entfernen. Dies geschieht durch ein kräftiges Laxans, wodurch die Thiere zugleich mit dem übrigen Darminhalt aus dem Körper fortgeschafft werden. Werden die T.n aus dem Darme entfernt, bevor die Weibchen ihre Embryonen abgesetzt hatten, so geht die Infektion mit trichinigem Fleisch schadlos vorüber; aber selbst wenn die deutlichen Zeichen schon Statt findender Einwanderung vorliegen, ist immer noch ein kräftiges Laxans am Platze, weil Versuche an Thieren darauf hinweisen, daß noch 8 Wochen nach Statt gefundener Infektion trächtige Darmtrichinen in den Därmen vorhanden sein können. Auch ein zufällig nach dem Genusse trichinigen Fleisches eintretender heftiger Durchfall ist als günstiges Moment zu betrachten, weil dadurch

Digitized by Google

größere Mengen von Darmtrichinen oder von ihrer Brut nach außen entfernt werden. Hierauf scheint es zu beruhen, daß Kinder, bei gleicher Menge der Einfuhr kranken Fleisches, viel weniger heftig an Trichinosis erkranken als Erwachsene, weil bei Kindern sich leicht Durchfall einstellt und die schlimmen Folgen der Infektion verhütet.

Es würde von hohem Interesse und größtem praktischen Werthe sein, wenn wir wüßten, auf welchem Wege, d. h. durch Vermittelung welcher Nahrungsmittel, die T.n in die Muskeln des Schweins gelangen. Nach den bisherigen Beobachtungen hat es den Anschein, als ob gewisse Schweinerassen mehr als andere zur Trichinenkrankheit disponirt sind, und als ob bei der Stallfütterung leichter als bei der Waldmästung T.n in den Körper der Schweine gelangen. Mit T.n behaftete Schweine zeigen während des Lebens nichts, was mit Bestimmtheit auf das Vorhandensein von T.n in denselben schließen läßt. Beim Menschen entsteht die Trichinenkrankheit, wie schon erwähnt, nur durch den Genuß trichinenhaltigen Schweinefleisches. Am gefährlichsten ist das rohe Fleisch, und deshalb kommt die Krankheit bei Schlächtern, Köchinnen und bei andern Individuen, welche die Gewohnheit haben, rohes Fleisch zu genießen, verhältnißmäßig häufiger vor als bei andern Leuten. In der großen Epidemie von Hedersleben sind die meisten Menschen in Folge des Genusses von rohem Schweinefleisch erkrankt. Nächst dem rohen Fleische sind die nur schwach gepökelten und schwach geräucherten Schinken und Würste am gefährlichsten, da durch das genannte Verfahren nur die an der Oberfläche gelegenen T.n getödtet werden. Durch die sogenannte Schnellräucherung, bei welcher die Schinken mit Holzessig oder Kreosot bestrichen und nur kurze Zeit oder gar nicht geräuchert werden, werden nur wenig T.n getödtet. Während endlich trichinenhaltiges Fleisch, welches durchgebraten oder längere Zeit der Siedehitze in allen seinen Theilen ausgesetzt gewesen ist, keine lebenden T.n enthält, schützt ein kurzes Kochen des Fleisches nicht vor der Gefahr der Ansteckung mit T.n. Deshalb werden Trichinenerkrankungen selbst durch Leber- und Blutwürste herbeigeführt, welche nicht lange genug gekocht worden sind. Die mikroskopische Untersuchung des Schweinefleisches auf T.n gewährt allerdings die größte Sicherheit, wenn die Untersuchung gründlich und von geübten Leuten vorgenommen wird, aber die strenge Durchführung dieser Maßregel stößt auf praktische Schwierigkeiten, welche keinen großen Erfolg davon erwarten lassen. Indessen wird selbst ein mit T.n behaftetes Fleisch nicht zu fürchten sein, wenn die in demselben enthaltenen Thiere durch Kochen oder Braten, wobei alle Theile des betreffenden Fleischstücks längere Zeit hindurch mindestens einer Temperatur von 60° R. ausgesetzt sind, getödtet wurden. Vgl. Pagenstecher, Die T.n, 2. Aufl., Leipzig 1866; Virchow, Die Lehre von den T.n, 3. Aufl., Berlin 1866; Leuckart, Untersuchung über Trichina spiralis, Leipz. 1860. Die Journalliteratur ist zusammengestellt in Schmidts „Jahrbücher der gesammten Medicin".

Trichoma (griech.), der Weichselzopf.

Trichotomie (v. Griech.), die Theilung in drei Theile, besonders die Theilung des Menschen in Leib (Sonne), Seele (Psyche) u. Geist (Pneuma).

Tricot (franz.), ein auf dem Strumpfwirkerstuhl verfertigter wollener, baumwollener, seidener Stoff zu Beinkleidern, Jacken ꝛc., die daraus stückweise zusammengenäht werden und, unmittelbar auf dem Körper getragen, sich demselben dicht anschmiegen, ohne die freie Beweglichkeit zu beeinträchtigen.

Tridentinische Alpen, Name der Alpenkette, die sich jenseits der weiten Spalte des Etschthales hinziehen und mit ihrer Verzweigung das südöstliche Tyrol, sowie den nördlichen Theil Venetiens zwischen Etsch, Eisack, Rienz und Piave erfüllen, meist gesonderte Bergstöcke, weniger zusammenhängende Massen bildend und mit ihren Gipfeln nur bis in die mittlere Alpenregion reichend. Die höchsten Spitzen liegen in dem östlichen Theile des Hauptrückens, den sogenannten cadorischen Alpen (s. d.).

Tridentinisches Koncil (concilium Tridentinum), zur Beseitigung der durch die Reformation enthüllten kirchlichen Mißbräuche berufene allgemeine Kirchenversammlung. Die erste Veranlassung zu derselben war die Appellation der protestantischen Fürsten an eine allgemeine Synode; ihnen traten dann auch die katholischen Fürsten bei, und Kaiser Karl V. hatte schon die Päpste Leo X., Hadrian VI. und Klemens VII. zum Ausschreiben einer solchen zu vermögen versucht, jedoch vergeblich. Im regensburger Reichstagsabschied vom 29. Juli 1541 versprach der Kaiser von Neuem für das Zustandekommen eines Generalkoncils zu sorgen, und der Papst berief nun aus Besorgniß, die Deutschen möchten sonst ihre kirchlichen Angelegenheiten selbstständig regeln, dasselbe auf den 1 Nov. 1542 nach Trient, aber theils die Protestation der Evangelischen gegen diese mehr italienische als deutsche Stadt, theils der Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich verzögerte seinen Zusammentritt, bis nach dem Beginn des schmalkaldischen Kriegs der Kaiser denselben von Neuem betrieb, da er in dem Koncil ein Mittel zur Erreichung seiner Absichten gegen den schmalkaldischen Bund zu finden hoffte. So ward das Koncil am 13. Dec. 1545 in der Dreieinigkeitskirche zu Trient eröffnet. Die Sessionen waren aber eigentlich nur leere Formalitäten zur Verkündigung der Beschlüsse, die in den Ausschüssen vorbereitet und debattirt wurden. Die Abstimmung geschah nicht nach Nationen, wie in Konstanz, sondern nach Köpfen. Da die Italiener zahlreicher als alle anderen Nationen zusammen vertreten waren, die Ausschüsse von den Legaten gewählt und instruirt wurden u. der präsidirende Kardinallegat del Monte fortwährend mit dem Papste korrespondirte, so konnte das Koncil kein freies sein. In der 1. Session ward das Ceremoniale für das Koncil bestimmt, in der 2. wurden die protestantischen Lehren untersucht und in der 3. bis 8. verdammt und Lehren zu Dogmen erhoben, die bisher noch nicht als solche gegolten hatten. Als gleichwohl die Verhandlungen eine der römischen Kurie bedenkliche Richtung nahmen, die kaiserlichen Gesandten immer

Digitized by Google

kühnere Anträge einbrachten und die Opposition der französischen und spanischen Bischöfe selbst die Forderungen der protestantischen Abgeordneten willkommen hieß, verlegte der Papst, um Zeit zu gewinnen, angeblich wegen einer in Trient ausgebrochenen Seuche, unter Genehmigung der Majorität der Väter das Koncil am 11. März 1547 nach Bologna. Die italienischen Patres reisten sogleich ab, die kaiserlichen Bischöfe aber, 18 an der Zahl, blieben in Trient zurück, da der Kaiser feierlich gegen die Verlegung protestirte. In Bologna, wo sich 6 Erzbischofe, 32 Bischöfe und 4 Ordensgenerale einfanden, erließen aber die Legaten in der 9. und 10. Sitzung am 21. April u. 2. Juni 1547 Dekrete, wodurch die Versammlung vertagt, in der That aber entlassen wurde, u. die Aussetzung des Koncils wurde in einer Bulle vom 17. September 1549 vom Papst Paul III. ausgesprochen. Nach dessen Tod schrieb der neue Papst Julius III. auf Betrieb des Kaisers die Fortsetzung des Koncils in Trient aus, und sein Legat, der Kardinal Marcellus Crescentius, eröffnete dasselbe am 1. Mai 1551, Frankreich aber legte Protest ein gegen die Fortsetzung des Koncils. Indeß langten als päpstliche Theologen die Jesuiten Lainez und Salmeron an und übten von nun an entscheidenden Einfluß auf die Dekrete. In der 13. Sitzung wurde die Lehre von der Transsubstantiation, in der 14. Sitzung die von der Buße und letzten Oelung bestätigt. Die Protestanten waren zwar vom Papste zur Beschickung des Koncils eingeladen worden, aber es erschienen nur brandenburgische, würtembergische sowie Abgeordnete aus einigen oberländischen Städten und endlich am 7. Januar 1552 die Gesandten des Kurfürsten Moritz von Sachsen. Der unerwartete Feldzug des letzteren gegen den Kaiser und sein Erscheinen vor Innsbruck hatte aber die Vertagung des Koncils auf 2 Jahre, die in der 16. Sitzung (28. April 1552) beschlossen ward, zur Folge. Aus den 2 Jahren wurden 10 Jahre. Zwar erließ Papst Pius IV. 1560 und 1561 neue Einladungen zur Fortsetzung des Koncils, aber die Protestanten nahmen diese nicht an, und der König von Frankreich forderte ein neues, freies Koncil. Endlich wurde die Kirchenversammlung unter dem Vorsitze des Kardinallegaten, Prinzen Hercules Gonzaga von Mantua, mit der 17. Sitzung am 18. Januar 1562 wieder eröffnet. Immer entschiedener erneuerten der Kaiser, der Kurfürst von Bayern und Frankreich ihre Anträge auf Reformation der Kirche, auf Verstattung des Laienkelchs im Abendmahl, der Priesterehe und der verbotenen Speisen. In der Behauptung, daß die bischöflichen Aemter und Würden nicht päpstlichen, sondern göttlichen Ursprungs seien, stimmten alle Bischöfe, außer den italienischen, überein, aber letztere brachten es durch ihre überwiegende Mehrzahl dahin, die Beschlüsse bei der Abstimmung stets nach den Absichten des römischen Hofes zu wenden. So kamen in der 21. und 22. Sitzung die Dekrete von der Abendmahlsfeier und dem Meßopfer zu Stande. Am 13. November erschien bei dem Koncil noch der Kardinal von Lothringen mit 14 Bischöfen, 3 Aebten und 18 Theologen aus Frankreich. Da derselbe die Oppositionspartei verstärkte und 34 französische Reformationsartikel mitbrachte, so wußte die päpstliche Partei die nächste Sitzung von einem Monat zum andern hinauszuschieben. Darüber starb am 2. März 1563 der Kardinallegat Gonzaga. An seiner Stelle präsidirten die Legaten Moroni und Stavageri, welche die Versammlung theils durch Förmlichkeiten, theils durch Streitigkeiten und Zänkereien der Theologen zu ermüden und die Dekrete von der Priesterweihe und Hierarchie, dem Sakrament der Ehe, dem Fegfeuer, dem Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienst, den Klostergelübden, dem Ablaß, Fasten, den Speiseverboten und dem Verzeichniß der verbotenen Bücher, das nebst der Abfassung eines Katechismus und Breviers dem Papste überlassen wurde, durchzusetzen wußten. Das Klosterwesen wurde in 22 Artikeln reformirt. In den Reformationsdekreten, die in der 21. bis 25. Session publicirt wurden, sorgte man für Abstellung der bisherigen Mißbräuche bei Ertheilung und Verwaltung geistlicher Aemter, sowie für die Bildung der Geistlichkeit durch die Vorschrift der Anlegung von Seminarien und Prüfung der Ordinanden. Am Schlusse der 25. Sitzung, am 4. Dec. 1563, rief der Kardinal von Lothringen: „Verflucht seien alle Ketzer!“ und die Prälaten stimmten ein: „Verflucht, verflucht!“ So endigte die tridentinische Kirchenversammlung. Ihre Beschlüsse wurden von 255 Prälaten unterschrieben und trennten für immer die protestantische von der katholischen Kirche und erhielten für diese die Bedeutung eines symbolischen Buchs. Papst Pius IV. bestätigte dieselben am 26. Jan. 1566 durch die Bulle Benedictus deus und behielt dem Papste allein ihre Auslegung vor, für die 1588 von Sixtus VI. eine besondere Kongregation von Kardinälen niedergesetzt wurde. Dekrete der Synode von Trient fanden in den italienischen Staaten, in Portugal und Polen vom Kaiser unbedingte, in Spanien durch die Reichsgesetze bedingte Annahme, in Frankreich, Deutschland und Ungarn dagegen Widerspruch, der sich nur nach und nach zu stillschweigender Billigung der den Glauben betreffenden Dekrete bequemte. Die „Canones et decreta oecumenici concilii Tridentini“ wurden herausgegeben lateinisch Leipzig 1842, von Richter, das. 1853, deutsch von Egli, Luzern 1825, deutsch und lateinisch von Smets, 2. Aufl., Bielefeld 1827. Die Geschichte des t.n K.s schrieben Sarpi (Lond. 1619; deutsch von Rambach, Halle 1761—65, 6 Bde.) und gegen ihn Pallavicini (Rom 1656—57, 2 Bde.); Brischar (Zur Beurtheilung der Kontroversen zwischen Sarpi und Pallavicini, 1844); Göschel (Regensb. 1840), Wessenberg (Konst. 1840), Bungener (deutsch, Stuttg. 1861). Vgl. Chemnitz, Examen Concilii Tridentini 1565—73, 4 Bde., zuletzt Berlin 1862; Mendham, Memoirs of the council of Trent, London 1834.

Triennium (lat.), Zeit von 3 Jahren. Akademisches T. (t. academicum), die fast allgemein übliche Zeit von 3 Jahren, welche in Deutschland zum Besuch der Universität verwendet wird und als Minimum in verschiedenen Fällen sogar gesetzlich gefordert wird. Vergl. Universitäten.

Trient (ital. Trento, lat. Tridentum), Haupt-

Digitized by Google

stadt des gleichnamigen tyroler Kreises (111,74 QMeilen mit 321,220 Einw.), in einem Gebirgskessel am linken Ufer der schiffbaren Etsch und an der Eisenbahn nach Venedig, ist der Sitz eines Fürstbischofs, eines Domkapitels, Kreisgerichts und anderer Behörden, hat 2 Vorstädte, hohe Mauern, breite, gut gepflasterte Straßen und ganz in italienischem Styl erbaute Häuser. Der ansehnlichste Platz ist die Piazza grande mit dem Neptunsbrunnen. Unter 13 Kirchen sind die hervorragendsten: der aus Marmor aufgeführte Dom mit 3 Schiffen im Rundbogenstyl, im 10. Jahrhundert begonnen, im 16. vollendet; die Kirche Santa Maria Maggiore, aus rosenrothem Marmor erbaut, mit hohem Thurm und den Bildnissen der Kirchenfürsten, welche dem in dieser Kirche abgehaltenen Koncil (s. Tridentinisches Koncil) beiwohnten; die Peterskirche mit einer Kapelle des heiligen Simon; die reich mit Marmor verzierte Kirche der Jesuiten, jetzt Seminarialkirche genannt, und die Kirche della Annunziata mit hoher, von 4 Säulen aus rosenrothem Marmor, Monolithen, getragener Kuppel. Andere ansehnliche Gebäude sind das Schloß Buon consiglio, einst die Residenz der Fürstbischöfe, das Rathhaus, das Kastell beim Thore Acquila, der Justizpalast, das Theater, die Paläste Gallas, Zambelli, Tabarelli und Wolkenstein mit guten Gemälden. Die Stadt hat ein Franciskaner- und ein Kapuzinerkloster, ein fürstbischöfliches Klerikalseminar mit Bibliothek, eine theologische Diöcesanlehranstalt, ein Obergymnasium, eine Knaben- und Mädchenhauptschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Privattaubstummeninstitut und mehre Wohlthätigkeitsanstalten und 14,500 italienisch redende Einwohner. Die Industrie wird repräsentirt durch eine kaiserliche Tabaksfabrik, eine Kartenfabrik, eine Zuckerraffinerie, eine Glasfabrik, eine Glockengießerei, Seidenspinnerei und Seidenweberei, Konfitürenfabrikation ꝛc. Auch wird in der Umgebung viel Obst und Wein gebaut. Lebhaft ist der Transitohandel; auch der aktive Handel ist ansehnlich. In der Nähe sind Gyps- und Marmorbrüche. Vor der Santa d'Acquileja liegt Allelaste mit Gebär-, Findel- und Hebammenanstalt. Im Alterthum war T. römische Pflanzstadt. Kaiser Konrad der Salier belehnte den Bischof von T. mit der fürstlichen Würde und weltlichen Herrschaft über die Stadt. Das Koncilium von 1545—63 gab letzterer eine welthistorische Bedeutung. Die Franzoseneinfälle 1703 und 1735 richteten nur vorübergehendes Unheil an. Im Jahre 1803 wurde das Hochstift säkularisirt und den österreichischen Landen einverleibt. Im Jahre 1805 fiel es an Bayern und, nach den Kämpfen von 1809 im Angesicht der Stadt, an das Königreich Italien. Im Jahre 1813 kam es wieder an Oesterreich.

Trier, vormaliges deutsches Erzstift und geistliches Kurfürstenthum im kurrheinischen Kreise, grenzte an Nassau, das Erzstift Köln, die Herzogthümer Luxemburg und Lothringen, das Kurfürstenthum Pfalz bei Rhein, die Landgrafschaft Hessen-Rheinfels und die Grafschaft Katzenellenbogen, umfaßte ein Areal von 151 QMeilen mit 280,000 meist katholischen Einwohnern und theilte sich in das obere und niedere Stift, deren erstes T., das andere Koblenz zur Haupt- und Residenzstadt hatte. Der dortige Erzbischof und geistliche Kurfürst nahm als solcher die zweite Rangstufe ein und führte den Titel Kanzler durch Gallia. Die jährlichen Einkünfte beliefen sich auf ½ Million Thaler. Das Wappen war ein gevierter Schild mit einem rothen Kreuze im silbernen Felde und einem weißen Lamm mit einem Fähnlein auf einem Hügel im rothen Felde. Das Erzstift, das älteste in Deutschland, soll im 7. Jahrhundert aus dem schon zu Anfang des 4. Jahrhunderts bestehenden Bisthum Trier entstanden sein. Unter den Erzbischöfen sind zu erwähnen: Graf Balduin von Luxemburg (1307—23), der Bruder Kaiser Heinrichs VII., der Gründer der Macht des Erzstifts; der Graf Richard von Greifenklau (1511 bis 1531), der Gegner Sickingens, der dem Eindringen der Reformation mit Erfolg entgegenwirkte; der Pfalzgraf Franz Ludwig von Neuburg (1716—29), der die Rechtszustände des Landes hob, und der letzte, der Prinz Klemens Wenzel von Sachsen, der, 1768 erwählt, den berühmten Joh. Nik. von Hontheim zum Minister hatte und lebhaften Antheil an der emser Punktation nahm, aber 1787 mit dem Kurfürsten von Mainz wieder zurücktrat. Am 8. August 1794 wurde T. von den Franzosen besetzt und 1799 wurde der linksrheinische Theil des Erzbisthums Frankreich einverleibt, der rechtsrheinische aber im Frieden zu Luneville (1801) größtentheils zu Nassau geschlagen und der Kurfürst von T., der am 27. Juli 1812 zu Augsburg starb, mit einer jährlichen Pension von 300,000 Gulden abgefunden. Durch den pariser Frieden 1814 kamen die kurtrierschen Lande wieder zu Deutschland, worauf sie bis auf wenige Bezirke, als St. Wendel (das an Koburg und erst 1834 an Preußen fiel), Birkenfeld und Meisenheim, mit Preußen vereinigt wurden. Der preußische Antheil gehört gegenwärtig zu den Regierungsbezirken Trier und Koblenz. Vergl. Hontheim, Historia Trevirensis diplomatica et pragmatica, Augsb. 1750, 3 Bde.; Derselbe, Prodromus historiae Trevirensis, das. 1757, 2 Bde.; Conrad, Triersche Geschichte bis 1804, Hadamar 1822; Gesta Trevirorum, herausgegeben von Wyttenbach und Müller, Trier 1836—39, 3 Bde.

Trier (lat. Augusta Trevirorum, franz. Trèves), Hauptstadt des vormaligen Erzbisthums und des jetzigen gleichnamigen Regierungsbezirks in der preußischen Rheinprovinz, eine der ältesten Städte Deutschlands, liegt in einem reizenden Thal am rechten Ufer der Mosel, über welche eine alte steinerne, 690 Fuß lange, auf 8 Schwibbögen ruhende Brücke führt. Die Stadt, welche viele Gärten in sich schließt, besteht aus der eigentlichen Stadt und 12 Vorstädten, hat 6 öffentliche Plätze, aber meist unregelmäßige, enge Straßen. Unter den Gebäuden verdienen Erwähnung: die Porta nigra (das römische oder schwarze Thor), vielleicht aus der Zeit Konstantins des Großen herrührend und zugleich Thor und Bollwerk, ist 115 Fuß lang, 67 Fuß breit und 70 Fuß hoch und ward im 11. Jahrhundert in eine Kirche verwandelt, ist aber gegenwärtig in seiner alten Form wieder hergestellt und enthält eine Sammlung römischer Alterthümer; der Dom, dessen mittlerer Theil ebenfalls aus den Zeiten Konstantins des Großen

Digitized by Google

herrührt, während die verschiedenartigen Anbaue im 6., 11. und 12. Jahrhundert hinzugefügt worden sind, ist 314 Fuß lang, 135 Fuß breit und 90 Fuß hoch, enthält schöne Grabmäler, bedeutende Reliquien, darunter den berühmten heiligen Rock, und eine der größten Glocken in Deutschland; die Liebfrauenkirche, im reinsten gothischen Styl 1227—43 erbaut und mit dem Dom durch einen Kreuzgang verbunden, hat ein figurenreiches Portal und kühn gewölbtes Schiff; die Gangolphskirche hat einen schönen Thurm, die Paulliner- und die Matthäuskirche Krypten. Im Ganzen hat die Stadt 6 katholische und eine evangelische Kirche. Noch sind zu nennen das Neuthor mit Basreliefs aus dem 12. Jahrhundert, der kurfürstliche Palast, jetzt als Kaserne benutzt, das Gebäude der Redemptoristen mit schöner Kirche in byzantinischem Styl und das neue Theater. Interessante Denkmäler aus der Römerzeit sind außer den schon genannten noch: die sogenannten römischen Bäder, wahrscheinlich die Ueberreste eines römischen Kaiserpalastes, zum Theil noch verschüttet; das bis auf Trajan zurückreichende Amphitheater, welches 75,000 Menschen umfaßt; die durch König Friedrich Wilhelm IV. wiederhergestellte Basilika, gewöhnlich Konstantinspalast genannt, neuerlich zur evangelischen Kirche eingerichtet. Der sogenannte Frankenthurm diente in der fränkischen Zeit wahrscheinlich als Getreidemagazin. T. ist Sitz eines Bischofs und Domkapitels, hat ein katholisches Priester- und Knabenseminar, ein Gymnasium mit Bibliothek von 70,000 Bänden, Handschriften (codex aureus) und Inkunabeln, eine simultane höhere Bürgerschule, eine Provinzialgewerbschule, ein Hebammenlehrinstitut, ein Landarmenhaus, eine Irrenanstalt, ein Bürgerhospital, Militärlazareth, Klöster der Redemptoristen, Alexianer, Benediktinernonnen, eine Handelskammer und ein Handelsgericht. Die Einwohner, 21,215 an der Zahl (ohne 3456 Soldaten), mit Ausnahme von gegen 1300 Protestanten und gegen 400 Juden lauter Katholiken, beschäftigen sich vornehmlich mit Obst- und Weinbau, Woll-, Baumwoll- und Leinweberei, Färberei, Gerberei, Wachsbleicherei, auch Tabaks-, Hut- und Tapetenfabrikation und treiben ansehnlichen Handel mit Vieh, Holz, Steinen und Moselweinen. In der Nähe liegt das Lustschloß Monaise und 2 Stunden entfernt, bei dem Dorfe Igel, die sogenannte Igelsäule, ein 72 Fuß hohes Grabmal der Familie der Sekundiner, ein reich verziertes Denkmal aus der Römerzeit, neben dem auch noch ein Kastell oberhalb Saarburg und ein Mosaikboden in Nennig zu erwähnen sind. T. war im Alterthum die Hauptstadt der Trevirer und unter der römischen Herrschaft Waffenplatz und nicht selten die Residenz römischer Kaiser. Seit 463 gehörte es zum fränkischen Reich. Durch den Vertrag von Verdun zu Lothringen geschlagen, ward es unter Heinrich I. auf immer Deutschland einverleibt. Später war es den Erzbischöfen unterthan, da es aber fast reichsstädtische Selbstständigkeit erlangte, so verlegten die Erzbischöfe ihren Sitz nach Koblenz. Erst 1580 ward sie den Erzbischöfen ganz unterthan. Im Jahre 1472 wurde hier eine Universität gestiftet, die 1797 aufgehoben ward. Schon 1675, 1684, 1697 und auf längere Dauer 1794 von den Franzosen erobert, ward sie damals Hauptstadt des französischen Departements Saar. Im Jahre 1814 fiel sie an Preußen. Vergl. Haupt, T.s Vergangenheit und Gegenwart, Trier 1822, 2 Bde.; Braun, T. und seine Alterthümer, Trier 1854.

Trieren (v. Griech., lat. triremes, Dreiruderer), bei den Griechen leichte Kriegsfahrzeuge, auf jeder Seite der Länge nach mit 3 Reihen Ruderbänken, dienten besonders zum Transport der Soldaten. Bei den Römern hießen sie triremes.

Triest (ital. Trieste, lat. Tergeste), Freihafen u. wichtigster Seehandelsplatz der österreichischen Monarchie, bis 1849 Hauptstadt des Guberniums T. im Königreich Illyrien, seitdem aber reichsunmittelbare Stadt Oesterreichs mit einem Gebiet von 1,7 QMeilen, liegt am Fuße des Karstgebirges und am adriatischen Meere, das hier den triester Meerbusen bildet, sowie am Ausgang der wien-triester Eisenbahn, besteht aus 2 Haupttheilen, der Altstadt, die, an und auf dem mit einem Kastell gekrönten Schloßberg erbaut, meist unregelmäßige und enge Straßen hat, und der Neustadt, welche wieder in die Theresienstadt, den schönsten Stadttheil, die Josephsstadt und die Franciskanerstadt zerfällt und breite, regelmäßig sich rechtwinkelig kreuzende Straßen enthält. In der Theresienstadt tritt der große, 200 Klaftern lange, 18 Fuß breite und 14 Fuß tiefe Kanal mit der rothen Brücke ein. Der Torrento, über den 11 Brücken führen, trennt die Theresienstadt von der Franzensvorstadt. T. zählt 7 größere Plätze, nämlich: den großen Platz nahe am Hafen Mandracchio mit der Marmorstatue Karls VI., einen schönen Brunnen, den Börsenplatz mit der 1668 errichteten Leopoldssäule und den Ponte-Rosso- (Rothe-Brücken-) Platz am Canal grande, den Dogana- (Mauth-) Platz, den Holzplatz, den mit Bäumen besetzten leipziger Platz und den Fischplatz. Von den Straßen ist der Corso in der Theresienstadt die breiteste und schönste. Unter den Kirchen steht der Dom von San Giusto, auf einem Hügel unterhalb des Kastells, obenan, ein schon im 4. Jahrhundert begründeter byzantinischer Bau mit 5 Schiffen, sehenswerthen Alterthümern, Mosaiken, Reliquien ꝛc. und merkwürdigem, auf den Resten eines römischen Tempels um 1000 erbautem Glockenthurm. Vor dem Dom erhebt sich die 1560 zu Ehren des Kaisers Ferdinand I. errichtete sogenannte Adlersäule. Sonstige erwähnenswerthe Kirchen sind: die Kirche Santa Maria Maggiore (Jesuitenkirche), 1627 erbaut, mit Fresken von Santi und einer Madonna von Sassoferrato, die Kirche Sta. Maria del Soccorso (S. Antonio vecchio), die Peterskirche am großen Platze, 1367 erbaut, die neue San-Antoniokirche, 1807 neu erbaut, die Kirche S. Giacomo, die neue Kirche in der Josephsstadt, die reich ausgestattete griechische Kirche San Nicolo, 1782 erbaut, die lutherische Kirche, die reformirte Kirche und die englische Kapelle. Die Israeliten haben eine stattliche Synagoge in der Altstadt. Weitere hervorragende Gebäude sind: das Tergesteum auf dem Börsenplatze, 1840 auf Aktien errichtet, mit den Bureaux und Lehrsälen des Lloyd und des kaufmännischen Vereins, jetzt auch als Börse benutzt;

Digitized by Google

das eigentliche Börsengebäude, im dorischen Styl aufgeführt und mit Säulenfaçade, seit 1802 erbaut; das Stadthaus am großen Platze mit der Militärhauptwache; das Statthaltereigebäude, die Paläste Carciotti, Revoltella, Ara; die Villa Necker, einst Eigenthum Jérôme's, Königs von Westphalen, jetzt Sitz des Marineoberkommando's; die Villa Murat; das Hôtel de la ville; 4 Theater, von denen das große ein geschmackvoller Bau ist; das Kastell, auf einem Hügel an der Stelle des römischen Kapitols 1508 bis 1680 errichtet; mehre Kasernen; die Reitschule; das alte Lazareth, jetzt als Artilleriearsenal benutzt; der 1833 erbaute, 106 Fuß hohe Leuchtthurm; das neue Lazareth (Santa Teresa) mit der Quarantäneanstalt und einem Marinearsenal; der Bahnhof; das Rathhaus; die Lloydetablissements, die Schiffswerfte der k. k. Kriegsmarine von S. Marco ꝛc. Die Stadt hat ein Hospitium der Kapuziner und ein Kloster der Benediktinerinnen, an Unterrichtsanstalten eine Marineakademie, eine Handels- und eine nautische Akademie mit verschiedenen Sammlungen u. einem Observatorium, eine Hebammenunterrichtsanstalt, ein Obergymnasium, 2 Haupt- und Unterrealschulen, mehre Knaben- und Mädchenhauptschulen, eine evangelische Hauptschule, 3 griechische und 2 israelitische Schulen ꝛc.; an Museen oder Sammlungen ein zoologisches Museum „Ferdinand Max", ein Museum Winckelmann, welches außer dem Denkmal desselben römische Alterthümer, Münzen und Manuskripte enthält, einen botanischen Garten, ein Münzkabinet und mehre Privatgemäldesammlungen. Von Wohlthätigkeitsanstalten sind hervorzuheben das neue Krankenhaus, in welchem 4000 Kranke Unterkunft finden können, die Irrenanstalt, das Gebär- und Findelhaus, in welchem jährlich 6—700 Findelkinder Aufnahme finden, das Zwangsarbeits- u. Besserungshaus, das Siechenhaus (mit 200 Betten), das Hauptarmeninstitut (für cirka 500 Arme) ꝛc. Dem Handel und Verkehr dienen zahlreiche Institute und Vereine für Kredit, Produktion und Industrie, unter denen die triester Kommercialbank und der österreichische Lloyd (Lloyd austriaco) mit seinen 3 Sektionen (vereinigte Versicherungskammern, Dampfschifffahrtsgesellschaft, welche 2 großartige Arsenale besitzt, und literarisch-artistische Abtheilung) obenan stehen, sowie Vereine für Kunst und gesellige Zwecke, eine Kaltwasserbadeanstalt in Scoreola, Seebadanstalten, zahlreiche Gasthöfe, Trattorien und Kaffeehäuser. Einen eigentlichen Hafen besitzt T. nicht, sondern nur eine offene Rhede mit mehren Steindämmen und Molos. Die größten sind der Molo San Carlo, auf dem Wrack eines 1737 hier versunkenen Kriegsschiffes erbaut, im Centrum der Stadt, die Molos Ferdinandeo, Sartorio, Sta. Teresa, 1380 Fuß lang, mit dem Leuchtthurm auf der Spitze, und jenseits des großen Kanals die Molos del Sale und Klucz. An den großen Platz grenzt der Hafen Mandracchio (Weinhafen), der für kleinere Fahrzeuge bestimmt ist. Von Alterthümern sind zu erwähnen: die Ueberreste eines römischen Amphitheaters, die noch reichlich mit Wasser versehene römische Wasserleitung und ein Triumphbogen, welcher von Karl dem Großen herrühren soll (arco Ricardo). Die Stadt hat 65,874 (1758 6424, 1810 30,000) Einwohner, meist Italiener, dann Deutsche (Besatzung, Beamte und ein Theil des Handelsstandes), Griechen, Armenier ꝛc. und 4000 Juden. Die Industrie besteht vornehmlich in Fabrikation von Oelseife, Rosoglio, Essig, Konfitüren, Seilen, Wachskerzen, Weinstein, Salpeter, Möbeln und Leder; sehr ansehnlich ist der Schiffbau, u. sonstige bedeutende Etablissements sind Valerio's Nähfabrik, worin alle Uniformsstücke für die k. k. Marine verfertigt werden, desselben Dampfschokoladefabrik und eine große Dampfschneidemühle. Bedeutend ist die Fischerei, namentlich auf Thunfische und Austern. Seine eigentliche Bedeutung verdankt aber T. dem Handel. Besonders wichtig ist der Verkehr mit der Levante, Griechenland, Aegypten, Amerika, Odessa und England. Der Totalwerth der Einfuhr im Hafen von T. betrug 1864 73,590,774, 1865 76,244,433 Gulden, der der Ausfuhr 1864 88,849,923, 1865 95,825,430 Gulden. Diesen großartigen Aufschwung verdankt die Stadt vornehmlich dem Umstande, daß sie 1719 zum Freistaat erklärt ward, und daß ihr Hafen für große Schiffe zugänglicher ist als der Venedigs. Die 1836 ins Leben getretene Lloyddampfschifffahrt sendet Schiffe nach Venedig, Istrien, Dalmatien, Griechenland, Aegypten, Kleinasien bis Trapezunt und Galacz. Die Umgegend producirt Wein und Obst und ist mit vielen Landhäusern geschmückt.

T. (Tergeste) ward um 130 v. Chr. mit Istrien dem römischen Reich einverleibt und unter Vespasianus zu einer römischen Kolonie gemacht. Nachdem es im Mittelalter seine Beherrscher mehrfach gewechselt, kam es 1382 an Oesterreich und blieb fortan unter dessen Herrschaft, mit Ausnahme der Zeit von 1797—1805, in der es die Franzosen besetzt hielten, und von 1809 bis 1814, in der es zu der illyrischen Provinz Frankreichs gehörte, bis auf die Gegenwart. Am 28. Sept. 1813 ward die Stadt von den italienischen Truppen geräumt, das Kastell aber kapitulirte erst den 31. Oktober, nachdem es von einer englischen Flotte fast in Trümmer geschossen worden. Die Stadt ward nun bald die glückliche Revalin Venedigs und die Beherrscherin des adriatischen Meeres. Im Jahre 1818 ward sie nebst Gebiet dem deutschen Bundesgebiet einverleibt. Des ihr schon früher ertheilten Beinamens einer Città fidelissima zeigte sie sich besonders während der ungarischen und italienischen Revolution von 1848 würdig. Vom Mai bis 12. Aug. 1848 von einer neapolitanisch-sardinischen Flotte blokirt, ward der Hafen, wie auch vom März bis September 1849 mit Ketten und Pfählen gesperrt. Durch kaiserliches Dekret vom 2. Oktober 1849 ward die Stadt nebst Gebiet zur reichsunmittelbaren Stadt erhoben.

Trifels, Ruine einer deutschen Reichsfestung bei Annweiler im bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, Verwaltungsdistrikt Bergzabern, auf dem Sonnenberg in höchst romantischer Gegend, war oft Aufenthaltsort der deutschen Kaiser, sowie Schatzkammer derselben und Aufbewahrungsort der Reichskleinodien. Hierher zog sich Kaiser Heinrich IV. 1076 zurück, als er vom Papst

Digitized by Google

Gregor VII. in den Bann gethan worden war. Von 1193—94 hielt hier der Kaiser Heinrich VI. den englischen König Richard Löwenherz gefangen. Der einzige noch übrige Thurm ist 1854 restaurirt worden. Südlich davon auf zwei anderen Gipfeln des Berges die Burgruinen Anebos und Scharfenberg.

Trift, Weg für das Weidevieh. Triftgerechtigkeit ist daher die einem Grundeigenthümer zustehende Befugniß, sein Vieh über die einem Andern angehörigen Grundstücke auf seine Weideräume zu treiben, wobei aber das Vieh sich nicht aufhalten darf, um zu fressen. Die Breite der Triftwege ist verschieden, wird jedoch meist zu 12 bis 16 Ellen angenommen.

Triglochin *L.* (Dreizack, Salzbinse), Pflanzengattung aus der Familie der Alismaceen, charakterisirt durch den 3blätterigen Kelch und die 3blätterige Blumenkrone, die 6 kurzen Staubfäden, die bärtigen Narben und die 3 oder 6 einsamigen Bälge, Sumpfkräuter mit Blüthen in lockeren Aehren und grasartigen Wurzelblättern, wovon T. palustre *L.*, auf nassen Wiesen und Triften, in ganz Europa und Nordamerika, und T. maritimum *L.*, am Meeresstrande und auf salzhaltigem Boden im Binnenlande in Europa und Nordamerika, zur Gewinnung von Soda dient.

Triglyph (v. Griech., Dreischlitz), charakteristischer Theil der dorischen Säulenordnung am Gebälke derselben, welchen man als Kopfende der über Unterbalken, den Architrav, gestreckten Balken betrachten und behufs besseren Ablaufs des Wassers mit kleinen Rinnen (Kerben) versehen kann. Die T.en bilden einen Theil des Frieses, dessen anderer die Metopen (s. d.) sind.

Trigonalschein (Gedrittschein), s. unter Aspekten.

Trigonalzahlen (Triangularzahlen), s. Polygonalzahlen.

Trigonella *L.* (Kuhhornklee), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, charakterisirt durch die fast gleichen Kronenblätter u. die schmale, einfächerige, vielsamige Hülse, einjährige starkriechende Kräuter am Mittelmeer, in Sibirien und auf dem Kaukasus, wovon T. Foenum graecum *L.* (Bockshornklee, Griechisch-Heu), mit blaßgelben Blüthen, zwischen dem Getreide im südlichen Europa, in Kleinasien und Nordafrika, in Deutschland hier und da kultivirt und verwildert, wegen der Samen, Semen Foeni graeci, officinell ist. Sie enthalten ätherisches und fettes Oel, viel Schleim und bittern Extraktiv- u. Gerbstoff und wurden früher bei entzündlichen Leiden der Schleimhäute gebraucht, werden jetzt aber nur noch äußerlich in Pulverform oder in Abkochungen gegen Geschwülste, häufig als Zusatz zu Umschlägen, Bähungen, am häufigsten in der Thierheilkunde, vorzüglich gegen die Rotzkrankheit der Pferde angewendet. Die Pflanze gibt auch ein gutes Viehfutter, die Blätter enthalten einen gelben Farbstoff.

Trigonometrie (v. Griech., Dreiecksmessung), der Theil der rechnenden Geometrie, welcher aus gegebenen Stücken einer Figur, von denen die konstruirende Geometrie nachgewiesen hat, daß sie die Figur, also auch die Größe der übrigen die Figur vollendenden Stücke vollkommen bestimmen, diese übrigen, ohne die Figur wirklich zu konstruiren, durch Rechnung finden lehrt. Im Allgemeinen nun sind gerade Linien und ebene Winkel diejenigen Elemente, in welche zuletzt alle geometrischen Gestalten sich zerlegen lassen. Die Natur und das Verhältniß dieser Größen zu einander behandelt die Goniometrie (s. d.), und mit Benutzung der von dieser gefundenen Resultate entwickelt sodann die eigentliche T. im weiteren Sinne diejenigen Gesetze, nach denen aus den nothwendigen Bestimmungsstücken einer Figur durch bloße Rechnung die übrigen unmittelbar gefunden werden können. Je nachdem aber ebene oder Raumgebilde den Stoff der trigonometrischen Untersuchungen liefern, zerfällt die T. in die ebene und körperliche. Die körperliche T. theilt sich in 2 Partien, deren eine nur die Relationen zwischen Seiten und Winkeln der Ecke in Betracht zieht, während die andere die metrischen Eigenschaften der einzelnen Körper untersucht. Was die erstere betrifft, so denkt man sich, um eine solche Ecke zu untersuchen, aus dem Scheitel derselben eine beliebige Kugel konstruirt, deren Oberfläche von den Seitenflächen der Ecke in Bogen größter Kreise geschnitten wird. Ist z. B. die Ecke dreiseitig, so wird durch diese Bogen auf der Kugeloberfläche ein sogenanntes sphärisches Dreieck begrenzt. Zu diesen Bogen gehören die einzelnen Kantenwinkel der Ecke als Centriwinkel in gleichen Kreisen und werden also durch jene Bogen gemessen. Denkt man sich ferner an die Kugeloberfläche in den Punkten, in welchen je 2 Bogen zusammenstoßen, in den Ebenen der zugehörigen Kreise Tangenten gezogen, so wird durch dieselben der Winkel dargestellt, den die Bogenelemente im Durchschnittspunkte bilden, und dieser Winkel ist, da die Tangenten senkrecht auf dem Kugelradius, d. h. auf einer Kante der Ecke, stehen, zugleich der Neigungswinkel des an dieser Kante liegenden Flächenwinkels oder Keiles der Ecke, also das Maß desselben. Demnach sind die 6 Bestandtheile des sphärischen Dreiecks, die 3 Bogen (Seiten des Dreiecks) und die von ihnen eingeschlossenen Winkel (sphärische Winkel), die den einzelnen Kanten- und Flächenwinkeln der Ecke entsprechenden Maße; daher wird die Ecke durch die sphärische Figur vollkommen repräsentirt, und alle an der letzteren beobachteten Beziehungen gelten auch unmittelbar für die erstere. Der hiermit sich befassende Theil der körperlichen T. heißt die sphärische T., während der oben erwähnte zweite Theil trigonometrische Körperlehre genannt wird. Die Beobachtung, daß die Erde nicht eine genaue Kugel, sondern ein Sphäroid ist, hat auf eine Erweiterung der T. geführt, welche den Namen der sphäroidischen T. führt und sich mit den Untersuchungen sphäroidischer Dreiecke beschäftigt. In sofern aber 3 Größen sich sechsmal zu je zweien durch Division verbinden lassen, erhält man 6 Quotienten, welche jeder für sich stets durch den Winkel bestimmt sind und umgekehrt auch wieder innerhalb gewisser Grenzen den Winkel bestimmen. Diese also ihrer Größe nach durchaus von der Größe des Winkels abhängigen 6 Zahlen sind die oben erwähnten Vermittler zwischen Linien und Winkeln; denn da jede

Digitized by Google

das Verhältniß zweier Linien ausdrückt, dies Verhältniß aber, so lange der Winkel sich nicht ändert, dasselbe bleibt, so ist einerseits, wenn die Länge zweier solchen Linien gegeben ist, auch ihre Verhältnißzahl und damit der Winkel, andererseits, wenn eine solche Linie und der Winkel und damit die Verhältnißzahl gegeben ist, auch die andere Linie bestimmt. Diese 6 für jeden Winkel vorhandenen Zahlen nun heißen allgemein trigonometrische oder Winkelfunktionen. Um sich ihrer jederzeit bedienen zu können, hat man sie für alle möglichen Winkel berechnet und in besonderen Verzeichnissen, trigonometrischen Tafeln, zusammengestellt, welche man bei jeder trigonometrischen Rechnung zur Hand haben muß. Speciell heißen die beiden Quotienten, welche die Hypotenuse zum Nenner haben, also ächte Brüche sind, Sinus und Cosinus; die beiden, welche die Hypotenuse zum Zähler haben, Sekante und Cosekante, und die beiden, welche die Hypotenuse gar nicht enthalten, Tangente und Cotangente, so daß dieselben hiernach in sogenannte Haupt- u. Cofunktionen sich scheiden.

Trigynus (v. Griech.), s. v. a. dreiweibig oder trigynisch, mit drei Pistillen oder Griffeln versehen; davon Trigynia, Ordnungsbezeichnung im linné'schen System, solche Gattungen betreffend, deren Arten drei Pistille oder Griffel haben.

Trikala (Tirhala), Hauptstadt des gleichnamigen, das alte Thessalien (s. d.) umfassenden Liwa im europäisch-türkischen Ejalet Salonichi, am Salambria, Sitz des Gouverneurs und eines griechischen Erzbischofs, hat ein Schloß, 10 griechische Kirchen, 7 Moscheen, ein griechisches Kollegium, 2 Synagogen, Färberei, Gerberei, Baumwollbau und 10,000 Einw. Dabei die Ruinen der alten thessalischen Festung Trikka, nach Einigen der Geburtsort des Asklepios, welcher hier auch einen Tempel hatte.

Trikolore (v. Franz.), die dreifarbige Kokarde der Franzosen, roth, blau, weiß, welche durch die erste Revolution eingeführt wurde.

Triktrak, ein auf dem Puffbret mit den Puffsteinen und Würfeln gespieltes Spiel.

Triller (ital. trillo, auch groppo), musikalische Verzierung, aus einer mehrmaligen schnellen und ganz gleichmäßigen Abwechselung eines melodischen Haupttones mit dem auf der nächsthöheren (halben oder ganzen) Stufe liegenden Neben- oder Hülfston bestehend. Bei den älteren Komponisten macht der Nebenton den Anfang, geht dem Hauptton voraus und steht im Anschlag; bei den neueren wird dagegen der Hauptton zuerst angeschlagen und der Nebenton steht im Nachschlag. Zur größeren Abrundung endet man den T. mit einem Doppelschlag oder Nachschlag, der aus dem Ton unter dem Hauptton und diesem selbst besteht. Ein sehr kurzer T. heißt Pralltriller (Mordant). T. von zwei Stimmen zugleich werden Doppeltriller, eine Folge von T.n über mehre Töne nach einander Trillerkette genannt.

Trillhaus (Triller), früher gebräuchliches hölzernes, vergittertes, an einer horizontalen Welle befestigtes Häuschen, in welches Verbrecher eingeschlossen wurden, um durch Herumdrehen desselben zu allerhand lächerlichen Bewegungen und Uebelkeit gebracht zu werden.

Trilling, ein größeres Getriebe, bei welchem die Getriebstöcke zwischen zwei hölzernen Scheiben (Trillingsscheiben) befestigt sind.

Trillion (v. Lat.), eine Million von Billionen, Bezeichnung der 18. Ordnung (1. 10^{18}) im dekadischen System, also 1 mit 18 Nullen; bei den Franzosen, Italienern, Spaniern und Portugiesen s. v. a. unsere Billion, da diese Nationen mit Billion schon 1000 Millionen bezeichnen.

Trilobiten (v. Griech.), Familie versteinerter Krustenthiere, die zu den ältesten Bewohnern der Meere gehörten u. deren Panzer u. Abdrücke sich in den unter der Kohlenformation gelegenen Schichten, sowie in jener selbst vorfinden. Der Leib ist 1—5 Zoll lang u. besteht aus 12—20 Ringen. Man unterscheidet daran den halbmondförmigen, mit 2 vorstehenden Augen versehenen Kopf, das Bruststück und den Hinterleib, deren Ringe durch Längsfurchen auf dem Rücken dreitheilig erscheinen. Von Füßen und Freßwerkzeugen findet sich keine Andeutung.

Trilogie (v. Griech.), bei den Griechen die Verbindung je dreier Tragödien, mit denen an den Dionysusfesten die dramatischen Dichter mit einander um die ausgesetzten Preise kämpften. Gewöhnlich schloß sich diesen Tragödien noch ein Satyrspiel an, und diese Verbindung hieß dann eine Tetralogie. Am meisten bildete Aeschylus die T. aus, indem er entweder ausgedehntere Mythenstoffe in drei mit einander in inniger Verbindung stehenden Dramen behandelte, oder drei an sich nicht zusammenhängende Stoffe wenigstens durch eine gemeinsame symbolische Beziehung mit einander verknüpfte. Unter den erhaltenen Stücken befindet sich eine vollständige T., die „Oresteia", bestehend aus „Agamemnon", den „Choephoren" und „Eumeniden", welchen sich in stofflichem Zusammenhang das nicht mehr vorhandene Satyrdrama „Proteus" anschloß. Vgl. Welcker, Die äschylische T., Darmstadt 1824, mit Nachtrag (Ueber das Satyrspiel), Frankfurt 1826; Franz, Des Aeschylus Oresteia, Leipzig 1846.

Trim, Stadt in der irischen Provinz Leinster, Hauptstadt der Grafschaft Eastmeath, am Boyne und dem Droghedakanal, Sitz eines Bischofs und eines Gerichtshofs, hat ein Schloß, eine Kaserne, lateinische Schule, ein Zucht- und Arbeitshaus, eine Denksäule Wellingtons, Gerberei, Brauerei, Leinwandhandel und 2057 Einwohner.

Trimberg, s. Hugo von Trimberg.

Trimeter (v. Griech.), das aus drei Metren oder Dipodien bestehende Versmaß des jambischen, trochäischen und anapästischen Rhythmus. Am gebräuchlichsten bei alten und neueren Dichtern ist der jambische T., der folgendes Grundschema hat:

⏑ ⏓ ⏑ — ⏑ | ⏓ ⏑ —. ⏑ ⏓ ⏑ —

Doch kann im ersten, dritten und fünften Fuße oder zu Anfang jeder Dipodie statt des reinen Jambus außer dem Spondeus (— —) auch ein Tribrachys (⏑ ⏑ ⏑), Daktylus (— ⏑ ⏑) oder Anapäst (⏑ ⏑ —) eintreten. Neuerlich ward der T. in seiner ursprünglichen Fassung bei Uebersetzungen klassischer Dichtungen, sowie in selbstständiger Weise von Goethe, Schlegel, Platen u. A. mit Glück angewandt.

Trinacria (Trinacris), Name der Insel

Digitized by Google

Sicilien wegen ihrer durch 3 weit hervortretende Vorgebirge gebildeten dreieckigen Gestalt.

Trincomale (Trinconomali), stark befestigte Hauptstadt des Ostdistrikts der britisch-ostindischen Insel Ceylon, an der Mündung des Machavella-Ganga auf einer schmalen Halbinsel der nordöstlichen Ostküste gelegen, hat 2 Forts (Osterburg und Osnabrück), einen geräumigen sichern Hafen und 11,447 Einwohner, fast ausschließlich Hindus und Chinesen. T., früher ein Besitzthum der Holländer, ward diesen 1782 von den Engländern unter dem Admiral Hughes entrissen, mußte sich jedoch schon am 30. August desselben Jahres an den französischen Admiral Suffren ergeben. Die darauf am 3. Sept. zwischen den Briten und Franzosen gelieferte Seeschlacht blieb unentschieden. Letztere gaben die Stadt den Holländern zurück, allein diese verloren sie 1795 nach einer Belagerung von 3 Wochen abermals an die Engländer, welche sie seitdem im Besitz behielten.

Trinidad, 1) britisch-westindische Insel, die südlichste und größte der kleinen Antillen, an der östlichen Nordküste von Venezuela vor der Mündung des Orinoco gelegen, wird südlich von dem Delta desselben durch die Bocca de Serpente geschieden, westlich vom Golf von Paria und von der Boccade Dragos bespült und hat einen Flächenraum von 95,8 QMeilen. Die Insel ist gebirgig, namentlich im Norden mit Höhen bis zu 1400 Fuß. An der niedrigen Ost- und Westküste sind viele Buchten mit Hafen- und Ankerplätzen. Die Insel hat mehre ansehnliche Flüsse, zahlreiche Bäche u. mehre Seen und Lagunen, von denen einige sich während der trockenen Jahreszeit in Savannen verwandeln, die dann zu Viehweiden benutzt werden. Merkwürdig ist der auf der Südwestseite der Insel liegende ¼ Stunde lange und ebenso breite Asphaltsee Pitch-Lack oder Tar-Lake, welcher mehre schwimmende Inseln mit Graswuchs auf asphaltischem Boden und auf der Südwestspitze (Point du Lac) zahlreiche Schlammvulkane hat. Das Klima ist heiß, wird aber durch die Seewinde etwas gemildert und gilt im Allgemeinen für gesünder als das auf den nördlicher gelegenen Inseln; doch leiden neu angekommene Europäer sehr durch Fieber. Die Atmosphäre ist meist sehr feucht. Die trockene Jahreszeit dauert vom December bis Mai, die Regenzeit vom August bis Oktober. Der Boden ist höchst fruchtbar, die Vegetation ungemein üppig und die Insel wird daher das westindische Paradies genannt. Trotzdem ist nur ein kleiner Theil der Insel, vorzugsweise auf der Ostseite, angebaut, wo der Plantagenbau im Großen getrieben wird. Hauptprodukt der Insel ist Zucker; außerdem werden noch Kaffee, Baumwolle, Tabak, Kakao, auch Indigo, Ingwer, Zimmet, Muskatnüsse, Gewürznelken und etwas Getreide gebaut und Pisang, Kohl und Kokospalmen gezogen. Die Wälder liefern rothe Cedern, als vorzügliches Schiffbauholz, und viele andere Nutzhölzer, sowie Hirsche, Wildschweine und zahlreiches wildes Geflügel. In den Gewässern und Niederungen gibt es Kaimans, Schlangen, Fische, Austern ꝛc.; andere Produkte sind Asphalt, Steinöl und Schwefelerde, auch gibt es mehre Mineralquellen. Hauptausfuhrartikel sind: Zucker, Syrup, Rum und Kaffee; eingeführt wird namentlich Getreide und Fleisch. Die Zahl der Einwohner belief sich 1861 auf 84,438 die, mit Ausnahme von ungefähr 5000 Weißen, sämmtlich Neger, Farbige und Kulis sind. Die Weißen sind der Mehrzahl nach spanischer Herkunft, wie das Spanische auch Umgangssprache ist; die englische Nationalität ist weit schwächer vertreten. Im Innern sollen sich noch einige Ueberreste der ehemaligen karaibischen Bevölkerung finden. T. bildet ein eignes britisches Gouvernement. Hauptstadt ist Puerto de España (Port d'Espagne, Spanishtown) auf der nördlichen Westküste. Die ehemalige Hauptstadt San José d'Oruña liegt im Innern. Außerdem hat die Insel an der Nordwestküste noch den großen Kriegshafen Chaguaramus. Geräthe, Vasen und Glaspasten, welche man auf T. findet, machen es wahrscheinlich, daß die Insel in der Vorzeit eine weit civilisirtere Bevölkerung gehabt habe, als die Karaiben waren, die man bei der Entdeckung der Insel vorfand. T. wurde 1498 von Columbus auf seiner dritten Reise entdeckt, aber erst 1535 von den Spaniern besetzt und kolonisirt, in der Folge jedoch wieder verlassen. Erst seit 1783 begannen die Spanier von Neuem die Insel zu bebauen, verloren sie aber 1797 an die Engländer, denen sie im Frieden von Amiens 1802 förmlich abgetreten wurde. Unter der englischen Herrschaft hat sich dieselbe in jeder Hinsicht gehoben. Die in Folge der 1838 verfügten Emancipation sämmtlicher Negersklaven der Insel (über 20,000) sehr in Verfall gerathene Bodenkultur und Produktion von Zucker und Syrup hat in neuerer Zeit durch Herbeiziehung von Kulis aus Ostindien wieder sehr zugenommen. — 2) Stadt auf der Südküste der spanisch-westindischen Insel (große Antille) Cuba, hat einen Hafen, lebhaften Handel und 15,000 Einw. — 3) Hauptstadt des Departements Beni in der südamerikanischen Republik Bolivia, hat 4170 Einwohner.

Trinität (Trias, Dreieinigkeit, Dreifaltigkeit), nach der christlichen Kirchenlehre die Beschaffenheit des göttlichen Wesens, wonach dasselbe unbeschadet seiner Einheit aus drei Personen, Vater, Sohn und heiligem Geist, besteht. Die Lehre von der T., die besonders auf die Taufformel und auf die unächte Stelle 1. Joh. 5, 7 basirt ward, bildete sich in der christlichen Kirche allmählig aus und erhielt erst seit dem Ende des 4. Jahrhunderts ihre subtile dogmatische Form, in welcher sie seitdem in den öffentlichen Bekenntnißschriften aller christlichen Kirchen, die unitarischen ausgenommen, auftritt. Man stellte dafür solche Formeln auf, welche die Gottheit des Sohnes und Geistes ausdrücken, aber zugleich den Monotheismus wahren sollten und zum Theil erst erfunden, zum Theil aber auch der Bibel entnommen waren, wo sie sich jedoch in dem metaphysischen Sinne, den man ihnen gab, nirgends finden. Der Name T. findet sich zuerst bei Theophilus und Tertullian. Im Kirchenstreite des 4. Jahrhunderts (s. Arianischer Streit) ward nur die volle Gottheit des Sohnes und Geistes festgestellt, ihre Einheit in der T. aber vornehmlich durch Gregor von Nazianz u. Gregor

Digitized by Google

von Nyssa, sowie durch Basilius formulirt. Zur allgemein angenommenen Kirchenlehre im athanasianischen Bekenntniß ward aber die lateinische, von Augustin herrührende Entwickelung des Dogma's. Ein abendländisches Herkommen, den Geist zugleich vom Sohne abzuleiten, ward zu Toledo (589) ins nicänische Glaubensbekenntniß aufgenommen. Das athanasianische Symbolum lehrt hiernach: der Vater Gott, der Sohn Gott, der heilige Geist Gott, und doch nicht drei Götter, sondern Einer; der Vater allein durch sich selbst, nicht geschaffen, nicht gezeugt; der Sohn vom Vater gezeugt, nicht geschaffen; der heilige Geist vom Vater und dem Sohne ausgehend, nicht geschaffen, nicht erzeugt; und doch in dieser heiligen Dreieinigkeit nichts früher oder später, nichts größer oder kleiner, sondern alle drei Personen einander völlig gleich. Diese hergebrachte Lehre ging ohne alle weitere Durchbildung in die evangelische Kirche über, theils durch Reception des athanasianischen Glaubensbekenntnisses, theils durch Wiederholung seines Grundgedankens wie seiner praktischen Anwendung, und es ward insbesondere der scholastische Lehrbegriff von den altprotestantischen Dogmatikern nur systematischer und populärer gemacht. Die bedeutendsten neueren Erörterungen des Dogma's von der T. wollen die drei Personen als drei Wirksamkeiten, Beziehungen oder auch nur Betrachtungsweisen des göttlichen Verhältnisses zur Welt angesehen, oder auf pantheistische Weise den Vater als den Urgrund betrachtet wissen, der in der Weltgeschichte als im Sohne sich selbst offenbar wird und im heiligen Geiste sich in sich selbst zurücknimmt, oder, nach anderer Ausdrucksweise, der sich selbst ein Anderer wird im Sohne und in diesem Andern sich selbst weiß als Geist, oder sie gehen, den Pantheismus überwindend, davon aus, daß Gott, um überhaupt Person zu sein, als dreifache Persönlichkeit, Einheit in der Mannichfaltigkeit, von Ewigkeit her sich specificiren müsse, womit der neueste Supernaturalismus die Nothwendigkeit verbindet, im religiösen Glauben an die Erlösung und Heiligung verschiedene göttliche Principien derselben anzuerkennen. Eine tief eingehende Behandlung hat dies Dogma in neuerer Zeit besonders von Liebner erhalten, der den trinitarischen Theismus des Christenthums festzuhalten u. zu begründen sucht. Vgl. Meier, Die Lehre von der T., Hamb. 1844; Baur, Die christliche Lehre von der T., Tübingen 1841—43, 3 Bde.

Trinitarierorden (Dreifaltigkeitsorden, Regulirte Chorherren), Orden, gestiftet 1198 von den beiden Einsiedlern Johannes von Matha und Felix von Valois und von dem Papst Innocenz III. bestätigt, setzte sich die Loskaufung gefangener Christensklaven von den Saracenen zum Zweck und fand von seinem Mutterhause Cerfroy aus schnell Verbreitung, vorzüglich in Südeuropa. Nachlaß der Ordensbrüder in der Strenge ihres Wandels führte bald einige Reformen des Ordens herbei und es entstanden in Spanien 1596 die Trinitarierbarfüßer. Die Mönche trugen weiße Kleider mit einem rothen und blauen Kreuze auf der Brust. Ihre Regel war anfangs sehr streng, wurde 1267 aber bedeutend gemildert. Weil sie nur auf Eseln reisten, ward der Orden vom Volke Eselsorden (ordo asinorum), die Mitglieder Eselsbrüder genannt. Mathuriner hießen die Trinitarier in Frankreich von einer Kapelle in Paris, die dem heiligen Mathurin geweiht war. Zu gleichem Zweck und unter gleicher Regel schlossen sich dem Orden 1201 regulirte Chorfrauen (Trinitarierinnen) an, sowie Trinitarier-Tertiarier und die Brüderschaft zum Skapulier der heiligen Dreieinigkeit, die 1584 regulirt wurden. Der Orden ist jetzt erloschen.

Trinitatisfest (trinitatis festum), Fest zur Verehrung der göttlichen Dreieinigkeit, wurde Ende des 11. Jahrhunderts zuerst in den Klöstern gefeiert, auf der Synode von Arles 1260 empfohlen und vom Papst Johann XXIII. 1334 zu einem allgemeinen Kirchenfest erhoben. Es fällt auf den ersten Sonntag nach Pfingsten und nach ihm werden die Sonntage bis zu Ende des Kirchenjahres gezählt, deren es, je nachdem Ostern früher oder später fällt, zwischen 27 und 23 gibt.

Trinité, la, Stadt auf der französisch-westindischen Insel Martinique, hat einen Hafen mit Fort, Handel und 4000 Einwohner.

Trinity-Harbour, Hafenort an der Trinitybai an der östlichen Nordküste der britisch-nordamerikanischen Insel Neufundland, ist die amerikanische Station des transatlantischen Telegraphen, welcher seit dem 17. Juli 1866 Amerika mit Europa verbindet.

Trinityland, der sich am weitesten nach Norden zu (bis 62° nördl. Br.) erstreckende Theil des antarktischen Kontinents (s. Südpolarländer), südsüdöstlich von der Südspitze Südamerika's; wurde 1821 von Powell und Palmer entdeckt.

Trino, Stadt in der italienischen Provinz Novara, Distrikt Vercelli, an der Astura, links unweit des Po, hat eine Stiftskirche, mehre Klosterkirchen, starke Schweinezucht (treffliche Schinken), Reisbau und 5500 Einwohner.

Trio (sonata a tre), ein Tonstück für 3 Soloinstrumente, welche sämmtlich obligat (koncertirend) oder Hauptstimmen sind ohne Begleitung anderer Instrumente. Gewöhnlich besteht es aus mehren Sätzen und erscheint als Gattung der ältern und neuern Sonate (s. d.). Zuerst kamen die sogenannten Kirchentrio's auf, die im strengen gebundenen Kirchenstyl für 2 Oberstimmen (Violinen, Flöte, Oboen) u. eine Grundstimme gesetzt waren, jetzt aber nicht mehr vorkommen; später entwickelte sich das Streichtrio (für Violine, Viola und Violoncell auf 2 Violinen u. Bratsche); in der neuern Zeit ist das Klaviertrio (für Klavier, Violine und Violoncell) am gebräuchlichsten, das durch Beethoven, der zuerst die Streichinstrumente zu durchaus obligaten Hauptstimmen erhob, seine Vollendung erhielt. Im Orgelspiel findet der Triosatz für 2 verschieden registrirte Manuale und obligates Pedal vielfache Anwendung; Bachs Orgelsonaten sind dafür Muster. T. ist außerdem Name für den zweiten Satz kleinerer Tonstücke, wie der Menuet, des Walzers ꝛc., welcher einen Anhang zum ersten oder Hauptsatz bildet und mit ihm abwechselt.

Triole (v. Ital.), Zerlegung einer größeren Note in drei statt in zwei kleinere, z. B. des

Digitized by Google

Viertels in Triolenachtel, pflegt durch eine darüber gesetzte 3 als solche bezeichnet zu werden.

Triolett (v. Franz.), aus 8 Versen von je 8 oder 9 Silben bestehende Reimform. Der Reim besteht aus 4 männlichen und 4 weiblichen Gleichklängen, welche so geordnet sind, daß in der ersten Hälfte von 2 männlichen Reimen 2 weibliche, in der letzten umgekehrt von 2 weiblichen 2 männliche eingeschlossen werden. Diese für das Naive, Tändelnde sich eignende Dichtungsform ist von den Franzosen mit besonderer Vorliebe kultivirt worden. Auf deutschen Boden verpflanzte sie zuerst Hagedorn; auch Gleim und A. W. Schlegel haben sich mit Glück in ihr versucht.

Tripang, s. v. a. Trepang, s. Sternwürmer.

Tripel, mattes, gelblichgraues bis gelbes, mager anzufühlendes, zerreibliches Mineral, das Wasser einsaugt und dadurch erweicht, enthält 90 Proc. Kieselerde und etwas Thon und Eisenoxyd und hat seinen Namen von der Stadt Tripolis in Syrien (daher terra tripolitana), kam früher nur aus der Levante in den Handel, wird jetzt aber auch in Böhmen, Sachsen, Tyrol u. Bayern gewonnen und zum Poliren von Metallen und Edelsteinen benutzt. Uebrigens gebraucht man mancherlei Kieselablagerungen, organischen und anorganischen Ursprungs, zu ähnlichen Zwecken, so den sogenannten Moderstein (rottenstone) aus Derbyshire in England.

Triplik (v. Lat.), im rechtlichen Verfahren die dritte Schrift oder der dritte Satz des Klägers, welchem gegenüber der Beklagte stets noch eine Quadruplik hat.

Tripoden (v. Griech.), s. Dreifuß.

Tripodie (v. Griech.), eine aus drei Versfüßen bestehende metrische Periode.

Tripolis (türkisch Tarablusi Gharb, ital. Tripoli di Barbaria, in neuerer Zeit auch Tripolitanien genannt), der östlichste unter den Staaten der Berberei, wird im Westen von Tunis, im Süden von der Sahara, respektive dem Reiche Fezzan und der libyschen Wüste, im Osten von Aegypten, respektive der Barka, und im Norden vom mittelländischen Meere begrenzt und hat, längs des mittelländischen Meeres in einer Länge von 180 Meilen und einer Breite von 15 bis zu 40 Meilen sich erstreckend, 5950 QMeilen, einschließlich des politisch dazu gehörigen Reiches Fezzan (4650 QMeilen) und der Barka (3470 QMeilen) aber insgesammt 14,070 QMeilen. Hinsichtlich seiner physikalischen und ethnographischen Beschaffenheit kommt das Land mit den Barbareskenstaaten (s. d.) überein, nur trägt es weniger den Charakter anbaufähigen Landes, sondern mehr den des steppenartigen Biledulgerid, ist auch von der mannichfach ins Land hineintretenden und sich stellenweise bis ans Meer erstreckenden Wüste nirgends scharf abgegrenzt. Es bildet eine nur von den östlichen niedrigen Ausläufern des Atlas unterbrochene Ebene und ist namentlich an der Küste ganz niedrig und sandig. Während die westlichen Küstengegenden ziemlich bewässert und fruchtbar sind, ist der östlich vom Kap Mesurata am Golf von Sidra gelegene Landstrich Sert (Wüste) höchst steril und mit Dünen und zahlreichen Salzsümpfen bedeckt. Nach dem Innern zu erstreckt sich die Ebene im Westen bis an den Fuß des Plateau's Dhar-el-Dschebel, das bis zum Nordrande der Oase Fezzan ein zusammenhängendes, nur durch 4—500 Fuß tief eingesenkte Thäler (Wadis) durchschnittenes Ganzes bildet, das zum Theil eine üppige Vegetation zeigt u. namentlich Feigen, Datteln u. Oliven hervorbringt, zum Theil aber auch öde und unfruchtbar ist. Ein irgend bedeutenderer Fluß ist nicht vorhanden. Das Klima ist im Ganzen gesund, im Sommer, namentlich wenn der Samum aus der Sahara weht, sehr heiß. Der Winter wird durch eine Regenzeit vertreten und bringt selten Schnee, wohl aber auf der innern Hochfläche tobende Stürme und fruchtbare Gewitter. Die Einwohner, ungefähr 1½ Millionen, sind in den Städten Mauren, auf dem Land arabische Beduinen und Berbern (Ademser). Sie bekennen sich, wie die an den Militärposten stationirten Türken, sämmtlich zum Islam. Außer ihnen gibt es zahlreiche Juden und in der Stadt T. auch einige Europäer. Die Beduinen treiben vornehmlich Viehzucht, die Mauren Handel, meist Karawanenhandel. Man baut Weizen, Krapp, Safran, Lotusbohnen, Datteln, Südfrüchte aller Art, Oliven, Johannisbrod und gewinnt aus den Seen und Sümpfen an der Küste Salz und Schwefel. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Oel, Getreide, Schlachtvieh, Wolle. Handelsgegenstände, die durch Karawanen aus dem Innern kommen, sind Straußfedern, Elfenbein, Goldstaub, Gummi, Aloë, Sennesblätter und andere Droguen. Eingeführt werden europäische Manufaktur-, Fabrik- und Kolonialwaaren, Spirituosen, Droguen, Seife, Tabak, Eisen, Bauholz ꝛc. Der Werth der Ausfuhr beläuft sich jährlich auf 7—8 Millionen, der der Einfuhr auf 3—4 Mill. Franken. Die Haupthäfen, T. und Bengasi, vermitteln fast ausschließlich den Verkehr mit dem Auslande. Die Industrie ist im Ganzen gering, liefert aber schöne Seiden-, Woll- und Baumwollstoffe, Leder, Waffen und verschiedene Metallwaaren. T. bildet einen Vasallenstaat (Paschalik, Regentschaft) des türkischen Reichs unter einem von der Pforte eingesetzten Generalgouverneur und zerfällt in 4 Liwas (Provinzen): Fezzan, Bengasi, Mesurata und Ghadames, jedes unter einem Kaimakam, von denen die von Fezzan und Ghadames den Titel Pascha führen. Das Stadtgebiet von T. steht unmittelbar unter dem Generalgouverneur. Im Kriege stellt T. mit Tunis gemeinschaftlich der Pforte 10,000 Mann Hülfstruppen.

Die gleichnamige Hauptstadt des Staats, auf einer Landzunge am mittelländischen Meere, die einzige wichtige Stadt des Landes und der Sitz des Generalgouverneurs, hat hohe Mauern, 6 Basteien, einen Palast des Generalgouverneurs, enge, aber reinliche Straßen, meist steinerne Häuser mit flachen Dächern, einen durch Batterien gedeckten Hafen, welcher den natürlichen Seehafen für den europäischen Handel mit dem innern Afrika und Sudan bildet, eine katholische Kapelle, 12 Moscheen, 3 Synogogen, schöne öffentliche Bäder, Bazars, Karawanserais, einige europäisch eingerichtete Gasthäuser, gute Polizei, lebhaften Handel, Fabrikation von Korduan, Woll-, Seiden- und Baumwollstoffen ꝛc. und

Digitized by Google

15,000 Einwohner, die am meisten unter den Barbaresken in der Civilisation vorgeschritten sind. T. ist wahrscheinlich das alte Oea. In der Umgegend finden sich noch viele Alterthümer. T. bildete im Alterthum ein mittelbares Gebiet Karthago's, die sogenannte Regio Syrtica, und führte seinen griechischen Namen T. von den 3 bedeutendsten Städten, Oea, Sabrata und Leptis. Nach dem zweiten punischen Kriege ward es von den Römern den numidischen Königen überlassen, nach deren Unterwerfung zu der römischen Provinz Afrika geschlagen, unter den späteren Kaisern aber in eine eigne Provincia tripolitana verwandelt. Nachdem im 3. Jahrhundert u. Chr. die Gebiete der genannten drei Städte zu Einer Provinz vereinigt waren, entstand der Name T. (Tripolitana regio). Nach der Invasion der Araber theilte T. die Geschichte der Berberei (s. Barbareskenstaaten). Nachdem es längere Zeit zu Tunis gehört hatte, erlangte es zu Ende des 15. Jahrhunderts seine Unabhängigkeit. Im Jahre 1509 wurde die Stadt T. von den Spaniern unter Graf Pietro von Navarra erobert und ein spanischer Statthalter eingesetzt. Kaiser Karl V. überließ 1530 T. den Johannitern als Lehn; aber schon 1551 ward die ganze Landschaft zur türkischen Provinz unter einem Pascha gemacht, und T. ward seitdem ein Hauptsitz der Seeräuberei an der nordafrikanischen Küste. Mit dem Sinken des Ansehens der Pforte erhielt T. eine anarchische Janitscharendespotie, doch entrichtete man noch einen jährlichen Tribut an den Großsultan und ließ den jedesmaligen Dei von demselben bestätigen. Die Geschichte des Staats bildet fortan eine Kette von Aufständen, Hinrichtungen und Konflikten mit den europäischen Mächten. Letztere suchten sich theils durch Verträge und Tributzahlung, theils durch Waffengewalt gegen die Piraterie zu schützen. Im Jahre 1681 ließ Ludwig XIV. durch den Admiral Duquesne die tripolitanischen Korsaren in dem Hafen von Skio angreifen und viele ihrer Schiffe in den Grund bohren, u. 1685 bombardirte Marschall d'Estrées die Stadt so erfolgreich, daß der Dei den Frieden mit ½ Million Livres erkaufen mußte. Der 1728 unternommene Kriegszug der Franzosen gegen T. endigte mit der fast gänzlichen Zerstörung von T. Dessen ungeachtet machte erst die französische Eroberung Algiers (1830) der Seeräuberei auch in T. ein Ende. Im Jahre 1835 fand sich die Pforte durch die in T. herrschende innere Zerrüttung zum Einschreiten veranlaßt. Eine von Konstantinopel ausgesandte Expedition machte der Herrschaft der Familie Karamanli, welche seit 1714 die Herrscherwürde in Besitz gehabt hatte, ein Ende, ein türkischer Pascha ward eingesetzt u. T. als Ejalet dem türkischen Reich einverleibt, doch ward die Ruhe noch oft gestört, so 1842, wo ein den Karamanli's verwandter arabischer Scheikh die gesammte arabische Bevölkerung zum Aufstand reizte, der blutig unterdrückt wurde, 1844, wo in Folge furchtbarer Erpressungen die Berbern im Gebirge sich erhoben, und 1852 und 1855, wo sich abermals die arabische Bevölkerung unter dem Häuptling Gumma erhob, doch unterlag dieselbe nach verzweifeltem Kampfe. Seit 1860 ist Mahmud Nadim Pascha. Vgl. Testa, Notice statistique et commerciale sur la Régence de T. de Barbarie, Haag 1856.

Tripolis, Stadt in Syrien, s. v. a. Tarablus.

Tripolizza, das alte Tripolis, Hauptstadt der griechischen Nomarchie Arkadien, liegt auf einer wellenförmigen, 2000 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Ebene und ist aus der Vereinigung dreier nicht mehr bekannter Städte entstanden. Die Stadt, seit dem passarowitzer Frieden von 1718 Hauptstadt von Morea, war bis zum griechischen Freiheitskampfe mit Mauern umgeben und zählte damals 15,000 Einw. Als die Griechen die von den Türken und Albanesen besetzte Stadt den 5. (17.) Okt. 1829 mit Sturm nahmen, ward sie fast völlig in Asche gelegt, aber bald wieder aufgebaut und den 23. April 1823 zum Sitz der griechischen Regierung ausersehen. Ibrahim Pascha eroberte sie den 21. Juni 1825 und verließ sie erst 1828 wieder. Damals völlig in Trümmern liegend, hat sie sich seitdem wieder etwas erholt, ist jetzt Sitz des Nomarchen, eines Bischofs und eines Bezirksgerichts und hat ein Gymnasium, mehre Gemeindeschulen und 7441 Einw. Eine Meile davon liegen die Ruinen von Tegea.

Trippel, Alexander, Bildhauer, geboren 1744 zu Schaffhausen, siedelte mit seinem Vater früh nach England über, bildete sich zu Kopenhagen zum Bildhauer aus, ging 1771 nach Paris und 1776 nach Rom, wo er 1793 †. Unter seinen Werken, die bei musterhafter Arbeit meist eine glückliche Nachahmung der Antike bekunden, sind hervorzuheben: das Denkmal des Grafen Tschernitschew für die Stadt Moskau; die Büsten von Goethe und Herder, 1789 in Marmor ausgeführt, und das Monument des Dichters Geßner für die Stadt Zürich. In seinen größeren Entwürfen ist eine allzu gesuchte Allegorie störend.

Tripper, s. v. a. Gonorrhöa.

Triptis, Stadt im sachsen-weimarischen Kreis Neustadt, am Ursprung der Orla, ist Sitz einer Justizamtskommission, hat 2 Kirchen, Ruinen eines Schlosses und eines Benediktinernonnenklosters, das 1170 nach Zwickau, dann nach Eisenberg verlegt wurde, Gerberei, Strumpfwirkerei, Leinweberei, Thongruben und 1621 Einw.

Triptolemus, in der griechischen Mythe Sohn des Königs Celeus von Eleusis und der Metanira oder des Oceanus und der Gäa, Liebling der Demeter, Erfinder des Pflugs, Verbreiter des Ackerbau's und der Kultur überhaupt, Heros der eleusinischen Mysterien. Er fuhr auf einem mit Drachen bespannten Wagen über die ganze Erde dahin und streute Getreidesamen aus. Nach seiner Zurückkunft nach Eleusis wollte Celeus ihn tödten lassen, mußte ihm jedoch auf Befehl der Demeter sein Land abtreten. Dieser stiftete nun die Thesmophorien, den Dienst und das Fest der Göttin Demeter.

Trisektion des Winkels, Theilung des Winkels in 3 gleiche Theile, eines der ältesten und berühmtesten Probleme der Geometrie, welches aber nicht von der Elementargeometrie, sondern nur mit Hülfe der Hyperbel, Parabel oder Konchoïde gelöst werden kann. Im Alterthum haben sich besonders Pappus und Nicomedes, von Neueren Vieta, Newton u. A. damit beschäftigt.

Trishagion (griech., hymnus angelicus, cheru-

Digitized by Google

bicus, triumphalis), der bei der Messe in der katholischen Kirche übliche Gesang des Dreimalheilig, genommen aus Jes. 6, 3, war schon im 4. Jahrhundert gebräuchlich und galt damals vornehmlich als Bekenntniß der Dreieinigkeit.

Trismegistus, s. Hermes Trismegistus.

Trismus (v. Griech., das Knirschen mit den Zähnen), Mundklemme, ein meist tonischer, in Anfällen auftretender Krampf der Kaumuskeln, wobei die Kiefer mit Gewalt auf einander gepreßt werden, der Kranke mit den Zähnen knirscht und den Mund nicht willkürlich zu öffnen vermag. Der T. ist fast stets eine Theilerscheinung des allgemeinen Starrkrampfes. S. Starrkrampf.

Trissino, Giovanni Giorgio, italienischer Dichter und Gelehrter, geboren 1478 zu Vicenza, lebte als päpstlicher Nuntius längere Zeit in Venedig und Wien und † 1550 zu Rom. Er gab in der „Sofonisba" (Rom 1514) der italienischen Literatur die erste nach den aristotelischen Regeln abgefaßte Tragödie, schrieb eine „Poetik" und gab die Schrift Dante's „De vulgari eloquio" (1529) heraus, deren Aechtheit längere Zeit bezweifelt wurde. Die beste Ausgabe seiner Werke nebst einer Biographie besorgte Scipio Maffei (Verona 1729, 2 Bde.).

Tristan und Isolde, die beiden Hauptpersonen einer mit dem Sagenkreise vom König Artus und den Rittern der Tafelrunde in Verbindung gebrachten Sage, welche von mehren nordfranzösischen Dichtern im 12. Jahrhundert behandelt ward und sodann in die spanische, italienische, slavische, skandinavische u. sogar in die griechische Literatur überging. Auf deutschen Boden verpflanzte zuerst Eilhard von Oberge die Sage in den siebziger Jahren des 12. Jahrhunderts durch ein aus dem Französischen übersetztes Gedicht. Später wurde dieses Gedicht vielfach variirt, überarbeitet, in Prosa aufgelöst und in dieser Gestalt zu einem bis tief ins 16. Jahrhundert viel gelesenen Roman gestaltet. Eine poetische Ueberarbeitung ist noch handschriftlich vorhanden; die prosaische wurde zuerst 1484, dann Augsburg 1498 und öfter gedruckt. Die vorzüglichste deutsche Dichtung aber, welche die Sage von T. und J. zum Gegenstand hat, ist das ebenfalls nach einem französischen Original bearbeitete Gedicht Gottfrieds von Straßburg (herausgegeben von Maßmann, Leipz. 1843; neuhochdeutsch von Simrock, das. 1855, 2 Bde.). Auch neuere Dichter haben den Stoff bearbeitet, z. B. Immermann. Simrock hat die „Historie vom Herrn Tristan und der schönen Isolde" seiner Sammlung „Deutscher Volksbücher" einverleibt. Richard Wagner hat den Stoff zu einer Oper benutzt. Vgl. Mone, Die Sage von T. und J., Heidelberg 1822.

Tristen, s. v. a. Feimen.

Tritheim, Johannes, eigentlich Heidenberg, berühmter Humanist, geboren den 1. Febr. 1462 zu Tritheim (Trittenheim) im Trierschen, studirte zu Heidelberg, ward 1482 Benediktinermönch und † den 16. Dec. 1516 als Abt zu St. Jakob in Würzburg. Er hat sich um die Beförderung wie der Wissenschaften überhaupt so insbesondere des Quellenstudiums der Geschichte hohe Verdienste erworben. Seine „Opera spiritualia" (Mainz 1604) und „Paralipomena" (das. 1605) wurden von Busäus, seine „Opera historica" (Frankf. 1601, 2 Bde.) von Freher herausgegeben.

Tritheismus (v. Griech.), in der christlichen Dogmengeschichte die besondere Betonung der hypothetischen Unterschiede der 3 Personen der Trinität (s. d.). Tritheiten waren u. A. der Monophysit Joh. Ascunages um 565, der Grammatiker Joh. Philoponus († 641), die Scholastiker Roscelinus und Abälard, besonders aber der Abt Joachim von Flore († 1202).

Triticum, Pflanzengattung, s. Weizen.

Triton, in der griechischen Mythe Sohn des Poseidon und der Amphitrite, wohnte mit diesen auf dem Grunde des Meeres im goldenen Palaste; auch Gott des tritonischen See's in Libyen, ein Gott der Argonautensage, halb Mann, halb Fisch. Gewöhnlich erscheint er als Diener seines Vaters Poseidon, mit seiner Muscheltrompete die empörten Fluthen besänftigend, bei den späteren Dichtern als Diener anderer Seegottheiten.

Tritschinapalli (Tritschinapol, Trichinopoly), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (138 QMeilen mit 710,000 Einw.) in der indobritischen Präsidentschaft Madras, am Cavery, ist stark befestigt u. Hauptwaffenplatz der Engländer in diesen Gegenden, hat eine Citadelle, eine protestantische Kirche, mehre Pagoden und Moscheen, verschiedene Fabriken und 30,000 Einw. ohne die starke Garnison.

Triumph (v. Lat.), bei den alten Römern der feierliche Einzug eines siegreichen Feldherrn mit seinem Heer in die Stadt Rom. Der Antrag dazu ging vom Feldherrn aus u. ward, da derselbe vor dem T. die Stadt nicht betreten durfte, im Tempel der Bellona oder auf dem Marsfeld beim Senat gestellt. Hatte derselbe ihn bewilligt und die Kosten desselben auf das Aerarium übernommen, so ertheilte das Volk dem Feldherrn für den Tag des T.s das Imperium in der Stadt. Später wurde der T. auch gegen den Willen des Senats vom Volke den Feldherren zugestanden, wenn diese durch die Tribunen bei demselben nachgesucht hatten. Der Zug ging von dem Marsfelde durch die Porta triumphalis über den Circus Flaminius durch die Porta Carmentalis in die Stadt zum Circus maximus, dann auf der Via sacra zum Forum und endlich auf das Kapitol. Den Zug eröffneten gewöhnlich Musikanten und Sänger, dann folgten weiße, zum Opfer bestimmte Stiere, Wägen mit den Waffen der besiegten Feinde und die Beute, Inschriften und bildliche Darstellungen der glänzendsten Thaten des Feldherrn, die Gefangenen in Ketten, die Liktoren in purpurner Tunica und die Fasces mit Lorbeeren umwunden, Citherspieler und Schalmeienbläser, in deren Mitte ein Pantomimist die gefangenen Feinde durch Geberden verspottete. Vor dem Wagen des Triumphators schritten die Magistrate und der Senat. Der Triumphator, angethan mit der Tunica palmata und der Toga picta, trug auf dem Haupte eine Lorbeerkrone von Gold und Edelsteinen (triumphalis corona), in der Rechten einen Lorbeerzweig, in der Linken ein elfenbeinernes Scepter, auf dessen Spitze sich ein Adler befand. Das Gesicht mit Mennige geschminkt, stand er auf einem prächtig verzierten, von 4 weißen Pferden gezogenen Wagen. Hinter ihm standen seine

Digitized by Google

jüngeren Söhne und Töchter, während die älteren Söhne dem Wagen folgten. Hinter dem Triumphator stand ein Sklave, der eine goldene Krone hielt und ihm die Worte „Bedenke, daß du ein Mensch bist" zuflüsterte. Dem Triumphwagen folgten die Verwandten und Freunde des Triumphators, Legaten und Kriegstribunen und den Zug schloß die ganze Armee des Siegers, umgeben von einem Volkshaufen unter dem Rufe „Jo triumphe!" Auf dem Kapitol verrichtete der Triumphator ein Dankgebet, ließ die Opferthiere schlachten, legte seine goldene Krone in den Schooß des Jupiter nieder und weihte dem Gott einen Theil der Beute. Darauf gab der Feldherr seinen Freunden und den angesehensten Männern der Stadt ein Gastmahl und ward Abends mit Musik und Fackeln nach Hause begleitet. Eine geringere Art des T.s war die Ovation, welche theils wegen minder bedeutender Siege, theils Solchen zuerkannt ward, die als Proprätoren oder Prokonsuln mit dem Imperium bekleidet worden waren, da der eigentliche T. nur wirklichen Magistraten zugestanden ward. Der Feldherr trug bei der Ovation anstatt der Toga picta eine Toga praetexta, zog zu Pferd oder zu Fuß, den Kopf mit Myrten bekränzt, nur von dem Senat begleitet, in die Stadt ein und opferte zum Beschluß auf dem Kapitol ein Schaf. Seit des Augustus, noch mehr aber seit Vespasians Regierung wurden die T.e seltener und kamen meist nur noch den Kaisern zu. Ueber die gefeierten T.e wurden Verzeichnisse, die sogenannten Fasti triumphales, geführt. Der spätere Gebrauch, daß Feldherren, denen der T. nicht bewilligt worden, auf dem albanischen Berge einen solchen hielten, schreibt sich daher, daß zur Zeit des lateinischen Bundes der Feldherr der lateinischen Kohorten dort einen solchen abzuhalten pflegte.

Triumphbogen (arcus oder fornix triumphalis), Ehrendenkmal, das triumphirenden Feldherren oder Kaisern errichtet wurde, ein bogenförmiges, freistehendes, zum Durchgang eingerichtetes Gebäude. Noch erhaltene Triumphbögen in Rom sind, außer den Trümmern des T.s des Drusus, die des Titus, Septimius Severus u. Constantinus. Andere Bauten der Art sind Ehrenbögen, wie der des Gallienus, oder Durchgangsbögen, wie die des Janus und der des Dolabella. Außerhalb Roms sind erhalten der T. des Augustus zu Ariminum, der älteste der erhaltenen, dann die zu Susa, Aosta und Fano; die des Trajan zu Ancona und Benevent; der des Hadrian in Athen; der des Marius zu Orange (Arausio) in Frankreich. Außerdem gibt es noch T. zu Pola, Verona und zu Capara in Spanien. Vergl. Bellori, Veteres arcus Augustorum triumphis insignes, herausgegeben von de Rubeis und ergänzt von Bartoli, Rom 1690.

Triumvirat (v. Lat.), s. Triumviri.

Triumviri (lat., d. i. Dreimänner), in Rom mehre aus 3 Mitgliedern bestehende Kollegien, deren Bestimmung durch einen Zusatz näher angegeben wird. Zu den Magistratus minores, den niederen Magistraten, gehörten die T. capitales, welche, seit 291 v. Chr. in den Tributkomitien gewählt, die Aufsicht über die Gefängnisse, über die Vollstreckung der Todesurtheile und eine eigene Disciplinargewalt und Gerichtsbarkeit über Personen niederen Standes hatten; die T. monetales, welche seit dem letzten Drittel des 2. Jahrhunderts die Aufsicht über das Münzwesen führten; T. nocturni, die, bereits 215 v. Chr. erwähnt, für die Sicherheit der Städte zur Nachtzeit zu sorgen hatten. Am wichtigsten sind die T. reipublicae constituendae, die in den Zeiten der bürgerlichen Zwiste den Auftrag erhielten, den Staat zu ordnen und zu verwalten. Hier sind besonders 2 Triumvirate zu bemerken. Das erste, das des Cäsar, Pompejus und Crassus, 60 v. Chr. geschlossen, war bloße Privatvereinigung. Das zweite ward 43 n. Chr. auf einer Insel des Reno zwischen Antonius, Octavianus und Lepidus geschlossen. Nachdem sie in Rom eingezogen waren, wurden sie durch ein Gesetz als T. reipublicae constituendae, d. i. für die Ordnung des Staats, als außerordentlicher Magistrat mit höchster Gewalt auf die Zeit vom 27. Nov. 43 bis zum letzten December 38 vom Volke bestätigt und dieser Magistrat wurde ihnen nach Ablauf jener Zeit auf neue 5 Jahre übertragen.

Trivanderam (Trivandrum), Hauptstadt des indobritischen Vasallenfürstenthums Travancore, am indischen Meere, Residenz des britischen Residenten und des Radscha, hat ein Fort, eine Sternwarte und 25,000 Einwohner.

Trivendo (das alte Triventinum), Stadt in der italienischen Provinz Campobasso (ehemaligen neapolitanischen Provinz Molise), am Trigno, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, Oel- und Weinbau, Handel, eine Schwefelquelle und 4200 Einwohner.

Trivium (lat.), eigentlich Ort, wo 3 Wege zusammentreffen; ehemals der Inbegriff der 3 niederen unter den sogenannten 7 freien Künsten, Grammatik, Arithmetik und Geometrie, welche in den niederen (Trivial-) Schulen gelehrt wurden, während den höheren Schulen das Quadrivium, Musik, Astronomie, Rhetorik und Dialektik, vorbehalten war.

Troas (lat. ager Trojanus), das alte Gebiet der Stadt Troja (s. d.).

Trochäus (v. Griech.), der Läufer, auch Choreus genannt, ein zweisilbiger, aus einer Länge und einer darauf folgenden Kürze (— ⏑) bestehender Versfuß, der als Wortfuß vorzüglich im Deutschen außerordentlich häufig vorkommt und im deutschen Hexameter und Pentameter wegen des Mangels an Spondeen auch als Stellvertreter des Daktylus zugelassen wird.

Trochanter (griech.), Rollhügel am Schenkelknochen; 1—2 kurze Zwischenglieder, durch welche bei vielen Insekten der Schenkel in die Brustringe eingelenkt ist.

Trochiten, s. v. a. Bonifaciuspfennige.

Trözen, Hauptstadt der Landschaft Trözenia in Argolis, 15 Stadien landeinwärts von der Ostküste, an welcher der dazu gehörige Hafen Kelenderis an der Bucht Pogon lag, war anfangs den Argivern unterthan, ward nach der Wanderung der Herakliden dorisirt, gelangte zu Macht und Blüthe und nahm am zweiten Perserkriege rühmlichen Antheil. In den Jahren 430 u. 425 n. Chr. brandschatzten die Athener das Land. Im korinthischen Kriege 394 stand T. auf Seiten

Digitized by Google

der Lacedämonier, ebenso kämpfte es 373 gegen Athen. In der macedonischen Zeit ging es aus einer Hand in die andere, kam endlich an den achäischen Bund und ward 223 von den Spartanern wieder erobert. Zu Strabo's Zeit war es noch eine ansehnliche Stadt. Jetzt sind nur noch wenige Spuren von der Stadt vorhanden.

Trogen, Marktflecken im schweizerischen Kanton Appenzell, Hauptort des Halbkantons Appenzell-Außerrhoden, am nordöstlichen Fuße des Gäbris, links unweit der Goldach, südöstlich von St.-Gallen, ist Sitz der Regierung und abwechselnd mit Herisau Versammlungsort von Außerrhoden, hat ein Rathhaus mit dem Landesarchiv, eine Kantonsschule mit Naturalienkabinet, eine höhere Töchterschule, ein Zeughaus, ein Armen- und Waisenhaus, Baumwollweberei, Musselinstickerei, Färberei und 3000 Einwohner. Dabei die Mineralbäder im Tobel und im Kastenloch.

Troglodyten (v. Griech., Höhlenbewohner), allgemeine Bezeichnung mehrer auf einer niedrigen Kulturstufe stehenden Völkerschaften, welche in bloßen Höhlen oder Erdhütten wohnten. Troglodytenland (Troglodytica) hieß insbesondere die Küste des heutigen Abessinien am rothen Meere von Berenice bis weiter nach Süden herab. Auch nannte man in den ersten Zeiten der christlichen Kirche gewisse Ketzer, die, von allen Parteien ausgestoßen, ihre Versammlungen in Höhlen hielten, T.

Trogus Pompejus, römischer Geschichtschreiber zur Zeit des Augustus, stammte aus Gallien, schrieb eine Universalgeschichte bis 6 v. Chr., die den Namen „Historiae Philippicae" führte, weil die Geschichte der Völker um die des macedonischen Reichs gruppirt war. Nur die „Prologi" zu den 44 Büchern (herausgegeben Münster 1827) und einige Fragmente (herausgegeben von Bielowski, 1853) und der Auszug des Justinus (s. d.) sind auf uns gekommen.

Troikart (Trokar, vom franz. trois quarts), chirurgisches Instrument, welches dazu dient, durch Anstechen eines normal vorhandenen oder krankhaft gebildeten Hohlraums im Körper Flüssigkeiten zu entfernen, welche sich in dem betreffenden Hohlraum in abnormer Menge oder von abnormer Beschaffenheit erzeugt haben. Der T. besteht aus einem stählernen cylindrischen Stilet von verschiedener Größe und gebogener oder gerader Form. Dieses Stilet ist an einem Griff unbeweglich befestigt und läuft an seinem freien Ende in eine dreischneidige Spitze aus. Zu jedem T. gehört eine silberne Kanüle, welche man so über das Stilet schiebt, daß nur seine Spitze frei hervorsteht und daß letzteres hinter der Stelle, wo seine dreiseitige Spitze anfängt, sich ganz genau an den Rand der Kanüle anlegt. Man sticht nun den von der Kanüle umschlossenen T. in die Höhle ein, welche man eröffnen und entleeren will, hält die Kanüle in ihrer Lage fest und zieht das Stilet aus der Kanüle hervor. Die in dem betreffenden Hohlraum befindliche Flüssigkeit kann sodann durch die Kanüle nach außen abfließen.

Troitza Sergiew (Troitzko-Sergiew, Sergiewski-Possad), Marktflecken im europäisch-russischen Gouvernement Moskau, Kreis Bogorodsk, 10 Meilen nordöstlich von der Stadt Moskau, hat ein großes Hospiz für Wallfahrer, viele Fabriken, lebhaften Verkehr, eine große Pfingstmesse und 14,000 Einwohner. Dabei auf einer Anhöhe das gleichnamige Mönchskloster (Troitzkaja Lawra Sergiew, d. h. Dreieinigkeitskloster des heiligen Sergiew), das größte, reichste und geschichtlich berühmteste Kloster des russischen Reichs. Dasselbe gleicht, mit hohen Mauern, Wällen und Gräben umgeben, einer Festung und enthält einen kaiserlichen Palast, die Wohnung des Archimandriten, 9 Kirchen und Kapellen, ein theologisches Seminar mit werthvoller Bibliothek, eine Elementarschule für arme Kinder, ein großes Kaufhaus, einen Gasthof, große Gärten ꝛc. Die größte und schönste Kirche ist die der Verklärung Mariä gewidmete Uspinskikathedrale mit 6 Goldkuppeln und den Grabmälern geschichtlich berühmter Männer und Frauen. Die kleine Kirche der Dreieinigkeit (Troitza) enthält den silbernen und vergoldeten Sarkophag des heiligen Sergius. Das Kloster soll einen Schatz von 600 Millionen Silberrubeln besitzen und hatte 1764 zur Zeit der Einziehung der Klostergüter 106,608 leibeigene Bauern. Die Zahl der Wallfahrer dorthin beträgt jährlich über 100,000. Das Kloster ward um 1340 von einem Manne aus Rostow gestiftet, der hier eine Zeitlang als Einsiedler in der Wildniß gelebt hatte und unter dem Namen des heiligen Sergius kanonisirt und zum ersten der russischen Heiligen erhoben ward. Das Kloster war so fest, daß es vom 29. Sept. 1608 bis 12. Jan. 1610 von den Polen unter Lisowski und dem Hetman Sapieha und wieder 1615 von dem polnischen Prinzen Wladislaw vergeblich belagert ward. Hier fanden 1685 die Czaren Iwan und Peter vor den aufständischen Strelitzen Schutz, und letzterer machte von hier aus der Herrschaft seiner Schwester Sophia ein Ende. Vgl. Philareth, La vie de St.-Serge, aus dem Russischen, Petersburg 1841.

Troizk (Troizkaja-Krepost), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Orenburg, am Ui und der Uwelka, Hauptwaffenplatz der uiskischen Distanz der orenburger Linie, ist mit Mauern und Wällen umgeben, hat 3 griechische Kirchen, 2 Metschede, ein Hospital, einen großen Kaufhof, eine Militärkantonistenschule und 4300 Einwohner, welche lebhaften Tauschhandel, besonders in Seiden-, Woll- und Baumwollstoffen, Pferden ꝛc. mit den Kirgisen und mittelasiatischen Völkern treiben.

Troja (Ilium, Ilios), Hauptstadt der Landschaft Troas (jetzt zum türkischen Ejalet Khudavendigiar in Kleinasien gehörig), lag 42 Stadien von der Küste des Marmarameers entfernt, zwischen den Flüssen Scamander und Simois, am Fuße einer Anhöhe des Ida, war mit starken, der Sage nach von Apollo und Poseidon erbauten Mauern umgeben und wurde überdies durch die feste, auf der Spitze der genannten Anhöhe liegende Burg Pergamum beschützt, in welcher sich sämmtliche Tempel, vor allen das Palladium, der der Pallas gewidmete Haupttempel, befanden. Nach der gewöhnlichen Annahme wurde T. 1184 (nach Andern 1127) v. Chr. von den Griechen zerstört (s. Trojanischer Krieg). Zu Alexanders Zeiten war aber

Digitized by Google

bereits eine neue, von Aetoliern bevölkerte Stadt (Neuilium) vorhanden, die aber jetzt ebenfalls spurlos verschwunden ist. Vgl. Barker Webb, Untersuchungen über die Ebene von T., deutsch von Hase, Weimar 1822; Rückert, T.'s Ursprung ꝛc., Hamburg 1846; Maclaren, The plain of Troy described, Edinburg 1863.

Troja, Stadt in der italienischen Provinz Foggia (ehemaligen neapolitanischen Provinz Capitanata), ist Bischofssitz, hat ein geistliches Seminar, Handel und 4500 Einw. T. ward im 10. Jahrhundert von Griechen angelegt; hier 1093 und 1116 Koncilien zur Reform des Klerus.

Trojanischer Krieg, der zwischen Griechen und Kleinasiaten bei Troja nach der gewöhnlichen Annahme von 1194—1184 v. Chr. geführte Krieg. Die Sage berichtet als seine äußere Veranlassung: Priamus, König von Troja, hatte seine von Hercules geraubte und dem Telamon überwiesene Schwester Hesione durch Antenor von den Griechen vergeblich zurückfordern lassen. Als nun bald darauf der zweite Sohn des Priamus, Paris, nach Sparta kam und, das Recht der Gastfreundschaft verletzend, des Königs Menelaus Gemahlin, Helena, entführte, verweigerte Priamus ebenfalls der an ihn geschickten Gesandtschaft deren Herausgabe. Darauf ward von den griechischen Fürsten der Rachezug gegen Troja beschlossen. Die hervorragendsten unter den Helden, welche sich zu Aulis in Böotien versammelten, waren Menelaus und dessen Bruder, Agamemnon, Odysseus, Diomedes, Achilles, Patroclus, Nestor, Ajax der Oilier und Ajax der Telamonier, Teucer, Philoctetes und Idomeneus. Agamemnon ward zum Oberanführer gewählt, und nach einigem Aufenhalt durch ungünstigen Wind (s. Iphigenia) segelte die Flotte ab nach Kleinasiens Küste. Unterdeß hatten aber auch die Trojaner ihre Stadt befestigt. Ihre Bundesgenossen waren Macedonier, Thracier, Assyrier, Aethiopier und ihr vornehmster Held Hector, des Priamus ältester Sohn. Neun Jahre lang währte der Kampf ohne Entscheidung. Der Grund dieser Zögerung lag vornehmlich in der damaligen Kampfweise, die in vereinzelten Angriffen ohne Plan und Zusammenhang bestand, ferner in dem Mangel an Lebensmitteln, der die Griechen theils zur Beschäftigung mit Ackerbau im thracischen Chersones, theils zu Plünderungszügen nöthigte; endlich in dem Zwiste zwischen Agamemnon u. Achilles (s. d.), in Folge dessen sich dieser ganz vom Kampfe zurückzog. Schon riethen im Lager der Griechen Viele zum Rückzug, aber nach dem Fall Hectors (s. d.) kam für Troja dennoch der Tag des Untergangs. In Folge eines Orakelspruchs schlichen sich Diomedes und Odysseus in die Stadt und entwendeten aus dem Tempel der Minerva das ihr geheiligte Bild (Palladium), das Schutzheiligthum der Stadt, wodurch das Glück von den Trojanern wich. Hierauf ließen die Griechen auf des Odysseus Rath ein kolossales hölzernes Pferd erbauen, in dessen hohlem Bauche sich eine auserlesene Schaar verbarg. Die Griechen begaben sich darauf auf ihre Schiffe und fuhren in der Nacht davon. Als nun am andern Tage die Trojaner das Griechenlager verlassen sahen, strömten sie schaarenweise aus der Stadt, sich wundernd über das seltsame Ungeheuer, bis ihnen ein im nahen Schilf aufgefundener Grieche, Sinon, berichtete, daß die über den Raub ihres Heiligthums erzürnte Göttin Minerva den Trojanern zum Ersatz dies Pferd geschenkt habe. Des warnenden Laocoon (s. d.) Schicksal beschwichtigte jeden Argwohn, es ward ein Stück der Mauer um Troja eingelegt, der Koloß nach der Stadt gezogen und neben dem Tempel der Minerva aufgestellt. In der Nacht entstiegen die Griechen dem Bauche des Pferdes und die griechischen Schiffe kehrten zurück. Ein allgemeines Blutbad begann, die Stadt ward angezündet und geplündert. Nur einer kleinen Schaar von Trojanern unter der Anführung des Aeneas (s. d.) gelang es, sich durch die Flucht zu retten und in Italien eine neue Heimat zu begründen. Viele der heimkehrenden Griechen fanden unterwegs ihren Untergang, Andere, namentlich Odysseus, erreichten erst nach mancherlei Irrfahrten ihr Vaterland; noch Andere fanden in der Heimat ihre Herrschersitze von Andern eingenommen, weshalb entweder sie selbst, oder ihre Söhne in fremden Ländern Kolonien gründeten. Wie weit diese uns namentlich in den homerischen Gesängen, der „Iliade", überlieferte Erzählung geschichtliche Wahrheit enthält, läßt sich nicht ermitteln. Vgl. Uschold, Geschichte des trojanischen Kriegs, Stuttg. 1836.

Trokar, s. Troikart.

Troll, in der nordischen Mythologie eine Art böser Geister, Zauberwesen in Menschengestalt.

Trollhättafälle, s. Götaelf und Götakanal.

Trollius *L.* (Trollblume, Dotterblume), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, charakterisirt durch den korollenartigen, 5- bis vielblättrigen, abfälligen Kelch, die kleinen, zungenförmigen, genagelten Blumenblätter mit einem Honiggrübchen am Grunde und die zahlreichen Staubgefäße und Balgkapseln, ausdauernde Kräuter in Europa, Sibirien, Nordamerika, worunter T. europaeus *L.*, Engelblume, in Europa auf feuchten Wiesen mit gelben Blüthen, als Zierpflanze und deshalb zu erwähnen ist, weil die Wurzel wegen ihrer Schärfe bisweilen als Radix Hellebori nigri in den Handel gebracht wird.

Trollope, Frances, englische Schriftstellerin, geboren um 1779 zu Heckfield, verheirathete sich 1809 mit dem Advokaten Thomas Anthony T., welcher 1835 starb. Eine Frucht ihres zweijährigen Aufenthalts in Amerika waren „Domestic manners of the Americans" (Lond. 1832), worin sie mit der größten Einseitigkeit und auf die schonungsloseste Weise die schwachen Seiten des amerikanischen Volkscharakters rügt. An derselben Einseitigkeit leiden ihre folgenden Reisewerke über Paris, Belgien und das westliche Deutschland, Oestereich und Italien. Fruchtbarer noch, aber weniger bedeutend, ist Mrs. T. als Romanschriftstellerin. Den meisten Beifall fand ihr „Vicar of Wrexhill" (Lond. 1837, 3 Bde.; deutsch, Aachen 1837, 3 Bde.). T. † den 6. Okt. 1863 zu Florenz. Von ihren Söhnen hat Thom. Adolphus T., geboren 1810, ebenfalls mehre Reisebeschreibungen und historische Arbeiten über Italien, Anthony T. mehre Novellen veröffentlicht.

Digitized by Google

Tromlitz, Pseudonym für Karl August von Witzleben (s. d.).

Trommel, bekanntes militärisches Musikinstrument, besteht aus einem hölzernen oder messingenen Hohlcylinder (Sarg), den beiden Trommelfellen, welche gewöhnlich aus weißgahrem Kalbleder bestehen, und von denen das obere das Schlagfell, das untere das Boden- oder Saitenfell heißt. Zum Zusammenhalten des Sarges und der Trommelfelle dienen die Trommelreife, hölzerne Reife, welche auf die Wülste der Trommelfelle aufgesetzt u. mittelst der Trommelleine, welche im Zickzack über den Cylindermantel durch Löcher läuft, mit einander verbunden werden. Durch festes Anziehen der Trommelleine drücken diese Reife die Trommelfellwülste nieder und geben folglich den Fellen selbst über dem Sarge eine nach allen Seiten hin gleichmäßige Spannung. Um das Festerziehen der Trommelleine zu bewerkstelligen, werden je 2 in einem Winkel am obern Trommelreife zusammenlaufende Stücke derselben von Trommelschleifen, festen ledernen Strupfen, umschlungen, welche, nach dem untern Reife hinabgeschoben, die Winkelschenkel mehr zusammenpressen und so eine größere Spannung hervorbringen. Ueber das Saitenfell läuft bei den gewöhnlichen Militärtrommeln, um den Ton derselben rauschender zu machen, die sogenannte Sangsaite. Zur weiteren Verstärkung des Tones befindet sich ein rundes Loch, das Resonanzloch, im Sarge. Zur Hervorbringung des Tones der T., zum Rühren der T., dienen zwei Trommelstöcke (franz. baguettes), kegelförmig gearbeitete, unten in einen kleinen, länglichrunden Knopf auslaufende Stäbe von hartem Holze, je nach der Größe der T. 10 bis 16 Zoll lang. Als Orchesterinstrument dient die große T., von derselben Einrichtung wie die kleine, nur 3- bis 4mal größer. Ihr Cylinder ist von Holz, auch hat das untere Fell keine Sangsaite, wie das der kleinen. Sie wird mit Einem Klöppel geschlagen, der einen großen, mit weichem Leder überzogenen Knopf hat, und dient zur Hervorhebung, Schärfung des Rhythmus bei der sogenannten Janitscharenmusik, oder in großen Orchestern bei starker Besetzung der Blasinstrumente.

Trommelfell, s. Ohr.

Trommelsucht (Windsucht, tympanitis), die krankhafte Auftreibung des Unterleibes durch Luft, welche entweder in den Därmen enthalten ist (t. intestinalis), oder sich frei in der Unterleibshöhle befindet (t. abdominalis). Ist die Luft in übermäßiger Menge in den Därmen angehäuft, so nennt man die Krankheit auch Meteorismus (s. d.); befindet sich dagegen die Luft frei in dem Bauchfellsack, so ist sie stets vom Magen oder Darm aus in diesen hineingelangt, nachdem sich vorher ein Loch oder Riß (Perforation) in der Wand des Magendarmkanals gebildet hatte. Die Möglichkeit für den Durchbruch der Luft vom Darmkanal aus in den Bauchfellsack ist nur dann gegeben, wenn eine schwere zerstörende Erkrankung des Darmkanals vorausgegangen ist. Am häufigsten ist die Tympanitis abdominalis die Folge eines durchbohrenden Magen- oder Duodenalgeschwürs, tuberkulöser u. typhöser Geschwüre des Dünn- und Dickdarms, der Entzündung des Wurmfortsatzes ꝛc. Da mit der Luft stets auch Darminhalt in den Bauchfellsack übertritt, so ist eine heftige u. allgemeine Unterleibsentzündung, welche schnell tödtlich wird, die regelmäßige Folge der Perforation u. der Tympanitis abdominalis. Kranke, bei welchen Luft in den Bauchfellsack übergetreten ist, bei welchen also eine Perforation des Magens oder Darmkanals Statt gefunden hat, zeigen eine starke Auftreibung des Unterleibes mit heftigen Schmerzen in demselben, haben hohes Fieber, Hitze am Rumpfe, kühle Extremitäten, kleinen frequenten Puls, leiden an Athemnoth, verfallen außerordentlich schnell und gehen oft schon nach Minuten, häufig auch erst nach mehren Stunden u. Tagen zu Grunde. Die ärztliche Kunst ist diesen Vorgängen gegenüber hülflos.

Trommsdorff, Johann Bartholomäus, namhafter Chemiker, geboren den 8. Mai 1770 zu Erfurt, erhielt 1795 an der Universität daselbst die Professur der Chemie und Physik und errichtete eine pharmaceutisch-chemische Lehranstalt, welche bis 1828 blühte. Im Jahre 1823 wurde er Direktor der königlichen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. Er † den 8. März 1837. Seine Hauptwerke sind das „Systematische Handbuch der Pharmacie" (Erf. 1792, 4. Aufl. 1831), das „Systematische Handbuch der gesammten Chemie" (das. 1800—7, 8 Bde.; 2. Aufl. 1805—20) und „Die chemische Receptirkunst" (5. Aufl., Hamb. 1845).

Tromp, 1) Martin Harpertzoon, berühmter holländischer Admiral, geboren 1579 zu Briel, trat jung in den Seedienst, ward 1624 zum Fregattenkapitän ernannt und 1637 zum Admirallieutenant und Befehlshaber eines Geschwaders von 11 Schiffen befördert, mit welchem er den 18. Febr. 1639 bei Grevelingen eine weit stärkere spanische Flotte schlug. Zum Admiral ernannt, schlug er im Okt. 1639 eine spanische Flotte unter d'Oquendo vor den Dünen und eroberte 13 reich beladene Gallionen. Nachdem er aber 1652 dem englischen Admiral Blake gegenüber im Kanal den Kürzeren gezogen, mußte er das Oberkommando an de Ruyter abgeben, erhielt es aber noch in demselben Jahre zurück und schlug am 29. Nov. die englische Flotte unter Blake in den Dünen. Im Jahre 1653 bestand er mit de Ruyter einen dreitägigen Kampf gegen die überlegene englische Flotte und brachte die ihm zur Deckung anvertrauten Handelsschiffe glücklich in den Hafen. Ein neuer Angriff auf die englische Flotte im Juni mißlang. Nachdem er seine Flotte wieder hergestellt hatte, segelte er mit de Ruyter an die Küste von Seeland, zog hier noch 27 Schiffe unter dem Admiral Witt an sich und griff (6. Aug. 1653) zwischen Scheveningen und der Maas die 94 Schiffe zählende englische Flotte an. Er durchbrach zwar die feindliche Linie, wurde aber vom Feinde umzingelt, von seiner Flotte abgeschnitten und fiel tapfer kämpfend, worauf die völlige Niederlage der Niederländer den zweitägigen Kampf und den Krieg endete. Er soll im Ganzen in 33 Seetreffen gesiegt haben. In der Kirche zu Delft ward ihm ein prächtiges Grabmal errichtet.

2) Cornelis, holländischer Seeheld, Sohn des Vorigen, geboren 1629 zu Rotterdam, befehligte schon in seinem 19. Jahre ein Schiff gegen

Digitized by Google

die afrikanischen Seeräuber und ward 2 Jahre später zum Contreadmiral befördert. Im Jahre 1665 rettete er nach der unglücklichen Schlacht bei Solebay (13. Juli) durch einen geschickten Rückzug die holländische Flotte und ward von de Witt, obgleich Anhänger der oranischen Partei, bis zu de Ruyters Rückkehr mit dem Oberbefehl betraut. In der viertägigen Schlacht (vom 11. bis 15. Juni 1666) bei den Dünen focht er mit Auszeichnung, ward aber dann, als er im August eine englische Flotte, die er geschlagen, zu hitzig verfolgte, von der Hauptflotte abgeschnitten und, weil er in dieser Lage dem Admiral de Ruyter nicht zu Hülfe hatte eilen können, abberufen. Im Kriege gegen die verbündeten Mächte England und Frankreich 1673 wieder zum Befehlshaber ernannt, bewährte er in den 3 blutigen Schlachten am 7. und 14. Juni und am 21. August sein Talent und seinen Muth in glänzendster Weise und erwarb sich selbst auf gegnerischer Seite solche Achtung, daß ihn König Karl II. von England nach Abschluß des Friedens 1675 zum Baronet ernannte. Hierauf führte er eine Flotte zur Unterstützung der Dänen gegen die Schweden und ward nach de Ruyters Tode zum Oberbefehlshaber der Flotte der vereinigten niederländischen Provinzen befördert. Er † am 29. Mai 1691 zu Amsterdam und wurde zu Delft in dem Grabmal seines Vaters beigesetzt.

Trompe (Trombe, v. Ital.), s. v. a. Wasserhose.

Trompete (ital. trompa, clarino), bekanntes, mit Mundstück und Stürze versehenes Blasinstrument, welches den Umfang von drei Oktaven vom Tenor-c bis Diskant-g hat und an das Waldhorn angrenzt, mit dem es nicht nur gleichen Umfang, sondern auch die gleiche Tonleiter hat. Die Noten dafür werden, wie bei jenem, im Violinschlüssel und aus c gesetzt; durch Ansetzstücke wird sodann der Ton herabgestimmt. Auch hat man A-, B-, C-, D-, Es-, E- und F-T.n. Das Vollkommenste leistet die jetzt allgemein gebräuchliche Ventiltrompete. Die Ventile sind mechanische Vorrichtungen, durch welche der Bläser nach Belieben bald den einen, bald den andern Luftweg in der Trompetenröhre sperren oder öffnen und dadurch denselben sogleich verkürzen oder verlängern kann, wodurch der Ton erhöht oder vertieft wird. In der Regel hat eine solche T. drei Ventile, von denen gewöhnlich das eine eine ganztönige, das andere eine halbtönige und das dritte eine $1^1/_2$tönige Erniedrigung bewirkt. Die T. gehört, wie das Horn, die Posaune, die Trommel, zu den ältesten musikalischen Instrumenten. Die frühere T., bei den Griechen Salpinx, bei den Römern Tuba genannt, war nicht gewunden, sondern lief gerade aus, oder war in der Weise eines Ochsenhornes gekrümmt. Auch hatte sie weit geringeren Umfang, meist von 3—4 Tönen. Man verfertigt sie jetzt nur noch aus Messingblech, manchmal mit verzierter Stürze von Silber oder Neusilber.

Tromsöe, Stadt im norwegischen Amte Finnmarken, auf der gleichnamigen Insel in schöner Lage, ist Sitz eines Bischofs, hat ein Seminar, eine lappländische Druckerei, ein Proviantthaus, einen guten Hafen, lebhaften Handel und 2958 Einw.

Trona (Urao, prismatoïdisches Tronasalz), Mineral aus der Ordnung der wasserhaltigen Haloïde, natürliches wasserhaltiges anderthalbkohlensaures Natron, krystallisirt zwei- und eingliedrig oder monoklinisch mit einer rhomboïdischen Säule von 103°15, nach deren einer Seitenfläche sie einen vollkommenen, etwas perlmutterglänzenden, blättrigen Bruch besitzt. Die Krystalle sind stängelich zusammengehäuft, farblos oder weiß, von Steinsalz- bis Kalkspathhärte und 2,1 specifischem Gewicht. Das Mineral verwittert nicht, schmeckt laugenartig, braust mit Säuren auf, die Flamme gelb färbend. Es kommt aus dem Innern Afrika's über Tripolis, so aus Fezzan, auch aus Columbien und Indien in den Handel, bildet sich auch aus den Absätzen der Natronseen in Aegypten und wird zur Glas- und Seifenfabrikation, in Fezzan selbst als Baustein benutzt.

Tronchet, François Denis, französischer Advokat und Vertheidiger Ludwigs XVI., geboren 1726 zu Paris, wurde 1789 von der Stadt Paris in die Nationalversammlung gewählt, bewies sich hier als Anhänger des konstitutionell-monarchischen Princips und ward vom König 1792 zu seinem Vertheidiger erwählt. Seine Vertheidigung war gründlich gearbeitet, aber von geringer Wirkung, da sie sich streng auf juristischem Boden hielt. Unter Robespierre mußte T. fliehen, unter dem Direktorium trat er in den Rath der Alten, unter dem Konsulat ward er Präsident des Kassationshofes u. erhielt nebst Bigot-Préameneu, Mulleville und Portalis die Redaktion des neuen Civilcodex übertragen und ward 1801 in den Erhaltungssenat berufen. Er † den 10. März 1806.

Tronchiennes, Flecken in der belgischen Provinz Ostflandern, an der Eisenbahn von Gent nach Brügge, hat eine große Krappfabrik und 4434 Einwohner.

Trond, St. (St. Truijen), Stadt in der belgischen Provinz Limburg, an der Eisenbahn von Hasselt nach Landen, hat 11 Kirchen (darunter die Liebfrauen-, die Martins- und die Franciskanerkirche bemerkenswerth), ein schönes Stadthaus, ein Gymnasium, Gewehr-, Spitzen-, Zucker- und Tabaksfabrikation, Brauerei, Brennerei, eine Saline und 11,573 Einwohner. Hier 1793 Sieg der Oesterreicher über die Franzosen.

Tronto (im Alterthum Truentus), Küstenfluß im östlichen Mittelitalien, entspringt auf den Abruzzen in der Provinz Aquila, fließt anfangs nördlich, wendet sich dann östlich in die Provinz Ascoli Piceno, nimmt bei der Stadt Ascoli den Castellano auf und fällt nach einem Lauf von 12 Meilen in das adriatische Meer. Nach ihm wurde im napoleonischen Königreich Italien (bis 1814) das Departement T. genannt, welches 53 QMeilen mit 188,000 Einwohnern umfaßte und Ferno zur Hauptstadt hatte.

Tropäoleen, Pflanzenfamilie, charakterisirt durch den 2lippigen, gespornten, gefärbten Kelch mit 5 Abschnitten, die 5 im Grunde des Kelchs eingefügten Blumenblätter, von denen die beiden hintern größer als die manchmal fehlenden vordern sind, die 8 ungleich langen, auf dem Blüthenboden stehenden Staubgefäße, den 3seitigen, mit 3 spitzen Narben gekrönten Griffel und die 3knopfige, 3fächrige, nicht aufspringende Kapsel-

Digitized by Google

od. seltener Beerenfrucht mit Samen ohne Eiweiß, saftreiche, oft windende Kräuter mit abwechselnden, langgestielten, schildförmigen Blättern und ansehnlichen, einzelnen achselständigen, unregelmäßigen Blüthen in 2 Gattungen mit cirka 30 bekannten, in Südamerika einheimischen Arten.

Tropäolum *L.* (Kapuzinerkresse), Pflanzengattung aus der Familie der Tropäoleen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die im Blüthenknopfe geschindelten Zipfel, die 5 Blumenblätter, wovon die 3 vordern meist kleiner sind, die abwärts geneigten Staubgefäße und die schwammig-korkigen Fruchtknöpfe, windend-kletternde, ausdauernde und einjährige Kräuter in Südamerika. Am bekanntesten ist T. majus *L.*, unächte Kaper, einjährig, 1864 aus Peru nach Europa verpflanzt und jetzt in allen Gärten zu finden, mit auf der Erde liegendem oder an Wänden und Gebüschen 6—10 Fuß hoch hinaufsteigendem Stengel, schildförmigen Blättern und großen Blumen mit an den Nägeln gefransten, goldgelben, orange- oder safrangelben, feuer- oder scharlachrothen, auch schwarz-purpurrothen Kronblättern, hat einen kressenartigen Geschmack und wirkt antiskorbutisch, daher Blätter und Blüthen, Herba et Flores Nasturtii indici s. hispanici, officinell waren. Jetzt benutzt man die Blüthenknospen und die unreifen, mit Essig oder Salz eingelegten Früchte wie Kapern als Gewürze zu Salaten. T. minus *L.*, kleine Kaper, in Peru, einjährig, in allen Theilen kleiner, findet sich mit gefüllten Blüthen und als ein ausdauerndes Gewächs in Gärten.

Tropea, Stadt in der italienischen Provinz Catanzaro (ehemaligen neapolitanischen Provinz Calabria ulter. II), am tyrrhenischen Meere, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, 15 andere Kirchen, ein Schloß, Baumwoll- und Seidenweberei und 6800 Einwohner.

Tropen (v. Griech.), in der Rhetorik diejenigen Redefiguren, worin der eigentliche Ausdruck mit dem uneigentlichen, die Sache mit dem Bilde vertauscht wird, daher tropisch, s. v. a. bildlich, figürlich, s. Figur; in der Erdbeschreibung s. v. a. Wendekreise; daher Tropenländer, die zwischen den Wendekreisen, also in der heißen Zone gelegenen Länder, auch Aequinoktialgegenden genannt; tropische Gewächse, die dort einheimischen Gewächse; tropische Krankheiten, die durch das tropische Klima bedingten und daher vorzugsweise in den Tropenländern herrschenden Krankheiten, als Dysenterie, Diarrhöe und Erbrechen, Abdominalplethora, Hepatitis, Gallen- und intermittirende Fieber. Tropische Umlaufszeit eines Planeten heißt die Zeit, in der er zu dem Aequinoktial- oder irgend einem anderen Punkte der Ekliptik zurückkehrt.

Tropez, St., Stadt im französischen Departement Var, am Golf von Grimaud des Mittelmeeres und am östlichen Fuß des Mont Beyrons, hat einen durch ein Fort vertheidigten Hafen, ein Handelsgericht, Fischerschiedsgericht, eine Navigationsschule, Schiffswerfte, Korkstöpselfabrikation, Rhederei, Küstenschifffahrt, Handel, Seefischerei und 3358 Einwohner.

Tropfen, s. Flüssigkeit.

Tropfstein, Gesammtname für Mineralien, welche sich als Absatz aus herabtropfenden Flüssigkeiten gebildet haben; s. Sinter.

Trophäen (Tropäen, v. Griech.), die mit bewaffneter Hand im freien Felde eroberten Fahnen, Standarten und Geschütze; auch architektonische Verzierungen von Stein oder Erz, Rüstungsstücke, Fahnen und Waffen darstellend.

Trophische Nerven, s. Sympathikus.

Trophoneurosen (v. Griech.), Ernährungsstörungen, welche von gewissen Erkrankungen nervöser Gebilde abhängig sind. Das Gebiet der T. ist nicht sicher zu begrenzen, weil wir über die Abhängigkeit der Ernährungsstörungen von den Nerven überhaupt noch nicht genügend unterrichtet sind. Vielleicht gehören gerade die wichtigsten Erkrankungen, nämlich die elementaren Prozesse der Kongestion, der Entzündung, der Exsudation und Sekretion ihrem Wesen nach zu den T. Zu den T. im engeren Sinne gehören diejenigen sekundären Atrophien, welche auf eine primäre Erkrankung (Lähmung) der betreffenden Nerven zu folgen pflegen.

Trophonius, mythischer Baumeister der Minyer, Sohn des Königs Erginus von Orchomenus in Böotien, oder des Apollo, erbaute mit seinem Bruder Agamedes den Apollotempel zu Delphi und verschiedene Schatzhäuser, namentlich das des Hyrieus, Königs von Hyria in Böotien. Bei letzterem hatten die beiden Brüder einen Stein so eingefügt, daß er leicht herausgenommen werden konnte, um sich auf diese Weise Zutritt zu dem Schatze zu verschaffen. Der König legte endlich Schlingen, in denen Agamedes sich fing. Um nicht verrathen zu werden, schnitt T. seinem Bruder den Kopf ab und floh in den Wald bei Lebadia. Hier ward er von der Erde verschlungen, an der Stelle, welche später durch die sogenannte Höhle des T. bezeichnet wurde, in der Orakel ertheilt wurden.

Tropisch, s. Tropen.

Troplong, Raymond Théodore, französischer Jurist, geboren den 8. Oktober 1795 zu St. Gaudens, ward nach einander Staatsprokurator auf Korsika, Generaladvokat zu Bastia, Rath am pariser Kassationshofe, 1848 erster Präsident des Appellationshofs in Nancy und am 30. December 1852 erster Präsident des Senats. Er hat „Commentaires sur le code civil“ und andere, besonders staatsrechtliche Schriften veröffentlicht.

Troppau, vormaliges schlesisches Fürstenthum, bildet jetzt zum Theil den troppauer Kreis des österreichischen Schlesien, theils den leobschützer Kreis des Regierungsbezirks Oppeln der preußischen Provinz Schlesien. Der preußische Antheil des Fürstenthums bildet die südwestlichste Spitze Schlesiens und zählt mit dem preußischen Antheil des Fürstenthums Jägerndorf auf 17 QMeilen 60,000 Einwohner. Das österreichische Fürstenthum T., die südwestliche Hälfte von Oesterreichisch-Schlesien bildend und durch die Oppa vom preußischen Schlesien getrennt, zählt auf 24 QMeilen 80,000 Einw. Der böhmische König Ottokar II. erhob das Gebiet zum Fürstenthum und verlieh es 1261 seinem natürlichen Sohne Nikolaus. Nachdem es unter dessen Nachkommen in die Fürstenthümer Jägerndorf, Leobschütz und T. getheilt worden, fiel es 1460 durch Kauf an

Digitized by Google

den König Podiebrad von Böhmen. Dessen Enkel Viktorin überließ es durch Tauschvertrag 1485 an Matthias Corvinus, dessen Sohn Johann Corvinus es 1501 aber wieder an den König Wladislaw von Böhmen und Ungarn verkaufte, der es 1511 der Krone Böhmen für immer einverleibte. Im Jahre 1526 ward es vom Erzherzog Ferdinand von Oesterreich als König von Böhmen in Besitz genommen und theilte seitdem die Geschicke Schlesiens. Mit Nichtbeachtung des Landesprivilegiums von 1511 verlieh es Kaiser Matthias 1613 als erbliches Mannlehn an das Haus Liechtenstein, in dessen Besitz es noch jetzt ist. Die gleichnamige Hauptstadt des österreichischen Herzogthums, ehemals Hauptstadt von ganz Oberschlesien, rechts an der Oppa, durch eine Zweigbahn mit der wien-oderberger Eisenbahn in Verbindung stehend, ist Sitz der Landesregierung, einer Handels- und Gewerbekammer und anderer Behörden, hat 3 Vorstädte, regelmäßige gerade Straßen, ein fürstlich liechtensteinsches Residenzschloß, 6 katholische Kirchen, unter denen die altgothische Hauptkirche, die schöne ehemalige Jesuitenkirche und die Minoritenkirche hervorzuheben sind, ein altes Rathhaus, Landhaus, eine große Kaserne, schöne Anlagen um die Stadt ꝛc., mehre Klöster, ein Obergymnasium mit Bibliothek und Museum schlesischer Naturalien u. Alterthümer, eine Oberreal-, Handels- und Hauptschule, mehre Krankenhäuser, Hospitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten, Runkelrübenzuckerfabrikation, starke Tuchweberei, Wollzeugwirkerei, Bierbrauerei, Liqueurfabrikation, Ziegelei, lebhaften Tuch-, Leinwand- und Speditionshandel, große Vieh- und andere Märkte und 13,900 Einw. Hier ward vom 20. Oktober bis zum 30. December 1820 ein Fürstenkongreß abgehalten, welcher behufs der Aufrechterhaltung des legitimen monarchischen Staatensystems in Europa den Grundsatz der bewaffneten Intervention aufstellte. Vornehmlich beschäftigte man sich mit Neapel. Während aber Rußland, Oesterreich und Preußen gesonnen waren, die neapolitanische Konstitution mit Waffengewalt zu beseitigen, mißbilligte England die Intervention und schien auch Frankreich einer gütlichen Ausgleichung geneigt zu sein. Bereits am 1. Okt. 1820 hatte die neapolitanische Regierung in einer Note, welche an alle europäischen Höfe gesendet wurde, den neuen Zustand des Königreichs zu rechtfertigen gesucht. Darauf erließen am 20. Nov. die Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen gleichlautende Schreiben an den König von Neapel, worin sie ihn einluden, sich nach Laibach zu begeben, um dort mit den verbündeten Souveränen die gegenwärtige und künftige Gestaltung seines Reichs in Erwägung zu ziehen. Der Kongreß von T. wurde dann in Laibach (s. d.) fortgesetzt, wohin sich auch der König Ferdinand von Neapel mit Zustimmung seines Parlaments begab.

Trottel, s. v. a. Cretin.

Trottoir (franz.), Fußweg, der, gewöhnlich aus Steinplatten bestehend, in den Hauptstraßen größerer Städte zu beiden Seiten des Fahrwegs an den Häusern hinläuft.

Troubadour (von dem provençalischen Worte trobar, franz. trouver, erfinden), in der provençalischen Poesie ein Kunstdichter, der, im Gegensatz zu den Jongleurs, den um Lohn singenden Spielleuten und Volkssängern, die Dichtkunst nicht als ein Gewerbe betrieb. Indeß hat dieser Unterschied erst nach und nach, als sich die höfische Kunst (art de trobar) ganz entwickelt hatte, volle Geltung erlangt. Vornehmere T.s nahmen Jongleurs in ihre Dienste, damit dieselben ihre Lieder entweder überhaupt musikalisch vortrugen, oder doch die Instrumentalbegleitung dazu spielten, da man es nicht für anständig hielt, solches selbst zu thun. Den Jongleurs überließ man auch überhaupt den Vortrag der mehr volksmäßigen epischen Gedichte, während man vorzugsweise die lyrischen Dichter der höfischen Kunst mit dem Namen der T.s beehrte. Eigentliche Kunstschulen hatten die T.s jedoch nicht, auch bildeten sie keine Zunft, sondern eine freie Genossenschaft, in welcher der angehende T. seine Vorbilder in den einmal anerkannten Meistern suchte. An den größeren und kleineren Höfen des südlichen Frankreich, des nördlichen Spanien und Italiens galten die T.s als Zierde der Gesellschaft. Die meisten widmeten sich aus eigener Wahl dem Hofdienst eines hohen Gebieters, priesen oder tadelten ihn in Dienstliedern (Sirventes), wählten sich jedoch vor Allem eine Dame als Gebieterin ihres Herzens, der unter einem allgemeinen oder allegorischen Namen die Minnelieder (Cansôs) galten, die bald in Klagen (Planks) der Dame Grausamkeit oder Tod besangen, bald in Tageliedern (Albas) die Schäferstunden feierten, die ihnen unter der Obhut eines Wächters und dem Geheimnisse der Nacht vergönnt worden waren. An großen Hoffesten fanden sich oft mehre T.s zusammen, dann wurden mitunter poetische Wettkämpfe (Tensons) veranstaltet, wobei von Damen aufgegebene Streitfragen aus dem Gebiete der Galanterie u. Minne gewöhnlich den Stoff bildeten und zuletzt an den Ausspruch dieser Damen oder eines andern Schiedsrichters scherzweise appellirt wurde. Der Inhalt der Troubadourpoesien ist im Allgemeinen von vierfacher Art: erotisch, historisch, satirisch und didaktisch. Wenn das erotische Gedicht den Ausdruck zärtlicher Empfindung eines Ritters gegen die Dame seines Herzens enthält, so nehmen die historischen, wie häufig in den Sirventen, ihren Stoff aus den Auftritten und Begebenheiten der damaligen Zeit. Die satirischen Dichtungen geben, wenn auch hier und da etwas übertrieben, doch im Ganzen ein treues Sittengemälde der damaligen Zeit. Die didaktischen Dichtungen behandeln entweder allgemeine sittliche Wahrheiten, ohne allen poetischen Schmuck, oder geben Regeln und Vorschriften für Dichter, Spielleute und Knappen, die sich um die Aufnahme in den Ritterorden bewarben. Der Zeit nach umfaßt die Poesie der T.s die 2 Jahrhunderte von 1090—1290 und zerfällt in 3 Hauptabschnitte: den ihrer Entwickelung aus dem Volksgesang zur höfischen Kunstdichtung, von 1090—1140; den ihrer Blüthe, von 1140—1250, und den ihres Verfalls, von 1250—90. Das höfische Ritterthum war das Lebenselement der Troubadourpoesie, und wie sie mit ihm entstand und sich zur Blüthe entfaltete, so mußte sie auch

Digitized by Google

mit ihm untergehen. Die Heimat der Troubadourpoesie waren besonders die südlich von der Loire gelegenen Länder Frankreichs, dann Katalonien, Valencia und ein Theil von Aragonien in Spanien und Oberitalien. Als die hervorragendsten T.s sind folgende zu nennen. Der älteste aller bekannten T. ist Wilhelm IX., Graf von Poitiers (1087—1127), dessen Gedichte, halb volks-, halb kunstgemäß, bei sehr einfacher Form leicht und anmuthig, aber ohne Tiefe sind. Bernard de Ventadour (1140—95), einer der berühmtesten Dichter aus dem goldenen Zeitalter der Troubadourpoesie, sang Lieder, die, durch Schönheit wie durch Gefühl ausgezeichnet, die Frau seines Herrn, Agnes de Montluçon, sowie seine nachfolgenden Gönnerinnen, die Königin Eleonore, Johanna von Este und eine Dame von Narbonne, feiern. Marcabrun (1140 bis 1185), ein Findling, der eigentlich Panperdut hieß, von dem T. Cercamon angenommen und erzogen, war besonders gefürchtet wegen seiner satirischen Gedichte und verlor sein Leben deshalb durch den Kastellan von Guian, der ihn aus Rache ermordete. Jaufre Rudel, Prinz von Blaya (1140—70), ist durch seine romantische Liebe zu der Gräfin von Tripolis, die er erst sterbend sah, berühmt. Peire d'Auvergne (1152—1215), der „Meister der T.s" genannt, lieferte durch künstliche Form und Darstellung, weniger durch tiefe poetische Empfindung ausgezeichnete Lieder. Guillem de Cabestaing (1181—96) wurde berühmt durch seine tragische Liebe zu der Frau seines Herrn, Raimon de Roussillon, der ihn aus Eifersucht tödten und sein Herz der Dame zum Essen vorsetzen ließ. Richard Löwenherz von England wird besonders wegen seines in der Gefangenschaft gedichteten berühmten Liedes den T.s beigezählt. Guiraut de Borneil (1175 bis 1220) gilt ebenfalls für einen Meister in der Kunst der T.s, dessen Lieder sich durch einen männlich-ernsten Geist auszeichnen. Peire Vidals (1175—1215) zahlreiche Lieder tragen den Stempel seiner Extravaganz im Leben, aber auch ebenso seines wahren Genie's an sich. Bertrand de Born (1180—95), gleich berühmt als Krieger wie als Dichter, spielte als französischer Patriot eine wichtige Rolle in den Kriegen Heinrichs II. von England mit seinen rebellischen Söhnen und sang größtentheils kampfeslustige politische Lieder. Folquet de Marseille (1180—1231) trat aus Schmerz über den Tod einer seiner vielen Geliebten in den Orden von Citeaux und zeichnete sich als Bischof von Toulouse durch den Fanatismus aus, womit er die Albigenser verfolgte. Rambaut de Vaqueires (1180—1207), Dienstmann des Prinzen Wilhelm IV., später des Markgrafen Bonifaz II. von Montferrat, dichtete Lieder in mehren romanischen Sprachen. Peirols (1180—1225) Minnelieder werden zu den schönsten gezählt. Der Mönch von Montaudon (1180—1200), Sprößling einer adeligen Familie, dessen wahrer Name unbekannt geblieben ist, setzte auch als Prior von Montaudon das freie Leben eines fahrenden T.s fort und starb als Prior von Villafranca. Wegen seiner Satiren, die, meist gegen seine Kunstgenossen gerichtet, ausgelassen bis zum Cynismus und dabei höchst kaustisch sind, erhielt er den Namen einer Geißel der T.s. Arnault Daniel (1180—1200) zeichnete sich als T. durch Künstlichkeit und Erfindung neuer schwerer Formen aus und wurde von Dante und Petrarca, von letzterem als „grand maestro d'amore" gefeiert. Gaucelm Faidit (1190—1240) sang erst als Jongleur, dann als T. der Gräfin Marie von Ventadour Tenzonen mit ihr und dichtete seine schönsten Lieder ihr zu Ehren. Raimon de Miraval (1190—1220), einer der verliebtesten T.s, dem aber die Frauen arg mitspielten, ward in das Mißgeschick Raimunds von Toulouse, der von Simon von Montfort aus seinem Lande vertrieben ward, verwickelt. Savaric de Mauleon (1200—30) spielte eine bedeutende Rolle in dem Kriege mit Johann von England, von dem er zum Gefangenen gemacht, dann gewonnen und zum Großseneschall von Aquitanien ernannt wurde, als welcher er dem Grafen von Toulouse gegen Simon von Montfort beistand. Mit Ludwig VII. später wieder ausgesöhnt, kämpfte er gegen die Albigenser, verließ aber zuletzt nochmals Frankreichs Sache, um unter dem Banner von England zu kämpfen. Als Dichter zeichnete er sich besonders durch Streitgedichte (Tenzonen) aus. Peire Cardinal (1210—30) züchtigte als Meister in moralischen Sirventen Adel und Geistlichkeit und ist Verfasser der einzigen provençalischen Fabel. Als der letzte wahre T. ist der gemüthliche Guiraut Riquier (1250 bis 1294) zu nennen, dessen Gedichte, voll Klagen über die Verwilderung und Verachtung des Sängerstandes, als Schwanengesang der Troubadourpoesie anzusehen sind. Vgl. Diez, Leben und Werke der T.s, Zwickau 1829, französisch von Roisin, Lille 1845; Fauriel, Histoire de la littérature provençale, Paris 1846, 3 Bde.; Galvani, Osservazioni sulla poesia de' Trovadori, Modena 1829; de Laveleye, Histoire de la langue et de la littérature provençale, Brüssel 1845; Mahn, Die Werke der T.s, Berlin 1846; Derselbe, Die Biographien der T.s, Halle 1849; Derselbe, Rügelieder der T.s, daselbst 1846; Kannegießer, Gedichte der T.s, Tüb. 1852.

Trouvère, in der nordfranzösischen Poesie ein Dichter überhaupt, insbesondere aber ein höfischer Kunstdichter, wie der Troubadour der provençalischen Poesie. Vgl. Französische Literatur.

Trowbridge, Stadt in der englischen Grafschaft Wilts, auf einer felsigen Anhöhe am Einfluß des Were in den Avon, am Kennet-Avonkanal und an der von Chippenham an der Westbahn (London-Bath) abgehenden Zweigbahn nach Southampton, hat bedeutende Fabrikation von feinen Tuchen und Kersey und 10,157 Einw.

Troxler, Ignaz Paul Vital, namhafter Philosoph, geboren den 17. Aug. 1780 zu Münster im Kanton Luzern, studirte zu Jena und Göttingen Philosophie und Medicin, prakticirte sodann abwechselnd in Luzern und Wien, ward 1820 Professor der Philosophie und Geschichte am Lyceum zu Luzern, gründete hierauf zu Aarau ein Erziehungsinstitut, ging 1830 als Professor nach Basel, ward aber im folgenden Jahre, der Theilnahme am Aufstande von Basellandschaft verdächtigt, abgesetzt, 1832 Mitglied des großen

Digitized by Google

Raths des Kantons Aargau und 1834 Professor an der Universität Bern. Als Philosoph folgte er erst Schelling, wandte sich nach 1834 aber Jacobi zu; in der Politik war er namentlich für eine größere Einheit der schweizerischen Bundesstaaten. Er hat zahlreiche Schriften über alle Theile der Philosophie u. viele Tagesfragen veröffentlicht.

Troyes, Hauptstadt des französischen Departements Aube, vormals Hauptstadt der Champagne, an der hier in mehre Arme getheilten, schiffbaren Seine, am Oberseinekanal und an der Eisenbahn von Paris nach Basel, welche hier nach Bar-sur-Seine abzweigt, in einer schönen, fruchtbaren Ebene gelegen, war früher befestigt, ist aber jetzt mit schönen Promenaden, Obst- und Weinpflanzungen und zahlreichen Bewässerungskanälen umgeben, im Innern jedoch großentheils eng und unregelmäßig gebaut. Vor der Revolution zählte T. 22 Parochialkirchen, unter den noch übrig gebliebenen zeichnen sich namentlich die Kathedrale zu St. Peter, ein großartiger, altgothischer Bau mit prächtigem Portal, 350 Fuß langem, kühn gewölbtem Schiff, herrlichen Glasmalereien und vielen Reliquien, sowie die Kirchen des St. Urbain, der Ste. Madeleine und des St. Remi aus. Die übrigen hervorragenden Gebäude sind das Rathhaus mit einem großen Audienzsaal, die Börse und die Kaufhallen. T. ist der Sitz eines Bischofs, des Präfekten und der Departementsbehörden, eines Gerichtshofs und eines Handelsgerichts und hat ein Collége, eine Zeichen- und Bauschule, ein Lehrerseminar, eine öffentliche Bibliothek von 56,000 Bänden u. gegen 5000 Handschriften, ein Museum, Naturalien- und Antikenkabinet, chemisches Laboratorium, mehre gelehrte und industrielle Gesellschaften, zahlreiche Spinnereien, Fabriken in wollenen, baumwollenen und leinenen Stoffen, Blechwaaren, Nadeln, Leder, Wachsleinwand, Pergament, Papier, Spanischweiß, Stärke, Kerzen, Seife ꝛc., Brauereien, Brennereien, Bereitung von berühmten Cervelatwürsten und geräucherten Hammelzungen, Wein-, Obst- und Gemüsebau und 34,613 Einw. T. ist der Geburtsort des Papstes Urban IV. Es war im Alterthum die Hauptstadt der celtischen Tricasses und hieß Noviomagus Tricassinorum, erhielt von Augustus den Namen Augusto-bona und nahm im 5. Jahrhundert den Namen Trecae an. Im Jahre 889 von den Normannen zerstört, ward es 950 wieder aufgebaut, kam dann in den Besitz der Grafen von Champagne, als deren Hauptstadt, u. fiel 1339 mit der Champagne an die Krone Frankreich. Im Jahre 1111 wurde hier ein Koncil abgehalten, auf dem die gregorianischen Edikte wegen der Investitur erneuert wurden. Im Jahre 1415 wurde T. von dem Herzog Johann von Burgund zerstört. Am 21. Mai 1420 wurde hier der Friede zwischen Frankreich und England geschlossen, in welchem der König Heinrich V. von England mit der Hand Katharina's, der Tochter des Königs Karl VI. von Frankreich, die Zusicherung der französischen Thronfolge nach des Schwiegervaters Tode und bis dahin die Regentschaft in Frankreich erhielt. Im Feldzuge von 1814 war T. als einer der Hauptoperationspunkte der österreichischen Armee von Wichtigkeit.

Troygewicht, Gewicht in England für Gold, Platin und Juwelen, das auch als Apothekergewicht und für wissenschaftliche Gewichtsvergleichungen dient. Eigentliches Normal- oder Reichsgewicht in England ist das Troypfund, welches $^{144}/_{175}$ des Handelspfundes oder Avoirdupois-Pfundes beträgt, in 12 Unzen zu 20 Pfenniggewicht à 24 Grän, also 5760 Troygrän getheilt wird und 373,2416 französische Grammes (= 1,596 preußische Mark = 1,330 wiener Mark) wiegt. Das niederländische T. ist durch das französische Maß- und Gewichtssystem verdrängt worden. Der Name kommt von der Stadt Troyes her.

Troyon, Constant, berühmter französischer Maler, 1803 zu Sèvres bei Paris geboren, begann sein künstlerisches Wirken als Porzellanmaler in der dortigen königlichen Fabrik und bildete sich dann im Atelier von Riocreux und auf Reisen in pittoresken und romantischen Gegenden zu einem der vorzüglichsten Landschafts- und Thiermaler aus. Seit 1833 stellte er Gemälde im pariser Salon aus, zuerst la Maison Colas, la fête de Sèvres, un Coin du parc de Saint-Cloud u. a. m. Unter seinen landschaftlichen Darstellungen zeichnen sich besonders aus das Thal von Chevreuse, die Umgegend von Amsterdam, vom Haag, eine Reihe von Ansichten aus der Umgebung von Vannes u. a. m., unter seinen Thierstücken le marché d'animaux, les boeufs au labour, les chiens courants lancés ꝛc. aus. Er erhielt 4 Medaillen, wurde Ritter der Ehrenlegion, Ehrenmitglied mehrer Akademien; † im März 1865. Die meisten seiner Bilder wurden nach England verkauft.

Truchmenen, Volksstamm, s. v. a. Turkmanen.

Truchseß (dapifer), im ehemaligen deutschen Reiche seit Otto I. ein hoher Würdenträger, der die Oberaufsicht über die Küche und überhaupt die ganze Oekonomie der kaiserlichen Hofhaltung führte und bei feierlichen Gelegenheiten die erste Schüssel auf die kaiserliche Tafel zu setzen hatte. Der Erztruchseß bekleidete eins der sogenannten Erzämter des deutschen Reichs (s. Erzämter).

Truckſyſtem, das Verfahren, Fabrikarbeiter nicht in baarem Gelde, sondern in Naturalien, namentlich in Anweisungen auf einen vom Fabrikherrn gehaltenen Laden abzulohnen. So natürlich dies auf einer niederen Stufe des gewerblichen Lebens zu sein scheint, so nachtheilig ist es bei unseren verwickelteren Geldverhältnissen, und insbesondere können habsüchtige Fabrikherren ihre Arbeiter mittelst jener Art der Ablohnung sehr übervortheilen, ohne daß diese im Stande wären, sich dagegen zu schützen. Daher ist das T. durch die meisten Gesetzgebungen verboten; doch kann dies Verbot in der Praxis leicht umgangen werden.

Trueba y Cosio, Telesforo de, spanischer Dichter, geboren 1805 zu Santander, machte, zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, seine darauf bezüglichen Studien in London und Paris. Nach seiner Rückkehr in das Vaterland 1822 stiftete er mit Andern die Akademie, in welcher sich damals alle jüngeren Dichter Spaniens vereinigten. Zu Cadix, wohin er als Anhänger der Cortesregierung 1823 flüchten mußte, schrieb er die beiden Lustspiele „El veleta“ und „Casarse con 60,000 duros“,

Digitized by Google

die ihm für immer einen Platz unter den besten spanischen Dramatikern sichern. Nach der Wiederherstellung des Absolutismus in Spanien wandte sich T. nach London. Hier schrieb er mehre historische Romane, welche fast in alle gebildeten Sprachen übersetzt wurden, viele Lustspiele und das historische Drama „The royal delinquent". Den bedeutendsten Ruf verschaffte ihm das Sittengemälde „Paris and London". Im Jahre 1834 nach Spanien zurückgekehrt, ward er hier zum Prokurator und dann zum Sekretär der zweiten Kammer gewählt. Er † in Paris den 4. Oktober 1835.

Trübsinn, die durch anhaltende Traurigkeit charakterisirte Stimmung des Gemüths, welche sowohl in körperlichen Mißverhältnissen, als auch in Seelenleiden, Gewissensbissen ꝛc. ihren Grund haben und sich leicht zum Tiefsinn (s. d.), zur Schwermuth (s. d.) und zur Melancholie (s. d.) steigern kann.

Trüffel (Speisetrüffel, Tuber), eigenthümliche Gruppe von Pilzen aus der Familie der Bauchpilze, meist unterirdische, kugel- oder knollenförmige, unregelmäßige, bald solide, bald innen mit Hohlräumen versehene, bald ganz geschlossene, bald später sich mit einer oder mehren Mündungen öffnende Gebilde mit faserigem Lager, glatter oder warziger, kahler oder behaarter Hülle und fleischiger, knorpeliger oder horniger Masse, wässerig oder trocken, weich oder erhärtend, im Querschnitt aderig oder netzig, gefleckt oder marmorirt. Es gehören hierher mehre Gattungen, deren Arten aber noch nicht genau bestimmt sind. Die bekannteste Art ist die eßbare (ächte oder schwarze T., T. cibarium *Sibth.*). Sie ist von kugeliger, elliptischer oder rundlich-eckiger Gestalt, schwärzlich, mit polyëdrischen Warzen besetzt, innen gelblichweiß und mit zahlreichen grauen, zuletzt braun werdenden Adern durchzogen, in denen die länglichrunden, 2—6sporigen Schläuche zerstreut liegen. Sie findet sich in Europa, Asien und Nordamerika, am häufigsten in Eichen- und Buchenwäldern, ½—1 Fuß tief in lockerem, aus Sand und Lehm gemischtem, besonders auch in kalkhaltigem Mergelboden nesterweise beisammen, von der Größe einer welschen Nuß bis zu der eines Apfels und noch größer, manchmal bis ½ Pfund schwer. Im Frühjahr nur erbsengroß, röthlich, inwendig weiß, wird sie im Sommer schwarz und geadert, reift gegen den Winter hin und riecht dann angenehm knoblauchartig. Sie dient als angenehm schmeckende Zuthat an Suppen, Ragouts, Würste und Pasteten. Das Pfund kostet 2—6 Thaler. Um sie aufzufinden, richtet man kleine Pudel zu sogenannten Trüffelhunden ab, indem man ihnen jung gekochte Trüffelstückchen mit Milch und dann mit T.n geriebenes Brod reicht. Letzteres gräbt man in die Erde und läßt sie danach suchen. Auch Schweine wühlen die T.n begierig auf, müssen aber einen Ring um die Schnauze gelegt bekommen, damit sie dieselben nicht fressen. Eine Trüffelzucht legt man in Parks an, indem man gegen Ende des Sommers bei trockenem Wetter Trüffelnester aushebt, sie an Stellen, die vor den Sonnenstrahlen geschützt sind, eingräbt und von Zeit zu Zeit begießt. Andere Arten sind: die weiße T. (T. album *Bull.*), fast kugelrundlich, weißlich braungelb, in Laub- und Nadelwäldern, gewöhnlich ½ Fuß tief in der Erde, der vorigen an Wohlgeschmack nachstehend; die Bisamtrüffel (T. moschatum *Bull.*), kugelrundlich, glatt, weich anzufühlen, mit moschusartigem Geruch. Mit den eßbaren Arten wird in Frankreich und Italien ein nicht unbedeutender Handel getrieben. Im französischen Departement Vaucluse werden allein 60,000 Pfund T.n jährlich gewonnen, welche einen Werth von 30,000 Thalern repräsentiren.

Trützschler, Wilhelm Adolf von, namhafter Demokrat, geboren den 20. Februar 1818 zu Gotha, studirte zu Leipzig, Jena und Göttingen die Rechte, wurde als Assessor beim Appellationsgericht in Dresden 1848 in das frankfurter Parlament gewählt und hielt sich dort zur Linken. Beim Ausbruch der badischen Revolution 1849 begab er sich dorthin, wurde zum Civilkommissar der Stadt Mannheim und des Unterrheinkreises ernannt und entwickelte bei Organisation des Aufstandes eine ungemeine Thätigkeit. Am 22. Juni auf der Flucht eingeholt, ward er an die Preußen ausgeliefert, am 13. August 1849 kriegsgerichtlich zum Tode verurtheilt und am 14. August in Mannheim erschossen.

Trugschluß, ein auf falschen Voraussetzungen oder falscher Verknüpfung derselben oder auf zweideutig gebrauchten Wörtern beruhender Fehlschluß, bei dem man die Absichtlichkeit einer Täuschung voraussetzt; s. Sophisma.

Trunkenheit, im Allgemeinen der durch unmittelbare Wirkung alkoholhaltiger (spirituöser) Getränke auf den Organismus hervorgebrachte abnorme Zustand der Gehirnthätigkeit. Man unterscheidet als den ersten Grad der T. den Rausch (crapula), das Angetrunkensein. Derselbe gibt sich anfangs in einer wohlthätigen Steigerung des ganzen Lebensprozesses kund, die sich besonders als eine höhere gemüthliche Anregung im Gemeingefühl durch Heiterkeit und Wohlbehagen, rascheren Puls, geröthetes Gesicht, belebte, glänzende Augen, lebhafte wechselnde Vorstellungen und leicht zu Gemüthsbewegungen sich steigernde Gefühle zu erkennen gibt. Beim zweiten Grad, der Betrunkenheit (ebrietas), sind alle jene physischen Erscheinungen gesteigert, die Geistesthätigkeiten verwirren sich dagegen und es entsteht Delirium. Als dritten Grad unterscheidet man die Besoffenheit (temulentia), bei der die sensorische Nerventhätigkeit völlig ruht, so daß dem Menschen Bewußtsein, Empfindung und willkürliche Bewegung verloren gehen. Den zur Gewohnheit gewordenen übermäßigen Genuß spirituöser Getränke bezeichnet man als Trunksucht oder Trunkfälligkeit (ebriositas). Diese hat nach und nach eine dauernde Verderbniß des Bluts, die Säuferdyskrasie (alkoholismus) zur Folge, welche mit Säuferzittern und Säuferwahnsinn verbunden ist; s. Delirium tremens.

Truro, Stadt in der englischen Grafschaft Cornwall, am Zusammenflusse des Kenwyn und St. Allen, die hier in den Falmouthhafen münden, und an der Eisenbahn nach Penzance, hat einen Kai, woran über 100 Tonnen Last anlegen können, ein königliches Inst tut mit Museum, eine Bergschule, ein Theater, eine Grafschafts-

Digitized by Google

bibliothek, ein Krankenhaus, Papiermühlen, Eisengießereien, Schmelzöfen, Zinnwerke, Porzellanfabrikation, Teppichweberei, Handel mit Zinn und Kupfer und 11,337 Einwohner. T. wählt 2 Mitglieder in das Parlament und gehört zu den 5 sogenannten Stannarystädten, wohin die Zinnbarren der Grafschaft behufs der Stempelung gebracht werden.

Truthahn (Meleagris), Vögelgattung aus der Ordnung der Hühnervögel und der Familie der Phasianiden, charakterisirt durch den nackten warzigen Kopf und Vorderhals und die mit Fleischlappen versehene Stirn und Kehle. Hauptrepräsentant der Gattung ist der gemeine T. (Meleagris Gallopavo *L.*, Puter, kalkuttischer Hahn), der durch einen vom Oberschnabel herabhängenden Hautlappen und durch einen Büschel gewundener, pferdehaarähnlicher, dünner Federschafte, welcher aber der Henne fehlt, ausgezeichnet ist. Auch ist der Hahn mit einem Sporn versehen. Im wilden Zustande finden sich diese Vögel nur in den Wäldern Nordamerika's, und zwar in allen Landstrichen von Mexiko bis Canada, am häufigsten aber in den großen Waldungen westlich von den Alleghanygebirgen, von wo sie im Herbste in Zügen in das Ohio- und Mississippithal kommen. Der wilde T. hat schwarzgrünes Gefieder, ist 4 Fuß lang, fliegt schlecht, läuft außerordentlich schnell und wird wegen seines fetten Fleisches im Winter, wenn er sich den Menschenwohnungen nähert, in Menge geschossen, weshalb er in manchen Gegenden, z. B. in Pennsylvanien, schon fast ganz verschwunden ist. Die ersten Truthähne sollen die Spanier 1524 aus Florida nach Europa gebracht haben. In England galten sie bereits 1541 für einen wenig seltenen Leckerbissen; in Frankreich aber soll der erste T. erst an der Hochzeittafel Karls X. 1570 verspeist worden sein, und auch in Deutschland scheint man den Vogel in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch gar nicht gekannt zu haben. Gegenwärtig wird er allenthalben in Europa, sowie in den europäischen Kolonien, mit Ausschluß der kältesten Gegenden, auf Hühnerhöfen gehalten, kann aber Kälte und Nässe nicht vertragen, welche den Jungen oft tödtlich werden. Ueberdies ist er weit zärtlicher als die gemeinen Hühner. Er ist sehr kampflustig und zänkisch, aber ein sehr dummer Vogel, läßt sich durch rothe Gegenstände und Pfeifen leicht in Zorn versetzen und kollert dann. Sein Fleisch ist sehr schmackhaft. Der Name indischer oder kalkuttischer Hahn schreibt sich daher, daß das Schiff, welches diese Vögel zuerst nach Europa brachte, über Kalkutta kam.

Truxillo (Trujillo), 1) Stadt in der spanischen Provinz Caceres (Estremadura), liegt malerisch auf und an den Abhängen eines Felsens, zerfällt in die alte und neue Stadt, von denen die erstere den obern, zunächst unterhalb des alten maurischen Kastells gelegenen Theil bildet, mit alten, thürmereichen Mauern umgeben ist, enge, steile Straßen, aber viele schöne, alterthümliche Gebäude hat, während die neue, untere Stadt durchaus modern und regelmäßig gebaut ist. T. hat 5 Kirchen, einen schönen Hauptplatz mit Arkaden, 8 (ehemalige) Klöster, 4 Hospitäler, Gerberei, Viehzucht, Viehhandel und 7858 Einwohner. T. ist der Geburtsort Pizarro's. Die Stadt ist römischen Ursprungs und hieß im Alterthum Turris Julia, von 711—1185 war sie im Besitz der Mauren, ward damals von Alfons von Kastilien erobert, 1196 von den Almohaden wieder genommen und bis 1233 von ihnen behauptet. — 2) Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (204 QMeilen mit 61,000 Einwohnern) in der südamerikanischen Republik Venezuela, hat ein Kollegium, Getreidehandel und 4000 Einwohner. Die Stadt wurde 1570 gegründet, ward 1678 von den Buccaniern geplündert und war ehemals weit bedeutender. In dem nahe gelegenen Dorfe Santa Anna schlossen Bolivar und Morillo am 25. Nov. 1825 Waffenstillstand. — 3) Hauptstadt des Departements Libertad (früher ebenfalls T. genannt) in der südamerikanischen Republik Peru, in einer sandigen Küstenebene unweit des stillen Oceans gelegen, ist Sitz eines Bischofs und eines Obergerichts, hat einige Befestigungen, eine Kathedrale, 12 andere Kirchen, einen bischöflichen Palast, mehre Klöster, ein Priesterseminar, ein College, Handel (über den Hafen Guanchaco) und 8000 Einwohner. Die Stadt wurde 1535 von Pizarro gegründet, litt mehrmals durch Erdbeben und war 1823 Sitz des Kongresses. — 4) Stark befestigte Hafenstadt im Departement Yoro der centralamerikanischen Republik Honduras, liegt auf der Nordküste an der gleichnamigen Bai des karaibischen Meeres und ist einer der beiden für den auswärtigen Handel geöffneten atlantischen Häfen des Staats. Die Stadt, 1524 von Las Casas gegründet, blühte schnell auf, wurde aber 1643 von den Holländern zerstört, 1789 von der spanischen Regierung von Guatemala wieder hergestellt, 1797 und später nochmals durch Blokade hart mitgenommen und hat jetzt nur noch 500 Einwohner.

Tryphiodorus, griechischer Dichter zu Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr., aus Aegypten gebürtig, Verfasser mehrer epischen Gedichte, unter denen das von der „Eroberung Troja's" handelnde in 691 Versen erhalten ist. Ohne dichterischen Schwung ist es in leidlicher Sprache geschrieben; es ward am besten von Wernicke (Lpz. 1819) bearbeitet.

Tschad (Tsad, d. i. großes Wasser, Meer von Sudan, bei den Arabern Bahr-Karka, Bahr-ez-Zalam, d. i. Meer der Finsterniß), der größte Binnensee von Sudan im inneren Nordafrika, zwischen 12° 30′—14° 20′ nördl. Br. und 31°—33° östl. L. von Ferro, ungefähr 600 QMeilen groß, hat Ufer mit vielen Buchten, schwillt zur Regenzeit sehr an und überfluthet dann besonders im Westen und Süden seine flachen Ufer, während er sich zeitweilig wieder verkleinert und zu einem Sumpfe wird. Der See bildet den tiefsten Punkt der großen Einsenkung des Sudan; nach Vogels Messungen liegt sein Spiegel 800—850 Fuß über dem Meere und ist seine mittlere Tiefe nur 10—25 Fuß. Sein Wasser ist frisch und klar und reich an Fischen. In ihm liegen an 100 Inseln mit Waldungen und Wiesen, die von dem wilden, heidnischen Volke der Biddumas bewohnt sind. Zwei größere Flüsse, der Jeou (Komadugu) und der Schary,

Digitized by Google

münden in den See, von dem man keinen Abfluß kennt. Die ersten Europäer, welche den See erblickten, waren Clapperton, Denham und Oudney, der erste aber, welcher ihn befuhr, war der Deutsche A. Overweg 1851; Vogel untersuchte ihn 1853.

Tschaiken (Tschaiken), im österreichischen Militärgrenzland kleine, galeerenartige, mit Segeln und Rudern versehene Schiffe, welche, mit Kanonen und Haubitzen ausgerüstet, zur Beschützung und Bewachung der Wassergrenze gegen die Türken dienen. Es sind 25 solcher Schiffe im Gange, Doppel-, ganze, halbe und Viertelbarken von 2—36 Ruderern mit 1—8 Kanonen und mit dem Tschaikistenbataillon bemannt. Dieses Bataillon hat cirka 1300 Mann, die im Kriege auf 2049 Mann in 10 Kompagnien vermehrt werden. Sie sind mit Bayonnetflinte und Säbel bewehrt und haben als Stabsort den Marktflecken Titel (Titul) an der Mündung der Theiß in die Donau mit Arsenal, Schiffswerfte, Dampfschifffahrtsstation und 2200 Einw., durch die Donau und Theiß und durch Moräste auf allen Seiten gedeckt, als natürliche Festung dienend. Der Tschaikisten-Bataillonsdistrikt umfaßt die dreieckige Landspitze, die von den sich hier vereinigenden Flüssen Donau und Theiß im Süden und Osten und einem Theile der sogenannten Römerschanze, eines zwischen beiden Flüssen wahrscheinlich erst zur Zeit der Türkenkriege aufgeworfenen Erdwalles, im Nordwesten begrenzt wird. Derselbe zählte 1850 auf 16,73 QMeilen 21,835 Einwohner, größtentheils griechische nichtunirte Serben.

Tschako (ungar. Czakot), eine seit dem Anfang dieses Jahrhunderts fast in allen europäischen Armeen üblich gewordene militärische Kopfbedeckung in Form einer hohen Mütze, entweder oben und unten gleich weit, oder oben schmäler als unten, wie bei den Engländern, oder oben breiter als unten, gewöhnlich von Filz, mit ledernem Deckel und Kopfrand, vorn mit einem Schilde versehen, ist neuerlich in mehren Armeen durch andere Kopfbedeckung (Pickelhaube, Helm) verdrängt worden.

Tschantaburi (Tschantibum), Hauptstadt des siamesischen Antheils der hinterindischen Landschaft Kambodscha, auf der Südwestküste an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Meerbusen von Siam, ist ein bedeutender Handelsplatz und hat 6000 Einwohner.

Tschataldscha (Sataldsche, das Pharsalus der Alten, jetzt bei den Griechen Phersala), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Salonichi (Thessalien), am Apidanos, ist Sitz eines griechischen Bischofs, hat Türkischrothfärbereien, ansehnlichen Wollhandel und 5000 Einwohner, theils Griechen, theils Türken. Das berühmte Schlachtfeld, auf welchem 48 v. Chr. Cäsar den Pompejus schlug, liegt auf der Ebene, welche sich nördlich von der Stadt am Apidanos hinzieht.

Tschausch (türk.), türkischer Beamter, eine Art Gerichtsdiener, deren es in Konstantinopel gegen 700 gibt, die unter dem Tschausch-Baschi stehen. Dieser versieht am türkischen Hofe die Stelle eines Hofmarschalls, hat die fremden Gesandten vor den Thoren der Hauptstadt zu empfangen und zu den Audienzen beim Großwesir und Sultan zu führen. Auch sind ihm die Siegel des öffentlichen Schatzes und die Register über die großherrlichen Domänen anvertraut. Zugleich Stadtrichter, assistirt er bei den Urtheilen, die der Großwesir in letzter Instanz fällt.

Tscheljabinsk (Tscheljaba), befestigte Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Orenburg, am Mias, mit 8258 Einwohnern.

Tscheremissen, finnisches Volk im europäischen Rußland, am linken Ufer der Wolga, in den Gouvernements Nishnij-Nowgorod, Kasan, Orenburg, Simbirsk und Wiätka ansässig, redet einen finnischen, mit vielen russischen und tatarischen Ausdrücken untermischten Dialekt und sind, nach Aufgebung ihres früheren nomadischen Lebens, Hirten, Ackerbauer, Jäger, Fischer und eifrige Bienenzüchter. Sie leben aber nicht in Städten und geschlossenen Dörfern, sondern vereinzelt, besonders in den ausgedehnten Urwäldern an der Wolga. Die Weiber verstehen sich auf das Weben und Färben verschiedener Stoffe. Das Volk, cirka 500,000 Köpfe stark, bekennt sich zwar zur griechisch-russischen Kirche, hat aber eine Menge heidnischer Gebräuche beibehalten. Auch ist es mit der Schreibkunst unbekannt und hat keinen Schulunterricht.

Tscherkask (Alttscherkask, Starotscherkask), frühere Hauptstadt des Landes der donischen Kosaken im europäischen Rußland, an einem Nebenarm des Don, ist wegen seiner den Ueberschwemmungen durch den Don ausgesetzten und daher ungesunden Lage von den Behörden, welche nach dem 3½ Meilen weiter oberhalb gelegenen Nowotscherkask (s. d.) übersiedelten, verlassen worden, hat einige Befestigungen, meist Häuser auf Pfählen, mehre Kirchen, eine Schule, ein Zeughaus, Magazine, Weinbau und Fischerei und zählt nur noch gegen 6000 Einwohner, meist Kosaken, doch auch Griechen, Armenier und Tataren.

Tscherkassy, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kiew, unweit des Dnjepr, hat 20,380 Einwohner und war der älteste berühmte Sitz der saporogischen Kosaken.

Tscherkessen (Cirkassier), die Bewohner des nordwestlichen Theils der Kaukasusländer, welcher an das Land der tschernomorischen Kosaken, Lesghien, Georgien, Imerethi, Mingrelien und die Ostküste des schwarzen Meeres angrenzt, eigentlich aber nur die Bewohner des westlichen Theils dieses Gebiets. Letzteres, Tscherkessien oder Cirkassien genannt, ist theils Bergland, theils Hochfläche. Ersteres, welches den südlichen Theil einnimmt, besteht aus der Hauptkette und den Ausläufern des Kaukasus (s. d.), der nördliche, im Osten vom Kuban begrenzte Theil aber aus Ebenen und den letzten Vorbergen des Kaukasus. Der nördliche und östliche Theil des Landes bieten fruchtbare Flächen dar, die aus reinem Humus bestehen, nur hie und da mit Sand und Thon vermischt und von einer großen Anzahl Flüsse und Bäche bewässert sind. Doch ist der größte Theil derselben unbebaut und dient, mit wildwachsenden Kräutern bedeckt, bloß den zahlreichen Heerden der Bergvölker zum Weideplatz. Die

Digitized by Google

Hauptkette des Kaukasus, welche die Südwestgrenze des Landes bildet, sowie mehre nördliche Ausläufer derselben schließen reiche metallische Adern in sich, die bisher aber nur wenig ausgebeutet wurden. Das Pflanzenreich liefert Weizen, Roggen, Gerste, Hirse, Tabak, verschiedene Gartenfrüchte und Gemüse, Obst, Maulbeer- und Lorbeerbäume. Außerdem bedecken Cypressen, Platanen, Ahornbäume, Ulmen, Tannen, Erlen, Pappeln ꝛc. die Bergabhänge und Tiefthäler, sowie die Ufer der Flüsse. An wilden Thieren finden sich das Wildschwein in den morastigen Gegenden, der Hirsch, die wilde Ziege, die Saiga (tatarische Antilope) und der Argali (das wilde Schaf). Unter den Hausthieren zeichnen sich die Stiere, welche angespannt werden, durch ihren raschen Gang und ihre Unermüdlichkeit aus; Esel und Pferde gibt es viele, auch Schafe von einer besonderen Gattung mit Fettschwänzen; besondere Aufmerksamkeit aber verdienen die Gebirgspferde wegen ihrer Schnelligkeit, ihrer Ausdauer und ihrer Schönheit.

Die Bewohner dieses Landes, die T., die sich selbst Adige (Adighé, d. i. Schluchtenbewohner) nennen, gehören zum tatarischen Stamm. Der Name T. ist aber in sofern nicht passend, als derselbe eigentlich nur tatarische Eindringlinge bezeichnet, die, obwohl sie kaum den hundertsten Theil der Bevölkerung ausmachen, sich doch zu Beherrschern derselben aufgeschwungen haben. Der Name T. bezeichnet Gemeinschaften, die sich meist aus Tataren, ähnlich wie die der Kosaken, und zwar aus mohammedanischen Turktataren gebildet haben. Die T. sind ein kräftiger, schöner Menschenschlag; schlank gebaut, haben sie kräftige Arme und Beine, wohlgebildete Hände und Füße, meist braunes, langes Haar und große dunkelblaue oder braune Augen. Die Frauen zeichnen sich durch hohe Schönheit aus und bevölkern daher die türkischen Hareme. Während ihre Hautfarbe weiß mit durchschimmerndem Roth ist, geht dieselbe bei den Männern etwas ins Gelbliche über. Die Männer tragen einen bis über die Kniee herabreichenden Rock von weißlichgrauem oder braunem Tuche mit weiten langen Aermeln, welcher durch einen Gürtel zusammengehalten wird. Auf der Brust werden zwei Reihen von Behältern für 30—40 Stück aus Holz oder Knochen gedrechselte Patronen getragen, welche sich orgelpfeifenähnlich ausnehmen. Unter dem Rock wird ein etwas kürzerer Kaftan aus feinem Tuch, Seide oder Baumwollstoff von heller Farbe, unter diesem ein noch kürzerer, als Weste dienender aus Baumwollzeuch getragen. Die Beinkleider sind ziemlich eng und von Tuch. Als Kopfbedeckung dient eine runde, hohe Mütze von Schafpelz. Die Fußbekleidung sind Halbstiefeln von farbigem Saffian, beim Reiten bis über das Knie reichende Gamaschen. Die Frauen tragen ebenfalls einen langen Ueberrock und unter demselben einen kürzeren Kaftan, dabei weite Beinkleider. Die Kleiderstoffe sind bei den Reichen Seide und Atlas und oft mit reicher Stickerei versehen. Die Männer gehen stets bewaffnet, und zwar mit Flinte, die in einem Pelzfutteral über dem Rücken getragen wird, Säbel, Pistole und Dolchmesser. Die Hauptcharakterzüge des Volks sind Anhänglichkeit an die Familie, Tapferkeit, Entschlossenheit, Gastfreiheit, Ehrfurcht vor dem Alter und Gemeinsinn, aber auch Leichtsinn, Falschheit, Habgier und Neigung zur Dieberei. Die Wohnungen sind nach dem Wohlstand und der Größe der Familie, sowie nach der Gegend verschieden, aber stets einfach und meist aus mit Lehm überzogenem Flechtwerk, seltener aus Blockhäusern bestehend. Der Hausvater ist auf seinem Gehöft unumschränkter Herr; die Söhne bleiben, so lange er lebt, ihm zur Seite; der älteste Sohn wird Erbe des Hofes und des größeren Theils der beweglichen Habe, und oft stellen sich die übrigen Familienglieder unter seine Obhut. Das Heirathen geschieht nach freier Wahl, und zwar wird das Mädchen aus dem älterlichen Hause heimlich entführt und erst später nach der Hochzeit der vereinbarte Preis vom Manne bezahlt. Die Erziehung der Knaben aus adeligen und fürstlichen Häusern findet nicht im Familiengehöft Statt, sondern es wird damit der Besitzer eines anderen Gehöfts betraut, der sie als Atalik selbst in die Hand nimmt und in allen Stücken aufopfernd für seinen Zögling sorgt, ihn im Reiten und in der Führung der Waffen unterrichtet ꝛc., dies Alles um der Aussicht willen, vielleicht selbst in den Adelsstand erhoben zu werden, da er gewöhnlich aus niederem Stande ist. Die Stellung der Frauen ist nicht die sklavische wie sonst im Morgenlande. Das Mädchen wird früh in weiblichen Handarbeiten, Nähen, Stricken ꝛc. geübt und als Jungfrau ist es nicht aus dem öffentlichen Leben verbannt, sondern tummelt sich mit den Brüdern u. Vettern im Gehöft herum, lernt den Bogen spannen und das Roß lenken. Trotz ihrer Selbstständigkeit können sich aber die Mädchen nicht gegen den Verkauf in türkische Hareme wehren. Die Adige sprechen eine und dieselbe Sprache, die zum indogermanischen Sprachstamm gehört, aber in verschiedenen Mundarten, welche durch tatarische Wörter mehr oder weniger verunreinigt sind. Seit der Verbreitung des Islam hat das Arabische Eingang gefunden, und in einigen Landestheilen sind geistliche Schulen gegründet worden, in denen der Koran erklärt und das Arabische gelehrt wird. Die Bewohner der nördlichen Landstriche verstehen und sprechen, soweit es der Verkehr nöthig macht, Russisch. Schriftzeichen für die Landessprache gibt es nicht, daher die Geschichte des Volks nur auf Ueberlieferung und Sagen beruht. Als Vertreter der Wissenschaft gelten Traumdeuter, Wahrsager, Sagen- und Märchenerzähler, auch besingen Barden die Heldenthaten der Vorfahren unter Begleitung eines Saiteninstruments. Die Religion der T. ist eine Mischung von Mohammedanismus, Christenthum und Heidenthum. Im 11. und 12. Jahrhundert waren sie mehr oder weniger zum Christenthum bekehrt worden; mit dem Eindringen der mohammedanischen Tataren fand auch der Mohammedanismus Eingang. Indeß sind nur die Häuptlinge und Vornehmen als Mohammedaner zu betrachten; das Volk bekennt sich zu einem aus christlichen und heidnischen Traditionen gemischten Glauben, in welchem die Feier des Osterfestes, das Zeichen des Kreuzes, heilige Bäume, Opfer und Prozessionen

Digitized by Google

mit Lichtern eine große Rolle spielen. Das neuerer Zeit von den Tschetschenzen Kasi Mullah und Schamyl (s. d.) begründete Religionssystem ist eine zeitgemäße Wiederbelebung und praktische Anwendung der alten Doktrin der Sufi's aus dem 9. und 10. Jahrhundert. Die Bevölkerung theilt sich in 4 Stände: Pschi oder Cheh, Fürsten; Work, Woischa oder Usden, Ritter; Tschokol oder Waguscheh, Freie; Pschitle, Sklaven. Von den Pschi sollen im Lande der Adige nur noch 4, aber gliederreiche Familien vorhanden sein; die Work, die nur unter einander heirathen, sollen noch einige hundert Höfe besitzen. Unter den Tschokol, der Masse der Bevölkerung, gibt es keine Standesunterschiede; Aelteste (Thamata) sind Richter, Führer und Rathgeber, bei deren Wahl Vermögen, Kriegsruhm, Alter, Klugheit, Beredtsamkeit den Ausschlag gibt. Die Pschitle oder Sklaven sind die Nachkommen kriegsgefangener, bei den öfteren Stammeszwistigkeiten geraubter Frauen und Kinder, sowie solcher Adige, die durch Richterspruch zur Sklaverei verurtheilt sind; auch wer sich im Lande betreffen läßt, ohne sich auf einen Gastfreund berufen zu können, wird Sklave Dessen, der ihn zuerst trifft. Die Anzahl der Sklaven ist groß, doch verschieden nach den Landestheilen. Sie heirathen nur untereinander, bilden wie die drei anderen Stände eine Gemeinschaft, halten Versammlungen, dürfen Waffen tragen, ihre Herren vor Gericht verklagen, sind keineswegs mit Arbeit überhäuft, haben eigne Wohnungen in der Nähe des Gehöfts ihrer Herren, bebauen ein ihnen angewiesenes Stück Feld und besitzen Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen oft in beträchtlicher Anzahl. Städte gibt es nicht, geschlossene Dörfer nur in der Kabarda. Meist liegen die Gehöfte in ziemlicher Entfernung von einander, jedes zunächst in sich ein selbstständiger Familienverband (Juneh). Eine größere Anzahl benachbarter Junehs bildet ein Junehis (= 100 Juneh), eine Art Gau, ein selbstständiges, republikanisches Gemeinwesen, das, in Junehips (= 10 Juneh) zerlegt, durch 10 Vertreter sich regieren und Recht sprechen läßt. Die Junehis bilden untereinander wieder einen größeren Verband, je nach Stamm- und Familienverwandtschaft (Tlako), und jede Völkerschaft besteht aus einer Anzahl solcher Verbände. Eine andere Art Gemeinwesen bilden die Genossenschaften (Tleusch), die entweder nur aus Pschi oder Work oder Tschokol, oder aus einem Gemisch verschiedener Stände bestehen. Es gilt hier der Grundsatz: Einer für Alle, Alle für Einen. In allgemeinen Versammlungen (Tafes) werden Streitigkeiten geschlichtet und innere Angelegenheiten berathen. Geschriebene Gesetze gibt es nicht; soweit der Islam Anerkennung gefunden hat, gilt der Koran als Gesetzbuch, allein der darin Bewanderten gibt es sehr wenige, und es herrscht eigentlich altherkömmliches Recht. Auf den Tod wird nur erkannt bei offen oder insgeheim dem Feinde geleistetem Dienste, und auch in diesem Falle begnügen sich die Richter meist mit der höchsten Geldstrafe (2000 Thaler = 200 Stück Hornvieh), die auch auf Mord und Todtschlag steht. Weigert sich die Genossenschaft für den zahlungsunfähigen Verbrecher einzustehen, so wird derselbe als Sklave verkauft. Die Blutrache ist in voller, sehr verderblicher Geltung. Nahrungszweige sind vornehmlich Ackerbau, Viehzucht, Bienenzucht, geringe Ausbeutung der Erze, des Steinsalzes und der Salzquellen. Gewerbthätigkeit findet nur für den Hausbedarf Statt; nur die Verfertigung von Rohrdecken und filzenen Ueberwürfen (Burka) dient als Erwerbszweig. Waffen- und Silberschmiede gibt es in großer Anzahl; Hufschmiede gibt es nicht, da die Pferde nicht beschlagen werden; viele Familien beschäftigen sich mit der Bereitung von Schießpulver. Die namhaftesten Völkerschaften der Adige sind: die Bewohner der großen und kleinen Kabarda (s. d.), cirka 24,000 und 13,000 Köpfe; die Schapssugen, 160,000 Köpfe, zwischen dem unteren Kuban im Norden, den Abadsechen im Osten, den Ubuch im Süden und dem schwarzen Meer im Westen, quer über den Rücken des Gebirgs hin; die Natuchaschzen oder Natchokuatsch, 20,000 Köpfe, auf dem westlichen Ende der zum schwarzen Meere sich absenkenden Kaukasuskette längs des Meeres zwischen Anapa im Norden und dem Flusse Dschuba im Süden, seit 1860 den Russen unterworfen, und die Abadsechen, 40,000 Köpfe, östlich von den Schapssugen, seit 1859 ebenfalls größtentheils den Russen unterworfen. Vergl. Dubois de Montpéreux, Voyage autour du Caucase etc., Paris 1839, 4 Bde. (deutsch von Külb, Darmstadt 1841); Danilewsky, Der Kaukasus, Leipzig 1847; Wagner, Der Kaukasus, 2. Aufl., Leipzig 1850, 2 Bde.; Czernell, Der Kaukasus und seine Völkerschaften, Wien 1854.

Schon im Alterthum treten die T. unter dem Namen der Sychen als Seeräuber auf. An der Küste lagen mehre griechische Kolonialstädte. Im 13. Jahrh. wurden die T. von den georgischen Königen unterworfen und zum Christenthum bekehrt, doch errangen sie 1424 ihre Unabhängigkeit wieder. Inzwischen hatten sie sich über die Ebenen am asowschen Meere verbreitet und waren dadurch mit den Tataren in Konflikt gerathen. Die Bedrückungen, welche sich der Khan der Krim gegen die Gebirgsstämme erlaubte, nöthigten diese, sich dem russischen Czaren Iwan Wasiljewitsch zu unterwerfen, der ihnen hierauf gegen die Tataren Hülfe leistete. Nach dem Abzug der russischen Truppen überzog Khan Schah Abbas Girai 1570 die Transkubaner mit Krieg, siedelte sie jenseits des Kuban an und zwang sie zur Annahme des Islam. Im Jahre 1600 kehrten sie in ihre alten Wohnsitze zurück; da sie aber von Seiten der neuen Ansiedler Hindernisse fanden, zogen sie an den Fluß Bassan und drängten auf die Kabardiner. Daraus entstand ein innerer Krieg und in Folge dessen fand die Theilung des kabardinischen Volks in die große und kleine Kabarda Statt. Erst 1705 befreite ein entscheidender Sieg die T. von harter Bedrückung. Nach dem Frieden von Kutschuk-Kainardschi wurde 1774 Rußland Herr der beiden Kabarden. Seit der Begründung der Linie von Mosdok verstärkte sich mehr und mehr der Einfluß Rußlands auf die Angelegenheiten Kaukasiens, während die Pforte die transkubanischen Völker gegen die Russen zu bewaffnen suchte. Der von der Pforte 1785 ausgesendete Derwisch Scheich-Mansur

Digitized by Google

brachte die um die Sunscha wohnenden Tschetschenzen zum Aufstand und bekehrte einen Theil der längs der Sunscha wohnenden Stämme zum Islam. Seit um 1796 Georgien eine russische Provinz geworden war, strebte Rußland, dessen Grenzen bereits bis an den Kuban vorgerückt waren, durch den Besitz des Kaukasus eine Verbindung zwischen jenem Lande und Kaukasien herzustellen. Im Jahre 1807 nahmen die Russen Anapa, mußten es aber in Folge des Friedens von Bukarest 1812 wieder räumen. Die Türken fanatisirten nun die T. immer mehr gegen die Russen, u. die T. unternahmen von jetzt an fortwährend Einfälle ins russische Gebiet. Im Jahre 1824 leisteten sogar mehre Stämme dem Sultan den Eid der Treue. Im russisch-türkischen Kriege von 1829 fiel Anapa jedoch abermals in die Hände der Russen, und im Frieden von Adrianopel kamen die türkischen Besitzungen auf dieser Küste überhaupt an Rußland. Darauf gründete letzteres sein Recht auf die Bergvölker, die aber nie unter türkischer Herrschaft gestanden hatten. Die russischen Generale Paskewitsch, Emanuel und Rosen waren nach einander mit Unterwerfung der Bergvölker beschäftigt, doch ohne dauernden Erfolg. Im Jahre 1834 übernahm General Weliaminow diese Aufgabe, während zugleich die Küste in Blokadezustand erklärt ward. Letztere Maßregel veranlaßte einen Konflikt zwischen Rußland und England wegen der Wegnahme eines britischen Schiffes. Nach Weliaminow übernahm General Saß das Oberkommando, ohne bessere Resultate zu erreichen. Man gab endlich die verderblichen Expeditionen in das Innere des Landes auf und beschränkte sich auf die Absperrung des Landes, reizte aber durch diese defensive Haltung die Unternehmungslust der Bergvölker. Im Jahre 1843 lud Schamyl (s. d.), der schon seit 1839 die Tschetschenzen und andere östliche Gebirgsstämme zum Kampfe gegen die Russen zu begeistern gewußt, auch die T. zur Erneuerung der Angriffe ein, so daß seitdem fast alle Bergvölker vereint gegen Rußland im Kampf begriffen waren und letzteres nach Verlust eines bedeutenden Gebiets und mehrer festen Plätze sich genöthigt sah, wieder die Offensive zu ergreifen. General Woronzow, der den Oberbefehl mit fast diktatorischer Macht erhielt, erfocht zwar in einer Reihe von Feldzügen einzelne Vortheile, doch blieben die ungeheuren Anstrengungen Rußlands eigentlich erfolglos, und namentlich traten auch, nach dem glücklichen Zuge Schamyls 1846, die eigentlichen T., die sich seither fern gehalten, wieder auf den Schauplatz. Im Jahre 1850 beherrschte Schamyl fast die ganze Breite des Kaukasus von Meer zu Meer, und im April 1851 stand der Häuptling Mohammed Amin an der Spitze von 30,000 Mann T. und war Herr über die Küstenbevölkerung am schwarzen Meere. Nach dem Beginn des russisch-türkischen Kriegs von 1853 setzten Schamyl und die übrigen Häuptlinge um so energischer den Kampf fort, als sie jetzt von den Türken unterstützt wurden. Nach dem Einlaufen der englisch-französischen Flotte ins schwarze Meer (Januar 1854) waren die T. namentlich bei der Eroberung und Zerstörung der russischen Küstenforts eifrig mit thätig. Indeß wirkte die Spaltung zwischen den Müriden Schamyls und den übrigen Mohammedanern einem einheitlichen Handeln entgegen, und als 1856 Fürst Barjatinski den Oberbefehl im Kaukasus übernahm, hatte er auf der lesghischen Seite nur noch vereinzelte Raubzüge zurückzuweisen. Die Russen besetzten nach u. nach wieder die im Kriege verlassenen festen Punkte, kreuzten mit Kriegsschiffen an der Küste u. setzten die Ausführung ihres Unterwerfungsplans gegen die Bergvölker durch Lichten der Wälder nicht ohne Erfolg fort. Anfangs Juli 1857 schlug Fürst Orbeliani II. auf der Hochebene Schalatawia die Hauptmacht Schamyls, worauf eine gebahnte Straße durch die Terengulschlucht angelegt und ein Platz als Stabsquartier daselbst befestigt wurde. Auf dem rechten Flügel hatte die Mitwirkung von Europäern und die Erwerbung von Kanonen auf Seite der T. zur Folge, daß an die Stelle des Kampfes in der Nähe mehr ein Kampf aus der Ferne trat. Die Russen bauten zwei neue Festungen, eine am Adagum und eine am Ausgang des Engpasses Maikop. Im Feldzuge des folgenden Jahres wurden die T. mehr und mehr zurückgedrängt und Anfangs September 1859 Schamyl in seinem letzten Schlupfwinkel zur Unterwerfung gezwungen. Da Anfangs December auch Mohammed Amin mit den Aeltesten der Abadschen Rußlands Oberherrschaft anerkannte, so war der eigentliche Krieg, welcher nach officiellen Angaben der russischen Armee nach und nach ½ Mill. Soldaten gekostet hatte, beendigt. Doch mußte Rußland gegen einzelne Stämme, besonders im westlichen Kaukasus und in den Niederungen zwischen dem Kuban und dem schwarzen Meere noch fortwährend einen kleinen Krieg führen. Das System der Absperrung beibehaltend, umzog man das Gebiet der freien T. mit Kosakenkordons und Blockhäusern, während russische Schiffe an der Ostküste des schwarzen Meeres kreuzten, um jeden Verkehr mit dem Auslande abzuschneiden. Gleichwohl ist der Besitz des Kaukasus für Rußland noch nicht gesichert, und es gährt noch fortwährend unter den Bergvölkern, die ihre alte Freiheit nicht vergessen können und selbst in Masse nach der asiatischen Türkei übersiedeln, um der russischen Herrschaft zu entgehen. Vergl. Bodenstedt, Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen, 3. Aufl., Frankfurt 1854; Lapinsky, Die Bergvölker des Kaukasus und ihre Kämpfe mit den Russen, Hamb. 1863, 2 Bde.

Tschern, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tula, am gleichnamigen Fluß, der in die Susch fällt, südwestlich von Tula, hat 4 Kirchen, einige Fabriken und 3720 Einw.

Tschernagora, slavischer Name für Montenegro; daher Tschernagorzen, s. v. a. Montenegriner.

Tschernaja-Rjetschka (d. h. schwarzes Flüßchen), kleiner Fluß im Süden der Krim, welcher von Osten her durch das Baidarthal und das Thal von Inkerman bei den Ruinen von Inkerman in die Rhede von Sebastopol mündet; sie bildet ein enges Thal mit hohen, steilen Rändern und war während der Belagerung von Sebastopol die Scheidelinie der feindlichen Armeen. Der vom Fürsten Gortschakow am 16. August 1855

Digitized by Google

unternommene Angriff auf die Stellung der Alliirten wird die Schlacht an der T. genannt.

Tschernawoda (bei den Türken Boghasköi), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Silistria, im Süden der Dobrudscha, rechts an der Donau, an der Stelle, wo diese ihre östliche Stromrichtung in eine nördliche verändert und sich der Trajanswall anschließt. Von hier führt die im November 1860 eröffnete Eisenbahn (die erste in der Türkei) direkt bis an das schwarze Meer nach Kostendsche. Im April 1854 nahmen die Russen die Stadt und drängten die Türken nach dem Süden zurück.

Tschernigow, europäisch-russisches Gouvernement, welches den nördlichen Theil von Kleinrußland bildet, früher mit Poltawa vereinigt war, 1802 aber als eignes Gouvernement organisirt wurde; es grenzt an die Gouvernements Mohilew, Smolensk, Orel, Kursk, Poltawa, Kiew u. Minsk und umfaßt 951,58 QM. Das Land ist im Allgemeinen flach und wird nur durch einige Landrücken und hügelige Flußufer etwas wellig. Der Boden ist an vielen Stellen, namentlich im Südwesten, sandig. Der bedeutendste Fluß ist der Dnjepr, welcher jedoch nur die Westgrenze berührt und hier die Desna (mit Ostr, Seim und Snow), Sosha und Trubesch aus dem Gouvernement aufnimmt. Außerdem gibt es noch eine Menge kleinerer Flüsse und mehre Seen, von denen der Kaschanowskoje der bedeutendste ist. Das Klima ist mild und gesund. Die wichtigsten Produkte sind Getreide, Oel- und Hülsenfrüchte, Flachs, Hanf, Obst, Tabak, Gemüse ꝛc. Das Thierreich liefert Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Ziegen, Federvieh, Bienen, Fische. Von Mineralien finden sich Eisen, Alaun, Vitriol, Porzellanerde ꝛc., werden aber nicht hinreichend ausgebeutet. Die Bevölkerung belief sich 1861 auf 1,507,098 Seelen, meist Kleinrussen, außerdem noch Großrussen, Deutsche, Armenier und Griechen. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht, ferner Waldkultur (mit Gewinn von Schiffbauholz, Kohlenbrennerei und Theerschwelen), Jagd, Fischerei und Bienenzucht. Die Industrie erzeugt vorzugsweise Tuch, Segeltuch, Leinwand, Glas und Branntwein und hat sich in neuester Zeit sehr gehoben. Der Handel ist ziemlich lebhaft und führt namentlich Landesprodukte aus. Das Gouvernement zerfällt in 15 Kreise. Die gleichnamige Hauptstadt, am linken Ufer der Desna, auf einem Hügel, ist Sitz des Erzbischofs von T. und Njeschin, eines Civilgouverneurs und der Gouvernementsbehörden, hat alte Befestigungen, eine prächtige Kathedrale aus dem 11. Jahrhundert mit den Gräbern mehrer Heiligen, 17 andere Kirchen, wovon 3 innerhalb des merkwürdigen boldinischen Berges, 4 Klöster, einen erzbischöflichen Palast, ein Gymnasium, ein Seminar, eine Adelsschule, eine kaiserliche Handwerkerschule, eine Zeichen- und eine Kreisschule, mehre andere Lehranstalten, eine Gouvernementsbibliothek, ein Waisenhaus, einige Fabriken in Tuch, Leinwand, Leder und Seife, Handel, besuchte Jahrmärkte und 14,612 Einw. T. ist sehr alt, war schon zur Zeit Olegs bedeutend, welcher 1085 den Großfürsten von Wladimir daraus vertrieb, und wurde 1239 von dem Mongolenkhan Batu erobert und verbrannt.

Tscherning, 1) Andreas, deutscher Dichter, geboren den 18. November 1611 zu Bunzlau, widmete sich zu Breslau und Rostock humanistischen Studien und erhielt dann hier 1644 eine Anstellung als Professor der Dichtkunst. Er † den 27. September 1659. T. gehört zu den bessern Nachahmern von Opitz. Seine lyrischen und epigrammatischen Gedichte erschienen unter dem Titel „Deutscher Gedichte Frühling“ (Breslau 1642) und „Vortrab des Sommers deutscher Gedichte“ (Rostock 1655). Eine Auswahl daraus findet sich in W. Müllers „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts“ (Bd. 7).

2) Anton Friedrich, dänischer Staatsmann, geboren den 12. Dec. 1795 auf Frederiksvärk, trat 1813 in das Artilleriecorps, studirte, seit 1816 als Lieutenant in Frankreich stehend, in den Artillerieschulen zu Paris und Metz, ward 1820 bei dem Inspektorat der Fabriken auf Frederiksvärk angestellt und 1830 zum Lehrer an der militärischen Hochschule zu Kopenhagen ernannt. Seit 1841 privatisirend, war er Anfangs 1848 einer der Hauptleiter der Gesellschaft der Bauernfreunde. Am 24. März dieses Jahres zum Kriegsminister ernannt, entwickelte er besondere Thätigkeit für das dänische Heerwesen, schied aber im November aus dem Ministerium und trat als Oberst in das Privatleben zurück, wirkte jedoch als Mitglied der grundgesetzgebenden Versammlung. Zum ersten Reichstag in das Volksthing gewählt, war er eine der gewichtigsten Stützen des Ministeriums. Im Jahre 1854 ward er zum Reichsrath ernannt.

Tschernoi-Jar (Tschernoijarsk), befestigte Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Astrachan, rechts an der Wolga, nordwestlich von Astrachan, hat Fischerei, Viehzucht, Schifffahrt und 4500 Einwohner.

Tschernomoren, s. Kosaken.

Tschernyschew, russisches Grafen- und Fürstengeschlecht, welches in einer älteren und jüngeren Linie blüht. Zur letzteren gehörte Grigorji T., einer der tüchtigsten Generale Peters des Großen, 1672 geboren. Er ward 1742 durch die Kaiserin Elisabeth in den Grafenstand erhoben u. starb den 30. Juli 1745. Sein ältester Sohn, Graf Sachar T., geboren 1705, Kriegsminister unter Katharina II., befehligte im siebenjährigen Kriege ein russisches Corps von etwa 20,000 Mann. Nach der Thronbesteigung Peters III. von Rußland erhielt T. im Mai 1762 den Befehl, sein Corps den Preußen zuzuführen, worauf er mit Friedrich dem Großen vereinigt bei Burkersdorf auf Daun stieß, der Schweidnitz decken sollte. Der König hatte bereits beschlossen, den Feind anzugreifen, als die Ordre eintraf, daß T. sich sofort von der preußischen Armee trennen solle. Auf Friedrichs Bitten verheimlichte jedoch T. den erhaltenen Befehl und blieb mit seinem Heere bei den Preußen, die nun die Oesterreicher zurückwarfen. Später ward T. Präsident des Kriegskollegiums u. Reichsfeldmarschall; starb 1775. Sein Bruder, Graf Iwan, war russischer Marineminister unter Katharina II. und Paul I, ein dritter Bruder, Graf Peter, russischer bevollmächtigter Minister am

Digitized by Google

preußischen Hofe bei Friedrich II. und in Frankreich bei Ludwig XV. Graf Sachar, Enkel des Grafen Iwan, betheiligte sich an der Verschwörung vom 14. December 1825, weshalb er nach Sibirien verbannt wurde. Der namhafteste Sprößling des älteren Zweigs ist Fürst Alexander Iwanowitsch T., geboren 1779. Derselbe betheiligte sich 1811 als Oberst eines Kosakenregiments an den Feldzügen gegen Napoleon I. Mit einer Mission nach Paris betraut, wußte er dort durch Bestechung den französischen Operationsplan gegen Rußland in Erfahrung zu bringen. Im Feldzuge von 1812 führte er den kühnen Zug im Rücken der französischen Armee aus, durch welchen er den General Wintzingerode aus der Gefangenschaft befreite. Im Jahre 1813 zum Divisionsgeneral avancirt, bedrohte er im März den französischen General Augereau in Berlin, zog 1814 in das Königreich Westphalen, zu dessen Auflösung er wesentlich beitrug, u. erstürmte 1814 Soissons. Zum Generallieutenant befördert, begleitete er den Kaiser Alexander I. auf den Kongreß von Wien, später nach Aachen u. Verona. Bei der Krönung des Kaisers Nikolaus ward er in den Grafenstand erhoben und 1828 zum Kriegsminister und Chef des kaiserlichen Generalstabs ernannt. Im Jahre 1841 erfolgte seine Erhebung in den Fürstenstand, und 1848 ward er zum Präsidenten des Reichsraths und des Ministerconseils ernannt. Er starb den 20. Juni 1857 zu Castellamare.

Tschesme, 1) (Cisme, sonst Kyssus), Hafenstadt im asiatisch-türkischen Ejalet Aidin, westlich von Smyrna, am ägäischen Meere, der Insel Skio gegenüber, hat eine von den Genuesen erbaute Citadelle, einen guten Hafen und Handel mit Rosinen. Bei T. wurde in der Nacht vom 5. zum 6. Juli 1770 eine Seeschlacht geliefert, in welcher die Russen unter Orlow (oder vielmehr unter den englischen Admiralen Elphinstone und Greigh) die ganze türkische Flotte verbrannten, die sich unvorsichtiger Weise nach dem Tags zuvor Statt gehabten Gefecht, in welchem die beiderseitigen Admiralschiffe in die Luft flogen, in die enge und seichte Bucht nach T. zurückgezogen hatte. — 2) Lustschloß im europäisch-russischen Gouvernement Petersburg, Kreis Sophia, südlich von Petersburg, von der Kaiserin Katharina II. zum Andenken der Schlacht bei T. erbaut. Dabei Slobode mit jährlichem Markt.

Tschetschenzen (Tschetschen), kaukasisches Volk, welches die theils flache, theils gebirgige und dicht bewaldete Tschetschnja, das Gebiet östlich vom Wladikaukaspasse zwischen dem oberen Terek im Westen und dem Aksai im Osten, dem mittleren Terek im Norden und dem andischen Gebirge im Süden, bewohnt. Dies Gebiet wird durch die Goita in die große und kleine Tschetschnja getheilt. Flüsse sind außer dem Terek die mit diesem gleichlaufende Sundscha mit dem Argun, außerdem in der kleinen Tschetschnja: Fortanga, Gechi, Martan und Goita; in der großen: Dschalka, Chulchulu, Gudermeß und Aksai. Die größte Breite der tschetschenischen Ebene von der Sundscha bis zum Fuße des Gebirgs beträgt etwa 3 Meilen. Zwischen Sundscha u. Terek erstrecken sich von Westen nach Osten zwei parallele Gebirge von der Kabarda herein, wovon der nördliche als achlanisches Gebirge bezeichnet wird. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, und das dichte Gebüsch bildet oft undurchdringliche Mauern. In den Thälern und auf den Hochebenen gedeihen alle Getreidearten in vorzüglicher Güte; der Mais wird über mannshoch, auch Gras wächst allenthalben in üppiger Fülle, und der Weinstock erreicht eine ganz ungewöhnliche Höhe und Stärke. Wild gibt es im Ueberfluß, darunter auch Wölfe, Bären und andere reißende Thiere. Die Bevölkerung, circa 117,000 Köpfe stark, auch als Kisten, Misdschelen oder Mitschikisch bezeichnet, nennt sich selbst Nachtschevolk, unter welchem Namen alle die tschetschenische Sprache in ihren verschiedenen Mundarten redenden Stämme zusammengefaßt werden. Der Name T. ist ihnen vor etwa 100 Jahren von den Russen beigelegt worden, und zwar ist derselbe von ihrem damaligen Hauptaul entnommen worden. Als ihre ursprüngliche Heimat gilt das Quellgebiet des Aksai und Chulchulu, dessen Bevölkerung die alte Sprache am reinsten bewahrt hat. Die Männer zeichnen sich durch schlanken Wuchs, edle Haltung und Körpergewandtheit aus; den Frauen ist natürliche Anmuth eigen. Die Wohnorte, Aule genannt, sind befestigte Dörfer. Jedes Dorf wählt aus der Mitte seiner Bewohner seine Aeltesten (Starschini). Fürsten gibt es bei ihnen nicht; alle T. gelten als frei und theilen sich in Geschlechter (Tochum), die nach den Aulen sich nennen, aus denen ihre Stammväter zur Zeit der Uebersiedelung aus dem Gebirge in die Ebene ausgegangen sind. Ihre Hauptspeisen sind Hirse, gekochter Mais, Hammelfleisch, Schafkäse ꝛc. Als Mohammedaner enthalten sie sich des Weins, dafür genießen sie aber desto mehr Branntwein. Hinsichtlich der Gesittung stehen sie allen andern Kaukasiern nach, denn sie gleichen noch halben Wilden, Raub und Mord ist an der Tagesordnung, und von Gewerbebetrieb und sonstiger friedlicher Beschäftigung ist, vom nothdürftigsten Feldbau und Viehzucht abgesehen, bei ihnen nicht die Rede. Im Jahre 1818 Rußland unterworfen, erhoben sich die T., aufgeregt durch den Müridismus, in Masse gegen die Fremdherrschaft. Um 1823 war nämlich in dem Aul Jarach im kürinschen Gebiet der Korangelehrte Mullah-Mohammed mit der Lehre aufgetreten, daß der Islam in Verfall gerathen sei, und daß der Hauptgrundsatz desselben, die Freiheit seiner Bekenner und der Krieg gegen die Ungläubigen, wieder zur Geltung gebracht werden müsse. Seine Anhänger nannten sich Müriden, d. i. Eiferer, und er selbst galt als ihr Mürschid. Der 1826 zwischen Rußland und Persien ausgebrochene Krieg nahm ersteres so sehr in Anspruch, daß der Müridismus mehr und mehr Anhänger gewann und die Vorbereitungen zu einem allgemeinen Aufstande getroffen werden konnten. Als leitendes Haupt der Bewegung trat Kasi-Mullah auf, der auch den Kampf gegen die Russen eröffnete, aber bei der Erstürmung seiner Veste Himri durch die Russen den 18. Okt. 1831 fiel. An seine Stelle trat Hamsad-Beg, von Mullah-Mohammed berufen und geweiht. Dieser suchte das Gebirgsland im Süden der andischen Kette, das Awarenland, zu unterwerfen und das dort regierende Haus auszurotten,

Digitized by Google

ward aber ermordet. Da inzwischen auch Mullah-Mohammed gestorben war und die Wahl eines Anführers dem Volke überlassen werden mußte, so fand der Müride Schamyl (s. d.) Gelegenheit sich emporzuschwingen, und nachdem er den größten Theil der Krieger auf seine Seite gebracht, ward er 1837 als Oberhaupt der T. anerkannt. Nachdem er den Kampf gegen die Russen über zwei Jahrzehnte rühmlich bestanden, mußte er 1859 vom Schauplatz abtreten, worauf die russische Herrschaft im östlichen Kaukasus wieder fester begründet ward. Vergl. Tscherkessen.

Tschibuk, die gewöhnliche Tabakspfeife der Türken, unterschieden vom Nargileh oder der Wasserpfeife; vergl. Tabakspfeife.

Tschigirin (Tschigirin), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kiew, am Tjasmin, mit 9340 Einwohnern. Hier 1596 Schlacht zwischen den Polen und Kosaken.

Tschillmary, Stadt in der indobritischen Präsidentschaft Bengalen, Distrikt Rangpur, rechts am Brahmaputra, in dem sich hier der als Wallfahrtsort berühmte Felsen (Sandbank) Varuni-Chur befindet.

Tschin, chinesische Dynastie, s. China.

Tsching-tu-fu, befestigte Hauptstadt der chinesischen Provinz Se-tschuan, am Min-kiang, einem Nebenflusse des Jantse-kiang, hat viele Kanäle durch die Straßen, zahlreiche Brücken und Tempel und lebhaften Handel; war früher Hauptstadt des Reichs von Schu und Residenz eigner Fürsten und ist noch immer eine der schönsten Städte China's.

Tschin-kiang-fu, 1) Stadt in der chinesischen Provinz Jün-nan, südlich von Jün-nan-fu, am See Fusien, mit Tapetenwirkerei und Fischhandel. — 2) Stadt in der chinesischen Provinz Kiang-su, am Jantse-kiang, nordöstlich von Nanking, ist befestigt, hat lebhaften Handel und gilt als Schlüssel des Reichs von der Seeseite her.

Tschinko (Chinco, Pulo Chinco), Insel an der Westküste von Sumatra, erzeugt guten Pfeffer und ist eine Hauptniederlage für die Waaren von Sumatra.

Tschirmen (Edirné, Adrianopel), Ejalet in der europäischen Türkei, aus dem alten Thracien gebildet, umfaßt den südöstlichen Haupttheil des Reiches vom Balkan- und Despotogebirge bis zum Stadtgebiet von Konstantinopel, wird vom schwarzen, Marmara- und ägäischen Meer bespült und enthält einen Flächenraum von 450 QMeilen. Das Land ist theilweise gebirgig, hat mehre Häfen und wird von der Tundscha und der Maritza und deren Nebenflüssen bewässert. Das Klima ist mild und gesund, der Boden fruchtbar, doch nicht hinreichend bebaut. Hauptprodukte sind: Getreide, Tabak, Obst, Baumwolle, Seide, Opium, Wein, Gemüse und die gewöhnlichen Hausthiere. Die Bevölkerung beläuft sich auf 1,800,000 Einw., von denen sich die Türken, Griechen und Juden meist mit Handel und Industrie, die Bulgaren mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen. Die Hauptstadt des Ejalets ist Adrianopel. Die gleichnamige Stadt, Hauptstadt des Liwa T., liegt in der Nähe des alten Castra rubra, ungefähr 5 Meilen nordwestlich von Adrianopel, hat ein Schloß, eine Moschee, Seidenbau und 2000 Einwohner.

Tschirnhausen, Ehrenfried Walter, Graf von, ausgezeichneter Physiker, geboren am 10. April 1651 auf Kislingswalde in der Oberlausitz, studirte zu Leyden Mathematik, bereiste seit 1674 Frankreich, Italien, Sicilien und Malta und zog sich später auf sein Gut Kislingswalde zurück, wo er, zum kurfürstlich sächsischen Rath ernannt, den 10. Okt. 1708 †. Er errichtete in Sachsen drei Glashütten und eine Mühle zum Schleifen von Brennspiegeln von außerordentlicher Vollkommenheit. Ein nicht geringes Verdienst gebührt ihm bei der Erfindung des meißner Porzellans. Abhandlungen über diese Gegenstände finden sich von ihm in den „Acta Eruditorum".

Tschistopol, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kasan, links an der Kama, hat Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, lebhaften Handel und 10,880 Einwohner.

Tschita (Tschitinskoi Ostrog), Hauptstadt des asiatisch-russischen Gebietes Transbaikalien in Sibirien, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Ingoda, hat Handel mit Thee, Pelz, Rhabarber ꝛc. und 1500 Einwohner.

Tschitschagow (Eregup), Inselgruppe des nordwestlichen Polynesien, gehört zu den Marschallsinseln des Mulgravearchipels; die Hauptinsel ist Eregup.

Tschitschagow, Paul Wasiljewitsch, russischer General, geboren 1762, Sohn des 1809 verstorbenen russischen Admirals Wasilji Jakowlewitsch, ward 1802 zum Viceadmiral und Dirigirenden des Seeministeriums und 1812 zum Admiral ernannt. Im Mai desselben Jahres übernahm er an Kutusows Stelle den Oberbefehl über die russische Moldauarmee und schloß am 28. Mai den Frieden von Bukarest ab; sodann befehligte er die dritte Westarmee, eroberte zwar im November Minsk und Borisow, ward aber am 28. Nov. mit 27,000 Mann an der Beresina von 8000 Mann Franzosen, Schweizern u. Polen unter Oudinot, Ney und Dombrowski geschlagen und von Ney bis nach Stachowa zurückgeworfen. Deshalb in Ungnade gefallen, nahm er Urlaub auf unbestimmte Zeit und lebte seitdem meist in Frankreich und England, wo er auch zu seiner Rechtfertigung eine Denkschrift „Retreat of Napoleon" (London 1817) veröffentlichte. Da er dem 1834 erlassenen Ukas, welcher allen im Auslande verweilenden Russen befahl, in ihr Vaterland zurückzukehren, nicht nachkam, ward er aus den Listen der russischen Marine gestrichen, seiner Würde als Reichsrath entsetzt und seiner Güter beraubt. Er † den 10. September 1849 zu Paris.

Tschong-king-fu, Stadt in der chinesischen Provinz Se-tschuan, an der Mündung des Kia-ling in den Jantse-kiang (der hier zahlreiche Wasserfälle macht), hat Zuckerfabriken, Seidenbau und lebhaften Handel. In der Nähe ein Kloster mit großer Bibliothek.

Tschorlu (Tschurlu, im Alterthum Tzurullum oder Tyrilos), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Tschirmen, Liwa Wisa, links am gleichnamigen Küstenfluß des Marmarameeres, ist Sitz eines griechischen Bischofs, hat eine Moschee mit einer Medressé, Ackerbau, Viehzucht und 4000 Einw., meist Griechen.

Digitized by Google

Tschuchloma, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kostroma, am gleichnamigen, 1½ Meilen breiten See (Tschuchlomskoe Osero), hat meist hölzerne Häuser u. 2650 Einw.

Tschuden, allgemeiner Name der im russischen Reiche verbreiteten finnischen Völkerschaften, im engeren Sinne aber eine zur Gruppe der baltischen Finnen gehörige Völkerschaft, von der aber nur noch sehr geringe Reste in den Gouvernements Olonetz und Nowgorod übrig sind.

Tschudi, altes Adelsgeschlecht im schweizerischen Kanton Glarus. Der Ritter Jacobus T. führte mehre Male die Glarner gegen Oesterreich und entschied 1446 den Sieg bei Ragaz; sein Sohn Johannes T. befehligte die Glarner in den Burgunderkriegen und dessen Sohn Ludwig T. in den Schwabenkriegen. Von dessen Söhnen machte sich namentlich Aegidius T., geboren 1505 zu Glarus, starb den 28. Februar 1572 als Landamman daselbst, durch seine bis 1570 fortgeführte treffliche „Schweizerchronik" (Basel 1534, 2 Bde.) bekannt, die Joh. von Müller in seiner „Schweizergeschichte" als Hauptquelle benutzt hat. Auch Johann Jakob T., starb 1784, erwarb sich einen Namen als Geschichtsforscher. Leonardo von T., Marquis von Pasqual, ward Vicekönig von Sicilien und General der neapolitanischen Armee; starb 1832. Johann Jakob von T., geboren den 25. Juli 1818 zu Glarus, studirte Naturwissenschaft, bereiste Südamerika und ließ sich dann auf seiner Besitzung Jakobshof bei Wienerisch-Neustadt in Niederösterreich nieder. Er schrieb unter Anderem: „Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838—42" (St.-Gallen 1846, 2 Bde.); „Untersuchungen über die Fauna Peruana" (das. 1846—47, mit 76 Tafeln); „Die Ketschuasprache" (Wien 1853, 2 Bde.); „Reise durch die Andes von Südamerika" (Gotha 1860); „Die brasilianische Provinz Minas-Geraes" (das. 1863). Mit Don Mariano Eduardo de Rivera gab er die „Antiguadades Peruanas" (Wien 1851, mit Atlas) heraus und bearbeitete die 3. u. 4. Auflage von Winckells „Handbuch für Jäger" (Leipzig 1858 und 1864, 2 Bde.) Friedrich von T., geboren 1820, schrieb das ausgezeichnete Werk „Das Thierleben der Alpenwelt" (Leipzig 1852, 6. Auflage 1861).

Tschudisches Meer, See, s. v. a. Peipus.

Tschugujew, Stadt im russischen Gouvernement und Kreis Charkow, an der Mündung der Tschugewka in den Donez, hat einige Befestigungen, Obstbau, Handel und 8176 Einwohner. T. ist der Hauptort der tschugujewschen Kosaken, s. Kosaken.

Tschuktschen (Tschetko, d. i. Menschen), sibirische Völkerschaft, welche, etwa 10,000 Köpfe stark, die gegen Amerika vorgestreckte tschuktschische Halbinsel bewohnt. Dieselbe, zwischen dem nördlichen Eismeere, der Behringsstraße und dem kamtschatkischen Meere gelegen, hat einen Flächeninhalt von 13,400 QMeilen, besteht aus sterilen Bergen und öden Thälern und erzeugt nur Rennthiermoos und verkrüppelte Sandweiden in einzelnen Thälern. Der Sommer beginnt Ende Juli und endigt mit dem August. Das Flachland im Norden wird von zahlreichen größeren und kleineren Flüssen bewässert; in den Thälern finden sich viele Wasserlachen. Die Thierwelt ist vertreten durch Rennthiere, wilde Schafe, Wölfe, Bären und Füchse; im kurzen Sommer zeigen sich Adler, Falken, Rebhühner und Wassergeflügel. Die Angaben über die Zahl der Bewohner, der Tschuktschen, gehen von 600 bis 10,000 auseinander. Dieselben bestehen wahrscheinlich aus zwei verschiedenen Stämmen, einem Nomadenstamm (Rennthiertschuktschen) im Westen, und einem andern mit festen Wohnsitzen an der Meeresküste (ansässige T.). Der Nomadenstamm nennt sich selbst Tschauktschu; die ansässigen nennen sich Namollo. Die letztern sind wahrscheinlich den Eskimos, die erstern den Korjäken (s. d.) verwandt. Die T. sind ein kräftiger Menschenschlag von ziemlich gutem Wuchse, herzhaft, ehrlich und gastfrei, aber höchst unreinlich u. uncivilisirt. Ihre Winterwohnungen bestehen aus Pfählen, zwischen denen Felle ausgespannt sind. Ihre Boote zum Fischfang sind etwa 18 Fuß lang, vorn und hinten spitz zulaufend, in der Mitte kaum 1½ Fuß breit und oben, mit Ausnahme eines runden Lochs in der Mitte, ganz geschlossen. In dieses Loch schlüpft der Mann, angethan mit einem Wasserpelz, der an Hals und Händen fest geschnürt ist, mit seinen Beinen, so daß Mann und Boot ein Ganzes zu bilden scheinen. Die T. werden als russische Unterthanen bezeichnet, zahlen aber keine Steuern und sind in ihrem unwirthlichen Lande so gut wie unabhängig. Auf einer Insel im Flusse Anjui findet Ende Januars und Anfang Februars Tauschhandel zwischen Russen und mehren sibirischen Völkern einerseits u. den T. andererseits Statt, wobei Tabak, Beile, Messer, Zucker, Thee ꝛc. gegen Pelzwerk an die T. abgesetzt werden.

Tschupra (Chuprah), Hauptstadt des Distrikts Sarun in der Provinz Bahar der indobritischen Präsidentschaft Bengalen, links am Ganges, nordwestlich von Patna, hat ein Schloß, mehre Pagoden und Moscheen, Salpetersiederei, Handel mit Zucker und Baumwolle und 44,000 Einwohner.

Tschusan (Chusan), Inselgruppe an der Ostküste von China, gehört zur Provinz Tschekiang, besteht aus den größeren Inseln T., Kintang und Puto und gegen 400 kleineren Eilanden mit insgesammt 400,000 Einwohnern. Die gleichnamige Hauptinsel hat 11 Meilen im Umfang, ist sehr fruchtbar, trefflich angebaut, bringt Mais, Weizen, Reis, Zuckerrohr, Tabak, Indigo, Rhabarber, Bataten, Ingwer ꝛc., hat durch ihre günstige Lage eine große Bedeutung für den Handel und zählt gegen 250,000 Einwohner. Der Hauptort auf derselben ist Tinghai, mit einem der besten Häfen auf der Ostküste von China, einigen Befestigungen, reger Industrie, lebhaftem Handel und 30,000 Einwohnern. Die Insel T. wurde am 5. Juli 1840 von den Engländern unter Kapitän Bremer besetzt und ihnen im Frieden von Nanking 1842 so lange überlassen, bis die ganze Kriegssteuer bezahlt sein würde. Als dies geschehen, wurde sie im August 1846 von ihnen verlassen. Im Jahre 1860 wurde die Insel von den Engländern und Franzosen abermals besetzt.

Tschussowa (Tschussowaja, von den Wogulen Susch a genannt), Fluß im europäisch-russischen Gouvernement Perm, bildet sich am

Digitized by Google

westlichen Abhange des Ural aus den Abflüssen mehrer Seen, fließt nordwestlich und westlich und mündet nach einem 57 Meilen langen, großentheils schiffbaren Lauf 1 Meile oberhalb der Stadt Perm in die Kama. Die T. ist für den Transport der Produkte des Ural und Sibiriens von besonderer Wichtigkeit.

Tschuwaschen, russisch-finnische Völkerschaft, die vorzüglich in den Waldschluchten der Wolgaufer in den Gouvernements Nishnij-Nowgorod, Kasan und Simbirsk, außerdem auch in Orenburg, Wiätka und Tobolsk ansässig ist. Sie haben eine hagere Gestalt, blasse Gesichtsfarbe, sind träge, schmutzig, aber friedlich und treu und reden eine der finnischen ähnliche Sprache. Sie treiben Jagd und Feldwirthschaft, bekennen sich zwar zum Theil zur christlichen Religion, haben aber noch viele heidnische Gebräuche beibehalten. Als einer der verbreitetsten finnischen Stämme zählen sie cirka 130,000 Köpfe.

Tschynda (Sandelholzinsel), eine der kleineren Sundainseln, südlich von Flores, hat 108 QMeilen mit 430,000 malayischen Einw., ist sehr fruchtbar und erzeugt namentlich viel Sandelholz. Die Süd- und Ostküste ist nominell den Niederländern unterworfen.

Tsi-nan-fu, Hauptstadt der chinesischen Provinz Schan-tong, am Ta-tsing, ist von Kanälen durchschnitten und hat lebhaften Handel, namentlich mit Glas, roher Seide ꝛc.

Tsinan-tscheu, 1) (Thsinan-tscheu), Stadt in der chinesischen Provinz Fo-kien, an einer Bucht der Fokienstraße, der Insel Formosa gegenüber, ist sehr schön gebaut, hat viele Tempel und Triumphbögen und eine Brücke von 300 Pfeilern über die Bucht. — 2) Hauptort der chinesischen Provinz Tsuen-lo auf der Halbinsel Korea.

Tsipiana, hochgelegener Ort in der griechischen Nomarchie Arkadien, nordöstlich von Tripolizza, ist angeblich das alte Melangia und hat noch die Ruinen einer alten Akropolis.

Tsitsikar, befestigte Stadt in der Mandschurei, Hauptort der chinesischen Provinz Sachalin-Ula, am Nun, einem Nebenfluß des Sungari, ist Sitz des chinesischen Militärgouverneurs, dient als Verbannungsort für Verbrecher und hat lebhaften Handel, namentlich mit Pelzwerk.

Tsong-ming, Insel an der Ostküste von China, vor der Mündung des Jantse-kiang in das chinesische Meer, gehört zur Provinz Kiang-su, ist fruchtbar und trefflich angebaut und bringt Getreide, Reis, Südfrüchte, Baumwolle und viel Steinsalz. Die Einwohner treiben Schifffahrt und Handel. Die Insel hat zahlreiche Dörfer und zur Hauptstadt den Hafenplatz Tsong-Minghien.

Tsuen-lo, chinesische Provinz im südwestlichen Theile der Halbinsel Korea, mit dem Hauptort Tsinan-tscheu.

Tsusima, Insel in der Koreastraße, gehört zur Landschaft Jetsen auf der japanischen Insel Nipon, ist gut angebaut und hat mehre Häfen.

Tuam (Tuan), Stadt in der irischen Provinz Connaught, Grafschaft Galway, in flacher Gegend am Harrow, ist Sitz eines katholischen Erzbischofs, eines anglikanischen Bischofs und eines Gerichtshofs, hat 2 Kathedralen, einen erzbischöflichen Palast, 2 Klöster, ein Zuchthaus, Arbeitshaus, eine Markthalle, Gerberei, Brauerei, Leinweberei, Handel und 4542 Einwohner.

Tuarik, afrikanisches Volk, s. Sahara.

Tuba (lat.), bei den Römern die eigentliche Kriegstrompete, die aber dem Tone nach mehr unserer Posaune gleichen mochte, ward im Kriege zum Signalgeben, beim Zusammenrufen von Versammlungen, dann bei Opfern, Spielen und selbst bei Leichenbegängnissen gebraucht. In der Harmonie- und Blechmusik ist die T. ein erst in neuerer Zeit erfundenes Messingblasinstrument, mit Ventilen, welches als tiefstes Blasinstrument den Kontrabaß des Streichorchesters vertritt. Die gewöhnliche Stimmung ist F, doch gibt es auch E-, Es- und D-Tuben. Angeblasen wird das Instrument durch die sogenannte S-Röhre, an deren Ende ein Serpent- oder Baßposaunenmundstück angebracht ist.

Tuba Eustachii (lat.), s. Ohr.

Tuba stentorea (lat.), das Sprachrohr, auch s. v. a. erhabener Styl.

Tuba, Stadt auf der östlichen Nordküste der großen Sundainsel Java, gehört zur niederländischen Residentschaft Rembang, hat einen guten Hafen, Handel mit Seide, Gewürzen ꝛc.

Tubai, die nördlichste Inselgruppe der Gesellschaftsinseln im südöstlichen Polynesien, enthält die gleichnamige Hauptinsel und mehre kleine Eilande; sie sind flach, bewaldet, aber unbewohnt und werden nur des Schildkröten- und Fischfangs wegen von den benachbarten Inseln aus besucht.

Tuber, Pilzgattung, s. Trüffel.

Tuberkeln (v. Lat.), s. Lungenschwindsucht.

Tuberkulose (tuberculosis), s. v. a. Lungenschwindsucht.

Tuberose, Pflanzengattung, s. v. a. Polyanthes tuberosa *L.*

Tubuai (Toobooai), Insel des südöstlichen Polynesien, südlich von den Gesellschaftsinseln, ist vulkanischen Ursprungs, gebirgig, reich bewaldet, gut angebaut und stark bevölkert. Die Bewohner sind im Allgemeinen den der Gesellschaftsinseln ähnlich, durch englische Missionäre sämmtlich zum Christenthum bekehrt und stehen auf einer verhältnißmäßig hohen Kulturstufe.

Tubus (lat.), s. v. a. Fernrohr.

Tuch, aus Streichwollgarn hergestelltes, glatt und leinwandartig gewebter Stoff, welcher durch Walken und Rauhen mit einer dichten Decke feiner Fäserchen versehen ist, so daß die Fäden des Gewebes vollständig verdeckt werden. Der Tuchmacherstuhl gleicht im Allgemeinen den Webestühlen zu anderen glatten Stoffen und unterscheidet sich hauptsächlich nur durch seine große Breite, weil das T. wegen seines beträchtlichen Eingehens in der Walke viel breiter gewebt werden muß, als es im fertigen Zustande erscheint. Ein T., das nach der Appretur $^{5}/_{4}$ breit sein soll, muß auf dem Stuhle $^{14}/_{4}$ und öfters sogar $^{17}/_{4}$ Breite haben. Kraftstühle zum Weben des T.s und anderer streichwollener Waaren kommen in Deutschland mehr und mehr in Aufnahme, in England sind sie längst allgemein. Aus dem rohen Gewebe (Loden) werden durch das Noppen oder Blasen Holzsplitterchen, Knoten ꝛc. entfernt. Dies geschieht mit Hülfe von kleinen Zangen durch

Digitized by Google

Handarbeit oder mit der Noppmaschine. Nach dem Noppen folgt das Waschen in besonderen Waschmaschinen, wodurch Fett, Leim und Schmutz aus dem Loden entfernt werden. Dann wird das Gewebe zum zweiten Mal genoppt und nun gewalkt. Man bringt es naß unter Zusatz von Seife, gefaultem Urin oder Walkererde unter die großen hölzernen Hämmer der Walkmühle und bearbeitet es mit denselben unter beständigem Umwenden. Hierdurch verfilzen sich die feinen aus dem Garn hervorstehenden Fäserchen und bis zu einem gewissen Grade die Garnfäden selbst, so daß man aus gut gewalktem T. keinen Faden von einiger Länge unversehrt ausziehen kann. Die Nachtheile, welche die Hammerwalken besitzen, hat man durch Einführung der Walzenwalken zu beseitigen gewußt. Das gewalkte Gewebe wird wieder gewaschen und auf dem Trockenrahmen unter einer gewissen Spannung getrocknet. Jetzt beginnt die Appretur des T.s, und zwar damit, daß die Härchen, welche aus der Filzdecke ohne alle Regelmäßigkeit hervorragen, mehr und gleichmäßiger herausgezogen und nach einer Richtung niedergestrichen werden (das Rauhen). Hierzu dienen die voll kleiner Widerhaken sitzenden Fruchtköpfchen der Kardendistel, mit welchen das nasse T. bearbeitet wird. Die Handrauherei ist gegenwärtig durch die Maschinenrauherei fast vollständig verdrängt worden, aber es ist noch nicht gelungen, für die theuren Weberkarden ein genügendes Surrogat zu finden. Ungemein erleichtert wird das Rauhen, wenn man auf T., während die Karden darauf einwirken, Wasserdampf strömen läßt. Die herausgezogenen Härchen müssen alle zu gleicher und geringer Länge abgeschnitten werden, damit sie zusammen eine glatte, feine Oberfläche bilden. Dies bezweckt man beim Scheeren, welches durch große Handscheeren oder durch scheerenartige mechanische Vorrichtungen ausgeführt wird, nachdem auf dem trocknen T. das Haar vorläufig gegen den Strich aufgebürstet ist. Das Ziel des Rauhens und Scheerens kann nur durch einen stufenweisen Gang erreicht werden, weshalb beide Behandlungen mehre Male abwechselnd hinter einander vorgenommen werden. Die abgeschnittenen Härchen bilden die Scheerwolle; aus ihnen und aus den auch beim Rauhen abfallenden Wollflöckchen sind etwa 20 Procent Härchen abzuscheiden, die eine hinreichende Länge haben, um gleich Shody verwendet zu werden. Neuerlich hat man jedoch gelernt, die gesammten Abfälle beim Walken mit der dort angewendeten Flüssigkeit zu vermischen, wonach sie sich an den Loden hängen, mit dessen Oberfläche verfilzen, das Gewicht der Waare vermehren und eine dienliche Decke bei geringerem Zeitaufwande und unter geringerem Einwalken erzeugen.

Nach dem Scheeren wird das T. zum dritten Mal genoppt, dann dekatirt und gepreßt (s. Dekatiren). Hinsichtlich des Färbens unterscheidet man wollfarbiges, lodenfarbiges und tuch- oder stückfarbiges. Ersteres ist aus Streichwolle gefertigt, die vor dem Spinnen und Weben gefärbt worden ist, das lodenfarbige wird erhalten durch Färben des gewaschenen, aber noch nicht gewalkten Gewebes, und das letzte durch Färben des gewalkten u. wieder gewaschenen T.s. Dies stückfarbige T. zeigt oft einen weißlichen Anschnitt und verliert die Farbe beim Gebrauch. Feine hellfarbige T.e können aber in der erforderlichen Lebhaftigkeit nur im Stück gefärbt werden. Weiße T.e werden geschwefelt und in Wasser mit abgezogenem Indigo geblaut; die schlechtesten aber in einer Brühe von Wasser und Schlämmkreide bearbeitet, so daß die nach dem Trocknen, Klopfen und Bürsten zurückbleibenden Kreidetheilchen den gelblichen Stich der Wolle verdanken. Die schwarzen T.e prüft man auf ihre Farbe mit verdünnter Salzsäure und unterscheidet Falschblau, das durch Behandeln mit der Säure ganz roth wird, Halbächtblau, welches einen violetten Schein bekommt, wenn der Grund mit Indigo angeblaut ist, und Ganzächtblau, welches durch die Säure nicht verändert wird, also mit reinem Indigo gefärbt worden ist.

In der Tuchfabrikation nehmen neben Preußen und Sachsen, welche durch ihre ausgezeichneten Wollen begünstigt sind, Oesterreich, Frankreich, England und Belgien den ersten Rang ein. Die preußischen und sächsischen T.e zeichnen sich hauptsächlich durch außerordentlich glänzende und gelungene Appretur und durch verhältnißmäßig große Weichheit aus. Oesterreich fertigt alle Sorten T.e, vorzüglich viel Militärtuch und farbige T.e für den Orient. Im Allgemeinen haben diese T.e matte Appretur. Die englische Tuchfabrikation erstreckt sich vorzugsweise nur auf die mittleren und ordinären Qualitäten; die feinen Gattungen bilden nur einen geringen Theil der Produktion, da England die hierzu nöthige Wolle erst aus Deutschland beziehen muß. In neuerer Zeit verwendet man jedoch sehr häufig die den veredelten deutschen Wollen am nächsten stehenden Mittelwollen vom Kap u. aus Australien, während die für den großen Konsum nöthigen ordinären Wollen von Südamerika, Rußland ꝛc. bezogen werden. Auch in Belgien werden meist ordinäre und billige T.e fabricirt, hochfeine und feine T.e liefern nur einige Fabriken in Verviers. In Frankreich ist die Tuchfabrikation der Zollverhältnisse halber ungünstig situirt, die Waare hat durchweg einen festeren Körper, eine stärkere Walke als belgisches und deutsches T. und ähnelt hierin dem englischen; sie ist jedoch weniger fein und weich und hält den Vergleich hierin, sowie auch in Bezug auf Appretur mit den deutschen T.en keineswegs aus. Dagegen sind die französischen T.e solid gearbeitet und erweisen sich viel dauerhafter als die in dieser Beziehung berüchtigten belgischen T.e.

Tuch, Johann Christian Friedrich, namhafter Orientalist, geboren den 17. Dec. 1806 in Quedlinburg, studirte zu Halle, ward 1830 Professor der Philosophie daselbst, 1841 Professor der Theologie zu Leipzig und später noch Domherr und Kirchenrath. Sein Hauptwerk ist der „Kommentar über die Genesis" (Halle 1838). Außerdem sind von seinen Arbeiten zu nennen: „De Nino urbe" (Leipz. 1845) und mehre Arbeiten über die sogenannten sinaitischen Inschriften, die Grammatik der äthiopischen Sprache und die Geographie des Orients.

Tuchel, Stadt in der preußischen Provinz

Digitized by Google

Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Konitz, zwischen 2 Seen, hat eine evangelische und 2 katholische Kirchen, ein altes Schloß, Tuchmanufaktur, Woll- und Leinweberei, Strumpfwirkerei, Färberei, Gerberei, frequente Märkte und 2517 Einwohner. Hier beginnt die 9 Meilen lange, berühmte tuchelsche Heide, ein weiter Walddistrikt.

Tuchkarde, s. v. a. Weberkarde, s. Dipsacus.

Tuckum (Tukum), Hauptort der gleichnamigen Oberhauptmannschaft im europäisch-russischen Gouvernement Kurland, am Szlock, unweit des Busens von Riga, nordwestlich von Mitau, hat ein Schloß, etwas Handel und 2897 Einwohner.

Tucuman, einer der nordwestlichen Staaten der argentinischen Konföderation in Südamerika, grenzt im Norden an Salta, im Westen an Catamarca, im Süden an Santiago, im Osten an die Savannen und umfaßt einen Flächenraum von 1100 QMeilen mit 88,500 Einwohnern. Das Land wird von Südwesten nach Nordosten von der Sierra de Aconquija durchzogen und ist zur größeren Hälfte ein der Kultur unzugängliches Gebirgsland mit engen Flußthälern und malerischen Naturschönheiten, im südöstlichen Theil dagegen eine höchst fruchtbare Ebene, vom Rio Dolce, Rio Salado und deren Nebenflüssen bewässert. Weizen, Mais, Reis, Zucker, Tabak, Orangen, Melonen, kostbare Holzarten in den ausgedehnten Waldungen, Pferde, Maulthiere, Rindvieh, Schafe, Ziegen, prachtvolle Vögel, schönfarbige Schmetterlinge, Gold, Silber, Kupfer und Blei sind die Hauptprodukte. Der Staat zerfällt in 9 Departements. Die Hauptstadt T. oder San-Miguel-del-T. liegt am östlichen Abhange der Sierra de Aconquija, von Plantagen und Orangehainen umgeben, wurde 1564 gegründet, hat Industrie in Leder, Zucker und Rum und zählt gegen 11,000 Einwohner. Hier siegten am 24. September 1812 die Independenten unter Belgrano über die Spanier unter Tristan. Auch erklärte daselbst der hier am 25. März 1816 eröffnete Kongreß am 9. Juli 1816 die vereinigten Provinzen von La Plata für unabhängig von Spanien und publicirte am 3. December 1817 und 25. Mai 1818 deren Verfassung.

Tudela, Stadt in der spanischen Provinz Pamplona (Navarra), am rechten Ufer des Ebro, über den eine schöne steinerne Brücke von 17 Bögen führt, am Anfange des Kaiserkanals und an der Eisenbahn von Saragossa nach Pamplona, in einer fruchtbaren Ebene, ist Sitz eines Bischofs, hat finstere und enge Straßen, aber schöne öffentliche Plätze und Spaziergänge, eine Kathedrale, mehre andere Kirchen, 4 Nonnenklöster, ein altes Schloß, ein Kollegium, ein bischöfliches Seminar, mehre andere Unterrichtsanstalten, Fabrikation von Tuch, Seidenwaaren, Seife, Fayence, Lakritzensaft ꝛc., lebhaften Handel, trefflichen Weinbau (der beste Wein der Provinz, dem Burgunder ähnlich), Oelbau, Schafzucht und 8925 Einw. T. ist einer der wichtigsten Uebergangspunkte über den Ebro. Geschichtlich kommt T. zuerst im 8. Jahrhundert vor, wo es in die Gewalt der Mauren fiel, denen es erst 1141 von Alfons V., König von Aragonien, für immer entrissen ward. Im spanischen Befreiungskriege fand hier am 9. Juni u. am 23. Nov. 1808 eine Schlacht zwischen den Franzosen unter Lannes und den Spaniern unter Palafox Statt, für letztere unglücklich.

Tudor, englische Dynastie, von 1485—1603 leitete ihren Ursprung von einem walliser Edelmann, Owen ap Meridith ap Tudor (Theodor), ab, welcher 1422 Katharina von Frankreich, die Wittwe Heinrichs V. von England, heirathete und dadurch der Stiefvater Heinrichs VI. von England ward. Sein Sohn Edmund T., Graf von Richmond, vermählte sich mit Margarethe von Beaufort, der Erbtochter des Hauses Lancaster, und der Sohn dieser Ehe, Heinrich T., Graf von Richmond, bestieg, nachdem er bei Bosworth 1485 dem König Richard III. aus dem Hause York Thron und Leben geraubt, als Heinrich VII. den englischen Thron, indem er zugleich durch seine Vermählung mit Elisabeth, der ältesten Tochter Eduards IV., aus dem Hause York, die Kämpfe zwischen den beiden Rosen beendigte. Er hinterließ 4 Kinder: Margarethe, zuerst mit Jakob IV. von Schottland vermählt und durch ihn Mutter Jakobs V. und Großmutter der unglücklichen Maria Stuart, nachher mit dem Grafen Douglas von Angus vermählt und durch ihn Mutter Margarethe's, der Gemahlin des dem Hause Stuart entsprossenen Grafen von Lenox, sowie Großmutter Heinrich Darnley's, des Gemahls der Maria Stuart, so daß also der Sohn dieser letzteren, Jakob VI., welcher als Jakob I. 1603 den englischen Thron bestieg, väterlicherwie mütterlicherseits der Urenkel Heinrichs VII. war; Arthur, Prinz von Wales, vermählt mit Katharina von Aragonien, starb 1503 kinderlos; Heinrich T., der seinem Vater als Heinrich VIII. in der Regierung folgte, welche nach seinem Tode nach einander auf seine 3 Kinder, Eduard VI., Maria u. Elisabeth, überging; Maria T., zuerst mit dem König Ludwig XII. von Frankreich und nach dessen Tode 1515 mit Charles Brandon, Herzog von Suffolk, vermählt, durch welche Ehe sie Großmutter der unglücklichen Johanna Gray wurde. Nach dem Tode der unvermählten Elisabeth erbte den englischen Thron der Abkömmling Margarethe T.s, Jakob VI. von Schottland, der nun beide Reiche unter dem Namen Jakob I. regierte und so das königliche Haus der Stuarts nach England verpflanzte. Vergl. England, Geschichte.

Tübet (Tibet, Lhassa, von den Einwohnern Bod oder Bodjul, d. i. Bodland, von den Chinesen Si-tsang genannt), ein zum Theil zum chinesischen Reiche gehöriges Land zwischen 28° und 34° oder 36° nördl. Br. und zwischen 92° und 114° oder 116° östl. L. von Ferro, wird im Norden vom Kuen-luengebirge, im Westen und Süden vom Himalayagebirge und im Osten von dem mächtigen, im Gebiete des Kuku-Nor oder blauen See's lagernden Schneegebirge begrenzt und hat einen Flächeninhalt von 18,000—26,000 QM. Man unterscheidet ein westliches, mittleres und östliches T., auch ein Klein- und Großtübet, Vorder- und Hintertübet, doch wissen die Einwohner nichts von diesen Eintheilungen, wie ihnen auch selbst der Name T., dessen Ursprung

Digitized by Google

im Dunkeln liegt, unbekannt ist. Das Gebiet des gegen Osten fließenden Jaru-Dzang-Bo-Tsju bildet das dem chinesischen Reich zugehörige Großtübet, das Gebiet des gegen Westen fließenden oberen Indus Mitteltübet oder Ladakh, und das Gebiet des unteren Indus Kleintübet oder Baltistan, welche beiden letzteren Gebiete, von China unabhängig, gegenwärtig mit Kaschmir unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupt einen Staat bilden, der, Kaschmir (s. d.) oder Dschamnu genannt, unter einem mit den Engländern verbündeten Fürsten aus den Sikhs steht. Da Mitteltübet und Kleintübet unter den Artikeln Ladakh und Balti behandelt sind, so ist hier nur Großtübet zu berücksichtigen. Dasselbe ist ein Hochland, wohl das am höchsten gelegene der Erde, mit mächtigen Gebirgserhebungen, zwischen denen nur engbegrenzte Hochebenen liegen. Der Nordfuß des Himalaya liegt cirka 16,800 Fuß über dem Meere. Mehre Gebirgsketten durchziehen es parallel mit den beiden Grenzgebirgen Kuen-luen und Himalaya von Nordwesten nach Südosten. Als höchster Punkt gilt der Gebirgsstock des Kailasa (Tise) oder Gang-dis-Ri (d. i. Schneegebirge), das 9 QM. große Quellgebiet der mächtigen Ströme, welche Großtübet durchfließen. Ganze weite Strecken des Landes sind vollständig öde, ohne Wälder, Bäume und Büsche, auch ohne Wild, daher menschenleer, unwirthlich und kalt. Als größte Ebene wird die von Pian-Pa bezeichnet, welche 3—4 Meilen lang, aber voller Hügel und Hohlwege ist. Die Thäler scheinen früher Seen gewesen zu sein, da ihr Boden bis auf eine Tiefe von 800—1000 F. aus Kies besteht. Die geognostische Beschaffenheit des Landes ist aber noch sehr unbekannt; unsere Kenntniß in dieser Beziehung beschränkt sich auf einige Gegenden im Westen und die Grenzstriche. Vorherrschend sollen plutonische und metamorphische Gesteine, Granit, Schiefer, Sandstein und Konglomerate sein. Huc sah in T. selbst nur Granitberge, aber östlich gegen das chinesische Sz'-Tschuan hin meist Kalkberge, die auch feinsten weißen Marmor enthielten, aber ohne alle Vegetation waren. Thompson fand im Westen Alluvialboden aus großen Thonmassen mit runden und eckigen Kieselsteinen und Süßwassermuscheln in losen, ungeschichteten Massen bestehend, und ähnliche Ablagerungen traf Huc am Randgebirge des Hoangho. Heiße Quellen sollen in großer Anzahl vorhanden sein. Hauptfluß ist der Jaru-Dzang-Bo-Tsju, der am Kailasa entspringt, in T. bedeutende Zuflüsse aufnimmt und sich dann nach Südosten der Grenze von Assam zuwendet, seinem weiteren Laufe nach aber unbekannt ist. Einige halten den Irawaddy, Andere den Brahmaputra, beide irrthümlich, noch Andere den Salwen für seinen unteren Lauf. Der zweite bedeutende Strom Großtübets ist der Nu-Kjang, der mit dem vorigen auf einer Strecke in gleicher Richtung fließt, dann aber für weitere Kenntniß ebenfalls verschwindet. Andere Flüsse sind der Gakbo-Dzang-Bo-Tsju, der Tschot-Deng-Tsju, der Om-Tsju und der Kin-Tscha-Kjang, welche alle nördlich von Lhassa entspringen, mehr oder minder von Nordwesten nach Südosten fließen und in ihrem unteren Lauf die Hauptströme des westlichen China und zum Theil auch Hinterindiens bilden, von deren Lauf in T. aber nichts Zuverlässiges bekannt ist. Auch der Indus und Sutledsch gehören mit ihrem Quellgebiete Großtübet an, gewinnen aber ihre Bedeutung erst außerhalb der Grenze desselben. Endlich haben auch Flüsse, welche vom Himalaya her dem Ganges zuströmen, ihren Ursprung in Großtübet, so der Tista oder Lachen, welcher im Himalaya das Land Sikkim durchfließt. Als größter Landsee wird im Norden der Tängri-Noor (Himmelssee) mit einem Umfang von 60 geographischen Meilen genannt; daneben der Bucha-Noor u. der Kara-Noor (schwarzer See), welchem der Fluß Nu-Kjang entströmen soll. Südlich vom Jaru-Dzang-Bo-Tsju soll der ringförmige Paltesee von 25 Meilen Umfang liegen. Nördlich von der höchsten Kette des Himalaya gegen Mitteltübet hin, unter 30° nördl. Br. und 99° östl. L., sind die heiligen Doppelseen Mapan oder Manassarowara und Lanka oder Rawanhrad (Tho-Lagan) von europäischen Reisenden, wie Moorcroft und Strachey, in der Umgebung des Kailasa aufgefunden worden. Dem Lankasee entströmt der Sutledsch; von anderen Seen haben wir keine sichere Kunde. Was die klimatischen Verhältnisse Großtübets betrifft, so ist im Innern die Witterung vorherrschend rauh; von Oktober bis März sind die Gewässer mit dickem Eis bedeckt, und große Schneemassen thürmen sich auf. Dabei herrscht eisige Kälte, welche die Bevölkerung zwingt, in Höhlen eine Zuflucht zu suchen. Nach chinesischen Angaben herrscht vom März bis September schöne milde Witterung. Regen stellt sich nicht zu bestimmten Zeiten ein, da der in China wehende Monsun in Großtübet nicht mehr auftritt. Im Allgemeinen ist das Land auf den Ebenen heiß, auf den Höhen kalt. Im Innern sollen alle Hauptgebirgsketten die Schneelinie erreichen. Wo ewiger Schnee liegt, gibt es auch Gletscher, besonders am Kuen-luen. An der tübetanischen Seite des Himalaya haben dieselben früher offenbar weit tiefer in die Thäler herabgereicht als jetzt, wie sich aus den vorgeschobenen Moränen schließen läßt.

Die Pflanzenwelt Großtübets ist sehr verschiedenartig. Im Vergleich zum Himalaya aber erscheint das Land im Allgemeinen sehr arm an Pflanzen, besonders an Gesträuch und Bäumen. Uebrigens reicht der Pflanzenwuchs am Nordabhang des Himalaya höher hinauf als am Südabhang; hier findet Getreidebau nur bis zu einer Höhe von 10,000 Fuß, dort bis zu einer Höhe von 13,600 Fuß Statt; Gebüsch bedeckt den Südabhang bis 13,000 Fuß, den Nordabhang bis 14,000 Fuß hoch. Auf den Gebirgen im Norden Großtübets wachsen in der Höhe von 16—18,000 Fuß noch gute Weidekräuter. In Ngari, dem nordwestlichen Theil Großtübets, findet sich nur Weideland, kein Getreidebau, in Kham, dem östlichen Landestheil, gibt es Tannenwaldungen. In den geschützten Thälern der Zuflüsse des Jaru-Dzang-Bo-Tsju soll der Weizen selten reifen, Gerste, Rüben, Rettige, Erbsen und andere Hülsenfrüchte aber sollen gut fortkommen. In den östlichen Thälern, nach der chinesischen Grenze hin, soll man Aprikosen, Pfirsiche, Pomeranzen,

Digitized by Google

Granatäpfel, Feigen, Trauben, Nüsse, Wassermelonen ziehen und Reis und Mais bauen. Die mildern Gegenden liefern auch Rhabarber, Asa foetida, Krapp und Saflor. Von Thieren ist T. eigenthümlich die Kaschmirziege (Capra lanigera), unter deren Haar die feinste Wolle, das Material der Kaschmirshawls, sitzt. Noch geschätzter ist die Wolle des tübetanischen Steinbocks (Skin). Gröbere Wolle liefern verschiedene Schafarten; ein Mittelding zwischen Schaf und Hirsch ist das Ammonschaf. Außerdem finden sich Gemsen und Antilopen heerdenweise und auch Füchse, Hasen und Murmelthiere in Menge. Ein anderes T. eigenthümliches Thier ist der wild und gezähmt vorkommende Jack oder Grunzbüffel (Bos grunniens), mit seinem, vom Bauch bis an die Erde herabhängendem Haar, das jährlich abgeschoren und zu Stricken und Filz zu Zeltdecken verarbeitet wird. Der nur wild vorkommende Dschiggetai (s. Pferd) ist seines Felles wegen ein Gegenstand der Jagd. Auch der 2 — 3 Fuß lange, mit steifen, aber feinen Haaren besetzte Schweif des Jack ist ein bedeutender Handelsartikel, indem er in Indien als Fliegenwedel, in Persien und in der Türkei aber als sogenannter Roßschweif zur Auszeichnung höherer Beamten dient. Die Jagd auf das Moschusthier ist Vorrecht der Regierung. Von Vögeln sind der Alpenschwan, wilde Enten, Amseln und andere Singvögel, Rebhühner, Fasanen und wilde Hühner zu erwähnen. Die großen Seen sind reich an Fischen. Die Bewohner zeigen den mongolischen Typus: schräg stehende braune oder schwarze Augen, schwarzes, ziemlich grobes, dichtes Haar, ein mäßig breites Gesicht, wenig Bart, eine niedrige Stirn, lange Arme, wenig muskulöse Beine, eine tiefbraune, dem Schwarzen sich nähernde Hautfarbe. Sie sind von kräftiger Leibesbeschaffenheit, aber phlegmatischen Temperaments, langsam, genügsam, wenig arbeitsam und unreinlich. Von eigentlicher Industrie ist bei ihnen nicht die Rede. Der männliche Theil der Bevölkerung beschäftigt sich vornehmlich mit Spinnen und Weben der Wolle, u. zwar bereiten sie Stoffe (Pulu) von verschiedenen Graden der Feinheit. Dann beschäftigt die Anfertigung wohlriechender Kerzen aus dem Staube verschiedener wohlriechender Hölzer mit einem Zusatz von Moschus viele Tübetaner. Auch liefern sie Thonwaaren von seltener Güte. Im Uebrigen sind die Erzeugnisse ihrer Handarbeit von keiner Bedeutung. Auch den Ackerbau treiben sie nachlässig, was freilich zum Theil der unergiebige Boden entschuldigt. Mit mehr Erfolg liegen sie der Viehzucht ob. Andere Erwerbszweige sind Bergbau u. Goldwäschereien. Der wohlhabende Theil der Bevölkerung widmet sich vornehmlich dem Handel, der besonders nach China geht, wohin Wollgewebe, Goldstaub, Silber, Borax, Moschus und einige andere Rohstoffe ausgeführt und woher Gold- und Silberstoffe, Seidenzeuche, Thee, Tabak, Quecksilber, Zinnober, Porzellan, Pelzwerk, getrocknetes Obst ꝛc. eingeführt werden. Auch mit Vorder- und Hinterindien, namentlich mit Assam, Sikkim, Bengalen und Nepal findet Grenzverkehr Statt, wie auch mit der Mongolei, Kukunorien und Turkestan Handelsverbindungen bestehen, indem von daher besonders russische Waaren bezogen werden. Neben den eigentlichen Tübetanern (Bodleuten) wohnen in Großtübet Mongolen und andere nomadische Horden. Die Angaben über die Bevölkerungszahl schwanken zwischen 3,600,000 und 600,000. Die Wohnungen der Viehzüchter bestehen in Filzzelten, die der Landbauer in Blockhäusern, die auf eingerammten Pfählen stehen, auch in massiven, von Bruchsteinen ohne Mörtel aufgeführten Gebäuden. Die Kleidung besteht im Sommer wegen des kalten Luftzugs in langen Röcken aus grobem Wollzeuch, im Winter in Pelzen. Hauptnahrung ist Gerstenmehl, das gewöhnlich mit Butter u. Salz angemacht wird (Tsampa), saure Milch, Käse, auch Schaf- und Rindfleisch. Ueber Sprache und Literatur s. Tübetanische Sprache und Literatur.

Die Bewohner von Großtübet bekennen sich zum Buddhaismus, der aber bei ihnen die eigenthümliche Form des Lamaismus (s. d.) angenommen hat. Dem Namen nach ist der Dalai-Lama als Inkarnation der Gottheit regierender Herr in Großtübet. Da er aber schon als Säugling in seine Würde eingesetzt wird, so muß während seiner Minderjährigkeit die Regierung anderen Händen anvertraut werden. Der interimistische Regent führt den Titel eines Nome-Chan oder Numihen, und da der fortwährend in dem Kloster bei Lhassa eingesperrt gehaltene Dalai-Lama wahrscheinlich wenig Anleitung zur Regierungskunst erhält, so bleibt der Nome-Chan auch nach Eintritt der Volljährigkeit des Dalai-Lama in einer etwa der des türkischen Großveziers ähnlichen Stellung, und zwar auf Lebenszeit, wenn er nicht durch einen Staatsstreich beseitigt wird. Da der Kaiser von China als Oberlehnsherr von Großtübet an der Persönlichkeit des Nome-Chan ein weit größeres Interesse haben muß als der Schattenoberherr Dalai-Lama, so setzt jener denselben in seine Würde ein, wobei er aber hinsichtlich seiner Wahl an die drei angesehensten Oberlamas bestimmter Klöster gebunden ist. Unter dem Nome-Chan stehen zunächst als Minister und Rathgeber 4 Chalone, welche auf Vorschlag des Nome-Chan vom Dalai-Lama ernannt werden und bei deren Berathungen dieser durch einen eigenen Beamten, den Tschi-Kempu-Lama oder Kambu (Kanzler), vertreten ist. Der Staatsschatz wird von zwei Dschhassa-Lamas verwaltet, von denen der eine das Beste des Dalai-Lama, der andere das des Nome-Chan im Auge zu behalten hat. Diese Reichswürdenträger erhalten ihre Weisungen von dem Ministerium des Auswärtigen in Peking. Das tübetanische Heer soll eine Stärke von 64,000 Mann haben und steht unter 2 chinesischen Großbeamten, Ambas betitelt, welche immer Mandschu, oft aus dem Familienkreise des Kaisers sind, auf 3 Jahre mit unumschränkter Vollmacht ernannt werden und einen überwiegenden Einfluß bei Bestallung der höchsten Beamten und Würdenträger des Landes ausüben. Befehligt wird das Heer von 3 oder 6 Dheibung (Weltlichen), die oft auch mit anderen Missionen betraut werden. Die Soldaten tragen Helme und blecherne Schuppenpanzer; die Reiterei führt einen Säbel, eine Flinte und Pike, das Fußvolk einen Schild, Bogen und Pfeile und eine Pike.

Digitized by Google

Außer den inländischen liegen in T. auch noch chinesische Truppen als Besatzung von 6 Hauptposten. Die Abgaben werden nicht in Geld, sondern in Erzeugnissen des Landes (Ochsen, Schafe, Gerste, Milch, Butter, Käse, Silber, Eisen, Kupfer) erhoben; außerdem sind Frohndienste zu leisten. Der chinesische Kaiser bezieht keine Einkünfte aus T.; es ist ihm aber so viel an dem Besitz des Landes gelegen, daß er sich denselben noch eine nicht unbeträchtliche Summe kosten läßt. Die Chinesen theilen Großtübet in Tsien-Tsang oder Vordertübet und in Heu-Tsang oder Hintertübet ein, daneben besteht aber auch noch eine alte Eintheilung des Landes in 4 Theile, nämlich U oder Wei, die Mitte von Großtübet, mit der Hauptstadt des Landes Lhassa und dem Sitz des Dalai-Lama; Dzang, westlich von U, mit der Hauptstadt Dschigatzi und dem Kloster Teschu Lumbu (Taschi-Lhunpo), dem Sitz des Pan Tschhen Lama; N'gari (Gnari, Ari), westlich vom vorigen, vom oberen Sutledsch durchströmt, und Kham (Kahang), östlich von U.

Geschichte. T. steht seit Jahrhunderten unter der Oberhoheit China's. Die Eroberungszüge Dschingiskhans und späterer mongolischer Häuptlinge änderten dies Verhältniß nicht, indem die Eroberer wohl zeitweilig die weltliche Gewalt an sich rissen, die Dalai-Lamas aber unter dem Kaiser von China, dem sie Tribut zahlten, als geistliche Oberhäupter an der Spitze des Staats standen. Im Jahre 1714 fiel Zagan Araptan, Khan der songarschen Kalmücken, in T. ein, eroberte Lhassa und schickte den Dalai-Lama in ein Kloster. Die Kalmücken wurden jedoch von den Chinesen vertrieben, worauf mit der chinesischen Oberherrschaft auch die Würde des Dalai-Lama wieder hergestellt ward. Demselben stand jedoch damals ein weltlicher König zur Seite. Erst 1752 wurde in der Person des Dalai-Lama die geistliche und weltliche Gewalt vereinigt u. T. zugleich für einen integrirenden Bestandtheil des chinesischen Reichs erklärt. Die Regierung in Peking leitete seitdem die Wahl des Dalai-Lama. Gleich nach dem Tode eines solchen wird nämlich aus den um diese Zeit gebornen Kindern unter chinesischem Einfluß ein neuer gewählt, wobei es an Ränken freilich nicht fehlt. Da aber der Dalai-Lama bei seiner Einsetzung noch in kindlichem Alter steht, so umfaßt seine Regierungszeit in der Regel viele Jahre. Von der zweiten Hälfte des 13. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts werden nur 10 Dalai-Lamas genannt. Manchmal wurden sie auch, wie noch bis in die neueste Zeit geschehen ist, als Kinder ermordet. Zu wiederholten Malen erhoben sich auch die Dalai-Lamas gegen die chinesische Oberherrschaft und knüpften zu Erringung der Unabhängigkeit Verbindungen mit den Mongolen an. Doch wurden sie stets wieder unterworfen, und um ihren Einfluß zu sichern, ordneten die chinesischen Kaiser die Regierung des Landes auf die oben angegebene Art. Die letzte Inkarnation des Dalai-Lama fand 1835 Statt. Nachdem schon im Laufe des 18. Jahrhunderts katholische Missionäre in T., auch in Lhassa selbst thätig gewesen, gelangten 1845 die beiden Lazaristen Huc und Gabet von Norden her wieder dahin, u. ihnen verdanken wir die meisten Nachrichten über die gegenwärtigen Zustände daselbst. Adolf Schlagintweit drang über den Karakorum und Kuen-luen u. durch Turkestan bis Kaschgar vor und berührte die Routen des Venetianers Marco Polo, welcher im 13. Jahrhundert von Norden her so weit vorgedrungen war, büßte aber seinen Entdeckungseifer mit dem Leben. Der bisherigen Absperrung T.s gegen allen Verkehr mit Fremden ist durch die 1860 von den europäischen Großmächten mit China geschlossenen Verträge ein Ende gemacht worden, und T. ist seitdem wie alle andern dem chinesischen Scepter unterworfenen Länder den Europäern geöffnet. Vergl. Turner, Account of an ambassy to the court of the Tschoo-Lama in Tibet, London 1800; deutsch, Hamburg 1801; Huc und Gabet, Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Tibet et la Chine, Paris 1850, 2 Bde.; Prinsep, Tibet, Tatary and Mongolia etc., London 1851.

Tübetanische Sprache und Literatur. Die tübetanische Sprache ist eine der einsilbigen Sprachen Hinterasiens, in welchen jede innerlich unbeugsame Silbe einen vollständigen Begriff bildet. Ableitung und Flexion wird nicht an der Wurzel selbst, sondern durch Zusetzung von Vor- und Nachsilben (Präfixen und Suffixen) bewirkt. Die Sprache ist rauh und mit Konsonanten überladen, die in der gewöhnlichen Rede aber sehr erweicht werden. Die Schrift ist eine alterthümliche Form der Devanagarischrift. Die erste Kenntniß der tübetanischen Sprache verdanken wir dem ungarischen Gelehrten Alex. Csoma, welcher Grammatik und Wörterbuch (Kalk. 1834, 2 Bde.) lieferte, wonach Schmidt seine Grammatik (Petersburg 1839) und sein Wörterbuch (das. 1841) bearbeitete. Die Literatur ist vorherrschend religiösen Inhalts und besteht fast nur aus Uebersetzungen sanskritischer Originale. Die sämmtlichen Uebersetzungen mit einigen wenigen Originalwerken wurden in zwei Sammlungen aufgenommen, von denen die erste den Titel „Bkah-hgyur" führt, d. i. Uebersetzungen der Gebote Buddha's, 100 Foliobände, gedruckt im Kloster Snar-thang 1728—46. Einzelne Theile davon erschienen von europäischen Gelehrten bearbeitet; so die metaphysische Abhandlung „Vadschra-Tschedika" (tübet. und deutsch von Schmidt, Petersb. 1837), „Rgya-tcher-rol-pa", eine Lebensbeschreibung des Buddha (tübet. und franz. von Foucaux, Paris 1846, 2 Bde.), und „Dsans-blun", eine Sammlung von Legenden und Erzählungen (tübet. u. deutsch von Schmidt, Petersb. 1843, 2 Bde.). Die zweite Sammlung heißt „Bstan-hgyur", d. i. Uebersetzungen von Lehrschriften, 225 Foliobände in der Ausgabe von Snar-thang. Eine vollständige Uebersicht des Gesammtinhalts beider Sammlungen gab Csoma in den „Asiatic researches" (Bd. 20). Vgl. Burnouf, Introduction à l'histoire du Buddhisme indien, Bd. 1, Paris 1844. Außerdem haben die Tübetaner auch eine reiche Profanliteratur, worunter namentlich geschichtliche Werke, Lieder, Fabeln, Märchen ꝛc.

Tübingen, Bezirkshauptstadt des würtembergischen Schwarzwaldkreises, links am Neckar, in schöner, fruchtbarer Gegend, ist alt und unregelmäßig gebaut, hat 5 Thore, enge, abschüssige Straßen, doch freundliche neue Vorstädte. T. ist Sitz des Gerichtshofs für den Schwarzwaldkreis

Digitized by Google

und anderer Behörden. Hervorragende Gebäude sind das 1835 vollendete Schloß Hohentübingen mit schönem Portal, das 1845 vollendete Universitätsgebäude, das Rathhaus mit schönem, neuem Thurm und die 1469—83 erbaute gothische Stiftskirche mit den Grabmälern 12 württembergischer Fürsten, die hier residirten, trefflichen Glasmalereien und werthvollen Gemälden. Die Landesuniversität (Eberhard-Karls-Universität) in T. wurde 1477 gestiftet. Mit derselben wurde 1817 die katholisch-theologische Studienanstalt zu Ellwangen als katholisch-theologische Fakultät vereinigt. Außer dieser kam zu den 4 alten Fakultäten, der evangelisch-theologischen, juristischen, medicinischen und philosophischen, 1818 noch eine staatswirthschaftliche. Die Gesammtzahl der Docenten betrug 1861/80, nämlich 55 Professoren und 18 Privatdocenten und 7 andere Lehrer; die Zahl der Studirenden 721. Die Einkünfte der Universität wurden 1828 auf jährlich 80,000 Gulden festgesetzt, wovon 32,000 aus dem eignen Vermögen der Anstalt aufgebracht werden. Zur Förderung der Zwecke der Universität dienen die Universitätsbibliothek von cirka 120,000 Bänden (im Schlosse), das physiologische und das anatomische Institut, der botanische Garten, 3 chemische Laboratorien, das Kabinet chirurgischer Instrumente, das medicinische, chirurgische und geburtshülfliche Klinikum, die zoologische und vergleichend anatomische Sammlung, das Münz- und Antiquitätenkabinet, das physikalische Kabinet, die Sternwarte mit dem astronomischen Kabinet (im Schlosse), die land- und forstwirthschaftliche und die technologische Sammlung, das philologische Lehrerseminar, das Zeicheninstitut und die gymnastische Anstalt. Die Verhältnisse der Landesuniversität sind durch die Statute vom 18. Jan. 1829 und 18. April 1831 neu geregelt worden. Von höheren Unterrichtsanstalten bestehen hier außerdem ein höheres evangelisches und katholisches theologisches Seminar, ein Gymnasium und eine Realschule. Erwerbsquellen der 8709 Einw. sind Tuchmacherei, Färberei, Buchdruckerei, Buchhandel, Pulverfabrikation, Obst- und Weinbau, besuchte Fruchtmärkte. Am Fuße des Osterbergs liegt die schöne Besitzung des Dichters Uhland, der hier seinen Wohnsitz hatte. Als feste Stadt war T. frühzeitig der Sitz von Pfalzgrafen, die aber 1631 ausstarben. Im Jahre 1342 kaufte Graf Ulrich von Würtemberg Stadt und Schloß von den Pfalzgrafen Götz und Wilhelm um 20,000 Heller. Die Pfalzgrafen schrieben sich seitdem nur noch Grafen von T. und nahmen ihre Residenz zu Lichteneck im Breisgau. Am 8. Juli 1514 wurde in T. der berühmte tübinger Vertrag zwischen dem Herzog Ulrich von Würtemberg und seinem Volk abgeschlossen, das durch Uebernahme der Schulden des Herzogs ihn auf dem Thron erhielt und zugleich das Land vor Zerstückelung bewahrte. Im Jahre 1519 ward die Stadt von dem schwäbischen Bunde unter Herzog Wilhelm von Bayern belagert u. erobert. Der dreißigjährige Krieg brachte manches Ungemach über T.; 1647 wurde es sogar von den Franzosen erobert. Mehr litt die Stadt 1688, wo sie die Franzosen von Neuem eroberten und ihre Mauern schleiften. Vgl. Eisenbach, Beschreibung und Geschichte der Universität und Stadt T., Tüb. 1822; Schönhuth, Merkwürdigkeiten der Stadt T., das. 1829.

Tübinger Schule, zwei theologische Schulen, von denen die ältere t. S., begründet von Storr († 1805 zu Tübingen) und hauptsächlich durch Flatt, Süskind und Bengel repräsentirt, in der Blüthezeit des Vulgärrationalismus in wissenschaftlicher Weise die außerordentliche Offenbarung Gottes in Christo vertheidigte, während die neuere t. S., von F. C. Baur (s. d.) begründet und durch seine Schüler und Anhänger Schwegler, Planck, Köstlin und Hilgenfeld vertreten, sich vorzugsweise mit der Kritik der neutestamentlichen Schriften und der ältesten Geschichte der christlichen Kirche beschäftigte und dabei zu der Orthodoxie sehr unbequemen Ergebnissen gelangte.

Tücke, diejenige Charakterbeschaffenheit, nach welcher Jemand unter äußerlich vortheilhaftem Schein Andern zu schaden sucht; Heimtücke hebt den Begriff des Arglistigen, heimlich Boshaften mehr hervor, weshalb er vorzugsweise den Gegensatz zur Geradheit, Aufrichtigkeit bildet.

Tüll (franz. tulle), baumwollene Gaze, durchsichtiges Gewebe mit netzartigen regelmäßigen Oeffnungen, wird aus Gespinnsten von verschiedener Feinheit (bis zu Nr. 120, manchmal noch feiner) gewebt und kommt glatt und einfach oder gestreift, gemustert, in Seide broschirt oder auch auf weißem oder schwarzem Grunde mit bunten Blumen gestickt vor. Man benutzt es zu Frauenputz, Ballkleidern ꝛc. Die Glanzgaze erscheint durch einen mit Hausenblase gemachten Ueberzug wie gefirnißt, hat bei starkem Glanz fast vollkommene Durchsichtigkeit und läßt den Staub nicht durch, weil die Oeffnungen durch ein äußerst zartes Häutchen von Hausenblase geschlossen sind; sie dient zum Bedecken von Bildern ꝛc.

Tümmler, s. v. a. großer Delphin (s. d.).

Türk, 1) Daniel Gottlob, ausgezeichneter Orgelspieler und Generalbassist, geboren den 10. Aug. 1756 zu Klaußnitz bei Chemnitz, studirte zu Leipzig, ward 1776 Kantor an der Ulrichskirche zu Halle und zugleich Gymnasiallehrer, sowie 1779 Musikdirektor der Universität. Seit 1787 Professor der Musik, † er den 26. Aug. 1813. Er schrieb: „Von den wichtigsten Pflichten eines Organisten ꝛc." (Halle 1787, neue Aufl. 1838) und „Kurze Anweisung zum Generalbaßspielen" (das. 1791, 5. Aufl. von Naue 1841), durch Klarheit und Gründlichkeit ausgezeichnet.

2) Karl Christian Wilhelm von T., namhafter Pädagog und Schulmann, geboren am 8. Jan. 1774 zu Meiningen, studirte zu Jena die Rechte, ward bei der Justizkanzlei zu Neustrelitz angestellt, dann Justizrath daselbst, folgte 1805 einem Ruf als Justiz- und Konsistorialrath nach Oldenburg, gab aber diese Stellung bald wieder auf und widmete sich seit 1808 in Yverdun unter Pestalozzi dem Erziehungsfache. Im Jahre 1815 als Regierungs- und Schulrath zu Frankfurt a. d. O. und seit 1816 zu Potsdam angestellt, widmete er sich eifrigst der Hebung des Volksschulwesens. Im Jahre 1833 legte er seine Stelle nieder, um sich der Leitung einer von ihm gegründeten Civilwaisenanstalt zu widmen, und † den 31. Juli 1846 zu Kleinglienicke bei Potsdam.

Digitized by Google

Auch um Einführung des Seidenbaues in Deutschland hat er sich verdient gemacht; um ein besseres Verfahren beim Abhaspeln der Seide auszumitteln, bereiste er 1827 Frankreich und Italien. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung des Seidenbaues“ (Leipzig 1829, 3. Aufl. 1843); „Neueste Erfahrungen hinsichtlich des deutschen Seidenbaues“ (das. 1837); „Anleitung zur Erziehung u. Pflege der Maulbeerbäume“ (3. Aufl., das. 1841). Mit Will. Löwe gab er die „Mittheilungen über Wein-, Obst- und Seidenbau“ (Leipzig 1842 bis 1844) heraus.

Türkenbund, s. v. a. Turban; dann s. v. a. Lilium Martagon *L.* (s. Lilium).

Türkheim, 1) Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, Verwaltungsdistrikt Mindelheim, an der Wertach, ist Sitz eines Landgerichts und eines Rentamts, hat ein Schloß, eine katholische Pfarrkirche, ein Kapuzinerkloster, das in Form eines Triumphbogens 1829 erbaute Ludwigsthor, römische Alterthümer und 1350 Einw. — 2) Stadt, s. v. a. Turkheim.

Türkis (Kaloit, Agraphit, Johnit, untheilbarer Lasurspath), Edelstein aus der Klasse der Haloïde, besteht aus wasserhaltiger phosphorsaurer Thonerde, kommt nicht in Krystallen, sondern nur in nierenförmigen und stalaktitischen Gestalten, auch als Gerölle vor, ist von muscheligem und unebenem Bruch, höchstens an den Kanten etwas durchscheinend, von sehr geringem Glanz und von himmelblauer bis seladon- und spangrüner Farbe, aber weißem Strich. Unschmelzbar, zerknistert er vor dem Löthrohr und färbt sich schwarz und die Flamme blaugrün. Der orientalische T. (turquoise de vieille roche), der in Adern, Kieselschiefer durchsetzend, zu Nischapur und Mesched in Persien und im Sandstein in Arabien vorkommt, war ein im Mittelalter als glückbringendes Amulet hochgeschätzter und ist auch jetzt ein viel benutzter Edelstein, aber von geringem Werth. Er findet sich auch im Kieselschiefer bei der Jordansmühle in Schlesien. Der Zahntürkis aus Sibirien und von Simorre im Departement Gers besteht aus dem durch Blaueisenerde gefärbten Schmelz der Zähne von Mammuth, Mastodon und Dinotherium.

Türkische Kresse, s. v. a. Tropaeolum majus.

Türkische Sprache und Literatur. Die türkische Sprache ist ein Glied der großen, über das ganze nördliche und mittlere Asien vom kaspischen Meere bis an die Grenzen China's verbreiteten tatarischen Sprachfamilie, theilte sich schon früh in zwei Hauptstämme: das Ost- und Westtürkische. Hauptrepräsentanten des Osttürkischen sind das Uigurische od. Dschagataïsche u. das Kaptschak, welches in den russischen Gouvernements Kasan und Astrachan gesprochen wird, und die Sprache der Jakuten im nördlichen Sibirien an der Lena, die von Böhtling (Petersburg 1851) bearbeitet wurde. Das Westtürkische, Osmanli-Türkische, die Sprache der Osmanen, hat sich durch die Eroberungen dieses Volks über das westliche Asien und das südöstliche Europa verbreitet und ist noch jetzt die Hauptverkehrssprache in der ganzen Levante. Sie ist weicher und melodischer als das Osttürkische, aber auch in ihren Formen bedeutend mehr abgeschliffen und überdies mit fremden Elementen in außerordentlich hohem Grade versetzt. Zum Schreiben ihrer Sprache haben die Osmanen das arabische Alphabet angenommen, aber dasselbe durch 4 dem persischen Alphabet entlehnte Buchstaben, sowie durch Hinzufügung eines neuen, ihnen eigenthümlichen ihrer Sprache angepaßt, so daß das türkische Alphabet aus 33 Buchstaben besteht. Man hat besondere Schriftgattungen für großherrliche Fermans, öffentliche Dokumente, diplomatische Aktenstücke ꝛc., die durchaus abweichend von einander sind. Vergl. Hindoglu, Türkische Vorschriften nebst zwölferlei Schriftarten der Perser, Wien 1838. Man schreibt, wie in den meisten orientalischen Sprachen semitischer Abkunft, von der Rechten zur Linken. Eine tiefere wissenschaftliche Auffassung des türkischen Sprachbaues fehlt noch. Die neuesten und besten Grammatiken sind von Davids (London 1836), Jaubert (Paris 1839), Kasem Beg (Kasan 1845; deutsch von Zenker, Leipzig 1847), Redhouse (Paris 1846). Wörterbücher hat man von Meninski (neue Aufl., Wien 1780—1803), eine noch nicht übertroffene Arbeit, von Rhases (Petersburg 1829), von Kieffer und Bianchi (Dictionnaire turc-français, Paris 1835, 2 Bde., und Dictionnaire français-turc, das. 1846, 2 Bde.), vom Prinzen Alexander Handjeri (Dictionnaire français-arabe-persan et turc, Moskau 1840, 2 Bde.). Als Hülfsmittel zum praktischen Erlernen des Türkischen dient: Bianchi, Guide de la conversation en français et turc, Paris 1839. Zweckmäßige Chrestomathien gaben Wickerhauser (Wien 1854) und Dieterici (Berlin 1855) heraus.

Die türkische, nämlich die dem Westtürkischen angehörige Literatur der heutigen Osmanen besteht kaum aus etwas Anderem als Nachbildungen persischer und arabischer Muster. In der Türkei selbst datiren die Anfänge der Literatur aus den Zeiten der Ausbreitung der türkischen Herrschaft nach Europa, indem die türkischen Sultane sich angelegen sein ließen, Lehranstalten in den eroberten Ländern zu gründen, um dadurch die Verbreitung des Islam zu befördern. Die Blüthezeit der türkischen Literatur sowohl für Poesie als Prosa fällt in die Regierung Solimans I. In der folgenden Zeit ward im Gebiet der Poesie wenig geleistet, dagegen für die Prosa um so mehr gethan, freilich in einer dem Geiste der türkischen Sprache eigentlich widersprechenden Richtung, welche sich in der Ueberladung mit rhetorischem Schmuck gefiel. Dies bereitete schon den Verfall der türkischen Literatur vor, welcher von 1640 an, wo auch der Flor des türkischen Reichs zu sinken begann, datirt werden kann. Erst im 18. Jahrh. kamen Poesie und insbesondere Geschichtschreibungen wieder in Aufnahme. Die türkischen Gedichte sind durch Schwulst und kühne Bilder, sowie durch den Reim charakterisirt; ihr Inhalt ist größtentheils moralisch, mystisch, erotisch u. epigrammatisch. Eine sehr reiche Uebersicht der osmanischen Dichter mit kurzen biographischen Notizen und vielen Proben gibt Hammer-Purgstall in seiner „Geschichte der osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit, mit einer Blüthenlese von 2200 Dichtern“ (Pesth 1836, 4 Bde.). Als

Digitized by Google

eins der ältesten poetischen Denkmäler im Osmanli-Türkischen sprachlich interessant ist das Lehrgedicht „Falknerklee", aus drei früher ungedruckten Werken über die Falkenjagd bestehend (herausgegeben und übersetzt von Hammer-Purgstall, Pesth 1840). Lami, der fruchtbarste unter den türkischen Dichtern, blühte unter Soliman I. und starb 1531, verfaßte außer vielen prosaischen Werken, sowie einer Anzahl kleinerer lyrischer und didaktischer Gedichte 4 große, epische Gedichte, „Ferhâd-nâmeh" (deutsch von Hammer-Purgstall, Stuttgart 1812, 2 Bde.), „Wamik und Afra" (deutsch von Hammer-Purgstall, Wien 1833), „Weise und Ramin" und „Absal und Selman". Ein sehr zarter, sinniger Dichter ist Fasli († 1563), Verfasser einer lieblichen allegorischen Dichtung „Gül und Bülbül" (türkisch und deutsch von Hammer-Purgstall, Pesth 1834). Als Lyriker ist am meisten geschätzt Abdul Baki Efendi († 1600), dessen Divan Hammer-Purgstall (Wien 1825) deutsch herausgab. Sammlungen der poetischen Produkte verschiedener Verfasser enthalten die Anthologien (Teskere), wovon die größte „Subdetoleschaar" oder die Blüthe der Gedichte von Mola Abdol-haji Ben Feisollah, genannt Kassade († 1621), aus 500 Dichtern zusammengetragen ist. Dem Gebiete der Poesie gehören in letzter Reihe noch an die Märchen und Erzählungen, unter denen die „Humayunnâmeh" (Kairo 1836), eine Uebersetzung der persischen Bearbeitung der Fabeln des Bidpai (s. d.) und die aus dem Arabischen übersetzten Geschichten der 40 Veziere von Scheikh Sade (herausgegeben von Belletête, Par. 1812) Erwähnung verdienen. Die Geschichte (jedoch größtentheils nur die der Osmanen selbst) ist durch zahlreiche, jedoch meist chronikartige Schriften vertreten. Für die Geschichte des osmanischen Reichs ganz unentbehrlich sind die bändereichen Annalen, die vom Ursprung des osmanischen Herrscherhauses bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts fortgeführt und dem Hauptinhalt nach von Hammer-Purgstall in seiner „Geschichte des osmanischen Reichs" (Pesth 1827 f., 10 Bde.) bekannt gemacht worden sind. Als einer der gelehrtesten Historiker der Türken ist noch Hadschi Khalfa zu nennen, der sich durch sein geographisches Wörterbuch „Dschihân nûma" (Konstantinopel 1732; lateinisch von Norberg, London 1818, 2 Bde.) auch um die Geographie verdient gemacht hat. Außerdem gehören hierher die Reisen des Evlia-Efendi (engl., Lond. 1834) und des Mohammed-Efendi herausgegeben von Jaubert, Paris 1841). Da die arabische Sprache immer noch die Gelehrtensprache ist, so haben die Türken im Gebiete der Sprachkunde für ihre eigene Sprache wenig gethan, dagegen desto eifriger die arabische und neben dieser auch die persische Sprache bearbeitet. In dieser Beziehung sind als treffliche Arbeiten nennenswerth: Wânkûli's Uebersetzung des arabischen Wörterbuches von Dschauhari (Konstantinopel 1803, 2 Bde.), Asim-Efendi's Uebersetzung des arabischen Wörterbuches „Kamus" (daselbst 1814, 3 Bde.; Kairo 1835, 3 Bde.), Achmet Emin Efendi's Uebersetzung des persischen Wörterbuches „Burhan-i Kati" (Konstantinopel 1799 und Kairo 1836). Wichtig, namentlich wegen seiner reichen Citate aus persischen Dichtern, ist das persisch-türkische Wörterbuch „Ferheng-i Schuuri" (Konstantinopel 1742, 2 Bde.). Ebenso erheblich sind die zahlreichen Kommentare über die beliebtesten persischen Dichter, wie z. B. des Sunti über Saadi's „Gulistan" (Konst. 1833) und über die Gedichte des Hafis (Kairo 1835, 3 Bde.), des Ismael Hakki über das „Pend-nâmeh" des Ferideddin Attar (daselbst 1834) und über das „Mesnewi" des Dschelâl-ed-din-Rumi (das. 1836, 6 Bde.). Selbstständige medicinische Werke lieferten Hadschi-Pascha, Mustapha-Efendi, Seid-Mohammed u. A. Als Quellen der Rechtskenntniß dienen nächst dem Koran und der Sunna besonders die gerichtlichen Entscheidungen der Rechts- und Gottesgelehrten in verwickelten Fällen (Fetwas). Sammlungen dieser Fetwas gibt es vom Scheikh Mustapha-el-Kudusi (Konstantinopel 1822), vom Mufti Abd-ur-Rahim (das. 1827, 2 Bde.), von Numan-Efendi (das. 1832) u. a. Wichtig für den Richter sind auch die Skak, Formen gerichtlicher Urkunden, deren es von Baldirsade, Hadschisade, Mustapha-Efendi (um 1670) und Balisade (um 1761) gibt. Hierher gehört auch der für die künftige Entwickelung des türkischen Reichs so wichtige Hattischerif von Gülhane (türkisch und deutsch bei Petermann: „Beiträge zu einer Geschichte der neuesten Reformen des osmanischen Reichs", Berl. 1842). Was endlich die mohammedanische Theologie betrifft, so besteht die darauf bezügliche Literatur in den zahlreichen Kommentaren zum Koran (Teffir) und insbesondere zu den im Koran stehenden Offenbarungen Mohammeds (Hadis), ferner zu den arabischen Werken über Theologie von Idschi, Beidhawi und Nasir Eddin. Wichtig für die Kenntniß der mohammedanischen Dogmatik ist der nach den Lehren der orthodoxen Kirche der Sunniten verfaßte Abriß der Glaubenslehre von Mohammed Pir Ali el Berkevy (Konstantinopel 1802 und öfter; französisch von Garcin de Tassy, Paris 1822). Die Bibel ist vielfach ins Türkische übersetzt worden, zuletzt von Professor Kieffer (Paris 1827). Vergl. Toderini, Letteratura turchesca, Venedig 1787, 3 Bde., deutsch von Hausleutner, Königsberg 1790, 2 Bde.; Hammer-Purgstall, Darstellung der türkischen Literatur, im 3. Bande von Eichhorns „Geschichte der Literatur" (S. 1103 ff.); Chalert, Biographische Nachrichten von vorzüglichen türkischen Dichtern, Zürich 1806.

Türkisches Reich (osmanisches Reich), die gesammte Ländermasse, welche unter der Herrschaft des Sultans (Padischahs) in Konstantinopel steht und die Balkanhalbinsel, die westlichsten Theile von Asien und das nordöstliche Afrika umfaßt. Es sind dies theils unmittelbare Besitzungen, theils Schutzstaaten. Zuverlässige Angaben über Flächeninhalt und Bevölkerung dieses Länderkomplexes fehlen fast ganz. Eine 1856 angeordnete allgemeine Volkszählung ist, so viel bekannt geworden, nur für den größeren Theil des westlichen Kleinasien, einen Theil von Kurdistan und das nördliche Syrien in Ausführung gekommen. Folgende Zahlenangaben für die Bevölkerung der einzelnen Bestandtheile des Reichs beruhen meist auf älteren Schätzungen.

Digitized by Google

A. Besitzungen in Europa.

		□M.	Einw.
a) Unmittelbare			
1. Tschirmen (Edirné), das alte Thracien		450	1,800,000
2. Silistria	aus dem Königreich Bulgarien gebildet	570	3,000,000
3. Widdin		207	
4. Nisch (Nissa)		489	
5. Sophia		573	
6. Selanik (Theile von Macedonien u. Thessalien)		575	2,700,000
7. Yania (desgl.; Janina, das alte Epirus, Südalbanien)		770	
8. Skodra (Skutari)		891	1,200,000
9. Prisrin (Nordalbanien)			
10. Rumili (Monastir, Mittelalbanien)			
11. Bosna (Türkisch-Kroatien u. Herzegowina)		1060	1,100,000
12. Dschair (Archipel)		434	700,000
13. Girid (Kandia ꝛc.)		156	
		6175	10,500,000.
b) Europäische Schutzstaaten (Rumänien, Serbien)		3275	5,139,867.
Besitzungen in Europa		9450	15,725,867.

B. Besitzungen in Asien.

1. Kleinasien oder Anadoli mit der Insel Cypern (149 □Meilen)		9930	10,700,000
2. Armenien und Kurdistan		5693	1,700,000
3. Scham (Syrien)		6873	2,750,000
4. Arabien		9112	900,000
		31,608	16,050,000.

C. Schutzstaaten in Afrika.

1. Aegypten mit Dependenzen		31,000	7,465,000
2. Tarabluss Gharb (Tripoli)		16,200	750,000
3. Tunis		2150	600,000
		39,350	8,815,000
Türkisches Reich total		80,408	40,590,867.

Anmerkung. Die Inseln des Archipels mit zusammen 126,46 □Meilen werden gegenwärtig in administrativer Beziehung zu den asiatischen Besitzungen gerechnet; nur Gallipoli mit 434,48 □Meilen, bisher mit diesem Ejalet verbunden, gehört zu Europa.

Nach den religiösen Bekenntnissen vertheilt, lebten 1860

	in Europa	Asien	zusammen
Muselmanen	4,550,000 (incl. Aegypten)	12,650,000	21,000,000
Griechen (und Armenier)	10,000,000	800,000	10,800,000
Katholiken	640,000	260,000	900,000
Juden	70,000	80,000	150,000

Von den Katholiken sind römische Katholiken 640,000, unirte Griechen 25,000, unirte Armenier 75,000, Syrer und unirte Chaldäer 20,000, Maroniten 140,000.

Die europäische Türkei liegt zwischen 33° 32′ und 47° 47′ östl. L. und, ohne Berücksichtigung der Inseln, zwischen 39° 10′ und 48° 18′ nördl. Br. und grenzt im Norden und Nordwesten auf eine Länge von 315 geographischen Meilen an den österreichischen Kaiserstaat (Bukowina, Siebenbürgen, Militärgrenze und Dalmatien), im Westen auf eine Länge von 72 M. an das adriatische und jonische Meer, im Süden auf eine Länge von 23 Meilen an Griechenland und auf eine Länge von 188 Meilen an das ägäische und das Marmarameer, im Osten auf eine Länge von 123 Meilen an das schwarze Meer und auf eine Länge von 92 Meilen an Rußland (Bessarabien). Das adriatische Meer bildet an der Küste der europäischen Türkei die Busen von Drino, Durazzo und Avlona und steht durch die Straße von Otranto mit dem jonischen Meer in Verbindung, welches auf der Grenze von Griechenland den Meerbusen von Arta bildet. Das ägäische Meer bildet die Busen von Volo, Saloniki, Kassandra, Jndschir Korfusi (Monte Santo), Jstillar, Orphano, Enos und Saros. Die langgestreckte Halbinsel Gallipoli oder der thracische Chersones bildet mit der kleinasiatischen Küste den Hellespont oder die Dardanellenstraße, die in das Marmarameer (Propontis) leitet, aus welchem die Straße von Konstantinopel (thracischer Bosporus) in das schwarze Meer (türkisch Kara Denghiz) mit dem Busen von Burgas und Varna führt. Unter den drei großen Halbinseln Südeuropa's hat die europäische Türkei unstreitig die günstigste Lage, in sofern sie gegen Norden mit zwei der mächtigsten Staaten des Erdtheils in Berührung und hier durch die Donau mit Mitteleuropa in Verbindung steht, während sie nach Süden das vermittelnde Glied zwischen dem Abend- und dem Morgenlande bildet und den Zugang zum schwarzen Meere, sowie das ägäische Meer und die östliche Hälfte des Mittelmeeres beherrscht. Keine Stadt Europa's ist so gleichsam von der Natur zu einem Centralpunkte des Welthandels bestimmt wie Konstantinopel. Die ganze Küstenlänge der europäischen Türkei beträgt 383 M., und überall finden sich die schönsten Häfen. Die Halbinsel wird von verschiedenartig gelagerten Bergketten durchzogen, in deren vielfach verzweigter Ausbreitung sich drei Hauptrichtungen unterscheiden lassen. Das Gebirgssystem des Hämus erstreckt sich vom Quellgebiete der Maritza und des Jsker als Hämus im engeren Sinne oder Balkan in östlicher Richtung bis zum Kap Emineh am schwarzen Meere. Vom Schardagh, dem westlichen Theile des Hämussystems, aus zweigt sich eine zweite Hauptkette ab, welche als Wasserscheide zwischen dem jonischen und ägäischen Meere nach Süden zieht, auf der Grenze von Albanien und Macedonien, von Thessalien und Epirus unter den Namen Boradagh, Gramos und Pindus auftritt und bis an die Meerenge von Lepanto reicht. Die dritte Hauptkette geht von demselben Punkte aus und besteht aus einem System von Bergzügen, die unter verschiedenen Namen die Herzegowina und Bosnien, dann dieses und Montenegro scheiden. Neben diesen Hauptketten erheben sich theils selbstständige Gebirgsgruppen von geringerer Ausdehnung, theils zweigen sich von den Hauptketten Nebenketten ab, welche die Provinzen der europäischen Türkei meist als terrassenförmig gegen die Hauptketten ansteigende Bergländer erscheinen lassen. So ist Bosnien (s. d.) mit zahlreichen Bergzügen erfüllt, in welchen der Kom mit mehr als 8000 Fuß, der Dormitor mit 7500 F., der Wolojak mit nahe 6000 F., der Gliep mit 5200 F., der Setz mit nahe 6800 und der Vranitza mit über 5000 F. die bedeutendsten Gipfel sind. Die an der Südseite der bosnischen Scheidekette, derselben parallel, von Montenegro her laufenden Bergzüge bilden die Hochfläche der Herzegowina mit dem Velesch (3200 F.) und dem Perim (3800 F.). Das auf der Westseite des Schardagh und der nordöstlichen Hauptkette gelegene Albanien ist auf allen Seiten durch Gebirge umgrenzt. Jm nördlichen Theile dieses Landes bildet der Bor (über 3000 F.) einen Gebirgsknoten, in welchem sich die Hauptketten der albanesischen Alpen kreuzen. Die mittlere Höhe des Schardagh beträgt 6000 F., und seine drei höchsten Spitzen sind der Krivosja (über 8000 Fuß), der Ljubeten (7900 F.) und der Kubilitza (7389 F.). Südlich vom Drin setzt sich das Kerulugebirge, welches durch eine 20 Stunden lange Spalte, das enge Thal des Drin, von dem albanesischen Alpenknoten geschieden wird, an die östliche Scheidekette an. Vom Gramos zweigen sich nach

Digitized by Google

Westen die Tschapariberge ab, welche den über 6000 F. hohen Tomoros mit der Hauptkette verbinden. Nach Südalbanien oder Epirus sendet der Pindusknoten bei Mezzowo mit dem 5163 Fuß hohen Zygos zwei Aeste ab, von denen das Tschumerkagebirge parallel mit der Hauptkette von Norden nach Süden, der Nemertschika aber von Südosten nach Nordwesten streicht. Das Centrum der europäischen Türkei bildet das auf allen Seiten von niedrigeren und höheren Gebirgszügen umgebene obermösische Plateau, über welches sich mehre Gebirgszüge, die Baditschka-Gora, die Suva-Planina, der Snegpol (über 4000 F.), die Kurbetschka-Planina (gegen 5000 F.) und das Witoschgebirge (4500 F.) erheben. Serbien (s. d.) ist durch drei Ketten von den übrigen Provinzen der Türkei geschieden und wird von einer vierten in nördlicher Richtung durchzogen. Zwischen den Zuflüssen der Toplitza u. Raschina erhebt sich der 5882 F. hohe Kopaunik; an diesen schließt sich das Gebirge der Kriwa-Rieka in nordwestlicher Richtung an, ferner der Schelin (4200 F.), die Joschanitzka-Planina und die Stolovi-Planina (über 3000 F.), das Gebirge von Kosnik und das von Butuna. Das Balkangebirge (s. Balkan) scheidet Bulgarien von Thracien und bildet die Wasserscheide zwischen der Donau und dem ägäischen Meere. Seine Höhe nimmt von Westen nach Osten allmählig ab und fällt von 5128 F. im westlichen Tschipkabalkan gegen das östliche Ende hin auf 2500—2000 F. Hier theilt er sich in den nördlichen kleinen und in den südlichen großen Balkan. Die nördlichen Abzweigungen desselben bilden das steppenartige Plateau von Bulgarien, dessen nordöstlichster Theil die neben fruchtbaren Strecken auch Sümpfe enthaltende Dobrudscha bildet. Der südliche Abfall des Balkan ist bei weitem steiler als der nördliche und wird durch die Längenthäler der Maritza und ihrer Zuflüsse begrenzt. Zwischen dem Strymon, der Maritza und der Ebene von Adrianopel breitet sich das Rhodopegebirge aus, Thracien gegen Westen abschließend. Es besteht aus einer Reihe von Nordwesten nach Südosten verlaufender Bergzüge, zwischen denen sich Längenthäler hinziehen. Das größte derselben ist das der Arda, deren Quellgebiet die Centralmasse des Rhodope bildet. Die höchsten Spitzen desselben sind im Perin- und Despotodagh, die 6000 bis 7000 F. ansteigen. Vom Rhodope im Osten, dem Boradagh und Pindus im Westen und der thessalischen Scheidekette im Süden wird Macedonien eingeschlossen, welches im Südosten durch einen Bergsattel mit der Halbinsel Chalcidice in Verbindung steht und von mehren Gebirgsketten, zum Theil Ausläufern des Rhodope, durchzogen wird. Chalcidice ist von drei Ketten durchschnitten, welche von Osten nach Westen streichen und in ihren Abzweigungen drei Landzungen bilden, auf deren östlicher sich der 6400 F. hohe Berg Athos erhebt. Thessalien wird von Macedonien geschieden durch die vom Gebirgsstocke bei Mezzowo unter dem Namen des Liatka- und Voluzagebirgs auslaufende Gebirgskette, welche den Pindus mit dem Olymp verbindet. Im Westen wird Thessalien von Epirus durch den Pindus, im Süden von dem griechischen Thal Alamana durch eine über 4000 F. hohe Kette geschieden, welche sich in südöstlicher Richtung gegen den Meerbusen von Volo hinzieht. Im Osten wird es gegen das Meer durch das Pleschidi- (Pelion-) und Kisavogebirge (Ossa) abgeschlossen. Die Höhe der Scheidekette gegen Griechenland beträgt zwischen 4550 und 4650 F., die des Liatka- und Voluzagebirgs bei 3000 F., des Olymp 6112 F., des Kisavogebirgs 2600 F. Die thessalische Ebene, ungefähr 14 Meilen lang und 3 Meilen breit, liegt etwa 60—80 und 100 F. über dem Meere. Ueber die Bodenbeschaffenheit Rumäniens siehe Walachei und Moldau. Von den Vorgebirgen an den Küsten der europäischen Türkei sind hervorzuheben: am adriatischen Meere: Radoni, Pali, Laghi; im Kanal von Otranto: Linguetta; am ägäischen Meere: Hagios Dimitrios, Kassandra, Pailluri, Drepano und Monte Santo, die letzteren vier an der chalcidischen Halbinsel, Paxiburnu am Busen von Enos und Stiliburnu an der Halbinsel Gallipoli; am Marmarameer: Anastasia; am schwarzen Meere: Karaburnu, Emineh und Kali-Akra. Was die geognostische Beschaffenheit des Landes anlangt, so herrschen die krystallinischen Schiefergebirge, die Kreide- und die tertiären Formationen vor. Die von Nordwesten nach Südosten ziehenden Ketten bestehen nur aus sedimentären Bildungen, zum Theil mit Serpentineruptionen. Eocän-Nummulitenformation ist über ganz Bosnien, das westliche Serbien und Albanien verbreitet. Das Rhodopegebirge besteht aus krystallinischen Schiefern (Gneis, Glimmerschiefer mit wenig Granit und körnigem Kalk); der Hämus dagegen gehört mit Ausnahme des höchsten westlichen Theils, der mit dem Rhodope gleiche Beschaffenheit hat, der Kreide an. Das von Nordwesten nach Südosten streichende, die Wasserscheide zwischen dem schwarzen Meere und der großen Tertiärebene der Maritza bildende Gebirge besteht in seinem nördlichen Theil aus krystallinischen Schiefermassen nebst Augitgesteinen, während in seinem südlichen Theile silurische Formationen vorherrschen. In Thessalien ist das flache Becken mit tertiären Formationen angefüllt; die dasselbe im Osten einschließende Kette ist krystallinisches Gebirge, die drei übrigen das Becken begrenzenden Ketten gehören den sedimentären Gebilden, insbesondere der Kreide- und Neocomienformation an. Das Plateau Obermösiens zeigt gleichfalls hier und da Alluvial- und Tertiärbildungen, während die es begrenzenden Gebirgsketten aus krystallinischem Schiefer und im westlichen höchsten Theile zum Theil aus silurischen Schichten bestehen und östlich gegen Bulgarien hin Kreide auftritt. Von Ebenen, die einen geringen Raum des Gesammtareals einnehmen, sind als die ausgedehnteren zu nennen: die Tiefebenen an der Save, der unteren Morawa und der Donau, die Tiefebenen an der Mündung des Strymon, des Vardar und der Bistritza, die Tiefebenen an der Salambria und Maritza und die Hochebene bei Mostar in der Herzegowina und die von Kossova.

An schiffbaren Flüssen ist die europäische Türkei verhältnißmäßig arm. Der Hauptstrom ist die Donau, welche bei Belgrad das türkische

Digitized by Google

Gebiet betritt, die Grenze gegen Oeſterreich, dann die zwiſchen Serbien und der Walachei und ſpäter zwiſchen der Walachei und Bulgarien bildet und von Belgrad bis zu ihrer Mündung eine Länge von 144¼ Meilen hat. Ihre Zuflüſſe rechts aus der Türkei ſind die Save (Sau), welche die Grenze gegen Oeſterreich bildet und die Unna, Verbas, Bosna und Drina, alle ſchiffbar, aufnimmt; die Kolubara, die Morawa, der Timok, zum Theil Grenzfluß zwiſchen Serbien und Bulgarien, der große und kleine Iſker, der Wid, die Osma, der Jantra, der Lom und der Tabau. Als Zuflüſſe links ſind der Schyl, die Alnta, die Wede, der Ardſchiſch mit der Dumbowitza und die Jalomnitza in der Walachei, der Sereth, Pruth und Jalpuch in der Moldau zu erwähnen. Die übrigen bedeutenderen Flüſſe ſind: im Gebiete des ſchwarzen Meeres: der Kamtſchik, welcher zwiſchen Varna und Meſembria mündet, und der Kagilnik, aus Beſſarabien kommend; im Gebiete des ägäiſchen Meeres: die Maritza mit der ſchiffbaren Arda, in den Meerbuſen von Enos mündend; der Karaſu (Meſſa), der Strymon (türkiſch Karaſu), den Takinoſſee durchfließend und in den Buſen von Orphano mündend, der Vardar, die Biſtritza (Wi) und die Salambria (türk. Köſten), alle in den Meerbuſen von Saloniki mündend und mit Ausnahme der Biſtritza ſchiffbar; im Gebiete des joniſchen Meeres: der Kalama, der Mavropotamos, durch den Sumpfſee Acheruſia fließend, der Arta und der Aspropotamos; im Gebiet des adriatiſchen Meeres: die Vojutza, der Lum oder Beratino (Ergent), der Schkumbi, der Drino und die Narenta. Unter den zahlreichen Landſeen ſind die bedeutendſten: die Seen von Skutari, Ochri (Ochrida), Janina in Albanien, der Karlasſee in Theſſalien, der See von Kaſtoria, der Betſchik-, Jenidſche-, Presbau- und Takinoſſee in Macedonien; der Moſtarskoſee in Bosnien; der See von Jeſero in der Herzegowina; der Raſſein- oder Ramſinſee in der Dobrudſcha; der Jalpuch-, Saſuk- oder Kunduk- und Alibeiſee u. a. m. in der Moldau. Von Mineralquellen finden ſich in der Türkei vornehmlich warme und Schwefelquellen. Die bekannteſten ſind die von Ilidza in Bosnien. Sauerbrunnen kommen nur im Kreideboden Serbiens und Bosniens vor.

Das Klima der europäiſchen Türkei iſt im Ganzen mild und angenehm, wenn auch die Temperatur in Folge der vorherrſchend gebirgigen Beſchaffenheit des Landes ſehr wechſelnd und wegen der rauhen Nordoſtwinde kälter iſt als in Italien und Spanien, welche Länder unter gleicher Breite liegen. Der Balkan macht eine ſehr merkliche Wetterſcheide; denn während in den Donauländern der Winter ziemlich ſtreng, oft ſchneereich iſt und das Thermometer nicht ſelten auf —10° ſinkt, auch auf die heißen Sommertage empfindlich kalte Nächte folgen und nach einem regneriſchen Herbſt ſchon im November Nachtfröſte eintreten: ſteigt im Süden dieſes Gebirgs die Kälte nie über —3° und iſt der Sommer bei faſt beſtändig heiterem Himmel oft drückend heiß; während die kalten Nordwinde für die Gegenden am Bosporus Schneeſtürme bringen und das ſchwarze und Marmarameer ſich mit Eis bedecken, kennt man in den Küſtenländern des ägäiſchen Meeres und auf den Inſeln winterliche Witterung nur auf den Gebirgshöhen. Die Luft iſt, wenige Sumpfſtriche ausgenommen, überall rein und geſund; wohl aber werden manche Gegenden durch Erdbeben heimgeſucht. Konſtantinopel hat mit Venedig gleiche mittlere Jahrestemperatur.

Was die phyſiſche Kultur der europäiſchen Türkei anlangt, ſo ſind alle natürlichen Bedingungen derſelben in ſo reichem Maße vorhanden, daß das Land bei verſtändiger Ausbeutung ſeiner reichen Hülfsquellen eins der reichſten in Europa ſein müßte. Daß es aber hinſichtlich der Produktion hinter weniger begünſtigten Ländern noch weit zurückſteht, iſt die Folge der mangelhaften Verwaltung, der Indolenz eines großen Theils der Bevölkerung, des dadurch herbeigeführten Mangels an Arbeitskräften, der fehlenden Kapitalkräfte und Verkehrsmittel. Von der Geſammtfläche des Bodens ſind cirka 40 Proc. als Acker- und Weinland, 6 Proc. als Wieſen, 14 Proc. als Waldboden, 11 Proc. als wildes Grasland und 29 Proc. als ſteriler Boden zu bezeichnen. Die Landwirthſchaft, insbeſondere der Ackerbau, ſteht noch auf tiefer Stufe. Die Ländereien bleiben in der Regel zwei Jahre in der Brache und werden nur durch darauf getriebenes Vieh gedüngt. Die Hauptgetreidearten ſind Weizen, Buchweizen und Mais. Ein Maiskorn bringt 300fältige, ein Weizenkorn 15fältige Ernte. Mit Ausnahme der Donauländer wird aber nirgends mehr Getreide gebaut, als der lokale Bedarf erfordert. Bulgarien erzeugt vornehmlich Weizen, Mais und Gerſte, Rumelien Roggen und Weizen, Macedonien Weizen, Gerſte und Mais, Albanien und Theſſalien dieſelben Früchte nebſt Haſer. Die Donauländer überhaupt produciren vorwiegend Weizen, Gerſte und Roggen, Macedonien und Theſſalien Mais. Von Hülſenfrüchten werden in der europäiſchen Türkei vornehmlich Bohnen gebaut, Erbſen und ägyptiſche Faſel in den Ebenen Thraciens und Bulgariens, Linſen, welche übrigens wenig bekannt ſind, in Bosnien. Die verbreitetſten Gemüſe ſind Zwiebeln, Knoblauch, Kohl, Runkelrüben, Gurken. Als ſonſtige Gartengewächſe ſind zu nennen ſpaniſcher Pfeffer, die Eierpflanze, Melonen, Kürbiſſe ꝛc. Von Obſtbäumen werden beſonders Pflaumenbäume in Maſſe gezogen, deren Früchte gedörrt ein bedeutender Ausfuhrartikel ſind und außerdem zur Branntweinfabrikation dienen. Außerdem finden ſich Kirſch-, Apfel-, Birn-, Aprikoſen-, Quitten-, Nuß-, Mandelbäume in faſt allen Provinzen, Citronen-, Orangen- und Granatbäume in Theſſalien und in den ſüdlichen Gegenden Albaniens, Oelbäume an den Küſten des adriatiſchen Meeres und des Archipels, ſowie in Theſſalien. Von dem in Theſſalien gewonnenen Oel werden jährlich über 2 Millionen Oka, d. i. etwa die Hälfte der ganzen Ernte, von Volo beſonders nach Frankreich und Deutſchland ausgeführt. Auch der Oelexport der Inſel Kandia iſt bedeutend (jährlich über 20,000 Pfd.). Von Oelpflanzen wird außerdem namentlich Seſam, und zwar in den Ebenen Thraciens, im ſüdlichen Macedonien, ſowie in einzelnen Gegenden von Theſſalien und Epirus gebaut

Digitized by Google

und besonders aus Salonichi und Seres ausgeführt. In Epirus, Thessalien und den Küstengegenden des Archipels werden Eicheln und Galläpfel in großer Menge gesammelt und geben, sowie die Haselnüsse Obermösiens, einen bedeutenden Handelsartikel ab. Die Kultur des Weinstocks ist in allen Provinzen verbreitet, doch ist der gewonnene Wein meist von mittelmäßiger Qualität. Bessere Weine sind die von Widdin, Nikopoli, Sistova und Varna. Die Weine der Herzegowina, Bosniens und Serbiens sind minder süß, aber desto geistiger und haltbarer. In den südlichen Provinzen werden die Trauben meist zu Rosinen getrocknet. Von Gespinnstpflanzen sind besonders Hanf, Lein und Baumwolle hervorzuheben; letztere wird in Macedonien, Thessalien und Kandia gebaut und zum Theil, doch in geringerer Menge als früher, ausgeführt. Tabak wird in Menge gebaut, der beste in Thessalien und Macedonien. Ein Theil wird im Inland konsumirt, der bei weitem größere nach den griechischen Inseln, nach Frankreich und Neapel ausgeführt. Von Farbepflanzen ist Krapp die verbreitetste. Große Aufmerksamkeit wird in vielen Gegenden, namentlich Thraciens, der Blumen-, besonders der Rosenzucht zugewendet. Die Forstwissenschaft steht noch auf sehr niederer Stufe. Einzelne Provinzen, besonders Bulgarien und Bosnien sind mit dichten Waldungen gleichsam bedeckt, während in anderen es an Holz so sehr mangelt, daß man sich des Mistes als Brennmaterials bedienen muß. Den Vorschriften des Koran gemäß beansprucht in der Türkei der Staatsschatz (Miri) das Obereigenthumsrecht allen Grundes und Bodens, dessen Verwalter demgemäß der Imam (Sultan) ist. Bei der Eroberung eines Territoriums theilt derselbe letzteres in drei Theile, von denen einer dem Staat, einer den Moscheen und ein dritter der Benutzung der Privaten überlassen wird. Die zu letzterem gehörigen Grundstücke befinden sich entweder im Besitze von Mosleminen, welche in diesem Falle den 10. Theil der Erzeugnisse dem Staatsschatze abliefern müssen, oder sie sind der Benutzung der Rajahs überlassen, die dann davon einen Tribut in den Staatsschatz abgeben müssen. Wenn auch diese Bestimmungen im Verlauf der Jahrhunderte in einzelnen Landstrichen Veränderungen erfahren haben mögen, so ist doch dadurch der Grundsatz der Eigenthumslosigkeit aller Besitzer nicht beeinträchtigt worden. Zu den auf Verbesserung der Lage der Bodenbesitzer berechneten Maßregeln gehören unter andern die in Macedonien und anderwärts hinsichtlich der Abgabenerhebung getroffenen Bestimmungen, in Folge deren der kleine Bodenbebauer einigermaßen gegen die Willkür der Beamten und das Treiben der Wucherer gesichert ist, und die im Juni 1851 für Bosnien getroffene Einrichtung, wonach die hörigen Bauern weder vor beendigter Ernte aus ihrem Dienstverbande freiwillig ausscheiden, noch wegen Vernachlässigung der ihnen zur Bearbeitung überlassenen Grundstücke vom Grundherrn entfernt werden können, sowie die gleichzeitig verfügte Aufhebung aller bisher von den bosnischen Bauern geforderten Leistungen, mit Ausnahme des Zehnten und der Theilung des Restes in zwei oder drei Theile, wovon der eine dem Grundbesitzer gehört. Haupterwerbsquelle der Landbewohner der europäischen Türkei ist die Viehzucht, namentlich in Serbien, wo die Schweinezucht, und in der Walachei und Moldau, wo die Rindvieh- und Pferdezucht schwunghaft betrieben wird. Erstere ist auch in Bosnien und in der Herzegowina bedeutend. Die türkischen Pferde stehen den arabischen weit nach. Im Norden streifen auf den Ebenen noch wilde Pferde umher, welche von einigen tatarischen Stämmen des Fleisches wegen gejagt werden. Die Esel und Maulesel der Türkei wetteifern an Schönheit mit denen Italiens. Die Stelle des Kameels vertritt der Büffel in sofern, als er, genügsam und an Strapazen gewöhnt, die schwersten Fuhren bewältigt. Rumelien besitzt eine Race weißer Rinder. Sehr erheblich ist die Schafzucht, insbesondere in Albanien, von wo jährlich im Frühjahr große Schafheerden nach Macedonien und Thessalien zum Weiden geführt werden. Die Wollausfuhr aus der europäischen Türkei beträgt jährlich 3800 — 5000 Centner, die besonders nach Frankreich und nach Amerika gehen. In den Gebirgsgegenden werden viele Ziegen gehalten. Von Wichtigkeit ist auch die Bienen- und Seidenraupenzucht. Seide ist ein beträchtlicher Ausfuhrartikel; die gesammte Seidenproduktion der europäischen Türkei beläuft sich auf cirka 2 Millionen Zollpfund. Den gewinnreichen Blutegelfang auf den Seen Jenidsche und Basil unweit Salonichi, sowie auf anderen Teichen und Sümpfen Macedoniens und Albaniens hat die Regierung neuerlich als ihr zugehörig in Anspruch genommen und verpachtet, wodurch dieser Erwerbszweig sehr in Abnahme gekommen ist. Nicht unerhebliche Jagdausbeute geben Wölfe, Bären, Füchse, Eber, Hasen, Rehe, Damhirsche, Geflügel, namentlich wilde Enten, Gänse, Schnepfen, Amseln, Reb- und Truthühner. Der Fischfang wird vornehmlich an den Küsten betrieben und ist frei. Hierher gehört auch das Einsammeln von Badeschwämmen an den Küsten des ägäischen Meeres vom Mai bis September. Der Bergbau liegt in der Türkei mehr als irgendwo darnieder, wiewohl reiche Erzlager vorhanden sind. Am meisten ist dafür noch in Bosnien, Macedonien und Serbien geschehen, wo man außer etwas Gold und Silber Eisen, Kupfer, Blei, Quecksilber und Schwefel gewinnt.

Was die technische Kultur anlangt, so findet der Gewerbebetrieb in der Türkei noch ganz nach alter Art Statt. Mit Ausnahme der für den täglichen Verkehr unentbehrlichen Gewerbe sind letztere, sowie sie überhaupt in der Türkei betrieben werden, auf gewisse Orte und gewisse Personen beschränkt. Von der Regierung gar nicht unterstützt und durch die zunehmende Einfuhr fremder Fabrikate gehemmt, ist der Gewerbebetrieb auf sehr enge Grenze angewiesen. Früher bezog das Abendland eine Menge kostbarer Stoffe aus der Türkei, jetzt hat dies nicht nur aufgehört, sondern es werden auch dieselben Stoffe, und zwar von besserer Qualität und um wohlfeileren Preis, aus dem Auslande eingeführt. Sehr verbreitet ist, namentlich in Macedonien, das Stricken wollener Strümpfe, die besonders nach

Digitized by Google

Kleinasien ausgeführt werden. Wo Baumwolle gebaut wird, wird auch Baumwollweberei betrieben, doch ist das Fabrikat nicht von besonderer Güte. Leinenzeuche werden nur hie und da verfertigt, dagegen ist die Verarbeitung des Hanfs sehr belangreich und Hanfleinwand wird in bedeutender Menge zu Hemden gebraucht. Wollzeuchfabrikation ist über die ganze europäische Türkei verbreitet. Zu Konstantinopel und Tirnavo in Rumelien bestehen ärariale Tuchfabriken. Auf eigenthümliche Weise wird der Abba, ein sehr grobes, aber sehr gesuchtes Tuch, fabricirt, was in Turnova und Schumla, besonders aber in dem Dorfe Maja-Daghi im Bezirk von Salonichi geschieht. Eine feinere Art Abba, der sogenannte Sajak, wird besonders in der kleinen Stadt Niaghusta unweit Salonichi (jährlich an 60,000 Stück) u. zu Livadia unweit Trikala in Epirus verfertigt und gibt Kleider für die Matrosen des adriatischen Meeres. Zu Konstantinopel besteht eine aus Aktien gegründete Feßfabrik, die jährlich 36,000 Dutzend rothe Mützen liefert und einen namhaften Gewinn abwirft. Unter den türkischen Wollzeuchen stehen aber die Teppiche obenan, die besonders in Scharkoi, Berkeredscha und Salonichi verfertigt werden und noch jetzt in hohem Rufe stehen. Seidenspinnerei und Seidenweberei blüht besonders in Konstantinopel und Salonichi. Außer fabrikmäßig eingerichteten Seidenspinnereien gibt es noch viele in Privathäusern, deren Fabrikate nur im Inlande, zu Hemden und Badezeuch von großer Weichheit, verwendet werden. Berühmt ist die türkische Färberei wegen der Lebhaftigkeit und Dauer der Farben, doch ist dies Gewerbe gegenwärtig trotz dem im Verfall. Eins der einträglichsten Gewerbe war früher die Fabrikation von Sohlleder, sowie von rothem und gelbem Saffian, gegenwärtig ist dasselbe in Folge der neuen Kleiderordnung sehr gesunken, wenn gleich der Umsatz in diesen Artikeln noch immer gegen 4 Millionen Piaster jährlich beträgt. Das Rohmaterial wird aus Südamerika (Buenos-Ayres u. Montevideo) u. Aegypten bezogen. Auch aus einheimischen Ziegenfellen wird trefflicher Saffian bereitet. Die türkische Sattlerarbeit steht jetzt noch in dem alten Ruf und bildet einen der bedeutendsten Industriezweige des Reichs. Auch Schuhwaaren aller Art geben einen bedeutenden Handelsartikel ab. Die Töpferkunst ist wenig verbreitet, weshalb Thonwaaren meist aus dem Auslande bezogen werden müssen. Glashütten finden sich zwar vor, liefern aber nur mittelmäßige Waare. Berühmt sind die türkischen Säbel und Dolche, die übrigen Stahl- und Eisenwaaren sind dagegen sehr roh. Ein großartiges Eisenhüttenwerk ist unweit Konstantinopel errichtet worden. Zu Tophane besteht eine Kanonengießerei, in Dolma Baktsche eine Gewehrfabrik, die sich aber auf Reparaturarbeiten beschränkt, so daß neue Gewehre vom Auslande bezogen werden. Feine Drahtarbeiten werden am Fuße des Pindus verfertigt. Die Verfertigung von Rosenöl scheint in Thracien ausschließlich Statt zu finden; von dort wird Rosenöl in großen Quantitäten ausgeführt. Produkte gewerblicher Thätigkeit, darunter solche von großer Vollkommenheit, wurden aus der Türkei zu den Industrieausstellungen zu London (1851) und Paris (1855 und 1867) gesandt.

Haupthinderniß des für die Türkei sehr wichtigen Land- und Seehandels sind die mangelhaften Verkehrsmittel. Kunststraßen besitzt die Türkei kaum in der Ausdehnung wie einer der deutschen Mittelstaaten, und die Landwege sind selbst in der Gegend von Konstantinopel so schlecht, daß sie fast nur Saumwege und für das landesübliche Fuhrwerk benutzbar sind. Für den Binnenhandel sehr förderlich sind die Messen und Märkte, die in verschiedenen Orten abgehalten werden. Die wichtigste Messe findet vom 23. Sept. bis 2. Okt. zu Usundschowa, etwa 7 Meilen nordwestlich von Adrianopel, Statt, dieselbe wird aus allen Provinzen des türkischen Reichs, sowie auch aus Persien, Tscherkessien und anderen asiatischen Ländern beschickt. Der Werth der 1850 hier zu Markt gebrachten Waaren belief sich auf 21,800,000 Piaster, der der verkauften auf 15,800,000 Piaster. Andere wichtige Messen und Märkte werden zu Nevrocope und Marassia in Thracien, zu Scharkoi, Karusa und Giuma in Bulgarien, zu Seres in Macedonien, zu Kumi und Fersala in Thessalien abgehalten. Der Handel der Türkei mit Mittel- und Westeuropa befindet sich vorwiegend in den Händen Fremder, besonders Griechen; im levantiner und Küstenhandel sind dagegen auch viele türkische Unterthanen, freilich weit mehr Griechen, Armenier, Albanesen und Bulgaren als Osmanen beschäftigt. Bankier- und Wechselgeschäfte werden fast nur von Armeniern und Griechen betrieben, in deren Händen sich auch fast ausschließlich der Binnenhandel befindet. Hinsichtlich des Verkehrs der Türkei mit dem Auslande mangeln officielle Angaben von Seiten der türkischen Regierung. Für die Jahre 1862 u. 1863 wird der Import für das ganze türkische Reich mit Einschluß der tributären Länder auf 1300 Millionen, der Export auf 1200 Millionen Francs berechnet. Von den einzelnen mit der europäischen Türkei Handel treibenden fremden Staaten führt Oesterreich (dessen Handel übrigens einen bedeutenden Theil desjenigen der übrigen deutschen Staaten über Triest und auf der Donau in sich schließt) Tuch, Glaswaaren, Bernstein, leinene und baumwollene Gewebe, Eisen- und Stahlwaaren, Droguen und Farbstoffe nach der Türkei und führt von da vornehmlich Südfrüchte, Getreide, Krapp, Rohseide, Galläpfel und Tabak aus. Die Einfuhr aus England besteht besonders in baumwollenen Waaren, wollenen Stoffen, Putz- und Kolonialwaaren, Uhren, Eisen, Steinkohlen, Steingut und Farbehölzern; die Ausfuhr nach England hauptsächlich in Getreide, Rosinen, Korinthen, Leinsaat, Sesam, Opium, Kreuzdornbeeren, Rosenöl, Galläpfeln, Knoppern, Buchsbaumholz, Rohseide, Schafwolle, Angorawolle und Badeschwämmen. Aus Frankreich bezieht die Türkei Kaffee, Raffinaden, Cochenille, wollene Stoffe, Baumwoll- und Seidenwaaren, Glaswaaren, Fayence, Steingut, Möbel, Papier und Leder; nach Frankreich führt sie aus Rosenöl, Leinsaat, Sesam, Opium, Galläpfel, Tabak, Rohseide, Wolle, Ziegenhaare, Oel und Badeschwämme. Von Rußland erhält sie Butter,

Digitized by Google

Talg, Kaviar, Thee, Stabeisen, Seilerwaaren, Getreide und Häute und setzt dahin ab Leinsaat, Oel, Baumwolle und Südfrüchte. Die Niederlande und Belgien versorgen die Türkei mit ganz und halb raffinirtem Zucker, Kaffee, Indigo, wollenen Stoffen, Leder, Bleiweiß, Eisen, Nägeln, Waffen, Kupfer und Fensterglas und empfangen dagegen Getreide und Leinsaat. Italien führt seidene Stoffe, Sammt, Leder und Kolonialwaaren in die Türkei ein und Getreide aus. Griechenlands Einfuhr in die Türkei besteht vornehmlich in Oel, Wein und Feigen, die Ausfuhr von da in Getreide, Wachs, Seide, gesalzenen Fischen, Vieh, Holz und Seife. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika versehen die Türkei mit Rum, Kaffee, Farbehölzern u. anderen Kolonialwaaren und beziehen von da Wolle und Südfrüchte. Spanien, die Hansestädte, Norwegen und Schweden machen mit der Türkei nur unbedeutende Geschäfte. Die norddeutschen Zollvereinsstaaten beziehen dagegen beträchtliche Quantitäten von Südfrüchten, Roggen und Buchsbaumholz direkt aus der Türkei. Die Schweiz sendet dahin Uhren, Baumwollwaaren, Seidentaffet und Möbel. Persien setzt in die Türkei (mit Einschluß der Transitgüter nach Europa) Rohseide, Shawls, Tapeten, gestickte Musseline, Perlen, Diamanten ꝛc. ab und bezieht von dort verschiedene Manufakturwaaren. Die europäisch-türkische Handelsflotte dürfte etwa 1150 Seeschiffe und größere Küstenfahrzeuge mit cirka 162,000 Tonnen Tragfähigkeit zählen. Die wichtigsten Handelsplätze sind in Rumelien und Thracien: Konstantinopel, Adrianopel, Monastir, Seres, Burgas, Gallipoli, Philippopel und Usundschowa; in Macedonien und Thessalien: Salonichi, Kavalla und Volo; in Südalbanien und Epirus: Janina, Gjortscha, Sayades, Arta, Prevesa, Avlona (Valona) und Berat; in Nordalbanien: Skutari (Skodra), Antivari und Durazzo; in Bosnien nebst der Herzegowina: Bosna-Serai (Sarajewo), Mostar, Banjaluka und Travnik; in Bulgarien: Widdin, Sistova, Rustschuk, Silistria, Baltschik, Varna und Tultscha. Regelmäßige Dampfschiffverbindungen werden zwischen Marseille und den Hauptseeplätzen der Türkei, sowie zwischen Triest und diesen durch französische und die österreichischen Lloyddampfer unterhalten. Auch veranstaltet die Donaudampfschifffahrtsgesellschaft zu Wien regelmäßige Fahrten zwischen Wien, Pesth, Belgrad, Orsova, Galatz und Konstantinopel, sowie zwischen Galatz u. Odessa. Das türkische Postwesen wurde 1840 neu eingerichtet. Die Hauptpostlinien sind von Konstantinopel über Adrianopel nach Sophia, von Konstantinopel nach Salonichi u. von da nach Janina u. Skutari. Zu Konstantinopel u. Belgrad sind österreichische Postämter. Eisenbahnbauten sind in der europäischen Türkei erst in der neuesten Zeit in Angriff genommen worden. Telegraphenlinien bestehen zwischen Konstantinopel und Varna (und von da nach der Krim und nach dem russischen System), über Belgrad und Bukarest mit den österreichischen Linien, mit Smyrna, Salonichi ꝛc. Unter den Städten der europäischen Türkei sind die bevölkertsten: Konstantinopel mit 715,000, Adrianopel mit 140,000, Salonichi mit 70,000, Bosna-Serai mit 70,000, Gallipoli mit 50,000, Philippopel mit 40,000, Sophia mit 30,000 Einw. Im Jahre 1861 wurde eine allgemeine Revision der Handels- u. Schifffahrtsverträge vorgenommen, worauf neue Handelsverträge mit Frankreich und Großbritannien (29. April 1861), Italien (10. Juli 1861), Belgien (10. Okt. 1861), Rußland (22. Jan. 1862), Schweden und Norwegen (21. Febr. 1862), den Niederlanden u. den Vereinigten Staaten von Nordamerika (25. Febr. 1862), Dänemark (1. März 1862), Spanien (19. März 1862), dem deutschen Zollverein (20. März 1862), Oesterreich (10. Mai 1862) u. den Hansestädten (27. Sept. 1862) abgeschlossen wurden. Münzeinheit ist der Piaster (zu 40 Paras), deren 110 auf das Pfd. Sterl. oder $6^2/_3$ Thlr. gehen. Die neueren gegenwärtig allein ausgeprägten Goldmünzen sind Stücke von 100 und 50 Piastern $= 6^2/_3$ und $3^1/_3$ Thlrn.; Silbermünzenstücke von 20, 10, 5, 2, 1 und $^1/_2$ Piaster $= 1^1/_3$, $^2/_3$, $^1/_3$ Thlr., 4, 2 und 1 Sgr.; Kupfermünzen, Stücke von 1 und 5 Para $= 0{,}6$ und 3 Pfennige. Die ältere Münze, worin noch Geschäfte gemacht werden, „Beschlik", cirkulirt in Goldmünzen von 20, 10, 5, $4^1/_2$ und 3 Piastern $= 1^1/_3$, $^2/_3$, $^1/_3$, $^3/_{10}$ und $^1/_{10}$ Thlr., Silbermünzen zu 6, 5, 3, $2^1/_2$, 2, $1^1/_2$, 1, $^1/_2$ und $^1/_4$ Piaster $= {}^2/_3$, $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_5$, $^2/_{15}$, $^1/_{10}$, $^1/_{15}$, $^1/_{30}$ u. $^1/_{60}$ Thlr. Ein Beutel enthält 500 Piaster, und ein Jul 100,000 Piaster (etwa 6700 Thlr.). Die Gewichtseinheit ist die Oka, welche in 400 Drem getheilt wird; 39 Oka sind gleich 100 Pfd. Zollgewicht. Ein Batman wiegt 6, ein Kantar 44 Oka. Flüssigkeiten werden nach dem Gewicht verkauft. Getreidemaß ist das Kilo, welches aber fast in jeder größeren Stadt des Reichs eine verschiedene Schwere hat. 100 konstantinopolitanische Kilo sind $= 64{,}2$ preußische Scheffel, 1 Kilo von Salonichi oder Varna $= 4$ konstantinopolitanische Kilo. Längenmaße sind der Pik ($= 1{,}028$ preuß. Ellen) und der Endaseh ($= 9{,}783$ preuß. Ellen). Gold-, Silber- und Edelsteingewicht ist der Tscheki zu 100 Drem oder Dramm.

Die asiatische Türkei umfaßt eine Anzahl verschiedenartiger Gebiete, welche den westlichsten Theil von Asien bilden. Diese Gebiete sind: Armenien, Kurdistan, Irak-Arabi, El-Dschesireh oder Mesopotamien, Kleinasien, Syrien und Palästina, die Halbinsel Sinai und Arabien, das indeß nicht seinem ganzen Umfang nach zum türkischen Reich gehört. Hinsichtlich der Verwaltung zerfallen diese Länder, abgesehen von Arabien, in 18 Ejalets, von denen jedes unter einem Pascha als Statthalter des Padischah zu Konstantinopel steht. Die Ejalets sind: Erzerum, Kars, Wan; Diarbekr, Mossul, Bagdad, Bassora; Rakka, Anadoli, Karaman, Adana oder Itschil, Marasch, Siwas, Tarabison, Haleb oder Aleppo, Dimeschk od. Damascus, Tarabulus, Akka od. St. Jean d'Acre. Diese Ejalets zerfallen wieder in Sandschals (so heißt die Fahne mit einem Roßschweif, bei der das Heer sich sammelt). Je nach den Umständen wird von einem Ejalet auch ein und das andere Gebiet als Paschalik abgesondert, um zeitweilig der Verwaltung eines besonderen

Digitized by Google

Pascha's unterstellt zu werden. Indem wir hinsichtlich der asiatischen Türkei auf die den dazu gehörigen Ländern gewidmeten Einzelartikel und hinsichtlich der tributären Länder in Afrika auf die diesen gewidmeten Artikel verweisen, geben wir in Folgendem einen Ueberblick über die Verfassung, Verwaltung und die Kulturzustände des türkischen Reichs.

Das osmanische Reich ist eine absolute Monarchie, deren Herrscher, „Sultan" oder „Padischah" (d. i. Kaiser, Großherr), die höchste weltliche Gewalt mit dem Khalifat, der höchsten geistlichen Würde, verbindet. Der Sultan gilt bei seinen Unterthanen als Nachfolger des Propheten, hat seine Autorität von Gott, ist Repräsentant und Bewahrer des Gesetzes und allein mit der Vollziehung desselben beauftragt. Der Thron ist erblich im Mannsstamme des Hauses Osman und geht in der Regel vom Vater auf den ältesten Sohn über; doch kann der Sultan auch einen anderen Prinzen des kaiserlichen Hauses zum Nachfolger bestimmen, nur muß derselbe großjährig sein, d. h. das 15. Lebensjahr angetreten haben. Der Padischah wird in der Moschee Ejub zu Konstantinopel von dem Mufti unter Assistenz des Vorstehers der Emire mit dem Säbel Osmans, des ersten Sultans der Osmanen (1299), umgürtet, wobei er die Aufrechterhaltung des Islam verspricht und einen Schwur auf den Koran ablegt. Der jetzige Sultan ist Abdul-Aziz-Khan, geboren den 9. Februar 1830, der 32. Souverän aus dem Hause Osmans und der 29. seit der Eroberung von Konstantinopel, succedirte seinem Bruder Abdul-Medschid-Khan den 25. Juni 1861. Der Hof des Sultans heißt die Pforte. Die Würdenträger desselben zerfallen in zwei Klassen; die einen, die Agas des Aeußern, wohnen außerhalb des Palastes oder Serails, die anderen, die Agas des Innern, bewohnen den Mabein, einen Theil des Serails neben dem Harem. In die erste Kategorie gehören: der erste Imam oder Großalmosenier des kaiserlichen Palastes, der erste Arzt (Hekim Baschi), der erste Sekretär (Basch-Kiatibi), der erste Adjutant, der Oberstallmeister ꝛc. Zur zweiten Kategorie gehören fast lauter Eunuchen, welche zu ihrem Namen den Titel „Aga" setzen. Der erste an Rang ist der Kislar-Aga, d. h. Hauptmann der Mädchen, der Chef der schwarzen Eunuchen. Dann folgen der Chef der Privatkasse des Sultans, der Schatzmeister der Krone, der Kapu-Agasi oder der Chef der weißen Eunuchen, der Oberhofmeister, der Oberkämmerer, der erste Kammereunuche, der Pagendirektor ꝛc. Die Frauen des Harems zerfallen je nach ihrem Rang in mehre Klassen. Die ersten im Rang sind die Kadinen, deren gesetzmäßige Zahl 7 ist, die Beischläferinnen des Sultans; diesen folgen 50 — 60 Odalisken (Odaliken, Khass odalik), d. h. kaiserliche Stubenmädchen, die zu besonderen Diensten des Sultans bestimmt sind, auch wohl mit den Kadinen die Gunst desselben theilen. Im Ganzen enthält der Harem 300—400 Frauen, meist Cirkassierinnen. Den Titel Sultanin führen nur die Töchter oder Schwestern des Großherrn. Seine Mutter heißt Walidé-Sultanin oder Sultanin-Mutter und hat nach dem Sultan den ersten Rang im Reiche. Die osmanische Gesetzgebung besteht aus 2 Haupttheilen, dem theokratischen (religiös-bürgerlichen) Gesetz oder Scheriat und dem politischen Gesetz oder Kanun. Das Scheriat ist basirt auf den Koran, die Sunna oder Ueberlieferung, das Idschma i ümmet, die Auslegungen und Entscheidungen der 4 ersten Khalifen enthaltend, und das Kyas oder die Sammlung gerichtlicher, durch die 4 großen Imams (Ebu Hanifé, Maliki, Schafi'i und Hambeli) gegebenen Entscheidungen in den ersten 3 Jahrhunderten der Hedschra bis zu den Sammlungen der Fetwas (s. Türkische Sprache und Literatur). Das System der türkischen Gesetzgebung ist das Werk von cirka 200 Rechtsgelehrten, aus deren Arbeiten man zuletzt umfassende Sammlungen bildete, welche die Stelle der Gesetzgebung vertreten. Die erste, Dürrer (die Perlen genannt), reicht bis zum Jahre 1470 (875 der Hedschra); die zweite, „Mülteka ül Buhur" (d. i. Verbindung der Meere), das Werk des gelehrten Scheikh Ibrahim Halebi († 1549), ward 1824 gänzlich umgearbeitet und ist religiöses, politisches, militärisches, bürgerliches, Civil- und Kriminal-, Straf-, Handels- u. Jagdgesetzbuch. Die unter der Regierung des Sultans Abdul-Medschid erlassenen legislatorischen Bestimmungen sind der Hattischerif von Gülhane vom 2. Nov. 1839, das Strafgesetzbuch von 1840, die im November unter dem Namen „Talimati umumié" erlassenen Verfügungen, das Handelsgesetzbuch von 1850 und der kaiserliche Hat vom 7. Sept. 1854. Die Verordnungen des osmanischen Regierung heißen „Hattischerif" (d. i. erlauchte Schrift, organische, vom Sultan als Beherrscher der Gläubigen unter religiöser Sanktion u. unwiderruflich erlassenen Gesetze), „Hatti-Humaiun" (d. i. hohe Schrift) oder „Hat" (d. i. Schrift), „Irade" (Befehle, die der Sultan als politischer Herrscher erläßt), „Fermans" (Verordnungen des Sultans, die sich vorzugsweise auf Verwaltungsangelegenheiten beziehen), „Berats" (Diplome, zunächst für Personen), „Seneds" (diplomatische Uebereinkommen, die von einem dazu ermächtigten Minister kontrasignirt sind) und „Tanfimate" (Administrativverordnungen, welche die Durchführung des Hattischerifs von Gülhane bezwecken). Was die bürgerlichen und politischen Rechtsverhältnisse betrifft, so hatten bisher nur die Bekenner des Islam volle Rechtsfähigkeit. Durch den Hattischerif von Gülhane sind aber die Nichtmohammedaner den Mohammedanern rechtlich fast gleich gestellt, in sofern derselbe allen Unterthanen des Sultans vollkommene Gewährleistung ihres Lebens, ihrer Ehre und ihres Eigenthums, regelmäßige Besteuerung und regelmäßige Aushebung zum Militärdienst in Aussicht stellt. Obwohl aber diese kaiserlichen Zusicherungen durch mehre nachfolgende Fermans (Tanfimate) näher erklärt und die Statthalter in den Provinzen durch den Ferman vom Januar 1853 für deren Ausführung verantwortlich gemacht wurden, so schalteten u. walteten diese doch in alttürkischer Weise fort und die Rajahs wurden wie bisher gedrückt und verfolgt. Auf Veranlassung der letzten orientalischen Wirren wurde am 7. Sept. 1854

Digitized by Google

ein aus den Ministern, Großwürdenträgern, Patriarchen u. Vorstehern der Religionsgemeinden bestehender Rath berufen und demselben ein kaiserlicher Hat vorgelegt, welcher eine strengere Befolgung und Durchführung des Tanfimats befahl. Am 18. Febr. 1856 aber wurde im großen Rathe zu Konstantinopel ein großherrlicher Hat-Humaiun verlesen, welcher folgende Punkte enthält: Aufrechterhaltung der Bestimmungen des Hattischerifs von Gülhane und der Tanfimatgesetze; neue Gewährleistung der der griechischen und armenischen Kirche von Alters her zustehenden geistlichen Rechte; Entbindung der Patriarchate und Synoden von aller weltlichen und gerichtlichen Obergewalt, Ernennung der Patriarchen auf Lebenszeit, fixe Besoldung der Geistlichkeit, Einsetzung einer besonderen Verwaltungsbehörde für die griechischen und armenischen Rajahs; Gleichstellung der verschiedenen Kulte und Nationalitäten im Reiche, Erlaubniß, christliche Kirchen zu erbauen; Aufhebung der Gesetze, welche den Abfall vom Islam mit dem Tode bedrohen; Zulassung der Christen zu allen Staatsämtern; Errichtung allgemeiner Volksschulen; Einführung weltlicher Gerichtsbarkeit für die Rajahs, bei gemischten Interessen Zusammensetzung des Tribunals aus Mohammedanern und Christen; Kodifikation der bestehenden Civil- und Kriminalgesetze; Abfassung eines Gesetzbuchs in allen Sprachen des Reichs; Reform des Gefängnißwesens; Reform der Polizei; Rekrutirung der Rajahs und Zulassung derselben zu allen militärischen Graden; Umgestaltung der Provinzialbehörden; Befähigung der Franken zu Gütererwerbung; direkte Besteuerung; Verbesserung der Straßen; Einführung eines Voranschlags für den Staatshaushalt; Vertretung der Christen im Staatsrathe; Errichtung von Kreditinstituten für den Handel; Münzreform. Die Verwirklichung dieser Verheißungen ist der Zukunft vorbehalten. Man unterscheidet 3 Klassen von Unterthanen: Mosleminen, Rajahs (s. unten) und Sklaven. Einen Adel gibt es nicht. Doch ist bei den Rajahs an der Stelle der fanariotischen Aristokratie eine bürgerliche getreten, welche aus dem Stande der Kaufleute, Aerzte und Lehrer besteht und, obwohl ohne politische Bevorzugung, doch auf die bürgerlichen und religiösen Angelegenheiten der Gemeinden einen großen Einfluß ausübt. Was die Verhältnisse der Sklaven anlangt, so unterscheidet das Gesetzbuch Mülteka 6 verschiedene Arten der Sklaverei, räumt aber dem Herrn in keinem Fall unbeschränktes Recht über den Sklaven ein. Der Herr darf über den Sklaven zwar nach Gutdünken verfügen, ihn verkaufen, verschenken, aber er darf ihn nicht tödten, auch nicht mißhandeln, nicht mit über seine Kräfte gehender Arbeit belasten, ihm nicht die Nahrung und nothwendige Kleidung verweigern ꝛc. Freigelassene Sklaven bekleiden oft die höchsten Aemter und Würden. Der Herr schickt den Sklaven in die Schule, verheirathet ihn, läßt ihn nach Belieben frei ꝛc.

Was die Staatsverwaltung betrifft, so übt der Sultan seine gesetzgebende und vollziehende Gewalt durch den Großvezier (Sadr Azam) und den Mufti (Scheikh-ül-Islam) aus. Der Großvezier ist der Repräsentant des Sultans und führt im Geheimenrathe den Vorsitz. Er erhält seine Gewalt durch einen Hattischerif des Sultans und hat seinen amtlichen Aufenthalt bei der hohen Pforte. Dem Mufti liegt die Auslegung des Gesetzes ob. Er ist Chef der Ulemas (s. oben), selbst aber weder Priester, noch Gerichtsperson. Er nimmt an der Ausübung der gesetzgebenden Gewalt Theil in dem Sinne, daß seine Zustimmung nothwendig ist zur Gültigkeit jeder Verordnung, jedes von der höchsten Behörde ausgehenden Akts. Außerdem stehen an der Spitze der Staatsverwaltung die für die einzelnen Zweige derselben bestimmten Staatsminister, nämlich: der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Kriegsminister (Seraskier), der Finanzminister, der Marineminister (Kapudan-Pascha), der Feldzeugmeister oder Großmeister der Artillerie und Generalinspektor der Festungen, der Minister des Handels, des Ackerbau's und der öffentlichen Arbeiten, der Minister des öffentlichen Unterrichts, der Justizminister, der Polizeiminister, der Generalinspektor der Wakufs (d. i. der den Moscheen und frommen Stiftungen gehörigen Güter), der Minister des Privatschatzes und der Münze und der Minister der kaiserlichen Fabriken. Mit den Geschäften des Ministers des Innern ist der Musteschar oder Rath des Großveziers beauftragt. Der geheime Rath oder Divan, dessen Mitglieder den Titel Muschir (Räthe des Staatsoberhauptes) führen, besteht unter dem Vorsitz des Großveziers aus dem Scheikh-ül-Islam, den Ministern und dem Präsidenten des Staatsraths. Derselbe versammelt sich in der Regel wöchentlich zweimal und berathschlagt über alle Maßregeln von allgemeinem Interesse, insonderheit über Fragen der auswärtigen Politik. Mit jedem der verschiedenen ministeriellen Departements, mit Ausnahme des der auswärtigen Angelegenheiten, sind permanente Räthe verbunden, welche die Gegenstände bearbeiten und die Verbesserungsprojekte vorbereiten. Der erste und wichtigste derselben ist der Staatsrath der Justiz oder höchste Rath, 1840 errichtet und aus einem Präsidenten, 9 Räthen und 2 Sekretären bestehend. Er ist beauftragt, die Gesetze vorzubereiten und abzufassen, welche dann unter der Form kaiserlicher Verordnungen bekannt gemacht werden, und zu seiner Gerichtsbarkeit gehört Alles, was Gesetzgebung und innere Verwaltung betrifft. Einmal jährlich, am 1. Moharrem, d. i. am ersten Tage des Jahres, begibt sich der Sultan in die Mitte des Staatsraths, läßt sich über die Lage des Reichs und über die Arbeiten des abgelaufenen Jahres Vortrag halten und gibt seine Zufriedenheit oder seinen Tadel kund. Alle Aemter des osmanischen Reichs zerfallen in wissenschaftliche oder Aemter des Lehrstandes (Ulema), Aemter der Feder (Administrativämter), Aemter des Säbels (Armee und Flotte) und Hofämter. Die höchsten Staatsbeamten der Pforte und die Generäle führen den Titel „Pascha", die höheren Beamten den Titel „Effendi", die Söhne der Paschas und die oberen Offiziere den Titel „Bei", alle niederen Offiziere und Beamten den Titel „Aga". Behufs der Verwaltung ist das türkische

Digitized by Google

Reich in Ejalets oder Generalgouvernements eingetheilt. Die europäische Türkei zählt deren 15, die asiatische 18 (s. oben). Die Ejalets zerfallen in Liwas oder Provinzen, diese wiederum in Kazas oder Distrikte. An der Spitze eines jeden Ejalets steht ein Vali oder Generalgouverneur als Chef der Verwaltung, der nach dem Ferman vom Januar 1853 das Recht hat, die Gouverneure der Livas, die Mudire der Distrikte, die Mitglieder der Gemeinderäthe, sowie alle Polizei- und Civilbeamten seines Gouvernements unter seiner Verantwortlichkeit ein- und abzusetzen. Zur Seite steht ihm ein permanenter Rath, der wöchentlich zusammentritt und aus einem Präsidenten und 2 Sekretären, die von der Pforte ernannt werden, dem Defterdar oder Obersteuereinnehmer, den katholischen, griechischen oder armenischen Bischöfen, dem Oberrabiner und aus den Kodscha Baschi's der Gemeinden besteht. Jede Liwa, außer den unter der direkten Verwaltung des Generalgouverneurs stehenden, wird von einem Kaimakam verwaltet, dem ein aus den Notabeln der Provinz gebildeter Provinzialrath (Medschli) zur Seite steht. Mit der Verwaltung der Kazas sind die Mudirs betraut, denen ebenfalls ein Rath von Notabeln (Wudschuk) zur Seite steht. Die Kazas zerfallen in Nahiyes Gemeinden), welche durch einen Mukhtar oder Kodscha Baschi, der von den Einwohnern gewählt wird und die Aemter eines Gemeindevorstehers und eines Einnehmers in sich vereinigt, verwaltet werden. Für die Ausübung der Rechtspflege bestehen: ein oberster Gerichtshof (Arzodassi), der aus 2 Abtheilungen (Sudurs) besteht, der von Rumelien und der von Anatolien, welche in letzter Instanz urtheilen; 21 Mevleviets, den Appellationsgerichten anderer Länder entsprechend, jedes mit einem Molla (Großrichter) an der Spitze; 120 Kazas oder Gerichte erster Instanz, mit einem Kadi an der Spitze; ferner Orts- oder Friedensgerichte mit Naïbs an der Spitze, Handelsgerichte und Polizeistrafbehörden. Gemischte Gerichte, aus muselmännischen und christlichen Richtern bestehend, sind in einzelnen Provinzen versuchsweise eingesetzt worden.

Hinsichtlich der nationalen Verhältnisse der Bevölkerung des türkischen Reichs sind die Angaben unter einander abweichend. Nach von Reden, Die Türkei und Griechenland in ihrer Entwickelungsfähigkeit, Frankfurt a. M. 1856; Lejean, Ethnographie de la Turquie d'Europe, u. Petermanns „Ergänzungsheften", 1861, u. Ficker, Ueber die ethnographischen Verhältnisse der europäischen Türkei ergeben sich nach den „Mittheilungen der k. k. geograhpischen Gesellschaft" (Wien 1861) folgende Zahlen:

	nach von Reden	nach Lejean	nach Ficker
Slaven	7,700,000	—	—
Bulgaren	4,500,000	—	—
Serben	1,500,000	1,660,000	1,600,000
Bosnier, Herzegowiner u. Krainer	1,450,000	—	—
sonstige Slaven	250,000	—	—
Kroaten	—	—	100,000
Rumänen und Zinzaren	— 4,300,000	2,202,000	4,400,000
Skipetaren (Albanesen)	— 1,600,000	1,309,300	1,300,000
Osmanen	— 1,055,000	—	1,500,000
Griechen	— 1,050,000	990,000	1,000,000
Armenier	— 150,000	400,000	400,000
Juden	— 125,000	—	200,000
Zigeuner	— 80,000	300,000	500,000
Tataren (Nogai)	— 35,000	38,000	40,000
Deutsche	— —	1200	10,000
Magyaren	— —	44,116	50,000
Araber	— —	—	2000

Das herrschende Volk sind die Osmanen (Osmanli), obwohl sie keineswegs die Mehrzahl bilden. Sie sind ein Turkomanenstamm, ein schöner Menschenschlag mit edlen Gesichtszügen. Ihre hervorstechenden Nationalzüge sind einerseits klarer gesunder Verstand, Ernst und Würde im Benehmen, Mäßigkeit, Gastfreiheit, Redlichkeit im Handel und Wandel und Tapferkeit, andererseits Herrschsucht, übertriebener Nationalstolz, religiöser Fanatismus, Fatalismus und Hang zum Aberglauben. Trotz ihrer hohen körperlichen und geistigen Befähigung sind sie in wahrer Kultur hinter den meisten europäischen Völkern zurückgeblieben und haben nur langsam und mit Widerstreben der abendländischen Civilisation Eingang bei sich gestattet. Die Ehe ist durch zahlreiche, ins Einzelne gehende Bestimmungen geregelte Polygamie, die aber nur 4 rechtmäßige Frauen gestattet, während das Halten von Konkubinen und Sklavinnen unbeschränkt ist. Die Frauen der Reichen leben in Harems eingeschlossen. Die gemeinen Osmanen haben selten mehr als eine Frau; die Aermeren sind meist unverheirathet. Die Ehe ist nur ein bürgerlicher Kontrakt, welcher von dem Manne mit der Familie der Frau vor dem Kadi geschlossen wird. Die mit Konkubinen und Sklavinnen erzeugten Kinder sind ebenso legitim wie die mit rechtmäßigen Frauen erzeugten. Scheidung der Ehe ist nicht erschwert, kommt aber selten vor. Die Wohnungen sind unansehnlich und schmucklos, meist von Holz und einstöckig; sie haben im Innern einen viereckigen Hof, nach welchem die Fenster gehen, während nach der Straße zu nur einige Gitterfenster vorhanden sind. Die Kleidung der Männer besteht in einem faltenreichen Rock (Kaftan), weiten, langen Beinkleidern, einer Weste ohne Kragen, einer um den Leib gewundenen Binde von farbigem Zeuch, einem langen Hemd, meist gelben Pantoffeln oder gestickten Stiefeln. Kopfbedeckung ist der Turban. Im Gürtel wird ein Dolch, an der Seite ein Säbel getragen. Bei den Beamten und Vornehmeren ist diese Nationaltracht durch den polnischen schwarzen Rock, die engeren Pantalons und den rothen Feß mit blauer Quaste verdrängt worden. Der Kopf wird bis auf einen Büschel am Scheitel glatt geschoren, der Bart lang getragen und wohl gepflegt. Die Frauen haben eine ähnliche Kleidung und gehen nie aus, ohne das Gesicht durch Musselinbinden und Schleier zu verhüllen. Die Osmanen leben durch das ganze Reich zerstreut, am dichtesten aber in Kleinasien und dem südöstlichen Theile der europäischen Türkei. Sie leben meist in den Städten, sind die Inhaber der Civil- und Militärstellen, oder treiben Gewerbe, weniger Ackerbau.

Die Hauptreligionen in der Türkei sind die mohammedanische und die griechisch-katholische. Zu jener, zum Islam, bekennen sich die

Digitized by Google

Bewohner osmanischen Stammes, sowie diejenigen Ureinwohner, welche bald nach ihrer Unterwerfung diesen Glauben angenommen haben, und die vereinzelten Gruppen neuerer Renegaten. Die Bekenner des Islam heißen Mosleminen (Muslmanen). Ihre heilige Schrift und ihr Gesetzbuch ist der Koran (s. d.). Die Adepten des Koranstudiums sind die Ulemas (d. i. Gelehrte), deren Rath in allen zweifelhaften Fällen des religiösen und bürgerlichen Lebens in Anspruch genommen wird. Der Ulema tritt, wenn er, 10 bis 12 Jahre alt, die Elementarschule verlassen hat, als Novize in eine der mit den großen Moscheen verbundenen Medressé's (Seminare des Islam), in welcher er 10, 12 oder 15 Jahre als Softa Unterricht in der Grammatik, Logik, Moral, Rhetorik, Philosophie, Theologie, Rechtsgelehrsamkeit, im Koran und in der Sunna erhält. Er empfängt dann vom Scheikh-ül-Islam das Diplom als Kandidat (Mulazim), und dadurch zur untersten Stufe der Ulemas erhoben, kann er Richter (Kadi) werden. Will er aber zu den höchsten Würden gelangen, so muß er noch 7 Jahre auf das Studium der Rechtsgelehrsamkeit, Dogmatik ꝛc. verwenden, worauf er zum Grad eines Muderris befördert wird. Die Gotteshäuser der Mosleminen, die sogenannten Moscheen, worin am Freitag Gottesdienst abgehalten wird, sind entweder größere (Dschami) oder kleinere (Medschid, Bethäuser). Die Geistlichkeit theilt sich in 5 Klassen: Scheikhs (d. i. Aelteste), die ordentlichen Prediger der Moscheen, die alle Freitage nach dem Mittagsgottesdienste über moralische und dogmatische Gegenstände Vorträge halten; Khatibs oder Vorbeter des Kutbé, des öffentlichen Gebets, welches alle Freitage in den großen Moscheen für den Sultan verrichtet wird; Imams, denen der gewöhnliche Dienst in den Moscheen und die Besorgung der Trauungs- und Begräbnißceremonien obliegt; Muezzins, welche von den Minarets die Stunden des Gebets verkündigen; Kaims, Wächter und Diener der Moscheen, die nicht zu den Ulemas gehören. Wenn die Ulemas gewissermaßen die Weltgeistlichkeit repräsentiren, können die Orden der Derwische als Ordensgeistlichkeit bezeichnet werden. Die griechisch-orthodoxe Kirche der Türkei hat ihre älteste Verfassung, in soweit dies unter der Herrschaft der Mosleminen überhaupt möglich war, treu bewahrt. Die Würden der Patriarchen zu Konstantinopel, Antiochia, Jerusalem und Alexandria bestehen noch. Das höchste Ansehen besitzt der Patriarch von Konstantinopel, in welchem die zahlreichen Metropoliten, Erzbischöfe und Bischöfe, welche unter ihm stehen, sowie die 3 übrigen Patriarchen das Oberhaupt der morgenländischen Kirche verehren. Er präsidirt auf der beständigen Synode zu Konstantinopel, welche aus den 3 übrigen Patriarchen, 12 Metropoliten und Bischöfen und 12 angesehenen weltlichen Griechen besteht, im ganzen türkischen Reiche die oberste geistliche Gerichtsbarkeit über die Bekenner des griechisch-katholischen Glaubens ausübt und die Patriarchen, Metropoliten, Erzbischöfe und Bischöfe, die aber von der Pforte bestätigt werden, wählt. Der Patriarch von Konstantinopel wird zwar scheinbar frei gewählt, in Wahrheit werden aber die Stimmen der Wähler gekauft. Um nun die bei seiner Wahl verausgabten Summen wieder zu bekommen, verkauft der Patriarch die ihm untergeordneten Bischofssitze gleichfalls an den Meistbietenden; die Bischöfe machen es ebenso mit den ihnen untergebenen Pfarreien, und die Pfarrer endlich pressen die Gemeinden aus. Diesem Mißbrauch ist vornehmlich die geringe Bildung und die Entwürdigung der griechischen Geistlichkeit zuzuschreiben. Erst 1857 fand sich der Patriarch veranlaßt, die Wahl eines Ausschusses anzuordnen, der sich mit den nöthigen Reformen befassen solle. Die Mönche und Nonnen folgen der Regel des heiligen Basilius; die berühmtesten griechischen Klöster sind die auf dem Berg Athos (s. d.) in Macedonien. Die armenisch-christliche Kirche steht unter den 4 Patriarchen zu Konstantinopel, Sis, Aktamar und Jerusalem. Die römisch-katholische Kirche zählt in der Türkei mit Einschluß der ihr unirten orientalischen Christen 28 Patriarchen und Erzbischöfe, von denen 5 auf die europäische Türkei kommen. Die Protestanten, ungefähr 30,000 an der Zahl, sind in 18 Kirchspiele vertheilt, von denen 3 in Konstantinopel, je eins in Belgrad, Jassy und Bukarest und 12 in der asiatischen Türkei sind. Die Juden haben in Konstantinopel einen Großrabbiner (Chacham Baschi), unter welchem 7 Oberrabbiner und 10 Rabbiner stehen. Alle nicht zum Islam sich bekennenden Bewohner der Türkei werden unter dem Namen Rajahs (Volk, Heerde) zusammenbegriffen. Der Islam duldet die christliche und die jüdische Religion neben sich und gebietet nur die Götzendiener zu vernichten.

Die geistige Kultur steht im türkischen Reich im Allgemeinen noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe. Der öffentliche Unterricht ward 1847 neu organisirt, und die Lehranstalten zerfallen hiernach in 3 Kategorien: Elementarschulen, deren Lehrgegenstände Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion, Erdbeschreibung und Türkisch sind und die von allen Kindern, welche das Alter von 6 Jahren erreicht haben, besucht werden müssen; Mittelschulen, deren Unterrichtsgegenstände Arabisch, Orthographie, Stylistik, Religionsgeschichte, türkische und Universalgeschichte, Geographie, Arithmetik und Geometrie sind, u. Specialschulen, zu denen die Schulen in den Moscheen Achmeds u. Selims für dem Civildienst sich widmende junge Leute, die 1850 gegründete Schule der Sultanin-Mutter für den Unterricht in den höhern Branchen der Staatsverwaltung und Diplomatie, die Medressé's für die Ulemas, die Normalschule, eine Art von Gymnasium, die von Mahmud II. gegründete medicinische Schule von Galata Serai, die kaiserliche Kriegs-, Genie-, Artillerie- und Marineschule, die Ackerbauschule u. die Veterinärschule gehören. Die Elementarschulen der Griechen sind sehr mangelhaft. Der höhere Unterricht ist unter die unmittelbare Obhut des Patriarchen gestellt. Die israelitischen Schulen werden von Unterrabbinern geleitet.

Was die Finanzen betrifft, so schätzte der amtlich publicirte Budgetvoranschlag für das Finanzjahr 1863—64 die Einnahmen auf 3,010,540, die Ausgaben auf 2,969,005 Beutel (1 Beutel = 500

Digitized by Google

Piaster = 50 Gulden). Die Abrechnung desselben Jahres aber schloß (nach einem Bericht der „Times", Januar 1865) mit einer Einnahme von 2,931,000 und einer Ausgabe von 3,208,000 Beuteln ab und ergab mithin ein Deficit von 277,000 Beuteln. Ueberhaupt zeigt das türkische Budget seit Jahren ein jährliches Deficit von 1—3 Millionen Pfd. Sterl. oder 220,000—660,000 Beuteln. Der Voranschlag für das Finanzjahr 1864—65 ergab 3,242,190 Beutel Einnahme und 3,205,672 Beutel Ausgabe, also einen Ueberschuß von 36,518 Beuteln. Hauptposten der Einnahmen sind direkte Steuern: Kopfsteuer (Serghi) 606,409, von den Rajahs zu zahlendes Militäreinstandsgeld 122,166 Beutel; indirekte Abgaben: Zehnten 876,615, Zölle 426,000, Tabaksteuer 235,000, Schafsteuer 223,478, Stempel 30,000 ꝛc., zusammen 2,116,648 B.; Post- und andere öffentliche Anstalten ꝛc. 26,009 B.; Salinen, Forsten, Bergwerke ꝛc. 260,543 B.; Tribute: Aegypten 80,000, Moldau 3000, Walachei 5000, Serbien 4600, Samos 800, Berg Athos 144 B.; Einkünfte der Admiralität 12,876 B., ꝛc. Hauptposten der Ausgaben sind: äußere Schuld 458,048, innere 493,907, Summa 951,955 B.; Pensionen und Dotationen 210,146 B.; Ministerien und Civilliste 241,200, Krieg 657,050, Aeußeres 26,375, Handel, Ackerbau ꝛc. 4785, Direktion der Artillerie 133,346, Marine 204,205, Justiz 20,945, Kultus 39,455, Inneres 368,235, Unterricht, öffentliche Arbeiten 12,588, Polizei 32,512, Finanzen 136,360, Summa 1,877,060 B.; außerordentliche Ausgaben: Rechnung mit der ottomanischen Bank ꝛc. 35,236, syrische Bons, Tilgung und Zins 58,560 ꝛc., Summa 166,511 B. Die äußere Staatsschuld betrug Ende 1864 mindestens 29½ Millionen Pfd. Sterl. (6,490,000 Beutel); die innere zinstragende Staatsschuld cirka 20 Mill. Pfd. Sterl. (4,438,000 B.). Nach Gesetzen vom 7., 8. und 9. März 1865 soll die Staatsschuld bei einem Amortisationsfond von 1 Procent 5 Proc. Zinsen tragen u. in 37 Jahren getilgt sein. Die reguläre Armee besteht aus der aktiven Armee (Nizam) von 6 Armeecorps (Ordü) zu je 2 Divisionen, die zusammen 36 Regimenter Infanterie, 24 Regimenter Kavallerie, 6 Regimenter Feldartillerie, 1600 Mann Genie, 16,000 Mann detachirte Divisionen und 5200 Mann Festungsartillerie mit einem Effektivbestand von höchstens 148,000 Mann ausmachen, und aus der Reserve (Redif, Landwehr), die an Stärke der aktiven Armee gleichkommen soll, jedoch nicht vollständig organisirt ist. Die Hülfstruppen oder das Kontingent der dem Nizam noch nicht unterworfenen Provinzen und der halbsouveränen Staaten betragen zusammen cirka 100,000 Mann, wovon auf Oberalbanien 10,000, Bosnien 30,000, Serbien 20,000, die Donaufürstenthümer 7000, Aegypten 20,000, Tunis und Tripolis 10,000 Mann kommen. Irreguläre Truppen sind die Baschi-Bozuks, Gendarmen zu Fuß und zu Pferd, Tataren der Dobrudscha ꝛc.; ihre Gesammtzahl wird zu 80—90,000 Mann angegeben. Nach einem türkischen Ministerialbericht betrug das türkische Heer im letzten Krieg gegen Rußland: Nizam 105,325, Redif 103,827, mobile Miliz 7741, im Ganzen 216,893 Mann. Die wichtigsten Festungen des türkischen Reichs sind: in Europa Tultscha, Matschin, Hirsowa, Ismail, Rahowa und Widdin, sämmtlich an der Donau; Schumla im Balkangebirge; Varna am schwarzen Meere; Belgrad, Semendria und Schabatz in Serbien; Kars und Erzerum in Asien, wozu noch eine Menge kleinerer befestigter Plätze in Bosnien, der Herzegowina, Albanien ꝛc. und die Befestigungen am Bosporus und an der Dardanellenstraße kommen. Der Bestand der Flotte war im Juli 1866 1 Linienschiff zu 110 Kanonen, 3 Panzerfregatten zu je 36 Kanonen, 4 Schraubenzweidecker zu je 90 Kanonen, 5 Schraubenfregatten zu je 68 Kanonen, 1 Schraubenfregatte zu 30 Kanonen, 4 Raddampferfregatten zusammen mit 64 Kanonen, 1 Raddampferkorvette mit 11 Kanonen, 8 Schraubenkorvetten zu je 18 Kanonen, 6 Kanonenboote zusammen mit 36 Kanonen, im Ganzen 33 Kriegsschiffe zusammen mit 1203 Kanonen. Hierzu kommen noch 12 Transportsegelschiffe, 70—80 Briggs, Schooner ꝛc. und mehre Dampftransportschiffe. Im Bau begriffen waren 3 Panzerfregatten. Das Wappen des türkischen Reichs ist ein grüner Schild mit wachsendem silbernen Mond, dem Emblem, welches Mohammed II. nach der Eroberung von Konstantinopel auf seine Fahnen setzen ließ. Den Schild umgibt eine Löwenhaut, auf der ein Turban mit einer Reiherfeder liegt; hinter demselben stehen schräg 2 Standarten mit Roßschweifen. Zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste bestehen 4 Ritterorden, nämlich der 1799 von Selim III. gestiftete Orden des halben Mondes in 3 Klassen, der Orden des Ruhmes (Nischani iftichar), 1831 gestiftet, mit 4 Klassen, der Medschidieorden, 1852 gestiftet, mit 5 Klassen, und der Osmanieorden, gestiftet 1862, mit 3 Klassen. Sonstige Auszeichnungen sind 4 Kriegsmedaillen, Ehrenkaftane und Ehrensäbel. Seit Ende 1840 residirt der Sultan gewöhnlich im Palast Tscheragan, 2 Meilen von Konstantinopel; seine amtliche Residenz ist der Palast Top-Kopu im alten Serail. Zu Anfang der schönen Jahreszeit bezieht er den Palast Beglerbeg an der asiatischen Küste.

Vgl. von Hammer-Purgstall, Die Staatsverfassung u. Staatsverwaltung des osmanischen Reichs, Wien 1816, 2 Bde.; Urquhart, La Turquie, ses ressources, son organisation etc., traduit de l'Anglais, Brüssel 1837, 2 Bde.; Jouannin u. Gaver, La Turquie, Par. 1840; Geographisch-statistische Uebersicht des osmanischen Reichs in Europa und Asien ꝛc., Leipzig 1844; Rigler, Die Türkei und deren Bewohner, Wien 1852, 2 Bde.; Ubicini, Lettres sur la Turquie, Paris 1853; Derselbe, La Turquie actuelle, das. 1855; Michelsen, The Ottoman empire, 2 Aufl., London 1854; Ungewitter, Die Türkei in der Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit, Erlang. 1854; von Bessé, Das türkische Reich, Leipzig 1854; von Reden, Die Türkei und Griechenland in ihrer Entwickelungsfähigkeit, Frankfurt a. M. 1857.

Geschichte. Die Türken, deren Stammvater Türk, ein Sohn Japhets, gewesen sein soll, werden schon von Plinius und Mela genannt. Ihr Ursitz war der Altai, von dem sie im 6. Jahrhundert n. Chr. sich über das fruchtbare Steppenland

Digitized by Google

zwischen Tübet, Sibirien und dem Aralsee, nach ihnen Turkestan, von den Persern aber Turan genannt, ausbreiteten. Von hier aus drangen sie bis zum Ural und dem schwarzen Meere, nach Norden bis Sibirien hinein (Jakuten), nach Süden über Persien, gegen Westen bis Mitteleuropa vor. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts wurden die im Osten wohnenden Stämme von China, die westlichen von den Arabern, die Persien unterjocht hatten, abhängig. Diese nahmen den Islam an. Die Khalifen von Bagdad bildeten aus ihnen ihre Leibwache. Aus dieser Sklavenmiliz gingen bald Heerführer und Emirs el omra, d. h. erste Minister der Khalifen, endlich auch Herrscherdynastien hervor, wie die Tuluniden und Akschididen im 9. u. 10. Jahrhundert in Palästina, Syrien und Aegypten, die Ghasnaviden vom Ende des 10. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts in Persien und Indien. Im Jahre 1037 breiteten sich die Seldschuken, ein oghusisch-türkischer Stamm, in Turkestan unter Toghrul-Beg bis nach Arabien und China's Grenzen aus. Aber bald löste sich dieser Staat in mehre Dynastien auf: Iran (bis 1195), Kerman (1041—1187), Iconium (1073—1308), Aleppo (1078—1117) und Damask (1095—1154). Im Jahre 1224 wanderte Soliman-Schah mit 50,000 Osmanen, ebenfalls einem oghusisch-türkischen Stamme, vor den Mongolen flüchtig aus Khorassan nach Westen aus. Sein jüngster Sohn, Ertoghrul, trat in die Dienste Aladdins, des seldschukischen Sultans von Iconium. In Phrygien erhielten diese osmanischen Hülfstruppen für ihre trefflichen Dienste gegen die Mongolen und die byzantinischen Griechen von Aladdin erblichen Lehnsbesitz. Nach dem Zerfall des Seldschukenreichs von Konieh (Iconium) wurden die osmanischen Lehnsträger unabhängige Fürsten. Osman, Ertoghruls ältester Sohn, von dem sein Stamm den Namen Osmanen erhielt, wurde nach dem Tode seines Vaters Fürst von Karahissar (1289) und bekämpfte mit Erfolg die Griechen. Der eigentliche Gründer der osmanischen Macht war aber Orkhan, der in Brussa seine Residenz aufschlug, 1327 Nicomedia u. 1330 Nicäa, die wichtigste byzantinische Grenzfestung, eroberte. Er stiftete die Janitscharen u. Sipahis, nahm den Titel Padischah an und nannte das Thor seines Palastes die „hohe Pforte", welche Bezeichnung auf seinen Hof und seine Regierung übergetragen wurde. Durch seine Verheirathung mit der Tochter des griechischen Kaisers Kantakuzenos trat er in nähere Verbindung mit dem byzantinischen Reiche, dessen Schwäche er aber bald kennen lernte, so daß der Plan, dieses Reich zu unterwerfen, schon in seinem Geiste Wurzel faßte. Sein Sohn Soliman führte dem Kaiser Kantakuzenos, der mit seinem Mitkaiser Johannes um die Alleinherrschaft stritt, 10,000 Reiter zu, bemächtigte sich aber bei dieser Gelegenheit der wichtigen Stadt Gallipoli und anderer festen Plätze. Soliman starb schon 1358 und 1360 auch Orkhan. Nun erhielt dessen jüngerer Sohn, Murad I. Ghasi, die Regierung. Derselbe bemächtigte sich vieler Schlösser u. Städte in Europa, unter denen Demotika und Adrianopel die wichtigsten waren, u. 1362 fiel auch Philippopel in seine Hand. Vergeblich vereinigten sich 1363 Ungarn, Serbier, Walachen und Bosnier zu einem Kreuzzug gegen den türkischen Eroberer; bei Maritza wurden sie von dem türkischen Feldherrn Hadschi Ilbeki völlig geschlagen. Murad machte 1365 Adrianopel zu seiner europäischen Residenz, und er selbst, wie seine Feldherren Timurtasch und der Beglerbeg Lahaschahin machten weitere bedeutende Eroberungen. Der Kral Wukaschin von Serbien wurde 1370 erschlagen u. der Bulgarenfürst Konstantin zu einem Tribut gezwungen, den er jedoch 1371 durch die Abtretung von Giustendil abkaufte. Im Jahre 1381 vermählte Murad seinen Sohn Bajazet mit der Tochter des Emirs von Kerman u. erwarb damit den größten und besten Theil dieser Landschaft. Im Jahre 1382 eroberte er die Städte am Rhodope u. Axios u. die Stadt Sophia. Die Karamanen, welche sich mit vielen turkmanischen und tatarischen Stämmen wider ihn verbündet hatten, schlug er bei Iconium. Eine Empörung seines Sohnes Sardschi strafte er mit Blendung und Hinrichtung desselben. Nachdem 1387 ein Türkenheer von den Bulgaren und Serbiern geschlagen worden war, brach Murad selbst mit großer Heeresmacht gegen dieselben auf, eroberte 1389 mit Nicopolis die ganze Bulgarei, drang in Serbien ein und traf am 15. Juni 1389 mit dem durch Nachbarvölker verstärkten serbischen Heere unter König Lazarus zusammen. Murad fiel zwar durch den Dolchstich eines serbischen Jünglings; aber sein Sohn Bajazet erkämpfte den Sieg. Bajazet oder Bajasid I., Ilderim (Wetterstrahl) genannt, belagerte Konstantinopel von 1391 an 7 Jahre hindurch, schlug 1396 das Heer der abendländischen Christen unter König Sigmund von Ungarn bei Nicopolis in der Bulgarei, wurde aber 1402 am 20. Juli bei Angora von Timur geschlagen und gefangen u. starb in der Gefangenschaft 1403. Drei von seinen Söhnen, die sich gerettet, stritten um den Thron. Soliman, der älteste, suchte sich in Europa zu behaupten, schlug seinen Sitz in Adrianopel auf und vermählte sich mit einer Nichte des griechischen Kaisers Manuel. Bis 1410 behielt er, obschon der Schwelgerei ergeben, doch im Ganzen über seine Brüder Musa und Mohammed die Oberhand. Da aber überfiel der erstere den Schwelger im Bade und zwang ihn zur Flucht, auf der er ums Leben kam. Musa aber wurde, nachdem er eine Zeitlang als Padischah des Osmanenreichs in Europa seinem Bruder Mohammed gegenüber das Uebergewicht behauptet, von diesem mit Hülfe der Serbier 1413 in der Ebene von Tschamurli geschlagen und kam ebenfalls auf der Flucht um. Die Alleinherrschaft erhielt nun Mohammed I., durch riesige Körperkraft und Mannesschönheit nicht minder als durch hohen Geist und Edelmuth ausgezeichnet. Seine Flotte wurde zwar 1416 bei Kalliopolis von der venetianischen völlig geschlagen und auch seine Landheere erlitten 1419 bei Radkersburg und bei Nissa und Nicopolis Niederlagen; dagegen blieb er Empörern gegenüber siegreich u. zeigte sich als Wiederaufbauer u. kräftigen Erhalter des Reichs bis zu seinem 1421 erfolgten Tode. Ihm folgte sein achtzehnjähriger Sohn, der tapfere Murad II., der wiederholt Empörungen unterdrückte, 1422 Konstantinopel, wiewohl ohne Erfolg, belagerte, aber 1425 den byzantini-

Digitized by Google

schen Kaiser zwang, unter drückenden Bedingungen Frieden zu schließen. Auch die Serbier und Ungarn bekriegte er mit Glück und eroberte 1430 Salonichi. Aber an dem heldenmüthigen Johannes Hunyad, dem Fürsten von Siebenbürgen, fand er einen siegreichen Gegner. Derselbe schlug am 18. März 1442 bei Hermannstadt die Türken dergestalt, daß ihrer 20,000 blieben; ein anderes osmanisches Heer von 80,000 Mann besiegte er mit nur 15,000 Mann bei Vasag. Im Jahre 1443 schlug er abermals die Türken binnen 5 Monaten in 5 Hauptschlachten, deren letzte bei Jalowaz am Kunobiza (24. Dec. 1443) Statt fand. Nun schloß der Sultan mit den Ungarn und ihren Bundesgenossen einen zehnjährigen Waffenstillstand, in dem er Serbien und die Herzegowina an Georg Brankovics zurückgeben und die Oberherrschaft über die Walachei an Ungarn abtreten mußte. Als Murad aber die Regierung an seinen noch minderjährigen Sohn Mohammed II. abtrat, brach der König Ladislaus von Ungarn den geschlossenen Vertrag, erlitt jedoch am 10. Nov. 1444 bei Varna von Murad II., der wieder die Zügel der Regierung ergriffen hatte, eine völlige Niederlage. Murad unterdrückte hierauf einen Aufruhr der Janitscharen (1445), eroberte 1446 Korinth u. Patras und schlug bei Kossova vom 17.–19. Okt. 1448 den tapfern Hunyad, der freilich mit nur 24,000 M. den 150,000 Türken entgegengetreten war. Dagegen erlitten seine Heere von dem epirotischen Helden Georg Castriota, genannt Skanderbeg, wiederholte Niederlagen. Derselbe behauptete sich in den albanesischen Gebirgen bis zu seinem Tode. Murad II. starb am 2. Febr. 1451. Sein Sohn und Nachfolger, Mohammed II., von Herrschsucht u. Eroberungslust erfüllt, ließ zunächst seinen Bruder Achmed umbringen, unterdrückte eine Empörung in Karamanien u. begann dann seinen Lieblingsplan, die Ueberwältigung des byzantinischen Kaiserreichs, ins Werk zu setzen. Im April 1453 erschien er mit 150,000 Mann vor Konstantinopel u. am 29. Mai gelang es ihm, diese Stadt, trotz der tapfern Gegenwehr des Kaisers Konstantin XIII. und des Genuesen Giustiniani, zu erstürmen. Neu aufgebaut und bevölkert, ward sie unter dem Namen Stambul (Istambul) die Hauptstadt des osmanischen Reichs. Das östliche Europa bedrohend, überfiel er hierauf Serbien, bekriegte die Johanniter auf Rhodus, ohne jedoch viel auszurichten, und erschien im Juni 1456 mit 150,000 Mann und 300 Kanonen vor Belgrad, wo ihm jedoch Hunyad eine schwere Niederlage beibrachte. Erst nach Hunyads Tode gelang den Türken die Eroberung Serbiens (1459). Von 1458 bis 1460 unterwarf der Sultan auch ganz Griechenland bis auf einige von den Venetianern besetzte Hafenplätze. Dagegen gewann Skanderbeg drei große Schlachten gegen übermächtige Türkenheere und erzwang einen ehrenvollen Frieden. Den Genuesen aber nahm Mohammed II. mehre Häfen am schwarzen Meere, entriß dem Turkmanenfürsten Ismael Sinope und zerstörte 1461 das Kaiserthum Trapezunt. Im Jahre 1462 besiegte er Wlad, genannt Drakul, den Fürsten der Walachei, u. 1463 machte er einen großen Theil Bosniens zu einer osmanischen Provinz. Die Venetianer bekriegte er 16 Jahre lang auf Morea zu Land u. See, eroberte 1466 Karamanien und nach Skanderbegs Tod auch die ganze Herzegowina. Mit der Einnahme von Negroponte am 12. Juli 1470 war der erste Grund zur Herrschaft der Türken über den Archipel gelegt. Dagegen mißglückte die Belagerung von Skutari in Folge eines Sieges der venetianischen Flotte über die türkische 1474, sowie der gegen die Moldau unternommene Feldzug 1475, in welchem das 100,000 M. starke türkische Heer von dem Fürsten der Moldau, Stephan, am See Rakowiz den 17. Jan. völlig aufgerieben wurde. Nachdem aber Mohammed die Krim unterworfen, schlug er am 26. Juli 1476 den Fürsten Stephan im weißen Thale, worauf die Moldau aus der polnischen Lehnsherrschaft in die türkische überging. Im Jahre 1478 wurde Skutari von den Türken genommen und am 26. Januar 1479 Friede mit Venedig geschlossen, das Kroja und Skutari an den Sultan abtrat und 100,000 Dukaten bezahlte. Ein in Siebenbürgen eingedrungenes türkisches Heer aber wurde am 13. Okt. 1479 bei Kangermazon vom Grafen Paul Kinisi vor Temesvar gänzlich geschlagen. Dagegen eroberte Mohammeds II. Admiral, Kedük-Achmed-Pascha, die Inseln Zante u. Santa Maura und landete sogar auf der Küste Apuliens, wo er Otranto zerstörte. Eine Unternehmung gegen die Johanniterritter auf Rhodus 1480 aber schlug fehl. Kurz darauf starb Mohammed II., der Beherrscher zweier Erdtheile, wie er sich selbst nannte, am 2. Mai 1481. Hierauf bestieg sein Sohn, Bajazet II., den Thron. Derselbe bekam Händel mit seinem jüngeren Bruder Dschem (Zizim), der 1495 vergiftet wurde, und mit dem Sultan von Aegypten, der die aufrührerischen Karamanier unterstützte. Im Jahre 1492 wurde ein türkisches Heer bei Villach total geschlagen. Mit Ungarn kam es 1495 zu einem Waffenstillstand. Am 18. Juli 1499 siegte die türkische Flotte bei Sapienza über die venetianische. Im Jahre 1502 kam es zum Frieden mit Venedig. Später empörten sich gegen Bajazet II. seine Söhne, von denen der jüngste, Selim, von den Janitscharen nach Konstantinopel gerufen und für den rechtmäßigen Thronerben erklärt wurde. Bajazet II. starb 1512. Selim I., der Scharfe, befestigte sich auf dem Thron durch Besiegung und Ermordung von 11 Prinzen, worunter seine Brüder Korkud und Achmed, besiegte den schiitischen Schah Ismael von Persien bei Tschaldiran 1514, schlug 1516 den Sultan von Aegypten, Kansu Ghauri, nahm Besitz von ganz Syrien und vereinigte nach Besiegung u. Hinrichtung des tapferen Sultans Tumanbeg auch Aegypten mit seinem Reich, nahm hierauf den Namen eines Khalifen an und unterwarf auch Mekka. Am 21. Sept. 1519 starb er an der Pest. Ihm folgte sein einziger Sohn, Soliman II., der Große oder Prächtige, der von 1519—66 regierte und sich in drei Welttheilen furchtbar machte. Im Jahre 1522 eroberte er Rhodus, unterwarf 1526 halb Ungarn, wo Zapolya sich unter seinen Schutz gestellt, belagerte, wiewohl erfolglos, Wien 1527, unternahm 1532 einen neuen Feldzug gegen König Ferdinand I., schlug die Perser und eroberte Mesopotamien und Georgien. Sein Plan, das ganze Abendland zu unterwerfen, scheiterte jedoch an

Digitized by Google

der Staatsklugheit und dem kräftigen Widerstande Kaiser Karls V. und der Tapferkeit der Venetianer, Genuesen und Malteserritter, sowie an Zrinyi's heldenmüthiger Vertheidigung Szigeths. Soliman II. vollendete zwar die von Mohammed II. gegründete Staats- und Hofordnung, vereinigte die geistliche Würde des Khalifats mit den weltlichen Würden seiner Dynastie, verstand es aber nicht, die überwundenen Völker zu einem Ganzen zu verbinden, und legte im Serail den Grund zur moralischen und geistigen Entnervung seiner Nachfolger. Mit dem Regierungsantritt seines Sohnes Selim II. 1566 (Soliman II. war am 6. Sept. gestorben) begann bereits das allmählige Sinken der osmanischen Macht, welche unter Soliman II. den höchsten Gipfel erreicht hatte. Selim II., ein nur sinnlichen Genüssen ergebener Mann, erwarb sich keine Verdienste um das Reich. Nur der tüchtige Großvezier Sokolli bewahrte ihm noch seinen Glanz. Am 17. Februar 1567 kam zwischen Maximilian von Ungarn und der Pforte ein Friede auf 8 Jahre zu Stande, in welchem letztere außer einer unbedeutenden Grenzerweiterung die erneuerte Zusicherung des jährlichen Ehrengeschenks von 30,000 Dukaten verlangte. Ein türkisches Heer, das in Rußland eingefallen war u. 1569 Astrachan belagerte, wurde von den Russen geschlagen. Dagegen eroberte Sinan-Pascha das abgefallene Jemen wieder. Die Inseln Cypern, Kandia, Cerigo, Zante und Cephalonia, sowie mehre Küstenstädte wurden den Venetianern genommen. Venedig verbündete sich hierauf mit dem Papste, mit Spanien, Savoyen und den Johannitern, und die Flotte der Alliirten unter Don Juan d'Austria gewann einen glänzenden Sieg über die türkische bei Lepanto im Oktober 1571. Aber schon im Sommer 1572 erschien wieder eine türkische Flotte von 250 Schiffen im adriatischen Meere, und Venedig, von seinen Alliirten im Stiche gelassen, mußte im März 1573 einen demüthigenden Frieden unterzeichnen. Auch Tunis, welches Juan d'Austria erobert hatte, wurde schon 1574 von den Türken wieder genommen und der aufständische Woiwode Iwona von der Moldau besiegt und hingerichtet. Selim II. starb am 12. Dec. 1574 an den Folgen des Trunks, nachdem er kurz zuvor den Frieden mit Oesterreich erneuert hatte. Sein Sohn und Nachfolger, Murad III., ein schwacher, beschränkter Mann, war ganz das Spiel der Hof- und Haremsränke und konnte 10 Aufstände der Janitscharen nur durch Geldspenden u. Auslieferung seiner treuesten Diener beschwichtigen. Seine 5 Brüder ließ er erwürgen. Ein Krieg mit Persien (1576—90) endete mit einem für die Türkei vortheilhaften Frieden. In Ungarn dagegen begünstigte das Glück mehr die österreichischen Waffen. Nach Murads III. Tod (Januar 1595) bestieg sein Sohn, Mohammed III., den Thron. Derselbe ließ seine 19 Brüder u. 10 Frauen seines Vaters ermorden, stillte einen Aufruhr der Janitscharen mit Geld und führte den Krieg gegen Ungarn mit abwechselndem Glück fort. Sonst verlebte er seine Tage in schwelgerischer Trägheit. Seine Günstlinge und Sultaninnen regierten, Bestechungen und Ungerechtigkeiten waren allenthalben im Schwang und veranlaßten öftere Empörungen. Mohammed III. starb am 22. Dec. 1603. Sein Sohn und Nachfolger, Achmed I., setzte in der Walachei einen neuen Fürsten ein, ließ ein Heer in Steiermark einfallen und rief 1605 den Fürsten Boczkay von Siebenbürgen zum König von Ungarn aus. Doch kam es schon am 11. Nov. 1606 zum Frieden mit Oesterreich, der zu Sitvatorok auf 20 Jahre geschlossen wurde und im Ganzen für Oesterreich günstig war. Auch mit Persien kam 1612 ein für Abbas den Großen von Persien sehr vortheilhafter Friede zu Stande, der jedoch nur bis 1616 Bestand hatte, wo der Krieg von Neuem ausbrach und abermals zum Nachtheil der Türken ausfiel. Dagegen wurde in der Moldau der von Kosaken vertriebene König wieder eingesetzt und ein Konflikt mit Polen ward durch den Vertrag zu Brussa (27. Sept. 1617) beigelegt. Achmed I. starb am 22. Nov. 1617. Da seine 7 Söhne noch minderjährig waren, so erhielt sein zeither im Gefängniß gehaltener und darin blödsinnig gewordener Bruder Mustapha I. die Regierung. Allein schon nach 3 Monaten wurde er entsetzt u. Achmeds I. ältester Sohn, Osman II., ein sechszehnjähriger Jüngling, zum Sultan ausgerufen. Derselbe schloß mit Persien am 26. Sept. 1618 den Frieden zu Seraw. Die Polen wurden am 20. Sept. und am 6. Okt. 1620 geschlagen. Nachdem er aber 1621 mit 400,000 Streitern das 80,000 Mann zählende polnische Heer bei Choczim viermal vergeblich u. mit großem Verlust angegriffen, sah er sich genöthigt, Ende 1621 Frieden zu schließen. Bald darauf, 20. Mai 1622, stürzten ihn die Janitscharen vom Throne. Mustapha I. bestieg nun wieder den Thron. Er ließ seinen Neffen, Osman II., erdrosseln; aber schon am 30. Aug. 1623 erzwangen die Janitscharen u. Ulemas seine abermalige Absetzung. Sein Nachfolger, Murad IV., Osmans II. fünfzehnjähriger Bruder, zeigte sich bald als herzloser Tyrann. Mit vieler Grausamkeit unterdrückte er verschiedene Empörungen. Mit Ungarn erneuerte er am 13. Sept. 1627 den Frieden zu Szöny auf 25 Jahre. Um diese Zeit entzog sich Murad dem bisherigen Einflusse der Sultanin-Validé u. ihres Günstlings Kislar-Aga Mustapha u. verwaltete nun das Reich mit größerer Energie. Im Okt. 1633 bezwang der Großvezier den Drusenfürsten Fakhr-Eddin, der 30 Jahre lang der Pforte den Gehorsam verweigert hatte; dagegen wurde der Statthalter von Widdin am 22. Okt. 1633 bei Kaminiec von den Polen geschlagen. Der Großsultan selbst entriß den Persern 1635 Eriwan und Tebris und hielt in Konstantinopel einen Triumphzug. Aber schon am 1. April eroberten die Perser Eriwan wieder. In Siebenbürgen nahm die Pforte für Stephan Bethlen gegen Georg Rakoczy Partei; aber die Türken wurden am 3. Okt. 1636 bei Temesvar geschlagen, worauf Rakoczy anerkannt wurde. Im Jahre 1638 zwang Murad Persien zum Frieden, durch welchen Bagdad und ganz Mesopotamien wieder mit der Türkei vereinigt wurden. Auch die Kosaken wurden im schwarzen Meere besiegt und ein Seekrieg mit Venedig zu Gunsten der Pforte beigelegt. Murad IV. starb am 9. Februar 1640 an der Trunksucht. Ueber 100,000 Menschen hatte er hinrichten lassen, darunter mehre seiner Brüder und Günstlinge. Ibrahim, sein einziger noch lebender

Digitized by Google

Bruder, stieg nun aus dem Kerker auf den Thron, ein verworfener Wollüstling ohne Talent und Thatkraft, ein Werkzeug seiner Günstlinge, Weiber und Großen. Im Jahre 1642 wurde Asow den Kosaken wieder entrissen. Die Feindseligkeiten mit Oesterreich, die Rakoczy veranlaßt hatte, wurden 1645 durch Erneuerung des Friedens von Szöny beendet, und 1645 begann der Kampf um die venetianische Insel Kandia, wohin die Malteser eine gefangene türkische Sultanin gebracht hatten. Aber schon am 18. August 1648 wurde Ibrahim in einem Aufstande der Janitscharen und Ulemas erdrosselt. Ihm folgte sein siebenjähriger Sohn Mohammed IV., während dessen Minderjährigkeit große Verwirrung im Reiche herrschte. Am 10. Juli 1651 erlitt eine türkische Flotte von 160 Segeln durch 60 venetianische Schiffe eine Niederlage, die erst am 10. Mai 1654 durch einen Sieg des Kapudan-Pascha gerächt wurde. Mit Polen wurde, nachdem das vereinigte tatarisch-türkische Heer bei Zynkowce geschlagen worden war, am 17. Dec. 1653 zu Kaminiec Friede geschlossen. Im Jahre 1655 brach eine heftige Revolte in Konstantinopel aus, auch in Kleinasien erhoben sich aufs Neue Empörer, u. eine gegen Venedig ausgesendete Flotte wurde am 6. Juli 1656 in der Dardanellenstraße gänzlich geschlagen. Da übernahm der Albanese Mohammed Köprili (Kiuperli) als Großvezier die Leitung des Reichs mit kräftiger Hand. Zwar erlitt die türkische Flotte am 2. Mai 1657 im Golf von Skalanora und am 17. Juli in der Dardanellenstraße von den Venetianern neue Niederlagen; dagegen eroberte Köprili Tenedos und Lemnos wieder, Siebenbürgen dem größten Theil nach und setzte daselbst Barcsay zum Fürsten ein. Einen Aufstand Abasa Hassans in Kleinasien unterdrückte er und leistete dem Tatarkhan gegen Rußland erfolgreiche Hülfe. Köprili's Sohn u. Nachfolger seit 1661, Achmed Köprili, trat mit Geschick und Glück in die Fußstapfen des Vaters. Er siegte im August 1663 bei Gran u. eroberte am 27. Sept. Neuhäusel und dann noch andere Städte. Zwar wurden die Türken am 1. August 1664 bei St. Gotthard von den Kaiserlichen, denen deutsche Fürsten und der König von Frankreich Hülfstruppen gesendet, geschlagen; allein im Frieden von Vesvar verblieben der Pforte ihre Eroberungen. Kandia fiel am 6. Sept. 1669 nach dreijähriger Belagerung, wobei die Osmanen über 100,000 M. verloren. Nur 3 Festungen verblieben in dem darauf abgeschlossenen Frieden den Venetianern. In dem 1672 mit Polen ausgebrochenen Kriege eroberten die Türken zwar Kaminiec, wurden aber von Joh Sobieski, obgleich zwanzigmal überlegen, bei Kotschin aufs Haupt geschlagen. Gleichwohl schloß der König Michael Wisnowiczki von Polen am 18. Sept. 1672 den schimpflichen Frieden zu Buczacz, wodurch er Podolien an die Pforte, die Ukraine an die Kosaken abtrat und sich außerdem noch zu einem jährlichen Tribut verpflichtete. Doch versagte der polnische Reichstag diesem Frieden seine Genehmigung, und am 11. Nov. 1673 wurde der Großvezier bei Chocjim von Sobieski abermals total geschlagen. Nach König Michaels Tode entstanden Wahlunruhen in Polen, wodurch die Türken wieder Vortheile errangen. Aber Sobieski, der nun König geworden, nöthigte sie bald zum Abzug aus Polen. Am 27. Oktober 1674 kam es zum Vertrag zu Buczacz. Drei Tage darauf starb Achmed Köprili u. an seine Stelle trat der wilde Kara Mustapha. Ein Krieg mit Rußland 1677 hatte im Frieden zu Rodzin (11. Febr. 1681) die Abtretung Asows an Rußland zur Folge. Im Jahre 1683 brach in Folge des Aufstands Emmerich Tökely's in Ungarn ein Krieg gegen Oesterreich aus. Kara Mustapha drang bis Wien vor, das vom 14. Juli bis 12. Sept. 1683 belagert u. erst in der höchsten Bedrängniß durch Sobieski entsetzt wurde. Kara Mustapha wurde nach der verlorenen Schlacht bei Parkany am 25. Dec. 1683 zu Belgrad erdrosselt. Aber auch seinem Nachfolger, Ibrahim Scheitan, gelang es nicht, das Waffenglück der Osmanen in Ungarn wieder herzustellen. Oesterreich, Polen und Venedig verbündeten sich wider die Türken, die Mainoten u. Cimarioten empörten sich wider sie, und an Rußland mußte einiges Ländergebiet abgetreten werden. Der Großvezier Ibrahim ward abgesetzt. Aber auch sein Nachfolger, Soliman Aindschi, vermochte keine Wendung des Kriegsglücks zu Gunsten der Türkei zu erzielen. Ofen fiel den 2. Sept. 1686. Der Herzog von Lothringen eroberte viele Städte. Nach dem großen Sieg bei Mohacz (12. August 1687) ergaben sich alle festen Plätze in Slawonien, und auch Siebenbürgen unterwarf sich den Kaiserlichen. Der Großvezier ward hingerichtet und Siwa Pascha sein Nachfolger. Bald darauf stießen die Janitscharen Mohammed IV. vom Thron. Sein Bruder, Soliman III., wurde sein Nachfolger. Derselbe machte 1688 Mustapha Köprili zum Großvezier, einen rechtlich gesinnten und energischen Mann. Derselbe erließ einen Aufruf an alle Muselmänner, sich unter seine Fahnen zu stellen, und zog im Mai 1690 an der Spitze eines starken Heeres zu Felde. Er eroberte Nissa, Semendria, erstürmte Belgrad, schloß Eszek ein und schlug ein heranrückendes Entsetzungsheer. Da starb Sultan Soliman III. am 23. Juni 1691. Sein jüngster Bruder, Achmed II., ward von Köprili mit Zurücksetzung der Söhne Solimans auf den Thron erhoben. Köprili zog mit 100,000 Mann gegen Ungarn, verlor aber nach einem Sieg über die österreichische Vorhut am 19. August bei Szalankemen Schlacht und Leben. England und Holland suchten nun den Frieden mit der Pforte zu vermitteln. Achmed starb jedoch während der Verhandlungen, und sein Nachfolger, Mustapha II., ein Sohn Mohammeds IV., wies den Frieden zurück und begann von Neuem den Kampf gegen die christlichen Mächte. Die Türken schlugen die venetianische Flotte im Archipel, warfen Peter I. von Rußland (Okt. 1695) von Asow zurück u. traten auch in Ungarn siegreich auf, bis sie Prinz Eugen am 11. Sept. 1697 in der Ebene von Zentha entscheidend schlug. Im Frieden von Carlovicz 1699 fielen Siebenbürgen und Ungarn an Oesterreich, Asow an Rußland, Podolien und die Ukraine an Polen u. Morea verblieb bei Venedig. Mustapha II. ward hierauf abgesetzt und an seiner Stelle von den Janitscharen 1703 sein Bruder Achmed III. auf den Thron erhoben. Er war ein träger, dem Sinnengenuß ergebener Fürst. Von Karl XII. von Schweden zum Krieg gegen Rußland bewogen, bewilligte er dem am Pruth

Digitized by Google

eingeschlossenen Czaren Peter I. gegen die Rückgabe von Asow 1711 den Frieden. Im J. 1715 eroberten die Türken Morea, wurden aber vom Prinzen Eugen bei Peterwardein u. Belgrad geschlagen u. mußten 1718 im Frieden von Passarowitz Belgrad, Temesvar u. Theile von Serbien u. der Walachei an Oesterreich abtreten. Auch gegen Persien wurde unglücklich gefochten, so daß Achmed 1730 abgesetzt u. eingesperrt wurde. Ihm folgte Mahmud I., ein Sohn Mustapha's II., der mit den Persern, Russen und Oesterreichern Krieg führte, mit letzteren im Ganzen mit günstigem Erfolg, so daß er im Frieden von Belgrad 1739 diese Stadt mit Serbien und der Walachei zurückerhielt, mit den beiden ersteren dagegen mit weniger Glück. Mahmuds Nachfolger (1754) war sein Bruder Osman III., der nach kurzer unrühmlicher Regierung 1757 starb. Ihm folgte Mustapha III., ein Bruder Achmeds III., der vergeblich Rußlands wachsende Macht unter Katharina II. zu hemmen suchte. Romanzows Siege entschieden das politische Uebergewicht Rußlands. Orlow rief die Griechen zur Freiheit auf, u. bei Tschesme wurde den 16. Juli 1770 die türkische Flotte von der russischen vernichtet. Auch in der Krim machten die Russen Eroberungen. Die am 19. Aug. 1772 zu Fokschani begonnenen Friedensunterhandlungen scheiterten an den hohen Forderungen der Russen. Am 24. Dec. 1773 starb Mustapha III.; sein schwacher Bruder und Nachfolger Abdul Hamid mußte am 21. Juli 1774 den Frieden von Kutschuk-Kainardschi schließen, in welchem die Pforte ihr Hoheitsrecht über die Tataren der Krim, Bessarabiens und des Kuban aufgab, Rußland im taurischen Chersones viele bedeutende Plätze erhielt und freie Schifffahrt im schwarzen u. mittelländischen Meere beanspruchte. Die Pforte erhielt zwar die Moldau und Walachei zurück, verpflichtete sich aber, die dortigen Christen mit Gerechtigkeit zu behandeln. Außerdem machte sie sich anheischig, der Kaiserin Katharina II. 4 Millionen Rubel Kriegskosten zu bezahlen und ihre Flotte sofort aus dem Archipel zurückzuziehen. Zwar brach 1787 der Krieg wieder aus; allein im Frieden zu Jassy (1792) behauptete Rußland nicht nur Taurien, sondern erhielt auch das Land zwischen dem Bug und Dnjestr nebst Oczakow u. Gebietstheilen am Kaukasus. Oesterreich dagegen, das mit Rußland verbündet gewesen und 1777 die Bukowina erhalten hatte, mußte im Frieden zu Sziſtowa (1791) Belgrad zurückgeben. Uebrigens nahm die innere Zerrüttung des türkischen Reichs immer mehr zu und die orientalische Frage wurde eine stehende Aufgabe der europäischen Diplomatie. Frankreich und England suchten die Pforte zu stützen, Oesterreich behielt die unteren Donauländer im Auge. Abdul Hamids Nachfolger, seit 1789, Selim III., ein Sohn Mustapha's III., vermochte der überhand nehmenden Zerrüttung seines Reichs ebenfalls nicht zu steuern. Mehre Statthalter in den Provinzen machten sich unabhängig. Bei den Griechen und mehr noch bei den Serbiern regte sich die Sehnsucht nach Befreiung. Bei den Kämpfen mit Frankreich, ihrem ältesten Verbündeten, hatte die Pforte sich neutral gehalten, bis Bonaparte's Zug nach Aegypten sie am 1. September 1798 zur Kriegserklärung an Frankreich veranlaßte. In Folge davon kam sie unter die Leitung des russischen u. englischen Kabinets. Im J. 1801 erhielt sie Aegypten wieder. Im Divan bildeten sich nun zwei Parteien, eine russisch-britische und eine französische, welche letztere bald das Uebergewicht erhielt und am 20. Dec. 1806 eine Kriegserklärung der Pforte an Rußland veranlaßte, welches die Moldau und Walachei besetzt hatte. Eine englische Flotte, welche am 20. Februar 1807 vor Konstantinopel erschien, mußte die Dardanellen bald wieder verlassen. Aber die Fortschritte der Russen erbitterten das Volk gegen Selim III. und in einer Revolte der Janitscharen am 29. Mai 1807 wurde er abgesetzt. Mustapha IV., ein Sohn Abdul Hamids, mußte die verhaßten Neuerungen seines Vorgängers aufheben. Am 1. Juli 1807 wurde die türkische Flotte von der russischen bei Lemnos gänzlich geschlagen, und im Juli 1808 erregte der Pascha von Rustschuk, Mustapha Bairaktar, eine Gegenrevolution zu Gunsten Selims. Aber Mustapha IV. ließ diesen ermorden. Nun erhob Bairaktar an des abgesetzten Mustapha IV. Stelle dessen Bruder Mahmud II. auf den Thron (28. Juli 1808). Mahmud II., obgleich erst 22 Jahre alt, zeigte bald ungewöhnliche Kraft und Klugheit. Er konnte zwar den Fall seines Großveziers Bairaktar bei einem Aufstand der Janitscharen (16. Nov. 1808) nicht hindern, behauptete sich aber auf dem Throne, machte am 5. Januar 1809 Frieden mit England und setzte den Krieg gegen die Russen mit verdoppelter Anstrengung fort. Aber im Divan errang die russische Partei den Sieg über die französische und die Pforte schloß 1812 den nachtheiligen Frieden von Bukarest, in welchem die Russen einen Theil der Moldau und Landstriche am Kaukasus erhielten. Im Jahre 1817 wurden sogar die Hauptmündungen der Donau an Rußland abgetreten, das drohender als je der Pforte gegenüberstand. Der Aufstand der Griechen seit 1821 versetzte der wankenden Macht des türkischen Reichs neue Schläge. Durch den Vertrag von Akjerman (6. Oktober 1826) wurden Rußland abermals bedeutende Vortheile eingeräumt. Indeß suchte Mahmud durch große Reformen im Innern seinem Reiche aufzuhelfen. Die Janitscharen hatte er bereits im Juni 1826 nach mörderischem Kampfe gänzlich aufgehoben. Das Heer wurde nun nach europäischer Weise eingerichtet und der Krieg mit den Griechen mit Zurückweisung aller angebotenen Vermittlung von Seiten der europäischen Großmächte energisch fortgesetzt. Nach dem Fall der Akropolis von Athen (5. Juni 1827) und der Unterwerfung von Ost- und Westhellas wurden sogar alle Russen, Engländer u. Franzosen aus Konstantinopel verwiesen. Am 26. April 1828 erklärte Rußland den Krieg gegen die Pforte, ein russisches Heer rückte über den Pruth, besetzte Jassy u. Bukarest, trieb die bei Galatz stehenden türkischen Truppen am 10. Mai zurück und eroberte Braila und andere feste Plätze. Am 6. Juli brach die russische Hauptmacht gegen Basardschik auf u. langte am 19. Juli vor Schumla an. Zugleich erschien ein russisches Corps vor Varna, welches am 11. Oktober sich ergab. Glücklicher noch waren die russischen Waffen in Asien. Paskewitsch erstürmte am

Digitized by Google

5. Juli die Festung Kars, nahm Achalkalaki u. nach einem Sieg über 25,000 Mann irregulärer türkischer Truppen (21. August) Achalzik (24. August). Mahmud II. erhob nun Reschid-Pascha zum Großvezier u. erneuerte das allgemeine Aufgebot. Aber auch die russische Armee, deren Oberbefehlshaber Feldmarschall Diebitsch wurde, ward fast bis auf 250,000 Mann verstärkt. Am 18. Febr. 1829 wurde die türkische Flotte unweit Nicopolis überfallen und verbrannt. Im Mai begann die Belagerung von Giurgewo und die Einschließung von Silistria; am 11. Juni wurden die Türken bei Madara gänzlich geschlagen. Silistria ergab sich am 30. Juni, und gleich darauf unternahm Diebitsch, nachdem er vergeblich Friedensunterhandlungen mit der Pforte angeknüpft hatte, den berühmten Uebergang über den Balkan. Am 22. Juli stieg die rechte russische Flügelkolonne bereits den südöstlichen Abhang des Balkan herab, der linke Flügel unter Roth drang bis Paliobona vor und nahm Mesembria ein (23. Juli). Diebitsch rückte mit der 50,000 Mann starken Hauptarmee gegen Adrianopel vor, schlug am 12. August bei Sliwno das Corps des Seraskiers und zog am 19. August in Adrianopel ein. In Asien eroberte Paskewitsch am 8. Juli Erzerum. General Burtzow nahm am 19. Juli die Festung Baiburt und General Simonitsch schlug am 24. August den Pascha von Trapezunt bei Chiumisch-Chane. In Folge dieser schweren Verluste wurde der Großsultan endlich zur Nachgiebigkeit veranlaßt, in Adrianopel ward ein Friedenskongreß eröffnet, und am 14. September 1829 kam der Friede zu Adrianopel zu Stande. Die Pforte erhielt die Moldau, Walachei und Serbien, sowie die eroberten Paschaliks in Asien zurück, mußte aber an russische Unterthanen eine Entschädigungssumme von 1½ Millionen holländischen Dukaten und der russischen Regierung selbst eine Vergütung von 10 Mill. Dukaten, wovon später 3 Mill. erlassen wurden, und große Handelsvortheile gewähren. Noch vor dem Frieden hatte der Sultan auch den londoner Pacifikationsvertrag über Griechenland vom 6. Juli 1827 und das Protokoll vom 22. März 1829 angenommen. Kaum aber hatte die Pforte mit Rußland Frieden geschlossen, so brachen schon wieder Empörungen in Bosnien, Albanien und Macedonien aus, in Kleinasien entstanden Unruhen wegen des Steuerdrucks, in Aleppo erhoben sich die Ueberreste der Janitscharen, und selbst in Konstantinopel entdeckte man geheime Verbindungen. Am meisten aber machten der Pforte der Vicekönig von Aegypten, Mehemed Ali, und dessen Sohn Ibrahim-Pascha, zu schaffen. Bereits 1829 hatte der durch seine Unternehmungen immer mächtiger gewordene Mehemed Ali die Forderung des Sultans, 20,000 Mann unter Ibrahim nach Konstantinopel zu senden, unerfüllt gelassen, doch kam es noch nicht zu Feindseligkeiten zwischen ihm und dem Großsultan. Im Jahre 1830 und 1831 mußten in europäischen und asiatischen Provinzen Empörungen unterdrückt werden. Mahmud II. war bemüht, zweckmäßigere Reformen einzuführen und durch Ertheilung von Amnestie die abtrünnig gewordenen Christen seines Reichs zu beruhigen. Am 1. November 1831 erschien das erste Blatt des „Moniteur ottoman", der ersten türkischen Zeitung, in französischer und türkischer Sprache. Noch Ende 1831 kam es zum völligen Bruch mit dem Vicekönig von Aegypten. Der Pascha von Acre, Abdallah-Pascha, hatte einige tausend flüchtige Fellahs aufgenommen und verweigerte deren Auslieferung an Mehemed Ali. Dieser sendete hierauf im November 1831 ein Heer unter seinem Sohne Ibrahim durch die Wüste nach Syrien, ließ durch eine Flotte von 5 Linienschiffen und 3 Fregatten Cypern nehmen u. bemächtigte sich nach 5 Monate langer Belagerung Ende Mai 1832 der Festung St. Jean d'Acre. Der Großsultan, der den Bannfluch über Mehemed Ali und Ibrahim ausgesprochen, sandte ein Heer unter Hussein Pascha gegen die Aegypter, das jedoch höchst mangelhaft organisirt war und nicht das Geringste auszurichten vermochte. Ibrahim hätte ohne große Schwierigkeiten nach Konstantinopel rücken können, wenn nicht die Russen in Odessa und in anderen Häfen bereit gestanden hätten, um dem Großherrn Hülfe zu leisten. Nach fünfmonatlicher Waffenruhe übergab Mahmud II. dem Großvezier Reschid-Pascha den Oberbefehl. Ibrahim aber bemächtigte sich der fast unüberwindlichen Tauruspässe und schlug am 21. Dec. 1832 bei Konieh die Armee des Großveziers, der selbst schwer verwundet und gefangen wurde, total. Unaufhaltsam drangen nun die Aegypter in Kleinasien vor. Jetzt rief die Pforte am 2. Februar 1833 Rußlands Hülfe an, worauf Ibrahim am 9. Febr. das Vorrücken seiner Armee einstellte und Mehemed Ali am 14. Februar sich bereit erklärte, Frieden zu schließen. Bereits am 20. Februar war ein Theil der russischen Flotte bei Bujukdere erschienen. Der französische Botschafter, Admiral Roussin, vermittelte hierauf am 22. Februar einen vorläufigen Friedensvertrag zwischen der Pforte und Mehemed Ali, nach welchem letzterer Cypern, die Paschaliks Damask, Tripolis, Sayda, Safed, Aleppo und die Distrikte Jerusalem und Nablus als eine persönliche Pachtung erhalten, dagegen sein Heer zurückziehen sollte. An demselben Tage zeigte der Divan der russischen Gesandtschaft an, daß er den Beistand der Flotte ablehne. Als aber Mehemed Ali den Vertrag nicht annahm, erbat sich der Sultan abermals die Hülfe Rußlands. Bereits am 18. März langte ein zweites russisches Geschwader bei Sizopolis an und am 16. war die Vorhut einer russischen Hülfsarmee in Jassy eingerückt. Am 17. April erschienen die Russen bei Silistria und am 23. April erreichte ein russisches Hülfscorps Skutari, ein französisches und britisches Geschwader aber warf am 1. Juli 1833 vor den Dardanellen Anker. Nun erst kam der Friede mit Aegypten in Form eines Amnestiefermans zu Konieh am 4. und 6. Mai 1833 zu Stande. Mehemed Ali erkannte die Oberhoheit der Pforte an und versprach Tributzahlung, erhielt dagegen die Verwaltung von ganz Syrien bis in das taurische Gebirge und unter dem Titel einer Pachtung (Mohassili) Distrikte von Adana und Tarsus und ward in dem Gouvernement von Aegypten und Kandia bestätigt. Am 8. Juli 1833 schloß Graf Orlow den Schutz- und Trutzvertrag von Hunkiar-Skelessi zwischen Rußland und der

Digitized by Google

Pforte auf 8 Jahre, nach welchem letztere allen Feinden Rußlands die Dardanellen schließen und keinem Kriegsschiffe die Einfahrt in das schwarze Meer gestatten sollte. Durch diesen Vertrag hoffte Mahmud II. eine Stütze an Rußland zu finden, deren er um so dringender bedurfte, als sein Reich durch die von ihm unternommene Einführung europäischer Einrichtungen und Sitten nur mehr und mehr in Unordnung und Auflösung gerieth. Bereits im Mai 1833 hatten sich die Bosnier abermals empört, ebenso die Cyprioten, Serbien erklärte sich für unabhängig, der Insel Samos mußte eine besondere Verfassung zugestanden werden, die Arnauten und Albanesen und die Kurden in Asien konnten nur mit Waffengewalt zur Ruhe gebracht werden. Die größte Gefahr aber drohte von Seiten Mehemed Ali's, der ein Heer von 100,000 Mann geübter Truppen schlagfertig machte. Um diesen seinen Todfeind in Syrien angreifen zu können, suchte sich Mahmud II., da ihm in Folge der Abtretung von Adana die Tauruspässe verschlossen waren, einen Weg durch Kurdistan zu bahnen. Hafis-Pascha unterwarf deshalb die Kurden. Aber als eben Mahmud den Kampf gegen Mehemed Ali begann, ereilte ihn der Tod (1. Juli 1839) u. sein sechszehnjähriger Sohn, Abdul-Medschid, bestieg den Thron unter den ungünstigsten Umständen. Die Schlacht bei Nisib am rechten Euphratufer (24. Juni 1839) hatte das türkische Heer bereits vernichtet und am 5. Juli segelte der Kapudan-Pascha Achmed Fewzi nach Alexandria, wo er die ganze Flotte (14. Juli) an Mehemed Ali übergab.

Die einzige verfügbare Armee vernichtet, die einzige Flotte in den Händen des Gegners, die Feinde im Anmarsch gegen die Hauptstadt, auf dem Thron ein kaum dem Knabenalter entwachsener Herrscher, Aufstand und Verrath auf allen Seiten: so war der Zustand des Reichs. Am 27. Juli 1839 überreichten die Repräsentanten der 5 Mächte eine Kollektivnote, worin sie der Pforte ihre Vermittelung versprachen. Da aber Frankreich nicht in Gewaltmaßregeln gegen Mehemed Ali willigte, beschloß die in dieser Angelegenheit zu London eröffnete Konferenz auch ohne Frankreich zu handeln, und es kam der Vertrag vom 15. Juli 1840 zwischen England, Oesterreich, Rußland, Preußen und der Pforte zu Stande, durch welchen Mehemed Ali auf dem Wege der Waffen in bestimmte Schranken zurückgewiesen wurde. Der Hattischerif vom 12. Jan. 1841 stellte den Frieden wieder her. Bald nach der Thronbesteigung des jungen Sultans war am 3. Nov. 1839 im Kiosk von Gülhane der darnach benannte Hattischerif, ein Werk des das Princip des Fortschritts vertretenden Reschid-Pascha, proklamirt worden, eine Art Verfassung des türkischen Reichs, die Rechtsgleichheit und Glaubensfreiheit, auch ein neues Steuersystem geltend machen sollte. Auch Mehemed Ali nahm diesen Hattischerif an und die Statthalter der Provinzen gelobten Gehorsam. Mehre Gesetze wurden erlassen, durch welche die neuen Grundsätze verwirklicht werden sollten. Der Stellenkauf sollte aufhören und die von den Rajahs zu entrichtende Kopfsteuer durch die christlichen Geistlichen erhoben werden. Im Mai 1840 wurde auch ein neuer Strafcodex veröffentlicht im Sinne der neuesten europäischen Gesetzbücher. Dagegen erhoben sich auf allen Brennpunkten des exklusiven Islam, in Albanien, Bosnien und Bagdad, Aufstände, und gegen die Person des Padischah selbst wurden zweimal Mordversuche gemacht (28. Juli und 7. August 1840). Die fanatische Partei gelangte am 14. Dec. 1841 in der Person Izzet Mehemeds ans Ruder, der im völligen Widerspruch mit dem Hattischerif von Gülhane das schimpfliche Abzeichen der Rajahs, das schwarze R auf dem Feß, wiederherstellte und die christlichen Unterthanen der Pforte dem Schutz der auswärtigen Konsuln entzog, auch die Erhebung des Kopfgeldes den türkischen Behörden wieder übertrug. Im Steuerfach erfolgte die vollständigste Rückkehr zu dem System der Verpachtungen. Während in Bulgarien, Albanien und Bosnien die Gährung noch fortdauerte, Kandia noch im Aufstand begriffen war und in Serbien ernste Verwickelungen drohten, wollte der neue Großvezier 30,000 Mann nach Bagdad schicken, um den Grenzstreitigkeiten mit Persien ein Ende zu machen. Aber der Großherr, von ihm gewarnt, entsetzte ihn. Unter den Ministern der nächsten 3 Jahre machten sich besonders Musa Beg, nach Izzet Mehemeds Sturze Finanzminister, und Riza-Pascha, Hofmarschall und Kriegsminister, bemerklich, beide zwar allem Fränkischen abhold, aber eine fanatische Reaktion nicht für zeitgemäß erachtend. Um die türkische Armee nach europäischem Muster in Flor zu bringen, suchte man in anderen Zweigen möglichst zu ersparen. Den Beamten wurde ein Fünftel am Gehalt abgezogen und Steuererhöhung angeordnet. Ein Hattischerif vom 24. Februar 1845 wies die Provinzialbehörden an, aus ihren Bezirken je 2 patriotisch gesinnte Individuen aus den Türken und Rajahs auszuwählen und nach Konstantinopel zu senden, wo sie im Reichsrath über die zur Hebung der Bodenkultur, der Industrie und des Handels erforderlichen Maßregeln befragt werden sollten. Doch wurde diese Anordnung nicht im Sinne der Reformpartei vollzogen. Dem kurze Zeit entsetzt gewesenen Riza-Pascha und dem aus Paris zurückgerufenen Reschid-Pascha wurde der alte, allen Reformen abgeneigte Chosrew-Pascha und der christenfeindliche Rafis-Pascha im Ministerium beigesellt. Die Seele dieses Ministeriums blieb indeß Reschid-Pascha. Zwei neue Ministerien, eines für den Ackerbau und ein zweites für die polizeilichen Angelegenheiten, wurden gebildet, später auch noch ein Ministerium für den öffentlichen Unterricht geschaffen. In Galata Serai wurde eine chirurgisch-medicinische Akademie eingerichtet, ferner wurde eine höhere Lehranstalt gegründet und ein Schulplan für die Kinderschulen und Religionsschulen erlassen. Der Sultan selbst unternahm im Mai 1846 mit Reschid-Pascha eine die angebahnten Reformen fördernde Reise durch seine europäischen Provinzen. Bald darauf (9. Juli 1846) traf Mehemed Ali in Konstantinopel ein, um sich mit dem Padischah zu versöhnen. So günstig sich nun aber auch die Verhältnisse der Pforte zu gestalten schienen, so fehlte es doch auch nicht an unerfreulichen Wirren. In Albanien wüthete jedes Jahr wegen der Steuern und Re-

Digitized by Google

krutenaushebungen der Aufstand, und im Libanon kämpften die Druſen und Maroniten gegen einander. Auch in Kurdistan wurden die Christen verfolgt und erſt ſpät ſchritt die Pforte dagegen ein. Ein drohender Konflikt mit Griechenland wurde nur durch die Mäßigung des Königs Otto ausgeglichen (1847). Gegen die Geltendmachung eines Beſitztitels auf Algier legte die franzöſiſche Geſandtſchaft Proteſt ein. Die Februarrevolution äußerte auch auf die Türkei ihre Rückwirkung, jedoch im umgekehrten Sinne. Die fanatiſche Partei wußte dem Großherrn die weitere Nachahmung europäiſcher Zuſtände im Hinblick auf jene Revolution als gefahrvoll darzuſtellen. Reſchid-Paſcha wurde geſtürzt (27. April 1848). Allein eine Verſchwörung vieler Ulemas, die zunehmende Gährung der Provinzen und Ränke der Miniſter, die ſogar die Entthronung und Ermordung Abdul-Medſchids zum Ziel zu haben ſchienen, bewirkten bald wieder einen völligen Umſchwung. Reſchid-Paſcha wurde wieder ins Miniſterium berufen, an die Stelle der entſetzten Miniſter traten Aali-Paſcha und Riſaat-Paſcha; Riza-Paſcha blieb Kriegsminiſter. Der Hattiſcherif von Gülhane wurde nun wieder im ganzen Reiche in Geltung geſetzt. Zugleich wurden Armee und Flotte auf einen achtunggebietenden Stand erhoben. Die Donaufürſtenthümer ſuchte Reſchid-Paſcha durch Gewährung liberaler Forderungen enger mit der Pforte zu verbinden, was jedoch Rußland durch den Vertrag vom 3. Juli 1840 verhinderte. Ernſtliche Verwickelungen entſtanden für die Pforte durch den Uebertritt der flüchtigen Häupter der ungariſchen Revolution auf türkiſches Gebiet. Die Geſandten Rußlands und Oeſterreichs verlangten die Auslieferung derſelben, während die Englands und Frankreichs die Pforte ermunterten, der Stimme der Menſchlichkeit Gehör zu geben. Die Majorität des Miniſteriums war gegen die Auslieferung, muthete jedoch den Flüchtlingen Uebertritt zum Islam zu, wozu ſich jedoch nur wenige, unter ihnen Bem, verſtanden. Die Geſandten Rußlands und Oeſterreichs brachen hierauf jeden diplomatiſchen Verkehr mit der Pforte ab. Doch verſtändigte ſich dieſe ſpäter mit den beiden Mächten. Die der öſterreichiſchen Regierung mißliebigen Flüchtlinge wurden nach Amerika eingeſchifft. Neue Verwickelungen erwuchſen der Pforte durch den Streit um das heilige Grab, der ſich zwiſchen der franzöſiſchen Republik und Rußland entſponnen. Ein neuer Aufſtand Bosniens wurde durch Omer-Paſcha unterdrückt. Die Gewaltmaßregeln, mit welchen dieſer gegen die Chriſten dabei vorſchritt, und der türkiſcherſeits gemachte Verſuch, auf einem türkiſchen Streifen Landes in Dalmatien Strandbefeſtigungen anzulegen, führten zu einer neuen Spannung zwiſchen Oeſterreich und der Pforte. Am 26. Januar 1852 ward Reſchid-Paſcha ſeines Amtes als Großvezier entſetzt und daſſelbe an Rauf-Paſcha übertragen und damit der alttürkiſchen Partei ein vorübergehender Sieg über die des Fortſchritts, des ruſſiſchen über den engliſchen Einfluß verliehen. Die Angelegenheit des heiligen Grabes fand am 14. Februar eine vorläufige Erledigung in der Anerkennung der Gleichberechtigung aller Konfeſſionen. Reſchid-Paſcha, der ſchon am 5. März wieder zum Großvezier erhoben worden war, wurde im Auguſt wieder durch Aali-Paſcha verdrängt, der jedoch ſchon am 3. Oktober dem bisherigen Marineminiſter Mehemed-Ali-Paſcha weichen mußte. Indeſſen waren namentlich in Aſien die Zuſtände wieder ſehr gefahrdrohend geworden. Die arabiſche Bevölkerung im öſtlichen Syrien und in Meſopotamien befand ſich in offenem Aufſtande; in Jemen erlitten die Türken eine völlige Niederlage. Gegen Montenegro war Omer-Paſcha mit einem 55,000 Mann ſtarken Armeecorps aufgebrochen, ohne weſentliche Vortheile erringen zu können. Die begonnenen Feindſeligkeiten wurden durch einen Befehl von Konſtantinopel bald wieder eingeſtellt. Am 7. Januar 1853 übergab der öſterreichiſche Geſchäftsträger der Pforte eine Note, welche verſchiedene Forderungen hinſichtlich der bosniſchen Chriſten, der ungariſchen Flüchtlinge, der Zollaufſchläge auf öſterreichiſche Ein- und Ausfuhrartikel und der Anſprüche öſterreichiſcher Unterthanen an die Pforte enthielt. Nach anfänglicher Ablehnung dieſer Forderungen ſagte letztere, durch die drohende Haltung Oeſterreichs eingeſchüchtert, am 14. Febr. die Erfüllung derſelben zu. Kaum aber war der Konflikt mit Oeſterreich geſchlichtet, als Rußland wieder feindſelig gegen die Türkei auftrat. Der Flügeladjutant des Kaiſers, Fürſt Menſchikow, erſchien in beſonderer Miſſion in Konſtantinopel, wo er am 2. März in rauher, verletzender Weiſe auftrat und eine Note überreichte, welche einen förmlichen Vertrag hinſichtlich der heiligen Orte verlangte. Ueber die darauf folgenden Verhandlungen und den ſich daraus entwickelnden orientaliſchen Krieg ſ. Ruſſiſches Reich (Geſch.). Noch im Dec. 1853 hatte der Sultan drei Hattiſcherifs in Bezug auf Serbien, die Moldau und die Walachei unterzeichnet, worin das Protektorat Rußlands für aufgehoben erklärt, die Rechte dieſer Länder aber vom Sultan von Neuem beſtätigt wurden. Am 7. Sept. 1854 wurden 6 höhere Staatsbeamte beauftragt, die Gebrechen der Verwaltung, des Finanzweſens und der Rechtspflege aufzuſuchen und die zur Beförderung der Volkswohlfahrt erforderlichen Maßregeln vorgeſchlagen. Am 8. Oktober 1854 wurde der Sklavenhandel überhaupt und namentlich der der Cirkaſſier mit ihren Kindern und Verwandten unterſagt. Das Miniſterium, welches der Sultan am 13. Mai 1853 unter dem Großvezier Muſtapha gebildet hatte, der ſich weder den Weſtmächten noch Rußland zuneigte, war am 27. Mai 1854 aufgelöſt worden. Mehemed-Küprisli-Paſcha, früher Geſandter in London, wurde Großvezier, Reſchid-Paſcha blieb Miniſter des Aeußern, Razi-Paſcha ward Kriegsminiſter, Halil-Paſcha Marineminiſter, Arif-Paſcha Polizeiminiſter. Im Lauf des Jahres 1855 wurde Aali-Paſcha wieder Großvezier, Fuad-Paſcha Miniſter des Aeußern, Mehemed-Ruſchdi-Paſcha Kriegsminiſter. In Bezug auf die Verhältniſſe der Chriſten in der Türkei erließ der Sultan am 8. Februar 1856 einen Hattiſcherif zur Befeſtigung und Erweiterung desjenigen von Gülhane, wodurch eine neue Ordnung der Dinge begründet werden ſollte. Die hauptſächlichſten Punkte waren: gleicher Genuß der Rechte ohne

Digitized by Google

Unterschied des Standes und der Religion, Schutz der Person, des Eigenthums, der Ehre; Bestätigung aller den nicht mohammedanischen Gemeinden gewährten geistlichen Freiheiten u. Rechte; Erhaltung des kirchlichen Vermögens in seinem Bestande; feste Besoldung der Geistlichen nach Rang u. Würde mit Wegfall ihrer bisherigen Einnahmen; das Recht, eigne Kirchen, Schulen, Hospitäler, Kirchhöfe zu haben; volle Freiheit in der Ausübung jedes Glaubensbekenntnisses; Zulassung der Rajahs zu Staatsämtern; öffentliche und mündliche Verhandlungen vor gemischten Gerichten; Zulassung jedes Eides und vor Zeugen jedes Glaubens; öffentliche Verhandlung von Civilsachen vor gemischten Provinzialräthen in Gegenwart des Regierungspräsidenten und Richters im Orte; Gesetzbücher über Verbrechen und Strafen, Handelsangelegenheiten und Gerichtsverfahren sollen baldmöglichst erscheinen; Verbesserung des Gefängnißwesens und der Strafanstalten, sowie der Polizei; Gleichheit der Besteuerung, gleiche Verpflichtung zum Kriegsdienst, jedoch mit Loskauf und Stellvertretung; das Recht für Fremde, Grundeigenthum zu erwerben; Aufhebung der Staatseinnahmeverpachtung; allmählige Einführung unmittelbarer Steuererhebung; Festsetzung der Gemeindeabgaben nach billigem Verhältniß ohne Gefährdung der Arbeit; Verbesserung der Verkehrswege und Verkehrsmittel; jährliche Festsetzung und Veröffentlichung der Staatseinnahmen und Ausgaben; Berufung von Notabeln (auch christlichen) aus allen Theilen des Reichs zur Theilnahme an den Berathungen über allgemein wichtige Angelegenheiten im Verein mit dem Divan; Gründung von Banken u. Geldgeschäftsanstalten zur Hebung des Handels, Ackerbaues, Gewerbfleißes und zur Verbesserung des Münz- und Finanzwesens; Wissenschaft, Kunst- und Geldkräfte Europa's sollen möglichst benutzt werden zur Erreichung dieser Zwecke. Mit Glocken zum Gottesdienst zu läuten und neue Kirchen zu bauen, sollen die Christen zwar nicht berechtigt sein; doch genehmigte die Regierung alle Gesuche, den Bau neuer Kirchen betreffend, und gestattete den Griechen zu Konstantinopel auf Ansuchen des französischen Gesandten den Gebrauch der Glocken. An den am 28. Februar 1856 zu Paris eröffneten Friedenskonferenzen nahmen der Großvezier u. der türkische Gesandte zu Paris Theil u. am 30. März kam daselbst der Friede zu Stande. Rußland trat einen Theil von Bessarabien ab; auf dem schwarzen Meere sollten Rußland und die Türkei nur kleinere Kriegsschiffe (jedes 10) zur Bewachung der Seeküsten halten; die Türkei wurde in das europäische Staatensystem aufgenommen und ihre Untheilbarkeit und Selbstständigkeit gewährleistet. Der londoner Vertrag vom 13. Juli 1841 über die Schließung der Dardanellen und des Bosporus wurde erneuert, das Verhältniß Serbiens zur Pforte und seine Verfassung unverändert unter den Schutz der den Frieden schließenden Mächte gestellt. Den gleichen Schutz sollten unter Oberhoheit des Sultans die Moldau und Walachei genießen, über die Veränderung ihrer Verfassung aber eine in Bukarest zusammenkommende Kommission entscheiden. Im August verließen die englischen und französischen Hülfstruppen vollends die Türkei; nur die englische Kriegsflotte blieb im schwarzen Meere und die österreichische Besatzung in den Donaufürstenthümern bis zur vollständigen Ausführung des Friedensvertrags. Mit den Niederlanden schloß die Pforte im März 1857 einen Handelsvertrag. Weniger erfreulich gestalteten sich die inneren Verhältnisse des Reichs. Im Januar 1857 wurde durch die Vermittelung eines englischen Agenten eine neue Anleihe von 300 Millionen Piastern abgeschlossen. Neben der Durchstechung der Landenge von Suez tauchten mehre Eisenbahnprojekte auf, wie das einer Bahn von Smyrna nach Aidin und das der sogenannten Euphratbahn, welche von Seleucia nach Dschaber-Kalissi führen und den Verkehr vom Mittelmeere nach dem persischen Meerbusen und von da nach Ostindien vermitteln sollte. Von den Dardanellen an sollte längs der Euphratbahn ein elektrischer Telegraph errichtet werden. Die Ausführung dieser Projekte ward Engländern übertragen. Im November 1856 trat wieder eine Ministerveränderung ein; Reschid wurde von Neuem Großvezier, Riza Kriegsminister, Ethem Minister des Aeußern. Am 6. Jan. 1857 wurde von einer Konferenz von Bevollmächtigten der im pariser Kongreß versammelt gewesenen Mächte die Grenze zwischen Rußland und der Türkei dahin festgestellt, daß sie längs dem Trajanswall, die Städte Bolgrad und Tabak der Moldau zutheilend, bis zum Jalpuk sich erstrecken, und daß Rußland auf dem rechten Ufer dieses Stromes die Stadt Komrat behalten, daß ferner die im Westen der neuen Grenzscheide gelegenen Gebiete der Moldau zugetheilt werden sollten, mit Ausnahme des Donaudelta's und der Schlangeninseln, welche unmittelbar an die Türkei zurückfallen sollten. Spätestens am 30. März sollte diese Grenzregelung bewerkstelligt sein. Die Oesterreicher räumten hierauf die Donaufürstenthümer und die englische Flotte die inneren Gewässer der Türkei. Nach dem Abzug auch der türkischen Truppen aus den Fürstenthümern ordnete die türkische Regierung die Einberufung der beiden Specialrathsversammlungen (Divans ad hoc) an, welche die Wünsche der rumänischen Bevölkerung der niedergesetzten europäischen Kommission mittheilen sollten. Es handelte sich dabei hauptsächlich um die Vereinigung der beiden Fürstenthümer, welche Frankreich, Rußland und Sardinien begünstigten, Oesterreich und England aber mit der Türkei zu hindern suchten. Am 23. Mai wurde der elektrische Telegraph zwischen Adrianopel und Philippopel dem Betrieb übergeben. Ministerwechsel kamen auch 1857 mehrfach vor. In den Donaufürstenthümern siegte bei den Wahlen die Unionspartei. Der Divan der Moldau wurde am 4. Okt. 1857 eröffnet, am 11. Oktober der der Walachei. Beide sprachen sich für die Aufrechterhaltung der Rechte der Fürstenthümer, für Vereinigung derselben in einen einzigen Staat Rumänien, für Einsetzung eines fremden erblichen Fürsten aus einer europäischen Herrscherfamilie, für Neutralität des Gebiets der Fürstenthümer und für Verleihung der gesetzgebenden Gewalt an eine gewählte Versammlung von Vertretern der Nation aus. Der Minister des Aeußern, Aali-Pascha, protestirte in einer Cirkulardepesche vom 23. Sept.

Digitized by Google

1857 gegen das Vereinigungsprojekt und wiederholt in einem Cirkular vom 28. Oktober. Ende 1857 wurden die Divans aufgelöst. Seit Juni 1857 gährte es in Bosnien und der Herzegowina. Die Gegend zwischen Mostar und der montenegrinischen Grenze befand sich in vollem Aufstande. Fürst Danilo von Montenegro wurde von den Türken beschuldigt, den Aufstand zu unterstützen, und nach der Ermordung eines montenegrinischen Priesters brachen die Montenegriner 800 Mann stark gegen Zupci vor u. trieben die Türken bis zur Citadelle von Trebinje zurück. Am 11. Mai 1858 brachten sie den Türken eine vollständige Niederlage bei. Mit Montenegro kam es hierauf zum Frieden auf den Grundlagen des Status quo von 1856. Die Christen der Herzegowina aber unterwarfen sich unter billigen Bedingungen den 14. Juli 1858. Auch auf der Insel Kandia hatten sich die Griechen erhoben, hauptsächlich wegen der Konskriptionssteuer. Die Ermordung eines Türken durch einen jungen Griechen (20. Juli 1858) rächte die muselmännische Bevölkerung dadurch, daß der Grieche gehängt wurde. Dem nun in größerem Maßstabe drohenden Aufstande der Christen wurde dadurch vorgebeugt, daß Allen, welche die Waffen ergriffen hatten, Amnestie bewilligt und den Wünschen der christlichen Bevölkerung in Bezug auf freie Religionsübung, auf Steuern und Wahl der Bezirksvorstände entsprochen wurde. Die in der Umgebung von Mekka wegen Aufhebung des Sklavenhandels entstandene aufständische Bewegung, in Folge deren am 15. Juni 1858 das englische Konsulat in Dschidda von einem Volkshaufen gestürmt, der Konsul Page ermordet und auch dem französischen Konsul Eveillard, sowie noch mehren Christen ein gleiches Loos bereitet wurde, führte am 25. und 26. Juli ein Bombardement der letzterwähnten Stadt von Seiten des englischen Kriegsschiffes Cyclops herbei. Auch schickte die Pforte Ismail-Pascha nach Dschidda, welcher auf Grund eines großherrlichen Fermans 11 Rädelsführer des Aufstandes hinrichten ließ. In Serbien war am 9. Oktober 1857 ein Komplot gegen das Leben des unbeliebten Fürsten Alexander entdeckt worden. Unter dem Einfluß des als außerordentlicher Kommissär nach Belgrad geschickten Ethem-Pascha wurde die den Verschwörern zuerkannte Todesstrafe in Verbannung verwandelt. Am 22. Mai 1858 trat in Paris die beschlossene Konferenz behufs Organisation der Donaufürstenthümer zusammen. Am 2. Oktober wurde der Staatsvertrag ratificirt, nach welchem die vereinigten Fürstenthümer der Moldau und Walachei unter der Oberhoheit des Sultans sich frei verwalten, die öffentlichen Gewalten in jedem Fürstenthum einem Hospodar und einer gewählten Versammlung unter Mitwirkung einer beiden Fürstenthümern gemeinsamen Centralkommission anvertraut werden sollten. Die Moldau sollte $1^1/_2$, die Walachei $2^1/_2$ Millionen Piaster Tribut an die Pforte entrichten, die auf Lebenszeit zu wählenden Hospodare vom Sultan die Investitur erhalten, die Minister verantwortlich sein, jedes Fürstenthum sein bestimmtes Budget, die Versammlungen das Steuerbewilligungsrecht haben, in Fokschani sollte ein gemeinschaftlicher oberster Gerichts- u. Kassationshof nebst der aus 16 Mitgliedern zusammengesetzten Centralkommission seinen Sitz haben, Gleichheit vor dem Gesetz und Abschaffung aller Monopole eintreten. Die Fürsten Alexander Ghiko und Bogorides legten die Regierung in die Hände dreier provisorischer Kaimakamen nieder, von welchen die Listen zur Wahl der andern Hospodare aufgestellt werden sollten. Hinsichtlich der montenegrinischen Grenzregulirung sprach sich die deshalb am 14. Oktober 1858 in Konstantinopel zusammengetretene Kommission dahin aus, daß die Distrikte Grochow und Jupa an Montenegro abgetreten werden, der Distrikt von Kutschi aber unter türkische Herrschaft zurückfallen sollte. Redschid-Pascha, der durch den Einfluß des englischen Botschafters Lord Stratford de Redcliffe wieder in das Ministerium eingetreten war, starb plötzlich den 7. Januar 1858, worauf Aali-Pascha Großvezier und Fuad-Pascha Minister des Aeußern wurde. Durch zwei Fermans vom 17. und 26. August 1858 sollte der Finanznoth abgeholfen werden. Mehemed-Köprisli-Pascha wurde zum Kapudan-Pascha, Ruschdi-Pascha zum Tanfimatpräsidenten ernannt, die vier Schwiegersöhne des Sultans, Aali-Ghalib, Ethem, Mahmud und Ilhami-Pascha, ihrer Stellen enthoben. Ein Anlehen von 5 Millionen Pfund Sterling wurde abgeschlossen, eine Municipalität für Konstantinopel und die Vorstädte behufs der öffentlichen Sicherheit errichtet. Telegraphenlinien wurden von Konstantinopel nach Belgrad einerseits und nach Kleinasien andererseits hergestellt. In Serbien dankte der Fürst Alexander Karageorgewitsch ab und Fürst Milosch wurde durch die Skuptschina wieder eingesetzt. Die Pforte ertheilte demselben am 12. Januar 1859 die Investitur, ohne jedoch die Erblichkeit anzuerkennen. Die moldauische Nationalversammlung trat in Jassy am 9. Januar 1859 zusammen und wählte am 16. den Oberst Johann Alexander Cusa zum Fürsten der Moldau, welcher nun den Namen Alexander Johann I. annahm. Derselbe wurde auch von der am 3. Febr. 1859 eröffneten Nationalversammlung der Walachei am 5. Februar zum Fürsten der Walachei ernannt und hielt am 20. seinen Einzug in Bukarest. Die Bevollmächtigten der Großmächte, welche am 7. April in Paris zusammengetreten waren, gaben erst am 6. Sept. ihre Zustimmung dazu, daß dem neuerwählten Fürsten die Investitur als Hospodar der Moldau und Walachei ertheilt wurde, was dann auch durch zwei Fermans der Pforte geschah. Am 18. Dec. löste der Fürst die Nationalversammlungen beider Fürstenthümer auf. Bis Ende 1859 wurde auch die türkisch-montenegrinische Grenzfrage zum Abschluß gebracht. Im Januar 1859 wurden die eigentlichen, bisher noch straflos gebliebenen Anstifter des Blutbades in Dschidda, welche zu den vornehmsten Einwohnern der Stadt gehörten, in Folge des energischen Auftretens französischer und englischer Agenten ergriffen und hingerichtet. Der Durchstechung der Landenge von Suez stellte England Hindernisse entgegen. Auf der Insel Kandia kam es zwischen den Christen und Türken wiederholt zu blutigen Auftritten. Am 17. September 1859 wurde in Konstantinopel eine Verschwörung gegen die Person des Sultans

Digitized by Google

entdeckt, welche die Errichtung einer Militärherrschaft bezweckt zu haben scheint. Die Verschwornen wurden mild behandelt. Die Vertreter der pariser Vertragsmächte erließen am 3. Okt. 1859 ein Memorandum an die Pforte, in welchem sie Reformen in der Verwaltung, Beseitigung der Mißbräuche, Sparsamkeit und gleiche Rechte der Christen und Muselmanen verlangten. Ein am 15. Oktober erlassener Hattischerif war gegen die Unordnung in den Staatsausgaben gerichtet. Als aber Aali-Pascha auf Grund desselben eine strenge Kontrole der Ausgaben im Departement des Kriegs, der Marine und besonders der Civilliste forderte, wurde schon am 18. Okt. Mehemed-Köprisli-Pascha an seiner Stelle zum Großvezier ernannt, jedoch am 20. Dec. durch Mahomed-Ruschdi-Pascha ersetzt. Im Jahre 1860 dauerten die Streitigkeiten mit Serbien noch fort. Im Mai 1860 schickte Fürst Miloſch eine Deputation nach Konstantinopel, welche Anerkennung der Erblichkeit seiner Fürstenwürde, Räumung Serbiens durch die Türken und Abschaffung des serbischen Grundgesetzes von 1838 fordern sollte. Die Pforte lehnte diese Forderungen ab, erkannte aber nach dem Tode des Fürsten Miloſch (26. Sept.) dessen Sohn Michael Obrenowitsch III. als dessen Nachfolger an. In Rumänien veranlaßte die Opposition der Versammlungen mehrfache Ministerwechsel. Fürst Cusa, der sich Ende September nach Konstantinopel begab, fand daselbst eine gute Aufnahme. In Montenegro folgte dem am 11. Aug. in Cattaro von einem flüchtigen Montenegriner ermordeten Fürsten Danilo dessen Neffe Nikolaus, Sohn des Mirko Petrowich. Dieser suchte sich mit dem Pascha von Skutari über die Grenzfrage friedlich auseinander zu setzen. In den der türkischen Herrschaft unmittelbar unterworfenen Provinzen, in Bosnien, der Herzegowina, in Bulgarien, Macedonien, Thessalien und Epirus befanden sich die Christen fortwährend in großer Bedrängniß. Rußland suchte in einer Note vom 5. Mai die Großmächte zu einem gemeinsamen Einschreiten für die Christen in der Türkei zu veranlassen. Ein Ministerwechsel in Konstantinopel war die Folge der russischen Vorschläge. Mehemed-Köprisli-Pascha wurde wieder Großvezier. Derselbe wurde beauftragt, die Beschwerden der Christen in den Provinzen anzuhören und die Ungerechtigkeiten abzustellen. Er reiste über Varna nach Schumla, Rustschuk, Widdin, Sophia, Monastir und kehrte über Salonichi nach Konstantinopel zurück, ohne daß seine Reise in dem Stande der Dinge etwas änderte. In Bulgarien entstand eine Bewegung auf kirchlichem Gebiete. Lossagung vom griechischen Patriarchen in Konstantinopel, Bildung eines unabhängigen Bisthums oder Union mit der römischen Kirche, das waren die Fragen, welche die Gemüther bewegten. Der steigenden Finanznoth konnte durch ein unter sehr ungünstigen Bedingungen in Paris abgeschlossenes Anlehen von 400 Millionen Francs nur wenig abgeholfen werden. Im Libanon, der von Maroniten und Drusen bewohnt war, waren schon seit Jahren öfters Unruhen ausgebrochen. Im Laufe des Jahres 1860 kam es hier zu sehr blutigen Auftritten. Am 27. Mai 1860 wurden etwa 500 Maroniten in Baabda unweit Beirut von den Drusen angegriffen u. zersprengt. Dabei erlaubten sich die letzteren Plünderungen, Brandschatzungen und Greuel aller Art. Auch die Muselmanen verübten die ärgsten Excesse an den Christen. Die in Hasbeya und Rascheya von den Drusen belagerten Christen wurden, nachdem sie wegen Mangel an Lebensmitteln ihre Waffen an den türkischen Gouverneur Osman-Bey gegen das Versprechen, ihnen Schutz zu gewähren, abgeliefert hatten, von diesem wehrlos den Drusen ausgeliefert und von denselben ermordet. Zahlé, der befestigte Ort der Maroniten, wurde unter den Augen türkischer Truppen am 18. Juni von den Drusen erstürmt. In Deïr-el-Kamar wurde ebenfalls Verrath an den Christen begangen und eine bedeutende Zahl derselben niedergemetzelt. Die schrecklichsten Greuel aber wurden in Damascus an den Christen begangen. Dort wurden ihrer mehr als 6000 in 6 Tagen ermordet; ja alle christlichen Bewohner der Stadt würden ums Leben gekommen sein, wenn sich nicht Abd-el-Kader der Verfolgten ritterlich angenommen hätte. Auf die Nachricht von diesen Greuelscenen, welche ganz Europa in Aufregung versetzten, beschlossen die Großmächte zu interveniren. Aber ein förmlicher Vertrag hierüber kam erst am 5. September zu Stande. Mittlerweile war bereits am 17. Juli Fuad-Pascha als außerordentlicher Pfortekommissar in Beirut angekommen; am 29. Juli zog derselbe mit 3000 Mann in Damascus ein, wo er zahlreiche Verhaftungen vornehmen ließ, aber die vornehmen Hauptanstifter verschonte. Erst als französische Truppen unter Beaufort d'Hautpoul (16. August) ankamen, sah sich Fuad-Pascha zu ernstlicherem Einschreiten genöthigt. Am 27. August wurden 57 Schuldige in Damascus gehängt und 111 erschossen. Auch mehre höhere türkische Beamte und Achmet-Pascha, Gouverneur von Damascus während des Blutbades, Osman-Bey und Andere wurden hingerichtet. 15 Anführer der Drusen wurden in Beirut gefangen genommen. Am 22. December wurden mehre derselben abgeurtheilt. In Moktara wurden 20 Drusenanführer zum Tode verurtheilt, dann aber zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt. Sicherheit und Rückerstattung ihres Eigenthums erlangten die Christen aber nur an solchen Orten, wo französische Truppen standen, wie in Beirut, Sayda, Deïr-el-Kamar, Kab-Elias und Zahlé. Die Drusen nahmen eine drohende Stellung im Hauran an und die Türken thaten nichts, um die Christen zu entschädigen. Frankreich trug daher auf Verlängerung der Okkupation an, und so verließen die französischen Truppen Syrien erst am 5. Juni 1861, nachdem den Christen Entschädigung in Aussicht gestellt worden war. Auch wurde die Verwaltung des Libanon neu organisirt (9. Juli 1861). Ein einziger christlicher Gouverneur wurde zunächst auf 3 Jahre in Deïr-el-Kamar angestellt, der direkt von Konstantinopel abhängen sollte. Ein katholischer Armenier, Daoud-Pascha, wurde mit diesem Amte betraut. Die Ruhe wurde nun ziemlich wieder hergestellt. Am 25. Juni 1861 starb der Sultan Abdul-Medschid. Ihm folgte sein Bruder Abdul-Aziz. Derselbe ließ sofort Veränderungen im

Digitized by Google

Regierungspersonal vornehmen und stellte vielfache Reformen in Aussicht. Aber im Ganzen blieb Alles beim Alten. Die Finanznoth wurde immer drückender. Durch eine Handelskrisis wurden in Konstantinopel zahlreiche Bankerotte veranlaßt. Am 14. April wurden 1250 Millionen Piaster Papiergeld mit Zwangskurs für das ganze Reich ausgegeben, ein Zwangsanlehen von 150 Millionen Piaster erhoben und eine Wechselkasse mit 375 Millionen Kapital gegründet. Im December trat jedoch schon eine neue Handelskrisis in Konstantinopel ein, im März 1862 schloß die Pforte ein neues Anlehen in London ab. Mit Frankreich war am 29. April 1861 ein Handelsvertrag abgeschlossen worden, welcher die Franzosen den meistbegünstigten Nationen gleichstellte. Aehnliche Verträge kamen auch mit Italien und Belgien zu Stande. Die Lage der Christen in Bulgarien wurde 1861 nicht gebessert, obwohl auf Antrieb des russischen Gesandten Reformen verheißen wurden. Sie kamen nicht zur Ausführung. Auch die kirchlichen Wirren dauerten noch fort. Die Bischöfe Hilarion und Auxentius, welche vom griechischen Patriarchen exkommunicirt worden waren, erließen ein Manifest vom 8. Jan. 1861, in Folge dessen ihnen einige Concessionen angeboten wurden, die sie aber nicht annahmen. Sie wurden hierauf abgesetzt und verbannt, die Bulgaren aber der griechischen Kirche dadurch nur noch mehr entfremdet. Ein großer Theil derselben ließ sich in den Schooß der katholischen Kirche aufnehmen. Ein Archimandrit, Joseph Sokolski, wurde als unirter Erzbischof von Bulgarien vom Papst geweiht und von der Pforte bestätigt. Nach seinem plötzlichen Verschwinden aus Konstantinopel am 18. Juni 1861 wurde der bulgarische Priester Arabajeski zum Administrator der unirten Bulgaren ernannt. In den Donaufürstenthümern fanden 1861 wiederholt in Folge vielfacher innerer Schwierigkeiten Ministerwechsel Statt. Fürst Cusa hatte schon im Oktober 1860 in Konstantinopel Vereinigung der beiden Versammlungen und Ministerien und eine Reform des Wahlgesetzes verlangt. Aber erst am 4. December 1861 erkannte die Pforte die zeitweilige Union der Fürstenthümer an. Am 23. December wurde diese Vereinigung zu einem Staate Rumänien in Bukarest und Jassy proklamirt, ein einziges Ministerium gebildet und auch den 5. Februar 1862 die erste einheitliche gesetzgebende Versammlung nach Bukarest berufen. Mit Serbien dauerte der Zwiespalt noch fort. Die Pforte protestirte gegen die von der am 18. August zusammengetretenen Skuptschina beschlossene Bildung einer Nationalmiliz, Organisation des Senats und Vertretung des Fürsten im Auslande, England und Frankreich unterstützten sie dabei. In der Herzegowina und an der montenegrinischen Grenze begannen mit dem Jahre 1861 neue Unruhen. Die Montenegriner rächten gegen sie verübte Gewaltthätigkeiten mit Raub und Plünderung, die Rajahs erhoben sich, von Montenegrinern unterstützt, in der ganzen Herzegowina. Ein wüthender Kampf entbrannte und fiel meist zum Nachtheil der Türken aus. Der Hauptleiter des Aufstandes, Luka Wukalowics, eroberte und zerstörte die Thürme von Suttorina und stellte dadurch eine Verbindung mit dem Meere her. Die Pforte beauftragte im April Omer-Pascha mit der Pacifikation des Aufstandes. Ihn begleitete eine europäische Kommission. Eine Zusammenkunft Omer-Pascha's mit den Führern des Aufstandes in Castelnuovo auf österreichischem Gebiet hatte keinen Erfolg. Omer-Pascha ergriff nun die Offensive und blokirte Montenegro. Die europäische Kommission löste sich im Oktober 1861 auf. Eine von Luka Wukalowics in dem Bezirk von Suttorina errichtete Batterie wurde von österreichischen Soldaten zerstört. Im Frühjahr 1862 rückte Omer-Pascha von Trebinje aus gegen die Bergvölker vor, stieß aber auf hartnäckigen Widerstand. Nach blutigen Gefechten bei Kristitza (16. April) und am Skutarisee (18. April und 6. Mai) nahmen die siegreichen Bergvölker die Stadt Nicsich ein. Erst seit Mitte Mai neigte sich das Kriegsglück mehr auf die Seite der Türken, die an Zahl den Bergbewohnern weit überlegen waren. Derwisch-Pascha, Omer-Pascha's Untergeneral, schlug am 5. Juni im Passe von Uskok die Montenegriner, die der Fürst selbst befehligte. Am 25. August schlugen die Türken abermals die Bergvölker, nahmen Rieka ein und drangen bis in die Nähe von Cettinje vor. Die Pforte verlangte Anerkennung der Suzeränität, das Durchzugsrecht für türkische Truppen, Herausgabe der Gefangenen, Unterlassung jeder Hülfsleistung für die Aufständischen in der Herzegowina. Fürst Nikolaus nahm diese Bedingungen an, nur die Anerkennung der Suzeränität verweigernd. Am 13. Sept. unterzeichnete er das vom 31. August datirte Friedensinstrument, welches die Grenze Montenegro's nach der von der gemischten Kommission 1859 festgesetzten Demarkationslinie regelte, den Montenegrinern den Hafen von Antivari als Freihafen eröffnete, gegenseitige Freilassung der Gefangenen und Erstattung der geraubten Gegenstände bestimmte, den Montenegrinern feindliche Züge über die Grenze untersagte und den Türken die Besetzung mehrer Punkte im Innern Montenegro's gestattete. Der Großwoiwode Mirka Petrowich, das Haupt der montenegrinischen Kriegspartei, wurde vom Staatsdienst ausgeschlossen. Rußland legte gegen die durch Montenegro anzulegende Militärstraße Protest ein. Auch in Serbien war es im Juni 1862 zu offenen Feindseligkeiten gegen die Türken gekommen. Die Stadt Belgrad wurde in Folge davon von letzteren bombardirt. Erst am 4. Sept. 1862 wurden die serbischen Händel von einer Konferenz der Gesandten der pariser Vertragsmächte auf Grundlage des Status quo ante beigelegt. Die Serben sollten die in der Stadt Belgrad errichteten Vertheidigungswerke, die Türken die Festungen Sikol und Uschiza schleifen, die Besitzungen der Muselmanen in Belgrad gegen Entschädigung an die serbische Regierung überlassen, die Gerichtsbarkeit der serbischen Behörden über die ganze Stadt und Vorstadt Belgrads erstreckt werden, alle Muselmanen, welche noch in andern, abgesehen von den fünf festen, Plätzen wohnten, Serbien verlassen. Am 6. Okt. wurde der betreffende Ferman dem Fürsten Michael überreicht und von demselben durch eine Proklа-

Digitized by Google

mation bekannt gemacht. In Syrien regten sich die Drusen 1862 aufs Neue, der Pascha von Damascus mußte sich in mehre Gefechte mit ihnen einlassen. In Armenien fanden Ermordungen von Christen Statt, und Asis-Pascha, Statthalter von Marasch, überfiel friedliche Dörfer und verübte Greuel aller Art. Handelsverträge wurden mit Rußland (28. Februar), Schweden (11. März), Spanien und dem deutschen Zollverein (19. und 20. März) und Oesterreich (22. Mai) abgeschlossen. Der Gebrauch, die männlichen Kinder kaiserlicher Prinzessinnen zu tödten, wurde endlich vom Sultan abgeschafft. Eine Zeitlang litt der Sultan an einer heftigen nervösen Aufregung, welche sogar den Eintritt geistiger Störungen befürchten ließ. Während der Revolution in Griechenland schickte die Pforte einige Truppen an die griechische Grenze. Im December 1862 entstand unter den Montenegrinern eine große Aufregung wegen des von den Türken in Montenegro behufs Errichtung einer Militärstraße in nahe Aussicht gestellten Blockhäuserbaues. Oesterreich u. Frankreich machten bei der Pforte den Vermittelungsvorschlag, daß die Straße zur Kommercialstraße erklärt und nur die Anfangs- und Endpunkte derselben befestigt werden sollten. Eine nach Konstantinopel gesandte montenegrinische Deputation erwirkte hierzu die Einwilligung der Pforte (7. März 1863). Im Jahre 1863 ereigneten sich mehrfache Ministerwechsel, die jedoch keine politische Bedeutung hatten. Am 18. Januar starb der Vicekönig von Aegypten, Said-Pascha. Sein Nachfolger, Ismael-Pascha, begab sich zur Huldigung nach Konstantinopel, erhielt vom Sultan die Investitur und schenkte ihm dafür eine Dampffregatte. Hinsichtlich der Arbeiten am Suezkanal kam es zwischen dem neuen Vicekönig und der Pforte zu keiner vollständigen Einigung. Letztere wollte ihre Einwilligung dazu nur unter der Bedingung geben, daß der Kanal für neutral erklärt, die Zwangsarbeit aufgehoben und von der Kompagnie Verzicht auf den Besitz der den Kanal umgebenden Territorien geleistet würde. Am 7. April hatte der Sultan mit 7 Kriegsschiffen und einem großen Gefolge dem Vicekönig von Aegypten einen Gegenbesuch in Alexandria abgestattet. Zur Hebung des Staatskredits wurde nach längeren Verhandlungen mit dem pariser Crédit mobilier und der osmanischen Bank in London ein Vertrag wegen Errichtung einer neuen Bank mit einem Kapital von 6,530,000 Pfd. Sterl. abgeschlossen. Außerdem wurden Ersparnisse verschiedener Art angestrebt. Der Sultan selbst verzichtete auf einen bedeutenden Theil seiner Civilliste, viele Großwürdenträger folgten seinem Beispiel; auch wurden viele überflüssige Beamte, jedoch nur Christen, ihrer Stellen entlassen. Auf der andern Seite aber verschwendete der Sultan bedeutende Summen an die Soldaten seiner Garde und die Mannschaften der Flotte. In Syrien wurde den Entschädigungsberechtigten kein voller Schadensersatz. Auch fehlte es nicht an blutigen Zusammenstößen der feindlichen Parteien am Libanon, selbst Damascus wurde von zwei der vornehmsten Drusenscheichs mit einem Ueberfall bedroht, der nur durch das energische Auftreten der Konsuln verhindert wurde. In Bosnien und der Herzegowina fanden ebenfalls wiederholt unruhige Auftritte, ja Mord und Plünderung Statt. Auf der Insel Rhodus wurden am 22. April durch ein Erdbeben in 22 Dörfern über 2000 Häuser zerstört. Serbien, welches eine bedeutende Waffeneinfuhr vorgenommen hatte und eifrigst rüstete, veranlaßte die Pforte, Truppen an der serbischen Grenze zusammenzuziehen. Doch wurde die Sache nach einem heftigen Notenwechsel wieder beigelegt. In den Donaufürstenthümern fand der Fürst Cusa sowohl im Volk als in der Kammer eine starke Opposition. Die Kammer sprach sich sogar für Einsetzung eines andern europäischen Fürsten aus. In diese Streitigkeiten mischte sich die Pforte nicht weiter ein. Um die Mitte des Jahres 1863 fand sogar in Konstantinopel eine türkische Industrieausstellung Statt, die jedoch nur von geringer Bedeutung war. Im Jahre 1864 hatte die Pforte zwar keine Aufstände mit Waffengewalt zu bekämpfen, auch waren ihre Beziehungen zu den auswärtigen Mächten im Ganzen befriedigend, aber die innere Auflösung schritt fort. Die Finanznoth wurde gesteigert durch unsinnige Verschleuderungen für Luxusbauten nach europäischem Geschmack, für Militärspielereien nach europäischem Muster und für eine Flotte, die keinen Zweck hat, während Beamte und Soldaten aus Mangel an Mitteln nur zu oft mit ihrer Besoldung im Rückstand blieben. Unter den tributären Staaten, die sich aber mehr und mehr der Unabhängigkeit von der Türkei entschlagen und Selbstständigkeit erstreben, blühte unter dem Vicekönig Ismael-Pascha Aegypten bei einer überaus sorgfältigen Finanzverwaltung sichtbar auf; hier faßt die europäische Kultur wirklich festen Fuß, während man in Konstantinopel nur den Schein davon anzunehmen weiß. In Tunis empörte sich im April 1864 die arabische Bevölkerung wider den Bey wegen der von ihm eingeführten Neuerungen. Die Aufständischen verlangten die Abschaffung der Verfassung, die Herabsetzung der Kopfsteuer u. die Entfernung des ersten Ministers u. des Schatzmeisters. Der Bey mußte schon am 25. April die Kopfsteuer von 72 Piaster wieder auf 36 ermäßigen. Auch die Verfassung nahm er am 1. Mai zurück. Die Aufständischen bestanden aber auch noch auf der Entlassung der Minister. Nun langte (5. Mai) ein türkischer Kriegsdampfer auf der Rhede von Tunis an und ein ganzes türkisches Geschwader folgte. Der französische Konsul aber legte sofort energischen Protest gegen jede Einmischung der Pforte in die Händel des Bey mit seinen Unterthanen ein. Am 22. Mai trafen auch bereits 5 französische Kriegsschiffe unter dem Viceadmiral Bouez-Villaumez vor Tunis ein. Auch ein starkes italienisches Geschwader unter Admiral Albini lagerte sich vor der Stadt. Die Insurgenten legten aber die Waffen noch nicht nieder. Die Stadt Sfax an der Seeküste fiel (23. Mai) in ihre Hände. Am 8. Juni entließ der Bey den verhaßten Finanzminister. Nachdem er am 28. Juli die Kopfsteuer noch weiter von 36 auf 20 Piaster herabgesetzt, auch die übrigen Abgaben für aufgehoben erklärt, zugleich aber auch neue Truppen angeworben hatte, unterwarf sich ihm am 27. Juli

Digitized by Google

ein Theil der Insurgenten. Am 1. August konnte der Bey den fremden Konsuln die Wiederherstellung des Friedens notificiren, und am 24. Sept. verließen das türkische und zu gleicher Zeit auch die europäischen Geschwader die Rhede von Tunis. Im Oktober erlitt der Rest der Aufständischen eine Niederlage von den Truppen des Bey bei Kala Schiran. Die Unterwerfung derselben war damit vollendet. Serbien und Montenegro verhielten sich während des ganzen Jahres ruhig. Die Grenzstreitigkeiten mit Montenegro wurden am 4. August durch eine gemischte Kommission zur Zufriedenheit beider Theile geordnet. Der aus der Herzegowina geflüchtete Luka Wukalowics wurde auf Befehl des Fürsten im Distrikt Krajowa internirt. In den Donaufürstenthümern oder in Rumänien fand 1864 eine große Umwälzung Statt, indem Fürst Cusa, unzufrieden über die hartnäckige Opposition, welche die Bojaren und ihre Partei seiner Regierung machten, am 14. Mai die zusammengetretene Nationalversammlung, die sich weigerte, mit dem Ministerium in Unterhandlung zu treten, durch Dekret auflöste und den Versammlungssaal mit Gewalt räumen ließ. Weitere Dekrete unterbreiteten das neue Wahlgesetz der allgemeinen Abstimmung des Volks und hoben das bestehende Preßgesetz auf. Die Bojaren wagten keinen Widerstand wider diesen Staatsstreich, und die Pforte sowohl als die europäischen Großmächte als Garanten der Traktate bestätigten mit einigen Modifikationen die Maßregeln des Fürsten. Sämmtliche Staatsbeamte mußten den Staatsstreich gut heißen oder ihre Entlassung eingeben. Ein Tedeum ward angeordnet, um für den Entschluß des Fürsten, der dem Volke Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit gegeben, Gott zu danken; die Journale wurden durch rasch auf einander folgende Verwarnungen zum Schweigen gebracht. Am 20. Mai gab das ganze Oberlandesgericht in Bukarest seine Entlassung ein. Aber die meisten Beamten fügten sich und erkannten den Staatsstreich an. Die allgemeine Volksabstimmung über das neue Wahlgesetz fiel ganz zu Gunsten desselben aus. Am 5. Juni ging Cusa mit großem Gefolge nach Konstantinopel und wurde vom Sultan äußerst gnädig empfangen (8. Juni). Am 15. Juli wurde das neue Wahlgesetz und das neue Statut, durch welches die Bildung eines Senats verfügt wurde, publicirt. Das Budget ward durch ein Dekret des Fürsten oktroyirt. Am 26. August erließ der Fürst ein von dem Minister Cretzulesco ausgearbeitetes und vom Staatsrath berathenes Ruralgesetz, das die Frohnden gegen Entschädigung aufhob, den Bauern Grundeigenthum verlieh und mit dem 23. April 1865 in Kraft treten sollte. Die Generalrathswahlen fielen ganz im Sinne der Regierung aus (8. Nov.). Sämmtliche Generalräthe richteten an den Fürsten Glückwunsch- und Dankadressen, ja zwei davon beschlossen, ihm Ehrenstatuen zu errichten. Auch die Wahlen zur neuen Nationalversammlung fielen entschieden zu Gunsten der Regierung aus. Die bisherige Bojarenpartei sah sich ganz von derselben ausgeschlossen (7. Dec.). Am 18. Dec. eröffnete Fürst Cusa beide Kammern mit einer Thronrede. Am 11. Januar 1865 dekretirte derselbe die Einführung des gregorianischen Kalenders. Der Senat erwies sich ganz als ein Werkzeug Cusa's. Am 16. Januar wurde in ihm beantragt, die Dynastie Cusa's für erblich zu erklären. Am 20. März wurde die Telegraphenlinie zwischen Konstantinopel und Teheran eröffnet. In Rumänien trat die Opposition gegen den Patriarchen von Konstantinopel immer entschiedener hervor. Der von demselben nach Bukarest gesandte griechische Priester Kleobulos, der dem Fürsten Cusa Vorstellungen gegen die Einführung der Civilehe, gegen die Errichtung einer rumänischen, von Konstantinopel völlig unabhängigen Synode u. gegen die Umwandlung des Patriarchen und der Bischöfe der Fürstenthümer in bloße Staatsbeamte machen sollte, wurde von der Regierung ohne Weiteres über die Grenze geschafft und das von beiden Kammern votirte, vom Fürsten aber bisher noch nicht sanktionirte Gesetz über Wahl und Absetzung des Patriarchen und der Bischöfe an demselben Tage (24. Mai) sanktionirt. Als der kinderlose Fürst Cusa ein Kind adoptirte und ihm den Titel eines Prinzen ertheilte, protestirten die Pforte und Rußland dagegen. In Serbien wurde am 25. Mai das fünfzigjährige Jubiläum der Unabhängigkeit Serbiens feierlich begangen. Fürst Michael ließ sich von seiner kinderlosen Gemahlin scheiden, wies ihr aber 20,000 Dukaten jährlicher Einkünfte an, die volle Hälfte seiner Civilliste. In Bulgarien und Bosnien fanden wieder Lossagungen vom Patriarchen von Konstantinopel Statt. In Aegypten brach die Cholera seit dem 28. Juni mit solcher Heftigkeit in Alexandria und Kairo aus, daß der Vicekönig nach Konstantinopel floh. Am 15. Juli zeigte die Suezkanalkompagnie dem europäischen Handelsstande an, daß der schiffbare Weg zwischen dem mittelländischen und dem rothen Meere mit diesem Tage eröffnet sei. Im Libanon erregte der Maronitenhäuptling Joseph Karam neue Unruhen. In den Donaufürstenthümern behauptete sich Cusa den ihm feindlichen Parteien gegenüber. Ein Auflauf in Bukarest, der vielleicht von der Regierung selbst provocirt war, wurde in brutaler Weise unterdrückt. Fuad-Pascha erließ (2. Sept.) eine ermahnende Note an den Fürsten, welche dieser am 23. Nov. mit schroffer Abweisung jeder Einmischung der Pforte in die innern Angelegenheiten Rumäniens erwiederte. Am 17. Dec. eröffnete er die Kammern abermals mit einer Thronrede. In Konstantinopel wüthete am 6. und 7. Sept. eine ungeheure Feuersbrunst. Zur Beseitigung der steigenden Finanznoth machte Fuad-Pascha den Vorschlag, die Moscheengüter einzuziehen. Die Frage wurde auch vom Ministerconseil ernsthaft erwogen. Der Scheich-ül-Islam widersetzte sich aber dem Plane. Hinsichtlich der in Rumänien eingezogenen Klostergüter erklärte die europäische Kommission dem Patriarchen von Konstantinopel, daß nur von einer Entschädigung, nicht von einer Rückgabe der Klostergüter die Rede sein könne. Am 23. Dec. wurden die Paschaliks Macedonien, Thessalien, Epirus und Rumelien zu Einer Provinz mit der Hauptstadt Monastir vereinigt und Omer-Pascha zum Gouverneur derselben ernannt. Zu Anfang 1866 wurde die Erbfolge in Aegypten so weit geregelt, daß es dazu nur noch der

Digitized by Google

Zustimmung der europäischen Mächte bedurfte. Zur Anerkennung des von den Rumänen zum Fürsten erwählten Prinzen von Hohenzollern erklärte sich die Pforte unter der Bedingung bereit, daß der nach Konstantinopel zu entrichtende Jahrestribut der Fürstenthümer von 250,000 auf 500,000 Piaster erhöht, die Investitur vom Fürsten in Konstantinopel persönlich eingeholt und die neue Konstitution Rumäniens der großherrlichen Genehmigung unterbreitet werde. Nachdem schon in Thessalien in Folge des Einfalls griechischer Freischaaren Unruhen entstanden waren, erhoben sich auch die Griechen auf Kandia, erklärten (August 1866) ihre Unabhängigkeit u. zogen die griechische Flagge auf. Die griechische Regierung zeigte den Gesandten der Schutzmächte an, daß sie bei der Lage der griechischen Bevölkerung auf Kandia nicht theilnahmlos bleiben könne, aber, bevor sie weitere Schritte thue, die Antwort der Großmächte abwarten wolle. In Athen bildete sich eine patriotische Gesellschaft von Kandioten, gegen deren Duldung der türkische Gesandte Beschwerde führte. Zugleich wurde Mahmud-Pascha mit Truppen nach der Insel gesandt, um mit den Insurgenten zu verhandeln und nöthigen Falls mit den Waffen gegen sie einzuschreiten. Auch an der griechischen Grenze wurden türkische Truppen zusammengezogen, da aus Epirus und Thessalien Bitten um Hülfe zu einem Aufstande an Griechenland gerichtet wurden. 40 epirotische Ortschaften wurden von ihren Bewohnern verlassen, indem sich dieselben in die Gebirge flüchteten und ihre Unabhängigkeit erklärten. Mitte September erklärten die Insurgenten auf einer Generalversammlung ihren Anschluß an Griechenland. Auch in Epirus war die Bewegung in fortwährendem Wachsen und man erwartete einen allgemeinen Aufstand. In Syrien schlugen die Drusen, von ausgewiesenen Beduinen unterstützt, eine Abtheilung türkischer Truppen. Obwohl auf Kandia die Aufständischen vor der türkischen Uebermacht in die Gebirge zurückweichen mußten, so wurde doch der Kampf mit Erbitterung fortgesetzt. Nachdem aber die ersteren bei Krissa (Nov.) geschlagen worden waren und noch in 3 anderen Treffen den Kürzern gezogen hatten, warfen Viele die Waffen weg, u. man glaubte die Insurrektion als unterdrückt ansehen zu können, wiewohl der Kampf in den Gebirgen noch fortdauerte. Den noch unter den Waffen stehenden Insurgenten wurde (Dec.) eine fünftägige Frist zur Unterwerfung bewilligt, und die türkischen Behörden traten wieder in Thätigkeit. Doch war die Ruhe noch keineswegs völlig hergestellt. Als auch in Thessalien neue Unruhen ausbrachen, erklärte die Pforte, daß alle Angriffe auf ihre Autorität in den Provinzen von Griechenland aus angeregt und ermuntert würden. Im Jan. 1867 geschahen von Seiten mehrer Großmächte in Konstantinopel Schritte, um die Pforte zu bewegen, den Rajahs Konzessionen zu machen und namentlich die wirkliche Durchführung der längst verheißenen Reformen in den Provinzen ernstlich in die Hand zu nehmen. Der Aufstand in Kandia loderte zwar in Folge neuer Zuzüge noch einmal auf, doch ließ die Pforte (Ende Januar) die Unterdrückung desselben amtlich anzeigen und erklärte zugleich ihre Bereitwilligkeit, die Verwaltung der Insel in liberaler Weise zu organisiren und Vertreter der Kandioten behufs weiterer Verhandlungen nach Konstantinopel zu berufen. Im Februar trat ein neues Ministerium ein, bestehend aus Ali-Pascha (Großvezier), Fuad-Pascha (Aeußeres), Mehmed Rudschi (Krieg), Kiamil-Pascha (Staatsrathspräsident).

Vergl. Knolles, General History of the Turks, Lond. 1610, fortgesetzt von Riccaut und Manley bis 1687, das. 1687, 2 Bde.; Mignot, Histoire de l'Empire Ottoman jusqu'à la paix de Belgrad en 1740, Par. 1771, deutsch von Wachsmuth, Mitau 1774, 3 Bde.; Mouradgea d'Ohsson, Tableau général de l'empire ottoman, Par. 1788 bis 1824, 7 Bde., deutsch von Beck, Leipz. 1788—93, 3 Bde.; Geschichte des osmanischen Reichs von seiner Entstehung bis auf die neuesten Zeiten, Wien 1811, 4 Bde.; Rampoldi, Annali Muselmani, Mail. 1822, 12 Bde.; von Wackerbarth, Die früheste Geschichte der Türken bis zur Vernichtung des byzantinischen Kaiserthums, Hamburg 1822; Pallas, Histoire abrégée de l'Empire ottoman, Paris 1825; Hammer-Purgstall, Geschichte des osmanischen Reichs, 2. Aufl., Pesth 1834—36, 10 Bde.; Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reichs ꝛc., Hamb. u. Gotha 1840 ff. (bis 1863 7 Bde.); Pouqoulat, Histoire de Constantinople, Par. 1853, 2 Bde.; Lamartine, Histoire de la Turquie, das. 1854, Leipz. 1854, 8 Bde.

Türkisch Roth, s. Rothfärben.

Tuff, allgemeine Bezeichnung für lockere, mürbe Gesteine, insbesondere alle die durch Wasser abgelagerten Anhäufungen vulkanischer Eruptionsprodukte, die als Trachyttuff, Basalttuff, Phonolithtuff, vulkanischer T., Pausilipptuff ꝛc. unterschieden werden.

Tuffkalk (Tuffstein), s. v. a. Kalktuff (s. Kalkspath).

Tuffwacke, s. v. a. Tuff.

Tugend, der Etymologie nach s. v. a. Tauglichkeit, Tüchtigkeit, dem jetzigen Sprachgebrauch nach insbesondere diejenige Tüchtigkeit, Ordnung und Harmonie des geistigen Lebens, welche auf der zur Gewohnheit gewordenen Bethätigung der sittlichen Freiheit und Thatkraft beruht. Der Begriff der T. entspricht durchaus dem Begriff des Sittengesetzes und der moralischen Pflicht. Da nun diese in einer Mehrheit von Normen bestehen, in sofern das Wollen und Handeln des Menschen auf verschiedene Interessen gerichtet sein kann, so pflegt man zwischen der „T. im Allgemeinen" und einzelnen T.en zu unterscheiden. Letztere lassen sich auf einige Hauptarten, die sogenannten Kardinaltugenden, zurückführen, deren Namen von verschiedenen Philosophen verschieden angegeben werden. So nennt Socrates, der die T. darein setzte, daß man das Gute, das man thun solle, erkenne und das Erkannte im Handeln ausprage, sie also von der Weisheit abhängig machte, als solche die Gottesfurcht, Enthaltsamkeit, Tapferkeit, Gerechtigkeit; ähnlich Plato, der die Weisheit, Mäßigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit als Haupttugenden empfahl, die T. selbst aber in die Nachahmung Gottes setzte. Aristoteles, der eine intellektuelle u. ethische T. unterschied, von denen die letztere ihm

Digitized by Google

die im Leben erworbene Vollkommenheit des vernünftigen Begehrens war, hob unter den ethischen T.en die Tapferkeit, Mäßigkeit, Freigebigkeit, geschmackvolle Prachtliebe, Großsinnigkeit, Sanftmuth, Wahrhaftigkeit, Artigkeit, Freundschaftlichkeit, Sittsamkeit und Gerechtigkeit als Kardinaltugenden hervor. Die Epikuräer setzten die T. vorherrschend in den Genuß, die Stoiker in Entbehrung, in welcher sie ein naturgemäßes Leben fanden. Die Stoiker unterschieden eine dreifache T.: eine logische in Bezug auf die Erkenntniß, eine physische in Bezug auf die natürliche Beschaffenheit und eine ethische in Bezug auf die sittliche Beschaffenheit des Menschen. Die Neuplatoniker nahmen eine niedere oder politische u. eine höhere T. der sich reinigenden u. mit Gott vereinigenden Seele an. Die Scholastiker hielten sich in wissenschaftlicher Hinsicht an die platonischen und aristotelischen Bestimmungen; die christlichen oder theologischen T.en nannte man aber im Gegensatze zu den philosophischen: Glaube, Liebe, Hoffnung. Von den neueren Philosophen setzte Wolf die T. in die Fertigkeit, seinen Zustand immer vollkommener zu machen; Kant bestimmte sie als moralische Stärke des Willens des Menschen in Befolgung seiner Pflicht oder in der Unterordnung der Neigungen und Begierden unter die Vernunft. Ueberhaupt hat jede Schule den Begriff der T. nach Dem bestimmt, was ihr als der Ausdruck des sittlichen Ideals galt. Als sittliche Eigenschaft gedacht, die ihren Grund in der sittlichen Freiheit findet, kann die T. weder gelehrt, noch gelernt werden; sofern aber die sittliche Entwickelung eines Menschen durch Unterricht, Zucht ꝛc. gefördert werden kann, ist die T. lehr- und lernbar.

Tugendbund, der „sittlich-wissenschaftliche Verein", der sich im Frühjahr 1808 zu Königsberg bildete und sich zum Zweck setzte: die durch das Unglück verzweifelten Gemüther wieder aufzurichten, physisches und moralisches Elend zu lindern, für volksthümliche Jugenderziehung zu sorgen, die Reorganisation des Heeres zu betreiben, Patriotismus und Anhänglichkeit an die Dynastie allenthalben zu pflegen ꝛc. Diesen offenen Bestrebungen reihte sich die geheime Tendenz an, die Abschüttelung des französischen Jochs anzubahnen. In Schlesien und in Pommern fand die Idee Anklang, weniger in der Mark, am wenigsten in Berlin, wo nur vier Mitglieder gewonnen werden konnten. Uebrigens wirkte Manches zusammen, was einer größeren Ausbreitung des Vereins hinderlich ward. Viele ängstliche Vorsteher von Civil- und Militärbehörden verboten ihren Untergebenen den Beitritt. Vielen erschienen die Statuten zu weit aussehend und unpraktisch, am meisten schadete dem Verein aber das voreilige Hervorbrechen seiner Mitglieder Dörnberg und Schill 1809. Die Zahl der Theilnehmer soll sich auf höchstens 334 belaufen haben. Unter ihnen fanden sich Namen, wie Boyen, Witzleben, Grolmann, von Thile, von Ribbentorp, Merkel, Krug, Eichhorn, Manso u. A., wogegen Andere, welche man als Hauptträger der ganzen Idee zu betrachten pflegte, wie Stein, Niebuhr, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Stägemann, Schleiermacher ꝛc., nie zum Verein gehört haben. Derselbe theilte sich in fünf Kammern: für Erziehung u. Volksbildung, für Wissenschaft u. Kunst, für Volkswohlstand, für äußere Polizei und für innere Polizei. An der Spitze stand ein hoher Rath von fünf Gliedern, deren eines als Censor über die Beobachtung der Gesetze wachte und die Streitigkeiten schlichtete. Aufgenommen konnte jeder unbescholtene christliche Preuße werden. Kein Theilnehmer durfte über den Verein schreiben, noch vor Nichttheilnehmern über denselben sprechen. So konnte man meist nur Vorträge halten, die aber höchstens die Mitglieder begeistern konnten. Die Abtheilung für Kunst u. Wissenschaft trat gar nicht ins Leben. Die Abtheilung für Volkswohlstand hat es nur zu einigen rein örtlichen Speiseanstalten und einigen Industrieschulen gebracht. Am 9. Dec. 1809 dekretirte der König auf Drängen Napoleons I. durch eine Kabinetsordre die Auflösung des Vereins. Später wendete sich der Haß der Reaktionspartei in Preußen gegen den längst aufgelösten, aber in seinen volksthümlichen Ideen und Strebungen noch fortwirkenden Bund. Besonders war es der Geheimerath Schmalz, der sich als Denunciant erhob und dadurch unter Anderem die Gegenschriften des Professors Krug (ehemals Censors des Vereins) hervorrief: „Das Wesen und Wirken des T.es" (Leipzig 1816) und „Darstellung des unter dem Namen des T.es bekannten sittlich-wissenschaftlichen Vereins" (Berl. 1816). Vergl. Voigt, Geschichte des sogenannten T.es, Berlin 1850.

Tuggurt (Tuggurtha), Hauptort der Oase Wad-Rir im südlichen Theile der algerisch-französischen Provinz Konstantine, in ungesunder, sumpfiger Lage, durch die dort herrschenden Fieber berüchtigt, ist eine der Hauptetappen der Wüste, hat lebhaften Handel und 3000 Einwohner.

Tuilerien, der kaiserliche Residenzpalast in Paris, s. Paris.

Tuisco, s. Thuisco.

Tula, europäisch-russisches Gouvernement, zu Großrußland gehörig, grenzt im Norden an das Gouvernement Moskau, im Osten an Rjäsan und Tambow, im Süden an Orel, im Westen an Kaluga und umfaßt 557,12 QMeilen mit (1861) 1,174,670 Einwohnern, meist Russen, mit einigen Ansiedlern untermischt. Das Land ist im Allgemeinen flach mit nur einigen Hügeln, mäßig fruchtbar, stellenweise steppenartig und hat nur wenig Waldungen. Das Klima ist mild und sehr gesund. Die bedeutendsten Flüsse sind die Oka (theilweise Grenzfluß gegen Westen und Norden), Ostra, Plawa, Upa und der hier entspringende Don. Hauptprodukte sind Getreide, Hanf, Lein, Hülsenfrüchte, Oelgewächse, Gemüse und etwas Obst. Das Thierreich liefert die gewöhnlichen Hausthiere und etwas Jagdwild, das Mineralreich Eisen, Gyps, Kalk und Torf. Die hauptsächlichste Erwerbsquelle ist Ackerbau, weit geringer vertreten ist die Viehzucht. Der wichtigste Industriezweig ist Eisen- und Stahlwaaren-, besonders Gewehrfabrikation, außerdem etwas Lein- und Tuchweberei. Der Handel vertreibt namentlich Getreide, Hanf, Lein und Stahlwaaren und hat seinen Hauptsitz in der Stadt T. und Bjelew. Die im Bau begriffene Eisenbahn von

Digitized by Google

Moskau nach Odessa durchschneidet das Gouvernement.

Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements, an der Mündung der Tuliza in die Upa und an der (im Bau begriffenen) Eisenbahn von Moskau nach Odessa, gehört zu den größten und gewerbthätigsten Städten des russischen Reichs und ist der Sitz eines Civilgouverneurs, der Gouvernementsbehörden und eines Bischofs, welcher den Titel Bischof von T. und Bjelew führt. Hauptgebäude sind die Himmelfahrtskirche, die Allerheiligenkirche, auf dem höchsten Punkte außerhalb der Stadt, das Exercirhaus und die Gouvernementsgebäude. T. hat 28 Kirchen, mehre Klöster, ein Gymnasium, ein geistliches Seminar, ein adeliges Erziehungsinstitut und mehre andere Lehranstalten, einige Armenhäuser, ein Zucht-, Arbeits- und Findelhaus, ein Arsenal, ein Museum von Industrieprodukten, ein Theater und eine große kaiserliche Gewehrfabrik, welche 1712 von Peter dem Großen gegründet wurde, jetzt über 7000 Arbeiter beschäftigt und jährlich 70,000 Gewehre, eine große Menge blanke Waffen und treffliche andere Stahl- und Eisenwaaren liefert. Die tulaischen Waaren aus Stahl und Eisen (physikalische und mathematische Instrumente, Messer ꝛc.), aus Weißkupfer und anderen Kompositionen, besonders dem sogenannten Tulametall (s. Niello), wie Theekessel, Dosen, Galanteriewaaren ꝛc., sind selbst im Ausland berühmt. Ferner sind noch zu erwähnen Gerbereien und Juftenfabriken, Talgschmelzereien, Fabrikation von Seife, Kerzen, Siegellack, Parfümerien, Chemikalien, Handschuhen, Möbeln und Wollzeuchen ꝛc., Brauereien und Brennereien. Ein wichtiger Industriezweig ist ferner die Kultur von Zier- und Gartenpflanzen. Die Bevölkerung der Stadt belief sich 1861 auf 57,996 Einwohner. Sehr beliebt sind in Petersburg und Moskau die in den Gehölzen der Umgegend von T. gefangenen tulaischen Nachtigallen. T. wird zuerst 1150 erwähnt. Im 13. Jahrhundert gehörte es zum Fürstenthum Rjäsan, gegen Ende des 14. Jahrhunderts kam es unter die Tataren und fiel später an Moskau. Im Jahre 1514 wurde es mit Mauern umgeben; die erste Gewehrfabrik wurde 1632 von dem Holländer Vierins angelegt. Am 11. Juli 1834 verlor die Stadt gegen 2000 Häuser durch eine Feuersbrunst und wurde danach schöner wieder aufgebaut.

Tulametall, s. v. a. Niello.

Tulcza (Tultscha, Tuldscha), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Silistria, rechts an der Donau, von welcher sich hier die Sulina und der Kedrille- oder Georgewsköarm scheidet, hat einige Befestigungen, die 1853 verstärkt wurden, einen stark besuchten Hafen und 5000 Einwohner, meist Kosaken, die viele Vorrechte genießen. T. wurde 1789 von dem russischen Contreadmiral Ribas erstürmt. Hier am 9. Juli 1791 Sieg der Russen unter Repnin über 20,000 Türken, die zerstreut wurden.

Tulipa *L.* (Tulpe), Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen, charakterisirt durch die 6blätterige glockige Blüthenhülle, den einblüthigen Stengel und die fleischige braunhäutige Zwiebel, perennirende Zwiebelgewächse in Südeuropa, Sibirien, Kleinasien und am Kaukasus. Die gemeine Gartentulpe (Tulipa Gesneriana *L.*) wird 1—3 Fuß hoch, hat ei-lanzettförmige oder lanzettförmige, graublaugrüne, wellenförmige Blätter und trägt ihre Blume, deren Färbung ursprünglich karmoisinroth, im Grunde gelblich ist, aufrecht auf einem am Grunde verdünnten Stengel. Die Gartentulpe wurde 1559 durch Konrad Gesner aus Kleinasien nach Europa gebracht und Tulpe genannt wegen der Aehnlichkeit der Blume mit dem Turban (Tulbend) der Türken. Später haben besonders die Holländer außerordentlichen Fleiß auf ihre Kultur verwandt, und ihnen verdanken wir eine zahllose Menge Spielarten. Die Liebhaberei für Tulpenzwiebeln war früher so groß, daß eine seltene Varietät oft mit 1000 — 4000 Gulden und noch höher bezahlt wurde. Jetzt übersteigt der Preis der schönsten und seltensten Varietäten selten die Summe von 6 — 10 Gulden. Man unterscheidet als Hauptvarietäten: Früh- und Spättulpen. Die frühen Tulpen mit kürzerem Stengel, blühen an einem warmen Standorte schon im April oder noch früher und lassen sich sehr gut treiben. Ihre Hauptfarben sind: weiß, gelb, roth und purpurroth, einfarbig oder schön geflammt. Von den Spättulpen kultiviren die holländischen Blumisten an 1000 Varietäten und theilen sie in einfarbige (Expektanten oder Muttertulpen) und bunte und gestreifte Tulpen. Nach der Beschaffenheit ihrer Zeichnung theilt man sie in Pikotten, Bizarden und Konkordien. Die gefüllt blühenden Varietäten werden von den Blumisten den einfachen nachgesetzt. Die Monströsen (Perroquet- oder Papageientulpen) haben sehr große, unförmliche Blumen von schöner Farbe (gelb und roth), mit weit abstehenden, zerrissengefransten Kronblättern. Die Blume biegt den Schaft zur Erde nieder. Die Pflanzung der Zwiebeln geschieht vom Anfang bis gegen Ende des Oktober, 4 — 8 Zoll tief, je nachdem die Zwiebeln stark sind und der Boden mehr oder minder feucht und locker ist. Die Beete müssen bei strengem Froste mit Laub und dergl. (wenn keine Schneedecke schützt) bedeckt werden; leichter Frost und mäßiger Regen schaden den Zwiebeln nicht. Werden die Gartentulpen Jahr aus Jahr ein in denselben Boden gepflanzt, so verschlechtern sie sich mehr und mehr. Nach dem Absterben der Blätter und des Schaftes werden die Zwiebeln bei trockenem Wetter herausgenommen, an einem schattigen Orte getrocknet, von der Nebenbrut befreit und bis zur Pflanzzeit trocken aufbewahrt. Die wohlriechende T. (Tulipa suaveolens *Roth*, Duc van Toll) in Südeuropa, hat einen sehr kurzen, behaarten Stengel und aufrechte, scharlachrothe, am Rande oben gelbe, wohlriechende, auch gefüllt vorkommende Blumen. Die wilde T. (T. sylvestris *L.*, gelbe Waldtulpe), in der Schweiz und Deutschland, in Wäldern und Weinbergen, hat schmal-lanzettliche Blätter und gelbe, äußerlich grünliche, wohlriechende Blüthen, deren Blätter an der Spitze schwach bebartet sind.

Tullamore, Stadt in der irischen Provinz Leinster, King's County, am Cladagh und unweit des großen Kanals, in fruchtbarer Gegend, hat einen Gerichtshof, 4 Kirchen, ein Kloster, eine

Digitized by Google

Kaserne, ein Zuchthaus, Arbeitshaus, Krankenhaus, eine Markthalle, Brauerei, Brennerei, Gerberei und 4791 Einwohner. Der Cladagh bildet hier schöne Wasserfälle.

Tulle, Hauptstadt des französischen Departements Corrèze, früher Hauptstadt von Nieder-Limousin, am Einfluß der Solane in die Corrèze, ist höchst unregelmäßig gebaut, hat meist alte, unansehnliche Häuser, abschüssige, sich an Felsen anlehnende Straßen, aber schöne Promenaden und lebhafte Kais längs der Flüsse, mehre Brücken, eine halbgothische Kathedrale aus dem 9. Jahrhundert mit einem merkwürdigen Glockenthurm, ein Komunalcollége, ein Seminar, eine Gewerbschule, eine öffentliche Bibliothek und ein Theater. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, des Präfekten und der Departementsbehörden, eines Gerichtshofs und eines Handelsgerichts und hat eine große kaiserliche Waffenfabrik, ansehnliche Fabriken von Spitzen (Plisse de T.), Papier, Leder, Woll- und Baumwollzeuchen, Eisenwaaren, Liqueuren, Chokolade, Nußöl, Wachskerzen ꝛc., Färbereien, starken Handel, besonders mit Pferden und Nußöl, Pferde- und Eselzucht und 12,410 Einwohner. Das Dorf Souillac mit zahlreichen Fabriken bildet eine Vorstadt. Hier die sogenannten Ruinen von Tintignac, eines Amphitheaters ꝛc. In der fränkischen Zeit kommt es als Tutela vor.

Tullins, Stadt im französischen Departement Isère, an der Isère und an der Eisenbahn von Voiron nach Valence, hat Eisen-, Stahl- und Kupferhämmer, Fabrikation von Kirschsaft, Hanfleinwand, Garn, wollenen Decken und Leder, Hanfspinnerei, eine Bretschneidemühle, Leinwandhandel und 4566 Einwohner.

Tullius, römisches Geschlecht, dem unter andern die plebejische Familie der Ciceronen angehörte. Der Bruder des großen Redners (s. Cicero), Quintus T. Cicero, geboren um 102 v. Chr., begleitete jenen 79 nach Athen, dann nach Rhodus, war 65 Aedil, 62 Prätor und verwaltete 61 die Provinz Asien. Von 54—52 nahm er als Legat des Cäsar am gallischen Kriege Theil und ging dann als Legat mit seinem Bruder nach Cilicien. Im Bürgerkriege gehörte er zur Partei des Pompejus, ward von Cäsar begnadigt und lebte dann zurückgezogen. Als Gegner des Antonius traf ihn nebst seinem Sohne Quintus, geboren 66 v. Chr., 43 n. Chr. die Proskription und der Tod auf der Flucht. Quintus Cicero verfaßte mehre Tragödien nach dem Griechischen und Annalen. In dem „Ad familiares" überschriebenen Briefwechsel seines Bruders, dessen Briefe an ihn eine eigene Sammlung „Ad Quintum fratrem" bilden, sind 4 Briefe von ihm erhalten; außerdem besitzen wir von ihm ein an seinen Bruder 65 gerichtetes Sendschreiben „De petitione consulatus", das in die Ausgaben von Cicero's Werken aufgenommen ist.

Tullus Hostilius, der dritte römische König, 673—640 v. Chr., Nachfolger des Numa Pompilius, Enkel des Hostus Hostilius, der unter Romulus gegen die Sabiner gekämpft hatte, zerstörte Albalonga und siedelte die Einwohner auf dem Mons Cälius in Rom an. Mit den Sabinern führte T. glücklich, mit den Latinern ohne Entscheidung Krieg. Vernachlässigung der Opfer durch ihn rächten die Götter durch Verhängung einer Pest. Als T. durch geheimnißvollen Dienst dem Jupiter Elicius Zeichen abgewinnen wollte, die ihm die Mittel der Sühne andeuten sollten, traf ihn Jupiters Blitz, der ihn und sein Haus verbrannte.

Tuln (Tulln), Stadt im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, Kreis Oberwienerwald, an der Mündung des tulner Baches in die Donau, ist mit Mauern umgeben, hat 4 Kirchen, eine merkwürdige, alte Dreikönigskapelle, eine Zündrequisitenfabrik, eine Potaschesiederei, Fabriken in Band- und Wollwaaren, Weinbau, Schifffahrt und 2200 Einwohner. Die ebene Umgebung der Stadt heißt das tulner Feld.

Tuloma, Fluß in dem zum russischen Gouvernement Archangel gehörigen Theil von Lappland, kommt aus einem See, fließt nordöstlich und mündet bei Kola in eine Bucht des Eismeeres.

Tulpenbaum, Pflanzengattung, s. v. a. Liriodendron *L.*

Tuluniden, die älteste arabische Dynastie in Aegypten, nach ihrem Gründer Achmed-ibn-Tulun benannt, herrschte 877—905.

Tumaco (Georgonilla, Georgona), Insel im stillen Ocean, an der nördlichen Westküste von Südamerika, gehört zum Granada-Konföderationsstaate Cauca, ist sehr fruchtbar und trefflich angebaut. Der gleichnamige Ort daselbst hat einen guten Hafen.

Tumba (lat.), ein kistenartiges oder auf Füßen ruhendes Grabdenkmal.

Tumbelan (Tampelan), Inselgruppe im chinesischen Meere, zwischen Borneo u. der Halbinsel Malakka.

Tumor (lat.), Geschwulst.

Tumult (v. Lat.), s. v. a. Aufruhr (s. d.), nur mit dem Unterschiede, daß in letzterem Worte mehr das strafbare Auflehnen gegen die Obrigkeit, in ersterem mehr die dadurch herbeigeführte Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung als Hauptbegriff hervortritt. Tumultuarisches Verfahren nennt man diejenige Behandlung eines Prozesses, in welcher nicht alle wesentlichen Stücke des civilrechtlichen Verfahrens vorkommen.

Tun (engl.), s. v. a. Tonne.

Tunbridge, s. Tonbridge.

Tundra (d. i. Moossteppe), Name der weiten Ebenen im nördlichen Sibirien (s. d.) und im nordöstlichen Europa, welche im Sommer einen unzugänglichen Morast bilden, von Samojeden bewohnt.

Tundscha (Tundsja), Fluß im europäisch-türkischen Ejalet Tschirmen, entspringt auf dem Balkan, fließt erst östlich, dann südlich, nimmt den Studjudere auf und fällt bei Adrianopel links in die Maritza.

Tungri, Völkerschaft in Gallia belgica, Nachbarn der Ubii und Nervii, mit dem Ort Aduaca Tongrorum (das heutige Tongern).

Tunguragua, 1) Vulkan der Cordilleren im südamerikanischen Staate Ecuador, nördlich von Riobamba, 15,180 F. hoch. Bei einem furchtbaren Ausbruch desselben 1797 kamen über 1600 Menschen um und stürzten mehre Berge zusammen. — 2) (Der neue Marañon)

Digitized by Google

Hauptquellfluß des Maraſion, entſpringt 12,000 Fuß hoch auf den Cordilleren aus dem See Lauricocha im peruaniſchen Departement Junin, ſtrömt in nordweſtlicher Richtung bis Jaen de Bracamoros in Ecuador, wo er den Chinchipe aufnimmt und ſchiffbar wird, wendet ſich dann oſtwärts, nimmt links den Santiago, Morona, den Paſtaza und Tigre oder Pignena, rechts den Huanuco und Ucayale auf und erhält dann den Namen Maraſion.

Tunguſen, ſibiriſcher Volksſtamm, hauſt zwiſchen dem Jeniſei im Weſten u. dem ochotskiſchen Meere im Oſten und wird zu 50—70,000 Köpfe angeſchlagen, wovon 20,000 auf das Amurgebiet, 25,000 auf Primorsk, das Küſtengebiet Oſtſibiriens, 12,000 auf das Gouvernement Jakutsk und 10,000 auf das oſtbaikaliſche Gebiet kommen mögen; doch machen ſie keineswegs die Geſammtbevölkerung in dieſen Gebieten aus, ſondern neben und zwiſchen ihnen hauſen daſelbſt auch noch andere Völkerſchaften. Sie theilen ſich in Rennthier- und anſäſſige T. Jene ziehen mit ihren Rennthierheerden umher, treiben aber auch Jagd und Fiſchfang, welche Hauptnahrungszweig der anſäſſigen ſind. Lamuten heißen diejenigen, welche, außerhalb der Wälder wohnend, ſich nur mit Viehzucht beſchäftigen. Sie ſind von ebenmäßigem Wuchs; ihre röthliche Hautfarbe, ihre Geſichtszüge und ihr ſchwarzes ſtraffes Haar weiſen ſchon auf Amerika hin. Ihre Charakterzüge ſind Gutmüthigkeit, Sorgloſigkeit, Gaſtfreiheit, Ehrbarkeit und Kühnheit. Die, welche zugleich Hirten und Fiſcher ſind, bewohnen im Sommer zuckerhutförmige Jurten aus gegerbten Rennthierfellen, welche über ein leichtes Gerüſt gezogen ſind, im Winter Blockhäuſer; die Jäger behelfen ſich mit tragbaren Jurten (Urosa). Die Kleidung, der der Jakuten ähnlich, iſt bei Männern und Frauen im Weſentlichen dieſelbe. Ihre Hauptnahrung beſteht in Rennthierfleiſch, getrockneten Fiſchen ꝛc. Mit Leidenſchaft ſind ſie dem Genuſſe des Thee's und Branntweins ergeben. Die anſäſſigen T. ſind zum ruſſiſch-griechiſchen Chriſtenthum bekehrt und nehmen mehr und mehr Sitte und Lebensweiſe ihrer ruſſiſchen Nachbarn an, mit denen ſie in lebhaftem Verkehr ſtehen. Auch die wandernden T. bekennen ſich größtentheils zum Chriſtenthum. Sie ſtehen unter Häuptlingen (Tojon), welche die an Rußland zu zahlenden Steuern vorſtrecken und über die Kopfzahl der ihnen Untergebenen Rechnung führen.

Tunguſiſches Meer, ſ. v. a. Ochotskiſches Meer.

Tunica, römiſches Kleidungsſtück für Männer und Frauen, das unter der Toga unmittelbar auf dem Körper getragen wurde. Sie wurde über den Hüften durch einen Gürtel zuſammengehalten u. reichte bis unter die Kniee herab. Sie war weiß und von Wolle und anfangs ohne Aermel. Später wurden kurze, nicht bis an die Ellbogen reichende Aermel üblich. Die Frauen trugen über der inneren ärmelloſen T. noch eine zweite mit Aermeln, die den halben Oberarm bedeckte und nach der Außenſeite einen durch Agraffen (fibulae) zuſammengehaltenen Schlitz hatte. Die T. der Soldaten war hochroth (t. russa). An der T. der Senatoren war in der Mitte von der Bruſt herab bis zum untern Saum ein Purpurſtreif angewebt (t. laticlavia); die der Ritter war durch 2 dergleichen ſchmale Streifen ausgezeichnet (angustus clavus), doch trugen auch letztere zu der Kaiſerzeit die T. laticlavia. Die Triumphatoren trugen Tuniken, auf deren Saume Palmen geſtickt waren (t. palmata). Die einfarbige, unverzierte T. (t. pura oder recta) erhielten die Jünglinge zugleich mit der Toga virilis und Jungfrauen, wenn ſie heiratheten, von ihren Aeltern. Die T. der römiſchen Biſchöfe beſteht aus einem reichverzierten mantelartigen Oberkleide.

Tunis (Tuneſien), Vaſallenſtaat des türkiſchen Reichs in Nordafrika, wird im Weſten von Algier, im Norden und Oſten vom mittelländiſchen Meere, im Süden von Tripolis und von der Sahara begrenzt, hat eine Küſtenſtrecke von etwa 125 Meilen und einen Flächenraum von 2150 (nach Andern 3710) QMeilen. Der öſtliche Theil des Küſtenſaumes iſt vorherrſchend flach, ſandig und unfruchtbar, der nördliche dagegen durch hohe, ſteil aufſteigende Felsmaſſen gebildet. Der nördliche und weſtliche Theil des Inneren iſt im Allgemeinen ſehr gebirgig. Die zum Theil ſchroff aufſteigenden Bergketten und die zwiſchen ihnen liegenden Flußthäler, die zuweilen bis 3 Stunden Breite haben, ſind meiſt von Südweſten nach Nordoſten gerichtet. Waldreiche Gebirgsmaſſen bilden eine maritime Gebirgszone, welche als Fortſetzung der entſprechenden in Algerien und Marokko angeſehen werden kann und im Süden durch eine breite ebene Zone begrenzt wird, welche der Medſcherdafluß und weiter ſüdlich der Milianahfluß (Oued el Milianah) durchfließt und an welche ſich weiter im Süden eine zweite hohe Gebirgsregion als dritte Zone anſchließt, die mit der ſüdlichen algeriſchen Gebirgszone in unmittelbarer Verbindung ſteht, ſich bis 7000 Fuß erhebt und in einem langen Aſte in den Ras Addhar (Kap Bon) ausläuft. Eine der bekannteſten Kuppen iſt der gegen Süden von Tunis gelegene und 4270 Fuß hohe Zauan. Nach Süden ſetzt derſelbe Gebirgszug in einem hohen Plateau fort, woraus ſich der merkwürdige Dſchebel Truzza 3080 Fuß und der Dſchebel Zihk 4360 Fuß hoch erheben. Im ſüdweſtlichſten Theile des Landes, nach Ghaſſa zu, ſteigen nochmals Bergmaſſen bis gegen 4500 Fuß auf, und ſüdlich von dieſen bilden die wüſten felſigen Ebenen des Dattellandes (Biledulgerid) eine vierte Zone, in deren tiefſten Stellen die unter dem Namen der Schott el Gharſa und des großen Salzſee's (Schott el Kebir) bekannten Fortſetzungen des Melrir auftreten. An dem ſonſt einförmigen Küſtenrande treten zahlreiche Vorgebirge hervor, ſo an der Nordküſte das ſchwarze (Kap Negro) und weiße Vorgebirge (Kap Blanco), das Roſinenkap (Kap Sebib), die Spitze (Ras) Sidi el Melkhi und Kap Addhar nebſt dem im Golf von Tunis gelegenen Ras Kartadſchenah (Kap Chartago); an der Oſtküſte die Ras el Melha, el Muſtafa, el Mamur, Monaſtir, Timas und Kabudia. Von den Meerbuſen ſind der im Weſten durch das Ras Sidi el Melkhi, im Oſten durch die Landzunge des Ras Addhar begrenzte Golf von T., an der Oſt-

Digitized by Google

seite die beiden tief in das Küstenland eindringenden Meerbusen von Heraklia und Kabes (die kleine Syrte) die ansehnlichsten. Die gebirgigen Theile im Norden, Nordwesten und Westen des Landes sind sehr quellenreich; desto wasserärmer sind die großen Ebenen im südlichen Theil des Landes, in denen jedoch neuerlich ausgedehnte unterirdische Wasserbecken nachgewiesen worden sind. Die meisten von den Gebirgen herabkommenden Bäche und Flüßchen verlieren sich im Sande, oder erreichen als Küstenflüsse nach kurzem Lauf das Meer. Kein einziger Fluß ist schiffbar. Der längste und bedeutendste ist der Medscherda, der in Algerien entspringt und bei Porto Farina in das Mittelmeer mündet. Nächst ihm gelten der Oued el Kebir (der große Fluß), welcher bei Tabarka mündet, und der dem Medscherda parallele Oued el Milianah als die bedeutendsten fließenden Gewässer des Landes. Theilweise gehört noch zu T. der große Melrirsee, dann der Schott el Ghassa und der Schott el Kebir, sowie die beiden mit dem Meer in Verbindung stehenden Seen von Benzart. Mineralquellen gibt es bei Tunis (Hammam el Enf), zu Gurbos, Tozer u. Ghassa. An der Küste ist das Klima gemäßigt, gleichförmig und gesund. Frost und Schnee kennt man gar nicht und der Winter gleicht unserem Frühjahr. Im Juli und August machen Gluthwinde aus der Sahara die Luft zum Ersticken heiß und das Thermometer steigt bis auf 50° C., während es sonst im Sommer gewöhnlich nur auf 16—25° C. steht. Vom Oktober an bis April regnet es häufig. Die reiche Vegetation hat mediterraneischen Charakter. Man baut Weizen, Gerste, Mais und Durra, Datteln, Hülsenfrüchte, Orangen, Feigen, Weintrauben, Granaten, Oliven, Mandeln, Johannisbrod und Obst in Fülle, auch etwas Baumwolle. Längs der salzigen Meeresküste und bei Kairuan kommen alkolireiche Pflanzen vor. Cypressen und Sumach bilden in den nackten Ebenen des Südens öfters Büsche. Zu den schönsten Bäumen des Landes gehört der Mastixbaum. Aus dem Thierreich ist Rindvieh in großer Zahl vorhanden, außerdem hat man noch Schafe mit vortrefflicher Wolle, sowie mit Fettschwänzen. Ausgezeichnet sind die Pferde und die Dromedare, von denen eine Varietät, die Laufdromedare (Meherri), die raschesten Pferde an Schnelligkeit übertrifft. Bei Tabarka fischt man Korallen. Mineralprodukte sind außer dem an der Küste gewonnenen Salz nur die Salpeterablagerungen bei Kairuan, Bleierze an mehren Stellen, bei Bescha und am Dschebel Resas (Bleiberg) bei Tunis, endlich Quecksilber, das nicht gefördert wird, bei Porto Farina. Die Bevölkerung beträgt 600,000 (nach Andern 1,000,000) Seelen und ist vorherrschend arabischer Abkunft; in den Städten wohnen Mauren, die sich durch Industrie und Bildung vor den Mauren Algeriens und Tripolitaniens auszeichnen. Die Bevölkerung bekennt sich, mit Ausnahme von etwa 160,000 Juden u. 7000 Europäern, zum Islam. Der Ackerbau wird bei der hohen Produktionsfähigkeit des Bodens sehr lässig betrieben. Fabricirt werden besonders rothe tunesische Mützen, womit der Orient versehen wird, gefärbte Saffiane, Seiden- und Wollwaaren und irdene Geschirre. Der ansehnliche Handel koncentrirt sich besonders in Tunis und Susa. Ausfuhrartikel sind Wolle, Olivenöl, Wachs, Honig, Felle von wilden Thieren, Saffian, Badeschwämme, Datteln, Seife, Korallen, Weizen, Gerste; Einfuhrartikel baumwollene Zeuche, Eisen, Blei und Manufakturwaaren aus England, Wein und Branntwein aus Spanien, Eisen aus Schweden, Uhren, feine Leinwand, wollene und baumwollene Stoffe, Gewürze, Zucker, Kaffee aus Frankreich, Glaswaaren aus Triest, Gewehre und Säbel aus Smyrna, Krapp und Sennesblätter aus Tripolis. Die Karawanen aus dem Innern Afrika's bringen Sennes, Straußfedern, Goldsand, Gummi, Elfenbein und nehmen dafür Tuch, Musselin, Seidenzeuche, rothes Leder, Gewürze, Waffen und Cochenille zurück. Man rechnet in T. nach Piastern à 16 Karruben à 39 Burbinen (= 5 Sgr. 7 Pf.). Gewichtseinheit ist die Cantara à 44 Oke oder 100 Rottel (= 112,506 Zollpfund); Ellenmaß das Pik oder Draa (= 0,675 Meter); Hohlmaß das Fortin à 4 Kilo (= 141,064 Litres). Die Herrschaft wird von einem Bey, gegenwärtig Mehemed Sadik, geführt, der zwar die Oberhoheit des türkischen Sultans anerkennt, aber thatsächlich fast unabhängig ist. Dem Bey steht berathend ein Divan zur Seite, der jedoch wenig Einfluß hat. Der Sklavenhandel ist seit 1842, die Sklaverei seit 1846 völlig aufgehoben. Die Einkünfte des Staats betragen etwa 3 Millionen Gulden. Die Landmacht besteht aus 12,000 Mann regulärer Infanterie, 800 Mann regulären Lanciers und 1 Regiment Artillerie mit 40 Geschützen. Die irreguläre Kavallerie soll 16,000 Mann stark sein. Die Seemacht besteht aus 2 Korvetten, 3 Briggs, 5 Schoonern und 10 Kanonenbooten. Die Handelsflotte zählt 410 Schiffe zu 12,000 Tonnen.

Die gleichnamige Hauptstadt liegt 12 Stunden von der Küste am Salzsee el-Bahira, der durch den Kanal von Goeleta mit dem Meere verbunden ist, und wird durch eine Mauer, Citadelle, verschiedene Forts und Hafenbatterien vertheidigt. Die Stadt hat 11 Thore, 2 Vorstädte, enge, schmutzige Straßen, Häuser mit flachen Dächern, zahlreiche Moscheen, eine katholische Kirche, ein Kapuzinerkloster, ein griechisches Kloster mit Kirche, eine mohammedanische Hochschule, ein katholisches Gymnasium, das zum Theil von der französischen Regierung erhalten wird, einen neuen, im maurischen Styl erbauten Palast des Bey, zahlreiche öffentliche Bäder, Bazare und Karawanserais, eine Börse, bedeutende Industrie, namentlich in Seidenweberei, rothen Mützen, Saffianleder u. Waffen, ansehnlichen Handel, besonders nach Marseille, Aegypten, Genua, der Levante und nach dem innern Afrika, und über 100,000 Einw. 4 Stunden davon die heißen Bäder Hammam el Enf mit Lustschloß des Bey.

Die Geschichte von T. geht bis 1575, wo es der Oberherrschaft des Sultans unterworfen wurde, in der der Berberei (s. d.) auf. Der türkische Admiral Sinan-Pascha, der es eroberte, behielt es als Lehnsmann der Pforte. Nach seinem Tode (1576) entriß der Boluk-Baschi seinem Nachfolger Kilik-Ali die höchste Gewalt. Die türkische Miliz wählte nun einen Dey als Inhaber der höchsten Gewalt, entthronte und ermordete aber

Digitized by Google

die meisten nach einer kurzen Regierung. Unter dem dritten, Kara-Osman, bemächtigte sich der Bey (anfangs nur ein mit der Eintreibung der Steuern und des Tributs beauftragter Beamter) Murad der öffentlichen Gewalt und machte dann dieselbe in seiner Familie erblich, den wählbaren Dey in gänzlicher Abhängigkeit erhaltend. Murad-Bey's Nachkommen regierten über 100 Jahre und vergrößerten ihre Macht durch Eroberungen auf dem Festlande und Seeraub. Doch mußten sie die Oberhoheit des Dey's von Algier durch Tributzahlung anerkennen. Verweigerung der letzteren veranlaßte 1757 einen Krieg mit Algier, in welchem der Bey von T., Ali-Pascha, geschlagen und die Stadt gestürmt wurde. Die jetzige Dynastie von T. begann mit Hassan Ben Ali, der 1753 starb. Indessen bietet die Geschichte von T. wenig mehr als eine Reihe von Palastrevolutionen, Janitscharenaufständen und Hofintriguen. Nach der Eroberung von Algier durch die Franzosen unterstützte T. anfangs Abd-el-Kader, ward aber schon am 8. Aug. 1830 zu einem Vertrag gezwungen, in welchem es eine Zahlung von 800,000 Franken an Frankreich, die Abschaffung der Seeräuberei und Sklaverei, sowie die Abtretung der Insel Tabarka versprach. Der Bey Sidi Mustapha, der 1835 seinem Bruder Sidi Hussein folgte, schloß sich gegen die Franzosen mehr an die türkische Regierung an. Sidi Mustapha's Sohn und Nachfolger seit 1837, Sidi Achmed, unternahm große Bauten und verwendete beträchtliche Summen auf die Erweiterung seiner Militärmacht, gerieth aber dadurch mit der Pforte in ernstliche Konflikte und ward von derselben durch Intervention der Großmächte zur Reduktion seiner Armee und jährlichen Ablegung eines Rechenschaftberichts über den Stand der Finanzen gezwungen. Als der Sultan noch weitere Versuche machte, seine Oberhoheit in T. wieder zur Anerkennung zu bringen, schloß sich der Bey enger an Frankreich an und begünstigte, um T. der Türkei zu entfremden, europäische Sitten und Einrichtungen. Doch stellte er während des orientalischen Kriegs 1854 dem Sultan ein gut ausgerüstetes Hülfscorps von 10,000 Mann. Ihm folgte 1855 sein ältester Sohn, Sidi Mohammed, in der Regierung, der das Heer reducirte, dagegen namentlich den Handel förderte, wie er denn unter Anderem mit Oesterreich einen Handelsvertrag schloß. Doch veranlaßte der Steuerdruck viele Tunisier zur Auswanderung nach Algerien. Eine im Juni 1857 ausbrechende Judenverfolgung veranlaßte die europäischen Konsuln zur Intervention, und es kam hierauf unter dem Beistand des französischen und englischen Generalkonsuls eine neue Verfassung zu Stande, mit folgenden Hauptpunkten: Einsetzung von Kriminal- und Handelsgerichten mit christlichen und mohammedanischen Richtern, Freiheit des Handels und der Gewerbe, Sicherheit des Eigenthums und der Person, Gleichheit vor dem Gesetze, gleiche Besteuerung, Freiheit der Religionsübung, Einführung der Konskription und Bestimmung der Dienstzeit. Französischem Einfluß war es auch zuzuschreiben, daß der Bey im österreichisch-piemontesischen Kriege 1854 den Piemontesen eine Hülfsflotte zusandte, die jedoch am Kampfe nicht Theil nahm. Am 22. Sept. 1859 starb der Bey Sidi Mohammed. Sein Nachfolger Mehemed Sadik beschwor im April 1861 in Gegenwart der Vertreter der christlichen Mächte die neue Konstitution.

Tunja, Hauptstadt des Staats Boyaca der Konföderation von Neugranada (Vereinigte Staaten von Columbia) in Südamerika, 8800 Fuß über dem Meere, hat ein Gymnasium, Fabrikation von Salpeter, Woll- und Baumwollzeuchen, Tabaksbau, Handel und 5000 Einw.

Tunkin, s. v. a. Tonkin; s. Anam.

Tunnel (engl.), d. i. Röhre oder Trichter, in der modernen Baukunst jeder unterirdische Gang, der durch einen Berg oder unter einem Flußbette hinweggeführt ist. Schon im Alterthum waren dergleichen Bauten vorhanden. Dagegen sind die Durchbohrungen, welche die Anlegung großer Land- und Wasserstraßen für die Zwecke des kommerciellen Verkehrs nothwendig gemacht hat und welchen nach dem Vorgang der Engländer speciell der Name T. beigelegt worden ist, sämmtlich Unternehmungen neuerer Zeit. Zuerst war es der Kanalbau, welcher solche Bauten veranlaßte, dann folgten die Eisenbahnen, bei denen der Tunnelbau eine Zeitlang im großartigsten Maßstabe betrieben wurde, während man in Folge der gewaltigen Fortschritte der Mechanik, welche selbst bedeutende Steigungen zu überwinden gelehrt hat, mit den T.s sich jetzt wieder auf das ganz Unvermeidliche beschränkt. Erwähnenswerth ist unter Anderem der zwischen Rochester und Gravesend durch einen Kalkfelsen gehauene, über $2^1/_2$ engl. Meilen oder 11,250 engl. Fuß lange T., durch welchen der die Themse mit dem Medwaykanal verbindende Wasserweg führt. Der bekannteste aber ist der Themsetunnel, ein die beiden Themseufer unter dem Flußbette verbindender Weg, von Brunel 1825—43 mit einem Aufwand von mehr als 600,000 Pfd. Sterl. erbaut. Das großartigste Werk dieser Art indeß wird in seiner Vollendung der 1860 begonnene Mont-Cenistunnel sein, welcher die Victor-Emanuelbahn (Turin-Genf) zwischen den Stationen Susa und Modane auf einer Strecke von 12,595 Metres (über $1^1/_2$ deutsche Meilen) unter dem Rücken des Col de Fréjus hinwegführt.

Tupelobaum, s. v. a. Nyssa villosa *Michx.*

Tupisa, Stadt in der südamerikanischen Republik Bolivia, Departement Potosi, unweit des San Juan, 9384 Fuß über dem Meere, südlich von Potosi, hat Landbau, Transitohandel, früher reichen Bergbau.

Tura, Fluß im europäischen und asiatischen Rußland, entspringt am östlichen Abhang des Ural im Gouvernement Perm, fließt südöstlich in das Gouvernement Tobolsk und mündet dort links in den Tobol. Nebenflüsse sind: Salda, Tagil, Niza und Pischna.

Turako (Helmkukuk, Corythaix *Ill.*), Vögelgattung aus der Ordnung der Klettervögel und der Familie der Wendehalse, charakterisirt durch die Federhaube auf dem Kopfe und die von den Zügelfedern bedeckten Nasenlöcher. Der kapsche T. (C. persa, Cuculus persa *L.*) hat ein schön grünes Gefieder, einige rothe Flügelfedern, eine rothe

Digitized by Google

Haube, ist von der Größe einer Holztaube und wird zuweilen als Stubenvogel gehalten.

Turalinzen (sibirische Tataren), einer der Hauptstämme der eigentlichen Tataren, wohnt in den Gouvernements Tobolsk, Tomsk, Perm und Wjätka und zählt etwa 1½ Millionen Köpfe.

Turan, im Gegensatz zu dem persischen Tafellande Iran (s. d.) alles im Norden desselben gelegene Land, sowohl die weite Tiefebene des kaspischen und Aralsee's und des untern Laufs der sich in den letztern ergießenden Ströme Oxus, Dschihon (Amu) und Sihon (Sir), als auch die östlichen Bergländer, also gleichbedeutend mit Turkestan (s. d.), doch wird der Name häufig auch auf die Tiefebene oder den größeren westlichen Theil von Turkestan beschränkt, andererseits aber zugleich auch auf die mit derselben ohne natürliche Grenzscheide zusammenhängende, im Norden von Sibirien, dem Uralgebirge und Uralstrom begrenzte Kirgisensteppe, die etwa 32,000 QMeilen einnimmt, ausgedehnt, wodurch dann das Areal auf etwa 64,000 QMeilen erweitert wird.

Turban (vom türk. Tulbend, Kopfbinde, daher auch Türkenbund), die eigenthümliche Kopfbedeckung, welche von Türken und anderen morgenländischen Völkern getragen wird, besteht aus einem Stück Zeuch, das viermal um eine darunter befindliche, unmittelbar den Schädel bedeckende Mütze gewickelt ist. Der T. des Sultans war sehr dick, mit 3 Reiherbüschen, nebst vielen Diamanten und Edelsteinen geziert. Der Großvezier hatte auf seinem T. zwei Reiherbüsche; andere Beamte und Befehlshaber, die Paschas und dergleichen erhielten Einen als Auszeichnung. Die Staatsbeamten tragen statt des T.s jetzt den Feß.

Turbine, s. Wasserräder.

Turenne, Stadt im französischen Departement Corrèze, auf einem steilen Felsen unweit des Tourmente, hat eine Stiftskirche, Schloßruinen, Nußölhandel und 2000 Einwohner. In der Umgegend Eisen-, Kupfer-, Zinn- und Bleiminen.

Turenne, Henri de Latour d'Auvergne, Vicomte, einer der größten Feldherren Frankreichs, geboren den 11. Sept. 1611 zu Sédan, zweiter Sohn des Herzogs Heinrich von Bouillon und der Prinzessin Elisabeth von Nassau-Oranien, wurde, nachdem er 1623 seinen Vater verloren, von seinem Oheim, dem Herzog Moritz von Nassau, in Holland erzogen, trat 1625 in holländische Kriegsdienste und ward 1627 bereits zum Hauptmann befördert. Im Jahre 1630 trat T. als Oberst in die Dienste Frankreichs, machte unter Laforce einen Feldzug nach Lothringen und 1634 als Maréchal de camp unter Lavalette an den Rhein mit, wo er Mainz entsetzte. Zum Generallieutenant ernannt, stieß er 1638 mit einem Hülfscorps zum Herzog Bernhard von Weimar, unter dessen Oberbefehl er an der Eroberung von Breisach, wie überhaupt an dem ganzen thatenreichen Feldzuge jenes Jahres den rühmlichsten Antheil nahm. Mit gleicher Auszeichnung diente er 1639—43 in Piemont unter dem Grafen d'Harcourt, siegte namentlich 1640 bei Casal und Turin und eroberte Montecalvo und Ivrea. Als 1643 Prinz Thomas von Savoyen den Oberbefehl über die Armee von Italien erhielt, war T. als zweiter Befehlshaber die Seele aller Unternehmungen. Die gänzliche Säuberung Piemonts vom Feinde war die Folge von T.'s geschickten Operationen und seine Belohnung dafür der Marschallsstab. Im Jahre 1643 mit dem Oberbefehl über die französischen Truppen in Deutschland betraut, reorganisirte er rasch die Truppen im Elsaß, überschritt im Mai 1644 den Rhein, entsetzte mit dem Herzog von Enghien Freiburg im Breisgau, das General Mercy belagerte, und in kurzer Zeit waren die Pfalz, das Kurfürstenthum Mainz und der ganze Rhein von Straßburg bis Koblenz in der Gewalt der beiden Feldherren. Als im Frühjahr 1645 Torstenson plötzlich vordrang, wagte T. einen Einfall in Würtemberg, wurde aber von Mercy am 5. Mai bei Mergentheim geschlagen und zum Rückzug hinter den Rhein genöthigt. Hier vereinigte er sich wieder mit dem Herzog, und beide erfochten bei Nördlingen einen Sieg, worauf T. noch Trier eroberte. Im Sommer 1646 vereinigte er sich in Hessen mit den Schweden und schlug die Bayern bei Zusmarshausen. In Gemeinschaft mit Wrangel drängte er 1648 die Kaiserlichen, mit denen inzwischen die Bayern sich wieder vereinigt hatten, hinter die Donau und den Inn und half dadurch den dreißigjährigen Krieg mit beendigen. Von seinem Bruder, dem Herzog von Bouillon, bestimmt, mit an die Spitze der Fronde zu treten, vereinigte er nach der Verhaftung der Prinzen (18. Jan. 1650) die Truppen der Fronde mit den spanischen und fiel mit dem Erzherzog Leopold in Frankreich ein. Er eroberte La Catelet, La Capelle und Réthel, ward aber am 15. December 1650 vom Marschall Duplessis bei Chamblanc geschlagen und söhnte sich 1651 mit der Königin aus, worauf er an der Spitze eines Theils der königlichen Armee seinem ehemaligen Waffengefährten, dem großen Condé, gegenübertrat und die Gegner 1652 bis an die Grenze von Flandern und Lothringen zurückdrängte. In den folgenden Feldzügen eroberte er eine Stadt nach der andern und bis zum pyrenäischen Frieden (1659) auch fast ganz Flandern. Zum ersten General aller königlichen Armeen ernannt, erhielt er beim Wiederausbruch des Krieges gegen Spanien 1667 unter des Königs Oberbefehl das Kommando über die Armee, welche in Flandern einfiel, und durch die Eroberung von Charleroi, Binch, Ath, Tournay, Douay und Lille wurde bereits im folgenden Jahre ein Friede erzwungen. Auf Ludwigs XIV. Wunsch trat er 1668 zum Katholicismus über. Bei dem Ausbruch des Krieges gegen Holland 1672 abermals unter des Königs Oberbefehl mit der Hauptleitung aller Operationen betraut, kämpfte er mit Erfolg gegen den Prinzen Wilhelm III. von Oranien und den großen Kurfürsten von Brandenburg, der aber schon am 6. Juni 1673 Frieden schloß. Im Feldzuge von 1674 überschritt er bei Philippsburg den Rhein, griff den Herzog von Lothringen bei Sinzheim und bei Heidelberg mit Erfolg an, warf die Verbündeten über den Neckar und eroberte die ganze Pfalz, die er auf das entsetzlichste verwüstete. Der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz forderte ihn deshalb zu einem Zweikampf heraus, doch nahm T. denselben auf des Königs Befehl nicht an. Im April 1675 sandte ihn Ludwig XIV. wieder zur Armee

Digitized by Google

an den Oberrhein gegen Montecuculi. Zwei volle Monate hindurch wurde zwischen beiden Heeren ein seltsamer Manöverkrieg geführt, der von Vielen für ein Meisterstück der Kriegskunst T.'s gehalten wird. Endlich trafen beide Heere einander bei Sasbach unweit Offenburg. Ehe es aber zur Schlacht kam, wurde T. beim Rekognosciren des Terrains am 27. Juli 1675 von einer Kanonenkugel getödtet. Sein Leichnam ward auf Ludwigs Befehl in der königlichen Gruft von St. Denis beigesetzt. Bei der Zerstörung der Gräber in der Revolution brachte man das Skelet erst in ein Naturalien-, dann in ein Antiquitätenkabinet; Napoleon I. ließ es später im Dom der Invaliden Vaubans Grabmale gegenüber bestatten. Bei Sasbach ward T. durch den Kardinal Rohan 1781 ein Denkstein errichtet, den Moreau 1801 restauriren und 1829 die französische Regierung durch einen Granitobelisken ersetzen ließ. T. hat selbst Memoiren hinterlassen, die von 1643—58 reichen und unter dem Titel „Collection des mémoires du maréchal de T." (Paris 1782, 2 Bde.) veröffentlicht wurden. Eine Ergänzung dazu sind die „Mémoires" von Deschamps (Par. 1687; neue Aufl., das. 1756). Das Leben T.'s beschrieben Raguenet, d'Avrigny, Bouisson (Amsterd. 1712) und Ramsay (Paris 1735, 4 Bde.).

Turfan (Ostturkestan, Ostdschagatai, hohe Tatarei, kleine Bucharei), s. Bucharei.

Turgenew, 1) Alexander, russischer Geschichts- und Alterthumsforscher, geboren 1784, † den 17. Dec. 1845 zu Moskau als geheimer Staatsrath, erwarb sich durch Forschungen für Rußlands Geschichte, Diplomatie, alte Statistik und altes Recht Verdienste. Die Resultate seiner Forschungen wurden von der archäographischen Kommission veröffentlicht unter dem Titel „Historia Russiae monumenta" (Petersb. 1841—42, 2 Bde.) mit einem Nachtrag (das. 1848).

2) Nikolai, ebenfalls russischer Historiker, des Vorigen Bruder, geboren 1790, studirte in Göttingen, trat dann in den Staatsdienst seines Vaterlandes u. ward 1813 dem Freiherrn von Stein in der Verwaltung der Frankreich abgenommenen deutschen Provinzen als russischer Kommissär beigegeben. Nach Rußland zurückgekehrt, stieg er zum wirklichen Staatsrath, trat 1819 in den „Bund des öffentlichen Wohls" und ward dadurch in die Verschwörung von 1825 verwickelt. Eben auf Reisen begriffen, ward er in contumaciam zum Tode verurtheilt und lebt seitdem in Paris. Er schrieb „La Russie et les Russes" (Paris 1847, 3 Bde.; deutsch, Grimma 1847).

3) Iwan Sergiewitsch, vorzüglicher neuerer russischer Schriftsteller, geboren den 9. Nov. 1818 in Orel, studirte zu Moskau, Petersburg und Berlin und erhielt dann eine Anstellung im Ministerium des Innern. Seit 1850 lebt er zu Paris. Er machte sich zuerst durch zwei Gedichte: „Parascha" (1843) und „Das Gespräch" (1845), bekannt, die sich durch herrliche Verse und eine Fülle von Gedanken auszeichnen, aber zu sehr an Lermontow erinnern. Seine „Memoiren eines Jägers" (1852; deutsch von Biedert, Berl. 1854, auch französisch, englisch und ungarisch) u. die „Scenes de la vie russe" (Paris 1858, 2 Bde.) ziehen durch plastische Darstellung, lebhafte Erzählung und Einfachheit des Styls an.

Turgescentia (turgentia, lat.), Aufschwellung, Angeschwollensein.

Turgor vitalis (lat.), das gesunde, natürliche Strotzen der Theile (Lebensturgor).

Turgot, 1) Anne Robert Jacques, Baron de l'Aulne, Generalkontroleur der Finanzen unter Ludwig XVI. in Frankreich, geboren den 10. Mai 1727 zu Paris, studirte Theologie und ward 1749 Prior der Sorbonne, trat jedoch 1751 aus derselben aus und wandte sich den Rechts- und Staatswissenschaften zu. Schon im folgenden Jahre ward er Substitut des Generalprokurators, sodann Parlamentsrath und 1753 Requetenmeister. Nach Auflösung der Parlamente und Einsetzung der königlichen Kammer (chambre royale) trat er als Mitglied in letztere ein. In dieser Stellung widmete er sich besonders nationalökonomischen Studien und neigte sich zu den Principien von Quesnay's physiokratischer Schule hin. Von 1761—73 Intendant von Limoges, richtete er sein Hauptaugenmerk auf Entlastung, Hebung und Bildung des gemeinen Mannes, Gründung öffentlicher Wohlthätigkeitsanstalten, Anlage von Kanal- und Wegebauten, Beförderung des Ackerbaues ꝛc. Bei Ludwigs XVI. Thronbesteigung 1774 ward er von der öffentlichen Meinung als Derjenige bezeichnet, welcher allein noch den Staat vom Abgrunde zu retten im Stande sei, doch übertrug ihm der Premierminister Maurepas nur das Marinedepartement. Aber kaum einen Monat später ernannte ihn der König zum Generalkontroleur der Finanzen (Finanzminister). Die in seinem berühmten Briefe an den König entwickelten Reformpläne T.s umfaßten eigentlich Alles, was später die Revolution durchsetzte, verletzten aber Alle, die dabei ein Opfer bringen sollten. Als er 1775 die Erlaubniß gab, an Fasttagen Fleisch zu verkaufen, bezüchtigte ihn der Klerus des Versuches, die Religion zu vernichten, und als in Folge des vorjährigen Mißwachses eine Theuerung entstand, welcher T. durch Freigebung des Getreidehandels im Innern von Frankreich abzuhelfen suchte, schob man die Schuld jener Noth auf diese Maßregel des Ministers. Es kam zu mehren Aufständen, denen die privilegirten Stände noch Vorschub leisteten. Von allen Plänen T.s kamen so kaum einige Verbesserungen und Ersparungen in den Finanzen zur Ausführung, und der König sah sich endlich genöthigt, seinen Minister im Mai 1776 plötzlich zu entlassen. T. widmete sich fortan nur wissenschaftlichen Arbeiten und † den 8. März 1781 zu Paris. Seine „Oeuvres" veröffentlichten Dupont de Nemours (Par. 1808—11, 9 Bde.) und Daire (das. 1844, 2 Bde.). Vgl. Mastier, T., sa vie et sa doctrine, Paris 1862.

2) Louis Felix Etienne, Marquis de T., französischer Staatsmann, geboren den 26. Sept. 1796, erhielt seine Bildung auf der Militärschule zu St. Cyr und trat dann in ein Kavallerieregiment, nahm aber 1830 seinen Abschied, ward 1832 Pair von Frankreich und zeigte sich streng konservativ. Nach der Februarrevolution schloß er sich an Ludwig Napoleon an, war vom 26. Okt. 1851 bis

Digitized by Google

29. Juli 1852 Minister des Auswärtigen, wurde dann zum Senator ernannt und ging im März 1853 als Gesandter nach Madrid und im Dec. 1858 nach Bern.

Turin (ital. Torino), die nordwestliche Provinz des Königreichs Italien, umfaßt das eigentliche Piemont, grenzt nördlich an das französische Departement Savoyen und die italienische Provinz Sondrio, östlich an die Provinzen Novara und Alessandria, südlich an die Provinzen Genua und Cuneo (Coni), westlich an das französische Departement Oberalpen und hat einen Flächenraum von 10,270 QKilometres (187,2 geogr. QMeilen) mit (1862) 941,992 Einwohnern. Das Land wird im Norden und Westen von den Alpen, im Süden von den Apenninen umschlossen, wodurch ein nach Osten offenes, von dem schiffbaren Po durchströmtes Thal gebildet wird, zu dessen wichtigeren Nebenflüssen hier der Clusone, die Dora Riparia, Stura, Dora Baltea und Sesia links und Varaita, Maira, Meletta und Scrivia rechts gehören. Das Klima ist nach der Höhe sehr verschieden und geht von der italienischen Milde bis zur Region des ewigen Schnee's. Der Boden ist namentlich in der Poebene höchst fruchtbar und bringt Getreide, Reis, Hülsenfrüchte, Flachs, Wein, Südfrüchte, Oliven, Nüsse; andere Produkte sind treffliches Rindvieh und viele Fische; das Mineralreich bietet Eisen, Blei, sowie Kupfer, Silber, Kobalt, Marmor, Salz ꝛc. Die Industrie ist namentlich durch Seidenmanufakturen, Leinweberei, Gerberei und Fabrikation von Holz- und Metallwaaren vertreten. Der Handel vertreibt die Landesprodukte und die genannten Fabrikate. Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz, bis 1861 Hauptstadt der sardinischen Monarchie und bis 1865 Hauptstadt des Königreichs Italien, liegt in einer schönen Ebene am Einflusse der Dora Riparia in den Po, über welche Flüsse mehre schöne Brücken führen, und ist der Knotenpunkt von Eisenbahnen nach Susa (weiter im Bau begriffen durch den Mont-Cenis nach Lyon, Genf ꝛc.), Ivrea, Mailand, Coni, Pinerolo, sowie der Sitz des Präfekten und der Provinzialbehörden, eines Erzbischofs, eines Militärdepartements und eines Appellhofs. Die Stadt ist ganz offen und ohne Mauern. Die reizende Lage am Po und die schöne und regelmäßige Bauart machen T. zu einer der prachtvollsten Städte Italiens. Es hat eine Stunde im Umfang und zwei Vorstädte, Borgo di Po und Borgo del Pallone; die Stadt selbst theilt sich in die Alt- und Neustadt. Die Straßen sind mit Trottoirs, zum Theil mit Arkaden versehen. Eine der schönsten und belebtesten Straßen ist die als Corso dienende Poststraße. Die schönsten Plätze sind: die Piazza San Carlo, mit der Reiterstatue des Herzogs Emanuel Philibert, der königliche Platz (Piazza reale) oder del Castello, der Victor-Emanuelsplatz, der Kräuterplatz mit Bogengängen. Unter den 41 Kirchen steht obenan die Kathedrale San Giovanni, ursprünglich von dem Longobardenkönig Agilulf 602 gegründet, 1478 neu erbaut, mit schöner Façade und der angebauten Kapelle di Santo Sudario, die im Rococogeschmack aufs reichste verziert ist und als Reliquie das Schweißtuch des Erlösers besitzt. Am Kräutermarkt steht die durch ihre herrliche Façade ausgezeichnete Kirche Corpus domini. Ferner sind zu nennen die prachtvoll ausgestatteten Kirchen der heiligen Therese Consolata, der Mutter Gottes (Gran madre di Dio), zum Andenken an die Rückkehr des Königs (21. Mai 1814) von der Stadt erbaut, eine Nachahmung des Pantheon zu Rom. Denkmale der jetzigen Toleranz sind die am 15. Dec. 1853 eingeweihte Waldenserkirche und die 1854 erbaute protestantische Kirche. Unter den Palästen sind nennenswerth: der alte Palast oder Palazzo Madama, ehemals del Castello genannt, 1403—16 erbaut, Residenz der Herzöge von Savoyen, mit einer Sternwarte und der königlichen Gemäldegallerie, die reich an Werken Raphaels, Tizians, Murillo's, Holbeins, Rembrandts, Potters ꝛc. (vergl. R. d'Azeglio, La galeria di Torino illustrata, Turin 1835 ff.) ist, und dem Sitzungssaale des Senats; ferner der große Palazzo Carignan mit dem Sitzungssaal der zweiten Kammer, dem das große und elegante Theater Carignan gegenübersteht. Im Ganzen hat T. 6 Theater, darunter das königliche Theater, eines der schönsten in Italien. Die Universität, 1404 von Kaiser Sigmund gegründet und von Victor Amadeus neu eingerichtet, von 1800—2000 Studirenden besucht, hat eine Bibliothek von 115,000 Bänden und sehr vielen Manuskripten, eine Sternwarte, eine Antikensammlung und einen botanischen Garten. In dem Gebäude der 1759 vom Grafen Saluzzo gegründeten königlichen Akademie der Wissenschaften und Künste befindet sich das ägyptische Museum, eines der reichhaltigsten Europa's, eine Sammlung griechischer und römischer Alterthümer und ein Münzkabinet mit 30,000 Münzen. Außerdem besitzt T. eine Militärakademie und eine Kavallerieschule, eine Thierarzneischule, ein erzbischöfliches Seminar, mehre Gymnasien und andere Schulanstalten, eine Ackerbaugesellschaft, eine philharmonische Akademie mit Gesangschule; von Wohlthätigkeitsanstalten einige trefflich eingerichtete Spitäler, darunter das große königliche Hospital della Carità für 2500 Kranke, milde Stiftungen ꝛc. Die ehemaligen Festungswerke sind in Spaziergänge umgewandelt; doch wird die Stadt durch eine starke, große Citadelle vertheidigt. Von Denkmälern sind noch zu erwähnen die des Grafen Amadeus VI. von Savoyen (des sogenannten grünen Grafen), des Ministers Siccardi (1854 errichtet), des Prinzen Eugen von Savoyen, des Prinzen Ferdinand (beide 1858 errichtet) und des Königs Karl Albert (1861 errichtet). T. zählte 1862 180,520 (mit dem Gemeindebezirk 204,715) Einwohner, darunter über 1500 Protestanten und gegen 2000 Juden. Unter den blühenden Fabriken zeichnen sich vor allen die in Seidenzeuchen, Sammet, seidenen Strümpfen und Handschuhen aus; auch fertigt man Tuch und Wollzeuch, Strohhüte, Spiegel, Papier, Porzellan, Fayence, Gewehre, Leder, Tapeten, Wachstuch, Tabak, Zucker, Chokolade, Maccaroni ꝛc. T. hat einen bedeutenden Durchfuhrhandel, welcher durch die auf dem Po etablirte Dampfschifffahrt noch gewonnen hat. Haupthandelsartikel

Digitized by Google

sind Wein, piemonteser Seide und Fabrikate. Auch macht T. ansehnliche Wechselgeschäfte und besitzt seit 1849 eine eigene Bank, die ein Zweig der Nationalbank von Genua ist. Auf einem Hügel oberhalb des Po erhebt sich 1330 Fuß hoch das prachtvolle Kloster Superga. Ebenso schön gelegen ist der Weinberg der Königin, ein Lusthaus voll Pracht, oberhalb dessen sich noch zwei Klöster erheben. Prachtvoll ausgeschmückt sind auch die königlichen Lustschlösser Stupinigi, Veneria und Moncagliari. Das Schloß Castello d'Aglie hat interessante Alterthümer.

T. war im Alterthum Hauptort der gallischen Taurini, wurde 218 von Hannibal erobert und erhielt unter Augustus eine römische Kolonie und den Namen Augusta Taurinorum. Die Longobarden, in deren Besitz die Stadt nach der Völkerwanderung kam, ließen sie durch Herzöge verwalten. Karl der Große scheint Markgrafen zur Bewachung der Grenze eingesetzt zu haben. In der Folge bemächtigten sich die Markgrafen von Susa der Herrschaft und nach deren Aussterben (1032) folgte das Haus Savoyen. Im Jahre 1506 von den Franzosen erobert, blieb T. in deren Besitz bis 1562. Damals erhielt es Herzog Philibert zurück, machte es zu seiner Residenz und erbaute 1567 die Citadelle. Im Jahre 1640 nahmen die Franzosen unter Harcourt T. nach siebzehntägiger Belagerung ein. Am 29. August 1696 wurde hier der Separatfriede zwischen Savoyen und Frankreich geschlossen. Von den Franzosen unter La Feuillade und Marsin belagert, ward T. durch den Sieg der Kaiserlichen unter Prinz Eugen und der Preußen unter Leopold von Dessau am 7. Sept. 1706 befreit. Im Jahre 1796 unterwarf es sich Bonaparte, der den 28. April einen Waffenstillstand mit dem dortigen Hofe schloß. Im Jahre 1798 abermals von den Franzosen eingenommen, ward es am 25. Mai 1799 von den Oesterreichern und Russen unter Suwarow wieder befreit. Nach der Schlacht bei Marengo (1800) kam T. aufs Neue in die Gewalt der Franzosen und blieb in derselben als Hauptstadt des Podepartements, bis es, seiner Befestigungswerke bis auf die Citadelle beraubt, 1814 durch den pariser Frieden dem König von Sardinien zurückgegeben ward und nun wieder Residenz und Hauptstadt wurde. Sie blieb dies, bis in Folge der sogenannten Septemberkonvention (15. Sept. 1864) die Residenz und der Sitz der Centralbehörden des Reichs im Mai 1865 nach der neuen Hauptstadt Italiens, Florenz, verlegt wurde. Nach dem Bekanntwerden der Septemberkonvention kam es am 20.—22. Sept. 1864 zu einem blutigen Aufruhr, der nur durch Waffengewalt unterdrückt werden konnte. Vgl. Cibrario, Storia di Torino, Turin 1846; Torino e suoi dintorni, das. 1853.

Turinsk (Turinskaja), Kreisstadt im asiatisch-russischen Gouvernement Tobolsk, an der Tura, westlich von Tobolsk, hat hölzerne Befestigungen, 3 Kirchen, ein Kloster, eine Moschee, Pelz-, Vieh- und Getreidehandel und 4029 Einw.

Turkestan (Turkistan), d. i. Türkenland, auch Dschagatai, im weiteren Sinne die asiatische Tatarei (s. d.), weil sie der Herrschaft türkischer Völkerstämme unterworfen ist; im engeren Sinne der westliche Theil dieses großen Ländergebietes, der auch die freie Tatarei, Westdschagatai, von einem Haupttheil auch wohl die große Bucharei, oft auch Turan (s. d.) genannt wird und durch das mächtige Gebirge des Belurtagh von Ostdschagatai oder der kleinen Bucharei (s. d.) getrennt ist. Dieses T. im engeren Sinne, im Osten von China, im Süden von Afghanistan und Persien, im Westen vom kaspischen Meer und dem Lande der Kirgisen begrenzt, besteht im Westen und Nordwesten meist aus Wüsten und Steppen, die zur Tiefebene Turan (s. d.) gehören, im Osten und Südosten aber, wo die nördlichen Verzweigungen des Hindukuh und die westlichen des Belurtagh sich auftürmen, aus einem Alpenlande mit schönen Weiden und wohl bewässerten fruchtbaren Thälern. Der nördliche Theil ist das Quellgebiet des Sihon oder Sir (Jaxartes), der südliche das des Dschihon oder Amu (Orus). Beide Flüsse ergießen sich in den Aralsee; die übrigen sind unbedeutende Gewässer. Das Klima ist ganz kontinental mit großen Gegensätzen von Sommerhitze und Winterkälte. Doch ist das Land nur kurze Zeit mit Schnee bedeckt. Im Blachfeld ist häufig anhaltender Regenmangel; Herbst und Frühling sind die angenehmsten Jahreszeiten. Von Getreidearten werden hauptsächlich Weizen, Mais, Reis, Hirse und Zuckersorghum, letzteres als Pferdefutter gebaut, außerdem mancherlei Gartengewächse, Melonen, Hülsenfrüchte, Mohrrüben, Flachs, Baumwolle, Sesam, Obst, Wein, Feigen ꝛc. Auch widmet man sich mit Erfolg der Seidenraupenzucht. Die Viehzucht ist vornehmlich auf Dromedare, Pferde und Schafe gerichtet. Außerdem finden sich hier wilde Esel, wilde Schafe und Ziegen, Antilopen, Wildschweine, Hasen, Fasanen, Rebhühner und anderes Geflügel, von größeren Raubthieren Bären, Wölfe, Leoparden, Füchse ꝛc. Das Mineralreich liefert Eisen, Kupfer, Blei, Goldstaub, Salz, Jaspis, Lasursteine, Türkise, Rubinen und andere Edelsteine. T. zerfällt in folgende Khanate: Khiwa (s. d.) am untern Dschihon; das Großkhanat Buchara oder die große Bucharei (s. d.) im engern Sinne, auch Usbekistan genannt, mit den Städten Buchara und Samarkand, wozu seit längerer Zeit im Süden Balkh (s. d.) und seit 1842 im Nordosten das Khanat Kokand oder Khokand, d. i. das Alpenland Ferghana mit seinen Vorstufen, das Thal des mittleren Sihon, seine Nebenthäler und die Steppe am Fuße des Gebirgs, im Ganzen etwa 3600 QMeilen mit 1 Million Einwohnern und den Städten Kokand, Kodschend, Taschkend, Turkestan oder Taras gehören; Kundus oder Tokharestan im Südosten, etwa 3000 QMeilen groß, mit ½ Million Einwohnern und den Städten Kundus, Khulum oder Tasch-Karghan und Badakhschan oder Fyzabad und andern, die früher Residenzen eigener Khanate waren; die kleinen Alpenstaaten auf der nördlichen Seite des oberen Dschihon, östlich von Buchara, nördlich von Kundus, nämlich Kesch oder Schehr-Sebs, Hissar, Darwas oder Derwas, zusammen etwa 1700 QMeilen mit ⅕ Million Einwohnern. Unmittelbar westlich

Digitized by Google

am Belurtagh liegt das Land Karategin der Gebirgskirgisen oder Kara-Kirghis. T. war im Alterthum ein großentheils gut bebautes und stark bevölkertes Kulturland. Es umfaßte Bactriana, Sogdiana und das Land der Khorasmier, die nordöstlichen Provinzen des persischen Reichs, nach dessen Auflösung die Nachfolger Alexanders des Großen, die Parther und Neuperser, nacheinander vom Lande Besitz nahmen. Im 6. Jahrhundert unterlag es dem Einbruch hunnischer und türkischer Völker, im 8. Jahrhundert kam es unter arabische Herrschaft, unter welcher das Land Khowaresmien hieß und einen bedeutenden Aufschwung nahm. Nach dem Verfall des Khalifats entstanden hier einzelne türkische Herrschaften, welche eine Zeitlang unter dem östlichen Reich der Seldschuken vereinigt waren, die sich aber im 12. Jahrhundert vor der Uebermacht Dschingiskhans beugen mußten. Nach dessen Tode erhielt sein Sohn Dschagatai, von dem mehre der jetzt noch herrschenden Khane ihren Ursprung ableiten, das Land Mawaralnahr und Turfan. Nach Dschagatai's Tode (1242) zerfiel das Land in einzelne Khanate. Khan Schasunka führte um 1260 den Islam ein. Im 14. Jahrhundert war T. der Mittelpunkt des von Timur gegründeten Weltreichs. Nach seinem Tode (1405) zerfiel es wieder in mehre kleinere Gebiete. Dann wurde das Land der Tummelplatz barbarischer Nomaden- und Räuberhorden, und ein solcher ist es großentheils auch heute noch. Das herrschende Volk sind usbekische und uigurische Türken, welche die Nachkommen der alten Baktrier, die unter dem Namen der Tadschiks, Bucharen, Sarten und Galdschils das Land früher besaßen, unterjochten, aber von deren Kultur Manches annahmen. Die unterjochten Stämme bilden die Hauptmassen der ansässigen Bevölkerung, und zwar beschäftigen sie sich mit Ackerbau, Woll- und Baumwollweberei, Leder- und Stahlarbeiten und treiben ausgedehnten Handel. Den dritten Haupttheil der Bevölkerung bilden die Turkmanen (s. d.). Außerdem schweifen noch Kirgisen-, Karakalpakenhorden im Lande umher, und in den Städten haben sich auch Armenier, Juden, Araber und nogaische Tataren niedergelassen.

Turkheim, Stadt im französischen Departement Oberrhein, Arrondissement Colmar, vormals deutsche freie Reichsstadt im Oberelsaß, am Fuße der Vogesen und an der Fecht, westlich von Colmar, hat Baumwollspinnerei, Baumwollweberei, eine große Papiermühle, bedeutenden Weinbau, Weinhandel und 3209 Einwohner. Hier am 5. Januar 1675 Sieg der Franzosen unter Turenne über die Oesterreicher.

Turkinseln (Turk's Islands), britische Inselgruppe vor dem mexikanischen Meerbusen, zu den Bahama- oder Lucayosinseln gehörig, mit vielen Salzseen und ungefähr 1200 Einwohnern, welche Salz bereiten und damit Handel treiben. Die größten Inseln sind: Grand-Turk, Catta (mit Fort und großem Salzwerk) und Salt-Kay.

Turkmanen (Turkomanen, Truchmenen, Uzen), ein weit verbreiteter Zweig der türkisch-tatarischen Völkerfamilie, der in zahlreiche, von einander unabhängige Horden zerfällt, die sich meist nach ihrem ersten Stifter nennen. Die T. bekennen sich zum Islam und sind mit wenig Ausnahmen Sunniten. Ihr Körper ist kräftig und gut gebaut, der Wuchs schlank. Die Frauen der T. sind nicht dem strengen Zwang unterworfen, der in den meisten mohammedanischen Ländern gebräuchlich ist; der Mann erkauft seine Frau, gewöhnlich für eine gewisse Zahl Kameele, Schafe oder Rindvieh. Die Frauen besorgen nicht allein den Haushalt, sondern beschäftigen sich auch mit dem Weben von Teppichen und Zeuchen aus Kameelhaaren und grober Wolle. Der Charakter der T. ist aus Treulosigkeit, Falschheit, Betrug, Grausamkeit, Blutdurst, Geiz, Habsucht und Raubsucht zusammengesetzt; dabei sind sie schmutzig, träge, stolz, unwissend und roh, übrigens tapfer, kriegerisch und freiheitliebend. Sie leben sehr einfach und mäßig und sind vielleicht das einzige Volk der Erde, das kein berauschendes Getränk zu bereiten versteht. Ihre Nahrung besteht größtentheils aus Milch und dem Fleisch ihrer Heerden. Ihre Haupterwerbsquelle ist Raub, den sie für das ehrenvollste Geschäft eines Mannes halten. Vorzüglich sind die Perser, welche als Schiiten von den T. gehaßt werden, ihren Räubereien ausgesetzt. Wo es an Gelegenheit des Raubes fehlt, leben sie bloß von Viehzucht; nur in einigen Gegenden treiben sie auch Ackerbau, doch wird dieser immer durch geraubte Sklaven besorgt. Alle T. sind vortreffliche Reiter. Ihre Pferde, welche eine eigene Race bilden, sind durch ihre Vortrefflichkeit in ganz Asien rühmlichst bekannt. Ihre Waffen sind vorzüglich Lanzen und Schwerter, daneben führen sie Bogen und Pfeile, doch haben sie in neueren Zeiten auch mit Feuergewehren umgehen gelernt. Sie wohnen in tragbaren Häusern oder beweglichen Hütten (Kibitken) und bleiben nur so lange an einer Stelle, als die Weide dauert. Sie bilden Horden von 30—100, selbst bis zu 200 Familien. Die T. in Turkestan, über 700,000 Seelen, bewohnen hier den ganzen großen Raum südlich vom Dschihon- oder Amufluße, von Balkh an bis zu den Gestaden des kaspischen See's und von da bis zum Aralsee. Im osmanischen Asien sollen an $1\frac{1}{2}$ Millionen T. leben, und zwar sowohl auf dem armenischen Hochlande, als in den Ebenen Kleinasiens. Auch in Syrien, nördlich von Aleppo, wohnen mehre Stämme der T., die zum Theil Ackerbau treiben. In Persien bilden die Turkmanenstämme, etwa 19,000 Familien stark, die sogenannte türkische Zunge. Die im westlichen Afghanistan lebenden T. sind Schiiten, reden neupersisch und wohnen in Städten und Dörfern. Auch in Kaukasien gibt es T., namentlich finden sich in Daghestan, an der Westküste des kaspischen Meeres, etwa 4000 Familien, die unter russischer Oberherrschaft stehen, in dem übrigen Kaukasien am Terek und Kuma zählt man noch 1000 Kessel (Familien). Ursprünglich wohnten die T. in den Ländern nördlich vom kaspischen Meere, von wo aus sich ein Theil nach Europa, ein anderer in die Ostländer des kaspischen Meeres zog.

Turkmanenland (Truchmenenland, Turkomania), Ländergebiet an der Ostseite des kaspischen Meeres, zwischen diesem, dem Aralsee

Digitized by Google

und Dschihon oder Amu und dem persischen Berglande Khorassan, umfaßt etwa 8000 QMeilen. Das Land ist sandig, wasserarm und unfruchtbar, zum Theil Steppe, zum Theil vollkommene Wüste. Nur zwischen den in das kaspische Meer mündenden Flüssen findet sich fruchtbares Weideland. Die Einwohner, cirka 600,000 an der Zahl, sind Tadschiks, Usbeken, Perser, Karakalpaken, Jamschiden, Turkmanen und wenige Kirgisen. Das Land ist so gut wie unabhängig, obwohl der Khan von Khiwa die Oberhoheit in Anspruch nimmt.

Turkmanische Landenge (Truchmenenisthmus, Ustjurt), der Landstrich zwischen dem kaspischen Meere und dem Aralsee, ein auf der schmalsten Stelle 21¼ Meilen breites, wüstes Plateau, welches sich etwa 400 Fuß über das turanische Tiefland erhebt und von Turkmanen bewohnt wird.

Turkoing, Stadt, s. v. a. Tourcoing.

Turkomanen, s. v. a. Turkmanen.

Turktataren, Volksstamm türkischen Ursprungs in Sibirien, gehört zur kaukasischen Race, ward aber in seinen alten Wohnsitzen von den Mongolen überfluthet, zum Theil mit fortgerissen und vermischte sich daher mit denselben, weshalb er irriger Weise mit dem Namen Tataren belegt worden ist. Großentheils tragen sie auch noch im Aeußeren rein ausgeprägte kaukasische Züge, während sie, wo sie sich mit Mongolen vermischt haben, den Typus derselben zeigen. Sie zeichnen sich vor den Mongolen durch größere geistige Geweckтheit und Bildungsanlage aus, bekennen sich größtentheils zum Islam, sind Viehzüchter und Ackerbauer und sprechen die türkische Sprache und verschiedene Mundarten. Sie wohnen am Tobolzufluß Tura, am obern Gebiet des Tom, am Tschulym, Ob und in der Barabasteppe ꝛc.

Turmalin (Schörl), Mineral aus der Ordnung der wasserfreien Amphoterolithe, krystallisirt drei- und einaxig mit eigenthümlicher tetartoëdrischer Entwickelung des Endes. Die meist längsgestreifte Säule ist neun- oder drei-, auch sechsseitig und hat thermoelektrische Eigenschaften (daher Aschenzieher, weil er erwärmt leichte Körper, Asche ꝛc. anzieht). Erwärmt wird das eine Ende nämlich positiv-, das andere Ende negativ-elektrisch, beim Abkühlen aber kehren sich die Pole um, so daß das anfänglich positive Ende negativ, das negative positiv wird. Der Bruch ist muschelig, wodurch sich der T. von der ähnlichen sehr blättrigen Hornblende unterscheidet. Er kommt krystallisirt und stängelich vor, ist von Quarzhärte und darüber, von 2,9—3,2 specifischem Gewicht, durchsichtig bis undurchsichtig, glasglänzend, selten wasserhell, meist gefärbt, am häufigsten schwarz (Schörl), der durchscheinende und durchsichtige aber auch grau, gelb, grün, blau (Indicolith), roth (Rubellit), braun. Die Krystalle sind nicht selten an den beiden Enden verschieden farbig. Der T. ist ein Borsäure und Thonerde enthaltendes Silikat von äußerst verschiedener Zusammensetzung. Rammelsberg unterscheidet lithionfreie Magnesiaturmaline von gelben, braunen und schwarzen Farben (Zillerthal, Prevali in Kärnthen), Magnesia-Eisenturmaline, scheinbar schwarz (St. Gotthard), schwarze Eisenturmaline (Mursinsk am Ural, Zwiesel in der bayerischen Oberpfalz, Andreasberg am Harz), von lithionhaltigem T. dunklen, blauen u. grünen Eisen-Manganturmalin (Brasilien, Elba, Utö in Schweden, Massachusetts) und farblosem oder rothem Manganturmalin (Rozena in Mähren, Elba, Mursinsk, Maine). Sie sind mit Ausnahme des letzteren sämmtlich vor dem Löthrohr schmelzbar, meist unter Aufschwellen zu einer schlackigen Masse, welche geglüht emailleartig wird. Mit Flußspathpulver und doppeltschwefelsaurem Kali behandelt zeigen sie Borsäurereaktion. Der T. ist ein sehr verbreitetes Mineral, mineralogisch unterscheidet man den edlen durchsichtigen bis an den Kanten durchscheinenden, der farblos, roth, blau, grün und braun, auch bei reflektirtem Licht schwarz, im durchfallenden anders gefärbt erscheint, wie der von Campolongo am St. Gotthard, Prevali in Kärnthen, Rozena in Mähren, Penig in Sachsen, Utö in Schweden, von Elba, von Ceylon, aus dem Ural, von Madagaskar, aus Brasilien, Peru, Massachusetts, und den undurchsichtigen schwarzen gemeinen T. od. Schörl (stängelicher Stangenschörl) von weitester Verbreitung. Letzterer kommt in den verschiedensten älteren Gesteinen, eingewachsen in Drusen, so im Granit, insbesondere im groß- und kleinkörnigen, im Gneis, Glimmer-, Chlorit- und Talkschiefer vor, bildet mit Quarz den sogenannten Schörlquarzit (Schörlfels, Turmalinschiefer), findet sich außerdem auf Mineral- und Zinnsteingängen, als Geschiebe in Edelsteinsand. Die reinen durchsichtigen sind als Edelsteine geschätzt, am meisten die rothen sibirischen (Sibrit), aber auch die blauen (brasilianischer Sapphir), grünen (brasilianischer Smaragd), gelblichgrünen (ceylonischer Chrysolith); außerdem benutzt man sie zu Platten für den Polarisationsapparat und besonders den braunen zu Turmalinzangen.

Turmayer, s. v. a. Aventinus.

Turnau, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Bunzlau, links an der Iser und an der pardubitz-reichenberger Eisenbahn, besteht aus der eigentlichen, mit Mauern umgebenen Stadt und einer Vorstadt, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, hat eine Dechantei- und eine andere Kirche, ein Franciskanerkloster, Spital, Baumwollzeuchdruckerei, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, Fabrikation unächter und Schleiferei ächter, auf dem Bergrücken von Tatobar sich findender Edelsteine und 4400 Einwohner. Hier am 26. Juni 1866 siegreiches Gefecht der Preußen gegen die Oesterreicher.

Turnbulls Blau, s. Berlinerblau.

Turnen, s. Turnkunst.

Turner, 1) Sharon, englischer Geschichtschreiber, geboren den 24. Sept. 1768 zu London, widmete als Advokat in seiner Vaterstadt seine Muße vorzüglich der Erforschung der Geschichte seines Vaterlandes und begründete seinen Ruf durch die „History of the Anglosaxons" (Lond. 1799 ff.; 7. Aufl. 1852, 3 Bde.). Es folgten: „History of England during the middle ages" (3. Aufl., Lond. 1830, 5 Bde.), „The history of the reign of Henry VIII" (3. Aufl., das. 1828, 2 Bde.), „The

Digitized by Google

history of the reigns of Edward VI, Mary and Elizabeth" (2. Aufl., daſ. 1835, 2 Bde.). T. † den 13. Februar 1847 in London.

2) Joſeph Mallord William, engliſcher Maler, geboren 1775, trat 1789 als Schüler bei der königlichen Akademie ein und erwarb ſich als Aquarellmaler ſolchen Ruf, daß ihn die Akademie 1802 zum Mitglied erwählte. Er wandte ſich jetzt der Oelmalerei zu, unternahm eine Reiſe nach Frankreich und Italien und ward 1808 Profeſſor der Perſpektive an der Akademie, hielt aber faſt nie Vorleſungen. T. † am 19. Dec. 1851 zu Chelſea. Er nimmt unter den engliſchen Landſchaftsmalern eine der erſten Stellen ein; auch ſeine Seeſtücke und Hiſtorien fanden Beifall. Obwohl ſie oft an Maßloſigkeit der Phantaſie und Uebertreibung im Kolorit leiden, ſo ſind ſie doch nach Auffaſſung und Behandlung höchſt originell und wurden mit fabelhaften Preiſen bezahlt. Eine Sammlung ſeiner Skizzen veröffentlichte er unter dem Titel „Liber studiorum". Außerdem lieferte er Illuſtrationen zu den Gedichten von Byron, Campbel, Scott u. A. Er ſetzte von ſeinem großen Vermögen 200,000 Pfund Sterling zum Bau eines großartigen Aſyls für arme Künſtler aus. Vgl. Burnet u. Cunningham, T. and his works, London 1852, u. Thurnbury, Life of J. M. W. T., daſ. 1862, 2 Bde.

3) Edward, einer der bedeutendſten engliſchen Chemiker, geboren 1796 auf Jamaica, ſtudirte in Edinburg Medicin, in Göttingen Chemie, ward 1824 Docent an der Univerſität zu Edinburg, 1828 Profeſſor an der zu London und † daſelbſt den 12. Febr. 1837. Sein treffliches Werk „Elements of Chemistry" (deutſch von Hartmann, Lpz. 1829) gaben Liebig und Gregory in 8. Auflage (London 1847) heraus.

Turners Gelb, ſ. v. a. Mineralgelb.

Turneſol, Pflanzengattung, ſ. v. a. Crozophora tinctoria *Juss.*

Turnhout, Hauptſtadt eines Bezirks in der belgiſchen Provinz Antwerpen, in der ſogenannten Campine, durch eine Zweigbahn über Herenthals nach Contich mit der Eiſenbahn von Mecheln nach Antwerpen verbunden, hat ein altes, 1371 von Maria von Geldern erbautes Schloß, das jetzt als Juſtizpalaſt dient, ein Gymnaſium, lebhafte Induſtrie in Baumwolle, Leinwand, Spitzen, Papier, Branntwein ꝛc., Färberei, Gerberei, Bleicherei, Handel und 13,002 Einw. T. war ehedem eine freie Herrſchaft, kam aus der ſtreitigen Erbſchaft des Königs Wilhelm von England in den Beſitz des Prinzen von Naſſau, wurde 1732 an Preußen, 1735 an Oeſterreich abgetreten und zu einem Herzogthum erhoben. Der Ort iſt geſchichtlich merkwürdig durch das Gefecht am 22. Januar 1597 zwiſchen den Niederländern unter Moritz von Oranien und den Spaniern unter dem Grafen von Varax, in welchem letzterer geſchlagen wurde und ſelbſt blieb, ſowie durch den am 27. Oktober 1789 von den Patrioten über die Oeſterreicher gewonnenen Sieg.

Turnier (im mittelalterlichen Latein torneamenta, altdeutſch Turnei), die Kampfſpiele der Ritter, welche im Mittelalter bei feierlichen Gelegenheiten veranſtaltet zu werden pflegten. Weil dieſe Kampfſpiele vorzugsweiſe in Frankreich ſyſtematiſch ausgebildet wurden, ſo werden ſie gewöhnlich für eine franzöſiſche Erfindung ausgegeben. Im 14. und 15. Jahrhundert erreichten ſie ihre höchſte Blüthe, und erſt mit dem Verfall des Ritterthums wurden ſie durch die gefahrloſeren Karoſſels (ſ. d.) verdrängt. Unter Konrad III. beſtanden in Deutſchland 4 Turniergeſellſchaften, die rheiniſche, bayeriſche, ſchwäbiſche und fränkiſche, jede mit einem Turniervogt (Turnierkönig) an der Spitze. Dieſe Turniervögte, welche früher die Pfalzgrafen bei Rhein und die bayeriſchen, ſchwäbiſchen und fränkiſchen Herzöge waren und ihr Amt vom Kaiſer zur Lehn trugen, erließen die Turnierordnungen, deren Regeln und Vorſchriften bei allen T.en derſelben Geſellſchaft genau befolgt werden mußten. Die T.e wurden ſeit der Gründung dieſer Geſellſchaften meiſt auf gemeinſchaftliche Koſten der ſämmtlichen Mitglieder veranſtaltet, in der Regel jährlich eins in einer der größern deutſchen Städte; Privatturniere, welche allerdings jeder turnierfähige Ritter, wenn auch nur mit Genehmigung des Turniervogts, veranſtalten konnte, waren in Deutſchland wegen der damit verbundenen Koſten ſelten. Zur Theilnahme an den T.en wurden nur Adelige, welche eine gewiſſe Anzahl von Ahnen aufweiſen konnten, zugelaſſen. Die Turnierfähigkeit der einzelnen Ritter wurde durch den Herold mittelſt einer beſonders vorzunehmenden Wappen- und Helmſchau geprüft. Zu dieſem Zweck wurden auf einem dazu beſtimmten Platze die Schilde u. Helme der zu dem T. gekommenen Ritter aufgeſtellt; erſtere mußten mit dem Familienbilde, letztere mit dem Helmbuſch verſehen ſein. Nach vorgenommener Prüfung entſchied der Herold durch öffentlichen Aufruf über die Unbeſcholtenheit der Ritterwürde der Einzelnen. Vor Beginn des T.s wurden durch den Herold die allgemeinen Geſetze und ſpeciellen Beſtimmungen vorgetragen und die Waffen der Kämpfenden unterſucht. Der Turnierplatz, ein länglichrund abgeſtecktes Stück Feld, war mit Schranken umgeben; auch waren hier Tribünen errichtet für fürſtliche Perſonen, Damen und Ritter, welche ſich an den Spielen ſelbſt nicht betheiligten. Die Aufſeher des Kampfplatzes hießen Grieswärtel, deren Amt hauptſächlich darin beſtand, die Kämpfenden in den Grenzen des Spiels zu halten und, falls ſie ſich ernſtlich angriffen, Frieden zu ſtiften und die in Gefahr befindlichen zu ſchützen. Auf ein Zeichen mit der Trompete ritten die Parteien ein, und es begann das Vorturnier, welches in einem Kampf mit dem Turnierkolben beſtand und auf ein Zeichen mit der Trompete beendet werden mußte. Darauf folgte das Nachturnier, bei welchem man mit oben ſtumpf abgeſchliffenen Schwertern kämpfte und wobei es namentlich auf das Abhauen der Helmkleinodien abgeſehen war. Außer dieſem T. in Haufen war das Einzelturnier zu Pferd, mit einer Lanze ohne Metallſpitze, das Lanzenbrechen, das gewöhnlichſte. Es gab verſchiedene Arten desſelben. Das „Stechen über Schranken" beſtand darin, daß auf den entgegengeſetzten Seiten einer auf der Rennbahn errichteten Breterwand die Kämpfer gegen einander rannten und durch einen Stoß mit der Lanze gegen den Kopf, die Bruſt

Digitized by Google

oder den Schild (andere Stöße waren regelwidrig) sich gegenseitig aus dem Sattel zu heben suchten. Wer dies vermochte oder wenigstens bewirkte, daß des Andern Lanze zersplitterte, hatte einen „ledigen Fall“ gewonnen, und wer deren am meisten gewann, dem wurde der Preis zuerkannt, den gewöhnlich eine Dame darreichte. Außer dem Kampf zu Pferd u. mit der Lanze war auch Kampf zu Fuß gebräuchlich, wobei Schwert und Streitaxt gebraucht wurden. Da bei diesen Kampfspielen öfters Unglücksfälle vorkamen, so ergingen von Seiten geistlicher und weltlicher Fürsten Verbote gegen dieselben, und Papst Innocenz II. verbot sogar das ehrliche Begräbniß der in einem T. gefallenen Ritter. Dessen ungeachtet blieben die T.e in Gebrauch, namentlich in Frankreich, wo erst der Tod Heinrichs II., der in Folge einer Verwundung beim T. erfolgte, eine Abnahme derselben bewirkte. Vergl. Rüxner, Turnierbuch von 1530 (neu herausgegeben von Schlichtegroll, München 1818, 4 Hefte).

Turniket, s. Tourniquet.

Turnips, s. v. a. Rübenkohl, Brassica Rapa *L.*; in einigen Gegenden s. v. a. Runkelrübe, Beta vulgaris *L.*

Turnkunst, die moderne Gymnastik in ihrer deutschnationalen Entwickelung, oder die Gesammtheit aller zur methodischen Entwickelung und Ausbildung des körperlichen Organismus dienenden Leibesübungen. Der Name hängt mit dem bei Notker vorkommenden turnon, angelsächsisch tyrnan, englisch turn, wenden, drehen, zusammen und weist auf denselben Stamm zurück, von welchem Turnier (s. d.) abzuleiten ist. Er ward, wie fast die ganze hierher gehörige Terminologie, von F. L. Jahn eingeführt. Die T. soll in unserer Nationalerziehung denselben Zweck erfüllen wie die Gymnastik (s. d.) in der Nationalerziehung der Griechen, d. h. sie soll den Körper als Werkzeug des Geistes schön und harmonisch ausbilden u. ist demzufolge pädagogischer Natur. Die beim Turnen nöthigen Körperbewegungen sind theils aktive, d. h. solche, welche der Turnende durch willkürliche Bethätigung seiner eigenen Muskeln hervorbringt (Turnen im engern Sinne), theils solche, wobei ein dem Turnenden zur Seite stehender Turnmeister dessen Glieder in Bewegung setzt, so daß sich der Turnende (oder Geturnte, wie ihn Maßmann nennt) entweder ganz widerstandslos verhält (passive Bewegungen, z. B. Hin- und Herbiegen der Gelenke), oder einen mehr oder weniger starken Widerstand leistet, gleichsam mit ihm ringt (aktiv-passive oder passiv-aktive Bewegungen bei den Schweden, duplicirte bei den Deutschen). Die aktiven, das eigentliche Turnen ausmachenden Bewegungen, die in methodischer Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren fortschreiten müssen, werden nach den verschiedenen Kräften des Körpers, die dabei in Anwendung kommen (bloße Schwerkraft, Streckkraft, d. h. die Kraft des Ausdehnens, Beugkraft, d. h. die Kraft des Anziehens), nach den verschiedenen Stützflächen, welche der Körper zur Uebung jeder dieser Kräfte bedarf (der gewöhnliche feste Boden, Geräthe), nach den verschiedenen Thätigkeiten, deren der Körper im Zustand der Ruhe und in dem der Bewegung fähig ist, nach den verschiedenen Theilen des Körpers, welche in Thätigkeit sein können (Kopf, Rumpf, Arme, Beine) eingetheilt. Mit Berücksichtigung aller dieser Umstände zerfallen die Uebungen zunächst in Freiübungen, wobei der Turnende bloß auf den Gebrauch seiner Glieder auf ebener Erde angewiesen ist, und in Uebungen mit oder am Geräthe. Die Freiübungen im engern Sinne beschäftigen sich mit turnerischer Entwickelung des Körpers während seiner gewöhnlichsten Zustände, des Stehens, Sitzens, Liegens, Gehens, Hüpfens, Springens, Laufens und Drehens. Sie beziehen sich auf Kopf, Rumpf, Arme und Beine und sind um so mannichfaltiger, je größer die Bewegungsfähigkeit und Bewegungsmannichfaltigkeit dieser Glieder ist. Die Uebungen mit oder am Geräthe sind entweder Hangübungen oder Stemmübungen. Bei den Hangübungen soll sich der Körper von seiner gewöhnlichen Stützfläche erheben und bleibend über derselben erhalten werden, wozu es einer geeigneten Vorrichtung bedarf, woran einzelne Glieder des Leibes durch ihre Beug-, Zieh- und Anziehkraft den ganzen Leib schwebend erhalten werden. Bei den Stemmübungen wird der Körper durch seine Streckkraft auf irgend einer Stützfläche gehalten. Dahin gehören namentlich das Ziehen, Schieben, Schocken und Stoßen, Heben, Tragen, Werfen, das Stab- und Bockspringen. Uebungen gemischter Natur sind das Klimmen, das Auf- und Abwärtsgehen des Leibes durch die Kraft und Thätigkeit der Arme, wobei ebensowohl die Beug- als Streckkraft zur Anwendung kommt; das Klettern, die Bewegung, durch welche unter gleichzeitiger Betheiligung verschiedener Thätigkeiten der Arme, des Rumpfes und der Beine der Körper an schrägen oder senkrechten Stützflächen hinauf- und herabgebracht wird, und das Ringen, das in dem Versuche besteht, einen Andern durch bloßes Heben, Rückwärtsüberbeugen oder Seitwärtsschleudern zu Boden zu werfen. Uebungen, welche ohne Verbindung mit einander vorgenommen werden, heißen Einzelübungen, solche dagegen, welche in organischem Zusammenhang vorgenommen werden, in Bezug auf ein Individuum Ordnungsübungen, in Bezug auf eine Gesammtheit von Individuen Gemeinübungen. Der Turnplatz ist ein entsprechend großer, ebener Platz, dessen Boden aus festgestampftem Sand oder Rasen besteht. Im Winter vertritt ein Turnsaal dessen Stelle. Das Turngeräth besteht theils in beweglichen Gegenständen, wie Stangen, Stäben und Tauen, Gehren, d. h. mit Eisen beschlagenen Wurfstäben, Springstöcken, hölzernen Kugeln zum Werfen, Handeln, d. h. je 2 durch einen Griff verbundenen hölzernen oder eisernen Kugeln, welche zur Kräftigung der Arme bei den Freiübungen in den Armthätigkeiten in die Hände genommen werden, der Knebelgurt, das Schwungseil, der Springel ꝛc.; theils in unbeweglichen, auf dem Platze befindlichen Gegenständen, wie der Schwebebaum, die wagrechte, die schräge, die senkrechte und die Doppelleiter, die Kletterstange, die Lehnstange, der Klettermast, das senkrechte Kletterbret, das Laufbret, die sämmtlich an dem Klettergerüst angebracht sind, das Reck, ein aus 2 Ständern bestehendes, oben mit einem

Digitized by Google

Querbalken überlegtes Gerüst, der Barren, 2 reckähnliche, parallel stehende Gerüste, die so weit von einander entfernt sind, daß der Turner bequem zwischen sie hineingehen kann, und so hoch, daß sie ihm etwa bis an die Brust reichen, zu Stemmübungen bestimmt, die Streckbank, der Bock, das Voltigirpferd, der Laufgraben.

Die frühere Geschichte des Turnwesens fällt mit der der Gymnastik (s. d.) zusammen. Die Wiederaufnahme dieser Uebungen, durch Basedow in seinem Philanthropin zu Dessau (um 1776), durch Salzmann in Schnepfenthal und Gutsmuths war eine rein pädagogische Maßregel gegen die Unnatur in der Erziehung. Erst K. L. Jahn (s. d.) gebührt das Verdienst, auf altgermanische Waffen- und Leibesübungen, als eine der ersten Bedingungen zur Erhebung des Volkes, hingewiesen und dieselben in methodischer Stufenfolge eingerichtet zu haben. Im Frühjahr 1811 eröffnete derselbe auf der Hasenheide bei Berlin den ersten deutschen Turnplatz und vereinigte auf demselben bald eine Schaar von 1400 Turnern. Als 1813 der Ruf zu den Waffen erscholl, eilte Jahn mit seinen Turnern in die Reihen der Kämpfer, und als 1815 der Sieg errungen war, trat er wieder an die Spitze seiner Turnanstalt, welche inzwischen sein ältester Schüler Eiselen geleitet hatte. Von der Regierung unmittelbar begünstigt, verpflanzte sich die T. auf die Universitäten und Schulen Preußens und des übrigen Deutschland, und die Gymnastik der Philanthropine, welche in der pädagogischen Welt Aufsehen erregt, aber wenig Nachahmung gefunden hatte, ging in der T. auf, die als ihre Tendenz aussprach, die sittliche Kraft der Jugend zu heben und ihr Nationalgefühl zu kräftigen und in lebendiger Frische zu erhalten. In den weitesten Kreisen regte sich jetzt ein freudiger Eifer, Turnanstalten zu begründen; Männer wie Maßmann, Arndt, Passow, Harnisch, Diesterweg, Spieß, Heidenreich, Klumpp, Ravenstein förderten die T. nach allen Richtungen durch Wort und That. Aber das frische kräftige Regen nationaler Ideen war dem bureaukratischen Schlendrian, der sich wieder breit zu machen begann, nicht angenehm, und die T. als Träger und Förderer dieser Ideen war demselben bald ein Dorn im Auge. Man hütete sich zwar anfangs, die sogenannte politische Seite des Turnens als die gefürchtete geltend zu machen, man wies vielmehr auf das Gefährliche mancher Uebungen hin und bezeichnete als sittliche Rohheit, als Anmaßung und Verwilderung die von einzelnen Turnern der gesellschaftlichen Ueberfeinerung gegenüber allerdings wohl häufig zu stark zur Schau getragene Derbheit; aber nach und nach ging man weiter, verdächtigende Stimmen, wie die eines Kotzebue, Wadzeck u. A., wurden immer lauter, und man behauptete endlich geradezu, Jahns Turngesetze, seine Vorträge und Bemerkungen liefen darauf hinaus, die staatliche Ordnung zu untergraben, die Monarchie herabzusetzen, die politische Einheit Deutschlands anzubahnen. Diesen Beschuldigungen waren einzelne Mißgriffe und Auswüchse, von denen ein so schnell und üppig herangewachsenes Institut sich unmöglich frei halten konnte, willkommen, um aus ihnen die triftigsten Beweise für die Staatsgefährlichkeit des Instituts herzuleiten, und so kam es, daß 1819 alle Turnplätze der preußischen Monarchie geschlossen wurden, Jahn selbst verhaftet, zwar wieder freigelassen, aber unter polizeiliche Aufsicht gestellt ward. Nur als Privatunternehmungen durften hier und da Turnübungen unter strenger Aufsicht fortbestehen, wie z. B. Eiselens Turnplatz in Berlin. Gleiche Maßregeln ergriffen auch die übrigen deutschen Regierungen; der stuttgarter Turnplatz, 1821 unter Klumpps Leitung eröffnet, war vielleicht der einzige öffentliche in Deutschland, welcher, wenn schon ängstlich überwacht, fortbestehen durfte. Erst später wurden allmählig die Regierungen für die Sache dadurch wieder gewonnen, daß man die T. ihrer bisherigen ideellen Auffassung entkleidete und mehr die orthopädische Bedeutung derselben hervortreten ließ. In diesem Sinne wirkte namentlich Professor J. A. L. Werner für die Wiederbelebung der Turnübungen, für welche der Name Gymnastik wieder hervorgesucht wurde. Noch mehr wurde die öffentliche Aufmerksamkeit auf das Turnen, allerdings ebenfalls nur in seiner diätetisch-orthopädischen Bedeutung zurückgelenkt, als 1836 Lorinser durch seine bekannte Schrift auf das schreiende Mißverhältniß zwischen der geistigen Anstrengung und der Körperpflege in unserer Jugenderziehung aufmerksam machte. Die Folge war, daß das preußische Ministerium die Aufnahme des Turnens in den Schulunterricht wieder gestattete. Die Hoffnungen, welche die Freunde der T. hieraus schöpften, schienen erfüllt, als Friedrich Wilhelm IV. durch Kabinetsordre vom 6. Juni 1842 die Leibesübungen als wesentlichen und unentbehrlichen Bestandtheil der männlichen Erziehung anerkannte. Maßmann wurde nach Berlin berufen und mit der Organisirung des Turnens im preußischen Staate beauftragt und durch Cirkularverfügung des Kultusministers Eichhorn vom 7. Februar 1844 für Preußen das Turnen als integrirendes Glied in das System des öffentlichen Unterrichts aufgenommen. An den höheren Schulen (Gymnasien, Realschulen) ist seitdem fast in allen Staaten das Turnen zu einem ordentlichen Gegenstand des Unterrichts erhoben worden; für das Turnen in den Volks-, namentlich Landschulen ist dagegen erst seit 1861 in einzelnen etwas Bemerkenswerthes gethan worden. Um dem Mangel an Turnlehrern abzuhelfen, hat man in einigen Staaten Turnlehrerbildungsanstalten errichtet. Für Preußen besteht eine Centralturnanstalt in Berlin, für Sachsen ein ähnliches Institut zu Dresden (seit 1851), für Würtemberg in Stuttgart. Das Turnen der Erwachsenen kam vom Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahren an in Aufnahme; es entstanden damals die Turnvereine, die mit demokratischer Verfassung nach den jahnschen Principien eingerichtet waren. Schon 1846 hatten sich dieselben fast über ganz Deutschland verbreitet, und ihre Lokal- und Gaufeste nahmen den Charakter von Volksfesten an. Da aber diese Turnvereine sich an den Bewegungen des Jahres 1848 mehrfach betheiligt hatten, und zwar im demokratisch-revolutionären Sinn, so wurden dieselben nach dem Sieg der Reaktion von den Regierungen aus übergroßer Aengstlichkeit

Digitized by Google

aufgelöſt oder wenigſtens in ihren Freiheiten ſo ſehr beſchränkt, daß ſie ſich meiſt von ſelbſt auflöſten. So überlebte in manchen Gegenden Deutſchlands kein einziger Turnverein das Jahr 1850. Erſt mit dem Jahre 1859 trat ein Umſchwung zu Gunſten der Turnerei ein, da ſich die öffentliche Meinung derſelben wieder entſchieden zuwandte, wozu die damalige Erwartung eines franzöſiſch-deutſchen Kriegs nicht wenig beitrug. So kam neues Leben auf die Turnplätze, und der Vorſchlag eines deutſchen Turnfeſtes fand allenthalben Anklang. Daſſelbe fand vom 16.—19. Juni 1861 in Koburg Statt und hatte die Gründung zahlreicher neuer Turnvereine zur Folge. Eine im Auftrag der zu Koburg verſammelt geweſenen deutſchen Turnerſchaft verfaßte und den Regierungen und Volksvertretungen der Staaten des deutſchen Bundes gewidmete Denkſchrift führte aus, wie nothwendig die Einordnung des Turnens in das Ganze der Volkserziehung ſei, ſtellte darauf bezügliche Theſen auf und wies namentlich auch darauf hin, wie turneriſche Tüchtigkeit die vorzüglichſte Grundlage nationaler Wehrbarkeit ſei. Das zweite deutſche Turnfeſt wurde vom 10.—12. Auguſt 1861 in Berlin abgehalten, zugleich als fünfzigjähriges Jubiläum der Begründung des deutſchen Turnweſens durch Jahn. Auf dem damit verbundenen Turntage wurde die Bildung eines „deutſchen Turnerbundes“ abgelehnt, dagegen zu Beſorgung der Geſchäfte der deutſchen Turnerſchaft ein Ausſchuß ins Leben gerufen, der in den im December 1861 gefaßten Beſchlüſſen als Zweck des Turnens den aufſtellte, dem Vaterlande ganze, tüchtige Männer zu erziehen, jede politiſche Parteiſtellung aber von den Turnvereinen fern zu halten ſuchte. Seine Thätigkeit erſtreckte ſich ſodann hauptſächlich auf die Herausgabe eines Leitfadens für Frei- und Ordnungsübungen und die Organiſation einer Statiſtik des deutſchen Turnweſens. Nach der erſten Aufnahme vom 1. Juli 1862 beſtanden in Deutſchland 1284 Turnvereine mit zuſammen 134,597 Mitgliedern, zu denen noch nahe an 25,000 in den Vereinen turnende Knaben kamen. Das dritte deutſche Turnfeſt, vom 2.—6. Auguſt 1863 in Leipzig von nahe an 20,000 Turnern aus allen Theilen Deutſchlands begangen, eins der großartigſten Volksfeſte der Neuzeit, fand bereits über 1700 Turnvereine vor, und zu Ende 1864 zählte man deren nahe an 2200. Hauptſächlich zum Behuf geregelter ſtatiſtiſcher Aufnahmen ward das Turnvereinsgebiet in 16 Kreiſe eingetheilt, von denen jeder einen Vertreter zum Ausſchuß der deutſchen Turnvereine ſtellt, zu welchem außerdem noch 7 von der Geſammtheit der deutſchen Turnerſchaft gewählte Vertrauensmänner gehören. Außer dieſer Geſammtvereinigung der deutſchen Turnvereine beſtehen noch zahlreiche kleinere Gauverbände und Turnverbände, deren Zweck die gegenſeitige Förderung der Vereine unter einander iſt. Ein weiterer Fortſchritt liegt darin, daß in vielen Orten die Turner förmlich organiſirte Feuerwehrcorps gebildet haben, deren Mitglieder in ganz Deutſchland weit über 30,000 betragen mögen. Endlich ſind auch im Auslande zahlreiche deutſche Turnvereine ins Leben getreten, die an vielen Orten Mittelpunkte deutſchen Lebens und Strebens bilden. So beſtehen faſt in allen größeren nordamerikaniſchen Städten ſolche Turnvereine, welche zuſammen den „nordamerikaniſchen Turnerbund“ bilden. Deutſche Turnvereine beſtehen ferner in London, Liverpool, Mancheſter, Edinburg ꝛc., in Paris, Petersburg, Reval, Riga, Chriſtiania, Drontheim ꝛc., in der Kapſtadt, in Oporto, Kairo, Melbourne, Kanton, Valparaiſo ꝛc.

Das Turnen der Soldaten iſt in der Neuzeit als eins der wichtigſten Mittel der militäriſchen Ausbildung erkannt worden, ſeitdem es ſich gezeigt, welche bedeutenden Vortheile das namentlich auf Laufen, Springen und Klettern eingeübte franzöſiſche Militär beim Angriff wie bei allen ſtrategiſchen Bewegungen voraus hatte, und man iſt daher gegenwärtig auch in Deutſchland über die Nothwendigkeit des Heerturnens vollſtändig im Reinen, wie man auch ſchon die Einführung deſſelben ernſtlich in die Hand genommen hat. Für die preußiſche Armee iſt die durch Rothſtein umgemodelte ſchwediſche Gymnaſtik eingeführt worden, doch wird in der Praxis mehr nach der geſünderen und anſprechenderen deutſchen Turnweiſe verfahren. Alle Anweiſungen ſtimmen aber darin überein, daß ſie die Wichtigkeit der Freiübungen betonen. Laufen mit und ohne Gepäck, Springen, Klettern an Wänden, Leitern und Stricken, Gehen auf ſchmalen Flächen ꝛc. ſind Hauptübungen des militäriſchen Turnens; auch Turnübungen mit gegenſeitiger Hülfe (z. B. Pyramiden zur Erklimmung von Wänden) ſpielen dabei eine große Rolle. Die Wichtigkeit des Militärturnens weiſt aber immer wieder auf den Werth des zeitigen Turnens in den Schulen hin. Ueber das Krankenturnen (Heilgymnaſtik) ſ. Kineſitherapie.

Aus der reichen neueren Literatur über T. ſind hervorzuheben: Lange, Die Leibesübungen, Gotha 1863; Ravenſtein, Volksturnbuch, Frankfurt 1863; Hirth, Das geſammte Turnweſen, Leipzig 1864; Lion, Frei- u. Ordnungsübungen, daſ. 1863; Kloſſ, Katechismus der Turnkunſt, daſ. 1861; Derſelbe, Weibliche T., daſ. 1855; Hirth, Statiſtiſches Jahrbuch der Turnvereine, daſ. 1863—65; Kloſſ, Turnſchule des Soldaten, daſ. 1860. Das gegenwärtige Organ der deutſchen Turnvereine iſt die ſeit 1856 erſcheinende „Deutſche Turnzeitung“, Leipzig, das der Turnlehrer die „Neuen Jahrbücher für die Turnkunſt“, Dresden.

Turnoſen, ſ. v. a. Tournois.

Turn-out (engl., d. i. Auskehren), in England ein Aufſtand der Fabrikarbeiter in Maſſe; vgl. Strike.

Turnus (neulat.), die Reihenfolge, in welcher die einer Anzahl von Perſonen zuſtehende Ausübung eines Rechtes oder einer Pflicht, in beſtimmten Friſten wechſelnd, von Einem zum Andern übergeht.

Turpin, Johann, angeblich Verfaſſer einer Chronik, Benediktinermönch im Kloſter St. Denis, ward 753 Erzbiſchof von Rheims, befand ſich 769 auf dem zu Rom wegen der Bilderverehrung abgehaltenen Koncil und † 800. Die Angabe, daß T. Karls Geheimſchreiber, Freund und Waffengefährte geweſen ſei, gehört in das Gebiet der

Digitized by Google

Sage. Die unter T.s Namen vorhandene lateinische Chronik über Karls Zug nach Spanien, die seit 1160 in einer lateinischen Handschrift im Kloster St. Denis aufbewahrt wird u. im 11. Jahrhundert wahrscheinlich von dem damaligen Erzbischof von Vienne, dem späteren Papst Calixt II., verfaßt worden ist, enthält Lieder und Sagen aus dem karolingischen Sagenkreise, doch in kirchlichem Interesse u. legendenartig umgestaltet. Die besten Ausgaben lieferten Ciampi (Florenz 1822) und Reiffenberg (in der „Chronique de Philippe Mouskes", Brüssel 1836, 2 Bde.); ins Deutsche übersetzte sie Hufnagel (im „Rheinischen Taschenbuch" 1822).

Turreff, Stadt in der schottischen Grafschaft Aberdeen, am Deveron, hat ein Versorgungshaus, eine Bibliothek, Tuchfabrikation, Leinwandbleichen, Handel mit Mastschweinen und 1843 Einwohner.

Turris (lat.), der Thurm.

Tursellinus (Torsellino), Horatius, gelehrter Jesuit, geboren 1545 zu Rom, ward Rektor der Jesuitenseminarien zu Rom, Florenz und Loretto und † den 6. April 1609 zu Rom. Sein Werk „De usu particularum latini sermonis" (Rom 1598) ward unter Andern von Hand (das. 1829—45, 4 Bde.) neu bearbeitet.

Turſi, Stadt in der italienischen Provinz Potenza (ehemaligen neapolitanischen Provinz Basilicata), ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale und mehre andere Kirchen, Baumwollbau und 5000 Einwohner, meist Griechen und Albanesen. Die Stadt wurde im 9. Jahrhundert von den Arabern erbaut.

Turukhansk (Turuchansk), Stadt (früher Kreisstadt) im asiatisch-russischen Gouvernement Jeniseisk, an der Mündung des Turukhan in den Jenisei, hat hölzerne Befestigungen, 3 Kirchen und 3800 Einwohner, welche Jagd, Fischerei und Handel treiben. Die Stadt hieß früher Mangaseja und ist Hauptdepôt der nomadischen Pelztribute.

Tuscaloosa, Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikanischen Staate Alabama, am Black Warrior River, durch eine Zweigbahn mit der Mobile-Ohio-Eisenbahn verbunden, ist Sitz der 1831 gegründeten Universität von Alabama, der Staatsirrenanstalt und eines Vereinigten-Staaten-Landamtes, hat mehre Kirchen, Akademien und Seminare, Baumwoll- u. Eisenindustrie, Handel und 4000 Einwohner. T. war früher Hauptstadt des Staates Alabama, bis diese 1847 nach Montgomery verlegt wurde.

Tuscar, Insel mit Leuchtthurm im St. Georgskanal an der Südostspitze von Irland, östlich von Carnsore-Point, gehört zur irischen Provinz Leinster, Grafschaft Wexford.

Tusch (franz. touche), das regel- und taktlose Durcheinanderblasen der Trompeter u. Harmoniemusiker bei Toasten u. dergl.

Tusche, chinesische, wird nach Scherzer (Novarareise) aus Fichtenruß und Leim bereitet. Die feinste T. gewinnt man aus dem Ruß von gewöhnlichem Oel, das zu diesem Zweck in einem irdenen Gefäß langsam gebrannt wird, während man den Ruß in einer Röhre auffängt. Der Teig muß gut gestampft werden und wird schließlich in geschnitzte Formen gepreßt und getrocknet. Moschus oder andere Wohlgerüche werden in den Leim gemischt und letzterer muß von vorzüglicher Güte sein. Man rechnet auf 10 Unzen Ruß $4^1/_2$ gewöhnlichen Leim und $^1/_2$ Unze alten Fischleim. Die beste T. glänzt auf Papier mit zimmtfarbenem Schimmer; ist der Glanz völlig schwarz, so ist die T. von etwas geringerer Güte, noch niedriger steht sie, wenn sie bläulich schimmert, während die schlechteste Sorte ohne allen Glanz ist. Die geringsten Sorten sind gewöhnlich am meisten verziert.

Tuschen (Tuschmanier, franz. dessin au lavis), Mittelglied zwischen Zeichnen und Malen, besteht in dem Eintragen der Schatten in eine bloß in den Umrissen angelegte Zeichnung durch allmähliges Ueberarbeiten mit immer dunkleren Farben. Gewöhnlich werden Tuscharbeiten einfarbig ausgeführt, meist schwarz mit chinesischer Tusche, oft auch braun mit Sepia, hin und wieder aber auch bunt. Die Schönheit einer getuschten Zeichnung besteht hauptsächlich in einem zarten genauen Umriß, weichen saftigen Schatten, recht rein erhaltenen Lichtern und markigen Druckern in den dunkelsten Stellen.

Tuschfarben, s. v. a. Aquarellfarben, s. Aquarellmalerei.

Tuschmanier, s. v. a. Tuschen.

Tusci (Tusker), die alten Bewohner Etruriens (s. d.); daher Tuscia s. v. a. Etrurien (s. d.).

Tusculum, alte Stadt in Latium, 100 Stadien östlich von Rom, auf einer bedeutenden Höhe des Albanergebirgs, in schöner Gegend, war von Pelasgern gegründet, erhielt 381 römisches Bürgerrecht, schloß sich nach der Niederlage der Tarquinier am See Regillus an die Römer an. In der Umgegend waren die Villen vornehmer Römer, z. B. des Lucullus, Jul. Cäsar, Hortensius, Cato, Marius, und namentlich Cicero's berühmtes Tusculanum. Im Mittelalter gerieth T. mit Rom in heftige Feindschaft, indem es auf Seiten des Kaisers Heinrich IV. stand. Als aber 1191 Papst Cölestin und der Kaiser Frieden schlossen, gestatteten beide den Römern, die Stadt zu zerstören, was sofort geschah. Nahe der alten Stadt erbauten die Einwohner Frascati. Die Trümmer der Stadt, bestehend in Mauerüberresten, Felsengräbern, den Ruinen eines Theaters, liegen östlich von Frascati. Vgl. Canina, Descrizione dell' antico Tusculo, Rom 1841.

Tusla (Tuzla, Unter-T.), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Bosna, an der Jalta, hat Salzwerke und 4500 meist katholische Einwohner.

Tuslü (Tusly), Salzsee im europäisch-russischen Gouvernement Taurien, Kreis Eupatoria, hat 2 Meilen im Umfang, trocknet im Sommer fast ganz aus und wird zu Salzgewinnung und Schlammbädern benutzt.

Tussilago *L.* (Huflattich), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den einfachen Hauptkelch mit schwachem Außenkelch, die randständigen, zungenförmigen weiblichen und die zwitterigen, röhrigen 5zähnigen Scheibenblüthchen und den nackten Fruchtboden. Als Arzneipflanze ist T. Farfara *L.*, Brust-, oder Eselslattich, Roßhuf, Quirinkraut,

mit herzförmigen, eckigen, unten flaumigen Blättern und gelben, im März vor den Blättern sich entwickelnden Blüthen, ausdauernd auf feuchten, thonigen oder lehmigen Feldern und auf unbebauten Plätzen durch ganz Europa, in Nord- und Mittelasien, auf Aeckern wegen der tief absteigenden und Sprossen treibenden Wurzel ein schwer auszurottendes Unkraut. Officinell sind die Blätter und Blüthen, Herba et Flores Farfarae, als bitter-schleimiges und adstringirendes Mittel bei Lungenleiden, hektischem Fieber, Diarrhöe und Skropheln, auch zu Umschlägen und Bähungen bei Abscessen ꝛc.

Tussis (lat.), Husten (s. d.).

Tutanego, alter Name des Zinks.

Tutel (v. Lat.), s. Vormundschaft.

Tutelina (Tutilina), römische Schutzgottheit, welche die Getreidefluren hütete, wurde nur im Freien angerufen u. hatte daher keinen Tempel, sondern nur einen Altar u. eine Säule im Circus.

Tuticorin (Tutocorin), Stadt an der südlichen Ostküste der indobritischen Präsidentschaft Madras, Distrikt Tinevelly, am Golf von Manaar, der Insel Ceylon gegenüber, hat einen guten Hafen, lebhaften Handel, namentlich Ausfuhr von Baumwolle und Perlenfischerei auf der nahegelegenen Bank Toolayeram.

Tutor (lat.), Beschützer, Vormund (s. Vormundschaft).

Tutti (ital.), in der Musik im Gegensatz zu Solo (s. d.) Bezeichnung des Zusammenwirkens aller Instrumente oder aller Stimmen einer Gattung (Tuttigesang, Tuttispiel); Tutti frutti (d. i. alle Früchte), Gericht der Italiener, aus verschiedenen Gemüsen oder Früchten zusammengesetzt, Allerlei; bildlich ein Werk, welches Aufsätze verschiedenartigen Inhalts gibt, also s. v. a. Miscellen.

Tuttlingen (Duttlingen), Stadt im würtembergischen Schwarzwaldkreis, in der sogenannten Baar, links an der Donau, unweit der badischen Grenze, Sitz eines Oberamts, eines Oberamtsgerichts und eines evangelischen Dekanats, hat 2 Kirchen, ein Armen- und Krankenhaus (Katharinenstift), eine Kinderrettungs- und Erziehungsanstalt, lebhafte Industrie, besonders Tuch-, Papier-, Messer- und Nagelfabrikation, mechanische Wollspinnerei, Strumpfwirkerei, Goldstickerei, Gerberei, Leimsiederei, Brauerei, starken Handel mit diesen Fabrikaten und mit Getreide, namentlich nach der Schweiz, und 6397 Einw. In der Nähe das königliche Eisenhammerwerk Ludwigsthal. Ueber der Stadt auf einem Berge liegen die schönen Ruinen des Schlosses Honberg, das im dreißigjährigen Kriege zerstört wurde. Auf der südöstlich davon, meist auf badischem Gebiet gelegenen tuttlinger Höhe (2660 Fuß hoch) hat man eine herrliche Aussicht nach den schweizer Schneegebirgen. Die Stadt T. ist wahrscheinlich das Juliomagus der Römer. Nachdem sie im 14. Jahrhundert im Besitze der Herren von Wartenberg und dann derer von Sulz gewesen war, kam sie wahrscheinlich 1471 mit Sulz an Würtemberg. Im Jahre 1635 übergab sie der Kaiser Ferdinand II. dem Grafen Schlik. Hier 1643 Sieg der Oesterreicher und Bayern unter Hatzfeld und Mercy über die Franzosen unter Rantzau. Im westphälischen Frieden kam die Stadt wieder an Würtemberg.

Tuturkan, Stadt, s. Totorkan.

Tuy, befestigte Stadt in der spanischen Provinz Pontevedra (Galicien), auf einem, von einer höchst fruchtbaren, dicht bevölkerten Ebene umgebenen Hügel am rechten Ufer des Minho, der portugiesischen Festung Valenca gegenüber, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale und 4 andere Kirchen, viele meist verfallene Klöster, 2 Hospitäler, ein Seminar und mehre andere Unterrichtsanstalten, schöne Promenaden und Brunnen, Leinweberei, Wein-, Obst- und Orangenbau, Handel mit Leinwand und eingemachten Früchten, ist ein Hauptplatz des Schmuggelhandels zwischen Spanien und Portugal und zählt 2781 (mit dem Stadtgebiet 11,760) Einwohner. In der Nähe der Badeort Caldelas de Tuy mit warmen Schwefelquellen.

Twardowski, in der polnischen Volkssage ein Edelmann im 16. Jahrhundert, der, um sich übernatürliche Kenntnisse und Genüsse zu verschaffen, sich auf dem Berge Krzemionki bei Krakau dem Teufel verschrieb und eine Menge lustiger Abenteuer bestand. Als ihn schließlich der Teufel durch die Luft davonführte, rettete sich T. zwar durch Anstimmen eines geistlichen Liedes, muß aber bis zum jüngsten Tage zwischen Himmel und Erde in der Luft schweben. Das Ganze ist die polnische Version der deutschen Faustsage; darauf deutet nicht bloß die Angabe hin, daß Faust in Krakau gelebt haben soll, sondern auch der Name selbst, in welchem das polnische Wort twardy (fest) zu erkennen. Die Sage von T. ist von polnischen Dichtern vielfach bearbeitet worden. Vgl. Vogl, T., der polnische Faust, Wien 1861.

Tweed, Fluß im südöstlichen Schottland, entspringt in der Grafschaft Peebles, fließt nordöstlich, bildet in seinem untern Laufe die Grenze zwischen Schottland und England und fällt bei Berwick in die Nordsee.

Twer, europäisch-russisches Gouvernement, zu Großrußland gehörig, grenzt an die Gouvernements Nowgorod, Jaroslaw, Wladimir, Moskau, Smolensk und Pskow und umfaßt einen Flächenraum von 1163,12 QMeilen mit (1861) 1,516,109 Einwohnern. Das Land ist im Allgemeinen flach und wird nur in einigen Kreisen durch Höhenzüge des alaunischen Gebirges hügelig. Es gibt schöne Waldungen, doch sind diese der vielen Moräste wegen nicht überall zugänglich. Die wichtigsten Flüsse sind die hier entspringende Wolga (mit Sestra, Dubna, Steel, Medweditza und Twerza), die ebenfalls hier entspringende Dwina (Düna), die Mologa, Msta (mit Zna) Wäsuga und Schlina. Der Kanal von Wüschni-Wolotschok verbindet die Twerza mit der Msta, also die Wolga mit der Newa. Die größten Seen sind: der Seliger-, Sterscher-, Dolgoe- u. Sosnizasee. Das Klima ist gemäßigt und gesund, die Witterung aber sehr veränderlich. Der Boden ist ziemlich fruchtbar. Hauptprodukte sind Getreide, Lein, Hanf, etwas Obst, die gewöhnlichen Hausthiere, Bären, Wölfe, Füchse, Luchse, Eisen, Kalk, Torf ꝛc. Auch finden sich einige Mineralquellen. Die Bewohner sind der Mehrzahl nach Russen, außerdem Finnen, Zigeuner und Deutsche. Die

Digitized by Google

wichtigsten Erwerbsquellen sind Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Holzkultur. Die Industrie beschäftigt sich namentlich mit Leder, Leinwand, Segeltuch und Farben. Der Handel mit diesen Fabrikaten und den Landesprodukten ist nicht unbedeutend und hat besonders in der Hauptstadt seinen Sitz. Die Eisenbahn von Petersburg nach Moskau durchschneidet das Gouvernement. Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements und des Kreises T., am Einfluß der Twerza und Tmaka in die schiffbar werdende Wolga und an der Eisenbahn von Petersburg nach Moskau, liegt in einer schönen großen Ebene, ist regelmäßig gebaut, hat schöne Plätze, Straßen, Kais u. Anlagen und zerfällt in die eigentliche Stadt, die Vorstadt und die Festung. Letztere befindet sich zwischen der Wolga und der Tmaka, ist von einem Walle umgeben und enthält den kaiserlichen Palast mit schönem Garten, das Gouvernementsgebäude, die Kathedrale und das 1727 gegründete, in dem Kloster Otrotsch Uspenski befindliche geistliche Seminar. T. ist der Sitz des Civilgouverneurs und der Gouvernementsbehörden, sowie des Erzbischofs von T. und Kaschin, hat außer der Kathedrale noch 32 andere Kirchen, mehre Klöster, ein Gymnasium, eine Ritterakademie, mehre andere Schulen, ein Theater, einen Bazar, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten, Fabrikation von Leinwand, Oel, Terpentin, Kerzen, Seilerwaaren ꝛc., Glockengießerei, Brauerei, Wachsbleichen, Schiffbau, Schifffahrt, Handel mit Getreide, Eisen, Hanf, getrockneten Fischen ꝛc. und zählt 26,412 Einwohner. Unweit T. befinden sich auch zwei eisenhaltige Mineralquellen und das Mönchskloster Nikolaus-Monastyr. Die Stadt T. wurde gegen Ende des 12. Jahrhunderts gegründet und war in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Haupt- und Residenzstadt eines eigenen Großfürsten aus dem Stamme Ruriks. Im Jahre 1606 wurde T. von den Polen mit Sturm genommen und großentheils niedergebrannt. Im Jahre 1763 wieder durch eine Feuersbrunst zerstört, ward die Stadt unter der Kaiserin Katharina II. regelmäßiger und schöner wieder aufgebaut, weshalb ihr hier ein Denkmal von sibirischem Marmor gesetzt wurde.

Twesten, August Detlev Christian, protestantischer Theolog, geboren den 11. April 1789 zu Glückstadt, studirte zu Kiel, ward dann Gymnasiallehrer zu Berlin, 1814 Professor der Theologie in Kiel und 1835 Professor in Berlin an Schleiermachers Stelle, dessen theologischer Richtung er im Ganzen folgt, und Konsistorialrath. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Die drei ökumenischen Symbole, die Augsburgische Konfession und die Repetitio confessionis Augustanae" (Kiel 1818), „Logik, besonders die Analytik" (Schleswig 1825), „Vorlesungen über die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche" (Bd. 1, Hamburg 1826; 4. Aufl. 1838; Bd. 2, das. 1837), „Grundriß der analytischen Logik" (Kiel 1834), „Matthias Flacius Illyricus" (Berlin 1844). Sein Sohn, Karl T., Stadtgerichtsrath in Berlin, ward durch ein Duell mit General Manteuffel, der sich in seiner Eigenschaft als Vortragender im Militärkabinet durch T.s Broschüre „Was uns retten kann" (1861) beleidigt glaubte, populär und im Herbst 1861 in das Abgeordnetenhaus gewählt, dem er bis jetzt (1867) angehört, und zwar als ein Wortführer der liberalen Partei.

Twist, s. Garn.

Two Groups (d. h. zwei Gruppen), zwei nahe bei einander liegende kleine Inselgruppen des südöstlichen Polynesiens, gehören zum Archipel der niedrigen Inseln.

Tyana (Thyana), Stadt im südlichen Kappadocien, am Fuße des Taurus, in der Nähe der cilicischen Pässe, durch Natur und Kunst stark befestigt, war seit Caracalla römische Kolonie und wurde später, da sie zum Reiche der Zenobia gehörte, von Aurelianus 272 n. Chr. erobert.

Tyche, s. v. a. Fortuna.

Tycho de Brahe, s. Brahe 2).

Tychsen, 1) Olaus Gerhard, berühmter Orientalist, geboren den 14. December 1734 zu Tondern, studirte zu Halle und ward Lehrer am dortigen Waisenhaus, 1763 Professor der orientalischen Sprachen zu Bützow und nach Aufhebung dieser Universität Oberbibliothekar und Vorsteher des Museums in Rostock, wo er den 30. December 1815 †. Seine Hauptschrift ist „Bützowsche Nebenstunden" (Bützow 1766—69, 6 Bde.), ein reichhaltiges Magazin für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums. Er gilt auch als Begründer der arabischen Paläographie. Seine Sammlung orientalischer Antiquitäten kaufte die rostocker Universität. Vgl. Hartmann, Olaf Gerhard T., Bremen 1818—19, 2 Bde.

2) Thomas Christian, ebenfalls Orientalist, geboren den 8. Mai 1758 zu Horsbyll im Schleswigschen, studirte zu Kiel und Göttingen, ward 1784 Professor der Theologie zu Göttingen und † den 23. Oktober 1834. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Grundriß einer Archäologie der Hebräer" (Gött. 1789), „Grammatik der arabischen Schriftsprache" (das. 1823), die Ausgabe des Quintus Smyrnäus (Straßburg 1807). Seine durch Schönheit, geistige Anmuth und vielseitige Talente ausgezeichnete Tochter Cäcilie (geboren den 18. März 1794, † den 13. December 1812) ist bekannt durch die Verehrung, welche ihr der Dichter Ernst Schulze u. A. in dem epischen Gedicht „Cäcilie" widmete.

Tydeus, in der griechischen Mythe Sohn des Oeneus, flüchtete wegen eines begangenen Mordes nach Argos zum Adrastus, der ihn sühnte und ihm seine Tochter Deïpyle zum Weibe gab. T. zog mit ihm gegen Theben und wurde vom Melanippus verwundet, tödtete diesen jedoch. Athene wollte den Verwundeten unsterblich machen, unterließ dies aber dann aus Schauder, als T. das Gehirn des Melanippus verzehrte. T. aber starb nun und wurde von Mäon bestattet.

Tykotzin (Tykocin), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Augustowo, Kreis Lomza, links am Narew, gehört der Familie Potocki, hat ein Friedensgericht, ein altes festes Schloß, eine Distriktsschule, Leinwand-, Leder-, Hut- und Kammfabrikation und 4900 Einwohner. Auf dem Marktplatze steht eine steinerne Bildsäule des Kronfeldherrn Stephan Czarnecki, dessen große Verdienste um den Staat 1661 mit der Herrschaft T. und Bialystock belohnt wurden.

Digitized by Google

Tyler, John, Präsident der Vereinigten Staaten von 1841—45, geboren den 29. März 1790 als der Sohn eines Pflanzers in Virginien, studirte die Rechte, ward 1816 Mitglied des Repräsentantenhauses zu Washington, Gouverneur von Virginien und war 1827—36 Senator für diesen Staat. Im Jahre 1840 von der Whigpartei als Kandidat aufgestellt und mit großer Majorität zum Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten gewählt, sah er sich durch den Tod des Präsidenten Harrison einige Wochen nachher an die Spitze der Union gestellt. T. rechtfertigte die Erwartungen seiner Partei nicht. Als er der im Juli 1841 vom Kongreß beschlossenen Bill wegen Errichtung einer Bank sein Veto entgegenstellte, reichte das Ministerium seine Entlassung ein und T.s Bildniß ward an mehren Orten öffentlich verbrannt. Dennoch machte er noch wiederholt von seinem Vetorecht Gebrauch, so daß er in beständigem Hader mit der Volksvertretung lebte. Am 4. Mai 1845 trat er von der Regierung ab und zog sich auf sein Landgut in Virginien zurück. Er † den 23. Januar 1862 zu Richmond.

Tympanitis (griech.), s. Trommelsucht.

Tympanum (v. Griech.), mit Pergament überzogene beckenförmige Pauke, wurde vorzugsweise beim Dienst der Rhea oder Cybele, aber auch bei Bacchusfesten gebraucht; in der Architektur beckenförmige Wandvertiefung zum Aufstellen eines Standbilds; in der Anatomie s. v. a. Trommelfell, s. Ohr.

Tyndale, William, ein Opfer der Reformation in England, geboren 1484 zu North-Nibles in der Grafschaft Gloucester, wurde Geistlicher, mußte als Anhänger Luthers 1523 aus England fliehen, lebte eine Zeitlang in Wittenberg, wo seine Uebersetzung des Neuen Testaments und des Pentateuch erschien, die in England große Verbreitung fand, dann in Antwerpen, ward dort auf englische Veranlassung gefangen und nach einer langen Gefangenschaft zu Vilvoord im September 1536 erdrosselt und verbrannt. Seine Bibelübersetzung ist treu und einfach im Styl; die gewöhnliche englische Bibelübersetzung hat sich eng an die T.'s gehalten. Seine Schriften erschienen gesammelt London 1831, 3 Bde., und Oxford 1848—50, 3 Bde.

Tyndareus, mythischer König von Sparta, floh, von seinem Halbbruder Hippocoon vertrieben, nach Aetolien zu Thestius, dem er im Kriege gegen seine Nachbarn beistand und mit dessen Tochter Leda er sich vermählte. Hercules setzte ihn wieder in die Herrschaft von Sparta ein. Leda gebar ihm die Timandra, Clytämnestra, Philonoë und den Castor, dem Zeus aber den Pollux (Polydeuces) und die Helena. Bei Homer sind beide, Castor und Polydeuces, Söhne des T. und der Leda. Als letztere (die Tyndariden) unsterblich geworden waren, rief T. seinen Schwiegersohn Menelaus nach Sparta und übergab ihm die Herrschaft.

Tyne, Fluß im nördlichen England, entsteht in der Grafschaft Northumberland aus dem Zusammenfluß des North- und South-T., fließt östlich, bildet in seinem untern Laufe die Grenze zwischen den Grafschaften Northumberland und Durham und fällt nach einem Lauf von 15 Meilen bei Tynemouth in die Nordsee; ist wegen des Steinkohlenhandels von Newcastle aus wichtig.

Tynemouth, Stadt in der englischen Grafschaft Northumberland, links an der Mündung des Tyne in die Nordsee, ist mit Newcastle durch eine Eisenbahn verbunden, hat einen Hafen mit Fort und Leuchtthurm, ein altes Schloß (jetzt Kaserne), Zuchthaus, Ruinen einer Abtei, Salzwerke, besuchte Seebäder, lebhaften Handel und 16,560 Einwohner.

Typen (v. Griech.), s. v. a. Lettern, Schriften.

Typen (v. Griech.), s. Typus.

Typhlitis (griech.), Entzündung des Blinddarms, fast immer abhängig von einer massenhaften Kothanhäufung im Anfangstheil des Dickdarms (daher t. stercoralis), oder von fremden harten Körpern, Kirschkernen u. dergl., welche in den Blinddarm gelangen und dort liegen bleiben. Die Krankheit beginnt mit Stuhlverstopfung. Die im Blinddarm und im aufsteigenden Kolon angehäuften Kothmassen rufen eine katarrhalische Entzündung der Darmschleimhaut mit Schmerzen in der rechten Unterbauchgegend hervor. Der Katarrh steigert sich zu einer intensiveren Entzündung der ganzen Darmwand und geht oft sogar in partielle Verschwärung über. Ist einmal eine heftigere Entzündung der Darmwand eingetreten, so verliert die Muskelhaut des Darms die Fähigkeit, sich zusammenzuziehen, und dadurch entsteht ein schweres Hinderniß für das Fortrücken des Darminhalts. Zwar gehen zuweilen schleimige und blutige Massen aus dem After ab, aber die eigentliche Stuhlentleerung bleibt aus. Der Inhalt des Dünndarms, da er nicht nach unten ausweichen kann, wird nach oben zurückgedrängt, er gelangt in den Magen zurück und bewirkt daselbst eine heftige Reizung, es stellt sich Uebelkeit, Würgen und Erbrechen ein. Anfangs werden nur die genossenen Speisen, später grünliche, bitter schmeckende, gallige Massen, in seltenen Fällen sogar endlich eine bräunliche Flüssigkeit von widerlichem Geschmack und kothigem Geruch ausgebrochen (Miserere). Die Schmerzen in der rechten Unterbauchgegend steigern sich, und es bildet sich an diesem Ort eine mehr oder weniger ausgesprochene Anschwellung, eine Kothgeschwulst, aus. Die Schmerzen sind zeitweilig erträglich, nach längeren oder kürzeren Pausen aber steigern sie sich zu furchtbarer Höhe und werden außerdem auch bei jedem leisen Druck auf die erwähnte Körperstelle und durch jede Bewegung verschlimmert. Verläuft die Krankheit günstig, so tritt in allen den aufgezählten Erscheinungen ein Nachlaß ein, es erfolgen unter reißenden Schmerzen im Leibe mehre Stuhlgänge, durch welche große Massen sehr übelriechenden Kothes entleert werden, das Erbrechen verliert sich, die Geschwulst im Leibe nimmt allmählig ab und das vor der Stuhlentleerung vorhandene Fieber verschwindet. Diesen günstigen Verlauf nimmt jedoch die Krankheit durchaus nicht immer; in den meisten Fällen breitet sich vielmehr die Entzündung von dem serösen Ueberzug des Blinddarms und aufsteigenden Kolons theils auf das Peritonäum der benachbarten Darmschlingen und der Bauchwand, theils auf das Zellgewebe in der Umgebung des Blinddarms aus (Perityphlitis). Mit der Ausbreitung

Digitized by Google

der Bauchfellentzündung breiten sich auch die Schmerzen im Leibe aus, die Geschwulst wird umfangreicher und weniger deutlich begrenzt, es entstehen Schmerzen im rechten Schenkel oder ein Gefühl von Taubheit in demselben, der Kranke ist nicht im Stande, den Schenkel an den Leib heranzuziehen. Um die Spannung der Bauchdecken zu vermeiden, pflegen die Kranken mit leicht vorn übergebeugtem Körper auf der rechten Seite im Bett zu liegen und jede Veränderung dieser Lage zu fürchten. Auch in diesen schlimmeren Fällen können alle Erscheinungen allmählig zurückgehen und es kann unter reichlichen Stuhlentleerungen Genesung eintreten. In ungünstigen Fällen geht die T. in allgemeine Bauchfellentzündung über, oder es tritt Verschwärung des Blinddarms und seines Wurmfortsatzes mit Durchbruch seines Inhalts in die Bauchhöhle ein, oder es bilden sich Abscesse in der Umgebung des Blinddarms, welche nach verschiedenen Richtungen hin durchbrechen können. Meist verfällt der Kranke in solchen Fällen dem Tode theils in Folge der ausgebreiteten Bauchfellentzündung, theils wegen des schleichenden, die Kräfte des Kranken konsumirenden Fiebers. Dem entsprechend ist die Prognose bei der T. immer eine zweifelhafte, oft auch ganz ungünstige. In frischen und nicht von Erbrechen begleiteten Fällen von T. ist eine Dosis Ricinusöl (1—2 Eßlöffel) oft noch im Stande, Stuhlgang herbeizuführen. Ist aber schon Erbrechen eingetreten, werden auch die stuhlfördernden Medikamente ausgebrochen, so muß man durch reichliche lauwarme Klystiere, welche immer von Neuem wiederholt werden müssen, Stuhlgang herbeizuführen suchen. Die Schmerzen in der Unterbauchgegend werden durch fortgesetzte warme Umschläge gemildert. Unter Umständen, namentlich wo eine stärkere Bewegung der Darmwand schlimme Folgen befürchten läßt, ist der Gebrauch von Opiaten angezeigt, obschon er nach anderer Seite hin seine Nachtheile hat, indem dadurch das Vorwärtsrücken des Darminhalts erschwert wird.

Typhoïd (v. Griech.), Krankheitszustand, welcher in ähnlicher Weise durch schwere Symptome von Seiten des Gehirns charakterisirt ist, wie dies beim ächten Typhus (s. d.) der Fall ist. Namentlich hat man zwei Krankheitsformen mit dem Namen des T.s belegt, nämlich das biliöse T. (s. Rekurrirendes Fieber) u. das Choleratyphoïd. Letzteres ist eine sekundäre Erkrankung, welche in vielen Fällen auf den eigentlichen Choleraanfall folgt. Das Choleratyphoïd schließt sich nur an die schwere asphyktische Form der asiatischen Cholera, jedoch durchaus nicht in allen Fällen, niemals aber an den einfachen Choleradurchfall an. Es läßt sich daraus schließen, daß das Choleratyphoïd nicht unmittelbar von der Infektion mit dem Choleragift abhängt, sondern daß es in den verschiedenen während eines Choleraanfalls im Organismus vor sich gehenden krankhaften Prozessen begründet ist. Das Choleratyphoïd schließt sich etwa an ein Viertel aller Fälle von asphyktischer Cholera, namentlich aber an diejenigen Fälle an, in welchen das Kältestadium ein sehr ausgesprochenes war und sehr lange anhielt. Das, was man als Choleratyphoïd bezeichnet, sind wahrscheinlich sehr verschiedene Krankheitszustände. Eine häufige Ursache des Choleratyphoïds ist die mangelhafte oder ganz unterdrückte Harnsekretion, welche auf einer kroupösen Entzündung der Nierenkanälchen beruht. Hierbei bleibt die Urinsekretion nach dem Verschwinden der asphyktischen Erscheinungen unterdrückt, der in sehr geringer Quantität gelassene Harn enthält Tage lang sehr viel Eiweiß und zahlreiche Faserstoffcylinder, es tritt von Neuem Erbrechen ein, die Kranken klagen über heftigen Kopfschmerz, verfallen später in Bewußtlosigkeit oder in Krämpfe und Alles weist auf eine Vergiftung des Blutes mit Harnstoff hin (s. Urämie). Viele Kranke aber entleeren am ersten und zweiten Tage nach dem Ablauf des Kältestadiums normale Harnmengen, auch ist bei ihnen der anfangs vorhandene Eiweißgehalt des Harns gewöhnlich nach einigen Tagen verschwunden, aber dennoch verfallen sie in einen Zustand großer Gleichgültigkeit, die Sinne sind ihnen benommen, es stellen sich Delirien ein, die Zunge wird trocken und mit dicken Schleimkrusten belegt, der Puls frequent und oft doppelschlägig, die Temperatur des Körpers zeigt sich beträchtlich erhöht. Die Kranken rutschen im Bette herab und gewähren ganz das Bild eines schweren Unterleibstyphus. In diesen Fällen scheinen die typhösen Symptome einfach vom Fieber abhängig zu sein. Dieselben Symptome eines Choleratyphoïds treten auch in solchen Fällen ein, wo die der Cholera angehörige katarrhalische Erkrankung der Darmschleimhaut in eine Verschwärung der Schleimhaut, wie bei der Ruhr, übergeht, oder wenn der Cholerapatient von einer Lungenentzündung, einer Brustfellentzündung ꝛc. ergriffen wird. In allen diesen Fällen sind die von dem Fieber abhängigen typhoïden Erscheinungen im Uebergewicht, während die Symptome der lokalen Erkrankung in den Hintergrund treten oder gänzlich fehlen. In manchen Fällen endlich wird weder während des Lebens, noch auch bei der Sektion der Leiche eine anatomische Störung gefunden, von der das Choleratyphoïd und das erschöpfende Fieber abgeleitet werden könnte. Die Prognose des Choleratyphoïds ist eine sehr schlechte, fast alle daran Erkrankten sterben binnen wenigen Stunden oder Tagen. Die Behandlung muß sich nach der etwa aufzufindenden lokalen Erkrankung richten. Außerdem sind Eisumschläge auf den Kopf zu machen und die Kräfte des Kranken durch Genuß von Rothwein zu unterstützen. Vgl. Cholera.

Typhon (Typhoeus, Typhaon, Typhos), nach der griechischen Mythologie ein Ungeheuer, das bald als Sturmwind, bald als vulkanischer Erdriese aufgefaßt wird, liegt nach Homer im Arimerlande in der Erde, von Zeus mit Blitzen gegeißelt. Nach Hesiod sind Typhaon und Typhoeus zwei verschiedene Wesen. Ersterer ist der Sohn des letzteren, ein Sturm, der mit der Echidna den Hund Orthus, den Cerberus, die lernäische Hydra und die Chimära zeugt; Typhoeus ist der jüngste Sohn des Tartarus und der Gäa (der Hera) und hat 100 Drachenhäupter. Er sucht die Herrschaft über Götter und Menschen zu gewinnen, aber Zeus bezwingt ihn mit dem Blitz. Seine Söhne sind die Winde, mit Ausnahme des Notus, Boreas, Argestes und Zephy-

Digitized by Google

rus. Ebenso ist T. bei Aeschylus und Pindar ein hundertköpfiger Sohn der Erde, der die cilicischen Höhlen bewohnt. Nach späterer Sage trifft ihn der Blitzstrahl auf dem Kaukasus, von wo er in das nyseische Gefild flieht. Die Götter flohen vor ihm nach Aegypten und verwandelten sich dort in Thiere; nur Zeus und Athene hielten Stand, und ersterer traf ihn mit seinem Blitzstrahl. Zur Strafe liegt er im Tartarus, unter dem Aetna, der Werkstatt des Hephästus, der ihn zu bewachen hat. Nach Anderen ist T. der schreckliche Sohn der Gäa und des Tartarus, am ganzen Körper befiedert, mit Schlangen an den Hüften, 100 Drachenköpfe aus den Händen hervorstreckend und Feuer aus dem Rachen speiend.

In Aegypten war T. (Set, Suti, Sutech) in alter Zeit ein hochangesehener Gott. Er war ein Sohn des Seb (Kronos) und der Nut (Rhea). Ein phantastisches Thier, gelb von Farbe, mit langen abgestumpften Ohren, war sein Symbol. Die Könige Seti (Sethos, Sethosis, von Herodot zu Sesostris verstümmelt) in der 19. Dynastie führten von ihm den Namen. Eine besondere Kultusstätte des Set war die Stadt Ombos. Am Ende oder nach der 21. Dynastie aber wurde dieser Gott verstoßen und sein Bild und Name auf allen zugänglichen Denkmälern ausgetilgt. Er ward seitdem als Gott der Feinde Aegyptens angesehen und allmählig vollständig zum Princip des Bösen umgebildet. Man deutete ihn als die versengende und tödtliche Kraft der Sonne. In den ägyptischen Tempeln gab es ihm geweihte Gemächer (Typhonia), in denen man seine Feindschaft durch Gebet abzuwenden suchte. Auch das Meer wurde von den Aegyptern mit T. personificirt; das Meersalz war ihnen der Schaum des T.

Typhon (Griech.), bei den Chinesen Tei-fun genannter Orkan, welcher wirbelartig und mit der furchtbarsten Heftigkeit im westlichen Theile des großen Oceans, sowie im indischen Ocean, besonders an der Ost- u. Südküste von China vorzugsweise in den Sommermonaten weht. Er ist stets von Blitzen und einem schwefeligen Geruch begleitet, ein Zeichen, daß die Elektricität eine mitwirkende Ursache ist.

Typhus (v. Griech.) eigentlich Betäubung, gegenwärtig aber versteht man darunter verschiedene, schwere und unter heftigem Fieber verlaufende Krankheitszustände, bei welchen das Nervensystem in der schwersten Weise ergriffen zu sein und der Kranke in einem anhaltenden Zustand von Betäubung sich zu befinden pflegt (Nervenfieber). Wir unterscheiden zwei Formen des T., nämlich den exanthematischen T. und den Unterleibs- oder Darmtyphus (t. abdominalis).

Der exanthematische T. (Petechialtyphus, Flecfieber) ist eine in ausgesprochenster Weise ansteckende Krankheit. Der Ansteckungsstoff ist in der Atmosphäre des Kranken enthalten u. besitzt eine außerordentliche Beständigkeit, so daß er sich in schlecht gelüfteten Zimmern ein halbes Jahr lang halten kann, ohne seine Wirksamkeit zu verlieren. Der Ausbruch der eigentlichen Krankheit scheint 7—14 Tage nach erfolgter Ansteckung Statt zu finden. Der exanthematische T. scheint sich unter gewissen Umständen von selbst entwickeln zu können, d. h. ohne daß eine Ansteckung von Seiten anderer Kranken derselben Art Statt gefunden hat. Die Bedingungen, welche die Entstehung des Typhusgiftes und seine Reproduktion im Körper begünstigen, sind ziemlich genau bekannt. Es ist eine feststehende Thatsache, daß der exanthematische T. um so ansteckender ist, je größer die Zahl der Kranken ist, welche in einem Zimmer beisammen liegen, sowie, daß er namentlich an solchen Plätzen, an welchen eine große Anzahl von Menschen auf einen engen Raum zusammengedrängt ist, wie auf Schiffen, in Gefängnissen, in Lazarethen ꝛc., selbstständig entstehen kann (Schiffstyphus, Kerker-, Lazarethfieber). Hier scheinen die Ausdünstungen und Exkremente, die Beimischung ihrer Zersetzungsprodukte zu der eingeathmeten Luft, den Nahrungsmitteln und Getränken den wesentlichsten Faktor für die Entstehung des Typhusgiftes abzugeben. In Gegenden ferner, wo ein großer Theil der Bevölkerung in Armuth u. Elend lebt, wie in Irland, Oberschlesien, Polen, den russischen Ostseeprovinzen, kommt der exanthematische T. endemisch vor. Besonders nach Mißernten und Theuerungen steigert sich mit der Noth auch die Häufigkeit der Typhusfälle und es treten die verheerenden Epedemien des Hungertyphus auf. Dasselbe hat man an sonst gesunden und wohlhabenden Orten beobachtet, wenn sie zufällig unter ähnliche ungünstige Verhältnisse kamen. Belagerte Städte, schlechtversorgte Feldlager z. B. sind häufig der Sitz verheerender Typhusepidemien, des sogenannten Kriegstyphus. Beim Hunger- und Kriegstyphus sind Mangel an Nahrung, Sorge und Elend, der Genuß verdorbener Nahrungsmittel und der Mangel an Reinlichkeit wohl gleich wirksame Momente für die Entstehung und Ausbreitung der Krankheit. Das früheste Kindesalter und das Greisenalter bleiben gewöhnlich vom exanthematischen T. verschont, alle übrigen Lebensalter sind dafür gleich empfänglich. Uebermäßige Anstrengungen und andere schwächende Einflüsse scheinen die Disposition für die Krankheit zu steigern. Hat Jemand den exanthematischen T. einmal überstanden, so ist seine Disposition für eine neue Erkrankung derselben Art bedeutend abgeschwächt, doch keineswegs ganz getilgt. Der exanthematische T. war von Anfang des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts als die ständige Typhusform über alle Länder Europa's verbreitet. Während der Kriege im Anfang dieses Jahrhunderts erreichte er seine größte Ausbreitung. Nach jener Zeit schien er auf dem Kontinent ganz verschwunden zu sein; erst in den vierziger Jahren zeigte er sich wieder epidemisch in Oberschlesien ꝛc. Gegenwärtig bildet er auf den britischen Inseln und in einzelnen Gegenden Mitteleuropa's (Oberschlesien, Polen, russische Ostseeprovinzen) die endemische Form des T. In Südeuropa scheint derselbe häufig theils allein, theils mit andern Formen gemischt vorzukommen. Kleine Epidemien des exanthematischen T. werden auch bei uns in Mitteldeutschland wie überall von Zeit zu Zeit beobachtet und sind dann stets durch Einschleppung von andern Orten her hervorgerufen. Vor dem eigentlichen Ausbruch der Krankheit, in der Zeit der Inkubation, klagen die Kranken

Digitized by Google

meist schon über leichtes Fröstеln, Kopfweh, gestörten Schlaf, Appetitlosigkeit, Mattigkeit und körperliches Unbehagen. Manche Kranke gehen während dieser Zeit noch ihren Geschäften nach, andere suchen jetzt schon das Bett auf. Die eigentliche Krankheit beginnt mit einem einmaligen Schüttelfrost von großer Heftigkeit und langer Dauer, oder auch mit wiederholten leichten Frostanfällen, denen starkes Hitzegefühl nachfolgt. Sofort fühlen sich die Kranken aufs äußerste matt und kraftlos, können das Bett nicht mehr verlassen, klagen über Schwere und Benommenheit des Kopfes, zuweilen auch über heftigen Kopfschmerz, welchen ein nicht selten eintretendes Nasenbluten vorübergehend erleichtert. Dazu gesellen sich Schwindel, Flimmern vor den Augen, Ohrensausen, Schwerhörigkeit, Schmerzen in den Gliedern, Zittern bei den Bewegungen der Arme und Beine. Die Kranken liegen meist schon sehr apathisch im Bette, sprechen im Schlafe vor sich hin und haben selbst im Wachen leichte Delirien. Andere Patienten sind aufgeregt und unruhig, haben ängstliche und wilde Phantasien und sind kaum im Bette zu erhalten. Außer diesen Nervensymptomen bestehen fast immer die Zeichen heftiger Schleimhautkatarrhe. Die Augen sind lichtscheu und geröthet, die Thränensekretion ist vermehrt, die Nase ist anfangs trocken und verstopft, später sondert sie einen zu Krusten vertrocknenden Schleim ab. Das Schlingen ist oft erschwert, die Zunge weiß belegt, zuweilen stellt sich Uebelkeit und Erbrechen, nicht selten einige Male Durchfall ein. Oefter noch als die zuletzt genannten Symptome, welche in manchen Fällen nur leise angedeutet sind, ist ein quälender rauher Husten vorhanden, durch welchen geringe Mengen eines zähen, manchmal mit Blut vermischten Schleimes ausgeworfen werden. Das Fieber erreicht schon in den ersten Tagen eine außerordentliche Höhe, die Körpertemperatur steigt auf 40—41° C., der Puls macht jedoch meist nicht mehr als hundert Schläge in der Minute. Der Durst ist vermehrt, der Harn wird sparsam secernirt und ist von gesättigter Färbung. Am 3.—5. Tage der Krankheit treten nun am Körper kleine, kaum linsengroße rothe Flecken auf, welche sich mit dem Finger leicht wegdrücken lassen, aber sofort wiederkehren. Dieselben sind anfangs spärlich vorhanden und zeigen sich nur am Rumpfe, bald aber vermehren sie sich, breiten sich gegen den Hals und die Gliedmaßen aus, bis endlich der ganze Körper, mit Ausnahme des Gesichtes, von ihnen bedeckt ist. Die rothen Flecken, welche mit den Masern Aehnlichkeit haben, bleiben länger bestehen als der Masern- und Scharlachausschlag, denn sie verlieren sich erst gegen das Ende der zweiten Krankheitswoche, wobei das Fieber und alle üblichen Krankheitserscheinungen gleichzeitig abnehmen. Die Flecken nehmen anstatt der hochrothen Färbung später eine mehr blaurothe an, lassen sich dann nicht mehr vollständig wegdrücken und gehen manchmal sogar in wirkliche Petechien, d. h. in kleine Blutergüsse in die Haut über. Das Fieber und die Symptome vom Nervensystem bessern sich mit dem Ausbruch des Exanthems nicht. Allerdings pflegen die Kranken weniger über Kopf- und Gliederschmerzen zu klagen, aber nur deshalb, weil ihnen die Sinne stärker benommen sind. Sie vermögen nicht mehr klar zu denken, geben auf Fragen nur langsame und unvollständige Antworten und haben dabei bald ruhige, bald stürmische Delirien. Nach der Genesung haben die Kranken von diesem ihrem Zustande gewöhnlich gar keine Erinnerung mehr. In der zweiten Woche der Krankheit, während die Flecken auf der Haut eine immer mehr blaurothe Farbe annehmen, steigern sich alle Krankheitserscheinungen und erreichen ihre Höhe gewöhnlich gegen das Ende dieser Woche. Die Kranken liegen dann fast immer in anhaltender Rückenlage im Bette, die Augen halb geschlossen, die Kniee gespreizt, in tiefer Betäubung, aus welcher sie kaum zu erwecken sind. Die stillen Delirien dauern fort. Die Nasenflügel, die Zunge, das Zahnfleisch und die Zähne sind mit einem schmierigen Beleg oder mit schwärzlichen festen Schleimborken bedeckt, der Athem der Kranken verbreitet einen widerlichen Geruch. Die Kranken äußern keinen Durst, versuchen aber zu trinken, wenn man ihnen Wasser reicht. Oft treten jetzt noch die Zeichen einer Entzündung der Lunge, des Brustfells, der Ohrspeicheldrüse ꝛc. hinzu. Das Fieber steigert sich in allen Fällen zu Anfang der zweiten Woche, gewöhnlich nachdem am 7. Tage ein vorübergehender Nachlaß eingetreten ist. In leichteren Fällen dauert die Fiebersteigerung nur wenige Tage und erreicht keine excessive Höhe; in schwereren Fällen aber dauert die Steigerung bis zu Ende der zweiten Woche, selbst bis zum 16. oder 17. Tage an. Der Herzschlag ist während dieser Zeit nicht bloß sehr frequent, sondern auch auffallend schwach; Hände und Füße erscheinen oft kühl, während die Temperatur am Rumpfe die höchsten Grade erreicht und sich als brennende Hitze darstellt. Fast stets tritt in den letzten Tagen der zweiten Woche eine Krisis und damit in einer einzigen Nacht ein wunderbarer Umschwung in dem ganzen Befinden des Kranken ein. Die Kranken verfallen nämlich, nachdem fast immer eine besonders heftige Steigerung aller Krankheitserscheinungen vorausgegangen war, in einen ruhigen, tiefen, viele Stunden anhaltenden Schlaf, aus welchem sie mit freieren Sinnen, aber meist ohne alle Erinnerung an das, was mit ihnen in den letzten Wochen vor sich gegangen ist, erwachen. Der Puls sinkt um 20 bis 30 Schläge in der Minute, die Hitze der Haut ist geschwunden, es bricht ein mäßiger Schweiß aus, die rothen Flecken der Haut sind ganz abgeblaßt. An diese Krisis schließt sich eine stets langsame Rekonvalescenz an. Die Kranken schlafen während dieser Periode auffallend viel, ihr Bewußtsein kehrt allmählig vollkommen zurück, doch machen sie noch lange Zeit hindurch einen eigenthümlich blöden Eindruck. Der Appetit kehrt allmählig zurück, die Haut schuppt sich ab, die Athmung wird freier. Aber selbst im besten Fall gehen Wochen darüber hin, bevor der Kranke im Stande ist, das Bett zu verlassen und im Zimmer umherzugehen. Den Vollgebrauch der Geisteskräfte sah man oft noch langsamer als den der Körperkräfte zurückkehren. Nicht immer schließt sich an die Krisis sofort die Genesung an, sehr

Digitized by Google

oft reihen sich dem exanthematischen T. allerhand Nachkrankheiten an, namentlich Lungen- und Brustfellentzündung, Parotitis, Entzündung des Unterhautzellgewebes, Ruhr ꝛc. Die Genesung ist der bei weitem häufigste Ausgang des exanthematischen T. Der tödtliche Ausgang ist viel seltener, als man nach dem schweren Krankheitsbilde vermuthen sollte. Die Behandlung des exanthematischen T. ist eine rein symptomatische, da es kein Mittel gibt, den Verlauf desselben abzukürzen oder wesentlich zu modificiren. Namentlich muß sich die Behandlung gegen die excessive Höhe des Fiebers und gegen die Gefahren von Seiten der behinderten Respiration ꝛc. richten. Dieselben Momente sind auch beim Unterleibstyphus zu berücksichtigen und sollen daher bei diesem mit besprochen werden.

Der Unterleibs- oder Darmtyphus (t. abdominalis) ist ebenso wie der exanthematische T. eine Infektionskrankheit, welche wir uns entstanden denken müssen durch Aufnahme einer inficirenden Substanz in den Körper. Diese inficirende, den Körper vergiftende Substanz (das hypothetische Typhusgift) ist beim Darmtyphus jedenfalls eine andere als beim exanthematischen T. Nur in seltenen Fällen hat man den Darmtyphus wirklich ansteckend (kontagiös) gefunden, dagegen ist seine miasmatische Entstehung (durch verdorbene Luft ꝛc.) in zahlreichen Fällen außer allen Zweifel gesetzt. Eine wichtige Rolle bei der Bildung des Typhusgiftes spielen jedenfalls die Zersetzungen thierischer Substanzen und die Beimengung der betreffenden Zersetzungsprodukte zu den aufgenommenen Speisen und Getränken, sowie zu der eingeathmeten Luft. Das häufige Vorkommen des T. in dichtbevölkerten Städten, in welchen die Krankheit niemals vollständig erlischt, wohl aber von Zeit zu Zeit eine endemische Ausbreitung erfährt, scheint zum größten Theil auf der enormen Zersetzung und Verwesung zu beruhen, in welcher sich der Boden großer Städte wegen massenhafter Aufnahme von exkrementitiellen Stoffen befindet. Wahrscheinlich sind aber die Zersetzungsprodukte nicht das Gift selbst, sondern sie fördern nur dessen Entstehung. Warum der T. zuweilen als verbreitete Seuche auftritt, ist unbekannt. Typhusepidemien pflegen vorzugsweise in feuchten Jahren während des Spätsommers, im Herbste und zu Anfang des Winters zu herrschen. Die Empfänglichkeit für das Typhusgift bei verschiedenen Menschen ist eine sehr ungleiche. Säuglinge und Greise erkranken sehr selten am T., das mittlere Lebensalter ist am meisten dazu disponirt. Die Zahl der an T. erkrankten Männer ist etwas größer als die der Frauen; kräftige und wohlgenährte Individuen erkranken um Vieles leichter als schwächliche und schlecht genährte, und unter den ärmern Klassen der Bevölkerung ist die Krankheit etwas häufiger als unter den wohlhabenden. Schwangere und stillende Frauen sind vor dem T. fast absolut sicher. Nach dem einmaligen Ueberstehen der Krankheit erlischt mit seltenen Ausnahmen die Disposition zu neuer Erkrankung. Der Unterleibstyphus hat seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, wo der exanthematische T. seltener geworden und an vielen Orten ganz verschwunden ist, eine sehr große Ausbreitung erlangt, namentlich bildet er die ständige Typhusform in ganz Mitteleuropa. Der Typhusprozeß ist durch eine Reihe anatomischer Störungen in verschiedenen Organen charakterisirt. Merkwürdiger Weise findet sich aber gerade am Gehirn, von dessen Seite die schwersten Symptome im T. vorliegen, so gut wie keine materielle Veränderungen. Der eigentliche Sitz des Typhusprozesses ist der Darmkanal, besonders die untere Hälfte des Dünndarms. Die Schleimhaut des Dünndarms befindet sich in einem katarrhalischen Zustande, die sogenannten peyerschen Drüsen und die solitären Follikel derselben schwellen durch einen Zellenneubildungsprozeß zu eigenthümlichen Plaques an, d. h. sie überragen das Niveau der Schleimhaut um etwa eine Linie, besitzen auf dem Durchschnitt ein markweißes Aussehen, sind weich und feucht. Dieselbe markige Infiltration und starke Anschwellung zeigen die Gekrösdrüsen. Die Plaques des untern Dünndarms wandeln sich nach kurzem Bestehen an ihrer Oberfläche in eine bräunliche schorfartige Masse um, welche nekrotisch abgestoßen wird. Dieser Prozeß geht so lange in die Tiefe der Plaques weiter, bis letztere bis auf das Niveau der Schleimhaut abgestoßen sind. Auf der Schleimhaut zeigt sich dann ein typhöses Geschwür, welches ohne Zurücklassung einer Narbe zu heilen pflegt. In ungünstigen Fällen geht das Geschwür in der Schleimhaut auf die darunter liegende Muskelhaut über u. kann sogar zur Durchbohrung der Darmwand, damit zu allgemeiner Unterleibsentzündung und zum Tode führen. Die Gekrösdrüsen und die gleichfalls stark geschwollene Milz gehen mit dem Ablauf des Typhusprozesses auf ihre normale Größe zurück. Außer dem untern Dünndarm (Ileotyphus) wird häufig auch der Anfangstheil des Dickdarms (Colotyphus), selten die Schleimhaut des obern Dünndarms und noch seltener die des Magens (Gastrotyphus) der Sitz der typhösen Geschwüre. An manchen Orten und in manchen Epidemien treten die Typhusgeschwüre auch auf der Kehlkopfschleimhaut (Laryngotyphus) auf. Außer der Darmaffektion, der Schwellung der Milz und Gekrösdrüsen trifft man bei T. stets noch einen hochgradigen Katarrh der Schleimhaut der Luftwege an, welchem sich Lungenentzündung, Pleuritis ꝛc. anschließen können. An den Leichen von Typhuskranken, welche in den späteren Wochen der Krankheit erlegen sind, trifft man fast alle Organe mehr oder weniger schwer, aber nicht charakteristisch verändert. Der T. beginnt gewöhnlich mit Vorboten, welche dem Ausbruch der Krankheit um mehre Tage bis einige Wochen vorausgehen können. Diese Vorboten sind ein allgemeines Krankheitsgefühl, psychische Verstimmung, große Mattigkeit u. Abspannung, Appetitlosigkeit und gestörte Verdauung, unruhiger, durch Träume gestörter Schlaf, Kopfschmerzen, Schwindel, herumziehende Schmerzen in den Gliedern und manchmal wiederholtes Nasenbluten. Der eigentliche Ausbruch der Krankheit wird gewöhnlich durch einen Frostanfall, häufiger noch durch wiederholtes Frösteln bezeichnet, wodurch der Kranke erst auf seinen Zustand aufmerksam gemacht zu werden pflegt. Bereits in der ersten

Digitized by Google

Woche der eigentlichen Krankheit erreicht die Schwäche und Hinfälligkeit der Patienten einen hohen Grad, nur wenige vermögen in den ersten Tagen zeitweise das Bett zu verlassen. Dabei klagen die Kranken über einen mehr oder weniger heftigen Kopfschmerz, der seinen Sitz hauptsächlich in der Stirn hat, über unbestimmte schmerzhafte Empfindungen in den Gliedern, über Ohrensausen, Flimmern vor den Augen und über Schwindel, welcher besonders heftig wird, wenn die Kranken sich im Bette aufrichten oder einige Schritte gehen wollen. Der Schlaf ist unruhig und wird durch schwere Träume unterbrochen, in welchen die Kranken oft mit lauter Stimme einzelne Worte oder ganze Sätze aussprechen. Im wachen Zustande sind dieselben in der ersten Woche des T. fast immer bei vollem Bewußtsein, zeigen aber wenig Theilnahme an dem, was um sie herum vorgeht, und geben auf Fragen nur langsame und verdrossene Antworten. Der Durst ist sehr lebhaft, der Appetit vollständig geschwunden, der Geschmack pappig und bitter. Der Stuhlgang ist in den ersten Tagen meist angehalten, erst gegen das Ende der ersten Woche treten täglich mehre breiige oder schon dünnflüssige Stühle ein. Der Stuhlgang ist nicht von Leibschmerzen begleitet. Sehr oft stellt sich noch Nasenbluten in der ersten Woche des T. ein, wodurch der Kopfschmerz erleichtert wird. Husten und schleimiger Auswurf, die Zeichen des Bronchialkatarrhs, pflegen sich ebenfalls schon einzustellen. Wenn der Kranke ruhig im Bette liegt, erscheint sein Antlitz stark geröthet, setzt er sich jedoch auf, so wird das Gesicht schnell blaß und bekommt ein verfallenes Aussehen. Die Zunge ist etwas geschwollen, zeigt seitliche Eindrücke von den Zähnen, ist weißlich belegt, oft mit einem rothen Streifen in der Mitte oder an den Rändern versehen. Der Unterleib ist gewöhnlich schon in den ersten Tagen etwas aufgetrieben und gespannt, ein tiefer Druck auf denselben ist dem Kranken empfindlich, namentlich wenn er in der rechten Unterbauchgegend ausgeübt wird. An dieser Stelle pflegt man bei Druck, sobald Durchfälle eingetreten sind, auch ein eigenthümlich gurrendes Geräusch (Ileocökalgeräusch) wahrzunehmen. Der Arzt kann am Ende der ersten Woche eine deutliche Vergrößerung der Milz nachweisen. Auf der Haut des Bauches und der Brust findet man jetzt auch vereinzelte rothe linsengroße Flecken (roseolae), welche sich durch Fingerdruck entfernen lassen, alsbald aber wieder zurückkehren. Die Körpertemperatur erreicht in den ersten acht Tagen der Krankheit eine Höhe bis zu 40° C., zu welcher sie allmählig ansteigt, jedoch so, daß die Temperatur am Abend um $^1/_2$° höher als am nächstfolgenden Morgen ist. Die Pulsfrequenz ist dabei verhältnißmäßig gering, 90 bis 100 Schläge in der Minute. Richtet sich jedoch der Kranke im Bette auf, so vermehrt sich die Zahl der Herzschläge sofort um 20—30 in der Minute. Der Harn ist dunkel, in seiner Menge gewöhnlich vermindert, sein Harnstoffgehalt beträchtlich vermehrt. In der zweiten Woche des T. hören die Kranken auf, über Kopfschmerz und Gliederschmerzen zu klagen, der Schwindel aber wird heftiger, zu dem Ohrenbrausen gesellt sich Schwerhörigkeit. Der Gesichtsausdruck des Kranken wird stupider, seine Theilnahmlosigkeit immer größer. Das in der ersten Woche meist noch klare Bewußtsein wird umnebelt und die Kranken verfallen allmählig in einen Zustand von Schlafsucht und Betäubung, aus welchem man sie nur schwer und für kurze Zeit aufzurütteln vermag. Die Kranken lassen jetzt Stuhl und Urin häufig unter sich gehen; sie liegen fast regungslos in anhaltender Rückenlage, sind im Bette herabgesunken und haben die Kniee gespreizt. Nur zeitweilig verräth eine zitternde Bewegung der Lippen oder einzelne unverständliche Worte, welche die Kranken murmeln, daß die psychischen Funktionen nicht gänzlich ruhen (febris nervosa stupida). Andere Kranke zeigen, obwohl sie gegen die sie umgebende Außenwelt vollständig unempfindlich sind, durch ihr ganzes Gebahren, daß sie ein bewegtes Traumleben führen. Sie werfen sich fortwährend im Bette hin und her, versuchen das Bett zu verlassen, sich zu entblößen, sie gestikuliren, führen Gespräche oder bringen unzusammenhängende Worte hervor (febris nervosa versatilis). Die Aufregung und Agitation pflegt am Abend und in der Nacht stärker zu sein, am Tage aber sich zu legen. Fast immer erfolgen in der zweiten Woche täglich mehre (meist 3—4) Durchfälle von wässeriger Beschaffenheit. Die Stühle haben das Aussehen von Erbsensuppe; nach längerem Stehen sondern sie sich in eine obere wässerige und in eine untere gelbbreiige Schicht. Die Athmung ist beschleunigt und oberflächlich. In manchen Fällen fehlt trotz des ausgebreiteten Katarrhs aller Husten und Auswurf, in anderen Fällen husten die Kranken ziemlich viel und werfen reichlichen zähen Schleim aus. Die Wangen haben anstatt der hochrothen Färbung eine mehr bläuliche angenommen, die Augenlider sind halb geschlossen, die Augenbindehaut geröthet, die Nasenlöcher erscheinen (von eingetrocknetem Schleime) wie angeraucht, Zahnfleisch, Zähne und Zunge sind mit einem schwärzlichen Beleg versehen, der Athem ist stinkend. Der Unterleib ist durch größern Luftgehalt der Därme trommelartig aufgetrieben, die Empfindlichkeit desselben gegen Druck und das Ileocökalgeräusch bestehen fort. Die Milzanschwellung hat zugenommen, die Roseolae auf dem Bauche haben sich manchmal noch vermehrt, dazu ist die Haut mit zahllosen kleinen Schwitzbläschen bedeckt. Die Körpertemperatur zeigt sich in den Abendstunden auf 40—41,5° C. gesteigert, in den Morgenstunden tritt nur ein schwacher Nachlaß derselben ein. Der Puls macht 110—120 Schläge in der Minute. In der dritten Woche des T. erreicht die Schwäche des Kranken ihren höchsten Grad, der Patient ist nicht mehr im Stande, sich aufzurichten, er rutscht kraftlos im Bette herab. Die Somnolenz und Betäubung erreichen ihre höchste Stufe, die lauten Delirien hören auf, die Aufregung und Unruhe weicht einer stets zunehmenden Unempfindlichkeit für alles, was rings umher vor sich geht. Stuhl und Urin werden meist in das Bett gelassen. Die Erscheinungen am Unterleib und an der Brust nehmen noch zu, häufig stellt sich um diese Zeit ein Decubitus auf dem Kreuzbein ein. Auch die Körpertemperatur und die Pulsfrequenz ist in der dritten Woche eher

Digitized by Google

gesteigert als vermindert. Die meisten Fälle eines tödtlichen Ausganges fallen in die dritte Woche. In günstigen Fällen stellt sich etwa in der Mitte der dritten Woche eine Abnahme der Krankheitserscheinungen ein. Der Zustand von tiefer Betäubung weicht einem natürlichen Schlaf, der Kranke zeigt wieder einigen Antheil an der Umgebung, die Empfindung und das Bewußtsein kehren allmählig zurück. Je ruhiger und anhaltender der Schlaf wird, um so heller pflegt das Bewußtsein während des Wachens zu sein. Die Kranken husten nun häufiger und werfen reichlicher aus, die Durchfälle werden seltener und nehmen allmählig eine festere Beschaffenheit an. Das Antlitz erblaßt, die Zunge reinigt sich von ihrem Beleg, die Sprache wird verständlicher. Die Körpertemperatur zeigt zwar am Abend noch eine beträchtliche Höhe (40—41° C.), pflegt aber des Morgens um 2 volle Grade niedriger zu sein. Nach mehren Tagen gehen auch die Abendtemperaturen ganz allmählig herab. Mit der Körpertemperatur sinkt auch die Pulsfrequenz. Diese allgemeine Besserung, welche häufig auch erst in der vierten Woche eintritt, geht entweder direkt in Genesung über, welche aber stets sehr langsam verläuft, oder die Krankheitserscheinungen steigern sich wieder, es schließen sich Nachkrankheiten verschiedener Art oder neue Ablagerung von Typhusmasse im Darm an (Typhusrecidiv), und der Kranke geht darüber bald zu Grunde, bald wenigstens vergehen noch Wochen bis zum Beginn der definitiven Genesung. Der bisher geschilderte Verlauf des T. zeigt mannichfache Modifikationen, von welchen namentlich diejenigen zu erwähnen sind, welche man als Abortivtyphus (febricula, febris typhoides) bezeichnet hat. Man versteht darunter die besonders leicht und schnell verlaufenden Fälle von T., welche fast nach Art eines akuten Magenkatarrhs verlaufen. Eine andere Modifikation ist der T. ambulatorius, leichte Typhusfälle, bei welchen die Kranken umhergehen und ihre gewöhnlichen Geschäfte zu besorgen im Stande sind. In andern Fällen zeigt der T. einen höchst tumultuarischen Verlauf, die Krankheitserscheinungen folgen schneller als gewöhnlich auf einander, die Kranken gehen dann oft schon frühzeitig (Ende der ersten, Anfang der zweiten Woche) zu Grunde. Zwischen allen den genannten Typhusformen besteht jeder nur denkbare Uebergang. Unter den Zwischenfällen, welche den normalen Verlauf des T. in den ersten Krankheitswochen unterbrechen, sind die wesentlichsten die Perforation des Darms und die Darmblutungen, beides in Folge der Darmgeschwüre. Die Perforation des Darms führt zum Austritt von Luft und Darminhalt in die Bauchfellhöhle, zu allgemeiner Bauchfellentzündung und dadurch fast stets sehr schnell zum Tode. Die Darmblutungen verschlechtern wenigstens die Prognose um ein Beträchtliches, wenn auch der Kranke nur selten unmittelbar an der Blutung zu Grunde geht. In der zweiten und dritten Woche treten manchmal profuse Blutungen aus der Nase ein, welche ebenfalls zu einer gefahrdrohenden Erschöpfung des Kranken führen und sehr schwer zu stillen sind. Unter den zahlreichen Nachkrankheiten des T. sind zu nennen die Lungenentzündung, Pleuritis, die Parotitis, die Nierenentzündung, Pyämie ꝛc., Nachkrankheiten, welche in den meisten Fällen den Tod des Patienten herbeiführen. Der T. geht am häufigsten in Genesung über, nämlich etwa in 75 Proc. aller Fälle, doch gibt es Epidemien, welche weit bösartiger sind, und andere Epidemien mit geringerer Sterblichkeit. Der Tod erfolgt in den meisten Fällen in der 2.—3. Woche auf der Höhe der Krankheit, bei tumultuarischen Fällen kann er schon in der ersten Woche, bei protrahirten Fällen erst in der 5. bis 6. Woche eintreten. Was die Behandlung des Unterleibstyphus anbetrifft, so ist es zuvörderst gerathen, den Kranken zu isoliren, weil eine Ansteckung gesunder Personen von letzterem aus immerhin zu den Möglichkeiten gehört. Man hat davon gesprochen, daß sich der ausgebrochene T. coupiren, in seinem weiteren Verlauf förmlich abschneiden lasse. Dies ist jedoch wohl nur so zu verstehen, daß alle Erscheinungen, namentlich aber das Fieber, durch ein starkes Laxans (Kalomel) herabgedrückt werden können und der Verlauf dann ein weniger schwerer ist, als er ohne das Laxans gewesen sein würde. In den meisten Fällen läßt sich bei T. weiter nichts thun, als daß man alle schädlichen Einflüsse von dem Kranken fern hält, gefahrdrohende Symptome bekämpft und die Kräfte des Kranken durch diätetische Maßregeln aufrecht zu erhalten sucht. Das Krankenzimmer muß groß sein und oft und gründlich gelüftet werden. Die Zimmertemperatur darf 14° nicht überschreiten. Der Körper des Kranken muß ängstlich reinlich gehalten und vor dem Aufliegen geschützt werden (durch sorgfältige Zubereitung des Lagers). Der Mund des Patienten muß mit einem reinen angefeuchteten Leinwandläppchen regelmäßig gereinigt und der stinkende Beleg der Zähne ꝛc. entfernt werden. Als Getränk gibt man dem Kranken einfach Wasser und fordert ihn zu fleißigem Trinken auf. Im Allgemeinen pflegen Typhuskranke in den ersten 3—4 Wochen vollständig zu fasten. Daraus kann jedoch die Gefahr einer Entkräftung entstehen, und es erscheint deshalb zweckmäßig, dem Kranken, wenn er es irgend zuläßt, von Anfang an mehre Male täglich in kleinen Quantitäten etwas Milch und kräftige Fleischbrühe einzuflößen. Abwaschungen des ganzen Körpers mit kaltem Wasser zeigen sich, mit der nöthigen Sorgfalt und Schonung ausgeführt, für den Kranken stets sehr wohlthuend und beruhigend. Innere Mittel kann man bei der Behandlung des T. entbehren, sofern sie nicht einem bestimmten symptomatischen Zwecke dienen. Die Heftigkeit des Fiebers, von welcher im Anfang der Krankheit die meiste Gefahr droht, bekämpft man durch energische Wärmeentziehung, namentlich durch kalte Bäder oder durch wiederholtes Einwickeln des Kranken in kalte nasse Leintücher. Zur Milderung des Fiebers ist auch das Chinin und die Digitalis empfohlen und angewendet worden. Die Erscheinungen von der Brust müssen nach ihrer Art behandelt werden. Den Auswurf fördert man durch ein Infus von Ipecacuanha und dergl., manchmal wird auch ein Brechmittel nöthig. Gegen übermäßige Durchfälle müssen adstringirende Mittel (Alaun, Tannin) mit einem Zusatze von Opiumtinktur ange-

Digitized by Google

wendet werden. Die Auftreibung des Leibes durch Darmgase pflegt man durch Kamillen- und Fenchelthee zu bessern. Darmblutungen erfordern Eisumschläge auf den Leib und die Darreichung adstringirender Mittel, kleiner Portionen von Eis und dergl. Das Aufliegen muß man durch Reinlichkeit und Sorgfalt in der Zubereitung des Bettes, durch Waschungen der gefährdeten Körperstellen mit verdünntem Branntwein, Bleiwasser und dergl. zu verhüten suchen. Die gesunkenen Kräfte sind durch den Genuß von starkem Wein und kräftigem Bier zu heben, wodurch der gefahrdrohende Collapsus am besten verhütet wird. Während der Rekonvalescenz muß die Diät der Kranken mit ängstlichster Sorgfalt überwacht werden. Die Genesenden pflegen einen außerordentlichen Appetit zu entwickeln und müssen daher vor zu reichlichen Mahlzeiten, schwer verdaulichen, groben Speisen sorgfältig gehütet werden. Man wiederholt deshalb die Mahlzeiten lieber häufiger, gibt aber nur kleine Portionen; anfangs ist nur flüssige oder halbflüssige Nahrung (Milch, weiche Eier) zu gewähren, allmählig geht man zu Fleischdiät und zu Pflanzenkost über. Jeder Diätfehler bringt den Genesenden wieder in größte Gefahr und jede scheinbar geringfügige Störung der Verdauung erfordert die sorgfältigste Berücksichtigung. Vgl. Griesinger, Infektionskrankheiten, 2. Aufl., Erlangen 1864.

Typik (Typische Theologie, v. Griech.), s. Typus.

Typographie (v. Griech.), s. v. a. Buchdruckerkunst.

Typolithen, s. v. a. Spursteine, Abdrücke organischer Körper in den Sedimentgesteinen. Vgl. Petrefakten.

Typometrie (v. Griech.), s. Buchdruckerkunst.

Typus (v. Griech., Plur. Typen), im Allgemeinen eigentlich der Eindruck in eine weiche Masse; dann die Gestalt, das Bild, das sich in einer solchen abdrückt; daher Vorbild, Urbild, Entwurf, Gesammtvorstellung einer Sache nach ihren wesentlichen und bleibenden Merkmalen. In diesem Sinne spricht man vom T. einer Thier-, einer Pflanzengattung, einer Krankheit ꝛc. In der ersteren Bedeutung wird T. häufig in denjenigen philosophischen Systemen gebraucht, welche die Einzelwesen in ihrer sinnlichen Erscheinung als die Abbilder von Urbildern betrachten, die in einem urbildlichen Verstande vorgebildet existiren. Die Lehre Plato's, wonach die Ideen die Typen aller sinnlichen Dinge sein sollen, wurde von den Neuplatonikern und von den Scholastikern aufgegriffen, welche letztere einen urbildlichen Verstand (mens archetypa) annahmen, in welchem die ewigen, in den Erscheinungen der Sinnenwelt nur unvollkommen ausgebildeten Muster liegen sollten. Auch die neuere Identitätsphilosophie theilt diese Ansicht, nimmt aber das Typische zugleich als das Vorausdeutende und auf die nächsthöhere Klasse Hindeutende. Auf die Geschichte angewendet, würde die typische Auffassung darin bestehen, daß man in früheren vielleicht unbedeutenden Begebenheiten spätere wichtigere nicht bloß vorbereitet, sondern vorgezeichnet fände. Die älteren Theologen nannten daher Typik und Typologie die Wissenschaft von der vorbildlichen Beziehung, in welche gewisse Personen, Ereignisse, Einrichtungen und Aussprüche des Alten Testaments mit Personen, Ereignissen ꝛc. des Christenthums stehen sollten. Die Aesthetik versteht unter Typen durch Satzungen und Gewohnheiten festgestellte Formen, welche in der Nachbildung festgehalten werden, so daß die Phantasie des Künstlers beim Schaffen seiner Werke sich innerhalb derselben zu bewegen hat.

Tyr, altnordischer Name eines der germanischen Mythologie im Allgemeinen angehörigen Gottes, der althochdeutsch Zin oder Zio, angelsächsisch Tiv hieß. Er war ein Sohn Odins und der Gott des Krieges und Ruhmes. Auf ihn sind die griechischen und römischen Nachrichten zu beziehen, welche von einem Ares oder Mars der Germanen sprechen. Der Edda zufolge war er einhändig. Als nämlich die Asen den Wolf Fenrir überredeten, sich mit dem Bande Gleipnir binden zu lassen, steckte ihm T. seine Rechte in den Rachen zum Pfande, daß er wieder erlöst werden würde; da aber die Asen die Lösung verweigerten, biß der Wolf die Hand an der Wurzel ab, der daher den Namen Ulfidr, Wolfsglied, erhielt. T. findet seinen Tod in der Götterdämmerung zugleich mit seinem Feinde Gonnr, dem ungeheuersten aller Hunde. Nach ihm wurde der dritte Wochentag (dies Martis) benannt, der altnordische Tyrsdagr.

Tyrann (v. Griech.), ursprünglich jeder unbeschränkte Herrscher, dann insbesondere ein Alleinherrscher, welcher gegen das bisher bestehende Recht und Herkommen an die Spitze des Staats sich gestellt hatte, so daß man unter diesem Wort mehr die angemaßte Alleinherrschaft (Tyrannis), als eine willkürliche oder grausame Regierung verstand. Dabei war die Trefflichkeit des Charakters und der Verwaltung eines solchen Gewalthabers keineswegs ausgeschlossen, wie denn in der That manche der als T.en bezeichneten Männer tüchtige, volksfreundliche Regenten waren, wie Pisistratus in Athen, Gelon und Hiero II. in Syrakus, Periander in Korinth ꝛc., und selbst unter den von Lysander in Athen eingesetzten sogenannten dreißig Tyrannen Männer von menschenfreundlicher Gesinnung, wie Theramenes, sich befanden. Wenn es nun aber schon in den älteren Zeiten einem solchen Herrscher schwer sein mußte, sich ohne Gewaltmaßregeln im Besitze der angemaßten Macht zu erhalten, so konnte nach dem peloponnesischen Kriege, in Folge der allgemeinen Demoralisation, die Tyrannis, die jetzt aus der ungezügelten Ochlokratie hervorging, sich nur auf eisernen Druck stützen, und Tyrannei ward gleichbedeutend mit harter, grausamer Willkürherrschaft. In der späteren römischen Geschichte werden die Statthalter, die sich unter Gallienus in den verschiedenen Provinzen des Reichs 260—268 n. Chr. zu Gegenkaisern aufwarfen, aber bald wieder gestürzt wurden, auch als dreißig Tyrannen bezeichnet. Vgl. Plaß, Die Tyrannis bei den Griechen, Bremen 1852, 2 Bde.

Tyreonel, Grafschaft und Stadt, s. v. a. Donegal.

Digitized by Google

Tyrnau (Nagy Szambath), königliche Freistadt und Hauptort des ungarischen Komitats Oberneutra, an der Trnawa (Tyrnau) und der preßburg-tyrnauer Pferdebahn, in einer fruchtbaren Ebene, hat 9 katholische, eine evangelische und eine griechisch-nichtunirte Kirche, mehre Klöster, ein Jesuitenkollegium, ein Seminar, ein Obergymnasium, ein städtisches Bürger- und ein Komitatsspital, Tuch- und Leinweberei, Acker- und Weinbau, eine Zuckerfabrik, lebhaften Handel und 9600 Einwohner. Die Stadt besitzt ein großes, 2119 Eimer enthaltendes Weinfaß, auf dessen Höhe zwei Treppen von 32 Stufen führen. Die Universität, die hier von 1635—1774 bestand, wurde 1784 nach Pesth verlegt. Wegen seiner vielen und schönen Kirchen nannte man T. sonst Kleinrom.

Tyrol, österreichisches Kronland, gefürstete Grafschaft, grenzt mit Einschluß von Vorarlberg (s. d.) westlich an die Schweiz, nördlich an Bayern, östlich an die österreichischen Kronlande Salzburg und Kärnthen und südlich an Italien. Es umfaßt 532,68 QMeilen mit (1857) 851,016 Einwohnern, so daß 1599 auf die QMeile kommen. Das tyroler Gebirgsland, $^5/_6$ des Ganzen einnehmend, ist eine Fortsetzung des schweizerischen, und zwar umfaßt es die Hauptmasse der rhätischen Alpen oder des östlichen Drittels der Centralalpen. Es zerfällt der Oberflächengestaltung nach in 6 Hauptbestandtheile. Der erste ist das Innthal, dessen linke Thalwand bis Landeck vom nordöstlichen Zuge der rhätischen Alpen, weiterhin von den bayerischen Alpen, dessen rechte Thalwand von der ötzthaler Gruppe, dem Brenner und der zillerthaler Gruppe gebildet wird. Der zweite ist das oberste Lechthal bis Reutte; der dritte das Gebiet der Ill und der bergenzer Ache zwischen dem Rhätikon, dem Arlberg, den allgauer Alpen, dem Rheinthal und dem Bodensee; der vierte das Etschthal zwischen der südöstlichen Verzweigung der rhätischen, den Ortles- und fassaner Alpen; der fünfte das Gebiet der zum Gardasee abfließenden Sarca, durch den Monte Baldo vom Etschthal geschieden; der sechste endlich das Gebiet der oberen Drau zwischen den hohen Tauern und karnischen Alpen (kadorischen) Alpen, welches jetzt politisch zu T. gehört, während es früher einen Theil von Kärnthen bildete. Hinsichtlich der genannten Alpenzüge verweisen wir auf die betreffenden Einzelartikel, namentlich Rhätische Alpen, Ortlesalpen, Tridentinische Alpen ꝛc. Die Hauptthäler sind das Inn-, das Etsch- und Eisack- und das Pusterthal. Unter den Nebenthälern sind besonders das Oetz-, Fleimser-, Fassa-, Gröddner-, Passeyr-, Wipp- und Zillerthal hervorzuheben. Das nördliche T. gehört zu dem Flußgebiet des Rhein und der Donau; zu letzterem auch der östliche Theil des Pusterthals, aus welchem die Drau nach Kärnthen übertritt. Alles Uebrige gehört zum Gebiet des adriatischen Meeres. Der Rhein, der zum Theil die Westgrenze Vorarlbergs bildet, nimmt aus diesem Lande die Ill und Fussach auf, während die bregenzer Ache in den Bodensee direkt mündet. Der Inn, der Hauptfluß des nördlichen T., betritt das Land bei Finstermünz und verläßt es unterhalb Kufstein, nachdem er die Rosana, den Oetz-, Sill- und Zillerbach aufgenommen. Ganz im Norden T.s entspringen der Lech und die Isar, die aber bald nach Bayern übergehen. Der Hauptfluß des südlichen T. ist die Etsch (Adige), die aus dem Reschersee auf der Malserheide entspringt, links die Passeyr, die Eisack mit der Rienz und den Avisio (Lavis), rechts den Nos aufnimmt und bei Borghetto in das Venetianische übertritt. Außerdem sind von Flüssen zu nennen: im Südwesten die Sarca, die dem Gardasee zufließt, im Südosten die Brenta, die ebenfalls ins Venetianische übertritt. Unter den Seen sind der Boden- und der Gardasee, deren Spiegel jedoch zum Theil zu T. gehören, die größten. Außer diesen beiden gibt es nur kleinere Seen im Norden und Süden, worunter der Achensee, der durch die Achen in die Isar abfließt, der schönste ist. Außerdem sind zu nennen der Walchsee nordöstlich von Kufstein, der Pillersee bei St. Ulrich, der hintere Steirersee bei Kufstein, der Plön- oder Plansee bei Reutte, der mit dem Hinterwagersee zusammenfließt, der Silsee und Selvaplana im Oberinnthal, der Heider-, Mitter- und Reschersee an der Malserheide, der Rosensee, der Eissee auf dem Rothenkopf im Zillerthal, der Brennersee auf dem Brenner, der See von Caldonazzo, der Lopiosee. Bei Fussach am Bodensee und am Rhein, im Vintschgau und an der Etsch sind bedeutende Sümpfe. Die berühmtesten der zahlreichen (123) Mineralquellen sind die von Rabbi, Antholz, Prax und Prutz; am besuchtesten ist das Mitterbad im Thal Ulten südwestlich von Meran. Das Klima T.s ist sehr verschieden, indem die centrale Gebirgskette eine Klimascheide bildet. Nördlich von derselben, besonders im Oberinnthal, auf der Malserheide, im Arlberg, in den den Gletschern (Fernern) benachbarten Thälern ist die Temperatur vorherrschend rauh und kalt; südlich von der Centralkette, namentlich im Etschthal erreicht die Sommerwärme oft eine unerträgliche Höhe, die in geschützten Thälern selbst Südfrüchte zeitigt. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Innsbruck 7° 46, in Trient und Botzen dagegen 10° und 10° 4 R. Man kann 7 klimatische Stufen in T. (wie in der Schweiz) unterscheiden: 1. Stufe von 700—1700 par. F. Höhe, Gebiet des Weinstocks; 2. Stufe von 1700—2800 F., Gebiet der Eichen (Weizenbau, Wiesenbau); 3. Stufe von 2800—4100 F., Gebiet der Buchen (Nußbaum, Obstbaum, Roggen, Gerste, Kartoffeln); 4. Stufe von 4100—5500 F., Gebiet der Tannen (9 Monate Winter); 5. Stufe von 5500—6500 F., Gebiet der untern Alpen; 6. Stufe von 6500 bis 8000 F., Gebiet der obern Alpengegend; 7. Stufe Gebiet des ewigen Schnee's, über 8000 Fuß. Der Scirocco, hier Föhn genannt, schmelzt den Schnee auf den höhern Bergen und wirkt im Sommer nachtheilig auf die Gesundheit der Bewohner in den niedern südlichen Thälern, indem er Erbrechen und physische und geistige Abspannung hervorruft. Im nördlichen T. beträgt der Regenniederschlag gewöhnlich 26—28, in Südtyrol etwa 24 Zoll. In manchen Gegenden fällt weniger Regen, aber um so mehr Schnee. Die niedrigeren Striche des Innthals,

Digitized by Google

wie das Zillerthal, haben ergiebiges Ackerland. Im Etschthal erinnert schon die ganze Natur an Italien, und hier ist der Boden überaus fruchtbar.

Von der Bevölkerung, die in 22 Städten, 33 Marktflecken und 1522 Dörfern lebt, gehören 525,092 Seelen der deutschen, 339,913 der italienischen Nation, 548 anderen Nationen an. Am weitesten zieht sich die deutsche Bevölkerung an der Etsch hinab, während zu beiden Seiten die Hochthäler noch von Wälschen bewohnt sind. Die herrschende Religion ist die katholische; man zählte nur 74 der augsburgischen und 41 der helvetischen Konfession Angehörige. Der Tyroler ist im Allgemeinen fröhlich, aufgeweckten, munteren u. treuherzigen Sinnes. Der Südtyroler ist nüchterner, lebhafter, aber auch intriguanter als der Nordtyroler. Die intellektuelle Bildung des Tyrolers ist in Folge des politischen und klerikalen Drucks weit hinter seiner Bildungsfähigkeit zurückgeblieben. Er hält auf saubere Kleidung, weniger auf saubere Wohnung. Ein gemeinsamer Charakterzug des Volks ist große Anhänglichkeit an das Vaterland und kirchlicher Sinn, der sich in eifriger Theilnahme an Andachten, Wallfahrten, Prozessionen ꝛc. äußert. Am dichtesten bevölkert sind die wälschen Kreise von Roveredo und Trient mit 2500 Seelen auf einer QMeile, am dünnsten das Oberinnthal, wo nur 900 Seelen auf die QMeile kommen. In Folge der geringen Produktivität des Bodens sucht eine bedeutende Anzahl der Bewohner (etwa 33,000) ihr Fortkommen zeitweilig oder für immer in der Fremde. Von den Städten sind hier die vier volkreichsten: Trient, Innsbruck, Botzen, Roveredo; nach ihnen Hall, Meran, Brunecken, Feldkirch und Bregenz. Ansehnlich und gut gebaut sind die Marktflecken. Auch die Dörfer, welche an den großen Heerstraßen liegen, haben zum Theil ein städtisches Aussehen. Die Bodenproduktion T.s ist wegen der gebirgigen Beschaffenheit des Landes mit der anderer Länder kaum zu vergleichen. Insbesondere wird der Ackerbau in sehr beschränkter Weise betrieben und deckt nicht den Bedarf an Getreide. Am bedeutendsten ist derselbe im Unterinnthal. Roggen und Mais werden am reichlichsten, Weizen, Gerste und Hafer weniger, dagegen Kartoffeln allenthalben in großer Menge gebaut. Das Ober- und Unterinn- und das Pusterthal erzeugen den meisten Flachs. Der Hanfbau ist am bedeutendsten im Vorarlbergischen. Tabak baut man um Trient u. Roveredo. Die Obstbaumzucht wirft dem Tyroler einen beträchtlichen Gewinn ab; sie wird am stärksten im Süden, besonders um Trient, Botzen, Meran und im Etschthal betrieben. Das dortige Klima gestattet schon hier u. da die Kultur von Südfrüchten, Pomeranzen, Apfelsinen, Citronen, Feigen und Oliven, von letzteren namentlich bei Arco u. Riva am Gardasee. Quitten, Kastanien, Mandeln und Pfirsiche gehören in Südtyrol schon zu den gemeinen Obstarten. Wein wird hauptsächlich im Etschthal und in den wälschen Konfinien gebaut. Als die vorzüglichsten Weine gelten der von Isera bei Roveredo und der Traminer; ausgezeichnete Weine liefert auch die Gegend um Trient, und der Richelberger-Leitner genießt in T. einer großen Celebrität. Die Waldungen liefern viel Bau-, namentlich Schiffbauholz nach Venedig. Viele Gerberlohe geht in die Schweiz und nach Italien. Von den 5,001,200 Joch des Gesammtareals kommen auf Aecker 263,000, Weinberge 63,000, andere Gärten und Wiesen 472,500, Weiden 702,600, Waldungen 1,702,700, andere Kulturen 5200, im Ganzen auf produktives Land 3,209,000, auf Unland 1,792,200 Joch. Eine der Haupterwerbsquellen ist für T. die Viehzucht. Ochsen zur Mastung werden zwar in allen Thälern, am meisten jedoch im Puster- und im Unterinnthal und im Passeyrthal gezüchtet. Vorzüglich sind auch die kastelruther Ochsen. Die zahlreichsten und besten Kühe finden sich im Vorarlbergischen. Im Unterinnthal besitzt das Zillerthal das milchreichste Vieh; doch zieht man auch im Oberinnthal u. Pusterthal schöne Kühe. Schafe hält man vornehmlich im Pusterthal, Ziegen, deren Felle in bedeutender Menge nach der Schweiz, nach Frankreich und Amerika ausgeführt werden, in der Umgegend von Trient. Schweine werden aus Bayern eingeführt. Pferde hält man wegen der gebirgigen Beschaffenheit des Landes in geringer Anzahl. In Südtyrol bedient man sich der Maulesel zum Transport der Lasten über die Gebirge, sowie auch zum Fuhrwerk. Für die südlichen Kreise T.s ist die Seidenkultur eine bedeutende Erwerbsquelle. Man kann das Erträgniß an Cocons auf 3 Millionen wiener Pfund anschlagen. Hauptantheil daran haben die Kreise Trient u. Roveredo. Roveredo ist der Sitz zahlreicher Filatorien, auf welchen fast die gesammte in T. gewonnene Rohseide filirt wird. Bienenzucht wird in Vorarlberg und einigen südlichen Gegenden getrieben. Die Jagd, eine Lieblingsbeschäftigung der Tyroler, ist nicht mehr so ergiebig wie früher. Steinböcke, Wildschweine und Hirsche sind fast ausgerottet, Gemsen und Rehe selten, nur Hasen und Geflügel noch in größerer Menge vorhanden. Die Gebirgsbäche und Seen enthalten wohlschmeckende Fische, erstere namentlich Forellen. Im Vorarlbergischen werden Schnecken in eignen Schneckengärten gezogen und im Winter in großen Quantitäten versendet. Der Ertrag des Bergbaues war früher bedeutender als jetzt. Die geringe Ausbeute an Gold (zu Brixlegg und Zell im Zillerthal) und Silber (zu Brixlegg) wird an das ärarische Münzamt eingeliefert. Ein Theil des gewonnenen Kupfers geht ins Ausland. Das Blei deckt nicht nur den Bedarf des Landes, sondern kommt auch noch in beträchtlicher Menge nach Oesterreich, Bayern und Frankreich zur Ausfuhr. Obgleich die Eisenproduktion das vorzüglichste montanistische Erträgniß T.s bildet, so ist sie doch nicht sehr lohnend, weder nach dem Eisengehalt, noch in der Ergiebigkeit der Eisensteinlager. Steinkohlen finden sich zu Häring unweit Kufstein und werden vornehmlich zu Kufstein zu Erzeugung von Sudsalz verwendet. In industrieller Hinsicht zerfällt T. in zwei Theile, in den nördlichen Abhang der Alpen mit Vorarlberg und in den südlichen. Der letztere nimmt, wie in der Lage, so in der (meist auf Seidengewinnung berechneten) Industrie, den Charakter einer italienischen Landschaft an, während in dem erstern

Digitized by Google

namentlich das vorarlberger Ländchen dem Nachbargebiete der angrenzenden Schweiz gleicht. Ordinäres Töpfergeschirr wird an vielen Orten verfertigt, während es an den edleren Sorten fehlt, indem T. nur eine Steingutfabrik besitzt. Sehr erheblich ist die Metall-, sowie die Holzwaarenfabrikation, besonders im Grödnerthal. Papier liefern Maschinenfabriken (Bludenz) und Papiermühlen. Ausgedehnt ist auch die Lederbereitung und Lederwaarenfabrikation. Die bekannten tyroler Handschuhe werden zu Innichen, Roblach, Niederndorf und Sillian im Pusterthal und zu Innsbruck und Botzen verfertigt. Die Flachsspinnerei wird in mehren Thälern stark betrieben. Die Leinweberei ist meist Hausweberei; die Leinwandfärberei in Botzen ist geschätzt. Von den Baumwollspinnereien kommen bei weitem die meisten auf Vorarlberg. Ebenso ist die Weberei in dem eigentlichen T. wenig verbreitet; dagegen ist Vorarlberg der Sitz einer schwunghaft betriebenen Baumwollindustrie. Für Wollwaaren, wie Flanell, Molton, Kalmuck ꝛc., sind wenige Fabriken im Gange. Von den Landleuten wird indessen viel Lodentuch für den eigenen Gebrauch erzeugt, und auch die Produktion von Fuß- und Tischteppichen, namentlich im Pusterthal, ist erheblich. Die Fabrikation von seidenen Stoffen tritt hinter der Seidenerzeugung sehr zurück. Die Stadt Ala im Lägerthale des Trienterkreises besitzt mehre Sammtfabriken. Spitzenklöppelei wird im Grödnerthal, bei Riva und in Taufers getrieben. Noch sind zu erwähnen Pulverfabriken, eine Kolonialzuckerfabrik zu Trient u. Maschinenfabriken zu Innsbruck, Frastanz und Feldkirch, sowie bedeutende Bierbrauereien u. Brennereien. Mit den Natur- und Kunsterzeugnissen wird ein ziemlich lebhafter Handel ins Ausland getrieben, wodurch T. auch die Mittel erhält, seinen Bedarf an ausländischen Artikeln sich anzuschaffen. So ist z. B. die Zucht und der Handel mit Kanarienvögeln, ferner der Handel mit Bildern u. Kupferstichen, der besonders zu la Pieve seinen Sitz hat, von wo sich die Bilderhändler über ganz Europa ausgebreitet haben, nicht unbedeutend. Tausende von Tyrolern wandern jährlich in andere Länder, wo sie als Bilder-, Decken-, Holzwaaren-, Vogel- und Handschuhhändler, oder als Handwerker sich ein kleines Vermögen zu erwerben suchen. Die Lage T.s zwischen Deutschland und Italien und die Vortheile eines bequemen Straßenzugs über die Alpen nebst den gut erhaltenen Kunststraßen begünstigen außerdem den Transithandel. Hauptverkehrsorte sind Innsbruck, Botzen, Trient, Roveredo, Feldkirch und Bregenz.

Das Land T. mit Vorarlberg bildete bis 1849 ein Gubernium und zerfiel in die 7 Kreise Oberinnthal und Vintschgau, Unterinn- und Wippthal, Pusterthal und am Eisack, an der Etsch zu Botzen, Trient, Roveredo und Vorarlberg. Das Land ward bis dahin durch vier Stände, den Prälaten-, den Herren- und Ritter-, den Bürger- und den Bauernstand repräsentirt. Nach der Verfassung vom 30. December 1849 sollte der Landtag aus 72 ohne Rücksicht auf Standesunterschiede gewählten Deputirten bestehen; doch ward diese Verfassung, ehe sie ins Leben getreten war, durch kaiserliches Patent vom 31. Dec. 1851 wieder aufgehoben und Verfassung und Verwaltung des Landes wie in den übrigen Kronländern organisirt (vergl. Oesterreich). In kirchlicher Beziehung ist das Land unter das Erzbisthum Salzburg und die Bisthümer Brixen und Trient vertheilt. Für den Volksunterricht sorgen über 1800 öffentliche Volksschulen, darunter 15 Hauptschulen, für den gelehrten Unterricht 8 Gymnasien, 4 philosophische und 16 theologische Lehranstalten und die Universität zu Innsbruck. Ferner bestehen die Accademia degli Agiati zu Roveredo, die Gesellschaft des Ferdinandeums, der geognostisch-montanistische Verein, die kaiserliche Landwirthschaftsgesellschaft und der Verein zur Beförderung der Tonkunst in Innsbruck. Seit dem 4. August 1849 zerfällt T. in 4 Kreise: den innsbrucker Kreis mit den 6 Bezirkshauptmannschaften Innsbruck, Schwatz, Rattenberg, Kitzbühel, Landeck, Imst; den brixener Kreis mit den 5 Bezirkshauptmannschaften Brixen, Botzen, Meran, Brunecken, Lienz; den trienter Kreis mit den 6 Bezirkshauptmannschaften Trient, Borgo, Kles, Cavalese, Roveredo, Tione; den bregenzer oder vorarlberger Kreis mit den 3 Bezirkshauptmannschaften Bregenz, Feldkirch und Bludenz. Sitz der Statthalterschaft ist Innsbruck. Für die Rechtspflege bestehen ein Oberlandesgericht zu Innsbruck und 5 Gerichtshöfe erster Instanz, nämlich das Landesgericht in Innsbruck und die Kreisgerichte in Botzen, Trient, Roveredo und Feldkirch. Die Handelsgerichtsbarkeit wird von jedem Gerichtshof erster Instanz, die Berggerichtsbarkeit von dem Landesgericht zu Innsbruck und von dem Kreisgericht zu Trient ausgeübt. Die Finanzbezirke fallen mit den politischen Kreisen zusammen.

T. wurde ursprünglich von celtischen und gallischen Stämmen bewohnt, von denen die Rhätier der bekannteste sind. Unter Kaiser Augustus eroberten es die Römer und öffneten es dem Verkehr. Mit dem 2. Jahrhundert begannen die Einfälle germanischer Stämme. Markomannen, Alemannen, Gothen, dann auch Hunnen verheerten T. nach einander. Nach dem Sturze des abendländischen Kaiserthums kam es unter die Herrschaft der Ostgothen, nach deren Zertrümmerung der nördliche Theil des Landes von den Bojoaren (Bayern), der südliche von den Longobarden besetzt ward. Dann ward T. von den Franken unterworfen, in Gaue getheilt und von Grafen verwaltet. Nach dem Ausgang des karolingischen Hauses nahmen es die wieder emporgekommenen bayerischen Herzöge größtentheils in Besitz und machten die Grafen, die unter den schwachen Karolingern zum erblichen Besitz ihrer Gaue gelangt waren, zu Vasallen. Doch behaupteten einige Dynasten ihre Unabhängigkeit, unter denen die Grafen von Andechs die mächtigsten waren. Auf dem Schlosse Terioli oder Tyrol bei Meran wohnten die Enkel Hunfrieds, eines Markgrafen von Istrien und Kurrhätien, nach anderer Meinung die Nachkommen Arnulfs aus dem bayerischen Herzogshause, den Kaiser Otto I. als Markgrafen an die Etsch gesetzt hatte. Diese begannen in der Mitte des 12. Jahrhunderts sich Grafen von T. zu nennen und schalteten über das Burggrafenamt (die Gegend von Meran), Vintschgau und im Engadin. Die Gewalt der

Digitized by Google

bayerischen Herzöge war im Gebirge seit der Aechtung Heinrichs des Löwen (1180) fast ganz erloschen. Als Otto von Andechs 1248 kinderlos gestorben war, fielen seine Besitzthümer im Inn- und Wippthal an seinen Eidam, den Grafen Albrecht von T. Als 6 Jahre danach auch Albrecht, der letzte seines Geschlechts, starb, theilten seine Schwiegersöhne, die Grafen Meinhard von Görz und Gebhard von Hirschberg, die kaum vereinigte Erbschaft; jener erhielt die Besitzungen der Grafen von T., dieser die der Grafen von Andechs. Des ersteren Enkel, Heinrich, hinterließ eine einzige Tochter, Margarethe Maultasch, welche zuerst mit Johann von Luxemburg und dann mit dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, Kaiser Ludwigs ältestem Sohn, vermählt war und nach dem Tode ihres Sohnes Meinhard 1363 das Land an die Herzöge von Oesterreich abtrat. Herzog Rudolf bestätigte die Freiheiten des Landes. Als 1379 die habsburgischen Fürsten ihre Lande theilten, fiel T. an Herzog Leopold, der 1386 bei Sempach erschlagen wurde. Nach ihm (1406) überkam sein Sohn, Herzog Friedrich, das Land sammt den schwäbischen Vorlanden in ziemlicher Verwirrung, die sich durch den Konflikt, in den Friedrich mit dem konstanzer Koncil und dem Kaiser Sigmund gerieth, noch steigerte. Während Friedrich im Gebirge umherirrte, suchte sich sein Bruder, Ernst von Steiermark, des Landes zu bemächtigen, doch kam 1416 eine Versöhnung zwischen den Brüdern zu Stande, und die Grafschaft T. kam an Herzog Friedrich zurück, der nun mit Hülfe des Landvolkes den Adel, der sich in Ritterbünden zusammengethan hatte, um wieder reichsfrei zu werden, demüthigte. Von nun an erhielten die Städte und das Landvolk gleiche politische Rechte mit den zwei vornehmen Ständen (Landtag zu Meran 1423), wie denn überhaupt die Vollendung und Befestigung der Verfassung T.s, wie die Abschaffung der Leibeigenschaft diesem Herzog zugeschrieben wird. Unter seinem Sohne Sigmund blühte das Bergwesen in T. auf, zumal die Silbergruben von Schwaz ergaben unermeßliche Ausbeute. Da Sigmund kinderlos war, übergab er die Grafschaft 1490 seinem Vetter, dem Kaiser Maximilian, der sie durch das Pusterthal und andere Eroberungen vergrößerte und ihr den Titel „gefürstete Grafschaft" beilegte. Ferdinand I. unterdrückte die Reformation, die im Lande Eingang gefunden hatte, sowie die 1525 auch hierher sich verzweigenden Bauernunruhen, nicht ohne Blutvergießen. Nach seinem Tode (1524) übernahm sein zweiter Sohn, Erzherzog Ferdinand, der Gemahl der schönen Philippine Welser von Augsburg, die Regierung, da die Söhne Philippine's, die beiden Markgrafen von Burgau, nicht erbberechtigt waren, und Ferdinands zweite Ehe mit Anna von Mantua kinderlos geblieben war, so fiel nach seinem Tode (1595) das Land wieder an die kaiserliche Familie, bis 1602 Rudolf II. seinen Bruder Maximilian zum Regenten bestellte. Nach dessen Tode trat (1618) Erzherzog Leopold aus der steierischen Linie ein, der Gatte Claudia's von Medici, die nach seinem Ableben als Vormünderin des Sohnes die Grafschaft verwaltete (1632 — 46). Auf Claudia folgten noch ihre beiden Söhne, zuerst Ferdinand Karl, dann Franz Sigmund, der 1665 starb. Mit ihm erlosch die steierische Nebenlinie in T. und dieses wurde jetzt wieder von Wien aus regiert. Kaiser Leopold I. stiftete 1673 die Universität zu Innsbruck. Im spanischen Erbfolgekriege (1703) unternahm Max Emanuel von Bayern eine Expedition nach T., die anfangs gelang, bald aber durch die Tapferkeit des Landsturmes den Bayern ebenso verderblich ward wie den Franzosen, die unter Vendôme von Italien her bis Trient vorgedrungen waren. Maria Theresia, den tyrolischen „Freiheiten" zwar nicht sehr wohlgeneigt, that gleichwohl Vieles für Schulen, Landstraßen und Ackerbau. Kaiser Joseph II. hatte ebenfalls den Tyrolern allerlei Verbesserungen zugedacht, doch sahen jene in dem aufgeklärten Fürsten den Antichrist. Die Stimmung wurde immer bitterer und Leopold II. berief daher 1790 einen offenen Landtag, der die alten Zustände wieder herstellte. Durch den Frieden zu Preßburg fiel T. an Bayern; am 11. Februar 1806 erfolgte die Uebergabe. Die Einmischung der neuen Regierung in viele Dinge, welche die wiener Hofräthe bisher klüglich unberührt gelassen, die bedeutenden Geldverluste, welche die Abwürdigung der das Land überschwemmenden Bankozettel verursachte, die Störung des altgewohnten Absatzes in den Erbländern, die Einführung neuer Steuern und der Konskription, die Auflösung der tyrolischen Landschaft, die Beseitigung selbst des Namens „Tyrol", namentlich aber die Verminderung der Feiertage und Klöster: dies Alles erzeugte im Lande eine den Bayern sehr feindliche Stimmung und bereitete den heimlichen Aufforderungen Erzherzogs Johann und Hormayrs zu Wien zum Aufstand einen günstigen Boden. So entzündete sich im April 1809 jener Volkskrieg unter den Helden Andr. Hofer, Speckbacher u. A., nach dessen unglücklichem Ende im wiener Frieden von 1809 T. in drei Theile zerrissen ward; Wälschtyrol mit Botzen fiel an das Königreich Italien, Oberpusterthal an Illyrien und das Uebrige blieb bei Bayern, dessen Regierung sich von jetzt an aber bemühte, die Zuneigung der Tyroler zu gewinnen. Mit dem Fall des französischen Kaiserreichs 1814 wurde das ganze Land wieder mit Oesterreich vereinigt. Durch das Patent vom 24. März 1816 stellte nun Kaiser Franz die Verfassung wieder her, aber „mit denjenigen Verbesserungen, welche die veränderten Verhältnisse und das Bedürfniß der Zeit erheischen". Vgl. Hormayr, Geschichte der gefürsteten Grafschaft T., Tüb. 1806—8, 2 Bde.; Derselbe, T. u. die Tyroler, 2. Aufl., Leipz. 1845, 2 Bde.; Scherer, Geographie und Geschichte von T., 2. Aufl., Innsbr. 1860; Wagner, Beitrag zur Geschichte T.s, Lpz. 1860.

Tyrone, Grafschaft im Innern der irischen Provinz Ulster, grenzt nördlich an die Grafschaft Londonderry, östlich an Antrim und den See Neagh, südöstlich an Armagh, südöstlich an Monaghan, südwestlich an Fermanagh, westlich und nordwestlich an Donegal und umfaßt einen Flächenraum von 59,4 QMeilen, wovon 15 QM. auf Seen, Sümpfe und Moore kommen. Mit Ausnahme des östlichen Theils am See Neagh

Digitized by Google

ist das Land gebirgig und reich an romantischen Naturschönheiten, weshalb es vielfach von Touristen besucht wird. Die bedeutendsten Gebirgszüge sind der Slieve-Hough, der Lengfield und der Larrughon, von welchen die höchsten Gipfel, der Sawel an der Nordgrenze 2228 Fuß und der Mullaghcarn und der Bessifell 1778 Fuß hoch sind. Unter den zahlreichen kleinen Flüssen sind der Foyle (hier Strule genannt) mit seinen Zuflüssen Moyle und Derg und der die Südostgrenze bildende Blackwater die wichtigsten. Der Boden ist von sehr verschiedener Beschaffenheit; an einzelnen Stellen, besonders in den Sumpf- und Moorgegenden und auf einzelnen Höhen, der Kultur ganz unzugänglich, an anderen Stellen dagegen höchst fruchtbar und erzeugt dort alle in Irland überhaupt heimischen Produkte, besonders Hafer, Kartoffeln und Flachs. Das Mineralreich bietet Steinkohlen, Eisen und Kalk. Die Bevölkerung ist sehr im Abnehmen (1841: 312,965 Einwohner; 1851: 251,865; 1861 nur noch 238,426 Einwohner, worunter 56 Procent Katholiken) und lebt trotz der theilweisen großen Fruchtbarkeit des Bodens in größter Dürftigkeit. Haupterwerbsquelle ist die Viehzucht, besonders Rindvieh- und Schafzucht, weniger der Ackerbau. Die Industrie liegt gänzlich darnieder und beschränkt sich auf etwas Baumwoll-, Flachs- und Garnspinnerei; ebenso ist der Handel ohne wesentliche Bedeutung. Die Grafschaft wird von der Eisenbahn von Omagh nach Londonderry durchschnitten und zerfällt in 4 Baronien und 35 Kirchspiele. Hauptstadt ist Omagh; früher war es Dungannon.

Tyrosin, stickstoffhaltige chemische Verbindung, entsteht bei Zersetzung von Proteïnstoffen und vielen von deren Abkömmlingen auf ganz ähnliche Weise wie Leucin (s. d.) und meist neben diesem, namentlich liefern Horngewebe, Thierschleim und Seidenstoff beim Kochen mit verdünnter Schwefelsäure viel T. (4—5 Procent). Auch physiologisch oder in Krankheiten tritt das T. im Körper des Menschen und sehr vieler Thiere auf (so im Pankreas, in der Leber). Es ist nicht sublimirbar, in Wasser schwer löslich und krystallisirt in glänzenden Nadeln. In Alkohol ist es unlöslich, beim Erhitzen riecht es nach verbranntem Horn, in Alkalien und stärkeren Säuren löst es sich, bildet aber meist nur schwierig bestimmte Verbindungen mit denselben. Mit Vitriol liefert es Tyrosinschwefelsäure, deren neutrale Salze Eisenchlorid violett färben; verdünnte Salpetersäure verwandelt das T. in krystallinisches, hellgelbes, bitter schmeckendes Nitrotyrosin. Dies liefert merkwürdigerweise mit Säuren leichter krystallinische Verbindungen als T. selbst; durch Chlorwasserstoffsäure und chlorsaures Kali wird es roth, dann unter Gasentwickelung gelb, und es setzt sich ein in Wasser unlöslicher Körper vom Geruch des Chlorchinons ab.

Tyrrheni (Tyrseni), pelasgischer Volksstamm, der, vor dem trojanischen Kriege aus Thessalien verdrängt, sich nach Attica gewendet, dann aber, auch von dort vertrieben, sich zerstreut und namentlich auf Lemnos, Imbros, Scyros und der thracischen Küste angesiedelt haben soll, wo er durch seine Seeräubereien den Hellenen gefährlich wurde. Von den Griechen werden aber auch die Etrusker T., sowie deren Land Tyrrhenien genannt, von einem pelasgischen Stamme, der nach der Sage von Tyrrhenus, dem Sohne des lydischen Königs Atys, zur See dahin geführt wurde, sich zunächst im Süden ansiedelte und später mit den von Norden her einwandernden Rasenern zu einem Volke verschmolz (s. Etrurien).

Tyrrhenisches Meer (tuscisches oder toskanisches Meer, ital. Mare Tirreno), der Theil des mittelländischen Meeres, welcher zwischen der Südwestküste Italiens und den Inseln Korsika, Sardinien u. Sicilien liegt und die Golfe von Gaëta, Neapel, Salerno, S. Eufemia und Gioja enthält; hieß im Alterthum Mare Tyrrhenum oder Mare Tuscum nach dem an seiner Küste herrschenden tyrrhenischen Stamme der Tusci. Im weiteren Sinne versteht man aber darunter den ganzen Theil des mittelländischen Meeres von der Küste Liguriens an bis nach Sicilien, also das eigentliche tyrrhenische Meer mit dem Busen von Genua (ligurisches Meer), in welcher Ausdehnung es im Alterthum Mare inferum hieß.

Tyrtäus, gefeierter elegischer Dichter der Griechen, aus Athen oder aus Aphidnä in Attica gebürtig, blühte um 685 — 668 v. Chr. zur Zeit des zweiten messenischen Krieges. Nach der Sage hätten die Spartaner, um den Ausgang des Kriegs besorgt, das delphische Orakel befragt und die Weisung erhalten, von den Athenern einen Führer zu verlangen; diese hätten ihnen den lahmen Grammatisten T. zugewiesen, dessen friedliebender Charakter wenig Siegeshoffnung versprochen, der aber durch seine Ausdauer, seinen Rath und seine begeisternden Gesänge die Spartaner zu entscheidenden Siegen geführt habe. Gewiß ist, daß sich T.' Gesänge bis auf die spätesten Zeiten im Munde der spartanischen Jugend erhielten. Nach der Angabe des Suidas zerfielen sie in drei Abtheilungen, von denen die erste Lykurgs Gesetzgebung und die durch Herkommen geheiligte Ordnung, die zweite die Großthaten der Vorfahren pries und die dritte Schlachtgesänge enthielt. Die erstern beiden Gattungen waren im elegischen Versmaße und episch-jonischer Mundart abgefaßt, die dritte im anapästischen Marschmetrum (metrum messeniacum). Auch nach Athen und Kreta wurden die Gesänge durch Rhapsoden verbreitet. Die wenigen uns aufbewahrten Fragmente scheinen durch Sammler in ihren jetzigen Zusammenhang gefügt u. hie und da durch Nachahmer variirt und überladen worden zu sein, gehören aber gleichwohl zu den schönsten Ueberresten des Alterthums. Die beste Ausgabe lieferten neuerdings Schneidewin im „Delectus poesis graecae elegiacae" (Bd. 1, Göttingen 1838) u. Bergk in den „Poetae Lyrici Graeci" (Leipzig 1843); deutsche Uebersetzungen: Braun in den „Weisen von Hellas" (Mainz 1822) und Weber in „Die elegischen Dichter der Hellenen" (Frankf. 1826).

Tyrus (hebr. Tzor), eine der berühmtesten Städte des Alterthums, nebst Sidon die wichtigste und reichste See- und Handelsstadt Phöniciens, 200 Stadien oder 24 Meilen von Sidon, dessen Kolonie sie war, blühte schon um 1300

Digitized by Google

v. Chr. durch Handel und Schifffahrt, Künste und Wissenschaften. David und Salomo standen in freundschaftlichen Verhältnissen mit dem König Hiram von T. Die Tyrier erfanden eine verbesserte Bauart der Schiffe, das Segeln in der Nacht nach der Leitung der Gestirne u. A. m. Sie besuchten nicht nur alle Küsten des mittelländischen Meeres, sondern drangen auch in den atlantischen Ocean, holten Zinn aus Britannien und Bernstein aus der Ostsee. Der Haupttheil der Stadt und der eigentliche Sitz des tyrischen Handels lag auf der Insel, der von da an die Landstadt T. (Alt-T.) immer entgegengesetzt wird. Diese Insel, 4 Stadien vom Kontinent entfernt, hatte nur 22 Stadien im Umfang, weshalb man genöthigt war, die Häuser sehr hoch zu bauen. Auf ihr befand sich der uralte Herculestempel, der von den Kolonien jährlich mit Geschenken beschickt wurde. Salmanassar belagerte diese Insel vergeblich, nachdem sich die Landstadt ihm unterworfen hatte. Auch Nebukadnezar belagerte die Stadt 13 Jahre lang, ohne daß von einer Eroberung berichtet würde. Als Alexander nach dem Siege bei Issus 333 v. Chr. Phönicien betrat, verweigerte T. dem Sieger den Einzug, wurde von diesem belagert, aber erst nach siebenmonatlicher schwerer Anstrengung der Flotte und Landarmee, welche letztere auf einem vom Kontinent ausgeführten Erddamm operirte, erobert (332). Die Stadt hatte noch einmal eine vierzehnmonatliche Belagerung durch Antigonus auszuhalten. Unter der römischen Herrschaft behielt sie ihre Freiheit und eigene Verfassung, und Kaiser Severus erhob sie zur römischen Kolonie mit italischem Rechte. In den Kreuzzügen galt sie für einen festen Platz, der von den Kreuzfahrern standhaft behauptet wurde. Unter der türkischen Regierung kam sie herab; das heutige Sur erfüllt kaum zwei Dritttheile der ehemaligen Insel und ist ein Dorf von einigen hundert elenden Häusern; der Hafen ist versandet. Doch sieht man jetzt noch in der See neben der Insel Fundamente von zwei alten Thürmen oder Kastellen.

Tyrwhitt (Thyrwhitt), Thomas, berühmter englischer Philolog, geboren 1721, studirte zu Oxford, bekleidete von 1761—67 die Stelle eines Sekretärs im Unterhause, ward 1784 Kurator des britischen Museums und † den 19. August 1786. Er machte sich besonders um Kritik und Erklärung der griechischen Schriftsteller, u. A. des Euripides, Plutarch, Babrius, Strabo, verdient, schrieb „Conjecturae in tragicos graecos" (Oxf. 1821) und gab die „Poems supposed to have been written at Bristol" (London 1778), sowie Chaucers „Canterbury Tales" (das. 1798, 2 Bde.) heraus.

Tysmienice (Tysmenica), Stadt im österreichisch-galizischen Kreis Stanislawow, mit Schloß, Safflanfabrikation, Gerberei, Handel (Pferde) und 8000 Einwohnern.

Tyszowce (Tyssowice), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Lublin, Kreis Hrubieszow, an der Hulszwa, südöstlich von Lublin, hat 2500 Einw., war sonst Kreisstadt und ist merkwürdig durch den hier am 9. Dec. 1655 unter der Leitung von Stanislaus Lanckoronski geschlossenen Adelsbund; brannte 1838 großentheils ab.

Tzako, s. v. a. Tschako.

Tzetzes, Johannes, griechischer Grammatiker des 12. Jahrhunderts, aus Konstantinopel gebürtig. Zu seinen eignen Gedichten, die freilich bloß Nachahmungen sind, gehören die „Antehomerica, Homerica et Posthomerica", herausgegeben von Bekker (Berlin 1816), und vermischte mythische Gedichte, in den sogenannten politischen Jamben der Mittelgriechen verfaßt, unter dem Titel „Chiliades" herausgegeben von Kießling (Leipzig 1826). Außerdem besitzen wir von ihm Scholien zu Homer, die von Hermann bei der Ausgabe des „Draco Stratonicensis" (Lpz. 1812) veröffentlicht worden sind, zu Hesiod, zum „Plutus" des Aristophanes und einen Kommentar zu Lycophrons „Alexandra", herausgegeben von Müller (Lpz. 1811, 3 Bde.), mit seinem Bruder Isaak T. gemeinschaftlich verfaßt.

Tzschirner, Heinrich Gottlieb, namhafter protestantischer Theolog, geboren den 14. Nov. 1778 zu Mitweida in Sachsen, studirte zu Leipzig, ward dann Diakonus in seiner Vaterstadt und 1805 Professor der Theologie zu Wittenberg und 1809 zu Leipzig, wo er als Lehrer und Prediger ausgezeichneten Beifall fand und 1813, nachdem er dem nach Frankreich ziehenden sächsischen Heerestheile als Prediger und Feldpropst gefolgt, auch zum Superintendenten der leipziger Diöces berufen ward. Später war er auch Domherr des Hochstifts Meißen. Mit großer Freimüthigkeit nahm er sich der evangelischen Kirche gegen die sich von Neuem erhebende katholische Reaktion an. Er † am 17. Febr. 1828. Als Theolog gehörte T. dem rationalistischen Supranaturalismus an. Sein Hauptwerk ist die Fortsetzung der „Kirchengeschichte Schröckhs" (9. und 10. Bd., Leipzig 1810—12); von seinen übrigen Schriften sind außer „Predigten" (2. Aufl., Leipzig 1829, 4 Bde.) hervorzuheben: „Briefe über Reinhards Geständnisse" (Leipz. 1811), seine homiletischen Grundsätze darlegend; „Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkt der Politik" (das. 1822, 4. Aufl. 1854) und „Das Reaktionssystem" (das. 1824); mit Stäudlin gab er „Das Archiv für alte und neue Kirchengeschichte", mit demselben u. Vater das „Kirchenhistorische Archiv" heraus und redigirte seit 1822 das „Magazin für Prediger", sowie von 1810—21 die „Memorabilien für Prediger". Aus seinem Nachlaß veröffentlichte Hase „Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre" (Lpz. 1829). Vergl. Tittmann, Memoria H. G. Tzschirneri, Leipz. 1828; Krug, T.s Denkmal, das. 1828; Goldhorn, Mittheilungen aus T.s letzten Amts- und Lebensjahren, das. 1828.

Digitized by Google

U.

U, u, U, u, im deutschen Alphabet der 21. Buchstabe und der 5. der Vokale, im lateinischen Alphabet der 20. Buchstabe, einer der Grundvokale der Sprache, hatte im Griechischen kein besonderes Schriftzeichen, sondern ward als Diphthong durch eine Verbindung von *o* und *υ* bezeichnet. Im lateinischen Alphabet diente anfangs das *O* mit zur Bezeichnung des U; später fügte man dem Alphabet an der Stelle des griechischen *T* das V hinzu und bediente sich dieses Zeichens sowohl für den Vokal U, als für den verwandten Halbkonsonanten V. Das unten abgerundete Zeichen U gewann nach u. nach Geltung, als das Bedürfniß fühlbarer wurde, zwischen dem Vokal u und dem Konsonanten v zu unterscheiden. Sonderbarer Weise setzte man das neue Zeichen u immer in der Mitte, das v immer zu Anfang der Wörter, ohne den Unterschied zwischen Vokal und Konsonant zu berücksichtigen, z. B. vua statt uva, iuuenes viuunt statt juvenes vivunt. Auch im deutschen Alphabet findet man in älteren Drucken dieselbe Verwechselung. Als Stellvertreter des U erscheint in Diphthongen bisweilen das W, z. B. in der älteren deutschen Orthographie thewer statt theuer, und im Englischen fast durchgehends im Auslaut. Umgekehrt ist u aber auch durchgehends Stellvertreter des W in der deutschen und englischen Aussprache des Qu. In der Rubricirung ist u s. v. a. zwanzigstens; daher dient im Buchhandel bei der Preisnotirung U zur Bezeichnung von 20 Thaler, u zur Bezeichnung von 20 gGr. Auf französischen Münzen bedeutet U den Münzort Pau. Als Abkürzung bezeichnet U bei den Römern unter Anderem Urbs (d. i. die Stadt, nämlich Rom), insbesondere u. c. bei chronologischen Angaben urbis conditae, d. i. von der Erbauung der Stadt (Rom) an gerechnet. U ist auch chemisches Zeichen für Uran.

Uadei, Staat in Afrika, s. Wadai.

Uahuga (Rocahooga), Insel des südöstlichen Polynesiens, gehört zur Washingtongruppe des Mendañaarchipels, ist fast kreisrund, gebirgig, fruchtbar und bewohnt.

Ualan (Walan, Strong), Insel des Karolinenarchipels im nordwestlichen Polynesien, ist vulkanisch und von Korallenriffen umgeben, hat Berge bis zu 2000 Fuß Höhe, fruchtbaren Boden, höchst üppige Vegetation, mehre gute Häfen und gegen 2000 Bewohner malayischen Stammes. Die Insel wurde 1804 von den Nordamerikanern entdeckt.

Uapoa (Ruapoa, Marchand), Insel des südöstlichen Polynesien, die südlichste der Washingtongruppe des Mendañaarchipels, 4¾ Meilen im Umfang, ist vulkanisch, gebirgig mit Gipfeln bis zu 3500 Fuß, sehr fruchtbar, hat schroffe, steile Ufer und freundliche, gesittete Bewohner malayischen Stammes.

Ubahy (Ubay, Blanco), Fluß im Osten der südamerikanischen Republik Bolivia, entspringt im Departement Santa Cruz unter dem Namen Parepiti, fließt nördlich, bildet den gleichnamigen See und fällt an der Grenze gegen Brasilien links in den Guapore.

Ubaduba, Flecken in der brasilianischen Provinz San Paulo, am atlantischen Ocean, östlich von San Paulo, hat Reis-, Kaffee- und Zuckerbau, Fischerei und 3000 Einwohner.

Ubeda, Stadt in der spanischen Provinz Jaen (Andalusien), auf einer Hochebene zwischen dem Guadalquivir und dem Guadalimar, von Oel- und Weinpflanzungen umgeben, hat ein düsteres Ansehen, aber viele stattliche Gebäude, ein altes Kastell, schöne gothische Kirchen und Klöster, Fabrikation von Tuch, Leder und Seife, Wein- und Oelhandel und 16,010 Einwohner. In der Umgegend gibt es viele Stutereien. U. war zur Zeit der Mauren eine sehr blühende Stadt, ist aber jetzt ziemlich verödet. Hier 1210 Sieg der vereinigten Könige von Navarra und Kastilien über den König Abdallah Mohammed von Marokko.

Ubertas, bei den Römern Personifikation der Erdfruchtbarkeit, dargestellt als schönes Weib mit umgekehrtem Füllhorn, auf Münzen zum Andenken reichlicher Zufuhr von Lebensmitteln; vergl. Abundantia.

Ubi bene, ibi patria (lat.), Sprüchwort: Wo es mir wohlgeht, da ist mein Vaterland.

Ubier, germanisches Volk, wohnte zu Cäsars Zeit auf dem rechten Rheinufer, südlich von den Sigambrern von der Sieg bis über die Lahn hinaus u. schloß sich enger als irgend ein anderer germanischer Stamm an die Römer an. Von ihren Nachbarn im Osten und Süden, den Sueven, bedrängt, ließen sich die U. unter Augustus durch Agrippa auf das linke Rheinufer, in die Gegend von Bonn bis Krefeld versetzen. Außer ihrer Hauptstadt Colonia Agrippina (Köln, nach Gaupp Ahrweiler) gehörten ihnen noch Bonna (Bonn), Antunnacum (Andernach), Rigomagus (Remagen) und mehre Kastelle. Sie gingen zuletzt in den Franken auf.

Ubietät (v. Lat.), Eigenschaft eines jeden Körpers, wonach ihm Oertlichkeit und Raumerfüllung zukommt.

Ubiquität (ubiquitas), Allgegenwart, von Luther zur Bezeichnung derjenigen Eigenschaft des Leibes Christi gebraucht, vermöge welcher derselbe im Abendmahl in der Form des Brodes allenthalben gegenwärtig ist, daher die Lutheraner von den Reformirten, die nur eine durch den Glauben vermittelte Gegenwart annahmen, auch Ubiquisten oder Ubiquitiner genannt wurden.

Ubuch, einer der kriegerischsten Stämme im westlichen Kaukasus, am südwestlichen Abhang des Gebirgs in den Klüften längs des Ubuch, eines Zuflusses des Schahe, südlich von den Abadsechen am schwarzen Meere, werden von Lapinsky zu den Adige gerechnet u. theilen sich in die 3 Stämme der eigentlichen U. (Ubychen), Sasche und Wardone. 20,000 Köpfe stark, waren sie lange Zeit die erbittertsten Gegner der Russen.

Ucayale (Ucayali), einer der Hauptquellflüsse des Amazonenstroms, entspringt unter dem Namen Beni auf den Cordilleren im Departement La Paz der südamerikanischen Republik Bolivia, tritt nach Peru über, vereinigt sich dort

Digitized by Google

mit dem Apurimac, nimmt nun den Namen U. an, fließt in sehr gewundenem Lauf vorherrschend nördlich, nimmt zahlreiche Nebenflüsse auf, worunter der Pachiteo und Tapichi die bedeutendsten sind, und vereinigt sich auf der Grenze von Peru und Ecuador mit dem Tunguragua oder neuen Marañon.

Ucker (Uker), Fluß in Preußen, bildet sich beim Marktflecken Fredewalde in der Provinz Brandenburg aus dem Abflusse mehrer Seen, durchfließt den Oberuckersee, Strelowersee u. Unteruckersee, tritt oberhalb Pasewalk in den pommerschen Regierungsbezirk Stettin, empfängt hier rechts die Randow und mündet nach einem 13¾ Meilen langen Lauf, wovon 4¾ für kleine Fahrzeuge schiffbar sind, unterhalb Uckermünde in das kleine Haff. Von ihr hat die Uckermark (s. d.) den Namen.

Uckermark, der nördlichste Theil der preußischen Provinz Brandenburg, zwischen der Mittelmark, Mecklenburg-Strelitz, Pommern und der Neumark, wird von der Ucker, Oder, Welse, Randow, dem Landgraben und vielen Seen bewässert und bildet eine nur von geringen Hügeln durchzogene fruchtbare Ebene von 67 QMeilen Flächeninhalt. Das Hauptprodukt ist Tabak, der unter dem Namen des uckermärkischen einen bedeutenden Handelsartikel bildet. Außer der Hauptstadt Prenzlau sind Templin, Lychen, Strasburg, Zehdenik, Neuangermünde, Schwedt und Joachimsthal die bedeutendsten Städte. Die U. wurde im 5. Jahrhundert von einem wendischen Volksstamm, den Uckern (Uchern), gegen Ende des 10. Jahrhunderts von den Obotriten, um 1142 aber von den pommerschen Herzögen in Besitz genommen. Als die Hohenzollern die Mark Brandenburg bekamen, gehörte nur der größere Theil der U. (etwa 50 QMeilen) zu letzterer. Erst der Kurfürst Albrecht Achilles erhielt durch den Friedensvertrag mit dem pommerschen Herzog Erich II. (31. Jan. 1472) den nordöstlichsten Theil derselben (Angermünde) bis zur Welse.

Uckermünde (Ueckermünde), Kreisstadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, an der Ucker, die unweit davon mündet, hat eine Schloßruine, ein Landarmenhaus, Garnison, Leinweberei, Gerberei, Kalkbrennerei, Schiffbau, Schifffahrt, Fischerei, Handel und 4835 Einw.

Ucles, 1) (Castillo de U.), Kloster in der spanischen Provinz Toledo (Neukastilien); hier 1108 Sieg der Saracenen unter Jussuf über die Leoner unter Alfons VI. — 2) Stadt in der spanischen Provinz Cuença (Neukastilien) mit 1600 Einw.; hier am 13. Jan. 1809 Sieg der Franzosen unter Marschall Victor über die Spanier unter dem Herzog von Infantado.

Uddevalla, Stadt im schwedischen Götaborgs- und Bohuslän, am innersten Ende des Byfjord, gut gebaut, hat einen Hafen, lebhaften Handel, Fischerei, Schiffbau und 4807 Einw.

Uden, Lukas van, niederländischer Landschaftsmaler und Radirer, geboren 1595 zu Antwerpen, bildete sich vornehmlich durch das Studium der Natur und malte mit Figuren staffirte Landschaften mit lichten Fernsichten, leicht bewegten Bäumen und bald weichem, bald kräftigem, aber stets wahrem Kolorit. In den Werken von Rubens malte er öfter die landschaftlichen Hintergründe, während jener und Teniers seine Landschaften manchmal mit Figuren staffirten. Treffliche Bilder von ihm finden sich in den Gallerien zu Dresden, München, im Louvre, in der Eremitage zu Petersburg ꝛc. Seine zahlreichen landschaftlichen Radirungen sind geistreich erfunden und ausgeführt. Er † um 1662.

Udine (Udige), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in Venetien (119 QMeilen mit 430,000 Einw.), früher des venetianischen Friaul, in fruchtbarer, weinreicher Gegend, am Flusse Roja, zerfällt in die äußere und die innere Stadt, welche durch Mauer und Graben getrennt sind. Im Mittelpunkt des Ganzen liegt auf einer Anhöhe das Kastell, einst die Residenz des Patriarchen und dann des venetianischen Magistrats, jetzt Strafhaus. Die Gassen sind eng, krumm und mit Arkaden versehen; der Hauptplatz ist geräumig und mit einer zum Andenken an den Frieden von Campo-Formio errichteten Statue der Friedensgöttin geziert. Unter den 12 Kirchen ist die Domkirche, Beata Vergine Annunziata, ausgezeichnet durch schöne Marmorsäulen, Schnitzwerke und Gemälde. S. Giovanni Precursore hat einen herrlichen Portikus und S. Antonio eine schöne Façade aus weißem Marmor. Andere hervorragende Gebäude sind der erzbischöfliche Palast, das Theater, der Gemeindesaal (Palazzo de Proveditori). Das dortige Campo santo ist einer der schönsten Friedhöfe in Europa. U. ist der Sitz eines Erzbischofs u. eines Metropolitankapitels, einer Handels- und Gewerbekammer und anderer Behörden, hat mehre Klöster, ein erzbischöfliches Seminar, eine theologische Lehranstalt, ein erzbischöfliches und ein Staatsgymnasium, eine werthvolle Bibliothek, ein Findelhaus und andere Rettungs- und Wohlthätigkeitsanstalten. Haupterwerbszweig der 24,000 Einwohner ist die Seidenkultur. Außerdem sind daselbst Leinwand-, Tuch-, Leder-, Kupfergeschirr-, Hut- und Papierfabriken im Gang. In der Nähe liegt das Dorf Passariano oder Passerino mit dem Schloß des letzten Dogen von Venedig, welches Bonaparte während der Friedensverhandlungen von Campo-Formio bewohnte. U. kommt unter diesem Namen erst im 10. Jahrhundert vor. Im 13. Jahrhundert wählte der Patriarch Bertold U. zu seiner Residenz. Im Jahre 1445 kam die Stadt unter venetianische Herrschaft. Seit der Pest von 1515 und 1656 hat sie sich nicht wieder erholt. U. fiel nach dem Aufstand in Venedig 1848 von Oesterreich ab, zwang am 23. März die Besatzung zum Abzug, mußte sich aber schon am 23. April nach mehrstündiger Beschießung Oesterreich wieder unterwerfen. Im Jahre 1866 ward es mit Venetien dem Königreich Italien einverleibt.

Udirik, Lagunneninselgruppe des nordwestlichen Polynesiens, gehört zur Radakkette der Marschallsinseln im Mulgravearchipel.

Udvarhély, Stadt in Siebenbürgen, Sitz eines Stuhls der Szekler, am Kokel, hat eine evangelische und 2 katholische Kirchen, einen Franciskanerkonvent, ein katholisches u. ein evangelisches Obergymnasium, eine Normalschule, ein Civil-

Digitized by Google

spital, starke Gerberei, Tabaksbau, lebhaften Produktenhandel und 4340 Einw.

Uebelkeit (Uebelsein, nausea), eigenthümliches, von den Magennerven bewirktes, dem Erbrechen in der Regel vorausgehendes, meist mit Ekel verbundenes Gefühl in der Magengegend, wobei kalter Schweiß, besonders im Gesicht, ausbricht und eine vermehrte Speichelabsonderung Statt findet. Die Ursachen der U. sind hauptsächlich krankhafte Empfindlichkeit und Reizbarkeit des Magen- und Bauchnervensystems; eine Idiosynkrasie, wobei oft schon der Anblick ekelhafter Dinge U. erregt; idiopathische Leiden des Magens, Entzündung, Geschwüre, Verhärtung oder krankhafte Erweichung der Magenwände; ähnliche Leiden des Darmkanals, der Leber und anderer Unterleibseingeweide; unmäßige Ueberfüllung des Magens mit Speise und Getränk; sogenannte gastrische Unreinigkeiten (Sabura), Schwindel erregende Bewegungen (Schaukeln, Seefahren); durch Brüche verhinderte Stuhlentleerungen, Darmverengerung, Würmer ꝛc. Durch Mitleidenheit kann Hirnentzündung, Hirnerschütterung U. erzeugen; nicht selten ist dasselbe auch Symptom der Schwangerschaft. Vgl. Erbrechen. Die Behandlung der U. richtet sich nach den genannten Hauptursachen und ist daher eine sehr mannichfaltige.

Ueberbein, s. Ganglion.

Ueberfall, im Geheimen vorbereiteter und auf Ueberraschung des Feindes berechneter Angriff, insbesondere ein solcher, dem ein geheimes Vorrücken gegen die feindliche Aufstellung vorhergeht. Soll ein U. gelingen, so sind vor Allem Geheimhaltung des Unternehmens, sodann Kenntniß des Objekts, auf das er gerichtet ist, der dahin führenden Wege, der allenfallsigen Sicherheitsmittel, der Unterstützung, welche der Gegenstand des U.s möglicherweise erhalten kann, der Individualität des Befehlhabers und seiner Truppen, richtige Berechnung der Zeit, Schnelligkeit und Kühnheit in der Ausführung unumgänglich nothwendig. Die für Ueberfälle günstigste Zeit ist die Nacht und die Zeit kurz vor Tagesanbruch. Kann man sich jedoch dem Objekt des U.s auf bedecktem Terrain nähern, oder wird der Sicherungsdienst vom Feinde vernachlässigt, so kann auch am hellen Tage ein U. glücken. Bei größern Unternehmungen gegen feindliche Corps sind alle drei Waffengattungen zu verbinden. Auf dem Marsche gelten alle Regeln, welche Schleichpatrouillen beobachten müssen, nur daß die Vorsicht noch gesteigert werden muß. Nach einem mißlungenen U. muß auf das Rückzugszeichen Alles mit der größten Schnelligkeit dem festgesetzten Sammelplatze zueilen, zu welchem Zweck die Reserve rückwärts eine vortheilhafte Stellung nehmen muß, so daß sie entweder die einzelnen Angriffsabtheilungen sogleich aufnehmen, oder der zerstreuten Mannschaft das Sammeln erleichtern und einen geordneten Rückzug einleiten kann. Der U. einer Festung, auch Ueberrumpelung genannt, darf nur dann unternommen werden, wenn die Schwäche des Feindes oder seine unzulänglichen und falschen Maßregeln bekannt, die Festungswerke verfallen oder in schlechtem Zustande sind, oder wenn man durch Einverständnisse mit den Bewohnern eine sichere Ueberwältigung der Garnison, das Oeffnen der Thore ꝛc. hoffen darf. In der Regel lassen sich Ueberfälle nur auf kleinere, mit einer zahlreichen oder guten Garnison nicht versehene Plätze wagen.

Ueberflügeln, die feindliche Front dergestalt angreifen, daß sie von der diesseitigen an einem oder beiden Enden überragt wird, der Feind also an einem oder beiden Flügeln auch in der Flanke und im Rücken gefaßt werden kann. Das U. kam früher, wo die Lineartaktik noch mehr üblich war, häufiger vor als jetzt; nur bei Kavalleriegefechten wird es heut zu Tage noch angewendet. Vom U. ist die Umgehung (s. d.) zu unterscheiden.

Ueberfruchtung, s. Superfoecundatio.

Uebergabe (traditio), in der Rechtswissenschaft die Handlung, wodurch der Eine seinen Besitz an einer Sache behufs der Ueberlassung an einen Andern aufgibt und der letztere denselben ergreift. Es ist hierzu nicht gerade erforderlich, daß man ein Grundstück betrete, eine bewegliche Sache ergreife; es genügt, wenn der Erwerber in irgend einer Weise die gegenwärtige Möglichkeit erlangt hat, auf die Sache mit Ausschluß jedes Andern einzuwirken, z. B. wenn die Sache in die Behausung des Erwerbers gebracht oder ihm die Schlüssel zu dem Gewahrsam übergeben wurden, worin sie sich befindet. Der Erwerber kann bei der U. vertreten werden, wenn er nur selbst den Willen des Besitzerwerbs und entweder sein Vertreter, oder der Uebergeber die Absicht hat, ihn zum Besitzer zu machen. Juristische Personen oder Bevormundete erwerben ohne eignen Willen lediglich durch ihre Vertreter. Wegen der Möglichkeit des Besitzerwerbs durch Vertreter kann die U. durch die bloße Erklärung des bisherigen Besitzers, fortan im Namen des Erwerbers besitzen zu wollen, erfolgen (constitutum possessorium). Soll durch die U. Eigenthum erworben werden, so muß der Uebergeber selbst Eigenthümer oder sonst zur Eigenthumsübertragung, z. B. als Pfandgläubiger, berechtigt sein oder es nachmals werden; er muß mit dem Empfänger in diesem Zweck der Eigenthumsübertragung übereinstimmen, und es muß, wenigstens nach der gewöhnlichen Meinung, eine rechtliche Absicht dieser Uebertragung vorliegen, d. h. entweder ein darauf gerichtetes Rechtsgeschäft, oder eine andere Thatsache, woraus die Absicht der Eigenthumsübertragung sich ergibt. Der Uebergang des Eigenthums kann an eine Bedingung geknüpft sein, sei es, daß er erst mit dem Eintritt erfolgen, sei es, daß das Eigenthum damit wieder zurückfallen soll. Beim Kauf geht das Eigenthum der Sache erst nach Zahlung oder Kreditirung des Kaufpreises über. War der Uebergeber nicht Eigenthümer, der Erwerber aber im guten Glauben, so gewährt die U. zwar nicht Eigenthum, aber einen Titel zu dessen Erfüllung. Bei der U. von königlichen Rechten spricht man von einer Quasitradition.

Uebergang. Flußübergänge kommen im Feldkriege häufig vor und gehören oft zu den schwierigsten Operationen, da dem Vertheidiger vielfache Mittel gegen den Angreifenden zu Gebote stehen. Vorhandene Brücken kann derselbe zerstören oder durch einen Brückenkopf decken. Dann ist er in sofern im Vortheil, als der An-

Digitized by Google

greifer ſeine Kräfte anfangs nur in kleinen Maſſen entwickeln kann. Dagegen kann der Angreifer den Uebergangspunkt in ſo weiten Grenzen wählen, daß der Vertheidiger nicht im Stande iſt, ſo weit ausgedehnte Terraintheile überall kräftig zu ſchützen, ohne ſich auf nachtheilige Weiſe zu zerſplittern. Hauptbedingung für das Gelingen des Angriffs iſt, daß man überlegene Kräfte zu entwickeln und ſie ſo in Wirkſamkeit zu ſetzen im Stande ſei, daß dadurch gleich anfangs der Vertheidiger am jenſeitigen Ufer geſchwächt und gehindert werde, die kleineren zuerſt übergehenden Truppentheile zurückzuſchlagen, wozu allerdings die Artillerie die vorzüglichſte Waffe bleibt. Der Vertheidiger muß früheſtens des Feindes Abſicht zu erfahren ſuchen und eine ſtarke Reſerve in Centralſtellung bereit halten, um ihm an dem Uebergangspunkt entgegenzutreten.

Uebergangsgebirge (terrains de transitions, Grauwackegruppe), bei Werner Bezeichnung der älteſten verſteinerungführenden Sedimente unter dem Steinkohlengebirge, weil er ihre Geſteine, insbeſondere die Thonſchiefer ohne beſtimmte Grenze in ihre kryſtalliniſche Unterlage übergehend fand, ſie alſo gleichſam einen Uebergang von ſeinem Urgebirge in die ſekundären Sedimente bildeten. Jetzt faßt man dieſe Ablagerungen mit den Ablagerungen des Steinkohlengebirgs, des Rothliegenden und Zechſteins, weil ſie unter einander in ihren Verſteinerungen einander näher ſtehen als den darüber folgenden jüngeren Gebirgsformationen, unter dem Namen paläozoïſches oder paläolithiſches Gebirge zuſammen, trennt die jüngſte ſogenannte Kulmgrauwacke (ſ. Kulm) vom eigentlichen U. und rechnet dieſes zum Kohlengebirge. Das U. ſelbſt theilt man aber nach ſeinen Verſteinerungen in ein ſiluriſches und devoniſches Syſtem (ſ. die betreffenden Artikel). Die Geſteine beider ſtimmen ſo ſehr mit einander überein, daß man erſt durch das Studium der in ihnen eingeſchloſſenen Verſteinerungen zu ihrer Scheidung kam. Die herrſchenden Geſteine ſind vor allen Thonſchiefer, Sandſteine und Konglomerate, zum Theil als ſogenannte Grauwacken, Quarzite, Kieſelſchiefer, Grauwackeſchiefer, hinter denen in vielen Gegenden die Kalkſteine und Dolomite nicht ſehr zurücktreten; erſtere ſind oft dichte ſchwarze, rothe und andere Marmore. Die Glieder des U.s ſind weit über die Erde verbreitet; ſie treten bald in Verbindung mit kryſtalliniſchen ſogenannten Urgeſteinen zuſammen auf, ſie umhüllend oder bedeckend (Rieſengebirge, Oſtalpen, Erzgebirge), bald bilden ſie aber auch ganze Gebirge ſelbſtſtändig, wie das rheiniſche Schiefergebirge, den öſtlichen Thüringerwald, das voigtländiſche Plateau, oder herrſchen auch vor, wie in Weſtengland, im Harz. Uebrigens glaubt man in neueſter Zeit ſelbſt in noch tieferen kryſtalliniſchen Geſteinen Verſteinerungen gefunden zu haben. Es iſt das Eozoon, was MacCulloch in knolligen Maſſen mit koncentriſcher Streifung auf dem Querbruch, ſo daß ſeine Bruchſtücke wie parallelwellige Bänder erſcheinen, im Ophikalcit (Serpentin mit körnigem Kalk), der ſogenannten Laurentian Groupe, dem tiefſten Gneisgebirge Canada's, zu Grenville aufgefunden hat. Dawſon und Carpenter, die es mikroſkopiſch unterſuchten, halten es nach ſeiner Zuſammenſetzung aus koncentriſch geordneten Lagen kleiner Röhrchen für eine rieſige Foraminifere. Durch Gümbel wurde daſſelbe auch im Ophikalcit vom Steinhag bei Paſſau, der ebenfalls im Gneis lagert, und von andern Orten in Bayern, von Hochſtetter im böhmiſchen Ophikalcit nachgewieſen. Beſtätigt ſich die thieriſche Natur dieſer Reſte, ſo fällt freilich das Auftreten der organiſchen Welt in eine viel frühere Zeit als in die der älteſten ſiluriſchen oder ſogenannten protozoïſchen Schichten, in denen ſchon zahlreiche Thiere höherer Organiſation, wie in den Trilobiten Krebſe auftreten. Selten ſind die Schichten des U.s in ungeſtörter Lagerung, als älteſte Sedimente haben ſie vielfache Störungen erlitten, ihre Schichten ſind aufgerichtet, zuſammengefaltet, gewunden, nicht ſelten, wie ihre Verſteinerungen zeigen, geſtreckt und mannichfach durch Druck verändert. Die Schieferung tritt hier, insbeſondere in den Thonſchiefern, am ausgezeichnetſten hervor.

Ueberläufer, ſ. v. a. Deſerteur, ſ. Deſertion.

Ueberlieferung, ſ. v. a. Tradition.

Ueberlingen, Stadt im badiſchen Seekreiſe, am nordöſtlichen Ufer des überlinger See's (der nordweſtlichen Bucht des Bodenſee's), in wein- und obſtreicher Gegend, Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, iſt von ſtarken Mauern umgeben, hat 8 Thore, eine ſchöne Kollegiatkirche St. Nikolas mit einem 300 Fuß hohen Thurm, 4 andere Kirchen, ein ſtattliches Rathhaus im Renaiſſanceſtyl, ein großes Hoſpital mit Bibliothek, eine höhere Bürger- und eine Gewerbſchule, eine eiſenhaltige Mineralquelle mit Badeanſtalt, Ackerbau, Viehzucht, Weinbau, aber wenig Induſtrie, ſtark beſuchte Wochenmärkte und 3290 Einwohner. In der Nähe iſt das ſäkulariſirte Kloſter Aufkirch, mit einer ſchönen, treffliche Holzſchnitzereien enthaltenden Kirche. U. hieß im Alterthum Iburinga, war im 7. Jahrhundert Reſidenz des alemanniſchen Herzogs Gunza, gehörte dann zum Herzogthum Schwaben und wurde nach dem Ausſterben des ſchwäbiſchen Herzogsgeſchlechts 1268 freie Reichsſtadt. Im dreißigjährigen Krieg wurde die Stadt 1632 von Bernhard von Weimar erobert, 1634 von den Schweden unter Horn vergebens belagert, 1643 von den Schweden geplündert, 1644 von den Bayern nach viermonatlicher Belagerung genommen und 1647 an die Schweden übergeben, die ſie nach dem weſtphäliſchen Frieden wieder räumten. Im Jahre 1802 fiel U. an Baden.

Uebermuth, diejenige Gemüthsaffektion, welche aus dem Gefühl einer günſtigen Lage, einer körperlichen oder geiſtigen Ueberlegenheit hervorgeht und darauf pochend Andern gegenüber in ſelbſtſüchtiger, rückſichtsloſer, ſelbſt verletzender Weiſe ſich bethätigt. Nur Selbſtüberhebung führt zum U., und gewöhnlich ſchlägt derſelbe, wenn das Unglück in irgend einer Weiſe hereinbricht, in Kleinmuth um.

Ueberſchüſſige Werke, ſ. Opera supererogationis.

Ueberſchwängerung, ſ. Superfoecundatio.

Ueberſetzung (lat. conversio), das Wiedergeben des in einer Sprache Geſprochenen oder Geſchriebenen in einer andern.

Digitized by Google

Uebersinnlich, Dasjenige, was über alles in die Sinne Fallende sich erhebt.

Ueberspanntheit, der durch Ueberspannung der geistigen Kräfte hervorgerufene Seelenzustand, ein krankhafter Zustand des Gemüths, der wohl in völlige Störung der normalen Zustände der Seele übergehen und somit zum Wahnsinn führen kann.

Uebersständig, vom Holze, wenn es schon lange ausgewachsen ist, nicht mehr zunimmt, sondern zurückgeht, ein Zustand, der an der rothen Farbe des Holzes, außerdem, wenn der Baum noch steht, an der Anhäufung kleiner, mit grünen Blättern besetzter Zweige entlang des Stammes erkannt wird. Dieses Holz ist sowohl als Bauholz wie als Werkholz unbrauchbar.

Uebertragung, s. v. a. Uebersetzung; s. v. a. Cession; s. v. a. Uebergabe.

Uebervölkerung, das zwischen der Größe der Bevölkerung eines Landes und seinen Ernährungsquellen bestehende Mißverhältniß, sofern dasselbe die Befriedigung der Natur- und Kulturbedürfnisse der ersteren auf die Dauer unmöglich macht. Zunächst ist zwischen allgemeiner und specieller, d. h. U. der ganzen Erde und zeit- und theilweiser einzelner Staaten und Gebietstheile zu unterscheiden. Eine U. der ganzen Erde ist kaum zu befürchten, da der organische Zusammenhang eines fortwährenden Gebens und Empfangens zwischen der Erde und ihren Geschöpfen die Entstehung eines auf die ganze Menschenwelt sich erstreckenden Mißverhältnisses zwischen ihrer Größe und ihren Ernährungsmitteln höchst unwahrscheinlich macht, wenn schon es nicht absolut außer den Grenzen der Möglichkeit liegt. Die Erfahrung, daß der erwachsene Mensch in der Hauptsache bis zu seinem Tode das gleiche Gewicht behält, und der Beweis der organischen Chemie, daß alle durch die Sekretion ausgeschiedenen Bestandtheile unserer Speisen und Getränke doch wieder mittelbar zu Erzeugung neuer nährender Stoffe dienen, deuten darauf hin, daß im animalischen Leben ein bloßer Durchgang der Substanzen Statt findet und in diesem Kreislauf dem Naturzwecke der Ernährung nichts verloren geht. Man ist also zu der Voraussetzung wohl berechtigt, daß auch in künftigen Phasen eine zahlreichere Gesammtbevölkerung mit den ernährenden Kräften der Erde sich in das nothwendige Gleichgewicht setzen wird. Dagegen kann ein Mißverhältniß zwischen der Größe der Bevölkerung eines Landes und derjenigen seiner Ernährungsquellen allerdings entstehen: durch allzu raschen Anwachs der Bevölkerung oder durch plötzliche Verminderung der bisherigen Erwerbszweige. Zur Verhütung eines solchen Mißverhältnisses, was zu Mangel an den nothwendigsten Lebensmitteln und in Folge dessen zu Krankheiten, Kummer und Elend führt, sind, abgesehen von manchen ebenso unausführbaren als unwirksamen mechanischen Vorkehrungen, wie Weinholds Infibulationssystem, Loudons Theorie eines dreijährigen Stillens der Kinder zur Verhinderung allzu zahlreicher Konceptionen, verschiedene Mittel in Vorschlag gebracht worden, als: möglichste Erschwerung der fremden Einwanderung, sowie des Heirathens, z. B. durch das Verbot der Eingehung einer Ehe vor einem bestimmten Lebensalter, wodurch die Generationen auseinander gerückt werden, also weniger Menschen zu gleicher Zeit leben, und das Verbot jeder Ehe zwischen Personen, welche nicht einen sichern Nahrungsstand nachzuweisen im Stande sind, ferner Maßregeln zur Verminderung der Unzucht. Ist aber die U. bereits wirklich vorhanden, so bleibt zur Wiederherstellung einer normalmäßigen Zahl, auf welche nachher jene Vorbeugungsmittel anzuwenden sind, nichts Anderes übrig als die Auswanderung einer entsprechenden Menge, welche allerdings nur eine Uebergangsmaßregel sein kann. In der Regel wird der Staat zu ihrer Ausführung keiner direkten Zwangsmittel bedürfen, da in einem übervölkerten Lande ein Theil der Bevölkerung sich in so gedrückter Lage befinden muß, daß er von selbst aus derselben hinwegzukommen sich sehnen wird; es wird also von Seiten des Staats kaum mehr als einer Aufmunterung und Begünstigung der Auswanderung, höchstens einer direkten Unterstützung bedürfen. Ist die U. nur als eine vorübergehende anzusehen, ist sie in Folge einer plötzlichen Stockung des Handels und daraus entstandenen Lähmung des Gewerbswesens oder in Folge eines Nothjahres der Theuerung und des Mißwachses hervorgetreten, so ist der Staat meist im Stande, dem Uebel entgegenzuwirken durch vorsorgliche Maßregeln für zeitige Herbeischaffung von Subsistenzmitteln und geeignete Vertheilung derselben, durch eifriges Bemühen, jene Hindernisse im Handel und in der Industrie wieder zu beseitigen, oder, wenn dies nicht möglich sein sollte, neue Quellen und Wege des Erwerbes der Bevölkerung zu eröffnen. Vgl. Hoffmann, Ueber die Besorgnisse, welche die Zunahme der Bevölkerung erregt, Berlin 1835; Archinard, De la population considérée dans ses rapports avec la société civile et le pouvoir qui la dirige, Lausanne 1838.

Ueberzugsgeld, Steuer, welche die aus einem Lande in ein anderes Auswandernden zahlen müssen; ist fast überall, wenigstens innerhalb der ehemaligen deutschen Bundesstaaten, aufgehoben und wird nur noch da gezahlt, wo der Grundsatz der Reciprocität obwaltet.

Uechtland (Nuechtland, Oedland, Helvetische Wüste, Eremus Helvetiorum), alter Name des jetzigen Schweizerkantons Freiburg, dient jetzt nur noch zur Unterscheidung der Hauptstadt desselben (Freiburg im U.) von andern Städten gleichen Namens.

Uechtritz, Friedrich von, dramatischer und Romandichter, geboren 1800 zu Görlitz, studirte in Leipzig die Rechte, kam 1828 als Assessor an das Landgericht zu Trier und 1829 an das damalige Oberlandesgericht nach Düsseldorf, wo er als Appellationsgerichtsrath noch jetzt lebt. Einen Namen erwarb er sich zuerst durch sein Trauerspiel „Alexander und Darius" (mit einer Vorrede von Tieck, Berlin 1827), welches in Berlin zur Aufführung gelangte und eine Fehde zwischen den Anhängern Tiecks und den Hegelianern erregte. Die folgenden Trauerspiele, „Das Ehrenschwert" und „Rosamunde" (Düsseldorf 1833), sprachen wenig an, um so mehr das dramatische Gedicht

Digitized by Google

„Die Babylonier in Jerusalem“ (das. 1836), das durch prophetischen Schwung der Begeisterung, lyrische Pracht der Sprache, treffliche Charakteristik, einfache Erhabenheit sich auszeichnet. Aus Vorträgen, die er zu Düsseldorf hielt, gingen die „Blicke in das düsseldorfer Kunst- u. Künstlerleben“ (Düsseldorf 1839—41, 2 Bde.) hervor. Es folgten noch: „Ehrenspiegel des deutschen Volkes und vermischte Gedichte“ (Düsseldorf 1842), die Romane „Albrecht Holm“ (Berlin 1852—53, 7 Bde.), „Der Bruder der Braut“ (Stuttg. 1860, 3 Bde.) u. A. m.

Uelzen, Stadt in der preußisch-hannöverischen Landdrostei Lüneburg, mitten in der lüneburger Heide, an der Ilmenau und der Eisenbahn von Hannover nach Harburg (Hamburg), Sitz eines Amtsgerichts, war früher befestigt, ist noch von Mauern umgeben, hat 2 Kirchen, ein altes Schloß, eine Gewerbschule, eine Linnenlegge, Eisengießerei, Feuerspritzen-, Leder-, Watte-, Cichorien-, Tabaks- und Tuchfabrikation, starken Flachsbau, Fischerei, Pferdemärkte, Flachs- und Leinwandhandel und 4232 Einwohner. Die Stadt ist sehr alt, war früher Hansestadt, hatte ein Kloster und mußte im dreißigjährigen Kriege viel leiden.

Uerdingen, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Krefeld, am linken Rheinufer, hat einen Freihafen, Fabrikation von Hüten und Sammt, Lein-, Seiden- und Wollweberei, lebhafte Schifffahrt, Handel mit Steinkohlen und Bretern und 3109 Einw.

Uetersen, Marktflecken in der holsteinischen Herrschaft Pinneberg, an der Pinnau, hat ein adeliges Fräuleinkloster (1225 gestiftet) mit schöner Kirche, bedeutende industrielle Etablissements, namentlich eine Zuckerraffinerie, mehre Tabaks- und Cichorienfabriken, Tuch-, Woll- und Baumwollzeugwebereien, Bierbrauereien u. 3864 Einw.

Ufa, Hauptstadt des europäisch-russischen Gouvernements Orenburg, am westlichen Abhang des südlichen Ural und am Einfluß der Ufa in die Belaja, Sitz der Gouvernementsbehörden, eines griechischen Erzbischofs und eines tatarischen Mufti, hat einige Befestigungen, mehre Kirchen und Moscheen, ein Gymnasium, ein Seminar, einen großen Kaufhof, mehre Fabriken und 15,296 Einwohner. Im Januar wird hier ein zehntägige Messe gehalten. U. wurde 1547 von dem Baschkirenhäuptling Iwan Nagin gegründet, brannte 1759 fast ganz ab, ward 1773 von Pugatschew belagert, litt 1816 abermals durch Brand, hat sich aber, seit es Gouvernementshauptstadt ist, sehr gehoben.

Ufer, im Allgemeinen die äußerste Grenze des an ein Gewässer stoßenden Landes, in weiterer Ausdehnung auch wohl eines Grundstückes, das in ziemlich steiler Böschung gegen eine niedriger liegende Ebene abfällt; insbesondere der einen Bach, Fluß, Teich, überhaupt ein kleineres Gewässer einfassende Erdrand (lat. ripa), wogegen das U. des Meeres, auch großer Seen, gewöhnlich mit dem besondern Namen Küste, Strand (lat. litus) bezeichnet wird. Ueber die Rechtsverhältnisse der U. s. Alluvionsrecht.

Uferbau, jeder Bau, welcher an oder mit einem Ufer vorgenommen wird, entweder um einen Fluß schiffbarer zu machen, oder das anstoßende Land gegen Ueberschwemmungen (s. Deich), oder das Ufer gegen den Abbruch des Wassers zu schützen. Letzteres ist der eigentliche Gegenstand der Uferbaukunst. Es kommen hier zwei Arten von Uferbauten vor, je nachdem die Gewässer, deren Ufer zu schützen sind, stehende oder fließende sind. Bei stehenden Gewässern kann eine Beschädigung der Ufer nur entweder durch die periodische Veränderung des Wasserstandes (Ebbe und Fluth) oder durch die wellenförmige (ästuarische) Bewegung des Wassers herbeigeführt werden. Hierdurch wird nur die Oberfläche des Ufers angegriffen und eine sogenannte Abschälung bewirkt. In den hierauf bezüglichen Zweig der Uferbaukunst gehören alle Bauten am Meeresufer, als Kais, Hafendämme ꝛc. Es kommt bei solchen darauf an, die Wellenbewegung genau kennen zu lernen, damit man im Stande sei, die Gewalt des Wellenschlages nach und nach abzustumpfen; denn kein dem Wasserstoße unmittelbar entgegengestelltes Bauwerk würde demselben auf die Dauer widerstehen können. Vgl. Emy, Ueber die Bewegung der Wellen und den Bau am Meere u. im Meere (deutsch von Wiesenfeld, Wien 1839). Bei fließenden Gewässern kommt zum periodischen oder kasuellen Steigen des Wasserstandes noch eine zweite Bewegung, die strömende (progressivische) hinzu, durch welche das Ufer in der Tiefe beschädigt und ein sogenannter Grundbruch, Strom- oder Uferabbruch bewirkt wird. Den Abspülungen der Ufer sucht man durch Anhägerung, Schlickfänger, Bekleidungen, Bollwerke und Futtermauern vorzubeugen. Gegen Grundbrüche schützt man sich am besten durch Rektifikation der Ufer, indem man das in den Fluß hineinreichende Stück Ufer durchsticht und somit der Strombahn eine andere Richtung gibt. Da jedoch dies Auskunftsmittel nicht immer ausführbar und meist sehr kostspielig ist, so bringt man an der gefährdeten Stelle lieber Einbaue an, die aus Buhnen, Packwerken u. dergl. bestehen.

Uffenheim, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, an der Gollach und der Eisenbahn von Würzburg nach Gunzenhausen, Sitz eines Bezirksamts und eines Landgerichts, ist von Mauern mit Thoren umgeben, hat ein Schloß, eine lateinische Schule, ein Hospital, Gyps- und Marmorbrüche, Weinbau und 1860 Einw. In der Nähe das schwarzenbergische Bergschloß Hohenlandsberg.

Uffnau, Insel, s. Aufnau.

Ugalaschmiuten (Ugalakmuten), Volk an der Prinz-Walesbai im russischen Nordamerika, von untersetztem Körperbau, mit plattem Gesicht und platten Nasen, schwarzen Haaren, nicht ganz dunkler Hautfarbe, kleiden sich in Felle von Thieren und Wallfischhäute, stecken sich als Schmuck Korallen in die Ohren und Knochen in die Nasenknorpel und malen sich Gesicht und Hände. Sie treiben Jagd und Fischfang. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile und lange Spieße. Sie stehen unter einem gemeinschaftlichen Anführer. Ihr Land ist wild und rauh, doch reich an Pelzwerk. Die Russen haben einige Faktorien daselbst und ein Fort am Hafen Etches.

Ugento (Ogento), Stadt in der italienischen Provinz Lecce (ehemal. neapolitanischen Provinz

Digitized by Google

Terra d'Otranto), südöstlich von Gallipoli, unweit der Südwestküste (Golf von Taranto), ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, Tabaks-, Oliven- und Weinbau und 1750 Einwohner.

Uggione, Marco d', s. Oggione.

Uglitsch (Uglicz), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Jaroslaw, an der Wolga, hat hölzerne Befestigungen, einen alten verfallenen Kreml, viele Kirchen und Klöster, Fabrikation von Leder, Seife, Kupfer- und Zinnwaaren, Papier ꝛc., lebhaften Handel und 10,881 Einwohner. Die Stadt wird schon 1218 erwähnt und soll vor dem Einfall der Lithauer 1607 gegen 30,000 Häuser und 150 Kirchen gehabt haben.

Uglone, Marco d', s. Oggione.

Ugocsa, ungarisches Komitat im Distrikt jenseits der Theiß, südöstlich vom beregher Komitat, 21,63 QM. groß mit 42,000 Einw., wird von der Theiß, die hier den Batas aufnimmt, durchströmt, ist im Osten gebirgig, waldreich und im Ganzen nicht fruchtbar. Hauptprodukte sind Schweine und Schafe, Fische in der Theiß und den Bächen, Gold, Silber und Eisen in dem großtornaer und turtzer Gebirge. Hauptort ist Nagy-Szöllös.

Ugolino, s. Gherardesca.

Uhland, Johann Ludwig, deutscher Dichter, geboren am 26. April 1787 zu Tübingen, wo sein Vater Universitätssekretär war, besuchte die gelehrte Schule seiner Vaterstadt, dann von 1805 bis 1808 die dortige Universität. Er studirte die Rechte, ward nach beendigtem akademischen Kursus unter die Zahl der königlichen Advokaten aufgenommen und erlangte 1810 die juristische Doktorwürde. Hierauf unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Paris. Auf der dortigen königlichen Bibliothek las er vorzüglich altfranzösische Dichtungen, die ihn zur Abfassung eines größeren Gedichts „Das Märchenbuch des Königs von Frankreich" anregten, welches jedoch nicht zur Ausführung gelangt ist. In die Heimat zurückgekehrt, ließ er sich als Anwalt in Stuttgart nieder, nebenbei im würtembergischen Justizministerium beschäftigt, welche letztere Thätigkeit er indessen nach kurzer Zeit aufgab. In den Verfassungskämpfen mit König Friedrich I. entwickelte U. eine unermüdliche Wirksamkeit für die Aufrechthaltung des „alten, guten Rechts". Er wurde in die Ständeversammlung gewählt, zunächst 1819 als Vertreter des tübinger Oberamts, dann 1820 der Stadt Tübingen selbst, 1826 der Stadt Stuttgart. Als Mitglied des weiteren ständischen Ausschusses (die Wahl in den engeren hatte er abgelehnt) und in den öffentlichen Verhandlungen erwies sich U. als festen Freund und Vertreter des strengen Rechts, als eifrigen Beförderer einer gediegenen Aufklärung und gehörte zu den entschiedensten und geachtetsten Mitgliedern der Opposition. Im Jahre 1830 wurde ihm eine außerordentliche Professur der deutschen Sprache und Literatur an der tübinger Universität übertragen. Schon 1833 aber legte er dies Amt, als er, für den dritten ordentlichen Landtag zum Abgeordneten gewählt, den Urlaub von der Regierung sich versagt sah, nieder, um seinen ständischen Verpflichtungen in ausgedehntester Weise genügen zu können. Für den vierten Landtag, der am 1. Februar 1839 eröffnet wurde, leistete U., wie die meisten seiner Gesinnungsgenossen, Verzicht und lebte in den folgenden Jahren in stiller Zurückgezogenheit in Tübingen, größtentheils mit literarhistorischen Arbeiten beschäftigt. Das Jahr 1848 riß ihn noch einmal in die Strömung des öffentlichen Lebens und Wirkens. Von der Stadt Rottenburg ins deutsche Parlament gewählt, nahm er seinen Platz in der Paulskirche auf der Linken. Er gehörte zu Denen, welche für Verlegung der Versammlung nach Stuttgart stimmten, wo er bei dem Rumpfparlament bis zu dessen Auflösung (18. Juni 1849) ausharrte. Von da an trat er in politischer Hinsicht nur noch einmal aus der Stille eines emsigen Gelehrtenlebens heraus, nämlich durch die von großem Aufsehen begleitete Zurückweisung der ihm von den Königen von Preußen und Bayern angebotenen hohen Orden. Er † zu Tübingen am 13. November 1862. Die frühesten dichterischen Erzeugnisse U.s fallen ins Jahr 1804. In die Oeffentlichkeit brachte er zuerst Poesien durch Seckendorfs „Musenalmanach" 1807 und 1808. Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien 1815, eine lange Reihe allmählig, aber nur spärlich und seit etwa 1840 gar nicht mehr erweiterter Auflagen folgte, die 45. 1863 (Stuttgart). Als die produktivste Zeit des Dichters können die Jahre 1815—19 bezeichnet werden. In diese Periode fällt auch die Abfassung des Cyklus von „Vaterländischen Gedichten", welche, während der würtembergischen Verfassungswirren entstanden, 1817 in einem Heft zusammengestellt erschienen (Tübingen), nachdem sie bereits als fliegende Blätter weite Verbreitung und begeisterte Aufnahme gefunden hatten. Außer in der Lyrik, die neben der Balladenpoesie seine eigenste Dichtersphäre ausmacht, hat sich U. auch im Drama versucht; 1818 veröffentlichte er das Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben" (Tübingen), im nächsten Jahre das Schauspiel „Ludwig der Bayer" (Berlin). Beide Werke finden sich vereint in den „Dramatischen Dichtungen" (Heidelb. 1846; 3. Aufl., Stuttg. 1863) und in einer Volksausgabe von U.s poetischen Werken mit den Gedichten zusammen (Stuttg. 1864). U.s literarhistorische Stelle ist die Epoche der entschwindenden „deutsch-romantischen" Poesie der goethe-schillerschen Epigonenzeit. Mit den Romantikern der eigentlichen Schule theilt er die Lust an den poetischen Elementen des Mittelalters. Die Ritterwelt mit ihren glänzenden und mannlichen, mit ihren waffenfrohen und kampfeslustigen Gestalten, die Stille der Klöster, die segensreichen Tage der Troubadours, die Sagen und alten Geschichten des Schwabenlandes — das war das stoffliche Gebiet, in welchem der Dichter, vorzüglich in seinen Balladendichtungen, gleich den Fouqué, Eichendorff, Tieck u. A. sich mit Vorliebe erging. Vor dem eigentlichsten Wesen des Romanticismus aber, vor der Nebelei und Schwebelei der Romantiker, wurde U. durch die kerngesunde Natürlichkeit seines Wesens bewahrt, mit dem sich die Freude an dem farbenreichen Schein einer entschwundenen Welt, nicht aber die sentimentale Neigung, die überwundenen Zustände jener vergangenen Tage der Gegenwart wieder auf den Hals zu laden, vertrug. In U. dem Poeten steckte auch ein klar verständiger nüchtern praktischer

Digitized by Google

Denker. Diese Seite seines Wesens tritt in seinen vaterländischen Dichtungen mit ganzer Entschiedenheit hervor, die zwar durchaus die alte Wahrheit nicht verleugnen, daß die Politik nur höchst ausnahmsweise ein wahrhaft inspirirender Genius im Reiche des Schönen ist, aber zugleich den Beleg geben, daß U. unendlich überlegen war jener poetischen Coterie, welcher er sich durch die Wahl seiner Stoffe zugesellt zu haben schien. Wo die beiden heterogenen Elemente seines Wesens, die phantasievolle Vertiefung in den Geist und das Leben längstvergangener Zeiten und die Klarheit und bewußte Besonnenheit des denkenden Kopfes, in harmonische Vereinigung getreten waren, hat U. sein Bestes dichterisch gegeben. Plastische Kraft, schlichte Wahrheit und keusche Maßhaltung zeichnen ihn als Lyriker und Epiker aus. Den ächten Ton des Balladenhaften hat er vielfach in unübertrefflicher Weise getroffen, nicht minder auch den des reinen Stimmungsliedes. Der Grund seiner Schweigsamkeit während der letzten Jahrzehnte seines Lebens ist in jener keuschen Mäßigung zu suchen, die auch das hochleidenschaftliche Pathos von seinen Poesien fern hielt. Die Empfindung bricht in ihnen niemals mit jener extremen Ungeberdigkeit hervor, welche so oft als ein wesentlichstes Merkmal des genialen Künstlers irriger Weise angesprochen worden ist. U.s Dichtungen, denen gerade jener Mangel eine Wesensverwandtschaft mit vielen goethe'schen verleiht, haben durch denselben an Werth nichts eingebüßt, wohl aber eine ihrer besten Eigenschaften gewonnen. Was seine Dramen anlangt, so bekunden sie, wie die nicht weniger anderer ächter Lyriker, daß die lyrische Begabung nur ausnahmsweise mit der dramatischen einem Dichter zugleich verliehen wird. Sehr Werthvolles hat U. als Literarhistoriker geleistet. Von hoher wissenschaftlicher Bedeutung sind seine Schriften „Ueber Walther von der Vogelweide" (1822), „Ueber den Mythus von Thor" (1836) und die aus seinem Nachlaß herausgegebenen Arbeiten „Zur Geschichte der Dichtung und Sage" (bis jetzt 3 Bde., 1865 und 1866). Als klassisch kann ferner die Sammlung „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" (2 Bde., 1844 und 1845) gelten. Nach dem Tode des Dichters ist eine ansehnliche Reihe von Schriften über sein Leben und Schaffen erschienen, darunter die bedeutendsten von Notter (Stuttg. 1863), Gihr (das. 1863), Jahn (Bonn, 1863) und Pfeiffer (Wien 1862).

Uhlanen, s. v. a. Ulanen.

Uhlich, Leberecht, Gründer der freien Gemeinde in Magdeburg, geboren den 27. Febr. 1799 zu Köthen, studirte zu Halle Theologie, ward 1824 Prediger zu Diebzig bei Aken, 1827 zu Pömmelte bei Schönebeck und 1845 an der Katharinengemeinde zu Magdeburg. Er gab die Veranlassung zu den Versammlungen der protestantischen Freunde (s. Freie Gemeinden) seit 1841 und galt bald als der Führer derselben, gerieth aber wegen seiner freisinnigen Predigten und da er das apostolische Symbol bei der Taufe nicht nach Vorschrift der Agende anwendete, mit dem Konsistorium in Konflikt und ward im Sept. 1847 von seinem Amte suspendirt, worauf er im Nov. 1847 aus der Landeskirche trat und Pfarrer der freien Gemeinde zu Magdeburg wurde. Als solcher hat er fortwährend in Konflikt mit den Behörden und oft als Angeklagter vor Gericht gestanden. Sein sittlicher Charakter ist unbefleckt. Im Jahre 1848 ward er in die preußische Nationalversammlung gewählt, wo er dem linken Centrum angehörte. Ein Wochenblatt, das er unter dem Namen „Sonntagsblatt" gründete, fand Verbreitung durch ganz Deutschland. Sonst veröffentlichte er: „Bekenntnisse" (Leipzig 1845 u. öfter); „Sendschreiben an das deutsche Volk" (Dessau 1845); „Die Throne im Himmel und auf Erden" (das. 1845); „Das Büchlein vom Reiche Gottes" (ein Katechismus, Magdeburg 1845 und öfter); „Predigten" (Wolfenbüttel 1845 und Magdeburg 1846—47); „Aus der Vernunftreligion" (Magdeburg 1856) und „Zehn Jahre (1845—55) in Magdeburg" (das. 1856).

Uhr, mechanische Vorrichtung zum Messen der Zeit. Die jetzt gebräuchlichsten U.en (über Sand- und Sonnenuhren s. d.) sind Räderwerke, welche durch ein fallendes Gewicht oder durch eine sich aufwickelnde Feder in Bewegung versetzt werden. Bei den Gewichtuhren sitzt auf der Welle des ersten Rades eine Trommel, um welche eine Schnur in einer Anzahl Windungen gelegt ist, und neben der Trommel ein Stirnrad. An dem freien Ende der Schnur hängt das treibende Gewicht. Indem es durch seine Schwere die Trommel und die Welle dreht, wird die Bewegung durch das Stirnrad auf die übrigen Theile des Uhrwerks übertragen. Bei den Federuhren liegt eine 18—27 Zoll lange spiralförmig aufgewundene Feder aus gehärtetem Stahl in einer cylindrischen Trommel, dem Federhause, und ist mit dem einen Ende an der unbeweglichen Welle der Trommel, mit dem andern aber an der Innenseite der Federhauswand befestigt. Gehörig gespannt hat die Feder mithin das Bestreben, die Trommel zu drehen. Diese Drehbewegung wird dann durch eine Gliederkette auf die Spindel oder Schnecke übertragen, welche zugleich den wichtigen Mechanismus zur Ausgleichung der veränderlich wirkenden Kraft der Feder bildet, d. h. diese Kraft so viel als möglich konstant macht. Nach dem Aufziehen der U. ist offenbar die Feder am meisten gespannt und die Triebkraft am stärksten. Die Schnecke bildet einen kegelförmigen Körper, auf welchen ein schneckenförmig gewundener Gang geschnitten ist. Anfänglich (bei aufgezogener U.) ist die Kette ganz auf die Schnecke gewickelt, und zwar verbindet dann die Kette den dünnsten Theil der Schnecke mit dem Federhause. Zufolge dieser Anordnung wird es möglich, den Hebelarm der am Umfang wirkenden Drehkraft in dem Maße zu vergrößern, als die Stärke dieser Kraft selbst abnimmt, so daß das Produkt aus Kraft mal Hebelarm, mithin das Umdrehungsmoment immer dasselbe bleibt. Von der Schnecke aus wird die Bewegung auf das Räderwerk übertragen. Bei vielen U.en wird die Kette durch Anwendung einer sehr langen Feder (welche eine gewisse Zeit lang hinreichend gleichmäßig wirkt) erspart, doch muß man dann das Federhaus verzahnen, um von diesem die Bewegung direkt auf das Räderwerk übertragen zu können. Der Gang des Räderwerks wird beherrscht durch den Regu-

Digitized by Google

lator, welcher entweder ein Pendel oder ein kleines Schwungrad mit Spiralfeder (die Unruhe) ist. Die Schwingungen eines Pendels sind bekanntlich um so schneller, je kürzer dasselbe ist, und eine Unruhe schwingt um so schneller, je kleiner und leichter das Schwungrad, je stärker und kürzer die Spiralfeder ist. Sind alle diese Verhältnisse gegeben, so ist es auch die Dauer einer einzelnen Schwingung. Der Regulator einer U. gibt also durch sich selbst ein kleines, aber genau zu bestimmendes Zeitmaß, nämlich das einer einzelnen Schwingung. Wird die Dauer der Schwingung z. B. als $^1/_n$ einer Stunde angenommen, so handelt es sich darum, n Schwingungen mechanisch abzuzählen und deren Verlauf durch das Fortschreiten des Zeigers um den Raum einer Stunde auf dem Zifferblatt anzuzeigen. Hierzu dient das Räderwerk. Die Bewegung eines schwingenden Pendels oder einer Unruhe würde aber bald (in Folge der Reibung und des Luftwiderstandes) ein Ende erreichen, wenn man nicht dahin wirkte, fortwährend durch einen neuen Antrieb den Theil der Kraft zu ersetzen, der durch jene Hindernisse unwirksam wird, gleichsam verloren geht. Hiermit ist der Zweck des Bewegungsapparats ausgesprochen, dessen Kraftäußerung durch das Räderwerk (dies ist die zweite Bestimmung desselben) auf das Pendel oder die Unruhe übertragen wird. Diese Uebertragung wird durch die Hemmung (échappement) vermittelt.

Nach der Beschaffenheit des Regulators unterscheidet man Pendeluhren und Unruhuhren. Zu den Pendeluhren gehören die Thurm- und Hausuhren, die astronomischen U.en, die Wanduhren und die meisten Tisch- oder Stutzuhren. Bis auf letztere, welche in der Regel Federuhren sind, werden sie sämmtlich durch Gewichte bewegt, die eine gleichförmige Kraft gewähren und darin den Federn weit vorzuziehen sind. Die Pendel hängen an einem dünnen Seidenfaden oder an einem kurzen geraden Stück einer dünnen Uhrfeder, seltener auf einer Schneide von gehärtetem Stahl. Die Verbindung des Pendels mit der U. geschieht gewöhnlich durch eine Ankerhemmung, welche aus dem Hemmungsrade (Steigrade) mit schräg eingeschnittenen Zähnen und aus dem Anker, einem nach seiner Gestalt benannten Stück, besteht. Die Arme des Ankers greifen beim Schwingen des Pendels abwechselnd in die Zähne des Steigrades, hängt das Pendel bewegungslos, so kann sich auch das Räderwerk nicht bewegen; wie aber das Pendel, nachdem es einen Anstoß erhalten hat, von Schwingung zu Schwingung eine gewisse Bewegung des Räderwerks zuläßt, so erhält es selbst durch die über die schiefe Fläche der Ankerarme weggleitenden Zähne des Steigrades immer wieder einen Antrieb, welcher die Hindernisse ausgleicht, die außerdem die Schwingungen immer mehr verkleinern würden. Die Pendelstange verlängert sich durch Wärme und verkürzt sich durch Kälte, so daß die U. mit steigender Temperatur zurückbleiben, mit sinkender dagegen voreilen muß (s. Pendel). Diese Abweichungen vermeidet man bei sehr genauen U.en durch Anbringung eines Kompensationspendels, welches so eingerichtet ist, daß bei Temperaturänderungen der Schwingungspunkt in gleicher Entfernung von der Aufhängung bleibt. Bei dem hierher gehörigen Rostpendel sitzt an dem kurzen Stück Stahlfeder, welches das ganze Pendel trägt, ein horizontales Querstäbchen, an welchem zwei abwärts gerichtete Eisenstäbe befestigt sind. Diese sind unten durch ein horizontales Querstäbchen verbunden, welches zwei Zinkstäbe trägt, die zwischen den Eisenstäben liegen, aber nicht ganz so lang wie diese sind. Sie sind an ihrem oberen Ende wieder mit einem horizontalen Querstäbchen verbunden und an diesem hängt ein Eisenstab, welcher durch eine Höhlung des einzigen unteren Querstabes hindurchgeht und die Pendellinse trägt. Dehnen sich nun bei steigender Temperatur die Eisenstäbe aus, so wird das untere Querstück gesenkt und dadurch ebenso wie durch die Verlängerung des mittleren Eisenstabes die Pendellänge vergrößert. Zugleich aber dehnen sich auch die Zinkstäbe aus und heben das Querstück, an welchem der mittlere Eisenstab hängt, so daß das Pendel verkürzt wird. Der Zweck wird mithin erreicht, wenn sich nur die Länge des mittleren Eisenstabes und eines der äußeren Eisenstäbe zusammen zu der Länge eines der Zinkstäbe umgekehrt verhält wie der Ausdehnungskoëfficient des Eisens zu dem des Zinks. Die Zahl der im Gangwerke einer Pendeluhr nöthigen Räder hängt von der Zeit ab, welche die U. in Einem Aufzuge gehen soll. Für eine Achttageuhr z. B. braucht man ohne das Steigrad vier Räder und ebenso viele Getriebe. Die Zähneanzahlen der Räder müssen sich dergestalt nach den Schwingungen des Pendels richten, daß eines der Räder (das Minuterad) genau in einer Stunde einen Umgang macht. Ist z. B. ein Pendel gewählt, welches 8400 Schwingungen in der Stunde macht, so kann man dem Bodenrade A (welches an der Walze befestigt ist, um welche sich die Schnur des Gewichts schlingt) 72 Zähne geben. Dies Rad greift in ein Getriebe a von 12 Zähnen, an welchem sich ein zweites Rad B von 60 Zähnen befindet. Durch das Rad B wird ein achtzähniges Getriebe b umgedreht, mit welchem ein 72zähniges Rad C an gemeinschaftlicher Axe sich befindet. Letzteres greift in ein Getriebe c von 6 Zähnen, welches koncentrisch mit einem 60zähnigen Rade D verbunden ist. Indem endlich das Rad D ein Getriebe d von 6 Zähnen in Bewegung setzt, dreht es hierdurch das an demselben befindliche Steigrad um, welches im vorliegenden Fall 35 Zähne bekommt. Da nun während einer Umdrehung des Steigrades auf jeden Zahn desselben zwei Schwingungen des Pendels kommen, so muß das Steigrad $\frac{8400}{2 \times 35} = 120$ Umgänge in einer Stunde machen. Aus den angeführten Zähnezahlen des Räderwerks läßt sich berechnen, daß unter dieser Voraussetzung das Rad D 12 Umdrehungen, das Rad C (Minutenrad) eine, das Rad B $^2/_{15}$ und das Bodenrad A $^1/_{45}$ Umdrehung vollbringt. Letzteres macht also einen Umgang in 45 Stunden und die Walze muß, wenn die U. 9 Tage oder 216 Stunden lang gehen soll, in Einem Aufzuge $4^4/_5$ oder nahe 5mal sich um ihre Axe drehen. Von der Axe des Minutenrades C, welche den Minutenzeiger trägt, wird durch Zwischenräder (Vorlegewerk, Zeigewerk) der Stundenzeiger mit seiner

Digitized by Google

12mal geringeren Geschwindigkeit umgedreht. Besondere Vorrichtungen, welche man oft mit dem Gangwerk der Pendeluhren in Verbindung bringt, sind: der Sekundenzeiger, Datumzeiger, Schlagwerk, Wecker ꝛc.

Die Unruhuhren sind sämmtlich Federuhren und es gehören zu ihnen die Taschenuhren, manche kleine Tischuhren und die Chronometer (s. d.). Wie schon erwähnt, besteht die Unruhe aus einem kleinen Schwungrad, d. h. einem Rad an der Welle, dessen Masse ganz besonders in seinem kreisförmigen Ring koncentrirt ist. Unter dem Rade liegt eine Spiralfeder, deren inneres Ende an der Axe desselben u. deren äußeres Ende an der Uhrplatte befestigt ist. Bei einer gewissen Lage der Spirale ist Gleichgewicht vorhanden und das Rädchen bleibt in Ruhe; entfernt man es nach einer oder der andern Seite hin aus der Ruhelage, so erleidet die Feder eine Formveränderung und strebt vermöge ihrer Elasticität in die frühere Form zurück. Ist dies aber geschehen, so bleibt das Schwungrad nicht auf diesem Punkte stehen, sondern schlägt vermöge der erlangten Geschwindigkeit nach der andern Seite hin über; die Feder erfährt eine Formveränderung im entgegengesetzten Sinn, sie widerstrebt dem Fortgang des Schwungrades mit wachsendem Widerstande so lange, bis dieses zum Stillstand kommt; die Feder zieht nun das Schwungrad zurück, die Gleichgewichtslage wird dabei wieder etwas überschritten, es erfolgt eine abermalige Umkehr ꝛc. Diese Bewegung hat Aehnlichkeit mit der des Pendels und es erfolgen auch die freien Schwingungen der Unruhe, wenigstens, wenn die Spirale gut ist, in gleichen Zeiten, der Angriff mag größer oder kleiner sein. Daneben ist aber die Bewegung der Unruhe viel abhängiger von der bewegenden Kraft, als dies beim Pendel der Fall ist, und die Verbesserungen, welche in neuerer Zeit mit den U.en vorgenommen sind, mußten daher hauptsächlich auf solche Hemmungen gerichtet sein, die weniger unter dem Einfluß der Triebkraft stehen (Cylinderhemmung, Ankerhemmung ꝛc.). Zur Regelung des Ganges der Pendeluhren muß man die Linse des Pendels höher oder tiefer schrauben, also das Pendel verlängern oder verkürzen. Aehnlich verfährt man bei den Unruhuhren, indem man mit Hülfe der Stellscheibe die Länge der Spiralfeder regulirt. Eine längere Feder gibt bei gleichen Stärkeverhältnissen einer Verbiegung williger nach als eine kürzere und kehrt weniger rasch in ihre erste Form zurück; bei einer Verlängerung der Spirale müssen daher die Schwingungen der Unruhe träger, langsamer, bei einer Verkürzung rascher vor sich gehen. Die Schwankungen in der Länge der Spirale, welche durch die Temperaturveränderungen hervorgebracht werden, werden durch eine Kompensation unschädlich gemacht (s. Chronometer). Die Schlagwerke der U.en bestehen aus einem System von mehren Rädern und werden wie die U.en durch Gewichte oder durch Federkraft getrieben. Für gewöhnlich wird das Schlagwerk durch hemmende Hebelarme im Stande der Ruhe erhalten und erst, wenn dieselben durch die U. ausgehoben werden, geräth das Werk in Gang und setzt mittelst anderer Hebel zugleich den Hammer in Bewegung. Repetirwerke werden nicht durch den Gang der U. selbst, sondern durch einen besonderen, leicht zu handhabenden Mechanismus ausgelöst. Besonders zu erwähnen sind noch die Kontroluhren, welche gleichsam das Bild der Thätigkeit eines Wächters geben. Man hat schwarzwälder Wanduhren durch eine sehr einfache Vorrichtung mit einer Art Klingelzug, der zum Fenster hinaus geleitet wird, in Verbindung gebracht und den Wächter angewiesen, in bestimmten Zeitabschnitten an diesem Klingelzug zu ziehen; es wird dann jedesmal in der entsprechenden Minute ein Zeichen auf einem lithographirten Zifferblatte hervorgebracht. Allein dies Mittel ist nicht genügend, da es noch keineswegs nachweist, daß der Wächter in der Zwischenzeit seinen vollen Rundgang gehalten hat. Dagegen zeigt die U. von Bürk in Schwenningen genau an, wie oft der Wächter seinen Rundgang hält, wenn er nach der Minute genau an bestimmten Punkten anlangt, wie lange er sich dort aufhält, ob er eine der ihm vorgeschriebenen Stationen übergangen hat, in welcher Richtung er gegangen ist ꝛc. Jede dieser U.en ist zu 6 Stationen eingerichtet, kann aber bis zu 40 Stationen, also einen sehr großen Bezirk kontroliren. Ueber elektrische U.en s. d.

Die Verfertigung der U.en wird jetzt fast durchweg fabrikmäßig betrieben, und zwar nimmt die Schweiz sowohl hinsichtlich der Produktion, als auch hinsichtlich der Beschaffenheit ihrer Fabrikate den ersten Rang ein. Die Größe der Produktion in Genf und auf dem Jura wird jetzt auf jährlich 8—900,000 Taschenuhren im Werth von über 9 Millionen Thaler angegeben. Die englischen U.en besitzen zwar einen großen Ruf, doch sind ihnen wirklich gute Schweizeruhren gleich zu stellen, ja hinsichtlich der Konstruktion vorzuziehen. Am berühmtesten sind in Deutschland und auf allen Märkten der Erde die schwarzwälder U.en mit zahlreichen Arten von Gehäusen u. besondern Vorrichtungen, wie Weckern, Schlagwerken, Spielwerken, Figuren, Kukuk ꝛc. Man fertigt zwar auch auf dem Eichsfelde, im Thüringerwald und im sächsischen Erzgebirge Wanduhren, aber während diese Fabrikate meist nur in der Umgegend abgesetzt werden, wandern die des Schwarzwaldes in alle Welt. Das Alter der schwarzwälder Uhrenfabrikation geht bis zum Jahr 1683 zurück. Heute sind die von der Uhrmacherei hauptsächlich besetzten Aemter im Seekreise: Hüfingen, Neustadt, Villingen, und im Oberrheinkreise: Freiburg, Hornberg, Triberg und Waldkirch. Hat sich die Uhrmacherei hier auch nur theilweise zum fabrikmäßigen Betrieb umgestaltet, so hat sie sich doch zu einer sehr vollständigen Arbeitstheilung durchgebildet. Man hat Schildbretmacher, Gießer, Triebfedermacher, Kettenmacher, Uhrräderdreher ꝛc. Der Uhrmacher, der die U.en zusammensetzt, verkauft sie dutzendweise an die Händler. Den weiteren Betrieb besorgen Spediteure, welche die U.en an die Hauptagenten in Straßburg, Frankfurt, Kehl, Ulm ꝛc. schicken. In Furtwangen besteht eine Uhrmacherschule mit Staatssubvention. Die Zahl der U.en, welche gegenwärtig auf dem badischen Schwarzwald verfertigt werden, mag sich jährlich auf 700,000 Stück belaufen. Stutzuhren werden besonders in

Digitized by Google

Paris, Wien, Prag, Graz, Augsburg, Berlin und Lahn in Schlesien gefertigt.

Vergl. Jürgensen, Die höhere Uhrmacherkunst, 2. Aufl., Kopenh. 1842; Lehmann, Vorschule für Uhrmacher, auf Veranlassung u. unter Mitwirkung von B. Zachariä bearbeitet, Leipzig 1860; Vollständiges Handbuch der Uhrmacherkunst, nach Moinets „Nouveau Traité général, élémentaire, pratique et théorique d'Horlogerie etc." bearbeitet, Weimar 1860; Martens, Beschreibung der Hemmungen der höheren Uhrmacherkunst, Leipzig 1860; Barfuß, Geschichte der Uhrmacherkunst, 3. Aufl. von Schreiber, Weimar 1856; Rösling und Stoß, Der Thurmuhrenbau, Ulm 1843; Heidner, Die Schule des Uhrmachers, Wiesbaden 1865.

Uhu, Eulengattung, s. Eulen.

Ui, Fluß im europäischen und asiatischen Rußland, entspringt am Ural im Gouvernement Orenburg, fließt östlich und mündet im Gouvernement Tobolsk links in den Tobol. An seinen Ufern ist eine aus 8 Festungen bestehende Festungsreihe (die uiskajische Linie) gegen die Kirgisen angelegt, davon die bedeutendste Ust Uiskaja an der Mündung des Flusses.

Uiguren, ein altes Volk Hochasiens, nach neueren, insbesondere sprachlichen Untersuchungen der Stamm der sogenannten Osttürken, welche noch zerstreut in der Bucharei, Songarei, Turfan ꝛc. unter Kirgisen und Kalmücken wohnen (s. Tataren). Die Sprache der alten U., auch die dschagataische genannt, ist der Hauptrepräsentant des osttürkischen Sprachstamms; ihre Literatur ist ziemlich reich, bis jetzt aber wenig bekannt. Der wichtigste Schriftsteller ist Vezier Mir Ali Schir aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, dessen Werke Quatremère (Paris 1844) herauszugeben begonnen hat. In uigurischer Sprache ist ebenfalls ursprünglich das später ins Persische, daraus ins Englische („Memoirs of Zahir Eddin Mohammed Baber", von Leyden, London 1826) und daraus ins Deutsche (von Kaiser, Leipzig 1828) übersetzte höchst interessante „Babur-nâmeh" abgefaßt. Wichtig für die Geschichte des östlichen Asien, insbesondere für die Geschichte der Türken ist das in mehre europäische Sprachen übersetzte genealogische Geschichtswerk des Abulghazi Behadur (s. d.). Von besonderem Interesse sind die in mündlicher Ueberlieferung unter den nomadisirenden Turkmanenstämmen fortlebenden Gesänge von den Thaten des kühnen Freibeuters Körroglu, welche unter dem Titel „Specimens of the popular poetry of Persia" von Chodzko (London 1812) und unter dem Titel „Die Abenteuer und Gesänge Körroglu's" von Wolff (Jena 1843) herausgegeben worden sind.

Uist, zwei Inseln aus der Gruppe der Hebriden an der nördlichen Westküste von Schottland, zur schottischen Grafschaft Inverneß gehörig, durch die Insel Benbecula von einander und durch den Minschkanal von der Insel Skye getrennt. Ueber Nord-U. s. d. South-U. ist 6 QM. groß, ziemlich unfruchtbar, hat ebenfalls gute Häfen, Berge bis zu 2900 Fuß, etwas Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Vogelfang, Kelpbrennerei und 3406 Einw.

Uj-Banya, s. v. a. Königsberg 7).

Ujest (poln. Biast), Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Großstrehlitz, an der Klodnitz, hat eine Gerichtskommission, 2 katholische Kirchen, eine Kapelle, Synagoge, eine eisenhaltige Mineralquelle, Leinweberei, Gerberei, lebhafte Viehmärkte und 2460 Einwohner. U. ist eine der ältesten Städte Schlesiens. Von ihr hat der Prinz Adolf von Hohenlohe-Ingelfingen den Titel eines Herzogs.

Ukas (v. russ. ukasat, anreden), in Rußland jeder von der Regierung erlassene legislative oder administrative Befehl oder Erlaß. Die U.e gehen entweder direkt vom Kaiser aus, oder werden als Beschlüsse des dirigirenden Senats veröffentlicht. In jenem wie in diesem Fall haben sie Gesetzeskraft, so lange sie nicht durch spätere Verfügung außer Geltung gesetzt werden. Kaiser Nikolaus ließ 1827 eine Sammlung der U.e in 48 Bänden veranstalten, der sich die späteren von Jahr zu Jahr anschließen. Sie bildet die Grundlage des russischen Reichscodex (Swod).

Ukermark, s. v. a. Uckermark.

Ukert, Friedrich August, deutscher Schriftsteller im Fach der Geschichte und Geographie, geboren den 28. Oktober 1780 zu Eutin, studirte zu Halle und wurde 1807 Erzieher der nachgelassenen Söhne Schillers und des jungen von Wolzogen in Weimar, folgte aber schon im folgenden Jahre einem Ruf nach Gotha, wo er zuerst Inspektor am Gymnasium, dann Bibliothekar an der herzoglichen Bibliothek wurde. Er † den 18. Mai 1851. Außer Uebersetzungen historischer und geographischer Werke aus dem Spanischen, Englischen und Französischen veröffentlichte er u. A. „Geographie der Griechen und Römer" (Bd. 1—3, Weimar 1816—46), welche zu dem Besten gehört, was überhaupt auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Mit Heeren verband er sich seit 1828 zur Herausgabe der „Geschichte der europäischen Staaten", 1834 mit Jacobs zur Herausgabe der „Merkwürdigkeiten der herzoglichen Bibliothek zu Gotha" (Leipzig 1835—38, 3 Bde.). Ferner gab er heraus seines Vaters, Georg Heinrich Albrecht U.s, durch reichhaltige literarische Nachweisungen ausgezeichnetes Werk „Doktor M. Luthers Leben" (Gotha 1817, 2 Bde.), sowie seines Schwiegervaters Löffler „Kleine Schriften" (Weimar 1817—18, 3 Bde.) und schrieb „Ueber Dämonen, Heroen und Genien" (Leipzig 1850).

Ukraine, zur Zeit des alten polnischen Reichs Benennung der äußersten südöstlichen Grenzlande desselben, später eines ausgedehnten Landstrichs an beiden Ufern des mittleren Dnjepr mit Einschluß der Sitze der Kosaken, welcher jetzt den größten Theil Kleinrußlands (s. d.) ausmacht. Durch den Vertrag von Andrussow 1667 und den Frieden zu Grzymultowski von 1686 trat Polen den östlich vom Dnjepr gelegenen Theil des Landes (die sogenannte russische U.) an Rußland ab, während der westlich von dem genannten Flusse gelegene Theil (polnische U.) vorläufig noch unter polnischer Herrschaft blieb und erst 1793 durch die zweite Theilung Polens an Rußland kam. Die vom Donez durchströmte, östlich von Poltawa gelegene slobodische U., in die sich zur Zeit der polnischen Herrschaft viele Kleinrussen geflüchtet hatten,

Digitized by Google

bildet jetzt das Gouvernement Charkow. Demnach hat der Name U. nur noch historische Bedeutung.

Ulanen (Uhlanen), zur Kavallerie gehörende Truppengattung. Der Name U. ist tatarischen Ursprungs, indem die Tataren ihre leichte Reiterei, mit der sie fortwährend die polnische Grenze beunruhigten, Ulans (d. i. Wackere, Tapfere) nannten und die Polen ihrer leichten, ähnlich bewaffneten Reiterei, mit der sie diese Einfälle abzuwehren suchten, ebenfalls den Namen U. beilegten. Als reguläre Reitergattung waren demnach die polnischen U. die ersten in Europa und galten deshalb als polnische Nationalwaffe. Auch die übrigen europäischen Armeen behielten die Einrichtung dieser polnischen U. fast durchweg, selbst bis auf die eigenthümliche Uniformirung bei. Die Uniform besteht nämlich in einer viereckigen polnischen Mütze, Czapka, einer Art Weste, einem Rock von besonderem Schnitt und langen Beinkleidern. Bewaffnet sind die U. mit einer mit einem Fähnchen versehenen Lanze, einem Säbel und einem Paar Pistolen, in einigen Armeen auch mit einem Karabiner. In den meisten Armeen werden die U. zur leichten, in anderen zur schweren Kavallerie gerechnet. Die ersten Ulanenregimenter nach den polnischen errichtete 1790 und 1791 Oesterreich; ihm folgte Preußen, welches bereits seit 1745 ein Regiment Lanzenreiter, die Bosniaken, hatte und daraus 1808 drei Ulanenregimenter bildete. Auch in der französischen, russischen und bayerischen Armee gibt es Ulanenregimenter.

Ulceratio (lat.), Vereiterung, Verschwärung.

Ulcus (lat.), das Geschwür, die Eiterbeule; jede länger dauernde offene (schwärende) Wunde.

Ulldecona, Stadt in der spanischen Provinz Tarragona (Katalonien), unweit des Flusses Cenia, südlich von Tortosa, mit 3000 Einwohnern. Hier am 22. November 1810 Niederlage der Spanier unter Bassecourt durch die Franzosen unter Musnier.

Ule, Otto Eduard Vincenz, verdienter Naturforscher, geboren den 22. Januar 1820 zu Lossow bei Frankfurt a. d. O., studirte zu Halle erst Theologie, dann Naturwissenschaften, dessen Studium er dann neben dem der klassischen Philosophie zu Berlin fortsetzte, hielt im Winter 1847 u. 1848 zu Frankfurt a. d. O. eine Reihe Vorträge über die Entwickelungsgeschichte des Weltalls und ward hierauf Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften an der Fortbildungsschule zu Quetz bei Halle. Seine rege Betheiligung an den politischen Kämpfen jener Jahre endete mit seiner Verurtheilung wegen Beleidigung des Ministeriums Manteuffel. Von seinen Schriften, die unverkennbar das Streben bekunden, einerseits durch sinnige Naturanschauung zur Naturerkenntniß zu führen, andererseits nicht bloß Verstandes-, sondern auch Humanitätsbildung zu fördern, sind hervorzuheben: „Das Weltall“ (Halle 1850; 3. Aufl. 1859, 3 Bde.); „Die Natur“ (das. 1856); „Physikalische Bilder“ (das. 1854—57, 2 Bde.); „Die neuesten Entdeckungen in Afrika“ (das. 1861); „Die Wunder der Sternenwelt“ (Leipz. 1861) und „Populäre Naturlehre“ (das. 1866). Mit Karl Müller gründete er 1852 die Zeitschrift „Die Natur“.

Uleåborg (Kajana), das nördlichste und größte Gouvernement des russischen Großfürstenthums Finnland, umfaßt das nördliche Osterbotten und den westlichen Theil des russischen Lappland, grenzt im Osten an das Gouvernement Archangel, im Süden an die Gouvernements Kuopio und Wasa, im Westen an den bottnischen Meerbusen und Schweden, im Nordwesten und Norden an Norwegen und hat einen Flächenraum von 3097,8 QMeilen mit (1862) 185,897 Einwohnern lutherischer Konfession. Das Land ist theilweise gebirgig, reich bewässert durch die Seen Uleå, Kemi, Kilka und Simo und die Flüsse Uleå, Kala, Pyhä und Torneå, hat zahlreiche Moräste, viel unkultivirten Boden, etwas Ackerbau und Viehzucht, im Norden aber viele Rennthiere, starken Vogelfang und ergiebige Fischerei. Die gleichnamige Hauptstadt, auf einer Halbinsel an der Mündung des Uleå in den bottnischen Meerbusen, hat 2 Marktplätze, ein altes Schloß, ein Gymnasium, ein Hospital, Schiffswerfte, einen versandeten Hafen mit Leuchtthurm, einen Gesundbrunnen, Tabaksfabrikation, Färberei, mehre Walk- und Schneidemühlen, Ackerbau, starken Handel mit Landesprodukten, besonders mit Theer, Pech ꝛc., und 7180 Einwohner. Die Stadt wurde 1605 gegründet, brannte 1822 großentheils ab und ist seitdem freundlicher und geräumiger wieder aufgebaut worden. Am 1. und 2. Juni 1854 verbrannten die Engländer im hiesigen Hafen sämmtliche Schiffe nebst dem Theerhofsmagazin.

Ulema, die türkische Hierarchie, die zugleich die Rechtsgelehrten und die Geistlichen umfaßt, in sofern die bürgerlichen Rechtsverhältnisse der Mohammedaner mit ihren Religionsgesetzen aus der gleichen Quelle, dem Koran, abgeleitet werden. Das Oberhaupt der U. ist der Mufti; s. Türkisches Reich.

Ulex *L.* (Hecksame, Stechginster), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch den 2blätterigen Kelch, das 2blätterige Schiffchen und die im Kelch versteckte Hülse, von deren Arten, sämmtlich in Europa, die bekannteste ist U. europaeus *L.*, Heideginster, Skorpionkraut, ein 5 Fuß hoch und höher werdender Strauch in Frankreich, England, Dänemark und Deutschland auf unfruchtbarem Boden, mit starkem, aufrechtem, sehr ästigem Stamm, gefurchten und dicht mit Dornen besetzten Zweigen, zerstreut am Grunde der Dornen stehenden, stiellosen, linienförmigen, scharf zugespitzten, glatten, an den jungen Trieben gelblich behaarten Blättern, einzeln an den Spitzen der Zweige aus den Blattwinkeln oder aus den Dornen wachsenden, blaß- oder rothgelben, wohlriechenden Blüthen und schwarzen Hülsen mit 3—4 fast herzförmigen, bräunlichen Samenkörnern. Die Blumen geben eine citrongelbe Farbe. Die dornigen, vorher gequetschten Zweige benutzt man in Schottland zum Viehfutter.

U. L. F., Abkürzung für „Unserer Lieben Frauen“, d. h. der Jungfrau Maria.

Ulfilas (Ulfila, Wulfilas, d. i. Wölflein), der Apostel der Gothen, geboren um 318 unter den Gothen jenseits der Donau, ward schon 348

Digitized by Google

zum Bischof geweiht. Von einem heidnischen Fürsten seines Volks vertrieben, wendete er sich mit vielen christlichen Landsleuten 355 nach Niedermösien und †, nachdem er hier noch über 30 Jahre durch Wort u. Schrift weithin anregend gewirkt, vor 381 zu Konstantinopel, wohin er sich begeben hatte, um für die arianische Lehre zu sprechen. Nach den Zeugnissen griechischer Geschichtschreiber war er der Hauptträger des Arianismus zu seiner Zeit, doch scheint er auch auf die politischen Zustände vielseitig eingewirkt zu haben. Er predigte und schrieb in griechischer, lateinischer u. gothischer Sprache; von seinen schriftstellerischen Arbeiten hat sich aber nur ein Theil seiner Bibelübersetzung erhalten. Derselben legte er zu Grunde für das Alte Testament die Septuaginta und für das Neue ebenfalls einen griechischen, aber von allen bekannten griechischen Handschriften abweichenden Text. Daß er für seine Uebersetzung ein gothisches Alphabet erfunden habe, berichten mehre Schriftsteller, doch haben neuere Untersuchungen gezeigt, daß er die bestehende germanische Runenschrift für sein Alphabet zu Grunde legte und sie durch Benutzung des griechischen Alphabets nur weiter ausbildete. Jedenfalls bleibt ihm der Ruhm, zuerst die Sprache seines Volks zu zusammenhängender schriftlicher Darstellung angewandt und ihr durch die Bibelübersetzung einen festen Halt gegeben zu haben. Nach den Angaben griechischer Kirchenschriftsteller übersetzte U. die ganze Bibel, mit alleiniger Ausnahme der Bücher Samuelis und der der Könige, um durch die darin enthaltenen Kriegsgeschichten die Kriegslust seines Volks nicht zu entflammen. Nachdem das Werk Jahrhunderte lang unter den Westgothen in hohem Ansehen gestanden, verscholl es seit dem 9. Jahrhundert gänzlich, bis 1648 in der Abtei Werden in der Grafschaft Mark eine Handschrift desselben entdeckt wurde, die, mit silbernen Buchstaben auf purpurfarbenes Pergament geschrieben, durch mehre Hände 1669 unter dem Namen des Codex argenteus, d. h. des silbernen Codex (facsimilirt herausgegeben von Uppström, Upsl. 1854), in die Bibliothek der Universität Upsala gelangte. Im Jahre 1818 ward in dem lombardischen Kloster Bobbio durch Angelo Mai und den Grafen Castiglioni auf Palimpsesten ein großer Theil der paulinischen Briefe in der Uebersetzung des U. entdeckt, nachdem schon 1756 der wolfenbüttler Geistliche Knittel einige Stellen des Römerbriefs in einem wolfenbüttler Palimpsest (Codex Carolinus) aufgefunden hatte. Alle diese Handschriftenreste enthalten zwar nur einige Stellen aus Esra und Nehemia, größere Bruchstücke der Evangelien und der paulinischen Briefe, reichten aber aus, um den ganzen Bau jenes altgermanischen Dialekts zu erkennen. Nach U. und mit deutlicher Benutzung seiner Evangelienübersetzung verfaßte ein Westgothe, vielleicht erst im 6. Jahrhundert, eine paraphrasirende Evangelienharmonie, deren ebenfalls aus Bobbio stammende und in Palimpsesten zu Rom und Mailand entdeckte Bruchstücke zuerst von Maßmann herausgegeben wurden („Skeireins aivaggeljons thairh Johannen", München 1834) und jetzt mit allen gothischen Schriftwerken in der trefflichen Gesammtausgabe der gothischen Sprachdenkmale, mit lateinischer Uebersetzung, kritischen Anmerkungen, gothischem Glossar und gothischer Grammatik von von der Gabelenz und Löbe (Altenburg und Leipzig 1836 bis 1843, 2 Bde.) vereinigt sind. Auch Maßmann (Stuttgart 1855—56, 2 Bde.) und Stamm (Paderborn 1858) lieferten Ausgaben. Vgl. Waitz, Ueber das Leben und die Lehre des U., Hannover 1840, und Bessel, Ueber das Leben des U., Göttingen 1860.

Ulitis septica (lat.), die Mundfäule, der Wasserkrebs.

Ullmann, Karl, evangelischer Theolog, geboren am 15. März 1796 zu Epfenbach in der Pfalz, studirte zu Heidelberg und Tübingen Theologie, habilitirte sich 1819 an ersterer Universität als Privatdocent und ward 1821 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt. Seine Vorlesungen erstreckten sich auf Exegese, Dogmatik und Kirchengeschichte. Literarisch machte er sich bekannt durch die Monographie „Gregor von Nazianz, der Theologe" (Darmstadt 1825), die „Parallele heidnischer und christlicher Festzeichen" in Creuzers „Symbolik" und den „Kritischen Versuch über den 2. Brief Petri" (Heidelberg 1821). Seit 1828 eröffnete er mit Umbreit die „Theologischen Studien und Kritiken" (Hamburg 1828). Im Jahre 1829 folgte er einem Ruf als Professor nach Halle. Hier entstanden „Johann Wessel, ein Vorgänger Luthers" (Hamburg 1834), später unter dem Titel „Reformatoren vor der Reformation" (Hamburg 1841 bis 1842, 2 Bde.). Im Jahre 1836 als Professor nach Heidelberg zurückgekehrt, ward er 1853 zum evangelischen Prälaten und Mitglied des Oberkirchenraths von Baden berufen und 1856 zum Direktor des letztern in Karlsruhe ernannt, wo er den 12. Jan. 1865 †. Von seinen Schriften, die einen milden Supernaturalismus u. die schleiermachersche Richtung vertreten, sind noch hervorzuheben: „Historisch oder mythisch?" (Hamburg 1838), „Ueber den Kultus des Genius" (das. 1840), „Die Sündlosigkeit Christi" (das. 1841, 7. Aufl., 1863), „Die bürgerliche und politische Gleichberechtigung aller Konfessionen" (Stuttgart und Tübingen 1848), „Wesen des Christenthums" (Hamburg 1849; 4. Aufl., Gotha 1854).

Ulloa, Don Antonio d', einer der verdienstvollsten Spanier im 18. Jahrhundert, geboren am 12. Jan. 1716 zu Sevilla, widmete sich dem Seedienste und erlangte schon 1733 die Charge als Kapitän einer königlichen Fregatte. Im folgenden Jahre begleitete er einige Mitglieder der pariser Akademie nach Peru, um dieselben bei der Gradmessung am Aequator zu unterstützen, durchforschte dann bis 1744 die spanischen Besitzungen in Südamerika und setzte die von den Briten bedrohten Küsten in Vertheidigungszustand. Nach seiner Rückkehr bereiste er noch fast alle Meere Europa's und einen großen Theil des Festlandes. Er beförderte in seinem Vaterland den Aufschwung der königlichen Wollmanufakturen, vollendete die großen Kanäle und Hafenbassins von Cartagena und Ferrol und belebte die berühmten Quecksilberminen von Almaden und Guançavellica in Peru, wohin er 1755 als Chef d'Escadre gegangen war. Bald darauf erhielt U. den

Digitized by Google

Oberbefehl über die Flotte in dem westindischen Meere und ward 1766 Gouverneur der Provinz Louisiana, kehrte aber schon 1767 nach Spanien zurück, worauf er zum Generallieutenant der königlichen Flotten und zum Generaldirektor der ganzen spanischen Marine ernannt wurde. Im Jahre 1779 mit einer Flotte nach den Azoren entsendet, um eine aus Indien zurückkehrende englische Flotte anzugreifen und von da nach der Havaña zu segeln, vergaß er, mit astronomischen Beobachtungen beschäftigt, seine Instruktionen zu eröffnen, und kehrte nach 2 Monaten unverrichteter Sache nach Cadix zurück. Er ward deshalb in den Ruhestand versetzt, doch blieb er Direktor der Artillerie- und Marineschule in Cadix. Er † am 3. Juli 1795 auf seinem Landsitze unweit Cadix. Seine Schriften sind meist Reisefrüchte.

Ulucus *Lozano*, Pflanzengattung aus der Familie der Portulacaceen, mit der einzigen Art U. tuberosus *Lozano*, die auf den Hochgebirgen von Peru und Bolivia als Feldfrucht gezogen u. wie die Kartoffel benutzt wird. Die krautartige Pflanze hat zahlreiche, ziemlich weiche, am Boden liegende Aeste, fleischige, herzförmige, stark geäderte, oft roth geränderte Blätter, hellrothe Blüthen in kleinen Trauben an der Spitze der Zweige und kartoffelähnliche, rundliche, glatte, gelbe Knollen, deren Fleisch fast dem der gelben Rübe gleicht. Die am Boden liegenden Zweige schlagen an der Berührungsstelle Wurzeln und setzen kleine Knollen an.

Ulm, Hauptstadt des würtembergischen Donaukreises, liegt am linken Ufer der Donau, die hier die Blau und eine halbe Stunde oberhalb der Stadt die Iller aufnimmt und dadurch schiffbar wird, in einer höchst fruchtbaren Ebene am Fuße der östlichen Ausläufer der schwäbischen Alp, ist Knotenpunkt der würtembergischen Staatseisenbahn (Linie Stuttgart-Friedrichshafen) und der Eisenbahnen nach Augsburg und Kempten, sowie Festung ersten Ranges (bis 1866 deutsche Bundesfestung). Die gegenüber auf bayerischem Gebiet gelegene, mit U. durch drei Brücken verbundene Stadt Neuulm ist mit in den Festungsrayon eingeschlossen; beide Städte sind von Wällen umgeben, wozu theilweise die alten, 1805 gesprengten Wälle mit benutzt wurden. Die Hauptbefestigung, wozu am 18. Okt. 1844 der Grundstein gelegt wurde, besteht jedoch in starken, abgerückten Forts, worunter das auf dem Michaelsberg gelegene und durch Werke mit der Stadt verbundene Fort Wilhelmsburg mit dem kasemattirten Reduit Wilhelmsveste das wichtigste ist. U. ist nach altreichsstädtischer Weise eng gebaut. Die merkwürdigsten Gebäude sind: das Rathhaus aus dem 15. Jahrhundert, mit einer kunstreichen Uhr und einem schönen Brunnen davor, die ehemalige Komthurei des Deutschordens (jetzt Sitz der Kreisregierung und der Finanzkammer), das sogenannte Palais, das Zeughaus, das Gouvernementsgebäude, mehre Kasernen und unter den Kirchen besonders der protestantische Dom oder Münster, ein großartiger, aber unvollendeter gothischer Bau in den reinsten Verhältnissen, der in neuester Zeit restaurirt wird. Er bedeckt einen Flächenraum von 58,700 QFuß und wird hinsichtlich seines Umfangs nur von dem kölner Dom übertroffen. Das fünfschiffige, von mächtigen Säulen getragene Innere ist 429 Fuß lang, 170 Fuß breit und durch edle Einfachheit von erhebender Wirkung; es enthält ausgezeichnete Holzschnitzereien, Skulpturen, Oelgemälde u. Fensterglasmalereien, viele Epitaphien und Denksteine und eine 1856 erbaute große Orgel mit 100 Registern und 6286 Pfeifen. Das Mittelschiff erreicht eine Höhe von 141 Fuß, die vier Seitenschiffe von je 70½ Fuß, der Chor von 90 Fuß. Der über dem prachtvollen Hauptportal sich erhebende Thurm hat gegenwärtig zwar nur eine Höhe von 337 Fuß, sollte aber nach dem Originalriß des Matthäus Böblinger die Höhe von 475 Fuß rhein. erreichen. Der Bau dieses Münsters wurde 1377 begonnen und bis 1494 fortgeführt. Die beiden andern Kirchen U.s sind die heilige Dreifaltigkeitskirche und die katholische Kirche (mit sehenswerthen Skulpturen). Von neueren Bauwerken sind noch die 1832 vollendete Donaubrücke (Wilhelm-Ludwigsbrücke), die im Sommer 1854 eröffnete Eisenbahnbrücke und der Bahnhof zu erwähnen. U. ist der Sitz der Kreisregierung, der Finanzkammer und des Kreisgerichtshofes des Donaukreises und anderer Behörden, hat von öffentlichen Anstalten ein Gymnasium, eine Oberrealschule, eine Industrie- und Sonntagsgewerbschule, eine Privattöchterschule, viele Elementarschulen, eine Stadtbibliothek von 25,000 Bänden, ein großes Hospital, ein Wittwen- und Waisenhaus, eine reiche Armenkasse, eine Badeanstalt, ein Theater, ein Museum, mehre gelehrte und industrielle Gesellschaften ꝛc. U. ist einer der wichtigsten Industrie- und Handelsplätze Würtembergs. Man findet hier starke Leinen- und Baumwollweberei, ferner Fabriken von Leder, Karten, Papier, Buntpapier, Tabaksdosen, Stanniol, Messing- und Blechwaaren, chemischen Produkten, Essig, Runkelrübenzucker, chirurgischen Instrumenten, Feuerschwamm, Nudeln, Holzwaaren (Pfeifenköpfe) ꝛc., Bierbrauereien, Färbereien, Eisen- und Kupferhämmer, eine Glockengießerei, große Bleichen, viele Mühlen, Schiffbau ꝛc., starken Obst- und Gemüsebau und Blumenzucht. Sehr bedeutend ist auch der Holz-, Produkten- und Speditionshandel der Stadt. Die Bevölkerung derselben beträgt 22,736 Einwohner ohne die Garnison; so lange U. Bundesfestung war, bestand letztere aus würtembergischen, bayerischen u. österreichischen Truppen.

U. soll nach Einigen das Alcimönium des Ptolemäus sein. Unter Karl dem Großen hieß es Villa regia und ward daher sonst irrthümlich zu den Reichsdörfern gezählt. Ehedem soll U. den Aebten von Reichenau zehntbar gewesen sein, später ward es freie Reichsstadt des schwäbischen Kreises, auf dessen Versammlungstagen es den Vorsitz führte, und hatte neben der Bevölkerung in seinen eigenen Mauern (zur Blüthezeit im 15. Jahrhundert mehr als 60,000) ein Landgebiet von 17 QMeilen mit 38,000 Einwohnern. Im Besitze bedeutender Rechte, war die Stadt eines der Hauptmitglieder der Bündnisse in Schwaben. Im Jahre 1531 trat sie zum schmalkaldischen Bunde, mußte sich aber 1546 Karl V. unterwerfen. Am 26. September 1796 fand hier ein Gefecht

Digitized by Google

zwischen den Oesterreichern und der französischen Arrièregarde Statt. Durch den Reichsdeputationsreceß von 1803 verlor U. die Reichsfreiheit und ward Hauptstadt des bayerischen Oberdonaukreises, 1805 aber von den Oesterreichern besetzt. Bald darauf ward hier der österreichische Feldzeugmeister General Mack durch die Franzosen unter Napoleon I. eingeschlossen und mußte sich am 17. Oktober mit 25,000 Mann kriegsgefangen ergeben. Im Jahre 1806 ward U. von Bayern an Würtemberg abgetreten, 1842 zur Bundesfestung ersten Ranges bestimmt und der Bau der Befestigungen namentlich von dem preußischen General von Prittwitz geleitet. Vgl. Dietrich, Beschreibung der Stadt U., Ulm 1825; Jäger, U. im Mittelalter, Heilbronn 1831, 3 Hefte; Reichard, Geschichte der Kriege U.s, Ulm 1832; Fischer, Geschichte von U., das. 1863.

Ulme (Ulmus *L.*, Rüster), Pflanzengattung aus der Familie der Urticeen, charakterisirt durch die zwitterigen Blüthen, die glockige, 4—5-, auch 8zähnige Blüthenhülle, die 4, 5—12 Staubgefäße, die 2 Griffel und die durch Fehlschlagen einfächerige, linsenartige, gedrückte, mit netzigem Hautflügelrand umgebene Nuß, Bäume mit wechselständigen Blättern, abfälligen Nebenblättern und büschelförmigen Blüthen, die sich früher als die Blätter entwickeln, meist in Europa und Nordamerika einheimisch. Die Feldulme (U. campestris *L.*, Rüster, Feldrüster, Ilme) ist ein großer Baum, der über 100 Fuß Höhe erreicht, mit feinrissiger, schwärzlichbrauner Rinde und mächtigem, ausgebreitetem Wipfel, wechselständigen, zweizeiligen, kurz-gestielten, eirundlänglichen, am Grunde ungleichen, doppelt-gesägten Blättern und kleinen, beinahe sitzenden Blüthen in seitlichen Büscheln, in Wäldern der Ebenen und niedrigeren Gebirge des größten Theils von Europa. Die Rüster kommt fast in jedem Boden und in jeder Lage fort, wenn der Boden nicht zu feucht, oder nicht allzu trocken oder sandig ist und die Oberfläche aus etwas nahrhafter Erde besteht. In produktivem Boden geht die Vegetation sehr rasch voran, und die Bäume erreichen innerhalb 30 Jahren eine ansehnliche Stärke, während sie in magerem, felsigem oder sandigem Gelände meist strauchartig bleiben. Die Vermehrung geschieht durch Samen, häufig auch, zumal bei schlechtem Untergrunde, durch Wurzelausschläge. Man verpflanzt die Rüsterpflanzen, wenn sie 2—3 Fuß lang sind, in den Wald oder in die Baumschule, um Hochstämme zur Bepflanzung von Straßen oder auch zu Kopfholzanlagen zu erziehen. Zu Kopfholz auf Triften, Weiden und an Ufern können die Aeste alle 12 Jahre als Wellenholz gehauen werden. Das Holz der Rüster übertrifft als Brennholz das der Eiche. Unter allen Holzarten verträgt es den Wechsel von Nässe und Trockenheit am besten und ist daher zu Wehren, Wasserrädern, Wellen, Röhren und Pumpen, sowie zum Schiffbau sehr geeignet. Auch gibt es gute Pressen, Keltern, Naben, Felgen, Wagenleitern ꝛc. Das flammige und maserige Holz nimmt eine schöne Politur an und wird daher zu Möbeln verarbeitet, welche nicht von Würmern angebohrt werden. Die Rinde von 20—30jährigem Stangenholze gibt eine gute Lohe. Auch dient sie zum Färben und Zuckerklären. Aus der jungen, zähen Haut macht man Bast zu Flechtwerken. Das Laub ist frisch und getrocknet ein nahrhaftes Rind- und Schafviehfutter. Die innere Rinde, Cortex Ulmi interior, wird als zusammenziehendes und tonisches Mittel, vornehmlich gegen Schleimflüsse, Wechselfieber, äußerlich zu Aufschlägen auf schlecht heilende Wunden gebraucht. Der sonst ebenfalls gebräuchliche Ulmenbalsam ist eine bräunliche Substanz, die sich in den durch den Stich der Ulmenlaus (Aphis Ulmi) erzeugten Blattauswüchsen findet. Von Varietäten zeichnet sich die Korkulme (U. campestris suberosa *Moench*) durch die korkig-geflügelte Rinde der Aeste, U. hollandica durch sehr große Blätter, die sogenannte Silberrüster durch weißfleckige Blätter, die Pyramidenulme durch pyramidalen Wuchs, die Kammulme (U. campestris cristata) durch einseitig umgekehrte Blätter aus. Die ebenfalls bei uns wachsende langstielige U. (U. effusa *Willd.*, Flatterrüster, schwarze Rüster), mit langgestielten Blüthen und am Rande zottig-gewimperten Nüßchen, ist ein bis 100 Fuß und darüber hoher Baum, der fast durch ganz Europa untermischt mit voriger Art, doch mehr in den Gebirgen bis in die Voralpenthäler als im flachen Lande sich findet, hinsichtlich der Kultur und des Nutzens ganz mit der gemeinen U. übereinkommt und im gemeinen Leben gewöhnlich nicht von ihr unterschieden wird. Die rothe U. (U. fulva *Mich.*, U. rubra *Mich. fil.*), ein schöner Baum in den Wäldern Nordamerika's von Canada bis Virginien, mit blaßrosenrother Blüthenhülle, hat eine äußerst schleimige Rinde, die man auch in rohem Zustande genießen kann.

Ulmin, s. Humus.

Ulminsäure, Humussubstanz, welche ebensowie das Ulmin mehr Wasserstoff enthält, als erforderlich ist, um mit dem vorhandenen Sauerstoff Wasser zu bilden. Die Ulminsubstanzen finden sich nicht nur in vermoderten Pflanzenstoffen, sondern auch unter den braunen Körpern, welche durch Einwirkung von Salzsäure auf Zucker entstehen, und in manchen Rinden. Die U. ist braun und geht durch Einwirkung verdünnter Säuren in schwarze Huminsäure über.

Ulna (lat.), die Elle, der Ellenbogenknochen.

Ulphilas, s. v. a. Ulfilas.

Ulpianus, Domitius, berühmter römischer Rechtsgelehrter, geboren um 170 n. Chr. zu Tyrus, begann seine öffentliche Thätigkeit zu Rom unter Septimius Severus als Assessor erst eines Prätors, dann Papinians, bekleidete unter Alexander Severus, dessen Lehrer und Vormund er gewesen war, mehre hohe Aemter und ward 228 als Praefectus praetorio von den über seine Strenge erbitterten Prätorianern vor den Augen des Kaisers ermordet. Als Jurist nimmt U. den ersten Rang nach Papinian ein. Seine beiden Hauptwerke sind die dogmatischen Darstellungen des prätorischen Rechts („Ad edictum" in 83 Büchern) u. des Civilrechts („Ad Sabinum" in 51 Büchern). Sie bilden die Grundlage der Pandekten u. haben den dritten Theil des in denselben angesammelten Stoffes geliefert. Werthvoll ist auch die kleine Schrift „Tituli ex corpore Ulpiani", gewöhnlich

Digitized by Google

„Ulpiani fragmenta“ genannt, herausgegeben von Hugo (5. Aufl., Göttingen 1834) und von Böcking (Leipzig 1855). Ein Fragment von U.' Institutionen, welches 1835 in der wiener Hofbibliothek gefunden wurde, gab Endlicher (Wien 1835) heraus. Vgl. Schilling, Dissertatio de Ulpiano, Breslau 1824; Heimbach, Ueber U.s Fragmente, Leipzig 1834.

Ulricehamn, Landstadt in der schwedischen Landschaft Westergötland und Elfsborgslän, am See Åsunden, hieß früher Vogesund, erhielt aber 1741 nach der damaligen Königin den jetzigen Namen, hat über ganz Schweden und Norwegen sich erstreckenden Hausirhandel, Fabrikation von Baumwoll- und Wollzeuchen und 1136 Einw. Hier den 18. Januar 1520 Schlacht zwischen den Schweden und Dänen, in der der schwedische Reichsvorsteher Sten Sture der Jüngere tödtlich verwundet ward.

Ulrich, Herzog von Würtemberg, geboren 1487, Sohn des wahnsinnig gewordenen Grafen Heinrich IV., wurde bei seinem Vetter, dem Herzog Eberhard dem Bärtigen, erzogen und kam schon 1498 zur Regierung, die er 1503 selbstständig übernahm. Er nahm 1504 Theil am bayerisch-landshutischen Erbfolgekriege, vollstreckte im Verein mit Hessen die Acht gegen den Pfalzgrafen Philipp und erlangte im Frieden eine bedeutende Gebietsvergrößerung. Hierauf aber ergab sich U. den rauschendsten Vergnügungen, in denen er Ersatz für seine unglückliche Ehe mit der Prinzessin Sabine von Bayern, einer Schwestertochter des Kaisers, suchte, während er die Regierung treulosen Räthen überließ. Die schon zuvor beträchtlichen Schulden der Familie wuchsen bald bis zu einer Million Gulden heran; schwere Abgaben und unfruchtbare Jahre machten die Unterthanen unzufrieden, und so erhob sich 1514 der Aufstand des „armen Konrad“, den U. nur dadurch dämpfen konnte, daß er im tübinger Vertrage, worin das Land die Bezahlung der fürstlichen Schulden übernahm, dem Volke außerordentliche Rechte u. Freiheiten einräumte. Im Jahre 1515 ermordete der Herzog eigenhändig Hans von Hutten, den er in dem Verdacht allzu großer Vertraulichkeit mit seiner Gemahlin hatte, u. reizte dadurch auch den Kaiser und den Adel gegen sich auf. Nur mit Mühe entging er der Reichsacht. Als er sich aber, um die Ermordung eines Forstknechts zu rächen, der Stadt Reutlingen bemächtigte und sie seinem Herzogthum einverleibte, bewaffnete sich der ganze schwäbische Bund, zu dem die Reichsstadt Reutlingen gehörte, den Herzog von Bayern an der Spitze, vertrieb den Herzog aus seinem Lande und verkaufte dasselbe für den Ersatz der Kriegskosten an Kaiser Karl V., der 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg seinen Bruder Ferdinand damit belehnte. U. suchte vergeblich Hülfe bei Franz I. von Frankreich, sowie bei dem Landgrafen Philipp von Hessen, machte selbst mehre Versuche zur Eroberung seines Landes und bat den Kaiser wiederholt um rechtliche Entscheidung seiner Sache. Erst nachdem sich 1533 der schwäbische Bund aufgelöst und der junge Christoph von Würtemberg, U.s Sohn, sein väterliches Land zurückgefordert hatte, führte Philipp von Hessen den inzwischen zum Protestantismus übergetretenen Herzog an der Spitze von 24,000 Mann nach Würtemberg zurück, wo der Sieg bei Laufen am Neckar ihm sein Herzogthum wieder verschaffte, doch mußte U. dasselbe in dem am 29. Juni 1534 zu Kadau in Böhmen mit Ferdinand zu Stande gekommenen Vergleich als österreichisches Afterlehn anerkennen. Bald nachher führte U. in seinem Lande das Reformationswerk zu Ende. Als Mitglied des schmalkaldischen Bundes ließ er 1546 eine beträchtliche Truppenzahl zum Heere der Verbündeten an die Donau vorrücken; nach dem unglücklichen Ausgang des Kriegs ließ aber der Kaiser Würtemberg besetzen, und U. mußte nach dem Vertrage zu Heilbronn eine beträchtliche Summe zahlen, das Interim für das Herzogthum annehmen, die Reichsacht an den Bundeshäuptern vollziehen helfen und in Ulm vor dem Kaiser einen persönlichen Fußfall thun. Aber dieser Friede mit dem Kaiser schützte den Herzog nicht gegen eine Felonieklage, die König Ferdinand gegen ihn erhob. Es war vorauszusehen, daß U. den Prozeß und mit ihm das Herzogthum verlieren würde, und er war daher entschlossen, das Land an seinen Sohn Christoph abzutreten, als er unerwartet am 6. Nov. 1550 †. Vgl. Heyd, Herzog U. von Würtemberg, Tüb. 1841—43, 3 Bde.

Ulrici, Hermann, deutscher Philosoph und Aesthetiker, geboren den 23. März 1806 zu Pförten in der Niederlausitz, widmete sich zu Halle und zu Berlin dem Studium der Rechtswissenschaft, ward 1827 Auskultator zu Berlin, 1829 Referendar zu Frankfurt a. d. Oder, gab aber nach dem Tode seines Vaters Ende 1829 seine amtliche Stellung auf und widmete sich dem Studium der Geschichte, der Poesie und Kunst, sowie der Mythologie des Alterthums, als dessen erste Frucht die „Charakteristik der antiken Historiographie“ (Berlin 1833) erschien. Im Sommer 1833 habilitirte er sich zu Berlin, worauf er 1834 als außerordentlicher Professor nach Halle berufen wurde. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Geschichte der hellenischen Dichtkunst“ (Berl. 1835, 2 Bde.); „Ueber Shakspeare's dramatische Kunst und seine Verhältnisse zu Calderon und Goethe“ (Halle 1839; 2. Aufl., Leipzig 1847, 2 Bde.); „Geschichte und Charakteristik des shakspeare'schen Drama's“ (Leipzig 1846—47, 2 Bde.); „Ueber Princip und Methode der hegelschen Philosophie“ (Halle 1841); „Das Grundprincip der Philosophie“ (das. 1845 bis 1846, 2 Bde.); „System der Logik“ (das. 1852); „Das Madonnenideal“ (das. 1854); „Gott und die Natur“ (Leipzig 1862); eine Ausgabe von Shakspeare's „Romeo und Julie“ mit Anmerkungen (das. 1853).

Ulrike Eleonore, Königin von Schweden, Tochter Karls XI., geboren den 23. Januar 1688, stand während der Abwesenheit ihres Bruders, Karls XII., 1713 u. 1714 der Regierung vor, wurde 1715 mit dem Erbprinzen Friedrich, nachmaligem Landgrafen von Hessen-Kassel, vermählt, wußte nach dem Tode ihres Bruders Karl, 1718, durch Intriguen den Sohn ihrer älteren Schwester von der Thronfolge auszuschließen, indem sie der Alleinherrschaft entsagte, den Reichsständen das Recht der Königswahl zugestand und die von diesen entworfene neue Regierungsform unterzeichnete. Hierauf wurde sie den 21. Febr. 1719

Digitized by Google

zum „König“ von Schweden erwählt und den 17. März gekrönt, trat aber am 29. Febr. 1720 die Krone an ihren Gemahl ab. Sie † kinderlos an den Blattern zu Stockholm den 24. Nov. 1741.

Ulster, die nördlichste Provinz Irlands, grenzt im Süden an Leinster, im Südwesten an Connaught, wird im Westen und Norden vom atlantischen Ocean, im Osten von dem Nordkanal und der irischen See umgeben und hat einen Flächenraum von 402,68 geographischen QMeilen, wovon 108,5 auf unproduktives Berg- u. Moorland, 13,5 auf Binnenseen kommen. Die Küste ist vielfach zersplittert und hat zahlreiche, tief eingeschnittene, binnenseenähnliche Baien und Hafenbuchten, von denen Carlingfordlough, Dundrum- und Strangfordbai und Belfastlough im Osten, Foyle- u. Swillylough im Norden, Lochrusmoore und Donegalbai im Westen die bedeutendsten sind. Der östliche Theil der Nordküste ist durch die Basaltbildung des Riesendammes (s. Giants Causeway) gegen die Meeresbrandung geschützt. Die Küsten sind meist Niederungen oder flach gewellte Ebenen, das Innere hat mehre Gebirgszüge, die im Slieve Donnard, dem höchsten Berg Irlands, eine Höhe von 2788 Fuß erreichen. Außer zahlreichen kleineren enthält die Provinz die größten Binnenseen (Loughs) von Irland, den Neagh von 7,5 u. den Erne von 5,8 QMeilen. Aus dem ersten fließt der Ban oder Bann gegen Norden, aus dem letzteren der Erne gegen Westen in die Donegalbai; zwischen beiden der Foyle (auch Mourne oder Strule genannt) in den Foylelough. Die Bevölkerung der Provinz ist fortwährend im Abnehmen begriffen; sie betrug 1841: 2,410,725; 1851: 2,011,880 und 1861 nur noch 1,910,408 Einwohner. Die Hauptnahrungszweige bilden Viehzucht, Acker-, besonders Flachsbau, Fischerei, Schifffahrt und Leinweberei. An Eisenbahnen besitzt U. die Linien Omagh-Londonderry-Coleraine, Ballimena-Carrickfergus, Belfast-Dundall und mehre Zweigbahnen. Die Provinz zerfällt in die 9 Grafschaften: Down, Antrim, Londonderry, Donegal, Fermanagh, Cavan, Monaghan, Armagh und Tyrone mit 54 Baronien und 332 Kirchspielen. Die größten Städte sind Belfast und Londonderry.

Ult. (lat.), Abkürzung für ultimo, am letzten (Monatstage).

Ultimatum (v. Lat.), in der diplomatischen Sprache bei den Verhandlungen Zweier die Schlußerklärung des Einen, an welcher er unwiderruflich festzuhalten gesonnen ist. Die Verwerfung des U.s hat daher in der Regel den unmittelbaren Abbruch der diplomatischen Verhandlungen und unter Umständen die Ergreifung von Gewaltmaßregeln zur Erzwingung der gestellten Forderungen zur Folge.

Ultimus (lat.), der letzte, besonders in Schulen der letzte Schüler einer Klasse.

Ultra, lateinische Präposition, jenseit, darüber hinaus, bezeichnet Ueberschreitung des rechten Maßes, substantivisch gebraucht aber einen Menschen, welcher in Gesinnung und Handlung das von der Vernunft und den Umständen gebotene Maß in blinder Leidenschaft überschreitet. Namentlich nennt man Ultras in Frankreich und Deutschland die Anhänger aller politischen Extreme, wie Ultraroyalisten, Ultraliberale ꝛc. Die ganze Richtung wird durch das barbarisch gebildete Wort Ultraismus bezeichnet.

Ultramarin (Lasurblau, Azurblau), Farbstoff, welcher zuerst aus dem Lasurstein (s. d.) bereitet, jetzt aber künstlich dargestellt wird. Das natürliche U. enthält 34,8 Thonerde, 35,8 Kieselsäure, 23,2 Natron, 3,1 Schwefel und 3,1 kohlensauren Kalk und kann aus 43 Theilen Kaolin, 50 Theilen Glaubersalz und 11 Theilen Kohle gebildet werden. Erhitzt man diese Substanzen, so wird unter Entwickelung von Kohlenoxyd zuerst Schwefelnatrium gebildet, dann entsteht kieselsaures Natron, welches sich mit der kieselsauren Thonerde des Kaolins verbindet. Die freigewordene Schwefelsäure trifft mit freiem Schwefel aus dem Schwefelnatrium zusammen, aber wir wissen nicht, was nun weiter vorgeht und wie sich die wohl jedenfalls entstehende Oxydationsstufe des Schwefels mit den Kieselsäureverbindungen vereinigt. Zur Darstellung des U. im Großen hat man verschiedene Wege eingeschlagen, indem man das Schwefelnatrium aus Glaubersalz und Kohle oder aus Soda und Schwefel entstehen ließ. Nach der ersten Methode wird ein Gemisch von 100 Kaolin, 105 kalcinirtem Glaubersalz, 23 Kohle, 16 Soda und 20 Schwefel innig gemischt, ganz locker in Häfen gefüllt und bei heller Rothgluth gebrannt. Es entsteht eine schöne grasgrüne, schwach gesinterte Masse, welche geschroten und mit Wasser vollständig ausgewaschen wird. Nach dem Trocknen mahlt man sie, röstet das Pulver unter Zusatz von etwas Schwefel in eisernen Cylindern, um es höher zu oxydiren, erhitzt es dann in eisernen Kästen, um überschüssigen Schwefel zu entfernen, und wässert das erhaltene Blau abermals. Sodaultramarin mit wenig Schwefel wird aus 45 Kaolin, 47 Soda, 5 Glaubersalz, 5 Kohle und 20—35 Schwefel (je nachdem man hellere oder dunklere Nuancen erzielen will) bereitet. Diese Farben sind leichter als die Glaubersalzultramarine u. geben ein ganz reines, nur etwas ins Röthliche spielendes Blau, während die ersteren grünlich sind. Die Darstellung ist im Wesentlichen dieselbe, nur brennt und röstet man bei etwas niederer Temperatur. Die Sodaultramarine mit viel Schwefel (Fünffachschwefelnatrium) sind die specifisch leichtesten und widerstehen Säuren und Alaunlösungen länger als die andern Sorten (daher alaunhaltige). Man bereitet sie aus 100 gebranntem Kaolin, 90 Soda, 110 Schwefel, 6 Colophonium, 4 Kohle und 10 Gemenge aus Quarzsand und gebranntem Kaolin, brennt in Häfen bei noch niederer Temperatur als die zweite Sorte und röstet, ohne vorher zu wässern. Anstatt der Häfen wendet man in einigen Fabriken auch Flammöfen an. Alle Ultramarinsorten werden nach dem Rösten und Wässern naß feingemahlen und geschlämmt. Hierbei hat man es in der Gewalt, dunklere oder hellere Sorten zu erzeugen. Nach dem Trocknen wird das U. schließlich gesiebt u. wenn es von überschüssigem Schwefel noch trüb grünlich erscheint, in Schönhäfen gefüllt, gut zugedeckt und geröstet. Manche Ultramarinsorten werden mit Kaolin, Gyps oder Weizenmehl (die Blaukugeln) gemischt und kommen unter besondern Namen in den Handel.

Digitized by Google

U. ist bei gewöhnlicher Temperatur unveränderlich gegen Luft, Licht, Wasser, Schwefelwasserstoff und Kalkwasser, wird aber von Säuren unter Schwefelwasserstoffentwickelung zersetzt. In angehender Weißgluth schmilzt es unter Gewichtsverlust zu einem gelben Glase. Zur Vergleichung der Färbekraft zweier Sorten U. mischt man gleiche Theile derselben mit je 10 Theilen Gypspulver und prüft, welche Mischung die dunkelste ist. Die Beständigkeit gegen Alaun prüft man durch Behandeln einer Probe mit kalter gesättigter Alaunlösung. Je langsamer sich das U. hierbei zersetzt, um so besser ist es. Sorten, die nach viermaligem Umschütteln und sechsstündigem Stehen noch nicht anfangen, grau zu werden, sind vollkommen alaunhaltig. Zwischen den Fingernägeln darf U. nicht kratzen und wenn man es mit trocknem Finger auf glattem Papier ausstreicht, darf es beim Klopfen auf die Rückseite des Papiers nicht abstäuben. Die Anwendung des U. ist sehr mannichfaltig, man benutzt es zum Tünchen, in den Tapetenfabriken zur Herstellung der Satinpapiere, zum lithographischen Druck auf Papier, mit Eiweiß verdickt zum Zeuchdruck, auf Wolle, Baumwolle und Seide, zum Färben des Papiers in der Masse, zum Färben des Siegellacks, zum Bläuen der Wäsche und des Zuckers und in den Appretiranstalten. Dargestellt wird es nur in Deutschland (jährlich 42,000 Centner) und in geringerer Menge auch in Frankreich. Vergl. Fürstenau, Die Ultramarinfabrikation, Koburg 1864.

Ultramaringelb, s. v. a. Chromgelb.

Ultramaringrün, Farbstoff, welcher bei der Darstellung des Ultramarins zuerst entsteht und sich durch weiteres Erhitzen in Ultramarin verwandelt.

Ultramontanismus (v. Lat.), diejenige Auffassung des Katholicismus, welche dessen ganzen Schwerpunkt nach Rom, also jenseit der Berge (ultra montes), verlegen möchte; ultramontan ist somit das ganze Papalsystem, in sofern es das ganze Recht und die ganze Gewalt ausschließlich dem Papst beilegt.

Ultra posse nemo obligatur (lat.), alte Vernunft- und Rechtsregel, welche sagt, daß Niemand zu etwas verpflichtet, gezwungen werden kann, was er zu leisten nicht im Stande ist.

Ulutagh, Gebirgszug zwischen dem russisch-sibirischen Kirgisenlande und der Mongolei, wird vom Flusse Irtysch durchbrochen.

Ulvaceen (Ulveen), s. Algen.

Ulverston, Marktstadt in der englischen Grafschaft Lancaster, unweit der Mündung des Leven in die Morecambebai des irischen Meeres, durch eine Zweigbahn mit der Carlisle-Morecambebahn verbunden, hat 6 Kirchen, eine lateinische Schule, ein Theater, Fabrikation von Hüten, Baumwoll-, Leinen- und Seidenzeuchen, Handel mit Eisen und Schiefer und 6630 Einwohner.

Ulysses (Ulyxes), s. Odyssens.

Ulyssopolis, s. v. a. Lissabon.

Uman, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kiew, an der Umanka, einem Nebenfluß des Bug, ist gut gebaut, von Wällen und Promenaden umgeben, hat ein Schloß, 5 Kirchen, eine Synagoge, ein Kloster, eine Kreisschule, mehre Fabriken, Handel und 12,678 Einw. In der Nähe das prächtige, der gräflichen Familie Potocki gehörige Schloß Sofiowka mit schönem Park und Wasserfall.

Umbella (lat.), der Sonnenschirm; die Dolde, s. Pflanze.

Umbelliferen (Umbelliferae, Umbellatae, Doldengewächse), Pflanzengewächse mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Blüthen bilden meist zusammengesetzte, seltener einfache Dolden (s. d.). Die Dolden sowohl als die Döldchen sind an ihrem Ausstrahlungspunkt häufig von einer größeren und kleineren Zahl von Hochblättern (Hüllen und Hüllchen) umgeben. Die Blüthen sind im Allgemeinen regelmäßig, doch zeigt sich an ihnen nicht selten in sofern eine Unregelmäßigkeit, als die den Umkreis der Dolde bildenden, nach außen gerichteten Blumenkronenblätter sich stärker entwickelt haben als die nach innen gekehrten. Der Kelch ist mit dem Fruchtknoten verwachsen und krönt denselben entweder als ein unscheinbares, häutiges Rändchen, oder mit 5 kleinen Zähnen, mit denen dann 5 oberständige Blumenkronenblätter, sowie mit diesen 5 Staubgefäße abwechseln. Die charakteristischste Eigenthümlichkeit der U. zeigt aber der Fruchtknoten; derselbe besteht nämlich aus 2 einsamigen Fruchtblättern u. entwickelt sich zu einer Doppelachene, d. h. jedes Fruchtblatt bildet zunächst für sich eine einsamige Hautfrucht; beide aber sind wieder der Länge nach mit einander vereinigt und mit einer drüsigen Scheibe (Stempelpolster) gekrönt, aus der die beiden Griffel hervorragen. Erst zur Zeit der Reife trennen sich beide Stücke von unten nach oben und hängen dann als sogenannte Theilfrüchtchen an der Spitze eines gemeinsamen, oft 2spaltigen Mittelsäulchens (Fruchthalters). Die Fläche, mit der die beiden Theilfrüchtchen an einander liegen, heißt die Fugenfläche, die ihr entgegengesetzte, nach außen gewendete die Rückenfläche; letztere zeigt eine Anzahl von Längsrippen, meist 5, von denen die mittelste die Hauptrippe, die der Fugenfläche zunächst stehenden, manchmal auf dieselbe hinüberrückenden die Seitenrippen, die beiden übrigen die Mittelrippen heißen. Die Längsvertiefungen zwischen den Rippen werden Thälchen genannt. Sie enthalten unter der Fruchthaut meist Schläuche mit ätherischem Oel und sind oft wieder durch Nebenrippen getheilt. Samen- u. Fruchthaut sind stets mit einander verwachsen. Die verschiedene Gestaltung des Eiweißkörpers auf der Fugenfläche gibt das Princip ab für die Theilung der Familie in 3 Unterfamilien: 1) Geradsamige (Orthospermae), mit auf den Fugenflächen flachem oder konvexem Eiweiß, so daß Längs- oder Querschnitt des Samens gerade erscheinen; 2) Gekrümmtsamige (Campylospermae), mit am Rande eingebogenem Eiweiß, so daß es auf dem Querschnitt konkav-konvex, auf dem Längsschnitt gerade erscheint; 3) Hohlsamige (Coelospermae), mit auf Längs- und Querschnitt gebogen erscheinendem Eiweiß. Die U. sind hauptsächlich in der nördlichen gemäßigten Zone, namentlich im Orient verbreitet. Neben dem ätherischen Oel, das sich nicht nur in den erwähnten Schläuchen der Früchte, sondern auch in anderen Theilen der Pflanzen findet, enthalten

Digitized by Google

manche einen eigenthümlichen Bitterstoff oder Gummiharze, auch scharfe und narkotische Stoffe (Conium), die sie zu Arznei- und Giftpflanzen machen. Es sind auch einige Nahrungspflanzen (Pastinaca, Daucus, Apium) darunter.

Umbilicus (lat.), Nabel; Mittelpunkt.

Umbra (lat.), Schatten.

Umbra, wasserhaltiges, kieselsaures Eisenoxyd, mit kieselsaurem Manganoxyd und etwas Thonerde, ist derb, mit flachmuscheligem Bruch, mild, leberbraun bis kastanienbraun, im Strich etwas glänzend, fühlt sich mager an und klebt an der Zunge. Man benutzt U. als nicht giftige, sehr haltbare Oel- und Wasserfarbe, mischt sie aber meist mit andern Farben, da sie nur wenig deckt. Durch Brennen wird sie röthlich, lebhafter und wärmer gefärbt. Die beste U. kommt von Cypern.

Umbreit, Friedrich Wilhelm Karl, namhafter Theolog, geboren am 11. April 1795 zu Sonneborn bei Gotha, studirte zu Göttingen, ward 1818 daselbst Docent der orientalischen Sprachen, 1820 Professor der Philosophie in Heidelberg, wo er 1828 mit Ullmann die „Theologischen Studien und Kritiken" begründete, trat 1829 in die theologische Fakultät ein und † den 26. April 1860. Als Theolog gehörte er der vermittelnden Richtung an. Er veröffentlichte unter Anderem: „Coheleth scepticus de summo bono" (Göttingen 1819), „Lied der Liebe" (Uebersetzung des Hohen Liedes, Heidelberg 1820, 2. Aufl. 1828), „Uebersetzung und Auslegung des Buches Hiob" (Heidelb. 1824; 2. Aufl., das. 1832), „Philologisch-kritischer und philosophischer Kommentar über die Sprüche Salomo's" (das. 1826), „Uebersetzung und Erklärung auserlesener Psalmen" (Hamburg 1835), „De veteris testamenti prophetis, clarissimis antiquissimi temporis oratoribus" (Heidelberg 1834), „Grundtöne des Alten Testaments" (das. 1843), „Praktischer Kommentar über die Propheten des Alten Testaments" (Hamb. 1841—46, 4 Bde.), „Neue Poesie aus dem Alten Testament" (das. 1847), „Die Sünde. Beitrag zur Theologie des Alten Testaments" (Hamburg und Gotha 1853), „Der Römerbrief aus dem Alten Testament ausgelegt" (Gotha 1856).

Umbri, altitalisches, in früherer Zeit sehr mächtiges und verbreitetes Volk, deren Land, Umbria, seit Augustus die sechste Region Italiens bildend, seinen Namen daher haben soll, daß von den dortigen Gebirgen aus von bedeutenden Regengüssen begleitete Gewitter sich über ganz Italien verbreiteten. Im Norden bildete der Rubico Umbriens Grenze gegen Gallia cisalpina, im Westen der Tiberis gegen Etrurien, im Süden der Nar gegen das Land der Sabiner und der Aesis gegen Picenum, im Osten grenzte es an das adriatische Meer. Der Mons Apenninus, welcher die Landschaft in ihrer ganzen Länge durchzog und sie in Umbria cisapennina und transapennina schied, machte dieselbe in ihrem westlicheren Theil gebirgig. Bewässert wurde Umbrien vom Tiberis mit seinen östlichen Nebenflüssen, sowie von den in das adriatische Meer mündenden Küstenflüssen Rubico, Ariminus, Crustumium, Pisaurus, Metaurus und Sena. Die U. waren lange Zeit das herrschende Volk in Mittelitalien, wurden aber später von den Tyrrhenern aus ihren Wohnsitzen jenseit des Apenninus und Tiberis verdrängt und selbst in den ihnen gebliebenen Besitzungen zwischen dem Apenninus, Tiberis und dem Meere wenigstens eine Zeitlang durch die sennonischen Gallier beschränkt. Später (308) wurden sie der römischen Herrschaft unterworfen. Im Bundesgenossenkriege standen auch die U. auf, legten aber schon im ersten Jahre desselben (90 v. Chr.) die Waffen nieder und nahmen das durch die Lex Julia dargebotene römische Bürgerrecht an. Von der Sprache der Umbrer, die mehr Aehnlichkeit mit der lateinischen als mit der etruskischen hat, besitzen wir noch ein Denkmal in den eugubinischen Tafeln (s. d.). Vergl. Grotefend, Rudimenta linguae umbricae, Hann. 1835; Aufrecht und Kirchhoff, Die umbrischen Sprachdenkmäler, Berlin 1851, 2 Bde. Unter den zahlreichen Städten Umbriens nennen wir: im westlichen Theile Iguvium oder Eugubium, Asisium, Fulginium, Nuceria, Camers oder Camerinum, Spoletium, Tuder, Ameria, Interamna am Nar, Narnia und Ocriculi; im östlichen Theile Sarsina, Sestinum, Urbinum Hortense, Urbinum Metaurense, Sentinum; am Meere lagen Ariminum, Pisaurum, Fanum Fortunae und das gallische Sena.

Umbriatico, Stadt in der italienischen Provinz Catanzaro (ehemaligen neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II), am Silagebirge, ist Bischofssitz und hat 4000 Einw.

Umdrehung (Umwälzung, Rotation), diejenige Bewegung eines Körpers, bei welcher alle Theile desselbe um eine in Ruhe bleibende gerade Linie Kreise beschreiben, deren Mittelpunkte in derselben geraden Linie liegen. Die ruhende gerade Linie, um welche die Bewegung Statt findet, ist die Rotations- oder Drehungsaxe, die zwei Punkte, in welchen diese Axe die Oberfläche des Körpers trifft, sind die beiden Pole der Rotation; die Kreise aber, welche die in Bewegung befindlichen Theile des Körpers um die Axe beschreiben, heißen Parallelkreise, weil sie alle auf der Rotationsaxe senkrecht stehen und folglich unter sich parallel sind. Vgl. Erde, Sonne, Planeten.

Umeå, Hauptstadt des gleichnamigen schwedischen Län in Norrland (s. Westerbotten), Stapelstadt, $1^1/_8$ schwedische Meilen von der Mündung der Umeälf in den bottnischen Meerbusen, wo der vortreffliche Hafen Holmsund liegt, hat ansehnlichen Handel mit Waldprodukten, Butter, Fleisch, Geflügel und Eisen und 1950 Einw. Die Umeälf ist in ihrem Oberlauf, wo sie sich zu mehren Seen erweitert, auf einer Strecke von 34 Meilen für kleinere Fahrzeuge schiffbar, bildet mehre Wasserfälle (Fällfor) und mündet nach 55 Meilen langem Lauf in den bottnischen Meerbusen. Unter ihren Nebenflüssen (links) ist die Vindelelf mit der Laiself ebenso lang und wasserreich wie der Hauptfluß. Umeå-Lappmark oder Lycksele-Lappmark heißt der an der Umeälf gelegene Theil der schwedischen Lappmarken zwischen Piteå- und Åsele-Lappmark.

Umeå-Lappmark, s. Westerbotten.

Umgehung (Tournirung), jede gegen die Flanken oder den Rücken des Feindes gerichtete Unternehmung, welche entweder einen umfassenden Angriff (s. d.) vorbereiten, oder den Feind

Digitized by Google

von seinen Verbindungen und Rückzugslinien abschneiden, oder diese bedrohen und ihn dadurch in seinen Bewegungen stören und aufhalten, oder selbst zum Rückzug veranlassen soll. Zu erfolgreicher U. gehört eine hinreichend starke Macht, so daß man die Fronte des Feindes gleichzeitig festzuhalten vermag. Auch darf die Flanke des Feindes nicht durch besondere Terrainhindernisse gedeckt sein. Da man aber bei der U. sich selbst schwächt und eine Flanke preisgibt, so ist dieses Manöver bei vielen Meistern der Kriegskunst in Mißkredit gekommen. Man unterscheidet strategische und taktische U.en, von denen jene gegen die Verbindungslinien des Feindes, diese unmittelbar gegen seine Truppen gerichtet sind, sowie einfache und doppelte, je nachdem sie von einer Seite oder zwei Seiten geschehen.

Uminski, Jan Nepomucen, polnischer General, geboren 1780 im Großherzogthum Posen, focht schon 1794 bei der dombrowski'schen Division im Befreiungskampf Kosciuszko's mit, bildete 1806 zu Warschau eine Ehrengarde für Napoleon I. und ward bei der ersten Formirung der damaligen polnischen Armee zum Lieutenant bei einem Ulanenregiment ernannt. An der Spitze einer Reiterschaar focht er vor Danzig und Dirschau (Tczewo), fiel aber bei letzterer Stadt verwundet in die Hände der Preußen. Ein Kriegsgericht verurtheilte ihn zum Tode; allein Napoleons Erklärung, daß das Leben des gefangenen Prinzen August von Preußen für das U.'s haften werde, verhinderte die Vollziehung des Urtheils. Wieder frei, befehligte er im Krieg gegen Oesterreich (1809) die Vorhut des Generals Dombrowski und errichtete Ende 1809 das 10. polnische Husarenregiment, welches er 1812 als Oberst in Rußland befehligte. Hier zeichnete er sich, der Reiterdivision des Generals Montbrun zugetheilt, besonders bei Mosaisk aus und eröffnete den Einzug der großen Armee in Moskau. Auf dem Rückzug rettete er dem kranken Fürsten Poniatowski das Leben, errichtete Ende 1812, zum Brigadegeneral befördert, das Reiterregiment Krakusen und stieß mit demselben zum Corps des Fürsten Poniatowski. Während des Feldzugs in Sachsen (1813) führte er meist wieder den Vortrab und ward bei Leipzig verwundet. Wegen seiner Theilnahme an der Stiftung des patriotischen Bundes der Sensenträger (kossiniery) Anfangs 1826 zu sechsjähriger Festungsstrafe in Glogau verurtheilt, entfloh er beim Ausbruch der polnischen Revolution im Febr. 1831 aus der Festung und ward von der Insurrektionsarmee sofort als Divisionsgeneral angestellt. In der Schlacht von Grochow am 25. Februar entriß er dem russischen Feldherrn Diebitsch den Sieg. Ebenso erwarb er sich an der Narew (im März), bei Pultusk, am Liwiec (9 u. 10. April), bei Kaluszyn (im Mai) und beim Sturm auf Warschau (am 6. und 7. Sept.) hohen Ruhm. Die ihm von der Regierung und dem Landtage nach Rybinski's Absetzung angebotene Diktatur lehnte er ab. Nach dem Fall Polens von Preußen und Rußland geächtet und in Posen als Deserteur im Bilde gehängt, flüchtete er nach Frankreich. Später lebte er in London und dann zu Wiesbaden, wo er im Juni 1851 †. Er gab außer mehren polnischen Schriften über die Revolution ein „Récit des évènements militaires de la bataille d'Ostrolenka" (Paris 1832) heraus.

Umkehrung, in der Musik die Versetzung der Töne eines Intervalls, so daß der höhere Ton zum tiefern, der tiefere zum höhern wird. Durch dies Verfahren entsteht aus der Prime die Oktave, aus der Sekunde, Terz, Quarte ꝛc. die Septime, Sexte, Quinte ꝛc. Auf die U. der Intervalle gründet sich die U. melodischer Sätze beim doppelten Kontrapunkt, welche darin besteht, daß dieselbe Melodie in eine andere Stimme erhöht oder vertieft, mithin bald als obere, bald als untere Stimme vorkommt. In der Logik versteht man unter U. diejenige Veränderung, welche mit einem logischen Satze vorgeht, wenn der Subjektbegriff zum Prädikatbegriff und umgekehrt gemacht wird. Man unterscheidet drei Arten der U. Bei der reinen oder einfachen U. bleiben Qualität und Quantität unverändert, z. B. wie man sagen kann „Kein Mensch ist ein Gott", so kann man auch sagen „Kein Gott ist ein Mensch". Eine zufällige U. findet Statt, wenn die Quantität verändert wird, was bei den meisten allgemein bejahenden Urtheilen geschehen muß, wenn sie nach der U. wahr bleiben sollen. Der Satz „Alle Menschen sind organische Wesen" würde falsch werden, wenn man ihn rein umkehren u. sagen wollte „Alle organische Wesen sind Menschen". Es muß also hier die Quantität verändert werden („Einige organische Wesen sind Menschen"). Bei der entgegensetzenden U. wird die Qualität verändert, was bei allgemein bejahenden Urtheilen geschehen muß, wenn ihre Quantität nicht vermindert werden soll. Das Urtheil „Alle Menschen sind organische Wesen" würde dann lauten „Kein unorganisches Wesen ist ein Mensch". Die durch U. entstehenden unmittelbaren Schlüsse heißen Umkehrungsschlüsse.

Umlage, Steuer, welche in einem Gemeinwesen zur Deckung einer außerordentlichen, aus den gewöhnlichen Einkünften nicht bestreitbaren Ausgabe durch Repartirung der Summe auf die einzelnen Mitglieder erhoben wird.

Umlauf am Finger, s. Fingerentzündung.

Umlaut, eine den germanischen Sprachen, mit Ausnahme der gothischen, eigenthümliche Trübung der reinen dunkeln Grundlaute a und u und der aus beiden entstandenen Mischlaute au und o, welche aber nur die Qualität, nicht zugleich auch die Quantität derselben verändert, nur in Wurzelsilben vorkommt und ursprünglich durch die Einwirkung eines in der folgenden Flexions- oder Ableitungssilbe enthaltenen i oder u hervorgerufen worden ist. Der althochdeutsche U. des a war e, und dies e hat sich auch in Wörtern, wo die Erinnerung an das ursprüngliche a nicht mehr lebendig geblieben war, erhalten, so halit, helit, Held. Sonst trat seit dem 12. und 13. Jahrhundert ä als U. des a ein und mit ihm äu; erst nach dem ä entstand das ü und zuletzt das ö, weil auch o erst durch Brechung aus au hervorging. Am vollständigsten bildete sich der U. im Mittelhochdeutschen aus, indem man hier Länge und Kürze besonders bezeichnete, nämlich die aus dem kurzen a, o, u hervorgegangenen U.e mit ä, ö, ü, die aus dem langen â, ô, û entstandenen mit ae, oe, ue. Das Neuhochdeutsche macht diesen Unter-

Digitized by Google

schied nicht, sondern hat für die kurzen und langen U.e dieselben Zeichen und fügt denselben nur da ein Dehnungszeichen (h) hinzu, wo auch die Grundvokale mit einem solchen versehen sind. Uebrigens hat der U. im Neuhochdeutschen dadurch eine besondere Wichtigkeit erhalten, daß er in der starken Flexion zum flexivischen Princip geworden ist, während ihn die schwache nicht hat. In der Wortbildung ist es im Neuhochdeutschen oft schwierig zu bestimmen, ob der U. stehen muß, weil dasselbe, wie erwähnt, das i oft geschwächt oder abgeworfen hat und später ein unorganisches i statt des althochdeutschen a eingedrungen ist, was den U. nie erzeugt; daher: müßig von Muße, weil althochdeutsch muosic, aber durstig von Durst, weil althochdeutsch durstac. Oft ist auch der U. falsch eingetreten, was durch schwankende Aussprache und Unterscheidungssucht veranlaßt worden ist.

Ummanz, Insel in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stralsund, westlich von Rügen und durch eine schmale Landenge davon getrennt, ist $^3/_4$ Meile lang und $^1/_2$ Meile breit und hat in 2 kleinen Dörfern 160 Einw., welche sich mit Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Jagd auf Seevögel beschäftigen.

Ummerstadt, Stadt im sachsen-meiningischen Verwaltungsamtsbezirk Hildburghausen, an der Rodach, hat starke Töpferei, Gerberei, Brauerei und 831 Einwohner. In der Nähe wird vorzüglicher Thon gegraben.

Umnack, eine der Fuchsinseln an der russischen Nordwestküste von Nordamerika, westlich von Unalaschka, 17 Meilen lang, $4^1/_2$ Meilen breit, ist vulkanisch u. voll heißer Quellen u. wird von Aleuten bewohnt, die den Russen tributpflichtig sind.

Umriß, die bloß in den äußersten Grenzlinien angedeutete Gestalt einer Figur; daher die erste Anlage einer nachher weiter auszuführenden Zeichnung, s. Kontur.

Umschattige, s. Periscii.

Umschreibung, Darstellung einer Schriftstelle durch andere Worte, entspricht, je nachdem sie eine Begriffsumschreibung oder eine Wortumschreibung oder eine Formumschreibung ist, den Wörtern Periphrase, Paraphrase u. Metaphrase (s. d.).

Umstadt (Groß-U.), Stadt in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg, Kreis Dieburg, an einem Nebenflüßchen der Gersprenz und an den nördlichen Vorhöhen des Odenwaldes, Sitz eines Landgerichts, hat eine lutherische und eine reformirte Kirche, ein katholisches Bethaus, mehre schöne Schlösser, ein Hospital, viele Mühlen, Kalk- und Ziegelbrennerei und 2741 Einwohner.

Umstandswort, s. Adverbium.

Unalaschka (Agun Alaschka), die größte der Fuchsinseln an der russischen Nordwestküste von Nordamerika, 21 Meilen lang, bis zu 7 Meilen breit, ist gebirgig, hat zerrissene Küsten mit guten Hafenbuchten, mehre Süßwasserteiche und warme Quellen, viel Pelzwild, Vögel, Fische, eßbare Beeren, aber wenig Holz. Sie wird von ungefähr 1500 Aleuten bewohnt, deren Hauptbeschäftigung Fischerei und Fang von Pelzthieren, Seehunden ꝛc. bildet. Der Hauptort ist Illuluk (Ollulut) mit Hafen, Verwaltungskontor der russischen Pelzkompagnie, Kirche, Schule, Waisenhaus und Hospital.

Unam sanctam (lat.), s. Bulle.

Unbefleckte Empfängniß, s. Marienfeste.

Unbekannte Größen, in der Algebra die gewöhnliche Bezeichnung derjenigen Größen, welche aus den gegebenen Größen, durch Auflösung der aus der Aufgabe sich ergebenden Gleichungen, bestimmt werden sollen. Man bezeichnet die u.n G. gewöhnlich mit den letzten Buchstaben des Alphabets, x, y, z, wogegen die gegebenen Größen gewöhnlich durch die ersten, a, b, c, d, ausgedrückt werden.

Unbenannte Zahl (abstrakte Zahl), der abstrakte Begriff einer bestimmten Vielheit, ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit der einzelnen diese Vielheit konstituirenden Einheiten. Entgegen steht die benannte oder konkrete Zahl, d. h. eine Größe, welche durch eine Maßeinheit gemessen und nun als ein Vielfaches dieser Maßeinheit ausgedrückt ist.

Unbesonnenheit, Eigenschaft Dessen, dem bei seinem Reden und Handeln das klare Bewußtsein dessen fehlt, was er thut, und der namentlich nicht die Folgen seiner Reden und Handlungen erwägt, ehe er redet und handelt, das Gegentheil von Besonnenheit.

Unbeständigkeit, Gegensatz der Beständigkeit, Eigenschaft eines Charakters, dem es an Festigkeit in seinen Ueberzeugungen und Entschließungen fehlt. Wie aus der Beständigkeit die Beharrlichkeit hervorgeht, so aus der U. der Wankelmuth. Eine auf leichtem Sinne beruhende U. heißt Flatterhaftigkeit.

Unbestrichener Raum, s. Todter Winkel.

Uncaria *Roxb.* (Gambirstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, charakterisirt durch den röhrig-krugförmigen, 5spaltigen Kelch, die trichterförmige Blumenkrone mit verlängerter Röhre und 5spaltigem Saum und die gestielte, keulenförmige, am Grunde verdünnte Kapsel, kletternde Sträucher, meist in Ostindien. Von U. Gambir *Roxb.*, Nauclea Gambir *Hunt.*, einem Kletterstrauch mit oval-lanzettförmigen Blättern und fleischfarbenen Blumen, wurde der eingedickte Saft früher für eine Kinosorte gehalten u. kam als Katechu (Bastardkatechu) in den Handel, wie er auch als solches wegen seiner adstringirenden Wirkung arzneilich verwendet wird. Es liefert auch Färbmaterial und soll besonders zum Färben der Nankingstoffe dienen. U. acida *Roxb.* ist ein kriechender Strauch in Ostindien, mit langen Ranken und langröhrigen, weißlichen, jasminähnlichen, wohlriechenden Blüthen. Die Blätter werden statt Pinang gekaut und färben roth. Das Mark ist so wässerig, daß man auf Reisen die Stengel abschneidet, um den Durst zu löschen.

Uncia (lat.), der 12. Theil des As, s. As; Apothekergewicht und Maß für Flüssigkeiten, s. Unze.

Uncialbuchstaben (v. Lat.), eigentlich Buchstaben von der Höhe eines Zolls (uncia), häufig aber auch von größerer Höhe, hauptsächlich zu Inschriften angewendet. Die Uncialschrift ist eigentlich nur eine verjüngte, mehr zur Rundung gebrachte Kapitalschrift oder ursprünglich römische Schrift, daher auch die Namen U. und Kapitalbuchstaben häufig verwechselt werden. Die

Digitized by Google

kleineren Buchstaben der Uncialform (literae minutae) unterscheiden sich von den größeren (literae majusculae) nicht nur durch Kleinheit, sondern auch dadurch, daß sie sich an den folgenden Buchstaben anlehnen.

Uncle Sam (engl.), scherzhafte Bezeichnung der Nordamerikaner, entstanden aus dem officiellen U. S. Am., abbrevirt von United States of America.

Unda (lat.), die Welle, an Orgeln dritte offene Flötenstimme; Undation, Wellenschlag, wellenförmiger Herzschlag.

Undinen (Undenen, v. Lat.), im System der Paracelsisten die Elementargeister des Wassers, vermählen sich unter allen Elementargeistern am liebsten mit Menschen, und die Undine, welche aus solcher Ehe ein Kind gebiert, erhält mit dem Kinde zugleich eine Seele. Die Undinensagen sind vielfach dichterisch behandelt worden. Zu den U. werden gerechnet die Gattin des Staufenberger und die Melusine. Bekannt ist Fouqué's anmuthige Erzählung „Undine" und Lortzings Oper.

Undsee (Undosero), See im europäisch-russischen Gouvernement Olonetz, Kreis Pudosh, hat 1½ QMeilen Flächenraum und verliert in manchen Jahren sein Wasser durch unterirdische Abflüsse fast gänzlich.

Undulation (v. Lat.), s. v. a. Wellenbewegung, s. Welle.

Undurchdringlichkeit, diejenige Eigenschaft aller physischen Körper, vermöge der sie einen Raum so ausfüllen, daß in demselben zu gleicher Zeit kein anderer sein kann. Auf derselben beruht der Unterschied zwischen einem mathematischen u. einem physischen Körper, die Sperrkraft der Materie und unter anderen Vorrichtungen auch die Taucherglocke.

Undurchsichtigkeit, s. Durchsichtigkeit.

Uneheliche Kinder, diejenigen Kinder, welche in einem Geschlechtsverhältniß, welches die Weihe der Ehe nicht empfangen hat, erzeugt sind, unterscheiden sich dadurch hauptsächlich von den ehelichen, daß sie nach römischem Recht keinen Vater und keine väterlichen Ascendenten haben, weshalb sie als Homines sui juris geboren werden, u. zwar in Kognations-, nicht aber in Agnationsverhältnissen stehen können. Die unehelich Geborenen folgen dem Rang, Stand und Forum der Mutter und führen auch deren Namen; mehre u. K. Einer Mutter stehen unter sich nur in dem Verhältniß der Uterini (s. d.). Die neuere Partikulargesetzgebung hat ihnen in den meisten Ländern das Recht beigelegt, von dem natürlichen Vater den unentbehrlichen Unterhalt (s. Alimente) zu fordern; nur das französische Recht schneidet ihnen dies mit dem Satze ab: Toute recherche de paternité est interdite. Das deutsche Recht betrachtete die u.n K. als mit einer sogenannten levis notae macula behaftet, d. h. sie unterlagen der „Anrüchigkeit", in soweit sie unfähig gehalten wurden zum Eintritt in Zünfte, zur Ordination und zum Lehnserwerb (s. Lehnwesen). Doch konnte dieser Makel durch wirkliche und unvollkommene Legitimation (legitimatio ad honores) gehoben werden. Jetzt ist diese Legitimation unnöthig geworden, weil den unehelich Gebornen ohnehin alle bürgerlichen Rechte zustehen.

Unendlich, Prädikat eines Dinges, das entweder in Ansehung seiner Ausdehnung (räumlich oder extensiv), oder in Ansehung seiner Dauer (zeitlich oder protensiv), oder in Ansehung seiner Wirksamkeit (dynamisch oder intensiv) keine Schranke hat. Ist eine Größe so beschaffen, daß ihr noch immer etwas hinzu, oder so, daß von ihr immer etwas hinweg gedacht werden muß, so entsteht das Unendlichgroße (∞) u. das Unendlichkleine (0) der Mathematik; jenes ist das immer noch im Wachsen, dieses das im Verschwinden Begriffene. Die Rechnung mit unendlich kleinen Größen ist ein wichtiger Theil der höheren Analysis. Die wichtigste Erfindung, zu welcher die Idee des U.en geführt hat, ist die Differentialrechnung (s. d.). Die absolute Unendlichkeit kann vom Endlichen nicht erfaßt oder durch allmählige Synthese konstruirt, also auch das eigentliche Verhältniß des Endlichen zum U.en nicht bestimmt werden.

Unentschiedenheit, der Gemüthszustand, in welchem man sich nicht entscheiden, d. h. entweder theoretisch kein bestimmtes Urtheil fällen, oder praktisch keinen bestimmten Entschluß fassen kann.

Unfehlbarkeit, Dogma der katholischen Kirche, wonach dieselbe an sich und in ihrem höchsten Organ, dem Papst, in Glaubenssachen nicht irren könne, wird von der protestantischen Kirche verworfen.

Unfruchtbarkeit (sterilitas), die bei beiden Geschlechtern, vornehmlich aber beim Weibe vorkommende Unfähigkeit Kinder zu zeugen. Hauptursache der U. bei männlichen Individuen ist eine unvollkommene oder krankhafte Beschaffenheit des Samens, welche durch zu jugendliches oder zu hohes Alter, schwächliche Körperkonstitution, Erschöpfung der Lebenskräfte, langwierige Krankheiten ꝛc. bedingt sein kann. Beim weiblichen Geschlechte sind die Ursachen theils allgemeine, theils örtliche. Zu ersteren gehören die psychischen: Haß, Abneigung, Widerwillen gegen den Mann, sodann die physischen, wie allzu große Empfindlichkeit oder Unempfindlichkeit der Nerven, fehlender Monatsfluß wegen zu jugendlichen oder zu hohen Alters, oder wegen allgemeinen Krankheitszustandes. Die örtlichen Ursachen sind Verwachsungen des Muttermundes und andere Bildungsfehler desselben, Polypen, Scirrhus, Krebs, Entzündung, Wind- und Wassergeschwulst der Gebärmutter, Verwachsung der inneren Wände derselben, Mangel oder Verschlossensein der fallopischen Röhren, Mangel oder organische Fehler der Eierstöcke, gänzlicher Mangel des Uterus, schiefe Richtung und Zurückbeugung desselben, Speckgeschwülste und andere organische Fehler, wodurch der Uterus zusammengedrückt und dessen Funktion gehemmt wird, endlich örtliche Unthätigkeit und Lähmung des innern Genitalsystems ꝛc. Manche dieser Ursachen der U. sind vorübergehend und heilbar, andere bleibend und unheilbar, was namentlich in gerichtlich-medicinischer Beziehung von Wichtigkeit ist.

Unfundirte Schuld, solche Staatspapiere, welche nicht auf ein bestimmtes Einkommen angewiesen sind und folglich keine andere Sicherheit haben als den Kredit des sie ausgebenden Staates. Dergleichen werden nur temporär zu laufenden Ausgaben verwendet und verhältnißmäßig bald wieder eingezogen.

Digitized by Google

Ungarisch-Brod, Stadt im österreichisch-mährischen Kreis Hradisch, an der Olsawa, mit Mauern und Graben umgeben, hat einen Dominikanerkonvent, 2 Kirchen, ein fürstlich kaunitzsches Schloß und 3200 Einwohner.

Ungarische Sprache und Literatur. Die Sprache der Magyaren, von allen europäischen Sprachen, mit Ausnahme der finnischen, ihrer äußeren und inneren Form nach ganz verschieden, ist die jüngste der aus Asien herübergewanderten Sprachen und hat die Züge ihres asiatischen Ursprungs am treuesten bewahrt. Nach den neuesten Forschungen bildet das Magyarische mit dem Wogulischen einen Zweig der ugrischen Gruppe der finnischen Sprachfamilie. Bis auf die neueste Zeit ward darüber gestritten, ob die ungarische Sprache mit der lappländischen und finnischen, wie Rudbeck, Eccard, Sajnovits, Gatterer, Schlözer, Büsching, Hagen und namentlich Gyarmathi darzuthun suchten, verwandt sei, oder ob sie den sogenannten orientalischen Sprachen, wie Otrokótsi, Oertel, Kalmár, Verséghi u. vorzüglich Beregszaszi wollten, zuzugesellen sei. Ihren Wohllaut verdankt sie dem bestimmten Gesetze der Vokalenfolge, welches sie mit der finnischen Sprache theilt, dem schönen Verhältnisse der Vokale und Konsonanten, der genauen Nuancirung und Artikulirung, welche jede Silbe fordert, der konsequenten Tonmessung, durch welche sie den alten klassischen Sprachen näher gerückt wird als alle unsere westeuropäischen Sprachen. Durch lebendige Fülle der Wortformen und Fügungen gewinnt sie an Energie; durch die nur mit dem Sanskrit zu vergleichende Regelmäßigkeit ihrer Flexionen und Verbindungen entsteht die größte Deutlichkeit und Bestimmtheit; namentlich zeigt sich in ihr der in den Denkgesetzen begründete Unterschied zwischen den absoluten und relativen Formen der Wörter durch alle Deklinationen und Konjugationen mit der größten Schärfe ausgeprägt; in der Eigenthümlichkeit ihrer reinen Wurzelwörter beruht ihre Originalität, und durch die unendliche Bildsamkeit, welche aus diesen Wurzeln Stämme emportreibt, erhält sie einen innern Reichthum, durch den sie fast alle Sprachen übertrifft. Weit beschränkter ist dagegen der äußere Reichthum der Sprache, theils deshalb, weil neben ihr noch zu viele andere Sprachen im Lande sich geltend machen, theils und vorzüglich, weil sie viele Jahrhundert hindurch aus den Geschäftsverhandlungen der Behörden, aus Kirche und Schule durch das Lateinische, aus der gebildeten Konversation durch das Französische und Deutsche verdrängt war. Indessen gewann sie doch oft Gelegenheit, sich weiter zu entwickeln und zu verbreiten, theils durch die Höfe ungarischer Könige und Magnaten, insbesondere durch die der siebenbürgischen Fürsten, wo sie in der That am meisten sich ausbildete, theils durch die freie Verfassung des Landes, welche wenigstens auf den Komitatsversammlungen und Reichstagen den öffentlichen Gebrauch der Sprache nicht unterdrücken ließ, theils durch die zur Zeit der Reformation hervorgerufenen theologischen Streitfragen, welche sowohl in Kirchen und Schulen, als in Druckschriften meist in der ungarischen Sprache verhandelt wurden, theils durch das energische Widerstreben gegen die Einführung der deutschen Sprache als Geschäftssprache unter Joseph II. Einen höhern Aufschwung nahm die ungarische Sprache seit des letzteren Tode, und als Trägerin einer kräftigen Nationalliteratur strebt sie jetzt dem Ziele wahrer Nationalveredelung unabläßig entgegen. Die ungarische Sprache unterscheidet die einfachen Vokale von den ruhenden: jene (a, e, i, o, ö, u und ü) werden scharf ausgesprochen ohne Rücksicht auf ihre Länge oder Kürze; diese, mit einem Striche bezeichnet (á, é, í, ó, ő, ú, ü), stets gedehnt und im Sprechen sehr genau von jenen unterschieden. Eigentliche Diphthonge gibt es nicht. Für die konsonantischen Laute reichen die Buchstaben des lateinischen Alphabets, welches seit der Bekehrung der Nation zum Christenthum an die Stelle ihres eigenen getreten ist, nicht aus, weshalb die Ungarn zu Zusammensetzungen ihre Zuflucht genommen haben. q, w und x hat man nicht mit verwendet, und auch c und y nur in Zusammensetzungen mit andern zur Bezeichnung der Laute, für welche dem lateinischen Alphabet eigene Buchstaben fehlen. Im Ganzen hat die Sprache 24 konsonantische Laute, welche in folgender Weise bezeichnet werden: b, cs, cz, d, f, g, gy, h, j, k, l, ly, m, n, ny, p, r, s, sz, t, ty, v, z, zs. In den Lauten gy, ny, ly, ty ist das y keineswegs mit i identisch, sondern wird als ein mit dem vorhergehenden Konsonanten innig verschmolzenes j gehört. Im Anfang einer Silbe verträgt die ungarische Sprache nie mehr als Einen Konsonanten; in Wörtern mit zwei Anfangskonsonanten, welche sie aus fremden Sprachen aufgenommen hat, hilft sie sich daher durch Vorsetzung oder Einschiebung eines Vokals, z. B. asztál (slaw. stol) der Tisch, kiraly (slaw. kral) der König. Außerordentlich reich ist die Sprache an organischen konsequent durchgeführten Wortbildungen, welche fast, wie namentlich bei den Verben, in die Reihe der Flexionen treten, ähnlich den hebräischen derivirten Verben, die man dort gewöhnlich Konjugationen nennt. In dieser Bildsamkeit besitzt die ungarische Sprache einen unerschöpflichen Quell inneren Reichthums, der dieselbe befähigt, allen Gebieten der Literatur zu dienen, ohne daß deren Bearbeiter irgendwie nach dem Fremden zu greifen genöthigt wären. In der Syntax erfreut sich die ungarische Sprache hinsichtlich der Konstruktion fast einer ebenso großen Freiheit wie die lateinische, deren Periodenbau nachzuahmen sie außerordentlich geeignet ist. Die älteste ungarische Grammatik ist die von Erdösi (Bi-Szigeth 1529). Die erste Anregung zu einer gründlichen Kritik gab die von mehren Gelehrten in Debreczin verfaßte Grammatik (Wien 1795); an Reichhaltigkeit ausgezeichnet ist die von Gyarmathi (Klausenb. 1795), am vollständigsten die von Niklas Révai (Pesth 1809, 2 Bde.), an deren Vollendung der Verfasser durch den Tod verhindert wurde. Für den ersten Unterricht am brauchbarsten sind die Grammatiken von Farkas (Wien 1795; 9. Auflage, das. 1816), Márton (Wien 1820 und öfter), Mailáth (2. Aufl., Pesth 1832), Kis (Wien 1834), Töpler (Pesth 1836), Bloch (2. Aufl., das. 1846). Wörterbücher hat man aus früheren Zeiten von

Digitized by Google

Pesti, Verantius, Megiserus, Fabricius, Molnár, Parizpapai, später von Márton (Preßburg 1799, 2 Bde.; neue Aufl., Wien 1803), Richter (Wien 1836, 2 Bde.), Fogaraſi (Pesth 1836, 2 Bde.). Den ganzen Wörterſchatz der ungariſchen Sprache kritiſch zu ſichten, rein etymologiſch und hiſtoriſch-grammatiſch darzuſtellen, iſt das unabläſſige Beſtreben der ungariſchen gelehrten Geſellſchaft, der ſich ſeit 1842 eine Akademie der Künſte angeſchloſſen hat.

Die Ungarn haben bis in das 11. Jahrhundert gar keine ſchriftlichen Denkmäler aufzuweiſen, und als dann nach Einführung des Chriſtenthums ſich Neigung zu den Wiſſenſchaften bei ihnen zu zeigen begann, mußte ihre Nationalſprache der lateiniſchen weichen, welche nicht nur in Kirche und Schule herrſchend, ſondern auch Geſchäfts- und in den höheren Cirkeln ſogar geſellige Umgangsſprache wurde. Erſt unter den Königen aus dem Hauſe Anjou im 14. Jahrhundert, wo die ungariſche Sprache zur Hofſprache erhoben wurde, nahm dieſelbe einen freieren, kräftigeren Aufſchwung, indeſſen blieb es doch erſt dem Reformationszeitalter vorbehalten, die lateiniſche Sprache als Schriftſprache zu verdrängen. Die Geſchichte der ungariſchen Nationalliteratur beginnt daher auch erſt mit dieſer Periode, wenn man die unbedeutenden Anfänge, welche in den ſchon früher von den königlichen Hofpoeten, den Truffatoren u. Jakulatoren, bei Tiſche geſungenen Heldenliedern vorliegen, unberückſichtigt läßt. Eine ununterbrochene Förderung fand jedoch die Nationalliteratur auch jetzt noch nicht; denn unter den Königen des ſiebenbürgiſchen Hauſes, unter welchen das Ungariſche Hof- u. Geſchäftsſprache war, war alle Kraft der Nation dem Kampfe gegen die Türken gewidmet, und unter den nachfolgenden Habsburgern wurde wieder die lateiniſche, franzöſiſche und deutſche Sprache mehr begünſtigt. Eine freiere Regung trat erſt nach Joſephs II. Tode ein, wo die Reichstage beſtimmten, daß die ungariſche Sprache in den Schulen gelehrt, daß in ihr Schulbücher verfaßt werden, daß die Behörden in ihr verhandeln ſollen, ungariſche Theater errichtet, ungariſche Zeitſchriften herausgegeben, Preiſe ausgeſetzt wurden ꝛc. Der älteſte namhafte Dichter war Demetrius Tſanedi (Cſáti), der (um 1527) die Eroberung Ungarns beſang. Neben ihm iſt beſonders ſeiner Fruchtbarkeit wegen Sebaſtian Tinodi (1552) zu nennen, der eine Reimchronik abfaßte, in welchem Genre ſich auch Stephan Szekely, Nagy Baczay, Temesvari, Bogati, Balkai und Ilosvai verſucht haben. Als Lyriker wird neben Tinodi beſonders Valentin L. B. Balaſſa, der ungariſche Pindar († 1594), rühmlich erwähnt, ohne daß neben dieſem hervorragenden Talent Johannes Nimai vergeſſen würde, der allerdings mehr Didaktiker iſt. Auch Johann Erdödi muß hier erwähnt werden, der den Hexameter in die ungariſche Literatur einzuführen beabſichtigte. Die Verſuche, Antikes dichteriſch zu behandeln, welche Kalonyi, Czaktornyi, Cſarenyi ꝛc. machten, mißlangen. Das 17. Jahrhundert brachte zwar ebenfalls eine Anzahl Dichter hervor, allein nur wenige ſind unter denſelben als hervorragend zu nennen. Sehr geleſen waren Simon Petſi, Pet. Benitzki und beſonders der gefühlvolle Stephan Gyongyöſi (1620 — 1704), der für ſein Vaterland ein zweiter Opitz in Beziehung auf die Sprache war. Erwähnung verdienen außerdem Georg Tranowski, Verfaſſer zahlreicher Kirchenlieder, die Epiker Ladislaus Liſti (geboren 1633), der die Niederlage bei Mohacz ziemlich didaktiſch beſang, und Nikolaus Zrinyi (1616—64), der zwar in rauher, ungefeilter Sprache und harten Stanzen, aber mit außerordentlicher Wahrheit u. heroiſcher Begeiſterung die Thaten ſeines großen Ahnen, des Vertheidigers von Szigeth, feierte, übrigens auch als idylliſcher Erotiker ausgezeichnet iſt. Im 18. Jahrhundert ſind zuvörderſt der didaktiſche Lyriker Graf Stephan Kohary, gewiſſermaßen auf der Schwelle deſſelben ſtehend, dann der Graf Johann Lazar († 1772), der daciſche Maro oder Janus genannt, hervorzuheben, an welchen ſich Samuel Hruskovicz († 1748), ein ſehr guter Kirchenliederdichter, anſchließt. Sehr geachtet ſind auch Georg Bereslöi und Benj. Szönyi, deren Gedichte weit volksthümlicher geworden ſind als die klaſſiſchen Lieder des Jeſuiten Franz von Faludi (1704—79) mit ihrer franzöſiſchen Singbarkeit. Eine beſondere Schule, die franzöſiſche, gründete Georg Beſſenyei (1740—1811), der ſeine Anſichten in dem von ihm gegründeten „Ungariſchen Zuſchauer“ (ſeit 1773) entwickelte und vielen Anhang fand, weil ihm große Sprachgewandtheit zu Statten kam. Szilagyi iſt bloß Nachahmer des Horaz, deſſen Gemüthlichkeit Szentjobi's Lieder beanſpruchen. Sein talentvollſter Schüler war der melancholiſche Paul von Anyos (1756—84). Dieſer Schule traten jedoch ſchon frühzeitig mehre tüchtige Köpfe entgegen, welche die klaſſiſchen Studien allein als maßgebend für die Bildung der ungariſchen Literatur anerkennen wollten. An ihrer Spitze ſtanden der gelehrte Johann Baptiſta Molnár und Kalmár, welcher letztere in ſeinem Lehrgedichte „vom Menſchen“ den Hexameter wieder zu Ehren brachte, und ſpäter ſchloſſen ſich ihnen die Lyriker Alexander Baroczi (1735—1823) und Nikolaus Révai, Nachahmer der Deutſchen und Franzoſen, Gabriel Dayka (1708—96), wie der beſonders im erotiſch-anakreontiſchen Liede glückliche Gideon Raday (1713—92), Franz Verſéghi (1757—1823) und der Epigrammatiſt Benedikt Virag (geb. 1752) an. Die eigentliche Blüthe der ungariſchen Literatur beginnt mit Kazinczy (1759—1831), der zuerſt das Sonett einführte und im lyriſchen und epigrammatiſchen Genre als Muſter gelten mag. Neben ihm ſind beſonders Michael Vitez Cſokanai (1773—1805), ein höchſt volksthümlicher Liederdichter im franzöſiſchen Geſchmack, auch Verfaſſer eines komiſchen Epos (Dorottya) mit etwas gemachtem Humor, Johann Kies (geb. 1770), der geiſtreiche humoriſtiſche Fabeldichter Andreas Fay (geb. 1786), der geiſtreiche Franz Kölcſey (geb. 1790), der talentreichſte und gluthvollſte Odendichter Ungarns, zu rühmen. Vor allen aber ragt hervor Alexander (Sandor) Kisfaludy aus Sumeg (1772—1844), der zuerſt anonym durch ſeine Liebeslieder allgemeine Bewunderung erregte, außerdem aber auch erwähnenswerthe Sagen (Regen) aus Ungarns Vor-

Digitized by Google

zeit und ein Epos in zehn Gesängen: „Gyula' szerdme" (Ofen 1825), dichtete. Eine neue originelle Schule darf man mit Daniel Berzsenyi beginnen, bei dem zuerst nicht bloß die reinste Vaterlandsliebe, sondern auch in Form und Ausdruck die entschiedenste Nationalität hervortritt; doch muß man als Träger derselben Farbe noch aus dem Anfang dieses Jahrhunderts hierher rechnen: Andreas Horváth (1778—1839), dessen gelungenes didaktisches Gedicht „Erinnerung an Zirez" von seinem Epos „Arpad" übertroffen wird; ferner den graziösen Liederdichter Aloys Szentmiklossy, den Odendichter Ladislaus Toth (1788—1820), den Liederdichter Gabriel Döbrentei (geb. 1786) und den Fabulisten Vitkonis (1778 bis 1829). Aus der neuesten Zeit gehören hierher: Guadanyi, den in der komisch-poetischen Erzählung Kisfaludy übertrifft, obgleich man ihm das Studium der Franzosen ebenso ansieht wie Orczy; ferner Karl Kisfaludy, Kölcsey, der zuerst die Romanze und Ballade nach Ungarn brachte; der Sonettist Bartay, der Lyriker Baiza (geb. 1806), der philosophische Dichter Szenvey, Michael Vörösmarty (geb. 1800), ein äußerst glücklicher Miscellendichter, dessen „Fötidal" in ganz Ungarn gesungen werden, Katona, Geal, Erdelyi, Gergely Czuczor, der größte Epiker Ungarns nächst Vörösmarty, zugleich aber auch in der Ballade und Romanze vortrefflich, Joh. Arany, Garay, Johann Bachott Imre und der feurige und patriotische Alexander (Sandor) Petöfi, der es von allen seinen Genossen auf dem ungarischen Parnaß am besten verstanden hat, sich zu dem Volke in seiner Anschauungs-, Denk- und Gefühlsweise herabzulassen. Neben ihm ist der liederreiche Koloman Lißnyai zu nennen, der in seinen „Liedern der Palozen" das Genre der Dialektdichtung in Ungarn begründete. Außer dieser urmagyarischen Schule gibt es aber noch eine deutsche, welche besonders durch Eötvös, Széchényi, Lukacs, Kerevi, Henzelman, Pulszky ꝛc. vertreten wird. Was das Drama anlangt, so kommen schon unter Ladislaus IV. (1290) Mimen in Ungarn vor; wie weit ihre Thätigkeit ging, ist aber natürlich nicht mehr zu bestimmen. Das älteste Nationaldrama ist Paul Karadis' „Melchior Balassa" (Menyhart) von 1569, auf welches dann Bornonisza's „Klytämnestra" folgte. Im Jahre 1692 gab der Kaiser Leopold an einen Bürger zu Klausenburg ein Privilegium, überall komisch-tragische Schauspiele bei Landtagen, Feldlagern, Jahrmärkten und Volksversammlungen aufführen zu dürfen. Ein solches Stück ist noch jetzt übrig unter dem Titel „Comico-Tragoedia", von dem Kampfe der guten und bösen Eigenschaften. Ein zweites kennen wir von Georg Felvinczi unter dem Titel „Tragödie von dem Hader Jupiters und Pluto's". Im 18. Jahrhundert verschwindet aber diese Art von theatralischen Vorstellungen auf öffentlichen Plätzen und macht den Aufführungen bei feierlichen Gelegenheiten in Schulen und Erziehungsanstalten Platz. Natürlich war es dabei nur auf einen moralisch-didaktischen Zweck abgesehen, und der poetische Kunstwerth mußte nothwendig unter Null sein. Dergleichen Stücke schrieben z. B. die Jesuiten Kunics, Faludi, Illai, Kereskenyi und Andere für die Schule zu Kaschau. Nützten nun diese Versuche eigentlich der dramatischen Poesie nur sehr wenig, so ward die Sache doch eine andere, als 1790 die erste ungarische und 1792 die erste siebenbürgische privilegirte Schauspielertruppe entstand. Simai, Sos, Szentjobi, Endrody, Dugonics ꝛc. schrieben fleißig für die junge Nationalbühne, und außerdem war man eifrig bemüht, die dramatischen Meisterwerke des Auslandes durch Uebersetzungen auf die ungarische Bühne zu bringen. Unter den neueren Dramatikern sind besonders hervorzuheben: Bessenyi, mit seinen in französischem Geschmack gehaltenen Dramen, Alexander Kisfaludy mit seinen historischen Trauerspielen und Familienstücken, die aber nichts als dialogische Epopöen mit lyrischen Chören sind, und sein jüngerer Bruder Karl Kisfaludy, dessen Schauspiele, Possen und Lustspiele von hohem Talent zeugen. Auch Vörösmarty gehört mit seinem „König Salomo" hierher, und neben ihm sind Joseph Geal, Lorenz Toth, Katona und Teleki zu nennen. Unter den neuesten Dramatikern sind der Lustspieldichter P. Esato und der Tragiker Ezako, sowie Szigligeti anzuführen. Petöfi ist in seinem Drama „Tiger und Hyäne" hyperromantisch geworden, Eötvös aber ist in seinem Lustspiel „Vive l'égalité" entschieden originell. Der Roman ward in Ungarn zuerst von Konyi und Dugonics, die mit Recht auch heute noch nicht vergessen sind, eingebürgert, doch wurde dieses Genre der Dichtkunst erst in der neuesten Zeit seiner Entwickelungsepoche nahe gerückt. Vielgelesene Belletristen sind Kuthy und Paul Kovais; Nikol. Jósika, der ungarische Walter Scott, hat von seinem Vorbilde die Fruchtbarkeit und erstaunenswerthe technische Geschicklichkeit im historischen Roman ererbt, während Joseph Eötvös, dessen „Dorfnotar" das Komitatsleben in grellen Farben schildert, besonders aber Ignaz Nagy, der in seinen ungarischen Geheimnissen (Magyar titkok") das Treiben der Juden und in seinen „Kuthy Layos" betitelten Novellen das Studentenleben der protestantischen Ungarn scharf mitnimmt, zum modernen Socialroman wohl den guten Willen und Stoff, nicht aber die Verarbeitungsgabe und epische Einheit und Durchführung der Idee mitbringend. Auch M. Jokay ist hier zu nennen.

Höchst unbedeutend erscheint neben dem erfreulichen Aufschwung der Poesie immer noch die ungarische Literatur auf dem Gebiete der Prosa; wenigstens sind nur in wenigen Zeiträumen wissenschaftliche Schriften in der Landessprache geschrieben worden, weil man immer wieder das Lateinische anwendete. Die ältesten Geschichtswerke waren in lateinischer Sprache abgefaßt; erst im 16. und 17. Jahrhundert erschienen Chroniken in ungarischer Sprache, z. B. von Szekely (1559), Temesvari (1569), Haltai (1572), Zrinyi (1660), Bartha (1664) u. A. Im 18. Jahrhundert kehrte man wieder zur lateinischen Geschichtschreibung zurück, bis in der neuern und neuesten Zeit, namentlich in Folge der letzten ungarischen Erhebung, wieder in ungarischer Sprache historische Werke abgefaßt wurden. Hervorzuheben sind: Szalay's „Geschichte Ungarns", Teleki's „Zeitalter der Hunyad", Jaszay's „Ungarn nach

Digitized by Google

der mohaczer Schlacht", die historischen Abhandlungen von Palugyai, Fejer, Toldy, Teleki u. A., J. Szvorenyi's „Geschichte der altklassischen Literaturen", J. Fojtonyi's „Griechische Alterthumskunde". Treffliche Werke sind A. Fényes' „Geographisches Wörterbuch" und E. Palugyai's „Statistische Beschreibung Ungarns". Ethnographisches Interesse haben Baron Pronay's „Skizzen aus dem Volksleben in Ungarn" (Pesth 1854). Lobende Erwähnung verdient aber vor Allem die unter Mitwirkung der angesehensten Schriftsteller von F. Toldy herausgegebene „Nationalbibliothek", eine in 15 Abtheilungen zerfallende und auf mehr als 100 Quartbände berechnete Sammlung des handschriftlich und gedruckt vorhandenen Klassischen und Aufbewahrenswerthen, das die ungarische Literatur vom 15. Jahrhundert bis auf die Gegenwart hervorgebracht hat. Durch Uebersetzung hat sich die ungarische Literatur manches Ausländische angeeignet; Chengery's Uebersetzung von Macaulay's „Geschichte Englands und Somsichs Uebersetzung von Guizots „Geschichte der englichen Revolution" stehen den Originalen wenig nach. Unter den neuesten Uebersetzungen alter Klassiker gelten S. Szabo's „Iliade", P. Hunfalvi's Plato und K. Szabo's Euripides mit Recht als Meisterwerke, wie auch Kis' Aristoteles, Gyuries' Virgil, Egyeds Ovid und andere Lob verdienen. Die Literatur der exakten Wissenschaften beschränkte sich fast ausschließlich auf Uebersetzungen deutscher, englischer und französischer Werke. Erst in der neuesten Zeit fanden die Physik an Jedlick, die Chemie an Neudtwich, die Botanik an Gönczi und Brassai fleißige Bearbeiter. Der politische Journalismus ist, abgesehen von deutschen Blättern, wie besonders vom „Pesther Lloyd", jetzt besonders durch „Budapesti-Hirlap" und „Pesti Naplo" vertreten. Als Gründer desselben ist Ludwig Kossuth (s. d.) zu betrachten, der in seinem „Pesti Hirlap" (1841 bis 1844) die nationalen Zeitfragen zuerst in eleganter, aber populärer und anziehender Weise behandelte und dadurch nicht nur das Interesse an dem neuerwachten nationalen Leben in allen Schichten verbreitete, sondern auch die Sprache belebte und bereicherte. Vgl. Toldy, Geschichte der ungarischen Literatur, Bd. 1—3, 2. Aufl., Pesth 1853.

Ungarische Weine, die in Ungarn und seinen ehemaligen Nebenländern erzeugten Weine, deren es dunkelrothe, blaßrothe, goldgelbe, blaßgelbe, wasserhelle und grünliche gibt. Sie sind von Geschmack in der Regel angenehm süß-bitterlich-säuerlich, enthalten im Allgemeinen sehr viel Weingeist und wenig Phlegma, weshalb man sie den sogenannten schweren oder dicken Weinen beizählt, die zwar eine stärkere Wallung des Bluts, aber nicht leicht Kopfschmerzen und Magenübelkeiten verursachen. Unter die edelsten Sorten gehört der Tokayer (s. Tokay). Die vorzüglichste Gattung heißt Essenz, der ölige Traubensaft, welcher aus den Beeren von selbst mittelst des Drucks ihrer eigenen Schwere durch durchlöcherte Gefäße abtropft. Fließt nichts mehr ab, so werden diese Trockenbeeren mit frischen Beeren zerdrückt und zu Teig gemacht, dann mit Most übergossen und, nachdem der Teig seinen Saft in Gährung mit dem Most vermischt hat, der süße Most in Fässer gegossen, woraus der Ausbruch entsteht. Ein zweiter Aufguß von ordinärem Most, wobei die Ueberreste der Trockenbeeren mit den Händen ausgepreßt werden, gibt den Maschlasch. Die vierte Sorte ist der gewöhnliche Wein. Auf gleiche Weise werden im menescher Gebirge im arader Komitat Ausbruch und Maschlasch, sowie in Rust im ödenburger und in St. Georgen im preßburger Komitat Ausbruch bereitet. Vortreffliche Tischweine sind der ofener, erlauer, szekszarder, neßmélyer, villaner, schomlauer, die Seeweine, namentlich der badatschoner, der szerednyer, miskolczer, diosgyörer und szekelyhider. Sitz des Weinhandels ist vornehmlich Pesth. Unter den Weinen Slawoniens sind die syrmischen, die unter dem Namen carloviczer Weine in den Handel kommen, die berühmtesten. Die kroatischen Weine sind liqueurartig und unter ihnen der bukovezer und mozlavinäer, wie im Banat nächst dem syrmischen der verseczer und in der Militärgrenze der rothe weißkirchner die besten. Vgl. Schams, Ungarns Weinbau, Pesth 1852; Hain, Handbuch der Statistik des österreichischen Kaiserstaats, Bd. 2, Wien 1853.

Ungarisch-Neustadt, Stadt, s. v. a. Nagy-Banya.

Ungarn (magyar. Magyar-Ország, türkisch Magyaristan, slawon. Vongria, lat. Hungaria, franz. Hongrie, engl. Hungary), Königreich und das größte Kronland der österreichischen Monarchie, erstreckt sich in seinem jetzigen Bestande, nachdem seit 1849 nicht nur die früheren Nebenländer Kroatien (s. d.), Slawonien (s. d.), mit denen es bis dahin das Königreich U. im weitern Sinne, wie mit Dalmatien, Siebenbürgen und der Militärgrenze die ungarischen Erbstaaten im weitesten Sinne bildete, als eigene Kronländer davon abgetrennt worden sind, von 33° 42′ bis 42° 48′ östl. L. und von 44° 30′ bis 49° 38′ nördl. Br., grenzt im Norden an Mähren u. Oesterreichisch-Schlesien, im Osten an Galizien, die Bukowina, Siebenbürgen, im Süden an Slawonien und Kroatien, im Westen an die deutschen Kronländer Steiermark, Niederösterreich und Mähren und hat einen Flächeninhalt von 3896,33 QMeilen. Die Gebirge U.s entspringen den zwei Hauptgebirgsstämmen Europa's, den Karpathen u. den Alpen. Die Karpathen (s. d.), das Hauptgebirge U.s, beginnen an der Donau bei Theben neben der Marchmündung und bilden von hier aus einen mächtigen Bogen und Grenzwall gegen Mähren, Schlesien und Galizien, treten auch nach Siebenbürgen über, von welchem aus wieder mehre Nebenäste in das ungarische Land östlich der Theiß herüberreichen. Das durch die Fortsetzung der norischen und karnischen Alpen gebildete weit niedrigere Berg- und Hügelland Westungarns erreicht in dem Leitha- und Bertesgebirge, der Fortsetzung des Bakonywaldes, die Donau. In seinem südlichen, jenseit der Einsenkung des Plattensee's gelegenen Theile, wo sich die Berggruppe von Fünfkirchen noch 1200 Fuß hoch erhebt, nähert es sich der Mur und Drave und reicht ostwärts bis an die in die Donau fließende Sarviz und den Sarvizkanal. So im Norden, Osten und Westen von Gebirgen erfüllt und umschlossen,

Digitized by Google

bildet U. den größeren Theil des weiten Kessellandes der Mitteldonau. Die weite Tiefebene des Landes wird durch die Alpenausläufer in 2 Hälften getheilt, deren kleinere sich gen Westen, die größere gen Osten erstreckt. Die kleine oder oberungarische Tiefebene, zu beiden Seiten der mehrarmigen Donau zwischen Preßburg und Komorn, etwa 200 QMeilen umfassend und 400 Fuß hoch liegend, überall von Bergen umschlossen, ist größtentheils sehr fruchtbar, namentlich auch die Donauinsel Schütt (s. d.). Im Norden und Süden breiten sich auf bald flachem, bald hügeligem Boden die gesegnetsten Gefilde aus mit Aeckern und Gärten, Wald, Obsthainen, Weinpflanzungen und dringen zungenförmig an den Flußthälern in die Vorkarpathen, Voralpen und den Bakonywald ein. Die östliche große oder niederungarische Tiefebene erstreckt sich ohne Unterbrechung von Unghvar, Munkacs und Szathmar gegen Südwesten bis Großwardein, Pesth und Stuhlweißenburg, setzt sich dann südwärts bis in die Woiwodina, das Banat, Slawonien und in die Militärgrenze fort und nimmt im Ganzen 1640, innerhalb U.s selbst aber etwa 1000 QMeilen ein, ohne zwischen Donau und Theiß eine Wasserscheide zu haben, die sich über 400 Fuß absoluter Höhe oder 100 F. über den Donauspiegel erhöbe, so daß sie ein vollkommenes Flachland bildet. Ausgedehnte Sumpfstrecken, Torf- und Moorgründe an der Donau und Theiß, zwischen beiden Flüssen, auf der sogenannten Hochfläche Telecska, deren öder nördlicher Theil die kecskemeter Heide heißt, sowie östlich von der Theiß, auf der debrecziner Heide ꝛc. unabsehbare Sandflächen, hier und da mit niedrigen Flugsandhügeln, unabsehbare wasser-, baum- und schattenlose Heideflächen, unterbrochen von Grasangern und fruchtbarem Ackerboden, weit auseinander liegende Meierhöfe auf den Pußten (s. d.), wenige, aber weitläufige und volkreiche Dörfer bilden den Charakter dieser Landschaft. Ueber 600 Flüsse und Bäche durchkreuzen U. nach allen Richtungen, die außer dem Poprád mit dem Dunajec, welche der Weichsel und der Ostsee zufließen, sämmtlich zum Gebiet der Donau gehören. Letztere betritt, nachdem sie Deutschland durchströmt, bei Theben oberhalb Preßburg das Land, wendet sich bei dem Durchbruch zwischen dem Vertes- und Neogradergebirge, bei Waitzen, südwärts bis zur slawonischen Grenze und betritt bei Orsova das türkische Gebiet. Sie nimmt rechts die Leitha, Raab, Sarviz und an der Südgrenze die Drau mit der Mur auf, links die March, Waag, Neutra, Gran, Eipel und die mächtige Theiß mit dem Bodrogh, Hernad, Sajo, der Szamos, Kraszna, Körös und Maros. Alle diese Flüsse, auch die Gebirgsbäche nicht ausgenommen, verursachen durch ihre Ueberschwemmungen oft bedeutenden Schaden. Um diesen zu verhindern und zur Erleichterung der Schifffahrt wurden seit 1771 umfassende Flußlaufkorrektionen vorgenommen. Diesem Zweck dienen auch die zahlreichen Kanäle, unter denen der Franzenskanal, welcher die Donau mit der Theiß verbindet, der Béga- oder Begekanal, der Sarviz- oder Palatinalkanal, der, 47½ Meilen lang, den Sumpfboden zwischen Stuhlweißenburg und Szekszard, und der Albrechts-Karnsiczakanal, der den großen Sumpf im baranyer Komitat entwässert, der Kapossee- oder Zichykanal, der Siókanal, der den Plattensee mit der Donau verbindet, die bedeutendsten sind. In den Karpathen finden sich viele kleine Alpenseen (Meeraugen). Größere Seen besitzt U. in der Ebene, wie den Plattensee, den größten See Südeuropa's, den Neusiedlersee, dessen Wasser neuerlich abgelaufen ist, den Palicsersee, den Velenczersee. Von den Morästen und Sümpfen ist der mit dem Neusiedlersee (s. d.) in Verbindung stehende Hansag der merkwürdigste. Außerdem sind zu nennen: der Ecsederteich in der szathmarer Gespanschaft, der Scernyer- oder Gathersumpf in der beregher Gespanschaft, der Palacsasumpf (Palus Hiulca), dessen versuchte Trockenlegung dem römischen Kaiser Probus das Leben kostete. Die Sümpfe an der Theiß und Donau sind durch Abzugskanäle trocken gelegt worden; überhaupt ist sowohl von Seiten der Regierung, als der Einzelnen sehr Vieles zur Trockenlegung oder doch Verengerung der Sümpfe geschehen. Das Ackerland der zwei großen Ebenen, welches größtentheils aus schwarzem Thonboden besteht, bald mit mehr, bald mit weniger Humus bereichert ist, lohnt die auf dasselbe verwendete Arbeit in manchen Gegenden auch ohne Dünger sehr reichlich; aber auch die zwischen hohen Bergen liegenden Thäler sind oft lieblich und fruchtbar, wie das romantische Waagthal in der trencziner Gespanschaft. Doch wird dies heitere Aussehen des Landes durch einige Sandstrecken bedeutend getrübt. Die westliche Ebene hat zwar weniger Flugsand, mit Ausnahme des Striches, welcher zwischen Raab und Komorn bei der Donau beginnt und sich an den mittleren Bergen bis zur szalader Gespanschaft erstreckt; auf der östlichen Ebene jedoch sind diese Sandstrecken häufiger und größer, und der große Strich, welcher sich von Waitzen bis Alpár und hier zwischen der Donau und Theiß durch die pesther, bacser und csongrader Gespanschaft und durch Kleinkumanien bis nahe an den Franzenskanal erstreckt, ist ein wahres Sandmeer. Eine mehre Meilen lange Sandfläche ist auch das sogenannte Nyir, nördlich von Debrezin zwischen der Theiß, dem Ecsedersumpf und dem Ermelek. Schon die geographische Lage U.s, noch mehr aber die Gestalt seiner Oberfläche machen dasselbe zu einem im Allgemeinen klimatisch milden Lande. Mit Ausnahme des nach Norden geöffneten poprader Thales ist es vor den rauhen Nordwinden durch hohe Gebirge geschützt; im Süden aber öffnet es sich den warmen Südwinden, deren nicht selten heftigen Andrang die zahlreichen Gewässer mäßigen. Am Fuße der Karpathen in der Gegend des Königsberges reift selbst die Zwetsche kaum, und oft bedeckt schon im September Schnee den noch stehenden Hafer, während 8 Meilen weiter abwärts, bei Barbocz im tornaer Komitat, der edelste Wein gedeiht. Inmitten des reizenden Pannoniens, welches gleichsam einem fortlaufenden Obst- und Weingarten gleicht, reift in dem rauhen Bakony auch die Traube nicht. In Syrmien blüht oft schon im Februar der Haselstrauch, im April alles Obst, Anfangs Mai Roggen und Gerste, in den ersten Junitagen der Weinstock, und frisches Grün schmückt 8 Monate hindurch die

Digitized by Google

Waldungen, während weiter nach Süden zu wieder die rauhe nördliche Karpathengegend erscheint. Bei dem kontinentalen Charakter des ungarischen Klima's findet sich nicht nur in den bergigen, sondern auch in den ebenen Gegenden häufiger Witterungswechsel; auf heiße Tage folgen gewöhnlich kühle Nächte, und in den Sumpfniederungen treten oft Wechselfieber und andere Krankheiten auf. Gleichwohl ist das Klima im Ganzen gesund, und die kräftigen Bewohner des Landes erreichen nicht selten das höchste Lebensalter.

Die Bewohner U.s bilden ein überaus buntes Gemisch von Nationen, die, nach Abstammung, Sprache, Religion, Volksthümlichkeit und Kultur wesentlich verschieden sind. Ihre Gesammtzahl beläuft sich (nach der Zählung vom 31. Okt. 1857) auf 9,900,785 Seelen, so daß auf die QMeile im Durchschnitt 2541 Einwohner kommen. Von den Städten zählen nur drei mehr als 50,000 Einw.: Pesth, Szegedin und Ofen; daran schließen sich Preßburg, Debreczin, Großwardein, Alt-Arad, Erlau, Oedenburg, Raab, Fünfkirchen. Das volkreichste Dorf ist Orosháza mit 10,950 Einw. Die schönsten Dörfer sind die der Deutschen; am schlechtesten wohnt der Walache u. Ruthene, besser der Slowake und Magyar. U. könnte hinsichtlich seiner Bodenbeschaffenheit wohl eine zweimal so große Bevölkerung erhalten, wenn Ackerbau und Industrie einer bessern Pflege sich erfreuten, während jetzt, trotz der geringen Bevölkerung, die Erzeugnisse des Landes für den Bedarf nicht ausreichen. Unter den verschiedenen Nationalitäten nehmen die Ungarn oder Magyaren, als die herrschende, die erste Stelle ein. Dieselbe verdankt das Uebergewicht, welches sie über die andern Volksstämme besitzt, nicht nur ihrer größeren Anzahl, sondern auch dem Umstande, daß sie die Mitte, und zwar den fruchtbarsten Theil des Landes in einer ungetheilten Masse einnimmt. Der Ungar ist von starkem, ebenmäßigem Körperbau; seine Gesichtsbildung ist edel, sein Auge groß, schwarz und feurig. Merkwürdig ist die von dem ungarischen Klima sehr begünstigte schnelle Entwickelung. Das weibliche Geschlecht ist in der Regel in U. minder schön als das männliche, reift früh und altert früh. Hinsichtlich des Charakters verbindet der Ungar die höchste Gutmüthigkeit mit leicht beweglicher Reizbarkeit im seltsamsten Kontrast. Edlere u. freiere Gesinnungen, ohne engherziges Haschen nach Vortheil zeichnen ihn aus. Dabei besitzt er aber einen übertriebenen Nationalstolz, der ihn selbst zur Grausamkeit verleitet. Seinem Glauben treu ergeben, übt er Alles, was ihm dieser gebietet, mit der größten Gewissenhaftigkeit. Als Soldat thut er wohl auch zu Fuß seine Schuldigkeit, aber sein wahres Element ist der Dienst zu Pferde. Sein Vaterland ist ihm der Inbegriff aller Vollkommenheit, und sein Wahlspruch ist: Extra Hungariam non est vita et si vita non est ita. Eine der schönsten Eigenschaften der Ungarn ist die verschwenderische Gastfreundschaft, mit welcher jeder Reisende in Hütten wie in Palästen aufgenommen wird. Die Magyaren wohnen im Innern, namentlich unvermischt von der Theiß von Tokay bis Szegedin, und an der Südgrenze links von der Donau. Die Slowaken, welche schon vor der Ankunft der Magyaren im Lande wohnten, wahrscheinlich Reste der Bewohner des großmährischen Reichs, nehmen den Nordwesten des Landes von der Donau bis zur Tatra ein, in einem breiten Strich bis an eine von Preßburg nach Balassa Gyarmath im Nordosten von Pesth gezogene Linie, nach Nordosten über Kaschau hinaus und von da gerade nach Norden bis an die galizische Grenze. Im Nordosten von der Tatra bis zu den Quellen der Theiß, von der Ostgrenze des Landes bis Munkacs und Szigeth, sitzen die kräftigen und friedfertigen, aber höchst unreinlichen und unwissenden Ruthenen oder Rußniaken, welche meist unter Ludwig dem Großen aus Rußland gekommen sind. Längs der Grenze von Steiermark zwischen Raab und Mur wohnen Slowenen; längs der Grenze Kroatiens Kroaten; längs der Grenze Slawoniens Serben, längs der Grenze von Siebenbürgen von der Maros bis zu den Quellen der weißen Theiß Rumänen. Längs der Grenze Niederösterreichs und Steiermarks südlich von der Donau bis zur Raab sind Deutsche ansässig. Eine Linie von der Donau, Preßburg gegenüber, längs des karlsburg-wieselburger Donauarms bis gegen Raab, die Raab aufwärts bis Körmend, welches östlich bleibt, vorbei bis St. Michael nächst Fürstenfeld umschreibt ein Gebiet, welches außer von 300 Slaven (Wasserkroaten), 12,000 Juden und 4000 Magyaren von 250,000 Deutschen bewohnt wird. Andere Deutsche bilden große Sprachinseln in der Zips (Käsmark am Poprád), in der Gegend von Ofen und von Szekszard rechts an der Donau bis zur Drau. Auch die Deutschen hausen in U. zum Theil länger als die Magyaren, indem sie die Komitate Wieselburg, Oedenburg, Eisenburg, zum Theil auch Preßburg schon zur Zeit Karls des Großen inne hatten. Die übrigen sind eingewanderte Kolonisten, welche theils in ganzen Stämmen, zuerst unter Geysa II. aus der Gegend von Köln und aus Flandern nach der Zips und nach den Bergstädten, theils in kleineren Schaaren aus Schwaben und Franken ꝛc. meist zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts kamen. Die Juden sind im pesther Komitat am zahlreichsten, nächstdem im neutraer, zempliner, preßburger, szabolcser, saroser und trencziner Komitat, besonders auch in den Städten Preßburg, Kittsee, Pölsing, Hundsdorf und Kanisa. Zigeuner wohnen im ganzen Lande zerstreut, gewöhnlich in der Nähe kleiner Städte und Dörfer angesiedelt, am zahlreichsten im gömörer Komitat. Auch Griechen finden sich in allen Handelsorten. Ihnen gleichen die Rumänen oder Zinzaren. Die Ungarn bilden etwa 48, die Slaven 32 (nämlich die Slowaken 23, die Ruthenen 5, die Kroaten 2, die Serben 1, die Slowenen 1), die Deutschen 11, die Rumänen 6, die Juden $1\frac{1}{2}$, die Zigeuner $\frac{1}{2}$ Proc. der Bevölkerung. Unter den mannichfaltigen Nationaltrachten ist die des Ungarn die schönste und hat zum Theil auch unter den übrigen Nationen Annahme gefunden. Sie besteht aus eng anliegenden Beinkleidern, die wie das Wams mit Schnüren besetzt sind, einer Pelzmütze oder einem dunkelblauen, bei Vornehmen schwarzen Kalpak. Ueber der Schulter hängt ein Pelz oder Dolman. Eine neu aufgekommene Tracht ist der kurze, reich mit Pelz

Digitized by Google

verbrämte Attila (Rock). Die Fußbekleidung besteht entweder in langen, mit Seiden-, Gold- oder Silberschnüren verzierten Schnürstiefeln (Zischmen, czizma) oder kurzen Stiefeln (Topanken, topanky). Der gemeine Slave trägt gewöhnlich ein weißes Kamisol von grobem Tuch, blautuchene Beinkleider und große, bis an die Kniee reichende Stiefel, bei seinen Verrichtungen im Sommer dagegen ein kurzes Hemd, welches mit einem Gürtel befestigt ist, ein leinenes Unterbeinkleid (gaty) und einen großen Hut. Die Alltagstracht des ungarischen Landmanns ist von jener des Slaven nicht wesentlich unterschieden, außer daß er statt des bei den Slaven spitz zulaufenden Hutes einen breiten, mit ungeheurer Krempe oder ein ganz kleines, rundköpfiges Hütchen und eine blaue Weste trägt. Als Fußbekleidung bedient sich der gemeine Slave häufig der Bundschuhe (krpec), der Gebirgsbewohner dagegen hoher Filzstrümpfe, die, mit einer hohen Sohle versehen, die Stelle der Stiefeln ersetzen müssen. Bei kaltem Wetter wirft der slavische Bauer ein aus grobem weißen Tuch gefertigtes mantelartiges Kleid (szurowicza) um, während der Ungar in ein grobtuchenes braunes Oberkleid (gula) oder in einen Schafpelz (ungarisch ködmön, slavisch kozuch) sich hüllt. Hauptstücke der Kleidung sind die Pelzmütze und der ungeheure Schafpelz (juhazludna), der mit Ziegenfellen ausgeschlagen und auf der glatten äußern Seite mit Blumen von verschiedenartigem Leder ausgenäht ist. Das weibliche Geschlecht kleidet sich fast allgemein in Rock und Jacke von dunkelblauem, lichtblauem oder grünem Halbtuch. Ein Hauptkleidungsstück der ungarischen Mädchen ist überdies ein blauer, mit Luchs ausgeschlagener, bis unter die Kniee reichender und mit Lämmerfellen gefütterter Pelz, der reich mit Schnüren besetzt ist. Die Nationalspeise der karpathischen Slaven ist der Hirsebrei (kasa), die der Magyaren mit Zwiebeln, Ingwer und Pfeffer gewürztes, nach Hirtenweise gekochtes Fleisch (gulgus hús). Das Lieblingsgetränk des Slaven ist Branntwein, seltener Bier; der Magyar verachtet letzteres, trinkt zwar auch gern Branntwein, am liebsten aber Wein. So wie das Tabakrauchen ist auch das Tabakkauen gebräuchlich. Fröhlichkeit und Liebe für Musik und Tanz ist das Erbtheil aller ungarischen Völkerschaften mit wenigen Ausnahmen. Sehr schön sind die ungarischen Nationaltänze in Stiefeln und Sporen. Im Ganzen aber hat die ungarische Musik etwas Düsteres, Schwermüthiges. Eigenthümlich sind die Nationalgesänge der Slowaken und Serben. Die Magyaren lieben die Jagd und den Fischfang; sie tummeln ihre Rosse auf der Ebene, weiden ihr Vieh auf grasreichen Fluren und scheuen anstrengende Arbeit. Die Slowaken treiben theils Ackerbau, theils sind sie nomadisirende Hirten, theils Arbeiter in den Berg- und Hüttenwerken, theils Flößer oder Fuhrleute. Die Ruthenen, die noch ein ziemlich patriarchalisches Familienleben führen, liegen dem Viehhandel ob oder sind Fuhrleute oder binden Draht und handeln mit Eisenwaaren. Die Slawonier und Kroaten treiben Ackerbau und Handel. Die Deutschen sind tüchtige Landwirthe, halten schönes Vieh, treiben Bergbau ꝛc. Die Armenier sind meist Pächter und Schafmeister oder Viehhändler, die Zigeuner Musikanten und Schmiede.

U. ist im Allgemeinen ein so reiches Getreideland, daß es nicht nur sein eigenes Bedürfniß an Cerealien vollkommen deckt, sondern auch dem Auslande bedeutende Quantitäten überlassen kann. Man baut Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, Hirse, Heidekorn, ferner Kartoffeln, Spargel, Kohl, Rüben, auch Runkelrüben zur Zuckerfabrikation, Mohn, Wasser- und Zuckermelonen, Kürbisse, Gurken, Hülsenfrüchte aller Art. Obstkultur wird in manchen Gegenden fleißig betrieben; das ödenburger Obst bildet gedörrt und eingemacht einen bedeutenden Handelsartikel. Im Westen gibt es ganze Kastanien-, im Süden Pflaumenwälder, welche letztere die Brennereien von Zwetschenbranntwein (Slibowitza) versehen. Feigen und Mandeln werden in den wärmeren Südgegenden gezogen. Besonders zahlreich sind Wallnußbäume. Hinsichtlich des Weinbaus nimmt U. nach Frankreich die erste Stelle in Europa ein (s. Ungarische Weine). Der Weinertrag U.s belief sich 1851 auf 18,582,000 wiener Eimer. Die Pflege des Maulbeerbaums zur Seidenzucht hat in neuester Zeit zugenommen. Von Manufaktur- und Handelspflanzen baut man Hanf (230,000 Centner), besonders in Bács, Flachs (220,000 Centner), am meisten in der Zips und in Sáros, Saflor, Waid, Wau, Krapp und andere Färbepflanzen, etwas Safran; von Oelgewächsen außer Lein besonders Raps und Rübsen; ferner Hopfen, einige Gewürzpflanzen, wie Kümmel, Fenchel, Senf, Anis, rothen türkischen Pfeffer (Paprika), Süßholz und selbst Rhabarber. Der ungarische Tabak ist sowohl seiner Quantität als seiner Qualität nach eines der Haupterzeugnisse U.s, und es kann der jährliche Ertrag auf 650,000 Centner angesetzt werden. Im Handel erscheint er meist unter dem Namen szegediner, der aus Csongrád, Csanád ꝛc. kommt; dann unter den Namen debrecziner und fünfkirchner. Die ausgedehnten Waldungen liefern nicht nur bedeutenden Holzertrag, sondern auch große Quantitäten Eicheln zur Schweinemast, Galläpfel, Knoppern, Rinden, Harze, Kohlen, Potasche ꝛc. Viele ebene Gegenden leiden am Holzmangel; dort brennt man Schilf, Rohr, Stroh, getrockneten Kuhmist. Fast $^1/_4$ der Oberfläche des Landes ist unproduktiv; beinahe $^1/_3$ ist Ackerland, $^1/_5$ Wald, $^1/_4$ Wiese (400 QM.) und Weide (500 QM.), $^1/_{70}$ Weinland (49 $^1/_4$ QM.). Die große Ausdehnung der Wiesen und Weiden machen U. für die Viehzucht besonders geeignet. Vieh ist einer der Hauptausfuhrartikel des Landes. Obwohl die Pferdezucht im Sinken begriffen ist, so kommt auf U. doch immer noch $^1/_3$ der gesammten Pferde Oesterreichs. In der weiten Theißebene weiden zahlreiche Heerden halbwilder, von den sogenannten Szikos beaufsichtigter Pferde. Wenn auch viele große Privatgestüte eingegangen sind, so ist das Magyarenland doch noch das eigentliche Pferdeland. Was die Rindviehzucht anlangt, so herrscht auf der Ebene die stämmige ungarische Niederungs- oder podolische Race vor, ausgezeichnet durch große Hörner, zwar milcharm, dagegen als Zucht- und Schlachtvieh kaum übertroffen, jetzt aber im Sinken begriffen. In den Thälern und auf den

Digitized by Google

Gebirgsabhängen findet sich das kleinhörnige und kurzfüßige Rind, auf den Weiden des somogyer Komitats häufig auch der Büffel. Schafe werden überall gezüchtet, sowohl in den gebirgigen Gegenden als in den Ebenen; auch gehörnte als Melk- und Schlachtvieh. Schweinezucht findet sich besonders in den sumpfigen Strichen der Ebene, sowie in den an Eichen- und Buchenwaldungen reichen Komitaten Baranya, Somogy, Tolna, Zala, Beszprim und Arad. Schweine sind ein bedeutender Ausfuhrartikel. Gänse und Enten zieht man in Menge in den Niederungen der Theiß; es werden jährlich an 3000 Centner Federn ausgeführt. Blutegel werden nicht bloß in Menge gefangen, sondern auch in künstlichen Teichen (bei Fot) gezogen. Seidenbau, welcher noch im Entstehen begriffen ist, treibt man besonders zu Oedenburg, Zinkendorf, Hidga bei Tolna und Halbthurm im wieselburger Komitat. U. hat noch die reichsten Jagdreviere. Auf den Felsen der Tatra hausen selbst Gemsen, in den Wäldern der Marmaros Bären, und Wölfe werden in Menge erlegt. Die Waldungen sind reich an Rothwild, das auch gehegt wird. Auch gibt es schöne Fasanerien. Unzählbare Schaaren von Vögeln, namentlich Sumpf- und Wasservögeln, bevölkern die sumpfigen Schilfwälder längs der Donauufer. Trappen finden sich in Menge in den Ebenen; Adler in den Felsgebirgen. Außerordentlich groß ist der Reichthum an Fischen, besonders in der Theiß, in der Donau und den Seen. Man fängt besonders Karpfen, Barben, Hausen, Störe, Lachsforellen, Fogas ꝛc. Berühmt sind die Krebse des szalaer Komitats. Schnecken werden in Menge nach Oesterreich ausgeführt.

Ueberaus groß ist der Mineralreichthum U.s, der in Bezug auf edle Metalle nur dem Rußlands nachsteht. Im Jahre 1855 waren bloß in Oberungarn 1533 Bergwerke und 59 Schmelzöfen in Betrieb. Die wichtigsten Gold- und Silberbergwerke sind die zu Kremnitz, Schemnitz, Körösbanya, Nagy- u. Felsö-Banya, Budfalu. Goldwäschereien sind an der Donau, Maros, Theiß und Körös. Die jährliche Ausbeute an Gold wird auf 400,000, die an Silber, das meist mit dem Gold gemengt vorkommt, auf über 900,000 Thaler veranschlagt. U. ist ferner sehr reich an Kupfer, besonders der schmöllnitzer Bergdistrikt im zipser Komitat, wo die jährliche Kupferausbeute an 25,000 Centner beträgt. Das sogenannte Cämentkupfer gewinnt man aus den Gewässern zu Herrngrund, Schmöllnitz, Libethen ꝛc. Eisen ist ebenfalls sehr verbreitet, am meisten liefern Gömör und die Zips, dann Abauj, Torna, Borsod und Sáros. Das meiste Blei findet sich im schemnitzer Bergdistrikt. Antimon gewinnt man besonders in den Komitaten Gömör, Liptau, Zips, Abauj, Honth ꝛc., Kobalt in Gömör, Quecksilber in Honth und Zips, Arsenik ebendaselbst. Der beste Asphalt wird in Bihar gegraben. Die ergiebigsten Steinsalzbergwerke sind in der Marmaros, namentlich zu Ronaßék, Sugatag, Sandorfralu, Szlatina und Königsthal; Sovar im saroser Komitat liefert das Kochsalz. Auf den „Szeks“ (ausgetrockneten Wasserflächen) und an den Sodaseen wird viel Soda gewonnen, die beste und meiste im biharer Komitat, woraus die berühmte debrecziner Seife verfertigt wird. Natürliches Glaubersalz wird bei Ofen und im stuhlweißenburger und wieselburger Komitat gefunden; natürlicher Salpeter im szabolcser und biharer Komitat. Den besten Alaun liefern das beregher und heveser Komitat (11,500 Centner), alle Arten Vitriol die Bergwerke. Von Edelsteinen verdient besondere Erwähnung der edle Opal, dessen einzige Heimat U. und hier das saroser Komitat ist. Außerdem finden sich Chalcedone, Granaten, Hyacinthe, Amethyste, Karneole, Achate, Bergkrystalle, darunter die „marmaroser Diamanten“, Turmalin, Quarze und Quarzsand, Flußspath, Hornstein. Töpferthon wird an vielen Orten gewonnen, ebenso treffliche Porzellanerde. Dachschiefer findet man von besonderer Güte in Borsod. Die besten Mühlsteine liefert Geletnek. Marmor in allen Farben wird gebrochen in den Komitaten Komorn, Baranya, Beszprim, Zips, Abauj, Liptau ꝛc. Außerdem gewinnt man Granit, Gneis, Porphyr, Basalt, Sand- und Kalkstein, Kreide, Gyps, Talk, Serpentin, Dach- und Wetzschiefer, Asbest, Walkererde. Braunkohlen finden sich in zahlreichen und mächtigen Lagern; Steinkohlen zu Dorog, Zokod, Szolnok, Sarisap, Magyaros, Neudorf und Bajoth. Torf wird in den sumpfigen Gegenden, besonders im Hansag, aber auch in Zips am Fuße der Karpathen gestochen. Bergöl gibt es besonders in den Komitaten Zips, Bihar, Sáros, Heves und Szalad. Bernstein findet sich auf der Magura in Zips. Mineralquellen zählt man in U. 355, darunter vielbesuchte Heilquellen und stark benutzte Mineralwässer; hervorzuheben sind die warmen Schwefelbäder von Ofen, Teplitz bei Trenczin, Hain bei Großwardein, Pösteny (Pischtyan) im neutraer, Szóbrancz im unghvarer, Sziklos im baranyaer, Tolcza und Keszthély im szalader, Szerencs im zempliner, die Bäder zu Bichaya im bacser, die Alaun- und Schwefelquellen von Parad im heveser Komitat; die Sauerbrunnen Schmeks oder das Karpathenbad zu Großschlagendorf in der Zips, Mohr bei Stuhlweißenburg, Suligul in der Marmaros, Szalatnya im honther Komitat; die eisenhaltigen Bäder Bartfeld im saroser, Lucska im liptauer Komitat, endlich die salzhaltigen Gesundbrunnen von Ungarisch-Ischl im soovárer Salzkammergut.

Die Industrie U.s liegt bei allem Ueberfluß an Rohstoffen noch sehr darnieder und deckt bei weitem nicht den inländischen Bedarf. Die Gewerbthätigkeit beschränkt sich im Ganzen auf die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse, und das Fabrikwesen liegt noch in seiner Kindheit. Unter den Handwerkern zeichnen sich die Verfertiger von Zischmen (Stiefeln aus Kordnan), die Schnürmacher, Kürschner, Riemer und Gerber aus. Spinnerei und Weberei sind in einigen nördlichen Komitaten Hauptgegenstand der Hausindustrie; grobes Wollentuch erzeugen viele über das ganze Land verbreitete Tuchmacher; feinere Tuche einige größere Fabriken; Erzeugnisse der Textilindustrie sind ferner grobe Decken, Teppiche, Halinatücher (Bauernmäntel) ꝛc. Die Seidenindustrie hat sich in den letzten Jahren gehoben. Sehr bedeutend ist die Fabrikation von Kordnan, Saffian und Juften. Papier liefern über 70 Mühlen, besonders im Norden. In Metallen arbeiten zahlreiche

Digitized by Google

Eisen- und Stahlhämmer, mehre Eisengießereien (besonders zu Ofen und Dernö), Blech- und Drahtwerke, Armaturfabriken ꝛc.; den besten Stahl liefert Dios Györ im borsoder Komitat. Auch an Kupferschmieden, Gold- und Silberarbeitern ist kein Mangel. Von beträchtlicher Ausdehnung ist die Töpferei: man fertigt schönes Fayencegeschirr, Debreczin liefert irdene Pfeifenköpfe; die berühmteste Porzellanfabrik ist die zu Herend im Komitat Veszprim. Etwa 50 Glashütten liefern meist nur geringere Sorten Glas. Runkelrübenzuckerfabriken hat U. 23, von denen die meisten auf den ödenburger Distrikt kommen. Von Wichtigkeit sind die Seifensiedereien, namentlich zu Debreczin und Szegedin, sowie die Talg-, Stearin- und Wachslichtefabriken, die Soda-, Salpeter- und Potaschesiedereien, die Oelraffinerien, die zahlreichen Branntweinbrennereien, Rosoglio- und Liqueurfabriken und großen Bierbrauereien. Die Tabaksfabrikation, früher der Privatindustrie überlassen, ist jetzt Monopol des Staats. Der Handel sowohl im Innern als nach Außen ist sehr lebhaft. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Weizen, Hafer, Rübsamen, Ochsen, Schweine, Schafwolle, Häute, Felle, dann Wein, Knoppern, Tabak, Honig, Wachs, Federn, Horn, Kupfer, Alaun, Potasche, Soda, Holz, Branntwein, zusammen im Werth von etwa 40 Millionen Gulden. Hauptgegenstände der Einfuhr sind Lein-, Baumwoll-, Woll- und Seiden-, sowie Eisenwaaren, zusammen im Werth von etwa 30 Mill. Gulden. Die ersten Handelsplätze sind Pesth, Ofen, Preßburg, Oedenburg, Debreczin, Kaschau, Raab; die bedeutendsten Marktorte: Pesth, Waitzen, Kecskemet, Mako, Hodmezö-Vásárhély, Arad, Simand, Gyula, Bekes, Debreczin, Mezötur, Bath, Stuhlweißenburg (Viehmärkte), Oedenburg, Großkanisa (Schweinmärkte), Losoncz und Tyrnau (Woll- und Tuchmärkte). Bei dem Mangel guter Landstraßen in einem beträchtlichen Theil U.s dienen besonders die Flüsse als Kommunikationswege; die Donau und Drau werden mit Dampfschiffen befahren. 150 Meilen Eisenbahnen sind im Betrieb und über 400 projektirt. Die 1850 erfolgte Aufhebung der Binnenzollinie hat U. in den Verkehr Oesterreichs und damit ganz West- und Mitteleuropa's hineingezogen. Banken bestehen zu Pesth, Kaschau, Debreczin und Temesvar als Filiale der österreichischen Nationalbank zu Wien; Sparkassen in den größeren Städten; Gewerbe- und Handelskammern zu Pesth, Preßburg, Kaschau, Oedenburg und Debreczin. Münzen, Maße und Gewichte sind die österreichischen; doch sind noch ältere Maße für Getreide und Wein in Gebrauch, die aber von großer Verschiedenheit sind.

Die geistige Kultur des Landes steht hinsichtlich der allgemeinen Volksbildung noch weit hinter den deutsch-österreichischen Kronländern zurück. Im Jahre 1854 zählte man 4471 katholische und 3008 akatholische, zusammen 7479 Volksschulen mit 555,705 Schülern und Schülerinnen. Besser ist für die höhere Bildung gesorgt. Die Katholiken haben eine Universität zu Pesth (1635 gestiftet, mit 44 Lehrstühlen), 21 theologische Seminarien, 4 königliche Akademien (zu Preßburg, Kaschau, Raab und Großwardein), 9 Lyceen, 8 untere (Grammatikalschulen) und 58 obere Gymnasien, mehre Ober- und Unterrealschulen; die Evangelisch-lutherischen theologische Lehranstalten (Kollegien) in Preßburg und Eperies, 9 Senioral- und Grammatikalschulen, 6 Gymnasien, 6 Lyceen und zahlreiche Stadt- und Bürgerschulen; die Reformirten theologische Lehranstalten (Kollegien) in Pesth, Sáros-Patak, Kecskemet, Oedenburg und Debreczin, 3 Ober-, 9 Untergymnasien, 2 Lyceen und mehre lateinische Schulen; die unirten Griechen ein Lehrerseminar und ein Gymnasium; die nichtunirten 2 Lehrerseminarien, eine Grammatikalschule, ein Lyceum und ein Gymnasium. Oeffentliche jüdische Lehranstalten gibt es nur in Pesth, Altofen, Arad, Großkanisa und Preßburg, wo auch eine Rabbinatsschule ist. Besondere Bildungsanstalten sind die Berg- und Forstakademie zu Schemnitz; die vom Grafen Georg Festetics zu Keszthély gestiftete landwirthschaftliche Lehranstalt (Georgikon); das vom Herzog Albert von Sachsen-Teschen gestiftete und 1818 eröffnete ökonomische Institut zu Ungarisch-Altenburg; die höhere Handelslehranstalt zu Pesth (1857 gestiftet); das kaiserliche Josephspolytechnicum in Ofen (1844 gestiftet); die Rechtsakademien zu Preßburg, Kaschau und Großwardein; die chirurgische Lehranstalt in Pesth; die Taubstummeninstitute zu Waitzen und Preßburg; die Blindeninstitute zu Pesth und Preßburg, mehre Militärerziehungshäuser ꝛc. Seit 1830 besteht in Pesth eine ungarische Akademie der Wissenschaften. Außerdem gibt es mehre Bibliotheken und naturwissenschaftliche und Kunstsammlungen; zu erwähnen sind besonders das von Franz Széchényi 1802 gegründete Nationalmuseum zu Pesth und die Sammlungen der Universität daselbst, sowie die Sternwarten in Pesth und Erlau. Unter den zahlreichen magyarischen u. deutschen stabilen Theatern steht das Nationaltheater in Pesth obenan. Für Musik bestehen Tonkünstlervereine zu Pesth, Güns und Preßburg, eine Singschule zu Pesth, ein Konservatorium zu Arad ꝛc.

Nach seinem früheren Umfang bestand U. aus den 4 Kreisen diesseit und jenseit der Donau (Niederungarn), diesseit und jenseit der Theiß (Oberungarn). Außerdem wurden als Provinziale die Königreiche Kroatien und Slawonien zu U. gerechnet. Im Jahre 1849 wurden nicht nur die beiden letztern nebst dem kroatischen Litorale, Fiume und die Mur- und Drauinsel des szalader Komitats als eigenes Kronland abgelöst, sondern auch die Komitate Bács-Bodrogh, Torontál, Temes und Krassó zur Bildung der Woiwodschaft Serbien und des temeser Banats verwendet und die 1835 zu U. geschlagenen Komitate Kraszna, Mittel-Szolnok und Zaránd mit dem Distrikt Kövár und der Stadt Zilah wieder mit Siebenbürgen vereinigt. So im Süden und Osten verkleinert, zerfiel U. in 5 Statthaltereiabtheilungsgebiete: Preßburg, Kaschau, Großwardein, Pesth-Ofen und Oedenburg. Seit 1860 wird es wieder in die alten 4 Distrikte eingetheilt: 1) Distrikt diesseit der Donau, 996,02 QMeilen mit 2,901,000 Einwohnern, bestehend aus den Komitaten Pesth-Pilis-Solt, Bács-Bodrogh, Gran, Neograd, Honth, Bars, Sohl, Liptau, Arva, Thurocz, Trencz in, Neutra

Digitized by Google

und Preßburg; 2) Distrikt jenseit der Donau, 784,59 QM. mit 2,053,000 Einwohnern, bestehend aus den Komitaten Oedenburg, Wieselburg, Raab, Komorn, Veszprim, Stuhlweißenburg, Eisenburg, Zala, Somogy, Baranya und Tolna; 3) Distrikt diesseit der Theiß, 693,02 QM. mit 1,600,000 Einwohnern, bestehend aus den Komitaten Aba-Ujvar, Torna, Borsod, Heves und Außer-Szolnok, Gömör, Zips, Sáros, Zemplin, Unghvar und Bereg; 4) Distrikt jenseit der Theiß, 1319,26 QM. mit 2,800,000 Einwohnern, bestehend aus den Komitaten Ugocsa, Marmaros, Szathmar, Szabolcs, Bihar, Bekes, Csanad, Csongrád, Arad, Temes, Torontál, Krassó, Kraszna, Mittel-Szolnok, Zarano und dem Distrikt Kövár, welche letzteren 4 von Siebenbürgen wieder abgetrennt worden sind. Hierzu kommen noch 5) als freie Kreise: Jazygien, Großkumanien, Kleinkumanien und der der Haiducken. In kirchlicher Beziehung zerfällt U. in die 3 römisch-katholischen Erzbisthümer Gran, Erlau und Kalocsa (Colocza). Dem Erzbischof von Gran, der zugleich Fürst-Primas von U. ist, sind die Bisthümer Stuhlweißenburg, Fünfkirchen, Veszprim, Stein am Anger, Raab, Neutra, Neusohl und Waitzen; dem Erzbischof von Erlau die Bisthümer Rosenau, Zips, Kaschau u. Szathmar-Nemethy; dem von Kalocsa die Bisthümer Großwardein und ein Theil des Bisthums Csanad-Temesvar untergeordnet. Griechische Bischöfe residiren in Eperies, Unghvar (Munkacs), Großwardein und Lugos; beide erstere stehen unter dem Primas, beide letztere unter dem Erzbischof von Blasendorf in Siebenbürgen. Bischöfe der nichtunirten Griechen residiren in Arad und Ofen. Das evangelische Kirchenwesen ward durch Patent vom 1. Sept. 1859 neu geordnet.

Nach der früheren Verfassung U.s (bis 1848) war U. unter dem österreichischen Herrscherhause eine erbliche Monarchie, deren königliches Oberhaupt die ausübende Gewalt ausschließlich besaß, während es die gesetzgebende Gewalt und das Besteuerungsrecht mit dem Reichstage theilte. Zufolge der Erstgeburtsordnung und des Stammerbfolgerechts ging die Krone sowohl auf männliche, als auf weibliche Glieder der österreichischen Dynastie über, so daß die in gerader Linie absteigenden Erben des verstorbenen Herrschers die Verwandten der entfernteren Linien immer ausschlossen. Der gesetzliche Vermittler zwischen dem König und den Reichsständen war der Palatin, mit dessen Amt zugleich die Statthalterwürde gesetzlich verbunden war. Der gesetzgebende Körper der ungarischen Reichstage theilte sich nach dem Zweikammersystem in die Magnatentafel (Förendek) und die Ständetafel (Rendek). Die Magnatentafel bestand aus den von dem Landesfürsten stets persönlich berufenen 11 Reichsbaronen als höchsten Würdenträgern; den römisch- und griechisch-katholischen, sowie den griechisch-nichtunirten Erzbischöfen und Bischöfen und einigen Prälaten, den Obergespanen der Komitate, einem durch Wahl bestimmten Abgesandten Kroatiens und den geborenen und naturalisirten Fürsten, Grafen u. Baronen. Den Vorsitz führte der Reichspalatin und in dessen Abwesenheit der Judex Curiae. Die Ständetafel bestand aus den Mitgliedern der königlichen Tafel (des höchsten Reichsgerichts), 2 Abgeordneten von Kroatien, 104 adeligen Abgeordneten der 52 Komitate U.s, 75 Abgeordneten der Freistädte und 30 Abgeordneten der Domkapitel. Den Vorsitz hatte hier das vom König ernannte Personal (personalis praesentiae regiae locumtenens). Nur der Adel u. einige Stadtmagistrate, nicht aber die Masse des Bürger-, noch weniger die des Bauernstandes (misera plebs contribuens) war vertreten. Die Legislationsperiode war gesetzlich auf 3 Jahre festgesetzt, indem nach Ablauf dieser Frist die votirte Militärsteuer aufhörte. Die Initiative übte nicht nur der Landesfürst durch Vorlagen (Propositionen), sondern auch die Ständetafel. Die Magnatentafel dagegen konnte nur die Gesetzesvorschläge der Stände in Berathung ziehen und dieselben ganz oder theilweise verwerfen, was zu neuen Verhandlungen bei der Ständetafel führte. Der Wirkungskreis des Reichstags umfaßte außer der Gesetzgebung im engern Sinne: die Inartikulirung der naturalisirten Ausländer und der zu königlichen Freistädten erhobenen Märkte und Orte, die Bestimmung des Salzpreises, die Votirung und Aushebung der Rekruten, die Votirung freiwilliger Gaben von Seiten des Adels und das Steuerbewilligungsrecht. An der Spitze der politischen Verwaltung des Landes stand die ungarische Hofkanzlei zu Wien, die gleichzeitig durch endgültige Entscheidung der Urbarialprozesse und durch ihre Mandate einen eigenthümlichen Einfluß auf den Justizgang übte. Im Lande selbst übte die ungarische Statthalterei (consilium locumtenentiale regium) die Verwaltung der politischen Angelegenheiten, der direkten Steuern und in Bezug auf die Rechtsstreitigkeiten der Grundherren und ihrer Grundholden die Justizverwaltung. Ihr waren unterstellt die Komitate, an deren Spitze erbliche und vom Landesfürsten ernannte Obergespane die politische und Justizverwaltungen leiteten. Ihnen zur Seite standen in der Regel die Vicegespane, dann für jeden Bezirk Stuhl- und Vicestuhlrichter und die aus den Magnaten, Prälaten und Adeligen des Komitats, sowie aus Abgeordneten der königlichen Freistädte gebildeten Komitatsversammlungen und Kongregationen. Nach Bewältigung der Revolution von 1848 und 1849 wurde durch kaiserliche Entschließung vom 15. Oktober 1849, mit Beziehung auf die Reichsverfassung vom 4. März, die Verwaltung U.s als eines besondern Kronlandes provisorisch angeordnet. Die Publikation der definitiven neuen Organisation erfolgte unter dem 10. Januar 1853 und trat mit dem 1. Mai desselben Jahres ins Leben. Danach ward als oberste Verwaltungsbehörde des Kronlandes ein Statthalter als Militär- und Civilgouverneur (Erzherzog Albrecht) mit der Residenz in Ofen eingesetzt. An der Spitze jeder der 5 Statthaltereiabtheilungen (s. oben) stand ein Vicepräsident mit einem Hofrath zur Seite. Die Komitatsbehörde, mit einem vom Kaiser ernannten Komitatsvorstande an der Spitze, war für ihr Komitat die politisch-administrative Oberbehörde. Unter ihr standen die Stuhlrichterämter und die politischen Aemter, die keinem Stuhlrichter unterstellt waren.

Digitized by Google

Die Rechtspflege befand sich bis 1848 in einem mangelhaften Zustande, in sofern in der untersten Instanz die Civiljurisdiktion nicht vollständig von der Administration getrennt war. Nur in den größeren Städten waren besondere Beamte mit der Verwaltung und solche mit den gerichtlichen Geschäften betraut; sonst übten in den Komitaten die Stuhlrichter und Vicestuhlrichter mit Beihülfe eines Komitatsgeschwornen die Gerichtsbarkeit aus, und außerdem bestanden theils als erste Instanz für die Magnaten, theils als zweite Instanz die königliche Tafel in Pesth unter dem Vorsitz des königlichen Personals und die Septemviraltafel daselbst unter dem Vorsitz des Palatin. Durch kaiserliches Patent vom 16. Februar 1853 wurde die Gerichtsorganisation umgestaltet und dabei im Wesentlichen die Einrichtung der deutsch-österreichischen Länder zum Muster genommen. Die Rechtspflege ward demnach vertheilt in erster Instanz unter Bezirks-, Komitats- und Landesgerichte, in zweiter Instanz unter die 5 Oberlandesgerichte in Pesth, Oedenburg, Preßburg, Eperies und Großwardein; dritte Instanz war der oberste Gerichtshof in Wien. Im Jahre 1861 aber wurden auch in der Gerichtsverfassung im Wesentlichen die alten Einrichtungen wieder hergestellt. Für Handelssachen besteht für den pesth-ofener Sprengel ein eigenes Handelsgericht in Pesth. Das ältere Recht (gesammelt in dem Corpus juris hungarici) besteht aus den Reichstagsartikeln, welche bis auf Stephan I. zurückreichen, aus dem alten Gewohnheitsrecht, wovon eine freie Bearbeitung von Verhöcz in allgemeiner Geltung steht, aus den Urtheilssprüchen der königlichen Tafel und der Septemviraltafel und zahlreichen Statuten, namentlich der königl. Freistädte und Marktflecken, die vielfach aus deutschen Rechtsquellen geschöpft haben, den ältern Berggesetzen ꝛc. Mit der neuen Gerichtsorganisation von 1853 wurden auch die österreichische Strafprozeßordnung und das allgemeine Strafgesetzbuch, sowie das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch in U. eingeführt. Die Kleinodien des Reichs sind die vom Papst Sylvester dem König Stephan um 1000 geschenkte Krone, ein goldener Reichsapfel, das Schwert Stephans, ein Scepter. Das Wappen U.s ist ein mit der Stephanskrone bedeckter, der Länge nach getheilter Schild, der zur Rechten 4 rothe und 4 weiße Streifen, zur Linken aber im rothen Felde ein silbernes Patriarchenkreuz zeigt, das aus einer auf einem dreifachen grünen Hügel ruhenden Krone hervorgeht. Die Nationalfarben sind grün, weiß und roth. Ein Orden ist der des St. Stephan (s. Stephansorden). Vgl. von Csaplovics, Topographisch-statistisches Archiv des Königreichs U., Wien 1821, 2 Bde.; Derselbe, Gemälde von U., Pesth 1829, 2 Bde.; von Fényes, Statistik des Königreichs U., das. 1843—44, 3 Bde.; Richter, Wanderungen in U. und unter seinen Bewohnern, Berlin 1844; Bajáky, Handels- und Gewerbsgeographie von U., Preßburg 1845; Palugyai, Geschichtliche, geographische und statistische Beschreibung von U. (in ungarischer Sprache), Pesth 1855, 4 Bde.; Galgoczy, Landwirthschaftliche Statistik U.s (in ungar. Sprache), das. 1855; U. und Siebenbürgen in malerischen Originalansichten mit Text von Hunfalvy, Darmstadt 1856 ff.; Ellrich, Die Ungarn wie sie sind, 2. Aufl., Berl. 1833; Skrzeszewski, Karte von U., Siebenbürgen ꝛc., Ofen 1863.

Geschichte. U.s geographische Lage, sein größtentheils überaus fruchtbarer Boden, sein Reichthum an Schätzen der Natur hat von den ältesten Zeiten her eine Menge Völker Europa's und des westlichen Asien, Dacier, Bastarner, Geten, Illyrier, Päonier, Sarmaten, Jazygen, Vandalen, Bulgaren, Alanen, Avaren, Hunnen, Sueven, Quaden, Markomannen, Gepiden, Longobarden, Gothen und andere angezogen, deren eines das andere bald gänzlich, bald zum Theil verdrängte. So fanden sich noch Bulgaren u. Slaven verschiedener Stämme, Chazaren, Walachen, deutsche und italienische Ansiedler im Lande, als von jenen Wandervölkern zuletzt die Magyaren, bei den Slaven Uhri, Ugri, Ungri und Wengri, bei den Deutschen danach Ungarn benannt, aus ihrer alten Landschaft (nicht ihrer ältesten Heimat, über die man noch nicht einig ist) Atelköz zwischen Dnjepr, Dnjestr, Pruth und Sereth) nach U. kamen und es unter ihrem Anführer (Herzog) Almus und dessen Sohn Arpad innerhalb 5 Jahren so ziemlich in der gegenwärtigen Ausdehnung eroberten. Das ganze Volk der Magyaren zählte damals ungefähr eine Million Seelen, worunter 215,000 bewaffnete Männer. Auf der Versammlung bei Pusztaszer, die von patriotischen Schriftstellern der „älteste ungarische Landtag" genannt wird, ward die ursprüngliche Verfassung der Magyaren, vermöge welcher dem Herzog schon damals eine beschränkte Macht eingeräumt wurde, so daß er in allen wichtigen Angelegenheiten nichts ohne die 7 Stammeshäupter beschließen und unternehmen konnte, weiter ausgebildet. Schon unter Arpad begannen jene Streifzüge der Magyaren in die westlichen Länder, welche sie ein halbes Jahrhundert lang zum Schrecken Europa's machten. Sie erstreckten sich bis an die Nordsee, bis in den Süden Frankreichs und Italiens und bis an das schwarze Meer. Aber die öfteren Niederlagen, die sie in Deutschland schon unter König Heinrich I. 933 bei Keuschberg, dann von den Sachsen, Franken und Bayern und endlich von Kaiser Otto I., zuletzt auf dem Lechfelde 955 erlitten, benahmen ihnen die Lust, Deutschland ferner heimzusuchen; sie zogen in ihr Land zurück u. fingen an, sich dem Werk des Friedens zuzuwenden. Schon Torus (seit 946), der Enkel von Arpad, berief deutsche Kolonisten ins Land. Er starb mit Hinterlassung eines Sohnes Geysa 972, an welchem u. seiner Gemahlin Sarolta das Christenthum in U. die ersten Stützen fand. Weitere Förderung erhielt dasselbe durch seinen Sohn Stephan, den Heiligen (seit 997), der U. überhaupt mit Hülfe römischer Priester und deutscher Ritter zum Rang eines europäischen Staats erhob. Durch seinen Befehl, daß Alle, die sich der Taufe weigerten, Leibeigene werden sollten, wurden zahllose Magyaren Sklaven, während er alle christlichen Sklaven für frei erklärte. Er theilte das Land in zehn Bischofssprengel und erhob Gran zum Erzbisthum, errichtete Schulen in seiner Residenz, predigte und lehrte selbst, führte den

Digitized by Google

Zehnten ein und erhob die Prälaten zum ersten Reichsstande. Kaiser und Papst stimmten daher gern zu, als er sich die Königswürde beilegte. Der Kaiser sandte ihm eine Lanze, der Papst eine Krone, welche seitdem den obern Theil der sacra regni Hungariae corona ausmacht, während der untere Theil aus der dem König Geysa I. vom griechischen Kaiser Manuel Dukas geschenkten Krone besteht. Auch ertheilte der Papst Sylvester II. Stephan den Titel „apostolischer König". Unmittelbar nach seiner Krönung entwarf Stephan mit den bisherigen Häuptern der Nation und den Bischöfen jene Staatsverfassung, welche in ihren Grundzügen noch bis 1848 als ungarische Konstitution bestand. Ein Pfalzgraf (comes palatinus) stand als erster Würdenträger an der Spitze des Staats; ein Hofrichter stand dem gesammten Justizwesen, der Fiskal der königlichen Kammer vor. Diese drei erhielten den Titel Reichsbarone, die übrigen Großen den der Magnaten. Als erster Stand im Staate wurde der geistliche erklärt, als zweiter der der Barone und Magnaten, als dritter der der Ritter. Das ganze Reich ward in 72 Komitate oder Gespanschaften getheilt, in denen vom König allein abhängige Obergespane die Militär- und Civilgewalt ausübten. Diese Obergespane nebst den höheren Hofbeamten und den Prälaten bildeten den Reichssenat. Außerdem gab es Freie (alle nichtadeligen Christen) und Fremde (Kolonisten, hospites), die ebenfalls frei waren. Alles Uebrige bildete den großen Haufen der Sklaven oder Leibeigenen (Heiden), die keine bürgerlichen Rechte besaßen. Stephan starb den 15. Aug. 1038 und hatte seinen Neffen Peter zum Nachfolger, der aber durch seine allzu große Begünstigung der Deutschen große Unzufriedenheit im Volke hervorrief und daher schon 1041 vertrieben ward. Der an seiner Stelle zum König gewählte Aba (Owon, Samuel) brach mit Heeresmacht in Deutschland ein, ward aber geschlagen und mußte den Frieden vom Kaiser durch das Abtreten des Landstrichs vom Kahlenberg bis zur Leitha erkaufen. Als er hierauf das Christenthum zu verfolgen begann und zugleich Ansprüche auf den abgetretenen Landstrich erhob, fiel der Kaiser in U. ein und erhob Peter wieder auf den Thron, wofür derselbe dem Kaiser (ohne Genehmigung der Stände) den Unterthänigkeitseid leistete (1043). Peters Willkürregiment rief aber bald neue Unruhen hervor; er ward bei Oedenburg von seinem Volke besiegt und geblendet, worauf die Großen (1046) Andreas I. (s. d.) auf den Thron riefen, und zwar unter der Bedingung der Wiederherstellung des Heidenthums. Es begann nun eine allgemeine Verfolgung gegen die Christen und alle Bischöfe starben den Märtyrertod. Bald aber wandte sich Andreas gegen das Heidenthum. Sein Bruder Bela focht in drei Feldzügen glücklich gegen den Kaiser, zog aber dann mit slavischen Hülfsvölkern gegen Andreas, besiegte ihn und bestieg 1061 den Thron. Er berief einen allgemeinen Reichstag nach Stuhlweißenburg, an dem zum ersten Male auch gemeine Edelleute Theil nehmen sollten. Der Reichstag selbst sollte aus zwei getrennten Körpern, dem Magnatenhaus und dem Ständehaus, bestehen. Statt der bestimmten Zahl erschienen aber viele Tausende, namentlich Heiden, die mit Ungestüm die Wiederherstellung des Götzendienstes begehrten. Bela ließ sie niederhauen und stellte in wenigen Jahren geordnete Zustände her, ward aber von Andreas Sohn Salomo besiegt und starb im nächsten Jahre (1063), worauf Salomo vom Kaiser auf den Thron erhoben wurde. Bela's ältester Sohn, Geysa, schloß mit einem polnischen Heere den König in Wieselburg ein und erhielt von demselben nebst seinem Bruder Ladislaus ein Herzogthum an der Theiß. Geysa und Ladislaus kämpften nun für den König glücklich gegen die Kärnthner, Mährer, Kumanen, Petschenegen und Griechen, dann aber wandte ersterer die Waffen gegen ihn, und zwar mit solchem Glück, daß er sich 1075 krönen lassen konnte; doch starb er schon 1077. Die Stände erwählten hierauf Ladislaus, Geysa's Sohn, zum König. Derselbe brachte 1088 ganz Kroatien unter seine Gewalt. Er erließ strenge Edikte gegen das Heidenthum und jede Unsittlichkeit, erbaute viele Kirchen u. lebte selbst als ein hellleuchtendes Muster seines Volks. Sein Nachfolger (30. Juli 1095) wurde der Sohn seines Bruders, Koloman, ein sein Zeitalter überragender Fürst. Derselbe schlug die Kreuzfahrer, welche durch U. zogen und hier gräßlich hausten, aufs Haupt und eroberte Dalmatien (1099), erließ treffliche Gesetze über das Grundeigenthum, die Finanzen, das Gerichtswesen und befestigte die königliche Gewalt, sowie das Christenthum. Sein Sohn und Nachfolger (1114), Stephan II., verlor einen Theil von Dalmatien an Venedig und führte mehre unglückliche Kriege, u. A. mit Leopold von Oesterreich. Ebenso ruhmlos war die Regierung Bela's II., des Blinden (1131—41). Dessen Sohn und Nachfolger dagegen, Geysa II., machte sich namentlich durch Beiziehung deutscher Kolonisten verdient. Nach dessen Ableben (1161) folgten durch die Einmischung des griechischen Kaisers Manuel längere Wirren, bis endlich Geysa's zweiter Sohn, Bela III., den Thron bestieg. Derselbe leistete dem griechischen Kaiser den Vasalleneid und errichtete mehre Aemter nach dem Muster von griechischen, nahm nach Manuels Tode die von diesem entrissenen kroatisch-dalmatinischen Städte wieder in Besitz, unterwarf die Bulgaren und eroberte Galizien, welches Land jedoch 1188 wieder verloren ging. Seine zweite Vermählung mit Margarethe, der Schwester des Königs Philipp von Frankreich, bürgerte französische Eleganz am ungarischen Hofe ein. Er starb 1204. Unter König Andreas II. erzwangen sich der Adel 1222 in der goldenen Bulle und 1233 der Klerus in einem Konkordat ausgedehnte Rechte und Freiheiten. Bela IV., seit 1235, suchte dieselben wieder zu schmälern, zog die Krongüter zu Gunsten des königlichen Schatzes ein und wußte dem durch den Mongoleneinfall 1241 zur Wüste gemachten Lande namentlich durch Hebung des Bürgerstandes wieder zum Aufblühen zu verhelfen. Er eroberte Bosnien (1244), züchtigte und unterwarf die russischen Fürsten dafür, daß sie ihm die Tataren ins Land gesendet, nahm Galizien abermals durch Waffen ein und tödtete Friedrich von Oesterreich (1245), der ihn während der Mongolenherrschaft ange-

Digitized by Google

griffen. Oesterreich und Steiermark ließ er nach einander verwüsten und nahm letzteres Land sogar in Besitz (1252). Doch ging dasselbe 1260 für Ungarn wieder verloren. Wegen Oesterreichs gerieth er mit Ottokar von Böhmen in kurzen Krieg. Hierauf eroberte er ein neues Stück von Dalmatien und machte die Bulgarei zur unmittelbaren Provinz U.s. Im Jahre 1261 wehrte er glücklich eine zweite Tatareninvasion ab. Gleichzeitig aber erhob sich sein Sohn Stephan gegen ihn u. Andreas mußte ihn zum Mitregenten annehmen und ihm Siebenbürgen mit ausschließlicher Souveränetät überlassen. Andreas starb 1270, im folgenden Jahre auch Stephan, worauf dessen zwölfjähriger Sohn, Ladislaus IV., der Kumane genannt, den Thron bestieg. Dieser verband sich mit Rudolf von Habsburg gegen Ottokar von Böhmen und schlug denselben in drei Feldzügen aufs Haupt (1276—78). Seines unsittlichen Lebens halber ward er vom Papst 1279 mit dem Bann belegt, was blutige Wirren hervorrief, die 1290 mit seiner Ermordung durch die Kumanen endeten. Die Stände erhoben hierauf Andreas III., einen Enkel Andreas' II., auf den Thron. Derselbe wurde von Rom nur unter der Bedingung anerkannt, daß nach seinem Tode Karl Robert von Sicilien die Krone übernehmen sollte (1296). Mit ihm erlosch den 13. Januar 1301 der Mannsstamm der Arpaden.

Ein Theil der ungarischen Stände wählte hierauf Wenzeslaus von Böhmen, den Eidam des verstorbenen Königs. Derselbe floh jedoch, als sich der deutsche Kaiser Karl Roberts annahm, und trat seine Ansprüche auf U. an Otto von Niederbayern ab (1304), der zu Stuhlweißenburg von den Ständen ebenfalls gekrönt wurde (1305). Schon 1307 aber gewannen die päpstlichen Abgesandten die Stände für Karl Robert I. (Karobert). Derselbe errang den venetianischen Theil von Dalmatien für U. (1314), eroberte Macedonien (1319), unternahm einen glücklichen Zug nach Oesterreich, schlug mit Hülfe der Polen die Kleinrussen (1335), verhalf seinem Schwager Kasimir auf den polnischen Thron (1336), wofür ihn dieser zu seinem Nachfolger erklärte, machte Johann von Böhmen zum Herrn von Schlesien und sicherte, während er Polen (1339) an seinen Sohn Ludwig abtrat, einem jüngeren, Andreas, durch Heirath die Anwartschaft auf Neapel. Auch sonst machte er sich um U. verdient durch Belebung der Wissenschaft, Einführung eines ordentlichen gerichtlichen Verfahrens nach französischer und lateinischer Sitte und eines neuen Abgabensystems und Verbesserung des Münzwesens. Nach ihm bestieg (1342) Ludwig I., der Große, den ungarischen Thron. Ueber dessen beide Feldzüge nach Neapel zu Gunsten des hinterlassenen Sohnes seines Bruders Andreas s. Neapel, Geschichte. Er bekriegte 1356 bis 1358 Venedig, wodurch ganz Dalmatien an U. kam, warf Aufstände der Sachsen in Siebenbürgen, der Walachen und Bosnier nieder, focht glücklich gegen den Kaiser Karl, der die persönliche Ehre von Ludwigs Mutter verletzt, schlug die heidnischen Lithauer und machte mit Hülfe Kasimirs von Polen die Tataren der ungarischen Krone zinsbar (1354). Nach Kasimirs Tode von den Polen als ihr Thronerbe berufen, ließ er sich zwar 1370 in Krakau krönen, ernannte aber dann seine Mutter zur Statthalterin dieses Landes. Er vollendete die Bekehrung der Kumanen zum Christenthum, gab Städten Gerichtsbarkeit und Handelsfreiheit, wogegen er den Bauernstand mit neuen Lasten beschwerte, und gründete 1367 eine Universität zu Fünfkirchen und zahlreiche Schulen. Nach seinem am 11. September 1382 erfolgten Tode ging die Krone auf seine noch unmündige Tochter Maria unter Vormundschaft ihrer Mutter Elisabeth über. Als die damit unzufriedenen Großen Karl den Kleinen von Neapel ins Land riefen, vermählte Elisabeth rasch Maria mit Sigmund, dem Sohn des deutschen Kaisers, u. dieser eilte sofort (1386) nach Böhmen. Karl hatte sich zwar schon des Thrones bemächtigt, ward aber bald nach seiner Krönung auf Elisabeths Anstiften ermordet. Sein Anhänger Horvath erregte hierauf in Kroatien einen neuen Aufstand und nahm die Königinnen gefangen. Elisabeth starb in Gefangenschaft, Maria aber ward durch Sigmund befreit. Nach ihrem Tode (1392) wurde Sigmund, der bisher eigentlich nur in ihrem Namen geherrscht, von vielen Seiten angefochten; doch errangen seine zähe Geduld und sein Heer überall den Sieg (1392—95). Um die Türken aus Europa zu vertreiben, schloß er mit Byzanz ein Bündniß, unterlag aber 1396 bei Nicopolis und entkam nur mit Mühe über Konstantinopel nach U. Hier hatten die Mißvergnügten inzwischen Ladislaus von Neapel zu ihrem König erkoren. Sigmund ward gefangen, doch 1401 von dem böhmischen König Wenzeslaus befreit und wieder auf den Thron erhoben. Durch Milde und Mäßigung gewann nun Sigmund die Herzen der Ungarn, so daß sie auf seinen Wunsch, für den Fall, daß er ohne Leibeserben stürbe, den Herzog Albrecht von Oesterreich zu seinem Nachfolger ernannten. Im Jahre 1410 ward er auch zum römischen König erwählt. Im Jahre 1428 litt U. viel durch die Einfälle der siegreichen Türken und 1430 durch die Hussiten. Sigmund gab dem Lande das erste Militärreglement und führte Einheit der Maße und Gewichte ein. Auch erhob er die königlichen Freistädte zur Reichsstandschaft und sicherte den Bauern die Freizügigkeit zu. Nach seinem Ableben (1437) ging die Krone an seinen Schwiegersohn Albrecht V. von Oesterreich (als deutscher König Albrecht II., s. d.) über. Derselbe starb schon 1439, worauf die Stände, obgleich sich Elisabeth in gesegneten Umständen befand, wegen der wachsenden Türkengefahr, den polnischen Wladislaw I. auf den Thron beriefen. Die Türken wurden in rasch auf einander folgenden Schlachten von Johannes Hunyades (s. d.) geschlagen und mußten einen zehnjährigen Waffenstillstand eingehen. Elisabeth hatte inzwischen in Stuhlweißenburg ihren Neugebornen krönen lassen und es brach nun der Krieg zwischen den Parteien im Lande aus. Da jedoch Wladislaw sich die Liebe des Volks zu erwerben wußte, Hunyades auf seine Seite trat und Elisabeth 1442 starb, so war der innere Friede bald wieder hergestellt. Nach neuen Siegen Hunyades' über die Türken unterlagen die Ungarn denselben in

Digitized by Google

der entscheidenden Schlacht bei Varna (11. Nov. 1444) und Wladislaw selbst fand hier den Tod. Doch zogen sich auch die Türken zurück. Unter den vielen Prätendenten der ungarischen Krone ward endlich Ladislaus Posthumus, Elisabeths Sohn, 1445 von den Ständen zum König erklärt, vom Kaiser aber, in dessen Gewahrsam er sich befand, nicht herausgegeben. Hunyades schlug indessen die Türken an der Save so entscheidend, daß sie alle eroberten Landstriche an U. zurückgaben und um Frieden baten. Bei seiner Rückkehr wurde der Sieger zum Gubernator Hungariae oder Reichsstatthalter ausgerufen und regierte von nun an mit königlicher Machtvollkommenheit. Am 17. Oktober 1448 verlor er gegen die Türken auf dem Amselfelde Sieg und Freiheit, doch erlangte er letztere bald wieder. Nach unzähligen Winkelzügen lieferte Kaiser Friedrich endlich den ungarischen König aus (1452), der nun in U. gekrönt wurde. Hunyades behielt auch neben ihm seine Würde. Als Mohammed nach Konstantinopels Eroberung 1456 bis Belgrad vordrang, erfochten Hunyades und Capistran an der Spitze von 70,000 Spaniern, Italienern und Ungarn einen glänzenden Sieg. Nach Ladislaus' Ableben (Nov. 1457) wählte der Reichstag zu Pesth Matthias I. Hunyades, auch Matthias Corvinus genannt, zum König (Januar 1458). Nachdem derselbe mehrfache innere Unruhen gedämpft und den als Gegenkönig aufgestellten Kaiser besiegt, wandte er seine Waffen mit Glück gegen die Türken (1463 und 1464) und eroberte Bosnien. Erst 1464 ward er zu Stuhlweißenburg gekrönt. Er gab seinem Heer eine neue Kriegsverfassung, errichtete zuerst eine regelmäßige Infanterie, sowie die berühmte schwarze Reiterschaar (schwarze Leibgarde), that viel für Verbesserung der Volkserziehung und machte seinen Hof zum Sammelplatz von Gelehrten. Dabei mußte er fast ohne Unterbrechung Krieg fortführen, ja der Kaiser verwüstete sogar U., während Matthias mit den Türken focht. Auf des Papstes Paul II. Aufforderung ergriff Matthias 1466 die Waffen gegen seinen Eidam und früheren Wohlthäter, Georg Podiebrad, und ließ sich, nach wechselndem Waffenglück siegreich, zu Brünn zum König von Böhmen krönen, in Breslau aber zum Herzog von Schlesien ausrufen. Als in U. selbst eine Insurrektion ausbrach, schrieb er im September 1471 einen Reichstag nach Ofen aus, widerrief daselbst alle von ihm gegen die Reichsgesetze unternommenen Handlungen und gab dem Klerus die Güter zurück. Kasimir von Polen, dem die Mißvergnügten die ungarische Krone übertragen hatten, wurde mit Leichtigkeit zurückgeworfen. Als der Kaiser Wladislaw mit Böhmen belehnte und in U. einfiel, nahm Matthias Wien ein und eroberte das Land bis Linz, so daß der Kaiser mit 100,000 Gulden den Frieden erkaufte und ihn nun ebenfalls mit Böhmen belehnte. Später verband sich Matthias mit dem deutschen Orden gegen Polen und errang bei Kasimir einen definitiven Frieden; Wladislaw und Matthias aber theilten Böhmen unter sich (1478). Von den Türken und dem Kaiser zugleich angegriffen, nahm Matthias Steiermark und Oesterreich ein und warf die Türken bis nach Serbien zurück (1481), sodann selbst, auf Aufforderung des Papstes, aus Italien. Während er hierauf sogar in die Türkei einfiel, überzog der Kaiser U. mit Krieg. Matthias wandte sich sofort gegen denselben und drang unaufhaltsam bis Passau vor, wurde aber hier von den Reichsfürsten geschlagen (1482). Während er im folgenden Jahre über die Türken den großen Sieg auf dem Brodfelde (kenyérmezö) erfocht, eroberte er zugleich zum dritten Male alle Städte Oesterreichs und auch Wien (1484—87) und ließ sich von den österreichischen Ständen huldigen (1485). Gährungen im Innern riefen ihn nach U. zurück, wo er mit den Ständen jenes „große Dekret" vereinbarte, welches alle bisher erschienenen Gesetze bestätigte (1489). Er gründete auch die Universität Preßburg, berief viele Gelehrte und sammelte zu Ofen eine werthvolle Bibliothek. Matthias starb (zu Wien) den 6. April 1490, worauf der Reichstag die Krone Wladislaw II von Böhmen übertrug, während Matthias' Sohn Corvin mit Bosnien, Slawonien und Kroatien abgefunden ward. Wladislaw erkaufte vom Kaiser einen Definitivfrieden, worin er u. A. im Fall kinderlosen Todes dessen Sohn Maximilian die Thronfolge in U. zusagte, wie er denn sofort dem Kaiser den Titel „König von U." gestattete. Im Jahre 1506 gebar ihm seine Gemahlin, Anna von Frankreich, einen Sohn, Ludwig, der schon im folgenden Jahre mit Maximilians Enkelin, Maria, verlobt wurde. Auf des Königs Befehl stellte 1512 Verhöcz das erste umfassende Gesetzbuch U.s, das Tripartitum, zusammen, das bis auf die neueste Zeit als Corpus juris hungaricum Geltung behielt. Ein Bauernaufstand unter Georg Dósa, der vorzüglich gegen den Adel gerichtet war, wurde mit polnischer und deutscher Hülfe von Johann Zápolya (s. d.) in einer mörderischen Schlacht unterdrückt, nachdem dieser „Kurutzenkrieg" 70,000 Menschen das Leben gekostet hatte. Nach Wladislaws Tod (1516) bestieg Ludwig II. unter Vormundschaft den Thron. Unterdessen aber sammelte der ehrgeizige Zápolya eine mächtige Partei, während sich gegen ihn ebenfalls eine Konföderation bildete, Kalandos genannt, an welcher der König selbst Theil nahm. Diese allgemeine Zerrüttung benutzend, nahm der Sultan Soliman 1521 Belgrad, von wo der treulose Zápolya alle Kanonen entfernt hatte, ward aber bald darauf von Erzherzog Ferdinand bei Oravitza geschlagen. Um diese Zeit fand die Reformation Eingang in U., doch erklärte der Reichstag 1525 alle Lutherischen für vogelfrei. Im Jahre 1526 erschien Soliman I. wieder an der Spitze von 200,000 Mann, eroberte Peterwardein und drang nach Eszek vor. Die ganze Macht des von den meisten Magnaten und Deutschland verlassenen Königs bestand in 13,000 Mann ohne Geschütz, mit der er sich am 29. August 1556 bei Mohacz todverachtend in den Feind stürzte. Nur 4000 U. retteten das Leben; des Königs Leiche fand man später in einem Sumpf. Unaufhaltsam schritt Soliman I. nun bis Ofen vor und wandte sich dann, nachdem er diese Stadt verwüstet, auf den Rückweg, den Mord und Brand bezeichneten.

Die Königin Maria von Oesterreich befand

Digitized by Google

sich in Preßburg, während Johann Zápolya seine Anhänger nach Stuhlweißenburg zu einem Landtage zusammen berief und sich zum König von U. krönen ließ. Aber der auf Befehl der Königin nach Preßburg ausgeschriebene allgemeine Reichstag erklärte die Beschlüsse des stuhlweißenburger Landtags für null und nichtig und wählte den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich als Ferdinand I. zum König von U. (16. Dec. 1526). Ferdinand kam erst im August 1527 nach U., beschwor die goldene Bulle, ließ sich, nachdem Zápolya unterlegen, von einem neuen Reichstag Anfangs Oktober zu Ofen zum zweiten Mal als König ausrufen und zu Stuhlweißenburg krönen. Zápolya setzte jedoch von Siebenbürgen aus den Krieg fort und warf sich in die Arme des Sultans, der 1528 Bosnien und Dalmatien in Besitz nahm, im folgenden Jahre aber mit 120,000 Mann Wien vergebens belagerte und nach einer 1532 vom Reichsheer bei Güns erlittenen Niederlage bis Konstantinopel floh. Unterhandlungen mit Zápolya gediehen erst am 25. Februar 1538 durch den großwardeiner Vertrag zum Schlusse, der Zápolya als zweiten König anerkannte und ihm auf Lebenszeit Siebenbürgen und U. jenseit der Theiß garantirte, welche Theile jedoch nach seinem Tod an Ferdinand zurückfallen sollten. Zápolya starb 1540 mitten in neuen treulosen Plänen. Soliman übergab hierauf seinem Sohn, Johann Sigmund Zápolya, Siebenbürgen und U. jenseit der Theiß unter dem Titel eines türkischen Sandschaks, während er das übrige U. für sich behielt und in Ofen einen Pascha als Regenten einsetzte. Umsonst erklärte sich Ferdinand nun bereit, U. von Soliman gegen Entrichtung eines Tributs zu übernehmen, der Bescheid lautete abschläglich, und U. mußte 1547 den Waffenstillstand für jährlich 30,000 Dukaten erkaufen. Gleichzeitig erklärten die ungarischen Stände, daß U. auf Grund vieler Verträge als ein Erbreich in der männlichen Nachkommenschaft Ferdinands anzusehen sei. Nachdem Ferdinand noch auf einem Reichstag zu Preßburg 1563 seinen Sohn Maximilian zu seinem Nachfolger hatte krönen lassen, starb er 1564. Maximilian I. (als Kaiser Maximilian II.) mußte sogleich den Kampf mit dem jungen Zápolya fortsetzen, der unter dem Schutz des Sultans Erlau nahm und Szigeth belagerte, wo die unsterbliche That Zrinyi's erfolgte, 1570 aber vom König als Fürst von Siebenbürgen anerkannt Frieden schloß und im folgenden Jahre starb. Maximilian starb 1576 und hatte seinen Sohn Rudolf I. zum Nachfolger. Auch dessen Regierung war eine Kette von mehrentheils unglücklichen Kämpfen mit den Türken. Er verstattete zwar 1577 den ungarischen Protestanten einige Freiheit; aber gleichzeitig entfalteten die Jesuiten auch in U. ihre unheilvolle Thätigkeit. Seit 1604 erhoben die Protestanten evangelischer und reformirter Konfession unter Anführung Stephan Bocskay's die Fahne des Bürgerkriegs und eroberten in schnellem Siegeslauf Siebenbürgen und ein Stück von U. bis Preßburg (1605), worauf ein Friede abgeschlossen ward, in dem die Religionsfreiheit in beschränktem Maße gewährleistet und Bocskay als Fürst von Siebenbürgen anerkannt wurde. Als Rudolf die Regierung seiner Staaten niederlegte, ward Matthias II. auch in U. sein Nachfolger, nachdem er in einer Wahlkapitulationsurkunde freie Religionsübung für die Protestanten versprochen hatte. Im Jahre 1618 erklärte er seinen Vetter Ferdinand zum Erben seiner Reiche, und dieser bestieg als Ferdinand II. den Thron; Sigmund Forgács wurde Palatin von U. (1618). Im Jahre 1620 erhoben sich die Protestanten von Neuem unter Bethlen Gabor, doch ward schon 1622 der Friede zu Nikolsburg geschlossen. Ferdinand starb 1637 und hatte Ferdinand III. zum Nachfolger. Von Schweden und Frankreich angespornt, fiel der Fürst Rakoczy von Siebenbürgen 1644 mit 70,000 Mann in U. ein; der Kampf währte mit abwechselndem Glück bis zu Rakoczy's Tode 1648. Ferdinand III. sorgte für bessere Erhaltung der Landesgesetze u. verwies die Verwaltung wieder an die ungarische Hofkanzlei. Leopold I., der 1657 seinem Vater folgte, ward wegen Siebenbürgens in einen Krieg mit den Türken verwickelt, die mit 100,000 Mann in U. vordrangen (1663) und ihre Linien bis an die Mur ausdehnten. Aber im nächsten Jahre (1664) krönte die Schlacht bei St. Gotthard die kaiserlichen Waffen, und die Feinde wurden bis Stuhlweißenburg zurückgedrängt. Dennoch kostete der neugeschlossene Friede Siebenbürgen und 200,000 Gulden. An das dadurch erweckte Mißvergnügen reihten sich neue Klagen der Protestanten, und als Leopold die einzeln sich erhebenden protestantischen Faktionen mit Waffengewalt unterdrücken ließ (1667), erwuchs eine große Verschwörung unter dem Palatin Wesselényi, Peter Zrinyi, dem jungen Rakoczy u. A., die U. dem Hause Habsburg zu entreißen bezweckte. Der Sultan wurde zum Schutzherrn erwählt. Indeß ward der Aufstand bald erdrückt, und seine Leiter endeten unterm Henkersbeil (1668—71). Aber in Emmerich Tökely erwuchs der Partei ein neues Haupt; derselbe brach mit einem Heer in U. ein, kam siegreich bis Preßburg und gleichzeitig rückte Kara Mustapha mit zahllosen Schaaren 1683 bis Wien vor. Der Entsatz dieser Stadt durch Sobieski rettete Oesterreich vom drohenden Verderben, auch Ofen ward 1686 von Karl von Lothringen den Türken genommen und diese endlich völlig aus U. vertrieben, in welchem sie 160 Jahre gehaust hatten. Diese glorreichen Siege wurden 1687 durch das Blutgericht zu Eperies geschändet, wo General Caraffa Hunderte als eines Einverständnisses mit dem Feind verdächtig unter Henkershand sterben ließ. Noch in demselben Jahre schrieb der persönlich edelgesinnte König einen neuen Reichstag nach Preßburg aus, ertheilte, Tökely ausgenommen, vollständige Amnestie, machte mit Einwilligung der Stände den ungarischen Thron in seiner Familie nach dem bestehenden Gesetz der Erstgeburt in männlicher Linie erblich, schaffte die Klausel wegen des Widerstandsrechts in der goldenen Bulle ab und bestätigte zugleich die ungarische Konstitution. Karl von Lothringen nahm nun auch Siebenbürgen in Besitz und warf den Halbmond bis nach Serbien und Albanien zurück. Zwar drang Tökely in dem folgenden Jahre wieder bis Peterwardein vor, der Sieg Prinz Eugens von Savoyen bei Zentha

Digitized by Google

aber führte den Frieden von Carlovicz (1699) herbei, in Folge dessen die Türken nur den Bezirk von Temesvar behielten. Im Jahre 1703 stellte sich Franz Rakoczy an die Spitze einer neuen Empörung, und bei der allgemeinen Unzufriedenheit über die Errichtung einer Kommission, vor welcher alle Ansprüche auf die von türkischer Botmäßigkeit befreiten Landgüter nachgewiesen werden mußten, war binnen einem Jahre ganz U. in der Gewalt der neuen Kurutzen, wie sich auch diese Insurgenten nannten. Nachdem nach Leopolds Tod (1705) Joseph I. den ungarischen Thron bestiegen, wandten sich die königlichen Waffen allmählig zum Sieg, Tökely floh nach Polen, und der szathmarer Friede beendigte (1711) den ganzen Aufstand. Auf Joseph folgte sein Bruder Karl III. (1712). Die pragmatische Sanktion von 1713 sicherte auch den weiblichen Descendenten des habsburgischen Hauses die Thronfolge in U. Auf dem Landtage von 1714 wurde die Stellung inländischer Truppen, freie Religionsübung ꝛc. beschlossen. Der wieder ausbrechende Türkenkrieg ward durch Prinz Eugen (s. d.) glorreich geführt u. im passarowitzer Frieden (1718) kam auch der temeser Bezirk an U. zurück, dagegen führte ein neuer Türkenkrieg (1737) zu dem traurigen belgrader Frieden (1739), der die ganzen Siegesfrüchte Eugens kostete. Nach Karls Tode bestieg am 20. Oktober 1740 seine Tochter, Maria Theresia, den Thron. Als Preußen, Franzosen, Bayern und Sardinier gegen das Herz der österreichischen Monarchie vordrangen, erhoben sich die Ungarn begeistert für ihren „König" Maria Theresia, vertrieben unter Khevenhüller die Bayern aus Oesterreich u. eroberten selbst Bayern bis München und Böhmen. Maria Theresia beschützte die Protestanten in U., führte eine erhöhte Kontribution im Lande ein, errichtete mehre Freistädte und regelte 1765—66 trotz des Widerstrebens des Adels das Urbarium. Im Jahre 1764 wurde Siebenbürgen zum Großfürstenthum erklärt; Fiume, das Litorale und temeser Banat wurden wieder mit U. verknüpft. Maria Theresia's Nachfolger (seit 29. Nov. 1780), Joseph II., suchte seine Reform- und Centralisationspläne auch in U. zur Ausführung zu bringen und verweigerte daher den Krönungseid, um nicht durch die ungarische Verfassung gebunden zu sein, übersah aber, daß so weitgehende Reformen allmählig vorbereitet sein wollen. So wollte er, während seine Vorgänger allmählig im öffentlichen Leben die lateinische an die Stelle der ungarischen Sprache zu setzen gewußt hatten, mit einem Male die ungarische Sprache aus der Reihe der lebenden Sprachen streichen und an deren Stelle das verhaßte Deutsch setzen; er vernichtete die Komitatseintheilung und theilte U. nach dem Muster der Erbländer in (10) Kreise, hob die Leibeigenschaft auf, beschränkte den Zunftzwang, beseitigte die Vorrechte des Adels, zog die Klöster ein, erließ ein Toleranzedikt ꝛc., erbitterte aber dadurch alle Stände in dem Grade, daß er sich auf dem Sterbebette genöthigt sah, die meisten dieser Maßregeln zurückzunehmen. Sein Nachfolger und Bruder, Leopold II. (seit 1790), berief sofort zur Versöhnung der Gemüther einen Reichstag nach Ofen. Willigte er auch auf demselben in die Aufhebung der von Joseph gemachten Neuerungen, so verweigerte doch auch er den Krönungseid, der seine Macht in U. zum Schatten herabgedrückt haben würde, und setzte die Aufnahme des Toleranzedikts in die Reichstagsbeschlüsse durch. Noch mehr war seines Nachfolgers Franz I. (seit 1. März 1792) Streben unablässig darauf gerichtet, Josephs geniale Werke zu vertilgen und in Allem den früheren Zustand wieder herzustellen. Er berief zwar auch bald nach seiner Thronbesteigung den Reichstag, kaum aber hatte derselbe die vom König verlangten Kriegssubsidien an Geld und Mannschaft bewilligt, so wurde er aufgelöst, ohne daß die Forderungen der Nation oder auch nur die „königlichen Propositionen" zur Sprache gekommen wären. Am 6. Nov. 1796 wurde der Reichstag abermals einberufen, doch auch diesmal nur, um die Mittel zum Krieg gegen Frankreich zu genehmigen. Aehnliche Zwecke hatten auch die Reichstage von 1802, 1805 und 1807; doch bildete sich auf dem letzteren bereits eine Opposition. Trotz der gemachten bittern Erfahrung wiesen die Ungarn doch nicht nur die Verlockungen Napoleons I. in seiner von Schönbrunn erlassenen Proklamation (15. Mai 1809) zurück, sondern erhoben sich auch wie Ein Mann für die Dynastie gegen den fremden Eroberer, nach dessen Sturz ihnen nicht der geringste Dank zu Theil ward. Obwohl nach dem Gesetz der Reichstag alle drei Jahre einberufen werden mußte, geschah kein Schritt hierzu, und dem klaren Wortlaute des Gesetzes entgegen ordnete die Regierung 1820 eigenmächtig eine neue Rekrutirung an und erhöhte die Steuern auf mehr als das Zweifache. Erst als die Regierung bei Ausführung dieser Maßregeln vielfachen Widerstand von Seite der einzelnen Komitate fand, bequemte sie sich dazu, 1825 den Reichstag zu berufen. Die Stände bewilligten abermals das geforderte Truppenkontingent und die Erhöhung der Steuern, erlangten aber wenigstens, daß sich der König verpflichtete, ferner ohne Mitwirkung des Reichstags keine Steuern zu erheben und den Reichstag jedes dritte Jahr einzuberufen. Denselben Charakter trugen auch die ferneren bis 1840 einberufenen Reichstage: Bewilligung sämmtlicher Forderungen der Regierung, wenn auch nach heftigen Debatten; dagegen von königlicher Seite nur unbedeutende Konzessionen an die Nation und Beseitigung der kühnsten Sprecher durch Absetzung und Einsperrung. Indessen arbeitete die nationale Partei rüstig an dem auf dem Reichstage von 1790 begonnenen Werke der Magyarisirung U.s auf dem sprachlichen Gebiete. Der Reichstag von 1825 ward dazu benutzt, eine ungarische Akademie ins Leben zu rufen. Der hohe Adel, der bisher die französische Sprache mit besonderer Vorliebe gepflegt, der Bürgerstand, der fast nur die deutsche Sprache gekannt hatte, begannen sich mit Eifer dem magyarischen Element zuzuwenden. In den Schulen wie in den Privathäusern wurde die ungarische Sprache gelehrt, die schwachen literarischen Bestrebungen wurden durch Geldmittel befördert. Durch eine Reihe von Gesetzen ward die ungarische Sprache zur Geschäftssprache erhoben und von ihrer Kenntniß die Erlangung öffentlicher Aemter abhängig gemacht. Die Regie-

Digitized by Google

rung begünstigte diese sprachlichen Bestrebungen, in denen Metternich bloß eine „unschuldige philologische Spielerei“ erblickte. Sie übersah, daß dieselben der beste Hebel zur Förderung der Nationalsache im Allgemeinen waren. Daneben waren auch die von Frankreich ausgegangenen Freiheitsbestrebungen auf U. nicht ohne Einwirkung geblieben, und dieselben Männer, die den josephinischen Reformen gegenüber ihre mittelalterlichen Vorrechte mit der Zähigkeit des beeinträchtigten Egoismus vertheidigt hatten, traten jetzt selbst als Vorkämpfer der Neuzeit auf, um die Scheidewand niederzureißen, welche bisher zwischen ihnen und dem Volke gestanden, die Privilegien zu zerstören, welche U.s nationale Entwickelung erschwert hatten. Um so enger schlossen sich die ungarischen Konservativen an die österreichische Regierung an, um sie im Kampfe gegen U.s nationale, nun als revolutionär geltende Bestrebungen zu unterstützen, und so ward U., das bisher nur den Kampf zwischen Nation und Regierung gekannt, jetzt zum Schauplatz eines modernen konstitutionellen Parteikampfs. Da bei dem großen Anhang, den die nationale Partei zählte, die Anwendung von Gewalt der Regierung gewagt erschien, andererseits aber dieselbe nicht mehr isolirt der Nation gegenüber stand, sondern in deren eigener Mitte Verbündete zählte, mußte und konnte sie einen mehr friedlichen Weg einschlagen und durfte sich der Hoffnung hingeben, theils durch geheime Agitationen, theils auf der Bahn des parlamentarischen Parteikampfs den Sieg zu erlangen. Es wurde zunächst (1840) eine Amnestie für die politischen Verbrecher erlassen. So ward 1840 eine Amnestie für alle wegen Mißbrauchs der Redefreiheit gerichtlich Verfolgten oder Verurtheilten erlassen. Einen natürlichen Verbündeten fand die Regierung an den größtentheils von Deutschen bewohnten Städten, die im Laufe der Zeit ihre ursprünglichen Rechte und Freiheiten verloren und unter der Adelsherrschaft dieselben vergeblich wieder zu gewinnen gestrebt hatten. Selbst die liberale Partei hatte diesem Streben der Städte hartnäckigen Widerstand geleistet und sich nur dazu verstanden, auf dem Reichstage von 1843—44 den 104 Deputirten der Städte 16 Stimmen zu gewähren. Die konservative Richtung der Städte trat denn auch bei den Deputirtenwahlen auffallend hervor. Führer der konservativen Partei war der Graf Aurel Dessewffy und nach seinem Tode (1843) sein Bruder Emil; journalistische Parteiorgane waren der ungarische „Budapesti Hiradó“ (Pesth-Ofener Bote) und die deutsche „Pesther Zeitung“. Als Führer der liberalen oder Oppositionspartei, zu der fast der gesammte niedere und ein bedeutender Theil des höheren Adels, die von der Regierung unabhängigen Beamten, die Intelligenz des Landes, hauptsächlich aber das Volk gehörten, galt Graf Ludwig Batthyányi; ihre Seele war aber Ludwig Kossuth, der auch ihr Organ: „Pesti Hirlap“ (Pesther Zeitungsblatt), 1841 gegründet hatte. Zwischen beiden Parteien stand eine dritte, welche die liberal-konservative genannt werden kann, sich selbst aber als Reformpartei bezeichnete. Auch sie wünschte die Erstarkung U.s, suchte dieselbe aber nicht in der politischen Freiheit, sondern in der Hebung des materiellen Wohlstandes. Die Gründung der Donaudampfschifffahrt, die Regulirung der Theiß und die Gründung der Theißdampfschifffahrt, die Regulirung der Straßen und Kanäle ꝛc. sind Schöpfungen dieser „Partei der That“, oder vielmehr ihres Gründers und Führers, des Grafen Stephan Széchényi.

Der parlamentarische Kampf zwischen der konservativen und liberalen Partei trat zum ersten Mal auf dem Reichstag von 1840 offen hervor. Die Beschlüsse fielen durchweg im liberalen Sinne aus. Auch bei den Wahlen zum Reichstage von 1843 ging wieder eine liberale Mehrheit aus der Wahlurne hervor und sie errang wiederum glänzende Siege. Der bedeutendste war, daß die bisher nur den Adeligen zugänglichen öffentlichen Aemter auch den Nichtadeligen zugänglich gemacht wurden. Viele der reichsten Adeligen und Magnaten, deren Stände von jeher steuerfrei waren, ließen sich freiwillig in die Steuerlisten ihres Komitats einschreiben. Um dem ungarischen Handel und der Industrie neuen Aufschwung zu verleihen, wogegen die österreichischen Zollschranken ein unübersteigliches Hinderniß bildeten, rief Kossuth den „Védegylet“ (Schutzverein) ins Leben, der sich bald über das ganze Land verbreitete und dessen Mitglieder ihren Bedarf an Industrieerzeugnissen nur mit vaterländischem Fabrikat deckten. Wie die Opposition, so war aber auch die Regierung bemüht, für ihre Absichten zugleich außerhalb des Reichstags zu wirken. Abgesehen davon, daß dem ungarischen Tabak der österreichische Markt verschlossen war, errichtete die Regierung seit 1843 in den bedeutendsten Ortschaften U.s königliche Tabaktrafiken, um von diesen allmählig zur Monopolisirung des Tabakgeschäfts überzugehen. Um die Macht der Komitate zu brechen, deren Versammlungen in neuerer Zeit der eigentliche Wirkungskreis der Opposition gewesen waren, machte die Regierung Anwendung von dem alten, 1825 erneuerten Gesetz, daß, wenn der Obergespan längere Zeit von seinem Komitat entfernt sei, ein Administrator an seine Stelle ernannt werden müsse, suchte nachzuweisen, wie schlecht die Komitatverwaltung der Obergespane sei, und wollte sie daher durch Administratoren ersetzen, die, nicht vom Komitat, sondern von der Regierung besoldet, von dieser allein abhängig sein mußten. Dazu sollten dieselben, mit Uebergehung der Vicegespane, die politischen Angelegenheiten allein verwalten. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich in allen Komitaten gegen dieses Vorhaben der Regierung, und von Seiten der Opposition wurde einstimmig beschlossen, die Administratorenfrage auf dem nächsten Reichstage (1847) vor Allem zur Sprache zu bringen. Das Bestreben der auf demselben überwiegend vertretenen Opposition war ein dreifaches: sie wollte die Hebung des magyarischen Elements, die Förderung der materiellen Interessen U.s und die Lösung der zeitgemäßen Reformfragen; sie wollte aber auch, und zwar hauptsächlich, die Wahrung von U.s Konstitutionalismus und Autonomie. Die Regierung ging zuvorkommend auf die beiden ersten Forderungen der Opposition ein, um über die dritte stillschwei-

Digitized by Google

gend hinweggehen zu können. Der Reichstag wurde am 12. Nov. 1847 in Preßburg von Ferdinand V. in eigener Person eröffnet, und zwar statt in der bisher üblichen lateinischen zum ersten Male in ungarischer Sprache, was einen unbeschreiblichen Enthusiasmus erregte. Die „königlichen Propositionen" waren großentheils dem Programm der Opposition entlehnt. Doch ließ sich dieselbe hierdurch nicht blenden und rüstete sich zum ernsten Kampf auch für ihre konstitutionellen Forderungen. Uebrigens war die erste That dieses Reichstags eine friedliche, in der sich alle Parteien einigten. Der Reichstag beschloß einstimmig: die gesetzlich vom König überreichte Kandidatenliste zur Palatinswahl gar nicht zu eröffnen, sondern mittelst Akklamation den Sohn des verstorbenen Palatin, den Erzherzog Stephan, zum ungarischen Palatin auszurufen. Der neue Palatin seinerseits erwählte den liberalen Deputirten von Komorn, Koloman Ghiczy, zu seinem Pronotar. Kossuth, der Führer der Opposition, drang bei den Adreßdebatten darauf, man möge in der Adresse „Verwahrung einlegen gegen absolutistische und inkonstitutionelle Maßnahmen der Regierung", und nach einer sechstägigen Debatte errang die Opposition den Sieg. Da sie bei der Magnatentafel überstimmt und hier die Weglassung der Beschwerden beschlossen ward, beantragte Kossuth in der Ständetafel mit Erfolg, lieber gar keine, als eine so verstümmelte Adresse abzusenden. Anfangs 1848 beschäftigte sich die Deputirtentafel mit einem Gesetz über die ungarische Sprache, wonach fernerhin alle Dokumente ungültig sein sollten, wenn sie nicht in der Nationalsprache abgefaßt wären. In diese Thätigkeit schlug blitzartig die Nachricht von dem Sturze des französischen Königsthrons. Die Opposition nahm eine noch entschiedenere Haltung an. Sie bekannte jetzt offen das Endziel ihrer Wünsche und forderte eine konstitutionelle Regierung für Gesammtösterreich und ein unabhängiges Ministerium für U. Auf Kossuths Antrag beschlossen die Stände einstimmig: alle Steuern und öffentlichen Lasten (auch die früher abgelehnte Kriegssteuer) werden, ohne Unterschied des Standes, auf alle Landesbewohner gleichmäßig vertheilt; die Urbariallasten und bäuerlichen Abgaben werden aufgehoben und die Entschädigungen vom Staate übernommen; den Städten wird noch auf diesem Reichstage eine verhältnißmäßige Ausübung des Stimmrechts ertheilt, und die Deputirten werden nicht mehr als die Repräsentanten der Komitate oder einer einzelnen Kaste, sondern als die Vertreter des ganzen Volks betrachtet ꝛc. Zugleich beschloß der Reichstag für den nächsten Tag die Absendung einer Deputation nach Wien, welche dem Kaiser die in der Adresse ausgesprochenen Wünsche der Nation unterbreiten, besonders aber die Bildung eines unabhängigen ungarischen Ministeriums betreiben sollte. Am Morgen des 16. März überreichte die Deputation dem Kaiser die Reichstagsadresse. Er gewährte ohne Anstand die Forderungen der Nation; der Palatin Erzherzog Stephan wurde zum kaiserlichen Stellvertreter in U., Batthyányi zum Ministerpräsidenten ernannt. In der Reichstagssitzung vom 17. März erschien bereits der erste ungarische Ministerpräsident an der Seite Kossuths. Von letzterem darauf aufmerksam gemacht, daß der Reichstag in seiner dermaligen Zusammensetzung sich nicht mehr als die wahre Volksvertretung betrachten könne, beschloß derselbe seine baldige Auflösung und behielt sich nur vor, die dringlichsten Gegenstände zu erledigen, besonders den Wirkungskreis des Ministeriums zu bestimmen und das neue Reichstagswahlgesetz auszuarbeiten. Die auf der Tagesordnung befindlichen Gegenstände wurden mit beispielloser Schnelligkeit erledigt. Die in der Cirkularsitzung vom 14. März gefaßten Beschlüsse wurden von der Ständetafel wie von der Magnatentafel angenommen, und in letzterer bekannte sogar Graf Anton Szécsen im Namen der Konservativen, daß sie diesen Beschlüssen mit Enthusiasmus beiträten. Außerdem erklärten an der Ständetafel die Kapitelsdeputirten, an der Magnatentafel die Bischöfe, auf den geistlichen Zehnten verzichten zu wollen, wenn der Staat für den Unterhalt der Dorfgeistlichen sorge, die fast nur auf den Zehnten angewiesen seien. Indessen verfolgte der Reichstag nicht in Allem diese entschieden liberale Richtung. Dieselben Männer, welche seit Jahren als die entschiedensten Vorkämpfer der Freiheit galten, offenbarten jetzt eine Politik, die nicht über das Maß des vormärzlichen Liberalismus hinausging. Das von Szemere ausgearbeitete und vom Reichstag angenommene Preßgesetz bedrückte die Presse viel schlimmer als die härteste Censur. Mit derselben Engherzigkeit war auch das neue Wahlgesetz ausgearbeitet. Die aufgestellten „Qualifikationen" beraubten Tausende von Bürgern ihres Wahlrechts; die Kapacitäten waren gar nicht berücksichtigt. Kaum war die ungarische Deputation aus den Mauern Wiens geschieden, so bereute auch das kaiserliche Kabinet die rasch gegebene Bewilligung, und dieser Unmuth steigerte sich, als Batthyányi dem Reichstage und der Regierung seine Ministerliste (am 23. März) überreichte, in welcher das Finanzportefeuille Kossuth zugetheilt war. Nach einer königlichen Resolution vom 28. März sollte die königlich ungarische Hofkanzlei, welche bisher nach wiener Instruktionen die ungarischen Angelegenheiten geleitet, auch ferner als Kassationshof bestehen, die Verwaltung der ungarischen Kameralgüter nicht dem ungarischen Finanzministerium untergeordnet sein, ein besonderes Kriegsministerium aber gar nicht bewilligt werden ꝛc. Batthyányi wollte seine Würde niederlegen, wenn die königliche Resolution nicht sogleich zurückgenommen werde, und der Palatin verpfändete sein Ehrenwort: er werde in Wien Alles anwenden, um dem Rechte Geltung zu verschaffen, und sofern ihm dies nicht gelinge, sein Amt niederlegen. Auch in Pesth brachte die Nachricht von der Resolution eine ungeheure Aufregung hervor, wobei rothe Fahnen sichtbar wurden. In Preßburg rüstete das Volk, um nöthigenfalls in Masse bewaffnet nach Wien zu ziehen. Mehr durch diese Demonstrationen erschreckt, als durch Erzherzog Stephans Gründe überführt, gewährte das wiener Kabinet zum zweiten Male die Forderungen der Nation, worauf der Reichstag am 11. April 1848 vom König

Digitized by Google

Ferdinand selbst mit einer ungarischen Rede geschlossen wurde. Dabei sanktionirte Ferdinand mittelst Reskripts vom 11. April sämmtliche vom Reichstage beantragten Gesetze, darunter auch das „von der Einsetzung des verantwortlichen ungarischen Ministeriums"; schon früher hatte er Batthyányi's Ministerliste bestätigt, die folgende Namen enthielt: Bartholomäus Szemere, Inneres; Fürst Paul Esterhazy, Aeußeres; Ludwig Kossuth, Finanzen; Franz Deak, Justiz; Oberst Lazar Mészáros, Krieg; Baron Joseph Eötvös, Kultus und Unterricht; Graf Stephan Széchényi, Kommunikation; Gabriel Klauzal, Handel und Ackerbau; Ministerpräsident ohne Portefeuille: Graf Ludwig Batthyányi. Am 14. April 1848 traf das Ministerium in Pesth ein und trat unter des Palatin Vorsitz fast täglich zusammen, um die Verhältnisse des Landes den neuen Institutionen gemäß zu ordnen.

In den nichtmagyarischen Ländertheilen fanden die Märzerrungenschaften eine ganz andere Aufnahme als im eigentlichen U. Sie fachten dort den längst unter der Asche glimmenden Funken der Zwietracht zur hellen Flamme an und riefen wider die ungarische Erhebung eine verhängnißvolle Gegenbewegung hervor. Kroatien (s. d.) war der Hauptherd dieser Gegenbewegung. Noch ungemessenere Forderungen stellten die Raitzen auf einem im April zu Carlovicz gehaltenen Nationalkonvent, indem sie, die nie in U. ein eigenthümliches Land inne gehabt, die Komitate Bács, Torontál, Krassó, Temes, Baranya und Syrmien als selbstständiges, von ihnen allein zu bewohnendes Kronland verlangten. Sie hatten sogar diesem Kronlande bereits den Namen einer „serbischen Woiwodschaft" gegeben und aus eigener Machtvollkommenheit den Priester Rajachich zu ihrem Patriarchen, Supplikacz zu ihrem Woiwoden ernannt. Die ungarische Regierung erklärte die Versammlung für ungesetzlich und schrieb selbst auf den 15. Juni eine Versammlung der Serben nach Temesvar aus, wo sie deren gerechte Wünsche anhören wolle. Die Serben griffen jedoch alsbald zu den Waffen, um von dem verlangten Lande Besitz zu ergreifen. Auch an andern Punkten des Landes erstanden Feinde der ungarischen Bewegung. Der Reichstag von Siebenbürgen hatte sich fast einstimmig für die Wiedervereinigung Siebenbürgens mit U. ausgesprochen, während das siebenbürgische Sachsenland ebenfalls ein selbstständiges Kronland zu werden verlangte. Während U.s Feinde von allen Seiten rüsteten, hatte das ungarische Ministerium zur Gegenwehr sehr wenig gethan. Die kleinen Concessionen, die es jetzt den Nichtmagyaren machen wollte, wurden unter dem Kriegslärm überhört, und vergeblich suchten die Minister in Wien und Innsbruck Hülfe, wo eben die Intriguen gegen sie ihren Ursprung nahmen. Während die ungarischen Soldaten unter Radetzky in Italien kämpften, blieben die ungarischen Kasernen mit fremdem Militär angefüllt, das meist magyarenfeindlich gesinnt war. Das Ministerium erließ daher am 17. Mai eine feurige Proklamation, in welcher die „Söhne des Vaterlandes" zur Bildung einer 10,000 Mann starken mobilen Nationalgarde aufgerufen wurden, deren Mitglieder sich zu einem dreijährigen Dienst verpflichten sollten. Im Laufe weniger Tage versammelten sich hierauf in Pesth-Ofen allein über 4000 Mobilgarden. Von ebenso gutem Erfolg erwies sich eine Aufforderung des Ministeriums zu Geldspenden, die theils zur Equipirung der Mobilgarde, theils zur Gründung eines Fonds als Hypothek für die zu emittirenden ungarischen Banknoten verwendet werden sollten. Die Minister selbst gingen mit gutem Beispiel voran. Aber diese Maßregeln standen in keinem Verhältniß mehr zu den ungeheuren Rüstungen, welche bereits gegen U. gemacht waren.

Nach einigen vorberathenden Sitzungen fand am 5. Juli 1848 zu Pesth die feierliche Eröffnung der ersten volksvertretenden Nationalversammlung U.s durch den Erzherzog Stephan Statt. Die Zusammensetzung der Versammlung war der schlaffen Politik des Ministeriums sehr günstig. Die meisten Deputirten gehörten dem vormärzlichen Liberalismus an; auch waren sämmtliche Minister und viele Ministerialbeamte in die Versammlung gewählt worden: von 370 Vertretern gehörten kaum 40 der Opposition an. Das Ministerium schlug auch sogleich gegen die Minorität einen übermüthigen Ton an, ja Kossuth ging so weit, als Madaráß und Nyáry die Vornahme der Adreßdebatte forderten, um in derselben die bisherige Politik der Minister zur Sprache zu bringen, die Mitglieder der Minorität als „Aufrührer" zu bezeichnen, gegen welche die gesetzlichen Mittel angewendet werden sollten. Nur in Einer Angelegenheit hatte das Ministerium einen Augenblick auch die Opposition für sich. Erzherzog Stephan hatte nämlich in der Thronrede die Nationalversammlung aufgefordert, dem König die Mittel zur Unterdrückung der Unruhen im Süden an die Hand zu geben, und die Nationalversammlung verwilligte auf Kossuths Antrag 200,000 Mann Soldaten u. 42 Millionen Gulden. Ja selbst zur Unterdrückung der italienischen Revolution beschloß auf einen von Kossuth in glänzender Rede motivirten Antrag die Majorität, das wiener Kabinet zu unterstützen. Das Häuflein der Opposition suchte in der Presse gegen den Beschluß zu agitiren, damit das Volk die Ausführung desselben verhindere. Aber im Volke gewann die Ueberzeugung bald Boden, daß Kossuth nicht daran denke, seinen freiheitfeindlichen Antrag zur Ausführung zu bringen, sondern daß er nur Zeit gewinnen wolle, um sich und die Nation für ein energisches Auftreten zu rüsten. In der That machte sich die Nothwendigkeit, daß U. selbst sich für den Kampf vorbereite, immer mehr geltend. Die kroatische Landeskongregation, wiewohl vom König selbst als ungesetzlich erklärt, tagte noch immer fort, und unter den Augen der Regierung wurden Freiwillige für Kroatien geworben. Noch schlimmer gestaltete sich die Sache U.s in den serbischen Komitaten, wo in allen von Serben bewohnten Gegenden ein Bürgerkrieg ausbrach, der an Scheußlichkeit seines Gleichen in unserm Jahrhundert vergeblich sucht. Von allen Seiten strömten die Nationalgarden zusammen. Auch in den Finanzangelegenheiten entfaltete die Regierung eine erhöhte Thätigkeit. Schon in den ersten Julitagen langte in Pesth die erste Sendung ungarischen Silbergeldes aus Schemnitz an, und die

Digitized by Google

Banknotenpressen wurden in volle Thätigkeit gesetzt. Zwar verbot der österreichische Finanzminister Kraus die Annahme der ungarischen Banknoten in den österreichischen Staatskassen, da aber für die ungarischen Noten die erwähnten freiwilligen Opfer der Nation (4½ Millionen Gulden in Silber) als Hypothek bürgten, wurden sie selbst in Oesterreich zum vollen Nominalwerth angenommen. Da die Zeit zu kurz war, eine nationale Armee zu organisiren, bot man einstweilen den Landsturm in Masse auf. Am 16. August brachte der Kriegsminister seinen Gesetzvorschlag rücksichtlich der Eintheilung und Aufstellung der bewilligten 200,000 Mann vor die Nationalversammlung, und zwar verlangte er, daß dieselben den bisherigen ungarischen (königlichen) Regimentern einverleibt werden möchten. Allein nicht nur die Minorität, sondern auch die Majorität begegnete dieser Politik des Ministeriums mit lebhaftem Unwillen, und nach einer viertägigen heißen Debatte trat Kossuth mit einem vermittelnden Vorschlag auf, wonach die vorhandenen Infanterieregimenter in allen drei Bataillonen ergänzt, aus den übrigen Rekruten aber eine eigene nationale Landwehr errichtet werden sollte, während man sich bei den Husarenregimentern, deren Patriotismus allbekannt sei, mit der Kompletirung der vorhandenen begnügen solle. Die Opposition erklärte sich hiermit einverstanden. Inzwischen hatte der von Innsbruck nach Wien zurückgekehrte Kaiser mittelst Erlasses vom 14. August dem Palatin die Vollmacht wieder entzogen, welche ihn für die Abwesenheit des Königs zu dessen Stellvertreter in U. ernannte. Die Absicht und die Folge dieser Maßregel zeigte sich bald. Die Nationalversammlung hatte den Premierminister Batthyányi und den Justizminister Deak nach Wien gesandt, um die Sanktion des Rekrutirungs- und Finanzgesetzes zu erwirken; aber so kostbar auch den Ungarn in ihrer Lage jede Stunde sein mußte, ließ man doch die beiden Deputirten länger denn eine Woche vergeblich antichambriren. Kossuth machte inzwischen eine Rundreise in den urmagyarischen Gegenden und begeisterte durch die Zauberkraft seiner Beredtsamkeit Tausende zum Kampfe fürs Vaterland. Auf seinen Vorschlag wählte die Nationalversammlung eine Deputation von 100 Nationalvertretern, welche sich unmittelbar an den König wenden, ihn zum energischen Einschreiten gegen den serbisch-kroatischen Aufstand auffordern, aber nur 24, höchstens 48 Stunden in Wien verweilen und jeden längeren Aufschub als abschlägige Antwort betrachten sollte. Am 6. September Abends langte dieselbe in Wien an, am 9. erhielt sie Audienz im Schlosse zu Schönbrunn, doch ward ihr eine so ausweichende Antwort, daß sie ohne ein Wort der Erwiderung den Audienzsaal verließ und auf das Dampfboot eilte, auf dem eine rothe Fahne aufgesteckt ward. Inzwischen war Jellachich wieder in alle Würden eingesetzt worden. Am Abend des 11. September berichtete Pázmándy in der Nationalversammlung über das Resultat der Monstredeputation und verlas zugleich ein Schreiben des Grafen Adam Teleki, Kommandanten der Drauarmee, worin derselbe der Nationalversammlung anzeigte, daß er genöthigt sei, sich zurückzuziehen, indem Jellachich die Drau überschreiten wolle. Noch größere Aufregung rief ein zweites an die Versammlung gerichtetes Schreiben hervor, worin der Erzherzog Stephan der Nationalversammlung die Abdankung des Ministeriums Batthyányi mit dem Bemerken anzeigte, daß er dem König bereits einen neuen Premier empfohlen habe und er einstweilen selbst die Zügel der Regierung ergreifen werde. Kossuth erklärte das Schreiben des Palatin für ungesetzlich, weil es der Gegenzeichnung entbehre; auch könne der Palatin nicht einmal provisorisch die Regierung ohne verantwortliche Minister leiten. Auf die Aufforderung der Versammlung, das Präsidium eines neuen Ministeriums zu übernehmen und dieses unverzüglich zu bilden, ernannte Kossuth sogleich die Deputirten Pázmándy und Nyáry und den Magnaten Perényi zu Ministern. Die Versammlung aber sandte eine Deputation an den Palatin, um die Bestätigung Kossuths als Ministerpräsidenten zu erbitten. Das Haus blieb bis zum Eintreffen der Antwort des Palatin versammelt und Kossuth benutzte die patriotische Erregung, während dieser Zeit eine Reihe der wichtigsten Beschlüsse zu erwirken. Das Finanzministerium ward zur Emittirung von Fünfguldennoten ermächtigt. Die Konskription sollte einstweilen eingestellt und im ganzen Lande die Werbung für die nationale Armee „Honvéd" (Vaterlandsvertheidiger) begonnen werden. Allen Soldaten der Linie wurde der Uebertritt in die Honveds gestattet und in letzterer die Löhnung um ein Drittel erhöht. Sämmtliche außer Landes befindliche ungarische Soldaten sollten zur alsbaldigen Heimkehr aufgefordert werden. Alle diese Beschlüsse wurden mit Einstimmigkeit angenommen. Die Deputation war unterdessen mit der schriftlichen Antwort des Erzherzogs zurückgekehrt, worin die Ernennung Kossuths als ein ungesetzlicher Schritt bezeichnet wurde. Als Kossuth in der nächsten Sitzung (am 12. Sept. 1848) die abermalige Absendung einer Deputation an den Palatin beantragte, stellte sich Batthyányi zur Ueberraschung der Versammlung als neuernannter Ministerpräsident vor. Die erste Nachricht, die der neue Premier dem Hause mittheilte, war ein Schreiben L. Csányi's mit der Anzeige, daß Jellachich bereits vor Großkanisa stehe. Trotz dieses offenen Angriffs hoffte Batthyányi noch immer, eine friedliche Lösung herbeiführen zu können, versprach aber, energische Maßregeln gegen das fernere Vorrücken Jellachichs zu treffen. Der Erzherzog Palatin begab sich auf die Aufforderung der Nationalversammlung selbst zur Armee, um das Kommando zu übernehmen, konnte jedoch, da ihm geheime Instruktionen zugingen, sich in keinen Kampf gegen den Banus einzulassen, nur den Weg der Unterhandlungen betreten. Da diese scheiterten, kehrte Stephan nach Ofen zurück, von wo er in der nächsten Nacht über die Grenze floh. Da man in Wien auf Batthyányi's Forderung, daß dem Banus der Befehl zum Rückzug gegeben werde, nicht einging, erklärte er dem Hause seinen Rücktritt, dies aber drang nun in ihn, auf seinem Posten zu beharren, da er sich in den letzten Tagen durch größere Thätigkeit und Entschlossenheit das Vertrauen

Digitized by Google

wieder erworben hatte. Er willigte ein und theilte eine Ministerliste mit, in welcher die radikale Fraktion des frühern Ministeriums absichtlich übergangen war, um dem wiener Kabinet keinen neuen Grund zur Verwerfung zu geben, die aber dennoch in Wien verworfen wurde. Dagegen unterzeichnete Ferdinand an demselben Tage, wo Stephan seine Abdankung erklärte (25. Sept.), zwei inhaltschwere Manifeste. In dem einen wurde Feldmarschallieutenant Graf Lamberg zum königlichen Kommissär in U. und zum Oberkommandanten aller in U. befindlichen regelmäßigen Truppen und Nationalgarden und Freiwilligen ernannt, in dem zweiten aber das ungarische Militär aufgefordert, sofort zu seinen Fahnen (den kaiserlich-königlichen) zurückzukehren. Die Nationalversammlung erklärte in einer Proklamation an das ungarische Volk und die Truppen die von keinem ungarischen Minister gegengezeichnete Ernennung Lambergs für „ungesetzlich, ungültig und ohne Kraft" und den Grafen Lamberg und Alle, die ihm gehorchen, „der Strafe der Verletzung der Konstitution und der Freiheit der Nation" verfallen. Lamberg ward in Ofen, im Begriff sich nach Pesth zu begeben, von einem Volkshaufen ermordet. Die Nationalversammlung übertrug nun die vollziehende Gewalt einem Landesvertheidigungsausschusse. Präsident des Ausschusses war Kossuth, der auch das Departement der Finanzen behielt. Mészáros behielt das des Krieges, Ludwig Batthyányi übernahm das Aeußere, Nyáry das Innere, Szemere die Justiz und Madaráß die Polizei. Am 29. Sept. entspann sich bei Velencze, etwa 3 Stunden vor Ofen, der erste geordnete Kampf zwischen den kroatischen und den ungarischen Truppen, wobei Jellachich von den jungen ungarischen Soldaten gänzlich geschlagen wurde. Aber der ungarische Kommandant, General Moga, verfolgte diesen ersten Sieg nicht, gewährte vielmehr dem Banus den erbetenen dreitägigen Waffenstillstand, den der letztere dazu benutzte, auf österreichischen Boden überzutreten. Gleichzeitig erschien von Schönbrunn aus ein kaiserliches Manifest, welches die ungarische Nationalversammlung und ihre Beschlüsse aufhob und Jellachich zum schrankenlosen Alterego des Königs von U. bestellte. Zugleich wurden aus Böhmen, Mähren, Steiermark ꝛc. Streitkräfte herangezogen, die Jellachich zum Kampfe gegen U. führen sollte, doch machte vorläufig der Ausbruch der wiener Oktoberrevolution das beabsichtigte Einschreiten gegen U. unmöglich. Die ungarische Nationalversammlung erklärte sich schon am 10. Oktober in einem „Manifest der ungarischen Nation an den hohen konstituirenden Reichstag in Wien" bereit, denselben mit seinen Streitkräften zu unterstützen, zog aber den der ungarischen Armee gegebenen Befehl, dem Banus auf das österreichische Gebiet zu folgen, zurück, als weder der österreichische Reichstag, noch die wiener Behörde eine Erklärung abgab. Zu spät aber, erst am 17. Oktober gab das eingeschlossene Wien seinen Wunsch nach ungarischer Hülfe kund. Während das ungarische Heer die österreichische Grenze überschritt, hatte Wien am 29. Oktober mit Windischgrätz eine Kapitulation abschließen müssen, und bei Schwechat stellte sich ein Theil des kaiserlichen Heeres, darunter Jellachichs Schaaren, den Eindringenden entgegen und nöthigte sie zum Rückzug, den Görgei, von Kossuth nach Absetzung des Generals Moga auf dem Schlachtfelde zum ungarischen General und Oberbefehlshaber ernannt, kommandirte.

Nach dem Falle Wiens traf Fürst Windischgrätz alle Anstalten, um mit seiner ganzen Macht den Kampf gegen U. aufzunehmen. Der Plan dazu war schon vor den Oktoberereignissen vom Kriegsminister Latour entworfen worden, und zwar sollte U. zu gleicher Zeit an allen seinen Grenzen angegriffen werden. Die Hauptarmee, 65,000 Mann stark, von Windischgrätz selbst geführt, sollte von der österreichischen Grenze herab an beiden Ufern der Donau nach Pesth-Ofen vorrücken; General Simunich erhielt die Weisung, mit 9000 Mann in das untere Waagthal einzudringen und von Tyrnau aus der über Preßburg herannahenden Hauptarmee die Hand zu reichen; General Götz, der mit 6—7000 Mann an der schlesischen Grenze stand, ward beordert, durch den Paß von Jablunka in das obere Waagthal und durch die slavischen Komitate Trencziu, Arva und Liptau in die Bergkomitate vorzugehen; General Schlik, welcher mit 20,000 bis 24,000 Mann in Galizien stand, sollte durch den Paß von Dukla nach Eperies hin einfallen, um von dort über Leutschau und Rosenau mit Götz, oder über Miskolcz und Erlau mit der voraussichtlich in Pesth schon angelangten Hauptarmee in Verbindung zu treten. Im Westen sollte General Puchner mit einem Corps von 32,000 Mann aus Siebenbürgen in das Marosthal einfallen und Rukavina aus Temesvar zu ihm stoßen, so daß sich Beide zum Entsatz von Arad und der Unterwerfung des ganzen Banats die Hand reichen könnten. Im Süden sollten die Serben, mit ihrem Landsturm ungefähr 30,000 Mann stark, in der Bácska auf allen Punkten die Offensive ergreifen, um entweder über Szegedin und Vásárhely sich Puchner oder über Szabadka und Baja Jellachich anzuschließen. Die Generale Trebersberg und Drahlen sollten mit den Grenzern aus dem Südosten über Fünfkirchen vorrücken. Um diese Einschließung zu vervollständigen, ward Nugent mit 12,000 Mann von Steiermark aus beordert, sich nach dem Plattensee hin zu wenden, wo er vornehmlich dem ungarischen Corpsführer Perczel, wenn er vom Süden aus gedrängt würde, den Rückzug erschweren und die Vereinigung der ungarischen Süd- oder Drauarmee mit der ungarischen Nord- oder Leithaarmee verhindern sollte. Dagegen stand die 30,000 Mann zählende Hauptarmee unter Görgei an der österreichischen Grenze, mit dem Hauptquartier in Preßburg; im Norden, Schlik gegenüber, befand sich Mészáros mit 14,000 Mann, in der Bácska und im Banat Kis mit 14,000 Mann. In Siebenbürgen waren nur die spärlichen Reste einer Armee vorhanden, u. die meisten Festungen, namentlich Arad und Temesvar, befanden sich in feindlichen Händen. Zum Glück für die Ungarn verbrachte der österreichische Oberfeldherr sechs Wochen, bis zum 16. December, in Unthätigkeit, denn inzwischen strömten den vom Landesvertheidigungsausschuß entsendeten Werbungs-

Digitized by Google

kommissären Tausende von ungarischen Jünglingen und Männern zu. Gewehr- u. Pulverfabriken, die man in größter Schnelligkeit errichtet, sowie die Banknotenpresse waren in voller Thätigkeit, um die Mittel für die Rüstungen U.s zu beschaffen. In die Zeit dieser sechswöchentlichen Waffenruhe fiel die Abdankung des Kaisers Ferdinand zu Gunsten seines Neffen Franz Joseph. Die Nationalversammlung erhob förmlichen Protest gegen dieselbe, da ohne Wissen und Einwilligung des Reichstags Niemand das Recht habe, über den Besitz des ungarischen Throns zu verfügen. Windischgrätz hatte endlich am 15. December bei Bruck an der Leitha den ungarischen Boden betreten und sein Hauptquartier in Petronell aufgeschlagen, während die ungarische Armee sich in der Richtung von Wieselburg zurückzog. Am 17. Dec. rückte das zweite österreichische Armeecorps auf dem linken Donauufer vor u. zog am 18. in Preßburg ein, während das erste Armeecorps unter Jellachich an demselben Tage, nach einem Gefecht mit Görgei, Wieselburg besetzte. Görgei hatte sich hinter die festen Wälle Raabs zurückgezogen und retirirte, zu schwach, um eine Schlacht annehmen zu können, bis Bábolna, wo er Perczel erwarten wollte. Letzterer stieß bei Mór auf das erste österreichische Armeecorps u. ward am 29. Dec. geschlagen. Auch die übrigen kaiserlichen Generale hatten unterdessen die vorgeschriebenen Operationen begonnen und waren, mit Ausnahme eines hitzigen Gefechts, welches Simunich in Tyrnau gegen Guyon bestand, meist ohne erheblichen Widerstand vorgedrungen. Nur in Siebenbürgen focht der polnische General Bem glücklich, wodurch das Banat, ein großer Theil der Bácska und die ganze untere Theißgegend von Feinden frei blieb. Die Ungarn machten bald die Erfahrung, daß mit dem Landsturm keine reguläre Streitmacht besiegt werden könne; ihre reguläre Streitmacht betrug aber kaum die Hälfte der feindlichen. Nach Perczels Niederlage bei Mór konnte nicht mehr daran gedacht werden, abermals eine Schlacht anzunehmen, und auch Pesth-Ofen mußte geräumt werden. Der Landesvertheidigungsausschuß, Deputirte ꝛc. wanderten nach Debrecziu, während die Gewehr- und Munitionsfabrik nach Großwardein geschafft wurde. Um Mitternacht vom 4. auf den 5. Januar 1849 zogen die ungarischen Truppen in größter Stille ab; Perczel, der zu Buda-Pesth die Uebermacht seiner versprengten Armee gesammelt hatte, folgte der Regierung über Szolnok in die Theißgegend, während Görgei sich den Bergstädten im Norden zuwendete. Batthyányi hatte noch in der letzten Sitzung der Nationalversammlung die Absendung einer Friedensdeputation an den Fürsten durchgesetzt; aber die Deputation als solche wurde gar nicht vorgelassen, und den einzelnen Mitgliedern wurde die Antwort ertheilt, daß man mit Rebellen nicht unterhandele. Am 5. Januar überbrachte eine ofener Deputation die Schlüssel der Stadt und Festung; eine andere Deputation folgte bald von Seiten der Stadt Pesth. Dieser schnelle Erfolg kam den Oesterreichern selbst so unerwartet und so überraschend, daß man den Rückzug der Ungarn als einen tief angelegten Plan betrachtete, während er doch nichts weiter war als eine Retirade. Alle ungarischen Truppenkörper schienen das Schicksal der Hauptarmee zu theilen: sie wurden geschlagen, wenn sie nicht im raschen Rückzuge ihr Heil suchten. In der ersten Reichstagssitzung, welche in Debrecziu abgehalten wurde, sprach selbst Kossuth offen aus, daß U. am Rande des Verderbens stehe und nur auf außerordentlichem Wege gerettet werden könne; aber die Unthätigkeit des feindlichen Obergenerals, der statt umfassender Operationen seine „kriegsrechtlichen Begnadigungen" begann, weckte neue Hoffnungen in der ungarischen Regierung und Kossuth entfaltete eine bewundernswerthe Energie. Bis zum April 1849 bildete er 106 Infanteriebataillone, 6 Jägerbataillone und 6 Husarenregimenter neu, außer denen noch die polnische und italienische Legion bestanden.

Nach seiner Aufgabe, von Dukla aus im Norden U.s ein- und vorzudringen, hatte Schlik Mitte December die ungarisch-galizische Grenze überschritten und war bis Kaschau vorgedrungen, von wo er dann weiter in die Theißgegend vorrücken wollte. Um ihm den Weg dahin zu verlegen, ward der Kriegsminister Mészáros in den Norden entsendet, zwischen Kaschau und den Höhen von Bárcza jedoch total geschlagen, so daß er sich auf Tokay zurückziehen mußte, um den Theißübergang zu vertheidigen. Hier übergab er die Leitung der Nordarmee dem Obersten Georg Klapka. Derselbe warf den Feind bei Tarczal und Kereszтur wiederholt zurück (22. u. 23. Jan.), und Schlik retirirte gegen Tállya, um vom General Götz Verstärkung an sich zu ziehen. Klapka war ihm anfangs nach Mád und Tállya gefolgt, fand es aber dann gerathener, sich aufs jenseitige Ufer zurückzuziehen und sich auf Vertheidigung des Theißübergangs zu beschränken. Schlik hatte dies kaum bemerkt, als er auch schon nach Tokay vorrückte und seine Infanterie über das Eis des Flusses setzen ließ, doch mußte er nach einem mehrstündigen Kampfe aufs rechte Theißufer zurückkehren. Jetzt erhielt er die Nachricht vom Herannahen Görgei's, der in den slowakischen Gegenden, den Karpathen und den ungarischen Nordkomitaten die zerstreuten kleinen Truppenabtheilungen an sich gezogen, dort den General Götz durch Hin- und Herzüge beschäftigt hatte und sich nun wieder abwärts wendete, um der an der obern Theiß aufgestellten Hauptarmee die Hand zu reichen. Hierdurch in Gefahr gebracht, zwischen Klapka und Görgei eingeschlossen zu werden, zog sich Schlik auf Kaschau zurück, und als er hier erfuhr, daß der ungarische Oberst Guyon am 6. Februar den Berggipfel Brangisko genommen und damit der Nordarmee den Marsch in die Theißgegend und die Vereinigung mit der Hauptarmee ermöglicht hatte, wendete er sich über Torna nach Rimaszombath, um sich daselbst mit Götz und Csorich zu vereinigen. Görgei zog am 12. in Kaschau ein, womit die Vereinigung der Karpathen- mit der Theißarmee, sowie die Verbindung sämmtlicher Truppenkörper mit der Regierung hergestellt war. Schlimmer standen die ungarischen Angelegenheiten im Süden, wo Anfangs 1849 fast das ganze Banat und die Bácska den Aufständischen überlassen werden mußten. Die Festungen Arad und Temesvar waren kaiserlich,

Digitized by Google

Peterwardein, zwar in den Händen der Ungarn, aber fast außer aller Verbindung mit den übrigen ungarischen Truppenkörpern, mußte sich auf die eigene Vertheidigung beschränken, und Damjanich sah sich genöthigt, am 26. Jan. 1849 Fünfkirchen zu verlassen, und das von den Oesterreichern eng cernirte Eszek mußte sich ergeben. Auf diese für Oesterreich so günstigen Verhältnisse im Süden baute Windischgrätz einen Theil seiner ferneren Operationen. Jellachich sollte nach Kecskemet vorrücken und von dort über Szegedin seinen serbischen Kampfgefährten die Hand reichen, von wo man dann Debreczin in die Flanke zu nehmen hoffte. Aus dieser Siegesgewißheit ward jedoch im Januar der Fürst durch einen ganz unerwarteten Schlag gewaltig aufgeschreckt. Perczel, der die Aufgabe hatte, die Regierung durch Vertheidigung des Theißübergangs zu decken, war am 23. Januar bei Szolnok mit einem Theil seiner Truppen über die feste Eisdecke des Flusses gegangen, während die Hauptmacht ein Gleiches bei Szolnok versuchte, hatte den General Ottinger nach kurzem Kampfe in wilde Flucht getrieben, auf welcher derselbe 10 Meilen hinter Szolnok, bei Czegléd, am 25. Januar von den Ungarn eine noch entschiedenere Niederlage erlitt, und stand nun 2—3 Stunden von der Hauptstadt. Windischgrätz eilte sofort herbei, die gefürchtete Ueberrumpelung der Hauptstadt abzuwenden. Perczel aber hatte sich inzwischen bereits wieder hinter die Theiß zurückgezogen.

Im Laufe des Januar war es dem Grafen L. Teleki, der als Vertreter der ungarischen Interessen in Paris weilte, gelungen, den greisen Polengeneral Heinrich Dembinski zur Uebernahme der Stelle eines General en chef zu bestimmen. Unter seinem Präsidium wurde in Debreczin ein Kriegsrath gebildet, zu dessen Mitgliedern die Generale Bem, Vetter, Aulich, Görgei, Klapka u. A. ernannt wurden, und von dem künftig alle Operationspläne entworfen werden sollten. Die Ernennung Dembinski's zum Oberkommandanten sämmtlicher ungarischen Truppen fand indeß keineswegs allseitigen Beifall, war doch derselbe ein Ausländer. Nach dessen Dispositionen sollte das dritte oder bacs-banater Armeecorps, von Damjanich kommandirt, mit Zurücklassung hinreichender Kräfte zur Behauptung der Maroslinie, Szegedins und Theresiopels, an die mittlere Theiß vorrücken und bei Szolnok an der Theiß Fuß fassen, das zweite Armeecorps aber unter Perczel an die obere Theiß vorrücken und den dortigen Uebergang decken. Das erste Corps unter Klapka und das siebente Corps unter Görgei sollten auf der Hauptstraße gegen Pesth vorrücken. Auf der Höhe von Poroßló sollte das zweite Armeecorps sich mit dem ersten und siebenten vereinigen. Dann sollte Damjanich bei Czibakháza über die Theiß setzen, Szolnok nehmen, von hier an der Eisenbahn vorrücken, sich in Verbindung mit der Hauptarmee setzen und deren Operationen unterstützen. Demnach bildete die Theiß die Basis, die Donau das Ziel der neuen Operationen. Windischgrätz dagegen koncentrirte seine Hauptkräfte auf der pesth-erlauer Hauptroute, wohin er am 23. selbst abging. Das Centrum seiner Armee stand bei Gyöngyös, ihr rechter Flügel bei Arokszállás; den linken Flügel sollte Schlik bilden, der sich aber noch im Nordwesten befand. Das Centrum der von Dembinski, Görgei und Klapka kommandirten Ungarn lehnte sich auf Verpeléth und Kápolna, während der rechte Flügel sich zwischen Erlau und dem Matragebirge bis zum Defilé von Sirok hin erstreckte, der linke bei Kál und die Reserve bei Maklár stand. Am 26. Februar rückte Feldmarschallieutenant Wrbna von Gyöngyös gegen Kápolna, Fürst Schwarzenberg von Arokszállás gegen Kál vor, um den linken Flügel der Ungarn zu umgehen. Letztere kamen jedoch diesem Manöver zuvor, indem sie sich gegen Adács hin ausdehnten, und versuchten es nun ihrerseits, das österreichische Centrum zu durchbrechen, mußten aber der Uebermacht weichen, u. der Kampf schloß damit, daß die Ungarn sich auf Kápolna und Kál, die Oesterreicher auf Gyöngyös und Arokszállás zurückzogen. Dagegen gelang es Schlik, das von Klapka mit nur 3000 Mann vertheidigte Dorf Verpeléth, da die erwartete Verstärkung unter Görgei ausblieb, zu forciren und so seine Vereinigung mit der Hauptarmee zu bewerkstelligen. Dies entschied das Schicksal des Tages (26. Februar). Während man im Centrum auf beiden Seiten tapfer kämpfte, gelang es Schlik, den rechten Flügel zu umgehen, u. dasselbe drohte auf dem linken durch Fürst Schwarzenberg zu geschehen. Dembinski führte deshalb die ganze ungarische Armee auf Kerecsend zurück. Nach dieser Niederlage (Schlacht bei Kápolna), die allein Görgei's Widersetzlichkeit verschuldet, der Dembinski diskreditiren wollte, fand der Oberfeldherr rathsam, sich hinter die Theiß zurückzuziehen, um dort seine Streitkräfte zu koncentriren. Nachdem er noch bei Egerfarmas ein bedeutendes Gefecht bestanden, ging er am 1. März bei Poroßló über die Theiß. Für die bei Kápolna erlittene Niederlage wurden die Ungarn einigermaßen durch einen bei Szolnok von Damjanich über Grammont errungenen Sieg entschädigt. Auch im Rücken wurde Windischgrätz mehrfach beunruhigt, und zwar durch die Festung Komorn, deren förmliche Belagerung er Ende Februar begann. Perczel gab um diese Zeit das Kommando der mittleren Theißarmee an Damjanich ab und begab sich zur Organisirung des Landsturms in die unteren Donaukomitate. Selbst im Süden, der schwächsten Seite der ungarischen Armee, wendete sich unverhofft das Kriegsglück. General Theodorovich, der das Banat und die Bácska fast ganz beherrschte, hatte eine Truppenmacht von 35,000 bis 40,000 Mann und 30 Geschützen aufgebracht, mit welcher er die befestigten Plätze Szegedin und Szabadka nehmen wollte. Aber Knicanin wurde mit seinen 20,000 Serben und einem Theil österreichischen Militärs von der kaum aus 7000 Mann bestehenden Besatzung Szabadka's bis nach Kleinkanisa zurückgeworfen und Theodorovich selbst, der von Neu-Szegedin aus über die Theiß nach Alt-Szegedin vorzudringen suchte, ward von der Einwohnerschaft mit Verlust zurückgeschlagen, während zugleich der Pascha von Belgrad die unter Knicanin stehenden türkisch-serbischen Hülfstruppen unverweilt zurückrief. Nachdem die Koncentrirung der ungarischen Streitkräfte hinter der Theiß bewerkstelligt war, ertheilte Dembinski den

Digitized by Google

Befehl zum allgemeinen Aufbruch. Görgei, unter welchem Guyon und Klapka kommandirten, setzte am 20. März über die Theiß, durchbrach bei Erlau die Linien Schliks und rückte nach einem neuen Siege unweit Losoncz über Götz und Schulzig unaufgehalten nach Balassa Gyarmath vor. Unterdessen war Damjanich mit dem rechten Flügel von Szegedin aus vorgerückt und hatte den Banus bei Körös am 24. März geschlagen und zum Rückzug auf Czegléd genöthigt. Dembinski war mit dem Centrum über die Theiß gegangen und bis Gyöngyös vorgerückt, so daß die ungarische Armee in den letzten Tagen des März diesseit der Theiß in einem großen Halbkreise von Balassa Gyarmath bis Szolnok koncentrirt war. Auch Windischgrätz hatte seine Truppen in einer festen Stellung von Tápiobicske bis Hatvan und Aßód zusammengezogen. Der Fürst selbst befehligte das Centrum, den rechten Flügel Schlik, den linken Jellachich. Am 1. April begann Dembinski den Angriff auf Hatvan und zwang nach heißem Kampfe die Oesterreicher, sich in der Richtung nach Pesth zurückzuziehen. Auf dem linken Flügel nöthigten Klapka u. Damjanich Jellachich, auf Isaszeg zurückzugehen (4. April). Auch der rechte österreichische Flügel unter Schlik ward von Görgei aus seiner festen Stellung bei Aßód vertrieben. Windischgrätz koncentrirte nun am 5. April seine sämmtlichen Streitkräfte, 50—55,000 Mann mit 180 Geschützen, bei Isaszeg. Dasselbe ward jedoch von Guyon im Sturm genommen, und Windischgrätz mußte nach einer entscheidenden Schlacht bei Gödöllö bis Czinkóta, eine halbe Stunde vor Pesth, zurückgehen. Das hart bedrängte Komorn zu entsetzen, rückte Görgei am 9. April mit dem ersten, dritten u. siebenten Armeecorps (Klapka, Damjanich, Gáspár) nach Waitzen. Der dort kommandirende General Götz ward im Kampfe tödtlich verwundet und sein Nachfolger Jablonowski nach Gran zurückgeworfen. Diese Niederlagen hatten die Abberufung Windischgrätz' zur Folge, der durch Baron Welden ersetzt wurde. Auch dieser unterschätzte die Tüchtigkeit seiner Gegner. Bei der Armee angekommen, erkannte er als seine erste Aufgabe sehr richtig die Besetzung des rechten Granufers, um Görgei's Marsch nach Komorn zu verhindern. Aber Görgei hatte am 15. April mit seiner 30,000 Mann starken Armee die Gran überschritten und am 19. das Dorf Nagy-Sárló besetzt, zwischen welchem und Verebély er den Angriff der Oesterreicher unter Wohlgemuth blutig zurückschlug. Welden zog darauf die Ueberreste seiner geschlagenen Truppen, sowie das am linken Granufer stehende Cernirungscorps auf das rechte Donauufer zusammen, worauf Görgei, dem es gelungen war, zuerst Dembinski und dann Vetter vom Oberkommando zu verdrängen und dasselbe an sich zu bringen, am 24. April in Komorn einzog. Schon in der Nacht vom 27. April rückten 20 ungarische Bataillone über die Donau und zwangen die Oesterreicher, das stark verschanzte Uj-Szöny zu räumen, und an demselben Tage ward die österreichische Hauptmacht, 54,000 Mann mit 180 Geschützen, zwischen dem Dorfe Mócsa und dem ácser Wald von 28,000 Ungarn mit 94 Geschützen so entscheidend geschlagen, daß sie den Rückzug nach Preßburg in der größten Unordnung bewerkstelligte. Pesth war schon in der Nacht vom 24. April von den Kaiserlichen geräumt worden. Auch auf anderen Punkten war der Sieg der Ungarn vollständig. Im Norden hatte Wysocki das Waagthal, die Komitate Liptau, Arva, Thurocz ꝛc. gesäubert und war über Leutschau und Rosenau in Eperies eingerückt. Im Osten (Siebenbürgen) wurden die Oesterreicher und Russen zusammen geschlagen und aus dem Lande getrieben, und selbst der Süden war in letzter Zeit durch Perczel den ungarischen Waffen unterworfen worden. Nach der Schlacht bei Gödöllö kehrte Kossuth aus dem Hauptquartier nach Debreczin zurück und stellte beim Reichstag den Antrag, U. sammt allen dazu gehörenden Theilen und Provinzen für einen selbstständigen Staat und das habsburg-lothringische Haus des Thrones verlustig zu erklären. Der Antrag wurde ohne alle Debatte einstimmig angenommen und in einem am 15. April 1849 im Namen der „gesetzlich vereinigten Magnaten und Repräsentanten der ungarischen Nation" erlassenen Manifest dieser Beschluß nebst der Ernennung Kossuths zum provisorischen Regierungspräsidenten der Nation bekannt gemacht. Diese Unabhängigkeitserklärung störte indeß nur die bisherige Einmüthigkeit der Parteien. Die äußerste Rechte war unzufrieden, weil sie wohl die Autonomie, aber nicht die Unabhängigkeit U.s verlangte, und gab demnach später auch eine Hauptstütze der Ränke Görgei's und der Friedenspolitik anderer Civil- und Militärchefs ab. Die radikale und kosmopolitische Partei vermißten die Festsetzung der künftigen Regierungsform. Die revolutionäre Regierung selbst aber beschäftigte sich jetzt mit der Herstellung neuer Ministerialbureaux und vernachlässigte darüber den noch nicht beendeten Krieg. Statt mit der kampfbegeisterten Armee den geschlagenen Feind zu verfolgen, blieb Görgei mehre Tage in Komorn unthätig und kehrte dann mit dem ersten und dritten Armeecorps und der Division Kmethy zur Cernirung der Festung Ofen zurück, deren Besitz von sehr geringem Werth war. Erst am 15. Mai begann die eigentliche Beschießung der Festung, und in der Nacht vom 20. auf den 21. Mai fiel sie in die Hände der Ungarn. Im Schooße der Regierung trat der Zwiespalt mehr und mehr zu Tage. Namentlich war es Görgei, dessen Wünsche nicht über die Märzorganisation hinausgingen, der auf Kossuths Isolirung hinarbeitete, während letzterer, um ihn von der Armee zu entfernen, ihn zum Kriegsminister in dem neuen Ministerium ernannte.

Indessen hatte Oesterreich die Intervention Rußlands angerufen und sandte alle nur irgend verfügbaren Streitkräfte nach U. Die bei Preßburg stehende Hauptarmee, deren Oberkommando an Haynau übergegangen war, zählte ungefähr 60,000 Mann und wurde verstärkt von einer russischen Division unter Paniutine mit 12,000 Mann. An der Drau und der steierischen Grenze standen unter Nugent 12,000 Mann; unter Jellachich bei Eszek 25,000 Mann. In den Festungen Eszek, Temesvar und Karlsburg befanden sich 10,000 Mann. An den Grenzen Siebenbürgens stand Puchner mit 20,000 Oesterreichern u. Lüders

Digitized by Google

mit 40,000 Russen, während aus Galizien Fürst Paskewitsch mit der russischen Hauptarmee, ungefähr 100,000 Mann stark, nahte, so daß die gegen U. entbotene gesammte reguläre Streitmacht sich auf 275,000 Mann mit 600 Geschützen belief. U. konnte dieser riesigen Streitmacht nur 135,000 Mann entgegensetzen. Die obere Donau- oder Hauptarmee, unter Görgei's Oberkommando, zählte 50,000, die bacs-banater Armee unter Perczel und Vécsey 30,000, die siebenbürgische unter Bem 32,000, die Nordarmee unter Dembinski bei Eperies 12,000, die Armeedivision unter Kaczinczy in der Marmaros 6000, die Besatzung von Peterwardein 5000 Mann. Am 19. Juni drang das russische Corps unter Lüders durch den Rothenthurmpaß in Siebenbürgen ein, schlug die Magyaren und besetzte Hermannstadt, indessen auch die Oesterreicher im Süden vordrangen und (im Juli) Kronstadts sich bemächtigten. Zugleich rückten die Verbündeten aus der Bukowina in das nördliche Siebenbürgen ein, drängten Bem zurück und schlugen ihn bei Schäßburg (31. Juli). Jellachich schlug (7. Juni) die U. unter Perczel und schloß Peterwardein ein; aber bald nachher kapitulirte Arad, und ein unglückliches Treffen bei Hegyesch (14. Juli) nöthigte ihn, die Bácska zu räumen. Während das russische Hauptheer sich über Eperies und Kaschau der großen Ebene U.s näherte, begann Haynau seine Operationen an der Donau mit so gutem Erfolg, daß nach dem unglücklichen Gefechte bei Raab Görgei der Regierung anzeigte, daß er für die Sicherheit der Hauptstadt keine 24 Stunden stehen könne, weshalb die Regierung sich rasch an die Theiß zurückziehen möge. Dieser Erfolg aber war durch Görgei selbst herbeigeführt worden, der, statt sich nach der Vorschrift des Kriegsraths nach Zurücklassung einer 20—25,000 Mann starken Besatzung in Komorn, hinter der Theiß zu koncentriren, an der Waag und Donau die Zeit nutzlos vergeudet hatte, wodurch die beabsichtigte Vereinigung der Nord- mit der oberen Donauarmee immer schwieriger zu werden drohte. Auch nachdem er einer an ihn abgesendeten Regierungsdeputation versprochen, die Vereinigung unverzüglich zu bewerkstelligen, blieb er unthätig vor Komorn liegen. Die Regierung beschloß daher, seine Macht durch Entziehung des Portefeuille und des Oberkommando's zu brechen, nahm aber zu halben Maßregeln ihre Zuflucht, indem sie Mészáros zum Quasi-Kriegsminister und Dembinski zum Oberkommandanten ernannte. An demselben Tage (2. Juli) hatte Görgei vor Komorn eine bedeutende Schlacht geliefert, die damit endigte, daß beide Armeen ihre alten Positionen behielten. Die Nachricht von der Absetzung Görgei's rief unter seinen Anhängern eine allgemeine Entrüstung hervor. Die Regierung stellte ihm daher frei, entweder auf seinen Ministerposten zurückzukehren, oder unter Mészáros das Oberkommando der obern Donauarmee zu behalten. Görgei entschied sich für Letzteres. Nach Mészáros' Anordnung sollte der Abmarsch auf dem linken Ufer Statt finden. Dagegen trat Görgei mit dem sonderbaren Projekt auf, daß er die vor dem komorner Lager stehende feindliche Hauptarmee durchbrechen und seinen Abmarsch am rechten Donauufer bewerkstelligen wolle. Aber der Angriff auf die feindliche Hauptarmee ward blutig zurückgeschlagen und Görgei willigte nun in den Abmarsch am linken Ufer, der auf den 13. Juli festgesetzt wurde. Aber auch dies war nun zu spät. Er war bereits von den übrigen Truppen u. von der Regierung abgeschnitten, die schon am 11. Juli in Szegedin angelangt war; Wysocki aber mußte auf der pesth-erlauer Straße immer weiter retiriren, so daß schon am 11. Juli ein österreichisches Streifcorps in Ofen einziehen konnte, während zu derselben Zeit ein Pulk Kosaken in Pesth einrückte. Haynau entsandte von Pesth aus am 21. Juli seine Armee zur Verfolgung der ungarischen Regierung und der Theißarmee und folgte selbst am 24. Juli, nachdem er von der Hauptstadt in einer bluttriefenden Proklamation Abschied genommen. Görgei hatte am Abend des 12. Juli mit 45,000 Mann Komorn verlassen und stieß schon am nächsten Tage bei Waitzen auf 24,000 Mann russische Truppen, mußte sich aber dennoch zurückziehen. Denselben Ausgang hatten die Gefechte bei Losoncz und Badkert. Unterdessen wurde die Armee durch russische Parlamentäre bearbeitet. Am 21. Juli erließ Görgei von Rimaszombath aus einen Tagesbefehl, worin er der Armee im Auftrag des Fürsten Paskewitsch eine Kapitulation kund machte, deren Annahme oder Nichtannahme er dem Entschlusse der Armee überließ. Dieselbe ward zurückgewiesen. Inzwischen war Haynau am 28. Juli in Félégyáza, 8 Meilen von Szegedin, eingezogen, während die ungarische Theißarmee bis zu den festen Verschanzungen Szegedins gekommen war, wo sie Görgei, der inzwischen wieder das Oberkommando erhalten hatte, erwarten und den Kampf annehmen wollte. Schon aber rückte Haynau gegen Szegedin vor, während Schlik bei Tiszafüred die Theiß überschritt und den Rückzug ins Banat abzuschneiden drohte. Die ungarische Armee mußte daher abermals retiriren und auch Szegedin preisgeben, worauf sie bei Szöreg Stellung nahm. Hier am 5. August unter Dembinski durch Haynau geschlagen, marschirte sie gegen Temesvar, um die seit Monaten von Vécsey cernirte Festung zu nehmen, bevor der nahende Feind sie entsetzen könnte. Haynau war jedoch der ungarischen Armee rasch auf dem Fuße nachgerückt und stand schon am 8. August in Lovrin, unweit Temesvar. Der aus Siebenbürgen herbeigeeilte Bem hatte die Armee, mit Vécsey's Cernirungscorps vereint, Stellung bei Becskerek nehmen lassen, ward aber von Haynau, im Verein mit der russischen Division Paniutine, geschlagen (9. August) und Temesvar noch an demselben Tage von den Oesterreichern entsetzt, während die ermüdeten und demoralisirten Honveds auseinanderstoben, so daß von den 40—50,000 Mann, welche bei Temesvar koncentrirt gewesen waren, am nächsten Tage kaum 10,000 Mann zusammengebracht werden konnten. Görgei hatte am 28. Juli bei Tokay die Theiß überschritten, um über Großwardein nach Arad zuziehen. Er selbst ging mit dem größten Theil seiner Truppen über Acsád und Pérts, während er Nagy-Sándor mit dem ersten Armeecorps nach Debreczin entsendete, um sich daselbst zu

Digitized by Google

halten, bis die Hauptmacht in Großwardein angelangt sei. Am 1. August in Debreczin angelangt, wurde Nagy-Sándor schon am nächsten Tage von der russischen Uebermacht unter Paskewitsch angegriffen und geworfen, da Görgei unthätig 2—3 Stunden vom Kriegsschauplatze, bei Pérts, stehen geblieben war. Nachdem so auch das erste Armeecorps zur Hälfte aufgerieben war, gelangte Görgei mit dem Rest seiner Truppen nach Arad, welche Festung sich nach neunmonatlicher Belagerung am 1. August an die U. ergeben und wohin die Regierung sich von Szegedin begeben hatte. Hier legte Kossuth am 11. August seine Stelle nieder und übertrug Görgei die Diktatur. Görgei forderte noch an demselben Tage den russischen General Rüdiger auf, seinen Marsch so einzurichten, daß er ihn umzingele und von den Oesterreichern abschneide, da er nur den russischen Truppen sich ergeben wolle. Unfern von Világos, auf der weiten Ebene zwischen Szöllös und Kiß-Jenö, ging am Nachmittag des 13. August die Waffenstreckung in aller Stille vor sich. Die Mannschaft, 28,000 Mann, wurde theils nach Zaránd, theils nach Großwardein, die Offiziere nach Arad gebracht. Die Behandlung, welche die letzteren russischerseits erfuhren, war eine ehrenvolle und bestärkte die Ungarn in dem Wahne einer russisch-ungarischen Verbindung. Oberst Kazinczy, der vom Norden mit 10,000 Mann herabkam, streckte am 16. August die Waffen; ebenso Bécsey in U. und die einzelnen Kommandanten in Siebenbürgen. Damjanich übergab am 17. August die Festung Arad; bald folgte auch Peterwardein. Bem und Guyon versuchten zwar in Lugos die versprengten Truppen zu sammeln und den Kampf fortzusetzen, was auch Szemere und Batthyányi wollten; aber die allgemeine Entmuthigung selbst der höheren Offiziere und massenhafte Desertion machten die Ausführung dieses Vorhabens unmöglich. Bem, Guyon, Mészáros, Dembinski, Perczel, Kmethy und Stein flüchteten, wie schon früher Kossuth, Kasimir Batthyányi u. A., in die Türkei; Offiziere und Mannschaft wurden an Oesterreich ausgeliefert. Nur Komorn wurde von Klapka so tapfer vertheidigt, daß man der Besatzung eine ehrenvolle Kapitulation zugestehen mußte (2.—5. Oktober). Am 6. Oktober endeten zu Arad theils durch Pulver und Blei, theils durch den Strang die ungarischen Kriegshäupter: Bécsey, Aulich, Török, Lahner, Pöltenberg, Nagy-Sándor, Knezich, Leiningen, Damjanich, Kis, Dessewfy, Lázár und Schweidel; zu Pesth: Graf Ludwig Batthyányi, später Fürst Woronieczki, Giron, Abancourt, Baron Perényi, Szacsvay, Minister Csányi, Baron Jeszenek und Andere. Görgei erhielt eine Pension und Klagenfurt zum Aufenthaltsort angewiesen. Den Hinrichtungen folgten zahllose Verurtheilungen zu langjähriger Kerkerhaft. Es begann damit die Herrschaft des Standrechtes, das Haynau mit blutiger Strenge handhabte, bis er mit dem kaiserlichen Ministerium selbst in Konflikt gerieth und seiner Vollmachten enthoben wurde (Juli 1850). Eine gewisse Milderung trat ein, als im Herbst 1851 Erzherzog Albrecht zum kaiserlichen Gouverneur in dem zu einem Kronlande des neuen österreichischen Gesammtstaats umgewandelten U. ernannt ward; doch erst im folgenden Jahre, als der Kaiser selbst nach U. gekommen, wurden die kriegsgerichtlichen Prozesse beendet und eine theilweise Amnestie erlassen. Indessen fuhr die Regierung planmäßig fort, die Inkorporirung des Landes durchzuführen. Die Aviticität ward aufgehoben, das Institut der Grund- und Hypothekenbücher sowie ein neues Kataster eingeführt, Verwaltung und Justiz nach den Grundsätzen des Gesammtstaats organisirt, das österreichische Gesetzbuch in Wirksamkeit gesetzt. Am 1. September 1852 erhielt U. eine neue Preßordnung. Am 1. Mai 1853 trat seine neue Organisation ins Leben und wurden die österreichischen Civilgesetze auch hier gültig. Die Kolonisation des verödeten Landes durch deutsche Einwanderer ward durch ein besonderes Gesetz begünstigt und geordnet. Den Schlußstein der Einfügung U.s in den einheitlichen Neubund Oesterreichs bildete die im April 1854 erfolgende Aufhebung des Belagerungszustandes. Von besonderer Wichtigkeit für die materielle Entwickelung des Landes waren die Gesetze, die den sogenannten Urbarialverband und die ihm verwandten Rechts- und Besitzverhältnisse zwischen den ehemaligen Grundbesitzern und den gewesenen Grundholden ordneten. Anfangs 1856 trat in Wien ein oberster Urbarialgerichtshof für U. ins Leben. Die neuen Grundbücher für das Land wurden binnen drei Jahren angelegt. Im Jahre 1857 bereiste der Kaiser mehre Monate das Land und verfügte bei dieser Veranlassung die Rückgabe der konfiscirten Güter der kriegsrechtlich Verurtheilten. Wünsche dagegen nach Wiedereinführung der früheren ständischen Verfassung fanden kein Gehör, vielmehr erklärte der Kaiser, an den Grundprincipien, die ihn bisher in der ungarischen Politik geleitet hätten, festhalten zu müssen, versprach aber daneben auch der nationalen Eigenthümlichkeit der verschiedenen Volksstämme die gebührende Rücksicht. In letzterer Hinsicht war die Verfügung von Bedeutung, daß die Staatsbeamten in U. künftig zu zwei Dritttheilen aus Landeskindern bestehen und bei allen Gerichten Eingaben in ungarischer Sprache angenommen werden sollten. Viel geschah auch von der Regierung für Hebung der Volksschulen, Förderung der Dampfschifffahrt- und Eisenbahnverbindungen, Theißflußregulirung ꝛc. Als es sich nach dem italienischen Krieg 1859 um die dem Kaiserstaat zu ertheilenden Reformen handelte, wurden aus U. angesehene Magnaten als Vertrauensmänner nach Wien berufen. Namentlich war es zunächst der Sprachenstreit und die Protestantenfrage, die vielfache Unzufriedenheit erregten. Unter dem 8. August verfügte eine Ministerialverordnung, daß die Unterrichtssprache in den Gymnasien den Umständen und Nationalitätsverhältnissen entsprechend gewählt werden, also nicht mehr vorherrschend deutsch sein sollte. Die kirchlichen Verhältnisse wurden durch das sogenannte Protestantenpatent vom 1. September 1859 geregelt, welches auf dem Grundsatz basirt, daß die Gemeinde selbst, vom kleinsten Kreise bis hinauf zur Gesammtheit alle kirchlichen und Schulangelegenheiten in freier Autonomie zu verwalten hat. Die hierdurch geschaffene Kirchenverfassung beruht

Digitized by Google

auf dem Presbyterialsystem, und der Schwerpunkt desselben liegt in der Gemeinde, die sich Pfarrer und Schullehrer selbst wählt. Das Patent ward jedoch Gegenstand einer sehr lebhaften Agitation, die sich vom kirchlichen auch auf das politische Gebiet hinüberspielte. Mehr als 2,800,000 Protestanten petitionirten durch ihre Vertreter um die Zurücknahme des Patents. Eine sehr zahlreiche Protestantendeputation, die im Jan. 1860 nach Wien kam, ward zwar in corpore vom Kaiser nicht empfangen, doch durften ihre Führer demselben die Wünsche der ungarischen Protestanten vortragen. Durch kaiserliches Handschreiben vom 19. April 1860 ward Erzherzog Albrecht auf sein Nachsuchen der Stelle als Generalgouverneur und kommandirender General in U. enthoben u. durch Feldzeugmeister Benedek, einen geborenen Ungarn, ersetzt. Gleichzeitig wurden die bestehenden Statthaltereiabtheilungen in Eine Statthalterei mit dem Sitz in Ofen vereinigt. In dem verstärkten Reichsrath wahrten die erst nach längerem Widerspruch eingetretenen ungarischen Mitglieder entschieden die Ansprüche ihres Landes auf Autonomie, und durch das kaiserliche Diplom vom 20. Oktober 1860 zur Regel der inneren staatsrechtlichen Verhältnisse der Monarchie ward den Ungarn eine ziemlich umfassende Gewährung ihrer Wünsche. Es sollte hiernach die alte Verfassung U.s im Wesentlichen wieder hergestellt und der Landtag zur Berathung eines Wahlgesetzes einberufen werden, welches mit Beseitigung der ehemaligen ausschließlichen Berechtigung des Adels eine Vertretung aller Stände herbeiführen sollte. Die ungarische Hofkanzlei ward wieder hergestellt und Baron Vay zum Hofkanzler ernannt, Generalgouverneur von Benedek seiner Stelle enthoben. Folge dieser Umgestaltungen war auch die schon unter dem 19. April 1860 in Aussicht gestellte Wiederherstellung der Komitatsverwaltung und Bildung der Komitatsausschüsse, auch Ernennung eines Tavernicus, die Rückverlegung der gesammten Justizverwaltung innerhalb der Grenzen U.s, Wiederherstellung der Curia regia unter Vorsitz des Judex Curiae zu Pesth, Einführung der ungarischen Sprache als Geschäfts- und Amtssprache. Alle diese Organisationen wurden jedoch von den magyarischen Ultras in Pesth nur kalt aufgenommen; dieselben forderten die Beseitigung aller Einrichtungen der letzten 11 Jahre. Eine Landeskonferenz zu Gran am 18. Dec. verlangte einstimmig die Wiederherstellung des Wahlgesetzes von 1848; in andern Komitaten ward Steuerverweigerung bis zum Zusammentritt des Landtags beschlossen. Unter dem 27. Dec. genehmigte zwar der Kaiser die Wiedereinverleibung der Woiwodina des temeser Banats in das Königreich U., ein Reskript vom 16. Jan. 1861 an alle Komitate aber tadelte energisch deren Ausschreitungen und untersagte jeden Versuch, die Gesetze von 1847 u. 1848 faktisch ins Leben zu rufen. In den meisten Verwaltungszweigen herrschte Anarchie, die wohlthätigsten deutschen Gesetze, wie die Wechselordnung, wurden für aufgehoben erklärt, die deutschen Beamten zur Niederlegung ihrer Stellen gezwungen, und militärische Maßregeln mußten für Aufrechterhaltung einiger Ordnung sorgen. Unter dem 14. Februar 1861 ward der ungarische Landtag, und zwar nach dem Wahlgesetz von 1848 einberufen. Die unter dem 26. Februar Oesterreich verliehene Verfassung stellte die übrigen Provinzen im Verhältniß zur Gesammtmonarchie dem Königreich U. gleich. Am 6. April ward der Landtag zu Ofen eröffnet, er siedelte aber bald nach Pesth über. Die nach langer Berathung Ende Juni nach Wien gebrachte Adresse desselben enthielt in schroffster Form die Zurückweisung aller Grundsätze der Reichseinheit und die Förderung der reinen Personalunion und vollster Autonomie für U. Da der Kaiser die Annahme der Adresse verweigerte, ward sie in die von der gemäßigt-liberalen Partei unter Deak anfänglich vorgeschlagene Form gebracht und nun vom Kaiser entgegengenommen. Ein kaiserliches Reskript wies in der Antwort die ungarischen Forderungen in der Hauptsache zurück und forderte unter Betonung der Reichseinheit und der Aufrechterhaltung des Diploms vom 20. Okt. 1860 eine Revision der Gesetze von 1848 vor jeder Verhandlung über das zu erlassende Krönungsdiplom. Statt des Barons Vay, der diese Antwort nicht billigte, trat Graf Forgach als ungarischer Hofkanzler ein. Als hierauf der ungarische Landtag eine Antwortadresse beschloß, in welcher der Boden der pragmatischen Sanktion und der unveränderten Gesetze von 1848 als allein annehmbar bezeichnet, die Absendung von Deputirten zum Reichstag abgelehnt und gegen jeden Beschluß desselben für die Gesammtheit der Monarchie protestirt wurde, mußte sich der Bruch zwischen der Partei der Centralisation und des Föderalismus als unheilbar darstellen. Ein kaiserliches Reskript vom 22. Aug. löste hierauf den ungarischen Landtag auf. Dasselbe Schicksal traf alle Komitats- und Stadtversammlungen, die hiergegen protestirten, und Lokalbehörden, die sich den Ansichten des Ministeriums feindlich zeigten, wurden durch königliche Kommissare ersetzt. Die Steuern mußten vielfach durch militärische Zwangsmaßregeln beigetrieben werden. Ein Reskript des Hofkanzlers vom 27. Okt. verbot jede öffentliche Komitatssitzung. Durch kaiserliches Handschreiben vom 5. Nov. 1861 ward ein konsequent durchgeführtes System von Maßnahmen zur Wiederherstellung der Autorität der Regierung verfügt. An die Stelle des korporativen Statthaltereikollegiums trat ein Statthalter (Graf Palffy von Erdöd), dem der Statthaltereirath u. die Komitatsvorstände Gehorsam zu leisten hatten. In den Komitaten traten neue Vorsteher an die Stelle der unter Baron Vay gewählten Obergespane, den Erbobergespanen wurden Administratoren an die Seite gesetzt, die Anwendung des Wahlsystems bei Besetzung der Komitatsämter vorläufig ausgesetzt, die Bürgermeister in Ofen und Pesth vom Statthalter, in den übrigen Freistädten vom Obergespan oder dessen Administrator ernannt und das Wirken der Regierungsorgane unter den Schutz der Militärgerichte gestellt. Hierdurch gelang es der Regierung, den Terrorismus der extremen magyarischen Partei zu brechen, und bedeutende Ruhestörungen von politischer Bedeutung kamen in den nächsten Jahren nicht vor. Ein Erlaß vom 18. Nov. 1862 gewährte

Digitized by Google

daher den von Kriegsgerichten verurtheilten politischen Sträflingen und den zurückgekehrten politischen Flüchtlingen allgemeine Amnestie und verordnete die Einstellung der anhängigen Untersuchungen. Ein großer Theil U.s ward im Sommer 1863 von einer entsetzlichen Hungersnoth heimgesucht, zu deren Linderung der Reichsrath 20 Millionen Gulden aussetzte. Die nächstfolgende Zeit verfloß ohne besondere Begebenheiten. Am 22. April 1864 nahm Graf Forgach seine Entlassung als ungarischer Hofkanzler und Graf Zichy trat an seine Stelle. Bei einem Besuche (6.—9. Juni 1865) in Pesth-Ofen erklärte der Kaiser, daß es sein entschiedener Wille sei, die Wünsche der Ungarn möglichst zu befriedigen, ohne die Bedingungen der Machtstellung der österreichischen Monarchie zu benachtheiligen. Am 26. Juni wurde Graf Zichy als erklärter Anhänger der Februarverfassung seines Postens wieder enthoben u. Graf Mailáth, von der Partei der Altkonservativen, zum ungarischen Hofkanzler ernannt. Am 18. Juli wurde auch Graf Palffy von Erdöd durch kaiserliches Handschreiben als Statthalter von U. entlassen und Baron Sennyey, das Haupt der Altkonservativen, an seine Stelle berufen. Am 29. August erließ Graf Mailáth ein Cirkular, worin er sich gegen die sofortige Reaktivirung der Komitatsinstitutionen aussprach. Die radikale Partei wollte dem Zusammentritt des wieder einberufenen Landtags nicht hinderlich sein u. beschränkte sich daher auf Protest gegen die Nichtwiederherstellung der Komitatsinstitutionen. Alle ihre Programme drangen aber einstimmig auf die volle Wiederherstellung der Autonomie des Landes. Am 14. December wurde der Landtag vom Kaiser mit einer Thronrede eröffnet, worin derselbe sagte, daß er die auf die Integrität der ungarischen Krone bezüglichen Bestimmungen der pragmatischen Sanktion aufrecht zu erhalten gesonnen sei, weshalb auch der siebenbürgische Landtag einberufen worden sei, damit derselbe die Union Siebenbürgens mit U. nach dem Gesetz von 1848 in Erwägung ziehe, daß er aber als erste Aufgabe des Landtags die Behandlung der allen Königreichen und Ländern der Monarchie gemeinsamen Angelegenheiten bezeichnen müsse. Die Parteien gruppirten sich so, daß eine äußerste Rechte den den Verhältnissen angepaßten Zustand von 1847 wollte, eine gemäßigte Rechte einen Vergleich zwischen der alten und neuen Zeit anstrebte, eine äußerste Linke für die sämmtlichen Gesetze von 1848 eintrat, eine gemäßigte Linke eine Revision dieser Gesetze zugestand und ein Centrum unter Deak die auseinandergehenden Meinungen so zu vereinigen strebte, daß ein allseitig möglichst befriedigender Beschluß gefaßt werden könne. Von dem zur Ausarbeitung des Adreßentwurfs niedergesetzten Ausschuß gehörten 19 Mitglieder zur Partei Deaks, 9 zur Linken und 2 zur Rechten. Zum Vorsitzenden wurde Graf Julius Andrassy gewählt. Der Entwurf der Adresse, der am 8. Februar vorgelegt ward, sprach sich dahin aus, daß der Landtag bemüht sein werde, Vorschläge zu machen, welche die Selbstständigkeit U.s wahrten und den Lebensbedingungen der Monarchie entsprächen. Die von der Magnatentafel erlassene Adresse sprach sich in ähnlichem Sinne aus. Das königliche Reskript auf die Adressen, welches am 3. März vorgelesen ward, hob die Gemeinschaftlichkeit der Wohlfahrt U.s mit der der übrigen Länder ganz besonders hervor. Die Verfassung U.s solle wieder hergestellt, aber in Einklang mit den Bedingungen der allgemeinen Wohlfahrt des Reichs gebracht werden, weshalb namhafte Veränderungen an den Gesetzen von 1848 vorgenommen werden müßten und besonders eine Revision derjenigen Gesetze nöthig sei, welche die Rechte der Krone schmälerten. Obgleich das Reskript die Forderungen des Landtags in ziemlich ablehnender Weise behandelte, sprach sich doch darin die Hoffnung auf Einigung aus, wenn vor Allem die Feststellung der gemeinsamen Angelegenheiten erfolge. Beide Tafeln nahmen das Reskript mit Schweigen entgegen. Die im Unterhause angenommene zweite Adresse legte ausführlich den Grundsatz der Rechtskontinuität und die Nothwendigkeit einer verantwortlichen Regierung dar. Die Magnatentafel nahm diese Adresse mit 106 gegen 102 Stimmen ebenfalls an. In dem von der Kommission des Landtags für die gemeinsamen Angelegenheiten niedergesetzten Fünfzehnerausschuß entwickelte Franz Deak sein sogenanntes Maiprogramm, worauf der Beschluß gefaßt ward, die Natur der gemeinsamen Angelegenheiten in sorgfältige Erwägung zu ziehen und insbesondere darüber ins Klare zu kommen, welche Angelegenheiten im Sinne der pragmatischen Sanktion in den Bereich der gemeinsamen gehören und welche in Rücksicht auf die gemeinsamen Interessen dahin zu zählen seien. Ein Antrag, in einer Adresse an den Kaiser zu erklären, daß die Herstellung der Regierungsform von 1848 das einzige Mittel sei, dem gegenwärtigen Nothstande des Landes abzuhelfen, wurde mit allen gegen 2 Stimmen abgewiesen, nachdem insbesondere Deak zum Vertrauen auf die Regierung aufgefordert hatte. Eine zur Anbahnung einer Vereinigung Kroatiens mit U. nach Pesth gesandte kroatische Deputation ging unverrichteter Sache wieder ab. Ende Juni wurde der ungarische Landtag vertagt. Nach Wiedereröffnung desselben (19. Nov.) stellte die Linke den Antrag, einen Ausschuß von 15 Mitgliedern mit der Abfassung einer Adresse, die vollständige Wiederherstellung der Gesetzgebung von 1848 erbitten sollte, zu beauftragen. Bei der Wahl der Mitglieder der Adreßkommission erhielten Deak, der noch die Aufnahme der Bitte um Rechtskontinuität beantragt hatte, Andrassy und Eötvös die meisten Stimmen. Der in diesem Sinne abgefaßte Adreßentwurf ward von der Deputirtentafel einstimmig, von der Magnatentafel mit großer Majorität angenommen. Bei der Berathung der Adresse in der letzteren erklärte der Tavernicus, Baron Sennyey, daß der Kaiser die entschiedene Absicht habe, die Verfassung wieder herzustellen, und daß es der Legislative gelingen werde, die Form der vorläufigen principiellen Ausgleichung zu finden. Ein kaiserliches die Heeresergänzung betreffendes Patent ward in einer von Deak entworfenen Adresse in sofern beklagt, als es auf absolutem Wege vor Beschlußfassung der Legislative erlassen worden. Der

Digitized by Google

Adreßentwurf schloß mit der Bitte um baldigste Herstellung der Verfassung u. Einführung des Konstitutionalismus in den Ländern jenseit der Leitha, damit die Verfügungen über die zur Sicherstellung der Monarchie erforderlichen Mittel auf legalem Wege getroffen werden könnten. Der Adreßentwurf wurde von beiden Tafeln einstimmig angenommen. Die kaiserliche Erwiderung lautete dahin, daß ein demnächst zu erlassendes Reskript die in der Adresse ausgesprochenen Bedenken heben werde. Der niedergesetzte Siebenundsechzigerausschuß des Landtags faßte eine Reihe von Beschlüssen, worunter folgende die wichtigsten sind: die konstitutionelle, staatsrechtliche und administrative Selbstständigkeit U.s ist aufrecht zu erhalten; die einheitliche Leitung, Führung und innere Organisation des ganzen Heeres steht dem Kaiser zu, über die zeitweise vorzunehmende Ergänzung des ungarischen Heeres, die Bewilligung von Rekruten, die Dislocirung und Verpflegung der Truppen und die Feststellung des ungarischen Wehrsystems bestimmt der ungarische Landtag mit. Nachdem Graf Mailath auf sein Ansuchen seiner Stelle als Kanzler von U. enthoben worden, ward am 18. Februar 1867 dem Reichstage die Wiederherstellung der Verfassung von 1848, sowie die Einsetzung eines besonderen Ministeriums für U. unter dem Grafen Julius Andrassy als Präsidenten angezeigt. Auch ward die Durchführung des die Heeresergänzung betreffenden kaiserlichen Patents sistirt und diese Frage der verfassungsmäßigen Behandlung zugewiesen. Anfangs März legte Andrassy der Abgeordnetentafel 4 Gesetzentwürfe vor über die Steuererhebung, die Rekrutirung, die Herstellung der Municipien und des ungarischen Preßgesetzes. Mit Rücksicht auf die politische Lage Europa's bewilligte die Tafel die Stellung von 48,000 Rekruten mit 256 gegen 57 Stimmen. Auch die Magnatentafel gab ihre Zustimmung, wie sie auch die Gesetze über die Municipien und die Presse, wodurch die Geschwornengerichte für Preßvergehen wieder hergestellt wurden, ohne Widerspruch annahm.

Vergl. Gebhardi, Geschichte von U., Leipzig 1778—82, 4 Bde.; Engel, Geschichte U.s, Yverdun 1804, 5 Bde.; Feßler, Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen, Leipzig 1812—25, 10 Bde., 2. Aufl. 1847—50; von Mailáth, Geschichte der Magyaren, Wien 1828—30, 5 Bde., 2. Aufl., Regensburg 1852 f.; Szálay, Magyar ország története, Bd. 1—3, Leipzig 1850—53; Adlerstein, Archiv des ungarischen Ministeriums, Altenburg 1851, 3 Bde.; Raning, Der Feldzug in U. und Siebenbürgen, Pesth 1850; Görgei, Mein Leben und Wirken in U., Leipz. 1852, 2 Bde.; Klapka, Memoiren, das. 1850; Derselbe, Der Nationalkrieg in U. und Siebenbürgen, das. 1851, 2 Bde.; Korn, Neueste Chronik der Magyaren, Hamb. 1852, 2 Bde.; Die serbische Bewegung in Südungarn, Berlin 1851; Szilagyi, Die letzten Tage der ungarischen Revolution, Leipzig 1850; Welden, Episoden aus meinem Leben, Grätz 1853; Der Winterfeldzug von 1848—49 in U. unter dem Oberkommando des Fürsten Windischgrätz, Wien 1851; Szálay, Geschichte U.s, Bd. 1—4, Leipzig 1851 bis 1854; Horváth, Geschichte U.s, deutsch, Pesth 1863, 2 Bde.

Unger, 1) Johann Georg, ausgezeichneter Formschneider, geboren 1715 zu Goes bei Pirna, erlernte in letzterer Stadt die Buchdruckerkunst und trieb zugleich als Autodidakt die Holzschneidekunst. Seit 1740 in Berlin, befaßte er sich von 1757 an ausschließlich mit dem Formschnitt. Unter seinen Arbeiten ward besonders eine Folge von 5 Landschaften als meisterhaft gerühmt. U. erfand auch eine Druckerpresse, sowie eine Rammmaschine. Er † in Armuth 1788.

2) Johann Friedrich, Buchdrucker, Form- und Stempelschneider, Sohn des Vorigen, geboren 1750 zu Berlin, trat in die Fußstapfen seines Vaters und bildete sich zu einem der ausgezeichnetsten Männer seines Faches. Die von ihm erfundene Frakturschrift (ungerische Schrift) hatte Aehnlichkeit mit der schwabacher Schrift, war aber geschmackvoller. U. wurde 1800 zum Professor der Holzschneidekunst ernannt u. † 1804.

3) Franz, ausgezeichneter Botaniker und Paläontolog, geboren 1800 in Steiermark, wirkt als Professor der Botanik an der Universität zu Wien und hat außer der Anatomie und Physiologie der Pflanzen auch die Geologie und Paläontologie in das Bereich seiner Forschungen gezogen. Als Resultate derselben erschienen u. A.: „Ueber den Einfluß des Bodens auf die Vertheilung der Gewächse" (Wien 1836), „Botanische Briefe" (das. 1852), „Geschichte der Pflanzenwelt" (das. 1852), „Anatomie und Physiologie der Pflanzen" (das. 1855), „Botanische Streifzüge auf dem Gebiet der Kulturgeschichte" (das. 1857 ff.), „Genera et species plantarum fossilium" (das. 1860) und „Die Urwelt in ihren verschiedenen Bildungsperioden" (3. Aufl., Leipzig 1864).

Ungern-Sternberg, Alexander, Freiherr von, deutscher Romanschriftsteller, geboren den 22. April 1806 auf dem väterlichen Gute Noistfer bei Reval, besuchte das Gymnasium zu Dorpat, sollte sich dem Studium der Rechte widmen, folgte aber seiner Neigung zur Poesie und lebte seit 1830 in Deutschland, wo er sich nach wechselndem Aufenthalt später bleibend in Dresden niederließ. S. hat eine ungemeine Produktivität entwickelt und in einer langen Reihe von Romanen und Novellen vom Standpunkt des Salons aus die verschiedenartigsten Stoffe behandelt. Die Rococozeit ist die eigentliche Domäne seines Talents, und in der Schilderung ihrer äußeren Physiognomie hat er unbestritten Bedeutendes geleistet. Der eigentliche romanhafte Inhalt in diesen Novellen (z. B. „St. Sylvan", Frankf. 1839, „Die gelbe Gräfin", Berlin 1840), die technische Seite derselben und ihre künstlerische Komposition sind schwach und interesselos, sowie die Charakteristik oft oberflächlich, aber der kulturhistorische Hintergrund ist treu und sicher gezeichnet, so namentlich in den „Berühmten Frauen des achtzehnten Jahrhunderts" (Berlin 1848). Zu dem Besten, was U. schrieb, gehören die Erzählungen „Psyche" und „Galathe". Als der sociale Tendenzroman Mode wurde, trat er mit „Diana" und „Paul" hervor, ohne es freilich zur rechten ethischen und psychologischen Tiefe zu bringen. Letzteres Werk hatte zugleich die Absicht, für eine Reorganisation

Digitized by Google

des Adels Propaganda zu machen, u. dies Zurschautragen reaktionärer Tendenz bewirkte 1848 des Verfassers Anstellung als Mitarbeiter am Feuilleton der „Kreuzzeitung". Da seine „Neupreußischen Zeitbilder" wenig Beifall fanden, ließ er die Politik fallen u. suchte durch die Erfindung von Pikantem auf frivolem Gebiet zu gefallen, so namentlich in den „Braunen Märchen" (Bremen 1850) und den „Rittern von Marienburg" (Leipz. 1853, 3 Bde.). Die „Erinnerungsblätter" (das. 1855—60, 6 Bde.) erzählen des Verfassers Lebensgeschichte. Viel Fesselndes enthält die „Dresdener Gallerie" (Lpz. 1857—58, 2 Bde.), eine Reihe von Kunstnovellen und biographischen Skizzen. Noch sind hervorzuheben die historischen Romane „Dorothea von Kurland" (Lpz. 1859, 3 Bde.), „Elisabeth Charlotte", das. 1861, 2 Bde. und „Peter Paul Rubens" (das. 1862).

Unghvar, ungarisches Komitat im Distrikt diesseit der Theiß, zwischen Galizien und den Komitaten Zemplin, Szabolcs und Bereg-Ugocsa, hat ein Areal von 55,50 QMeilen, ist im Norden durch die hohen, dicht bewaldeten Karpathen gebirgig, wird von dem in die Laboriza mündenden Ungh mit der Turia und Lynta bewässert, ist in den Thälern fruchtbar und bringt viel Roggen und Hafer, Hanf und auch Wein hervor. Mehr als ½ der Fläche ist mit Wald bedeckt, worin Wild noch reichlich vorhanden ist. Die Bewohner sind Slaven u. Ungarn, zu $^6/_{11}$ griechisch-unirter, $^4/_{11}$ evangelischer Konfession. Der gleichnamige Hauptort, an der Ungh, welche hier in die Ebene tritt, ist der Sitz des griechisch-unirten Bischofs von Munkács, hat eine prächtige Hauptkirche, ein altes Schloß, ein Komitatshaus, eine bischöfliche Residenz, ein bischöfliches Seminar und Lyceum, ein Obergymnasium, eine griechisch-katholische Schullehrerpräparandie, Hauptschule, Mineralquelle, Gruben vortrefflicher Porzellanerde und 8537 Einwohner.

Unglaube, Mangel des Glaubens an das, was entweder glaubwürdig ist oder dafür ausgegeben wird, wird namentlich in dogmatisch-religiöser Beziehung von dem Bezweifeln der durch Tradition oder Schrift überlieferten Thatsachen oder Lehren einer übernatürlichen Offenbarung gebraucht.

Unguentum (lat.), s. Salben.

Ungulata (v. Lat., Hufthiere), Abtheilung der Säugethiere (s. d.).

Unicum (lat.), das Einzige in seiner Art, nur einmal Vorhandene, besonders von Münzen, alten Kunstwerken, Holzschnitten ꝛc. gebraucht.

Unieh (im Alterthum Oenöe), Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Trapezunt, am schwarzen Meer, hat einen Hafen, Baumwollweberei, Schiffbau, Handel und 5000 Einwohner.

Uniform (v. Lat.), die gleichförmige Bekleidung der Militärpersonen, sowie gewisser Klassen von Civilbeamten. Die Einführung der U.en fällt in das 17. Jahrhundert und kann als gleichzeitig mit der Errichtung der stehenden Heere angenommen werden, wenn auch schon früher zusammengehörige Truppentheile gewisse Abzeichen ꝛc. gemein gehabt haben mögen. In Schnitt, Stoff und Farbe der Hauptuniformsstücke, sowie in der Kopfbedeckung pflegen sich hauptsächlich die Soldaten verschiedener Länder, sowie verschiedener Waffengattungen zu unterscheiden, die daran befindlichen Abzeichen dagegen dienen zur Unterscheidung der einzelnen Truppenkörper, sowie der verschiedenen Grade. Bei der Durchführung im Einzelnen hat man nun früher viel mehr auf Herstellung einer glanzvollen Außenseite als auf eine allen Anforderungen, welche an die Kleidung des Soldaten gestellt werden müssen, entsprechende Zweckmäßigkeit Gewicht gelegt, bis Preußen den Anfang damit machte, in der Uniformirung seines Heeres eine allen Zwecken möglichst entsprechende und doch kleidsame Ausrüstung an die Stelle der alten zu setzen. In anderen Kategorien des Staatsdienstes sind U.en nur für die höheren Beamten eingeführt und werden von diesen nur bei festlichen Gelegenheiten getragen. Die U.en der Exekutivbeamten der Polizei (Gendarmen ꝛc.), des Zoll- und Postwesens, sowie zum Theil auch der Forstbeamten haben meist militärischen Zuschnitt u. werden im gewöhnlichen Dienst getragen.

Uniformitätsakte (v. Lat.), englische Parlamentsakte von 1662, wonach die englischen Geistlichen schwören mußten, keine andere Liturgie beim Gottesdienst anwenden zu wollen als die der Episkopalkirche, ward 1689 wieder aufgehoben.

Unigenitus Dei filius (lat.), Anfangsworte der vom Papst Klemens XI. im September 1713 erlassenen Bulle, worin 101 Sätze aus Paschasius Quesnels „Reflexiones morales" als ketzerische und gotteslästerliche oder doch anstößige Behauptungen verdammt wurden; s. Jansen.

Union (v. Lat.), im Politischen eine Verbindung oder Einigung mehrer Staaten zu einem größeren Ganzen. So werden die zu einem Bundesstaate unter einer gemeinsamen Centralregierung geeinten nordamerikanischen Freistaaten häufig die U. genannt. Als 1849 Preußen die deutschen Staaten mit Ausnahme Oesterreichs unter seinem Protektorat zu einem Bundesstaat zu vereinigen versuchte, aber nicht alle Staaten diesem Verein beitraten, so wählte man dafür den Namen U. Unter Personalunion versteht man das Verhältniß zweier Länder, welche einen gemeinsamen Herrscher und gemeinsame Erbfolge haben, im Uebrigen aber von einander unabhängig sind und je unter einer besonderen Verfassung stehen. Eine solche Verbindung kann unter Umständen wieder aufhören, z. B. wenn in dem einen der beiden Staaten ein anderes Erbfolgegesetz gilt als in dem andern, so daß beim Aussterben der in beiden zur Erbfolge berechtigten Dynastie wieder eine Trennung beider Staaten eintritt, welches z. B. zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein Statt fand. Auch zwischen Oesterreich und Ungarn fand eine bloße Personalunion Statt, die sich aber in eine Realunion verwandelte, d. h. eine völlige Einverleibung des einen Staats in den andern.

Auf kirchlichem Gebiete bezeichnet U. die Vereinigung verschiedener Religions- oder Konfessionsparteien zu Einer Gemeinde od. Kirche. Unstreitig hat das Christenthum einen unirenden Charakter, Christus selbst verheißt Eine Heerde unter Einem Hirten, u. die Apostel empfehlen Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens. Der Trieb nach Beseitigung der kirchlichen Spaltungen zieht sich

Digitized by Google

daher durch die ganze Geschichte der Kirche hindurch. Während aber die katholische Kirche bei ihren Attributen der Einheit und Katholicität, sowie der Untrüglichkeit und Heiligkeit eine U. nur durch das Aufgehen aller anderen Kirchenparteien in ihrer Gemeinschaft erstreben kann, gestattet die evangelische Kirche bei ihrer größeren Freiheit in der Auffassung der Lehre, in der kirchlichen Verfassung und in den gottesdienstlichen Einrichtungen eine Wiedervereinigung der Kirchenparteien ohne vollständiges Aufgeben ihrer abweichenden religiösen und kirchlichen Anschauungen. Das einigende Band kann weder bloß in der Konformität der Kultuseinrichtungen, noch in der Einheit des Kirchenregiments bestehen, denn Beides gehört mehr dem Gebiet des Aeußerlichen an und hätte eben eine bereits vollzogene innere Einheit zur Voraussetzung, vielmehr hat die U. vor Allem das Bekenntniß des Glaubens und die Einheit im Glauben ins Auge zu fassen und zu untersuchen, ob die Uebereinstimmung in den wichtigsten Lehren, den sogenannten Fundamentalartikeln, die Abweichung in den nichtfundamentalen Glaubenssätzen überwiege. Ist dann durch Formulirung eines neuen Bekenntnisses oder doch durch Hervorhebung des in den Bekenntnißschriften der verschiedenen Konfessionen Gemeinschaftlichen (consensus) die U. auf dem Gebiete der Lehre vollzogen, dann wird die gemeinschaftliche Form des Gottesdienstes ins Auge zu fassen, dabei aber der Gewohnheit und kirchlichen Sitte der verschiedenen Gemeinschaften gebührend Rechnung zu tragen sein, und endlich hat eine kirchliche Verfassung die Gemeinde organisch zu einem Ganzen zu verbinden. Die ältesten kirchlichen Unionsversuche sind die zur Vereinigung der griechisch- und römisch-katholischen Kirche, welche namentlich von den griechischen Kaisern, und zwar aus politischen Rücksichten begünstigt wurden. Die Verhandlungen auf der Synode zu Lyon 1274 führten zwar dazu, daß die Griechen den Primat des römischen Bischofs anerkannten und ein latinisirendes Glaubensbekenntniß unterschrieben, die Kirchenversammlung zu Konstantinopel 1285 nahm aber diese Konzessionen wieder zurück. Auf der Synode zu Florenz 1439 kam die U. durch Aufgeben der griechischen Kirche in allen wesentlichen Punkten in der römischen zu Stande, doch blieb ihr das Volk im Allgemeinen abgeneigt und die Zahl der unirten Griechen (s. d.) eine sehr geringe. Dagegen gelang die U. der Katholiken mit den Maroniten (s. d.). Die U. mit der armenischen Kirche (1292 und 1440) war eine Sache der Hofpartei und kam erst nach vielen vergeblichen Unterhandlungen (1652) mit einem Theil zu Stande. Entschieden scheiterten die Unionsversuche mit den Protestanten zunächst auf allen Reichstagen im Reformationszeitalter, dann bei verschiedenen Religionsgesprächen zwischen den Katholischen und Evangelischen. So nahe man sich auch namentlich bei dem Religionsgespräch zu Regensburg 1546 zu treten schien, so wurde doch, da Rom seine Ansprüche nur scheinbar aufgeben wollte, die Absicht so wenig erreicht, daß sich vielmehr noch eine tiefere Erbitterung der Gemüther bemächtigte. Daher blieben auch die Unionsvorschläge Erasmus' („De amicabili ecclesiae concordia", Basel 1553), Friedrich Staphylus', Georg Wicels und Georg Cassanders unter Kaiser Ferdinand I. ohne Erfolg. Im Jahre 1660 ließ auch der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, mehren evangelischen Fürsten Unionsvorschläge eröffnen und beantragte eine Synode von 24 Deputirten von beiden Konfessionen. Allein die gemachten Vorschläge waren zu sehr auf eine Akkommodation an die katholischen Unterscheidungslehren basirt, als daß die Evangelischen darauf hätten eingehen können. Hierauf trat Rojas de Spinola mit seinen Plänen hervor und schien um so mehr auf glücklichen Erfolg rechnen zu dürfen, als Kaiser Leopold I. ihn begünstigte. Dazu schien der gelehrte Bossuet, Bischof von Meaux, nach gleichem Ziel zu streben. Doch auch er rechnete nur auf Nachgiebigkeit der Protestanten, und seine Schriften „Exposition de la doctrine catholique sur les matières de controverse" und „Histoire des variations des églises protestantes" blieben daher ohne günstigen Erfolg. Dasselbe Schicksal hatte die von dem Philosophen Leibniz mit Bossuet zum Zweck einer U. geführte Korrespondenz. Das Blutbad zu Thorn (1724), die Bedrängung der Protestanten in Frankreich und der Pfalz, welche Friedrich Wilhelm I. von Preußen und andere evangelische Reichsstände zu Repressalien veranlaßten, und die Verfolgung der evangelischen Salzburger zerstörten vollends jede Hoffnung auf das Gelingen künftiger Versuche. Zur Zeit der Reformation suchten die Protestanten eine U. mit der griechisch-katholischen Kirche herbeizuführen; doch scheiterte dieselbe an der Verschiedenheit der Grundlehren. Mehr Erfolg versprachen die Versuche einer U. zwischen Lutheranern und Reformirten, da diese nur über den Sinn der Einsetzungsworte des Abendmahls und über die Gnadenwahl, außerdem in unwesentlichen Dingen von einander abwichen. Schon 1529 veranstaltete der Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen das Religionsgespräch zu Marburg, wo von der einen Seite besonders Luther und Melanchthon, von der andern Zwingli und Oecolampadius erschienen. Indeß konnte man sich über die Abendmahlslehre nicht vereinigen; selbst die von Zwingli unter Thränen dargereichte Bruderhand stieß Luther von sich. Gleichwohl arbeiteten nachher Melanchthon und seine Schüler an der Vereinigung fort, aber nicht ohne sich dem Vorwurf des Kryptocalvinismus auszusetzen. Das zwischen sächsischen, hessischen und brandenburgischen Theologen 1631 zu Leipzig gehaltene Religionsgespräch blieb erfolglos; so auch das zu Kassel 1661, welches der Landgraf Wilhelm V. zwischen den reformirten Theologen der Universität Marburg und den lutherischen zu Rinteln angeordnet hatte. Besonders eifrig bemühten sich Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. von Preußen um eine U. der beiden evangelischen Konfessionen. Ersterer veranstaltete 1703 eine Unterredung lutherischer und reformirter Theologen zu Berlin; allein die Errichtung einiger Unionskirchen und der Waisenhäuser zu Berlin und Königsberg, in welchen sowohl ein lutherischer, als auch ein reformirter Geistlicher unterrichten und das Abendmahl zugleich austheilen mußten, hatte ebenso wenig den Fortgang der

Digitized by Google

Vereinigung zur Folge, als der zur Einführung der englischen Liturgie 1706 promulgirte Entwurf. Als daher später König Friedrich Wilhelm I. sich bemühte, durch das Corpus Evangelicorum 1719 eine U. zu Stande zu bringen, fanden die von den tübingischen Theologen Klemm und Pfaff proponirten 15 Unionsartikel so wenig Beifall, daß die Konsistorien zu Dresden und Gotha bei dem Reichstage zu Regensburg nachdrücklich dagegen protestirten. Zwar wurde hierauf von Friedrich Wilhelm I. die U. wenigstens in seinem Reiche realisirt, indem er selbst der calvinistischen Prädestinationslehre entsagte, dagegen die Annahme des reformirten Kultus forderte; aber schon Friedrich II. gab 1740 seinem Lande die alte Freiheit mit dem alten Kultus wieder zurück. Das Reformationsjubiläum 1817 gab der U. einen neuen Anstoß. In Nassau traten Reformirte und Lutheraner zu einer Synode zusammen und beschlossen die U. zu Einer evangelischen Kirche, die am 31. Oktober 1817 vollzogen wurde. In Preußen, wo Konsistorien und Universitäten schon seit mehren Jahren beiden Konfessionen gemein waren, empfahl der Ministerialerlaß vom 30. Juni den allgemeinen Gebrauch des Ausdrucks „Evangelische Kirche", und der König erließ am 27. Sept. eine die Uebereinstimmung der Lutheraner und Reformirten im Wesentlichen der Lehre voraussetzende Aufforderung an die Geistlichkeit, die U. zu fördern. Dieselbe wurde nun auch am 30. und 31. Oktober zu Berlin und Potsdam durch gemeinschaftliche Abendmahlsfeier vollzogen. Ein Gleiches geschah am Reformationsjubelfest in Nassau, Frankfurt a. M. und Paris. Ferner wurde die U. zu Stande gebracht 1818 bei der Hofkirche zu Weimar und in Rheinbayern, 1819 in Anhalt-Bernburg, 1820 in Hanau, 1821 in Waldeck-Pyrmont und Baden, 1822 in Rhein- und Oberhessen, 1823 auch in Darmstadt, 1827 in Würtemberg, 1828 in Anhalt-Dessau ꝛc. Eine mächtige Reaktion erhob sich dagegen besonders in Preußen, als Friedrich Wilhelm III. 1822 eine neue Kirchenagende erscheinen ließ und zuletzt den Widerstrebenden aufdringen wollte. Mußte sich auch die Regierung zu vermittelnden Schritten bequemen und durch Synoden eine neue Ausgabe der Agende (1828) veranstalten, so entstand doch bald unter der Aegide des lutherischen Professors Scheibel zu Breslau eine Partei, welche den Kampf gegen den Rationalismus in der Landeskirche zu einem Kampfe gegen U. und Agende steigerte und die Annahme beider als Verrath betrachtete. Die hierauf erfolgten Gewaltschritte von Seiten der geistlichen Behörde waren keineswegs geeignete Mittel, der U. Freunde zu verschaffen. In der Lausitz, in Schlesien, Posen, Pommern und Thüringen bildeten sich separatistische Gemeinden, von denen mehre vor den Bedrückungen ins Ausland entwichen. Die Zurückgebliebenen aber konstituirten sich (1841) auf einer Synode zu Breslau und schieden sich noch strenger von der Landeskirche als von der römischen. Friedrich Wilhelm IV. gestattete diesen Altlutheranern, selbstständige Gemeinden zu bilden. Ein Erlaß von 1852 stellte die Zusammensetzung des Oberkirchenraths zu Berlin aus lutherischen, reformirten und unirten Mitgliedern fest, sowie den Modus der Entscheidung durch Separation der Mitglieder (itio in partes) bei rein konfessionellen Fragen, und da Manche hierdurch die U. gefährdet glaubten, lehnte ein Erlaß von 1853 ausdrücklich jede Absicht einer Störung der U. ab und ordnete zugleich an, daß der altlutherische Ritus beim Abendmahl nur auf gemeinschaftlichen Antrag des Geistlichen und der Gemeinde gestattet sein sollte. Im Jahre 1857 ward derselbe noch von der Genehmigung der Konsistorien abhängig gemacht. Eine 1856 auf Befehl des Königs zusammentretende, aus 40 Vertrauensmännern bestehende Konferenz sprach sich gegen eine bekenntnißlose U. aus. Im Allgemeinen ist die U. in neuerer Zeit innerlich und äußerlich mehr und mehr erstarkt. Vgl. Hering, Geschichte der kirchlichen Unionsversuche, Leipzig 1836—38, 2 Bde.; Neudecker, Die Hauptversuche zur Pacifikation der evangelisch-protestantischen Kirche Deutschlands, das. 1846; Nitzsch, Urkundenbuch der evangelischen U.en, Bonn 1854; Müller, Die evangelische U., Halle 1854.

Unionisten (v. Lat.), die Anhänger der 1817 zu Stande gebrachten Union (s. d.) zwischen Lutheranern und Reformirten; Die, welche eine allgemeine Vereinigung aller christlichen Religionsparteien zu Einer Kirche erstreben; in dem 1862 entbrannten nordamerikanischen Bürgerkrieg die Anhänger der Union, im Gegensatz zu den Konföderirten.

Unirte Griechen, diejenigen griechischen Christen, welche sich, mit Beibehaltung ihrer innern alten Kirchenverfassung, der griechischen Sprache beim Gottesdienste, der strengeren Fasten und des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, aber mit Annahme der Lehre, daß der heilige Geist auch vom Sohn ausgehe, der Lehre vom Fegfeuer, von den Seelenmessen und dem Primat des Papstes mit der römischen Kirche wieder vereinigt haben. Im Ganzen gibt es etwa 2 Millionen u. G., die vornehmlich in Italien, besonders zu Venedig und Rom, im südlichen Neapel und Sicilien, im östlichen Polen, in Siebenbürgen, Ungarn, Kroatien, Slawonien, Dalmatien ꝛc. leben. Vgl. Griechische Kirche und Union.

Unisono (ital.), das Zusammenklingen zweier Töne von gleicher Tonhöhe, oder das Verhältniß der reinen Prime (Intervall), wenn es von zwei verschiedenen Stimmen ausgeführt wird; s. All' unisono.

Unität (v. Lat.), die Einzigheit, das nur einmalige Vorhandensein einer Sache, z. B. Gott; das Nichtgetheiltsein, die Einheit; s. Brüdergemeinde.

Unitarier (v. Lat.), in der alten Kirche Alle, die im Gegensatz zu den Christus als Gott Verehrenden auf die Anbetung eines einigen Gottes drangen; dann die 1774 von Lindsay in London, Christin in Montrose und später von Priestley in Leeds gestifteten antitrinitarischen Sekten. Der Unitarismus war in Großbritannien gesetzlich mit dem Tode bedroht und erst 1813 wurde dies Gesetz aufgehoben. Von Großbritannien verbreiteten sich die U. auch in Nordamerika, und dort hießen U. besonders die Anhänger der antitrinitarischen Lehre, die sich 1815 aus den Kon-

Digitized by Google

gregationalisten herausbildeten und im Besitz der Kirche und Universität zu Cambridge in Massachusetts blieben. In diesem Staate sind sie heute noch am verbreitetsten. Auch in Siebenbürgen haben sie ein geordnetes Kirchenwesen.

Universalen (Universalisten, v. Lat.), Sekte in England und Nordamerika, besonders in Newyork, welche, ohne einer geoffenbarten Religion anzuhängen, eine natürliche Religion bekennt, die Befolgung der Staatsgesetze als höchste Pflicht aufstellt, die strengste Moralität ihren Mitgliedern auferlegt und daher durch Unsittlichkeit gebrandmarkte Brüder sogleich ausschließt.

Universalismus (v. Lat.), das Streben nach dem Allgemeinwerden, wie es z. B. das Christenthum hat.

Universitäten (v. Lat., Hochschulen), diejenigen öffentlichen Anstalten, auf denen die Wissenschaften vollständig und in systematischer Ordnung gelehrt und die höchsten Würden (Grade) in denselben ertheilt werden. Der lateinische Name Universitas, der erst zu Anfang des 13. Jahrhunderts aufkam, bezeichnete ursprünglich eine Körperschaft oder Genossenschaft von Lehrenden und Lernenden, Universitas magistrorum et scholarium, die eine möglichst vollkommene Durchdringung des in verschiedene Disciplinen zersplitterten wissenschaftlichen Stoffs erstrebten und denselben zur Einheit zurückzuführen suchten.

Im Alterthum existirte nirgends eine Universität in dem Sinne einer von Lehrern und Lernenden gebildeten großen gelehrten Körperschaft, einer nach außen und innen geordneten, mit besonderen Gesetzen versehenen Anstalt. Die U. in diesem Sinne datiren aus dem Mittelalter, ohne daß man die Zeit ihrer Entstehung genauer bezeichnen kann. Als die Könige der Angelsachsen und Franken Alfred und Karl der Große bei den Klöstern und Stiftskirchen Schulen errichteten, trat wieder ans Licht, was sich von den Wissenschaften der Alten im Schooß der Klöster erhalten hatte. Diese Schulen waren zunächst nur für die Bildung des geistlichen Standes bestimmt. Nach und nach aber traten einzelne Männer auf, welche nicht immer gerade Kleriker waren, und ertheilten öffentlichen Unterricht, zum Theil in Wissenschaften, die man bis dahin noch gar nicht gelehrt hatte. Der Reiz der Neuheit und wohl auch eine bessere Lehrmethode als die bisherige sammelte bald Massen von Schülern um solche Lehrer, welche Rektoren ihrer Schulen hießen. So bildete sich eine Rechtsschule zu Ravenna, dann zu Bologna (Bononia) und eine die Bildung des Saracenenthums übermittelnde medicinische Schule zu Salerno. Eine Korporation (universitas) und somit eine Universität im damaligen Sinne des Worts bildeten zuerst die Juristen zu Bologna. Hier wie in Salerno entwickelte sich zuerst im christlichen Mittelalter eine freie weltliche, von der Kirche und von kirchlichen Interessen unabhängige Wissenschaft, wogegen die dritte hohe Schule dieser Zeit, Paris, zunächst nur eine großartig erweiterte, von mönchischer Beschränktheit freie Klosterschule darstellte. Hauptwissenschaft war die Theologie, und nur mit fortwährender Beziehung auf dieselbe trieb man daneben die freien Künste, welche ihre Spitze in der Dialektik hatten. Von einer universellen Vertretung der Wissenschaften, worin der Hauptcharakter unserer U. besteht, war also damals noch nicht die Rede; wohl aber zeigte sich schon das Bestreben, eine nach außen und innen geordnete Macht in der Gesellschaft einzunehmen, indem man, dem Drange der Zeit gemäß, Körperschaften bildete, welche sich gewisse Rechte zu verschaffen wußten, die ihnen neben der Aristokratie eine Stellung sicherten. An die bisher genannten U. reihen sich Padua und Oxford an, wovon die erstere wahrscheinlich im Anfang des 13. Jahrhunderts durch Auswanderung von bologneser Studirenden entstand, die andere aber einer durch die Königin Blanche veranlaßten Auswanderung aus Paris ihren Ursprung verdankt. Bald übernahmen die Päpste, sich darauf stützend, daß der Besitz der Wissenschaft bisher unbestritten in den Händen des Klerus gelegen, das Protektorat über die neuen Anstalten und warfen sich zu Vorstehern und Beschützern derselben auf. So wurde zunächst der eximirte Gerichtsstand, welchen die Kirche für ihre Angehörigen besaß, auch auf die weltlichen Universitätsgenossen ausgedehnt. Die innere Organisation der U. war auf die Verschiedenheit der Nationalitäten gegründet, wobei sich die kleineren an eine der größeren anschlossen. So entstand 1206 zu Paris die Eintheilung in 4 Nationen: Gallikaner (zu denen sich auch Italiener, Spanier, Griechen und Morgenländer hielten), Pikarden, Normannen u. Engländer (welche auch die Deutschen und übrigen Nordländer zu sich zählten). Zu den Nationen gehörten sowohl Schüler als Lehrer. Jede hatte ihre besonderen Statuten, besondere Beamten und einen Vorsteher (Prokurator). Die Gesammtstatuten der Universität waren von den Vertretern der einzelnen Nationen entworfen, durften mit den Sonderstatuten der letzteren nicht in Widerspruch stehen und vindicirten das Recht zur Wahl des Rektors der Universität den Prokuratoren. Das Auftreten als Lehrer war anfänglich an keine äußeren Beschränkungen gebunden, sondern Jeder, der Lust und Beruf dazu fühlte, docirte und suchte sich unter den Lernenden einen Anhang zu verschaffen. Lehrer von großem Ruf pflegten unter den Begabtesten ihrer Schüler einen Stellvertreter (praepositus) zu wählen, welcher in Verhinderungsfällen für sie las und nach ihrem Tode gewöhnlich ihren Lehrstuhl einnahm. Nach und nach aber trat an die Stelle des Beliebens, mit welchem die Studirenden sich einen Lehrer gewählt, ein förmliches Wahlrecht der Nationen, und auch dieses ward dadurch beschränkt, daß Papst Honorius 1219 verordnete, nur diejenigen Docenten seien zu Lehrern wählbar, welche vom Bischof die Licenz dazu erhalten hätten. Zu Toulouse erwarben sich die Meister der einzelnen Wissenschaften zuerst das Recht, zum Lehramt zu prüfen und zuzulassen, und dieses Verhältniß trat faktisch bald überall ein, indem die Bischöfe die Prüfungen nicht selbst hielten, sondern den Meistern übertrugen und nur die formelle Sanktion sich vorbehielten. Nachdem so die Unabhängigkeit der U. als freier Gemeinwesen festgestellt und vom Staate wie von der Kirche garantirt worden war, entwickelte sich ihre innere, durch ihre eigenthümliche Aufgabe bestimmte Organisation, in-

Digitized by Google

dem sie als Korporationen in genaue Verbindung mit der Wissenschaft traten, sich als Trägerinnen und Fortpflanzerinnen derselben betrachteten und auf dieser Grundlage ein Gebäude errichteten, welches man einen Staat im Staate nennen könnte, indem eine besondere Verfassung mit besonderen Würden u. Rangunterschieden dem bürgerlichen Gemeinwesen gegenübergestellt wurde. Da aber die Universität alle Wissenschaften umfassen sollte, so kam die Eintheilung in Fakultäten auf, gegen welche die Nationen allmählig zurücktraten. Die älteste und bedeutendste Fakultät war die der freien Künste (facultas artium), die jetzige philosophische. In Paris bildeten sich zuerst die Fakultäten der Theologie, der Medicin und des kanonischen Rechts, und zwar setzt man deren Entstehung in das Jahr 1259. Auch in Deutschland entstanden jetzt U., zuerst zu Prag (1348) mit 4 Nationen, der böhmischen, polnischen, bayerischen und sächsischen, und dann zu Wien (1365). Beide hatten eine Verfassung nach dem Vorbild der pariser Universität, doch trat auch hier das Nationenwesen gegen die Fakultäten immer mehr in den Hintergrund. In Wien wählte die Facultas artium einen Dekan, wie die übrigen, dem die Prokuratoren der Nationen untergeordnet waren. In Erfurt, wo die Universität nach der zu Heidelberg (gestiftet 1346, eingeweiht 1386) und Köln (1388) 1392 gegründet war, findet sich von einer Eintheilung in Nationen schon keine Spur mehr. In enger Verbindung mit der Ausbildung der Fakultäten stand die der verschiedenen akademischen Grade, deren Eintheilung jenen nunmehr überlassen war. In Paris waren die drei Hauptgrade, deren jeder aber wieder Unterabtheilungen hatte, die der Baccalaureen, Licentiaten und Magister (Meister). Die Baccalaureen wurden von den einzelnen Magistern ernannt; der Grad eines Licentiaten wurde nach einer Prüfung durch die Fakultätsmeister von Seiten der Kanzler oder Bischöfe ertheilt, die aber zuletzt bloß ihre Bestätigung gaben. Die Licentiaten hatten das Recht zu lehren, mußten sich aber bei Vertheilung der Lehrstoffe, welche von der Fakultät ausging, mit den am wenigsten gesuchten Vorlesungen begnügen. Die Magister waren zum Theil Doktoren. Auf manchen U. war der Name Doktor ein bloßer Ehrentitel, welcher zu dem Meisterrecht nichts hinzubrachte, auf anderen wirklich ein höherer Grad, welcher sogar die Quelle von Einkünften wurde. Am meisten bevorrechtet war die Doktorwürde des Rechts, welche die italienischen U. ertheilten, wo auch der Doktorhut mit feierlichem Gepränge und großem Glanz überreicht wurde. Je nachsichtiger aber nach und nach die Prüfungen wurden, desto mehr sank auch das Ertheilen von gelehrten Würden, besonders auf den italienischen und englischen U., zu einem bloßen Gaukelspiel herab. Ein drittes, für die damalige Verfassung der U. wichtiges Institut, welches in dieser Periode sich ausbildete, waren die sogenannten Kollegien, ursprünglich Anstalten, in welchen Studirende freien Unterhalt, Lehre und Beaufsichtigung fanden. Die erste derselben war die nachmals so berühmte Sorbonne (s. d.). In diesen Kollegien wurden die Wissenschaften mittelst häuslichen Unterrichts getrieben, und Sitten und Fleiß wurden streng überwacht. Die Stipendiaten in diesen Kollegien hießen Bursarii, von bursa, die Börse, welches Wort man für Stipendium brauchte; später nannte man die Kollegien überhaupt, da sie meist aus Stipendiaten bestanden, Bursen. Die italienischen U. hielten sich von dem Kollegienwesen frei; wenigstens erlangte dasselbe dort keine solche Ausdehnung wie in Paris und England, wo es sich, besonders zu Oxford und Cambridge, bis heute erhalten hat. Auch in Deutschland gab es der eigentlichen Kollegien wenige; dagegen wurden unter dem Namen „Bursen" Pensionate errichtet, in welchen die Studirenden unter der Aufsicht von Magistern zusammen wohnten und gelehrte Uebungen trieben. Die Bursen waren also Privatunternehmungen, zu deren Errichtung einzelne Magister von ihren Fakultäten die Erlaubniß erhielten. Im Allgemeinen blieb der Unterricht öffentlich, die Vorsteher der Bursen machten sich in dieser Beziehung bloß verbindlich, mit den Schülern zu disputiren, die öffentlichen Vorlesungen zu repetiren, oder Andere damit zu beauftragen. Zur Errichtung der U. war in dieser Zeit außer der Bestätigung des Papstes, welcher das Recht zu promoviren ertheilte, noch ein Privilegium des Kaisers nothwendig. So entstanden damals in Deutschland noch außer den schon genannten die U. von Würzburg (1403), Leipzig (1409), Rostock (1419), Greifswald (1456), Freiburg im Breisgau (1457—66), Trier (1472), Ingolstadt (1472), Tübingen (1477), Mainz (1477), Basel (1460), Löwen (1426).

Durch die Reformation gewannen die U. eine andere äußere Stellung. Wurden bisher die U. als der Kirche zugehörig gedacht, so bemächtigte sich jetzt der Landesherr als summus episcopus derselben, und indem man berühmte Lehrer herbeirief und besoldete, wurden die U. Staatsanstalten. Die Bestätigung wurde jetzt nicht mehr vom Papst, sondern vom Kaiser ertheilt. Die nun eintretende Auflösung der Bursen und Kollegien machte aber neue Vorbereitungsschulen für den höheren Unterricht nothwendig, und es wurden besondere Anstalten (Kloster- und Fürstenschulen, Gymnasien ꝛc.) gestiftet, auf welchen Knaben und angehende Jünglinge ihre allgemeine Bildung erhielten. Diese Trennung führte einestheils dazu, daß die Zahl der Studirenden auf den einzelnen Hochschulen sich unglaublich schnell minderte, anderntheils brachte sie den Vortheil, daß jetzt nur Jünglinge zu den Universitätsstudien gelangten. Auf den U., deren in dieser Periode viele gestiftet wurden: Frankfurt a. d. O. (1506), Marburg (1527), Jena (1558), Helmstädt (1575), Altorf (1578), Gießen (1607), Rinteln (1621), Straßburg (1621), Salzburg (1623), Bamberg (1648), Kiel (1665), Innsbruck (1672), Halle (1694), Breslau (1702), Göttingen (1734), Erlangen (1743), machte sich aber bald ein gelehrter Pedantismus breit, der sich damit begnügte, Massen positiven Wissens unverarbeitet in den Köpfen aufzuspeichern. Die Vorlesungen waren meist exegetische und wurden bloß in lateinischer Sprache gehalten. Christian Thomasius in Halle war der Erste, welcher deutsche Vorlesungen zu halten anfing. Nach Auflösung der Bursen son-

Digitized by Google

derten sich die Studirenden mehr und mehr von ihren Lehrern ab und fingen an, einen besondern Stand zu bilden. Es beginnt in dieser Periode die Geschichte des deutschen Burschenthums, dessen Wurzeln zwar in die frühesten Zeiten hinaufreichen, das aber seine Formen wohl erst mit dem westphälischen Frieden angenommen hat. Von einer aktiven Theilnahme der Studirenden an der Verfassung der U. war natürlich keine Rede mehr, und wenn man häufig junge studirende Fürsten zu Rektoren wählte, so war dies bloße Form, da die wirklichen Geschäfte von Rektoratsverwesern geführt wurden. Ebenso wenig fand aber auch die klösterlich strenge Beaufsichtigung und Einschränkung der jungen Leute Statt, wie dieses in den Bursen der Fall gewesen war. Die Studenten standen nur unter der akademischen Behörde, und die Gesetzgebung, welche durchaus in die Hände der letzteren kam, erinnert nur durch einen gewissen väterlichen Ton an ein anderweitiges Verhältniß der Lehrer und Studirenden. Das Landsknechtwesen, die fortwährenden Feldzüge, namentlich der dreißigjährige Krieg, pflegten und nährten auf den Hochschulen einen wilden Geist völliger Ungebundenheit und Rohheit. Ein sehr lange nachhaltendes, zum Theil bis in die Gegenwart hereinreichendes Unwesen, das sich ebenfalls zu jener Zeit ausbildete, war der Pennalismus (s. d.). Auch kam schon damals das Duell auf, welches schnell Boden faßte und um sich griff, indem es besonders dadurch begünstigt ward, daß die Studirenden schon einen streng geschlossenen Stand bildeten, aus welchem sich der Begriff der Standesehre in der Weise entwickelte, daß man glaubte, dafür Sorge tragen zu müssen, keinen Unwürdigen, namentlich keinen Feigen unter sich zu dulden. Das Nationalitätswesen hatte, wenn auch nicht in der alten Form, auf den meisten deutschen U. fortbestanden, selbst die Kollegien hatten dasselbe nicht ganz zu verdrängen vermocht. Auf manchen U. bestanden Nationalcollegia, die allerdings nichts weiter zu bedeuten hatten, als eine von den akademischen Behörden angeordnete oder bestätigte Eintheilung der Studentenschaft zur besseren Beaufsichtigung derselben. Zum Theil in Verbindung hiermit, zum Theil aber auch selbstständig entwickelten sich nun die Landsmannschaften, welche zu Ende des 17. und das ganze 18. Jahrhundert hindurch die U. unbedingt beherrschten. Als förmliche Verbindungen mit besonderen Statuten, Vorstehern („Senioren") und Kassen erlangten dieselben bald das Uebergewicht über die keiner Verbindung angehörigen Studirenden (Finken, Kameele, Wilde, Obskuranten ꝛc.), maßten sich Vertretung der Studirenden und damit zugleich eine gewisse Gerichtsbarkeit über dieselben an. Die Rivalität der Landsmannschaften unter einander war die Ursache vieler Duelle, hinsichtlich deren besondere Regeln aufgestellt wurden, und so entstand der „Komment". Der Druck, den die Landsmannschaften auf die Nichtverbindungsstudenten ausübten, ward bald unerträglich. Die unterste Stufe in denselben nahmen die „Renoncen" ein, welche sich bloß unter den Schutz der Verbindung gestellt hatten, eine Abgabe zahlten und verpflichtet waren, dem allgemeinen Komment sich zu unterwerfen. An der Spitze der einzelnen Landsmannschaften standen die Senioren; die höchste Instanz für jede Universität aber bildete der Seniorenkonvent, der theils auf den allgemeinen Komment bezügliche Anordnungen zu erlassen, theils den Verruf gegen Philister oder auch gegen Studenten auszusprechen, theils Festlichkeiten zu veranstalten und zu ordnen, theils endlich überhaupt über die Unverletzlichkeit und Heiligkeit des Komments zu wachen hatte. Nicht weniger aristokratisch als die Verfassung der Studentenschaft hatte sich die Verfassung des Lehrkörpers herausgebildet. Im Gegensatz zu den besoldeten Professoren war es auch andern unbesoldeten Lehrern, sobald sie die gesetzlichen Erfordernisse erfüllt hatten, zu lesen erlaubt; diese letzteren nannte man Privatdocenten (privatim docentes), während sich die Professoren Professores publici nannten. Zwischen den Privatdocenten und Professoren standen die Professores publici extraordinarii (im Gegensatz zu den Professores publici ordinarii), welche vom Staate zum Theil kleine Gehalte erhielten, während sie außerdem so wenig als die Privatdocenten im Senat, der obersten Verwaltungsbehörde der Universität, Sitz u. Stimme hatten. Das Gesetzgebungsrecht über die U. war schon längst auf den Staat übergegangen, und die Landesherren hatten sich meist zu ständigen Rektoren der U. erklärt. Dem Senat wurden die zu erlassenden Gesetze zur Begutachtung, die erlassenen zur Publikation und Ausführung überwiesen. Die peinliche Rechtspflege war auf die ordentlichen Gerichte des Staats übergegangen, während die Civiljurisdiktion, sowie die Aburtheilung gewisser geringerer Verbrechen, die akademische Polizei- und Disciplinargewalt besonderen Universitätsgerichten, resp. dem Senat selbst, zugewiesen worden war. Diese Universitätsgerichte entschieden nach einem besonderen Standesrechte. Da die fürstlichen Rektoren nicht in eigener Person das Regiment der U. führen konnten, wurden von den Senaten aus den verschiedenen Fakultäten (deren jetzt überall 4: die theologische, juristische, medicinische und philosophische, existirten) nach einem gewissen Turnus semester- oder jahresweise Prorektoren erwählt, welche den allgemeinen Geschäften vorzustehen und bei den Senatssitzungen zu präsidiren hatten. Die Prorektoren führten den Titel „Magnificenz" u. nahmen als Stellvertreter der Fürsten einen hohen Rang ein. In den Fakultäten waren bloß die ordentlichen Professoren stimmberechtigte Mitglieder. Jeder Fakultät stand ein aus ihrer Mitte temporär erwählter Dekan vor, und die 4 Dekane bildeten meist für minder wichtige Angelegenheiten einen engeren Rath („engeren Senat") des Prorektors. Fast alle diese Einrichtungen haben sich bis in die Gegenwart erhalten.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts machte sich das Bedürfniß geltend, ein anderes Bindemittel für Studentenvereine zu finden, als den zufälligen Umstand landsmannschaftlicher Zusammengehörigkeit. Es entstanden die Orden, deren wesentliches Unterscheidungsmerkmal von den alten Verbindungen darin bestand, daß sie, statt die Einheit der Stammgenossenschaft auf den U. fortzusetzen, wie es von den Landsmannschaften geschah, sich vielmehr auf die Anziehung gleich-

Digitized by Google

artiger Persönlichkeiten basirten. Statt der bisherigen landsmannschaftlichen Farben trug man Kreuze und Ordensbänder, man bediente sich heimlicher Erkennungszeichen u. besonderer Symbole, ließ die Aufzunehmenden Proben und Prüfungen bestehen ꝛc. Außer der Pflege wahrer Freundschaft stellte man auch noch andere Ordenszwecke auf: der Amicistenbund z. B. setzte als sein oberstes Ziel Menschenbeglückung. Einer der ältesten Orden war der Moselbund, der, bereits 1746 in Jena begründet, sich 1771 durch Verschmelzung mit der Landsmannschaft der Oberrheiner zum „Amicistenorden" umgestaltete. Bald aber wurden auch gegen die Orden strenge Verbote erlassen, und ein allgemeines Verbot erging vom Reichstag zu Regensburg in Form eines Reichsgutachtens (17. Juli 1793). Als dennoch Orden, namentlich der Amicistenorden, fortbestanden, schritt man mit harten Strafen gegen sie ein, was aber keine andere Folge hatte, als daß diese Verbindungen sich mit den Landsmannschaften, die neben ihnen sich erhalten hatten, vereinigten, diese aber unter Beibehaltung der bisherigen Form das Wesen der Orden annahmen, indem sie persönliches Anschließen an einander und Ausbildung des Esprit de corps zu ihrem Zweck erhoben. An die Stelle der Ordenssymbole und der alten landsmannschaftlichen Kokarde traten breite, um die Brust geschlungene Bänder mit den landsmannschaftlichen Farben und ebenso verzierte Mützen. Auch diese Periode hatte die Stiftung mehrer neuen U. aufzuweisen. Die Universität zu Ingolstadt war 1802 nach Landshut verlegt worden; 1815 wurde die zu Berlin, 1818 die zu Bonn gestiftet. Dagegen wurden die U. zu Mainz 1798, zu Helmstädt 1803, zu Bamberg 1804, zu Rinteln 1809, zu Salzburg 1810, zu Erfurt 1816 aufgehoben, die zu Altorf 1807 mit Erlangen, zu Frankfurt a. d. O. 1810 mit Breslau, zu Wittenberg 1815 mit Halle vereinigt.

Den Anstoß zu einer Neugestaltung des studentischen Lebens gab nach den Befreiungskriegen Friedrich Ludwig Jahn in einem im Frühjahr 1815 geschriebenen Aufsatz, worin er den Vorschlag zur Gründung einer allgemeinen Burschenschaft machte und zugleich die Grundzüge zu einer Verfassung derselben gab. Diese Idee wurde zunächst aufgefaßt von der Landsmannschaft der „Vandalen" (Mecklenburger) in Jena. Durch sie veranlaßt lösten sich nach einigen blutigen Kämpfen die in Jena bestehenden 4 Landsmannschaften: Franconia, Saxonia, Thuringia und Vandalia, auf und traten zu einer neuen Verbindung zusammen, die den Namen Burschenschaft und als Symbol die Worte „Ehre, Freiheit, Vaterland!" und als Farben das deutsche Schwarzrothgold annahm. Die ganze Verbindung zerfiel in 21 Unterabtheilungen, von denen jede ein Ausschußmitglied zu wählen hatte. Die 21 Ausschußmitglieder selbst bildeten die 22. Abtheilung und hatten neben minder wichtigen legislatorischen Befugnissen vorzüglich die Pflicht, den Vorstand zu kontroliren, wodurch eine Usurpation der früheren Seniorengewalt von Seiten desselben vermieden wurde. Die eigentliche Gesetzgebung blieb den allgemeinen Versammlungen, bei welchen nur Studirende im ersten Semester keine entscheidende, wohl aber eine berathende Stimme hatten. Die Versammlungen fanden auf dem Burschenhause unter Vorsitz eines „Sprechers" Statt. Unter solchen Auspicien wurde Jena's Burschenschaft am 12. Juni 1815 im Saale des Gasthauses zur „Tanne" von 113 Studirenden konstituirt. Ein bestimmter politischer Zweck über die Universität hinaus war der Verbindung damals fremd. Nur die von Jahn wieder angeregte Turnerei fand durch die Burschenschaft eifrige Förderung. Den Komment, nunmehr „Brauch" genannt, hatte man nicht ganz abgeschafft, aber alle an den alten Pennalismus erinnernden Bestimmungen daraus entfernt. Uebrigens lassen sich ein gewisses frömmelndes Wesen, eine oft ins Lächerliche übergehende Deutschthümelei schon in der damaligen Burschenschaft nicht verkennen, eine Erscheinung, welche später noch in erhöhtem Grade hervortrat. In Jena war es nur eine kleine Anzahl Studenten, welche, ohne in eine wirkliche Verbindung zusammenzutreten, an dem landsmannschaftlichen Treiben festhielten; die Burschenschaft aber wurde, wie sich bei der Feier des Friedensfestes am 18. Januar 1816 zeigte, auch von den akademischen Behörden als die Vertreterin der gesammten akademischen Jugend angesehen. Sie faßte zunächst auf den U. zu Erlangen, Heidelberg, Gießen und Tübingen, dann zu Halle, Berlin, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, Rostock Fuß. Auf einem zu Jena am 29. März bis 3. April abgehaltenen allgemeinen Burschentage sprach man als leitende Grundidee das Erstreben des Ideals vaterländischer Einheit und volksthümlicher Ausbildung aus und stellte 19 Punkte als Grundlage zu einer allgemeinen Burschenschaft auf, versparte jedoch die Redaktion einer gemeinschaftlichen Verfassungsurkunde für den folgenden Burschentag. Die Durchdringung des Romantischen und Liberalen, wie sie sich im Geiste der Burschenschaft ausgeprägt hatte, trat in dem Wartburgfeste, bei dem die bisher vereinzelten Bestrebungen ihre Einheit fanden, entschieden hervor. In den gehaltenen Reden zeigte sich sowohl das religiös-mystische und deutschthümelnde als das liberale Element, meist ungeschieden: eine tiefe, aber unklare Begeisterung, große, aber unbestimmte Hoffnungen in Bezug auf die Umgestaltung des Vaterlandes. Auch in Bezug auf die studentische Sitte machte sich das romantische Element geltend. Die sogenannte altdeutsche Tracht wurde die eigenthümliche der Burschenschafter. Daß auf die Keuschheit ein so bedeutendes Gewicht gelegt wurde, war in der Reaktion gegen eine genußsüchtige Zeit, besonders aber in der Ansicht begründet, daß man in der Keuschheit eine volksthümliche, vorzugsweise deutsche Tugend wahre. Das Duell betrachtete man als ritterliche, im germanischen Wesen begründete Sitte, ohne es doch im Sinne des ritterlichen Mittelalters zu üben, indem man vielmehr seine moderne Bedeutung als Ehrenduell konsequent herausbildete; das Ehrengericht, das von der Burschenschaft eingerichtet wurde, sollte nur wirkliche Ehrenduelle zulassen, mit Ausschluß aller Duelle zur Befriedigung der Kampflust und Eitelkeit, sank aber freilich, wenn einmal Duellust vor-

Digitized by Google

handen war, zur bloßen Form herab. Unterdessen hatten, besonders nach dem Wartburgfeste, die Regierungen ein aufmerksames Auge auf die Burschenschaften zu richten begonnen, und Sands unglückselige That, sowie andere unvorsichtige Handlungen und Aeußerungen einzelner Mitglieder, die zu Denunciationen benutzt wurden, gaben Veranlassung, gegen die Burschenschaften einzuschreiten. Es folgten die bekannten karlsbader Beschlüsse vom 19. und 20. Sept. 1819, welche die Burschenschaft unter dem Vorwand: „daß ihr die schlechterdings unzulässige Voraussetzung einer steten Gemeinschaft und Korrespondenz zwischen den deutschen U. zu Grunde liege", verboten. Am 26. Nov. 1819 löste sich darauf die Burschenschaft zu Jena als öffentliche Verbindung auf; ein Gleiches geschah auf allen übrigen Hochschulen. Das Empfindlichste, was die U. zugleich traf, war die Verkümmerung der Lehr- und Lernfreiheit, durch welche die U. aus Sitzen der freien Wissenschaft zu Staatsdienererziehungsanstalten herabgewürdigt wurden. Es ward beschlossen, jeder Universität Regierungsbevollmächtigte beizugeben, welchen die Befugniß zustand, die öffentlichen und Privatvorträge aller Lehrer sorgfältig zu überwachen; ferner wurde den Regierungen zur Pflicht gemacht, die akademischen Lehrer „bei etwaigen Abweichungen von ihrer Pflicht, bei Ueberschreitung der Grenzen ihres Berufs, bei Mißbrauch ihres Einflusses auf die Jugend und bei Verbreitung verderblicher Lehren vom Lehramte zu entfernen". Auch den Studenten wurde die Freiheit, ihre Studien nach eigenem Plan zu betreiben, genommen, indem man nach und nach in fast allen deutschen Staaten den Angehörigen jeder Fakultät die zu hörenden Collegia genau vorschrieb. Im Studentenleben begannen die landsmannschaftlichen Verbindungen, die „Corps", triumphirend sich wieder zu erheben. Manche Regierungen, wie die bayerische, privilegirten dieselben förmlich, indem sie nur derartigen Verbindungen die Erlaubniß zur Existenz und zum Farbentragen ertheilten. Die Ueberreste der Burschenschaft fristeten im Verborgenen ein bescheidenes Dasein. Uebrigens war es dahin gekommen, daß die Burschenschaft der Menge der „Finken" oder „Kameele" ebenso aristokratisch gegenüberstand wie die Corps. Mit der Zeit jedoch mußte sich der entschiedene Gegensatz der liberalen gegen die Restaurationspartei auch in der Burschenschaft geltend machen. In Erlangen hatte sich im Wintersemester 1823/24 eine „Allgemeinheit" gebildet, welche die Abzeichen der Burschenschaft trug, aber eine ziemlich formlose Masse bildete. Aus ihr gingen zwei burschenschaftliche Verbindungen hervor: die Arminia und die Germania, die alsbald einander schroff entgegentraten. Als unterscheidendes Merkmal kann angenommen werden, daß bei den Germanen der reichste Jugendmuth zu finden war, die Arminen dagegen ruhiger nach einem idealen Ziel strebten und sich der Gemüthlichkeit in die Arme warfen. Diese Spaltung setzte sich bald auch auf andere U. fort, wo burschenschaftliche Verbindungen existirten. Nach der Julirevolution ward die Tendenz der Germanen allmählig eine praktisch-politische; das Wort „Vorbereitung" (zur Herbeiführung eines bessern Zustandes in Deutschland) verschwand aus der Konstitution und machte einem „unmittelbaren praktischen Eingreifen" Platz. Die allgemeine Aufregung in Deutschland steigerte die Kühnheit der Germanen, und auf dem stuttgarter Burschentage ward beschlossen, den Zweck der Burschenschaft auf dem Wege der Revolution zu erstreben und sich an die Vaterlandsvereine in Frankfurt anzuschließen. Mit dem Mißglücken des frankfurter Attentats zerfiel der unbesonnen angelegte Plan, die Burschenschaft aber wurde in Folge der Untersuchungen, die ihre Betheiligung an den Revolutionsplänen darthaten, durch die strengsten Maßregeln zersprengt und konnte nur sehr allmählig wieder einigen Boden gewinnen. Letzteres geschah, obwohl der Bundesbeschluß vom 5. Juli 1832 die karlsbader Beschlüsse aufs nachdrücklichste wiederholte, bald auf mehren U. Die von den Untersuchungen verschonten Mitglieder der Arminia und Germania fanden sich zusammen und hielten sich, anfangs ohne äußere Form, zu einander, bis man sich im Geheimen wieder konstituirte. Es entstanden wieder burschenschaftliche Verbindungen zu Erlangen, Breslau, Leipzig und Halle, besonders aber zu Jena. Die Konstitution dieser Verbindung forderte sittliche und politisch-wissenschaftliche Ausbildung der Mitglieder; aber bald trat die alte aristokratische Form wieder hervor, indem nicht bloß eine engere Verbindung existirte, welche allein das entscheidende Stimmrecht besaß, sondern auch eine innerste Verbindung bestand, welche für Alle, die ihr nicht angehörten, ein Geheimniß blieb. Die aristokratisch-abgeschlossene Stellung der neuen Burschenschaft führte sowohl in Jena als auf andern U. zur Zersplitterung in mehre Verbindungen, unter denen bald die sogenannten Progressistenverbindungen hervortraten, welche nichts weniger als ein völliges „Aufgehen des Studentenlebens im Bürgerthum" bezweckten. Auch das specifische christlich-germanische Element fand seine Vertretung in den von Halle ausgegangenen Vereinen des „Wingolf".

Das Jahr 1848 regte auch auf den U. alle bereits mehr oder minder laut ausgesprochenen Wünsche einer zeitgemäßen Reform auf das lebhafteste an, und sowohl von Seite der Lehrenden als der Lernenden wurden Schritte gethan, ihnen Geltung zu verschaffen. Zunächst auf Anregung eines in Jena zusammengetretenen akademischen Reformvereins erging von dieser Universität aus die Einladung zu einem Universitätskongreß, welcher in Jena vom 21. bis 24. Sept. 1848 unter dem Vorsitze des damaligen Kanzlers von Wächter abgehalten wurde und an welchem sich, mit Ausnahme von Berlin und Königsberg, Abgeordnete sämmtlicher deutschen U., sowie der Universität Wien betheiligten. Die Hauptgegenstände der Berathung waren die Lehr- und Lernfreiheit, das Prüfungswesen und die Verfassung der U. Eine Reihe weiterer Punkte wurde einer Kommission zur Berathung überwiesen, welche dieselben auch in Heidelberg unter dem Vorsitze Vangerows zu Ostern vornahm, aber die ganze Angelegenheit auf einen nach Heidelberg zu berufenden Kongreß der U. verschob, der indeß nicht zu Stande

Digitized by Google

kam. Noch unerheblicher waren die Resultate einer am 12. und 13. Juni 1848 auf der Wartburg tagenden Studentenversammlung. Preußen berief eine Konferenz von Abgeordneten der Lehrer seiner U. zur Berathung über die vorher geforderten schriftlichen Gutachten der letzteren hinsichtlich der künftigen Verfassung und Verwaltung der U., welche am 27. Sept. 1849 in Berlin abgehalten ward. In Oesterreich traten durch eine Reihe von Verordnungen, zunächst vom 1. Okt. 1850, durchgreifende Veränderungen in der Organisation der U. Wien, Prag, Lemberg, Krakau, Olmütz, Grätz und Innsbruck ein, durch welche dieselben den übrigen deutschen U. näher gebracht wurden. In andern deutschen Staaten wurden einzelne Einrichtungen, wie z. B. das Prüfungswesen, theilweise reorganisirt; die Grundlagen und den alten überlieferten Organismus ließ man aber überall unangetastet. Ein bedeutungsvolles Ereigniß war die dreihundertjährige Jubelfeier der Universität Jena vom 15. bis 17. August 1858.

Den deutschen U. stehen die der Schweiz am nächsten, von denen Genf bereits 1368, Basel 1439, Zürich aber erst 1832 und Bern 1834 gegründet wurde. Basel wurde 1837 neu organisirt, besonders auch durch eine philosophische Fakultät verstärkt. Einen eigenthümlichen Charakter nahmen im Verlauf der Zeit die U. Englands an. Ursprünglich ward auch hier für jede der Hauptwissenschaften ein Lehrstuhl errichtet. Doch erweiterte sich der Unterricht sehr bald, und namentlich bildete sich das Studentenleben in völlig abgeschlossener Weise aus. Ueber die Einrichtungen der englischen U. s. Cambridge und Oxford. Um dem Einfluß dieser beiden Hochschulen, die stets eine wesentliche Stütze der Hochkirche u. des Torysmus waren, ein Gegengewicht zu geben, gründeten die Whigs und die liberale Opposition überhaupt 1826 durch Privatverein auf Aktien die freie Universität zu London, die sich in ihrer Organisation mehr den französischen Akademien nähert. Eine größere Wichtigkeit bekam dieselbe durch ihre Verbindung mit der am 28. November 1836 gestifteten London University, einer der französischen Université ähnlichen Examinationsbehörde, die das Recht hat, Grade zu ertheilen, und zwar ohne Unterschied des Glaubens. Um der Richtung der freien londoner Universität entgegenzuwirken, wurde schon 1831 zu London von der hochkirchlichen Partei das King's College gestiftet, welches hauptsächlich für Medicin, Naturwissenschaften, Staats- und Handelskunde berechnet ist. Die 4 Hochschulen Schottlands, von denen St. Andrews 1412, Glasgow 1454, Aberdeen 1506 und Edinburg 1582 gegründet wurde, nähern sich in Bezug auf die freie Pflege der Wissenschaft weit mehr den Einrichtungen der deutschen U. In Irland besteht seit 1591 die reich ausgestattete Universität zu Dublin, die nach dem Vorbilde der ältern englischen U. eingerichtet und an das hierarchische System der bischöflichen Kirche geknüpft ist. Vgl. Huber, Die englischen U., Kassel 1839—40, 2 Bde. In Frankreich versteht man seit dem ersten Kaiserreich unter dem Namen Universität die Gesammtheit der höheren Lehranstalten. Die Universität in diesem Sinne zerfällt in Akademien, deren jede die Institute einer Provinz umfaßte und unter denen die Facultés den ersten Rang einnahmen; doch sind dies nur Specialschulen, deren jede unter einem Doyen steht und keine innere Verbindung mit der andern Fakultät hat (s. Frankreich). Im Jahre 1850 wurde die Zahl dieser Akademien auf 86 erweitert. In Belgien wurden zu Lüttich 1816, zu Gent ebenfalls 1816 und zu Brüssel 1834 U. gegründet, die Vieles von den deutschen Einrichtungen entlehnt haben. Dagegen wurde Löwen, wo schon 1426 eine Hochschule ins Leben trat, 1830 wieder aufgehoben und die von den Jesuiten zu Mecheln 1834 gestiftete Universität dorthin verlegt. Eine noch größere Annäherung an deutsches Wesen zeigen die U. Hollands, von denen Leyden 1575, Gröningen 1614 und Utrecht 1636 gegründet wurden, während Franeker 1585—1816 und Harderwijk 1600—1816 bestanden. Den deutschen verwandte Einrichtungen finden wir auch auf Dänemarks Universität, Kopenhagen, gestiftet 1475; in Schweden zu Upsala (seit 1476) und zu Lund (seit 1666), beide 1852 mit neuen Statuten versehen, sowie in Norwegen, wo 1811 zu Christiania eine eigene Universität errichtet ward. Einen hohen Ruhm behaupteten in früherer Zeit zum Theil die U. auf der pyrenäischen Halbinsel, zunächst in Spanien, wo Valencia 1209, Salamanca 1250, Valladolid 1346, Huesca 1354, Saragossa 1474, Alcala 1499, Sevilla 1504, Granada 1531, Santiago 1531, Baeza 1533, Ossuña 1548, Almagro 1552, Orihuela 1552, Estella 1565, Oviedo 1580, Barcelona 1596, Girona 1710, Osma 1778 und andere gegründet wurden. Doch sind alle diese Anstalten entweder schon früher eingegangen oder in neuerer und neuester Zeit durch die anhaltenden innern Zerrüttungen auf eine traurige Weise verkümmert. Ein gleiches Geschick theilt in Portugal die jetzt einzige Universität Coimbra, welche 1279 gestiftet wurde, nachdem die zu Lissabon (gegründet 1290) und zu Evora (gegründet 1578) wieder eingezogen worden. Auch von den einst so zahlreichen U. Italiens, unter denen Bologna 1158, Neapel 1224, Padua 1222, Perugia 1307, Pisa 1333, Pavia 1361, Siena 1380, Palermo 1394, Turin 1405, Parma 1422, Florenz 1438, Catania 1445, Macerata 1540, Messina 1548, Mantua 1625, Urbino 1671, wiederhergestellt 1826, Cagliari 1720, Sassari 1765, Mailand 1765 und Genua 1812 gegründet wurden, sind viele eingegangen oder zeigen kaum noch eine Spur wissenschaftlichen Lebens. In Rußland entstanden allmählig U. zu Dorpat 1632, Moskau und Wilna 1803, Kasan und Charkow 1804, Petersburg 1819, Helsingfors, wohin die 1640 zu Abo gestiftete Universität 1827 verlegt wurde, und zu Kiew 1834. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurden sämmtliche U. auf deutschen Fuß organisirt, ohne daß die deutsche Freiheit und Selbstständigkeit Eingang erhielt. In Polen erhielt die schon 1400 zu Krakau gestiftete Universität 1817 und 1833 eine große Umgestaltung und, nachdem die Stadt mit ihrem Gebiete 1847 der österreichischen Monarchie einverleibt worden ist, noch größere Modifikationen. Die erst 1816 zu Warschau errichtete Hochschule wurde 1832 in Folge der Revolution wieder

Digitized by Google

geschlossen. Außerdem sind in Europa noch zu erwähnen zwei griechische Hochschulen: die auf den jonischen Inseln zu Korfu und die im Königreich Griechenland 1837 zu Athen gegründete Universität. Die Hochschulen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind sehr zahlreich. Schon während der Zeit der britischen Kolonialherrschaft wurden die 10 ältesten Colleges gegründet, die man gewöhnlich mit unsern U. vergleicht und unter denen die Harvard University, zu Cambridge in Massachusetts, 1638 gestiftet, und das Yale College, 1701 zu Newhaven in Connecticut gegründet, die größte Bedeutsamkeit erlangten. Auch in Südamerika ist zu Buenos-Ayres seit 1827 eine Hochschule entstanden, auf welcher klassische Sprachen, Philosophie, Mathematik und Physik als Vorbereitungswissenschaften behandelt werden, nach deren Erlernung man zu den höhern Studien der Jurisprudenz, Theologie, Medicin und Kameralistik aufsteigt. Im Jahre 1852 ward selbst in Sidney in Neusüdwales eine Universität errichtet, und ebenso verlautete von dem Plane der Errichtung einer mohammedanischen Universität in Algier. Vgl. Meiners, Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen unseres Erdtheils, Gött. 1802—3, 2 Bde.; Scheidler, Idee der U., Jena 1838; Derselbe, Ueber das deutsche Studentenleben, das. 1842; Biedermann, Wissenschaft und U., Leipzig 1839; Keil, Geschichte des jenaischen Studentenlebens, Leipzig 1858; Wuttke, Jahrbücher der deutschen U., 2 Hefte, das. 1842; Lang und Schletter, Deutsche Universitätszeitung, das. 1848—49; Derselbe, Akademische Monatsschrift, das. 1850—54; Koch, Die preußischen U., Berlin 1838 fg., 2 Bde.; Tholuck, Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts, Halle 1853 bis 1861, 2 Bde.

Universitas personarum (lat.), s. Juristische Person.

Universum (lat.), das Ganze, der Inbegriff aller Dinge, s. Welt.

Unk, s. v. a. Ringelnatter, s. Nattern.

Unke (Bombinator *Merr.*), Reptiliengattung aus der Ordnung der Batrachier, charakterisirt durch die ganz angewachsene Zunge, die in 2 Gruppen stehenden Gaumenzähne und die mit ganzen Schwimmhäuten versehenen Hinterfüße. Die gemeine U. oder Feuerkröte (B. igneus *Merr.*, Rana bombina *L.*), grau oder bräunlich, unten schwarzblau, mit orangegelben Flecken, 1½ Zoll lang, findet sich fast in ganz Europa in stehenden Gewässern, lebt von Insekten und hüpft wegen ihrer kurzen Hinterbeine in kurzen, aber schnellen Sprüngen. Wie die gemeine Kröte sondert sie aus den sehr großen Hautporen einen schaumigen Schleim ab. Hausunke nennt man die gemeine Kröte (s. d.).

Unmündige (impuberes), s. Majorennität.

Unna, 1) Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Dortmund, am Fuße des Haarstrangs, mit evangelischer und katholischer Kirche, Spinnschule, Tabaks- und Chemikalienfabrikation, Lein- und Baumwollweberei, Färberei, Strumpfwirkerei, Töpferei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Ziegelei und 6428 Einw. Die Stadt gehörte zu den Hansestädten und spielte in der Geschichte der Femgerichte eine Rolle. In der Nähe liegt das große Salzwerk Königsborn mit einem Soolbad. — 2) Fluß im europäisch-türkischen Ejalet Bosnien, entspringt am Chemernitzagebirge (dinarische Alpen), fließt erst nordwestlich, dann nordöstlich, bildet im unteren Lauf die Grenze gegen die kroatische Militärgrenze, nimmt die Sanna auf und fällt nach einem Lauf von 35 Meilen bei Jasenovac rechts in die Save; ist wegen vieler seichten Stellen nur für kleine Fahrzeuge schiffbar.

Unorganisch, s. v. a. Anorganisch.

Unruh, Hans Victor von, preußischer Baumeister und Staatsmann, geboren am 28. März 1806 in Tilsit, besuchte das Gymnasium in Neisse und die Domschule zu Königsberg, bezog dann die Bauakademie in Berlin, wurde 1828 Straßenbauinspektor in Breslau, 1839 Regierungs- und Baurath in Gumbinnen, 1843 nach Potsdam versetzt und 1844 beurlaubt, um die Leitung des Baues der Eisenbahn von Potsdam nach Magdeburg zu übernehmen; von 1846—51 baute er dann die magdeburg-wittenberger Bahn. Später baute er die Gasanstalt in Magdeburg, gründete die deutsche Kontinentalgasgesellschaft zu Dessau und trat 1857 an die Spitze der Gesellschaft für Eisenbahnbedarf in Berlin. In Folge seiner Schrift „Skizzen aus Preußens neuester Geschichte" (1848) von der konservativen Partei in die preußische Nationalversammlung gesandt, schloß er sich der gemäßigten Linken an, ging aber dann zur Fraktion im Hôtel de Russie über. Kurz vor der Novemberkatastrophe ward er mit einer kleinen Majorität zum Präsidenten der Versammlung gewählt, bei deren Sprengung er eine ehrenhafte Festigkeit bewies. In der nach der oktroyirten Verfassung vom 5. December 1848 gewählten Versammlung wurde U. für Magdeburg Mitglied der zweiten Kammer. Seine 1851 erschienene Broschüre „Erfahrungen aus den letzten drei Jahren" enthält eine scharfe Kritik des konstitutionellen Systems. Bei Begründung des Nationalvereins 1859 ward er in dessen Ausschuß und 1863 von Magdeburg in das Abgeordnetenhaus gewählt, welchem er seitdem als eines der hervorragendsten Mitglieder der Fortschrittspartei angehört. Im Febr. 1867 vom Wahlbezirk Magdeburg in den Reichtag gewählt, zählte er hier zu den Führern der sogenannten national-liberalen Fraktion.

Unruhe, das Schwungrad der Taschenuhren, s. Uhr.

Unruhstadt (polnisch Karge), Stadt in der preußischen Provinz u. im Regierungsbezirk Posen, Kreis Bomst, unweit der Obra, mit Woll- und Leinweberei, Weinbau, Vieh- und Getreidehandel und 2171 Einwohnern.

Unschattige, s. v. a. Ascii.

Unschlitt, s. Talg.

Unschuld, der Zustand eines Menschen, in welchem der moralische Gegensatz von Gut und Böse noch nicht zum Bewußtsein gelangt ist, wo also den meist harmlosen Handlungen kein auf Beeinträchtigung der Rechte Anderer gerichtetes Motiv zum Grunde liegt. Der Stand der U. heißt in der christlichen Glaubenslehre der Zustand der ersten Menschen vor dem Sündenfalle.

Digitized by Google

Unschuldiger Kindertag (festum innocentium), der kirchliche Festtag zur Erinnerung an die Ermordung der bethlehemitischen Kinder durch Herodes, am 28. December, eines der ältesten Feste.

Unsere liebe Frau, s. v. a. Maria, die Mutter Jesu.

Unst (Onst), Insel, s. Shetlandinseln.

Unsterblichkeit (U. der Seele), die mit dem Bewußtsein der eigenen individuellen Persönlichkeit verbundene ewige Fortdauer des Geistes nach dem Tode des Leibes. Obgleich für die U. als reine Glaubenssache nur Wahrscheinlichkeitsgründe aufgestellt werden können, so hat man sie doch auf verschiedene Art zu beweisen gesucht. Der metaphysische Beweis leitet sie ab von dem Begriffe der Immaterialität der Seele. Das Bewußtsein sagt uns, daß sich die Seele von ihrem Körper, von allen Wirkungen und Veränderungen desselben, sowie von den Gedanken selbst als etwas Beharrliches unterscheidet, das bei allem Wechsel immer dasselbe ist. Sie ist daher eine Substanz, und zwar eine einfache, weil ihr Denken und Wollen allein in ihr, nicht in mehren Dingen zerstreut ist. In sofern aber die Seelenkraft etwas vom Körper Verschiedenes, Einfaches und Untheilbares ist, muß sie auch nicht mit dem Körper zerstört werden, und können sie Kräfte der Natur nicht zerstören. Diesen Beweis suchten zu führen Tralles, Mendelssohn (Phädon, Berlin 1767, 6. Aufl. 1821), Sulzer, G. Horn (Die Ewigkeit der Seele, Gießen 1811) u. A. Die schwache Seite dieses Beweises liegt darin, daß man dabei von der gewöhnlichen Vorstellung von Materie ausgegangen ist, daß daraus bloß die Fortdauer der Seele als Substanz, nicht aber die Fortdauer der Identität des Bewußtseins ꝛc. folgt, und daß die Möglichkeit einer völligen Tödtung der Seelensubstanz, eine Unterbrechung ihres vernünftigen Wirkens, durch andere als physische Kräfte dadurch noch nicht beseitigt wird. Der teleologische Beweis leitet die U. aus den Anlagen des Menschen für ein höheres Dasein und aus der Nothwendigkeit her, diese Anlagen zu entwickeln, wozu das Erdenleben zu kurz und die Verhältnisse dieser Erde zu unvollkommen seien. Hieraus aber resultirt noch kein ewiges Dasein. Auch hat man eingewandt, daß die Entwickelung der menschlichen Anlagen in der allmähligen Entwickelung des ganzen Geschlechts, nicht aber in jedem Individuum geschehen solle. Der theologische Beweis stützt sich auf die Weisheit, Gerechtigkeit und Güte Gottes und folgert, daß, da der Mensch logische, moralische und ästhetische Anlagen in der Absicht erhalten habe, daß er sie entwickeln solle, zu dieser Entwickelung aber ein zweites Leben durchaus erforderlich sei, Gott in seiner Weisheit den Menschen in ein neues Leben versetzen müsse; ferner daß, da die Gerechtigkeit Gottes, welche den Menschen zur Sittlichkeit erschuf, das Gute belohnen und das Böse bestrafen müsse, dies aber hier nicht vollkommen geschehe und daher der Mensch noch ein zweites Leben als Zustand der Vergeltung zu erwarten haben müsse; endlich daß dieselbe Güte Gottes, die uns die Hoffnung der U. verlieh, diese Hoffnung auch erfüllen werde. Der moralische Beweis kommt auf folgende Punkte zurück: Unser Gewissen weist uns bei allen unsern Handlungen auf ein moralisches Ideal zur Nachahmung hin und fordert unbedingten Gehorsam, selbst oft mit Aufopferung unseres Lebens. Nun dringt aber unsere Sinnlichkeit ebenfalls auf Genuß und auf die möglichste Erhaltung unseres Wesens. Wir müssen daher annehmen, entweder daß eine gerechte Gottheit da ist, welche uns auch nach dem Tode dem Ziele näher bringen und uns die unserem Verdienste entsprechende Glückseligkeit zutheilen wird, oder wir müssen behaupten, daß unser Gewissen und seine Forderungen nebst dem Glauben an Gott ein bloßes Phantom sei. Nun empört sich aber gegen die letztere Behauptung unsere Vernunft; es hat daher nur die erste volle Gewißheit, und diese wächst in eben dem Grade, als der Mensch seinen moralischen Sinn bildet und ihm Folge leistet. In seiner ganzen Schärfe ist dieser Beweis hauptsächlich von Kant aufgestellt worden. Der analogische Beweis ist aus den Erscheinungen der irdischen Natur entnommen, indem sich hier aus dem Tode immer wieder neues Leben entwickele. Der kosmische Beweis nimmt seine Gründe aus dem Vorhandensein unendlich vieler Welten, die mit einander in Verbindung stehen und zahllose Uebungsplätze für die fortgehende Entwickelung der Weltwesen darbieten. Der schwächste Beweis ist wohl der historische, welcher Data der Erfahrung für die Gewißheit der U. aufzustellen sich bemüht und sich dabei nicht bloß auf die Aussprüche der Offenbarung in der heiligen Schrift, sondern auch und vorzüglich auf die Allgemeinheit des Glaubens an U. unter allen einigermaßen gebildeten Völkern beruft. Wie aber auch alle diese sogenannten Beweise beschaffen sein mögen, der Gedanke, daß der Mensch nach dem Tode aufhören soll, als ein vernünftiges und freies Wesen thätig zu sein, ist so trostlos, daß der Glaube an U. mit dem von ihm unzertrennlichen Glauben an Gott wenigstens bei allen civilisirten Völkern sich vorfindet. Wie sich die Ansichten über diesen Zustand nach dem Tode im Laufe der Zeit bildeten, darüber s. Auferstehung. Den ersten Versuch einer wissenschaftlich begründeten Unsterblichkeitslehre bietet Plato's „Phädon" dar, an den sich alle späteren wissenschaftlichen Versuche mehr oder weniger anschlossen. Kant hielt die U. aus theoretischen Gründen für unerweislich und gründete den Glauben daran auf die praktischen Postulate der Vernunft. Innerhalb der hegelschen Schule wurde die Frage eine Zeitlang zu einem Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit, weil die pantheistische Richtung der Identitätsphilosophie die Fortdauer des Individuums aufheben zu müssen glaubte und nur für eine Rückkehr des individuellen Geistes in das Allgemeine Platz zu haben schien. Ausdrücklich wurde diese Meinung, wie früher von den Anhängern der schellingschen Schule, von Seiten der hegelschen ausgesprochen in Richters „Lehre von den letzten Dingen" (Breslau 1833). Dagegen suchte Göschel in den Schriften „Von den Beweisen für die U. der menschlichen Seele im Lichte der spekulativen Philosophie" (Berlin 1835) und „Die siebenfältige Osterfrage" (Berlin 1836) die hegelsche Philosophie gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen. Eine mehr schiedsrichterliche Stellung in diesem Streite

Digitized by Google

nahmen Weiße („Die philosophische Geheimlehre von der U. des Individuums", Dresden 1834) und Fichte (Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer", Elberfeld 1834) ein. Fechner unterwarf sowohl in seinem „Büchlein vom Leben nach dem Tode" (Leipzig 1836), als auch namentlich im 3. Theile seines „Zendavesta" (das. 1851) den Unsterblichkeitsglauben einer scharfsinnigen Diskussion vom Standpunkte der empirischen Naturwissenschaften aus. Am schärfsten hat den Unsterblichkeitsglauben, auch in seiner geläuterten Gestalt die neueste materialistische Schule angegriffen. Vergl. Flügge, Geschichte des Glaubens an U., Auferstehung, Gericht und Vergeltung, Leipzig 1794—1800, 3 Bde.; Jean Paul, Selina, oder über U., Stuttgart 1827, 2 Bde.; Nürnberger, Stilleben, oder über U. der Seele, Briefe an eine Freundin, Kempten 1839; Becker, Mittheilungen aus den merkwürdigsten Schriften über den Zustand der Seele nach dem Tode, Augsburg 1835—36, 2 Hefte; Widenmann, Gedanken über die U., als Wiederholung des Erdenlebens, Wien 1851.

Unstrut, Fluß in der preußischen Provinz Sachsen, entspringt auf dem Eichsfelde unweit Dingelstädt bei Kefferhausen im Kreise Heiligenstadt des Regierungsbezirks Erfurt, fließt in mehren Bögen und Krümmungen von Westen nach Osten und vereinigt sich nach einem Lauf von 24 Meilen, gegen 120 Fuß breit, bei Großjena unterhalb Naumburg mit der Saale. Sie durchfließt meist schöne Wiesengründe und hat nur steile und felsige Thalseiten von Kloster-Roßleben ab bis zu ihrer Ausmündung. Von Bretleben ab ist sie durch 12 Schleußen für kleine Fahrzeuge schiffbar gemacht. Ihre Nebenflüsse rechts sind: die Gera und Lossa, links die Helbe, Wipper, kleine Wipper und Helme.

Unterbegriff, s. Schluß.

Unterbindung (Ligatur), chirurgische Operation, welche darin besteht, daß man zu einem bestimmten Heilzweck an einer oder an mehren Stellen irgend eines Theils des Organismus einen Faden, eine Schnur, ein Band ꝛc. umlegt und mehr oder minder fest anzieht. Es geschieht behufs der Verschließung von Gefäßkanälen, nämlich um eine bestehende Blutung zu stillen, einer zu befürchtenden Hämorrhagie vorzubeugen oder um die Blutcirkulation bei Beseitigung von Aneurysmen zu hemmen; ferner behufs momentaner Unterbrechung des Blutkreislaufs in einem bestimmten Körpertheile bei Heilung von Neuralgien und anderer allgemeinen Krankheiten oder zu Verhinderung der Vermischung heftig wirkender Gifte mit dem Blute (z. B. bei Schlangenbiß); dann behufs der Unterbrechung der Blutcirkulation in manchen Geschwülsten, Afterprodukten, um dadurch Brand, Absterben derselben herbeizuführen; auch behufs der Trennung fistulöser Kanäle; zur Beseitigung brandig gewordener Theile (z. B. bei Hernien ꝛc.).

Unterfranken und Aschaffenburg (früher Untermainkreis), der nordwestlichste Regierungsbezirk des rechtsrheinischen Haupttheils des Königreichs Bayern, besteht aus dem ehemaligen Bisthum Würzburg, dem kurmainzischen Fürstenthum Aschaffenburg, der vormals freien Reichsstadt Schweinfurt und aus Theilen des Bisthums Fulda, des Fürstenthums Ansbach, der Grafschaft Schwarzenberg und mehrer anderer Graf- und Herrschaften und grenzt an Sachsen-Meiningen, Sachsen-Koburg, die bayerischen Regierungsbezirke Ober- und Mittelfranken, Würtemberg, Baden, das Großherzogthum Hessen und die preußische Provinz Hessen. Der Flächenraum betrug 1866 162,41 QMeilen mit 617,819 Einwohnern, da aber seitdem der Verwaltungsdistrikt Gersfeld und das Landgericht Orb (mit 9,95 QM. und 32,470 Einw.) an Preußen abgetreten worden sind, beträgt er jetzt nur noch 152,46 QMeilen mit 585,349 Einwohnern. Gebirge sind der reichbewaldete Spessart, die Rhön mit dem Kreuzberge und der Steigerwald. Hauptfluß ist der Main, welcher den Regierungsbezirk in mehren großen, nach Süden gewandten Bögen in vorherrschend westlicher Richtung durchströmt und hier die Ity, Baunach, Werk und fränkische Saale (mit Milz, Streu und Sinn) aufnimmt. Die Tauber berührt das Land im Süden. Der Boden ist mit Ausnahme einiger Gebirgsgegenden im Allgemeinen sehr fruchtbar. Die wichtigsten Produkte sind Holz in großer Menge, treffliche Weine (darunter Stein- u. Leistenwein), Getreide, Flachs, Hanf, Obst, Hopfen, Gemüse und Kartoffeln; das Mineralreich liefert Alabaster, Gyps, Thon, Eisen und Steinkohlen. Unter den Mineralquellen sind die von Kissingen die berühmtesten. Haupterwerbszweige sind Landwirthschaft, Wein- und Obstbau, Waldkultur, Viehzucht (besonders Rindvieh-, Schweine- u. Schafzucht), Jagd, Fischerei, Bienenzucht und Bergbau. Die Industrie besteht vornehmlich in Baumwollspinnerei, Lein-, Baumwoll- und Wollweberei, Fabrikation von Tapeten, Papier, Holz- und Eisenwaaren, Maschinen und Glas. Der Handel vertreibt die Landesprodukte (besonders Wein und Bauholz) und die genannten Fabrikate. An Eisenbahnen besitzt der Regierungsbezirk die Linien Bamberg-Würzburg-Aschaffenburg, Würzburg-Nürnberg, Würzburg-Gunzenhausen, Würzburg-Heidelberg, Aschaffenburg-Darmstadt und Aschaffenburg-Hanau. Die Einwohner sind der Mehrzahl nach Katholiken, außerdem ungefähr 100,000 Protestanten und 16,000 Juden. Der Regierungsbezirk zerfällt in 3 unmittelbare Stadtbezirke und 22 Verwaltungsdistrikte. Hauptstadt (Sitz der Regierung) ist Würzburg, Sitz des Appellationsgerichts aber Aschaffenburg.

Untergang der Gestirne (lat. occasus siderum), das in Folge der täglichen allgemeinen Himmelsbewegung von Morgen gegen Abend erfolgende Hinabsinken der Gestirne unter den Horizont des Beobachters. Die Stunde des U.s eines jeden Gestirns und für jeden Beobachtungsort findet man, wenn man den halben Tagbogen, d. i. die halbe Dauer der Sichtbarkeit oder des Verweilens des Gestirnes über dem Horizonte (s. Tagbogen und Aufsteigung), in Zeiteinheiten ausgedrückt zur Zeit der Kulmination hinzurechnet. Was die Fixsterne betrifft, so wird deren Kulminationsmoment stets in Sternzeit ausgedrückt, und es muß demnach auch der halbe Tagbogen in solche verwandelt (15" = 1 Sternstunde) hinzuaddirt werden; der Erleichterung halber finden

Digitized by Google

sich daher auch in den Tafeln diese halben Tagbögen gleich in Sternzeit umgesetzt. Man erhält daher auch die Zeit des U.s zunächst in Sternzeit ausgedrückt und hat dieselbe folglich erst in mittlere Zeit zu verwandeln. Bei der Bestimmung der Untergangszeit der Planeten ist der Einfluß ihrer nach Osten gerichteten Eigenbewegung zu berücksichtigen; denn es muß ein Gestirn nicht nur später untergehen, wenn es während der allgemeinen Himmelsbewegung nach Westen zugleich eine entgegengesetzte Eigenbewegung nach Osten ausführt, sondern es begründet diese Eigenbewegung auch noch eine Aenderung in der Abweichung (s. d.) des Gestirnes und muß folglich, da letztere ein Bestimmungsstück der Ascensionaldifferenz ist, den Tagbogen noch besonders afficiren. Ein anderes Moment, welches sowohl bei den Fixsternen als bei den Planeten nicht übersehen werden darf, ist die terrestrische Refraktion, welche alle Gestirne im Horizonte um etwa ½ Grad erhebt, weshalb dieselben sämmtlich um die entsprechende Zeit später untergehen, als die Rechnung unmittelbar ergibt. Vgl. Aufgang der Gestirne.

Unterhaus, das Haus der Gemeinen im englischen Parlament, s. Großbritannien.

Unterleib, s. Bauch.

Unterleibskrankheiten, im Allgemeinen alle Krankheiten, welche die dem Unterleibe angehörigen Organe betreffen, im gewöhnlichen Sprachgebrauch aber langwierige Uebel der in der Unterleibshöhle liegenden Verdauungsorgane, ferner Unregelmäßigkeiten des Blutumlaufs in den Unterleibsorganen, welche besonders ihren Sitz im Pfortadersystem haben, und Verstimmungen der im Unterleibe befindlichen Nervengeflechte des Gangliensystems, welche sich theils als reine Körperleiden aussprechen, theils, wie Hypochondrie u. Hysterie, auch die geistige Sphäre des Menschen in Anspruch nehmen.

Untermalung, der erste Farbenauftrag, der jedem Bilde seinen Charakter verleiht und deshalb bei den einzelnen Schulen sehr verschieden ist. So untermalten die älteren, besonders deutschen Meister sehr licht, die Venetianer grau, die Bologneser und Römer braun und die Mailänder, besonders Leonardo da Vinci, fast schwarz. Auch richtet sich die U. nach der Weise der Ausführung, d. h. ist fleißig oder flüchtig, je nachdem der Maler sein Bild mehr oder weniger ausführen will.

Unteroffizier, gemeinschaftliche Bezeichnung der untersten militärischen Befehlshaber, welche den Uebergang vom gemeinen Soldaten zum Offizier vermitteln. Zu den U.en gehören die Feldwebel (bei der Kavallerie Wachtmeister), die Sergeanten, die Capitaines d'armes (Quartiermeister bei der Kavallerie), die Korporale und bei der Artillerie noch die Feuerwerker. In einigen Armeen werden auch die Porteépéefähnriche dazu gezählt. Ihre dienstliche Funktion ist die specielle Beaufsichtigung eines Theils der Kompagnie, welche zu diesem Zweck in Korporalschaften eingetheilt ist, und die Einübung der einer solchen angehörigen Mannschaft in den Elementen des Dienstes. Da die U.e vom größten Einfluß auf den Geist der Truppen sind, muß die Heranbildung eines tüchtigen Unteroffiziercorps die besondere Sorge des Kompagniechefs sein. Die Bewaffnung der U.e, die Feldwebel ausgenommen, die einen Offiziersdegen führen, ist dieselbe wie die der gemeinen Soldaten.

Unterrheinkreis, bis 1864 der nördlichste Kreis des Großherzogthums Baden, aus den früheren Neckar- und Main-Tauberkreisen bestehend, umfaßte 64,78 QMeilen höchst fruchtbaren, meist ebenen, nur durch Verzweigungen des Odenwaldes und des Neckargebirges theilweise gebirgigen Landes mit (1861) 346,911 Einwohnern (ziemlich zu gleichen Theilen Protestanten und Katholiken und ungefähr 11,000 Juden). Flüsse sind der Rhein an der Westgrenze und der Main an der östlichen Nordgrenze, zwischen beiden der Neckar und die Tauber. Die badische Staatsbahn (Linie Mannheim-Karlsruhe), die Main-Neckarbahn (Heidelberg-Frankfurt) und die Bahn von Heidelberg nach Würzburg durchschneiden den Kreis. Er zerfiel in 17 Bezirksämter und hatte Mannheim zur Hauptstadt. Bei der neuen Kreiseintheilung Badens 1864 wurden daraus die drei Kreise Mannheim, Heidelberg und Mosbach gebildet.

Unterricht, im allgemeinsten Sinne der Inbegriff der Thätigkeiten, welche auf Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten abzielen, in welchem Sinne der Begriff U. auch den Selbstunterricht, d. h. denjenigen U. umfaßt, welcher fremde Mittheilung, oder die Einwirkung einer zweiten Person entbehrt oder verschmäht; im gewöhnlichen Sinne diejenige Thätigkeit eines Lehrers, welche die allseitige harmonische Entwickelung der geistigen Anlagen oder Kräfte des Schülers u. die Bereicherung desselben mit den Kenntnissen und Fertigkeiten, welche er für seinen besonderen Stand und seine Verhältnisse bedarf, beabsichtigt. Aus der großen Mannichfaltigkeit der Beziehungen, in welche der U. treten, und der Gegenstände, auf die er sich erstrecken kann, ergeben sich die verschiedenen Arten desselben, die theils in innern, theils in äußern Verhältnissen beruhen. Hinsichtlich jener sind am wichtigsten der formelle und der materielle U., wovon der erstere vorzüglich die Entwickelung, Uebung und Vervollkommnung der geistigen Anlagen, der letztere speciell die Aneignung bestimmter Kenntnisse und Fertigkeiten zum Zweck hat, sowie der ideale und reale, wovon jener auf Herausbildung von Ideen oder auf Vernunftbildung im entschiedenen Sinne, dieser aber auf Bildung für die Wirklichkeit des Lebens geht. Hinsichtlich der äußern Lebensverhältnisse oder der Art und des Grades des U.s läßt sich unterscheiden allgemeiner und besonderer oder Berufsunterricht, Elementar-, Volksschul-, Realschul- und Gymnasialunterricht. Derjenige U., welcher in den vom Staate oder von Kommunen oder von Privatpersonen gegründeten Schulen ertheilt wird, wird öffentlicher, der entweder von einem ständigen Hauslehrer oder von einem Privatlehrer in einzelnen Stunden (Privatstunden) ertheilte Privat- oder häuslicher U. genannt. Der Inbegriff der theoretischen Regeln und Grundsätze für den U. ist die Unterrichtslehre oder Didaktik (s. d.); die praktische Anwendung der Grundsätze, Regeln und Anweisungen für die Ausübung des U.s die

Digitized by Google

Unterrichtskunst. Das ganze öffentliche Unterrichtswesen bildet gewöhnlich ein besonderes Verwaltungsdepartement, mit einem Ministerium des öffentlichen U.s an der Spitze und mit Provinzial- oder Kreisschulkollegien, Schulinspektionen ꝛc. Vergl. Schule.

Untersberg, Berg in den salzburger Alpen, 1½ Meilen südsüdwestlich von Salzburg, ein ungeheurer Marmor- oder Alpenkalkblock mit dem etwa 6000 Fuß aufsteigenden salzburger hohen Thron, berühmter Aussichtspunkt mit zahlreichen Klüften, Höhlen und Kammern, worunter eine prächtige Marmorgrotte und die erst 1845 entdeckte Eisgrotte in der Felsenschlucht Rossite. Der Berg liefert vorzüglichen Marmor und Alpenkalk, der hier auch geschliffen wird. Er ist nach der Sage Sitz Karls des Großen, wie der Kyffhäuser Rothbarts.

Unterschlagung (Unterschleif, interversio), Verbrechen, welches darin besteht, daß Jemand eine fremde bewegliche Sache zu dem Zweck an sich nimmt, um sie ihrem rechtmäßigen Eigenthümer oder Besitzer zu entziehen und sich selbst der Substanz nach zuzuwenden. Die U. unterscheidet sich daher vom Diebstahl dadurch, daß der Unterschlagende nicht erst auf unrechtmäßige Weise den Eigenthümer oder sonstigen Sachberechtigten aus dem Besitz der Sache setzt, sondern daß er schon vorher auf eine andere, erlaubte oder unerlaubte Weise (nur nicht durch Diebstahl), namentlich durch Anvertrauung zu treuen Händen, in den Besitz der Sache gekommen. Im Uebrigen ist der Thatbestand der des Diebstahls (s. d.). Die U. kann mit Betrug verbunden sein, wenn dem Eigenthümer durch Entstellung der Wahrheit, z. B. falsche Rechnungen, falsche Quittungen ꝛc., die Kenntniß der Sache entzogen wird, oder ohne Betrug, wenn der Inhaber oder Verwalter fremder Güter oder Gelder solche widerrechtlich und zum Nachtheil des Eigenthümers verwendet. Das Verbrechen ist vollendet, sobald das Geld widerrechtlich verbraucht ist. Besonders wichtig wird das Verbrechen bei den Verwaltern öffentlicher Gelder oder Güter (crimen de residuis, Malversation und Kassenverbrechen). Ein solcher Verwalter darf auch mit der größten Sicherheit baldigen Ersatzes nichts aus seiner Kasse nehmen, was er nicht in der Ausgabe zu verrechnen befugt ist und wirklich verrechnet, und selbst die bloße Vermischung der Kasse mit fremden Geldern ist schon strafbar. Die Carolina bedroht das Unterschlagen fremder, im guten Glauben zur Verwahrung anvertrauter Sachen dem Diebstahl gleich. Die Strafe ist bald die des Diebstahls, bald die des qualificirten Betrugs, bald eine besondere. Etwas gelinder als andere U. wird der sogenannte Funddiebstahl bedroht.

Unterschrift. Die Gültigkeit einer Urkunde (s. d.) wird dadurch bedingt, daß dieselbe von dem Aussteller durch eigenhändige Namensunterschrift, oder durch solche Unterschriften von Zeugen beglaubigt ist. Bei wichtigeren Urkunden reicht die bloße Namensunterschrift noch nicht hin, sondern es muß hier auch noch eine Untersiegelung hinzukommen.

Untersuchung, s. Kriminalprozeß.

Untersuchungsarrest, s. Verhaftung.

Untersuchungsprozeß, s. Kriminalprozeß.

Unterthan (subditus), Jeder, der der Gewalt eines Andern, besonders der des Souveräns unterworfen ist. Im Staate gibt es keinen Stand, der nicht U. wäre; die Gemahlin des Souveräns ist dessen erste Unterthanin. Nur uneigentlich nennt man die Untergebenen eines Grund- oder Gutsherrn U.en. Der Unterschied zwischen U. und Staatsbürger ist in einigen Verfassungsurkunden deutlich ausgedrückt, wie denn z. B. Jemand seiner staatsbürgerlichen Rechte verlustig geworden sein kann, ohne dadurch aufzuhören, Pflichten als U. zu haben. Auch Fremde werden als U.en behandelt, so lange sie im Staate weilen, diejenigen ausgenommen, welchen nach völkerrechtlichem Gebrauche die Exterritorialität zukommt, z. B. Gesandte. Liegt der Grund der Unterthänigkeit in der persönlichen Anwesenheit des U.s in dem Staate, von dessen Oberherrlichkeit die Rede ist, so ist ersterer ein persönlicher U. (subditus personalis), und zwar ein Einwohner, wenn er seinen immerwährenden Wohnort (domicilium) in dem fraglichen Lande hat; liegt jener Grund in dem Besitz unbeweglicher Güter, so heißen die U.en Landsassen (s. d.) im allgemeinsten Sinne (subditi reales), und zwar sind sie dies im eigentlichen Sinne, wenn sie zugleich im Lande ihren Wohnsitz haben, dagegen bloß Eingesessene, Begüterte, Forenser (forenses), wenn sie Grundstücke im Lande besitzen, aber im Auslande wohnen. Letztere sind in dem Lande, worin ihre Grundstücke liegen, nur den Gesetzen unterworfen, welche die Grundstücke betreffen, oder ausdrücklich auf die Forenser mit ausgedehnt sind. Die Aufnahme neuer U.en ist eigentlich ein Regal, das durch Unterbehörden ausgeübt wird. Der Aufzunehmende muß den Unterthaneneid (homagium) leisten, das eidliche Versprechen, den Befehlen des Regenten, der Behörden, den Landesgesetzen treu und gehorsam zu sein und das Beste des Staats nach Kräften zu fördern.

Unterwalden, einer der drei Urkantone der Schweiz, grenzt im Norden an den Vierwaldstättersee und Luzern, im Westen an Luzern, im Süden an Bern, im Osten an Uri und umfaßt 13,75 QM. mit (1860) 24,902 Einw., die bis auf wenige Reformirte sämmtlich katholisch sind. Der Kanton wird durch den Kernwald in 2, seit 1350 von einander unabhängige Landestheile geschieden, von denen der östliche Nidwalden (oder das Seeland, mit dem Hauptort Stanz), der westliche Obwalden (mit dem Hauptort Sarnen) genannt wird. Der Naturbeschaffenheit nach ist U. ein zu den schönsten Gegenden der Schweiz gehöriges Alpenland. Die Alpen (unterwaldener Alpen) theilen sich in die Engelberger- und Sarneralpen; Spitzen sind der Titlis, Pilatusberg, die Wallenstöcke, der Hochgadmenstock, Jauchlistock ꝛc. Das Land besteht aus 3 Hauptthälern: dem Thal von Sarnen, dem Melchthal, welches bei Sarnen in dasselbe einmündet, und dem Engelbergerthal, welches bei Buochs in den Vierwaldstättersee ausgeht. Im Sarnenthal sind der Lungernsee und der Sarnensee bemerkenswerth. Das nur 3 Stunden lange Melchthal ist meist von 6–8000 Fuß hohen Bergen eingeschlossen, eng und wild, von zahllosen Hütten bedeckt,

Digitized by Google

zu denen grasreiche Alpen herabhängen; es enthält den 6280 Fuß hoch gelegenen kleinen Melchsee. Das Engelbergerthal liegt im Schnee und Eise des Titlis, der Surenenalp und des Engelberger-Rothstocks von 8000 bis 10,700 Fuß Höhe, also in einer vollkommenen Hochgebirgsnatur. Ganz U. besteht aus Kalk; von Salz finden sich Spuren, auch einige von Eisen. Das Klima ist in den höheren Bergthälern etwas rauh, im Allgemeinen aber mild und gesund, so daß Kastanien, Wein, Obst- und Nußbäume gut gedeihen. Die reichen Waldungen bestehen zumeist aus Nadelhölzern. Den Hauptnahrungszweig der Bewohner bildet die Viehzucht, wozu der Boden des Landes vorzugsweise geeignet ist, nebst der Käseproduktion. Getreidebau findet gar nicht Statt; auch die Industrie ist höchst unbedeutend. Die Verfassungen beider Halbkantone sind absolut demokratisch und weichen in den wesentlichen Bestimmungen nur wenig von einander ab. Die höchste souveräne Gewalt beruht in Obwalden nach der revidirten Verfassung vom 28. April 1850 auf der Landesgemeinde oder der Versammlung aller rechtlichen Landsleute, die das 20. Jahr zurückgelegt haben. Die vorberathende gesetzgebende Behörde ist der von den Gemeinden gewählte dreifache Landrath, bestehend aus je einem Mitglied auf 125 Seelen. Davon bildet der Landrath, von dem ein Mitglied auf je 250 Einw. kommt, eine Art Ausschuß. Die Vollziehung ist einem Regierungsrath von 12 Mitgliedern übertragen, unter dem Vorsitze eines Landammans, mit einem Statthalter und Seckelmeister, die sämmtlich von der Landesgemeinde gewählt werden. An der Spitze der Justiz steht ein vom dreifachen Landrath gewähltes Kantonsgericht von 13 Mitgliedern und 7 Ersatzmännern. In ähnlicher Weise gliedern sich in Nidwalden, nach der Verfassung vom 1. April 1850, die Kantonalbehörden als Landesgemeinde und Nachgemeinde, als Landrath von 61 Mitgliedern, als Wochenrath von 13 Mitgliedern unter Vorsitz des Landammans, als Kantonsgericht und als Schulrath. Trotz der demokratischen Verfassung herrscht aber noch viel aristokratisches Wesen. Der Kanton zählt 2 Gymnasien und eine Sekundärschule, 2 bischöfliche Kommissäre der Diöces Chur und 5 Klöster. Nach dem Budget von 1864 hat Obwalden 111,912 Fr. Einnahme, 123,794 Fr. Ausgabe, 30,000 Fr. Schulden, 448,000 Fr. Aktivvermögen; Nidwalden: 92,348 Fr. Einnahme, 78,991 Fr. Ausgabe, 96,300 Fr. Schulden, 130,000 Fr. Aktivvermögen. Das Kontingent zum Bundesheer beträgt 1871 M. Das Kantonswappen ist ein silberner Schlüssel in einem von Roth und Silber quer getheilten Schilde. Die ersten Bewohner U.s waren nach der Sage römische Kolonisten oder Flüchtlinge, die sich hier niederließen; gewisser ist, daß das Land der Reihe nach unter fränkischer, burgundischer und deutscher Herrschaft stand. Schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts war es mit Schwyz und Uri in nähere Verbindung getreten, und schon um diese Zeit theilte es sich in zwei Hälften: U. ob dem Walde und U. nid dem Walde. Die Reichsunmittelbarkeit der Unterwaldner wurde 1240 von Kaiser Friedrich II. bestätigt. Im Jahre 1308 verjagten sie mit Uri und Schwyz die Landvögte, leisteten gegen die Anmaßungen des Kaisers Albrecht I. kräftigen Widerstand und stritten für ihre Freiheit bis 1315, wo der ewige Bund zu Brunnen abgeschlossen wurde. Nach Auflösung der alten Eidgenossenschaft 1798 ward U. mit Schwyz, Uri und Zug zu Einem Kanton, Waldstätten, zusammengeworfen. Im Jahre 1802 nahm es an der Insurrektion der Schweiz Theil, und 1815 ward es durch Waffengewalt zur Anerkennung der neuen Verfassung gezwungen. Ueber die Theilnahme des Kantons an der sarner Konferenz 1832, über seine Verwerfung der Konferenz zu Baden, über sein Mitprotestiren gegen die Aufhebung der Klöster 1841, sowie seine Betheiligung an der Jesuitenfrage und am Sonderbund s. Schweiz (Gesch.). Vgl. Kurze Darstellung des Kantons U., Zürich 1802.

Unterwelt, nach dem Glauben der Alten der Aufenthaltsort der Gestorbenen überhaupt, oder der Ort der Strafe insbesondere. Schon nach der indischen Mythe ist die Tiefe der Finsterniß für die gefallenen Geister der Strafort. Bei den Aegyptern wird die U. zum Todten- oder Schattenreich, in welchem Osiris und Isis, später Serapis, herrschen und Gericht halten. Die Juden nannten die U. Scheol (s. d.) und schieden davon die Geenna, den Aufenthalt der Bösen, die Hölle, als einen besondern Theil ab. Die Griechen sollen nach Diodor von Sicilien die Begriffe von Hades, Elysium und Tartarus von den Aegyptern entlehnt haben. Unter Tartarus (s. d.) und Hades (s. Pluto) verstanden sie ursprünglich die U., d. h. den dunkeln Raum, den man sich unter der Erdscheibe dachte. Bald ist ihnen der Tartarus, auf dem die Erde ruht, ein Sohn des Chaos, d. h. der unendlichen Leere überhaupt, bald als Kerker der Titanen und der Verdammten der tiefste Theil der U., aber noch nicht Todtenreich. Ebenso wird früher Hades als unterirdischer Raum überhaupt gebraucht, später ist er Aufenthaltsort der Verstorbenen, nur daß der Aufenthalt der Seligen nach andern Vorstellungen auch an das Ende der Welt, auf die Inseln der Seligen, wie bei Hesiod, oder auf eine elysische Flur, wie bei Homer, gesetzt wird. Nach noch späterer Vorstellung befand sich das Todtenreich in der Mitte der Erde und war rings vom Styx umflossen und der Eingang zu demselben nur möglich durch den schlammigen Cocytus. Charon fuhr die von Hermes (Merkur) geleiteten Todten hinüber. Am jenseitigen Ufer lag in einer Höhle der schreckliche Cerberus. Dann kam man auf einen geräumigen Platz, wo Minos als Richter saß und entschied, welchen Weg die Seele wandeln solle. Der Weg theilte sich nun zum Elysium, welches zur rechten Seite des Eingangs lag, und zum Tartarus zur Linken, als Ort der Strafe für die Verdammten.

Unterwiesenthal, s. Oberwiesenthal.

Unverbrennlichmachen, s. Feuerfest.

Unvermögen, s. v. a. Impotenz.

Unze (lat. uncia), ursprünglich der 12. Theil des römischen As (s. d.), in vielen Ländern sowohl eine Gewichts-, als eine Münz-, zum Theil auch eine Maßeinheit von sehr verschiedenem Werth. Als Gewicht ist die U. in Deutschland = 2 Loth oder $^1/_{16}$ Pfd. (= $^1/_8$ köln. Mark); in Italien

Digitized by Google

(oncia) der 12. Theil eines Pfundes; in England hat das Handelspfund 16 Ounces, das Troypfund (für edle Metalle ꝛc.) aber 12 schwerere Ounces. Als Apothekergewicht ist die U. überall der 12. Theil des Medicinalpfundes und wird durch das Zeichen ℥ bezeichnet. Als Münze dient die U. entweder bloß als Rechnungsmünze, oder kommt auch wirklich geprägt vor. So findet sich die Goldunze (oncetta) in Sicilien, Spanien, Mexiko und den südamerikanischen Staaten, wo sie 16 bisherige spanische Piaster gilt, ebenso in Afrika, namentlich Abessinien, unter dem Namen Wakea, die Silberunze in Malta, Fez und Marokko. Als Maß, und zwar als Längenmaß ist die U. in Italien $^1/_{12}$ Fuß.

Unze, Säugethier, s. Jaguar.

Unzelmann, namhafte Künstlerfamilie. Karl Wilhelm Ferdinand, geboren den 1. Juli 1753 zu Braunschweig, wirkte an den namhaftesten Theatern Deutschlands als ausgezeichneter Komiker und Sänger, war von 1814 bis 1823 Regisseur des Schau- und Lustspiels zu Berlin und starb den 21. April 1832. Seine besten Rollen waren: der Wachtmeister in „Minna von Barnhelm", Vansen im „Egmont", der Bürgermeister in den „Deutschen Kleinstädtern", Martin in „Fanchon". Seine Gemahlin war die nachmalige berühmte Bethmann (s. d.). Sein Sohn Karl, 1790 zu Berlin geboren, wurde von Goethe der Bühne zugeführt und übertraf bald seinen Vater an Gewandtheit und Vielseitigkeit. Er wirkte mit größter Auszeichnung in der Posse wie im Lustspiel, sank aber bei seiner ungeregelten Lebensweise aus den glänzendsten Engagements in Weimar, Wien, Berlin ꝛc. bis zum äußersten Elend herab u. ertränkte sich am 21. März 1843 im Thiergarten bei Berlin. Sein Bruder Friedrich Ludwig, 1797 geboren, machte seine Studien an der Akademie zu Berlin und bildete sich unter der besonderen Leitung von Gubitz in der Holzschneidekunst weiter aus. Im Jahre 1843 ward er Mitglied der Akademie in Berlin und 1845 erhielt er das Prädikat eines königlichen Professors. Er starb auf einer Reise am 29. August 1854 zu Wien. Seine zahlreichen, durch eigenthümliche Zartheit ausgezeichneten Schnitte bestehen in Porträten (Napoleon I., Ludwig XIV., Thomas Münzer, Shakspeare ꝛc.), Genrebildern, Architekturstücken, Arabesken, Landschaften, Titelblättern ꝛc. Nach Zeichnungen von Menzel führte er u. A. die Illustrationen zu Friedrichs d. Gr. „Werken" aus. Einzelne größere Blätter sind Sickingens Tod und Gutenberg (nach Menzel), Erinnerung an die Verfassung von 1848 (nach Burger). Bertha, Nichte der Vorigen, geboren den 19. December 1822 zu Berlin, betrat 1842 die Bühne zu Stettin, war eine Zeitlang beim königstädter Theater in Berlin, dann in Neustrelitz, Bremen und Leipzig engagirt und folgte 1847 einem Ruf an das Hoftheater nach Berlin, wo sie sich mit dem Heldenspieler Joseph Wagner aus Wien verheirathete. Beide wurden 1849 beim Burgtheater in Wien lebenslänglich engagirt. Sie starb daselbst am 7. März 1858. Ausgezeichnet war sie in der Auffassung und Darstellung weicher, gefühlvoller Charaktere.

Unzuchtsverbrechen (Fleischesverbrechen, delicta carnis), gesetzwidrige Befriedigung des Geschlechtstriebs. Dahin gehört zunächst die einfache außereheliche Schwächung (stuprum voluntarium). Die römische Lex Julia de adulteriis verstand darunter die Schwächung einer ehrbaren Wittwe oder Jungfrau und schloß davon aus theils den Geschlechtsumgang mit einer Sklavin, theils den eigentlichen Konkubinat (s. d.), theils endlich die Unzucht mit einer von den Aedilen privilegirten Hure (meretrix). Die Strafe war sowohl für die Manns- als die Frauensperson Konfiskation der Hälfte des Vermögens, für Personen niedrigeren Standes Leibesstrafe, verbunden mit Relegation. Die Schwächung einer nichtprivilegirten Hure war wohl für diese, nicht aber für den Mann strafbar. Im Mittelalter zog die Geistlichkeit das Stuprum vor ihre Gerichtsbarkeit, und es entwickelte sich daraus die Strafe der öffentlichen Kirchenbuße für die gefallenen Frauenspersonen, welche Strafe später durch den Gerichtsgebrauch in die weltlichen Gerichte überging. Die Carolina führt das Stuprum nicht als strafwürdiges Vergehen auf, die Reichspolizeiordnung von 1530 dagegen bedroht jede unerlaubte Geschlechtsverbindung mit Strafe. Die meisten neueren Strafgesetzgebungen sehen das einfache Stuprum nicht mehr als Verbrechen an. Sie bedrohen aber mit Strafe die gewerbsmäßige Hurerei und die Verführung zur Unzucht, wenigstens wenn sie durch ein vorgespiegeltes Eheversprechen bewirkt worden ist. Auch Unzucht der Pflege- oder Adoptiveltern mit ihren Pflege- oder Adoptivkindern, der Vormünder mit ihren Mündeln, der Erzieher oder Aufseher mit den ihnen zur Erziehung oder sonst anvertrauten Personen wird theils als Verführung zur Unzucht, theils schon im Allgemeinen bestraft. Ferner gehören zu den U. die widernatürliche Befriedigung des Geschlechtstriebs durch den Mißbrauch von Knaben (s. Päderastie), Thieren (Sodomie, nach Sodom benannt, wo sie einst betrieben wurde, vgl. 1. Mos. 19), Leichen, welche früher mit dem Tode, jetzt mit Gefängniß bis zu Zuchthaus bestraft wird, der Ehebruch (s. d.), die Bigamie (s. d.), die Nothzucht u. unfreiwillige Schwächung. Nothzucht (Notnunft, stuprum violentum) ist der durch rechtswidrige Gewalt erzwungene Beischlaf (nach der Carolina) mit einer unverleumdeten Person. Das deutsche Recht bedroht den Nothzüchtiger, in welchem es einen Räuber der weiblichen, fräulichen oder jungfräulichen Ehre sah, schon früh mit dem Schwert, als der Strafe des Raubes, doch soll aus Rücksicht gegen die Genothzüchtigte nicht von Amtswegen, sondern bloß auf deren Antrag Untersuchung eingeleitet werden. Jetzt wird Nothzucht mit Zuchthaus bestraft. Unfreiwillige Schwächung wird begangen an Personen, welche entweder nicht den Gebrauch ihrer höheren Gemüthskräfte, z. B. wegen Schlafs, Trunkenheit, Wahnsinns, oder doch keine Kenntniß von der Eigenschaft der mit ihnen vorgenommenen Handlung wegen jugendlichen Alters haben. Ferner gehört zu den U. der Incest (incestus, incestum, Blutschande oder, nach der Carolina, Unkeuschheit mit gesippten Freunden), die Geschlechtsvereinigung unter gewissen, durch Verwandtschaft oder Schwäger-

Digitized by Google

schaft nahe verknüpften Personen, insbesondere zwischen Aeltern u. ihren Nachkommen, Schwiegeraltern u. Schwiegerkindern, Stiefaltern u. Stiefkindern, sowie zwischen Geschwistern; die Strafe steigt von Gefängniß bis zu Zuchthaus. Mit den U. zusammenhängend ist das Verbrechen der Kuppelei (s. d.), d. h. die Beihülfe zu fremder Unzucht und absichtliche Beförderung derselben. Viele neuere Strafgesetzgebungen bleiben bei den bisher angeführten U. nicht stehen, sondern bedrohen auch noch außerdem ganz im Allgemeinen die Verletzung der Sittlichkeit durch unzüchtige, zum öffentlichen Aergerniß gereichende Handlungen, Verbreitung unzüchtiger Schriften oder bildlicher Darstellungen mit Gefängniß von einigen Wochen oder Monaten.

Upas, s. Pfeilgift.

Upland, Landschaft im mittleren Schweden, im Osten von der Ostsee und im Süden vom Mälar begrenzt, 253,48 QM. groß, 1865 mit 380,438 Einwohnern (2501 auf eine QM.), ist im Innern fruchtbar und reich an Getreide und Wald, auch an Eisen, während die Küstenstriche die felsige Scheerennatur mit zahlreichen vorgelagerten Inseln und Scheeren darbieten. In administrativer Hinsicht bildet die Stadt Stockholm eine Oberstatthalterschaft, der östliche Theil, Roslagen genannt, gehört zum Stockholmslän und das Uebrige bildet das Upsalalän mit Ausnahme der nordwestlichen Ecke, Fjerdhundra genannt, 25,86 QM. mit 21,853 Einw., die zu Westmanlands- oder Westeräslän geschlagen ist.

Uppingham, Stadt in der englischen Grafschaft Rutland, hat eine lateinische Schule, ein Hospital und 2146 Einw.

Upsala, schwedisches Län, im Norden von Gefleborgslän und dem bottnischen Meerbusen, im Osten von Stockholmslän, im Süden vom Mälar und im Westen von Westmanlandslän begrenzt, den westlichen Theil von Upland (s. d.) enthaltend, 93,07 QM. groß mit (1865) 96,766 Einw., ist in seinem Innern eine weite und fruchtbare Ebene mit bedeutendem Ackerbau und viel Viehzucht, während die Uferlandschaften sowohl am bottnischen Meerbusen als am Mälar zerrissen sind und die felsige Scheerennatur der schwedischen Küsten mit vorgelagerten Inseln haben. Außer Ackerbau, Viehzucht und Waldwirthschaft wird auch bedeutender Bergbau betrieben: in 32 Gruben wurden 1865 654,034 Centner Eisenerz gefördert (davon 473,276 Ctnr. in den 19 Gruben bei Dannemora, die zu den besten und ergiebigsten des Landes gehören); in 11 Hohöfen (davon nur 7 benutzt) wurden 165,320 Ctnr. Roheisen, in 9 Eisenwerken mit 32 Herden 112,177 Ctnr. Stabeisen, in 5 Werken 4664 Ctnr. Stahl, Nägel und Manufaktureisen geliefert. Von den Eisenwerken gehören Löfsta und Oesterby zu den bedeutendsten in Schweden. An Flüssen sind außer der Dalelf nur kleinere vorhanden. Die gleichnamige Hauptstadt daselbst, in einer weiten und fruchtbaren Ebene an der Fyris-Å, die von hier bis zu ihrer eine Meile entfernten Mündung in den Mälarbusen Ekoln durch Kunst schiffbar gemacht ist, sowie auch die Stadt seit 1866 durch die nördliche Stammeisenbahn mit Stockholm und den Ortschaften im südlichen Schweden in Verbindung steht, ist der Sitz eines Erzbischofs, eines Konsistoriums und der Länsregierung, hat außer anderen Lehranstalten eine 1476 gestiftete, reich ausgestattete Universität mit 89 Docenten und 1350 Studenten, von denen aber nur etwa 850 anwesend sind, mit der größten Bibliothek in Schweden (etwa 150,000 Bände und 10,000 Manuskripte) und anderen wissenschaftlichen Sammlungen, botanischem Garten (berühmt durch Linné), Sternwarte ꝛc. Die Stadt hat ein Schloß und 2 Kirchen, von denen die Domkirche, 1287 bis 1435 erbaut, inwendig 370 Fuß lang, 106—140 Fuß breit, 92 Fuß hoch, mit den Grabmälern der Könige Erik des Heiligen, Gustavs I. und Johanns III., sowie Linné's und anderer Personen, die größte und schönste in Schweden, leider aber nach dem Brande 1702, der auch fast die ganze Stadt einäscherte, in ihrem Aeußern nur sehr unvollkommen hergestellt worden ist, indem besonders die beiden 180 Fuß hohen Thürme, die anstatt der früheren 400 Fuß hohen aufgeführt sind, gar nicht zu dem Gebäude passen. Zwischen dem Dom und dem neuen Universitätsgebäude ist ein schöner Park, Odenslund. U. zählte 1865 10,247 Einwohner. Die ziemlich einförmige Umgegend Fyrisvall ist der klassische Boden der ältesten schwedischen Geschichte; hier verlor 983 Styrbjörn der Starke Schlacht und Leben; hier liegt ½ Meile entfernt das alte (gamla) U., einst der Hauptsitz des Odinsdienstes mit dem prachtvollsten Tempel, jetzt ein gewöhnliches Bauerndorf, in dessen Nähe die drei großen Königshügel und viele kleinere Grabhügel sich befinden; eine Meile entfernt ist die Morawiese mit den Morasteinen, woselbst die schwedischen Könige gewählt wurden, u. A. m. Das Gut Hammarby ist berühmt dadurch, daß es Linné's Besitzung und Sommeraufenthalt war, wo er einen botanischen Garten hatte und Vorlesungen hielt.

U. R., Abkürzung, s. v. a. Uti rogas (s. Komitien); s. v. a. Urbs Roma.

Ur, s. v. a. Auerochs (Bos Urus *L.*).

Ur, Stadt in Mesopotamien, Wohnort von Tharah und Abraham, ehe sie nach Haran zogen.

Urach, Stadt im würtembergischen Schwarzwaldkreis, am Einfluß der Elsach in die Erms, im romantischen uracher Thale, Sitz eines Oberamts und eines Oberamtsgerichts, hat ein Schloß, eine schöne alte Pfarrkirche, ein niederes evangelisch-theologisches Seminar, Flachs- und Baumwollspinnerei, Leinweberei, Färberei, Bleichen, Gerberei, Papiermühlen, Leinwand- und Lederhandel, Schafzucht und 3462 Einwohner. In der Nähe die Ruinen der Veste Hohenurach und die königliche Stuterei Güterstein. U. war ehemals Sitz eines Grafengeschlechts, später Hauptort eines eigenen Kreises (26 QMeilen mit 107,000 Einwohnern) und dann Landvogtei auf der Alp. Von U. führte eine Linie des Hauses Würtemberg, die 1441 gestiftet wurde, aber mit dem Stifter Eberhard I. dem Bärtigen 1496 wieder ausstarb, den Namen Würtemberg-U.

Ural (Uraltau, vom turko-kirgisischen Uralmek, russisch Kamenoi-Poïas, Stein-, und Zemnoi-Poïas, Erdgürtel, auch Weliki Kamenoi-Poïas, großer Erdgürtel, Montes Riphaei der Alten), das längste Meridiangebirge (längs 75° östl. L.

Digitized by Google

v. Ferr.) der alten Welt, dessen südlichster niedriger Ausläufer, der Mugadschar, zwischen der Salzsteppe an der Emba und der Kirgisensteppe, bis zum 46.° nördl. Br., südwärts fast bis zum Aralsee reicht, dessen nördlichster jenseit der Waigatschstraße über die Waigatschinsel durch die Doppelinsel von Nowaja-Semlja fortsetzt und unter 76½° nördl. Br. endet. So sind die beiden Endpunkte um mehr als 30 Breitengrade, also um 450 geographische Meilen von einander entfernt, und es bleibt, selbst wenn man den südlichen Anfang bei 50° 40′ setzt, noch eine direkte Entfernung beider Endpunkte von 388 Meilen. Trotz dieser Länge ist das Gebirge weder breit noch hoch, die Breite beträgt meist nicht über 10 Meilen, übersteigt kaum 25, so im äußersten Süden; trotz dem deckt es ein Areal, welches ⅙ von dem ganz Frankreichs beträgt. Auch seine Höhe beträgt kaum 2000 Fuß und erreicht nur im Südwesten und Norden 4000 Fuß, eine Höhe, die nur einzelne Gipfel überragen. Vorzüglich in der Mitte schwillt es so allmählig an, daß man auf der großen Straße von Perm nach Jekaterinburg kaum den Uebergang über ein Gebirge ahnet, das Europa und Asien scheidet, da der höchste Straßenpunkt auf der Beresowaya Gora nur 1271 Fuß erreicht. Während nördlich von Jekaterinburg die höchsten Punkte der Ostseite angehören, liegen sie im Süden im äußersten Westen. Nirgends besitzt der U. auf dem Festland Gletscher. Er besteht theils aus einer einzigen Kette, deren östlicher Abfall etwas stärker ist als der westliche, welch letzterer sich terrassenförmig gegen die Kama und Wolga abstuft. Man kann den U. in den arktischen der nördlichen Inseln, den nördlichen samojedischen oder woguliſchen, den mittlern oder werchoturischen und den südlichen oder baschkirischen U. eintheilen. Im arktischen U. erheben sich auf Nowaja-Semlja einzelne Gipfel bis 3750 Fuß. Der nördliche U., welcher vom Meere bis zum 61.° nördl. Br. reicht, ist wald- und erzloses Gebirge, daher auch wüster U. genannt. Vom karischen Golf südlich bis zum 63.° reicht der sogenannte woguliſche U., ein Gebirge mit schroffen, felsenreichen Höhenzügen und trümmerbedeckten Gipfeln, von denen der Panschär unter 66° fast 5000 Fuß hoch ist, aber ohne die Gletscher des arktischen; 3 Pässe über ihn ermöglichen den Verkehr zwischen Archangel und Sibirien. Dagegen zeigt der sogenannte samojedische U. (Pan-Choiberge), der nordwestlich zur Waigatschstraße zieht, gerundete Formen, mit Moos- und Flechtenbedeckung seiner Höhen. Nordöstlich zweigen sich vom nördlichen U. die zur Obmündung verlaufenden niedrigeren Berge von Obdorsk ab. Der mittlere oder werchoturische U., der vom 61.° bis 55.° nördl. Br. bis an die Quellen der Ufa fortsetzt, ist der einförmigste Theil des Gebirgs, indem nur einzelne Felskuppen und Felsspitzen sich über das einförmige waldig-sumpfige Tafelland voll großer Torfmoore erheben; nur die Ostseite hat hier und da von Wald unterbrochene Felswände und landschaftliche Schönheiten. Auch im Nordosten zeigt sich eine alpinere Natur. Dort erheben sich auch die höchsten Gipfel, der Kondschakowkoy-Kamen von 4800 Fuß und der vielleicht noch etwas höhere Danischkin-Kamen. Ueber den mittleren U. führen die leichtesten Uebergänge, deren niedrigstem die große sibirische Straße folgt. Südlich von der Ufaquelle folgt der dreigetheilte südliche U., im Osten mit dem niedrigen, aus Granit und Gneis zusammengesetzten Ilmengebirge bei Miask, in der Mitte mit dem Uraltau im engern Sinne, der mit der Irendikette im Süden endet, in seinen höchsten Höhen noch nicht 3000 Fuß erreichend. Der westlichsten, höchsten der drei Ketten, welche keinen gemeinsamen Namen hat, gehört der 4758 Fuß hohe Iremel an. Der U. gibt zahlreichen Flüssen ihren Ursprung, dazu finden sich an der Ostseite zahlreiche kleine und größere Landseen, am dichtesten am Ilmengebirge und zur Seite des mittleren U.; dort, wo mittlerer und südlicher U. zusammenstoßen, drängen sich vor Allem die Quellen zahlreicher Flüsse zusammen, die dem Tobol, Ural und der Kama zuströmen. Nur im äußersten Süden versiegen im Sommer in Folge völligen Ausbleibens aller wässerigen Niederschläge die Bäche und kleinen Flüsse meist ganz.

Der U. besteht seiner geognostischen Zusammensetzung nach aus einer Axe krystallinischer Schiefergesteine, aus Gneis, Glimmerschiefer, im mittleren Theile vornehmlich aus Chlorit- und Talkschiefern, auch krystallinischen Kalken, im Norden mit Kalk und Kalkschiefer. Zu ihnen gesellen sich an den Seiten silurisches und devonisches Uebergangsgebirge, am westlichen Fuß Kohlenkalkstein, auf beiden Seiten Kohlengebirge: im Westen mit Glanzkohlen-, im Osten, wo die Schichten steiler aufgerichtet sind, mit Anthracitflötzen. Um die ganze Südwestseite schlingt sich die permische Formation mit ihrem Rothliegenden, mit Süßwasserkalk, mächtigem Gyps, dem Kupfersandstein, dessen pflanzenführendes Konglomerat zum Theil ganz von Malachit und Kupferlasur durchdrungen ist, und ächtem Zechstein, als ächte Meeresablagerung an der Kama den tieferen Süßwasserschichten aufgelagert. Dem Jura gehört nur der nördliche Fuß an. Ludwig leitet die krystallinischen Schiefergebirge aus einer Umwandlung silurischer Gebirge ab. Von massigen Gesteinen treten auf Granit, Syenit, Diorit, Serpentin, Augit-, zum Theil Uralitporphyre, Mandelsteine, die bis Nowaja-Semlja reichen. Jüngere Eruptivgesteine fehlen gänzlich. Wohl kommen Erze auf Gängen vor, so die Golderze von Beresow, ebenda Bleiglanzgänge mit dem Rothbleierz. Wichtiger sind aber die sekundären Lagerstätten im Uebergangsgebirge, im Kupfersandstein und vor Allem im Schuttland. Dem silurischen Gebirge gehören nach Ludwig die reichen Magneteisensteinberge, zum Theil mit Schalstein verknüpft, an, ebenso die wichtigen Kupferlagerstätten. So liegen bei Nishnij-Tagilsk die Kupfergruben, welche die mächtigen Malachitstöcke, deren größter zu 16,350 Ctnr. Gewicht berechnet wurde, liefern, ebenda die mächtigen Magneteisensteinberge Wisokaya Gora und der Labaschka, andere sind der Blagodat bei Kuschwinsk und der Katschkanor, im Westen von Werchoturie. Aus der Zerstörung goldführender Quarzgänge, insbesondere im Talkschiefer, und von Platin führenden Serpentinen

Digitized by Google

stammen die zum Theil bis in die Tertiärzeit hinaufreichenden (in einem Seifenwerk fand sich ein Mastodonzahn), Gold und Platin führenden Seifengebirge, die sich in flachen Thälern auf und in der Nähe jener Gesteine angesammelt haben und aus denen jene Metalle ausgewaschen werden. Das Gold ist stets mit Magnet-, das Platin mit Chromeisenstein aus dem zerstörten Muttergestein begleitet. Obgleich im Mittel das Gold nur ein Zehntausendtheil des Sandes beträgt, belief sich doch die Ausbeute, seitdem man das Gold aus dem Seifengebirge auswäscht, von 1814 bis Anfang 1853 auf mehr als 7631 Pud 13 Pfund, während durch Bergbau von 1752—1853 nur 622 Pud 21 Pfund gewonnen wurden. Der Gesammtwerth des von 1752 bis 1853 gewonnenen Goldes ist 124¼ Millionen Silberrubel. Die Fläche, auf der Goldseifen vorkommen, berechnet man auf 735 QMeilen. Während die goldreichen Seifenwerke auf der asiatischen Seite liegen, finden sich die Platinseifen bei Nishnij-Tagilsk mehr auf der europäischen. An Kupfer, welches vorzugsweise gediegen, als Rothkupfererz und Malachit, so bei Nishnij-Tagilsk, und in kalkigen Kiesen bei Bogoslowsk, in kohlensaurem Vanadin und kieselsauren Salzen im europäischen Permien (Biarmien) vorkommt, lieferte der U. 1850 110,526 Zollcentner. Silber und Blei sind von geringer Wichtigkeit, von um so größerer die Eisenerze, vorzüglich der bis in den südlichen U. verbreitete Magneteisenstein. Auf der nishnij-nowgoroder Messe werden jährlich allein an 1½ Millionen Ctnr. uralisches Eisen verkauft. Von dem Gesammtbetrag aller Eisenhütten in ganz Rußland, der sich 1857 auf 7,121,000 Ctnr. belief, kamen auf das Gouvernement Perm allein ⅝ und auf die demidowschen und jakowlefffschen Hütten ¼. Außerdem liefert der U. mannichfache schöne Gesteine, schöne und interessante Mineralien, welche zum Theil auch am U. für architektonische Zwecke und als Schmucksteine geschliffen werden: so Porphyre, Jaspis, Kieselmangan, Achat, Bergkrystall, Malachit u. a. Vor Allem reich ist das kleine Ilmengebirge bei Miask an Mineralien: Eläolith, hier als Bestandtheil eines eigenthümlichen Gneises, des Miascits, Amazonenstein, der großblätterige sibirische Glimmer, Cancrinit, Ilmenit (Titaneisen), Pyrochlor, Aeschynit, Titanit, Zirkon, prachtvolle Topase, Korund u. a. zeichnen sich durch Seltenheit oder Schönheit aus; ebenso mineralienreich ist die Gegend von Slatoust im südlichen und von Mursinsk am mittleren U. mit Edelsteingängen im Granit, mächtigen Topas-, Beryll- und Rauchtopaskrystallen. In den Seifen von Bissersk hat man auch Diamanten gefunden. Während im arktischen U. die Kälte, im äußersten Süden die Trockenheit den Baumwuchs verhindert und im nördlichen U. nur in den Thälern die sibirische Lärche vorkommt, sind doch ⅔ des U.s mit dichtem Urwald, wo die Hüttenwerke ihn nicht aufgezehrt haben, bedeckt. Im Norden unterbricht nur die Birke den Ernst der vorherrschenden, aus Fichten, Tannen und Lärchen bestehenden Nadelwälder; während im südlichen U., dem lieblichsten Theil des Gebirges, alle Berghöhen mit gemischtem Wald aus Kiefern, Espen, Ulmen, Linden, Birken und sparsamen Eichen bedeckt sind. Hier weidet der friedliche halbnomadische Baschkire seine Heerden in den grünen, freundlichen, wasserreichen Thalgründen, während im höchsten Norden der nomadische Samojede mit seinen Rennthierheerden umherzieht. Der Wald ist reich an jagdbaren Thieren, darunter auch Pelzthieren, an Wald- und Schneehühnern, aber auch an Bären, die den vielen Beeren (Himbeeren, Vaccinien) nachgehen. Wölfe sind selten. In den nördlichsten Wäldern kommt das Elenn häufig vor. In den dichten nördlichen Wäldern zieht deshalb der Wogule als Jäger umher. Pflanzen- und Thierwelt schließen sich, den tiefen Süden ausgenommen, zu beiden Seiten des Gebirges ganz an die europäischen an. In der Mitte und im Südosten liegen zahlreiche wohlhabende Städte mit vorherrschend russischer Bevölkerung, die sich hier in der Nähe der aufblühenden zahlreichen Berg- und Hüttenwerke (Sawoda) angesiedelt haben. Jekaterinburg im mittleren, Miask und das uralische Birmingham, Slatoust, im südlichen U. sind die Mittelpunkte großartiger Thätigkeit. Hier sind allein 150,000 Menschen durch den Bergbau beschäftigt. Vgl. Hofmann und Helmersen, Geognostische Untersuchungen des Südduralgebirgs, Berl. 1831; Humboldt, Fragments de géologie et de climatologie asiatique, Paris 1831, 2 Bde., deutsch, Berlin 1832; Rose, Mineralogisch-geognostische Reise nach dem U., Berlin 1837—42, 2 Bde.; Murchison, Geology of Russia in Europe and the Ural Mountains, London 1845, 2 Bde., neue Aufl. 1853; Schrenk, Orographisch-geognostische Uebersicht des Uralgebirgs im hohen Norden, Dorpat 1849; Hofmann, Der nördliche U. und das Küstengebirge Pan-Choi, Bd. 1, Petersburg 1853.

Ural (Jaïk), Grenzfluß zwischen Europa und Asien, entspringt etwa 1600—1650 Fuß über dem Meere unter 54° 30′ nördl. Br. und 77° östl. L. und nimmt in seinem bis 51° 20′ in zahlreichen Krümmungen von Norden nach Süden gerichteten Lauf zwischen den beiden östlichen Ketten des Uralgebirgs von Osten her die nicht sehr bedeutenden Nebenflüsse Gambei, Sarum-Saklü, Swunduk und die von Westen her meist als Frühlingsbäche kommenden Zuflüsse Al-Dschar, Kutebai, Allas-Nessai und Kutan-Taß auf. Am südlichen Ende der Hauptmasse des Uralgebirgs sich nach Westen wendend, nimmt er in seiner Kniebeugung den Orr mit dem Kamütschaklü und anderen Zuflüssen, in seinem westlichen Laufe von 76°—69° östl. L. aus einem ziemlich breiten Querthale den Ilek und die Ulwa (Utwa) von Süden her und auf europäischem Boden von Norden her die Sakmara auf. In seinem unteren, von Norden nach Süden gerichteten Laufe, 51°—47° nördl. Br., hat er keinen bedeutenderen Zufluß. An seiner Mündung bildet er ein sumpfiges Delta; seine Hauptmündungsarme sind von Westen nach Osten Guilaja-Bucharka, Peretask und Liksaschken. Sein Lauf ist cirka 190 Meilen lang. Er ist sehr fischreich, namentlich gibt es Störe und Sterlete darin, daher liegen an seinen Ufern zahlreiche Fischerdörfer. Obgleich der Strom schon von Werch-Uralsk an beschifft werden kann, hat er doch bei seiner Iso-

Digitized by Google

lirung inmitten unwirthbarer Steppen keine andere Bedeutung als die einer schützenden Grenzscheide, die die sogenannte uralische oder orenburger Linie bildet. In der Steppe auf dem rechten Ufer des U. bis an das kaspische Meer wohnen die uralischen Kosaken, deren Land, zum Gouvernement Orenburg gehörig, auf 1192 QM. nur 55,000 Einwohner zählt, sowie einzelne nomadisirende Kalmücken. Das linke Ufer bewohnen die Kirgisen.

Uralit, s. Hornblende.

Uralsk (Uralskoi-Gorodok), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Orenburg, rechts am Ural, Hauptstadt des Landes der uralischen Kosaken, Sitz eines Kosakenatamans und eines russischen Kommandanten, ist mit Palissaden und Wällen umgeben, hat 5 Kirchen, einen Kaufhof, Kaviarbereitung, Gärtnerei, mehre Fabriken, lebhaften Handel und 11,200 Einw.

Uran, Metall, welches 1789 von Klaproth entdeckt wurde, findet sich namentlich in der Pechblende, außerdem im Kupfer und Kalkuranglimmer (Uranit und Chalkolith), im Uranocher und Uranvitriol; es ist weiß wie Eisen und Nickel, hämmerbar und weicher als Stahl, an der Luft läuft es bald gelblich an, verbrennt beim Erhitzen unter sehr lebhaftem Glanz zu Oxydul, bildet mit Chlor direkt grünes Chlorür, verbindet sich mit Schwefel unter Lichterscheinung, wird von Wasser nicht oxydirt, aber von Schwefelsäure und Salzsäure unter Entwickelung von Wasserstoff gelöst. Die Lösungen sind grün. Das Aequivalent des U.s ist 60, das specifische Gewicht 18,4, von seinen Oxydationsstufen sind mit Sicherheit bekannt ein Oxydul (UO), ein Oxyduloxyd (UO,U_2O_3) und ein Oxyd (U_2O_3). Das Oxydul, durch Erhitzen des Oxyduloxyds erhalten, ist braun oder bräunlichschwarz, sein Hydrat ist röthlichbraun, wird aber beim Kochen mit Wasser schwarz. Es absorbirt sehr begierig Sauerstoff und verbrennt an der Luft zu Oxyduloxyd. Das Hydrat löst sich leicht in Säuren und gibt grüne Salze, die noch leichter als die Eisenoxydulsalze in Oxydsalze übergehen. Aus Gold- und Silberlösungen fällen sie die Metalle, mit ätzenden Alkalien geben sie rothbraunes Hydrat, mit kohlensauren Alkalien unter Entweichen von Kohlensäure einen grünen Niederschlag, der sich im Ueberschuß, besonders von kohlensaurem Ammoniak etwas löst und nach dem Auswaschen und Trocknen Oxydulhydrat ist. Schwefelsaures Uranoxydul bildet grüne, luftbeständige, wasserhaltige Prismen, hinterläßt beim Erhitzen Oxydsalz und in Wasserstoff Oxydul. Wasser zersetzt es in saures und basisches Salz und mit schwefelsaurem Kali und Ammoniak gibt es dunkelgrüne Doppelsalze. Phosphorsaures Uranoxydul wird als grüner gelatinöser, nur in koncentrirter Salzsäure löslicher Niederschlag durch phosphorsaures Natron gefällt. Der Phosphorsalzperle ertheilt das Uranoxydul in der Reduktionsflamme eine grüne Farbe, die beim Erkalten an Intensität zunimmt, während die ähnliche, durch Eisenoxydul hervorgebrachte Färbung beim Erkalten schwächer wird. Uranoxyd, durch Zersetzung des Salpetersäuresalzes erhalten, bildet ein chamoisgelbes Pulver, welches sich bei stärkerem Erhitzen in Oxyduloxyd verwandelt. Das gelbe Hydrat kann durch Fällen eines Uranoxydsalzes mit Kalilauge nicht erhalten werden, weil das Oxyd gegen starke Basen die Rolle einer Säure spielt. Kohlensaure Alkalien fällen hellgelbe, kohlensäurehaltige Niederschläge, die sich im Ueberschuß des Fällungsmittels lösen. Enthält die Uranoxydsalzlösung noch eine alkalische Erde oder ein Metalloxyd, so fällen die ätzenden und kohlensauren Alkalien Uranverbindungen dieser Erde und Metalloxyde. Besonders das Uranoxydnatron hat als Urangelb technische Verwendung in der Glas- und Porzellanmalerei gefunden. Uranoxyd dient zum Färben des Glases. Die Uranoxydsalze sind gelb, die Krystalle schimmern ins Grüne, sie färben Lackmus weinroth, schmecken herb und entlassen in höherer Temperatur die Säure, wenn diese flüchtig ist. Kohlensaurer Baryt fällt gelbes Uranoxyd, phosphorsaures Natron fällt aus nicht zu sauren Lösungen phosphorsaures Uranoxyd, Blutlaugensalz erzeugt einen braunrothen Niederschlag von Uraneisencyanür, Rhodankalium erzeugt keine Veränderung, Schwefelwasserstoff färbt die Lösungen grün, indem sich Oxydul bildet, Schwefelammonium fällt schwarzes Schwefeluran. Durch Zersetzen des salpetersauren Uranoxyds mit Schwefelsäure, Verdampfen der überflüssigen Säure und Lösen des Rückstands erhält man gelbes drittelschwefelsaures Uranoxyd, welches an der Luft verwittert, im Wasser leicht löslich ist und dessen Lösung im Sonnenlicht Oxydulsalz abscheidet; es bildet mit schwefelsaurem Kali ein Doppelsalz. Das salpetersaure Uranoxyd bildet große Krystalle, die an der Luft verwittern, beim Erwärmen im Krystallwasser schmelzen, beim Erhitzen Oxyd hinterlassen und in Wasser, Alkohol u. Aether löslich sind, man benutzt es in der Photographie (Uranotypie). Kohlensaures Uranoxydammoniak krystallisirt, wenn man den durch Ammoniak in Uranoxydlösungen entstandenen Niederschlag in einer koncentrirten Lösung von kohlensaurem Ammoniak löst und die Flüssigkeit der Ruhe überläßt. Es zersetzt sich an der Luft und hinterläßt bei schnellem Erhitzen pyrophorisches Oxydul, bei langsamem Erhitzen ziegelrothes Oxyd. Phosphorsaures Uranoxyd ($2U_2O_3,HO,PO_5$) wird aus salpetersaurem Uranoxyd durch gewöhnliches phosphorsaures Natron gefällt. Aus einer Lösung von essigsaurem Uranoxyd, welche reichlich Ammoniaksalz enthält, fällt phosphorsaures Natron grünlichgelbweißes phosphorsaures Uranoxydammoniak, welches beim Glühen $2U_2O_3,PO_5$ hinterläßt. Hierauf gründet sich eine Methode zur Bestimmung der Phosphorsäure. Mit phosphorsaurem Kalk und phosphorsaurem Kupferoxyd findet sich das phosphorsaure Uranoxyd als Uranit und Chalkolith in der Natur. Essigsaures Uranoxyd schießt aus Flüssigkeiten mit freier Essigsäure in Krystallen an und bildet leicht Doppelsalze. Das Oxalsäuresalz ist schwer löslich und gibt mit oxalsaurem Kali und Ammoniak ebenfalls Doppelsalze. Uranoxyduloxyd, in der Natur als Uranpecherz vorkommend, ist in feiner Vertheilung olivengrün, wird von verdünnter Salzsäure und Schwefelsäure wenig an-

Digitized by Google

gegriffen, von Salpetersäure zu Oxydsalz gelöst. Aus der Lösung in koncentrirter Salzsäure fällt Ammoniak graugrünes Oxyduloxydhydrat, welchem kohlensaures Ammoniak Oxyd entzieht. Aus der Lösung in Schwefelsäure fällt Weingeist Oxydulsalz, während Oxydsalz gelöst bleibt. Das Uranoxyduloxyd gibt die schwarze Farbe auf Porzellan, mit welcher Schriften hergestellt werden. Schwefeluran entsteht als gelbschwarzes Pulver, wenn man Schwefelkohlenstoffdampf über glühendes Oxyduloxyd leitet. Schwefeluran durch Schwefelammonium gefällt ist schwarz und zersetzt sich beim Trocknen vollständig in Uranoxydul und Schwefel. Uranchlorür entsteht, wenn man Chlor über glühendes Oxydul und Kohle leitet, und bildet rothe Dämpfe, die sich zu schwarzgrün metallglänzenden Oktaëdern verdichten. Es ist zerfließlich, gibt eine smaragdgrüne Lösung, die Eisenchlorid reducirt, und zersetzt sich beim Erhitzen. Uranoxychlorid entsteht beim Erhitzen von Uranoxydul in Chlorgas, ist gelb, wenig flüchtig und in Wasser, Alkohol und Aether löslich. Es findet sich in der Lösung von Uranoxyd in Salzsäure und bildet mit Chlorkalium ein Doppelsalz. Cyankalium fällt aus Uranchlorür das U. unter Entwickelung von Cyanwasserstoff als schwarzes Oxyduloxydhydrat.

Uranglimmer (Uranphyllit, pyramidaler Euchlorglimmer), Mineral aus der Ordnung der wasserhaltigen Chalcite, krystallisirt in quadratischen Tafeln, mit ausgezeichnetem blätterigen Bruch nach der Geradendfläche; ist von geringer Härte, hat Perlmutterglanz auf der Endfläche, Durchscheinenheit und gelben, grüne Farben. Es ist eine wasserhaltige, phosphorsaure Uranverbindung, die auf der Kohle zu einem schwarzen, halbkrystallinischen Korn schmilzt und mit Borax in der äußeren Flamme ein gelbes, in der inneren ein grünes Glas liefert. Man unterscheidet 2 Arten. Der Uranit oder Kalkuranit, ist wasserhaltige Uranoxydkalkerde, die sich in Salpetersäure mit gelber Farbe auflöst, sehr weich (1) und von 3—3,2 specifischem Gewicht, milde und zeisiggrün bis gelb mit gelbem Strich ist; findet sich bei Johanngeorgenstadt und Eibenstock im Erzgebirge und Autun in Frankreich. Der Chalkolith (Kupferuranit) ist härter, etwas über Steinsalzhärte, von 3,5 specifischem Gewicht, von gras- bis smaragdgrüner Farbe und apfelgrünem Strich. Er ist wasserhaltiges Uran- und Kupferoxyd. Vor dem Löthrohr liefert die Phosphorsalzperle bei Zinnzusatz Kupferreaktion, mit Soda auf der Kohle ein Kupferkorn. Die salpetersaure Lösung ist gelblichgrün. Diese Art findet sich auf den Erzlagerstätten von Johanngeorgenstadt, Joachimsthal, Eibenstock, Zinnwalde, Cornwallis, auch im Granit von St. Yrieix in Limoges in Frankreich, vielfach mit Zinnerzen.

Urania (griech., d. i. die Himmlische), Beiname der Venus als Göttin der edlen Liebe, im Gegensatz zur Pandemos; dann Tochter des Jupiter u. der Mnemosyne, eine der neun Musen (s. d.), unter denen sie später über die Wissenschaft der Stern- und Himmelskunde gesetzt war, daher sie auch gewöhnlich mit einer Kugel in der Hand, oder mit einem Stab auf eine solche deutend abgebildet wird. Vom Bacchus wurde sie Mutter des Hymenäus, vom Hermes (nach Andern Apollo) Mutter des Linus (s. d.). Eine andere U. ist die Tochter des Oceanus und der Tethys.

Urania, Asteroïd, s. Planeten.

Uranienborg, verfallenes Schloß in Südschweden, Malmöhlän, auf der Insel Ven (Hveen), einst Observatorium des berühmten Tycho de Brahe.

Uranographie (v. Griech.), die Beschreibung des Himmels, bildet mit der Uranoskopie, der Beobachtung der Erscheinungen am Sternenhimmel, der Uranologie, der Lehre von dem, was am Himmel vorgeht, u. der Uranometrie, der Lehre von der Bestimmung der Entfernungen am Himmel, einzelne Theile der Astronomie.

Uranolatrie (v. Griech.), Verehrung der Himmelskörper, besondere Art des Polytheismus; vgl. Sabäismus.

Uranoskop (v. Griech.), astronomisches Fernrohr, s. Fernrohr.

Uranpecherz (Uranin, Pechblende, untheilbares Uranerz), Mineral aus der Ordnung der wasserfreien Metalloxyde, ist scheinbar derb, dicht, nach Scheerer aber höchst feinkörnig, aus kleinen Oktaëdern zusammengesetzt, auch von Glaskopfstruktur, mit flachmuscheligem bis ebenem Bruch, von pechschwarzer Farbe und olivengrünem bis bräunlichem Strich, undurchsichtig, fettglänzend, aber auch durchscheinend, röthlichgelb bis hyacinthroth mit gelbem Strich als sogenanntes Gummierz nach Rammelsberg. Die Härte ist zwischen Kalk- und Flußspath, das specifische Gewicht verschieden, meist etwas unter oder über 5 (bleireiches aus Norwegen aber bis gegen 7). Vor dem Löthrohr ist es unschmelzbar, wenn kupferhaltig, die Flamme grün färbend, mit Borax und Phosphorsalz in der äußeren Flamme eine gelbe, in der inneren eine grüne Perle liefernd. Es ist wesentlich Uranoxyduloxyd, aber von verschiedener Reinheit. Es findet sich vorzugsweise im Erzgebirge auf den Erzlagerstätten von Joachimsthal, Johanngeorgenstadt, Annaberg, Marienberg, aber auch zu Przibram in Böhmen, in Cornwallis, Norwegen, am Obernsee in Nordamerika, zu Joachimsthal mit zahlreichen, zum Theil aus ihm hervorgegangenen anderen Uranverbindungen als Begleitern. Das U. ist das Material zur Herstellung der verschiedenen Uranpräparate, des Urangelbs und des Uranschwarzes, der einzigen feuerfesten schwarzen Farbe auf Porzellan.

Uranus, eigentlich der Himmel, nach der griechischen Mythe der Sohn des Erebus und der Gäa, die ihm die Titanen, Cyklopen und Centimanen oder Hekatoncheiren gebar. Er schloß seine Kinder gleich nach ihrer Geburt in den Tartarus ein. Von Gäa gereizt, empörten sich aber seine Söhne gegen ihn, und Kronos entmannte ihn. Aus dem Blute entsproßten die Erinnyen, die Giganten und die melischen Nymphen, aus den abgeschnittenen Gliedern aber, die Kronos ins Meer geworfen, die Aphrodite. Kronos ward an seiner Statt Herrscher.

Uranus, bis vor wenigen Jahren der äußerste bekannte Planet unseres Sonnensystems und der erste, welcher zu den von den Alten gekannten 6 Planeten hinzugefunden wurde, am 13. März

Digitized by Google

1781 von W. Herschel zwischen den Hörnern des Stiers und den Füßen der Zwillinge entdeckt, stellt sich als Stern 6. Größe dar und ist nur bei reiner Luft für ein sehr scharfes Auge erkennbar. Seine Bahn nähert sich noch mehr dem Kreise als die des Jupiter, denn ihre Excentricität beträgt nur 0,0466108 oder etwa $^1/_{21}$ der halben großen Axe; auch ist die Neigung der Bahn zur Ekliptik nur sehr unbedeutend, indem sie nur um einen Winkel von 46′ 28″ von letzterer abweicht. Die mittlere Entfernung des U. von der Sonne beträgt 19,18239 Sonnenweiten oder etwa 396$^1/_2$ Millionen Meilen; im Perihel ist er 18,28828 Sonnenweiten oder 378 Mill. Meilen, im Aphel 20,07650 Sonnenweiten oder 415 Mill. Meilen von der Sonne entfernt. Der Erde nähert er sich zur Zeit seiner Opposition bis auf 357 Mill. Meilen und entfernt sich in seiner Konjunktion bis auf 436 Mill. Meilen von ihr. Während dieser seiner veränderlichen Entfernung von der Erde erscheint er in verschiedener scheinbarer Größe, indem sein scheinbarer Durchmesser zwischen 4″,3 und 3″,5 schwankt, im Mittel also 3″,9 beträgt. Die Sonne erscheint auf dem U. unter einem Winkel von nur 100″ oder kaum noch einmal so groß, als die Venus von der Erde aus gesehen wird. Ihr scheinbarer Durchmesser ist auf dem U. 13mal so klein als bei uns. Daher ist die Beleuchtung des Planeten schwach und beträgt nur 0,003 der der Erde. Sein Durchmesser mißt 7466 geographische Meilen, ist also 4,34mal so groß als der der Erde. Seine Oberfläche aber ist 18,8-, sein Volumen 81,7mal so groß als das der Erde. Aus den Umlaufszeiten seiner beiden ersten Monde hat man die Masse des Planeten zu $\frac{1}{24605}$ der Sonnenmasse bestimmt, wonach dieselbe 14,4mal so groß als die Erdmasse, seine Dichtigkeit aber nur 0,178 der der Erde sein würde. Er hat nach Mädler eine bedeutende Abplattung, die $^1/_{10}$ des Aequatorialdurchmessers betragen soll, was eine große Rotationsgeschwindigkeit voraussetzen würde. Doch ist die Angabe, daß der Planet in 7 Stunden 5 Minuten 7 Sekunden seine Rotation vollende, noch sehr unsicher. Seine 2425 Millionen Meilen lange Bahn durchläuft er siderisch in 84 Jahren 5 Tagen 41 Minuten 36 Sekunden, wonach er in der Sekunde im Durchschnitt nur 0,9 Meilen zurücklegen und noch nicht $^1/_4$ der Erdgeschwindigkeit besitzen würde. U. wird wahrscheinlich von 8 Monden begleitet, von denen der Entdecker 6 mit seinem Riesenteleskop gesehen hat; später hat man nur den ersten, zweiten, vierten und sechsten bestimmt wieder gesehen. Im Oktober und November 1851 beobachtete Lassell 2 neue Uranusmonde, die dem Planeten noch näher standen als Herschels erster Mond. Herschel schrieb diesem eine Umlaufszeit von 5 Tagen 21 Stunden zu; für die beiden zuletzt entdeckten Monde aber hat sich eine solche von 4 und 2$^1/_2$ Tagen ergeben. Doch beruhen diese Abgaben nur auf annähernder Bestimmung. Merkwürdiger Weise schwingen sich die Monde des U. von Norden nach Süden um den Hauptplaneten, während sich die aller anderen Planeten von Westen nach Osten um denselben schwingen.

Urari (Kurari), s. Woorari.

Urate (v. Griech.), s. v. a. Poudrette.

Urban, Name von 8 römischen Päpsten: a) U. I., Römer von Geburt, bestieg den römischen Stuhl 223 und soll 230 unter Alexander Severus den Märtyrertod gestorben sein. Sein Gedächtnißtag ist der 25. Mai. — b) U. II., geboren zu Chatillon an der Marne, hieß eigentlich Eudes (Odo) und war früher Mönch zu Clugny, wurde durch Gregor VII. zum Bischof von Ostia ernannt und 1088 zum Papst gewählt. Unter ihm erging die erste Aufforderung zu den Kreuzzügen. Er bannte Heinrich IV. und reizte dessen Sohn Konrad zur Empörung gegen ihn; auch Philipp I. von Frankreich that er (1094) in den Bann, sowie wiederholt seinen Gegenpapst Klemens und dessen Anhänger. Er war ein eifriger Bekämpfer der Investitur durch Laienhand; starb den 29. Juni 1099. — c) U. III. (eigentlich Lambert oder Hubert Crivelli), gelangte 1186 zur Papstwürde, war ein erbitterter Gegner Kaiser Friedrichs I. u. starb zu Ferrara den 19. Okt. 1187. — d) U. IV., hieß eigentlich Jakob Pantaleon, der Sohn eines Schuhmachers zu Troyes, war früher Kanonikus zu Troyes, dann Bischof zu Laon und Verdun, später Patriarch zu Jerusalem und wurde 1261 zum Papst gewählt. Er rief gegen Manfred von Sicilien Karl von Anjou zu Hülfe, der aber fast den ganzen Kirchenstaat eroberte. U. starb den 2. Okt. 1264 auf der Flucht. Er stiftete das Fronleichnamsfest. — e) U. V., eigentlich Wilhelm von Grimoard, lehrte als Benediktiner zu Montpellier und Avignon, wurde dann Abt zu Auxerre und zu Marseille, später päpstlicher Legat in Neapel und Sicilien und 1362 zum Papst erwählt. Er war ein Feind des Nepotismus, Freund der Gelehrten und von der strengsten Gerechtigkeit. Er residirte seit 1367 wieder zu Rom, kehrte aber 1370 nach Avignon zurück und starb dort den 19. Dec. desselben Jahres. — f) U. VI., eigentlich Bartholomäus von Prignano, zu Neapel geboren, war erst Erzbischof zu Bari, trat bald nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl 1378 mit solcher Strenge gegen die Kardinäle auf, daß diese Klemens VII. zum Gegenpapst wählten. Dennoch wußte er sich zu behaupten, unterstützte Karl von Durazzo gegen die Königin Johanna von Neapel, entzweite sich aber auch mit diesem, beschuldigte ihn der Theilnahme an einer von den Kardinälen gegen ihn angestifteten Verschwörung und ließ 6 Kardinäle hinrichten (1385). Er starb zu Rom, wahrscheinlich an Gift, den 15. Okt. 1389. — g) U. VII., früher Johann Baptista Castagna, war Professor des Civil- und kanonischen Rechts und Erzbischof von Rossano, wurde 1588 zum Kardinal und den 14. Sept. 1590 zum Papst gewählt, starb aber schon 13 Tage nach seiner Ernennung. — h) U. VIII., eigentlich Maffeo Barberini, geboren zu Florenz, wurde 1604 zum Erzbischof von Nazareth ernannt und ging als Gesandter nach Paris, wo er das Meiste zur Wiederaufnahme der Jesuiten beitrug. Seit 1605 Kardinalpresbyter und seit 1608 Erzbischof von Spoleto, ward er 1623 an Gregors XV. Stelle zum Papst gewählt. Während er die Wissenschaften und Künste förderte, überließ er die Sorge für Staatsangelegen-

Digitized by Google

heiten seinen Verwandten, die aus Haß gegen Spanien Frankreich unterstützten. Unter ihm fiel 1631 durch das Aussterben des Hauses Rovera das Herzogthum Urbino dem päpstlichen Stuhl für immer zu. Er ertheilte den Kardinälen den Titel „Eminenz", erneuerte die Bulle In coena Domini, verbesserte das Breviarium romanum (Rom 1632), errichtete 1627 das Kollegium der Propaganda, verdammte das galilei'sche Sonnensystem, hob die Jesuitinnen auf ꝛc.; starb den 29. Juli 1644. Seine Gedichte (Rom 1631 und Paris 1642) wurden später von Brown (Oxford 1726) herausgegeben.

Urban, Karl, Freiherr von, österreichischer Feldmarschallieutenant, geboren den 31. August 1802 zu Krakau, erhielt seine militärische Ausbildung in der Kadetenkompagnie zu Krakau, wohnte 1821 als Fähnrich dem Treffen von Novara bei und avancirte 1845 zum Oberlieutenant. Im Jahre 1848 war er der erste Offizier, der dem neuen ungarischen Ministerium den Gehorsam und den Eid auf die neue Verfassung verweigerte, er unterdrückte mit 1500 Grenzern den Aufstand der 8—10,000 Szekler und schlug am 18. Nov. 1848 die Insurgenten bei Klausenburg. Nachdem er sich im ungarischen Feldzuge noch mehrfach ausgezeichnet, avancirte er 1850 zum Generalmajor und, nachdem er 1851 in den Freiherrenstand erhoben, 1857 zum Feldmarschallieutenant. Im italienischen Feldzuge von 1859 erhielt er den Befehl über eine mobile Division, mit der er dem Vordringen der Alpenjäger unter Garibaldi auf dem rechten Flügel der Oesterreicher entgegentreten sollte, und hatte Garibaldi schon bei Varese eingeengt, als ihn die Niederlage der Oesterreicher bei Magenta in Gefahr brachte, abgeschnitten zu werden, doch gelangte er unter blutigen Arrièregardengefechten an den Mincio. Nach der Schlacht bei Solferino erhielt er den Oberbefehl in Verona übertragen, doch trat er bald wieder in die aktive Armee ein.

Urbana lingua, s. Lateinische Sprache.

Urbanistinnen, s. Klarissinnen.

Urbanität (v. Lat.), höfliches, feines Benehmen, das auf Bildung beruht und sich in Geberde und Aeußerung, namentlich in einem gewissen Maßhalten kundgibt. Die Römer unterschieden das Feinere, Gewähltere in der Aussprache und im Ausdruck (urbanitas) von dem in den Provinzialstädten Gesprochenen.

Urbarbuch (urbarium), ein Buch, in welchem die zu einem Orte gehörigen angebauten (urbaren) Grundstücke nebst ihren Besitzern und den darauf haftenden Abgaben u. Leistungen verzeichnet sind, daher s. v. a. Grundbuch.

Urbino, ehemals Hauptstadt der mit Pesaro (s. d.) verbundenen päpstlichen Legation Urbino-Pesaro (66,54 QMeilen mit 257,751 Einwohnern), jetzt Hauptstadt des gleichnamigen Kreises der italienischen Provinz Pesaro, in herrlicher Gegend auf einem hohen Hügelrücken mitten in den Vorbergen der Apenninen, unweit der Quelle der Foglia und an der schönen Straße aus der Romagna nach Toskana, ist alterthümlich und unregelmäßig gebaut, mit Mauern umgeben, Sitz eines Erzbischofs, hat eine Kathedrale, 10 andere Kirchen (darunter San Francesco mit schönen Gemälden und Denkmälern der ersten Herzöge von U.), einen schönen Regierungspalast (sonst herzoglicher Palast), eine sehr alte Akademie (während die ehemalige Universität eingegangen ist), ein Kollegium, eine Ritterschule, Fabrikation von Nadeln, Seiden- und Leinenwaaren und 7628 Einwohner. U. ist der Geburtsort des berühmten Malers Raphael Sanzio (1483), dessen Geburtshaus hier noch gezeigt wird. Es ist eine Römerstadt, die in Umbrien lag und Urbinum Hortense hieß. Zur Zeit Cäsars war sie Municipalstadt der Tribus Stellatiä. Den Longobarden entriß sie Pipin, um sie dem römischen Stuhl zu schenken, was Karl der Große bestätigt haben soll. Später kam sie wieder an die Kaiser, und Karl der Große ließ sie durch eigene Statthalter regieren. Dann kam die Stadt unter die Herrschaft der Grafen von Montefeltre, die von Papst Sixtus IV. 1455 zu Herzögen von U. unter päpstlicher Lehnbarkeit ernannt wurden. Beim Tode des letzten aus diesem Geschlechte, Guido Ubaldo, folgte dessen Neffe und Adoptivsohn, Franz Maria della Rovera, Herr von Sinigaglia, der Neffe Papst Julius' II. Leo X. vertrieb ihn aber von seinen Besitzungen und setzte seinen Neffen Lorenz von Medici in dieselben ein, der sich aber nur kurze Zeit behaupten konnte. Franz Maria II. della Rovera vermachte vor seinem Tode (1643) zwar seiner Tochter, die er mit Katharina von Medici gezeugt hatte, und die an den Großherzog von Florenz, Ferdinand II., vermählt war, sein Herzogthum, der Papst zog jedoch dasselbe als erledigtes Lehn ein, und es blieb seitdem unter päpstlicher Herrschaft, bis es 1860 von Sardinien annektirt und 1861 mit Italien vereinigt wurde.

Urbs (lat.), Stadt, als der Sammelplatz eines Volksstammes, daher große Stadt oder Hauptstadt, wie denn bei den Römern unter U. im Allgemeinen Rom verstanden wurde.

Ure, Andrew, ausgezeichneter englischer Chemiker, geboren den 18. Mai 1778 zu Glasgow, studirte daselbst und in Edinburg, ließ sich 1800 als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wurde hier 1805 zum Professor der Naturgeschichte u. Chemie an der Andersonian Institution ernannt u. trug zur Gründung der 1808 eröffneten Sternwarte bei. Im Jahre 1818 legte er der Royal society in London seine „New experimental researches on some of the leading doctrines of caloric" vor, die in den „Transactions" dieses Vereins abgedruckt wurden, und denen 1822 ein „Memoir on the ultimate analysis of vegetable and animal substances" folgte. Ferner gab er 1820 ein „Dictionary of chemistry" heraus, u. 1839 erschien sein „New system of geology". Im Jahre 1830 siedelte U. nach London über, wo er 1835 seine „Philosophy of manufactures" veröffentlichte, welcher das gründliche Werk „On the cotton manufacture of Great-Britain" (London 1836, 2 Bde., deutsch von Hartmann, Weimar 1843) folgte. Sein Hauptwerk ist das „Dictionary of arts, manufactures and mines" (1839, Suppl. 1842; neue Aufl. 1853, mit 1600 Illustrationen). Er † den 2. Januar 1857 zu London.

Urethritis (griech.), Harnröhrenentzündung, s. Gonorrhöe.

Urga, Hauptstadt der Khalkas-Mongolei, am

Digitized by Google

Tola, Sitz eines chinesischen Vicekönigs und des Bogdo-Lama, besteht aus der gut gebauten, von Beamten und Kaufleuten bewohnten Chinesenstadt u. einer Art Feldlager aus Filzzelten, ist ein Hauptplatz für den russisch-chinesischen Transitohandel, hat ein großes Kloster und 10,000 Einw.

Urgantschi (Neu-U.), Stadt in Khiwa, an einem Kanal des Amu, hat Befestigung, 20 Moscheen und etwa 10,000 Einwohner.

Urgebirge (primitives Gebirge, Grundgebirge) nannte Werner den Granit, Gneis, Glimmerschiefer und versteinerungleeren Thonschiefer mit den ihnen untergeordneten anderen Schiefern, Hornblende-, Talk- u. Chloritschiefern und körnigem Kalkstein, seltenem Urgyps und Graphit, weil er überall solche vorherrschende Silikatgesteine als Unterlage der versteinerungführenden Ablagerungen erkannte. Sie waren ihm der erste krystallinische Absatz aus dem chaotischen Urmeere, als welches ihm die Erde in ihrem ersten Zustande erschien. Später, als man durch die Beobachtung der nach dem Innern der Erde zunehmenden Temperatur schloß, daß die Erde früher einmal im feurig-flüssigen Zustand gewesen sein müsse, wurde man hierdurch zur Ansicht geführt, daß dieses krystallinische Grundgebirge die erste Erstarrungskruste der anfänglich feurig-flüssigen Erdkruste gewesen sei. Schon früher war Hutton darauf geführt worden, in den krystallinischen Schiefern wenigstens ein Produkt chemischer Umwandlung ursprünglich im Wasser abgelagerter Sedimente zu sehen, daher der Name metamorphische Gesteine für sie. Die Beobachtungen in den Alpen haben zur Ueberzeugung geführt, daß auch Sedimente jüngeren Alters, von solcher Metamorphose ergriffen, in krystallinisches Grundgebirge übergehen können, daß diese also nicht als U. angesehen werden dürfen. Früher galt die Hitze als das bei solchen Umwandlungen thätige Agens; jetzt macht sich mehr u. mehr die Ansicht geltend, daß das Wasser, welches als in den Gesteinen cirkulirend angenommen wird, durch Auflösen, Austausch u. Wiederabsatz von Gesteinsbestandtheilen, durch Umsetzen nichtkrystallinischer Substanz in krystallinische diese Veränderung im langen Verlauf der geologischen Epoche bewirkt habe (Bischof). Die Neuzeit gesteht überhaupt nicht zu, daß wir auch in den tiefst bekanntesten Gesteinen noch irgendwo Zeugen der ersten Gesteinsbildungen der Erde vor uns haben; schon in den tiefsten Gneisgebirgen Canada's, des Böhmerwaldes und anderer Gebirge hat man in dem mit Serpentin verbundenen sogenannten Urkalk Knollen und Trümmer von solchen gefunden, in denen man die Ueberbleibsel von Thieren, das Eozoon, gefunden zu haben glaubt. S. Uebergangsgebirge.

Urgel, Stadt, s. Seud'Urgel.

Urgicht, das Geständniß des Inquisiten auf die Torturalfragen nach der Tortur (s. d.).

Urheber, s. Auctor.

Uri, einer der 3 schweizer Urkantone, der vierte Kanton der Eidgenossenschaft, liegt zwischen den Kantonen Schwyz, Glarus, Graubünden, Tessin, Wallis, Bern und Unterwalden und hat einen Flächenraum von 19,4 QMeilen, mit (1860) 14,741 Einwohnern, darunter 36 Reformirte, die übrigen Katholiken. Der Kanton ist durch das die Südgrenze gegen Tessin bildende St. Gotthardsgebirge und die von ihm ausgehenden Urner- und Schweizeralpen ein völliges Hochland. Die auf dem St. Gotthard entspringende Reuß durchfließt von ihrer Quelle bis zu ihrem Ausfluß in den Vierwaldstättersee das Land seiner ganzen Länge nach und bildet ein sehr enges, rauhes Thal, das erst gegen den See sich erweitert und fruchtbar wird. Von den vielen Nebenthälern, die in dasselbe ausmünden, sind nur einige bewohnt. Durch das Reußthal führt die Gotthardsstraße. Auf dieser Straße sind das liebliche Urserenthal, das berühmte Urnerloch (78 Schritte lang), die Teufelsbrücke, die wilderhabene Felsschlucht der Schöllinen besonders bemerkenswerth. Von dem Vierwaldstättersee gehört dem Kanton nur der oberhalb des Grütli südlich gewendete Busen, der Urnersee genannt, mit schroff abstürzenden Felswänden. Merkwürdig sind noch der Hauptort Altorf mit dem Tellsbrunnen, der Landengemeindeplatz zu Bözingen, Tells Geburtsort Bürgeln und das anstoßende Schächenthal, die Burg Attinghausen, die Tellsplatte und die Grütliwiese. Vom Areal sind 45 Procent unfruchtbar; 40 Proc. fallen auf Weideland, 10 auf Waldungen und nur 5 auf Pflugland. Die Hauptnahrungszweige bilden daher Viehzucht u. Alpenwirthschaft, daneben die Holzausfuhr. Die Industrie ist ohne Belang. Die gegenwärtige Verfassung wurde am 5. Mai 1850 angenommen und ist rein demokratisch. Die höchste Gewalt steht der Landesgemeinde zu, welcher beizuwohnen jeder Bürger nach zurückgelegtem 20. Jahre das Recht hat. Die Vorberathung der Gesetze und die Oberaufsicht hat der Landrath, in welchen 7 Mitglieder durch die Landesgemeinde und 61 durch die einzelnen Gemeinden gewählt werden. Ein Regierungsrath von 11 Mitgliedern, mit dem Landamman als Vorstand, ist die vollziehende Behörde. Die richterliche Gewalt wird vom Kantonsgericht (11 Mitgliedern), einem Kriminalgericht und 2 Bezirksgerichten ausgeübt. Der Kanton zählt ein Gymnasium (mit Realschule), eine lateinische Schule und 3 Klöster. Das Volksschulwesen läßt Manches zu wünschen übrig. Die Staatseinnahmen betrugen (1862 bis 1863) 181,700, die Ausgaben 192,200, die Schulden 512,000 Francs. Das Kontingent zum Bundesheer beträgt 1075 Mann. Das Wappen ist ein schwarzer Stier in goldnem Feld. Man hält die ältesten Einwohner U.'s für Abkömmlinge der Taurisker, die sich im 6. Jahrhundert mit den aus Italien geflüchteten Gothen vermischt hatten. Bestimmter erwähnt wird U. in dem Stiftungsbriefe des Frauenmünsters in Zürich von 853, wo es Pagellum Uraniae heißt. Die Reichsunmittelbarkeit der Urner bestätigte Kaiser Friedrich II. 1240. Weltgeschichtliche Bedeutung erlangte U. durch Wilhelm Tell u. durch die Schweizerrevolution von 1308. Große Drangsale erlitt U. 1799, nachdem es nach Auflösung der alten Eidgenossenschaft mit Schwyz, Unterwalden und Zug zu dem Kanton Waldstätten vereinigt worden war, wogegen sich U. widersetzte u. dafür die Gewalt der Franzosen fühlen mußte. In neuerer Zeit gehörte U. stets zu den konservativen Kantonen und verfolgte fast immer das

Digitized by Google

politische System von Schwyz und Unterwalden. Daher auch seine Theilnahme an der Sarner Konferenz 1834, seine Protestation gegen die Konferenz zu Baden 1834 ꝛc. Auch an der Ende 1854 zu Luzern abgehaltenen Konferenz der sogenannten bundesgetreuen Stände, sowie am Sonderbundskriege nahm es Theil. Vergl. Schmid, Geschichte des Freistaats U., Zug 1788—90, 2 Bde.

Uria (Urias), ein Hethiter, mit dessen Frau, Bathseba, David Ehebruch trieb (2. Sam. 11), ward von David mit einem Schreiben an den Oberbefehlshaber Joab geschickt, worin diesem aufgegeben war, U. aus dem Wege zu räumen; daher Uriasbrief, überhaupt ein Brief, welcher etwas für den Ueberbringer selbst Nachtheiliges enthält. U. hieß auch ein Priester, der den jüdischen König Ahas in der Wiedereinführung des Götzendienstes unterstützte, und ein Prophet, zur Zeit des Königs Jojakim (Jerem. 26, 20—24).

Uriel (d. i. Gottes Licht), nach jüdischer Meinung einer der 4 Engel des göttlichen Angesichts, d. h. derer, welche stets zu Dienst des Jehovah um seinen Thron standen.

Urim und **Thummim** (hebr.), d. i. Licht u. Vollkommenheit, ein mit dem Brustschilde (Choschen) des Hohenpriesters in Verbindung stehendes, doch von den 12 auf jenem befestigten Edelsteinen verschiedenes Orakel, welches auf geheimnißvolle Weise den Willen Jehovahs kundgeben sollte. Was es eigentlich gewesen ist, gibt die mosaische Urkunde nicht an. Nach der Erbauung des ersten Tempels scheint es nicht mehr befragt worden zu sein. Vgl. Spencer, De legibus Hebraeorum ritualibus et earum rationibus, 3. Aufl., Lpz. 1705.

Urin, s. Harn.

Urk, Insel in der Zuydersee, der einzige Fels in den holländischen Meeren, 80 Hektaren groß, hat einen guten Hafen, einen Leuchtthurm, Fischerei und 1400 Einwohner.

Urkalk (Urkalkstein), s. v. a. körniger Kalkstein oder Marmor.

Urkunden (instrumenta, documenta), im weitesten Sinne jeder äußere Gegenstand, durch den der Beweis von der Existenz eines gewissen Thatumstands geführt werden soll, wozu dann auch Zeugen und Sachverständige zu zählen sind, in engerer Bedeutung leblose Gegenstände, aus deren Beschaffenheit die Erkenntniß entsteht, daß sie eine Einwirkung menschlicher Thätigkeit erlitten haben müssen, woraus wieder auf die Existenz und Beschaffenheit dieser Thätigkeit geschlossen werden kann oder muß, so daß nicht nur schriftliche und gedruckte Aufsätze, von welchen man das Wort U. im engsten Sinn gebraucht, sondern auch Grenzzeichen, Denkmäler, Münzen, Bilder, alte Inschriften ꝛc. hierher gehören. Man theilt die U. ein in öffentliche, quasiöffentliche und Privaturkunden. Unter den öffentlichen U. (instrumenta publica) sind solche U. zu verstehen, welche von einem Gericht, oder einer anderen Staatsbehörde, oder sonst von einer mit öffentlicher Glaubwürdigkeit versehenen Person, z. B. einem Notar oder Pfarrer, in ihrer Amtsfunktion errichtet sind. Quasiöffentliche Urkunden (instrumenta quasi publica) sind solche, die von 3 tüchtigen männlichen Zeugen errichtet und von ihnen unterzeichnet sind. Privaturkunden endlich sind diejenigen, welche weder einen öffentlichen, noch quasiöffentlichen Charakter haben und bloß von Privatpersonen als solchen ausgestellt sind. Ferner theilt man die U. ein in Originalurkunden und Kopien; archivarische und nichtarchivarische U. Unter den ersteren versteht man U., welche im Archiv einer öffentlichen Behörde, das von einem öffentlich angestellten und beeidigten Archivar verwaltet wird, aufbewahrt sind. Sie haben das Jus archivi, d. h. jedes im Archiv aufbewahrte Original, wäre es auch nur eine Privaturkunde, gilt als öffentliche Urkunde und hat volle Beweiskraft ihrem ganzen Inhalt nach bis zum Beweis des Gegentheils. Oeffentliche U., von einer öffentlichen Person über ihre Amtsangelegenheiten gehörig abgefaßt, haben in Betreff der Wahrheit jeder Thatsache, welche in ihnen als geschehen bezeugt ist, vollkommene Beweiskraft für und gegen Jedermann. Privaturkunden beweisen vollständig nur gegen Den, welcher sie ausgestellt hat, während sie für ihn in der Regel keine Beweiskraft haben (propria scriptura pro scribente nil probat). In Ansehung dritter Personen sind Privaturkunden als unbeschworene schriftliche Zeugenaussagen zu betrachten und danach zu behandeln.

Urkundenbeweis (Edition), im Civilprozeß der Beweis, der durch schriftliche Dokumente geführt wird. Derselbe muß binnen der vorgeschriebenen Beweisfrist angetreten werden, d. h. es muß angegeben werden, was bewiesen werden und durch welche Urkunden dies geschehen soll. Diese müssen nach den meisten Prozeßordnungen in Abschrift beigelegt werden, und wenn der Beweisführer solche nicht in Händen hat, so muß er die Vorlegung derselben fordern. Zu dieser Edition ist in Ansehung der gemeinschaftlichen Dokumente, d. h. derer, welche über ein Geschäft zwischen beiden Theilen aufgesetzt worden sind, ein Jeder dem Gegner verbunden, wozu auch Handelsbücher, über ein Geschäft gewechselte Briefe, Theilungsrecesse ꝛc. gehören. Der Kläger muß dem Beklagten alle Urkunden über den Gegenstand des Prozesses herausgeben, welche dieser zu seiner Vertheidigung nöthig hat. Behauptet Jemand, die von ihm verlangten Urkunden nicht zu besitzen, so muß er darüber einen Eid (Editionseid) leisten, und weigert er sich sonst ohne Grund, zu ediren, so wird angenommen, daß die Urkunden das Angegebene wirklich enthielten. Dritte werden durch Strafauflagen zur Herausgabe angehalten und müssen den durch ihre Weigerung entstandenen Schaden ersetzen. Auf die Beweisantretung erfolgt ein richterliches Dekret, worin entweder ein offenbar unerheblicher und unzulässiger U. sogleich verworfen, oder auch die Beweisantretung nebst den beigebrachten Urkunden dem Produkten zur Vernehmlassung mitgetheilt wird. Sind alle Urkunden vorgelegt und anerkannt, so entscheidet das Gericht, was aus ihnen folgt. Der U. kommt übrigens im ordentlichen Prozeß sehr selten allein vor, da Derjenige, welcher im Besitz fehlerfreier öffentlicher Originalurkunden ist, auf dem Wege des unbedingten Mandatsprozesses sein Recht geltend machen kann, fehlerfreie Privaturkunden

Digitized by Google

aber rücksichtlich persönlicher Verbindlichkeit die Befugniß geben, auf die Behandlung der Sache im Exekutivprozeß anzutragen.

Urkundenlehre (Diplomatik), die Lehre von den Urkunden (s. d.), mit deren Prüfung ꝛc. sie sich beschäftigt, eine Hülfswissenschaft der Geschichte.

Urlaub, die zeitweilige Entbindung von allen dienstlichen Geschäften, welche Militärs, öffentlichen Beamten ꝛc. von ihren Vorgesetzten bewilligt, überhaupt für irgend eine Funktion angestellten Personen bisweilen auf längere oder kürzere Zeit gewährt wird. Beamten wird bei längerem U. in den meisten Staaten für die Dauer desselben entweder gar kein Gehalt, oder nur die Hälfte desselben gezahlt, oder sie sind zur Bezahlung eines Stellvertreters verpflichtet. Gemeine Soldaten und Unteroffiziere erhalten bei kürzerem U. ihre Löhnung fort, bei Beurlaubungen aber auf unbestimmte Zeit nur Verpflegung bis zur Ankunft in der Heimat, oder Marschverpflegungsgelder. Dergleichen Beurlaubungen im Großen (Beurlaubungssystem) kommen der Ersparniß wegen in allen Staaten vor. Die Soldaten erhalten, nachdem sie ausexercirt sind, vor Ablauf ihrer Dienstzeit einen unbestimmten U. und werden im Frieden nur dann und wann zu größeren Uebungen, bei einer etwa nöthigen Mobilmachung aber sofort einberufen.

Urmia (Urumijah), Hauptort eines Distrikts in der persischen Provinz Aserbeidschan, etwa $1^1/_2$ Meilen vom westlichen Ufer des Urmiasee's, vom Szarfluſſe u. zahlreichen Bächen durchflossen und ganz in Gärten verborgen, ist Sitz eines persischen Gouverneurs über 10 Bezirke und 700 Dörfer und zählt 20,000 Einwohner, darunter viele Juden und nestorianische Christen, die ihren eigenen Bischof, eine nordamerikanische Mission, eine Missionsschule und Buchdruckerei haben. In alten Zeiten hieß der Ort Thabarma oder Thebarmä und ward von den Persern als Geburtsstätte Zoroasters hochgeehrt, 624 aber nebst seinen Feuertempeln von Kaiser Heraclius zerstört. Am 27. Jan. 1828 wurde die Stadt von den Russen eingenommen.

Urmiasee (Urumijahsee, Schahisee, See von Maragha oder See von Tauris), bitterer Salzsee in der persischen Provinz Aserbeidschan, südwestlich von Tauris, 3954 Fuß über dem Meere liegend, $32^1/_2$ Meilen lang und $16^1/_2$ M. breit, mit einem Umfang von ungefähr 6 Tagreisen u. einem Flächeninhalt von $75^1/_2$ QMeilen. Er umschließt 6 größere Inseln und an 50 kleine Eilande und Klippen und nimmt 14 Flüsse auf, worunter der Asi Tschai von Osten her und der Mürdi, Jaghatu und Tatari von Süden her die bedeutendsten sind; doch hat er keinen sichtbaren Abfluß, so daß er sein Wasser nur durch Verdunstung abzugeben scheint. Das Wasser desselben enthält fast den vierten Theil seines Gewichts an salzigen Bestandtheilen, weshalb weder Fische noch andere Thiere in ihm leben können. Der See überschwemmt zeitweilig die umliegenden ebeneren Gegenden; nach dem Zurücktreten des Wassers liegt dann das Salz am Ufer oft einen Fuß hoch, und im Sommer bedeckt es an vielen Stellen einen eine Stunde breiten Uferstrich. Der See hat verhältnißmäßig geringe Tiefe (12—24 Fuß), und die Wassermasse scheint jetzt mehr und mehr abzunehmen. Die Insel Schahi gilt den Persern als gefürchtetes Exil. Auf der Insel Tela in der Mitte des See's steht ein von Hulagu erbautes oder doch von ihm als Schatzkammer benutztes Schloß. Fast rings um den See ziehen sich Gebirge, und an verschiedenen Stellen, besonders im Westen, laufen Gebirgsarme in den See selbst aus. Ptolemäus nennt den See den medischen, Strabo den mantianischen und Spanta.

Urnen (v. Lat., Todtenurnen, Aschenkrüge), die bei verschiedenen Völkern gebräuchlichen Gefäße zur Aufbewahrung der Asche oder Gebeine verbrannter Leichname. Sie waren von verschiedener Form und von verschiedenem Material, meist aus Thon, oft aus Stein und ausnahmsweise aus Metall; man findet sie sogar von Glas, die dann in andere U. von Blei oder in größere Steinbehälter gesetzt wurden. Der Gebrauch der U. kommt zuerst bei den Griechen vor; doch waren die Hydriä und Lekythoi derselben wahrscheinlich nicht ursprünglich Todtenurnen, sondern, wie sich aus den Inschriften und Zierrathen schließen läßt, Gefäße, welche bei wichtigen Gelegenheiten, z. B. als Preise bei Kampfspielen, oder zum Andenken an gewisse Feste ꝛc. verehrt wurden. In Italien, besonders bei den Etruriern, waren statt der U. die Aschenkisten gewöhnlich; älter sind die Todtenurnen (urnae sepulcrales), meist von rundlicher, selten viereckiger Gestalt, die in den Grabgewölben beigesetzt und mit Blumen umwunden wurden. Auch die deutschen und slavischen Völker bewahrten die Asche Verstorbener in U. auf. Man findet deren sehr viele im nördlichen Deutschland in Grabhügeln und an Opferstätten von verschiedener Größe und Form, von einem Zoll bis zu mehren Ellen Höhe und Durchmesser, von der Form des Tellers und der Schale bis zu der eines Bechers, einer Flasche und antiken Vase, von meist grauem, doch auch schwarzem u. rothem Thon verfertigt, mit kunstlosen Verzierungen und angesetzten Handhaben. Die meisten enthalten Asche, manche sind leer, in anderen finden sich metallene Ringe. Als Decken dienen platte Steine. Vergl. Müller, Von den U. der alten Deutschen und nordischen Völker, Altona 1736.

Urphede (Urfehde, Urfede), die eidliche Versicherung eines Verurtheilten, sich wegen der gegen ihn geführten Untersuchung und zu vollstreckenden Strafe nicht an dem Gericht, dem Ankläger oder den Zeugen rächen zu wollen; insbesondere der Eid eines entlassenen und verwiesenen Verhafteten, das Land, aus welchem er verwiesen worden, nicht wieder zu betreten, noch weniger an demselben und dessen Bewohnern sich zu rächen. In der neueren Zeit ist die U. in den meisten Ländern abgeschafft.

Urquhart, David, als Vertheidiger der Selbstständigkeit des türkischen Reichs bekannt geworden, geboren 1805 zu Braclangwell in der Grafschaft Cromarty in Schottland, studirte zu Oxford Mineralogie, politische Oekonomie und die Sprachen und Geschichte des Orients, ging 1827 mit dem Lord Cochrane nach Griechenland, wohnte im Sept. 1827 dem glücklichen Angriff

Digitized by Google

auf Salona bei und beschäftigte sich unausgesetzt mit Erforschung der Sitten des Landes. Nach dem Frieden von Adrianopel kehrte er über Konstantinopel nach England zurück. In seinem Reisewerk „Observations on European Turkey" suchte er darzuthun, daß die türkischen Länder viele der Fortbildung fähige Elemente bergen und daß die Auflösungspolitik Rußlands im Orient die Interessen Englands gefährde. Auch in dem deutschen Zollverein erblickte er den auf Schwächung des britischen Interesse's gerichteten Einfluß Rußlands. Im Jahre 1832 beschloß er, alle die Länder, in welchen russischer Einfluß wirksam sein konnte, nämlich Deutschland, die Türkei, Persien und Mittelasien, in politischer und kommercieller Hinsicht zu erforschen, ließ aber 1833 in Konstantinopel den Reiseplan fallen und eiguete sich dort ganz die orientalische Lebensweise an. In seinem Werk „Turkey and its resources" (1833), sowie den Broschüren „England and Russia" und „The Sultan Mahmoud and Mehemed Ali Pascha" (1834) versuchte er den Nachweis, daß die Erhaltung des türkischen Reichs im Interesse der Westmächte und besonders der englischen Handelsbeziehungen liege. Im Jahre 1835 von Lord Palmerston zum Gesandtschaftssekretär in Konstantinopel ernannt, deckte er in dem mysteriösen „Portfolio" angeblich die geheimsten Pläne Rußlands auf. Schon 1836 aber kehrte er nach England zurück, wo er nun eine rastlose Agitation gegen das politische System Palmerstons begann, u. A. in einer „Exposition of the affairs of Central Asia" (London 1840), der „Exposition of the boundary differences between Great-Britain and the United-States" (Glasg. 1840). Als die orientalischen Angelegenheiten Englands den Bruch mit Frankreich befürchten ließen, reiste er nach Paris und begann in der dortigen Presse die Politik der britischen Minister als eine antinationale anzugreifen, u. A. in der Schrift „La crise ou la France devant les quatre puissances" (Paris 1840). Im Jahre 1847 gelang es U. endlich, in Stafford seine Wahl ins Parlament durchzusetzen. Ueber eine Reise nach Spanien u. dem nördlichen Afrika berichtete er in den „Pillars of Hercules" (Lond. 1850, 2 Bde.). Im Jahre 1852 wurde er nicht wieder ins Parlament gewählt. Dagegen entfaltete er in den neuen Verwickelungen, zu welchen die orientalische Frage 1853 Anlaß gab, sowohl in der Presse als in öffentlichen Meetings eine außerordentliche Thätigkeit. Er protestirte entschieden gegen alle Einmischung Englands, indem die Türkei stark genug sei, den Kampf allein auszufechten, und beschuldigte das englische Ministerium geradezu des geheimen Einverständnisses mit Rußland. Noch schrieb er „Progress of Russia in the West, North and South" (London 1853) und „Recent events in the East" (das. 1854).

Urquiza, Don Justo Jose de, Präsident der argentinischen Konföderation, geboren um 1800 in der Provinz Entre Rios, schwang sich während der Kriege in den Laplataſtaaten vom Gaucho bis zum General empor, befehligte 1836 unter General Rosas gegen die unitarischen Häuptlinge Cavalla und Fructuosa Rivera und vernichtete den letztern in der Schlacht von India-Muerta 1845. Die föderalistischen Grundsätze Rosas' veranlaßten U. 1851, die Kräfte von Entre Rios und Corrientes mit denen des Kaisers von Brasilien gegen jenen zu vereinen. Er siegte als Général en chef am 3. Februar 1852 bei Santos Lugares, in der Nähe von Buenos-Ayres, und ernannte hierauf Don Vincente de Lopez zum provisorischen Präsideuten der Republik Buenos-Ayres, während er selbst als Oberbefehlshaber und Minister des Auswärtigen wirklicher Machthaber war. Zum provisorischen Direktor der argentinischen Konföderation ernannt, berief er im August nach Santa-Fé einen Kongreß, der die definitive Verfassung der gesammten Konföderation berathen sollte. Das Ende Oktober 1852 von der Konföderation abgefallene Buenos-Ayres suchte er umsonst zu zwingen, sich wieder an dieselbe anzuschließen. Am 20. November 1853 ward er zum konstitutionellen Direktor aller übrigen 13 Bundesstaaten und nach Ablauf seiner Amtszeit, 1860, zum Oberbefehlshaber der Armee und Flotte derselben ernannt.

Ursache (causa), nach der gewöhnlichen Erklärung der zureichende Grund (causa sufficiens) einer Erscheinung, welche dann die Wirkung genannt wird. Man hat die U.n auf sehr verschiedene Weise eingetheilt, z. B. in freie oder unbedingte, welche nicht durch andere U.n zur Thätigkeit bestimmt werden, in unfreie, nothwendige oder bedingte, bei welchen eine Bestimmung durch anderweite U.n Statt findet, in Haupturſachen und Nebenursachen, in beigeordnete, welche gleichzeitig, und in untergeordnete, welche nach einander wirken, also eine Reihe von U.n und Wirkungen bilden, in unmittelbare, welche durch sich selbst und allein wirken, und in mittelbare, welche durch andere wirken. Auch unterscheidet man schlechtweg wirkende und End- oder Zweckursachen (causae efficientes et finales) und sieht bei jenen bloß auf das Verhältniß zwischen einer gegebenen U. und ihrer Wirkung, bei diesen aber zugleich auf das Verhältniß zwischen einem gegebenen Zweck und dem Mittel dazu, indem man die Wirkung eben als den Zweck betrachtet, um dessen willen die U. wirksam wurde. Ob der Begriff der U. ein ursprünglicher, d. h. angeborener ist, oder ob er sich durch Abstraktion im Denken erzeugt, wird von den philosophischen Systemen verschieden beantwortet. Nach Herbart sind die realen Wesen keine U.n an und für sich, sondern werden erst in ihrem Zusammensein gegenseitig zu U.n des in ihnen beginnenden Geschehens. Bei U. und Wirkung darf übrigens nicht von einem Nacheinander die Rede sein; U. und Wirkung sind vielmehr gleichzeitig, denn die U. ist eben dadurch erst U., daß sie wirkt, d. h. ein Geschehen veranlaßt. Vergl. Kraft.

Urschrift, s. v. a. Original.

Urserenthal, Alpenthal im schweizerischen Kanton Uri (s. d.).

Ursini, s. Orsini.

Ursinus, Zacharias, eigentlich Beer, namhafter Theolog, geboren den 18. Juli 1534 zu Breslau, studirte zu Wittenberg und Paris und ward 1561 Professor der Theologie zu Heidelberg, wo er die pfälzische Kirchenordnung und mit Olevianus den Heidelberger Katechismus ent-

Digitized by Google

warf, 1577 Lehrer zu Neustadt an der Hardt, wo er den 6. März 1583 †. Eine Sammlung seiner Schriften veranstaltete Reuter (Heidelberg 1612, 3 Bde.). Vergl. Sudhoff, Olevianus und U., Elberfeld 1857.

Ursprungscertifikate, nach gewissen Formen abgefaßte oder gerichtlich bestätigte Zeugnisse darüber, daß eine Waare an einem Orte erwachsen oder verfertigt worden; bewirken Erleichterung beim Zoll oder freie Einfuhr.

Urstier, s. v. a. Auerochs, Bos Urus *L.*

Urstoffe, s. Elemente.

Ursula, Heilige, nach der Legende eine britannische Königstochter, die von dem Sohne eines mächtigen Heidenfürsten zur Ehe begehrt wurde. Sie erbat sich einen dreijährigen Aufschub und unternahm in dieser Zeit mit 10 edlen Gefährtinnen mit je 1000 Jungfrauen und 11 Dreiruderern nautische Uebungen. Als der Tag der Hochzeit herannahte, erhob sich auf das Gebet der Jungfrauen ein Wind, der die Schiffe nach dem Festland trieb; sie fuhren rheinaufwärts nach Basel, pilgerten von da nach Rom und wurden auf dem Rückweg vor Köln von einem hunnischen Belagerungsheere niedergemetzelt. Himmlische Kriegsschaaren, ebenfalls 11,000 an der Zahl, vertrieben alsdann das hunnische Heer; die Leichen der Jungfrauen wurden von den Kölnern feierlich bestattet. Im Jahre 1106 wurden ihre Gebeine wieder aufgefunden und die Geschichte nach einer Offenbarung, die der Aebtissin Elisabeth von Schönau zu Theil geworden sein soll, aufgezeichnet. Die 11,000 Schädel werden noch in der Kirche St. Ursula zu Köln verwahrt. Die Legende entstand nach Einigen aus der Mythe von einer uralten germanischen Göttin, der skandinavischen Freya und deutschen Hertha, nach Andern aus der falschen Deutung einer Grabschrift (Sancta Ursula et XI M. V., d. i. XI martyres virginum, gelesen aber XI millia virginum). Vgl. Schade, Die Sage von der heiligen U. und den 11,000 Jungfrauen, Hannov. 1854.

Ursulinerinnen, ein zu Ehren der heiligen Ursula 1537 durch die heilige Angela Merici, (geboren 1470, † 1540) in Italien auf Grund der augustinischen Regel gestifteter Orden von Klosterjungfrauen, zu Liebesdiensten innerhalb des Familienlebens. In vielen Städten thaten sich die U. zu gemeinschaftlichem Leben unter selbst gewählten Oberinnen zusammen und nannten sich congregirte U. Im Jahre 1604 gründeten Frau Acarie und Frau von St. Beuve zu Paris die eigentlichen U.-Klosterfrauen, welche unter St. Augustins Regel feierliche Gelübde ablegten, von den Jesuiten Satzungen erhielten und bald in Frankreich, Deutschland und Amerika Ausbreitung fanden.

Urtheil, die Form der Begriffsverknüpfung, in welcher darüber entschieden wird, ob und in welcher Weise der eine Begriff Merkmal des andern sei. Die Begriffe erscheinen demnach im U. als Subjekt und Prädikat, d. h. als der, welcher sich der Bestimmung durch einen andern darbietet, und als der, welcher diese Bestimmung selbst enthält. Das Zeichen der Verknüpfung oder Nichtverknüpfung ist die Copula, und da zu jedem Satz Subjekt, Prädikat und Copula gehören, so ist das logische U. die wesentliche Grundlage des grammatischen Satzes. Den wesentlichen Unterschied in der Form des U.s bezeichnet seine Qualität, d. h. es ist entweder bejahend (affirmativ), oder verneinend (negativ). Das einfachste unmittelbar klar bejahende U. ist: A ist A; das einfachste unmittelbar klar verneinende: A ist nicht A. Ersteres heißt der Satz der Einerleiheit (principium identitatis), letzteres der Satz des Widerspruchs (principium contradictionis). Dazu kommt noch der Satz: A ist B, oder A ist nicht B, der Grundsatz vom ausgeschlossenen Dritten (principium exclusi tertii seu medii). Je nachdem das Prädikat von der ganzen Sphäre des Subjektsbegriffs oder nur von einem Theil desselben bejaht oder verneint wird, also der Quantität nach, ist es ein allgemeines (universales) oder besonderes (partikulares). Außerdem ist das U. assertorisch, apodiktisch, problematisch, kategorisch u. hypothetisch. Eine besondere Art zusammengesetzter hypothetischer U.e sind die disjunktiven: A ist entweder B oder C, das sich in die beiden hypothetischen U.e auflöst: Wenn A B ist, so ist es nicht C, und: Wenn A C ist, so ist es nicht B. In sofern nun eine sehr große Anzahl von Prädikaten, die mit gewissen Subjekten verknüpft werden, nicht bloß Merkmale der Subjektsbegriffe, sondern zugleich Werthbestimmungen der Dinge, Ereignisse und Verhältnisse enthalten, welche die Subjektsbegriffe bezeichnen, sind sehr viele unserer U.e zugleich Beurtheilungen, d. h. Werthbestimmungen Dessen, worüber geurtheilt wird, daher die Worte urtheilen u. beurtheilen häufig als gleichbedeutend angenommen werden. Im Rechtswesen werden mit U. (Urtel, Bescheid, Erkenntniß, Sentenz, sententia) sowohl im Straf- als bürgerlichen Prozeß diejenigen gerichtlichen Verfügungen und Beschlüsse bezeichnet, welche entweder über die Hauptsache selbst, oder auch über einen Zwischen- oder Nebenpunkt entscheiden, im Gegensatz zu denjenigen, welche bloß die Leitung des Prozesses betreffen, wie z. B. die Ansetzung eines Termins. Wenn ein U. bei einer Spruchbehörde eingeholt wird, so heißt das Schreiben, womit dies geschieht, die Urtheilsfrage. Das U. wird erst mit erlangter Rechtskraft gültig und wirksam, welche in der Regel erst mit Ablauf einer bestimmten Frist nach der Eröffnung an die Parteien (Publikation) eintritt und durch Einwendung eines Rechtsmittels innerhalb dieser Frist aufgeschoben werden kann; U.e der letzten Instanz aber, überhaupt solche, gegen welche ein Rechtsmittel nicht zulässig ist, werden alsbald mit der Eröffnung rechtskräftig und vollstreckbar. In der Regel müssen dem U. Entscheidungsgründe (motivirtes U.) beigegeben werden.

Urtheilskraft, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch das Vermögen, Urtheile zu bilden; dann auch die Fähigkeit, angemessen, treffend und richtig zu urtheilen, und in diesem Sinne nahe verwandt mit Verstand (s. d.). Kant („Kritik der U.") unterschied die subsumirende U., d. h. die, welche das Besondere und Einzelne einem schon bekannten Allgemeinen unterordnet und danach bestimmt, und die reflektirende, d. h. die, welche zu der gegebenen Mannichfaltigkeit einzelner Data die Einheit einer allgemeinen Regel sucht.

Digitized by Google

Urtheilsvollstreckung, s. Exekution.

Urthiere (Protozoen), der erste oder unterste Kreis des Thierreichs, welcher die Klassen der Rhizopoden und der Infusorien umfaßt.

Urtica *L.* (Nessel), Pflanzengattung aus der Familie der Urticeen, charakterisirt durch die monöcischen und diöcischen Blüthen, die 4theiligen männlichen Blüthen mit 4 elastisch zurückspringenden Staubgefäßen, die 2theiligen weiblichen mit sitzender, kopfig-pinselförmiger Narbe und die längliche einsamige Nuß, einjährige oder ausdauernde, häufig mit Brennborsten besetzte Kräuter, Sträucher und Bäume in allen Klimaten, von deren cirka 240 bekannten Arten nur 4 der deutschen Flora angehören. U. urens *L.*, Brennnessel, Eiternessel, mit Brennborsten, gegenständigen, ovalen, spitzen, eingeschnitten-gezähnten Blättern und achselständigen, gepaarten Blüthenrispen, welche kürzer als die Blattstiele sind, wächst allenthalben auf Schutt, an Zäunen, um Gebäude, in Gartenland als lästiges Unkraut. Früher waren Kraut und Früchte, Herba et Semen Urticae minoris, officinell. Das Kraut hat man als blutreinigenden Thee benutzt. Der ausgepreßte Saft ist in manchen Gegenden Volksmittel gegen Brustbeschwerden. Die Früchte dienen als schleimiges Mittel. Die ganze Pflanze aber hat man zum Peitschen gelähmter oder gefühlloser Glieder (Urtikation) angewendet; auch soll man sich ihrer im Mittelalter bei den ascetischen Selbstgeißelungen bedient haben. Die jungen Schößlinge werden als Gemüse genossen. Kleingehacktes Nesselkraut ist ein gutes Futter für junge Truthühner und Gänse. U. dioica *L.*, große Nessel, mit herzförmigen, zugespitzten, sehr stark- und grob-gesägten Blättern, langen, hängenden Blüthenrispen und kriechendem Wurzelstock, an ähnlichen Orten wie die vorige, auch in Wäldern und an steinigen Bergabhängen wachsend, oft von Mannshöhe, wird auf dieselbe Art wie die vorige benutzt. U. pilulifera *L.*, Pillennessel, mit kugeligen, gestielten Blüthenröhren, wächst an kultivirten Orten, auf Schutt, an Zäunen, 1—2 Fuß hoch und ist mit krystallartigen, sehr brennenden Borsten bewehrt, findet sich aber selten. Die allen diesen Arten gemeinsamen Brennborsten sind am Grunde von zahlreichen kleinen Zellen umgeben und an der Spitze mit einem feinen Knöpfchen versehen. Leicht berührt brechen sie und ritzen die Haut, der sie dann ihren Brennsaft mittheilen. Im ersten Frühling ist ihre brennende Eigenschaft am stärksten. Doch ist der dadurch verursachte Schmerz geringfügig gegen die furchtbare Wirkung gewisser indischer und javanischer Arten, U. stimulans *L. fil.* und U. urentissima u. a. U. crenulata *Roxb.* bewirkt, ohne daß man eine bedeutendere Geschwulst oder Röthe bemerkt, ein 9 Tage anhaltendes Brennfieber, mit den empfindlichsten Schmerzen, die sich bei Benetzung der brennenden Stellen mit Wasser zu furchtbarer Höhe steigern. Noch ist zu bemerken, daß sich aus den Fasern der Stengel (besonders von U. cannabina *L.*) Gewebe (Nesseltuch) verfertigen lassen. Die Blätter enthalten einen grünen, die Wurzeln einen gelben Farbstoff.

Urticaria (lat.), s. Nesselsucht.

Urticeen (Urticaceen), Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Blüthenhülle ist frei, meist 4theilig; die Staubgefäße entspringen im Grunde der Blüthenhülle, sind in gleicher Anzahl wie die Zipfel der letzteren vorhanden und stehen vor diesen. Die Samenknospe ist aufrecht, geradläufig, mit geradem Keimling und fleischigem Eiweiß; 2 Griffel, selten einer, tragen eine kopfige, pinselförmige oder geschlitzt-vieltheilige Narbe; die Frucht ist eine nicht aufspringende, nackte oder von der bleibenden Blüthenhülle bedeckte Nuß oder Schlauchfrucht. Die Familie begreift Kräuter und Sträucher, auch einige Bäume mit gegen- oder wechselständigen, meist gesägten Blättern und monöcischen oder diöcischen, seltener polygamischen Blüthen in Aehren, Rispen und Köpfen in cirka 380 Arten, die zwar meist den Tropengegenden angehören, aber auch in den gemäßigten Zonen in Menge vorkommen und selbst den nördlichen Polarkreis überschreiten. Sie enthalten wässerigen Saft, und viele derselben sind mit Brennhaaren bewehrt (s. Urtica). Aerztliche Anwendung finden wenige; manche dienen Menschen und Thieren zur Nahrung, während andere in den Stengeln feste, zu Gespinnsten und Geweben verwendbare Fasern enthalten.

Uruguay (Uraguay), eine der drei Hauptquellströme des Rio de la Plata in Südamerika, entspringt auf der Sierra do Mar in der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul, strömt in schnellem Lauf erst gegen Westen innerhalb Brasiliens, wendet sich dann nach Süden, scheidet Brasilien u. den Staat Uruguay im Osten von den argentinischen Staaten Corrientes u. Entre Rios u. mündet, nachdem er rechts den Uruguay-Guazu, Guadalozo, Azuapey, Mirunai u. Gualiguaiheha, links den Uruguay-Pita, Iguy, Piratini, Camacua, Ibicuy, Cuarey, Arapay, Dayman, Gueguay und den Rio Negro aufgenommen hat, im Norden von Buenos-Ayres in den Paraná, worauf das vereinigte Wasser den Namen Rio de la Plata annimmt. Der U. hat unzählige Windungen und viele Katarakte, enthält eine Menge von Inseln, ist sehr fischreich und hat einen Stromlauf von 190 Meilen. Er wird sehr bald schiffbar; für große Fahrzeuge ist er es aber nur von seiner Mündung aufwärts bis zu seinem letzten Wasserfall, 6 Meilen oberhalb der Mündung des Ibicuy.

Uruguay (Republica oriental de Uruguay), Freistaat im ehemaligen spanischen Südamerika, im Süden durch den Rio de la Plata, im Westen durch den Uruguay von der argentinischen Republik getrennt, im Norden von Brasilien und im Osten vom atlantischen Ocean begrenzt, umfaßt einen Flächenraum von 3375 QMeilen (cirka 6000 spanischen QMeilen) mit (1860) 240,965, nach Angabe der Regierung 1863 350,000 Einwohnern, worunter 150,000 Ausländer. Das Land ist nach dem Meere zu größtentheils eben, in den übrigen Theilen mehr hügelig und im Innern von zwei niedrigen Bergketten, der Cuchilla grande und der Cuchilla de Haede, in nordöstlicher Richtung durchzogen. Mit Ausnahme einiger sandigen Striche an der Küste u. einiger steppenartigen im Innern ist der Boden sehr ergiebig. Weite Grasflächen eignen sich zur Viehzucht, andere nicht weniger aus-

Digitized by Google

gedehnte zum Ackerbau. Außer den Grenzflüssen Rio de la Plata, Uruguay, Yaguarano und Cuarein, welche beide letzteren auf eine Strecke die Grenze gegen Brasilien bilden, wird das Land im Innern von mehren Flüssen bewässert, die meist dem Uruguay zufließen und von denen der schiffbare Rio Negro der bedeutendste ist. An der Küste des atlantischen Oceans sind einige Seen, von denen der Mini- oder Mirimsee der größte ist. Das Klima ist gemäßigt. Hinsichtlich seiner sonstigen physikalischen Beschaffenheit kommt das Land im Allgemeinen mit der argentinischen Republik überein. Die Wälder liefern treffliches Bauholz; außerdem findet man Baumwolle, Zuckerrohr und im Ganzen die Erzeugnisse Brasiliens. Früher war das Land von wilden Indianerstämmen bewohnt, die jetzt fast ausgerottet sind oder sich in die Wälder zurückgezogen, theilweise auch einige Civilisation angenommen haben. Die Landbevölkerung besteht zumeist aus Gauchos (s. d.), von denen die nicht zahlreichen eingewanderten Spanier in Sitte und Lebensweise wenig abweichen. Von ihnen unterscheiden sich die Basken, welche vorzugsweise in den Saladeros (Pökelanstalten) und auf den Estancias (Landgütern) beschäftigt sind. Die zahlreichen Franzosen sind größtentheils Handwerker und treiben sonstige Gewerbe. Die Genuesen und Sarden, nächst den Franzosen am zahlreichsten, arbeiten als Lanchoneros (Barkenschiffer, Küstenfahrer); die Kanarier treiben Gartenkultur, die Engländer und Deutschen Handel. Die Neger, seit December 1843 freigegeben, verrichten die schweren und niedrigen Arbeiten, auch bilden sie als Soldaten ein besonderes Corps. In Folge fortdauernder innerer Zerrüttung ist das Land in der Kultur noch sehr zurück. Vorwiegende Beschäftigung ist die Viehzucht, vornehmlich auf Rindvieh und Pferde, und ihre Erzeugnisse, Häute, Fett, gesalzenes Fleisch, Pferdemähnen, Ochsenhörner, Wolle, sind die Hauptausfuhrartikel des Landes. Ackerbau und Gewerbsfleiß, nur von den Einwanderern betrieben, sind noch in der Kindheit. Städte finden sich nur an der Küste und an den Flüssen Rio de la Plata und Uruguay, nicht im Binnenlande. Durch seine Lage den Ausfluß des Rio de la Plata beherrschend, ist das Land von kommercieller, maritimer und strategischer Wichtigkeit. Die Verfassung beruht auf der Konstitution vom 18. Juli 1830. Nach ihr steht ein Präsident an der Spitze des Staats als Inhaber der Exekutivgewalt, während ein aus 9 Mitgliedern bestehender Senat und eine Deputirtenkammer, in welche von je 3000 Einwohnern ein Mitglied gewählt wird, die gesetzgebende Gewalt üben. Beide Kammern versammeln sich in der Regel alljährlich im Februar und lassen bei ihrem Auseinandergehen einen ständigen Ausschuß von 2 Senatoren und 5 Deputirten zur Ueberwachung der Staatsverwaltung zurück. Der Präsident wird auf 4 Jahre gewählt und kann erst nach Verlauf weiterer 4 Jahre wieder gewählt werden. Der Vicepräsident ist zugleich Präsident des Senats. Die richterliche Gewalt wird durch Richter und Geschworene ausgeübt; der Code Napoléon ist als Gesetzbuch eingeführt. Religions- u. Preßfreiheit sind anerkannt. Das stehende Heer besteht aus 1300 Mann Besatzung der Hauptstadt u. 1500 Mann in den Provinzen. Hierzu kommt eine Nationalgarde von cirka 20,000 Mann. Nach dem Budgetvoranschlag für die 18 Monate vom 1. Juli 1860 bis 31. December 1861 belief sich die Einnahme und Ausgabe auf 3,579,802 Piaster (cirka 15,662,000 Francs). Die Staatsschuld betrug im Februar 1862 20 Millionen Piaster. Hierzu kommt eine englische Schuld von 500,000 Pfund Sterling und eine zur Deckung der Kriegskosten gegen General Flores gewirkte Schuld von 2½ Millionen. An der Spitze der Staatsverwaltung stehen die Minister des Innern (zugleich des öffentlichen Unterrichts und der Justiz), des Aeußern, der Finanzen, des Kriegs und der Marine, die dem Präsidenten zur Seite stehen. Sodann zerfällt das Land in 11 Departements. Der Handel ist meist Passivhandel, daher von einer Handelsflotte noch nicht die Rede ist. Die Einwanderung wird durch Verleihung des Bürgerrechts an jeden Einwanderer begünstigt. Hauptort des Landes ist Montevideo.

Die Geschichte U.'s unter der spanischen Herrschaft, unter der es den Namen der Banda Oriental führte, fällt mit derjenigen der übrigen spanischen Kolonien Südamerika's zusammen. Um den daselbst herrschenden Schmuggel zu vernichten, zog die spanische Regierung den entschlossensten aller Schleichhändler, Artigas aus Montevideo, um 1800 in ihre Dienste. Als aber 1811 Buenos-Ayres die Republik proklamirte, war Artigas ein Anhänger der Junta und schlug die königlichen Truppen. Nachdem der Anführer der Aufständischen, Oberst Alvear, am 20. Juni 1814 Montevideo erobert hatte, verlangte Artigas die Uebergabe der Stadt, worüber der Bürgerkrieg entbrannte. Diese Zerwürfnisse benutzend, besetzte die portugiesische Regierung in Brasilien Anfangs 1817 Montevideo und vereinte 1821, nachdem Artigas nach Paraguay vertrieben war, die Banda Oriental unter dem Namen cisplatinische Provinz mit Brasilien. Als Brasilien sich 1822 von Portugal trennte, blieb die portugiesische Besatzung in Montevideo dem Mutterlande treu, und erst im December 1823 gelang es den brasilianischen Truppen, Montevideo zu erobern, worauf Dom Pedro I. die Cisplatina mit seinem Reich vereinigte. Da jedoch die Republik Buenos-Ayres Dom Pedro nur unter der Bedingung der Zurückgabe von Montevideo und der Banda an die Platarepublik als Kaiser anerkennen wollte, erklärte Dom Pedro am 10. Dec. 1825 an Buenos-Ayres den Krieg, doch vermittelte und garantirte Großbritannien den Frieden zwischen Brasilien und La-Plata zu Rio de Janeiro am 27. August 1828 und zu Santa-Fé am 21. Oktober, wodurch die Provinz Montevideo zu einem unabhängigen Staat erhoben wurde. Nachdem die im September 1829 von einem Kongreß zu Montevideo beschlossene Konstitution von den Schutzmächten England u. Brasilien gut geheißen worden, wurde sie am 18. Juli 1830 als Verfassung der Republica oriental del Uruguay beschworen und der General Fructuosa Rivera als Präsident gewählt. Am 1. März 1835 übernahm General Manuel Oribe die Präsidentschaft, ward jedoch schon im Oktober 1838 von Rivera gestürzt.

Digitized by Google

In den nun folgenden Parteikämpfen stand auf der einen Seite Rivera, gestützt auf die Gauchos, auf der andern Seite Oribe, Repräsentant der großen Grundbesitzer (Estanceros), ein Mann von erprobter Rechtlichkeit. Rivera's Anhänger hießen Colorados (die Rothen), die Anhänger Oribe's, mit Anspielung auf ihren Charakter als Stadtbewohner, Blanquillos (die Weißen). Die vom Diktator Rosas aus Buenos-Ayres verfolgten Unitarier boten Rivera ihre Dienste an, der ihnen dafür die Mitwirkung zum Sturze Rosas' versprach, und ebenso unterstützte Frankreich Montevideo gegen Buenos-Ayres. Oribe wandte sich dagegen um Hülfe an Rosas, der diese Wirren um so mehr begünstigte, als der aufblühende Handelsverkehr U.'s den von Buenos-Ayres beeinträchtigte. Rivera erlitt im März 1845 und im Januar 1847 entscheidende Niederlagen und mußte den Oberbefehl der Armee seinem Feinde Pacheco überlassen. Der seit 1843 provisorische Präsident Suarez verwarf die von England und Frankreich angebotene Friedensvermittelung zwischen U. und Buenos-Ayres, und so dauerte, selbst nachdem England 1849 und Frankreich 1851 Frieden mit Rosas geschlossen, der Krieg beider Republiken fort. Durch einen Präliminarvertrag vom 29. Mai 1851 wurde zwischen den drei Staaten U., Brasilien und Entre Rios eine Triplealliance geschlossen, und Urquiza rückte nun mit Truppen von Entre Rios und Corrientes, Graf Caxias mit einem brasilianischen Corps am 20. Juli in U. ein. Oribe mußte am 2. Sept. die Belagerung von Montevideo nach mehr als achtjähriger Dauer aufgeben und wurde am 3. Okt. bei Las Piedras geschlagen. Am 8. Okt. zog Urquiza als Général en chef der Bundesarmee in Montevideo ein, doch war Oribe's Partei in Montevideo so zahlreich, daß sie bei der Präsidentenwahl an Suarez' Stelle im März 1852 ihren Kandidaten Juan Francisco Giro durchsetzte. Derselbe ward jedoch schon im Sept. des folgenden Jahres gestürzt und eine provisorische Triumviralregierung, die Generale Rivera und Lavalleja und der Oberst Flores, traten an das Staatsruder. Am 13. Januar 1854 starb Rivera und Venancio Flores wurde am 12. März von der Kammer zum Präsidenten der Republik (bis 1. März 1856) gewählt. In Folge dieser Revolution ließ Brasilien 4000 Mann Pacifikationstruppen ins Land einrücken. Im Sommer 1854 erschien ein Dekret, wonach vom 1. Januar 1855 an die schiffbaren Flüsse der Republik den Handelsschiffen aller Welt eröffnet wurden. Unterdessen hatten sich die Colorados, denen Flores die Präsidentschaft verdankte, in zwei Parteien gespalten, von denen die mächtigere sich gegen ihn erklärte. Seine Lage wurde noch schwieriger, als im August 1855 Oribe ans Land stieg. Es bildete sich eine provisorische Regierung, und der Kampf wurde unter Vermittelung der Gesandten Frankreichs, Englands und Spaniens nur dadurch vermieden, daß Flores am 9. September abdankte und Manuel Bustamente bis zum März 1856 an seine Stelle trat. Flores und Oribe vereinigten sich nun zur Aufrechterhaltung der Verfassung und Unterstützung der verfassungsmäßigen Behörden. Als die brasilianische Regierung ihre Truppen zurückzog, brach schon am Tage nach ihrem Abmarsch, am 25. November 1855, ein Aufstand aus, der von Flores in Montevideo und von Oribe auf dem Lande besiegt wurde. Am 1. März 1856 trat der neugewählte Präsident, Gabriel Antonio Pereira, seine Stelle an. Derselbe ward in seinen gemeinnützigen Bestrebungen nur wenig von den Kammern unterstützt. Durch Erklärung vom 26. Sept. 1856 ist U. den vom pariser Friedenskongreß angenommenen Grundsätzen des Seevölkerrechts beigetreten. Ein neuer, 1858 vom General Cesar Diaz versuchter Aufstand endete mit dessen Niederlage u. Erschießung. Am 2. Juni 1859 ward zu Rio de Janeiro ein Staatsvertrag zwischen Brasilien, der argentinischen Konföderation und U. unterzeichnet, der die Unabhängigkeit der Republik U. von Neuem garantirte. Am 1. Mai 1860 trat durch Wahl des Senats und des Abgeordnetenhauses Berro, ein Hauptführer der Blanquillos, an die Spitze der Republik. Mitte 1863 organisirte Flores, der Hauptanführer der Colorados, wahrscheinlich von der Regierung von Buenos-Ayres unterstützt, einen neuen Aufstand, dessen Bekämpfung der Regierung sehr schwer ward. Da nach Ablauf der Amtsperiode Berro's keine Neuwahl zu Stande kam, so trat der zeitherige Vicepräsident Aguirre die Präsidentschaft provisorisch bis zum 1. März 1865 an. Im April ließ Brasilien durch einen außerordentlichen Gesandten Saraiva für die im Krieg gegen Flores von den Regierungstruppen an brasilianischen Unterthanen verübten Beraubungen ꝛc. Schadloshaltung fordern. Im Juni 1864 kam durch Vermittelung des brasilianischen und englischen Gesandten ein Waffenstillstand mit Flores zur Einleitung von Friedensunterhandlungen zu Stande; letztere scheiterten jedoch an der Weigerung des Präsidenten Aguirre, sein Ministerium nach dem Verlangen des Generals Flores umzugestalten. Unter dem 5. August ließ die brasilianische Regierung der uruguay'schen ein Ultimatum in Betreff ihrer Forderung überreichen, das aber von Aguirre zurückwiesen ward, indem derselbe ein aus den Gesandten der europäischen Mächte in Montevideo zu errichtendes Schiedsgericht vorschlug. Da aber der brasilianische Gesandte darauf nicht einging, sondern das brasilianische Geschwader anwies, Repressalien zu ergreifen, so wurden die diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Ländern abgebrochen. Am 7. September trat das Ministerium zurück. Am 12. und 26. Oktober rückten brasilianische Truppen in U. ein, und am 6. December griffen die Truppen des Generals Flores, von der brasilianischen Flotte unterstützt, die Stadt Paysandu an und eroberten sie in Gemeinschaft mit der brasilianischen Invasionsarmee am 2. Januar 1865. Am 2. Februar ward der Hafen von Montevideo in Blokadezustand erklärt und am 9. wurde die Stadt von der Landseite angegriffen. Aguirre dankte den 15. Januar ab, worauf Villalba die Präsidentenwürde erhielt. Derselbe begann Unterhandlungen und schloß am 20. Februar mit Flores in La Union einen Friedensvertrag, welcher auch von Brasilien gebilligt ward. Demselben gemäß übernahm Flores als interimistischer Präsident die Regierung in U.

Digitized by Google

und schloß zugleich ein Bündniß mit Brasilien gegen Paraguay, dem im Mai auch die argentinische Republik beitrat. Nachdem die verbündeten Truppen in Paraguay eingerückt waren und im Laufe des Jahres 1866 mehre Siege über die Paraguayiten erfochten hatten, wurden Friedensunterhandlungen eröffnet.

Urwahl, in manchen konstitutionellen Staaten die durch alle berechtigten Bürger (Urwähler) veranstaltete Wahl besonderer Wähler der Volksvertreter.

Urwald, derjenige Waldzustand, wo das freie Walten der Natur in keiner Weise durch forstwirthschaftliche Eingriffe von Seiten der Menschen gestört oder beschränkt worden ist, sondern die Bäume und Stauden in ihrem natürlichen Wuchse erscheinen und zuletzt von selbst absterben. Die herrlichsten Wälder dieser Art finden sich in den tropischen Ländern.

Urwelt, Bezeichnung der Zeit vom ersten Anfang der Erdbildung bis zu den großen Fluthen (vergl. Sündfluth); Vorwelt dagegen begreift die Zeit und Schöpfung nach den Fluthen bis zum Anfang der wahren Geschichte. Die Geschichte der U. basirt zumeist auf Entdeckungen der Geologie (s. d.) und Geognosie und stützt sich daher in vielen Angaben und Sätzen nur auf Muthmaßungen. Die Naturkunde und Naturgeschichte der U. beschäftigt sich mit der Kenntniß der damaligen Erde und ihrer Produkte, daher urweltliche Geologie, Zoologie, Botanik (s. Petrefakten). Vergl. Ballenstädt, Die U., Quedlinburg 1817, 3 Bde., 3. Aufl., das. 1819; Krüger, Geschichte der U., das. 1822, 2 Bde.

Urzeugung, s. Zeugung.

U. s. (lat.), Abbreviatur für Ut supra.

U. S. (U. S. A.), Abbreviatur für United States (of America), d. h. Vereinigte Staaten von (Nord-) Amerika.

Usanz (v. franz. usance, Handelsusanz, Uso), Gebrauch, Gewohnheit, Herkommen, im Handel ein ohne gesetzliche Bestimmungen zu einem Gewohnheitsrechte gewordener Gebrauch, welcher für Jedermann obligatorisch ist, wenn er schon in manchen Stücken nicht geradezu ein Zwangsrecht begründet. In engerer Beziehung versteht man unter Uso diejenige Zeit, innerhalb welcher in einem Lande oder auf gewissen Plätzen ein Wechsel (s. d.) bis zu seiner Verfallzeit zu laufen hat.

Usbeken, türkischer Volksstamm in Turkestan, der die dortigen Khanate Buchara, Balkh und Khokand, dann mehre andere kleine, aber selbstständige Gebirgsstaaten Westturkestans, sowie Khiwa und unter chinesischer Oberhoheit auch in Osturkestan oder Turfan die Herrschaft inne hat. Der erste Stifter der Usbekenmacht am Oxus war Schaibek- oder Schaisani-Khan, ein Bruder Batu-Khans, der 1248 aus den ihm von seinem Bruder überlassenen Provinzen das Reich Turan gründete. Unter einem seiner Nachfolger, Usbek, wurde der Name U. allgemein, und ihre Macht erweiterte sich durch stete Einwanderungen vom kiptschakischen Reiche her. Zwar wurden sie von Timur (Tamerlan) aus Turkestan vertrieben, drangen aber 1498 siegend wieder ein, verjagten die Nachfolger des Timur und begründeten ihre Herrschaft von Neuem. Sie sind von mittlerem Wuchs und mongolischer Gesichtsbildung, haben aber größere Augen als die eigentlichen Mongolen. Ihre Kleidung besteht in einem langen weiten Gewand (Chalat) aus grobem Seidenzeuch (Aledscha) oder kameelhaarenem Stoffe (Armik); Kopfbedeckung ist ein rother oder weißer Turban. Die Frauen hüllen sich in Schleier, die vom Kopf bis zu den Füßen herabreichen, und führen ein sehr eingezogenes Leben. Die U. haben theils feste Wohnungen, theils wechselnde Lagerplätze (Aul), theils sind sie wandernde Hirten. Die nicht ansässigen wohnen in Kibitken von Filz, die zu 100—1000 zusammenstehend Dörfer bilden. Ihre Hauptnahrung ist Schöpsenfleisch, ihr Hauptgetränk Kumis (s. d.). Sie beschäftigen sich vornehmlich mit Schafzucht, in Khokand u. anderwärts auch mit Ackerbau, sowie mit Seidenraupenzucht. Sie bilden in den ihnen unterworfenen Ländern gewissermaßen den Adel, bekleiden die höchsten Stellen und verpachten ihre Ländereien häufig an Turkmanen und Tadschiks. Raub halten sie für eine ehrenvolle Beschäftigung. Im Allgemeinen besitzen sie viel kriegerischen Geist, aber keine Ausdauer zu schwierigeren Unternehmungen.

Uschakow, Nikolai Iwanowitsch, Generallieutenant und Direktor der Militärkanzlei des Fürsten Paskewitsch, war Adjutant desselben während seiner Feldzüge in Asien, die er in der „Geschichte des Krieges in der asiatischen Türkei" (2. Aufl., Warschau 1843, 2 Bde.; deutsch, Leipzig 1839) beschrieb, machte unter Gortschakow den Krimfeldzug mit und † im Juli 1861.

Usedom (Uesedom), Insel der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, scheidet mit der östlich von ihr gelegenen, durch die Swine von ihr getrennten Insel Wollin, mit welcher sie den Kreis Usedom-Wollin (20,74 QMeilen mit 39,998 Einwohnern) bildet, das stettiner Haff von der Ostsee und ist durch die Peene vom Festlande getrennt. Sie ist 7¾ QM. groß u., mit Ausnahme von mehren hohen Sanddünen und dem Streckelnberg, dem Gollenberg oder Golm, dem Benzen und weißen Berg, eine nur mit Brüchen, Mooren und Wiesen bedeckte Ebene mit vielen Seen, großen Waldungen und ziemlich gutem Ackerboden. Die 15,000 Einwohner nähren sich von Feldbau, Viehzucht, Häringsfischerei, Schifffahrt und Handel, auch von Lootsendienst und Sammeln von Bernstein. Die Stadt U., an der Südwestseite der Insel und im Hintergrunde einer seeartigen Bucht, die durch die sogenannte Kähle mit dem kleinen Haff verbunden ist, ist sehr alt, indem schon 1128 Landtage daselbst gehalten wurden, hat Feldbau, Fischerei und 1847 Einwohner. Die Hauptstadt des Kreises ist Swinemünde.

Usher, Thomas, latinisirt Usserius, berühmter britischer Theolog, geboren am 4. Jan. 1580 zu Dublin von protestantischen Aeltern, widmete sich dem Studium der Theologie, ward 1607 Professor derselben in seiner Vaterstadt und 1624 Erzbischof von Armagh und Primas von Irland, in welcher Stellung er zahlreiche polemische Schriften gegen die Katholiken veröffentlichte, sich durch seine freie Auffassung des Epis-

Digitized by Google

kopats aber auch in eine literarische Fehde mit den englischen Theologen verwickelte. Beim Ausbruch der Revolution in England und Schottland und des Aufstandes der Katholiken in Irland seiner Stellung verlustig gegangen, ging er nach London zu dem gefangenen Karl I., den er auch zur Hinrichtung begleitete, und † am 20. März 1656 zu Ryngate in der Grafschaft Surrey. Seine 10,000 Bände an Manuskripten und gedruckten Werken enthaltende Bibliothek erwarb später die Universität zu Dublin. Unter seinen Schriften sind „Britannicarum ecclesiarum antiquitates" (Dublin 1639; vermehrt, London 1687) und „Annales Veteris et Novi Testamenti" (das. 1650, Paris 1673, Genf 1722 und öfter), sowie eine Schrift über die Chronologie hervorzuheben.

Usicza (Usidscha), Stadt im serbischen Kreise Semendria, an einem Nebenfluß der Drina, in wilder Gebirgsgegend, hat ein festes Schloß auf einem Felsen, mehre Kirchen, ein Gymnasium, lebhaften Handel und 8000 Einw.

Usingen, Stadt und Amtssitz im preußischen Herzogthum Nassau, an der Use, hat ein Schloß (früher herzogliche Residenz) mit Thiergarten, 2 Kirchen, ein Schullehrerseminar, eine Realschule, Strumpfwirkerei, Flanellweberei, Gerberei und 2026 Einw. Die Stadt ist sehr alt und gab einer Linie des Hauses Nassau (s. d.) den Namen.

Usipeter (Usipetes oder Usipii), ein in Verbindung mit den Tencterern oft genanntes Volk im westlichen Germanien. Sie waren, von den Sueven aus ihren frühesten Wohnsitzen vertrieben, in Gallien eingedrungen, hier aber von Cäsar durch Verrath geschlagen und größtentheils aufgerieben worden. Der Rest besetzte, von den Sigambrern in ihr Gebiet aufgenommen, das nördliche Ufer der Lippe. Hier fand sie noch Drusus, und Tacitus kennt sie als Nachbarn der Katten. Später wohnten sie wahrscheinlich auf dem südlichen Ufer der Lippe. Mit ihren südlichen Nachbarn, den Tencterern, standen sie stets in der engsten Verbindung. Um 70 n. Chr. nahmen sie an der Belagerung von Moguntiacum Theil, und 83 leistete ein Hause derselben in Britannien Kriegsdienste.

Uskat, Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Siwas, hat einige Befestigungen, einen schönen Palast, mehre Moscheen, Schulen, Bäder und Kaufhöfe, Viehzucht, Handel und 16,000 Einw.

Uskub (Uskup), Ejalet der europäischen Türkei, umfaßt den östlichen Theil von Albanien und hat einen Flächenraum von 573 QMeilen mit 700,000 Einw., von denen ungefähr die Hälfte Christen sind. Die gleichnamige Hauptstadt (auch Skopia genannt), in schöner Gegend links am Vardar, ist Sitz des Generalgouverneurs und eines griechischen Erzbischofs, hat ein befestigtes Schloß, mehre griechische Kirchen und Moscheen, Gerberei (besonders Kordwanfabrikation) und Färberei, lebhaften Handel und 20,000 Einwohner.

Uslar, Stadt in der preußisch-hannöverischen Landdrostei Hildesheim, Fürstenthum Göttingen, an der Aale und am Sollingerwalde, Sitz eines Amts und eines Amtsgerichts, hat ein Schloß, eine Gewerbschule, eine Eisenhütte, einen Stahlhammer, Fabrikation von Thonpfeifen u. Papier, Leinweberei, Bleichen und 2208 Einwohner.

Usninsäure, stickstofffreie chemische Verbindung, findet sich in vielen Flechten, krystallisirt in gelben Blättchen, ist geruch- und geschmacklos, in Wasser unlöslich, bildet farblose Salze und erzeugt mit Aetzkali eine Art Flechtenroth.

Uso, s. v. a. Usanz, vgl. Wechsel.

Ussing, Jage Algreen-, dänischer Staatsmann, geboren den 11. Okt. 1797 auf dem Pfarrhofe Lille Lyngby bei Frederiksborg auf Seeland, studirte in Kopenhagen die Rechte und wurde bei der dänischen Kanzlei als Sekretär angestellt. Im Jahre 1830 trat er als politischer Schriftsteller auf und wurde bald der volksthümlichste Mann in Kopenhagen und ganz Dänemark. Bei den ersten ständischen Wahlen 1834 von der Hauptstadt in die Ständeversammlung gewählt, ward er von dieser nebst dem Bankdirektor Bang mit der Redaktion der „Ständezeitung" beauftragt. Die Regierung, die in ihm ihren bedeutendsten Gegner erkannte, suchte ihn zu gewinnen, indem sie ihn zum Assessor beim Hof- und Stadtgericht in Kopenhagen ernannte, und in der That zeigte sich U., 1840 wieder zum Deputirten der Hauptstadt gewählt, in seinen politischen Ansichten schwankend. Die Regierung ernannte ihn 1841 zum außerordentlichen Beisitzer des höchsten Gerichts; drei Jahre darauf wurde er zum Bürgermeister der Hauptstadt erwählt. Auch bekleidete er seit 1840 eine Professur der Rechte. Aufsehen machte sein Antrag in der roeskilder Versammlung 1844, den König zu bitten, durch ein Gesetz die absolute und ewige Verbindung der Herzogthümer mit dem Königreich auszusprechen. Im Jahre 1848 ward er zum Generalprocureur für das Königreich Dänemark ernannt und 1854 in den Reichsrath berufen. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten sind zu nennen: „Haandbog i den danske Criminalret" (4. Aufl., Kopenh. 1859, 2 Bde.), „Laeren om Servituter" (das. 1846) und „Haandbog i den danske Arveret" (das. 1855). Außerdem ist er Verfasser zahlreicher Abhandlungen politischen und juristischen Inhalts.

Ussuri, rechter Nebenfluß des Amur in der Mandschurei, fließt nördlich, bildet auf einer langen Strecke die Grenze zwischen dem russischen und chinesischen Gebiet.

Usteri, 1) Johann Martin, schweizerischer Dichter, geboren den 14. Februar 1763 in Zürich, † als Rathsherr zu Zürich den 29. Juli 1827. Vorzüglich gelangen ihm novellenartige Erzählungen in der Mundart seines Vaterlandes; dagegen erheben sich seine hochdeutschen Dichtungen selten über das Gewöhnliche. Sein „Freut euch des Lebens" ward zu einem bekannten Volksliede. Seine hinterlassenen „Dichtungen in Versen und Prosa" gab Heß (Berlin 1831, 3 Bde.) heraus. Man hat auch von ihm eine große Anzahl von Zeichnungen, historische Bilder, liebliche Idyllen und geistvolle Humoresken, in zarten und sichern Umrissen, fleißig miniaturartig ausgeführt.

2) Paulus, schweizerischer Staatsmann und Schriftsteller, geboren am 14. Februar 1768 zu Zürich, war der Sohn des um die Verbesserung des züricher Schulwesens verdienten und als theologischer Schriftsteller bekannten Chorherrn und Professors Leonhard U. († 1789), studirte zu Göttingen Medicin, ließ sich dann in seiner Vater-

Digitized by Google

stadt nieder und wurde Lehrer am medicinisch-chirurgischen Institut und Aufseher des botanischen Gartens. Seit 1797 Mitglied des großen Raths, trat er bei dem Wechsel der Staatsform als Abgeordneter des Kantons Zürich in den Senat der helvetischen Regierung, ward 1802 von seinem Kanton zu der Consulta nach Paris gesendet u. Mitglied ihrer Zehnerkommission für die Konferenzen mit Napoleon I., 1814 Staatsrath des Kantons Zürich und 1831 zum ersten Bürgermeister u. Präsidenten des großen Raths ernannt, † aber schon am 9. Nov. desselben Jahres. Er redigirte mit Escher von der Linth das Tageblatt „Der schweizer Republikaner" (1798—1803), ein reichhaltiges treues Archiv für die Geschichte der Schweiz, und schrieb „Schweizer Staatsrecht" (deutsch und französisch, 3. Aufl., Aarau 1815 bis 1831, 2 Bde.).

Ustica (Ustiga), Insel im tyrrhenischen Meere, an der westlichen Nordküste von Sicilien, gehört zur italienischen Provinz Palermo, ist vulkanischen Ursprungs, hat mehre Höhlen u. Mineralquellen, erzeugt Oel, Wein und Baumwolle, hat 2 Forts und 3500 Einw. Hauptort ist Santa Maria. Um die Insel starke Korallenfischerei.

Ustjug-Weliki, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wologda, am Zusammenfluß von Suchona und Jug, wodurch die Dwina entsteht, und an der Straße von Archangel nach Sibirien, einer der wichtigsten Handelsplätze des nordöstlichen Rußlands, hat 3 Kathedralen, zahlreiche andere Kirchen, 5 Klöster, mehre Schulen, einen großen Kaufhof und Magazine, einen Flußhafen, Fabrikation von Tuch, Leinwand, Leder, Seife, Kerzen, Email, Gold- und Silberwaaren ꝛc. und 8105 Einw. Die alte Stadt hieß Gleden, lag aber ½ Meile weiter stromabwärts, wo jetzt noch das Dreifaltigkeits- oder Gledenskykloster steht; sie hatte eigne Fürsten und scheint gegen das Ende des 16. Jahrhunderts ihren Glanzpunkt gehabt zu haben. Ihre Heere hatten die Hälfte des jetzigen europäischen Rußlands durchzogen, während die Stadt selbst abwechselnd von den Nowgorodern, Wiätkern, Bulgaren und Tataren zerstört worden war. Mit dem Aussterben des rurikschen Herrscherstammes erlosch der alte Kriegsglanz der mächtigen Stadt und mit dem Aufblühen Petersburgs und dem Verlegen des Handelswegs über den mittleren Ural sank auch ihre kommercielle Wichtigkeit.

Ustjushna, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Nowgorod, an der Mologa, hat Eisen- und Holzhandel und 6296 Einw.

Ust-Kamenogorsk, Festung im russisch-sibirischen Gebiet Semipalatinsk, am Irtysch, gehört zum Irtyschfestungsgürtel, hat 3 Kirchen, lebhaften Tauschhandel und 3170 Einw.

Ustruga (Stronga), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Rumelien, Liwa Ochri, am nördlichen Ende des Ochrisee's, aus welchem hier der Drino ausfließt, hat im Februar eine vierzehntägige Messe und zählt 3000 Einw.

Ust-Süssolsk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wologda, an der Süssolka und Wytschegda, hat Pelzhandel und 3200 Einw.

Usucapio (lat.), im älteren römischen Recht die Ersitzung, d. h. Erwerbung des Eigenthums durch einen eine gewisse Zeit lang fortgesetzten Besitz. Vgl. Verjährung.

Usurae (lat.), s. v. a. Zinsen.

Usurpation (v. Lat.), im älteren römischen Recht die Unterbrechung der Verjährung durch Aufhebung des Besitzstandes; im neuern Sprachgebrauch die Anmaßung eines Besitzes, einer Befugniß, besonders der öffentlichen Gewalt, ohne Recht, die gewaltsame Verdrängung eines früheren legitimen Herrschers, die Umstürzung einer Verfassung und die Unterdrückung der Selbstständigkeit eines Staats. Ist der Usurpator wirklich in den vollen, ungestörten Besitz der Staatsgewalt gelangt, so müssen seine Handlungen nach seinem Sturz von dem wieder eingesetzten rechtmäßigen Herrscher anerkannt werden.

Usus (lat.), Gebrauch; daher usuell, gebräuchlich. Im römischen Recht ist U. das dingliche Recht der Benutzung an einer fremden Sache für die Person des Berechtigten (usuarius), mithin ohne das Recht der Ueberlassung der Ausübung an einen Anderen und mit Beschränkung auf die Bedürfnisse des Berechtigten. Der U. gibt also an sich kein Recht auf die Früchte (fructus) der Sache; ist diese jedoch von der Art, daß sie ohne Fruchtgenuß gar nicht, oder doch nicht vollständig gebraucht werden kann, so soll der Usuarius einen mäßigen Antheil an Früchten erhalten. Der U. kann auch beschränkt werden, theils durch Abzug gewisser Gebrauchsarten, theils durch Reduktion auf eine einzelne Gebrauchsbefugniß. Der U. berechtigt zum Innehaben der Sache, aber zu keinerlei Einwirkung auf dieselbe, wodurch sie wesentlich verändert wird. Mit dem U. ist die Verbindlichkeit gegen den Eigenthümer verknüpft, das Recht mit möglichster Schonung auszuüben und die Sache nach beendigtem Recht mit Ersatz jedes durch pflichtwidrige Benutzung entstandenen oder sonst verschuldeten Schadens zurückzugeben. Wegen dieser Verbindlichkeit des Usuars kann der Eigenthümer Realkaution und Bürgen fordern.

Ususfructus (lat., Nießbrauch), im römischen Recht das dingliche Recht nicht allein auf die unmittelbare Benutzung einer fremden Sache, sondern auch auf den Bezug aller Erzeugnisse und Nutzungen derselben, die unter den Begriff der Früchte fallen, ohne Beschränkung auf sein persönliches Bedürfniß. Das Recht selbst ist unzertrennlich von der Person des Nutznießers, er kann es keinem Dritten abtreten; wohl aber kann er die Ausübung desselben Andern überlassen. Der Usufruktuar trägt die Lasten der Sache und hat dieselbe in gehörigem Stand zu erhalten, kann sich aber von dieser Verbindlichkeit durch Aufgabe des Nießbrauchs befreien.

Utah (Yutah, in der Sprache der Mormonen Deseret, d. i. Honigbeine), eines der organisirten Territorien der nordamerikanischen Union, das Land der Mormonen (s. d.), liegt zwischen 37° und 42° nördl. Br. und 106° und 120° westl. L., grenzt gegen Norden an Oregon, gegen Osten an Nebraska und Neumexiko, gegen Süden an letzteres und gegen Westen an Kalifornien und hat einen Flächeninhalt von 187,923 englischen oder 8340 deutschen QMeilen. Der größte Theil des Gebiets besteht aus dem großen Bassin

Digitized by Google

zwischen den Rocky Mountains im Osten und der Sierra Nevada von Kalifornien im Westen und bildet mit Ausnahme des kleineren östlichen, vom Colorado und dessen Zuflüssen bewässerten Theils eine durch Wasserscheiden nach Außen abgeschlossene Region. So weit dies Bassin bis jetzt bekannt ist, besteht es aus dürren und wüsten Ebenen, wellenförmigem Tafelland und hohen Bergen, von denen einige die Schneelinie erreichen. Hier und da unterbrechen fette Triften und Weiden die Sterilität. Der größte unter den zahlreichen Seen des Bassins ist der große Salzsee (s. d.). Der ganze vom großen Bassin nach Osten bis zu den Rocky Mountains sich erstreckende Landstrich scheint mit Ausnahme der Thäler des Uintah und Green River völlig unproduktiv und daher unbewohnbar zu sein. Unter den Thälern des großen Bassins, die zum größeren Theil von Norden nach Süden gerichtet sind, ist das des großen Salzsee's das größte, indem es 115—120 Meilen lang und zwischen 20 u. 40 Meilen breit ist. Oestlich von demselben dehnt sich das künstlicher Bewässerung fähige Land dem Westfuße der Wahsatchberge entlang von ungefähr 80 Meilen im Norden der Salzseestadt bis 60 Meilen im Süden derselben aus. Der letztere Theil enthält gegen sein Ende hin das fruchtbare Thal des Utahsee's, eines 30 Meilen langen und ungefähr 10 Meilen breiten, auf 3 Seiten von felsigen Bergen und Hügeln umgebenen Süßwassersee's. Durch die nördliche Oeffnung desselben führt der Jordanfluß das Wasser des Utahsee's dem großen Salzsee zu. Derselbe durchbricht auf seinem Wege zum großen Salzsee in enger Schlucht den beide Thäler trennenden Querzug von Höhen. Bodenverhältnisse und Wasserarmuth lassen die Bebauung dieses durch die Wahsatchberge abgegrenzten, an sich nicht überall unfruchtbaren östlichen Theils des großen Beckens ebenso wenig zu wie die der meisten übrigen Striche. Eine eigentliche Wüste erstreckt sich westlich vom Thale des großen Salzsee's bis zum Fuße der Sierra Nevada und gehörte früher ohne Zweifel wohl noch zum Bette des Salzsee's, wie die Salzinkrustationen und zahlreichen Salzquellen in derselben schließen lassen. Der kulturfähige Boden macht somit nur einen fast verschwindend kleinen Theil des großen Bassins aus. Bewaldet sind nur die Ufer einiger wenigen Flüsse und einige Berge am Fuße. Das Klima ist sehr trocken. Vom April bis Anfang Oktober regnet es in den Ebenen fast gar nicht. Im Sommer hält sich die Wärme um Mittag zwischen 26° bis 32° R., dabei sind aber die Morgen und Abende kühl und erfrischend, und der Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht beträgt 20 — 40°. Der Winter ist milder und gleichförmiger als in den östlichen Staaten unter gleicher Breite. Schnee fällt in den Thälern selten bis zur Höhe einiger Zoll und bleibt nicht lange liegen. Die Temperatur fällt selten unter —14° R. Frühling und Herbst sind bei großer Unbeständigkeit der Witterung und sehr wechselnder Windrichtung im Ganzen mild. Fröste kommen im Utahthale bis Ende Mai vor und treten schon Anfangs September wieder ein. In den zur Kultur sich eignenden Thälern geben Mais, Weizen, Roggen, Gerste und Hafer gute Ernten; nur der Mais leidet oft durch frühen Frost. Baumwolle, Reis und Zuckerrohr gedeihen nicht mehr, Tabak und süße Kartoffeln (Bataten) nur in günstigen Lagen. Das ganze Land ist nach allen Seiten von Gebirgen umgeben, die nur durch einige wenige Schluchten zugänglich sind, und zwar nur wenige Monate. Dabei ist es von den Ansiedelungen in den westlichen Staaten von Jowa, Missouri und Arkansas so weit entfernt, daß kaum eine kommercielle Verbindung mit diesen möglich ist. Die Entfernung zwischen Great Salt Lake City, der Mormonenhauptstadt am großen Salzsee, und Independence, dem westlichsten Markte in Missouri, beträgt auf dem gewöhnlichen Karawanenwege nicht weniger als 1214 englische oder 264 deutsche Meilen, und auf dieser weiten Strecke kann nirgends auf hinlänglichen Regen, wie er zur Urbarmachung des Bodens nöthig ist, mit Sicherheit gerechnet werden. Das Land ist baumlos und großentheils völlig vegetationslos. Die Reise durch diese Einöde ist, abgesehen von den Angriffen, welche von Seiten wilder Indianerstämme drohen, im Sommer und im Winter gleich gefährlich, im Sommer durch Wassermangel, im Winter durch Schnee und Kälte, indem während der Monate December und Januar letztere am Morgen — 8° bis —20° R. zu betragen pflegt. Auch der Anlage einer Eisenbahn durch dieses Gebiet scheinen nach angestellten Untersuchungen bedeutende Schwierigkeiten entgegenzustehen. In diesem Lande an der Wasserstraße des Jordan, in dem sogenannten Mormonenthal, haben sich seit 1847 die Mormonen angesiedelt. Im Süden der beiden genannten liegen noch mehre andere Seen, wie der Nicollet und Seviers mit ihren gleichnamigen Zuflüssen. Auch am Westrande des großen Bassins findet sich eine Reihe von Seen, unter denen der 7¾ Meilen lange Pyramidensee, von Bergen der Sierra Nevada umgeben, merkwürdig tief und klar ist. Der bedeutendste Fluß des Bassins ist der Humboldt River, der auf den westlich vom großen Salzsee gelegenen Humboldtsbergen entspringt, ohne Zuflüsse in einer schmalen Rinne dahinfließt und im sumpfigen Humboldtsee endigt. Die Gebirge sind mit Fichten, Cedern, Espen und andern Baumarten nur dünn bestanden und haben viel grasreiche Plätze. Auf den fruchtbaren Alluvionen gedeiht Getreide, selbst Weizen und Mais vortrefflich. In den Ebenen finden sich Hasen und Antilopen, in den Bergen Bären, Hirsche, Bergschafe, Wolverene. Auch gibt es Dachse, Iltisse, Bisam- und Moschusratten u. Schwimm- und Sumpfvögel in Menge, Fische, mancherlei eigenthümliche Reptilien, Heuschrecken ꝛc. An heißen und kalten Schwefel-, Salz- und andern Quellen ist Ueberfluß. Das Klima ist gesund. Die Urbevölkerung des Landes bilden die Utahindianer, englisch auch Eutaws und Yutahs, ein weit verbreitetes Wandervolk auf niedrigster Kulturstufe. Die Bevölkerung ist noch dünn; 1850 belief sie sich auf 11,380, 1851 auf 30,000, 1852 angeblich auf mehr als 40,000, 1861 aber erst auf 46,273 Seelen. U. ward durch Kongreßakte vom 9. September 1850 in die Union aufgenommen. Die Verfassung ist dieselbe wie in den

Digitized by Google

übrigen Territorien. Die gesetzgebende Versammlung besteht aus dem aus 13 auf 2 Jahre gewählten Mitgliedern zusammengesetzten Senat und den 26 auf ein Jahr gewählten Repräsentanten. Ueber die eigenthümliche hierarchisch-patriarchalische Verwaltung s. Mormonen. Das Territorium zerfällt in 12 Counties. Die Stadt Great Salt Lake City oder Mormon City, auch Neujerusalem und Deseret genannt, liegt an einem sanften Abhange im Mormonenthal, rechts am Jordan, 2¼ Meilen oberhalb seiner Mündung in den Salzsee, ward 1847 gegründet u. zählte 1853 bereits gegen 10,000 Einwohner. Sie hat eine Münze, ein Gerichtshaus, ein Theater und andere öffentliche Gebäude. Die Häuser sind meist aus Lehmsteinen aufgeführt, haben aber ein nettes Aussehen. Die Einwohner treiben größtentheils Landwirthschaft, doch sind auch schon ansehnliche industrielle Etablissements vorhanden. Außer einer Normalschule zur Heranbildung von Schullehrern sind daselbst noch mehre andere Schulen. Die Stadt hat Postverbindung mit San Diego in Kalifornien. Politische Hauptstadt ist Fillmore City, 1200 Meilen westlich von St. Louis in Missouri. Vergl. Fremont, Geographical memoir upon Upper-California, Washington 1848; Stansbury, Exploration and survey of the valley of the Great Salt Lake of U., Philadelphia 1852.

Uterini (lat.), Schooßgeschwister, solche Kinder, die eine und dieselbe Mutter haben; vergl. Verwandtschaft.

Uterus (lat.), s. Gebärmutter.

Utica, alte Stadt in der nordafrikanischen Landschaft Zeugitana, innerhalb des Meerbusens von Karthago, nicht fern von der Mündung des Bagradasflusses, war von Tyrus gegründet 1150 v. Chr., 287 Jahre vor Karthago, behauptete ihre Unabhängigkeit geraume Zeit, stellte sich aber dann unter die Schutzherrschaft Karthago's. Von Scipio im zweiten punischen Kriege vergeblich belagert, ergab sie sich im dritten den Römern und erhob sich nach Karthago's Fall zur Hauptstadt und ersten Handelsstadt der römischen Provinz Afrika. In dem Bürgerkriege zwischen Cäsar und Pompejus hielt sie Cato (s. d.) zu Gunsten des letzteren besetzt. Nach dessen freiwilligem Tode ergab sie sich an Cäsar und ward mild behandelt. Unter Augustus erhielt sie das römische Bürgerrecht. Die Ruinen einer Stadt westlich vom Flusse Mejerdah (dem Bagrada der Alten), südlich von Porto Farina im Tunesischen, werden für die des alten U. gehalten.

Utica, Stadt im nordamerikanischen Staate Newyork, Grafschaft Oneida, am Mohawkflusse, dem Erielanal und dem Chenangokanal, auf einer vom Fluß aufsteigenden schiefen Ebene schön gelegen, Knotenpunkt der Newyorkcentralbahn, der Utica-Black-Riverbahn und der Utica-Binghamtonbahn, ist regelmäßig gebaut, hat 20 Kirchen, mehre Akademien und Seminare, 2 öffentliche Bibliotheken, 2 Waisenhäuser, das Irrenhaus des Staats Newyork, 5 Banken, Woll- und Baumwollspinnereien, Gerbereien, Eisenwerke, Maschinenbauanstalten, lebhaften Handel und 22,529 Einwohner. U. wurde 1784 an der Stelle des ehemaligen Forts Schuyler gegründet, 1817 als Village und 1830 als City inkorporirt.

Utilitarismus (v. Lat.), Nützlichkeitssystem, die Moral- und Staatstheorie, welche als ihr Princip den Grundsatz des allgemeinen größtmöglichen Nutzens aufstellt oder den Grundsatz, das größte Glück über die größte Anzahl Menschen zu verbreiten, von dem Engländer Jeremias Bentham (s. d.) begründet. Kurz vor der Julirevolution von 1830 bemächtigten sich die französischen Kommunisten dieser Nützlichkeitsphilosophie und es ging daraus die Sekte der sogenannten Utilitaires und deren Journal „l'Utilitaire" hervor. Vergl. Grundsätze der Civil- und Kriminalgesetzgebung aus den Handschriften Benthams, deutsch von Beneke, Berlin 1830, 2 Bde.

Ut infra (lat.), wie unten oder nachher bemerkt wird.

Uti rogas (abbrevirt U. R., lat.), wie du vorschlägst, bei den Römern auf den Stimmtafeln Zeichen der Zustimmung zu einem Gesetzvorschlag; vgl. Komitien.

Utopien (v. Lat.), s. v. a. Nirgendswo, die fabelhafte Insel, auf welcher Thomas Morus seinen Staatsroman „De optimo reipublicae statu, deque nova insula Utopia" (Löwen 1516 und öfter) spielen ließ, das Schlaraffenland der Deutschen, wo die ausgesuchtesten Genüsse ohne Anstrengung erworben werden. Der österreichische General Schrebelin entwarf gegen Ende des 17. Jahrhunderts unter dem Titel „Tabula Utopiae oder Schlaraffenland" eine humoristische Karte, die zu ihrer Zeit als eine ausgezeichnete Satire galt. Daher Utopist, Jemand, der erwartet, daß ihm Alles ohne Arbeit zufließe.

Utraquisten (v. Lat.), Name der mildern Partei unter den Hussiten (s. d.) oder der Calixtiner, der in den prager Kompaktaten der Genuß des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt (sub utraque) zugestanden worden war.

Utrecht, die kleinste Provinz des Königreichs der Niederlande, grenzt nördlich an die Zuydersee, östlich und südlich an Geldern, westlich an Südholland und Nordholland und hat einen Flächenraum von 25,01 QMeilen mit (1863) 168,429 Einwohnern, wovon ungefähr ⅔ Reformirte und ⅓ Katholiken, außerdem wenige Lutheraner, Remonstranten und Juden. Das Land ist im Westen niedrig und eben mit fruchtbarem Marschboden; im Osten erheben sich die amersfoorter Hügel und der Boden wird sandig und heidig. Das Hauptgewässer ist der Rhein mit seinen Armen, dem Leck im Süden, dem krummen Rhein, dem alten Rhein, dem Vecht und der holländischen Yssel; ferner die Eem, welche bei Bunschooten in die Zuydersee mündet; die Grift, die Mye und die Mydrecht; auch gibt es mehre Kanäle, von denen die den Leck mit dem Vecht verbindende Vaart der bedeutendste ist. Das Klima ist gesund. Die wichtigsten Produkte sind Getreide (in großer Menge, besonders guter Buchweizen), Tabak (der beste in Holland), Pferde, Rindvieh (mit bedeutendem Butter- und Käsegewinn) und Bienen. Die Industrie liefert monatlich Wolle, Baumwolle, Seide, Leinwand, Tabak und Thonwaaren. Der Handel vertreibt diese Fabrikate und die Produkte der Viehzucht und des Ackerbau's. Die

Digitized by Google

Eisenbahnen von Arnheim über U. nach Amsterdam und Rotterdam und von U. nach Zwolle durchschneiden die Provinz. Die Provinz ist eingetheilt in die beiden Bezirke U. und Amersfoort. Die gleichnamige Hauptstadt liegt am krummen Rhein, der hier den Namen alter Rhein annimmt, und von welchem aus hier der Vecht nach der Zuydersee und die Vaart nach dem Leck abgeht, und an der Eisenbahn von Arnheim nach Amsterdam, die hier nach Rotterdam und Zwolle abzweigt. Die Stadt ist von mehren Kanälen und Armen des alten Rheins durchschnitten, durch Wälle, Gräben und Thürme nach holländischer Art befestigt, von starken Forts umgeben und bildet den strategischen Vorposten von Amsterdam, während ein Theil der früheren Fortifikationswerke in neuerer Zeit zu Promenaden umgewandelt worden ist; sie hat 4 Vorstädte, 5 Thore, 36 Brücken, 15 Kirchen, von denen besonders der reformirte Dom (Maartenskirche), ein prächtiges gothisches Gebäude, hervorzuheben ist, dessen Schiff jedoch am 1. August 1674 bei einem Orkan eingestürzt ist, so daß jetzt der Chor und der Thurm getrennt stehen; derselbe hat ein schönes Glockenspiel und die Grabmäler des ersten Erzbischofs, Schenks von Tautenburg, und des Admirals Van Gent. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden sind zu nennen: der Königspalast oder das Haus von Loo, in welchem 1579 die Union und 1713 der utrechter Friede geschlossen wurde, der Palast des vormaligen Königs von Holland Ludwig Bonaparte, der U. zu seiner Residenz gewählt hatte, jetzt Sitz des Obermilitärgerichtshofs und theilweise von der Universitätsbibliothek eingenommen, das Papsthaus (Paushuis), jetzt Regierungsgebäude, der Justizpalast, 1837 an der Stelle der berühmten Abtei von St. Paulus errichtet, das schöne Rathhaus, 1830 vollständig erneuert, mit dem reichen Stadtarchiv und einem Antiquitätenkabinet, das Münzgebäude, die prächtige Wilhelmskaserne, das schöne Gebäude für Künste und Wissenschaften mit Koncertsaal, das neue Zellengefängniß, das Schauspielhaus ꝛc. U. ist der Sitz der Provinzialregierung, eines Provinzialbezirks u. Kantonalgerichts, des Obermilitärgerichtshofs, einer Fortifikationsinspektion, eines katholischen (jansenistischen) Erzbischofs und einer deutschen Ordenshausballei. Die Universität (mit 5 Fakultäten, 1634 gestiftet, 1636 eingeweiht), hat gegen 500 Studirende, ein chemisches Laboratorium, ein anatomisches und ein physikalisches Museum, ein Naturalienkabinet, eine Bibliothek, einen botanischen Garten, eine neue Sternwarte und ein meteorologisches Observatorium. Außerdem besitzt U. ein Gymnasium, die Reichsschule für Militärärzte (zugleich Reichshospital), eine Veterinärschule, Bau-, Zeichen-, technische, Gymnastik- und Schwimmschule und andere Unterrichtsanstalten, mehre gelehrte und industrielle Gesellschaften, Gemäldegallerien, Hospitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten. Die Mailbahn (Maliebaan), an der Ostseite der Stadt, eine sechsreihige Allee, zu beiden Seiten mit schönen Villen besetzt, ist eine der schönsten Lindenalleen der Welt. An der Westseite liegt der schöne Exercirplatz Sterrenbosch. Bei dem Dorfe Zeyst ist der Union von 1579 ein Denkmal gesetzt. Die Stadt hat sehr gutes Trinkwasser, von dem bedeutende Schiffsladungen nach Amsterdam gehen. Die Industrie U.s ist von ziemlicher Bedeutung, namentlich Tuch-, Woll-, Baumwoll-, Leinen- und Seidenweberei, Fabrikation von Cigarren, Porzellan, Maschinen, landwirthschaftlichen Geräthschaften, chemischen Produkten, Farben ꝛc., Metallgießerei, Ziegelbrennerei, Oelraffinerie, Brauerei ꝛc. Dem entsprechend ist auch der Handel mit diesen Fabrikaten und den Landesprodukten (besonders Käse und Butter) sehr lebhaft. Die Bevölkerung der Stadt belief sich 1863 auf 56,321 Einwohner. U. ist der Geburtsort des Papstes Hadrian VI. Der Name U. wird hergeleitet von der aus Ulterius Trajectum in Utrajectum zusammengezogenen Bezeichnung der Fähre oder Furth (trajectus), welche hier über den Rhein führte; doch soll dieser Name erst im 7. Jahrhundert n. Chr. unter dem Frankenkönig Dagobert aufgekommen sein. In der Römerzeit war U. eine Stadt der Bataver im römischen Gallien und hieß Trajectum ad Rhenum, T. inferius, oder auch Antonia, nach ihrem angeblichen Gründer Antonius Columnus, der sich vor Nero aus Rom geflüchtet und hier niedergelassen haben soll. In dem unter Kaiser Antoninus Pius geschriebenen Itinerarium Antonini wird U. bereits als Stadt erwähnt. Nach dem Untergange der Römerherrschaft in Gallien setzten sich eine Zeitlang die Franken, später die Friesen hier fest und hielten im Kastell Trajectum einen Burggrafen; dabei lag die Stadt Willinburg mit Bischofssitz, der jetzige Flecken Willenburg, ½ Stunde von U. Das alte U. lag auf der Nordseite des Rheins; nachdem aber Dagobert 630 auf der Südseite die Kathedrale angelegt hatte, entstand hier eine neue und größere Stadt, die besonders dem Bischof Balderich, um die Mitte des 10. Jahrhunderts, ihr rasches Aufblühen verdankte. Kaiser Konrad der Salier schenkte die Grafschaft Theisterband und die Insel Betau an die Kirche zu U., worauf die Stadt bald der Sitz des Bischofs wurde. Bischof Heinrich von U., ein geborner Prinz von Bayern, überließ 1527 Stadt und Fürstenthum U. an Kaiser Karl V., welcher 1529 hier das Schloß Veraburg oder Friedensburg baute. Papst Paul IV. erhob 1559 die Kirche zu U. zur Metropolitankirche und überwies dem neuen Erzbischof (Friedrich Schenk von Tautenburg, † 1580) die Bisthümer Haarlem, Middelburg, Leeuwarden, Deventer u. Gröningen. Unter der Regierung Philipps II. ward hier am 23. Januar 1579 die Union der sieben vereinigten Provinzen (utrechter Union) abgeschlossen, welche die Unabhängigkeit der Niederlande begründete (s. Niederlande). Auch versammelten sich hier die Generalstaaten, bis sie 1593 nach dem Haag verlegt wurden. Im Jahre 1672 besetzten die Franzosen vorübergehend die nur wenig befestigte Stadt. Am 11. April 1713 wurde hier der utrechter Friede geschlossen, der den spanischen Erbfolgekrieg zwischen Frankreich einer- und dem deutschen Reich und England andererseits beendigte und Epoche in der Geschichte des europäischen Gleichgewichts machte, in sofern er die Politik Englands in den Vordergrund brachte und die Frankreichs zurückdrängte. Am

Digitized by Google

17. Januar 1795 wurde U. von den Franzosen unter Pichegru gesetzt. Vgl. Le traité d'Utrecht reclamé par la France, Leipzig 1814; Mahon, History of the war of succession in Spain, London 1832; Geer, Bijdragen tot de geschiedenis en oudheden der provincie U., Utrecht 1860.

Utriusque juris doctor (lat.), Doktor beider Rechte (nämlich des römischen und kanonischen).

Ut supra (lat.), d. h. wie oben, ebenso **ut retro**, d. h. wie auf der Rückseite, Ausdrücke, um in irgend einer Akte von demselben Tage das Datum nicht zu wiederholen. Sie kommen häufig im Indossament vor und können nach preußischem Recht das Datum ersetzen; nach dem französischen Recht können sie es nicht, und bedient man sich ihrer, so ist das Indossament nur ein Indossament per procura, welches kein Eigenthumsrecht auf den Wechsel ertheilt.

Uttenwalder Grund (Ottowalder Grund), s. Sächsische Schweiz.

Uttmann, Barbara, Begründerin des Spitzenklöppelns im Erzgebirge, geboren 1514, ward von ihrem Vater, Heinrich von Elterlein, an einen Bergherrn zu Annaberg, Christoph U., verheirathet und führte 1561 im Erzgebirge das Spitzenklöppeln ein, das sie von einer um ihres Glaubens willen aus der Heimat vertriebenen Brabanterin erlernt haben soll. Sie † 1575.

Uttschneider, Joseph von, ausgezeichneter Techniker, geboren am 2. März 1763 zu Rieden in Oberbayern, studirte zu München und Ingolstadt, ward 1784 bayerischer Hofkammerrath, dann bayerischer Salinenadministrator im Fürstenthum Berchtesgaden und 1799 Referendar im geheimen Finanzdepartement. Seine Verbesserungspläne waren indessen einem großen Theil der Stände mißfällig, und U. wurde daher 1804 zur Disposition gestellt. Er errichtete nun eine Ledermanufaktur in München und 1804 mit Andern das mechanische Institut, welchem die von ihm zu Benediktbeuern angelegte Kunstglashütte das nöthige Crown- und Flintglas lieferte. Aus letzterem entstand, nachdem er sich 1809 mit Fraunhofer (s. d.) vereinigt, das weltberühmte optische Institut. Inzwischen war U. 1807 wieder als Generalsalinenadministrator in den Staatsdienst getreten. Unter seiner Leitung wurde der Bau der Saline zu Rosenheim mit der Soolenleitung von Reichenhall dahin ausgeführt, und durch seinen Einfluß ging 1809 außer der Saline Berchtesgaden auch die zu Hallein in bayerische Administration über. Eine andere Anstalt, zu der unter U.s Leitung in Bayern der Grund gelegt wurde, war das Grundkataster. Auch wurde er 1811 Vorstand der Staatsschuldentilgungsanstalt. Im Jahre 1814 verließ er den Staatsdienst und errichtete eine große Brauerei und eine Tuchmanufaktur. Von 1818—21 war er erster Bürgermeister von München; 1827 wurde er zum Vorstand der münchener neuerrichteten polytechnischen Centralschule ernannt. Der Ankauf von Erching in der Nähe von München 1829 gab ihm Veranlassung zu vielen neuen Versuchen im Gebiete der Landwirthschaft. Er † am 31. Januar 1840 und zwar auf gewaltsame Weise in Folge eines Sturzes aus dem Wagen beim Durchgehen der Pferde.

Uvae (lat.), Hämorrhoidalknoten, s. Hämorrhoiden.

Uvaria *L.* (Traubenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, charakterisirt durch den 3spaltigen oder 3theiligen Kelch, die 6 fast gleichen Blumenblätter, die zahlreichen Staubgefäße u. die gestielten Karpellen, Sträucher und Bäume mit eingelenkten Blättern und einzeln stehenden Blüthen, worunter *U. odorata L.*, Unona odorata *Dun.*, ein 30—60 Fuß hoher Baum auf den ostindischen Inseln, im südlichen Asien seiner wohlriechenden Blüthen wegen häufig angepflanzt wird. Die Blüthen dienen zu Bereitung eines Oels, welches als reizendes Arzneimittel wie als Parfüm dient. Auch werden sie unter den Tabak gemengt oder mit Betel gekaut. Die bitter-aromatische Wurzelrinde, sowie die bittern Samen sind gegen Fieber und Durchfall in Gebrauch.

Uwarow, 1) Sergei Semenowitsch, Graf, russischer Staatsmann, geboren den 25. August 1785 zu Moskau, studirte zu Göttingen und ward 1811 Kurator der Universität und des Lehrbezirks von Petersburg und 1818 Präsident der Akademie der Wissenschaften. Nachdem er von ersterer Stelle 1821 freiwillig zurückgetreten, wurde er im folgenden Jahre Direktor des Departements der Manufakturen und des innern Handels und 1832 Minister der Volksaufklärung. In dieser Stellung gründete er über 700 Lehranstalten, u. A. die Universität zu Kiew, errichtete oder erweiterte Museen, botanische Gärten, Sternwarten, physikalische Kabinete und Bibliotheken, gründete gelehrte Gesellschaften und sorgte für bessere Dotirung des Lehrpersonals. Als nach den Ereignissen von 1848 das russische Unterrichtswesen größeren Einschränkungen unterworfen wurde, zog sich U. vom Ministerium zurück. Er † den 17. Sept. 1855. Von seinen Schriften, die ein gründliches Studium der ausländischen Literaturen bekunden, sind hervorzuheben: „Etudes de philologie et de critique" (Petersb. 1843) u. „Esquisses politiques et littéraires" (Paris 1849). Sein Sohn Alexej hat sich durch die Beschreibung seiner archäologischen Reise an den Nordküsten des schwarzen Meers (Petersb. 1852) einen Namen erworben.

2) Fedor Petrowitsch, russischer General, Verwandter des Vorigen, geboren am 27. April 1769 zu Chruslowka im Gouvernement Tula, zeichnete sich im Krieg mit Frankreich 1805 und 1807, mit der Türkei 1810, in dem Krieg von 1812 bei Borodino und bei der Verfolgung des französischen Heeres, sowie in den Jahren 1813 und 1814 aus. Er † als Chef der Garde-du-Corps und Generaladjutant zu Petersburg am 2. Dec. 1824.

Uxor (lat.), Gemahlin, Gattin; in der Alchemie Name des Quecksilbers, während der Schwefel Maritus genannt wurde.

Uz, wahrscheinlich Landschaft in Idumäa, zunächst gegen Arabien hin, Wohnort Hiobs.

Uz, Johann Peter, deutscher Dichter, geboren zu Ansbach am 3. Okt. 1720, studirte zu Halle die Rechte und machte sich schon 1746 durch seine mit Götz vollendete Uebersetzung des Anacreon (1746), in jener Zeit die geschmackvollste eines alten Dichters, bekannt. Im Jahre 1748

Digitized by Google

ward er Sekretär bei dem Justizkollegium in Ansbach, 1763 Assessor am kaiserlichen Landgerichte zu Nürnberg, 1771 Mitglied des Scholarchats und 1790 Direktor des genannten Landgerichts und des Konsistoriums. Er † den 12. Mai 1796 als geheimer Justizrath. Von seinen poetischen Arbeiten (gesammelt Wien 1805, 3 Bde.; 2. Aufl. 1824) sind hervorzuheben: „Sammlung lyrischer Gedichte" (1749, 1755 und 1765); „Sieg des Liebesgottes", ein erzählendes Gedicht in 4 Gesängen; „Theodicee" (1755), welche die leibnizwolffsche Philosophie vorträgt, sein in Alexandrinern geschriebenes Lehrgedicht „Die Kunst stets fröhlich zu sein" (1760) und viele Kirchenlieder. Seine „Poetischen Schriften" gab Weiße heraus (Wien 1804, 2 Bde.). Die Gesellschaft für vaterländische Kunst und Gewerbfleiß in Ansbach ließ U. 1825 im königlichen Schloßgarten ein Denkmal errichten, wozu Heideloff in Nürnberg die kolossale Büste verfertigte.

Uzel, Stadt im französischen Departement Côtes du Nord, am Oust, hat eine Gewerbekammer, Leinweberei, Leinwand-, Tuch-, Zwirn- und Eisenhandel und 1900 Einw.

Uzès, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Gard, am Auzon, rings von Bergen eingeschlossen, ist Sitz eines Gerichtshofes, hat ein altes festes Schloß, eine Kathedrale, mehre andere Kirchen, ein Kommunalcollége, Fabrikation von Seidenstoffen und Hüten, Handel mit Seide, Leinwand, Töpferwaaren, Oel und Wein und zählt 6212 Einwohner. Hier liegt Papst Klemens V. begraben. In der Nähe die Heilquelle La fontaine du Péronet. U. war ehemals Sitz eines Bischofs; trotzdem ging die Bevölkerung im 16. Jahrh. zur reformirten Kirche über.

V.

V, v, V, v, im deutschen Alphabet der 22. Buchstabe, ein in den alten Sprachen selten vorkommender Konsonant, dessen Name aus dem Namen des 6. Buchstaben im phönicischen und hebräischen Alphabet, welcher gewöhnlich Vav ausgesprochen wird und Nagel, Pflock bedeutet, stammt. Die griechische Sprache hatte ihn ursprünglich gar nicht, sondern an seiner Stelle in alter Zeit das Digamma (s. d.); später wendete sie, um das v in ausländischen Namen wiederzugeben, das β oder ου an (z. B. Bandalen oder Uandalen statt Vandalen). Im Lateinischen war V und U nur Ein Zeichen (s. U). Das hebräische Vav entspricht mehr dem W (s. d.) als dem V, ist der 6. Buchstabe im Alphabet und hat auch den Zahlwerth 6. Als Laut gehört v zur Klasse der Labialen und entspricht der Regel nach im Hochdeutschen dem Laut f; in den römischen Sprachen hat es den Laut des deutschen W. Als Zeichen (V) ist es die römische Ziffer 5. Als Abbreviatur bedeutet es auf römischen Inschriften vivus, vixit, victoria, vale ꝛc., in Büchern vide, versus, verte. Auf französischen Münzen bezeichnet es den Prägort Troyes, in der Musik s. v. a. Violine oder volti, in der Chemie Wolfram.

Va (franz.), es gilt; daher Va banque, in Hazardspielen: es gilt die Bank; Va tout, es gilt alles auf das Spiel gesetzte Geld.

Vaagöe, s. Lofoten.

Vaal (Hai-Garip), der nördliche Quellfluß des Orangeflusses in Südafrika, entspringt auf dem Quathlambagebirge, bildet die Grenze zwischen der transvaalschen und der Orangeflußrepublik und nimmt nach seiner Vereinigung mit dem Nu-Garip den Namen Kai-Garip an.

Vaast (St. V. de la Hougue), Stadt im französischen Departement Manche, am Kanal (la Manche), hat einen durch das Fort la Hougue geschützten Hafen, Makrelen- und Austernfang, lebhaften Küstenhandel und 4162 Einwohner.

Va banque (franz.), s. Va.

Vacantes (lat.), sonst Geistliche, welche keine kirchliche Stelle bekleideten.

Vacat (lat.), es fehlt, ist nicht da, ist unbesetzt.

Vaccina (lat.), s. Kuhpocken.

Vaccinieen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Kelch ist dem Fruchtknoten angewachsen und hat einen 4—6zähnigen, oder ungetheilten abfälligen, oder bleibenden Saum; die Blumenkrone ist ebenfalls 4—6zähnig, seltener 4theilig; die Staubgefäße sind vor einer hypogynischen Scheibe befestigt, der Blumenkrone nicht angewachsen und in der doppelten Anzahl der Blumenblätter, selten in gleicher vorhanden; die Antheren sind 2fächerig; der Griffel trägt eine meist kopfige Narbe; die Frucht ist eine 4—6fächerige Beere, selten eine Kapsel- oder eine Steinfrucht. Die Familie begreift Sträucher mit einfachen, ganzen, wechselständigen Blättern ohne Nebenblätter und zwitterigen, regelmäßigen, einzeln oder traubig stehenden Blättern, im Ganzen über 170 Arten in 13 Gattungen, von denen die meisten in Nord- und Südamerika einheimisch sind. Sie enthalten im Allgemeinen viel Gerbstoff und in den meist eßbaren Früchten freie Säuren. Die V. unterscheiden sich von den Ericeen nur durch den unterständigen Fruchtknoten.

Vaccinium *L.* (Heidel- oder Preißelbeere), Pflanzengattung aus der Familie der Vaccinieen, charakterisirt durch den 4—5spaltigen oder gezähnten, zuweilen fast ganzen Kelch, die 4—5spaltige oder -zähnige Blumenkrone und die kugelige Beere, kleine Sträucher fast in allen Klimaten, von deren zahlreichen Arten besonders folgende bemerkenswerth sind: V. Myrtillus *L.*, Heidelbeere, Blau- oder Schwarzbeere, ist ein bis 1 Fuß und darüber hoher ästiger Strauch mit grünen, scharfkantigen Aesten, wechselständigen, kurzgestielten, eirunden, fein gesägten, abfälligen Blättern, einzelnen, einblüthigen, winkelständigen, überhängenden Blüthenstielen, kugeligen, am Grunde eingeschnürten, blaßgrünlichen, röthlich

Digitized by Google

überlaufenen Blüthen und erbsengroßen, schwarzen, bläulich bereiften Beeren. Er findet sich in den Wäldern des mittleren und nördlichen Europa's, auch Asiens, bis zur Schneegrenze der Alpen, ganze Strecken bedeckend. Die Beeren, Baccae Myrtillorum, schmecken zugleich süßlich und herb und sind reich an Gerb-, sowie an violettem Farbstoff. Sie werden in Menge und auf verschiedene Weise zubereitet genossen. Auch dienen sie als zusammenziehendes Mittel, besonders bei Diarrhöen, sowie zum Färben des Rothweins. Die Pflanze läßt sich als Gerbmittel benutzen. V. uliginosum *L.*, Sumpfheidelbeere, Rausch- oder Trunkelbeere, unterscheidet sich von der vorigen Art durch die stielrunden Aeste, die verkehrt-eiförmigen, ganzrandigen, stark netzadrigen Blätter, die meist paarigen, weißlichen, röthlich überlaufenen Blüthen und die größeren, schwarzvioletten Beeren ohne färbenden Saft, die ebenfalls eßbar sind und keineswegs narkotisch oder berauschend wirken. Der Strauch findet sich in feuchten Wäldern, besonders auf torfhaltigem Boden. V. Vitis Idaea *L.*, rothe Heidelbeere, Preißelbeere, Steinbeere, Hölperchen, ist ein immergrüner Strauch mit kriechendem Wurzelstock, welcher aufsteigende, wenige Zoll bis 1 Fuß hohe, stielrunde, flaumig-filzige, ästige Stengel treibt, mit kurzgestielten, verkehrt-eirunden, stumpfen oder ausgerandeten, am Rande zurückgerollten, lederigen, oberseits glänzendgrünen, unterseits bleichgrünen glanzlosen Blättern, weißlichen oder rosenrothen Blüthen in gipfelständigen, einseitswendigen, gedrungenen, überhängenden Trauben und kugeligen, erst weißen, dann scharlachrothen Beeren. Er wächst in Nadelwäldern, auf sand- und torfhaltigem Boden, in Europa, Nordasien und Nordamerika, bis zur Grenze des ewigen Schnee's, ganze Strecken bedeckend. Die Beeren werden, jedoch nur eingemacht, häufig genossen, auch bereitet man einen angenehmen Branntwein daraus. Ehedem waren die Blätter und die Beeren, Folia et Baccae Vitis Idaeae, officinell. Erstere sind gelind adstringirend und werden noch bisweilen in Theeaufgüssen gegen langwierigen Husten angewendet; die Beeren schmecken süßlich-sauer und zugleich etwas zusammenziehend. Eine Zierpflanze ist V. erythrinum *Hook.*, ein kleiner Strauch auf Java, der durch das schöne Roth der Stengel und der Blüthen einem mit Korallenperlen reich geschmückten Korallenstock gleicht.

Vacha, Stadt im sachsen-weimarischen Kreise Eisenach, Verwaltungsbezirk Dermbach, an der Werra, Sitz eines Justizamts, hat eine Gewerkenschule, eine Synagoge, ein Hospital, Tabaksfabrikation, Wollspinnerei, Wollkämmerei, Gerberei, eine Papier-, eine Loh- und 2 Sägemühlen und 1543 Einwohner.

Vacuna, bei den Sabinern die Erdgöttin, besonders zu Reate verehrt, und zwar nach eingebrachter Ernte, sowie nach vollendetem Feldzuge.

Vacuum (lat.), der leere Raum, die Leere (s. d.).

Vademecum (lat.), d. i. Geh mit mir, Titel, welchen man Büchern von kleinem Format zu geben pflegt, die als Rathgeber oder Leitfaden für gewisse Zwecke, gleichsam als Begleiter in allen möglichen Lagen und Fällen des Lebens, dienen sollen. Zuerst bezeichnete man damit ein Gebetbuch, das „V. piorum christianorum" (Köln 1709), später besonders kleine Taschenbücher mit lustigen Geschichten und Schwänken.

Vaduz (ursprünglich Valdulsch, d. i. Süßthal), Hauptstadt des süddeutschen Fürstenthums Liechtenstein, unweit des Rhein, Sitz der Regierung und des Landtags, hat Weinbau und 937 Einwohner. Dabei das alte Felsenschloß Hohen-Liechtenstein.

Vaels (Vaals), Stadt in der niederländischen Provinz Limburg, Bezirk Mastricht, dicht an der preußischen Grenze, ¾ Stunde westlich von Aachen, hat eine protestantische und eine katholische Kirche, eine Synagoge, Tuchfabrikation und 3587 Einwohner.

Vaerst, Friedrich Christian Eugen, Baron von, geistreicher Schriftsteller, geboren den 10. April 1792 zu Wesel, ward bei Jean Paul in Baireuth erzogen, machte als preußischer Offizier die Feldzüge von 1812—15 mit u. schied 1818 als Hauptmann aus dem Dienst. Er privatisirte nachher in Berlin, seit 1822 in Breslau und wurde 1825 Mitbesitzer und 1834 Eigenthümer der „Breslauer Zeitung". Im J. 1828 besuchte er Spanien und genoß dort das Vertrauen des Don Carlos in hohem Grade. Von 1840—47 dirigirte er das breslauer Stadttheater. Er † am 16. Sept. 1855 zu Herrendorf bei Soldin. Als Schriftsteller machte er sich besonders durch die „Kavalierperspektive" (Leipz. 1836), die „Pyrenäen" (Breslau 1847, 2 Bde.) und die „Gastrosophie" (Leipzig 1852, 2 Bde.) vortheilhaft bekannt.

Väterliche Gewalt (patria potestas), der Inbegriff der Rechte, welche dem Vater über die Kinder zustehen. Sehr streng und ausgedehnt war die v. G. in Rom in der ältesten Zeit. Der Paterfamilias hatte eine gewisse häusliche Richtergewalt, das Recht über Leben und Tod seines Kindes (jus vitae et necis), die Macht, dasselbe zu verkaufen, nach Willkür und Belieben zu verheirathen, wieder zu scheiden, in Adoption zu geben und zu emancipiren. Durch den Verkauf trat das Kind aus dem Familienverband heraus in ein der Sklaverei ähnliches Abhängigkeitsverhältniß (mancipium) zu dem Erwerber, nach dessen Aufhebung aber der Haussohn in die v. G. zurückfiel. Erst nach dem dritten Verkauf wurde der Haussohn von der v.n G. ganz frei, weshalb die älteste Form der Emancipation darin bestand, daß der Vater seinen Sohn zum Schein dreimal verkaufte. Nach und nach aber wurde die v. G. in ihren Wirkungen sehr beschränkt. Das noch heute geltende römisch-justinianische Recht gibt der v.n G. das Zuchtrecht über den Unterworfenen, eine disciplinarische Gewalt über seine persönlichen Zustände, mit dem darauf zurückzuführenden Recht der Vormundsbestellung und der Zustimmung zur Verheirathung, ferner dem Recht der Pupillarsubstitution. Nach altem römischen Recht war ein der v.n G. Unterworfener eigenen Vermögens schlechthin unfähig: was er erwarb, erwarb er dem Vater; was ihm der Vater zur Verwaltung überließ, gehörte nicht ihm, sondern dem Vater, von dessen Vermögen es nur faktisch abgesondert war (peculium). Später wurde eine Ausnahme für den militärischen Erwerb gesetzt,

Digitized by Google

welchen ein Sohn für sich sollte machen können (peculium castrense), und es wurde jenes Recht auch noch auf andere Erwerbsarten ausgedehnt (peculium quasi castrense); gewisse andere Erwerbungen, namentlich die des Mutterguts, blieben dem Kinde als Eigenthum, doch sollte der Vater den Nießbrauch und die Verwaltung haben (bona adventitia, peculium adventitium). Der Vater kann die Kinder aus der v.n G. entlassen (emancipatio). Gegenwärtig hört die v. G. schon durch eine eigene Haushaltung auf, in sofern die Kinder ganz aus dem väterlichen Hause scheiden. Den Kindern, welche ein getrenntes Interesse mit den Aeltern haben, werden vom Staate Vormünder bestellt, die gegen jene klagend auftreten können, und die selbstständig gewordenen Kinder können selbst auch ihre Rechte und Ansprüche gegen die Aeltern vor Gericht verfolgen. Wenn die Aeltern ihre Einwilligung bei Verheirathungen ohne Grund versagen, wird sie vom Staate ergänzt. Erworben wird die v. G. nicht nur durch die natürliche Vaterschaft (s. d.), sondern auch durch Adoption (s. d.).

Vaga, Perino del, s. Buonaccorsi.

Vagabund (Vagant, v. Lat.), Einer, der, ohne einen festen Wohnsitz und ein bestimmtes Gewerbe zu haben, von einem Ort zum andern zieht, also s. v. a. Landstreicher. An und für sich führt das Vagabundiren in den Rechten selbst keine Ehrenschmälerung herbei, doch ist mit einer solchen Lebensweise eine gewisse Verdächtigkeit verknüpft, welche im Interesse der Rechtssicherheit polizeiliche Maßregeln nothwendig macht. Neuerdings haben mehre deutsche Staaten hinsichtlich der Aufnahme heimatloser V.en Konventionen mit einander abgeschlossen.

Vagantes (v. Lat.), in der alten Kirche Geistliche, die ordinirt waren, ohne ein bestimmtes Kirchenamt zugewiesen zu erhalten, und daher als Gehülfen anderer Geistlichen oder Kaplane fungirten.

Vagina (lat.), die Scheide, s. Geschlechtstheile.

Vaigaz (Waigatsch), Insel im nördlichen Eismeer, zum europäisch-russischen Gouvernement Archangel gehörig, wird durch die gleichnamige Straße (auch jugorische Straße genannt) vom Festlande und durch die Woronowskaja Guba oder karische Pforte von Nowaja-Semlja getrennt, ist gebirgig und unwirthbar, reich an Seevögeln und Pelzthieren und wird von Samojeden bewohnt.

Vaigiou (Waigiu), Insel des westlichen Polynesien, nordwestlich von der westlichen Halbinsel Neuguinea's, durch die Dschilolostraße von der Molukkeninsel Dschilolo getrennt, ist gebirgig, stark bewaldet, dicht bevölkert und dem Sultan von Tidor unterworfen.

Vaihingen, Stadt im würtembergischen Neckarkreis, an der Ens und unweit der würtembergischen Staatsbahn (Linie Bietigheim-Pforzheim), Sitz eines Oberamts, Oberamtsgerichts und Kameralamts, hat ein Schloß, eine Arbeitsanstalt, ein Hospital, Fabrikation von Cichorie, Oel, Papier und Neusilber, Gerberei, Bleicherei, Flößerei, Holzhandel und 3200 Einwohner.

Vaillant, 1) Jean Foy, berühmter Numismatiker, geboren zu Beauvais am 24. Mai 1632, war eigentlich praktischer Arzt, erlangte aber in der Numismatik solchen Ruf, daß ihn Colbert zweimal nach Italien und Griechenland sandte, um für das pariser Münzkabinet zu sammeln. V. † am 23. Okt. 1706. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Numismata aurea imperatorum, Augustorum et Caesarum, in coloniis, municipiis et urbibus jure latino donatis" (Paris 1688, 2 Bde.; n. Aufl. 1697); „Numismata imperatorum etc. a populis romanae ditionis graece loquentibus" (das. 1698, Amsterdam 1700); „Historia Ptolemaeorum" (Amsterd. 1701); „Numi antiqui familiarum Romanarum" (das. 1703, 3 Bde.); „Arsacidarum imperium" (Paris 1725, 2 Bde.); „Seleucidarum imperium" (Haag 1732); „Numismata imperatorum romanorum praestantiora" (Rom 1743, 3 Bde.).

2) Jean Baptiste Philibert, französischer Marschall, geboren den 6. December 1790 zu Dijon, trat 1809 in das Geniecorps, begleitete als Adjutant den General Haxo auf dem russischen Feldzuge, betheiligte sich während der hundert Tage bei der Befestigung von Paris und focht bei Ligny und Waterloo. Den Feldzug gegen Algier 1830 machte er als Bataillonschef mit, nahm hierauf als Oberstlieutenant an den Expeditionen nach Belgien 1831 und 1832 Theil, war 1837—38 Festungsdirektor in Algier und erhielt dann das Kommando über die polytechnische Schule, gab aber diese Stelle auf, um, seit 1845 mit dem Rang eines Generallieutenants, die oberste Leitung bei den pariser Festungsbauten zu übernehmen. Im Mai 1849 erhielt er das Kommando der Genietruppen bei dem römischen Expeditionscorps und erwarb sich bei der Belagerung Roms die Marschallswürde. Im Jahre 1854 übernahm er das Portefeuille des Krieges und 1860 das des kaiserlichen Hauses. Im Januar 1864 erhielt er die Würde eines Großkanzlers der Ehrenlegion.

Vaison (im Alterthum Vasio), Stadt im französischen Departement Vaucluse, am Ouvèze, mit einer Brücke von einem 60 Fuß weiten Bogen und ansehnlichen Alterthümern (Amphitheater, Bogengängen und Tempeln) aus der Römerzeit, hat Seidenspinnerei, Baumwollweberei, Branntweinbrennerei und 3404 Einwohner.

Vaishas, indische Kaste, den Bürger- und Bauernstand umfassend, s. Indien.

Vakanz (v. Lat.), das Erledigtsein einer Stelle, insbesondere einer kirchlichen. Da die V.en oft ungebührlich ausgedehnt wurden, besonders durch die Zögerung der Kirchenpatrone, so bestimmte die Kirche, binnen welcher Zeit ein neuer Geistlicher angestellt sein mußte; besetzte ein geistlicher Patron die Stelle, so mußte es binnen 6, besetzte sie ein Laie, schon nach 4 Monaten geschehen. In der protestantischen Kirche währen die V.en gewöhnlich ein halbes Jahr, während dessen die Amtsgeschäfte meist von den benachbarten Geistlichen besorgt und die Einkünfte von den Relikten des Pfarrers bezogen werden. V. nennt man auch die Ferien oder auch die Ruhezeit, während welcher Gerichte und andere öffentliche Anstalten keine Sitzungen halten.

Valangin (Valengin), sonst Grafschaft, kam 1579 durch Kauf an Neuenburg, jetzt Theil des schweizerischen Kantons Neuenburg.

Digitized by Google

Valckenaer, Ludwig Kaspar, berühmter holländischer Philolog und Kritiker, geboren 1715 zu Leeuwarden, wurde 1741 Professor der griechischen Sprache in Franeker und 1766 zu Leyden, wo er den 14. März 1785 †. Er begleitete mehre griechische Schriftsteller mit schätzbaren Kommentaren, namentlich die „Idyllen" des Theokrit (Leyden 1779 und 1781, Leipzig 1810), die „Phoenissae" (Franeker 1755, Leipzig 1824) und den „Hippolytus" (Leyden 1768, Leipzig 1823) des Euripides, den Callimachus (Leyden 1799) und den Grammatiker Ammonius (Leyden 1739, Leipzig 1822). Eine Sammlung seiner „Opuscula philologica, critica, oratoria" besorgte Erfurdt (Leipzig 1808, 2 Bde.). Sein Sohn Jan V., geboren 1757, † zu Haarlem den 19. Januar 1820 als Professor der Rechte zu Utrecht, machte sich als juristischer Schriftsteller und Diplomat bekannt.

Valdepeñas, Stadt in der spanischen Provinz Ciudad Real, an der andalusischen Heerstraße, ist gut gebaut und wohlhabend und hat 10,768 Einwohner. In der Umgegend wird berühmter Rothwein gebaut.

Valdieri, Marktflecken in der italienischen Provinz Coni (Cuneo), südwestlich von Coni, in romantischer Gebirgsgegend im Gessothale, hat Eisenwerke, Marmorbrüche, Schwefelquellen von 19°—51° R. mit gut eingerichteten Badeanstalten, welche namentlich gegen Hautkrankheiten, chronische Rheumatismen, Unterleibsleiden ꝛc. empfohlen werden, und zählt 2600 Einwohner.

Valdivia, Provinz in der südamerikanischen Republik Chile, liegt zwischen 39° und 41° südl. Br., grenzt im Norden an die Provinz Araukania, im Osten an die Andes, im Süden an die Provinz Chiloë, im Westen an den stillen Ocean und umfaßt einen Flächenraum von 579,7 QMeilen mit 29,293 Einwohnern, worunter zahlreiche Indianer. Längs der Westküste ziehen sich die chilenischen Küstencordilleren in einer mittleren Höhe von 3000 Fuß hin, im Osten steigen die Andes mit zahlreichen Vulkanen bis zu 7000 Fuß auf und scheiden die Provinz von der argentinischen Republik; zwischen beiden Gebirgszügen dehnt sich eine große, höchst fruchtbare, reich bewässerte Ebene aus; dicht am Fuße der Andes liegen große Seen, von denen der Ranco-, Llanquihue- und Guaneguesee die bedeutendsten. Die wichtigsten Flüsse sind: der Rio Valdivia oder Callecalle, Pilmaiquen und Rio Bueno. Das Klima ist im Allgemeinen mild und gesund, namentlich für die bereits Akklimatisirten; schon seit längerer Zeit ist die Provinz frei von Erdbeben geblieben. Die Vegetation ist höchst üppig; es gibt noch ausgedehnte Urwälder und der Boden ist erst zu einem kleinen Theil kultivirt. Derselbe eignet sich für alle mitteleuropäischen Getreide- und Obstsorten. Das Thierreich ist spärlich vertreten, namentlich gibt es wenig Wild. Der Mineralreichthum ist sehr bedeutend, namentlich gibt es Eisen und Steinkohlen, sowie Gold, Silber und Kupfer; doch werden die Vorräthe noch nicht hinreichend ausgebeutet. Haupterwerbsquellen sind Ackerbau, Viehzucht und Holzausfuhr, besonders nach Kalifornien. Die Industrie ist erst im Beginnen. Die Provinz wird eingetheilt in die 3 Departements Valdivia, Osorno und Union. Die gleichnamige befestigte Hauptstadt, am Rio Valdivia unweit seiner Mündung in die Valdiviabai des stillen Oceans, mit einem der größten, schönsten und sichersten Häfen der ganzen Westküste Amerika's, hat mehre Kirchen und Klöster und 1200 Einwohner. Sie wurde 1551 gegründet und war unter der spanischen Herrschaft Verbannungsort für Verbrecher aus Chile und Peru. Die Provinz V. ist in neuerer Zeit ihrer klimatischen und Bodenverhältnisse wegen namentlich deutschen Auswanderern zur Ansiedelung empfohlen worden. Vgl. Philippi, Nachrichten über die Provinz V., Kassel 1851.

Valo (lat.), lebe wohl! Valete, lebet wohl!

Valée, Sylvain Charles, Graf, französischer Marschall, geboren den 17. Dec. 1773 zu Brienne-le-Château, trat 1792 in die Nordarmee, wurde 1795 zum Hauptmann u. 1804 zum Oberstlieutenannt befördert und erhielt, nachdem er sich bei Jena ausgezeichnet, im Januar 1807 als Oberst den Befehl über das erste Artillerieregiment. Nach den Schlachten bei Eylau und Friedland übertrug ihm Napoleon I. Anfangs 1809 das Kommando über die Artillerie des 3. Armeecorps in Spanien, wo V. im August 1811 zum Divisionsgeneral aufrückte. Mit der ersten Restauration kehrte er nach Frankreich zurück und ward von Ludwig XVIII. zum Generalinspektor der Artillerie erhoben. Wiewohl er während der hundert Tage von Napoleon den Befehl über die Artillerie des 5. Armeecorps angenommen, ernannte ihn Ludwig XVIII. abermals zum Generalinspektor des Centralausschusses für die Artillerie. Nachdem V. 1835 die Pairswürde erhalten, begleitete er 1837 den General Damrémont nach Algier, übernahm bei dessen Expedition gegen Konstantine den Befehl über die Artillerie, trat nach dem Tode Damrémonts an die Spitze des Expeditionsheeres und nahm am folgenden Tage die Stadt mit Sturm. Zum Lohn erhielt er den Marschallsstab und Anfangs December die Ernennung zum Generalgouverneur der französischen Besitzungen in Afrika. Da er aber seine Aufgabe mehr in der Vertheidigung des Errungenen als im energischen Vorgehen gegen Abdel-Kader fand (s. Algier, Geschichte), ward er Ende 1840 abberufen. Er † zu Paris am 16. August 1846.

Valeggio, Stadt in der venetianischen Provinz Verona, am Mincio, hat mehre Kirchen, einen Palast Guarienti mit schönen Gemälden, ein Spital, bedeutende Seidenkultur und 5091 Einw. Hier am 29. Mai 1796 Sieg Bonaparte's über die Oesterreicher.

Valença (V. d'Alcantara), Stadt und starke Grenzfestung in der portugiesischen Provinz Minho, Distrikt Vianna, führt den Titel eines Marquisats, liegt auf einem Hügel am Minho, der spanischen Festung Tuy gegenüber, die von ihr dominirt wird, hat 2 Pfarrkirchen, eine mathematische Schule und 1800 Einw., wurde Ende April 1705 von den Briten und Portugiesen belagert und erstürmt.

Valençay, Stadt im französischen Departement Indre, am Nahon, hat ein schönes Schloß mit Gemäldegallerie u. Park, Wollmanufakturen,

Digitized by Google

Weinbau und 3587 Einw. Auf dem Schlosse, das dem Fürsten Talleyrand gehörte, lebte Ferdinand VII. von Spanien 1808—13 im Exil und schloß daselbst den Vertrag vom 11. Dec. 1813, in welchem er Frieden und Vertreibung der Engländer vom spanischen Boden versprach und dagegen ganz Spanien wieder erhielt. Im Jahre 1829 ward V. zum Herzogthum für Talleyrand erhoben.

Valence, Hauptstadt des französischen Departements Drôme, ehemals Hauptstadt der Landschaft Valentinois in der Dauphiné, in reizender Lage am linken Ufer der Rhône und an der Eisenbahn von Lyon nach Marseille, die hier nach Grenoble abzweigt, ist sehr alt, hat meist enge, krumme und unregelmäßige Straßen, eine schöne eiserne Brücke, einige Befestigungen, eine Citadelle, eine Kathedrale mit dem von Canova gearbeiteten Denkmal des 1799 hier verstorbenen Papstes Pius VI., 11 andere Kirchen, ein Kommunalcollége (früher Universität), eine Artillerieschule, eine öffentliche Bibliothek und einen botanischen Garten. V. ist Sitz des Präfekten und der Departementsbehörden, eines Bischofs und eines Gerichtshofs, sowie mehrer gelehrten und industriellen Gesellschaften. Die Industrie ist nicht von wesentlicher Bedeutung und beschränkt sich auf einige Fabriken von wollenen und seidenen Waaren, Handschuhen und Papier; von größerer Wichtigkeit ist der Handel, besonders mit Wolle, Seide, Leder, Tuch, kurzen Waaren, Eisenwaaren, Wein, Getreide und Vieh. Die Stadt zählt 18,711 Einw.; sie ist der Geburtsort des Generals Championnet, dem hier ein Denkmal errichtet wurde. V. ist das Valentia oder die Civitas Valentinorum der Römer, im Gebiet der Segovellauni im narbonensischen Gallien.

Valencia, zur Krone Spanien gehöriges Königreich, grenzt im Norden an Aragonien, im Nordosten an Katalonien, im Osten und Südosten an das mittelländische Meer, im Westen an Murcia, Neukastilien und Aragonien u. hat einen Flächenraum von 418,1 geographischen Meilen (743,3 spanischen OLeguas) mit (1860) 1,342,515 Einw. Das Königreich umfaßt den größten Theil der nordvalencianischen Terrasse, sowie die südvalencianischen Gebirge und die dazwischen liegenden Thäler, ist daher großentheils gebirgig. Der Norden starrt von schroffen, zerrissenen Gebirgsketten bis zu 7000 Fuß Höhe, die Gebirge im Süden erheben sich bis zu 6000 Fuß Höhe. Die Küste bildet 2 weite, durch das Cabo de la Nao getrennte Meerbusen (die Baien von Valencia und Alicante); sie ist im Norden ziemlich flach und voll Sandbänke, im Süden von Klippen und Felsenriffen umgeben. Die wichtigsten Flüsse sind: der Guadalaviar, welcher das Land von Nordwesten nach Südosten durchströmt, der Xucar, welcher aus Cuença kommt und den Cabriel und Albayda aufnimmt; der Palancia, Mijares und Cenia fließen im Norden, der Segura im Süden des Königreichs. An der Küste liegt der See Alb. Auch gibt es einige Mineralquellen. Der Boden ist von sehr ungleicher Beschaffenheit, in den meist aus Kalk bestehenden Gebirgen wenig ergiebig, in den Thälern und Ebenen dagegen höchst fruchtbar, ausgenommen im Süden, wo sich in den Thälern viele salzige Steppen ausbreiten. Das kulturfähige Land ist mit außerordentlicher Sorgfalt angebaut, die natürliche Fruchtbarkeit durch ein künstliches Bewässerungssystem so erhöht, daß man in einem Jahre auf demselben Boden 3 bis 5 Ernten verschiedener Früchte erzielt. V. wird daher „der Garten von Spanien" genannt. Waldungen fehlen dagegen fast gänzlich, denn auch die Gebirge sind entweder kahl, oder nur mit niedrigem Gebüsch bewachsen. Das Klima ist sehr angenehm und gesund, die Hitze durch die Seewinde gemildert, der Himmel fast immer tiefblau; im Sommer weht indeß bisweilen ein glühender Solano; auch sind Erdbeben nicht selten. Die wichtigsten Produkte sind Weizen, Gerste, Mais, Reis, Oel, Wein, Rosinen, Johannisbrod, Feigen, Orangen, Mandeln, Seide, Hanf, Flachs, Gartenfrüchte, besonders Melonen und Gemüse aller Art. Im Vergleich mit der sorgfältigen Bodenbebauung steht die Viehzucht auf einer niederen Stufe, obwohl in den Gebirgen kein Mangel an guten Weideplätzen ist. Am meisten blüht noch die Pferde-, Schaf- und Ziegenzucht. Das Mineralreich bietet Eisen, Kupfer, Blei, Zinnober, Kobalt (sämmtlich wenig ausgebeutet), Salz, Stein- und Braunkohlen. Die Industrie, welche besonders Seidenspinnerei, Seiden-, Woll- und Leinweberei, Espartoflechterei und Papierfabrikation umfaßt, und der Handel, welcher namentlich Wein, Rosinen, Südfrüchte, Süßholz, Seide und Oel ausführt, haben sich seit der Eröffnung der Eisenbahnen von Almansa nach Alicante, Valencia u. dem Grao de Valencia und von Valencia nach Tarragona sehr gehoben. Die Valencianer sind ein Mischvolk aus den Nachkommen der Mozaraber und Moriskos u. zeigen noch heute unverkennbar die Eigenthümlichkeiten ihrer orientalischen Abstammung. Sie sind von wohlgebildetem und zartem Aeußern, leichtsinnig, im höchsten Grade sinnlich, listig, rachsüchtig u. falsch, zeichnen sich aber durch Fleiß, Gelehrigkeit, körperliche Gewandtheit, Reinlichkeit, große Genügsamkeit, Uneigennützigkeit, Gastfreiheit, Anhänglichkeit an ihre Heimat, glühende Phantasie, poetische Begabung und Sinn für Kunst und Musik aus. Die höheren Stände sprechen Kastilianisch, die unteren Valencianisch, einen dem Katalonischen verwandten, aber weicheren Dialekt. Früher wurde das Königreich V. in 13 Distrikte oder Governios eingetheilt, seit 1834 dagegen in die 3 Provinzen Valencia, Alicante und Castellon de la Plana.

Die gleichnamige Hauptstadt liegt eine Stunde vom mittelländischen Meer entfernt in einer von einem malerischen Gebirgshalbkreis umschlossenen, höchst fruchtbaren Ebene (der Huerta von V.) am rechten Ufer des Guadalaviar, über den 5 schöne lange Steinbrücken von antiker Bauart führen, hat Mauern und Wälle, die zum Theil noch aus der Saracenenzeit stammen, 8 Thore, 5 Vorstädte, enge, krumme, aber mit massiven, meist alterthümlichen Häusern besetzte Straßen und Gassen, zahlreiche kleine Plätze, mehre schöne Promenaden (namentlich die Mail, die Alameda und la Glorieta), 15 Kirchen, 17 Kapellen, 13 Nonnenklöster, 14 ehemalige Mönchsklöster und eine Citadelle. Unter den Kirchen und

Digitized by Google

Kapellen zeichnen sich aus: die Kathedrale, ein sehr altes, umfangreiches, unregelmäßiges, in verschiedenen Stylen ausgeführtes Gebäude (in der Römerzeit Dianentempel, unter den Gothen christliche Kirche, unter den Saracenen Moschee), mit vielen Kunstschätzen und einem hohen achteckigen Thurm (torre de Miguelete), dessen Plattform eine prachtvolle Aussicht gewährt; die Kirche el Temple, ursprünglich zum Tempelritterhof gehörig, und die Kapelle de los Desamparados, eine schöne Rotunde mit prächtigen Fresken u. großer Kuppel. Andere hervorragende Gebäude sind: das Kollegium des Patriarchen, der königliche Palast, der Duanepalast (ehemals Dominikanerkloster), die Lonja (ein großes, im maurisch-gothischen Styl ausgeführtes Gebäude, welches als Verkaufslokal der rohen Seide u. als Seidenbörse dient), die Börse, das Theater und die Paläste Dosaguas und Jura. V. ist der Sitz des Generalkapitäns von V. und Murcia, der Provinzialbehörden, eines Erzbischofs, eines Obergerichts, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer, und hat eine 1410 gegründete, aber sehr herabgekommene Universität mit 5 Fakultäten, naturhistorischen Sammlungen, Bibliothek und botanischem Garten (dem besten in Spanien), eine Kunstakademie S. Carlos, ein Instituto, ein Priesterseminar, eine Kunst-, Baugewerk- und Industrieschule, eine höhere Normalschule und verschiedene andere Unterrichtsanstalten, eine erzbischöfliche Bibliothek, ein Gemäldemuseum, 5 Hospitäler, unter denen sich namentlich das große Hospital General mit Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für 7—800 arme Kinder auszeichnet, mehre andere Wohlthätigkeitsanstalten, ein Musterzuchthaus (presidio modelo) im ehemaligen Augustinerkloster und einen Stiergefechtcirkus. Die Industrie ist sehr lebhaft und vielseitig; der wichtigste Industriezweig ist Seidenspinnerei und Seidenweberei; außerdem hat V. eine große königliche Tabaks- und Cigarrenfabrik, die gegen 4000 Arbeiter beschäftigt, Hanfgewebefabriken, Tuchmanufakturen, Hut-, Handschuh-, Buntziegel-, Gyps-, Seifen-, Talgfabriken, Glashütten, Eisengießereien, Eisenhämmer und eine Reisstrohmaschinenbleiche. Der Handel ist ebenfalls von großer Bedeutung und würde noch lebhafter sein, wenn der Hafen für V. bei der ½ Meile entfernten, mit V. durch eine Eisenbahn verbundenen Villa Grao an der Mündung des Guadalaviar besser wäre. Außerdem ist V. durch Eisenbahnen mit Almansa und Tarragona verbunden. Die Bevölkerung der Stadt belief sich 1860 auf 107,703 Einwohner. In der Nähe von V. liegt das ehemalige Hieronymitenkloster S. Miguel de los Reyes, und eine Stunde von der Stadt entfernt der wegen seiner gesunden Luft und schönen Villen berühmte Flecken Burjasot, merkwürdig durch seine in Hügel gegrabenen unterirdischen Kornmagazine (Silos).

V. war schon zur Zeit der Eroberung Spaniens durch die Römer als Valentia eine bedeutende Stadt der Edetaner im tarraconensischen Spanien, wurde 140 v. Chr. alten Soldaten als Wohnsitz eingeräumt und war dann Kolonie, wurde aber von Pompejus im Kriege gegen Sertorius zerstört, indeß bald wieder aufgebaut. Zu Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr. kam es an die Westgothen, nach dem Fall des westgothischen Reichs im 8. Jahrhundert aber gerieth es unter die Herrschaft der Mauren und wurde eine vollständig mohammedanische Stadt. Anfangs bildete nun das jetzige Königreich V. eine Provinz des Reichs von Cordova; als jedoch das Reich der Khalifen zerfiel, machte sich Muzeik, der Statthalter von V., 1025 unabhängig. Seitdem war es eins der verschiedenen maurischen Königreiche Spaniens (s. d.). Im Jahre 1094 ward die Stadt von dem Cid erobert, fiel aber nach dessen Tode wieder in die Hände der Mauren, bis Jakob I. von Aragonien sie 1238 eroberte; 1319 wurde V. dauernd mit Aragonien vereinigt. Im Jahre 1706 landeten hier die Engländer und Holländer, worauf sich Stadt und Königreich für Karl III. erklärten. Im spanischen Unabhängigkeitskriege von 1808 bis 1813 stand V. zuerst gegen die Franzosen auf und hielt sich bis 1811. Am 7. Januar 1812 wurde die Stadt von Suchet genommen. Im Jahre 1835 erhob sich zu V. eine revolutionäre Junta gegen die Königin Isabella, unterwarf sich jedoch dem Ministerium Mendizabal. Hier unterzeichnete am 12. Oktober 1840 die Königin Maria Christine ihre Abdankung als Regentin. Am 11. Juni 1843 brach in V. eine Insurrektion aus und Ende Februar 1852 wurde daselbst ein karlistisches Komplot entdeckt. Vgl. Escolano, Historia de la ciudad y reyno de V., Valencia 1610—11, 2 Bde.; Fischer, Gemälde von V., Leipzig 1803, 3 Bde.

Valencia (früher Nueva V. del Rey), Hauptstadt der Provinz Carabobo in der südamerikanischen Republik Venezuela, in fruchtbarer, trefflich angebauter Gegend, 8 Meilen südlich von der Küste des karaibischen Meeres und unweit westlich von dem schönen Tacariguasee (See von Valencia), eine der schönsten Städte des nördlichen Südamerika, ist vollständig regelmäßig gebaut, hat ein Kollegium und mehre andere Schulen, lebhafte Industrie und Handel, Ackerbau und 16,000 Einwohner. Der Hafen für die Stadt ist Puerto Cabello. V. wurde 1555 von Alonzo Diaz Moreno gegründet.

Valencia, Don Ramon Narvaez, Herzog von, s. Narvaez.

Valenciennes, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Nord, am Einfluß der Yonelle in die Schelde, die hier für größere Fahrzeuge schiffbar wird und die Stadt in mehren Armen durchströmt, und an der französischen Nordbahn (Hauptlinie Paris-Brüssel), die hier auch nach Rheims abzweigt. V. ist Festung zweiten Ranges und hat 11 Bastionen, deren größte als Citadelle abgeschnitten ist; vor 6 Courtinen liegen Ravelins, vor 2 Bastionen und einer Courtine Hornwerke und vor der Citadelle ein Kronenwerk mit Ravelins u. mehren Lünetten zur Seite. Die Stadt ist im Ganzen ziemlich unregelmäßig gebaut, hat aber viele schöne Gebäude, mehre Kirchen, unter denen sich die Franciscuskirche mit Denkmälern hennegauischer Grafen auszeichnet, ein stattliches Rathhaus mit künstlichem Uhrwerk, eine Börse ꝛc. V. ist der Sitz eines Gerichtshofs, eines Handelsgerichts, einer Handelskammer und einer Gewerbekammer

Digitized by Google

und hat ein Kommunalcollége, eine Handelsschule, eine Lehranstalt für Geometrie und Physik, mehre andere Schulen, eine Maler- und Bildhauerakademie, ein Gemälde-, Antiquitäten- und Naturalienkabinet, periodische Kunstausstellungen, eine Bibliothek von 18,000 Bänden, ein schönes Arsenal, ein Theater, Fabrikation von Batist, Linon, Spitzen (dentelles de V.), Tüll, Gaze, Musselin, Stickereien, Teppichen, Seife, Zucker, Oel, Nägeln, Wagen, Gewichten, Töpferwaaren, Pfeifen, Leder, Tabak, Beinschwarz, Chemikalien, Brauereien, Brennereien, Schmelzöfen, Schneidemühlen, Leinwandbleichen, lebhaften Handel mit Holz, Steinkohlen, Landes- und eigenen Produkten und zählt 24,966 Einwohner. In der Nähe sind große Steinkohlengruben. V. hieß bei den Römern Valentinianä, später Valentiana, war Standort einer römischen Kohorte und wurde zu dem Pagus Fanomartensis gerechnet. Die Könige der Franken hatten zu V. ein Palatium. Später kam die Stadt an Hennegau, dann an Flandern und war Residenz der Grafen von Flandern. Im Jahre 1656 ward sie von Turenne vergebens belagert, aber 1677 von Ludwig XIV. genommen und im Frieden von Nimwegen an Frankreich abgetreten. Im Jahre 1793 wurde V. von den vereinigten Oesterreichern und Engländern unter dem Prinzen von Koburg erobert, mußte aber 1794 wieder geräumt werden. Am 1. und 2. Juli 1815 wurde V. von den Niederländern theilweise in Brand geschossen, aber erst am 12. Aug. übergeben. Im April 1843 stürzte der alte Rathhausthurm ein, wobei mehre Menschen ums Leben kamen.

Valengin (Valendis), s. Valangin.

Valens, Flavius V. Gothicus, römischer Kaiser, geboren zu Cibale in Pannonien, diente unter Kaiser Julianus, wurde 364 von seinem Bruder Valentinianus I. zum Mitregenten angenommen und erhielt die Herrschaft über den Osten des Reichs, bewies jedoch sogleich seine Unfähigkeit bei der Empörung des Procopius, gegen den er den westgothischen Fürsten Athanarich zu Hülfe rief. Procopius ward nun zwar 366 geschlagen, doch kam es hierauf mit Athanarich zum Krieg, der 369 durch Vertrag endete. Auch den Streit mit dem persischen König Sapores wegen des Besitzes von Armenien und Iberien endete ein Vergleich. Als die Westgothen von den Hunnen bedrängt wurden, wies ihnen V. Wohnsitze in Mösien an. Als sie sich aber hier von Seiten der kaiserlichen Beamten aufs ärgste gedrückt und mißhandelt sahen, griffen sie zu den Waffen, und als V. 378 gegen sie zog, ward er bei Adrianopel besiegt und fand den 9. August seinen Tod auf der Flucht in einem vom Feinde angezündeten Bauernhause. Als eifriger Arianer hatte er 368 die Athanasianer hart verfolgt.

Valentia, Insel an der südlichen Westküste von Irland, südlich von der Dinglebai des atlantischen Oceans, gehört zur Grafschaft Kerry der irischen Provinz Munster, hat einen sehr schönen Hafen und ist Station der Packetboote nach Amerika, Spanien, Portugal ꝛc. Von hier führt seit dem 27. Juli 1866 der transatlantische Telegraph nach der Trinitybai bei Neufundland.

Valentin, Gabriel Gustav, berühmter Physiolog der Gegenwart, geboren am 8. Juli 1810 zu Breslau von jüdischen Aeltern, studirte daselbst, ließ sich 1833 als praktischer Arzt in Breslau nieder und folgte 1836 einem Ruf als Professor der Physiologie nach Bern. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „Handbuch der Entwickelungsgeschichte" (Berlin 1835); „De functionibus nervorum cerebralium et nervi sympathici libri quatuor" (Bern 1839); „Lehrbuch der Physiologie des Menschen" (Braunschw. 1845, 2 Bde.; 2. Aufl. 1847—50); „Grundriß der Physiologie des Menschen" (das. 1846, 4. Aufl. 1854); „Die Untersuchung der Pflanzen- und Thiergewebe in polarisirtem Licht" (Leipzig 1861) und „Beiträge zur Anatomie und Physiologie des Nerven- und Muskelsystems" (das. 1863). Auch gibt er seit 1836 das „Repertorium für Anatomie und Physiologie" heraus.

Valentini, Georg Wilhelm, Freiherr von, militärischer Schriftsteller, geboren am 21. August 1775 zu Berlin, besuchte das Kadetenhaus daselbst, nahm 1793 Theil am Feldzug am Rhein und kam 1803 in den preußischen Generalstab, nahm aber 1809 den Abschied, um in österreichische Dienste zu treten, wo er Adjutant des Prinzen von Oranien war. Schon im folgenden Jahre trat er in russische Dienste über und machte den Feldzug gegen die Türkei als Oberstlieutenant mit. In gleichem Rang kehrte er ein Jahr später in preußische Dienste zurück. In den Befreiungskämpfen von 1813—15 kämpfte er unter Bülow bei Leipzig und machte den Feldzug in Holland mit. In Frankreich war er Chef des Generalstabes bei York, in welcher Eigenschaft er auch dem Feldzuge von 1815 unter Bülow beiwohnte. Nach dessen Beendigung ward er Kommandant der Festung Glogau. Im Jahre 1824 zum Generallieutenant befördert und seit 1828 Generalinspektor des Militärunterrichts- und Bildungswesens der preußischen Armee, † er zu Berlin am 6. August 1834. Seine Hauptwerke sind die „Abhandlungen über den kleinen Krieg" (Berlin 1810, 6. Aufl. 1833) und die „Lehre vom Krieg" (Berlin 1810 ff., 3 Bde., Bd. 1 und 2, 2. Aufl. 1834, Bd. 3, 3. Aufl. 1835).

Valentinianus, 1) V. I., Flavius, römischer Kaiser, Sohn des Gratianus, aus Pannonien gebürtig, gelangte früh zu hohen militärischen Ehrenstellen, ging aber derselben unter Konstantin wieder verlustig, weil er dem Empörer Maxentius Schutz gewährt hatte. Julianus gab ihm das Verlorne wieder, sandte ihn aber dann wegen seines Eifers gegen das Heidenthum nach Militenä in das Exil. Nach dem Tode des Jovianus den 26. Februar 364 zu Nicäa zum Kaiser erwählt, nahm er seinen Bruder Valens (s. d.) zum Mitregenten an, behielt sich den westlichen Theil des Reichs vor und schlug seine Residenz in Mailand auf. Er gründete in mehren Städten Schulen, sicherte die Grenzen am Rhein und an der Donau durch Anlegung von Festungen und bekriegte die Alemannen und Quaden; während des Friedensabschlusses mit letzteren † er den 17. November 375 zu Bregenz.

2) V. II., römischer Kaiser, Sohn des Vorigen und der Justina, wurde nach des Vaters Tode in Abwesenheit seines älteren Bruders Gratianus,

Digitized by Google

obgleich erst 4 Jahre alt, als Kaiser ausgerufen und erhielt, als Gratianus bei seiner Rückkehr mit seinem Bruder das Reich theilte, Italien, Illyrien und Afrika. Nach Gratianus' Tode ward sein Reich durch Theodosius' Hülfe 388 gegen Maximus, der sich an des Bruders Stelle zum Kaiser hatte wählen lassen, um Gallien, Spanien und Britannien vermehrt. Im Jahre 392 ward er von dem Franken Arbogast, seinem Heermeister, zu Vienna ermordet.

3) V. III. (Flavius Placidius V.), römischer Kaiser, Sohn des Constantius, ward nach des Kaisers Honorius Tode, 7 Jahre alt, von Theodosius II. 425 als Kaiser des Westens eingesetzt. Seine Mutter Placidia führte die Regentschaft, war aber so grausam, und V. selbst entwickelte später so wenig Herrschertalent, daß die kaiserliche Familie bald verhaßt wurde. Im Jahre 427 ging die Provinz Afrika an die Vandalen (s. d.) verloren und V. mußte ihnen 435 das Land förmlich zugestehen. Auch Gallien ging zum großen Theil verloren, und in Britannien ließen sich um 450 die Sachsen nieder, dagegen siegte V. in Verbindung mit mehren deutschen Fürsten über die Hunnen. Er ward 455 von Petronius Maximus aus Rache ermordet.

Valentinois, französische Landschaft, sonst Herzogthum der Dauphiné mit der Hauptstadt Valence, jetzt Theil des Departements Drôme.

Valentinstag, der 14. Februar, in England, Schottland und einigen Theilen Frankreichs durch den Gebrauch ausgezeichnet, daß junge Leute diejenige Person des andern Geschlechts, deren Namen sie am Abend vorher aus einem Gefäß gezogen haben oder der sie am V. zuerst begegnen, das ganze Jahr als ihren Valentin oder ihre Valentine betrachten und zu ihrem Dienste sich verbunden erachten, ungefähr in dem Sinne, wie die Romantik des Mittelalters den Dienst des Ritters gegen seine Dame auffaßte. Der V. fällt nach von Hammer-Purgstall mit den ältesten Festen der Inder, Araber und Perser zusammen, die an diesem Tage die Wiedererstehung der zeugenden Gewalt feiern.

Valentinus, einer der berühmtesten Gnostiker, stammte aus Aegypten, wahrscheinlich von jüdischen Aeltern, ging um 140 von Alexandria nach Rom und soll da oder in Cypern um 160 gestorben sein. Seine Reden, Hymnen u. Briefe sind bis auf wenige (vielleicht unächte) Fragmente verloren gegangen. Das Charakteristische seines Systems liegt einmal in der Anerkennung des Heidenthums als einer Vorstufe der christlichen Offenbarung, dann aber darin, daß er die höhere Geisterwelt in 15 Syzygien oder Aeonenpaare theilte, von denen jedes aus einem männlichen oder lebengebenden und aus einem lebenempfangenden Aeon bestehen sollte. Indem der letzte, Sophia, einen Theil seines Wesens in das Chaos verlor, bildete sich die Achamoth, ein unreifes Wesen, welches die beseelte Körperwelt erschuf. Nun theilte zwar der Aeon Horos den Menschenseelen ein pneumatisches Element mit, allein dies erlangte erst volle Wirksamkeit, als Christus, eine Kollektivemanation aus allen Aeonen, als Soter erschien. Dereinst wird alles Pneumatische in das Pleroma zurückkehren. Der bedeutendste unter seinen Schülern war Marcus. Die Valentinianer dauerten bis in das 4. Jahrh.

Valenza, 1) s. v. a. Valença. — 2) Stadt in der italienischen Provinz Alessandria, rechts am Po, Knotenpunkt der Eisenbahnen von Alessandria nach Mailand, Novara und Vercelli, hat 6 Kirchen, einige schöne Paläste und 8700 Einwohner; ist das römische Forum Fulvi.

Valeriana *L.* (Baldrian), Pflanzengattung aus der Familie der Valerianeen, charakterisirt durch den während der Blüthezeit eingerollten, später als federiger Pappus die Frucht krönenden Kelchsaum, die röhrig-trichterige, an der Basis höckerige, triandrische, zwitterige oder monöcische Blumenkrone mit 5spaltigem Saum und die einfächerige, auf dem Rücken 3riefige Achene, ausdauernde Kräuter und Sträucher in über 100 bekannten, über alle Zonen verbreiteten Arten. V. officinalis *L.*, Katzenbaldrian, Theriakwurz, mit kurzem, abgebissenem Wurzelstock und 2—6 Fuß hohem, unten 4kantigem, nach oben stielrundem, gefurchtem, ästigem Stengel, gegenständigen, gefiederten, aus lanzettlichen, zähnig-gesägten oder ganzrandigen Blättchen bestehenden Blättern und zwitterigen, fleischfarbenen bis fast weißen Blüthen in gipfelständigen, meist wiederholt 3gabeligen (rispigen) Trugdolden, kommt in 2 Formen vor, einer großen (major *Koch*), in allen Theilen kräftigeren und einer kleineren (minor *Koch*) niedrigeren. Jene wächst an feuchten, schattigen, diese an trocknen, sonnigen Stellen. Besonders die kleine Varietät ist eine unserer wichtigsten Medicinalpflanzen, indem deren Wurzelstock, Radix Valerianae minoris s. sylvestris, als tonisch-excitirendes Mittel bei chronischen Nervenleiden, Krämpfen aller Art, zumal der Hysterischen, bei Epilepsie, nervösen Fiebern ꝛc., sowie im Aufguß als gelindes wurmabtreibendes Mittel im Gebrauch ist. Von V. Phu *L.*, weißem oder römischem Baldrian, Theriakkraut, Spickwurzel, mit rundem, glattem, 3—5 Fuß hohem Stengel, gefiederten, aus linienförmigen, ganzrandigen Blättern zusammengesetzten Stengelblättern, langgestielten, elliptischen, ungetheilten Wurzelblättern und röthlichen oder weißen Blüthen in großen, 3theiligen Traubendolden, auf feuchten Waldwiesen im mittleren und südlichen Europa wachsend, wirkt die Wurzel, Radix Valerianae majoris, ähnlich wie die der vorigen Art, wird jedoch seltener gebraucht. Von V. celtica *L.*, Nardenbaldrian, Spicknarden, mit einfachem, nicht verästetem Stengel, einfachen, ganzrandigen, stumpfen, in den Blattstiel verschmälerten Blättern und röthlichen Blüthen in unterbrochener, ährenförmiger Traube, auf den höchsten Alpen Mitteleuropa's, stand die Wurzel als celtische Narde oder Spik, Radix Spicae celticae s. alpinae, Radix Nardi celticae, früher bei den Aerzten, wie noch jetzt bei den Alpenbewohnern, in hohem Ansehen, kommt aber jetzt kaum noch in den Handel und wird durch die Wurzel von V. officinalis mehr als ersetzt. Von V. dioica *L.*, Wiesen- oder Sumpfbaldrian, war die Wurzel sonst als Radix Valerianae palustris ebenfalls officinell, wirkt aber weit schwächer als die von V officinalis.

Digitized by Google

Valerianeen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Kelch ist dem Fruchtknoten angewachsen und hat einen 3—4-zähnigen oder -theiligen oder scheinbar ganzen, eingerollten, zuletzt in einen federigen Pappus vergrößerten Saum; die Blumenkrone steht auf dem Kelch und hat einen 3—5spaltigen Saum mit meist ungleichen Zipfeln, eine am Grunde oft höckerige oder gespornte Röhre und bis 5 der letzteren angewachsene Staubgefäße; der Griffel trägt 3 meist mit einander verwachsene Narben; die Frucht ist eine 3-, selten 2fächerige Achene mit eiweißlosem Samen. Die Familie enthält Kräuter mit gegenständigen, einfachen, ganzen bis federspaltigen oder federtheiligen Blättern ohne Nebenblätter und zwitterigen oder monöcischen Blüthen in gipfelständigen, wiederholt gabeltheiligen Trugdolden. Man kennt gegen 140 Arten in 10—12 Gattungen, welche hauptsächlich über die nördliche gemäßigte Zone verbreitet sind und meist heilkräftige Wurzeln liefern.

Valerianella *Moench* (Feldsalat), Pflanzengattung aus der Familie der Valerianeen, charakterisirt durch den gezähnten Kelchsaum, die trichterige Blumenkrone mit regelmäßig 5spaltigem Saum und die mit dem bleibenden Kelch gekrönte, nicht aufspringende, 3fächerige Fruchthülle, kleine einjährige Kräuter, meist in Europa und Westasien, mit gabeligen Stengeln, länglichen Blättern und kleinen, meist büschelförmigen Blüthen. Die bekannteste Art: V. olitoria *Moench*, Rapünzchen oder Rabinschen, mit kleinen bläulichweißen Blüthen in fast kopfigen Trugdolden, wächst wild durch ganz Mittel- und Südeuropa auf Aeckern und an Rainen, wird auch in Gemüsegärten kultivirt, wo sie sich dann durch Selbstbesamung fortpflanzt, und ist eine beliebte Salatpflanze. Früher brauchte man die junge, noch stengellose Pflanze unter dem Namen Herba Valerianellae als kühlendes, antiskorbutisches, auch als erweichendes Mittel.

Valerianus, Publius Licinius, römischer Kaiser, ward als Censor und berühmter Feldherr nach der Ermordung des Kaisers Gallus 253 von der Armee in Gallien zum Kaiser ausgerufen und nahm seinen Sohn Gallienus zum Mitregenten an, allein seine Regierung war nicht glücklich. Im Kriege gegen die Perser fiel er 259 in deren Gefangenschaft und † in derselben.

Valerius, Name eines berühmten patricischen Geschlechts zu Rom, von sabinischer Abstammung, dessen Ahnherr Volesus zwischen Romulus und Tatius Frieden gestiftet und mit diesem zu Rom sich niedergelassen haben soll. Publius V. Poplicola bekleidete, nachdem er den Sturz der Tarquinier mit herbeigeführt, in den Jahren 509—504 viermal das Konsulat und focht in dieser Stellung gegen die Vejenter, gegen Porsena, die Etrusker und Sabiner. Die Gesetze (leges Valeriae), welche er zur Begründung der neuen Freiheit beantragte, verschafften ihm den Beinamen Poplicola. Er starb 503 und ward auf Kosten der Bürger bestattet. Sein Bruder Marcus V. Volesus kämpfte, 505 mit P. Postumius Konsul, glücklich gegen die Sabiner, ward im folgenden Jahre Legat seines Bruders im Sabinerkriege und soll in der Schlacht am Regillussee (496) seinen Tod gefunden haben. Lucius V. Poplicola Potitus, Enkel des Poplicola, war mit M. Horatius Barbatus nach dem Sturze der Decemvirnherrschaft 449 Konsul, siegte mit diesem über die Aequer, Volsker und Sabiner und erließ mit ihm die Leges Valeriae Horatiae, die von Neuem die Freiheit der Gemeinde begründen sollten. Manius V., einer der größten römischen Kriegshelden, besiegte, als er 349 unter dem Konsul L. Furius Camillus Kriegstribun gegen die Gallier war, durch den Beistand eines Raben, der sich auf seinen Helm setzte, einen Feind im Zweikampfe, weshalb er den Beinamen Corvus, d. i. der Rabe, erhielt. Er war sechsmal Konsul und zweimal Diktator und bekriegte 348 die Antiaten und Volsker, 343 die Samniter, eroberte 335 Cales in Kampanien, unterwarf 301 die Marser und Etrusker und saß 21mal auf dem curulischen Stuhle. Durch den Beinamen Maximus geehrt, starb er im 100. Lebensjahre. Manius V. Maximus Messala focht 263 in Sicilien gegen die Punier und gegen Hiero von Syrakus und besetzte Messana. Publius V. Falto entschied, als Prätor 242 dem Konsul C. Lutatius Catulus für den Krieg in Sicilien beigegeben, den dort von den Römern erfochtenen Seesieg und feierte einen Triumphus navalis. Im Jahre 238 kämpfte er als Konsul mit T. Sempronius Gracchus gegen die cisalpinischen Gallier. Marcus V. Lävinus, Prätor 215 v. Chr., focht glücklich gegen Philipp von Macedonien und beendete die Eroberung Siciliens. Er starb 200 als Proprätor in Macedonien. Lucius V. Flaccus bekleidete 195 mit dem ältern Cato das Konsulat und 184 die Censur. Lucius V. Flaccus war erst Flamen Martialis, dann 100 Konsul mit C. Marius. Nach dessen Tode wurde er 86 zum zweiten Male Konsul und von Cinna sowohl gegen Mithridates als gegen Sulla gesendet. Lucius V. Flaccus ward 86 von Cinna zu seinem Kollegen im Konsulat gewählt, ging nach Asien, um den Krieg gegen Mithridates zu übernehmen, ward aber daselbst ermordet. Lucius V. Flaccus beantragte als Interrex 82 die Ernennung des Sulla zum Diktator. Ein vierter Lucius V. Flaccus unterstützte als Prätor 63 Cicero in dem Kampfe gegen die Catilinarier, indem er insbesondere die Gesandten der Allobroger gefangen nahm. Im folgenden Jahre als Proprätor nach Asien gesandt, veranlaßte er durch Erpressungen eine Anklage, gegen die ihn Cicero in einer noch vorhandenen Rede mit Erfolg vertheidigte. Einer plebejischen Familie des Geschlechts der Valerier gehörte an Cajus V. Triarius, Freund des Cicero, der 51 Volkstribun war, im Bürgerkriege 49 die asiatischen Schiffe des Pompejus befehligte und in der Schlacht bei Pharsalus seinen Tod fand. Das Geschlecht der Valerier dauerte die Kaiserzeit hindurch, und noch Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. wird der Senator V. Proculus bei Symmachus als einer der rechtschaffensten Römer gefeiert.

Valerius Flaccus, Cajus, römischer Dichter, aus Setia in Kampanien gebürtig, wo er 89 n. Chr. noch in der Blüthe der Jahre †, verfaßte in der ersten Zeit der Regierung Vespasians sein

Digitized by Google

noch erhaltenes, aber unvollendetes Gedicht über die Argonautenfahrt („Argonautica") in 8 Büchern, eine ziemlich getreue Nachbildung der Argonautica des Apollonius von Rhodus. In Bezug auf die Sprache hat sich der Dichter den Virgil zum Muster genommen; die Darstellung ist oft überladen und gesucht. Dasselbe wurde nach dem ersten Druck (Bologna 1474) am besten von Heinsius (Amsterd. 1680), Burmann (Leyden 1724), Wagner (Gött. 1805), Weber im „Corpus poetarum Latinorum" (Frankf. 1833) und Thile (Halle 1863) herausgegeben. Eine deutsche Uebersetzung lieferte Wunderlich (Erf. 1805).

Valerius Maximus, römischer Historiker im 1. Jahrh. n. Chr., diente in jüngeren Jahren in Asien und schrieb nach seiner Rückkehr in Rom die noch erhaltenen „Factorum dictorumque memorabilium libri IX ad Tiberium Caesarem Augustum", eine nach bestimmten sachlichen Gesichtspunkten angelegte Anekdotensammlung. In der Wahl und Benutzung der Quellen zeigt der Verfasser wenig Kritik und Geschmack. Wir besitzen noch zwei Auszüge von des V. Werk, von Julius Paris und von Januarius Nepolianus, beide von Mai (1828) herausgegeben. Die besten Ausgaben besorgten Aldus Manutius (Vened. 1534), Lipsius (Antw. 1585), Thysius (Leyden 1651), Hase (Paris 1822) und Kempf (Berlin 1854); eine deutsche Uebersetzung gab Hoffmann (Stuttg. 1828—29, 5 Bdchn.).

Valery, St., 1) (V.-en-Caux), Stadt im französischen Departement Niederseine, am Kanal (la Manche), hat einen guten, durch eine Schleuße vor der Fluth gesicherten Handels- und Ausbesserungshafen, Schiffbau, Fischerei, Sodafabrikation, Häringsräucherei, Küstenhandel und 4710 Einwohner. — 2) (V.-sur-Somme), Stadt im französischen Departement Somme, Arrondissement Abbeville, an der Somme und dem Sommekanal, unweit von deren Mündung in den Kanal (la Manche), durch eine Zweigbahn mit der Eisenbahn von Paris nach Boulogne verbunden, Sitz eines Handelsgerichts, hat einen Hafen, eine Schifffahrtsschule, Fabrikation von Schlosser- und Seilerwaaren, Fischerei, Handel mit Segeltuch und Sackleinwand, starken Küsten- und Transitohandel und 3456 Einwohner. Hier schiffte sich am 30. Sept. 1066 Wilhelm der Eroberer nach England ein.

Valesius, Heinrich, eigentlich de Valois, ein um die alte Literatur verdienter französischer Gelehrter, geboren am 10. Sept. 1603 zu Paris, lebte daselbst erst als Rechtsanwalt, dann als königlicher Rath und Geschichtschreiber u. † den 7. Mai 1676. Er lieferte eine Ausgabe der „Polybii excerpta" (Par. 1634—48), lateinische Uebersetzungen der Kirchenhistoriker Eusebius, Socrates, Sozomenus, Theodoretus u. A., von denen auch eine Ausgabe in 3 Bänden (Mainz 1672—79) veranstaltet wurde, Anmerkungen zu Ammianus Marcellinus (Paris 1681), zu Harpocrates (Leyden 1682) und mit Anmerkungen begleitete Auszüge aus Diodorus Siculus (Paris 1634) und andern griechischen Schriftstellern. Unedirte „Commentationes" gab nach seinem Tode Burmann (Amsterdam 1739) heraus. Vgl. „Valesiana", Paris 1694. Sein Bruder Hadrian, geboren am 14. Jan. 1607 zu Paris, † daselbst am 2. Juli 1692 als königlicher Historiograph, schrieb „Notitia Galliarum ordine alphabetica digesta" (Paris 1675) und „Gesta veterum Francorum" (das. 1646, 3 Bde.).

Valet (v. Lat.), Lebewohl, Abschied.

Valet (franz.), Knecht, Diener; Knappe; der Bube im Kartenspiel.

Valeur (franz.), Werth.

Valgius Rufus, Cajus, römischer Dichter zur Zeit des Augustus, Freund des Horaz, war 12 v. Chr. Consul suffectus und verfaßte außer Epigrammen, Elegien und Idyllen auch einige größere Gedichte, deren geringe Fragmente von Weichert in „Poetarum latinorum vitae et carminum reliquiae" (Leipzig 1830) gesammelt sind. Vgl. Unger, De C. Valgii Rufi poeta, Halle 1848.

Valla, Laurentius, berühmter Humanist, geboren 1415 zu Rom und daselbst erzogen, lehrte die schönen Wissenschaften und Rhetorik, namentlich in Pavia und Mailand, dann, da er hier wegen seiner Ausfälle gegen die scholastische Philosophie Anfeindungen erfuhr, zu Neapel. Auch von da vor der Inquisition flüchtig geworden, ward er von Papst Nikolaus V. zum päpstlichen Sekretär und Kanonikus an der Kirche zu St. Johannis im Lateran ernannt. Er † 1457. Den größten Ruhm verschafften ihm unter seinen Schriften neben den lateinischen Uebersetzungen des Herodot (zuerst Paris 1510) und des Thucydides (Lyon 1543) die „Elegantiae latinae sermonis" in 6 Büchern (Rom 1571 u. öfter). Seine „Annotationes in Novum Testamentum", die Erasmus edirte, brachten ihn dagegen in den Ruf der Heterodoxie, und wegen seiner Abhandlung „De donatione Constantini Magni" wurde er später sogar zu einem Widerruf genöthigt. Ulrich von Hutten ließ diese Abhandlung nach V.'s Tode drucken und dedicirte sie dem Papst. V.'s Werke erschienen gesammelt unter dem Titel „Opera" Basel 1543.

Valladolid (Vallisoletum), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im spanischen Königreich Altkastilien, liegt in einer schönen Ebene links an der Pisuerga, dem Kanal von Kastilien und der Nordbahn, ist mit Mauern umgeben, hat 6 Thore, darunter die schöne Puerta del Carmen mit der Statue Karls III., 2 Vorstädte, viele öffentliche Plätze, von denen die Plaza mayor, ein großes, von ganz gleichmäßig gebauten, auf einem Säulenportikus ruhenden palastartigen Häusern umschlossenes Viereck, die Campo grande, ein Dreieck mit Alleen, und el Ochavo, ein achteckiger Platz, von dem 6 Straßen strahlenförmig auslaufen, die schönsten sind, 14 Brücken, 15 Kirchen, darunter die 1585 von Philipp II. gegründete Kathedrale mit vielen Kunstschätzen, deren Thurm 1841 einstürzte, 9 Kapellen, einen alten königlichen Palast, der lange Zeit Residenz der kastilischen und spanischen Könige war, jetzt zum Theil verfallen ist, zum Theil als Kanzleigebäude benutzt wird, 4 Kasernen, ein schönes Theater, ein Museum, ein Armenhaus, ein Findelhaus, mehre Hospitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten und sehr schöne Promenaden. Von den 39 ehemaligen Klöstern, von denen seit 1835 viele zerstört und verschwunden sind, ist das vom Kardinal Groß-

Digitized by Google

inquisitor Torquemada im 15. Jahrhundert erbaute Dominikanerkloster mit prachtvollem gothischen Portal jetzt Zuchthaus; das Benediktinerkloster jetzt befestigte Kaserne. V. ist Waffenplatz ersten Ranges, sowie Sitz des Generalkapitäns von Altkastilien, eines Erzbischofs und eines Obergerichts. Außer der 1346 gegründeten Universität mit fünf Fakultäten besitzt V. noch ein Instituto, eine Akademie der schönen Künste, 6 Collegios, 5 Seminare, ein Kunstmuseum (Collegio mayor de Sta. Cruz) mit werthvollen Gemälden und Skulpturen, eine Bibliothek von 14,000 Bänden und mehre gelehrte Gesellschaften. Handel und Industrie haben sich in neuester Zeit, namentlich seit der Eröffnung der Eisenbahn, sehr gehoben; die Stadt hat eine große Eisengießerei, Fabriken von Papier, Tuch, Flanell, Hüten, Leder, Handschuhen, Knöpfen, Thonwaaren, Chemikalien, Mehl ꝛc. und Brauereien. Am 20. Sept. wird jährlich eine große Messe gehalten. Die Bevölkerung beläuft sich auf 41,913 Seelen. V., das seinen Namen nach Einigen von Olid, einem Mauren und dem angeblichen Gründer der Stadt (Valle de Olid), nach Anderen von dem arabischen Belad-Wali erhalten haben soll, wurde wahrscheinlich 625 von den Gothen auf den Ruinen der Römerstadt Pintia erbaut, hatte im 8. und 9. Jahrhundert unter den Mauren viel zu leiden und kam im 10. Jahrhundert unter Leon. Wegen der angenehmen Lage der Stadt wählten sie die kastilischen und später die spanischen Könige zu ihrer Residenz, bis Karl V. Madrid dazu erhob; doch kehrte die Residenz 1599 auf kurze Zeit nach V. zurück. Im Jahre 1561 brannte die Stadt großentheils ab und wurde dann unter Philipp II. schöner und regelmäßiger wieder aufgebaut. Philipp II. und Anna von Oesterreich sind hier geboren; Columbus starb hier am 20. Mai 1506.

Vallauri, Tommaso, italienischer Philolog und Literarhistoriker, geboren den 23. Jan. 1805 zu Chiusa di Cuneo, studirte zu Turin griechische, römische und italienische Literatur, ward 1833 dem Collegio di scienze e lettere aggregirt, 1838 Professor der lateinischen und italienischen Beredtsamkeit und 1843 der lateinischen Beredtsamkeit an der turiner Universität. V. gehört zu den vorzüglichsten Latinisten Italiens. Von seinen philologischen Arbeiten sind außer der neuen Bearbeitung des lateinisch-italienischen Wörterbuchs von Bazzoni (Band 1, Turin 1850—54), sowie eines lateinisch-italienischen Schulwörterbuchs (das. 1852—54) und den Ausgaben vieler lateinischen Klassiker hervorzuheben: „Historia critica literarum Latinarum" (Turin 1849, 3. Aufl. 1852), „Storia della poesia in Piemonte" (das. 1841, 2 Bde.), „Della società letterarie del Piemonte" (das. 1844) und „Storia della università degli studj del Piemonte" (das. 1846, 3 Bde.).

Vallejo, Stadt im nordamerikanischen Staat Kalifornien, Grafschaft Solano, am nördlichen Eingang der Straße, welche die Pablobai mit der Suisunbai verbindet, westlich von Benicia; war bis 1852 die politische Hauptstadt des Staats.

Vallendar, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, im Regierungsbezirk und Kreis Koblenz, am rechten Rheinufer, mit altem Schloß, Baumwollmaschinenspinnerei, Thonpfeifen-, Zündhütchen-, Tuch-, Baumwoll- und Leinenzeugfabrikation, besuchten Märkten und 3507 Einw.

Vallerauge, Stadt im französischen Departement Gard, am Hérault, hat bedeutende Seidenraupenzucht, Seidenmanufakturen, Strumpfwirkerei und 4030 Einwohner.

Vallisneria *L.* (Vallisnerie), Pflanzengattung aus der Familie der Hydrocharideen, charakterisirt durch die diöcischen Blüthen (männliche in Kolben mit 2—4theiliger Scheide, 3lappigem Kelch, 3blättriger Blumenkrone u. 2—3 Staubgefäßen; weibliche ebenso, aber einzeln mit 2spaltiger röhriger Scheide u. langwalziger einfächeriger Kapsel mit zahlreichem ovalen Samen), kleine stengellose Wasserpflanzen mit reitenden Wurzelblättern, in den wärmeren Zonen beider Hemisphären. Merkwürdig durch ihren eigenthümlichen Befruchtungsprozeß ist *V. spiralis L.*, mit grasartigen, unten verdünnten, oben stumpfen Blättern, in Italien und im südlichen Frankreich, besonders in den Kanälen, woraus die Reisfelder bewässert werden. Die Wurzeln stecken im Schlamm und vermehren sich so sehr, daß die Blätter an der Oberfläche die Kähne aufhalten. Zur Befruchtungszeit erheben sich die Blüthen der weiblichen Pflanze auf ihren langen, spiralig gewundenen Stielen bis zur Wasseroberfläche. Um ihnen dahin folgen zu können, lösen sich die der männlichen, die bis dahin in einer kurzen Aehre am Grunde des Wassers standen, von den Stielen ab und öffnen sich, frei auf dem Wasser schwimmend. Nach erfolgter Bestäubung ziehen sich die weiblichen durch Einrollen der Stiele wieder zurück und die Frucht reift unter dem Wasser. Man kann an dieser Pflanze die Cirkulationsströmung des Protoplasma's beobachten.

Valls, Stadt in der spanischen Provinz Tarragona (Katalonien), unweit des Francoli und an der Straße von Tarragona nach Lerida, in fruchtbarer Gegend, hat Papier- und Baumwollfabriken, Lein- und Etaminewebereien, Gerbereien, Seilerwerkstätten, Töpfereien, Fässer- und Sandalenfabrikation, Branntweinbrennereien, Oel- und Mahlmühlen und 12,655 Einw. Hier am 25. Febr. 1809 Schlacht zwischen den Franzosen unter Souham und Pino und den Spaniern unter Reding, in welcher letzterer tödtlich verwundet wurde. Zum Andenken daran stiftete Ferdinand VII. am 27. April 1815 das Kreuz für Auszeichnung bei V.

Vallum (lat.), s. Lager.

Valmy, Dorf im französischen Departement Marne, hat ein Schloß und 500 Einwohner, bekannt durch den Sieg der Franzosen unter Kellermann über die Preußen am 20. Sept. 1792, wofür späterhin Kellermann vom Kaiser Napoleon I. zum Herzog von Valmy erhoben wurde. Sein Herz ward 1820 auf dem dortigen Schlachtfelde unter einem Denkstein beigesetzt.

Valognes, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Manche, an der Merderet u. an der Eisenbahn von Caen nach Cherbourg, Sitz eines Gerichtshofs, hat ein Kommunalcollége, ein Seminar, Fabrikation von Blonden und Spitzen, Gerberei, Färberei, Handel mit Vieh, Butter, Wachs, Leinwand, Getreide ꝛc. und 5812 Einw.; steht an der Stelle der alten Römerstadt Crociatonum, wovon noch Trümmer

Digitized by Google

vorhanden sind. Im Jahre 1450 wurde V. nach dreiwöchentlicher Belagerung von den Engländern genommen.

Valois, ehemalige Grafschaft, dann Herzogthum in Frankreich, jetzt Theil des Departements Oise und Aisne. Die alten Grafen von V. gehörten zu einem jüngeren Zweige des Hauses Vermandois. Die letzte Erbtochter dieses Hauses vermählte sich mit Hugo, dem Sohne Heinrichs I. von Frankreich, und brachte demselben V. und Vermandois zu. Aus dieser Ehe entsprangen die capetingischen Vermandois, welche in der sechsten Generation wieder ausstarben, worauf Philipp II. August die Güter und Titel der Vermandois zur Krone schlug. König Philipp III., der Kühne, gab die erweiterte Grafschaft V. 1285 seinem jüngern Sohne, Karl, zur Apanage. Dieser Karl von V., geboren 1270, wurde nun der Gründer des königlichen Hauses der V., das in ununterbrochener Reihe den Thron behauptete, bis nach dem Tode des letzten V., Heinrichs III., die französische Krone dem Hause Bourbon (s. d.) zufiel; s. Frankreich, Geschichte.

Valois, s. v. a. Valesius.

Valombrosa (Schattenthal), berühmte Abtei in der italienischen Provinz Florenz, auf den Apenninen, in wilder Gegend, ward von Giovanni Gualberto, Herrn zu Pistrojo, um 1038 nach der Regel St. Benedikts gestiftet. Die dortigen Mönche nannten sich nach ihrer Kleidung graue Mönche. Das Ordenshaus, nach seiner Lage im dichten Tannenwalde V. genannt, wurde durch Schenkungen sehr reich, daher die Größe und Pracht der 1637 neu aufgeführten Gebäude. Bei der Vereinigung mit den Sylvestrinern 1662 nahmen die Mönche schwarze Kleidung an. Das Kloster überdauerte die Revolution und wird noch gegenwärtig von Andächtigen und Reisenden viel besucht.

Valor (lat., franz. valeur), Gehalt, Werth, Gültigkeit einer Münze, s. v. a. Valuta.

Valparaiso (Valparadiso), Provinz der südamerikanischen Republik Chile, grenzt im Norden an die Provinz Aconcagua, im Osten und Süden an die Provinz Santiago, im Westen an den stillen Ocean und umfaßt einen Flächenraum von 62,3 QMeilen mit 116,043 Einw. Das Land ist theilweise gebirgig und wasserarm; mehr als die Hälfte seines Bodens ist der Kultur fast ganz unzugänglich. Die Flußthäler des Aconcagua oder Quillota (Grenzfluß gegen Norden), Limache und Casa blanca sind dagegen sehr fruchtbar. Das Mineralreich bietet Gold und Kupfer. Die Eisenbahn von Santiago nach Valparaiso durchschneidet den nördlichen Theil der Provinz. Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz, die zweite Stadt des ganzen Staates, der bedeutendste See- und Handelsplatz an der Westküste Südamerika's, liegt westnordwestlich von Santiago an der gleichnamigen Bai, die auf drei Seiten von Bergen umgeben ist und einen nur gegen Norden offenen, durch mehre Forts vertheidigten, trefflichen Hafen bildet, ist im Allgemeinen gut gebaut, hat aber der häufigen Erdbeben wegen nur niedrige Häuser, einen großen Marktplatz, mehre Kirchen und Klöster, eine protestantische Kapelle, große Schiffswerfte, ein schönes Zollgebäude, eine Börse, große Waarenniederlagen, ein Hospital, zahlreiche Fabriken verschiedener Art u. 70,000 Einwohner, worunter ungefähr 8000 Fremde aller Nationalitäten. V. ist der Mittelpunkt des Handels und der Industrie von ganz Chile und durch eine Eisenbahn mit Santiago verbunden. In den Jahren 1822 und 1851 litt die Stadt durch Erdbeben und 1843 und 1858 durch große Feuersbrünste bedeutend; am 31. März 1866 wurde sie von einer spanischen Flotte bombardirt und erlitt dadurch abermals große Verluste.

Valreal, Stadt im französischen Departement Vaucluse, an der Coronne, hat Seiden- und Hutfabrikation, Färberei, Gerberei, Seidenraupenzucht, Handel mit Wein, Krapp, Oel, Trüffeln, Salz ꝛc. und 4901 Einw.

Vals, Flecken im französischen Departement Ardèche, an der Solane, in einem schönen Thal der romantischen Gebirgslandschaft Vivarais, hat Mineralquellen mit Badeanstalten, eine Papiermühle und 2800 Einw.

Valuiki (Waluiki), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Woronesh, an der Mündung der Waluika in den Oskol, mit Salzmagazin, Eisenhämmern und 5151 Einw.

Valuta (ital., franz. valeur, engl. value), eigentlich s. v. a. Werth, Gehalt, Währung (s. d.); im Wechselgeschäft der Gegenwerth eines Wechsels, d. h. derjenige Geldbetrag, für welchen der Wechsel bei seiner Ausstellung verkauft oder wegen dessen Schuldung an den Nehmer er ausgestellt ist (s. Wechsel).

Valvation (v. Lat., franz. évaluation), im Allgemeinen die Schätzung des Werthes od. Preises einer Sache, insbesondere aber die obrigkeitliche Werthbestimmung der in einem Lande kursirenden Münzen durch Reduktion derselben auf den gesetzlichen Münzfuß. In der Regel geschieht diese Reduktion nach dem wahren Sachwerthe der Münzen (Valvationsgewicht) ohne Rücksicht auf ihren Nominal- oder ihren Kurswerth. Der Valvationswerth einer Münze, welcher für die Annahme derselben bei den Landeskassen von Wichtigkeit ist, kann aber nicht immer allein aus der Vergleichung des Münzfußes, nach dem sie geprägt ist, mit dem im Lande üblichen Münzfuße berechnet werden, sondern es muß diese Berechnung auf die Valvationstabellen, d. h. auf die Verzeichnisse der Münzsorten mit ihrem gesetzlich bestimmten Preise im Münzfuße des Landes gestützt werden.

Vampir (bei den Serben Vukodlak oder Wudkodlak, bei den Walachen Murony), nach dem Volksglauben der slavischen, rumänischen und griechischen Bevölkerung der unteren Donauländer, auch der Schottländer und Irländer gespenstische Wesen, welche den Lebenden Blut aussaugen und sie dadurch tödten sollen. Lord Byron hat den Aberglauben zu einem Gedicht, mehre Franzosen zu Melodramen ꝛc., Marschner zu einer Oper, nach Byrons Gedicht, benutzt.

Vampir, s. Fledermäuse.

Vanad (Vanadin), Metall, welches 1830 von Sefström entdeckt wurde, findet sich in der Natur weit verbreitet, kommt aber nirgends in großer Menge vor. Es begleitet namentlich die Eisen-

Digitized by Google

erze und geht aus diesen in das Eisen und die Frischschlacke ein. Das V. ist lichtgrau, spröde, wird an der Luft bei gewöhnlicher Temperatur und im Wasser nicht oxydirt, verbrennt bei Rothgluth zu schwarzem Oxyd, löst sich nur in Salpetersäure und Königswasser (mit blauer Farbe), wird von schmelzenden kohlensauren Alkalien nicht oxydirt und weder aus sauren noch alkalischen Lösungen reducirt. Vanadoxydul (VO) ist schwarz, leitet die Elektricität, oxydirt sich an der Luft. Vanadoxyd (VO_2) ist schwarz und nicht schmelzbar, das Hydrat ist grauweiß, es wird von Wasser nicht gelöst und verbindet sich mit Basen u. Säuren. Die Salze sind in Lösung und mit Krystallwasser blau, wasserfrei braun oder grün, sie schmecken süßlich zusammenziehend, Kali fällt aus ihnen Oxydhydrat, welches sich im Ueberschuß von Kali mit brauner Farbe löst. Aus dieser Lösung fällt ein größerer Ueberschuß von Kali braunes vanadigsaures Kali, welches sich in Wasser löst. Vanadsäure (VO_3) ist rostbraun, röthet Lackmuspapier, löst sich in etwa 1000 Theilen Wasser und wird sehr leicht reducirt. Ihre Salze sind meist leicht löslich, das Blei- und Barytsalz ist sehr schwer löslich, auch die Alkalisalze sind in Wasser, welches freies Alkali oder ein Salz enthält, schwer löslich. Die neutralen Salze können bei gleicher Zusammensetzung gelb oder weiß sein, die sauren Salze sind meist gelbroth, durch Desoxydation z. B. beim Erhitzen mit Alkohol wird die Lösung blau. Vanadinsaures Ammoniak dient zur Bereitung der Vanadindinte (s. Dinte). Die Vanadsäure kann sich auch mit andern Säuren verbinden und besonders interessant ist eine Verbindung mit Phosphorsäure und Kieselsäure. Durch allmählige Oxydation des Vanadoxyds an der Luft entstehen intermediäre Oxyde oder Verbindungen des Vanadoxyds mit Vanadsäure, welche mit Wasser grüne, purpurfarbene oder gelbe Lösungen geben. Zwei Schwefelverbindungen des V. entsprechen dem Oxyd und der Säure und sind beide Sulfosäuren. Das Vanadsuperchlorid ist eine goldgelbe Flüssigkeit, die beim Verdunsten an der Luft rothe Nebel von Vanadsäure bildet, sich mit Wasser in Vanadsäure und Salzsäure zersetzt und durch Weingeist zu Chlorid reducirt wird. Die weiße Verbindung mit Ammoniak gibt beim Erhitzen in trocknem Ammoniakgas Salmiak und Verbindungen des V. mit Stickstoff, deren Zusammensetzung von der Temperatur abhängig ist.

Van Buren und andere Zusammensetzungen, die sich hier nicht finden, s. Buren ꝛc.

Vancouversinsel, s. Quadra und Vancouver.

Vandalen, germanisches Volk, wahrscheinlich zum großen suevischen Volksstamm gehörig, waren ursprünglich an der Mäotis und dann an der Nordküste Germaniens seßhaft. Später finden sich V. im Riesengebirge, nördlich von den Markomannen, mit denen verbunden sie im markomannischen Kriege Pannonien angriffen. Später nach Mähren übergesiedelt, wurden sie von da durch Constantius nach Pannonien verpflanzt. Unter Procopius erschienen sie auch in Dacien, und unter Arcadius zogen sie nach Spanien. Sie eroberten einen Theil Bätica's, der von ihnen den Namen Andalusien (Vandalicia) behalten hat, plünderten die balearischen Inseln und bedrohten Afrika (415—425 n. Chr.). Auf den Ruf des von seinem Kaiser abgefallenen römischen Statthalters in Afrika, Bonifacius, schiffte das damalige Oberhaupt der V., Genserich, mit 80,000 streitbaren Männern, unter welchen auch Alanen und Gothen waren, über die Meerenge von Gibraltar und bemächtigte sich binnen zwei Jahren aller Städte Mauritaniens. Nachdem sich Bonifacius mit dem Kaiser ausgesöhnt hatte, wollte er die V. zur Rückkehr bewegen, allein selbst Waffengewalt vermochte nichts gegen sie. Die V., in zwei Feldschlachten Sieger und als arianische Christen von den zahlreichen hart bedrängten Glaubensgenossen eifrig unterstützt, überschwemmten das Land, eroberten die Veste Hippo und vollendeten durch die Erstürmung Karthago's 439 den Bau des großen Vandalenreichs in Nordafrika. Aber seit dem Tode Geiserichs (477), unter Hunnerich, Guntamund und Thrasamund, sanken die V. in steigende Entartung, nahmen römische Sitten und Ueppigkeiten an, vernachlässigten Ackerbau und Seefahrten und bedrückten die Eingeborenen. Von den Mauren, die sich in der Landschaft von Tripolis empört hatten, geschlagen, mußte Thrasamund von seinem Schwager Theoderich eine gothische Hülfsschaar erbitten, um den Mauren zu widerstehen. Thrasamunds Nachfolger Hilderich, der Sohn Hunnerichs, behauptete sich gegen die Wittwe seines Vorfahren, Amalfried, die er schlug und gefangen nahm. Seine Hinneigung zu den Römern aber und seine Begünstigung der katholischen Religion weckten Unzufriedenheit bei den V., und so gelang es seinem Vetter, Gelimer, dem Urenkel Geiserichs, ihn zu stürzen (530). Umsonst sandte der oströmische Kaiser Justinian zu Gunsten des Gefangenen 533 Belisar mit 15,000 erlesenen Streitern gegen ihn. Gelimer ließ den Hilderich und seine Söhne ermorden, gab aber nach der ersten Feldschlacht die Hauptstadt Karthago preis und floh nach einer zweiten Schlacht bei Tricamarus nach Numidien. Belisar empfing im nächsten Frühling auf dem Gebirge Papua die Huldigung des Königs, stellte überall griechische Herrschaft und Verwaltung wieder her, gab Weibern und Töchtern der V. römische Ehemänner, während die männliche Jugend den kaiserlichen Geschwadern einverleibt wurde, dämpfte die letzten Zuckungen des enarteten Germanenvolks und kehrte darauf, von den edelsten Gefangenen, unter ihnen Gelimer, den Schätzen und Kleinodien des Reichs begleitet, nach Konstantinopel zurück. Gelimer wurde in Konstantinopel im Triumph aufgeführt und endete sein Leben in Kleinasien. Vgl. Papencordt, Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika, Berlin 1837.

Vandalismus, rohe Zerstörung von Kunstwerken, weil die Vandalen unter Genserich zu Rom Bilder zerstörten und Bauwerke vernichteten.

Vandamme, Dominique Josephe, Graf von Hüneburg, General des ersten französischen Kaiserreichs, geboren am 5. Nov. 1771 zu Cassel im französischen Norddepartement, diente zuerst

Digitized by Google

als gemeiner Soldat in einem Kolonialregiment, kehrte beim Ausbruch der Revolution nach Frankreich zurück und errichtete 1792 eine unter dem Namen Chasseurs du Mont-Cassel bekannte Freischaar, als deren Führer er sich auszeichnete. Im Jahre 1793 schon Brigadegeneral, nahm er Furnes und entsetzte Nieuport. Gleiche Tapferkeit bewies er auch 1795 bei der Sambre- und Maasarmee unter Jourdan. Im Jahre 1796 befehligte er bei der Rheinarmee eine Kolonne der Division Duhesme und im Februar 1799 erhielt er als Divisionsgeneral den Befehl über den linken Flügel an der Donau. Bald jedoch wurde er zur Vertheidigung der nordwestlichen Küste zurückgerufen und dann zur gallo-batavischen Armee geschickt. Im Jahre 1800 überschritt er mit seiner Division den Rhein zwischen Stein und Schaffhausen und betheiligte sich an allen Ereignissen des Feldzuges. Nachdem er im folgenden Jahre in Graubünden gedient, erhielt er vom ersten Konsul das Kommando der 16. Militärdivision. Im Feldzuge von 1805 focht er mit Auszeichnung bei Austerlitz. Im Kriege von 1806 und 1807 hatte er Schlesien zu unterwerfen. Im Jahre 1809 befehligte er die würtembergische Division. In den folgenden Jahren war V. als Inspektor der gesammten Kavallerie thätig. Bei Eröffnung des russischen Feldzugs von 1812 mit dem König Hieronymus zerfallen, erhielt er erst im Frühling 1813 wieder ein Kommando, zuerst in Westphalen, dann in Niedersachsen, befleckte aber wie früher, so auch jetzt, seinen Namen durch Härte, Erpressung und Vernachlässigung der Disciplin. Während Napoleon I. im August 1813 die Vorbereitungen zur Schlacht bei Dresden traf, schickte er V. am 25. mit einem Corps von 30,000 Mann nach Böhmen. V. griff nach dem Siege Napoleons am 27. August bei Dresden die Alliirten an, wurde jedoch bei Kulm umzingelt und mußte sich am 30. August mit 10,000 Mann und 81 Kanonen ergeben, worauf ihn Kaiser Alexander I. an die Grenze von Sibirien bringen ließ. Nach der ersten Restauration durfte er nach Frankreich zurückkehren. Während der hundert Tage erhob ihn Napoleon zum Pair und gab ihm den Befehl über das 3. Armeecorps, das zum Heerestheile Grouchy's gehörte. Beide Generale machten am 18. Juni 1815 bei Wavre einen Angriff auf die Preußen unter Thielemann, versäumten aber dadurch, Napoleon im Kampfe bei Waterloo zu unterstützen. Auf die Nachricht von der Niederlage zogen sie sich unter die Mauern von Paris zurück, wo man V. sogar das Oberkommando zu übergeben Willens war. Nach der zweiten Restauration mußte er in Folge der Ordonnanz vom 12. Januar 1816 auswandern und ging nach Nordamerika. Im Jahre 1818 kaufte er sich bei Gent an; erst 1824 kehrte er nach Frankreich in seine Vaterstadt zurück, wo er am 15. Mai 1830 †.

Vandiemensland (seit 1855 als britische Kolonie officiell Tasmania genannt), die größte australische Insel an der östlichen Südspitze des Australkontinents (Neuhollands), zwischen 40° 44′ und 43° 38′ südl. Br., vom Kontinent nur durch die 1798 von Baß und Flinders entdeckte Baßstraße getrennt, hat die Form eines unregelmäßigen Vierecks und einen Flächenraum von 26,215 englischen (1233 geographischen) QMeilen. Die meist steilen, felsigen Küsten der Insel sind von zahlreichen Baien zerschnitten, welche treffliche Häfen darbieten. In den bekannteren Strichen ist der Boden im Ganzen zwar nicht fruchtbarer als auf dem Kontinent, jedoch besser bewässert; auch fehlen die wüsten Tiefebenen; Hügel und Thäler, die sich nach allen Richtungen hin erstrecken, werden von fruchtbaren und wiesenreichen Plateaux unterbrochen. Unter diesen sind die im nördlichen Theile der Insel gelegenen, von den Armen des Flusses Tamer bewässerten die reichsten; sie gehen nach Süden in die Ebenen am Flusse Derwent über, die fast die ganze Insel von Osten nach Westen durchschneiden; eine dritte ist die Hochebene Surrey im Nordwesten am Flusse Arthur. Zwischen diesen Plateaux liegen drei rauhe Bergländer von geringerem Umfang, deren Höhenzüge im Allgemeinen von Nordwesten nach Südosten gerichtet sind, das eine im Nordosten mit dem Berge Benlomond (4700 Fuß), das andere zwischen der Hochebene Surrey und dem Derwentthale, das dritte auf der südwestlichen Spitze der Insel mit dem Humboldtsberge (5200 F.). Das Klima ist nicht so warm wie in Neusüdwales, indem das Thermometer im Sommer nicht über 21° Wärme steigt und im Winter bis zu 4° Kälte sinkt, so daß Südfrüchte nicht mehr gedeihen, wohl aber die übrigen Kulturpflanzen des mittleren Europa's, namentlich sehr gut mehre unserer Obstarten. Die physikalische Beschaffenheit der Insel stimmt im Uebrigen mit der des australischen Kontinents überein, mit dem es auch den Mangel an einheimischen Nahrungspflanzen gemein hat. Ackerbau und Viehzucht werden mit dem günstigsten Erfolg betrieben, ebenso Wallfisch- und Robbenfang an den Küsten. Die Gebirge enthalten Eisen- und Kupfererz, Steinkohlen, Marmor und andere Kalkarten, Alaun, Krystall und Karneole. In neuester Zeit ist im nordwestlichen Theile auch Gold gefunden worden. Die Kolonisation der Insel begann 1803, wo am Ostufer des Derwent die erste Verbrecherkolonie gegründet, aber 1804 nach Hobarttown verlegt ward. In Folge von Niederlassungen von Soldaten und freigelassenen Deportirten, sowie durch Einwanderung freier Leute blühte die Kolonie nach und nach auf und 1862 zählte sie bereits 90,228 Einwohner europäischer Abkunft. Die Ureinwohner vom Stamme der Australneger oder Papuas sind in der neuesten Zeit fast ganz ausgestorben. Im Jahre 1815 zählte man ihrer noch gegen 5000, die von den Engländern nach der benachbarten Flindersinsel versetzt wurden, wo sie schon 1847 wegen des rauhen Klima's auf 45 zusammengeschmolzen waren, welche die Kolonialregierung nach der Austernbai in der Nähe von Hobarttown überführen ließ. Bis 1825 bildete V. ein von Sidney in Neusüdwales abhängiges Untergouvernement, das aber in jenem Jahre unmittelbar unter das englische Kolonialministerium gestellt wurde und 1826 mit den 19 Nachbarinseln als eigenes Gouvernement von 1296 QMeilen eine selbstständige Verwaltung erhielt. Die Kolonie wird demgemäß durch die freien Landbesitzer nach englischen Ge-

Digitized by Google

setzen regiert, und es bestehen zu diesem Behuf zwei Kolonialversammlungen, eine vollziehende mit einem Gouverneur und einem Militärkommandanten an der Spitze und eine gesetzgebende, aus 14 Mitgliedern bestehende. Die Hauptgewerbe sind Ackerbau und Vieh-, besonders Schafzucht; die Industrie bringt nur Soda aus Seetang und Thran zur Ausfuhr. Ansehnlich ist dagegen der Handel mit den Landesprodukten, besonders mit Wolle. Die Staatseinnahme belief sich 1862 auf 315,700, die Ausgabe auf 337,900 Pfd. Sterl. Die Insel zerfällt in 2 Grafschaften, Buckingham im Norden und Cornwall im Süden; beide sind zusammen in 9 Polizeidistrikte eingetheilt. Der ganze westliche Theil gehört indessen zu keinem dieser Distrikte. Er enthält außer einzelnen Stationen in der Nordwestecke der Insel noch das Gebiet der Vandiemenslandkompagnie, die auf der Hochebene Surrey Viehzucht, besonders Schafzucht im Großen treibt. Die Hauptstadt ist Hobarttown (s. d.), Sitz des Gouverneurs, der Oberbehörden und der gesetzgebenden Versammlung. Die zweite Stadt ist Launceston (s. d.), am Tamer, als deren Seehafen Georgetown gilt. An der Mündung des Tamer liegt Port Dalrymple. Die übrigen größeren Orte sind Campbelltown, Newnorfolk und Richmond. Von den zum Gouvernement gehörigen, meist in der Baßstraße gelegenen Inseln sind die größten Fournaux oder Flinders im Nordosten (9¹/₂ QM.) und King im Nordwesten (12¹/₂ QM.), jene durch die Banks-, diese durch die Hunterstraße von V. getrennt. V. wurde 1642 von dem Holländer Tasman, nach dem die Insel jetzt auch zum Unterschiede von dem V. auf der Nordküste Neuhollands (s. Australien) Tasmania genannt wird, entdeckt und von ihm zu Ehren des damaligen holländischen Statthalters in Ostindien, van Diemen, nach dessen Namen benannt. Im Jahre 1855 erhielt die Kolonie jedoch, wie oben erwähnt, officiell den Namen Tasmania.

Van Dyck, Anton, berühmter niederländischer Historien- und Porträtmaler, geboren 1599 in Antwerpen, war der Sohn eines dortigen Glasmalers, der ihn früh in der Zeichenkunst unterrichtete, und bildete sich dann unter der Leitung H. van Baalens und Rubens'. Letzterer, welcher sein reiches Talent bald erkannte, betraute ihn mit der Ausführung mancher seiner Entwürfe, wie er auch häufig an die Arbeiten dieses Schülers die letzte Hand anlegte; daraus mag die Meinung entstanden sein, daß viele Werke des Rubens Arbeiten v. D.s seien, welche letzteren endlich bewog, Antwerpen zu verlassen, um sich nach Italien zu begeben. Dies trübte indeß keineswegs sein Verhältniß zu Rubens, und als ein Zeichen seiner Verehrung des Lehrers verfertigte er für diesen drei Gemälde: einen Christus auf dem Oelberg, ein Ecce homo und das Porträt von Rubens' zweiter Gattin. Schon in Brüssel fesselte ihn ein Bauernmädchen des Dorfes Saveltem dergestalt, daß er ihr zu Liebe für Saveltem zwei Altargemälde malte, und nur mit Mühe riß er sich auf Zureden des Ritters Nanni los und ging als zwanzigjähriger Jüngling nach Venedig, wo er Tizian und Paul Veronese studirte. Nach Carpenters Aufzeichnungen, welche sich auf amtliche Urkunden stützen, scheint v. D.s erster Besuch in England vor der italienischen Reise Statt gefunden zu haben, indem er wohl schon damals zum londoner Hof in einem dienstlichen Verhältniß stand, welches indessen jedenfalls während der italienischen Reise nicht mehr bestand. Von Venedig begab sich v. D. nach Genua, wo er namentlich im Porträtfache thätig war, dann nach Rom, wo er bald nach seiner Ankunft das meisterhafte Bildniß des Kardinals Bentivoglio malte, abgebildet in Filhols „Musée Napoléon". Die Anfeindungen der „Schilderbent", welcher er sich der Zügellosigkeit der Mitglieder wegen nicht einverleibte, bewogen ihn, sich wieder nach Genua zu begeben, wo er längere Zeit verweilte. Eine Reise nach Sicilien und seine künstlerische Thätigkeit in Palermo, wo er in dem damaligen Vicekönig Philibert von Savoyen einen Gönner fand, wurden durch das Auftreten der Pest bald abgebrochen und v. D. kehrte über Genua 1626 wieder in seine Heimat zurück. Sein erstes Werk von großartiger Komposition aus dieser Periode ist der heilige Augustin in Begeisterung, worin er das Resultat seines Studiums der großen Meister niederlegte. V. D. kam nach seiner Rückkehr auch wieder mit Rubens in Berührung, und dieser wollte ihm sogar seine älteste Tochter zur Frau geben, die v. D. aber ausschlug, angeblich, weil ihm die Schwiegermutter besser gefiel. Er folgte dann einer wiederholten Einladung nach dem Haag an den Hof des Prinzen Friedrich von Oranien, der sich, seine Gemahlin und seine beiden Söhne von ihm malen ließ. Der König Karl I. von England bestellte bei v. D. ein Bild Rinald und Armida, wie er auch eine Madonna mit St. Katharina von dem Meister erwarb. Sir Kenelm Digby vermochte bald den Künstler zur Uebersiedelung nach England zu bestimmen, welche 1632 Statt fand. Er wurde jetzt der Modemaler der großen Welt. König Karl I. beschenkte ihn mit einer reich mit Brillanten geschmückten Kette, ernannte ihn zum Hofmaler, gab ihm die Ritterwürde, überließ ihm zwei Wohnungen, eine in Blackfriars in London eine Sommerwohnung in Eltham in der Grafschaft Kent, und setzte ihm ein Jahrgehalt von 200 Pfund aus. V. D.s Arbeiten wurden mit damals außerordentlichen Preisen bezahlt und es trugen ihm namentlich die Porträte, die er in großer Zahl für den Hof und die angesehensten Persönlichkeiten Englands fertigte, große Summen ein. Ebenso rasch und leicht aber, wie er Geld verdiente, verschwendete er es durch seine Liebhabereien und ungemeine Sucht für Prunk und Wohlleben. Von seiner Leidenschaft für das weibliche Geschlecht suchte ihn der Herzog von Buckingham durch Verheirathung mit der schönen, aber armen Mary Ruthven, der Tochter des Grafen von Gowrie, zu heilen.

Die wenigen Jahre, welche v. D. in England verweilte, sind durch eine große Anzahl von Werken, namentlich Porträte gekennzeichnet. Im Jahre 1840 ging v. D. mit seiner Gemahlin nach Flandern und von da nach Paris, wo er mit Arbeiten für die Louvregallerie betraut zu werden hoffte. Als ihm dies nicht gelang, kehrte er nach

Digitized by Google

England zurück, wo er Zeuge der unglücklichen politischen Verhältnisse wurde, die königliche Familie zerstreut und das Haupt seines Gönners, des Grafen Strafford, fallen sah. Am 9. Dec. 1641 † der Künstler, 42 Jahre alt in Blackfriars, und zwei Tage darauf wurde er mit großer Pracht in dem Chor der alten Paulskirche beigesetzt. V. D.s Wittwe heirathete später den Baronet Sir Richard Pryse, seine Tochter, Justiniane, den Baronet Sir John Stepney. V. D.s Hinterlassenschaft muß nicht so bedeutend gewesen sein, als gewöhnlich angenommen wird, da seine Tochter nach der Restauration von König Karl II. eine Leibrente von 200 Pfund ausgesetzt erhielt, welche sie selbst als ihr einziges Subsistenzmittel bezeichnet. V. D. steht als Porträtmaler auf einer hohen Stufe und kann in vielen seiner Bildnisse neben Tizian gestellt werden. Seine Bildnisse aus den glänzenden Kreisen des londoner Hofes zeugen von der feinsinnigen Auffassung und der treuen Wiedergabe des individuellen Lebens. Die elegante Form und Stellung, die er überall hervorzuheben suchte, vereinigt mit der Wärme und dem Gefühl, die seine Bildnisse auszeichneten, mußten ihn zu dem gesuchtesten Porträtmaler machen. Trotz der Raschheit, mit der er arbeitete, steht er als ein Muster in der sorgfältigen Ausführung (unübertroffen in den Händen) da. In der Historienmalerei hat v. D. seinen Lehrer nicht erreicht. Einförmiger in der Phantasie umfaßt er nur einen kleinen Kreis von Darstellungen; wenn in seinen ersten Bildern sich vielleicht der rubenssche Einfluß, dessen gewaltige, leidenschaftliche Art kundgibt, so sind die Mehrzahl seiner Werke ruhiger, einfacher gehalten. Das Charakteristische einer bewegten Handlung fehlt ihm und macht der Situation Platz. Sein Kolorit ist ebenfalls weniger glänzend; seine ausgeführten Zeichnungen sind selten und die Skizzen manchmal so leicht hingeworfen, daß es nur ihm allein möglich war, sie zu verstehen.

Die meisten von v. D.s Bildern befinden sich in England, darunter in Hamptoncourt das berühmte Bild Karls I. zu Pferde, in Kensington die zwei Söhne des Herzogs von Buckingham als Knaben, in der Bridgewatergallerie eine Madonna mit dem Kinde, in der Gallerie des Marquis von Stafford in Yorkhouse das Porträt des Grafen von Arundel, eines der schönsten Bildnisse des Meisters, in der Grosvenorgallerie Maria mit dem Kinde und einem betenden Engel, ebenfalls eines seiner schönsten Bilder, in der Devonshiregallerie das Kind Moses im Nil ausgesetzt, in Blenheim schöne Porträte, in Holkham der Herzog von Richmond, auch eines seiner vorzüglichsten Bilder, in Wiltshire der Kindermord, den Einige dem Rubens zuschreiben, in der Gallerie Sir Robert Littletons, Gouverneurs von Guernsey, das Bild seiner Frau Mary Ruthven mit ihrem Kinde an der Brust, gestochen von Franz Bartolozzi, u. A. Im königlichen Museum zu Amsterdam sind vier Bilder von v. D., darunter das Bildniß der Maria von England, Gemahlin des Prinzen von Oranien, und jenes ihres Bruders, des Herzogs von Glocester. In der Gemäldesammlung des Prinzen von Oranien zu Brüssel befinden sich die Porträte des Ministers Leroy und seiner Gemahlin, zwei lebensgroße stehende Figuren von vorzüglicher Schönheit; in diese Sammlung kam auch das Bildniß der Henriette von England, eines der besten Werke v. D.s, ehedem in der Sammlung Erard. Das brüsseler Museum besitzt eine Kreuzigung Petri, einen trunkenen Silen und mehre Porträte. In einer Familienkapelle bei den Dominikanern zu Antwerpen ist jenes Bild mit Christus am Kreuz, das durch Bolswerts Stich unter dem Namen le grand Christ au Jacobin bekannt ist. Zu v. D.s besten Werken gehört das lebensgroße Porträt des Franz van der Borcht im Museum derselben Stadt. Im Palaste Pitti zu Florenz ist das Bildniß des Kardinals Bentivoglio. Mehre Gemälde v. D.s sind auch im kaiserlichen Museum zu Paris, unter anderen St. Sebastian von einem Pfeile durchbohrt, Mars und Venus, eine Ehebrecherin, eine Grablegung, die Porträte Karls I. u. des Prinzen Robert von der Pfalz, Isabella's von Holland, Francisco de Moncada's u. ein vorzügliches Selbstporträt. Auch in der Eremitage zu St. Petersburg sind mehre Bilder von v. D.; besonders schön ist Snyders' Bildniß mit Frau und Kind, mit unübertrefflicher Wahrheit dargestellt. In der königlichen Pinakothek zu München ist eine bedeutende Anzahl von Werken des Meisters, darunter der todte Christus auf dem Schooße Maria's und von Engeln beweint, die Madonna mit dem schlafenden Kinde, ein heiliger Sebastian. ferner ein im Verein mit dem Thiermaler Franz Snyders gemaltes Bild des Sieges Heinrichs IV. über den Herzog von Mayenne in der Schlacht bei Martin l'Eglise, die Bildnisse von Johann von Nassau, Alexander Scaglia, Lucas van Uden, Tilly's, Wallensteins, Gustav Adolfs von Schweden, Johann Breughels, Peter Snayers', Johann de Waels, v. D.s eigenes Bildniß. Eines der vollendetsten Meisterwerke in der Porträtirkunst ist die Bürgersfrau von Antwerpen in derselben Gallerie. Zwei weitere, in München befindliche Bilder, Susanna im Bade und Zeus bei Antiope, repräsentiren eine Richtung, der v. D. sonst nicht huldigte. Die k. k. Gallerien zu Wien weisen eine ganze Reihe von Werken v. D.s auf, darunter einen Simson von den Philistern überwältigt, eine Mutter Gottes auf dem Throne, eine reuige Magdalena, einen gebundenen Heiland mit dem Rohr, einen Christus am Kreuz, einen todten Christus in der Grabeshöhle, eine heilige Familie, einen Francisco Seraphicus, die Bildnisse Karls I. von England, des Ritters Philipp le Roy, der Prinzen Ruprecht und Karl Ludwig von der Pfalz, des Marquis Franz de Moncada in schwarzer Hofkleidung u. A. Mehre Bilder v. D.s besitzt auch die Gallerie Lichtenstein zu Wien: eine schöne Grablegung und Bildnisse erster Klasse, wie das der Fürstin Luise von Thurn und Taxis und ein anderes, das gewöhnlich Wallenstein genannt wird; die Gallerie des Fürsten Esterhazy: eine musikalische Gesellschaft. Dresden hat von v. D. eine Himmelskönigin, einen trunkenen Silen, eine Danaë und mehre vortreffliche Bildnisse, darunter Karl I. von England mit seiner Familie, den Maler David Ryckaert, einen Bruder des Rubens, und das Bild des alten Schottländers John Thomas Parker. Im königl-

Digitized by Google

lichen Museum in Berlin sind: das Bildniß der Infantin Isabella Clara Eugenia, als Klarissin dargestellt, Christus als König der Juden verspottet, die beiden Johannes zwischen Säulen stehend, Maria mit dem Kinde, der verlorene Sohn, die Bildnisse der Kinder Karls I. von England mit einem großen Hunde. In der Gallerie zu Sanssouci ist eine vorzügliche Dornenkrönung, gestochen von Bolswert. Eines der vorzüglichsten Werke v. D.s ist die Grablegung, ehemals in der Franciskanerkirche in Mainz, jetzt im Besitz des Senators Brentano zu Frankfurt a. M. Ein ausgezeichnetes Gemälde ist v. D.s Altarblatt in der Aegidienkirche zu Nürnberg, die in Schmerz versunkene Maria bei dem Leichnam Jesu vorstellend. Ein Gemälde von hoher Vollendung stellt den ungläubigen Thomas dar, wie er vor den Jüngern den Finger in die Seitenwunde des Gottmenschen legt. Andere treffliche Werke haben noch Augsburg (die vier bußfertigen Sünder, Porträte der Königin Henriette von England, des Seemalers Andreas von Ertvelt), Bamberg (Beweinung Christi, Auferweckung des Lazarus, Maria den Herrn verkündigend, St. Xaver und Ignaz von Loyola), Courtray (Aufrichtung des Kreuzes), Gent (Christus am Kreuz), Mecheln (denselben Gegenstand), Turin (heilige Familie, Porträt des Prinzen Thomas von Savoyen zu Pferd) und andere Städte aufzuweisen. V. D. gab auch eine Sammlung von Bildnissen seiner Zeitgenossen, wozu er selbst 16 Porträte radirte, heraus, sie führt den Titel „Icones Principum, Virorum Doctorum, Chalcographorum, Statuariorum etc. numero centum ab Antonio van Dyck" pictore ad vivum expressae, Antwerpen. Nach v. D. existirt eine Unzahl von Stichen von Kupferstechern aller Länder, darunter von Snyders, Pontius, Worstermann, Vermeulen, Bartolozzi, Wenzel Hollar, Raphael Morghen, Lommelin, Bolswert, Payne, Purcell, van Kessel, Hondius, Neefs, Cornel. Galle, Massard u. A.

Van Eyck, Hubert (Hubrecht) und Jan, Brüder, berühmte Maler, Begründer der altflandrischen Schule, über deren äußere Lebensumstände aber wenig bekannt ist. Sie sollen aus Maaseyck, einem Städtchen unweit Mastricht, stammen (wiewohl der Familienname v. E. gleichzeitig auch in den Kirchenbüchern von Antwerpen und Brügge vorkommt) und daselbst Hubert 1366, Jan um 1396 (nach Andern um 1370) geboren worden sein. Das Geburtsjahr der Schwester Margaretha, welche ebenfalls eine berühmte Malerin war, ist ganz unbekannt. Für den Vater der Geschwister und Huberts Lehrer hält man Meister Josse van Eyck, welcher 1391 als Mitglied der kirchlichen Brüderschaft der Maria mit den Strahlen zu Brügge genannt wird. Hier ließen sich die Geschwister später wahrscheinlich ebenfalls nieder und wurden Mitglieder derselben Gesellschaft. Nach 1420 begaben sich beide Brüder zur Ausführung eines großen Altargemäldes nach Genf, wo Hubert 1426 starb und in der St. Bavokirche bestattet wurde. Jan vollendete das Werk 1432, kehrte dann nach Brügge zurück und starb hier 1441. Beide Brüder wurden wegen ihrer Kunst von den Herzögen von Burgund sehr geehrt, namentlich wurde Jan, nachdem er früher schon in Diensten des Herzogs Johann von Bayern, Bischofs von Lüttich, gestanden, 1425 vom Herzog Philipp dem Guten von Burgund zum Hofmaler und Kammerdiener mit einem Jahresgehalt von 100 Livres ernannt, auch von ihm mit verschiedenen Arbeiten beauftragt und 1428 mit einer glänzenden Gesandtschaft zu König Johann I. von Portugal geschickt, um dessen Tochter Isabella, die nachmalige dritte Gemahlin Philipps u. Mutter Karls des Kühnen, zu malen. Die hohe Bedeutung der Gebrüder v. E. in der Geschichte der Malerei beruht darin, daß sie sich im Gegensatze zu dem Idealismus der älteren deutschen Malerschulen der Darstellung der wirklichen Lebenserscheinungen, dem Realen, liebevoll zuwandten und in dieser Richtung sogleich so Ausgezeichnetes leisteten, daß sie den größten Künstlern aller Zeiten beizuzählen sind. Zwar erinnern ihre Arbeiten, namentlich diejenigen, welche man mit Sicherheit dem älteren Bruder, Hubert, zuweisen kann, zum Theil noch an die statuarisch feierlichen Typen des älteren deutschen Styls; aber an die Stelle der Abgeschlossenheit einzelner idealer Gestalten oder symmetrisch geordneter Gruppen ist das wirkliche Leben mit seinen individuellen Gestalten getreten. Der Goldgrund, der den Glanz des Himmels vertreten sollte, ist verschwunden und dem Blick die Möglichkeit eröffnet, in die Tiefe und Weite vorzudringen, Himmel und Erde, Nähe und Ferne zu umfassen. Statt des Goldgrundes sehen wir anmuthige Höhenzüge, saftige blumenreiche Matten mit Quellen und Strömen, schön belaubte Bäume, Städte mit Mauern und Thürmen u. belebten Straßen, behagliche menschliche Wohnungen und mannichfaltiges Geräthe mit dem liebevollsten Eingehen auf das Detail und mit bewundernswürdiger Naturwahrheit dargestellt. Zwar zeigen die Gestalten hinsichtlich der Stellung und Bewegung noch manche Mängel, selbst die Modellirung leidet noch an manchen Härten, und die Gewandung nimmt jene eckigen, zerknitterten und harten Brüche an, welche von dem schönen fließenden Faltenwurf der älteren Maler so unangenehm abweichen: aber alle diese Unvollkommenheit vergißt man über der harmonischen Zusammenstimmung des Ganzen, über der gemüthvollen, oft selbst tiefsinnigen Auffassung, über der heiteren Verklärung des irdischen Lebens inmitten seiner beschränkten Verhältnisse, über dem Einklang der klaren, leuchtenden Farbe mit dem Spiel des Lichts. Der Realismus in seiner ganzen bunten Fülle der Erscheinung, aber gehoben und geadelt durch die Vermählung mit der religiösen Idee, dies ist es, was uns in den van eyckschen Bildern entgegentritt. Dadurch wurde das Gebiet der Darstellung bedeutend erweitert, wozu die Altarwerke in Form von Schreinen mit Flügelthüren und mehrfachen Abtheilungen passende Räumlichkeit darboten. Blieb auch Christus immerhin in seinen mannichfachen Beziehungen zur Kirche der Mittelpunkt des Altargemäldes, so eröffneten doch die verschiedenen Auffassungsweisen dieser seiner Stellung, die Ereignisse aus seinem Leben, wie aus dem der Heiligen, namentlich der heiligen Jungfrau, die Beziehungen der neutestamentlichen Geschichte zu

Digitized by Google

der alttestamentlichen ꝛc. der Phantasie ein großes, über die bisher gebräuchliche Darstellungsweise weit hinausgehendes Feld. So sehr die kirchliche Andacht noch die Kunst beherrschte und die symbolische Anschauungsweise vorwog, so entledigte sich doch die Darstellung der alten ritualen Formen und rang nach freierer, dem lebendigen Gefühl entsprechender Bewegung. Zu der in sich abgeschlossenen Gestalt trat mehr und mehr die Handlung und deren Wirkung auf das Gemüth. Züge und Ausdruck wurden nach Gutdünken der Wirklichkeit entnommen, und für das Uebrige die mannichfaltige Pracht der Erde verwandt. Die Heiligen, denen diese aus der Wirklichkeit, ja oft aus der nächsten Umgebung geschöpfte Welt — flandrische Gegenden, Tempel oder Zimmer mit dem üblichen Hausrath — zum Schauplatze ihrer Thätigkeit angewiesen wurden, legten allmählig den Schein höherer, überirdischer Existenz ab und erschienen in mehr oder minder individuellen, rein menschlichen Beziehungen, so daß die Wundergeschichten heiliger Ueberlieferung vor Aller Augen vor sich zu gehen schienen. Der Styl dieser neuen Richtung ist vornehmlich charakterisirt durch die gesteigerte Lebendigkeit des Ausdrucks, stark markirte Züge u. eckige Bewegungen, magere Glieder und scharf gebrochenen Faltenwurf. Das Kolorit aber erhielt durch die von den Gebrüdern v. E. zuerst bei größeren Gemälden angewandte und vervollkommnete Oelmalerei schon eine hohe Vollendung. Es zeigt eine besondere Vorliebe für gesättigte Farben, die selbst im Hintergrunde, unbeschadet der Luftperspektive, angewandt wurden. Ein warmbräunlicher Grundton herrscht entschieden vor und läßt grelle Töne und scharfe Gegensätze nicht hervortreten. Die Karnation zeigt wunderbare Naturtreue. Die technische Behandlung zeigt Sorgfalt und Verstand, und die Farben sind von solcher Dauer, daß sie weder dem Nachdunkeln, noch dem Verbleichen und Abblättern unterliegen. Hubert scheint sich vorwiegend nach den Werken der gleichzeitigen kölner Maler gebildet zu haben; daher das Halten an der überlieferten symbolischen Auffassung, die kirchliche Würde und Majestät der Gestalten und die idealisirte Darstellung, verbunden mit seinem Sinn für Schönheit. Bei Jan dagegen macht sich bereits der entschiedenste Realismus bemerkbar. Schon der Umstand, daß er sich weniger als Hubert auf Religiöses und Kirchliches beschränkte, wies ihn mehr auf das Studium und die Nachahmung der mannichfaltigen Außenwelt hin. Er lieferte zahlreiche treffliche Bildnisse hochgestellter Zeitgenossen; das Zierliche und Ritterliche seiner Gestalten erinnert an den glänzenden burgundischen Hof, und selbst seine idealen Personen haben durchaus ein porträtartiges Ansehen. Dabei ist die Zeichnung schärfer und die Modellirung bestimmter als bei seinem Bruder. Auch zeigt er eine besondere Vorliebe für die Darstellung des Details, namentlich auch für Nachbildung natürlicher Effekte, Spiegelungen ꝛc. Oft malte er in äußerst kleinen Dimensionen. Das berühmteste Werk beider Brüder ist das erwähnte, von Jodocus Vyts in der Kirche des heiligen Johannes (gegenwärtig St. Bavo) zu Genf gestiftete große Altarwerk, welches auf 12 zum Theil auf beiden Seiten bemalten Tafeln das ganze Mysterium des christlichen Glaubens und als Mittelpunkt desselben die Anbetung des Lammes darstellte. Das Untersatzbild ist frühe abhanden gekommen; 6 Tafeln von den Flügeln bilden gegenwärtig eine der Hauptzierden des berliner Museums; nur die Mittelbilder und 2 Tafeln von den Flügeln befinden sich noch theils an ihrem alten Platze in der vytsschen Kapelle der genannten Kirche, theils unter Verschluß in der Sakristei. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts fertigte Michael Coxcie für Philipp II. von Spanien eine Kopie des Werks, deren einzelne Theile ebenfalls zerstreut wurden und in die münchner Pinakothek, in das berliner Museum und in den Besitz des verstorbenen Königs von Holland kamen. Eine zweite, minder werthvolle Kopie aus etwas späterer Zeit befand sich früher in der Kapelle des Stadthauses zu Genf und kam später in Privatbesitz nach London. Die Stücke des Originals sind meist trefflich erhalten. Das Werk gehört der Erfindung und Anordnung nach vornehmlich Hubert an, und es scheint kein weiteres beglaubigtes Bild desselben auf uns gekommen zu sein. Mit mehr oder weniger Sicherheit werden ihm nach 3 andere Bilder zugeschrieben: ein im Museum zu Neapel befindlicher heiliger Hieronymus, ein treffliches Bild im Nationalmuseum in St. Trinidad in Madrid, den Born der lebendigen Wasser darstellend, und eine Anbetung der Könige, im Privatbesitze zu Genf. Ungleich mehr ist von Jan erhalten. Das früheste beglaubigte Werk desselben ist die Einsetzung des Thomas Becket zum Erzbischof von Canterbury (von 1421). Das britische Museum besitzt das Bildniß eines Mannes (von 1433) und die Bildnisse eines Brautpaares (von 1434), beides Werke von unvergleichlicher Wahrheit und Vollendung. Ein ausgezeichnetes Werk Jans ist ferner das Votivgemälde des Kanonikus Georg van der Paele (von 1436), jetzt in der Sammlung der Akademie zu Brügge, die Mutter Gottes auf dem Thron, dem mit einem Papagei spielenden Kinde Blumen reichend, mit den Heiligen Donatian und Georg, die den knieenden Stifter des Bildes dem Schutze des Himmels empfehlen. Das Museum in Madrid besitzt 2 kleine Flügelbilder eines Altarwerks (von 1438), das eine mit der heiligen Barbara, das andere mit Johannes dem Täufer und dem Donator Magister Heinrich Werlis aus Köln, die aber nach Passavant von einem Schüler Huberts herrühren sollen. Der Christuskopf im berliner Museum, mit dem Namen des Meisters und der Jahrzahl 1438 bezeichnet, zeigt zu sehr die typisch vorgeschriebenen Formen und befriedigt daher weniger. Treffliche lebenswahre Bilder sind dagegen eine Madonna (von 1439) im Museum zu Antwerpen und das Bildniß der Gattin Jans in der Akademie zu Brügge (ebenfalls von 1439), dessen Aechtheit jedoch von Manchen bezweifelt wird. Außerdem wird Jan v. E. mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit noch eine Anzahl anderer Gemälde zugeschrieben. Als unmittelbare Schüler der v. E. sind zu nennen: Pieter Christophsen, Gerhard van der Meeren, Hugo van der Goes, Rogier van der Weyden der Aeltere, Justus van Gent, König René von Anjou,

Digitized by Google

Antonello von Messina u. A. Unter den späteren Nachfolgern nimmt Hans Memling (s. d.) die erste Stelle ein. Vergl. Hotho, Die Malerschule Huberts v. E., Berlin 1855.

Vangerow, Karl Adolf von, ausgezeichneter Rechtsgelehrter, geboren den 5. Juni 1808 zu Schiffelbach in Kurhessen, studirte zu Marburg, habilitirte sich 1830 als Privatdocent daselbst, ward 1833 außerordentlicher und 1837 ordentlicher Professor und folgte 1840 einem Ruf nach Heidelberg, wo er 1849 zum geheimen Rath ernannt wurde. Seine Hauptwerke sind die rechtshistorische Monographie „Latini Juniani" (Marburg 1833) und das sehr geschätzte „Lehrbuch der Pandekten" (das. 1837 f., 3 Bde.; 6. Aufl., das. 1851—52, 3 Bde.). Er ist seit 1841 Mitherausgeber des „Archivs für civilistische Praxis".

Vanglopflanze, s. v. a. Sesamum indicum *L.*

Vanikoro, s. v. a. Wanikoro, Insel, s. Santa-Cruz.

Vanilla *Adans.* (Vanille), Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, Schmarotzer in heißen Ländern, welche auf die höchsten Bäume klettern, sich verzweigen und an den Knoten behaarte Luftwurzeln treiben. Die fleischig-häutigen Blüthen erscheinen in achselständigen Trauben. Die Hülle löst sich nach dem Abblühen nebst der Säule gliederig von dem Fruchtknoten ab; die äußeren und die seitlichen inneren Hüllblätter sind ziemlich gleich, keillänglich, spitz; die Lippe ist am Grunde mit der Säule verwachsen, die freie Platte ganz oder gelappt; die Säule ist lang, schlank, ungeflügelt; die deckelförmige Anthere ist an der Spitze mit der Säule verwachsen und enthält mehlbreiartigen Blüthenstaub; die Narbendecke hängt vorhangartig über die Narbe weg. Die Frucht ist walzig-fleischig, an der Seite aufschlitzend, mit 3 Samenträgern, welche kleine, kugelige, schwarze Samen tragen. Die Arten sind besonders im tropischen Amerika, auch in Ostindien und im tropischen Afrika einheimisch. V. aromatica *Sw.* ist ein Schlinggewächs mit eilänglichen, zugespitzten, sitzenden Blättern, zugespitzten und stark wellenrandigen Hüllblättern und zugespitzter, mit erhabener Mittellinie versehener Lippe, wächst in Brasilien, am Rio de Janeiro, ist aber nicht, wie man gewöhnlich annimmt, die Mutterpflanze des bekannten Gewürzes. Letzteres kommt vielmehr von V. planifolia *Andr.*, einem mächtigen Schlinggewächs mit runden, tief grünen Stengeln, länglich-lanzettlichen, flachen, schwach gestreiften Blättern und armblüthiger Blüthentraube. Die Heimat dieses Schlinggewächses ist Mexiko, wo man es besonders um Jalapa kultivirt, und zwar auf ganz einfache Weise, indem man Stengel an passende Stellen legt, am unteren Theil mit etwas Erde bedeckt und mit dem oberen Theil dem Baume anheftet, den es umschlingen soll. Die Vanillenernte fängt im December an und dauert bis in den März. Die Früchte werden, nachdem man sie einige Tage an einem schattigen Orte aufbewahrt hat, an der Sonne getrocknet, dann in Bündel von 50 Stück (mazos) zusammengebunden und in Blechkästen aufgehoben. Die im Handel vorkommende Vanille besteht aus beinahe fußlangen, 4 Linien dicken, tiefbraunen, runzeligen, sich fettig anfühlenden Früchten, welche einen schwarzen Brei mit zahlreichen, schwarzen, glänzenden, kleinen Samen enthalten, und deren Oberfläche bei den besseren Sorten mit größeren u. kleineren Büscheln weißer, glänzender Prismen (Vanillin) bedeckt ist. Am ausgedehntesten kultivirt man die V. in Mexiko (Oaxaca), Centralamerika und Brasilien. Die Kulturversuche auf Java versprechen den günstigsten Erfolg, nachdem man gelernt hat, die Befruchtung, welche in Mexiko ein Insekt besorgt, künstlich herbeizuführen. Diese künstliche Befruchtung ist auch in Europa mehrfach gelungen. Man unterscheidet nach der Güte der Vanille folgende Handelssorten: V. du Leg, 6—7 Zoll lange dicke, 3—5 Linien breite, weiche, sehr aromatisch riechend Kapseln mit weißem Anflug; 50 Stück wiegen gewöhnlich 8—10 Loth; V. Pompona od. Borea, 5—7 Zoll lange, 6—9 Lin. breite Kapseln, aus Brasilien, von starkem, aber weniger angenehmem Geruch; V. Cimarona, Bastardvanille, kleine, schwache, hellbraune, trockne Kapseln von geringem Werth, aus Domingo; Vanillon, zollbreite, dicke, schwere, zugespitzte, fettglänzende Kapseln, aus Laguayra und Brasilien. Die Vanilleproduktion in Amerika wird auf 3—4 Millionen Kapseln (25—34,000 Pfund) geschätzt; auch Bourbon und Mauritius liefern etwas Vanille. Der größte Theil geht nach Spanien und Frankreich und dient zum Bedüften von Chokolade und Gefrornem. In der Küche dient die Vanille besonders als Würze zu süßen Speisen, arzneilich bei Nervenleiden, Hysterie, Hypochondrie und als Emmenagogum. Auch als Aphrodisiacum steht sie in Ruf.

Vanini, Lucilio oder, wie er sich später auf dem Titel seiner Schriften nannte, Julius Cäsar, italienischer Schwärmer, geboren 1585 zu Taurisano im Neapolitanischen, bildete sich zu Rom und Padua zum Polyhistor, empfing die priesterliche Weihe, bereiste dann Deutschland und die Niederlande, hielt sich längere Zeit in Genf und Lyon auf, mußte nach England flüchten, kehrte aber dann nach Lyon zurück, wo er 1615 sein „Amphitheatrum aeternae providentiae" herausgab, das den Verfasser in den Verdacht atheistischer Lehren brachte. In Paris, wohin er sich darauf begab, veröffentlichte er 1616 die Schrift, die ihm eine Anklage wegen Atheismus zuzog. Er begab sich daher nach Toulouse, wo er eine Zeitlang Unterricht ertheilte, aber bald, ebenfalls des Atheismus angeklagt, verhaftet und, von dem Parlament zu Toulouse verurtheilt, (19. Februar) den Scheiterhaufen besteigen mußte. Dies tragische Ende hat ihn berühmter gemacht, als er es durch seine Schriften geworden sein würde. Vergl. (Fuhrmann) Leben und Schicksale, Geist, Charakter und Meinungen des Luc. V., Leipzig 1800, und Münch, Biographisch-historische Skizzen, Bd. 1, Stuttgart 1836.

Vanitas vanitatum (lat.), Eitelkeit aller Eitelkeiten, oder: Es ist Alles eitel.

Vanloo, niederländische Künstlerfamilie. Jakob V., geboren um 1614 zu Ecluse, arbeitete in Amsterdam und dann in Paris, wo er 1663 eine Stelle in der Akademie erhielt und 1670 starb. Er malte Bildnisse und andere Darstellungen und zählt zu den besten Koloristen der flämischen Schule. Sein Sohn Ludwig V. wurde Mit-

Digitized by Google

glied der pariser Akademie, lebte aber meist in Aix, wo er 1712 mit dem Ruf eines der bedeutendsten Zeichner und Freskomaler starb. Von dessen beiden Söhnen soll sich der älteste, Jean Baptiste, geboren 1684 zu Aix, schon als Knabe von 8 Jahren großen Ruf erworben haben. Er hielt sich in Frankreich, Italien und England auf, malte zahlreiche Bildnisse und starb um 1760 in Aix. Sein Bruder, Ludwig Michael V., geboren 1707, studirte in Rom und ging dann nach Paris, wo er Professor an der Akademie ward und 1771 starb. Seine Bilder, Historien und Landschaften, tragen ganz das Gepräge der manierirten Grazie jener Zeit, wurden aber ihrer Zeit denen eines Raphael, Tizian, Correggio gleichgestellt.

Vannes, Hauptstadt des französischen Departements Morbihan, in der Bretagne, nördlich am Golf von Morbihan, durch den Morbihankanal mit dem atlantischen Ocean verbunden, ist Sitz des Präfekten und der Departementsbehörden, eines Bischofs, eines Gerichtshofs und eines Handelsgerichts, in den ältern Theilen eng und düster gebaut, hat ein Schloß (l'Hermine, sonst Residenz der Herzöge der Bretagne), eine Kathedrale (mit Denkmal der 1795 auf Quiberon umgekommenen Emigrirten), ein kaiserliches Collége, ein großes und ein kleines Seminar, eine Navigationsschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Zuchthaus für weibliche Verbrecher, Fabrikation von Tuch, Leinwand, Baumwollstoffen und Modeartikeln, Eisen- und Kupferhämmer, Gerberei, einen Ausbesserungshafen, Küstenhandel und 14,564 Einwohner. V. ist das Dariorigum der Alten oder Civitas Venetorum, da es im Gebiet der Veneti im lugdunensischen Gallien lag. Im Jahre 1342 wurde es von den Engländern unter dem Grafen Robert von Artois erobert. Seit 1675 war es 14 Jahre lang der Sitz des Parlaments von B.

Vannucchi, Andrea, genannt Andrea del Sarto, berühmter Maler, geboren 1488 zu Florenz, kam zu einem Goldarbeiter in die Lehre, erregte aber durch seine Fertigkeit im Zeichnen die Aufmerksamkeit des florentinischen Malers und Holzschnitzers Gian Barile, der ihn unterrichtete und dann bei Piero di Cosimo Roselli unterbrachte. Später arbeitete er mit Franziabigio und schmückte den Versammlungsort Compagnia dello Scalzo in der Via larga mit Darstellungen aus dem Leben Johannes des Täufers in Fresko aus, von denen die Pinakothek zu München noch einige Originalskizzen besitzt. Im Jahre 1511 setzte V. die von Cosimo begonnenen Fresken mit Darstellungen aus dem Leben des Philippus Benizzi in der Vorhalle der Servitenkirche (Sta. Annunziata) in Florenz fort. Alle diese Werke zeichnen sich durch ungekünstelte Natürlichkeit, treues Streben nach Charakteristik, vernünftige Anordnung und Gruppirung, harmonische Färbung und anmuthige Darstellung, verbunden mit richtiger und gewandter Zeichnung, aus. In der nun beginnenden zweiten Periode seines künstlerischen Schaffens finden wir größere Freiheit der Bewegung, breiteren Pinselstrich und ein wärmeres Kolorit. Es gehören dahin eine Verkündigung Mariä (jetzt im Palazzo Pitti), mehre Madonnenbilder und heilige Familien, die zwar der idealischen Frömmigkeit, der verklärenden Zartheit und Anmuth Raphaels oder Correggio's entbehren, aber eine frische, blühende, oft kräftige Natürlichkeit athmen; namentlich sind die Kinder von der reizendsten Naivetät. Im Jahre 1518 folgte V. einem Ruf des Königs von Frankreich, kehrte aber schon im folgenden Jahre mit dem Auftrag des Königs nach Italien zurück, alte und neue Kunstwerke anzukaufen. Er vergeudete jedoch die ihm anvertraute Summe und lebte nun in Florenz eine Zeitlang in Verborgenheit, wo er zunächst für das Servitenkloster mehre seiner ausgezeichnetsten Bilder malte, darunter eine Pietà in Oel, jetzt im Belvedere in Wien, sowie die berühmte Madonna de Sacco in Fresko, eine Gruppe von drei Figuren. V. † 1530 zu Florenz und ward in der Servitenkirche bestattet. Gemälde V.'s finden sich außer Italien in der Gallerie des königlichen Museums zu Berlin, in der königlichen Gallerie zu Dresden, in der münchner Pinakothek, in der Gallerie des Belvedere zu Wien, in London, Paris, Madrid, in der Eremitage zu Petersburg und an andern Orten. Als Hauptwerke sind hervorzuheben: Johannes der Täufer, eine Kreuzabnahme, drei Verkündigungen und eine Himmelfahrt der Maria im Palast Pitti in Florenz; eine Madonna von 1517 in den Uffizien; ein Porträt in der Gallerie Ricci; mehre heilige Familien im Palast Borghese in Rom; eine andere in S. Giacomo degli Spagnoli in Neapel; das Opfer Abrahams in der dresdner Gallerie; die genannten Fresken im Kloster dell' Annunziata zu Florenz, das ebenfalls in Fresko ausgeführte Abendmahl im Kloster S. Salvi bei Florenz, endlich die Gemälde im Dom von Pisa. Viele Werke des Meisters wurden gestochen. Vergl. Biadi, Notizie inedite della vita d'Andrea de Sarto etc., Florenz 1830; Reumont, Andrea del Sarto, Leipzig 1835.

Vannucci, Pietro, genannt Pietro Perugino, berühmter italienischer Maler, der Hauptmeister der umbrischen Schule, geboren 1446 zu Città della Pieve. Als seine Lehrer nennt man Nicolo Alunno, Benedetto Bonfigli, Piero della Francesca u. A.; gewiß ist nur, daß er sich um 1470 nach Florenz begab und dort ein Schüler Andrea Verrochio's war. Später lebte er in Rom und seit dem Ende des 15. Jahrhunderts als Haupt einer bedeutenden Schule zu Perugia, wo er 1524 †. V.'s Styl deutet auf verschiedene Einwirkungen hin. Den Einfluß des florentinischen Naturalismus bezeugen z. B. die wenigen noch erhaltenen Fresken in der sixtinischen Kapelle (1480) und die Anbetung der Könige in Santa Maria nuova zu Perugia. Später kehrte er wieder ganz zu der umbrischen Richtung zurück, um auf dem Grund einer freier entwickelten Meisterschaft eine Reihe von Werken zu schaffen, die ebenso anmuthvoll und zart in der Form und von eigenthümlich blühendem Kolorit sind, als sie das Gepräge eines innigen und schwärmerisch angeregten Gefühls tragen. Seit 1500 zeigt sich in V.'s Bildern der Beginn einer flüchtigeren Behandlung, die später in ein völlig handwerksmäßiges Wesen übergeht. Unter seinen Staffeleigemälden ist vorzüglich die große Kreuzab-

Digitized by Google

nahme von 1495 in der Gallerie Pitti berühmt, unter seinen Fresken das Krucifix mit den Heiligen im Kloster Santa Maria Maddalena in Florenz, die Scenen aus dem Alten Testament und der alten Geschichte nebst Allegorien und mythologischen Gestalten, womit er um 1500 die Halle des Wechselgerichts (Cambio) in Perugia schmückte, die Geburt Christi in San Francesco del Monte bei Perugia u. a. Bilder von ihm finden sich außer Italien in der Gallerie des königlichen Museums zu Berlin, in der Sammlung des Königs der Niederlande im Haag (eine Madonna mit Engeln und Heiligen, um 1491 gemalt), in der Nationalgallerie zu London (eine Madonna mit dem Kinde auf dem Schooße und Johannes), in der Pinakothek zu München (Maria mit dem Kinde, Johannes und der heilige Nikolaus, Kniestück der Maria mit dem Kinde, dieselbe mit 2 Engeln); in der Gallerie des Louvre zu Paris (eine heilige Familie aus der besten Zeit des Künstlers), in der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg (eine heilige Familie), in der k. k. Gallerie zu Wien (Maria mit dem Kinde auf dem Thron von den Heiligen Petrus und Hieronymus, Paulus u. Johannes umgeben). Vieles wurde nach ihm gestochen und lithographirt. Unter seinen zahlreichen Schülern war Raphael.

Vans, les, Stadt im französischen Departement Ardèche, am Chassezac, mit einer Hängebrücke darüber, hat Fabrikation von Seide und Leinwand, starken Handel damit und 2811 Einw.

Vansittart, Nicholas, Lord Bexley, britischer Staats- und Finanzmann, Sprößling einer ursprünglich aus Danzig stammenden und von dem Städtchen Sittart im Jülichschen nach England übergesiedelten Familie, geboren den 29. April 1766, betrat die Advokatenlaufbahn und wurde 1791 als Barrister aufgenommen, beschäftigte sich aber vornehmlich mit politischen und finanziellen Fragen und veröffentlichte mehre auf solche Bezug habende Schriften. Als entschiedener Tory ließ ihn die Regierung 1796 für Hastings ins Parlament wählen und betraute ihn zu Anfang 1801 mit einer außerordentlichen Mission nach Kopenhagen, um den dänischen Hof von der nordischen Alliance abzuziehen, was ihm aber nicht gelang. Bald darauf zum Sekretär des Staatsamtes ernannt, schlug er in der Session von 1810 38 Resolutionen vor, welche die Wiederaufnahme der Baarzahlungen durch die Bank von England bis nach geschlossenem Frieden vertagten und im Unterhause angenommen wurden. Nach Percevals Tode 1812 zum Kanzler der Schatzkammer berufen, verwaltete er dies Amt 10 Jahre lang mit solchem Erfolg, daß er seinem Nachfolger einen Ueberschuß von 7 Millionen Pfund Sterl. in den Staatsrevenüen hinterließ. Dieser große Erfolg wird zum Theil den Rathschlägen des älteren Rothschild zugeschrieben. Im Februar 1823 ward er mit dem Titel Lord Bexley zum Peer erhoben und zum Kanzler des Herzogthums Lancaster ernannt. Im Jahre 1828 aus dem Staatsdienst mit einer Pension von 3000 Pfd. Sterl. ausgeschieden, widmete er fortan seine Thätigkeit hauptsächlich der Verwaltung mildthätiger und religiöser Institute, z. B. der Bibelgesellschaft, deren vieljähriger Präsident er war. Er † auf seinem Landsitz Footscray in Kent den 8. Februar 1851.

Var (ital. Varo, bei den Alten Varus), Küstenfluß im südöstlichen Frankreich, entspringt auf den Seealpen unweit des Col de St. Delmas, an der Grenze des französischen Departements Niederalpen und der italienischen Provinz Coni, fließt erst südlich, dann östlich, zuletzt wieder südlich durch die Departements Niederalpen und Seealpen, ist sehr reißend, nimmt die Tinea, die Vesubia und den Esteron auf und mündet nach einem Lauf von 12½ Meilen, ohne schiffbar geworden zu sein, zwischen Nizza und Antibes in das mittelländische Meer. Der V. bildete bis 1860 (vor der Annektirung Nizza's) in seinem unteren Lauf die Grenze zwischen Frankreich (Departement Var) u. dem Königreich Sardinien (Grafschaft Nizza). Das nach ihm genannte französische Departement, welches jetzt jedoch nicht mehr von demselben berührt wird, da das früher hierher gehörige Arrondissement Grasse 1860 zu dem neugebildeten Departement Seealpen (Nizza) geschlagen wurde, grenzt im Norden an das Departement Niederalpen, im Osten an das Departement Seealpen, im Süden an das mittelländische Meer, im Westen an das Departement Rhônemündungen und hat einen Flächenraum von 608,325 Hektaren oder 110,8 geographischen QMeilen mit (1861) 315,536 meist katholischen Einwohnern. Das Land ist namentlich im Norden durch Verzweigungen der Seealpen (Monts d'Esterel, Monts de Maures u. Baux d'Ollioules) gebirgig mit Gipfeln bis zu 10,500 Fuß; im Süden verlieren sich die Gebirge in niedere Hügel und zuletzt in Sanddünen. Mehre Bergzüge haben Spuren vulkanischer Thätigkeit. Die Küsten sind felsig und steil, mit vielen Vorgebirgen, Buchten, Halbinseln und Inseln besetzt; unter den letztern sind die hyèrischen und die leriniischen Inseln die bedeutendsten. Bewässerung geben der Verdon (theilweise Grenzfluß gegen Norden), der Argens, mehre kleinere Küstenflüsse und einige Seen und Teiche (Etangs). Das Klima ist durch die vorherrschende Gebirgsnatur und die Nähe des Meeres gemäßigt; Frost sehr selten; der Frühling tritt sehr zeitig ein. Der Boden ist mit Ausnahme einiger fruchtbaren Ebenen nicht von besonderer Güte, der Getreidebau daher auch für den Bedarf nicht ausreichend. Dagegen ist das Departement reich an Waldungen. Von der Oberfläche kommen auf Aecker 114,236, Wiesen 8108, Weinberge 70,573, Wälder 275,023, Heiden und Weiden 178,944 Hektaren. Die wichtigsten Produkte sind Wein, Obst, Südfrüchte, Datteln, Korkeichen, Weizen und Baumwolle. Das Thierreich bietet außer den Zucht- und Hausthieren noch allerlei Wild und Geflügel (auch viel Fasanen), die Seen und das Meer sind reich an Thunfischen, Austern, Korallen ꝛc. Das Mineralreich liefert Blei, Steinkohlen, Marmor, Alabaster, Serpentin, Salz ꝛc., wird aber nicht hinreichend ausgebeutet. Haupterwerbsquellen sind Wein-, Obst- und Ackerbau, Viehzucht (besonders Maulesel-, Schaf- und Ziegenzucht), Seidenbau und Fischfang (namentlich Thunfischfang). Die Industrie liefert vorzugsweise Seide, Leder, wohlriechende Essenzen und andere Parfümerien,

Digitized by Google

Liqueure, Seife und Papier. Der Handel ist nicht von Bedeutung. Die Eisenbahnen von Marseille nach Toulon und von Toulon nach Nizza durchschneiden das Departement. Die Einwohner sprechen, namentlich in den niederen Ständen, einen provençalischen Dialekt. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Draguignan, Toulon und Brignolles. Hauptstadt ist Draguignan.

Varallo, Stadt in der italienischen Provinz Novara, Hauptort des Distrikts Valsesia, links an der Sesia, ist durch eine Zweigbahn nach Santhia mit der Eisenbahn Turin-Mailand verbunden, hat eine Stiftskirche, 4 andere Kirchen, ein Gymnasium, eine Zeichen- und Bauschule, ein Hospital, Eisen- und Kupferwerke u. 3200 Einw. In der Nähe die Wallfahrtskirche Neujerusalem.

Vardar (im Alterthum Axius), Fluß in der europäischen Türkei, entspringt am Schartagh oberhalb Uskub, fließt in südöstlicher Richtung durch das Ejalet Salonichi (Macedonien), nimmt rechts den Karasu, links die Braonista auf, ist durch einen Kanal mit der Vestriza verbunden und mündet in mehren Armen in den Meerbusen von Salonichi. Am V. schlugen 1078 die Griechen unter Alexius Comnenus den Usurpator Basilacius.

Vareć, s. Kelp.

Varel, Stadt im Großherzogthum Oldenburg, am vareler Siel, einem Hafen des Jahdebusens, Sitz eines Obergerichts und eines Amts, hat ein Schloß, eine schöne evangelische Kirche, eine katholische Kirche, eine Synagoge, eine höhere Bürgerschule, ein Waisenhaus, Baumwollmanufakturen, Tabaks-, Seifen- und Parfümeriefabrikation, Gerberei, Eisenwerke, Brauerei, Schiffswerfte, Seebäder, lebhaften Handel und 5240 Einwohner. V. ist zugleich der Hauptort der gleichnamigen, dem Reichsgrafen von Bentinck gehörigen Herrschaft von 2,33 QMeilen mit 10,227 Einwohnern.

Varennes (V.-en-Argonne), Stadt im französischen Departement Maas, am Aire, hat Fabrikation von Tuch, Hanfleinwand, Filzhüten, Leder, Fayence, Papier, Biscuit ꝛc., Handel mit Speck, Schinken und Wurst und 1515 Einwohner. Hier wurde Ludwig XVI. auf seiner Flucht am 22. Juni 1791 gefangen genommen.

Varese, Stadt in der italienischen Provinz Como, zwischen dem Comersee und dem Lago Maggiore, in der Nähe des Lago di Varese, wegen ihrer reizenden und gesunden Lage das Tempe d'Italia genannt, hat viele prächtige Paläste und Villen, eine Musteranstalt für Seidenzucht, starke Seidenweberei, Seidenhandel und 10,400 Einwohner. In der Nähe die wegen ihrer herrlichen Aussicht berühmte Wallfahrtskirche Madonna del Monte.

Varia (lat.), vermischte Sachen, Allerlei, Mancherlei.

Varianten (variae lectiones), die abweichenden oder verschiedenen Lesarten in den Handschriften alter Schriftsteller, welche bald durch sprachliche Unkunde oder Nachlässigkeit der Abschreiber, bald durch unzeitige Verbesserungssucht oder auch wohl dadurch entstanden sind, daß Besitzer von Handschriften Anmerkungen an den Rand schrieben, welche dann nicht selten von unkundigen Abschreibern mit in den Text aufgenommen wurden. Die V. einer Schrift zusammen genommen nennt man den kritischen Apparat; die V. zu würdigen und aus ihnen die richtige Lesart herauszufinden, ist Aufgabe der niederen oder Wortkritik. Nicht selten ist durch eine nahe liegende Konjektur mehr zur Herstellung eines korrumpirten Textes beigetragen als durch mühevolle Vergleichung der V. Neuerdings hat man angefangen, in den Werken neuerer Dichter neben den Aenderungen letzter Hand die früheren Lesarten noch hinzuzufügen.

Variatio delectat (lat.), Veränderung erfreut.

Variation (v. Lat.), eine auf mannichfache Art veränderte Wiederholung eines der Regel nach kurzen, einfachen und leicht faßlichen musikalischen Satzes. Eine solche Veränderung wird durch Zergliederung und Verkleinerung der Hauptnoten der Melodie, durch Einmischung durchgehender harmonischer Neben- und Wechselnoten, melodische Verzierungen der einfachen Noten und andere dergleichen Hülfsmittel, zum Theil auch durch veränderte Harmonie und dergleichen bewirkt. Der Hauptsatz, welcher auf diese Weise variirt wird, heißt das Thema, und es gilt als erste Regel, daß bei allen V.en die Grundzüge des Thema's nie ganz unterdrückt werden. Gewöhnlich wird das Thema mehrmals, in verschiedener Weise variirt, und die gesammten V.en gelten dann mit dem Thema für ein Ganzes, das entweder mit einer Rückkehr zum Thema oder mit einer weiter und reicher ausgeführten V., oder auch mit einem Anhang schließt. Bisweilen hängen einzelne V.en durch leichte Uebergänge unter einander zusammen; meist aber schließt jede für sich ab. Noch ist zu bemerken, daß nicht bloß in den Einzelheiten der Stimmführung ꝛc. V.en ihr Thema verändern; sie nehmen auch noch besondere Formen, z. B. die eines Marsches, Tanzes, der Fuge, Rondoform ꝛc., an.

Varicellen (v. Lat.), s. Spitzpocken.

Varietät (v. Lat.), s. Spielart.

Varikosität (v. Lat.), s. Venen.

Varinas (Barinas), Provinz in der südamerikanischen Republik Venezuela, grenzt nördlich an die Provinzen Merida, Truxillo, Barquisimeto und Carabobo, östlich an Carabobo und Caracas, südlich an Apure, westlich an Merida und hat einen Flächenraum von 800 QMeilen mit 56,242 Einwohnern, darunter viel Indianer. Das Land ist meist eben und sehr fruchtbar, aber erst wenig angebaut und wird von vielen schiffbaren Flüssen bewässert, von denen der Rio Apure (Grenzfluß gegen Süden), Portuguesa, Bocona, Guanare, Suripa und San Domingo die bedeutendsten sind. Haupterwerbszweige sind Acker- und Plantagenbau, Viehzucht und Handel. Die wichtigsten Ausfuhrprodukte sind: Kakao, Kaffee, Zucker und vorzüglich Tabak (Barinastabak). Die gleichnamige Hauptstadt (früher Altamire de Carceres), unweit des San Domingo, ist Sitz der Provinzialbehörden, hat Plantagen-, besonders Tabaksbau, Handel und 1000 Einwohner, war früher bedeutender, ist aber

Digitized by Google

durch die Unabhängigkeitskriege ſehr herabgekommen.

Variolae (lat.), die ächten Pocken (ſ. d.).

Varioloïden (v. Lat.), ſ. Pocken.

Varius, Lucius, römiſcher Dichter, lebte zwiſchen 82—14 v. Chr., vertrauter Freund des Horaz und Virgil, welcher letztere ihm und dem Plotius Tucca ſterbend die Aeneïde hinterlaſſen hatte, mit der Befugniß, Alles zu ſtreichen, was ihnen minder vollendet erſcheine. Seine gerühmte Tragödie „Thyestes" iſt bis auf wenige Verſe verloren gegangen, welche Weichert in „De L. Varii et Cassii Parmensis vita et carminibus" (Grimma 1836) geſammelt hat. V. dichtete auch ein Epos auf Cäſars Tod („De morte") und einen Panegyricus auf die Thaten des Kaiſers Auguſtus und des Agrippa.

Variz, ſ. Venen.

Varmegye (ungar.), ſ. v. a. Geſpanſchaft.

Varna, ſtark befeſtigte Hauptſtadt des gleichnamigen Liwa im europäiſch-türkiſchen Ejalet Siliſtria, an der Weſtküſte des ſchwarzen Meeres und an der Mündung des Dawno in die Bai von V., Sitz eines griechiſchen Metropoliten und mehrer fremden Konſuln, ſowie einer Agentie des öſterreichiſchen Lloyd, iſt durch eine im September 1866 eröffnete Eiſenbahn mit Ruſtſchuk verbunden, hat eine Citadelle, große Kaſernen, Magazine und Lazarethe, eine nur wenig geſicherte Rhede, Schiffbau, lebhaften Handel und 20,000 Einwohner, darunter viele Griechen und Bulgaren. V. iſt Hauptſtapelplatz des Handels der Bulgarei und Walachei mit Konſtantinopel, der wichtigſte nördliche Vertheidigungspunkt Konſtantinopels und zugleich der beſte Kriegshafen der europäiſchen Türkei am ſchwarzen Meere. V. wird von Einigen für das alte Dionyſiopolis, von Andern für Tiberiopolis und von noch Andern für Odeſſus gehalten. Hier erlitten am 20. November 1444 die Ungarn unter Ladislaus eine blutige Niederlage. Im Jahre 1610 ward V. von den Koſaken vom Dnjepr her genommen, die daſelbſt 3000 chriſtliche Sklaven befreiten. Erſt in der neuern Zeit erhielt V. auf der Meer- und Flußſeite, die es zur Hälfte umgürten, einen ſtarken Wall mit einem breiten und tiefen Graben und auf den umliegenden Höhen Batterien, welche die Rhede der Stadt beſtreichen und deren Feuer ſich mit dem der Kanonen auf dem Schloſſe kreuzt. In dem Kriege von 1828 ergab ſich V., nachdem ſchon am 7. Oktober eine Schaar Ruſſen durch eine Mauerlücke in die Stadt gedrungen war, am 11. Okt. unter Kapitulation. Dieſe ſchloß der vom Sultan deshalb geächtete Befehlshaber Juſſuf-Bey von Sedes gegen den Willen des in der Citadelle kommandirenden Kapudan-Paſcha ab und wurde mit der Beſatzung kriegsgefangen, worauf der Kapudan-Paſcha mit 300 Mann freien Abzug erhielt. General Roth übernahm jetzt die Vertheidigung des Platzes gegen die Armee Huſſein-Paſcha's, der von Schumla her zu ihrer Wiedereinnahme vorrückte. Im Jahre 1844 litt die Stadt durch einen furchtbaren Brand, und auch am 12. Aug. 1853 ging die Hälfte derſelben in Flammen auf. Im Mai 1854 beſetzten die Franzoſen und Engländer die Stadt, errichteten dabei ein großes Lager und unternahmen am 4. und 5. September 1854 von hier aus den Feldzug nach der Krim.

Varnhagen von Enſe, Karl Auguſt, deutſcher Schriftſteller, geboren den 21. Februar 1785 zu Düſſeldorf, kam frühzeitig mit ſeinem Vater, einem Arzte, nach Hamburg und ſtudirte zu Berlin und Halle Medicin, daneben Philoſophie und alte Literatur. Dort waren es A. v. Schlegels und Fichte's, hier F. A. Wolfs, Schleiermachers und Steffens' Vorleſungen, die beſtimmend für ſeine geiſtige Richtung wurden. Bereits 1803 gab er mit A. von Chamiſſo einen „Muſenalmanach" heraus. Nach dem Ausbruch des öſterreichiſchen Kriegs 1809 begab er ſich von Tübingen aus zur öſterreichiſchen Armee, wo er nach der Schlacht von Aspern zum Offizier ernannt wurde. Bei Wagram erhielt er eine ſchwere Wunde, in Folge deren er erſt im Herbſt bei ſeinem Regiment in Ungarn wieder eintreffen konnte. Hier kam er mit dem Oberſten, nachmaligen General Prinzen Bentheim, in ein näheres Verhältniß und begleitete denſelben nach dem wiener Frieden als Adjutant auf mehren Reiſen, z. B. 1810 nach Paris an den Hof Napoleons I. Hier, ſowie ſpäter verband er literariſche und politiſche Thätigkeit. In Prag kam er mit Stein und Juſtus Gruner in Berührung. Als ſich die Oeſterreicher 1812 am ruſſiſchen Feldzuge betheiligten, verließ er deren Dienſt und ging nach Berlin. Im folgenden Jahre trat er unter Vorbehalt ſeiner preußiſchen Dienſtanwartſchaft als Hauptmann in die ruſſiſche Armee, ging mit Tettenborn zuerſt nach Hamburg und begleitete darauf denſelben als Adjutant bis Paris. Noch während der Kriegsunruhen gab er die „Geſchichte der hamburger Ereigniſſe" (London 1813) und die „Geſchichte der Kriegszüge Tettenborns" (Stuttg. 1814) heraus. In Paris empfing er von Preußen die Berufung in den diplomatiſchen Dienſt und folgte 1814 dem Staatskanzler Hardenberg zum Kongreſſe nach Wien. Hier verfaßte er im Auftrag Hardenbergs unter Anderem eine Schrift über Sachſen. Als im folgenden Jahre der Krieg von Neuem entbrannte, folgte V. dem Fürſten Hardenberg nach Paris und wurde dann Miniſterreſident in Karlsruhe. Im Sommer 1819 von hier abberufen, lebte er mit dem Titel eines geheimen Legationsraths meiſt in Berlin. Im Jahre 1830 nahmen die Folgen der Julirevolution ſeine angeſtrengteſte politiſche Thätigkeit in Anſpruch; der Miniſter Graf Bernſtorff vertraute ihm die mißlichſten Geſchäfte. Mit dem Zurücktreten dieſes Miniſters ſuchte ſich V. den Geſchäften mehr zu entziehen, und ſeit dem 1833 erfolgten Ableben ſeiner Frau lebte er faſt nur noch literariſchen Studien und Arbeiten. Er † den 10. Oktober 1858 zu Berlin. V.s zahlreiche Schriften gehörten anfangs ins Feld der romantiſchen Dichtweiſe, ſpäter wendeten ſie ſich der Biographie und literariſchen Kritik zu. Ohne Zweifel gehört V. zu den erſten deutſchen Proſaikern. Sein Styl, nach Goethe gebildet, iſt zum Theil ſo geglättet, daß er alle charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten verloren hat. Wir erinnern in dieſer Rückſicht an ſeine „Geſchichte des wiener Kongreſſes" in den „Vermiſchten Schriften"; mit weit mehr Friſche ſind viele ſeiner Biographien geſchrieben. Zu ſeinen Hauptwerken gehören:

Digitized by Google

„Deutsche Erzählungen“ (Stuttgart 1815); „Vermischte Gedichte“ (Frankfurt 1816); „Geistliche Sprüche des Angelus Silesius“ (Hamb. 1822); „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden“ (Berlin 1823); „Biographische Denkmale“ (das. 1824—30, 5 Bde.; 2. Aufl. 1845—46); „Zur Geschichtschreibung und Literatur“ (Hamburg 1833); „Leben des Generals Seydlitz“ (Berlin 1835); „Leben des Feldmarschalls Keith“ (das. 1844); „Hans von Held“ (Leipz. 1845); „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften“ (das. 1843 bis 1846, 7 Bde.; Bd. 8 und 9, herausgegeben von seiner Nichte Ludmilla Assing, das. 1859); „Karl Müllers Leben und kleine Schriften“ (Berl. 1847); „Schlichter Vortrag an die Deutschen“ (das. 1848); „Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz“ (das. 1853). Nach seinem Tode erschienen, herausgegeben von Ludmilla Assing, „Briefe von Alexander von Humboldt an V. v. E.“ (1—5. Aufl., Leipz. 1860), „Briefe an eine Freundin“ (Hamb. 1860), „Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit“ (Leipz. 1861, 2 Bde.), „Tagebücher“ (das. 1861—62, 6 Bde.; 2. Aufl., Bd. 1—4, 1863). Außerdem hat V. auch zu vielen Sammelwerken und Zeitschriften Beiträge geliefert. Einen bedeutenden Einfluß auf seine Thätigkeit übte seine Gattin, Rahel Antonie Friederike, geborne Levin Marcus, geboren zu Berlin im Juni 1771, Tochter eines jüdischen Kaufmanns und Schwester des Dichters Ludwig Robert, die als Mittelpunkt geistreicher Kreise belebend auf Wissenschaft und Kunst wirkte. Seit 1806 lebte dieselbe an den verschiedensten Punkten, wo der Strom der Geschichte sich enger zusammendrängte, in den Bädern Deutschlands, in Paris, Frankfurt am Main, Hamburg u. Prag. Ihr persönlich innigstes Verhältniß bis 1813 war das zu Alexander von der Marwitz, der in der Schlacht von Montmirail den Heldentod fand. Hierauf ward sie Christin und vermählte sich am 27. Sept. 1814 mit V. v. E., der ihr schon 1807 nahe getreten war. Sie starb am 7. März 1833 zu Berlin. Eine reiche Auswahl aus ihrem schriftlichen Nachlasse gab ihr Gatte unter dem Titel „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde“ (Berlin 1833; neue Aufl. 1834, 3 Bde.) heraus, der dann die „Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgange“ (Leipzig 1836, 2 Bde.) folgte. Vergl. Funck, Rahel, Geistes- und Charaktergemälde dieser großen Frau, Bamberg 1835; Ueber Rahels Religiosität, Lpz. 1836, und Schmidt-Weißenfels, Rahel und ihre Zeit, das. 1857.

Varro, 1) Marcus Terentius, einer der gelehrtesten Römer, geboren 116 v. Chr. zu Reate im Sabinischen, befehligte im Seeräuberkriege die griechische Flotte und ergriff im Bürgerkriege die Partei des Pompejus, trat aber dann auf die Seite Cäsars, der ihm die Aufsicht über seine Bibliothek übertrug. In seinem 70. Jahre mit seinem Freund Cicero verbannt, kehrte er unter Augustus zurück und † 27. V. zeichnete sich fast in jedem Fache der Gelehrsamkeit aus, besonders aber als Kritiker, Historiker, Sprachforscher und Kenner der Oekonomie. Er soll gegen 500 Schriften verfaßt haben, doch besitzen wir außer vielen kleineren Fragmenten von ihm nur noch 3 Bücher „De re rustica“ (herausgegeben von Schneider, Lpz. 1794) und von den 24 Büchern „De lingua latina“ das 4.—9. Buch (herausgegeben von Spengel, Berlin 1826, Müller, Leipzig 1833, und Egger, Paris 1846). Bruchstücke finden sich noch von einer eigenthümlichen Art Satire, die nach ihm den Namen Satyra Varroniana oder nach dem Cyniker Menippus Satyra Menippea erhielt. Vgl. Oehler, Varronis saturarum Menippearum reliquiae, Quedlinb. und Leipz. 1844. Außerdem hat man von V. noch viele Fragmente in den Schriften des Augustinus (herausgegeben von Francken, Leyden 1836) und eine Reihe sogenannter moralischer Sentenzen, zusammengestellt von Devit, Padua 1843.

2) Publius Terentius V. Atacinus, römischer Dichter aus Atax in Gallien, lebte von 82 bis 37 v. Chr., schrieb „De bello sequanico“ und „Argonautica“. Die Fragmente dieser Werke sammelte Wernsdorf in „Poetae Latini minores“. Vergl. Müllner, De Varronis Atacini vita et scriptis, Münster 1829.

Varus, der Grenzfluß zwischen Italien und Gallien, jetzt Var.

Varus, 1) Publius Attius, Anhänger des Pompejus, wurde beim Ausbruch des Bürgerkriegs 49 v. Chr. durch die Cäsarianer aus Picenum vertrieben, entfloh nach Afrika und befehligte nach der Schlacht bei Pharsalus einen Theil der pompejanischen Flotte. Nach der Schlacht bei Thapsus entkam er nach Spanien und fiel in der Schlacht bei Munda 45 v. Chr.

2) Publius Quinctilius, Sohn des Vorigen, befehligte während des Bürgerkrieges in Afrika, war 13 v. Chr. Konsul, ging dann als Prokonsul nach Syrien, wo er einen Aufstand der Juden unterdrückte, erhielt dann 6 n. Chr. den Oberbefehl in Deutschland, wurde aber von den Deutschen unter Hermann (s. Arminius) 9 v. Chr. im teutoburger Wald geschlagen. Aus Verzweiflung stürzte sich V. in sein Schwert. Des Augustus Worte „Varus, gib mir meine Legionen wieder“ sind sprüchwörtlich geworden.

Varusfeld, s. v. a. Winnfeld.

Varzy, Stadt im französischen Departement Nièvre, hat ein Schloß, ein Kommunalcollége, Bibliothek, Museum, Gerberei, Strumpfwaarenhandel und 3689 Einw.

Vasa, s. v. a. Wasa.

Vasall, s. v. a. Lehnsmann, s. Lehn.

Vasarhély (V.-Holdmezö oder Holdmezö-V.), der größte Marktflecken Ungarns und der österreichischen Monarchie, im csongrader Komitat, am See Hold Hodos u. an dem in die Theiß führenden karoly'schen Kanal, nordöstlich von Szegedin, Sitz eines Stuhlrichteramts, hat ein reformirtes Untergymnasium, eine Hauptschule, starke Viehzucht, große Viehmärkte, Tabaks-, Wein- und Gartenfruchtbau u. zählt 42,500 Einw. Die Stadt Maros-V. in Siebenbürgen ist seit 1851 Hauptort des gleichnamigen Kreises; s. Maros.

Vasari, Giorgio, italienischer Maler, Baumeister und Kunstschriftsteller, geboren 1512 zu Arezzo, war ein Schüler des Michel Angelo und ein Günstling der mediceischen Familie zu Florenz; † 1574 in Florenz. Als Maler war er nur ein gewandter Nachahmer des Michel Angelo. Mehr leistete er als Baumeister. Nach seinem

Digitized by Google

Plan ist das Gebäude der Uffizien (Fabbrica dei Magistrati) zu Florenz aufgeführt. Am berühmtesten aber machten ihn seine „Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti" (zuerst 1550, am besten Rom 1759, 3 Bde.; Mailand 1807, 16 Bde.; Triest 1862), die von Schorn und Förster (Stuttgart 1832—47, 5 Bde.) übersetzt und mit Noten versehen wurden.

Vasa sacra (lat.), die Kirchengefäße, welche zur Administration der Sakramente dienen.

Vasco de Gama, s. Gama.

Vascongados, s. Basken.

Vascularis (vasculosus, lat.), in der botanischen Terminologie Gefäße enthaltend; daher Plantae vasculares, Gefäßpflanzen, wie fast alle Phanerogamen und mehre Kryptogamen.

Vasen (v. Lat. vas, d. i. Gefäß), im Allgemeinen jede Art von Gefäßen für Flüssigkeiten, nach neuerem Sprachgebrauch aber vorzugsweise die bald lufttrockenen, bald gebrannten Gefäße von Thon (vasa picta), die in Mittel- und Unteritalien, in Griechenland und auf den griechischen Inseln in ziemlich reicher Anzahl gefunden werden. Der Umstand, daß diese Gefäße zu Anfang des 18. Jahrhunderts zuerst auf verschiedenen Punkten Etruriens (namentlich zu Volci, Tarquinii, Cäre ꝛc.) gemacht wurden, hatte zur Folge, daß man sie etruskische V. nannte. Als später eine große Anzahl solcher V. in den Gräbern von Kampanien (zu Nola, Cumä, Pästum, San Agata de' Goti, Avella, Capua), Apulien und Lukanien (Ruvo, Bari, Ceglie, Anzi, Armento, Canosa, Locri), sowie in Sicilien gefunden ward, wurden die Archäologen auf den Gedanken an griechische Fabrikation hingeleitet, doch dachte man immer mehr an Großgriechenland und Sicilien als an das griechische Mutterland. Die ältesten V. sind die mit gelbem und bräunlichem Grunde, mit Zweigen und phantastischen Thiergestalten oder auch mit steifen menschlichen Figuren verzierten. Die darauf angebrachten Bilder weisen unverkennbar auf asiatische, namentlich syrophönicische Religionsideen hin. Mit diesen syrophönicischen V. sind die ältesten griechischen V. durch hohe Alterthümlichkeit u. Steifheit der Figuren verwandt; doch fehlen die fabelhaften Thiergestalten und ihr Grund ist mehr roth, die Figuren aber meist schwarz. An sie schließen sich andere noch reichere an, welche statt schwarzer Figuren auf rothem Grund rothe Figuren auf schwarzem Grund zeigen. Die Formen der Gefäße, Behandlung und Styl bleiben in beiden Fällen im Ganzen dieselben, aber einzelne V. des dritten Styls erreichen eine Größe, die Gemälde auf ihnen einen Reichthum und eine Fülle, welche sich in den Werken des zweiten Styls nicht nachweisen läßt. Indessen lassen die Zeichnungen fast auf allen mit der älteren Strenge die frühere Sorgfalt und Genauigkeit vermissen. Die unverkennbare Uebereinstimmung in der Form, im Styl, in den Gegenständen und Inschriften, welche sich bis auf gleichgültige Kleinigkeiten und Nebendinge erstreckt, weist auf einen gemeinschaftlichen Ursprung hin, als den sich uns von selbst Athen darbietet, wo man in den Gräbern des Ceramicus und des Piräeus eine große Menge V. gefunden hat, die mit den in den Gräbern von Agrigent, theilweise auch in Volci gefundenen die überraschendste Aehnlichkeit haben. Die in Korinth gefundenen V. des syrophönicischen Styls gehören ohne Zweifel zu den ältesten Produkten der Kunst; anders aber verhält es sich mit den alterthümlichen Vasenmalereien des zweiten Styls, welche in besonders großer Anzahl aus Etrurien stammen. Bekanntlich soll die Töpferkunst bereits um Olympiade 30 durch Demaratus von Korinth nach Tarquinii verpflanzt worden sein; doch machen es die athletischen Darstellungen, sowie die paläographischen Besonderheiten, welche den alterthümlichen V. mit denen einer vorgerückten Kunstsitte gemein sind, sehr wahrscheinlich, daß erst in beträchtlich späterer Zeit die besonders für Erzarbeiten wichtig gewordene Kunst durch eine kunstbegabte griechische Töpfergilde erweitert worden sei, welche von Volci aus alle umliegenden Gegenden Etruriens mit Thongefäßen griechischer Kunst versorgt zu haben scheint. Einer zweiten Periode, welche in jenen hauptsächlich den Gefäßen etruskischer Auffindung angehörigen Zeitraum theils eingreift, theils unmittelbar sich ihm anschließt und etwa von Ol. 94—120 zu rechnen sein dürfte, gehören die meisten V. Siciliens und Kampaniens, hauptsächlich Nola's, an; wogegen die apulischen und lukanischen V. einer dritten Periode der Fabrikation zuzuweisen sind, und zwar nicht nur wegen der verfeinerten Formen und Zeichnungen, sondern auch wegen hervorstechender Beziehung der apulischen und lukanischen V. auf bacchische Mysterien, welche 185 v. Chr. durch ein Senatskonsult unterdrückt wurden, wodurch auch die Fabrikation darauf bezüglicher Bilder aufhörte. In Rücksicht auf die besondere Bestimmung der einzelnen V. lassen sich drei Gattungen unterscheiden: Grab-, Kampf- und Hochzeitgefäße. Zu den Grabvasen gehören vor allen die in attischen Gräbern gefundenen Oelflaschen mit trichterförmiger Mündung und einem Henkel, der sich vom Rande des Bauches bis zum Schluß des Halses zieht, sowie alle diejenigen Gefäße, auf welchen eine Hinweisung auf Todtenopfer, Grab und Grabdenkmal sich findet. Sie sind zum Theil mit den schönsten mythologischen Gemälden geschmückt, um eine Beziehung auf die Person des Gestorbenen, auf seine Tugend, Schönheit oder Stärke und Tapferkeit auszudrücken. Die Hochzeitgefäße zeigen die Gestalten jugendlicher Frauen und Männer, zwischen denen die Liebesgötter als Vermittler der Liebe und des Ehebundes schweben; andere die Bereitung des zur Vermählung Nöthigen, des Bades, des Opfers ꝛc., oder den Gesang des Hymenäus mit Begleitung von Leier und Flöte, auch heroische Spiele und Thaten. Häufig findet sich auch die Hochzeit irgend eines Heros und einer Heroïne darauf dargestellt. Mit der römischen Zeit treten die mehr für den Hausgebrauch bestimmten V. mit Reliefdarstellungen an die Stelle der alten bemalten V. Letztere ahmt man gegenwärtig besonders täuschend in Unteritalien nach; auch die in Berlin gefertigten Nachbildungen sind sehr gelungen. Große Sammlungen von V. finden sich in Neapel, London, Paris, Berlin, Wien und Petersburg. Genaue Abbildungen antiker V. geben Millingen, Millin, Laborde, Böttiger, de' Rossi,

Digitized by Google

Jorio, Gerhard, Panofka und das „Instituto di corrispondenza archeologia". Die reichste Uebersicht der Formen gibt das Werk „Storia degli antichi vasi fittili Aretini" (Arezzo 1851, mit Kupfern), sowie Gerhard in „Berlins antike Bilderwerke" (Berlin 1836), wo sich auch eine Einleitung in die gesammte Vasenkunde findet; Derselbe in „Auserlesene griechische Vasenbilder" (das. 1839—44, 30 Hefte) und Jahn in „Die Vasensammlung des Königs Ludwig von Bayern" (München 1854).

Vassy, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Obermarne, an der Blaise, hat einen Gerichtshof, ein Collége, eine Bibliothek, Fabrikation von Seiden- und Wollstoffen, Nägeln, Messern, Feuerspritzen, Wachs ꝛc., Färbereien, Weinbau und 2927 Einw. In der Umgegend Eisenhütten. Hier am 1. März 1562 Gefecht mit den Hugenotten.

Vasto (il V., d'Ammone, das alte Vastonium oder Histonium), Stadt in der italienischen Provinz Chieti (ehemaligen neapolitanischen Provinz Abruzzo citer.), am adriatischen Meere und an der Eisenbahn von Ancona nach Foggia, hat 2 Stifts- und 9 Klosterkirchen, mehre Paläste, schöne Ruinen, Oelbau, Fischerei, Handel und 10,800 Einwohner. V. litt 1706 durch ein Erdbeben und 1816 durch einen Erdfall, wobei in der Umgegend gegen 14,000 Oelbäume zu Grunde gingen.

Vatan, Stadt im französischen Departement Indre, Arrondissement Issoudun, hat eine Stiftskirche, Gerberei, Färberei, Getreide- und Wollhandel und 3047 Einwohner.

Vater (lat. pater), der Erzeuger eines Kindes, und zwar ehelicher V., derjenige, welchem in einer rechtmäßigen Ehe Kinder geboren wurden, außerehlicher V., welcher Kinder außer der Ehe erzeugt hat, und Adoptivvater (s. Adoption). Wirkliche Väter und Adoptivväter haben die Rechte und Verbindlichkeiten gegen die Kinder, welche Aeltern überhaupt gegen Kinder haben; außerdem aber treten noch besondere Verhältnisse ein, welche durch die väterliche Gewalt (s. d.), in wiefern sie dem Vater allein zusteht, herbeigeführt werden. Heiliger V. wird der Papst angeredet, u. Väter (patres) werden vorzüglich die Klostergeistlichen genannt.

Vater, Johann Severin, Sprachforscher und Theolog, geboren zu Altenburg am 27. Mai 1771, studirte zu Jena und Halle Theologie, ward 1796 Professor an letzterer, 1800 an ersterer Universität und 1809 an der zu Königsberg. Im Jahre 1820 nach Halle zurückgekehrt, † er daselbst den 16. März 1826. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: Fortsetzung von Adelungs „Mithridates" (Berlin 1809—17, 2 Bde.), „Handbuch der hebräischen, syrischen, chaldäischen und arabischen Grammatik" (1801); ferner die polnische (1807), die russische Grammatik (1809) und „Literatur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde" (Berlin 1815; 2. Aufl. von Jülg, 1847).

Vateria *L.* (Kopalbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Tiliaceen, charakterisirt durch den 5spaltigen, umgeschlagenen Kelch, die 5blätterige Korolle mit zahlreichen Staubgefäßen und die ovale, einfächerige, 3klappige, einsamige Kapsel, große Bäume in Ostindien und China, mit lederartigen Blättern. Die wichtigste Art ist V. indica *L.*, ein gegen 60 Fuß hoher Baum auf Vorderindien, besonders auf der Küste Malabar, mit dickem Stamm, länglichen ausgerandeten Blättern und ansehnlichen Blüthen in gipfelständigen Rispen. Das aus der Rinde von selbst oder nach gemachten Einschnitten ausfließende Harz erhärtet an der Luft allmählig zu einer bernsteinähnlichen Masse und dient theils als Firniß, theils zu arzneilichen Zwecken, theils zu Räucherungen in den Tempeln. Die Samen werden gegen Erbrechen ꝛc. angewendet; auch gewinnt man durch Auskochen einen talgartigen Stoff daraus, welcher zur Bereitung von Kerzen und Seife verwendet wird.

Vaterlandsliebe, s. Patriotismus.

Vatermord (parricidium), der Mord an Aeltern oder Solchen, die deren Stelle vertreten, auch an Geschwistern, Ehegatten, Stief- und Schwiegermüttern ꝛc. Das älteste römische Recht hatte dafür keine besondere Strafe. Erst später wurde der Vatermörder erst mit Ruthen gepeitscht, dann mit einem Hunde, einem Affen oder Hahn in einen Sack eingenäht und ins Meer geworfen oder auch wilden Thieren vorgeworfen. Die deutsche Reichsgesetzgebung schärfte die Todesstrafen durch Zwicken mit glühenden Zangen, Schleifen des Verbrechers nach der Richtstätte ꝛc. Die neuere deutsche Strafgesetzgebung sieht auch beim V., wie bei anderen todeswürdigen Verbrechen, von allen diesen Schärfungen der Todesstrafe ab.

Vaterschaft (lat. paternitas), beruht entweder auf der Zeugung, sei es in oder außer der Ehe, eheliche oder natürliche V., oder auf dem Rechtsgeschäft der Adoption (s. d.). Sowohl das Kind wie dessen Mutter kann auf die Anerkennung der ehelichen V. klagen, wenn solche verweigert werden sollte. Als ehelich und von dem Ehemann erzeugt gilt aber jedes Kind, welches während der Ehe erzeugt ist: Pater est quem nuptiae demonstrant; und die Erzeugung während der Ehe wird schon dann angenommen, wenn das Kind nicht vor dem 182. Tag nach Eingehung und nicht vor Ablauf des 10. Monats nach Trennung der Ehe geboren ist. Diese Rechtsvermuthung wird weder durch den Nachweis des Umgangs der Mutter mit andern Männern, noch selbst durch deren Angabe beseitigt, daß das Kind von einem Andern erzeugt sei; sie kann nur durch den Beweis entkräftet werden, daß das Kind von dem Ehemann nicht erzeugt sein könne, sei es wegen Abwesenheit oder wegen Unvermögens desselben zur Zeit der möglichen Empfängniß. Ist ein Kind nicht während der Ehe erzeugt, so gilt es doch als Kind des Ehemannes, wenn es von demselben als solches anerkannt wird. Die eheliche V. begründet den Anspruch des Kindes auf Erziehung und Unterhalt, des Vaters auf Gehorsam, Achtung und häusliche Dienste; sie ist die Voraussetzung der väterlichen Gewalt und des Erbrechts zwischen dem Kinde und dem Vater und dessen Blutsverwandten, sowie der Verwandtschaft mit den letzteren. Die auf unehelicher Zeugung beruhende V. gewährt Anspruch auf

Digitized by Google

einen Alimentationsbeitrag und auf ein beschränktes Erbrecht gegen den außerehelichen Vater, nicht aber gegen dessen Blutsverwandte; auch kommt die auf der außerehelichen Zeugung beruhende Verwandtschaft mit den Blutsverwandten des Vaters als Ehehinderniß in Betracht. Die außereheliche V. wird dann angenommen, wenn die Geburt zwischen dem Ablauf des 6. und 10. Monats nach dem Beischlaf geboren wurde; der Umstand, daß die Mutter zur Zeit der möglichen Zeugung den Beischlaf auch mit einem Andern vollzogen hat, befreit nicht von den Folgen der außerehelichen V., kann aber nach der Praxis zum Regreß gegen diesen berechtigen. Neuere Landesgesetze bestimmen Näheres über Voraussetzung und Wirkung der außerehelichen V. Nach französischem Recht ist jede Klage gegen den außerehelichen Vater und jede Erörterung der außerehelichen V. untersagt. Außerehelichen Kindern kann durch Legitimation (s. d.) das Recht der ehelichen eingeräumt werden, auch wird ein von verlobten Brautleuten erzeugtes Kind, wenn die Ehe durch den Tod oder durch grundlose Weigerung des Bräutigams gehindert wird, häufig als eheliches behandelt.

Vaterunser (Gebet des Herrn, Pater noster, oratio dominica), die Gebetsformel, welche Jesus nach Matth. 6, 9—13 seinen Jüngern gegeben hat, ebenso einfach als tief und erhaben, zerfällt in die Anrede, die sieben Bitten (um Zuwendung geistiger [1—3] und leiblicher [4] Güter und Abwendung von Uebeln [5—7]) und den unter dem Namen Doxologie bekannten Schluß („Denn dein ist das Reich u. die Kraft u. die Herrlichkeit"), der aber, weil in der Vulgata fehlend, in der griechischen und römischen Kirche weggelassen wird. Das V. galt schon in der ältesten Kirche als das allgemeine Kirchengebet, wurde aber von mehren ketzerischen, namentlich gnosticirenden Parteien verworfen. Katechumenen durften es noch nicht beten. In der griechischen Kirche betete es die Gemeinde mit dem Priester, in der lateinischen betete es der Priester allein; man verband es hier mit der Messe und den kanonischen Stunden. Nach den Bestimmungen des toledaner Koncils mußten es die Priester täglich beten, und die Kapitularien Karls des Großen ordneten an, daß jeder Christ und jeder Priester wenigstens das V. auswendig hersagen könnte; wer dies nicht vermochte, sollte als Taufzeuge nicht zugelassen werden. Die katholische Kirche hat das V. mit dem Rosenkranze verbunden. Im lutherischen Katechismus bildet es das dritte Hauptstück. Vgl. Kamphausen, Das V., exegetisch-kritisch erklärt, Elberf. 1866.

Vathy (Vathi), 1) Stadt auf der Nordküste der europäisch-türkischen Insel Samos, hat einen guten Hafen, Viehzucht, Weinhandel und 2400 Einwohner. — 2) Hauptstadt der griechisch-jonischen Insel Ithaka (Thiaki), Sitz eines griechischen Bischofs und eines Gerichtshofs, hat einen geräumigen Hafen und 2500 Einwohner. In der Mitte des Hafens liegt die Insel San Salvadore mit Kloster und Kirche.

Vaticinium (lat.), Wahrsagung.

Vatikan, s. Rom (das neue).

Vatikanischer Codex, s. Bibel.

Vattel, Emrich von, namhafter Publicist, geboren 1714 zu Couret in Neuenburg, studirte zu Basel und Genf Humaniora und Philosophie, die letztere besonders nach Leibniz und Wolf, und wandte sich dann nach Dresden, von wo er als sächsischer Gesandter nach Bern geschickt ward. In dieser Stellung bereitete er sein berühmtes Werk vor, das später unter dem Titel „Droit des gens" (Neufchâtel 1758, 2 Bde.; neue Aufl., Paris 1863, 3 Bde.) erschien und worin die Grundsätze der Aufklärung und Vernunft gegen die Politik des Patrimonialstaats sich vertreten finden. Seit 1758 nach Dresden zurückberufen, war er hier als geheimer Rath im kurfürstlichen Kabinet beschäftigt. Er † auf einer Reise zu Neuenburg am 20. Dec. 1767.

Vauban, Sébastien le Prêtre de, berühmter französischer Kriegsbaumeister, geboren am 15. Mai 1633 zu Saint Leger de Foucheret in Burgund, nahm mit dem 17. Jahre Kriegsdienste in der spanischen Armee, die damals unter Condé gegen Frankreich focht, trat 1653 als Ingenieuroffizier zur französischen Armee über, leitete schon 1658 mehre Belagerungen selbstständig und zwang 1667 mehre belgische Festungen zur Kapitulation. Während der später eingetretenen Waffenruhe legte er theils eine Menge neuer Festungen an, wie Charleroi, Arras, Turin u. a., theils verbesserte er die Werke der bereits vorhandenen. Im Jahre 1669 wurde er Generalinspektor sämmtlicher französischen Festungen und leitete dann 1673 die Belagerung von Mastricht und 1697 die von Ath. Auch die Schleuße von Gravelines, der Hafen von Toulon, die Wasserleitung, mittelbar auch der Kanal von Languedoc rc. sind von ihm angelegt. Im Jahre 1699 wurde er zum Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt und 1703 erhielt er den Marschallsstab. Er † am 13. März 1707. Ueber seine Verdienste um den Festungsbau s. Kriegsbaukunst und Festungskrieg. V. selbst hinterließ nur Handschriften; doch sind die Resultate seiner Thätigkeit in den „Oeuvres militaires", herausgegeben von Foissac (Paris 1793), in dem „Traité de l'attaque des places" von Augoyat (das. 1829), in dem „Traité de la défense" (das. 1829) und in mehren andern Werken niedergelegt. Die unter seiner Leitung verfertigten Modelle der französischen Festungen wurden von den Verbündeten 1815 mit fortgenommen und befinden sich zum Theil in Berlin.

Vaucanson, Jacques de, französischer Mechaniker, geboren zu Grenoble am 21. Febr. 1709, † zu Paris den 21. Nov. 1782, ist Verfertiger berühmter Automaten (s. d.).

Vaucluse, Departement im südöstlichen Frankreich, besteht aus der Grafschaft Venaissin, dem Fürstenthum Orange und einem Theil der Provence, zwischen den Departements Drôme, Niederalpen, Rhônemündungen und Gard, umfaßt einen Flächenraum von 64,78 QMeilen mit (1861) 268,255 Einwohnern, worunter gegen 5000 Reformirte. Das Land ist mit Ausnahme des westlichen, dem Rhônethal angehörigen Theils durch Verzweigungen der Alpen gebirgig mit Gipfeln bis zu 6000 Fuß. Die Bewässerung geschieht durch die Rhône (Grenzfluß gegen Westen), die Durance (Grenzfluß gegen Süden), die Aigues,

Digitized by Google

Sorgues, Louzon, Lez und mehre andere kleine Nebenflüsse der Rhône, sowie durch einige Kanäle, darunter der 5 Stunden lange Crillon. Das Klima ist gesund, das Frühjahr tritt sehr zeitig ein, der Sommer bringt große Hitze. Der Boden ist nach seiner Erhebung verschieden, im Allgemeinen aber fruchtbar, namentlich in den Flußthälern, welche häufig durch Ueberschwemmungen gedüngt werden. Von dem Areal kommen auf Aecker 158,127, Wiesen 6012, Weinberge 28,359, Wälder 68,113, Heiden und Weiden 69,520 Hektaren. In den Ebenen gedeihen Wein, Oliven, Südfrüchte, Maulbeerbäume ꝛc., höher hinauf Getreide, Krapp und Kartoffeln, die Gebirge sind reich an Waldungen und schönen Wiesen. Die Hausthiere sind nur von mittelmäßiger Gattung, Wild ist in großer Menge vorhanden. Das Mineralreich bietet Eisen, Steinkohlen und Bausteine, wird aber nicht hinreichend ausgebeutet. Die wichtigsten Erwerbszweige sind Ackerbau, Seidenzucht, Weinbau (starke, aber nicht gut zu verführende Weine), Viehzucht (besonders Maulesel), Bienenzucht und etwas Bergbau. Handel und Industrie sind nicht von wesentlicher Bedeutung, letztere namentlich durch Seidenweberei und außerdem noch durch Fabrikation von Metallwaaren, Leder, Papier, Tuch und andern Wollstoffen vertreten. Die Eisenbahn von Lyon nach Marseille zieht sich längs der Westgrenze des Departements hin. Das Departement wird eingetheilt in die 4 Arrondissements Avignon, Apt, Carpentras und Orange. Hauptstadt ist Avignon. Das Dorf V. (lat. Vallis clausa), wovon das Departement seinen Namen hat, liegt im Arrondissement Avignon in einem wildromantischen Felsenthale, hat Papierfabriken, Seidenhandel und 500 Einwohner und ist namentlich berühmt durch den Aufenthalt Petrarca's, der die Reize der Umgebung in seinen Sonetten feierte. Unweit davon ist die von diesem Dichter vielbesungene, eine schöne Kaskade bildende Fontaine de Vaucluse, die Quelle der Sorgues. In der Nähe derselben, am Lieblingsplatze Petrarca's, hat man 1809 eine Denksäule errichtet; auch die Stelle, wo sein Haus gestanden hat, wird noch gezeigt.

Vaucouleurs, Stadt im französischen Departement Maas, Arrondissement Commercy, an der Maas, hat starke Strumpfwirkerei, Fabrikation von Baumwollzeuchen und Fayence, Gerberei, Pferdezucht und 4720 Einwohner. Von hier aus betrat im Februar 1429 die Jungfrau von Orléans ihre denkwürdige Laufbahn. In der Nähe das Schloß Tusey.

Vaudeville, Gattung von Schauspielen mit Gesang und Instrumentalbegleitung, unterscheidet sich von der Operette hauptsächlich dadurch, daß die darin vorkommenden und mit der dargestellten Handlung verwebten Gesangstücke meist aus Liedern bestehen, die entweder dem Publikum schon bekannt, oder von dem Tonsetzer neu bearbeitet sind und mit einer dem Liede angemessenen einfachen Instrumentalbegleitung versehen werden. Der innerste Lebensnerv des V.'s ist Witz und Laune bis zur Satire; der Zweck des V.'s ist ausschließlich ergötzliche Unterhaltung und Vergnügen, was das verwandte Liederspiel (s. d.) nicht so streng sich zum Vorsatz nimmt. Je nach der mehr rein komischen oder mehr possenhaften Färbung unterscheidet man Comédie-Vaudeville, Folie-Vaudeville, Drame-Vaudeville. In Paris bestehen gegenwärtig vier Vaudevilletheater: das Gymnase, das Vaudeville, die Variétés und das Théâtre du Palais royal. Epochemachend sind in der Vaudevilledichtung besonders Scribe, der in seiner Antrittsrede in der französischen Akademie 1836 die Berechtigung dieses Genre's nachzuweisen versuchte und auch noch als Akademiker die pariser Bühnen mit V.s versorgte. Sonst war noch Clairville, Dumanoir, Duvert, Lauzanne, Varner und Cogniard als fruchtbare Verfasser solcher Stücke zu nennen. Außerdem haben aber die Franzosen auch noch eine Gattung leichter Lieder, die sie V. nennen und von der das Theaterstück Ursprung und Namen hat. Ein solches Lied besteht aus mehren Couplets und ist heitern, oft satirischen Inhalts, in welchem Fall es irgend eine komische Begebenheit des Tages, eine lächerliche Sitte oder Thorheit des Zeitalters geißelt. Die Melodie des Liedes ist leicht, gefällig, und am Ende jeder Strophe wird der Hauptgedanke mit passenden Veränderungen wiederholt. Was den Ursprung des Wortes V. betrifft, so ist es korrumpirt aus Val de Vire (Virethal) in der Unternormandie (Calvados), nach der dortigen Aussprache Vau de Vire. Hier lebte nämlich zu Anfang des 15. Jahrhunderts ein Walkmüller, Olivier Basselin, ein lustiger Bruder, der Cider und Wein besang. Seine leichtfertigen Lieder verbreiteten sich sehr bald, und da die Literatoren lange Zeit O. Basselin nicht kannten und das Volk aus Vau de Vire allmählig Vau de ville gemacht hatte, so leitete man das Wort von Voix de ville her und verstand darunter ein Lied, das durch die Stadt, also gleichsam von Mund zu Mund geht.

Vaudoncourt, Guillaume de, französischer General u. Kriegshistoriker, geboren am 22. Sept. 1772 zu Wien von französischen Aeltern, erhielt seine Bildung zu Berlin und Paris, trat hier 1791 in ein Infanteriebataillon ein und ward 1797 von Bonaparte zum Befehlshaber über die Artillerie der cisalpinischen Republik ernannt, nach der Revolution vom 18. Brumaire in den französischen Generalstab versetzt und 1800 zum Obersten ernannt. Im folgenden Jahre erhielt er den Oberbefehl über die Artillerie der italienischen Republik und 1805 half er Masséna die Erfolge an der Brenta und dem Tagliamento erringen. Im Jahre 1809 erhielt er ein Kommando in Tyrol, 1812 machte er unter dem Vicekönig Eugen den russischen Feldzug mit, erkrankte aber auf dem Rückzug zu Wilna und fiel in russische Gefangenschaft. Im Jahre 1814 kehrte er nach Frankreich zurück und trat in die Dienste der Bourbonen. Während der hundert Tage ernannte ihn Napoleon I. zum Inspektor der Nationalgarden im Elsaß, weshalb er nach des Kaisers zweiter Abdankung flüchtete. Von München aus, wo er ein Asyl gefunden, begab er sich 1821 nach Piemont und war kurze Zeit Kommandeurchef der konstitutionellen Armee daselbst, worauf er über Spanien nach England ging. Im Jahre 1825 nach Frankreich zurückgekehrt, aber im Militärdienst nicht wieder verwandt, † er 1842. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Histoire

Digitized by Google

des campagnes d'Annibal en Italie" (Mailand 1812, 3 Bde., mit Atlas); „Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de Russie en 1812" (Paris 1815, mit Atlas); „Histoire des campagnes d'Italie en 1803 et 1804" (München und London 1817, mit Atlas); „Histoire de la guerre des Français en Allemagne en 1813" (Paris 1819, mit Atlas); „Histoire des campagnes de 1814 et 1815 en France" (daſ. 1826, 5 Bde.); „Histoire politique et militaire du prince Eugène, Vice-Roi d'Italie" (daſ. 1827, 3 Bde.).

Vaugirard, großes Dorf im franzöſiſchen Departement Seine, unmittelbar ſüdweſtlich an Paris ſtoßend, mit zahlreichen ſchönen Landhäuſern, Fabriken für chemiſche Produkte, Wachstuch, Nägel, Buntpapier ꝛc. und 16,000 Einw.; gehörte früher zum Arrondiſſement Sceaux, wurde aber 1860 mit zur Hauptſtadt gezogen und bildet ſeitdem mit den Gemeinden St. Lambert, Necker, Grenelle und Janelle das gleichnamige (15.) Arrondiſſement von Paris.

Vauquelin, Louis Nicolas, ausgezeichneter Chemiker, geboren den 16. Mai 1763 zu Hébertot im Departement Calvados, ſtudirte in Rouen und Paris Chemie und Pharmacie, ward 1793 Mitglied der Akademie, ſodann des Nationalinſtituts und fungirte nach einander als Bergbauinſpektor, Direktor der neuerrichteten Specialſchule der Pharmacie und Profeſſor der Chemie am Jardin des plantes und ſpäter an der mediciniſchen Fakultät zu Paris. Er † am 14. Nov. 1829 in ſeinem Geburtsorte. V. machte ſich als Entdecker des Chroms (1797) und der Glycinerde, ſowie durch zahlreiche Abhandlungen, beſonders in den „Annales de chimie" (1797—1812) bekannt. Sein „Manuel de l'essayeur" (Par. 1812) iſt veraltet.

Vauvert, Stadt im franzöſiſchen Departement Gard, Arrondiſſement Nismes, hat eine proteſtantiſche Konſiſtorialkirche, Fabrikation von Liqueuren, Seidenzeuchen, Salpeter und Oel, Handel mit Wein, Eiſen, Kupfer-, Blech- und Zinnwaaren, Weinhandel und 4758 Einw.

Vauxhall, früher Dorf bei London, nach Jane Faux genannt, die es 1615 beſaß, jetzt zum Stadttheil Lambeth gehörig. Ein Spekulant legte hier 1760 einen öffentlichen Garten für die faſhionable Welt mit Theater, Reſtauration ꝛc. an, nach welchem ähnliche Unternehmungen auch in Paris und andern Städten V.s genannt wurden.

V. D., Abkürzung für Vir doctus, Volente deo, Verbum dei.

Vecellio (Vecelli), Tiziano, gewöhnlich bloß Tizian genannt, der Hauptmeiſter der venetianiſchen Malerſchule, geboren 1477 (nach Andern 1480) zu Capo del Cadore in Friaul, genoß mit ſeinem älteren Bruder Francesco eine gute Erziehung und hatte den Maler Gentile Bellini zu Venedig zum Lehrer. Später ſchloß er ſich Giovanni Bellini und dann ſeinem Altersgenoſſen Giorgione an, nach deſſen frühem Tode er die entſchieden naturaliſtiſche Richtung, als die Eigenthümlichkeit der venetianiſchen Schule, zur klaren und freien Entfaltung brachte. Schon früh malte er mit andern Meiſtern im Campo ſanto zu Padua. Nach ſeiner Rückkehr nach Venedig vollendete er mehre Gemälde des Giorgione, darunter das Bild, welches Kaiſer Friedrich I. zu den Füßen des Papſtes Alexander III. darſtellt. Im Jahre 1516 nach Ferrara berufen, malte er für den Herzog das berühmte Bild des Heilands mit dem Zinsgroſchen (jetzt in Dresden) und einige Bacchanalien. In Ferrara ſchloß er auch Freundſchaft mit Arioſto, deſſen Bildniß er zu wiederholten Malen fertigte. Im Jahre 1530 begab er ſich im Auftrag des Kardinals Ippolito de' Medici nach Bologna, wo damals Kaiſer Karl V. verweilte, den er für den Papſt Klemens XII. und dann noch öfter malte. Von Bologna aus begab ſich V. wieder nach Venedig, wo er in den glänzendſten Verhältniſſen lebte. Im Jahre 1543 erhielt V. eine Einladung nach Rom, wo ihn Papſt Paul III. vergeblich durch das Anerbieten einer einträglichen Stelle zu feſſeln ſuchte. V. lebte darauf wieder einige Zeit in Venedig, theils für den Kaiſer, theils für andere Große beſchäftigt, hielt ſich dann längere Zeit in Deutſchland auf, namentlich 1547 und 1550 zu Augsburg, wo er das ſogenannte Badezimmer Kaiſer Karls V. im fuggerſchen Hauſe am Weinmarkte in Fresko ausgemalt haben ſoll. Er † 1576 mit ſeinem Sohne zu Venedig an der Peſt und ward dort in der Kirche Sta. Maria de' Frari beigeſetzt. Im Allgemeinen tritt uns in Tizians Werken nicht der rohe, auch im Unſchönen ſich gefallende Naturalismus entgegen, ſondern jener durch das antikiſirende Element der paduaniſchen Schule und durch flandriſchen Einfluß geweckte feine Naturalismus, der die Herrlichkeit der antiken Kunſt nicht in äußerlich getreuer Nachbildung ihrer einzelnen Werke, ſondern ihr inneres Weſen mit tiefem, freiem Gefühl neugeſtaltet und neubelebt in die Gegenwart einzuführen ſucht. Dieſer Grundzug der venetianiſchen Kunſtrichtung erſcheint bei Tizian am entſchiedenſten an denjenigen Bildern, welche den Menſchen in ſeinem urſprünglichen Naturzuſtande erfaſſen. Ihr Gegenſtand iſt demgemäß ſehr häufig aus der antiken Mythe ſelbſt entnommen. Das Princip der venetianiſchen Schule: die Darſtellung der ſchönen Wirklichkeit, des geiſtig verklärten ſinnlichen Lebens, gelangte in ſeinen Werken zur vollendetſten Durchführung. In Uebereinſtimmung damit ſteht das leuchtende Kolorit, deſſen Gluth, Klarheit und Verſchmelzung nach ihm nie wieder erreicht worden iſt. Wiewohl auch ſeine kirchlichen Bilder großentheils jene hohe, der Antike verwandte Ruhe des Daſeins wiederſpiegeln, ſo vermochte er doch zugleich auch die tiefſte Erſchütterung des Seelenlebens zum treffendſten Ausdruck zu bringen, wie beſonders ſeine Grablegung in der Gallerie Manfrini zu Venedig und die Wiederholung davon im Louvre beweiſt. Auch in Bildniſſen iſt Tizian höchſt ausgezeichnet, ja er kann der größte Porträtmaler Italiens genannt werden. Er verbindet als ſolcher mit dem ihm eigenen lebensvollen Naturſinn, mit ſeinem zauberiſch wirkenden Kolorit eine eigenthümliche, großartige Auffaſſung, welche dem in Form und Farbe höchſt ähnlichen Spiegelbilde des Lebens den Anſchein eines erhöhten Daſeins gibt. In der Darſtellung des Nackten, im Schmelz der Karnation und in ſeiner Modellirung iſt er geradezu der größte Meiſter aller Zeiten. Dem oben bezeichneten Naturalismus gemäß tritt in vielen ſeiner

Digitized by Google

Gemälde auch die Landschaft bedeutsam hervor, und zwar in so großartig poetischer Durchbildung, daß er gewissermaßen als der Vater der Landschaftsmalerei zu betrachten ist. Von einer Schule im eigentlichen Sinne des Wortes konnte bei Tizian keine Rede sein. Der neidische Meister versteckte eher sein Wissen, als er es lehrte. Doch haben sich Viele nach seinen Werken gebildet. V. lieferte in seinem langen Leben eine große Menge Kunstwerke, welche die Kirchen, Paläste und Bildergallerien fast aller Länder Europa's schmücken. Die meisten und besten finden sich in Venedig, wo die Himmelfahrt Mariä, die Opferung Mariä im Tempel, Johannes der Täufer in der Wüste zu seinen Hauptwerken gezählt werden. In der Kirche S. Giovanni e S. Paolo daselbst ist das berühmte Bild des Todes des heiligen Petrus Martyr, in der Kirche der Jesuiten die Marter des heiligen Laurentius, welche unter Napoleon I. das Centralmuseum in Paris zierte, im Palazzo Barbarigo, Scuola de Tiziano genannt, unter vielen andern die berühmte Venus mit der Eule und die ebenso berühmte büßende Magdalena, in der Gallerie Manfrini die erwähnte Grablegung Christi, eine der herrlichsten Schöpfungen des Künstlers, und die Bildnisse Arioste's und der Königin Catarina Cornaro. Von seinen historischen Gemälden werden besonders ein Abendmahl im Refektorium des Escorial und ein Christus, der mit Dornen gekrönt ist, in einer Kirche zu Mailand, ebenso mehre Madonnen auf dem Thron, mehre Santo conversazioni, d. i. Zusammenstellung mehrer Heiligen, die Dornenkrönung im Louvre ꝛc. gerühmt. Unter seinen idealen Einzelfiguren sind besonders ausgezeichnet die beiden Venusbilder in Florenz, die Danaë in Neapel, die Venus mit der Bacchantin in München, die heilige und die irdische Liebe in der Gallerie Borghese in Rom ꝛc.; unter den Porträten Tizians Geliebte (das schönste Exemplar im Louvre), seine Tochter Lavinia u. a. Man hat über 600 Kupferstiche nach Tizians Gemälden, einschließlich der Landschaften und der Holzschnitte. Die besten finden sich in den verschiedenen Galleriewerken, deren Stiche und Lithographien theilweise zu den Meisterwerken ihrer Art gehören. In seiner Jugend galt V. auch für einen der besten Dichter seiner Zeit. Der älteste Biograph V.'s ist sein Zeitgenosse Vasari. Vgl. außerdem: Majer, Dell' imitazione pittorica, dell' eccellenza e della opera di Tiziano, Venedig 1818, und die Gegenschrift: Caspari, Del bello ideale e delle opere di Tiziano, 2. Aufl., Padua 1820; ferner: Northcote, The life and correspondence of Titian, Lond. 1833, 2 Bde.; Lübke, Tizian-Album, Berl. 1862.

Vechel (Veghel), Stadt in der niederländischen Provinz Nordbrabant, Bezirk Herzogenbusch, an der Aa, durch einen breiten Kanal mit dem Süd-Wilhelmskanal verbunden, Sitz eines Kantonalgerichts, hat ein Schloß (Frisselstein), ein schönes Rathhaus, mehre Kirchen, starke Leinweberei, Gerberei und 4387 Einwohner.

Vecht, ein Arm des Rhein in der niederländischen Provinz Utrecht, geht bei Utrecht rechts ab, fließt nördlich und fällt bei Muiden in die Zuydersee.

Vechta, Stadt im Großherzogthum Oldenburg, an der Vechta, einem rechten Nebenfluß der Hase, Sitz eines Amts, eines Obergerichts und eines bischöflichen Officialats, hat eine schöne katholische und eine evangelische Pfarrkirche, eine Synagoge, ein katholisches Gymnasium, ein katholisches Schullehrerseminar, eine Strafanstalt, ein Hospital, Cigarren-, Woll- und Filzwaarenfabrikation, Leinweberei, einen großen Pferdemarkt und 2547 Einwohner. V. war sonst Festung; es bildete einst mit der Umgegend eine eigne Graf- oder Herrschaft, die im 13. Jahrhundert an das Stift Münster kam.

Vechte, fischreicher Fluß im nordwestlichen Deutschland und Holland, entspringt bei dem Dorfe Darfeld in der preußischen Provinz Westphalen, fließt nordwestlich, tritt bei Ohne ins Hannöverische, durchfließt die Grafschaft Bentheim, wo sie schiffbar wird, geht dann in die holländische Provinz Overyssel über, nimmt hier die steinfurter Aa, die Dinkel und die Berkel auf, tritt durch das schwarze Wasser bei Zwolle mit der Yssel in Verbindung und mündet nach einem Lauf von 26 Meilen bei Genemuiden in die Zuydersee.

Vedetten (v. Franz.), Reiterwachen, welche am weitesten gegen den Feind hin ausgestellt werden, um dessen Bewegungen zu beobachten; vgl. Vorposten.

Vedute (ital. veduta), in der Malerei s. v. a. Aussicht, Prospekt.

Veen (die hohe Veen), moorige Hochebene in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Aachen, einen großen Theil der Kreise Malmedy, Montjoie, Eupen und Prüm bedeckend, zugleich die höchste Gegend Rheinpreußens am linken Rheinufer, setzt sich in ihren Verzweigungen nördlich an beiden Ufern der Roer bis in die Kreise Aachen, Düren, Jülich, Heinsberg und Erkelenz des aachener Regierungsbezirks fort, durchzieht östlich besonders den Kreis Bergheim des Regierungsbezirks Köln und einen Theil des Kreises Grevenbroich im Regierungsbezirk Düsseldorf und geht südöstlich in die Eifel (s. d.) über. Der gebirgige Theil des V. trägt weder Bäume noch Sträucher, hat nur Torfmoore und Sümpfe, welche sich meilenweit erstrecken, und zerstreut umherliegende ärmliche Dörfer, deren Einwohner meist nur vom Torfstich leben; in seinen abgeflachten Fortsetzungen dagegen ist das Land fruchtbar und angebaut. Aus den Sümpfen des V. entspringen die Flüsse Roer, Our, Warge, Weeze u. A.

Vega, 1) eigentlich Garcias-Laso de la Vega, berühmter spanischer Dichter, geboren 1503 zu Toledo, führte nach Boscans Vorgang italienische Silbenmaße in Spanien ein, lebte lange in Italien, machte seit 1529 in Karls V. Dienst mehre Feldzüge mit und † 1536 in Nizza. Seine „Obras" (Sonette, Canzonen und Schäfergedichte) gab Azara (Madrid 1765, 1788 u. 1817) heraus.

2) Ynca Garcilasso de la V., Geschichtschreiber, geboren 1540 zu Cuzco in Peru, † 1620, schrieb u. A. „Comentarios reales, que tratan del origen de los Yncas" und „La Florida del Ynca". Eine Sammlung seiner Werke erschien Madrid 1800—3 in 17 Bänden.

Digitized by Google

3) Lope Felix de V. Carpio, der genialste dramatische Dichter Spaniens, geboren den 25. Sept. 1562 aus einem altadeligen kastilischen Geschlecht zu Madrid, schrieb schon im 12. Jahre mehre Komödien, studirte zu Alcala und wurde Baccalaureus, nahm aber 1582 auf kurze Zeit Kriegsdienste. Noch vor 1588 wurde er entweder durch Rachsucht oder Schulden halber ins Gefängniß gesetzt, entfloh aber nach Valencia und nahm auf der Armada, die Philipp II. gegen England schickte, Dienste. Kaum zurückgekehrt, mußte er in Folge eines unglücklichen Zweikampfs abermals flüchten und hielt sich nun theils in Italien, theils in Valencia auf, bis er um 1595 nach Madrid zurückkehren durfte. Auf Veranlassung des Herzogs von Alba schrieb er nach dem Vorbilde von Montemayors „Diana" den Schäferroman „Arcadia" (Madrid 1602), u. in demselben Jahre erschien sein schon früher geschriebenes Gedicht „La hermosura de Angelica", die glücklichste Nachahmung des Arioste. Durch Unglücksfälle in seiner Familie gebeugt, ward er Priester und trat 1611 in die Orden tercera des heiligen Franciscus. Sein Dichterruhm stieg nun schnell und namentlich ward er vom Hofe mit Ehrenbezeigungen überhäuft. Im Jahre 1618 wurde er zum apostolischen Protonotar beim Erzbisthum Toledo ernannt, und selbst die Inquisition zeichnete ihn durch die Ernennung zu ihrem Familiar aus. In dieser Zeit schrieb er seine „Selbstgespräche mit Gott" („Soliloquios a Dios"), die ebenfalls ungemeinen Beifall fanden. Für die Dedikation seines historischen Gedichts „Corona tragica" (1627), zur Ehrenrettung der Maria Stuart, ernannte ihn Papst Urban VIII. zum Ritter des Johanniterordens. In der letzten Zeit seines Lebens ergab er sich streng den klösterlichen Uebungen und † den 21. August 1635. Man hat von V. außer den genannten Schriften 2 Epopöen: „Angelica" und „La Jerusalen conquistada", 5 mythologische Gedichte: „Circe", „Andromeda", „Philomela", „Orfeo" und „Proserpina", 3 größere historische Gedichte: „San-Isidro", „La Dragontea" und „La virgen de la Almudena", ein komisches Heldengedicht unter dem Namen des Tomé de Burguillos: „La Gatomaquia", mehre beschreibende und didaktische Gedichte, eine Unzahl von Sonetten, Romanzen, Oden, Elegien, Episteln ꝛc., mehre Werke theils in Versen, theils in Prosa und 8 Novellen in Prosa, welche Werke sämmtlich in der Auswahl seiner Schriften (Madrid 1776—79, 21 Bde.) enthalten sind. Sein Hauptruhm aber besteht in seinen Komödien, deren er im Ganzen 1890 geschrieben haben soll, wozu noch eine bedeutende Anzahl von Autos, Loas und Entremeses kamen. Im Ganzen soll er 21 Millionen Verse geschrieben haben. Doch sind nur etwa 320 seiner „Comedias" gesammelt im Druck erschienen (Madrid 1604—47, 28 Bde.). Die Mehrzahl scheint verloren gegangen zu sein. V. ist nicht nur der eigentliche Gründer der spanischen Nationalbühne, sondern einer der größten dramatischen Dichter aller Zeiten. Die meisten seiner Stücke sind ausgezeichnet durch Unerschöpflichkeit der Erfindung, Gewandtheit in Form und Technik und die vollendetste Meisterschaft in Sprache und Ausdruck. Dabei ist V. in seinen Schilderungen, Situationen u. Charakteren so naturgetreu u. so national, daß man aus seinen Komödien allein das spanische Leben jener Zeit in allen Richtungen und Schattirungen kennen lernen kann. Deutsche Uebersetzungen einiger Stücke hat man von Malsburg (Dresd. 1824), Soden (Leipz. 1820), Dohrn (Hamb. 1844) und Schack (Frankf. 1845). Analysen von 24 Stücken gab Enk in seinen „Studien über Lope de V." (Wien 1839), eine Uebersetzung seiner Romane und Novellen Richard (Aachen 1824—27, 6 Bde.). Vgl. Montalvan, Fama posthuma à la vida y muerta de L. de V., Madrid 1836, und Holland, Some account of the lives and writings of Lope de V., London 1817.

4) Georg, Freiherr von V., Mathematiker, geboren 1756 in Sagoritza in Krain, studirte zu Laibach und erhielt dann eine Anstellung als Navigationsingenieur. Später ging er zur Artillerie über und ward Lehrer der Mathematik im zweiten Feldartillerieregimente, dann bei Errichtung des Bombardiercorps Professor der Mathematik mit Oberstlieutenantsrang. Nachdem er in den Feldzügen gegen die Türken und Franzosen mit Auszeichnung gedient, ward er 1800 in den Freiherrenstand erhoben u. 1802 zum Landesmitstand des Herzogthums Krain aufgenommen. Am 26. September 1802 fand man ihn todt in der Donau, und erst 30 Jahre später ward entdeckt, daß ein Müller ihn ermordet. V.'s „Vorlesungen über die Mathematik" (Wien 1822, 6. Aufl., 4 Bde.) sind durch die Reichhaltigkeit der aufgenommenen Gegenstände und besonders durch ihre verständliche Schreibart zu Lehrbüchern sehr geeignet. Den größten Ruhm jedoch erwarb sich V. durch die Herausgabe seiner vorzüglich korrekten und reichhaltigen „Logarithmentafeln" (Leipzig 1783, 2 Bde.; neue Aufl. von Hülße, das. 1840) und das „Logarithmisch-trigonometrische Handbuch" (das. 1793; 4. Aufl. von Brehmicker, Berlin 1860), sowie den „Thesaurus logarithmorum completus" (Leipzig 1794).

Vegesack, Stadt im Gebiete der freien Stadt Bremen, 2 Stunden unterhalb derselben am rechten Ufer der Weser, in welche hier die Wümme (Lesum) mündet, durch eine Zweigbahn mit der Eisenbahn von Bremen nach Bremerhafen verbunden, Sitz eines Amtes, hat eine Bürger- und eine Volksschule, einen Hafen, bedeutende Schiffswerfte, Lootserei, Waarenniederlagen für Bremen, starke Fabrikation von Schiffszwieback, Schifffahrt, Handel und 3935 Einwohner.

Vegetarianer (v. Lat.), die Mitglieder der nach J. Newtons Vorgang (vergl. „Return to nature, or defence of vegetable regiment" 1811) 1847 von Jos. Simpson in London gegründeten Vegetarian Society, die sich unter principieller Verwerfung der animalischen Nahrung einzig auf Kost aus dem Pflanzenreiche, und zwar ohne allen Zusatz von Gewürzen, selbst von Salz, beschränken. Vergl. Lane, A brief practical essay on vegetable diet, London 1847.

Vegetation (v. Lat.), das Wachsthum der Pflanze; auch die Beschaffenheit und das Aussehen der Pflanzen einer Landschaft, in ihrer Gesammtheit betrachtet.

Vegetius, Publius, auch Veterinarius genannt, angeblich der Verfasser einer „Ars vete-

Digitized by Google

rinaria s. mulomedina" in 6 Büchern, einer elenden Uebersetzung der griechischen „Hippiatrika", die wahrscheinlich aus dem 6. Jahrhundert stammt, bearbeitet von Schreiber in den „Scriptores rei rusticae" (Bd. 4, Leipzig 1797).

Vegetius Renatus, Flavius, Verfasser der an den Kaiser Valentinian II. gerichteten, um 375 abgefaßten „Epitome institutionum rei militaris", in 5 Büchern, ein werthvoller Auszug aus den älteren Schriften über das römische Kriegswesen, herausgegeben von Scriver (Antwerpen 1607, 2 Bde.) und Schwebel (Nürnberg 1767, zuletzt Straßburg 1806), ins Deutsche übersetzt von Lipowsky (Sulzbach 1827).

Veglia, zum Kreise Istrien des österreichischen Küstenlandes gehörige Insel im Golf von Quarnero, von Istrien durch den Kanal della Morlacca getrennt, 7,7 QMeilen groß, mit einem Hafen, ist gebirgig, felsig und im Norden unfruchtbar, erzeugt Wein, Oel, Getreide, Seide, hat schöne Waldungen, Rindvieh-, Pferde-, Schaf- und Ziegenzucht, Fischerei, Marmorbrüche u. 15,100 Einwohner, meist Morlachen. Die gleichnamige Hauptstadt der Insel, im Südwesten derselben, am Quarnerobusen, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, 2 Klöster, ein Kastell, eine Hauptschule, einen Hafen, Handel, Fischerei und 1300 Einwohner.

Vehikel (v. Lat.), Mittel, um etwas irgendwo hin zu befördern; in der Arzneikunde gestaltgebendes Mittel, d. i. ein unwirksamer Stoff, in welchen eingehüllt oder mit welchem vermischt man übelschmeckende oder stark wirkende Arzneien dem Kranken reicht.

Vehmgerichte, s. Femgerichte.

Vehn (holl. veen), in Holland und Ostfriesland eine eingedämmte und dadurch und durch Kanäle trockengelegte Moor- und Torfgegend, die zum Feldbau und zu Torfgräbereien benutzt wird.

Vehse, Karl Eduard, deutscher Geschichtschreiber, geboren den 18. December 1802 zu Freiberg, studirte in Leipzig und Göttingen die Rechte, erhielt 1825 eine Anstellung im dresdener Staatsarchiv, ging 1838 mit dem Separatisten Stephan nach Amerika, kehrte aber schon im folgenden Jahre nach Deutschland zurück und ließ sich nach größeren Reisen 1843 zu Berlin nieder. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation" (Hamburg 1851—56, 39 Bde.), das dem Verfasser 1856 wegen einer darin enthaltenen Beleidigung des Prinzen Wilhelm von Mecklenburg eine kurze Haft zuzog, worauf er sich in Sissach in Baselland niederließ. V. schrieb außerdem: „Geschichte Kaiser Otto's des Großen" (Zittau 1828); „Tafeln der Welt- und Kulturgeschichte" (Dresden 1834); „Vorlesungen über Weltgeschichte" (das. 1842, 2 Bde.); „Shakespeare als Politiker, Psycholog und Dichter" (Hamburg 1851, 2 Bde.).

Veilchen, Pflanzengattung, s. Viola.

Veilchenmoos (Byssus Jolithus), s. Schimmel.

Veilchensteine, gewisse auf der Höhe der Gebirge vorkommende Steine, die in Folge eines Ueberzugs von Veilchenmoos (s. Schimmel) einen veilchenartigen Geruch von sich geben, der sich lange hält u. durch Befeuchten verstärkt wird.

Veilchenwurzel, s. Iris.

Veile, Hauptstadt eines dänischen Amts (38⅘ QMeilen mit 83,884 Einwohnern) in dem jütländischen Stift Ribe, an der Mündung des Flüßchens Veilerane in den Veilefjord, einen im Norden des kleinen Belt tief einschneidenden Meerbusen, in reizender Gegend (dänisches Paradies), mit Hafen, Fischerei, Handel und 4920 Einwohnern.

Veit, Philipp, einer der hervorragendsten Maler der Gegenwart, geboren am 13. Februar 1793 zu Berlin, von mütterlicher Seite Enkel Moses Mendelssohns und durch die zweite Ehe seiner Mutter Stiefsohn Friedrichs von Schlegel, verlebte einen Theil seiner Jugend bei diesem in Paris und ward sodann in Dresden als angehender Maler ein Schüler Friedrich Matthäi's. Nachdem er die Freiheitskriege mitgemacht, ging er 1825 nach Rom, wo er sich der von deutschen Künstlern gegründeten romantischen Schule anschloß. V. schuf hier zahlreiche Werke, welche zu den schönsten Blüthen der neuern deutschen Kunst gehören. Wir nennen zunächst die Fresken in der Villa Bartholdy, wo er mit Cornelius, Schadow und Overbeck die Geschichte Josephs malte; namentlich ist seine Darstellung der 7 fruchtbaren Jahre ausgezeichnet. Der Karton wird jetzt in der Gallerie des städelschen Instituts zu Frankfurt a. M. aufbewahrt. Graf A. Raczynski ließ ihn für sein Prachtwerk über neuere deutsche Kunst in Kupfer stechen. In der Villa Massimi malte er Darstellungen aus Dante's göttlicher Komödie in Fresko. Andere Werke seiner römischen Epoche sind noch ein großes Altarbild der Himmelskönigin Maria in Trinità da Monti zu Rom, sowie der Triumph der Religion im Vatikan. Im Jahre 1830 als Direktor des städelschen Instituts nach Frankfurt a. M. berufen, schuf er auch hier zunächst eine Reihe von kirchlichen Meisterwerken, welche großentheils auch in Stich und Steindruck erschienen sind; so den heiligen Georg, 1833 für die Kirche zu Bensheim ausgeführt, Simeon im Tempel, im städelschen Institut die beiden Marien am Grabe, mehre Porträte und vorzüglich das große Freskogemälde im städelschen Institut, welches die Einführung des Christenthums und der Künste in Deutschland zum Gegenstand hat, nebst den beiden Nebenbildern Italia und Germania. In der späteren Zeit seines frankfurter Aufenthalts zog V. auch antike Stoffe in das Bereich seiner Kunst. In dieser Hinsicht sind besonders 2 Deckengemälde im städelschen Institut, das Wirken der ältesten hellenischen Bildner und den Schild des Achilles nach Homer darstellend, hervorzuheben. Für den Römersaal malte er die Porträte Karls des Großen, Otto's IV. und Friedrichs II. Auch eine Judith ist von ihm vorhanden und eine scherzhafte Allegorisirung des Maitranks. Im Jahre 1846 verlegte V. sein Atelier nach Sachsenhausen, weil er, der strenge Katholik, sich durch den Ankauf des lessingschen Huß von der Verwaltung des städelschen Instituts gekränkt fühlte. Hier schuf er für den frankfurter Dom ein großes Altarbild, die Himmelfahrt Mariä, und für den König von Preußen die beiden Marien am Grabe, die Parabel vom barmherzigen Samariter und die ägyp-

Digitized by Google

tische Finsterniß und ihre Schrecken; ferner 1847 für die Chornische des berliner Doms eine große Zeichnung zu einem Freskobilde, welches die Verherrlichung der christlichen Kirche und des preußischen Staates zum Gegenstand hat. V. † im Februar 1854 zu Rom. Theilte auch V. Overbecks und Schadows strengreligiöse Richtung im Leben wie in der Kunst, so muß das Princip seiner Kunst doch ein gesunderes, weniger einseitiges genannt werden. In weihevoller Auffassung und Glaubens- und Gefühlsinnigkeit stehen seine Bilder, welche religiöse Gegenstände behandeln, denen der genannten Meister nicht nach, doch wußte er sich auch in weltliche Gegenstände mit Lust und Laune zu versenken. Sein ausgezeichnetster Schüler ist Alfred Rethel. V.s Bruder, Johann V., der sich seit 1811 ebenfalls in Rom bildete, hat sich als Historienmaler einen Namen erworben.

Veitstanz (chorea St. Viti), eine Bewegungsstörung, welche man auf eine krankhafte Erregung der motorischen Nerven zurückführen muß, während die Sensibilität und die psychischen Funktionen keine wesentliche Störung darbieten. Die Ursachen des V.es sind vollkommen unbekannt, wir müssen sie jedoch in einer Alteration des Gehirns und Rückenmarkes suchen. Auffallend ist die große Häufigkeit des V.es zur Zeit der zweiten Zahnung und zur Zeit der Pubertätsentwickelung. Es kommt nicht selten vor, daß ein und dasselbe Individuum in diesen beiden Perioden vom V. befallen wird, während es in der Zwischenzeit frei bleibt; daraus erklärt sich die Behauptung der Laien, daß der V. alle 7 Jahre zurückkehre. Vor dem 6. Jahre ist die Krankheit selten, ebenso nach dem 15. Jahre. Der V. kommt beim weiblichen Geschlecht viel häufiger vor als beim männlichen. Unter den veranlassenden Ursachen des V.es nennt man den Trieb der Kinder, fremde Bewegungen, Mienen ꝛc. nachzuahmen, sodann Gemüthsaffekte, namentlich Schreck, ferner Reizung der Darmschleimhaut durch Würmer, Onanie ꝛc. Der V. ist charakterisirt durch Bewegungen der willkürlichen Muskeln, welche nicht durch Willensakte hervorgerufen werden, sondern bei ungetrübtem Bewußtsein der Kranken gegen ihren Willen geschehen. Diese Bewegungen treten sowohl zu Zeiten ein, wo die Kranken keine Bewegung vorhaben, als auch besonders zu Zeiten, wo sie durch ihren Willen Bewegungen einleiten. Da im letzteren Falle die beabsichtigten Bewegungen durch die nicht gewollten komplicirt werden, so wird der vom Kranken beabsichtigte Akt entweder ganz vereitelt, oder doch unvollkommen und in ungeschickter Weise ausgeführt. Die unwillkürlichen Muskelkontraktionen beim V. unterscheiden sich von denjenigen bei der Epilepsie und Hysterie durch größere Abwechselung und durch gewisse Kombinationen, welche den Bewegungen das Gepräge einer gewissen Zweckmäßigkeit geben; deshalb wird der V. auch viel leichter übersehen und verkannt als jene beiden andern Krankheiten. In den meisten Fällen beginnt die Krankheit sehr allmählig und wird längere Zeit hindurch gar nicht bemerkt. Höchstens fällt es auf, daß das kranke Kind manche Dinge zerbricht und aus der Hand fallen läßt, daß es nicht still sitzt, daß es schlechter schreibt und dergleichen, aber gewöhnlich glaubt man es hier mit Ungezogenheit und Fahrlässigkeit zu thun zu haben. Die Muskelunruhe wird allmählig auffallender, die Ungeschicklichkeiten häufen sich und werden gröber, das Kind zeigt fast fortwährend grimassenhafte Verzerrungen des Gesichts. Jetzt endlich wird den Angehörigen der krankhafte Zustand des Kindes klar. Beim ausgebildeten V. folgen sich die verschiedensten Bewegungen des Gesichts, des Kopfes, der Arme und Beine, des Rumpfes in der mannichfachsten und oft barocksten Weise, und zwar geschieht dies auch dann, wenn die Kranken sitzen oder zu Bette liegen. Bei den höheren Graden des V.es vermögen die Kranken nicht ruhig auf dem Stuhl zu sitzen, sondern sie gleiten von demselben zu Boden. Auch das Sprechen wird undeutlich, die Kranken stoßen häufig und in störender Weise mit der Zunge an. Feinere Beschäftigungen mit den Händen sind selbst in leichteren Fällen unausführbar. Die krankhafte Beweglichkeit wächst an Heftigkeit und Ausdehnung, wenn die Kranken auf sich achten, und noch mehr, wenn sie sich beobachtet wissen. Die Kranken schlafen wegen der fortwährend bestehenden Bewegungen schwer ein, gelingt es ihnen aber endlich einzuschlafen, so hört die Muskelunruhe auf. Die übrigen Funktionen und das Allgemeinbefinden sind bei dem V. wenig beeinträchtigt. Die Kranken zeigen sich erklärlicherweise verstimmt, und wenn die Ruhelosigkeit lange andauert, so wird die Ernährung gestört und die Kranken magern ab. Der Verlauf des V.es ist chronisch. Selten endet die Krankheit vor der 6. oder 8. Woche, häufig zieht sie sich 3—4 Monate lang hin. In ganz einzelnen Fällen wird sie habituell und dauert durch das ganze Leben. Der bei weitem häufigste Ausgang der Krankheit ist der in Genesung. Die Behandlung des V.es hat wesentlich für Herstellung eines guten Ernährungszustandes, namentlich auch durch Eisenpräparate zu sorgen. Sind Würmer im Darmkanal vorhanden, so mag man diese vorher durch Santonin und dergleichen entfernen. Da die Krankheit im Verlauf von 6—8 Wochen von selbst zu vergehen pflegt, so hat man nicht nöthig, besondere Medikamente gegen die Krankheit selbst anzuwenden. Gegen schwerere Formen des V.es hat man Einathmungen von Chloroform als Palliativ empfohlen.

Veji, alte tuscische Stadt Etruriens, auf einem hohen und steilen Felsen, an dem kleinen Flusse Cremera, $2^1/_2$ Meilen nördlich von Rom, war eine der bedeutendsten unter den 12 etruriſchen Bundesstädten und schon vor Roms Bestehen mächtig. Nach Dionys von Halikarnaß kam sie an Größe Athen gleich und war so günstig gelegen, daß man nach der Zerstörung Roms durch die Gallier daran dachte, sie zur Hauptstadt des römischen Staates zu machen. Die Verfassung war aristokratisch, an der Spitze stand ein König, der jedoch nicht erblich war. Später wurde das Königthum aufgehoben und durch jährliche Magistrate ersetzt, dann aber wieder hergestellt, wodurch die Vejenter mit dem Bunde zerfielen. Als Rom mächtiger geworden, gerieth es bald mit

Digitized by Google

der Nachbarstadt in Kampf, doch begnügte man sich anfangs mit dem Plündern des feindlichen Gebiets. Die nachherigen Kriege fielen meist zu Gunsten der Römer aus; so schlug 479 der Konsul Fabius und 477 der Konsul Aemilius die Vejenter, und 473 belagerte Manilius die Stadt, bis der Friedensschluß erfolgte. Im Jahre 426 schlugen die Vejenter ein römisches Heer, wofür sie jedoch schwer büßen mußten. Eine den Römern von dem vejentischen Senat gegebene stolze Anwort entzündete endlich wieder einen Krieg, in welchem nach zehnjähriger Belagerung V. 396 v. Chr. von Camillus erobert, die Einwohner als Sklaven verkauft und ihre Ländereien für Staatseigenthum erklärt wurden. Seit dieser Zeit war die Blüthe der Stadt für immer gebrochen, erst spät wurden wieder römische Veteranen an der Stelle angesiedelt. Die Stelle, wo V. gestanden, ist in neuerer Zeit ermittelt worden. Die Burg lag auf einem einzelnen Tuffelsen zur Rechten der Villa Flaminia, an der Cremera, und gegenüber, wo jetzt Isola di Farnese, die Stadt.

Velasquez de Silva, Don Diego, berühmter spanischer Maler, geboren den 6. Juni 1599 zu Sevilla, nahm sich bei seinen künstlerischen Studien die Natur zum Muster, die er aufs treueste kopirte, und malte zuerst Bambocciaden und geringere Gegenstände nach der Natur. Das berühmteste Bild dieser Art ist der Wasserträger von Sevilla (aguador), jetzt im Museum zu Madrid. Dann studirte er zu Madrid die Niederländer und von 1629—31 in Venedig die Werke Tizians, P. Veronese's u. Tintoretto's u. in Rom die Raphaels und Michel Angelo's. Um alles zur Errichtung einer Akademie der zeichnenden Künste Erforderliche zu veranstalten, bereiste er 1648—51 zum zweiten Male Italien und ward hierauf vom König zum Aposentador mayor (Marschall des königlichen Palastes) ernannt. Im Jahre 1656 vollendete er das unter dem Namen „die (königliche) Familie" berühmte Werk, wofür er 1658 in den Ritterstand erhoben wurde. Er † den 7. August 1660 zu Madrid. Unter seinen spätern Werken sind noch zu erwähnen (außer vielen Porträten fürstlicher Personen) die Brüder Josephs, Hiob, Moses, der aus dem Nil gezogen wird, Lot und seine Töchter und mehre Darstellungen aus dem gemeinen Leben. Man rühmt an seinen Bildern die wunderbar naturgetreue und dennoch großartige Auffassung seiner Porträte, die Schönheit und Energie seiner Gestalten und die Behandlung der Lichter und Schatten und der Luftperspektive. Vergl. Stirling, V. and his works, London 1855; deutsch, Berlin 1856.

Velde, 1) berühmte niederländische Künstlerfamilie, aus welcher folgende Glieder bemerkenswerth sind: Jesaias van der V., Maler und Kupferstecher, geboren 1597 zu London, starb 1648, malte Landschaften mit Ruinen, Hirten- und Räuberscenen und Schlachten. Sein Bruder, Jan van der V., ebenfalls Maler und Kupferstecher, geboren 1599 zu Leyden, lieferte gute Landschaften, hauptsächlich aber werthvolle Zeichnungen und Kupferstiche. Willem van der V., berühmter Marinemaler u. Marinezeichner, geboren 1610 zu Leyden, stand in Diensten Jakobs II. und Karls I. von England und starb zu London 1693. Er ward noch übertroffen durch seinen Sohn, Willem van der V., geboren 1633 zu Amsterdam, starb zu London den 6. April 1707. Adrian van der V., geboren 1639 zu Amsterdam, Schüler von Wynants, starb schon 1672. Seine Landschaften mit Figuren und Thieren gehören zu den ausgezeichnetsten Produktionen der holländischen Schule. Auch die Werke anderer Künstler staffirte er mit Figuren.

2) Franz Karl van der V., ein zu seiner Zeit sehr beliebter deutscher Erzähler, geboren am 27. September 1779 zu Breslau, studirte zu Frankfurt a. d. O. die Rechte, wirkte in verschiedenen juristischen Stellungen zu Breslau, Winzig und Zobten und † den 6. April 1824 als Justizkommissär zu Breslau. Er schrieb zahlreiche kleine Erzählungen und Romane, die in den verschiedensten Ländern und Zeiten spielen, wußte die Lokalfarben mit ziemlicher Treue wiederzugeben und seine Charaktere gut zu individualisiren. Dennoch haben seine Romane nur stoffliches Interesse. Seine „Sämmtlichen Werke" gaben Böttiger und Hell (Dresden 1824—26, 25 Bde., und 1830—32, 27 Bde.) heraus.

Veldeke, Heinrich von, mittelhochdeutscher Dichter, Begründer der höfischen Minnepoesie, in der Gegend der Abtei S. Truyden in den Niederlanden geboren, lebte am Hofe zu Kleve und verfaßte, außer Minneliedern und einer nicht mehr vorhandenen Bearbeitung der Legende vom heiligen Servatius, in den Jahren 1174 u. 1175 eine epische Dichtung „Eneit", und zwar nach einer französischen Vorlage, nicht nach Virgils „Aeneis". Das noch unvollendete Manuskript ward ihm bei Gelegenheit der Vermählung des Landgrafen Ludwig von Thüringen mit einer Gräfin von Kleve durch den Grafen Heinrich von Schwarzburg entwendet und nach Thüringen gebracht. Hier fand es V., welcher der Gräfin an den thüringischen Hof folgte, und vollendete es kurz vor 1190. Das Gedicht hat sich nicht in seiner ursprünglichen Form, sondern nur in einigen vom Original mehr oder weniger abweichenden Ueberarbeitungen erhalten, und zwar sind darin die niederrheinischen Sprachformen größtentheils mit hochdeutschen vertauscht. Es zeichnet sich durch Gemüthlichkeit und Naivetät aus; große Charaktere aber führt es nicht vor, und selbst das wenige Kernhafte und Heldenmäßige, was der Aeneas Virgils noch an sich trägt, sucht man darin vergeblich. Vergl. Ettmüller, H. v. V., Leipzig 1852.

Veldenz, ehemaliges Fürstenthum im oberrheinischen Kreise, lag zum Theil zwischen Lautern, Sponheim und Zweibrücken, zum Theil an der Mosel im Erzstift Trier, enthielt eine Stadt, 2 Flecken, und 27 Dörfer. Die Grafschaft V., seit dem 11. Jahrhundert unter Grafen, die bei den Bischöfen von Verdun zu Lehen gingen, kam 1433 durch Vermählung Anna's, der Erbtochter des letzten Grafen von V., mit dem Herzog Stephan zu Simmern an diesen, der die Grafschaft nebst Zweibrücken seinem Sohne Ludwig dem Schwarzen abtrat, worauf dieselbe, nachdem hierdurch eine besondere Linie Pfalz-V. entstanden war, zu einem Fürstenthum erhoben wurde. Als jedoch 1694 diese

Digitized by Google

Linie mit dem Herzog Leopold Ludwig ausstarb, fiel das Fürstenthum V. mit Lautereck an die Kurpfalz. Im Jahre 1801 kam V. an Frankreich, und zwar zum Saardepartement, und durch den wiener Kongreß der an der Mosel gelegene kleinere Theil an Preußen, der andere größere Theil an Bayern. Der Hauptort, das Pfarrdorf V. in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Trier, am Mühlbach und an der Mosel, hat Eisen-, Blei- und Steinkohlengruben, eine Eisenhütte, Hammerwerke, Weinbau und 900 Einw. Von der in der Nähe des Dorfes V. gelegenen alten Burg V., die im dreißigjährigen Kriege zerstört wurde, sind nur noch wenige Ruinen vorhanden.

Veleda (Velleda), als Wahrsagerin berühmte priesterliche Jungfrau der Brukterer, lebte gegen 70 n. Chr. in einem einsamen Thurm und begründete ihr Ansehen dadurch, daß sie im batavischen Kriege den Deutschen unter dem Batavier Civilis den Sieg über die Römer weissagte und ihm selbst eine Schaar Brukterer zuführte. Unter Vespasian fiel sie in römische Gefangenschaft und ward zu Rom im Triumph aufgeführt.

Velez-Malaga, Stadt in der spanischen Provinz Malaga (Andalusien), am Rio Velez, der unweit davon in das mittelländische Meer mündet, und an der Eisenbahn von Granada nach Malaga, Knotenpunkt der Saumpfade nach Granada und Motril, liegt in höchst fruchtbarer Gegend inmitten von Zuckerrohr- und Baumwollplantagen, hat ein altes maurisches Kastell auf einem Felsen, lebhaften Handel, namentlich mit Wein, Rosinen, Oel und Südfrüchten, und 12,523 Einwohner. An der Mündung des Flusses liegt der durch ein Fort geschützte Hafenort Torre de Mar mit Zuckerfabrik.

Velez-Rubio, Stadt in der spanischen Provinz Almeria (Andalusien), am Sangonera und an der Straße von Lorca nach Granada, in fruchtbarer Gegend, hat mehre schöne Kirchen, lebhafte Industrie und 5148 Einwohner. Dabei eine eisenhaltige Mineralquelle. $1^1/_2$ Meilen nordöstlich davon liegt die Stadt Velez-Blanco mit einem maurischen Schlosse, worin Boabdil während des granadinischen Krieges 2 Jahre lang residirte, und 3061 Einwohnern.

Velije (Welish), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Witebsk, am Einfluß des Velijka in die Düna, hat mehre Kirchen, eine Synagoge, Handel mit Hanf, Leinwand und Getreide und 5926 Einwohner, worunter viel Juden.

Velin (franz.), sehr feines und weiches Pergament aus Flandern; eine besonders fein geglättete Papierart; eine Art sehr feiner Spitzen aus Frankreich.

Velino, 1) Fluß in Unteritalien, entspringt auf den Abruzzen in der Provinz Aquila, fließt südwestlich, dann nordwestlich, tritt in die Provinz Perugia über, durchfließt bei Rieti einen fruchtbaren Thalkessel (wahrscheinlich den Lacus Velinus der Römer), nimmt den Salto und Turano auf und mündet oberhalb Terni, den prachtvollen Wasserfall Cadutta delle Marmore bildend, in die Nera. — 2) Gipfel der Apenninen in der italienischen Provinz Aquila, 7700 Fuß hoch.

Veliten (velites), bei den Römern die zur Legion gehörenden leichten Truppen, zuerst im zweiten punischen Kriege gebraucht, standen nicht in bestimmten Abtheilungen, sondern fochten zerstreut, gewöhnlich vor den Linien. Unter Napoleon I. wurden auch bei den französischen Infanterieregimentern leichte Kompagnien eingeführt, die den Namen V. erhielten.

Vella, Giuseppe, Abbate, ein literarischer Betrüger, geboren um 1750 auf Malta, gab vor, in einer Moschee in der Berberei eine Handschrift gefunden zu haben, welche mehre der verloren gegangenen Bücher des Livius in arabischer Sprache enthalte, und eine Handschrift voll der wichtigsten Urkunden aus der Zeit des Königs Roger, sowie einen Siegelring desselben zu besitzen. Da durch jene Urkundensammlung die Vorrechte des Adels auf Sicilien, die sich aus der Zeit Rogers herschreiben, größtentheils vernichtet wurden, fand V. bei dem König von Neapel die günstigste Aufnahme und der „Codice diplomatico di Sicilia" erschien im Druck arabisch und mit einer von V. gefertigten italienischen Uebersetzung (Bd. 1, 1791), einige Jahre später auch der erste Band des Livius. Bald aber wurde durch Joseph Hager und Tychsen die Mystifikation dargethan, und V. soll im Gefängniß gestorben sein.

Vellejus Paterculus, Marcus römischer Geschichtschreiber, geboren um 19 v. Chr., trat 1 n. Chr. in den Kriegsdienst, durchzog den Orient, begleitete nachher als Praefectus equitum den Tiberius auf seinen Feldzügen, wurde nach der Rückkehr zum Prätor ernannt und soll in den Sturz des Sejanus mit verwickelt worden sein. Sein Geschichtswerk, 1515 in der Abtei Murbach im Elsaß aufgefunden, beginnt mit der Ankunft des Aeneas in Italien, schließt mit 30 n. Chr. und enthält einen Abriß der Weltgeschichte mit besonderer Beziehung auf Rom. Zahlreiche Charakterschilderungen beleben das Werk, dessen ganze Haltung aber überall die Rücksicht auf die rhetorische Wirkung verräth. Die Sprache ist besonders der des Sallust nachgebildet. Unter den Ausgaben sind hervorzuheben die von Orelli (Zürich 1835), Kreyßig (Meißen 1836), Kritz (Leipzig 1840, Handausgabe 1847) und Haase (2. Aufl., Leipzig 1858); unter den Uebersetzungen die von Jacobs (Leipzig 1793), Strombeck (Braunschweig 1826) und Götte (Stuttg. 1835). Vgl. Sauppe, Ueber V. P., im „Schweizerischen Museum für historische Wissenschaften" (1837).

Velletri, Stadt im Kirchenstaate, Hauptstadt der gleichnamigen Delegation (26,88 QMeilen mit 62,013 Einwohnern), an der Eisenbahn von Rom nach Neapel und an der appischen Straße, Sitz des Kardinalbischofs von Ostia und V., ersten Dekans des heiligen Kollegiums, mit eigenem Aerar und oberstem Gerichtshof ohne Appellation an den Papst, hat eine Kathedrale (San Clemente), 11 Klöster, eine Akademie, ein Museum, mehre schöne Paläste, ein antikes Theater, eine Statue des Papstes Urban VIII., Wein- und Oelbau und 13,000 Einwohner. Die Stadt, das alte Veliträ, hatte in den letzten Zeiten des Römerreiches unter den Gothen- und Longobardenkriegen viel zu leiden, kam dann unter die

Digitized by Google

Herrschaft der tusculanischen Grafen und endlich unmittelbar unter die der Päpste. Am 19. März 1849 erlitten hier die Neapolitaner durch die römischen Republikaner unter Garibaldi eine Niederlage.

Vellon (span.), eigentlich Kupfermünze, Kupfergeld, gewöhnliche Beibenennung der spanischen Rechnungsvaluta, durch welche ursprünglich die Münzwährung in Kupfer der in Silber (plata) entgegengesetzt werden sollte.

Veloce (ital.), schnell, s. v. a. Presto.

Velours (franz.), s. v. a. Sammet.

Velpel, s. Felbel.

Veltheim, August Ferdinand, Graf von, ausgezeichneter Mineralog und Archäolog, geboren den 18. Sept. 1741 zu Herbke bei Helmstädt, wurde noch jung zum hannöverischen Berghauptmann befördert, zog sich aber aus Vorliebe für rein wissenschaftliche und botanische Beschäftigungen 1777 auf sein Gut Herbke zurück, wo er 1801 †. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „Grundriß einer Mineralogie" (Braunschweig 1781); „Ueber Bildung des Basalts" (Leipzig 1786) und Sammlung archäologischer Aufsätze" (Helmstädt 1800, 12 Bde.).

Velthem (Velten, Veltheim), Johann, der Erste, der um 1670 in Deutschland eine Schauspielergesellschaft von Bedeutung begründete, stammte aus Halle, hatte in Leipzig studirt und seinen theatralischen Verein aus Studenten zusammengesetzt. Er brachte Molière auf die Bühne und soll 1694 dessen erste Uebersetzung besorgt haben. Mit seiner Truppe bereiste er die namhaften Städte Deutschlands und erwarb zuerst der damals noch so verachteten Kunst Achtung. Er † zu Anfang des 18. Jahrhunderts.

Veltlin (Val Tellina), Landschaft in der Lombardei zwischen den Bernina- und den Veltlineralpen, von der Adda durchflossen, im weitern Sinne die drei Landschaften Chiavenna (Cleven), Val Tellina und Bormio, von denen erstere westlich, letztere nordöstlich vom eigentlichen V. gelegen sind. Die Thalgründe der Adda und Maira, sowie die Vorhügel sind überaus fruchtbar und gesegnet. Der Boden gewährt vier Ernten in einem Jahre, nämlich Winterfrucht, Mais, Nachmais und Rüben zwischen den Weinpflanzungen. In den Gärten gedeihen Feigen, Mandeln, Granat- und Lorbeerbäume, an geschützten Lagen auch Citronen, Pomeranzen und Oliven. Das Addathal ist reich an Maulbeerbäumen, und die Seidenzucht hat guten Fortgang. Auf den Gebirgen wird treffliches Vieh gezogen, welches man, nebst Honig, Wein, Seide, Holz, Marmor und Eisen, ausführt. Die unteren Gegenden des Landes gegen den Comersee zu werden als ungesund betrachtet. Der Menschenschlag ist nicht schön; Kröpfige und Cretins sind häufig. Die Bildung ist noch sehr zurück, Unwissenheit und krasser Aberglaube sind herrschend. Beachtenswerth sind die zwei bewundernswürdigen Straßenzüge über den Splügen und das Stilfserjoch, die prachtvollen Wasserfälle im St. Jakobsthale, die ½ Meile von Chiavenna gelegenen Trümmer der 1618 verschütteten Stadt Plürs, die Bäder von Masino in der Prätur Morbegno u. Bormio, der Monte Legnone und der Orteles an der Grenze Tyrols. Die Landschaft bildet gegenwärtig die Provinz Sondrio. Die drei Landschaften Chiavenna, Val Tellina und Bormio machten im Mittelalter einen Theil der Lombardei aus und fielen dann unter die Herrschaft der Herzöge von Mailand. Im Jahre 1512 wurden sie von Graubünden erobert und von dem Herzog Maximilian Sforza an dieses abgetreten, das sie als Unterthanenland verwaltete. Im Anfang des 17. Jahrhunderts nahmen die Spanier und Franzosen das Land abwechselnd in Besitz. Das Streben der Veltliner, dem Kanton Graubünden völlig einverleibt zu werden und so mit ihm gleiche Rechte zu gewinnen, ward von diesem beharrlich zurückgewiesen, so daß endlich 1620 die Veltliner den Graubündnern den Gehorsam aufkündigten, die Evangelischen (Veltlinermord) ermordeten und eine eigene Regierung errichteten, was zu einem der heftigsten inneren Kriege Veranlassung gab (Veltliner Krieg). Graubünden behielt 1627 die Oberhand, und 1630 ward dasselbe durch den Vertrag von Regensburg von Frankreich und Oesterreich im Besitz des V. anerkannt. Die Graubündner setzten tyrannische Vögte ein, die das Land während zwei Jahrhunderten völlig knechteten und demoralisirten. Aber 1797 schickten die Veltliner Gesandte an Bonaparte, der nun am 10. Okt. 1797 das Land der cisalpinischen Republik einverleibte. Seit 1804 bildete es als Departement Adda einen Theil des Königreichs Italien, seit 1814 aber als Delegation Sondrio einen Theil des lombardisch-venetianischen Königreichs. Im Jahre 1859 fiel es mit der Lombardei an das Königreich Sardinien u. bildet jetzt die italienische Provinz Sondrio. Vgl. Leonhardi, Das V., Leipzig 1860.

Vena (lat.), Ader.

Venafro, Stadt mit dem Titel eines Fürstenthums in der italienischen Provinz Caserta (ehemaligen neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro), unweit des Volturno, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, 6 andere Kirchen, ein geistliches Seminar, ein Hospital, Oelbau und 6000 Einwohner. Dabei Ruinen eines Amphitheaters; in der Umgegend finden sich viele Antiken. V. ist das alte Venafrum.

Venaissin, ehemalige Grafschaft im französischen Departement Vaucluse, s. Provence.

Venant, St., befestigte Stadt im französischen Departement Pas de Calais, am Lys und an der Eisenbahn von Arras nach Calais, in sumpfiger Gegend, hat ein Krankenhaus, Oelmühlen, Brauerei und 2756 Einwohner. Die Stadt ward im spanischen Erbfolgekrieg von den Verbündeten belagert und am 29. Sept. 1710 genommen.

Venasca, Flecken in der italienischen Provinz Coni, an der Varaita, mit Marmorbrüchen und 2700 Einwohnern.

Venasque (Benasque), Stadt in der spanischen Provinz Huesca (Aragonien), nordöstlich von Huesca, nahe an der französischen Grenze, am Essera, im gleichnamigen Thal der Pyrenäen, hat ein Fort, Zollamt, Bergbau auf Kupfer und Blei, Mineralquellen, Weinbau und 1408 Einwohner. Von hier führt der gleichnamige Paß (Puerto de V.) in einer Höhe von 7404 Fuß über die Pyrenäen nach Frankreich.

Digitized by Google

Vence, Stadt im französischen Departement Seealpen, in schöner Gegend, hat eine Kathedrale, Papierfabrikation und 2710 Einwohner. V. war früher Bischofssitz.

Vendée, nach dem gleichnamigen, in die Sèvre Niortaise fallenden Flüßchen benanntes Departement im westlichen Frankreich, ungefähr das alte Niederpoitou umfassend, grenzt nördlich an die Departements Niederloire und Maine-Loire, östlich und südöstlich an beide Sèvres, südlich an Niedercharente (davon durch die Sèvre-Niortaise getrennt), südwestlich und westlich an den atlantischen Ocean und umfaßt einen Flächenraum von 670,350 Hektaren (122,17 QMeilen) mit (1861) 395,695 ausschließlich katholischen Einwohnern. Das Departement liegt theils im Strombecken der Loire, zu welcher von hier die Sèvre-Nantaise, Maine und Bologne fließen, theils wird es von mehren Nebenflüssen (Lay, Sèvre-Niortaise mit Vendre) bewässert. Der Boden zerfällt in drei verschiedene Gebiete: das Marais (Morastland), welches die ganze Seeküste umfaßt, ist theils sandig, theils morastig, aber durch Kunst (Kanäle) und Fleiß urbar gemacht, liefert viel Salz, hat gute Weiden und bringt vortrefflichen Hanf, Getreide, Gemüse und Wein hervor; das Bocage schließt ebenfalls unfruchtbare Heiden ein, ist jedoch bewaldet, von einer Menge kleiner Flüsse bewässert, die dessen Urbarmachung befördern, u. erzeugt ziemlich gute Weine, Obst und Gemüse; die Plaine (Ebene) schließt das ganze Gebiet zwischen der Bocage und der Südgrenze ein, ist das reichste von allen, zu jeder Kultur geeignet, trägt alle Getreidearten, aber nur mittelmäßige Weine. Von der Oberfläche kommen auf Aecker 415,292, Wiesen 120,422, Weinberge 15,342, Wälder 27,688, Heiden und Weiden 48,054 Hektaren. Im äußersten Südosten befindet sich das reiche Steinkohlenlager von Bouvant, außerdem finden sich Marmor, Antimon und mehre eisenhaltige Quellen. Das Klima ist veränderlich, aber nicht ungesund. Haupterwerbsquellen sind Ackerbau, Viehzucht (besonders Rindvieh-, weniger Schafzucht), Salzbereitung u. Fischerei. Die Industrie ist sehr unbedeutend und beschränkt sich auf Potaschefabrikation (aus Seegras), grobe Lein- und Wollweberei, einige Papiermühlen, Zuckerfabriken und Gerberei. Der Handel ist ebenfalls ohne wesentliche Bedeutung und führt nur Salz, Vieh und Getreide aus. Das Departement zerfällt in die 3 Arrondissements Napoléon-Vendée (früher Bourbon-Vendée), Fontenai und Sables d'Olonne, Hauptstadt ist Napoléon Vendée.

Vendéerkrieg. Die Bevölkerung des ganzen Küstenstrichs der Vendée im weiteren Sinne, der den größeren Theil des alten Poitou und einen Theil von Anjou und der Bretagne, im Ganzen ungefähr 400 QMeilen begreift, hat im Einklang mit der Beschaffenheit des Landes von jeher unabhängigen, trotzigen Charakter, dabei Unwissenheit und finsteren Aberglauben bekundet. Bis zur Revolution lebten die Vendéer einzig unter der Leitung ihrer Geistlichen und Grundherren; die sociale Kluft, welche im übrigen Frankreich den dritten Stand vom Adel und Klerus schied, bestand hier nicht. Daher fand die Revolution von 1789 hier nicht nur keinen empfänglichen Boden, es gelang sogar den Priestern und Edelleuten, einen tiefen Haß gegen alle Neuerungen im Landvolke zu entzünden. Schon als die konstituirende Nationalversammlung einige Veränderungen dort einführen wollte, widersetzten sich in der Vendée die Landleute, und die Kommissarien, welche der König dahin schickte, vermochten nur mit Hülfe eines Truppencorps die Ruhe wiederherzustellen. Ein Aufstand der Chouans (s. d.) im Juni 1792 ward zwar unterdrückt, aber die Maßregeln gegen die Geistlichen und der Sturz des Königthums steigerten die Erbitterung, und als am 18. März 1793 eine große Rekrutenaushebung Statt finden sollte, erhob sich an verschiedenen Orten die Fahne der Insurrektion. Zu St. Florent wählten die Aufständischen einen Maurer, Cathelineau, in Niederpoitou Charette zu ihrem Führer. In Monatsfrist waren in allen Gegenden Insurgentenkolonnen vereinigt, welche die einzelnen republikanischen Corps glücklich bekämpften. Die mangelnde Kriegsübung ersetzten die Insurgentenführer durch ihre genaue Kenntniß des Terrains, und waren ihre Untergebenen schlecht bewaffnet, so war dies bei den Konventstruppen nicht viel anders. Mangel an Munition und mehre Niederlagen nöthigten die Vendéer Mitte Mai, sich unweit Bourbon-Vendée zu koncentriren. Hier vereinigte sich Henri de Larochejacquelein (s. d.) mit ihnen, der mit Andern der Insurrektion durch die beutereichen Siege bei Fontenai (24. Mai), bei Thouars und bei Saumur (12. Juni) einen größeren Aufschwung gab. Man machte Saumur zum Centrum der Operationen, setzte einen Leitungsrath ein und wählte Cathelineau zum Oberanführer. Indessen blieb die versprochene Unterstützung Englands aus, und um sich mehr Hülfsquellen zu eröffnen, unternahm die Armee der Vendéer am 20. Juni 1793 einen Angriff auf Nantes, der aber unglücklich ausfiel und fast die Auflösung des Insurgentenheeres zur Folge hatte. Unterdessen beschloß der Konvent, zwei große Armeen bei Larochelle unter Rossignol und bei Brest unter Canclaux zusammenzuziehen u. so die Küste zu umschlingen. Auch ließ er die berühmte Garnison von Mainz in die Vendée versetzen. Gleichzeitig dekretirte er, daß die Wälder und Weiler der Vendée durch Feuer zerstört, die Mobilien, das Vieh und die Weiber und Kinder ergriffen und ins Innere von Frankreich abgeführt, die Güter der Insurgenten konfiscirt und in den benachbarten Provinzen die Landmilizen aufgeboten werden sollten. Gleichwohl behaupteten die Insurgenten, zum Theil durch den Zwiespalt und die Unfähigkeit der republikanischen Führer und Volksrepräsentanten, das Uebergewicht u. siegten bei Chantonay und Torfu (5. und 19. Sept.). Um der erwarteten britischen Flotte einen Landungsplatz zu verschaffen, unternahm Larochejacquelein einen Zug nach der Küste, konnte jedoch nichts ausrichten und richtete zwar auf dem Rückzuge unter den Republikanern bei Dol ein furchtbares Blutbad an, wurde aber am 12. Dec. unweit Mans auf der Straße von Laval zurückgeworfen. Gegen 10,000 gefangene Insurgenten büßten zu Mans mit dem Leben. Die Reste des

Digitized by Google

Insurgentenheeres erlagen unter Fleuriots Leitung bei Savenay am 23. Dec. 1793 vollends. Die Gefangenen schaffte man nach Nantes, wo sie Carrier (s. d.) in Masse durch Kartätschen niederschmettern oder ersäufen ließ. Obwohl somit das große Insurgentenheer aufgehört hatte, blieb immer noch Charette übrig, der mit den Flüchtlingen sein Corps verstärkte und diesseit der Loire den Republikanern eine Reihe harter Schläge versetzte. Der Konvent schien jetzt das Land völlig veröden zu wollen; doch hätten die „höllischen Kolonnen" des Obergenerals Turreau schwerlich den Widerstand besiegt, wäre ihnen nicht, zumal seit Larochejacqueleins Tode (28. Jan. 1794), die Uneinigkeit unter den Royalisten selbst zu Hülfe gekommen. Im Mai ward Turreau abgerufen, seine Nachfolger schlugen ein milderes System ein und am 2. Dec. 1794 bot eine Proklamation den Vendéern Frieden und Verzeihung an. Am 15. Februar 1795 schloß hierauf Charette zu La-Jaunaye einen Vertrag ab, dem am 20. Mai Stofflet und mehre Andere beitraten und nach welchem die Vendéer die Republik anerkennen und dafür Amnestie, Entschädigung, Befreiung vom Kriegsdienste und kirchliche Freiheit erhalten sollten. Von beiden Seiten wurde dieser Vertrag jedoch nur für einen Waffenstillstand gehalten und in einzelnen Fällen fortwährend gebrochen. Als im Juni 1795 eine britische Flotte das französische Emigrantenheer zu Quiberon (s. d.) ans Land setzte, erklärte Charette in einem Manifest der Republik aufs Neue den Krieg. Die Uneinigkeit der Insurgentenführer, das Schicksal der Emigrantenexpedition und die Maßregeln Hoche's ließen jedoch die Schilderhebung nicht aufkommen. Charette und Stofflet wurden im Frühjahr 1796 gefangen und erschossen. Eine völlige Unterwerfung der Vendée kam aber erst im Januar und Februar 1800 zu Stande, nachdem mehr als 150,000 Menschen unter den Bayonneten der Republikaner gefallen. Nach dem Ausgange des russischen Feldzugs von 1812 verweigerten die Vendéer die Abgaben und die Rekrutenaushebung, und während der hundert Tage griffen sie abermals zu den Waffen, wurden aber vom General Lamarque unter Sapinaud und Suzannet geschlagen. Nach der Julirevolution erhob sich ein Theil des Adels der Vendée zu Gunsten der alten Dynastie, und im April 1832 begab sich die Herzogin von Berri in das Land, um der beabsichtigten Insurrektion Nachdruck zu geben. In der That flammte an verschiedenen Punkten der Aufruhr empor, die Wachsamkeit der Regierung und die Gefangennahme der Herzogin dämpften ihn jedoch bald. Vgl. Beauchamp, Histoire de la guerre de la Vendée et des Chouans, Paris 1807, 4 Bde.; La guerre des Vendéens et des Chouans contre la république française, daſ. 1828 — 27, 6 Bde.; Cretineau-Joly, Histoire de la Vendée militaire, daſ. 1840.

Vendémiaire (Weinmonat), im französischen republikanischen Kalender der erste Monat, vom 22. Sept. bis 31. Okt. Merkwürdig in der Geschichte der französischen Revolution ist der 13. V. IV (5. Oktober 1795) durch den Aufstand der Sektionen gegen den Konvent (s. Frankreich, Geschichte.).

Vendôme, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Loir-Cher, am Loir, Sitz eines Gerichtshofs, hat 5 Kirchen, ein verfallenes Schloß, ein Lyceum, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater, ein Hospiz, eine Kavalleriekaserne, bedeutende Fabrikation von ledernen, wollenen u. baumwollenen Handschuhen, Strümpfen, Teppichen, Pferdedecken, Watte, Papier, Holzschuhen, Stahlwaaren ꝛc., Gerberei, Färberei und 9356 Einw. Die Umgegend hieß sonst Vendômais.

Vendôme, alte französische Grafschaft, die von der gleichnamigen Stadt ihren Namen hatte und von Franz I. zu Gunsten Karls von Bourbon zum Pairieherzogthum erhoben wurde. Nachdem Karls Enkel, Heinrich VI., den Thron Frankreichs bestiegen, vereinigte er V. mit der Krone, gab es aber nachher an den ältesten der ihm von Gabrielle d'Estrées gebornen Söhne, der nun Cäsar, Herzog von V., hieß und Stifter des Hauses V. ward. Derselbe, geboren im Juni 1594, ward bereits im 4. Jahre mit der Erbtochter des Herzogs von Mercoeur verlobt, der dem zukünftigen Schwiegersohn zugleich das Gouvernement von Bretagne abtrat. Während der Minderjährigkeit seines Halbbruders, Ludwigs XIII., betheiligte sich V. an den Intriguen des Hofes, so daß er wiederholt festgenommen wurde, und als er sich 1626 in das gegen Richelieu gerichtete Komplot von Chalais verwickelte, ward er erst nach Vincennes gesetzt, dann nach Holland verwiesen. Einige Jahre nachher erhielt er zwar vom Hof die Erlaubniß zur Rückkehr, doch mußte er 1641, fälschlich eines Mordversuchs gegen Richelieu beschuldigt, wieder nach England flüchten und wurde abwesend zum Tode verurtheilt. Erst nach Richelieu's Tode kam V. nach Frankreich zurück, wo er die Revision seines Prozesses und seine gänzliche Freisprechung durchsetzte. Nach Ludwigs XIII. Tode gelangte V. bei der Regentin Anna von Oesterreich zu bedeutendem Ansehen, mußte aber, da er sich in die Komplote gegen den Hof und Mazarin einließ, beim Ausbruch der Frondeunruhen abermals aus Frankreich entweichen. Im Jahre 1650 gestattete ihm Mazarin die Rückkehr und wußte ihn für die Sache des Hofes zu gewinnen. V. nahm 1653 den Frondeurs Bordeaux und schlug als Großadmiral von Frankreich 1655 die spanische Flotte vor Barcelona. Er starb am 22. Okt. 1665. Sein zweiter Sohn, François de V., Herzog von Beaufort, spielte in den Unruhen der Fronde den Volksfreund, erhielt deshalb den Zunamen Roi des halles und fiel 1669 vor Kandia gegen die Türken. Der älteste, Louis, Herzog von V., geboren 1612, diente in den Kriegen Ludwigs XIII. und ward 1649 zum Vicekönig des eroberten Kataloniens ernannt. Zwei Jahre später vermählte er sich mit einer Nichte Mazarins, nach deren Tode er in den geistlichen Stand trat. Er erhielt 1667 den Kardinalshut, sowie die Würde eines Legaten a latere am französischen Hofe und starb zu Aix 1669. Sein ältester Sohn und Nachfolger in der Herzogswürde war Louis Joseph, geboren 1654, der berühmte glückliche Feldherr Ludwigs XIV. im spanischen Erbfolgekrieg. Im Jahre 1672 folgte er Ludwig XIV. im Feldzug

Digitized by Google

gegen Holland als Garde du Corps, machte dann die Feldzüge unter Turenne mit, nahm als Brigadier Theil an den Belagerungen von Condé und Cambray und ward 1680 zum Maréchal de camp und 1681 zum Gouverneur der Provence ernannt. Im Jahre 1688 zum Generallieutenant befördert, focht er in 4 flandrischen Feldzügen, befehligte 1693 unter Catinat in Italien und ward 1695 Général en chef der französischen Armee in Katalonien. In dieser Stellung zwang er am 10. Aug. 1697 Barcelona zur Uebergabe. Beim Ausbruch des spanischen Erbfolgekriegs übernahm er 1702 an Villeroi's Stelle das Kommando der spanisch-französischen Armee, lieferte dem Prinzen Eugen bei Luzzara am 15. August ein Treffen, drang im August 1703 in Tyrol ein und bombardirte die Stadt Trient, ward jedoch zum Rückzug in die Lombardei genöthigt. Nun bekriegte er 1704 die vereinigten Savoyer und Oesterreicher in Piemont, eroberte im Mai Vercelli und zwang im September Ivrea zur Uebergabe. Am 16. August 1705 lieferte er dem Prinzen Eugen die unentschiedene Schlacht bei Cassano, schlug am 19. April 1706 den General Reventlow bei Calcinato und trieb ihn über die Etsch. Im darauf folgenden Juli wurde er nach den Niederlanden gerufen, um abermals an Villeroi's Stelle das Kommando zu übernehmen, und 1708 erhielt er das Kommando über die 80,000 Mann unter dem Herzog von Bourgogne in Flandern. Er eroberte zwar Gent, Brügge und Plassendal, ward aber bei Oudenarde am 11. Juli geschlagen und verlor hierauf sein Kommando. Schon 1810 aber bewog Philipp V. von Spanien Ludwig XIV., V. mit Verstärkungen über die Pyrenäen zu senden. V. vereinigte die Trümmer der bei Saragossa geschlagenen Armee, führte den König am 3. Dec. nach Madrid zurück und schlug bei Brihuega (9. Dec.) und bei Villaviciosa (10. Dec.) die Engländer und Oesterreicher, wodurch alle Eroberungen, welche die Verbündeten in Spanien gemacht, verloren gingen. Nach Katalonien gesendet, um einige Parteigänger zu unterdrücken, starb er am 11. Juni 1712 zu Tignaroz. Sein jüngerer Bruder, Philippe de V., bekannt als Großprior des Malteserordens in Frankreich, geboren am 23. Aug. 1655, focht mit Auszeichnung in den Kriegen Ludwigs XIV. in den Niederlanden und am Rhein, sowie seit 1693 als Generallieutenant in Italien und Spanien. Im spanischen Erbfolgekriege diente er meist in Italien. Nach dem Frieden lebte er wieder zu Paris und überließ sich einem zügellosen Leben. Er starb daselbst den 24. Jan. 1727 als der Letzte seines Geschlechts.

Venedey, Jakob, deutscher Schriftsteller, geboren den 24. Mai 1805 zu Köln, studirte zu Bonn und Heidelberg die Rechte, mußte 1832 wegen seiner Schrift „Ueber Geschwornengerichte" (Köln 1832) Preußen verlassen, ward als Betheiligter am hambacher Feste im Herbst desselben Jahres zu Mannheim verhaftet, entkam aber aus dem Gefängniß zu Frankenthal und lebte nach einander zu Straßburg, Nancy und Paris. Hier gab er 1835 die Monatsschrift „Der Geächtete" heraus, was seine Verweisung nach Havre zur Folge hatte, doch durfte er in Folge des günstigen Urtheils, welches die pariser Akademie über seine Schrift „Römerthum, Christenthum, Germanenthum" (Frankfurt 1840) fällte, später nach Paris zurückkehren. Nachdem er seit 1843 in England, in den Pyrenäen u. in Brüssel gelebt, wandte er sich im Februar 1848 wieder nach Deutschland. Im Vorparlament kämpfte er gegen die Sonderbestrebungen Heckers, im Fünfzigerausschuß wie in der Nationalversammlung, in welche er in Hessen-Homburg gewählt wurde, gehörte er zu den Führern der Linken und nahm an den Sitzungen des Rumpfparlaments bis zu dessen Sprengung Theil. Von Berlin und Breslau ausgewiesen, lebte er nun in Bonn, seit Herbst 1853 zu Zürich, seit 1855 zu Heidelberg und gegenwärtig zu Badenweiler. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: „Reise- u. Rasttage in der Normandie" (Leipzig 1838, 2 Bde.); „La France, l'Allemagne et la Sainte-Alliance" (Paris 1842); „Die Deutschen und Franzosen in Sprache und Sprüchwort" (Frankf. 1843); „England" (Leipz. 1845, 3 Bde.); „Irland" (das. 1844, 2 Bde.); „Das südliche Frankreich" (Frankf. 1846, 2 Bde.); „Geschichte des deutschen Volkes" (Berlin 1851—62, 4 Bde.); „Friedrich der Große und Voltaire" (Lpz. 1859); „George Washington" (Freiburg im Breisgau 1861) und „Benjamin Franklin" (das. 1862).

Venedig (Venezia), ehemalige Republik in Oberitalien, welche in ihrer größten Blüthe außer der Stadt Venedig das nächste Festland von Italien, Istrien, den größten Theil Dalmatiens und einen Theil Slawoniens, sowie zeitweilig auch einen Theil Griechenlands, Cypern, Kandia und die jonischen Inseln mit fast 8 Millionen Einwohnern umfaßte. Das spätere österreichische Kronland V. (Venetien), der östliche Haupttheil des ehemaligen lombardisch-venetianischen Königreichs, begriff den größten Theil der ehemaligen Republik, mit Ausnahme der außeritalienischen Besitzungen, und umfaßte (mit Mantua) 456,87 QMeilen mit (31. Oktober 1857) 2,462,658 Einwohnern. Der Norden ist gebirgig. Südöstlich von Botzen verbreiten sich die trientinischen Alpen, die zwischen dem Gardasee und der Etsch im Monte Baldo eine Höhe von mehr als 6000 pariser Fuß erreichen. Auch die von dem Pellagrino nach Osten ziehenden karischen Alpen senden Aeste südlich in die venetianische Ebene, und zwischen dem Bacchiglione und Frassine erheben sich zwei abgesonderte Berggruppen, zwischen Vicenza und Lonigo die berici'schen, zwischen Padua und Este die euganeischen Hügel. Zahlreiche und schöne Thäler ziehen sich zwischen den Bergen nach Süden und Südosten. Eine Grenzstrecke von 22½ Meilen bespült das adriatische Meer (der Golf von V.), zahlreiche Moräste und Sümpfe bildend, durch welche Kanäle fahrbares Wasser laufen; dies die Lagunen, die zum Theil durch Sanddünen (lidi) von der offenen See getrennt sind. Diese Lidi selbst aber werden durch die Murazzi, d. i. einen langen gemauerten Riesendamm, gegen die Meereswogen geschützt (von Sottomarina bis zum Kastell S. Felice). An die Murazzi schließen sich im Süden die kleinen Dämme von Chioggia an. Hauptfluß ist der Po, der ungefähr auf 7½ Meilen die Grenze gegen den Kirchenstaat bildet. Aus Tyrol kommt die Etsch mit der Fibia, der Gießbach Illasi und

Digitized by Google

der Bergstrom Alpon. Sie entsendet rechts bei Carpi den Castagnaro, der den Tartaro aufnimmt und von dem Punkt an, wo er den Adigetto aufnimmt, Po di Levante genannt wird. Weitere Flüsse sind die Brenta, der Sile, die Piave, Livenza und der Tagliamento. Fast unzählig sind die Schifffahrts- und Bewässerungskanäle, die das Land in den Lagunen und im Süden durchschneiden. Auch an den Flußufern, z. B. des Po, der Etsch und Brenta, ziehen sich lange Sumpfstrecken hin. Gebirge und Moräste machen ungefähr ein Fünftel der Landesoberfläche unfruchtbar, herrliche Erdstriche aber hat das Land diesseit des Po. Reiche Marschländer bieten die Umgebungen von Rovigo und Venedig, und eine außerordentliche Ueppigkeit herrscht zwischen Padua und Vicenza. Dagegen liegen westlich von Udine unfruchtbare Gegenden, und insbesondere sind die Umgebungen von Colloredo di Prato dürr und baumlos. Die Niederungen und Gebirge um den Gardasee sind ein wahrer „Alpengarten". Alle Getreidearten gedeihen in vorzüglicher Güte, namentlich Weizen, Spelt, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, Reis, Hirse, Buchweizen; ferner Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Kohlarten, Kürbisse, Melonen, Gurken, Artischocken, Zwiebeln und Knoblauch, Flachs und sehr guten Hanf, Färbe- und Gewürzpflanzen ꝛc.; die Olive gedeiht sehr gut in den Provinzen Verona und Vicenza, Obst und Wein sind in Menge vorhanden. Die Gebirge im Norden haben große Waldungen von Eichen, Ahorn, Buchen, Eschen, Birken, Tannen, Fichten, Lärchen ꝛc. Cypressen umgeben häufig die Villen, Sumach gedeiht auf den Bergen von Verona. Jagdthiere gibt es wenige. Um so zahlreicher ist das Wassergeflügel an den Seen und Flüssen und in den Sümpfen und Lagunen, besonders wilde Enten. Die See liefert treffliche Thunfische, Makrelen, Sardellen, Meergrundeln, Austern. Auch gibt es Schlangen; berüchtigt sind die Vipern von Padua und Monselice. Der Boden des Landes birgt einen großen Reichthum von Mineralien, und zwar Kalksteine, Kreide, Gyps, Marmor (Verona, Vicenza und Belluno), mehre Thonarten in den Ebenen und auf den Bergen, Porzellanerde (bei Schio), Feldspath in der Brenta, Porphyr (Monselice), Sandsteine, Talkschiefer (Vicenza), Grünerde (am Monte Baldo und im Veronesischen), Basalt. Arm dagegen ist das Land an Metallen: es hat nur etwas Kupfer- und Eisenkies (bei Agondo), Galmei und Blei (zu Avronzo), Eisen (Udine ꝛc.). Reich ist das Land an brennbaren Materialien, namentlich Braun- und Steinkohlen, Torf und Schwefel. Die Einwohner gehören der großen Mehrzahl nach dem italienischen Volksstamm an. Der venetianische Sprachdialekt, der bis zum Mincio reicht, ist wohltönender und ausgebildeter als jeder andere, melodischer, kräftiger und lieblicher als der toskanische. Im Friaul wohnen noch Slaven, z. B. die Bewohner des Thales Resia, zwischen Resciutta und Görz. Deutsche gibt es in den größern Städten, sowie auch in den 7 Gemeinden (sette communi) der Provinz Vicenza, gegen das tyroler Thal Sugana hin und in den 13 Gemeinden (tredeci communi) des Veronesischen an der Tyrolergrenze. Man schätzt ihre Zahl auf 50,000. Ueberdies wohnen im Venetianischen über 5000 Juden, gegen 500 Griechen und 500 Armenier. Die Landwirthschaft wird in V. nicht so stark betrieben als in der Lombardei. Die Anbauer des Bodens sind meist Pächter, welche gewöhnlich die Hälfte des Ertrags an die Grundeigenthümer entrichten müssen; nur in den Berggegenden gibt es auch Bauern. Der Gartenbau ist nur in der Umgebung der Hauptstadt von Bedeutung. Der Obstbau ist sehr ergiebig; Maulbeeren werden fast überall gezogen. Den besten Wein erzeugen Padua, Verona und Udine, den meisten Vicenza. So sehr auch die reichen Alpenweiden der nördlichen Gebirge die Hornviehzucht begünstigen, so ist dieselbe doch, gleich der Pferdezucht, nicht sehr erheblich. Padua hat die beste Schafzucht auf den euganeischen Hügeln. Die Fluß- und Meerfischerei ist bedeutend. Bienenzucht und Wachsbleichen haben besonders Verona und Belluno. Die Seidenkultur gibt eine jährliche Ausbeute von 250—350,000 Pfund roher Seide. Hinsichtlich der Industrie Venetiens verweisen wir auf die den dortigen Städten gewidmeten Artikel. Durch die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seewegs nach Ostindien ist der einst so blühende venetianische Handel zu einem bloßen Schattenbilde seiner alten Größe herabgesunken. Im Jahre 1420 besaß die Republik noch 3340 Handelsschiffe und 26,000 Matrosen. Aber auch in seinem Verfall hat V., vermöge seiner günstigen Lage, seines trefflichen Hafens und seines Fluß- und Kanalsystems noch einen bedeutenden Geschäftsumsatz. Der Landhandel geht nach Mittel- und Westeuropa, vor Allem in die österreichischen Staaten; Gegenstände der Einfuhr sind: Woll-, Baumwoll- und Leinenwaaren, Porzellan, Papiertapeten, Modewaaren, Shawls und viele andere Industriezweige, Bergwerksprodukte und Metallwaaren; der Ausfuhr: Seide, Reis, Oel, Südfrüchte, levantiner und Kolonialwaaren, Papier, Darmsaiten, Strohhüte, Glasperlen und andere Fabrikerzeugnisse. Der Küstenhandel unterhält einen regen Verkehr mit den Handelsplätzen beider Gestade des adriatischen und zum Theil auch des mittelländischen Meeres. Der wichtigste Handel ist jedoch der levantische; seine Einfuhrgegenstände sind: Oel, Südfrüchte, Baumwolle, Seide, Schafwolle, Baumwollengarn, Wein, Kaffee, Tabak, Galläpfel, Harz, Farbwaaren, Wachs, Kameel- und Angoragarn, Kaviar, Pfeifenröhre, Leder und Teppiche. Auch mit England und Frankreich, mit Spanien und Portugal, den Barbareskenstaaten, sowie mit Hamburg und Bremen bestehen Handelsverbindungen.

Die Stadt V., eine der schönsten und merkwürdigsten Städte Europa's, liegt in den Lagunen auf 3 größeren und 114 kleineren Inseln, welche durch 147 Kanäle geschieden und durch 378 meist steinerne Brücken und Stege verbunden sind. Die Stadt hat einen Umfang von cirka 2 Meilen und zerfällt in 6 Bezirke: San Marco, Castello, Canalreggio, Dorsoduro, San Paolo und die Insel Giudecca. Unter den Kanälen zeichnen sich durch ihre Breite der große Kanal (Canale grande), welcher in einer Länge von etwa 10,000 Fuß und einer Breite von 100—200 Fuß die Stadt von Südosten nach Nordwesten in Form

Digitized by Google

eines S durchschneidet, und der Kanal von Giudecca aus, der von der Hauptmasse V.s den kleinen südlichsten Theil der Stadt scheidet. Die Kanäle vertreten die Stelle der Hauptstraßen, deren V. gänzlich entbehrt (mit Ausnahme der einzigen, welche aus der inneren Stadt zu den Giardini pubblici führt und 1810 durch Verschüttung eines Kanals gebildet wurde). Wenige Kanäle sind mit Kais oder Uferstraßen eingefaßt; solche Kais heißen Fondamento, stoßen sie aber an die Lagunen, so führen sie den Namen Riva. An vielen Kanälen laufen vor den Häusern schmale Pfade für Fußgänger hin; bei den meisten aber erheben sich die Häuser unmittelbar aus dem Wasser. Unter den Brücken sind hervorzuheben der 1588—91 erbaute, 148 Fuß lange u. 43 Fuß breite, aus einem einzigen Marmorbogen von 70 Fuß Spannung u. 30 Fuß Höhe bestehende Ponte Rialto und die 1854 vollendete Eisenbahnbrücke von 3596 Meter Länge und mit 222 Bögen und 2 Brückenköpfen. Den Verkehr vermitteln Gondeln oder Barken. Die Pfahlroste, auf denen die Stadt ruht, stehen auf felsenhartem Thonmergel, der 8—12 Fuß tief unter dem Schlamm des Lagunenbodens eine feste Grundlage darbietet. Unter den 41 Plätzen verdient nur der Marcusplatz diesen Namen. Derselbe bildet ein großes längliches, auf 3 Seiten von Prachtbauten, deren Erdgeschoß aus Arkaden mit Kaufläden, Kaffeehäusern ꝛc. besteht, an der vierten Seite von der Marcuskirche abgeschlossenes, 280 Schritte langes, 110 Schritte breites, mit Marmor gepflastertes Viereck. Mit ihm hängt die Piazzetta oder der kleine Marcusplatz zusammen, 250 Schritte lang und 80 breit, ebenfalls mit Palästen und Arkaden eingefaßt und sich bis an den Canale Giudecca erstreckend. Am südlichen Ende der Piazzetta stehen 2 Granitsäulen von Tyrus, die eine mit einem geflügelten Löwen (von San Marco) aus Bronze, die andere mit einer Marmorstatue des heiligen Theodor (Schutzpatrons von Dalmatien) gekrönt. An dem Marcusplatze vor der St. Marcuskirche stehen 3 große Masten (pili) mit ehernen Fußgestellen von 1505, zur Erinnerung an die von V. eroberten Reiche Cypern, Kandia und Morea, deren Banner sie einst trugen. An der Ecke des Marcusplatzes u. der Piazzetta erhebt sich der 911—1591 erbaute, 335 Fuß hohe, viereckige Glockenthurm (Campanile di S. Marco) ganz frei, auf Schneckenwindungen zu ersteigen und einen kolossalen Engel als Windfahne auf der Spitze tragend und eine weite Aussicht über die Stadt und ihre Umgebung bis zu den Bergen Istriens darbietend. Zwei Seiten des Marcusplatzes und die eine der Piazzetta sind von den Prokuratien eingeschlossen. Die alten Prokuratien an der Nordseite des Marcusplatzes, ehemals Wohnungen der Prokuratoren von San Marco, jetzt Privatwohnungen, enthalten im Erdgeschoß Arkaden mit reichen Kaufläden und Kaffeehäusern, im zweiten und dritten Stock korinthische Bogenstellungen. Die auf der entgegengesetzten Seite befindlichen neuen Prokuratien, unten ebenfalls mit Arkaden, bestehen aus der 1536 von Sansovino im dorischen und jonischen Styl erbauten alten Bibliothek von S. Marco und der 1584 von Scamozzi begonnenen eigentlichen Procurazie nuove, enthalten in den Sälen Gemälde von Tizian, Paul Veronese, Bassano u. A. und dienten während der österreichischen Herrschaft als kaiserliches Palais. Unter den 99 katholischen Kirchen ist die berühmteste die St. Marcuskirche, 976—1071 im byzantinisch-romanischen Styl erbaut, im 14. Jahrhundert mit gothischen Zuthaten versehen und neuerlich restaurirt. Die Sage läßt hier den Leichnam des Evangelisten Marcus ruhen, welcher 828 aus Alexandria hierher gebracht worden sein soll. Die Kirche hat 5 Kuppeln, eine Vorhalle mit Mosaiken und den Gräbern vieler Dogen und 500 Marmorsäulen, ist im Innern 96 Schritte lang und 80 Schritte breit. Der Fußboden ist von alter Marmormosaik und die Kirche reich an Statuen und andern Skulpturen, Mosaiken und sonstigen Kostbarkeiten. Ueber dem Hauptportal prangen die 4 Rosse des Lysippus aus vergoldeter Bronze, welche zuerst den Triumphbogen des Nero, dann den des Trajan in Rom zierten, von Konstantin nach Konstantinopel in den Hippodrom, nach Eroberung dieser Stadt 1206 nach V., von den Franzosen 1797 nach Paris und 1815 wieder an ihre jetzige Stelle gebracht wurden. Von den übrigen Kirchen sind hervorzuheben: S. Francesco della Vigna aus dem 16. Jahrhundert, mit reichen Skulpturen u. Gemälden von Bellini, Paul Veronese u. A.; S. Giacomo, die älteste, schon im 5. Jahrhundert erbaute Kirche V.s bei der Rialtobrücke; S. Giorgio Maggiore, eine Kuppelkirche aus weißlichem Marmor mit Gemälden von Bassano, Tintoretto u. A.; S. Giovanni Crisostomo, im Renaissancestyl 1489 erbaut, mit Gemälden von Bellini, Piombo u. A.; S. Giovanni e Paolo, 1240—1430 im gothischen Styl erbaut, mit vielen Grabmonumenten der Dogen, deren Exequien hier abgehalten wurden; S. Giovanni Elemosinario von 1527, mit Gemälden von Tizian, Pordenone u. A.; S. Maria Assunta dei Gesuiti aus dem 18. Jahrhundert, im Innern ganz mit Marmor ausgekleidet; S. Maria del Carmine von 1290, mit Gemälden von Tintoretto u. A.; S. Maria della Salute, eine Kuppelkirche aus weißem Marmor von Istrien, 1630 erbaut, mit Gemälden von Tizian u. A.; S. Maria dell' Orto, eine Basilika aus dem 15. Jahrhundert, mit Gemälden von Tintoretto und dessen Grabstätte; S. Maria gloriosa ai Frari, im deutsch-italienischen Styl im 13. und 14. Jahrhundert erbaut, eine der größten und schönsten Kirchen V.s, mit den Grabmälern Tizians, Canova's, mehrer Dogen und Skulpturen und Gemälden; S. Pietro in Castello, eine Kuppelkirche, von 1594—1807 Pfarrkirche des Patriarchen; S. Rocco aus dem 15. Jahrhundert, mit Gemälden von Tizian und Tintoretto; S. Salvatore von 1526, mit Gemälden von Tizian, Bellini, Dogendenkmälern ꝛc.; S. Sebastiano von 1506 mit dem Grabmale und Gemälden Paul Veronese's; S. Stefano aus dem 14. Jahrhundert in gothischem Styl mit Reliefdarstellungen und dem Grabmonument des 1847 verstorbenen Admirals Erzherzog Friedrich; S. Zaccaria von 1456 mit alten Skulpturen und Gemälden von Bellini, Tintoretto u. A. Auch die Griechen, Armenier und Evangelischen haben je eine Kirche, die Juden 7 Synagogen. Unter

Digitized by Google

den weltlichen Gebäuden steht obenan der Dogenpalast (Palazzo ducale, Marcuspalast). Derselbe ist seit seiner Gründung 809 fünfmal zerstört worden; der jetzige Bau, im maurisch-gothischen Styl unter dem Dogat des Marcus Falieri im 14. Jahrhundert von Filippo Calendario errichtet und im Westen und Süden mit einem Bogengang von doppelter Säulenstellung umgeben, seit 1853 restaurirt, war der Residenzpalast des Dogen und dann des österreichischen Gouvernements. Die sogenannte Riesentreppe (Scala dei Giganti), welche den Haupteingang in das Innere des Palastes bildet und auf deren oberster Stufe die Dogen gekrönt wurden, ist mit ihren kolossalen Bildsäulen des Mars und Neptun für sich allein ein Meisterstück der Bau- und Bildhauerkunst. Unter den 11 ungeheuren Sälen des Palastes, die sämmtlich mit Meisterstücken italienischer Maler prangen, ist der Saal des großen Rathes, welcher gegenwärtig zur Aufbewahrung der großen Bibliothek von St. Marcus (106,000 Bände und 10,000 Handschriften) und der Alterthümersammlung dient, der prachtvollste. Noch zeigt man hier aus der Zeit der Republik die Staatsgefängnisse, die berüchtigten Bleidächer (piombi) und die jetzt vermauerte sogenannte Seufzerbrücke (Ponte dei Sospiri), die in ein besonderes, durch den Kanal vom Dogenpalast getrenntes Staatsgefängniß führte. Dem Dogenpalast gegenüber, an der Piazzetta, liegt das vormalige Bibliotheksgebäude, später kaiserlicher Palast, ein Meisterwerk Sansovino's; rechts davon das Münzamt (la Zecca), worin 1284 die ersten Zecchinen geprägt wurden. Das Arsenal im südöstlichen Theil der Stadt, eine ganze Insel einnehmend, umfaßt Schiffswerfte, Bassins, Magazine für Vorräthe aller Art, Seiler- und Zimmerwerkstätten, Ankerschmieden, Kanonengießereien, Waffen- und Modellsäle ꝛc. und ist mit Mauern und Festungswerken umgeben. An dem Portal stehen 4 kolossale marmorne Löwen, von denen die 2 größten sonst den Hafen von Athen zierten. Von den 6 Theatern ist das Operntheater la Fenice, 1836 neu gebaut, eines der größten (es faßt 3000 Zuschauer) und schönsten in Italien. Unter den zahlreichen Palästen der alten venetianischen Adelsfamilien, die meist am Canale grande liegen, sind hervorzuheben der Palazzo Vendramin Calerghi, mit Gemäldesammlung; der P. Treves, mit den Marmorstatuen des Hector und Ajax von Canova; die Dogana dei Mare, aus weißem Marmor erbaut; der P. Cornaro della Là grande, 1857 neu hergestellt, früher Sitz der k. k. Statthalterei; der P. Pisani-Moretta im alterthümlichen Spitzbogenstyl; der P. Loredano im arabisch-byzantinischen Styl; der P. Grimani im korinthischen Styl; der P. Farsotti im byzantinisch-lombardischen Styl, mit den Erstlingsarbeiten Canova's; der P. Manin, mit reicher Gemäldesammlung; der P. Correr, mit Antiquitäten- und Gemäldesammlung; der P. Guizzoli, im feinsten italienischen Styl, und der P. da Ponte, im gemischt griechisch-römischen Styl, mit schöner Vorhalle. V. ist der Sitz eines katholischen Patriarchen und eines armenischen Erzbischofs. Von Anstalten für Kunst und Wissenschaft hat V. eine Akademie der schönen Künste mit reichhaltiger Sammlung von Gemälden venetianischer Meister, 2 Staatsgymnasien, ein Patriarchalgymnasium, eine Oberrealschule, eine nautische Oberschule, eine theologische und eine philosophische Studienanstalt, ein polytechnisches Institut mit technologischer und Naturaliensammlung, eine Schule für Paläographie (seit 1835), eine Hebammenlehranstalt, eine medicinische Gesellschaft, ein Konservatorium der Musik, ein (früher k. k.) Institut der Wissenschaften u. Künste (seit 1838), ein Athenäum zur Hebung der Wissenschaften und der Literatur durch periodische Versammlungen und Veröffentlichung von Arbeiten, mit Bibliothek und Lesekabinet. Hinsichtlich seiner Kunstschätze nimmt V. einen würdigen Platz neben Rom und Florenz ein, obwohl dieselben nicht in Sammlungen vereinigt, sondern an vielen Orten (Kirchen und Palästen) zerstreut sind. Hervorzuheben sind die Gemäldegallerie in der Akademie des Museo divico im Palazzo Correr, die Münzsammlung im Dogenpalast, der Kirchenschatz in der Marcuskirche mit großem Gold- und Silberreichthum und die vornehmlich in alten Waffen bestehenden Sammlungen im Arsenal. An Sanitäts-, Humanitäts- und Wohlthätigkeitsanstalten besitzt V. ein Civilspital mit 1600 Betten, ein Findelhaus, eine Säuglings- und 6 Kinderbewahranstalten, 2 Waisenhäuser, mehre Versorgungsanstalten, eine Casa d'industria, welche den Armen Beschäftigung und Unterhalt gewährt, verwahrloste Kinder aufnimmt ꝛc., eine Casa della Penitenti für gefallene Mädchen ꝛc. Die Zahl der Einwohner, welche zur Zeit der Blüthe der Stadt 190,000 betrug, betrug Ende 1857 118,172. Von industriellen Etablissements gibt es Fabriken von Gold- und Silberwaaren, 2 Seidenfabriken, 2 Filatojen, bedeutende Glasfabriken, eine Steingutfabrik, viele Gerbereien, 10 Lederfabriken, Fabriken für Tuch, Wachswaaren (Masken), Seife, Chemikalien, Asphalt ꝛc. Auch wird starker Schiffbau betrieben. V. ist noch immer einer der wichtigsten Handelsplätze am adriatischen Meere, besonders seitdem es 1829 zum Freihafen erklärt worden ist. Die Stadt hat 3 Häfen: Chioggia, Lido, für kleine Schiffe, und Malamocco. Mit Triest u. der Levante besteht eine sehr frequente Dampfbootverbindung. Die Kommunikation mit dem Festlande ist neuerdings sehr erleichtert durch die Eisenbahn, welche über Padua, Verona, Brescia nach Mailand führt. Neuerlich sind nach der Landseite zu Festungswerke angelegt. Zu bemerken ist besonders das in Sümpfen gelegene Fort Malghera. Auch die Häfen Lido und Malamocco sind durch Forts geschützt. Zu Spaziergängen dienen die Murazzi oder der Riesendamm, der sich, 11,000 Fuß weit, längs dem Lido di Palestrina bis Chioggia auf dem Festlande erstreckt und die Inschrift führt: Ausu Romano, aere Veneto, dann der schattige Garten der Insel San Giorgio Maggiore, der besonders an Sonntagen besucht wird, der Garten der Gräfin Savorgnano und mehre öffentliche Gärten, die eine köstliche Aussicht auf die See eröffnen. Vergl. Cicognara u. Diedo, Fabbriche più cospicue di Venezia, Venedig 1815 f.; Quadri, Otto giorni a Venezia, 8. Aufl., das. 1842; v. Raumer, Reise nach V., Berl. 1816, 2 Bde.; Binzer, V. im Jahre

Digitized by Google

1844, Pesth 1845; V., historisch-topographisch-artistisches Reisehandbuch, Triest 1854.

Geschichte. An der Nordwestseite des venetianischen Meerbusens wohnten im grauen Alterthum die Veneti, wahrscheinlich illyrischen Stammes, nach denen das Land Venetia genannt wurde. Dasselbe war nacheinander dem römischen Reich, dann Theoderichs Gothenreich und wieder dem römischen Reich unterthan. Als 452 die Hunnen unter Attila Venetien verheerten, sollen sich die Flüchtlinge aus der Landschaft nach den venetianischen Küsten und Inseln gerettet und den Grund zu der nachmaligen Republik V. gelegt haben. Seitdem waren die venetianischen Inseln der Anhaltepunkt für alle Unternehmungen gegen die Longobarden in Friaul und zugleich eine Zeitlang der Stützpunkt für Padua, Monselice, Mantua und andere Städte, die erst später den Longobarden in die Hände fielen. Das kleine demokratische Gemeinwesen wurde von Tribunen regiert, die aber mit dem Exarchen von Ravenna noch in militärischer Verbindung standen. Da sich jedoch das Interesse Venetiens immer mehr von dem Ravenna's trennte, wählten die Einwohner der Insel 697 ihren ersten Dux (Dogen) in der Person des Paolo Luca Anafesto von Heraclea, wobei indeß die politische Verbindung mit dem römischen Reich, sowie die militärische mit dem Exarchen von Ravenna blieb, erst der von Konstantinopel ausgehende Bildersturm gab Veranlassung, diese Verbindung zu zerreißen. Unter dem Dogen Orso entrissen die Venetianer den Longobarden Ravenna. Orso ward bald darauf ermordet (737), und seitdem werden mehre Jahre hinter einander Magistri militum an der Spitze Venetiens genannt, bis Orso's Sohn, Theodat, 742 wieder zur Würde eines Dogen gelangte. Dem 6. Dogen, Dominico Monegario, wurden zwei Tribunen als ihn beschränkende Rathgeber beigeordnet; dagegen gestattete man seinem Nachfolger, Maurizio, sich seinen Sohn zum Nachfolger beizusetzen. Nach einem Kriege mit König Pipin (809) schloß sich das Volk wieder mehr an das oströmische Reich an und der Doge Obelerio mußte die Heimat verlassen. In diesen unruhigen Zeiten drängten sich die Einwohner mehr und mehr auf den festesten und bedeutendsten Inseln, namentlich auf Rialto (Rivus altus), Malamocco und Torcello zusammen und auf der ersteren erhob sich nach und nach eine volkreiche Stadt, in welche 809 der Sitz der Regierung verlegt ward. Durch seinen Handel selbst mit saracenischen Städten in Verbindung und zwischen das oströmische und das weströmische (fränkische) Reich in die Mitte gestellt, wuchs V. nun rasch an Reichthum und Selbstständigkeit. Bald machte die Stadt selbst in Istrien und Dalmatien Eroberungen. Unter dem Dogen Dominico Flabanigo (1032) ward ein Gesetz gegeben, daß kein Doge mehr sich einen Mitregenten (condux) zur Seite stellen, dagegen seine Gewalt durch zwei ihm beigesetzte Räthe beschränkt sein sollte. An die Stelle der Tribunen traten allmählig eigentliche Richter (judices), deren Urtheile der Doge jedoch zu bestätigen hatte. Im Jahre 1084 verlor V. eine Seeschlacht gegen die Normannen. Dem Dogen Vitale Faliert (Faledrus) trat der griechische Kaiser die Städte Dalmatiens und des griechischen Istriens förmlich ab. An den Kreuzzügen betheiligte sich V. mit 200 Segeln, und zwar nur in merkantilem Interesse. Der freie Handel nach der christlichen Levante, die reichen Prisen gegen mohammedanische, besonders ägyptische Schiffe gaben dem Verkehr neuen Schwung. Aber während die Macht der Republik nach Außen wuchs, kämpfte im Innern der Aristokratismus mit dem Volke und suchte der Doge seine Macht zu erweitern. Nachdem in einem der hierdurch veranlaßten Aufstände der 38. Doge, Vitale Michiele, 1172 ermordet worden war, ward nun die Verfassung dahin abgeändert, daß man die höchste Gewalt einer zahlreichen Versammlung von Edlen (Nobili) übertrug, die durch Gesetze eingeschränkt werden sollte. Die Wahl des Dogen aber ward 11 aus den angesehensten Männern ausgewählten Wählern übertragen. Schon 1178 ward die Verfassung abermals verändert. Vier Wahlherren erwählten deren 40 und die absolute Mehrzahl der Stimmen dieser 40 den Dogen, welchem 6 neuerwählte Räthe (Signorie) zur Seite gesetzt wurden. Von der Signorie gingen im Verein mit dem Dogen alle Propositionen aus, die an den großen Rath gelangen sollten und die Staatsverwaltung betrafen; in ihren Händen wurden alle öffentlichen Angelegenheiten koncentrirt. Ein mehr richterliches Kollegium bildeten die Vierziger (Quarantie), ursprünglich ein Kriminalgericht, das aber allmählig eine politische Korporation ward, die zwischen der Signorie und dem großen Rathe stand und alle Vorschläge der Signorie zum Vortrag in dem letztern zu berathen hatte. An der Spitze der Quarantie standen 3 Capi, die später beständige Mitglieder der Signorie wurden. Die Handelsmacht der Republik erhielt ihre weiteste Ausdehnung unter dem 41. Dogen, Enrico Dandolo (s. d.). Derselbe eroberte an der Spitze der venetianischen Flotte in dem 1202 von den Venetianern und Franzosen mit Andern unternommenen Kreuzzuge Konstantinopel und erwarb der Republik vornehmlich den Besitz von Kandia und mehren archipelagischen und jonischen Inseln. Eifersucht von Seiten Genua's auf V.s Machtentwickelung rief einen langen Seekrieg zwischen beiden Republiken hervor, in welchem Korfu den Venetianern in die Hände fiel und Modon und Koron erobert wurden. Der 45. Doge, Raynero Zeno, ließ ein eigenes Seegesetzbuch ausarbeiten. Sehr nachtheilig wurde den Venetianern die Wiederherstellung des byzantinischen Kaiserthums (1261), sofern der ostindische Handelsweg fortan statt über Konstantinopel über Alexandria ging und die Genuesen, die wesentlich zum Sturz des lateinischen Kaiserthums beigetragen hatten, im Gebiet des griechischen Kaisers besonderen Schutz fanden und namentlich den Handel auf dem schwarzen Meere in ihre Hand erhielten. Eine furchtbare Niederlage, welche die genuesische Flotte zwischen Mazara und Trapani an der sicilianischen Küste von den Venetianern erlitt, bewog jedoch den griechischen Kaiser Michael Paläologus, diesen wieder ausgedehnte Privilegien zu bewilligen. Ein neuer Krieg entbrannte zwischen den beiden Handelsrepubliken unter dem

Digitized by Google

49. Dogen, Pietro Gradenigo (1289—1300), als nach dem Verlust Syriens der Handel beider nach Griechenland und dem schwarzen Meere eine höhere Wichtigkeit erhielt und es sich darum handelte, das Uebergewicht daselbst zu erlangen. Nach wechselndem Waffenglück ward die venetianische Flotte von 95 Galeeren unter Andrea Dandolo von den Genuesen 1298 fast gänzlich aufgerieben, worauf im folgenden Jahre zu Mailand der Friede zu Stande kam. Um dieselbe Zeit (1297) wurde die aristokratisch-oligarchische Konstitution mittelst der sogenannten Schließung des großen Raths eingeführt, indem das alte, bisher jährlich neugewählte große Kollegium von mitregierenden Großen sich in eine geschlossene Gesellschaft von Erbaristokraten verwandelte, worunter man die im goldenen Buche eingezeichneten Familien der Nobili verstand. In Folge mehrer Verschwörungen ward 1335 der Rath der Zehn, ein jährlich anzuerkennendes Staatsgericht, zu einem organischen Institut der Republik erklärt, womit das aristokratische Regiment vollendet war. Unter dem 52. Dogen, Francesco Dandolo (1328—39), ward das Landgebiet der Republik durch die Erwerbung der Landschaft von Treviso in einem Kriege mit Mastin della Scala vergrößert. Ein 1354 ausgebrochener Krieg mit Genua ward schon im folgenden Jahre durch dessen Verbündete, die Visconti von Mailand, durch Friedensschluß beendet. Ein Krieg mit Ungarn kostete V. 1358 die dalmatische Küste. Glücklicher war die Republik in einem unter dem 60. Dogen, Andrea Contarini (1367—82), geführten Kriege mit Padua. Auch Genua unterlag nach 130jährigem Kampfe 1381. Bald darauf (1387) begab sich Korfu aus neapolitanischer Herrschaft unter venetianische. Mit dem Frieden mit Genua begann die glücklichste Periode der Geschichte V.s. Vicenza, Verona, Bassano, Feltre, Belluno und Padua mit ihren Gebieten wurden 1404 und 1405 durch Eroberung von Carrara, Friaul 1421, Brescia und Bergamo 1428, Crema 1448, die Inseln Zante und Cephalonia 1483 Bestandtheile des venetianischen Gebiets, und 1489 trat die Wittwe des letzten Königs von Cypern, Catarina Cornaro, auch diese Insel an die Republik ab. Reich, mächtig und gefürchtet, das durch Wissenschaft und Kunst gebildetste Volk in sich fassend, so trat V. in das 16. Jahrhundert. Handel und Gewerbfleiß blühten, die Abgaben waren gering, die Regierung war mild, so lange es sich nicht um Politik handelte. Aber auch die Sittenverderbniß war in das innerste Leben des Staats eingedrungen. Die Inhaber der ersten Staatsämter hielten öffentliche Spielbanken; Geld war der Hebel, der unbeschränkt im Staate herrschte. Dazu kamen aber noch äußere Umstände, die keine Staatsklugheit abzuwenden vermochte, um den Staat dem allmähligen Verfall entgegenzuführen. Durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien (1498) verlor V. den ostindischen Handel, und die Osmanen entrissen der Republik seit der Eroberung Konstantinopels Alles, was sie im Archipel und auf Morea besessen, auch Albanien und Negroponte. Im Innern des Staats koncentrirte sich die aristokratische Gewalt in dem unter dem Dogen Leonardo Loredano aus dem Kollegium der Zehner gebildeten engeren Ausschuß von 3 Staatsinquisitoren. Eine neue große Gefahr erwuchs der Republik in dem Bündniß, welches Ludwig XII. von Frankreich mit dem Papst Julius II. und Maximilian I. gegen dieselbe schloß. Zwar gelang es der Signorie, das Bündniß zu trennen, aber ein neues des Kaisers mit dem Papst gegen Frankreich nahm auch die Eroberung der venetianischen Staaten in den Plan auf, und Ludwig XII., mit dem König von Spanien verbunden, hatte ebenfalls die Absicht, die Republik zu erobern. Als Maximilian 1508 für seinen Krönungszug nach Rom freien Durchzug von V. verlangte, verweigerte der Freistaat diesen auf Frankreichs Verlangen, verlegte ihm den Weg, eroberte Triest und nöthigte den Kaiser, einen Waffenstillstand zu schließen. Die am 10. Dec. 1508 geschlossene Liga zu Cambray zwischen dem Papst, dem Kaiser und den Königen von Frankreich und Aragonien bezweckte nichts Geringeres als die Vernichtung des Freistaats. In dieser Noth griff die Republik zu dem alten Mittel, die Gegner zu trennen, namentlich Frankreich zu isoliren. Zunächst gelang es, den Papst für das Interesse V.s zu gewinnen, der nun, während zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich Uneinigkeit entstand, die Schweizer von dem französischen Bündniß abzog und auch den König von Aragonien bewog, mit ihm ein Bündniß gegen Frankreich zu schließen. So kam am 5. Oktober 1511 die heilige Liga zu Stande, welcher auch Heinrich VIII. von England beitrat. Zwar wurden nun die Franzosen von dem Gebiet der Republik vertrieben, aber der Papst machte auf so viele Theile ihrer Staaten Anspruch, daß sie am 14. März 1513 zu Blois ein Schutz- und Trutzbündniß mit Ludwig XII. abzuschließen sich bewogen fand. In dem endlich abgeschlossenen Frieden (15. Jan. 1517) erhielt V. das verlorene Verona zurück, verlor aber Cremona, die Ufer der Adda und die Romagna, auch blieben Roveredo, Riva und Gradisca noch in den Händen des Kaisers. Dazu hatte V. in diesem Kriege 5 Millionen Dukaten Anleihen gemacht. Seine Theilnahme an einem Kriege des Papstes und Karls V. gegen die Türken bezahlte V. in dem Frieden vom Mai 1540 mit Abtretung der Inseln Skio, Palmosa, Cesina, Nio und Paros, der Städte Malvasia und Nauplia und einer Zahlung von 300,000 Dukaten. Die hierauf folgende Zeit der Ruhe kam der Pflege der Künste sehr zu Statten. Da 1571 die Osmanen die Insel Cypern eroberten, trat V. der vom Papst betriebenen Liga gegen die Pforte bei, und seine Flotte focht mit in der Schlacht bei Lepanto (7. Okt. 1571). Im Jahre 1645 entbrannte ein neuer Krieg mit der Pforte um Kandia, der erst 1669 trotz einiger glänzenden Siege des venetianischen Feldherrn Francesco Morosini mit dem Verlust dieser Insel für V. endete. Erst der Sieg Sobieski's über Kara Mustapha gab der Republik wieder den Muth, ein Bündniß mit Oesterreich, Polen und Rußland gegen den Sultan zu schließen. Francesco Morosini machte viele Eroberungen, doch behielt V. von denselben im carloviczer Frieden von 1699 nur Morea, die Inseln Aegina und

Digitized by Google

Sta. Maura, dann Castelnuovo am Kanal von Cattaro und einige Plätze in Dalmatien. An dem spanischen Erbfolgekriege nahm V. keinen Theil, dennoch durchzogen die Oesterreicher und Franzosen verwüstend sein Gebiet. Nach einem neuen Krieg mit der Türkei verlor es im passarowitzer Frieden (Juli 1718) Morea, wogegen es Korfu und Dalmatien behauptete. Seitdem nahm die Republik an den Welthändeln keinen weitern Antheil. Die Volksmasse, die das Gebiet der Republik bewohnte, belief sich 1722 auf 2½ Millionen Einwohner, die Einkünfte betrugen 6 Mill. Dukaten, die Staatsschulden 28 Mill. Dukaten. Während des Kriegs, den Kaiser Karl VI. von 1736—39 mit den Türken führte, war V. bloß bemüht, seinen Handel gegen die Seeräubereien der Barbaresken zu schützen, sah sich aber dennoch in fortdauernde Händel mit den Türken verwickelt; von den Barbareskenstaaten mußte es überdies die Sicherheit seiner Flagge durch Tributzahlung erkaufen. Auch der französischen Revolution gegenüber suchte der Freistaat seine Neutralität zu behaupten; aber der Haß gegen Frankreich überwog die Staatsklugheit. Man empfing den Grafen von Artois mit außerordentlichen Ehrenbezeigungen, verweigerte dem Gesandten der französischen Republik den Zutritt und gestattete den österreichischen Truppen den Durchmarsch durch das venetianische Gebiet. Endlich beschloß man auf Englands Andringen, eine bewaffnete Neutralität zu behaupten, vermochte aber kaum 7000 Mann aufzubringen. Ein ihm von der französischen Republik angebotenes Bündniß lehnte der Senat ab, weil in diesem Augenblick neue österreichische Streitkräfte gegen Italien vorrückten, begünstigte dagegen den bewaffneten Aufstand des Volks auf der Terra ferma, als Bonaparte in Steiermark eindrang. Als nun dieser an die Republik den Krieg erklärte, suchte man den Sieger dadurch zu beschwichtigen, daß der große Rath den erblichen Rechten der Aristokratie entsagte, die Souveränetät niederlegte und dieselbe dem Verein der Bürger übergab, somit die aristokratische Verfassung nach 1400jährigem Bestehen in eine demokratische verwandelte. Der letzte Doge, Luigi Manini, dankte am 12. Mai 1797 ab, am 16. rückten 3000 Franzosen in V. ein, das noch nie feindliche Truppen betreten hatten, eine provisorische Regierung von 60 Mitgliedern trat an die Stelle des großen Raths, und am 4. Juni ward am Fuße des errichteten Freiheitsbaums das goldne Buch verbrannt. Im Frieden von Campo-Formio wurde das ganze Gebiet diesseit der Etsch mit Dalmatien und Cattaro an Oesterreich, das jenseit der Etsch aber an die cisalpinische Republik, das nachmalige Königreich Italien, gegeben, welchem durch den Frieden von Preßburg (26. Dec. 1805) auch das österreichische V. mit Dalmatien zufiel. Nach dem wiener Frieden, 1809, wurden die beiden Departements Passerino (Hauptstadt Udine) und Istrien (Hauptstadt Capo d'Istria) zu den illyrischen Provinzen Frankreichs geschlagen. Im Jahre 1813 ward der größte Theil der Terra ferma von Oesterreich besetzt, doch hielt sich das Gebiet jenseit der Etsch bis Ende des Jahres, wo das ganze vormalige Gebiet von V., mit Ausnahme einiger Festungen, und V. selbst in österreichische Hände kam. Alle diese Theile wurden durch den ersten Frieden von Paris 1814 förmlich an Oesterreich übergeben, das nun alle italienischen Provinzen zu dem lombardisch-venetianischen Königreich (s. d.) verband. Im Jahre 1830 erhielt V. einen Freihafen.

Die Reformbewegungen in Italien 1847 fanden auch in V. begeisterten Anklang. Der Advokat Daniel Manin und Tommaseo überreichten der Regierung Petitionen, in welchen auf die mehrseitigen Gebrechen in der Administration aufmerksam gemacht und Verbesserungen vorgeschlagen wurden. Man antwortete mit der Verhaftung der kühnen Antragsteller (18. Jan. 1848) und der Verkündigung des Standrechts. Die am 16. und 17. März eintreffenden Nachrichten von der Erhebung Wiens riefen revolutionäre Demonstrationen hervor, und schon am 18. März kam es zu blutigen Konflikten zwischen dem Militär und dem Volke, doch gelang es der rasch gebildeten Bürgerwehr, die Ruhe leidlich zu erhalten. Am 22. März aber erstürmte das Volk das Arsenal und nöthigte den Stadtkommandanten, Grafen Zichy, in dessen Hände der Gouverneur seine Gewalt gelegt hatte, zum Abschluß einer förmlichen Konvention, wonach ohne Schwertstreich die österreichische Civil- und Militärregierung entsetzt, die Entfernung aller nichtitalienischen Truppen zugesichert und die Stadt mit allem Kriegsmaterial den Aufständischen überliefert ward. Gleichzeitig bildete sich eine provisorische Regierung, und am 23. März erfolgte die feierliche Proklamation einer venetianischen Republik oder Republik San Marco, an deren Spitze Manin als Ministerpräsident und für äußere Angelegenheiten und Tommaseo für Kultus und Unterricht traten. Am 3. Juli 1848 trat die durch diese Regierung berufene Assemblea zusammen, welche sich, mit Ausnahme von 3 Stimmen, für den Anschluß an Piemont erklärte, worauf Manin und Tommaseo das Ruder niederlegten und ein neues Ministerium, mit Castelli an der Spitze, eintrat. Die Niederlage der piemontesischen Waffen brachte jedoch die republikanische Partei bald wieder zur Herrschaft. Am 11. August erhob sich ein neuer Aufstand, in Folge dessen die Regierung abdankte, die piemontesischen Truppen entfernt wurden und Manin und Tommaseo wieder die Leitung übernahmen. Bereits am 13. Aug. versammelte sich die Assemblea, um die neue Regierungsform zu bestimmen, und dieselben Männer, die im Juli Manin abgesetzt, übertrugen ihm jetzt die Diktatur mit unumschränkter Vollmacht; neben ihm sollte Cavedalis das Militär-, Graziani das Marinewesen übernehmen, doch herrschte Manin unbedingt. Die immer drohender sich gestaltende Opposition der äußersten Radikalen zwang Manin, eine neue permanente (konstituirende und legislative) Assemblea zusammenzuberufen. Dieselbe ward am 15. Febr. 1849 eröffnet, bestätigte sogleich die Diktatur des Triumvirats und erwies sich ganz als der Ausfluß des Machthabers. Dagegen bewirkte am 3. März ein Volkstumult die formelle Beseitigung der Diktatur und die Einsetzung eines verantwortlichen Ministeriums. Aber Manin ward mit 108 gegen 2 Stimmen zum Präsidenten der neuen Regierung ernannt und

Digitized by Google

ihm damit die ganze Exekutivgewalt wieder übertragen. Nach der abermaligen Niederlage der Piemontesen bei Novara forderte der in Mestre das Belagerungscorps kommandirende Haynau V. zur Uebergabe auf; die Assemblea aber beschloß unter Manins Einfluß, den Oesterreichern um jeden Preis Widerstand zu leisten und zu diesem Zwecke dem Präsidenten Manin unbeschränkte Vollmacht zu übertragen. Selbst die Friedensvorschläge Radetzky's Anfangs Mai wurden von Manin zurückgewiesen. Nach einem furchtbaren Bombardement mußten die Belagerten aber am 26. Mai das Fort Malghera den Oesterreichern überlassen. Um die Stadt ferner zu vertheidigen, ließ Manin die Lagunenbrücke abtragen und 6—8 Bögen des herrlichen Werks in die Luft sprengen. Mangel und die wachsende Cholera zwangen ihn aber zur Einleitung von Unterhandlungen, und am 23. Aug. ergab sich die Stadt auf sehr milde Bedingungen hin. Allen republikanischen Truppen, sowie jedem andern Einwohner wurde der freie Abzug gestattet; nur 40 der meist Kompromittirten sollten unbedingt vor dem Einzuge der Oesterreicher die Stadt verlassen. Am 30. Aug. 1849 hielt Radetzky seinen Einzug. V. verlor sein Freihafenprivilegium und erhielt es erst am 20. Juli 1851 wieder. Der Belagerungszustand ward erst am 1. Mai 1854 aufgehoben. Im italienischen Kriege von 1859 lag die Absicht vor, auch V. den Oesterreichern zu entreißen, doch beließ der Friede von Villafranca Venetien unter Oesterreichs Scepter. Erst nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges gegen Preußen von 1866 verzichtete Oesterreich auf den Besitz Venetiens, indem es dasselbe an den Kaiser Napoleon III. abtrat, der es dann auf Grund einer Volksabstimmung an das Königreich Italien überließ, dem es, nachdem am 11. Oktober die Ratifikation des Friedens zwischen Italien u. Oesterreich zu Wien Statt gefunden, am 19. Okt. 1866 einverleibt ward. Vergl. Laugier, Histoire de la république de Vénise, Par. 1759—68, 12 Bde., deutsch von Lebret, Leipzig 1769—77, 3 Bde.; Tentori, Saggio sulla storia di Venezia, Venedig 1785—90, 12 Bde.; Barzoni, Rivoluzioni della republica Veneta, Mailand 1814, 2 Bde.; Daru, Histoire de la république de Vénise, Paris 1819—21, 7 Bde., deutsch im Auszug von Bolzenthal, Leipzig 1825—27, 3 Bde.; Tiepolo, Discorsi sulla storia Veneta del Signor Daru, Udine 1828, 2 Bde.; Philippi, Geschichte des Freistaats V., Dresden 1828, 5 Bdchn.; Leo, Geschichte der italienischen Staaten, Hamb. 1829 bis 1830, 5 Bde.; Romanini, Storia di Venezia, Venedig 1854—61, 9 Bde.; Dandolo, La caduta della republica di Venezia, Florenz 1860.

Venen (v. Lat., Blutadern), dünnhäutige Röhren, in welchen das Blut aus allen Theilen des Körpers nach dem Herzen zurückfließt. Sie nehmen ihren Ursprung aus den Kapillargefäßnetzen der Organe als kleine, netzförmig anastomosirende Gefäßchen (Venenwurzeln), die nach und nach zu größeren Zweigen, Aesten und Stämmen zusammenfließen. Da sie den Druck des Herzens nicht mehr unmittelbar, wie die Arterien, auszuhalten haben, so sind ihre Wände dünner, schlaffer und ausdehnbarer als die Arterienwände. Das Blut schimmert bläulich durch die dünnen Venenwände hindurch, blutleere V. fallen zusammen. Die innere Haut der V. bildet an vielen Stellen halbmondförmige, taschenähnliche Falten oder Klappen, deren je 2 einander gegenüberstehen und so an der Innenfläche der V. angebracht sind, daß sich das Blut in den Taschen der Klappen fangen muß, sobald es in rückläufige Bewegung geräth, während es in der Richtung nach dem Herzen zu ungehindert zwischen den Klappen hindurchfließen kann. Die Venenklappen finden sich auch nur an solchen Stellen, wo das Blut durch die Schwere der Blutsäule oder durch den Druck der umliegenden Theile leicht zurückfließen könnte. Sie sind deshalb vorzüglich in den V. der untern Körperhälfte, der Extremitäten und in den unmittelbar unter der Haut liegenden V. vorhanden; sie fehlen dagegen in den V. der großen Körperhöhlen und weicher drüsiger Theile. In den V. fließt das schwarzrothe Blut — welches jedenfalls ein schlechteres sein muß als das arterielle, da es in den Kapillaren die Ernährungsstoffe abgesetzt und dafür alte abgestorbene od. auch fremdartige Stoffe aufgenommen — kontinuirlich, ohne pulsatorische Bewegung, weit langsamer als in den Arterien, aber schneller als in den Kapillaren. Diese Bewegung kommt, wie der Blutlauf in den Arterien und Haargefäßen, ebenfalls noch durch die Kontraktion des Herzens zu Stande, doch hilft hierbei sehr viel auch die Herz- und Athmungsaspiration, sowie die Muskelbewegung (unterstützt durch die Venenklappen); weniger trägt die Kontraktion der Venenwand selbst dazu bei. Da das Blut in den V. viel langsamer fließt als in den Arterien, so sind die V. auch viel weiter als die ihnen entsprechenden Arterien. Der Blutdruck in den V. ist ungleich geringer als in den Arterien; er nimmt um so mehr ab, je näher die betreffende Vene dem Herzen liegt. Störungen in dem Blutstrom einzelner V. werden außerordentlich leicht ausgeglichen, da die V. durch vielfache Seitenäste unter einander in Zusammenhang stehen. Erkrankungen der V. kommen häufig vor, doch treten sie selten für sich, meist neben Erkrankungen benachbarter Gewebe und Organe auf. Die häufigste Venenkrankheit ist die Erweiterung derselben (Phlebektasie), welche namentlich an den untern Extremitäten solcher Leute sich zeigt, welche anhaltend stehen müssen. Sie ist entweder eine gleichmäßige cylindrische oder besteht in ungleichmäßigen buchtigen Erweiterungen des Venenrohrs und wird besonders im letzteren Falle als Varikosität bezeichnet, indem die sackförmigen, rundlichen Ausbuchtungen Varices oder Blutaderknoten heißen (s. Krampfadern). In den erweiterten V., welche übrigens regelmäßig eine verdickte Wand besitzen, kommt es leicht zur Gerinnung des Blutes. Solche Blutgerinnsel können nachträglich verkalken und stellen dann die sogenannten Venensteine (Phlebolithi) vor. Die Entzündung der Venenwand ist eine schmerzhafte u. gefährliche Krankheit; sie tritt selten spontan, meist in Folge einer vorausgegangenen Verletzung ein. Die Venenentzündung (Phlebitis) geht mit dumpfen oder lebhaften, vagen oder der Vene entlang ziehenden Schmerzen einher; die Haut über der entzündeten Vene, wenn

Digitized by Google

dieſe oberflächlich liegt, iſt ſtark geröthet, die Vene ſelbſt fühlt ſich geſpannt und zeigt eine ſtrangartige oder knotige Härte, die Haut und das Unterhautzellgewebe in der Umgebung ſind entzündlich geſchwollen. Mit der Venenentzündung, namentlich mit der auf Verletzungen folgenden, iſt ſtets die Gefahr einer Eitervergiftung des Blutes (Pyämie) verbunden.

Venenerweiterung, ſ. Venen.

Venenum (lat.), ſ. Gift.

Venerabile (lat., d. i. das Hochwürdige), bei den Katholiken die geweihte Hoſtie, welche in der Monſtranz aufbewahrt und ſammt dieſer im Tabernakel verſchloſſen wird.

Veneriſche Krankheit, ſ. Syphilis.

Veneter (Veneti), bei den Alten drei Völker verſchiedener Abſtammung. Die V. (Enoti oder Henoti) im nordöſtlichſten Theile Italiens, zwiſchen der Athesis (Etſch) und dem Meere, den Alpen und der Mündung des Padus (Po), werden am wahrſcheinlichſten zu dem illyriſchen Volksſtamme gezählt, zu welchem ſie ſchon Herodot rechnet. Ihr Land, Venetia, das bisweilen noch zu Gallia cisalpina im weitern Sinn gerechnet, gewöhnlich aber davon unterſchieden wurde, gehörte ſpäter zur zehnten Region Italiens. Von Flüſſen durchſtrömten das Land außer dem weſtlichen Grenzfluſſe, Athesis, eine große Anzahl meiſt nur kleiner Küſtenflüſſe: der Togiſonus (Togna), Medracus major und minor (Brenta mit dem Bacchiglione), Silis (Sil), Plavis (Piave), Liquentia (Livenza), Romantinum (Lemene), Tilaventus (Tagliamento), Anaſſus (Stella), Alſa (Auſa), Natiſo (Natiſone), Sontius (Iſonzo). Die Römer betrachteten das Land ſchon ſeit 183 v. Chr. als ihre Provinz und vertheidigten es gegen die Gallier, Rhätier, Tauriſker und Karner. Dann hatte es als gewöhnlicher Durchgangspunkt für die in Italien eindringenden germaniſchen und hunniſchen Haufen viel zu leiden. Die bedeutendſten Städte des Landes waren Patavium (Padova, Padua), Altinum (Altino) und das erſt von den Römern gegründete Aquileja; außerdem Adria, Ateſte (Eſte), Concordia, Fons aponus (Abano), Tarviſium (Treviſo), Vicentia (Vicenza), Opitergium (Oderzo), Feltria (Feltre) und Belunum (Belluno). Das zweite Volk dieſes Namens waren die V. (Venetes) an der Weſtküſte von Gallia lugdunensis, die unter allen Galliern des Seeweſens am meiſten kundig waren und eine Art von Herrſchaft auf dem atlantiſchen Ocean führten. Sie wurden von Cäſar beſiegt. Das dritte Volk waren die zuerſt von Plinius und Tacitus als öſtliche Nachbarn der Germanen, jenſeit der Weichſel, genannten ſlaviſchen V. (richtiger Veneder), deren Name ſich in dem der Wenden erhalten hat.

Veneticae insulae (lat.), mehre vor der Küſte der celtiſchen Veneti zwiſchen Gallien und Britannien gelegene Inſeln, die zu Gallia lugdunensis gerechnet wurden: Vindilis (jetzt Belle Iſle), Siata (Iſle de Huat), Sina oder Sena (Sein), Uxantis (Queſſant), Riduna (Iſle d'Aurigny), Sarnia (Guernſey) und Cäſarea (Jerſey).

Venezuela, Republik im Norden Südamerika's, liegt zwiſchen 1° 8′ und 12° 16′ nördl. Br. und zwiſchen 60° 36′ und 75° 38′ weſtl. L. von Paris, grenzt nördlich an das Antillenmeer, nordöſtlich an den atlantiſchen Ocean, öſtlich an das britiſche Guyana, ſüdlich an Braſilien und weſtlich an Neugranada. Das Land iſt theils Gebirgs-, theils Tiefland. Jenes läßt drei Syſteme unterſcheiden. Das erſte bilden zwei Verzweigungen der Oſtcordilleren von Neugranada, die ſich bei Pamplona trennen. Der nordwärts gerichtete Zweig endet mit der 3—4000 Fuß hohen Sierra de Perija und den Bergen von Oka in der Halbinſel Goajira. Der andere bedeutendere Zweig wendet ſich von Pamplona aus nach Oſtnordoſten und bildet die cirka 1765 QLeguas einnehmende alpine Region der Republik als eine breite, kompakte Gebirgsmaſſe mit einigen die Schneelinie erreichenden Gipfeln. Die höchſten Erhebungen ſind hier die Sierra Nevada von Merida (14,592 Fuß), die Paramos von Mucuchies (13,477 F.), Salado (13,477 F.), Conejos (13,318 F.). Das zweite Syſtem, das des Küſtengebirgs von V., das in ſeinen verſchiedenen Theilen beſondere Namen führt und in ſeiner Längenerſtreckung dem der europäiſchen Alpen nahe ſteht, iſt eine Verlängerung der öſtlichen Cordillere von Neugranada, bildet aber wegen ſeiner vom Cordillerenſyſtem abweichenden Streichungslinien, von Weſten gegen Oſten, ein für ſich beſtehendes Gebirgsſyſtem, das die ſchönſten und kultivirteſten Striche des Landes enthält. Das dritte, völlig iſolirte Syſtem iſt das der Sierra Parime in der ſüdöſtlichen Provinz Guyana. Die Form der Tiefebene tritt in V. in eigenthümlich ausgeprägtem Charakter auf in den Llanos und Sabanas. Die Llanos nehmen den vierten Theil des ganzen Gebiets der Republik ein und dehnen ſich von dem ſüdlichen Abfall der Küſtengebirgskette und der Cordillere von Merida ununterbrochen bis an den Orinoco und den Rio Guaviare einem Grasmeere gleich aus, begrenzt im Norden von den Cordilleren, im Süden von Urwäldern Guyana's. Die öſtlichſten, die Llanos von Cumana, zeichnen ſich durch Waſſerreichthum und Friſche der Vegetation aus; die ſüdlichſten, die von Apure, durch eine ganz horizontale Oberfläche, die kaum eine Abdachung bemerken läßt; die von Caracas und Carabobo durch kleine Hügelreihen und die von Barinas durch ſanfte Neigung von Nordweſten nach Südoſten, reiche Bewäſſerung und trefflichen Kulturboden. Die Sabanas (Savanen), rechts vom Orinoco, unterſcheiden ſich von den Llanos durch größere Mannichfaltigkeit der Boden- und Oberflächenbeſchaffenheit, indem ſie nicht nur einen Wechſel von trefflichen Weiden und ergiebigem Ackerboden darbieten, ſondern auch von inſelartig ſich erhebenden Höhenzügen und Hügeln, Wäldern und Palmengruppen (Mauritia flexuosa) unterbrochen, auch nicht, wie die Llanos größtentheils, der Ueberſchwemmung ausgeſetzt ſind. Eigenthümlich ſind dem Lande niedrige Plateaux (mesas), von denen das von Guaripa in der Provinz Barcelona, welches ſich 700—800 F. über das Meer erhebt und ſich von Nordnordoſten nach Südſüdweſten über 30 Leguas bei einer mittleren Breite von 4—5 Leguas erſtreckt, die bedeutendſte iſt. Im Zuſammenhang mit dieſem Plateau, auf welchem die Waſſerſcheiden zwiſchen den zahl-

Digitized by Google

reichen Flüssen liegen, die dem Antillenmeere, dem Orinoco und dem Golf von Paria zufließen, steht ein ganzes System weniger ausgedehnter Plateaux, die sich zwischen 700 und 1200 F. über das Meer erheben u. in einer Längenausdehnung von 170 Leguas bis in die Provinzen Cumana und Guarico reichen. Obgleich thätige Vulkane und eigentliche vulkanische Eruptionsmassen in V. nicht vorkommen, so sind doch Erdbeben nicht selten und mitunter höchst verderblich gewesen (s. Caracas). Die Bewässerung ist sehr reich, und zwar sind 8 Becken zu unterscheiden, nämlich das Gebiet des Orinoco, des Cuyuni (oder Essequibo), des Rio Negro, des See's von Maracaibo, des See's von Valencia, der Golfe von Cariaco und Paria und das maritime oder das der Küstenflüsse des Antillenmeeres. Bei weitem das größte und wichtigste Becken ist das des Orinoco, zu welchem fast $^4/_5$ des ganzen Landes (21,000 QLeguas) gehören. Die klimatischen Verhältnisse anlangend, so nimmt die heiße Region (tierra caliente) in V. einen weit größeren Theil des Landes ein als in Neugranada, Centralamerika und Mexiko. Sie reicht vom Meeresniveau bis zu 1800—1900 F. über demselben und hat an diesen beiden Grenzen eine mittlere Temperatur von 27°,3 und 25°,5 C. Die gemäßigte Region (tierra templada) liegt zwischen 1800 und 6830 F. über dem Meere und hat eine angenehme und gesunde mittlere Temperatur von 18° C. Die kalte Region (tierra fria) endlich beginnt in einer Höhe von 6830 F. über dem Meere und reicht bis zur Schneegrenze, welche in V. zwischen 6° und 8° nördl. Br. in einer Höhe von 14,460 F. liegt, jedoch in kühleren Jahren etwas tiefer sinkt. Die mittlere Temperatur beträgt hier 2°—3° C. Die Ausdehnung der unbewohnbaren Tierra fria ist in V. nicht bedeutend, denn sie beschränkt sich auf die Sierra Nevada von Merida, deren höchste Gipfel sich kaum 200 F. über die Schneelinie erheben. Die Pflanzenwelt ist in Folge der klimatischen Unterschiede eine sehr reiche und mannichfaltige. In der heißen Region bietet die wilde Vegetation dieselbe Mannichfaltigkeit und Fülle dar wie in Neugranada und Centralamerika, besonders in den Urwäldern, die auch reich an Bau- und Nutzhölzern und officinellen oder technisch wichtigen Gewächsen sind (Sarsaparille, Kautschuk, Sassafras, Vanille, Tonkabohnen, Fieberrinde, verschiedene Gummi- und Harzarten, Farbstoffe). Die gemäßigte Region ist dem Gedeihen fast aller dem Menschen nützlichen Gewächse günstig und ganz besonders zur Kaffeekultur geeignet. Auch finden sich hier, wie in dem angrenzenden Theile der kalten Region die besten Cinchonaarten. Die Kultur des Weizens beginnt in einer Höhe von 1720 F. über dem Meere und reicht bis in die kalte Region hinein, indem sie erst in einer Höhe von 9320 F. aufhört. Nicht weniger reich und mannichfaltig ist die Fauna, und zwar sowohl an nützlichen, als an schädlichen Thieren. Unter den letzteren sind namentlich die Mosquitos hervorzuheben, welche in den feuchten Flußthälern eine wahre Landplage sind und dem Wachsthum der Bevölkerung mehr hinderlich sind als die Hitze und Fieberluft. Die Ströme und die Meeresküsten sind reich an Fischen.

Die Bevölkerung belief sich 1858 auf cirka 1,565,000 Seelen. Sie besteht aus Weißen (Hispano-Amerikanern und Fremden cirka 300,000), Mischlingen von Weißen, Negern und Indianern in verschiedenen Abstufungen (500,000), Negersklaven (50,000), civilisirten Indianern (Indios reducidos), unterworfenen Indianern (Indios catequisados), welche unter der Aufsicht von Missionären und weltlichen Staatsbeamten stehen, aber ihre Sprache und Sitten beibehalten haben, endlich aus unabhängigen Indianern (Indios bravos). Letztere leben fast ausschließlich in der Provinz Guyana und zerfallen in zahlreiche, unter einander verwandte Stämme. Die materielle Thätigkeit der Bevölkerung ist durch die physikalische Beschaffenheit des Landes bedingt, welches in eine Zone des Ackerbaues (8737 QLeguas), eine Zone der Weiden (der Llanos, 9000 QLeguas) und eine Zone der Urwälder (18,214 QLeguas) zerfällt. Außer den für den eignen Bedarf gebauten Hauptnahrungsgewächsen in der heißen und gemäßigten Region (Mais, Cassaba, Bananen, Pisang, Weizen und Kartoffeln) sind die wichtigsten Erzeugnisse des Landbaues Kakao, der hier einheimisch ist, Kaffee, von vorzüglicher Qualität, Baumwolle, Indigo, Zucker, Tabak, welche wichtige Ausfuhrartikel abgeben. Nächst dem Ackerbau ist Viehzucht Hauptbeschäftigung. Von dem Rindvieh, welches erst von den Spaniern eingeführt worden ist, kommen beinahe 2 Millionen Stück auf die Region der Weiden. Außerdem werden besonders Pferde und Maulthiere, sowie Schafe, Schweine und Ziegen gezogen. Eigentlicher Bergbau findet in V. noch nicht Statt; die ganze Gewinnung von edlen Metallen beschränkt sich auf ungeordnet betriebenes Waschen von goldhaltigem Flußsande, und auch nach Entdeckung reichen Vorkommens von Gold in den Alluvionen und Quarzgesteinen der Provinz Guyana hat sich die Ausbeute an Gold nicht beträchtlich vermehrt. Das gegenwärtig aus V. ausgeführte Gold und Silber kommt fast ausschließlich aus Neugranada. Reiche Asphaltvorräthe werden ebenso wenig ausgebeutet wie die Kohlenlager. Salz wird an verschiedenen Stellen der Nordküste reichlich gewonnen und kommt auch zur Ausfuhr. Die ergiebigste Saline ist die von Araya auf der gleichnamigen Halbinsel. Natron liefert in nicht unbedeutender Quantität eine Lagune bei Lagunilla in der Provinz Merida.

Von industrieller Thätigkeit ist in V. kaum noch die Rede. An fabrikartigen Betrieben gibt es nur noch solche, welche mit der Produktion in nächster Beziehung stehen, wie Brennereien und Zuckerraffinerien, von welchen letzteren in neuerer Zeit einige größere von Fremden angelegt worden sind, jedoch mit geringem Erfolg. Für den Gebrauch im Inlande werden einige ordinäre Baumwollstoffe angefertigt, jedoch in geringer Menge. Das einzige Industrieerzeugniß, welches zur Ausfuhr kommt, sind Strohhüte (sogenannte ordinäre Panamahüte), wovon 1854 bis 1855 167,192 Stück im Werth zu 145,489 Pesos ausgeführt wurden. Der Handel V.'s nahm in den ersten 10 Jahren nach der Unabhängigkeitserklärung einen bedeutenden Aufschwung. Der Gesammtwerth des Umsatzes belief sich 1855—56

Digitized by Google

auf 15,291,541 Dollars, wovon auf die Ausfuhr 8,295,130, auf die Einfuhr 6,996,411 Dollars kamen. Hauptartikel der Ausfuhr sind Kaffee, Kakao, Rinderhäute, Tabak, Indigo, Baumwolle, Strohhüte; Hauptartikel der Einfuhr Baumwoll-, Lein-, Woll- und Seidenwaaren, Eisen-, Stahl- und Quincailleriewaaren, Weizenmehl, gemünztes Gold und Silber. Der auswärtige Handel wird zum größten Theil durch die Häfen La Guaira, Puerto Cabello, Maracaibo und Angostura oder Ciudad Bolivar vermittelt. Der Import der Vereinigten Staaten nach V. umfaßt nicht nur eigne Produkte (Mehl und sonstige Lebensmittel, Seife, Lichte, Baumwollwaaren), sondern auch europäische Erzeugnisse, namentlich schwedische und russische. An eignen Erzeugnissen führt England am meisten ein. Die größte Einfuhr überhaupt aber nach V. hat gegenwärtig wahrscheinlich Deutschland, indem von da aus, insbesondere von Hamburg und Bremen auch viele nicht deutsche Erzeugnisse, namentlich britische Manufakturwaaren eingeführt werden. Von den Ausfuhrartikeln gehen Rinderhäute vornehmlich nach den Vereinigten Staaten, Kaffee und Tabak nach Deutschland, Kakao nach Spanien und Frankreich. Im Jahre 1854—55 betrug die Zahl der eingegangenen u. abgegangenen Schiffe 1158 von 172,055 Tonnen. Münzen, Maße und Gewichte sind noch die alten, obgleich 1855 dem Kongreß die Einführung des metrischen Systems von Seiten der Regierung empfohlen ward. Das Pfund zu 16 Unzen ist = 0,460 Kilogramm, die Arroba zu 25 Pfd. = 11,502 Kilogramm, der Quintal oder Centner zu 4 Arrobas = 46,609 Kilogramm. Die Tonne (Tonelada) hat 20 Quintales oder 0,887 Kubikmeter. Die Vara (Elle) ist = 0,836 Meter. Die gewöhnliche Legua ist die spanische, wovon 20 auf 1 Grad des Aequators gehen. Die von Bolivar 1828 eingeführte Legua legal ist = $666^2/_3$ Varas. Flüssigkeitsmaße sind die Quartilla = 0,504 Litre, die Gallone = 0,543 Litre, die Arroba für Oel = 12,604 Litre, für Wein = 16,138 Litre. Die Münzeinheit bildet der Peso macuquino à 100 Centavos, der, in der Wirklichkeit nicht vorhanden, ungefähr 5 Proc. besser als unser Thaler ist und allgemein zu 4 Francs oder $^4/_5$ harte Piaster oder amerikanische Dollars gerechnet wird. Nach Gesetz vom 25. März 1857 soll die Goldwährung eingeführt werden und der goldene Peso fuerte die Münzeinheit bilden, von dem 620 aus einem Kilogramm Gold geprägt werden sollen. Dieser Goldpeso soll = 10 Realen oder $^1/_5$ Zwanzigfrankstück sein. Was die geistige Kultur betrifft, so hatte das Land für den höheren Unterricht schon unter der spanischen Herrschaft verhältnißmäßig bedeutende Institute. Kollegien, von den Jesuiten gegründet, bestanden schon damals zu Maracaibo, Merida, Caracas, 1725 zur Universität erweitert. Nach Errichtung der Republik nahm sich der Staat des Unterrichts mit Eifer an, und es wurden nach und nach 10 Nationalkollegien errichtet, nämlich zu Barcelona, Barquisimeto, Carabobo, Coro, Cumana, Guanare, Guyana, Margarita, Tocuyo, Truxillo, und eine höhere Mädchenschule (colegio de Niñas) zu Maracaibo, die jedoch sehr unzureichend dotirt und kaum unseren Mittelschulen oder Progymnasien gleich zu stellen sind. Außerdem hat der Staat 2 Universitäten, die Centraluniversität zu Caracas und die zu Merida, u. eine höhere medicinische Schule zu Caracas, wo auch eine Zeichen- und Maleraakademie ist. Die Sorge für den Volksunterricht ist den Provinzialdeputationen überlassen, welche aber wenig dafür gethan haben. In kirchlicher Beziehung zerfällt V. in das Erzbisthum Caracas und in die Bisthümer Merida und Guyana. Die Bischöfe werden durch den Kongreß gewählt und vom Papst bestätigt; sie müssen die Konstitution des Staats beschwören, was wiederholt zu Streitigkeiten geführt hat. Freiheit des Kultus ist indirekt zugestanden durch ein von den Kammern genehmigtes Dekret vom 18. Februar 1834. Faktisch herrscht auch vollständige Toleranz den ziemlich zahlreichen Protestanten gegenüber. Die gegenwärtige Konstitution von V. datirt vom 31. December 1858 und wurde 1863 und 1864 modificirt. Sie statuirt eine Föderativrepublik mit einem auf 4 Jahre gewählten Präsidenten, einem Vicepräsidenten u. einem aus Senat (Staatenhaus) und Repräsentantenhaus bestehenden Kongreß. Ueber die Finanzen fehlen neuere Angaben ganz. Nach dem Budget für 1852—53 betrugen die Einnahmen 2,705,055, die Ausgaben 8,248,031 Dollars. Die Staatsschuld belief sich 1849 auf 22,865,620 Dollars. Früher bestand die Republik aus folgenden 13 Provinzen: Apure, Barcelona, Barinas (Barinas), Barquisimeto, Carabobo, Caracas, Coro, Cumana, Guyana, Maracaibo, Margarita, Merida u. Truxillo. Nach Errichtung der neuen Konföderation von 1863 sollte die Zahl der Staaten auf 7 reducirt werden.

V. ist derjenige Theil des spanischen Südamerika, welcher zuerst (1810) sich vom spanischen Mutterlande frei erklärte unter dem Namen der amerikanischen Konföderation von V. Es war dann seit 1821 ein Bestandtheil der Föderativrepublik Columbia (s. d.), bis sich dieselbe am 17. Nov. 1831 definitiv in die drei Freistaaten V., Neugranada und Ecuador auflöste. Der erste Präsident der neuen Republik V. war José Antonio Paëz, dessen Thätigkeit es vornehmlich zuzuschreiben ist, daß die Konstituirung der neuen Republik ohne die unglücklichen Krisen vor sich ging, welche in Neugranada und in Ecuador der Auflösung der kolumbischen Union folgten. Der zweite Präsident war (seit 1835) Vargas, dem Paëz 1839 wieder folgte. Unter Carlos Soublette wurde am 20. April 1843 eine Reform der Verfassung vom 14. Sept. 1830 bewirkt und durch den madrider Vertrag vom 30. März 1845 die Unabhängigkeit der Republik V. von Spanien anerkannt. Mit Ausnahme eines kurzen Bürgerkriegs 1835 genoß die Republik innern Frieden; 1846 aber brach ein Racenkrieg zwischen der weißen und farbigen Bevölkerung aus, den Paëz, mit diktatorischer Gewalt versehen, zwar unterdrückte, in Folge dessen aber, durch Paëz' Einfluß, José Tadeo Monagas am 20. Jan. 1847 Präsident ward. Derselbe verfuhr jedoch äußerst willkürlich, ließ, als sich herausstellte, daß die Mehrheit im Kongresse gegen ihn zu stimmen beabsichtigte, die Abgeordneten unter Blutvergießen auseinander

Digitized by Google

treiben, nahm den edlen Paëz, der ein Pronunciamiento gegen den Präsidenten erließ, gefangen und zwang denselben, im Juli 1850 das Land zu verlassen und sich nach Newyork zurückzuziehen. Am 20. Jan. 1851 trat Gregorio Monagas, der Bruder des abgetretenen Präsidenten, an die Spitze des Staats. Schon am 25. Mai brach indessen eine förmliche Revolution gegen die sogenannte Dynastie Monagas aus, und am 7. Juni erklärte sich Cumana für unabhängig von V. und für eine Föderativregierung, dem sich nun die Provinzen Coro, Maracaibo und Margarita anschlossen. Es gelang jedoch den energischen Maßregeln Monagas', mit Hülfe der Liberalen den Aufstand der Oligarchen zu unterdrücken. Eine neue Empörung, die im Juli 1854 zu Paëz' Gunsten ausbrach, ward, da Paëz in seinem Asyl in Nordamerika blieb, bald unterdrückt. Zur Präsidentschaft ward Tadeo Monagas gewählt, der am 30. Jan. 1855 sein Amt antrat, aber dem zerrütteten Staat nur noch neue Schulden aufbürdete durch Rüstungen gegen Neugranada, welches an die Herstellung der Republik Columbia dachte. Später neigte er sich selbst zu diesem Plane, wobei er eine Vergrößerung seiner Macht verlangte. Ein mit der nordamerikanischen Union abgeschlossener Handels- und Schifffahrtsvertrag wurde vom Kongreß von 1857 genehmigt. Zu Anfang März 1858 erhob der General Juliano Castro in Valencia die Fahne des Aufstandes, der sich schnell über Puerto Cabello, Cumana und Barquisimeto verbreitete. Schon am 12. März bedrohte Castro Caracas, doch kam es zu keinem Blutvergießen, da der Präsident Monagas sich zur Abdankung bequemte. Castro zog darauf am 18. März in Caracas ein und errichtete eine provisorische Regierung, an deren Spitze er selbst trat. Der Schutz, den der französische Generalkonsul Levraud dem gestürzten Präsidenten Monagas angedeihen ließ, veranlaßte die Regierung von V., jenem seine Päße zuzuschicken, wofür aber Frankreich im Januar 1860 die geforderte Genugthuung erhielt. Auf den 5. Juli 1858 wurde ein Nationalkonvent nach Valencia berufen, um dem Lande eine neue Konstitution zu geben. Derselbe blieb 6 Monate hindurch in Thätigkeit. Die am 31. December 1858 votirte und am 29. Jan. 1859 verkündigte neue Konstitution neigte sich der Centralisation in der Exekutivgewalt zu und erregte daher die Unzufriedenheit der ziemlich zahlreichen Anhänger des Föderativsystems. Die Anhänger Monagas' verhehlten ihre feindseligen Absichten nicht, die Liberalen äußerten ihre Unzufriedenheit laut, u. selbst unter den Oligarchen herrschte keine Einigkeit. Dieser Zwiespalt trat schon bei der Organisation der neuen Exekutivgewalt hervor, indem der General Castro zum Präsidenten, Manuel Felipe Tovar zum Vicepräsidenten ernannt und beiden als Designado noch Pedro Gual beigegeben ward. Am 3. Februar 1859 wurde der Nationalkonvent geschlossen, nachdem noch Caracas als Regierungssitz anerkannt worden. Bald brachen neue Unruhen aus. Auflehnungen der mächtigen Partei Monagas' und die Gegensätze zwischen den in der Exekutive vertretenen Parteien fachten den Bürgerkrieg wieder an. Im August ward General Castro gestürzt und Gual zum provisorischen Präsidenten erhoben. Da die Liberalen, denen sich Castro zuletzt wieder zugewendet hatte, bald allenthalben den Kürzeren zogen, so konnte Anfangs April 1860 der bis dahin durch den Krieg verhinderte Zusammentritt des Kongresses erfolgen. Tovar wurde zum Präsidenten, Gual zum Vicepräsidenten gewählt und ihnen der General Leon de Febres Cordero als Designado beigesellt, welche neue Regierung am 19. April in Funktion trat. Aber schon im August veranlaßten die Föderalisten neue Unruhen, und da Tovar von seiner eigenen Partei aufgegeben ward, so richteten sich bei der allgemeinen Verwirrung die Blicke des Landes auf Paëz, welcher im März 1861 zurückkehrte und zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen ernannt ward. Präsident Tovar legte am 8. Mai sein Amt nieder, worauf Gual seine Stelle einnahm. Da aber dessen Ministerium sich Gewaltthätigkeiten aller Art erlaubte und der Bürgerkrieg fortdauerte, so proklamirte am 28. August 1861 der Oberst Echezuria die Diktatur des Generals Paëz, welcher am 7. Sept. in Caracas eintraf und die Regierung übernahm, deren Seele der zum Generalsekretär u. 1862 zum Substituten des Diktators ernannte Pedro Rojas war. Da die Föderalisten auch jetzt noch bei ihrem Widerstand gegen die neue Regierung beharrten, so dauerte der Bürgerkrieg fort. Paëz stellte zwar in einer durch ein organisches Dekret verliehenen neuen Konstitution den Bewohnern von V. alle möglichen Freiheiten in Aussicht, setzte sich selbst aber bis zur definitiven Neugestaltung der Republik zum Depositar der obersten Gewalt ein und betraute mit den ministeriellen Funktionen zwei Generalsekretäre. Durch Gewaltthätigkeiten aller Art behauptete er sich in Caracas, während andere Provinzen, namentlich Barquisimeto und Carabobo mit Ausnahme der größeren Städte in den Händen der Aufständischen waren. Am 23. März 1863 kam endlich zu Cocha bei Caracas zwischen den Föderalisten und der Regierungspartei ein Friedensvertrag zu Stande, wonach aus jeder Provinz 4 (von jeder Partei 2) Repräsentanten zur Wahl eines neuen Präsidenten einberufen werden sollten. Nachdem Paëz in Folge dieser Konvention zurückgetreten, versammelten sich diese Repräsentanten am 17. Juni 1863 zu Vittoria und erwählten den General Falcon, das Haupt der Föderalisten, zum provisorischen Präsidenten, den General Blanco aber zum Vicepräsidenten. Ersterer zog am 24. Juli in Caracas ein und berief zur Einsetzung einer legalen Regierung auf den 10. December eine konstituirende Versammlung. Zwar errichtete General Cordero zu Puerto Cabello eine Gegenregierung, doch mußten seine Anhänger am 4. Oktober nach hartnäckiger Gegenwehr die von ihnen besetzt gehaltene Hafenstadt räumen, worauf sie sich meist der Regierung unterwarfen. Zu Anfang 1864 erklärte sich der Staat la Guyana wegen verschiedener Maßregeln der Regierung zu Caracas bis zur Ausgleichung der dadurch hervorgerufenen Differenzen für unabhängig, trat aber in einem am 24. Oktober zu Puerto Cabello abgeschlossenen Friedensvertrag der Konföderation wieder bei. Auf dem in Caracas am 11. März 1865 zusammengetretenen Kongreß stimmten von

Digitized by Google

20 Staaten 19 für die Wiederwahl des Generals Falcon zum Präsidenten. Eine Anfang Juni zu Maracaibo ausgebrochene Revolte ward unterdrückt und die Parteikämpfe schienen vorläufig ihr Ende gefunden zu haben. Vergl. Wappäus, Die Republiken von Südamerika, Abtheilung 1, Göttingen 1843; Glöckner, V. und die deutsche Auswanderung dorthin, Schwerin 1850; Frisch, Die Staaten von Mexiko, Mittel- u. Südamerika, Tüb. 1853.

Venia aetatis (lat.), im römischen Recht ein Akt der gesetzgebenden Gewalt, wodurch einem Minderjährigen die Rechte des Volljährigen, also namentlich das Recht der selbstständigen Verwaltung seines Vermögens, verliehen werden.

Veni sancte spiritus (lat.), zwei alte mit diesen Worten anfangende Kirchengesänge, beide aus dem 10. Jahrhundert; der eine wird dem König Robert von Frankreich zugeschrieben. Die protestantische Kirche besitzt den einen in der Uebersetzung: Komm heiliger Geist ꝛc.

Veni, vidi, vici (lat.), ich kam, sah u. siegte, Ausspruch Julius Cäsars (s. d.).

Venloo (Venlo), befestigte Stadt in der niederländischen Provinz Limburg, Bezirk Roermond, auf dem rechten Ufer der Maas, Knotenpunkt der Eisenbahnen von Krefeld, Mastricht und Breda, ist eng und unregelmäßig gebaut, hat eine große katholische Kirche, ein schönes Rathhaus, zwei Arsenale, eine Industrie- und Zeichenschule, Fabrikation von Nähnadeln und Cigarren, Handel, besonders mit Schweinen, Schifffahrt und 7402 Einwohner. Auf dem rechten Ufer der Maas liegt noch das Fort Ginkel, der Stadt gegenüber die befestigte Insel Waert und auf dem linken Ufer das Fort St. Michel. Bei V. endigte die Fossa eugeniana. V. war zu Anfang des Mittelalters ein Flecken, den Renald II., Herzog von Geldern, 1343 vergrößerte und mit städtischen Privilegien beschenkte. Bei der Belagerung durch Karl V. 1543 erhielt die Stadt sehr günstige Bedingungen (Akkord von V.). Im Jahre 1568 ward es von den Niederländern erobert, denen es der Herzog von Parma aber bald wieder abnahm. Prinz Heinrich von Oranien eroberte es 1632, verlor es aber bald wieder an den Kardinal-Infanten, worauf es bis zum westphälischen Frieden in der Gewalt der Spanier blieb. Laut dieses Friedens sollte es gegen ein Aequivalent ausgetauscht werden, was aber nicht geschah. Im Jahre 1702 wurde V. von den Alliirten erobert und verblieb im Frieden von Baden dem Hause Oesterreich; 1715 aber kam es durch den Barrièretraktat an die Niederlande. Nachdem am 26. Okt. 1794 die Franzosen V. nach hartnäckiger Vertheidigung erobert hatten, wurde es 1801 mit Frankreich vereinigt, kam aber durch den pariser Frieden 1814 an die Niederlande zurück. Im Jahre 1830 fiel es an Belgien, aber beim Frieden von 1839 wieder an die Niederlande.

Venosa, Stadt in der italienischen Provinz Potenza (ehemaligen neapolitanischen Provinz Basilicata), an einem Nebenfluß des Ofanto, südöstlich von Melfi, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, 6 andere Kirchen und 6000 Einwohner. V. ist das alte Venusium oder Venusia, der Geburtsort des Horaz.

Ventor (lat.), der Bauch, Unterleib.

Ventil (v. Lat., franz. soupape valve, engl. valve), mechanische Vorrichtung zum Verschließen und Oeffnen von Durchgängen, um Flüssigkeiten, Dämpfe und Gase beliebig einzuschließen oder fortzuleiten, unterscheidet sich vom Hahn dadurch, daß es sich meist durch den Druck des bewegten Mediums öffnet und schließt, sobald die Maschine, zu der das V. gehört, in Bewegung gesetzt wird. Bei jedem V. unterscheidet man den Ventildeckel, d. h. denjenigen Theil, welcher den Verschluß bewirkt, und den Ventilsitz, in welchen der Deckel beim Verschluß genau paßt und von welchem er sich beim Oeffnen abhebt. Man hat verschiedene Arten V.e, namentlich Klappen-, Muschel-, Kugel-, Kegel-, Becher- und Schiebventile, je nach der Gestalt des Ventildeckels. Ueber die specielle Einrichtung dieser V.e s. Dampfmaschine, Pumpen, Luftpumpe.

Ventilation (v. Lat.), Lufterneuerung in Räumen, welche von den natürlichen Strömungen der atmosphärischen Luft ausgeschlossen sind. Die größte Wichtigkeit besitzt die V. für die Wohnzimmer, für welche sie die Aufgabe zu erfüllen hat, die durch das Athmen und durch die Hautausdünstungen verdorbene Luft durch reine zu ersetzen. Man beurtheilt die Güte der Zimmerluft nach ihrem Gehalt an Kohlensäure, da diese am leichtesten zu bestimmen ist und die Stoffe, welche den üblen Geruch durch Athmen verdorbener Luft verursachen, in gleichem Verhältnisse mit der Kohlensäure zunehmen. Die freie Luft enthält in 10,000 Theilen etwa 4—5 Th. Kohlensäure, Pettenkofer fand in der Luft eines Schulzimmers mehr als 7 pro mille, und aus allen Untersuchungen geht hervor, daß eine Luft unbehaglich und für den beständigen Aufenthalt untauglich erklärt werden muß, welche in Folge der Respiration und Perspiration der Menschen mehr als 1 pro mille Kohlensäure enthält. Als man in französischen Spitälern so lange und so stark frische Luft in die Krankenzimmer trieb, bis sich kein Geruch mehr zeigte, ergab sich, daß hierzu mindestens 60 Kubikmeter per Stunde und Person nothwendig waren. Nach Pettenkofer muß die Quantität der durch die V. zuzuführenden Luft die Quantität der Luft, welche in der gleichen Zeit ausgeathmet wird, wenigstens in dem Verhältniß übertreffen, in welchem der Kohlensäuregehalt der ausgeathmeten Luft größer ist als die Differenz zwischen dem Kohlensäuregehalt der freien Luft und einer Luft, in welcher der Mensch erfahrungsgemäß auf längere Zeit sich behaglich und wohl befindet. Der Kohlensäuregehalt der ausgeathmeten Luft beträgt 40, der der freien Luft 0,5 und der einer noch guten Zimmerluft nicht über 0,7 pro mille. Hiernach ergibt sich $\frac{40}{0,2} = 200$, d. h. wir müssen in einen Raum, in welchem Menschen athmen, das Zweihundertfache der ausgeathmeten Luft an frischer Luft einführen, wenn die Luft im Raum stets gut bleiben soll. Da nun ein Mensch stündlich 300 Liter Luft ausathmet, so müssen in dieser Zeit pro Kopf 60,000 Liter oder 60 Kubikmeter frischer Luft zugeführt werden. Eine nicht unbedeutende V. findet ohne unser Zuthun durch Spalten und Oeffnungen

Digitized by Google

der Zimmer Statt, aber selbst bei Anwendung aller Mittel, um Fenster und Thüren luftdicht zu verschließen, strömt Luft durch die Mauern ab und zu, wenn letztere nur nicht durch Regen vollständig durchnäßt sind. Kranke Personen mit reizbaren Nerven empfinden den Zug, welcher von der Mauer ausgeht. Wenig Werth ist bei der V. auf die Diffusion der Gase zu legen, desto mehr auf die Temperaturdifferenzen. Darum wirkt das Oeffnen der Fenster im Winter so sehr viel mehr als im Sommer, und unsere Armen empfinden die Wirkung schlechter Luft im Winter um so mehr, je weniger sie heizen können. Die Bedeutung der vom Zimmer aus zu heizenden Oefen wird in der Regel überschätzt. In einem Zimmer, in welchem die freiwillige V. bei abgesperrtem Kamin 54 Kubikmeter per Stunde betrug, erhob sich der natürliche Luftwechsel, als ein lebhaftes Feuer im Ofen brannte, aber unter sonst gleichen Umständen auf 94 Kubikmeter. Diese Zunahme von 40 Kubikmetern hat für einen einzelnen Menschen noch eine wesentliche Bedeutung, aber für eine größere Anzahl Menschen, die in demselben Raum athmen, sinkt sie zur Bedeutungslosigkeit herab. Größere Oefen gaben unter den günstigsten Verhältnissen 90 Kubikmeter per Stunde. Man muß den Werth der Oefen für die V. um so geringer anschlagen, als sie in der Zeit, wo die natürliche V. in Folge der mangelnden Temperaturdifferenz gerade am geringsten ist, gar nicht funktioniren. Wo künstliche V. angewendet werden muß, ergibt sich aus dem Vorhergehenden von selbst. Nur ist zu beachten, daß schlechte Luft in den Wohnungen nicht direkt krank macht oder, besser ausgedrückt, nicht sogleich specifische Krankheiten erzeugt, wie z. B. die Gifte, sondern daß sie die Widerstandsfähigkeit gegen jede Art von krankmachenden Agentien herabstimmt und schwächt. Man kann deshalb auch ohne wesentlichen Nachtheil auf kurze Zeit eine verdorbene Luft einathmen, und muß nur darauf achten, daß die Luft, in welcher man sich längere Zeit aufhält, rein bleibe. Eine sehr kräftige V. läßt sich durch eine hohe Esse erzielen. Kanäle führen die Luft aus den Zimmern und Sälen in die Esse, für Zuführung frischer Luft braucht man nicht zu sorgen, da diese von selbst durch Spalten und durch das Mauerwerk einströmt. Diese Methode eignet sich recht gut für Theater, Koncertsäle ꝛc., ist aber in ihrer Wirkung sehr wechselnd, da sie von der Temperaturdifferenz abhängt, und hat außerdem den Nachtheil, daß die einströmende Luft nicht von einem bestimmten passenden Ort herbeigeführt werden und mithin auch aus Lokalitäten mit übelriechender Luft zuströmen kann. Letzteres gilt für alle Saugsysteme, denn wenn man auch Zuführungskanäle anlegt, so wird doch der größere Theil der Luft durch zufällige Oeffnungen eindringen. Am vorzüglichsten ist daher die Methode, nach welcher frische reine Luft durch eine Maschine, deren Gang beliebig geregelt werden kann, in die Zimmer gedrückt wird. Die unreine Luft entweicht hierbei in demselben Maße, ohne daß man für besondere Abführungskanäle zu sorgen brauchte. Sehr trefflich wirkt der in dieser Weise eingerichtete van hecke'sche Apparat mit Flügelventilator. Die zugeführte Luft kann beliebig erwärmt und durch Wasserbassins in den Kanälen auch feucht erhalten werden. Vergl. Pettenkofer, Ueber den Luftwechsel in Wohngebäuden, München 1858; Volpert, Der V. und Luftheizung, Braunschweig 1860; Schinz, Die Heizung und V. in Fabrikgebäuden und die Einrichtung von Trocknungsapparaten, Stuttg. 1861; Winiwarter, Ueber Lufterneuerung in geschlossenen Räumen, Wien 1861; Degen, Der Bau der Krankenhäuser mit besonderer Berücksichtigung der V. und Heizung, München 1862.

Ventilator (lat.), s. Hüttenkunde.

Ventilhahn, stetig wirkendes Mittel zur Entfernung der Luft aus dem Pumpenraum, besteht im Wesentlichen aus einem doppelsitzigen Kugelventil mit nur 3—4 Millimeter Hub oder Spielraum, welches auf dem aufrecht gebogenen Schenkel eines Knierohrs sitzt, während der horizontale, mit einem Hahn versehene Schenkel an den Pumpenkörper angeschraubt wird. Bei seinem Eintauchen treibt der Pumpenkolben die im Pumpenkörper befindliche Luft in den Apparat, dieselbe hebt die Kugel des Ventils und drückt sie gegen ihren oberen Sitz, läßt sie aber sofort wieder fallen, wenn der Kolben zurückgeht. Beim darauf folgenden Kolbenniedergang hebt sich die Kugel von Neuem und gelangt sodann in eine schwingende Bewegung, welche so lange anhält, bis sich das Knierohr mit Wasser anfüllt, welches nun die Kugel während des ganzen Kolbenspiels gegen ihren oberen Sitz andrückt.

Ventimiglia, Stadt und Festung in der italienischen Provinz Porto Maurizio, in der Riviera di Ponente, an der Mündung der Roja in das mittelländische Meer und an der Eisenbahn von Genua nach Nizza, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, 7 andere Kirchen und 6800 Einw.

Ventôse (franz.), Windmonat, der 5. Monat im ehemaligen französischen Revolutionskalender, vom 22. Januar bis 21. Februar.

Ventriculus (lat.), der Magen.

Venturini, Karl Heinrich Georg, deutscher Philosoph und Geschichtschreiber, geboren den 30. Jan. 1768 zu Braunschweig, lebte nach einander zu Helmstädt, Altona, Kopenhagen, Braunschweig, ward 1807 Pastor in Hordorf bei Helmstädt und † den 25. Mai 1849 zu Scheppenstädt. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Natürliche Geschichte des großen Propheten zu Nazareth" (Altona 1806, 2 Bde.) und die Fortsetzung der von Breder begonnenen „Chronik des 19. Jahrhunderts" (Altona, dann Leipzig 1805—37, 33 Bde.).

Ventus (lat.), der Wind.

Venus (bei den Griechen Aphrodite), in der griechischen und römischen Mythe die Göttin der Schönheit und der Liebe, entstand nach der griechischen Mythe aus dem Schaum des Meeres, der sich um die abgeschnittenen Genitalien des Uranus (s. d.) bildete (daher Anadyomene), nach Andern war sie die Tochter des Zeus und der Dione. Milde Zephyre trugen die Schaumgeborne nach Cythere und dann nach der Insel Cyprus. Als sie ans Ufer trat, sproßten Kräuter unter ihren Fußtritten, Eros und Himeros gesellten sich zu ihr und geleiteten sie zu den Un-

Digitized by Google

sterblichen empor. Nach kosmologischer Deutung ist sie die personificirte Zeugungskraft der Natur und Gebieterin der aus dem Meere hervorgegangenen Natur, weshalb sie auch neben Poseidon als Beherrscherin des Meeres erscheint und als solche an der ganzen kleinasiatischen Küste und auf den Inseln Tempeln hatte. Diese Vorstellung von ihr ist orientalischen Ursprungs und ihr Dienst ursprünglich mit dem der syrischen Astarte identisch. In der griechischen Volksreligion ward sie dann Göttin der Schönheit und der Liebe, der Hochzeiten und Ehen, und die neuere attische Kunst vergöttert in ihr sogar bloß die individuelle Erscheinung der reizendsten Weiblichkeit. Ihre Begleiterinnen und Dienerinnen sind die Horen, Grazien und die Peitho. Neben ihrem häßlichen Gemahl Vulcanus (Hephästos) hatte sie mehre Geliebte, vorzüglich den Mars (Ares), auch Sterbliche, wie den Anchises, dem sie den Aeneas gebar, und den Adonis. Uebrigens wird eine doppelte Aphrodite erwähnt, die Aphrodite Urania, die himmlische, bald wegen ihres Ursprungs von Uranus, bald als Göttin der reinen und himmlischen Liebe, und die Aphrodite Pandemos (bei den Römern Vulvivaga oder Vulgaris), als Göttin der gemeinsinnlichen Liebe. Hauptorte ihrer Verehrung waren Phönicien und Syrien, Cyprus und hier vorzüglich Paphos und Amathus (daher ihre Beinamen Paphia und Amathusia), Cnidus, Abydos, Cos, Cythere (daher Kythereia), Thespiä, Athen, Megara, Korinth, Sparta ꝛc. Von ihren Attributen ist vorzüglich ihr Gürtel zu erwähnen, in welchem Liebe, Sehnsucht und sanfter Zauber verborgen lagen. Heilig waren ihr der Bock, der Sperling, das Rebhuhn, die Taube, die Schwalbe, die Gans und der Schwan, der Delphin, die Schildkröte, die Purpurschnecke, die Myrte, die Linde, die Rose, die Anemone, der Apfel, die Gemüse. Unter den Monaten war ihr der April geweiht, unter den Wochentagen der Freitag. Man feierte ihr die Adonien, die Aphrodisien und die nächtlichen Pervigilien. Die Kunst stellte sie in den natürlichen Formen des Geschlechts dar. Das Gesicht erscheint in späterer Zeit zart und länglich, das Schmachtende der Augen und das Lächelnde des Mundes vereint sich zu dem allgemeinen Ausdruck von Anmuth und Wonne. Die Haare sind zierlich geordnet, bei den älteren Darstellungen gewöhnlich durch ein Diadem zusammengehalten, bei den nackten Venusbildern der jüngeren Zeit aber zum Krobylos zusammengeknüpft. Namentlich waren die Venusstatuen des Praxiteles in Marmor berühmt, und unter diesen zeichnete sich ganz besonders die nackte knidische aus parischem Marmor aus, aus welcher die noch erhaltene mediceische V. des Cleomenes aus Athen hervorgegangen ist. Berühmt ist auch die V. Kallipygos (s. Kallipygos).

Venus, der zweite Planet unseres Sonnensystems, der glänzendste und hellste aller Sterne, der zuweilen selbst am hellen Tage mit bloßen Augen sichtbar ist und schon im Alterthum als Hesperus (Abendstern) und Phosphorus (Lucifer, Morgenstern) ein allbekannter Stern war, obwohl die Identität der beiden Sterne erst später, wie man sagt, zuerst von Pythagoras, erkannt ward. Das Zeichen der V. (♀) ist das Zeichen eines runden Spiegels mit kreuzförmiger Handhabe. V. und Merkur sind diejenigen beiden Planeten, welche sich innerhalb der Erdbahn um die Sonne bewegen; sie müssen daher für uns dieselben Phasen, von der schmalsten Sichel bis zur vollen Scheibe, darbieten wie der Mond, doch sind dieselben mit bloßen Augen nicht zu unterscheiden. Wenn V. nach Sonnenuntergang am westlichen Himmel ganz nahe an der östlichen Seite der Sonne steht, wo ihr Durchmesser völlig beleuchtet, aber auch wegen ihrer größten Erdferne am kleinsten erscheint, so entfernt sie sich in rechtläufiger oder direkter Bewegung täglich mehr von der Sonne und kehrt, wenn sie einen Abstand von nahe 48° von derselben erreicht hat, wieder zu ihr zurück. Wenn sie bei diesem Gange zur Sonne derselben gegen 29° nahe gekommen ist, steht sie einige Tage unter den Sternen ill (wird stationär) und nimmt dann eine retrograde (nach Westen gerichtete) Bewegung an (wird rückläufig), wobei sie sich der Sonne immer mehr nähert, bis sie zur Zeit der untern Konjunktion des Abends sich in den Sonnenstrahlen ganz verliert. Nachdem sie einige Zeit unsichtbar geblieben, sieht man sie wieder des Morgens vor Aufgang der Sonne, aber auf der westlichen Seite derselben. Allmählig entfernt sie sich nunmehr von der Sonne, wobei ihre östliche Beleuchtung wächst, während der Durchmesser abnimmt, immer langsamer nach Westen und wird etwa 29° westlich von der Sonne wiederum stationär. Indem sie gleich darauf wieder rechtläufig wird, entfernt sie sich noch bis zu höchstens 48° westwärts von der Sonne und kommt ihr dann wieder so lange näher, bis sie sich zur Zeit der obern Konjunktion wieder in den Sonnenstrahlen verliert. Nachdem sie etwa 14 Tage unsichtbar gewesen ist, durchläuft sie von Neuem den eben beschriebenen Cyklus von Erscheinungen. Die Dauer dieser ganzen Periode beträgt im Mittel 1 Jahr und 218 Tage. Die Lichtstärke, in welcher der Planet während derselben erscheint, ist sehr verschieden. So lange die Abnahme der Entfernung (oder das Wachsen des scheinbaren Durchmessers) die Abnahme der Breite des erleuchteten Theiles überwiegt, muß der Lichtglanz zunehmen und erst von da an sich wieder vermindern, wo die letztere Abnahme im Verhältniß zur ersteren zu bedeutend wird. Die mittlere Entfernung der V. von der Sonne beträgt 0,7233331 Theile der Entfernung der Erde von der Sonne oder nahe 15 Millionen geographische Meilen; ihre kleinste Entfernung 0,718400, ihre größte 0,728263 des Abstandes der Erde vom Sonnenmittelpunkte. Die Excentricität ihrer Bahn beträgt nur 0,006861 Theile der halben großen Axe und ist die geringste aller Planeten. Die siderische Umlaufszeit beträgt (heliocentrisch) 224 Tage 16 Stunden 49 Minuten 7 Sekunden oder etwas mehr als 7 unserer Erdmonate, woraus folgt, daß V. in jeder Sekunde durchschnittlich 4,84 Meilen ihrer Bahn zurücklegt. Kein Planet kommt der Erde so nahe als V., sie nähert sich derselben bis auf 5¼ Mill. Meilen, entfernt sich dagegen auch bis auf 36 Mill., also bis auf das Siebenfache der kleinsten Distanz. Diese bedeutenden Differenzen veranlassen eine große

Digitized by Google

Veränderlichkeit ihres scheinbaren Durchmessers, der von 9,3″ bis 64″ anwachsen kann und einen mittleren Werth von 17,1″ hat. Der wirkliche Durchmesser beträgt nach Hansens Messungen 0,985 des Erddurchmessers oder 1694 (nach Mädler 1717) geographische Meilen, die Oberfläche 0,970 von der der Erde oder 9,003,000 QMeilen, der Kubikinhalt 0,957 von dem der Erde oder 2,552,707,000 Kubikmeilen. Eine Abplattung ist bei der V. so wenig bemerklich wie bei Merkur. Die Masse der V. beträgt nur $\frac{1}{401839}$ der Sonnenmasse oder 0,957 der Erdmasse; die Dichtigkeit derselben ist 0,940 der Dichtigkeit der Erdmasse oder 5,11 der Dichtigkeit des reinen Wassers. Die angegebenen Größenverhältnisse der V. würden nur geringe Verschiedenheiten in den Verhältnissen der Schwere, der Pendellänge, der Fallhöhe in der ersten Sekunde ꝛc. im Vergleich zu denen der Erde bedingen. Die Rotationszeit der V. beträgt nach den von de Vico 1840 bis 1842 angestellten sorgfältigen Beobachtungen 23 Stunden 21 Minuten 21,93 Sekunden (nach Schröter 23 St. 21 Min. 19 Sek.). Zur Bestimmung der Rotationszeit benutzte man einige matte Flecken der Venusscheibe, namentlich aber eine regelmäßig wiederkehrende Abstumpfung des südlichen Horns, da es von jenen Flecken nicht ausgemacht ist, ob sie der Venusoberfläche selbst oder nur der den Planeten etwa umhüllenden Atmosphäre angehören. Das Vorhandensein einer Atmosphäre ist übrigens wahrscheinlich, da sich das von den Rändern der Scheibe ausgehende Licht schwächer zeigt als das von der Mitte derselben ausgesandte, außerdem die Lichtgrenze der Sichel nicht scharf begrenzt, sondern nach der dunkeln Seite zu verwaschen und überdies die Sichel schmäler erscheint, als sie nach der Rechnung sein dürfte, alles Erscheinungen, die durch eine die Lichtstrahlen ablenkende Atmosphäre leicht zu erklären sind. Bis jetzt noch unerklärt ist ein mattes, von der dunkeln Seite der V. ausgestrahltes Licht, wie man ein solches beim Monde einige Zeit vor und nach dem Neumonde wahrnimmt. Die mittlere Geschwindigkeit der Bewegung der V. in ihrer Bahn beträgt 4,9 Meilen oder 111,800 pariser Fuß in der Sekunde. Da nun V. keinen Mond hat, der diese Beleuchtung bewirken könnte, und ebenso wenig wahrscheinlich ist, daß sie vom Lichte Merkurs oder der Erde herrühren sollte, so dürfte dieselbe als eine der V. eigenthümliche phosphorische Lichtentwickelung auf der Oberfläche des Planeten zu erklären sein. Wenn Schröter durch Beobachtung der Flecken am Rande der V. Berge von nicht weniger als 6 Meilen Höhe und Gebirge von 200 Meilen Länge auf diesem Planeten entdeckt haben will, so bedarf dies noch sehr der Bestätigung. Wie beim Merkur, so findet auch bei der V., wenn ihre untere Konjunktion in der Nähe der Knoten ihrer Bahn eintritt, ein Durchgang vor der Sonne Statt, und man sieht dann den Planeten auch wohl mit bloßem Auge als rundes schwarzes Pünktchen auf dem hellen Grunde der Sonnenscheibe von Osten nach Westen vorüberziehen; im Fernrohr zeigt er sich rund, scharf begrenzt und völlig schwarz mit einem scheinbaren Durchmesser von nahe 60″. Diese für die Bestimmung der Sonnenparallaxe wichtige Erscheinung kommt in jedem Jahrtausend 16mal vor und ist folglich 8mal seltener als die Durchgänge des Merkur.

Venus, bei den Alchemisten das Kupfer, weil dieses den Namen von der der Venus heiligen Insel Cypern bekommen hatte.

Venusberg, s. Tannhäuser.

Venushaar, Pflanzengattungen: s. v. a. Asplenium trichomanes *L.*; s. v. a. Chrysosplenium alternifolium und oppositifolium *L.*

Venuskamm, Pflanzengattung, s. v. a. Scandix Pecten Veneris *L.*

Venusschuh, Pflanzengattung, s. v. a. Cypripedium Calceolus *L.*

Venusseuche, s. v. a. Syphilis.

Venustianer, s. v. a. Paternianer.

Ver (lat.), Frühling, personificirt mit einem Blumenkranze, im Gefolge des Phöbus, auch als Flora gebildet.

Vera, Stadt in der spanischen Provinz Almeria (Andalusien), unweit der Mündung des Almanzora in das mittelländische Meer, hat einen kleinen Hafen, Salpetersiederei, Fischerei und 6017 Einw. Nahe dabei liegt die Stadt Cuevas de Vera, mit reichen Silberbergwerken und 7400 Einw.

Veracruz, eins der östlichen Küstendepartements von Mexiko, grenzt östlich an den mexikanischen Meerbusen und Tabasco, südlich und südwestlich an Oaxaca, westlich an Puebla, Mexiko und Guerrero, nordwestlich an San Luis Potosi, nördlich an Tamaulipas und hat einen Flächenraum von 1216 QMeilen mit 349,125 Einw. Das ganze Departement bildet einen schmalen Küstenstrich; unmittelbar an der Küste selbst zieht sich eine brennend heiße Sandsteppe hin, wenige Meilen landeinwärts folgt der steile Abfall des Anahuac, noch weiter westlich das Plateau des Anahuac, dessen Spitzen hoch in die Schneeregion hinaufragen und im Citlaltepetl oder Pik von Orizaba eine Höhe von 16,300 Fuß, im Cofre de Perote von 12,585 F. erreichen. Die Berge sind meist erloschene Vulkane, einige aber noch thätig, wie der Tuxtla. Die Küste ist durch Beschwerlichkeit und Unsicherheit der Zugänge und Ankerplätze, wie durch zahlreiche Sandbänke berüchtigt und hat keine guten Häfen, denn auch der der Hauptstadt ist schlecht und gefährlich. Von strömenden Gewässern hat das Land nur zahlreiche kleine Küstenflüsse, von denen einige auf kurze Strecken für kleinere Seeschiffe fahrbar sind, aber meist durch Sandbänke versperrte Mündungen haben; andere verschwinden spurlos in tiefen Abgründen. Auch finden sich zahlreiche Landseen (Lagunas), welche sämmtlich sehr fischreich sind und zum Theil durch ihre Verbindung mit schiffbaren Flußgebieten von Vortheil für die Kommunikation des Landes sind. Ferner gibt es mehre ausgezeichnete kalte und warme Mineralquellen. Bei der großen Verschiedenheit der Höhenverhältnisse des Landes umfaßt V. alle Klimate, von der glühend heißen Sandsteppe bis zum ewigen Schnee. In der heißen, feuchten Küstenregion herrschen fast fortwährend Fieber, vorzüglich das berüchtigte schwarze Erbrechen (vomito prieto); die höheren Gegenden gelten dagegen im Allgemeinen für gesund. Ebenso ver-

Digitized by Google

schieden sind die Vegetation und die natürlichen Erzeugnisse des Landes, das alle Produkte Mexiko's aufzuweisen hat. Die wichtigsten Produkte der Küstenregion sind Kakao, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak und Vanille. Die Bevölkerung besteht aus den in Mexiko gewöhnlichen Elementen, vorherrschend aber aus Indianern und Mestizen; in der Küstenregion sind auch Neger, Mulatten und Zambos sehr häufig. Die Indianer gehören meist Aztekenstämmen an; im Norden gibt es außerdem Totonaken, im Süden aber Chontales. Haupterwerbszweige sind Acker- und Plantagenbau (besonders Baumwolle, Zuckerrohr, Kakao, Tabak, Vanille, Sassaparille, Reis, Mais und andere Getreidearten), Viehzucht (namentlich Pferde-, weniger Rindvieh- und Mauleselzucht), Jagd und Fischerei. Bergbau wird noch nicht hinreichend betrieben. Die Industrie ist noch von keiner wesentlichen Bedeutung; sie umfaßt vorzugsweise Fabrikation von groben baumwollenen Stoffen, Leder, Zucker, Rum, Cider, Essig, Seife, Korb- und Strohflechtereien, Wachsbleicherei und etwas Metallgießerei. Von um so größerer Wichtigkeit ist dagegen der Handel; derselbe ist theils überseeischer (namentlich über den Haupthafen Veracruz und außerdem über Tampico), theils Binnenhandel nach den landeinwärts gelegenen Departements. Sehr erschwert wird derselbe zur Zeit noch durch den Mangel an Kommunikationsmitteln; die Landstraßen sind sehr schlecht, die einzige Kunststraße des Departements führt von V. nach Mexiko und eine Eisenbahn nur erst eine Strecke von V. nach Mexiko zu. Das Departement zerfällt in die 3 Distrikte V., Jalapa und Orizaba. Die gleichnamige Hauptstadt (Villa nueva de la V., früher V. la rica, d. i. das reiche; seit der Revolution V. eroica, d. i. das heldenmüthige V., genannt) ist der Haupthafen und Haupthandelsplatz des Departements und einer der wichtigsten von ganz Mexiko. Sie liegt am mexikanischen Meerbusen in einer ungesunden dürren Ebene, von hohen Flugsandhügeln (meganos de arena) umgeben und wurde 1580 durch den Vicekönig Grafen Monterey auf der Stelle gegründet, wo Ferdinand Cortez am 21. April 1519 zuerst landete. Wenn von Einigen die Behauptung aufgestellt wird, daß die ursprüngliche Stadt mehre Meilen weit von der jetzigen entfernt gelegen habe, so ist das ein Irrthum, da der Kirchhof der letztern noch theilweise die Ruinen von Alt-V. (Villa antigua de la V.) umfaßt. Die Stadt bildet ein langes unregelmäßiges Viereck, ist mit Mauern, Bollwerken und Forts umgeben, hat keine ausgezeichneten Gebäude, aber regelmäßige, breite, sich rechtwinkelig schneidende Straßen mit meist niedrigen Häusern und mehre schöne öffentliche Plätze, 7 Kirchen, mehre Klöster und Hospitäler, ein Augustinerkollegium, einige andere Schulen, ein geräumiges Zollhaus, ein Amphitheater für Stier- und Hahnengefechte, ein kleines Schauspielhaus und 8228 Einwohner (Anfang dieses Jahrhunderts über 16,000), großentheils Mulatten, Zambos und Mestizen, auch viele Europäer, namentlich Engländer, Franzosen, Deutsche und Spanier, in deren Händen vorzugsweise der Handel ist. Der Hafen wird durch 2 Redouten vertheidigt, ist aber nur eine offene unsichere Rhede, die etwa 30 Schiffe faßt. Dennoch ist V. schon seit Jahrhunderten der Hauptplatz und Mittelpunkt des mexikanischen Seehandels, sank aber durch die Unruhen und Kämpfe während der Revolution, wo es viel zu leiden hatte, so daß jetzt die Geschäfte kaum noch den vierten Theil ihrer frühern Bedeutung haben. Im Jahre 1860 betrug der Werth der Einfuhr 13,198,400 Piaster, der der Ausfuhr 6,883,600 Piaster. Dem Hafen gegenüber liegt auf der Insel Ullao das die Stadt beherrschende Fort San Juan de Ullao, ein stark bastionirtes unregelmäßiges Viereck mit 3 Ravelins, welches die Citadelle der Stadt bildet. In demselben hielt sich nach dem Siege der mexikanischen Revolution der letzte Rest der altspanischen Macht unter Rodil noch bis zum 19. Nov. 1825. Es galt stets für sehr fest, ward aber am 27. März 1838 von den Franzosen nach kurzem Bombardement durch die Flotte unter Admiral Baudin genommen und am 29. März 1847 von den Nordamerikanern unter General Scott, ebenfalls nach kurzem Bombardement, zur Kapitulation gezwungen. Am 7. Jan. 1862 erschien der spanische General Prim als Oberbefehlshaber des vereinigten Expeditionscorps mit einer spanisch-französisch-englischen Flotte und Landungstruppen vor V. und besetzte dann die Stadt. Die Franzosen marschirten am 27. Febr. von hier nach Tehuacan zur weitern Okkupation des Landes, während die englischen und spanischen Truppen und Schiffe im Laufe des März und April Stadt und Hafen gänzlich wieder verließen. Am 22. Sept. 1862 landete General Forey, der neue Oberbefehlshaber des französischen Expeditionscorps, in V., eröffnete von hier aus die Operationen im Großen, und dieses blieb nun während der ganzen Dauer der französischen Okkupation bis 1867 der strategische Stützpunkt der französischen Armee, die dann auch über V. wieder das Land verließ.

Veräußerung (lat. alienatio), das Uebertragen oder Aufgeben eines Rechts. Die Befugniß zur V. liegt in der Regel in dem fraglichen Rechte selbst, sie kann aber theils durch dessen besondere Natur, theils durch besondere gesetzliche oder auf Vertrag oder letztwilliger Verfügung oder richterlicher Verfügung beruhende Beschränkungen ausgeschlossen sein. Uebrigens liegt auch in der Verpfändung einer Sache oder in der Belastung mit einer Dienstbarkeit eine V.

Veranda (span.), ein eingerückter, vorn offener Bau, an Landhäusern, um darin die freie Luft genießen zu können und doch bedeckt zu sein, meist mit Säulen oder Pilastern, oft mit Wandgemälden verziert.

Veratrin, Alkaloïd, findet sich im Sabadillsamen und in der weißen Nieswurzel, krystallisirt schwierig in farblosen Säulen, löst sich leicht in Weingeist und Aether, aber nicht in kochendem Wasser, schmeckt brennend scharf, aber nicht bitter, ist geruchlos, erregt aber durch seinen Staub das heftigste Niesen. Es reagirt alkalisch, schmilzt bei 115°, färbt sich mit koncentrirter Schwefelsäure gelb, dann roth, gibt beim Kochen mit koncentrirter Salzsäure eine intensiv rothe Flüssigkeit und wird aus seinen Salzen durch Schwefelcyankalium

Digitized by Google

pulverförmig gefällt. V. ist eins der heftigsten Gifte, bewirkt auf der Haut Stechen und Brennen und wird besonders äußerlich gegen Neuralgien und Lähmungen angewandt. Innerlich bewirkt es vermehrte Speichelabsonderung, Brechen, Purgiren und die heftigsten Wirkungen auf Gehirn und Rückenmark. Gegengifte sind nicht bekannt.

Veratrum *L.* (Germer, Nieswurz), Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen (Colchicaceen), charakterisirt durch die polygamischen Blüthen, die 6blätterige, abstehende Blüthenhülle und die 3fächerige Kapsel mit geflügeltem Samen, ausdauernde Kräuter fast in allen Klimaten, von denen mehre Arten als Arzneipflanzen zu bemerken sind. Von V. album *L.*, weißer Nieswurz, auf den Alpen in Mitteleuropa, in grasigen Hochthälern, 3—4 Fuß hoch, mit weißgrünlichen, traubenständigen, eine große Endrispe bildenden Blüthen, war die scharf-gistige Wurzel als weiße Nieswurz, Radix Hellebori albi, gegen Nerven- und Hirnkrankheiten, Unterleibsstockungen und Gicht in Gebrauch, wird aber jetzt nur noch äußerlich gegen Läuse, Krätze ꝛc. angewendet. V. nigrum *L.*, in Bergwäldern, auf trockenen Gebirgswiesen in Mittel- und Südeuropa, auch im südlichen Sibirien, mit schwarzvioletten, traubenständigen Blüthen in langer, reicher Endrispe, kommt wie die vorige öfters als Zierpflanze in Gärten vor. Die Wurzeln haben große Aehnlichkeit mit denen von V. album, sollen aber eine geringere Wirksamkeit besitzen. V. officinale *Schlechtd.* et *Cham.*, am östlichen Abhang der mexikanischen Andes, dichte Rasen bildend, liefert die Sabadillsamen, Läusekörner, Semen Sabadillae, die einen Bestandtheil des Läusepulvers und der Läusesalbe (pulvis et unguentum pediculorum) ausmachen.

Verband und Verbandlehre, s. Bandage.

Verbannung, s. Exil, vergl. Landesverweisung.

Verbas (Wrbas), Fluß im europäisch-türkischen Ejalet Bosnien, entspringt am Radowangebirge, fließt nördlich, nimmt den Veliki, Ugar, Verbania und Pliva auf, führt etwas Goldsand, wird unterhalb Banjaluka schiffbar und mündet bei Serpacs rechts in die Save.

Verbascum *L.* (Wollkraut, Königskerze), Pflanzengattung aus der Familie der Scrophularieen, charakterisirt durch die radförmige Blumenkrone mit 5lappigem, ungleichem Saum, die 5 ungleichen Staubgefäße und die an der Spitze 2klappige Kapsel, zweijährige und ausdauernde wollige Stauden in Europa und im Orient, mit abwechselnden u. Wurzelblättern und meist gelben Blumen in langen Endtrauben, die bei Regenwetter geschlossen bleiben. V. Thapsus *L.*, Königs- oder Himmelskerze, überall in Mittel- und Südeuropa an Wegen, Schutthaufen und alten Mauern, fast mannshoch, mit möhrenartiger Wurzel, runzeligen, weißwolligen Blättern und 2—4 kurzgestielten und gehäuften, blaßgelben Blumen in schuhlangen Trauben. Vorzüglich von dieser, doch auch von den übrigen, besonders großblüthigen Arten sind die Blüthen und Blätter, Flores et Folia Verbasci, als erweichendes, einhüllendes, die Schleimsekretion gelind beförderndes Mittel bei leichten Katarrhen, Diarrhöen, Ruhren, auch äußerlich zu Umschlägen ꝛc. in Gebrauch. Auch von V. nigrum *L.*, Braunwurz, an Wegen und angebauten Orten durch ganz Europa, mit goldgelben Blumen in langer Traube, waren ehemals die Wurzeln und Blüthen, Radix et Flores Verbasci nigri, officinell. Die Samen sollen die Fische betäuben. Von V. Blattaria *L.*, Mottenkraut, Rattenkraut, an unbebauten Orten in Mittel- und Südeuropa und in Ostasien, mit zierlichen gelben oder weißen Blumen mit violett gebarteten Staubfäden, in langen, lockeren Endähren, soll das widerlich riechende Kraut Motten und Schaben vertreiben.

Verbena *L.* (Eisenkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Verbenaceen, charakterisirt durch den röhrigen, faltig 5rippigen, ungleich 5zähnigen Kelch, die ziemlich präsentirtellerförmige Korolle mit walziger, nach oben erweiterter, gerader oder krummer Röhre und 2lippigem, schiefem, 5spaltigem Saum mit ausgerandeten Zipfeln, die 4 im oberen Theil der Röhre befestigten, didynamischen Staubgefäße und die vom Kelch eingeschlossene, 4knopfige Frucht, meist magere, bisweilen holzige Kräuter mit 4kantigen, kriechenden oder aufsteigenden Stengeln u. gegenüber- oder zu 3 stehenden ganzen oder getheilten Blättern, von deren Arten viele zu den Modezierpflanzen gehören, das Kraut von V. officinalis *L.* aber als Herba Verbenae s. Verbenae maris s. Verbenae vulgaris s. Herba sacra früher in dem Rufe medicinischer und selbst magischer Kräfte standen und bisweilen noch als Hausmittel zur Erweichung von Geschwülsten angewendet wird. Als Zierpflanzen sind hervorzuheben: V. triphyllos *L'Hérit.*, mit lillafarbigen Blüthen, durch schönen Wuchs und angenehmen Citronengeruch ausgezeichnet; V. chamaedryfolia *Juss.*, in Buenos-Ayres, halbstrauchartig, mit sehr schönen, leuchtend scharlachrothen Blumen in doldenförmigen Endähren; V. erinoides *Lam.*, Sommergewächs in Peru, mit purpur-fleischfarbigen Blumen, die anfangs doldenförmige Köpfchen, dann schlaffe, einzeln winkelständige Aehren bilden; V. incisa *Hook.*, in Panama, mit sehr schönen, rosenrothen, am Schlund gelblichen Blumen in dichten, doldenförmigen Aehren; V. sulphurea *Don*, in Chile, bei Valparaiso, mit blaßschwefelgelben Blumen in einzelnen, winkelständigen Aehren. Alle diese und noch viele andere Arten, nebst den zahlreichen Varietäten und Hybriden derselben, sind eine Zierde der Gärten, sowohl in Töpfen, als im freien Lande. Die Stengel und Aeste strecken sich meist auf der Erde weit aus, wurzeln daselbst, namentlich wenn man sie fleißig festhakt, und bilden gleichsam mit zahlreichen Blumenbüscheln geschmückte Rasen. Sie lassen sich bis in den August leicht durch Stecklinge und Ableger vermehren. Nach dem Einpflanzen stellt man diese unter die Fenster eines kalten Mistbeetes, woselbst man ihnen mäßig Wasser, reichlich Luft und anfangs etwas Schatten gibt; später stellt man sie nahe zum Fenster eines luftigen, trockenen Glashauses oder Zimmers und gibt ihnen im Winter wenig Wasser, 1—5° Wärme und bei mildem Wetter Luft. Im Frühling pflanzt man die für das Zimmer bestimmten in größere Töpfe und in

Digitized by Google

fette, mit ⅓ Flußsand gemischte Lauberde, die übrigen ins freie Land.

Verbenaceen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Kelch ist ganz, röhrig mit 2zähnigem oder 5theiligem, gleichem oder ungleichem 2lippigen Saum mit 4—5 Zipfeln; die Staubgefäße stehen in der Röhre oder im Schlunde der Blüthe, meist zu 4, selten zu 5; der Griffel ist einfach, endständig, die Narbe kopfig oder 2spaltig; die Frucht ist eine Beere oder mehrfächerige Nuß, deren Außenhaut sich in der Reife meist von selbst ablöst. Die Familie enthält Kräuter, Stauden, Sträucher und selbst Bäume mit meist 4kantigem Stengel, gegenüberstehenden, seltener wirtel- oder wechselständigen, einfachen, ganzen oder eingeschnittenen, gefiederten oder fingertheiligen Blättern ohne Nebenblätter und unregelmäßigen Blüthen. Die Familie ist nahe verwandt mit der der Labiaten, von der sie sich durch regelmäßigeren Blüthenbau und die Fruchtbildung unterscheidet. Die hierher gehörigen Gewächse sind meist in den tropischen Gegenden einheimisch und zeichnen sich durch einen reichen Gehalt an Bitter- und Gerbstoff aus.

Verbergung der Verbrecher, das Vergehen, einen Schuldigen, dessen Verbrechen man kennt, durch Verbergen den Händen der Gerechtigkeit entziehen zu wollen, fällt mit der Begünstigung oder Theilnahme des Verbrechens zusammen und wird je nach den Umständen mit Geld- oder Gefängnißstrafe belegt. Einige neuere Strafgesetzgebungen sprechen für die nächsten Verwandten (Gatten, Kinder, Aeltern) Straflosigkeit aus.

Verberie, Stadt im französischen Departement Oise, links an der Oise, über die eine Hängebrücke führt, und an der Nordbahn (Linie Creil-St.-Quentin), hat ein altes Kastell, Alaunsiederei, eine Mineralquelle und 1300 Einwohner.

Verbi causa (abgekürzt v. c., lat.), zum Beispiel.

Verbleien, Ueberziehen metallener (namentlich eiserner) Gegenstände mit Blei, geschieht wie das Verzinnen, nämlich durch Erhitzen des gereinigten Eisens, Aufbringen und Verreiben des geschmolzenen Blei's unter Mitanwendung von Salmiak (besser Chlorzink) oder durch Eintauchen in das flüssige Blei, welches zum Schutz vor Oxydation mit einer Schicht Chlorzink bedeckt ist. Statt des reinen Blei's wendet man auch Hartblei oder eine Legirung von 15 Blei, 3 Zinn, 1 Kupfer und 1 Antimon an, beizt das Eisen in Salzsäure, in welche man Zinkstücke gelegt hat, und taucht es noch naß in die geschmolzene Legirung. Verbleites Eisen wird von Schwefelsäure nicht angegriffen und rostet nicht. Es steht indeß wohl in letzterer Beziehung dem verzinkten Eisenblech nach, doch behauptet man, daß das Blech durchs V. geschmeidiger werde, während es durchs Verzinken an Geschmeidigkeit verliere. Galvanisch kann man Kupfer oder Messing verbleien, wenn man in die blanken Gefäße eine Lösung von Bleioxyd in Natronlauge gießt und die Wandung des Gefäßes mit einem Stück Zinn berührt. Nach Weil bringt man das zu überziehende Metall in die alkalische Bleilösung und stellt in diese ein poröses Gefäß, welches Zink, Eisen und Natronlauge enthält. Letztere Metalle werden mit dem zu überziehenden Metall leitend verbunden.

Verblutung, der Austritt von Blut aus zerrissenen Blutgefäßen, welcher so übermäßig wird, daß er den Tod zur Folge hat. Der Blutaustritt erfolgt bei der V. gewöhnlich aus verletzten großen Arterienstämmen, durch Zerreißung des Herzens oder großer Blutgefäße, seltener unter anderen Umständen, worüber das Nähere unter Blutung nachzulesen ist. Die Menge von Blut, welche ein Mensch verlieren kann, ohne daß der Tod eintritt, hängt ab von Alter, Geschlecht (Frauen ertragen Blutungen besser als Männer), Körperbeschaffenheit, Ernährungszustand und von etwa vorausgegangenen schwächenden Momenten. Durchschnittlich genügt der Verlust von einem Pfund Blut, um bei einem Erwachsenen Ohnmacht hervorzurufen. Ebenso wird ein einmaliger rascher Blutverlust, welcher etwa die Hälfte der gesammten Blutmenge beträgt (beim Erwachsenen also 5—6 Pfund), als ein tödtlicher angesehen werden müssen; bei Neugeborenen wird ein Verlust von wenigen Lothen, bei einjährigen Kindern ein Verlust von einem halben Pfund als lebensgefährlich gelten müssen.

Verboekhoven, Eugen Joseph, niederländischer Thiermaler, geboren den 8. Juni 1798 zu Warneton in Westflandern, lernte die Malerei bei seinem Vater, Eugen V. († 1832 zu Brüssel), begründete seinen Ruf 1821 durch den Viehmarkt in Gent, ein großes Gemälde, das er mit Notter dem Aeltern ausführte, und gründete 1847 ein berühmt gewordenes Atelier zu Brüssel. Die Zahl seiner durch hohe Naturwahrheit und Eleganz ausgezeichneten Bilder ist sehr bedeutend. Zu seinen Hauptwerken gehören: Pferde mit Wölfen im Kampfe (1836); ein großes historisches Bild, zu welchem er 1838 die Studien in Konstantine machte; eine Ansicht der römischen Campagna mit einer Viehheerde, 1845 in Rom ausgeführt; die vom Sturm überraschte Hammelheerde im leipziger Museum. Auch seine Radirungen (z. B. „Etudes à l'eau forte", Brüssel 1839) und Lithographien sind gesucht. Sein jüngerer Bruder, Louis, Marinemaler, geboren 1800, machte seine Studien in Gent und gilt für einen vorzüglicheren Marinemaler.

Verbotenus (lat.), bis auf das Wort, von Wort zu Wort.

Verbrauchssteuer, s. v. a. Konsumtionssteuer, s. Steuern.

Verbrechen (lat. crimen, delictum), eine widerrechtliche, d. h. nach dem Strafrecht des Staats zur Wahrung des Rechtsfriedens strafbare Handlung oder Unterlassung. Kein V. liegt vor, wenn es an einem gültigen Strafgesetz fehlt, mag auch die Handlung aus sittlichen oder andern Gründen verwerflich sein, oder wenn man zu derselben etwa vermöge einer Straf- oder Amtsbefugniß berechtigt war, oder wenn sie als Nothwehr oder wegen eines Nothstands als erlaubt gilt, ferner wenn der vorliegende äußere Vorgang nicht auf den schuldhaften Willen zurückzuführen, nicht als Handlung anzusehen ist, sei es, daß dem Thäter die Zurechnungsfähigkeit (s. d.) überhaupt oder zur Zeit der That fehlte, sei es, daß es am Zusammenhang zwischen dem Willen und der

eingetretenen Erscheinung fehlte, so daß diese als Zufall erscheint, wie z. B. die Tödtung durch dargereichtes Gift, dessen Eigenschaft als solches der Thäter nicht kannte, oder wenn der verbrecherische Wille zu einer thatsächlichen Aeußerung überhaupt nicht oder doch nur zu vorbereitenden Handlungen, nicht aber zu einem Anfang der Ausführung gelangte. Liegt ein solcher vor („etliche scheinliche Werke", commencement d'exécution), nicht aber die ganze zum Begriff des V.s vom Gesetz erforderte Handlung oder nicht der Erfolg, wo ein solcher zur Vollendung des V.s gehört, so ist zwar nicht das vollendete V., wohl aber ein strafbarer Versuch (s. d.) vorhanden. Der verbrecherische Wille besteht in der auf die rechtswidrige Handlung als solche gerichteten Absicht, mag diese mit Vorbedacht oder in Folge einer augenblicklichen Willensrichtung (in Jachheit, Affekt) gefaßt sein. In gewissen Fällen ist aber auch Fahrlässigkeit und Unachtsamkeit, die Vernachlässigung der schuldigen Vorsicht und Aufmerksamkeit eine verbrecherische Willensrichtung, die daraus hervorgegangene Rechtswidrigkeit ein, wenn gleich minder als das vorsätzliche, dolose, strafbares kulposes V. Ist anstatt oder neben dem beabsichtigten ein nicht beabsichtigter Erfolg eingetreten, so kann der letztere daher nicht zum Vorsatz, wohl aber unter Umständen zur Fahrlässigkeit angerechnet werden, dagegen wird der eingetretene Erfolg als Vorsatz angerechnet, wenn die Absicht des Verbrechers auf diesen oder auf einen andern gerichtet war, oder wenn der Thäter einen bestimmten Erfolg sich überhaupt nicht vergegenwärtigt, sondern nur geradehin eine Rechtsverletzung beabsichtigt hat, wie häufig bei der Tödtung im Affekt. Werden durch eine Handlung mehre Strafgesetze übertreten, so tritt doch nur einmalige Bestrafung ein, und zwar nach Maßgabe der schwersten Uebertretung. Auch werden mehre Handlungen, welche jede für sich ein V. begründen würden, doch nur als eine einzige, als Ein (fortgesetztes) V. angesehen, wenn sie in Bezug auf ein dauerndes Verhältniß und als Ausfluß einer verbrecherischen Absicht begangen sind, wie z. B. die allmählige Ausstehlung eines Getreidevorraths. Bei einem V. können neben dem Urheber Mehre in verschiedenen Abstufungen der Absicht und der Thätigkeit mitwirken, wonach man gleiche und ungleiche Theilnahme und Begünstigung unterscheidet; als Urheber wird auch Derjenige angesehen, der Andere zur Ausführung durch Befehl, Drohung oder in anderer Weise bestimmt (intellektuelle Urheberschaft). Ausgezeichnete V. im Gegensatz zu den einfachen sind diejenigen, bei welchen zu dem Begriff der letzteren noch ein Merkmal hinzutritt, das für die Strafbarkeit von Einfluß ist, z. B. zum Diebstahl das Erbrechen von Behältnissen, oder die Begehung desselben an zum Gottesdienst bestimmten Sachen. Die mit leichteren Strafen bedrohten V. heißen nach einer in den verschiedenen Gesetzen nach verschiedenen Merkmalen bestimmten Unterscheidung Vergehen. Das römische Recht unterschied zwischen öffentlichen V., crimina publica, welche im öffentlichen Interesse vor dem Volksgericht verfolgt wurden, und Privatvergehen, delicta privata, welche auf Antrag von Privaten mit einer dem Antragsteller zufließenden Geldstrafe belegt wurden; zu den letzteren gehörte u. a. auch der Diebstahl. Eine gewisse Verwandtschaft hiermit haben die Antragsverbrechen des heutigen Strafrechts, wie z. B. leichte Körperverletzung, Verwandtendiebstahl, gewisse Betrügereien, welche nur auf Antrag des Verletzten bestraft werden; indessen ist hier die Strafe stets eine öffentliche.

Verbrechen der beleidigten Majestät, s. Majestätsverbrechen.

Verbrecherkolonien, Deportation.

Verbrennen der Todten, s. Todtenbestattung.

Verbrennung, chemischer Prozeß, welcher unter Licht- und Wärmeentwickelung verläuft und darin besteht, daß sich unter bestimmten Verhältnissen Sauerstoff oder gewisse andere nicht metallische Elemente mit einem oder auch mehren andern Körpern verbinden. Diejenigen Körper, welche zur Hervorbringung der V. wesentlich sind, hat man Kombustoren oder Zünder genannt und sie hinsichtlich der größeren oder geringeren Fähigkeit, aktiv aufzutreten, in Zünder und Halbzünder eingetheilt. Zu ersteren rechnet man diejenigen Metalloïde, welche sich fast ohne Ausnahme mit allen Metallen verbinden können. Sie sind theils dadurch, daß ein jedes von ihnen zur Entstehung einer eigenthümlichen Gruppe von Salzen Veranlassung gibt, theils und zwar bestimmter durch die saure Reaktion ihrer Wasserstoffverbindungen charakterisirt. Zu ihnen gehören Sauerstoff, Fluor, Chlor, Brom, Jod, Schwefel, Selen, Tellur, Phosphor, zu den Halbzündern dagegen Arsen, Antimon, Bor, Kiesel und Osmium (?). Die verbrennenden Körper heißen Brennstoffe oder kombustible Körper. In neuerer Zeit versteht man unter V. häufiger die Vereinigung eines Körpers mit Sauerstoff und unterscheidet schnelle und langsame V., je nachdem die Vereinigung unter heftiger Wärme- und Lichtentwickelung und in kurzer Zeit Statt findet oder nicht. Hierüber s. Oxyde und Sauerstoff.

Verbum (lat., Zeitwort, Aussagewort, Meldewort), derjenige flexionsfähige Redetheil, welcher anzeigt, in welchem Zustande sich ein Gegenstand (ein Subjekt) zu irgend einer Zeit befindet, wie er ist, was er thut oder leidet. Das V. ist demnach einer der wichtigsten Redetheile in der Sprachlehre, der sich in den meisten Sprachen der älteren und neueren Zeit zu einem kunstvollen und wohlgeordneten Ganzen ausgebildet hat. Nach ihrer Form unterscheidet man die Verben: in Wurzelverben (verba primitiva), z. B. trinken, binden, und abgeleitete Verben (v. derivata), z. B. tränken, färben; in einfache (v. simplicia), z. B. trinken, binden, stärken, und zusammengesetzte Verben (v. composita), z. B. betrinken, verbinden, anbinden. Nach ihrer Bedeutung theilt man die Verben ein: in Begriffswörter, z. B. sprechen, laufen, schlagen, und Formwörter, zu denen jedoch nur das Zeitwort sein (v. substantivum) und die Hülfsverben (verba auxiliaria) gehören. Man unterscheidet ferner die Begriffswörter in: subjektive Verben, z. B. laufen, weinen, wachsen, und objektive Verben, wie bedürfen (des

Digitized by Google

Raths), helfen (dem Schwachen), gereichen (zur Ehre), beweinen (einen Verlust). Unter den objektiven Verben unterscheidet man noch besonders die transitiven (verba auxiliaria), z. B. tränken, beweinen, und nennt sowohl die subjektiven, als diejenigen objektiven Verben, welche nicht zu den transitiven gehören, z. B. helfen, gereichen ꝛc., intransitive Verben (verba intransitiva). Das Transitivum erscheint theils in der aktiven Form, wenn das Subjekt als thätig bezeichnet werden soll, z. B. der Vater liebt den Sohn, theils in der passiven, wenn der Gegenstand, von dem das transitive V. etwas aussagt, als leidend dargestellt wird, z. B. der Sohn wird von dem Vater geliebt. Wenn ein für sich transitives Verb mit dem Akkusativ eines Reflexivpronomens (mich, dich, sich ꝛc.) verbunden wird, um eine intransitive Thätigkeit zu bezeichnen, so nennt man das Verb ein reflexives (v. reflexivum), z. B. sich grämen, sich täuschen, sich widersetzen. Wird ein sonst nicht reflexives Verb in der reflexiven Form im Plural gebraucht, so bezeichnet es eine reciproke, d. h. eine wechselseitige, von zwei oder mehren Subjekten auf einander gerichtete Thätigkeit (v. reciprocum). Verschiedene Modifikationen werden in einigen Sprachen, wie namentlich in der lateinischen und griechischen, durch Verschiedenheit der Endungen, die dem Stamm des V. angehängt werden, ausgedrückt, und so entstehen Verba intensiva, welche einen anhaltenden Eifer bei einer Thätigkeit, Deminutiva, die eine Verminderung, Abkürzung der Handlung, Frequentativa oder Iterativa, die eine öftere Wiederholung der Handlung zu einem bestimmten Zweck, Factitiva, die das Ausführenlassen einer Handlung oder den Zustand ausdrücken, den das Subjekt in einem andern Gegenstande bewirkt, z. B. fällen, tränken, säugen u. a. m. Neben diesen Arten haben einige Sprachen noch andere ihnen eigenthümliche Klassen, wie die griechische das Medium (v. medium) mit passiver Form, aber bald intransitiver, bald transitiver, bald reflexiver oder reciproker Bedeutung, die lateinische das Deponens in ähnlicher Weise. Man nennt das V. ein unpersönliches (v. impersonale), wenn es eine Thätigkeit ausdrückt, welche ohne ein Subjekt der Thätigkeit gedacht wird, z. B. es regnet, es blitzt. Die Formen, in denen das V. erscheint, lassen sich nach dem Genus, Tempus, Modus, nach den Personen und dem Numerus unterscheiden. Das Genus zunächst, d. i. die Art oder das Geschlecht des V., ist der Form nach nur ein einfaches, das Activum und Passivum; doch sind mehre Arten hinsichtlich der Bedeutung zu unterscheiden, welche aber alle wieder einer dieser beiden Hauptformen angehören. An jeder durch das V. ausgedrückten Thätigkeit sind dreierlei Beziehungen zu unterscheiden: das Zeitverhältniß, welches durch die Tempora, sodann das Verhältniß der Aussage, welches durch den Modus, und das Verhältniß der Person und Zahl oder des Numerus, welches durch die Personalformen des Singularis und Pluralis (wozu in der griechischen Sprache noch der Dualis kommt) bezeichnet wird. Alle diese Formen zur Bezeichnung der Verhältnisse des V. angeben, heißt dasselbe abwandeln oder konjugiren, die Sache selbst die Flexion oder Konjugation, und man unterscheidet demnach im Activum und Passivum drei Arten von Formen: Modusformen für das Verhältniß des Modus, Zeitformen für das Zeitverhältniß, Personalformen für die Personalbeziehung. Von Modusformen werden folgende unterschieden: der Indikativ (anzeigender Modus) oder die Wirklichkeitsform für das Verhältniß der Wirklichkeit, z. B. das Kind weint; der Konjunktiv (verbindender Modus) oder die Möglichkeitsform für Verhältnisse der logischen Möglichkeit, z. B. wer er sei und was er thue, ist mir gleichgültig; der Conditionalis oder die Bedingungsform für das Verhältniß einer nur angenommenen Wirklichkeit, z. B. spräche er doch ein Wort! der Imperativ oder die Befehlsform für die von dem Willen des Sprechenden ausgehende Nothwendigkeit einer Thätigkeit, z. B. schweige still! Einige Sprachen haben noch andere Formen zur Bezeichnung besonderer Verhältnisse, z. B. die griechische den Optativ, welcher das ausdrückt, was sich Jemand als möglich denkt, oder dessen Verwirklichung er wünscht. Die Zeitformen (tempora) sind entweder absolute (nicht bezügliche) Zeitformen, in denen das Zeitverhältniß des Prädikats nur auf die Gegenwart des Sprechenden bezogen wird, nämlich: das Präsens (z. B. er spricht), das Perfectum (z. B. er hat gesprochen), das Futurum (z. B. er wird sprechen), oder relative (bezügliche) Zeitformen, in denen das Zeitverhältniß des Prädikats zugleich auf eine andere Thätigkeit bezogen wird, nämlich: das Imperfectum (z. B. ich sprach), das Plusquamperfectum (z. B. ich hatte gesprochen) und das Futurum exactum (z. B. ich werde gesprochen haben). Die Personalformen bezeichnen am Prädikat die Personalbeziehung des Subjekts und werden nach den drei grammatischen Personen als die 1., 2. und 3. Person des Singulars und des Plurals unterschieden. Der Imperativ hat nur für die zweite Person des Singulars und Plurals durch die Flexion des Verbs gebildete Personalformen, z. B. sprich, sprechet. Mittelwörter sind diejenigen von dem Verb gebildeten Formen, welche noch ebenso, wie das Verb selbst, eine objektive Beziehung, aber nicht ebenso, wie das Verb selbst, die Beziehung des Modus, des Zeitverhältnisses und des Personalverhältnisses zulassen, z. B. (eine Sprache) sprechend, (deutlich) gesprochen, (mit einer Person) sprechen. Die Mittelwörter sind zweifacher Art, nämlich Participien, welche die Begriffsform eines Adjektivs haben, z. B. sprechend, gesprochen, und der Infinitiv, welcher die Begriffsform eines Substantivs hat, z. B. sprechen. Die Konjugation ist einfach, wenn das V. selbst flektirt wird, z. B. red-et-e, zusammengesetzt, wenn ein nicht flektirtes Mittelwort mit einem Hülfsverbum zusammengesetzt wird, z. B. ich habe geredet; sie ist regelmäßig, wenn dabei eine in der Sprache vorhandene übereinstimmende Regel angewendet wird, unregelmäßig oder anomalisch, wenn das konjugirte Wort dieser Regel nicht folgt. Daher spricht man von einem regelmäßigen Verb (v. regulare) und einem unregelmäßigen oder anomalischen (v. irre-

Digitized by Google

gulare oder anomalum). Da jedoch diese Benennung in Sprachen, in denen die jetzt unregelmäßig genannten Formen die ursprünglichen und allgemeinen waren, wie im Deutschen, nicht recht statthaft ist, so hat man hier in neuerer Zeit die Ausdrücke „starke" Konjugation für die unregelmäßige und „schwache" für die regelmäßige eingeführt. Ein Zeitwort, in welchem alle Verbalformen nur unvollständig vorhanden sind, heißt ein mangelhaftes (v. defectivum).

Vercelli, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (16,5 QMeilen mit 98,000 Einw.) in der italienischen Provinz Novara, am Kanal von Santhia, rechts unweit der Sesia und an der Eisenbahn von Turin nach Mailand, die hier nach Mortara und Valenca abzweigt, Sitz eines Erzbischofs, ist gut gebaut, hat einen großen Marktplatz, eine prachtvolle moderne Kathedrale mit 2 schönen Kapellen und eine Schatzkammer, worin ein angeblich vom Evangelisten Marcus eigenhändig geschriebenes Evangelium aufbewahrt wird, 9 andere Kirchen, ein schönes Thor (mailänder Thor), ein Schloß, in welchem mehre Herzöge von Savoyen residirten, 2 Hospitäler (das eine mit Museum und botanischem Garten), ein Gymnasium, ein bischöfliches Seminar, Waisenhaus, Seidenspinnerei, lebhaften Handel und 19,352 (mit dem Gemeindebezirk 25,012) Einwohner. In der Umgegend wird starker Seiden-, Hanf-, Flachs- und Reisbau getrieben. V. hieß im Alterthum Vercellä und war die Hauptstadt der Libici im cisalpinischen Gallien, später ein befestigtes Municipium der Römer. Im Jahre 101 v. Chr. schlug Marius die Cimbern auf den raudischen Feldern zwischen V. und Verona. Nachdem V. im Mittelalter unter verschiedenen Herren gestanden hatte, kam es unter Mailand und 1429 an Savoyen. Im Jahre 1638 wurde die Stadt von den Spaniern erobert, im pyrenäischen Frieden aber an Savoyen zurückgegeben. Am 20. Juni 1704 erfolgte die Uebergabe V.'s an die Franzosen, am 26. Juli 1717 an die Spanier. Durch den Frieden von Pavia kam es aber wieder an Savoyen.

Vercelli, Tiziano, s. Vecellio.

Verdacht, auf bloßer Wahrscheinlichkeit beruhende Muthmaßung, daß Jemand Urheber oder Theilnehmer einer nachtheiligen oder unerlaubten Handlung sei, der Gewißheit oder dem Beweise der That entgegengesetzt; s. Indicien. Unzulässig ist es, auf bloßen V. hin Strafen zu verhängen.

Verdammniß (damnatio), in der Dogmatik der Zustand der Bösen und Lasterhaften nach ihrer Auferstehung (s. d.), im Gegensatz zu dem Zustande der Seligkeit (s. d.).

Verdampfen (Verdunsten), das Uebergehen einer Flüssigkeit oder eines starren Körpers in den luftförmigen Zustand, s. Dampf.

Verdaulichkeit der Speisen, s. Nahrungsmittel.

Verdauung (digestio), derjenige Prozeß, durch welchen die in den Körper aufgenommenen Nahrungsmittel in einen solchen Zustand versetzt werden, daß sie der Säftemasse des Körpers einverleibt werden können. Die bei der V. betheiligten Organe nennt man Verdauungsorgane, ihre Gesammtheit den Verdauungsapparat. Es gehören zu demselben die Mundhöhle nebst den in ihr gelegenen Organen (Zähne, Zunge, Gaumen ꝛc.), sowie den in dieselbe einmündenden Speicheldrüsen, sodann der Schlundkopf, die Speiseröhre, der Magen und Darmkanal, die Leber und die Bauchspeicheldrüse. Die einzelnen Organe des Verdauungsapparats haben bei der V. eine verschiedene Rolle zu spielen, indem ihnen theils mechanische, theils chemische Verrichtungen übertragen sind. Die mechanischen Verrichtungen, ausgeführt von den Kaumuskeln und der Muskulatur im Verlauf des gesammten Nahrungsschlauches, bezwecken vorzugsweise die Zerkleinerung und das Fortrücken der Speisen, sowie deren innige Vermischung mit den Verdauungssäften und der aufsaugenden Oberfläche des Darmes. Die chemischen Verrichtungen bei der V. werden ermittelt durch die von den oben genannten Drüsen abgesonderten Verdauungssäfte, welche lösend und umsetzend auf die Nährstoffe einwirken. Ihre verdauenden Kräfte verdanken diese Säfte organischen Materien, die nach Art der Fermentkörper in bestimmten Nährstoffen chemische Umsetzungen einzuleiten vermögen. Flüssige Körper, welche wir zu uns nehmen, werden ohne Weiteres verschluckt, da sie keiner Zerkleinerung bedürfen, sondern an und für sich resorbirbar sind. Feste Nährstoffe dagegen werden zunächst in der Mundhöhle einer mechanischen Zerkleinerung durch die Zähne unterworfen. Zum Zerreiben der Speisen dienen vorzugsweise die breiten Flächen der Backenzähne, zum Abbeißen dagegen die meißelförmigen Schneidezähne. Die Zunge, das beweglichste Organ des Körpers, schiebt beim Kauen die Bissen zwischen die Zahnreihen. Alle diese Bewegungen bewirken aber zugleich eine innige Vermischung der Speisen mit der Mundflüssigkeit. Diese ist das Absonderungsprodukt der Mundschleimhaut und der Speicheldrüsen. Durch die Mundflüssigkeit werden die Speisen verflüssigt und zum Abschlucken geschickt gemacht, ihre löslichen Stoffe werden dabei gelöst u. das in den Speisen enthaltene Stärkmehl unterliegt einer chemischen Umwandlung in Dextrin und Traubenzucker (s. Speichel). In der mechanischen Zerkleinerung und der chemischen Veränderung, welche die Nährstoffe im Munde erfahren, besteht die sogenannte Vorverdauung. Hierauf werden die Speisen verschluckt, durch den Schlundkopf und die Speiseröhre in den Magen übergeführt (s. Schlingen). Im Magen finden die wichtigsten Akte der V. Statt, in ihm vermischt sich der von den Labdrüsen der Magenschleimhaut abgesonderte Magensaft mit den Speisen und löst diese zum großen Theil auf. Der Magensaft (s. Magen) ist dünnflüssig, fast farblos, mit spärlichen geformten Elementen (Labdrüsenzellen) vermischt, von säuerlich-salzigem Geschmack und saurer Reaktion. Der menschliche Magensaft enthält etwa ½ Procent fester Bestandtheile, in 1000 Theilen nämlich 3 Th. Pepsin, 0,2 Th. freie Salzsäure und 2 Th. Mineralbestandtheile (Verbindungen von Alkalien u. Erden mit Chlor u. etwas Phosphorsäure). Da der Magensaft viel größere Mengen von Chlor enthält, als Basen vorhanden sind, um dieses zu sättigen, so kann die Anwesenheit freier

Digitized by Google

Salzsäure im Magensafte nicht bezweifelt werden. Ist der Magen leer, so sondert er keinen Magensaft ab, dagegen beginnt die ausgiebige Absonderung einer stark sauer reagirenden Flüssigkeit sofort nach Einführung von Speisen in den Magen, dessen Schleimhaut zugleich blutreich wird und anschwillt. Die Größe und Qualität der Absonderung hängt von der Beschaffenheit des Mageninhalts ab; schwer verdauliche Substanzen z. B. veranlassen eine besonders reichliche und saure Absonderung. Daß die Absonderung des Magensaftes unter dem Einflusse des Nervensystems erfolgt, ist unzweifelhaft, doch wissen wir hierüber wenig Positives. Heftige Gemüthsbewegungen stören die Magenverdauung, vielleicht indem dadurch die Menge oder Qualität des secernirten Magensaftes verändert wird. Versuche an Thieren beweisen, daß selbst bloße Vorstellungen auf die Absonderung des Magensaftes einwirken können. Welche Menge von Magensaft in einer bestimmten Zeit abgesondert wird, ist schwer zu sagen. Größere Hunde bilden nach Bidder und Schmidt in 24 Stunden eine Magensaftmenge von nicht weniger als $^1/_{10}$ ihres Körpergewichts; dies würde, auf den Menschen übertragen, eine tägliche Menge von etwa 13 Pfund ergeben. Die verdauende Kraft des Magensaftes bezieht sich ausschließlich auf die Eiweißkörper, auf die fertigen Leimsubstanzen (Knorpel- und Knochenleim) und auf die leimgebenden Gewebe (Bindegewebe, Sehnen u. dergl.). Im verdauten, also gelösten und daher resorbirbaren Zustande heißen diese Körper Peptone (s. d.). Was die Eiweißsubstanzen anbetrifft, so werden die ungelöst in den Magen aufgenommenen Substanzen, z. B. geronnenes Eiweiß, allmählig gelöst; von den in gelöstem Zustande eingebrachten Substanzen werden manche, z. B. das Kaseïn, zunächst gefällt und sodann wieder aufgelöst, während andere, z. B. flüssiges Eiweiß, gelöst bleiben. Der Magensaft verdankt seine verdauende Kraft dem Pepsin (s. d.) und der freien Säure. Das Zusammenwirken dieser beiden Substanzen ist zur V. unerläßlich; die Säure für sich reicht ebenso wenig als das Pepsin für sich zur V. aus. Nach Neutralisirung der Säure des Magensaftes oder in nicht angesäuerter Pepsinlösung werden die Eiweißkörper nicht verdaut und gehen bald in Fäulniß über. Andererseits hat der Magensaft, als Verbindung beider Substanzen, das Vermögen, in verdauungsfähigen Körpern, welche zu faulen beginnen, den Prozeß zu sistiren und dieselben aufzulösen. Die zur V. erforderlichen Pepsin- und Säuremengen können innerhalb breiter Grenzen schwanken, jedoch ist bei einem bestimmten Verhältniß die verdauende Kraft für einen bestimmten Eiweißkörper ein Maximum. Eine bestimmte Menge Magensaft vermag nur eine bestimmte Menge Eiweißkörper zu lösen; nach Zusatz von Säure werden aber weitere Mengen bewältigt. Kleine Pepsinmengen reichen hin, um verhältnißmäßig große Mengen von Eiweißkörpern zu verdauen: 100 Theile des sehr wirksamen Magensaftes des Hundes lösen etwa 2—4 Th. geronnenes Eiweiß. Aufgehoben wird die Wirkung des Magensaftes durch Zusatz von kaustischen Alkalien, manchen Mineralsäuren, vielen Metallsalzen, Alaun, concentrirtem Alkohol, Gerbsäure ꝛc. Während der V. erleidet der Magen fortwährend Formveränderungen, wobei auch seine Lage etwas wechselt. Die Formveränderungen des Magens sind bedingt durch die Zusammenziehung der in seiner Wandung gelegenen Muskelfasern. Die Bewegungen des Magens erfolgen in ähnlicher Weise wie die Fortbewegung eines Wurmes, sie schreiten langsam und allmählig von dem Magenmund gegen den Pförtner hin vor, die Magenwand übt dabei einen Druck auf den Inhalt des Magens aus, wobei sie den Inhalt langsam hin und her bewegt und dadurch der Einwirkung des Magensaftes zugänglicher macht. Während der Magenverdauung entleert sich der Magen allmählig, theils indem die an sich löslichen oder im Magen löslich gemachten Stoffe von der Magenschleimhaut aufgesaugt werden, theils indem der Mageninhalt schubweise durch den Pförtner in den Zwölffingerdarm hinübertritt, wo der Speisebrei nun mit neuen Verdauungssäften, nämlich mit der Galle, dem Bauchspeichel und dem Darmsaft, in Berührung kommt. 3—5 Stunden nach Beginn der Mahlzeit ist die Magenverdauung gewöhnlich beendet und der Magen ist leer. Kleine Mengen des Mageninhalts treten unter Umständen sehr bald, schon nach $^1/_4$—$^1/_2$ Stunde, in den Dünndarm über. Als die Ergebnisse der Magenverdauung lassen sich folgende bezeichnen: 1) V. der Eiweißkörper, und zwar nahezu vollständig, wenn sie in kleinen Mengen in den Magen gelangen; bei größeren Mengen geht ein namhafter Theil unverdaut in den Dünndarm über. 2) Lösung der im Wasser löslichen Substanzen, z. B. viele Salze, Zucker, Gummi. 3) Theilweise Lösung von in Wasser unlöslichen Salzen durch die Magensäure, z. B. Kalksalze, manche Magnesiasalze. 4) Die Wirkung des verschluckten Speichels auf das Stärkmehl dauert im Magen fort; der Magensaft selbst aber vermag das Stärkmehl nicht umzusetzen und das meiste Amylum geht unverändert in den Dünndarm über. 5) Alle übrigen Nährstoffe, namentlich die Fette, werden im Magen nicht verdaut. Im Zwölffingerdarm tritt zu dem Speisebrei, welcher den Magen verlassen hat, die Galle und der Bauchspeichel. Ueber die Galle und ihre Beziehung zur V. s. Galle. Die Galle begünstigt die Aufsaugung der Fette, aber nicht indem sie diese chemisch verändert, sondern nur indem sie deren Resorption mechanisch erleichtert. Der Bauchspeichel ist das Absonderungsprodukt der Bauchspeicheldrüse oder des Pankreas. Ueber seine Betheiligung an der V., welche sich namentlich auf das Stärkmehl bezieht, siehe das Nähere unter Pankreas. Der in den Dünndarm übergetretene Speisebrei wird nun durch die wurmförmige, peristaltische Bewegung des Darmrohrs allmählig im Dünndarm fortgeschoben. Er kommt dabei in innige Berührung mit dem Darmsaft, welcher von den schlauchförmigen Drüsen der Darmschleimhaut, namentlich des Dünndarms, secernirt wird. Der Darmsaft ist farblos, schwach fadenziehend, von stark alkalischer Reaktion und enthält etwa 2—$3^1/_2$ Procent feste Bestandtheile. Der Darmsaft wandelt das Stärkmehl in Zucker um, hat aber vorzugsweise die Fähigkeit, die Auflösung der Eiweißkörper

Digitized by Google

vollständig zu machen. Während der Speisebrei durch den Dünndarm fortrückt und weiter verdaut wird, werden seine resorbirbaren Bestandtheile zum größten Theil von der Darmwand aufgesaugt und der Säftemasse des Körpers in der Gestalt des Milchsaftes oder Chylus einverleibt. Wenn der Speisebrei in den Dickdarm gelangt, so enthält er nur noch sehr wenig Nahrungsstoffe; er nimmt das Aussehen und den Geruch des Kothes an u. wird durch Aufsaugung seiner wässerigen Bestandtheile immer mehr eingedickt. Der unverdaute Rest der eingeführten Nahrung wird schließlich, nachdem er den Dickdarm durchwandert hat, als Koth durch den Mastdarm entleert. Vgl. Nahrungsmittel, Aufsaugung ꝛc.

Verdauungsfieber, der nach reichlichen Mahlzeiten während der Verdauung eintretende und mit ihr vorübergehende Zustand von leichter Störung des Allgemeinbefindens, verbunden mit geringer Erhöhung der Körpertemperatur, erhöhter Pulsfrequenz und Unaufgelegtsein zu geistigen und körperlichen Anstrengungen. In höherem Grade tritt das V. bei schon geschwächten Personen, in der Rekonvalescenz nach Krankheiten der verschiedensten Art (namentlich nach Typhus) und bei sonst vorhandener Neigung zu Magen- und Darmkatarrhen ein.

Verdauungsschwäche (atonische V.), schlecht gewählte Bezeichnung für einen krankhaften Zustand, welcher auf zu spärlicher Absonderung des Magensaftes oder zu geringer Koncentration desselben beruht. Dieser Zustand wird namentlich bei blutarmen und bleichsüchtigen Individuen beobachtet. Die mangelhafte Absonderung des Magensaftes erhöht natürlich die Disposition für den Magenkatarrh, weil die Speisen unter solchen Umständen leicht abnorme Zersetzungen im Magen erleiden und dann die Magenschleimhaut reizen. Die V. ist dadurch charakterisirt, daß schon geringe Mengen von Speisen, die in den Magen eingeführt wurden, das Gefühl von Sättigung hervorrufen; der Appetit ist vermindert, es ist Aufstoßen von Gasen, sauren und ranzigen Flüssigkeiten vorhanden; gewöhnlich sind auch Schmerzen in der Magengrube zugegen. Die Zunge ist dabei meist rein, der Geschmack unverändert. Gewürzte und reizende Substanzen, welche die Beschwerden beim chronischen Magenkatarrh vermehren, werden bei der atonischen V. gut ertragen und erleichtern sogar die lästigen Erscheinungen, von welchen dieselbe begleitet ist. Die Darreichung von Eisenpräparaten, der Gebrauch von Seebädern, die Aufbesserung der Ernährung überhaupt beseitigen die V., indem sie zur Absonderung eines normalen Magensaftes in gehöriger Menge führen.

Verde antico (ital.), s. v. a. Serpentin.

Verdeckte Batterien, Geschützbatterien, welche durch eine vor der eigentlichen Batteriebrustwehr in einiger Entfernung angelegte zweite Brustwehr gedeckt oder verdeckt sind, in der sich den hinteren Scharten entsprechende Oeffnungen, die sogenannten Vorscharten, befinden. Der Zweck einer solchen Anlage ist eine bessere Deckung gegen das direkte feindliche Feuer. Der Vortheil dieser Deckung wird aber dadurch sehr geschmälert, daß der Feind sich durch eine Stellung seitwärts dem beschränkten Gesichtsfelde dieser Scharten leicht entziehen und die Vorscharten durch schräge Schüsse nach kurzer Zeit so zerstören kann, daß dadurch nothwendig auch die hintere eigentliche Schießscharte unbrauchbar wird.

Verden, früher Bisthum, jetzt ein zur preußisch-hannöverischen Landdrostei gehöriges Herzogthum, grenzt an das Herzogthum Bremen, das Fürstenthum Lüneburg und die Grafschaft Hoya und umfaßt einen Flächenraum von 24,19 QMeilen mit 36,949 größtentheils protestantischen Einw. Das Land ist theilweise heidig und sumpfig, enthält aber auch viel fruchtbaren Marschboden und wird von der Weser, Aller und Wümme (mit Beerse, Wiedau und Rodau) bewässert. Das Herzogthum V. enthält die selbstständige Stadt Verden und die Aemter Verden und Rotenburg. Das Bisthum V. wurde 786 von Karl dem Großen gestiftet und erstreckte sich über einen Theil des Erzbisthums Bremen, fast über das ganze Fürstenthum Lüneburg und weit in die Mark Brandenburg hinein. Gregor von Braunschweig, zur Zeit der Reformation Bischof von V., reformirte das Bisthum, das auch nach seinem Tode, ungeachtet der Bemühungen seines Nachfolgers, Franz Wilhelms, der katholischen Kirche nicht wieder zugeführt werden konnte. Als Franz Wilhelm im dreißigjährigen Kriege von den Schweden verjagt worden war, nahm der Erzbischof von Bremen das Bisthum in Besitz; der westphälische Friede erhob jedoch V. zum Fürstenthum, das nebst Bremen der Krone Schweden als erbliches Reichslehn überlassen wurde. Im Jahre 1709 kam es an Hannover, welches 1733 vom Kaiser damit belehnt ward. Seit 1807 in französischer Gewalt, wurde V. zum neu errichteten Königreich Westphalen geschlagen, 1814 aber wieder an Hannover zurückgegeben und 1866 mit dem übrigen Königreich Hannover von Preußen annektirt. Die Stadt V., an der Aller, über welche eine 400 Schritt lange Brücke führt, und an der Eisenbahn von Hannover nach Bremen, ist der Sitz eines Obergerichts, eines Amts und eines Amtsgerichts, hat eine schöne gothische, von 1290—1490 erbaute Domkirche, ein Gymnasium, eine Gewerbschule, Tabaksfabrikation, Bierbrauerei, Schifffahrt, Speditionshandel, Fischerei und 5779 Einwohner. In der Nähe der Stadt, am Fuße eines Sandbergs, entspringt der uhlemüller Gesundbrunnen, dessen Wasser dem pyrmonter sehr ähnlich ist. Die Stadt, in alten Urkunden Phardum und Fardium genannt, ist wahrscheinlich von Karl dem Großen gegründet worden.

Verdi, Giuseppe, berühmter italienischer Komponist, geboren den 9. Okt. 1814 zu Roncole in Parma, erhielt seine Bildung zu Mailand unter Lavigna, begründete seinen Ruf 1841 durch die Oper „Nabucco", welcher nun eine Reihe von Opern folgten, von denen die meisten auf fast allen größeren Bühnen Europa's, namentlich in Frankreich zur Aufführung kamen. Die beliebtesten darunter sind: „Ernani" (1844), „Jeanne d'Arc" (1844—45), „Alzira" (1845), „Attila" (1846), „Macbeth" (1847), „Rigoletto" (1851), „Il Trovatore" (1853), „La Traviata" (1854), „Les Vêpres Siciliennes" (1855), „Aroldo", „Simon

Digitized by Google

Boccanegra", „Una vedetta in domino", „Le roi Lear". V.'s Opern lassen unstreitig eine Begabung für die dramatische Komposition, zumal im Sinne des Italieners erkennen, sind aber, bei oft geschmackloser Spekulation, überwiegend auf Masseneffekt berechnet.

Verdichtung, s. Kompressibilität.

Verdienstmedaillen und **Verdienstorden**, s. Orden.

Verdikt (v. lat. veredictum), Wahrspruch, im Geschwornengericht der Ausspruch der Geschwornen.

Verdun, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Maas, an der Maas, ist Festung mit starker Citadelle, Sitz eines Bischofs, eines Gerichtshofs und eines Handelsgerichts, hat eine Kathedrale und 8 andere Kirchen, ein theologisches Seminar, ein Kommunalcollége, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, 3 Hospitäler, Fabrikation von Strumpfwaaren, Bürsten, Messern, feinen Liqueuren, Leder, Posamentirwaaren, Pelzwaaren, Oel, feinen Bäckereien ꝛc., Hohöfen, beträchtliche Brauerei, Färberei, Weinbau, Handel mit Oel, Wein ꝛc. und 12,394 Einw. In der Nähe sind gute Marmorbrüche (Marbre des Argonnes). Die Umgegend von V. ist das Verdunois. V. kommt zuerst im Itinerarium Antonini als Verunum vor und gehörte zum Gebiete der Trevirer. Unter den Franken gehörte es zu Austrasien und ward später mit zu Lothringen geschlagen. Am 11. August 843 wurde hier der berühmte Vertrag von V. zwischen Kaiser Lothar und seinen Brüdern Ludwig dem Deutschen u. Karl dem Kahlen geschlossen, durch welchen das große fränkische Reich getheilt ward (s. Deutschland, Geschichte). Mit Lothringen kam V. unter die Herrschaft Otto's des Großen, der einen Grafen von V. einsetzte. Später eroberten es die Herzöge von Lothringen. Gottfried von Bouillon schenkte es seinem Bruder Balduin, der es den Bischöfen von V. käuflich überließ. Letztere gaben es dem Grafen Dietrich von Monçon und Bar als Vicomteschaft in Lehn, nahmen es aber später zurück. Die Stadt, welche deutsche Reichsstadt war, führte zur Vertheidigung ihrer Selbstständigkeit viele Fehden mit dem Bischof und rief 1552 Heinrich II. von Frankreich gegen denselben zu Hülfe, in Folge dessen sie von Frankreich in Besitz genommen und im westphälischen Frieden förmlich an Frankreich abgetreten wurde. Vauban befestigte die Stadt stärker. Am 4. September 1792 öffnete die royalistische Partei den anrückenden Alliirten die Thore, weshalb sich der Kommandant erschoß. Als aber die Stadt bald darauf nach dem Rückzuge der Alliirten aus der Champagne von den Republikanern wieder besetzt ward, büßten viele Royalisten mit dem Leben. Seitdem sind die Festungswerke V.s vernachlässigt worden, und es kam im Kriege als Festung 1811 und 1815 nur wenig in Betracht.

Veredlung, das Uebertragen von Knospen (Augen) oder Zweigen von einer edleren oder besseren Pflanze auf den Stamm einer anderen gemeineren, wodurch letztere, besonders hinsichtlich der Entwickelung der Blüthe oder Frucht, jener gleich gemacht wird. Der Stamm, auf welchem die V. vorgenommen wird, heißt Wildling (Grundstamm, Unterlage), das der besseren Art angehörige, auf jenen zu übertragende Reis Edelreis. Die V. wird mit sehr wenigen Ausnahmen nur bei Gewächsen mit holzigen, ausdauernden Aesten und Zweigen in Anwendung gebracht, und zwar lassen sich in der Regel nur verwandte Gewächse, d. h. solche, welche Unterarten oder durch die Kultur entstandene Spielarten einer und derselben Species sind oder wenigstens Einer Gattung angehören, durch einander veredeln. Von Apfel-, Birn-, Pflaumen- oder Kirschbäumen genommene Edelreiser wachsen nur auf Stämmen derselben Art, wenn auch sogenannten Wildlingen; Pfirsich- und Aprikosenbäumen entnommene Reiser wachsen zwar auch auf Pflaumenbäumen, liefern aber dauerhaftere Bäume, wenn sie auf Sämlinge derselben Art veredelt werden. Veredelt man Süßkirchen (Prunus avium) durch saure (P. cerasus) oder umgekehrt, so erhält man nur krüppelhafte Bäume. Dagegen lassen sich Edelreiser von Birn- und Apfelbäumen auf Quittenstämmchen übertragen, wenn man kein starkes Wachsthum verlangt. Die Citrusarten (Citronen, Apfelsinen, Pomeranzen, Limonien ꝛc.) nebst deren zahlreichen Abarten wachsen am besten auf Wildlingen des Citronenbaums. Bei der V. kommt ferner das natürliche Wachsthum in Betracht, ob dasselbe rasch oder träg ist, denn eine träg wachsende Apfel-, Birn-, Pflaumen- oder Kirschensorte wird oft raschwüchsig, wenn sie auf eine raschwüchsige Unterlage gebracht wird. Im Allgemeinen ist es jedoch gerathen, sich kräftiger Stämme zur Unterlage zu bedienen, da ein saftarmer, trägwüchsiger Wildling in der Regel schwach bleibt, das Edelreis aber an der Veredlungsstelle stark anschwillt und vom Winde leicht abgebrochen werden kann. Die V. ist in sofern höchst wichtig und in der Baumzucht und Gärtnerei nicht zu entbehren, als nur mittelst derselben die zahlreichen Abarten solcher Bäume und Sträucher erhalten und vermehrt werden können, welche sich nicht durch Stecklinge oder Ableger fortpflanzen lassen und, auf geschlechtlichem Wege durch Aussaat fortgepflanzt, nur in seltenen Fällen Abarten von derselben Beschaffenheit wie die Mutterpflanze geben. Dies gilt besonders von den Obstarten, deren Samenkerne, auch wenn sie von einem und demselben Baume genommen sind, in der Regel unter sich, sowie von jenem abweichende Sorten liefern, aber auch von Rosen, Kamellien, Eichen, Buchen, Eschen ꝛc. Was nun die bei der V. anzuwendende Operation betrifft, so gibt es, abgesehen von dem sogenannten Ablaktiren (s. d.) 3 Hauptarten derselben, die man als Pfropfen, Kopuliren und Okuliren zu bezeichnen pflegt. Das Pfropfen besteht darin, daß man von einem Baum oder Strauch, in der Regel einer edleren Sorte, entnommene Zweige (Pfropfreiser) in Stamm, Zweig oder Wurzel eines Wildlings einsetzt, damit ein neuer Stamm sich bilde. Die Pfropfreiser müssen in der Regel von vorjährigem Holze genommen oder wenigstens so weit reif sein, daß sie nicht welken; ihre Stärke und Länge muß im richtigen Verhältniß zu der des Wildlings stehen (bei Obstbäumen sind 3 Augen am Reise, im Nothfall auch 1 oder

Digitized by Google

2 genügend); sie dürfen nur Trieb-, keine Blüthenknospen haben; der Wildling muß saftiger, also in seiner Vegetation mehr vorgeschritten sein als die Reiser. Von laubabwerfenden Bäumen schneide man die Reiser schon im Herbst und grabe sie in Erde ein. Die Schnitte müssen glatt und scharf sein, so daß sich Rinde an Rinde dicht anschließt. Die Operation selbst kann auf sehr verschiedene Weise vorgenommen werden; die Hauptmethoden aber sind folgende. Das Pfropfen in den Spalt wendet man bei Bäumen an, welche schon eine gewisse Stärke erreicht haben. Man schneidet dabei ein Ende, entweder die ganze Krone oder nur einen Zweig ab, und zwar da, wo die Stärke mit der des einzusetzenden Reises übereinstimmt, schneidet darauf an dem Schnittende ein keilförmiges Stück heraus, spitzt das Pfropfreis in derselben Form keilig zu und setzt es in den Wildling ein, und zwar so, daß Rinde genau auf Rinde paßt. Die Schnittstelle wird mit Papier oder Leinwand unter Anwendung von Baumwachs verbunden. Ist das Pfropfreis weit dünner als der Wildling, so kann das Anschließen der Rinde an Rinde nur in beschränkter Ausdehnung Statt finden oder man setzt 2 Reiser in Einen Spalt. Man kann verschiedene Schnittarten anwenden (Rehfuß-, Zungenschnitt ꝛc.), stets muß aber der einzusetzende Keil in den Spalt genau passen und die Rinde des Pfropfreises an der Schnittstelle ganz frisch sein. Beim Pfropfen in die Rinde (Pelzen) schiebt man das Pfropfreis zwischen Holz und Rinde ein, was natürlich nur geschehen kann, wenn der Wildling im Saft steht, so daß sich die Rinde vom Holz leicht ablösen läßt. Das Reis aber muß sich noch im ruhenden Zustande befinden. Es kommen hierbei besonders 2 Methoden zur Anwendung. Bei der einen schneidet man den Wildling recht glatt horizontal ab, schneidet die Rinde ½—1½ Zoll von der horizontalen Schnittfläche an senkrecht bis auf den Holzkörper auf u. löst einen Theil derselben so weit ab, daß das Reis eingesetzt werden kann. Zu diesem Behuf muß dasselbe von einer Seite her keilförmig zugespitzt, an der anderen zum Theil von der Oberhaut befreit sein, so daß die darunter liegende grüne Schicht (Splint) bloßliegt. Es wird in der Weise eingesetzt, daß die Schnittfläche gegen den Holzkörper, die Rindenseite gegen das abgelöste Rindenstück und die von der Oberhaut entblößte Seite gegen den Rand des festsitzenden Rindenstücks des Wildlings zu liegen kommt, darauf wird die Wunde mit Baumwachs bestrichen und ein Verband angelegt. Bei der anderen Methode stutzt man den Wildling nicht ab, sondern macht am Stamm nur einen Einschnitt in der Form eines T, löst die Rinde zu beiden Seiten ab, schiebt das von einer Seite schräg zugeschnittene und mit der Schnittfläche gegen den Holzkörper des Wildlings gewendete Reis hinter die Rindenlappen ein und macht einen Verband. Das Pfropfen in die Rinde kommt besonders bei alten Bäumen, denen man eine neue Krone geben will, in Anwendung; doch muß man ihnen einige Zweige lassen, die man erst später wegnimmt, nachdem die Operation gelungen ist. Das Pfropfen in die Seite (Einspitzen), welches besonders bei dünnstämmigen, zarten Gewächshauspflanzen (Azalea, Rhododendron, Camellia, Pimelea ꝛc.) zu empfehlen ist und entweder im Februar und März oder im August vorgenommen wird, besteht darin, daß man in den Stamm des Wildlings seitlich einen ¼ Zoll langen, schrägen, bis fast zur Markröhre eindringenden Schnitt macht und das von einer Seite abgeschrägte Reis so einsetzt, daß wenigstens an Einer Seite Rinde an Rinde anschließt, worauf man einen Verband anlegt. Beim Pfropfen auf die Wurzel nimmt man von einer älteren Mutterpflanze Wurzelstücke von etwa Federspulstärke entweder ganz aus der Erde heraus oder man schneidet die Wurzel ein, hebt das Schnittende ¼—½ Zoll über die Erdoberfläche empor und setzt die Reiser in einen gemachten Spalt ein. Will man einen älteren Stamm ganz opfern, so gräbt man ihn sammt den Wurzeln aus, zerlegt diese in viele Stücke und veredelt sie durch Reiser desselben Stammes, wodurch man eine zahlreiche Vermehrung bewerkstelligen kann. Das Kopuliren unterscheidet sich von dem Pfropfen besonders dadurch, daß, da das Reis und der Wildling da, wo sie mit einander verbunden werden, ganz von gleicher Stärke sein müssen, nach vollendeter Operation keine bloßliegende Wunde bleibt, sondern Reis und Wildlinge an der Schnittstelle einander vollkommen decken. Man schneidet nämlich den Wildling schräg ab, so daß eine 1—1½ Zoll lange, elliptische Schnittfläche entsteht, und verfährt mit dem Reis auf dieselbe Weise, so daß beide Theile genau auf einander passen. Ist ihre Zusammenfügung geschehen, so legt man ein Baumwachspflaster um und verbindet das Ganze mit Bast. Das Kopuliren ist die für alle zum Harzfluß geneigten Bäume (Pflaumen, Aprikosen, Kirschen ꝛc.) geeignetste Veredlungsart. Das Okuliren (Aeugeln) besteht darin, daß man einzelne Augen neuer Sprößlinge edler Arten mit der darum befindlichen Rinde (Schild) ablöst und in dem Wildling eingeschnittene Oeffnungen der Rinde einsetzt, worauf man die Stelle so lange verbunden hält, bis das Auge angewachsen ist und sich entwickelt. Hierbei muß sowohl der Wildling als der Edelstamm im Safte sein, damit sich die Rinde beider leicht vom Holze löse. Die geeignetsten Zeiten sind April und Mai, wenn man auf das treibende, Juli und August, wenn man auf das schlafende Auge okuliren will. Man wählt dazu recht kräftige Augen aus, da schwache in der Regel nur kümmerliche Triebe geben. Um kräftige Augen zu erzielen, kneipe man die Spitzen des betreffenden Zweigs aus, worauf der Saft mehr in die unteren Augen tritt. Von den am Zweig befindlichen Blättern läßt man nur ein etwa ¼ Zoll langes Stück des Blattstiels stehen, um das Auge beim Ablösen und Einsetzen besser fassen zu können. Man achte aber darauf, daß die Augen nicht hohl, sondern innerhalb des Schilds voll und mit junger Holzmasse versehen sind, weil sie mit dieser am besten anwachsen. Auch schneide man die Schilder möglichst groß aus und so, daß sie nach unten nicht spitz, sondern abgerundet erscheinen. Der in den Wildling zu machende Einschnitt gleicht einem T. Das eben abgeschnittene Auge wird hinter die beiden Rindenlappen ein-

Digitized by Google

geschoben, gegen den Querschnitt recht fest angelegt und dann die Wunde mit Bast fest umwickelt. Zeigt sich nach einigen Wochen ein Anschwellen des Auges, so muß man den Verband abnehmen. Hat man auf das treibende Auge okulirt, so wird die Spitze des Wildlings sofort beim Anschwellen des Auges dicht über demselben abgeschnitten und die Schnittstelle mit Baumwachs bestrichen. Hat man aber auf das schlafende Auge okulirt, so verschiebt man das Einschneiden bis zum nächsten Frühjahr. Damit die okulirten Aeste desto besser gedeihen, nimmt man dem Baume möglichst viele seiner überflüssigen Zweige und verklebt die Schnittflächen mit Baumwachs. Um von Obstbäumen recht bald Früchte zu bekommen, kann man Augen, die im folgenden Jahre Blüthen bringen, zum Okuliren anwenden, doch ist in diesem Falle auf eine längere Dauer derselben als bis zur Fruchtreife nicht zu rechnen. Eine bei Holzgewächsen mit starker Markröhre (z. B. der wälschen Nuß) anwendbare Veredlungsmethode ist das Einschilfen oder Pfeifeln (V. mit der Flöte), wobei man den Kopf des Wildlings abnimmt, die Rinde in einer Länge von 2—3 Augen ablöst u. ein ebenso großes cylinderförmiges Stück Rinde von einem gleich starken Edelreis aufsetzt, oder aus einem Zweige des Wildlings ein ringförmiges, 1 Zoll langes Rindenstück herausschneidet, von dem Edelreis ein gleiches, mit einem Auge versehenes Rindenstück ablöst, auf der dem Auge entgegengesetzten Seite der Länge nach aufschlitzt und um die entrindete Stelle des Wildlings legt. In beiden Fällen muß ein Verband umgelegt und die Wunde mit Baumwachs verstrichen werden.

Vereinigte Staaten von Nordamerika (United States of America, auch Union genannt), die große Bundesrepublik in Nordamerika, liegt zwischen 25° und 49° nördl. Br. und zwischen 66° 59′ und 125° westl. L. von Greenwich. Der südlichste Punkt des Festlandes ist das Kap Sable der Halbinsel Florida unter 24° 50′ nördl. Br. und 81° 15′ westl. L.; der östlichste das Vorgebirge Quoddy Head im Staate Maine, der britischen Insel Großmenan gegenüber; der westlichste Punkt Kap Mendocino an der Westküste von Oberkalifornien unter 124° 32′ westl. L. und 39° 30′ nördl. Br. Gegen Norden grenzt das Gebiet der V.n St. v. N. an das britische Amerika, gegen Osten an dasselbe (Neubraunschweig) und an das atlantische Meer, gegen Süden an den mexikanischen Golf und die Republik Mexiko, gegen Westen ebenfalls an letztere und an das stille Meer. Der Flächeninhalt des Gebiets beträgt ungefähr 136,000 QMeilen; die Ausdehnung der Landgrenzen ungefähr 1900 Meilen, die der Landseegrenzen 290 und die der Meeresgrenzen 1113 Meilen. Von den letzteren kommen ungefähr 413 Meilen auf die Küste am atlantischen Ocean, 348 auf die am mexikanischen Meerbusen u. 352 M. auf die an der Südsee. Die größte Ausdehnung des Gebiets von Norden nach Süden beträgt cirka 170, die von Osten nach Westen cirka 625 Meilen. Die Küstengliederung ist keineswegs ausgezeichnet, denn es kommt erst auf 121 QM. Flächeninhalt 1 Meile Küste. Auch stehen seine Meeresküsten nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit einander, sondern werden durch einen Isthmus von einander getrennt, der für den Seeverkehr zwischen den östlichen u. westlichen Küsten ein solches Hinderniß bildet, daß derselbe zwischen Newyork und San Francisco nur auf einem Umwege möglich ist, der für Segelschiffe 4—5 Monate Zeit erfordert. Diese Mängel werden jedoch aufgewogen durch den Reichthum der binnenländischen Bewässerung und durch die günstige Weltstellung der beiden getrennten Küsten, von denen die eine Europa, die andere Asien zugekehrt ist, die beide aber mit den schönsten natürlichen Häfen ausgestattet sind. Von größeren Halbinseln besitzt das Gebiet der Vereinigten Staaten nur 2, nämlich die von Maryland-Delaware, welche von der Delawarebai, dem atlantischen Ocean und der Chesapeakbai umgeben ist, und die von Florida. Die hervorspringendsten Vorgebirge sind am atlantischen Meere: Kap Ann und Cod in Massachusetts, May in Newjersey, Henlopen in Delaware, Charles und Henry in Virginien, Hatteras, Lookout und Fear in Nordcarolina, Canaveral, Florida und Sable in Florida; am mexikanischen Golf: St. Blas in Florida; am stillen Ocean: Mendocino in Oberkalifornien, Orford, Disappointment und Flattery in Oregon. Die hauptsächlichsten Baien und Sunde sind am atlantischen Meere: Penobscotbai in Maine, Massachusettsbai, Kap-Codbai und Buzzardsbai in Massachusetts, Long-Islandsund in Newyork, Delawarebai zwischen Newjersey und Delaware, Chesapeakbai in Maryland und Virginia, Albemarle- und Pamlicosund in Nordcarolina; am mexikanischen Golf: Appalachee- und Pensacolabai in Florida, Mobilebai in Alabama, Chandeleur- und Atchafalayabai in Louisiana, Galveston-Matagordabai in Texas; an der Südsee: die Baien von San Diego, Monterey, San Francisco und Trinidad in Oberkalifornien, Gray's Harbour in Oregon und endlich der große Pugetssund im Innern der Fucastraße. Von größeren Inseln besitzen die Vereinigten Staaten nur eine einzige, Long-Island, zum Staat Newyork gehörig. Die übrigen sind unbedeutend, so: die kleine Inselgruppe im Südosten der Buzzardsbai von Massachusetts, worunter die größte, Martha's Vineyard, nur 6 QMeilen groß ist; Staaten-Island an der Mündung von Newyork Harbour, 2 Meilen lang und eine Meile breit; die Tortugas und Martyrs oder Florida Keys im Süden von Florida, meist unfruchtbare Klippen, die Chandeleurinseln, zu Louisiana gehörig. Die Westküste des Gebiets an der Südsee ist bis auf einige zerstreut liegende kleine Inseln an der Küste von Oberkalifornien auffallend inselleer, und an der ganzen Küste von Oregon findet sich nur im Innern der Fucastraße eine kleine Inselgruppe, der Archipel von Arro. Die Länge der Seeküsten dehnt sich unter Hinzurechnung der Baien, Sunde und kleineren Ein- und Ausbiegungen der Küsten von 1113 auf 7171 Meilen aus.

Der allgemeinen Anordnung der Gebirgsketten, nämlich der vorherrschend meridionalen Richtung ihrer Längenaxen gemäß theilt sich das Gebiet der Vereinigten Staaten durch die

Digitized by Google

beiden Gebirgsketten der Alleghanies und Rocky Mountains in 3 von Osten nach Westen neben einander liegende Abtheilungen, das Ostland, das Mittelgebiet und das Westland. Das erstere gehört mit seinen Gewässern dem Becken des atlantischen Oceans an, das andere, mit Ausnahme eines kleinen Theils, dem mexikanischen Golf und das dritte zum größten Theil dem stillen Ocean. Das dem atlantischen Ocean mit seinen Gewässern tributäre Ostland, welches man als das atlantische Küstenland bezeichnen kann, besteht in seinem nordöstlichen Theil von der Grenze von Neubraunschweig an bis zum Hudsonflusse aus den Verflächungen des sogenannten akadischen Gebirgssystems (s. Amerika), welches einen vorherrschend plateauartigen Charakter hat und an vielen Punkten in ansehnlicher Erhebung bis an die Küste herantritt. Daher die durch kleinere Busen und Fjorde zerschnittenen Steilküsten, Landseen und wenig entwickelten Ströme dieser Strecke. Die bedeutendsten Seen sind hier: Grand Lake, Schoodic, Millinoket, Pamadumcook, Chesumcook, Moosehead, sämmtlich im Staat Maine, und Umbagog, den Staaten Maine und Newhampshire angehörig. Die bedeutendsten Flüsse sind: der St. Croix, Grenzfluß gegen Neubraunschweig, Penobscot, Kennebec, Merrimac, Connecticut und Hudson. Von Newyork an besteht das atlantische Küstengebiet aus einer niedrigen Küstenebene, welche gegen das Innere durch das Kettengebirge der Alleghanies abgegrenzt wird, im Allgemeinen sich nicht über 100 Fuß über das atlantische Meer erhebt, in ihrem nördlichen Theil nur zwischen 50—60 englische Meilen breit ist, weiter gegen Süden allmählig an Breite zunimmt und sich in Florida bis zur Breite der ganzen Halbinsel ausdehnt. Die größeren Flüsse dieser Küstenebene haben das Gemeinsame, daß sie da, wo die Alleghanies in das Flachland abfallen, mit Fällen und Stromschnellen in letzteres eintreten, in ihrem untern Lauf aber sehr wenig Gefälle haben. Eine andere Eigenthümlichkeit dieser atlantischen Küstenebene bilden die sogenannten Pine Barrens, Fichtenwaldungen, und Swamps, Moräste, unseren ausgedehnten Torfmooren ähnlich, worunter der sogenannte Great Dismal zwischen Norfolk in Virginia und Weldon in Nordcarolina, der von Süden nach Norden 40, von Osten nach Westen 25 Meilen mißt, der größte ist. Die bedeutendsten Flüsse dieses Flachlandes sind: der Delaware, Susquehanna, Potomac, Rappahannock, Yorkriver, Jamesriver, Roanoke, Neuse, Cape-Fear-River, Yadkin, Santee, Edisto, Savannah, Altamaha, St. Mary und St. Johns. Das Mittelgebiet der Vereinigten Staaten begreift vornehmlich das ungeheure Wassersystem des Mississippi (s. d. und Amerika), dessen wichtigste Nebenflüsse der Missouri, Ohio, St. Francis und Arkansas sind. Der Missouri und Mississippi haben periodische, Ende Februar beginnende und Ende Mai oder gegen Mitte Juni verlaufende Anschwellungen, wodurch ihre Ufer auf weite Strecken hin überschwemmt werden. In dem Flußgebiet des Mississippi und seiner tributären Ströme lassen sich 3 Hauptregionen unterscheiden, die des hügeligen Landes, die der Grasfluren, und die der Wüsten und Steppen, von denen die beiden letzteren auch unter dem gemeinsamen Namen der Prairien zusammengefaßt zu werden pflegen. Die hügelige Region nimmt den südlichen Theil der Mississippiebene zu beiden Seiten des Flusses, zwischen den Ozark Mountains im Westen und den Alleghanies im Osten ein. Die Hügel bilden hier keine zusammenhängenden Höhenzüge, sondern Gruppen mit abgerundeten Gipfeln, die durch tief unter das allgemeine Niveau des Landes eingefurchte Thäler mit schmaler Thalsohle getrennt werden. Wo diese Region sich der Basis der appalachischen Kette nähert, liegt ihr mittleres Niveau ungefähr 800 Fuß über dem Meere, während ihre Höhe in der Nähe des Mississippi zwischen 200 und 400 Fuß wechselt. Der auf der Westseite des Mississippi liegende Theil der Hügelregion ist von dem Flusse durch die auf dieser Seite desselben etwa 50 engl. Meilen breite, zum Theil sumpfige und mit Bäumen, namentlich Cypressen, bestandene Alluvialebene geschieden und geht nach Westen in das unter dem Namen Ozark Mountains bekannte niedrige Gebirgsland über, welches in der Richtung von Südwesten nach Nordosten zwischen 34° und 38° nördl. Br. und 91° und 95° westl. L. sich ausdehnt. Die Ozark Mountains bestehen größtentheils nur aus Hügeln, welche zwischen 500 und 1000 Fuß Höhe haben. Ausgezeichnetere Theile desselben sind im nordwestlichen Theil des Staats Arkansas die Washitaberge, zwischen dem Washitafluß, einem Quellfluß des Redriver, und dem Arkansas, und die Black Hills, im Norden des Arkansas, deren höchste Punkte zwischen 1000 und 2000 Fuß hoch sind, sowie im südwestlichen Theil des Staats Missouri ein Höhenzug zwischen dem Osage und dem Whiteriver, der hier die hügelige Region gegen Süden begrenzt. Im Norden dieser hügeligen Region liegt die weit ausgedehntere der Grasfluren oder Prairien, die sich im Osten des Mississippi bis an die südlichen Ufer der canadischen Seen ausdehnt und nur vom Oberensee durch ein etwa 100 engl. Meilen breites hügeliges Land getrennt ist, im Westen des Mississippi aber sich bis zum Missouri erstreckt und im Nordwesten allmählig in die Prairien übergeht, welche den südwestlichen Theil der großen, zum arktischen Meer abfallenden Nordhälfte des nordamerikanischen Flachlandes einnehmen. Diese Region enthält keine Höhen, sondern nur zahlreiche, zum Theil weit ausgedehnte Erdanschwellungen, zwischen denen weite Strecken mit vollkommen ebener, kaum leicht gewellter Oberfläche vorkommen. Die östliche Region der Prairien liegt am höchsten in der Nähe der appalachischen Gebirge (900—1000 Fuß) und sinkt allmählig gegen den Mississippi hinab. Südlich vom Missouri steigen die Prairien höher an, sind aber hier noch trockener und steriler, und insbesondere sind die zwischen den Ozark Mountains und dem östlichen Fuße der Rocky Mountains einen Flächenraum von 400,000 englischen QMeilen einnehmenden Strecken richtiger als Wüste zu bezeichnen. Im engeren Sinne bezeichnet man aber als Region der Wüste denjenigen Landstrich, der sich in der Gestalt eines mit der Spitze nach Süden gekehrten gleichschenkeligen Dreiecks zwischen dem Platte-

Digitized by Google

river im Norden und dem 32. Parallelkreise im Süden und am Platteriver von Osten nach Westen unter 41° nördl. Br. von 97° bis 104° westl. L. erstreckt. Hier gibt es weder Berge noch Hügel, sondern nur Plateaux (Mesas) mit schroffem Abfall gegen die tiefer gelegenen Savanen. Dies Gebiet, ungefähr 30,000 englische QMeilen groß, ist während 3 Viertel des Jahres ganz ohne Wasser, und auch in den wenigen nicht ganz versiegenden Strömen findet sich nur brakisches Wasser. Besser bewässert und fruchtbarer ist nur der unmittelbar an die Staaten Missouri und Arkansas angrenzende, von Norden nach Süden ungefähr 500 und von Osten nach Westen ungefähr 200 englische Meilen sich ausdehnende Landstrich. Die Ebene des Mississippi verengt sich gegen die Mündung des Flusses hin durch Höhen (Bluffs), welche auf der Ostseite des Flusses dicht an denselben herantreten, dergestalt, daß hier die Wasserscheide fast mit dem Flußufer zusammenfällt. Diese Höhen sind der Abfall eines Hochlandes, welches sich anfangs als niedrige Hochebene höchstens 300 Fuß über das Meer erhebt, dann, zu einer mittleren Höhe von etwa 1000 Fuß ansteigend, gegen Nordosten durch die Staaten Mississippi und Alabama fortzieht und sich im Nordosten des letzteren an die südwestlichen Ausläufer der Alleghanies anschließt und das Becken der großen östlichen Zuflüsse des Mississippi von denen der östlich vom Mississippi in den mexikanischen Meerbusen mündenden Flüsse scheidet. Die bedeutendsten der aus diesem Gebiet dem mexikanischen Meerbusen zuströmenden Flüsse sind der Mobile und der Appalachicola. Das Gebiet der westlich vom Mississippi in den genannten Golf mündenden Flüsse wird von dem des Mississippi und seiner großen westlichen Zuflüsse nur durch eine flache Erdschwelle geschieden, welche im Westen am Fuße des Gebirgslandes von Neumexiko zwischen den Quellen des Redriver u. des Rio Pecos (Puerco) unter 35° nördl. Br. beginnt, erst gegen Südosten ungefähr bis zum 34.° nördl. Br. läuft, dann in östlicher Hauptrichtung dem südlichen Ufer des Redriver folgt und endlich nach Südosten zum mexikanischen Golf ausgeht. Die bedeutendsten Flüsse des Südabfalls des westlichen Theils des großen nordamerikanischen Flachlandes sind der Sabine, Neches, Rio Trinidad (Trinityriver), Rio Brazos (Brazos de Dios), Colorado, Rio Guadalupe und Nueces. Das zum Nordabfall des großen Flachlandes von Nordamerika gehörige Gebiet der Vereinigten Staaten beschränkt sich fast auf das Flußgebiet des oberen Redriver, des Winipegsee's, welches zwischen den oberen Zuflüssen des Mississippi und denen des Missouri liegt, denn die Prairien im Norden des Missouri gehören, soweit sie innerhalb der Grenzen der Vereinigten Staaten liegen, dem Flußgebiet des Missouri an, und der im Osten des oberen Mississippi liegende Landstrich gehört zum Becken der canadischen Seen u. des St. Lorenz. Die große Halbinsel von Michigan im Osten des gleichnamigen See's erhebt sich im Innern etwa 300 Fuß über die umgebenden Seen und sendet von hier viele kleine Flüsse aus, unter denen der in den Michigansee mündende Greatriver der bedeutendste ist. Der im Süden des Eriesee's liegende, zum Becken desselben gehörige Strich Landes ist sehr schmal. Der ganz nahe am Eriesee gelegene Chautauquesee im westlichen Theile des Staats Newyork sendet sein Wasser nicht dem Eriesee, sondern durch den Alleghanyfluß dem Ohio und also dem Mississippibecken zu. Die östlicheren Seen in Newyork dagegen haben ihren Abfluß nach Norden zum Ontariosee. Die bedeutenderen von diesen sind der Canandaigua, Crooked Lake, Seneca, Cayuga, Owasco und Oneida. Von Flüssen sind in diesem Theil des Landes außer dem Senecafluß, der durch die Abflüsse der genannten Seen gebildet wird, nur noch der Geneseefluß zu nennen, der den westlichen Theil des Staats Newyork von Süden nach Norden durchfließt und in den Ontariosee mündet. Die aus dem nordöstlichen Theil von Newyork u. aus Vermont dieser nördlichen Abdachung angehörigen Gewässer sind die Flüsse Blackriver und Oswegatchie und der Champlainsee mit seinen zahlreichen Zuflüssen, worunter der River au Sable, Otter Creek, Lamoille u. Missisque die bedeutendsten sind. Die Oberflächenverhältnisse des Westlandes der Vereinigten Staaten sind weit verwickelter als die des atlantischen Küstenlandes und des Mittelgebiets, indem die Andes von Nordamerika nicht als vorherrschend einfache Gebirgskette oder nahe zusammenliegende Parallelketten, sondern als ein Kettengebirgssystem auftreten, dessen Hauptglieder, die eigentlichen Rocky Mountains u. die der Seealpen von Kalifornien u. Oregon, weit von einander entfernt sind und mannichfache Formen der Oberflächengestaltung zwischen sich einschließen. Die Gewässer dieses im Art. Amerika im Allgemeinen charakterisirten, erst zum kleinsten Theil genauer erforschten Gebirgslandes gehören 3 verschiedenen Becken an, nämlich dem des kalifornischen Meerbusens, dem abgeschlossenen sogenannten Great Bassin zwischen den Rocky Mountains und den kalifornischen Seealpen und dem der Südsee. Dem erstgenannten Becken, dem südlichsten, gehören von Flüssen der Rio Gila und Colorado an. Das zweite Becken, eine Art von breitem Längenthal, hat einen Flächeninhalt von mindestens 8000 QMeilen, liegt zwischen 4000 und 5000 Fuß über dem Meere und besitzt sein eigenes, von jeder Verbindung mit dem Meer abgeschlossenes System von Seen und Flüssen. Das Bassin ist im Innern vorherrschend bergig; zwischen den bewaldeten und bewässerten Berggegenden breiten sich sterile u. dürre Ebenen aus. Die Berge streichen übereinstimmend mit den Rocky Mountains nahe von Norden nach Süden und erreichen eine Höhe von 2000—5000 Fuß über der Oberfläche des Landes, aus der sie steil ansteigen. Der größte See des Bassins ist ein Salzsee (Great Salt Lake), der nach Süden mit dem Utahsee, einem Süßwassersee, in Verbindung steht (s. Utah). Diese beiden Seen nehmen die Gewässer von einem Gebiet auf, welches 10—12,000 englische QMeilen groß ist. Südlich vom Utahsee ist noch der Nicolletsee, auf der Westseite des Bassins aber der Pyramidensee, der das Wasser des in der östlichsten Parallelkette der Sierra Nevada entspringenden Salmon Trout River aufnimmt, zu bemerken. Unter den Flüssen des Bassins ist der Humboldt der bedeutendste, der eine sterile, sandige Ebene durchfließt. Die

Digitized by Google

übrigen Hauptflüsse desselben sind der Bärenfluß, der Utahfluß u. der Timpanaozu oder Timpanogos, der Nicolletfluß, der Salmon Trout River, der Carson- u. der Walkerfluß u. der Owensfluß. Die zur Südsee abfließenden Gewässer des Gebiets der Vereinigten Staaten fließen entweder von den nahe der Küste parallelstreichenden Gebirgsketten direkt zum Meere ab oder entspringen weiter landeinwärts u. führen ihr Wasser, nachdem sie sich in einem Hauptkanal gesammelt, durch einen Durchbruch in jenen Ketten dem Meere zu. Zu der ersteren Klasse gehören der Rio San Buenaventura (Rio Salinas) und der Rio del Sacramento (San Joaquim); zur zweiten alle im Norden des großen Bassins zwischen den Rocky Mountains und der Küstenkette von Oregon entspringenden Flüsse, welche ihren Abfluß zur Südsee durch den Columbiafluß haben und folglich zu dessen Becken gehören, welches mit dem es im Süden begrenzenden „großen Bassin" viel Aehnlichkeit und ohne den Durchbruch des unteren Columbia durch die Kette der Seealpen von Oregon wie jenes ein abgeschlossenes, hoch über dem Meere liegendes Bassin bilden würde.

Ueber die geognostischen Verhältnisse, sowie über Klima, Fauna und Flora der Vereinigten Staaten ist im Artikel Amerika eine Uebersicht gegeben, auf die wir hier verweisen.

Die jetzige Bevölkerung der Vereinigten Staaten gehört 3 verschiedenen Racen an, der amerikanischen, der kaukasischen und der äthiopischen. Die erstere, die Urbevölkerung des Landes, ist durch die eingewanderte kaukasische Race gegenwärtig in einem großen Theil des Gebiets gänzlich verdrängt oder ausgerottet. So in den östlichen Staaten, wo das Verschwinden der Ureinwohner gleichen Schritt gehalten hat mit der Ausbreitung der aus Europa eingewanderten Civilisation. Im Westen dagegen sind die Indianer noch in ausgedehnten Regionen Herren des Bodens, jedoch auch schon bis zu dem Grade von dem Einfluß der europäischen Civilisation berührt, daß ihr Charakter entartet und ihre Zahl mehr und mehr zusammenschmilzt. Zwischen dem jetzt ganz europäisirten Osten und dem von noch unbezwungenen Indianerhorden bewohnten Westen liegt eine Region des Uebergangs, in welcher die Indianer der Mehrzahl nach theils als Fremdlinge in den Territorien, in welche sie aus den Gebieten der östlichen Staaten durch die amerikanische Regierung verpflanzt worden, dahinsiechen und aussterben, theils in beständigem Raubkriege mit den Weißen leben, welche durch die Ausdehnung ihrer Niederlassungen, ihrer Jagdzüge und Handelsexpeditionen die alten Jagdreviere der umherschweifenden Indianerhorden mehr und mehr beschränkt haben. Nur in einem kleinen Theile dieser mittleren Region, der schon vor Ankunft der Europäer der Sitz halbcivilisirter, in festen Wohnsitzen zusammenlebender und Ackerbau treibender Völkerschaften gewesen, finden sich auch jetzt noch Indianer, die in Dörfern angesiedelt sind und Ackerbau treiben, wohl auch zum Theil Christen geworden sind. Schon vor der Ankunft der Europäer im östlichen Theile von Nordamerika im 16. Jahrhundert haben dort große Umwälzungen der socialen Zustände Statt gefunden, und die damals von den Europäern dort vorgefundenen Indianerstämme sind nicht sowohl als Naturvölker im ursprünglichen vorbürgerlichen Zustande, sondern vielmehr als einzelne in den Naturzustand zurückgesunkene Ueberreste oder Bruchtheile alter, vor Zeiten einer höhern Kultur theilhaftig gewesenen Staatsgesellschaften anzusehen. Die neuesten Forschungen über die altamerikanischen Baudenkmäler im Mississippithale haben nämlich ergeben, daß in dem ganzen ungeheuren Gebiet jenes Flusses, sowie von den canadischen Seen an bis zum mexikanischen Golf in uralten Zeiten, als im Mississippibecken die neuesten Alluvialterrassen noch nicht trocken gelegt waren, eine dichte ackerbautreibende Bevölkerung gewohnt hat, die auf einer Stufe der Civilisation gestanden, von der sich in den socialen Zuständen der Indianer, wie sie die europäischen Ansiedler im 16. Jahrhundert vorfanden, kaum noch einige schwache Spuren auffinden lassen. Vielfache Merkmale an jenen Denkmälern deuten auf eine Verwandtschaft jener untergegangenen civilisirteren Bevölkerung dieses Theils von Nordamerika mit den Ackerbau treibenden, höher kultivirten Nationen hin, welche die Spanier im 16. Jahrhundert in Mexiko, Centralamerika und Peru fanden. Geographisch lassen sich die Indianer des Gebiets der Vereinigten Staaten in 3 Gruppen eintheilen, je nachdem sie östlich vom Mississippi, oder zwischen diesem und den Rocky Mountains oder westlich von diesen wohnen. Der größte Theil der östlich vom Mississippi wohnenden Indianer gehört zu der großen Familie der Algonkin-Lenape- und Iroquoisnationen. Der nördliche und größere Theil des Gebiets zwischen dem Mississippi und den Rocky Mountains wird, abgesehen von den durch die Regierung der Vereinigten Staaten nach dem indianischen Territorium verpflanzten östlichen Indianern, von zahlreichen Indianerstämmen bewohnt, die mit Ausnahme einiger weniger bekannten Stämme der großen Sprachfamilie der Sioux angehören. Auf der Westseite der Rocky Mountains dagegen zwischen 59° und 32° nördl. Br. finden sich sowohl im Innern als an der Seeküste eine große Menge verschiedener Völkerschaften mit verschiedenen Sprachfamilien angehörigen Sprachen, und zwar sind diese Indianer des Westens desto roher, je weiter sie nach Süden vorrücken (s. Indianer). Die Zahl der Indianer, welche ihre Stammeseintheilung beibehalten haben und in dem unten folgenden Census von 1860 nicht mit einbegriffen sind, betrug 1860 in Arkansas 65,680, Kalifornien 13,510, Georgia 377, Indiana 384, Kansas 8189, Michigan 7777, Minnesota 17,900, Mississippi 900, Newyork 3785, Nordcarolina 1199, Oregon 7000, Tennessee, 181, Wisconsin 2833, Colorado 6000, Dakota 39,664, Nebraska 5072, Nevada 7550, Neumexiko 55,100, Utah 20,000, Washington 31,000, im Ganzen 294,431 Köpfe. Im Jahre 1863 betrug die Gesammtzahl der Indianer nach Angaben des Bureau's für Angelegenheiten der Indianer nur noch 268,079 Köpfe. Die Gesammtzahl der übrigen Bevölkerung der Vereinigten Staaten betrug nach dem Census von 1860 in den einzelnen Staaten wie folgt:

Digitized by Google

Staaten und Gebiete	aufgenommen als Staat 1)	Flächeninhalt in QM.	Bevölkerung 1850	Bevölkerung 1860	Zuwachs in Proc.	Kongreß-deputirte 2)
I. Freie Staaten: a) Neuengland-Staaten.						
1. Maine	1820	1494	583,169	628,279	7,73	5
2. *Newhampshire	1788	437	317,976	326,073	2,55	3
3. Vermont	1791	426	314,120	315,098	0,32	3
4. *Massachusetts	1788	361	994,514	1,231,066	23,79	10
5. *Rhode-Island	1790	49	147,545	174,620	18,35	2
6. *Connecticut	1788	222	370,792	460,147	24,10	4
		2995	2,728,116	3,135,283	14,92	27
b) Mittlere und nordwestliche Staaten.						
7. *Newyork	1788	2376	3,097,894	3,880,735	25,31	31
8. *Newjersey	1787	891	489,555	672,035	37,27	5
9. *Pennsylvanien	1787	2164	2,311,786	2,906,115	25,71	24
mittlere Staaten		4931	5,898,735	7,458,885	26,44	60
10. Ohio	1802	1680	1,980,329	2,339,502	18,14	19
11. Michigan	1837	2645	397,654	749,113	88,38	6
12. Indiana	1816	1590	988,416	1,350,428	36,66	11
13. Illinois	1818	2606	851,470	1,711,951	101,04	14
14. Wisconsin	1848	2536	305,391	775,881	154,00	6
15. Iowa	1846	2395	192,214	674,948	251,14	6
16. Minnesota	1858	3822	6077	173,855	2760,70	3
17. Kansas	1861	3689	—	107,206	—	1
nordwestliche Staaten		21,163	4,721,551	7,883,884	66,93	65
c. Pacifische Staaten.						
18. Kalifornien	1850	7814	92,597	379,994	310,40	3
19. Oregon	1859	3763	13,294	52,465	269,87	1
		11,077	105,891	432,459	317,82	4
II. Sklavenstaaten: a) Grenzstaaten.						
20. *Delaware	1787	100	91,532	112,216	22,60	1
21. *Maryland	1788	528	583,034	687,049	17,84	5
22. *Virginia, Ost	1788	1945	1,421,661	1,281,397	13,37	†8
23. „ West 3)	1863	941		334,921		3
24. *Nordcarolina	1789	2117	869,039	992,622	14,22	†7
25. Kentucky	1792	1772	982,405	1,155,684	17,64	9
26. Tennessee	1796	2146	1,002,717	1,109,801	10,66	†8
27. Missouri	1821	3169	682,044	1,182,012	73,35	9
28. Arkansas	1836	2455	209,897	435,450	107,45	†3
		15,167	5,842,329	7,271,152	24,45	53
b) Südliche Küstenstaaten.						
29. *Südcarolina	1788	1420	668,507	703,708	40,00	†4
30. *Georgia	1788	2728	906,185	1,057,286	16,68	†7
31. Florida	1845	2788	87,445	140,425	60,60	†1
32. Alabama	1819	2836	771,623	964,201	24,97	†6
33. Mississippi	1817	2218	606,526	791,305	30,48	†5
34. Louisiana	1812	1941	517,762	708,002	30,99	†5
35. Texas	1845	11,171	212,592	604,215	184,21	†4
		24,052	3,770,640	4,969,142	31,78	32.
III. Territorien.						
(organisirt)						
1. Neumexiko	1850	10,848	61,547	93,516	51,98	—
2. Utah	1850	6177	11,380	40,273	254,07	—
3. Nebraska	1854	5788	—	28,841	—	—
4. Washington	1853	8265	—	11,594	—	—
5. Colorado	1861	4977	—	34,277	—	—
6. Nevada 4)	1861	2155	—	6857	—	—
7. Dakota	1861	14,968	—	4837	—	—

Anmerkungen. 1) Die 13 ältesten Staaten sind mit * bezeichnet. 2) Nach dem bisherigen Wahlmodus. Ein † bezeichnet die ehemals konföderirten, im Kongreß jetzt nicht vertretenen Staaten. 3) Westvirginia trennte sich in Folge der Secession des Staats Virginia von diesem 1862 und ward den 20. Juni 1863 als selbstständiger Staat in die Union aufgenommen. 4) Als Staat aufgenommen den 31. Okt. 1864 als der 35. Staat.

Seit dem Census von 1860 sind noch folgende Territorien neu organisirt worden: **Arizona**, den 23. Febr. 1863, bis dahin zum Territorium Neumexiko gehörig, mit einem Flächenraum von cirka 130,800 englischen QMeilen; **Idaho**, den 3. März 1863, mit einem Flächenraum von etwa 326,370 (nach Andern 333,200) englischen QM., aus der östlichen Hälfte der Territorien Washington und Oregon, der westlichen Hälfte von Nebraska und einem kleinen Theil von Utah gebildet; **Montana**, 1864 aus dem vorigen gebildet, mit einer Bevölkerung von cirka 20,000 Seelen.

Unter Berücksichtigung der **Sklaverei** und der **Farbe** vertheilte sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten 1860 wie folgt:

I. Sklavenstaaten (15) und Territorien (3).

a) 1861 — 65 bei der Union verbliebene (Sklaven-) Staaten.

Staaten u. Territorien	Freie Weiße	Freie Farbige	Sklaven 1860	Zuwachs seit 1850
Delaware	90,589	19,829	1798	−21,48 Proc.
Maryland	515,918	83,942	87,189	− 8,53 „
Kentucky	919,517	10,684	225,483	+ 6,87 „
Missouri	1,063,509	3572	114,981	+31,51 „
Territor. Neumexiko	93,431	85	. . .	. . . .
„ Utah	40,214	30	29	+11,53 „
„ Nebraska	28,759	67	15	. . . .
Distrikt Columbia	60,764	11,131	3185	−13,72 „
Hierzu kommen				
in Newjersey	. . .	. . .	18	. . . .
in Kansas	. . .	. . .	2	. . . .
zusammen	2,812,701	129,340	432,690	+ 9,58 Proc.

im Ganzen Freie 2,942,041.

Digitized by Google

b) Vormals konföderirte (Sklaven-) Staaten.

Staaten u. Territorien	Freie Weiße	Freie Farbige	Sklaven 1860	Zuwachs seit 1850
Virginia	9,047,411	58,042	490,865	+ 2,88 Proc.
Nordcarolina	631,000	30,463	331,059	+14,74 „
Südcarolina	291,388	9914	402,406	+ 4,56 „
Georgia	591,588	4500	462,198	+21,10 „
Florida	77,746	932	61,745	+57,09 „
Alabama	526,431	2690	435,080	+26,92 „
Mississippi	353,901	773	436,631	+40,89 „
Louisiana	357,629	18,647	331,726	+36,03 „
Texas	421,294	355	182,566	+210,64 „
Arkansas	324,191	144	111,128	+135,89 „
Tennessee	826,782	7300	275,719	+15,17 „
zusammen	5,449,463	133,760	3,521,120	+25,33 Proc.

im Ganzen Freie 5,583,223.

II. Freie Staaten (19) und Territorien (4).

Staaten und Territorien	Weiße	Farbige
Maine	626,962	1327
Newhampshire	325,579	494
Vermont	314,389	709
Massachusetts	1,221,464	9602
Rhode-Island	170,656	3952
Connecticut	451,520	8627
Newyork	3,831,730	49,005
Newjersey	646,699	25,318
Pennsylvanien	2,849,266	56,849
Ohio	2,302,838	36,664
Michigan	742,314	6799
Indiana	1,339,000	11,428
Illinois	1,704,323	7628
Wisconsin	774,710	1171
Minnesota	172,596	259
Iowa	672,844	1104
Kansas	106,579	625
Kalifornien	375,908	4086
Oregon	52,537	128
Territorien.		
Washington	11,564	80
Nevada	6812	45
Colorado	34,231	40
Dakota	4837	—

Rekapitulation.

Man zählte 1860 in den	Weiße	Farbige Freie	Farbige Sklaven	zusammen
freien Staaten	18,741,450	225,696	20	18,967,066
Sklavenstaaten	8,262,164	262,100	3,953,750	12,478,014
zusammen	27,003,314	487,996	3,953,770	31,445,080

Im Jahre 1860 gab es in den Vereinigten Staaten 2 Städte mit über 500,000 (Newyork und Philadelphia), 7 von 100,000—200,000 Einw. (Brooklyn, Baltimore, Boston, Neworleans, Cincinnati, St. Louis, Chicago), 7 von 50,000 bis 100,000 Einw. (Buffalo, Newark, Louisville, Albany, Washington, San Francisco, Providence), 30 von 20,000—50,000 Einw. (Pittsburg, Rochester, Detroit, Milwaukee, Cleveland, Charleston [Südcarolina], Newhaven, Troy, Richmond, Lowell, Montgomery, Mobile, Jersey City, Hartford, Alleghany City, Syracuse, Portland, Cambridge, Roxbury, Charleston [Massachusetts], Worcester, Reading, Memphis, Utica, Savannah, Salem, Wilmington, Trenton, Manchester, Dayton).

Die weiße Bevölkerung besteht aus früher oder später Eingewanderten und deren Nachkommen aus allen Nationen. Der Census von 1860 weist folgende Tabelle naturalisirter Bürger, nach den Nationalitäten geordnet, auf:

Nation	Köpfe	Nation	Köpfe	Nation	Köpfe
Irländer	1,611,000	Walliser	54,000	Mexikaner	7000
Deutsche	1,198,000	Norweger	43,000	von den Antillen	7000
Engländer	430,000	Holländer	28,000	Chinesen	5000
Britische Nordamerikaner	250,000	Türken	20,000	Portugiesen	4000
Franzosen	109,000	Italiener	10,000	Preußen	3000
Schottländer	105,000	Dänen	10,000	aus verschiedenen Ländern	204,000
Schweizer	54,000	Belgier	9000		
		Polen	7000		

zusammen 4,158,000.

Die freien Farbigen sind meist freigelassene Mulatten, Terzeronen, Quadronen, die ehemaligen Sklaven theils Mulatten oder überhaupt Farbige, theils Neger, die meist in Amerika geboren sind. Das angelsächsische Element ist am reinsten in den nordöstlichen Staaten, das deutsche am stärksten in Pennsylvanien, Ohio, Wisconsin, Newyork, Indiana, Tennessee, Illinois, Iowa, Missouri u. Kentucky, das romanische in den südlichen Staaten vertreten. Bei so verschiedenartiger Zusammensetzung kann von einer Gleichartigkeit des Volkscharakters nicht die Rede sein, um so weniger, als alle Jahre ein so ungeheurer Zufluß von Einwanderern Statt findet, deren viele den untersten Schichten der Gesellschaft angehören. Die Neuengländer, die Yankees, sind ein ganz eigenthümlicher Menschenschlag und bilden eine Art Geburts- und Geldaristokratie, die auf alle übrigen Amerikaner mit einer unaussprechlichen Hoheit herabblickt. Jeder Einzelne dünkt sich das souveräne Volk der Vereinigten Staaten zu repräsentiren, und wirklich residirt er souverän in seiner Wohnung, mag diese prachtvoll oder einfach eingerichtet sein. Dabei ist er aber haushälterisch, auf Erwerb unablässig bedacht, ein Mann der Praxis, der auch nach europäischen Begriffen unreelle Mittel nicht scheut, wenn es gilt, „Geld zu machen". Im Umgang ist der Yankee stets ernst, wenig mittheilsam; er schweigt, wenn er nicht etwas sprechen kann, was zu seinem Geschäft oder zur Politik gehört. Seine Rücksichtslosigkeit artet nicht selten in Flegelhaftigkeit, sein Selbstgefühl in freche Selbstüberschätzung aus. Er liebt starke Getränke, betrinkt sich aber nicht. An seiner Ehre ist er sehr empfindlich; beleidigt, greift er, ohne viel Worte zu machen, zur Selbsthülfe. Obgleich er seine Heimat liebt, so hängt er doch nicht an ihr, sondern sucht sich eine neue, wenn er dadurch seine Lage verbessern zu können glaubt. Wenn auch der Amerikaner in der Regel nur Das lernt, wovon er Gewinn und praktischen Nutzen zu erwarten hat, so ist in seinem Lande doch für Wissenschaften und Künste in der splendidesten Weise gesorgt. In gemeinnützigen Erfindungen können sich die Yankees dreist neben die Engländer stellen; ihre Erfindungsgabe ist ausgezeichnet, ihre Thätigkeit außerordentlich sinnreich, an Philanthropen und Reformers ist kein Mangel. Für den Volksunterricht haben die Yankees mehr gethan als irgend ein anderes Land; die Summen, welche von Privatleuten zur Unterstützung der Volks- und Gelehrtenschulen, für Kirchen, Missionen, Krankenhäuser und wissenschaftliche Anstalten gespendet werden, übertreffen Alles, was in Europa von Staatswegen dafür geschieht. Das Aeußere des ächten Amerikaners charakterisirt sich durch hagere, schlanke Leibesform, blasse Gesichtsfarbe und frühzeitige Entwickelung in leiblicher wie geistiger Beziehung, aber auch durch frühe Wiederabnahme seiner Kräfte. Er ist gut gewachsen, muskulös und kräftig, das Gesicht ohne hervorstechende Züge, doch ernst, scharf und sich gleichbleibend. Merkwürdig und auffallend ist die ungemeine Aehnlichkeit in der Bildung der Yankeegesichter. Füllung und Rundung der Muskeln sind sehr selten, noch seltener frische rothe Gesichtsfarbe, welche die

Digitized by Google

Einwanderer gewöhnlich im zweiten Jahre ihres Aufenthalts in Amerika verlieren. Das weibliche Geschlecht besitzt in der Jugend eine ungemeine Zartheit und Anmuth und zeichnet sich durch freies, würdiges und angenehmes Benehmen aus; doch schon in der letzten Hälfte der zwanziger Jahre nimmt die Anmuth rasch ab. Wesentlich verschieden von dem des eigentlichen Yankee ist der Charakter des Südländers. Derselbe ist weniger arbeitsam, weniger ausschließlich auf das Nützliche gerichtet, dabei gastfrei, tapfer und oft wahrhaft ritterlich, aber auch aufbrausend, kleinlich-empfindlich und zur Selbsthülfe geneigt. Der gesellschaftliche Ton ist im Süden freier und ansprechender als im Norden. Ganz anders als das des Städters gestaltet sich das Leben des Farmers, der in der Regel Alles sich selbst sein muß, wie seine Frau zugleich Kinderwärterin, Köchin und Magd ist. Ein eigenthümliches Gepräge hat das Leben im Westen gewonnen. Seit etwa 1760 zogen viele Einwanderer aus den alten Provinzen in die neuen Lande, westlich der Felsengebirge, und nahmen eine ihnen zusagende Strecke Landes zum Anbau in Besitz, gewöhnlich durch sogenannte Tomahawk-Improvements, nämlich so, daß der für den Eigenthümer galt, welcher das Land als das seinige dadurch bezeichnete, daß er einige Bäume mit der Art anhieb, etwas Getreide baute und eine Hütte aufschlug. Diese „Hinterwäldler" oder Waldyankees werden als die Vorläufer einer geregelten Ansiedlung auch wohl Pionniere genannt; im westlichen Pennsylvanien und Ohio waren sie vorzugsweise Deutsche. Im fernen Westen durchzieht der Fallensteller (Trapper, Biberfänger) die weite Prairie und die Felsengebirge; der Squatter folgt ihm, macht die ersten Aecker urbar und wohnt oft Jahre lang viele Meilen weit von der nächsten Ansiedlung, bis er sein Besitzthum einem Andern überläßt, um auf einem andern Punkte sich neu anzusiedeln. Gegen die Indianer und die von rothen und weißen Menschen erzeugten Mischlinge, die Mestizen, herrscht kein Vorurtheil der Haut: sie können in allen Staaten Vollbürger sein gleich den Weißen und werden von diesen nicht als eine so untergeordnete Race betrachtet wie die Neger und deren Mischlinge mit den Weißen, die Mulatten. Die Neger befinden sich im Unionsgebiete sehr wohl, vermehren sich sehr stark und scheinen die ungeheure Verachtung, die auf ihnen ruht, nicht zu fühlen. Der Amerikaner hat einen förmlichen Ekel vor dem Schwarzen und hält es völlig unter seiner Würde, mit ihm irgend familiär zu werden, gleichviel, ob der Schwarze ein Sklave oder ein Freier ist. Nie wird ein Amerikaner mit einem Neger in Einem Wagen oder Einer Schiffskajüte reisen, oder gar an Einer Tafel mit ihm essen.

Die materielle Kultur anlangend, so ist in den Vereinigten Staaten der Ackerbau der bei weitem wichtigste Erwerbszweig der Bewohner. Beinahe 22 Procent der Gesammtbevölkerung sind mit der Erzeugung von Naturprodukten beschäftigt; doch walten hinsichtlich der Art der Erzeugnisse und der darauf gerichteten Arbeit unter den einzelnen Staaten bedeutende Unterschiede ob. Den Hauptgegensatz bildet auch in dieser Beziehung, wie in anderer, der Norden und der Süden. Während in den nördlichen Staaten ausschließlich Landwirthschaft im gewöhnlichen Sinne des Worts, die vornehmlich die Erzeugung von Körnerfrüchten und Nahrungsgewächsen überhaupt zum Zweck hat, betrieben wird, wiegt in den südlichen Staaten die sogenannte Plantagenwirthschaft vor, bei der die Erzeugung von Handelsgewächsen die Hauptsache ist. Bei der Landwirthschaft wurden von jeher freie Arbeiter, bei der Plantagenwirthschaft bis auf die neueste Zeit Sklaven verwendet. Nur der Mais bildet in allen Staaten einen sehr wichtigen Gegenstand des Ackerbaus. In den Neuenglandstaaten werden außer dem Mais vornehmlich die gewöhnlichen Feldfrüchte des nördlichen Europa, nämlich Roggen, Gerste, Hafer, Buchweizen und Kartoffeln, sowie unsere Gartenfrüchte gebaut. In den mittleren Staaten kommt zu den genannten Getreidearten noch der Weizen hinzu. In den südlichen Staaten sind Baumwolle und Reis; in den südwestlichen Staaten Baumwolle und Zuckerrohr Hauptgegenstände des Landbaus. Die nordwestlichen Staaten endlich sind die eigentlichen Agrikulturstaaten, in denen der Bau der Körnerfrüchte von ganz überwiegender Bedeutung ist. Die Fläche des kultivirten Bodens betrug 1850 113,032,614, 1860 163,260,389 Acres, die Fläche des unkultivirten Bodens 1850 180,528,000, 1860 246,508,244 Acres; der Werth der Farmen 1850 3,271,575,426, 1860 6,650,872,507 Dollars; der Werth der landwirthschaftlichen Geräthe 1850 151,587,638, 1860 247,027,496 Doll. Die wichtigste Frucht der Vereinigten Staaten ist der Mais, welcher allenthalben in Amerika, wo überhaupt Ackerbau betrieben wurde, seit undenklichen Zeiten das Hauptnahrungsmittel der Einwohner gewesen ist u. noch jetzt ist. Der jährliche Ertrag an Mais beträgt gegenwärtig, nachdem sein Anbau mehr vervollkommnet worden ist als in irgend einem andern Lande, über das Doppelte aller andern Getreidearten. Nächst dem Mais ist der Weizen Hauptgetreideart in den Vereinigten Staaten, und zwar Hauptbrodfrucht und der bedeutendste Ausfuhrartikel unter den Körnerfrüchten. Der sogenannte Weizendistrikt liegt zwischen 35° und 45° nördl. Br. u. zwischen 72° u. 92° westl. L. Innerhalb dieses Gebiets sind die nördlichen Theile der Staaten Ohio, Indiana und Illinois, die Staaten Michigan und Wisconsin ganz und von Jowa ein Theil die besten Weizengegenden. Nördlich vom 45.° nördl. Br. gestattet die Länge und Härte des Winters keinen vortheilhaften Weizenbau mehr. Ueberhaupt aber sind in Amerika die Weizenernten klimatischer Verhältnisse wegen durchgängig unsicherer als in Europa. Roggen wird verhältnißmäßig wenig gebaut, am meisten in den Staaten Pennsylvanien, Newyork, Newjersey, Kentucky und Ohio, dann in den nördlichen Staaten Maine, Vermont, Newhampshire, wo Boden und Klima sich nicht für den Weizenbau eignen. Der Roggen wird größtentheils zu Branntwein, dem sogenannten „Rye Whisky" verwendet und nur hier und da von den Europäern zu Brod benutzt. Gerste wird überall, mit Ausnahme der südlichsten Staaten, mit gutem Erfolg gebaut, in größerer Quantität jedoch nur im Staat Newyork, wo viel Bier gebraut wird.

Digitized by Google

Hafer wird fast in allen Staaten, mit Ausnahme der südlichsten, in bedeutender Menge gebaut; Buchweizen besonders in den nördlichen und mittleren Staaten; Kartoffeln vornehmlich in den Staaten Newyork, Maine, Pennsylvanien, Vermont, Newhampshire, Ohio, Massachusetts und Connecticut, die zusammen über $^2/_3$ der gesammten Kartoffelernte der Vereinigten Staaten erzeugen. Der bei weitem größte Theil dieser landwirthschaftlichen Produkte wird im Lande selbst konsumirt. Man rechnet auf die inländische Konsumtion $^{15}/_{16}$ der ganzen Produktion und nur $^1/_{16}$ auf den Export. Die Neuenglandstaaten u. die mittleren Staaten bedürfen der Zufuhr aus den übrigen Staaten, und diese ist um so bedeutender, da der Mais, der fast ganz im Lande selbst verbraucht wird, bei weitem in größter Quantität in den westlichen Staaten erzeugt wird, während der Weizen, von dem eine verhältnißmäßig große Quantität auf die mittleren Staaten kommt, den wichtigsten Artikel des Exports an landwirthschaftlichen Produkten bildet. Für die Ausfuhr an solchen liefert also der Norden bei weitem mehr als der Süden, obgleich hier im Verhältniß zur Bevölkerungszahl weit mehr Getreide erzeugt wird als dort. Anders verhält es sich mit den nicht als Hauptnahrungsmittel dienenden Produkten des Landbaus, die nur in einem bestimmten Theil des Landes erzeugt werden, wie Tabak, Reis und Baumwolle. Tabak wird am meisten in Kentucky, Virginia, Tennessee, Maryland, Nordcarolina, Missouri, Indiana, Illinois und Connecticut gebaut; Baumwolle in Mississippi, Georgia, Louisiana, Alabama, Südcarolina, Nordcarolina, Tennessee, Arkansas, Florida, Virginia und Kentucky. Die Kultur des Rohrzuckers beschränkt sich hauptsächlich auf Louisiana. Obst-, Garten- und Weinbau werden vielfach in Verbindung mit der Landwirthschaft betrieben. Von Obst werden am meisten Aepfel und Pfirsichen gebaut, erstere in großer Quantität zur Bereitung von Aepfelwein in den nördlichen und mittleren, letztere vorzüglich in den mittleren und südlichen Staaten. Außerdem gedeihen Birnen und Kirschen gut in den mittleren Staaten, wogegen die Versuche, Zwetschen und Pflaumen zu ziehen, fast überall an der Ungunst des Klima's gescheitert sind. Der Weinbau hat in neuerer Zeit größere Ausdehnung gewonnen im Ohiothale in den Staaten Ohio und Indiana, namentlich durch deutsche und schweizerische Ansiedler; im Allgemeinen aber scheint auch dem Wein das Klima weniger zuzusagen als in Europa. Man hat es mit dem Anbau der einheimischen Reben, sowie aus Europa eingeführter versucht, jedoch beides nicht mit besonders günstigem Erfolg, wovon die Ursache vornehmlich in dem ungleichmäßigen Reifen der Trauben und der während der Lesezeit Statt findenden großen, auf die Gährung nachtheilig einwirkenden Hitze zugeschrieben wird, und wenn es nicht etwa gelingen sollte, durch künstliche Veredlung der einheimischen Reben mittelst europäischer neue Sorten zu erzielen, denen das Klima besser zusagt, so wird in den Vereinigten Staaten im Osten der Rocky Mountains der Weinbau schwerlich je die Bedeutung gewinnen wie in den Weinländern Europa's. Weit günstigere klimatische Verhältnisse für denselben scheinen dagegen in Oberkalifornien und in einigen Gegenden von Neumexiko obzuwalten. Hanf wird verhältnißmäßig noch wenig gebaut, wiewohl die Produktion schon den Bedarf der nordamerikanischen Kriegsflotte decken soll. Wichtiger ist der Flachsbau, besonders des Oels wegen, in den mittleren und westlichen Staaten. Hopfen wächst in Menge, selbst wild, doch steht das Produkt dem englischen und deutschen nach. Die Zunahme der gesammten landwirthschaftlichen Produktion in den Vereinigten Staaten von 1850 bis 1860 ergibt sich aus folgender tabellarischer Uebersicht:

	Ernte		
Fruchtarten	1850	1860	
Weizen	100,485,944	171,183,331	Bushels
Roggen	14,188,813	20,976,286	"
Mais	592,071,104	830,451,707	"
Hafer	146,584,179	172,564,088	"
Reis	215,313,497	187,140,178	Pfund
Erbsen und Bohnen	9,219,901	15,188,013	Bushels
Kartoffeln	65,797,896	110,571,201	"
süße Kartoffeln	39,268,148	41,606,303	"
Gerste	5,167,015	15,035,119	"
Buchweizen	8,956,912	17,664,914	"
Obst	7,723,186	19,759,861	Dollars
Wein	221,249	1,560,008	Gallonen
Gartengewächse	5,280,080	15,541,027	Dollars
Heu	13,838,642	19,129,128	Tonnen
Kleesamen	468,978	929,010	Bushels
Grassamen	416,831	900,386	"
Hanf	34,871	104,490	"
Hopfen	3,497,929	11,610,012	Pfund
Flachs	7,709,670	3,783,079	"
Leinsamen	502,312	611,927	"
Tabak	199,752,655	429,390,771	"
Baumwolle	2,445,793	5,198,077	Ballen
Seidencocons	10,843	6562	Pfund
Ahornzucker	34,253,436	38,863,884	"
Rohrzucker	237,133,000	302,205,000	"
Rohrmelasse	12,700,991	16,837,080	Gallonen
Sorghummelasse	—	7,235,025	"
Ahornmelasse	—	1,944,594	"
Wachs	—	1,357,864	Pfund
Honig	—	25,028,991	"

Die Viehzucht hat in den Vereinigten Staaten bei weitem nicht die Bedeutung wie der Ackerbau und steht im Allgemeinen (die der Schweine in einzelnen Gegenden ausgenommen) auf einer niedrigen Stufe der Ausbildung. Die wichtigsten aus Europa eingeführten Hausthierracen haben sich in den Vereinigten Staaten durchweg verschlechtert, und erst in neuerer Zeit hat man angefangen, die einheimisch gewordenen Racen durch Einführung von Zuchtthieren (Pferden, Rindern, Schafen) aus Europa, namentlich aus England, zu verbessern. Die Pferde sind durchgängig unansehnlich und klein, aber sehr kräftig und ausdauernd. Einen wichtigeren, selbstständigen Erwerbszweig bildet die Pferdezucht nirgends in den Vereinigten Staaten und man widmet derselben im Allgemeinen wenig Sorgfalt. In einem Theil des Westens, namentlich in Ohio, Indiana und Kentucky, ist die Zucht der Maulthiere, welche einen guten Absatz nach Süden finden, von Bedeutung, wogegen die westlichen Staaten im Allgemeinen sich für die Zucht der Einhufer nicht zu eignen scheinen. Das Rindvieh ist im Allgemeinen klein und weniger einträglich als das englische, von dem es ursprünglich meist herstammt. Uebrigens bilden die Erzeugnisse der Rindviehzucht einen bedeutenden Gegenstand der Ausfuhr. Das sogenannte einheimische Schaf (native sheep) der Vereinigten

Digitized by Google

Staaten stammt ebenfalls aus Europa und gleicht unserem Landschaf. Für Veredlung desselben ist noch wenig geschehen, und es wird auch die Zucht edler Schafe in dem größten Theil des Landes wegen der physikalischen Verhältnisse desselben und des sorgfältiger Behandlung und Pflege der Hausthiere weniger sich zuneigenden Charakters des Amerikaners schwerlich je die Höhe erreichen, die sie in Deutschland erreicht hat. Gegenwärtig befriedigt die inländische Wollproduktion (1850: 52,516,959, 1860: 60,511,343 Pfd.) bei weitem nicht den Bedarf des Landes, und es wird deshalb jährlich außer den sehr bedeutenden Quantitäten von Wollwaaren noch für mehr als eine Million Dollars rohe Wolle, vorzüglich aus Europa, eingeführt. Das Schwein ist das wichtigste Zuchtthier in den Vereinigten Staaten, indem es in allen Theilen des Gebiets gut gedeiht. Deshalb hat man sich bei demselben am meisten die Verbesserung der Race angelegen sein lassen und durch Kreuzung mit ausländischen Racen eine den Verhältnissen des Landes sehr entsprechende Art erzielt, deren Zucht in mehren Staaten, namentlich in Ohio und Kentucky, einen Haupterwerbszweig des Landmanns bildet. Cincinnati in Ohio (Porcopolis) ist der größte Schweinemarkt der Welt. Die Bedeutung des Schweins aber wird für die Vereinigten Staaten deshalb noch sehr wachsen, weil daselbst der Gebrauch des Schweineöls anstatt des Wallfischthrans immer mehr in Aufnahme kommt. Die Zunahme der Viehzucht von 1850 bis 1860 ergibt sich aus folgender Uebersicht. Man zählte in den Vereinigten Staaten

	1850	1860	
Pferde	4,336,719	6,115,458	Stück
Esel und Maulthiere	559,331	1,129,553	"
Milchkühe	6,385,094	8,728,863	"
Zugochsen	1,700,694	2,240,075	"
anderes Rindvieh	10,293,089	14,671,400	"
Schafe	21,723,320	23,317,756	"
Schweine	30,354,213	32,555,287	"
Werth des Viehstandes	544,160,516	1,107,490,210	Doll.

An Erzeugnissen des Viehstandes producirte man

	1850	1860	
Butter	313,845,306	460,509,654	Pfund
Käse	105,535,393	105,875,135	"

Die Holzproduktion ist trotz der Verminderung des Holzbestandes noch sehr ansehnlich. Bei der rasch fortgeschrittenen Urbarmachung des Bodens in denjenigen Staaten, wo früher die ausgedehntesten Urwälder vorhanden waren, und bei der gänzlichen Vernachlässigung der Waldkultur in den schon länger kolonisirten Staaten ist es schon dahin gekommen, daß in einem großen Theil der Neuenglandstaaten eher Mangel als Ueberfluß an Holz herrscht, und daß auch in dem waldreichen Staate Newyork die Wälder bereits so rasch im Verschwinden begriffen sind, daß in 20 Jahren deren gänzliche Ausrottung zu befürchten steht. Gegenwärtig liefern den bedeutenden Bedarf an Fichtenbauholz und Dielen für die bevölkerten Landestheile im Osten der Alleghanies die Staaten Maine, Nord- und Südcarolina, das Innere von Pennsylvanien und die Wälder am Hudsonflusse. Die Ebenen der westlichen Staaten, in denen mehr Laub- als Nadelholz vorkommt, erhalten ihr Bauholz vorzüglich durch Flößereien auf dem Alleghany, dem Ohio und dem Mississippi aus dem westlichen Pennsylvanien und den nördlichen Gegenden des Staats Newyork. Mit der fortschreitenden Entholzung dieser Gegenden werden jene Ebenen mit ihrem Holzbedarf nach und nach mehr auf die noch schwach bevölkerten nordwestlichen Distrikte angewiesen sein. Der Werth des Ertrags an Bau- und Nutzholz betrug

	1850	1860	
in den Neuenglandstaaten	9,918,745	12,069,895	Doll.
" Mittelstaaten	22,839,900	36,455,905	"
" Weststaaten	14,677,950	33,374,703	"
" Südstaaten	9,846,476	17,941,162	"
" pacifischen Staaten	2,349,605	6,171,431	"
zusammen	59,531,976	95,912,896	Doll.

Der Ertrag der Jagd an Fellen und Pelzwerk belief sich schon 1840 auf 1,065,869 Dollars, wovon auf Missouri, Indiana und Wisconsin das Meiste kam. Weit wichtiger ist aber die Fischerei. Der Gesammtertrag der See-, Fluß- und Meerfischerei belief sich 1860 auf 12,924,092 Dollars. Davon kamen 6,526,238 Dollars auf den Wallfischfang. Letzterer, der nicht nur in den benachbarten Meeren, sondern vornehmlich auch in der Südsee betrieben wird, beschäftigt hauptsächlich die Neuenglandstaaten, und es kamen auf den Staat Massachusetts beinahe 72 Procent des ganzen Ertrags.

Die Produktion von Mineralien ist sehr bedeutend und in raschem Zunehmen begriffen, aber noch bei weitem nicht so groß, als sie bei dem ungeheuren Mineralreichthum des Landes sein könnte. An edlen Metallen war bis zur Entdeckung der Goldminen in Kalifornien die Ausbeute nur gering und auf die südlichsten Theile der Alleghanies, namentlich deren Ostabfälle in Virginia, Nord- und Südcarolina und Georgia und deren Westabfälle in Tennessee und Alabama beschränkt. Im Jahre 1840 betrug die Goldausbeute in diesen Gegenden 529,605 Dollars; gegenwärtig aber kommt sie gar nicht mehr in Betracht gegenüber der ungeheuren Ausbeute an Gold, welche Kalifornien seit 1848 lieferte. Allein die Münze in Philadelphia erhielt mit ihren Zweigmünzen bis Ende August 1850 für 24,508,454 Dollars kalifornisches Gold u. vom 1. Sept. 1850 bis dahin 1851 für 55,655,600 Doll. (s. Kalifornien). An Nickel wurden 1860 gewonnen 2348 Tonnen (in Pennsylvanien) im Werth von 28,176 Doll., an Zink 11,800 Tonnen (daselbst) im Werth von 72,600 Doll., an Blei für 977,281 Doll. (in Illinois, Wisconsin, Iowa, Missouri und Virginia), an Kupfer 14,432 Tonnen im Werth von 3,316,516 Doll. (in Maryland, Michigan, Virginia, Nordcarolina, Tennessee und Neumexiko). Die Eisenproduktion betrug

	1850	1860	
in den Neuenglandstaaten	3,948,784	3,996,779	Doll.
" Mittelstaaten	10,734,616	16,874,531	"
" Weststaaten	3,839,967	5,170,984	"
" Südstaaten	6,567,930	2,504,362	"
in Allem	25,111,517	28,546,656	Doll.

Die ergiebigsten Lagerstätten von Eisenerzen besitzen die Staaten Massachusetts, Newyork, Pennsylvanien, Newjersey, Ohio, dann folgen Connecticut, Maryland, Missouri, Virginia, Alabama, Tennessee u. a. m. An bituminösen Steinkohlen wurden 1860 gewonnen 144,376,927 Bushels im Werth von 7,491,191 Doll., an

Digitized by Google

Anthracit 9,398,191 Tonnen im Werth von 11,874,574 Doll. Die bedeutendsten Lager finden sich in den Staaten Pennsylvanien, Ohio, Illinois, Maryland, Virginia, Kentucky, Tennessee. Salz producirten die Staaten Massachusetts, Newyork, Pennsylvanien, Ohio, Virginia, Kentucky, Texas und Kalifornien zusammen 1860 12,190,953 Bushels zu 2,265,302 Doll. Werth.

Die Industrie im engern Sinne des Worts ist in raschem Fortschreiten begriffen, und schon gibt es in mehren Staaten zahlreiche und blühende Fabriken; doch werden die durch die relativ geringe Bevölkerung bedingte Höhe des Taglohns und der Mangel an großen Kapitalkräften die Industrie noch lange nicht auf eine solche Höhe der Entwickelung gelangen lassen, daß der gegenwärtige volkswirthschaftliche Charakter des Landes als eines ackerbauenden wesentlich alterirt würde. Die Hauptsitze der Industrie finden sich in den Staaten Massachusetts, Newyork und Pennsylvanien, und die Industriezweige, in welchen die Amerikaner das Bedeutendste geleistet haben, sind bis jetzt Maschinenbau, Schiffbau und die Herstellung von Kanälen und Eisenbahnen. Nach dem Census von 1860 betrug der Werth der in den Vereinigten Staaten verfertigten Maschinen

	1850	1860	
in den Neuenglandstaaten . .	8,784,500	10,227,260	Doll.
„ Mittelstaaten	14,756,934	24,910,072	„
„ Weststaaten	3,625,317	8,233,876	„
„ Südstaaten	833,284	4,060,803	„
„ pacifischen Staaten . .	—	1,686,510	„
in Allem	27,998,834	47,118,550	Doll.

An sonstigen Hauptprodukten der Industrie wurden erzeugt: Baumwollwaaren:

	1850	1860	
in den Neuenglandstaaten für	48,786,990	80,301,535	Doll.
„ Mittelstaaten . . „	14,780,933	26,272,111	„
„ Südstaaten . . „	5,665,382	7,172,293	„
„ Weststaaten . . „	1,969,403	1,891,987	„
in Allem	65,501,687	115,137,926	Doll.

Wollwaaren:

	1850	1860	
in den Neuenglandstaaten für	28,244,836	39,509,080	Doll.
„ Mittelstaaten . . „	14,988,031	24,100,488	„
„ Südstaaten . . „	1,108,811	2,303,803	„
„ Weststaaten . . „	3,940,084	3,718,092	„
„ pacifischen Staaten „	. . . .	235,100	„
in Allem	45,281,764	69,865,963	Doll.

Nach officiellen Angaben repräsentirten die in dem Unionsgebiet erzeugten Wollwaaren für das mit dem 30. Juni 1864 endigende Rechnungsjahr einen Werth von 121,868,250 Doll. Weitere Erzeugnisse der Industrie sind Leinen- und gemischte Zeuche, Seide und Seidenwaaren (in den Staaten Connecticut, Newjersey, Massachusetts, Pennsylvanien u. Newyork) im Werth von gegen 7 Mill. Doll., Hüte, Tabak (größtentheils Kautabak und Cigarren), Eisenwaaren, Feuerwaffen, Gold- und Silber- und Juwelierarbeiten (1860 19,554,580 Doll.), Leder

	1850	1860	
in den Neuenglandstaaten für	9,867,452	16,338,871	Doll.
„ Mittelstaaten . . „	19,065,491	36,344,548	„
„ Weststaaten . . „	5,251,351	5,986,457	„
„ Südstaaten . . „	3,577,570	4,074,406	„
„ pacifischen Staaten „	. . . .	351,469	„
in Allem	37,791,873	63,090,751	Doll.

Sattler- und andere Lederwaaren, Papier, Glas, Thonwaaren, Zucker, Seife und Lichte (1850: 10,199,730, 1860: 16,960,542 Doll.), Branntwein (1860: 88,002,988 Gallonen im Werth von 24,253,176 Doll.), Bier (1860: 3,239,545 Barrels im Werth von 18,001,135 Doll.), Mehl

	1850	1860	
in den Neuenglandstaaten für	6,320,486	11,155,445	Doll.
„ Mittelstaaten . . „	68,438,179	79,086,411	„
„ Weststaaten . . „	42,073,992	96,085,794	„
„ Südstaaten . . „	16,881,817	30,767,457	„
„ pacifischen Staaten „	1,888,382	6,096,262	„
in Allem	135,897,806	223,144,369	Doll.

Als Werth der gesammten industriellen Produktion stellt sich für das mit dem 30. Juni 1860 endigende Rechnungsjahr heraus

in den Neuenglandstaaten	494,075,498	Doll.
„ Mittelstaaten	804,131,560	„
„ Weststaaten	390,411,942	„
„ Südstaaten	145,850,000	„
„ pacifischen Staaten	66,031,000	„
insgesammt	1,900,000,000	Doll.

Der Handel, sowohl der Binnenhandel als der auswärtige, ist für die Vereinigten Staaten ein so ausgedehnter Erwerbszweig, daß man nicht mit Unrecht die Amerikaner eine Nation von Kaufleuten genannt hat. Durch die ungeheure Ausdehnung des Gebiets und die dadurch bedingte Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der natürlichen Produkte werden dem inneren Verkehr zwischen den verschiedenen Staaten der Union so wichtige Tauschmittel dargeboten, daß der Binnenhandel nicht nur den raschesten Aufschwung nehmen, sondern auch den ungestörtesten Fortgang haben mußte. Diesem inneren Verkehr dient ein ganzes System von Eisenbahnen und Kanälen. Die Länge der 1850 — 60 gebauten Eisenbahnen betrug

in den Neuenglandstaaten	1162,91	engl. Meilen
„ mittelatlantischen Staaten . .	3497,26	„
„ südatlantischen Staaten . .	3786,90	„
„ Staaten am Golf von Mexiko	1969,21	„
„ südlichen inneren Staaten . .	1726,14	„
„ nördlichen inneren Staaten .	9837,81	„
„ pacifischen Staaten	73,85	„
in Allem	22004,08	engl. Meilen.

Das Kanalsystem hat vornehmlich den Zweck, die Verbindung zwischen dem Osten und Westen zu eröffnen, während das Eisenbahnsystem mehr nur die Verbindung zwischen dem Süden und dem Norden zu erleichtern und zu beschleunigen bestimmt ist. Die wichtigsten Kanäle sind der Erie-, Pennsylvania-, Chesapeak- and Ohio- und der Jamesriver- and Kanawhakanal. Nur eine lokale Bedeutung haben der Cumberland- and Oxfordkanal in Maine; der Middlesex-, Blackstone- und Hampshire- and Hamdenkanal in Massachusetts; der Farmingtonkanal in Connecticut; der Champlain-, Chenango-, Blackriver-, Cayuga- and Seneca-, Oswego-, Chemung-, Genesee-Valley- und Delaware- and Hudsonkanal in Newyork; der Delaware- and Raritan- und der Morriskanal in Newjersey; der Lackawaxenkanal, mehre Verzweigungen des großen Pennsylvaniakanals, der Union-, Schuylkill Navigation Company- und der Lehigh Navigation Companykanal in Pennsylvanien; der Chesapeak- and Delawarekanal in Delaware; der Alexandria-, Dismal Swampkanal in Virginia; der Weldonkanal in Nordcarolina; der Santeekanal in Südcarolina; der Savannah- und Ogeechee- und der Brunswickkanal in Georgia. Weit weniger wichtig als im Küstengebiet des atlantischen Oceans sind im Allgemeinen die Kanäle in den Mittelstaaten,

Digitized by Google

weil in dem größeren Theil dieses Gebiets die großen schiffbaren Ströme bei der noch dünnen Bevölkerung große künstliche Wasserstraßen hinreichend ersetzen. Zur Verbindung des nördlichen Theils des Ohio- und Mississippibeckens mit den canadischen Seen dienen der Ohio- and Eriekanal mit seinen Verzweigungen, der Wabash- and Erie- und der Illinois- and Michigankanal. Eine mehr lokale Bedeutung haben der Miami-, Muskingum- und Sandy- and Beaverkanal in Ohio; der Whitewaterkanal in Indiana; der Louisville- and Portlandkanal in Kentucky; der Barataria-, Orleansbank- und Lake-Vertkanal in Louisiana; der Muscle-Shoals- und Huntsvillekanal in Alabama. Der Werth der Ausfuhr amerikanischer Produkte vom 1. Juli 1861 bis 30. Juni 1862 betrug:

nach Rußland und dessen Besitzungen	153,471	Doll.
„ Schweden, Norwegen u. deren Kolonien	78,775	„
„ Dänemark und dessen Kolonien	1,007,667	„
„ Bremen, Hamburg u. dem Zollverein	12,672,646	„
„ den Niederlanden und deren Kolonien	3,237,022	„
„ Belgien	3,101,691	„
„ Großbritannien	105,898,554	„
„ Britisch-Nordamerika	18,652,013	„
„ Westindien und Südamerika	6,928,517	„
„ Afrika und dem Mittelmeer	1,859,460	„
„ Ostindien und Australien	3,520,663	„
„ Frankreich	20,014,181	„
dessen Kolonien	914,515	„
„ Spanien	990,449	„
dessen Kolonien	10,626,642	„
„ Portugal und dessen Kolonien	708,029	„
„ Italien	1,560,361	„
„ Oesterreich	35,615	„
„ der Türkei und Aegypten	444,397	„
„ Hayti und St. Domingo	3,085,106	„
„ Mexiko	1,840,720	„
„ Centralamerika	115,640	„
„ Neugranada und Venezuela	2,968,871	„
„ Brasilien	3,784,249	„
„ Uruguay	290,259	„
„ der argentinischen Republik	974,279	„
„ Chile	1,010,051	„
„ Peru	571,652	„
„ China und Japan	4,338,506	„
„ den Sandwichinseln	496,938	„
„ andern Inseln u. Häfen des stillen Oceans	100,414	„
„ Liberia und andern afrikanischen Häfen	994,112	„
Summa	213,089,519	Doll.

Hauptartikel der Ausfuhr sind von Produkten der See, des Waldes, der Landwirthschaft u. der Viehzucht: Stockfisch, gesalzene Fische, Wallfisch- und anderer Thran, Fischbein, Spermacetiöl u. Spermacetilichte; Stabholz, Schindeln, Breter, Bauholz, Eichen- u. andere Rinden, allerlei Holzwaaren; Theer, Pech, Harz, Terpentin, Pot- und Perlasche, Felle und Pelze, Ginseng; Rindfleisch, Talg, Häute u. Hornvieh, Butter u. Käse, Schweinefleisch (gesalzen und geräuchert), Schmalz, Schweineöl und Schweine, Pferde und Maulthiere, Schafe, Wolle; Weizen und Weizenmehl, Mais u. Maismehl, Roggen und Roggenmehl, Hafer, Gerste, Hülsenfrüchte, Schiffszwieback, Kartoffeln, Aepfel, Reis; Tabak, Baumwolle, Hanf, Flachssamen, Hopfen, Rohzucker, Indigo; Petroleum; von Fabrikaten ꝛc. Baumwollwaaren, Leinwand, Stab- und Roheisen, Nägel, Gußwaaren, Eisenfabrikate, Kupfer und Messing, verarbeitet u. unverarbeitet, Zinn, Blei, Glas, Marmor und Steine, Gold und Silber, Juwelierarbeiten, ferner Seife und Talglichte, Schuhwaaren, Hausgeräthe, Kutschen und andere Wägen, Hüte, Sattlerwaaren, Wachs, Kornbranntwein, Bier, Ale, Porter und Cider, Tabak und Schnupftabak, Lein- und Terpentinöl, Tauwerk, Branntwein aus Melasse, raffinirter Zucker, Melasse, Chokolade, Schießpulver, Droquen, Kleidungsstücke, Knöpfe und Kämme, Bürsten, Regen- und Sonnenschirme, Maroquin und anderes feines Leder, Feuerspritzen, Druckerpressen und Schrift, musikalische Instrumente, Papier und Buchbinderwaaren, Farben u. Firniß, Essig, Thonwaaren, Ziegeln und Kalk, Salz, Kohlen, gemünztes Gold und Silber, Eis ꝛc. Die Einfuhr betrug 1860 302,163,941, 1861 350,775,835, 1862 205,819,823, 1863 252,187,587, 1863—63 3201,865,097 Doll. Hauptgegenstände derselben sind Kaffee, Thee, Gold, Silber, Kupfer, Platina, Sämereien, Guano, Gyps, Zuchtthiere, Manufakturwaaren aus Wolle, Baumwolle, Seide, Flachs und Hanf, Wachstuch, Haartuch, Wolle, Flaggentuch, Strohhüte, Mützen, Eisen- und Stahlwaaren, Stahl, Messing, Zinn, Blei, Gold und Silber- und Juwelierarbeiten, Uhren, Stahlfedern, Stecknadeln, Glas und Glaswaaren, Papier, Bücher, Leder, Leder- und Sattlerwaaren, Felle und Pelzwerk, Thran, Fischbein, Porzellan und Fayence, Möbeln und andere Holzwaaren, Kork, Quecksilber, Bleistifte, Schiefer, Leinsaat, Wein, Branntwein und Liqueure, Bier, Essig, Syrup und Melasse, Oliven-, Lein-, Rüb- und anderes Oel, Gewürze, Kampher, Lichte, Seife, Talg, Stärke, Butter, gepökeltes Rind- und Schweinefleisch, Salpeter, Indigo, Opium, Elfenbein, Schießpulver, Vitriol, Chlorkalk, Soda, Tabak, Schnupftabak, Cigarren, Tauwerk, Hanf, Seile, Flachs, Lumpen, Kohlen, Weizen, Gerste, Roggen, getrocknete, geräucherte und gesalzene Fische, Kartoffeln ꝛc. Vom 1. Juli 1860 bis 30. Juni 1861 gingen aus 21,564 Schiffe von 7,151,355 Tonnengehalt, darunter 11,079 amerikanische von 4,889,313 Tonnengehalt, gingen ein 21,960 Schiffe von 7,241,471 Tonnengehalt, darunter 11,251 amerikanische von 5,023,917 Tonnengehalt. Der Tonnengehalt der Handelsflotte betrug

Jahr	Segelschiffe	Dampfer	zusammen	
1859	4,876,285	768,763	5,145,038	Tonnen
1860	4,485,931	867,937	5,353,868	„
1861	4,661,609	877,104	5,539,313	„
1862	4,401,702	710,463	5,112,165	„
1863	4,353,111	572,970	5,126,081	„

Die Rhederei der Vereinigten Staaten hat während des Bürgerkriegs 1861—65 wesentliche Einbuße erlitten; denn außer den von den kriegführenden Parteien gegenseitig gemachten Prisen (die konföderirten Kaper allein nahmen und zerstörten über 200 Schiffe) sind cirka 800 Schiffe an fremde Rheder und Flaggen übergegangen, so daß der Gesammtverlust auf etwa 1000 Schiffe mit ⅔ Million Tonnen Gehalt geschätzt werden kann. Der Bürgerkrieg von 1861—65 hat die gesammte Handelspolitik der Vereinigten Staaten völlig umgestaltet. Bis zur Präsidentschaft Lincolns und dem gleichzeitigen Aufstand des Südens hatte das Freihandelsprincip fast 15 Jahre hindurch das Uebergewicht gehabt. Der Ausbruch des Bürgerkriegs hatte die Wiederaufnahme der 1846 aufgegebenen Schutzzollpolitik zur Folge. Die gesetzgebenden Körper wurden jetzt von denjenigen Bestandtheilen befreit, welche bisher im Interesse der Südstaaten die britische

Digitized by Google

Propaganda des Freihandels betrieben und die Befolgung einer auf nationale Selbstständigkeit gerichteten Wirthschaftspolitik unmöglich gemacht hatten, und es verschwand damit für den Norden jenes Hemmniß, welches es bis dahin zu Gunsten des Freihandels in Sklaven u. anderen Waaren zu keiner rechten Entwickelung der gesammten nationalen Hülfsquellen hatte kommen lassen. Außerdem brachte der Krieg die Nothwendigkeit mit sich, Papiergeld zu schaffen, und die großen Differenzen zwischen Papiergeld und Metall bildeten bald einen Wall gegen das Einströmen der Kapitalien des britischen Handels. Ferner vereinigte sich das Schutzbedürfniß der Industrie des Nordens mit den dringenden Forderungen des Staatsschatzes, um einen Zolltarif zu schaffen, der dem Wachsthum der heimischen Industrie nur günstig war. Die Bedürfnisse des Kriegs endlich verschafften gewissen Produkten des Gewerbfleißes einen großen Absatz. Sehr viel zur Entwickelung des Handels und der Industrie in den Vereinigten Staaten haben die Banken beigetragen, die in den letzten Jahrzehnten in großer Anzahl in den einzelnen Staaten entstanden sind. Da dieselben jedoch in einer zu dem vorhandenen Kapital in gar keinem Verhältniß stehenden Menge und Ausdehnung errichtet und mit Vernachlässigung aller für eine solide Papiercirkulation nothwendigen Principien geleitet wurden, so gaben sie Veranlassung zu enormen Schwindeleien und zahlreichen Bankerotten und hatten vornehmlich den Mangel an Solidität zur Folge, durch den sich das jetzt nur zu oft nicht auf Waarenaustausch, sondern auf bloßen Kredit basirte Geschäft von dem der Haupthandelsplätze der alten Welt unterscheidet. Im Jahre 1850 bestanden in den Vereinigten Staaten 872 Banken mit 227,469,077 Doll. Aktienkapital, 127,567,655 Depositen und 155,012,881 Doll. cirkulirendem Papier, 1860 1642 Banken mit 421,890,093 Doll. Aktienkapital, 253,802,129 Depositen und 207,102,477 cirkulirendem Papier. Münzeinheit ist der Dollar zu 100 Cents. Es gibt Gold-, Silber- und Kupfermünzen. Von den ersteren gab es bis 1849 nur Eagles (Adler) zu dem festbestimmten Münzwerthe von 10 Dollars oder Units (Einheiten), Half Eagles (halbe Adler) zu 5 Doll. und Quarter Eagles (Vierteladler) zu 2½ Doll.; seit der Kongreßakte vom 3. März 1849 aber werden auch Double Eagles (Doppeladler) zu 20 Doll. und Golddollars geprägt, die statt der früheren Silberdollars in Kurs gesetzt sind. Der durchschnittliche Feingehalt der Goldmünzen beträgt 21 Karat 6 Grän, das Gewicht eines Eagle, von denen 15,697 auf die kölnische Mark fein gehen, 16,6297 Gramm, wonach sich der Werth eines Eagle durchschnittlich auf 12,3487 Rthlr. preußische Friedrichsd'or zu 5 Rthlr. stellt. Von Silbermünzen gibt es Dollars zu 100 Cents, Half Dollars (halbe Dollars) zu 50 Cents, Quarter Dollars (Vierteldollars) zu 25 Cents, Dimes oder Zehnteldollars zu 10 Cents und Half Dimes zu 5 Cents. Der wahre Werth des Dollars variirt zwischen 1 Rthlr. 13 Sgr. 2½ Pf. und 1 Rthlr. 12 Sgr. 6 Pf. preußisch Kurant oder zwischen 2 Gulden 31 Kreuzer und 2 Guld. 28 Kr. 3 Pf. Seit 1850 cirkuliren als Silberscheidemünzen Stücke in Silber zu 3 Cents mit einem Gehalt von ¾ Silber und ¼ Kupfer. Von Kupfermünzen gibt es nur Stücke zu 1 und zu ½ Cent. Durch das Münzgesetz vom Febr. 1853 wurde die Goldwährung eingeführt. Ganze Dollars in Silber werden nicht mehr geschlagen. Das Papiergeld besteht in Noten, die von den Banken ausgestellt werden, aber keinen gesetzlichen Zwangskurs haben. Maß und Gewichte sind die altenglischen. Ein amerikanischer Foot (Fuß) ist = ⅓ Yard = 0,304794 Meter oder 135,114 pariser Linien; 100 amerikanische Fuß sind = 30,479 französische Meter = 97,113 preußische Fuß. Ein Rod (Ruthe) hat 5½ Yards oder 16½ Fuß. Das Furlong enthält 40 Ruthen; die Meile 8 Furlongs oder 5280 Fuß. Eine QMeile ist = 640 Acres; 1 Acre = 43,560 Quadratfuß oder 160 Quadratruthen = 1,58494 preußische Morgen = 0,40467 französische Hektaren. Maß für trockene Dinge ist das Bushel = 2150,42 Kubikzoll, in 4 Pecks, 8 Gallons, 32 Quarts, 64 Pints und 256 Gills eingetheilt. 100 Bushels sind = 96,94 jetzige englische Imperialbushels = 64,11 preußische Scheffel = 35,24 französische Hektoliter. Flüssigkeitsmaß ist das Gallon = 231 Kubikzoll; 100 Gallons = 378,52 französische Liter = 330,57 preußische Quart. Einheit des Handelsgewichts ist das englische Pound Avoirdupois, welches in 18 Unzen à 16 Drams (Drachmen) eingetheilt wird. 100 dieser Pounds sind = 45,36 französische Kilogramm = 90,718 deutsche Zollpfund. Das Hundred weight (Centner) hat 100 und 112 Pfund. Die Ton hat 2000 Pfund.

Für die geistige Kultur, namentlich für die intellektuelle Bildung des Volks ist in den Vereinigten Staaten verhältnißmäßig viel geschehen, besonders in neuerer Zeit. Man unterscheidet 3 Arten von Bildungsanstalten: 1) Universitäten und Colleges, 2) Akademien und grammatische Schulen (grammar schools), 3) Primärschulen. Die Bildungsanstalten der ersten Klasse entsprechen mehr unseren Gymnasien und höheren Gewerbschulen als unsern Universitäten, mit denen sich nur wenige amerikanische vergleichen lassen, in sofern für das Studium der Theologie, der Jurisprudenz und der Medicin in den Vereinigten Staaten besondere Schulen bestehen. Die bedeutenderen amerikanischen Universitäten (universities) sind nach dem Muster der alten englischen eingerichtet, in neuerer Zeit jedoch durch Bevorzugung des Utilitätsprincips nach einer dem alten englischen Universitätswesen ganz entgegengesetzten Richtung ausgebildet worden. Die älteste und noch immer angesehenste der amerikanischen Universitäten ist die Harvarduniversität zu Cambridge in Massachusetts, 1636 gegründet, gewissermaßen die Mutter aller anderen Universitäten der Union. Neben ihr sind zu erwähnen das Yale College in Newhaven in Connecticut, das Union College in Shenectady im Staate Newyork, die Colleges zu Princetown in Newjersey, Charlotteville in Virginia, Columbia in Südcarolina, Cincinnati in Ohio ꝛc. Außerdem bestehen noch 52 theologische Seminare (theological schools), 16 Rechtsschulen (law schools) und 37 medicinische Schulen (medical schools). Auch gibt es einige Jesuitenkollegien, so zu

Digitized by Google

Georgetown in Columbia, zu Worcester in Massachusetts ꝛc. Bereits 1846 besaßen die Jesuiten 11 Missionshäuser mit Erziehungsanstalten. Die Akademien u. grammatischen Schulen entsprechen im Allgemeinen unseren höheren Bürgerschulen und dienen theils zur Vorbereitung auf den Besuch der Colleges, theils geben sie den Kindern wohlhabenderer Familien die für das Geschäftsleben erforderliche Bildung, welche die Volksschulen nicht gewähren können. Man zählte 1850 6085 Akademien mit 12,260 Lehrern, 263,096 Schülern und 4,644,210 Dollars jährlichem Einkommen. Außerdem gibt es viele Privaterziehungsanstalten (boarding schools). Die Volksschule (common school, primary school) nimmt eigentlich die bedeutendste Stelle im amerikanischen Unterrichtssystem ein, wie auch für sie seit dem Befreiungskriege von Seiten sowohl der Bundesregierung als der einzelnen Staaten das Meiste gethan worden ist. Die Bundesregierung betheiligt sich zwar gesetzlich nicht an der Leitung des öffentlichen Unterrichts, wie es denn auch weder ein Unterrichtsministerium, noch einen allgemeinen Schulplan und Schulfond in den Vereinigten Staaten gibt; doch hat sie sich in sofern des Volksunterrichts angenommen, als sie von den Staatsländereien in jedem Township (6 englische QMeilen) eine von den 36 Sektionen à 640 Acres, also den 36. Theil aller Staatsländereien, für die Volksschulen reservirt hat, wodurch den Schulen ein Geschenk von mehr als 11¾ Mill. Acres oder, den Acre zu dem Minimalpreis von 1¼ Dollars gerechnet, von einem Kapital von beinahe 15 Mill. Dollars gemacht worden ist. Auch ist jeder Staat verpflichtet, behufs der Unterhaltung der Volksschulen einen Schulfond zu gründen. Die Schulfonds sämmtlicher Staaten betrugen 1859 40,445,356 Dollars. Einige Staaten (1859 13) haben keinen Schulfond und erheben zur Bestreitung der Kosten der Volksschulen eine besondere, nach dem Grundbesitz oder Einkommen bemessene Schulsteuer, wie auch manche noch Zuschüsse aus Staatsmitteln gewähren. Die höheren Schulen sind noch besonders dotirt. Unter den wissenschaftlichen Instituten steht obenan das smithsonsche Institut (Smithsonian institution) in Washington, 1846 errichtet (s. Smithson).

Die literarischen Bestrebungen der Nordamerikaner datiren erst von der Zeit der Revolution und sind noch mit denen des Mutterlandes eng verknüpft. Doch sind die Anfänge einer nationalamerikanischen Literatur gegeben und lassen ein kräftiges Fortschreiten erwarten, zumal wenn sich der Gährungsprozeß der verschiedenen Völkerelemente vollendet haben wird. Am meisten ist bis jetzt in den alten Staaten geschehen, wo nicht nur die meiste literarische Thätigkeit, sondern auch die meiste Theilnahme für literarische Werke zu finden ist. Was zunächst die poetische Literatur betrifft, so ist dieselbe ganz ein Kind der neuen Zeit und hat sich theils an englischen, theils an deutschen Vorbildern genährt. Religiöse Streitsucht und Frömmelei ließen sie lange nicht aufkommen, bis der Unabhängigkeitskrieg Dichter erweckte, wie Philipp Freneau, dessen patriotische Lieder und Balladen mit Begeisterung gesungen wurden, und John Trumbull, dessen satirisches Heldengedicht „Mac Fingal“ (1775—82), in der Weise des „Hudibras“ zur Verspottung der Tories geschrieben, ungeheure Verbreitung fand. Im ernsten Heldengedicht versuchte sich Joel Barlow in seiner „Vision of Columbus“ (1787), die er später zur „Columbiad“ (1808) erweiterte. Ihm folgten Timothy Dwight mit seiner trotz einzelner Schönheiten im Ganzen verfehlten „Conquest of Canaan“, Sands und Eastburn mit den gemeinschaftlich bearbeiteten „Yamoyden“; Fairfield mit „The last night of Pompeji“ (1832), das Bulwer zu seinem Roman die Idee gegeben haben soll; Mrs. Seba Smith mit „The sinless child“, einem lyrisch-epischen Gedicht (1842), J. Greenleaf Whittier mit „Mogg Megone“ (1836), in welchem die Geschichte eines indianischen Häuptlings behandelt ist, und Longfellow („Hrawatha“). Im romantischen Heldengedicht hat Mary Brooks, bekannter unter dem Namen Maria del Occidente, sich ausgezeichnet durch „Zophiel, or the bride of seven“ (London 1833); in der Ballade Rich. H. Dana (geboren 1787) durch „The Buccaneer“ u. A. Das komische und satirische Epos hat Pfleger gefunden an dem erwähnten Barlow und an Fitzgreene Halleck, sowie an dem originellen Oliver Wendell Holmes und an James Russell Lowell. Das didaktische Epos ist vielfach angebaut, namentlich von Dwight, Allston, John Pierpont und Charles Sprague. Die Zahl der Lyriker ist ungemein groß; mehre unter ihnen, wie William Cullen Bryant, der durch die Literatur der germanischen Völker gebildete Longfellow und Edgar Allan Poe, haben auch im Auslande Anerkennung gefunden; weniger bekannt sind James Gates Percival, Lydia H. Sigourney, John G. C. Brainard, Charles Fenno Hoffmann, Geo. P. Morris, Alfred B. Street, Henry Th. Tuckerman, Frances Sargent Osgood und die oben erwähnten Halleck, Pierpont und Whittier. Die Idylle ist durch Longfellows „Evangeline“ würdig vertreten. Das Drama ist noch wenig angebaut; puritanische Aengstlichkeit sträubte sich lange dagegen. Das erste Theater wurde erst 1752 errichtet, und noch immer beherrscht das englische Drama fast ausschließend die amerikanische Bühne. Doch sind bereits manche mehr oder weniger gelungene Versuche gemacht worden, namentlich von N. P. Willis, Elisabeth F. Ellett, Epes Sargent und Anna Mowatt. Vgl. Dunlop, History of the American theater, Newyork 1832. Eine Blumenlese aus amerikanischen Dichtern (Philad. 1842, neue Aufl. 1854) und Dichterinnen (das. 1850) mit reichhaltigen biographischen Notizen hat Griswold herausgegeben. Kein Feld der Dichtung aber ist mit solchem Erfolg angebaut worden als der Roman. Charles Brockden Brown eröffnete mit Glück den Reigen mit seinem „Wieland“ und „Edgar Huntley“. Am bedeutendsten sind Washington Irving, dessen Werke jedoch mehr der alten als der neuen Welt angehören, und J. Fenimore Cooper, von seinen Landsleuten der amerikanische Walter Scott genannt. Ihnen schließt sich Sealsfield an, der zwar mehr der deutschen Literatur angehört, aber in Stoff, Anschauung und Styl seiner Werke durchaus amerikanisch ist. Ihm am verwandtesten ist Rob. Montgomery Bird, der mit grobem Pinsel,

Digitized by Google

aber treu nach der Natur amerikanisches Leben u. Charakter malt und dessen „Nick of the woods“ (1837) sich der größten Beliebtheit erfreut. Haliburton zeichnet mit Geschick u. Laune den Yankee. Dana und Hoffman haben auch im Roman Verdienstvolles geleistet, u. Poe's phantastische Erzählungen enthalten eine wahre Fülle von genialen Ideen. In zweiter Reihe folgen nach diesen noch James Kirke Paulding, John Neal, William Gilmore Simms, John Pendleton Kennedy, Katharine Sedgwick, Karoline M. Kirkland, in Schilderungen des Ansiedlerlebens ausgezeichnet, Sands, Leggett und viele Andere. Nathaniel Hawthorne schrieb ebenso originelle als künstlerisch vollendete Novellen, Azel S. Roe gab in seinem „James Montjoy“ (1852) und „A long look ahead“ (1854) gelungene Genrebilder aus dem neuenglischen Leben, während Mrs. Beecher-Stowe mit ihrem epochemachenden „Uncle Tom's cabin“, sowie die Miß Cumming mit dem „Laternenmann“ auftrat u. Elisabeth Wetherell (Miß Warner) durch ihr „Wide, wide world“ und „Queechy“ (1852) namentlich das religiöse Publikum in Amerika und England anzog. Hierher gehören auch die ethnographischen Romane von Hermann Melvile und William Starbuck Mayo, die der alten Geschichte entnommenen Romane von William Ware und die humoristischen „Letters of Jack Downing“ von Seba Smith. In der ästhetischen Kritik ist bisher noch wenig geleistet; doch haben Richard Henry Wilde im Leben des Tasso (1840) und des Dante (1843), Ticknor in der spanischen Literaturgeschichte, P. N. Hudson in seinen „Lectures on Shakspeare“ (1848), Tuckerman in seinen „Thoughts on the poets“, Channing, die beiden Everett, Willis, Emerson Dankenswerthes geliefert. Im Felde der Geschichte hat sich bereits eine Anzahl Schriftsteller hervorgethan, die man den ersten Geschichtschreibern der alten Welt an die Seite stellen kann. Obenan stehen Will. H. Prescott, Henry Wheaton, George Bancroft und Jared Sparks. Irvings Werke über die Entdeckung Amerika's und über spanische Geschichte, Allens „History of the American revolution“ (Boston 1821), Marshalls „History of the colonies and life of Washington“ (Philad. 1804, 5 Bde.; neue Aufl. 1832), Hildreths „History of the United States“ (Newyork 1852, 6 Bde.) sind ebenfalls nicht ohne Verdienst. Treffliche Lebensbeschreibungen haben geliefert Sparks (Washington und Morris), Sands, Prentice, Tudor, Tucker, Wheaton, Simms, Seward, Everett, Sanderson in den „Lives of the signers of the declaration of independence“ (Philad. 1823—27, 12 Bde.), Thatcher in der „Indian biography“ (Newyork 1843, 2 Bde.). Wichtig für die Geschichte der Revolution sind auch die auf Staatskosten herausgegebenen Korrespondenzen und Tagebücher des Präsidenten John Adams („Works of John Adams“, Boston 1851—53, 8 Bde.). In den Staatswissenschaften haben sich ausgezeichnet namentlich Thomas Jefferson, Albert Gallatin und Alex. Henry Everett; Jedediah Morse, Seybert, Pitkin, Mitchell und Hayward durch statistische Werke über Amerika. Die geographische und Reiseliteratur ist sehr bedeutend; Wichtiges ist namentlich für Erforschung des nordamerikanischen Festlandes geleistet von Clarke, Lewis, Flint, Josias Gregg, Brackenridge, Schoolcraft, Fremont, Greenough, Bartlett und Stansbury. Charles Wilkes machte eine an wissenschaftlichen Resultaten reiche Expedition nach den antarktischen Regionen, Jarves beschrieb die Sandwichinseln, Stephens und Squier erforschten die alten Monumente Centralamerika's, Herndon die Quellen des Amazonenstroms, Hodgson das innere Afrika, Lynch das todte Meer. Edward Robinsons „Palestine“ hat auch in Deutschland vielen Beifall gewonnen; mehr belletristisch als wissenschaftlich sind die Reisewerke von Irving, Longfellow, Cooper, Bryant, Tuckerman, Sanderson, Willis, Slidell-Mackenzie, Mrs. Sigourney, Miß Sedgwick, Colton, Curtis und Ware. Als politische Redner haben sich ausgezeichnet Fisher Ames, Patrick Henry, Morris, Otis, Rufus King, J. Q. Adams und Will. Wirt; unter den neuern Henry Clay, Dan. Webster, Calhoun, Thom. Hart Benton, Thom. Corwin, Edward Everett, Will. C. Preston und Charles Sumner. Vgl. Magoon, Orators of the American revolution, Newyork 1848; Living orators of America, das. 1851. Unter den Kanzelrednern nimmt Channing eine der ersten Stellen ein; neben ihm sind zu nennen: Andrew Gunton Fuller, Lyman Beecher, John Stevens Buckminster, Ebenezer Porter, Theodor Parker u. A. Auch die andern Wissenschaften haben tüchtige Bearbeiter und Förderer gefunden, obwohl den Amerikanern gerade hier noch am meisten zu thun übrig bleibt. Unter den selbstständigen theologischen Schriften zeichnen sich aus Dwights Dogmatik („System of divinity“), vom calvinistischen Standpunkte aus geschrieben, Noyes' Uebersetzungen und Erläuterungen zu Hiob und den Psalmen (1827 u. 1831), Stuarts Kommentar zum Brief an die Römer (1832) und zum Ecclesiastes (1851) und Ware's Leben Jesu; die werthvollsten Beiträge zur theologischen Literatur liefern die theologischen Zeitschriften, namentlich das vom Professor Robinson gegründete „Biblical repository“ u. „The christian examiner“. Die juristische Literatur beschränkt sich meist auf amerikanisches Recht, das seit der Revolution eine ziemliche Selbstständigkeit erlangt hat. Eine treffliche Sammlung der Gesetze der Vereinigten Staaten hat der Gelehrte Jos. Story in Cambridge geliefert; Kommentare dazu gaben Story und Kent („Commentaries on American law“, Boston 1826—30, 4 Bde.). Das Völkerrecht und das Seerecht hat Wheaton bearbeitet, das Kriminalrecht Edward Livingston und Francis Wharton. Auch die Gesetze der einzelnen Staaten sind gesammelt und bearbeitet worden, so die des Staats Newyork von Blatchford, des Staats Louisiana von Bullard und Curry ꝛc. Eine wichtige Rechtsquelle bilden überdies noch die Entscheidungen der Gerichtshöfe, namentlich die des Obergerichtshofs zu Washington, welche Wheaton gesammelt hat. Auch mehre geschätzte juristische Zeitschriften sind vorhanden, wie „The American jurist“, Halls „Law journal“ ꝛc. Schon vor der Gründung der medicinischen Schulen ist manches ausgezeichnete Werk von amerikanischen Aerzten herausgegeben worden. Warren († 1813) gründete die

Digitized by Google

medicinische Schule in Cambridge und damit die wissenschaftliche Bildung der Aerzte in Amerika. Die Naturwissenschaften erfreuen sich großer Theilnahme selbst unter den niedern Ständen, denen sie durch zahlreiche öffentliche Vorträge zugänglich gemacht werden. Schon Franklin erwarb sich als Physiker einen Namen, besonders durch die Erfindung des Blitzableiters. Seitdem haben sich in der Chemie namentlich ausgezeichnet Professor Silliman in Newhaven, Alonzo Gray und der 1852 verstorbene Friedrich Overmann; in der Meteorologie Redfield und Maury; in der Geognostik Maclure, Eaton, Hitchcock und David Dale Owen. Die allgemeine Naturgeschichte ist gründlich bearbeitet von Godman („American natural history", 1826—28, 3 Bde., und die prachtvolle „Natural history of the state of Newyork", Newyork 1842—43), die Botanik von Elliot, Bigelow, Barton, Nuttall, Torrey, Asa Gray u. A., die Ornithologie meisterhaft von dem ausgewanderten schottischen Hausirer Wilson in der „American ornithology" (Philad. 1808—14, 9 Bde.), wozu Karl Bonaparte eine Fortsetzung geliefert hat (das. 1825, 3 Bde.), und von Audubon, die Naturgeschichte der Säugethiere von Richardson, De Kay, Gould und Lea, die Konchyliologie und Entomologie von Charles B. Adams, Thom. Say und James Dana, die Fossilien von Shepard, Conrad und Harlan. In der Mathematik und Astronomie haben sich Bowditch, Maury, Walker, Olmsted, Bache und Ferguson, der erste amerikanische Planetenentdecker, ausgezeichnet. Die Philosophie ist erst seit Kurzem mehr angebaut. Nachdem man sich bisher an Locke und Dugald Stewart gehalten, verbreitete sich durch Brownson und Marsh der Eklekticismus Victor Cousins; zugleich machte Emerson seine Landsleute mit dem fichte'schen System bekannt. Als populärer Philosoph ist Franklin noch jetzt unübertroffen, als Moralphilosoph Channing. Horace Greeley sucht die Theorien der französischen Socialreformer auf amerikanischen Boden zu verpflanzen, und Elihu Burritt schreibt im Geiste St.-Pierre's über den ewigen Frieden. Anthropologischen Untersuchungen, namentlich in Bezug auf die indianischen Racen, widmeten sich Gallatin, Schoolcraft, Samuel George Morton und George R. Gliddon. Die Sprachwissenschaft findet ebenfalls allmählig mehr Berücksichtigung; am meisten geschah für die Sprachen der Indianer, um die sich Heckewelder, Duponceau, Schoolcraft, besonders aber A. Gallatin verdient machten. Das Studium der alten Sprachen förderte Charles Anthon durch zahlreiche Lehrbücher; für die englische Sprache haben Lindley Murray durch seine Grammatik und Noah Webster durch sein Wörterbuch Beachtenswerthes geleistet. Gute Jugendschriften hat der unter dem Namen Peter Parley schreibende Goodrich geliefert. Vgl. Tuckerman, Sketch of American literature, Philadelphia 1852; Herrig, Handbuch der nordamerikanischen Nationalliteratur, Braunschweig 1854; Duyckinck, Cyclopaedia of American literature, Newyork 1855, 2 Bde.; Trübner, Handbook of American literature, Lond. 1861.

Die Verfassung der Union hebt in ihrem ersten Zusatzartikel ausdrücklich hervor, daß sie keine Staatsreligion oder Staatskirche kenne oder anerkenne. Daher ist der Kultus vollkommen frei. Man zählt in den Vereinigten Staaten 67 christliche Kirchen oder Sekten, die als „Denominationen" bezeichnet werden mit (1850) 36,011 Kirchen, darunter römische Katholiken (Roman Catholics), etwa 1¼ Mill., unter 6 Erzbisthümern (Baltimore, Metropolitan der gesammten Vereinigten Staaten, Newyork, Cincinnati, St. Louis, Neworleans, Oregon) und 24 Bisthümern, mit 1112 Kirchen; Episkopalen (Protestants Episcopalians), meist in den alten Südstaaten, mit 1422 Kirchen; Kongregationalisten, zerfallend in orthodoxe (Independenten, Independents), in den Neuenglandstaaten vorherrschend, mit 1674 Kirchen, und Unitarier (Unitarian Congregationalists) mit 245 Kirchen; Presbyterianer, in den mittleren Staaten der Ostküste, sowie in Ohio, Indiana und Illinois, zerfallend in solche der alten Schule mit 2512 Kirchen, solche der neuen Schule mit 1651 Kirchen, vereinigte Presbyterianer (Associated Presbyterians) mit 530 Kirchen, cumberlandsche Presbyterianer (Cumberland Presbyterians) mit 480 Kirchen, welche Zweige alle unter Oberleitung einer Generalversammlung (General Assembly) stehen und zusammen über 2 Mill. Mitglieder zählen; Methodisten, die zahlreichsten in den Südweststaaten, besonders in den ehemaligen Sklavenstaaten, zerfallend in bischöfliche, protestantische, reformirte, Wesleyaner, deutsche und evangelische Methodisten (Allbright Methodists, Evangelical Association) mit insgesammt 12,467 Kirchen und über 4 Mill. Mitgliedern; Baptisten (Baptists), am zahlreichsten in denselben Staaten wie die vorigen, mit Virginien als Hauptsitz u. zahlreichen Verzweigungen; calvinistische oder vereinigte (Calvinical, Associated B.), unvereinigte (Unassociated B.), Willensfreiheits- (Freewill B.), Sechsgrundsatzbaptisten (Six Principle B.), Sabbatharier (Seventh Day B., Sabbatarians), Dunkers (Dunkers First Day B., German B.), Gotteskirchbaptisten (Church of God B.), mit insgesammt 8791 Kirchen und über 3 Mill. Mitgliedern; Mennoniten (Mennonites) mit 112 Kirchen; Universalisten (Universalists) mit 494 Kirchen; Swedenborgianer (New-Jerusalem-Church) mit 282 Kirchen; Deutsch-Reformirte (German Reformed Church) mit 324 Kirchen; Deutsch-Lutheraner (German Lutheran Church) mit 1203 Kirchen; Herrnhuter (Moravians) mit 334 Kirchen und über 100,000 Mitgliedern; Quäker (Quakers, Friends), meist in Pennsylvanien und Newjersey, mit etwa 300,000 Mitgliedern, zerfallend in rechtgläubige und unitarisch gesinnte oder Hicksiten; Zitterer (Shakers), etwa 6000, meist in Lebanon und Newyork; Mormonen, gegen 25,000, hauptsächlich in Utah, aber auch in Westtexas und dem nördlichen Michigan; Deutschkatholiken und freie Gemeinden, Milleriten u. a. m. Außerdem leben in den Vereinigten Staaten ungefähr 60—80,000 Juden in allen Staaten, am zahlreichsten in den großen Städten der atlantischen Staaten. In Kalifornien haben sich neuerlich buddhistische Chinesen angesiedelt. Diese eigenthümlichen religiösen und kirchlichen Verhältnisse, die sich der Geschichte des Landes und dem Volkscharakter gemäß gestalteten, entwickelten natürlich

Digitized by Google

mancherlei Extravaganzen, welche die geschlossenen Staatskirchen Europa's nicht aufweisen können. Dagegen ist aber auch der religiöse Eifer und die Rührigkeit in den amerikanischen Kirchen weit stärker als in den meisten Ländern der alten Welt. Abgesehen von den ansehnlichen Beiträgen für Bau und Unterhaltung gottesdienstlicher Gebäude und der Prediger, bringen die Amerikaner alljährlich sehr beträchtliche Summen auf für mancherlei kirchliche und philanthropische Zwecke. Viele Sekten unterhalten Reiseprediger, deren die Baptisten und Methodisten zu Tausenden im Lande herumreisen lassen. Die Wirksamkeit der verschiedenen Missionsvereine erstreckt sich über alle Erdtheile; auch die Bibelgesellschaften entfalten einen weitreichenden Einfluß. Von nicht geringem Belang sind die Sonntagsschulen, deren erste 1791 zu Philadelphia gegründet wurde, und die Temperanz- oder Mäßigkeitsvereine, welche seit ihrer Gründung zu Boston 1813 sich über alle Staaten ausgedehnt haben und einige Millionen Mitglieder (temporance-men) zählen. Auch auf die Umgestaltung des Gefängnißwesens haben namentlich die kirchlichen Vereine nicht geringen Einfluß geübt, doch waren hier zuerst die Quäker zu weit gegangen und durch Begründung der strengsten Einzelnhaft im pennsylvanischen System sogar hartherzig geworden. Zu den philanthropischen Vereinen müssen wir auch die amerikanische Kolonisationsgesellschaft rechnen, deren Zweck darauf gerichtet ist, freie Neger und Farbige nach Afrika hinüber zu schaffen.

Was die Grundlage der Verfassung anlangt, so kennt die Union als das Land der freien Menschenrechte keine Geburtsstände, keinen Adel, keinen Bürger- oder Bauernstand, auch keine eigentlichen Berufsstände; doch haben sich im Laufe der Entwickelung der innern staatlichen Verhältnisse allmählig 2 Hauptstände geschieden, der der politisch Gleichberechtigten und der der politisch Nichtberechtigten. Zu diesen letzteren gehören nach Aufhebung der Sklaverei durch Kongreßbeschluß vom 31. Januar 1865 (mit 119 gegen 56 Stimmen) und Ratifikation dieses Beschlusses durch die verfassungsmäßig vorgeschriebenen $^3/_4$ der Einzelstaaten die ehemaligen Sklaven, denen kein Stimmrecht eingeräumt ist. Bisher waren die Bürger der Sklavenstaaten durch ihre Sklaven in sofern bevorrechtet, als sie zu ihrer Zahl aller freien Leute $^3/_5$ der Sklaven hinzugezählt erhielten, so daß hier eine kleinere Zahl ebenso viel politische Berechtigung hatte als eine größere Zahl in den freien Staaten. Eben deshalb sind die Deputirten der wieder unterworfenen Staaten noch vom Kongreß ausgeschlossen, weil ihre Kongreßdeputirtenzahl nach der Freierklärung der Sklaven neu zu bestimmen ist. Außerdem kennt die Union auch keinen Unterschied zwischen Stadt und Land; die Bevölkerung fließt überall in einander; der ländliche Farmer unterscheidet sich in nichts von dem Städtebewohner, und eine Zwischenstufe zwischen dem einzeln wohnenden Landbebauer und dem Bewohner einer städtischen Ansiedelung gibt es nicht; nur in nationaler Beziehung macht sich ein Unterschied geltend, in sofern Deutsche, Schweden und Holländer vorzugsweise dem Ackerbau, Engländer und Yankees ebenfalls diesem obliegen, aber ihn schon mehr als Handelsgeschäft betreiben. Von den Ackerbauern haben am meisten den bäuerlichen Charakter gewahrt die zuerst aus Deutschland eingewanderten Bauern; während die seit 1848 aus Deutschland eingewanderte bäuerliche Bevölkerung weit mehr den angloamerikanischen Charakter angenommen hat. Aber nur so konnte sich das deutsche Element zu dem politischen Einfluß emporschwingen, den es jetzt in den nordwestlichen und mittleren Staaten ausübt. Am zahlreichsten sind nämlich die Deutschen vertreten in den Staaten Newyork (südlich von der Linie Albany-Buffalo), Newjersey (dem Delaware- und Raritankanal entlang), im südlichen Pennsylvanien, an der Ostgrenze von Ohio (besonders in Western Reserve); im Norden von Indiana und Illinois ($^1/_4$ Deutsche), im südlichen Wisconsin, im Südosten von Jowa, in Kansas, Nebraska und Minnesota. Man rechnet auf die 16 Millionen Bewohner der mittleren und nordwestlichen Staaten 8 Millionen deutscher Abstammung und 5 Millionen noch deutsch Redender. Holländer wohnen neben den Deutschen hauptsächlich in Newyork und Newjersey. Die Yankees herrschen entschieden vor in den Neuenglandstaaten und in Newyork (nördlich von der Linie Albany-Buffalo), im Nordwesten und Südosten von Newjersey, in der nordwestlichen Hälfte von Pennsylvanien, hier mit Deutschen gemischt, in der nordwestlichen Hälfte von Ohio, im Norden von Illinois, in ganz Michigan, im nördlichen Theil von Wisconsin und nordwestlich von Jowa. Die vorherrschende Nationalität hat im Norden zwei Gebieten einen besonderen Charakter aufgeprägt; der Süden hat den seinigen hauptsächlich durch die Sklaverei erhalten, und hiernach theilen sich die Unionsstaaten in die 3 großen Gruppen der Neuengland- und Yankeestaaten, mit einer von den den bürgerlichen Kreisen Englands ausgegangenen Puritanern abstammenden Bevölkerung, der mittleren und nordwestlichen Staaten mit gemischter, besonders deutsche Elemente enthaltender Bevölkerung und der Südstaaten mit einer von adeligen Geschlechtern Altenglands und französischen Einwanderern abstammenden Bevölkerung. Hiernach entwickelte sich in diesen 3 Gruppen auch eine verschiedene Kultur: im Nordwesten das Farmerwesen mit Ackerbau, in Neuengland und den Mittelstaaten die Fabrikindustrie mit ausgebildetem Städteleben, in den Südstaaten der große Grundbesitz mit Sklavenarbeit und zurückgebliebener Städteentwickelung. Hiermit ist zugleich die obenerwähnte Vorliebe für das Schutzzollsystem im industriellen Norden, namentlich Newjersey und Pennsylvanien, und die Vorliebe für das Freihandelssystem in den Plantagenbau treibenden Süden erklärt.

Die Konstitution der Vereinigten Staaten datirt vom 17. Sept. 1787. Die V. n S. v. N. bilden nach derselben eine Vereinigung (Union) oder einen Bund von Freistaaten, welche bis auf bestimmte, in der Konstitution aufgezählte, an die Bundesregierung abgetretene Rechte souverän sind und gegenwärtig alle einen entschieden demokratischen Charakter haben. Die Konstitution ordnet eine gesetzgebende, eine richterliche und

Digitized by Google

eine exekutive Gewalt an. Die gesetzgebende Gewalt ist dem Kongreß der Vereinigten Staaten übertragen, welcher aus einem Senat und einem Hause der Repräsentanten besteht und sich wenigstens einmal im Jahre, und zwar am ersten Montage des Decembers, wenn nicht durch ein Gesetz ein anderer Tag bestimmt wird, am Sitze der Regierung versammeln muß. Zum Senat sendet jeder Staat ohne Rücksicht auf seine Größe 2 Senatoren, welche von der Legislatur desselben auf 6 Jahre gewählt werden. Alle 2 Jahre wird $^1/_3$ des Senats neu gewählt. Um zum Senator gewählt werden zu können, muß man 30 Jahre alt, 9 Jahre Bürger der Vereinigten Staaten und zur Zeit der Wahl Einwohner des Staats sein, von welchem man gewählt wird. Der Präsident des Senats ist der Vicepräsident der Union, hat aber selbst keine Stimme, ausgenommen wenn die Stimmen gleich getheilt sind. Der Senat hat das Recht des Beiraths und der Zustimmung bei allen dem Präsidenten der Union zustehenden Ernennungen von Staatsbeamten und das der Beistimmung zur Sanktionirung aller Traktate mit fremden Mächten. Auch ist er ausschließlich befugt, über Klagen über Staatsbeamte (impeachment) zu richten. Wird Anklage gegen den Präsidenten der Union erhoben, so nimmt der Präsident des obersten Bundesgerichts den Vorsitz ein. Ein Angeklagter wird vor diesem Gericht nur für überführt erachtet, wenn er durch Uebereinstimmung von $^2/_3$ der Mitglieder desselben verurtheilt worden ist. Der Senat kann aber nur auf Entfernung vom Amte und auf Unfähigkeit, ein solches fortan wieder zu bekleiden, erkennen. Der Ueberführte kann jedoch außerdem noch zur weitern Procedur und Bestrafung den gewöhnlichen Gerichten übergeben werden. Das Repräsentantenhaus besteht auf Grund des Census von 1860 und des Gesetzes vom 4. März 1862 nach Aufnahme des Staats Nevada aus 242 Mitgliedern, die von den einzelnen Staaten auf 2 Jahre gewählt werden. Zu diesem Zwecke bestimmte bisher nach jedem zehnjährigen Census der Staatssekretär des Innern die Summe der repräsentativen Bevölkerung in der Art, daß er zu der Zahl aller freien Leute sämmtlicher Staaten — die nicht besteuerten Indianer ausgenommen — $^3/_5$ der nicht freien Leute (Sklaven) hinzuzählte. Diese Summe wurde durch die Gesammtzahl der zu wählenden Repräsentanten dividirt und der so erhaltene Quotient ergab die Kopfzahl, für welche 1 Repräsentant zu wählen war. Um nöthigenfalls die Zahl voll zu machen, pflegten diejenigen Staaten, welche den größten Bruchtheil der Bevölkerung übrig ließen, einen Repräsentanten mehr zu schicken; jeder Staat schickte aber wenigstens Einen Repräsentanten. Dieser bisher gebräuchliche Wahlmodus wird durch die Aufhebung der Sklaverei und durch das am 13. Juni 1866 angenommene „Rekonstruktionsamendement" in sofern eine Aenderung erleiden, als letzteres die Vertretung im Haus der Repräsentanten auf den stimmberechtigten Theil der Bevölkerung eines jeden Staats basirt und mithin die ehemaligen Sklavenstaaten, in denen den Farbigen das Stimmrecht versagt bleibt, eine Anzahl Repräsentanten verlieren. Die einmal gesetzlich bestimmte Zahl von Repräsentanten wird nur überschritten, wenn nach geschehener Vertheilung derselben neue Staaten in die Union aufgenommen werden; die Ueberzahl wird jedoch nach dem nächsten Census wieder ausgeglichen. In dem den 4. Dec. 1865 eröffneten 39. Kongreß saßen nur die Senatoren und Repräsentanten der unionsgetreuen Staaten, und ihre Zahl betrug bei Eröffnung der Session 184. Die Territorien sind nur durch Delegirte (delegates) vertreten, welche mit deliberiren können, aber keine Stimme haben. Um zum Repräsentanten gewählt werden zu können, muß man 25 Jahre alt, 7 Jahre Bürger der Vereinigten Staaten gewesen und zur Zeit der Wahl in dem betreffenden Staate ansässig sein. Senatoren und Repräsentanten erhalten Tagegelder (8 Dollars). Keiner von ihnen darf während seiner Wahlperiode von der Unionsregierung zu einem Staatsamte gerufen werden, welches in dieser Zeit neu errichtet und höher dotirt worden ist. Auch kann kein Beamter der Unionsregierung zugleich Senator oder Repräsentant sein. Die Sitzungen beider Häuser sind öffentlich, doch ist die Oeffentlichkeit nur herkömmlich, nicht durch die Verfassung ausgesprochen. Alle Gesetzentwürfe (bills) zur Erhebung von Staatseinkünften müssen von dem Hause der Repräsentanten ausgehen, doch kann der Senat, wie bei andern Gesetzentwürfen, Amendements dazu machen oder zu denselben mitwirken. Ein Gesetzentwurf, welcher in beiden Häusern genehmigt ist, wird dem Präsidenten zugeschickt: er kann ihn genehmigen, oder er sendet ihn mit seinen Einwendungen und Gegenbemerkungen versehen dem Hause zurück, von welchem er ausging und wo er nochmals in Erwägung gezogen wird; stimmen dann in beiden Häusern je zwei Drittel für den Entwurf, so erhält er ohne Weiteres Gesetzeskraft. Dasselbe gilt von Anträgen, gegen welche der Präsident nicht binnen 10 Tagen seine Einwendungen dem Hause übermacht. Der Kongreß legt Abgaben, Gefälle, Steuern und Zölle auf, bezahlt Schulden und sorgt für die Landesvertheidigung; macht Anleihen, regelt den Handel, gibt Gesetze über Naturalisation und Bankerott, prägt Geld, bestimmt für die ganze Union einheitliches Maß und Gewicht; errichtet Postämter, legt Poststraßen an, sichert Patente auf Erfindungen; setzt Gerichte ein, in welchen Seeraub und Verletzungen des Völkerrechts bestraft werden; erklärt Krieg, stellt Briefe für Kaper, über Repressalien und Prisen aus; errichtet und erhält Land- und Seemacht; fordert die Miliz ein zur Aufrechterhaltung der Gesetze der Union, zur Unterdrückung von Aufständen und zur Abwehr feindlicher Einfälle; hat die ausschließliche Gerichtsbarkeit über den Bundesbezirk und erläßt Gesetze, welche nöthig sind, um alle diese Befugnisse zu handhaben. Die Habeascorpusakte soll nach der Bundesverfassung nur in Krieg und bei Aufstand suspendirt werden; kein Gesetz kann Güterkonfiskation oder Verlust der bürgerlichen Rechte bestimmen, auch keines rückwirkende Kraft haben; aus dem Staatsschatz soll kein Geld entnommen werden, außer in Folge der gesetzlich gemachten Bestimmungen zur Verwendung, und von Zeit zu Zeit soll regelmäßige

Digitized by Google

Rechnung über Einnahme und Ausgabe der öffentlichen Gelder gelegt werden; kein Adelstitel soll von den Vereinigten Staaten verliehen werden; Niemand, der in ihnen ein besoldetes oder ein Ehrenamt bekleidet, soll ohne Bewilligung des Kongresses irgend ein Geschenk, eine Vergütung, ein Amt oder einen Titel von irgend einem König, Fürsten oder fremden Staate annehmen; die Union garantirt jedem Einzelstaate eine republikanische Regierungsform und schützt jeden derselben gegen feindlichen Einfall und einheimische Gewaltthätigkeit auf Ansuchen der Legislatur oder der vollziehenden Gewalt. Die vollziehende Gewalt hat der Präsident, der sein Amt 4 Jahre bekleidet, aber nach jedesmaligem Ablauf seiner Amtsdauer wieder gewählt werden kann. Das Wahlverfahren ist folgendes: In jedem einzelnen Staate werden in einer von der respektiven Gesetzgebung zu bestimmenden Art vom Volke Wahlmänner ernannt, deren Zahl sich so hoch beläuft wie die Anzahl der Senatoren und Repräsentanten zusammengenommen, welche der Staat in den Kongreß nach Washington sendet. Diese Wahlmänner, welche überall von sämmtlichen stimmfähigen Bürgern ernannt, nur in Südcarolina von der Legislatur gewählt werden, wählen den Präsidenten und Vicepräsidenten und stimmen durch Wahlzettel (ballots) ab. Das Resultat der Wahl wird von den Einzelstaaten dem Präsidenten des Senats nach Washington gesandt, der in öffentlicher Sitzung beider Häuser die Wahlurkunden entsiegelt und die Stimmen zählt. Hat keiner unter den Kandidaten die erforderliche Mehrheit, so wählt das Repräsentantenhaus durch Stimmzettel den Präsidenten aus den drei Kandidaten, welche die höchste Stimmenzahl haben. Bei dieser Wahl hat die Repräsentation jedes Staats nur Eine Stimme. Vicepräsident wird Der, welcher die Majorität der Wähler hat; in Ermangelung einer solchen wählt der Senat ihn unter den beiden Kandidaten, welche die meisten Stimmen erhielten. Um zum Präsidenten oder Vicepräsidenten gewählt werden zu können, muß man 35 Jahre alt und 14 Jahre innerhalb der Vereinigten Staaten ansässig gewesen sein. Der Präsident hat als Amtswohnung das weiße Haus zu Washington und bezieht 25,000 Dollars jährliche Besoldung. Der Vicepräsident hat 5000 Dollars Gehalt. Gegenwärtiger Präsident ist Andrew Johnson aus Tennessee, inaugurirt den 15. April 1865. Der Präsident kann nicht Krieg erklären oder Frieden schließen, denn dieses Recht ist dem Kongreß vorbehalten; er darf Verträge mit andern Staaten nur dann genehmigen, wenn zwei Drittel des Senats ihre Zustimmung geben; auch hat der Senat die vom Präsidenten ernannten Beamten zu bestätigen und kann Ernennungen verwerfen; zugleich ist, wie bemerkt, das Veto des Präsidenten ein beschränktes. Aber er ist höchster Befehlshaber der Land- und Seemacht, vertritt den Bundesstaat nach Außen hin u. übt außerdem eine Menge wichtiger Befugnisse. Was die Staatsverwaltung betrifft, so steht dem Präsidenten ein von ihm ernanntes Ministerium zur Seite, welches in die Abtheilungen Auswärtiges, Finanzen, Krieg, Marine, Inneres und Posten zerfällt. Auch gehört der Generalstaatsanwalt zum Kabinet. Die Vorstände der Departements heißen Staatssekretäre und werden vom Präsidenten nach Belieben entlassen; ernannt aber werden sie unter Beirath und Zustimmung des Senats. Jeder dieser Minister bezieht 8000 Dollars Jahresgehalt. Die Abtheilung für das Auswärtige hat die Funktionen unserer europäischen Ministerien des Auswärtigen, also auch das Gesandtschafts- und Konsulatswesen unter sich. Von dem erst 1849 gegründeten Departement des Innern ressortiren die Staatsländereien, die indianischen Angelegenheiten, Pensionen, Patentwesen, öffentliche Bauwerke, die Aufnahme des Census ꝛc. Vom Schatzdepartement wird das gesammte Finanz- und Zollwesen verwaltet.

Die Gerichtsverfassung zerfällt in diejenige für die ganze Union und die der einzelnen Staaten. Für die Gerichtsverfassung der Union ist der leitende Chef der Generalstaatsanwalt, der zugleich als rechtskundiger Beistand des Präsidenten und der Departementschefs Rechtsansprüche ꝛc. prüft und die Rechtsstreitigkeiten führt, bei denen die Regierung betheiligt ist. Ihm steht ein Assistentstaatsanwalt zur Seite. Das Gericht zur Aburtheilung von Staatsverbrechen Unionsbeamter ist der Senat (s. oben). Das oberste Bundesgericht (supreme court of the United States) besteht aus einem Oberrichter (chief justice), 8 beigeordneten Richtern (associate justices), dem Generalstaatsanwalt ꝛc. und hält jährlich eine Sitzung in Washington, gleichzeitig mit der regelmäßigen Session des Kongresses. Die Richter werden vom Präsidenten und Senat auf Lebenszeit ernannt und können nur vom Kongreß angeklagt und ihrer Stellen entsetzt werden. Dies gilt auch für alle Richter der Unionsgerichte. Als Gerichte mittlerer Instanz gelten die Kreisgerichte (circuit courts) für Gerichtskreise, in welche sich jährlich zweimal ein Richter des obersten Gerichtshofs begibt, um mit dem Bezirksgerichte des Staats oder Bezirks, in welchem das Kreisgericht gehalten wird, Gericht zu halten. Der ebengenannten Bezirksgerichte (district courts), bestehend aus einem Einzelrichter, dem ein Staatsanwalt u. Vereinigten-Staaten-Marschall zur Seite stehen, bestehen in jedem Staate eines, höchstens 3 (in Alabama und Tennessee), im Ganzen 51. Jedes Territorium hat eine eigene Unionsgerichtsbehörde (einen Oberrichter, 2 associate justices, einen Staatsanwalt, einen Vereinigten-Staaten-Marschall). Endlich besteht noch ein Beschwerdehof (court of claims), der über Ansprüche und Beschwerden gegen die Regierung entscheidet und aus 3 Richtern, 2 Anwälten (solicitors) und einem Deputy-Solicitor, sämmtlich in Washington, gebildet ist. Die richterliche Gewalt der Unionsgerichte erstreckt sich nach der Konstitution auf alle Prozesse des Rechts u. der Billigkeit, die unter dieser Konstitution stehen; auf die Gesetze der Vereinigten Staaten und auf Verträge, welche unter ihrer Autorität abgeschlossen sind; auf alle Gesandte, andere öffentliche Minister und Konsuln betreffende Rechtsfälle; auf alle die Admiralität und Seegerichtsbarkeit betreffenden Rechtsfälle zwischen zwei und mehr Staaten, in denen die Vereinigten Staaten eine

Digitized by Google

Partei sind; auf Rechtsfälle zwischen einem Staat und einem Bürger eines anderen Staats; auf solche zwischen Bürgern verschiedener Staaten; auf solche zwischen Bürgern eines u. desselben Staats, welche auf Landbewilligungen anderer Staaten Anspruch machen; auf solche zwischen einem Staat oder Bürgern desselben Staats und fremden Staaten, Bürgern oder Unterthanen. Für Gesandte, öffentliche Minister und Konsuln ist der Supreme court erste Instanz, in allen anderen vorher erwähnten Fällen Appellhof, ausgenommen in Fällen von Klagen gegen Beamte, wo alsdann die Untersuchung von Verbrechen vor Geschwornen, und zwar in dem Staate Statt finden soll, wo die Verbrechen begangen sind. Sind sie nicht innerhalb eines Staats begangen, so bestimmt der Kongreß den Ort der Untersuchung durch Gesetz. Die Gerichtsverfassung der Staaten unterscheidet sich von der der Union namentlich dadurch, daß die Richter von der Regierung nicht auf Lebenszeit und pflichtmäßiges Verhalten hin angestellt, sondern von dem Volke auf kurze Zeit gewählt werden. Ihre Kompetenz erstreckt sich auf alle Fälle, welche nicht der Kompetenz der Unionsgerichte zugewiesen sind. Jeder Staat hat seinen obersten Gerichtshof, Gerichte mittlerer Instanz und Grafschafts- und Friedensrichter. Die Wahl der Richter durch das Volk, ihre kurze Amtsdauer und geringe Besoldung brachte die Gefahr der Beeinträchtigung der Rechtspflege durch das Parteiwesen mit sich, doch ward dieselbe verringert durch den weit ausgedehnten Geschwornendienst und den Umstand, daß der Parteilichkeit lebenslänglicher Richter durch die Parteiwahlen auf kurze Zeit entgegengewirkt wird.

Die Finanzen befinden sich trotz der während des Bürgerkriegs gewirkten ungeheuren Schuld in günstigem Zustande. Die Abrechnung für das mit dem 30. Juni 1865 schließende Finanzjahr ergab

an Einnahmen	
Bilanz am 1. Juli 1864	96,739,908 Doll.
aufgenommene Anleihen	1,472,224,741 „
Einfuhrzölle	84,928,261 „
verkaufte Staatsländereien	996,553 „
direkte Taxen	1,800,573 „
innere Steuern	209,464,315 „
aus verschiedenen Quellen	32,978,384 „
Total der Einnahmen	1,898,532,533 Doll.

an Ausgaben	
Civildienst	44,765,550 Doll.
Pensionen und Indianer	14,258,575 „
Kriegsdepartement	1,031,323,361 „
Marinedepartement	122,567,776 „
Tilgung der öffentlichen Schuld	607,361,342 „
Interessen	77,397,719 „
Total der Ausgaben	1,897,674,324 Doll.

Der Budgetvoranschlag für das mit dem 30. Juni 1866 schließende Finanzjahr ergab

an Einnahmen	1. Quartal, wirkl. eingegangen Dollars	2.—4. Quartal, veranschlagt Dollars
Bilanz vom 1. Juli 1865	558,809	1. Okt. 67,158,515
Anleihen	277,182,260	—
Einfuhrzölle	47,009,583	100,000,000
verkaufte Ländereien	182,891	500,000
direkte Taxen	81,111	—
innere Steuern	96,618,896	175,000,000
Verschiedenes	18,393,780	30,000,000
Summa	440,226,770	372,658,515.

Total der Einnahme: 812,885,285 Dollars.

an Ausgaben	wirkl. ausgegeben Dollars	veranschlagt Dollars
Civildienst	10,571,461	32,994,052
Pensionen und Indianer	6,024,242	12,236,791
Kriegsdepartement	165,369,287	307,788,780
Marinedepartement	16,520,670	38,000,000
Zinsen der öffentlichen Schuld	36,173,461	96,813,669
Tilgung derselben	138,409,163	—
Summa	373,068,254	484,853,462.

Total der Ausgaben: 857,921,716 Dollars.

In Wirklichkeit haben ertragen in den drei ersten Vierteljahren des Finanzjahrs 1865—66: die Einfuhrzölle 128,967,375, die inneren Steuern 243,890,548, verschiedene Einnahmen (Goldagio ꝛc.) 37,183,309 Doll., mithin die genannten drei Einnahmequellen in Summa 410,041,332 Dollars.

Die Staatsschuld der Vereinigten Staaten betrug nach officiellen Angaben am 1. Mai 1866 2,827,676,872 Doll., nämlich a) die fundirte Schuld 2,374,406,387 Doll., wovon 1,186,092,842 Doll. Zinsen in Gold, 1,188,313,545 Doll. in Papier zu entrichten waren; b) Regierungspapiergeld 588,213,359 Doll. An demselben Tage befanden sich im Staatsschatze 76,676,407 Doll. in Gold und 61,310,622 Doll. in Papiergeld, Summa 137,987,029 Doll. Am 1. Juni 1866 betrug die Staatsschuld 2,799,979,451 Doll.; im Staatsschatz befanden sich 50,679,958 Doll. in Gold, 79,011,126 Doll. in Papier, Summa 129,691,084 Doll.; mithin betrug die eigentliche Schuldbelastung am 1. Juni 1866: 2,670,288,367 Dollars.

Die reguläre Armee der Vereinigten Staaten bestand bis 1861 aus 10 Regimentern Infanterie, 5 Regimentern Kavallerie, 1 Regiment Artillerie, dem Geniecorps und dem Corps der topographischen Ingenieurs. Der Formationsstand betrug 17,984, der wirkliche Stand cirka 14—15,000 Mann. Bald nach dem Ausbruch des im April 1865 beendigten Kriegs mit den Südstaaten wurde die Infanterie um 9, die Kavallerie und Artillerie um je 1 Regiment vermehrt und die Stärke der Armee am 1. Jan. 1865 folgendermaßen angegeben: 6 Regimenter Kavallerie, 264 Offiziere, 7248 Mann; 5 Regimenter Artillerie, 273 Offiziere, 4666 Mann; 19 Regimenter Infanterie, 1033 Offiziere, 26,783 Mann; Ingenieurcorps, 105 Offiziere, 732 Mann; Zeugcorps, 79 Offiziere, 560 Mann, höhere Offiziere 152 ꝛc. Summa 2123 Offiziere, 41,123 Mann. Dagegen zählte die reguläre Armee nach dem Bericht des Kriegsministers an das Repräsentantenhaus im Jan. 1866 nur 26,587 Unteroffiziere und Soldaten, nebst 1114 Offizieren, zusammen 27,711 Mann. Zu derselben Zeit bestand die freiwillige Armee aus 57,593 Mann (2264 Offizieren, 55,329 Unteroffizieren und Soldaten) weißen Truppen und 65,766 Mann (2393 Offizieren und 63,373 Unteroffizieren und Soldaten) farbigen Truppen, in Summa 123,359 Mann. Total der regulären und freiwilligen Armee 151,070 Mann. Hierzu kamen noch das Veteranenreservecorps u. Offiziere ohne Kommando in anderweiter Verwendung, was eine Gesammtstärke der Armee von 152,611 Mann ergab. Ueber die künftige Stärke und Formation der regulären Armee scheint ein endgültiger Beschluß noch nicht gefaßt zu sein. Nach

Digitized by Google

Angaben öffentlicher Blätter ſoll im Senat im März 1866 ein Geſetzentwurf angenommen worden ſein, wonach dieſelbe fortan auf dem Friedensfuße aus 50 Regimentern Infanterie (ein Regiment im Minimum 500, im Maximum 1000 Mann), 20 Regimentern Kavallerie (ein Regiment 300—600 Mann) und 10 Regimentern Artillerie beſtehen und demnach mindeſtens 35,000, höchſtens 70,000 Mann ſtark ſein ſoll. Die Heeresergänzung geſchieht bei der regulären Armee durch Werbung (im Frieden gewöhnlich auf 5 Jahre, im Krieg auf kürzere Zeit). Bei Ausbruch eines Kriegs verſtärkte ſich das Heer früher nur durch Freiwillige; da aber in dem 1861 ausgebrochenen Bürgerkriege die Zahl der Freiwilligen nicht mehr zureichte, ſo wurde im Juli 1863 zum erſten Male eine Aushebung mit dem Recht des Loskaufs angeordnet, letzteres Recht aber 1864 wieder abgeſchafft und dafür Stellvertretung eingeführt. Nach dem Bericht des Kriegsminiſters zu der letzten Botſchaft des Präſidenten (Dec. 1865) ſind vom 15. April 1861 bis zum 14. April 1865 im Ganzen 2,656,553 Mann ins Feld geſtellt worden. Neben der regulären Bundesarmee beſteht in jedem Staate eine Miliz, in welche mit gewiſſen Ausnahmen jeder waffenfähige Bürger vom 18. bis zum 45. Jahre eingereiht wird. Dieſelbe iſt aber wegen mangelhafter Organiſation und Disciplinirung zur Kriegsführung ganz unbrauchbar. Der Beſtand der Flotte der Vereinigten Staaten mit Einſchluß der im Bau gegriffenen Schiffe, war den 20. Jan. 1866:

		Kanonen	Tonnen Gehalt
138	Schraubendampfer . . mit	1363	181,893
77	Raddampfer . . . . „	623	69,632
66	Panzerſchiffe . . . . „	204	74,588
42	Segelſchiffe . . . . „	626	50,961
zuſ. 311	Fahrzeuge mit	2800	377,074.

Unter den Panzerſchiffen waren Ende 1864 nur 5, welche auf hoher See verwendbar waren.

Das Wappen der Union beſteht aus einem ſchwarzen Adler, der in der einen Klaue ein Bündel Pfeile, in der anderen einen Oelzweig hält und deſſen Bruſt ein in 2 Felder getheilter Schild bildet, deſſen oberes Feld blau iſt und deſſen unteres ſilbernes Feld 6 ſenkrechte Balken durchſchneiden. Der Adler hält im Schnabel ein Band mit der Inſchrift: „E Pluribus Unum" und iſt von 13 weißen Sternen, der Zahl der erſten Staaten der Union, umgeben. Die Flagge beſteht aus 7 rothen und 6 weißen horizontalen miteinander abwechſelnden Streifen; in der oberen Ecke iſt ein kleines Quarré mit ſo vielen weißen kleinem großen Stern gruppirten Sternchen, als die Union gegenwärtig Staaten zählt. Bundesſtadt iſt Waſhington im Diſtrikt Columbia. Vgl. Ebeling, Die V.n S. v. N., Hamburg 1793 bis 1816, 5 Bde.; Brothers, The United States, London 1840; Tucker, Progress of the United States, Newyork 1843; v. Raumer, Die V.n S. v. N., Leipz. 1845, 2 Bde.; Macgregor, The progress of America, daſ. 1847; Andree, Nordamerika in geographiſchen und geſchichtlichen Umriſſen, Braunſchweig 1851, 2. Aufl. 1853; Zirkel, Skizzen aus den und über die Vereinigten Staaten, Berlin 1850; Olshauſen, Die V.n S. v. N., Kiel 1853 ff., 4 Bde.; Wappäus, Handbuch der Geographie und Statiſtik von Nordamerika, Leipz. 1855; Wagner und Scherzer, Reiſen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853, daſ. 1854, 2. Aufl. 1857; Kohl, Reiſen in Canada und durch die Vereinigten Staaten, Stuttg. 1856; Derſelbe, Reiſen im Nordweſten der Vereinigten Staaten, Newyork 1857; Löher, Land und Leute in der alten und neuen Welt, Göttingen 1858, 2 Bde., 3. Aufl. 1860; Mohl, Das Bundesrecht der V.n S. v. N., Stuttgart 1824; Story, Commentary of the constitution of the United States, Boſton 1833, 3 Bde.; Neumann, Nordamerika, ſein Volksthum und ſeine Inſtitutionen, Leipz. 1848; Fleiſchmann, Erwerbszweige, Fabrikweſen und Handel der Vereinigten Staaten, Stuttg. 1850; Löher, Ausſichten für gebildete Deutſche in Nordamerika, Berlin 1853. Karten: Calvin Smith, Maps of the United States, Newyork 1849, 20 Blätter; Kiepert, Die V.n S. v. N. mit Ausſchluß von Texas und den weſtlichen Territorien, daſ. 1850; Stülpnagel, Die V.n S. v. N. mit Ausnahme Florida's und den weſtlichen Territorien, Gotha 1858; Ravenſtein, Neueſte Karte von Nordamerika in 4 Blättern, Hildburghauſen 1866.

Geſchichte. Der zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts ſich kräftig regende britiſche Nationalgeiſt war es, der den Grund zu dem koloſſalen Staatsgebäude legte, welches gegenwärtig die V.n S. v. N. bilden. Nach der Entdeckung der Nordküſte von Amerika durch Cabot, Drake, Frobiſher und andere kühne Seefahrer verſuchten zuerſt 2 unternehmende Männer, Sir Humphrey Gilbert und deſſen Halbbruder, Sir Walter Raleigh, Kolonien daſelbſt zu gründen. Gilbert nahm Neufundland für England in Beſitz, Raleigh landete 1585 mit ungefähr 800 Anſiedlern auf der Inſel Roanoke, an der Küſte des heutigen Nordcarolina. Dieſe und andere ſpätere Anſiedelungsexpeditionen hatten jedoch keinen dauernden Erfolg. Erſt nach Eliſabeths Tode (1603) gelang es dem Geiſtlichen Hakluyt zu London, aus reichen Adeligen und Kaufleuten eine Geſellſchaft zu bilden, welche die Koloniſation der entdeckten Länder zum Zweck hatte. Jakob I. von England, der die von Frankreich unternommene Koloniſation Akadiens mit Eiferſucht betrachtete, begünſtigte dieſe Pläne. Er theilte im April 1606 die Küſte Nordamerika's in 2 ziemlich gleich große Hälften. Die ſüdliche, die zu Ehren der jungfräulichen Königin Eliſabeth Virginia genannt wurde (zwiſchen 34—40° nördl. Br.), gab er einer in London zuſammengetretenen Handelskompagnie, die nördliche, die Kolonie Neuengland (vom 40.—45.°), erhielt eine andere zu Plymouth gebildete. Ein königlicher Freibrief vom 2. Nov. 1606 gewährte der Londonkompagnie das zu bebauende Land als freies Eigenthum, den Koloniſten gleiche Rechte mit den Unterthanen Englands und zollfreie Aus- und Einfuhr ihrer Produkte und Bedürfniſſe nach neuengliſchen Häfen für 7 Jahre. Der Handel mit fremden Nationen war ihnen freigegeben, die Verfaſſung Englands zur Grundlage der Kolonialverfaſſung genommen. Die Oberleitung und die Geſetzgebung, ſowie die Ernennung der öffentlichen Beamten behielt ſich die Regierung vor.

Digitized by Google

Noch im Dec. 1606 führte John Smith, der „Pionnier der Civilisation", im Auftrag der Londonkompagnie 500 Kolonisten nach Virginien, gelangte an den in die Chesapeakbai mündenden Jamesfluß und gründete Jamestown. Bald darauf mußte er jedoch nach England zurückkehren, und nun kam die Kolonie durch Meutereien und durch Angriffe der feindseligen Indianer so herab, daß von 490 Personen, die Smith zurückließ, nach 6 Monaten nur noch 60 halb verhungerte übrig waren. Im Mai 1609 gab Jakob I. der Kompagnie einen erweiterten Freibrief, wonach nun ein königlicher Gouverneur, der zugleich Gesetzgeber und oberster Richter war, die vollziehende Gewalt haben sollte. Jeder Ansiedler mußte den Supremateid schwören und sich damit zur bischöflichen Kirche bekennen. Unter dem neuen Gouverneur, Sir Thomas Dale, hob sich die Kolonie, indem jeder Pflanzer ein Stück Landes als Eigenthum erhielt. Sein Nachfolger aber, Argall, erregte durch seine Härte allgemeine Unzufriedenheit. An seine Stelle trat 1619 Sir George Yardeley, unter welchem ein Nationalkongreß in Jamestown zusammentrat, welcher eine am 21. Juli 1625 von dem großen Rath der Kompagnie bestätigte Verfassung zu Stande brachte, der zufolge die Kompagnie in London den Statthalter und einen ihm beigegebenen Rath ernennen, das Volk aber sich jährlich die gesetzgebende Versammlung selbst wählen sollte. Die Ausbreitung des Tabaksbau's veranlaßte neue Kämpfe mit den Indianern, welche am 22. Mai 1622 1300 Ansiedler ermordeten, damit aber grausame Vertilgungskämpfe von Seiten der Kolonisten wider sich herbeiführten. König Jakob löste in Folge davon die Kompagnie im Juni 1624 auf und erklärte sie ihrer Rechte verlustig. Sein Nachfolger, Karl I., erklärte Virginien für eine königliche Provinz. Der Gouverneur, mit einem großen und einem kleinen Rath an der Seite, durfte nur nach den Befehlen des Königs handeln. Sir John Harvey, der an Yardeley's Stelle das Gouvernement übernahm, steigerte noch die Despotenpolitik der Stuarts. Die Plymouthkompagnie trieb, nachdem ihr Versuch, eine Ansiedelung in Sagadoc zu gründen, mißlungen war, nur Schifffahrt nach Kap Cod und Handel mit den Indianern. Im Jahre 1629 überließ Karl I. dem Irländer George Calvert, später Lord Baltimore, das Innere der Chesapeakbai zu einem Asyl für verfolgte Katholiken seines Landes, und Lord Cecilius Baltimore, der Sohn, erhielt 1632 den nördlichen Theil Virginiens jenseits des Potomac als erbliches Eigenthum. Schon im folgenden Jahre landete dessen Bruder, Leonard Calvert, mit 200 Katholiken bei Kap Comfort, fuhr den Potomac herauf und tauschte von den Indianern ein Stück Land ein. Der Königin Maria zu Ehren gründete er die Stadt St. Mary, wovon später die ganze Gegend den Namen Maryland erhielt. Im Jahre 1646 konstituirte sich die Regierung von Maryland in 2 Kammern. Die von Baltimore entworfene Verfassungsurkunde bewilligte allen christlichen Konfessionen gleiche Rechte und gab jedem Ankömmling ein Freilehn von 50 englischen Morgen. Während nun so Maryland rasch emporblühte, litt Virginien furchtbar unter dem Drucke Harvey's, bis dieser 1641 abberufen wurde. Der neue Gouverneur, Sir William Berkeley, setzte nun auch einen Nationalkongreß mit gesetzgebender Gewalt ein, worauf die Kolonie bald einen erfreulichen Aufschwung nahm und die Bevölkerung binnen 10 Jahren auf 20,000 Köpfe anwuchs. Nach der Hinrichtung Karls I. schickte der Protektor Cromwell 1652 ein starkes Geschwader unter Sir George Ayscue gegen die der königlichen Sache treu gebliebenen Kolonien, welche sich nun der Republik unterwerfen mußten, ihre Verfassung jedoch behielten. Lord Baltimore aber verlor 1654 das Eigenthumsrecht. Durch das 1651 erlassene Navigationsgesetz kamen die Kolonien beim Einkauf ihrer Bedürfnisse und bei dem Transport ihrer Produkte ganz in die Hände der britischen Kaufleute. In Folge davon erhob sich Virginien 1659 gegen die Republik und setzte Berkeley wieder zum Gouverneur ein. Die Restauration des Königthums im Mutterlande kam den Empörern zu Statten. Karl II. gab Maryland, das jetzt gegen 16,000 Bewohner zählte, dem Erbeigenthümer Baltimore zurück, riß aber von Virginien einen Theil ab, indem er 1663 den Küstenstrich von 36°—31° dem Grafen Clarendon und 7 anderen englischen Herren als Eigenthum verlieh. Französische Ansiedler hatten dieses Land zu Ehren Karls IX. Carolina genannt. Seit 1669 zogen Clarendon und seine Miteigenthümer und katholische republikanische Einwanderer aus Virginien, Massachusetts und der Insel Barbadoes in die neue Kolonie. Der Graf Shaftesbury wollte hier einen idealen Musterstaat gründen und ließ durch den Philosophen Locke eine Verfassung entwerfen, die 1670 eingeführt, aber 1693 als ganz unzweckmäßig wieder abgeschafft wurde. Die den Kolonien so verhaßte Navigationsakte wurde von Karl II. nicht nur aufrecht erhalten, sondern auch noch erweitert. Alle für fremden Bedarf bestimmten Kolonialprodukte mußten hiernach vor ihrer Versendung in englische Häfen eingeführt werden und die Kolonien durften ihre Bedürfnisse nur direkt aus den Häfen des Mutterlandes beziehen. In Folge davon brach 1675 in Virginien unter Anführung eines gewissen Bacon ein blutiger Aufstand aus, der zwar gedämpft wurde, aber doch allgemeine Unzufriedenheit zurückließ. Im Norden Virginiens waren indeß die ersten festen Ansiedelungen von Puritanern ausgegangen, die am 16. Sept. 1620, 102 Seelen stark, von Southampton abgesegelt waren. Der Kapitän, von den Holländern bestochen, brachte sein Schiff statt nach der Mündung des Hudson in den Hafen am Kap Cod, im heutigen Massachusetts. An einer Stelle, die sie Neuplymouth nannten, errichteten die Einwanderer ein unabhängiges Gemeinwesen, das der ersten Christengemeinde in Jerusalem gleichen sollte. Die anfangs eingeführte Gütergemeinschaft bestand jedoch nur bis 1627. Da die Rechte der alten Plymouthkompagnie verfallen waren, gründete Jakob I. am 3. November 1620 eine neue Kompagnie unter dem Namen eines Raths für die Angelegenheiten von Neuengland, die alles Land an der amerikanischen Nordküste vom 40.° bis 48.° besitzen sollte und den Puritanern von Neuplymouth ihre Besitzergreifung bestätigte. Im

Digitized by Google

Jahre 1626 erbaute ein anderer Verein von Puritanern in einem von der Kompagnie erkauften Landstrich die Stadt Salem und erlangte von Karl I. 1628 einen Freibrief, jedoch nicht Religionsfreiheit. Trotz großer innerer Zerwürfnisse über kirchliche Angelegenheiten nahm die Kolonie einen schnellen Aufschwung. Allein 1630 landeten 17 Fahrzeuge mit 1500 Einwanderern. Neben Boston, das als die Hauptstadt der Kolonie galt, blühten viele andere Ortschaften auf. Im Jahre 1634 trat der erste Kolonialkongreß zusammen, der im Verein mit dem königlichen Gouverneur die gesetzgebende Gewalt übte, Steuern auflegte und innerhalb der Grenzen der Kolonie, die den Namen Massachusetts erhielt, die Ländereien vertheilte. Im Jahre 1635 gab diese Kolonie, die als Korporation sehr schlechte Geschäfte machte, ihren Freibrief zurück u. behielt nur den Privatbesitz des Landes, das die einzelnen Mitglieder unter sich vertheilten. So wurde die Kolonie Neuplymouth eine freie Kolonie. In Folge theologischer Streitigkeiten, die seit 1634 abermals unter den Puritanern ausbrachen, wurde Massachusetts die Mutter mehrer selbstständigen Niederlassungen. Im J. 1635 gründete der Prediger Roger Williams von Salem mit seinem Anhang den Ort Providence. Vom langen Parlament erhielt er einen besonderen Freibrief, in welchem die Kolonie mit dem Namen Providencepflanzorte bezeichnet war. Auf ähnliche Weise entstand auch die Kolonie Connecticut. Im Jahre 1636 legte der Prediger Hooker mit einem Stamm von 100 aufgeklärten Separatisten von Massachusetts am Ufer des Connecticut die Städte Hartfield, Springfield und Weatherfield an. Rasch bildete sich auch hier ein blühendes Gemeinwesen aus. Die Indianer wurden theils ausgerottet, theils traten sie ihr Land für ein Geringes ab. Die Schwärmerin Hutchinson, die im März 1638 mit ihrem Anhang aus Massachusetts vertrieben wurde, kaufte von den Narragansetindianern für einige Brillen die fruchtbare Insel Aquidneck, die sie Rhode-Island nannte. Unter der Leitung Will. Coddingtons begann der Anbau der Insel, die sich anfangs unter den Schutz von Providence stellte, bis die Providencepflanzorte 1644 durch Parlamentsbeschluß mit Rhode-Island vereinigt wurden, worauf 1647 die Kolonie eine selbstständige Verfassung mit einem Kolonialkongreß erhielt. Trotz des Verbots der Auswanderung verließen 1638 mehr als 3000 Puritaner ihr Vaterland und gründeten am Connecticut die Ortschaften Hartford, Guilford, Milford, Stamford, Bramford und Newhaven. Diese neue Kolonie, die den Namen Newhaven annahm, blieb jedoch nur bis 1665 unabhängig und vereinigte sich dann mit Connecticut. Außerdem wurden damals die nördlichen, nur mit Pelzhändlern und vereinzelten englischen Ansiedlern bevölkerten Gebiete von Neuengland, Maine und Newhampshire selbstständige Kolonien, so jedoch, daß Maine seit 1652 als Distrikt zu Massachusetts gehörte. Als die Puritaner und Republikaner im Mutterlande durch den Sieg der Revolution zur herrschenden Partei geworden waren, hörten die Auswanderungen nach Neuengland auf, und die nördlichen Kolonien, die bereits eine Bevölkerung von 21,000 Köpfen zählten, waren nun auf sich selbst angewiesen, während nach Virginien, Maryland u. Carolina viele Royalisten einwanderten. Während der Umwälzung in England schlossen am 19. März 1643 die Kolonien Massachusetts, Neuplymouth, Newhaven und Connecticut unter dem Namen der „vereinigten Kolonien von Neuengland" ein Schutz- und Trutzbündniß mit einem Generalkongreß und einem Präsidenten an der Spitze. Diese Konföderation, die zunächst gegen die Holländer am Hudson, die Indianer in Neuengland und die Franzosen in Canada gerichtet war, unterhielt eine bedeutende Miliz und prägte 1652 sogar eigene Münzen, mußte aber auf Cromwells Betrieb einen Generalgouverneur von der Mutterrepublik annehmen. Abgesehen von den Indiankriegen, theologischen Zänkereien, Hexenprozessen und Quäkerverfolgungen in Massachusetts gediehen die nördlichen Kolonien während der Zeit der Republik mehr und mehr. Nach der Restauration der Stuarts unterwarfen sich Rhode-Island, Maine und Newhampshire der königlichen Autorität. Dagegen erkannte Massachusetts nur zögernd die Herrschaft Karls II. an u. wollte nichts von der Duldung der bischöflichen Kirche wissen. Der König schickte daher 1664 ein starkes Geschwader mit Kommissarien nach Neuengland, ohne jedoch etwas gegen die Kolonien ausrichten zu können. Maine begab sich 1667 unter den Schutz von Massachusetts, dem die Hälfte der Volksmenge Neuenglands, nämlich 30,000 Seelen, angehörte. Eine Gesammtmacht von 8000 Milizen schirmte das Land nach Innen und Außen. In allen Kolonien herrschte ein thätiges, nüchternes und äußerst sittenstrenges Leben; der Volksunterricht und selbst wissenschaftliche Bildung fanden in ihnen eine Stätte. Erst unter dem Ministerium Cabal, das die politische Reaktion vertrat, traten wieder Störungen ein. Karl II. riß 1679 Newhampshire von Massachusetts ab und erklärte es zur königlichen Provinz. Massachusetts selbst verlor 1684 durch königlichen Machtspruch seinen Freibrief.

Außer den Engländern suchten sich auch die Holländer und Schweden an diesen Küsten festzusetzen. Bereits 1614 legten erstere auf der Insel Manhattan, an der Mündung des Hudson (der diesen Namen von dem in holländischen Diensten stehenden Engländer Henry Hudson erhielt), ein starkes Fort an und errichteten an der Küste mehre Niederlassungen für den Pelzhandel. Eine schwedische Handelskompagnie kaufte 1628 von den Indianern das Land längs der Küste von Delaware bis zur Insel Longisland und gründete daselbst mehre Forts oder Faktoreien, die sie Neuschweden nannte. Diese schwedischen Niederlassungen wurden indeß schon 1655 von den Holländern weggenommen. Diese nannten das Gebiet am Hudson Neuniederland. In dem 1661 zwischen Holland und Karl II. ausgebrochenen Kriege wurde Neuniederland von den Engländern in Beschlag genommen und im Frieden zu Breda 1667 vertragsmäßig an England überlassen. Karl II. schenkte hierauf dasselbe seinem Bruder, dem Herzog von York, der seiner neuen Herrschaft den Namen Newyork gab und den mit Schweden und Holländern besetzten Küstenstrich zwischen dem Delaware und Hudson an die

Digitized by Google

Lords Berkeley und Carteret verkaufte, die ihre Besitzung Newjersey nannten. Einwanderer aus Europa, welche die herrliche Lage des Landes herbeizog, gründeten hier die Städte Newyork, Elisabethtown, Middletown und Shrewsbury. Nachdem die Holländer die 1673 von ihnen in Beschlag genommene Provinz Newyork im Frieden zu London 1674 wieder an England abgetreten hatten, ließ sich der Herzog von York von Karl II. den Besitztitel mit allen Hoheitsrechten bestätigen und ließ seinen Gouverneur, Edmund Andros, in der Kolonie nach Willkür schalten und walten. Doch währte dieser Druck nur bis 1683, indem zu dieser Zeit auf die Vorstellung des Obersten Dongan, des neuen Gouverneurs, die Kolonie Newyork einen „Freiheitsbrief" erhielt, nach welchem die gesetzgebende Gewalt für alle Folgezeit vom Gouverneur, vom Rath und vom Volk, das die „Assembly" zu wählen habe, gebildet werden sollte. Jeder freie Grundbesitzer sollte zur Wahl der Vertreter berechtigt sein; die Gerichte sollten durch eine aus 12 Geschworenen zusammengesetzte Jury gebildet werden; ohne Einwilligung der Volksvertreter sollten Steuern nicht auferlegt und auch das Kriegsgesetz nicht verkündet werden; vollkommene Religionsfreiheit sollte Statt haben. Gegen die Franzosen in Canada schloß Dongan 1684 ein Bündniß mit den 5 vereinigten Indianernationen, die das Land zwischen den Quellen des Ohio, dem Erie- und dem Champlainsee als Eigenthum behaupteten. Im Jahre 1682 ließ sich der Quäker Penn gegen eine ererbte Schuldforderung an die Schatzkammer von Karl II. das wüste, mit Wäldern bedeckte Land zwischen den Grenzen von Maryland u. Newyork als Eigenthum abtreten, um hier seinen verfolgten Glaubensgenossen ein Asyl zu bereiten. Er erhielt für seine Kolonie, nach ihm Pennsylvanien genannt, einen Freibrief, nach welchem er die Oberlehnsherrlichkeit des Königs anerkennen, die Appellation seiner Unterthanen an die Krone gestatten, dem König jährlich als Zeichen der Lehnspflicht 2 Bären einliefern und von allen der Vernunft und der englischen Verfassung widersprechenden Einrichtungen abstehen mußte, dagegen mit einem Kolonialkongreß Gesetze geben, Zölle auflegen und im Nothfall nach dem Kriegsgesetz handeln konnte. Vom Herzog von York erkaufte Penn noch das schon bevölkerte und in Grafschaften getheilte Gebiet Newyorks an der Mündung des Delaware und gründete bereits 1682 mit einigen hundert Quäkern die Stadt Philadelphia. Die Kolonie blühte schnell empor; schon in den ersten drei Jahren landeten mehr als 50 Schiffe mit Ansiedlern, darunter viele Deutsche, die unter dem trefflichen Pastorius aus Windsheim die Stadt Germantown anlegten; 1684 zählte die Kolonie bereits 20 Ortschaften; als aber der Herzog von York als Jakob II. den Thron bestieg (1685), traten traurige Zustände in den Kolonien ein. Der ehemalige Gouverneur von Newyork, Andros, erschien mit einer Flotte zu Boston, kündigte sich als Generalgouverneur und Oberbefehlshaber der britischen Macht in Neuengland an, erklärte Massachusetts und Newyork zu königlichen Provinzen, legte willkürlich Steuern auf und nahm Connecticut und Rhode-Island die Bestätigungsurkunden ihrer Verfassungen. Da gelangte 1689 die Nachricht von dem Sturze Jakobs II. und der Thronerhebung Wilhelms III. nach Amerika. Sofort erhob sich die Bevölkerung in Massachusetts und Newyork für den neuen König. Im Mai 1692 erhielt Massachusetts einen neuen Freibrief, durch welchen die Kolonie Neuplymouth und der königliche Distrikt Akadien oder Neuschottland Massachusetts einverleibt wurden. Durch die Kriege Ludwigs XIV. mit England wurden die Kolonien in ihrer Kulturentwickelung sehr gehemmt. Nach dem Frieden zu Ryswick wurden sie aufs Neue in den spanischen Successionskrieg verwickelt. Carolina insbesondere litt durch furchtbare Verwüstungen der von Spaniern aufgewiegelten Indianer. Der utrechter Friede gewährte endlich den Kolonien seit 1713 die sehr nothwendige Ruhe, die besonders den südlichen Niederlassungen zu Statten kam. Hier war schon seit 1630 die Negersklaverei durch die Holländer eingeführt worden. Im Jahre 1715 traten die Erbeigenthümer Carolina's ihre Rechte für 22,500 Pfd. Sterl. an die Krone ab, welche die Kolonie zur königlichen Provinz erklärte u. 1729 das Land in die 2 selbstständigen Kolonien Süd- und Nordcarolina theilte. Im Jahre 1732 trat unter der Leitung Oglethorpe's eine Gesellschaft in London zusammen, die von Georg II. einen Freibrief zur Anlegung einer Kolonie zwischen den Carolinen und dem spanischen Florida erhielt. Oglethorpe nannte die neue Kolonie zu Ehren des Königs Georgia und gründete mit einer Anzahl armer Irländer u. englischer Bettler am Savannah die Stadt gleichen Namens. Erst als vertriebene Protestanten aus Salzburg, Schweizer und schottische Hochländer zahlreich einwanderten, nahm diese Niederlassung einen erwünschten Aufschwung. Als der österreichische Erbfolgekrieg ausbrach, wurden die Kolonien auch in diesen Kampf hineingezogen. Am 1. Mai 1744 wurde die französische Festung Louisbourg auf Kap Breton von einer Expedition, die Connecticut, Massachusetts, Newhampshire gemeinsam ausgerüstet hatten, genommen, auch die Belagerung der französischen Forts an den canadischen Grenzen begonnen. Eine große französische Flotte wurde durch widrige Zufälle zerstört, ehe sie die Küsten Amerika's erreichte. Die Franzosen unternahmen nun nichts mehr gegen die britischen Kolonien bis zum aachener Frieden von 1748. Allein bald begann der Kampf an den canadischen Grenzen von Neuem. Auf einem Generalkongreß, zu dem sich die sämmtlichen Kolonien, nur mit Ausnahme der 3 südlichsten, mit den Gouverneuren zu Albany vereinigten, wurden die Mittel zu gemeinsamer Vertheidigung gegen die Franzosen berathen. Im Jahre 1752 erklärte die Regierung das durch innere Zwiste zerrüttete Georgia zur königlichen Provinz. Auch das Gebiet am Ohio, das die Franzosen beanspruchten, nahm das Ministerium bereits 1749 in Beschlag und gab es einer Handelskompagnie. Ein Kriegszug gegen die französischen Forts Niagara, Crownspoint und Duquesne an der canadischen Grenze, welchen die Kolonien 1755 im Verein mit dem englischen General Braddock unternahmen, mißglückte. Im Mai 1756 erklärte das Mutterland förmlich den Krieg gegen Frankreich, und nun verdoppelten die Kolonien, na-

Digitized by Google

mentlich Massachusetts und Newyork, ihre Anstrengungen; nichtsdestoweniger behaupteten die Franzosen nicht nur ihre Stellungen, sondern rückten auch noch weiter gegen die Grenzen Neuenglands vor. Erst mit dem Eintritt William Pitts, des Grafen Chatham, ins Ministerium (1756) schien der Krieg für die Kolonien eine glücklichere Wendung zu nehmen. Am 26. Juli 1758 wurde das Fort Louisbourg, das den Franzosen zurückgegeben worden war, zur Uebergabe gezwungen. Pitt hatte den Kolonien eine starke Flotte und eine bedeutende Landmacht gesendet. Indessen wurde doch erst 1759 die französische Macht in Amerika gebrochen. Die Kolonialmilizen bemächtigten sich unter General Amherst der wichtigen Forts Ticonderoga u. Crownspoint, unter Johnson der Festung Niagara, der General Wolfe nahm am 18. Sept selbst Quebek, und 1760 wurde auch Montreal und damit ganz Canada den Franzosen entrissen. Im pariser Frieden (10. Febr. 1763) wurden Akadien, Canada und Kap Breton den Engländern überlassen; an Spanien gaben sie Havaña zurück, erhielten aber dafür Florida und alles, was Spanien bisher auf der Ostseite des Mississippi besessen. So gewann England eine außerordentliche Machtvergrößerung, die es der großartigen Aufopferung seiner Kolonien zu verdanken hatte; diese selbst aber waren nun gegen die Angriffe europäischer Nebenbuhler gesichert; ihr Handel und ihre Schifffahrt erweiterten sich, und die unermeßlichen Westgegenden wurden dem Strome ihrer unternehmenden Bevölkerung geöffnet. Die Gesammtzahl der Einwohner in den alten Kolonien belief sich beim Friedensschluß auf 1,300,000 Seelen, von denen 500,000 auf Neuengland kamen.

Mit dem pariser Frieden trat ein Wendepunkt in dem Verhältniß der Kolonien zum Mutterlande ein. Die Kolonialpolitik behandelte die Kolonien einzig als Mittel zur Bereicherung des Mutterlandes. Nur in England sollten sie kaufen und verkaufen. Selbst der Interkolonialverkehr sollte nur den Engländern zu Gute kommen. Auf den Gewerben und Handwerken lastete ebenfalls ein schwerer Druck. Die Fabrikation aller Stahl- und vieler anderen Waaren behielt sich das Mutterland vor. Walzwerke mußten bei 600 Pfd. Sterl. Strafe niedergerissen werden, Webstühle durften nicht aufgestellt werden, amerikanisches Getreide und Mehl unterlag in englischen Häfen hohen Eingangszöllen. Was aber die Amerikaner am meisten aufbrachte, war der vom Parlament ausgesprochene Grundsatz, es habe das Recht, den Kolonien Steuern aufzulegen. Sie erkannten wohl die Oberherrschaft des Königs willig an, nicht aber die des Parlaments, in dem sie nicht vertreten waren, und waren entschlossen, sich keiner Steuer zu unterwerfen, die nicht von selbstgewählten Repräsentanten auferlegt worden sei. Im April 1764 besteuerte das Parlament mittelst einer Akte die Einführung von fremdem Zucker, Kaffee, Indigo, Wein, ostindischen Seidenzeuchen in die Kolonie unerhört hoch, und 1765 gingen 2 Bills durch, von denen die eine den Kolonien eine Stempelsteuer, die andere die Verpflichtung auflegte, den königl. Truppen Wohnung und Naturalleistungen zu gewähren. Dagegen legte zunächst Virginien auf Patrick Henry's Antrag feierlich Protest ein. Mit hinreißender Beredtsamkeit schilderte er in der Volksvertretung die Uebergriffe und Rechtsverletzungen Englands. „Cäsar", sprach er, „hatte seinen Brutus, Karl I. seinen Cromwell, u. Georg III." — „Hochverrath, Hochverrath!" rief der Sprecher, aber Henry fuhr nach einer Pause fort: „und Georg III. möge sich jene Beispiele zu Nutz machen." Der 1. Nov., an welchem die Taxe in Kraft treten sollte, ward mit Trauergeläute eröffnet. In Massachusetts verbrannte man eine Menge Stempelbogen, hängte das Bild des Stempelmeisters an den Galgen und verpflichtete sich zu gegenseitiger Hülfe, falls die Akte mit Gewalt durchgesetzt werden sollte. Ferner beschloß man, fortan so wenig englische Waaren einzuführen, als möglich, dagegen die heimische Industrie aufzumuntern. Auch sollten, um die Stempel zu umgehen, alle Streitigkeiten durch Schwurgerichte ausgeglichen werden. Noch im Oktober 1765 traten die Nationalkongresse von Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, Newjersey, Pennsylvanien, Maryland und Südcarolina zu Newyork zu einem Kongreß von Bevollmächtigten zusammen, der die beiden Akten für rechtswidrig erklärte und eine Erklärung der Rechte und Beschwerden an das Parlament richtete. Das Parlament, in Uebereinstimmung mit dem neuen Minister Rockingham, nahm denn auch am 18. März 1766 die unheilvolle Akte zurück, erließ dagegen eine „Erklärungsbill", welche die Beschlüsse der Nationalkongresse für nichtig erklärte und dem britischen Parlament das Recht zusprach, „die Kolonien in jeder Hinsicht zu beherrschen und ihm Gesetze zu geben". Bereits 1767 brachte der neue Schatzkanzler, Lord Townshead, im Parlament ein Gesetz durch, wonach den Kolonien ein Zoll auf Thee, Glas, Papier und Malerfarben auferlegt wurde, und ein zweites Gesetz, das für den aus englischen Häfen nach Irland in die Kolonien verschifften Thee einen bedeutenden Rückzoll gewährte. Ferner sollte die Autorität der newyorker Versammlung so lange suspendirt sein, bis sie sich dem Verlangen fügen würde, Truppen aufzunehmen, und Marineoffiziere und Steuerbeamte sollten ermächtigt sein, die Handels- und Schifffahrtsgesetze in Vollzug zu bringen. Diese Gesetze erzeugten große Erbitterung. Es wurde streng untersagt, den englischen Kaufleuten Thee abzukaufen. So häuften diese, welche jährlich 2,400,000 Pfd. Sterl. für ihr Monopol an die Regierung zu zahlen hatten, bis 1773 an 17 Millionen Pfd. Thee in ihren Magazinen auf. Zwar wurde 1771 in England eine Bill vorgelegt, wonach alle seit 1767 auferlegten Steuern, mit Ausnahme der auf den Thee, aufgehoben werden sollten. Aber diese Maßregel erwies sich als nutzlos, da die Amerikaner dem Parlament das Recht absprachen, den Kolonien irgend eine Steuer aufzulegen. Zur Entschädigung für ihre Verluste wurde den englischen Kaufleuten gestattet, ihren Thee unversteuert auszuführen. Ungeheure Quantitäten dieser Waare wurden nun eingeschifft; allein die Kolonisten duldeten keinen Theeverkauf. Als im Dec. 1773 Theeschiffe in dem Hafen von Boston einliefen, erstiegen am 18. Dec. 18 als Indianer verkleidete Bostoner die Schiffe,

Digitized by Google

erbrachen 342 Kisten und warfen den Inhalt, im Werth von 18,000 Pfd. Sterl., ins Meer. Diese That war das Signal zur Revolution. Am 1. Juni 1774 erschien der englische General Gage mit 4 Regimentern und sperrte den Hafen auf so lange, bis der angerichtete Schaden bis zum letzten Pfennig bezahlt sei. Die Verfassung von Massachusetts ward in eine monarchische umgeändert, die Hauptverbrecher sollten nach England transportirt werden und eine Parlamentsakte dehnte die Provinz Canada bis zum Ohio aus. Aber der Widerstand wurde nun schnell u. mächtig organisirt. Zahlreiche Volksversammlungen erklärten es für eine Ehrenpflicht jedes guten Amerikaners, die Bewohner von Massachusetts nachdrücklich zu unterstützen. Am 4. September 1774 eröffnete ein Generalkongreß seine Sitzungen in Philadelphia, wobei alle Provinzen mit Ausnahme von Georgia vertreten waren. Dieser aus 51 Mitgliedern bestehende Kongreß, in dem sich Männer wie John Adams aus Massachusetts, Patrick Henry und Washington aus Virginien befanden, richtete zunächst Adressen an den König und das Parlament, in denen die Anhänglichkeit der Kolonien an das Mutterland versichert, die verfassungsmäßige Beihülfe zu den Reichslasten versprochen und Friede, Freiheit und Sicherheit verlangt wurden. Zugleich verordnete er jedoch auch, daß mit dem 1. Dec. 1774 die Einfuhr von Industrieerzeugnissen aus den englischen und englisch-westindischen Häfen u. mit dem 10. Sept. 1775 jede Ausfuhr aus den Kolonien nach England aufhören sollte. Der Kongreß trennte sich hierauf am 26. Oktober, beschloß aber vorher, am 10. Mai 1775 abermals zusammenzutreten. Unterdessen hatte Gage auf die Weigerung Bostons, am 15. August 1775 den neuen Verfassungseid zu leisten, die bostoner Miliz entwaffnen lassen. Aber nun beschloß der Provinzialkongreß, alle Provinzen Neuenglands zur Errichtung eines Heeres von 20,000 Mann und zur Anschaffung von Waffen und Munition aufzufordern. Das Anfangs 1775 zusammengetretene Parlament ermächtigte hierauf den König zur Anwendung von Waffengewalt. Am 9. Februar wurde Massachusetts in Aufruhr erklärt und zwei andere Bills schnitten den Handelsverkehr mit den Kolonien ab. Am 18. April 1775 ließ Gage die Kriegsvorräthe zu Concord zerstören, worauf es bei Lexington zu einem blutigen Gefechte mit den Milizen von Massachusetts kam. Nun ging der Ruf zu den Waffen wie ein Lauffeuer durch die Kolonien. Bald war eine Armee von 20,000 Mann auf den Beinen, die Gage in Boston einschloß. Die canadischen Forts Ticonderoga und Crowspoint wurden von den Amerikanern genommen. Allein im Mai 1775 erhielt Gage durch die Generäle Howe, Clinton und Bourgoyne bedeutende Verstärkung. Der am 10. Mai zu Philadelphia wieder zusammengetretene Kongreß sorgte durch Kreirung von 3 Millionen spanischen Thalern (Dollars) Papiergeld für Ausrüstung eines Heeres und wählte Washington zum Feldherrn der vereinigten Kolonien und Putnam, Ward und Shuyler zu Untergenerälen. Als Georg III. das Anerbieten der Kolonien, gegen Gewährung ihrer Rechte sich ihm zu unterwerfen, verwarf, besetzten die Kolonialtruppen am 10. Juni 1775 die Anhöhen von Bunkershill, wurden jedoch von Gage aus dieser Stellung wieder vertrieben. Washington stellte in seiner Armee eine gute Disciplin her und sorgte für gute Offiziere. Indeß mißglückten die Unternehmungen Arnolds und Montgomery's gegen Canada. England schloß Verträge mit Waldeck, Hessen-Kassel, Braunschweig, Anhalt und Ansbach (Dec. 1775 und Ende 1776), nach welchen es 17,000 deutsche Landeskinder in Sold nahm, um sie mit 25,000 Engländern nach Amerika überzuführen. Im Jan. 1776 hatte Washington nur 9650 Mann, bis Mitte Febr. aber kommandirte er schon 14,000 Mann Militär und 6000 Mann Milizen. Am 10. Okt. trat Gage den Oberbefehl an Lord Howe ab, der jedoch vergeblich das amerikanische Heer zu durchbrechen suchte, vielmehr schon am 17. März 1776 mit seinem auf 7000 Mann zusammengeschmolzenen Corps und 1500 königlich Gesinnten und unter Zurücklassung von Geschütz und Munition Boston verließ und nach Halifax segelte. Sein Bruder, der Admiral Howe, befehligte die Flotte, die im Frühjahr 1776 bei Halifax landete. Der General Howe beschloß, die Amerikaner auf drei Punkten anzugreifen. Clinton sollte die südlichen Kolonien erobern, Bourgoyne Canada reinigen; Howe selbst wollte mit der 20,000 Mann starken Hauptarmee, darunter 12,000 Hessen, Newyork besetzen und sich mit Bourgoyne vereinigen oder nach Pennsylvanien vordringen. Zuvor aber machte er Washington und dem Kongreß vergeblich Friedensanträge. Washington schlug sein Hauptquartier in Newyork auf. Der Kongreß erklärte am 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten vom Mutterlande. Zuerst hatten nur die 7 Provinzen Massachusetts, Newhampshire, Rhode-Island, Connecticut, Pennsylvanien, Virginien u. Südcarolina dafür gestimmt; einige Wochen später sprachen auch Newyork, Newjersey, Georgien, Nordcarolina, Maryland u. Delaware ihre Beistimmung aus. Diese Unabhängigkeitserklärung, die der eben aus Europa zurückgekehrte Benjamin Franklin zuerst angeregt hatte, machte eine Versöhnung mit England unmöglich. Uebrigens war die Lage Amerika's keineswegs glänzend. Der bedeutenden Streitmacht der Engländer hatte Washington nur 27,000 Mann entgegenzustellen, von denen aber kaum 10—12,000 wirklich kampffähig waren. Dazu fehlte es an Geld. Nachdem am 27. Aug. 1776 die Amerikaner eine gänzliche Niederlage erlitten hatten, gab Washington Newyork auf, welches am 15. Sept. die Briten besetzten. Die undisciplinirten Milizen verließen jetzt schaarenweise die Fahnen; selbst in der regulären Armee kamen häufig Desertionen vor. Mit Ende 1776 lief die Dienstzeit der angeworbenen Truppen ab, und an eine Erneuerung derselben war bei der schlechten Verpflegung, dem mangelnden Solde und den unglücklichen Waffenerfolgen vorerst nicht zu denken. In dieser kritischen Lage zog sich Washington, nach mehren unglücklichen Gefechten am 28. Oktober aus seiner festen Stellung bis White-Plains vertrieben, über den Hudson nach Newjersey zurück, worauf Howe die wichtigen Forts Washington und Lee besetzte. Washington führte

Digitized by Google

nun sein bis auf 3000 Mann zusammengeschmolzenes Heer über den Delaware nach Pennsylvanien. Hier verstärkte er sich wieder bis zu etwa 7000 Mann, mit denen er am 25. December über den Delaware zurückging und bei Trenton 3 Regimenter Hessen gefangen nahm. Nach diesem Siege gesellten sich ihm neue Streiter zu, so daß er am 28. December sein Hauptquartier in Trenton aufschlagen konnte. Aber auch Howe zog Verstärkungen an sich und rückte am 1. Januar 1777 gegen Trenton vor. Indeß schlug Washington am 3. Januar den General Cornwallis und erfocht bei Princeton einen bedeutenden Vortheil, in Folge dessen fast alle festen Plätze von Newjersey in seine Hände fielen. Dagegen hatte General Arnold auf dem Champlainsee seine ganze Flotte eingebüßt und auch Rhode-Island ging verloren. Die Amerikaner hofften, an dem alten Feinde Englands, an Frankreich, einen Bundesgenossen zu finden. Benjamin Franklin, Silas Deane und Arthur Lee gingen im Auftrag des jetzt in Baltimore tagenden Kongresses dahin, um die Erlaubniß zur Ausrüstung von Schiffen in den französischen Häfen zu erwirken, eine Anleihe von 10 Millionen Livres zu machen und Frankreich wo möglich zur Anerkennung der Union zu veranlassen. Washington aber erhielt vom Kongreß eine Art Diktatur zunächst auf 6 Monate. Im Frühjahr 1777 suchten die Engländer von Canada aus ins Unionsgebiet vorzudringen. General Bourgoyne nahm den Amerikanern mehre feste Plätze, wurde aber nach einer Reihe größerer und kleinerer Gefechte gezwungen, sich am 17. Oktober mit seinem ganzen Heer an den amerikanischen General Gates zu ergeben. Der Norden der Union wurde in Folge davon von englischen Truppen geräumt. Dagegen wurde Washington am linken Ufer des Brandywine von Howe geschlagen und mußte Philadelphia räumen (26. Sept.). Der Kongreß zog sich darauf nach Lancaster zurück u. Washington wurde abermals bei Germantown (4. Okt.) geschlagen. Während nun die Engländer Winterquartiere in Philadelphia bezogen, zog sich Washington mit den Ueberbleibseln seines Heeres in eine wilde Gegend bei Valley-Forge zurück, wo er den Winter drückende Noth litt. Aber nun erhielt die Union Frankreich zu ihrem Bundesgenossen. Am 6. Februar 1778 erkannte Frankreich die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten an, erklärte zugleich den Krieg an England und rüstete zwei Flotten aus. Schon früher waren auch bedeutende Fremde, wie Lafayette, die Polen Kosciuszko und Pulawski, die Deutschen von Kalb und von Steuben eingetroffen, um ihren Arm der Sache Amerika's zu widmen. General Clinton, an den Howe das Oberkommando abgetreten hatte, räumte mit 12,000 Mann Philadelphia. Washington wagte am 5. Juni die Schlacht von Monmouth, in Folge deren die Engländer sich nach Newyork zurückzogen. Dagegen mißglückte eine Unternehmung unter Sullivan gegen Rhode-Island, indem die französische Hülfsflotte unter d'Estaing versäumte, die nöthige Unterstützung zu leisten. Letzterer wandte sich nach den Antillen. Clinton aber ließ am 17. Dec. ein britisches Corps unter Campbell in Georgia landen, welches Savannah nahm, die Loyalisten an sich zog und sich nach Südcarolina ausbreitete. Das Jahr 1779 brachte trotz vieler Scharmützel keine Entscheidung. Spanien erklärte den Krieg an England. Dänemark, Schweden, Rußland und Holland schlossen ein Bündniß, um ihren Handel vor Gewaltthätigkeiten zu schützen. Clinton, der im Herbst 1779 die virginische Küste furchtbar verheert hatte, verließ am 26. Dec. Newyork, wo er 6000 Mann zurückließ, vereinigte sich mit Campbells Corps und unterwarf im Frühjahr 1780 ganz Südcarolina. Am 12. Mai mußte Charleston kapituliren, wobei den Engländern 6000 Mann, 400 Kanonen, 4 Fregatten und große Vorräthe in die Hände fielen. Clinton kehrte hierauf nach Newyork zurück, ließ aber Lord Cornwallis im Süden, der die Staaten furchtbar verwüstete. Auf Lafayette's Antrieb kam den Amerikanern ein französisches Geschwader von 7 Schiffen mit 6000 Mann unter General Rochambeau zu Hülfe. Am 16. Aug. 1780 erlitt General Gates bei Camden eine Niederlage. General Arnold im Norden ging zu den Briten über, und am 1. Jan. 1781 brach unter den amerikanischen Miethssoldaten ein Tumult aus. In dieser Noth wurde Robert Morris an die Spitze des Finanzdepartements gestellt. Ihm gelang es, den gesunkenen Kredit des Landes wiederherzustellen. Die französische Regierung bewilligte eine Anleihe von 16 Millionen Livres. Im Sept. 1781 traf die siegreiche französische Flotte unter Grasse ein, setzte an der virginischen Küste 3200 Mann aus und schloß mit 28 Schiffen Newyork ein. Im Süden schlug der General Greene am 17. Januar den britischen General Tarleton bei Cowpens und zwang am 10. Mai die Engländer unter Cornwallis, Camden zu räumen. Anfangs September schlug derselbe General die Engländer gänzlich bei Eutawsprings. Washington aber nöthigte am 17. Oktober den General Cornwallis mit 7000 Mann in Yorktown zur Kapitulation. Nun sehnte sich England nach Frieden. An Clintons Stelle wurde der milde Carleton nach Newyork geschickt. Am 30. Nov. 1782 kam es zu Versailles zu Friedenspräliminarien. Der Friede selbst wurde zu Versailles den 19. April 1783, gerade 8 Jahre nach dem Kampfe bei Lexington, von den verschiedenen Mächten unterzeichnet. England erkannte die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten an, gestand auch denselben eine erweiterte Grenze nach Canada und Neuschottland hin zu. Mehre Indianerstämme traten unter den Schutz der Staaten. Newyork wurde erst am 25. Nov. von den Engländern geräumt, worauf Washington am 4. Dec. das Heer entließ und in den Privatstand zurückkehrte. Die entlassenen Offiziere erhielten den Betrag eines fünfjährigen Soldes, die Gemeinen zum Theil Ländereien. Der Krieg war glorreich beendigt, hatte aber, außer dem zerstörten Eigenthum, 135 Millionen Dollars gekostet u. 70,000 waffenfähige Männer weggerafft. Die traurige finanzielle Lage der Regierungen wie der Einzelnen, die Vernachlässigung des Ackerbau's, der Manufakturen und des Handels hatte eine Unzufriedenheit zur Folge, die sogar in offenen Tumult ausbrach, wie im Aug. 1784 zu Northampton und im Sept. zu Worcester. Auch dem Ausbau der Verfassung stellten sich bedeutende Hindernisse entgegen. Es

Digitized by Google

fehlte an einer Centralregierung. Den Einzelstaaten war die Souveränetät gelassen worden, da sie sich über ihre wirklichen oder vermeintlichen Interessen nicht hatten einigen können. Im März 1787 endlich berief der Kongreß eine Generalversammlung von Deputirten aller Staaten nach Philadelphia, welche die noch jetzt bestehende Bundesverfassung entwarfen. Am 4. März 1789 sollte die neue Regierung in Kraft treten, doch wurde erst am 30. April der Präsident eingesetzt. Die Wahl war einstimmig auf Washington gefallen, der sofort nach der neuen Verfassung den Kongreß zusammenrief. Verwaltung, Rechtspflege und Volksbewaffnung wurden geordnet, die Staatsschuld regulirt, das Staatseinkommen durch eine Erwerbs- und Vermögenssteuer gesichert und eine Nationalbank geschaffen. Am 18. Febr. 1791 wurde Vermont in die Union aufgenommen, die nun 3,929,000 Einw., darunter 695,000 Sklaven zählte. Ein Krieg mit den Miamis an den westlichen Grenzen wurde durch Unterhandlungen wieder beigelegt. Im Jahre 1791 ward die erste Münze zu Philadelphia errichtet. Im Jahre 1792 ward Kentucky, bisher ein Theil von Virginien, als 15. Staat in die Union aufgenommen. Nach Ablauf der einjährigen Präsidentschaft 1793 ward Washington abermals zum Präsidenten erwählt. Handelsverträge waren 1778 mit Frankreich, 1782 mit Holland, 1783 mit Schweden und 1785 mit Preußen geschlossen worden. Bei dem Ausbruch des allgemeinen Kriegs gegen Frankreich veröffentlichte Washington am 22. April 1793 eine Neutralitätserklärung. Am 19. Nov. 1794 wurde ein Freundschafts-, und Handelsvertrag mit England, 1795 ein ähnlicher mit Spanien geschlossen. Ersteren erklärte das französische Direktorium als eine Abweichung von der Neutralität und als eine Verletzung des französischen Vertrags von 1778. Nachdem kurz zuvor Tennessee, bisher ein Theil von Nordcarolina, als 16. Staat in die Union aufgenommen worden, legte Washington 1796 sein Amt nieder. Ihm folgte als Präsident John Adams, ein Anhänger Washingtons, Vicepräsident wurde Thomas Jefferson, der Kandidat der Republikaner. Dadurch, daß Frankreich am 31. Okt. 1796 die Einfuhr aller britischen Waaren verbot, wurde der Zwischenhandel der Amerikaner gelähmt. Auch brach ersteres den Verkehr mit der Union ab und erließ im Jan. 1798 ein Gesetz gegen die Schifffahrt der Neutralen. Schon schien es zu einem Kriege zwischen der Union und Frankreich zu kommen; da schloß der erste Konsul Bonaparte am 30. Sept. 1800 mit der Union einen Handelsvertrag, in dem „Frei Schiff, frei Gut" aufs Neue anerkannt wurde. Bei der neuen Präsidentenwahl gewannen die Republikaner das Uebergewicht über die Föderalisten, so daß Jefferson Präsident wurde und die Staatsstellen an die Republikaner übergingen. Im Jahre 1801 zählte die Union 5,319,762 Einwohner, die Ausfuhr war von 19 auf 94 Millionen Dollars gestiegen und das Einkommen von 4,777,000 auf 12,945,000 Dollars. In demselben Jahre erklärte der Kongreß Tripolis den Krieg, welcher 1804 siegreich beendet wurde. Im Jahre 1802 ward Ohio als 17. Staat in die Union aufgenommen, und 1803 erwarb sie für 15 Millionen Dollars von Frankreich Louisiana, d. h. alles Land westlich vom Mississippi bis zum Australocean. Am 4. März 1805 wurde Jefferson abermals zum Präsidenten gewählt. Da die britische Regierung die Neutralität der Union mißachtete, beschränkte der Kongreß durch eine Akte vom April 1806 die Einfuhr britischer Waaren. Als sich England nun um so feindseliger bewies, befahl Jefferson am 20. Juli 1807 die Sperrung der Unionshäfen für alle britischen Schiffe und am 22. December legte der Kongreß auf die amerikanischen Schiffe ein Embargo. Zwar wurde hierdurch der Handel Amerika's sehr reducirt und die Getreideausfuhr gehemmt, dagegen hob sich die Industrie mächtig und viele Millionen wurden vor dem Raube durch europäische Kaper gesichert. Im Jahre 1809 wurde jedoch statt des Embargo das sogenannte Gesetz des Nichtverkehrs (Non-intercourse Acts) erlassen, das jeden Handelsverkehr mit Frankreich und England auf ein Jahr untersagte. Am 4. März 1809 wurde Madison Präsident, der das Nichtverkehrsgesetz Frankreich gegenüber wieder aufhob. Der Census von 1810 ergab 7,239,903 Einwohner in der Union. Louisiana wurde als 18. Staat in die Union aufgenommen, Westflorida und dann auch Ostflorida in Besitz genommen. An England, das gegen diese Vergrößerungen Einspruch erhob, erklärte der Kongreß am 18. Juni 1812 den Krieg. Der Anfang desselben erwies sich unglücklich für Amerika, indem die Generäle Hull und Reusselaer sich den Engländern ergeben mußten. Die amerikanischen Kaper aber brachten in dritthalb Kriegsjahren 1408 britische Prisen auf. Im Jan. 1813 bestand die reguläre Streitmacht der Union aus 55,000 Mann. Die an den nördlichen Grenzen postirten Generäle Harrison, Dearborn und Hampton suchten Canada zu erobern. Zwar erlitten die Amerikaner bei Frenchtown eine Niederlage durch den britischen Oberst Perctor, erlangten aber doch das Uebergewicht über die Engländer, als die „sechs Nationen" im Juli den Krieg an Canada erklärten und Commodore Perry die Briten auf dem Eriesee besiegte. Perctor wurde von Harrison an der Themse besiegt; auch die mit den Engländern verbündeten Seminolen und Creeks erlitten mehre Verluste. Dagegen bemächtigten sich die Engländer gegen Ende 1813 des Forts Niagara, des Schlüssels zu den Staaten der Union. Am 31. März 1814 hob der Kongreß die Embargo- und Nichtverkehrsakte auf; allein der britische Admiral Cochrane erklärte die amerikanischen Häfen in Blokadezustand. Im Frühjahr nahmen die Engländer das Fort Oswego mit großen Vorräthen, und 12,000 britische Veteranen schlugen am 25. Juli ein amerikanisches Heer bei den Niagarafällen. Während Gorden die Forts Warburton und Alexandrien zerstörte, schlug General Roß am 24. August bei Bladensburg die amerikanischen Milizen und zog am Abend in der Bundesstadt Washington ein, wo er das Kapitol, den Präsidentenpalast, die Arsenale und Werfte und alles öffentliche Eigenthum zerstörte. Zugleich nahmen die Engländer einen Theil von Maine, u. der Gouverneur von Canada, Prevost, drang mit 14,000 Mann in die Stadt Newyork ein. Doch zwang ihn die Niederlage der eng-

Digitized by Google

lischen Flotte auf dem Champlainsee zur Rückkehr. Aus der kritischen Lage, in welcher sich die Union durch diese Unfälle, durch Geldmangel und innere Zwistigkeiten befand, rettete sie der General Jackson, der im Süden das Oberkommando erhalten hatte. Derselbe eilte mit 6000 Milizen nach Newyork, wo am 13. Dec. 1814 15,000 Engländer gelandet waren, griff diese Truppen am 8. Jan. 1815 an und schlug sie entscheidend. Die Engländer zählten 2600 Todte, die Amerikaner nur 7 Todte und 6 Verwundete. Am 17. Febr. traf die Botschaft von dem bereits am 24. Dec. 1814 zu Gent abgeschlossenen Frieden ein. Die Engländer gaben alle Eroberungen zurück, die Amerikaner mußten sich aber verpflichten, den Negerhandel nicht mehr zu betreiben und zu dessen Unterdrückung mitzuwirken. Schon am 3. Juli 1815 ward ein Handelsvertrag mit England abgeschlossen, der beiden Nationen gleiche Rechte zugestand. Ein Krieg mit Algier wurde von den Commodoren Decatur und Bainbridge ehrenvoll beendet. Im Jahre 1816 wurde Friede mit den Choctaws, Chickasaws und Cherokesen geschlossen und Indiana trat als 19. Staat in die Union.

Am 4. März 1817 folgte auf Madison James Monroe als Präsident, der ebenfalls dieses Amt zweimal verwaltete. Im Jahre 1818 trat Illinois als 20. und 1819 Alabama als 21. Staat dem Bunde bei; in Arkansas und Missouri ward eine Territorialregierung angeordnet. Im Jahre 1819 trat Spanien gegen eine Entschädigung von 5 Millionen Doll. die beiden Florida's ab, die am 21. März 1822 der Union einverleibt wurden. Im Jahre 1820 suchte das Missouriterritorium beim Kongreß um Aufnahme als Unionsstaat nach. Das Haus der Abgeordneten wollte die Erfüllung dieses Gesuchs von der Abschaffung der Sklaverei im Staat abhängig machen. Doch einigte man sich zuletzt dahin, die Beibehaltung der Sklaverei nur in den Staaten bis zum 36.° 30′ nördl. Br. zu gestatten. Auf der Westküste von Afrika wurde zur Aufnahme freier Neger die Negerkolonie Liberia gegründet. Der Census von 1820 ergab 9,625,734 Einwohner, darunter 1,531,436 Sklaven. Im Jahre 1822 wurde ein Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Frankreich geschlossen; auch die westindischen Häfen öffneten sich den Unionsschiffen. In dieser Zeit wurde die Unabhängigkeit der südamerikanischen Republiken von der Union anerkannt. Im Jahre 1824 erklärte Monroe die Grundsätze der heiligen Alliance nicht anerkennen zu können u. sprach den europäischen Mächten das Recht ab, ihre Kolonien in Amerika auszudehnen oder neue zu gründen. Unter Monroe erfreute sich Amerika eines ununterbrochenen Friedens. Es wurden in dieser Zeit 60 Millionen Doll. Schulden abgezahlt, die Binnenzölle abgeschafft, das stehende Militär auf ein Minimum reducirt, der Sklavenhandel beschränkt, die Civilisation der Indianer gefördert und überhaupt die Wohlfahrt der Vereinigten Staaten gehoben. Am 4. März 1825 wurde Quincy Adams Präsident, ein Föderalist, der neue Handelsverträge mit Schweden, Dänemark, den Hansestädten, Preußen, Sardinien, Oldenburg, der Türkei, Rußland, Brasilien und den südamerikanischen Staaten schloß. Ein neuer, am 1. Sept. 1828 eingeführter Zolltarif verursachte Spaltungen, so daß in den südlichen Staaten die Partei der sogenannten Nullifiers sogar mit Losreißung von der Union drohte. Der am 4. März 1829 gewählte Präsident Jackson brachte jedoch durch eine am 10. Dec. 1832 erlassene Proklamation die Nullifiers zur Ruhe. Ein neues Zollgesetz vom 12. Febr. 1833 vereinigte beide Parteien hinsichtlich des Schutzzolles u. des Freihandels und stellte die volle Einigkeit unter den Unionsstaaten wieder her. Im Jahre 1833 ward Jackson wieder zum Präsidenten gewählt. Unter ihm wurde ein blutiger Krieg mit mehren Indianerstämmen, insbesondere seit 1834 mit den Seminolen in Florida geführt. Letztere wurden erst 1842 unterworfen u. in das ihnen angewiesene Territorium transportirt. Im Jahre 1835 wurden Arkansas und Michigan in die Union aufgenommen, so daß diese nun 26 Staaten zählte. Wisconsin wurde zum Territorium gemacht. Unter Jackson kam die Exekutivgewalt in einen hartnäckigen Kampf mit der Majorität des Kongresses. Auf Jackson folgte 1837 Martin van Buren, ebenfalls ein Kandidat der demokratischen Partei. Unter ihm stellten die Banken der Union (voran die Bank von Newyork am 10. Mai 1837), welche der sich besonders auf Baustellen und Städteanlegung legenden Spekulationswuth, die eine gänzliche Vernachlässigung der Industrie zur Folge hatte, Vorschub geleistet, ihre Zahlungen ein bis zum 13. Aug. 1837, wo sie wieder damit begannen, indem von der strengen Durchführung des Specie circular, wonach die Banken Zahlungen nur in baarem Gelde oder in Noten baar zahlender Banken annehmen sollten, wieder abgesehen wurde. Ein in Canada ausgebrochener Aufruhr gegen die britische Regierung drohte das gute Einvernehmen zwischen der Union und England zu stören, da sich viele Nordamerikaner den Canadiern anschlossen. Ein anderer Streitpunkt hinsichtlich der Regelung der Nordwestgrenze zwischen beiden Staaten wurde erst 1842 durch Daniel Webster und Lord Ashburton friedlich beigelegt. Im Jahre 1840 betrug die Bevölkerung der Union 17,686,666 Einwohner, darunter 2,369,553 Sklaven. Am 4. März 1841 wurde General Harrison, ein Kandidat der Whigs, nach hartem Wahlkampf Präsident, starb aber schon am 4. April, worauf der Vicepräsident Tyler eintrat. Derselbe, obwohl auch von den Whigs gewählt, erklärte sich hinsichtlich der von denselben erstrebten Nationalbankerrichtung am 16. August durch sein Veto gegen diese Partei. Texas riß sich von Mexiko los und bildete eine eigene Republik. Die Finanzen der Union zeigten ein Deficit von über 16 Millionen Dollars u. eine Veruntreuung von 2,600,000 Dollars durch Beamte. Die Grenzfrage zwischen Maine und Canada wurde gütlich beigelegt, ebenso auch der Streit über das von England behauptete Durchsuchungsrecht amerikanischer Schiffe u. so ein drohender Krieg mit England verhütet. Anfangs 1845 bestätigte der Kongreß den mit Texas abgeschlossenen Vertrag über dessen Einverleibung in die Union und am 1. März wurden Iowa und Florida als Staaten aufgenommen. Am 4. März trat James Polk, ein Demokrat, an Tylers Stelle als Präsident. Den Protest

Digitized by Google

des mexikanischen Gesandten (8. März 1845) gegen die Einverleibung von Texas ließ der Kongreß unbeachtet. Auch auf Kalifornien richtete die Unionsregierung ihr Augenmerk. Der mexikanische Präsident Herrera schien geneigt, diese Provinz an die Union käuflich abzulassen. Allein der neue Präsident Parades zeigte sich den Amerikanern entschieden feindselig. Im Juli ließ Polk eine Observationsarmee unter Taylor nach Texas rücken, die am 16. Juli 1845 in der Corpuschristibai an der Mündung des Nueces landete. Der Strich zwischen dem Nueces und Rio grande wurde von Mexiko als nicht zu Texas gehörig beansprucht. Taylor aber hatte den gemessenen Befehl, den Rio grande als Grenze zu betrachten, welchen Fluß er am 28. März 1846 erreichte. Mexiko hatte schon am 16. Juli 1845 den Krieg an die Union erklärt. Bei Matamoros kam es am 5. Mai 1846 zu einem Gefecht, in welchem Taylor einen beträchtlichen Verlust erlitt. Aber schon am 8. Mai siegte er bei Palo alto und am 9. Mai bei Resecua de la Palma über den mexikanischen General Arista, der sich nun hinter den Rio grande zurückzog. Taylor rückte am 10. Mai in das mexikanische Gebiet ein. Der durch eine Revolution wieder in die frühere Gewalt eingesetzte General Santa Ana ergriff jetzt energische Maßregeln gegen die Amerikaner. General Ampudia bekam den Oberbefehl über die mexikanischen Truppen und verschanzte sich mit 7000 Mann bei Monterey. Hier wurde er am 21. Sept. von Taylor angegriffen u. schon am 24. Sept. zur Kapitulation genöthigt, die jedoch den Mexikanern freien Abzug mit ihren Waffen gewährte. Die vertragsmäßig zwischen Texas und Mexiko festgesetzte Demarkationslinie überschreitend, nahm Taylor das von den Mexikanern rasch geräumte Saltillo. Am 1. Januar 1847 erschien General Scott mit einer Flotte am Rio grande, griff mit einem Theil der Truppen Taylors am 9. März das Fort von Veracruz an und eroberte es am 25. März. Dagegen mußte Taylor vor Santa Ana bis Buena vista zurückweichen. Hier befestigte er sich und wies den Angriff Santa Ana's am 22. und 23. Febr. 1847 entschieden zurück. Am 8. April 1847 verließ Scott Veracruz und bewegte sich der Hauptstadt zu. Santa Ana erlitt am 17. und 18. April bei Sierra gordo eine völlige Niederlage. Am 20. Aug. wurden die Mexikaner bei Churubusco abermals geschlagen. Nach einem kurzen Waffenstillstande fiel endlich Mexiko selbst am 14. Sept. 1847 in die Hände der Amerikaner. Diese waren auch auf anderen Punkten siegreich gewesen. General Wool war in die mexikanische Provinz Cohahuila vorgerückt und hatte sich am 20. Dec. 1846 mit Taylor vereinigt. Oberst Kearney war bis nach Santa-Fé in Nordmexiko vorgedrungen und hatte dieses Land am 19. Aug. für die Union in Besitz genommen. Am 1. Okt. setzte er von hier seinen kühnen Zug nach Kalifornien fort, während Oberst Doniphan nach Chihuahua marschirte, welches er ohne Schwertstreich eroberte. Mitte Mai 1847 gelangte er nach Zurücklegung eines Marsches von 360 geographischen Meilen durch zum Theil wüstes Land nach Saltillo. Commodore Sloat hatte am 1. Juli 1846 im Hafen von San Carlos de Monterey Anker geworfen und die Stadt besetzt, während die im Lande befindlichen Amerikaner am Sacramento unter Fremont die Feindseligkeiten gegen die mexikanischen Behörden eröffneten, den Militärposten Somona in der San-Franciscobai einnahmen und am 5. Juli die Unabhängigkeit Kaliforniens erklärten. Commodore Stockton besetzte Los Angelos und verkündete am 17. Aug. 1846 die Einverleibung Kaliforniens in die Union. Mexiko, außer Stand, den Krieg fortzuführen, mußte im Frieden von Guadalupe-Hidalgo vom 2. Febr. 1848 allen Ansprüchen auf Texas entsagen, Neumexiko den Amerikanern überlassen und auch Kalifornien gegen eine Baarsumme von 12 Mill. Dollars an sie abtreten. Der Krieg gegen Mexiko hatte der Union über 40 Mill. Dollars gekostet. Am 8. Dec. langte das erste Gold aus Kalifornien, 1804 Unzen, in Newyork an. Seitdem ergriff das Goldfieber alle Theile der Vereinigten Staaten. Das Unionsgebiet hatte sich durch die Erwerbung von Texas, Oregon, Kalifornien und Neumexiko um 1,200,000 englische QMeilen erweitert. Im Jahre 1846 war der Staat Jowa und 1848 der Staat Wisconsin aufgenommen worden. Nördlich von Jowa entstand 1849 das Gebiet Minnesota und 1850 im großen kalifornischen Binnenbecken das Mormonengebiet Utah. Kalifornien organisirte sich 1850 als Staat, während in Neumexiko ein organisirtes Territorium entstand. Im März 1849 wurde Taylor Präsident. Wilder Parteikampf durchtobte damals das Land. Man stritt sich, ob der neu aufgenommene Staat Kalifornien nach Belieben die Sklaverei einführen oder sie verwerfen könne. Die Abolitionisten und Freibodenmänner (Freesoilers) wollten dieses Recht nicht anerkennen, die Sklavenstaaten dagegen jedem neu konstituirten Staate das Recht der Selbstbestimmung gewahrt wissen. Nach langem Hader, wobei man schon von Trennung der Union sprach, kam am 7. Sept. ein Kompromiß zu Stande, nach welchem Kalifornien als freier Staat in den Bund aufgenommen, im Distrikt Columbia, wenn auch nicht die Sklaverei, doch der Sklavenhandel verboten und ein Gesetz gegeben wurde, nach welchem Sklaven, die sich in freie Staaten flüchteten, den Besitzern ausgeliefert werden mußten. In den übrigen Territorien sollte es der Bevölkerung überlassen bleiben, ob sie sich für oder gegen Sklaverei entscheiden wolle. Dieses Gesetz rief namentlich im Westen eine große Aufregung hervor. Nicht selten kam es bei der Zurückforderung entlaufener Sklaven zu blutigen Gewaltthätigkeiten. Viele früher weggelaufene Sklaven zogen mit ihren Familien nach Canada. Auch bei der Organisirung der Gebiete Kansas und Nebraska entbrannte derselbe Kampf. In den südlichen Staaten entstand eine große Partei, welche die Insel Cuba erwerben und als Sklavenstaat der Union einverleiben wollte, um in ihr für die Sklavensache eine neue Stütze zu gewinnen. Zu diesem Zweck wurden mehrmals von Privaten Freibeuterzüge gegen Cuba unternommen, die jedoch völlig mißlangen. Auch anderweite Verwickelungen traten ein, so mit England wegen

Digitized by Google

der Nigaraguafrage, die zuletzt dahin entschieden wurde, daß beide Mächte sich verpflichteten, über keinen Theil von Centralamerika die Oberhoheit beanspruchen, ihn besetzen oder kolonisiren lassen zu wollen. Wegen Entschädigungsforderungen an Portugal wurden 2 amerikanische Schiffe in den Tejo gesandt, ohne daß jedoch die portugiesische Regierung sich zu völliger Anerkennung jener Forderungen bewegen ließ. Am 9. August starb Taylor und nun trat der bisherige Vicepräsident Fillmore als Präsident ein. Unter ihm entstanden sehr ernste Verwickelungen mit Texas, welches eroberte Gebietstheile von Neumexiko herausgeben sollte. Erst gegen Ende des Jahres entschloß sich die Legislatur von Texas zur Annahme der ihr von der Union als Entschädigung für die abzutretenden Landstriche angebotenen 10 Mill. Dollars. Die Agitation der demokratischen Partei für Ungarn führte zu Mißhelligkeiten mit dem österreichischen Geschäftsträger. Ludwig Kossuth wurde als Ehrengast der Nation zum Besuch der Vereinigten Staaten eingeladen und ein Dampfschiff der Regierung brachte ihn im Spätjahr 1851 nach Newyork. Am 30. Dec. hielt derselbe einen feierlichen Einzug in Washington. Doch legte sich der Enthusiasmus für ihn bald wieder u. am 10. Juli 1852 verließ er in aller Stille Amerika wieder. Ein Zerwürfniß mit England wegen der Besetzung der Mosquitoküste durch diese wurde durch eine befriedigende Erklärung der englischen Regierung wieder ausgeglichen. Die im Februar zu Boston erfolgte gewaltsame Befreiung eines reklamirten Sklaven, gegen die der Präsident energisch einschritt, regte den alten Zwiespalt von Neuem auf. In den meisten nördlichen Staaten bildeten sich Vereine für Aufrechthaltung der Union. Südcarolina dagegen betrieb auf das leidenschaftlichste die Trennung der Union. Die Differenz mit Portugal wurde endlich damit ausgeglichen, daß sich dasselbe zur Zahlung einer bestimmten Summe bereit erklärte. Im Jahre 1852 wurde Franklin Pierce Präsident, der den Erwartungen seiner Partei, der demokratischen, nicht entsprach. Eine bedeutende Differenz mit England wegen der Fischereien an der Küste von Neufundland wurde erst später auf diplomatischem Wege geschlichtet. Streitigkeiten mit Peru wegen der Guanoinseln wurden gütlich beigelegt. Ein aus Theilen des Oregongebiets kreirtes Territorium wurde als Washingtonterritorium in die Union aufgenommen. Grenzstreitigkeiten mit Mexiko wurden friedlich beigelegt. Dasselbe geschah mit einem neuen über den ungarischen Flüchtling Martin Koßta entstandenen Zwiste mit Oesterreich. Der in Folge der Erwerbung Kaliforniens eingetretene lebhafte Verkehr mit den Sandwichinseln führte, wenn auch noch nicht zur Einverleibung derselben in die Union, doch wenigstens zu einer Vorbereitung darauf. Mit Japan schloß der dahin entsandte Commodore Perry Ende März 1854 zu Hakodade einen Handelsvertrag, nach welchem den Nordamerikanern die beiden Häfen Simoda und Hakodade eröffnet werden sollten. Aehnliche Verträge waren auch mit China, Siam und Maskat abgeschlossen worden. Am 21. März 1853 war auch zwischen der Union und Mexiko ein Vertrag zu Stande gekommen, wonach beide Regierungen der von einem Bürger der Union, Garay, projektirten Straße auf der Landenge von Tehuantepec Schutz, Förderung und Neutralität versprachen. Der Freibeuterzug des Obersten Walker zur Eroberung des mexikanischen Staats Sonora führte zu neuen Verwickelungen mit Mexiko, die jedoch durch den sogenannten Gadsdenvertrag vom 30. Juni 1854 beseitigt wurden, wonach Mexiko einen Theil der Staaten Chihuahua und Sonora nebst dem Thale Messilla gegen 10 Mill. Dollars an die Union abtrat, diese aber alle an Bürger der Union zum Bau der Tehuantepecstraße ertheilten Freibriefe zurückzog und sich nur die freie Benutzung derselben für den Verkehr mit Posten und Waaren vorbehielt. Das Bestreben der Union, in allen amerikanischen Angelegenheiten eine entscheidende Stimme abzugeben, trat immer entschiedener hervor. Es war die Rede davon, Cuba der spanischen Regierung für 250 Mill. Dollars abzukaufen. In den Sklavenstaaten der Union suchte man Freischaaren zur Besitzergreifung Cuba's zu bilden; doch schritt die Bundesregierung dagegen nachdrücklich ein. An Reibungen indeß mit den spanischen Behörden auf Cuba fehlte es nicht. Mit der argentinischen Konföderation und den Republiken Uruguay und Paraguay wurden Verträge über die freie Schifffahrt auf dem La Plata abgeschlossen und mit Brasilien Verhandlungen angeknüpft hinsichtlich gleicher Freiheit auf dem Amazonenstrome. Auch mit der Republik auf Hayti trat man in Unterhandlung behufs des Ansiedelungsrechts amerikanischer Bürger. Die Stadt San Juan del Norte, welche England 1848 unter dem Vorwande, daß sie zum Gebiete seines Schutzbefohlenen, des Königs der Mosquitoküste, gehöre, besetzt, dann aber auf Einsprache der Amerikaner wieder geräumt hatte, und die seitdem eine Art selbstständiger Republik unter dem Namen Greytown bildete, wurde wegen eines Konflikts mit der mexikanischen Dampfschiffgesellschaft und wegen verweigerter Genugthuung im Juli 1854 durch ein amerikanisches Kriegsschiff in Brand geschossen. Außer diesen und anderen Punkten schwebte auch noch ein Streit zwischen der Union und England in Bezug auf die Grenze zwischen dem Washingtonterritorium und den englischen Besitzungen im stillen Meere. Dagegen wurde die Frage wegen der Neufundlandfischerei durch einen am 6. Juni 1854 abgeschlossenen und am 2. Aug. zu Washington ratificirten Vertrag geregelt, in welchem den Bürgern beider Staaten in den betreffenden Gewässern gleiche Rechte u. Vortheile eingeräumt wurden. Beim Ausbruch des orientalischen Kriegs verlangte die Union für immer Anerkennung des Grundsatzes, daß Waaren unter neutraler Flagge unantastbar seien, und forderte, daß Waaren von Neutralen auch dann nicht sollten weggenommen werden dürfen, wenn sie auf einem feindlichen Schiffe gefunden würden. Auf dieser Grundlage schloß Rußland sofort eine Vereinbarung mit der Unionsregierung ab, der auch Neapel beitrat. Von Dänemark verlangte die Unionsregierung die Aufhebung des Sundzolls, erklärte sich aber später zur Zahlung einer Ent-

Digitized by Google

schädigungssumme bereit. Im Innern hatte die Union verderbliche Seuchen, zu Land u. zu Wasser entsetzliche Unglücksfälle und nur mittelmäßige Ernten zu beklagen, doch wurde der Zustand der Finanzen immer blühender. In Kansas führte die Sklavenfrage zu den blutigsten Scenen. Zu derselben Zeit beschloß die Gesetzgebung von Massachusetts, das Bundesgesetz über die flüchtigen Sklaven in ihrem Staate außer Kraft zu setzen. Zwischen den sogenannten Know-nothings, die zu bedeutender Macht gelangt waren, und den Irländern kam es in Neworleans zu einem mehrtägigen Kampfe. Aehnliche Auftritte fanden auch in Missouri, Ohio und Newjersey Statt. Am 4. März 1857 wurde James Buchanan, der Kandidat der demokratischen Partei, Präsident. Im Jahre 1858 wurden Minnesota und Kansas, 1859 Oregon als Staaten in die Union aufgenommen. Gegen die Mormonen und Utah wurde eine Expedition unternommen, weil sie sich weigerten, von der Union bestellte Oberrichter in ihr Gebiet aufzunehmen. Hatte bisher die südliche Aristokratie durch die ihr ergebenen Präsidenten und mittelst der Majorität im Senat und Repräsentantenhause das Uebergewicht über den Norden behauptet, so daß es den Anschein hatte, als ob die Sklaverei je länger je mehr befestigt werden sollte, so wuchsen nunmehr die der Sklavenemancipation ergebenen Parteien der Republikaner und Abolitionisten so rasch und mächtig heran, daß der Süden sehr bald den Boden unter seinen Füßen weichen fühlte. Trotz der rastlosesten Bemühungen und der rücksichtslosesten Gegenmaßregeln erlitt er 1860 durch die Wahl des republikanischen Präsidentschaftskandidaten Abraham Lincoln eine entschiedene Niederlage. In ihren „höchsten Interessen" bedroht und nicht mehr im Stande, „die ihnen eigenthümliche und unentbehrliche Institution" der Sklaverei in friedlicher Weise zu schützen, griffen die Südstaaten nun zu dem gewagten Mittel des Austritts aus der Union. Als nach Buchanans, des letzten südstaatlich gesinnten Präsidenten, Amtsniederlegung Lincoln am 4. März 1861 seine Präsidentenfunktion begann, fand er die Union bereits in 2 feindliche Heerlager gespalten. Die Südstaaten hatten sich am 1. Febr. 1861 in Montgomery in Alabama als neuer Staatenbund unter dem Namen „Konföderirte Staaten von Amerika" konstituirt, Jefferson Davis zum Präsidenten gewählt, eine provisorische Verfassung entworfen u. alle Regierungsdepartements organisirt. Seit Jahren schon auf den Kampf vorbereitet und im Besitz der vorhandenen Waffen und Streitmittel, wozu ihm die ihm ergebenen Regierungsorgane verholfen hatten, erhob sich der Süden wie Ein Mann, während der Norden, den Feind unterschätzend, sich einer verderblichen Halbheit und Schwäche überließ. Mit der Wegnahme des Forts Sumter im Hafen von Charleston in Südcarolina begannen am 14. April die Konföderirten die Feindseligkeiten. Zu ihnen hielten die Staaten Virginien, Nordcarolina, Tennessee, Arkansas, Südcarolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana und Texas mit 5½ Mill. Weißen und 3½ Mill. Sklaven. Ihnen gegenüber standen die Nordstaaten: Maine, Newhampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, Newjersey, Pennsylvanien, Ohio, Michigan, Indiana, Illinois, Wisconsin, Iowa, Minnesota, Kansas, Kalifornien, Oregon, Delaware, Maryland, Kentucky (anfangs neutral), Missouri, der Distrikt Columbia und die Territorien, mit einer nach dem Census von 1860 auf 22½ Millionen Weiße und ½ Mill. Sklaven geschätzten Bevölkerung. In den nächsten Monaten nach der Wegnahme des Forts Sumter organisirten beide Parteien zunächst ihre Streitmittel. Die meisten Offiziere der kleinen regulären Armee der Unionsstaaten, die der Geburt nach den konföderirten Staaten angehörten, verließen den Dienst der Union, um sich der Sache ihres engeren Vaterlandes zu widmen. Ehe noch die Nordstaaten mit ihren Rüstungen ernstlich begonnen hatten, rückte schon eine 6000 Mann starke Armee der Konföderirten an der Nordgrenze Virginiens vor, Washington bedrohend. Die Konföderirten bemächtigten sich des Zeughauses zu Harper's Ferry und des Arsenals in Gosport. Lincoln, der mit der Einberufung von 75,000 Milizen auf dreimonatliche Dienstzeit und einer freiwilligen Anleihe des Aufstands Herr werden zu können vermeint hatte, sah sich genöthigt, 42,000 Freiwillige anzuwerben und die reguläre Armee bis auf 25,000 Mann zu verstärken. Die Konföderirten aber brachten am 21. Juli 1861 den Unirten unter Mac Dowell am Bache Bull Run eine Niederlage bei. Während des ganzen ersten halben Jahres blieben die Generale des Nordens auf die Defensive beschränkt. Nach der Niederlage bei Bull Run trat der greise Oberfeldherr, Generallieutenant Scott, aus dem aktiven Dienst zurück und ward durch Mac-Clellan ersetzt; gleichzeitig ward die reguläre Armee auf 40,000 Mann erhöht und weitere 600,000 Freiwillige wurden angeworben. Auch verstärkte man die maritimen Streitmittel in soweit, daß man die über die südstaatlichen Häfen verhängte Blokade wirklich zur Ausführung bringen konnte. Aber der meist durch englische und französische Schiffe schwunghaft betriebene Blokadebruch und der Schmuggelhandel über Matamoros am Rio grande führte den Konföderirten alle nöthigen Kriegsbedürfnisse zu. Die ausländischen Staaten erklärten sich neutral. Zwar hegten England und Frankreich starke Sympathien für die Sache der Konföderirten; allein Anerkennung von Seiten jener Mächte und eine direkte Unterstützung konnten diese doch nicht erlangen. Im Laufe des Winters nahmen die Unirten verschiedene Küstenstädte und Forts in Nord- und Südcarolina. Später wurden die Konföderirten in der dreitägigen Schlacht beim Fort Donelson am Cumberlandfluß von den Generalen Grant und Buell geschlagen und ihnen der mittlere Theil von Tennessee mit der Hauptstadt Nashville abgenommen. Auch in ihren Operationen längs des Mississippi wurden die Unirten vom Glück begünstigt. Die konföderirten Generale Price und van Dorn wurden im Februar 1862 geschlagen oder doch zurückgedrängt. In Tennessee hatte sich die eine Hauptarmee der Konföderirten unter General Beauregard koncentrirt. Dieser ergriff gegen die seine linke Flanke bedrohenden Gegner die Offensive; im April 1862 kam es bei Siloh

Digitized by Google

oder Pittsburg Landing am Tennessee zu einer Schlacht, die unentschieden blieb. In den westlichen Gegenden, wo 160,000 Unirte 115,000 Konföderirten gegenüberstanden, trat vorerst eine mehrmonatliche Waffenruhe ein. Da Jefferson Davis, Montgomery verlassend, den Sitz der Regierung nach Richmond verlegt hatte, so suchte der unirte Obergeneral Mac-Clellan durch Eroberung dieser Stadt den Krieg schnell zu beenden. Allein die konföderirten Generale Johnston, Magruder, Stonewall, Jackson und Robert Lee vertheidigten sich so geschickt, daß Mac-Clellan nach verschiedenen blutigen Gefechten bei Seven Pines, Mechanicksville, Gaines Mill, Coldings Farm, Peak Orchard, White-Oak-Swamp und Malvern-Hill im August 1862 seine bedeutend decimirte Armee wieder einschiffen und nach dem Potomac zurückführen mußte. General Lee warf sich nun auf die im Shenandoahthal und am Rappahannock durch Jackson bisher im Schach gehaltenen Generale Mac Dowell und Pope, schlug sie am 29. und 30. August zum zweiten Male bei Bull Run und fiel dann verwüstend in Maryland und Pennsylvanien ein. Jetzt dekretirte Lincoln eine neue Anwerbung von 300,000 Freiwilligen, rief 300,000 Milizen auf 9 Monate unter die Waffen und ernannte den General Halleck zum Oberbefehlshaber. Mac-Clellan nöthigte die konföderirte Armee nach der unentschiedenen Schlacht am Antietam am 16. Sept., wieder über den Potomac zurückzugehen. Da er aber dem weichenden Feinde nicht rasch genug folgte, wurde er am 8. Nov. durch General Burnside ersetzt. Dieser war indeß nicht glücklicher als sein Vorgänger, ja er wurde am 13. Dec. von Lee bei Fredericksburg so nachdrücklich geschlagen, daß kurz darauf dem General Hooker an seiner Statt das Kommando übertragen wurde. Im Westen hatten im Frühjahr 1862 General Butler und Admiral Farragut Neworleans genommen und beherrschten dadurch die Mississippimündung. Doch blieb der mittlere Theil des Stromes in den Händen der Konföderirten. Im Herbst ergriffen diese wieder mit Glück die Offensive, wurden aber vor Ablauf des Jahres wieder in die Defensive zurückgedrängt. Die gedrückte Stimmung, die sich des Nordens in Folge der bei Fredericksburg erlittenen Niederlage bemächtigt hatte, wich bald der Freude über den Sieg, welchen General Rosecrans vom 1. bis 3. Jan. 1863 bei Murfreesboro in Tennessee über General Bragg erfocht. Indeß behauptete sich Bragg trotz desselben wenige Meilen südlich von dieser Stadt; auch trat eine Waffenruhe bis in den Juni ein. Erfolgreicher waren die Operationen, welche die Generale Grant und Banks im Verein mit den Admiralen Porter und Farragut zur Befreiung des Mississippi unternahmen. Grant nahm nach einer äußerst mühevollen Belagerung am 4. Juli Vicksburg und Banks am 8. Juli Port Hudson. Die Konföderirten hatten nicht genug Streitkräfte aufzubringen vermocht, um den Mississippi behaupten zu können. Sie sahen sich nun von ihrer westlichen Gebietshälfte getrennt und die Kriegsereignisse jenseit des Mississippi verloren seit dem Falle von Vicksburg und Port Hudson jeden entscheidenden Einfluß auf den Gang der größeren Kriegsbegebenheiten. Die Unternehmungen der Unirten längs den Küsten hatten im Jahre 1863 keinen günstigen Erfolg. Trotz aller Opfer und Anstrengungen vermochten sie weder Galveston und Mobile, noch den Hafen von Charleston in ihre Gewalt zu bringen. Der Angriff der Monitorflotte unter Admiral Dupont am 7. April auf die von Beauregard vertheidigten Hafenbefestigungen wurde erfolgreich zurückgeschlagen. Erst im August gelang es dem General Hillmore und dem Admiral Dahlgren, sich der den innern Hafen sperrenden Insel Morris Island mit den darauf befindlichen Forts zu bemächtigen und das Fort Sumter in Bresche zu legen. Zur See beschränkten sich die Konföderirten, da es ihnen an den erforderlichen Mitteln zu einer maritimen Machtentwicklung gebrach, auf die Ausrüstung von Kaperschiffen, die indeß die ganze Rhederei der Unirten lahm legten und ihrem Handel empfindliche Verluste beibrachten. Erst im Jahre 1864 gelang es den nordstaatlichen Kreuzern, die beiden gefährlichsten Kaperschiffe, „Alabama" u. „Florida", unschädlich zu machen. Am 2. u. 3. Mai 1863 erlitt General Hooker, der Nachfolger Burnside's, bei Chancellorsville eine empfindliche Niederlage u. mußte über den Rappahannock zurückgehen. Lee fiel in den folgenden Monaten in Maryland u. Pennsylvanien ein u. bedrohte wiederum Washington. Allein General Meade, Hookers Nachfolger, schlug ihn am 3. u. 4. Juli bei Gettysburg in Maryland, so daß er wieder über den Potomac zurückweichen mußte. Beide Armeen blieben nun bis zum Frühjahr 1864, sich gegenseitig beobachtend und ihre Hauptstädte Washington und Richmond deckend, im Flußgebiet des Rappahannock stehen. In Tennessee ergriff General Rosecrans im Sommer die Offensive, drängte den General Bragg bis an die Nordgrenze von Georgien zurück und nöthigte ihn im September auch die feste Stellung bei Chattanooga zu räumen. General Burnside seinerseits verdrängte von Kentucky aus die Konföderirten auch aus dem östlichen Theil von Tennessee. Indessen gelang es dem General Bragg, nachdem er Verstärkung erhalten, die Unirten unter Rosecrans am 19. und 20. September am Chickamauga nachdrücklich zu schlagen und auf Chattanooga zurückzuwerfen, ohne jedoch seinen Sieg weiter ausnutzen zu können. Schon im Oktober schlug General Grant, der den Oberbefehl im Centrum übernommen hatte, den General Bragg bei Chattanooga so entscheidend, daß die Konföderirten alle Versuche, Tennessee wieder zu erobern, aufgeben mußten. Am Ende des Jahres 1863 hatten sich die Verhältnisse sehr zu Gunsten der Union verändert. Bereits am 1. Jan. 1863 hatte Lincoln die Sklaverei in den aufständischen Staaten für frei erklärt. Die Armee war bedeutend verstärkt, eine bessere Disciplin war in derselben eingeführt worden und die Führer hatten sich die ihnen anfänglich fehlende Gewandtheit in der Führung größerer Truppenmassen mehr und mehr angeeignet. Die republikanische Partei behauptete ihr Uebergewicht über die der Regierung abholde demokratische. Der Krieg kostete zwar außerordentlich viel, aber die Geldsorge vermochte bei den reichen Hülfsquellen der Vereinigten Staaten

Digitized by Google

die Kriegführung nicht zu beeinträchtigen. Zwar die Hoffnung des Nordens, daß der Süden, abgesehen von manchen schweren Niederlagen, durch Negeraufstände und Hungersnoth zur Unterwerfung gezwungen werden würde, ging nicht in Erfüllung. Aber schon 1863 litt er sichtlich an Erschöpfung seiner personellen und materiellen Streitmittel. Nur die Tüchtigkeit seiner Generäle bot noch mit kaum 300,000 Mann dem mehr als 600,000 Mann starken unirten Heere eine Zeitlang die Spitze. Das Kriegstheater war am Schlusse des Jahres 1863 bedeutend verengert. Die Staaten westlich vom Mississippi, sowie Tennessee, Kentucky und der nördliche Theil von Virginien waren für die Konföderation so gut wie verloren, so daß ihr Gebiet Ende 1863 nördlich vom Rappahannock und von den Ost- u. Südabhängen der Appalachen, westlich vom Mississippi, südlich vom Golf von Mexiko u. östlich vom atlantischen Ocean begrenzt wurde. Es mußte sonach bald zum Entscheidungskampf kommen. Beide Theile rüsteten sich dazu mit aller Energie. Im ersten Drittel des Jahres 1864 begünstigte das Glück noch einmal die Konföderirten. General Seymours Expedition nach Florida schlug gänzlich fehl und die Operation Shermans in Mississippi u. des Generals Banks in Louisiana waren ebenfalls erfolglos. Die Unirten wurden überall mit Verlust zurückgeschlagen. Da übertrug Lincoln den Oberbefehl über sämmtliche Streitkräfte dem General Grant. Dieser rückte im Mai vom Rappahannock aus mit koncentrirten Streitkräften gegen die Armee des Generals Lee, während General Sherman von Chattanooga aus sich gegen die Armee des Generals Johnston, des Nachfolgers Braggs, in Bewegung setzte. General Lee indeß leistete dem General Grant den hartnäckigsten Widerstand. Nur nach einer Reihe blutiger Schlachten in der Wilderneß, bei Spottsylvania und Cold-Harbor konnte Grant bis nach Richmond vordringen, ohne jedoch die Stadt völlig einschließen zu können. Der Versuch, der Armee des Generals Lee die Verbindungen mit dem Süden abzuschneiden, führten während des Sommers und Winters 1864 zu einer Reihe erbitterter Kämpfe, unter denen die Schlachten, welche am 19., 21. und 25. August um den Besitz der Weldonbahn geschlagen wurden, die blutigsten waren. Im Sommer 1864 hatte auch der konföderirte General Early einen Einfall in Maryland unternommen, wurde aber vom General Sheridan im September u. Oktober am Opequan bei Fishers-Hill und am Cedar-Creek besiegt und zur Räumung des Shenandoahthals genöthigt. General Sherman seinerseits drängte nach den glücklichen Gefechten bei Resaca und Dallas und trotz einer am Kenesangebirge erlittenen Niederlage die Armee des Generals Johnston bis nach Atlanta in Georgien zurück. Nach mehren heißen Schlachten am 20., 22. und 28. Juli wurde der an Johnstons Stelle getretene General Hood durch die Schlacht bei Jonesboro am 1. September auch zur Räumung von Atlanta gezwungen. Inzwischen forcirte auch der greise Admiral Farragut mit seiner Flotte die Einfahrt in den Hafen von Mobile, schlug die feindlichen Panzerschiffe und nahm die daselbst befindlichen Forts. Mobile selbst aber fiel erst im April 1865 in die Gewalt der Unirten. General Sherman, der den General Hood nach Alabama zurückgedrängt und die weitere Bekämpfung desselben dem General Thomas überlassen hatte, unternahm von Atlanta aus im November und December mit 50,000 Mann einen überaus gewagten, aber beispiellos glücklichen Zug mitten durch feindliches Gebiet bis nach Savannah an der Küste des atlantischen Oceans und besetzte diese Stadt nach kurzem Widerstande Ende December. Durch die Zerstörung aller von ihm berührten Eisenbahnen und der von ihm vorgefundenen Militäretablissements lähmte er den ganzen inneren Organismus der konföderirten Kriegführung. Die Erschöpfung der Südstaaten hatte bereits einen hohen Grad erreicht. Auch General Hood wurde am 15. und 16. November vom General Thomas bei Nashville so nachdrücklich geschlagen, daß er nur mit Mühe die Trümmer seines Heeres nach Mississippi zu retten vermochte. Lincoln, gegen den die demokratische Partei den General Mac-Clellan als Gegenkandidaten aufgestellt hatte, wurde mit ungeheurer Majorität wieder zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt. Durch die Niederlage Hoods u. die glänzenden Operationen Shermans war nun auch das Centrum der Konföderirten durchbrochen und das Kriegstheater auf das Gebiet von Süd- und Nordcarolina und den südlichen Theil von Virginien beschränkt worden. Das Jahr 1864 schloß sonach mit der zweifellosen Gewißheit, daß die Konföderirten bald gänzlich erliegen würden. Stadt und Hafen von Wilmington an der Küste von Nordcarolina fielen nach einem am 25. December mißlungenen Angriff wenige Wochen darauf ebenfalls in die Hände der Unirten. Im Januar 1865 brach Sherman wieder von Savannah auf, durchzog verwüstend Süd- und Nordcarolina und zwang die Konföderirten zur Räumung der beiden Hafenstädte Charleston und Georgetown. Im März 1865 vereinigte er sich bei Goldsboro in Nordcarolina mit einer von der Küste aus unter General Shofield herbeieilenden Seitenarmee. General Sheridan hatte beim Beginn des Frühjahrs sich mit der Armee des Generals Grant vor Petersburg vereinigt. In dieser Zeit war die Verwirrung in Richmond auf das Höchste gestiegen. General Lee, dem der konföderirte Kongreß die gesammte militärische Leitung übertragen hatte, hatte kaum noch über 60,000 Mann zu verfügen. Dennoch machte er am 25. März den verzweifelten Versuch, die feindliche Einschließungslinie zu durchbrechen, wurde aber mit großem Verlust zurückgewiesen. Wenige Tage darauf durchbrach Grant im Verein mit Sheridan die konföderirten Befestigungslinien und nöthigte Lee nach einer fünftägigen blutigen Schlacht, worin letzterer die Hälfte seiner Armee verlor, zur Räumung von Richmond und Petersburg. Der Verlust dieser Städte entschied den Zusammensturz der Konföderation. Lee sah sich am 9. April bei Appomattox-Court-House genöthigt, mit dem Rest seiner Armee zu kapituliren. Dieser Kapitulation folgten schnell nacheinander die Kapitulation der Armee des Generals Johnston in Nordcarolina, die Eroberung von Mobile und die Unterwerfung der übrigen konföderirten Streitkräfte. Zuletzt unterwarf sich

Digitized by Google

Kirby-Smith (25. Mai) in Neworleans den Unirten. Hiermit war der Krieg, der 325,000 Unionssoldaten und 200,000 Konföderirte hinweggerafft hatte, thatsächlich beendet. Präsident Lincoln aber wurde am Abend des 14. April durch einen fanatischen Anhänger des Südens, den Schauspieler Booth, im Theater ermordet. Booth gehörte einer Verschwörung an, welche sich zu dem Zweck gebildet hatte, die hervorragendsten Mitglieder der Regierung zu Washington und die Generäle Grant und Halleck zu ermorden. Booth wurde bei seiner Gefangennahme erschossen u. die übrigen Verschworenen, die auch ein Attentat auf den Staatssekretär Seward verübt, denselben aber nur verwundet hatten, theils hingerichtet, theils zu schweren Kerkerstrafen verurtheilt. Der Vicepräsident Andrew Johnson übernahm die Präsidentschaft, wobei er anfänglich die lincolnschen Regierungsmaßregeln möglichst festzuhalten bemüht war. Er ließ die Mitglieder der ehemaligen konföderirten Regierung, einschließlich des Präsidenten Jefferson Davis, gefänglich einziehen u. vor Gericht stellen. Bald darauf aber hob er, um die erregten Gemüther zu versöhnen, alle Beschränkungen des Binnenhandels auf, öffnete die bis dahin geschlossenen Häfen der Südstaaten wieder u. gewährte eine allerdings ziemlich eng begrenzte Amnestie. Doch konnten sich die von der Amnestie Ausgeschlossenen mit persönlichen Begnadigungsgesuchen an den Präsidenten wenden. Von der zahlreichen Armee wurden nur 100,000 Mann, und zwar meist Negersoldaten, behufs der militärischen Besetzung des Südens im Dienst behalten; das ganze Gebiet der 36 Staaten und 8 Territorien wurde in 5 Militärdivisionen unter der Leitung der Generäle Meade, Sherman, Thomas, Sheridan und Halleck und in 18 Unterdepartements eingetheilt. Die konföderirte Armee zerstreute sich rasch, ohne, wie man befürchtet hatte, Guerrillabanden zu bilden. Die Regierung der Vereinigten Staaten hielt an der Sklavenemancipation fest und war eifrig bemüht, die Rekonstruktion der ehemaligen konföderirten Staaten, sowie die Fragen über die Arbeitsverhältnisse der Neger und die Verleihung des Stimmrechts an dieselben erfolgreich durchzuführen. Es wurde zu dem Ende ein Emancipationsbureau errichtet und die Leitung desselben dem General Howard übertragen. Der Norden ging aus dem siegreich zu Ende geführten schweren Kriege mit einer Schuldenlast von 3000 Millionen Dollars hervor, deren allmählige Tilgung ihm aber bei seinen reichen Hülfsmitteln nicht schwer fallen kann. Die Schuldenlast des Südens war auf 2000 Millionen Dollars angewachsen.

Da nach Johnsons Anschauung die Union thatsächlich nicht aufgehört hatte zu existiren, so schien ihm die Wiederherstellung der alten Zustände nach Unterwerfung der Südstaaten keinen erheblichen Schwierigkeiten zu unterliegen und einer Mitwirkung der gesetzlichen Gewalt gar nicht zu bedürfen; er schritt daher ohne Beiziehung des Kongresses an das Werk und ließ sich an der Erfüllung derjenigen Bedingungen seitens der Secessionisten genügen, welche ganz unerläßlich schienen. Dieselben mußten ihren Sonderbestrebungen ganz und rückhaltlos entsagen, die Aufhebung der Sklaverei und außerdem noch einige Rechte der freigewordenen Schwarzen anerkennen. Um so mäßigen Preis gedachte er die abtrünnigen Südstaaten in ihre früheren Rechte zu restituiren und ihren Abgesandten ohne Weiteres die Befugniß einzuräumen, ihren Sitz im Kongreß wieder einzunehmen. Als dieser im Dec. 1865 zusammentrat, fand er eine nach diesen Ideen von Johnson fast völlig durchgeführte Restauration des Südens vor, welche aber den Tendenzen der Majorität im Kongresse durchaus nicht entsprach. Obwohl der Präsident unbefugter Weise gehandelt hatte, da die Neuordnung der Verhältnisse des Südens nur auf dem Wege der Gesetzgebung, also nicht ohne die legislative Gewalt vorgenommen werden konnte, so wollte man es damals doch noch nicht zum offenen Bruch mit dem Präsidenten kommen lassen, ohne freilich die rechtliche Gültigkeit der Maßregeln Johnsons im Süden aussprechen zu wollen. Drei Gegenstände waren es, welchen die Majorität des Kongresses eine principielle Bedeutung beimaß: die vorläufige Fortdauer der sogenannten Freedmenbureaux, einer außerordentlichen Behörde zum rechtlichen und militärischen Schutze der freigewordenen Sklaven, ein Amendement zur Verfassung und eine die bürgerlichen Rechte der ehemaligen Sklaven betreffende Bill. Die Freedmenbureaux mußten natürlich noch so lange fungiren, bis deren künftige Stellung gesetzlich geordnet war. Die verhältnißmäßig stärkere Vertretung der Südstaaten, wo $^3/_5$ der Sklavenbevölkerung in der Wählerschaft mit einbegriffen waren, entbehrte nach Abschaffung der Sklaverei jedes vernünftigen Grundes und erschien geradezu als ungerecht, da die vormaligen Sklavenbesitzer der Ertheilung der bürgerlichen Rechte an die Neger entschieden abgeneigt waren. Die Südstaaten konnten daher ihre Vertreter nicht ohne Weiteres wie früher in den Kongreß senden, sondern mußten sich vielmehr zu der Alternative verstehen, entweder die freigewordenen Sklaven sofort mit vollen politischen Rechten auszurüsten und dann wegen der so bedeutend vermehrten Wählerzahl neue Wahlen vorzunehmen, oder die Neger ganz aus dem Spiel zu lassen und die Zahl der Repräsentanten des Südens in entsprechendem Verhältniß zu vermindern. Diese Forderung, im Namen der aus beiden Häusern der Repräsentation zusammengesetzten Fünfzehnerkommission erhoben, stieß, wie jene auf die vorläufige Fortdauer der Freedmenbureaux, auf das entschiedene Veto des Präsidenten, und man fand weder für die eine, noch für die andere im Senat die Zweidrittelmajorität, welche erforderlich gewesen wäre, um jenes Veto unwirksam zu machen. So blieb nur die die bürgerlichen Rechte der freigewordenen Neger betreffende Bill übrig. In Bezug auf diese kam nach langen Debatten ein Gesetz zu Stande, welches die Schwarzen in den vollen Genuß aller privatrechtlichen Befugnisse und Rechtswohlthaten eintreten ließ. Obgleich dieses Gesetz nichts Anderes enthielt, als was Johnson früher von dem guten Willen der Bewohner des Südens zu erlangen sich bemüht hatte, so legte er doch sein Veto dagegen ein. Dies hatte aber keine Wirkung, denn der Kongreß erklärte dasselbe für ungültig und

Digitized by Google

erklärte seinen Entschluß, bis zum November 1866 zusammenzubleiben, wenn der Präsident der Ausführung dieser Maßregel seine Mitwirkung versage. Nachdem dieser erste Vorschlag der Kommission zur Rekonstruktion der Südstaaten im Wesentlichen gescheitert, trat sie mit einem zweiten hervor, der folgende Hauptpunkte enthielt: Jedem in den Vereinigten Staaten Geborenen oder Naturalisirten soll die Bezeichnung als Bürger zukommen und die Gesetzgebung der einzelnen Staaten solche Personen nicht der Rechtswohlthaten berauben, welche mit der Stellung eines Bürgers verbunden sind; die Zahl der Repräsentanten soll in Zukunft in genauem Verhältnisse zu der Zahl der vorhandenen wahlberechtigten männlichen Individuen stehen und, vorbehaltlich der Ausschließung wegen der Theilnahme an der Empörung oder wegen irgend eines anderen Verbrechens, kein Staat irgend eine Klasse der Bürger von der Wahl ausschließen dürfen, ohne daß eine entsprechende Verminderung der Repräsentanten im Kongreß Statt finde; alle Diejenigen sollen vom Wahlrecht ausgeschlossen sein, welche an der Secession freiwilligen Antheil genommen haben, was aber vom Kongreß dahin gemildert ward, daß nicht das Wahlrecht, sondern die Zulassung zu einem Amte und auch diese nur Denen abgesprochen werden sollte, welche als Organe der secessionistischen Richtung fungirt hatten; die von den Südstaaten kontrahirte Schuld, sowie jede künftige zu Zwecken einer Empörung gewirkte Schuld besteht nicht zu Recht. Dieser Vermittelungsvorschlag ward im Senat mit 33 gegen 11, im Repräsentantenhause mit 120 gegen 32 Stimmen angenommen u. in einer Zusatzbill festgesetzt, daß den Vertretern der Südstaaten, nachdem sie das Amendement angenommen, die Rückkehr in den Kongreß frei stehen solle. Aber auch diesem Beschlusse gegenüber beharrte Johnson in seiner Renitenz, obwohl die Vertretungen in den einzelnen Staaten sich beeilten, ihre Zustimmung zu erkennen zu geben. Der Präsident bezeichnete das Verfahren des Kongresses als unkonstitutionell und stellte die Rechtsgültigkeit einer aus beiden Häusern gebildeten Kommission in einer Sache, welche jedes der beiden Häuser besonders hätte berathen sollen, in Frage. Er legte den Entwurf den Regierungen der einzelnen Staaten zwar vor, fügte aber statt der sonst üblichen Empfehlung einen Protest hinzu. Auf die nach dem Schluß des Kongresses vorzunehmenden neuen Wahlen rechnend, suchte er inzwischen eine geschlossene Partei, eine national-unionistische, um sich zu sammeln. Er erklärte öffentlich, alle Beamten müßten zu ihm halten, und wer von ihm abfalle, den werde er mit den Füßen hinausstoßen. Trotz dieses rücksichtslosen Gebahrens des Präsidenten ging der Kongreß auseinander, ohne etwas Erhebliches gethan zu haben und nur mit dem gegenseitigen Versprechen, sich für den Wiederzusammentritt gegen Ende des Jahres 1866 zu einem ernsten und nachdrücklichen Kampf gegen den Präsidenten zu rüsten. Im ganzen Gebiete der Vereinigten Staaten gährte es und hier und da kam es zu blutigem Parteikampf. Der Präsident brachte durch ein sogenanntes national-unionistisches Komité im August eine Versammlung von 1200 Abgesandten seiner Anhänger aus allen Staaten zu Stande, die ihre Uebereinstimmung mit den Grundsätzen Johnsons erklärte, d. h. einzustehen sich verpflichtete für die Unauflöslichkeit der Union, für die Gleichheit der Staaten, für das Recht der einzelnen unter ihnen, die Bedingungen des Wahlrechts zu fixiren und ihre innern Angelegenheiten ganz selbstständig ohne jede Mitwirkung der Centralgewalt zu ordnen. Dies wurde in einer Resolution zusammengefaßt, welche dem Präsidenten als Vertrauensvotum für seine Politik überreicht ward. Um aber die Gunst der Menge für seine Sache zu gewinnen, trat Johnson am 29. April eine Wahlreise an, um in öffentlichen Reden die Polemik gegen den Kongreß fortzusetzen und volksthümliche Manifestationen zu Gunsten seiner Sache zu veranlassen. An stürmischen und begeisterten Ovationen fehlte es nicht, namentlich in Philadelphia und Newyork; als er aber, von diesem Succeß berauscht, zu den leidenschaftlichsten Angriffen auf den Kongreß sich hinreißen ließ, kam es zu den widerwärtigsten Auftritten, die mit der Würde seines Präsidentenamts sich schlecht vertrugen. Die Reise erhöhte daher, statt seinen Anhang zu verstärken, die vorher noch zweifelhaften Aussichten seiner Gegner um ein Beträchtliches. Bald war der Sieg der Kongreßpartei entschieden, und in der Presse that es sich sehr deutlich kund, wie isolirt der Präsident dastand. Trotzdem verschmähte er, durch Annahme des vom Kongreß beschlossenen Gesetzentwurfs seiner Stellung einen neuen Halt zu geben. Unter solchen Umständen trat der Kongreß im December 1866 wieder zusammen. Obwohl im Süden sich die Verhältnisse immer mehr verwirrten und die ersten Grundlagen staatlicher Ordnung, Sicherheit des Lebens und Eigenthums, immer mehr ins Schwanken geriethen, so blieb doch der Kongreß lange unschlüssig, den Gedanken einer Anklage des Präsidenten erwägend, bis die mehrerwähnte Kommission Anfangs Februar 1867 mit einem Vorschlag zur Rekonstruktion des Südens hervortrat, welcher jede Bemühung, zwischen dem Standpunkte des Kongresses und den ungerechtfertigten Maßregeln des Präsidenten eine Vereinbarung zu Wege zu bringen, mit einem Male abschnitt, in sofern die Südstaaten darin einfach als überwundene Rebellen betrachtet und daher unter Kriegsrecht gestellt wurden. Die 10 vormals konföderirten Staaten sollten danach in 5 Militärbezirke: 1) Virginien, 2) Nord- und Südcarolina, 3) Georgia, Alabama und Florida, 4) Mississippi und Arkansas und 5) Louisiana und Texas, getheilt werden, der General der Vereinigten Staaten (Grant) die militärischen Befehlshaber derselben ernennen und bei Aufruhr und Gewaltthätigkeiten befugt sein, wenn er es für nöthig finde, Militärgerichte einzusetzen. Doch mußte man sich bald von der Unmöglichkeit überzeugen, diesen Vorschlag im Kongreß zur Annahme zu bringen, und daher entschloß man sich noch in der letzten Stunde, ihn durch Amendements zu mildern. So sollte die Ernennung der militärischen Befehlshaber in den einzelnen Distrikten nicht von dem General der Vereinigten Staaten, sondern von dem Präsidenten geschehen, auch die Bestimmung, wonach die Bundesgerichte

Digitized by Google

nicht befugt sein sollten, zu Gunsten in Militärhaft befindlicher Individuen Habeas-Corpus-Befehle zu erwirken, wegfallen und nach einem Zusatze die militärische Verwaltung des Südens auf kürzere Dauer beschränkt werden, indem jeder der Südstaaten, wenn er seine Verfassung der der Vereinigten Staaten entsprechend gestaltet, die Racenunterschiede aufgehoben, die neue Konstituirung durch Abstimmung Aller rechtsgiltig gemacht und das konstitutionelle Amendement angenommen hätte, befugt sein sollte, dem Kongreß die neue Verfassung zur Prüfung vorzulegen und, wenn dieser sie gutgeheißen, seine Vertreter wieder in den Senat und das Haus der Repräsentanten zu senden. Im Senat wurde der amendirte Entwurf mit 29 gegen 10 Stimmen (13 waren abwesend oder wurden nicht abgegeben) angenommen, im Repräsentantenhause aber mit 98 gegen 73 Stimmen verworfen. Auch die Südstaaten selbst traten im Februar mit einem Rekonstruktionsplan hervor, und dieser fand die Zustimmung des Präsidenten. Derselbe enthielt das konstitutionelle Amendement, aber mit Zusätzen und Auslassungen, und befaßt folgende 4 wesentliche Punkte: 1) Die Union unter der Verfassung soll für immer bestehen; 2) die Staatsschuld des Nordens gilt als sanktionirt, die des Südens nicht; 3) die bürgerlichen Rechte werden allen Personen zugesichert; 4) die Neger sollen bei der Wählerschaft nicht mitgerechnet werden, wofern sie nicht Stimmrecht haben, und kein Staat soll für die Wähler eine höhere Qualifikation verlangen, als 250 Doll. steuerbares Eigenthum und die Fähigkeit, die Verfassung englisch zu lesen, sowie seinen Namen zu schreiben. 1½ Jahre früher würde der Kongreß auf einen solchen Kompromiß bereitwillig eingegangen sein; jetzt galt er allen Besonnenen und Einsichtigen als unbefriedigend, da weder die Ausschließung der verantwortlichen Führer der Rebellion von öffentlichen Aemtern, noch die Verwahrung gegen jeden etwaigen Anspruch auf Schadenersatz wegen der Aufhebung der Sklaverei darin enthalten war. Obwohl es schien, als beabsichtige die Majorität im Kongreß, den Süden so lange von dem Kongreß fernzuhalten, bis die nächste Präsidentenwahl vorüber sei, so wurde doch nach langen Verhandlungen eine Rekonstruktionsbill votirt, im Senat mit 35 gegen 7, im Repräsentantenhause mit 125 gegen 46 Stimmen. Dieselbe war weit milder und versöhnlicher als der frühere Entwurf, mit dem sie im Uebrigen hinsichtlich der Eintheilung des Südens in Militärbezirke übereinstimmte. Die von Johnson eigenmächtig ins Werk gesetzte Rekonstruktion wurde natürlich nicht anerkannt, sollte aber provisorisch in Geltung bleiben, bis die Südstaaten wieder im Kongreß vertreten und damit vollständig rehabilitirt seien. Die Rückkehr der südstaatlichen Repräsentanten zum Kongreß aber wurde von der Anerkennung des Verfassungsamendements, der Sicherstellung des Wahlrechts für die Neger, der Annahme einer neuen, die völlige bürgerliche und politische Gleichberechtigung Aller enthaltenden Verfassung abhängig gemacht. – Diese Vorlage wurde am 23. Febr. dem Präsidenten zugefertigt, und dieser legte innerhalb der gesetzlichen Frist von 10 Tagen sein Veto dagegen ein; der Kongreß aber hielt an dem Entwurf fest. Die ersten Sitzungen des neuen Kongresses schlossen sich denen des beendigten unmittelbar an. Am 11. März wollte sich das Unterhaus auf einige Monate vertagen u. während dieser Zeit die Frage einer Anklage wider den Präsidenten der Justizkommission zur Vorberathung übergeben. Die letzten Nachrichten (Mai 1867) meldeten aber, daß Johnson die Ausführung des Gesetzes über Einsetzung einer militärischen Verwaltung im Süden vorbereite und die Ernennung der Befehlshaber in den 5 Distrikten erfolgt sei. Vgl. Ramsay, History of the United States, 3. Aufl., Philadelphia 1818, 3 Bde.; Kufahl, Geschichte der Vereinigten Staaten, Berlin 1832 bis 1834, 3 Bde.; Bancroft, History of the United States, Boston 1834—39 u. öfter, 3 Bde., nach der 9. Aufl. ins Deutsche übersetzt von Kretzschmar, Leipzig 1845, 3 Bde.; Hildreth, History of the United States, Newyork 1852, 6 Bde.; Neumann, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, Bd. 1, Berlin 1863; Talvj, Die Kolonisation von Neuengland, Leipzig 1847; Allen, History of the American revolution, Boston 1821; Marshall, History of the colonies and life of Washington, Philadelphia 1804; 1832, 5 Bde.; Bancroft, History of the American revolution, Bd. 1 u. 2, Newyork 1850—52; deutsch von Kretzschmar, Bd. 1 u. 2, Leipzig 1850—52; Wheeler, History of Congress, Newyork 1848 ff.; Löher, Geschichte und Zustände der Deutschen in Nordamerika, Cincinnati 1847; Kapp, Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten, Hamburg 1860.

Vereinswesen. Unter Verein oder Genossenschaft (Association) versteht man im Allgemeinen eine Verbindung mehrer Personen zur Erreichung eines gemeinsamen Zwecks, insbesondere aber eine erst im Lauf der letzten Jahrzehnte in Aufnahme gekommene Art solcher Verbindungen Mehrer, die mit der Entwickelung der gewerblichen Verhältnisse in nahem Zusammenhang steht. Die erste Veranlassung zur Gründung solcher Vereine gab die Thatsache, daß zu einem lohnenden Gewerbebetrieb jetzt weit größere Kapitalkräfte erforderlich sind als früherhin, wo die Fabrikindustrie mit ihren reichen Hülfsmitteln dem Handwerksbetriebe noch nicht so große Konkurrenz machte. Statt seine Kräfte im fruchtlosen Kampfe gegen die „Macht des Kapitals", die im nothwendigen Gang der Dinge liegt, zu erschöpfen, begann der einsichtsvollere Theil der durch sie in ihrer Subsistenz gefährdeten Handwerker und Arbeiter sein Streben darauf zu richten, sich die Vortheile des Kapitals bei der Produktion und Konsumtion mehr u. in anderer Weise als bisher dienstbar zu machen. Da dies aber nur mit Erfolg geschehen kann, wenn die bisher isolirten kleinen Kräfte zu einer großen vereinigt werden, so entstanden die in Rede stehenden Associationen u. Genossenschaften. Die Grundprincipien des Associationswesens, Vereinigung der Kapitalkräfte und Selbsthülfe, sind zwar schon früher, und zwar speciell auch zum Besten der arbeitenden Klassen, wie bei den verschiedenen Kranken-, Sterbe- und Unterstützungskassen ꝛc., in Geltung gesetzt worden, doch unterscheiden sich

Digitized by Google

jene älteren Vereine von den modernen Genossenschaften besonders in sofern, als ihr Nutzen für die Betheiligten nur in dem Aufsparen für besondere, außergewöhnliche Bedürfnißfälle beruht und je nach der Besonderheit der Fälle der Einzelne mehr zurückerhält, als er eingezahlt hat, während Andere, weil der Hülfe erheischende Nothstand bei ihnen sich nicht eingestellt hat, weniger oder auch wohl gar nichts erhalten. Diese Vereine sind ihrem Wesen nach nur auf Gegenseitigkeit gegründete Assekuranzen, u. sie bezwecken ebenso wenig Vermehrung des Kapitals durch fruchttragende Anlage desselben, als die Herstellung näherer socialer Beziehungen unter den Theilnehmern. Die Sparkassen haben mit den Associationen das gemein, daß sie auf die gemachten Einzahlungen Zinsen gewähren, doch unterscheiden sie sich von diesen besonders dadurch, daß sie Unternehmungen der Gemeinde sind und niedrige Zinsen bezahlen, während sie das Kapital zu höheren ausleihen. Die neben ihnen hier und da bestehenden Sparvereine nähern sich, indem sie die zusammenfließenden Kapitalien ausleihen u. ihre Mitglieder zugleich die Unternehmer sind, den heutigen Genossenschaften weit mehr u. enthalten das wirthschaftliche Princip, auf welches diese sich gründen, Vereinigung des Kapitals u. der Arbeit in Einer Hand, wenigstens im Keime. Zweck der Genossenschaft ist nicht die bloße Ansammlung und Sicherstellung eines Vielen gemeinsam angehörigen Kapitals, sondern die Vermehrung dieses Kapitals durch fruchtbringende Anlage in einem Großgeschäft, welches entweder einen distributiven (wirthschaftlichen) oder produktiven (gewerblichen) Verein darstellt. Den Vortheil für die Genossen (franz. sociétaires, engl. cooperators) ist ein doppelter, ein materieller und ein sittlicher. Der materielle Vortheil besteht zunächst in einem pekuniären Gewinn, welcher in der Form einer Dividende (oder auch als Zins und Dividende) den landesüblichen Zinsfuß überschreitet, sowie in der Betheiligung an dem gemeinsamen Erwerb und in dem Genusse der dem Großbetrieb eignen Vorzüge, als da sind: wohlfeilerer Kauf im Großen und so viel möglich aus erster Hand, Minderung der Nebenkosten ꝛc. Kommt dabei die Konsumtion der Mitglieder in Betracht, so beziehen sie bessere Waaren (Nahrungsmittel, Bekleidungsstoff, Heiz- und Beleuchtungsmaterialien ꝛc.) in besserer Qualität und um wohlfeileren Preis. Ist aber die Produktion Zweck der Association, so haben sie denselben Vortheil hinsichtlich des Bezugs der nöthigen Rohstoffe und Werkzeuge. Der moralische Vortheil beruht auf der Erweckung und Hebung der sittlichen u. intellektuellen Kräfte der Mitglieder, die durch das Leben und Wirken in der Genossenschaft nur gefördert werden. Diese Vortheile sind durch die innerhalb der kurzen Entwickelungszeit, welche das Genossenschaftswesen hinter sich hat, gemachten Erfahrungen außer Frage gestellt. Die Genossenschaften sind nämlich selbst in England, ihrem Mutterlande und ihrer wichtigsten Pflanzstätte, von sehr jungem Datum. Die erste Anregung zu der kooperativen Bewegung (cooperative movement) mag von Robert Owen ausgegangen sein, welcher nach Beendigung der großen europäischen Kriege einige in das Genossenschaftswesen einschlagende Gedanken in Wort und Schrift kundmachte, aber in seiner gegenwärtigen Gestaltung reicht dasselbe nicht über den Anfang der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts zurück und gedieh bis 1848 nicht über einige Versuche hinaus. Distributive Genossenschaften bildeten sich um die angegebene Zeit besonders im nördlichen England, in den Grenzdistrikten von Lancashire und Yorkshire, indem verarmte Fabrikarbeiter ihre letzten Sparpfennige zusammenlegten, um so ihre wirthschaftlichen Bedürfnisse besser u. wohlfeiler befriedigen zu können. Diesen ersten Versuchen folgten bald Associationen von Handwerkern zur Gründung kooperativer Produktionsgeschäfte. Bis um die Mitte der fünfziger Jahre betrug die Anzahl derartiger Associationen in England an 150 mit cirka 6000 Mitgliedern und einem Geschäftsumsatz von etwa 450,000 Pfund Sterling, zu Ende des Jahres 1860 aber über 400 mit 50,000 bis 60,000 Mitgliedern, einem Betriebskapital von etwa 2 Millionen und einem Geschäftsumsatz von nahezu 6 Millionen Pfd. Sterl., und gegenwärtig ist diese kooperative Bewegung in immer rascherem Fortschreiten begriffen, und namentlich gewinnt die fabrikmäßige Großproduktion, durch solche Arbeitergenossenschaften gegründet, auf ihre Rechnung betrieben u. von aus ihrer Mitte gewählten Geschäftsführern geleitet, in England immer größere Bedeutung. In Frankreich, namentlich in Paris, entstanden in den Jahren 1848 u. 1849 in Folge der Ernüchterung nach der Junikatastrophe viele Genossenschaften, die aber großentheils nicht von Dauer waren. Nur 20 und einige gediehen, indem sie eine in England und in Deutschland nur in geringem Grade vertretene Richtung einschlugen, die auf die handwerksmäßige Produktion. Die 1848 mit 16 Theilnehmern und einer kleinen Schuld gegründete Association des ouvriers maçons (Gesellschaft der Maurer) in Paris zählte 1858 schon 200 Mitglieder mit einem Geschäftsumsatz von 1,234,000 Francs und einem Reingewinn von 130,000 Francs. In Deutschland kommen zunächst die sogenannten Kredit- und Vorschußvereine in Betracht, „deren Zweck ist, das kleine und mittlere Handwerk in seinem Bedürfnisse kleiner Kapitalien zu unmittelbarer und mittelbarer Förderung des Geschäfts von dem Fluch und Druck des Wuchers zu befreien, der oft bis zu 20, 30 und 40 Procent steigt und mit vielen anderen materiellen und sittlichen Nachtheilen verbunden ist". „Das Mittel ist Bildung eines genossenschaftlichen Kredits unter solidarischer Haftung aller Genossen und einer genossenschaftlichen Vorschußkasse, welche den Genossen Geld zu billigen Zinsen und sonst bequemen Bedingungen vorstreckt, mit einem mäßigen Aufschlag für Verwaltung, Reservefonds ꝛc. Das Betriebskapital bildet sich theils aus den Einzahlungen und sonstigen Einlagen der Mitglieder, welche verzinst und zu Aktien konsolidirt werden, theils aus aufgenommenen Kapitalien, theils aus dem Geschäftsgewinn, welcher aus dem häufigen Umsetzen des Kapitals an die Mitglieder zu höheren Zinsen, als die der Gesammtkredit an die Kapitalgläubiger ermöglicht, erwächst." Der erste Kreditverein,

Digitized by Google

dessen Statuten für das ganze deutsche Genossenschaftswesen maßgebend geworden sind, ward 1850 von Schulze in Delitzsch gegründet, und Ende 1859 zählte man in Deutschland schon über 200 Genossenschaften mit etwa 30,000 Mitgliedern, einem Betriebskapital von über 6 Millionen und einem Geschäftsumsatz in Vorschüssen an die Mitglieder von mindestens 10 Millionen Thalern, welche vielen Tausenden von Familien zu Gute kommen, und zwar in rein geschäftlicher Weise und vollkommener Selbstständigkeit ohne Wohlthat oder Opfer von irgend einer Seite her. In seinem Jahresbericht für 1860 schätzte Schulze die Zahl dieser Vorschußvereine auf mindestens 300. Von 188 Vorschußvereinen, deren Abschluß des Jahres 1861 vorlag, waren in diesem Jahre 16,876,009 Thaler an baaren Vorschüssen gewährt worden, obwohl das eigne Vermögen dieser Vereine nicht mehr als 906,613 Thaler betrug. Eine weitere Entwickelung des Genossenschaftswesens bilden die sogenannten Rohstoffvereine, deren Zweck es ist, einer Anzahl von Meistern eines und desselben Gewerbs nicht bloß diejenigen Vortheile zu sichern, welche bei den Kreditvereinen aus dem Gesammtkredit für die Beschaffung des zum Handwerksbetriebe nöthigen Geldes fließen, sondern auch in der Verwendung dieser Mittel zum Ankauf der Rohstoffe die Vortheile des Großhandels, des Kaufs aus erster Hand, jedem Einzelnen zugänglich zu machen durch Anlage eines gemeinsamen Lagers, Ankauf im Großen, Ablassen zum Einkaufspreis, bessere Qualität der Waare ꝛc., welche Vortheile im Vergleich mit dem isolirten Kleingeschäft auf mindestens 20—30 Proc. anzuschlagen sind. Dazu kommt noch die Dividende aus dem Geschäftsgewinn nach Maßgabe der Kundschaft bei dem Genossenschaftslager und Miteigenthum am Gesammtbesitz. Auch diese Rohstoffvereine gingen von Delitzsch aus, und Ende 1859 zählte man deren etwa 100 mit cirka 6000 Mitgliedern und einem jährlichen Einkauf von 400,000—500,000 Thalern. Etwa 40 derselben gehörten dem Schuhmacherhandwerk, die übrigen dem Schneider-, Tischler-, Weber-, Buchbinder- und Schmiedehandwerk an. Für Ende des Jahres 1860 gab Schulze die Zahl derselben auf mindestens 150 an mit 6000—7000 Mitgliedern u. einem Gesammtumsatz von nahezu 1 Mill. Thlrn. Die Anwendung des Genossenschaftswesens auf distributive Zwecke hat in Deutschland noch wenig Anklang gefunden. Im Jahre 1860 bestanden etwa 50 solcher Genossenschaften, meist unter der Bezeichnung Konsumvereine, mit einem Einkauf von etwa 600,000 Thalern. Der Verkehr derselben beschränkt sich in der Hauptsache auf Mehl, Brod und Heizmaterial, nur einzelne haben Kolonialwaaren hinzugenommen. Der bedeutendste deutsche Konsumverein besteht in Hamburg. Eine beträchtliche Anzahl der deutschen Genossenschaften steht im Verkehr miteinander, indem zunächst alljährlich in einem Vereinstage die Vorschuß-, Kredit- und Rohstoffvereine zusammentreten. Der erste Vereinstag wurde 1859 in Weimar abgehalten, dieser wie die folgenden in Gotha, Halle ꝛc. unter Schulze's Vorsitz. Ein „engerer Ausschuß der deutschen Genossenschaften" sucht als Organ des Vereinstags für die Association Propaganda zu machen. Publicistisches Vereinsorgan ist die „Innung der Zukunft", redigirt von Schulze. Eine Centralstelle ist das „Centralkorrespondenzbureau der deutschen Genossenschaften", dessen Leitung ebenfalls in Schulze's Händen ist. Was den rechtlichen Charakter der Genossenschaften anlangt, so ist derselbe von dem Maße der Haftbarkeit der Mitglieder abhängig. Ist diese, wie bei den nach Schulze's System gebildeten deutschen Vereinen, eine solidarische, so erscheint die Association nach Außen als Kollektivgesellschaft, welcher auf dem Gebiete des Handels die offene Handelsgesellschaft des allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs entspricht, nur daß der Ein- und Austritt von Mitgliedern der Genossenschaft nicht jene Aenderungen im allgemeinen Vertrag zur Folge hat wie bei jener. Innerlich hat die Genossenschaft den Charakter der Aktiengesellschaft. Hier u. da haben Regierungen den Vorschußvereinen Korporationsrechte ertheilt, was für ihre Legitimation bei Prozessen wichtig ist. Vergl. Huber, Ueber die kooperativen Arbeiterassociationen in England, Berlin 1852; Schulze, Mittheilungen über gewerbliche und Arbeiterassociationen, Leipz. 1850; Derselbe, Associationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter, das. 1853; Derselbe, Die arbeitenden Klassen und das Associationswesen in Deutschland, das. 1858; Derselbe, Vorschuß- und Kreditvereine als Volksbanken, das. 1859, und die „Jahresberichte über die auf Selbsthülfe der Betheiligten gegründeten deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften des kleinen Gewerbsstandes" (Leipzig).

Verengerung, s. Striktur.

Verfahren, im weiteren Sinne s. v. a. Prozeß (s. d.), z. B. Strafverfahren statt Kriminalprozeß; im engeren Sinne eine zusammenhängende Reihe von Handlungen des Richters und der Parteien zum Zweck einer richterlichen Entscheidung. Im Kriminalrecht und Civilprozeß macht jeder Abschnitt desselben, in welchem die Verhandlungen zu einer richterlichen Entscheidung führen, ein V. aus. So hat man ein V. über die Klagen, deren Zulässigkeit, Beantwortung und über die Einreden, ein Beweisverfahren über die verschiedenen Beweismittel ꝛc., ein Hauptverfahren, worin jeder Theil auszuführen sucht, wie viel er selbst und wie wenig der Gegner bewiesen habe, ferner ein Appellations-, Revisions- oder Läuterungsverfahren und endlich ein Exekutionsverfahren.

Verfassung, s. v. a. Konstitution, vergl. Staatsverfassung.

Vergara, s. Bergara.

Vergehen, s. Verbrechen.

Vergeltung, ein Handeln, welches bewirkt, daß Jemand Das leidet, was er Andern gethan hat, mag dies letztere nun eine Wohlthat oder Uebelthat sein; im erstern Falle gestaltet sich die V. als Lohn, im letztern als Strafe. Daß Derjenige, welcher absichtlich wohl oder wehe that, nach der Größe des von ihm beabsichtigten Erfolgs Lohn oder Strafe verdiene, ist ein sittlicher Grundgedanke, den schon die Alten unter dem Bilde der Nemesis (s. d.) versinnlichten; besonders deutlich aber tritt die Idee der V. im Straf

Digitized by Google

recht hervor, wo eine der Strafrechtstheorien darauf gegründet ist; s. Kriminalrecht.

Vergennes, Stadt im nordamerikanischen Staate Vermont, Grafschaft Addison, am Otter-Creek, 1½ Meilen von dessen Mündung in den Champlainsee und an der Rutland-Burlingtoneisenbahn, hat 4 Kirchen, ein Arsenal, große Eisenwerke, Schiffbau und 2000 Einwohner.

Vergennes, Charles Gravier, Graf von, französischer Staatsmann, geboren den 28. Dec. 1719 zu Dijon, betrat früh die diplomatische Laufbahn und bekleidete seit 1750 den Gesandtenposten zu Koblenz und dann zu Trier, von 1755 bis 1768 den zu Konstantinopel, seit 1771 den zu Stockholm, wo er Gustav III. die Revolution durchführen half. Nach Ludwigs XVI. Thronbesteigung zum Minister des Auswärtigen ernannt (1774), schloß er im Februar 1778 den Allianztraktat mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika ab und vereitelte mit Friedrich II. von Preußen 1779 des Kaisers Joseph II. Absichten auf Bayern. Nach dem Frieden mit England (1783) wurde V. Präsident des Finanzconseils. Er † den 13. Februar 1787.

Vergerio (Vergerius), Pietro Paolo, namhafter Theolog, geboren um 1498 zu Capo d'Istria, studirte zu Padua, trat 1530 zu Rom in den Dienst der Kirche und begleitete noch in demselben Jahre den Legaten Campeggi nach Augsburg. Paul III. sandte ihn abermals nach Deutschland, um die deutschen Fürsten zur Beschickung eines Koncils nach Mantua zu bewegen, doch gelang ihm dies ebenso wenig, wie sein Versuch, Luther durch eine Unterredung zur katholischen Lehre zurückzuführen. Seit 1536 Bischof in seiner Geburtsstadt, befreundete er sich allmählig mit dem Protestantismus, trat 1548 förmlich zu demselben über, ward hierauf Pfarrer in Graubünden, ließ sich 1553 in Tübingen nieder, von wo aus er Missionsreisen in reformatorischem Interesse unternahm, und † den 4. Oktober 1565. Er schrieb Mehres wider das Papstthum. Sein Leben beschrieb Sixt (Braunschweig 1856).

Vergiftung, s. Gift.

Vergilius, Polydorus, gelehrter Theolog in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, aus Urbino gebürtig, vollendete seine Studien zu Bologna, wurde päpstlicher Kammermeister zu Rom, dann Archidiakonus zu Wells in England und † 1555 in seiner Vaterstadt. Seinen Ruhm verdankte er seiner Geschichte der Erfindungen unter dem Titel „De rerum inventoribus libri VIII" (Rom 1499), die später, mit 3 Büchern „De prodigiis" vermehrt (Leyden 1644), viele Auflagen erlebte und großes Ansehen genoß.

Vergißmeinnicht, Pflanzengattung, s. Myosotis.

Verglasung, Verwandlung eines Körpers in Glas (s. d.) oder eine glasähnliche Masse mittelst Schmelzens.

Vergleich (transactio), Vertrag, welchem zufolge sich zwei oder mehre Personen über ungewisse Ansprüche durch gegenseitiges Nachgeben vereinigen, was auch dadurch geschehen kann, daß man sich einem Schiedsrichter unterwirft (s. Kompromiß), oder durch einen außergerichtlichen Eid die streitige Sache abmacht. Im Prozesse ist der V. bis zur Rechtskraft des Enderkenntnisses nicht nur zulässig, sondern die Gesetzgebungen machen es dem Richter sogar zur Pflicht, in jeder Lage des Prozesses die Güte zu versuchen. V.e oder Akkorde kommen hauptsächlich beim Bankerott (s. d.) vor, indem die Gläubiger sich freiwillig mit der Bezahlung eines Theils ihrer Forderung begnügen, ohne daß das Vermögen des Schuldners in förmlichen Konkurs (s. d.) kommt.

Vergniaud, Pierre Victurnien, einer der hervorragendsten Redner der französischen Revolution, geboren 1758 zu Limoges, ließ sich 1781 als Advokat zu Bordeaux nieder und ward 1791 als Deputirter in die gesetzgebende Versammlung gesandt, wo er sich alsbald zum Führer der Girondisten emporschwang. Nach dem Sturze des Girondistenministeriums am 24. März 1792 trat er mit Brissot und Gensonné in Unterhandlungen mit dem König, die sich aber zerschlugen. V. war Präsident der Nationalversammlung, als der König am 10. August bei ihr Schutz suchte und seine Suspension beschlossen wurde. Von dem Departement der Gironde in den Konvent gewählt, unterstützte er im Prozesse Ludwigs XVI. vergeblich den Antrag Salles', das Urtheil über den König der Bestätigung des Volks vorzulegen; dagegen stimmte er gegen den Aufschub des Urtheils. Nachdem am 2. Juni 1793 der Konvent die Verhaftung von 22 girondistischen Deputirten dekretirt, ward V. am 4. Juni verhaftet, mit den Uebrigen am 24. Oktober vor das Revolutionstribunal gestellt und am 21. Oktober mit 20 Gefährten als der vorletzte guillotinirt. Seine Reden erschienen nebst denen Barnave's unter dem Titel „Les orateurs français Barnave et V." (Paris 1820, 4 Bde.).

Vergolden, Ueberziehen metallischer oder nicht metallischer Gegenstände mit Gold. Man unterscheidet Feuervergoldung, kalte, nasse Vergoldung und Vergoldung mit Blattgold. Die Feuervergoldung wendet man hauptsächlich auf Bronze, Kupfer und Silber an und benutzt dazu ein Amalgam aus 1 Theil Gold und 8 Theilen Quecksilber, welches durch Auspressen vom überschüssigen Quecksilber befreit wird, so daß es bei der Benutzung nahe 2 Th. Gold und 1 Th. Quecksilber enthält. Man trägt das Amalgam auf die sorgfältig gereinigte Waare mit einer kleinen messingenen Kratzbürste auf und vermittelt das bessere Haften des Amalgams durch Eintauchen der Bürste in eine salpetersaure Quecksilberauflösung (Quickwasser). Man wäscht nun die Gegenstände und erhitzt sie dann über glühenden Kohlen, um das Quecksilber zu verflüchtigen. Nach Umständen wird das Auftragen des Amalgams 2—3mal wiederholt. Die vergoldete Fläche wird mit Essig abgerieben und dann mit Blutstein und verdünntem Essig polirt. Sollen die Gegenstände matt bleiben, so läßt man 8 Th. Salpeter, 7 Th. Kochsalz und 5 Th. Alaun mit etwas Wasser in einem Schmelztiegel zergehen, bestreicht sie mit diesem Gemenge, erhitzt sie an einem Eisendraht hängend, bis die Salze völlig geschmolzen sind, und taucht sie dann plötzlich in Wasser. Das Rothfärben der vergoldeten Gegenstände geschieht mit Glühwachs (s. d.). Die

Digitized by Google

grüne Vergoldung wird mit silberhaltigem Goldamalgam hervorgebracht. Um die Farbe zu erhöhen, trägt man einen Brei aus 17 Th. Salpeter, 14 Th. Salmiak, 9 Th. Grünspan und etwas Wasser auf, erhitzt, bis der Ueberzug sich zu schwärzen beginnt, taucht das Stück in kaltes Wasser, bestreicht es mit Essig, wäscht es in Wasser und trocknet es bei gelinder Wärme. Vergoldete Silberwaare (Vermeil) hat immer eine Farbe von ziemlich geringer Lebhaftigkeit, man gibt ihr deshalb häufig noch eine kalte Vergoldung, welche indeß auch auf Kupfer, Messing, Tombak und Argentan anwendbar ist. Dieselbe besteht darin, daß man Leinwand mit Goldchloridlösung tränkt, nach dem Trocknen verbrennt und den Goldzunder, welcher metallisches Gold in höchst feiner Vertheilung enthält, mit dem Finger aufreibt. Die kalte Vergoldung ist viel weniger dauerhaft als die Feuervergoldung, weil das Gold nur leicht an der Metalloberfläche haftet. Bei der nassen Vergoldung löst man Gold in Königswasser, setzt Kalibikarbonat hinzu, hängt die gelbgebrannten Tombakgegenstände ½—1 Minute in die kochende Lösung, wäscht sie dann und trocknet sie in Buchensägespänen. Auf Silber ist dies Verfahren nicht anwendbar, weil das sich bildende Chlorsilber das Haften des Goldes verhindert. Stahl, besonders Nähnadeln u. Stricknadeln, vergoldet man durch Eintauchen in goldhaltigen Aether u. Erwärmen. Die Goldschicht haftet fester, wenn man den Stahl vorher mit verdünnter Salpetersäure ätzt, am besten aber ist es, den Stahl zunächst zu verkupfern. Ueber galvanische Vergoldung s. Galvanoplastik. Klingen, Gewehrläufe ꝛc. werden mit Blattgold vergoldet. Man ätzt das Arbeitsstück mit Salpetersäure, erhitzt es, bis es blau anläuft, legt das Blattgold auf, breitet es mit Baumwolle aus, überfährt es leicht mit dem Polirstahl und läßt eine zweite, dritte, auch wohl vierte Schicht folgen. Der letzten Schicht gibt man durch stärkere Anwendung des Polirstahls den nöthigen Glanz. Vergoldete Gegenstände erkennt man daran, daß auch nach Entfernung etwaigen Firnisses eine Kupferchloridlösung keine Veränderung auf ihnen erzeugt. Auf unvergoldetem Tombak oder Messing entsteht hierbei ein schwarzer Fleck.

Vergrößerung, diejenige Wirkung optischer Instrumente, namentlich der Fernröhre und Mikroskope, durch welche alle Gegenstände unter einem größeren Sehwinkel erscheinen als mit unbewaffnetem Auge; s. Fernrohr und Mikroskop.

Vergrößerungsglas, s. v. a. Mikroskop.

Vergrößerungslaterne, s. v. a. Laterna magica.

Verhältniß, im Allgemeinen die Beziehung des Einen auf ein Anderes. Daher ist eine Verhältnißbestimmung eine solche, welche einem Dinge oder einem Begriffe nicht an sich selbst, sondern nur in seiner Beziehung auf ein Anderes, in einer Vergleichung mit dem letztern zukommt. Verhältnißbegriffe oder relative Begriffe heißen vorzugsweise solche, deren ganze Bedeutung auf einer Vergleichung mit einem andern beruht, die also in nothwendiger Beziehung zu einander stehen, wie z. B. groß und klein, rechts und links ꝛc. In der Mathematik versteht man unter V. die Beziehung, unter welcher zwei gleichartige Größen (Glieder), die mit einander verglichen werden, hinsichtlich ihrer Größe zu einander stehen. Vergleicht man die beiden Größen durch Subtraktion, indem man fragt, um wie viel die eine größer ist als die andere, so heißt das V. ein arithmetisches, und das Zeichen desselben ist das zwischen beide Glieder gestellte Subtraktionszeichen (— oder ÷); fragt man dagegen, wie vielmal das eine Glied größer als das andere oder in dem andern enthalten ist, vergleicht man also die Glieder durch Division, so heißt das V. ein geometrisches, und die Bezeichnung ist das dazwischen gestellte Divisionszeichen (:). Beide V.e heißen fallend oder abnehmend, wenn das erste oder Vorderglied größer ist als das zweite oder Hinterglied, im entgegengesetzten Fall steigend oder zunehmend. Wo von V.en schlechtweg die Rede ist, sind immer geometrische gemeint.

Verhältnißwort, s. v. a. Präposition.

Verhärtung (induratio), in der Medicin jede Festigkeitszunahme eines Gewebes des menschlichen Körpers, die mit und ohne Form- und Größenveränderung des erkrankten Organs verbunden sein kann. Im Allgemeinen ist die Ursache einer V. entweder Verminderung der flüssigen und weichen, oder Vermehrung und Einlagerung fester Bestandtheile. Daher erscheinen Gewebe verhärtet bei Blutarmuth, bei Uebernährung (Hypertrophie), Einlagerung von geronnenem Blute, Krebs- und Tuberkelmasse, von sehnigem, schwieligem und knöchernem Gewebe ꝛc. Nach diesen Ursachen, sowie nach dem Sitze der V. ist ihre Wichtigkeit und Behandlung verschieden.

Verhaftung (Gefangennehmung, Arretirung), findet im Strafprozeß theils als Untersuchungshandlung zur Verhütung der Flucht des Angeschuldigten oder um Einverständnissen desselben oder Verdunklungen der Spuren des Verbrechens vorzubeugen, oder auch unter Umständen, um sich der Anwesenheit der Zeugen zum Verhör zu versichern, theils um den Strafvollzug einzuleiten, Statt. Auch im Civilprozeß kann V. als Mittel der Zwangsvollstreckung oder auch als Straf- und Zwangsmittel gegen Zeugen Statt finden. Gegen willkürliche V. pflegen die neuern Verfassungen nach Vorgang der englischen Habeascorpusakte in der Art Schutz zu gewähren, daß entweder die V. nur auf Grund eines richterlichen Befehls erfolgen darf, oder doch der Verhaftete in einer gewissen kurzen Frist vor den Richter gestellt werden muß.

Verhandlung, eine unter Zweien oder Mehren gepflogene Erörterung. Unter den politischen V.en sind die parlamentarischen Debatten hervorzuheben. Für die diplomatischen V.en, welche sich auf internationale Verhältnisse beziehen, ist die herkömmliche Form theils die der schriftlichen Noten, theils die der mündlichen Mittheilung durch Bevollmächtigte oder die Souveräne selbst. Die rechtliche V. findet theils Statt unter Parteien bei Abschließung eines Rechtsgeschäfts (Kauf, Pacht, Miethe ꝛc.) oder Vergleichs, theils vor dem Gericht, und zwar theils zum Zweck der

Digitized by Google

Begründung von Rechtsverhältnissen, theils zur Erledigung von Rechtsstreitigkeiten, theils zur Feststellung der Schuld oder Unschuld im Strafverfahren. Die zusammengehörigen, ein Ganzes bildenden richterlichen V.en bilden ein Verfahren (s. d.). Als Verhandlungsmaxime wird der Grundsatz des Civilprozesses bezeichnet, wonach die Erörterung der streitigen Sache besonders von den Anträgen der Parteien abhängt, im Gegensatz zu der Untersuchungsmaxime, nach welcher der Richter die in Betracht kommenden Rechtsverhältnisse selbstthätig zu ermitteln sucht.

Verhandlungsschriften, s. v. a. Akten (s. d.).

Verhau (Verhack), ein bei Feldbefestigungen häufig in Anwendung kommendes Annäherungshinderniß, nach dem Material, aus dem dasselbe gebildet ist, verschieden benannt. Der Baumverhau besteht aus mehren Reihen umgehauener Bäume, die mit ihren Wipfelenden nach dem Feinde zu kreuzweise übereinander geworfen sind. Man unterscheidet natürliche V.e, bei welchen die Bäume an dem Orte, wo sie gefällt sind, liegen bleiben und nicht ganz durchsägt werden, so daß sie mit etwa $^1/_3$ der Holzstärke mit dem Stamme noch verbunden bleiben, und geschleppte V.e, bei welchen die Bäume von anderen Orten herbeigeschafft werden. Um das Aufräumen eines solchen V.es mehr zu erschweren, befestigt man die einzelnen Stämme durch starke Pfähle, die man vor und zwischen den Aesten einschlägt. Die V.e werden theils vor den Schanzen, theils zur Sicherung des Raums zwischen denselben, oft auch zur Sperrung von Hohlwegen, Wald- und Dorfeingängen angelegt. Sie erfüllen nur dann ihren Zweck, wenn sie durch Gewehr- oder Kartätschenfeuer vertheidigt, namentlich flankirt werden können, weil das Aufräumen dadurch bedeutend erschwert wird. Auch dürfen sie die Offensivbewegungen des Vertheidigers nicht hindern. Der Astverhau besteht aus wenigstens armstarken Baumästen oder kurzstämmigen Bäumen, von 6—10 Fuß Höhe, wovon die schwachen Zweige abgehauen, die stärkeren aber zugespitzt werden. Man bringt diese Art V.e gewöhnlich in den Haupt- und Vorgräben von Schanzen, längs dem Fuße der Kontreskarpe mit den zugespitzten Aesten aufwärts stehend, an, und zwar müssen die Spitzen 3—4 Fuß unter dem Graben oder Glacisrande liegen, damit sie der Feind nicht zum Absteigen in den Graben benutzen kann. Diese V.e sind eines der vorzüglichsten Mittel, um den Nachtheil des todten Winkels in unbestrichenen Gräben zu vermindern. Der Strauchverhau wird von recht struppigen, mit Dornen besetzten und unbeugsamen Aesten ausgeführt und eignet sich vorzüglich zur Versperrung der Glacis, der Berme u. der Eskarpenböschungen der Festungen.

Verheimlichung, das Heimlichhalten einer Thatsache, besonders aber die Heimlichhaltung eines gesetzwidrigen Gegenstandes, z. B. eines Verbrechers (s. Verbergung der Verbrecher), oder eines Verbrechens. Das bloße Verschweigen eines Verbrechens, das ein Anderer begangen hat, ist an und für sich noch kein Verbrechen. Doch gibt es allerdings einige Verbrechen, bei denen die unterlassene Anzeige straffällig macht, was namentlich beim Hochverrath der Fall ist. Anders ist es, wenn bestimmte Handlungen geschehen, um eine verbrecherische That ganz oder zum Theil dem richterlichen Auge zu entziehen, z. B. Vernichtung der Spuren einer That ꝛc., wodurch eine nachfolgende Theilnahme am Verbrechen, eine Begünstigung (s. Concursus ad delictum), oft auch eine besondere Art von Verbrechen, z. B. Diebeshehlerei, entsteht. Die V. der Schwangerschaft und Niederkunft einer unehelich schwangeren Person ist ein Verbrechen, wenn dieselbe, zugleich als ein Versuch zum Kindesmord, in der Absicht geschehen ist, solche Umstände herbeizuführen, daß bei der Entbindung die zur Erhaltung des Kindes nöthige Hülfe mangelt. Die letztere V. ist strafbarer als die der Schwangerschaft.

Verhör, die gerichtliche Befragung einer Person über zweifelhafte Thatumstände, um über dieselben Gewißheit zu erlangen, wird im bürgerlichen Prozeß mit Zeugen und Sachverständigen, im Strafverfahren mit diesen, aber auch mit dem Angeschuldigten vorgenommen. Dasselbe findet in der Regel mündlich Statt, und nur ausnahmsweise kann eine schriftliche Vernehmung vorkommen, z. B. bei Taubstummen, Kranken, die nicht sprechen können, ꝛc. Besonderen Formen sind auch unterworfen die V.e mit Personen, die der Landessprache nicht kundig sind, rücksichtlich der dabei zuzuziehenden Dolmetscher. Um Widersprüche in den Vernehmlassungen verschiedener Personen aufzuklären oder zu beseitigen, werden dieselben einander gegenüber gestellt und einem Kreuzverhör (Konfrontation) unterworfen. Das sogenannte Artikelverhör des älteren Kriminalprozesses findet nicht mehr Statt.

Verholzung, die Bildung des eigentlichen Holzkörpers der Bäume aus dem Splint; s. Holz.

Verhuel, Carel Henrik, Graf, erst holländischer, dann französischer Admiral, geboren um 1770 zu Doesburg in Geldern, trat als Seekadet in holländische Dienste, nahm beim Ausbruch der Revolution von 1795 seinen Abschied, ward aber 1803 als Contreadmiral mit dem Befehl über die holländische Flottille beim Texel betraut und 1804 von Napoleon I., der England mit einer Landung bedrohte, als Viceadmiral berufen. Noch ehe er mit seiner Flottille vor Boulogne ankam, bestand er auf der Höhe von Kap Gruinetz einen Kampf mit einer starken Abtheilung der englischen Flotte, wobei er den Feind zum Rückzug zwang. Nach Holland zurückgekehrt, war er 1806 einer der Deputirten, welche die batavische Republik nach Paris absendete, um wo möglich den Sturz der Verfassung durch Napoleon zu verhüten, erbat aber dort im Namen der Nationalrepräsentanten Ludwig Bonaparte zum König von Holland. Sogleich nach dessen Thronbesteigung ward V. als Graf von Zevenaar zum Marineminister und Reichsmarschall, später zum Gesandten in Paris ernannt. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich trat V. in französische Dienste. In den Jahren 1813 und 1814 vertheidigte er den Helder gegen seine eigenen Landsleute und übergab diesen Hafen erst nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er Generalinspektor der Nordküsten. Während der hundert

Digitized by Google

Tage stand er nicht auf Napoleons Seite. Im Jahre 1819 wurde er zum Pair erhoben, und 1836 fungirte er kurze Zeit als Gesandter in Berlin. Er †1845. Vgl. Grandpierre, Notices sur le vice-admiral comte V, Paris 1845.

Verhungern, s. Hunger.

Verificiren (v. Lat.), darthun, beweisen, besonders das Gleichlauten einer Abschrift mit der Urschrift, die Aechtheit einer Urkunde, die Richtigkeit einer Rechnung beglaubigen.

Veritas, altrömische Personifikation der Wahrheit, als Tochter des Zeus oder des Kronos, als Mutter der Tugend, Amme des Apollo bezeichnet.

Verjährung (Ersitzung), der Erwerb oder Verlust von Rechten durch Zeitablauf unter gewissen Voraussetzungen. Die Klagverjährung (exceptio temporis, longi temporis praescriptio) tritt in der Regel nach 30 Jahren ein, manche Klagen indessen sind einer kürzeren V. unterworfen, während dieselbe zu Gunsten der Kirchen, milden Stiftungen und, wie Manche annehmen, der Städte verlängert ist. Die V. läuft von da an, wo die Veranlassung zur Klagerhebung gegeben ist, z. B. durch Störung des Besitzes, Ablauf des Zahlungstermins; sie wird unterbrochen durch Erhebung und Zufertigung der Klage, aber auch durch Beseitigung der Veranlassung zur Klagerhebung; nach der Unterbrechung kann sie von Neuem zu laufen beginnen. Die Zeit, während welcher die Klage einem Minderjährigen zusteht, oder zu den Adventitien eines Haussohnes gehört, oder während welcher sie wegen eines Stillstandes der Rechtshülfe oder wegen gewisser sonstiger Rechtsgründe, z. B. wegen der Deliberationsfrist des zu belangenden Erben nicht erhoben werden konnte, wird in die Verjährungsfrist nicht eingerechnet, vielmehr ruht die V. während derselben. Der Rechtssicherheit halber haben neuere Gesetzgebungen die V. der aus dem täglichen Geschäftsverkehr entspringenden Klagen, dessen Raschheit entsprechend, verkürzt und die Gründe der Unterbrechung und des Ruhens beschränkt. Einreden können in der Regel einer V. nicht unterworfen sein, da der Beklagte erst durch die nicht von seiner Willkür abhängige Klagerhebung Gelegenheit erhält, sie vorzuschützen. Das Gegenstück der Klagverjährung bildet die Ersitzung (usucapio), welche auch als erwerbende V. bezeichnet wird. Sie besteht in dem Erwerb des Eigenthums durch ununterbrochenen Besitz, und zwar bei der ordentlichen Ersitzung bei beweglichen Sachen während 3, bei unbeweglichen während 10, oder wenn der frühere Eigenthümer abwesend, d. h. in einem andern Obergerichtsbezirk wohnhaft ist, während 20 Jahren, unter Voraussetzung eines Erwerbs (justus titulus), welcher an sich Eigenthum zu begründen geeignet wäre, und des guten Glaubens des Besitzers (bona fides). Dabei wird der Besitz des Vorbesitzers, von dem der jetzige Besitzer den seinigen ableitet, diesem zu Gute gerechnet. Dieser Ersitzung sind aber gewisse Sachen entzogen, nämlich das Eigenthum des Staats, des Fürsten, der Stadt, das unbewegliche Eigenthum der Minderjährigen, der Kirchen und milden Stiftungen, ferner Dotalsachen, sodann gestohlene, mit Gewalt in Besitz genommene u. solche Sachen, die ein Besitzer in bösem Glauben, ohne Wissen des Eigenthümers oder ohne daß dieser sein Eigenthum kannte, veräußerte, ferner Sachen, die einem gesetzlichen Veräußerungsverbot zuwider veräußert werden, endlich Grenzen. Wo aber die ordentliche Ersitzung aus dem einen oder andern Grunde nicht Statt finden kann, da kann der Eigenthumserwerb durch außerordentliche Ersitzung eintreten, wenn der Besitz 30 Jahre lang in gutem Glauben, d. h. in der Meinung, Eigenthümer zu sein, fortgesetzt wird. Die Ersitzung wird unterbrochen durch Aufhören des guten Glaubens oder des Besitzes und durch Klagerhebung, die ordentliche auch dadurch, daß die Sache eine jener Eigenschaften erlangt, durch welche sie der ordentlichen Ersitzung entzogen wird. Servituten werden durch zehnjährigen fehlerfreien Besitz ersessen, gehen aber auch durch Nichtausübung in der gleichen Zeit verloren. Vermöge der unvordenklichen V. (Immemorialverjährung, vetustas) wird ein Recht dann als erworben betrachtet, wenn es während einer Zeit ausgeübt worden ist, deren Anfang über Menschengedenken hinausliegt; sie kann nur angenommen werden, wenn Niemand aus eigner Anschauung oder von Hörensagen bestimmte Auskunft über den Anfang des bestehenden Zustands geben kann, noch von Früherlebenden, denen der Anfang bekannt war, davon gehört hat. Nicht in die Lehre von der V. gehört der Verlust von Rechten durch Versäumniß von Prozeßfristen und dergleichen. Wegen der Wechselverjährung s. Wechsel. Vgl. Unterholzner, Verjährungslehre, 1828, 2 Bde.; Friedländer, Lehre von der unvordenklichen Zeit, 1843. Im Strafrecht kommt eine V. sowohl der Verbrechen wie der Strafe vor, indem nach Ablauf einer gewissen, von den verschiedenen Gesetzgebungen in mehren der Schwere von Verbrechen und Strafe entsprechend bestimmten Abstufungen verschieden festgesetzten Zeit die strafrechtliche Verfolgung eines Verbrechens oder die Vollstreckung einer Strafe nicht mehr Statt finden darf. Die eine wie die andere V. wird durch Maßregeln des Gerichts oder auch des Staatsanwalts zur Verfolgung des Verbrechens oder zur Vollstreckung der Strafe unterbrochen. Rechtfertigt sich die V. des bürgerlichen Rechts durch die Anforderungen der Rechtssicherheit, welche gefährdet werden würde, wenn durch langen Zeitablauf verdunkelte Rechtsverhältnisse, in Betreff deren zuverlässige Beweismittel meist nicht mehr vorhanden sind, zum Gegenstand der Erörterung gemacht würden, so kommt bei der strafrechtlichen V. noch hinzu, daß es hart und unzweckmäßig sein würde, Verbrechen zu ahnden, nachdem sie aus der Erinnerung verschwunden sind und der Thäter selbst ein anderer geworden ist als zur Zeit der That.

Verjauchung, s. Jauche.

Verjüngter Maßstab, s. Maßstab.

Verkalken, s. Kalcination.

Verklärung Christi (transfiguratio Christi), die Umstrahlung Christi auf dem Tabor oder Hermon (Matth. 17), wird in der katholischen Kirche seit dem 11. Jahrhundert am 6. August, in der griechischen unter dem Namen Taborion seit dem 6. Jahrhundert gefeiert.

Digitized by Google

Verklärung Mariä (transfiguratio Mariae), die von der Legende berichtete Umstrahlung der Jungfrau Maria in ihrer Sterbestunde.

Verklarung, s. Seeprotest.

Verkleinerung, diejenige Wirkung optischer Instrumente, durch welche ein Gegenstand unter einem kleineren Sehwinkel wahrgenommen wird als mit bloßem Auge. Diese Wirkung haben für sich allein konkav geschliffene Gläser; vergl. Fernrohr und Mikroskop.

Verknöcherung, s. Ossifikation.

Verkohlung, Zersetzung organischer Stoffe in der Hitze, wobei Sauerstoff, Wasserstoff, eventualiter auch Stickstoff entweichen und mehr oder weniger reine Kohle zurückbleibt. S. Kohle.

Verkrümmung (curvatura), in der Medicin die Abweichung eines Theils aus seiner natürlichen Richtung, findet sich vorzugsweise an Theilen mit knöcherner Grundlage, mit Gelenken und zahlreichen Muskeln, wie an der Wirbelsäule, an Beinen und Armen, am Becken ꝛc., und kann sowohl im Knochengewebe (Erweichung, Rhachitis), wie im Gelenkapparat oder in der Muskulatur (Atrophie, Kontraktur) ihren Grund haben. Mit ihrer Behandlung beschäftigt sich besonders die Orthopädie (s. d.).

Verkürzung, in den zeichnenden Künsten diejenige Darstellung der Körper, welche nicht nach den Verhältnissen der Glieder an sich, sondern nach deren perspektivischer Ansicht auf einem bestimmten Standpunkt entworfen wird. Solche V.en sind immer schwierig und setzen eine genaue Beobachtung der Natur voraus. Unter den ältern Meistern bedienten sich der V.en zuerst mit Glück Luca Signorelli; Raphael und auch Michel Angelo bezeichneten das rechte Maß derselben; Giulio Romano ging bis an die äußersten Grenzen des Schicklichen, und nach ihm, vorzüglich gegen das Ende des 17. und 18. Jahrhunderts, wo man sie als Grundbedingung für Plafondgemälde ansah, artete ihre Anwendung in Geschmacklosigkeit aus.

Verkupfern, Ueberziehen metallischer Gegenstände mit Kupfer. Das V. des Eisens, des Schriftmetalls ꝛc. geschieht gewöhnlich auf galvanoplastischem Wege, s. Galvanoplastik. Eisen und Stahl bedecken sich schon beim Eintauchen in eine Kupferlösung mit einer Kupferschicht, wenn diese aber bei einiger Stärke gut haften soll, muß man besondere Kunstgriffe anwenden. Man versetzt z. B. eine koncentrirte Kupfervitriollösung mit etwas weniger als der Hälfte ihres Volumens englischer Schwefelsäure, taucht in diese Flüssigkeit die stählernen Gegenstände ein, zieht sie sogleich wieder heraus, spült sie einige Male mit heißem Wasser ab und trocknet sie durch Reiben mit geschlämmter Kreide auf einem Läppchen. Das V. des Eisens und Stahls ist häufig eine Vorbereitungsarbeit, um einen Grund für Vergoldung oder Verzinnung durch Aufsieden zu bilden. Zum V. von Zink erhitzt man 12 Theile Weinstein, 1 Theil kohlensaures Kupferoxyd und 24 Theile Wasser auf 75° C., fügt dann Schlämmkreide hinzu, bis das Brausen aufhört, filtrirt, wäscht den Niederschlag aus, vereinigt alle Flüssigkeiten u. legt in dieselben die vorher sehr blank gebeizten Gegenstände, welche in einigen Minuten eine schöne Verkupferung annehmen. Eisen kann auch auf trocknem Wege verkupfert werden, wenn man es bis zum Weißglühen erhitzt und bei völligem Luftabschluß in das geschmolzene Kupfer taucht. Schmiedeeiserne Platten, welche auf diese Weise verkupfert sind, lassen sich gut verarbeiten, ohne daß das Kupfer sich ablöst. Eisenbleche, welche vorläufig verzinkt sind, nehmen beim Eintauchen in geschmolzenes, zum Luftabschluß mit Kohle bedecktes Kupfer bereitwillig einen Kupferüberzug an. Verkupferte Eisenplatten sind zu Dampfkesseln, zum Dachdecken, zum Beschlagen der Schiffe ꝛc. empfohlen worden.

Verlängerung der Frist, s. Frist.

Verlagshandel, s. Buchhandel.

Verlagskatalog, das Verzeichniß der von einem Verlagsbuchhändler unternommenen Werke. In Deutschland war seit dem Entstehen der Buchhändlermesse um die Mitte des 16. Jahrhunderts Ostern die Zeit, wo die Buchhandlungen über ihre Unternehmungen in dergleichen Verzeichnissen berichteten. In Folge der größeren Ausdehnung und Verbreitung der Journalliteratur und der dadurch gebotenen Möglichkeit einer erfolgreichern Ankündigung buchhändlerischer Unternehmungen ist aber diese alte Sitte sehr beschränkt worden. In den ersten Zeiten nach Erfindung der Typographie, wo der Buchhandel ganz in den Händen der Buchdrucker war, machten diese ihre Produkte durch Ankündigungen, welche ausgegeben und wahrscheinlich an den Straßenecken angeschlagen wurden, bekannt, und dieses waren die ersten V.e. Manchmal gingen diesen einfachen Katalogen Raisonnements über den Geist und die Tendenz der angekündigten Unternehmungen programmartig voraus, gewöhnlich aber wurden sie ganz einfach angekündigt. Als die ältesten V.e sind unter den noch vorhandenen zu nennen der von Johann Mendelin in Straßburg (1471) und einer von dem augsburger Drucker Joh. Bämmler (1473).

Verlagskontrakt und **Verlagsrecht**, s. Buchhandel.

Verlassenschaft, s. Erbschaft.

Verlassung (desertio), das Verlassen einer Person, besonders einer solchen, der man irgendwie verpflichtet ist, in einem hülflosen Zustand, besonders in zwei Richtungen juristisch erheblich: die V. eines Ehegatten, s. Desertion, und die böswillige V. der Kinder, s. v. a. Aussetzung, s. Aussetzen der Kinder.

Verletzung über die Hälfte (laesio ultra dimidium), beim Kaufvertrag das Hingeben der Sache um weniger als die Hälfte des Preises, in welchem Fall der Verkäufer die Aufhebung des Kaufs fordern kann. Man gesteht diese, zur Steuerung der Verkäufe aus Noth eingeführte Befugniß gewöhnlich auch dem Käufer zu, wenn der Preis mehr als das Doppelte des Werths beträgt, und überträgt sie auch auf andere Verträge. Auf gemachte Geschäfte aber, oder wenn der Verkäufer den wahren Werth kannte und mit dem Ueberschuß über den Preis dem Käufer ein Geschenk machen wollte, findet jene Befugniß keine Anwendung.

Verleumdung, Art der Ehrenkränkung, Injurie (s. d.), begangen durch Mittheilung solcher Thatsachen an Dritte, welche den Andern in der Achtung seiner Mitbürger herabzusetzen geneigt sind, mit dem Bewußtsein der Unwahrheit.

Digitized by Google

Verlöbniß, s. Sponsalien.

Vermächtniß, s. Legat.

Vermandois, ehemalige französische Grafschaft, später Herzogthum in der Picardie, mit der Hauptstadt St. Quentin, gehört gegenwärtig zum Departement Aisne und geringen Theils zu dem der Somme. Das Ländchen wurde zur gallischen Zeit von den Veromandui, einem Volke im belgischen Gallien, bewohnt und erhielt nach ihnen seinen Namen. Im Mittelalter stand V. unter den mächtigen Grafen von V., die von Pipin, dem Sohne Karls des Großen, abstammten und zugleich Grafen von Troyes, Meaux und Roucy waren. Mit Raoul dem Jüngern erlosch 1167 der Mannsstamm. Seiner Schwester, Elisabeth, vermählten Gräfin von Elsaß und Flandern, machte Philipp der Schöne die Erbschaft streitig und entriß sie ihr 1184 mit Waffengewalt, so daß 1194 Elisabeth ihre Ansprüche gegen Entschädigung der Krone abtrat. Die Grafschaft gehörte nun lange zur Krone, ward aber zum Herzogthum und zur Pairie erhoben, und Ludwig XIV. schenkte sie Ludwig von Bourbon, seinem natürlichen Sohn von der Herzogin von Valière, mit dem 1681 der Titel Herzog von V. erlosch.

Vermanton, Stadt im französischen Departement Yonne, Arrondissement Auxerre, am Cure, hat Weinbau (guter Burgunder), starken Holzhandel und 2509 Einw. In der Nähe die Höhle von Arcy.

Vermessenheit, diejenige Ausartung des Muthes, bei welcher man einem unrichtigen, zu groß angenommenen Maße seiner Kräfte vertraut, unterscheidet sich dadurch von der Verwegenheit und Tollkühnheit, daß diese die Gefahr aus Unkenntniß derselben verachtet, auch kein höherer Beweggrund vorhanden ist, sich ihr auszusetzen.

Vermessingen, s. Galvanoplastik.

Vermessung, die Ermittelung der Gestalt und Größe kleinerer oder größerer Theile der Erdoberfläche nach ihrer horizontalen Ausdehnung, in der Regel mit bildlicher Darstellung (Aufnahme) derselben verbunden. Da alle Ermittelungen räumlicher Verhältnisse von der Bestimmung gerader Linien und Winkel ausgehen, welche entweder unmittelbar durch wirkliches Messen oder mittelbar durch Beurtheilung nach geometrischen Abhängigkeitsgesetzen geschieht, so bildet die Gesammtheit der die Linien- und Winkelmessung betreffenden geometrischen Lehrsätze und Aufgaben die Theorie, auf welche sich alle V.en stützen. Das Stück der Erdoberfläche, welches den Gegenstand der V. bildet, ist weder eine völlig ebene, noch eine regelmäßig begrenzte Fläche. Wenn es nun Aufgabe einer V. ist, von dem vorliegenden Terraintheil ein in mathematischem Sinne vollkommen ähnliches Bild nach seiner horizontalen Ausdehnung herzustellen, so kann dies nur so verstanden werden, daß alle die Gestalt desselben bestimmenden und sonst wichtigen Punkte nur in ihren Projektionen auf eine und dieselbe Ebene, folglich ihre gegenseitigen Lagen nur durch horizontale Entfernungs- und Richtungsgrößen, d. h. gerade Linien u. horizontale Winkel, dargestellt werden sollen. Was die Linienmessung betrifft, so muß man eine zu messende gerade Linie abstecken, d. h. ihre Endpunkte durch Signale (Meßstäbe, Meßfahnen) bezeichnen. Diese Signale müssen genau senkrecht gerichtet werden, denn da die Richtung einer Linie durch Visiren, d. i. durch Hinsehen, bestimmt wird, die Visirlinie aber die Projektion der auf dem Boden hinlaufenden Linie sein muß, so müssen beide in eine Vertikalebene fallen, welche eben durch die senkrecht eingesteckten Signale bestimmt wird. Ein schiefer Stand der Signale ist nur dann ohne störenden Einfluß, wenn der Winkel, welchen sie mit dem Boden bilden, in die bezeichnete Vertikalebene fällt. Zum Messen gerader Linien dienen die Meßkette (s. d.) und Maßstäbe (s. Maßstab). Auf sehr hügeligem Terrain, wo man wegen des beträchtlichen Abweichens der schiefen Ebene von der horizontalen die sogenannte Staffelmessung anwenden muß, benutzt man eine stufen- oder absatzweise Statt findende Messung, bei welcher die ganze schiefe Linie in lauter Stücke zerlegt wird, von deren jedem man die Horizontalprojektion mißt. Die genauesten Linienmessungen hat man zu dem Behuf der Gradmessungen (s. d.) vorgenommen. Um die Lage u. Gestalt einer krummen Linie zu bestimmen, legt man in ihre Nähe eine oder mehre an einander anschließende gerade Standlinien, welche die krumme Linie auch schneiden kann, sucht darauf in dieser diejenigen Punkte, zwischen denen Stücke liegen, welche nahezu als gerade Linien angesehen werden können, und fällt von diesen Lothe nach den in der Nähe liegenden Standlinien. Auf diese Weise erhält man ein oder mehre Koordinatensysteme, in denen jede Standlinie die Abscissenaxe, die Entfernungen der Fußpunkte der Lothe vom Anfangspunkte der Standlinie die Abscissen, die Lothe selbst aber die dazu gehörigen Ordinaten bilden. Soll dann die krumme Linie gezeichnet werden, so wird zuerst die Abscissenaxe angelegt und auf dieser werden dann nach einem verjüngten Maßstabe die einzelnen Abscissen auf-, die Ordinaten angetragen, deren Endpunkte den Lauf der krummen, hierdurch in eine gebrochene verwandelten (rektificirten) Linie bezeichnen. Dies Verfahren wird als Exhaustionsmethode bezeichnet. Wenn die unmittelbare Messung einer Linie durch Hindernisse unmöglich gemacht wird, so kann man zur Kenntniß ihrer Länge auch auf die Weise gelangen, daß man sie zur Seite eines Dreiecks macht, von welchem drei andere dasselbe bestimmende Stücke bekannt sein müssen. Diese drei anderen Stücke, welche nach den Gesetzen der Kongruenz der Dreiecke entweder 2 Seiten und ein Winkel oder eine Seite und 2 Winkel sein können, müssen durch unmittelbare Messung gefunden oder, wenn diese auch hier unthunlich ist, wieder aus einem andern Dreieck entnommen werden. Es machen sich dann zusammenhängende Konstruktionen meist von Scheitel- und ähnlichen Dreiecken nothwendig, so daß in einigen derselben alle Linien gemessen und daraus Schlüsse auf die nicht meßbaren Linien der andern gezogen werden können. Die Messung eines Winkels auf der Erdoberfläche, eine der hauptsächlichsten Aufgaben der Meßkunst, geschieht entweder direkt vermittelst besonderer Winkelmeßinstrumente, die im Artikel

Digitized by Google

Meßkunst aufgeführt sind, oder indirekt durch geometrische, nach den das Dreieck betreffenden Lehrsätzen ausgeführte Konstruktionen, aus denen sich die Größe der Winkel an solchen Punkten ergibt, wo eine Messung mit dem Instrument nicht Statt gefunden hat. In der Regel werden diese Konstruktionen durch verbundene Linien- und Winkelmessung ausgeführt, so daß die an einem Punkte nicht gemessenen Winkel durch an andern Punkten gemessene bestimmt werden. Da, wie oben bemerkt, nur horizontale Winkel, also bloß die Projektionen der in schiefer Ebene liegenden Winkel aufgenommen werden, so müssen etwa schief gemessene Winkel, wie sie die Reflexionsinstrumente, z. B. Spiegelsextanten, liefern, erst auf den Horizont reducirt werden; in den meisten Fällen bedient man sich jedoch bei Winkelaufnahmen solcher Instrumente, welche den Winkel sogleich auf den Horizont reducirt geben. Verbindung der Linien- u. Winkelmessung findet Statt, wenn es sich um Bestimmung von Entfernungen, die nicht direkt gemessen werden können, oder um das Abstecken unter einem gegebenen Winkel einander schneidender oder paralleler Linien, oder um Festlegung von Punkten handelt. Die hier vorkommenden Aufgaben sind: die Entfernung zwischen zwei Punkten zu finden, von denen entweder beide, oder nur einer oder keiner zugänglich sind; das Abstecken eines Winkels, welches sich dann nothwendig macht, wenn eine geradlinige Figur vom Papier im großen Maßstabe richtig proportionirt auf das Feld übergetragen werden soll, wie dies bei Gemeinheitstheilungen und Separationen vorkommt; das Vorwärtseinschneiden oder die Bestimmung eines Punktes von zwei andern der Lage nach bekannten aus, zu denen man gelangen kann; das Seitwärtseinschneiden oder die Bestimmung eines Punktes gegen zwei andere bekannte, aber nicht zugängliche, in deren geradlinige Distanz (Alignement) man aber seitwärts kommen kann, und das Rückwärtseinschneiden oder die Bestimmung eines selbst zugänglichen Punktes gegen drei andere der Lage nach gegebene, aber nicht zugängliche Punkte, nach denen man jedoch von jenem aus visiren kann. Die Figurenmessung endlich beruht ebenfalls auf kombinirter Linien- und Winkelmessung. Es gibt verschiedene Methoden derselben, welche bei ausgedehnteren V.en meist vereinigt zur Anwendung kommen, deren Wahl aber für die einzelnen Fälle theils von dem Zweck der Aufnahme, theils von der Größe des zu vermessenden Terrains, theils von der Beschaffenheit desselben, theils endlich von den zu Gebote stehenden Mitteln abhängig ist. Bei der Dreiecks- oder Triangulirungsmethode wird zuvörderst durch astronomische Operationen die Lage einiger Hauptörter des zu vermessenden Landes nach ihrer geographischen Länge und Breite bestimmt. Darauf werden im Anschluß an diese astronomisch-geographischen Bestimmungen mittelst trigonometrischer Operationen die gegenseitigen Lagen und Entfernungen aller Hauptörter dadurch bestimmt, daß man dieselben zu Winkelpunkten einer zusammenhängenden Reihe großer Dreiecke macht. Eine solche Reihe von Dreiecken heißt ein trigonometrisches Netz; die zuerst gewonnenen Dreiecke aber bezeichnet man als Dreiecke erster Ordnung. Theorie und Erfahrung lehren, daß diese Dreiecke am besten möglichst gleichseitig und ihre Seiten zwischen 15,000 und 25,000 Ruthen lang genommen werden. Die trigonometrische V. beginnt daher mit der sorgfältigen Auswahl der Dreiecks-punkte und mit der Bezeichnung derselben durch weithin sichtbare trigonometrische Signale. Hierauf schreitet man zur V. einer Basis. Diese muß in einer möglichst ebenen Gegend gewählt und aufs genaueste vermessen werden, und zwar genügt für sie eine Länge von etwa 2000 Ruthen. Durch Berechnung geht man von ihr allmählig zur ersten Seite eines Hauptdreiecks über. Zur Kontrole der gemachten Längenmessung mißt man in möglichst großer Entfernung von der ersten Basis noch eine zweite, die Verifikationsbasis, die man zugleich durch Berechnung aus der ersten abgeleitet hat, um das Resultat der direkten Messung mit dem durch Rechnung gefundenen vergleichen zu können. Auf die Basismessung folgt unmittelbar die Aufnahme der Winkel, welche in allen Dreiecken erster Ordnung sämmtlich mehrmals aufs genaueste gemessen werden müssen, da ein falsch gemessener Winkel einen um so größeren Fehler für die Länge der Seiten erzeugt, je größer das Dreieck ist, weshalb alle durch die Umstände veranlaßten Korrektionen vorzunehmen sind. Sind auf diese Weise die Dreiecke erster Ordnung bestimmt, so wird in dieselben ein Netz von Dreiecken zweiter Ordnung gelegt. Für diese gilt als Regel, keine Winkel unter 20° vorkommen zu lassen und die Seiten wo möglich nicht über 6000 Ruthen lang zu nehmen. An diese Dreiecke schließen sich dann die Dreiecke dritter Ordnung, auch wohl noch vierter Ordnung ꝛc. an. Bei den Dreiecken dritter Ordnung sind Winkel bis zu 16° herab zulässig. Das Ineinanderlegen der Dreiecke der verschiedenen Ordnungen geschieht in der Weise, daß die Dreieckspunkte erster Ordnung auch zugleich Dreieckspunkte zweiter, dritter, vierter Ordnung, Dreieckspunkte zweiter auch zugleich solche dritter, vierter Ordnung ꝛc. sind. Ist auf diese Weise das zu vermessende Land mit einem trigonometrischen Netz so überzogen, daß die einzelnen Dreiecke desselben genau festgelegt und bezeichnet sind, so schreitet man zur V. dieser einzelnen Dreiecke, zur sogenannten Detailaufnahme. Für ein kleineres Terrain kann letztere auch unabhängig, und ohne sich an ein trigonometrisches Netz anzulehnen, vorgenommen werden, und zwar ebenfalls am bequemsten nach der Triangulirungsmethode. Ein Dreiecksnetz, das man zum Behuf der Detailaufnahme entweder in ein trigonometrisches Dreieck oder in ein unabhängig zu vermessendes kleines Gebiet legt, heißt ein graphisches Dreiecksnetz, weil bei dessen Festlegung in der Regel keine trigonometrischen Berechnungen im Großen zur Anwendung kommen, dieselbe vielmehr größtentheils durch unmittelbare graphische Aufnahme mit dem Meßtische geschieht. Es wird hierbei übrigens im Kleinen ebenso verfahren wie vorher im Großen. Eine besondere Modifikation der Triangulirungsmethode ist die Diagonalmethode,

Digitized by Google

nach welcher man ein Vieleck durch Diagonalen in Dreiecke zerlegt, deren Seiten man dann einzeln mit der Kette mißt. Es ist diese Methode bei Aufnahme kleinerer Terraintheile und bei ebener und übersichtlicher Terrainbeschaffenheit anwendbar, jedoch zeitraubend, auch gibt sie ein ungenaues Resultat. Die Perpendikularmethode ist die Anwendung der oben erwähnten, zur Aufnahme krummer Linien dienenden Exhaustionsmethode auf die Aufnahme ganzer Figuren, deren einzelne Winkel und sonstige bemerkenswerthe Punkte man wie dort durch Ordinaten gegen eine als Abscissenaxe dienende Standlinie bestimmt. Sie eignet sich nur zur Aufnahme nicht sehr ausgedehnter Flächen, sowie bei umfangreicheren V.en zur Aufnahme von Gewässern, Wegen, Gehöften ꝛc. Die Parallelmethode besteht darin, daß man über das ganze zu vermessende Terrain Parallelen in bestimmter Entfernung von einander absteckt und vermißt, ist aber, als langwierig und oft schwierig, nicht sehr empfehlenswerth. Die Perimetermethode endlich ist das Verfahren, eine Figur bloß auf die Weise aufzunehmen, daß man fortschreitend die Begrenzungslinien ihres Umfangs nebst den von je zwei Seiten eingeschlossenen Winkeln mißt. Man bedient sich dieser Methode, des sogenannten Stationirens, mit Vortheil nur bei Aufnahme kleiner Terrainstücke; in größerem Umfang angewandt, ist sie beschwerlich und gibt wenig Garantie für die Richtigkeit der Messung.

Vermeyen, Jan, auch Hans mit dem Barte genannt, niederländischer Schlachtenmaler, geboren 1500 zu Beverwyk bei Haarlem, begleitete Kaiser Karl V. auf seinen Feldzügen und sammelte dabei Motive, wonach er dann, in sein Vaterland zurückgekehrt, mehre Gemälde ausführte. Er † zu Brüssel 1559. Nach seinen Darstellungen der Kriegsthaten und Triumphe Karls V. sind die kostbaren Tapeten gewebt, welche noch jetzt in Wien aufbewahrt werden. Am berühmtesten sind seine 10 großen Kartons, die den Zug des Kaisers nach Tunis, in Wasserfarben gemalt (20 Fuß lang, 12 Fuß hoch), darstellen, ebenfalls in Wien befindlich.

Vermiethen (locare), durch einen Miethkontrakt Etwas einem Andern zum Gebrauch überlassen, s. Pacht.

Vermifuga (sc. remedia, lat.), wurmtreibende Mittel.

Vermigli, Pietro, genannt Martyr, einer der Reformatoren des 16. Jahrhunderts, geboren den 8. Sept. 1500 zu Florenz, trat 1516 in das Kloster der regulirten Augustinerchorherren, studirte dann zu Padua Theologie, bekleidete verschiedene geistliche Aemter zu Spoleto, Neapel u. Lucca, sagte sich aber 1542 vom Papstthum los und schloß sich zu Straßburg an Calvin an. Im Jahre 1547 ward er Lehrer zu Oxford, 1553 in Straßburg und 1556 in Zürich; † den 12. Nov. 1562. Von seinen Schriften sind außer Kommentaren zu alt- und neutestamentlichen Büchern die „Loci communes theologici" (herausgegeben von Massow, London 1575, und Grynäus, Basel 1580 u. öfter) hervorzuheben. Seine Biographie lieferten Schlosser (Heidelberg 1807) und Schmidt (Elberfeld 1858).

Vermillon (franz.), der schönste, aus China über Holland eingeführte Zinnober; vgl. Quecksilber.

Vermindert, in der Musik die kleinen Intervalle, die wieder eine Verkleinerung erhalten haben, die reine Quarte um einen halben Ton verkleinert, und solche, deren Grundton des Akkords um einen halben Ton erhöht wurde; s. Intervall.

Vermischungsrechnung, s. Alligationsrechnung.

Vermögen, Fähigkeit zu einer Thätigkeit, daher z. B. Sehvermögen, geistiges V. Auf die äußeren Mittel zur Thätigkeit bezogen ist V. Inbegriff der Einem zustehenden Sachgüter — einschließlich der Rechte, welche Sachwerth haben (Vermögensrecht im Gegensatz zu persönlichen, Familienrechten), in welchem Sinn V. meist in der Volkswirthschaftslehre, in der Rechtswissenschaft und im gewöhnlichen Leben, hier oft mit dem Nebenbegriff der Größe, als Wohlhabenheit oder Reichthum, genommen wird. Häufig denkt man sich dabei, die Schulden abgerechnet, reines V. Nach den Bestandtheilen unterscheidet man bewegliches und unbewegliches V., zu welchem letzteren die dinglichen Rechte an Grundstücken, während zu dem ersteren die Forderungsrechte sogenannter Kapitalien gerechnet werden. Nach der Art der Verwendung zerfällt es in erwerbendes V., das zu weiterem Erwerb dient, und in Genußvermögen. Eine u. dieselbe Sache kann aber bald dem Einen, bald dem Andern angehören. Von dem Vermögensstamm als dem zu einem bestimmten Zeitpunkt vorhandenen V. sind zu unterscheiden die Einnahmen, der Ertrag, das Einkommen. Das reine V. aller Angehörigen eines Staats, einschließlich dessen der bestehenden Anstalten, Gesellschaften, juristischen Personen, sowie des Staats selbst bildet das Volksvermögen; man hat für verschiedene Länder Berechnungen desselben angestellt, welche indessen nur als Schätzungen gelten können. Auf die Größe des Volksvermögens gestatten Schlüsse die Lebensweise der Arbeiter, die Ausdehnung der Unternehmungen der Einzelnen und der Gesellschaften, der Aufwand für öffentliche Zwecke. Neben der absoluten Größe kommt die Vertheilung des V.s in Betracht. Ebenso äußern geistige und körperliche Eigenschaften, Fähigkeiten, Bildung, Gewohnheiten, ferner die durch die natürliche Lage und Beschaffenheit des Landes dargebotenen Hülfsmittel bei der Gütererzeugung — oder umgekehrt die dadurch hervorgerufenen Hemmnisse u. Bedürfnisse (z. B. Wärme und Feuchtigkeit der Luft, Niederschläge, natürliche Triebkräfte des Windes, Wassers, Häfen ꝛc.) einen wesentlichen Einfluß auf die Vermögenslage des Einzelnen und des Volks; ohne Verwirrung der Begriffe herbeizuführen können aber jene Verhältnisse, wenn sie günstig sind, nicht als Bestandtheil des V.s angesehen und veranschlagt werden. Die französische und die englische Sprache entbehren eines dem Begriff V. (lat. familia, bona) entsprechenden Ausdrucks; sie gebrauchen dafür richesse und wealth.

Vermögenssteuer. Die Veranlagung der Steuern nach dem Vermögen ist theils wegen der Schwierigkeit der Ermittelung des letzteren, die von Zeit zu Zeit wiederholt werden müßte, sehr kostspielig und unsicher, theils sehr ungerecht und

Digitized by Google

unzweckmäßig, da wegen der Verschiedenheit der Ertragsfähigkeit des Vermögens u. der wirklichen Erträge die Steuern nicht im Verhältniß zur Steuerkraft, dem Einkommen, vertheilt werden u. manche Steuerkräfte ganz unbelastet bleiben würden. Noch weniger gerecht ist es, die V. auf einige Klassen von Vermögen zu beschränken, wie etwa auf dasjenige, welches nicht im Geschäft des Besitzers angelegt ist, z. B. Leihkapitalien, Aktien und dergleichen. Gleichwohl sind V.n sehr vielfach in Anwendung gekommen. Die Eisphora der Athener war eine V.; die Klasseneintheilung des Servius Tullius legte das Vermögen zu Grunde. Schoß, Schatzung und Losung der Reichsstädte, die unter dem Namen „gemeiner Pfennig" erhobenen Reichssteuern waren V.n, und in Bremen wird noch heute ein Vermögensschoß (1863 = 154,666 Thaler Gold) nach dem Vermögen als außerordentliche Steuer (jedoch 1730 bis 1863 72mal angewendet) auf Bürgereid ohne Kontrole in die Schoßkiste eingelegt.

Vermont, der nordwestlichste der Neuenglandstaaten, ein Binnenstaat, liegt zwischen 42° 44′ und 45° nördl. Br. u. zwischen 71° 30′ u. 73° 20′ westl. L., grenzt gegen Norden an Untercanada, gegen Osten an Newhampshire, durch den Connecticut davon getrennt, gegen Süden an Massachusetts und gegen Westen an Newyork, größtentheils durch den Champlainsee von diesen Staaten geschieden, und hat einen Flächeninhalt von 480 QMeilen (6,535,680 Acres). Das Land ist, mit Ausnahme der Umgebungen des Champlainsee's in einer Breite von 5—10 Meilen, uneben und wird seiner ganzen Länge nach von Süden nach Norden von den Green Mountains (den grünen Bergen, von denen der Staat auch seinen Namen hat) durchzogen. Im Süden 10—15 Meilen breit, theilt sich dieser Bergzug gegen die Mitte des Staats hin in 2 Ketten, von denen die eine die nördliche Richtung beibehält und die höchsten Erhebungen bei hier und da unterbrochenem Kamm hat, die andere aber als zwar ununterbrochene, aber niedrige Landhöhe nach Nordosten zieht. Ungefähr in der Mitte des Staats haben die Green Mountains eine für den Verkehr wichtige Einsenkung, in der die fast aus demselben Sumpfe entspringenden oberen Quellflüsse des Onionflusses und des Whiteriver einerseits zum Champlainsee, andererseits zum Connecticut abfließen. Die höchsten Spitzen der Green Mountains sind der Camils Rump (4190 Fuß) und der Mansfield (4280 F.). Die Hauptgewässer des Staats sind an seiner östlichen Grenze der Connecticut, an der westlichen der Champlainsee. Die ansehnlichsten der dem Staate selbst angehörigen Flüsse, der für kleinere Fahrzeuge bis Vergennes schiffbare Otter-Creek und der Onion oder Winooski, fließen dem Champlainsee zu, von dessen 600 englische QMeilen großer Wasserfläche über $^2/_3$ zu V. gehören. Er ist für den Handel des Staats von großer Bedeutung, da er einerseits mit dem St. Lorenz, andererseits durch den Champlainkanal mit dem Hudson in Verbindung steht. Das Klima ist gesund, obwohl der Winter sehr kalt zu sein pflegt. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt ungefähr 5°,1 R. Der Frost stellt sich in der Regel schon in der zweiten Hälfte des September ein. Die Bodenbeschaffenheit ist mehr zu Graswuchs als zu Getreidebau geeignet, daher Viehzucht Hauptnahrungszweig der Einwohner ist. Weizen wird besonders um den Champlainsee, Mais in den Thälern der Flußniederungen gebaut. Weitere Produkte des Landbau's sind Roggen, Gerste, Hafer, Buchweizen, Kartoffeln, Erbsen, Flachs ꝛc. Die Wälder bestehen im Osten der Green Mountains aus Birken, Buchen, Ahornbäumen, Eschen, Ulmen und Wallnußbäumen (Juglans cathartica *Mich.*), im Westen aus mit Laubholz gemischtem Nadelholz. Das Thierreich liefert besonders Rindvieh, Schafe und Schweine; das Mineralreich Eisen, Blei, Zink, Marmor, Porzellanerde. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Pot- und Perlasche, Rind- und Schweinefleisch, Butter, Käse, Vieh ꝛc. Die Bevölkerung betrug 1840 291,948, 1850 314,120, 1860 315,098 Seelen (darunter 709 freie Farbige). Die Einwohner sind überwiegend anglo-amerikanischer Abkunft; außerdem zählt man etwa 15,000 Irländer, gegen 2000 Engländer, gegen 1000 Schotten und gegen 400 Deutsche. Der bei weitem wichtigste Nahrungszweig ist die Landwirthschaft, mit der 1840 72,150 Menschen beschäftigt waren. Die Fläche des kultivirten Bodens betrug 1850 2,601,409, 1860 2,758,443 Acres, des unkultivirten Bodens 1850 1,524,413, 1860 1,402,396 Acres. Es wurden 1860 gebaut 431,127 Bushels Weizen, 130,976 B. Roggen, 1,463,020 B. Mais, 3,511,605 B. Hafer, 12,153 Pfund Tabak, 68,912 B. Erbsen und Bohnen, 5,147,908 B. Kartoffeln, 623 B. süße Kartoffeln, 75,282 B. Gerste, 215,821 B. Buchweizen, Obst im Werth von 198,427 Dollars, 2923 Gallonen Wein, Gartengewächse im Werth von 24,792 Doll., 919,066 Tonnen Heu, 2441 Bushels Kleesamen, 11,420 B. Grassamen, 3 Tonnen Hanf, 631,641 Pfund Hopfen, 5107 Pfund Flachs, 331 Bushels Leinsamen, 9,819,939 Pfund Ahornzucker, 8258 Pfd. Wachs, 204,647 Pfd. Honig. Der Viehstand betrug 1860 67,250 Pferde, 35 Esel und Maulthiere, 171,698 Milchkühe, 42,860 Zugochsen, 149,359 Stück anderes Rindvieh, 721,993 Schafe, 49,433 Schweine, der Werth des gesammten Viehstandes 15,884,393 Dollars. Die Industrie steht hinter der der übrigen Neuenglandstaaten zurück; am meisten sind Woll-, Baumwoll-, Eisen- und Lederindustrie vertreten. Der Handel ist ebenfalls von keinem Belang. Hauptmärkte sind im Osten der Green Mountains Hartford und Boston, im Westen Newyork und Montreal. Der Werth der Ausfuhr betrug 1860—61 809,073, der der Einfuhr 3,459,811 Dollars. An Eisenbahnen waren 1859 112 Meilen in Betrieb. Die vorherrschenden Religionsparteien sind die Kongregationalisten, Baptisten, Methodisten und Episkopalen. Außerdem gibt es auch zahlreiche Universalisten u. Christians, einige Unitarier und römische Katholiken, welche unter dem Bisthum Boston stehen. An höheren Unterrichtsanstalten hat der Staat die University of Vermont in Burlington (1791 gegründet), das Middleburycollege in Middlebury (1800 gegründet) und die Norwichuniversity in Norwich, alle drei kongregationalistisch; 2 medicinische Schulen zu Castleton (1818) und zu Woodstock (1835 ge-

Digitized by Google

gründet). Ferner bestehen 46 Mittelschulen und (1852) 2514 Gemeindeschulen, welche, nachdem der Schulfond 1845 zu Bezahlung der Staatsschuld verwandt worden, auf Staatskosten unterhalten werden. An öffentlichen Bibliotheken besitzt der Staat 30, ausschließlich der Universitäts- und Collegebibliotheken. Ein Staatsgefängniß ist zu Windsor, eine Irrenanstalt zu Brattleborough. Die erste Konstitution erhielt V. 1777; die gegenwärtige rührt von 1793 her, wurde aber 1836 dahin amendirt, daß die legislative Gewalt, welche bis dahin ausschließlich in den Händen eines Repräsentantenhauses gelegen, nun auch auf einen Senat übertragen wurde. Letzterer besteht aus 30 Mitgliedern, das Repräsentantenhaus aus 130, welche alle Jahre neu erwählt werden. Senat und Repräsentantenhaus bilden die General Assembly of the State of V., welche sich jährlich im Oktober zu Montpelier versammelt. Die Exekutivgewalt ist in den Händen eines Gouverneurs, dem ein Vicegouverneur, zugleich Präsident des Senats, zur Seite steht, und eines aus 12 jährlich neu gewählten Mitgliedern bestehenden Raths (executive council), an dessen Bestimmung der Präsident in den meisten Fällen gebunden ist. Letzterer muß das 30. Jahr zurückgelegt haben, Bürger der Vereinigten Staaten sein und während der letzten 4 Jahre im Staate V. gewohnt haben. Gouverneur und Rath haben das Begnadigungsrecht außer für Hochverrath und Mord; der Gouverneur hat ein Suspensivveto gegen eine Bill, doch kann eine $^2/_3$-Majorität in beiden Häusern bei der Wiederberathung dieselbe zum Gesetz erheben. Alle Mitglieder der Regierung werden jährlich neu gewählt. Wähler ist jeder 21 Jahre alte männliche Einwohner, welcher während des der Wahl unmittelbar vorhergegangenen Jahres im Staate gewohnt hat. Die Senatoren müssen ein Alter von 30 Jahren haben und werden durch Stimmenmehrheit alljährlich nach Counties gewählt. V. sendet zum Kongreß nach Washington 2 Senatoren und 3 Mitglieder des Repräsentantenhauses und hat bei der Wahl des Präsidenten der Vereinigten Staaten 5 Stimmen. Für die Rechtspflege bestehen ein höchstes Gericht (supreme court, Appellationsinstanz), 14 Grafschaftsgerichte und ein Kanzleigericht (court of chancery, Billigkeitsgericht). Die Richter werden jährlich von der Legislatur ernannt. Die Finanzen des Staats sind in gutem Zustande; die Einnahmen betrugen 1860 241,089, die Ausgaben 230,489 Dollars. Schulden hat der Staat nicht. Im Jahre 1860 bestanden 42 Banken mit über 4 Millionen Doll. Kapital, nahe an 4 Mill. Doll. Notenumlauf und nahe an 900,000 Doll. Depositen. Die Miliz zählte 1860 23,000 Mann. Der Staat zerfällt in 14 Counties. Hauptstadt ist Montpelier. Die ersten Niederlassungen erhielt das Land durch Ansiedler aus Massachusetts. Von 1741—64 ward es sowohl von Newhampshire als Newyork in Anspruch genommen. Letzteres erhielt es 1764 vom britischen Parlament zugesprochen, erkannte aber am 17. Oktober 1790 für 30,000 Dollars die Unabhängigkeit V.s an, das am 4. März 1791 als souveräner Staat in die Union trat.

Vermuthung (praesumtio), die auf einer Schlußfolgerung aus vorliegenden Thatsachen beruhende Wahrscheinlichkeit oder Nichtwahrscheinlichkeit einer als geschehen oder nichtgeschehen in Frage befindlichen Thatsache. Dieser auf Erfahrungsgrundsätzen und den Denkgesetzen beruhenden V. (praesumtio facti) steht im Rechtswesen die rechtliche oder gesetzliche V. (praesumtio juris seu legis) entgegen, nach welcher eine Thatsache so lange für wahr gilt, bis das Gegentheil erwiesen ist. In manchen Fällen ist dieser Gegenbeweis erschwert oder gänzlich ausgeschlossen (praesumtio juris et de jure).

Vernageln des Geschützes, ein Geschützrohr dadurch für einige Zeit unbrauchbar machen, daß man einen stählernen, an den vier Kanten mit eingehauenen Widerhaken versehenen Nagel in das Zündloch treibt und über demselben kurz abbricht. Noch sicherer wird der Zweck erreicht, wenn man einen, von seiner Stange abgenommenen Wischkolben bis an den Boden des Rohres bringt und jenen Nagel lang genug macht, um bis in den Kolben zu reichen. Es geschieht, wenn man dem Feinde so schnell entfliehen muß, daß die Zeit nicht erlaubt, die Kanonen mitzunehmen. Um vernageltes Geschütz wieder brauchbar zu machen, muß der Zündlochstollen ausgeschraubt und durch einen neuen ersetzt werden.

Vernageln eines Pferdes, beim Beschlagen der Pferde vorkommender Fehler, wobei der Hufnagel nicht in der Hornwand bleibt, sondern weiter nach innen eindringt und den fleischigen Theil zwischen dem Horn und dem Hufbein (das sogenannte Leben) verletzt, wodurch Lahmgehen, ja selbst Entzündung und zuletzt Verlust des Hufes herbeigeführt werden kann.

Vernarbung (cicatrisatio), eine Operation der Natur, durch welche alle organischen und lebenden Systeme vereinigt werden können, nachdem sie eine Kontinuitätslösung mit oder ohne Substanzverlust erfahren haben.

Vernehmung, s. Verhör.

Vernet, Dorf im französischen Departement Ostpyrenäen, in einem schönen Thale, baut guten Rothwein, hat berühmte warme Schwefelquellen (gegen Unterleibsbeschwerden, Frauenleiden, Hautkrankheiten ꝛc. empfohlen) mit Badeanstalten, die zu den ältesten in Frankreich gehören, und zählt gegen 1000 Einwohner.

Vernet, 1) Claude Josephe, französischer Landschafts- und Marinemaler, geboren den 14. August 1714 zu Avignon, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater Antoine V. und ging gegen 1732 nach Rom, wo er sich namentlich durch Bilder in der Gallerie Borgheſe und im Palazzo Rondanini, worin er den Salvator Rosa glücklich nachgeahmt hatte, bekannt machte. Im Jahre 1753 nach Frankreich zurückgekehrt, ward er Mitglied der Akademie u. malte für Ludwig XV. die Reihenfolge von Ansichten französischer Seehäfen, welche jetzt eine Zierde des Museums des Louvre und durch die Kupferstiche von Philipp Lebas bekannt geworden ist. Im Jahre 1763 ließ er sich zu Paris nieder, wo er den 3. December 1789 †. V.s zahlreiche Landschaften und Seestücke machen sich vorzüglich durch die edle, originelle, oft sehr poetische Komposition, die treffliche Zeichnung, die geschmackvolle Staffage und die

Digitized by Google

meist entschieden gewählte und fein durchgeführte Beleuchtung geltend.

2) Antoine Charles Horace, genannt Carle V., trefflicher Thier-, Schlachten- und Genremaler, Sohn und Schüler des Vorigen, geboren den 14. August 1758 zu Bordeaux, erwarb 1780 den zweiten und 1782 den großen Preis und ging dann als Pensionär des Königs nach Rom. Im Jahre 1788 erwarb er sich durch das große Gemälde, welches den Triumph des Paulus Aemilius vorstellt, die Aufnahme in die Akademie. Während der Revolution anfangs ein Freund des Herzogs von Orléans, war er später Mitglied des Jakobinerklubs. Als aber 1793 seine Schwester Emilie auf dem Blutgerüste endete, verließ er Paris. Zu V.s vorzüglichsten Schlachtenbildern, in denen er die Regeln strategischer Bewegungen mit den Principien pittoresker Darstellung zu verbinden suchte, gehören die Schlacht von Marengo, die Schlacht gegen die Mamluken, Napoleon I. mit seinen Marschällen am Morgen vor der Schlacht bei Austerlitz, das Bombardement von Madrid, die Schlacht von Rivoli, die Einnahme von Pampeluna, der Einzug in Mailand, die Schlacht von Wagram ꝛc. Auch lebensgroße Porträte zu Pferde hat man von V., darunter jenes von Napoleon I. (1808) und des Herzogs von Berri. Dazu kommt eine große Anzahl von größeren oder kleineren Staffeleibildern, deren einige Episoden aus dem Leben des Kaisers enthalten. In der Darstellung von Pferden und Hunden besaß V. eine ungemeine Meisterschaft. In ihrer Art ausgezeichnet sind noch 28 Zeichnungen aus den italienischen Feldzügen, welche Duplessis-Berteaux gestochen hat. Aber auch auf dem Felde der komischen Genremalerei bewegte er sich mit Glück; als besonders launig sind hervorzuheben seine Postillons, Jagdscenen, seine Fahrten auf das Marsfeld und ins boulogner Wäldchen und eine Menge anderer Kompositionen dieser Art. Im Jahre 1810 wurde V. Mitglied des neuen französischen Instituts. Er † zu Paris den 27. Nov. 1836.

3) Emile Jean Horace, einer der ausgezeichnetsten der neuern französischen Maler, Sohn des Vorigen, geboren den 30. Juni 1789 im Louvre, machte seine ersten Zeichenstudien unter seinem Vater, besuchte das Gymnasium der Quatre Nations und nahm sodann seine künstlerischen Studien bei dem Zeichner Moreau, dem Architekten Chalgrain und dem Maler Vincent wieder auf. Mit seinem Bilde die Einnahme einer Redoute wagte der zwanzigjährige Künstler schon sich den damals mustergültigen Traditionen Davids und Girodets untreu zu zeigen und durch kräftigen Realismus auf eine neue Bahn einzulenken. Er erwarb sich die Gunst des kaiserlichen Hofes und führte in den letzten Jahren des ersten Kaiserreichs mehre von Maria Louise und dem König von Westphalen bestellte Gemälde aus, wie den Hund des Regiments und das Pferd des Trompeters, die, auch durch Kupferstiche bekannt geworden, seinen Namen rasch populär machten. Nach dem Sturze des Kaiserreichs stellte er sich die Aufgabe, die eben zum Abschluß gekommene große militärische Epoche zu illuminiren, und er malte von 1817—23 u. A. die Schlachten von Tolosa, Jemappes, Valmy, Hanau, Montmirail, die Niedermetzelung der Mamluken und Poniatowski's Tod, die jedoch in jener Zeit der Reaktion sämmtlich von der Ausstellungsjury zurückgewiesen wurden. Bald aber ertheilte ihm selbst die Regierung Aufträge, wie die Porträtirung der Herzöge von Berri und Angoulême, die Dekorirung eines Plafonds im neuen Museum, und gestattete ihm auch 1827 sein berühmtestes Bild, die Brücke von Arcole, auszustellen. Im Jahre 1830 zum Direktor der französischen Akademie in Rom ernannt, verweilte er dort fünf Jahre und widmete sich dem Studium der italienischen Schule, als dessen Resultat eine Reihe von Gemälden erschien, die zwischen Genre- und Historienmalerei mitten inne stehen. Dahin gehören: Raphael und Michel Angelo im Vatikan, Kampf von Räubern gegen päpstliche Gensdarmen, die Beichte des sterbenden Räubers, Papst Leo XII. auf dem Wege nach der Peterskirche, Judith und Holofernes. Nach der Rückkehr nach Frankreich widmete sich V. wieder seinem frühern Fach und stellte im Salon 1836 die 4 großen Schlachtenbilder her: Friedland, Wagram, Jena und Fontenoy. Von Ludwig Philipp mit der Ausschmückung der ganzen Konstantinegallerie im Museum von Versailles beauftragt, bereiste er zunächst Nordafrika längere Zeit und vollendete dann das Werk, von französischen Kritikern ein gemaltes Heldengedicht genannt, binnen sechs Jahren. Gleichzeitig schuf er mehre dem orientalischen Leben entnommene Genrebilder, von denen einige, wie Abraham verstößt Hagar und Rebekka und Elieser am Brunnen, den Anspruch machen, historische Gemälde zu sein, ohne sich aber über das Genremäßige zu erheben. Verdienten Beifall fanden dagegen seine afrikanischen Jagdbilder. Durch seine Weigerung, mit Verletzung der historischen Wahrheit Ludwig XIV. im Sturmangriff auf Valenciennes zu malen, beim König in Ungnade gefallen, ging er 1843 nach Rußland, ward dort vom Kaiser Nikolaus mit großer Auszeichnung empfangen u. begleitete denselben einige Monate auf Reisen u. Musterungen, u. A. in den Kaukasus. Im Jahre 1844 kehrte V. nach Frankreich zurück und malte wieder im Auftrag seines Königs, u. A. die Wegnahme der Smala Abd-el-kaders (1845) und die Schlacht von Isly (1846). Außer einer großen Anzahl historischer Gemälde hat er auch zahlreiche Porträte gemalt, u. A. die Napoleons I., des Herzogs von Orléans, der Marschälle Saint-Cyr und Girard, Thorwaldsens, der Herzöge von Tarent und von Reggio, Ludwig Philipps und seiner Söhne, Napoleons III. Er † den 17. Jan. 1863 zu Paris. V. war einer der fleißigsten und fruchtbarsten französischen Maler. Die Eigenschaften, die ihn als Künstler auszeichnen, sind Reichthum der Erfindung, Klarheit der Anordnung, lebenvolles Feuer und drastische Wahrheit in der Darstellung. Nicht so stylvoll wie Ingres, noch so stark im Kolorit wie Delacroix, hatte er sich einen eigenen Weg zwischen den beiden rivalisirenden Schulen gebahnt und hat denselben Jahrzehnte lang verfolgt, ohne von seinem Feuer oder seiner Produktionskraft verloren zu haben. Seine Werke sind durch den Grabstichel Jazets, Reynolds', Charles

Digitized by Google

Borgers u. A. und durch die Lithographie vervielfältigt worden.

Verneuil, Stadt im französischen Departement Eure, am Avre und an der Eisenbahn von Versailles nach Alençon, hat 6 Kirchen, Fabrikation von Woll-, Baumwoll- und Leinenzeuchen, Leder, Pergament, Bayonneten u. anderen Stahlwaaren, buntem Papier ꝛc., Metallgießerei, Wollhandel und 3714 Einwohner. Hier am 17. (27.) August 1424 Sieg der Engländer unter dem Herzog von Bedford über die Franzosen unter dem Herzog von Alençon.

Vernier, Pierre, Mechanikus, geboren 1580 zu Ornans in Burgund, † den 14. Sept. 1637 als Münzdirektor, berühmt als der Erfinder eines sinnreichen Instruments, welches seinen Namen führt und dazu dient, bei Theilungen den Werth von Bruchstücken anzugeben, welche zwischen zwei nächste Theilstriche fallen. Man stelle sich z. B. ein Lineal vor, auf welchem 11 Zoll in 12 gleiche Theile getheilt seien, so ist natürlich ein jeder dieser Theile $= {}^{11}/_{12}$ Zoll, d. h. $= 11$ Linien. Wenn nun dieses Lineal längs eines andern in Zolle getheilten Lineals verschiebbar ist, so leuchtet ein, daß, wenn sein erster Theilstrich von einem Zollstrich um eine Linie, der zweite vor einem solchen um 2 Linien ꝛc. absteht u. man also durch bloße Verschiebung im Stande ist, Linien, welche über die ganzen Zolle herausfallen, anzugeben, ohne nöthig zu haben, letztere mühsame Unterabtheilung auf dem Maßstabe wirklich auszuführen. Auf eine ähnliche Art bringt man diese Einrichtung bei Kreistheilungen, bei Quadraten ꝛc. an. Der V. ist nicht mit der Erfindung des Nuñez (s. d.) zu verwechseln.

Vernon, Stadt im französischen Departement Eure, links an der Seine und an der Eisenbahn von Paris nach Rouen, hat eine Brücke von 22 Bögen, ein altes Schloß, ein Hospital, Fabrikation von Baumwollwaaren und Korduan, Wein- und Getreidehandel, Steinbrüche und 7410 Einw.

Vernonia *Schreb.* (Vernonie), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den dachziegelig geschuppten Kelch, der mehre oder viele gleichgeformte 5spaltige Blümchen umschließt und kürzer ist als diese, den nackten Fruchtboden und die am Grunde mit einer knorpeligen Schwiele, oben mit einer Scheibe versehenen Samen mit meist doppelter Haarkrone, einjährige oder ausdauernde Kräuter, Sträucher, zum Theil fast baumartige Gewächse, meist in heißen Ländern, mit etwa 300 Arten, von denen mehre Arzneikräfte besitzen. Von V. anthelmintica *Willd.*, Conyza anthelmintica *L.*, in Ostindien, einjährig, krautig mit purpurvioletten Blüthen, werden die Blätter äußerlich zu Bähungen bei rheumatischen Schmerzen, innerlich gegen Gicht und die Samen, Semina Calageri, gegen Koliken, Wassersucht und besonders gegen Eingeweidewürmer gebraucht. Von V. arborescens *Sw.*, einem niedrigen Strauch auf den Antillen, werden die aromatischen Blätter in Westindien zu krampfstillenden, schweißtreibenden Theeaufgüssen, Blüthen und Blätter zu aromatischen Bädern und Bähungen benutzt. Dasselbe gilt von V. cinerea *Less.* und anderen Arten. V. novaeboracensis *Willd.*, von Carolina bis Canada, an Waldsäumen und auf Triften, ausdauernd, mit schönen, purpurrothen Blüthen in großer, zusammengesetzter Enddoldentraube, ist eine schöne Herbstzierpflanze, die im Freien einen warmen, sonnigen Standort, lockern, fetten Sandboden und im Winter eine Bedeckung verlangt u. durch Wurzeltheilung im März vermehrt wird.

Vernoux, Stadt im französischen Departement Ardèche, hat Tuch- und Seidenfabrikation, Lohgerberei, Wein-, Eisen- und Getreidehandel und 3202 Einwohner.

Vernunft (ratio), der Wortbedeutung nach die Fähigkeit der menschlichen Seele, zu vernehmen, welche Bedeutung sich jedoch in den verschiedenen philosophischen Systemen verschieden gestaltet hat. Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft" unterschied den Verstand als Vermögen der Begriffe und Kategorien von der V. als dem Vermögen der Ideen und theilte der theoretischen V. hauptsächlich die Ideen des Unendlichen und Absoluten, der praktischen unmittelbare praktische Gesetze (den kategorischen Imperativ des Sitten- u. Rechtsgesetzes) zu, jedoch ohne zu behaupten, daß die Ideen der theoretischen V. Anspruch darauf hätten, Ausdruck einer wahren, objektiven gewissen Erkenntniß zu sein. Indeß entwickelte sich daraus die Annahme, daß die V. mit dem Uebersinnlichen, Unendlichen und Ewigen sich beschäftige und daß mithin ihr Gebiet vorzugsweise die Religion, die Sittenlehre, überhaupt die höhere Erkenntniß sei, während der Verstand sich auf das erfahrungsmäßig Gegebene beschränke, sich mit der Zusammenfassung desselben im Begriff beschäftige und somit die niedere Erkenntniß beherrsche. Zur Feststellung dieses Gegensatzes trug vorzüglich F. H. Jacobi bei, indem er das Vorhandensein jener Ideen im menschlichen Bewußtsein für eine genügende Bürgschaft dafür erklärte, daß das durch sie Bezeichnete objektiv und in Wahrheit existire. Schelling faßt die V. als das Vermögen, die absolute Einheit der endlichen Dinge in dem Unendlichen und Absoluten anzuschauen, als den Träger des absoluten Erkenntnißaktes (der sogenannten intellektuellen Anschauung). Hegel faßt das Thun der V. so auf, daß er das verständige oder abstrakte Denken, welches an den festen Unterschieden der Begriffe und der Dinge kleben bleibt, durch das dialektische oder negativ-vernünftige Moment, welches die endlichen Bestimmungen sich in sich selbst aufheben und sie in ihr Gegentheil übergehen lasse, sich zu dem spekulativen oder positiv-vernünftigen steigern läßt, das die Einheit der endlichen Bestimmungen in ihrer Entgegensetzung auffaßt u. damit sich zum Resultat absolvirt. Nach Herbart ist die V. nicht ein sogenanntes ursprüngliches Vermögen der Seele, sondern sie erzeugt sich erst und entsteht im Verlauf der Zeit, je nachdem sich der Vorstellungskreis des Menschen entwickelt und erweitert. Die Seele ist vernünftig, wenn die sittliche Einsicht der Kern und Mittelpunkt der alle anderen beherrschenden Vorstellungsmasse geworden ist. Der Mensch als Naturwesen aber heißt vernünftig, sofern in der physischen Organisation desselben Einrichtungen getroffen sind, welche die Entwickelung der sittlichen Einsicht und die Gelangung derselben zur Macht möglich machen,

Digitized by Google

nicht aber, wie bei dem Thier, verhindern. Im Allgemeinen kann der Unterschied von Verstand und V. nur eine entgegengesetzte Art der Beschäftigung unseres Denkvermögens betreffen. Ein Denken, welches mit der scharfen und schnellen Auffassungsgabe für einzelne Verhältnisse des Lebens und der Erfahrung eine Gewandtheit verbindet, unsere Handlungen ihnen gemäß vortheilhaft zu bestimmen, nennen wir Klugheit oder Verstand; ein Denken dagegen, welches gewohnt ist, auf die Gesetze Acht zu haben, von denen sich sowohl die Natur als das Innere der Menschenseele bewegt zeigt, Sinnigkeit oder V. Die V. ist eine wissenschaftliche, insbesondere philosophische Anlage zum Nachdenken, der Verstand eine praktische für die Geschäfte des Lebens.

Vernunftrecht (philosophische Rechtslehre), der Inbegriff der Rechtslehren, welche sich aus der Natur der menschlichen Verhältnisse ergeben und nur auf dem Wege der vernünftigen Betrachtung erkannt werden. Das V. als allgemeine und nothwendige Norm für das menschliche Handeln beginnt unter den Menschen mit den ersten Anfängen ihrer Gesittung sich dadurch anzukündigen, daß unter seiner Leitung das historische positive Recht sich gestaltet. Als besondere Aufgabe des V.s, als eines Zweigs der praktischen Philosophie, stellt sich die heraus, das Wesen des Rechts im Allgemeinen und die einzelnen rechtlichen Hauptverhältnisse als einen Gegenstand der wissenschaftlichen Vernunfterkenntniß zum Verständniß zu bringen, und zu diesem Behuf sucht es die vernünftig nothwendigen und wandellosen Rechtsbefugnisse und Rechtspflichten aus dem unveränderlichen Charakter der menschlichen Natur, sowie aus der Stellung und Bedeutung, welche dem Leben der Menschheit in der Ordnung des Weltalls angewiesen ist, abzuleiten und psychologisch-metaphysisch zu begründen. Der Ausdruck Naturrecht ist in sofern gleichbedeutend mit V., als er das Recht bedeutet, welches sich aus dem Nachdenken über die Natur des Menschen ergibt. In einem anderen, aber unhaltbaren Sinne soll Naturrecht die Gesammtheit derjenigen Rechte bezeichnen, welche dem Menschen von Natur oder von selbst, nämlich vor allen bestimmten, mit Andern eingegangenen Verbindungen und Verträgen zukommen, ihm mithin angeboren und daher sein unveräußerliches Eigenthum sein und bleiben sollen. Man fingirte sich einen Naturzustand, welcher allen willkürlichen Verträgen der Menschen vorausgegangen wäre u. bei welchem nur allein diese vermeintlich angebornen Rechte bestanden hätten, im Gegensatz zu den angeblich nach Aufhören dieses Zustandes in den willkürlich errichteten bürgerlichen Gesellschaften künstlich gebildeten positiven Rechtsinstitutionen, und nahm das, was in jenem Naturzustande gegolten und zu Recht bestanden habe, zum Maßstab für die Beurtheilung der gegenwärtigen Rechtszustände an. Da sich aber ein solcher Naturzustand nicht nachweisen läßt, sondern bestimmte Rechtsverhältnisse unter den Menschen stets in Gestalt positiver Satzungen sich geltend machen, und zwar, indem sie von den Stärkeren oder Klügeren den Schwächeren oder Beschränkteren auferlegt oder aufgezwungen werden, und da bei der Bestimmung dessen, was sich vor der reinen Vernunftbetrachtung als sich von selbst verstehendes Recht ergibt, gar nichts darauf ankommt, ob ein auf ein solches Recht basirter Zustand jemals vorhanden gewesen sei, und es ebenso denkbar ist, daß jenes Recht erst auf der letzten und höchsten Stufe der menschheitlichen Entwickelung realisirt werde: so hat man, um diese Auffassung fern zu halten, in neuerer Zeit den Namen des Naturrechts mit dem des V.s vertauscht.

Schon bei den Alten machten sich in Bezug auf die philosophische Rechtslehre Gegensätze geltend. Während die Sophisten dem Begriffe des Rechts alle ideale Bedeutung absprachen und alles Recht als Erfindung der Klugheit und Mittel, über Andere zu herrschen, betrachtet wissen wollten, sprach Socrates von ungeschriebenen göttlichen Gesetzen im Gegensatze zu den menschlichen bürgerlichen Satzungen. Plato faßte den Begriff des Rechts als die Idee der Gerechtigkeit im Sinn einer in der ewigen Idee des Guten eingeschlossenen Grundbestimmung. Das Gute besteht nach ihm, wie im einzelnen Menschen, so auch im Staate in der Herrschaft des vernünftigen Princips über das unvernünftige sinnliche, und er theilte daher die Staatsangehörigen in zwei Hälften, in die Partei der Herrschenden und die der Beherrschten, denen er, ihrer divergirenden Lebensrichtung gemäß, eine verschiedene, bei jenen nach der Vernunft, bei diesen nach dem Glückseligkeitstriebe bemessene Gesetzgebung zuwies. Aristoteles, beide Lebenszwecke mit einander vereinigend, erklärte ein glückliches, aber den Forderungen der Vernunft gemäß gestaltetes Leben für das Ziel aller Rechtsverfassungen und begründete damit eine Philosophie der allgemeinen Wohlfahrt. Die Freiheit der Person als angebornes Recht fand im Alterthum noch keine Berücksichtigung, ebenso wenig im Mittelalter, dem alles Recht als bloßer Ausfluß positiver Offenbarung galt. Erst Hugo Grotius stellte den Grundsatz des Angeborenseins gewisser Rechte auf und ist daher als der eigentliche Begründer des V.s anzusehen. Ihm folgten Pufendorf, Thomasius, Locke, Wolf, Montesquieu, Rousseau und Kant, jenes Princip auf verschiedene Weise begründend und ausführend, wobei besonders der Fortschritt gemacht ward, daß die angeborenen oder natürlichen Rechte, welche man anfangs aus einem Naturzustande hergeleitet hatte, als unwandelbare Forderungen der praktischen Vernunft erkannt und dadurch von jener Hypothese unabhängig gemacht wurden. Hugo Grotius ließ den Staat aus dem Triebe der Geselligkeit durch Uebereinkunft und zum Zweck gegenseitiger Hülfe entstanden sein und verstand demgemäß unter Recht Alles, was eine Gesellschaft zu ihrem Bestehen von den Einzelnen fordern und ihnen gewähren muß. Pufendorf nahm als Grund des Rechts das Bedürfniß an und als seinen Zweck Frieden und Sicherheit Aller durch Verwandlung der Gewissenspflichten in äußere Zwangspflichten. Locke will die Rechte der Selbsterhaltung und Freiheit, welche der Einzelne im Naturzustande habe, durch die geordnete bürgerliche Gesellschaft geschützt wissen. Nach Montesquieu sind alle

Digitized by Google

Menschen von Natur einander gleich, und der Staat entsteht durch die Vereinigung des freien Willens Aller zum Zweck erhöhten Wohlseins, dessen Bedingung die Unabhängigkeit des Einzelnen und seine Unantastbarkeit innerhalb der ihm zugewiesenen Rechtssphäre ist. Rousseau gilt die Freiheit für etwas vom Wesen des Menschen Untrennbares und für einen unveräußerlichen Besitz desselben und er stellt daher dem Staate die Aufgabe, eine Form der Gesellschaft zu suchen, bei welcher Person und Gut jedes Einzelnen durch gemeinsame Autorität geschützt wird, Jeder aber doch nur sich selbst gehorcht, in sofern er mit Jedem den gleichen Antheil an der gemeinsamen Autorität besitzt. Kant erklärt für Recht jede Handlung, nach deren Maxime die Freiheit eines Jeden mit der jedes Andern nach einem allgemeinen Gesetze zusammen bestehen kann. Er gründet, wie auch Rousseau, die Rechtmäßigkeit des Staats auf einen ursprünglichen Vertrag, weist die gesetzgebende Gewalt dem vereinigten Willen des Volks und dem Regenten die Stellung eines Agenten des Staats zu. Fichte sieht bei mangelndem Vernunftzwang in dem durch Vertrag eintretenden äußeren Zwang den einzigen rechtmäßigen Entstehungsgrund exekutiver Gewalt, stellt aber als letzten Zweck aller Regierung den auf, die Regierung selbst entbehrlich zu machen und das Menschengeschlecht in einen Zustand emporzuheben, wo kein Zwangsrecht mehr nothwendig ist. Dem von den Genannten aufgestellten Princip der Freiheit trat die historische Rechtsschule entgegen, indem sie von der Annahme ausging, daß es kein anderes Recht gebe als positives, und daß der im Herkommen sich kundgebende Geist eines Volks die einzige Quelle sei, aus welcher Rechtsansprüche hergeleitet werden dürften. Diese Schule stellt damit zwar die Berechtigung des V.s selbst in Abrede; doch sind in ihr Versuche einer systematischen Bearbeitung der Rechtstheorie vom reaktionären Standpunkt aus gemacht worden, namentlich von K. E. von Haller in der „Restauration der Staatswissenschaft", worin alles Recht auf ein System der Gewalt der ersten Besitzergreifer über die nachkommenden Geschlechter zurückgeführt wird, und von Herbart, welcher nur faktisches und positives Recht statuirt, dessen Gültigkeit auf dem Mißfallen am Streite beruhen soll. Synkretistische rechtsphilosophische Systeme sind das Hegels, welches dem Begriff des V.s der freien Persönlichkeit die Sitte und das historische Herkommen eines wirklich vorhandenen Volks ergänzend an die Seite stellt, und das Stahls, welchem der Begriff der freien Persönlichkeit nur als untergeordnetes Mittel zur Verarbeitung eines aus positiver Offenbarung abgeleiteten Rechtsbegriffs dient. Der Socialismus endlich sieht von der Strenge der vernunftgemäßen Rechtsforderungen ab und mülht sich im willkürlichen Ersinnen neuer, selbst phantastischer Gesellschaftsformen ab. Am fruchtbringendsten ist diejenige Behandlung des V.s, wobei an die aus der reinen Vernunft abgeleitete Rechtsidee die historische Darlegung des Entwickelungsganges derselben im Verlauf der Geschichte angeknüpft wird, wie es schon von Montesquieu und Hegel, neuerlich aber besonders von Stein in seinem „System der Staatswissenschaft" (Stuttgart und Tübingen 1852 ff.) versucht worden ist. Vgl. F. von Raumer, Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe Recht, Staat und Politik, 2. Aufl., Leipzig 1832; Stahl, Philosophie des Rechts, Bd. 1, 2. Aufl., Heidelberg 1847; J. H. Fichte, System der Ethik, Leipzig 1850—53, 2 Bde.

Veroli, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Frosinone, ist Bischofssitz, hat Teppichweberei und 10,000 Einwohner.

Véron, Louis, französischer Journalist, geboren am 5. April 1798 in Paris, studirte Medicin und wurde 1824 zum Oberarzt bei den königlichen Museen ernannt. In dieser Zeit erfand er mit Regnault ein Brustmittel, die Pâte Regnault, dessen großer Absatz den ersten Grund zu seinem Vermögen legte. Um 1829 gründete er die „Revue de Paris", gab aber diese Zeitschrift 1831 auf, um Direktor der großen Oper zu werden. In dieser Stellung erwarb er sich, namentlich durch die Aufführung von „Robert der Teufel", „Die Jüdin" von Halévy und das Ballet „Die Sylphide" ein enormes Vermögen, legte aber 1835 die Direktion wieder nieder und übernahm die Leitung des „Constitutionnel", welches Journal er durch die Mittheilung des „Ewigen Juden" Eugen Sue's im Feuilleton rasch in die Höhe brachte. Dasselbe, seit 1844 V.s Eigenthum, war bis 1848 das officielle Organ Thiers' und vertheidigte hierauf die bonapartistische Politik. Im Jahre 1852 trat V. als Abgeordneter des Seinedepartements in den gesetzgebenden Körper. Seine „Mémoires d'un bourgeois de Paris" (Paris 1854 bis 1856, 7 Bde.) sind für die Charakteristik unserer Zeit interessant. Von seinem beträchtlichen Vermögen stiftete er 1857 jährlich zu vertheilende Preise für literarische und poetische Aufgaben.

Verona, Hauptstadt der gleichnamigen venetianischen Provinz (52,33 QMeilen mit 314,900 Einwohnern), ist mit Venedig durch eine Eisenbahn verbunden, wird durch die Etsch in zwei ungleiche, durch 6 Brücken verbundene Theile getrennt, wovon der auf dem rechten Ufer liegende V., der gegenüberliegende Veronetta heißt, u. hat einen Umfang von fast 2 deutschen Meilen. Die Straßen sind meist eng und krumm; die breiteste und schönste ist der Corso Porta Nuova. Geräumiger sind die öffentlichen Plätze, z. B. die Piazza de Signori mit dem Rathhause und den Statuen ausgezeichneter Bürger, die Piazza d'armi mit der allegorischen Figur der Republik Venedig, die Piazza d'Erbe mit einer Säule, das Bild der Gerechtigkeit darstellend, und einer Löwenstatue. Unter den 60 Kirchen sind der Dom San Michele, ein altes halbgothisches Gebäude, Tizians berühmte Himmelfahrt Mariens enthaltend, und 14 Pfarrkirchen. Die größte Kirche der Stadt ist die Basilika S. Zeno, im 9. Jahrhundert erbaut, mit Gemälden, einer rothen Marmorbildsäule des heiligen Zeno, metallenen Thoren und einer großen antiken Schale aus rothem ägyptischen Porphyr. Andere sehenswerthe Kirchen sind S. Fermo Maggiore, mit eigenthümlicher brauner Holzdecke, S. Giorgio, mit trefflichen Gemälden von Tintoretto und Paul Veronese, Sta. Anastasia, die neueste Kirche V.'s. In dem

Digitized by Google

ehemaligen Franciskanerkloſter wurde früher das Grabmal Romeo's und Julia's gezeigt; jetzt zeigt man in dem Garten eines früheren Waiſenhauſes, welches als Kaſerne dient, einen offenen Sarkophag von röthlichgrauem Stein als angeblichen Sarg Giulietta's. Das Rathhaus enthält eine Gemäldeſammlung der venetianiſchen Schule. Merkwürdig ſind ferner die Paläſte Canoſſa, der ſchönſte V.'s, Pompei della Vittoria, Bevilaqua, Giuſti, das Mauthamt, der biſchöfliche Palaſt, das Gebäude der von Maffei geſtifteten philharmoniſchen Geſellſchaft auf dem Platze Bra, mit einem Muſeum, einem Operntheater, einer Akademie und einer Redoute, das Theater Marando. Unter den neueren Bauwerken zeichnen ſich aus die Gran Guardia, der großartige Friedhof und der 1850 erbaute Bahnhof. V. hat noch viele Alterthümer, worunter das noch gut erhaltene berühmte und große Amphitheater (arena), jetzt voll von Schuſter-, Schneider- und Krämerbuden. Es gilt gewöhnlich für ein Werk der Kaiſerzeiten, iſt aus Kalkſtein nach Art des Coloſſeums zu Rom erbaut, von ovaler Form, 464 Fuß lang und 367 Fuß breit. Außen hat es zwei Stockwerk Arkaden; der äußere Ring iſt 1184 durch ein Erdbeben zerſtört worden und größtentheils verſchwunden. Das Innere beſteht aus 46 Reihen von Sitzen und 96 Stufen in immer weiteren Kreiſen übereinander, alle mit röthlichweißem Marmor bekleidet. Die Anzahl der Zuſchauer, welche auf den Sitzen Platz fanden, betrug über 32,000. In neueren Zeiten iſt durch Ausgrabungen das Gebäude von allem Schutt befreit worden. Andere Denkmäler aus dem Alterthum ſind die Porta de' Borſari, eine Art Triumphbogen, vom Kaiſer Gallienus 255 n. Chr. erbaut, der Arco de' Leoni und die Ueberreſte eines halbkreisförmigen römiſchen Theaters. V. iſt der Sitz eines Bisthums und der Provinzialbehörden, einer Handels- und Gewerbekammer, eines Feſtungskommando's, hat eine theologiſche Lehranſtalt, ein biſchöfliches und ein Municipalgymnaſium, ein biſchöfliches Seminar, eine Akademie für Handel, Ackerbau und Gewerbe, eine Maler- und Bildhauerakademie, eine öffentliche Bibliothek, eine Pinakothek mit Gemälden meiſt veroneſer Meiſter, ein Antikenmuſeum, zahlreiche Wohlthätigkeitsanſtalten, 2 Meſſen, anſehnlichen Handel mit Seide, Wein, Getreide, Oel ꝛc., beſonders bedeutenden Tranſithandel nach Deutſchland, zahlreiche Seidenfilatorien und Seidenzeuchmanufakturen, Leinentuch- und Wollzeuchweberei, Färberei, Gerberei und Seilerei, Leder- und Farbwaarenfabrikation ꝛc. und 59,169 Einwohner. In der Umgegend wird die bekannte grüne veroneſiſche Erde gegraben. V. iſt der Geburtsort des Catullus, Cornelius Nepos, Vitruvius, der beiden Plinius, Scaligers, Maffei's, des berühmten Malers Paul Veroneſe ꝛc. Die Stadt iſt zugleich Feſtung und als ſolche von großer ſtrategiſcher Wichtigkeit, indem ſie gleichzeitig Oberitalien beherrſcht und der Schlüſſel Tyrols im Süden iſt. V. iſt eine der älteſten Städte Italiens. Nach Einigen ſoll ſie von den Galliern erbaut und nach Brennus Brennona benannt worden ſein, woraus ſpäter V. wurde. Pompejus führte eine Römerkolonie nach V., und ſpäter hieß es Colonia Augusta. Kaiſer Gallienus umgab es mit neuen Mauern. In der Nähe V.'s beſiegte 101 v. Chr. Marius die Cimbern und Teutonen. Decius ſchlug hier 249 den Kaiſer Philippus. Im Jahre 403 gewann Stilicho hier einen Sieg über Alarich. Attila plünderte und verwüſtete die Stadt. Dann war es Reſidenz des Oſtgothenkönigs Theoderich, der daher in der Sage Dietrich von Bern (d. i. Verona) heißt. Auch die Könige der Longobarden reſidirten zum Theil hier, bis es durch Karl den Großen an deſſen Reich kam. Im 13. Jahrh. warf ſich Azzelino zum Herrn der Stadt auf, nach deſſen Tode (1269) die Veroneſer Martin della Scala zum Oberhaupt wählten, deſſen Familie faſt 200 Jahre lang die herrſchende blieb und 1310 vom Kaiſer zur Herzogswürde erhoben ward. Später kamen ſie unter Mailands, dann unter Venedigs und mit dieſem nach dem Sturz des franzöſiſchen Kaiſerreichs unter öſterreichiſche Herrſchaft, welche 1866 ihr Ende erreichte. Seitdem gehört V. zum Königreich Italien. Eine europäiſche Berühmtheit erlangte V. durch den hier vom Oktober bis December 1822 abgehaltenen Kongreß der Mitglieder der heiligen Alliance zur Zügelung der europäiſchen Revolution. Vorbereitende Konferenzen hatten im September zu Wien die Staatsminiſter der fünf europäiſchen Großmächte gehalten. In V. waren zugegen die Monarchen von Oeſterreich, Rußland und Preußen, ſowie die von Neapel und Sardinien nebſt andern italieniſchen Fürſten; ferner von Großbritannien der Herzog von Wellington, von Frankreich der Herzog von Montmorency und Chateaubriand, von Oeſterreich der Fürſt Metternich, von Rußland der Graf Pozzo di Borgo, von Preußen Graf Bernſtorff und Fürſt Hardenberg. Bei den Verhandlungen führte Fürſt Metternich den Vorſitz und Gentz das Protokoll. Spaniens revolutionärer Zuſtand nahm allernächſt die Sorge der Diplomaten in Anſpruch. Die Kontinentalmächte ertheilten Frankreich die verlangte Befugniß, auf der pyrenäiſchen Halbinſel die monarchiſche Gewalt durch bewaffnetes Einſchreiten wieder herzuſtellen. Nur England beſtritt das Interventionsrecht und rieth zu friedlichen Maßregeln. Ein anderer Gegenſtand der Verhandlungen war die Fortdauer der für nöthig befundenen Beſatzung der inſurgirten Provinzen in Neapel und Piemont durch öſterreichiſche Truppen. In Betreff der Spannung zwiſchen Rußland und der Pforte beſchloß man, durch den britiſchen Geſandten bei der Pforte, Lord Strangford, der Pforte ein Ultimatum vorlegen zu laſſen, das die genaueſte Erfüllung des bucareſter Vertrags von 1812 verlangte. Der griechiſchen Inſurgenten wollte man ſich auf keine Weiſe annehmen, weshalb auch die in Ancona angekommenen griechiſchen Deputirten nicht zugelaſſen wurden. Außerdem wurden einige Aktenſtücke, die geheimen Geſellſchaften betreffend, in Berathung gezogen. In Anſehung der ſpaniſchen und türkiſchen Frage beſchloß man endlich, den Weg der Unterhandlung einzuſchlagen; die Berathungen über die ſpaniſchen Angelegenheiten wurden dann in Paris fortgeſetzt.

Veroneſe, Paul, berühmter venetianiſcher Maler, ſ. Cagliari.

Digitized by Google

Veroneſer Erde (Veroneſer Grün), ſ. Grünerde.

Veronica, die Heilige, 1) nach der (nicht vor 1250 entſtandenen) Legende eine fromme Frau, welche Jeſus, als er nach dem Richtplatze geführt wurde, ihr Schweißtuch gab, um ſich damit abzutrocknen. Chriſtus nahm es an, und auf dem Tuche drückte ſich ſein Geſicht ab (ſ. Schweißtuch). V. ſoll in Rom geſtorben ſein. — 2) V. von Mailand, Heilige, Nonne im Kloſter der Auguſtinerinnen zu Sta. Martha in Mailand, † 1497 und ward wegen ihrer Wunder kanoniſirt; ihr Gedächtnißtag iſt der 31. Januar.

Veronica *L.* (Ehrenpreis), Pflanzengattung aus der Familie der Antirrhineen, charakteriſirt durch den 4- oder 5theiligen Kelch, die radförmige Korolle mit 4theiligem Saum und breiterem obern Zipfel, die 2 Staubgefäße u. die 2fächerige, verkehrt-herzförmige, vielſamige Kapſel, meiſt ſchwache einjährige oder ausdauernde Kräuter, auf der nördlichen Erdhälfte, mit Gegenblättern und einzelnen oder in Aehren ſtehenden Blüthen, von deren zahlreichen Arten mehre als Arznei- oder Zierpflanzen zu bemerken ſind. Von V. Anagallis *L.*, Waſſergauchheil, in Gräben, Bächen, Teichen und ſtehenden Gewäſſern, durch ganz Europa und Nordaſien, iſt das Kraut, Herba Anagallidis aquaticae, ein antiſkorbutiſches Mittel. Von V. Beccabunga *L.*, Bachbungen, in Gräben, Bächen, Teichen wachſend, durch ganz Europa, war das etwas ſcharf ſchmeckende Kraut, Herba Beccabungae, früher gegen Unterleibsſtockungen, auch Skorbut häufig angewendet. Auch wird es in einigen Gegenden als Salat gegeſſen. Von V. Chamaedrys *L.*, wildem Gamander, Frauenbiß, erſcheinend auf Wieſen, Ackerrainen, an Wegen, war früher das Kraut, gewöhnlich mit den Blüthen geſammelt, als Herba Chamaedris spuriae seminae ganz ſo wie das von V. officinalis *L.* gebräuchlich. Man gebraucht es auch als Erſatzmittel des grünen Thee's. Von V. latifolia *L.*, V. Teucrium *L.*, Gamander-Ehrenpreis, durch ganz Europa auf ſonnigen Hügeln, in Gebirgswäldern und auf graſigen Ackerrainen, ſoll das Kraut kräftig auflöſend und zugleich toniſirend wirken. Von V. officinalis *L.*, ächtem Ehrenpreis, Grundheil, Wundkraut, mit kurzgeſtielten, verkehrt-eiförmig-elliptiſchen, geſägten Blättern und blaßblauen, dunkelgeaderten Blüthen in achſelſtändigen Trauben, auf Heiden, in Laub- und Nadelholzwäldern und vorzüglich an deren Rande, galt das ſchwach aromatiſche, bitterlich zuſammenziehend ſchmeckende Kraut, Herba Veronicae, früher als ausgezeichnetes Wundmittel und wurde auch innerlich bei Katarrhen, Blutſpucken und Lungenſchwindſucht, ſowie bei Krankheiten der Harnwege, bei rheumatiſchen und gichtiſchen Leiden, auch bei chroniſcher Hautkrankheit vielfach angewendet, ſelbſt als „europäiſcher Thee" zum täglichen Genuß empfohlen.

Verovitica, einſt befeſtigter, jetzt offener Marktflecken im gleichnamigen kroatiſch-ſlawoniſchen Komitat (83 QMeilen mit 150,000 Einwohnern und der Hauptſtadt Eſſek), an der Brana, mit Schloß, Hauptſchule, Weinbau und 4200 Einw.

Verpfänden, ſ. Pfand.

Verplatiniren, ſ. Platin und Galvanoplaſtik.

Verpuffung (Detonation), von mäßigem Knall und gewöhnlich von Licht- und Wärmeentwickelung begleitete Vereinigung oder Zerſetzung zahlreicher Körper, beruht wie die Exploſion auf dem plötzlichen Erſcheinen oder Verſchwinden bedeutender Mengen von Gaſen und unterſcheidet ſich von dieſer nur durch den Grad der Heftigkeit.

Verpuppung, ſ. Inſekten.

Verquickung, ſ. Amalgam.

Verrath (Verrätherei, proditio), Verletzung ſchuldiger Treue durch Ueberlieferung der Perſon, der Sachen, der Geheimniſſe eines Andern an deſſen Feinde, um ihm zu ſchaden. Das neuere deutſche Strafrecht kennt ein allgemeines Verbrechen des V.s nicht mehr, wohl aber noch Hochverrath, worunter die abſichtliche Tödtung oder Körperverletzung des Staatsoberhaupts, deſſen Gefangenhaltung oder Ueberlieferung an den Feind, gewaltſame Angriffe gegen das Regierungsrecht des Staatsoberhaupts oder gegen die Selbſtſtändigkeit des Staats, um denſelben einem fremden Staate zu unterwerfen, oder einen einzelnen Theil abzureißen, oder ſolche Angriffe gegen die Staatsverfaſſung gehören, die darauf abzielen, ſie ganz oder in weſentlichen Theilen aufzuheben. Der Staats- oder Landesverrath wird begangen durch Aufreizung des Feindes zum Krieg gegen das Vaterland, durch Tragen der Waffen gegen daſſelbe, durch Unterſtützung feindlicher Unternehmungen, durch Mittheilung von Urkunden, Geheimniſſen an den ausländiſchen Staat zur Benachtheiligung des Vaterlandes u. dergl.

Verrenkung (Luxation, luxatio), das Ausweichen eines beweglichen Knochens aus ſeiner Gelenkverbindung. Die V. wird als eine vollſtändige oder unvollſtänige bezeichnet, je nachdem die Gelenkflächen in gar keiner Berührung mehr mit einander ſtehen oder zum Theil noch mit einander zuſammenhängen. An die unvollſtändige V. ſchließt ſich die Verſtauchung an, bei welcher die Gelenke zwar von einander abgewichen, aber durch die natürliche Zuſammenziehung der Gelenkbänder und Muskeln von ſelbſt wieder in die richtige Lage gebracht worden ſind. An den Kugelgelenken, wie an der Schulter, Hüfte, iſt die V. meiſt eine vollſtändige, an den Charniergelenken, wie am Fuß, Knie, Ellbogen, meiſt eine unvollſtändige. Je nach der Urſache iſt die V. eine traumatiſche oder gewaltſame, wenn ſie durch äußere Gewalt entſtanden, oder eine ſpontane, wenn ſie durch innere krankhafte Zuſtände herbeigeführt worden iſt. Einfach heißt eine V. dann, wenn keine anderweite Verletzung oder Erkrankung des betreffenden Glieds, wie Verwundung, Quetſchung, Knochenbruch, Entzündung, Eiterung ꝛc., damit verbunden iſt, komplicirt dagegen, wenn Letzteres der Fall iſt. Man erkennt eine V. an der ganz fehlenden oder wenigſtens ſehr verringerten Beweglichkeit des verrenkten Glieds, beſonders aber an den anatomiſchen Veränderungen desſelben, welche von außen ſichtbar oder fühlbar ſind, indem die Gelenkhöhle oder Pfanne durch das Ausweichen des Gelenkkopfes leer und der

letztere an einer andern Stelle befindlich ist, das verrenkte Glied daher entweder zu lang oder zu kurz, durch den Zug der gezerrten Muskeln gebeugt oder verdreht erscheint. Weitere Symptome sind Geschwulst, Entzündung, Blutergießung und heftige Schmerzen in der Umgebung des Gelenks. Je freier die Beweglichkeit eines Gelenks ist, um so mehr ist es der V. ausgesetzt, daher das verhältnißmäßig häufige Vorkommen derselben am Schultergelenk. Bei alten Leuten kommen V.en seltener vor als bei jüngern, weil bei jenen die Gelenkenden der brüchig gewordenen Knochen eher abbrechen als ausweichen. Bei vollständiger V. werden stets auch die Bänder, welche die Knochen zusammenhielten, zum Theil, nebenbei wohl auch die sie umgebenden Muskelfasern zerrissen. Bei V. von Charniergelenken, wo sich in nächster Nähe des Gelenks Nerven und größere Blutgefäße befinden, erleiden auch diese durch Dehnung und Zerrung Schaden, werden aber selten ganz zerrissen. Wird das Glied bald wieder eingerichtet, so heilen die zerrissenen Theile meist wieder zusammen und es bleibt nur geringfügige, oft auch gar keine Beeinträchtigung der Beweglichkeit zurück. Im entgegengesetzten Fall aber verwachsen die zerrissenen Theile auf abnorme Weise, wodurch die Beweglichkeit des Gliedes sehr verringert wird, wie auch in Folge der gestörten Ernährung dessen Muskeln welk und schwach werden. Erste und Hauptaufgabe der Behandlung ist die Einrichtung (Einrenkung) des Glieds, die so schleunig als möglich geschehen muß, nicht allein weil sie dann leichter zu bewerkstelligen und weniger schmerzhaft ist, sondern auch weil vollständige Heilung dann eher zu erwarten steht. Man sucht bei der Einrichtung den ausgewichenen Knochen auf demselben Weg in seine Gelenkpfanne zurückzubringen, auf welchem er aus derselben ausgetreten ist, zu welchem Behuf derjenige Knochen, von welchem der andere ausgewichen ist, fixirt und der ausgewichene scharf ausgezogen wird, bis er wieder in die Richtung des verlassenen Gelenks kommt, um in dessen Pfanne zurückgleiten zu können. Der durch die Ausziehung des Knochens wieder beweglich gewordene Gelenkkopf springt oft wie von selbst, in andern Fällen unter Anwendung geschickter Kunstgriffe mit hörbarem Geräusch in die Pfanne zurück. Zur richtigen Ausführung der dazu erforderlichen Manipulationen ist die genaueste Kenntniß der betreffenden Theile, die sorgfältigste Untersuchung der Art der V. und das Geübtsein in den eben erwähnten Kunstgriffen nothwendig, weshalb dieselbe nur einem geschickten Arzte oder Wundarzte zu übertragen ist. Nach geschehener Einrichtung wird ein Verband angelegt, welcher das betreffende Glied in der richtigen Lage hält und vorzeitige Bewegung desselben hindern soll. Wie lange dies geschehen muß, hängt von der Besonderheit des Falles ab. Gleich nach erfolgter Verletzung ist die Anwendung kalter Umschläge nöthig, um stärkere Entzündung zu verhüten. Ist die starke Kontraktion der Muskeln der Einrichtung hinderlich, so sind erschlaffende Mittel (warme Bäder, Brechweinstein ꝛc.) oder auch Chloroformirung anzuwenden, um die Anspannung der Muskeln zu heben. Die Chloroformirung erspart auch dem Kranken die meist sehr empfindlichen Schmerzen bei der Einrichtung. Sind Schmerz und Anschwellung des Glieds verschwunden und ist die Heilung der verletzten Bänder anzunehmen, so läßt man mit dem kranken Gliede vorsichtige Bewegungen vornehmen. Gegen zurückbleibende Steifigkeit des Gelenks werden Fetteinreibungen und warme Seifenbäder, gegen Schlaffheit der Bänder und Unsicherheit der Bewegungen des Gelenks spirituöse Einreibungen und zusammenziehende Mittel angewandt. Bei Verstauchung eines Gliedes werden zuvörderst kalte Umschläge gemacht, dann folgt das Anlegen eines festen Verbandes, damit das Glied in seiner normalen Lage verharre, die etwa zerrissenen oder sonst beschädigten Bänder wieder zusammenheilen und nicht eine abnorme Beweglichkeit des Glieds zurückbleibe, welche später leicht zu einer wirklichen V. führen kann, wie z. B. Verstauchung des Fußes leicht V. desselben zur Folge hat.

Verres, Cajus Cornelius, römischer Ritter, diente im Krieg gegen Sulla als Quästor in der Armee des Carbo, verließ aber dann die Partei des Marius, nahm auch die Kriegskasse mit und ging zu Sulla über. Als Quästor von Cilicien zeigte er sich sehr habsüchtig und plünderte auf der Rückkehr sogar den Tempel der Here zu Samos; auch als Statthalter von Sicilien (seit 73 v. Chr.) bedrückte er diese Provinz auf schamlose Weise und zog sich dadurch eine Anklage von Seiten der Siculer zu (70), die von Cicero übernommen und den Ränken der Gegenpartei zum Trotz in den berühmten verrinischen Reden behauptet ward. Verzweifelnd an seiner Rettung, verließ der Angeklagte freiwillig die Stadt und ward sofort vom Gerichte zu Verbannung und Schadenersatz (5 Millionen Thaler) verurtheilt. Daß er dadurch nicht zum Bettler ward, beweist die Nachricht bei Plinius, wonach ihn Antonius 43 v. Chr. proskribirte, weil er ihm seine korinthischen Gefäße nicht überlassen wollte. Nach Asinius Pollio † V. 6 v. Chr.

Verrius Flaccus, römischer Grammatiker, Freigelassener, erhielt vom Kaiser Augustus den Unterricht seiner Enkel anvertraut. Er † in hohem Alter nach 14 n. Chr. Von seinen Schriften besitzen wir noch Bruchstücke eines Auszugs, den Festus aus seinen 20 Büchern „De verborum significatione" machte (herausgegeben in Eggers „Scriptorum latinorum nova collectio", Bd. 2, Paris 1839) und die Fragmente des „Calendarium Praenestine" (herausgegeben von Wolf in seiner Ausgabe des Suetonius, Bd. 4, Leipzig 1802, und Orelli, in den „Inscriptionum latinarum collectio", Bd. 2, Zürich 1828).

Verroterien (franz. verroteries), Glasperlen, Glaskorallen, überhaupt allerlei kleine als Putz und Zierrath verwendete Glaswaaren, die besonders in den afrikanischen Handel kommen.

Verrua, Stadt in der italienischen Provinz Turin, nordöstlich von Turin, rechts am Po, Crescentino gegenüber, hat ein festes Bergschloß und 2700 Einwohner.

Verrücktheit, im gewöhnlichen Sprachgebrauch jede Art von Seelenstörung, wird von manchen Schriftstellern für eine Unfreiheit des Geistes mit Verstandesüberspannung in Verkehrtheit der

Digitized by Google

Begriffe und Urtheile, von andern gleichbedeutend mit Melancholie, Manie oder Narrheit gebraucht, am häufigsten für eine krankhafte, dem Blödsinn entgegengesetzte chronische Steigerung des Vorstellungs- und Denkvermögens erklärt. Vergl. Georget, Ueber die V., deutsch von Heinroth, Leipzig 1821.

Verruf (Verschiß), übler Ruf, besonders die von Studentenverbindungen gegen einander oder gegen einzelne Personen ergehende Erklärung, in Folge deren jeder Verkehr mit ihnen zu meiden ꝛc. ist.

Vers (lat. versus, von vertere, d. i. umwenden), überhaupt eine in sich abgeschlossene und regelmäßig wiederkehrende Linie oder Reihe, wie denn die Römer auch eigentlich die mittelst des Pflugs gezogene Furche damit bezeichneten, besonders aber eine Schriftreihe und vorzugsweise in der Poesie eine Reihe metrisch gegliederter Rhythmen. Auch das Ganze der einzelnen verbundenen Verse nennt man V., daher man häufig von Liederversen spricht, wofür jedoch richtiger Strophe (s. d.) und Stanze (s. d.) gebraucht wird. Ebenso bezeichnet das Wort Versmaß (Metrum) bald das Verhältniß der Arsis und Thesis oder des Bildes und Gegenbildes, bald das Hauptbedingniß der metrischen Periode, den Fuß, bald die metrische Periode selbst. Die Verskunst lehrt die Anwendung dieses Maßes (s. Prosodik). Der antike Versbau beruht auf der verschiedenen Quantität (Länge und Kürze) der Silben, wobei die lange Silbe die doppelte Dauer der kurzen hat. Verbindungen von Silben derselben Art (z. B. — — oder ⏑ ⏑ ⏑) sind nicht eigentliche metrische Versfüße, aus welchen eine gewisse Art Verse sich bilden läßt, aber sie können oft statt Versfüße derselben Dauer stehen, so daß eine lange Silbe durch zwei kurze oder zwei kurze durch eine lange vertreten werden, und es kann sogar etwas Charakteristisches an einem Versmaße sein, daß solche „unächte" Versfüße an gewissen Stellen gebraucht werden. Der Platz, welchen die lange Silbe einnimmt, heißt Hebung (Arsis), derjenige, den die kurze einnimmt, Senkung (Thesis). Früher galt es als Herkommen, die daktylischen, kretischen, choriambischen, jonischen, päonischen und antispastischen Verse nach Füßen, so daß jeder ein Metrum bildete, dagegen die anapästischen, trochäischen und jambischen Verse nach Dipodien zu messen. Je nachdem nun die metrische Periode in einem V. ein- oder mehrmals enthalten ist, heißt der V. Monometer, Dimeter, Trimeter, Tetrameter, Pentameter oder Hexameter. Weil aber mancher Takt nicht jederzeit wirklich ausgefüllt ist, theilt man die Verse in katalektische oder unvollzählige und akatalektische oder vollzählige. Schloß der V. in der Mitte der Periode, so hieß er brachykatalektisch oder halbvollzählig, war er um eine Silbe länger, hyperkatalektisch oder überzählig. Zu den Erfordernissen eines guten Verses gehören prosodische, rhythmische und metrische Korrektheit, gehörige Beachtung der Cäsur und Wohllaut oder Mannichfaltigkeit und Abwechselung der Laute in klarer Silbenaustönung, mit Vermeidung der Rauhheit und des Hiatus. Vgl. Roth, Anfangsgründe der deutschen Prosodie, Gießen 1815; Meineke, Verskunst der Deutschen, Quedlinburg und Leipzig 1817, 2 Bde.; Dillschneider, Verslehre der deutschen Sprache, Köln 1823; Gotthold, Hephästion oder Anfangsgründe der griechischen, römischen und deutschen Verskunst, Königsberg 1820; Minkwitz, Lehrbuch der deutschen Prosodie und Metrik, Leipzig 1852; Wackernagel, Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock, Berlin 1831.

Versailles, Hauptstadt des französischen Departements Seine-Oise, 4 Stunden westsüdwestlich von Paris, eine der größten und schönsten, gegenwärtig aber verödetsten Städte Frankreichs, in einer weiten Ebene, durch zwei Eisenbahnen mit den beiden Seineufern von Paris verbunden, von denen die Linksuferbahn weiter über Le Mans nach Nantes und Brest, die Rechtsuferbahn über Verneuil nach Alençon zum Anschluß an die Bahn von Le Mans nach Cherbourg geht. V. ist der Sitz des Präfekten und der Departementsbehörden, eines Bischofs, eines Gerichtshofs erster und zweiter Instanz und eines Handelsgerichts, hat 8 Kirchen, darunter eine Kathedrale, ein theologisches Seminar, ein kaiserliches Lyceum, eine Normalschule zur Bildung von Elementarlehrern (mit botanischem Garten), eine Zeichenschule, Synagoge, Stadtbibliothek (von 45,000 Bänden), mehre gelehrte Gesellschaften, eine kaiserliche Musterbaumschule, Fabrikation von Uhren, Waffen, Werkzeugen, Eisen- und Kupfergeräthen, Kaschmirschawls, Baumwollstoffen, Stärke, Nadeln, Buntpapier, Porzellan ꝛc., Wachsbleichen, Brauereien, Brennereien, Handel und 43,899 Einwohner. V. ist der Geburtsort Ludwigs XVI., der Generale Berthier und Hoche, des Abbé de l'Epée und der Schauspielerin Mars. Es wird als unansehnliches Dorf mit einem alten Ritterschlosse zuerst im Anfang des 11. Jahrhunderts genannt. Nachdem Ludwig XIII. 1627 von Jean de Soisy ein daselbst gelegenes Lehngut erkauft hatte, ließ er zuerst ein Jagdhaus, später ein Jagdschloß anlegen. Ludwig XIV. faßte 1660 den Plan, das Jagdschloß in eine Residenz zu verwandeln, und schon 1664 waren die beiden Seitenflügel, welche noch gegenwärtig, nebst dem alten Jagdschlosse, den sogenannten Marmorhof einschließen, so weit vollendet, daß Ludwig XIV. daselbst glänzende Hoffeste geben konnte. Bald darauf erhoben sich nach einander die drei Hauptgebäude, welche die Fronte nach der Gartenseite hin bilden. Gleichzeitig wurden auch mehre kleinere Gebäude und die Gartenanlagen nach Lenotre's Angaben ausgeführt, und 1672 war Alles so weit vorgerückt, daß Ludwig XIV. im Februar seine Residenz in V. aufschlug. Indeß dauerten die Arbeiten fort; die Kapelle ward erst 1690 begonnen und nicht vor 1710 vollendet. Schon unter Ludwig XIII. hatten einige seiner Günstlinge in der Nähe des Schlosses Landhäuser errichten lassen. Ludwig XIV. leistete Baulustigen allen möglichen Vorschub und so erhob sich um das Schloß bald eine ansehnliche und volkreiche Stadt. Der Regent, der Herzog von Orléans, verlegte zwar den Hof nach den Tuilerien in Paris; aber sobald Ludwig XV. volljährig geworden, schlug er seine Residenz wieder in V. auf

Digitized by Google

(1723), das nun bis zu den Oktobertagen 1789, wo Ludwig XVI. gezwungen den Sitz ſeiner Ahnen verließ, die königliche Reſidenz blieb. Während dieſes Zeitraums wuchs die Stadt fortwährend und die Bevölkerung erhob ſich auf mehr als 100,000 Seelen. Auch erhielten Schloß und Stadt weſentliche Erweiterungen und Verſchönerungen. Nachdem Ludwig XVI. die Stadt verlaſſen hatte, ſank ihre Bevölkerung bald auf 30,000 Seelen herab, und das Schloß, ſeines Schmuckes beraubt, ward dem Verfall überlaſſen. Zur Zeit des Direktoriums wurde ein Theil desſelben als Invalidenhaus, ein anderer als Lokal einer Gemäldeſammlung benutzt. Napoleon I. beſchränkte ſich darauf, den Palaſt und den Park in baulichem Zuſtande zu erhalten. Daſſelbe Schickſal hatte das Schloß unter Ludwig XVIII. und Karl X. Auf Befehl Ludwig Philipps wurde das Schloß ſeit 1833—37 zu einem Nationalmuſeum eingerichtet, das die Geſchichte Frankreichs in einer Reihe bildlicher Darſtellungen, darunter vorzüglich die Meiſterwerke Horace Vernets (ſ. d.), zur Anſchauung bringt. Die Summen, welche der König dafür ausgegeben, ſchätzt man auf 15 Millionen Franken. Das Schloß von V. war ſeit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts lange Zeit der Typus einer Menge Schlöſſer europäiſcher Fürſten. Die Fronte nach der Stadt zu macht keinen bedeutenden Eindruck und trägt die Spuren verſchiedener Zeiten und Pläne zu ſehr an ſich. Deſto impoſanter iſt die Fronte gegen den Park, obgleich ihre Regelmäßigkeit etwas Ermüdendes hat. In demſelben Geiſte und Geſchmack iſt auch die innere Einrichtung durchgeführt. Die große Gallerie, Galérie des glaces, auch Galérie de Louis XIV genannt, nimmt, in Verbindung mit den Sälen des Kriegs und des Friedens zu beiden Seiten, die ganze Länge des Hauptgebäudes ein und macht mit ihren Plafondgemälden, Spiegeln, Säulen, Pilaſtern ꝛc. einen impoſanten Eindruck. Nächſt dieſer Gallerie verdienen die Kapelle, das letzte Werk des jüngern Manſard, wegen ihrer verſchwenderiſchen Pracht, dann der Opernſaal, der Herculesſaal, der Marsſaal, das Oeil de Boeuf ꝛc. Erwähnung. Die Plafondgemälde in den inneren Schloßräumen ſind von Lebrun, Jouvenet, Lafoſſe, Mignard u. A.; die Skulpturen von Girardon, den Gebrüdern Couſtou, Legros u. A.; die im Garten aufgeſtellten Erzſtatuen von den Gebrüdern Keller, Aubry und Rogier. Die Waſſerkünſte im Park gerathen mehr und mehr in Verfall. Der Park ſelbſt, in regelmäßige Felder abgetheilt, macht mit ſeinen Blumenbeeten, Raſenteppichen, Sandwegen und Baumgängen, Springbrunnen und zahlreichen Bildwerken einen wunderbaren Eindruck. Mit V. ſind verbunden die Luſtſchlöſſer Groß- und Klein-Trianon. In V. ward am 3. September 1783 der Friede zwiſchen Frankreich und Nordamerika einer- und England andererſeits geſchloſſen. Am 1. Juli 1815 fand hier ein Gefecht zwiſchen den Preußen und Franzoſen Statt. Vergl. Eckard, Recherches historiques sur V., Paris 1836; Laborde, V. ancien et moderne, daſ. 1839; Gavard, Galéries historiques de V., daſ. 1835—48, 13 Bde.; Boudin, Palais de V., daſ. 1858—61, 3 Bde.

Verſalien (v. Lat.), die Anfangsbuchſtaben der Subſtantiva und Sätze, im Gegenſatz zu den kleinen Buchſtaben.

Verſchleimung, gewöhnliche Benennung eines chroniſchen Krankheitszuſtandes einer Schleimhaut, beſonders der des Verdauungsapparats, oder auch mehrer, deſſen Hauptſymptom in reichlicher Abſonderung eines dicken Schleims beſteht. Die ältere Medicin verſtand unter V. oder Schleimſucht (status pituitosus, polyblennia) eine Verſchlechterung der Blutmaſſe mit reichlichen und habituell gewordenen Schleimflüſſen, die neuere einen chroniſchen Katarrh einer der Schleimhäute mit Abſonderung zähen Schleims.

Verſchollen, wird von einem Abweſenden gebraucht, der zur Beſorgung ſeiner Angelegenheiten keinen Bevollmächtigten zurückgelaſſen hat, über deſſen Aufenthaltsort Niemand beſtimmte Auskunft geben kann und von dem es überhaupt zweifelhaft iſt, ob er noch lebt. Dem Verſchollenen wird von der Vormundſchaftsbehörde ein Vormund beſtellt, welcher das Vermögen deſſelben adminiſtrirt. Iſt der Verſchollene 70 Jahre alt, ſo wird derſelbe von dem Gericht öffentlich aufgefordert, ſich zu melden, und wenn er ſich in der hierzu vorgeſchriebenen Friſt nicht meldet, zur Todeserklärung des Verſchollenen vorgeſchritten, worauf dann das Vermögen den etwa ſich meldenden Erben oder den nächſten Verwandten desſelben ausgeantwortet wird.

Verſchwendung. Wer auf eine unſinnige Art ſein Vermögen vergeudet, kann nicht nur auf Antrag ſeiner Verwandten oder Gläubiger, oder auf die Erklärung des Vaters im Teſtament, ſondern auch auf unmittelbares Einſchreiten der Obrigkeit nach vorgängiger Unterſuchung mittelſt Dekrets für einen Verſchwender (pro prodigo) erklärt werden, worauf ihm ein Kurator zur Verwaltung ſeines Vermögens (Vermögensvormund) beſtellt wird. Während er ſo die Dispoſition über letzteres verliert, bleibt er für ſeine Perſon unabhängig und wird auch im Uebrigen nicht als willensunfähig angeſehen. Er kann ſogar ohne ſeinen Kurator Rechtsgeſchäfte abſchließen, jedoch nur ſolche, wodurch er Rechte erwerben, oder von Laſten frei werden will; ebenſo werden ihm auch ſeine unerlaubten Handlungen zugerechnet. Nach römiſchem Rechte hörte die Prodigalitätserklärung durch gebeſſerten Lebenswandel von ſelbſt, jetzt nur durch obrigkeitliches Dekret auf.

Verſchwörung, geheime Verbindung mehrer Staatsbürger, entweder zur Vernichtung der Selbſtſtändigkeit des Staats, zur Begünſtigung einer Eroberung deſſelben durch eine fremde Macht, oder zum Sturz des regierenden Oberhaupts, oder zur Vernichtung der beſtehenden Verfaſſung. Jeden einzelnen Theilnehmer trifft die Strafe des Hochverraths, doch pflegt bei den Rädelsführern eine höhere Strafzurechnung einzutreten als bei den übrigen Mitgliedern.

Verſecz (Werſchetz), Stadt im temeſer Banat in Ungarn, am gleichnamigen Berge, iſt Sitz eines griechiſchen nichtunirten Biſchofs, hat 2 griechiſch-nichtunirte theologiſche Lehranſtalten, eine Lehrerpräparandenanſtalt, eine Unterreal- und Hauptſchule, Seiden- und Weinbau, Seidenſpinnerei und 19,100 Einwohner. In der Nähe die Ueber-

Digitized by Google

reste einer sogenannten Römerschanze, vielleicht ein Avarenring oder aus den Türkenkriegen herrührend.

Versehen der Schwangeren, die angebliche Einwirkung von Sinnes-, namentlich Gesichtseindrücken Schwangerer auf die Bildung des Fötus. Es ist dies eine von Alters her verbreitete und selbst von manchen Aerzten vertheidigte Annahme, in der Wissenschaft aber noch eine unerledigte Streitfrage. Wenn es durch die Erfahrung erwiesen ist, daß Sinneseindrücke durch ihren Einfluß auf das Gemüth einer Schwangeren auch auf das Befinden des Fötus einzuwirken vermögen, wie z. B. heftige Gemüthserschütterung oder Betrübniß den Tod der Leibesfrucht zur unmittelbaren Folge gehabt haben: so scheint man auch zu der Annahme berechtigt zu sein, daß durch dergleichen Einwirkungen der Entwickelung des Fötus eine abnorme Richtung gegeben werden könne. Bis jetzt aber ist kein Fall, welcher diese Annahme bestätigen könnte, zweifellos gewiß, und namentlich dürfte der Beweis schwer zu führen sein, daß das, was sich zeitlich als Folge eines während der Schwangerschaft empfangenen sinnlichen Eindrucks herausstellte, auch in der That Wirkung desselben sei.

Versetzamt, s. v. a. Leihhaus.

Versetzung, eine Art musikalisch-rhetorische Figur, bestehend in der Wiederholung eines melodischen Theils unmittelbar nach seinem Vortrag, durch dieselbe Stimme und in derselben Tonart, nur auf einer anderen Stufe derselben. Durch Letzteres unterscheidet sich die V. von der Transposition (s. d.), welche die Wiederholung eines musikalischen Satzes in einer anderen Tonart ist. Im doppelten Kontrapunkt ist V. der Stimmen s. v. a. Umkehrung (rivolgimento).

Versetzungszeichen, diejenigen Zeichen, wodurch die Erhöhung oder Erniedrigung eines Tones in der Notenschrift angedeutet wird. Solcher Zeichen sind eigentlich nur drei, nämlich das um einen halben Ton erhöhende Kreuz (♯), das um ebenso viel erniedrigende Be(♭) und das Auflösungs- oder Wiederherstellungszeichen, Be-Quadrat (♮). Rechnet man dazu noch das doppelt erhöhende Kreuz (𝄪) und doppelte Be (♭♭) als besondere Gattungen, so kommen 5 Arten von V. heraus. Soll ein doppelt erhöhter oder doppelt erniedrigter Ton nur um die Hälfte erniedrigt oder erhöht, d. h. zu einem einfach erhöhten oder erniedrigten Tone werden, so wird vor die Note das erforderliche einfache V. und das Quadrat zugleich gesetzt. Soll aber ein solcher Ton ganz in seine natürliche Größe zurücktreten, so wird das Quadrat doppelt vor die Note gesetzt.

Versicherungswesen. Die Versicherung (Assekuranz oder Assurance) ist ein Vertrag, durch welchen der eine Theil, gewöhnlich eine Gesellschaft, sich verbindlich macht, gegen Entrichtung einer bestimmten Summe von Seiten des andern Theils eine gewisse Gefahr durch eventuelle Ersatzleistung (Prämie) über sich zu nehmen. Derjenige, welcher die Gefahr übernimmt, heißt der Versicherer (Assekurateur, Assekurant), der Eigenthümer der versicherten Gegenstände Versicherter (Assekurat, Assekurirter). Der Versicherte bezahlt dem Versicherer eine durch Uebereinkunft bestimmte Vergütung (Assekuranzprämie), nach Verhältniß der Gefahr, welcher der versicherte Gegenstand ausgesetzt ist, und erhält über die Versicherung eine nach einem bestimmten Schema angefertigte Urkunde (Police, Assekuranzkontrakt), in welcher die Namen der Kontrahenten, die versicherten Gegenstände, die Bedingungen des Vertrags und sonstige wichtige Umstände verzeichnet sind. Die eigentliche Bestimmung der Versicherungsanstalten ist, die pekuniären Nachtheile eines gewissen Unglücksfalls dadurch für den Betroffenen auszugleichen, daß eine große Anzahl Nichtbetroffener zur Beisteuer beigezogen wird. Abgesehen von dem einzelnem Falle, läßt sich das Institut auch unter dem Gesichtspunkt einer Sparkasse auffassen, indem die Theilnehmer nach und nach eine Summe in die Assekuranzbank einlegen, die ihnen zur Zeit eines großen Bedürfnisses als ein Nothpfennig zu Statten kommt. Die Versicherungsanstalten haben aber darin den Vorzug vor den Sparkassen, daß sie in der Regel bei dem Eintreten des Falles eine dem Bedürfniß entsprechende größere Summe liefern, gleichviel, ob der Betrag der bereits eingesteuerten Gelder die Höhe derselben erreicht hat oder nicht, stehen dagegen hinter den Sparkassen zurück, in sofern sie in der Regel nur eine bestimmte Summe leisten, ja, wenn der bestimmte Fall, auf den die Anstalt bezogen wird, für den Betheiligten nicht eintritt, von den eingezahlten Ersparnissen gar nichts zurückgeben. In dieser Hinsicht liegt in dem Versicherungsgeschäft zugleich der Begriff einer Wette, jedoch nur für den einzelnen Fall; denn im Ganzen muß die Anstalt, wenn sie Bestand haben soll, so eingerichtet sein, daß wenigstens für sie selbst die Idee der Wette wegfällt, d. h. sie muß auf eine genaue Wahrscheinlichkeitsberechnung gestützt sein, nach welcher die günstigen Fälle die ungünstigen überwiegen und zuletzt in jedem Falle ein bestimmter Gewinn übrig bleibt. In letzterer Hinsicht namentlich setzt die Anstalt voraus, daß sie in Bezug auf einen Fall getroffen sei, dessen Eintreten, wie ungewiß er auch für den Einzelnen sei, doch im Ganzen nach Zahl und Ausdehnung einer Berechnung unterliegt. Von einer großen Anzahl zu gleicher Zeit geborner Menschen ist nach Ablauf einer bestimmten Reihe von Jahren eine bestimmte Anzahl gestorben. Wen jedoch dieses Loos betroffen haben wird, läßt sich von Anfang an nicht voraussehen. Daher bleibt eine Spekulation, die an Leben und Tod eines Einzelnen geknüpft ist, rücksichtlich dieses Einzelnen eine Wette. Aber die Anstalt, die darauf berechnet ist, daß von der gegebenen Zahl nach Ablauf der bestimmten Zeit gerade so und so viele gestorben sein werden, beruht auf ganz sicherer Basis. Ebenso läßt sich nach Durchschnittszahlen berechnen, wie viele Schiffe auf der See untergehen, wie oft der Blitz zündet, wie viele Felder vom Hagel verwüstet, wie viele Häuser vom Feuer verzehrt werden; aber das einzelne Schiff, oder Feld, oder Haus, dem dieses Geschick begegnen soll, kann Niemand angeben, bis das Ereigniß vorüber ist. Daher sind derartige Fälle geeignet, das Objekt einer Assekuranz zu werden, die für den Einzelnen ungewiß, im Ganzen aber einer

Digitized by Google

Berechnung fähig sind. Zugleich müssen es aber auch Fälle sein, die nicht füglich zu vermeiden und denen Viele ausgesetzt sind, während sie nur verhältnißmäßig Wenige wirklich treffen. Gegen die Verwüstungen, welche auf einzelnen Punkten der Erde Erdbeben und Orkane anrichten, gibt es keine Assekuranzen, da sie auf jenen Punkten Alle und auf der übrigen Erde Keinen treffen. Die Versicherungsanstalten, wenigstens die meisten derselben, können entweder so eingerichtet sein, daß von den Versicherten gleichbleibende Beiträge geliefert werden und die Kasse durch die nicht gebrauchten Ueberschüsse in günstigen Jahren den Mehrbedarf in ungünstigen deckt, oder sie sind auf Gegenseitigkeit gegründet, in sofern alle etwa erzielten Ueberschüsse den sämmtlichen Theilnehmern derselben wieder zu Gute kommen, und zwar entweder in der Art, daß der gemachte Gewinn als Dividende zurückerstattet wird, während die regelmäßigen Beiträge fortgezahlt werden, oder daß die Ueberschüsse des einen Jahres zur Verminderung der Beiträge des nächsten dienen.

Alles, was einer reellen Werthschätzung unterliegt, einen pekuniären Preis hat, kann Gegenstand des Assekuranzvertrags sein. Zur Gültigkeit eines solchen ist aber erforderlich, daß das, was man assekuriren will, wirklich existire, was nur beim Assekuranzvertrag im Seerecht in sofern eine Ausnahme erleidet, als es, wenn die versicherte Sache im Augenblick des Vertrags zu Grunde gegangen oder auch glücklich angekommen ist, nach seerechtlichem Princip zur Gültigkeit des Vertrags hinreichend ist, daß der Versicherte kontrahirt hat, ohne das Ereigniß gekannt zu haben. Erst zu hoffende oder selbst eventuelle Sachen können nicht Gegenstand eines Assekuranzvertrags sein. Auch kann in der Regel eine bereits versicherte Sache nicht nochmals assekurirt werden. Dagegen kann man theilweise und successive dieselbe Sache, wenn sie auch nicht theilbar ist, in Quantitäten, die zusammengenommen ihr Ganzes nicht überschreiten, versichern, und ebenso kann man durch Jemanden eine Sache gegen gewisse Gefahren assekuriren lassen und die nämliche Sache gegen andere Gefahren durch eine andere. Da der Assekuranzvertrag bezweckt, für einen Verlust, dem man ausgesetzt ist, Ersatz zu erhalten, gehört das Risiko zum Wesen dieses Vertrags. Doch kann der Versicherer nicht für den Verlust verantwortlich gemacht werden, wovon der Versicherte der direkte Urheber ist. Wenn also Derjenige, welcher sein eigenes Leben assekurirt hat, sich entleiben, oder von seinen Erben ermordet würde, so wäre der Versicherer gegen letztere entlastet; wenn aber Jemand das Leben eines Andern assekuriren ließ, so können ihm diese Umstände nicht opponirt werden, es sei denn, daß er selbst den Tod dieser Person verursacht habe. Der Versicherer haftet nicht für Verlust, Abgang oder Verschlechterung, die ein eigenthümlicher Mangel der versicherten Sache verursachen könnte, es sei denn, daß er diese Verbindlichkeit übernommen hat, oder daß gerade der aus solchen Mängeln an der Sache entstehende Verlust Gegenstand der Assekuranz gewesen ist. Der Versicherer erwirbt die Prämie für das Risiko, das er übernimmt, nur im Augenblick, wo das Risiko beginnt. Erste Bedingung der Gültigkeit eines Assekuranzvertrags ist, daß Derjenige, der sich eine Sache versichern läßt, Eigenthümer derselben sei, oder daß er, wie ein Nutznießer, aus irgend einem Rechtsgrunde das nämliche Interesse an der Erhaltung der Sache habe wie der wirkliche Eigenthümer, oder endlich, daß er im Namen des Interessenten handle. Dagegen kann ein Versicherer die von ihm assekurirten Sachen bei Andern reassekuriren lassen (s. Rückversicherung). Die gegenseitigen Verbindlichkeiten, die aus dem Versicherungsvertrage folgen, pflegen in den Statuten der Versicherungsanstalt festgestellt zu sein. Die Klage auf Erfüllung des Vertrags, d. h. auf Ersatz des an der versicherten Sache erlittenen Schadens steht im Allgemeinen dem Versicherten, oder, im Fall seines Ablebens, seinen gesetzlichen Erben zu; doch kann das Recht, gegen den Versicherer aufzutreten, auch einem Andern zustehen, wenn der Versicherte seine Rechte cedirt hat, es sei nun durch Verkauf seiner Forderung auf den Versicherer, oder stillschweigend, indem er die versicherte Sache verkauft hat. Steht dem Versicherer kein Mittel zu Gebote, die Klage abzuweisen, so muß er den Schaden nach der gemachten Abschätzung und innerhalb der Grenzen des Vertrags ersetzen. An und für sich kann für Klagen aus dem Assekuranzvertrage keine andere als die gemeinrechtliche Klagverjährung von 30 Jahren gelten; doch haben einzelne neuere Gesetze, durch das Princip geleitet, daß im Handel in jeder Hinsicht ein rascherer Gang Statt finden müsse, kürzere Verjährungsfristen eingeführt. Was das Rechtsverhältniß der Gegenseitigversicherten unter und zu einander betrifft, so wird dasselbe durch die Grundsätze des gemeinen Rechts überhaupt bestimmt und nur in sofern modificirt, als die Bestimmungen der Vereinsstaaten solche Modifikationen bedingen. Außerdem dürfte der Grundsatz, nach welchem eine bereits assekurirte Sache nicht zum zweiten Male versichert werden kann, auf die gegenseitigen Versicherungen nicht anwendbar sein.

Nach Art des Gegenstandes, welcher der Versicherung unterliegen soll, gibt es sehr verschiedene Versicherungsanstalten, von denen als die hauptsächlichsten die Feuerversicherung (s. d.), die Hagelversicherung (s. d.), die Lebensversicherung (s. d.), die Rentenversicherung (s. Renten), die Seeversicherung (s. d.) und die Viehversicherung (s. d.) gelten können. Außerdem sind als besondere Versicherungsanstalten noch folgende anzuführen. Die Stromversicherungen sind meist lokal, d. h. für die Güter, die zwischen gewissen Plätzen verladen werden, bestimmt. In Deutschland bestehen dergleichen namentlich in Berlin, Breslau, Stettin, Magdeburg, Hamburg, Leipzig und Dresden. Gesellschaften, welche ihre Versicherungen nicht in dieser Art beschränken, sind die niederrheinische in Wesel, die düsseldorfer und die Agrippina in Köln, welche beide letztern auch gegen See- und Landtransportgefahr versichern. Fast alle Stromversicherungsgesellschaften bestehen auf Aktien. Auch die Flußdampfschifffahrtsgesellschaften besorgen vielfach die Versicherung der ihnen übergebenen Güter gegen eine Prämie, und ebenso häufig die

Digitized by Google

Spediteure. Die Landtransportversicherung wird von mehren Aktiengesellschaften ausgeübt, welche gewöhnlich zugleich Flußversicherungen annehmen, z. B. in Berlin, Köln, der deutsche Phönix in Frankfurt ꝛc. Die Eisenbahnverwaltungen übernehmen in der Regel die Versicherung jeder Transportgefahr innerhalb ihres Bezirks, und zwar bis zu einem gewissen Werth ohne besondere Vergütung stillschweigend, über denselben hinaus gegen eine Prämie, die bisweilen als Frachtzuschlag bezeichnet wird. Die Versicherung gegen Eisenbahnunfälle der Reisenden an Leben und Gesundheit ist ein Institut der neuesten Zeit. Sie wird entweder auf eine bestimmte längere Zeitdauer (auch auf Lebenszeit, Zeitversicherungen) oder für eine einzelne Reise, auf die Dauer von einem oder mehr Tagen (Tourversicherungen) geschlossen. Gesellschaften, welche sich mit dieser Versicherung befassen, bestehen in Erfurt, Berlin und London, sämmtlich auf Aktien. Von noch jüngerem Datum ist die Kreditversicherung, d. h. die Sicherstellung gegen Verluste durch Insolvenz der Schuldner. Der Vortheil dieser Versicherung, welcher das Delcredere-Stehen der Kaufleute im Grunde entspricht, kommt auch dem Schuldner zu Gute, indem sie dessen Kredit befestigt; sie hat aber ihre Schwierigkeiten in der Beurtheilung der Kreditfähigkeit, für welche Bürgschaften vorliegen müssen. Uebrigens vermindert sich für die Gesellschaft die Gefahr dadurch, daß die größere Zahl der Fallimente die Folge anderer Fallimente ist, welche Folge durch die Versicherung abgewendet wird, sowie dadurch, daß mit der Abwendung gerichtlichen Einschreitens die Verluste bei Fallimenten kleiner werden. Die erste Kreditversicherungsgesellschaft war die Commercial credit mutual assurance society in London, welche im Mai 1852 ihre Geschäfte begann; die Gesellschaft La garantie du commerce in Brüssel begann mit 1853 ihre Geschäfte. Der neuesten Zeit gehört die Hypothekenversicherung an, welche sich von den bisher betrachteten Kategorien dadurch unterscheidet, daß sie nicht vor Schäden sichern soll, welche durch die Elemente herbeigeführt werden, auch nicht zu Ansprüchen berechtigt, welche durch Prämienzahlungen erworben sind und unter gewissen Umständen u. Bedingungen geltend gemacht werden können, sondern daß sie vielmehr dem Kapitalisten sein gegen hypothekarische Sicherheit ausgeliehenes Kapital, resp. die Zinsen aus demselben, sichert. Das Unterpfand, Grundstück oder Gebäude, kann durch Ereignisse entwerthet und der Gläubiger dadurch gefährdet sein, oder er kann wenigstens fürchten es zu werden. Der Schuldner ist aber unter so bewandten Umständen weit weniger im Stande, die Rückzahlung zu leisten oder ein anderes Kapital aufzunehmen. Die Hypothekenversicherung sichert demnach nicht nur den Gläubiger vor Verlusten, sondern auch den Schuldner vor Geldverlegenheit u. daraus entstehenden Nachtheilen. Bei der Hypothekenversicherung kann sowohl jener wie dieser als Versicherungsnehmer auftreten. Die Versicherung aber kann z. B. erfolgen gegen Subhastationsverlust, und es kann sowohl eine einzelne hypothekarische Forderung (resp. Schuld, sofern der Schuldner Versicherungsnehmer ist) oder auch der ganze Werth des Grundstücks versichert werden. Die Versicherung kann aber auch bloß die Zinsen des Darlehns betreffen, in welchem Falle dann die Versicherungsgesellschaft die Zinszahlung in der Weise übernimmt, daß der Gläubiger auf deren pünktliches Eingehen mit Sicherheit rechnen kann. Auch kann die Versicherung auf die pünktliche Rückzahlung des Kapitals abgeschlossen werden, so daß, falls dasselbe am Ende der Kündigungsfrist vom Schuldner nicht zurückgezahlt wird, die Gesellschaft Zahlung leistet und sich dafür vom Gläubiger dessen Forderung behufs der Einziehung cediren läßt. Der Schuldner endlich kann Versicherung dafür nehmen, daß ihm das Darlehn innerhalb einer gewissen Zeit nicht gekündigt werde, und die Gesellschaft tritt dann für ihn ein für den Fall, daß der Gläubiger vor Ablauf dieser in der Police angegebenen Zeit Rückzahlung verlangen sollte. Rückversicherung (Reassekuranz) heißt die Versicherung eines schon versicherten Gegenstandes wegen seines hohen Werthes bei einer größeren Assekuranzanstalt. Es gibt eine zweifache Art der Rückversicherung: diejenige des Versicherers u. diejenige des Versicherten. Mehrfache Gründe können es dem Versicherer wünschenswerth erscheinen lassen, von einem einmal übernommenen Risiko wieder befreit zu werden. Der einfachste Weg, den er zu diesem Behuf einschlagen kann, ist der, sich reassekuriren zu lassen, d. h. die Gefahr auf einen anderen Versicherer in derselben Weise zu übertragen, in welcher er sie von seinem Versicherten übernommen hat. Es tritt hierbei also der erste Versicherer, der Rückversicherte, zu dem zweiten, dem Reassekurateur, ganz in das Verhältniß des Versicherten zum Versicherer. Sein Interesse ist lediglich auf die Summe gerichtet, welche er seinem Versicherten gezeichnet hat, und zwar mit der Prämie. Auf die Rechte des ersten Versicherten übt die Rückversicherung keinen Einfluß aus. Letztere muß aber in der Police als solche bezeichnet und zugleich der Gegenstand, auf welchen die erste Assekuranz lautet, gehörig angegeben sein, wie überhaupt der Rückversicherte Alles anzeigen muß, was der Versicherte seinem Versicherer anzuzeigen hat. Der Reassekurateur bezahlt für Schaden natürlich nur soweit, als der Rückversicherte ihn seinem Versicherten zu bezahlen rechtlich verpflichtet war. Die meisten Landesgesetze gestatten diese Rückversicherung; verboten ist sie nur in England, wo sie zur Spekulation auf Steigen und Fallen der Prämie mißbraucht worden war. Die Rückversicherung des Versicherten ist im Grunde nichts weiter als eine zweite Assekuranz. Es ist nämlich dem Versicherten erlaubt, die Solvenz seines Assekurateurs zu versichern. Auch hierbei ist neben gehöriger Angabe des ursprünglichen Interesse's die Rückversicherung als solche zu bezeichnen. Natürlich findet ein Anspruch an den Reassekurateur nur Statt, wenn und in soweit ein solcher aus der ersten Versicherung hätte gemacht werden können, und nur im Fall der Insolvenz des ersten Assekurateurs. Im Uebrigen findet auch hier dasselbe Verhältniß Statt, welches überhaupt zwischen dem Versicherten und dem Versicherer obwaltet. In England ist auch diese Art

Digitized by Google

der Rückversicherung gesetzlich sehr beschränkt und nur dem Assekurateur oder seinen Vertretern und Successoren für den Fall, daß der Assekurateur insolvent wurde oder starb, gestattet.

Versiegelung (obsignatio), Verschließung einer Sache durch Anlegung eines Siegels, geschieht von Gerichtswegen bei Todesfällen in Bezug auf die Sachen des Verstorbenen, wenn Erben minderjährig, abwesend oder unbekannt sind, bei entstehendem Konkurs, in Folge von Haussuchungen ꝛc. Die Siegel können nur vom Gericht selbst wieder abgenommen werden. Die Verletzung solcher gerichtlich angelegten Siegel unterliegt besonderen Strafen.

Versilbern, Ueberziehen metallischer und nichtmetallischer Gegenstände mit Silber. Man unterscheidet Feuerversilberung, nasse, kalte, galvanische Versilberung und Versilberung mit Blattsilber. Die Feuerversilberung kann wie die Feuervergoldung mit fertigem Amalgam oder mit einer Mischung aus 4 Theilen Silberpulver, 1 Th. Quecksilberchlorid, 16 Th. Salmiak und 16 Th. Kochsalz ausgeführt werden. Statt des Silberpulvers benutzt man auch Chlorsilber, welches durch beigemischtes Kochsalz gelöst und durch das zu versilbernde Metall zersetzt wird. Die kalte Versilberung ist ungemein vergänglich, für manche Zwecke eignet sich aber folgendes Verfahren sehr gut. Man verreibt mit einem nassen wollenen Läppchen ein inniges Gemisch von 1 Th. salpetersaurem Silberoxyd, 3 Th. Cyankalium und 3 Th. geschlämmter Kreide auf dem gereinigten Kupfer, Messing oder Argentan, wäscht dann sogleich mit reinem Wasser ab und trocknet mit Leinwand. Zum Putzen dieser sehr schönen Versilberung benutzt man immer wieder dasselbe Pulver, muß aber jedesmal abwaschen und trocknen. Zur nassen Versilberung löst man 5 Th. Chlorsilber durch Kochen mit 16 Th. Kochsalz, 16 Th. Weinstein und der nöthigen Menge Wasser, bringt die zu versilbernden Gegenstände in die kochende Flüssigkeit und spült sie nach einer Viertelstunde ab. Oder man mischt die Lösung von 1 Th. Silber in 2 Th. Salpetersäure mit der Lösung von 9 Th. Cyankalium in 112 Th. Wasser und mit 2 Th. Schlämmkreide, taucht die Gegenstände in ein Bad aus 1 Th. der gut umgeschüttelten Mischung und 1—2 Th. Wasser und reibt sie mit trockner Schlämmkreide ab. Ueber galvanische Versilberung s. Galvanoplastik. Die Versilberung mit Blattsilber wird wie die Vergoldung mit Blattgold ausgeführt, ist aber veraltet.

Versi sciolti (versi liberi, nämlich dalla rima, französisch vers blancs), reimlose Verse, die in der italienischen Poesie zwar schon im 14. Jahrhundert vorkommen, aber erst seit dem Anfang des 16. als bewußte Nachahmungen der antiken Poesie häufiger gebraucht wurden. Jetzt bedient man sich der Sciolti und zwar nur elfsilbiger Verse, während früher auch sieben- und fünfsilbige eingemischt wurden, allgemein in der dramatischen und didaktischen Poesie, zu Episteln, Satiren und vorzüglich zu poetischen Uebersetzungen.

Verskunst, s. Metrik.

Versöhnung, die Wiederherstellung eines freundlichen Verhältnisses zwischen Feinden, in der Dogmatik die Wiedervereinigung des sündigen Menschen mit Gott. Die Lehre von der V. steht mit der Lehre von der Erbsünde in der engsten Verbindung und beruht auf der Voraussetzung, daß der Mensch durch den Sündenfall das Vermögen verlor, das Böse aus Mißfallen an dem Bösen zu unterlassen, das Gute aber aus Wohlgefallen am Guten und aus Liebe zu Gott zu verrichten, mithin die Möglichkeit verscherzte, aus eigner Kraft die ewige Seligkeit zu erlangen. Aus freier, unverdienter Gnade traf Gott eine Heils- und Rettungsanstalt, durch welche die Schuld und die Strafe der Erbsünde aufgehoben und die verlorene Seligkeit wieder gegeben werden sollte. Dies aber war nicht anders möglich, als durch eine V. (expiatio, reconciliatio) des durch die Sünde der Menschen beleidigten Gottes. Diese V. konnte nicht ein gewöhnlicher Mensch bewirken, weil ein solcher, mit der Erbsünde behaftet, selbst verdammlich ist; doch auch nicht ein bloßer Gott, weil die stellvertretende Person eine dem Menschen gleiche Natur haben mußte, damit ihr Verdienst den Menschen zugerechnet werden konnte: es mußte mit einem Worte ein Gottmensch der Versöhner sein, und als solcher bewirkte Christus durch die stellvertretende Genugthuung (satisfactio vicaria) die V., d. h. er leistete der göttlichen Gerechtigkeit an unserer Statt Genüge, so daß sein Verdienst uns zugerechnet wird und wir, von den Strafen der Sünde befreit, wieder die Seligkeit erlangen können. Die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte stellten die Lehre von der V. nach einer doppelten Richtung dar, einmal so, daß sich Christus dem Teufel als ein Lösegeld für die demselben verfallenen Menschen hingegeben, und dann, daß er die Schuld der Menschen bei Gott gesühnt habe. Eine wissenschaftliche Behandlung erfuhr die Lehre erst durch Anselm von Canterbury, der die Majestät Gottes als durch die Sünde beleidigt darstellte und hieraus die Nothwendigkeit einer vom Gottmenschen zu leistenden Genugthuung herleitete. Die Reformatoren hielten die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung des Todes Christi fest und erklärten sich namentlich entschieden gegen die Sühnung der göttlichen Gerechtigkeit durch sogenannte gute Werke. Die lutherischen Theologen des 17. Jahrhunderts betonten fast nur die juridische Seite der V. und bezeichneten die V. als einen Prozeß, wo Gott der Beleidigte, der Mensch der Verklagte und Christus der Bürge sei. Dagegen stellten die Socinianer und die Rationalisten die ethische Seite in den Vordergrund, Jesu Tod als Bestätigung der von Gott dem sich Bessernden verheißenen Gnade auffassend, und Hugo Grotius milderte die Satisfaktionstheorie dahin, daß Jesus nicht Gottes Zorn, sondern dem Gesetz genügt habe, und daß sein Verdienst den Menschen nicht zugerechnet, sondern geschenkt werde. In der von Schleiermacher aufgestellten Versöhnungslehre liegt das Hauptgewicht nicht in Christi Tod, sondern in der Lebensgemeinschaft mit Christus. Die neueren Philosopheme sehen in der V. die in Christo symbolisch dargestellte Selbstversöhnung der Menschheit. Vgl. Tholuck, Die Lehre von der Sünde u. vom Versöhner, Hamb. 1823, 8. Aufl. 1863; Baur, Die christliche Lehre von der V.,

Digitized by Google

Tübingen 1838; Thomasius, Das Bekenntniß der lutherischen Kirche von der V., Erlangen 1857.

Versöhnungsfest (Versöhnungstag, Jom Hachipurim), Fest der Juden, an welchem das Volk wegen der noch nicht gesühnten Sünden des ganzen Jahres mit Gott ausgesöhnt wurde, fiel auf den 10. des Monats Tisri (Oktober). Der Hohepriester schlachtete, nachdem er gebetet und ein leinenes Gewand angelegt, einen jungen Stier als Sündopfer für sich und die Seinigen und besprengte mit dem Blute desselben den vorderen Deckel der Bundeslade, den Vorhang, der das Heilige von dem Allerheiligsten schied, und die Hörner des Rauchaltars im Heiligen. Dann wurde von zwei Böcken der eine, durch das Loos bestimmte, geschlachtet und mit dem Blute desselben wieder so verfahren wie mit dem des Stieres, der andere aber (Asasel), nachdem der Hohepriester die Hände auf ihn gelegt und seine und des Volkes Sünden bekannt hatte (daher der Name Sündenbock), an einen wüsten Ort gebracht und dort losgelassen, in späterer Zeit aber in einen Abgrund gestürzt. Darauf brachte der Hohepriester für sich und das Volk zwei Widder und sieben Lämmer als Brandopfer dar. Die heutigen Juden feiern die 10 dem Fest vorhergehenden Tage durch Fasten, Beten, Almosengeben und Aussöhnung mit ihren Feinden. Am Feste selbst versammeln sich die Männer, mit ihrem Sterbekittel bekleidet, in der Synagoge und bringen jeder eine Wachskerze mit, welche wenigstens 24 Stunden brennen muß. Vergl. Kurtz, Der alttestamentliche Opferkultus, Mitau 1864.

Versorgungsanstalten, im Allgemeinen solche Anstalten, die mit den Sparkassen (s. d.) Das gemein haben, daß sie einer Menge von Menschen das Aufsparen des Ueberflusses guter Jahre für schlimme Zeiten erleichtern wollen, sich aber dadurch von ihnen unterscheiden, daß Sparkassen ihren Theilnehmern einfach die Vortheile der Kapitalisirung und Verzinsung darbieten, Versorgungskassen dagegen die Einlagen Mehrer zusammenwerfen und den Einzelnen je nach ihrer kürzeren oder längeren Lebensdauer Gewinn oder Verlust gegenüber den Anderen gewähren. Die Naturgesetze der Zinsberechnung kommen bei beiden Arten in Betracht, bei den letzteren außerdem noch jene der Sterblichkeit (s. d.). Uebrigens können Zweck und Einrichtung der V. sehr verschieden sein. Es gehören dahin die sogenannten Rentenanstalten (s. d.), die Tontinen (s. d.), die Wittwenkassen (s. d.) und gewöhnliche Lebensversicherung (s. d.).

Versorgungsbrief, s. v. a. Panisbrief.

Versprechen (Besprechen), abergläubisches Verfahren zur Heilung von Krankheiten, Wunden, zum Stillen von Blutungen, Löschen von Feuersbrünsten ꝛc. Das V. geschieht durch Hersagung bestimmter Formeln („Segen") und Beobachtung gewisser Ceremonien dabei. Das Christenthum fand diesen Aberglauben vor, suchte ihm anfangs entgegenzuwirken, gestattete ihn aber dann unter christlicher Modificirung der Formeln. Die Formeln sind zum Theil poetisch abgefaßt, beginnen gewöhnlich mit einem epischen Eingang, enthalten in der Mitte die für die betreffende Beschwörung besonders wirksamen Worte und schließen mit einer Anrufung Christi und der Heiligen. Die beiden ältesten und merkwürdigsten deutschen Segensformeln wurden 1842 in einer Handschrift des 10. Jahrhunderts aufgefunden, sind aber noch durchaus heidnischen Inhalts und um Jahrhunderte älter als die Handschrift. Sammlungen solcher Segen finden sich z. B. im Anhang zur ersten Ausgabe von J. Grimms „Deutscher Mythologie" (Göttingen 1835) und im Anhang zu Wolfs „Beiträgen zur deutschen Mythologie" (Band 1, Göttingen und Leipzig 1852). Vergl. Beschwörung.

Verstählen, s. Galvanoplastik.

Verstand, im weiteren Sinne die Fähigkeit der Seele, zu denken, d. h. Begriffe zu Urtheilen und Schlüssen zu verknüpfen; im engeren Sinne die Anwendung dieses Vermögens zum Behuf richtiger Auffassung und Beurtheilung unserer Lebensverhältnisse; im philosophischen Sinne das Vermögen der Erkenntniß des Sinnlichen im Gegensatze zur Vernunft als dem Vermögen der Erkenntniß des Uebersinnlichen. Uebrigens ist die philosophische Definition von V. im Gegensatz zu Vernunft sehr verschieden. Kant erklärt den V. als das Vermögen, Vorstellungen selbstthätig hervorzubringen, dann besonders im logischen Sinne als das Vermögen, das Einzelne im Allgemeinen darzustellen, also als das Vermögen der begrifflichen Auffassung. Nach Schelling ist der V. die unentwickelte, nur das Einzelne umfassende Vernunft oder die in einem Einzelnen begründete und ausgebildete Denkthätigkeit; nach Fries das Denk- oder Reflexionsvermögen, insbesondere auch das Vermögen deutlicher Erkenntniß; nach Schulze das Vermögen des Denkens des Kausalzusammenhangs und der Zwecke; nach Reinhold im weitesten Sinne s. v. a. Denkvermögen überhaupt, im engeren Sinne die Urtheilskraft, d. i. die Fähigkeit, durch Prüfung der Behauptungsgründe zu einem Urtheil, dessen Verwirklichung einer solchen Ueberlegung bedarf, sich selbst zu bestimmen, im engsten Sinne das empirische Erkenntnißvermögen. Vergl. Vernunft.

Verstauchung, s. Subluxation und Verrenkung.

Versteigerung (Auktion), der Verkauf einer beweglichen Sache an den Meistbietenden. Der Bietende ist so lange verbunden, die Sache für sein Gebot anzunehmen, bis er überboten wird, und der Auktionator (Versteigerer) gibt seine Zustimmung in die Ueberlassung der Sache durch den Zuschlag. Bieten zwei Personen gleichzeitig dieselbe Summe, so werden, wenn keine von beiden freiwillig zurücktritt oder mehr bietet, nach rechtlichen Grundsätzen beide Gebote ungültig sein. Die Auktion ist entweder gerichtlich, oder außergerichtlich, je nachdem sie von einer Gerichtsbehörde oder von einer Privatperson vorgenommen wird; sie ist ferner freiwillig, wenn der Eigenthümer der auktionirenden Sache sie beantragt oder doch seine Zustimmung dazu gibt, oder nothwendig, wenn diese Zustimmung nicht erforderlich ist. Die gerichtlichen Auktionen gehören in der Regel zu den nothwendigen; die außergerichtlichen dagegen sind gewöhnlich freiwillige, obgleich auch die Gerichte freiwillige

Digitized by Google

Auktionen vornehmen, z. B. wegen Erbtheilungen, und außergerichtliche als nothwendige sich darstellen, z. B. Verkauf eines Faustpfandes im Wege der Auktion. Die Grundsätze, welche vom Kauf gelten, finden im Wesentlichen auch bei der Auktion Anwendung; nur ist die Vindikation und die Gewährleistung der Fehler und Mängel rücksichtlich einer versteigerten Sache beschränkt. In vielen Städten gibt es besondere, von der Obrigkeit bestellte und verpflichtete Auktionatoren, welchen Privatpersonen gegen angemessene Vergütung die V. ihrer Sachen überlassen. Von der Subhastation (s. d.) unterscheidet sich die Auktion dadurch, daß man den erstern Ausdruck nur von der V. eines Grundstücks und solcher beweglichen Sachen braucht, welche, nach den Gesetzen eines Landes, diesen gleichgestellt werden, z. B. in Preußen kostbare bewegliche Sachen.

Versteinerungen, s. v. a. Petrefakten (s. d.).

Versteinerungskunde, s. v. a. Paläontologie (s. d.).

Verstolk van Soelen, Jan Gijsbert, Baron, niederländischer Staatsmann, geboren 1777 zu Rotterdam, studirte in Göttingen und Kiel die Rechte u. Staatswissenschaften, ward 1809 Landdrost von Geldern und nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich Präfekt von Friesland, das er mit Erfolg gegen die drückenden Folgen der Fremdherrschaft zu sichern suchte. Im Jahre 1815 ward er mit der einstweiligen Verwaltung des Großherzogthums Luxemburg, sowie der auf dem rechten Ufer der Maas liegenden Theile der Provinzen Limburg, Lüttich und Namur beauftragt. Im November desselben Jahres begab er sich als niederländischer Gesandter nach Petersburg, wo er bis 1822 blieb. Gegen Ende 1825 kam er an die Spitze des Departements der auswärtigen Angelegenheiten. Wiewohl neben Zuylen van Nyevelt Hauptleiter der londoner Konferenzen 1833, vermochte er doch die von seinem Monarchen gewünschten Resultate nicht zu erreichen. Im Jahre 1840 nahm er seinen Abschied und lebte fortan den Wissenschaften und Künsten im Genusse einer der reichsten Privatkunstsammlungen Europa's (Katalog, Amsterdam 1843—51, 4 Bde.), die nach seinem 1845 erfolgten Tode versteigert wurde. Seine Staatsschriften findet man gesammelt in dem „Recueil de pièces diplomatiques relatives aux affaires de la Hollande et de la Belgique de 1830 jusq'en 1833" (Haag 1833, 3 Bde.).

Verstopfung, s. Obstruktion.

Verstrickung, s. Strafe.

Verstümmelung (mutilatio), diejenige Körperverletzung, in Folge deren ein Glied verloren geht. Als Verbrechen wird sie mit körperlicher Züchtigung, Gefängniß bis Zuchthaus bestraft, je nach Maßgabe des Nachtheils und der Größe der V., beziehungsweise der bekundeten Böswilligkeit. Nicht selten kommt auch Selbstverstümmelung zu dem Zweck vor, sich dadurch dem Militärdienste zu entziehen; mehre Gesetzgebungen, z. B. die preußische, bestrafen sie mit ein- bis dreijähriger Zuchthaus- oder Festungsstrafe. Als Strafe findet sich die V. bei vielen rohen Völkern, und auch die peinliche Gerichtsordnung kennt diese Strafart.

Versuch, s. Experiment.

Versuch eines Verbrechens (conatus delinquendi, crimen attentatum), die auf Hervorbringung eines Verbrechens absichtlich gerichtete äußere Handlung, ohne daß das Verbrechen vollendet, namentlich der dadurch beabsichtigte Erfolg erreicht ward (vergl. Verbrechen). Nach der Meinung mehrer Rechtslehrer soll die in der Absicht, ein Verbrechen zu verüben, unternommene Handlung dann straffrei sein, wenn sie entweder zur Erreichung oder auch Vorbereitung des intendirten Zweckes durchaus untauglich ist, oder die Bewerkstelligung der Absicht objektiv außer dem Bereich der Möglichkeit liegt; doch stellen Andere dem nicht ohne Grund entgegen, daß zwar bei einem solchen V. die Existentwerdung der beabsichtigten Rechtsverletzung unmöglich und also auch das einzelne Recht nicht gefährdet sei, wohl aber der Rechtszustand im Ganzen, und daß daher eine in verbrecherischer Absicht unternommene Handlung auch ohne Rücksicht auf den Erfolg den Gesichtspunkt der Rechtswidrigkeit an sich trage. Man unterscheidet zwischen entferntem V. e. V., wo bloße Vorbereitungshandlungen vorliegen, nahem V. e. V., wo der Verbrecher bereits in der Ausführung der verbrecherischen Handlung begriffen war, und vollendetem V. e. V., wo die Mittel, die der Verbrecher zur Erreichung des Zweckes für nöthig hielt, vollständig angewendet worden sind. In neueren Gesetzen spricht man auch bloß von beendigtem und nicht beendigtem V. e. V. Die gemeinrechtliche Praxis bestraft den V. e. V. arbiträr u. im Verhältniß seines Grades wie zum Verhältniß der Strafbarkeit des vollendeten Verbrechens. Neuere Gesetzgebungen bestimmen in der Regel Quoten der Strafen des letztern als Minima oder Maxima für die Strafe des V.s e. V.

Versus (lat.), s. v. a. Vers.

Vertagen, vom altdeutschen tagen, d. h. Gericht halten, wird jetzt hauptsächlich in den deutschen konstitutionellen Staaten von den Ständeversammlungen gesagt, wenn sie auf einige Zeit ausgesetzt werden; das Recht der Vertagung ist fast in allen repräsentativen Verfassungen dem Regenten vorbehalten.

Vertatur (lat.), es werde umgewendet.

Verte (lat.), wende um.

Vertebra (lat., Wirbel, Wirbelbein), s. Rückgrat.

Vertebralsystem (Spinalsystem, v. Lat. und Griech.), die Gesammtheit des Rückenmarks (s. d.) und der daraus entspringenden Nerven zum Unterschiede von dem Cerebralsystem u. dem Gangliensystem.

Vertebraten (v. Lat.), s. v. a. Wirbelthiere (s. d.).

Vertex (lat.), der Scheitel.

Vertheidigung (Defension), diejenige Handlung im Kriminalprozeß, welche die Aufgabe hat, den Anschuldigungsbeweis zu prüfen und seine Unzulänglichkeit nachzuweisen, oder den Entschuldigungsbeweis zu führen. Das Erstere geschieht, indem der Vertheidiger die Mängel des objektiven Thatbestandes nachweist oder zeigt, wie die vorgebrachten Beweismittel zur Ueberführung des Angeklagten nicht hinreichen; Letzteres, indem er bei mangelndem Geständniß darthut,

Digitized by Google

daß der Anschuldigungsbeweis, selbst wenn er an sich vollständig wäre, durch entgegenstehende Umstände aufgehoben oder wenigstens geschwächt wird, oder indem er bei erfolgtem Geständniß die Momente darlegt, welche die That als minder strafbar oder als straflos erscheinen lassen. Indem der Defensor Dasjenige, was etwa der Angeschuldigte oder der Richter nicht verstehen oder übersehen könnte, besonders ausführen u. geltend machen soll, damit bei dem erkennenden Richter, der das Interesse der Justiz und rechtlichen Ordnung wahrzunehmen hat, auch das entgegengesetzte Interesse des Angeschuldigten vertreten werde, dient auch er der Gerechtigkeit. Es ist nicht seine Sache, die Vertheidigungsgründe zu beurtheilen, wohl aber muß er sie als Zweifelsgründe dem erkennenden Richter zur Beurtheilung vorlegen, und er verletzt sogar seine Pflicht, wenn er dies nicht so bündig und überzeugend als möglich thut, selbst wenn er im Interesse der Justiz und der öffentlichen Moral die Verurtheilung seines Klienten nicht ungern sehen sollte. Auf der andern Seite darf der Defensor nicht zur böslichen Chikane, zur Verdrehung oder Ableugnung klarer Thatsachen, zur sophistischen Auslegung unzweifelhafter Rechtssätze seine Zuflucht nehmen. Zum Behuf der V. ist dem Defensor die volle Einsicht der Akten und die freie Unterredung mit seinem Klienten zu gestatten; außerdem kann er auf Abhörung von Zeugen zur Bewahrheitung thatsächlicher Vertheidigungsmomente (Defensionalzeugen) antragen. Nach dem Gerichtsbrauch inquisitionaler Justiz ist die V. des Angeklagten gegen eine diesem drohende Todesstrafe dergestalt nothwendig, daß auch desselben ausdrücklicher Verzicht auf eine Defension solche nicht entbehrlich machen kann. Auch ist der Vertheidiger befugt, auch ohne erklärte Zustimmung des Inquisiten ein Rechtsmittel zur Hand zu nehmen.

Vertigo (lat.), s. v. a. Schwindel.

Vertikal (v. lat. vertex, d. i. Scheitel), Das, was die Richtung durch den Scheitel des aufrechtstehenden Menschen hat, also s. v. a. lothrecht.

Vertikalkreis (Scheitelkreis), der durch das Zenith (Vertikalpunkt) u. Nadir des Beobachters gehende und also auf dessen Horizont senkrechte größere Kreis der Himmelskugel, in dessen Bogen man die Höhe oder den Zenithabstand der Gestirne angibt.

Vertikallinie (v. Lat.), die durch das Zenith u. Nadir gezogene Linie. Sie steht auf der Horizontalebene senkrecht und ist mit der Richtung der Schwere gleich; auch ist sie der gemeinschaftliche Durchschnitt aller Vertikalkreise, und jede durch sie gelegte Ebene heißt Vertikalebene (Vertikalfläche).

Vertot, René Aubert de, französischer Geschichtschreiber, geboren am 25. Nov. 1655 auf dem Schlosse Benetot in der Normandie, trat in den Kapuziner-, dann in den Prämonstratenserorden, ward Prior, später Pfarrer bei Rouen und machte sich zuerst durch die „Histoire des Révolutions de Portugal" (Paris 1680 und 1689; deutsch, Regensburg 1688) und die lebendig erzählte „Histoire des Révolutions de Suède" (Par. 1696, 2 Bde., und öfter) bekannt. Seit 1701 Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften, ließ er sich 1703 zu Paris nieder, wo er für die Memoiren derselben eine Menge historischer Abhandlungen schrieb. Als Geschichtschreiber der Malteserritter veröffentlichte er aus deren Archiven die „Histoire des chevaliers de Malte" (Par. 1726, 4 Bde.; 1727, 2 Bde.). Er † am 15. Juni 1735. Seine „Oeuvres choisies" erschienen in 12 Bänden Paris 1819—21.

Vertrag (contractus, Kontrakt), die Uebereinkunft zwischen zwei oder mehren Personen (Kontrahenten) zur Gründung, Aenderung, oder auch Aufhebung eines Rechtsverhältnisses. Das römische Recht unterscheidet den eigentlichen Kontrakt, die Knüpfung eines von beiden Seiten verbindlichen Rechtsverhältnisses in einer bestimmten Form und mit einer ebenso bestimmten Klagformel (contractus), von der bloßen Zusage oder Abrede (pactum), die keine Klage, sondern nur einen Einwand begründete. Nach dem heutigen Recht besteht jeder V. in der Willensvereinigung zweier oder mehrer Personen über eine Leistung oder Unterlassung, zu welcher ohne V. an sich keine oder wenigstens keine äußerlich anerkannte Verpflichtung vorhanden gewesen wäre. Die einfachsten Vertragsverhältnisse sind diejenigen, welche durch eine von dem einen Theil geschehene Leistung, z. B. durch Einhändigung einer zurückzugebenden Sache, geschlossen werden. Dies die Realkontrakte, wozu z. B. das Darlehn, das Depositum, die Uebergabe eines Faustpfandes ꝛc. gehören. Der bürgerliche Verkehr bedarf aber noch einer andern Form des V.s, wobei schon die bloße Vereinigung der Parteien Festigkeit gibt, also das Verhältniß schon durch den Konsens klagbar wird (contractus consensuales). Solche Verträge sind nach dem römischen Recht der Kauf, die Miethe, die Societät, die Uebernahme eines Auftrags und die Emphyteuse oder der Erbzins. Dieselbe verbindende Kraft hatte auch die in gewisser feierlicher Form gegebene mündliche Zusage, die Stipulation (contractus verbalis) und die schriftliche Verpflichtung (contractus literalis oder chirographarius). Auch andere Verhältnisse, wie Tausch von Sachen und Diensten gegeneinander, begründeten ein Verhältniß von Recht und Verbindlichkeit, wie auch einigen bloß einseitigen Zusagen u. Verabredungen die Wirkung der klagbaren Verbindlichkeit beigelegt ward, z. B. Schenkungen, der Zusage einer Mitgift, Zinsversprechungen, der Hypothekenbestellung, Anerkennung einer Schuld. Zu den Grundbedingungen der Entstehung eines V.s gehört die Einwilligung der Kontrahenten. Wo diese fehlt, weil die Kontrahenten nicht fähig waren, sich zu verpflichten, da ist auch kein gültiger V. vorhanden. Befugt zur Abschließung eines V.s ist jeder rechtsfähige Mensch vermöge seiner natürlichen Freiheit, und es muß derselbe, wenn er nicht aus andern Gründen ungültig ist, so lange erfüllt und eingehalten werden, bis er durch beiderseitiges Einverständniß der Vertragschließenden aufgehoben wird. Der Gegenstand des V.s muß ein physisch und rechtlich möglicher sein, sonst ist er unwirksam; unveräußerliche Rechte können nicht Gegenstand eines V.s sein, zu etwas rechtlich Unmöglichem und durchaus

Digitized by Google

Unsittlichem (causa turpis) kann sich Niemand verpflichten. Der V. selbst aber muß entweder auf freiem Willen, oder auf rechtmäßigem Zwang beruhen, indem Gewalt und Zwang, soweit sie nicht im Rechtsgesetz begründet sind, kein Zwangsrecht auf Erfüllung für Denjenigen, der sie angewendet hat, erzeugen können. Nichtig ist daher jeder auf unbefugtem Zwang beruhende und ebenso derjenige V., dem ein Irrthum, sei es des einen oder beider Vertragschließenden, zu Grunde liegt, weil in diesem Fall keine wirkliche Willenseinigung vorhanden ist. Aus der Unzulässigkeit einseitiger Vertragsaufhebung folgt nicht, daß auch derjenige Theil an den V. gebunden bleibe, dem der Gegentheil nicht Wort hält; vielmehr braucht, wenn der Eine das Versprochene nicht leistet, der Andere auch das von ihm dagegen Versprochene nicht zu erfüllen. Jeder V. ist daher aufgehoben, dessen Erfüllung der Gegentheil verweigert, und auch eine bloß theilweise Nichterfüllung ist Aenderung des V.s und berechtigt zum Rücktritt oder zur Aufhebung der ganzen Uebereinkunft. Uebrigens ist das Nichterfüllenkönnen so gut ein Grund zur Aufhebung eines V.s als das Nicherfüllenwollen, denn ein V. ist nichts Anderes als die beiderseitige Erklärung, etwas thun (oder lassen) zu wollen, und das bloße Wollen ohne entsprechendes Handeln ist für sich allein nie Gegenstand einer Verbindlichkeit, mithin auch nie Gegenstand eines V.s. Den Verträgen können auch Bedingungen, sowohl aufschiebende als auflösende, u. nähere Bestimmungen der Zeit, des Orts und des Zwecks (modus) hinzugefügt werden. Die natürlichste Eintheilung der Verträge ist diejenige in Personal- oder Gesellschaftsverträge, denen die verschiedenen Arten von „moralischen" Personen ihre Entstehung verdanken; sachliche oder Realverträge, deren Gegenstand das Eigenthum oder die Benutzung einer Sache ist, wie Kauf, Tausch, Miethe ꝛc., und Leistungsverträge, die eine persönliche Leistung betreffen, wie der Dienst-, Vollmachtsvertrag ꝛc. Oft gehen jedoch diese verschiedenen Arten von Verträgen in einander über, wie z. B. der Gesellschaftsvertrag meist in Verbindung mit dem Vollmachtsvertrag vorkommt. Einseitige Verträge (contractus unilaterales) nennt man solche, welche nur für den einen Theil Verpflichtungen erzeugen, wie das Darlehn, zweiseitige (contractus bilaterales) dagegen solche, welche für beide Theile Verbindlichkeiten begründen, mag dies nun schon im Wesen des V.s begründet, wie beim Kauf, oder durch hinzukommende Möglichkeit bedingt sein, wie beim Leihvertrag. Ueber diplomatische Verträge s. Traktat.

Vertumnus, etrurischer Gott, den die alte volsinische Niederlassung in Rom als ihren Hauptgott aufstellte, vermochte sich in allerlei Gestalten, die sich fast immer auf Landleben und Jahresfrüchte beziehen, zu verwandeln. Ursprünglich wahrscheinlich ein Symbol des Wechsels der Jahreszeiten, ward er durch die dichterische Sage zu einem Behüter der Saaten und Ernten, daher auch mit Ceres und Pomona, seiner Frau, zusammengestellt. Sein Fest, die Vertumnalien, wurde im Oktober gefeiert. V. wurde dargestellt als schöner Jüngling, oder rüstiger Mann, bärtig, mit wilden Zügen, geschmückt mit einem Kranz von Früchten oder Kräutern; in der Rechten trägt er ein Winzermesser, in der Linken eine Schale mit Gartenfrüchten.

Vertus, Stadt im französischen Departement Marne, hat ein Schloß, Weinbau, Weinhandel, Oelfabrikation und 2469 Einwohner.

Veruntreuung, s. Unterschlagung.

Verus, Lucius Aelius, Sohn eines gleichnamigen, von Kaiser Hadrian adoptirten und zum Nachfolger designirten, aber vor Hadrian verstorbenen Römers, wurde von Antoninus Pius adoptirt und 161 n. Chr. zum Mitaugustus angenommen. Ein Schwelger, † er 169 zu Altinum in Venetia.

Verviers, Hauptstadt eines Arrondissements in der belgischen Provinz Limburg, an der Vesdre, über die 2 Brücken führen, u. an einem daraus abgeleiteten Kanal, der zum Betrieb der Dampfmaschinen und zu Tuch- und Wollwäschen benutzt wird, in einem tiefen Thal, zum Theil am Abhang eines Berges gelegen, durch die Vesdre in die obere und untere Stadt getheilt, ist regelmäßig gebaut, hat eine schöne neue Kirche, ein interessantes Rathhaus, ein Theater, aber in ihren älteren Theilen viele enge Straßen. V. ist Grenzstation der rheinisch-belgischen Eisenbahn (Linie Aachen-Lüttich), Sitz eines Tribunals erster Instanz u. eines Handelsgerichts, hat ein Jesuitenkollegium, eine Industrieschule, eine öffentliche Bibliothek, eine Gemäldegallerie, großartige Tuch- und Kasimirfabrikation (jährlich im Durchschnitt 340,000 Stück Tuch, im Werth von 68 Millionen Franken), Kammgarnspinnerei, Wollkratzenfabrikation, Wollfärberei, Seifensiederei, Gerberei, Metallgießerei, Maschinenbau, Bierbrauerei, Vitriolsiedereien, Zinkgruben und 29,284 (mit den fast ganz mit der Stadt verschmolzenen Ortschaften Hodimont und Ensivala über 36,976) Einwohner. In der Umgegend baut man viel Tuchmacherkarden und gewinnt Walkererde.

Vervins, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Aisne, an der Vilpion, hat einen Gerichtshof und ein Handelsgericht, Fabrikation von Leinwand, Wollzeuchen und Linons, Getreide- und Leinwandhandel und 2748 Einwohner. Hier Friedensschluß am 2. Mai 1598 zwischen Heinrich IV. von Frankreich und Philipp II. von Spanien.

Verwachsung, s. Atresie und Konkretion.

Verwandlung, s. v. a. Metamorphose.

Verwandtschaft (cognatio, consanguinitas), das auf die Zeugung und die dadurch entstandene Gemeinschaft des Blutes sich gründende Verhältniß zwischen mehren Personen, oder das durch Erzeugung zwischen gewissen Personen entstandene Verhältniß, wonach die eine von der andern, oder beide zusammen von einer dritten Person abstammen. V. in diesem Sinne heißt im altdeutschen Rechte Sippschaft, im kanonischen Parentela. Die durch Zeugung entstandene V. ist eine wahre, natürliche (Blutsverwandtschaft, c. naturalis s. vera), die bloß von den Gesetzen angenommene aber eine fingirte V. (c. ficta), welche entweder von den bürgerlichen Gesetzen für bürgerliche Zwecke, namentlich in

Digitized by Google

Bezug auf Adoption, angenommen ist und bürgerliche V. (c. civilis s. legitima s. legalis) heißt, oder von dem kanonischen Rechte, namentlich in Bezug auf Taufe und Firmung, festgesetzt und dann geistliche V. (c. spiritualis) genannt wird. Die wahre oder natürliche V. im weitern Sinne ist eine gesetzmäßige V. (c. legitima), wenn sie aus einer legalen Ehe entstand, auch vermischte V. (c. mixta) genannt, weil sie sich theils auf die natürliche Zeugung, theils auf die gesetzliche Genehmigung der Ehe gründet; ist sie aber die Folge eines ungesetzlichen Beischlafs, so heißt sie ungesetzliche oder im engsten Sinne natürliche V. (c. illegitima). Der Grund der Blutsverwandtschaft ist also in der Hauptsache Abstammung von einem gemeinschaftlichen Stammvater (stipes communis). Geht von Demjenigen, um dessen V. es sich handelt, die Verwandtschaftslinie gerade in die Höhe, so bezeichnet man sie als aufsteigende Linie (linea ascendens), u. die in ihr Stehenden heißen Ascendenten (parentes, Obersippschaft, cognatio superior); geht die Linie abwärts, so heißt sie absteigende Linie (linea descendens), u. die in ihr Stehenden heißen Descendenten (liberi, Busen, Untersippschaft). Der Ausdruck gerade Linie (linea recta) bezeichnet diejenige V., wo die Verwandten von einander selbst abstammen. Ist dies aber nicht der Fall, geht die Linie zur Seite, so entsteht die Seitenverwandtschaft (Kollateralverwandtschaft, cognatio in linea transversa), und die so verwandten Personen sind Seitenverwandte (collaterales). Von denselben Aeltern erzeugte Blutsverwandte sind vollbürtige leibliche Geschwister (bilaterales); haben sie nur eines von beiden Aeltern gemeinschaftlich, so sind sie halbbürtige, Halb- oder Stiefgeschwister (unilaterales), und zwar Consanguinei, wenn sie den Vater, Uterini, wenn sie die Mutter gemeinschaftlich haben. Verwandte, deren V. auf Zeugung (durch Männer) beruht, heißen Agnaten, in altdeutscher Sprache Schwertmagen; beruht die V. auf Geburt (durch Weiber), so heißen sie Kognaten, altdeutsch Spillmagen. Erstgeborene (primogeniti) sind Diejenigen, vor welchen die Aeltern noch keine Kinder gehabt haben, welches selbst bei Zwillingen berücksichtigt wird; alle Nachgeborenen heißen Secundogeniti. Entferntere Verwandte, nach dem Sachsenspiegel von den Geschwisterkindern an, hießen im altdeutschen Rechte Magen. Die Seitenlinien sind entweder gleiche, wenn jede der Linien, welche zur Sprache kommen, gleich viele Abstufungen hat (z. B. Geschwisterkinder sind mit einander in gleicher Linie verwandt), oder sie sind ungleiche Linien (z. B. Neffe und Oheim sind in ungleicher Linie verwandt). Die Nähe der V. bestimmt sich nach der Anzahl der Grade, die zwischen beiden Personen sind, von deren V. die Rede ist. Im römischen Recht werden so viel Grade gezählt als Zeugungen, so daß Vater und Sohn im ersten, Großvater und Enkel im zweiten Grade gerader Linie, Bruder und Schwester im zweiten, Oheim und Neffe im dritten Grade der Seitenlinie mit einander verwandt sind. Bei der kanonischen Verwandtschaftsberechnung (computatio graduum canonica) hat man die Entfernung des Erben, nicht vom Erblasser, sondern vom gemeinschaftlichen Stammvater (Sipp) im Auge, nach der altdeutschen Rechtsregel: Je näher dem Sipp, je näher dem Erbe. Das kanonische Recht zählt nur die eine Reihe, doch immer die längere der Zeugungen, bis zum gemeinschaftlichen Stammvater, so daß Bruder und Schwester im ersten (nach römischem im zweiten), Oheim und Neffe im zweiten (nach römischem im dritten) Grade verwandt sind.

Verwandtschaft, chemische, s. Chemie.

Verwegenheit, eine Ausartung der Tapferkeit und Kühnheit, besteht in einer Handlungsweise, die das Leben ohne Beruf und Pflicht der Gefahr preisgibt.

Verweis (reprehensio), die Erklärung, daß die Handlungsweise Dessen, dem der V. gegeben wird, eine fehlerhafte, ungesetzliche gewesen sei, wogegen Zurechtweisung (rectificatio) die Erklärung ausdrückt, daß der Andere von einer irrigen Ansicht ausgegangen sei. Der V. geschieht als mildere Ehrenstrafe entweder in allgemeinen Ausdrücken, ohne ausdrückliche besondere Erwähnung des ihn veranlassenden Vorfalls, oder unter bestimmter Bemerkung der ungebührlichen Handlung, auch wohl unter Androhung von Strafe, und zwar dies Letztere entweder ohne gerichtliche Förmlichkeit, vom Vorstande der Behörde allein oder auf vorgängige amtliche Untersuchung vor Gericht. Der V. trifft besonders Beamte, die sich bei Ausübung ihres Amtes einen Exceß, Injurien ꝛc. haben zu Schulden kommen lassen.

Verwesung, langsame Oxydation eines verbrennlichen Körpers, eingeleitet und unterhalten durch einen Gährungserreger. Letzterer wirkt hier in ähnlicher Weise wie die Wärme, welche so oft die bei gewöhnlicher Temperatur ganz stabilen Körper zur Aufnahme von Sauerstoff geneigt macht. Die Gährungserreger verbinden sich selbst sehr leicht mit Sauerstoff, aber sie geben denselben auch wieder an andere Körper ab und lassen sich daher mit dem Stickstoffoxyd vergleichen, welches bei der Bereitung von Schwefelsäure aus schwefliger Säure und Sauerstoff eine so große Rolle spielt. Die V. der organischen Substanzen fordert neben dem Ferment oder Sauerstoffträger (Proteïnkörper und deren nächste Verwandte) noch Wasser und eine gewisse, meist mittlere Temperatur. Der V. unterliegen die meisten organischen Körper und der Akt der Oxydation schreitet oft bis zu der äußersten Grenze fort, indem der Kohlenstoff zu Kohlensäure und der Wasserstoff zu Wasser verbrannt wird. Ist der Luftzutritt völlig verhindert, dann verläuft der Prozeß als Fäulniß, bei nur gehemmtem Luftzutritt und bei Anwesenheit von Wasser tritt Vermoderung ein, welche sich der V. um so mehr nähert, je reichlicher Sauerstoff hinzutreten kann. Wie jede Oxydation ist auch die V. von Wärmeentwicklung begleitet, aber dieselbe vertheilt sich auf eine sehr lange Zeit und ist daher bisweilen kaum wahrnehmbar. Die V. spielt in der Natur eine sehr große Rolle, sie macht die Elemente, welche in den Organismen gebunden waren, wieder frei und gibt sie der anorganischen Natur zurück. Ohne die V. und Fäulniß wäre die Erde längst ein Sammelplatz von Pflanzen- und Thierleichen, welche auf keine andere Weise für Neubildungen

Digitized by Google

verwerthet werden können. Als Verwesungsprozesse muß man auch die Verbrennung der Kohlenhydrate, Fette, pflanzensauren Salze ꝛc. in der Blutbahn betrachten, und zwar sind hier die Blutkörperchen die Sauerstoffträger. Die Verwesungsprodukte, Kohlensäure und Wasser, werden durch die Athmung entfernt. Bei der V. stickstoffhaltiger Körper entwickelt sich der Stickstoff häufig als solcher, besonders bei Abwesenheit kräftiger Basen, sonst aber meist als Ammoniak, aus welchem häufig salpetersaures Ammoniak hervorgeht. Die Salpeterbildung in Komposthaufen ist eine die V. begleitende Erscheinung.

Verwittern, diejenige durch die Atmosphärilien verursachte Zersetzung der Gesteine, bei welcher mit allmähligem Verlust von Bestandtheilen kein anderer Ersatz als die Aufnahme von Sauerstoff, Kohlensäure und Wasser, zugleich aber ein Verlust der Konsistenz und selbst der Form verbunden ist (Bischof). Die Verwitterung beginnt in der Regel an der Oberfläche und greift auf derselben weiter um sich. Diese zerfällt dadurch zu Pulver, welches vom Regenwasser fortgespült wird, um andere noch unzersetzte Theile dem Verwitterungsprozeß auszusetzen. Letzterer greift aber auch tiefer ein, wird auf Klüften und Fugen weit fortgeleitet und erscheint in den ersten Stadien als eine bloße Versärbung oder Bleichung des Gesteins, welche häufig nur einige Linien, bisweilen aber auch viele Fuß tief eingedrungen ist. Dunkle, durch organische Substanzen gefärbte Gesteine werden weiß oder hellgrau, grüne, eisenoxydulhaltige werden roth, indem sich Oxyd bildet, gelbliche Kalksteine werden braun, indem ihr Eisenoxyd im freien Zustande bloßgelegt wird. Glasige Gesteine werden blind, undurchsichtig und schillernd wie alte Fensterscheiben. In manchen Fällen bilden sich auflösliche Salze, die als Efflorescenzen auftreten, oder es werden Metalloxyde in der Form von Dendriten abgelagert. Granite, Syenite, Gneise und Felsitporphyre lockern sich auf und zerfallen, so daß sie oft große Schuttmassen liefern, die das Material zur Neubildung der feldspathreichen Sandsteine geliefert haben. Weit wichtiger sind aber die tiefer eingreifenden Zerstörungen, welche viele Gesteine dadurch erleiden, daß gewisse ihrer vorwaltenden Bestandtheile im Lauf der Zeit einer totalen chemischen Zersetzung unterworfen sind. Der Kaolin und die meisten Thone sind nichts Anderes als die Produkte solcher Zersetzungsprozesse. Die in Säuren löslichen Gesteine verwittern bedeutend schneller als die darin unlöslichen, Magnesia- und Kalksilikate schneller als Alkalisilikate, Natronsilikate wieder schneller und vollständiger als Kalisilikate. Kein Gestein aber vermag der Verwitterung ganz zu widerstehen. Wie verschieden die Neigung der Mineralien ist, in Verwitterung überzugehen, zeigt am besten der Granit, dessen Feldspath schon vollständig in Kaolin verwandelt sein kann, wenn noch beträchtliche Schichten von Quarz und Glimmer vorhanden sind. In letzterem namentlich scheint die Verwandtschaft der Bestandtheile zu den Atmosphärilien fast Null geworden zu sein, was mit seiner großen Theilbarkeit in auffallendem Widerspruch steht.

Verzicht (renunciatio), die Erklärung, daß man irgend ein Recht aufgeben wolle, entweder im Allgemeinen oder zu Gunsten einer andern bestimmten Person. Gegen verbietende Gesetze findet ein V. nicht Statt, wenn die Gesetze selbst ihn nicht ausdrücklich zulassen. In der Regel kann man allen Rechten entsagen, aber nicht seinen Pflichten, und wo eine solche entgegensteht, ist auch der V. ungültig. Daher kann Niemand auf seine Rechte als Mensch verzichten. Auf Privilegien und Rechtswohlthaten kann Jeder verzichten, wenn sie nicht mit dem Recht eines Dritten so zusammenhängen, daß dieser darunter leiden würde. Daher kann man z. B. auf eine Präbende verzichten, auch zu Gunsten eines Dritten, aber nur für die eigene Person, nicht für den Nachfolger. Der Verzichtende muß auch wissen, worauf er verzichtet, und es hat also keine Wirkung, wenn im Allgemeinen auf Einreden, z. B. des Betrugs, V. geleistet wird, ohne daß dem Entsagenden bekannt ist, daß ihm ein Betrug gespielt worden sei. Ein V. bedarf keiner Annahme, sondern nur einer bestimmten und ernstlichen Willenserklärung, und es kann das einmal aufgegebene Recht nicht ohne neuen Erwerbsgrund wieder in Anspruch genommen werden. Zuweilen fordert man feierliche V.e, um das ohnehin schon Geltende noch mehr zu verstärken. So läßt man in den Familien des hohen Adels die Töchter auf das Erbfolgerecht ausdrücklich und eidlich verzichten, obgleich schon die Gesetze des Hauses ihnen dasselbe absprechen. Sie heißen Verzichttöchter.

Verzierung, an einem Gegenstande angebrachte Figuren oder künstlich gearbeitete Theile, welche nicht zur wesentlichen Vervollkommnung des Gegenstandes beitragen, sondern nur auf die Verschönerung desselben berechnet sind; in der Musik jene willkürlichen Ausschmückungen und Veränderungen einer Note oder eines Tonsatzes, welche nicht vom Komponisten selbst vorgeschrieben, sondern von dem vortragenden Sänger oder Instrumentisten nach eigenem Gutdünken und Geschmack vorgenommen und angewendet werden (vgl. Manier).

Verzinken, Ueberziehen der Metalle mit Zink, wird fast nur auf Eisen angewandt, um dieses vor Rost zu schützen (galvanisirtes Eisen). Man beizt die Gegenstände mit verdünnter Schwefelsäure, welcher vortheilhaft etwas Theer zugesetzt wird, scheuert sie mit Sand, taucht sie in eine Salmiaklösung, trocknet sie in einem geheizten Raum und taucht sie dann noch heiß in das bedeutend über den Schmelzpunkt erhitzte Zinkbad, welches zur Verhinderung der Oxydation mit Salmiak bedeckt ist. Die verzinkten Gegenstände werden in Wasser gelegt, mit einer Bürste abgerieben und in Sägespänen abgetrocknet. Zink schützt das Eisen viel besser vor Rost als Zinn. Wenn Weißblech an irgend einer Stelle von Zinn entblößt ist, so rostet das Eisen hier viel schneller, als wenn überhaupt kein Zinn vorhanden wäre, denn beide Metalle bilden eine Kette, in welcher das Eisen positiv, das Zinn negativ elektrisch ist; sie zersetzen das Wasser, dessen Sauerstoff sich mit dem positiven Element verbindet. Beim verzinkten Eisen ist das Verhältniß umgekehrt, hier ist das Zink positiv und wird allein oxydirt, während

Digitized by Google

selbst das entblößte Eisen unversehrt bleibt. In der Luft erstreckt sich die schützende Kraft des Zinks auf Entfernungen von 4—6 Millimeter, unter Wasser viel weiter. Verzinktes Eisen findet ausgedehnte Anwendung zu Dachdeckungen, Dachröhren, Rinnen, Bandeisen, Telegraphendraht, Ketten, Nägeln, Kanonenkugeln ꝛc. Man kann das verzinkte Eisen nachträglich verzinnen, um eine größere Haltbarkeit seines Ueberzugs unter den Einflüssen der Witterung zu erzielen. Biegsamer wird der Ueberzug, wenn er aus einer Legirung gleicher Theile Zinn und Zink besteht. Verzinktes Eisen kann ohne Schwierigkeit geschweißt und geschmiedet werden. Verzinkung auf nassem Wege ist von keiner technischen Bedeutung.

Verzinnen, Ueberziehen metallischer Gegenstände mit Zinn. Man unterscheidet trockne und nasse Verzinnung. Bei ersterer werden die zu verzinnenden, wohl gereinigten Gegenstände mit dem geschmolzenen Zinn in Berührung gebracht. Man sollte nur ganz reines Zinn verarbeiten, da aber die Arbeit mit bleihaltigem Zinn leichter ist, so werden häufig Legirungen angewandt, worauf bei Benutzung verzinnter Kochgeschirre zu achten ist. Eisenhaltiges Zinn (8 Th. Zinn, 1 Th. Eisen unter einer Boraxdecke zusammengeschmolzen) gibt einen harten, dauerhaften Ueberzug, der aber schwer herzustellen ist. Kupferne, messingene und schmiedeeiserne Gefäße, die innen verzinnt werden sollen, scheuert und beizt man mit verdünnter Schwefelsäure, trocknet und erhitzt sie auf Kohlenfeuer, wirft dann Kolophonium (oder Salmiak) und geschmolzenes Zinn hinein und verreibt letzteres mit Werg, so daß es die ganze Oberfläche bedeckt. Den Ueberschuß gießt man aus. Zur Darstellung des Weißblechs werden die Blechtafeln zuerst in Salzsäure gebeizt, in einem Flammofen geglüht, nach dem Erkalten mit einem hölzernen Hammer bearbeitet, dann zwischen Walzen geebnet, in einer sauren Kleienbeize vollständig vom Oxyd gereinigt, mit starkverdünnter Schwefelsäure gebeizt und mit Werg und feinem Sande gescheuert. Die gereinigten Bleche taucht man nun zunächst eine Stunde lang in geschmolzenen Talg, dann 1½—2 Stunden in eine Pfanne, die geschmolzenes stark erhitztes Zinn unter einer Talgdecke enthält, hierauf in eine zweite Pfanne mit geschmolzenem, sehr reinem Zinn. Man überfährt die Bleche dann auf beiden Seiten mit Werg, um das Zinn gleichmäßig auszubreiten, taucht sie noch einmal in die Pfanne mit reinem Zinn und dann in sehr heißen Talg, in welchem das flüssige Zinn die spiegelnde Oberfläche erhält. Hierauf läßt man die Bleche in senkrechter Stellung erkalten, schmilzt den Zinnwulst, der sich an der untern Kante gebildet hat, durch Eintauchen in heißen Talg ab und reinigt die Bleche mit Kleie. Mechanische Vorrichtungen, die man in neuerer Zeit konstruirt hat, sind dazu bestimmt, die genannten Arbeiten zu erleichtern, und statt des theuern Talgs hat man vortheilhaft Chlorzink mit 10 Proc. Kochsalz und 4—5 Proc. Zinnsalz versetzt angewandt. Kleine Gegenstände werden zum V. mit Säure gebeizt, in geschmolzenes und mit Talg bedecktes Zinn geworfen, dann mit einer Gabel wieder herausgenommen und durch einen Schlag auf die Gabel vereinzelt in Wasser geworfen. Gußeisen, namentlich graues, nimmt Zinn schwieriger an als Schmiedeeisen, es muß abgedreht oder sehr blank gescheuert und dann mit verdünnter Säure geätzt werden. Hierauf wird das Zinn mit Werg und Salmiak angerieben und das Gefäß schnell abgekühlt, ohne daß das Zinn selbst mit Wasser in Berührung kommen darf. Zink wird durch Verzinnung dauerhafter, man behandelt es in ähnlicher Weise wie Eisenblech, indem man es beizt, in Talg, dann in Zinn und wieder in Talg taucht. Blei läßt sich mit Hülfe von Kolophonium verzinnen, wenn man dieses als Pulver aufstreut, geschmolzenes Zinn darüber gießt und mit Werg ausbreitet. Die nasse Verzinnung, das Weißsieden, erzeugt nur einen dünnen Zinnüberzug und wird besonders bei Stecknadeln, Ringen, Kettchen, Uhrschlüsseln, Pfeifenbeschlägen, Drahtsieben ꝛc. angewandt. Man beizt die Gegenstände mit verdünnter Schwefelsäure und kocht sie mit Wasser, von welchem sie völlig bedeckt werden müssen, Weinstein und gekörntem Zinn, bis sie schön weiß sind, dann spült man sie ab und trocknet sie in Sägespänen. Man kann auch die messingenen Gegenstände mit Weinstein, gekörntem Zinn, Zinnsalz und heißem Wasser in einer geschlossenen Trommel rotiren lassen. Eiserne oder stählerne Gegenstände müssen vor dem V. verkupfert werden. Um große Sachen zu verzinnen, taucht man sie in eine stark verdünnte Zinnchloridlösung, die sich in einem hölzernen Gefäß befindet, und hängt ein kleines Stück freischwebend hinein, so daß es den Gegenstand nicht berührt. Beide muß man von Zeit zu Zeit abspülen. Gefäße, die nur auf der Innenseite verzinnt werden sollen, füllt man mit Flüssigkeit und hängt das Zinn hinein. Zink verzinnt man mit einer heiß bereiteten Lösung von 2 Th. Weinstein, 1 Th. Zinnchlorid und 4 bis 5 Th. Wasser, indem man die Flüssigkeit mit Sand vermischt und den Brei mit einem Schwamm aufreibt. Ueber galvanische Verzinnung s. Galvanoplastik.

Verzögerung, s. Retardation.

Verzugszinsen (usurae moratae), Art der gesetzlichen Zinsen (s. d.), welche ein Schuldner, der zur Verfallzeit die Zahlung nicht leistet, mithin im Verzug (s. Mora) ist, dem Gläubiger entrichten muß. Sie sind vom Zahlungstermin oder Verfalltag an und bei keiner festgesetzten Aufkündigungsfrist von erhobener Klage an zu bezahlen; von dem Kaufgeld dagegen von Uebergabe der Sache an, außer bei einem festgesetzten Zahlungstermin, beim Kauf auf Kredit und bei Kram- und Kaufmannswaaren, wo die V. erst sechs Monate nach der Uebergabe zu laufen anfangen.

Vesalius, André, berühmter Arzt, geboren 1514 zu Brüssel, begleitete während der Kriege zwischen Karl V. und Franz I. die kaiserliche Armee als Arzt und Chirurg, ward dann nacheinander Professor zu Padua, Pisa, Bologna und Basel und 1543 erster Chirurg am spanischen Hofe. Von der Inquisition als Zauberer zum Tode verurtheilt, von Philipp II. aber zu einer Büßungsreise nach Jerusalem begnadigt, † er auf der Rückkehr den 15. Okt. 1564 auf Zante. V. gab dem Studium der Anatomie eine neue

Digitized by Google

Richtung, besonders durch seine „De humani corporis fabrica" (Basel 1543, mit Holzschnitten nach Zeichnungen von oder nach Tizian, und öfter, zuletzt Amsterdam 1640). Eine vollständige Sammlung seiner Schriften besorgten Boerhaave und Albinus (Leyden 1725, 2 Bde.). Vgl. Burggraeve, Etudes sur V., Gent 1841.

Vesicantia (lat., Vesikatorien, blasenziehende Mittel), in der Medicin gebräuchliche Mittel, welche das Vermögen besitzen, bei ihrer äußeren Anwendung die Haut so eigenthümlich zu afficiren, daß sich an den betreffenden Stellen die Epidermis in Gestalt einer mit Serum gefüllten Blase lostrennt, und dazu dienen sollen, krankhafte Stoffe auf die Haut zu ziehen oder sonst einen die krankhafte Affektion innerer Theile ableitenden Reiz hervorzubringen. Am häufigsten gebraucht man zu V. die Kantharidenpflaster, dann auch Senf, Meerrettig, reizende Salben ꝛc.

Vesontio (Vesontium), das jetzige Besançon.

Vesoul, Hauptstadt des französischen Departements Obersaône, am Drugeon und an der Eisenbahn von Paris nach Basel, von Weinbergen umgeben, Sitz des Präfekten, der Departementsbehörden und eines Gerichtshofs, ist Entrepôt für Salz, hat große Vorstädte, mehre Kirchen, ein Kommunalkollége, ein theologisches Seminar, ein Lehrerseminar, eine öffentliche Bibliothek, ein chemisches Laboratorium für Bergwerksingenieure, ein Theater, ein Hospital, eine Gesellschaft für Ackerbau, Handel und Gewerbe, Fabrikation von Calicot, damastener Tischwäsche, Strohkörben, Messerschmiedewaaren, Nadlerarbeiten ꝛc., Drechslerei, Färberei, Gerberei, Handel mit Getreide, Eisen, Wein und Vieh, Weinbau und 7579 Einwohner. In der Nähe sind mehre Hütten- und Hammerwerke und ein Gesundbrunnen.

Vespasianus, Titus Flavius, römischer Kaiser, geboren 9 n. Chr. bei Reate, war unter Caligula Kriegstribun in Thracien, dann Quästor in Kreta und Cyrene und später Aedil und Prätor. Unter Claudius zeichnete er sich als Legat einer Legion in Germanien, besonders aber in Britannien aus. Dann verwaltete er das Amt eines Pontifex maximus und eines Augur, bekleidete 51 das Konsulat und erhielt Afrika als Prokonsularprovinz. Mit der Verwaltung der in Aufstand begriffenen Provinz Judäa betraut, unterwarf er in zwei Sommern ganz Judäa mit Ausnahme von Jerusalem. Wiewohl er nach Nero's Tode (68) sein Heer dem neuen Kaiser Galba und ebenso dem Vitellius hatte huldigen lassen, ward er am 1. Juli 69 selbst von den Legionen in Aegypten und am 3. Juli von den seinigen zum Kaiser ausgerufen. Auch der Statthalter von Syrien, das Heer in Mösien, das pannonische und das dalmatische Heer fielen ihm zu, und er begab sich nun, die Belagerung Jerusalems seinem Sohn Titus überlassend, nach Aegypten, um die dortigen Legionen zu übernehmen, besonders aber, um von hier aus Rom auszuhungern. Den Kampf gegen Vitellius in Italien führte für ihn Antonius Primus; er endete mit Eroberung Roms, bei welcher jener seinen Tod fand. Im Ganzen war V.' Regierung friedlich, und 71 wurde der Janustempel geschlossen. V. brach den Uebermuth der Soldateska, übte Milde gegen die Vitellianer, hob das Ansehen des Senats, suchte einen geordneten Rechtszustand herzustellen, verbesserte die Finanzen durch Sparsamkeit und Eröffnung neuer Einnahmequellen, freilich auch durch Stellenhandel, förderte die Künste und Wissenschaften, sorgte für Anlegung und Ausbesserung von Städten, Tempeln, Wasserleitungen und Straßen und nahm insbesondere auf die Verschönerungen Roms eifrig Bedacht, wie er denn namentlich das Kapitol sammt den dort verbrannten Urkunden wieder herstellen, 75 den Tempel des Friedens erbauen, ein Amphitheater mitten in der Stadt aufführen ließ ꝛc. V. † am 23. Juni 79. Anspruchslos als Privatmann, war er auch auf dem Thron einfach. Ueberhaupt charakterisirt ihn eine gewisse Nüchternheit der Anschauung, ein gesundes Urtheil, Gleichgültigkeit gegen allen Schein und Schimmer. Als man ihm eine Statue setzen wollte, erklärte er, das Geld dafür sei ihm lieber. Er ließ sich freimüthige Bemerkungen gern gefallen, war jederzeit und für Jedermann zu sprechen und sehr gastfrei. Seine Gemahlin, die Freigelassene Flavia Domitilla, gebar ihm zwei Söhne: Titus und Domitianus, die ihm auf dem Thron folgten. Von dem ihm geweihten Tempel am Forum steht noch die Ruine der acht Säulen.

Vesper (v. Lat.), die Zeit gegen Abend, so daß meist der größere Theil des Nachmittags darunter verstanden wird; daher Vesperzeit, s. v. a. Nachmittagszeit, Vesperbrod, trockene Speisen, die zwischen dem Mittags- und dem eigentlichen Abendessen genossen werden. In der alten Kirche wurde V. vorzugsweise der Nachmittagsgottesdienst genannt; in den Klöstern nennt man V. die den Festen Tags vorher vorausgehenden Feierlichkeiten.

Vespucci, Amerigo, der erste Kartograph Amerika's, geboren den 9. März 1451 zu Florenz, ging als Kaufmann nach Spanien, nahm Anfangs 1497 von Cadix aus unter Admiral Ojeda an einer Reise nach der neuen Welt Theil, erreichte am 16. Juni dieselbe an der Nordostküste der jetzigen Republik Venezuela und untersuchte diese Küste mehre hundert Meilen lang. Im Juni des folgenden Jahres nach Spanien zurückgekehrt, trat er später in die Dienste des Königs von Portugal und unternahm in diesen noch zwei Reisen nach Amerika, im Mai 1501 und im Mai 1503. Nach Columbus' Tod trat er 1506 in spanische Dienste zurück und besuchte noch mehrmals den neuen Erdtheil, immer aber nur als Steuermann und Geograph. Er † den 22. Febr. 1512 zu Sevilla und hinterließ eine Karte von den damals bekannten Theilen Amerika's, vier Reisebriefe, ein Tagebuch über seine vier Reisen und Briefe. Der früheren allgemeinen Annahme entgegen, daß der neue Erdtheil durch Columbus' Neider nach V.'s Vornamen benannt worden wäre, hat A. von Humboldt (Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse der neuen Welt, Berlin 1836—38, 3 Bde.) nachgewiesen, daß Amerika seinen Namen von Deutschland aus erhalten

Digitized by Google

habe, und zwar durch einen Uebersetzer von V.'s Geschichte seiner Entdeckungsreisen.

Vesta (bei den Griechen Hestia), die Göttin des Herdes und Herdfeuers, eine der 12 oberen Götter, Tochter des Kronos und der Rhea, Schwester des Zeus, wurde von ihrem Vater verschlungen, aber durch die List ihrer Mutter gerettet. Sie war eine jungfräuliche Göttin, die, als Apollo und Poseidon um sie warben, ewig Jungfrau zu bleiben schwur. Wie der ihr heilige Herd der Mittelpunkt des häuslichen Lebens u. der Altar der Hausgötter war, so war sie Göttin der Häuslichkeit und alles häuslichen Segens. Bei dem Herde und bei dessen Göttin schwur man heilige Eide; bei Verträgen wurde V. vor allen Göttern angerufen. Der Herd war ein Asyl für Schutzflehende und V. mit Zeus die Schutzgottheit derselben. Wie das Haus den Herd zu seinem heiligen Mittelpunkt hatte, so besaß auch die Stadt einen gemeinsamen heiligen Herd, und ausziehende Kolonisten nahmen vom heiligen Stadtherde Feuer für den Herd ihrer künftigen Niederlassung mit. Dieser Stadtherd, auf welchem fortwährend ein Feuer unterhalten ward, war bei den Griechen in den Prytaneen. Erlosch das Feuer, so galt dies als das schlimmste Zeichen für den Staat; es mußten, wenigstens zu Rom, alle Geschäfte unterbleiben, bis dasselbe durch reines Feuer, gewonnen durch das Reiben heiliger Hölzer oder durch Brennspiegel an der Sonne, wieder angezündet war. Auch auf Naxus, auf Tenedus, in Jasus und Naucratis in Aegypten ward V. verehrt. Zu Rom war die Verehrung der V. sehr alt und ihren Kultus hielten die Römer für einen Haupttheil ihrer Religion. Der Sage nach hatte Aeneas das heilige Feuer sammt den Penaten von Troja nach Lavinium, sein Sohn Ascanius nach Alba Longa und Numa von hier nach Rom gebracht. Das von Numa am Abhang des Palatin erbaute Heiligthum der V. war rund wie die Erde, als deren Symbol das Gebäude galt, enthielt als Nachbildung des Privathauses ein Atrium, wo die Priesterinnen der Göttin, die Vestalinnen (s. d.), wohnten, und im Innern (penatralia) die keinem Manne zugängliche Zelle der Göttin mit dem Palladium, welches Aeneas von Diomedes erhalten hatte. Geopfert wurden der V. junge Saaten und Gräser, die man in das unverlöschliche Feuer warf, beim Trankopfer Wasser, Oel, Wein, später Weihrauch, beim Brandopfer einjährige Kühe. Geheiligt waren ihr unter den Pflanzen die Eiche, unter den Thieren der Specht und der Häher. Von der Kunst wird V. in Statuen, auf Münzen und Reliefs dargestellt in matronenhafter Kleidung, doch schlanker als ihre Schwestern Juno und Ceres und ohne den Ausdruck des Mütterlichen, in ernster erhabener Haltung; der Schleier, womit sie verhüllt ist, fließt ihr den Rücken herab, über der Brust ist er zusammengeknüpft. Berühmt war die sitzende V. aus Marmor von Scopas in den serviliſchen Gärten. Auch trägt sie den Lorbeer- oder Olivenkranz, zuweilen die Mauerkrone als Erdgöttin, wie ihre Schwester Rhea-Cybele.

Vesta, Asteroid, s. Planeten.

Vestalinnen (vestalische Jungfrauen), die Priesterinnen der Vesta (s. d.), deren es anfangs vier, dann sechs gab. Schon Rhea Silvia soll eine V. gewesen sein. Ursprünglich wurden die V. von den Königen gewählt, nach deren Vertreibung von dem Pontifex maximus, und zwar anfangs mittelst des Looses unter 20 dazu ausersehenen Mädchen. Nach der Wahl erfolgte im Atrium Vestae die Inauguration. Ein Haupterforderniß war in den früheren Zeiten patricische Geburt. Ferner durfte die zu Wählende nicht älter als 10 und nicht jünger als 6 Jahre u. mußte von makelloser Körperbeschaffenheit sein. Beide Aeltern mußten noch leben, der Vater in Italien wohnen. Jede Vestalin mußte von ihrer Aufnahme an 30 Jahre in ihrer Stellung verharren, die ersten 10 Jahre lernend, die zweiten 10 ausübend, die letzten 10 lehrend. Nach Verlauf dieser Zeit durfte die Vestalin sich exauguriren lassen und heirathen, doch galt eine solche Heirath für nicht glücklich. Ihre Pflichten bestanden in Erhaltung des ewigen Feuers im Tempel der Vesta, Bewachung der Heiligthümer, vorzüglich des Palladiums, und Verrichtung der Opfer. Verletzung der Keuschheit wurde ursprünglich mit Hinrichtung, seit Tarquinius Priscus mit Lebendigbegraben auf dem Campus sceleratus bestraft, der Verführer wurde zu Tode gegeißelt. Verlöschung des heiligen Feuers ward mit Geißelhieben geahndet. Die V. genossen großes Ansehen, galten als unverletzlich, schützten durch ihre Gegenwart vor Gewaltthat und konnten selbst Verbrecher, denen sie auf ihrem Todesgang begegneten, begnadigen. Ihrer Unverletzlichkeit halber deponirte man bei ihnen Testamente oder andere Verträge. Sie hatten das Recht, im Wagen durch die Stadt zu fahren, einen besonderen Platz im Theater, das Recht, in der Stadt begraben zu werden; wenn sie ausgingen, schritt ein Lictor vor ihnen her, und sogar der Konsul senkte vor ihnen die Fasces. Starben sie ohne Testament, so fiel ihr Vermögen an den Staat, da der agnatische Verband aufgehört hatte. Ihre Kleidung bestand in einem langen weißen, mit Purpur besetzten Gewande, in einer Stirnbinde (infula) mit herabfallenden Flechten und Bändern und einem Schleier.

Vestiarius (lat.), in der katholischen Kirche die Person, unter deren Aufsicht die Meßgewänder, Kirchengeräthe ꝛc. stehen.

Vestibulum (lat.), mit einer Mauer umgebener Platz vor den Thüren der römischen Häuser, aus dem man in das Atrium (s. d.) trat.

Vestigium (lat.), Fußtritt, Spur.

Vestimentum (lat.), Kleidung.

Vestris (eigentlich Vestri), berühmte italienische Tänzerfamilie. Gaëtano Apollino Baldasarre, geboren 1729 zu Florenz, war 1749—90 der Stolz der großen Oper zu Paris und hatte großen Antheil an den Erfolgen Noverre's, der die Choregraphie zum Rang der schönen Künste erhob. Er starb 1808. Seine Gattin und Schülerin, Anna Friederike Heinel-V., geboren zu Baireuth 1752, war seit 1768 ebenfalls Mitglied der großen Oper zu Paris; starb wenige Monate vor ihrem Gatten. Auguste V., der Sohn des Vorigen und der berühmten Tänzerin Allard, weshalb er auch

Digitized by Google

Vestris-Allard genannt wurde, geboren 1759, wirkte seit 1772 ebenfalls an der Oper zu Paris und entzückte noch 1835, 76 Jahre alt, das Publikum durch Grazie und Kraft. Er starb zu Paris am 5. December 1842. Marie Rose Gourgaud-Dugazon-V., geboren 1746 zu Paris, verheirathet an Paco V., einen Bruder von Gaëtano V., kam 1768 an das Théâtre français und zeichnete sich hier als Schauspielerin, besonders im tragischen Fach aus. Sie starb 1804 zu Paris. Nächst diesen haben in neuerer Zeit den Ruf des Namens V. die Sängerin und Schauspielerin V. in London und der Balletmeister V. in Wien erhalten.

Vesuv (lat. Vesuvius), der einzige bedeutende Vulkan auf dem Festlande von Europa, $2^1/_2$ Stunden südöstlich von Neapel, erhebt sich kegelförmig, getrennt von den Apenninen, in schiefer Fläche unmittelbar vom Meere an. Im Norden scheidet ihn das Thal Atrio del Cavallo, im Osten das Vallone di Mauro (Mohrenthal) von dem Monte di Somma, einem isolirten, schmalen Bergrücken, welcher den V. auf der Nord- und Ostseite im Halbkreis mantelartig umschließt. Der Monte di Somma ist der Rest eines Erhebungskraters (s. Vulkane) und besteht aus regelmäßigen Schichten von 6—9 Fuß Dicke, die unter einem Winkel von etwa 26° aufsteigen und dem Kegel des V. gegenüber einen sehr steilen Absturz bilden. Das Gestein ist Leucitporphyr, der in 18 Fuß dicker Schicht auch den obersten, überall fast gleichhohen Rand, die Punta Nasone, 3540 Fuß hoch, bildet. Auf der Seite, wo der Somma den V. nicht umgibt, erhebt sich dieser anfangs als flacher Kegel (piano) und endet in dem steilen, in einem Winkel von 33° ansteigenden Aschenkegel, an dessen abgestumpfter Spitze sich der etwa 2200 Fuß im Durchmesser haltende Krater öffnet, mit seiner nordwestlichen Wand in der Punta del Palo bis zu 3650 Fuß, 213 Fuß höher als der Rand des Somma ansteigend. Der Krater bildet nach einem Ausbruch ein ungeheures tiefes Loch, in dessen Grunde eine kleine Fumarole aufsteigt; vor einem Ausbruch erscheint er wie eine fast horizontale, mit Lavablöcken und Asche bedeckte und von zahlreichen rauchenden Spalten durchzogene Ebene, in deren Mitte der sein Aussehen fort und fort ändernde Schlund sich öffnet. Der Kegel ist theils mit großen, scharfen Lavablöcken, theils mit feiner Asche bedeckt, in welche der Fuß einsinkt. Die Lavaströme haben sich theils in das Atrio del Cavallo zwischen dem Aschenkegel und dem Somma, theils nach dem Meere hin ergossen und bedecken auf dieser Seite wahrscheinlich die Leucitporphyrfelsen, welche ehemals den zur Vervollständigung des Somma dienenden halben Mantel getragen haben mögen. Zuweilen wirft der V. bloß Lava (s. d.), oft aber auch eine ungeheure Menge leichter vulkanischer Asche aus, welche viele Meilen weit das ganze Land bedeckt. Oft waren auch Ausbrüche von siedendem Meerwasser, das durch unterirdische Höhlen in den Berg gedrungen ist, mit solchem Aschenregen verbunden. Der Fuß des Berges ist trotz der sich beständig wiederholenden Ausbrüche stark bewohnt u. mit Fruchtbäumen und den üppigsten Weingärten bedeckt, die den feurigen Lacrymae Christi und Vino Greco erzeugen. Zwischen diesen Weingärten schneiden tiefe, unfruchtbare Thalschluchten ein, in deren Wildniß vieljährige Lava in zackigen Felsen aufgehäuft ist. Die Mittelregion des Berges ist kahl, und nur an einigen Stellen, wo Lavaströme das Erdreich nicht verwüstet, wuchern Kastanienbüsche und finden sich einzelne Wein- und Obstgärten. Der Rand des Kraters ist fast ringsum nur 1 Fuß breit und zum Theil ganz scharf, nur auf der Westseite, wo man gewöhnlich aufsteigt, 10—12 Fuß breit und gegen den Krater hin durch Felsenzacken begrenzt. Die innere Wandung des Kraters ist sehr steil und überhängend. In der Tiefe des Kraters hat sich in neuerer Zeit ein kleiner Kegel von etwa 120 Fuß erhoben, von dem man in die innere Gluth hinabschauen kann. Der V. wird gewöhnlich von Resina oder von Pompeji aus in 4—5 Stunden bestiegen. Oben findet sich eine Eremitage und ein meteorologisches Observatorium. Den Alten war der V. als feuerspeiender Berg unbekannt; er galt wegen der Spuren ehemaliger vulkanischer Thätigkeit, die man auf seinem Gipfel fand, als ausgebrannter Vulkan. Der älteste in der Geschichte bekannte Ausbruch des V. fand im August 79 n. Chr. Statt, wo er die Städte Herculanum, Stabiä und Pompeji begrub und wobei der Naturforscher Plinius der Aeltere sein Leben verlor. Seit dieser Zeit zählt man eine große Zahl von Ausbrüchen. Unter den nächsten sind die von 205, 472, 512, 685, 993, 1036, 1631, 1730, wo der Gipfel sich merklich erhöhte und seine Zuckerhutsform erhielt, 1767, wo eine ungeheure Menge Lava das Thal von Resina bedeckte, 1779 und 1794 die heftigsten gewesen. Der letztere Ausbruch vernichtete die blühende Stadt Torre del Greco fast ganz und verursachte eine bedeutende Senkung des Berges (fast 200 F.). Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts ist fast kein Jahr ohne stärkere oder schwächere Ausbrüche hingegangen. Vom Oktober 1818 bis in den Mai 1820 war der V. in beständiger Thätigkeit, und am 11. April bildete sich ein neuer Krater, 400 Fuß im Umkreise, aus dem sich in einer Nacht zwei Kegel erhoben. Der Aschenregen am 24. Oktober 1822 verfinsterte den Tag in Neapel, und die 12 Fuß hohe Lava floß eine italienische Meile weit. Noch bedeutender waren die Ausbrüche von 1833, 1834, 1835 und 1839, bei welchem letztern der Krater bedeutend an Umfang und Tiefe verlor. Auch der Ausbruch von 1850 richtete große Verwüstungen an. Bei dem großen Ausbruch vom 8. December 1861, wo sich acht Krater öffneten, wurde Torre del Greco (s. d.) durch Lavaströme großentheils zerstört. Vgl. Roth, Der V. und die Umgebung von Neapel, Berlin 1857.

Vesuvian (Idokras, Egeran, Cyprin, pyramidaler Granat), Mineral aus der Ordnung der wasserfreien Amphoterolithe, krystallisirt in einem sehr vielflächigen quadratischen System mit meist säulenförmig entwickelten, auf- und eingewachsenen Krystallen, auch stängelich, selbst körnig und dicht. Unvollkommen spaltbar, hat es über Feldspathhärte, 3,35—4 specifisches Gewicht. Es ist durchsichtig bis undurchsichtig, glas- oder fettglänzend, meist von grünen oder

Digitized by Google

braunen bis schwarzen Farben, auch gelb, selten durch Kupfergehalt blau (Cyprin). Es besteht aus kieselsaurem Kalk, Thonerde u. Eisenoxyd, enthält auch etwas Bittererde und Mangan, sowie Wasser in geringer Quantität. Die Kieselerde beträgt 33½—42 Proc. Unter Aufblähen schmilzt es leicht zu gelblichgrünem oder braunem Glas. Nach dem Glühen ist es durch Salzsäure unter Gallertausscheidung löslich. Schöne Krystalle finden sich in den Dolomitauswürflingen des Somma am Vesuv, im Serpentin der Massaalpe in Piemont, am Wiluifluß in Sibirien, im Chloritschiefer des Zillerthals und von Pfitsch in Tyrol, bei Slatouft im Ural, auf den Grenzen von Kalk und Syenit am Monzoni in Südtyrol, zu Cziklowa im Banat, im körnigen Kalk von Auerbach am Odenwald u. an andern Orten, auch in andern Gesteinen, so der stängeliche von Haßlau bei Eger (Egeran) auf einem eigenthümlichen Lager im Granit. Schöngefärbte, grüne, braune und gelbe Varietäten von größerer Durchscheinenheit werden als Edelsteine benutzt und oft als Chrysolith oder Hyacinth verkauft.

Veszprim (Veszprem), ungarisches Komitat im Kreis jenseit der Donau, im Süden von den Komitaten Zala, Somogy und Tolna, im Osten von Stuhlweißenburg und Gran, im Norden von Raab und im Westen von Oedenburg und Eisenburg begrenzt, zählt auf 76 QM. 189,000 Einwohner, der Mehrzahl nach Ungarn, daneben Deutsche und Slowaken. Das Land enthält den größten Theil des Bakonywaldes und das Nordostende des Plattensee's, ist wellenförmig hügelig, reich an Obst, Wein, Getreide, Tabak, Gemüse ꝛc., guten Viehweiden, Fischen, Alaun und Steinkohlen. Der gleichnamige Hauptort (deutsch Weißbrunn), am Sed, Sitz eines Bischofs mit Domkapitel und bischöflichem Konsistorium, hat eine Kathedrale, die mit den übrigen bischöflichen Gebäuden auf einem Felsen mitten in der Stadt liegt, mehre andere Kirchen, mehre Klöster, ein bischöfliches Seminar, eine theologische Diöcesanlehranstalt, ein katholisches Untergymnasium, eine Hauptschule, Synagoge, eine Versorgungsanstalt für dienstunfähige Priester, ein Krankenhaus, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, Garten-, Wein- und Getreidebau, Handel und 10,800 Einwohner. Die Stadt ward erobert von Maximilian 1490, von den Ungarn 1491, von den Deutschen 1527, von den Türken 1552, von den Deutschen unter Eck von Salm 1566, vom Großvezier Sinan 1594, von den Kaiserlichen 1598, von den Türken 1605, welche sie 1683 für immer verloren.

Veteranen (veterani), bei den Römern alte ehrenvoll verabschiedete Soldaten. Sie kehrten in der Regel in das Privatleben, wohl auch freiwillig in den aktiven Kriegsdienst (evocati) zurück, doch gab es auch viele, welche zu gewissen Diensten verpflichtet blieben (vexillarii). Mit ihrem Abschied erhielten sie zugleich Belohnungen an Geld, das Bürgerrecht, das Connubium für ihre Ehe mit einer Nichtbürgerin, Befreiungen von öffentlichen Lasten, in späterer Zeit die Ehrenrechte der Decurionen, auch Land zum Anbau. Sulla war der Erste, der seinen V. Städte, die ihm feindlich gewesen, anwies und so die verrufenen Militärkolonien gründete. Zu solchen wurden von Octavianus 18 der blühendsten Städte Italiens gemacht. Unter den späteren Kaisern, wie Konstantin ꝛc., gab es keine Kolonien für die V. mehr, wohl aber wurden dieselben mit Ländereien belohnt und auf sonstige Art unterstützt. In den Bürgerkriegen gewannen sie großen Einfluß. Auch in neuerer Zeit hat sich die Benennung V. für ausgediente Soldaten oder Halbinvaliden erhalten.

Veterani, Friedrich, Graf von, berühmter General, geboren 1650 im Herzogthum Urbino, trat 1683 als Oberst in kaiserliche Dienste, zeichnete sich bei der Belagerung von Wien, sowie in den nächsten Feldzügen gegen die Türken aus, ward 1689 Kommandant von Nissa, führte 1690 den Oberbefehl für den Markgrafen Ludwig von Baden u. fügte auch 1692—93, wo er die nach ihm benannte, als Paß an der Donau dienende Höhle im temeser Banat tapfer vertheidigte, den Türken beträchtlichen Schaden zu. Im Jahre 1694 ernannte der Kaiser V. zum Feldmarschall. Im Feldzug von 1695 ward V. von Sultan Mustapha II. in seiner Stellung bei Lugos, in einem ausgetrockneten Arm der Temes, der nach ihm Veteranigraben genannt wurde, am 22. Sept. angegriffen, leistete zwar der Uebermacht einen Tag lang Widerstand, fiel aber endlich den Türken in die Hände, die ihm den Kopf abhieben. V. hat Memoiren über die Türkenkriege von 1683—94 (Leipzig 1771) hinterlassen.

Veteranihöhle, Höhle im temeser Banat, 3 Meilen oberhalb Neuorsova, am linken Ufer der Donau, ist ein Naturbau, obschon man in der Nähe Spuren römischer Denkmäler findet. Sie erhielt ihren Namen nach dem General Grafen Veterani, der dieselbe 1692 45 Tage lang vertheidigte. Im Jahre 1718 wurde sie befestigt, und Major Stein hielt sich hier mit dem Rest eines Bataillons 21 Tage lang.

Veterinärwissenschaft (Veterinärkunde), s. v. a. Thierarzneikunde.

Veto (lat., d. i. ich verbiete), die gesetzliche Befugniß Jemandes, durch seinen Widerspruch einen von einer ganzen Versammlung gefaßten Beschluß zu entkräften und somit die Ausführung desselben zu hindern. Ist damit das Ergebniß eines Beschlusses gänzlich beseitigt und bedarf es keiner Angabe von Gründen, aus denen die Verweigerung der Zustimmung entsprang, so ist das V. ein unbedingtes oder absolutes; kann aber durch Einlegung des V. ein Beschluß in seinen Folgen nur aufgeschoben, bei gleichmäßiger Wiederholung später nicht abgelehnt werden, und bedarf es bei Aussprechung des V. der Mittheilung der leitend gewesenen Gründe, so ist es ein bedingtes oder suspensives V. In der römischen Republik hatte jeder Volkstribun das Recht, durch sein V. die Beschlüsse des Senats für ungültig zu erklären. Im ehemaligen Königreich Polen ward das 1652 zuerst gegebene Beispiel durch ein Gesetz als ein beständiges Recht festgestellt, daß auf dem Reichstag ein einzelner Landbote durch seinen Widerspruch („Nie poz walam", ich erlaube es nicht) die von den übrigen Mitgliedern genehmigten Beschlüsse ungültig machen konnte. In der deutschen Reichsver-

Digitized by Google

fassung stand das Recht des V. dem Kaiser zu. In England existirt das absolute V. dem Recht nach, wird jedoch nur selten ausgeübt. Es hat die höfliche Formel: le Roi s'avisera. Der König von Frankreich erhielt im Anfang der französischen Revolution von der 1789 zu Versailles tagenden Nationalversammlung in Beziehung auf die Dekrete der Versammlung ein suspensives V.; doch brachte gleich der erste Versuch, dasselbe geltend zu machen, ihn ins Verderben. Nach der spanischen Verfassung der Cortes von 1812 konnte der König einem Gesetzvorschlag, den zwei Versammlungen der Cortes ihm vorlegen, nur zweimal seine Zustimmung versagen; bei der dritten Wiederholung hat er für den gegebenen Fall kein V. mehr. Diese Bestimmung hat auch die spanische Verfassung von 1820 und die nach deren Muster ins Leben getretene von Portugal. Dasselbe gilt auch in der norwegischen Konstitution (1814). Auch die Verfassung der nordamerikanischen Freistaaten räumt dem Präsidenten nur ein suspensives V. ein.

Vetter, der Bruder des Vaters und der Mutter, auch Geschwisterkinder; entferntere Verwandte, für deren Verwandtschaftsgrad eine besondere Bezeichnung fehlt; auch Titel, womit sich christliche Fürsten, besonders Fürsten niederen Ranges, einander anreden.

Vetturino (ital., vom lat. vettura, Wagen), in Italien Lohnkutscher, Hauderer.

Veuillot, Louis, französischer Publicist, geboren 1813 zu Baynes im Departement Loiret, redigirte seit 1831 das „Echo de Rouen", ein ministerielles Provinzialblatt, seit 1836 zu Paris die „Charte de 1830", dann „La Paix". Von einer Reise nach Rom als eifriger Katholik zurückgekehrt, ward er 1838 als Bureauchef im Ministerium des Innern angestellt, nahm aber nach 18 Monaten seine Entlassung, um als Mitarbeiter beim „Univers religieux" einzutreten. Im Jahre 1848 ward er Oberredakteur dieses Blattes, des Hauptorgans des Ultramontanismus. Auch mehre selbstständige Schriften katholischer Tendenz gab er heraus, z. B. „Pélerinages de Suisse", „Rome et Lorette", „L'honnête femme", „Les libres penseurs", „L'esclave Vindex", „Le lendemain de la victoire", verschiedene christliche Romane, „Mélanges religieux, historiques et littéraires" (1857—59, 6 Bde.; 2. Reihe, 1860 ff.), „De quelques erreurs sur la papauté" (1859). Sein Bruder, Eugène V., geboren 1828, Mitarbeiter am „Univers", schrieb eine „Histoire des guerres de la Vendée et de la Bretagne" (1848), von specifisch-katholischem Standpunkte aus, und „Cochinchine et Tonquin" (1859).

Veurdre, le, Stadt im französischen Departement Allier, am Einfluß des Bleudre in den Allier (mit Hängebrücke), unweit der Eisenbahn von Nevers nach Moulins, hat eine Zuckerfabrik, Eisenhämmer, Glashütten und 1400 Einwohner.

Vevay (deutsch Vivis), Stadt im schweizerischen Kanton Waadt, in reizender Lage am nordöstlichen Ufer des Genfersee's, am Einfluß der wilden, oft verheerenden Vevayse und an der Eisenbahn von Villeneuve nach Lausanne, ist gut gebaut, hat schöne öffentliche Plätze, die meist mit Brunnen geziert oder von Baumgängen beschattet sind, mehre sehenswerthe Kirchen, wie die Sancta-Clara- und St.-Martinskirche, ein Schloß (früher Sitz der Landvögte), ein Stadthaus, ein Kornhaus, ein Kaufhaus, eine marmorne Brücke über die Vevayse, ein Collége, eine Realschule, eine Arbeitsschule, mehre treffliche Institute (darunter die filligsche Erziehungsanstalt Bellerive), eine öffentliche Bibliothek, ein Hospital, viele schöne Privatgebäude und Villen, Fabrikation von Tabak, Leim, Strohhüten, chemischen Produkten, Stahlfedern, Chokolade, moussirenden Weinen, Mineralwässern ꝛc., Fournirmühlen, Maschinenwerkstätten, Seiden- und Weinbau, Handel mit Wein, Käse und Holz, Kommissionshandel, Seebäder, zahlreiche glänzende Gasthäuser und Pensionen für Fremde, sehr lebhaften Fremdenverkehr und 5200 Einwohner. Unweit davon liegt das Schloß Hauteville mit Park. V., schon zur Römerzeit ein blühender Ort, wurde später von den nordischen Völkern zerstört und war unter den burgundischen Königen ein Fischerflecken mit einer Kurie. J. J. Rousseau wählte die Umgegend von V. zum Schauplatz seines Romans „Die neue Heloïse".

Vexen, s. v. a. Kretinen.

Vexillum (lat.), bei den Römern ein viereckiges Stück Zeuch, welches an dem Querholze einer Stange befestigt war und als Feldzeichen diente, s. v. a. Standarte.

Vezelay, Stadt im französischen Departement Yonne, am Cure, hat eine schöne Kirche, Fabrikation von Eisengeräthen und Seilerwaaren, Weinbau (trefflicher rother Burgunder), Salz- und Mineralquellen, Viehhandel und 1162 Einw.

Vezelize, Stadt im französischen Departement Meurthe, am Bremon, hat Tuch- und Seidenweberei, Weinbau und 2000 Einwohner.

Vezier (Wessir, d. i. Stütze), im mohammedanischen Orient Titel der höchsten Staatsbeamten, namentlich der Pascha's mit 3 Roßschweifen; s. Großwessir.

Vezouze, Fluß im französischen Departement Meurthe, entspringt in den Vogesen, fließt westlich, nimmt die Blatte und Verdierette auf und mündet bei Luneville rechts in die Meurthe.

V. gr. (lat.), Abkürzung für Verbi gratia, zum Beispiel.

Vi (lat.), durch Kraft, vermöge.

Via (lat.), Straße, Weg.

Via crucis (lat.), Weg zum Kreuze, bei den Katholiken eine Prozession zur Erinnerung des Hingangs Jesu zum Kreuze.

Viadukt (v. Lat.), brückenähnlicher Bau, mittelst dessen eine Straße über ein Thal, einen Sumpf und dergleichen hinweggeführt wird. Dergleichen Bauten kommen namentlich beim Eisenbahnbau vor. Ihre Konstruktion ist dieselbe wie die beim Brückenbau. Der großartigste und berühmteste V. der Neuzeit ist der über das Göltzschthal bei Reichenbach.

Via mala, Engpaß im schweizerischen Kanton Graubünden, durch welchen die frequente Passage zu den Alpenübergängen des Splügen und Bernhardin führt. Die jetzige 24 Fuß breite, zum Theil in Felsen gesprengte Straße wurde 1470 angelegt und wegen der häufigen Felsen- und Lawinenstürze via mala, „böser Weg", genannt.

Digitized by Google

Ueber den im tief eingerissenen Felsenbett dahinstürzenden Hinterrhein führen 3 Brücken, von denen die beiden ersten 1738 und 1739 erbaut worden sind. Die dritte Brücke, 1834 erbaut, bezeichnet das Ende der V. m. und den Anfang des freundlichen Schamserthals. Die mittlere Brücke ist in einer Höhe von fast 400 Fuß über den Fluß gesprengt. Ein Tunnel, das „verlorne Loch" genannt, durch welchen die Straße führt, wurde 1822 ausgeführt. Die V. m. mit ihren an 1000 Fuß hoch senkrecht ansteigenden Felswänden bietet eine der großartigsten Scenerien der Schweiz dar.

Viana, 1) Stadt in der spanischen Provinz Navarra (Pamplona), unweit des Ebro und der Eisenbahn von Tudela über Logroño nach Bilbao, ist gut und regelmäßig gebaut, hat einen schönen Platz, auf dessen Mitte die sehenswerthe Marienkirche steht, 2 andere Kirchen, ein festes Schloß, ein Hospital, einen Stiergefechtcirkus, eine jährliche Messe (19.—31. Juli) und 2979 Einwohner. Von ihr führte einst der jedesmalige erstgeborne Prinz von Navarra den Titel. Die Stadt hieß im frühern Mittelalter Malvadia und ist geschichtlich bekannt durch die Niederlage des Königs Sancho von Kastilien 1067, sowie durch die Niederlage und den Tod Cäsar Borgia's am 10. März 1507 im Gefecht mit den Truppen des Grafen von Lerin. — 2) S. Vianna.

Vianden (Vienne en Ardenne, deutsch Veyenthal), Stadt im niederländischen Großherzogthum Luxemburg, Distrikt Diekirch, im romantischen Felsenthal des Our, Sitz eines Friedensgerichts, hat Tuch- und Hutfabrikation, Gerberei, Brauerei und 1497 Einwohner. Dabei die Ruinen des gleichnamigen Schlosses der Grafen von Oranien-Nassau.

Vianen, Stadt in der niederländischen Provinz Südholland, Distrikt Gorkum, links am Leck (über den eine Schiffbrücke führt) und an einem Kanal nach Utrecht, ist Sitz eines Kantonalgerichts, hat eine schöne, große Kirche mit dem prächtigen Grabmal des Reinoud van Brederode, eine römisch-katholische Kirche, eine Synagoge, einige Fabriken, viele Holzschuhmachereien, starke Pferdezucht und 2902 Einwohner. In der Nähe ein Park, der vianensche Bosch, mit dem Lustschloß Amalienstein und den Ruinen des Schlosses Backestein. V. hieß im Alterthum Levaesanum, war im Mittelalter eine Grafschaft, die zuerst der Familie van Brederode, hierauf den Burggrafen von Dohna, später den Grafen von Lippe-Detmold, dann denen von Hompesch gehörte und endlich an das Haus Oranien kam.

Vianna, 1) (V. do Castello, V. do Minho), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts in der portugiesischen Provinz Entre Douro e Minho, am rechten Ufer des Lima, unweit seiner Mündung in den atlantischen Ocean, eine der schönsten Städte Portugals, theils am Abhang eines Berges liegend, hat breite regelmäßige Straßen, eine sehr lange, hölzerne Brücke über den Lima, 2 Pfarrkirchen, ein Armenhaus, ein Hospital, einen durch das von Philipp II. erbaute Castello de Santiago vertheidigten, aber ziemlich versandeten Hafen, lebhaften Handel, Fischerei und 9000 Einwohner. — 2) (V. do Alemtejo), Stadt in der portugiesischen Provinz Alemtejo, Distrikt Evora, südwestlich von Evora, am gleichnamigen Gebirge und am Flusse Charrama.

Vianne, Stadt im französischen Departement Lot-Garonne, an der Baise, mit 2000 Einw.

Viardot-Garcia, Pauline, Gesangsvirtuosin, zweite Tochter von Manuel Garcia (s. d.), geboren 1821 zu Paris, begleitete als Kind ihren Vater nach Nordamerika und Mexiko, bildete sich dann zu Paris zur Pianistin, seit 1837 zur Sängerin und unternahm schon im folgenden Jahr mit ihrem Schwager, dem Violinvirtuosen Bériot, eine Kunstreise durch Belgien und Deutschland, 1839 nach London, wo sie für die italienische Oper engagirt wurde. Nachdem sie sich 1840 mit Viardot, dem Direktor des Théâtre italien, verheirathet, zog sie sich einige Jahre von der Bühne zurück. Später ward sie Mitglied des Théâtre lyrique zu Paris. Eine große Verehrerin deutscher Musik, ist sie stets die Primadonna in den an genanntem Theater zur Aufführung kommenden klassischen Opern deutscher Komponisten.

Viareggio, Stadt in der italienischen Provinz Lucca, in sumpfiger Gegend am Mittelmeer und an der Eisenbahn von Pisa nach Genua, hat einen kleinen Hafen, Küstenhandel, Seebäder und 6500 Einwohner. In der Nähe Ueberreste römischer Bäder, Bagni di Nerone, und eine Kapelle, worin der 1854 ermordete Herzog Karl III. von Parma beigesetzt ist. Hier Zusammenkunft des Kaisers Karl V. mit dem Papst Paul III.

Viaticum (lat., v. via, d. i. Weg oder Reise), bei den Römern die den abreisenden Freunden mit auf den Weg gegebenen Lebensmittel; das den nach den Provinzen gehenden Statthaltern aus dem Staatsschatz gegebene Reisegeld; daher jetzt s. v. a. Reisegeld, Zehrpfennig, Almosen; bei den Katholiken das einem Sterbenden gereichte letzte Abendmahl.

Viborg, Stift in der dänischen Provinz Jütland, grenzt gegen Norden und Nordosten an den Limfjord und das Stift Aalborg, gegen Südosten und Süden an das Stift Aarhuus, im Westen an das Stift Ribe und hat 55 QMeilen Flächeninhalt und (1860) 71,557 Einwohner. Es ist ein meist ganz flaches, theils mit Heide bewachsenes, theils zu ergiebigem Ackerbau geeignetes, nur von kleinen Flüssen, wie der Gudens- und Stive-Aa, bewässertes Binnenland, dessen Bewohner sich vorwiegend von Viehzucht und Ackerbau nähren, jedoch auch einige Strumpfwirkerei und Leinwandweberei, sowie Handel mit Vieh, Wolle und Holzschuhen treiben. Die gleichnamige Hauptstadt, im Herred Nörlyng auf einem Landrücken am westlichen Ufer des kleinen Viborgsee's gelegen, ist nächst Kopenhagen u. Fredericia die umfangreichste Stadt in Dänemark, doch gibt es darin viele unbebaute Plätze und Straßen. Sie hat 2 Kirchen, die Domkirche mit einer Kryptkirche unter dem Chore, erbaut im 12. Jahrhundert, jetzt wegen Baufälligkeit geschlossen, und die ehemalige Kirche der Schwarzbrüder, eine Kathedralschule, ein Hospital, Rathhaus, Zucht- und Arbeitshaus ꝛc. und ist der Sitz eines Stiftsamtmannes, eines Bischofs und des Oberlandesgerichts von Jütland. Die Eisenbahn zwischen

Digitized by Google

Randers u. Struer führt hier vorbei; als Hafen und Lastageplatz gilt Hjarbek. Die Stadt hat (1860) 4861 Einwohner. Von industriellen Anlagen sind 2 Tuchfabriken, eine Handschuhfabrik, eine Eisengießerei, eine Ziegelei, eine Tabaksfabrik und eine Buchdruckerei vorhanden. V., im Mittelalter Viberg, war schon in der heidnischen Zeit ein Hauptopfer- und Thingplatz, wo die Königswahl für Jütland und später für ganz Dänemark geschah, sowie auch bis 1655 die Jüten hier den Königen huldigten. Befestigt wurde V. 1151 von Svend Grathe, der in demselben Jahre hier zwei Siege über seinen Gegenkönig Knud Magnussön erfocht. Obgleich V. einer der Hauptsitze des Katholicismus war, so wurde es dennoch die erste protestantische Stadt des Landes, und zwar durch die Predigten des Hans Tausen (1525 bis 1529), an den seine hier errichtete Statue erinnert. In neuerer Zeit ist die Stadt zurückgekommen theils durch drei feindliche Okkupationen im 17. Jahrhundert, theils durch die Einführung der Souveränetät in Dänemark, wodurch die großen Versammlungen des jütischen Adels in dieser Hauptstadt der Halbinsel aufhörten, theils durch die Feuersbrunst vom 25. und 26. Januar 1726, wodurch die größere Hälfte der Stadt mit der Domkirche in Asche gelegt wurde. Von 1836 — 48 war V. der Versammlungsort der Provinzialstände von Jütland, deren Zusammenkünfte in dem Domhause gehalten wurden. In dem Kriege von 1864 hat die Stadt wiederum bedeutend gelitten.

Vibration (v. Lat.), die Schwingungen (s. d.) elastischer Körper, die je nach den Umständen als Schall (s. d.) oder Licht (s. d.) von uns empfunden werden.

Viburnum *L.* (Schlingbaum, Wasserholder, Schneeball), Pflanzengattung aus der Familie der Caprifoliaceen, charakterisirt durch den oberständigen Kelch mit 5zähnigem Saume, die radförmige, fast glockige oder röhrige, 5lappige Korolle, die 5 Staubgefäße, die 3 Narben und die einsamige Beere, aufrechte Sträucher in allen Klimaten, mit gezähnten, meist flaumigen Blättern und verkümmerten Nebenblättern, meist weißen Blüthen in Afterdolden. *V. lantana L.*, Schwindelbeerbaum, ein 6—12 Fuß hoher Strauch mit gegenständigen, ovalen, stumpflichen, gesägten, unterseits runzelig geäderten und sternhaarig-filzigen Blättern, zwitterigen, gelblichweißen Blüthen und ovalen, zusammengedrückten, vor der Reife rothen, zuletzt schwarzen, mehligfleischigen Beeren, wächst in Gebüschen und Vorhölzern im südlichen und mittleren Europa und wird häufig als Zierstrauch angepflanzt. Die Blätter und Beeren, Folia et Baccae Viburni, waren früher officinell und bei katarrhalischen Halsentzündungen in Gebrauch. Die innere Rinde ist scharf und zieht Blasen, weshalb man wohl die Zweige als Haarseile bei Krankheiten der Hausthiere benutzte. Aus der Wurzel bereitet man Vogelleim. *V. opulus L.*, Kalinkenholz, ein 6—15 Fuß hoher Strauch oder kleiner Baum, mit gegenständigen, eirunden, 3lappigen, ungleich-grob- und etwas buchtig-gezähnten, unterseits flaumhaarigen Blättern, glockigen, gelblichweißen Zwitterblüthen in der Mitte u. radförmig-flachen, schneeweißen, geschlechtslosen Blumen am Rande der Trugdolden und fast kugeligen, hochrothen Beeren, findet sich an feuchten und schattigen Stellen in Hainen und Wäldern, sowie an Bächen, im größten Theil von Europa. Durch die Kultur ist eine Spielart mit kugeligen, aus lauter radförmigen, geschlechtslosen Blüthen zusammengesetzten Trugdolden entstanden: *V. opulus roseum L.*, welche als gefüllter Schneeball, Rosenholder oder geldrische Rose häufig in Gartenanlagen gezogen wird. Ehedem waren Rinde, Blüthen und Beeren auch officinell und wurden wie die gleichen Theile von *Sambucus nigra L.* angewendet. *V. tinus L.*, Bastardlorbeer, in Südeuropa, ein immergrüner Ziersstrauch, mit eirunden, ganzrandigen, lederartigen, oben glatten und glänzenden, unten in den Theilungswinkeln der Nerven drüsen-zottigen Blättern, endständigen, gestielten, schönen, weißen, vor dem Aufblühen an den Knospen oft gerötheten Blüthen in Afterdolden und schwarzblauen, glänzenden, eiförmigen Beeren, kann sehr leicht im Wohnzimmer gezogen werden und blüht im Winter. Ehemals gebrauchte man die drastisch-purgirenden Beeren gegen Wassersucht.

Vic (Vicq), französische Städte: 1) im Departement Meurthe, an der Seille, mit Fabrikation von Wollstoffen und Stickereien, Gerberei, Ziegel- und Gypsbrennerei, Steinsalzbergwerk, Weinbau, Weinhandel und 2398 Einw. — 2) V.-en-Bigorre, im Departement Oberpyrenäen, am Chez, mit Gerberei, Branntweinbrennerei und 3725 Einw. — 3) V.-Fezensac, im Departement Gers, an der Losse, mit Fabrikation von Wägen, Ackerbaugeräthschaften, Weinpressen, chemischen Produkten, Weinstein ꝛc., Handel mit Getreide, Kastanien und Branntwein und 4206 Einw. — 4) V.-le-Comte (V.-sur-Allier), im Departement Puy-de-Dôme, am Allier und an der Eisenbahn von Clermont nach Brioude, mit Fayencefabrikation, Mineralquelle und 2926 Einw. — 5) V.-sur-Cère (V.-en-Carlades), im Departement Cantal, an der Cère, mit berühmten Mineralquellen und 1789 Einw.

Vicarello, kleiner Ort in der päpstlichen Delegation Civita Vecchia, mit Mineralquellen von fast 40° R., in denen man Anfangs 1852 die alten Aquae Apollinares entdeckte. Man fand bei der Anlage eines neuen Badehauses und Bassins Erzstücke, Münzen, Gefäße von Silber und Metall, sowie Inschriften.

Vicari, Hermann von, Erzbischof von Freiburg, geboren den 13. Mai 1773 zu Aulendorf in Oberschwaben, studirte in Augsburg im Jesuitenkollegium Philosophie, dann in Wien erst die Rechte, hierauf Theologie und ward 1797 zum Priester geweiht und auf das Kanonikat zu St. Johann investirt. Im Jahre 1802 ernannte ihn Karl Theodor von Dalberg zum Beisitzer beim bischöflichen Regierungskollegium, bald darauf zum geistlichen Regierungsrath und 1816 zum Official der bischöflichen Kurie. Bei Errichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz ward er als Generalvikar an das Domkapitel in Freiburg berufen, 1830 zum Domdekan ernannt, im April 1832 zum Weihbischof konsekrirt und zum Vikar des Erzbischofs bestellt, 1836 zum Verweser des

Digitized by Google

Erzbisthums und 1842 zum Erzbischof und Metropoliten der oberrheinischen Kirchenprovinz erwählt. In seinem Verhältniß zur Staatsgewalt hat sich der Erzbischof stets als unbeugsamer Vertheidiger der Rechte seiner Kirche bewiesen. Ueber seinen dadurch hervorgerufenen Streit mit der Staatsregierung von Baden s. Baden, Geschichte.

Vice (v. lat. vicis), an der Stelle, anstatt, kommt häufig als Vorsetzsilbe bei Amtsnamen vor und zeigt dann eigentlich den Stellvertreter der Beamten an, wird aber sehr oft nur als Titel beigegeben, z. B. Viceadmiral, Vicekanzler, Vicepräsident, Vicedirektor, Vicelegat ꝛc. Mittelalterliche Titel waren: Vicecomes (Vicegraf), woraus die Würde der Visconti, Vicomtes und Viscounts entstanden; ferner Vicedom (vicedominus, Vitzdom, Vidom), der Stellvertreter auf einer Herrschaft oder einem Schlosse für den damit Belehnten, besonders der Stellvertreter eines mit weltlichen Gütern belehnten Geistlichen oder Klosters, daher s. v. a. Schirmherr, Schirmvogt; Vidam, ein Beamter der französischen Bischöfe zur Leitung aller Maßregeln für Bewahrung der Kirchenrechte, jetzt s. v. a. Administrator einer geistlichen Besitzung. Jemandes vices vertreten oder in vicibus heißt im Rechtswesen: an der Stelle eines abwesenden Oberbeamten fungiren.

Vicennium (lat.), Zeitraum von 20 Jahren.

Vicente, Gil, s. Gil-Vicente.

Vicenza, venetianische Provinz, grenzt nordwestlich an Tyrol, übrigens an die Provinzen Belluno, Treviso, Padua und Verona und hat einen Flächenraum von 50,43 QMeilen mit 318,101 Einw., wird von den Monti Berici und Euganei durchzogen und von der Brenta und dem Bacchiglione nebst ihren Zuflüssen Astico und Timonchio bewässert; Produkte sind: Getreide, Obst, Gemüse, Wein, Seide ꝛc.; Hausthiere, Wildpret; Steinkohlen, Marmor, etwas Silber. Die Einwohner fertigen Seide und Seidenwaaren, Papier, Holz- und Strohwaaren ꝛc. Die gleichnamige Hauptstadt, an der lombardisch-venetianischen Eisenbahn, zu beiden Seiten des Bacchiglione, der hier den Retrone aufnimmt, am nördlichen Abhang der Monti Berici in einer fruchtbaren, wohlangebauten Ebene, ist mit einer Doppelmauer und Gräben umgeben, hat 6 Thore, 7 Brücken und ein altes Kastell. Unter den größtentheils engen und krummen Straßen ist der 12,072 Fuß lange, mit schönen Palästen besetzte Corso die schönste; unter den Plätzen die Piazza de' Signori, mit 2 zum Andenken an die frühere Herrschaft errichteten Säulen und einem 212 F. hohen schlanken Glockenthurm, der größte. Unter den 19 Kirchen sind die sehr alte Kathedrale im germanisch-italienischen Styl mit Mosaiken und Gemälden von Mantegna, S. Maria di Araceli mit einer schönen, durch korinthische Säulen gestützten Rotunde, die Dominikanerkirche im gothischen Baustyl des 14. Jahrhunderts, Sta. Corona mit sehenswerthen Gemälden und die Wallfahrtskirche auf dem Monte Berico die hervorragendsten. Ein Meisterwerk Palladio's ist das Rathhaus, Palazzo della Ragione, auch Basilika genannt, auf der Piazza de' Signori, ein durchaus von Marmor errichtetes Gebäude, dessen ursprüngliche Anlage vielleicht bis auf die Zeit Theoderichs des Großen zurückreicht, mit hohen Arkaden und trefflichen Gemälden der venetianischen Schule. Das olympische Theater, ein Werk Palladio's, ist aus Holz, aber im antiken Styl nach den von Vitruvius angegebenen Verhältnissen aufgeführt. Unter den Palästen sind der Palazzo della Delegazione oder die Loggia der Präfektur, der Palazzo Chiricato mit einem Museum von Alterthümern, Barbaran, Valmarano, Trissino ꝛc. hervorzuheben. V. ist der Sitz der Delegation, eines Bischofs, eines Kathedralkapitels, Landesgerichts, einer Handels- u. Gewerbekammer und anderer Behörden, hat eine Kongregation der Väter des Oratoriums, ein Institut der englischen Fräulein, eine theologische Lehranstalt, ein Staats- und ein bischöfliches Gymnasium, letzteres mit Bibliothek und physikalischem und Naturalienkabinet, eine Akademie zur Pflege der exakten Wissenschaften und der schönen Künste (Accademia olimpica di Scienze, Lettere et Arte), ein Civilspital, ein Versorgungs- und Arbeitshaus, ein großes Findelhaus, 2 Waisenhäuser und andere Wohlthätigkeitsanstalten, eine öffentliche Bibliothek von 50,000 Bänden, 3 Theater, worunter das Teatro filarmonico das größte. Die Stadt hat 33,306 Einw., welche Seidenspinnereien und Seidenwebereien, Gerbereien ꝛc. unterhalten und ansehnlichen Handel mit Manufaktur- und Naturerzeugnissen, namentlich mit Gartenfrüchten, Wein, Getreide und Schlachtvieh treiben. Von der Stadt führt ein 2000 F. langer bedeckter Gang von 168 Arkaden zu der auf einem Gipfel der bericischen Berge liegenden schönen Wallfahrtskirche Madonna del Monte Berico. Zu V. wird alljährlich am Fronleichnamstage das Volksfest la Rua oder la Ruota gefeiert, dessen Ursprung von einem Siege der Vicentiner über die Paduaner herrührt, welche die ersteren eine Zeitlang unterjocht hatten. In der Nähe liegt das Dorf Costozza, mit der von Palladio erbauten Villa des Grafen Capra und einer Grotte, in der Säle, Gänge, Quellen, Bögen ꝛc. sind. Von V. erhielt der französische Minister Caulaincourt (s. d.) den Herzogstitel. Die Stadt, welche bei den alten Römern Vicentia hieß und zum Gebiete Venetia gehörte, soll um 600 v. Chr. von den Euganeern erbaut worden sein und war der Reihe nach den Longobarden, Gothen und den Königen von Italien unterworfen. In der Folge hatte sie eigene Herzöge und Grafen. Unter Kaiser Friedrich I. schloß sie sich dem lombardischen Städtebund an. Die 1204 durch Auswanderung der Studenten und Lehrer von Bologna entstandene Universität löste sich bald wieder auf. Die Stadt wurde 1236 von Kaiser Friedrich II. erobert und zerstört, aber durch die Scala's wieder aufgebaut. Letztere und andere edle Familien herrschten nun daselbst bis 1404, wo sich V. der Republik Venedig unterwarf. Im Jahre 1509 eroberte es Kaiser Maximilian I., gab es aber 1516 der Republik Venedig zurück. Seitdem verblieb es bei Venedig und theilte dessen Schicksale. Im Jahre 1848 erhob sich die Stadt gegen die Oesterreicher und wurde von päpstlichen Truppen besetzt, die denselben am 20. Mai ein Treffen lieferten. Am

Digitized by Google

23. Mai und 9. Juni ward die Stadt von den Oesterreichern beschossen und kapitulirte am 10. Juni mit Radetzky. Vgl. Forti, Notizie statistiche della città di V., Vicenza 1821 f.; Berti, Guida per V., Venedig 1822; Guida per V., Vicenza 1830; Scamozzi, Forestiere istruttivo nelle cose d'architettura di V., daſ. 1780.

Vicenza, Herzog von, ſ. Caulaincourt.

Vices, ſ. Vice.

Vice versa (lat.), umgekehrt, gegentheilig.

Vich (Vique), Stadt in der ſpaniſchen Provinz Barcelona (Katalonien), am Guera (Nebenfluß des Ter), unweit der Pyrenäen in fruchtbarer Gegend, iſt Biſchofsſitz, hat eine Kathedrale und 4 andere Kirchen, mehre Hoſpitäler, Fabrikation von Leinen- und Baumwollwaaren, Hüten, Kämmen, Meſſern und berühmten Würſten, Gerbereien, Töpfereien und 13,712 Einw. In der Nähe ſind Kupfer- und Steinkohlengruben. Die Stadt hieß als Hauptort der Auſetani bei den Römern Auſa, ſpäter als weſtgothiſcher Biſchofsſitz Auſonia. Sie ward im 8. Jahrhundert von den Arabern zerſtört, 798 von den Franken der ſpaniſchen Mark wieder erbaut als Feſtung, um welche die neue Stadt, Vicus Ausoniensis (Vic d'Oſone), entſtand, die im Mittelalter mit der Umgegend eine eigene Grafſchaft bildete. Hier den 20. Febr. 1810 Sieg der Franzoſen unter Augereau über die Spanier unter O'Donnell.

Vichy, Stadt im franzöſiſchen Departement Allier, am rechten Ufer des Allier, durch eine Zweigbahn mit St. Germain, einem Knotenpunkt der paris-lyoner Eiſenbahn, verbunden, in einem freundlichen, durch geſundes mildes Klima ausgezeichneten Thale des vulkaniſchen Auvergnegebirges, zerfällt in die alte finſtere Stadt, das eigentliche V., und das durch prächtige Parkanlagen und Promenaden davon getrennte, höchſt elegant gebaute Quartier neuf oder Vichy-les-Bains, hat eine ſtändige Bevölkerung von 3740 Einw. und iſt eins der beſuchteſten Modebäder Europa's, während der Saiſon der Sammelplatz der glänzendſten franzöſiſchen Geſellſchaft und zahlreicher Badegäſte aus dem Auslande. Die Thermalbäder von V. waren ſchon den Römern unter dem Namen Aquae calidae bekannt, wie Ueberreſte marmorner Badebecken, ſowie gefundene Münzen aus den Zeiten der Kaiſer Nero und Claudius beweiſen, erlangten aber ihren großen europäiſchen Ruf erſt in neuerer Zeit, nachdem das bereits 1784 durch die Tanten des Königs Ludwig XVI. begonnene große Etablissement thermal 1829 vollendet worden. Daſſelbe iſt höchſt komfortabel ausgeſtattet und enthält außer den für Vergnügung und Unterhaltung der Kurgäſte beſtimmten Sälen und Zimmern noch eine große Anzahl von Badekabineten und Douchen. Arme Kranke finden unentgeltliche Aufnahme und Verpflegung in dem Hoſpital, das ein eigenes Badeetabliſſement beſitzt. Die Thermalquellen ſind Eigenthum des Staats, dem ſie einen jährlichen Reingewinn von ungefähr 30,000 Franken einbringen, wovon 10,000 Franken an das Hoſpital überlaſſen werden. Von den 7 Hauptquellen haben La grande Grille (Gitterquelle) 31,35° R., Le Puits Chomel oder Petit Puits carré 31,41° und Le grand Puits carré oder Grand Bassin des Bains 35,91° R. Temperatur. Le Petit Boulet oder Fontaine des Acacias hat die Temperatur von 21,8° R. und wird wie die nahe La Source Lucas von 23,88° R. Temperatur nur als Getränk benutzt. Le Gros Boulet oder Fontaine de l'Hôpital hat 28,20° R. und La Fontaine des Célestins oder du Roucher 15,8° R. Das Waſſer ſämmtlicher Quellen iſt klar, von ſchwach ſäuerlichem, hintennach etwas alkaliſchem Geſchmack, enthält viel Kohlenſäure und doppeltkohlenſaures Natron, außerdem Chlornatrium (Kochſalz) und kohlenſaure Magneſia und wird zum Baden, Trinken und Douchen benutzt, namentlich gegen erhöhte Venoſität, Hämorrhoiden und andere Unterleibsleiden, chroniſche Rheumatismen, Katarrhe, Blaſen-, Milz- und Leberkrankheiten, Skropheln, Bleichſucht, Hyſterie und andere Frauenkrankheiten mit Erfolg angewandt. Vgl. Longchamps, Analyse des eaux minérales de V., Paris 1825; Beaulieu, Notice sur la ville et les antiquités de V., daſ. 1847.

Vicia L., Pflanzengattung, ſ. Wicke.

Vicksburg, Stadt im nordamerikaniſchen Staat Miſſiſſippi, Hauptort der Grafſchaft Warren, auf einer Anhöhe am linken (öſtlichen) Ufer des Miſſiſſippi, hat 5 Kirchen, mehre Akademien, einen guten Hafen, lebhaften Handel, beſonders mit Baumwolle, Schifffahrt, u. 5000 Einw.; iſt durch eine Eiſenbahn mit Jackſon u. durch Dampfſchifffahrt mit Neworleans verbunden. V. wurde als ein ſtrategiſch wichtiger Punkt im nordamerikaniſchen Bürgerkriege von den Konföderirten ſtark befeſtigt, im Dec. 1862 von den Unioniſten unter Sherman vergeblich angegriffen, vom 19. Mai 1863 an von Grant regelmäßig belagert und nach 47tägiger Belagerung am 4. Juli 1863 zur Kapitulation gezwungen.

Vico, Stadt auf der franzöſiſchen Inſel Korſika, Arrondiſſement Ajaccio, von hohen Bergen eingeſchloſſen, hat warme Bäder, Wein- und Oelhandel und 2031 Einwohner.

Vico, Giovanni Battiſta, origineller Denker, geboren 1669 zu Neapel, widmete ſich dem Studium der Rechte, erhielt zu Neapel den Lehrſtuhl der Rhetorik, ward ſpäter von Karl von Bourbon zum Reichshiſtoriographen ernannt und † 1744. Sein Hauptwerk ſind die „Principj di una scienza nuova d'intorno alla commune natura delle nazioni" (Neapel 1725; 7. Aufl., daſ. 1817; deutſch, Leipzig 1822). Seine „Opuscoli raccolti" (herausgegeben von Roſa, Neap. 1818) enthalten auch die Selbſtbiographie des Verfaſſers. Eine Geſammtausgabe ſeiner Werke erſchien 1835.

Vicogne, Säugethier, ſ. v. a. Vicuña, ſ. Lama.

Vicomte (franz., engl. viscount), der Stellvertreter eines Grafen, jetzt in Frankreich und England Titel, der niedriger als der des Grafen, höher als der des Barons im Rang ſteht.

Victor (lat.), der Sieger.

Victor, 1) Name mehrer Päpſte: a) V. I., ein Afrikaner, hatte den römiſchen Stuhl von 193 bis 203 inne, betheiligte ſich am Oſterſtreit, exkommunicirte das Haupt der Monarchianer und ſtarb den Märtyrertod. Er wurde heilig geſprochen; ſein Gedächtnißtag iſt der 28. Juli. — b) V. II., früher Biſchof Gebhard von Eichſtädt, Verwandter und Freund des Kaiſers Heinrich III., wurde

Digitized by Google

1055 Nachfolger Leo's IX., bemühte sich, dem Verkauf der klerikalischen Würden und der Kirchengüter und dem unsittlichen Leben der Geistlichen zu steuern, sicherte, von Kaiser Heinrich sterbend mit der Obhut über seinen Sohn, Heinrich IV., betraut, durch sein Ansehen dem königlichen Kinde das Reich und † 1057 zu Florenz. — c) V. III., früher Desiderius, Sohn des Fürsten von Benevent, geboren 1027, wurde 1056 Abt von Monte Casino, 1059 Kardinalpresbyter und 1086 zum Papst erwählt. Er bekämpfte die Saracenen in Afrika mit vielem Glück, † aber schon im Sept. 1087 zu Monte Casino. — d) V. IV., früher Octavianus, seit 1138 Kardinal, ward 1159 als Papst gegen Alexander III. vom Kaiser Friedrich I. anerkannt u. beschützt; † 1164 in Lucca. —

2) V. Emanuel II., König von Italien, Sohn des Königs Karl Albert von Sardinien, geboren den 14. März 1820, machte an seines Vaters Seite die Feldzüge gegen Oesterreich mit u. bestieg nach der Abdankung Karl Alberts am 23. März 1849 unter den schwierigsten Verhältnissen den Thron von Sardinien. Er schloß mit Oesterreich Frieden und suchte die durch den Krieg dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen. Zugleich führte er eine Reihe wichtiger Reformen ein, u. während ganz Italien von Ausnahmegesetzen, Verschwörungen u. revolutionären Handstreichen heimgesucht blieb, erblühte in Sardinien allein ein reges Verfassungsleben auf dem Grunde geordneter Freiheit, daher V.s Name der populärste in Italien ward. Unter seiner Regierung brach im Frühjahr 1859 der österreichisch-italienische Krieg aus, in Folge dessen die Lombardei mit Sardinien vereinigt und im Verlauf der Ereignisse auch das übrige Italien, mit Ausnahme von Venetien und eines Theils vom Kirchenstaat, annektirt wurden, worauf V. am 17. März 1861 für sich und seine Descendenten den Titel König von Italien annahm. Näheres hierüber, sowie über seine Regierung s. Sardinische Monarchie (Geschichte) und Italien (Geschichte). Seinem Bundesgenossen im Kriege gegen Oesterreich, Kaiser Napoleon III., trat er hierauf sein Stammland, Savoyen, und die Grafschaft Nizza ab. Im Jahre 1866 verbündete er sich, um auch Venetien für Italien zu gewinnen, mit Preußen gegen Oesterreich. Zwar ward er zu Land bei Custozza und zur See bei der Insel Lissa geschlagen, doch trat Oesterreich nach dem Sieg der Preußen bei Königsgrätz Venetien an Napoleon III. ab, aus dessen Hand es dann V. als Bestandtheil des Königreichs Italien erhielt. Näheres hierüber s. Venedig. Der König war seit dem 12. April 1842 mit Adelheid, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oesterreich, vermählt. Dieselbe starb den 20. Jan. 1855. Aus dieser Ehe entsprangen: Klotilde, geboren den 2. März 1842, seit Januar 1859 Gemahlin des Prinzen Jérôme Napoléon; Humbert, Prinz von Piemont, geboren den 14. März 1844; Amadeus, Herzog von Aosta, geboren den 30. Mai 1845; Otto Eugen, Herzog von Montferrat, geboren den 11. Juni 1846, starb im Jan. 1864; Maria, geboren den 16. Oktober 1847.

3) Fürsten von Savoyen u. Sardinien: a) V. Amadeus I., Sohn Karl Emanuels I., geboren den 8. März 1587, ward am spanischen Hof erzogen, folgte 1630 seinem Vater in der Regierung und † den 7. Oktober 1637. — b) V. Amadeus II. († als König von Sardinien), geboren den 14. Mai 1666, folgte seinem Vater Karl Emanuel II. als Herzog von Savoyen den 12. Juni 1675 unter Vormundschaft seiner Mutter, trat aber bereits 1680 die Regierung selbstständig an. Durch seine Vermählung mit einer Nichte Ludwigs XIV. von Frankreich kam er in große Abhängigkeit von Frankreich. Als jener aber, während V. die Waldenser in Piemont verfolgte, eine Anzahl fester Plätze in Savoyen und Piemont besetzen ließ, schloß er sich 1690 Frankreichs Feinden an. Nachdem er 1696 Frieden mit Ludwig geschlossen hatte, führte er dadurch, daß er als Generalissimus der französischen Armee in Italien gegen seine ehemaligen Alliirten auftrat, den Frieden zu Ryswick herbei (1697). Beim Ausbruch des spanischen Erbfolgekriegs trat er mit Frankreich in ein offenes Bündniß, indem er eine seiner Töchter an Philipp V. von Spanien verheirathete, unterhandelte aber zugleich heimlich mit Oesterreich und ward hierdurch in einen neuen Krieg mit Frankreich verwickelt, in welchem fast sein ganzes Land in die Hände der Franzosen fiel. Trotz späteren größeren Kriegsglücks war er der Erste, welcher mit Frankreich den Frieden zu Utrecht abschloß, durch den er die Insel Sicilien als Königreich erhielt. Als 1718 Spanien diese Insel wegnahm, trat V. dem zwischen Frankreich, Oesterreich, England und den Niederlanden abgeschlossenen Bündniß gegen Spanien bei, durch welches ihm 1720 die Insel Sardinien als Königreich statt Siciliens garantirt ward. Er verwandte große Sorgfalt auf die Verbesserung der Verhältnisse seiner Staaten, reorganisirte die Akademie zu Turin und gab ein neues Gesetzbuch (Codex victorianus), bedrückte aber wiederholt die Waldenser. Im September 1730 resignirte er zu Gunsten seines Sohnes Emanuel und zog sich nach Chambéry zurück, kehrte aber schon im Okt. 1731 nach Turin zurück und erklärte sich aufs Neue zum König. Sein Sohn ließ ihn jedoch gefangen nehmen und auf das Schloß Rivoli bringen, wo er am 31. Oktober 1732 †. — c) V. Amadeus III. (II.), Sohn Karl Emanuels III., geboren den 26. Juni 1726 in Turin, trat die Regierung 1773 an und † den 16. Okt. 1796. Ueber seine Regierung s. Sardinische Monarchie (Geschichte). Vermählt war er mit Maria Antoinette, Tochter Königs Philipp V. von Spanien. — d) V. Emanuel I., zweiter Sohn des Königs V. Amadeus III., geboren am 24. Juli 1759, studirte die Kriegskunst und vermählte sich 1789 mit der Prinzessin Therese, Tochter des Erzherzogs Ferdinand. Gegen die französische Revolution erklärte er sich sehr entschieden, stellte sich nach erfolgter Kriegserklärung von 1792 an die Spitze des piemontesischen Heeres, drängte die Franzosen bei Gilette in der Grafschaft Nizza zurück und rückte bis an die Mündung des Var vor, mußte aber in die Alpenpässe zurückkehren. Als der turiner Hof 1796 mit Bonaparte Unterhandlungen anknüpfte, zog er sich in das südliche Italien zurück. Nach dem Tode seines Vaters (16. Okt. 1796) zur Regierung gelangt, sah sich Karl Emanuel IV. genöthigt, im folgenden Jahre einen

Digitized by Google

Subsidien- und Allianztraktat mit der französischen Republik zu schließen. Gleichwohl erklärte Frankreich am 6. Dec. 1798 auch an Sardinien den Krieg und erzwang die Abtretung Piemonts. Karl Emanuel IV. legte darauf am 4. Juni 1802 die Regierung nieder, die nun der Herzog von Aosta übernahm. Der pariser Friede vom 30. Mai 1814 gab ihm Nizza und halb Savoyen, der pariser Traktat vom 20. Nov. 1815 den übrigen Theil Savoyens zurück, und der wiener Kongreß vereinigte Genua mit der sardinischen Monarchie. Die restaurirende Politik V. Emanuels brachte endlich am 10. März 1821 die Revolution zum Ausbruch (s. Sardinische Monarchie, Geschichte). Da sich der König nicht entschließen konnte, die vom Militär proklamirte spanische Konstitution zu beschwören, legte er am 23. März 1821 die Krone nieder, die auf seinen Bruder Karl Felix überging. V. † am 10. Jan. 1824 zu Montcalieri. — e) V. Emanuel II., s. V. 2).

Victoria, Asteroïd, s. Planeten.

Victoria (griech. Nike), die Göttin des Siegs, nach Hesiod Tochter des Styx und der Pallas Athene, erhielt in der bildenden Kunst der Griechen von den untergeordneten Gottheiten die meiste individuelle Ausprägung, während die römischen Darstellungen nur Allegorien in allgemeiner Auffassung sind. Nike wird mit einem langen, aber einfachen, aufgeschürzten und leichten Gewand vorgestellt, in den Händen Palmen oder sonstige Trophäen tragend. Ursprünglich ist Nike nur Beiname der Athene (Minerva); erst Phidias bildete sie als eigene Göttin, die er dem olympischen Zeus und der Pallas Athene auf die Hand stellte. Mit Flügeln bildete sie zuerst Anthermus, zwischen der 50. und 60. Olympiade; Helden, die sie in Händen trugen, auch Athene selbst, hießen Nikephoren. Bei den römischen Kaisern setzte man die V. auf die Erdkugel, welche die kaiserliche Hand zu halten pflegte. Von Victoriafiguren neuerer Bildner hat die von Schadow auf dem brandenburger Thore zu Berlin Berühmtheit erlangt.

Victoria, 1) (früher Australia Felix genannt), britische Kolonie (Provinz) im Süden von Australien (s. d.), umfaßt 86,831 englische (4000 geographische □Meilen) mit (1862) 573,941 Einwohnern, besitzt blühende Schafzucht, enthält reiche Goldlager und hat Melbourne zur Hauptstadt. — 2) Hauptstadt der britisch-nordamerikanischen Insel Quadra u. Vancouver, an der gleichnamigen Bai an der Südostspitze, war noch vor wenigen Jahren ein unbedeutender Ort, hat sich aber seit dem Auffinden der reichen Goldlager in der Umgegend rasch gehoben und zählt jetzt bereits gegen 10,000 Einw. Eine Stunde davon entfernt liegt der Hafen Esquimault. — 3) Hauptstadt der britischen Insel Hongkong, an der Südküste von China, hat einen trefflichen Hafen, lebhaften Handel und 15,000 Einw. — 4) (Nossa Senhora da V.), Hauptstadt der brasilianischen Provinz Espiritu Santo, an der Bai Espiritu Santo des atlantischen Oceans, deren Eingang durch mehre Forts vertheidigt wird, hat eine lateinische Schule, ein Krankenhaus, mehre Klöster und 15,000 Einw. — 5) (früher Nuovo Santander), Hauptstadt des mexikanischen Departements Tamaulipas, unweit des schiffbaren Santander, hat 5500 Einwohner.

Victoria I., Alexandrine, regierende Königin von Großbritannien und Irland, geboren am 24. Mai 1819, das einzige Kind des 1820 gestorbenen Herzogs von Kent und der Prinzessin Luise Victoria von Sachsen-Koburg, verwittweten Fürstin von Leiningen. Durch den Tod ihres Vaters, der seinen kinderlosen Bruder, König Wilhelm IV., beerben mußte, erhielt V. Anspruch auf den britischen Thron und wurde von ihrer Mutter, einer aufgeklärten, den Whigs zugewendeten Dame, mit Sorgfalt und in Achtung vor der britischen Verfassung erzogen. Unter der Leitung der Herzogin von Northumberland empfing sie Unterricht in den ernsten Wissenschaften ihres künftigen Berufs; auch erwarb sie sich in Musik und besonders in der Botanik Kenntnisse. Lord Melbourne trug ihr das englische Staatsrecht, Geschichte und die englische Regierungspraxis vor, u. zwar vom Standpunkt der Whigs. Als Wilhelm IV. am 20. Jan. 1837 starb, ward V. ohne Störung als Königin ausgerufen und am 28. Juni 1838 erfolgte ihre Krönung. Unter den vielen Freiern um ihre Hand bevorzugte sie, der Neigung ihres Herzens folgend, den Prinzen Albert von Sachsen-Koburg, den sie am 14. Dec. 1861 durch den Tod verlor. Ihre Regierung begann mit einem Whigministerium, u. nur ungern entließ sie ihre freisinnigen Rathgeber, als diese die Mehrheit im Unterhause verloren. Als sich Sir Robert Peel, der Lord Melbourne gestürzt, weigerte, das Ministerium zu übernehmen, wenn V. nicht auch die ersten Hofstellen mit Tories besetze, willigte sie auch darein, sowie sie sich überhaupt während ihrer ganzen Regierung den konstitutionellen Formen williger als irgend ein englischer Monarch gefügt hat. Ihre Regierung ist so wenig persönlich, daß wir hinsichtlich derselben auf den Artikel England (Geschichte) verweisen können. Aus ihrer glücklichen Ehe entsprangen 9 Kinder: die Kronprinzessin Victoria, geboren den 21. Nov. 1840, vermählt seit dem 25. Januar 1858 mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen; der Prinz von Wales, Albert Eduard, geboren am 9. Nov. 1841, vermählt seit dem 10. März 1863 mit Alexandra, Tochter des Prinzen Christian von Dänemark; die Prinzessin Alice, geboren den 25. April 1843; Prinz Alfred, geboren den 6. August 1844; Prinzessin Helene, geboren den 25. Mai 1846; Prinzessin Luise, geboren den 18. März 1848; Prinz Arthur, geboren den 1. Mai 1850; Prinz Leopold, geboren den 7. April 1853; Prinzessin Beatrix, geboren den 14. April 1857.

Victoria *Lindl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Nymphäaceen, charakterisirt durch das kugelige, mit dem Fruchtknoten zusammenhängende, oben in einen viertheiligen abfälligen Saum ausgebreitete Kelchrohr, die zahlreichen, dem Blüthenboden eingefügten, am Grunde verwachsenen Blumenblätter, von denen die äußeren gespreizt und länger als der Kelch, die inneren schmäler und spitzer, staubfädenartig sind, die zahlreichen, in doppelter Reihe stehenden Staubgefäße mit pfriemlichen, blumenblattartigen, aber starren und festen, am Grunde verwachsenen

Digitized by Google

Fäden u. nach innen aufspringenden, linealänglichen Antheren, den unterständigen, kugeligen, am Scheitel glockig-strahligen, vielfächerigen Fruchtknoten, den fehlenden Griffel, die großen, fächerartigen, breit lanzettlichen Narben und die becherförmige, gestutzte, stachelige Frucht mit eiförmigen, nußartigen Samen. Die einzige bekannte, von Einigen zur Gattung Nymphaea gerechnete Art ist V. regia *Lindl.* (Euryale amazonica *Poeppig*). Dieselbe ward zuerst von dem Naturforscher Thaddeus Hänke 1801 am Rio Mamore, einem Nebenfluß des Amazonenstroms, entdeckt und beschrieben. Später fanden sie Humboldt und Bonpland ebendaselbst. D'Orbigny fand sie 1827 an den Grenzen von Paraguay, und der deutsche Naturforscher Pöppig 1832 in den Agaripes, Nebenarmen des Amazonenstroms, und gab ihr den Namen Euryale amazonica. Sir Robert Schomburgk fand sie 1837 auf dem Berbice in Britisch-Guiana und legte ihr den Namen Nymphaea Victoria bei. Später wurde sie in denselben Gegenden noch öfter gefunden. Das Blatt dieser Königin der Pflanzenwelt ist fast kreisförmig, schildständig, hält 5—6 Fuß im Durchmesser und wird von einem 3—5 Zoll hohen, auf der innern Seite lichtgrünen, auf der äußern hellkarmoisinfarbenen Rande umgeben, so daß es tellerförmig erscheint. Die Oberseite des Blattes ist tiefgrün, die Unterseite tief purpurn u. von zahlreichen, schneidig vorspringenden, mit Stacheln besetzten Längs- und Querrippen durchzogen, so daß sie netzartig erscheint. Die Blattstiele sind lang, stielrund und mit zahlreichen Stacheln besetzt. Der Blüthenstengel ist in der Nähe des Kelchs 1 Zoll stark, stielrund und mit scharfen elastischen Stacheln von etwa ¾ Zoll Länge besetzt. Der Kelch ist 4blätterig, jedes Kelchblatt 7 Zoll lang und 3 Zoll breit; an der Basis sind diese Kelchblätter stark, inwendig weiß, außen rothbraun und stachelig; der Durchmesser des Kelchs beträgt 12—14 Zoll. Auf ihm ruht die prächtige Blume, die den Kelch ganz mit ihren Blättern bedeckt. Sie ist innen weiß, in der Mitte fleischfarben, von äußerst lieblichem Geruch. Gleich den übrigen Nymphäaceen hat sie eine fleischige Scheibe, und die Blumenblätter und Staubfäden gehen stufenweise in einander über, während man zugleich eine Menge blumenblattartiger Blätter bemerkt, die Spuren eines Staubbeutels besitzen. Die Blumenblätter, welche neben den Blättern des Kelchs liegen, sind fleischig und haben Luftzellen, die wahrscheinlich zur Schwimmkraft der Blume beitragen. Die vielzellige Frucht enthält zahlreiche Samen, die in einer schwammigen Substanz eingewickelt sind. Durch Lindley hat die Blume den Namen V. erhalten, der über die andern vorgeschlagenen Benennungen den Sieg davon getragen hat. In Europa brachte man sie zuerst zu Chatsworth in den Gewächshäusern des Herzogs von Devonshire im November 1849 zur Blüthe, und zwar in einem besonders dazu eingerichteten, mit erwärmtem Wasser gefüllten und in der Mitte mit aufgeschütteter Erde versehenen Becken. Die 10 Zoll im Durchmesser haltenden Blüthenblätter waren anfangs vom reinsten Weiß, färbten sich aber bald in der Mitte rosenroth und nahmen dann alle eine röthliche Färbung an. Die zahlreichen äußern Blätter breiteten sich horizontal auf der Wasserfläche aus, während sich der mittlere Theil senkrecht erhob. Das Neigen dieses Blüthentheils deutete auf das Verwelken der Blume hin, welches nach 3 Tagen erfolgte. Der angenehme Duft der Blume verlor sich, als dieselbe älter wurde. Von Chatsworth kam eine Pflanze in die Gewächshäuser des Herzogs von Northumberland, wo sie am 10. April 1850 blühte; eine dritte, die der berühmte Gärtner Van Houtte in Genf zog, öffnete im Sept. 1850 ihre Blüthenkelche. Seitdem ist ihre Kultur auch anderwärts, z. B. in Gotha, gelungen. In ihrer Heimat wird ihr Samenbehälter fast so groß wie ein Kinderkopf und ist mit Stacheln besetzt; die mehlhaltigen Samenkörner werden von den Eingebornen geröstet und gegessen. Ihre Pflege in Treibhäusern ist kostspielig, da sie ein besonderes Haus verlangt, das mindestens 25 Fuß Durchmesser und ein Wasserbecken von 5 Fuß Tiefe haben muß.

Victorinus, Fabius Marius, römischer Rhetor, von Geburt ein Afrikaner, lehrte um 360 n. Chr. mit Beifall die Redekunst zu Rom und trat im hohen Alter noch zur christlichen Religion über. Er verfaßte einen „Commentarius s. expositio in Ciceronis libros de inventione", der am besten in Orelli's Ausgabe des Cicero (Bd. 5, Thl. 1) erschien, und die Schrift „De orthographia et ratione metrorum", herausgegeben von Gaisford in den „Scriptores latini rei metricae" (Oxford 1837).

Victorius, Petrus, eigentlich Vettori, einer der gelehrtesten italienischen Humanisten des 16. Jahrhunderts, geboren 1499 zu Florenz, machte zu Pisa und Rom seine Studien, trat darauf als Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache in seiner Vaterstadt auf und † 1585. Von seinen Arbeiten sind besonders die „Variae lectiones" (vollständig Florenz 1582 und Straßb. 1609) hervorzuheben. Sein Leben beschrieben Benivimi (Florenz 1583) und Bandini (das. 1759).

Victor-Perrin, Claude, Herzog von Belluno, Pair und Marschall von Frankreich, geboren den 7. Dec. 1764 zu la Marche, trat 1781 als Gemeiner in die französische Artillerie, nahm 1789 den Abschied, diente aber 1792 wieder in einem Freiwilligenbataillon und erwarb sich im folgenden Jahr vor Toulon den Brigadegeneralsrang. Bis 1795 diente er gegen Spanien, dann in Italien. Im Jahre 1797 zum Divisionsgeneral erhoben, siegte er über die päpstlichen Truppen und zwang den Papst zum Frieden von Tolentino. Ende 1798 befand er sich bei dem Heere unter Joubert, welches Piemont in Besitz nahm. Im Jahre 1799 stand er unter Scherer und focht bei Verona und Magnano. Nach dem 18. Brumaire schloß er sich dem ersten Konsul an und folgte demselben 1800 abermals nach Italien, wo er namentlich bei Montebello und Marengo mit Auszeichnung focht. Im Juli 1800 trat er in die gallo-batavische Armee. Im Jahre 1805 ging er als Gesandter nach Kopenhagen. Im Feldzuge von 1806 focht er bei Jena, dann bei Pultusk, fiel aber auf einer Reise im Jan. 1807 in die Hände des schillschen Freicorps. Bald darauf gegen Blücher ausgewechselt, befehligte er einige Zeit vor Graudenz und erwarb sich bei Friedland

Digitized by Google

den Marschallsstab. Nach dem Frieden von Tilsit ernannte ihn Napoleon I. zum Gouverneur von Berlin und 1808 schickte er ihn nach Spanien, wo er den Befehl über das 1. Armeecorps übernahm und die Siege von Espinosa, Uclés und Medellin erfocht. Dagegen wurde er von Wellington bei Talavera geschlagen. Anfangs 1810 nahm V. Antheil an Soults Zuge nach Andalusien und blokirte den 5. Februar Cadix, gab aber 1812 die Belagerung auf, um dem Feldzuge nach Rußland beizuwohnen. An der Spitze des 9. Armeecorps sicherte er den Uebergang der Franzosen über die Beresina. Im Feldzuge von 1813 befehligte er das 2. Corps und focht bei Dresden, Leipzig und Hanau und sollte hierauf die Vogesen gegen die Russen vertheidigen, ward aber im Jan. 1813 nach Nancy zurückgedrängt. In der Schlacht von Brienne befehligte er das 2. Armeecorps. Da er nach dem Gefecht von Normant die Deckung der Brücken von Montereau verabsäumte, ersetzte ihn Napoleon durch Gerard, übergab ihm aber, als V. erklärte, auch als Gemeiner fortdienen zu wollen, zwei neugebildete Divisionen junger Garde, an deren Spitze V. im Gefecht von Craonne (7. März) verwundet wurde. Ludwig XVIII. gab ihm das Kommando der 2. Militärdivision; er folgte auch nach Napoleons Rückkehr von Elba dem König nach Gent. Nach der zweiten Restauration wurde V. Pair und Generalmajor der königlichen Garde, auch Präsident der Kommission, welche das Benehmen der französischen Offiziere während der hundert Tage zu richten hatte. Im Jahre 1821 erhielt er den Oberbefehl über 4 Militärdivisionen und am 15. December das Ministerium des Krieges. Bei Eröffnung des spanischen Feldzugs von 1823 gab er sein Portefeuille ab und begleitete den Herzog von Angoulême als Generalmajor nach Spanien. Durch die Kontrakte, welche er mit dem Hauptunternehmer aller Lieferungen, dem bekannten Ouvrard, schloß, sah er sich später in den daraus entstehenden Prozeß verflochten und verlor seine Stellung. Seit der Julirevolution lebte er von den Geschäften völlig zurückgezogen und zählte mit zu den Häuptern der Legitimisten. Er † zu Paris am 1. März 1841. Sein Sohn, Victor François Perrin, Herzog von Belluno, geboren den 24. Okt. 1796 zu Mailand, ward am 9. Febr. 1853 von Napoleon III. zum Senator ernannt; † aber schon am 2. Dec. desselben Jahres.

Victrix (lat.), die Siegende, Beiname der Venus, hatte in Rom einen Tempel, 54 v. Chr. von Pompejus an den Stufen des von ihm erbauten Theaters errichtet.

Vicuña, eine Lamaart, s. Lama.

Vid., s. Vide.

Vid, Fluß im europäisch-türkischen Ejalet Widdin (Bulgarien), entspringt am Balkan, fließt nördlich, nimmt den Urach auf und mündet oberhalb Nikopoli rechts in die Donau.

Vida, Marcus Hieronymus, einer der vorzüglichsten neulateinischen Dichter, geboren 1480 zu Cremona, studirte zu Mantua, Padua und Bologna Theologie, erhielt dann zu Rom ein Kanonikat an der Kirche des heiligen Johannes im Lateran, 1532 das Bisthum Alba; † am 26. Sept. 1566. Seine Verse sind harmonisch, aber eine allzu sklavische Nachahmung Virgils. Von seinen Dichtungen sind hervorzuheben: „Christias" (Cremona 1535 und öfter; deutsch, Hamb. 1811), „De arte poetica", Altenb. 1766), „De bombyce" (Rom 1527) und „De sacchorum ludo" (übersetzt von Hoffmann, Mainz 1826). Eine Sammlung seiner sämmtlichen Gedichte lieferte Vulpi (Padua 1731, 2 Bde., Lond. 1732).

Vidam (franz.), s. v. a. Vicedom, s. Vice.

Vide (abbrev. vid. oder bloß v., lat.), siehe, bei Verweisungen auf ein Buch.

Videtur (lat.), es scheint, dünkt. Sein V. geben, seine Meinung, sein Gutdünken über Etwas abgeben.

Vidi (lat.), ich hab's gesehen, dient, mit Namensunterschrift oder Namenssignatur versehen (in der Abkürzung Vid.) als schriftliches Bekenntniß über die erfolgte Mittheilung und Einsicht einer Schrift. Vidimus hingegen ist die beweisende Erklärung eines öffentlichen Beamten unter einer Abschrift darüber, daß selbige mit dem Original gleichlautend sei; doch muß in dem diesfälligen Attestat ausdrücklich erwähnt sein, daß Ur- und Abschrift mit einander verglichen und vollkommen übereinstimmend befunden worden sei. Daher Vidimirung, wofür Andere Fidemirung, abgeleitet von in fidem, d. i. beglaubigt, schreiben. Stammverwandt mit V. und Vidimus ist das Wort Visum (s. Visirung) auf Reisepässen.

Vidocq, Eugène François, einer der berüchtigtsten Abenteurer neuester Zeit, geboren den 23. Juli 1775 zu Arras, entfloh schon als Kind mit einer entwendeten Summe und trieb sich Jahre lang unter Gaunern umher, kehrte aber dann in seine Vaterstadt zurück. Beim Ausbruch des Revolutionskriegs ließ er sich als Soldat anwerben, desertirte aber u. setzte hierauf in Frankreich, Holland und Belgien sein abenteuerndes Leben fort. Endlich ergriffen und zu den Galeeren verurtheilt, entkam er zweimal, trieb sich in der Hauptstadt und in den Provinzen herum und trat dann als Spion in die Dienste der pariser Polizei, der er zur Zeit der Restauration wichtige Dienste leistete. Er soll 1817 über 700 Verhaftungen bewirkt haben. Die Beschuldigung, daß er auch in politischen Angelegenheiten den Bourbons gedient, hat er in seinen „Mémoires" (Par. 1828, 4 Bde.; deutsch, Stuttg. 1829) zurückgewiesen. Im Jahre 1827 entlassen, gründete er eine Papierfabrik zu Saint-Mandé bei Paris, dann 1832 in Paris eine Art von Privatpolizeibureau, das er aber bald wieder schließen mußte. V. lebte seitdem in Belgien und England und † im Mai 1857 zu Paris.

Vidua (lat.), Wittwe.

Vidualitium (lat.), s. Witthum.

Viehzucht, die nach bestimmten Grundsätzen geleitete Züchtung, Aufzucht, Ernährung, Haltung, Pflege und Wartung der gezähmten Hausthiere. Zweck derselben ist die unausgesetzte Vervollkommnung des vorhandenen Materials zur Hervorbringung immer größerer Mengen werthvoller thierischer Produkte. Von Säugethieren sind hierher besonders zu rechnen: die Gattungen Rind, Schaf, Ziege, Pferd, von Vögeln die Gattungen Taube, Huhn, Trut- oder

Digitized by Google

Putbuhn und Perlhuhn), sowie Gans und Ente. Fische, Bienen und Seidenraupen sind nur im weiteren, uneigentlichen Sinn als Gegenstände der V. zu bezeichnen. Es sind demnach nur wenige Arten von Thieren Gegenstand der Züchtung, aber um so größer ist die Zahl der Racen, die von ihnen gezüchtet werden. Unter Race versteht man im Unterschied von der Art eine innerhalb des Begriffs derselben vorkommende, durch eine Anzahl von Individuen repräsentirte Lebensform, welche sich durch längere Zeit andauernde u. durch viele Generationen fortgesetzte äußere, aber verschiedenartige Einflüsse zu einer Gruppe von anatomisch unwesentlicher Verschiedenheit entwickelt hat. Stamm oder Schlag ist dann wieder eine Lebensform von Individuen, welche in Folge irgend welcher Einflüsse besondere, sich vererbende Merkmale, aber dabei den Charakter der betreffenden Race zeigt. Die Regeln der V. sind entweder allgemeine, auf alle Arten von Vieh gleich anwendbare, oder specielle, nur für bestimmte Arten geltende.

Die Lehre von der allgemeinen V. begründet zunächst aus den gesammten, zu irgend einer Zeit gegebenen Verkehrsverhältnissen die Richtungen, welche der Thierzüchter einzuhalten hat. Noch vor nicht langer Zeit galt die V. als ein mehr untergeordneter Zweig des landwirthschaftlichen Betriebs, welchen Viele sogar als eine Last des Ackerbaues ansahen und nur um der Düngergewinnung willen beibehielten. Deshalb ward die V. vernachlässigt; schlechte Racen wurden schlecht gehalten und ungenügend ernährt. Gegenwärtig übertrifft die V., rationell betrieben, vielfach schon den Ackerbau an Rentabilität und erscheint sogar, gegenüber den bei den jetzigen Verkehrserleichterungen anhaltend niedrigen Getreidepreisen, in sofern als das beste Mittel, die Körnerproduktion lohnender zu machen, als sie forcirten Futterbau bedingt und diesem höhere Erträge mit geringerem Kostenaufwand sichert. Die Körnervermehrung ist durchschnittlich in England das 9,3-, in Frankreich 5,3-, in Oestereich 5,0- und in Preußen 4,1-fache der Aussaat. Auf je 133 Pferde in England kommen in den anderen Ländern in obiger Reihenfolge nur 111—105 und 100; auf je 831 Rinder nur 360—398—323; auf je 1306 Schafe nur 1024—806—1222 und auf je 467 Schweine nur 145—238—176. Daraus berechnen sich für jeden Morgen des zur Landwirthschaft benutzten Areals in England 4849 Pfund Mist, gegen nur 2088 in Frankreich, 2776 in Oesterreich und 2256 in Preußen. Mehr und besseres Vieh und bessere Fütterung und Pflege desselben ist die heutige Losung, die durch den gesteigerten Konsum an thierischen Produkten gegeben ist. England konsumirt pro Kopf jährlich 136 Pfd. Fleisch, Belgien nur 84,6, Sachsen 41,08, Frankreich 39,4, Preußen 35,5 Pfd.; auf dem Lande werden in Spanien sogar nur 16, in Frankreich nur 12 Pfd. pro Kopf verzehrt. Mit besserer Löhnung der Arbeiten und zunehmender Erkenntniß der zweckmäßigsten Ernährung muß der Fleischkonsum noch sehr beträchtlich sich vermehren, daher schon jetzt die Fleischzucht obenan steht und für lange Zeit bleiben wird. Sie beginnt schon eine, Deutschland bis dahin eigenthümliche Produktion mehr und mehr zu verdrängen, die der feinen Wolle nämlich. Noch 1840 lieferte Deutschland 84 Procent der gesammten englischen Wolleinfuhr, jetzt nur noch 5—10 Proc. Australien, welches damals nur 6—12 Proc. lieferte, trat 1866 schon mit 70 Proc. auf und wird, wenn erst die dortigen Züchter so weit wie die sächsischen und schlesischen sind und hier die Produktion noch mehr als jetzt vertheuert wird, allmählig ausschließlich durch seine der Zucht des Edelschafs günstigen Verhältnisse den Wollmarkt beherrschen. Die Zucht des Fleischschafs ist für die Zukunft Hauptsache, wie sie es schon lange in England ist, wo sie nur vorübergehend zur Zeit der Kontinentalsperre der des feinen Wollschafs Platz machte. Auch in der Rindviehzucht steht die Fleischproduktion obenan und Aufgabe derselben ist, möglichst rasch höchstes Gewicht werthvollster Theile zu erzielen. Schnellmast ist hier die Losung. In der Nähe großartiger technischer Etablissements mit zur Fütterung geeigneten Abfällen (Zuckerfabriken ꝛc.) errichtet man schon „Fettfabriken", großartige Mastereien, zu welchen das Material, weil Selbstproduktion zu kostspielig, von auswärts bezogen wird. Gleiches geschieht in den Milchwirthschaften bei großen Städten, mit und ohne gleichzeitiger Mästung der von auswärts bezogenen Kühe. In größerer Entfernung wird die Milchwirthschaft zur Butter- oder Käsefabrikation mit und ohne eigene Aufzucht der Kühe und in entlegeneren Gegenden mit billigerem Lande wird die Aufzucht von Jungvieh zum Zweck des Verkaufs als solches am lohnendsten sein. Auch die Schäferei muß der intensiven Kultur weichen, und die Pferdezucht verlangt ausgedehnte Weide. Die Schweinezucht kann als Mast- und Zuchtbetrieb auftreten, erstere fast überall, letztere besser nur auf großen Gütern. Die Ziege verschwindet aus der Ebene und muß in die ihr zusagende Region der Gebirge sich flüchten; die jetzt künstlich im Großen betriebene Fischzucht bleibt an die geeigneten Lokalitäten gebunden und die Bienen- und Seidenzucht eignen sich am besten für den Kleinbetrieb, während die Geflügelmast und Eierproduktion im Großen wieder die Nähe großer Städte mit gesichertem Absatz zu hohem Preise und billigen Abfallstoffen für die Fütterung sucht. So muß auch hier nach den Grundsätzen der Arbeitstheilung und unter geänderten Verhältnissen verschieden gewirthschaftet werden. Die beginnende und voraussichtlich steigende Einfuhr von Fleisch, Fleischextrakt und dergleichen aus überseeischen Gebieten scheint unsere Zuchtrichtungen noch lange nicht alteriren zu können; Fleisch u. Milch bleiben begehrte Artikel mit stets steigender Nachfrage. Am höchsten steht die V. in England, dort züchtet man nach Zwecken und hat das ursprüngliche Material zu wirklichen Kunst- und „Kulturracen" umgeschaffen. Man züchtet dort in der Pferdezucht besondere Rennpferde, Jagdpferde, Damenpferde, Reisepferde, Postgänger, Doppelponies, Wagenpferde, Kavalleriepferde, Karrenpferde, Bauernpferde und Ackerpferde, während man anderwärts nur erst das leichte und schwere Zugpferd, ein Kutsch- und ein Reitpferd kennt. Von Rindvieh kennt man dort fast nur noch Mast- oder Milchvieh und hat nur vereinzelt die

Digitized by Google

„Armemannskuh", von welcher man Zugkraft, Milch, Nachzucht und Mastfähigkeit verlangt, wobei natürlich im Einzelnen auf Hervorragendes verzichtet werden muß. Anderwärts ist diese die herrschende, reines Milch- oder Mastvieh die Ausnahme. In der Schafzucht hat man in England nur das Fleischschaf, aber mit brauchbarer Wolle und hohem Schwergewicht, bei uns das hochfeine Wollschaf, das minder feine und das Fleischschaf mit grober Wolle neben importirtem Vieh und zahlreichen Vermischungen desselben mit dem einheimischen; selten findet sich Schafhaltung zum Milchgewinn für Käsefabrikation.

Die Lehre von den Racen tritt bei so weit auseinander gehenden Zielen in den Vordergrund. Sie hat nach Charakterisirung des Vorhandenen zu zeigen, wie dasselbe, den gebotenen Zuchtrichtungen entsprechend, zu höherer Vollkommenheit gebracht werden kann, und muß zu dem Behuf denjenigen Ursachen nachspüren, welchen die Mannichfaltigkeit der vorhandenen Racen und Schläge ihre Entstehung verdankt. Wärme, Licht, Luft, Wasser, Nahrung, Bodenbeschaffenheit, das freie Zusammenleben in Heerden gegenüber dem Aufwachsen in getrennten Geschlechtern, das Leben im Freien unter steten Gefahren, wechselndem Mangel und Ueberfluß, Anstrengung und ungenügendem Schutz gegen die Witterung, gegenüber dem Leben im Stall unter sich stets gleich bleibenden Verhältnissen, regelmäßiger, ausgesuchter Nahrung, Abhaltung jeder Gefahr und Anstrengung, so weit nicht Zugleistung verlangt ist, das Alles hat die große Zahl der jetzigen Racen gebildet, u. der Mensch legt seine umformende Hand an dieselben durch Weckung und Unterdrückung einzelner Neigungen, die Art der Züchtung und Paarung, Pflege, Erziehung und Dressur, hauptsächlich aber dadurch, daß er die durch den Wechsel jener oben berührten Einflüsse bedingten Abänderungen in seinem Sinne zu leiten sucht. Am meisten Einfluß ist ihm in der Mischung der Nahrung und in der Auswahl der Thiere zur Zucht nach den ihm erwünschten Eigenschaften, wodurch er diese in den Nachkommen immer mehr zu steigern vermag, gegeben. Mastracen erzieht man jetzt mit möglichst viereckigen, höchstes Gewicht der werthvollen Theile sichernden Formen unter thunlichster Reducirung des Skeletbau's und der werthlosen und überflüssigen Theile (ungehörntes Rindvieh); beim Zugthier dagegen ist auf kräftigen, gedrungenen Knochenbau zu sehen, weshalb man dessen Bildung zu unterstützen sucht (Knochenmehlfütterung). Die Lehre von der Züchtung hat diejenigen Grundsätze aufzustellen, mit welchen die für die jeweiligen Zwecke des Menschen brauchbarsten Racen erhalten und vervollkommnet werden können. Der Züchter nennt Originalrace jede der Oertlichkeit vollkommen entsprechende, im Charakter scharf ausgeprägte, Landrace jede lange Zeit irgendwo heimische, Mittel- oder Uebergangsrace solche ohne scharf ausgeprägten Charakter, so daß sich in ihr die Typen zweier oder mehrer Racen leicht erkennen lassen. Originalthier ist immer ein von bekannter Race in deren Heimat selbst geborenes oder doch erzeugtes Thier. Rein heißt die Race, wenn sie ihre Eigenthümlichkeiten scharf ausgeprägt zeigt und auch unter geänderten Verhältnissen bewahrt; konstant, wenn sich dieselben ungeändert in den Nachkommen wieder finden; edel, wenn sie in Körperbau und Form völliges Ebenmaß mit Schönheit und höchstem Gebrauchswerth (vollkommenste Leistungen) verbindet; gemein, wenn sie in einer oder mehren der genannten Beziehungen den Ansichten des Züchters nicht entspricht; Mestize, ursprünglich jedes aus der Paarung ungleicher Racen, jetzt nur noch das aus edlen und gemeinen, Blendling das aus zwei unreinen Racen entstandene Produkt, Bastard dagegen der Sprosse aus der Paarung zweier Arten derselben Sippe; in der Regel sind diese nicht fortpflanzungsfähig (Maulesel, Maulthiere). Mit Spielart bezeichnet man jede wie immer entstandene Abweichung vom Normaltypus; sie kann durch beharrliche Züchtung konstant werden (z. B. Laken- oder Gurtenvieh, s. Rind). Monstrositäten sind Abweichungen der Form, Vergrößerung oder Verkleinerung, Vervielfältigung oder Verminderung, selbst Verschwinden einzelner Formen; auch diese können zum Theil zur konstanten Vererbung gebracht werden (Ziegen mit 4 Hörnern, gekrümmte Beine beim Dachshund, ungehörntes Rindvieh, Schweine mit ungetheilten Klauen, Stutzschwänze bei Pferden). Die Eigenschaften der Thiere sind in angeborne, erbliche, zufällige und individuelle zu unterscheiden, von welchen erstere in den Nachkommen mit Sicherheit wieder erscheinen, die letzteren aber, als durch äußere Einflüsse, während des Lebens erst entstandene, oder doch ausgebildete und verstärkte, nicht. Die Vererbung gilt daher für die Basis der Züchtung und für mehr oder weniger treu oder sicher (konstant, zuverlässig, vollkommen, beständig); Rückschlag bezeichnet ein Ablegen erworbener Eigenschaften, respektive im Rückkehren zu solchen der Aeltern oder Voräitern, im Sinne des Züchters immer eine Verschlechterung, Ausartung aber die von Generation zu Generation fortschreitende Verschlechterung oder das Ueberhandnehmen von wirklichen Fehlern und von Krankheiten in Folge unrichtiger Zucht. Einzelnen Thieren schreibt man eine ungewöhnliche Vererbungsfähigkeit zu, als Regel nimmt man aber an, daß beide Aeltern gleichmäßig vererben. Vollblut bezeichnet jedes Thier, welches die gewünschten Eigenschaften im höchsten Grade besitzt und dieselben sicher vererbt, gleichgültig ob aus reiner Race entstanden oder nicht; es muß nur ein durch Züchtung vervollkommnetes, immer nur edles Thier sein. Blutthier („das Thier hat Blut") bezeichnet dasselbe und wird jetzt wie jener Ausdruck nicht mehr nur bei der Pferdezucht, sondern von allen Hausthierarten gebraucht. Bei Vermischung edler mit gemeinen Racen bezeichnet man das Vollblutthier mit 100, das gemeine mit 0, das Produkt ist $\frac{100+0}{2} = 50$ oder Halbblut; wird dieses wieder mit Vollblut gepaart, so entsteht $\frac{100+50}{2} = 75$ oder Dreiviertelblut u. s. f., immer jedoch in der Voraussetzung gleicher Vererbungsfähigkeit. In der so fortgesetzten 8. oder

Digitized by Google

9. Generation ist ein 100 sehr naher Werth erlangt (voll kann die Zahl 100 niemals erreicht werden), und man nimmt dann die Veredlung für vollendet und konstant an, so daß fernere Vermischung mit Vollblut nicht mehr nothwendig erscheint; sollte sich danach noch ein Rückschlag zeigen, so gibt man eine Blutauffrischung, d. i. eine einmalige Vermischung wieder mit Vollblut. Zu den bisherigen Züchtungsgrundsätzen gehörte die Annahme von dem Werthe der Konstanz, der sicheren Vererbung nur durch konstante Racen; dem gegenüber hat man neuerdings den Grundsatz des „Sieges der Individualität über die Race" gestellt, indem man annimmt, daß nur die Leistungsfähigkeit des Individuums den Erfolg sichert nach der Erfahrung, daß Thiere aus anerkannt reinen Racen oft schlechter vererben als solche aus minder reinen. Die Anhänger dieser Theorie stellten das Princip der sogenannten Wahlzucht auf, nach welchem man die Thiere so paaren soll, wie sie nach ihren Eigenschaften zu einander passen, in der Absicht, die beiderseitigen erwünschten Eigenschaften in den Nachkommen fixirt, respektive erhöht und die nicht erwünschten vermindert oder ganz ausgemerzt zu sehen. „Ungleiches mit Ungleichem gibt Ausgleichung". Die Anhänger der älteren Richtung empfehlen nur Paarung mit Thieren von anerkannten Racen und fußen auf dem Satze „Gleiches mit Gleichen gibt Gleichem". Danach wählt man verschiedene Zuchtmethoden, welche in Bezug auf den Erfolg sehr verschiedenwerthig sind. Die Inzucht ist dasjenige Verfahren der Paarung mit nur Thieren aus reiner Race, so daß eine beabsichtigte Veredlung nur durch Einführung besserer Viehstämme und deren reiner Fortzüchtung möglich ist; sie wird zur Familienzucht oder Blutsverwandtenzucht, wenn nur mit den Nachkommen einer Heerde betrieben, und kann dann leicht, wenn zu weit gehend, zu Ausartungen führen (Treberkrankheit der Schafe). Bei der Kreuzung verbessert man den einheimischen Stamm durch Einführung edlerer Thiere und wählt gewöhnlich aus ökonomischen Rücksichten nur männliche dazu, welche ihren veredelnden Einfluß gleich auf mehre weibliche Thiere geltend machen können. Die Kreuzung kann nur eine einmalige oder eine bis zur x Generation fortgesetzte sein; sie führt im letzten Falle langsam, aber sicher zum Ziel. Die Wahlzucht dagegen will, gleichgültig von welcher Race die Thiere kommen, nur solche Paarungen vornehmen, wie sie nach vorhandenen Eigenschaften dem Zweck am besten entsprechen; sie führt am schnellsten zum Ziel, ist aber am unsichersten und im Voraus nie mit Gewißheit zu beurtheilen. Die Inzucht erfordert das geringste, die Wahlzucht das höchste Maß von Beurtheilung der Eigenschaften der Thiere nach den äußeren, erkennbaren Merkmalen; sie ist ungefährlich da, wo dieselben leicht zu beurtheilen sind, wie z. B. bei der Zucht auf Mastvieh; die Inzucht ist da am Platze, wo es an der Fähigkeit zur Beurtheilung fehlt, oder wo diese zu schwierig ist, z. B. für feine Wollzucht, Milchzucht, edle Pferdezucht. Die Kreuzung, zu welcher man nur die zum jeweiligen Zweck geeignetsten Racen wählt u. bei der man auf die Individualität weniger achtet, darf jedoch nicht mit zu ungleichen Racen geschehen und muß die Akklimatisirbarkeit der einzuführenden Racen im Auge behalten, die Thiere also aus möglichst gleichmäßigen Verhältnissen wählen und nicht nur nach dem besten Material fragen. Manche Racen gehen in fremden Verhältnissen überhaupt zurück oder leisten doch nicht das, was sie in der Heimat leisten und was zu ihrer Wahl bestimmte. Immer müssen anfangs den Einwanderern nach Möglichkeit die gewohnten Lebensbedingungen gegeben und dann die volle Akklimatisation erst von der V. erwartet werden. Am gefährlichsten ist die Uebertragung von Thieren aus den Ebenen ins Gebirge und umgekehrt. An Produkten verfehlter Kreuzungen fehlt es nirgends, von wirklich vollkommen gelungenen gibt es nur wenige. Um so wichtiger ist ferner das Studium der Art und Weise, wie die Thiere im Einzelnen ihre Formen und Eigenschaften vererben. Man theilt die bis dahin gemachten Beobachtungen in solche von unzweifelhaftem, wahrscheinlichem, zweifelhaftem und unwahrscheinlichem Werthe und begründet darauf die Züchtungsgrundsätze. Immer hat man aber zu beachten, daß das weibliche Thier in sofern größeren Einfluß ausüben kann, als es das Junge auszubilden hat, u. es darf deshalb nie beträchtlicher Unterschied in den Größenverhältnissen der zu paarenden Thiere walten. Die Lehre von der Paarung hat zu zeigen, nach welchen Grundsätzen die beiderseitigen Zuchtthiere zu wählen und wie sie am zweckmäßigsten zu paaren sind. Sie stellt allgemeine Regeln über die zu den einzelnen Zwecken passendsten Eigenschaften der Männchen und Weibchen auf und entwirft ein vollkommenes Bild derselben. Die Paarung ist eine freiwillige, wilde, wenn die Thiere in Heerden zusammenleben ohne Zutheilung durch den Züchter, eine freiwillige, bedingte, wenn der Züchter die Zuchtthiere zwar in Heerden gehen läßt, aber diese nach seinem Willen zusammensetzt, und eine beschränkte, wenn er nur je die im Voraus bestimmten Männchen mit den im Voraus diesen bestimmten Weibchen, sei es für längere Zeit bis zu vollendeter Befruchtung oder nur dann, wenn das Weibchen brünstig sich zeigt, zusammenbringt. Letzteres ist der Sprung aus der Hand und sichert allein den höchsten Erfolg.

Solche Züchtung verlangt die Führung genauer Stammregister, in welchen jedes Thier nach Abstammung eingezeichnet ist. England besitzt schon lange, Deutschland erst seit Kurzem ein allgemeines Heerdbuch mit Nachweis der berühmtesten Zuchten und deren Abstammung, so weit sich solche verfolgen läßt; die Araber führen, mehr traditionell, ihre berühmten Pferde bis zu Mohammed hinauf. In solchem Heerdbuch findet jeder Züchter Nachweis darüber, wo er das ihm erwünschte Material am reinsten haben kann, wichtige statistische Angaben, Mittheilungen interessanter Vorkommnisse bei Kreuzungen, belehrende Aufsätze ꝛc. Die Lehre von der Aufzucht gibt die Regeln für die Haltung der Mutterthiere während der Trächtigkeit u. die zweckmäßigste Behandlung des Jungen und der Mutter nach der Geburt, ferner über die beste Art der Entwöh-

Digitized by Google

nung und über die fernere Aufsicht, Pflege, Fütterung und Haltung des Jungen von der Geburt an bis zur erreichten Mannbarkeit; Regeln, welche für die einzelnen Thiergattungen nur das miteinander gemein haben, daß die Mutter während der Trächtigkeit gebührend geschont und genährt, vor Schreck und Aufregung bewahrt und noch geraume Zeit nach der Geburt von Anstrengung befreit werde, sowie daß dem Jungen bei der Entwöhnung eine der sich verändernden Beschaffenheit der Milch der Mutter analoge Futtermischung gegeben werde. Nach der Entwöhnung ist Haltung und Ernährung bei den einzelnen Thierarten sehr verschieden. Die Lehre von der Fütterung zeigt, wie die Thiere in den verschiedensten Lebensstufen und bei den verschiedenen, von ihnen verlangten Leistungen am zweckmäßigsten und ökonomisch vortheilhaftesten zu ernähren sind; sie stützt sich auf die Kenntniß der physiologischen Vorgänge bei der Ernährung, auf die der Zusammensetzung der Futterstoffe und auf die Fülle schon gewonnener Erfahrungen in Bezug auf Futtermischung, Zubereitung und Verwerthung durch die einzelnen Thiere. Die Lehre von der Pflege der Thiere endlich schließt die allgemeine V. in sich; sie umfaßt die gesammten für Wartung und Dressur zu gebenden Regeln, handelt von der Einrichtung der Stallungen u. schließlich von den bei Mästung der Thiere leitenden Gesichtspunkten. Vergl. Mast. Die Lehre von der speciellen V., gibt Anleitung zur Zucht, Wartung, Pflege, Behandlung und Benutzung der verschiedenen Arten der landwirthschaftlichen Hausthiere (s. Rind, Pferd, Schaf, Schwein, Ziege u. die dem verschiedenen Hausgeflügel gewidmeten Artikel. Vgl. Weckherin, Die landwirthschaftliche Thierproduktion, 4. Aufl., Stuttgart 1865; Baumeister, Handbuch der Thierkunde und Thierzucht, 3. Aufl., das. 1859, und zahlreiche Specialwerke.

Vieleck (Polygon), jede Figur, welche mehr als vier Seiten oder Ecken hat. Die Summe der Seiten wird der Umfang oder Perimeter genannt. Jede gerade Linie, welche zwei nicht neben einander liegende Ecken mit einander verbindet, heißt Diagonale (s. d.). Nach der Anzahl der Seiten sind die V.e Sechs-, Siebenecke ꝛc. Die von den Seiten eingeschlossenen Winkel nennt man innere Vielecks- oder Polygonwinkel. Die Außenwinkel des V.s erhält man, wenn man die Seiten über die Ecken hinaus verlängert. Ist die Zahl der Ecken n, so lassen sich von Einer Ecke aus $n-3$ Diagonale ziehen, durch die das nEck in $n-2$ Dreiecke getheilt wird. Ueberhaupt aber lassen sich im nEck $\frac{n(n-3)}{2}$ Diagonalen ziehen. Die Summe aller Winkel im nEck ist $(n-2)\,2$ R; die Summe aller Außenwinkel $= 4$ R. Regulär heißt ein V., in dem alle Seiten und folglich auch alle Winkel einander gleich sind. Ueber Vielecks zahlen s. Polygonalzahlen; das V. in Bezug auf Befestigung s. Polygon.

Vielfraß (Gulo *Storr*), Säugethiergattung aus der Ordnung der Raubthiere und der Familie der Marder, charakterisirt durch den gedrungenen Körperbau, den gewölbten Rücken, die längliche, ziemlich stumpf abgeschnittene Schnauze, die kurzen, abgerundeten Ohren, die kurzen, kräftigen Beine, die 5zehigen, mit scharf gekrümmten Krallen bewehrten Pfoten, den kurzen, buschigen Schwanz und die lange bärenartige Behaarung. Die einzige Art: der nordische V. (Gulo borealis *Storr*, Ursus gulo *L.*), ist dunkelbraun, auf dem Rücken mit einem großen schwarzen Sattelfleck. Auch die Beine sind schwarz. Zwischen Augen und Ohren steht ein hellgrauer Fleck und von jeder Schulter an verläuft längs der Seiten eine hellgraue Binde. Das Wollhaar ist grau, an der Unterseite mehr braun. Die Fußsohlen sind behaart, nur unter den Zehen nackt; die Nägel der Vorderfüße stark und zum Graben und Klettern dienend. Ohne den 5—6 Zoll langen Schwanz mißt das Thier $2\frac{1}{2}$—3 Fuß und ist am Widerrist 14—18 Zoll hoch. Der V. bewohnt die gebirgigen Gegenden des Nordens und gilt für ein ebenso blutgieriges als gewandtes Raubthier. Er geht des Nachts auf Raub aus, plündert die Bauernhöfe und fängt kleine Säugethiere und Vögel, überwältigt aber selbst Rennthiere, indem er ihnen von der Höhe aus auf den Rücken springt und die Halsadern durchbeißt. Auch gegen Menschen stellt er sich in der Gefahr zur Wehr. Nach Einigen soll sein Name eigentlich Fjäll-fraß sein, was im Norwegischen einen Felsenbewohner bedeutet, indem das Thier bei Tage in Felsspalten oder verlassenen Dachshöhlen schläft. Jung gefangen, werden sie leicht zahm. Der Pelz ist lang, grobhaarig, aber schön schwarz und dient dem gemeinen Volk zu Kappen ꝛc. Der amerikanische V. oder Wolverene ist nur eine lichtere Spielart des nordischen.

Vielgötterei, s. Polytheismus.

Vielhufer (Multungula, Pachydermen, Dickhäuter), Säugethierordnung, charakterisirt durch 3—5 Zehen, von denen jede mit einem Huf umgeben ist, die dicke, schwielige, dicht behaarte oder auch nur mit spärlichen Borsten besetzte Haut, die großen, schmelzfaltigen oder zusammengesetzten Backenzähne mit breiter Kaufläche, die nur zur Stütze des Körpers und als Bewegungswerkzeuge dienenden Beine und das fehlende Schlüsselbein. Die Ordnung begreift schwerfällige, fast nur von Pflanzen lebende, gesellige, meist als Hausthiere gezähmte oder zähmbare Thiere, darunter die größten der Landsäugethiere (Elephanten). Ihre Heimat ist vorzugsweise der Tropengürtel der alten Welt, besonders Afrika. Hierher gehören auch die meisten großen fossilen Wirbelthiere, welche zuerst in der älteren Tertiärepoche auftreten. Die V. zerfallen in die Familien der Rüsselthiere (Proboscidea) mit der Gattung Elephant; eigentliche Dickhäuter (Pachydermata) mit den Gattungen Tapir, Nashorn, Nilpferd; und Borstenthiere (Setigera) mit den Gattungen Schwein, Hirscheber, Pekari und Larvenschwein.

Vielmännerei (Polyandrie), s. Ehe.

Vielstimmig (polyphonisch), von einem musikalischen Satz oder Tonstück gebraucht, wenn zu den vier Hauptstimmen noch mehre selbstständig geführte Stimmen hinzutreten.

Vielweiberei (Polygamie), s. Ehe.

Vien, Josephe Marie, Graf, französischer Maler, geboren den 18. Juni 1716 zu Montpellier,

Digitized by Google

ward Natoire's Schüler und gewann 1743 den großen Preis der Malerei, ging 1744 als Pensionär der Akademie nach Rom, wo er eines seiner trefflichsten Bilder, den Eremiten, malte, und stand seit 1750 zu Paris einer Malerschule vor, zu deren Schülern auch David gehörte. Im Jahre 1775 ging er als Direktor der französischen Akademie wieder nach Rom, kehrte 1788 nach Paris zurück und wurde erster Maler des Königs. Bonaparte ernannte ihn 1797 zum Rektor und Professor der Specialschule, welche 1799 zum französischen Institut erhoben wurde. Später ward er Mitglied des Erhaltungssenats und französischer Reichsgraf. Er † den 27. März 1809. V. hat das Verdienst, in der französischen Malerschule durch Verbindung des Studiums der Natur mit dem der Antike einen bessern Geschmack begründet zu haben. Seine Enkelin, Rose Céleste V., Tochter des Generals Bache, als Dichterin geschätzt und durch eine Ausgabe des Anacreon mit französischer Uebersetzung in Prosa (1825), der „Küsse" des Johannes Secundus mit metrischer französischer Uebersetzung (1832) u. andere Schriften bekannt, † zu Bordeaux den 27. März 1832.

Vienne (bei den Alten Vigenna), Fluß im westlichen Frankreich, entspringt im Departement Corrèze auf dem Plateau von Millevaches unweit des Mont Odouze, durchfließt in westlicher und nördlicher Richtung die Departements Obervienne, Charente, Vienne und Indre-Loire und fällt dort nach einem Lauf von 50 Meilen, wovon über 10 Meilen (von Châtellerault an) schiffbar sind, bei Candes zwischen Tours und Saumur links in die Loire. Seine wichtigsten Nebenflüsse sind rechts die Maude, Thariou und Creuse, links die Briance, Clain und Bende. Das danach benannte Departement V., aus einem Theil der frühern Landschaft Poitou gebildet, grenzt an die Departements Maine-Loire, Indre-Loire, Indre, Obervienne, Charente und Deux-Sèvres und hat einen Flächenraum von 125,33 QMeilen mit (1861) 322,028 größtentheils katholischen Einw. Das Land ist im Allgemeinen ziemlich fruchtbar und meist eben, nur im Süden sind einige Hügelreihen; doch gibt es auch große Sand- und Heidestrecken, sowie einige Sumpfgegenden. Bewässerung geben die Vienne, Creuse, Gartempe, Clain, Dive und Charente, von denen die zwei erstern auf kurze Strecken schiffbar sind. Das Klima ist mild und gesund, aber der im Frühjahr aus Nordwesten wehende Galerne wirkt oft nachtheilig auf die Vegetation. Vom Gesammtareal kommen auf Aecker 410,609, Wiesen 49,660, Weinberge 29,766, Wälder 78,778, Heiden u. Weiden 90,114 Hektaren. Die wichtigsten Produkte sind Getreide, Wein und Kastanien, Holz, die gewöhnlichen Hausthiere, Wild, Geflügel und Fische. Das Mineralreich bietet Eisen, Marmor, Mühl-, Bau-, Schleif- und vorzügliche lithographische Steine. Die Kohlenminen sind nicht von Belang. Haupterwerbsquellen sind Ackerbau u. Viehzucht, werden aber nicht mit dem nöthigen Fleiße betrieben und noch viel gutes Feld liegt unbenutzt. Die Industrie, welche ohne wesentliche Bedeutung ist, beschäftigt sich namentlich mit Eisen, Wolle und Baumwolle; der Handel ist ebenfalls unbedeutend u. beschränkt sich auf die Landesprodukte. Die Eisenbahn von Tours nach Bordeaux mit ihrer Abzweigung von Poitiers nach Rochelle und Rochefort durchschneidet das Departement. Dasselbe wird eingetheilt in die 5 Arrondissements Poitiers, Châtellerault, Civray, Loudun u. Montmorillon. Hauptstadt ist Poitiers.

Das Departement Obervienne (Haute-Vienne), aus Theilen der alten Landschaften Limousin, Marche und Oberpoitou gebildet, grenzt an die Departements Vienne, Indre, Creuse, Corrèze, Dordogne und Charente und umfaßt einen Flächenraum von 100,55 QMeilen mit (1861) 319,595 fast ausschließlich katholischen Einwohnern. Das Land ist größtentheils gebirgig und wird von mehren Gebirgsketten, den westlichen Ausläufern des Gebirges von Auvergne, von Osten nach Westen durchzogen und von der obern V., der Gartempe, Charente und zahlreichen kleineren Flüssen, Bächen und Teichen bewässert. Das Klima ist feucht, kühl und veränderlich, der Boden im Allgemeinen steinig und nur in den niederen Gegenden fruchtbar. Vom ganzen Areal kommen auf Aecker 227,230, Wiesen 142,948, Weinberge 3122, Wälder 40,463, Heiden und Weiden 6564 Hektaren. Man baut Roggen und Mais, in den magersten Gegenden des Oberlandes nur Buchweizen. Die Waldungen sind unbedeutend, doch werden bedeutende Quantitäten von Obst, Kastanien und Nüssen gewonnen, sowie etwas Wein. Ausgedehnte natürliche Wiesen begünstigen die Viehzucht, namentlich werden schöne Pferde gezogen, auch Schweine, Rindvieh und Schafe. Die Bienenzucht ist beträchtlich, auch Wildpret in Menge vorhanden. Das Mineralreich bietet Eisen, Blei, Kupfer, Antimon, Thon- und Porzellanerde, besonders Kaolin und gute Bausteine. Die Industrie beschäftigt sich namentlich mit Fabrikation von Eisen-, Thon- und Porzellanwaaren, Papier, groben Tüchern und anderen Wollstoffen. Der Handel ist unbedeutend. Die Eisenbahn von Orléans nach Bordeaux mit ihrer Verzweigung nach Poitiers durchschneidet das Departement. Dasselbe zerfällt in die 4 Arrondissements Limoges, Bellac, Rochechouart u. St. Yrieix. Hauptstadt ist Limoges.

Vienne, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Isère, links an der Rhône, welche hier die Gère aufnimmt und über welche eine Hängebrücke führt, und an der Eisenbahn von Lyon nach Marseille, am Abhang eines Hügels von Bergen umgeben, ist im Ganzen schlecht gebaut, hat aber einen schönen Kai und mehre stattliche Gebäude, darunter die Kathedrale von St. Maurice, eine der schönsten gothischen Kirchen Frankreichs, 13 andere Kirchen, ein Stadthaus, eine Kavallerickaserne. V. ist Sitz eines Bischofs, eines Gerichtshofs, eines Handelsgerichts und einer Gewerbekammer, hat ein Kommunalcollége, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater, ein Antiquitätenkabinet, lebhafte Industrie, namentlich Fabrikation von Tuch und anderen Wollstoffen, Baumwollzeuchen, Watte, Stahl- und Eisenwaaren, Papier, Leder, Seife, Glas ꝛc., Maschinenbauanstalten, Schmelzhütten für Goldstaub und gold- und silberhaltige Erze ꝛc., Weinbau, Handel und zählt 19,559 Einwohner. Die Stadt ist noch reich an Ueberresten aus der

Digitized by Google

Römerzeit, wovon ein schöner Triumphbogen, ein Tempel des Augustus, ein Obelisk (Aiguille genannt), die Ruinen eines Theaters, eines Amphitheaters und einer Wasserleitung die bedeutendsten sind. Die alte Stadt Vienna lag im transalpinischen Gallien am Rhodanus in der Provinz Viennensis, die sich zwischen Lugdunensis prima, dem narbonensischen Gallien, dem Mittelmeer und den Alpen erstreckte. Sie war schon Hauptstadt der Allobroger, als Hannibal über die Rhône ging, um in Italien einzudringen, und eine bedeutende Stadt, in der Künste und Wissenschaften blühten. Der Sage nach soll sich Pontius Pilatus, von Gewissensbissen gedrängt, hierher zurückgezogen haben oder wegen seiner Ungerechtigkeiten hierher verwiesen worden sein und sich hier von einem Thurm herabgestürzt haben, dessen Reste man noch zeigt. Unter Kaiser Claudius war V. die Residenz des gallischen Präfekten und des Kommandanten der Rhôneflotte. Die Kaiser hatten daselbst einen Palast. Valentinian II. wurde 392 hier erdrosselt. Im Jahre 432 wurde V. die Hauptstadt des burgundischen Reichs, dann eine sogenannte Grafschaft, deren sich 534 die Franken bemächtigten; unter Ludwig XI. wurde diese mit der Dauphiné vereinigt. Hier wurden mehre Koncilien gehalten, z. B. 1112, wo Kaiser Heinrich V. wegen des von ihm beanspruchten Investiturrechts in den Bann gethan wurde, und 1312 das 15. ökumenische Koncil, in Folge dessen der Tempelherrenorden aufgehoben wurde. Im Januar 1854 brannte die Stadtbibliothek ab. Vergl. Roy, Monuments romains et gothiques de V., 1828.

Viennet, Jean Pons Guillaume, französischer Dichter, geboren am 18. November 1777 zu Béziers, trat 1796 in die Seeartillerie, später in die Landarmee und focht 1813 in Deutschland mit Auszeichnung, bis er in Leipzig in Gefangenschaft fiel. Nach der Restauration aus derselben entlassen, trat er 1816 in den französischen Generalstab, ward aber 1827 wegen der beißenden „Epître aux chiffonniers" wieder ausgestoßen. Noch in demselben Jahre von Hérault in die Kammer gewählt, trug er viel zur Vorbereitung der Julirevolution bei. Nach dem Tode des Grafen von Ségur (1831) ernannte die französische Akademie V. als Gegner der Romantiker zu ihrem Mitgliede. Am Hofe Ludwig Philipps in Gunst stehend, wendete er sich nach und nach zur ministeriellen Seite. Im Jahre 1839 zum Pair erhoben, lebte er seit 1848 von allen öffentlichen Geschäften entfernt. Unter seinen literarischen Arbeiten sind hervorzuheben: „Epîtres" (Paris 1834, 2 Bde.), die „Histoire des campagnes de la révolution dans le Nord" (das. 1831, 2 Bde.); zwei Sammlungen Gedichte, „Fables nouvelles" (das. 1851) und „Mélanges de poésie" (das. 1853).

Vier, einfache Zahl, das Quadrat von 2 ($2\times2=4$), aber auch das Resultat der Addition dieser Zahl mit sich selbst ($2+2$). Sie liegt als Zahl dem Viereck und besonders dem Quadrat zu Grunde und ist nächst der 3 die wichtigste Zahl. Die V. hielt besonders Pythagoras heilig.

Viereck, jede von 4 geraden Linien (Seiten) eingeschlossene ebene Figur. Sind je 2 und 2 Seiten desselben einander parallel, so wird es Parallelogramm (s. d.) und, wenn sie überdies auf einander senkrecht stehen, Rechteck genannt; Quadrat (s. d.) nennt man ein Rechteck, dessen Seiten insgesammt gleich sind, hingegen Rhombus (s. d.) ein schiefwinkeliges Parallelogramm mit gleichen Seiten und Rhomboïd ein schiefwinkeliges Parallelogramm mit ungleichen Seiten. Eine vierseitige Figur, in welcher nur 2 Seiten einander parallel sind, die anderen 2 aber nicht, heißt Trapez (s. d.), und ein V., in welchem gar keine parallelen Seiten vorkommen, Trapezoïd. Ein Kreisviereck, d. h. ein solches, um oder in welches sich ein Kreis beschreiben läßt, heißt centrisch nach den Ecken oder nach den Seiten; im erstern Falle müssen je 2 gegenüberliegende Winkel, im letztern 2 gegenüberliegende Seiten dem andern Paare gleich sein.

Vierfürst, s. v. a. Tetrarch.

Vierges, s. v. a. Jungferninseln.

Vierhänder, s. v. a. Affen.

Vierlande, s. Bergedorf.

Viermännig, s. Tetrandrus.

Viersen (Viersen), Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Gladbach, unweit der Niers und des Nordkanals und an der aachen-homberger Eisenbahn, hat eine evangelische und katholische Kirche, Baumwoll- und Flachs-, Zwirn- und Garnspinnerei, Seiden-, Woll-, Baumwoll-, Leinwand- und Damastweberei, Fabrikation von Hüten, Leder, Strohwaaren, Tabak, Seife, Essig, Türkischrothfärberei, Bierbrauerei, Flachsbau, Bleichen und 14,442 Einw.

Vierstimmiger Satz, in der Musik die Schreibart für 4 Hauptstimmen, in der Regel für die Hauptstimmengattungen Sopran, Alt, Tenor und Baß, wiewohl auch andere Besetzungen vorkommen, als 2 Soprane und 2 Alte (Frauenchor), 2 Tenöre und 2 Bässe (Männerchor), 2 Soprane, Alt und Tenor ꝛc. In der Instrumentalmusik ist das Streichquartett der eigentliche Repräsentant der vierstimmigen Schreibart, welche als die Grundlage des Tonsatzes überhaupt zu betrachten ist.

Vierundzwanzigguldenfuß, s. Münzfuß.

Vierwaldstättersee, schweizer See, dessen Gestade den Kantonen Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern (den 4 Waldstätten) angehören, hat eine sehr unregelmäßige Gestalt und besteht eigentlich aus 7 sich nach verschiedenen Seiten hin ausbuchtenden Seebecken, wovon die 4 nördlichen ein etwas verschobenes Kreuz, die beiden südlichen aber einen rechten Winkel bilden. Die Länge des See's bezeichnet eine cirka 8 Stunden lange gebrochene Linie vom Einfluß der Reuß bei Flüelen bis zu ihrem Ausfluß bei Luzern. Die Breite der einzelnen Becken erreicht nirgends eine Stunde. Das südlichste, $2^3/_4$ Stunden lange und 800 Fuß tiefe Becken heißt Urnersee, liegt ganz im Gebiete des Kantons Uri und ist von hohen, schroff in den See abfallenden Felswänden, die am Axenberge merkwürdige Schichtenbeugungen zeigen und wenig Landungsplätze offen lassen, und nur am südlichen Ende bei Flüelen und Seedorf, sowie im Nordosten bei Brunnen von flachen Ufern umgeben. Der Urnersee verengt sich im Norden bis auf weniger als eine Viertelstunde und geht hier

Digitized by Google

in den Gersauer- oder Buochserſee über, der, in der Richtung von Oſten nach Weſten von Brunnen bis Buochs 3¾ Stunden lang, zwiſchen den Kantonen Schwyz und Unterwalden liegt. An ſeinem weſtlichen Ende ſpringen 2 Felszungen (die ſogenannten „Naſen") vor, die ihn bis auf eine Viertelſtunde einengen. Die nun folgende vierarmige nordweſtliche Hälfte des See's wird in der Mitte der Kreuztrichter genannt. Ihre Arme ſind nach Nordoſten der Küßnachterſee, 2 Stunden lang, am Fuße des Rigi; nach Südweſten der durch eine Untiefe faſt ganz abgeſchloſſene Alpnacherſee und nach Nordweſten der Luzernerſee, der bei Luzern am Ausfluß der Reuß endet. Von den beiden „Naſen" an wird das nördliche Ufer anmuthiger, das ſüdliche dagegen in dem ſteil abgeriſſenen Bürgenſtock rauher. Einen maleriſchen Hintergrund bilden die zackigen Felſenhörner des Pilatus, die Pyramiden des Stanzer- und Buochſerhorns und der Bauenſtöcke und der Rigi. Gegen Luzern hin verflachen ſich die Ufer zu niedrigen Hügeln, die mit Landhäuſern und Dörfern und Obſtbäumen beſetzt ſind. Die größte Tiefe des See's beträgt 1070 Fuß, der mittlere Waſſerſpiegel liegt 1348 Fuß über dem Meere (123 Fuß höher als der Bodenſee). Trotz ſeiner ſcheinbar einen großen Raum einnehmenden Ausbuchtungen hat der See doch nur 1⁷⁄₁₀ QMeilen Flächeninhalt. Die wichtigſten Zuflüſſe des See's ſind die Reuß im Süden zwiſchen Seedorf und Flüelen, am rechten Ufer die Muotta bei Brunnen und am linken Ufer die Engelbergeraa bei Buochs und die Sarneraa bei Alpnach. Die einzige Inſel, welche im See liegt, iſt Allſtadt (altes Geſtade), zwiſchen dem Luzerner- und Küßnachterſee. Der See iſt fiſchreich, beſonders an Lachſen, Forellen, Welſen, Barben und Röteln. Weil bei Flüelen die Gotthardſtraße an den See tritt, ſo iſt der Verkehr auf demſelben ſehr belebt. Außer gewöhnlichen Segel- und Ruderſchiffen, Nauen genannt, wird derſelbe von 10 Dampfſchiffen befahren. Beſonders intereſſant iſt der V. durch ſeine hiſtoriſchen Erinnerungen (Rütli, Tells Platte, Tells Kapelle, Küßnacht), welche namentlich Schiller in ſeinem „Tell" und Tobler in den „Enkeln Winkelrieds" verewigt haben. Oberhalb Treib ragt aus dem V. der Mytenſtein hervor, eine Felsklippe, welche ſeit 1859 eine Inſchrift zu Ehren Schillers trägt. Vergl. Der V. mit ſeinen klaſſiſchen Ufern, Luzern 1838.

Vierzehnheiligen, 1) (Frankenthal), beſuchter Wallfahrtsort im bayeriſchen Regierungsbezirk Oberfranken, zwiſchen Lichtenfels und Staffelſtein, dem Schloß (ehemaligen Kloſter) Banz gegenüber ſchön gelegen, mit einem Franciskanerhoſpiz, ſchöner Kirche und reizender Ausſicht auf das Mainthal. Die ſchöne Kirche iſt nach den Viſionen eines Schäfers, dem viermal die 14 heiligen Nothhelfer erſchienen, 1446 erbaut und nach den Verwüſtungen im Bauernkrieg 1525 und durch den dreißigjährigen Krieg wieder hergeſtellt, von 1743—72 aber ganz neu und mit 2 Thürmen gebaut worden. Im Jahre 1834 richtete der Blitz ſtarke Beſchädigungen an. Vergl. v. Reider, Beſchreibung des Gnadenortes V., Augsburg 1841; v. Theodori, V., der Wallfahrtsort zu Frankenthal, München 1845. — 2) Pfarrdorf im ſachſen-meiningiſchen Verwaltungsamtsbezirk Kamburg, mit 180 Einwohnern, liegt 1½ Stunden nordweſtlich von Jena, ganz von weimariſchem Gebiet eingeſchloſſen, und iſt intereſſant wegen ſeiner Lage auf dem Schlachtfelde von Jena. Ehedem hieß das Dorf Lutzendorf. Seinen jetzigen Namen hat es von einem zur Feier des beendigten Bruderkrieges 1465 geſtifteten Wallfahrtsorte zu den 14 heiligen Nothhelfern. In der Schlacht bei Jena (14. Okt. 1806), die auch danach benannt wird und eigentlich dabei geſchlagen ward, wurde es hart mitgenommen.

Vierzon (V.-Ville), Stadt im franzöſiſchen Departement Cher, an der Mündung des Yevre in den Cher, Knotenpunkt der franzöſiſchen Südbahn, die ſich hier nach Nevers und Perigueux verzweigt, hat Fabrikation von leinenen, wollenen und ſeidenen Waaren, Leder, Papier und Porzellan, Kanonengießerei, Flußſchiffbau und 7740 Einwohner. Nahe dabei das Dorf Vierzon-Village, mit Eiſenhütten und Hohöfen, Fabrikation von Eiſenbahnſchienen, Nägeln, Fayence, Töpferwaaren und 4852 Einwohnern.

Vieuſſeux, Giovanni Pietro, italieniſcher Buchhändler und Literat, geboren 1779 zu Oneglia, gründete, nachdem er den größten Theil Europa's bereiſt, in Florenz 1820 ein großartiges Leſekabinet und machte ſein Haus zu einem Sammelpunkt von Gelehrten und Künſtlern. Aus ſeiner Buchhandlung gingen u. A. hervor: die „Antologia" (1826—33), ihrer Zeit das beſte kritiſche Journal Italiens, das „Archivo storico italiano" und das „Giornale agrario toscano" (ſeit 1842). Er † den 28. April 1863.

Vieuxtemps, Henri, ausgezeichneter Violinvirtuos, geboren den 17. Februar 1819 zu Verviers in Belgien, Schüler Bériots, machte 1833 ſeine erſte Kunſtreiſe nach Deutſchland. Den Aufenthalt in Wien benutzte er zugleich zu theoretiſchen Studien unter Sechters Anleitung. Nach einem kurzen Aufenthalt in England ging er nach Paris, hauptſächlich um bei Reicha Kompoſitionsunterricht zu nehmen. Von nun an befand er ſich mit Ausnahme der Jahre 1846—52, zu welcher Zeit er in Petersburg als Kammervirtuos und Soloviolinist angeſtellt war, beſtändig auf Kunſtreiſen. Im Jahre 1857 von ſeiner zweiten Reiſe nach Amerika zurückgekehrt, lebte er ein Jahr auf einem Landgute in der Nähe von Frankfurt a. M. Hierauf begab er ſich abermals auf Kunſtreiſen und ſtand ſo unter andern auch eine Zeitlang neben Carlotta Patti im Solde des Herrn Ullmann. V.' Kompoſitionen gehören mit zum Beſten, was die zunächſt nur auf brillante Virtuoſeneffekte abzielende Geigenliteratur in neueſter Zeit geliefert hat.

Vieweg, Hans Friedrich, einer der ausgezeichnetſten Buchhändler Deutſchlands, geboren den 11. März 1761 zu Halle, etablirte ſich 1786 zu Berlin, ſiedelte 1801 ſeine Buchhandlung und Druckerei nach Braunſchweig über und verlegte dort mehre Schriften von Alxinger, Goethe („Hermann und Dorothea"), Wilh. und Alex. von Humboldt, F. v. Kleiſt, L. Klenze ꝛc. Nach dem Tode ſeines Schwiegervaters Johann Heinrich Campe 1818 erbte er deſſen Schulbuchhandlung, die eine

Digitized by Google

der besten Verlagshandlungen früherer Zeit war. Er † den 26. December 1835. Bereits 1825 war sein Sohn, Eduard V., geboren den 15. Juli 1797, als Associé in das Geschäft eingetreten. Unter ihm nahm die Verlagshandlung, die nun die Firma „Friedrich V. und Sohn" erhielt, eine vorzugsweise naturwissenschaftliche Richtung an und die Buchdruckerei ward eine der ausgezeichnetsten in Deutschland. Außerdem umfassen die viewegschen Etablissements noch eine Schriftgießerei, eine Stereotypengießerei, ein xylographisches und galvanoplastisches Atelier und eine Spielkartenfabrik. Gemeinschaftlich besaßen die Brüder Karl V. (geboren den 29. Juni 1800, † den 15. März 1855) und Eduard V. unter der Firma „Gebrüder V." eine Maschinenpapierfabrik in Wendhausen bei Braunschweig. Die Schulbuchhandlung ging 1855 an Heinrich V., den einzigen Sohn Eduards V., über.

Vigan, le, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Gard, am Arre und am südlichen Abhang des Mont de l'Eperon, Sitz eines Gerichtshofs, hat ein Kommunalcollége, Seidenbau und Seidenspinnerei, Fabrikation von Wollzeuchen und Handschuhen und 5376 Einwohner.

Vigerus, Franciscus, berühmter französischer Gelehrter, 1591 zu Rouen geboren, weshalb er sich Rotomagensis nannte, trat in den Jesuitenorden, wurde Professor zu Paris und † daselbst den 15. December 1647. Die Berühmtheit seines Namens verdankt er dem Werke „De praecipuis graecae linguae idiotismis" und den spätern Bearbeitern desselben, von Hoogeveen, Zenne und besonders Hermann (4. Aufl., Leipzig 1834), durch deren Verbesserungen und Zusätze dasselbe noch jetzt brauchbar ist. Auch besitzen wir von V. eine lateinische Uebersetzung der „Praeparatio evangelica" des Eusebius (Paris 1628).

Vigevano, Stadt in der italienischen Provinz Pavia, rechts unweit des Ticino und an der Zweigbahn von Mortara nach Mailand, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, ein Schloß (jetzt Kavalleriekaserne), mehre Klöster, eine Real- und Kommunalschule, ein Lombard, ein Hospital, ein Armen- und Arbeitshaus, große Seidenmanufakturen, Hut-, Seife- und Maccaronifabriken und 14,600 Einwohner. V. ist der Geburtsort des letzten Herzogs von Mailand, Franz Sforza II.

Vigilantibus leges sunt scriptae (lat.), d. i. für die Wachenden sind die Gesetze geschrieben, d. h. wer sein Recht wahren und nicht selbst dem Unrecht verfallen will, muß sich mit den Gesetzen seines Landes bekannt machen; eine andere Lesart: Vigilantibus jura sunt scripta bedeutet, wer sein Recht wahren will, muß aufmerksam auf dasselbe sein.

Vigilien (v. Lat.), bei den Römern zum Unterschied von den Tagwachen (excubiae) Nachtwachen, deren 4 auf die Nacht kamen, welche Anordnung vom Lager in die Stadt Rom verpflanzt wurde. In der katholischen Kirche heißt Vigilie (franz. veille) der Tag vor den hohen Kirchenfesten, auch vor einem Apostel- oder Heiligentage, weil man vor einem solchen Festtage einen Theil der Nacht mit Wachen und Beten zubrachte, um sich auf denselben vorzubereiten. Insbesondere heißt Vigilie auch der Gottesdienst am Abend vor dem Tage Aller Seelen.

Vignetten (v. Franz.), kleine Holzschnitte oder jetzt größtentheils stereotypirte Abklatsche derselben, welche man als Verzierungen in Büchern, auf Umschlägen, in Zeitungen ꝛc. anbringt und die in der Regel eine symbolische Beziehung entweder auf den folgenden oder vorangegangenen Text haben. Ihren Namen verdanken sie dem Umstande, daß diese Verzierungen besonders am Rande zuerst aus Weinreben bestanden. Johannes Veldener oder Valdener (seit 1476) wendete sie zuerst in seinem „Fasciculum temporum" an.

Vignola, Stadt in der italienischen Provinz Potenza (ehemaligen neapolitanischen Provinz Basilicata), südlich von Potenza, mit 4100 Einw.

Vignola, Giacomo Barozzio, italienischer Baumeister, geboren 1507 zu Vignola, wirkte als Baumeister nacheinander zu Piacenza, Assisi, Perugia und Rom, wo er nach Michel Angelo's Tode 1564 zum Architekten der Peterskirche ernannt ward und 1573 †. Er brachte die Anwendung antiker Formen auf feste Regeln.

Vigny, Alfred de, einer der ausgezeichnetsten Dichter des neueren Frankreich, geboren am 27. März 1799 auf dem Schlosse Loches in Touraine, trat 1814 in Militärdienste, betheiligte sich 1823 an der Invasion in Spanien, nahm 1828 als Kapitän seinen Abschied und privatisirte fortan in Paris, wo er den 18. Sept. 1863 †. V. war als Dichter einer der Ersten, welche sich von den Fesseln der konventionellen französischen Dichtkunst loszumachen suchten. Er veröffentlichte: „Poèmes antiques et modernes" (Paris 1828, 5. Aufl. 1841); den historischen Roman „Cinq Mars ou une conjuration sous Louis XIII" (Paris 1826, 2 Bde.; 6. Aufl. 1840; deutsch, Leipzig 1829); „Stello ou les diables bleues" (Paris 1832, 2 Bde.; 3. Aufl. 1842), Erzählungen, die ein Arzt einem Kranken mittheilt; mehre Dramen, darunter „Chatterton" (1835), und „Poèmes philosophiques" (Paris 1845).

Vigo, befestigte Seestadt in der spanischen Provinz Pontevedra (Galicien), liegt amphitheatralisch auf einem Hügel am südlichen Ufer der gleichnamigen, 5 Meilen tief in das Land einschneidenden Bucht (Ria de V.) des atlantischen Oceans, ist von Mauern umgeben und durch 2 Kastelle vertheidigt, hat enge, krumme, bergige Straßen, aber einen schönen Marktplatz, 6 Thore, 3 Kirchen, 2 Klöster, ein Spital, einen geräumigen, sichern Hafen, lebhaften Handel, Sardinen- und Thunfischfang und 8214 Einwohner. V. ist Station der englischen Dampfpacketboote zwischen London, Southampton ꝛc. und Oporto, Lissabon, Cadix und Gibraltar. Die Stadt gilt für einen der gesundesten und billigsten Orte Spaniens; die Umgegend ist höchst fruchtbar. Hier am 23. Oktober 1702 Vernichtung der mit einer französischen Escadre vereinigten spanischen Silberflotte durch die Engländer und Holländer unter Admiral Rook.

Vigogne, s. v. a. Vicuña, s. Lama.

Vigognegarn, aus 85—20 Procent Baumwolle und 15—80 Proc. Schafwolle gesponnenes Garn, welches aber keine Vicuñawolle enthält; wird besonders in Krimmitzschau fabricirt.

Digitized by Google

Vigoroso (vigoramente, ital.), mit kräftigem, starkem Vortrage.

Vihiers, Stadt im französischen Departement Maine-Loire, hat ein Schloß, Fabrikation von Wolldecken, Leder, Riemen und Oel und 1765 Einwohner. Hier am 18. Juli 1793 Sieg des Vendéeheeres über den republikanischen General Chalbot.

Vikar (v. Lat.), der Stellvertreter eines Beamten im Dienste, so kaiserliche V.e, im Mittelalter die Statthalter in den italienischen Städten; Reichsvikare, in Deutschland die nach dem Tode eines Kaisers bis zur Wahl eines neuen das Amt des Kaisers verwaltenden Fürsten; V.e des Papstes (Großvikare), müssen Kardinäle sein; V.e des Stifts, des Kapitels, der Domherren, an Stiftskirchen die an der Stelle der Domherren Fungirenden; apostolische V. (vicarius apostolicus), der Stellvertreter des Papstes da, wo kein Bischof seinen Sitz hat. In England führen den Namen V. (vicars) die Geistlichen, deren Stellen früher Klöstern und Stiftern zustanden und deren Einkünfte noch jetzt der höhern Geistlichkeit zufallen, während der V. nur den sogenannten kleinen Zehnten davon erhält.

Viktualien (v. Lat.), alle als Nahrungsmittel dienende Gegenstände, in sofern sie Gegenstand des Handels sind.

Viktualienbrüder, s. v. a. Vitalienbrüder.

Világos, Marktflecken (früher Stadt) im ungarischen Komitat Arad, am Fuße eines Berges, auf welchem noch die Ruinen des berühmten Schlosses Világosvár zu sehen sind, hat 2 Schlösser, eine griechisch-nichtunirte Kirche, Weinbau und 5900 Einwohner. Hier streckte am 13. August 1849 der ungarische General Görgei mit seiner Armee vor den Russen die Waffen.

Vilain XIIII., angesehene belgische Familie, deren Mitglieder 1758 von der Kaiserin Maria Theresia zu Vicomten erhoben wurden. Die Zahl XIIII. soll davon herrühren, daß der Stammvater der Familie, Namens Grand Vilain, der 14 Jahre hindurch Mitglied der jährlich durch Wahl erneuerten städtischen Behörde gewesen war, bei Ludwigs XIV. Einzuge in Gent sich von diesem die Erlaubniß ausbat, seinem Namen die Zahl XIIII. (nicht XIV.) hinzufügen zu dürfen. Nach Andern soll dieselbe von einem flämischen Wortspiel herrühren, das sich auf den ältesten Wappen der Familie V. befindet. Der namhafteste Sprößling des Geschlechts ist Charles Ghislaine Guillaume, Vicomte V., geboren den 15. Mai 1803 zu Brüssel, studirte zu Lüttich und ward nach der Losreißung Belgiens von den Niederlanden in den Kongreß gewählt, in dem er für eine erbliche Monarchie, aber mit demokratischen Einrichtungen stimmte. Als Sekretär des Kongresses las er dem gewählten König Leopold die Verfassung auf dem Königsplatze zu Brüssel vor. Im Jahre 1831 wurde er Mitglied der legislativen zweiten Kammer, dann Gouverneur von Flandern, 1832 bis 1839 Gesandter an verschiedenen italienischen Höfen und vom 30. März 1855 bis 31. Oktober 1857 war er Minister des Auswärtigen, in welcher Eigenschaft er das Princip der Freiheit, verbunden mit dem des Rechts, unerschütterlich vertrat. Er gehört zu den wenigen Mitgliedern der katholischen Partei, die bei den allgemeinen Wahlen wieder in die Kammer gelangt sind.

Vilaine, Fluß im nordwestlichen Frankreich, entspringt auf den Hügeln von Fougères im Departement Mayenne, tritt sehr bald in das Departement Ille-Vilaine über, fließt anfangs westlich, von Rennes an südlich, nimmt an der Grenze der Departements Ille-Vilaine und Loire inférieure mit dem Einfluß des Cher eine südwestliche Richtung an und fällt nach einem Lauf von 31 Meilen unterhalb Roche-Bernard im Departement Morbihan in den atlantischen Ocean. Seine wichtigsten Nebenflüsse sind: Ille, Meu, Canut, Sauman, Cher, Ouft und Isac. Er ist von Redon an 13 Meilen weit schiffbar.

Vilbel, Marktflecken in der großherzoglich hessischen (zum norddeutschen Bunde gehörigen) Provinz Oberhessen, auf einer von preußischem Gebiete umschlossenen Parcelle, an der Nidda und der Main-Weserbahn, 2 Stunden nördlich von Frankfurt a. M., Sitz eines Kreisamts und eines Landgerichts, hat eine schöne steinerne Brücke, eine Schloßruine, eine Mineralquelle und 2931 Einwohner. In der Umgegend wurden viele römische Alterthümer gefunden, besonders 1849 beim Bau der Eisenbahn ein Bad mit prächtigem Mosaikboden ausgegraben.

Villa (lat.), bei den Römern ein Haus auf dem Lande, wo vornehme und reiche Leute lebten; die dazu gehörige Flur wurde Ager genannt. Auf den Gütern der reichen Römer, die, wenn sie in der Nähe der Hauptstadt lagen, suburbana genannt wurden, hieß das nach städtischer Art gebaute und später meist mit verschwenderischem Luxus ausgestattete Herrenhaus V. urbana. An diese reihte sich die V. rustica, welche die oft sehr zahlreichen Wirthschaftsgebäude, Gemüse-, Obst- und Weingärten in sich schloß. In den Wirthschaftsgebäuden wohnte der Villicus (der Aufseher, Verwalter oder Meier) mit den ihm zur Bewirthschaftung untergebenen Sklaven. Die prächtigsten und großartigsten Villen waren die des Lucullus, Augustus, Pompejus, Cicero, Plinius, Caligula, Nero, Hadrianus ꝛc. Ein zu Rom gehöriges Gebäude am südlichen Ende des Marsfeldes, dazu bestimmt, den Magistraten bei Abhaltung des Census und der Truppenaushebung zu dienen, auch fremde Gesandte aufzunehmen, führte den Namen V. publica. Zur Zeit der Karolinger hießen Villae regiae die königlichen Meiereien oder Domänen, auf denen häufig die Könige ihren Aufenthalt nahmen. Jetzt versteht man unter V. ein von Gärten, Weinbergen ꝛc. umgebenes Landhaus. In der Nähe von Rom sind, besonders wegen ihres Reichthums an Kunstschätzen, berühmt die Villen Albani, Borghese, Farnese, Ludovisi, Madama, Medici, Miollis (sonst Aldobrandini), Pamfili-Doria und Spada. Auch in andern Ländern sind in neuerer Zeit solche Villen sehr gewöhnlich geworden.

Villa, in Italien mehre Städte und Flecken, in Spanien und Portugal, sowie in deren noch vorhandenen früheren Kolonien, namentlich in Amerika, Städte dritten Ranges, während Hauptstädte Capitales (port. capitaes) und Städte zwei-

Digitized by Google

ter Klasse Ciudades (port. cidades) genannt werden. Letztere genießen größere Vorrechte als die V.s, sind auch in der Regel größer und volkreicher als diese.

Villabella (Cidade de Matto-Grosso), Stadt in der brasilianischen Provinz Matto-Grosso, am Guapore, hat 2000 Einwohner (früher 12,000); war sonst Hauptstadt der Provinz.

Villaboa (Cidade de Goyaz), Hauptstadt der brasilianischen Provinz Goyaz, am Fuße der Serra Piryneos in fruchtbarer Gegend, hat lebhaften Handel und 8000 Einw.

Villach, Bezirkshauptstadt im österreichischen Herzogthum Kärnthen, an der Drau in reizender Gegend gelegen, mit alter Ringmauer umgeben, hat eine alte gothische Pfarrkirche mit marmorner Kanzel und schönen Schnitzereien u. Grabmälern, eine Haupt- und Unterrealschule, Fabrikation von Bleiweiß, Glätte, Glasur, Mennige, eine Schrotgießerei, Hauptniederlage von Blei, Eisen, Stahl ꝛc., Handel mit Produkten des Bergbaues, sowie Speditionshandel zwischen Deutschland und Italien und 3000 Einwohner. In der Nähe mehre Eisenhämmer, Marmorbrüche und ein Bad. Die nach der Stadt genannte villacher Alp oder der Dobratsch ist ein kahler Felsenkamm von 7328 Fuß Höhe zwischen dem Drau- und Gailthal, die etwa 2 Meilen davon in die 1500 F. hoch gelegene villacher Ebene auslaufen. V. wird schon im 9. Jahrhundert erwähnt und gehörte von 1007—1759 zum Bisthum Salzburg. Hier siegten 1792 die Deutschen unter Khevenhüller über die Türken unter Ali-Pascha und am 21. Aug. 1813 fand ebenda ein Gefecht zwischen den Oesterreichern unter Frimont und dem Vicekönig von Italien Statt.

Villa Clara, Hauptstadt eines Distrikts auf der spanisch-westindischen Insel (große Antille) Cuba, südöstlich von Havana, durch eine Eisenbahn mit Xagua verbunden, hat eine Silbermine und 5850 Einw.

Villa de Contas, Stadt in der brasilianischen Provinz Bahia, hat eine lateinische Schule, Baumwoll-, Zucker- und Tabaksplantagen, lebhaften Handel, Goldminen und 10,000 Einw.

Villa do Conde, Stadt in der portugiesischen Provinz Entre Douro e Minho, Distrikt Oporto, an der Mündung des Ave in den atlantischen Ocean, hat einen Hafen, Schiffbau, Fischerei und 4000 Einw. Dabei auf einem hohen Felsen das adelige Nonnenkloster Santa Clara und der Stadt gegenüber der Flecken Azurara mit einer großen, vom König Emanuel gegründeten Kirche.

Villa do Principe (Villa novo do Principe), Stadt in der brasilianischen Provinz Sao Paulo, mit Plantagenbau, Goldwäscherei und 3000 Einw.

Villa do Rio Pardo, befestigte Stadt in der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul, am Pardo und Jacuy, mit dem Titel einer Grafschaft, hat mehre Schulen und Kapellen und 10,000 Einw.

Villaflor, portugiesischer Staatsmann, s. Tercetra.

Villafranca, 1) Marktflecken in der lombardischen Provinz Verona, am Flüßchen Tataro, hat eine auf einer Anhöhe gelegene, von Wasser umgebene und von Ringmauern umschlossene verfallene Villa, bedeutende Seidenkultur und 6500 Einw. Die Umgegend war ein Hauptschauplatz des Kriegs von 1848. Noch berühmter ward V. durch die am 12. Juli 1859 hier abgeschlossenen Friedenspräliminarien zwischen dem Kaiser von Oesterreich und Napoleon III. — 2) (Villefranche), Stadt im französischen Departement Seealpen, Arrondissement Nizza, in reizender Lage am Golf von V. (im Alterthum Portus Herculis) des Mittelmeeres, amphitheatralisch am Fuß eines Berges erbaut, hat eine Citadelle, einen durch 2 Forts geschützten Hafen, eine gute Rhede, ein Arsenal, einen Leuchtthurm, Seebäder, Handel mit Oel, Seide ꝛc., Thunfischfang und 2911 Einw. V. ist von den Phöniciern gegründet und hieß zur Römerzeit Olivula portus. Im Jahre 1295 wurde der Hafen von Karl II. von Anjou, als König von Sicilien, zum Freihafen erklärt. Im 16. Jahrhundert wurde V. von der türkischen Flotte unter Haireddin Barbarossa zerstört, aber vom Herzog Emanuel Philibert von Savoyen wieder aufgebaut und durch eine Citadelle befestigt, 1690, 1744 und am 19. Sept. 1792 von den Franzosen erobert. Bis 1814 war V. der einzige Kriegshafen Piemonts; als jedoch die ligurische Küste an Sardinien gefallen war, wurden die Marineetablissements von V. nach Genua verlegt, in Folge dessen der Hafen verödete und viele Bewohner nach Mentone und Nizza übersiedelten. Im Jahre 1858 wurde der Hafen pachtweise als Kohlenstation an Rußland abgetreten. Im Juni 1860 fiel V. mit der ganzen Grafschaft Nizza an Frankreich. — 3) (V. del Panadés), Stadt in der spanischen Provinz Barcelona (Katalonien), Hauptort der Landschaft el Panadés, hat mehre Kirchen und Klöster, einen alten gothischen Palast der aragonesischen Könige, mehre Fabriken und 6284 Einw. V. wurde angeblich schon von Hannibal gegründet. — 4) (V. do Campo), Stadt auf der afrikanisch-portugiesischen Azoreninsel San Miguel, hat mehre Kirchen und Klöster, eine Rhede mit Fort und 3800 Einw. In der Nähe sind warme Schwefelquellen mit Badeanstalt.

Villa Imperial do Ouro-Preto (Ouro-Preto, früher Villa rica), Hauptstadt der brasilianischen Provinz Minas Geraes, am Fuß der Serra Mantiqueira und zu beiden Ufern des goldreichen Ribeirao do Carmo, ist Sitz der Provinzialbehörden und eines Bischofs, hat mehre Kirchen, Kapellen und Klöster, einige Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten, ein Zollamt, eine Münze, ein Theater, Fabrikation von Baumwollwaaren, Pulver, Thongeschirren ꝛc., lebhaften Handel, Goldwäscherei und 20,000 Einw. Mit V. J. ist jetzt auch die Stadt Villa Marianne (Villa Real do Carmo) verbunden, welche eine Kathedrale, einen bischöflichen Palast, ein Seminar, mehre Kapellen und Klöster und 7000 Einw. hat.

Villanella (v. alla Napolitana oder canzoni villanesche), die Lieder, welche, schon vor Palestrina in Italien gebräuchlich, in der Dichtung den Volkston nachahmten und im ganz einfachen Kontrapunkt mehrstimmig gesetzt wurden.

Villani, Giovanni, italienischer Geschicht-

Digitized by Google

schreiber, aus Florenz, † daselbst 1348, schrieb eine Chronik der Geschichte von Florenz, in die er zugleich die Geschichte eines Theils von Italien verwebte u. die dann sein Bruder, Matteo V., bis zu seinem Todesjahr, 1364, fortsetzte. Sie ist nicht frei von Irrthümern, von welfischem Standpunkt aus in kunstloser Form, aber trefflicher Sprache abgefaßt. Matteo's Sohn, Filippo, florentinischer Rechtsgelehrter, schrieb „Vite d'uomini illustri fiorentini", den ersten Versuch einer vaterländischen Literaturgeschichte, von Mazzucchelli 1774 in einer italienischen Uebersetzung herausgegeben, die das Original an Eleganz übertrifft, ihm aber an Genauigkeit nachsteht. Der Styl ist lebhaft und kräftig, nur zuweilen zu kurz und abgebrochen. Die korrekteste Ausgabe der Werke der V. besorgte Montier (Florenz 1823—26, 14 Bde.); ihr schließt sich die von Gherardi-Dragomanni (das. 1844 ff.) an.

Villanova de Portimao, Stadt in der portugiesischen Provinz Algarve, an der Mündung des Rio Silves in den atlantischen Ocean, in fruchtbarer, trefflich angebauter Gegend, hat einen sichern Hafen, lebhaften Handel und 3240 Einw.

Villanueva (Neustadt), 1) V. y Geltru, Stadt in der spanischen Provinz Barcelona (Katalonien), am Mittelmeere, hat einen Hafen, eine Schifffahrtsschule und 6000 Einw. — 2) V. de la Serena, Stadt in der spanischen Provinz Badajoz (Estremadura), unweit links des Guadiana, hat 9630 Einw.

Villanueva, Joaquin Lorenzo, einer der ausgezeichnetsten spanischen Patrioten und Gelehrten, geboren den 10. August 1757 zu Xativa in der Provinz Valencia, entschied sich, wiewohl erster Beichtvater der königlichen Hofkapelle, 1808 für die Revolution und wurde von seiner Provinz zum Deputirten für die außerordentlichen Cortes von 1810 und zum Suppleanten für die von 1813 gewählt. Nach Ferdinands VII. Rückkehr schmachtete er seit 1814 im Kloster von Salceda. Im Jahre 1820 wieder in Freiheit gesetzt und abermals zum Deputirten gewählt, vertheidigte er mit Beharrlichkeit die Freiheit des Volks. Auch ward er von der damaligen Regierung nach Rom gesendet, um mit dem Papst über die Rechte der spanischen Kirche zu verhandeln. Nach der Restauration von 1823 wurde Irland sein Asyl. Er † am 26. März 1837 zu Dublin. Seine Autobiographie „Vida literaria de Joaq. Lorenzo V." (London 1825, 2 Bde.) ist ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte Spaniens und durch klassischen Styl ausgezeichnet. Auch als Theolog, Philolog, Antiquar, Stylist und Dichter hat sich V. literarisch rühmlich bekannt gemacht. Eine Auswahl seiner „Poesias escogidas" erschien zu London 1833. Sein Bruder Don Jaime V., geboren 1765 zu San Felipe, früher Dominikaner, dann säkularisirter Priester, theilte mit jenem die Verbannung und † am 14. Nov. 1824 zu London. Auch er gehörte unter die gelehrtesten Theologen Spaniens. Sein Hauptwerk ist die „Viage literario á las iglesias de España" (Madrid 1803—21, 10 Bde.), zu deren 5ersten Bänden sein Bruder Anmerkungen lieferte.

Villareal, 1) Hauptstadt eines weinreichen Distrikts (77,62 QMeilen mit 221,847 Einw.) in der portugiesischen Provinz Tras-os-Montes, am Fuße der Serra Morao und am Corgo, malerisch gelegen in einem von hohen Felsenbergen eingeschlossenen Thal, hat ein altes Kastell, 2 Pfarrkirchen, 3 Klöster, ein Hospital, Armenhaus, große Weinniederlagen, lebhafte Industrie, starken Handel mit Wein, Oel ꝛc., im Juni eine Messe und 4080 Einw. V. ist bekannt durch die Insurrektion der Miguelisten unter Graf Amarante (Chaves) am 23. Febr. 1823 und den Sieg des Generals Cazal über die Insurgenten am 28. Okt. 1846. — 2) V. de San Antonio, Stadt in der portugiesischen Provinz Algarve, an der Mündung des Guadiana in den atlantischen Ocean, der spanischen Stadt Ayamonte gegenüber, ist regelmäßig und schön gebaut, hat einen seichten, durch Batterien geschützten Hafen, etwas Handel und 1720 Einw. V. wurde 1774 vom Minister Pombal angelegt, um dort einen Hauptplatz für Handel und Fischerei zu gründen, was aber nicht gelang. — 3) Stadt in der spanischen Provinz Castellon (Valencia), am Mijares, unweit seiner Mündung in das Mittelmeer und an der spanischen Küstenbahn (Linie Valencia-Tarragona), ist schön und regelmäßig gebaut, von alten Mauern umgeben, hat viele stattliche Gebäude, eine schöne Kirche, 3 Klöster u. 8665 Einw. — 4) V.-de-Cuyaba, Hauptstadt der Comarca Cuyaba in der brasilianischen Provinz Matto-Grosso, ist Sitz eines Bischofs, hat eine wissenschaftliche Anstalt und mit dem Gebiete 30,000 Einw.

Villarica (V. del Espiritu Santo), Stadt im südamerikanischen Freistaat Paraguay, Hauptplatz für den Handel mit Paraguaythee, zählt 5000 Einw.

Villarrobledo, Stadt in der spanischen Provinz Albacete (Murcia), an der Mediterranbahn, Knotenpunkt der Bahnen nach Madrid, Alicante und Cordova, hat 3 Kirchen, 3 Nonnenklöster, eine lateinische Schule, mehre andere Schulen, Lein- und Wollweberei, Steingutfabrikation, Töpferei, Ziegelei, Safranbau und 6599 Einw.

Villars, Louis Hector, Herzog von, französischer Marschall, geboren 1653 zu Moulins, ward jung Page Ludwigs XIV., wohnte 1672 dem Feldzuge in den Niederlanden bei, focht im folgenden Jahre unter Turenne am Rhein, 1674 unter dem großen Condé in den Niederlanden und erhielt hierauf ein Reiterregiment, an dessen Spitze er an allen Feldzügen bis 1679 Theil nahm. Auch 1683 machte er den Feldzug in den Niederlanden mit und focht dann unter dem Kurfürsten von Bayern in Ungarn gegen die Türken. Nach Frankreich zurückgekehrt, machte er die folgenden Feldzüge als Maréchal de camp mit. Im Jahre 1692 befehligte er im Gefecht von Pforzheim, 1693 in Flandern in Abwesenheit des Marschalls Boufflers. Noch in demselben Jahre zur Armee in Deutschland versetzt, bemühte er sich vergeblich, den Greueln Schranken zu setzen, welche die französischen Truppen verübten. Nach dem ryswicker Frieden ging er als Gesandter nach Wien. Beim Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges abberufen, erhielt er 1701 anfangs ein Kommando in Italien, dann in Deutschland unter Marschall Catinat. Unabhängig von diesem gewann er (14. Okt. 1702)

Digitized by Google

gegen den Prinzen von Baden die Schlacht von Friedlingen, in Folge dessen er die Marschallswürde erhielt. Im Jahre 1703 siegte er mit dem Kurfürsten von Bayern bei Höchstädt, gerieth jedoch mit dem Kurfürsten in Zwiespalt, weshalb er abberufen und zur Tilgung des Aufstandes in den Cevennen verwendet wurde, wo er durch Klugheit und Milde 1704 den Abschluß eines Friedens zu Stande brachte. Hierauf den berühmtesten Feldherren der damaligen Zeit, Marlborough und Eugen von Savoyen, entgegengestellt, zeigte er sich in mehren Feldzügen als ein ihrer würdiger Gegner. Im Jahre 1713 befehligte er im Elsaß und in Deutschland und zwang Landau und Freiburg zur Uebergabe, worauf er mit dem Prinzen Eugen den rastadter Frieden verhandelte. Unter der Regentschaft wurde V. 1715 zum Präsidenten des Kriegsraths, 1718 zum Regierungsmitgliede und Staatsminister ernannt, nahm aber an den Verhandlungen wenig Antheil. Bereits 80 Jahre alt, erhielt er 1733 den Oberbefehl in Italien, mit der Würde eines Generalmarschalls. V. traf den 11. Nov. im Lager von Pizzighettone ein und nahm diesen Platz 12 Tage nach Eröffnung der Laufgräben. Er † auf seiner Rückreise zu Turin am 17. Juni 1734. Sein Leben beschrieb Anquetil (Paris 1784, 4 Bde.). Sein Bruder, Graf von V., machte sich im spanischen Erbfolgekriege 1707 durch die Eroberung von Minorca bekannt. Des Marschalls Sohn, Honoré Armand, Herzog von V., Prinz von Martigues, geboren am 4. Dec. 1702, war Brigadier, Mitglied der Akademie und † im Mai 1770 ohne männliche Nachkommen.

Villaviciosa, 1) kleiner Ort in der spanischen Provinz Guadalarara (Neukastilien), in einem schönen Thal, hat 330 Einw. und ist berühmt durch die Schlacht zwischen den Franzosen unter Vendôme und Noailles und den Verbündeten unter Starhemberg am 10. Dec. 1810. — 2) V. de Odon, Stadt in der spanischen Provinz Madrid (Neukastilien), mit einem schönen Schloß des Grafen von Chinchon (jetzt Forstschule) und 1344 Einw. In diesem Schlosse starb Ferdinand VI. 1759 und wurde der Friedensfürst Godoy 1808 gefangen gehalten.

Villaviciosa, José de, spanischer Dichter, geboren 1589 zu Siguenza, erhielt seine Erziehung zu Cuença und begründete, kaum 26 Jahre alt, seinen Ruhm durch das komische Heldengedicht „La Mosquea" („Der Fliegenkrieg", beste Ausg., Madrid 1777), ausgezeichnet durch Laune, treffliche Sprache und gute Versifikation. Seit 1628 Inquisitor, erst von Murcia, dann in Cuença, † er den 28. Okt. 1658.

Villaviçosa, Stadt in der portugiesischen Provinz Alemtejo, Distrikt Evora, in einer höchst fruchtbaren Ebene, hat ein großes Schloß (sonst Residenz der Herzöge von Braganza), eine Stiftskirche, mehre Klöster, ein Hospital und 3500 Einwohner. In der Nähe Marmorbrüche und ein Thiergarten mit Jagdschloß. Hier am 17. Juni 1655 Sieg der Portugiesen über die Spanier.

Ville (franz.), s. v. a. Stadt.

Villedieu (V.-les-Poles), Stadt im französischen Departement Manche, an der Sienne, hat Fabrikation von Kupferwaaren, Feuerspritzen, Pergament, Leinwand, Roßhaargeweben ꝛc., Kupferhütten, Handel mit Wolle, Farbholz, Metallwaaren ꝛc. und 3789 Einwohner.

Villefort, Stadt im französischen Departement Lozère, am östlichen Abhang des Mont Lozère und an der Devèze, hat Fabrikation von Wollzeuchen, Kupfer-, Silber- und Bleibergwerke, die Centralschmelzhütten aller im Departement ausgebeuteten Metalle, lebhaften Transitohandel und 1536 Einwohner.

Villefranche, 1) s. v. a. Villafranca. — 2) (V.-de-Lauraguais), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Obergaronne, am Lers, an dem Kanal du Midi und der Eisenbahn von Toulouse nach Narbonne, Sitz der Unterpräfektur und eines Gerichtshofs, hat Leinweberei, Handel mit Tuch, Leder und Getreide und 2865 Einwohner. — 3) (V.-de-Rouergue), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Aveyron, an der Mündung des Alzou in den Aveyron und an der Eisenbahn von Capdenac nach Montauban, Sitz der Unterpräfektur und eines Gerichtshofs, hat ein Kommunalcollége, eine öffentliche Bibliothek, Fabrikation von Leinen- und Baumwollzeuchen, Papier und Kupfergeschirren, Produktenhandel und 10,172 Einw. — 4) (V.-sur-Saône), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Rhône, am Margon, unweit der Saône und an der Eisenbahn von Dijon nach Lyon, Sitz der Unterpräfektur, eines Gerichtshofs, Handelsgerichts und Arbeiterschiedsgerichts, hat 8 Kirchen, ein Kommunalcollége, ein Armenhaus, Hospital, Fabrikation von Leinen- und Baumwollzeuchen, Leder und Stärke, Handel mit diesen Artikeln, Vieh, Wein ꝛc. und 11,650 Einwohner.

Villegas, Estevan Manuel de, spanischer Dichter, geboren 1595 zu Najera in Altkastilien, studirte zu Madrid und Salamanca und suchte in seinen Poesien, gesammelt unter dem Titel „Amatorias" (Najera 1617; 2. Aufl., Madrid 1797, 2 Bde.) die antike Leichtigkeit mit der Ueppigkeit des modernen spanischen Dichters zu verbinden; auch hat er häufig antike Versmaße im Spanischen nachzubilden gesucht. Er † 1669.

Villeggiatur (v. Ital.), in Italien Spazierfahrt, Landpartie nach den Villen im Frühling und Herbst.

Villèle, Joseph e, Graf, französischer Staatsmann, geboren 1773 zu Toulouse, widmete sich dem Seedienst und ging 1791 nach Westindien, wo er durch Heirath auf der Insel Bourbon zu einer ansehnlichen Stellung gelangte. Im Jahre 1803 nach Frankreich zurückgekehrt, lebte er während der Kaiserzeit als Privatmann in seiner Vaterstadt. Während der hundert Tage wirkte er für die Bourbons und erhielt dafür nach der zweiten Restauration das Amt des Maire zu Toulouse. Zugleich trat er in die berüchtigte Kammer von 1815. Seine Laufbahn als Wortführer der Ultraroyalisten begann er in der Kammer von 1816. Im December 1820 ward er in das Ministerium Richelieu gezogen; nach dessen Sturz im December 1821 übernahm er in dem neuen Ultraministerium die Finanzen und am 4. September 1822 das Prä-

Digitized by Google

sidium desselben. Die Invasion in Spanien zur Restauration des Absolutismus war hauptsächlich sein Werk; auch setzte er die Emigrantenentschädigung ins Werk, begünstigte die Ausbreitung der Jesuiten über das Land, schuf die Septennalität der Kammern, erfand die Rentenreduktion und brachte ein Sakrilegiengesetz in Vorschlag. Als durch die Neuwahlen in die Deputirtenkammer 1827 die Opposition gegen das Ministerium verstärkt ward, sah sich der König genöthigt, den schon lange dem Volk und der Mehrheit der Pairs verhaßten Minister zu entlassen. V. ward zwar gleichzeitig zum Pair ernannt, zog sich aber bald darauf nach Toulouse zurück, wo er den 13. März 1854 †.

Villemain, Abel François, ausgezeichneter französischer Schriftsteller, geboren am 11. Juni 1791 zu Paris, wurde, 19 Jahre alt, Professor der Rhetorik am Lyceum Charlemagne und bald darauf an der Normalschule und erwarb sich hier durch Lobreden auf berühmte Männer, so auf Montaigne und Montesquieu, einen Namen, ward unter Decazes Direktor des Buchhandels und 1819 Requetenmeister. Seine Vorlesungen von 1827—30, die einen ungeheuren Zulauf hatten, erschienen als „Cours d'éloquence" (Paris 1827, 6 Bde.) und als „Cours de littérature française" (das. 1828—30; neue Aufl. 1844). Auch als Historiker hat sich V., besonders durch seine meisterhafte und aus den Quellen geschöpfte „Histoire de Cromwell" (Paris 1819, 2 Bde.; deutsch von Berly, Leipzig 1830; neue Aufl., Paris 1844) Ruhm erworben. Die ästhetisch-kritischen Schriften V.s in den „Mélanges" (Paris 1823; 3. Aufl. 1825, 2 Bde.) suchen die Mitte zwischen den extremen Ansichten des Klassicismus und Romanticismus, der materialistischen Philosophie des 18. Jahrhunderts und dem Idealismus unserer Zeit zu halten. In der Deputirtenkammer, wo er seit dem Juli 1829 saß, bis er 1832 zum Pair ernannt wurde, gehörte er zur Opposition. Unter seinen parlamentarischen Leistungen ist außer mehren glänzenden Reden, z. B. gegen die Septembergesetze 1835, sein „Rapport sur l'instruction secondaire" (1843) zu erwähnen. In dem Ministerium Soult vom 13. März 1839 bis 1. März 1840 war er Minister des öffentlichen Unterrichts. Am 28. Oktober 1840 wieder mit diesem Portefeuille betraut, vertrieb er hauptsächlich 1844 die Jesuiten. Ende desselben Jahres befiel ihn eine Geisteskrankheit, doch trat er, seit 1847 wieder genesen, mehrfach in der Kammer auf. Durch die Februarrevolution von 1848 vom politischen Schauplatz entfernt, verzichtete er nach der Begründung des neuen Kaiserreichs auf alle Aemter und behielt bloß seinen Sitz in der Akademie. Früchte seiner Muße sind die „Souvenirs contemporains d'histoire et de littérature" (Paris 1853, 2. Aufl. 1854) und „Châteaubriand" (das. 1859).

Villemur, Stadt im französischen Departement Obergaronne, am Tarn, hat Fabrikation von Eisenwaaren und Oel, eine Schmelzhütte und 5304 Einwohner.

Villena, Stadt in der spanischen Provinz Alicante (Valencia), am Vinolapo und an der Eisenbahn von Madrid nach Alicante, in einer fruchtbaren Ebene am Fuße des burggekrönten Berges San Cristoval, hat 2 Kirchen, 2 Klöster, ein großes Schloß, ein Hospital, Leinweberei, Seifensiederei, Branntweinbrennerei und 8350 Einwohner. Dabei eine große Salzlagune.

Villena, Don Enrique de Aragon, Marquis de, berühmter spanischer Gelehrter, geboren 1384, Abkömmling der aragonischen und kastilianischen Könige, widmete sich den Wissenschaften, verlor durch einen Gewaltstreich König Heinrichs III. von Kastilien seine Güter, ward dann aber zur Entschädigung zum Großmeister von Calatrava ernannt. Im Jahre 1407 dieser Würde verlustig gegangen, lebte er nun erst am Hofe von Kastilien, dann an dem von Aragonien, an dem er seinen Verein der „Fröhlichen Wissenschaft" nach dem Muster der Jeux floraux in Toulouse stiftete. Seit 1414 lebte er auf der Herrschaft von Iniesta, die er für seine verlornen Güter erhalten hatte. Er † den 15. Dec. 1434 zu Madrid. Seine Büchersammlung wurde nach seinem Tode auf Befehl Johanns II. verbrannt. V. kann als der Begründer der spanischen Hofpoesie angesehen werden, die durch seine Schüler, den Marquis von Santillana und Juan du Mena, weiter ausgebildet wurde.

Villenauxe (V. la Grande), Stadt im französischen Departement Aube, an der Nesle, mit Weinbau, Weinessigfabrikation und 2508 Einw.

Villeneuve (Neustadt), französische Städte: 1) (V. l'Archevêque), im Departement Yonne, an der Vanne, hat Fabrikation von Tuch, Schnuren und Tressen, Wollspinnerei, Handel mit Tuch, Wollzeuchen und Hanf und 1857 Einw. — 2) (V.-le-Roi), im Departement Yonne, an der Yonne und der Eisenbahn von Paris nach Dijon, hat Fabrikation von Tuch, Leder, Leinwand, kupfernen und emaillirten Ringen, Weinfässern und Weinbeermus, Färberei, Weinbau, Weinhandel u. 5018 Einw. — 3) (V.-les-Avignon), im Departement Gard, rechts an der Rhône, Avignon gegenüber, hat Fabrikation von Seide, Leinwand und Seilen und 3162 Einw. — 4) (V. d'Agen, V. sur Lot), Hauptstadt eines Arrondissements im Departement Lot-Garonne, am Lot und an der Eisenbahn von Perigueux nach Agen, Sitz der Unterpräfektur, eines Gerichtshofs und eines Handelsgerichts, hat eine merkwürdige Brücke, ein Kommunalcollége, eine Strafanstalt, Fabrikation von Leinwand, Leder, Fayence und Feuerzeugartikeln, Getreide-, Wein- u. Pflaumenhandel und 13,830 Einw. — 5) Stadt und Kreisort im schweizerischen Kanton Waadt, am östlichen Ufer des Genfersee's und an der Eisenbahn von Lausanne nach St. Maurice, hat ein Hospital, Waisenhaus, Weinbau, eine Schwefelquelle, Dampfschiffverbindung mit Genf und 1200 Einw. Dabei das Schloß Chillon.

Villeroi, französisches Adelsgeschlecht. Nicolas de Neufville, Seigneur de V., geboren 1542, wußte sich die Gunst der Katharina von Medici zu erwerben und war Minister unter Karl IX., Heinrich III., Heinrich IV. und Ludwig XIII. Er starb 1617 zu Rouen und hinterließ unter Anderem die berühmten „Mémoires d'état depuis 1567 jusq' en 1604" (Paris 1622; mit einer Fortsetzung bis 1620, das. 1634). Sein

Enkel, Nicolas de Neufville, Marquis, dann Herzog von V., geboren 1597, zeichnete sich als Krieger in Italien, Katalonien und Lothringen aus und wurde 1646 Marschall und zugleich Erzieher Ludwigs XIV., 1661 Chef des Finanzraths, erhielt 1663 die Würde eines Pairs und Herzogs und starb am 28. November 1685. Sein Sohn, François de Neufville, Herzog von V., geboren 1643, war gleichzeitig mit Ludwig XIV. erzogen worden, ward aber bald wegen Liebesintriguen nach Lyon verbannt. Erst 1680 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr an den Hof. Im Jahre 1693 focht er bei Neerwinden, ward im folgenden Jahre zum Marschall ernannt und befehligte dann in den Niederlanden, bewies aber große Unfähigkeit. Dennoch erhielt er im spanischen Erbfolgekriege (im Sommer 1701) von Ludwig XIV. das Kommando der in Italien gegen den Prinzen Eugen kämpfenden Armee, an deren Spitze er am 1. September den unklugen und verunglückten Angriff auf Chiari unternahm und am 1. Februar 1702 in Cremona von Eugen überfallen und gefangen genommen ward. Wieder in Freiheit gesetzt, erhielt er Anfangs 1706 den Oberbefehl über die 75,000 Mann starke Armee in den Niederlanden, ward aber von Marlborough bei Ramillies geschlagen und verlor Brabant, Flandern und einen Strich der französischen Grenze an die Verbündeten, worauf Vendôme an seine Stelle trat. Auf den Antrieb der Maintenon bestimmte ihn Ludwig XIV. in seinem Testament zum Gouverneur des jungen Ludwig XV. V. beging die Gemeinheit, den Inhalt des Testaments noch bei seines Wohlthäters Lebzeiten an den Herzog von Orléans zu verrathen. Dessen ungeachtet trat er allen Intriguen bei, welche der alte Hof nach Ludwigs XIV. Tode gegen den Regenten versuchte. Nachdem der König die Mündigkeit erlangt, ließ der Herzog von Orléans V. am 12. August 1722 plötzlich verhaften und verbannte ihn auf sein Gut Villeroi. Später erlaubte man ihm, das Gouvernement von Lyon zu übernehmen. Nach Ludwigs XV. Volljährigkeitserklärung erschien er wieder in Paris und starb dort am 18. Juli 1730.

Villers (V.-Cotterets), Stadt im französischen Departement Aisne, an der Eisenbahn von Paris nach Rheims, hat mehre Kirchen mit Begräbnissen der Familie Orléans, schöne Springbrunnen, Weinessigfabrikation, Weinhandel und 3567 Einwohner. Hier am 28. Juni 1815 glückliches Gefecht der Verbündeten gegen die Franzosen.

Villers, Charles François Dominique de, geistvoller französischer Schriftsteller, geboren am 4. Nov. 1764 zu Boulay in Deutschlothringen, trat 1782 als Lieutenant in das Artillerieregiment in Straßburg, widmete sich hier aber daneben den Wissenschaften. Bei dem Ausbruch des Revolutionskrieges 1793 floh er, von den Jakobinern wegen seiner Schrift „De la Liberté" (Metz und Paris 1791) bedroht, nach Deutschland, wo er bei dem condé'schen Heere Dienste nahm. Nach dem Mißlingen des ersten Feldzugs lebte er in Holland und Deutschland, namentlich in Münster, Holzminden, Göttingen und Lübeck. Seine Reisen nach Paris und seine Verbindungen mit den vorzüglichsten deutschen und französischen Gelehrten trugen ebenso viel dazu bei, der deutschen Literatur in Frankreich Beachtung zu verschaffen als seine Schriften. Unter diesen machte das größte Aufsehen sein vom französischen Nationalinstitut gekrönter „Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther etc." (Paris 1804, 4. Aufl. 1820; deutsch von Cramer, Hamb. 1805, 2. Aufl. 1817). In Folge seiner „Lettre à Madame la comtesse Fanny de Beauharnais sur Lubeck", worin er über die bei der Erstürmung Lübecks 1806 verübten Greuel berichtete, 1811 nach Vereinigung Lübecks mit Frankreich aus jener Stadt verwiesen, folgte er dem Ruf als Professor der französischen Literatur nach Göttingen, wurde jedoch, als Hannover unter die alte Regierung zurückkehrte, 1814 abgesetzt und † zu Leipzig am 26. Februar 1815. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Coup d'oeil sur les universités" (Kassel 1808; deutsch, Marburg 1813) und „Rapport sur l'état de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne".

Villingen, Stadt im früheren badischen Seekreise (nach der Eintheilung von 1864 eigne Kreisstadt), an der Brigach, in fruchtbarer Gegend, ist gut gebaut, Sitz des Kreishauptmanns, des Kreisgerichts und eines Amtsgerichts, hat mehre Kirchen (darunter das stattliche gothische Münster St. Johann aus dem 13. Jahrhundert und die byzantinische Altstadtkirche aus dem 11. Jahrhundert), ein Ursulinerinnenkloster mit Erziehungsanstalt, eine höhere Bürger- und Gewerbschule, ein Hospital, Leinen- und Wollweberei, Gerberei, Glockengießerei, Uhrmacherei, Fabrikation von Hüten und irdenen Geschirren, Bierbrauerei, ein Hammerwerk, Getreidehandel und 4169 Einwohner. V. ist sehr alt und von den Zähringern gegründet. Später gehörte es zu Vorderösterreich und diente den Oesterreichern als Magazin für Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse. Jetzt ist sie Besitzung (Standesherrschaft) der Fürsten von Fürstenberg.

Villoison, Jean Baptiste Gaspard d'Ansse de, ausgezeichneter Philolog, geboren am 5. März 1753 zu Corbeil sur Seine, ward mit 23 Jahren Mitglied der Akademie der Inschriften zu Paris, ging 1778 im Auftrag der Regierung nach Venedig, um die Handschriften der Marcusbibliothek zu untersuchen, erforschte und veröffentlichte dort „Anecdota graeca" (Venedig 1781, 2 Bde.), sowie einen Abdruck des Codex der homerischen „Ilias" mit einer Menge Scholien (das. 1788), verweilte dann länger zu Weimar, wo seine „Epistolae vinarienses" erschienen, und bereiste von 1785—88 die Inseln und den Kontinent von Griechenland. Beim Ausbruch der französischen Revolution zog er sich nach Orléans zurück. Nach 1800 nach Paris zurückgekehrt, wurde er Mitglied des Nationalinstituts und Professor, † aber schon am 26. April 1805. Von seinen Arbeiten sind noch die erste Ausgabe von des Apollonius „Lexicon graecum Iliadis et Odysseae" (Paris 1773, 2 Bde.) und eine gute Bearbeitung der „Pastoralia" des Longus (das. 1778, 2 Bde.) hervorzuheben. Vgl. Dacier, Eloge de V., Paris 1806.

Villon, François, eigentlich Corbueil, der

Digitized by Google

Schöpfer der burlesken Lieder, geboren 1431 zu Paris, studirte daselbst, ergab sich aber früh einem ausschweifenden Leben und ward mehrfach, so 1457 zu Paris und bald darauf zu Méung wegen Diebstahls zum Tode verurtheilt, aber wieder begnadigt, lebte zuletzt in tiefer Armuth im südlichen Frankreich, wahrscheinlich zu Saint Maixent in Poitou, und † um 1483. Seine Dichtungen (am besten herausgegeben von Prompsault, Paris 1832) sind so volksthümlich, daß sie lange Zeit für die einzig beachtenswerthen der älteren französischen Poesie galten. Auch ist V. als einer der Ersten anzusehen, welche die französische Sprache mit Eleganz, Reinheit und anmuthiger Leichtigkeit zu handhaben wußten. Die unbezweifelt ächten Werke V.s bestehen, außer zwei „Testamenten", nach seinen Verurtheilungen zum Tode geschrieben, in einer Sammlung von Spitzbubenstreichen und satirischen Sittengemälden voll cynischer Ausdrücke und aus Balladen.

Vilmar, August Friedrich Christian, namhafter Theolog und Literarhistoriker, geboren den 21. November 1800 zu Solz in Kurhessen, studirte zu Marburg Theologie, ward 1827 Lehrer am Gymnasium zu Hersfeld, trat 1831 in die kurhessische Ständeversammlung und ward bald darauf Mitglied der oberen Kirchenkommission und der oberen Schulkommission, in welcher Stellung er an der neuen Organisation der kurhessischen Gymnasien Theil nahm. Seit 1833 Direktor des Gymnasiums zu Marburg, ward er im März 1850 mit dem Prädikat Konsistorialrath zum vortragenden Rath in das Ministerium des Innern berufen. Mit dem Rücktritt des Ministeriums Hassenpflug gab er 1855 seine Stellung auf und ward Professor der Theologie in Marburg. In seinen amtlichen Stellungen hat V. in Kirche und Schule auf die Entwickelung einer streng kirchlichen, ja hierarchischen Richtung hinzuwirken gesucht, einer Richtung, die auch in seinen „Schulreden" (Marburg 1846) und „Die Theologie der Thatsachen und die Theologie der Rhetorik" (3. Aufl. 1852) hervortritt. (Vergl. A. F. C. V.s Stellung zu den wichtigsten politischen und kirchlichen Zeitfragen, Frankfurt 1864.) Erfreulicher war sein Wirken auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte, namentlich sind die „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (Marburg 1845; 10. Aufl. 1864, 2 Bde.) durch Lebendigkeit der Darstellung und manche neue Ansichten ausgezeichnet. Kleinere Arbeiten sind: „Deutsche Alterthümer im Heliand" (Marburg 1845); „Zur Literatur Johann Fischarts" (das. 1846); „Die Weltchronik Rudolfs von Ems" (das. 1839) und „Zur neuesten Kulturgeschichte Deutschlands" (Frankfurt und Erlangen 1858).

Vils, zwei Flüsse in Bayern: 1) im Regierungsbezirk Oberpfalz, wird bei Amberg schiffbar und mündet bei Kalmünz rechts in die Naab. — 2) im Regierungsbezirk Niederbayern, nimmt die Sulz auf und mündet bei Vilshofen rechts in die Donau.

Vilsbiburg, Marktflecken im Regierungsbezirk Niederbayern, an der Vils, Sitz eines Bezirksamts und eines Landgerichts, hat ein Armen- und Krankenhaus, Salpetersiederei und 1580 Einwohner. Dabei ein Missionshaus der Redemtoristen. Eine Stunde südwestlich davon ist das sogenannte Brünnl, eine Mineralquelle mit Badeanstalt.

Vilseck, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Amberg, an der Vils, Sitz eines Landgerichts und eines Forstamts, hat 2 Kirchen, ein Schloß, Hospital, Bergbau, Steinbrüche, Torfstecherei, Fischerei und 1140 Einwohner. Dabei die Dachsburg (ein unterirdisches Gemach mit Spuren von Malereien) und das Eisenbergwerk Schwarzenberg.

Vilshofen, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Niederbayern, an der Mündung der Vils in die Donau und an der Eisenbahn von Geiselhöring nach Passau, Sitz eines Bezirksamts und eines Landgerichts, hat eine schöne Pfarrkirche, ein Krankenhaus, Brauerei, Getreide- und Leinwandhandel und 2430 Einwohner. Dabei ein Denkmal (ein liegender Löwe auf einem Felsen) für König Maximilian I. Am 22. Jan. 1855 stürzte die erst 1854 erbaute neue Donaubrücke beim Eisgang ein.

Vilvorde, Stadt in der belgischen Provinz Südbrabant, Bezirk Brüssel, an der Mündung der Woluwe in die Senne, am brüsseler Kanal und an der Eisenbahn von Brüssel nach Mecheln, hat eine gothische Kirche, schöne Kaufhallen, ein großes Zuchthaus (früher Schloß) für 2000 Sträflinge, Fabrikation von Roßhaarzeuchen und Posamentirwaaren, Baumwollweberei, Brauerei, Brennerei und 7602 Einwohner. V. ist die älteste Stadt Brabants.

Vimeiro, Stadt in der portugiesischen Provinz Estremadura, Distrikt Santarem, unweit des atlantischen Oceans, hat 1800 Einwohner. Hier siegreiches Gefecht Wellingtons gegen die Franzosen unter Junot am 21. August 1808; in Folge dessen wurde am 30. August die Konvention von Cintra geschlossen, nach welcher die Franzosen Portugal räumten.

Vimoutiers, Stadt im französischen Departement Orne, an der Vie, hat starke Leinwandmanufaktur, Leinen- und Hanfspinnerei, Gerberei, Riemenfabrikation, Bleicherei, lebhaften Handel und 3698 Einwohner.

Vinadio, Marktflecken in der italienischen Provinz Coni, links an der Stura, hat eine silberhaltige Bleimine, Schwefelquellen mit Badeanstalt (gegen Rheumatismus, Unterleibsleiden, Hautkrankheiten ꝛc. empfohlen) und 3650 Einw.

Vinaigre (franz.), der Essig, Weinessig.

Vinaroz, Stadt in der spanischen Provinz Castellon (Valencia), am Mittelmeer und an der spanischen Küstenbahn (Linie Valencia-Tarragona), hat einen Hafen, Küstenschifffahrt, Schiffbau, Fischerei, Weinbau, Handel mit Salz, Wein und Oel und 9795 Einwohner. Hier im Nov. 1810 Sieg des französischen Generals Musniers über die Spanier.

Vinça (Vinçac), Stadt im französischen Departement Ostpyrenäen, Arrondissement Prades, am Tet, mit Hospital und 1943 Einwohnern. Unweit davon in einem reizenden Pyrenäenthal warme Schwefelquellen mit Badeanstalten, gegen Haut- und Lungenkrankheiten empfohlen.

Vinca *L.* (Singrün, Wintergrün), Pflanzengattung aus der Familie der Apocyneen,

charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die tellerförmige Blumenkrone mit 5eckigem, nacktem Schlund und 5theiligem Saume mit schräg gestutzten Zipfeln, die 5 unten breitern und behaarten Staubgefäße, die schildförmige Narbe und die 2 Balgkapseln mit nacktem Samen, holzige Kräuter oder Sträucher, mit ausdauernden Blättern und einzelnen Blüthen in den Achseln. Die bekannteste Art ist V. minor *L.*, in Hainen und an schattigen Stellen fast durch ganz Europa, mit länglich-lanzettförmigen, glattrandigen, lederartigen, immergrünen, glänzenden Blättern und blauen Blüthen, mit weißen, violetten, gefüllten Blumen, sowie mit weißen und gelbbunten Blättern variirend. Früher waren und sind hier und da noch die Blätter, Folia Vincae, als bitter adstringirendes, blutreinigendes und stärkendes Mittel bei Durchfällen, Blutflüssen, Skorbut ꝛc., sowie äußerlich als Wundmittel in Gebrauch. In Polen gilt das Kraut als ein wirksames Mittel gegen den Weichselzopf. V. major *L.*, in Südeuropa bis in die Schweiz, mit schönen, großen, blauen Blüthen, hat dieselben Arzneikräfte wie die vorige Art und findet sich als Zierpflanze in Gärten.

Vincennes, 1) (vor der Revolution La Pissotte), befestigter Marktflecken im französischen Departement Seine, ½ Stunde östlich von Paris, liegt unweit der Marne, an einem Gehölz (Bois de V.), einem häufig besuchten Vergnügungsorte der Pariser, hat ein altes Schloß, welches im Mittelalter häufig Residenz der französischen Könige war, dann als Staatsgefängniß benutzt und in neuester Zeit namentlich durch Napoleon III. zu einer starken Festung umgeschaffen und in die Befestigungslinie von Paris gezogen wurde. In dem Wallgraben wurde am 20. März 1804 der Herzog von Enghien (s. d.) erschossen. Es sind daselbst große Artilleriewerkstätten, Geschützgießereien, ein Arsenal, ein Artilleriepark, 2 Pulvermagazine, eine Artillerieschule und eine Lehranstalt, worin Offiziere von allen französischen Regimentern mit den neuesten Erfindungen und Vervollkommnungen der Geschütze und Handfeuerwaffen bekannt gemacht und praktisch ausgebildet werden. Der Ort hat eine Porzellanfabrik, Weberei, Salpeter- und Essigfabrikation, Brennerei und 13,414 Einwohner, einschließlich der Garnison, darunter ein Bataillon Scharfschützen (Chasseurs de V.). Schon Ludwig VII, der Jüngere, baute hier 1137 eine Burg, die Philipp August vergrößerte. Philipp VI. von Valois ließ die alte Burg niederreißen und in der Mitte des 14. Jahrhunderts den Grund zu dem jetzigen Schloß legen, das dann unter Johann und Karl V. in eine Festung umgeschaffen wurde. Ludwig XI. verwandelte das Schloß in ein Staatsgefängniß und ließ in der Nähe seiner eignen Zimmer die Folterkammer und die berüchtigten Oublietten (kleine, finstere Gemächer ohne Luftzutritt) einrichten. Ludwig XIII. und Maria von Medici erweiterten und verschönerten das Schloß bedeutend. Im Jahre 1830 wurden hier Polignac und die übrigen Minister Karls X. gefangen gesetzt, ebenso nach dem Staatsstreich vom 2. December 1851 die Generale Cavaignac, Lamoricière, Charras u. A. Längs der Marne zieht sich ein Polygon hin, in welchem im Sommer große Artilleriemanöver und Schießübungen abgehalten werden. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Knox im nordamerikanischen Staate Indiana, am Wabash, der hier schiffbar wird, Knotenpunkt der Cincinnati-St.-Louisbahn und der Evansville-Illinoisbahn, Sitz eines katholischen Bischofs, hat eine katholische Kathedrale, 8 protestantische Kirchen, ein Seminar, 2 Banken, Baumwollindustrie und 5000 Einwohner. V. ist die älteste Stadt in Indiana.

Vincent, St., 1) (portug. Cabo de Sao Vicente, im Alterthum Promontorium sacrum, Promontarium magnum) Vorgebirge an der Südwestküste der portugiesischen Provinz Algarve, die äußerste Südwestspitze Portugals und ganz Europa's, unter 37° 2′ 54″ nördl. Br. und 8° 40′ 9″ östl. L. von Ferro, eine nackte, wüste Felsenzunge, beiderseits von zerrissenen, über 200 Fuß hohen Felsenwänden eingefaßt, an denen das hier sehr tiefe atlantische Meer furchtbar brandet. Der äußerste Vorsprung trägt ein im 14. Jahrhundert gegründetes, 1834 verlassenes, jetzt ziemlich verfallenes Kapuzinerkloster. In der Nähe desselben befindet sich eine ebenfalls verfallene Batterie. ½ Meile südöstlich vom Kap springt die Landzunge Ponta de Sagres in das Meer vor, die durch einen schmalen Isthmus mit der Küste verbunden ist, auf welcher das Städtchen Sagres liegt. Am 16. Januar 1780 siegte hier die englische Flotte unter Rodney über die spanische unter Langara, ebenso am 14. Februar 1794 unter Jervis (Graf von St. Vincent) gegen diese unter Cordova. Am 5. Juli 1833 schlug hier der in Diensten Donna Maria's stehende Admiral Napier die Flotte Dom Miguels. — 2) Eine der kleinen Antillen, südlich von Santa Lucia, westlich von Barbadoes, gehört zum britisch-westindischen Gouvernement Barbadoes und hat einen Flächenraum von 6,1 QMeilen mit 31,755 Einwohnern, worunter ungefähr 27,000 Farbige. Die Insel ist gebirgig und stark bewaldet, hat einen 2100 Fuß hohen Vulkan (Souffrière), auf den Bergen kühles, in der Ebene ziemlich heißes Klima, bringt die gewöhnlichen Produkte der Antillen hervor und führt namentlich Zucker und Baumwolle aus. Die Hauptstadt ist Kingston auf der südlichen Westküste. V. wurde von Columbus entdeckt, der hier rothe Karaiben fand; diese vermischten sich mit hierher gebrachten Negern, wodurch schwarze Karaiben entstanden. Die Insel wurde 1672 von den Engländern besetzt, seit 1722 diesen von den Franzosen streitig gemacht, 1748 für neutral erklärt, 1761 wieder von den Engländern, 1779 von den Franzosen besetzt, 1783 aber den Engländern zurückgegeben. Im Jahre 1795 empörten sich die schwarzen Karaiben, wurden aber bis 1797 nach harten Kämpfen unterjocht und theils getödtet, theils weggeführt.

Vincent, John Jervis, Graf von St.-V., s. Saint-Vincent.

Vincent de Paula, um die innere Mission verdienter katholischer Theolog, geboren am 24. April 1576 in Pouy in der Gascogne, war früher Hirtenknabe, trat später in den geistlichen Stand, studirte zu Toulouse und ward Pfarrer zu Clichy, 1617 zu Chatillon. Mit Hülfe der reichen Fami-

Digitized by Google

lie von Gondy, in der er als Hausgeistlicher fungirte, stiftete er 1624 die Missionskongregation der Lazaristen (s. d.) und 1634 den Verein der barmherzigen Schwestern (s. d.). V. † den 27. September 1660 und ward 1737 kanonisirt. Vergl. Stolberg, Leben des V. de Paula, Münster 1818.

Vincente, San, 1) (V. de la Barquera) Stadt in der spanischen Provinz Santander (Altkastilien), am biscayischen Meerbusen, westlich von Santander, liegt auf einer Landzunge zwischen 2 kleinen Buchten, hat einen Hafen, ein Schloß und 1715 Einwohner. — 2) (V. de Raspeig), Stadt in der spanischen Provinz Alicante (Valencia) an der Eisenbahn von Madrid nach Alicante, hat 3566 Einwohner. — 3) (V. de Austria oder Lorenzano), Hauptstadt des gleichnamigen Departements im centralamerikanischen Staate San Salvador, am Fuße des 7500 Fuß hohen, nur noch Rauch u. Schwefeldämpfe ausstoßenden gleichnamigen Vulkans, mit Tabaksfabrikation und 6000 Einwohnern. In der Nähe Mineralquellen.

Vincentiner, s. v. a. Prämonstratenser.

Vincent von Beauvais, lateinisch gewöhnlich Vincentius Bellovacensis genannt, gelehrter Dominikanermönch im Kloster zu Beauvais, † um 1264, verfaßte auf Veranlassung Ludwigs IX., Königs von Frankreich, dessen Söhne er unterrichtete, unter dem Titel „Speculum quadruplex" (Douay 1624, 4 Bde.) eines der ersten encyklopädischen Werke, welches eine gute Uebersicht über den damaligen Stand der Theologie und Philosophie gibt. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften erschien Basel 1481.

Vinci, s. Leonardo da Vinci.

Vincke, 1) Friedrich Ludwig Wilhelm Philipp, Freiherr von V., ausgezeichneter preußischer Staatsbeamter und Schriftsteller auf dem Gebiete der Staatswissenschaft, geboren am 23. December 1774 zu Minden, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause, besuchte dann das Pädagogium zu Halle, studirte zu Marburg, Erlangen und Göttingen, trat 1795 in die kurmärkische Kriegs- und Domänenkammer und in das Manufakturkollegium zu Berlin, ward 1798 Landrath des Kreises Minden, 1803 Präsident der Kammer in Aurich und 1804 des Freiherrn von Stein Nachfolger als Präsident der Kammer zu Münster und Hamm. Nach dem Einmarsch der Franzosen 1806 begab er sich nach England, um dort das vaterländische Interesse zu fördern. Nach dem Frieden von Tilsit kehrte er in den preußischen Staatsdienst zurück und wurde Chefpräsident der Regierung zu Potsdam, nahm aber 1810 seine Entlassung und kehrte in seine Heimat zurück, wo er das klassische Werk „Ueber die Verwaltung Großbritanniens" (herausgegeben von Niebuhr, Berlin 1816) schrieb. Den französischen Behörden verdächtig, wurde er auf das linke Rheinufer verwiesen. Die Ereignisse von 1813 führten ihn nach Deutschland zurück, und als Civilgouverneur der westphälischen Provinzen entwickelte er eine rege Thätigkeit, namentlich bei der Organisirung der Landwehr und des Landsturms. Im Jahre 1815 wurde er zum Oberpräsidenten der neu zu organisirenden Provinz Westphalen, 1817 zum Mitglied des Staatsraths u. 1825 zum wirklichen geheimen Rath ernannt. Als Oberpräsident schuf er eine Menge Kunststraßen, machte die Lippe bis Hamm schiffbar, richtete den Rheinhafen bei Ruhrort ein, regelte das Verhältniß zwischen Gutsherren und Bauern (vergl. seine klassische Schrift „Ueber die Gemeinheitstheilung", Berlin 1825), beförderte die Landeskultur durch die Gemeinheits- und Heidetheilung, gründete mehre Schullehrerseminarien und sorgte thätig für wissenschaftliche Institute. Er † am 2. December 1844. Am 3. August 1857 ward seinem Andenken auf Hohensyburg bei Dortmund ein 90 Fuß hoher Thurm geweiht. Vergl. Bodelschwingh, Leben des Oberpräsidenten Freiherrn von V., Berlin 1853, und: V., Westphalens Oberpräsident, sein Leben und seine Zeit, Lemgo 1858.

2) Georg Ernst Friedrich, Freiherr von V., hervorragender Parteiführer und Redner in der preußischen Kammer, sowie im norddeutschen Reichstag, ältester Sohn des Vorigen, geboren den 15. Mai 1811 zu Buch bei Hagen in der Grafschaft Mark, besuchte das Gymnasium zu Bielefeld, studirte dann seit 1832 zu Göttingen und Berlin die Rechte, betrat als Auskultator beim Stadtgericht zu Berlin die praktische Laufbahn und bekleidete später in Münster und Minden Richterstellen. Im Jahre 1837 wählten ihn die Kreisstände des Kreises Hagen zum Landrath, 1843 und 1845 erschien er als Abgeordneter des Adels der Grafschaft Mark auf dem westphälischen Provinziallandtage. In weitern Kreisen bekannt wurde er durch seine Thätigkeit auf dem vereinigten preußischen Landtage von 1847. Streng auf dem Rechtsboden fußend und aus diesem Gesichtspunkt das königliche Patent vom 3. Februar 1847 beurtheilend, verfocht er die strengkonstitutionelle Ansicht nach englischem Vorbild gegenüber den feudalständischen Principien. Als Mitglied der deutschen Nationalversammlung für den Wahlbezirk Hagen zeigte er sich, seinen Platz auf der Rechten nehmend, entschieden antirevolutionär, bewies sich aber als einen der bedeutendsten Führer der konstitutionellen und erbkaiserlichen Partei. Ende Februar 1849 trat er in die zweite preußische Kammer, wo er die Politik des Ministeriums ebenso lebhaft bekämpfte wie die demokratische Linke. In demselben Sinne wirkte er als Mitglied des Volkshauses des erfurter Unionsparlaments, sowie auf den folgenden preußischen Landtagen (1850—52 für Aachen, 1852—54 für Hagen). Familienverhältnisse bestimmten ihn, für die nächsten Jahre kein Mandat anzunehmen, erst 1858 erschien er wieder in der zweiten Kammer und zwar auf der Rechten, doch trennte er sich mehr und mehr von derselben und war auf dem Landtage von 1862 (für Stargard) wieder ein Wortführer der Opposition. Wiederum für mehre Jahre von der politischen Bühne zurückgetreten, nahm er im Sommer 1866 wieder ein Mandat vom Kreis Hagen an und bildete im Abgeordnetenhaus eine besondere, die sogenannte altliberale Fraktion. Im Febr. 1867 in den Reichstag des norddeutschen Bundes gewählt, war er hier der bedeutendste Redner der Altliberalen. V. besitzt den rücksichtslosen Muth

Digitized by Google

der Ueberzeugung und die scharfe schlagende Waffe des Worts. Er spricht stets frei und überaus schnell, dabei klar, anregend und überzeugend, ohne Phrasen. Selten vertheidigt er sich, in der Regel geht er angreifend vor, und keine Blöße des Gegners entgeht seinem Scharfblick. Seine glänzende Dialektik ist eine Waffe, die durch seinen schlagenden Witz noch gefährlicher wird, doch gilt seine Polemik nie den Personen, stets den von denselben vertretenen Ansichten. Aus seinen amtlichen Verhältnissen längst geschieden, lebt er meist auf dem Stammgute Ostenwalde im Hannöverischen, das ihm 1846 durch den Tod seines Vetters, des Geschichtsforschers Ernst Ludwig von B., zufiel.

Vinckebooms, David, niederländischer Maler, geboren 1578 zu Mecheln, erhielt den ersten Unterricht bei seinem Vater Philipp, einem Miniaturmaler, bildete sich aber dann eine eigene Kunstweise und genoß in Amsterdam eines bedeutenden Rufs; † daselbst 1629. V. schließt die ältere Zeit vor Rubens ab und ist sowohl in seinen Genredarstellungen, als besonders in seinen landschaftlichen Kompositionen bedeutend. In letzterer Hinsicht gehört er mit zu den Schöpfern der modernen Landschaft. Seine hierher gehörigen Werke sind oft tief poetisch, sauber behandelt und von energischer Färbung. Zahlreiche Werke von ihm, vielfach auch durch Stiche verbreitet, finden sich in den Sammlungen Hollands und in den Gallerien zu München, Berlin, Dresden u. Wien.

Vindelicien, das Land der wahrscheinlich zum Stamm der Celten (s. d.) gehörigen Vindelici (Vindeliker), die in 4 Völkerschaften, den Consuanetes, Rucinates, Catenates und Licates, vom Lech (Licus) bis zum Inn und von den bayerischen Alpen bis zur Donau wohnten. Sie wurden 15 v. Chr., zu derselben Zeit, als Drusus Rhätien unterwarf, von Tiberius unterjocht, nachdem dieser die Stämme zwischen Lech und Bodensee besiegt hatte. Die Römer gebrauchten aber den Namen V. nicht zur Bezeichnung des Landes, sondern das ganze Gebiet zwischen Bodensee und Inn wurde, als es Provinzialeinrichtung erhielt, mit zu der Provinz Rhätia geschlagen, und auch in späterer Zeit, als es zu einer besonderen Provinz gemacht wurde, hieß es fortwährend Rhaetia secunda. Tiberius hatte einen großen Theil der jungen Mannschaft weggeführt, die Zurückgebliebenen mit Römern vermischt und römische Besatzungen im Lande zurückgelassen. Der Hauptort war Colonia Augusta Vindelicorum, das heutige Augsburg, das frühzeitig emporblühte; eine Reihe befestigter Orte schützte die Donau von ihrem obersten Lauf, wo Samulocenä und Bragodorum lagen, bis Artobriga oder Reginum, (Regina Castra, Regensburg); weiter östlich lagen noch die befestigten Orte Serviodurum (Straubing) und Bojodurum, das als Standort einer batavischen Kohorte den Namen Castra batava (daher Passau) erhielt. Nach dem Sturz der römischen Herrschaft nahmen Bojoaren das Land östlich, Sueven und Alemannen das Land westlich vom Lech in Besitz. Der Name V. wird von Vinda (Wertach) und Licus (Lech) abgeleitet.

Vindhyagebirge, ein aus mehren parallel laufenden Ketten bestehender Gebirgszug der vorderindischen Halbinsel, erstreckt sich in einer Länge von 200 Meilen in der Richtung von Osten nach Westen von der Ebene des Ganges und dem Quellengebiete des Nerbudda bis zu der Halbinsel Guzerate und dem Golf von Cambay, bildet die Südgrenze von Hindostan und die Nordgrenze von Dekan und scheidet das Stromgebiet des Ganges von dem des Nerbudda, welcher letztere den Südabhang des Gebirges begleitet. Das V. erhebt sich in seinen höchsten Gipfeln bis zu 7000 Fuß, fällt nach beiden Seiten hin ziemlich steil ab und ist sehr schwer zugänglich.

Vindicta (lat.), bei den Römern der Stab, mit welchem man die Sklaven berührte, die freigelassen werden sollten; dann s. v. a. Rache oder Bestrafung; zuweilen auch die Klage wegen zugefügten Schadens oder Unrechts.

Vindikation (v. Lat.), im Rechtswesen das Zurückfordern seines Eigenthums. Die Vindikationsklage ist demnach die Klage, mittelst welcher Jemand wegen des an einer Sache ihm zustehenden Eigenthums auf Herausgabe derselben gegen Den klagt, der sie ihm vorenthält.

Vindobona (Vindomana), alter Name für Wien.

Vinet, Alexandre Rodolphe, protestantischer Theolog, geboren den 17. Juni 1797 zu Ouchy im Waadtlande, studirte zu Lausanne, ward 1817 Professor der französischen Sprache und Literatur am Gymnasium, 1835 auch an der Universität zu Basel und 1838 Professor der Theologie an der Akademie zu Lausanne. Im Jahre 1840 trat er in Folge der Umgestaltung der waadtländischen Kirche aus der Landeskirche zu der freien Kirche über, an deren Organisation er wesentlichen Antheil hatte, und 1845 legte er auch sein Amt als akademischer Lehrer nieder. Er † am 4. Mai 1847 zu Clarens bei Vevay. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Mémoire en faveur de la liberté des cultes" (Paris 1826; deutsch, Leipzig 1843); „Predigten" (deutsch, Frankfurt 1835 und Breslau 1847); „Sur la séparation de l'église de l'état" (Paris 1842; deutsch, Heidelberg 1845); „Etudes évangeliques" (Par. 1851; deutsch, Zwickau 1863); „Blaise Pascal" (das. 1848); „Homilétique" (das. 1853; deutsch, Basel 1857); „La littérature française au XIX siècle" (das. 1849—51, 3 Bde.); „La littérature française au XVIII siècle" (das. 1853, 2 Bde.); „Moralistes des XVI et XVII siècles" (das. 1859) und „Poètes du siècle Louis XIV" (das. 1861). Ueber sein Leben schrieben Chavannes (Neufchâtel 1847), Scherer (Par. 1853) und Astié (das. 1861, 2 Bde.).

Vineta (Wineta, d. i. Wendenstadt), berühmter wendischer Handelsplatz des Nordens, angeblich auf der Insel Wollin, soll noch im 5. Jahrhundert die größte Stadt Nordeuropa's und eine phönicische Kolonie gewesen sein. Im 8. und 9. Jahrhundert von den Schweden und Dänen verheert und von Neuem aufgebaut, soll die Stadt um 1183 durch ein Erdbeben oder eine Sturmfluth ihren gänzlichen Untergang gefunden haben. Nahe dabei lag Jomsburg, eine Festung, die der Dänenkönig Harald zur Ueberwachung eines andern wendischen Handelsplatzes, Jumne (Julinum), auf einem Zuge gegen die Wenden erbaute (vgl. Simonsen, Geschicht-

Digitized by Google

liche Untersuchung über Jomsburg im Wendenlande, deutsch von Giesebrecht, Stettin 1827). Später wollte man bei heiterem Wetter an der östlichen Seite der Insel Usedom noch die Ruinen des alten V. erkennen; doch haben sich die angeblichen Ruinen bei genauerer Untersuchung als ein Riff erwiesen. Andere suchen die alte Stadt anderwärts, während noch Andere das Vorhandengewesensein derselben überhaupt bestreiten.

Vinland (d. i. Weinland), Hauptansiedelung der alten Normannen in Nordamerika, namentlich in den heutigen Unionsstaaten Massachusetts und Rhode-Island, wurde zuerst von Bjarne Herjulfson, der im Sommer 986 auf einer Reise von Island nach Grönland dorthin verschlagen ward, gesehen, betreten aber erst 1000 von Leif dem Glücklichen, einem Sohne Erichs des Rothen, des ersten Ansiedlers von Grönland. Dieser baute daselbst hölzerne Häuser, Leifsbudir genannt. Ein Deutscher, Namens Tyrker, der Leif auf seiner Reise begleitete, entdeckte daselbst Weinreben, nach welchen jener das Land benannte. Zwei Jahre nachher begab sich Leifs Bruder, Thorwald, dorthin und veranstaltete 1003 eine Untersuchungsreise längs der Küsten südwärts, wurde aber im Sommer 1004 auf einer Fahrt nach Norden in einem Scharmützel mit einigen Eingebornen erschlagen. Berühmter als einer der ersten Entdecker Amerika's ist Thorfinn Karlsefne, ein Isländer, der 1006 auf einer Handelsreise Grönland besuchte u. daselbst Gudrid, die Wittwe Thorsteins, eines Sohnes Erichs des Rothen, heirathete. Nebst seiner Frau und einer Gesellschaft von 160 Mann ging er im Frühjahr 1007 mit zwei Schiffen nach V., wo er in den folgenden drei Jahren mit den Eingebornen in Verkehr trat. Sein 1008 hier geborner Sohn Snorre wurde der Stammvater eines auf Island angesehenen Geschlechts, aus dem mehre der ersten Bischöfe des Landes hervorgingen. Sein Tochtersohn war der berühmte Bischof Torlak Runolfson, welcher das erste Kirchenrecht Islands herausgab. Im Jahre 1121 fuhr der Bischof Erich von Grönland nach V., um seine dort angesiedelten Landsleute im Glauben zu befestigen. Vgl. Rafn, Antiquitates americanae, Kopenhagen 1837; Wilhelmi, Island, Hvitramannaland, Grönland und V., Heidelberg 1842.

Vino greco (ital.), d. i. griechischer Wein, weil die Reben dazu aus Griechenland stammen, ein edler italienischer Wein, der am Vesuv gebaut wird.

Vinoxbergen (Bergues, Bergen S. Vinox), Stadt im französischen Departement Nord, an der Colme und der Eisenbahn zwischen Hazebrouck u. Dünkirchen, Festung dritten Ranges mit 3 Forts, Sitz eines Handelsgerichts, hat Fabrikation von baumwollenen Strumpfwaaren, Seife, Oel und Essig, Baumwollspinnerei, Gerberei, Salzraffinerie, Brauerei, starken Handel mit Getreide, Vieh, Spitzen, Butter und Käse (fromage de Bergues) und 6400 Einwohner. V. steht durch Kanäle mit Dünkirchen, Watten und Furnes in Verbindung. Im Jahre 1793 wurde es von den Engländern vergeblich belagert.

Vintimiglia, s. v. a. Ventimiglia.

Vintschgau, das Thal der oberen Etsch von Meran aufwärts, mit der Stadt Glurns.

Vinum (lat.), Wein.

Viola *L.* (Veilchen), Pflanzengattung aus der Familie der Violarieen, charakterisirt durch den 5blätterigen Kelch mit am Grunde in ein Anhängsel vorgezogenen Kelchblättern, die 5blätterige, unregelmäßige Blumenkrone, deren unterstes Blatt in einen hohlen Sporn ausgeht, und die verbreiterten, in eine Walze zusammengestellten, aber nicht zusammengewachsenen Staubgefäße, einjährige oder ausdauernde Kräuter oder kleine Sträucher, meist in den gemäßigten Ländern der nördlichen Erdhälfte, in zahlreichen Arten. Die bekannteste ist V. odorata *L.*, mit gestielten, kurzflaumhaarigen, breit-herzförmigen gekerbten Blättern und dunkel violetten, seltener röthlichen oder weißen, sehr wohlriechenden Blumen, ausdauernd auf Grasplätzen, an Rainen und Zäunen, in Hecken, im größten Theil von Europa und im nördlichen Asien wachsend. Durch die Kultur sind mehre Varietäten entstanden: mit weißen, lillafarbigen, rosenrothen, auch gefüllten Blüthen. Wurzel, Blätter und Samen, Radix, Folia et Semen Violae, waren früher officinell und gegen Steinbeschwerden, sowie als Brech- und Purgirmittel in Gebrauch. Die blauen Veilchenblumen enthalten Violin, einen bitteren, scharfen und brechenerregenden, an Aepfelsäure gebundenen Stoff, welcher dem Emetin verwandt ist, ätherisches Oel und blauen extraktiven Farbstoff. Jetzt werden in den Officinen die Blüthen, Flores Violae odoratae, immer noch zur Bereitung des schönblauen Veilchensyrups verwendet, der als Reagens auf Säuren und Alkalien dient und früher auch gegen Husten und Aphthen, sowie als beruhigendes und schlafwirkendes Mittel gebraucht wurde, jedoch in letzterer Hinsicht so gut als unwirksam ist. V. tricolor *L.*, Dreifaltigkeitsblume, Freisamkraut, Stiefmütterchen, franz. Pensée, hat gekerbte Blätter und verschieden gefärbte, geruchlose Blumen, wächst ein- oder zweijährig auf Aeckern, auf unbebautem Lande und in Wäldern, sowohl in der Ebene, als auf Gebirgen, in Europa und im nördlichen Asien. Man unterscheidet zwei Hauptformen: V. grandiflora *Hayne*, mit Blüthen, die größer sind als der Kelch, u. V. parviflora *Hayne*, V. tricolor arvensis *Koch*, V. arvensis *Murr.*, Ackerveilchen, mit Blüthen, die kleiner als der Kelch sind. Officinell ist das blühende Kraut, als Herba Jaceae s. Violae tricoloris, welches auflösend, schweiß- u. harntreibend, krampfstillend wirkt und ein beliebtes Volksmittel gegen Hautkrankheiten ist. Die Wurzel wirkt emetisch und purgirend wie die der vorigen Art. Durch Vermischung der großblumigen Stiefmütterchen mit V. altaica *Pall.* hat man in neuerer Zeit sehr großblüthige und mannichfaltige Varietäten gewonnen, welche unter den Namen V. tricolor hybrida, V. hybrida maxima, franz. Pensées, englisch Heart's ease, überall als Modeblumen verbreitet sind. Zur Erhaltung schöner Varietäten ist nicht nur eine sorgfältige Pflege, sondern auch eine jährliche Verjüngung der Pflanzen mittelst Anzucht von Stecklingen oder Absenkern erforderlich. Die Vermehrung durch Stecklinge geschieht am besten vom Mai bis Juli. Man steckt sie in eine leichte, sandige Erde, entweder in Töpfe, die man mit

einer Glocke bedeckt und in ein kühles Mistbeet stellt, od. unmittelbar in ein mit Fenstern bedecktes Mistbeet, welches beschattet wird. Die bewurzelten Stecklinge werden an einem trüben oder regnichten Tage auf das dafür zubereitete Beet gepflanzt. Auch kann man im Mai od. Juni Absenker machen, wobei man auf dieselbe Weise verfährt, wie bei den Nelken. Starke Exemplare lassen sich durch Wurzeltheilung vermehren; jedoch muß man feuchte Witterung dazu abwarten. Man pflanzt sie auf Beete, wo sie blühen sollen, 1 F. weit von einander. Um vorzügliche Varietäten aus Samen zu erziehen, muß dieser zeitig von der ersten Flor u. von den auserlesensten Blumen gesammelt werden. Man säet ihn im August in flache, weite Töpfe oder Kästchen, oder auf ein beschattetes Gartenbeet. Die jungen, 1 Zoll hohen Pflanzen werden entweder in andere Kästen oder Töpfe, oder auf ein abgetriebenes Mistbeet einige Zoll weit von einander versetzt und gegen Frost geschützt. Im Winter verlangen sie wenig Wasser, aber reichlich Luft, so oft es die Witterung gestattet. V. canina *L.*, Hundsveilchen, gemein in Europa, Asien u. Nordamerika, wird wie V. odorata *L.* angewendet.

Violan, zu St. Marcel in Piemont entdecktes, zu den Silikaten gehöriges Mineral, ist dunkel violettblau mit bläulichweißem Striche, glasglänzend und fast undurchsichtig, hat 3,233 specifisches Gewicht und schmilzt vor dem Löthrohr ziemlich zu einem klaren Glase.

Violarieen (Violaceen), Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Kelch ist 5blätterig, bleibend, die Blumenkrone ebenfalls 5blätterig, oft unregelmäßig und dann das oberste, aber durch Umbeugung der Blume gewöhnlich nach unten gekehrte gespornt oder kappenförmig; die 5 Staubgefäße stehen mit den Blumenblättern abwechselnd; die Staubfäden sind sehr kurz; die Antheren öffnen sich nach innen, umgeben dicht an einander gedrängt den Fruchtknoten und haben meist ein häutiges Anhängsel an der Spitze; der Fruchtknoten ist aus 3 verwachsenen Fruchtblättern gebildet und trägt Einen bleibenden Griffel; die Kapsel ist einfächerig oder nur im Grunde 3fächerig, 3klappig, meist vielsamig. Die Familie begreift Kräuter und Halbsträucher mit meist wechselständigen Blättern und freien, trockenen oder blattartigen Nebenblättern, zwitterigen, meist unregelmäßigen, winkelständigen, einzelnen, seltener gehäuften Blüthen in etwa 250 bekannten Arten und etwa 18 Gattungen, welche größtentheils den gemäßigten Zonen angehören. Sie gehen selbst über den nördlichen Polarkreis hinaus und steigen an den Hochgebirgen bis zur Schneegrenze empor. Manche sind durch Schönheit der Blüthen und Wohlgeruch ausgezeichnet. Bei vielen findet sich, hauptsächlich in der Wurzel und im Wurzelstock ein brechenerregender Stoff (Violin), weshalb sie als Arzneipflanzen gelten.

Viole (viola), allgemeine Benennung mehrer Arten von Bogeninstrumenten, von denen wahrscheinlich die ganze Gattung der letzteren ausging. Die namhaftesten sind die Viola da Gamba, d. h. Kniegeige oder Gambe (s. d.), die Viola d'Amore (Liebesgeige), ein bratschenähnliches, ehemals sehr beliebtes, angenehmes Geigeninstrument, die als Orchesterinstrument noch allgemein gebräuchliche Viola da braccio oder Bratsche (s. Altviole), die jetzt ganz verschollene Viola da spalla (Schulterviole), eine Art Baßgeige, und die von Sebastian Bach erfundene Viola pomposa.

Violett (v. Franz.), eine der sieben Farben des Spektrums, und zwar diejenige, deren Strahlen unter allen übrigen am stärksten gebrochen werden. Violette Farben besitzen wir nur in geringer Menge (z. B. Anilinviolett). Meist erzeugt man das V. durch Mischung von Blau und Roth. In der Färberei werden jetzt fast nur die Anilinfarben (s. d.) angewandt, welche an Schönheit alle andern Pigmente übertreffen. Wolle färbt man sehr haltbar violett, indem man 20 Pfund derselben in warmer Indigoküpe färbt und in einer Auflösung von 4 Pfund Alaun 1 Pfund Weinstein und 1 Pfund Zinnauflösung ansiedet. Dann verkühlt man die Stoffe, läßt sie über Nacht liegen, spült sie am Morgen und färbt sie durch $^3/_4$stündiges Sieden mit 2 Pfund Cochenille aus. Zur Bereitung des sehr billigen Blauholzvioletts braucht man die Penséekomposition, welche aus einer Lösung von $5^1/_2$ Theilen Zinn in 36 Theilen Salzsäure u. 18 Theilen Schwefelsäure besteht. Auf 10 Pfund Wolle nimmt man davon $^3/_4$ Pfund nebst ebenso viel Weinstein und $1^1/_4$ Pfund Alaun, siedet die Wolle in diesem Bade eine Stunde, verkühlt sie und färbt sie in frischer Flotte in der Abkochung von 3 Pfund Blauholz aus, indem man sie bei 30—40° in die Flüssigkeit bringt und diese zum Kochen erhitzt. Seide wird rothviolett in einem handwarmen Bade aus 2 Pfund Orseille und 1 Pfund Alaun gefärbt; blauviolett wird diese Farbe, wenn man die Seide durch kaltes Wasser zieht, welches mit Salzsäure schwach angesäuert wurde. Zum Färben der Seide mit Blauholz benutzt man eine Lösung von 1 Pfund Zinn, 6 Pfund Salzsäure und 2 Pfund Salpetersäure, und zwar auf 10 Pfund Seide 2 Pfund. Nachdem die Seide in der verdünnten Lösung gelegen, ringt man sie aus und färbt sie kalt in der Abkochung von 3 Pfund Blauholz. Heller wird die Seide gefärbt, wenn man die Zinnlösung mit der Blauholzabkochung mischt und sie über Nacht in diese Flüssigkeit legt. Auf Baumwolle erzeugt man V. häufig mit Krapp, auch Alcanna findet bisweilen Anwendung. Um mit Blauholz zu färben, legt man 10 Pfund Baumwolle über Nacht in die Abkochung von $2^1/_2$ Pfd. Schmack, windet sie dann aus und bringt sie kalt in 2 Pfund einer Zinnlösung, welche aus $4^1/_2$ Theilen Zinn, 30 Theilen Salzsäure und 10 Theilen Salpetersäure bereitet wurde. Nach $^1/_2$ Stunde werden die Stoffe ausgewunden, 3—4 Stunden in eine kalte Abkochung von 3 Pfund Blauholz gelegt und zuletzt durch kaltes Wasser gezogen, welches 1 Pfund Alaun gelöst enthält.

Violine (Diskantgeige, franz. violon), die kleinste Gattung der Bogeninstrumente, sowohl im Orchester, wo ihr die beiden obersten Stimmen des Chors der Bogeninstrumente zukommen, als auch im Solovortrag ausgezeichnet durch ausgedehnteste Leistungsfähigkeit aller Art, sowie durch höchstes Ausdrucksvermögen im seelenvollen Gesang. Hinsichtlich des Baues stimmt die V. mit den übrigen Geigeninstrumenten überein (s. Geige);

Digitized by Google

sie wird mit 4 Darmsaiten von verhältnißmäßig abnehmender Stärke bezogen, die in die Töne G, d, e, a gestimmt werden. Die Noten für die V. werden durchaus in dem G-Schlüssel, der deshalb auch vorzugsweise Violinschlüssel genannt wird, gesetzt. Die Scala der V. durchläuft von g an alle chromatischen Intervalle bis zum viermalgestrichenen c und kann durch Anwendung der Flageolettöne in der Höhe noch erweitert werden; doch pflegt man im Orchester wenigstens das dreimalgestrichene f u. g nur ausnahmsweise zu überschreiten. Die Güte des Tons der V. besteht in Klarheit und Reinheit, Kraft, Fülle und reiner Ansprache. Man kann verschiedene Spielarten anwenden, als die gebundene Strichart, das Staccato, das Tremolo, die herbe und rauhe Strichart in der Nähe des Stegs (sul ponticello), das Pizziccato ꝛc.; auch zahlreiche Doppelgriffe und mehrstimmige Akkorde können auf der V. hervorgebracht werden. Zur Erzielung einer eigenthümlichen Klangfärbung bedient man sich der Sordinen oder Dämpfer. Im Orchester wird die V. jederzeit in zwei selbstständige Stimmen (erste und zweite V.) getheilt. Die V.n sind sehr alt; schon im 12. Jahrhundert bediente man sich ihrer zur Begleitung des Gesangs; doch waren sie in der Regel nur mit 2 oder 3 Saiten bespannt. Allgemein eingeführt wurde die viersaitige V. erst im 16. Jahrhundert und erhielt damals auch ihre heutige Gestalt. Bis 1680 spielte man nur bis zum zweigestrichenen a; erst nach dem wagte man sich in die zweite Lage hinauf. Die V. kunstgemäß spielen, lehrten zuerst der Römer Corelli und der Florentiner Verazini, von denen ersterer 1728 zu Padua eine Musikschule errichtete, welche die Hauptschule aller späteren Violinspieler wurde. Jetzt ist die Kunst des Violinspiels so vervollkommnet, daß sie nicht selten in fast unnütze Künstelei ausartet. Die besten Lehrbücher des Violinspiels sind die von Löhlein (durch Reichardt vermehrt), von Leopold Mozart (1756), von Rode, Kreutzer und Baillot (vom pariser Konservatorium angenommen), Spohr (1832), Ries (1840), Campagnoli ꝛc.

Violino piccolo (ital., Quartgeige), eine kleine Geige, die man in der Tasche zu tragen pflegte, stand um eine Quarte höher als die gewöhnliche Geige.

Violon (Violone, Kontrabaß, Baßgeige), die größte Gattung der Geigeninstrumente, im Sechzehnfußton stehend, das tiefste aller Streichinstrumente und die Grundstimme des Orchesters. Der Resonanzkörper des V.s ist im Durchschnitt 39—40 Zoll groß; über die technische Konstruktion s. Geige. Gegenwärtig ist der V. meistentheils mit 4 Saiten bezogen, welche in Quarten gestimmt sind: E, A, d, g; in Italien u. Frankreich hat man auch dreisaitige, in Quinten gestimmte V.s, die aber jenen in jeder Beziehung nachstehen.

Violoncello (kleine Baßgeige, auch Cello genannt), ein Baßstreichinstrument, von gleicher Wichtigkeit als Baß des Geigenchors im Orchester und als obligate Grundstimme des Streichquartetts wie als koncertirendes Soloinstrument. Es hat den Bau aller Geigeninstrumente (s. Geige), ist aber erheblich kleiner als der Kontrabaß (Länge des Resonanzraums 27½ Zoll) und wird beim Spielen zwischen die Kniee genommen. Es ist mit der Bratsche in gleichen Quinten gestimmt: C, G, d, a, klingt jedoch um eine Oktave tiefer als jene. Das V. beträgt im Orchester 3½ Oktaven, bis zum zweigestrichenen g. Die Noten für das V. werden meist im Baßschlüssel gesetzt; nur für die Töne, welche das d oder e übersteigen, wird gewöhnlich der Tenor- oder auch der Violinschlüssel gebraucht. In diesem letzteren Falle aber müssen die Noten eine Oktave höher geschrieben werden, weil das V. an sich eine Oktave tiefer steht als die Violine. Im Orchester ist das V. entweder obligat gehalten, oder es geht mit dem Kontrabaß, zur Verschärfung desselben, im Einklang oder in der Oktave. An Spielgeläufigkeit wetteifert es fast mit der Violine und zeichnet sich außerdem durch ungemein männliche und edle Klangfarbe im Gesang aus. Das V., eigentlich nur eine vervollkommnete Umgestaltung der früher üblichen Gambe, wurde von Tardieu, einem französischen Tonkünstler zu Anfang des 18. Jahrhunderts, erfunden und war anfangs mit 5 Saiten, nämlich C, G, d, a, d bezogen; doch ließ man seit etwa 1725 die oberste d-Saite als überflüssig fort. Lehrbücher des Violoncellspiels schrieben Romberg, Dotzauer und Fröhlich.

Viotti, Giovanni Battista, berühmter Violinspieler und Komponist für sein Instrument, geboren den 23. Mai 1753 zu Fontanetto in Piemont, trat 1780 seine erste Kunstreise ins Ausland an und wirkte abwechselnd zu Paris, hier eine Zeitlang als Direktor der großen Oper, und London, wo er den 5. März 1824 †. Seine Kompositionen, unter welchen seine Violinkoncerte und Duetten am bekanntesten, sind häufig für andere Instrumente bearbeitet worden.

Viper (Vipera *Daud.*), Reptiliengattung aus der Ordnung der Schlangen und der Familie der Großmäuler, zu den Giftschlangen gehörig, unterscheidet sich von der Gattung der Ottern (s. d.) nur durch die den ganzen obern Theil des Kopfes einnehmende Schuppenbedeckung. Hierher gehört die Sandviper (V. ammodytes *L.*, V. mit gehörnter Schnauze), hinsichtlich der Zeichnung der Kreuzotter sehr ähnlich, aber leicht kenntlich an dem weichen, 1—2 Linien langen Hörnchen über der Spitze der Schnauze, 2 Fuß lang, in Ungarn und Dalmatien einheimisch. Ihr Biß tödtet schnell. Zu derselben Gattung gehört die redi'sche Natter (V. Redii *L.*), grau, auf dem Rücken mit 3 Reihen schwarzbrauner Querflecken, 3 Fuß lang, von der südlichen Schweiz an durch ganz Südeuropa verbreitet, am häufigsten in Italien, wo sie besonders in Venedig zu Bereitung eines angeblichen Universalmittels benutzt ward und noch benutzt wird. Die Gattung Hornviper (Cerastes *Wagl.*) wird charakterisirt durch den mit gekielten, warzigen Schuppen bedeckten Kopf u. Rumpf und das Horn auf ersterem. Die hierher gehörige gehörnte V. (C. cornutus *Wagl.*, Coluber cerastes *L.*) ist grau und hat über jedem Augenlid eine kleine, spitze, einem Hahnensporn ähnliche Hervorragung und 2 Fuß Länge. In Aegypten u. Arabien einheimisch, findet sie sich häufig auf den Denkmälern der alten Aegyptier abgebildet.

Digitized by Google

Vique, Stadt, s. Vich.

Vir (lat.), Mann.

Virago (lat.), eine Frau, welche sich durch Muth und Tapferkeit als Mann beweist; vergl. Mannjungfrauschaft.

Virchow, Rudolf, berühmter Anatom und Physiolog, geboren 1821 zu Köslin, studirte auf der Pépinière zu Berlin, ward 1846 Prosektor an der dortigen Charité und bald darauf Professor der Chirurgie und Pathologie an der Universität. In Folge seiner politisch-liberalen Richtung mit der Regierung in mehrfache Konflikte gekommen, verlor er seine Professur und ging nun im Sept. 1849 als Professor der pathologischen Anatomie nach Würzburg, kehrte aber 1856 in gleicher Eigenschaft nach Berlin zurück. Er war hier eines der hervorragendsten Mitglieder der deutschen Fortschrittspartei und des Nationalvereins. Im Herbst 1861 vom Wahlkreis Saarbrück-Saarlouis in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt, zählte er seitdem daselbst zu den beredtesten Wortführern der Fortschrittspartei und zeichnete sich namentlich als thätiges Mitglied der Budgetkommission aus. Als Anatom und Physiolog hat er sich insbesondere durch seine Anwendung und Behandlung des Mikroskops und die Begründung der Cellularphysiologie berühmt gemacht. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „Handbuch der speciellen Pathologie u. Therapie" (Erlangen 1854 — 62, 3 Bde.); „Gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medicin" (Frankf. a. M. 1856; 2. Aufl., Berlin 1862); „Die Cellularpathologie" (das. 1858; 2. Aufl. 1859; 3. Aufl., unter dem Titel „Vorlesungen über die Pathologie", das. 1862, 2 Bde.); „Vier Reden über Leben und Krankseín" (das. 1862); „Darstellung der Lehre von den Trichinen" (das. 1864).

Vire, 1) Küstenfluß im nördlichen Frankreich, entspringt im Departement Calvados, fließt nördlich in das Departement Manche, bildet in seinem unteren Laufe die Grenze gegen das Departement Orne und fällt nach einem Lauf von 11 Meilen, wovon 3½ Meilen schiffbar sind, unterhalb Isigny in den Kanal (la Manche), wo er eine Bucht bildet. — 2) Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Calvados, am V. auf einem Felsen, Sitz einer Unterpräfektur, eines Gerichtshofs, einer Handelskammer und eines Arbeiterschiedsgerichts, hat eine Bibliothek, bedeutende Tuch- u. Papierfabrikation, Wollkämmerei, Walkmühlen, Handel und 7647 Einwohner. Dabei die kleine Ortschaft Vau-de-V., nach der das Vaudeville (s. d.) genannt worden sein soll.

Virement (v. de parties, franz.), das Ab- und Zurechnen der Kaufleute, auch das Ueberweisen einer Schuldpost an Dritte.

Virgilius, Publius, mit dem Familiennamen Maro, berühmter römischer Dichter, geboren am 15. Oktober 70 v. Chr. zu Andes bei Mantua, wo sein Vater ein kleines Landgut besaß, erhielt den ersten Unterricht in Cremona, studirte dann zu Mailand, Neapel, wo er Parthenius zum Lehrer in der griechischen Sprache und Literatur hatte, und seit 47 zu Rom, wo er ein Schüler des Epikureers Syron ward. Im Jahre 45 kehrte er nach Andes zurück und widmete sich daselbst der Verwaltung seines Gutes und dem Studium der griechischen Dichter; auch begann er 42 seine Eklogen zu dichten. Die Ackervertheilungen Octavians an seine Veteranen vertrieben ihn 40 von seinem Gute, doch erhielt er dasselbe bald darauf, nach der Aussöhnung Octavians mit Antonius, wieder. Durch Asinius Pollio, den Verwalter der Gallia transpadana, dem Mäcenas empfohlen, verkehrte er neben Horaz viel mit demselben, doch lebte er aus Gesundheitsrücksichten meist zu Neapel. Von 37 bis 30 dichtete er die „Georgica", hierauf die „Aeneis". Um derselben die letzte Feile zu geben, unternahm er eine Reise nach Griechenland (19), traf aber auf der Reise in Athen den aus dem Orient kommenden Augustus und kehrte mit diesem nach Italien zurück, wo er am 22. Sept. 19 in Brundusium †. Seinem Wunsche gemäß wurde er bei Neapel, an der Straße von Puteoli, beerdigt, wo man noch jetzt sein vermeintliches Grab am Eingang der Pausilippusgrotte zeigt. Als Mensch zeichnete sich V. durch harmlosen kindlichen Sinn aus. Stille Würde und milder Ernst ist über seine Dichtungen verbreitet; am meisten gelangen ihm idyllische Genrebilder. Er ist kein dichterisches Genie, sondern ein bloßes Talent, welches zu dem, was es erreicht hat, nur durch angestrengte Arbeit gelangt ist. Daher sind seine Arbeiten mehr durch Sorgfalt, Korrektheit und Eleganz in Komposition, Sprache und Versbau als durch Produktivität, Frische, Anschaulichkeit und Lebendigkeit ausgezeichnet. Seine Hauptwerke sind: 10 bukolische Gedichte, von den alten Grammatikern „Eclogae" genannt, eine getreue Nachahmung Theokrits, aber reich an Zeitbeziehungen, übersetzt u. erklärt von J. H. Voß (Altona 1797; 2. Aufl. von Abr. Voß, das. 1830, 2 Bde.), übersetzt von Ostander (Stuttg. 1834) und Genthe (Magdeb. 1830); die „Georgica", ein didaktisches Gedicht in 4 Büchern, den Ackerbau, die Baumzucht, die Viehzucht und die Bienenzucht behandelnd und durch Reinheit und Wohllaut der Sprache und des Versbaues das vollendetste Erzeugniß der römischen Kunstpoesie, herausgegeben von J. H. Voß mit deutscher Uebersetzung u. Erklärung (Altona 1800, 2 Bde.), übersetzt von Genthe (Quedlinb. 1829), Ostander (Stuttg. 1835) und Karl (Würzb. 1853); „Aeneis", ein Epos in 12 Büchern, nach des Dichters Tod angeblich von seinen Freunden Varius u. Tucca vollendet, herausgegeben von Schmieder (Berlin 1800), Thiel (das. 1834—38, 2 Bde.), Peerlkamp (Leyden 1843, 2 Bde.) und Goßrau (Quedlinburg 1846), übersetzt von Neuffer (Frankfurt 1816, Stuttg. 1830), Nürnberger (2. Aufl., Kempt. 1841), Krüger (Riga 1835), Lots (2. Aufl., Lpz. 1857) und Hertzberg (Stuttg. 1857). Außerdem werden ihm irrthümlich die kleineren Gedichte „Culex", „Ciris", „Dirae" (Battarus et Lydia), „Copa", „Moretum" und die „Catalecta", eine Sammlung von 14 Gedichten, in jambischem und elegischem Versmaße, zugeschrieben. Von prosaischen Schriften des Dichters ist nur sein Briefwechsel mit Augustus bekannt. Wie V.' Person in dem Zauberer V. (s. Virgilius der Zauberer), so lebten auch seine Gedichte nach seinem Tode fort. Schon frühzeitig erhielten sie, besonders die „Aeneis", in den Schulen Eingang. Auch wurden die beim ungesuchten Aufschlagen seiner

ed by Google

Gedichte sich darbietenden Stellen als Weissagungen gedeutet (Sortes Virgilianae). Von den zahlreichen alten Bearbeitungen von V.'Gedichten sind auf uns gekommen Auszüge und Kompilationen von Valerius Probus, Claudius Donatus, Maurus Servius Honoratus, Junilius Philargyrus, sowie Scholien aus Verona und von Pomponius Sabinus und Cynthius Cenetensis (herausgegeben Mailand 1845). Welch großen literarischen Einfluß V. auch im Mittelalter übte, beweist, daß ihn Dante in seiner „Göttlichen Komödie" zum Führer in der Unterwelt nimmt. Auch Tasso und Camoens schließen sich sehr an V. an, und bei den Franzosen war der Begriff des Epos der des virgilischen. In Deutschland sehen wir die „Aeneis" des Heinrich von Veldeke (um 1180) dem Stoffe nach ganz dem V. nachgebildet. Unter den Gesammtausgaben sind außer der Editio princeps (Rom 1469) hervorzuheben die von Heyne (Leipzig 1767—75, 4 Bde.; 3. Aufl. 1803, 4 Bde.) und Wagner (das. 1830 bis 1841, 5 Bde.); unter den Prachtausgaben: die mit italienischer, spanischer, französischer, englischer und deutscher Uebersetzung (Lond. 1826) und der Prachtabdruck der heyne-wagnerschen Ausgabe mit 200 Kupfern und Vignetten, sowie die „Fünfzig Bilder zur Aeneïde" mit französischer und deutscher Erklärung von Frommel (Karlsr. 1830); unter den Hand- und Schulausgaben die von Wunderlich und Ruhkopf (Leipzig 1822, 2 Bde.), Jahn (das. 1825, 2. Aufl. 1838), Forbiger (das. 1836—39, 3 Bde.; 2. Aufl. 1846), Wagner (das. 1849, 3. Aufl. 1861), Ladewig (das. 1850—52; 3. Aufl., Berl. 1860, 3 Bde.), Freund (Breslau 1852), Haupt (Lpz. 1858) und Ribbeck (das. 1859—62, 3 Bde.). Eine klassische Uebersetzung sämmtlicher Gedichte lieferte J. H. Voß (2. Aufl., Braunschw. 1821, 3 Bde.); daneben ist die von Binder (Stuttg. 1856 ff., 3 Bde.) hervorzuheben. Vgl. Eichhoff, Etudes grecques sur Virgile, Paris 1825, 3 Bde.; Lersch, Antiquitates Virgilianae, Bonn 1843; Tissot, Etudes sur Virgile, das. 1846, 4 Bde.; Wedewer, Homer, Virgil, Tasso, Münster 1843, und Beuve, Etudes sur Virgile, Paris 1857.

Virgilius der Zauberer, die nach mittelalterlicher Auffassungsweise sagenhaft verherrlichte Gestalt des römischen Dichters Virgilius. Einige räthselhafte Stellen in seinen Gedichten führten schon früh auf die Meinung, daß darin eine ganz besondere Weisheit und Geheimlehre verborgen sei; christliche Schriftsteller deuteten namentlich den Anfang der 4. Ekloge als eine messianische Weissagung, und diese Deutung setzte sich so fest, daß V. mit der Sibylle neben den alttestamentlichen messianischen Propheten in die katholische Liturgie Eingang fand und auch in den Mysterien des Mittelalters häufig unter den prophetischen Zeugen für den künftigen Messias erscheint. Auch nach dem Zeitalter der christlich-theologischen Polemik gebrauchten Bibelausleger nicht selten virgilische Verse zur Erläuterung von Bibelstellen, und die Scholastiker der spätern Zeit suchten sogar die ganze „Aeneis" moralisch auszudeuten; selbst die biblische Schöpfungsgeschichte ward in einen virgilischen Cento (s. d.) gebracht. Damit hängen auch die sogenannten Sortes Virgilianae zusammen, eine Schicksalsbefragung, bei der man die ersten sich darbietenden Verse des auf Gerathewohl aufgeschlagenen Buchs als Orakel annahm (s. Stichomantie). Es konnte nicht fehlen, daß bald allerlei Sagen an den so hoch verehrten Namen sich knüpften, die sich vorzugsweise an die Orte seiner Geburt, seines Hauptaufenthalts und seines Todes, an Mantua, Rom und Neapel, anlehnten. Die früheste Kunde von diesen Sagen gab 1211 nach Dem, was er mündlich zu Neapel vernommen, der Engländer Gervasius von Tilbury in den „Otia imperialia". Weitere Nachricht, durch Bischof Konrad von Hildesheim, den Kanzler Heinrichs VI., aus Neapel gebracht, findet sich um dieselbe Zeit bei Arnold von Lübeck im 4. Buche seiner Chronik. Diesen beiden folgten der gleichzeitige Helinandus, dessen Erzählung Vincentius Bellovacensis in das 6. Buch seines „Speculum historiale" aufnahm, und der ebenfalls gleichzeitige englische Mönch Alexander Neckam in seinem Buche „De naturis rerum", woraus die betreffenden Stellen in des Gualterus Burläus „Vitae philosophorum" übergingen. Aus diesen 4 Hauptquellen haben die Spätern vorzugsweise geschöpft. Zu einem Ganzen wurden die Sagen vereinigt in dem seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts wiederholt gedruckten französischen Volksbuche „Faictz marveilleux de Virgile", aus welchem das englische hervorging (deutsch von Spazier, Braunschw. 1830) und wenig später auch das niederländische (deutsch in von der Hagens „Erzählungen und Märchen", Prenzlau 1838), dem dann die noch ungedruckte isländische „Virgilius-Saga" sich anschloß. Einige dieser Sagen, aus dem Morgenlande stammend, laufen meist darauf hinaus, daß sie den V. als Urheber von Zauberwerken darstellen, die vorzüglich auf das Wohl Roms oder Neapels abzweckten. Vgl. Siebenhaar, De fabulis, quae media aetate de Virgilio circumferebantur, Berlin 1837; Edélestand du Méril, De Virgile l'enchanteur, in dessen „Mélanges archéologiques et littéraires" (Paris 1850); Zappert, Virgils Fortleben im Mittelalter, Wien 1851. Die reichhaltigsten Nachweisungen über die Literatur der Virgiliussage geben Keller vor seinen Ausgaben von „Romans des sept sages" (Tübingen 1836) und von „Dyocletianus Leben" (Quedlinb. und Leipzig 1841) und von der Hagen vor dem 3. Bande seiner „Gesammtabenteuer" (Stuttg. und Tübingen 1850).

Virgines ecclesiasticae (v. canonicae, lat.), Jungfrauen, welche den Schleier nahmen, aber in ihren Familien lebten und nur versprachen, unverehelicht zu bleiben, wogegen sie im Fall der Verarmung aus dem Kirchenvermögen erhalten wurden. Sie trugen ein Kleid von dunkler Farbe.

Virginia, 1) Tochter des römischen Plebejers Virginius (s. d.). — 2) römische Patricierin, errichtete, als sie wegen ihrer Verheirathung mit dem plebejischen Konsul L. Volumnius durch die patricischen Frauen von der Theilnahme an ihrem Gottesdienst ausgeschlossen wurde, 296 v. Chr. mit den plebejischen Weibern den Altar der Pudicitia plebeja.

Virginia, der nördlichste von den Südstaaten der nordamerikanischen Union, liegt zwischen 36° 30' und 39° 43' nördl. Br. und zwischen 75° 25'

und 83° 40′ westl. L., grenzt im Osten an das atlantische Meer, im Süden an Nordcarolina und Tennessee, im Westen an Kentucky und Ohio und im Norden an Pennsylvania und Maryland und hat einen Flächeninhalt von 2886 QMeilen (39¼ Mill. Acres). Der Beschaffenheit der Oberfläche nach zerfällt das Land in 4 Haupttheile: in das niedrige, im Bereich der Ebbe und Fluth liegende Küstengebiet (Tide Water Region), welches das Meer entlang landeinwärts in einer Breite von 24—28 Meilen sich ausdehnt; in das Hügelland (Piedmont Region), welches zwischen dem Küstengebiet und der östlichen Kette der Alleghanies liegt; in das Gebirgsland im Westen der vorigen innerhalb der Alleghanies (Great Valley) und in die Region im Westen der Alleghanies (Trans-Alleghany Region), welche ein Plateau von unebener Oberfläche bildet und zum Ohio abfällt. Die Westgrenze des Küstengebiets wird durch eine Linie bezeichnet, welche von Georgetown über Fredericksburg, Richmond, Petersburg u. von da in südwestlicher Richtung zur Grenze von Nordcarolina geht. Die durch diese Linie bezeichnete untere Stufe liegt im Durchschnitt 150 Fuß über der Meeresfläche. Von hier an erhebt sich das Land allmählig gegen Westen und erreicht in der östlichen Hauptkette der Alleghanies, welche im Allgemeinen den Namen der blauen Kette (Blue Ridge) führt und in der Richtung von Südosten nach Nordwesten das ganze Land durchzieht, eine mittlere Höhe von 1500—2000 Fuß. V. ist vor vielen Gegenden Amerika's durch schöne Landschaften u. Naturmerkwürdigkeiten, durch reizende Thäler und üppig bewaldete Berge ausgezeichnet. Unter die Naturmerkwürdigkeiten gehören die vielen Höhlen, von denen die tief in das Gebirg eindringende Wiershöhle in der Grafschaft Augusta mit zahlreichen Abtheilungen und Tropfsteingebilden die größte ist. Die bedeutendsten Flüsse sind außer dem Ohio, der die Grenze gegen Ohio, und dem Potomac, der die Grenze gegen Maryland bildet, der Jamesriver mit dem Appomattox, der Rappahannock und der Yorkriver, die beträchtliche Strecken aufwärts für Seeschiffe fahrbar sind und in die Chesapeakbai münden; ferner der Shenandoah, der in den Potomac mündet, der große und kleine Kanawha, die sich in den Ohio ergießen, und der Monongahela, ein Quellfluß des Ohio, der aber mit dem größten Theil seines Laufs Pennsylvanien angehört. Die Küste von V., die größtentheils an der Chesapeakbai sich hinstreckt, ist überall flach und arm an guten Häfen. Der beste Hafen ist der von Norfolk im Innern der sogenannten Hampton-Roads, einer Einbucht der Chesapeakbai vor der Mündung des Jamesriver. Im Allgemeinen ist das Land trefflich bewässert, und die die Gebirge durchschneidenden Ströme bieten eine Fülle der reichsten Wasserkraft. Das Klima bietet bedeutende Unterschiede dar; im Küstengebiet ist zwischen Sommer- und Wintertemperatur kein so bedeutender Kontrast, als im innern gebirgigen Theile des Landes; dagegen ist hier die Luft der Gesundheit sehr zuträglich, während in der Küstenniederung vom August bis Oktober bösartige epidemische, besonders biliöse Fieber herrschen. Zu Monticello, ungefähr in der Mitte des Staats, ist als höchste Temperatur + 29°,3 R., als niedrigste — 16°,9 beobachtet worden. Die Bodenbeschaffenheit ist verschieden nach den orographischen Verhältnissen. Der Boden der Küstenniederung ist durchgehends sandig und arm, zum Theil sumpfig und großentheils von den sogenannten Pine Barrens oder Fichtenwaldungen eingenommen. Der große Dismal Swamp liegt zum Theil im virginischen Küstengebiet. In der Hügelregion gibt es mehr fruchtbares Land, hauptsächlich jedoch nur in den Flußthälern; es ist diese Region hauptsächlich die des Tabaksbaues. Auch in der gebirgigen Region gibt es in den weiten muldenförmigen Thälern fruchtbares Land; dagegen ist das im Westen der Alleghanies zum Ohio abfallende Land durchgängig rauh und uneben und nur stellenweise fruchtbar. Die Vegetation ist außerordentlich reich. Wie auf den Mississippiufern ist hier die Platane die Königin der Forste, umgeben von Pappeln, Ahorn (besonders häufig), Linden, Ulmen, Eschen, Eichen, umzogen und umrankt von wilden Reben, Bignonien, Rhus. Die Berge im Westen sind mit süßen Kastanienbäumen, Weimuthskiefern, canadischen Tannen, Balsamtannen, virginischen Cedern, Zuckerahornbäumen, Buchen, Hickory- und Wallnußbäumen, Maulbeerbäumen, Akazien, Tulpenbäumen, Magnolien, Roßkastanien ꝛc. bestanden. In dem Gebirgsland bildet die Viehzucht, besonders von Rindern und Schweinen, neuerlich auch von Merinoschafen den Hauptzweig der Landwirthschaft. Sonst liefert das Thierreich virginische Hirsche, Hasen, wilde Puter, Rebhühner, Fasanen, im Osten und längs der Gestade Wasservögel in Menge. Von Raubthieren finden sich Bären in den entlegenen Bergwaldungen im Westen, mitunter auch Jaguare, selten Wölfe; von Reptilien die Klapperschlange. Auch das Mineralreich liefert reiche Ausbeute. Gold findet sich in Spottsylvania County und deren Umgebungen, Blei zu Austinville, Kupfer am James; von besonderer Wichtigkeit aber sind nur Eisen, Steinkohlen und Salz. Kohlen kommen westlich von den Alleghanies vor, wo sich das appallachische Kohlenfeld tief nach V. hinein erstreckt, und östlich von den Alleghanies, besonders in Chesterfield County. Eisen findet sich vornehmlich jenseits der Alleghanies, wo auch Salz in großer Menge producirt wird. Im Jahre 1860 wurden gewonnen 23,127 Tonnen Roh-, 9096 Tonnen Guß- und 17,870 Tonnen Schmiedeeisen, zusammen im Werth von 1,398,598 Doll., 9,542,627 Bushels Kohlen im Werth von 690,188 Doll. und 2,056,513 Bushels Salz im Werth von 478,684 Doll. Auch an heißen Mineralquellen ist V. reich. Die Bevölkerung betrug 1840 1,239,747, 1850 1,421,661, 1860 1,596,318 Seelen, darunter 490,865 Sklaven. Nach der Trennung V.'s in 2 Staaten (20. Juni 1863) zählte Westvirginien 321,650 Freie und 13,271 Sklaven, Ostvirginien 783,803 Freie und 477,594 Sklaven. Den Haupterwerbszweig der Virginier bilden Ackerbau und Viehzucht. Die wichtigsten Produkte des Landbau's sind in Ostvirginien Tabak und Mais, in Westvirginien Weizen, doch werden hier auch Roggen, Gerste, Hafer, Buchweizen, Hanf, Flachs, Hopfen

und Kartoffeln in Menge gebaut; Reis gedeiht im Dismal Swamp, Baumwolle, deren Anbau den des Tabaks zum Theil verdrängt hat, besonders am Roanoke, Kürbisse, Zucker- u. Wassermelonen, Artischocken, Spargel und alle Arten Gartenfrüchte in reicher Auswahl in allen Theilen des Landes. Auch gibt es treffliches Obst, namentlich Aepfel und Pfirsische. Die Fläche des kultivirten Bodens betrug 1850 10,360,135, 1860 3,746,036 Acres, die des unkultivirten Bodens 1850 15,792,176, 1860 4,153,134 Acres. Im Jahre 1860 wurden gebaut 13,129,180 Bushels Weizen, 944,024 B. Roggen, 38,360,704 B. Mais, 10,184,865 B. Hafer, 68,759 B. Gerste, 8225 Pfd. Reis, 123,967,757 Pfd. Tabak, 12,727 Ballen (à 400 Pfd.) Baumwolle, 515,004 B. Erbsen und Bohnen, 2,292,118 B. Kartoffeln, 1,960,808 B. süße Kartoffeln, 477,808 B. Buchweizen, Obst im Werth von 800,650 Doll., 40,508 Gallonen Wein, Gartengewächse im Werth von 589,411 Doll., 445,529 Tonnen Heu, 10,015 Pfd. Hopfen, 487,330 Pfd. Flachs, 30,673 Bushels Leinsamen, 937,643 Pfd. Ahornzucker, 94,861 Pfd. Wachs, 1,430,811 Pfd. Honig. Der Viehstand wies auf 1860 287,522 Pferde, 41,014 Esel und Maulthiere, 330,627 Milchkühe, 97,862 Zugochsen, 615,696 Stück anderes Rindvieh, 1,042,946 Schafe, 1,589,519 Schweine. Der Werth des gesammten Viehstandes betrug 47,794,256 Doll. Die Fabrikthätigkeit ist von geringem Belang, nur die Tabaksfabrikation und Mehlbereitung bedeutend. Erheblicher ist der Handel. Hauptausfuhrartikel sind Tabak und Weizenmehl. V. hat wegen mangelnder guter Häfen geringe Rhederei, auch keine großen eigenen Märkte, wie das bedeutende Uebergewicht seiner Ausfuhr (1859: 6,322,162 Doll.) über die Einfuhr (1859: 1,116,193 Doll.) beweist. An der großen Fischerei nimmt V. fast gar keinen Antheil. Die Länge der Eisenbahnen betrug 1860 bereits über 300 deutsche Meilen. Die weiße Bevölkerung ist überwiegend angloamerikanischer Abkunft. Die Virginier rühmen sich ihrer rein englischen Abstammung. Viele der berühmtesten Staatsmänner der Union waren geborne Virginier, z. B. die Präsidenten Washington, Jefferson, Monroe, Madison, Tyler und Harrison, ferner Henry Lee, der Oberrichter Marshall u. A. Ein kleiner Theil der Einwohner ist irischer, schottischer, deutscher und französischer Abkunft. In konfessioneller Beziehung bilden die Methodisten, Baptisten und Presbyterianer die Mehrzahl. Außerdem gibt es Episkopale, Anhänger der freien Kirche, Lutheraner, Unirte, Römisch-Katholische, welche unter 2 Bischöfen stehen, Quäker, Christians, deutsche Reformirte, Evangelisten, Independenten, Mennoniten, mährische Brüder, Anhänger der neuen Kirche, Tunkers, Universalisten und Juden. An höheren Unterrichtsanstalten besaß V. 1850 10 Colleges, darunter die University of Virginia zu Charlottesville (eine der berühmtesten Universitäten in ganz Nordamerika, 1819 gegründet und reich dotirt), das William and Mary College zu Williamsburg (1692 gegründet, episkopal) und das Hampden-Sidney-College in Prince Edward County (1783 gegründet), ferner 3 protestantische theologische Schulen, ein katholisches Priesterseminar (in Wheeling), 2 medicinische Schulen und 2 Rechtsschulen (mit den Universitäten in Charlottesville und Williamsburg verbunden) und ein Militärcollege (in Lexington). Das mittlere und Volksschulwesen steht hinter dem der nördlichen Staaten zurück; man zählte 1850 382 Mittelschulen (academies) und 3904 Volksschulen (primary schools). An Wohlthätigkeitsanstalten hat der Staat 3 Irrenanstalten (in Williamsburg, Staunton und Weston) und ein Blinden- und Taubstummeninstitut (in Staunton). Ein Staatsgefängniß ist in Richmond. Die erste Verfassung V.'s datirte von 1776, erhielt nach der Unabhängigkeitserklärung eine Modifikation in republikanischem Sinne und war dann bis 1830 in Geltung. Seitdem wurde sie zu wiederholten Malen amendirt. Die neueste (bis 1861 in Geltung gewesene, gegenwärtig wenigstens faktisch aufgehobene) Konstitution wurde von einer am 8. Oktober 1850 in Richmond zusammengetretenen Konvention am 1. August 1851 angenommen, vom 23. bis 25. Oktober vom Volke ratificirt und trat den 8. December 1851 in Wirksamkeit. Nach derselben steht an der Spitze der Exekutivgewalt ein vom Volk auf 4 Jahre gewählter Gouverneur, welcher zugleich Senatspräsident ist. Ihm zur Seite stehen ein Staatssekretär und ein Auditor der öffentlichen Rechnungen. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen einer General Assembly, welche aus einem Senat von 50 Mitgliedern und einem Delegirtenhause von 152 Mitgliedern besteht. Die Senatoren werden auf 4 Jahre gewählt, alle 2 Jahre scheidet die Hälfte aus; sie müssen das 25. Lebensjahr erreicht haben und in ihrem Wahldistrikt wohnhaft sein. Die Delegaten werden auf 2 Jahre gewählt und müssen 21 Jahre alt sein. Wahlrecht hat jeder freie weiße männliche Bürger, welcher das 21. Jahr erreicht hat, 2 Jahre im Staate V. und ein Jahr in dem betreffenden Wahldistrikt gewohnt hat. Die General Assembly tritt alle 2 Jahre in Richmond zusammen. V. sendet zum Kongreß nach Washington 2 Senatoren und 13 Mitglieder des Repräsentantenhauses und hat 15 Stimmen bei der Wahl des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Für die Rechtspflege bestehen ein Oberappellationsgericht, 10 Distrikts-, 11 Bezirks- und 140 Grafschaftsgerichte. Sämmtliche Richter werden vom Volk auf eine gewisse Zeit (die des Oberappellationsgerichts auf 12, die übrigen auf 8 Jahre) gewählt und müssen das 30. (die des Oberappellationsgerichts das 35.) Lebensjahr erreicht haben. Die Finanzen des Staats befanden sich vor Ausbruch des Bürgerkriegs in sehr günstiger Lage, obgleich das Budget durch Betheiligung an großen Bauten sehr belastet war. Die gesammte Staatsschuld betrug am 1. Oktober 1860 40,386,659 Doll. mit einer jährlichen Zinsenlast von 1,782,164 Doll. Die Staatseinkünfte für 1859 betrugen 4,326,549, die Staatsausgaben 4,222,536 Doll., der Schuldfond 1,677,652 Doll., das übrige produktive Eigenthum des Staats 4,885,856 Doll. Im Jahre 1860 bestanden 65 Banken mit über 16 Mill. Doll. Kapital, nahe an 10. Mill. Doll. Noten im Umlauf und nahe an 8 Mill. Doll. Depositen. Die Miliz des Staats

Digitized by Google

betrug 1859 cirka 150,000 Mann. Der Staat zerfällt in 140 Counties. Politische Hauptstadt desselben ist Richmond (während des Bestehens des Südstaatenbundes die Hauptstadt desselben). V. wurde 1497 von Sebastian Cabot zuerst besucht. Im Jahre 1584 landete Sir W. Raleigh bei der Insel Wocokom und ging von da auf das Festland über, welches er zu Ehren der Königin Elisabeth V. nannte. Er erhielt das Land von der Krone als Eigenthum verliehen. Im Jahre 1607 wurde die erste Kolonie zu Jamestown am Jamesriver unter dem Kapitän John Smith gegründet, doch bestand sie nicht lange; spätere Versuche Richard Greenville's, Kolonien anzulegen, mißglückten ebenfalls; erst Lord Delaware's Bemühungen lieferten ein günstigeres Resultat. In Folge der Verurtheilung und Hinrichtung Raleighs unter Jakob I. (1618) fiel das Land wieder an die Krone zurück, die es der London- und Plymouthkompagnie zuwies. Es ward damals in Nord- und Südvirginia getheilt. Letzteres riß sich 1630 los und bildete unter dem Namen Carolina eine besondere Kolonie. Während der englischen Revolution bewies sich V. sehr royalistisch gesinnt, indem es die Republik zuletzt, Karl II. aber zuerst anerkannte. Desto eifrigere Theilnahme zeigte es an der Opposition gegen das Mutterland, die zur Unabhängigkeitserklärung führte. Es gab sich 1776 seine erste Verfassung und nahm am 25. Juni 1788 die Konstitution der Vereinigten Staaten an. Im Jahre 1789 trennte sich Kentucky von V., welches dadurch seinen gegenwärtigen Umfang erhielt. In Folge des Anschlusses an die Südstaaten trennte es sich 1862 in Ostvirginien (1945 QMeilen mit 1,261,397 Einwohnern) und Westvirginien (941 QMeilen mit 334,921 Einwohnern), welches letztere, schon länger der Politik der Unionsstaaten sich zuneigend, am 31. December 1862 als State of Kanawha in die Union aufgenommen wurde.

Virginische Inseln, s. v. a. Jungferninseln.

Virginitas (lat.), die Jungfräulichkeit.

Virginius, Römer, dadurch berühmt geworden, daß er seine Tochter Virginia öffentlich erstach, um sie nicht in die buhlerischen Hände des Decemvir Appius Claudius Crassus [s. Claudius 3)] fallen zu lassen.

Virgo (lat.), die Jungfrau.

Virgula mercurialis und **V. trepidans** (lat.), s. Wünschelruthe.

Viriathus, ein lusitanischer Hirt, seit 150 v. Chr. Anführer seiner Landsleute in den Kriegen gegen die Römer, die ihm endlich 146 die Unabhängigkeit Lusitaniens zugestehen mußten. Nachdem er aber 140 auf Anstiften des römischen Statthalters Q. Servilius Cäpio meuchlerisch ermordet, entbrannte der Krieg (viriathischer, lusitanischer Krieg) von Neuem und endete 137 mit der Unterwerfung Lusitaniens.

Virilstimme, die Befugniß eines Einzelnen, als solcher seine Meinung in einer Versammlung abzugeben und bei der Zusammenzählung für sich gerechnet zu werden.

Viritim (lat.), Mann für Mann, jeder einzeln.

Virtuos (v. Lat.), im Allgemeinen Jeder, der es in seiner Kunst zu einer ungewöhnlichen Fertigkeit gebracht; insbesondere der Tonkünstler, der als Sänger oder auf einem Instrument große Fertigkeit besitzt, so daß er in seinem Fache nicht allein die Schwierigkeiten jeder Komposition besiegen kann, sondern sich auch durch einen gefühlvollen, geistreichen Vortrag auszeichnet. Vgl. Musik.

Virtus (lat.), die Mannheit, Tapferkeit, Tugend; in Rom Göttin der Tapferkeit, gewöhnlich dargestellt sitzend auf einem Brustharnisch, einen Zweig in der Hand; M. Marcellus weihete ihr in Rom einen Tempel (208).

Virues, Cristoval de, spanischer dramatischer, lyrischer und epischer Dichter, geboren 1550 zu Valencia, trat früh in Kriegsdienste, focht in der Schlacht bei Lepanto, die er später in seinem epischen Gedicht „El Monserrate" (Madrid 1588, im Auszug in Quintana's „Musa epica" das. 1833) beschrieb, diente darauf im Mailändischen und in Flandern und † um 1619 als spanischer Hauptmann. In seinen „Obras tragicas y liricas" (Madrid 1609) finden sich 5 Tragödien, die, um 1580—90 aufgeführt, auf der Bühne Epoche gemacht haben. Auch scheint sich die Eintheilung des Schauspiels in drei Akte durch seine Stücke zum allgemeinen Gebrauch festgestellt zu haben. Sein episches Gedicht leidet an chronikartiger Trockenheit. Seine dramatischen Arbeiten verschmelzen oft ungeschickt Antikes mit Modernem, verrathen aber, so namentlich „Dido", in einzelnen Zügen wahrhaft dramatisches Talent.

Vis (lat.), Kraft, Macht; v. armata, die bewaffnete Macht; v. inertiae, die Kraft, wodurch ein Körper einem andern Widerstand leistet, welcher denselben Raum einzunehmen strebt, in welchem sich jener befindet, auch s. v. a. Beharrungsvermögen, Trägheit; v. legis, Gesetzeskraft, v. probandi, Beweiskraft.

Vis à vis (franz.), gegenüber.

Viscera (splanchna, lat.), s. Eingeweide.

Vischer, 1) Peter, berühmter deutscher Erzgießer, geboren um 1460 zu Nürnberg, der Sohn Hermann V.s des Aelteren, welcher 1457 das eherne Taufbecken im Dom zu Wittenberg goß. Peter V. wurde 1489 Meister und arbeitete zunächst noch in der scharfen, eckigen Darstellungsweise des 15. Jahrhunderts die ehernen Grabplatten des Bischofs Johann zu Breslau (1496) und des Bischofs Heinrich III. im Dom zu Bamberg (1492—93), sowie den großen Sarkophag des Erzbischofs Ernst von Sachsen im Dom zu Magdeburg (1497), die Monumente in Römhild ꝛc. Nach Manchen soll ihm Veit Stoß die Modelle zu seinen monumentalen Werken geliefert haben. Die idealistischere Auffassung des deutschen Styls, die in seinen späteren Werken hervortritt, so in den Grabplatten der Bischöfe Veit (1503) und Georg II. (um 1506) im Dom zu Bamberg, wobei sich selbst antike Motive bemerklich machen, erklärt sich wohl daraus, daß sein Sohn, Hermann V., Italien besuchte und Studien mit nach Hause brachte. Unter dieser Einwirkung entstand V.s berühmtestes Werk, das Grab des heil. Sebaldus in der St. Sebaldskirche zu Nürnberg (s. d.). Die späteren Werke des Meisters sind im Styl der Renaissance ausgeführt, oder sie zeigen eine Verbindung der Formen des gothischen Styls mit den später üblichen,

gitized by Googl

bilden also gleichsam den Uebergang von der Gothik zur Renaissance. V. † zu Nürnberg den 7. Januar 1529. Seine Porträtfigur findet sich am St. Sebaldusmonument. Von seinen Söhnen starb Peter 1528; Johannes war noch 1530 in voller Thätigkeit; Hermann starb 1540. An V.s Hauptwerk, dem Grabmal des heil. Sebaldus, sind insbesondere die Reinheit des Gusses, die Richtigkeit der Zeichnung, der großartige Faltenwurf der Gewänder und die edlen Charaktere bewundernswerth. Die Gestalten sind im Geiste der schönsten Werke des italienischen, auf der Antike basirenden Mittelalters gehalten. An der Ausführung hatten die Söhne des Meisters Theil. In der Egidienkirche zu Nürnberg ist ein Basrelief mit dem Monogramm P. V. 1522, die Kreuzabnahme vorstellend, von mittelmäßiger Arbeit u. vielleicht von Peter V. dem Sohn herrührend. Auch das gegenüber eingemauerte kleine Grabdenkmal des Bischofs Ch. von Stadion kann nicht von dem Meister sein. In der St. Lorenzkirche ist die Gedächtnißtafel des Anton Kreß von 1533 sein Werk; sie ist in Raphaels Geist gedacht und von reinstem Gusse. Ein Meisterwerk anderer Art in der Kunstschule zu Nürnberg, die nackte Gestalt des Apollo mit dem gespannten Bogen, eine Nachahmung der Antike, rührt wohl von Hermann V. her, da die Jahreszahl 1532 eingegraben ist. In der von forsterschen Sammlung zu Nürnberg ist die berühmte Bronze eines sich kratzenden Hündchens, bekannt durch die Radirung von J. A. Klein, wovon sich in der Kunstkammer zu Berlin und im grünen Gewölbe zu Dresden Wiederholungen finden. Zu den schönsten Werken ihrer Art gehören die Monumente in der Stiftskirche zu Römhild, deren Modelle Heideloff dem V. Stoß zuschreibt (abgebildet und beschrieben von Döbner, München 1840). V.s Werk ist ferner das bronzene Denkmal des Kurfürsten Johann Cicero im Dom zu Berlin, abgebildet in Rabe's „Forschungen im Gebiete der Vorzeit (1. Heft, Berlin 1843). In der königlichen Kunstkammer zu Berlin ist von V. ein in Bronze gegossenes kleines Relief, Orpheus und Euridice auf ihrem Wege aus der Unterwelt darstellend; in der Schloßkirche zu Wittenberg sind zwei eherne Denkmäler der sächsischen Kurfürsten Friedrich des Weisen und Johanns des Beständigen, das zweite vermuthlich von Hermann V. ausgeführt, beschrieben und abgebildet in Schadows „Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Malerei" (Wittenberg 1825); im Dom zu Regensburg ist eine eherne Gedenktafel der Margareth Martein Tucherin, links Christus mit den vier Aposteln in Flachrelief, rechts drei Frauen, im Geiste Dürers gehalten; im Chore der Stiftskirche zu Aschaffenburg das Monument Albrechts von Brandenburg, Kurfürsten von Mainz, ein 7 Fuß hohes und 3 Fuß breites Erzbasrelief; im Dom zu Erfurt eine Krönung der Maria. Vergl. „Die nürnberger Künstler, geschildert nach ihrem Leben und Wirken", Heft 4, Nürnberg 1831.

2) Friedrich Theodor, der bedeutendste deutsche Aesthetiker der Gegenwart, geboren den 30. Juni 1807 zu Ludwigsburg, besuchte das Gymnasium zu Stuttgart, widmete sich dann in den Seminarien zu Blaubeuern und Tübingen dem Studium der Theologie und Philosophie, ward 1830 Pfarrvikar in Horrheim bei Vaihingen und im Herbst 1831 Repetent im Seminar zu Maulbronn. Nachdem er 1833—36 als Repetent im Seminar zu Tübingen gewirkt, entsagte er der theologischen Laufbahn und habilitirte sich in Tübingen, wo er 1837 eine außerordentliche Professur in der philosophischen Fakultät erhielt und sich 1838 ganz der Aesthetik und deutschen Literatur zuwendete. In diese Zeit fällt seine treffliche Schrift „Ueber das Erhabene und Komische" (Stuttgart 1837). Seine Reisen vom August 1839 bis Herbst 1840 nach Italien und Griechenland und im Herbst 1843 durch Oberitalien waren ganz den Kunststudien gewidmet. Im Jahre 1844 wurde V. zum ordentlichen Professor der Aesthetik und deutschen Literatur ernannt, bei welcher Gelegenheit er im November die auch im Druck erschienene (Tüb. 1844) Antrittsrede hielt, in der er den Kampf gegen alle Feinde des freien Denkens aufnahm. Die pietistische Partei benutzte einige in dieser Rede, sowie in den vorher erschienenen „Kritischen Gängen" (Tüb. 1844, 2 Bde.; neue Folge, Stuttg. 1860 ff.) enthaltene Stellen zu den heftigsten Angriffen auf V., in Folge deren der Minister Schlayer über V. eine zweijährige Suspension verhängte. Ostern 1847 trat V. seine akademische Thätigkeit wieder an. Im Frühjahr 1848 von dem Wahlbezirk Reutlingen-Urach in die deutsche Nationalversammlung gewählt, gehörte er zur gemäßigten Linken u. folgte dem Reste des Parlaments nach Stuttgart. Im Jahre 1855 nahm er einen Ruf an das Polytechnikum in Zürich an, kehrte aber gegen Ende 1866 nach Tübingen zurück. Zahlreiche kleinere Arbeiten von ihm finden sich in den „Deutschen Jahrbüchern", den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", Schweglers „Jahrbüchern der Gegenwart" ꝛc. Sein Hauptwerk ist die „Aesthetik, oder Wissenschaft des Schönen" (Stuttg. 1847—58, 3 Bde.), das die Entwickelung der spekulativen Aesthetik von Kant bis Hegel zusammenfaßt.

Visconti, berühmte alte lombardische Familie. Der lateinische Name Vicecomites und der italienische V. bedeuten Vicegrafen; vielleicht waren die V. die Stellvertreter des Kaisers in Mailand. Die V. selbst leiten ihren Ursprung von den Grafen von Angloria, angeblich Nachkommen der longobardischen Könige, ab. Der Erste, dessen mit einiger Gewißheit Erwähnung geschieht, und zwar bei der Belagerung Mailands 1037 durch Kaiser Konrad, war Heribrand (Eriprando). Sein Sohn, Ottone, um 1075 Vicecomes des mailändischen Erzbisthums, erschlug nach der Sage 1099 vor Jerusalem einen Saracenen und wählte dessen Helmzierrath, eine geflügelte, flammenspeiende Schlange, zum Wappen, das später alle V. führten. Er starb in Rom 1111 bei einem Aufstande gegen Heinrich IV., indem er dem Kaiser aufs Pferd half, und hinterließ zwei Söhne, von denen der jüngere, Giovanni, Großvater Theobalds V. war, der unter dem Namen Gregor X. 1272 Papst ward. Der ältere Sohn, Uberto, 1206 Oberhauptmann von Mai-

land, lag in beständiger Fehde mit der Familie della Torre. Sein ältester Sohn, Ottone, geboren 1208 zu Ugogne, ward Erzbischof dieser Stadt. Als ihm Martin della Torre den Eintritt in Mailand verbot, warf sich Otto zum Parteihaupt auf, sammelte alle Ghibellinen um sich und bemächtigte sich Arona's. Sein Hauptunternehmen auf Mailand gelang indessen nicht; erst 1278 behielt er die Oberhand über die Torre. Er hinterließ 1295 die Herrschaft über Mailand seinem Neffen, Matteo V., den er 1294 von Adolf von Nassau als Reichsvikar hatte anerkennen lassen. Derselbe ward 1302 vertrieben, kam aber 1311 durch Kaiser Heinrich VII. wieder zur Regierung u. starb im Kirchenbann 1322, nachdem er die Regierung in die Hände seines Sohnes, Galeazzo, niedergelegt, der, am 21. Januar 1277 geboren, vom Kaiser 1313 zum Vikar von Piacenza ernannt war. Derselbe ward 1327 durch Ludwig den Bayer im Schlosse zu Monza eingekerkert, erhielt zwar im folgenden Jahre auf Fürbitten der Ghibellinenhäupter seine Freiheit, starb aber schon am 6. August 1328. Sein Sohn, Azzo, geboren 1302, ward 1328 gegen eine Summe von 60,000 Fl. von Ludwig dem Bayer zum Reichsvikar zu Mailand ernannt, wandte sich aber dann den Guelfen zu und bemächtigte sich nach und nach der ganzen Lombardei, nur Cremona ausgenommen. Ihm folgte, da er kinderlos war, 1339 sein Oheim, Luchino, dritter Sohn von Matteo V., um 1287 geboren, der, von unersättlicher Ländergier und treulos, beständig kriegte, unter Andern 1343 mit den Pisanern und 1345 mit Parma, daneben aber auch ein Freund der Wissenschaften war, wie er denn mit Petrarca in Briefwechsel stand u. selbst dichtete. Er starb den 24. Januar 1349. Sein Bruder, Giovanni, Erzbischof von Mailand, regierte milder, erwarb Bologna durch Kauf und ward 1353 auch von Genua zum Dogen erwählt. Die Wissenschaften hatten an ihm einen eifrigen Förderer. Ihm folgten 1354 seine drei Neffen Matteo II., Bernabo und Galeazzo II. Matteo starb schon nach einem Jahre an Gift. Galeazzo II. empfing die Hälfte von Mailand nebst Como, Novara, Vercelli, Asti, Tortona und Alessandria und theilte nach Matteo's Tode dessen Besitzungen mit seinem Bruder. Der Steuerdruck, den seine Prachtliebe im Gefolge hatte, rief mehre Verschwörungen hervor. Er starb 1378. Bernabo, der von der Erbschaft seines Oheims Giovanni die andere Hälfte von Mailand, Cremona, Crema, Brescia und Parma empfing, verbrachte sein Leben im Kriege und auf der Jagd; alle Kundgebungen von Unzufriedenheit im Volk wurden grausam geahndet. Sein Neffe Giovanni Galeazzo ließ ihn 1385 in das Kastell zu Trezzo werfen und dort vergiften. Giovanni Galeazzo, Sohn Galeazzo's II., geboren 1347, übernahm nach dem Tode seines Oheims allein die Regierung. In ihm erreichte die Familie V. den Gipfel ihrer Größe und ihres Glanzes. Er nahm den Titel Herzog von Mailand an, wozu er sich die Erlaubniß vom Kaiser Wenzel 1395 erkauft hatte, erwarb Pisa, Siena, Perugia, Padua und Bologna und beabsichtigte selbst den Titel eines Königs von Italien anzunehmen, was Florenz und Venedig durch immer erneute Kriege zu vereiteln suchten. Auch einen Angriff des Kaisers Ruprecht auf Mailand schlug er 1401 glücklich ab. Er starb 1402 zu Marignano an Gift. Seine hervorstechendsten Eigenschaften waren Ehrgeiz, Herrschsucht, Grausamkeit u. Argwohn; doch liebte er auch die Wissenschaften, zog die berühmtesten Männer an seinen Hof, stellte die Universität zu Piacenza wieder her, stattete die zu Pavia reicher aus und begann große Bauwerke, z. B. den mailänder Dom, die Certosa bei Pavia und die Tessinbrücke bei letzterer Stadt. Seine zwei rechtmäßigen und ein natürlicher Sohn theilten nach seinem Tode seine Staaten. Der älteste, Giammaria, geboren 1389, war erst 13 Jahre alt, als er zur Regierung kam, weshalb seine Mutter die Vormundschaft führte. Da sie die Guelfen heimlich begünstigte, nahmen die Ghibellinen sie 1404 gefangen und ließen sie an Gift sterben. Giammaria, zwischen beiden Parteien schwankend, sah sich bald auf die Stadt Mailand beschränkt. Er ließ die Verbrecher vor seinen Augen von Hunden zerreißen und fütterte letztere nur mit Menschenfleisch. Sein Feldherr Facino Cane erhielt sein Heer durch Plünderung. Als aber Cane erkrankte, ward V. 1412 erdolcht. Sein Bruder, Filippo Maria, geboren 1391, hatte nach seines Vaters Tode Pavia und die Umgegend erhalten, bemächtigte sich jedoch nach der Ermordung seines Bruders der Staaten desselben und eroberte durch Franz Carmagnola die ganze Lombardei. Er starb 1447 zu Pesaro ohne männliche Nachkommen, und die Herrschaft ging auf den Gemahl seiner natürlichen Tochter Bianca, Franz Sforza, über. Mehre Sprößlinge der Familie haben sich in der Folge durch die Waffen oder durch Gelehrsamkeit hervorgethan.

Visconti, 1) Ennio Quirino, der berühmteste Archäolog der neueren Zeit, geboren am 1. November 1751 zu Rom, Sohn des Giambattista Antonio V. (geboren 1712, † den 2. September 1784), Präfekten der Alterthümer zu Rom, ein frühreifes Wunderkind, studirte die Rechte, ward vom Papst zum Ehrenkämmerer und Unterbibliothekar im Vatikan, und nachdem er den 2. Band von dem von seinem Vater begonnenen „Museo Pio-Clementino" (1782—1807, 7 Bde.) bearbeitet, 1787 zum Konservator des Museum capitolinum erhoben. Bei der ersten Besetzung Roms durch die Franzosen ward V., der inzwischen durch die Fortsetzung seines großen Werks über die vatikanischen Sammlungen europäische Berühmtheit erlangt hatte, zum Minister des Innern der neuen provisorischen Regierung ernannt. Im Jahre 1798 wurde er einer der Konsuln, sah sich aber bald als Gemäßigter verdächtigt und kehrte zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten zurück. Bei Annäherung der neapolitanischen Armee 1799 ging er nach Paris, wo er zum Aufseher der Sammlungen des Louvre und Konservator der Alterthümer, sowie zum Professor der Archäologie ernannt wurde. In dieser Stellung besorgte er 1801—3 treffliche Kataloge der Schätze des Museums. Dann folgten seine beiden andern Hauptwerke, wozu Napoleon I. die Anregung und die Mittel gab, die „Iconographie grecque" (1808, 3 Bde.) und die „Iconographie romaine" (Paris 1818—20, 3 Bde.), Zeugnisse seltener Ge-

Digitized by Google

lehrsamkeit. Im Jahre 1817 ward er nach England eingeladen, um die Statuen, welche Lord Elgin in den Trümmern des Parthenon gefunden hatte, abzuschätzen; bei dieser Veranlassung schrieb er das „Mémoire sur les ouvrages des sculptures du Parthenon“ (Paris 1818). Er † am 7. Febr. 1818. Eine Gesammtausgabe der Werke V.'s besorgte Labus (Mailand 1818 fg.). V. kann in Hinsicht auf Genialität zwar nicht mit Winckelmann verglichen werden, sofern er sich nie an mythologisch-philosophische Forschungen gewagt, sondern rein das Aeußerliche u. Künstlerische der Kunstdenkmäler ins Auge gefaßt hat, auf diesem Gebiet aber steht er fast einzig da. Sein Bruder, Filippo Aureliano V., † den 30. März 1831 zu Rom, gab als Fortsetzung des „Museo Pio-Clementino“ das „Museo Chiaramonti“ heraus. Ein zweiter Bruder, Alessandro V., geboren zu Rom am 12. März 1757, war eigentlich Arzt, machte sich aber ebenfalls als Archäolog und Numismatiker bekannt; † am 7. Januar 1835 zu Rom.

2) Louis Tullius Joachim, berühmter Baumeister, Sohn von V. 1), geboren den 11. Februar 1791 zu Rom, machte seine Studien in Paris und widmete sich unter Percier und Fontaine der Architektur. 17 Jahre alt, trat er in die Ecole des beaux arts, 1817 ward er Baukondukteur an der Weinhalle in Paris, 1822 Inspektor beim Bau des Finanzministeriums und 1825 Architekt der großen pariser Bibliothek. Zu seinen berühmtesten Arbeiten gehören das Grabdenkmal Napoleons I. im Dom der Invaliden und der Ausbau des Louvre. Doch † der Meister vor Vollendung des Bau's am 1. December 1853. V. war Mitglied des Instituts und Offizier der Ehrenlegion.

Viscount (Vice Comes), s. Adel.

Viscum *L.* (Mistel), Pflanzengattung aus der Familie der Loranthaceen, charakterisirt durch die diöcische Blüthe, die männliche ohne Kelch mit 4theiliger Blumenkrone und auf deren Zipfeln stehenden Staubgefäßen, die weibliche mit oberständigem Kelchrand, ebenfalls 4theiliger Blumenkrone, sitzender stumpfer Narbe und einsamiger Beere, kleine grüne Schmarotzersträucher auf den Aesten der Laubbäume in allen Klimaten, mit gabeligen, meist gegliederten und vierseitigen Aesten und einfachen Gegenblättern und kümmerlichen und ungefärbten Blüthen. Die bekannteste Art ist: V. album *L.*, Eichen- oder Leimmistel, Kreuzholz, auf dem Stamm und den Aesten verschiedener Bäume, am häufigsten auf Birn- und Aepfelbäumen, in einem großen Theil von Europa. Officinell sind die jüngeren Zweige mit den Blättern. Sie haben einen eigenthümlichen widrigen Geruch und einen schleimigen, süßlich-bittern Geschmack und galten früher als krampfstillendes, auch gegen Epilepsie wirksames Mittel. Die darin enthaltenen Heilkräfte sind jedoch nur gering. Wirksamere Bestandtheile sind in der Rinde enthalten, und der aus derselben bereitete Vogelleim (Mistelleim, Pflanzenleim, Viscus aucupatorius) soll weit besser sein als der aus den Beeren (Baccae Visci albi s. quercini) erhaltene. Die Beeren gebrauchte man sonst als erweichendes, zertheilendes und Abscesse zeitigendes Mittel. Die Drosseln lieben sie und setzen den Samen nicht selten mit ihrem Unrath auf Bäumen ab, daher die Alten das Sprichwort hatten: Turdus ipse sibi malum cacat (die Drossel macht sich ihr Unglück selbst). Bei den Druiden war die Mistel eine heilige Pflanze und spielte in der nordischen Mythologie eine nicht unbedeutende Rolle.

Visé (Wiset), Stadt in der belgischen Provinz und im Bezirk Lüttich, rechts an der Maas und an der Eisenbahn von Lüttich nach Mastricht, hat ein Gymnasium, Runkelrübenzucker- und Strohhutfabrikation und 2648 Einw. V. war früher befestigt und das Hauptquartier Ludwigs XVI., als er 1673 Mastricht belagerte.

Viseu (Vizeu), Hauptstadt eines Distrikts in der portugiesischen Provinz Beira, auf einer Anhöhe im Schooße einer von Gebirgen umgebenen, mit Wein, Orangen und Kastanien trefflich angebauten Ebene, eine der ältesten Städte Portugals, lange Zeit der Schauplatz heftiger Kämpfe zwischen Mauren und Christen und noch viele römische, gothische und maurische Ueberreste enthaltend, meist eng und winkelig gebaut mit großentheils unansehnlichen Häusern. V. ist der Sitz eines Bischofs, hat eine schöne Kathedrale, 2 Pfarrkirchen, 3 Klöster, ein großes Hospital, Armenhaus, Theater, Schweinezucht (berühmte Schinken) und 9000 Einw. Unter den römischen Ueberresten befinden sich noch 2 Thürme, die man für einen Theil der vom Konsul Junius Decius Brutus erbauten Citadelle von Vacca hält. In der außerhalb der Stadt gelegenen verfallenen Kirche St. Michael soll der in der Schlacht von Guadalete gefallene letzte Gothenkönig Roderich begraben liegen; wenigstens zeigt man sein Grabmal. Im September wird hier eine berühmte Messe mit großem Roßmarkt gehalten. An einer Seite des Campo, wo die Messe gehalten wird, befinden sich noch die Reste der Verschanzungen eines römischen Lagers, das nach dem lusitanischen Häuptling Viriathus, der es den Römern nach seinem Siege über Decius Junius Brutus abnahm, die Cava do Viriato genannt wird. V. wurde 1044 den Saracenen vom König Ferdinand entrissen. Nordwestlich von V., im anmuthigen Thale des Vouga liegt der Badeort S. Pedro do Sal mit heißen Mineralquellen.

Visionen (v. Lat.), Einbildungen der Seele, die so lebhaft sind, daß sie durch wirkliche Erscheinungen hervorgerufen scheinen. Der Visionär kann selbst Gegenstand seiner V. werden; dann findet das Sichselbstsehen (Doppelgänger) Statt. Die Phantasie kann aber auch beim Sichselbstsehen das falsche Objekt in das eigene Subjekt verlegen, so daß damit das Gefühl einer Trennung der eigenen Persönlichkeit sich verbindet und man aus zwei verschiedenen Wesen zu bestehen glaubt, welche von dem Einen Körper Besitz genommen haben, der dann mithin auch beiden dienend eine doppelte Rolle spielt. Stellt sich durch ein unbewußtes Schließen von der Vergangenheit auf die Zukunft diese Zukunft oder auch eine von dem Seher nur räumlich geschiedene Gegenwart als Faktum objektiv anschaulich dar, so nennt man dies das zweite Gesicht (Deuteroskopie). Alle diese Zustände beruhen auf einer großen Lebhaftigkeit der Phantasie, auf einer gesteigerten Sensibilität des Gangliensystems und auf einer enge-

Digitized by Google

ren Verknüpfung der Sympathie des Menschen mit der äußeren Natur und mit einzelnen Personen seines Geschlechts. Einer der merkwürdigsten Visionäre war Swedenborg; aus neuester Zeit ist an die Seherin von Prevorst zu erinnern. Vgl. Hallucinationen und Traum.

Visir (v. Lat.), der bei manchen zum Feldmessen bestimmten Instrumenten feine lothrechte Einschnitt an der hinteren, aufrechtstehenden Platte, durch welchen man sieht, um den vorderen Theil des Instruments in eine bestimmte Richtung zu bringen; auch der gewöhnlich auf dem hinteren Theil eines Feuerrohrs befindliche Einschnitt, der bei der Flinte, Pistole, Kanone und Haubitze unmittelbar am Rohre, bei der Büchse in einer kleinen stählernen Klappe (Klappvisir) angebracht ist. Das V. muß bei richtiger Lage des Rohrs in der Vertikalebene stehen, welche durch die Seelenaxe gelegt werden kann. In dieser Ebene befindet sich auch vorn am Rohr das Korn. Ist mithin die Visirlinie, d. i. die Linie über V. und Korn, nach dem Ziele gerichtet, so liegt auch die Seelenaxe in einer durch das Ziel gehenden Vertikalebene. Da aber ein mit dem Geschütz gleich hoch stehendes Ziel bei dieser Richtung nicht getroffen werden würde, weil sich das Geschoß senkt, sobald es das Rohr verlassen hat, so macht man gewöhnlich das Korn etwas niedriger, so daß Visirlinie und Seelenaxe nach vorn konvergiren und den Visirwinkel bilden. Wird nunmehr die Visirlinie nach einem gleich hoch stehenden Ziele gerichtet, so ist die Seelenaxe nach vorn erhöht, der Bogen, den das Geschoß beschreibt, etwas höher, das Geschoß erreicht also eine weitere Entfernung und der Schuß wird ein Visirschuß genannt. Da die Weite desselben aber auf größere Distanzen noch nicht ausreicht, so befindet sich an den bronzenen Kanonen und Haubitzen ein verschiebbarer Aufsatz, bei den Büchsen eine zweite, etwas höhere Klappe, in deren obere Fläche ebenfalls ein V. eingeschnitten ist. V. heißt auch die an alten Ritterhelmen zum Schutz des Gesichts angebrachte Vorrichtung, welche entweder unbeweglich mit dem Helme verbunden war, oder auf- und abgeschoben werden konnte, um nach Belieben das Gesicht frei zu lassen oder zu bedecken; s. Helm.

Visirkunst, derjenige Theil der angewandten Geometrie, welcher den Inhalt von Gefäßen, namentlich Fässern, nach dem gebräuchlichen Landesmaße angeben lehrt. Die am meisten angewandte Berechnungsart stützt sich auf die Annahme, daß ein gleichförmig gekrümmtes Faß an kubischem Inhalt fast genau einem geraden Cylinder von gleicher Länge gleich sei, dessen Grundfläche $^2/_3$ der Spundkreisfläche $+ \, ^1/_3$ der Bodenkreisfläche beträgt, während der Inhalt eines am Halse weniger gewölbten Fasses fast genau gleich ist dem eines geraden Cylinders von gleicher Länge, dessen Durchmesser $^2/_3$ des Spunddurchmessers $+ \, ^1/_3$ des Bodendurchmessers beträgt. Letztere Regel empfiehlt sich durch Leichtigkeit der Berechnung, gibt jedoch den Inhalt der gleichförmig gewölbten größeren Fässer etwa um $^1/_{150}$ zu klein an. Auf diese Berechnung ist auch die Anwendung der sogenannten Visirstäbe gegründet. Man unterscheidet hauptsächlich quadratische und kubische Visirstäbe. Die erstern enthalten auf einer Seite, der sogenannten Längenseite, den Durchmesser einer Hohlmaßeinheit, z. B. einer Kanne, d. h. eines Cylinders, dessen Inhalt eine Kanne beträgt und dessen Höhe dem Durchmesser der Grundfläche gleich ist, so oft, als es angeht, aufgetragen; auf der andern, der Flächenseite, die Durchmesser von Cylindern, die bei gleicher Höhe mit einer Kanne einen Inhalt von 1, 2, 3, 4 ꝛc. Kannen haben. Um nun den Inhalt eines cylindrischen Gefäßes in Kannen zu bestimmen, mißt man mit der Längenseite die Länge, mit der Flächenseite den Durchmesser des Cylinders und multiplicirt die beistehenden Zahlen. Soll aber der Inhalt eines Fasses bestimmt werden, so mißt man die Länge wie vorhin, dann mit der Flächenseite den Spund- und Bodendurchmesser, worauf man $^2/_3$ ihres Unterschieds zum Bodendurchmesser addirt, oder auch $^1/_3$ ihres Unterschieds vom Spunddurchmesser abzieht. Die gefundene Zahl multiplicirt man mit der Länge des Fasses. Uebrigens geben diese Maßstäbe den Inhalt nur bis auf $^1/_{100}$—$^3/_{100}$ genau an. Noch bequemer sind die kubischen Visirstäbe, welche gar keine Rechnung erfordern, aber auch nur eine beschränkte Anwendung gestatten. Dieselben beruhen darauf, daß sich ähnlich gestaltete Körper verhalten wie die dritten Potenzen ihrer entsprechenden Linien; ein solcher Visirstab kann demnach streng genommen nur auf solche Fässer angewendet werden, bei denen dasselbe Verhältniß zwischen Höhe, Spundweite und Bodenweite Statt findet, für welches der Maßstab konstruirt ist. Man senkt den Stab durch das Spundloch bis zur entgegengesetzten Daube in das Faß ein, mißt also den Durchmesser der Spundweite; die Zahl, welche am Spundloche auf der Scala abgeschnitten wird, drückt unmittelbar den Inhalt des Fasses als Vielfaches des zu Grunde gelegten Hohlmaßes aus.

Visirung (v. Lat.), die Einschrift des Visum, Zeichen, daß man etwas gesehen hat, auf einen Paß oder in ein Wander- oder Gesindebuch.

Visirwinkel, s. Visir.

Visitation (v. Lat.), die genaue Untersuchung einer Sache oder Person; besonders eine Untersuchung, welche der Obere in der Kirche oder sein Vikar über den Stand der Kirchen, Pfarreien, Klöster und Schulen, sowie rücksichtlich der geistlichen Personen an Ort und Stelle vornimmt.

Visitationsrecht, das Recht der Kriegsschiffe, die Pässe der Kauffahrer neutraler Nationen zu untersuchen, damit nicht etwa der Neutrale dem Feinde Kriegsbedürfnisse zuführe, oder unter neutraler Flagge dem Feinde gehörende Güter am Bord habe.

Visp, Marktflecken und Bezirksort im schweizerischen Kanton Wallis, am gleichnamigen Flüßchen, das in die Rhône mündet, und an der Simplonstraße, hat 530 Einwohner und wurde vom 25. — 30. Juli von einem Erdbeben heimgesucht, welches viele Gebäude in Trümmer legte. Jenseit der Rhône öffnet sich das in mineralogischer Beziehung interessante Baldischeiderthal.

Vista (ital.), s. v. a. Sicht, s. Wechsel.

Visum (lat.), s. Vidi und Visirung.

Visum repertum (lat., Fundschein), der

igitized by Google

auf gerichtliche Veranlassung verfaßte Bericht eines Arztes über die bei einer medicinisch-gerichtlichen Untersuchung gefundenen Resultate, nebst den darauf gegründeten Schlußfolgerungen; s. Obduktion.

Visurgis, alter Name der Weser.

Vita (lat.), das Leben; V. ante acta, der frühere Lebenswandel; V. brevis, ars longa, das Leben ist kurz, die Kunst ist lang, Sprichwort, welches zu kluger Benutzung der Zeit auffordert.

Vitalianer, Sekte, s. Apollinaris 2).

Vitalienbrüder (Vitalianer), eine Seeräuberbande, die gegen das Ende des 14. Jahrhunderts den deutschen Norden beunruhigte. Als die Königin Margarethe von Dänemark den König Albrecht von Schweden nebst seinem Sohn Erich 1389 bei Falköping besiegt und gefangen genommen hatte, Stockholm aber und andere feste Schlösser dem König treu blieben, riefen dessen Verwandte, die Herzöge von Mecklenburg, im Verein mit den Städten Rostock und Wismar Freibeuter gegen die drei nordischen Reiche auf. Diese Schaaren nannte man V., weil es ihnen bloß um Gewinnung des Lebensunterhalts zu thun war, Viktualienbrüder, weil sie Stockholm mit Viktualien oder Proviant versahen, auch wegen gleicher Vertheilung der Beute Liekendeeler, d. i. Gleichbeuter. Glückliche Erfolge gegen die Dänen und Schweden vermehrten die Zahl der V., sie eroberten 1394 die Insel Gothland und schonten nun weder Freund noch Feind. Endlich wurden sie 1398 von dem deutschen Orden unter Konrad von Gunzingen aus Gothland, dem die Insel von Schweden verpfändet war, vertrieben, und auch von der Königin Margarethe, sowie von Hamburg und Lübeck für gemeinsame Feinde erklärt, worauf ein Theil nach der Heimat zurückkehrte die größere Zahl aber sich in die Westsee wendete, wo sie bei den friesischen Häuptlingen Aufnahme fand. Engländer, Dänen, Schweden und besonders die nach England handelnden Schiffe der Hansestädte wurden von ihnen ohne Unterschied beraubt, bis sie endlich 1402 von den Hamburgern bei Helgoland entscheidend geschlagen und ihre Anführer Klaus Störtebeker und Wigman zu Hamburg hingerichtet wurden. Seit 1439, wo sie Bergen plünderten und niederbrannten, verschwindet ihr Name aus der Geschichte. Vergl. Voigt, Die Vitalienbrüder, in Raumers „Historischem Taschenbuch" von 1841.

Vitalität (vitalitas), die Lebensfähigkeit, s. Leben.

Vitellianus (Vitalianus), Papst, aus Segni, bestieg 657 den römischen Stuhl, mischte sich als Gegner des Monotheletismus in den hierüber entbrannten Streit, mußte aber der kaiserlichen Partei nachgeben; † den 27. Januar 672. Er hat Briefe hinterlassen.

Vitellin, Proteïnstoff, welcher im Vogeldotter vorkommen und dem Fibrin sehr ähnlich sein soll, fällt nieder, wenn man Eigelb mit kaltem Wasser behandelt. Nach Lehmann ist der Proteïnstoff des Dotters ein Gemenge von Kaseïn und Albumin. Die amorphen dunkeln Körnchen des Dotters sind alkalifreies Kaseïn mit viel phosphorsaurem Kalk. In der Zwischenzellsubstanz befindet sich alkaliarmes Albumin und dieses geht beim Behandeln des Dotters mit Wasser in Lösung, während das Kaseïn in reinem Wasser schwer löslich ist.

Vitellius, Aulus, mit dem Beinamen Germanicus, römischer Kaiser, Sohn des Lucius V., eines Günstlings des Claudius, geboren 15 n. Chr. Als Knabe schon durch die Wollust des Tiberius verdorben, war er durch Schmeichelei und Ausschweifung beliebt bei Caligula, Claudius und Nero. Von Galba mit dem Oberbefehl über die Legionen am Niederrhein betraut, ward er dort von denselben, sowie den gallischen und britannischen Legionen, deren Gunst er sich durch die niedrigsten Mittel erworben hatte, Anfangs 69 zum Gegenkaiser ausgerufen. Ein Theil seiner Truppen, den er unter Cäcina und Fabius Valens vorausgesandt, schlug den dritten Thronprätendenten, Otho, bei Cremona, der sich darauf am 20. April tödtete. Als V. in Rom völlig eingezogen war, überließ er sich völlig der Trägheit und Völlerei, mit der er auch Grausamkeit verband. Die pannonischen Legionen erhoben sich zuerst gegen ihn, riefen den Vespasianus zum Kaiser aus, schlugen das Heer des V. bei Cremona u. tödteten diesen am 24. Dec. 69 zu Rom.

Viterbo, Stadt im Kirchenstaate, Hauptstadt der gleichnamigen Delegation (54,51 QMeilen mit 128,324 Einwohnern), am Fuße des waldreichen Monte Cimino malerisch gelegen, mit einer thurmreichen Mauer umgeben, gut und regelmäßig gebaut, die Stadt der schönen Brunnen und schönen Mädchen genannt, ist Sitz der Delegationsbehörden und eines Bischofs, hat eine Kathedrale (S. Lorenzo), auf dem Grund eines Herculestempels gebaut, mit den Grabmälern mehrer Päpste, 16 andere Kirchen, ein Jesuitenkollegium, zahlreiche schöne Paläste, darunter den Palazzo communale mit etruskischen Grabmälern u. einer Sammlung etruskischer Alterthümer, den Palazzo Bescovile, in welchem im Mittelalter häufig die Päpste residirten, den Palazzo S. Martino u. a., Schwefelraffinerien, schöne Springbrunnen und 14,500 Einwohner. In der Umgegend die rauchende Schwefelquelle Bulicame mit berühmten warmen Schwefelbädern, die Wallfahrtskirche Madonna della Guercia, die prächtige Villa Lante und viele andere schöne Landhäuser. V. ist angeblich das alte etruskische Fanum Vultumnae.

Vitet, Ludovic, französischer Schriftsteller, geboren den 18. Oktober 1802 zu Paris, studirte auf der Normalschule und betheiligte sich dann seit 1824 am „Globe". Er war der Erste, welcher in der französischen Literatur in seinen „Scènes historiques" (Paris 1826—29, 3 Bde.) den Versuch machte, Zeitpunkte aus der vaterländischen Geschichte dramatisch darzustellen, ohne zur Geschichte etwas hinzu zu dichten. Nach der Revolution von 1830 erhielt er die von Guizot geschaffene Stelle eines Generalinspektors der alten Denkmäler, 1834 die eines Generalsekretärs im Ministerium des Handels, 1836 ward er Staatsrath, 1838 Deputirter und 1840 Mitglied der französischen Akademie. Vom Departement Niederseine 1849 in die Legislative abgeordnet, stimmte er hier mit der Majorität. Seit 1851

widmete er sich ausschließlich literarischen Arbeiten. Eine Sammlung seiner kleineren Schriften erschien 1847 in 2 Bänden. Auch gab er eine „Histoire du Louvre" (Paris 1853) heraus.

Vitex *L.* (Müllen, Gewürzmüllen), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, charakterisirt durch den kurzen 5zähnigen Kelch, die gespaltene Oberlippe, die gespaltene Narbe und die 4fächerige Pflaumenfrucht, gewürzhafte und immergrüne Sträucher und Bäume in wärmern Ländern, mit gefiederten Blättern und Blüthen in Trauben. V. agnus castus *L.*, Keuschbaum, Schafmüllen, Abrahamsbaum, ein 3—12 Fuß hoher, sehr ästiger Strauch mit stumpf 4kantigen, weißgrau filzigen Aesten, gegenständigen, langgestielten, 5- und 7zählig-gefingerten Blättern, violett-röthlichen, außen weißlich-filzigen Blüthen und am Grunde vom Kelche umgebenen, grauschwärzlichen Früchten, an feuchten Stellen und Bächen, auch an Felsen und auf Sandplätzen am Meeresstrande, im südlichen Europa wachsend, stand schon seit den ältesten Zeiten in besonderem Ansehen. Die sämmtlichen Theile haben einen stark gewürzhaften, aber nicht angenehmen Geruch. Man schrieb ihnen den Geschlechtstrieb mäßigende Eigenschaften zu, weshalb die jungfräulichen Priesterinnen der Vesta Zweige in den Händen trugen und ihr Lager damit schmückten. Auch gebrauchte man die Blätter gegen unterdrückte Menstruation, um die Nachgeburt zu befördern, aber auch äußerlich als ein zertheilendes Mittel. In späterer Zeit waren vornehmlich die Samen, statt deren man aber auch gewöhnlich die Früchte sammelte, als Semen Agni s. Arboris castae s. Viticis officinalis, gebräuchlich. Die Früchte und Samen schmecken bitterlich, pfefferartig, scharf und erhitzend. Man gebrauchte sie früher ebenfalls gegen unterdrückte Menstruation, aber auch um die Verdauung zu befördern, sowie bei Durchfällen, Wechselfiebern und als schweiß- und harntreibendes Mittel bei Schlangenbissen. Mit dem besten Erfolg hat man sie gegen Gonorrhöe angewendet.

Vitis *L.* (Weinstock, Weinrebe), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, kletternde Sträucher im mittleren Asien und Amerika, mit lappigen Wechselblättern und Blüthen in Trauben, von deren zahlreichen Arten V. vinifera *L.*, edle Weinrebe, die wichtigste ist (s. Weinstock). Auch andere Arten werden als Getränkpflanzen jetzt häufig kultivirt, wie V. Labrusca *L.*, von Canada bis Florida, mit großen herzförmigen, fast 3lappigen, spitz gezähnten, oben glatten, unten filzigen Blättern, grünen, traubenständigen Blüthen und großen, schwarzrothen, fleischigen, wild sauerschmeckenden Beeren; V. prolifera *Rafin.*, in den Wäldern von Pennsylvanien bis Carolina und Ohio, eine Höhe von 100 Fuß erreichend, mit etwas gelappten, großen, herzförmigen, unten weißfilzigen Blättern, straußförmigen Rispen und großen länglichen, schwarzblaurothen, auch weißlichgrünen Beeren, die eine dicke und zähe Schale haben, aber einen reichlichen, süßen Saft enthalten, mit der beliebten Varietät, Isabellentraube, deren Anbau für Norddeutschland zu empfehlen ist, da sie die härtesten Winter aushält; V. dimidiata *Rafin.*, mit fast ganz rundem, sehr großem, unten kahlem und nur in den Winkeln der Rippen etwas haarigem Blatt, langgestielter lockerer, großer, einem rothen Gutedel ähnlicher Traube und kugeligen, rothfleischigen, dickhäutigen, mit den deutschen Trauben reifenden, ziemlich wohlschmeckenden Beeren, in Pennsylvanien; V. blanda *Rafin.*, mit sehr großen, etwas lappigen, unten stark weißfilzigen Blättern, sehr großer, dichter achseliger Traube und rothen, fleischigen, etwas spät reifenden Beeren, wildwachsend von Pennsylvanien bis Louisiana; V. riparia *Michx.*, V. odoratissima *Don*, in Nordamerika, hat wohlriechende Blüthen, weshalb diese Art häufig als Zierpflanze in amerikanischen Gärten gezogen wird. V. caribaea *Dec.* ist ein Kletterstrauch in Westindien, dem europäischen Weinstock ziemlich gleich. In dem Stamm und in den Aesten ist in reichlicher Menge ein klarer, wohlschmeckender, erfrischender und den Durst löschender Saft enthalten. Auch die großen und festen Beeren schmecken nicht unangenehm und werden gegessen.

Vitium (lat.), der Fehler.

Vitoria, s. Vittoria.

Vitré, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Ille-Vilaine, an der Vilaine und der Eisenbahn von Le Mans nach Rennes, Sitz einer Unterpräfektur und eines Gerichtshofs, hat ein altes festes Schloß, mehre Kirchen, Fabrikation von Leinwand, Wollzeuchen, Filzhüten und Blasebälgen, beträchtliche Gerberei, Handel mit Honig, Wachs, Leder, spanischen Fliegen ꝛc. und 8904 Einwohner.

Vitriol (Eisenvitriol), s. v. a. schwefelsaures Eisenoxydul, s. Eisenoxydul; Kupfervitriol, s. v. a. schwefelsaures Kupferoxyd, s. Kupfer; Zinkvitriol, s. v. a. schwefelsaures Zinkoxyd, s. Zink.

Vitriole, natürliche, Mineralien aus der Klasse der Chalcite, und zwar der schwefelsauren Salze, der Oxyde schwerer Metalle, farblos oder weiß, wasserhaltig und ganz oder theilweise in Wasser löslich (mit Ausnahme des wasserfreien Bleivitriols oder Anglesits), daher von stärkerem oder schwächerem zusammenziehenden Geschmack. Härte und specifisches Gewicht der wasserhaltigen sind niedrig. Alle liefern auf der Kohle mit Soda in der innern Flamme eine Schwefelleber, welche auf einer blanken Silbermünze oder auf mit Bleizucker getränktem Papier einen schwarzen Fleck macht. Alle sind sekundärer Entstehung, unmittelbar oder mittelbar entstanden durch Einwirkung der Atmosphärilien auf Schwefelmetalle. Ihre Hauptfundgrube ist daher der „alte Mann" der Bergwerke, vor allen reich an ihnen der alte Bergbau am Rammelsberg bei Goslar. Von dem wasserhaltigen unterscheidet man den Eisenvitriol (grünen V., Melanterit), grün mit weißem Strich, schwefelsaures Eisenoxydulsalz. Außerdem finden sich Voltait, dunkelgrünes bis schwarzes Eisenoxyduloxydsalz von grünlichgrauem Strich; Coquimbit, weißes, bläuliches und grünes neutrales Eisenoxydsalz; Botryogen, mit kugeligen Zusammenhäufungen, roth, braun und gelb; Kupfervitriol (blauer V., Chalkonit), von blauer Farbe mit weißem Strich, und weißer Zink-

ed by Google

vitriol (Goslarit). Selten sind der blaßrosenrothe Kobaltvitriol und der schön grasgrüne Uranvitriol, jener nach seinem Hauptfundort Bieber bei Hanau Bieberit, dieser nach Johanngeorgenstadt Johannit genannt. Wo Eisen-, Kupfer- oder Zinkvitriole sich in größerer Menge bilden, werden sie für technische Benutzung gewonnen; aus dem Kupferwasser und Cämentwasser, welche die V. auflösen, wird das Kupfer mittelst Eisens ausgefällt.

Vitrum (lat.), Glas.

Vitruvius Pollio, Marcus, berühmter römischer Architekt, aus Fenestrum oder aus Verona gebürtig, nahm unter Julius Cäsar Kriegsdienste und bekleidete dann unter Kaiser Augustus die Stelle eines Kriegsbaumeisters. Sein Werk „De Architectura" ist das einzige aus dem Alterthum übrig gebliebene Werk über die Technik der alten Baukünstler, doch haben sich von seinen 10 Büchern nur die 7 ersten und einige Abschnitte des 9. erhalten; dieselben wurden unter Andern von Schneider (Leipzig 1807, 3 Bde.), Stratico (Udine 1825—30, 4 Bde.) u. Marini (Rom 1836, 4 Bde.) herausgegeben und von Rode (Lpz. 1796, 2 Bde.) und Lorentzen (Gotha 1857 ff.) übersetzt.

Vitry, 1) (V.-le-François, V. sur Marne), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Marne, rechts an der Marne, in die hier der Ornain mündet, am Marne-Rheinkanal und an der Eisenbahn von Paris nach Straßburg, Sitz einer Unterpräfektur und eines Gerichtshofs, hat ein Collége, ein Nonnenkloster mit Erziehungsanstalt, Fabrikation von Baumwollstoffen, Hüten und Oel, Gerberei, Handel mit Kohlen, Getreide und Eisen und 7622 Einw. V. wurde 1545 von Franz I. anstatt des von Karl V. verbrannten V.-en-Perthois gegründet und ihm zu Ehren benannt. — 2) Dorf im französischen Departement Pas de Calais, an der Scarpe u. der Eisenbahn von Paris nach Brüssel, hat Zucker- und Oelfabrikation und 2502 Einw. Hier stürzte am 8. Juli 1846 ein Eisenbahnzug in einen Sumpf, wobei viele Menschen umkamen.

Vitteaux, Stadt im französischen Departement Côte-d'or, an der Brenne, hat Shawlfabrikation, Handel mit Wolle, Pflaumen, Hanf ꝛc. und 1677 Einw.

Vittoria, 1) (Vitoria), Hauptstadt der spanischen Provinz Alava in den baskischen Landen, südöstlich von Bilbao, an dem kleinen Flusse Zadorra, der Heerstraße nach Frankreich und der spanischen Nordbahn (Linie Madrid-Burgos-Irun), in einer weiten, fruchtbaren, von Gebirgszügen eingefaßten Ebene. Der größere Theil der Stadt ist alt und schlecht gebaut, die sogenannte Neustadt aber sehr modern mit breiten, geraden Straßen und einem großen, mit Prachtgebäuden u. Kolonnaden umgebenen Platze. Das schönste der öffentlichen Gebäude ist der Palast der Provinzialdeputation. V. ist Festung und Sitz eines Bischofs, hat 5 Kirchen, darunter eine alte gothische Hauptkirche, 6 Klöster, 6 Kapellen, eine Zeichenschule, ein Münz- und Antikenkabinet, mehre Kasernen, ein Theater, Hospital, Armenhaus, schöne Promenaden, Fabrikation von Leder, Lederwaaren, Wollzeuchen, eisernem Küchengeschirr, Wägen, Stühlen, Kerzen ꝛc., Weinbau (Chacoli), Handel mit Getreide, Vieh, Wein und den genannten Fabrikaten u. zählt 15,569 Einw. V. gehörte ursprünglich zu Navarra und ist geschichtlich berühmt durch den 1317 erfochtenen Sieg des schwarzen Prinzen zu Gunsten Peters des Grausamen von Kastilien, besonders durch den entscheidenden Sieg Wellingtons am 21. Juni 1813 über den König Joseph von Spanien und die Franzosen unter Jourdan. — 2) Stadt in der italienischen Provinz Noto auf der Insel Sicilien, unweit rechts des Camerina, hat starke Vieh- und Bienenzucht, Seiden- und Reisbau und 10,900 Einw. — 3) S. Victoria.

Vittoria, Herzog von, s. Espartero.

Vittoria della Volpe, Alessandro, namhafter italienischer Architekt und Bildhauer, geboren 1525 zu Trient als Sohn des Architekten Bigilio V. d. V., kam 1543 nach Venedig in die Schule Jacopo Sansovino's, wendete sich hier aber mehr der Skulptur als der Architektur zu und eignete sich bald eine freiere, malerische, öfters freilich zu ungebundene Manier an, wodurch er sich, obwohl der Lieblingsschüler Sansovino's, doch so herben Tadel von Seiten desselben zuzog, daß er ihn 1547 verließ und nach Vicenza übersiedelte, wo ihn Palladio als Stuccateur beschäftigte. Im Jahre 1553 aber kehrte er, von Pietro Aretino bewogen, zu Sansovino zurück, dem er von nun an treu zur Seite stand. Er † den 27. Mai 1608 zu Venedig. Er arbeitete in Marmor, Bronze, Stuck und Holz. Insbesondere brachte er die plastische Porträtbildung zu hoher Ausbildung; seine Büsten u. Porträtmedaillons gehören zu den Meisterwerken in diesem Fache. Als seine Hauptwerke sind hervorzuheben: die Karyatiden am Eingang der Bibliothek zu S. Marco (1543—47 gemacht); die Sklaven am Monument Contarini's in S. Antonio zu Padua; das Monument Grimani's in S. Sebastian zu Venedig (1564); das Monument des Dom. Ballani in S. Giorgio Maggiore daselbst (1574); das Monument Contarini's in S. Maria dell' Orto daselbst (1578); der lebensgroße Jacobus in S. Giacomo di Rialto (1601—5) und sein eigenes Grabmal in S. Zaccaria daselbst, sein bestes Werk; 4 Apostel im Dom zu Treu in Dalmatien, einige sehr anmuthige Silberfiguren in der Schule S. Giovanni Evangelista und ein treffliches Basrelief mit der Himmelfahrt der Maria bei den Frati Minore in Venedig. Die Zahl der Büsten, die ihm zugeschrieben werden, ist sehr groß, als ächt nachgewiesen sind davon bis jetzt 25. Die Zahl seiner Schüler und Nachahmer ist sehr groß.

Vitzliputzli (eigentlich Huitzilopochtli, Mexitli), Kriegsgott und Schutzgottheit der Mexikaner, kolossal gebildet, mit blauer Stirn, den übrigen Kopf mit einer goldnen Maske bedeckt, den Leib mit einer goldnen Schlange umwunden. Sein Attribut war die Schlange, und an seinem Feste im 15. Monat wurde eine solche von Holz (Expamitl) in Prozession herumgetragen.

Vitzthum, s. v. a. Vicedom, s. Vice.

Vivace (ital.), musikalische Bezeichnung, lebhaft; Vivacissime, auf das lebhafteste.

Vivarois (Vivarais, Vivares, Vivarez), Landschaft in der ehemaligen französischen

Provinz Languedoc, jetzt Theil des Departements Ardèche, mit der Hauptstadt Viviers, merkwürdig durch die zahlreichen Felsengrotten, welche die Gebirge in Niedervivarois enthalten.

Vivat (lat.), es lebe! Gegensatz: Pereat, es komme um!

Vivero, Stadt in der spanischen Provinz Lugo (Galizien), in der Tiefe der gleichnamigen Bucht (Ria de V.) des biscayischen Meerbusens, hat einen guten Hafen, Leinweberei, Handel und 2500 Einwohner.

Viviani, Vincenzo, berühmter italienischer Mathematiker, geboren den 5. April 1622 zu Florenz, widmete sich unter der Leitung Galilei's, dessen steter Begleiter er dann bis zu dessen Tode blieb, dem Studium der Mathematik, ward 1666 erster Mathematiker des Großherzogs Ferdinand II. zu Florenz und Mitglied der von demselben errichteten Accademia del cimento. Ludwig XIV. ernannte ihn 1699 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Paris und setzte ihm eine bedeutende Pension aus. V. † am 22. September 1703. Seinen Scharfsinn bewies er besonders in seiner Ergänzung der verloren gegangenen 5 Bücher des griechischen Mathematikers Aristäus über die Kegelabschnitte („Divinatio in Aristaeum", Florenz 1701) und des damals ebenfalls verloren geglaubten 4. Buchs des Mathematikers Apollonius aus Perga, gleichen Inhalts („Divinatio in quartum Conicorum Apollonii Pergaei", Florenz 1659), denn als einige Zeit nachher das ganze Werk des Apollonius aufgefunden wurde, zeigte sich, daß V. nicht nur den Sinn des alten Mathematikers richtig getroffen, sondern Manches sogar besser als jener ausgeführt hatte.

Vivianit (Glaukosiderit, dichromatischer Euklas-Haloïd, Anglarit, Mullicit, Blaueisenerde, Eisenblau), Mineral aus der Ordnung der wasserhaltigen Chalcite, krystallisirt zwei- und eingliedrig oder monoklinisch, in schmaler rhomboidischer Tafel, mit ausgezeichnetem blättrigen Bruch nach der Tafelfläche, auch blättrig und strahlig, am häufigsten erdig, ist milde (die dünnen Blättchen gemein biegsam), von Steinsalzhärte, 2,6 specifischem Gewicht, durchscheinend, in dünnen Blättchen durchsichtig, auf dem blättrigen Bruch glasglänzend. Es ist wasserhaltiges phosphorsaures Eisenoxydul, daher frisch gegraben oft farblos, aber durch Oxydation des Oxyduls bei Luftzutritt dunkelgrün oder blau werdend. Der Strich ist farblos oder etwas lichtblau gefärbt, wird aber durch Lichteinwirkung dunkelblau. Vor dem Löthrohr ist es leicht schmelzbar zu dunkelstahlgrauer magnetischer Kugel und färbt dabei die Flamme blaugrün. In Säure leicht löslich, wird es durch Kalilauge schwarz. Das Mineral findet sich krystallisirt auf den Magnetkieslagerstätten von Bodenmais und auf Brauneisenstein bei Amberg in der bayerischen Oberpfalz, in tertiären Muscheln von Kertsch, auf Zinnlagerstätten in Cornwallis u. an andern Orten, ist sehr verbreitet, wenn auch nicht in größeren Massen, in Thon und Torf, zuweilen das Innere von Muscheln (Kertsch), von fossilen Knochen und Baumstämmen ausfüllend.

Viviers, Stadt im französischen Departement Ardèche, rechts an der Rhône und unweit der Eisenbahn von Lyon nach Marseille, zwischen Kalkfelsen gelegen, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, Obst- und Maulbeerzucht, Weinbau und 2706 Einw.

Viviparen (v. Lat.), Thiere, welche lebendige Junge gebären.

Vivisektion (v. Lat.), die Sektion (s. d.) eines lebendigen Thiers zum Behuf irgend eines experimentalen Zweckes. Gewöhnlich werden die Thiere vor der Eröffnung durch Schwefeläther oder Chloroform betäubt.

Vivonne, Stadt im französischen Departement Vienne, an der Eisenbahn von Tours nach Bordeaux, hat mechanische Flachs- und Hanfspinnerei und 2618 Einw.

Vizella, Badeort in der portugiesischen Provinz Entre Douro e Minho, Distrikt Oporto, in reizender Gegend, mit vielen warmen Schwefelquellen und sehenswerthen Ueberresten alter Römerbäder.

Vlaardingen, Stadt in der niederländischen Provinz Südholland, Bezirk Rotterdam, westlich von Rotterdam, rechts an der neuen Maas, ist einer der Hauptsitze der holländischen Häringsfischerei, hat ein Kantonalgericht, eine schöne reformirte Kirche mit prächtigen Grabmälern, ein schönes Rathhaus, einen großen Fischmarkt, einen geräumigen Hafen, Schiffbau, Handel und 8212 Einw.

Vlämische Sprache und Literatur. Das Vlämische (Flämische) ist die in Belgien gebräuchliche Mundart des Niederdeutschen (franz. Flamand) und bildet mit dem Holländischen, der unpassend so genannten Sprache des heutigen Königreichs der Niederlande, die niederdeutsche oder niederländische Sprache. Beide Mundarten verhalten sich etwa so zu einander wie die schwäbische und fränkische, und der zwischen ihnen obwaltende Unterschied betrifft bloß das volksthümliche Idiom, denn in der Schriftsprache ist, abgesehen von einigen unbedeutenden orthographischen Verschiedenheiten (z. B. vlämisch ae, ue, y für das holländische aa, uu, ij), ein wesentlicher Unterschied zwischen ihnen nicht vorhanden, wie die verschiedenen, seit 1849 abgehaltenen holländisch-belgischen Sprachkongresse zur Genüge dargethan haben. Daher fällt die Geschichte der vlämischen Literatur mit der der niederländischen zusammen (s. Niederländische Literatur). Die in Belgien bald nach dessen Lostrennung von den Niederlanden hervorgerufene sogenannte „vlämische Bewegung" verfolgt die Tendenz, auf Grund der belgischen Verfassung, welche keiner der beiden in Belgien gesprochenen Sprachen ein Vorrecht einräumt, der im Staatsleben, wie im geselligen Verkehr mehr und mehr zu vorwiegender Geltung gelangenden französischen Sprache durch Schrift und Wort entgegenzuarbeiten, das von den Altvordern überkommene vlämische Idiom zu einer ebenbürtigen Schrift- und Volkssprache der vlämischen Bewohner Belgiens zu erheben und dadurch einen an die Vergangenheit anknüpfenden nationalen Aufschwung derselben anzubahnen. Die Leiter dieser volksthümlichen Bewegung sind vornehmlich Willems, Blommaert, van Ryswyck, Conscience, van de Voorde, Delecourt, Dautzenberg, van Duyse, Snellaert, de

Digitized by Google

Laet, Dedecker, David und Bormann. Obwohl die Regierung dieses Streben der „Vlamingen" nie mit günstigen Augen ansah, so mußte sie den in den gesetzgebenden Versammlungen oft warm unterstützten Forderungen derselben in Gesetzvorlagen u. Verwaltungsmaßregeln doch Manches einräumen, u. wenn auch gegenwärtig die vlämische Sprache noch nicht als Schul- und Gerichtssprache die ihr gebührende Stellung einnimmt, so hat sie doch schon so schöne und reiche Blüthen entwickelt, daß ihre Erhebung zu einer mit der französischen gleich berechtigten Landessprache kaum noch zu hindern sein wird. Außer den Grammatiken der vlämischen Sprache von van Beers und Hiremans und dem Wörterbuch von Sleep sind zu nennen: Bandenhoven (d. i. Delecourt), La langue flamande, son passé et son avenir, Brüssel 1844; Höfken, Vlämisch-Belgien, Bremen 1847, 2 Bde. Die vlämische Bevölkerung herrscht vor in den Provinzen Antwerpen, Brabant, Westflandern, Ostflandern u. Limburg; vgl. Belgien.

Vleet (Vloot), bei den Holländern ein zum Wallfischfang ausgerüstetes Schiff, auch die ganze Ausrüstung eines solchen Schiffes.

Vlieland, Insel in der Nordsee, vor dem Eingang der Zuydersee, zwischen den Inseln Ter Schelling und Texel, gehört zur niederländischen Provinz Nordholland, Bezirk Hoorn, hat ½ QMeile Flächenraum, eine große Rhede und 800 Einwohner. Auf ihr liegt das Dorf Ostvlieland mit 660 Einwohnern; das Dorf Westvlieland ist durch Ueberschwemmungen allmählig untergegangen. Hier am 10. August 1666 Seesieg der Engländer unter Admiral Holmes über die Holländer.

Vließ, die im unmittelbaren Zusammenhang der einzelnen Felle befindliche Schafwolle, in welchem die Wolle (s. d.) nach dem Scheeren stets erhalten wird. In der griechischen Mythologie ist besonders das goldene V. zu Colchis berühmt, welches Jason (s. d.) zurückholte. Ueber den Orden des goldenen Vließes s. Goldenes Vließ.

Vlissingen, stark befestigte Stadt in der niederländischen Provinz Zeeland, Bezirk Middelburg, an der Mündung der Westerschelde, auf der Südküste der Insel Walcheren, ist Sitz einer Marinedirektion und eines Kantonalsgerichts, hat einen großen Hafen für Kriegsschiffe und einen kleineren für Kauffahrteischiffe, ein großes Marinedock, mehre Forts, bedeutende Schiffswerfte, eine schöne reformirte Kirche (St. Jakob) und mehre andere Kirchen, eine Gesellschaft der Wissenschaften, ein Theater, eine Börse, mehre Kasernen, eine große Ankerschmiederei, Pulvermagazine, Kasematten, lebhaften Handel und 10,922 Einwohner. Die Stadt steht durch einen Kanal mit Middelburg in Verbindung. V. ist der Geburtsort des berühmten Admirals de Ruyter, dem hier 1841 ein Denkmal gesetzt wurde. Die Festungswerke von V., das als der den Eingang zur Schelde beherrschende Punkt von großer strategischer Wichtigkeit ist, wurden namentlich von Napoleon I. noch bedeutend verstärkt und erweitert. Am 15. August 1809 kapitulirte die Festung unter dem französischen General Monnet, der deshalb später durch ein Kriegsgericht verurtheilt wurde, nach achtzehntägiger Belagerung an die Engländer, denen 4000 Mann und über 200 Geschütze in die Hände fielen. Bei dem furchtbaren Bombardement kamen über 300 Menschen ums Leben und ein großer Theil der Stadt mit dem schönen Rathhause und 3 Kirchen wurden zerstört. Die Engländer hielten V. noch bis Ende 1809 besetzt und zerstörten, als sie es verließen, die größeren Marineetablissements und einen Theil der Festungswerke und des Hafens.

Vlotho, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Herford, links an der Weser, hat eine evangelische und katholische Kirche, eine große Zuckerraffinerie, Fabrikation von Farben, Siegellack, Chemikalien, Cichorien, Papier, Tabak und Oel, Schiffbau, Schifffahrt, Handel und 2682 Einwohner.

Vocativus (lat.), s. Casus.

Voce (ital.), s. v. a. Singstimme.

Vodina (Vodena), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Salonichi, an der Bistritza, hat viele Kirchen und Moscheen, Woll- und Baumwollweberei, Tabaksfabrikation und 12,000 Einwohner. V. ist das alte Edessa, vor Philipp die Residenz der macedonischen Könige.

Vögel (Aves), Klasse der Wirbelthiere, warmblütige, hartschalige Eier legende Wirbelthiere von durchaus charakteristischer Körperform umfassend. Brust und Bauch bilden bei den V.n eine einzige eiförmige Masse, welche im Gleichgewicht auf 2 Beinen ruht, und zwar in der Regel in der Weise, daß die Längsaxe der Eiform horizontal von vorn nach hinten verläuft. Der rundliche Kopf, der in einen hornigen Schnabel ausgezogen ist, ruht auf einem mehr oder minder langen, nach allen Seiten hin beweglichen Halse. Nach hinten geht die Eiform des Körpers in einen Schwanz aus, welcher aber, was Skelet und Muskeln betrifft, durchaus rudimentär und nur aus langen, steifen Federn gebildet ist. Das Skelet der V. zeichnet sich durch eine Eigenthümlichkeit aus, welche als Pneumaticität bezeichnet wird u. die Fähigkeit zu fliegen begründet. Die Knochen enthalten nämlich kein Mark, sondern sind hohl und mit Oeffnungen versehen, durch welche sie vermittelst besonderer Luftwege, welche häutige Kanäle darstellen, von der Lunge aus mit Luft angefüllt werden können. Bei jungen V.n, welche noch nicht flügge sind, enthalten die Knochen Mark, welches aber nach und nach schwindet. Die Sturmvögel, Pelekane und andere schnell und mit Ausdauer fliegende V. von bedeutender Größe haben fast lauter hohle Knochen, indem nur einige dünne Knöchelchen des Kopfes, namentlich die Jochbeine, solid sind. Bei den Straußen und anderen Laufvögeln dagegen beschränkt sich die Pneumaticität auf wenige Knochen der Hirnschale, welche unmittelbar von der Mund- und Nasenhöhle aus mit Luft gefüllt werden können. Die äußere Rindenschicht dieser pneumatischen Knochen ist stets außerordentlich fest. Die Schädelknochen der V. verwachsen sehr frühzeitig in eine einzige Hirnkapsel, an welcher keine Spur von Nähten bemerklich ist. Im Allgemeinen ist der Schädel der V. rundlich und zu beiden Seiten mit meist sehr großen Augenhöhlen versehen, deren Scheidewand sehr oft nicht durchaus ver-

knöchert ist. Die ebenfalls sehr oft nur unvollständig geschiedenen Nasenlöcher liegen im Schnabel. Der Gelenkkopf, mit welchem der Schädel auf dem ersten Halswirbel aufsitzt, ist stets einfach, knopfförmig, oft vollkommen kugelig, daher seine bedeutende Beweglichkeit. An den Seiten des Schädels liegen die Schläfenschuppen, welche meist vertieft sind und eine äußere Schläfengrube bilden, worin der Hebemuskel des Unterkiefers entspringt. Der ganze Oberkiefergaumenapparat ist am Schädel beweglich eingelenkt. Der Oberkiefer selbst ist in der Regel sehr klein, nach hinten gerückt, der Zwischenkiefer weit größer, unpaarig und die Schnabelform im Wesentlichen bedingend. Der Unterkiefer, dessen Form je nach der Schnabelform sehr verschieden ist, besteht aus einem mittleren, unpaarigen Knochen und aus 5 seitlichen, paarigen Stücken, welche aber sehr bald mit einander verwachsen und so einen einzigen Winkelknochen bilden. Die Stelle der Zähne vertreten Hornscheiden, welche die schneidenden Ränder der Kieferknochen überziehen und gewöhnlich scharf, selten kammartig gezackt sind. Oft werden diese Hornscheiden nach hinten zu von einer eigenthümlichen nackten Haut, der sogenannten Wachshaut (ceroma), ersetzt. Für die einzelnen Theile des Schnabels gibt es besondere Kunstausdrücke. Die Rückenkante des Oberschnabels heißt Schnabelrücken oder Firste; der untere Rand des Unterkiefers Dillenkante, der Winkel, in welchem beide Aeste des Unterschnabels zusammenstoßen, Kinnwinkel, der vereinigte Theil der beiden Unterkieferäste Dille (myxa). Die Gegend zwischen dem Auge u. der Schnabelwurzel nennt man Zügelgegend und die hintere Backengegend Ohrgegend. Die Form des Schnabels und dessen Größenverhältniß zum Körper ist sehr verschieden. Die einfachste Form ist diejenige eines Kegels oder einer Pyramide mit mehr oder minder scharfer Firste. Diese Form findet sich in den mannichfaltigsten Uebergängen von der Länge des Storchschnabels bis zu dem kurzen Kernbeißer- und dem nadeldünnen Kolibrischnabel. Durch stärkere Biegung der Firste, Zuspitzung des vorderen Hakens am Oberschnabel und Schärfung der Seitentheile gestaltet sich der Kegelschnabel zum Raubschnabel, wie ihn die ächten Falken und Eulen am ausgebildetsten zeigen. Plattet sich der Kegelschnabel mehr ab, verbreitern sich seine Seitentheile und verschwindet die Kante der Firste fast ganz, so entsteht jene die Gänse und Löffelreiher charakterisirende Schnabelform. Die unverhältnißmäßig großen Schnäbel der Nashornvögel bestehen aus poröser, großzelliger Knochenmasse, welche zum Theil sogar luftführend ist. Bei den Tauben und Sturmvögeln erscheint der Schnabel zusammengesetzt, indem die Nasenlöcher von besonderen Knorpelschuppen überwölbt sind. Die Wirbelsäule der V. läßt die Abtheilungen der Hals-, Rücken-, Lenden-, Kreuz- und Schwanzwirbel erkennen. Der Hals hat gewöhnlich 11 bis 12, selten 9, zuweilen aber auch über 20 Wirbel mit starken Querfortsätzen, die an ihrer Wurzel durchbohrt sind, so daß ein Kanal entsteht, durch welchen die hintern Hirnarterien nach oben steigen. Die kurzen Rückenwirbel wechseln von 1 bis 10 u. haben auf ihrer vordern, dem Bauche zugewendeten Fläche gabelige Dornfortsätze, um welche herum die Lungen liegen. Sie tragen sämmtlich Rippen, welche sehr platt und mit vom Brustbein ausgehenden, den Rippenknorpeln entsprechenden, platten Knochen winkelig verbunden sind. Diese Brustbeinrippen sind sowohl mit dem Brustbein, als mit den Rippen beweglich verbunden. Außer diesen wahren Rippen haben die V. auch noch einige falsche Rippen, welche das Brustbein nicht erreichen. Die Lenden- und Kreuzbeinwirbel, 9 bis gegen 20 an der Zahl, sind unter einander und mit dem Becken zu einem einzigen Knochen verwachsen, und zwar stellt das Kreuzbein einen meist länglichen Knochen dar, welcher auf beiden Seiten mit den langen und schmalen Darmbeinen des Beckens verwachsen ist. Der Schwanz besteht immer nur aus sehr wenigen kleinen, beweglich mit einander verbundenen Wirbeln, welche mit starken Querfortsätzen versehen sind. Der letzte Schwanzwirbel ist mehr oder minder gerade in die Höhe gerichtet und dient hauptsächlich den die Steuerfedern des Schwanzes bewegenden Muskeln zum Ansatzpunkte. Das Brustbein bildet mit dem Schultergürtel zusammen einen sehr complicirten Stützapparat für die starken, dem Flugvermögen dienenden Armmuskeln. Das Brustbein hat die Gestalt einer breiten Platte und trägt in der Mittellinie einen Kamm, an welchen sich die Flugmuskeln von beiden Seiten her ansetzen. Derselbe ist um so höher, je stärker das Flugvermögen entwickelt ist, und fehlt nur den Laufvögeln, welchen das Flugvermögen ganz abgeht. Das Schultergerüst der V. besteht aus 3 unter sich und mit dem Brustbein sehr fest verbundenen Knochen. Das Schlüsselbein geht von dem Schultergelenk aus bogenförmig nach unten u. ist durch Sehnenmasse an die vordere Spitze des Brustbeinkammes angeheftet. Hier sind beide Schlüsselbeine in der Mittellinie zusammengewachsen, so daß sie einen einzigen Knochen, das sogenannte Gabelbein (furcula), bilden. Das Oberarmbein ist meist kurz und dick. Der Vorderarm besteht auch bei den V.n aus Elle und Speiche, ist aber meist weit länger als der Oberarm und endet mit 2 kleinen, rundlichen Knöchelchen, welche die Handwurzel darstellen. Die Mittelhand ist wieder ziemlich lang und aus 2 Röhrenknochen gebildet, die an beiden Enden mit einander verwachsen, so daß sie nur einen einzigen Knochen darstellen. Derselbe trägt an seinem hinteren Ende, wo die Handwurzel eingelenkt ist, auf einem besonderen Vorsprung das kleine Daumenglied, welches dem sogenannten Afterflügel als Stützpunkt dient. Auf dem vorderen Ende der Mittelhand stehen gewöhnlich 2 kurze Finger, welche die Schwungfedern der Flügel tragen. Das Becken ist bei allen V.n, den Strauß ausgenommen, in der Mittellinie auf der Bauchfläche geöffnet, so daß es aus 2 seitlichen, einander nicht berührenden Hälften besteht. Der Oberschenkelknochen, welcher mit einem kleinen runden, rechtwinklig von ihm abgehenden Gelenkkopfe in die Schenkelpfanne eingesenkt ist, bildet in der Regel einen kurzen, aber starken, cylindrischen, ganz in der Fleischmasse des Leibes liegenden Knochen. Die Kniescheibe bildet eine runde Platte, welche das Knie-

Digitized by Google

gelenk von vorn deckt, in welchem das meist lange, dicke, den Oberschenkel an Masse weit übertreffende Schienbein eingelenkt ist. Das Wadenbein ist nur in der Form eines spießförmigen Griffelfortsatzes vorhanden und reicht nie bis zum Fußwurzelgelenk. Die Fußwurzel wird durch einen einzigen langen, cylindrischen Knochen gebildet, welcher meist unbefiedert, nur mit hornigen Schildern bedeckt ist und als Lauf (tarsus) bezeichnet wird. Die Länge der Beine wird vornehmlich durch die Länge dieses Laufs bedingt. Das zwischen ihm und dem Unterschenkel befindliche, nach hinten gerichtete Gelenk pflegt Fußbeuge genannt zu werden. Der eigentliche Fuß wird aus 2, 3 oder 4 Zehen gebildet, die auf verschiedene Weise geordnet sind. In Bezug auf die Beschaffenheit der Beine und Füße macht man folgende Unterschiede. Die Beine heißen Gangbeine, wenn sie nur bis zur Fußbeuge befiedert sind, Watbeine, wenn die Befiederung schon oberhalb der Fußbeuge aufhört. Letztere werden zu Stelzenbeinen, wenn der Lauf ebenso lang oder länger als der Rumpf ist. Die Füße heißen Gang- oder Wandelfüße, wenn 3 Zehen nach vorn, 1 nach hinten gerichtet und die beiden äußeren Vorderzehen am Grunde durch eine Haut verbunden sind; Schreitfüße, wenn die beiden äußeren Zehen bis über die Mitte verwachsen sind; Kletterfüße, wenn 2 Zehen nach vorn u. 2 nach hinten gerichtet sind; Klammerfüße, wenn alle Zehen nach vorn gerichtet sind; Wendezehefüße, wenn eine Zehe willkürlich nach hinten und vorn gerichtet werden kann; Sitzfüße, wenn die 3 Vorderzehen am Grunde durch eine Haut verbunden sind und die Hinterzehe so hoch sitzt, daß sie gewöhnlich den Boden nicht berührt; Spaltfüße, wenn alle Zehen bis zum Grunde frei sind; Laufffüße, wenn nur 2—3 nach vorn gerichtete Zehen vorhanden sind; Schwimmfüße, und zwar halbe, wenn die 3 Vorderzehen nur bis zur Mitte durch Schwimmhäute, und ganze, wenn diese Zehen bis zur Spitze durch Schwimmhäute verbunden sind; Lappenfüße, wenn die Zehen an den Seiten mit lappigem Hautsaum versehen sind; Ruderfüße, wenn alle 4 Zehen durch Schwimmhäute verbunden sind. Die Klauen sind meist rund, gebogen und spitz, manchmal auf der Unterseite mit einer Rinne versehen (Krallen), oder auch flacher und stumpf (Nägel).

Eigenthümlich ist die Anordnung der Muskeln, welche wesentlich für den Flug eingerichtet sind. Die Hauptmuskelmasse des Vogelkörpers sitzt an der äußeren Fläche des Brustbeins und an dem Brustbeinkamme und wird von den Anziehern der Flügel gebildet. Eine zweite Hauptmasse dient der Bewegung der Beine und zeigt in sofern eine merkwürdige Einrichtung, als die langen und dünnen, aber sehr festen Sehnen der Zehenbeuger am hinteren Rande der Fußbeuge über eine Rolle weglaufen, in der sie durch starke Bänder festgehalten werden. Da nun bei der Beugung des Fußgelenks beim Niederhocken die Sehne angezogen wird, was eine Zusammenbiegung sämmtlicher Zehen zur Folge hat, so umkrallen die V. auch im Schlafe die Zweige, auf welchen sie sitzen, fest, ohne daß dazu ein besonderer Willenseinfluß nöthig wäre. Noch zeichnet sich die Muskulatur der V. durch die ausnehmend entwickelten Hautmuskeln aus, welche sich überall an die Federn ansetzen und diese sträuben und wieder zurücklegen, auch nach verschiedenen Seiten hin bewegen. Die Hautbedeckung der V. bilden die Federn, welche bei allen ohne Ausnahme am ganzen Körper sich vorfinden. An der vollkommen ausgebildeten Feder unterscheidet man den Kiel (scapus), den Hauptstamm der Feder, der sich in den Schaft (rhachis), den obern, eckigen, mit schwammigem Gewebe ausgefüllten Theil des Kiels, und die Spule (calamus), eine hohle Röhre, worin sich eine gefaltete Haut, die sogenannte Seele, befindet, theilt, und die Fahne oder den Bart (vexillum), welcher von den beiderseits oben am Schaft stehenden, zweireihigen, mit hakigen Aestchen in einander greifenden Strahlen (radii) gebildet wird. Nach ihrer verschiedenen Struktur heißen die Federn Deck-, Ober- oder Contourfedern (pennae), die großen, mit steifem Kiel und innig in einander eingreifenden, eine breite Platte bildenden Fahnenstrahlen versehenen Federn; Flaumfedern (plumae), die kleineren, von Contourfedern bedeckten, gekräuselten und weichen Federn, welche wenig zusammenhängende Fahnenstrahlen zeigen und meist dicht auf der Haut liegen, bei jungen, noch nicht flügge gewordenen V.n auch Dunen (plumulae) genannt; Bart- oder Schnurrborsten (vibrissae), die wenig entwickelten, haarähnlichen und fast strahllosen Federn an den Augenlidern und am Schnabelgrunde der V. Die wichtigsten, die Deckfedern, zerfallen in Schwungfedern, Schwingen oder Ruderfedern (remiges), die steifen Flügelfedern, welche bei jeder Vogelart stets in bestimmter Anzahl vorhanden sind und bei ausgespannten Flügeln mehr oder weniger dichte, die Luft auffangende Fächel bilden; Schwanz- oder Steuerfedern (rectrices), die 10—24 steifen Schwanzfedern, welche zu den Schwenkungen des Vogels nach rechts oder links behülflich sind; eigentliche Deckfedern (tectrices), die größeren, Schwanz und Flügel oben und unten bedeckenden Federn. Die stärksten Federn sind die Steuer- u. Schwungfedern, welche dem Vogel allein eine große tragende Fläche geben, ohne ihn merklich zu beschweren. Die Deckfedern bilden symmetrisch vertheilte Federfelder (pterylae), zwischen welchen federlose Streifen oder Raine liegen. Die Federn bilden sich im Gewebe der Lederhaut in ursprünglich geschlossenen Bälgen, aus denen die Fahne nach und nach durchbricht und deren Ueberreste an dem Kiel als verschrumpfte Haut noch sichtbar sind, die man bei dem sogenannten Abziehen der Feder entfernt. Nach dem Durchbruch der Feder bildet der Sack eine vertiefte Tasche, in deren Umkreis sich die bewegenden Muskeln der Federn festsetzen und auf deren Grunde sich ein Wärzchen erhebt, als dessen Fortsetzung die erwähnte, im Kiel befindliche Seele erscheint. Letztere ist gefäßreich, so lange die Feder wächst, vertrocknet aber alsdann und bereitet dadurch den Wechsel der Federn vor. Diese werden durch das Fett der Bürzeldrüse, einer auf der hintersten Stelle des Rückens über den Schwanzwirbeln befind-

Digitized by Google

lichen Drüse, wasserdicht gemacht, indem die V. diese Drüse mit dem Schnabel drücken und dann die Federn einzeln durch den Schnabel ziehen. Die Bürzeldrüse ist am meisten bei den Schwimmvögeln entwickelt, fehlt aber manchen, namentlich den Laufvögeln, ganz. Alle V. wechseln im Lauf des Jahres wenigstens einmal ihre Deckfedern; dies die sogenannte Mauserung, die nur bei wenigen, wie bei den Wachteln, zweimal, nämlich im Herbst und Frühling, Statt findet. Meist fallen die Flügel- und Schwanzfedern nach und nach aus, bei manchen wilden Enten und Gänsen aber so schnell, daß sie kurze Zeit gar nicht fliegen können. Bei manchen V.n verändert sich im Frühling das Federkleid dadurch, daß sich die Contourfedern an den Rändern abbarten, d. i. die meist unrein gefärbten Ränder verlieren, wodurch das Federkleid schöner wird. Die ausgefallenen Federn werden durch schönere, lebhafter gefärbte ersetzt, und dieses neue Federkleid heißt Hochzeits- oder Sommerkleid im Gegensatz zu dem unansehnlicheren Herbst- oder Winterkleid. Die Färbung des Gefieders nimmt im Allgemeinen an Pracht und Mannichfaltigkeit nach Süden zu, findet sich aber vornehmlich bei denjenigen V.n, welche sich nicht viel über die Höhe der Vegetation erheben, während die hochfliegenden Raubvögel und die ihnen verwandten Schwalben, sowie die mehr an den Boden gebundenen Lauf-, Sumpf- und Schwimmvögel ein dunkleres, eintönigeres Gefieder zeigen. Auch das Geschlecht bedingt Unterschiede in der Färbung des Gefieders, in sofern die männlichen V. stets in bunteren und glänzenderen Farben prangen als die weiblichen, die aber bei einigen Gattungen nach Erreichung eines gewissen Alters sowohl hinsichtlich der Färbung des Gefieders, als hinsichtlich der Stimme sich dem männlichen Typus nähern.

Die Sinnesorgane sind zwar bei den V.n sämmtlich vorhanden, aber von sehr verschiedener Entwickelung. Am wenigsten ist das Geruchsorgan ausgebildet, daher das Geruchsvermögen sehr schwach ist. Selbst die Geier, welche dem Aas nachgehen, finden dasselbe nicht durch den Geruch, sondern durch die Schärfe ihres Gesichts auf. Die äußeren Nasenlöcher befinden sich bald an der Schnabelwurzel, bald mehr gegen die Mitte des Schnabels hin. Die inneren Nasenöffnungen bilden zwei schlitzartige Spalten im hinteren Gaumengewölbe und zeigen unbedeutende Windungen zwischen knorpeligen Muscheln. Sehr ausgebildet sind dagegen die Augen, welche oft eine ungemeine Größe erreichen. Ihre mangelnde Beweglichkeit wird durch die große Beweglichkeit des Kopfes ersetzt. Die Form des Augapfels ist besonders dadurch ausgezeichnet, daß die stark gewölbte Hornhaut durch einen kegelförmigen oder fast cylindrischen Theil, welcher durch einen in das Gewebe der Sklerotika eingesenkten Knochenring gestützt ist, in den flachen, schalenförmigen hintern Abschnitt übergeht. Die Linse ist rundlich, bei den Falken vorn stark abgeplattet, bei den nächtlichen Vögeln sehr konvex. Als Schutzorgane der Augen finden sich stets zwei frei bewegliche Lider nebst einer halbdurchsichtigen Nickhaut, die durch besondere Muskeln von dem innern Augenwinkel her etwa über den halben Augapfel hingezogen werden kann. Ein äußeres Ohr ist nicht vorhanden, wird aber oft durch eigenthümliche Stellung der Federn und bei den Eulen durch eine häutige Klappe angedeutet. Das Trommelfell liegt am Grunde eines kurzen weiten Gehörganges und schließt nach außen die weite, mit vielen Nebenzellen versehene Paukenhöhle. Das Labyrinth besteht aus einem kleinen Vorhof, drei halbcirkelförmigen Kanälen und einer röhrenförmigen Schnecke. Die Zunge ist selten weich und fleischig (Papageien), meist mit einem dicken, Warzen, Widerhaken, Pinsel oder Bürsten zeigenden Hornüberzug versehen. Für den Tastsinn findet sich kein Organ, indem außer dem hornigen Schnabel und den mit harten Häuten bedeckten Beinen in der Regel der ganze Körper mit Federn bedeckt ist. Die Verdauungswerkzeuge der V. sind trotz der verschiedenartigen Nahrung im Wesentlichen von ziemlich übereinstimmender Organisation. Die Speiseröhre steigt längs der Wirbelsäule des Halses herab und ist bald von gleichmäßiger Weite, bald in der Nähe der Brust zu einem Sacke, dem Kropf, aufgeblasen, welcher sich vorzüglich bei den Hühnern, Tauben und Laufvögeln findet. Nachdem das Futter im Kropf erweicht worden, geht es in den sackartigen, in der Bauchhöhle befindlichen Drüsenmagen über, dem sich hinten der Muskelmagen anschließt, der bei den fleischfressenden V.n ebenfalls sackartig und schlaff ist, bei den körnerfressenden dagegen aus zwei dicken, muskulösen, innen mit einer hornigen Oberhautschicht ausgekleideten Reibscheiben besteht, zwischen denen das im Kropf und im Drüsenmagen erweichte Futter zermalmt wird. Der Dünndarm bildet stets eine Schlinge, in der die Bauchspeicheldrüse liegt. Der Dickdarm öffnet sich mit einer klappenartigen Kreisfalte in die Kloake, welche zugleich den Harn- und Geschlechtsorganen als Ausgang dient. Die Leber ist groß, meist mit einer Gallenblase versehen; hinter und über ihr ist das Zwerchfell ausgespannt, durch welches die Lungen nur theilweise von der Bauchhöhle geschieden sind. Charakteristische Merkmale der V. sind aber besonders die zwei Kehlköpfe und die Lagerung und Struktur der Lungen, welche durch große Oeffnungen mit den im Körper verbreiteten Luftzellen und Luftsäcken kommuniciren. Hinter der Zungenwurzel führt eine selten mit einem Kehldeckel versehene Längsspalte unmittelbar in den oberen Kehlkopf, der mittelst mehrer Muskeln bewegt werden kann, aber keine Stimmbänder besitzt. Von demselben aus steigt die lange, meist aus vollständigen Knorpelringen bestehende Luftröhre hinab. Da, wo sie sich in die beiden Bronchien theilt, befindet sich der untere Kehlkopf als Hauptstimmapparat, der folgende Bildung zeigt. Der untere Abschnitt der Luftröhre ist blasig, zu einer Trommel erweitert, und der Ausgang aus dieser Trommel in die Bronchien in der Regel durch einen knöchernen Steg in der Quere getrennt, in dessen Ausschnitten die häutige Innenwand der Bronchien als innere Paukenhaut ausgespannt ist. Bei den eigentlichen Singvögeln ist dieser untere Kehlkopf mit 5 oder 6 besonderen Muskelpaaren ausgerüstet, welche zur Spannung der Trommelhäute und zum Hervorbringen der Stimme dienen und

Digitized by Google

den übrigen V.n abgehen. Die Lungen hängen nicht frei, wie bei den Säugethieren, in einem geschlossenen Brustfellsacke, sondern erscheinen an der oberen Fläche der Bauchhöhle in den Zwischenräumen der Rippen zu beiden Seiten der Wirbelsäule in Gestalt hellrother schwammiger Massen. Besondere Oeffnungen auf ihrer Oberfläche, deren in der Regel 4 Paare vorhanden sind, führen in häutige Säcke, die mit den Luftgängen der Knochen in Verbindung stehen. Das Herz liegt unmittelbar hinter dem Gabelknochen, nur von einem dünnen Herzbeutel umgeben, frei in der Bauchhöhle und ist namentlich dadurch ausgezeichnet, daß zwischen den beiden Kammern durchaus keine Verbindung Statt findet. Das aus dem Körper zurückkehrende Blut sammelt sich vollständig in der rechten Vorkammer und wird von da aus durch eine mit sehr muskulöser Klappe versehene weite Oeffnung in die rechte Herzkammer getrieben, von welcher aus es in die Lungen gepumpt wird. Nachdem es diese durchlaufen, kehrt es in die linke Vorkammer zurück, welche es in die linke Herzkammer sendet, von welcher es durch zwei Aorten in den Körper strömt, um dann durch die Venen und das Pfortadersystem der Leber in die rechte Vorkammer zurückzukehren.

Die Paarungszeit tritt bei den meisten V.n nur periodisch, einmal im Jahre, im Frühling oder Sommer, ein und während derselben findet eine sehr merkliche Erhöhung aller Lebensthätigkeiten Statt. Die meisten V. leben paarweise, wenige in Polygamie. Meist theilen sich beide Geschlechter in die Arbeit des Nestbaues und der späteren Sorge für die Jungen. Nach dem verschiedenen Bau der Nester kann man die V. eintheilen in: Minirvögel, welche in Höhlen, an Ufern, in festem Erdboden Löcher für das Nest graben (Ufer- und Sturmschwalben ꝛc.); Erdnister, welche ihr einfaches, oft nur aus kunstlos über einander gelegten Baumaterialien bestehendes Nest auf die Erde bauen (Enten, Gänse, Möven ꝛc.); Maurer, welche ihr Nest aus naß zusammengekneteter Erde herstellen (Hausschwalbe, Blauspecht ꝛc.); Zimmerer, welche Löcher oder Höhlen in Bäume meißeln, um ihre Eier hineinzulegen (Spechte, Wendehals ꝛc.); Plattformbauer, deren Nester flach, fast ohne Vertiefung sind (Turtel- u. Ringeltauben, Reiher, Störche ꝛc.); Korbflechter, deren Nester meist sehr lose aus dünnen Reisern, Binsen, Pflanzenstengeln geflochten und in der Mitte vertieft sind (Raben, Krähen, Sing- und Wachholderdrossel ꝛc.); Webervögel, welche ihr Nest aus fadenartigem Material, Pflanzen- und Schafwolle, Haaren von Pferden und Kühen, sowie von Binsen ꝛc. künstlich herstellen, so daß es mehr oder weniger einem Gewebe gleicht (weiße Bachstelze, Rothkehlchen, Rothschwänzchen ꝛc.); Schneidervögel, welche ihr Nest mit dem Schnabel wie mit einer Nadel anheften oder aus Blättern zusammennähen (Schneidervogel ꝛc.); Filzmachervögel, welche feine Thier- und Pflanzenwolle durch Zusammenkrämpeln verfilzen, so daß ihre Nester aus gewalktem Zeuch oder Filz zu bestehen scheinen; Cämentirer, welche ihr Nest durch einen sehr klebrigen und festhaltenden Leim, welcher aus den Drüsen abgesondert und mit Speichel vermischt wird, verbinden (amerikanische Rauchschwalbe, Salangane); Dombauer oder Mooswölber, welche oben bedeckte, geschlossene, an der Seite mit einem Flugloch versehene Nester, besonders aus Moos bauen (Zaunkönig, Wasserstaar, gemeine Elster ꝛc.); Schmarotzervögel, welche entweder die Nester anderer Vögel in Besitz nehmen (Sperlinge), oder, ohne selbst zu brüten, ihre Eier durch andere Vögel ausbrüten lassen (Kukuk). Die Zahl der Eier ist sehr verschieden. Während viele Wasservögel, wie die Alken, nur ein einziges Ei legen, steigt die Zahl der Eier bei denjenigen V.n, deren Junge unmittelbar nach dem Ausschlüpfen ihre Nahrung selbst zu suchen im Stande sind, wie bei den Hühnern, bis auf 20 und mehr. Das Ei der V. besteht unmittelbar nach dem Legen aus einer äußeren harten Kalkschale, deren zahlreiche Poren den Austausch von Gasen durch sie hindurch gestatten. Unter dieser Schale findet sich eine weiße, undurchsichtige Membran, die überall die Schale auskleidet und nur am stumpfen Ende nach innen zurücktritt und so einen für die Athmung des Embryo nöthigen Luftraum herstellt. Innerhalb dieser Schalenhaut liegt das zähe, durchsichtige Eiweiß, welches beim Kochen zu einer weißen Masse gerinnt und aus mehren, gegen den Dotter hin dichter werdenden Schichten besteht. Die dickste Schicht umgibt unmittelbar den Dotter und setzt sich an den beiden Enden des Eies in spiralig gedrehte Stränge, die sogenannten Hagelschnüre (chalazae), fort. Die gelbe Dotterkugel wird unmittelbar von einer dünnen Haut, der Dotterhaut, umhüllt, welche die ursprüngliche Eihaut ist, mit der umgeben das Ei den Eierstock verließ, aber im Laufe der Entwickelung des Embryo ganz verschwindet. Die Dotterkugel selbst besteht aus großen wasserhellen Zellen, welche zahlreiche gelbe Oeltropfen enthalten, und hat in der Mitte eine Art Höhlung, die sich bis unter den Keim erstreckt. Dieser besteht aus einer weißlichen runden Schicht kleinerer Zellen mit punktförmigem Inhalt. Die Anlagerung der Organe des Embryo und die Ausbildung seiner Hüllen geht besonders in den ersten Tagen der Bebrütung sehr rasch von Statten, denn schon nach Ablauf von 5 Tagen ist der junge Vogel in allen seinen Theilen kenntlich. Doch zeigt derselbe anfangs mehr den Typus der Reptilien, und erst mit der Ausbildung des Kopfes und der Federn geht dessen Umwandlung in den Vogeltypus vor sich. Zum Durchbrechen der Eischale erhält der junge Vogel auf der Spitze des Oberschnabels einen kegelförmigen spitzigen Kalkdorn, der später spurlos verschwindet. Die jungen V. sind nach dem Ausschlüpfen entweder Nesthocker (Insessores), d. h. sie sind nur mit spärlichem Flaum bedeckt und unfähig, ihre Nahrung selbst zu suchen, weshalb sie von den Alten sorgsam und zwar mit Stoffen gefüttert werden, die sie später verschmähen; wie z. B. die meisten Körnerfresser ihre Jungen anfangs mit Würmern, Raupen ꝛc. füttern; oder Nestflüchter oder Pippel (Autophagi), d. h. sie sind sofort nach Verlassen der Schale fähig, ihre Nahrung selbst zu suchen, so daß sie nur noch unter dem Schutz der Alten stehen.

Ihre Nahrung nehmen die V. aus dem Pflanzen- und aus dem Thierreich, und zwar meist

Digitized by Google

ausschließlich aus dem einen oder dem andern, doch auch aus beiden zugleich, wie manche Singvögel, Raben, Hühnerartige und Entenartige. Die Zahl der Gattungen und Arten der pflanzenfressenden V. ist kleiner, aber die Individuenzahl größer als bei den fleischfressenden. Unter ihnen wählen manche nur gewisse Pflanzentheile, wie Körner, Obst ꝛc., zu ihrer Nahrung, andere aber nähren sich in gleicher Weise von Wurzelknollen, Blättern, Körnern und Obst. Auch bei den Fleischfressenden finden sich solche Unterschiede, indem die Einen bloß von Insekten, die Andern fast nur von Wirbelthieren leben. Im gezähmten Zustande lassen sich übrigens die V. an alle Nahrungsmittel gewöhnen, ja sich sogar bis zur Leckerei verwöhnen. Die Nahrung der V. übt nothwendig auch bedeutenden Einfluß auf ihren Aufenthalt, indem diejenigen, welchen weiche Pflanzentheile oder Insekten oder auch ein großes Quantum von Körnern nöthig sind, ihren Aufenthalt je nach den klimatischen, die Vegetation und das Leben der Insekten bedingenden Verhältnissen ändern müssen. Darauf stützt sich die Eintheilung der V. in Standvögel, die im Sommer und Winter denselben Aufenthaltsort haben und insbesondere da brüten, wo sie den Winter zubringen, Strichvögel, die zwar ihren Aufenthalt wechseln, aber nur auf kurze Zeit und ohne in eine andere Zone zu gehen, und Zugvögel, welche gewisse Jahreszeiten in einer anderen Zone zubringen. Uebrigens sind diese Verhältnisse nicht der alleinige Grund des Wanderns der V., denn wenn auch das Klima ihre Rückkehr (Wiederstrich u. Wiederzug) erklären würde, so fehlt doch noch der Aufschluß über manche andere Erscheinung, wie z. B. die des Aufbruchs der Strich- und Zugvögel, der zwar zu verschiedenen Zeiten geschieht, aber immer viel früher, als der Mangel an Nahrung ihn nöthig machen würde, oder die Erfahrung, daß gezähmte Zugvögel zur Wanderzeit unzweideutige Zeichen ihres Dranges zum Wandern geben. Unter unsern Zugvögeln verlassen uns zuerst die Uferschwalben (Mitte Juli), nach ihnen der Pirol, Ende August der Kukuk, die Nachtigall, die Mauerschwalbe, der Storch, im September die Wachteln, Turteltauben, Wiedehopfe ꝛc., im Oktober die letzten Schwalben, die Bachstelzen ꝛc. An ihrer Statt erscheinen aus dem Norden im September die Flachsfinken, die wilden Gänse, im Oktober die Roth- und Ringdrosseln, im November und December die Wachholderdrosseln und die Seidenschwänze. Wie diese letzteren uns in umgekehrter Ordnung wieder verlassen, so kehren auch die Zugvögel in umgekehrter Ordnung zurück, wobei beobachtet wird, daß fast durchgängig die Männchen den Weibchen um einige Tage vorangehen. Nur einige von ihnen verschwinden bei ihrem Zuge in aller Stille, die meisten versammeln sich zu größern Schaaren oder halten vor dem Aufbruch erst, wie die Schwalben ꝛc., förmliche Zusammenkünfte. Der Aufbruch findet in der Regel des Nachts Statt, und zwar immer der Windrichtung entgegen; nur die Wachteln sollen mit dem Winde fliegen. Aus der ganzen Natur der V. ergibt sich, daß sie weniger an Oertlichkeiten gebunden sind als andere Thierklassen, weshalb ihre Verbreitungsgebiete sich nur im Allgemeinen bezeichnen lassen. Obgleich kein Vogel beständig unter der Erde oder im Wasser zu leben vermag, so gibt es doch unter ihnen Höhlenbewohner, wie die Braudente, die amerikanische Höhleneule, die entweder die Höhlen der Wiesenhunde, oder selbstgegrabene Höhlen bewohnt, der brasilische Guacharo, die Uferschwalbe, an welche sich die andern Schwalben, welche aus Koth ihre höhlenähnlichen Nester bauen, anreihen; nicht minder solche, die vorzugsweise das Meer oder die süßen Gewässer lieben, wie denn die Enten (mit Ausnahme der Eiderente), die meisten Gänse, die Steißfüße, die Sonnenvögel, die Sumpfvögel, die Wasserhühner und der Wasserstaar ausschließlich auf und an den süßen Gewässern wohnen, dagegen die Alken, die Pelekane, die meisten Möven, die Albatrosse, die Puffinen und Sturmvögel und einige wenige Strandläufer nur an und auf dem Meere leben können, während die Sägetaucher und Taucher, die Pelekane, einige Seeschwalben und Möven beiderlei Gewässer in gleicher Weise aufsuchen. Andern ist bloß das feste Land angewiesen, und zwar den großen Laufvögeln, den Straußen, die sich nicht vom Boden erheben können, die weiten Ebenen im Innern der Kontinente, den Hühnerartigen theils die Waldregion, theils die angebauten Striche, unter deren Vegetation sie mit dem Schutze zugleich Nahrung finden. Den Gebirgshöhen gehören vorzugsweise die fleischfressenden V. an, und die eigentlichen Raubvögel haben ihre Horste bis dicht an die Schneegrenze gerückt. Aber die Mehrzahl der V. erhebt sich, theils auf Bäumen nistend u. daselbst ihr Leben zubringend, theils fliegend über die Oberfläche der Erde, und theilt mit den fliegenden Insekten das Reich der unteren Luftschichten, oder schwebt noch über diesen Regionen.

Fossile Ueberreste von V.n finden sich sehr selten und sind bei der großen Uebereinstimmung im Bau schwer zu bestimmen. Im bunten Sandstein hat man Spuren von Fußtritten gefunden, welche ohne Zweifel von V.n herrühren, aber, da man von diesen keine Ueberreste aufgefunden hat, über den Bau derselben keinen Aufschluß geben. Erst in der Kreide hat man Ueberreste gefunden, die theils einem sperlingsartigen Vogel, theils einer Schnepfe, theils einem Schwimmvogel zugeschrieben wurden. Häufiger trifft man in den Tertiärgebilden auf Vogelüberreste, doch lassen sich dieselben nicht genau bestimmen. Erst in den Knochenbreccien der Diluvialgebilde hat man Vogelüberreste aufgefunden, die sich theils den jetzigen Typen nähern, theils aber auch ganz verschieden von diesen sind und auf Riesenformen schließen lassen, die vielleicht noch jetzt vorhanden sind. Man kennt Knochenreste von 150 verschiedenen Arten, welche etwa 50 Gattungen angehören. Den Uebergang zur Zeitgeschichte machen höchst wahrscheinlich die im Flußschlamm Neuseelands und Neuhollands entdeckten Gebeine des Geschlechts Dinornis, die auf Laufvögel von 14 Fuß Höhe schließen lassen. Der Zustand der Knochen legt die Vermuthung nahe, daß diese V. erst in historischer Zeit ausgestorben seien, wie denn die Dronte (Didus ineptus L.) auf Mada-

Digitized by Google

gaskar und St. Mauritius erst seit Menschengedenken erloschen und der neuseeländische Apteryx australis dem Aussterben nahe ist. Neben diesen zeitgeschichtlichen Daten stehen die allgemeinen Erscheinungen, daß theils die Individuenzahl der V., wenigstens in den bewohntesten Theilen der Erde, merklich abnimmt, theils manche Vogelgeschlechter sich in engere Grenzen zurückgezogen haben, während andere größere Verbreitungsgebiete usurpirt haben. Das zuerst angegebene Verhältniß ist natürliche Folge sowohl der immer weiter schreitenden Entblößung des Bodens von Wäldern, wofür besonders Griechenland und Italien als Belege dienen mögen, als auch der immer schonungsloser werdenden Verfolgung der V., der selbst die Schwalben unterliegen müssen. In Betreff des zweiten Umstandes bleibt noch Manches, wie z. B. das immer merklichere Verschwinden der Geier aus Europa, unerklärt; Anderes hängt mit der fortschreitenden Bodenkultur zusammen, so daß, je weiter namentlich der Getreidebau sich ausbreitet, desto mehr auch das Gebiet der körnerfressenden V. sich erweitert. Endlich hat der Mensch selbst die Verbreitung und Akklimatisirung mancher V. befördert, wie z. B., abgesehen von der der Hausvögel, die meist aus Asien (das Perlhuhn aus Afrika) stammen, die des afrikanischen Schlangenadlers auf Martinique. Nutzbar sind die V. dem Menschen außer durch ihre Zähmbarkeit theils durch ihr Fleisch, das fast bei keinem Vogel ungenießbar ist, durch ihre Federn, durch ihren Mist (Guano), durch ihr Aeußeres und ihren Gesang, theils durch Vertilgung schädlicher Insekten; dagegen schaden sie dem Menschen auch zum Theil durch Beraubung der Felder und Gärten und durch Erwürgen zahmer Thiere. Im Ganzen sind die V. in der Oekonomie des Menschen nicht von so großer Bedeutung wie die Säugethiere.

Während Linné 78 Vögelgeschlechter mit 904 Arten kannte, rechnet man gegenwärtig über 800 Geschlechter mit cirka 8000 Arten. Ueber die systematische Eintheilung der V. hat man sich zur Zeit noch nicht geeinigt, weil die große Uebereinstimmung der einzelnen Mitglieder der Klassen unter sich und die vielfachen Uebergänge, welche eine bestimmte Form zu andern zeigt, eine solche Eintheilung im höchsten Grad erschweren. Linné theilte die V. ein in Raub-, Raben-, Schwimm-, Lauf-, Hühner- u. Sperlingsvögel; Illiger in Kletter-, Gang-, Raub-, Scharr-, Lauf-, Wat- u. Schwimmvögel; Temminck in Raubvögel, Alles-, Kerf- und Körnerfresser, Paar- und Haftzeher, Leistvögel, Schwalben, Tauben, Hühner, Brachschwalben, Läufer, Sumpfvögel, Lappenfüße und Schwimmvögel; Schinz in Raubvögel, Kerf- und Körnerfresser, Gleich- und Haftzeher, Eisvögel, Schwalben, Tauben, Hühner, Läufer, Wat- und Schwimmvögel; Pöppig in Raubvögel, Hocker, Haft- und Jochzeher, Hühner-, Lauf-, Wat- und Schwimmvögel; Naumann in Raub- und Rabenvögel, Kerf- und Gesämefresser, Paarzeher, Steig- und Sitzfüßler, Schwalbenvögel, Tauben- und Hühnervögel, Läufer, Wat- und Schwimmvögel; Brehm in Raub- und Schwalbenvögel, Sitzfüßler, Krähen- und Spechtvögel, Fliegenfänger, Würger, Dickschnäbler, Lerchen, Sänger, Meisen, Tauben, Hühner, Laufvögel, Regenpfeifer, Sandhühner, Reiher, Schnepfen, Rallen, Seeflieger, Voll- oder Ruderfüßler, Zahnschnäbler und Taucher; Wagler in Eulen, Schwalben, Hachte, Hühner, Tauben, Trappen, Kukuke, Papageien, Sperlinge, Krähen, Häger, Schwebespechte, Spechte, Schlucker, Reiher, Gänse und Straußen; Oken in Zahn-, Dünn-, Dick- und Stumpfschnäbler; Kaup in Paarzeher, Luft- oder ächte Vögel, Stelzvögel, Fischvögel und Hühner; Reichenbach in Scharr-, Baum-, Wat- und Schwimmvögel; Cuvier, fast zu Linné zurückkehrend, in Raub-, Sperlings-, Kletter-, Hühner-, Stelz- und Schwimmvögel; Degland in Raub- und Waldvögel, Tauben, Hühner, Lauf- und Schwimmvögel; Blasius in Raub-, Kletter- und Singvögel, Hühner, Sumpf- und Schwimmvögel; Burmeister in Raub-, Kletter-, Hock-, Girr-, Scharr-, Lauf-, Sumpf- und Schwimmvögel; Leunis in Raub-, Kletter-, Singvögel, Tauben, Hühner, Lauf-, Sumpf- und Schwimmvögel; Bonaparte in Papageien, Raubvögel, Sperlingsvögel, Tauben, Hühner, Straußen, Stelz- und Schwimmvögel; Grey in Raub-, Sperlings- und Klettervögel, Tauben, Hühner, Straußen, Sumpf- und Schwimmvögel; Jeedon in Raub-, Hock-, Girr-, Scharr-, Wat- und Schwimmvögel; Fitzinger in Papageien, Tagraubvögel, Nachtraubvögel, Kletter-, Gang-, Sperr-, Tauben-, Hokko-, Hühner-, Lauf-, Hühnerstelz-, Reiherstelz-, Enten-, Segler- u. Taucher-vögel; Cabanis in Sing-, Schrei-, Schrill-, Kletter-, Raub-, Girr-, Scharr-, Wat- und Schwimmvögel; Vogt in Raub-, Kletter-, Schrei- u. Singvögel, Tauben, Lauf-, Hühner-, Sumpf- und Schwimmvögel. Giebel nahm das von Cabanis aufgestellte System an, strich aber die Ordnung der Schrillvögel; Spencer F. Baird in Washington endlich stellte ziemlich in Uebereinstimmung mit Liljenborg die Ordnungen der Sperlingsvögel, Schrillvögel, Paarzeher, Raubvögel, Tauben, Hühner, Kurzflügler, Stelzvögel, Zahnschnäbler, Vollfüßler, See- oder Langflieger und Taucher auf. Die Literatur der Ornithologie enthält eine Menge kostbarer Prachtwerke, z. B. von Vaillant, Vieillot, Temminck, Audubon, Lesson u. A. Eine ziemlich vollständige Uebersicht aller Arten gibt Gray's „The genera of birds" mit ungefähr 350 Tafeln (Lond. 1844 f.). Die deutsche Ornithologie behandelten Meyer und Wolf im „Taschenbuch der deutschen Vögelkunde" (Frankfurt 1810, 2 Bde.), Bechstein und Brehm im „Handbuch der Naturgeschichte der V. Deutschlands" (Ilmenau 1831) und A. E. Brehm „Thierleben", Bd. 3 und 4 (Hildburghausen 1866 f.). Ein ausgezeichnetes Werk ist auch Naumanns „Naturgeschichte der V. Deutschlands" (Leipzig 1822—47, 13 Bde.).

Völkerkunde, s. Ethnographie.

Völkerrecht (lat. jus gentium internationale, franz. droit des gens, engl. law of nations oder international law), der Inbegriff der Rechtsverhältnisse der Staaten in ihren gegenseitigen Berührungen unter einander. Betrachtet man nämlich mehre unabhängige Staaten nach ihren gegenseitigen Verhältnissen, so werden sie als freie Völker u. als moralische Personen betrachtet,

Digitized by Google

die unter einander den Stand natürlicher Freiheit und Gleichheit anzuerkennen haben. Der Inbegriff ihrer wechselseitigen Rechte heißt V., und zwar in soweit jene Rechte aus der Natur ihrer gegenseitigen Verhältnisse fließen, natürliches oder allgemeines V.; in soweit sie sich auf ausdrückliche oder stillschweigende Uebereinkunft gründen, positives V., und wenn bloß die zwischen den europäischen Staaten obwaltenden Rechtsverhältnisse ins Auge gefaßt werden, positives (auch praktisches) europäisches V. Zum Zustandekommen eines Rechtsverhältnisses zwischen verschiedenen Völkern ist zuerst nöthig, daß zwischen ihnen Berührungen oder Wechselwirkungen Statt finden, die aus den Verhältnissen der Nachbarschaft, des gegenseitigen Bedürfnisses, des Verkehrs ꝛc. hervorgehen, und dann, daß sie sich gegenseitig als selbstständige (souveräne) Völkerstaaten ansehen, dulden oder behandeln. Wenn es nun auch unter freien, gleichberechtigten Staaten keine gesetzgeberische, auf höhere Einsetzung sich gründende Gewalt und ebenso wenig eine Richtergewalt gibt, so macht sich doch die Beobachtung gewisser Grundsätze im internationalen Verkehr mit Nothwendigkeit geltend und wird gewissermaßen durch die öffentliche Meinung kontrolirt. Die erste absolut nothwendige Folge der rechtlichen Beurtheilung der unter verschiedenen Staaten obwaltenden Verhältnisse wird die sein, daß sie sich als Personen ansehen, welchen alle in der juristischen Persönlichkeit enthaltenen nothwendigen Rechte der Unverletzlichkeit, der Freiheit und der Ehre zukommen, sowie das Besitzrecht auf ein Territorium, das als ihr Eigenthum gelten wird, in wie weit der Besitz auf eine ihrer gemeinsamen Rechtsanschauung gemäße Weise erworben worden ist, also auf einen völkerrechtlichen Erwerbstitel sich stützt. Nach der Verschiedenheit der im Verkehr der Völker vorkommenden Thatsachen wird dann weiter bestimmt werden, welche besonderen Ansprüche oder Verpflichtungen sie gegen einander haben, namentlich ob irgend ein obligatorisches Band unter ihnen vorhanden sei. Durch die Anerkennung der gleichen hierauf bezüglichen Rechtsansichten entsteht ein gemeinsames Rechtsbewußtsein der ihnen huldigenden Völker; die von ihnen als bindend anerkannten Normen erhalten eine sie beherrschende äußere Gewalt und werden gerade so eine mit Gesetzeskraft ausgerüstete Macht, wie die bei ihnen geltenden Grundsätze des Privat- und des Staatsrechts, die ebenfalls auf dem Boden des Rechtsbewußtseins eines Volkes wurzeln und als Ausflüsse desselben anzusehen sind. Allerdings sind die völkerrechtlichen Verträge, auf denen das positive Staatenrecht (droit public) beruht, in der Regel die Erzeugnisse besonderer politischen Umstände und daher bei jedem Wechsel dieser Umstände gefährdet; von ihnen sagt das praktische V. selbst, daß sie als unter der stillschweigenden Klausel „rebus sic stantibus" geschlossen verstanden würden. Dagegen ist ein in manchen Theilen sehr ausgebildetes Recht das sogenannte praktische europäische V., wie es sich bei allen europäischen Kulturvölkern auf der Basis der Sitte entwickelt hat, namentlich was das Gesandtschaftsrecht und das Kriegsrecht betrifft, in welchem letztern die Forderungen der Humanität zu einer allgemeinen Anerkennung gebracht sind. Anfänge eines internationalen Rechts finden sich schon in den ältesten Zeiten, wie noch jetzt selbst bei uncivilisirten Völkern. Das Alterthum gab den völkerrechtlichen Bestimmungen durch religiöse Weihe höhere Autorität. Dann trug das Christenthum viel dazu bei, die Idee eines Systems von friedlich und unabhängig neben einander bestehenden Staaten zu immer allgemeinerer Anerkennung zu bringen. Auch das Ritterwesen wirkte hier wohlthätig ein. Das Aufkommen der stehenden Heere aber gab Anlaß zur Entstehung des neuern Kriegsrechts. Als Wissenschaft behandelte das V. zuerst Hugo Grotius in seinem berühmten Werke „De jure belli et pacis" (1617). Nach ihm wurden mehre Theorien des V.s aufgestellt, die sich auf fünf Hauptgruppen zurückführen lassen. Eine Reihe von Schriftstellern, z. B. Hobbes, Hegel, Puchta und vor allen Hugo, leugnen überhaupt das Dasein alles V.s, indem sie den Normen, welche in der Regulirung internationaler Verhältnisse befolgt zu werden pflegen, den Charakter von Rechtsgrundsätzen absprechen, u. zwar aus dem Grunde, weil diese Normen der Garantie des richterlichen Zwanges entbehren. Dagegen ist einzuwenden, daß eine wahre Rechtsnorm mit äußerer Geltung, also ein wirkliches objektives Recht in dem Augenblick vorhanden ist, wo eine Genossenschaft eine Rechtsansicht für bindend u. den Willen ihrer Mitglieder für ihr unterworfen hält; der Zwang soll nur als Mittel dienen, dieser Rechtsnorm, wenn es nöthig ist, im Leben die physische Geltung zu verschaffen, so daß zwar aus der Garantie des mit einer Verpflichtuug verbundenen gerichtlichen Zwangs der Charakter dieser Verpflichtung als einer juristischen Verbindlichkeit erkannt, aber nicht erst durch sie geschaffen wird. Unter den Rechtsgelehrten, welche ein V. zulassen, stehen diejenigen, welche nur das praktische, sogenannte europäische V., das sich auf die Verträge und anerkannten völkerrechtlichen Gewohnheiten stützt, die also bloß ein positives V., nur ein Jus voluntarium, aber kein Jus necessarium inter gentes anerkennen, den Leugnern des V.s als eines Rechts am nächsten. Zu ihnen gehören Moser, Martens, Wheaton („Histoire du droit des gens", 3. Aufl., Leipz. 1854, und „Eléments du droit international, 2. Aufl., das. 1852, 2 Bde.). Eine dritte Gruppe geht, wenn auch nicht ausschließlich, doch vorzugsweise von der materiellen Grundlage des Rechts aus und leitet bloß aus ihr die höchsten Grundsätze des V.s ab, während eine vierte, sehr zahlreiche Klasse nur von einer rationellen Basis des V.s weiß, so daß ihnen die Souveränetät das höchste Princip des V.s ist. In diese Klasse gehören zum Theil die berühmtesten Völkerrechtslehrer, wie Vattel, Klüber, Pütter („Beiträge zur Völkerrechtsgeschichte und Wissenschaft", Leipz. 1843). Bei einer fünften Gruppe von Völkerrechtslehrern endlich findet sich die oben erörterte Theorie des V.s mehr oder weniger annähernd und in verschiedenen Formen wieder. Von ihnen sind besonders zu nennen: Grotius, Wolf, Zouchy, Hälschner, Heffter („Das europäische V. der Gegenwart", Berlin 1844), Fallati, von Kaltenborn („Kritik des V.s", Leipz.

Digitized by Google

1847) und besonders Warnkönig. Gagerns geistvolle „Kritik des V.s“ bezieht sich auf neuere Völkerpolitik.

Völkerwanderung, Benennung jener Reihe von Zügen germanischer und anderer Völker nach dem Westen und Süden Europa's, durch welche der Uebergang vom Alterthum zum Mittelalter gebahnt ward. Durch diese Heerfahrten und Wanderungen erhielt das südwestliche Europa, wo die Herrschaft der Römer zertrümmert wurde, eine neue Bevölkerung, indem sich die Einwanderer, die auf ihren Zügen selbst oder in den neuen Wohnsitzen das Christenthum annahmen, mit der alten römischen Einwohnerschaft vermischten und zugleich neue sociale und sittliche Zustände, sowie neue Sprachformen bildeten. In Germanien dehnten sich theils die zurückgebliebenen Stämme weiter aus, theils rückten dort und wo sonst germanische Völker ihre neu eingenommenen Wohnsitze wieder aufgegeben hatten, andere Völker ein, bis die allgemeine Völkerfluth, in welcher einzelne schwache Stämme völlig untergingen oder in der Vereinigung mit andern verschwanden, allmählig aufhörte und die Völker die gewonnenen Sitze als ihr Vaterland behaupteten. Als Anfangspunkt der V. wird gewöhnlich der Einbruch der Hunnen (s. d.) in Europa 375 n. Chr. bezeichnet, doch hatte die Bewegung selbst schon früher begonnen, und ebenso erscheint sie mit dem Eindringen der Longobarden in Italien 568, wenigstens im Osten, nicht völlig abgeschlossen. Ueber die Ursachen jenes unruhigen Treibens der Völker hat die Geschichte nichts Genaueres überliefert; nur im Allgemeinen lassen sich als solche Lust am Kriegsleben, Uebervölkerung, Verlangen nach besseren Wohnsitzen, der Andrang anderer Völkerschwärme, vielleicht auch innere Zwietracht u. dergl. schließen. Bei den Nachbarn der Römer erscheint es natürlich, wenn aus ihren Raub- und Kriegszügen Eroberungszüge wurden. Letzteres war namentlich im westlichen Germanien mit den beiden Völkerbünden der Alemannen und Franken der Fall. Schon gegen Ende des 3. Jahrhunderts rückten die Alemannen (s. d.) vom mittlern und untern Main nach Süden hin in das befestigte römische Zehntland (s. Agri decumates) ein und verbreiteten sich von hier aus im 4. und Anfangs des 5. Jahrhunderts westlich über den Rhein bis zu den Vogesen, südlich über einen Theil Rhätiens und Helvetiens bis zu den höchsten Alpenketten auf der Ostseite, verbunden mit den Sueven, bis zum Lech. Das Land vom Main zunächst südlich, das sie verlassen hatten, wurde erst von Burgundern, dann von Franken besetzt, und sie selbst wurden 496 in den neuen Wohnsitzen, wo sie fortan mit Behauptung ihrer deutschen Nationalität blieben, von den Franken unterworfen. Die sogenannten salischen Franken (s. Franken) setzten sich gegen das Ende des 3. Jahrh. zwischen Rhein u. Schelde fest und unterwarfen sich die Gebiete der Alemannen (496), einen Theil des westgothischen Gallien (507), die Thüringer (um 530), die Burgunder (534) und die Longobarden; der Hauptsitz ihrer Macht ward das römische Gallien, wo sie das Frankenreich aufbauten, das sich vorübergehend die ganze germanische Welt unterwarf. In Folge des Vordringens der Franken dehnten sich die Sachsen (s. d.) weiter nach Westen gegen den Rhein hin aus. Niederlassungen an der gallischen Küste begründeten sie im 5. Jahrhundert. Weit bedeutender aber u. weit folgenreicher waren die Züge, auf welchen sie noch im nämlichen Jahrhundert, verbündet mit den Angeln (s. d.) und Jüten (s. Jütland), das von den Römern verlassene Britannien einer deutschen Herrschaft unterwarfen (s. Angelsachsen). Zu derselben Zeit, als das thüringische Reich zu Grunde ging (Anfang des 6. Jahrhunderts), zogen aus dem heutigen Böhmen die Bojoarier (s. Bojoarii) in das ehemals römische, häufig schon von andern Völkern durchkreuzte Land, das von ihnen den Namen Bayern behalten hat. Die Völker des nordöstlichen Germanien wurden weiter aus ihrer ursprünglichen Heimat geführt. Wahrscheinlich schon um 200 erfolgte die Wanderung der Gothen (s. d.) von der Weichselmündung nach dem schwarzen Meere, von wo sie im 3. Jahrhundert durch kriegerische Züge zu Land und See Kleinasien, Griechenland und die römischen Donauländer heimsuchten, von welchen letztern ihnen Dacien bald nach 270 durch Aurelian eingeräumt wurde. Das mächtige Reich Ermanrichs, der über Westgothen zwischen der Theiß, den Karpathen, dem Dnjestr und der Donau und Ostgothen zwischen Dnjestr und Don herrschte, wurde 375 durch die mongolischen und tatarischen Schaaren der Hunnen (s. d.) zertrümmert. Letztere, aus dem innern Asien gegen Westen ziehend, hatten zuerst die Alanen (s. d.), ein scythisches Volk zwischen Wolga und Don, dann die Gothen überwältigt und zogen in der Mitte des 5. Jahrhunderts unter Attila westwärts, bis ihnen in der Völkerschlacht auf den katalaunischen Feldern 451 der Römer Aëtius und der Westgothe Theoderich I. das weitere Vordringen wehrten. Nach Attila's Tod (453) befreiten sich die germanischen Völker. Zu beiden Seiten des Don aber blieben hunnische Stämme sitzen, deren Nachkommen wahrscheinlich die Bulgaren (s. d.) sind, die im 6. Jahrhundert südlich zogen. Vor dem Andrang der Hunnen waren die Westgothen (s. Gothen) größtentheils auf römisches Gebiet gewichen; durch den Sieg über Valens bei Adrianopel (378) sicherten sie sich den Besitz von Mösien und Thracien. Alarich führte sie, nachdem er Griechenland verwüstet hatte, schon 402 nach Italien, ward aber von Stilicho zurückgetrieben, der auch 406 in Toskana ein aus verschiedenen germanischen Stämmen gemischtes Heer, das von der mittleren Donau her eingebrochen war, vernichtete. Nach seinem Tode (408) brachen die Westgothen unter Alarich wieder in Italien ein, und erst 412 führte sie Athaulf wieder nach dem südlichen Gallien und Spanien. Das Reich der Westgothen, das hier gegründet, später in Gallien durch die Franken (507) beschränkt, in Spanien durch die Unterwerfung des suevischen Reichs erweitert wurde, fand 711 durch die Araber seinen Untergang. Die Ostgothen erschienen nach der Auflösung der hunnischen Macht, der sie sich angeschlossen hatten, in Pannonien; 473 in Mösien. Mit den Rugiern, die von der Oder her nach Niederösterreich gewandert waren und vor ihrem

igitized by Google

Landsmann Odoaker, der das weströmische Kaiserreich vernichtete, bei ihnen Schutz suchten, zogen sie unter Theoderich dem Großen 488 nach Italien; aber schon 554 wurde durch die Byzantiner hier ihr Reich zerstört und ihre Nation aufgerieben. Am weitesten nach Süden drangen die Vandalen (s. d.), die von der Ostseite des Riesengebirges her nach Siebenbürgen gezogen, von dort in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts durch die Gothen nach Pannonien vertrieben worden waren und 406 sich nach Westen wendeten. Mit ihnen vereinten sich Alanen und aus dem mittleren östlichen Deutschland Sueven. Nachdem sie bei Mainz über den Rhein gegangen und Gallien verwüstet, zogen die Völker bis auf einen Theil der Alanen 409 nach Spanien. Hier blieben die Alanen in Lusitanien, wo sie durch den Westgothen Wallia überwältigt wurden; die Sueven ließen sich im nordwestlichen Theil des Landes nieder und behaupteten sich daselbst bis 585, wo ihr Reich in dem westgothischen aufging. Die Vandalen aber führte Genserich 429 nach Afrika über, wo er ein Reich gründete, das die ganze Nordküste vom Ocean bis zur großen Syrte umfaßte, aber 533 durch die Byzantiner unterging. Aus dem Lande der Netze und Warthe waren die Burgundionen nach Südosten gezogen, wo sie wieder in der Nähe der Westgothen gegen die Donau hin in Ungarn erscheinen. Durch Gepiden und Vandalen bedrängt, zogen sie um 300 westlich und weilten, wie es scheint, als Nachbarn der Alemannen lange Zeit im Gebiet des obern Main, bis sie, aufgeregt durch den Zug der Sueven und Vandalen, zu Anfang des 5. Jahrhunderts sich am Ausfluß des Main zu beiden Seiten des Rhein festsetzten; ihrem weitern Vordringen westwärts wehrte 436 Aëtius, und ein Theil von ihnen fand durch die Hunnen den Untergang. Bald nachher (um 443) erhielten sie neue Sitze an dem westlichen Abhang der Alpen in Savoyen, von wo aus sie sich über das südöstliche Frankreich und die westlichste Schweiz ausbreiteten, und der alte Name erhielt sich auch, nachdem das Reich 534 selbst ein Theil des fränkischen geworden (s. Burgund). Von der Elbe her, aus dem Lüneburgischen zogen die Longobarden (s. d.) nach Süden, nahmen zuerst im alten Lande der Rugier (487) ihren Sitz, zogen dann östlich die Donau abwärts, wo sie die Herrschaft der Heruler (s. d.), die von der Ostseite dorthin gezogen waren, zerstörten; dann wendeten sie sich nach Pannonien (527) und zertrümmerten von hier aus 566 das Reich der Gepiden (s. d.), die, ursprünglich an der untern Weichsel wohnhaft, nach der Auflösung des hunnischen Reichs an der Theiß ihre Sitze genommen hatten. Aus Pannonien führte sie Alboin 568 nach Italien, das sie bis 774 beherrschten, wo ihr König Desiderius dem fränkischen Karl unterlag. Während nun der europäische Westen zur Ruhe gekommen war, die erst im 8. und 9. Jahrhundert, als in den skandinavischen Völkern die Wanderlust erwachte (s. Normannen), gestört wurde, dauerte im Osten die Bewegung noch fort. Zwar wurde das Land von der Weichsel bis zur Elbe, Saale und dem Böhmerwald wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts von slavischen Völkerstämmen besetzt (s. Slaven), im innern Rußland aber dauerte das Drängen der Slaven gegen die Finnen noch längere Zeit, und an der untern Donau, wo die tatarischen Avaren (s. d.), denen die Longobarden Pannonien überließen, lange Zeit das mächtigste Volk waren, bis Karl der Große sie demüthigte, trat erst allmählig ein Stillstand der Bewegung ein, nachdem im 7. Jahrhundert die hunnischen Bulgaren (s. d.) und slavischen Serben (s. d.) feste Sitze genommen hatten. Im 9. Jahrhundert unterbrach denselben das Eindringen der Magyaren in Ungarn (s. d.), deren Kriegsfahrten nach Westen hin die sächsischen Könige ein Ziel setzten. Vergl. Wietersheim, Geschichte der V., Leipzig 1858—64, 4 Bde.

Völuspa (Vaoluspa), s. Edda.

Börden, Marktflecken in der preußisch-hannöverischen Landdrostei Osnabrück, Sitz eines Amts und eines Amtsgerichts, hat eine Simultankirche, ein Schloß, Leinweberei und 780 Einw.

Vörösmarty, Michael, berühmter ungarischer Dichter, geboren den 1. Dec. 1800 zu Nyék im stuhlweißenburger Komitat, studirte zu Pesth die Rechte und ward 1824 Advokat, widmete sich aber später ausschließlich der Poesie. Während der Revolution von 1848 ward er von der Bacska in die Nationalversammlung gewählt. Später zum Mitglied des Begnadigungstribunals ernannt, wurde er von den österreichischen Gerichten zwar verurtheilt, jedoch begnadigt. Er † den 19. Nov. 1855 zu Pesth. Schon während seiner Studienjahre erschien das historische Trauerspiel „Salomo Király“ (Pesth 1821, neu bearbeitet 1827), das romantische Gedicht „Der Sieg der Treue“ (1822), das Drama „Zoigmond Király“ (1823), welche ihn als einen Mitbegründer der neuen ungarischen Literatur bezeichneten. Es folgten das Epos „Zalan Futása“ (1823), das Trauerspiel „Kont“ (1825), das romantisch-epische Gedicht „Czerkalom“ (1826), das romantische Gedicht „Tündervölgy“ (1827), das dramatische Gedicht „Homonna völgye“ (1827), das Epos „Eger“ (1828), die ihm 1830 einen Sitz in der ungarischen Akademie verschafften. Einzelne seiner kleinern Lieder wurden volksthümlich, besonders der patriotische „Szózat“ („Aufruf“, 1845). Seine sämmtlichen Werke wurden von Bajza und Toldy (Pesth 1845—47, 10 Bde.) herausgegeben.

Vöslau, Dorf im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, Kreis Unterwienerwald, an der südlichen Staatsbahn, hat eine Kammgarnspinnerei, vorzüglichen Weinbau (Vöslauer), eine Schwefelquelle von 19° R., eine Badeanstalt, ein Schloß mit schönem Park, elegante Villen und 950 Einw.

Vogel, 1) Christian Lebrecht, Historienmaler, geboren 1759 zu Dresden, bildete sich auf der Kunstakademie daselbst, lebte dann zu Wildenfels im Erzgebirge, ward 1804 Professor an der genannten Akademie und † den 6. April 1816. Er war ebenso ausgezeichnet als Historien- wie als Porträtmaler; namentlich gelangen ihm Darstellungen aus der kindlichen Welt. Hervorzuheben sind u. A. Amor u. Psyche, Ganymed und sein letztes großes Gemälde Christus, die Kindlein zu sich rufend, im Schlosse zu Wildenfels, sowie in der Kirche zu

Lichtenstein im Schönburgischen. Viele seiner Werke sind im Stich vorhanden.

2) Karl Christian V. von Vogelstein, berühmter Maler, Sohn des Vorigen, geboren am 26. Juni 1788 zu Wildenfels im Erzgebirge, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, besuchte seit 1804 die Akademie in Dresden und trat seit 1808 zu Petersburg als Porträtmaler auf. Im Jahre 1813 reiste er nach Italien, wo er später zur katholischen Kirche übertrat. Er lebte hier abwechselnd in Rom, wo er sich dem deutschen Künstlerkreis anschloß, zu dem u. A. Overbeck gehörte, Neapel und Florenz. Vertraut mit der Literatur seines Vaterlandes, wendete er seine warme Theilnahme auch den Dichtern Italiens und unter diesen vorzugsweise Dante zu, dessen Wunderwelt ihm ein unerschöpflicher Quell zu reichen Aufgaben seiner Kunst blieb. Im Jahre 1820 folgte er einem Rufe als Professor an der Akademie zu Dresden und 1824 ward er hier zum Hofmaler ernannt. In dieser Stellung malte er im Verlauf der Zeit eine große Anzahl von Notabilitäten, wovon mehre durch lithographirte Nachbildungen bekannt sind. Eine interessante Zusammenstellung von Bildnissen gewährt das unter dem Namen das Atelier des Meisters bekannte Gemälde, welches auch in Wiederholungen vorkommt. In allen seinen Porträten weiß der Künstler in sprechender äußerer Erscheinung das innerste Leben in idealer Wahrheit darzustellen. Stellung, Farbengebung und technische Vollendung sind gleich bewunderungswerth. Von seinen größeren Werken sind zunächst seine Deckengemälde im Speisesaal des königlichen Schlosses zu Pillnitz und die Fresken in der Kapelle daselbst zu nennen, in denen er ganz auf der Basis der neueren deutschen Schule steht, welche durch Overbeck und seine Kunstgenossen in Rom ihre Belebung fand. In den ersteren stellte er in 8 Bildern die Künste dar. Die Fresken in der Kapelle haben das Leben der heiligen Jungfrau zum Vorwurf; das Altarbild ist in Oel gemalt und stellt die heilige Jungfrau in Wolken dar. Andere Altarwerke von bedeutendem Umfang sind eine Kreuzigung Christi im Dom zu Naumburg, der heilige Johannes von Calazans in der Gymnasialkirche zu Brüx in Böhmen (wiederholt in der katholischen Kirche zu Annaberg im Erzgebirge), Christus den Versucher von sich weisend in der Pfarrkirche zu Wolmar in Livland, die Madonna mit dem Kinde, auf dem Throne sitzend, in St. Petersburg. Im Jahre 1842 ging V. wieder nach Italien und führte dort eine Komposition aus Dante's „Göttlicher Komödie" aus, die der Großherzog von Toskana für den Palazzo Pitti ankaufte (vgl. Giuliano, La divina commedia di Dante Alighieri, di pinto del Sig. Carlo V. di Vogelstein, Rom 1844), auch ein schönes Bild des heiligen Karl Borromeus. Ganz besonderen Beifall fand aber das unter dem Namen der Märtyrerin bekannte Bild aus jener Zeit. Nach seiner Rückkehr nach Dresden malte V. wieder zwei Scenen aus Dante und im Auftrag des Großherzogs von Toskana Scenen aus Goethe's „Faust". Während der Jahre 1848—49 schuf er ein großes Altarwerk für die katholische Kirche in Leipzig, dessen Hauptbild eine kolossale Christusgestalt von Engeln umgeben und über dieser den ewigen Vater schwebend zeigt. Im Jahre 1850 vollendete er zwei kolossale Gemälde für die Hofkirche in Dresden: den am Kreuze verschiedenen Heiland und seine Erscheinung nach der Grablegung. Sein reiches Portefeuille von Porträten hervorragender Zeit-, besonders Kunstgenossen, größtentheils von ihm selbst nach dem Leben gezeichnet, ward vom König von Sachsen angekauft und wird noch immer fortgeführt. Im Jahre 1831 schenkte V. 253 Blätter dem königlichen Kupferstichkabinet in Dresden, wofür er als V. von Vogelstein den sächsischen Adel erhielt. Im Jahre 1853 aus der dresdener Akademie getreten, lebte er seitdem in München.

3) Johann Karl Christoph, ausgezeichneter Schulmann, geboren am 19. Juli 1795 zu Stadt-Ilm in Thüringen, studirte in Jena Philologie und Theologie, wurde 1816 an dem damals in Tharandt, später in Wackerbarthsruhe bei Dresden bestehenden Erziehungsinstitut Lehrer und übernahm, nachdem er 1820 eine wissenschaftliche Reise durch einen Theil Europa's gemacht, 1821 die Mitdirektion dieser Anstalt. Im Jahre 1824 folgte er dem Rufe als Direktor der höheren Stadtschule zu Krefeld, 1832 dem als Direktor der Bürgerschule nach Leipzig, die er organisirte und an der er bis zu seinem, am 15. Nov. 1862 erfolgten Tode wirkte. Unter seinen meist dem Unterricht gewidmeten Arbeiten sind hervorzuheben: „Lesebuch für Schule und Haus" (14. Aufl., Leipzig 1860); „Schulatlas der neuern Erdkunde" (9. Aufl., das. 1861), mit Randzeichnungen der geographischen Hauptmomente der Erdtheile und Länder Europa's; „Naturbilder" (das. 1852); „Geschichtsbilder" (das. 1854) und „Landschaftsbilder" (das. 1852); „Netzatlas auf Wachspapier" (7. Aufl. 1863). Seit 1852 redigirte er mit Körner eine pädagogische Zeitschrift „Die höhere Bürgerschule". V.s älteste Tochter, Elise, verehelichte Polko in Minden, geboren den 31. Jan. 1823, hat sich u. A. durch ihre „Musikalischen Märchen" (Leipzig 1852; 5. Aufl. 1861, 2 Bde.) und den musikalischen Roman „Faustine Hesse" (das. 1860) einen Namen in der Novellenliteratur erworben.

4) Eduard, berühmter Reisender, geboren den 7. März 1829 in Krefeld, Sohn des Vorigen, studirte seit 1848 zu Leipzig und Berlin Mathematik und Naturwissenschaften und ward 1851 Assistent Hinds an Bishops Sternwarte in London. Hier wurde ihm 1853 von Seiten der englischen Regierung der Antrag gemacht, an des verstorbenen Richardson Stelle sich als Astronom der Expedition anzuschließen, welche unter Betheiligung der Deutschen Barth und Overweg in Centralafrika verweilte. Im Januar 1854 am Tschadsee angelangt, bestimmte er die Lage desselben, sowie die Höhe der großen Wüste, drang bis zum 9.° nördl. Br. nach Mosgu vor, erforschte die Länder westlich vom Tschad, traf mit Barth in der Nähe von Zinder im Dec. 1854 zusammen, drang dann bis Jakoba vor, welches vor ihm noch kein Europäer betreten hatte, versuchte es, in Adamaua Eintritt zu gewinnen, mußte jedoch am Ufer des Benue vor feindlichen Negerstämmen umkehren, wandte sich im Dec. 1855 nach Wadai und kam

Digitized by Google

1856 in Wara an, wo er im Febr. 1857 auf Befehl des Sultans wegen Besteigung eines heiligen Hügels enthauptet ward. Letzteres berichtete 1863 einer seiner vier Diener, der entkommen war, dem englischen Generalkonsul in Tripoli. Um Gewißheit über sein Schicksal zu erlangen, gingen zwei Expeditionen nach Wadai, 1861 unter von Heuglin nach Osten und 1862 unter von Beurmann nach Norden. Vgl. Petermann, Expedition to Central-Africa, Lond. 1854, und Elise Polko (V.s Schwester), Erinnerungen an einen Verschollenen, Leipzig 1863.

Vogelbeerbaum, s. Eberesche.

Vogelberg, Gebirgszug am Uebergang der lepontinischen in die rhätischen Alpen, auf der Grenze der Schweizerkantone Tessin und Graubünden, südöstlich vom St. Gotthard; auf ihm entspringt der Hinterrhein. Die höchsten Spitzen sind das Muschelhorn (Monte dell' Uccello), 10,230 Fuß, und das Porrahorn, 10,170 Fuß.

Vogelfang, Inbegriff der Methoden und Vorrichtungen, mittelst deren man sich der Vögel ohne den Gebrauch des Feuergewehrs zu bemächtigen sucht. Es kommt dabei besonders darauf an, den Vogel durch Lockspeisen, Lockvögel oder sonstige seine Aufmerksamkeit anregende Gegenstände herbeizuziehen und sein Entkommen plötzlich zu verhindern. Man wendet dazu theils Fallen, theils Sprenkel oder Dohnen an und läßt den Vogel selbst das herabfallende Netz, die festhaltende Schlinge in Bewegung setzen. Außerdem gibt es für besondere Vögelarten eine Menge eigenthümlicher, ihrer Lebensweise, Klugheit, Gewöhnung angepaßter Fangarten. So werden kleine Singvögel auf Leimruthen, Meisen mittelst Kloben oder auf dem Meisentanz, Reiher, Enten, Rebhühner, Wachteln, Raben, Krähen, Elstern und die kleinen Vögel mit Beizvögeln gefangen. Der V. bildet eine eigene zünftige Kunst und war in frühern Zeiten in manchen Gegenden, wie in Thüringen, im Schwarzwald, in mehren Thälern Tyrols ꝛc., von nicht geringer Bedeutung.

Vogelfrei, Derjenige, welcher des Schutzes des Rechts so ganz beraubt ist, daß ihn Jeder ungestraft tödten kann, oder daß Alle aufgefordert werden, ihn lebendig oder todt zu ergreifen. Jenes geschah sonst bei der Acht (s. d.), das Letztere wurde von den Verbündeten gegen Napoleon I. angewendet, als er von Elba zurückgekehrt war.

Vogelherd, Einrichtung zum Fang verschiedener Vögel mittelst Schlaggarnen. Man unterscheidet mehre Arten, z. B. Springherd, mit doppelten Schlagwänden, Tränkherd, Schießherd oder Panther, Finkenherd, Buschherd ꝛc.

Vogelkirsche, s. Kirschbaum und Traubenkirsche.

Vogelleim (Viscin), wasserheller klebriger Stoff, der sich in den Beeren der Mistel, vielleicht auch in den grünen Zweigen von Ficus elastica findet, ist in Wasser und Alkohol unlöslich, löslich in Aether, ätherischen Oelen und Alkalien. Man bereitet den V. durch Auspressen der Mistelbeeren und Zusetzen von Wasser zum Saft, wodurch sich das Viscin abscheidet. Zum Bestreichen der Leimruthen kann man auch stark eingekochtes Leinöl oder eine Mischung von Tischlerleim mit Chlorzink anwenden. Letzteres Präparat hat den Vortheil, daß es sich von den Federn der Vögel leicht durch Wasser abwaschen läßt.

Vogelmilch, Pflanzengattung, s. v. a. Ornithogalum *L.*

Vogelperspektive (Vogelansicht, Vogelblick, vue à vol d'oiseau), diejenige Ansicht eines Gegenstandes, insbesondere einer Gegend, wobei das Auge senkrecht über jedem Punkt derselben befindlich angenommen wird. Eine Zeichnung aus der V. gibt gewissermaßen den Grundriß einer Gegend, und zwar in der Weise, daß kein Gegenstand den andern verdeckt und alle horizontale Winkel und Entfernungen genau wiedergegeben sind, wogegen Seitenansichten und Höhenwinkel fehlen. Man benutzt diese Art der Darstellung besonders bei ökonomischen u. militärischen Rissen und Zeichnungen, wo es hauptsächlich auf Totalüberblick und Flächenraumverhältnisse ankommt. Die Darstellung der Berge mit ihren Höhenunterschieden und ihren steilern oder flachern Abhängen hat vornehmlich G. Lehmann [s. d. 1)] versucht. Die bildende Kunst kannte noch im 16. Jahrhundert keine andern Prospekte als solche in V., und noch das 17. Jahrhundert wandte man sie neben den Horizontalansichten an. Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts kamen sie außer Gebrauch; in neuerer Zeit sind sie aber für gewisse Aufnahmen, wo es mehr auf lebendige Anschaulichkeit als auf Genauigkeit ankommt, wieder in Aufnahme gekommen. Bekannt ist Oelekamps „Rheinpanorama", welches die wechselnde Gestalt und die Umgebung der schönen Ufer auf das anschaulichste wiedergibt.

Vogelpfeffer, s. Capsicum.

Vogelsberg (Vogelsgebirge), basaltisches Massengebirge, das sich im Süden aus den fruchtbaren Ebenen der Wetterau erhebt, durch das Kinzigthal vom Spessart geschieden wird, durch die Höhen von Schlüchtern mit der Rhön zusammenhängt, im Norden an das hessische Hügel- und Bergland grenzt und im Westen durch das Lahnthal und die Wetterau vom rheinischen Schiefergebirge mit dem Taunus getrennt wird. Basaltische Rücken, die nach Süden und Südwesten vom V. ausgehen, vulkanische Einzelberge, die ihn umgeben, zum Theil mit alten Burgen, selbst Orten (Amöneburg, Homberg) gekrönt, die 7 Hügel von Gießen ꝛc. machen die Grenzbestimmung schwierig, indem sie ihn mit Rhön, Knüll und Westerwald und den Basalthöhen am Main in Verbindung setzen. Nimmt man das Lahnthal bei Gießen, Alsfeld, Schlüchtern, Wächtersbach, Büdingen und die Wetterau als Grenze an, so hat das Gebiet einen Durchmesser von 6—7 Meilen, der kreisförmige Umriß erscheint aber vielfach gefranst durch vorspringende Basaltrücken. Im Ganzen bildet der V. eine flachgewölbte Bergveste, mit sanftem Ansteigen vom Rande zum sogenannten Oberwald, um den die Orte Herberstein, Ulrichstein und Schotten in geringer Entfernung liegen. Der Oberwald selbst ist ein unbewohntes, mit Laubwald, feuchten Wiesen und Torfgründen bedecktes Plateau, über dessen Rand sich die höchsten Höhen, zum Theil Felskuppen, wie der Taufstein (2401 Fuß), um die breungeshainer Heide mit ihrem Hochmoor in der Mitte um wenige hundert Fuß erheben. An diesem Oberwald oder unweit

Digitized by Google

von ihm entspringen die zahlreichen Bäche, die das Gebirge trotz seines Mangels an reichhaltigen Quellen nach allen Himmelsgegenden strahlenförmig aussendet, die Nidda mit der Nidder im Osten und die Wetter im Westen zum Main, die Ohm zur Lahn, die Schwalm zur Eder, die Altfell und Lüder zur Fulda. Andere Thäler setzen ebenso strahlig zwischen ihnen ein, so daß das ganze Gebirge aus einem System sehr regelmäßig strahlenförmig verlaufender Rücken besteht, die sich nach u. nach ausweiten und mehr gabelförmig vertheilen. Ihr gleichförmiger, bewaldeter oder mit Weide bedeckter Rücken wird vielfach durch basaltische Kuppen, kegelförmige wie mauerförmig abfallende und felsige, unterbrochen. Die oben mit flachen Mulden beginnenden Thäler schneiden dann tiefer ein und werden ebenso söhlig. Alle Rücken und Kuppen bestehen aus verschiedenen Basaltvarietäten mit ihren Tuffen, auch mit Polirschieferlagern, nur selten treten Trachyte, ausgedehnt dagegen basaltähnliche Trachytdolerite auf, die zum Theil treffliche Bausteine abgeben. Außer dem gewöhnlichen Dolerit kommt auch Nephelindolerit (Meiges) vor. Das Gebirge hat dieselben Mineralien wie die Rhön. Weit verbreitet sind aber mit basaltischen Gesteinen Eisensteine, die jetzt nur noch auf den buderusschen Werken (Hirzenhain im Niddathal, Friedrichshütte) verarbeitet werden. Im Innern tritt nur selten die sedimentäre Unterlage zu Tage, tertiäre Süßwasserbildungen, auch bunter Sandstein; anders am Rande, wo im Westen und Norden tertiäres Braunkohlengebirge, Muschelkalk und bunter Sandstein, im Nordosten, Osten und Südosten Zechstein, Todtliegendes und altes Steinkohlengebirge zu Tage treten. Das Klima ist ärger verschrieen, als es der Wirklichkeit entspricht, doch herrschen oft rauhe Winde, lange, wenn auch verhältnißmäßig milde Winter (die mittlere Wintertemperatur ist zu Schotten + 1°,18 R. bei + 7°,43 mittlerer Jahrestemperatur). Der alkalireiche Boden des verwitterten Basalts ist fruchtbar, daher sind die Rücken mit Laub-, insbesondere Buchenwald bedeckt; in den unteren Thalgründen und an den sanfteren Gehängen wird ergiebiger Ackerbau betrieben, die ausgedehnten Wiesen und Weiden eignen sich zur Zucht von Zugvieh, insbesondere von der trefflichen vogelsberger Rindviehrace. Ausgedehnte Oedungen, ganze Gehänge sind mit Basaltblöcken bedeckt, viele Rücken, seit lange unbewaldet, geben zu ausgedehnter Schafzucht Anlaß. In den höheren Theilen des V.s wird fast nur Viehzucht und Bau von Sommergetreide betrieben. Hier ist die Armuth zum Theil sehr groß im grellen Gegensatz zur Wohlhabenheit in den untern Thalgründen. Die Industrie ist gering, auf Weberei, insbesondere von Packtuch, Strohflechterei, wenig Braunkohlenbergbau u. einige Eisenindustrie u. Anfänge von Holzschnitzerei sich beschränkend. Fremde besuchen das Gebirge wenig; die innern Gründe sind zwar schön, aber beim einförmigen Charakter des Gebirgs von großer Gleichförmigkeit. Weite Panoramen eröffnen sich vom Taufstein, Hohenrodskopf u. andern Höhen des Oberwaldes. Dagegen sind die untern Thalgründe, der Nidder, der Ohm, der Schwalm, der Gebirgsfuß, die Gegend von Büdingen ꝛc. reizend. Fast der ganze V. ist hessen-darmstädtisch, nur der Südosten war früher kurhessisch, ist jetzt aber preußisch.

Vogelschießen, s. Schützenfeste.

Vogelspinne (Theraphosa *Walck.*, Mygale *Latr.*), Spinnenthiergattung aus der Ordnung der ächten Spinnen und der Familie der Würg- oder Tapezierspinnen, die größten Spinnen enthaltend, die zwischen losen Baumrinden oder in Erdlöchern leben, welche sie mit dichtem Gewebe auskleiden. Die bekannteste ist die V. oder Buschspinne (T. avicularia *Walck.*, Mygale avicularia *Latr.*). Sie ist schwarzbraun, dicht-zottig behaart; die Spitzen der Beine, der Palpen und die Haare unter den Mundwerkzeugen sind rostroth. Ihre Länge beträgt 1½ Zoll, mit den Beinen 2½ Zoll. Sie findet sich in ganz Südamerika häufig und wird gefürchtet, da ihr Biß giftige Wirkung äußert. Sie nährt sich von Insekten, spannt aber kein Netz aus, sondern macht eine etwa 6 Zoll lange und 2 Zoll breite Röhre von weißem Gespinnst in hohle Bäume. Sie überfällt junge Kolibris im Neste und saugt sie aus, eine zuerst von Sibylla Merian gemachte Beobachtung, die hernach bezweifelt, später aber durch Burmeister bestätigt ward. Noch größer ist die blondsche Würgspinne (T. Blondii *Latr.*), die fast 3 Zoll lang ist und in Mittelamerika vorkommt.

Vogel von Falckenstein, preußischer General, geboren 1797 in Schlesien, trat 1813 in ein westpreußisches Grenadierbataillon und zeichnete sich sogleich in dem ersten Gefecht, dem er beiwohnte, bei Bischofswerda, nach dem Uebergang über die Katzbach, aus, avancirte zum Fähnrich und im December zum Lieutenant. Mit Blüchers Corps machte er den Rheinübergang bei Caub mit und erwarb sich bei Montmirail, wo er, nachdem alle anderen Offiziere seines Bataillons kampfunfähig geworden, das Kommando desselben übernahm und außerordentliche Bravour zeigte, das eiserne Kreuz und das Premierlieutenantspatent. In den folgenden Friedensjahren widmete er sich eifrig den Studien, ward beim topographischen Bureau beschäftigt und auch mehrfach zum Dienst im Generalstab herbeigezogen. Zum Major im Kaiser-Franz-Grenadierregiment befördert, kommandirte er sein Bataillon im Straßenkampfe in Berlin am 18. März 1848 und ward an der Spitze desselben verwundet, was ihn jedoch nicht verhinderte, den Feldzug in Schleswig mitzumachen. Nach Abschluß des Waffenstillstands erhielt er das Kommando über das Gardeschützenbataillon, avancirte zum Oberstlieutenant und Oberst und ward, nachdem er eine Mission in die Lausitz ausgeführt, dem Stab des Generals Wrangel als Chef attachirt. Mit Wrangel wohnte er den großen Kavalleriemanövern in Rußland bei, die dem Krimkrieg vorhergingen, besuchte von da aus Konstantinopel und kehrte über den griechischen Archipel und Italien in die Heimat zurück. Beim Ausbruch des Kriegs gegen Dänemark zu Anfang 1864 zum Chef des Generalstabs der verbündeten Armee ernannt, empfahl er Alsen zum nächsten Angriffspunkt und schnelles Vordringen in Jütland und räumte, da er mit seiner Meinung nicht durchdrang, seinen Posten als Chef des Generalstabs Moltke ein,

Digitized by Google

übernahm dann das Kommando über einen Theil der in Jütland einrückenden Truppen und drang bis zum Lijmfjord vor. Zum Gouverneur von Jütland ernannt, erhielt er den Orden pour le mérite und ward nach dem Abschluß des Friedens mit Dänemark mit dem Oberbefehl über das 7. Armeecorps betraut. Nach dem Ausbruch des deutschen Kriegs und dem Bundesbeschluß vom 14. Juni 1866 erhielt er die Leitung der Operationen gegen die Bundestruppen. Außer seinem eigenen Corps von etwa 36,000 Mann konnte er nur auf die Hülfe des 20,000 Mann starken manteuffelschen Corps rechnen, welches Holstein okkupirt hatte. Nachdem er rasch das Königreich Hannover in Besitz genommen, besetzte eine Division seines Corps unter dem Generalmajor von Beyer ebenso rasch Kurhessen und verlegte dadurch der nach Süden sich zurückziehenden hannöverischen Armee den Weg. Nachdem diese bei Langensalza kapitulirt hatte, rückte V. v. F. mit der Mainarmee gegen Fulda vor, überstieg das Rhöngebirge, lieferte am 10. Juli den Bayern die blutigen Gefechte bei Hammelburg, Kissingen und Waldaschach und besetzte, nachdem die Division Göben am 13. Juli das 8. Bundesarmeecorps bei Laufach und am 14. bei Aschaffenburg geschlagen, schon am 16. Frankfurt a. M. Trotz dieser ausgezeichnet raschen und glücklichen Lösung der ihm gestellten Aufgabe ward V. v. F. vom Oberkommando der Mainarmee am 19. Juli abberufen u. zum Kommandirenden in Böhmen ernannt, von wo aus er zugleich die Operationen gegen Bayern leiten sollte. Nach dem Abschluß des Friedens von Nikolsburg übernahm er sein altes Kommando wieder und wohnte im April 1867 dem Reichstag des norddeutschen Bundes als Abgeordneter bei.

Vogesen (Wasgau, Vosges), das Grenzgebirge zwischen Elsaß (früher Elsaß und Sundgau) und Lothringen, von dem nur das Nordende, die Hardt, gegenwärtig noch zu Deutschland gehört. Das Gebirge ist ein Glied des oberrheinischen Gebirgssystems, wunderbar symmetrisch in Bau und Zusammensetzung mit dem in 4 Meilen Entfernung jenseits der oberrheinischen Ebene gegenüberliegenden Schwarzwald, wie dieser dem Rheinthal die Steilgehänge zukehrend, so daß auch sie wie eine hohe dunkle Gebirgsmauer das Thal begleiten. Wie dieser verlaufen sie in nordnordöstlicher Richtung von Trou de Belfort (1061 Fuß) bis zur Einsenkung von Kaiserslautern (750 F.), mit einer Länge von 32 Meilen, hier angrenzend an den Donnersberg, das südlichste Glied des niederrheinischen Schiefergebirgs, dort an die äußersten Ausläufer des Jura. Am Nord- und Südende führen alte Heerstraßen, jetzt zwei Haupteisenbahnlinien, aus Deutschland nach Frankreich. Im Süden, wo sie ebenfalls am höchsten sind und am steilsten abfallen, und wo ein Ausläufer längs der Mosel nordwestlich nach Epinal fortsetzt und dort V. und Sichelberge (Monts de Faucille) verknüpft, sind sie am breitesten, von Luxueil bis Colmar 10 Meilen breit; nördlich verschmälern sie sich, zwischen Saarburg und Saverne, wo eine bis Weißenburg hinaufreichende Bucht, in der sich jüngere Sedimente erhalten haben, in sie eingreift, bis zu 3 Meilen. Hier besitzen sie auch ihre geringste Höhe, so daß über den nur 1365 F. hohen Paß von Zabern (Saverne) eine Eisenbahn von Straßburg nach Paris führt. Nördlich von dieser schmälsten und niedrigsten Strecke wachsen sie wieder in Breite und Höhe und heißen von da an die Hardt, die aber in Bau und Zusammensetzung ganz den angrenzenden V. gleicht. Das Thal der nach Straßburg hinaus fließenden Breusch bildet einen natürlichen Abschnitt in den V.; im Süden bilden sie ein vielgegliedertes, nach Süden zu immer bedeutenderen Höhen ansteigendes Gebirgsland, vorherrschend aus krystallinischen Gesteinen zusammengesetzt; nördlich verschwinden dagegen diese älteren Gesteine unter einer mächtigen Decke von sogenanntem Vogesensandstein und bilden sie ein Plateau, welches in seiner Höhe gegen den Süden bedeutend zurückbleibt. Im Süden herrscht der Granit, kommen aber auch in beträchtlicher Ausdehnung Syenit, Diorit und quarzfreie Porphyre vor, von krystallinischen Schiefern Gneis, dazu Streifen paläozoischer Sedimente, zum Theil eigenthümlich umgeändert, Thonschiefer und Grauwacke (Andlau, Thann), produktives Kohlengebirge in schmalen Streifen und Rothliegendes in großer Ausdehnung. Sie verbreiten sich abweichend von der Richtung des Gebirgs, fast senkrecht gegen dieselbe, ganz wie im Schwarzwald. Zusammensetzung und Bau, insbesondere auch das ganz von der gegenwärtigen Richtung des Gebirgs abweichende Streichen der paläozoischen Sedimente weisen auf einen früheren unmittelbaren Zusammenhang der V. mit dem südlichen Schwarzwald hin. In diesem Theil haben auch die V. ihre alten, einst reichen, jetzt meist verlassenen Erzgänge; die Gegenden um Markirchen (Ste. Marie aux Mines) und St. Croix aux Mines am westlichen Abhang und Giromagny im Süden werden von vielen Gängen mit silberhaltigem Bleiglanz, die von Süden nach Norden streichen, und von andern, welche neben dem Bleiglanz Fahlerz, Silber- und Kobalterze führen, in Ostwestrichtung durchsetzt. Auch reich an Eisen ist das Gebiet, so die Gegend von Framont mit ihren interessanten Gängen. Framont ist ein Fundort des seltenen Phenakits. Im Sandstein des Nordens gibt es nur Eisensteine. Dieser Sandstein ist der grobkörnige sogenannte Vogesensandstein, eine untere Abtheilung des bunten Sandsteins, sehr zur Bildung bizarrer Felsen durch Erosion geneigt. Im Süden ist er ganz auf die Westabdachung beschränkt; aber wie durch Erosion in der Thaltiefe unter ihm der Granit und Todtliegendes, so in den Thälern der Mosel und Meurthe, aufgeschlossen sind, so haben sich umgekehrt Reste einer frühern ostwärts weiter reichenden Bedeckung durch ihn auf der ältern Unterlage erhalten. Der Grand Donon nördlich über dem Breuschthal ist ein solcher Rest. Nördlich bildet der Vogesensandstein dann den ganzen Gebirgszug, und nur am Fuß der Hardt treten an einzelnen Punkten wieder krystallinische Gesteine hervor. Mit dieser verschiedenen geognostischen Zusammensetzung des Gebirgs hängt nicht allein seine ganze Gestaltung zusammen, sondern es werden dadurch überhaupt alle seine Naturverhältnisse bedingt. Der süd-

igitized by Google

liche Theil ist der höchste und steilste, der am mannichfachsten gegliederte Theil der V., ein wahres Gebirgsland. In paraboliſchen Kuppenformen (Belchen, Ballon), aber auch in pyramidalen und kegeligen Höhen und in hohen Rücken treten die Berge auf, getrennt durch tiefe Abgründe und Schluchten, insbesondere an der Nord- u. Oſtſeite oft mit steilen Felswänden, in der Tiefe der Bergkessel mit zahlreichen kleinen Seen oder mit Torfmooren. Hier entspringen zahlreiche Bergbäche, welche von der Mosel u. Ill dem Rhein, zum Theil auch vom Doubs der Rhône zugeführt werden. Von Süden nach Norden folgen einander als Hauptgipfelhöhen: der Ballon de Giromagny (3000 F.), der Ballon d'Alsace (3850 F.), der pflanzenreiche Hoheneck an der Quelle der Mosel, der Grand Ventron (4398 F.) und östlich vorspringend der nahe gleichhohe Ballon von Guebweiler (Guebwiler) oder von Sulz, und am von Burgruinen umgürteten Nordostende liegt über der Breusch das Granitmassiv des Champ de Feu oder Hochfelds (3172 F.). Die rothe Sandsteinkuppe des Mont Grand Donon (3080 F.) im Norden der Breusch ist der letzte höhere Gipfel. Mit dem zusammenhängenden Sandsteinrücken sinkt das Gebirge bedeutend tiefer und das sanft gegen Westen sich verflachende Plateau erreicht dann nur noch in einzelnen Punkten eine Höhe von 2000 F., so am Calmit bei Edenkoben 2097 F. Nur im Süden erheben sich die Berge über die Waldgrenze. Ueber 3400 F. sind die V. waldloses, felsiges oder von Weiden, auch Torfmooren bedecktes Gebirgsland mit subalpiner Flora. Bis 3400 F. reicht dagegen der Wald hinauf, und zwar bis 2400 F. der Laubwald, Buchen mit einzelnen Birken und Eichen, welche im Norden vorherrschen, neuerlich theilweise durch Kiefern ersetzt, darüber bis 3400 F. dagegen nur Nadelwald, vorherrschend aus Weißtannen, aber auch aus Fichten bestehend. Erstere liefern den straßburger Terpentin. Der dunkle Nadelwald herrscht im Süden vor. Hoch reicht der Ackerbau hinauf; auf den Gebirgsfuß und die unteren Thäler bis 1000 F. über dem Meere beschränkt sich der Weinbau; bis 600 F. nur steigt die gute Kastanie. Reizend ist der Gebirgsfuß, an den Hügel aus jüngeren Sedimenten, aus der Trias, auf einigen Strecken auch Lias und Oolith (Gundershofen) und Marine- u. Süßwassersedimente (Buxweiler) des Tertiärgebirges, sich anlehnen. Hier wird ergiebiger Ackerbau, sowie reicher Obst- und Weinbau getrieben; zahlreiche wohlhabende Dörfer und gewerbfleißige Städte beleben die Landschaft und auf allen Höhen erheben sich Kirchen und Burgruinen, welche letzteren es erklärlich machen, warum der elsasser Bauer, dem die Revolution Erlösung vom Druck der Feudallasten, Napoleon I. den sicheren Genuß derselben brachte, so fest am napoleonischen Frankreich hängt. Von den Thälern sind, von denen der Hardt abgesehen, das von Annweiler und von Dahn durch ihre malerischen Sandsteinfelsgebilde und ihre Ruinen berühmt. In den mittleren V. erinnert das Breuschthal an die menschenfreundliche Wirksamkeit des Pfarrers Oberlin. Ihre Hauptreize besitzen aber die V. im Süden, wo sich eine großartige Gebirgsnatur im Innern des Gebirgs mit lieblichen Ebenen und Thälern an seinem Fuße und mit industrieller Thätigkeit der Menschen vereinigt. Die Gegend von Andlau, das Münsterthal, das Blumenthal von Guebweiler, das Amarinthal bei Thann, das von Maßmünster (Massevaux), das von Giromagny gehören zu den schönsten Gegenden der V. Dazu kommen die Seen, im Osten kleinere, aber in tiefen Felskesseln gelegene, wie der kleine See unter dem Ballon von Sulz, der weiße und schwarze See bei der alten Abtei Pairis, aus denen der Weißbach ins Münsterthal zur Fechte herabfließt. Die größten Seen liegen jenseits, im Westen der Lac de Longemer und Gerardmere, deren Wasser die Valogne der Mosel zuführt. Am äußersten Südwestfuß liegt Plombières mit seinen warmen und kalten Mineralquellen, seit der Römerzeit schon viel besucht, für den Geologen interessant durch seine Neubildungen von Mineralien. Für den Sprachforscher ist das Gebirge interessant durch die Sprachgrenze, welche durch die V. im Zickzack verläuft.

Das nach den V. benannte Departement im östlichen Frankreich, gebildet aus dem südlichen Theil des ehemaligen Herzogthums Lothringen, grenzt nördlich an die Departements Maas und Meurthe, östlich an Niederrhein und Oberrhein, südlich an Obersaône, westlich an Obermarne und hat einen Flächenraum von 607,995 Hektaren (110,81 QMeilen) mit (Ende 1861) 415,458 größtentheils katholischen Einwohnern. Das Land ist durch die V. durchaus gebirgig, namentlich in seinem östlichen Theile, und bildet die Wasserscheide zwischen Rhône und Rhein, mithin zwischen dem Mittelmeere und der Nordsee. Auf dem Gebirge entspringen hier die Saône, Mosel, Meurthe und andere Flüsse; die Maas bewässert, aus dem Departement Obermarne kommend, den westlichen Theil des Landes. Auch finden sich mehre kleine Seen. Das Klima ist namentlich in den höhern Gegenden ziemlich rauh, aber im Allgemeinen gesund. Der Boden ist theilweise steinig; im westlichen Theile wird viel Ackerbau getrieben, der östliche Theil ist dagegen wenig fruchtbar, hat aber große Waldungen und schöne Weiden, weshalb hier die Viehzucht vorherrscht, namentlich wird treffliches Rindvieh gezogen, mit bedeutendem Gewinn von Butter und Käse. Im Gebirge findet sich viel Wild, häufig auch Wölfe. Im nordwestlichen Theile wird Wein gebaut. Von der Oberfläche kommen auf Aecker 252,595, Wiesen 84,820, Weinberge 4894, Wälder 142,470, Heiden und Weiden 21,178 Hektaren. Das Mineralreich bietet besonders Eisen und Steinkohlen, sowie Blei, Silber und Kupfer. Außer Ackerbau und Viehzucht sind die wichtigsten Erwerbsquellen Waldkultur und Fischerei; die Mineralschätze werden noch nicht hinreichend ausgebeutet. Die Industrie ist noch nicht von wesentlicher Bedeutung und beschränkt sich auf Verhüttung der Erzverarbeitung des Eisens, Fabrikation von Fayence, Töpferwaaren und Holzgeräthen und etwas Leinweberei, sowie der Handel auf die Ausfuhr der gewonnenen Produkte. Die Eisenbahn von Luneville über Epinal nach Vesoul durchschneidet das Departement. Dasselbe gehört zum 3. Armeecorps (Nancy) und zur 3. Militärdivision (Metz), wird eingetheilt in die 5 Arrondissements Epinal,

Digitized by Google

Mirecourt, Neufchâteau, Remiremont u. St. Dié und hat Epinal zur Hauptstadt.

Vogesensandstein, s. Vogesen.

Voghera, Hauptstadt eines Bezirks in der italienischen Provinz Pavia, links an der Staffora und an der Eisenbahn von Tortona nach Piacenza, hat einen schönen, mit Arkaden umgebenen Marktplatz, auf dem die in edlem Styl erbaute Hauptkirche steht, Seidenbau, Wein- u. Getreidehandel und 11,500 Einw.

Vogl, Johann Nepomuck, deutscher Dichter, geboren den 2. Nov. 1802 in Wien, fand schon im 17. Jahre eine Stelle im Dienste der österreichischen Landstände, die ihm hinreichend Muße zu literarischen Beschäftigungen ließ, und hat sich besonders als Lyriker und Balladendichter bekannt gemacht. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Balladen und Romanzen" (Wien 1835, 3. Aufl. 1845; Neue Folge, das. 1837; Neueste Folge, das. 1841); „Lyrische Blätter" (das. 1836; 2. Aufl., das. 1844); „Novellen" (das. 1837); „Volksmärchen" (das. 1837); „Klänge u. Bilder aus Ungarn" (das. 1839; 3. Aufl., das. 1848); „Neueste Dichtungen" (Pesth 1844); „Schatten", Novellen und Erzählungen (Wien 1844); „Domsagen" (das. 1845; 4. Aufl. 1853); „Aus der Taufe" (das. 1849, 2. Aufl. 1856); „Deutsche Lieder" (Jena 1845); „Soldatenlieder" (Wien 1849, 3. Aufl., das. 1856); „Schnadahüpfla" (das. 1850); „Blumen" (das. 1852, 2. Aufl. 1859); „Passifloren, ein Sagencyklus" (das. 1854); „Neue Gedichte" (das. 1856); „Aus dem Kinderparadiese" (das. 1861); „Twardowski, der polnische Faust" (das. 1861).

Vogler, Georg Joseph, Abbé, geboren am 15. Juni 1749 zu Würzburg, war der Sohn eines Geigenmachers, erhielt schon frühzeitig eine sorgfältige musikalische Bildung und machte auch bei den Jesuiten in Würzburg und Bamberg literarische Studien. Im Jahre 1771 kam er nach Mannheim und wußte sich dort, nachdem er ein Ballet geschrieben hatte, die Gunst des Kurfürsten Karl Theodor zu gewinnen, der ihn nach Italien zum Pater Martini schickte; er zog aber den Unterricht Valotti's vor und studirte zugleich in Padua Theologie. Von da begab er sich nach Rom, nahm dort die Priesterweihe und setzte seine Musikstudien unter Mislivecek fort. Nachdem er noch Mitglied der arkadischen Gesellschaft, Ritter des goldenen Sporns, päpstlicher Protonotar und Kämmerer geworden war, kehrte er (1775) nach Mannheim zurück und wurde zum Hofkaplan, Vorsteher der Tonschule und zum zweiten Kapellmeister ernannt. Im Jahre 1779 mit nach München versetzt, gab er (1783) seine Stellung auf u. ging nach Paris, um seine Oper „La Kermess" daselbst zur Aufführung zu bringen. Nachdem diese durchgefallen war, begab er sich auf Reisen und durchwanderte Spanien, Griechenland und das nördliche Afrika. Nach seiner Rückkehr (1786) wurde er Kapellmeister zu Stockholm und verblieb hier mit Ausnahme mehrer Reisen, die er mit dem von ihm erfundenen „Orchestrion" unternahm, bis zum Jahre 1799, in welchem er seine Stellung aufgab. Von nun an führte er ein unstetes Wanderleben und lebte der Reihe nach in Kopenhagen, Altona, Berlin, Prag, Wien, München, Frankfurt a. M., Offenbach und mehren Städten des Rheinlandes, bis er (1807) als Kapellmeister nach Darmstadt berufen wurde, woselbst er am 6. Mai 1814 †. V. war in allen Gebieten der Tonkunst thätig, er komponirte, schrieb theoretische Schriften und bildete Schüler. Als Komponist ist er, da es ihm an eigentlicher Erfindung gebrach, so gut wie vergessen, obwohl er keine Gattung der Tonkunst unbebaut ließ; als Theoretiker hingegen hat er sich unbestreitbare Verdienste erworben, theils durch sein System der Tonwissenschaft, dem übrigens die Theorie des Pater Valotti zu Grunde liegt, theils durch sein „Simplifikationssystem", in sofern er hierdurch in den Orgelbau statt des bisherigen Empirismus ein systematischeres Wissen einführte. Weitaus den glücklichsten Erfolg aber hatte V. als Lehrer, denn zu seinen Schülern gehören außer Peter von Winter und mehren andern auch K. M. von Weber und Meyerbeer. Ein vollständiges Verzeichniß seiner theoretischen und praktischen Werke findet sich in F. J. Fetis' „Biographie universelle".

Vogt, s. v. a. Voigt; s. Voigtei.

Vogt, Karl, deutscher Naturforscher, geboren den 5. Juli 1817 zu Gießen, studirte seit 1833 daselbst Medicin, folgte 1835 seinem Vater nach Bern, wohin dieser als Professor der Klinik berufen worden war, und beschäftigte sich hier besonders mit anatomischen und physiologischen Studien. Darauf lag er in Neuenburg seit 1839 mit Agassiz und Desor naturwissenschaftlichen Arbeiten ob, betheiligte sich an Agassiz' Gletscherexpeditionen, bearbeitete den ersten Theil von dessen „Histoire naturelle des poissons d'eau douce" und veröffentlichte u. A. ein „Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde" (Braunschw. 1846, 2 Bde.; 2. Aufl. 1854) und „Physiologische Briefe" (Stuttgart 1845—46; 3. Aufl., Gießen 1861), welche Schriften sich sämmtlich durch gediegene wissenschaftliche Forschung und elegante Form auszeichnen. Nachdem er vom Herbst 1844 bis 1846 in Paris gelebt, ging er nach Italien, wo er besonders in Nizza und Rom sich aufhielt, und folgte dann Ostern 1847 einem Ruf als Professor nach Gießen. Nach der Märzbewegung von 1848 von Gießen in das Vorparlament wie in die deutsche Nationalversammlung gesendet, gehörte er hier zur äußersten Linken und war einer der gewandtesten und schlagfertigsten Redner der Versammlung. Er folgte dem Parlament auch nach Stuttgart, wo er in die Reichsregentschaft gewählt wurde. Seines Lehramtes in Gießen enthoben, lebte er bis 1850 in Bern, war dann vom Herbst 1851 bis Frühjahr 1852 zu Nizza mit Untersuchungen über die Seethiere beschäftigt und wirkt seit Herbst 1852 als Professor der Geologie zu Genf. Im Jahre 1861 leitete er eine Expedition nach dem Nordkap, über die er in der „Nordfahrt" (Frankfurt 1863) berichtete. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben das Reisewerk „Ocean und Mittelmeer" (Frankfurt 1848, 2 Bde.), die populär gehaltenen „Zoologischen Briefe" (das. 1851, 2 Bde.), „Bilder aus dem Thierleben" (das. 1852), die mit beißender Satire versetzten „Untersuchungen über Thierstaaten" (das. 1851) „Köhlerglaube und Wissenschaft" (Gießen 1855, 4. Aufl. 1856), „Altes und

Digitized by Google

Neues aus Thier- und Menschenleben" (Frankf. 1859), „Die künstliche Fischzucht" (Leipzig 1859), „Grundriß der Geologie" (Solothurn 1860), „Ueber die Absonderungen des Harnstoffes" (Gießen 1861) und „Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde" (das. 1863).

Vohburg, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Pfaffenhofen, rechts an der Donau, hat ein Hospital, Leprosenhaus und mit der Vorstadt Baitzen 1440 Einw. V. ist das alte Germanicum. Dabei auf einer Anhöhe die Ruinen der alten Burg V., welche der Sitz des 1204 ausgestorbenen gleichnamigen Grafengeschlechts war und 1641 von den Schweden zerstört wurde. Auf derselben wohnte Agnes Bernauer in der ersten Zeit nach ihrer Vermählung mit dem Herzog Albrecht von Bayern.

Voigt, 1) Christian Gottlob von V., durch seine Beziehungen zu Goethe und Schiller bekannter sachsen-weimarischer Staatsminister, geboren 1743 zu Allstädt, studirte die Rechte und practicirte dann in seiner Vaterstadt, ward aber bald als Regierungsrath nach Weimar berufen, wo er zu den höchsten Ehrenstellen und Würden aufstieg und in den Adelsstand erhoben wurde. Er lebte im engsten Verein mit Musäus, Wieland, Herder, Schiller und Goethe, mit welchem letztern er viel für Bibliothek, Universität, wie überhaupt für Kunst und Wissenschaft that. Er † 1819. V. war ein glücklicher, besonders lateinischer Gelegenheitsdichter.

2) Johann Karl Wilhelm, Mineralog und Geognost, Bruder des Vorigen, geboren am 20. Febr. 1752 zu Allstädt, studirte in Jena die Rechte, dann auf der Bergakademie zu Freiberg seit 1776 Mineralogie, beschäftigte sich viel mit der Erforschung der Bildung des Basalts und der vulkanischen Produkte, bereiste in mineralogischem Interesse das Fürstenthum Weimar, das Hochstift Fulda, begleitete den Herzog von Weimar auf seinen Reisen als Naturforscher, ward 1785 Bergsekretär und 1789 Bergrath in Ilmenau und † den 1. Januar 1821. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Mineralogische Reise" (Weimar 1781—85, 2 Bde.), „Mineralogische Beschreibung des Hochstifts Fulda und einiger Gegenden am Rhein und Main" (Dessau 1783), „Handbuch der praktischen Gebirgskunde" (Weim. 1792), „Mineralogische Reisen nach den Braunkohlenwerken und Basalten in Hessen ꝛc." (das. 1802) „Geschichte der Steinkohlen, Braunkohlen und des Torfes" (das. 1802, 2 Bde.), „Geschichte des ilmenauer Bergbaues" (Sondersh. 1820).

3) Bernhard Friedrich, namhafter Buchhändler, Sohn des Vorigen, geboren 1787 zu Weimar, erlernte das Buchhändlergeschäft in seiner Vaterstadt und gründete 1811 eine Sortimentsbuchhandlung in Sondershausen und 1822 ein Verlagsgeschäft in Ilmenau, das er 1834 nach Weimar verlegte. Seine beiden wichtigsten Unternehmungen waren der „Schauplatz der Künste und Handwerke", wovon bis 1864 bereits 268 Bände erschienen waren, und der „Neue Nekrolog der Deutschen" (1823—55, 30 Jahrgänge nebst 3 Registerbänden). V. † den 17. Februar 1859.

4) Johannes, namhafter Historiker, geboren am 27. August 1786 zu Bettenhausen im Herzogthum Sachsen-Meiningen, studirte seit 1806 zu Jena erst Theologie, dann Geschichte und Philologie, folgte 1809 einem Rufe als Lehrer am Pädagogium in Halle und habilitirte sich daselbst 1812 als Privatdocent. Seine erste Schrift von Bedeutung war „Hildebrand als Papst Gregor VII. und sein Zeitalter" (Weimar 1815, 2. Aufl. 1846). Hierauf sammelte er Materialien zu einer Geschichte der Hohenstaufen, vollendete aber, da er vernahm, daß F. von Raumer denselben Gegenstand zur Bearbeitung sich gewählt habe, nur die „Geschichte des Lombardenbundes" (Königsberg 1818). Unterdeß war er 1817 einem Ruf als Professor der historischen Hülfswissenschaften nach Königsberg gefolgt. Hier erschienen seine „Geschichte Preußens" (Königsberg 1827—39, 9 Bde.), durch umfassende Benutzung früher nicht gekannter Quellen und durch neue wichtige historische Entdeckungen gleich ausgezeichnet, der „Codex diplomaticus prussicus" (das. 1841, 2 Bde.), der „Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen" (das. 1841), die Beschreibung der „Westphälischen Femgerichte in Bezug auf Preußen" (das. 1836), ein „Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Reformation" (das. 1842—43, 3 Bde.; 2. Aufl. 1850), „Markgraf Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach" (Berl. 1852, 2 Bde.) und „Geschichte des deutschen Ritterordens" (das. 1857—59, 2 Bde.). V. † den 23. September 1863 zu Königsberg.

Voigtei (Vogtei), dem deutschen Rechte angehöriger Begriff, bezeichnet im Allgemeinen die Macht, Andere zu schützen und zu vertreten, so daß diese dadurch in ein Abhängigkeitsverhältniß versetzt werden. Vögte finden sich zunächst bei den Kirchen und Klöstern (Schirmvögte). Dann bestellten die Kaiser für ihre unmittelbaren Besitzungen Vögte als deren Verwalter, die den Gegensatz zu den eigentlichen Grafen als Fürsten des Reiches bildeten. Auch die Städte erhielten von ihrem Herrn, dem Landesherrn oder dem Kaiser, einen Voigt (Vogt, advocatus) oder einen Schultheiß (scultetus), bisweilen auch beide Beamte neben einander. In letzterem Falle hatte der Voigt in peinlichen, der Schultheiß bloß in bürgerlichen Angelegenheiten zu erkennen. Uebrigens wurden auch andere niedere Beamte Vögte genannt (Schloßvoigt, Hausvoigt, Feldvoigt ꝛc.), sowie umgekehrt selbst der König als Voigt vorkommt. Mit V. bezeichnet man auch das Schutzrecht des Ehemannes und Vormundes.

Voigtland (Terra advocatorum), der Landstrich, welcher den ehemaligen voigtländischen Kreis des Königreichs Sachsen, welcher gegenwärtig den südwestlichen Theil des Kreisdirektionsbezirks Zwickau bildet, die reußischen Fürstenthümer, das weimarische Amt Weida, das altenburgische Amt Ronneburg, den preußischen Kreis Ziegenrück und die ehemalige Landeshauptmannschaft Hof im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken umfaßt. Der Name V. bezeichnet die durch besondere Vögte verwalteten unmittelbaren Besitzungen der deutschen Kaiser. Solche Vögte finden sich daselbst zu Ende des 10.

Digitized by Google

und zu Anfang des 11. Jahrhunderts; erblich wurde die Voigtei sehr bald in dem Hause Reuß (s. d.). Doch ist der ganze V. genannte Landstrich nie ausschließliches Eigenthum der reußischen Vögte gewesen, denn es wohnten immer andere reichsunmittelbare Dynasten dazwischen, z. B. die Grafen von Eberstein bei Plauen, die Herren von Lobdaburg, die Grafen von Orlamünde ꝛc. Die Landeshauptmannschaft Hof kam 1373 an die Burggrafen von Nürnberg. Das sächsische V., welches damals in den voigtländischen und neustädter Kreis zerfiel, kam 1656 durch Testament des Kurfürsten Johann Georg I. als Erbtheil an die neue Linie Sachsen-Zeitz, fiel aber mit dem Absterben dieser Linie 1718 wieder an das Kurhaus zurück. Durch den 1815 zu Wien zwischen Preußen und Sachsen geschlossenen Friedensvertrag kam der neustädter Kreis an Preußen, welches nachher den größten Theil desselben an Weimar überlassen hat. Vergl. Limmer, Urkundliche Geschichte des V.es, Ronneburg 1825 bis 1828, 4 Bde.

Voiron, Stadt im französischen Departement Isère, an der Morge und der Eisenbahn von Grenoble nach Lyon, die hier nach Valence abzweigt, hat eine Börse, Fabrikation von Hanfleinwand, Tischzeug, Tuch, Papier, Strohhüten, Handschuhen, Stahl- und Scharfschmiedewaaren, Leder, Liqueuren ꝛc., Seidenweberei, Färberei, große Bleichen und 9637 Einwohner.

Vojusza (Voguza), Fluß im europäisch-türkischen Eyalet Janina (Albanien), entspringt am Gebirgsknoten von Mezzowo, fließt nordwestlich, nimmt links den Ergyr (Argyro), rechts die Desnitza auf und mündet nördlich von Avlona in das adriatische Meer.

Vokale (v. Lat.), s. Laute.

Vokalmusik (v. Lat.), im Gegensatze zur Instrumentalmusik die Musik, welche im Gesang besteht, und zwar sowohl mit oder ohne Begleitung von Instrumenten. Dahin gehören das Lied, die Arie, Cavatine, das Recitativ, Duett, Terzett und die anderen mehrstimmigen Sätze. Aus der Verbindung mehrer dieser Gattungen von Tonstücken, besonders der ersteren, entstehen die größeren musikalischen Kunsterzeugnisse, die Oper, das Oratorium, die Kantate ꝛc.

Vol. (lat.), Abkürzung für Volumen.

Volaterrä, die größte unter den 12 alten etrurischen Bundesstädten, später römische Kolonie mit den Rechten eines Municipiums, lag einige Meilen von der Küste, westlich von Sena Julia, auf dem Plateau eines steilen Felsens, und war außerdem durch starke Mauern geschützt, so daß sie von Sulla 2 Jahre hindurch vergeblich belagert ward. Sie hatte zur Zeit ihrer Blüthe einen Umfang von mehr als 2 Stunden, und ihr Gebiet reichte bis zu der hier sehr sumpfigen Küste, die nach ihr den Namen Vada Volaterranea (noch jetzt Maremma Volterana) führte. Außer den alten Mauern ist noch ein großes Thor und das Grab der Cäciner aus alter Zeit übrig.

Volcano, 1) die südlichste der liparischen Inseln, hat einen 1200 Fuß hohen Vulkan mit 2 Kratern u. einer Solfatara, 2 Häfen, viel Schwefel und Kaninchen und 190 Einw. — 2) Insel der Gruppe Santa Cruz im südwestlichen Polynesien, hat einen stets thätigen Vulkan von 2000 Fuß Höhe; wurde 1596 von Mendaña entdeckt.

Volckamerie, Pflanzengattung, s. v. a. Clerodendrum.

Volente deo (lat.), so Gott will, mit Gottes Willen.

Volenti non fit injuria (lat.), dem Wollenden geschieht nicht Unrecht, ein nur von erwerblichen und veräußerlichen Rechten anwendbarer Grundsatz; außerdem s. v. a. unser „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich".

Volger, 1) Wilhelm Friedrich, verdienstvoller Schulmann, geboren am 31. März 1794 zu Neetze bei Lüneburg, studirte zu Göttingen erst Theologie, dann Naturgeschichte, Geographie und Geschichte, wurde 1815 Kollaborator am Johanneum zu Lüneburg und 1830 Rektor, womit er seit 1844 die Direktion der mit dem Johanneum vereinten Realklassen verbindet. Außer seiner „Länder- und Völkerkunde" (Hannover 1820, 3. Aufl. 1833) sind von seinen Arbeiten hervorzuheben: „Handbuch der Geographie" (5. Aufl., das. 1846—47, 2 Bde.); „Leitfaden beim Unterricht in der Länder- und Völkerkunde" (15. Aufl., das. 1853); „Leitfaden beim geographischen Unterricht" (Braunschw. 1845); „Lehrbuch der Geschichte, Leitfaden beim ersten Unterricht" (9. Aufl., Hannover 1854); „Lehrbuch der Geschichte für mittlere Klassen" (3. Aufl., das. 1845); „Lehrbuch der Geographie" (8. Aufl., das. 1850); „Handbuch der Geschichte" (das. 1850, 2 Bde.); „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs im Fürstenthum Lüneburg" (Lüneb. 1847—54, 3 Abth.); „Geschichtstabellen" (Hamburg 1849—54); „Der Ursprung Lüneburgs" (Lüneb. 1861); „Die Patricier der Stadt Lüneburg" (das. 1863).

2) Georg Heinrich Otto, namhafter Geolog und Mineralog, geboren den 30. Jan. 1822 zu Lüneburg, Sohn des Vorigen, habilitirte sich nach vollendeten naturwissenschaftlichen Studien zu Göttingen, folgte dann einem Rufe nach Zürich und wirkt seit 1856 als Professor der Geologie und Mineralogie am senckenbergischen Institut zu Frankfurt. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „Methodische Schule der Naturgeschichte" (Stuttg. 1851—52); „Die Krystallographie" (das. 1855); „Erde und Ewigkeit" (Frankfurt 1857); „Ueber die Phänomene der Erdbeben in der Schweiz" (Gotha 1857—58, 2 Bde.); „Die Steinkohlenbildung Sachsens" (das. 1860).

Volhynien (Wolhynien), Gouvernement im europäischen Rußland, zu Westrußland gehörig, 1796 gebildet aus der durch die beiden letzten Theilungen Polens von diesem Reiche losgetrennten Woiwodschaft V. und einem Theile der alten Woiwodschaft Kiew, grenzt an die Gouvernements Grodno, Minsk, Kiew und Podolien, Oesterreichisch-Galizien und an das russisch-polnische Gouvernement Lublin und umfaßt 1295,17 QMeilen mit (1864) 1,557,635 Einwohnern. Das Land ist fast durchgehends eben, nur im Süden etwas hügelig, in einzelnen Gegenden sumpfig und morastig. Der Boden ist im Allgemeinen sehr fruchtbar und, wenn auch bisweilen sandig, doch überall kulturfähig. Im Süden dehnt sich eine waldlose Steppe aus. Die Bewässerung ist sehr reichlich, doch fehlen größere Ströme gänzlich.

Digitized by Google

Die bedeutenderen Flüsse sind: der Bug (an der Westgrenze), Pripet, Styr, Horyn, Ussa, Teterew u. a.; auch gibt es zahlreiche kleine Seen und mehre Mineralquellen. Das Klima ist gemäßigt und mild; die Luft gesund; doch hat man zuweilen Erdbeben verspürt. Das Pflanzenreich liefert die gewöhnlichen Getreidearten, Hirse, Hanf, Lein, Oelgewächse, Tabak, Hopfen, Hülsenfrüchte, etwas Obst ꝛc. Die Waldungen nehmen einen großen Flächenraum ein und bestehen sowohl aus Nadel- wie aus Laubholz; namentlich gesucht sind die Eichen, welche schönes Schiffbauholz liefern. Das Thierreich bietet außer den gewöhnlichen Hausthieren viel Wild, Geflügel, Bienen und Fische. Produkte des Mineralreichs sind: Eisen, Salpeter, Thon- u. Porzellanerde, Braunkohlen und gute Bausteine. Die Bevölkerung ist sehr gemischt und besteht vorzugsweise aus Rußniaken, Polen, Großrussen und Juden, außerdem aus eingewanderten Moldauern, Deutschen, Zigeunern und Tataren. Der Religion nach gehören sie meist der orthodox-griechischen Kirche an, außer ungefähr 200,000 Katholiken, ebenso viel Juden und wenigen Evangelischen und Mohammedanern. Den Ständen nach zerfallen sie in Adel, Geistliche, Bürger u. Bauern. Der größte Theil des Adels und ein Theil der Bürger sind Polen. Hauptbeschäftigungen sind Ackerbau (etwas vernachlässigt), Viehzucht (besonders gutes Rindvieh und schöne Pferde polnischer Race), Waldkultur (mit reichem Gewinn von Bau- und Brennholz, Pech und Theer), Bienenzucht, Fischerei und Jagd. Die Industrie ist bedeutender als in den übrigen ehemals polnischen Gouvernements, steht aber im Ganzen noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe. Sie liefert namentlich Leder, Tuch und andere Wollstoffe, Teppiche, Glas, Papier und Fayence. Der Handel befindet sich meist in den Händen der Juden und vertreibt besonders Getreide, Hülsenfrüchte, Lein, Hanf, Waldprodukte, Vieh, Häute, Hörner, Borsten, Wolle, Honig, Wachs, Mühlsteine, Salpeter und Glas. Die wichtigsten Handelsplätze sind: Berditschew, Dubno, Shitomir, Ostrog, Radsiwilow und Potschajew; die größte Messe wird zu Berditschew gehalten. Bedeutend ist die Zollinie von Radsiwilow an der galizischen Grenze. Das Wappen ist ein weißes Kreuz (darin ein kleines rothes Schild mit goldenem Kreuz) auf blauem Felde. Das Gouvernement wird eingetheilt in 12 Kreise: Shitomir, Dubno, Kowel, Kremenetz, Lutzk, Nowgorod-Wolynsk, Ostrog, Owrutsch, Rowno, Saßlawl, Staro-Konstantinow u. Wladimir. Hauptstadt ist Shitomir. V. bildete in ältester Zeit einen Theil von Rothreußen; 1074 wurde es von Boleslaw erobert und mit Polen vereinigt; Anfang des 14. Jahrhunderts fiel es an Lithauen, 1569 aber wieder mit ganz Lithauen an Polen zurück. Bei der dritten Theilung Polens kam es an Rußland.

Volk (populus), im Allgemeinen jeder durch Abstammung, körperliche und geistige Anlagen, Sitte, Sprache, Bildung und Schicksal ein natürliches Ganzes bildende Theil der Menschheit, welche charakteristischen Eigenthümlichkeiten man mit dem Worte Volksthum umfaßt (vgl. Nation); im engern Sinne die große Menge der bürgerlichen Gesellschaft, im Gegensatz zu der durch politische Stellung, Reichthum und Bildung hervorragenden Aristokratie, in welcher Beziehung man auch von Volksbildung und Volksunterricht spricht; in noch engerem Sinne, namentlich in Frankreich, die sogenannten arbeitenden Klassen, gegenüber der politischen Aristokratie und den Besitzern und industriellen Unternehmern; endlich im gewöhnlichen Leben Bezeichnung der rohen, ungebildeten Menge, des Pöbels.

Volkach, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, an der Mündung der Volkach in den Main, Sitz eines Bezirksamts und eines Landgerichts, hat ein Rathhaus, ein Hospital, Armenhaus, Siechenhaus, lebhafte Industrie und Handel, trefflichen Wein- und Obstbau und 1980 Einw. Dabei eine Wallfahrtskirche auf dem Kirchberge und auf einem Hügel der Hof Hallburg mit Schloß der Grafen von Schönborn und Weinbergen.

Volkmann, Alfred Wilhelm, verdienter Physiolog, geboren den 1. Juli. 1801 zu Leipzig, widmete sich daselbst, zu London und Paris medicinischen und naturwissenschaftlichen Studien, habilitirte sich 1828 an der Universität zu Leipzig und erhielt 1834 eine außerordentliche Professur, folgte 1837 einem Ruf als Professor der Physiologie, Pathologie und Semiotik nach Dorpat und ging 1843 als Professor der Anatomie und Physiologie nach Halle. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Anatomia animalium tabulis illustrata" (Leipz. 1831—33); „De colubri natricis generatione" (das. 1834); „Neue Beiträge zur Physiologie des Gesichtssinns" (das. 1836); „Die Lehre von dem leiblichen Leben des Menschen" (das. 1837); gemeinschaftlich mit Bidder: „Die Selbstständigkeit des sympathischen Nervensystems" (das. 1842); „Hämodynamik" (das. 1850) und „Physiologische Untersuchungen im Gebiete der Optik" (Leipzig 1863). Sein Bruder, Julius V., geboren 1804 zu Leipzig, veröffentlichte „Lehrbuch des im Königreich Sachsen geltenden Kriminalrechts" (Leipzig 1831, 2 Bde.) und „System des sächsischen Civil- und Administrativprozesses" (das. 1841—45, 2 Bde.).

Volkmarsen (Volkmarshausen), Stadt in der preußisch-hessischen Provinz Niederhessen, Kreis Wolfhagen, an der Twiste, ist Sitz eines Justizamts, hat ein Hospital, Leder-, Woll- und Baumwollwaarenfabrikation, große Torflager, eine Mineralquelle, starken Flachshandel und 2741 Einw. Am jenseitigen Ufer auf steiler Höhe die malerischen Ruinen der Kugelburg.

Volksbewaffnung, die allgemeine Berechtigung und Verpflichtung des Volks zum Waffendienst. Am reinsten verwirklicht stellt sich die Idee eines bewaffneten Volks in den Urzuständen eines jeden Volks dar, wo es die Verhältnisse mit sich bringen, daß jeder waffenfähige Freie für die gemeinsamen Angelegenheiten auch kämpfend eintreten muß. Je komplicirter sich aber die staatlichen und socialen Verhältnisse gestalteten, desto mehr mußte sich die Nothwendigkeit einer Regelung der Wehrkraft des Volks durch eine bestimmte Wehrverfassung behufs der Schonung der bürgerlichen und gewerblichen Interessen auch im Fall eines Kriegs fühlbar machen. So verfiel man auf den Ausweg, nur immer eine bestimmte Zahl der

Digitized by Google

waffenfähigen Mannschaft auszuheben, wodurch die allgemeine Wehrpflicht schon beschränkt ward. Schon bei den alten Griechen und Römern findet sich die V. im eigentlichen Sinne nicht mehr, und noch weiter davon entfernen sich der Heerbann Karls des Großen und das Lehnwesen des Mittelalters; ganz beseitigt aber ward die V. durch das Söldnerwesen u. die geworbenen Heere. Nur einzelne Reste derselben erhielten sich, z. B. bei den friesischen Stämmen, in England, in den nordischen Reichen ꝛc. Eine dem neuern Staatsleben entsprechende V. kam erst auf, als für die Landesvertheidigung geordnete Einrichtungen getroffen wurden, indem die Staaten neben ihren für den Feldkrieg bestimmten Heeren Milizen errichteten, die für den Nothfall jedoch auch in äußeren Kriegen verwendet wurden. Aber auch dies waren nur Anfänge der V., denn es bestand nirgends mehr eine allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienste, abgesehen von der Schweiz, welche ihre uralte Wehrverfassung im Wesentlichen beibehalten hatte. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika organisirten zuerst eine allgemeine V., indem die Milizen, bisher von der Regierung jedes Einzelnstaats abhängig, durch die Verfassung von 1787 als allgemeine Wehranstalt der Leitung des Kongresses unterstellt wurden. Dann folgte Frankreich mit seiner Nationalgarde 1789 und seinem Aufgebot in Masse 1793. Obwohl hiermit die allgemeine Wehrpflicht im Wesentlichen wieder in Geltung gesetzt worden war, so wurde dieselbe doch bald durch das Konskriptionssystem modificirt, wodurch die Idee der allgemeinen V. mehr oder weniger Einbuße erlitt. Erst Preußen stellte dieselbe durch seine Organisation der Landwehr und des Landsturms am vollkommensten dar. Ein ganz ungenügender Ersatz der allgemeinen V. sind die in mehren deutschen Staaten aus den dürftigen Ueberresten altdeutscher Stadtwehr hervorgegangenen Bürgergarden, die auch wohl als Nationalgarden bezeichnet wurden, aber nur zur Aufrechthaltung der innern Ordnung dienten, damit das stehende Militär unbeschränkt nach Außen verwendet werden konnte. Ebenso wenig entspricht die 1830 bei Gelegenheit der Aufstände durch den Drang des Bedürfnisses in mehren deutschen Staaten hervorgerufene Bürgergarde (Kommunalgarde in Sachsen) und die Bürgerwehr von 1848 der ursprünglichen Idee der V. Letztere insbesondere erwies sich, nachdem sich die erste Begeisterung dafür abgekühlt hatte, als ein seinem Zwecke wenig entsprechendes Institut. In die damalige Parteistellung und in die Parteikämpfe selbst hineingezogen, vermochte sie nicht einmal im Innern der Städte die Ordnung aufrecht zu erhalten und ward daher, nachdem sich die politischen Stürme gelegt, fast allenthalben wieder beseitigt.

Volksbücher, im weitern Sinne alle diejenigen Bücher, welche unter allen Klassen und Ständen eines Volks Verbreitung gefunden haben; im engern Sinne u. namentlich in literarhistorischer Hinsicht aber meist die in Prosa abgefaßten Unterhaltungsbücher, die im 15. und 16. Jahrhundert theils im Volke selbst entstanden, theils aus gebildeteren Kreisen, meist mit Abänderungen, besonders hinsichtlich der Form, in dasselbe übergingen. Ihrem Inhalt nach sind diese vorzugsweise sogenannten V. der deutschen Literatur meist aus der schon vorhandenen und verbreiteten ältern Sage geschöpft, ja zum großen Theil nur Umarbeitungen oder Uebertragungen älterer Produkte. Bei diesen Umarbeitungen wählte man aber nicht die nach Gehalt und Form vollendetsten deutschen Gedichte, wie Wolframs „Parzival", des 13. Jahrhunderts, denn diese standen dem Verständniß des 15. und 16. Jahrhunderts bereits zu fern. Auch aus der deutschen Heldensage gestaltete sich nur ein ziemlich roher Theil, die Jugendgeschichte Siegfrieds, und zwar erst spät und vielleicht unter französischem Einflusse, zu dem prosaischen Volksbuche vom „Hörnen Siegfried". Dagegen ward unmittelbar zum Volksbuche der Reineke Fuchs (s. d.) in seiner damaligen poetischen Gestalt (Lübeck 1498), wie überhaupt die Thiersage von jeher recht eigentlich dem Volke angehört hatte. Ferner beziehen sich auf deutsche Sage und Geschichte die gereimten V. von Heinrich dem Löwen (aus dem 15. Jahrhundert) und von dem Ritter von Staufenberg (um 1480; überarbeitet von Fischart, 1588), sowie das prosaische von Kaiser Friedrich Barbarossa (zuerst 1519). Das Volksbuch von Herzog Ernst (Straßburg ohne Jahr, Erfurt 1502) schloß sich nicht an das ältere deutsche Gedicht, sondern an eine lateinische prosaische Version an, wie auch Heinrich Steinhöwels zum Volksbuch gewordener Bearbeitung des Königs Apollonius von Tyrland (Augsburg 1471) die lateinische Erzählung des Gottfried von Viterbo zu Grunde liegt. Beliebte V. waren auch verschiedene Reisebeschreibungen, namentlich die mehrfach übersetzten Reisen Marco Polo's und Maundeville's. Ansehnlich vermehrt ward die Literatur der deutschen V. durch zahlreiche Uebersetzungen aus dem Französischen; doch ließ man auch hier die großen alten Epen des karolingischen Sagenkreises unbenutzt, und nur 3 in diesen gehörige Romane wurden aus jüngeren Bearbeitungen übertragen: die Haimonskinder (s. d.), Fierabras (Simmern 1533) und Ogier (durch Konrad Egenberger von Wertheim, Frankfurt 1571). Ein anderer an die Karlssage sich lehnender Roman: „Florio und Bianceffora" (Metz 1499), ward dem „Filocopo" Boccaccio's entnommen. Dem karolingischen Sagenkreise gehört noch an „Lother und Maller", übersetzt durch Elisabeth von Nassau (um 1430; erster Druck, Straßburg 1514); die Geschichte Hugo Capets behandelt der von derselben bearbeitete „Hug Schabler" (Straßb. 1500). Weitverzweigten Sagenstoff vereinigt „Pontus und Sidonia", übersetzt durch Eleonore von Oesterreich (um 1450; erster Druck Augsburg 1498). Weiter gehören hierher die Melusine (s. d.), übersetzt (1456) durch Thüring von Ringoltingen, die Magelone (s. d.), übersetzt durch Veit Warbeck (Augsburg 1539), Herzog Herpin (Straßb. 1514), Ritter Galmy (das. 1539), Kaiser Octavian (das. 1535) und der durch Marquard vom Stein übersetzte Ritter vom Thurn (Basel 1493). Erzählungen, deren Ursprung oft in die ältesten orientalischen Literaturen hinaufreicht, wanderten von einem Volke zum andern und wurden wiederholt in Sammlungen vereinigt. Zwei der beliebt-

gitized by Google

testen Sammlungen dieser Art sind die „Gesta Romanorum“ (s. d.) und die „Sieben weisen Meister“ (s. d.). Daneben entstanden auch neue Sammlungen ähnlicher Art, wie „Der Seele Trost“, eine Tugendlehre nach den zehn Geboten (Augsb. 1478), u. Johann Pauli's „Schimpf und Ernst“ (Straßburg 1522), dem als Nachahmungen sich anschlossen Valtin Schumanns „Nachtbüchlein (um 1559), Kirchhofs „Wendunmuth“ (Frankfurt 1563), Wickrams „Rollwagen“ (Straßburg 1557), Jakob Frey's „Gartengesellschaft“, Martin Montanus' „Wegkürzer“ ꝛc. Auch aus der Fremde kamen mehre einzelne Novellen unter unsere V., so aus dem Französischen die „Geduldige Helena“ (Straßb. 1508) und durch Steinhöwel aus dem Lateinischen des Petrarca übersetzt die „Griseldis“ (Augsburg 1471). Aus lateinischer Quelle stammt auch das prosaische Volksbuch von Salomon und Marcolf (Nürnberg 1487) her, welches den Marcolf zum Träger demokratischer Schalksnarrenweisheit macht. Dieser Lust an Schwänken und Späßen verdanken auch einige ächt deutsche Originalwerke ihren Ursprung, wie vor allen der „Eulenspiegel“ (s. d.), dessen ursprüngliche niederdeutsche Fassung (um 1483) verloren ist, dann „Die Schildbürger“ (Nürnb. um 1550), in späteren Ausgaben auch das „Lalenbuch“, der „Grillenvertreiber“ (Frankfurt 1603) oder die „Witzenbürger“ (1625) genannt; ferner zwei gereimte V., „Der Pfarrer vom Kalenberge“ (von Philipp Frankfurter um 1400; erster Druck Frankfurt 1550) und „Peter Leu von Hall“, auch „Der andere Kalenberger“ genannt (von Achilles Jason Widmann, Nürnb. 1560); ebenso „Der Finkenritter“ (Straßb. um 1559), ein Vorläufer der Münchhauseniaden, und zwei dem Eulenspiegel verwandte Sammlungen von Schwänken: „Der Klaus Narr“ des mansfeldischen Pfarrers Wolfgang Büttner (Eisleben 1572) u. der „Hans Clawert“ des trebiner Stadtschreibers Barthol. Krüger (Berlin 1587). Mehre deutsche V. ernsten Inhalts sind in Deutschland selbst entstanden, darunter der Fortunat (s. d.) und der Faust (s. d.), welchem letztern schon im 15. Jahrhundert der „Bruder Rausch“ vorangegangen war, der den Bund mit dem Teufel in humoristischer Auffassung darstellte. Einen Vertrag mit dem Teufel enthält auch die durch Georg Thym gereimte Sage von Thedel Unverferd von Walmoden (Magdeburg 1550). Der Bericht des Chrysostomus Dudulâus über das Erscheinen des Ahasverus oder des Ewigen Juden (s. d.) in Hamburg und an andern Orten fand keinen rechten Anklang im Volke, desto mehr die liebliche Erzählung von der Pfalzgräfin Genoveva (s. d.), vielleicht das jüngste aller V., aber dem Ursprung nach ächt deutsch. Endlich sind noch der Sprüche und Gewohnheiten mancher Handwerkerzünfte und dgl. zu gedenken, die aufgezeichnet und gedruckt auch außer der Zunftgenossenschaft im Volke Leser fanden. Im 17. Jahrhundert wendeten sich die höheren Stände hochmüthig von den V.n ab, die durch Veränderungen, namentlich Verkürzungen, sowie dadurch viel an dichterischem Werthe einbüßten, daß sie dem sich selbst ändernden Geschmack des Volks, in welchem die Empfänglichkeit für wahre Poesie abnahm, angepaßt wurden. So sanken sie zu den verachteten Büchlein „Gedruckt in diesem Jahr“ herab, die bis auf die Gegenwart, freilich in immer mehr modernisirter und verkümmerter Gestalt, sich auf den Märkten erhalten haben. Der unvergängliche poetische Gehalt, der den meisten V.n innewohnt, und der selbst durch die äußerste Entstellung nicht ganz vertilgt werden konnte, wurde von den Gebildeten erst in der neueren Zeit wieder erkannt, nachdem überhaupt sich das Interesse dem Wesen wahrer Poesie und ihrer volksthümlichen Gestaltung wieder zugewandt hatte. J. Görres besprach in seiner Schrift „Die deutschen V.“ (Heidelberg 1807) 49 derselben und wies mit überzeugender Kraft auf den Schatz tüchtiger und ächter Poesie hin, der hier zum Theil noch ungehoben liege. Die Versuche, eine alte Sammlung von 13 zu V.n gewordenen Romanen, die 1587 der frankfurter Buchhändler Feyerabend unter dem Titel „Buch der Liebe“ herausgegeben, unter gleichem Titel zu erneuern, welche Reinhard (Leipzig 1779) u. von der Hagen und Büsching (Berlin 1809) machten, hatten keinen Fortgang, so daß beide Unternehmungen mit dem ersten Theil abgebrochen wurden. Auch von der Hagens „Narrenbuch“ (Halle 1811), das die Schildbürger, den Kalenberger Pfaffen, Peter Leu und Salomon und Marcolf enthält, hat nur geringe Theilnahme gefunden. Mit besserem Geschick und Erfolg haben L. Aurbacher in seinem „Volksbüchlein“ (2. Aufl., München 1835), Gustav Schwab in dem „Buch der schönsten Geschichten und Sagen, für Alt und Jung wieder erzählt“ (Stuttgart 1836, 2 Bde.; 2. Aufl. 1843) und Marbach in den „Deutschen V.n“ (Leipzig 1838 f.) dahin gewirkt, die alten V. zu allgemeinerer Kenntniß und verdienten Ehren zu bringen. Ganz vorzügliche Verdienste aber hat sich in dieser Hinsicht Simrock durch seine mit großer Sachkenntniß und richtigem Takt unternommene, auf die alten Ausgaben gegründete „Sammlung deutscher V.“ (Frankf. 1845—55, 8 Bde.) erworben. Eine gedrängte Uebersicht der deutschen V. findet sich in Gödeke's „Elf Büchern deutscher Dichtung“ (Bd. 1, Leipzig 1849). Englische V. hat Thoms (London 1828, 3 Bde.) gesammelt; über die französischen belehrt Nodiers „Nouvelle bibliothèque bleue“ (Paris 1842).

Volksfeste, im weitesten Sinne diejenigen Feste, an deren Feier sich das Volk in irgend einer Weise selbstthätig betheiligt und ihnen dadurch einen volksthümlichen Charakter verleiht. Zu diesen V.n rechnen wir nicht allein diejenigen Feste, die, über ein ganzes Volk verbreitet, in allen Kreisen desselben gefeiert werden, sondern auch solche, deren Feier auf einzelne Kreise des Volks, auf einzelne Orte, Stände, Genossenschaften u. dergl. beschränkt ist, sobald sich nur in ihnen als wahren Erzeugnissen des Volkslebens die Eigenthümlichkeit des Volks in irgend einer Weise ausspricht. Die Veranlassungen, welchen V. ihre Entstehung verdanken, sind höchst mannichfaltiger Art. Die am weitesten verbreiteten Feste aber haben sich besonders an regelmäßig wiederkehrende Ereignisse und Erscheinungen in der äußeren Natur angeknüpft. So gab bei den verschiedensten Völkern der Wechsel der Jahreszeiten, die Saat, die Ernte u. dergl. zu Festen

Digitized by Google

Veranlassung. Mehre auf einzelne Völker, ja auf Theile derselben beschränkte Feste sind diejenigen, die zum Andenken an bedeutende geschichtliche Ereignisse begangen werden; diejenigen, welche aus der Neigung des Volks zu gewissen Thätigkeiten und Uebungen hervorgingen, wie die Kampfspiele der Alten, die Schwingfeste der Schweizer, die Stiergefechte der Spanier, die Wettrennen der Engländer; diejenigen, welche auf gesellschaftlichen Einrichtungen beruhen, wie die aus dem Waffendienst der Bürger sich herschreibenden Vogel- und Scheibenschießen, die Feste einzelner Innungen, Jahrmarktsfeste ꝛc. Einen bedeutenden Einfluß hat auch die Religion auf die V. geäußert, und dieser war um so bedeutender, je sinnlicher der Charakter der Religion war, je mehr sie überhaupt auch das weltliche Leben des Volks in ihr Gebiet zog, je mehr sie durch bestimmte Satzungen oder auch durch ihre Geschichte und namentlich durch ihre Mythen Anhaltepunkte für festliche Feier bot; dies ist der Grund, warum vornehmlich die heidnischen Religionen viele Feste theils hervorgerufen, theils bei ihrer Entstehung und bei ihrer Gestaltung mitgewirkt haben, warum die V. der christlichen Welt, die in größerem oder geringerem Maße eine Beziehung zu der Religion haben, vornehmlich der katholischen Kirche angehören, während die protestantische mehr nur zu einzelnen weltlichen Festen, um ihnen gleichsam die höhere Weihe zu ertheilen, mitwirkt. Manche Feste der katholischen Kirche, die ihr ursprünglich angehören, Heiligen- und andere Feste, sind zu wahren V.n geworden; doch hat sie auch einzelne altheidnische Feste, die tief im Volke wurzelten, auf christlichen Boden übertragen, wie denn überhaupt mehr als ein Volksfest der neuern Zeit, z. B. die Fastnachtfeste, seinem Ursprung nach der ältern heidnischen Zeit angehört, ja bei einzelnen selbst die alten Gebräuche nicht einmal ganz haben verwischt werden können. Bei wenigen Völkern hat das Festwesen, das mit der Religion in inniger Verbindung stand, so das ganze Volksleben durchdrungen und ist zugleich Sache des Staats geworden, wie bei den alten Griechen, bei denen ein ganzer Bau von V.n erscheint, der in den großen Nationalfesten der olympischen, pythischen, isthmischen und nemeischen Spiele seinen Gipfel erreicht. In gegenwärtiger Zeit haben viele frühere V. sich theils ganz verloren, theils sind sie farbloser und unbelebter geworden, namentlich bei solchen Völkern, bei denen eine schärfere Sonderung der Stände, eine gewisse konventionelle Scheu der Höheren und Gebildeteren, mit ihrer Lebenslust öffentlich vorzutreten, herrschend geworden ist. Zum Theil aber liegt auch die Ursache darin, daß der Grund, der die Feste hervorrief, weggefallen ist, und daß sie dadurch bedeutungslos geworden sind; zum Theil darin, daß ihre Form zu der jetzigen Sitte in allzu grellem Mißverhältniß steht. Vergl. Reimann, Deutsche V. im 19. Jahrhundert, Weimar 1839; Brand, Observations on popular antiquities, herausgegeben von Ellis, das. 1841 bis 1842, 3 Bde.

Volksherrschaft, s. v. a. Demokratie.

Volkslied, das für den Gesang gedichtete und wirklich gesungene Erzeugniß der Volkspoesie. Diese Volkspoesie, hervorgegangen aus dem Wesen und der Eigenthümlichkeit der Auffassungsweise einer Nation und den innersten Geist derselben wiederspiegelnd, bildet den Gegensatz zu der Kunstpoesie, d. h. jener Poesie, wobei der Dichter mit Selbstbewußtsein den Forderungen der Wissenschaft sowohl hinsichtlich ihrer inneren als auch ihrer äußeren Gestaltung zu genügen sucht. Letztere kann erst entstehen, wenn zur poetischen Kraft höhere Bildung hinzutritt; bis dahin ist die ganze Poesie eines Volks nur Volkspoesie, und die meisten Völker bleiben bei derselben stehen. Auch bei den Völkern, wo die Kunstpoesie sich entwickelt, geht die Volkspoesie immer voraus und erhält sich auch nachher neben jener. Während aber in dem letztern Fall die Kunstdichtung von dem gebildeten Theile des Volks ausgeht, gehen die V.er aus dem Theile des Volks hervor, den wir als die ungebildete Masse jenem entgegensetzen, in dem aber die nationale Eigenthümlichkeit sich am schärfsten erhält. Bei allen Völkern finden wir V.er, aber nicht bei allen gelangt die poetische Kraft zu gleich mächtiger und reicher Entwickelung, und auch die Anregungen und Mittel zu dieser sind nicht allen Völkern und nicht zu allen Zeiten in gleichem Maße geboten. Das Gemeinsame aber haben die Lieder aller Völker, daß sich in ihnen die besondere Form, in der das Allgemein-Menschliche bei ihnen erscheint, scharf und treu ausprägt, und daß uns daher aus ihnen der Charakter der Völker, denen sie angehören, in großer Wahrheit und Bestimmtheit entgegentritt. Die Einfachheit der rhythmischen und metrischen Formen ergibt sich aus dem Ursprung des V.es, nicht weniger auch die Einfachheit, Kunstlosigkeit der Ausdrucksweise und die frische, kräftige Natürlichkeit. Für den Gesang bestimmt, finden sie sich stets in Begleitung der zu ihnen gehörigen Melodien, die nur dann und auch nicht immer verloren gingen, wenn das ursprüngliche Lied aus dem Gedächtniß des Volks verschwand und nur zufällig durch Schrift aufbewahrt wurde. Daraus ergibt sich auch von selbst, daß die lyrische Form bei aller Volkspoesie die überwiegende sein muß; doch schließt dieselbe alle andern Gattungen der Poesie, die epische wie die didaktische, ja selbst die dramatische, ein. Die Natur des V.es bringt es mit sich, daß sich meist weder der Verfasser, noch die Zeit der Entstehung ermitteln läßt. Die Fälle, wo sich der Dichter wirklich nennt, sind äußerst selten. Auch findet sich ein V. höchst selten in seiner ältesten Gestalt vor, weil sich Text und Weise meist nur durch Ueberlieferung fortgepflanzt und erhalten haben, daher wir auch oft ein und dasselbe Lied in sehr verschiedener Gestalt wieder finden. Merkwürdig ist die Aehnlichkeit, die oft zwischen den V.ern sehr entfernter Völker Statt findet. Der Werth der Volkspoesie beruht vorzüglich darauf, daß sie der reine naturgemäße Ausdruck des Gefühls und der Lebensanschauung des Menschengeschlechts in den einzelnen Nationen ist und daher nichts Geborgtes, Gemachtes oder Gekünsteltes enthält. Dies haben große Dichter wohl erkannt und sich ihr stets mit besonderer Vorliebe zugewendet, wie Shakspeare und Walter Scott, Goethe und

Digitized by Google

Uhland ꝛc. Hier finden sich die reichsten und dankbarsten Stoffe, die feinsten Züge der Darstellung, der schlagendste Ausdruck, und nicht selten überraschen uns die größten Schönheiten, die treffendsten Wendungen, die tiefste Innigkeit des Gefühls. Nicht zu verwechseln aber ist die wahre Volkspoesie mit jener Poesie des Volks, die wir gewöhnlich mit dem Namen Gassenhauer bezeichnen. Letztere ist zwar ebenfalls ein freies Erzeugniß des Volks, aber nie aus dessen Gefühl, sondern stets nur aus dessen Verstand hervorgegangen und, da sie nur vorübergehende Interessen behandelt, selbst auch nur von vorübergehendem Interesse. Häufig aber schließt ein ächtes V. mit angehängten, nachgedichteten Versen, die es zum Gassenhauer machen und sich eine Zeitlang erhalten. Namentlich sind es historische Lieder, die den Uebergang von der einen zur andern Gattung bilden, besonders aus späterer Zeit. Wiewohl ohne allen poetischen Werth, sind sie doch für die Erforschung der Geschichte und besonders der Sittengeschichte und des Bildungsgangs einer Nation von hoher Bedeutung. Bei den Völkern, die eine gewisse Bahn geistiger Entwickelung durchlaufen, hat auch die Volkspoesie ihre geschichtliche Entwickelung gehabt; verfolgen aber läßt sich die Geschichte des V.es nur bei wenigen Völkern, und selbst bei diesen bleibt sie immer in hohem Grade fragmentarisch.

Die Germanen waren schon in den ältesten Zeiten ein sanglustiges und liederreiches Volk. Den Stoff ihrer Lieder nahmen sie aus der Götter- und Heldensage, aus der Thiersage, wozu noch Räthsel, neckende Wechsellieder ꝛc. kamen. Die Völkerwanderung verschlang wohl die meisten dieser alten Lieder; dagegen lieferte sie einen gewaltigen neuen Sagenstoff, in welchem zugleich die Mehrzahl der Ueberreste älterer Sagen aufging. So ging im 6.—8. Jahrhundert wieder eine bedeutende Anzahl alliterirender und zur Harfe gesungener epischer V. aus der deutschen Heldensage und der Thiersage hervor; weiteren Stoff bot die Zeitgeschichte, und neben den ausdrücklich erwähnten Spottliedern gab es noch allerlei andere Lieder für die verschiedenen Feste und für sonstige Zwecke. Erhalten ist von der Volksdichtung dieses Zeitraums ein Bruchstück, das Hildebrandslied. Im 9. Jahrhundert fand eine Verengerung des Gebiets der Volkspoesie und eine Aenderung ihrer Form Statt. Schon von Anfang an hatte der christliche Klerus gegen diese Lieder wegen ihres heidnischen und weltlichen Ursprungs und Inhalts geeifert, auch bereits Versuche gemacht, geistlichen Inhalt in ihre bisher übliche Form zu gießen. Im 9. Jahrhundert trat sie ihm aber mit eigenen Schöpfungen, mit einer Kunstpoesie entgegen, der sich nun auch die Höfe und der Adel zuwendeten, so daß die Volksdichtung denjenigen Klassen überlassen blieb, die einer gelehrten Bildung entbehrten. Mehre Jahrhunderte hindurch werden nun deutsche V.er der Aufzeichnung für unwerth erachtet, obwohl die Kunstpoesie selbst das sprechendste Zeugniß gibt, daß die Volkspoesie in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts eine ganz besondere Schöpferkraft entwickelt und auch ferner ein frisches Leben bewahrt hat. Die hohe formelle Vollendung, zu der sich die höfische Kunstdichtung bald erhob, wirkte ihrerseits auf die Volksdichtung veredelnd zurück, die nicht nur ihre Strophen durch die neue Kunst des strengen Reims verschönerte, sondern auch gerade in ihren edelsten Schöpfungen, wie in den Nibelungen, der Gudrun und dem Alphart, die Forderung des Gesangs gänzlich aufgab. Das sangbare V. war dabei allerdings vernachlässigt worden; sobald aber die höfische Kunst verfiel, ward auch der Volksgesang wieder kultivirt; aber da die gebildeten Stände sich von der Poesie zurückzogen, so blieb die deutsche Dichtung nun wieder fast lediglich den niederen Ständen, dem Volk im engern Sinne, überlassen. Das V. eignete sich besonders solche Sagen an, welche dem wundersüchtigen Geschmacke der Zeit oder der durch die höfische Kunst eingebürgerten Liebesromantik zusagten, wie z. B. Albertus Magnus, der Tannhäuser, der getreue Eckart, Heinrich der Löwe ꝛc. Die gesellschaftlichen und religiösen Zustände, welche schwer auf dem Volke lasteten, förderten wohl Satiren und Spottverse, aber nicht epische V.er, und zudem that die Buchdruckerkunst dem epischen Gesange in sofern Eintrag, als sie ausführlichere prosaische Erzählung und Besprechung historischer Ereignisse und Zustände begünstigte. So kommt es, daß in dieser Periode namentlich die an historische Begebenheiten und Personen sich anlehnenden Balladen und Romanzen sowohl an Anzahl, als an Verbreitung und Werth zurückstehen. Nur an den Grenzen des Reichs, unter den Freiheitskämpfen der Dithmarsen und der Schweizer, erwachten kräftige und ächt volksmäßige historische Lieder. Desto voller und reicher erblühte dagegen die lyrische Volkspoesie. Schon im 14. Jahrhundert gedenkt die limburger Chronik zahlreicher Lieder dieser Gattung, die sich ziemlich eng an die Weise des Minnelieds der schwindenden Kunstlyrik anschließen. Bald aber entfaltete die Volkslyrik sich freier und weiter, und Alles, was das menschliche Herz bewegt, zog sie in ihren Kreis. Das Empfinden dieser Volkssänger, Handwerksgesellen, fahrender Schüler und Schildknechte, Hirten, Jäger und Ackerleute, reicht jedoch tiefer, ihr Denken weiter als die Kunst ihrer Rede, und die Knappheit, Lückenhaftigkeit und der springende Gang ihrer Lieder ist zum Theil eine Wirkung ihrer Unbeholfenheit, die namentlich in der ungeschickten Handhabung ihrer Vers- und Strophenformen zu Tage tritt, während das alte V. sich gerade durch die feinste und strengste Metrik auszeichnete. Eine ziemliche Anzahl von V.ern dieser Periode wurde bereits im 14. und 15. Jahrhundert niedergeschrieben und noch weit mehr gegen Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts. Schon im 16. und noch mehr im 17. Jahrhundert verfällt das V. in Folge eindringender Rohheit und Gemeinheit in immer tiefere Verderbniß. Was noch im 17. Jahrhundert an neuen V.ern hinzutritt (z. B. während des dreißigjährigen Kriegs), ist größtentheils ungeschlacht oder gar nur platte Reimerei. Bessere Lieder aus dieser Zeit oder gar aus dem 18. Jahrhundert, wie „Prinz Eugenius der edle Ritter“ (1717), gehören zu den seltenen Ausnahmen. Doch eben als das V. abzusterben begann, trat eine neue Kunstlyrik vermittelnd ein,

Digitized by Google

und zwar diesmal durch das Medium der Musik. Bereits gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts bildeten sich „Kränzchen", Gesellschaften, die sich reihum bei den einzelnen Mitgliedern versammelten und nach einer neuen, von den Niederlanden, dann auch von Venedig nach Deutschland gekommenen Art künstlicher und mehrstimmig gesetzter Melodien sangen, und so entstanden die sogenannten „Gesellschaftslieder", lyrische Kunstdichtungen des verschiedensten Inhalts, die sich immer weiter von den V.ern entfernten und zur völligen Verdrängung derselben aus den gebildeten Kreisen wesentlich beitrugen. Eine zweckmäßige Auswahl derselben bietet Hoffmanns von Fallersleben „Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts" (Leipzig 1844). Der heutige Volksgesang hat eine lebendige Quelle nur noch in den Alpen, wo Bursche und Mädchen bei ihren Tänzen und Spielen ihre kleinen „Schnaderhüpfeln" zu selbsterfundenen oder vorhandenen Melodien singen. Der göttinger Dichterbund, namentlich Bürger, begann das V. in die Kunstpoesie einzuführen, und Nicolai, der darin Unheil für den guten Geschmack witterte und eine Sammlung deutscher V.er unter dem Titel „Eyn feyner kleyner Almanach voll schönerr echterr liblicherr Volkslieder" (Berlin 1777—78, 2 Bde.) herausgab, durch die er das V. in seiner Blöße zu zeigen hoffte, wandte die allgemeine Aufmerksamkeit und Neigung dem V. erst recht zu. Zugleich weckte Herder durch seine „V.er" (Leipzig 1778, 1779, 2 Bde.) Geschmack und Verständniß der Zeit für die Schönheiten des Volksgesanges. Die erste umfassende Sammlung deutscher V.er gaben Brentano und Arnim unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn" (Heidelberg 1806—8, 3 Bde.; 3. Aufl., Berlin 1846—54, 4 Bde.), freilich mit mancher eigenmächtigen Veränderung. Verdienstlich war auch Büschings und von der Hagens „Sammlung deutscher V.er" (Berl. 1807, mit Melodien), eine planlose Kompilation dagegen Erlachs „V.er der Deutschen" (Mannheim 1834 fg., 5 Bde.). Die übrigen Sammlungen von A. Kretzschmer und Zuccalmaglio („Deutsche V.er mit ihrem Originalwesen", Berlin 1840, 2 Bde.), Erk und Irmer (Berlin und Krefeld 1838) ꝛc. werden weit übertroffen durch die beiden neuesten von Erk („Auswahl der vorzüglichsten deutschen V.er mit ihren eigenthümlichen Melodien", Berlin 1853 f.) u. Uhland („Alte hoch- und niederdeutsche V.er", Stuttgart und Tübingen 1844—45, 1. und 2. Bd.). Nach O. L. B. Wolffs „Sammlung historischer V.er der Deutschen" (Stuttg. 1830) kamen die von Rochholz (Bern 1835, neue Aufl. 1842), Soltau (Lpz. 1836; 2. Aufl., von Hildebrand, 1856) u. Körner (Stuttg. 1840). Eine Auswahl gibt die Sammlung von Simrock: „Deutsche V.er" (Frankfurt a. M. 1851). Mehr für die bloße Unterhaltung sind die „Deutschen V.er" von G. Scherer (Leipzig 1850) eingerichtet. W. Menzels „Gesänge der Völker" (Lpz. 1850) schließen sich den herderschen „Stimmen der Völker" an. Als gute Sammlungen von V.ern einzelner Landestheile sind zu nennen: Meinerts „Alte deutsche V.er in der Mundart des Kuhländchens" (Bd. 1, Hamburg und Wien 1817), Hoffmann von Fallerslebens und E. Richters „Schlesische V.er mit Melodien" (Leipzig 1842) und Anast. Grüns „V.er aus Krain" (das. 1850); außerdem verdienen Erwähnung: „Oesterreichische V.er" von Ziska und Schottky (Wien 1819, 2. Aufl. 1844), die „Sammlung von Schweizer-Kühreihen und V.ern" von Wyß (4. Aufl., Bern 1826) und Rochholz' „Eidgenössische Liederchronik" (das. 1835). Vgl. Kertbeny, Volksliederquellen in der deutschen Literatur, Halle 1851. Auch die Engländer, Dänen, Schweden und Spanier besitzen derartige Sammlungen, und in neuester Zeit haben bei den slavischen Völkerschaften, besonders bei den Böhmen und Serbiern, einzelne Männer, wie Hanka, Czelakowsky und Wuk, für die Bewahrung der nationalen Poesie mit Eifer und Erfolg gewirkt. Spanische V.er u. Romanzen haben Diez (Berlin 1821), Beauregard Pandin (das. 1823), Geibel (das. 1843), Geibel und Heyse („Spanisches Liederbuch", das. 1852) übersetzt. Im Urtext haben J. Grimm (Silva de Romances viejos, Wien 1815), Böhl de Faber (Floresta de rimas antiguas castellanas, Hamburg 1821—25, 3 Bde.) und Depping und F. Wolf (Romancero castellano, Leipzig 1844 bis 1846, 2. Aufl., 3 Bde.) reiche Sammlungen herausgegeben. Die „Egeria" von W. Müller und Wolff (Lpz. 1829) enthält italienische V.er im Original, und eine neue Sammlung mit Uebersetzung von Kopisch ist unter dem Titel „Agrumi" (Berlin 1838) erschienen; eine Sammlung sicilianischer V.er gab Gregorovius heraus. V.er aus der Bretagne haben Keller und von Seckendorff (Tübingen 1841) übersetzt. Neugriechische V.er hat W. Müller aus Fauriels Sammlung mit den Originaltexten (Leipzig 1819, 2 Bde.), serbische V.er (Halle 1825, 2 Bde.) Talvj (verehelichte Robinson) trefflich übersetzt. Andere serbische V.er bilden den 3. und 4. Band von Gerhards „Gedichten" unter dem Titel „Wila". Ferner sind zu erwähnen die Sammlungen slavischer V.er von Wenzig (Halle 1830), Götze's „Stimmen des russischen Volks" (Stuttgart 1828), Bodenstedts „Die poetische Ukraine" (das. 1845), „Die V.er der Polen" von W. P. (Leipzig 1833), die altböhmischen, besonders epischen V.er von Hanka mit Swoboda's deutscher Uebersetzung (Prag 1818, 2. Aufl. 1829). „V.er der Wenden in der Ober- und Niederlausitz", in der Ursprache und mit Uebersetzung und den Melodien, gaben L. Haupt und J. E. Schmaler (Grimma 1841—43, 2 Bde.), holländische V.er im Original Hoffmann von Fallersleben in den „Horae belgicae" (Breslau 1833, 2 Bde.), „Alte niederländische Lieder aus Belgien" Willems (Bonn 1846) heraus. „Dänische Heldenlieder, Balladen und Märchen" übersetzte W. Grimm (Heidelberg 1811), „Schwedische V.er" Mohnike (Bd. 1, Berlin 1830) und „Altschwedische Balladen, Märchen und Schwänke" Derselbe (Stuttgart 1836), die Sammlung von Afzelius hat Ungewitter (Leipzig 1842, 3 Bde.) übersetzt. Lithauische V.er („Dainos") haben wir von Rhesa (1825, 2. Aufl. 1833), „Lithauische V.er und Sagen" von W. Jordan (Berlin 1844), ungarische von Greguß (Leipzig 1846), finnische von Schröter („Finnische Runen", Stuttgart 1834). Eine Uebersetzung der „Hamasa", einer Sammlung altarabischer Lieder, verdanken wir

Digitized by Google

F. Rückert (Stuttgart 1846, 2 Bde.), der auch chinesische Lieder unter dem Titel „Schiking" (Altona 1834) ins Deutsche übertrug. In dem „Hausschatz der Volkspoesie" (Leipzig 1846) hat O. L. B. Wolff Uebersetzungen von V.ern verschiedener Länder und Zeiten zusammengestellt. Vgl. Talvj, Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der V.er germanischer Nationen mit einer Uebersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften, Leipzig 1840.

Volksrepräsentanten, s. Repräsentativsystem und Staatsverfassung.

Volksschriften, nicht zu verwechseln mit den Volksbüchern (s. d.), diejenigen Schriften, welche zunächst für die untersten Stände des Volks zu deren Bildung, Belehrung und Unterhaltung bestimmt sind, also im weitesten Kreise verständlich sein müssen. Man unterscheidet eigentliche V., die im Geiste und in der eigenthümlichen Anschauungsweise jedes Volksstammes geschriebenen, also volksthümliche Schriften, zunächst Volksromane und Sittenschilderungen, die demnach für denjenigen Theil des Volks geschrieben sind, bei welchem schon ein höherer, ja ein sehr hoher Grad der Bildung sich voraussetzen läßt, und allgemeine populäre V., die möglichst Vielen verständlichen Schriften, meist mit dem Zwecke, zu belehren und fortzubilden, und also nur für die weniger gebildete Volksklasse bestimmt. Vollendete Muster volksthümlicher Schreibart hat nach Hebels Vorgang der Schweizer Jeremias Gotthelf (Pfarrer Bitzius in Lützelflüh bei Bern) geliefert; mehr für gebildete Leser, obwohl nicht minder ausgezeichnet sind die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" von Berth. Auerbach. Außerdem sind vor allen von den Aelteren K. G. Salzmann, Gellert und N. J. Becker („Noth- und Hülfsbüchlein"), von den Neueren Zschokke, Hebel, Preusker, Ruppius, Schwerdt u. A. zu nennen. Besonders auf die Fassungskraft ausschließlich der untersten Stände des Volks berechnete Schriften wurden erst seit den Aufklärungsbestrebungen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschrieben; da sie jedoch allzu einseitig auf Belehrung berechnet waren und, anstatt die Fortentwickelung der Volksbildung unter Erhaltung des ihm Eigenthümlichen zu bezwecken, alles Volksthümliche völlig verkannten und verachteten, so haben sie überall nur oberflächlich auf das Volk eingewirkt und ein unter Landleuten ziemlich allgemein verbreitetes Mißtrauen gegen eigens für das Volk geschriebene Bücher hervorgerufen. Der zu hohe Preis der meisten Schriften für das Volk gab in neuester Zeit Anlaß zur Gründung von Volksbibliotheken und Volksschriftenvereinen, welche gegen einen bestimmten Jahresbeitrag eine Anzahl von Schriften abliefern. Solche Vereine sind der zwickauer Verein zur Verbreitung guter u. wohlfeiler V. (seit 1841), der würtemberger Volksschriftenverein (seit 1843), der Zschokkeverein zu Magdeburg (seit 1844) u. der norddeutsche Volksschriftenverein in Berlin. Großen Erfolg hatten namentlich der Volkskalender von Gubitz und Horns „Spinnstube". Vergl. Gersdorf, Das Volksschriftenwesen der Gegenwart, Altenburg 1843; Auerbach, Schrift und Volk, Leipzig 1846; Bernhardi, Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften, das. 1852; Nachtrag, 1854.

Volksschule, Stadt- oder Landschule, welche, soweit dies bis zum 13. oder 14. Jahre geschehen kann, diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten lehrt und zu derjenigen Bildung erziehend mitwirkt, deren ein jeder Mensch bedarf, er mag den höheren oder niederen Ständen angehören, in einem einfachen, vorwiegend auf körperliche Thätigkeit sich beschränkenden Beruf thätig sein, oder in einem solchen, welcher eine weitere wissenschaftliche Ausbildung und Ausrüstung mit mancherlei anderen in höheren oder Fachschulen zu erwerbenden Kenntnissen und Fertigkeiten fordert. Die Unterrichtsgegenstände der V. sind Lesen, Schreiben, Rechnen, die Muttersprache, Religion, Weltkunde (Naturgeschichte und Naturlehre, Geographie und Geschichte) und Singen. Daß die Zöglinge der V. fertig, sicher und dem Inhalt angemessen, also mit Verständniß lesen, daß sie deutlich, schön und orthographisch richtig schreiben, daß sie im Rechnen diejenige Gewandtheit und Sicherheit sich aneignen, welche das gewöhnliche bürgerliche Leben verlangt, dies sind Forderungen, welche unbedingt an die V. zu stellen sind und die zu erfüllen sie auch über hinreichende Mittel verfügt. Der Unterricht in der Muttersprache soll die Schüler in methodischer Weise dahin bringen, daß sie nicht nur selbst richtig sprechen und die Rede Anderer verstehen können, sondern daß sie auch im Stande sind, die in ihrem Gesichtskreise, der sich allmählig erweitern muß, liegenden eignen oder fremden Gedanken faßlich und in angemessener Weise schriftlich (als Aufsatz) darzustellen. Es ist dies eine der schwierigsten Aufgaben der V., zu deren Lösung eine zweckentsprechende Methode und ein Lesebuch, welches geeigneten, zum Nachdenken anregenden Stoff in angemessener Form enthält, unentbehrlich sind. Der Religionsunterricht soll der kirchlichen Unterweisung vorarbeiten, die Zöglinge der kirchlich-religiösen Gemeinschaft, welcher sie nach dem Bekenntnisse der Gemeinde angehören, wohl vorbereitet zuführen und ihnen eine sittlich-religiöse Grundlage, auf der sich sicher fortbauen läßt, in das Leben mitgeben. Der Unterricht in der Weltkunde geht von der Anschauung aus. Nachdem das Kind eine Kunde von seiner Heimat erlangt hat, mit dem Boden und seinen Erzeugnissen, mit den Thieren, die darauf leben, mit den Menschen nach ihren mannichfachen Einwirkungen auf die leblosen und lebenden Naturkörper und nach den äußeren und inneren Wechselbeziehungen, in welche dadurch die Menschen zu einander treten, mit den Naturkräften und Naturgesetzen in ihren auffallendsten Erscheinungen, mit den Himmelskörpern und den Bewegungen der Erde im Verhältniß zu Sonne und Mond auf anschauliche Weise bekannt gemacht worden ist, muß zunächst in diese Kenntnisse der gehörige Zusammenhang gebracht werden, und wenn dies geschehen, ist das Kind hinlänglich vorbereitet, um aus den engen Grenzen der Heimat in weitere Kreise geführt werden, um seinen Blick auf das Ganze der Erde richten, um von den wichtigsten Ländern derselben und ihren Produkten, sowie von den Völkern, die auf der Erde gewohnt haben und noch wohnen, so viel ver-

nehmen zu können, als es der Zweck der V. und die künftige Lebensstellung der Kinder erforderlich und wünschenswerth macht. Durch den Gesangunterricht endlich kann die V. am tiefsten, fruchtbarsten und nachhaltigsten auf wahre Volksbildung einwirken, u. es ist auch schon deswegen auf diesen Unterrichtsgegenstand die möglichste Sorgfalt zu verwenden, weil dadurch auch das kirchliche Leben gehoben und gefördert wird. In den Landschulen hat in der Regel die ganze die Schule besuchende Jugend nur Einen Lehrer oder wohl auch zwei; in den städtischen Bürgerschulen, denen einige Klassen hindurch im Ganzen die oben bezeichnete Aufgabe der V. ebenfalls zugewiesen ist, stellt sich die Sache in sofern günstiger, daß, wenn auch jede Klasse meist nur Einen Lehrer hat, doch mit den verschiedenen Klassen die Lehrer wechseln. Mögen die Lehrer dem Staate oder der Kirche untergeordnet werden, nie darf die Unterordnung so weit gehen, daß ihre Selbstständigkeit bei ihrer unterrichtenden und erziehenden Thätigkeit weiter beschränkt werde, als es die Grundsätze einer gesunden Pädagogik erlauben, und als es die Gesetze des Staats und das wohlverstandene Interesse der religiösen Gemeinschaft, welcher die V. angehört, unumgänglich nöthig machen. Wenn auch der Staat das ganze Erziehungswesen und damit auch die V. seiner Oberaufsicht unterstellt hat, so sind doch die V.n deshalb noch keine unmittelbaren Staatsanstalten und die Lehrer keine unmittelbaren Staatsdiener. Vielmehr sind die V.n zunächst Gemeindeanstalten und deshalb liegt die Unterhaltung derselben und die Besoldung der Lehrer zunächst der Gemeinde ob. Reichen deren Mittel nicht aus, so muß der Staat subsidiarisch eingreifen; fehlt bei einer Gemeinde der gute Wille, so muß sie der Staat dazu anhalten, ihrer Verpflichtung gegen die Schule nachzukommen. Von dem Verhältniß der V. zu Staat und Kirche gilt übrigens das, was im Artikel Schule darüber gesagt ist.

Das Volksschulwesen in seiner heutigen Auffassung ist ein Produkt der neueren Zeit, und zwar ist es Luther, welcher den eigentlichen Grund zur jetzigen deutschen V. gelegt hat. Auf diesem Grunde baute man mit den vorhandenen Mitteln fort, hatte jedoch bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts und noch weiter hinaus immer über Mangel an für ihren Beruf hinlänglich vorgebildeten Lehrern zu klagen. Um diesem Mangel abzuhelfen, errichtete man seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Schullehrerseminare (s. Seminar) als Bildungsanstalten für Volksschullehrer, und mit deren Vervielfältigung und Verbesserung blühte auch die V. mehr und mehr auf. Der Artikel Pädagogik legt dar, was gegen das Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf diesem Gebiete, namentlich durch Pestalozzi (s. d.) und seine Anhänger geleistet worden ist. Eine Unterbrechung in der begonnenen kräftigen Entwickelung des Volksschulwesens trat durch die langwierigen Kriege ein, welche die französische Revolution hervorgerufen, aber seit dem Frieden von 1815 widmeten besonders die deutschen Regierungen ihrem Schulwesen und somit auch der V. fördernde Sorgfalt. Man sorgte für tüchtige Bildung der Lehrer u. fing an, auch in vielen Staaten auf Gehaltsverbesserung derselben Bedacht zu nehmen. Namentlich war es Preußen, wo durch den Minister Altenstein und die Räthe Nikolovius, J. Schulze und Kortüm auf Hebung des Volksschulwesens hingearbeitet ward. Für die oberste Verwaltung der Schulangelegenheiten wurden besondere Behörden ins Leben gerufen, in den einzelnen Regierungsbehörden besondere Schulräthe angestellt u. gute Seminarien gegründet. Eichhorn suchte als Kultusminister die V. wieder mehr mit der Kirche zu verknüpfen. Das Jahr 1848 eröffnete den Schullehrern Aussicht auf ein Unterrichtsgesetz und auf auskömmlichen Gehalt, aber wie in vielen anderen Dingen, so ist es auch hier bei der Aussicht geblieben. Auch in Nassau, im Großherzogthum Hessen, in Kurhessen, Baden, Würtemberg, im Königreich Sachsen und im Herzogthum Sachsen-Meiningen (im Herzogthum Hildburghausen schon 1809) ist das Volksschulwesen mit anerkennenswerther Sorgfalt geordnet worden. In Oesterreich steht es nur erst in einigen Kronländern leidlich um den Volksunterricht, und durch das Konkordat mit dem Papste von 1855 ist derselbe fast ganz in die Hände der Kirche gegeben worden. In der Schweiz haben erst einige Kantone (Zürich, St.-Gallen, Bern, Aarau und andere) ihr Volksschulwesen im Sinne der Neuzeit reformirt. Die V.n in den Niederlanden sind in befriedigendem Zustande; in Schweden und Norwegen dagegen, wo Adel und Geistlichkeit vereinigt gegen Volksbildung ankämpfen, steht das Volksschulwesen noch nicht auf der Höhe der Zeit. Von den skandinavischen Reichen hat Dänemark das Meiste für die V. gethan. In Frankreich, wo man die V. geraume Zeit als ein geringfügiges Institut ansah, hat man den Versuch gemacht, die V. vom Volksleben, namentlich vom kirchlichen, ganz loszutrennen und die Schule überhaupt einer einheitlichen, in sich selbst abgeschlossenen Organisation unter einer Centralverwaltung zu unterwerfen. Die Folgen dieser völligen Isolirung der V. waren jedoch keine günstigen, denn die V. hörte geradezu auf, eine Bildungsanstalt zu sein, und sank zu einer bloßen Unterrichtsanstalt herab, die nur die dürftigsten und äußerlichsten Elemente des Wissens mittheilte. Aber zahlreiche Gemeinden sind noch nicht einmal dieses Vortheils theilhaftig, denn die Zahl solcher Gemeinden, welche noch gar keine Primärschulen haben, ist noch groß genug. In England sind die V.en ebenfalls noch sehr vereinzelt vorhanden, mit geringen Anfängen einheitlicher Leitung und sich anlehnend an die Familie und an die kirchliche Gemeinde, zum Theil einiger Aufsicht und Pflege von Seiten der Kirchenbehörde und wohlthätiger Anstalten sich erfreuend, vom Staate wenig oder gar nicht beachtet. Die V. erscheint hier durchgängig theils als Familien-, theils als kirchliche Gemeindeeinrichtung zu einiger Beihülfe an dem der Familie und der kirchlichen Gemeinde obliegenden Erziehungswerke. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gibt es in England Armenschulen, seit 1784 Sonntagsschulen, seit 1798 Schulen des gegenseitigen Unterrichts, aber es fehlt noch ganz an einem planvoll geordneten und bildenden Volksunterricht, und Tausende von Kindern wachsen

Digitized by Google

ohne allen Unterricht auf. Auf sehr tiefer Stufe steht das Volksschulwesen in Irland, Spanien, Portugal, Italien (mit Ausnahme der Lombardei), Griechenland und unter der morgenländischen Christenheit. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist für das Volksschulwesen zum Theil sehr viel geschehen, namentlich durch Aussetzung eines Schulfonds. In Ostindien bestehen in manchen Gegenden zahlreiche Schulen für die Kinder der untersten Klassen. In China und Japan finden sich in den meisten Dörfern Schulen. Unter den mohammedanischen Völkern ist von eigentlichem Volksunterricht wenig die Rede; nur in der Türkei hat man zur Hebung desselben einen Anlauf genommen. Am höchsten steht unstreitig das Volksschulwesen in Deutschland, und zwar im protestantischen Theil desselben, wie es vorzugsweise auch Deutsche gewesen sind, welche sich um Verbesserung desselben durch Wort und Schrift verdient gemacht haben. Wir erwähnen außer Pestalozzi noch Dinter, Denzel, Harnisch, Diesterweg, Dolz, O. Schulz, Gräfe, Graser, Natorp, Pöhlmann, Stephani, von Türk, Wehrli, Zeller, Zerrenner, von Wessenberg, Curtmann, Schweitzer und andere. Vergl. Gräfe, Die deutsche V., Leipzig 1846—47, 2 Bde.

Volkssouveränetät, s. Souverän.

Volkstheater, ein Nebentheater in großen Städten, das mehr für die Sphäre der niedern Stände berechnet ist und deren Begriffen angemessene Stücke, Farcen, niedrigkomische Stücke, Spektakelstücke und Zauberstücke, gibt.

Volkstracht, s. v. a. Nationaltracht.

Volksversammlung, in freien Staaten die Zusammenkünfte der Bürger zur Berathung über öffentliche Angelegenheiten, s. Association und Vereinswesen.

Volksvertretung, s. Repräsentativsystem und Staatsverfassung.

Volkswirthschaftslehre, bei den Deutschen meist Nationalökonomie und übrigens vorherrschend politische Oekonomie genannt, eine verhältnißmäßig junge und daher auch noch sehr unfertige Wissenschaft. Ueber Inhalt und Abgrenzung derselben ist man durchaus noch nicht einverstanden. Die Einen beschränken die V. auf den Inbegriff derjenigen Regeln, welche den Austausch und Handel beherrschen. Die Vertreter dieser Beschränkung, zu denen neuerlich besonders Bastiat und Macleod gehören, haben sogar den Namen „politische Oekonomie" angefochten. Der Erzbischof Whately schlug dafür die Bezeichnung Katallaktik, d. h. Lehre vom Austausch, vor, worin sich eine Auffassung kund gibt, wie sie dem Geiste eines überwiegend auf den Handel angewiesenen Volks entspricht. Thatsächlich ist die V. ein Inbegriff von Einsichten und Meinungen, die sich auf den Zusammenhang der durch das Zusammenwirken der privatwirthschaftlichen Bestrebungen und wirthschaftspolitischen Maßregeln entstehenden Ergebnisse beziehen. Selbst dann, wenn es nur eine Summe von Privatwirthschaften gäbe, würden die Gesetze des Zusammenwirkens derselben allein schon genügen, um allgemeine Gesetze, wie z. B. dasjenige der Konkurrenz, aufzustellen. Allein in Wahrheit hat es zu allen Zeiten mehr als bloße Haufen von Privatwirthschaften gegeben, und die politische Oekonomie führt daher ihren Namen mit dem vollsten Recht. Eine Volkswirthschaft ist ein politisch zu begrenzender Gegenstand. Der bloße Umstand, daß eine solche Volkswirthschaft im Kriegsfalle zum Theil isolirt werden kann, macht die Idee von der Bedeutung des Politischen in der Wirthschaft deutlich. Noch bestimmter gestaltet sich dieser Gedanke, wenn man erwägt, daß die Verbindlichkeiten und Forderungen der Angehörigen des einen Staats gegenüber den Angehörigen des andern Staats doch in letzter Instanz nur durch das Völkerrecht garantirt und daher bisweilen wenigstens in einem gewissen Maß von den internationalen Stellungen der Staaten beeinflußt werden können. Die Volkswirthschaften ruhen daher ungefähr auf derselben Grundlage wie die Staaten, d. h. auf einer vorherrschenden Nationalität. Der Ausdruck Nationalwirthschaft hat mithin einen guten Sinn. Die Bezeichnung als V. wird aber herkömmlich in so allgemeiner Bedeutung gebraucht, daß unter derselben auch die Gesetze der Weltwirthschaft zu verstehen sind. Es gibt nämlich Regeln von so allgemeiner Tragweite, daß dieselben überall da anwendbar sind, wo überhaupt eine Gruppe von Wirthschaften betrachtet wird. Dieser Art ist das Spiel von Angebot und Nachfrage, welches die Veränderungen der Preise erzeugt. Die V., wie sie von ihren beiden bedeutendsten Vertretern, Adam Smith (s. d.) und Henry Carey, behandelt wird, soll offenbar eine dogmatische Wissenschaft sein, welche allgemein gültige Gesetze der wirthschaftlichen Erscheinungen aufstellt, deren erstes Erforderniß es ist, als von geschichtlichen Wandlungen unabhängig gelten zu können. So wenig der Naturforscher mit Principien und Gesetzen zufrieden ist, die nur für diese oder jene Zeit wahr sein würden, ebenso wenig darf der politische Oekonom sich mit Bestimmungen und Erkenntnissen begnügen, die keine allgemeine, über die verschiedensten Gestaltungen übergreifende Bedeutung haben. Es muß auch in der V. Grundbegriffe und Principien letzter Instanz geben, die stets gültig bleiben. Dieser Nothwendigkeit allgemeiner wirthschaftlicher Wahrheiten stellt sich ein historischer Eklekticismus entgegen. Es ist dies eine Art Skepsis an der Ermittelung allgemein verbindlicher ökonomischer Wahrheiten, eine Deutschland ganz besonders zukommende Erscheinung, aber ohne Vertretung durch irgend einen bedeutenden Namen. Dieser Eklekticismus verzichtet auf maßgebende Aufstellungen, indem er alle Regeln und Einsichten auf besondere historische Zustände bezieht, ohne jemals zu einem Resultat zu gelangen, welches für die Geschichte selbst das Gesetz wäre und daher von dem besondern Verlauf derselben unabhängig bliebe. Die Engländer, Amerikaner und Franzosen haben in ihrer politischen Oekonomie vorherrschend feste, dogmatische Systeme begünstigt und sind nie zu der praktischen Haltungslosigkeit des gekennzeichneten Eklekticismus und der falschen Geschichtlichkeit herabgesunken. Auch die Deutschen haben in ihrem einzigen großen volkswirthschaftlichen Denker von Weltruf, in Friedrich List, den Verfechter eines dogma-

Digitized by Google

tischen Systems und einer ächten Geschichtlichkeit besessen. Man kann also behaupten, daß, aus der Weltperspektive und mit Rücksicht auf die höchsten Gipfel der wirthschaftlichen Erkenntniß betrachtet, die politische Oekonomie gegenwärtig als eigentliche, d. h. über der Geschichte stehende Wissenschaft aufgefaßt werde.

Die politische Oekonomie existirt als Wissenschaft im höheren Sinne des Worts, d. h. als Ergebniß einer die Zustände und Vorgänge zergliedernden und bis zu einem gewissen Grade rationellen Methode, erst seit Adam Smith (1776). Obwohl man zu allen Zeiten über die wirthschaftlichen Verhältnisse, so roh dieselben auch sein mochten, gelegentlich auch im Zusammenhange wissenschaftlicher oder philosophischer Schriften mancherlei Ansichten kundgegeben und selbstverständlich in der Praxis vielerlei Grundsätze geübt hat, so kannte doch weder die antike, noch die mittelalterliche Welt die Untersuchung ökonomischer Vorgänge als ein besonders zu pflegendes und als selbstständige Wissenschaft auszubildendes Forschungsgebiet. Erst die neuere Zeit hat eine eigentliche Lehre von der Völkerwirthschaft vorgebildet, und bis auf Adam Smith fehlte es an einem epochemachenden Grundwerk. Herkömmlich unterscheidet man in der Heranbildung der V. drei sogenannte Systeme, nämlich den Merkantilismus oder Colbertismus, dann die physiokratische Lehre und schließlich das sogenannte Industriesystem Adam Smiths. Colbert, der Finanzminister Ludwigs XIV., verfuhr in seiner Handelspolitik nach dem Grundsatze, daß die internationale Gestaltung des Handels in Rücksicht auf die einheimische Manufakturindustrie und auf die Fähigkeit, die edlen Metalle im Verkehr festzuhalten, von entscheidender Bedeutung sei. Von ihm hat daher dasjenige System den Namen, welches durch Vermittlung von Grenzzolleinrichtungen die Wage oder Bilanz des internationalen Handels günstig zu gestalten bestrebt ist. Der Name Merkantilismus oder Händlersystem ist, wie Fr. List bemerkt hat, in sofern unpassend, als jenes System gar nicht im Sinn des eigentlichen Handels, sondern vorwiegend und zunächst auf die Förderung einer nationalen Manufakturindustrie angelegt ist. Gewöhnlich erwähnt man als besonders kennzeichnendes Dogma der Merkantilisten die Meinung, daß der Reichthum einer Volkswirthschaft von ihrem Besitz an edlen Metallen abhänge, die sie entweder ursprünglich haben oder durch den Handel erwerben müsse. Der Colbertismus begünstigte die eigne nationale Verarbeitung von Rohstoffen und beschränkte in sofern thatsächlich den Einfuhrhandel. Das Merkantilsystem ist bisher ganz einseitig von einem gegnerischen Standpunkt aus untersucht und daher vielfach mit Unrecht geschmäht worden. Es ist zu erwarten, daß es in Folge der neuen, durch Carey eingeleiteten Epoche der V. eine bessere Würdigung, die ihm in den Hauptzügen von Seiten Lists und Carey's bereits zu Theil geworden ist, auch im Detail erfahren werde. Das zweite gewöhnlich angeführte System ist das der Physiokraten, so benannt in Uebereinstimmung mit dem Titel einer Schrift seines Begründers Quesnay, der „Physiocratie“ (1767). Wie schon das Wort besagt, ist die Herrschaft der Landwirthschaft das Hauptprincip. Der physiokratischen Ansicht zufolge ist nur die Bodenkultur eigentlich produktiv, oder mit andern Worten, nur der Landmann vermehrt den Reichthum, während jede andere Beschäftigung ebenso viel verbraucht, als sie leistet. Es ist sehr schwer, den Physiokraten, deren Auffassung offenbar einseitig, aber nicht in allen Beziehungen werthlos war, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auch ihre Theorien erwarten noch eine bessere Würdigung, als ihnen bisher zu Theil geworden ist. Die Physiokraten waren eigentlich mehr Philosophen als Oekonomiker. Sie gingen von allgemeinen Principien aus, beschäftigten sich mit der besten Regierung für das Menschengeschlecht und bekämpften als Vorläufer der französischen Revolution alle Einrichtungen, welche den Aufschwung des Ackerbaues hemmten. Sie lehrten allgemeinen Freihandel und verfochten überhaupt die Idee einer allseitigen Ungehemmtheit des Verkehrs. Der gemeinen Ansicht zufolge ist das System Adam Smiths eine Vereinbarung der Einseitigkeiten der beiden vorangegangenen Richtungen. Hatte der Merkantilismus in der staatlichen Regulirung des Handels und der Physiokratismus in der Vorherrschaft der Ackerbauinteressen die Quelle des Wohlstandes gesucht, so soll nun A. Smith die eigentliche Industrie und im Allgemeinen die Arbeit zum Ausgangspunkt gemacht und so das sogenannte Industriesystem geschaffen haben. Das Hauptverdienst A. Smiths ist aber nicht die Schöpfung einer V., deren Charakter durch die Bezeichnung als Industriesystem angedeutet würde, sondern eine bahnbrechende Methode der Zergliederung der volkswirthschaftlichen Operationen. Es ist der Kriticismus des schottischen Denkerthums, welcher an der Hervorbringung dieser Methode gearbeitet hat. Sehr häufig hat man das Verdienst einer zergliedernden und auf die wirthschaftlichen Gesetze ausblickenden Methode über derjenigen leitenden Idee vergessen, welche den Schotten in seinem verneinenden Verhalten gegen alle Staatseingriffe bestimmte. Diese Idee ist gegenwärtig als das Princip der Nichteinmischung des Staats in die Angelegenheiten der Wirthschaft bekannt. Sie wird deutlicher durch die Hinzufügung des Gedankens, daß sich der Staat auf Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung im Sinne der Sicherstellung von Leben und Eigenthum zu beschränken habe. Eine bloße Folge dieser allgemeinen Idee ist die Verwerfung des Zollschutzes, und diese Konsequenz ist bei A. Smith, wenn auch unter praktischen Vorbehalten, theoretisch mit der größten Entschiedenheit gezogen, so daß sich seine Lehre durchaus freihändlerisch gestaltet. Er ging von der Voraussetzung aus, daß die sogenannte natürliche Entwickelung, d. h. diejenige Gestaltung der wirthschaftlichen Dinge, wie sie ohne politische Einmischung Statt haben würde, die heilsamste sei. Er folgte hierin den allgemeinen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts von dem Naturgemäßen im Gemeinleben, und es ist daher die smithsche Natürlichkeitsidee als den Naturrechtsvorstellungen in einem gewissen Grade verwandt anzusehen. Von den speciellen Lehren, welche Smiths

Digitized by Google

Werk über den Völkerreichthum enthält, ist besonders die an der Spitze stehende Erörterung der Arbeitstheilung hervorzuheben. Die Ideen über die produktiven Wirkungen der Arbeitstheilung in den Manufakturen sind seit jener Darstellung nicht mehr mit Erfolg angefochten worden. Was das leitende Princip, an welchem die Deduktionen vornehmlich hinlaufen, anbetrifft, so ist es die Annahme, daß der Erwerbsbetrieb alle wirthschaftlichen Erscheinungen beherrsche und daß daher die Konkurrenz der Haupterklärungsgrund der Vorgänge sei. Mit der Idee der Konkurrenzwirkungen wird in dem Werke Smiths etwa so operirt, daß man in den fraglichen Auslassungen das Bewußtsein des praktischen Verkehrs wiederfindet. Das Raisonnement entspricht ungefähr einer Schlußweise, wie sie den damaligen englischen Kaufleuten, wenn auch nicht geläufig war, so doch nahe lag. Ueber das Verhältniß der volkswirthschaftlichen Hauptfunktionen (Bodenkultur, Manufakturindustrie und Handel) hatte Smith in Folge der Ausführung seiner Natürlichkeitsidee Vorstellungen, die ihm von späteren britischen Schriftstellern als Fehler ausgelegt worden sind. Er dachte sich nämlich das System einer Volkswirthschaft als einen Bau, für welchen der Handel nicht das Fundament, sondern die Spitze bilde. Er erklärte sich gegen die Tendenz, ein Volk zu einer bloßen Krämernation zu machen, und kritisirte in dieser Beziehung das Verhalten seiner eignen Landsleute. Ja er schrieb sogar der eigentlichen Industrie eine größere Bedeutung als dem Handel zu, und gerade diese Seite des Systems hat später den Tadel britischer Theoretiker erfahren. Obwohl das Werk des berühmten Schotten weder von eigentlicher Kühnheit des geistigen Aufschwunges, noch von dem Streben nach strenger Systematik zeugt, so wiegt es doch eine ganze von ihm veranlaßte Literatur noch immer auf, und es ist in seinen nüchternen, zum größten Theil klaren Untersuchungen noch immer Vieles anzutreffen, worüber die Gegenwart noch keineswegs hinaus ist, oder wofür sie eine bessere Formulirung besäße.

A. Smith wird sehr häufig und auch mit Recht als Vater der V. bezeichnet. Seine Nachkommenschaft ist eine reichhaltige Literatur, die unter den verschiedensten Nationen aus den Anregungen der neuen Theorie erwuchs. Fortbildend und zum Theil sogar umschaffend haben nur die Leistungen von drei Nationalitäten gewirkt. Die Engländer haben an Malthus und Ricardo die Vertreter von Ideen oder auch von Systemen, die in einer gewissen Beziehung als Resultate der Studien an dem smithschen Gedankenkreise und in einzelnen Richtungen als selbstständige Versuche einseitiger Natur anzusehen sind. Nur die Deutschen und die Amerikaner sind ernstlich über Smith hinausgegangen und haben es in F. List u. Carey zu bahnbrechenden Grundanschauungen gebracht, die gar nicht in dem Rahmen der smithschen Untersuchungen anzutreffen sind. Allenfalls möchte unter den neuesten englischen Oekonomikern noch Macleod als ein solcher Systematiker zu nennen sein, der die volkswirthschaftliche Verkehrsmaschinerie aus dem Standpunkte des Kreditsystems nicht ohne Geschick und Glück beleuchtet hat. Um die Entwicklung der V. dieses Jahrhunderts zu verstehen, muß man nicht bloß die Theorien der gewöhnlich ausschließlich als Oekonomiker bezeichneten Schriftsteller, sondern auch die Aufstellungen und Bestrebungen der Socialisten in Anschlag bringen. Die vorherrschende V. des Jahrhunderts, welche zugleich in einem ansehnlichen Maß der bloße Ausdruck der Anschauungen bestimmter Klassen ist, wird von den socialistischen Ansichten und Kritiken sehr gekreuzt. Beide Theile haben denselben Gegenstand zur Grundlage ihrer Ideen, so daß man die Ansichten über die Volkswirthschaft und über die Bedingungen des Reichthums oder Wohlstandes gar nicht treu zusammenfassen kann, ohne den socialen Lehren gerecht zu werden. Hiernach ist ein Gegensatz zwischen bloßer Wirthschaftslehre und eigentlicher Socialökonomie vorhanden. Man würde aber irren, wenn man glaubte, die socialen Motive der Gestaltung der Theorie seien ausschließlich bei den Socialisten zu suchen. Auch die gegnerischen Lehren sind socialer Natur; ja sie wurden es bereits sehr früh, wie das Beispiel von Malthus zeigt, dessen Schrift über die Bevölkerung bereits 1798 erschien. Von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der malthusschen Behauptung ganz abgesehen, wurde doch der Umstand, daß sich die Bevölkerungslehre zur Vorfrage für die Untersuchung der wirthschaftlichen Erscheinungen gestaltete, für die Systematik entscheidend. Es konnte fortan auf systematische Haltung nur von Denen Anspruch gemacht werden, welche die Beziehungen der Volksmenge zu den beschaffbaren Lebensmitteln als einen Erklärungsgrund der wirthschaftlichen Erscheinungen an die Spitze stellen. Die neuere V. hat also überall einen socialen Charakter erhalten, d. h. sie hat sich specieller gestaltet, indem sie von den allgemeinen wirthschaftlichen Ueberlegungen zu dem Studium des Einflusses der gesellschaftlichen Gliederung und der Größenverhältnisse innerhalb dieser Gliederung fortgeschritten ist.

Behandeln wir der Uebersichtlichkeit wegen die theoretischen Entwickelungen nach nationalen Abgrenzungen und beginnen wir zunächst mit England. Im Uebergang zum 19. Jahrhundert und in den ersten Jahrzehnten desselben bildete sich das malthus-ricardo'sche System aus, dessen Hauptgrundlagen einerseits im malthusschen Gesetz und andererseits in der ricardo'schen Lehre von einer eigenthümlichen Bodenrente zu suchen sind, und welches später in der politischen Oekonomie Stuart Mills eine Zusammenfassung erfahren hat. Der malthusschen Idee zufolge strebt vermöge eines Naturgesetzes die Bevölkerung überall und durchgängig, also unter allen Verhältnissen dahin, die Grenze zu überschreiten, bei welcher noch eine gehörige Ernährung, ja überhaupt eine Versorgung mit Nahrungsmitteln möglich ist. Verbindet man mit diesem Satz die ricardo'sche Grundanschauung, daß die immer dichter werdende Bevölkerung zum Anbau des bei gleichem Arbeits- und Kapitalaufwand unergiebigeren Bodens zwinge und auf diese Weise monopolartige Einkünfte der Grundeigenthümer erzeuge, so ist das Grundgerüst des neuern britischen Systems und eine bedeutende Abweichung

von den Ideen Adam Smiths gegeben. Die ganze politische Oekonomie der Anhänger Ricardo's steht und fällt mit dem ihr eigenthümlichen Satze, daß es außer dem Gewinn, den der Eigenthümer ohne Rücksicht auf Fruchtbarkeitsunterschiede von dem Acker zieht, noch eine differentielle Bodenrente gebe, die von allen Grundherren mit Ausnahme der jeweiligen Inhaber der zuletzt in Kultur genommenen Ländereien bezogen werde. Ricardo geht von der Voraussetzung aus, daß der fruchtbarste Boden zuerst in Kultur genommen werde. Erfolgt alsdann durch das Wachsthum der Bevölkerung eine Steigerung der Preise der Ackerbauprodukte, so wird es für die Privatwirthschaft lohnen, eine schlechtere Ackersorte in Kultur zu nehmen. Die Inhaber des schon früher in Kultur genommenen Bodens beziehen alsdann offenbar Einkünfte, in denen sich ein Bestandtheil findet, der nicht als Kapitalgewinn betrachtet werden kann. Dieser Bestandtheil entspricht der größern Ergiebigkeit und ist die ricardo'sche Bodenrente im engern Sinne des Worts. Diese Anschauungen sind noch jetzt das Kennzeichnende des neuern britischen Systems, zu welchem sich freilich die Anknüpfungspunkte schon in dem Ideenkreise A. Smiths auffinden lassen. Auch Macleod weicht von Ricardo, den er anscheinend heftig bekämpft, mehr in formeller als materieller Hinsicht ab. Von verhältnißmäßig untergeordneten Bearbeitern der politischen Oekonomie mögen an bekannteren Namen des englischen Schriftstellerkreises Whately, Senior und Mac Culloch genannt werden. In Frankreich hat man sich zunächst auf eine schulmäßige Darstellung der smithschen Ideen beschränkt. Say („Traité d'économie politique", Par. 1802; 5. Aufl. 1826, 2 Bde.) hat durch seine populäre und zugleich schulmäßig geordnete Exposition der Hauptgedanken des smithschen Systems außerordentlich viel zur Verbreitung ökonomischer Ansichten und zwar nicht bloß in Frankreich, sondern überall und selbst in der neuen Welt beigetragen. Er schuf eine Art äußerlicher Systematik, von der einzelne Züge, wie z. B. die Dreitheilung der Oekonomie, in die Lehren von der Produktion, der Vertheilung und der Konsumtion, fast allgemein angenommen wurden. Man ahmte sein Beispiel vielfach nach, und die verschiedenen geographischen Gebiete der Kulturwelt wurden mit mehr oder minder einflußreichen Bearbeitungen der smithschen Ideen beschenkt, die aus erster oder zweiter Hand entnommen und nach Bedürfniß gestaltet wurden. Derartige Rollen spielten Storch in Rußland u. Cooper in Nordamerika. In Frankreich selbst zeigte sich in den Angelegenheiten der ökonomischen Theorie keine Spur von ursprünglicher Schöpferkraft. Doch wurde die in den vierziger Jahren erfolgende Gründung des „Journal des Economistes" ein Mittel, die Pfleger der politischen Oekonomie centralistisch zu vereinigen. Unter den zahlreichen Namen derartiger zum Theil monographischer, zum Theil auf die Abfassung von Lehrbüchern gerichteter Kapacitäten möchte Michel Chevalier besonders hervorzuheben sein. Gegen die Mitte des Jahrhunderts machte sich zunächst als talentvoller Populariſirer und anscheinend auch als eigenthümlicher Denker Bastiat bemerklich. Seine „Harmonies économiques" (1850) machten einiger Sätze wegen, welche das ricardo'sche System bekämpften, großes Aufsehen und galten in der alten wie in der neuen Welt lange als eine selbstständige Leistung, bis allgemeiner bekannt wurde, daß ihr wesentlicher und bester Inhalt auf verhehlten Aneignungen aus älteren sehr wenig gekannten carey'schen Schriften beruhte.

In Deutschland erfuhr das smithsche System verschiedene sekundäre und zum Theil lehrbuchmäßige Bearbeitungen, unter denen Rau's Handbuch schon früh einen ehrenvollen Platz einnahm. Eine ächte Weiterentwicklung des Systems der politischen Oekonomie und eine Bereicherung derselben mit neuen Grundanschauungen ging aber gerade von einem zum Theil gegen A. Smiths Anschauungen gerichteten Streben aus. List, dem die geistige Vaterschaft des Zollvereins zuzusprechen ist, wendete sich, durch die Beobachtung der Zustände nach den Freiheitskriegen angeregt, gegen den internationalen Freihandel u. betonte dagegen als nächstes praktisches Hauptziel den nationalen, d. h. den innerhalb derselben Nation Statt habenden Freihandel. Zwischen dem Individuum und der Menschheit schaltete er als auch wirthschaftlich erhebliches Mittelglied die Nation oder vielmehr den Nationalstaat ein. Er setzte der kosmopolitischen eine politische Oekonomie entgegen und ging über die Beschränktheit einer bloßen Theorie der Werthe vermittelst einer Theorie der produktiven Kräfte weit hinaus. Sein „Nationales System" (1841) ist die erste bedeutende Einführung des geschichtlichen und nationalen Princips in die Theorie der politischen Oekonomie. Es ist zum Theil auch aus Anregungen erwachsen, welche sein Urheber durch die Beobachtung amerikanischer Zustände erhielt. Der Umstand, daß es den Schutzzoll vertheidigte, hat seine schulmäßige Verbreitung gehemmt und eine Zeitlang unterbrochen. Jedoch ist es als ein auf seiner Höhe bis jetzt ganz einsam stehendes und erst allmählig zur vollen Anerkennung gelangendes Denkmal des deutschen Geistes zu betrachten, der sich in der politischen Wirthschaftslehre sonst nirgends in gleichem oder auch nur annäherndem Maße bekundet hat. Als eklektisch, aber doch vielfach als Vertretung einer geschichtlichen Anschauungsweise genannt, ist unter den für die Universitätsökonomie Deutschlands einflußreichen Arbeiten das Lehrbuch Roschers auszuzeichnen. Nordamerika hat einen einzigen großen Nationalökonomen, nämlich Henry C. Carey, hervorgebracht. Das System desselben hat in seiner letzten Gestaltung den Vorzug, die bis jetzt vollkommenste Einsicht in den Zusammenhang des Wirthschaftlichen u. des Socialen geliefert zu haben. Es ist die erste Formulirung, die von sich rühmen kann, daß an ihr die vom Socialismus geübte Kritik der nationalökonomischen Theorien nicht verloren gegangen sei. Es ist im eigentlichen Sinne des Worts eine Socialökonomie. Es ist die einzige noch über die Anschauungen F. Lists hinausragende Erfassung der Volks- und Weltwirthschaft als eines organischen Ganzen. Es ist die originalste Leistung seit A. Smiths Grundwerk, und wenn A. Smith in der zergliedernden und subjektiv ableitenden Methode ein

Muster war, so ist Carey in der zusammenfassenden, beobachtenden und objektiv verknüpfenden Methode bisher in der Wissenschaft ohne Gleichen. Seine Lehre zeichnet sich durch positive, systemschaffende Sätze aus, unter denen die folgenden die wichtigsten sind. Erstens wird das malthussche Gesetz nicht nur nicht anerkannt, sondern gerade das Gegentheil gelehrt. In dem Maße, als die Bevölkerung sich verdichtet, steigert sich ihre Kraft, sich mit Lebensbedürfnissen zu versorgen. Die Vereinigung des Menschen mit dem Menschen steigert die wirthschaftliche Kraft in höherem Grade, als die Bedürfnisse, die sich zunächst nur einfach summiren, während das Zusammenwirken der Einzelkräfte keine bloße Summirung ist. Zweitens ist die Voraussetzung, daß ursprünglich der an Pflanzennährstoffen reichhaltigste Boden in Kultur genommen werde, und daß sich dann später gerade die dichter gewordene Bevölkerung auf mageres Land angewiesen sehe, den Thatsachen widersprechend. Die gesammtgeschichtliche Richtung im Gange der Bodenkultur ist eine eigentliche Fortschrittsrichtung. Die zahlreichere Bevölkerung wird in den Stand gesetzt, gerade die unfruchtbaren Ländereien, die ursprünglich dem Anbau zu viel Hindernisse entgegensetzten, in Kultur zu nehmen und so mit der Entwickelung der volkswirthschaftlichen Kräfte auch reichere Ergebnisse an Bodenerträgen zu erzielen. Diese zwei Grundanschauungen beseitigen nicht nur das malthus-ricardo'sche System, sondern legen auch den Grund zu einer widerspruchlosen Erklärung der volks- und weltwirthschaftlichen Erscheinungen. Sie sind die materiellen Lehren, durch welche die formale Seite des Systems, welche in der schon 1837 aufgestellten Werththeorie zu suchen ist, erst fruchtbar wird. Die Lehre vom Werth ist die dritte Haupteigenthümlichkeit des Systems. Sie beruht auf dem Satze, daß die ökonomische Schätzung und Geltung niemals direkt von den Eigenschaften der Dinge, sondern unmittelbar von den Schwierigkeiten ihrer Beschaffung abhänge. Der Werth ist das Maß des Widerstandes, den die Natur und die Verhältnisse der Erlangung der Befriedigungsmittel der Bedürfnisse entgegenstellen. Nicht die Produktionskosten, sondern die Reproduktionskosten entscheiden über den Preis. Die Werththeorie Carey's ist der Ausgangspunkt der bastiatschen und durch dieses Medium auch der macleodschen geworden; doch haben beide Schriftsteller ihre Aneignungen nicht gerade mit Geschick oder Urtheilskraft vollzogen. Die berühmt gewordene bastiatsche Werthlehre ist nicht nur nachgewiesenermaßen eine heimliche, sondern auch eine ungeschickte Benutzung der Quelle gewesen. Eine vierte sehr wichtige Grundanschauung des carey'schen Systems ist die Idee, der zufolge die Konkurrenz nicht bloß subjektive, sondern auch objektive Gesetze hat, der zufolge also z. B. die Kapitalien dahin gehen, wo der Zinsfuß am niedrigsten ist, weil gerade dort die Verwendbarkeit derselben, d. h. die Kapacität des Wirthschaftslebens zu ihrer Aufnahme, die größte ist. Durch diesen vierten Punkt findet sich die ganze frühere Lehre von den Wirkungen der Konkurrenz so gewaltig modificirt, daß man geradezu von einer Umstoßung der älteren Vorstellungen reden kann. Da es ganz unmöglich ist, den Reichthum des carey'schen Gedankenkreises kurz zu kennzeichnen, so mögen hier an einzelnen umgestalteten Doktrinen nur noch folgende angeführt werden: die Lehre von der Kapitalbildung, aus welcher ein Grundfehler A. Smiths, nämlich die Idee, daß das Kapital durch Ersparung von Produkten entstehe, vollständig entfernt wird; dann die Lehre vom Gelde, in welcher ebenfalls ein smithscher Stammirrthum, nämlich die Annahme der Gleichgültigkeit der Quantitäten der edlen Metalle, berichtigt und die ganze Behandlung der Banktheorie und der Doktrinen über das Staatspapiergeld verändert wird; endlich die Auffassung der vermittelnden Funktionen und der Intermediaires (Vermittler des Verkehrs) in einer den socialistischen Anschauungen entsprechenden Weise. Es wird nämlich der Handel als Werkzeug des Verkehrs zwischen den Producenten und Konsumenten in ganz anderer Weise charakterisirt, als es in den frühern Systemen geschah. Die bloße Vermittelungsthätigkeit wird zwar als werthschaffend angesehen, aber gerade deswegen, da der Werth das Maß der Beschaffungshindernisse ist, nicht als der Schwerpunkt der Produktion betrachtet, welcher vielmehr im Ackerbau u. in den Manufakturen, also in der auf Hervorbringung und Umwandlung der Rohstoffe gerichteten Industrie zu suchen ist. Mit dieser Idee hängt auch der Gegensatz zusammen, in welchem sich Carey mit dem Grundsatz des Gehenlassens und der Nichteinmischung des Staats in die Angelegenheiten der Wirthschaft befindet. Zwei Konsequenzen dieses Gegensatzes sind die Vertheidigung des Schutzsystems als des allein rationellen und die Befürwortung der staatlichen Initiative in der Versorgung der Gesellschaft mit der erforderlichen Papiercurrency. Das carey'sche System ist nicht bloß Wirthschaftslehre überhaupt, sondern Socialwissenschaft oder wenigstens Socialökonomie. Um die Beziehungen der V. zur Socialwissenschaft anzudeuten, müssen wir an die französischen Socialisten erinnern.

Es gehört nicht hierher, die Entwickelung des Socialismus zu kennzeichnen. Nur wo sich derselbe mit der gewöhnlichen Nationalökonomie berührt und sich auf eine Kritik derselben ernstlicher eingelassen hat, geht er uns hier an. Das Ergebniß der neuern Bewegungen ist die immer größere Annäherung der ursprünglich noch sehr schwankenden und träumerischen Ideen der Socialisten an ein kritisches, mit den Eigenschaften der menschlichen Natur und mit der geschichtlichen Nothwendigkeit vereinbartes System. So hat namentlich Proudhon versucht, die ricardo'sche Lehre von der Bodenrente zum Anhaltspunkt für seine socialen Forderungen zu machen und den Gewinn des Grundeigenthümers als ungerechtfertigt darzustellen. Ferner hat er sich gegen den Kapitalzins gewendet, da er in demselben ebenfalls eine ungerechtfertigte Aneignung sah. In Deutschland sind mehre Sätze der herrschenden Nationalökonomie bei Gelegenheit der praktischen Agitation Lassalle's von letzterem mit Glück bekämpft worden, und es ist durch diese und spätere theoretische Erscheinungen die Kluft zwischen den

Digitized by Google

socialistischen Anschauungen und den Lehren der Nationalökonomie in hohem Maße ausgefüllt, aber gerade durch diesen Umstand die Berührung u. der Kampf zwischen den beiderseitigen Theorien weit entschiedener geworden. Die Nationalökonomie in ihrer alten beschränkten Gestalt, mit ihrer Hintansetzung der socialen Grundlagen und Einwirkungen, ist geradezu wissenschaftlich unmöglich geworden. Die vollkommenste Formulirung einer socialen V., die man als eine Art von Ausgleichung zwischen eigentlichem Socialismus und eigentlicher Nationalökonomie betrachten kann, ist nun die carey'sche Socialwissenschaft. Die Lehre von der Harmonie der Interessen der verschiedenen wirthschaftlichen Klassen ist hier eigentlich sociales Grundprincip. Doch ist diese Interessenharmonie nicht im Sinne der von Bastiat daraus gemachten Pseudotheorie gleichen Namens zu verstehen. Sie bedeutet im carey'schen System nichts weiter, als daß die Naturgesetze der wirthschaftlichen Entwickelung und des Verkehrs keinen solchen fundamentalen Zwiespalt der Interessen der verschiedenen Klassen begründen, daß sich derselbe nicht nach dem Princip der Gerechtigkeit zum allseitigen Vortheil ausgleichen ließe. Carey's Lehre von der natürlichen Form der Gesellschaft ist ebenfalls eine kritisch socialistische zu nennen. Unter Voraussetzung einer richtigen Wirthschaftspolitik wird die Tendenz der natürlichen Gesetze, die nicht eigentlich von Aneignung lebenden Klassen der Gesellschaft im Verhältniß zu den Vertretern der vermittelnden Thätigkeiten und namentlich des Handels immer zahlreicher und mächtiger werden zu lassen, der Grund einer solchen Gestaltung der socialökonomischen Verhältnisse, in welcher der Wohlstand der Menge nicht bloß absolut, sondern auch im Verhältniß zu der Lage der Minderzahl steigt. Die Arbeit hat natürliche Chancen, höheren Lohn zu erhalten; der Ackerbau hat Aussichten, gegenüber der Manufakturindustrie und dem Handel an Bedeutung zu gewinnen, und zwischen den beiden letzteren Mächten ist wiederum die Industrie im Fortschreiten der Entwickelung bedeutsamer als der Handel, dessen relative Macht unter allen Funktionen der Volks- und Weltwirthschaft am meisten sinkt, während sein absoluter Spielraum allerdings stets wachsen muß. Die natürliche Form der Socialökonomie wird von Carey durch das Bild der Pyramide angedeutet, deren Schichten die Bodenkultur, die eigentliche Industrie und den Handel vorstellen. Diese Idee ist derjenigen entgegengesetzt, welche sich in einem vorherrschenden Handelsstaat wie England ausgebildet hat. Die Herrschaft des Handels, also des bloßen Werkzeugs, über den letzten Zweck, d. h. den Verkehr der Producenten und Konsumenten, wird von Carey als Entartung gekennzeichnet, von der die übelsten socialen Folgen unzertrennlich seien. Das Schutzsystem erscheint bei Carey als ein Stück Socialismus, indem es einen Markt für die Arbeit schafft, dem Menschen nicht nur als Käufer von Erzeugnissen, sondern auch als Verkäufer von Arbeitskraft gerecht wird und so die Cirkulation in einer Weise gestaltet, welche die Zugkraft der Nachfrage in das nach Arbeitern suchende Kapital verlegt. Sieht man von der Staatsregulirung in der speciellen Form des Zollschutzes ab und hält sich bloß an das Princip der staatlichen Koordination der andernfalls einander störenden oder ohnmächtigen wirthschaftlichen Privatkräfte, so erhebt man sich über die Zufälligkeiten in der Gestaltung des carey'schen Systems und gelangt zu einer organischen V., wie sie sich in der zum Theil aus den carey'schen Anregungen hervorgegangenen dühringschen Formulirung darstellt. Die letztere hat übrigens ganz selbstständige Ausgangspunkte und leugnet die Existenz eines rationellen Systems und einer Methode, welche die Nationalökonomie in den sicheren Gang einer strengen Wissenschaft bereits hätte bringen können. Der Hauptmangel aller bisherigen Methoden wird in dem Umstand gesucht, daß man bisher kein deutliches Bewußtsein von dem Schwankenden und Unbestimmten der nicht durch Rücksichtnahme auf die Größenverhältnisse unterstützten Schlüsse und Annahmen gehabt habe. Die Werththeorie wird ebenfalls von Grund aus umgeschaffen, in ihren speciellen Lehren aber von den Einseitigkeiten der früheren Vorstellungen befreit. Die ganze Socialökonomie wird durch eine sociale Gravitationslehre durchsichtiger gemacht, so daß die deutsch-amerikanischen Errungenschaften nun auch nach ihrer Bedeutung für die gesellschaftlichen Klassenbestrebungen in höherem Maße verständlich werden. Die dühringsche Arbeit tritt mit dem Anspruch auf, abgesehen von den einzelnen aufgenommenen Fundamentalsätzen die Systemanschauung selbstständig gegeben zu haben, und weicht auch in den letzten Principien von dem carey'schen System entschieden ab, indem sie alle Einrichtungen, Zustände, Verhältnisse und Bewegungen aus einer Kräftegravitation erklärt, ohne die Idee zuzulassen, daß die Willkür des Menschen die naturgemäßen Verhältnisse bei ganzen Völkern habe verderben können.

Die ökonomischen Leistungen der Italiener, die zu den frühesten gehören und von den Kennern hochgeschätzt werden, beziehen sich in älterer Zeit auf specielle Fragen und beschränkten sich später auf verdienstliche Sammlungen oder periodische Unternehmungen. Aus jüngster Zeit mag der frühere turiner Professor Ferrara genannt werden, der für seine große Sammlung ökonomischer Schriftsteller, der „Biblioteca dell' Economista", trefflich orientirende Einleitungen geliefert hat. Die Begründung eines italienischen Nationalstaats stellt eine genauere Orientirung über die ökonomische Literatur der Italiener in Aussicht, als bis jetzt vorhanden ist. Die für das Studium und die Geschichte der V. im Allgemeinen oder für die Deutschen wichtigeren Werke sind mit Rücksicht auf ihre Bedeutung für die Gegenwart folgende: Für die Geschichte der V.: Blanqui, Histoire de l'économie politique, neueste Aufl., Paris 1860; deutsch von Buß 1840; auch von Roscher ist eine Geschichte der politischen Oekonomie in Aussicht gestellt. Schulmäßige Darstellungen der gesammten politischen Oekonomie, jedoch ohne wesentliche Selbstständigkeit: Say, Traité d'économie politique, Paris 1802, 5. Aufl. 1826, deutsch von Morstadt; Stuart Mill, Principles of political economy.

Digitized by Google

London 1847, 5. Aufl. 1862; deutsch von Soetbeer, 2. Ausg., Hamb. 1864, englische Volksausgabe 1865. Deutsche Lehrbücher: Rau, Lehrbuch der politischen Oekonomie, I. Theil: Volkswirthschaftslehre, II. Th.: Volkswirthschaftspolitik, III. Th.: Finanzwissenschaft, sämmtlich in vielfachen Ausgaben, zuletzt 1863 und 1865. Ferner, zugleich mit geschichtlicher Färbung: Roscher, System der Volkswirthschaft, I. Band, die allgemeinen ökonomischen Lehren enthaltend, 6. Aufl., Stuttgart 1866; II. Band, die Nationalökonomie des Ackerbaus, 4. Aufl., das. 1865; Wirth, Grundzüge der Nationalökonomie, 3. Aufl., Köln 1861, 2 Bde. Epochemachende Systeme: Adam Smith, Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations, London 1776; neuere englische Ausgaben von Mac Culloch u. A.; deutsch von Garve, Breslau 1794, neuere Uebersetzungen von Asher, Engelhorn, Stuttg. 1861, 2 Bde.; Malthus, An essay on the principle of population, zuerst 1798, 5. Aufl. 1831; deutsch von Hegewisch 1807; Ricardo, Principles of political economy and taxation, London 1819, 2. Aufl. 1821; deutsch von Baumstark, Leipzig 1838; List, Nationales System der politischen Oekonomie, Stuttg. 1841 und öfter, zuletzt in den gesammten Werken, Stuttg. 1851. Das „Nationale System" wurde von Richelot in das Französische, Paris 1851, u. mit dessen Anmerkungen in das Englische übersetzt, Philadelphia 1856; Carey, Principles of political economy, das. 1837—40, 3 Bde.; Derselbe, Principles of social science, das. 1859, 3 Bde.; deutsch von Adler unter dem Titel „Grundlagen der Socialwissenschaft", München 1863—64, 3 Bde. Ein wortgetreuer Auszug in Einem Bande ist: Carey, Manual of social science, Philad. 1864; deutsch von Adler unter dem Titel „Lehrbuch der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft", München 1866; eine andere deutsche Ausgabe unter dem Titel „Socialökonomie", Berlin 1866. An diese Schriften reihen sich: Bastiat, Harmonies économiques, Paris 1850; deutsch von Prince Smith, Berlin 1850; Macleod, Elements of political economy, Lond. 1858; Dühring, Kritische Grundlegung der Volkswirthschaftslehre, Berlin 1866. Polemische Schriften: Lassalle, Arbeit und Kapital, Berlin 1864; Dühring, Kapital und Arbeit, das. 1865; Derselbe, Carey's Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft, München 1865.

Vollblut, s. Viehzucht.

Vollenhoven, Stadt in der niederländischen Provinz Overyssel, Bezirk Zwolle, an dem Zuydersee, nordwestlich von Zwolle, Sitz eines Kantonalgerichts, hat ein schönes Rathhaus, eine Schloßruine, Fischerei, Viehzucht, Häringsräucherei, Schifffahrt, Handel und 1581 Einwohner.

Vollgraf, Karl, staatswissenschaftlicher Schriftsteller, geboren am 4. November 1794 zu Schmalkalden, war erst bei der westphälischen Kriegsverwaltung angestellt, studirte dann zu Marburg und Göttingen die Rechte, ward 1820 Privatdocent und 1824 Professor der Staatswissenschaften in Marburg und † daselbst den 6. März 1863. Von seinen Schriften, deren mehre die Befähigungslosigkeit der neuern europäischen Völker zum Staatsleben und den Vorzug des ständischen Systems vor dem Repräsentativsystem für die germanischen Völker zu beweisen versuchen, sind hervorzuheben: „Vermischte Abhandlungen" (Marburg 1822—28, 2 Bde.), „Die deutschen Standesherren" (Gießen 1824), „Revision verschiedener deutsch-rechtlicher Theorien" (Heidelberg 1826), „Die Systeme der praktischen Politik im Abendlande" (Gießen 1828—29, 4 Bde.), „Die historisch-staatsrechtlichen Grenzen moderner Gesetzgebungen" (Marburg 1830), „Die Täuschungen des Repräsentativsystems" (das. 1832) und „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Ethnologie durch die Anthropologie, sowie der Staats- und Rechtsphilosophie durch die Nationalität der Völker" (das. 1853 ff., 3 Bde.).

Volljährigkeit, s. v. a. Majorennität.

Vollmacht, s. Mandat.

Vollziehende Gewalt (Vollziehungsgewalt, pouvoir exécutif, potestas executiva), die Gewalt, welche die Beschlüsse der gesetzgebenden und richterlichen Gewalten ausführt und zugleich die Regierung verwaltet.

Vollziehungsrath, in Frankreich das durch die Konstitution vom 24. Juni 1793 eingesetzte Kollegium zur Ausführung der von der gesetzgebenden Versammlung erlassenen Dekrete; s. Frankreich (Gesch.).

Volney, Constantin François de Chasseboeuf, Graf, berühmter Reisender, Ethnograph und Linguist, geboren den 3. Febr. 1757 zu Craon in Anjou, studirte zu Paris Medicin, Geschichte und die alten, besonders orientalischen Sprachen, ging 1783 nach der Levante, brachte fast ein ganzes Jahr in einem koptischen Kloster zu und bereiste darauf Syrien und Aegypten. Im Jahre 1787 nach Paris zurückgekehrt, veröffentliche er seine vortreffliche „Voyage en Syrie et en E /pte" (Paris 1787 u. öfter, 2 Bde.). In seinen „Considérations sur la guerre actuelle des Turcs avec les Russes" (London 1788 und Paris 1808) schlug er bereits die Eroberung Aegyptens von Seiten Frankreichs vor. Im Jahre 1789 in die Nationalversammlung gewählt, wurde er hier als einer der eifrigsten Anhänger der geltenden Philosophie höchst einflußreich und war, so lange die Revolution sich auf Dekrete beschränkte, einer der thätigsten Reformer. In den Jahren 1792 und 1793 lebte er in Korsika. Während des Terrorismus erklärte er sich gegen denselben und wurde in Folge dessen 10 Monate bis zum 9. Thermidor eingekerkert, hierauf aber zum Professor der Geschichte an der Normalschule ernannt. Von 1795—98 unternahm er eine Reise durch Nordamerika, deren Resultat sein „Tableau du climat et du sol des Etats-Unis d'Amérique" (Paris 1803, 2 Bde.) war. Nach Frankreich zurückgekehrt, begünstigte er die Revolution vom 18. Brumaire. Man hatte ihn selbst als zweiten Konsul in Vorschlag gebracht, doch nahm er nur eine Senatorstelle an. Wiewohl er gegen Napoleons I. Thronbesteigung protestirte, ward er von demselben zum Grafen und zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt. Ludwig XVIII. erhob ihn zum Pair. V. † am 25. April 1820. Außer den erwähnten Schriften sind noch anzuführen: „Méditations sur les révolutions des

Digitized by Google

empires“ (Paris 1791, neue Aufl. 1818; deutsch, Braunschweig 1839), „La loi naturelle“ (Paris 1794; deutsch, Berlin 1794), „Leçons d'histoire prononcées à l'école normale“ (Paris 1799, neue Aufl. 1810), „Recherches nouvelles sur l'histoire ancienne“ (das. 1814—15, 3 Bde.). Ein unbestrittenes Verdienst hat sich V. besonders um die gesammte ältere Chronologie erworben, seine linguistischen Schriften hingegen bauen vielfach auf Hypothesen. Seine „Oeuvres complètes“ erschienen in 8 Bänden (Paris 1821, neue Aufl. 1836).

Volo (Golo, Golos), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Salonichi, Liwa Trikala (Thessalien), am gleichnamigen, die Nordostgrenze Griechenlands bildenden Meerbusen des ägäischen Meeres, ist Sitz eines griechischen Erzbischofs, hat ein Schloß mit Besatzung, einen Hafen, Handel (meist durch Griechen) und 2800 Einwohner. V. liegt in der Nähe des alten Jolkos. Am 10. September 1823 wurde hier eine Anzahl türkischer Schiffe durch eine griechische Flottille zerstört; am 11. April 1854 hier siegreiches Gefecht der Türken gegen die griechischen Insurgenten unter Grizanis und Bardekis.

Volontair (franz.), Einer, der einen Dienst oder gewisse Dienstleistungen freiwillig übernimmt, ohne die Bezahlung oder Besoldung zu bekommen, welche Andere dafür in Empfang nehmen; besonders beim Militär Derjenige, welcher freiwillig Soldat wird, ohne sich auf eine bestimmte Zeit zu verpflichten; bei Kaufleuten, Apothekern, Oekonomen, Forstleuten ꝛc. junge Leute, welche nach Beendigung ihrer Lehrzeit eine Stelle ihres Faches antreten, zunächst zur weiteren Ausbildung in ihrem Beruf.

Volpato, Giovanni, italienischer Kupferstecher, geboren 1733 zu Bassano, ward zu Venedig Schüler von Wagner, schloß sich dann aber an Bartolozzi an, arbeitete nacheinander zu Parma, Venedig und Rom, wo er eine Kupferstichhandlung gründete und eine Anzahl Künstler heranbildete, zu denen auch Raphael Morghen gehörte, welcher später sein Schwiegersohn wurde. Seine Stiche raphaelscher Bilder haben zur Verbreitung des besseren Geschmacks viel beigetragen. V. † den 26. August 1803 zu Rom. In der Apostelkirche ist sein von Canova gefertigtes Grabmal.

Volsinii, eine der bedeutendsten unter den zwölf Bundesstädten Etruriens, über welches Land sie einst die Oberherrschaft ausübte, lag zur Zeit ihrer Freiheit auf dem Gipfel einer steilen Anhöhe, von wo die Bewohner von den Römern ins Thal herabgetrieben wurden. Hier erbauten sie die neue Stadt am nordöstlichen Ufer des Volsiniensis lacus (an der Stelle des heutigen Bolsena) und an der Via Clodia zwischen Clusium und Forum Cassii. Sie sollen schon zu Romulus' Zeiten den Römern Hülfe gegen die Sabiner geleistet haben, wofür ihnen der cölische Berg eingeräumt wurde. V. kam als die letzte der übrigen etruriſchen Städte unter Roms Herrschaft. Die Stadt galt für besonders reich. Volsinische Götter waren Vertumnus und Nortia.

Volsker, eines der Urvölker Italiens, ein Zweig des umbrisch-sabellischen Stammes, wohnte zu beiden Seiten des Liris (Garigliano), im Norden durch die Apenninen von den Samnitern geschieden, im Süden bis zur Küste des tyrrhenischen Meeres und zu den pontinischen Sümpfen. Da nach Alba Longa's Fall die Städte Latiums sich einzeln zu schwach fühlten, um den Römern widerstehen zu können, so schlossen sie sich an die tapferen V. an. In den älteren Zeiten der römischen Republik erscheinen sie häufig im Bunde mit den Aequern. Sie waren geraume Zeit hartnäckige Feinde der Römer und bedrohten unter Coriolanus' Anführung selbst Rom. Erst 338 v. Chr. wurden sie völlig unterjocht und ihr Gebiet zu Latium geschlagen, worauf sie aus der Geschichte verschwanden. Ihre älteste historisch bekannte Hauptstadt war Suessa. Das Volskerland war oft die Kornkammer für Rom. Die V. redeten die oscische Sprache und hatten ihre eigentliche Religions- und Stammsage.

Volta, Fluß in Oberguinea, entsteht durch die Vereinigung der auf dem Konggebirge entspringenden Flüsse Adirri und Laka, fließt südsüdöstlich, bildet die Grenze zwischen dem Gold- und Sklavendistrikt, hat viele Flußpferde und Krokodile, ist in seinem unteren Lauf schiffbar und mündet in den Meerbusen von Guinea des atlantischen Oceans. Die Einfahrt in seine Mündung ist durch Inseln und Sandbänke erschwert. An seiner Mündung liegt eine englische (bis 1849 dänische) Kolonie mit dem Fort Friedensburg.

Volta, Alessandro, Graf, einer der berühmtesten Physiker, geboren am 18. Februar 1745 zu Como, studirte daselbst Naturwissenschaft und ward, nachdem er seinen Ruf durch zwei physikalische Abhandlungen (1769 und 1771), worin er einen neuen elektrischen Apparat beschrieb, begründet, 1774 Rektor des Gymnasiums und Professor der Physik in Como, 1779 aber an die Universität zu Pavia versetzt. Schon 1777 hatte er das beständige Elektrophor und das Elektroskop erfunden, wodurch er die Theorie von der Elektricität fest begründete. Dann leitete ihn die Beobachtung von Luftblasen, die aus einem stehenden Gewässer aufstiegen, auf wichtige Entdeckungen in der Lehre von den Gasarten. Hieraus entstanden die elektrische Pistole, das Eudiometer und die Lampe mit entzündlicher Luft (Gaslampe). Im Jahre 1782 erfand er den Kondensator. Dann wendete sich seine Forschung den Erscheinungen in der Atmosphäre, namentlich dem Hagel ꝛc. zu. Am berühmtesten ward er aber durch seine Erfindung der nach ihm benannten voltaischen Säule (s. Galvanismus). In den Jahren 1777 u. 1782 bereiste er die Schweiz, Deutschland, Holland, England und Frankreich. Nach seiner Rückkehr führte er in der Lombardei den Kartoffelbau ein. Napoleon I. ernannte ihn zum Grafen und Senator des Königreichs Italien; auch war er eines der ersten Mitglieder des italienischen Instituts. Im Jahre 1804 legte er sein Lehramt nieder, nahm aber vom Kaiser Franz 1815 die Ernennung als Direktor der philosophischen Fakultät bei der Universität zu Pavia an. Seine letzten Jahre verlebte er in Como, wo er am 5. April 1827 †. Die „Collezione delle opere del Aless. V.“ gab Antinori (Florenz 1826, 5 Bde.) heraus. Vergl. Zuccala, Elogio morale del conte A. V., Bergamo 1827.

Voltaire, François Marie Arouet de,

einer der berühmtesten und einflußreichsten französischen Schriftsteller, wurde nach der gewöhnlichen Annahme am 20. Februar 1694 im Dorfe Châtenay bei Sceaux geboren. Sein Vater, ehemaliger Notar des Châtelet und zuletzt Schatzmeister der Rechnungskammer, übergab ihn dem damals von Jesuiten gestifteten Kollegium Louis le Grand zur Erziehung. Von seinem Pathen, dem Abbé de Chateauneuf, bei der Ninon de Lenclos eingeführt, lernte Arouet (den Namen V. nahm er später an) die Grundsätze des elegantesten und geistreichsten Epikureismus kennen und erhielt die erste Richtung zur Freidenkerei. Nach Beendigung der Gymnasialstudien (1710) wurde er vom Vater in eine Rechtsschule geschickt, doch fand der schwächliche und durch eine schiefe Schulter verunstaltete junge Mann keinen Geschmack an dem Rechtsstudium, sondern wollte sich ausschließlich der Philosophie und den schönen Wissenschaften widmen, worin ihn der Umgang mit den bedeutendsten, aber auch frivolsten Männern des Jahrhunderts bestärkte. Um ihn dieser gefährlichen Gesellschaft zu entreißen, sandte ihn der Vater als Pagen mit dem Marquis de Chateauneuf, der als französischer Gesandter nach Holland ging, nach dem Haag. Wegen eines Liebeshandels mit einem Fräulein du Noyer nach Paris zurückgeschickt, wollte er nach Amerika gehen, ließ sich aber, nachdem er sich mit seinem Vater ausgesöhnt, als Clerc bei einem Procureur anstellen, um den Gang der Geschäfte kennen zu lernen. Ein Freund seiner Familie, der Finanzintendant Caumartin, entzog ihn bald dieser Beschäftigung und nahm ihn mit sich auf sein Landgut Saint-Ange. Hier schöpfte er aus seinen Unterhaltungen mit Caumartin die erste Idee zu seiner „Henriade". Der Autorschaft einer nach Ludwigs XIV. Tode erschienenen beißenden Satire auf denselben verdächtig, mußte er in die Bastille wandern (1716), wo er während seiner fast einjährigen Gefangenschaft die „Henriade" entwarf und die Tragödie „Oedipe" vollendete. Nachdem seine Unschuld erwiesen worden, gab ihm der Regent eine kleine Pension. Die günstige Aufnahme seines „Oedipe", den er 1718 auf die Bühne brachte, söhnte ihn mit seinem Vater aus und gewann ihm zugleich die Freundschaft der Frau von Villars. Unvorsichtige Theilnahme an einer Hofintrigue hatte seine Ausweisung aus Paris zur Folge. Er kam indessen 1721 zurück, um seine Tragödie „Artémise" aufführen zu lassen. Auf einer Reise mit Frau von Rupelmonde 1722 nach Holland machte er in Brüssel die Bekanntschaft J. B. Rousseau's, entzweite sich aber bald mit ihm u. kehrte 1724 nach Frankreich zurück, wo seine Tragödie „Mariamne" mit ebenso ungünstigem Erfolg aufgeführt ward, wie dies mit der „Artémise" der Fall gewesen war. Ein Streit mit dem Chevalier Rohan-Chabot, der ihn durch seinen Bedienten prügeln ließ und den er zum Zweikampf forderte, brachte ihn 1725 zum zweiten Male in die Bastille. Erst nach 6 Monaten erhielt er seine Freiheit wieder und den gemessenen Befehl, das Königreich zu verlassen. Er wählte England zu seinem Aufenthaltsort (1726—29). Indem er sich hier mit der Philosophie Locke's, Bolingbroke's, Tolands, Collins' u. A. bekannt machte und die politischen Institutionen Englands studirte, gesellte sich zu dem französischen Spott und Hohn das auf den gesunden Menschenverstand berechnete Raisonnement aus Gründen der Gelehrsamkeit und Vernunft. In London besorgte er die erste ächte Ausgabe seiner „Henriade", die ohne sein Wissen unter dem Titel „La Ligue" gedruckt worden war, schrieb das Leben Karls XII. und die Tragödie „Brutus", den Versuch über die epische Poesie und die philosophischen oder englischen Briefe. Auf Verwendung seiner zahlreichen Freunde kehrte er 1730 nach Paris zurück, wo er eine Zeitlang in einer entfernten Vorstadt in Zurückgezogenheit lebte, mit Entwürfen zu neuen Werken und mit glücklichen Handelsspekulationen beschäftigt. Wegen einiger Verse auf den Tod der Schauspielerin Lecouvreur, der die Geistlichkeit ein ehrliches Begräbniß verweigerte, fand er für gerathen, eine Zeitlang unter fremdem Namen in Rouen zu leben, wo er seine „Histoire de Charles XII" und die „Lettres philosophiques" heimlich drucken ließ. Die letztern wurden gleich nach ihrem Erscheinen durch Henkershand verbrannt. Von mehren Tragödien, „Zaïre" (1741), „Eriphyle" (1732), „Adelaïde du Gueselin" (1734), die er damals schrieb, machte nur die erstgenannte Glück. Das Gedicht „Le temple du goût" (1733), worin der Dichter die gepriesensten Schriftsteller seiner Zeit schonungslos beurtheilte, machte großen Lärm und vermehrte V.'s Feinde. Dazu wurde die Tragödie „La mort de César" (1735) verboten, und um den allenthalben losbrechenden Angriffen zu entgehen, begab sich V. mit seiner gelehrten Geliebten, der Marquise du Chastelet, auf deren Landgut Cirey in Lothringen, wo er mehre Jahre (1736—39) blieb. Hier entstanden die „Eléments de la philosophie de Newton" und in Gemeinschaft mit der Marquise eine physikalische Abhandlung über das Feuer, welche die Akademie der Wissenschaften in ihre Sammlung aufnahm; außerdem die berüchtigte „Pucelle d'Orléans", dann die Tragödien „Alzire", „Zulime", „Mahomet", „Mérope", die Komödie „L'enfant prodigue", der „Discours sur l'homme" u. A. m. Unterdessen war V.'s Ruhm ein europäischer geworden. Der Kronprinz von Preußen, der nachmalige König Friedrich II., schrieb V. die schmeichelhaftesten Briefe und lud ihn zu einer Zusammenkunft ein, ja selbst Papst Benedikt XIV. genehmigte die Dedikation des „Mahomet" und segnete den Verfasser. Im Jahre 1746 verschaffte ihm eine schlechte Komödie: „La Princesse de Navarre", und mehr noch die Gunst der Pompadour einen Sitz in der Akademie und das Amt eines Historiographen. Eifersucht gegen den von der Pompadour ausgezeichneten Crébillon und unaufhörliche Chikanen verleideten V. jedoch bald den Aufenthalt zu Versailles und veranlaßten ihn, mit der Marquise du Chastelet nach Cirey zurückzugehen, von wo aus er häufige Besuche an dem Hofe des Königs Stanislaus zu Lunéville abstattete und wo er seine Tragödie „Semiramis" (1748) und sein Lustspiel „Nanine" vollendete. Nach dem Tode der Chastelet (1749) kehrte er nach Paris zurück. In diese Zeit fallen die Trauerspiele „Oreste" (1750) und „Rome sauvée" (1752). Von Friedrich II. wiederholt eingeladen, begab er sich 1750 nach Berlin, wo er eine Wohnung im

Digitized by Google

Schloſſe, den Orden pour le mérite, den Kammerherrnſchlüſſel und 6000 Thaler Penſion erhielt. Eiferſüchteleien u. Zwiſchenträgereien der andern Franzoſen, Streitigkeiten mit Maupertuis, eigne und fremde Schuld entzweiten jedoch V. und ſeinen Bewunderer bald. Ein lächerlicher Prozeß mit einem berliner Juden wegen umgetauſchter Brillanten war die erſte Urſache zu feindlichen Reibungen, welche Maupertuis, den V. durch die von Friedrich verbotene und verbrannte Spottſchrift „Diatribe du Docteur Akakia“ dem öffentlichen Gelächter preis gegeben, geſchickt zur entſchiedenen Zwietracht zu ſteigern wußte. V. ſuchte dem Ausbruch des königlichen Zornes durch eine freiwillige Entfernung zu entgehen; in Frankfurt ließ ihn aber der König verhaften, um eine Sammlung ſeiner Gedichte von ihm zurück zu erhalten, welche Satiren auf mehre Fürſten enthielt. Später ſöhnte er ſich jedoch wieder mit dem Dichter aus und unterhielt bis ans Ende ſeines Lebens einen Briefwechſel mit ihm. Während ſeines dreijährigen Aufenthalts zu Berlin veröffentlichte V. das Lehrgedicht „La loi naturelle“, die Tragödien „Duc de Foix“ und „Catilina“, den Roman „Micromégas“ und das „Siècle de Louis le Grand“. Er lebte darauf ein Jahr zu Colmar, wo er das Trauerſpiel „L'orpheline de Chine“ vollendete (1754). Da die franzöſiſche Regierung ſeiner Rückkehr Schwierigkeiten entgegenſetzte, ſiedelte er in die Schweiz über, wo er das Landgut Delices ankaufte. Der Haß der genfer Geiſtlichkeit, die das Volk gegen ihn als einen Gotteslästerer aufregte, bewog ihn aber, Delices wieder zu verlaſſen, worauf er ſich in dem von ihm erkauften Schloſſe Ferney auf franzöſiſchem Gebiete (1758) niederließ. Er verlebte hier die letzten 20 Jahre ſeines Lebens, umgeben von fürſtlichem Luxus und im Genuſſe einer Rente von 160,000 Livres. Er erhob den armen Flecken nach und nach zur wohlhabenden Stadt, baute eine Kirche mit der Inſchrift: „Deo erexit Voltaire“ und erwarb ſich um die ganze Umgegend großes Verdienſt. Durch raſtloſe Bemühungen brachte er es dahin, daß der Prozeß des unſchuldig hingerichteten Calas wieder vorgenommen und die unglückliche Familie der Armuth und Schmach entzogen wurde. Dabei entwickelte er eine ungemeine literariſche Thätigkeit. Zunächſt lieferte er zahlreiche Artikel für die „Encyclopédie“. Als die wichtigſten ſeiner Schriften in dieſer Epoche ſind hervorzuheben: „Essai sur les moeurs et l'esprit des nations“ (1756); „Candide“ (1758); „Histoire de Russie sous Pierre I“ (1759); „Tancrède“ (1760); „Idées républicaines“ (1762); „La tolérance“ und „Catéchisme de l'honnête homme“ (1763); „Contes de G. Vade“, „Commentaire sur Corneille“, das „Dictionnaire philosophique“ u. mehre Tragödien (darunter „Tancrède“ und „Olympia“), Oden und eine Ueberſetzung des „Cäſar“ von Shakſpeare (1764); „Pyrrhonisme de l'histoire“ (1765); „Les proscriptions“, „Mort de Labarre“, „Calais“ und „Sirvens“ (1766); „Bible commentée“ (1776). In dieſe Periode fallen auch ſeine witzigen Romane, Erzählungen in Verſen, Satiren, Epiſteln und Epigramme. Im Februar 1778 beſuchte er noch einmal Paris, wo er mit Ehrenbezeigungen überhäuft wurde, aber, vielleicht in Folge der dadurch veranlaßten Aufregung, in eine Krankheit verfiel und am 30. Mai 1778 †. Die Geiſtlichkeit in Paris verweigerte ihm ein kirchliches Begräbniß, und der Abbé Mignot, der ihn in der Abtei von Scellières beigeſetzt hatte, ward ſogar beſtraft. Während der Revolution wurde V. eine Todtenfeier veranſtaltet, und ſeine wie ſeines großen Gegners Rouſſeau Reſte wurden im Pantheon beigeſetzt. V. war Philoſoph im franzöſiſchen Sinne, Geſchichtſchreiber, dramatiſcher und Romandichter; ſeine ſogenannten philoſophiſchen Schriften beſtreiten wirkliche oder vermeinte Irrthümer od. Vorurtheile oft mit witzelnder Unkunde, oder ſie tragen bald mit ermüdender Breite, bald mit abſprechender Kürze den locke-condillacſchen Senſualismus und Eudämonismus mit ſtetem Kampfe gegen das Chriſtenthum vor, ſelten durch lichte Einfälle für das Alltägliche entſchädigend. V.'s hiſtoriſche Darſtellungen ermangeln, bei trefflicher Anordnung des Stoffes und höchſt geiſtreicher und anſprechender Darſtellung, doch der Wahrheit und Genauigkeit. Er war bei der wunderſamſten Fülle von Kenntniſſen ungründlich und oberflächlich, und wo nicht ſeine Unkunde zu Irrthümern führte, da that es ſeine lebhafte Phantaſie und ſein Haß gegen Chriſtenthum und Kirche. Ein Meiſterſtück romanhafter Geſchichtſchreibung iſt die „Histoire de Charles XII“; auch der „Essai sur l'histoire générale et sur les moeurs et l'esprit des nations depuis Charlemagne“ iſt reich an glänzenden Aperçus. Werthvoll beſonders durch Reichhaltigkeit des Stoffes und anziehende Darſtellung iſt auch der „Essai sur le siècle de Louis XIV“. Als Dichter hat V. weder in der Lyrik noch in der Epik Großes geleiſtet. Sein ſogenanntes Epos „La Henriade“ iſt eine in wohllautenden Alexandrinern und mit glänzenden Deklamationen und Sentenzen reich ausgeſtattete kalte hiſtoriſche Darſtellung, die alles epiſchen Geiſtes ermangelt, und „La Pucelle“ iſt ein in ſittlicher Beziehung höchſt verwerfliches, wenn auch in poetiſcher Hinſicht jenes weit überſtrahlendes Gedicht. Dagegen ſind ſeine kleinen Romane und „Contes“ vielleicht das Ausgezeichnetſte, was er geſchrieben, eine wunderbare Miſchung von Ernſt und Scherz, bezaubernder Leichtigkeit und üppiger Anſchaulichkeit der Darſtellung. Den meiſten Fleiß verwendete V. aber auf ſeine Tragödien, und durch ſie wirkte er am nachhaltigſten auf Geſinnung und Geſchmack ſeiner Nation. Er ſuchte die Vorzüge Corneille's und Racine's in ſich zu vereinigen und den Geiſt der Griechen im Sinne des modernen Geſchmacks zu verjüngen. Doch galt ihm Schilderung mehr als Handlung, redneriſche Kunſt mehr als Charakterzeichnung, und nur allzu häufig drängt ſich des Dichters Geſinnung vor und ſtört die dramatiſche Wahrheit. An erſchütternden und rührenden Effekten iſt kein Mangel; Versbau und Sprache ſind in der Regel vortrefflich. Als Menſch war V. eine der merkwürdigſten Erſcheinungen. Obgleich er den grimmigſten Haß gegen das Chriſtenthum zur Schau trug, ſich mit dem burlesken Namen „Christmoque“ unterzeichnete und an Friedrich II. ſchrieb: ein tüchtiger Monarch mit Geld und Truppen könne die Religion in ſeinem Lande entbehren, war er doch kein Atheiſt, ſon-

dern ein Deist. Der Grundzug seines Charakters war grenzenlose Eitelkeit, die ihn in unaufhörliche Widersprüche verwickelte. Er war sittlich-fromm, streng-rechtlich, würdevoll und gottlos, ungezügelt und schmutzig sinnlich, gleich empfänglich für das Erhabene und hingegeben an das Gemeine; ein begeisterter Sprecher für die Rechte der Menschheit, ein Anwalt unterdrückter Unschuld und höhnischer Spötter über das, was Millionen das Heiligste, das er mit faunenhafter Frechheit in ein fratzenhaftes Zerrbild umwandelte. Er deckte die Blößen der gesellschaftlichen Ordnung des Vaterlandes schonungslos auf, sprach die Forderungen einer geistig erstarkten, von vielgestaltigem Egoismus geleiteten Zeit rücksichtslos aus und rief eine Wechselwirkung zwischen Leben und Literatur hervor, wie sie seit dem 16. Jahrhundert nirgends Statt gefunden hat. Seine Werke verbreitete er meist unter fremdem Namen, um dann Alles, was mißfiel, ableugnen zu können. Von den unzähligen Ausgaben seiner Werke erwähnen wir nur die in 8 Bänden (Dresden 1749), die in 30 Bänden (Genf 1748), wozu noch 15 Bände Korrespondenz kamen; die zu Kehl und Basel in 40 Bänden (1773), die von V. selbst korrigirt ist, die unter dem Namen „Edition encadrée" bekannte (41 Bde., Genf 1775); die gothaer in 70 und die zweibrücker in 100 Bänden (12.); die von Beaumarchais, Condorcet und Decroix (70 Bde., Kehl 1785—89) und die von Salesſot (55 Bde., Paris 1792—1800); von neueren die von Renouard (66 Bde., Paris 1819—23), von Dalibon und Delangle (97 Bde., Paris 1824—32), von Baudoin (97 Bde., Paris 1824—34) und besonders die von Beuchot, dem Bibliographen V.'s (72 Bde., Paris 1829—34). Die deutschen Uebersetzungen von Mylius u. A. (Berlin 1783—91, 29 Bde.), Gleich, Hell u. A. (Leipzig 1825—30, 30 Bde.) sind unvollständig und nicht besonders gelungen. Vergl. Luchet, Vie littéraire de V., Paris 1781, 6 Bde.; Duvernet, Vie de V. suivie d'anecdotes qui composent sa vie privée, daſ. 1796, neue Aufl. 1797; Condorcet, Vie de V. (vor der kehlſchen Ausgabe); Linguet, Examen des ouvrages de Mr. de V., Paris 1788; neue Aufl. 1817; Paillet de Warcy, Vie de V., daſ. 1824, 2 Bde.; Mazure, Vie de V., daſ. 1821; Mémoires sur V. et sur ses ouvrages par Wagnère et Longchamp, ses secrétaires, daſ. 1826, 2 Bde.; Harel, Discours sur V., daſ. 1844.

Volte (franz.), in der Reitkunst die kreisrunde Wendung, die man mit dem Pferde nimmt, um dasselbe biegsam und gewandt zu machen; im Kartenspiel eine taschenspielerische Wendung mit dem Finger, wodurch beim Mischen ein Kartenblatt unbemerkt und schnell an einen bestimmten Platz zu liegen kommt.

Volterra, Hauptstadt eines Bezirks in der italienischen Provinz Pisa, auf einer Anhöhe links unweit der Era, Sitz einer Unterpräfektur und eines Bischofs, hat noch wohlerhaltene Mauren aus der Zeit des Kaisers Otto, eine Kathedrale aus dem 13. Jahrhundert mit schönen Gemälden, mehre andere Kirchen, eine von den Mediceern erbaute Citadelle (mit dem berüchtigten Thurme Mastio di V., welcher als Staatsgefängniß diente), jetzt Arbeitshaus, Reste von cyklopischen Mauern, ein antikes Thor des Hercules mit 2 Bögen, ein bischöfliches Seminar, ein Piaristenkollegium, den Palazzo publico mit Bibliothek und Museum etruskischer Alterthümer, Salinen und 4260 (mit dem Gemeindebezirk über 12,000) Einw. In der Nähe befinden sich reichhaltige Salzquellen und berühmte Boraxquellen, eine Mineralquelle, Marmor-, Gyps- und Alabasterbrüche, Steinkohlengruben, ein etruskischer Begräbnißplatz mit alten Grabkammern, das Grabmal der Cäciner, etruskische Thermen (1760 aufgefunden) und das Kamaldolenserkloster La Badia. V. hieß im Alterthum Volaterrä (s. d.), war im 12. und 13. Jahrhundert Republik und fiel im 14. Jahrhundert an Florenz. Am 14. August 1846 litt die Stadt durch ein Erdbeben.

Volterra, Daniello da, s. Ricciarelli.

Volti (volti subito, ital.), wende schnell um (auf Notenblättern).

Voltigeure (v. Franz.), bei der französischen Infanterie die eine Elitenkompagnie auf dem linken Flügel des Bataillons bildenden Mannschaften, welche zum zerstreuten Gefecht bestimmt sind, 1803 durch Bonaparte eingeführt.

Voltigiren (v. Franz.), nach gewissen Regeln sich auf ein Pferd schwingen und von demselben herabspringen. Zum Zweck der Erlernung dieser Kunst hat man besondere Voltigirpferde, welche entweder dazu abgerichtete lebendige, oder noch öfter von Holz gemachte sind. Das V. ist eine sehr alte Kunst. Bei den Franzosen und Deutschen gehörte das V. zur Zeit Heinrichs IV. bis zu der Ludwigs XV. zu den ritterlichen Künsten. Jetzt wird es nur noch in Kadetenschulen und hier und da bei Kavallerieregimentern, hauptsächlich aber in Turnanstalten auf Voltigirpferden geübt.

Voltri, Stadt in der italienischen Provinz Genua, in der Riviera di Ponente, an der Mündung der Cerusa in das Mittelmeer und an der Eisenbahn von Genua nach Nizza, hat einen Hafen, große Schiffswerfte, viele prächtige Landhäuser, eine Wallfahrtskirche (Madonna dell' Acqua sola), Papier- u. Tuchfabrikation, Handel und 10,000 Einwohner. Hier am 18. April 1800 Sieg der Oesterreicher unter Melas über die Franzosen unter Masséna.

Volturno (im Alterthum Volturnus), Fluß in der italienischen Provinz Caserta (ehemaligen neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro), entspringt auf den Apenninen, fließt bis zu seiner Vereinigung mit dem Calore südöstlich, dann westlich in langsamem Laufe an Capua vorüber und mündet, durch viele Zuflüsse verstärkt, nach 20 Meilen bei Castel Volturno in das Mittelmeer. Am V. den 1. und 2. Oktober 1860 Sieg Garibaldi's über die Neapolitaner.

Volumen (lat.), eigentlich was sich im Kreise bewegt, daher s. v. a. Buch, weil die Alten die Blätter ihrer Schriften nur auf Einer Seite beschrieben und sie dann zusammenrollten, und die einzelnen Abtheilungen oder Bücher einer Schrift; auch die Größe des Raumes, den eine Materie einnimmt, besonders in der Chemie rücksichtlich der Beziehungen zwischen den Atomgewichten und

der Ausdehnung der Körper in ihrem gasförmigen Zustande von Wichtigkeit; s. Ausdehnung.

Volumnius, Lucius, römischer Plebejer, war 307 und 296 v. Chr. Konsul neben dem Patricier Appius Claudius, siegte mit diesem im letzteren Jahre über Gellius Egnatius, dann allein über die Samniter. Seine Gemahlin war Virginia (s. d.).

Volute (v. Lat.), schneckenförmige Verzierung, besonders an den Kapitälen der Säulen.

Voluza (Voluta), Gebirgszug im europäisch-türkischen Ejalet Salonichi, erstreckt sich vom Gebirgsknoten Mezzowo aus östlich bis zum Meerbusen von Salonichi. Einer seiner höchsten Gipfel ist der Olymp.

Volvulus (lat.), Darmverschlingung.

Vomica (lat.), eiterige Ansammlungen, die, in dem Innern und zuweilen selbst an der Außenfläche der Brust gebildet, sich in die Bronchien Bahn machen und plötzlich durch eine Art Erbrechen ausgeworfen werden. Sie scheinen von einer Brustfellentzündung mit Perforation des Lungenparenchyms herzurühren.

Vomitiv (v. Lat.), ein Brechmittel.

Vomitus (emotus, lat.), das Erbrechen.

Vondel, Joost van den, holländischer Dichter, geboren am 17. Nov. 1587 zu Köln, kam noch als Kind mit seinen Aeltern, welche Wiedertäufer waren, nach Amsterdam, wo er zu den Arminianern, später zur katholischen Kirche übertrat und das Gewerbe eines Strumpfwirkers trieb. Er † am 5. Februar 1679. Seine Werke zeugen im Ganzen von Genie und einer hohen, edlen Phantasie, sind aber häufig sehr inkorrekt. Als sein Hauptwerk gilt die Tragödie „Die Eroberung von Amsterdam durch Graf Florens V. oder Gysbrecht van Amstel" (1637), von seinen übrigen 32 Trauerspielen sind noch „Lucifer" (1654) und „Jephtha" (1659) hervorzuheben. Alle sind mit Chören durchflochten und, wenn schon die Verbindung derselben mit der Handlung oft zu locker ist, vielleicht die schönsten Muster poetischer Leistungen, welche Holland aufzuweisen hat. V.s übrige Werke sind Oden, Satiren und Uebersetzungen aus dem Lateinischen (Horaz, Ovid, Virgil) und eine Anleitung zur holländischen Dichtkunst (1650). Eine Gesammtausgabe seiner Dichtungen besorgte Lennep (Amsterdam 1855 ff., 9 Bde.). Vergl. Camper, Dissertatio de Justo Vondelio, Leyden 1819.

Vonitza, Stadt in der griechischen Nomarchie Akarnanien und Aetolien, an der Südseite des Golfs von Arta des jonischen Meeres, hat einen Hafen, eine Citadelle, Handel und 1000 Einw. V. ist das alte Anaktorion; in der Nähe befinden sich noch Trümmer des alten Actium. Am 17. März 1829 ergab sich V. durch Kapitulation an die Griechen. Hier brach am 1. Oktober 1862 der Aufstand aus, durch dessen allgemeine Ausbreitung der König Otto seine Krone verlor.

Voragine, Jakob de, Legendensammler, geboren 1230 zu Virago im Genuesischen, trat frühzeitig in den Dominikanerorden und wurde dann Provinzial von der Lombardei. Im Jahre 1292 zum Erzbischof von Genua erhoben, suchte er vergeblich die daselbst zwischen den Guelfen und Ghibellinen ausgebrochenen Unruhen beizulegen. Er † am 14. Juli 1298. Außer der ersten Uebersetzung der Bibel ins Italienische, die jedoch nur im Manuskript vorhanden ist, und „Sermones dominicales" (Venedig 1589) verfaßte er unter dem Titel „Legenda aurea sive historia lombardica" Erzählungen von Heiligen, die zum Theil aus frühern Quellen und Sammlungen zusammengetragen sind und eine große Hinneigung zum Abenteuerlichen verrathen. Das Werk wurde in fast alle lebenden Sprachen übersetzt, durch zahllose Abschriften verbreitet und neuerdings von Gräße (Dresden 1846) herausgegeben.

Vorarlberg (Land vor dem Arlberg), der bregenzer Kreis der österreichischen Grafschaft Tyrol, früher eine selbstständige Landschaft mit besonderer Verfassung, grenzt gegen Osten an den innsbrucker Kreis, gegen Süden an die Schweiz, gegen Westen an diese und Liechtenstein und gegen Norden an Bayern und umfaßt einen Flächenraum von 46¹⁄₂ QMeilen mit 100,932 Einwohnern deutscher Abstammung. Am Gestade des Bodensee's, am Rheinufer herauf und gegen den Arlberg hinein bis Bludenz bildet das Land eine fruchtbare, zum Getreidebau geeignete Ebene; das Uebrige ist Hochland, von den rhätischen Alpen durchzogen (s. Arlberg), darunter besonders ausgezeichnet der Bregenzerwald, ein idyllisch schönes Alpenrevier. Der Rhein bildet die westliche Grenze und nimmt die aus dem Lande kommenden Gewässer Ill und Frutzbach und durch den Bodensee die dornbirner und bregenzer Ache, sowie die Leibach auf. Dem Gebiete der Donau gehören die Breitach, Iller und der Lech an. Gegen 15 QMeilen sind mit Waldungen bedeckt, welche nebst der Viehzucht den Hauptreichthum des Landes bilden. Der Getreidebau reicht nicht für den Verbrauch hin; dagegen baut man viele Kartoffeln, auch Obst und Wein. Baumwoll-, Kattun-, Musselin- und Batistweberei ist sehr verbreitet. Auch die Verfertigung von Holzwaaren, Schiff- und Häuserbau (hölzerne Häuser gehen zu Wasser nach der Schweiz), Schifffahrt und Eisenhütten beschäftigen einen großen Theil der Bewohner. Viele Vorarlberger wandern im Frühjahr als Maurer oder Taglöhner nach der Schweiz aus und kehren im Spätherbste mit dem ersparten Lohne zu ihren Familien zurück. Der Kreis besteht aus den Herrschaften Bregenz, Feldkirch, Bludenz und Hohenems und zerfällt seit 1849 in die drei Bezirkshauptmannschaften: Bregenz, Bludenz und Feldkirch. Hauptstadt ist Bregenz. Im Mittelalter war V. im Besitz der Grafen von Montfort, die es seit dem 14. Jahrhundert nach und nach an Oesterreich verkauften. Es hatte seine Regierung zu Freiburg im Breisgau und stand mit Tyrol in keiner weiteren Verbindung, bis Kaiser Joseph II. das Gebiet, aber unbeschadet seiner ständischen Verfassung, mit Tyrol vereinigte (1782). Durch den preßburger Frieden 1805 kam es mit Tyrol an Bayern, 1814 aber wieder an Oesterreich zurück.

Voraus, s. v. a. Praecipuum.

Vorausbestimmung, s. v. a. Prädestination.

Vorbehalt, s. Reservaten.

Vorchheim, s. v. a. Forchheim.

Vorderasien, der westliche Theil Asiens, vom

gitized by Google

schwarzen Meer und Kaukasus an bis zum Hindukusch und obern Lauf des Indus, also Kleinasien, Armenien, Syrien, Palästina, die syrische Wüste, Persien und Arabien; im engeren Sinne besonders Kleinasien, Syrien und Palästina.

Vorderglied, s. v. a. Vordersatz, s. Schluß.

Vordergrund, s. Hintergrund.

Vorderindien, s. Ostindien.

Vordersatz, s. v. a. Obersatz, s. Schluß.

Vordingborg, Stadt auf der dänischen Insel Seeland, Amt Prästöe, am großen Belt, der Insel Falster gegenüber, mit Ueberfahrt nach Falster, gelehrter Schule, Fischerei, Ackerbau und Handel und 1780 Einwohnern. Hier starb Christian II. nach 28jähriger Gefangenschaft zu Sonderburg.

Voreppe, Stadt im französischen Departement Isère, an der Eisenbahn von Grenoble nach Lyon, hat Leinweberei, Hutfabrikation, Gerberei, Seidenzucht und 2887 Einw.

Vorfall (prolapsus), in der Heilkunde das Hervortreten eines im normalen Zustande in einer Höhle des Körpers eingeschlossenen Organs oder Eingeweides durch eine natürliche oder abnorme Oeffnung an die Oberfläche des Körpers oder in einen mit dieser in Verbindung stehenden Kanal, ohne daß es von der äußern Haut bedeckt ist. Je nachdem ein Organ nach seinem ganzen Volumen oder nur zu einem größeren oder kleineren Theil hervortritt, unterscheidet man vollkommenen und unvollkommenen oder totalen und partiellen V. Ursachen des V.s sind Erschlaffung oder Zerreißung der natürlichen Befestigungsmittel, Erschlaffung und Erweiterung natürlicher Oeffnungen, krankhafte Veränderungen des betreffenden Organs, mechanische Verdrängung desselben aus seiner normalen Lage durch ein anderes, aufgehobener Widerstand der äußeren Bedeckungen in Folge penetrirender Wunden bei gleichzeitigem Druck von innen nach außen. Die Behandlung besteht zunächst in der Zurückführung des vorgefallenen Organs in seine normale Lage (Reposition), dann in der permanenten Erhaltung des reponirten Organs in dieser Lage (Retention), wozu theils mechanische, theils pharmaceutische Mittel dienen. Die Anwendung der letzteren bezweckt vornehmlich, den erschlafften Fasern, wenn darin die Ursache des V.s lag, das verlorne Kontraktionsvermögen wieder zu geben. Während die meisten Eingeweide nur durch unnatürliche Oeffnungen ihrer Höhle, z. B. das Gehirn durch Schädelwunden, die Lunge durch Brustwunden, Leber und Milz durch Bauchwunden ꝛc., vorfallen können, treten einige nicht selten durch die natürlichen Oeffnungen des Leibes hervor, so die Gebärmutter, die Scheide und der untere Theil des Mastdarms. Der V. der Gebärmutter (p. uteri, hysteroptosis) wird veranlaßt durch häufige und schwere Geburten, Erschlaffung der sie umgebenden Theile durch langwierige Katarrhe (weißen Fluß), besonders aber durch zu zeitiges Wiederaufstehen und Arbeiten nach der Entbindung. Die damit verbundenen Beschwerden machen sich vornehmlich beim Gehen und Stehen, weniger beim Ruhen und Liegen bemerklich. In Folge von Zerrung und Lageänderung des Mastdarms und der Blase, welche mit der Gebärmutter in unmittelbarer Berührung stehen, können auch in diesen Organen Störungen eintreten. Vollständige Heilung ist nur zu erwarten, wenn sofort beim ersten Beginn des Uebels ärztliche Hülfe angewandt wird. Ist das Uebel nicht mehr heilbar, so können wenigstens dessen Fortschritte aufgehalten u. die damit verbundenen Beschwerden vermindert werden, u. zwar durch das Einlegen des sogenannten Mutterkranzes (s. Pessarium). Der V. der Mutterscheide (p. vaginae) besteht in der Senkung der Schleimhaut oder aller Schichten der Mutterscheide und in der Bildung einer entweder in der Scheide noch befindlichen oder aus ihr hervortretenden Geschwulst. Sie ist mit Beschwerden beim Gehen und Stehen und allerlei Schmerzempfindungen verbunden und geht, wenn sie veraltet, in Verdickung, Verhärtung und Entzündung der Schleimhaut über. Der V. des Mastdarms (p. ani) besteht in der durch Erschlaffung des Mastdarms und der ihn umgebenden Muskeln veranlaßten Umstülpung (Inversion) der Mastdarmhäute, namentlich der Schleimhaut, und im Hervortreten derselben durch den Schließmuskel. Weniger schmerzhaft als beschwerlich, führt er doch öfter Blutungen, Entzündung und Verschwärung und selbst Brand herbei. Ursachen desselben sind heftiges Drängen beim Stuhlgang, Ruhr, Tenesmus des Afters, Desorganisation des Mastdarms, Blasensteine, starkes Schreien, Blasen von Instrumenten, schwere Geburten, Lähmung des Schließmuskels. Bei eben erst eingetretenem V. des Mastdarms bringt man denselben zurück und sucht ihn durch geeignete Apparate in seiner normalen Lage zu erhalten. Auch hat man versucht, das Uebel durch Ausschneiden einiger nahe am After gelegenen Falten der Schleimhaut, wodurch verengende Narben entstehen, zu heilen. Ist das Uebel sehr veraltet und bereits Degeneration der betreffenden Theile eingetreten, so wird das vorgefallene Stück Mastdarm abgetragen oder abgebunden.

Vorgebirge, s. Kap.

Vorhallen, s. Propyläen.

Vorhalt (Retardation), in der Musik im Gegensatze zur Anticipation oder Vorausnahme eines Tones eine Verzierung der Melodie, welche darin besteht, daß der Ton länger aufgehalten wird, als es der Akkordfolge oder dem Takte nach geschehen sollte.

Vorherbestimmung, s. Prädestination.

Vorherr, Johann Michael Christian Gustav, namhafter Baumeister, geboren den 19. Oktober 1778 zu Freudenbach im Ansbachischen, machte zu Erlangen und Marburg einen staatswissenschaftlichen Kursus, studirte dann auf den Kunstakademien zu Berlin und Paris und bildete sich als Pensionär des Königs von Preußen auf Reisen in Deutschland und der Schweiz, in den Niederlanden, in Frankreich und England weiter aus. Nach seiner Rückkehr ward er 1800 gräflich görtzischer Architekt zu Schlitz, 1803 fürstlich oranischer, 1806 kaiserlich französischer Baumeister zu Fulda, 1809 Kreisbauinspektor zu München und 1818 Baurath bei der Regierung des Isarkreises. Nach seinen Entwürfen und unter seiner Leitung sind viele Kirchen, Wohlthä-

Digitized by Google

tigkeitsgebäude, mehre Waſſer-, Brücken- und Straßenbauten der Kommunen, der neue Begräbnißplatz zu München, viele Privatgebäude ꝛc. ausgeführt worden. In München ſuchte er beſonders zur Bildung und Unterſtützung der Bauhandwerker zu wirken und einen beſſeren Bauſtyl zu verbreiten. Sein Hauptverdienſt iſt aber die Anregung der Idee der Landesverſchönerung, worüber das von ihm 1821—30 redigirte „Monatsblatt für Bauweſen und Landesverſchönerung“ vieles Lehrreiche enthält. Zu demſelben Zweck gründete er 1823 eine Baugewerksſchule, welche durch die Unterſtützung der k. Regierung den Charakter einer öffentlichen Anſtalt erhielt. V. † am 1. Oktober 1848.

Vorherſagung, ſ. v. a. Prognoſe.

Vorhof, ſ. Tempel.

Vorhut, ſ. v. a. Avantgarde.

Vorkauf, das Recht gewiſſer Perſonen, feil gebotene Waaren eher kaufen zu dürfen als andere; ſo haben z. B. auf den Märkten mancher Orte die Einheimiſchen einige Stunden das Recht, beſonders Viktualien allein zu kaufen, ehe die Auswärtigen aufkaufen dürfen. Ueber das Vorkaufsrecht oder das Näherrecht bei Erwerbung von Grundſtücken ſ. Retrakt.

Vorkinder, ſ. Einkindſchaft.

Vorladung, ſ. Citation.

Vorleſung, Mittheilung eines Schriftwerkes von Einem (Vorleſer, lector) an eine Geſellſchaft; (praelectio) auf Univerſitäten der Unterricht, welchen die akademiſchen Lehrer den Studenten ertheilen; auch Unterricht, der über eine einzelne Wiſſenſchaft auf dieſe Art und in einem gewiſſen Zeitraume gegeben wird.

Vormark, ſ. v. a. Priegnitz.

Vormundſchaft (tutela), die mit obrigkeitlicher Beſtätigung Jemandem übertragene Aufſicht über das Vermögen und die rechtlichen Handlungen einer nach den Geſetzen unmündigen (ſ. Majorennität) Perſon. Die V. ſoll die väterliche Gewalt erſetzen, iſt ein öffentliches Amt und daher an das Individuum gebunden, welchem ſie übertragen iſt, ſo daß dieſes über die diesfallſigen Geſchäfte durch Uebertragung an Andere nicht eigenmächtig disponiren kann. Sie wird entweder durch das Geſetz, oder durch den Richter, oder durch Privatwillkür, und zwar Letzteres entweder durch Teſtament, oder durch Vertrag (dies nur nach deutſchem Rechte) übertragen. Wem aber eine V. angetragen wird, der hat die Pflicht, ſie zu übernehmen, wenn er nicht Entſchuldigungsgründe gegen Uebernahme der V. geltend machen kann. Unfähig zur Uebernahme der V. ſind Minderjährige, Weiber (mit Ausſchluß der Mütter und Großmütter), Wahnſinnige, Verſchwender, Blinde, Taubſtumme, Diejenigen, welche ihre weſentliche Wohnung außer Landes haben, ungewiſſe Perſonen, d. h. ſolche, von denen der Teſtirer zur Zeit der Teſtamentserrichtung nur eine undeutliche Vorſtellung hatte, beſtrafte Verbrecher, Perſonen, welche ſchon eine V. ſchlecht verwaltet haben, welche gegen den Mündel oder deſſen Aeltern offenbare Feindſchaft hegen, deren Zulaſſung zur V. die Aeltern ausdrücklich verboten haben, Gläubiger und Schuldner des Pupillen, Juden rückſichtlich der V. über Chriſten, der Ehemann rückſichtlich der Altersvormundſchaft, oder einer ſonſtigen förmlichen Verwaltungsvormundſchaft in Betreff ſeiner Frau, ferner Perſonen, welche in ſolchen Amts- oder Pflichtverhältniſſen ſtehen, daß bei Verbindung der V. mit dieſen Eins oder das Andere darunter leiden müßte, z. B. Soldaten, Mönche, Biſchöfe. Entſchuldigungsgründe geben ab große Armuth, Krankheit, hohes Alter (nach Landesgeſetzen gewöhnlich 60 Jahre), Unkunde im Leſen und Schreiben, Entfernung des Aufenthaltsorts des Vormundes von dem Orte, wo der Vormund beſtellt werden ſoll, wohin auch die Veränderung des Wohnorts gehört, ꝛc. Die Pflicht der Vormünder iſt verſchieden, je nachdem ſie ſelbſt in Bezug auf ihre Wirkſamkeit entweder verwaltende Vormünder ſind, d. h. ſolche, welche die V. ſelbſt verwalten, oder Ehrenvormünder, d. h. ſolche, die, ohne ſelbſt an der Verwaltung Theil zu nehmen, über die verwaltenden Vormünder die Aufſicht führen, oder ſolche, welche wegen ihrer Kenntniß von den Angelegenheiten des Pupillen dazu angeſtellt ſind, um den verwaltenden Vormündern zur Seite zu ſtehen und ihnen die nöthige Auskunft, Rath und Belehrung zu geben. Iſt die Beſorgung der V. Mehren zugleich übertragen, ſo daß ſie gemeinſchaftlich haften, wenn ſie auch nicht gemeinſchaftlich das Mündelgut verwaltet haben, ſo ſind dies Geſammtvormünder. Sofort nach Ernennung des Vormunds und nach Annahme der V. muß der Vormund ſich bei dem Gerichte beſtätigen laſſen. Die Verpflichtung geſchieht jetzt gewöhnlich bloß mittelſt Handſchlags. Gemeinrechtlich muß der Vormund noch eine beſondere Kaution durch Bürgen beſtellen, partikularrechtlich fällt aber dieſe häufig weg, wogegen gewiſſe Qualitäten, z. B. ausreichende Angeſeſſenheit der Vormünder, und gewiſſe Vorkehrungen, z. B. Depoſition aller nicht erweislich verwendeten oder ausgeliehenen Gelder, landesgeſetzlich für diejenigen vorgeſchrieben ſind, bei denen man eine beſondere Kaution für überflüſſig hält. Hiernächſt muß der verwaltende Vormund ein Inventarium über das Vermögen ſeiner Pflegbefohlenen errichten, welches die Grundlage für die künftige Vormundſchaftsrechnung bildet. Im Uebrigen hat der Vormund bei Minderjährigen, beſonders bei Unmündigen, aber auch bei Wahnſinnigen und bei der zu Gunſten eines etwa noch zu gebärenden Erben (cura ventris) angeordneten V. für die Perſon des ihm anvertrauten Pflegbefohlenen dieſelbe Sorgfalt zu beobachten, die ein Vater haben muß. Auch liegt ihm die Pflicht des Schutzes und der Vertheidigung des Pflegbefohlenen und deſſen Vertretung vor Gericht ob. Rückſichtlich des Vermögens des Pflegbefohlenen hat er die Verwaltung zu führen und Rechnung abzulegen. Nach beendigter V. muß der Vormund, wenn der Pflegbefohlene noch nicht ſelbſt ſein Vermögen verwalten kann, die Obrigkeit um Beſtellung eines Vormundes zur Prüfung der Rechenſchaftsablegung über die ſeither geführte V. bitten. Er muß dann das geſammte Vermögen des Mündels herausgeben. Subſidiariſch haften für den Vormund ſeine Erben, jedoch nur für Dolus und Culpa lata, ferner ſeine Bürgen, auch der Ehrenvormund, wenn dieſer es

an der gehörigen Aufsicht fehlen ließ und den verwaltenden Vormund nicht der Obrigkeit als suspekt anklagte, endlich auch der Obervormund. Diejenige Obrigkeit nämlich, welche den Vormund zu bestätigen hatte, von diesem sich Rechnung ablegen lassen und den Vormund überhaupt beaufsichtigen muß, heißt die Obervormundschaft. Diese Behörde, gewöhnlich eine Behörde erster Instanz, steht unter der Behörde zweiter Instanz, bei welcher sie in der Regel über alle wichtigeren vormundschaftlichen Angelegenheiten sich Verhaltungsbefehle einholen, an die sie namentlich nach den meisten Landesgesetzen zu gewissen Zeiten, z. B. jährlich an einem bestimmten Tage, über die bei ihr anhängigen V.en und deren Stand Bericht, häufig in tabellarischer Form (Vormundschaftstabellen) einsenden muß. Dies die Oberaufsicht führende Kollegium besteht entweder bloß zu diesem Zwecke (Oberpupillenkollegium, Pupillenkollegium, Vormundschaftskollegium), oder es besorgt dieses Geschäft neben andern, wie die meisten Landesjustizkollegien. Gemeinrechtlich kann der Vormund kein Honorar fordern, doch ist dies in den meisten Partikulargesetzen vorgeschrieben und vermuthlich eine Folge der altdeutschen Nutzungsvormundschaft, wo der Vormund einen Antheil an dem Ertrage des Vermögens des Pflegbefohlenen hatte.

Vorort, s. Schweiz.

Vorparlament, s. Deutschland (Gesch.).

Vorposten, Wachen und Posten, welche lagernde oder kantonnirende Truppen gegen feindliche Neckereien schützen und verhindern sollen, daß sie unvorbereitet angegriffen werden. Die V. sollen die Annäherung, Stärke und Absichten des Feindes möglichst zeitig entdecken, sein Vordringen ermäßigen und auf einer bezeichneten Linie mit aller Macht verhindern. Zunächst dem Feinde werden Feldwachen aufgestellt, welche durch Bedetten und kleine Patrouillen (s. d.) das vorliegende Terrain unausgesetzt im Auge haben. Sie bilden die eigentliche Beobachtungslinie. An solchen Stellen, wo die Umsicht beschränkt ist, werden besondere Beobachtungsposten über die Bedettenlinie hinausgeschoben, hauptsächlich auf den größeren oder solchen Straßen, auf denen die Annäherung des Feindes vermuthet wird. Hinter den Feldwachen stehen in der Entfernung eines Büchsenschusses, bisweilen auch bis auf Kartätschenschußweite, stärkere Unterstützungsdetachements postirt, welche entweder die Feldwachen in ihrer Aufstellung nöthigenfalls verstärken sollen (Soutiens), oder dazu bestimmt sind, die Feldwachen, im Fall diese zurückgedrängt werden, in einer vertheidigungsfähigen Stellung aufzunehmen (Replis), oder zur beliebigen Verwendung nur in Waffenbereitschaft gehalten werden (Piquets). Sämmtliche V. stehen unter dem Vorpostenkommandanten, der für die Sicherheit des Ganzen verantwortlich ist. Sie werden bei größeren Heerestheilen von der Avantgarde (s. d.) gegeben.

Vorrede (praefatio, prooemium, Prodromos), schriftliche Nachricht, welche Schriftsteller ihren Werken voranzusetzen pflegen, eigentlich, um dem Leser den Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus er die Schrift beurtheilen soll, oder um ihn davon in Kenntniß zu setzen, was er in dem Buche zu suchen hat.

Vorrücken der Nachtgleichen (Präcession der Nachtgleichen), die Bewegung der Aequinoktialpunkte, welche dadurch entsteht, daß die Erdaxe bei der Bewegung der Erde um die Sonne ihren Parallelismus nicht genau beibehält, sondern in Folge der abgeplatteten Gestalt der Erde und der dadurch bedingten eigenthümlichen Wirkung der Anziehung des Mondes auf die Erde ihre Lage langsam verändert, welcher Bewegung der Erdäquator, und da dieser die Lage des Himmelsäquators bestimmt, auch letzterer folgen müssen. Daher müssen auch die Durchschnittspunkte des Himmelsäquators und der Ekliptik, die Aequinoktialpunkte, nach und nach eine andere Lage in der fest zu denkenden Ekliptik annehmen, und zwar schreiten dieselben langsam von Osten nach Westen oder gegen die Ordnung der Zeichen fort. Die Erscheinung wurde zuerst um 140 v. Chr. von Hipparchus in Alexandria, dann von Ptolemäus wahrgenommen. Uebrigens beträgt dieses Vorrücken oder die Präcession der Nachtgleichen in einem Jahre nicht 36, wie Ptolemäus annahm, sondern 50″,221, in einem Jahrhundert 1°3947, so daß die Aequinoktialpunkte in cirka 25,000 Jahren einen ganzen Umlauf in der Ekliptik vollenden. Man nennt diese Periode das große oder platonische Jahr. Eine unmittelbare Folge des V.s d. N. ist das Fortrücken des Nord- und Südpols des Himmels unter den Gestirnen, so daß unser jetziger Polarstern diese Eigenschaft weder immer gehabt hat, noch immer behalten wird, auch nicht immer gleichen Abstand von dem Pol behält. Derselbe ist jetzt 1¼° vom Pol entfernt; bis zum Jahre 2100 aber wird sich der Pol ihm bis auf 28 Minuten nähern, dann sich wieder von ihm entfernen, und 4100 wird der Stern γ, dann α des Cepheus, später α oder Deneb des Schwans und 14000 α der Lyra oder die Wega, welche jetzt 38° vom Pol absteht, Polarstern sein bei einer 5° betragenden Entfernung vom Pol. Im Jahre 2700 v. Chr. war α des Drachen dem Nordpol des Himmels am nächsten Bei der Präcession beschreibt die verlängert gedachte Erdaxe in cirka 25,000 Jahren den Mantel eines Kegels, dessen Spitze in der Sonne und dessen Grundfläche am Himmel ein Kreis von 23½° Radius ist. Man findet aber die Sterne, welche nach und nach Polarsterne werden, wenn man auf einem Himmelsglobus vom Pol der Ekliptik als Mittelpunkt aus einen Kreis beschreibt, dessen Halbmesser der Schiefe der Ekliptik gleich ist, also 23½° beträgt. Denn die Pole des Himmels müssen um die festen Pole der Ekliptik einen Kreis beschreiben, dessen Halbmesser gleich dem Winkel ist, um den die Erdaxe von der senkrechten Stellung zur Ekliptik abweicht. Zur Veranschaulichung des ganzen Vorgangs hat Bohnenberger in Tübingen eine sinnreiche Vorrichtung erfunden.

Vorschlag (ital. appoggiatura), in der Musik ein Ton, welcher gleichsam zufällig oder beiläufig irgend einem Hauptton in einer Melodie hinzugefügt wird, um auf denselben vorzubereiten oder ihn besonders zu heben. Als Verzierung der Melodie werden die Vorschläge mit kleinen Noten

Digitized by Google

geschrieben. Man unterscheidet einen langen V., welcher die Hälfte des Haupttones gilt, von welchem er abgezogen wird, und den kurzen V., der möglichst geschwind (jedoch immer dem Tempo des Tonstücks angemessen) und ohne Accent ausgeführt werden muß. Treten zwei oder mehre Töne als Vorschläge vor den Hauptton, so wird dies ein Doppelvorschlag genannt. V. und Hauptton müssen immer an einander gezogen vorgetragen werden.

Vorsehung (lat. providentia), in der Kirchenlehre die Thätigkeit Gottes, nach welcher er theils alles Erschaffene fortdauern läßt (Erhaltung, conservatio), theils Alles in der Welt nach einem bestimmten Zweck lenkt (Regierung, gubernatio). Das Verhältniß dieser V. Gottes zur Thätigkeit der Geschöpfe, vermöge dessen Gott den Geschöpfen die Kraft erhält und bei ihrer Thätigkeit mitwirkt, heißt Concursus Dei, und man unterscheidet einen C. generalis, allgemeinen, und C. specialis, besonderen.

Vorsetzzeichen, s. v. a. Vorzeichnung.

Vorsitz, s. Praesidium.

Vorspiel, einaktige Scenenfolge, die zum erläuternden Verständniß eines größeren dramatischen Werkes dient und eine frühere Begebenheit behandelt, die den Zuschauer schnell auf den Standpunkt setzt, die Fabel des Stückes richtig zu verstehen. Es haben sich namentlich neuere dramatische Dichter des V.s bedient, um irgend eine schwierige Behandlung des Stoffes zu umgehen. Ueber das V. in der Musik s. Praeludium.

Vorsteherdrüse, s. Geschlechtstheile.

Vorstellung, allgemeine Bezeichnung aller Gebilde des Seelenlebens, vorzüglich aber derjenigen, welche Bilder wirklicher Gegenstände oder aus solchen Bildern entstanden sind. Nach der ältesten und verbreitetsten Ansicht sind die V.en Bilder und Abdrücke der äußeren Gegenstände, wie der schon bei Demokrit hervortretende psychologische Sensualismus lehrt, der durch Locke namentlich bei den französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts wieder in Aufnahme gekommen ist. Dieser Erklärung, die für diejenigen V.en, für welche ein entsprechender Gegenstand in der Sinnenwelt nicht vorhanden ist, nicht ausreicht, trat die Ansicht entgegen, nach welcher die Seele die V.en ganz aus sich selbst hervorbringen soll, wie z. B. Berkeley die einzelnen V.en unmittelbar durch Gott hervorgebracht werden läßt, oder wie Leibniz die Reihenfolge derselben aus einer ursprünglichen Tendenz der Seele ableitet, welcher in jedem Augenblick in dem Wechsel der V.en Genüge geschehe und mit welcher der Lauf der äußeren Begebenheiten ohne ursachlichen Zusammenhang vermöge der prästabilirten Harmonie zusammentreffe. Aehnlich erklärt Herbart die V.en. Die Annahme, daß die Seele ihre V.en von innen her auf gewisse Anreize erzeuge, nicht aber von außen her als fertige empfange, hat jedenfalls Vieles für sich, mag man nun mit dem Realismus unsere Erkenntniß der Außenwelt mit den Dingen selbst genau übereinstimmen, oder mit dem Idealismus diese Uebereinstimmung nur bedingt oder gar nicht Statt finden lassen. Einen wichtigen Punkt in der Lehre vom Vorstellen bilden die dunklen oder unbewußten V.en, welche in der Seele vorhanden sind und wirken, ohne zur Wahrnehmung zu gelangen, wohin z. B. die einem zukünftigen Erinnern zu Gebote stehenden Gedächtnißspuren vergangener Eindrücke gehören, sowie die V.en, welche beim Lesen, Sprechen, Gehen und bei allen mit Fertigkeit und Geschick ausgeübten Künsten unbewußter Weise mitwirken, u. dergl.

Vortrab, s. v. a. Avantgarde.

Vortrag, im Allgemeinen in den ausübenden Künsten, wie in der praktischen Tonkunst, der Schauspielkunst und der Redekunst, die Art und Weise, eigene oder fremde Gedanken und Empfindungen durch die natürlichen Mittel, Töne und Geberden, mitzutheilen. Im Besonderen versteht man darunter in der Rhetorik den mündlichen V., die sinnliche Darstellung eines eigenen oder fremden Redestückes, sowie es seiner Natur nach vorgeführt werden muß. Wird neben dem bloß Angemessenen und Verständlichen auch das Schöne berücksichtigt, so geschieht es mit Hülfe der Deklamation (s. d.) und Mimik (s. d.). In der Musik versteht man unter V. die Art und Weise, ein Tonstück mittelst der Singstimme oder eines Instruments auszuführen. Ein richtiger V. erfordert vor allen Dingen reine und sichere Intonation, Festigkeit und Genauigkeit im Takt und vollständige Beobachtung der sogenannten Vortragszeichen (s. d.) und des Tempo, in welchem ein Tonstück vorzutragen ist. Im Staatswesen heißt V. (Relation) Dasjenige, was von einem Vorsitzenden, oder einem Kollegium mitgetheilt wird.

Vortragszeichen, in der Musik Zeichen, welche den Noten (meist abgekürzt) beigefügt sind und den Grad der Stärke und Schwäche (forte, fortissimo, piano ꝛc.), das Binden oder Schleifen und Abstoßen der Töne (legato und staccato), das Anschwellen und Abnehmen der Töne (crescendo und decrescendo), das Zögern und Beschleunigen des Tempo's (ritardando und stringendo) und besonders auch die Accentuation des Tones andeuten.

Vorurtheil, jede nicht durch ausreichende Gründe unterstützte Ansicht von dem Werth eines Verhältnisses oder Gegenstandes, die selbst einer überzeugenden Widerlegung nicht weicht, weil das eingebildete oder wirklich persönliche Interesse und das Bestreben des Menschen, sich in Allem, was diesem Interesse widerspricht, gegen die Einwürfe des unbestochenen Verstandes zu behaupten, dieselbe befestigt.

Vorwelt, s. Urwelt.

Vorwerke, s. Außenwerke.

Vorwitz, das Bestreben, ohne Berücksichtigung der für die eigene Person oder für Andere daraus entspringenden Gefahr, sowie der größeren oder geringeren Tadelnswürdigkeit der angewendeten Mittel sich in Unternehmungen einzulassen, die außer den Berufsgrenzen liegen und das Maß geistiger und physischer Kräfte übersteigen. Der V. hat seine Ursache in Mangel an Besonnenheit, Lebenserfahrung und richtiger Lebenshaltung.

Vorzeichen, ein Zeichen einer vorgehenden Veränderung oder einer künftigen Begebenheit (vergl. Ahnung); das Plus- (+) und Minuszeichen (—), welches man vor eine Größe setzt,

Digitized by Google

um anzudeuten, daß sie bezüglich positiv oder negativ ist.

Vorzeichnung, in der Musik die Zeichen ♯ und ♭, welche zur Bezeichnung der Tonart, in welcher ein Tonstück geschrieben ist, nothwendig sind und zu Anfang der ersten Notenzeile gesetzt werden. Außerdem rechnet man zur V. die ebenfalls am Anfang des Tonstücks angegebene Bezeichnung der Taktart, sowie den Schlüssel bei den einzelnen Stimmen.

Vosegus mons (lat.), s. Vogesen.

Voß, 1) Gerhard Johann, gewöhnlich Vossius genannt, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit, geboren 1577 bei Heidelberg, studirte zu Dortrecht und Leyden und erhielt bereits 1600 das Rektorat der Schule zu Dortrecht, wurde 1614 Direktor des theologischen Kollegiums zu Leyden, vertauschte aber diese Stelle einige Jahre darauf mit der Professur der Beredtsamkeit daselbst und folgte 1643 einem Ruf an das neuerrichtete Gymnasium zu Amsterdam als Professor der Geschichte. Hier † er am 19. März 1649. Er entwickelte in vielen Fächern, namentlich in der Mythologie, Rhetorik, Poetik, Geschichte und Grammatik, eine verdienstliche schriftstellerische Thätigkeit und brach darin zum Theil neue Bahnen; auch legte er den ersten Grund für die historische Formenbildung der lateinischen Sprache. Seine hierher gehörigen Schriften sind: „Aristarchus sive de arte grammatica" (Amsterdam 1635 und 1695; neue Ausg. von Eckstein und Fortsch, Halle 1833—34, 2 Bde.); „Grammatica latina" (Leyden 1607 und öfter); „Etymologicum linguae latinae" (Amsterd. 1662 u. 1695; neue Ausg. von Mazocchi, Neapel 1762—63, 2 Bde.); „De rhetorices natura ac constitutione" (Amsterd. 1617 und Haag 1658); „Commentariorum rhetoricorum sive oratoriarum institutionum libri VI" (Leyden 1606), sein Hauptwerk; „Ars rhetorica" (das. 1623 und 1653); „De historicis graecis libri IV" (das. 1624 und 1651; neue Ausg. von Westermann, das. 1838); „De theologia gentili" (das. 1642, 2 Bde.; Frankfurt 1668); „Historiae Pelagianae libri IV" (Amsterd. 1618 und 1665). Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien in 6 Bänden Amsterdam 1695—1701. Unter seinen 5 Söhnen machten sich Gerhard V. u. Dionysius V. († 1633) als Philologen, Matthias V. († 1621) als Verfasser der „Annales Hollandiae et Zelandiae" (Amsterdam 1680) bekannt.

2) Isaak, berühmter Philolog, jüngster Sohn des Vorigen, geboren 1618 zu Leyden, ging nach mehren gelehrten Reisen nach England, Frankreich und Italien, 1648 in Folge einer Einladung der Königin Christine nach Schweden, begab sich später nach England und † als Kanonikus zu Windsor am 21. Februar 1689. Er erwarb sich Verdienste um Aufhellung der Geschichte, Geographie und Chronologie, sowie um die Erklärung der Alten. Außer seinen werthvollen Ausgaben der Geographen Scylax (Amsterd. 1639) u. Mela (Haag 1658, Franeker 1700) und des Catull (Lond. 1684) erwähnen wir die Untersuchungen „De septuaginta interpretibus eorumque translatione et chronologia" (Haag 1661) und die Schrift „De poematum cantu et viribus rhythmi" (Oxford 1673).

3) Johann Heinrich, berühmter Alterthumsforscher, Uebersetzer, Kritiker und Dichter, wurde geboren den 20. Febr. 1751 zu Sommersdorf bei Wahren im Mecklenburgischen als Sohn eines in Folge des Kriegs verarmten Pächters, der eine dürftige Schullehrerstelle erhalten hatte. Er kam 1766 auf die Schule nach Neubrandenburg; da es ihm aber an Mitteln fehlte, um die Universität zu beziehen, nahm er eine Hauslehrerstelle bei einem Herrn von Oertzen in Ankershagen an, um mit dem hier ersparten Gelde später seine akademischen Studien zu beginnen. Durch Gedichte, die er für den „Göttinger Musenalmanach" eingesandt hatte, kam er mit Boje in Briefwechsel, auf dessen Veranlassung er Ostern 1772 nach Göttingen übersiedelte. Hier schloß er sich dem Hainbunde an, trieb meist auf eigene Hand philologische Studien, alte und neuere Sprachen und verschaffte sich durch Uebersetzungen und Unterrichtgeben einige Mittel. In das unter Heyne's Leitung stehende philologische Seminar aufgenommen, gerieth er in Differenzen mit jenem, wozu die ungünstige Beurtheilung, die das Treiben der Jünglinge des Hainbundes von Seiten jenes Gelehrten erfahren, die Hauptveranlassung gegeben zu haben scheint. Als Boje, mit dessen Schwester sich V. verlobt hatte, in den Staatsdienst trat, übertrug er die Redaktion des „Musenalmanachs" V., der sie aber von Wandsbeck aus besorgte, wohin er 1775 sich begeben hatte. In Wandsbeck verlebte er mehre Jahre in freundschaftlichem Verkehr mit Claudius und Klopstock und führte 1777 seine Braut heim. Im Jahre 1778 übernahm er das Rektorat zu Otterndorf im Lande Hadeln, wo er seinem eigenen Geständniß nach trotz des beschwerlichen Schuldienstes im traulichen Verkehr mit den wohlwollenden Aeltern seiner Schüler eine sehr glückliche Zeit verlebte. Von hier aus kündigte er auch zuerst seine Uebersetzung der „Odyssee" an, der er als einleitende Empfehlung einige auf die homerische Weltkunde bezügliche Aufsätze im „Göttinger Magazin" vorausschickte. Im Jahre 1782 wurde er auf seines Freundes Friedrich Leopold von Stolberg Betrieb als Rektor nach Eutin berufen, wo er 1786 den Hofrathstitel erhielt. Die Streitigkeiten mit Heyne und Lichtenberg, der als Heyne's Sachwalter gegen ihn aufgetreten war, dauerten inzwischen fort und V. ließ 1783 im „Deutschen Museum" eine sehr ernst gemeinte Ehrenrettung drucken. Nachdem er 1789 seine Uebersetzung des virgilischen Gedichts „Ueber den Landbau" (neue Ausg. Altona 1800 u. 1821, 2 Bde.), sowie 1793 eine neue Bearbeitung seiner „Ilias" und „Odyssee" herausgegeben, der aber die frühere Ausgabe wegen größerer Einfachheit und Natürlichkeit vorgezogen wird, wendete er sich mit Eifer der Forschung in altgriechischer Geographie und Mythologie zu. Um den Ansichten entgegenzuarbeiten, die Heyne auf diesem Felde durch das hermannsche „Handbuch der Mythologie" begünstigte und beförderte, machte er einen Aufsatz über Apollo bekannt und ließ nachmals die „Mythologischen Briefe" (Stuttgart 1794, 2 Bde.; 2. Ausg. 1823, 3 Bde.) erscheinen, in welchen er freilich einen ziemlich heftigen Ton anschlug. Inzwischen war V. für die deutsche Muse nicht unthätig geblieben.

Digitized by Google

Der „Hamburgiſche Muſenalmanach“ ward unter ſeiner Redaktion und vorzüglichen Mitwirkung fortgeſetzt; auch hatte er durch die „Luiſe“ (Königsberg 1795; vollendete Ausg. Tübingen 1807; Ausg. letzter Hand 1823, wiederholt 1837) die deutſche Poeſie mit einer neuen Gattung bereichert. Dazu kam in demſelben Jahre der zweite Band ſeiner Gedichte. Nachdem er Virgils 4. Ekloge mit einem Kommentar, als Probe des Ganzen, herausgegeben, folgten 1797 Virgils „Eklogen“ (neue Ausg. von Abraham V., Altona 1830, 2 Bde.), 1793 die Auswahl ovidſcher „Verwandlungen“ (2. Aufl. 1829) und 1799 der ganze Virgil verdeutſcht, doch ohne Kommentar. Im Herbſt 1802 ging V. ſeiner Geſundheit wegen mit einem Gnadengehalt von 600 Thalern nach Jena, wo er, von Schütz und Griesbach wiederholt aufgefordert, jene vielbeſprochene Recenſion der heyne'ſchen „Ilias“ in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ (Maiheft 1803) erſcheinen ließ. Vergebens ſuchte ihn Goethe in Jena feſtzuhalten, V. folgte im Sommer 1805 einem Ruf an die Univerſität zu Heidelberg, wo er den verdeutſchten Horaz (Heidelberg 1806, 2 Bde.; 2. Aufl. 1820), Heſiod und Orpheus (daſ. 1806), die Ueberſetzung des Theokrit, Bion und Moſchus (Stuttgart 1808) und Tibull (Tübingen 1810), ſowie eine kritiſche Bearbeitung des Tibull und Lygdamus nach Handſchriften (Heidelberg 1811), die Ueberſetzung des Ariſtophanes (Braunſchweig 1821, 3 Bde.), ſowie des Aratus (Heidelberg 1824), des homeriſchen „Hymnus an Demeter“ (daſ. 1826) und des Properz (Braunſchweig 1830), mit ſeinen Söhnen, Heinrich und Abraham, eine Ueberſetzung des Shakſpeare (1819—30) herausgab und in Oppoſition gegen Creuzer ſeine „Antiſymbolik“ (Stuttgart 1824) ſchrieb, deren zweiten Theil nach ſeinem Tode ſein Sohn Abraham (1826) herausgab. Er rief darin zur Wachſamkeit gegen überſpannte Lobredner der heidniſchen Myſtik auf und hatte noch kurz vor ſeinem Tode die Freude, an Lobeck einen wohl ausgerüſteten Waffengenoſſen zu gewinnen. Faſt gleichzeitig entbrannte der Kampf über Katholicismus, Pfaffenthum und Junkerthum, welchen V. durch ſeinen Aufſatz im „Sophronizon“ über den Abfall ſeines Freundes Fritz Stolberg von der proteſtantiſchen Kirche veranlaßt hatte. Bis zu ſeinem Ende als entſchloſſener und kräftiger Streiter Stand haltend, † V. zu Heidelberg am 30. März 1826. Vgl. Paulus, Lebens- und Todeskunden von J. H. V., Heidelberg 1826. In mehren Zweigen der Alterthumswiſſenſchaft verdanken wir V. die Anbahnung ganz neuer Wege, und beſonders gebührt ihm das Verdienſt, in ſeinen Unterſuchungen über die älteſte Geographie die Zeiten und Momente der geographiſchen Kenntniſſe unterſchieden, die Quellen geſichtet und eine Fülle von Aufſchlüſſen über den Verkehr und die Produktion der alten Länder gegeben, ſowie in der Behandlung der Mythologie auf eine ſtrenge Methodik mit Beweis und kritiſcher Sichtung der Mythenmaſſen gedrungen zu haben. Um die deutſche Literatur hat ſich V. beſonders durch ſeine „Luiſe“, durch die Goethe's „Hermann und Dorothea“ hervorgerufen ward, ſowie durch ſeine in den Versmaßen der Originale gearbeiteten Ueberſetzungen griechiſcher und römiſcher Dichter verdient gemacht. Letztere machten nicht nur die altklaſſiſchen Dichterwerke zum erſten Mal zum Gemeingut der gebildeten Schichten des deutſchen Volks, ſondern verliehen auch der Sprache eine Geſchmeidigkeit und Fügſamkeit, die man früher kaum geahnt hatte. Namentlich hat V. im deutſchen Homer in Beziehung auf Geiſt und Form eine ſeltene Meiſterſchaft bewieſen, wiewohl eine gewiſſe Ueberbietung des einfachen Grundtons und eine Liebe zu tönenden Prachtwörtern oft zu ſichtbar ſind. Noch gelungener iſt die Ueberſetzung der virgiliſchen „Eklogen“ und des Lehrgedichts „vom Landbau“, in welchem er vielleicht das Höchſte erreicht hat. Am wenigſten gefällt die Ueberſetzung der horaziſchen „Oden“, und eine ſtarre, gekünſtelte Monotonie charakteriſirt als Manier ſeine letzten Arbeiten, namentlich den Ariſtophanes und Shakſpeare. Unter den Ueberſetzungen neuerer Werke erwähnen wir die von d'Alemberts „Verſuch über den Umgang der Gelehrten und Großen“ (Leipzig 1775), von Blackwells „Verſuch über Homers Leben u. Schriften“ (daſ. 1776), von Shaftesbury's „Philoſophiſchen Werken“, zugleich mit Hölty (daſ. 1776—79, 3 Bde.), der „Tauſend und eine Nacht“, nach der franzöſiſchen Ueberſetzung Gallands (Bremen 1781—85, 6 Bde.). Seine Gedichte ſind nach ihrem erſten Erſcheinen (Hamburg 1785—95, 2 Bde.) von ihm ſelbſt vielfach verbeſſert und vermehrt worden bis auf die neueſte Sammlung ſeiner „Poetiſchen Werke“ (Leipzig 1846, 5 Bde.). Seine „Idyllen“ enthalten kleine, der Wirklichkeit treu entnommene Bilder, in denen ſich aber ein gewiſſer „hausbackener Idealismus“ kund gibt, der überhaupt ſeinem Weſen eigenthümlich iſt. Um die Natur möglichſt treu wiederzugeben, bediente er ſich zuweilen der niederſächſiſchen Mundart, wodurch er die mundartlichen Dichtungen hervorrief. Seine kleineren Schriften erſchienen unter dem Titel „Kritiſche Blätter, nebſt geographiſchen Abhandlungen“ (Stuttgart 1829, 2 Bde.); die „Briefe von J. H. V. nebſt erläuternden Beilagen“ gab Abraham V. heraus (Halberſtadt 1829—33). Zuletzt erſchienen von ihm „Anmerkungen und Randgloſſen zu Griechen und Römern“ (Leipzig 1838).

4) Heinrich, deutſcher Dichter, älteſter Sohn des Vorigen, geboren zu Otterndorf am 29. Okt. 1779, ſtudirte zu Halle unter Wolfs Leitung Philologie, wirkte von 1804—6 als Lehrer am Gymnaſium in Weimar, wo er mit Goethe verkehrte, folgte 1806 ſeinem Vater nach Heidelberg als Profeſſor der Philoſophie u. † daſelbſt am 20. Okt. 1822. Er unterſtützte ſeinen Vater bei der Ueberſetzung des Aeſchylus, Ariſtophanes und Shakſpeare. Mit einer an Leidenſchaft grenzenden Verehrung u. Liebe ſchloß er ſich in den letzten Jahren ſeines Lebens an Jean Paul an. Sein „Briefwechſel mit Jean Paul“ (Heidelb. 1833) und die „Mittheilungen über Goethe und Schiller, in Briefen von Heinrich V.“ (daſ. 1834), wurden herausgegeben von ſeinem jüngeren Bruder, Abraham, der, 1785 zu Eutin geboren, ſeit 1810 als Profeſſor an dem Gymnaſium zu Rudolſtadt thätig war, dann als Gehülfe ſeines Vaters bei deſſen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten eine Zeitlang in Heidelberg lebte, 1821 Profeſſor am

Gymnaſium zu Kreuznach ward und den 13. Nov. 1847 zu Düſſeldorf †. Er vollendete nach des Vaters Tode die Ueberſetzung Shakſpeare's und lieferte in den oben genannten Briefen von J. H. V. einen dankenswerthen Beitrag zur Lebensgeſchichte ſeines Vaters. Er gab auch „Freie Nachbildung einiger Metamorphoſen des Ovid" (Mainz 1844) heraus; ſeine letzte Arbeit waren „Deutſchlands Dichterinnen" (Düſſeldorf 1848).

5) Julius von V., deutſcher Roman- und Luſtſpieldichter, geboren am 28. Auguſt 1768 zu Brandenburg, avancirte in der preußiſchen Armee bis zum Lieutenant, nahm 1798 ſeinen Abſchied, bereiſte Deutſchland, Frankreich, Schweden und Italien und lebte dann zu Berlin, wo er 1832 an der Cholera †. Für die Bühne ſchrieb er unter Anderem „Luſtſpiele" (Berlin 1807—18, 7 Bde.); „Neuere Luſtſpiele" (daſ. 1823—27, 7 Bde.); „Fünfundzwanzig Theaterſpiele" (daſ. 1822) und „Trauerſpiele" (daſ. 1823). Außerdem erſchienen von ihm „Kleine Romane" (daſ. 1811 f., 11 Bde.). Seine Romane ſowohl als auch ſeine Luſtſpiele ſind ohne höheren Kunſtwerth, beſitzen aber kulturhiſtoriſches Intereſſe, in ſofern ſie ein treues Abbild der Frivolität und inneren Verkommenheit geben, wie ſie vor 1806 in allen Schichten der berliner Bevölkerung eingeriſſen war.

Voſſius, Gerhard Johann, ſ. Voß 1).

Voſtizza, Hauptſtadt einer Eparchie in der griechiſchen Nomarchie Achaja und Elis, am ſüdlichen Ufer des Meerbuſens von Lepanto oder Korinth, iſt Sitz eines Friedensgerichts, hat eine helleniſche und 3 Gemeindeſchulen, ein Lazareth, Zollamt, Handel mit Korinthen, Wein, Seide ꝛc. und 3000 Einw. Die Stadt litt 1817 durch ein Erdbeben bedeutend und wurde am 18. Juli 1822 von den Türken erobert und theilweiſe zerſtört. V. iſt das alte Aegion.

Votivtafel (v. Lat.), bei den Römern eine in Folge eines Gelübdes (ex voto) einer Gottheit geweihte Tafel. Insbeſondere pflegten die Schiffer, wenn ſie auf der See in Gefahr ſchwebten, dem Neptun ein Gelöbniß zu machen und daſſelbe nach erfolgter Rettung, auf eine Tafel geſchrieben, im Tempel des Gottes aufzuhängen. Später wurden ſolche Tafeln mit Reliefs künſtleriſch ausgeſtattet.

Votum (lat.), eigentlich ſ. v. a. Gelübde (ſ. d.), dann und vorzugsweiſe ein in einer berathenden Verſammlung abgegebenes Urtheil. Das V. iſt entweder mit entſcheidend (v. decisivum), oder bloß gutachtlich (v. consultativum), oder es gibt bei Stimmengleichheit (vota paria) den Ausſchlag (v. decisivum in specie), welches außer einer mitentſcheidenden Stimme gewöhnlich dem Präſidenten einer Verſammlung zuſteht. Figürlich gebraucht man das Wort da, wo Jemand ſeine Meinung über etwas, ſei es mündlich, ſei es durch die Preſſe, abgibt, obwohl eine eigentliche Verſammlung oder Abſtimmung nicht Statt findet. So nennt man auch wohl die von einem Staatsrechtslehrer in einer Streitfrage ſeines Fachs öffentlich abgegebene Meinung ein publiciſtiſches V. Vertrauens- oder Mißtrauensvotum heißt das von einem Landtag oder einer ſonſtigen Körperſchaft abgegebene Urtheil, welches kund gibt, ob man zu einer beſtimmten Perſon Vertrauen oder Mißtrauen hege.

Vouet, Simon, berühmter franzöſiſcher Maler, geboren 1582 zu Paris, anfangs Schüler ſeines Vaters Franz, kam als Jüngling nach London, wo ſeine Porträte großen Beifall fanden, ſtudirte dann ſeit 1614 zu Rom Raphaels und Michel Angelo's Werke, bildete ſich aber ſpäter hauptſächlich an Caravaggio, welchen er in mehren Werken nachahmte, wie er denn derjenige unter den franzöſiſchen Künſtlern iſt, der zuerſt mit Energie auf die Richtung der italieniſchen Malerei eingegangen iſt. Im Jahre 1624 zum Direktor der Akademie von San Luca ernannt, kehrte er 1627 nach Paris zurück, wo er 1641 †. Außer in den franzöſiſchen, namentlich in den pariſer Kunſtſammlungen findet man Bilder von V. in Dresden (den heiligen Ludwig, wie der ſchwebende Engel eine Lorbeerkrone über ſeinem Haupte hält), im königlichen Muſeum in Berlin (Maria, wie ſie knieend die Botſchaft des Engels empfängt) ꝛc.

Vouziers, Hauptſtadt eines Arrondiſſements im franzöſiſchen Departement Ardennen, links am Aisne, Sitz einer Unterpräfektur, hat Fabrikation von Leder und feinen Korbflechtereien, Handel mit Getreide, Wein, Bau- und Schieferſteinen und 3136 Einw.

Vox (lat.), ſ. Stimme.

Vox populi, vox Dei (lat., d. i. die Stimme des Volks, die Stimme Gottes), die öffentliche Meinung, die allgemeine Anſicht eines ganzen Volks enthält Wahrheit.

Vox viva docet (lat.), das lebendige Wort hat belehrende Kraft.

Vrachori, Hauptſtadt einer Eparchie in der griechiſchen Nomarchie Akarnanien und Aetolien, nordweſtlich von Lepanto, hat 2000 Einwohner und iſt angeblich das alte Agrinion, welcher Name neuerdings wieder üblich geworden iſt.

Vreden (Wreden), Stadt in der preußiſchen Provinz Weſtphalen, Regierungsbezirk Münſter, Kreis Ahaus, an der Berkel, hat 2 katholiſche Kirchen, ein Progymnaſium, Lein-, Baumwoll- und Neſſeltuchweberei, Bleicherei, Bierbrauerei, Viehmärkte und 2516 Einw.

V. T., Abkürzung für Vetus Testamentum, Altes Teſtament.

Vukovar, Marktflecken im öſterreichiſch-ſlawoniſchen Komitat Eſſek, am Zuſammenfluß der Vuka und Donau, hat ein Schloß, ein Franciskanerkloſter, 2 griechiſch-katholiſche Kirchen, eine Hauptſchule, Seidenzwirnfabrikation, Seidenbau und 6782 Einwohner.

Vulcanus (bei den Griechen Hephäſtos), in der Mythe der alten Griechen und Römer der Gott des Feuers und der Künſte, welche zur Producirung ihrer Werke des Feuers bedürfen, war der Sohn des Zeus und der Here, nach ſpäterer Sage bloß der Here. Seiner Häßlichkeit, namentlich ſeiner Lahmheit wegen wollte ihn ſeine Mutter verbergen; er fiel aber vom Olymp ins Meer, wo ihn Thetis und Eurynome aufnahmen, bei denen er nun in einer Grotte 9 Jahre verweilte und manche kunſtreiche Arbeit verfertigte. V. kehrte darauf in den Olymp zurück. Als er aber einſt der Here bei einem Zwiſte mit Zeus beiſtand, ſchleuderte ihn dieſer noch einmal aus dem Olymp; er fiel auf die Inſel Lemnos.

Später kehrte er wieder auf den Olymp zurück, wo er sein von ihm selbst erbautes Haus mit einer Werkstätte hatte. Die spätere Sage nennt als seine Wohnorte oder Werkstätten: Lemnos, Lipara, Hiera, Imbros und den Aetna. Als seine Gattin wird in der „Ilias" die Charis, in der „Odyssee" die Aphrodite genannt; sein Erscheinen mit dieser erregte in der ganzen Götterversammlung ein unauslöschliches Gelächter. Ueberhaupt schildert ihn die Poesie als Hahnrei im Hause und als lächerliche Gestalt im Olymp. Von seiner Nachkommenschaft werden genannt Cupido von Aphrodite, Erichthonius von der Atthis, Apollo und Lychnus von der Athene, Periphetes von der Anticleia, Palämon, Pylius, Radamanthus, die Thalia, Olenus, die Kabiren, der Cäculus, Servius Tullius u. A. Im trojanischen Krieg nahm V., obwohl in Troja hochverehrt, für die Griechen Partei. Dem Heracles stand er in Sicilien bei. V. hat jedem Gott sein Gemach am Olympus gemacht; Thetis bestellt bei ihm Waffen für ihren Sohn. Alles Kunstreiche im Alterthum war die Arbeit seiner Hände, wie Diomeds Thorax, Pelops' Scepter, der goldene Becher, den Menelaus vom König der Sidonier hatte, und die Waffenrüstung Achills. Als kunstreicher Gott tritt er mit Athene in Verbindung, welche Verbindung sich auch in dem attischen Kultus zeigt, wo beiden Gottheiten gemeinschaftliche Feste gefeiert wurden und ihre Standbilder zusammen in den Tempeln aufgestellt waren. Bei den Römern wurde der Gott sehr früh verehrt, jedoch vor der Gleichstellung der Plebs nur von dieser, wie er denn auch einen eigenen Priester, den Flamen Vulcanalis, und ein besonderes Fest, die Vulcanalia (23. August), hatte. Vor seinen Tempeln in der Stadt und außerhalb derselben wachten Hunde. Man pflegte dem Gott zu Anfang des Krieges Opfer zu bringen, ihm die Waffen zu weihen und Gelübden zufolge erbeutete feindliche Rüstungen ihm zu Ehren zu verbrennen. Bei den Griechen ward V. hauptsächlich auf Lemnos, Imbros, Samothrace verehrt, wo er, wie in Kleinasien, an den Kabirenmysterien Theil hatte. In Athen lag sein Tempel über dem Kerameikos, dessen Schutzgott er war, da die Töpfer seiner bedurften. Heilig war ihm der Löwe, die Fichte, der Hund (wegen der heißen Hundstage). In den Werken alten Styls erscheint Hephästos als jugendlicher Gott, ohne Bart und ohne Mütze, in athletischer Gestalt, nackt und ohne Zeichen der Lähmung; die gereifte Kunst stellte ihn dagegen in die Mitte zwischen die alten und jugendlichen Götter; untersetzt, stark an Brust, Schultern und Armen, die Formen weniger edel, etwas gedrungen und eckig, mit stark gewölbter Stirn, sinnendem Blick, rückwärts in Locken fallenden Haaren. Bei Dichtern und auf Bildwerken erscheint er gewöhnlich als schmutziger Schmied mit rothglühendem Gesicht, mit der samothracischen, himmelblauen Schiffermütze auf dem Haupt, in der Hand Zange und Hammer. Kleine zwergartige Hephästosbilder stellte man am Hausherd auf. Die einzig noch erhaltene Bildsäule des Gottes in der Villa Borghese ist von mittelmäßiger Arbeit.

Vulgaris (lat.), gemein.

Vulgata (sc. versio, lat.), die von den Päpsten als authentisch anerkannte lateinische Uebersetzung der Bibel. Die älteste lateinische Uebersetzung der Bibel war die Itala (wie man annimmt, aus Usitata, d. i. die gebräuchliche, entstanden), die wahrscheinlich in Afrika gefertigt, aber auch in den abendländischen Kirchen im Gebrauch war. Durch Abschriften ward aber das Werk nach und nach fast bis zur Unbrauchbarkeit verunstaltet, daher Papst Damasus 384 seinem Sekretär Hieronymus eine Revision der Uebersetzung übertrug. Derselbe berichtigte die schon vorhandene Version des Neuen Testaments nach guten griechischen Handschriften und übersetzte das Alte Testament neu nach dem Grundtexte, die Bücher Judith und Tobias aus dem Chaldäischen. Zwar mißfiel das Werk einzelnen Kirchenvätern, wie Augustinus und Rufinus, erhielt aber doch vor allen übrigen lateinischen Uebersetzungen den Vorzug und daher den Namen Versio vulgata oder communis. Aber auch sie entging dem Schicksal ihrer Vorgängerinnen nicht, und schon Karl der Große sah sich genöthigt, durch Alcuin einen verbesserten Text herstellen zu lassen, der dann die V. verdrängte. Eine gleiche Arbeit unternahmen der Erzbischof Lanfranc von Canterbury, der Cistercienserabt Stephanus, der Kardinal Nikolaus u. A. Zu jener Zeit kamen auch die Correctoria bibliorum, d. h. kritische Apparate über die V., zu Stande, welche von ganzen Mönchsorden ausgingen; das wichtigste ist das Correctorium Sorbonnicum s. Parisiense. Zuerst ward die V. gedruckt 1462 (Mainz bei Fauſt und Schöffer). Verbesserungen versuchten in der Folge Ximenes (1502) nach dem Urtext, Pagninus (Lyon 1528) und Robert Stephanus (Paris 1528). Die tridentiner Synode erkannte die V. als authentische Version an und stellte sie dem Original gleich, ohne jedoch den oder jenen der verschiedenen vorliegenden Texte als gültigen zu bezeichnen. Erst später suchte die römische Kurie einen bestimmten Text zu Grunde zu legen; Sixtus V. ließ 1588 durch eine Kommission eine Revision unternehmen, 1589 dieselbe drucken und durch eine Bulle als die für alle Zeit allein gültige Uebersetzung erklären (Biblia sacra vulgatae editionis, Rom 1590, 3 Bde.). Schon sein Nachfolger und Gregor XIV. aber ließen 1591 eine neue Revision in Angriff nehmen, welche unter Klemens VIII. vollendet und unter dem Titel „Biblia sacra vulgatae editionis Sixti V jussu recognita et edita" (Rom 1592) gedruckt wurde. Unter demselben Titel gab Klemens VIII. ein Jahr darauf eine neue, vielfach veränderte und verbesserte Revision heraus, die jetzt in der katholischen Kirche als unveränderlich gilt, obgleich auch sie noch mannichfaltige Mängel enthält, die neueste Ausgabe ist von Vercellone (Rom 1861); dazu gehören dessen „Variae lectiones vulgatae lat. librorum editionis" (daſ. 1860 ff); deutsche Ausgaben lieferten van Eß (Tübingen 1824), Loch (Regensburg 1849) und Marietti (Tübingen 1851). Vergl. Riegler, Geschichte der V., Sulzbach 1820; van Eß, Pragmatische Geschichte der V., Tübingen 1824.

Vulgivaga (lat.), s. v. a. Pandemos; s. Venus.

Vulgo (lat.), gewöhnlich, gemeiniglich.

Digitized by Google

Vulkane (feuerspeiende Berge). A. von Humboldt faßt in seiner geistreich-kombinatorischen Weise Erderschütterungen oder Erdbeben, heiße Quellen, die zu Zeiten von Selbstentzündung begleiteten Ausbrüche von Gasen (Gas- und Naphthafeuer, Salsen oder Schlammvulkane) und die durch ihre oft großartigen und mächtigen Wirkungen ausgezeichneten V., welche aus dem Innern der Erde theils geschmolzene Silikatgesteine als glühende Schlacken und als feine, bis zu Sand und Staub zertheilte Asche auswerfen, theils in gluthflüssigen Strömen sogenannte Laven ergießen, als Reaktionen des Innern der Erde gegen ihre Oberfläche zusammen. Der Zusammenhang vieler Erdbeben, welche solchen sogenannten vulkanischen Ausbrüchen oder Eruptionen vorangehen oder sie begleiten, und vieler heißen Quellen ist zu sichtlich, als daß man sie nicht mit den V.n in Verbindung bringen müßte, wiewohl sich nicht in Abrede stellen läßt, daß manchem Erdbeben, der Bildung mancher Therme oder heißen Quelle andere Ursachen zu Grunde liegen. Die Gas- u. Naphthaquellen stehen aber zumeist in gar keinem Zusammenhang mit vulkanischen Erscheinungen. Umgekehrt ist Humboldts Beschränkung des Begriffs Vulkan auf solche Stellen der Erdoberfläche, welche durch Spalten und Ausbruchsöffnungen, nach ihrer oft becherförmigen Gestalt Krater genannt, eine bleibende Verbindung des Erdinnern mit der Atmosphäre vermitteln, zu enge, da zwischen einem einfachen Kesselthal, wie die Moore der Eifel, aus dem nur ein einziger schwacher Ausbruch von Asche und Schlacke erfolgte, und zwischen einem durch Jahrtausende lange Thätigkeit zu einem mächtigen Gebirge aufgebauten Vulkan, wie der Aetna, alle Zwischenstufen vorkommen. Daher nennen wir jeden Punkt an der Erde, an dem aus ihrem Innern geschmolzene Silikatgesteine oder zäh- oder dünnflüssige Massen hervordrängen oder lose Schlackenstücke und Asche durch Dämpfe und Gase ausgeworfen werden oder einst ausgeworfen worden sind, einen Vulkan, mag ihr Austritt in der Tiefe des Meeres (submariner Vulkan) oder an der Erdoberfläche über dem Meere Statt finden oder Statt gefunden haben. Solche Thätigkeit war aber nicht bloß auf die Jetztzeit und die ihr zuletzt vorangegangene Tertiärzeit beschränkt, sondern fand in allen Epochen der Erdgeschichte Statt, wenn uns auch aus jenen fernen Zeiten nirgends ein Krater erhalten ist. Die Augitporphyre aus der Zeit der Ablagerung der Trias in Südtyrol, die quarzführenden und quarzfreien Porphyre aus der Zeit des Rothliegenden und Kohlengebirgs u. die der sogenannten Grünsteine der Uebergangszeit sind sämmtlich Gesteine einer solchen vulkanischen Thätigkeit. Selten ist es der Forschung gelungen, der Neubildung solcher vulkanischen Bildungen nahe zu treten; die Seltenheit der Erscheinung, die Schwierigkeiten der Annäherung, die Abwesenheit unbefangener urtheilberechtigter Beobachter sind Ursache, daß über die dabei obwaltenden Verhältnisse die widersprechendsten Ansichten sich geltend gemacht haben; so über die Bildungsweise des Ende September 1538 in 2 Tagen und Nächten entstandenen, 428 Fuß hohen Monte Nuovo bei Neapel und des ebenfalls in kurzer Zeit bis zu 1480 Fuß Höhe über die einst fruchtbare, jetzt verödete Ebene aufgestiegenen Jorullo in Mexiko. Nur zwei Vorgänge dieser Art aus der neuesten Zeit sind durch wissenschaftliche Beobachter uns genau bekannt geworden, die Bildung der vielnamigen, jetzt wieder verschwundenen Insel Ferdinandea (s. d.) an der Küste Siciliens zwischen Sciacca und Pantellaria 1831 und die Bildung kleiner vulkanischer Inseln im Golf von Santorin (s. d.), einem alten gestörten Krater. Hier hatten sich in historischer Zeit schon mehre kleine Inseln aus der Tiefe emporgehoben: Palaia-, Nea- u. Mikra-Kaimeni. Um letztere, 1707 emporgestiegene Insel entstanden 1866 unter ganz ähnlichen Erscheinungen wie 1707 die neuen Inseln. Die Thätigkeit begann am 28. und 29. Januar 1866 mit schwachen Erderschütterungen, die vom 30. an heftiger wurden, begleitet von unterirdischem Donner und Dröhnen wie von einer fernen Kanonade. Das Meer wurde roth und aus dem Hafen von Nea-Kaimeni erhoben sich weiße Dampfwolken, die Geruch nach verbrennendem Schwefel verbreiteten; gleichzeitig begann der südöstliche Theil der Insel sich zu senken, so daß man nach wenig Tagen mit Nachen in die dortigen Häuser hineinfahren konnte. Am frühen Morgen des 1. Februar sah man die ersten Flammen aus dem Meere aufsteigen; das Meer begann zu sieden, und am 4. Februar erhob sich aus einer früher 96 Fuß betragenden Tiefe des Hafens langsam stetig eine Klippe, die sich schon am 5. Februar zur 20 Meter über den Meeresspiegel hohen, von Lavablöcken bedeckten Insel, S. Georgios genannt, gestaltete. Ohne Kraterbildung wurden fortdauernd aus ihr rothglühende Lavablöcke emporgeschleudert und der aufsteigende Rauch leuchtete bei Nacht. Mit diesem Emporsteigen der Insel hatte übrigens die gewaltsamere Thätigkeit nachgelassen. Am 6. Februar hatte sich die neue Insel mit der Nachbarinsel als Vorgebirge verbunden. Vom 11. Februar an begannen wieder Explosionen, glühende Blöcke wurden 900—1000 Fuß hoch emporgeschleudert, deren einer einen Kapitän auf seinem Schiff im Kanal zwischen Nea- und Mikra-Kaimeni erschlug. Bis über 3000 Fuß wurden am 21. und 23. Februar Schlacken und Asche emporgeschleudert, und die Höhe der aufsteigenden Rauchsäule betrug 7100 Fuß. Der Geruch von verbranntem Schwefel wurde noch in Milos verspürt. Seitdem stieg fort und fort aus S. Georgios Dampf aus, aber nicht aus einem bleibenden Krater, sondern aus fortdauernd sich verändernder Oeffnung und einzelne mächtige Explosionen erfolgten noch weiter im Jahre, der kleineren zählte man einmal in 24 Stunden mehr als 500. Lava brach nur am Fuße der Insel stromartig hervor. Vom 8. Februar an hatte aber auch an der Westseite von Mikra-Kaimeni gegen Palaia-Kaimeni die vulkanische Thätigkeit begonnen, das Meer wurde von Schwefel gelbgrün, Dämpfe und Gase erhoben sich massenhaft aus ihm, und am 11. Februar begann die Bildung einer neuen Insel, nach dem Schiff, von dem aus sie zuerst wahrgenommen worden, Aphroessa genannt; sie stieg und versank wieder, bis sie sich vom 13. Februar

Digitized by Google

an bleibend über den Meeresspiegel erhob. Anfangs schwoll sie ruhig an, am 22. Februar erfolgte aber auf mächtigen Donner ein heftiger Ausbruch; die ganze Insel stand in Flammen, die mit gelben, rothen, auch grünlichen Farben aus zahllosen Spalten der Oberfläche der Insel wie aus dem Meere selbst hervorbrachen. Glühende Steine wurden ausgeworfen. Auch Aphroessa verband sich beim weitern Anwachsen als Vorgebirge mit Mikra-Kaimeni. Acht kleinere Inselchen, jetzt zu 2 vereinigt, kamen dann noch im Kanal zwischen Mikra- und Palaia-Kaimeni zu Tage, die sogenannten Maiinseln (Majonesi). So sehen wir hier im Gegensatz von Ferdinandea mit seinem um einen bleibenden Krater aufgeschütteten Vulkanberg eine aus Lava und Schlacken ohne bleibenden Krater aufgebaute Insel. Eine andere Erhebung des Bodens des Meeres neben den Inseln außer durch in der Tiefe ausgeflossene Lava wurde dabei nicht wahrgenommen. Beide Bildungsweisen entsprechen den beiden typischen Formen, welche die größten wie die kleinsten aus vulkanischem Gestein zusammengesetzten Berge auf der Erde zeigen. Es sind dies die Formen des abgestutzten Kegels mit umgekehrt kegelförmiger Vertiefung oder einem Krater auf der Höhe und die des geschlossenen Dom- und Glockenbergs, des Kegels und Rückens. An letzterer Form erfolgen die Ausbrüche aus Spalten an der Außenseite oder am Fuße des Bergs, während bei der ersteren Form wohl aus dem Krater stets Dämpfe und Gase entweichen, auch Schlacken und Asche ausgeworfen werden, die sich schichtenförmig um die Oeffnung (bocca) anhäufen und so den Kegel bilden und erhöhen, aber nur selten die flüssige Lava im Innern so hoch emporsteigt, daß sie sich über den Rand des Kraters selbst ergießt. Oft ist der Druck der aus der Tiefe aufsteigenden flüssigen Lava und der sie hebenden Dämpfe auf die Wände des Kraters so groß, daß auch hier Seitenöffnungen an den Außengehängen des Kegels oder an seinem Fuße entstehen, aus denen die Lava sich ergießt. Häufig entstehen über solchen seitlichen Ausbruchsstellen neue Kegel durch Aufschüttung, bei bedeutenden Ausbrüchen selbst wieder Berge. Unter den 700 Kegeln der Art, die man um den Aetna zählt, sind die Monti rossi 900 Fuß hoch über ihrem Fuß. Der Kegel selbst ist aus über einander gelegten Schichten von Asche, größern u. kleinern Schlackenstücken und Blöcken gebildet, die um so größer sind, je näher sie der Krateröffnung liegen. Sie sind durch Druck, Wärme und andere Agentien wieder zu Bänken festerer Gesteine geworden, vulkanischen Tuffen und Breccien. Mit ihnen wechseln wohl auch Lager von Lava, die zwischen sie eingedrungen oder über sie herabgeflossen ist. Zahllose Lavagänge, entstanden durch Ausfüllung von Spalten, in welche die Lava hineingepreßt wurde, durchsetzten sie senkrecht und schief, nicht selten sich verästelnd, und oft kreuzen jüngere Gänge die ältern. Sie geben dem Ganzen Halt und tragen nicht wenig zur Bildung des Gerüstes eines Vulkans von längerer Dauer bei. Uebrigens sind die Massen, welche ein Vulkan auswirft, so gewaltig, daß der Kegel zuletzt oft in sich selbst zusammenbricht und ein größerer Krater entsteht, in dessen Inneren dann bei neuem Ausbruch ein neuer Kegel durch Aufschüttung sich erhebt. Viele größere V. sehen wir von kraterähnlichen Umwallungen, Felscirkelreihen, umgeben, indem sie ihre Steilseite nach innen dem neuen Kegel zukehren. So hat sich im Monte di Somma, welcher halbkreisförmig den Vesuvkegel im Norden und Osten umgibt, durch ein von Lavaströmen, die sich in dasselbe ergossen, rauhes Thal, das Atrio di Cavallo, von ihm getrennt, eine solche alte kraterartige Umwallung erhalten. L. von Buch und A. v. Humboldt nennen diese Form Erhebungskrater (caldera) und schreiben ihr eine wesentlich andere Entstehung zu. Nach ihrer Ansicht sollen ihre Tuff- und Breccienschichten und die zwischen denselben lagernden alten Laven ursprünglich sich horizontal, auf dem Meeresboden zumeist, abgelagert haben u. diese dann durch eine hebende Kraft um einen Punkt wie eine Blase emporgehoben worden sein. Blieb letztere geschlossen, so sollte die Dom- und Glockenbergform, öffnete sie sich aber am Scheitel, die des Erhebungskraters entstanden, nur wo ein solcher sich gebildet, eine dauernde Verbindung mit dem Erdinnern hergestellt und so die Bedingung zur Bildung eines dauernd wirkenden Vulkans gegeben worden sein. Doch finden sich auch geschlossene Dome von solchen Erhebungskratern umgeben. Aus einer solchen centralen Hebung erklärte L. v. Buch auch die strahlig vom obern Rande des Kraters nach dessen Fuß verlaufenden Schluchten oder Barrancos. v. Buch wurde durch das gleichförmige Ansteigen der Schichten, welches selbst 20° übersteigt, zu dieser Hypothese geführt, welche E. de Beaumont durch seine Messungen der Neigung, unter welcher sich am Aetna und Vesuv zusammenhängende Lavaströme bilden, unterstützte. Er fand dort überall bei mehr als 5° Neigung nur zurückgelassene Schollen, aber keine zusammenhängenden Lavabänke. Da eine nothwendige Folge einer solchen Entstehungsweise auch eine centrale Hebung der ältern nicht vulkanischen Unterlage der V. sein müßte, sich aber nirgends ein solcher Einfluß hat wahrnehmen lassen, auch sonst keine wirklichen Beobachtungen, die für jene Hypothese sprechen, vorliegen, endlich die Bildung von Lavadecken bei größerer Neigung der Unterlage nachgewiesen wurde: so ist diese Ansicht, daß die Bildung der Erhebungskrater aus Einem Erhebungsakt hervorgegangen sei, von den meisten neuern Forschern aufgegeben worden, und man sieht in ihnen nicht die Wirkungen einer mächtigen Hebung, sondern vielmehr die des Einsturzes mächtiger, wie die jetzigen Vulkankegel entstandener ältern Kegel. Die strahlenförmig verlaufenden Thäler im Umkreis des Kegels, welche sich nirgends ausgezeichneter finden als an den Seiten der hohen Vulkankegel Java's, erklärt man aus der Erosion durch Regenwasser. Uebrigens ist die Dauer der Thätigkeit in den V.n eine sehr verschiedene, an vielen Stellen fand wohl nur ein einmaliger Ausbruch mit oder ohne Lavastrom Statt, der dazu oft noch von sehr kurzer Dauer war; an wenigen Stellen finden wir eine stete ununterbrochene Thätigkeit, wie auf Stromboli, wo sie so alt ist wie die geschichtlichen Ueberlieferungen, am Massaya zwischen dem Managua-

Digitized by Google

und dem Nicaraguasee, wo sie von der Ankunft der Spanier an bis 1670 beobachtet worden ist, und am Sangay, dem südöstlichsten der V. von Quito. Hier findet überall eine nur durch wenige stärkere Ausbrüche unterbrochene schwache Thätigkeit, an letzterem selbst ohne merkliche Erschütterungen Statt. Bei den meisten V.n wechseln dagegen kurze Perioden der Thätigkeit mit längeren ruhigen, in denen sich ihre Thätigkeit auf das Ausströmen von Dämpfen und Gasen aus den Kratern beschränkt, oft weithin dem Schiffer als Landmarken kenntlich an der von ihnen aufsteigenden Rauchsäule. Als 79 n. Chr. der große Ausbruch des Vesuv, der Herculanum und Pompeji zerstörte, erfolgte, hatte selbst diese Thätigkeit so lange aufgehört, daß Plinius der Aeltere den Vesuv nicht einmal unter den ihm bekannten V.n aufführt. Auch vor dem verheerenden Ausbruch von 1631 war der Vesuv so lange in Ruhe gewesen, daß der Kamm seines Kraters mit großen Waldbäumen bedeckt war. Von Ischia waren wohl die Kolonisten, die einst Hiero aus Sicilien dahin schickte, durch Erdbeben vertrieben worden, aber der einzige geschichtlich bekannte Ausbruch aus dem Krater des Epomeo daselbst war der mächtige von 1302. Auch auf Santorin hat vor 1866 die sichtliche Thätigkeit über 100 Jahre geruht. So ist es schwierig, die Grenze zwischen thätigen, aber vorübergehend ruhigen und zwischen wirklich *erloschenen*, sogenannten *ausgebrannten* V.n, in denen sich die Verbindung mit dem Innern der Erde gänzlich geschlossen hat, sicher zu ziehen. Solche nicht mehr thätige V. finden sich aber nicht nur in den Gegenden, wo andere gegenwärtig noch thätig sind, sondern oft weit davon entfernt, in Gegenden, wo aus historischer Zeit überhaupt keine Nachricht von vulkanischen Erscheinungen auf uns gekommen ist, wie in der Eifel am Niederrhein, in Centralfrankreich, in Ungarn. Beschränkt sich die Thätigkeit auf das Ausströmen von Dämpfen und Gasen, die Schwefel absetzen, so nennt man einen solchen alten Vulkan eine *Solfatara*, wie die bei Neapel. Alle jetzt thätigen V. sind auf Küstenländer und Inseln, sowohl in der Nähe der Kontinente, als in weiter Ferne davon im offenen Ocean, beschränkt. Denn die V. des Thianschan sind offenbar nur Solfataren. Dort finden sie sich aber in allen Höhen unter allen Breiten. Viele Anzeichen untermeerischer Thätigkeit sind uns durch Schiffer bekannt geworden; großartig war aber die Thätigkeit auf den Höhen der Andes, des Kaukasus, Armeniens, wo sie zum Theil noch fortdauert. Wir finden V. in den Nord- und Südpolarregionen wie unter dem Aequator. Merkwürdig ist besonders ihre lineare Vertheilung, die man mit alten Erdspalten in Verbindung bringt, und die Uebereinstimmung, die zwischen deren Richtung mit den Konturen der Kontinente und der Richtung von Inselreihen besteht; doch verbreiten sie sich auch auf recht- oder schiefwinkeligen, jene kreuzenden Linien. Solche V. nannte L. v. Buch *Reihenvulkane* im Gegensatz zu den *Centralvulkanen*, die sich um einen Mittelpunkt der Thätigkeit ordnen, zu welchen er den Aetna, die liparischen Inseln, den Vesuv mit den phlegräischen Feldern bei Neapel, die kanarischen und Sandwichinseln rechnete; aber auch diese lassen sich meist auf Reihen, wenn auch über verhältnißmäßig kurze Spalten zurückführen. Die längste Vulkanenreihe durchläuft den Westen Amerika's, wo sich V. zum Theil noch hoch über dem Rücken der Cordilleren erheben, wie der fortdauernd thätige mächtige Sangay. Uebrigens sind sie ungleich auf jener Linie vertheilt, es wechseln vulkanfreie oder vulkanarme Strecken mit vulkanreichen. Sie beginnen im Süden von Chile, wo man nach Fuchs 33, worunter 14 thätige, kennt; es folgen 15, meist erloschene, in Peru, 20 in Ecuador und Neugranada, vor Allem berühmt durch A. v. Humboldts Forschungen, darunter der noch thätige, mauerförmig aufsteigende Pichincha, der rein kegelförmige Cotopaxi, der schon genannte Sangay. In Centralamerika kennt man 56, worunter 21 thätige, darunter der Izalco. Quer von Osten nach Westen verläuft die mexikanische Vulkanenreihe mit dem Popocatepetl und Jorullo. Auf dem übrigen nördlichen Festland von Nordamerika vom Sacramento bis zu dem Eliasberg hinauf zählt man noch 19, worunter 6 im Küstengebirge thätig, die 13 des Felsengebirges aber erloschen sind. Die 5 V. auf Alaschka führen uns zu den vulkanreichen aleutischen Inseln mit nicht weniger als 48 V.n, von denen nur 17 erloschen sind, und diese nach Asien hinüber, das auf Kamtschatka 38 V., darunter 12 zum Theil großartig thätige Vulkankegel besitzt. Von Kamtschatka reicht dann bis zum Barrenisland im bengalischen Meerbusen die lange Reihe, welche die vulkanischen Kurilen, die japanischen Inseln, die Philippinen, die Molukken, die kleinen Sundainseln, Java, Sumatra bilden, ohne die von Japan 200 V. enthaltend. Auch die arabische Küste und die Inseln an der Ostseite bis zu den Mascarenen Afrika's besitzen V. Auf dem Festland von Afrika, das früher im Osten ein Schauplatz großartiger vulkanischer Thätigkeit gewesen, hat sich letztere nur noch im Lande der Camerun bis auf unsere Zeit erhalten; dagegen sind sämmtliche Inseln im Osten, die im Guineabusen, die capverdischen mit dem Fogo, die Kanarien mit dem Pic de Teyde vulkanisch; eine fortlaufende Vulkanumgürtung der Erdtheile fehlt aber. Die zahlreichen V. der Südsee gehören alle den Inseln an; das Festland von Australien zeigt keine thätigen V., mit Ausnahme von Victoria auch keine erloschene vulkanische Thätigkeit an. Nach Darwin entsprechen dort die Linien ihrer Verbreitung den sogenannten Hebungsfeldern, die dort nach ihm mit den Senkungsfeldern, den Feldern mit niedrigen Koralleninseln und Atollen, abwechseln. Neuseeland und die Sandwichinseln gehören zu den interessantesten vulkanischen Gebieten; übrigens zählt Fuchs nur 52 australische V. auf. Viele V. liegen auch hier in linearer Vertheilung, andere ganz isolirt von anderen, so Neu-Amsterdam, St. Paul und Kerguelensland im indischen Ocean, mehre im südlichen Polarmeer, worunter Erebus und Terror von 10,000 und 12,000 Fuß Höhe. Ebenso isolirt liegen im nördlichen Eismeer Jan Mayen und Island mit ihrer großartigen vulkanischen Thatigkeit. Das Festland Asiens besitzt in Syrien, Kleinasien, Armenien und im Kaukasus ausgedehnte vulkanische Ge-

Digitized by Google

biete, mit meist erloschener Thätigkeit; doch kam 1840 noch ein Ausbruch am großen Ararat vor, und selbst der Krater des 13,000 F. hohen Demavend auf dem Elbursgebirge bei Teheran ist noch eine thätige Solfatara. Auf dem europäischen Festland ist gegenwärtig nur noch der Vesuv in Thätigkeit, während früher nicht allein von Toskana bis Neapel Italien westlich von den Apenninen, sondern auch bei Malfi am Vultur im Osten derselben der Schauplatz vulkanischer Ausbrüche war. Auch die Ostseite Spaniens, das Innere von Frankreich, die Eifel und Ungarn sind altvulkanisches Land, dagegen hat sich auf Sicilien, den liparischen Inseln und im ausgedehnten Vulkangebiet des griechischen Archipels im Golf von Santorin (s. oben) bis auf unsere Zeit vulkanische Thätigkeit erhalten. Während von Leonhardt im Ganzen nur 163 V., von Humboldt im „Kosmos" 407, worunter 225 thätige, aufzählte, bringt Fuchs ihre Zahl auf 672 mit 270 thätigen. Ihre Größe ist freilich äußerst verschieden, so wechselt die Weite des Kraters von 15,000 F. des Kilauea am Mauna Loa auf Hawai mit seinem dauernden See geschmolzener Lava und sogar von 20,600 F. am Gunong Tengger auf Java bis zu 60 F. am Massaya zwischen Managua und Nicaragua, aus dem einst unwissende Mönche die Lava, die sie für geschmolzenes Gold hielten, herausschöpfen wollten, und 50 F. auf Stromboli.

Es bleibt uns noch übrig, das Wichtigste über die Dämpfe und Gase und die Laven u. Auswürflinge der V. und über die Erscheinungen der V. in der Ruhe und Thätigkeit zusammenzustellen. Unter den Dämpfen und Gasen spielt entschieden der Wasserdampf durch die Menge, in der er auftritt, u. durch chemische und mechanische Wirksamkeit die Hauptrolle, dazu kommen Schwefeldämpfe, schwefelige Säure, Schwefelwasserstoff, Wasserstoff, Salzsäure und Kohlensäure, dann noch die atmosphärische Luft, deren Stickstoff nie fehlt, auch Chlorammonium, selten Borsäure. Kohlenoxydgas wurde nirgends gefunden, Naphthageruch will man oft wahrgenommen haben. Die festen vulkanischen Produkte sind von Haus aus glasartig geschmolzene Silikatgesteine, meist aber in den verschiedensten Zuständen der Entglasung, häufig bilden sich Sphärolithe, bald einzeln, bald zahlreich, so daß das Glas zu Perlstein wird. Dazu kommen Krystallausscheidungen. Die mikroskopische Analyse zeigt auch im scheinbar gleichartigsten Glas (Obsidian) Krystalle. Von dem glasartigen Zustand finden sich alle Uebergänge zu den dichten, steinartigen und zu den meist feinkörnigen Aggregaten. Oft machen Krystalle die Laven porphyrartig oder zu Porphyren. Manche der rissigen Feldspath- und Leucitkrystalle oder der halb geschmolzenen Augitkrystalle mögen wirklich ungeschmolzene Rückbleibsel älterer, entweder eingeschmolzener oder zerkleinerter Gesteine sein, da man oft lose Krystalle hat auswerfen sehen, aber in vielen Fällen sind sie Neubildungen in der geschmolzenen Masse. Zirkel hat in der neuen Lava von Santorin nicht allein ganze und zerbrochene Feldspathkrystalle voll kleiner Partien der amorphen geschmolzenen Lava, sondern auch dieselben feinen Krystalleinschlüsse wie in der geschmolzenen Lavagrundmasse selbst gefunden. Je nach dem verschiedenen Druck, unter dem das Gestein erkaltete, finden wir es dicht oder durch Gasblasen löcherig schlackig, zu Glasfäden ausgezogen, oft ganz in Bimsstein umgewandelt. Oft ist das Innere von außen ganz schlackiger Lava völlig dicht. Indem die Lava beim Fortfließen sich abkühlt, während sie innen noch flüssig bleibt und vorwärts drängt, entsteht die in rauhe Schollen zerrissene Oberfläche der Ströme, bilden sich strichförmige Gestalten und oft selbst Höhlen. Durch Rückzug der Masse beim Festwerden wurde die Lava abgesondert, regellos, platten-, säulen- und kugelförmig. Die durch die geschmolzene Lava durchbrechenden Dämpfe reißen oft Partien von ihr mit in die Höhe, welche, in rotirende Bewegung gesetzt, in Gestalt der abgerundeten vulkanischen Bomben, auch als spröde Glastropfen wieder niederfallen. Geschmolzene Lava, wie älteres schon fertiges Gestein wird durch sie zerkleinert zu Schlackenstücken, von denen die bis wallnußgroßen Kapilli genannt werden, zu Sand und Staub (Asche), u. so ausgeworfen, letztere oft als ein völliges Pulver von Krystallbruchstücken. Manche Laven zerfallen aber auch schon beim Erkalten von selbst in ein Krystallpulver. Der chemisch-mineralogischen Zusammensetzung nach zerfallen die Laven in die kieselreicheren trachytischen und die kieselärmeren doleritischen Laven und in solche, die einem Gemenge beider entsprechen, die trachydoleritischen (s. Lava). Außer diesen den V.n eigenthümlichen Gesteinen werden aber auch oft noch fremde Gesteine ausgeworfen. Dazu kommen nun noch die mannichfachen sogenannten Sublimationsprodukte, wozu der nirgends fehlende Schwefel, Kochsalz und mannichfache Chlorverbindungen u. auch besonders häufig Eisenchlorid, auch Chlorammonium gehören. Dazu kommen viele andere Mineralien, nirgends mehr als am Vesuv und Somma, aber auch am Laachersee. Theils finden sie sich in den Klüften und Hohlräumen der Gesteine der Lavaströme, theils in den Auswürflingen, auch in den fremden Gesteinen, so in den dolomitischen der Somma. Zum Theil haben sie sich wirklich sublimirt, die Mehrzahl verdankt aber ihre Entstehung der Einwirkung der Dämpfe und Gase auf die vulkanischen Gesteine. Uebrigens sind die Laven der verschiedenen Ausbrüche Eines Vulkans durchaus nicht zu allen Zeiten dieselben, häufig gingen an V.n von langer Thätigkeit trachytische den doleritischen Laven voraus; am Hekla u. Krafla auf Island sehen wir aber beiderlei Gesteine in regellosem Wechsel einander folgen. Bunsen wurde dadurch zur Annahme zweier Herde dieser verschiedenen Gesteine unter Island geführt. Aus der Untersuchung der Laven vom Vesuv seit dem 11. Jahrhundert durch Fuchs ergibt sich auch in den dortigen Leucitlaven eine große Verschiedenheit nach den relativen Mengen von Leucit, Augit und Magneteisenstein und nach ihnen beigemengten anderen Mineralien, und es ergossen sich so reine leucitophyrische Laven, Sodalith-, Nephelinlaven u. a. aus demselben Herd.

Die vulkanischen Erscheinungen sind verschieden, je nachdem ein Vulkan im Zustand der Ruhe oder eines Ausbruchs sich findet. Einer

Digitized by Google

Eruption gehen in den meisten Fällen Erschütterungen der Erde in Umgebungen des Vulkans voraus; oft versiegen, so um den Vesuv, wohl durch dabei sich bildende Spalten die Brunnen. Die Erdbeben begleitet oft ein unterirdisches Rollen und Donnern, das sich immer mehr steigert, am ärgsten zur Zeit des wirklichen Ausbruchs. Doch kommt auch mancher Ausbruch ohne solche Vorzeichen vor, wie manchmal ihnen auch kein Ausbruch folgt. Die Erwärmung des Bodens bewirkt an mit ewigem Schnee bedeckten Bergen oft ein plötzliches Schmelzen ihrer Decke. Aus dem Krater erhebt sich die Rauchsäule, die aber bei seitlichem Ausbruch der Lava auch wohl diesem erst folgt. Sie steigt oft zu außerordentlicher Höhe (1811 am Vesuv bis 10,000 Fuß), oben in Form der Krone einer Pinie sich ausbreitend. Die Säule vereinigt sich aus den zahlreichen einzelnen Dampfballen, die mit Intervallen aus den Spalten der Krater in Form von Kugeln emporquellen. Darauf erhebt sich diese Rauchsäule senkrecht als Feuersäule, wodurch bewiesen wird, daß ihr röthlicher heller Schein Folge des Widerscheins der glühenden Lava im Krater ist. Obgleich man schon lange die Gegenwart brennbarer Gase in V.n kannte, hat man doch geraume Zeit, trotz der Beobachtung am Vesuv, an wirklichen Flammenausbrüchen gezweifelt, doch ist durch die erwähnten Vorgänge bei Santorin bis zur Evidenz erwiesen, daß auch wirkliche Flammen an den Feuererscheinungen des Vulkans Theil nehmen. Die mit mächtiger Spannung die flüssige Lava durchbrechenden Dämpfe reißen letztere dabei als Schlackenstücke und Asche mit in die Höhe, geben der Rauchsäule ihr dunkles Ansehen und bewirken, daß der helle Tag zu Dämmerung und zur Nacht wird. Ringsum fallen die Auswürflinge und Asche nieder, letztere, je näher an den Ausbruchstellen, um so gröber und dichter; während die großen Blöcke, die oft ausgeworfen werden, zum Theil wieder in den Krater zurückfallen, verbreitet sich die feinste Asche oft in außerordentliche Fernen. Der Wind treibt sie oft weit hin über Land und Meer; 1631 wurde sie vom Vesuv bis auf die Inseln des Archipels getrieben, 1755 bis Kalabrien, und 1845 wurde 115 Meilen vom Hekla entfernt ein dänisches Schiff noch von dessen Asche bedeckt. Bei Schneebergen durch Abschmelzen des Schnee's, überall durch die Verdichtung der Dämpfe, bilden sich oft dunkle Regenwolken, die sich niedersenken, manchmal bis zum Gipfel, diesen umhüllend. Gewitter entstehen, Blitze zucken durch die finsteren Gewölke und heftige Regengüsse vermischen sich im Niederfallen mit der Asche. Die gefürchteten Schlammströmme (lava d'aqua) kommen aus dem Vulkan selbst, als Ergüsse in Höhlen eingeschlossener Wassermassen, oder Entleerungen von Seen, welche sich im Innern der Krater gebildet haben; letztere vor Allem auf Java; erstere häufig in den Cordilleren von Ecuador. Hier ergießt sich häufig die Moja, ein trachytischer vulkanischer Schlamm, so durchdrungen von organischen Stoffen, daß er brennbar ist. Die Schlammströme des Imbabura von 1691 und des Carguairazo in Ecuador 1698 waren so voller Fische (Pimelodes Cyclopum), daß durch deren Fäulniß die ganze Gegend verpestet wurde. Bei vielen V.n, wie in den Andes u. auf Java, bleiben die Ausbrüche hierauf beschränkt, aus andern tritt aber gleichzeitig od. noch vor den mächtigen Aschenausbrüchen geschmolzene Lava zu Tage. Selten steigt sie so hoch, daß sie sich bis zum Rande des Kraters selbst erhebt und dort überfließt, meist entstehen durch den gewaltigen Druck Spalten an den Seiten oder am Fuße des Eruptionskegels, aus denen die Dämpfe dann stoßweise die flüssige Lava hervortreiben, während gleichzeitig am Gipfel kleinere Ströme hervorbrechen. Wo ein sogenannter Erhebungskrater den Auswurf- oder Eruptionskegel, wie am Vesuv, umgibt, erfolgen die Ausbrüche oft am innern Fuße des letzteren und ergießen sich in das beide trennende Thal. Der Lavastrom wälzt sich dann, im lockern Gestein sich einwühlend, oder festere ältere Gesteine, alte Lavaströme bedeckend, über Steilgehängen in feurigen Kataraкten herabfallend, anfänglich schmal, wo die Neigung der Unterlage gering ist, alle Unebenheiten ausgleichend, sich zu den spröderen weiten Lavafeldern ausbreitend, oft an vorliegenden Höhen sich in Arme theilend vorwärts, bis er so weit erkaltet ist, daß er zum Stehen kommt. Rasch erkaltet die Lava an der Außenseite. Durch Zusammenziehung der erkaltenden Masse u. Bewegung der inneren flüssigen Masse zerreißt das Erstarrte in Schollen, die auf der Oberfläche des Stromes fortgetragen werden, bis eine zusammenhängende rauhe Decke entsteht, über die man schon gehen kann, während das Innere sich noch fortbewegt. Ist die Lava sehr flüssig und die Neigung stärker, so hinterläßt der Strom oft nur einen Streifen einzelner Schollen und es bilden sich bei der ringsum erfolgenden Erstarrung im Innern oft hohle Kanäle. Die Temperatur, mit der die Lava austritt, ist in den meisten Fällen nicht so hoch, wie man früher annahm, 1855 betrug sie am Vesuv nicht über 700° C., aber sie steigt auch sicherlich bedeutend höher. Von der Temperatur, dem Grade der Flüssigkeit der Lava und der Neigung der Unterlage hängt die Geschwindigkeit ab, mit der sich die Lava bewegt. Während einer der Ströme des Vesuv von 1631 den 4—5 Miglien langen Weg vom Krater zum Meere in einer Stunde machte, die Lava von 1794 zu 4 Miglien 6 Stunden brauchte, rückte die von 1834 in 2 Stunden nur 6 Fuß vor. Die Dauer eines Ausbruchs, auch des Lavaaustritts, ist sehr verschieden, zuweilen gehen, mit freilich sehr wechselnder Intensität, Wochen, ja Monate darüber hin. Mit der beginnenden Abkühlung beginnt auch die Bildung der Fumarolen aus den Lavaströmen, deren Zusammensetzung je nach der Temperatur der Lava verschieden ist. Nur aus den rothglühenden Laven erheben sich die trocknen Fumarolen, ohne Wasserdampf, ohne saure und alkalische Reaktion, aber reich an Kochsalzdämpfen. Aus nicht rothglühenden, aber über 400° C. warmen Laven steigen die sauren Fumarolen auf, reich an Wasserdampf mit schwefeliger Säure, Salzsäure und Eisenoxyd. Aus Laven von 400—100° entwichen die alkalischen Fumarolen, aus Wasserdämpfen mit Chlorammonium u. kohlensaurem Ammoniak bestehend. Bei den niedrigsten Temperaturen folgen endlich die Wasserdampffumarolen, mit oder ohne

Digitized by Google

Kohlensäure und mit Schwefelwasserstoff. An allen V.n folgt der Schwefelwasserstoff erst auf die schwefelige Säure, überall macht die Kohlensäure den Beschluß. Bildung der sogenannten Mofetten oder Kohlensäureexhalationen, die Brunnen, Keller und alle Vertiefungen mit Kohlensäure erfüllen, ist das Ende des Ausbruchs eines Vulkans. Kohlensäurequellen gehören zu den gewöhnlichsten Erscheinungen in altvulkanischen Gegenden (Brohlthal, Laach, Hundsgrotte, Todtenthal auf Java). Jene oft mit Zischen aus der Lava entweichenden Dämpfe geben oft zur Bildung bizarrer kleiner Hügel an der Oberfläche der Ströme Anlaß, die sie mannichfach chemisch zersetzen. Auch an der Bildung der vulkanischen Mineralien haben sie den größten Antheil. Bei der geringen Leitungsfähigkeit der erstarrenden Lavaschlacken für die Wärme bleibt das Innere eines Stroms oft noch lange flüssig u. auch erstarrt noch heiß, und Jahre lang erhält sich dann noch die Fumarolenthätigkeit in demselben. Die Masse von geschmolzenen Gesteinen, die ein Ausbruch herausfördert, sowohl aus der Tiefe stammende, oder durch Einschmelzen der Gesteine im Innern des Kegels selbst, ist äußerst verschieden; am geringsten ist sie in den sogenannten Maaren, die man auch Explosionskrater nennt, da man ihre Bildung von einem minenartigen Ausbruch herleitet; dagegen betrug das Volumen des Lavastroms von 1855 am Vesuv 11 Millionen Kubikmeter, und der Lavastrom von 1834 erreichte eine Breite von 1½ Miglien bei 60 Fuß Dicke. Die Ausbrüche des Herdubreid und Trölladyngjur auf Island haben im Laufe der Zeit ein ödes Lavafeld von 110 geogr. Meilen gebildet; überhaupt zeichnet sich Island durch massenhafte Ergüsse aus. Schließlich sind noch die merkwürdigen Ströme von großen eckigen Gesteinsblöcken zu erwähnen, die oft von den Höhen des Antisana und Cotopaxi in Ecuador und aus den javanischen Kratern erfolgen (Steinströme Junghuhns). Wie es in den Perioden relativer Ruhe in einem Vulkan aussieht, mag ein Blick in den Krater des Vesuv in solchen Zeiten lehren. Tiefe und Gestalt desselben wechselt während eines jeden Ausbruchs, auch nach einem solchen noch durch Aufbau wie Einsturz. Meist erscheint der Boden des Kraters durch Lava und Schlacken ausgeebnet, mit einer oder mehren Oeffnungen, bald trichterförmig vertieft, bald von kleinen Schlackenkegeln überragt, aus denen noch zu Zeiten geringe Auswürfe von Schlacken erfolgen und Dämpfe entweichen; oft ruht auch diese Thätigkeit, und nur im Umfang des Kraterrandes sieht man aus Spalten und zwischen den losen Schlacken die Fumarolen oft unter zischendem Geräusch als weiße Dampfwolken hervorbrechen, nicht allein ihre Mündungen durch chemische Zersetzung verändernd, sondern auch überall, wo sie der Wind hintreibt, gelbe und rothe Streifen von Schwefel oder Eisenchlorid hinterlassend; oft gleicht der ganze Boden einem Schwefelsee. Erst über dem Krater vereinigen sich diese Fumarolen zu Einer Rauchsäule. Nur wenn der Wind günstig ist, kann man auf den Kraterboden hinabsteigen. Im Innern der javanischen Krater bilden sich oft Seen, aufbrausend, wo die Gase in ihnen aufsteigen, oft sauer durch die sich bildende Schwefelsäure. Doch auch diese Thätigkeit der Fumarolen ruht oft jahrelang, und der Vulkan scheint, während er Kräfte zu neuen Auswürfen sammelt, oft gänzlich erloschen, sogar die Rauchwolke auf der Höhe schwindet gänzlich.

Ueber die Entstehung der V. und die Erklärung der Vorgänge in ihnen waren von jeher die Ansichten widerspruchsvoll. Werner und seine Schule leiteten sie, bis L. von Buch die V. der Auvergne aus Granit hervorkommen sah, aus brennenden Kohlenflötzen ab. Jetzt ist die Mehrzahl der Geologen zu Plato's brennendem Strom im Innern der Erde, zum Pyriphlegethon, zurückgekehrt. Leugnen läßt es sich nicht, daß sich aus der Annahme, die äußere Erdrinde sei nur eine bei der Erkaltung vielfach zerrissene Decke über dem noch feurig-flüssigen Innern, die vulkanischen Erscheinungen als nothwendige Folgerungen ableiten lassen. Jene Spalten erklären uns zunächst die merkwürdige lineare Vertheilung der V., der Druck der zerrissenen Erddecke auf das Innere das Empordringen der geschmolzenen Massen aus so großer Tiefe. Wohl ist damit das Dasein von großen, mit geschmolzenen Materien erfüllten Höhlen innerhalb der festen Erdrinde als der eigentlichen Herde der vulkanischen Thätigkeit zu vereinigen. Das Nebeneinandervorkommen verschieden zusammengesetzter Gesteine, wie trachytischer und doleritischer Laven in derselben Gegend, ja aus demselben Vulkan findet seine Erklärung im Vorhandensein verschiedener, wohl benachbarter, aber getrennter Herde. Wasser, welches, wie der Gehalt aller ausströmenden Gase an Bestandtheilen der atmosphärischen Luft beweist, von der Erdoberfläche durch Spalten in die Tiefe dringt, muß sich bei einer gewissen Tiefe in Dämpfe verwandeln, die unter so hohem Druck mächtige Spannung erhalten, u. wenn sie bis in den Herd der V. gelangen, von dort die geschmolzenen Massen in den aufsteigenden Spalten emporheben. Ist ihre Spannkraft größer als das Gewicht der auf ihnen lastenden Lavasäule, dann müssen sie dieselbe zum Ausfließen bringen und selbst endlich mit Gewalt entweichen. Danach muß die Lava wieder zurücksinken, bis die Dämpfe wieder von Neuem die nöthige Spannung erhalten haben. So sieht man in den kleineren bleibend thätigen V.n, wie Stromboli, die Lava im fortdauernden Wechsel des Steigens, des Entweichens der Dämpfe und Wiederzurücksinkens. Die Nähe des Meeres, in der alle V. auftreten, erklärt den Reichthum der Fumarolen an Kochsalz, die Menge des oft von den V.n ausgeworfenen Kochsalzes. Der nie fehlende Schwefel, der als Schwefeldampf, als schwefelige Säure und Schwefelwasserstoff je nach den verschiedenen Graden der Thätigkeit auftritt, muß aber auch offenbar in Zusammenhang mit Wasser stehen; wie er aber ursprünglich im Erdinnern vorkommt, ist unbekannt; dagegen erklären uns Bunsens Experimente die Bildungsweise seiner Verbindungen. Treffen nämlich bei hoher Temperatur Schwefeldämpfe mit augithaltigen Gesteinen zusammen, so bilden sich durch Reduktion des Eisenoxyds derselben schwefelhaltige Säure und Schwefeleisen. Wirken dann bei sinkender Temperatur Wasserdampf u. Schwefel-

Digitized by Google

eisen auf einander, so bildet sich der in Laven so häufige Magneteisenstein und Schwefelwasserstoff. Schwefel selbst scheidet sich wieder aus, wenn schwefelige Säure und Schwefelwasserstoff zusammentreffen, Schwefelwasserstoff durch Hitze sich zersetzt und mit der Luft zusammentrifft. Ebenso läßt sich die Bildung der Salzsäure erklären. Kochsalz und Wasserdämpfe müssen, auf Silikate treffend, wie im Brennofen des Steinzeuges, Natronglas und Salzsäure liefern; letztere bildet wieder die vielen Chlorverbindungen unter den Sublimationsprodukten, unter ihnen zersetzt sich das häufige Eisenchlorid mit Wasserdampf zu dem die Laven so häufig bedeckenden Eisenglanz und Wasser. An der Luft wieder zersetztes Eisenchlorid mag Ursache der so häufigen rothen Färbung der Laven sein. Schönbeins Entdeckung der Bildung von salpetrigsaurem Ammoniak bei jeder Verdunstung des Wassers in Gegenwart des Stickstoffs mag es erklären, daß am Schluß der Fumarolenbildung die Ammoniaksalze auftreten. Nur die Bildungsweise der Kohlensäure bleibt im Unklaren. Es sind dies die Anfänge zur Erklärung des Chemismus der V., wozu Bunsen den Grund gelegt hat. Der Zusammenhang der den vulkanischen Ausbrüchen vorangehenden und sie begleitenden, oft furchtbaren Erderschütterungen oder Erdbeben mit diesen selbst ist evident; daß aber die im Innern der Erde zusammengepreßten Gase und Dämpfe eine Hauptursache dieser Erdbeben seien, ist höchst wahrscheinlich. Gerade für die Erdbeben jedoch, welche die ausgedehntesten Erdräume betroffen haben, oft weit entfernt von jedem Herd gegenwärtiger vulkanischer Thätigkeit, wie das viele Jahre lang dauernde von Neumadrid in Nordamerika, läßt sich auch in vulkanischen Gegenden kein Zusammenhang mit vulkanischen Ausbrüchen nachweisen, so für die verheerenden Erdbeben von Riobamba und Caracas in Südamerika und andere. Dazu soll nach statistischen Zusammenstellungen die Mehrzahl der Erdbeben in den Winter, die der Vulkanausbrüche in den Sommer fallen. So kommt es, daß man noch jetzt über die letzte Ursache der Erdbeben sehr im Unklaren ist und die Ansichten über dieselben sehr getheilt sind. Bildung von Spalten in der Erdrinde und damit verbundene Verschiebungen, Zusammensturz von großen Höhlen können gerade zur Entstehung von Erdbeben Anlaß geben, da sie nothwendiger Weise Erschütterungen erzeugen müssen; dies schließt dann die Mitwirkung von in den Höhlen zusammengepreßten Dämpfen und Gasen nicht aus und erklärt uns, wie sie auch selbstständig, ohne Begleitung vulkanischer Ausbrüche, vorkommen können. Man hat die Erdbeben aber auch aus lokal vermindertem Luftdruck auf die äußere Erdrinde, selbst aus Elektricität u. Magnetismus abgeleitet. Ebenso treten die heißen Quellen häufig in Verbindung mit vulkanischer Thätigkeit auf, wie in Island, Italien, auch auf Java und Neuseeland und an vielen andern Orten, in Bezirken früherer Thätigkeit, ebenso häufig aber auch selbstständig, fern von einem solchen Herd gegenwärtiger oder früherer Thätigkeit. Viele der Thermen vulkanischer Gegenden sind es übrigens nur temporär; so versanden zwei Bäche beim Ausbruch des Jorullo und treten dann in einiger Entfernung wieder als warme Quellen hervor, deren Temperatur in 24 Jahren, seit Humboldt sie besuchte, um 18° C. gesunken ist. Die bei vulkanischer Thätigkeit sich bildenden Gase und deren chemische Reaktion auf die Gesteine erklären uns die Häufigkeit der Mineralquellen, heißer und kalter, in den vulkanischen Bezirken. Island und Neuseeland sind vor Allem reich daran. So entstehen heiße Kieselquellen, Schwefelwasser, Kohlensäuerlinge, Eisensäuerlinge ꝛc. Auch die borsäureführenden heißen Suffioni der Maremmen Toskana's gehören hierher, dagegen nur der kleinste Theil der sogenannten Schlammvulkane.

Schlammvulkane (Salsen) sind kegelförmige Thonhügel, aus deren Gipfel aufsteigende Gasblasen, das schlammige salzige Wasser, das die kleine kraterförmige Oeffnung derselben erfüllt, durchbrechend, Schlamm auswerfen und sich von Zeit zu Zeit auch Schlammströme ergießen. Sie haben in den Zeiten stiller und stürmischer Thätigkeit, bei welch letzterer Bebungen des Erdbodens mit Ausbrüchen von stärkeren Schlammströmen und Rauch-, zu Zeiten selbst Feuersäulen verbunden eintreten, in der äußern Erscheinung die größte Aehnlichkeit mit den V.n, ohne daß in den meisten Fällen ein wirklicher Zusammenhang mit denselben besteht. Der Grund liegt in der gleichen bewegenden Kraft in beiden, in der Elasticität der Gase. Die Gase in diesen wirklichen sogenannten Salsen sind in den meisten Fällen Kohlenwasserstoff, gemengt mit atmosphärischen Gasen, insbesondere Stickstoff, sie sind daher meist entzündlich, doch nicht zu allen Zeiten gleichmäßig, denn während die aus den Vulcanitos von Turbaco in Neugranada strömenden Gase von Humboldt nicht entzündet werden konnten, sprach die alte Sage von früherer Brennbarkeit und sind sie auch gegenwärtig wieder entzündlich; so auch die von Taman in Südrußland. Ihre kegelförmigen Hügel besitzen nur die geringe Höhe von 3–500 Fuß. Ihr Ansehen wechselt mit dem Wechsel der trockenen Jahreszeit und der Regenzeit. In letzterer verschwinden wenigstens die kleinen Hügel gänzlich, und es entsteht dann ein Schlammpfuhl, der an den Stellen, wo sich die Kegel früher vorfanden, von aufsteigenden Gasblasen in siedender Bewegung ist. Mit dem Eintrocknen des Schlammes beginnt dann die Bildung der kleinen Kegel durch Auswerfen und Anhäufen von Thon von Neuem. Stärkere Ausbrüche erfolgen in trockenen Jahren, wenn mit dem Eintrocknen des Thonschlammes der Widerstand sich steigert und die Gase höhere Spannung erreichen müssen, um ihn zu überwinden, wodurch sich auch ihre in der Regel der mittleren Temperatur der Gegend entsprechende Wärme steigert. In den meisten Fällen führen die Ausbrüche Naphtha u. befinden sich Naphthaquellen und ewige Feuer, auch wohl Salzbrunnen in ihrer Nähe, so an dem Nordwest und Südostende des Kaukasus auf Taman, in größter Ausdehnung und Intensität aber am kaspischen Meer. Unter den italienischen Schlammvulkanen ist der berühmteste der Macaluba auf Sicilien. Außerdem kennt man sie auf Java, in China, bei Turbaco in Südamerika. Dagegen gehören die

Digitized by Google

Schlammquellen auf Island zu den heißen Quellen, welche das vulkanische Terrain jener Insel charakterisiren. Vergl. Daubeny, Die thätigen und erloschenen V., deutsch von Leonhardt, Stuttg. 1850; von Humboldt, Kosmos Bd. 4, das. 1858; Roth, Der Vesuv, Berlin 1857; Fuchs, Die vulkanischen Erscheinungen der Erde, Leipzig und Heidelberg 1865; ferner die Arbeiten Bunsens über Island, Sartorius von Waltershausens über den Aetna und Island, Hartungs über die Azoren, u. die von St. Claire Deville.

Vulnus (lat.), Wunde.

Vulpius, Christian August, fruchtbarer Schriftsteller, geboren am 23. Jan. 1762 zu Weimar, studirte zu Jena u. Erlangen, ward 1788 Privatsekretär des Grafen von Soden in Nürnberg, dann des Grafen von Egloffstein und privatisirte hierauf in Baireuth, Würzburg, Bamberg u. Leipzig, seit 1797 zu Weimar, wo er am Hoftheater unter Goethe's Direktion, dessen Schwager er 1806 durch seine Schwester Christiane V. ward, die Stelle eines Theatersekretärs erhielt. Hier schrieb er „Rinaldo Rinaldini" (Leipz. 1799, 3 Bde.; 6. Aufl. 1843), welches Werk in fast alle neueren Sprachen übersetzt und das Vorbild unzähliger Räuberromane wurde; außerdem zahlreiche komische und mittelalterliche Romane, unbedeutende Dramen und Opern; auch arbeitete er an vielen Zeitschriften. Mit Beibehaltung seiner Stelle als Theatersekretär kam er später an die Bibliothek. Seine „Kuriositäten der physiologisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt" (Weim. 1811—26, 10 Bde. mit Kupfern) erwarben ihm die Stelle eines Aufsehers des Münzkabinets u. ersten Bibliothekars mit dem Titel eines herzoglichen Raths. In der Sammlung „Thermitonia" (Erf. 1821) hat er die Idee zu seinen „Zauberromanen" (2 Bde.) mit der des Geisterwesens verwebt. Zuletzt arbeitete er an einem „Wörterbuche über die deutsche und nordische Mythologie" (1. Bd., Leipz. 1826). Er † zu Weimar den 26. Juni 1827.

Vulturnum, alter Name für Capua.

V. v., s. v. a. Vice versa.

W.

W, w, W, w, der 23. Buchstabe des deutschen Alphabets, entstand aus vv und gehört zu den wehenden Spiranten (Blaselauten), unter welchen er der sanfteste und weichste ist. Er kommt nur in den germanischen und slavischen Sprachen vor, sowie im Lithauischen und wird in diesem und im Germanischen häufig auch für und neben B gebraucht. Im Gothischen ist das Zeichen des W ⊙; Grimm setzt jedoch hv dafür, womit auch die Dänen den W-Laut ausdrücken. Im Althochdeutschen wurde uu dafür geschrieben; im Isländischen gilt das W nur ū. Die alten Römer wie die neuern romanischen Völker bezeichnen den Laut durch v, die Griechen durch β oder in vokalischer Gestalt durch ov. Der Buchstabe selbst hat sich erst im Mittelalter gebildet und ist nichts als ein doppeltes u oder v, wie denn auch noch die Engländer das Schriftzeichen dobble u benennen. Die Dänen kennen in ihrem Alphabet W nicht; die Schweden bedienen sich desselben statt B, wenn sie mit deutschen Lettern drucken, während dafür das V bei lateinischer Schrift eintritt. Als Abkürzung bedeutet W in Wappenbüchern die Tinktur Weiß oder Silber, auf Kurszetteln Wechsel, W. W. s. v. a. wiener Währung, bei Berechnung von Ortsentfernungen in Rußland = Werste, in der Geographie Westen oder westlich, daher: W. L., westliche Länge.

Waadt (Waadtland, Pays de Vaud), schweizer Kanton, im Südwesten der Schweiz, macht mit den Kantonen Genf und Neuenburg die französische Schweiz aus, umfaßt den ganzen weiten nördlichen Uferbogen des Genfersee's, grenzt im Norden an den Neuenburgersee und den Kanton Neuenburg, im Osten an Wallis, Bern und Freiburg, im Süden an Wallis, den Genfersee und den Kanton Genf und im Westen an Frankreich und hat einen Flächenraum von 58,3 QMeilen mit (1860) 213,157 größtentheils französischen und reformirten Einwohnern. W. hat eine sehr unregelmäßige Gestalt u. ist ein wellenförmiges Hügelland, von den Gebirgsketten der Alpen und des Jura umsäumt, welche beide der Jorat (das Jurtengebirg) verbindet. Fruchtbare Thäler wechseln mit herrlichen, trefflich angebauten Ebenen; nur in einem Winkel, wo Wallis und Freiburg zusammenstoßen, gibt es hohes Gebirgsland; das Oldenhorn, die Diablerets (10,000 Fuß hoch) und die Dent de Morcles tragen Eishauben und ewigen Schnee. Der Jura bildet von der Dole an bis zum Combe de Nerveaux und Chascron eine hohe Mauer gegen Frankreich, u. auf waadtländischem Boden stehen die Dole, der Mont noir, Mont Tendre, die Dent de Vaulcoie, der Suchet, die Aiguille de Baume, die zwar magere Weiden, aber um so schönere Tannenwälder und viele Höhlen haben. Ueberaus schön ist die Abdachung des Jura gegen den Genfersee. Der Jorat schließt nordöstlich den Rhônekessel und bildet die Wasserscheide zwischen der Nordsee und dem mittelländischen Meere. Die Rhône gehört W. nur als Grenzfluß von St. Maurice bis zu ihrer Mündung in den Genfersee an. Erst 2 Stunden von der letzteren wird sie schiffbar und nimmt die Waldbäche das Großwasser, den Avençon und die Grionne auf. Sonst eilen alle Gewässer vom Südabfall des Jorat dem Genfersee zu, z. B. die Bevayse, Benope, Aubonne und der Bouairon, während die Quellen der Nordseite, z. B. die Orbe, durch die Aar in den Rhein laufen. Den Pays d'en Haut berührt die vom berner Gesteigthal herabkommende Saane; die Broye nimmt die Meriné und die kleine Glane auf und eilt in den Murtensee.

Vom Genfersee gehört der ganze Halbkreis der nördlichen Unterstrecke vom Rhôneeinfluß bei Villeneuve bis jenseits Cappet (10 Meilen weit) dem Waadtlande an. Die Reize dieser Seegestade sind unbeschreiblich; die ganze Gegend gleicht einem Weingarten. Kleine Theile vom Murten- und Neuenburgersee, sowie der Jouxsee gehören gleichfalls zum Kanton W.; eine Fortsetzung des letzteren ist der fischreiche See Brenet. Zwei Stunden nördlich von Vevay ist noch zwischen Bergen der kleine See Bray oder Bret. In den Alpen liegen der Jaman-, Rond-, Neyvaux, Brettaye-, Lioson-, Mockausazsee und andere. Besucht sind die Mineralbäder von Elivaz, Yverdun, Rolle, St. Loup, Bex, Henriez und St. Georges. Das Klima ist im Ganzen sehr mild und angenehm; die Gegenden um den Genfersee werden häufig der Gesundheit wegen von Fremden besucht. Der Kanton erzeugt Getreide (doch nicht ausreichend für das Bedürfniß), etwas Hanf und Flachs, Tabak (sehr ergiebig), Obst von vorzüglicher Güte, Kastanien, Nüsse, Feigen, Wein (die besten Sorten sind die Rysswine, sowie die Lacôteweine von Mons, Fechy und Tartegnins, gute rothe Tischweine am Neuenburgersee), Holz. Im Allgemeinen kommen vom Areal 22 Proc. auf Aecker u. Gärten, 40 Proc. auf Wiesen u. Weiden, 2 Proc. auf Weinland, 19 Proc. auf Waldungen, 17 Proc. auf unfruchtbares Land. Weinbau u. Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen der Bewohner. Die Industrie ist im Allgemeinen von keiner großen Bedeutung, doch befinden sich verschiedene Zweige derselben in mehren Gemeinden auf einer hervorragenden Stufe, so namentlich die Uhrenfabrikation, die Juwelierarbeiten am Lac de Joux u. in St. Croix; außerdem finden sich Fabriken von Nägeln, Sensen, Feilen ꝛc., von Rasirmessern, Cigarren, Papier, Gießereien, Spinnereien, Färbereien ꝛc. Außer diesen Fabrikaten bilden Vieh, Tabak, Salz, vortrefflicher Käse, Wein (durchschnittliche Jahresernte 230,000 Säum), nebst feinen Liqueuren die Haupthandelsartikel des Landes. Sehr wichtig ist für das Waadtland der Speditions- und Transitverkehr zwischen Deutschland, Frankreich und Italien, namentlich der Transit französischer Waaren. Die Verfassung beruht auf der neuen Konstitution vom 15. December 1861; nach derselben ward die gesetzgebende Gewalt von dem „großen Rathe" ausgeübt, welcher aus den von den Kreisversammlungen gewählten Deputirten gebildet wird, deren Amt auf 4 Jahre festgesetzt ist. Der „große Rath" versammelt sich zweimal im Jahre. Die vollziehende und administrative Gewalt ist einem Staatsrathe von 7 Mitgliedern anvertraut, der vom großen Rath auf 4 Jahre gewählt wird und sich jährlich den Präsidenten wählt. Die höchste Behörde ist das Kantonsgericht; für die Kriminalrechtspflege ist das Institut der Jury gewährleistet. Das verwaltende Organ in jeder Gemeinde ist die Municipalität mit einem Syndikus an der Spitze; beschließend und überwachend wirkt der Gemeinderath. Nach dem Budget von 1865 betrug die Einnahme 3,235,000, die Ausgabe 3,289,635, die Staatsschuld 3¼ Millionen, das Aktivvermögen 13 Millionen Francs. An Lehranstalten bestehen 742 Primärschulen, eine Taubstummen- und 4 Blindenanstalten, 13 Sekundär- und Realschulen, 2 Normalschulen, ein Progymnasium, 6 Gymnasien, eine Industrie- und Bauschule, eine landwirthschaftliche Anstalt, eine Akademie (in Lausanne, mit 3 Fakultäten) und eine freie evangelisch-theologische Fakultät (ebendaselbst). Die Verfassung der reformirten Staatskirche beruht auf dem neuen Kirchengesetz vom 19. Mai 1863, wonach die Synode als die oberste Autorität in Kirchensachen erscheint; unter dieser stehen kirchliche Bezirksräthe. Die Katholiken (12,790 an der Zahl) gehören zum Bisthum Lausanne-Genf. Das Bundeskontingent beträgt 14,567 Mann, wovon 5827 Mann im Auszug. Das Kantonswappen ist ein horizontal von Silber und grün getheilter Schild, in dessen oberem silbernen Felde die Worte stehen: Liberté et Patrie. Zu Cäsars Zeit gehörte das Land zu Helvetien, dann ward es zu der römischen Provinz Maxima Sequanorum geschlagen. Den Römern entrissen es die Burgunder, und nach der Theilung des burgundischen Reichs gehörte es zum transjuranischen, dann zu Hochburgund. Nach dem Zerfall dieses Königreichs kam das Land an die deutschen Kaiser, welche das Haus Zähringen damit belehnten, nach dessen Aussterben es wieder an die deutschen Kaiser fiel. Graf Peter von Savoyen unterwarf es um 1370 fast ganz, so daß nur der Bischof von Lausanne die Distrikte um diese Stadt, Bern und Freiburg aber den nördlichsten Theil besaßen. Die Vereinigung W.s mit der Schweiz wurde durch die Siege der Schweizer über Karl den Kühnen 1476 und den Sieg der Berner 1536 über Savoyen, welcher das Waadtland von Murten bis Genf in die Gewalt Berns brachte, angebahnt. Herzog Emanuel Philibert von Savoyen trat im Vertrag zu Lausanne 1570 das Land förmlich an die Eidgenossenschaft ab. Die Berner ihrerseits behandelten aber W. als Unterthanenland und setzten Landvögte ein; nur wenige Orte behielten ihre alten Freiheiten. Die französische Revolution fand daher im Waadtlande begeisterten Anklang. Die strengen Maßregeln Berns steigerten die Unzufriedenheit und auf Anrufen der Waadtländer um Vermittelung erschien ein französisches Heer, in dessen Schutze das Land sich 1797 für unabhängig von Bern erklärte. Es bildete seit 1798 einen eigenen Freistaat unter dem Namen Leman, der aber seit der Mediationsverfassung den alten Namen Vaud oder W. annahm und 1815 als Kanton anerkannt wurde. Klagen über Beschränkungen der Wahlfreiheit, sowie über andere Beeinträchtigungen führten im Mai 1830 zur Erweiterung der Wahlfreiheit. Aber am 18. December 1830 kam es zu einer Volksbewegung, in Folge deren der Kanton am 25. Mai 1831 eine neue demokratischere Verfassung erhielt. Im Laufe der dreißiger Jahre wurde die ganze Verwaltung durchgreifenden Reformen unterworfen. In Bezug auf die kirchlichen Verhältnisse standen die orthodoxen calvinistischen Geistlichen, die Methodisten u. die Radikalen einander gegenüber. Letztere begehrten zwar volle Gewissens- und Lehrfreiheit, bestanden aber darauf, daß die Kirche als Staatskirche dem Staate untergeordnet bleibe. Die politische und kirchliche Reaktion

Digitized by Google

in Zürich und Luzern übte auch auf W. ihren Einfluß aus, und als es sich in Luzern um die Jesuitenberufung handelte, forderte das Volk laut fast einstimmig, daß der große Rath dem Gesandten von W. bei der Tagsatzung den Auftrag ertheile, mit den übrigen radikalen Kantonen für Austreibung der Jesuiten zu stimmen. Dennoch verwarf der große Rath die Petition und gab damit das Signal zu der Revolution vom 14. und 15. Febr. 1845. Eine am 29. Dec. 1844 in Lausanne zum Sturz der Regierung gebildete politische Association, an deren Spitze die Häupter der radikalen Partei: Druey, Blancheney, Eytel und Andere standen, leitete die Unzufriedenheit zur That, und da der Staatsrath sich von den einberufenen Bataillonen verlassen sah, dankte er ab und überließ der Revolution den unblutigen Sieg. Druey und Blancheney traten, der Erste als Präsident, der Andere als Vicepräsident, an die Spitze des neuen Staatsraths. Die Verfassung vom 25. Mai 1831 ward einer Revision unterworfen und die revidirte Verfassung am 19. Juli 1845 vom großen Rath, am 10. August vom Volk angenommen. Als der neue Rath die Geistlichen anwies, die neuen Regierungsgrundsätze von der Kanzel aus zu vertreten, boten am 11. Nov. 1845 180 Geistliche ihre Entlassung an, wenn die Kirche nicht in Zukunft gegen Eingriffe von Seiten der weltlichen Regierung geschützt würde. Der große Rath nahm ihre Entlassung an, worauf jene Geistlichen mit ihrem Anhang eine freie evangelische Kirche bildeten (s. Reformirte Kirche). Im Sonderbundskriege stand W. auf der Seite der liberalen Kantone. Im Jahre 1848 wurde die Kantonalverfassung im Sinne der neuen Bundesverfassung amendirt (s. oben). Der kirchlichen Spaltung wurde durch die neue Kirchenverfassung von 1863 (s. oben) ein Ende gemacht. Vgl. Struve, Beschreibung von W., Bern 1807; Olivier, Le Canton de Vaud, Lausanne 1837 ff., 2 Bde.; Vulliemin, Der Kanton W., historisch, geographisch und statistisch geschildert, deutsch von Wehrli-Boisot, St.-Gallen 1847 ff., 2 Bde.

Waag (bei den Alten Aucha, ungar. Vag), linker Nebenfluß der Donau, entsteht aus der weißen W., welche aus dem grünen See am 7600 Fuß hohen Kriwan und dem viel tiefer liegenden Waseyersee kommt, und aus der schwarzen W., die weiter im Süden an dem 5870 Fuß hohen Kralowa-Hola oder Königsberg entspringt. Beide vereinigen sich oberhalb Hradek im liptauer Komitat, wo der Fluß flößbar wird. Derselbe hat anfangs westliche und nordwestliche Richtung, in welcher er Trentschin und Neustadtl berührt, wo er in die Ebene tritt, und mündet bei Guta in den sogenannten preßburger Donauarm, der sich darauf unter dem Namen Waag-Donau (Vágduna) bei Komorn mit dem Hauptarm vereinigt. Die W. nimmt rechts die Bela, Arva und Kisucza, links die Revucza und Thurocz auf. Ihr Lauf beträgt 40 Meilen. Sie kann mit Schiffen von 3—400 Centnern Tragfähigkeit befahren werden, bei hohem Wasserstande bis Fargasd und Sellye. Das Thal der W. ist bald eng und von Felsen eingeschlossen, bald weiter und anmuthig.

Waagen, Gustav Friedrich, Maler und Kunstgelehrter, geboren am 11. Februar 1794 zu Hamburg, trat 1813 als Freiwilliger in das preußische Heer ein, widmete sich nach Vollendung der Feldzüge zu Breslau, Dresden, Heidelberg und München kunstgeschichtlichen Studien und machte sich durch seine Schriften: „Ueber die in der bayerischen Sammlung der Akademie der Wissenschaften befindlichen Mumien und andere ägyptische Alterthümer" (München 1820) und „Ueber Hubert und Johann van Eyck" (Breslau 1822) auch literarisch bekannt. Im Jahre 1823 wandte er sich nach Berlin, wo er mit der Kommission in Verbindung kam, welche für die Anordnung und Ausstattung des neuen Museums niedergesetzt war. Im Jahre 1832 als Direktor der Bildergallerie des neuen Museums angestellt, arbeitete er den Katalog derselben aus. Als Reisefrüchte veröffentlichte er „Kunstwerke und Künstler in England und Paris" (Berlin 1837—39, 3 Bde., erweitert unter dem Titel „The treasures of art in Great Britain", London 1854, 3 Bde.) und „Die Gemäldesammlung der kaiserlichen Eremitage zu Petersburg" (Berlin 1864). Unter dem Titel „Kunstwerke und Künstler in Deutschland" (Leipzig 1843—45, 2 Bde.) lieferte er eine kritische Beschreibung der Kunstdenkmäler in Franken, Schwaben und im Erzgebirge. Im Jahre 1844 ward er Professor der Kunstgeschichte an der Universität. Von seinem „Handbuch der Geschichte der Malerei" ist bis jetzt ein Band (Stuttg. 1862) erschienen.

Waal, der südliche, größere Arm des Rhein, trennt sich in der niederländischen Provinz Geldern bei Pannerden oberhalb Arnheim ab, fließt in westlicher Richtung an Nimwegen, Tiel und Zaltbommel vorüber, vereinigt sich bei der Schanze St. Andries mit der Maas, trennt sich aber sogleich wieder, fließt dann noch mehre Meilen weiter und vereinigt sich bei Woudrichem völlig mit der Maas, welche nun den Namen Merwe annimmt.

Waalen (holl., s. v. a. Wasserbehälter), die Kanäle des Amsterdam durchströmenden Flusses Y, auf welchen die Kauffahrteischiffe bis zu den Magazinen der Kaufleute gelangen können.

Waarenkenntniß, die Kenntniß von der Beschaffenheit aller Waaren, welche im Handel gewöhnlich vorkommen; werden diese Kenntnisse als Wissenschaft betrachtet, so heißt diese Waarenkunde. Am sichersten werden diese Kenntnisse durch Erfahrung und Anschauung erlernt, jedoch hat man auch besondere Lehrbücher darüber, meist als Waarenlexika eingerichtet. Unter den Lehrbüchern der Waarenkunde sind Blumenbachs „Technische Materialwaarenkunde" (Pesth 1846), Erdmanns „Grundriß der Waarenkunde" (2. Aufl., Leipzig 1852), sowie Hanke's „Lehrbuch der Waarenkunde" (Wien 1850), Thons „Waarenlexikon" (Ilmenau 1832) und Schedels „Waarenlexikon" (6. Aufl., bearbeitet von Reichenbach, Wagner und Wieck, Leipz. 1863, 3 Bde.) zu erwähnen.

Wabash, Fluß in Nordamerika, entspringt in der Grafschaft Mercer im westlichen Theil des Staats Ohio, fließt in nordwestlicher Richtung in den Staat Indiana, dessen Hauptstrom er ist, nimmt dort eine südwestliche Richtung an, bildet dann südlich strömend die Grenze von den Staaten Indiana und Illinois, bis er nach einem Lauf von 120 Meilen an der Grenze von Kentucky

ed by Google

in den Ohio fällt. Der W. ist von Lafayette an 65 Meilen weit bis zu seiner Mündung für Dampfboote schiffbar; an seinen Ufern befinden sich reiche Steinkohlenlager. Unter seinen zahlreichen Nebenflüssen sind der Tippecanoe, White River und Little Wabash die bedeutendsten. Der Wabash-Eriekanal, welcher von Lafayette aus nach dem Eriesee führt und so das Stromgebiet des Ohio mit den canadischen Seen verbindet, begleitet den W. von Huntington an bis Terre Haute, 40 Meilen lang.

Waben, die aus Zellen erbauten Nester vieler bienen- und wespenartigen Insekten; vergl. Bienen.

Wace, Robert, anglo-normannischer Dichter, geboren um 1090 auf der Insel Jersey, erhielt den ersten Unterricht auf der Schule zu Caen, wo er auch später nach längerem Aufenthalt in andern Theilen Frankreichs und in England lebte. Heinrich I. verlieh ihm eine Präbende an der Kathedrale von Bayeux. Er † um 1174. Seine Hauptwerke, auf der pariser Bibliothek im Manuskript vorhanden, sind „Roman de Brut" (herausgegeben von Leroux de Lincy, Rouen 1836—38, 2 Bde.) und „Roman de Rou" (herausgegeben von Pluquet, das. 1827, 2 Bde.). Zugeschrieben werden ihm unter Anderm auch eine „Chronique ascendante des Ducs de Normandie" (Rouen 1824) und das Gedicht „L'établissement de la Fête de la conception Notre-Dame, dite la Fête aux Normands" (herausgegeben von Marcel und Trebutien, Rouen 1842). Vergl. Pluquet, Notice sur la vie et les écrits de R. W., Rouen 1824.

Wach, Karl Wilhelm, Historienmaler, geboren den 11. Sept. 1787 zu Berlin, machte seine Studien bis zum 17. Lebensjahre unter Leitung Karl Kretschmers und erhielt vom König eine Reihe ehrenhafter Aufträge, worunter das lebensgroße Bildniß der Königin und die Bilder in der zum griechischen Kultus im königlichen Schlosse bestimmten Kapelle die bedeutendsten sind. Nachdem er die Feldzüge von 1813 und 1815 als Landwehroffizier mitgemacht, blieb er in Paris bis Mai 1816. Im Jahre 1817 ging er nach Rom, von wo aus er im folgenden Jahr einen großen Theil Italiens bereiste, um die zerstreuten Werke der alten Schule kennen zu lernen. Nach der Rückkehr aus Italien (1819) wurde er zum Professor an der Akademie in Berlin ernannt. Zu seinen frühesten Werken aus dieser Zeit gehören die Deckengemälde im Koncertsaale des Schauspielhauses, denen die Auferstehung Christi, jetzt in der evangelischen St.-Peter-Paulskirche in Moskau, folgte. Auch vorzügliche Bildnisse lieferte er. Ausgezeichnet ist das Kniestück der Prinzessin Marianne, welches der König der Stadt Amsterdam zum Geschenk machte. Im Jahre 1827 malte W. für die Prinzessin Friedrich der Niederlande ein großes Madonnenbild, das ebenfalls zu seinen Meisterwerken gehört. Seinen Sinn für Schönheit der Form und Farbe bekundet namentlich seine lebensgroße Nymphe (1835), welche von Amor beim Winden des Kranzes überrascht wird. Im Jahre 1838 vollendete W. eine Judith, wie sie mit dem Haupte des Holofernes aus dem Zelte tritt, eine Gestalt von hoher Schönheit. Ein kleineres Oelgemälde aus der späteren Zeit stellt das Begräbniß der heiligen Jungfrau durch die Apostel dar. Unter seinen spätern Bildnissen nennen wir besonders jenes des Königs, welches Jentzen 1840 lithographirte. Auf Bestellung des pommerschen Kunstvereins malte er 1842 den heiligen Otto von Bamberg, in Stettin 1123 die ersten Christenkinder taufend. W. war viele Jahre königlicher Hofmaler. Im Jahre 1820 wurde er ordentliches Mitglied der Akademie, 1827 Mitglied des akademischen Senats. Seit 1841 Vicedirektor der Akademie, † er den 25. Nov. 1845. W. gehörte zu jenem Kreise von Männern, welche in Rom für die deutsche Kunst eine neue Aera begannen. Er und die von ihm in Berlin gegründete Malerschule faßte hauptsächlich religiös-christliche Momente auf und zeichnet sich durch strenge Zeichnung, vollkommene Durchbildung der menschlichen Form, den edleren Styl der älteren italienischen Meister, sowie große Reinheit und Glanz der Färbung aus. Seine Schwester war die Romanschriftstellerin Auguste von Paalzow.

Wahabiten, s. v. a. Wahabiten.

Wachau, Dorf im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, 2 Stunden südöstlich von Leipzig, hat eine schöne neue Kirche und 331 Einwohner; ist der Geburtsort des Satirikers Rabener u. war am 16. Okt. 1813 einer der Hauptpunkte der Schlacht von Leipzig (s. d.). Auf einem nahe gelegenen Hügel erinnert ein Denkmal daran.

Wache (Wacht), eine Abtheilung von Soldaten oder Polizeipersonen oder hierzu bewaffneten Bürgern, welche an einem bestimmten Orte in Bereitschaft gehalten wird, entweder der allgemeinen Sicherheit wegen oder zum Schutze öffentlicher Gebäude, Magazine, Kassen ꝛc. oder zu Ehren fürstlicher Personen, höherer Befehlshaber ꝛc. Jede W. wird von einem Unteroffizier oder Gefreiten befehligt; Offiziere beziehen nur dann die W., wenn die Wichtigkeit des Postens oder die Stärke der Wachmannschaft es nöthig macht. Die W. enthält meist so vielmal 3 Mann, als sie Schildwachen oder Posten zu besetzen hat. Außerdem ist gewöhnlich noch ein Gefreiter zum Postenaufführen und bei der Hauptwache ein Unteroffizier zu Meldungen vorhanden. Auch gehört zu jeder W. ein Tambour oder Hornist (Trompeter), der die Signale der Reveille, des Zapfenstreichs (Retraite) oder zum Alarm zu geben hat. Die Posten werden in der Regel alle 2 Stunden abgelöst, und jeder Soldat hat also 4 Stunden Ruhe, bevor er wieder auf Posten kommt. Ronden (s. d.) visitiren die W.n, die eine (Hauptronde) vor Mitternacht, die andere (Visitirronde) nach Mitternacht. Patrouillen von 2—3 Mann haben von 2 zu 2 Stunden die Posten zu visitiren. Im Kriege werden dem Feind gegenüber Feldwachen (s. d.) und innerhalb des Lagers Fahnen- und sogenannte Brandwachen, erstere vor, letztere hinter der Fronte, aufgestellt. Bei der Kavallerie und Artillerie gibt es außerdem noch Stallwachen zur Beaufsichtigung der Pferde. Auf Schiffen nennt man W. die Mannschaft, welche die W. hat, und den Zeitraum, während dessen die eine Hälfte der Mannschaft auf dem Verdeck bleibt und den Dienst verrichtet, während die andere ausruht. Die Ablösung erfolgt alle 4 Stunden. Die W. befehligt ein Lieutenant,

auf Kauffahrteischiffen der Schiffer und Steuermann abwechselnd.

Wachendorffia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Irideen, charakterisirt durch die radförmige, tief 6theilige, unregelmäßige Korolle, deren oberer Theil an beiden Seiten mit schmalen Nektarkanälchen versehen ist und des Abends die übrigen Theile scheidenartig bedeckt, und die 3fächerige Kapsel mit rauhen Samen, Zwiebelgewächse vom Kap, die als vorzügliche Zierpflanzen dienen. W. hirsuta *Thunb.* hat schwertförmige, 3rippige, spitze, rauhhaarige Blätter, einen $1\frac{1}{2}$ Fuß hohen, weichhaarigen, oben 3eckigen und rispenförmigen Stengel, 4—5blumige Blumenstiele, lanzettförmige, zottige Brakteen und nickende, innen gelbe, auswendig braungestreifte, am oberen Kronentheil ganz braune und haarige Blumen. Man pflanzt die Zwiebelknolle in leichte, mit $\frac{1}{3}$ Flußsand gemischte Dammerde, durchwintert sie bei 1—5° Wärme, hält sie im Ruhestande trocken und stellt sie im Frühjahre nahe unter Fenster, damit sie möglichst viel Luft und Licht erhalte. Das Umpflanzen kann im Februar oder März (allenfalls auch im Herbste in einem Kapzwiebelkasten) geschehen. Die Vermehrung geschieht durch Nebenbrut. W. thyrsiflora *L.* hat schwertförmige, 5rippige, 1—2 Fuß lange, spitze Blätter und einen 2—4 F. hohen, aufrechten, zottig-filzigen Schaft. Die Blumen, in einer straußförmigen Endrispe stehend, sind schön gelb, auswendig orangefarbig. Diese Art wird im Zimmer oder Glashaus bei 5—8° Wärme nahe am Fenster durchwintert und nur bei warmer Sommerwitterung ins Freie gestellt.

Wachholderbranntwein, s. v. a. Genever.

Wachholderstrauch (Juniperus *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen, charakterisirt durch die diöcischen Blüthen (männliche achsel- oder fast endständige Kätzchen mit 4—7 einfächerigen, am unteren Rande einer eiförmigen, schildartigen Schuppe eingefügten Staubkölbchen; weibliche endständige, von einer fleischigen, 3spaltigen, aus 3 zusammengewachsenen Schuppen gebildeten Hülle umschlossene Zapfen) und die in der vergrößerten, fleischigen, eine Scheinbeere bildenden Hülle verborgenen, mit nußartiger Schale versehenen Samen, harzreiche immergrüne Sträucher oder Bäume, meist in der nördlichen Erdhälfte. Der gemeine W. (J. communis *L.*), in ganz Europa und Nordasien, auf trocknen Hügeln, in Wäldern, wächst nur unter günstigen Verhältnissen zu einem 15—20, höchstens 30 Fuß hohen Baume heran und bleibt in der Regel ein 4—5 Fuß hoher Strauch mit einen halben Zoll langen, linealischen, stechenden Blättern, die in Wirteln zu je 3 an den 3kantigen Aesten stehen. Die männlichen Kätzchen sind klein, vielblüthig, eirund, die weiblichen Blüthen dreiblüthig, urnenförmig. Die Beeren (Wachholderbeeren, Baccae Juniperi) sind im ersten Jahre eirund und von grüner Farbe, im zweiten saftig, kugelig und blauschwarz mit weißem Reif. Um die steinharten Samenkörnchen herum liegen 10 Bläschen mit ätherischem Oel gefüllt, welches sich im zweiten Jahre fast ganz in Harz verwandelt; daher riechen und schmecken die grünen Beeren stärker als die schwarzen, welche letztere auch leicht durch Austrocknen zerreiblich, geruch- und geschmacklos werden. Die reifen Beeren enthalten außer ätherischem Oel, Harz und Gummi viel (33 Proc.) Zucker, der zwar noch weniger süß schmeckt als der Stärkezucker, aber die Ursache davon ist, daß die Beeren der Weingährung fähig sind, worauf ihr Werth für den Genever beruht. Die Beeren sind außerdem als Küchengewürz in Gebrauch, geben in ihrem eingedickten Safte (Wachholdermus) ein harn- u. schweißtreibendes Mittel und dienen zur Bereitung verschiedener Arzneimittel, z. B. des Wachholderbeeröls, eines kräftig diuretisch wirkenden Mittels. Die Beeren werden von den Drosseln, Seidenschwänzen ꝛc. begierig gefressen. Sowohl die Beeren als die trocknen Zweige und Wurzeln benutzt man zum Räuchern. Zwischen Holz und Rinde setzt sich eine harzige Substanz an, die sonst als deutscher Sandarak in Anwendung kam. Das Holz ist sehr feinfaserig, dicht, aber leicht, das der Wurzel harzreicher. Es ist fast unverweslich, wird von keinem Insekt angegriffen und von Tischlern, Drechslern und Instrumentenmachern verarbeitet. Auch dient es zu schweißtreibenden Tisanen. Der W. entzieht als Waldunkraut den besseren Holzsorten die Nahrung. Doch wird er mit Nutzen angepflanzt, wenn man heißen, trockenen, der Sonnenhitze ausgesetzten Boden für andere Forstpflanzen empfänglich machen will. Der Zwergwachholderstrauch (J. nana *W.*) ist ein niedrig hingestreckter Strauch mitgekrümmten, lanzettlich-linealen, stark stechenden Nadeln, elliptischen oder kugeligen Zapfen und kleinen, elliptischen, blau bereiften Beeren und bildet 1—2 Fuß hohe Polster auf grasigen Abhängen und Kämmen der Alpen und Voralpen, auch im hohen Norden. Der spanische W., Cedernwachholder (J. oxycedrus *L.*), auf dürren Plätzen in den Ländern des Mittelmeeres, hat größere braunrothe, haselnußgroße Früchte, wird 10—20 Fuß hoch, der Stamm ist bisweilen über 1 Fuß dick. In seiner Benutzung kommt er mit dem gemeinen W. überein. Außerdem liefert er das übelriechende ätherische Huile de Cade, das in der Thierheilkunde besonders gegen die Raude der Schafe in Anwendung kommt. Der virginische W., rothe Ceder (J. Virginiana *L.*), in Nordamerika, in Europa häufig zur Zierde kultivirt, wird in der Heimat ein 40—50 F. hoher pyramidenförmiger Baum mit rautenförmig-länglichen, vierzeilig-dachziegeligen Blättern und schwarzblauen Beeren mit nur 1—2 Schließfrüchten. Die wahrscheinlich durch Insektenstiche erzeugten schwammigen Auswüchse der Aeste (Cedernäpfel, Gallae Juniperi Virginianae) werden als Wurmmittel empfohlen. Der stinkende W., Sadebaum, Sevenbaum (J. Sabina *L.*), in Süddeutschland, der Schweiz, Südeuropa, Sibirien, im Orient, auf Gebirgen an schattigen Stellen, wird 8—15 F. hoch, hat herablaufende, gegenständige, schuppenförmige, den Aesten angedrückte, vierreihig dachig stehende, auf dem Rücken mit einem durchscheinenden Harzbehälter versehene Blätter und schwärzliche, ins Rothbraune spielende, bläulich bereifte Früchte. Der ganze Strauch hat einen durchdringend harzig-gewürzhaften, terpentinartigen Geruch und einen sehr bittern,

Digitized by Google

unangenehmen Geschmack. Die beblätterten Zweige enthalten vorzüglich viel ätherisches Oel (Oleum Sabinae, Sadebaumöl), das durch Destillation gewonnen wird und einen durchdringenden Geruch und einen kampherartigen, schwach bitterlichen Geschmack hat, und Gerbestoff und wirken balsamisch-erregend und scharfreizend, den Stoffwechsel in den vegetativen Organen erhöhend, die Absonderung befördernd, besonders specifisch reizend auf das Uterinsystem. Man wendet sie an bei Schleimflüssen, Leiden des Uterinsystems, Anomalien der Menstruation, weißem Fluß, sowie bei gichtischen Beschwerden, äußerlich als Reizmittel bei atonischen Geschwüren, bei syphilitischen und andern Afterproduktionen der Haut. Der Sadebaum wird zu den scharfen Giftgewächsen gezählt und gilt als Abortivum, weshalb er hier und da im Freien nicht geduldet wird.

Wachler, Johann Friedrich Ludwig, namhafter Literarhistoriker, geboren am 15. April 1767 zu Gotha, studirte zu Jena und Göttingen Theologie und Philosophie, ward 1790 Rektor zu Herford, 1794 Professor der Theologie, dann auch der Geschichte zu Rinteln, 1801 zu Marburg und folgte 1815 dem Ruf als Professor der Geschichte und Konsistorialrath nach Breslau. Seine bei den Streitigkeiten über das Turnwesen bewiesene Freimüthigkeit hatte zur Folge, daß er 1824 von den Schul- und Konsistorialgeschäften abtreten mußte, worauf er, mit Beibehaltung der Professur, zum Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek ernannt wurde. Er † den 4. April 1838. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Lehrbuch der Geschichte" (Breslau 1817, 6. Aufl. 1838); „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (Frankfurt 1818 bis 1819, 2 Bde.; 2. Aufl. 1834); „Philomathie" (das. 1819—21, 3 Bde.); „Handbuch der Geschichte der Literatur" (das. 1804; 3. Aufl., Leipz. 1833, 4 Bde.); „Geschichte der historischen Forschung und Kunst" (Gött. 1812—20, 2 Bde.); „Die pariser Bluthochzeit" (Leipz. 1826, 2. Aufl. 1828); „Lehrbuch der Literaturgeschichte" (das. 1827). W. war als Historiker seines Stoffes wie der Form gleich Meister und durch gründliche Forschung, umfassende Belesenheit, selbstständiges Urtheil und edle Sprache ausgezeichnet.

Wachmeister, in den meisten deutschen Armeen der im Rang am höchsten stehende Unteroffizier einer Reiterkompagnie oder Schwadron, dessen dienstliche Funktionen im Wesentlichen dieselben sind wie die des Feldwebels (s. d.) bei der Infanterie.

Wachs (franz. cire, engl. wax), gemeinsame Bezeichnung für eine Reihe fettartiger Körper, welche sich durch ihre physikalischen Eigenschaften kaum, sehr scharf aber dadurch von den ächten Fetten unterscheiden, daß sie beim Kochen mit Alkalilauge kein Glycerin liefern. Die Wachsarten sind neutral, im reinen Zustande farb-, geruch- und geschmacklos, in der Kälte brüchig, bei Blutwärme weich und knetbar, specifisch leichter als Wasser, in kaltem, bisweilen auch in heißem Alkohol unlöslich, ganz oder theilweise löslich in Aether, besonders leicht löslich in Benzin und Schwefelkohlenstoff. An der Luft werden die Wachsarten nicht ranzig, sie sind schwerer schmelzbar wie Fette, zersetzen sich wie diese beim Erhitzen, liefern aber kein Akroleïn (eine ausgeblasene Wachskerze riecht ganz anders wie eine ausgeblasene Talgkerze). Die Wachsarten sind vegetabilischen oder thierischen Ursprungs, im Thierkörper können sie aus Kohlenhydraten entstehen, da ausschließlich mit Zucker gefütterte Bienen W. erzeugen. Das Bienenwachs, die wichtigste Wachsart, ist in reinem Zustande weiß und erhält seine gewöhnliche gelbe bis braune Farbe und den eigenthümlichen Geruch nur durch die Berührung mit dem Honig und Blüthenstaub, es ist an den Kanten durchscheinend, auf dem Bruch splittrig, erweicht bei 30°, schmilzt zwischen 63 und 64° und liefert bei der trocknen Destillation Palmitinsäure, Cerotinsäure und verschiedene Kohlenwasserstoffe, aber keine Sebacylsäure. In siedendem Alkohol ist es theilweise löslich, der lösliche Theil (früher Cerin genannt) ist Cerotinsäure, gemengt mit etwas Palmitinsäure, der unlösliche (früher Myricin genannt) besteht im Wesentlichen aus Palmitinsäure-Myricyläther. Das rohe gelbe W. bildet einen wichtigen Handelsartikel. Man unterscheidet: deutsches W. aus Westphalen, Hannover, Mecklenburg, Brandenburg, Schlesien, Böhmen und Mähren, ungarisches, von welchem das rosenauer das beste ist, galizisches, russisches aus der Ukraine, der Krim und Podolien, türkisches aus Rumänien und Bulgarien, griechisches, westindisches von Jamaica, Guadeloupe (schwarzes), Domingo und den Bahamainseln, Guineawachs, mexikanisches, besonders von Yukatan (dunkel, schwer zu bleichen), nordamerikanisches aus Newyork, Vermont, Kentucky, Indiana, Tennessee, Newjersey, Missouri und Ohio, ostindisches aus Kalkutta, Bombay, Madras, Mogador u. Sumatra, afrikanisches vom Kap, aus Aegypten und Marokko. Zur Reinigung des W.es schmilzt man es wiederholt mit Wasser, gießt es dann in dünne Bänder u. setzt diese dem direkten Sonnenlicht aus, während man sie genügend feucht erhält. Künstliche Bleichung des W.es gibt selten gute Resultate und wirkt namentlich nachtheilig auf das Brennen der Kerzen. Verfälschungen des Bienenwachses kommen sehr häufig vor. Wasser scheidet sich beim Schmelzen aus, erdige Zusätze bleiben beim Lösen in Terpentinöl zurück, Stearinsäure und Harz erkennt man durch Kochen des W.es mit Alkohol. Beim Erkalten des letzteren scheidet sich die Cerotinsäure aus und auf Zusatz von Wasser fallen dann etwa vorhandene Stearinsäure und Harz. Zur Nachweisung von Talg kocht man 2 Gramm W. mit 100 Kubikcentimeter Natronlauge, welche im Liter 4 Gramm Natronhydrat enthält, etwa 2—3 Minuten, säuert die Flüssigkeit mit Salzsäure an, läßt sie ruhig erkalten und prüft den erstarrten Wachskuchen, wie oben angegeben, auf Stearinsäure. Paraffin bleibt zurück, wenn man ein nußgroßes Stück W. mit rauchender Schwefelsäure etwas erwärmt, bis die Reaktion vorüber ist, und dann ruhig erkalten läßt. Das W. wird hierbei vollständig verkohlt. Zur Nachweisung von vegetabilischem W. behandelt man das Bienenwachs mit Aether. Von letzterem lösen sich hierin cirka

Digitized by Google

50 Procent, während das vegetabilische W. in Aether vollständig löslich ist. Das chinesische Insektenwachs, Pelawachs, wird von einer Art Schildlaus, Coccus pela, gleichsam zum Schutz ihrer Eier auf einer Esche, Fraxinus chinensis, erzeugt. Man kultivirt in China den Baum und das Insekt und gewinnt jährlich durch Schmelzen des die Blätter bedeckenden Ueberzugs 400,000 Pfund W. Dasselbe ist dem Walrath ähnlich, farblos, glänzend, krystallinisch, durchscheinend, geruch- und geschmacklos, fast unlöslich in Alkohol und Aether und schmilzt bei 83° C. Es wird in China zur Kerzenfabrikation benutzt und kommt nur selten in den europäischen Handel. Es besteht im Wesentlichen aus Cerotinsäure-Cerylather und wird fälschlich auch als vegetabilisches W. bezeichnet. Die ächten vegetabilischen Wachsarten, welche ohne Dazwischenkunft von Insekten lediglich durch den Lebensprozeß der Pflanzen gebildet werden, sind Glyceride und mithin von den Fetten nicht verschieden. Nur die äußere Aehnlichkeit, namentlich die Konsistenz, hat veranlaßt, sie den Wachsarten beizuzählen. Das japanische W., Pflanzenwachs, japanisches Pflanzentalg, wird in Japan aus den Früchten von Rhus succedanea gewonnen und kommt in großen Quantitäten nach Europa. Es ist gelblichweiß, von wachsartiger Konsistenz, läßt sich zwischen den Fingern kneten und zu Pulver zerkauen, ist unlöslich in Wasser und kaltem Alkohol, wird von letzterem beim Kochen aufgenommen, scheidet sich aber beim Erkalten als Gallerte wieder ab. Es ist löslich in Aether, Fetten und ätherischen Oelen, schmilzt zwischen 40 und 58°, besteht im Wesentlichen aus Dipalmitin und ist vollständig verseifbar. Zu Kerzen ist es nicht geeignet. Talgbaumwachs, chinesischer Pflanzentalg, vegetabilischer Talg, wird aus der äußersten Hülle der Früchte von Stillingia sebifera in China, Florida, Carolina, Algerien, Brasilien und Ostindien in großen Mengen gewonnen, ist hart, spröde, weiß, schwach durchscheinend, geruchlos, schmilzt bei 40° C., löst sich leicht in Aether und ätherischen Oelen und besteht im Wesentlichen aus Stillistearin (einem Glycerid, welches die der Stearinsäure ähnliche, bei 62° C. schmelzende Stillistearinsäure enthält). Es dient in China zur Kerzenbereitung, eignet sich aber besser zu Seifen. Die Samen des Baums enthalten ein flüssiges Fett, das Stillingiaöl, Ising-yu, und mit diesem ist das Talgbaumwachs bisweilen verfälscht, so daß es dann schmierig erscheint, während das reine W. selbst bei starkem Druck auf Papier keinen Fettfleck erzeugt. Myricawachs, Myrtelwachs, wird durch Kochen von den Früchten von Myrica cerifera *L.* in Louisiana, Carolina, Pennsylvanien und M. cordifolia *L.* auf den Sanddünen der Küste zwischen Tafelbai u. Falsebai gewonnen, es ist grünlich durchscheinend, härter als Bienenwachs, pulverisirbar, von specifischem Gewicht 1,01, riecht schwach gewürzhaft, schmilzt zwischen 48—50° C., wird durch längeres Schmelzen spröder, gibt an kochenden Alkohol viel (⅘) freie Palmitinsäure und wenig Laurinsäure ab und enthält außerdem ⅕ Palmitin; es eignet sich zur Kerzenfabrikation. Pinewachs, Pinetalg, ein der Kakaobutter ähnliches Fett aus den Samen von Vateria indica *L.*, einem Baum auf Malabar, in Travancore und Canara, ist weißlichgelb, ziemlich fest, wachsartig, schmilzt bei 36° C. und wird in England nach theilweiser Verseifung zu Kerzen verarbeitet. Sehr ähnlich ist das Choorit, Phulwarabutter, aus den Samen von Bassia butyracea *Roxb.* in Nepal; es schmilzt erst bei 49° C., wird nicht ranzig und zu Speisen und Kerzen benutzt. Minjak Tangkawang (Kakowang), Vegetable Tallow, aus den Früchten mehrer Hopeaarten, welche an den Flußufern des östlichen Borneo wachsen, ist auf dem Bruch mattgelb, wachsähnlich, nach längerem Aufbewahren gelbgrünlich, ohne deutlichen Geruch, schmeckt milde, hat die Konsistenz des Talgs und schmilzt bei cirka 35° C. Es geht namentlich nach Singapore, England und Holland und dient zur Bereitung von Speisen, Kerzen und Maschinenschmiere. Palmwachs wird aus Ceroxylonarten, besonders aus Ceroxylon Andicola *H.* et *Bpl.* auf den Andes Südamerika's gewonnen, es bekleidet die Stämme der Bäume und gibt ihnen ein marmorgleiches Ansehen. Man schabt es ab und erhält von einem Baum, der zu diesem Zweck gefällt werden muß, 25 Pfund, es ist weißlich, geruch- und geschmacklos, zerreiblich, durchscheinend und schwer schmelzbar, es dient, mit Talg gemischt, zur Kerzenbereitung. Das Karnaubawachs wird im nördlichen Brasilien von den jungen Blättern der Corypha cerifera abgeschieden; es ist hellgrau, geschmacklos, von angenehmem Geruch und zur Kerzenbereitung sehr geeignet, läßt sich aber nicht bleichen. Die Wachsarten dienen zur Kerzenfabrikation und die verseifbaren auch zur Bereitung von Seife; das Bienenwachs wird zur Darstellung von Wachspapier, Salben, Pflastern, Wachsbildern, Wachsblumen, in der Wachsmalerei und Enkaustik, zur Darstellung von Wachstafft und zur Wachspolitur benutzt.

Wachsbaum, s. v. a. Myrica cerifera *L.*

Wachsbeere, s. v. a. gemeiner Gagel, Myrica Gale *L.*

Wachsbildnerei (Ceroplastik), die Kunst, Gegenstände aus Wachs zu bilden, geschieht entweder durch Bossiren (s. d.), oder durch Gießen. Am häufigsten wird die W. angewendet zur Darstellung von Früchten, anatomischen Präparaten, künstlichen Perlen, Puppengesichtern und den sogenannten Wachsfiguren. Bei diesen sind gewöhnlich nur Gesicht oder Kopf, Hals und Hände, bisweilen auch andere nackte Theile von Wachs, die mit Kleidern bedeckten Theile des Körpers dagegen ausgestopft. Am häufigsten stellen sie merkwürdige Personen dar und bilden, in Sammlungen gebracht, ein Wachsfigurenkabinet, in der Regel ein wandelndes Besitzthum, das der Eigenthümer für Geld sehen läßt. Das zu wächsernen Gegenständen benutzte Wachs (Bossirwachs) besteht bei dem eigentlichen Bossiren aus 4 Theilen Wachs, 3 Theilen weißem Terpentin, etwas Baumöl oder Schweinefett und wird gewöhnlich mit Mennige, Zinnober oder Bolus roth gefärbt, um ihm die störende Durchsichtigkeit zu benehmen. Bossirwachs zu Wachsabgüssen wird dagegen mit Kolophonium versetzt und erhält, soll es roth werden, etwas Zinnober,

gitized by Google

soll es weiß bleiben, etwas Mastix und Schieferweiß. Grünes Bossirwachs erhält man durch Zusatz von Grünspan. Beim Guß wächserner Gegenstände (Wachsabgüsse) hat man Wachsformen von Holz oder Gyps.

Wachsblumen, künstliche Blumen, die aus mit Wachs überzogenem bunten Papier oder seidenem Zeuch oder aus bloßem Wachs bossirt sind. Man benutzt dabei verschiedene hölzerne Formen, die einer Blume oder Blumenblättern gleichen, und taucht sie, nachdem sie etwas angefeuchtet worden sind, in gefärbtes Wachs. Zu Wachsfederblumen taucht man dagegen weiße Federn in geschmolzenes gefärbtes Wachs, schüttelt dieses etwas davon ab und bindet, wenn es erkaltet ist, die Federn in Blumen zusammen.

Wachsenburg, s. Gleichen.

Wachsfiguren und **Wachsfigurenkabinet**, s. Wachsbildnerei.

Wachsgagel, s. v. a. Myrica cerifera *L.*

Wachshaut, s. v. a. Ceroma, s. Vögel.

Wachskerzen, s. Kerzen.

Wachskraut, s. v. a. Saponaria officinalis *L.*

Wachsleinwand (Wachstuch), Gewebe von Baumwolle, Flachs oder Jute, welche mit Firniß und Oelfarbe überzogen sind. Zur Bereitung derselben spannt man den Stoff in hölzerne Rahmen, überzieht ihn mit einem Mehlkleister und dann wiederholt mit Farbengrund, welcher gewöhnlich aus Ruß und Leinölfirniß besteht. Nach jedem Anstrich schleift man mit Bimsstein, überzieht das Stück, nachdem es genügende Stärke und Glätte erreicht hat, mit Glanzfirniß und lackirt es zum Schluß. Man fertigt W. in den verschiedensten Farben, marmorirt, figurirt, in Holzimitation, mit Mustern in bunten Farben bedruckt (damascirt) und mit Bronzefarben (bronzirt). Zum Bedecken und Verpacken von Waaren dient W., welche statt des Firnisses mit präparirtem Steinkohlentheer oder auch mit Wasserglas gestrichen ist. Die feinern Sorten, wie Wachsbarchent, Wachsmusselin, Ledertuch (über künstliches Leder s. Leder), dienen zu Sattler- und Portefeuillearbeiten und zum Bedecken der Möbel; auf beiden Seiten bearbeitete starke W. benutzt man als Planen für Wagen, zum Belegen von Fußböden, Treppen ꝛc. Bedeutende Fabriken von W. sind in Leipzig, Offenbach, Berlin, Frankfurt a. M., Chemnitz, Braunschweig, Wien und Altona, außerdem aber auch in England, Frankreich und in den Vereinigten Staaten.

Wachsmalerei, die Benutzung des Wachses als Bindemittel der Farben oder bloß als Befestigungsmittel nach bereits geschehenem Auftrag derselben, während das synonym gebrauchte Wort Enkaustik das Einschmelzen des Wachses in die Fläche des Bildes mittelst heißen Eisens bezeichnet. Ueber das Verfahren der Alten dabei ist nur wenig bekannt. Die Alten wandten, namentlich wo es auf glänzenden Farbenreiz ankam, bei Thier- und Blumenstücken die Enkaustik an. Bei einer Art derselben wurden die mit Wachs vermischten Farbstoffe mittelst heißer Stifte oder auch in kalter Auflösung mit dem Pinsel auf die Fläche aufgetragen und dann eingeschmolzen. Später pflegte man, wenn nicht Wachs, doch aufgelöste Harze theils als Bindemittel der Farben selbst, theils als Bestandtheil der Firnisse anzuwenden. Aber diese ganze Technik der W. ging seit dem 6. Jahrhundert verloren. Versuche zu ihrer Wiedererfindung machte zuerst der spanische Maler Velasco (1715—20), indem er die in den Wachsgrund eingegrabenen Umrisse mit geschmolzenen Wachsfarben füllte und dann die Oberfläche glättete. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts glaubten der Graf Caylus, Bachelier u. Majault das richtige Verfahren gefunden zu haben, und seitdem folgten rasch weitere vorgebliche Entdeckungen auf diesem Gebiete. Reifenstein (1757) fixirte Pastellbilder mit Wachs und Hirschtalg; Calau in Berlin gebrauchte (1769) das im Wasser auflösliche sogenannte punische oder eleodorische Wachs; Baron Taubenheim (1770) mischte Wachs mit Oel; Abbate Requento in Venedig (1784) gab seinen Gemälden einen heißen Ueberzug aus punischem Wachse. Aber alle diese Methoden sanken bald wieder in Vergessenheit. Erst im 19. Jahrhundert veranlaßte des Professors Roux in Heidelberg Schrift „Die Farben" (3 Hefte, Heidelberg 1825—29) die Wiederaufnahme der Sache. Doch veröffentlichte derselbe sein Verfahren, das Wachs als Bindemittel zu benutzen, nicht. M. P. de Montabert in einem „Traité complet de la peinture" (Paris 1829—30, 9 Bde.) empfahl als Bindemittel ein aus Wachs gezogenes, langsam sich verflüchtigendes, mit Kopalharz und etwas flüssigem Wachse vermischtes Oel, das sich wie die Oelfarben auf jeden beliebigen Grund auftragen lassen sollte. Das vollendete Bild sollte noch mit einer Art von Wachsmilch von in Alkohol aufgelöstem Wachs versehen werden. Bei den Malereien im Königsbau zu München 1833 wandte man ein aus Dammarharz, Terpentinöl und Wachs bestehendes Bindemittel an, mit welchem dann das Gemälde statt mit Firniß überzogen ward. Das Einbrennem der Farben, welches man anfangs anwandte, unterließ man später. Mérimée („De la peinture à l'huile", Paris 1830) suchte in den Gemälden des 15. Jahrhunderts ein aus Oelen und Harzen gemischtes Bindemittel, Knirim dagegen in seinem Werke „Die Harzmalerei der Alten" (Leipz. 1838) für die ganze antike und mittelalterliche Malerei als solches ein flüssiges Harz, ähnlich dem Kopaivabalsam, nachzuweisen und empfahl dasselbe, mit $^1/_{10}$ Wachs verbunden, auch der heutigen Kunst. Vorher hatte schon Lucanus zu Halberstadt 1833 den Kopaivabalsam, aber unvermischt, als Ersatz des Oels empfohlen. Ein vom Maler Fernbach angegebenes Verfahren fand in den Wandgemälden des Hohenstaufensaals der neuen Residenz in München Anwendung. Das Bindemittel bestand hier aus Auflösungen fester Harze mit Verdünnung durch Terpentinöl, das sich gleich nach dem Auftrage verflüchtigt. Die Technik ist so bequem wie bei den Oelgemälden, und Auftrag, Farbenglanz, Uebermalung und Lasirung stehen der Oelmalerei in keiner Weise nach. Eine eigenthümliche Verfahrungsart für die Ausführung von Wandgemälden hat sich endlich in neuester Zeit der Maler Eichhorn in Berlin („Die Wandmalerei in einer

neuen Technik", Leipz. 1853) gebildet, wobei das Wachs eine Hauptrolle spielt.

Wachsmuth, Ernst Wilhelm Gottlieb, einer der gründlichsten deutschen Geschichtsforscher, geboren am 28. Dec. 1784 zu Hildesheim, studirte zu Halle Philologie und Theologie, ward dann Lehrer an der Klosterschule zu Magdeburg, hierauf am Gymnasium zu Zerbst, 1815 an den vereinigten Gymnasien zu Halle und zugleich Lektor der italienischen und englischen Sprache an der Universität. Seit 1818 hielt er auch Vorlesungen über Weltgeschichte. Seine „Aeltere Geschichte des römischen Reichs" (Halle 1819), die er, um für die Geschichte Roms eine feste Grundlage zu gewinnen, mit Rücksicht auf Niebuhrs Werk neu aus den Quellen bearbeitete, erwarb ihm 1819 einen Ruf an die Universität zu Kiel, wo er seine „Theorie der historischen Forschung" (Halle 1820) vollendete. Zugleich bereitete er den Stoff zu einem Werk über das griechische Alterthum vor, zu welchem Behuf er Kopenhagen und die bedeutendsten Museen und Bibliotheken Deutschlands besuchte. Im Jahre 1825 folgte er einem Ruf als Professor der Geschichte an der Universität Leipzig. Seine akademischen Vorträge umfaßten seitdem die Weltgeschichte nach seinem „Grundriß der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten" (Leipzig 1826, 2. Aufl. 1839), später nach dem „Leitfaden zu Vorlesungen über die allgemeine Weltgeschichte" (das. 1833), griechische und römische Geschichte und Alterthümer, Geschichte Deutschlands, Geschichte der neuesten Zeit, Literaturgeschichte und Geschichte der europäischen Gesetzgebung. In Leipzig vollendete er seine „Hellenische Alterthumskunde" (Halle 1826—30, 4 Bde.; 2. Aufl. 1843—46), wohl sein bedeutendstes Werk. Ihr folgten die gehaltvollen „Historischen Darstellungen aus der Geschichte der neueren Zeit" (Leipzig 1831—33, 3 Bde.); „Die europäische Sittengeschichte" (das. 1831—39, 5 Bde.); „Die Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter" (Hamburg 1840—44, 3 Bde.); „Weimars Musenhof in den Jahren 1772—1807" (Berlin 1844); die „Geschichte des Zeitalters der Revolution" (Leipzig 1846—48, 4 Bde.); die „Allgemeine Kulturgeschichte" (das. 1850—52, 3 Bde.); die „Geschichte der politischen Parteiungen" (Braunschweig 1853—56, 3 Bde.); die „Geschichte deutscher Nationalität" (Leipzig 1860—62, 3 Bde.) und „Niedersächsische Geschichten" (das. 1863). W. † den 24. Januar 1866.

Wachspapier, Schreibpapier, welches auf einer erhitzten Metallplatte mit weißem Wachs getränkt worden ist, dient zum Einwickeln stark riechender und solcher Arzneistoffe, die nicht austrocknen sollen, auch zum Verbinden von Büchsen mit eingemachten Früchten und dergleichen. Es wird jetzt häufig durch Paraffinpapier und Pergamentpapier ersetzt.

Wachsstock, s. Kerzen.

Wachsstrauch, Pflanzengattung, s. v. a. gemeiner Gagel, Myrica Gale *L.*

Wachstaffet (Gesundheitstafft), Leinwand oder Taffet mit einem Wachsfirniß überzogen. Letzterer wird aus 6 Theilen kochendem Leinöl, 1½ Th. Bleiglätte, ½ Th. Mennige, ¼ Th. Kolophonium, ⅛ Th. Terpentin und einem Farbstoff bereitet. Man benutzt den W. zum Umwickeln rheumatischer oder gichtischer Körpertheile, zu Regenmänteln, Hutüberzügen, Kleidereinlagen ꝛc.

Wachsthum (incrementum), die successive und nothwendige Zunahme an Maß und Volumen, welche sich bei den organischen Körpern von dem Moment ihrer Empfängniß an bis zu einer ziemlich vorgerückten Epoche ihres Lebens zeigt, durch die Ernährung vermittelt wird und sich wesentlich von der Volumenzunahme unorganischer Körper unterscheidet. Die unorganischen Körper, deren Masse durch zufällige oder eventuelle Umstände zunimmt, verdanken diese Zunahme einer einfachen Aggregation von homogener Materie: die integrirenden Theile dieser letzteren liegen, ohne durch ein anderes Band als die Anziehung verbunden zu sein, in Form von koncentrischen Lagen oder mehr oder weniger regelmäßigen Krystallen über einander. Diese Wachsthumsweise, die stets von außen nach innen vor sich geht, ist daher von den Naturforschern W. durch Juxtaposition genannt worden. Die lebenden Körper aber verändern oder modificiren die umgebenden Körper, die sie sich aneignen, stets in ihrer inneren Zusammensetzung (durch Intussusception), u. nur erst, nachdem sie dieselben assimilirt haben, nehmen sie sie in die Zellen ihrer Gewebe auf, um ihre eigne Masse zu vermehren. Der Zufall allein beschränkt das W. der unorganischen Körper, welches keine Grenzen hat. Bei allen Organismen ist dagegen die Ausdehnung des W.s festgestellt und auf eine mehr oder weniger genaue Weise bestimmt. Bei den lebenden Körpern ist das W. zeitlich beschränkt, bei den unorganischen dauert es immer fort, so daß ihre Dauer durch keine Berechnung sich fest bestimmen läßt. Ferner entwickelt das W. die organischen Körper in der doppelten Richtung der Länge und der Dicke, indem es im Allgemeinen zwischen diesen ein bestimmtes Verhältniß zeigt, in welchem die Ausdehnung in die Höhe die in die Dicke übertrifft. Die Mehrzahl verlängert sich übrigens konstant in einer vertikalen Richtung, wie es z. B. bei der ganzen Klasse der Vegetabilien der Fall ist. Das W. der unorganischen Körper bietet dagegen gar keine bestimmte Richtung dar; rein zufällige Umstände entwickeln sie ohne Unterschied von diesem oder jenem Punkte ihrer Oberfläche aus. Aber auch das W. der organischen Körper bietet zwischen den Thieren und Pflanzen einige Unterschiede dar. So zeigt sich bei den ersteren die Ausdehnung, welche der Körper erlangt, fester bestimmt, das Volum der Individuen einer jeden Art bietet mehr Stetigkeit dar. Die Erziehung, das Klima und insbesondere die diätetischen Verhältnisse verändern bei den Thieren die Dimensionen, die zu erreichen der Körper bestimmt ist, nicht wesentlich, während es dagegen in Beziehung auf die Pflanzen bekannt ist, daß die äußeren Wärme-, Feuchtigkeits-, Luftmasse- und Erneuerungsbedingungen, die sie umgeben, sowie die Kultur auf ihre Entwickelung einen weit ausgedehnteren Einfluß haben, der sogar einen schwachen Strauch in einen kräftigen Baum umzuwandeln vermag. Bei dem Thier bringt das zu seinem Ziel gekommene W. eine während

des übrigen Theils des Lebens unveränderliche Form und Ausdehnung hervor; neue Triebe verändern dagegen periodisch beinahe bis zum Tode die Form und die Anzahl der Theile der Pflanze. Das Beschneiden und die Kultur üben auf die Form einen solchen Einfluß aus, daß sie ohne Unterschied die Höhe der Pflanzen auf Kosten ihrer Dicke und umgekehrt verändern können, eine Disposition, welche die Erziehung niemals bei dem W. der Thiere hervorzubringen vermag. Noch ist zu erwähnen, daß der nicht sehr fest bestimmte Gebrauch einer großen Anzahl von Organen der Vegetabilien das künstliche W., das man in ihnen erregt, befähigt, die meisten von diesen letzteren in einander umzuwandeln; nichts Aehnliches findet sich in der Organisation der auf der Stufenleiter der Wesen etwas höher stehenden Thiere.

Die Dauer des W.s entspricht im Allgemeinen bei jeder Art der Dauer des Lebens; denn man findet, in Bezug auf die Pflanzen ohne Ausnahme, daß, je älter sie werden, desto mehr ihr W. sich in die Länge zieht und umgekehrt. So wächst der Schimmel gleichsam augenblicklich und dauert bloß einige Stunden; der so schnell emporgeschossene Pappelbaum stirbt schnell, während die Eiche, die viele Jahre zu ihrem W. braucht, lange Zeit lebt und die Dauer jener außerordentlich großen Baobabs, die viele Jahrhunderte hindurch wachsen, bis auf 6000 Jahre geschätzt wird. Dasnämliche Verhältniß gilt auch für die Klasse der Säugethiere und insbesondere für das Menschengeschlecht, so daß in Bezug auf dieselben der Ausspruch gilt, daß man nach der Kenntniß der Dauer ihres W.s die Dauer ihres Lebens beurtheilen kann. Die Naturforscher haben gefunden, daß sich die erstere im Allgemeinen zu der zweiten wie 1 zu 6 oder 7 verhält. Andere Thiere bestätigen ebenfalls den Satz, daß die Dauer ihres W.s in einem direkten Verhältnisse zu ihrer Lebenszeit steht; so erreicht das Lamm weit jünger das Ziel seiner Entwickelung als das Kalb u. das Füllen, so braucht das Hühnchen nur 3 Wochen zu seiner Bebrütung, während der Schwan, der weit längere Zeit lebt, bei weitem nicht so bald aus dem Ei schlüpft. Zwischen Thieren von verschiedenen Klassen kann dagegen das Leben länger dauern, obschon das W. schneller vor sich geht, wie denn z. B. die Vögel, welche früher entstehen und rascher wachsen als die Vierfüßer, doch verhältnißmäßig länger leben. Bei den Thieren und insbesondere den Menschen findet man nicht, daß die Erziehung, die Gewohnheit und die verschiedenen Klimate die Ausdehnung ihrer Entwickelung vermehren oder vermindern. Die südlichen Völker übertreffen nicht die nördlichen an Größe ihres Wuchses. Im Allgemeinen aber erreicht der Mensch in den gemäßigten Klimaten die größte Entwickelung seiner Species. Die Temperamente haben mehr Einfluß auf die Querdimensionen als auf die Höhe des Körpers. Die Extreme von Größe und Kleinheit, wie sie in den Riesen und Zwergen erscheinen, sind eine Art Abweichung oder Verirrung von den gewöhnlichen Gesetzen der Natur. Einen bedeutenden Einfluß auf die Querdimensionen üben Thätigkeit und Bewegung, Ruhe und Unthätigkeit aus. Während die andauernde Ruhe die Organe zur Atrophie führt, vermehrt ihre häufige und anhaltende Uebung ihre Dimensionen, wie der Umfang beweist, den die Arme der Bäcker und die Unterschenkel der Tänzer, der Magen der Gourmands, die Lungen und der Kehlkopf der Sänger und der Redner, das Gehirn der tiefen Denker, die Reproduktionsorgane der stark der Geschlechtslust huldigenden Menschen ꝛc. erlangen. Freilich müssen, wenn sie das W. des Körpers fördern sollen, Thätigkeit und Bewegung dem natürlichen Maße der Kräfte des Organismus angemessen sein. Manche Krankheiten, besonders diejenigen, welche mehr oder weniger tief in die Gesammtheit des Nervensystems eingreifen, geben dem W. gleichfalls eine große Aktivität; es sind dies diejenigen Krankheiten, welche im gewöhnlichen Leben Wachsthumskrankheiten genannt werden.

Wachstuch, s. Wachsleinwand.

Wachtel (Coturnix *Cuv.*), Vögelgattung aus der Ordnung der Hühnervögel und der Familie der Feldhühner, charakterisirt durch den dünnen Schnabel, den kurzen Hals und das Fehlen der rothen Augenbrauen und Sporen. Unter den wenigen Arten ist nur eine europäische, die gemeine W. (C. dactylisonans *Cuv.*, Tetras coturnix *L.*), etwa 8 Zoll lang, mit graubraunem Gefieder, auf dem Rücken mit mehren Reihen gelber Federschäfte, über jedem Auge mit einem gelblichweißen Strich und schwarzbrauner (Männchen) oder weißlicher Kehle. Die W. ist der einzige Zugvogel der Familie. Sie trifft in Mitteleuropa Anfangs Mai in großen Zügen ein, verbreitet sich bis nach Schweden, kehrt im Oktober über Italien, wo auch viele überwintern, nach Afrika zurück und streicht bis in die Nähe des Kaps der guten Hoffnung. Außer diesen Wanderungen lebt die W. meist am Boden, sucht Gefahren durch Laufen zu entgehen, hält sich am liebsten in Getreidefeldern auf und nährt sich von Getreidekörnern u. andern Sämereien. Wie andere Hühner lebt sie polygamisch. Die eifersüchtigen Männchen dienten sonst durch ihre Kämpfe zu Volksbelustigungen. Die Weibchen legen 8—12 bräunliche Eier in eine flache Vertiefung des Bodens und äußern gegen ihre Brut viel Zärtlichkeit. Bei reichlicher Nahrung werden die W.n sehr fett, und in Italien und am schwarzen Meere werden sie zur Herbstzeit in außerordentlicher Menge gefangen und getödtet. Bei uns werden sie durch Wachtelpfeifen angelockt und in Netzen gefangen. Man hält sie wegen ihres eigenthümlichen Schlags als Stubenvögel, die in der Gefangenschaft wohl 8 Jahre ausdauern und sich auch fortpflanzen.

Wachtelkönig, s. v. a. Wiesenschnarrer, Crex pratensis.

Wachtelweizen, Pflanzengattung, s. v. a. Melampryum *L.*

Wachter, Ferdinand, deutscher Geschichtsforscher, geboren am 19. Juni 1794 zu Renthendorf bei Neustadt a. d. O., studirte zu Jena die Rechte, dann Geschichte und habilitirte sich 1820 daselbst für letztere mit einer Abhandlung über die Bedeutung der Siegfriedssage. Die Untersuchungen über die letztere führten ihn zu den Quellen der nordischen Götter- und Heldensagen und wendeten seine literarische Thätigkeit nächst der deutschen Geschichte vorzugsweise auf die Er-

Digitized by Google

forschung des nordischen Alterthums hin. Eine stabreimende Uebersetzung der Helgilieder veröffentlichte er in seinem „Forum der Kritik im Gebiete der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften“ (Altenb. 1827—30). Von seiner Uebersetzung der „Heimskringla“ sind bloß 2 Bände (Leipz. 1835—36) erschienen. Von seinen übrigen Arbeiten sind hervorzuheben: „Thüringische und obersächsische Geschichte“ (Leipz. 1826—30, 3 Bde.) und „Geschichte Sachsens“ (das. 1839, 3 Bde.); die Lustspiele „Die Liebesrasenden“ und „Der Brudermord“ (Jena 1821), eine Parodie auf die müllnerschen Schicksalstragödien, und die Trauerspiele „Brunhild“ (das. 1821) und „Rosamund“ (das. 1823); der didaktische Roman „Otfried und Regpau“ (Neustadt 1821) und das komisch-tragische Heldenlied „Die sechs Nebenbuhler auf der Dorfkirmse“ (Leipzig 1854). Im Jahre 1854 legte er die Professur, die er seit 1834 zu Jena bekleidete, nieder und lebte seitdem auf seinem Gute Unterlosa bei Plauen, später zu Lobeda bei Jena, wo er in der Nacht vom 19. zum 20. Juli 1861 ermordet wurde.

Wachtschiff, Schiff, welches vor oder neben einer Flotte, die vor Anker liegt, in der See kreuzt, auf Alles Acht hat, was vorgeht, und Signale gibt, wenn fremde Schiffe sich in der Ferne sehen lassen; auch ein Schiff, welches am Eingang eines Kanals oder in der Durchfahrt einer Meerenge stationirt ist, um Acht zu geben, daß die durchfahrenden Schiffe den Zoll entrichten.

Wacke, nach Werner gewisse ziemlich milde und weiche Silikatgesteine, welche häufig die Grundreste von Mandelsteinen bilden und oft durch Uebergänge mit verschiedenen dichten, feinkörnigen und porphyrartigen, besonders mit basaltischen Gesteinen in Verbindung stehen. Sie sind matt, nur auf dem Strich glänzend, mager, von schwachem Thongeruch beim Anhauchen, und je nach der Oxydationsstufe des nie in ihnen fehlenden Eisens verschieden gefärbt: grünlichgrau bis grün, aschgrau, bläulichgrau bis schwarz, braun, braunroth und roth (Eisenthon), dicht, feinkörnig, erdig, im Bruche flachmuschelig bis eben, blasig; die bald runden, bald länglichen und unregelmäßigen Höhlen sind leer oder mit Kalkspath, Chalcedon und Zeolithen, insbesondere Chabasit, Desmin, Stilbit, Natrolith, erfüllt und ausgekleidet (Mandelstein). Nicht selten liegen in der Grundmasse auch Krystalle von Hornblende, Augit, Glimmer, oft mit gerundeten Kanten. Die W.n verwittern leicht und liefern einen eisenschüssigen Thonboden. Jetzt beschränkt man den Namen W. auf die derartigen mit dem Basalt verknüpften Gesteine.

Wackenroder, Wilhelm Heinrich, deutscher Schriftsteller, geboren 1773 in Berlin, wo sein Vater ein städtisches Amt bekleidete, sollte nach väterlichem Willen sich dem Rechtsstudium widmen, während er, schon auf dem Gymnasium innig mit Ludwig Tieck befreundet, mit ganzer Seele der Kunst zugewendet war. Durch Fasch und Reichardt der Musik, durch K. Ph. Moritz der bildenden Kunst, durch E. J. Koch der altdeutschen Literatur zugeführt, beschäftigte sich W. auch während seiner Universitätsjahre in Erlangen und Göttingen vorzugsweise mit Kunststudien. Besuche der Bildersammlungen in Kassel und Salzdahlum, sowie wiederholte Ausflüge nach Nürnberg nährten die Begeisterung seiner tiefinnerlichen, kindlichen Natur. Diese verkümmerte aber im Widerstreite mit einem aufgedrungenen Beruf; als Referendarius bei dem Kammergericht in Berlin † W. schon am 13. Febr. 1798. Bereits 1797 war von ihm eine Sammlung seiner Aufsätze über Kunst unter dem Titel „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ (mit einer Vorrede und etlichen Zugaben von Tieck) im Druck erschienen. Aus seinem Nachlaß gab Tieck, gleichfalls unter Zufügung einiger eigenen Stücke, die „Phantasien über die Kunst“ (1799) heraus. Auch an Tiecks Roman „Franz Sternbalds Wanderungen“ hat W. geistigen Antheil. Vergl. über W.s Leben und Schriften Köpke's Biographie Tiecks.

Wackerbarth, 1) August Christoph, Graf von W., sächsischer Feldmarschall u. Staatsmann, geboren 1662 auf Kogel im Herzogthum Sachsen-Lauenburg, kam 1685 als Page an den kursächsischen Hof, machte 1691 den Krieg gegen Frankreich und 1695 gegen die Türken mit, diente seit 1703 gegen Frankreich und Bayern, ward 1705 zum Reichsgrafen erhoben und zum Kommandanten von Hagenau, das er 1706 den Franzosen übergab, dann zum Generalintendanten der Civil- und Militärgebäude ernannt, in welcher Stellung er sich mit der Marquise Balbiani von Salmour, der Wittwe des Markgrafen Wilhelm von Brandenburg, verheirathete. Nachdem er 1708 und 1709 als Generallieutenant in Flandern gefochten, wurde er 1810 geheimer Kabinetsminister und General und 1712 Feldmarschall. Er bezwang 1715 Stralsund und erhielt 1718 die Gouverneurstelle in Dresden, wo er 1734 †.

2) August Joseph Ludwig, Graf von W., origineller Sonderling, Großneffe des Vorigen, geboren am 7. März 1770 zu Kutschendorf in der Niederlausitz, studirte in Wittenberg und Göttingen, machte Reisen in England, Amerika und Ostindien und lebte dann abwechselnd in Wien und Dresden. Später bereiste er noch Italien und die Türkei. Seit 1801 wohnte er meist in Hamburg und Ratzeburg und dann in der Nähe von Dresden auf seiner Villa Wackerbarthsruhe, die seit 1816 Sitz des langschen Erziehungsinstituts (Wackerbarthsinstituts), später kurze Zeit Asyl für allein im Leben stehende Wohlhabende und Gebildete war und jetzt eine Anstalt für Blödsinnige und Irre enthält. Später lebte er wieder in Dresden, wo er den 10. Mai 1850 †. Aufsehen erregte er durch seine Ansprüche an Sachsen-Lauenburg und Hannover auf Auszahlung einer großen Summe Geldes, die er aber weder beim Kammergericht, noch bei Napoleon I. und dem deutschen Bund durchzusetzen vermochte. Unter dem Pseudonym August Raugrav von W. veröffentlichte er mehre politische und historische Schriften.

Wackernagel, Karl Heinrich Wilhelm, ausgezeichneter Germanist, geboren am 23. April 1806 zu Berlin, studirte hier Philologie, hauptsächlich unter Lachmanns Leitung, und veröffentlichte noch als Student: „Spiritualia theotisca“ (Breslau 1827), „Das wessobrunner Gebet und

Digitized by Google

die wessobrunner Glossen" (Berlin 1827) und die „Gedichte eines fahrenden Schülers" (das. 1828). Von 1828—30 privatisirte er in Breslau. Im Jahre 1831 kehrte er nach Berlin zurück, wo er seine „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock" (Berlin 1831) herausgab und Simrocks Uebersetzung der Gedichte Walthers von der Vogelweide mit Anmerkungen begleitete. Nach vergeblichen Versuchen, in Preußen eine amtliche Stellung zu gewinnen, folgte er 1833 einem Ruf als Professor am Pädagogium nach Basel und wurde 1835 hier ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur, auch 1854 in den großen Rath gewählt. Früchte seiner literarischen Thätigkeit in der Schweiz sind nebst mehren kleinen Schriften und zahlreichen Aufsätzen in gelehrten Zeitschriften, wie in dem von ihm mit Gerlach und Hottinger herausgegebenen „Schweizerischen Museum für historische Wissenschaft" (Zürich und Frauenfeld 1837 fg.), eine Ausgabe des „Schwabenspiegels", wovon aber nur der erste Theil (Zürich 1840) erschienen ist, sein chronologisch geordnetes „Deutsches Lesebuch" (Basel 1835—36, 2 Bde.; neue, durch ein „Handbuch der Literaturgeschichte" vermehrte Aufl., das. 1859, 4 Bde.), die Monographie „K. Fr. Drollinger" (das. 1841), seine „Altfranzösischen Lieder und Leiche" (das. 1846), „Vocabularius optimus" (das. 1847), „Geschichte der deutschen Literatur" (das. 1848—56, 3 Bde.), „Reinauer Naturlehre" (Stuttgart 1851), „Die deutsche Glasmalerei" (Leipzig 1855), „Die Umdeutschung fremder Wörter" (das. 1861, 2 Aufl. 1862). „Pompeji" (2. Aufl., Basel 1851) und „Sevilla" (das. 1854) sind Reisefrüchte. Auch als Dichter hat er sich bekannt gemacht, unter Anderem durch „Zeitgedichte" (Basel 1843), „Das Weinbüchlein" (Leipzig 1845) und die „Alpenrosen" (Aarau 1837—39). Sein älterer Bruder, K. E. Philipp, früher Oberlehrer an dem Realgymnasium zu Berlin, dann an einer Erziehungsanstalt zu Stettin in Würtemberg, später Direktor der Gewerbschule zu Elberfeld, hat sich als Schriftsteller bekannt gemacht durch seine nach den Versmaßen geordnete „Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen" (Berlin 1832, 5. Aufl. 1858), ein „Deutsches Lesebuch" (das. 1845 ff., 4 Bde.), „Das deutsche Kirchenlied von Luther bis N. Hermann" (Stuttgart 1841, 2 Bde.), die treffliche „Biographie des deutschen Kirchenlieds" (Frankfurt 1854—55, 2 Bde.) und „Das deutsche Kirchenlied bis zum 17. Jahrhundert (Bd. 1, Leipzig 1863—64).

Wadai (Uaday, arabisch Sulayh oder Salei), Staat im afrikanischen Nigerland, neben Bornu und Darfur der mächtigste Staat desselben, grenzt im Westen an die zum Theil unterworfenen oder wenigstens tributpflichtigen Reiche Kanem und Baghermi, im Norden an das Land der Tibbu, im Osten an Darfur, im Südosten an Dar-Silia (Sela) und Dar-Runga, im Süden an die Gebiete freier heidnischer Neger (Dschenachera oder Fertit) und hat ohne die tributpflichtigen Gebiete einen Flächeninhalt von etwa 1730 QMeilen. Nach Süden dacht sich das Land gegen die wasserreiche Niederung Dar-Rutu (Kulla) ab, welche von mehren ansehnlichen Flüssen durchzogen wird. Das Land ist nach allen Seiten offen und eben, an der Grenze von Darfur sandig, doch wird die Einförmigkeit desselben durch vereinzelte Berge und Hügel unterbrochen. Zwei lange, bei Malam zusammentreffende Thäler durchziehen das Land seiner ganzen Breite nach gehören sämmtlich dem System des Fittri an, dessen Gebiet von dem des Nil durch eine im Osten hinziehende Bergkette geschieden wird. Der Wadi-Kia hat erst südlichen und südwestlichen, dann westlichen Lauf, biegt unter dem Namen Salamat oder Om-e-Timan nach Süden um, durchfließt den See Bugdy (Bogody), wo er den von Osten nach Westen, das Beteha- und das Bathathal, die sich, wie das Land überhaupt, nach Westen abdachen. Die fließenden Gewässer von Osten kommenden Fodschia oder Jra aufnimmt, dann den See von Andoma und soll sich in den Schari ergießen. Die meisten Flüsse sind während der heißen Jahreszeit ohne Wasser. Nördlich vom Bathathal wird das Land wasserärmer und nimmt mehr und mehr Wüstencharakter an. Die Regenzeit läßt zahlreiche Seen und Sümpfe zurück, welche die heiße Jahreszeit größtentheils wieder austrocknet. In dem weiten und langen Bathathal bildet sich periodisch sogar ein ansehnlicher Strom, welcher in den Fittrisee mündet, einen im Westen des Landes befindlichen etwa 5 Meilen langen Süßwassersee ohne Abfluß. Die Vegetation des Landes ist keineswegs arm. Allenthalben finden sich Tamarinden, Sykomoren, Dum- und Delebpalmen, Lotus- und Heglygbäume (Balanites aegyptiaca) und einige noch nicht bestimmte Arten fruchttragender Bäume, Dattelpalmen aber nur am Nordrande. Hauptnahrungspflanzen sind der Duchn (Pennisetum typhoideum), Weizen und Reis. Außerdem werden gebaut viele Arten von nutzbaren krautartigen Gewächsen, Wassermelonen, Cucurbitaceen, Zwiebeln, eßbarer Eibisch (Hibiscus esculentus), rother Pfeffer, Koriander, Durra, Mais, Bohnen und Baumwolle. Von Thieren finden sich außer denen des Nigerlandes das einhörnige Rhinoceros, Pferde von trefflicher Race, Kameele und Rindvieh in großen Heerden. Der auswärtige Handel ist jetzt größtentheils in den Händen der Dschellaba, eines vom Nil her eingewanderten Stammes, welcher einzelne Handelsgenossenschaften bildet, die sich in die Reiserouten theilen und an den Sultan bedeutende Abgaben zu entrichten haben. Handelsartikel sind Salz, Kupfer, europäische Waaren, Esel, Tabak, besonders aber Sklaven, die aus den Ländern der heidnischen Neger jenseits des Flusses Ero kommen. Der Kunstfleiß der Bewohner steht auf einer niedern Stufe und liefert besonders rohe Waffen und Ackergeräthschaften aus einheimischem Eisen. Indigofärberei treiben eingewanderte Baghermier und Bornuer. Die Bevölkerung besteht aus einem ursprünglich hier einheimischen Volk äthiopischer Race, aus vielen eingewanderten Fulbe u. zahlreichen arabischen, seit 500 Jahren hier ansässigen Stämmen. Die freien Neger u. Araber bekennen sich meist zum Islam; die zahlreichen Sklaven sind größtentheils noch Heiden. Das Reich zerfällt in das eigentliche, ziemlich eng begrenzte W. mit den Provinzhauptstädten Gosbeda.

Digitized by Google

Kurkuti, Schokan und Megeren und in die von heidnischen Negern unterworfenen Landschaften, welche von Statthaltern verwaltet werden. Die Regierungsform ist monarchisch-despotisch. Dem König steht ein Rath (Faschcr) zur Seite, der etwa die Stellung eines Veziers einnimmt. Die Kriegsmacht besteht aus 7000 Mann Reiterei, die zum Theil mit Panzerhemden bekleidet sind. Die Abgaben bestehen in Naturalien: Getreide, Vieh, Honig, Elephantenzähnen, Sklaven. Die Hauptstadt ist Wara, ein Konglomerat von etwa 400 Hütten mit der Residenz des Sultans. Hier ward Vogel 1856 ermordet. Das gegenwärtige Reich W. ward erst 1715 von Abd-el-Kerim auf den Trümmern des großen Reichs der Tündschur gegründet. Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts erweiterte Dschoda (Mohammed Sule) seine Macht durch die Eroberung von Kanem und machte sich zugleich von der Abhängigkeit von Darfur frei. Seit 1805 unterwarf er Baghermi und sendete Karawanen nach Tripoli und Bengasi. Häufige Thronstreitigkeiten beunruhigten das Land. Seit 1858 herrscht als Sultan Ali, Nachfolger des christenfeindlichen Mohammed Saleh.

Wade, das Fleischpolster an der hintern Fläche des Unterschenkels zwischen Kniekehle und Ferse, wird gebildet von den beiden sogenannten Wadenmuskeln, welche sich nach unten in eine gemeinschaftliche Sehne (Achillessehne) vereinigen, die sich an die Ferse anheftet. Die Wadenmuskeln dienen zum Strecken des Fußes und werden deshalb durch das Tanzen besonders stark.

Wadenkrampf, unwillkürliche, heftige und schmerzhafte Zusammenziehung der Wadenmuskeln, wobei die Ferse nach oben gezogen und der Fuß gestreckt wird. Meist gerathen dabei nur die eigentlichen Wadenmuskeln, welche die Streckung des Fußes bewirken, in krampfhafte Kontraktion; manchmal sind jedoch auch die tiefer gelegenen Muskeln, welche die Fußzehen beugen, mit betheiligt. Die gewöhnlichste Ursache des W.s ist Ueberanstrengung; auch kann er durch einen Fehltritt, einen unvorsichtigen Sprung ꝛc. herbeigeführt werden. Oft aber wird eine Gelegenheitsursache gar nicht bemerkt, vielmehr werden die Kranken nicht selten im Schlaf von diesem Krampf ergriffen, in welchen Fällen wohl innere Ursachen zu Grunde liegen, welche die Wadennerven reizen. Mit Sicherheit kann man als solche den Kindskopf nennen, der während der Schwangerschaft und Geburt durch Druck und Dehnung oft sehr heftige Wadenkrämpfe, größtentheils jedoch in Begleitung von Krämpfen anderer Muskeln des Beines hervorbringt. Häufig hat man auch Wadenkrämpfe bei Störungen der Verdauung, bei Hämorrhoiden, Steinkrankheit und Gicht, wenn die Kranken eine starke Abendmahlzeit zu sich genommen hatten, und bei Anschoppungen der Milz wahrgenommen. Die Krankheit tödtet niemals, kann aber durch häufige Wiederkehr beschwerlich werden. In der Regel ist der W. nur von kurzer Dauer, indem der davon Befallene durch möglichst starke Beugung des Fußes, d. h. Streckung der Fußzehen nach dem Schienbeine hin, sich davon zu befreien sucht. Auch Kneten der Wadenmuskeln wirkt vortheilhaft. Hat man den Krampf auf diese Weise beseitigt, so muß man den Wadenmuskeln einige Zeit völlige Ruhe gönnen, sich also legen oder setzen, bis sie sich erholt haben, da sonst der Krampf leicht zurückkehrt. Ist der Anfall hartnäckiger, so sind warme Einhüllungen, besonders warme Bäder, Senfumschläge auf die Waden, Einreibungen mit Senfspiritus, ein hohes Fuß- oder vielmehr Wadenbad mit Salz oder Asche, Einreibungen von Chloroform, im schlimmsten Falle Schröpfköpfe auf die Waden anzuwenden. Wird der W. zu einem dauernden oder sehr häufig wiederkehrenden Zustande, was aber selten der Fall zu sein pflegt, so muß der krankhaften Zusammenziehung der Wadenmuskeln und der dadurch veranlaßten abnormen Stellung des Fußes durch Bandagen entgegengewirkt werden.

Wadi (Wady, Uady, Wad, Wed), im Arabischen s. v. a. Fluß, aber auch Flußthal und jede nach der Länge ausgedehnte Vertiefung des Bodens, die zur Regenzeit von einem Gießbache bewässert wird. Der arabische Name W. ist im Spanischen in Guadi übergegangen und z. B. aus Wad-el-Kebir (d. i. großer Fluß) Guadalquivir entstanden. Mit W. sind sehr viele Benennungen von Flüssen, Thälern, Landschaften und Ortschaften zusammengesetzt, so Wadi-Musa (d. i. Mosesthal), Thal und Dorf im sogenannten steinigen Arabien, mit den merkwürdigen Ruinen von Petra und vielen Felsengräbern.

Wadstena, Stadt im schwedischen Län Oestergotland, am Wettersee, am Fuße des Omberges, hat ein Schloß (Wettersborg), eine schöne Kirche mit Grabmonumenten, städtische Gewerbe, Handel und (1865) 2537 Einwohner. Die Stadt erhielt 1400 Stadtprivilegien. Im Jahre 1520 wurde Gustav Wasa hier zum Reichsvorsteher gewählt.

Wadvögel, s. Watvögel.

Wächter, 1) Georg Philipp Ludwig Leonhard, als Schriftsteller unter dem Namen Veit Weber bekannt, geboren am 25. Nov. 1762 zu Uelzen, studirte Theologie in Göttingen, lebte dann als Kandidat des Predigtamts eine Zeitlang in Göttingen und übernahm, nachdem er, 1792 ins hannöverische Heer eingetreten, die Feldzüge gegen Frankreich mitgemacht hatte und bei Mainz verwundet worden war, 1798 ein Lehramt in Hamburg an einer Erziehungsanstalt, an deren Spitze er seit 1814 bis zu seinem Tode (11. Febr. 1837) stand. W. hat sich besonders durch seine „Sagen der Vorzeit" (Berlin 1787 bis 1799, 7 Bde., wovon die beiden ersten 1790 in 2. Aufl. erschienen, die ganze Sammlung in 3. Aufl. 1840) einen seiner Zeit geachteten schriftstellerischen Namen erworben. W. übertrug den Ton und die Sprache des goethe'schen „Götz" zuerst in das Gebiet des Romans, nicht ohne die bei solchen Nachahmungen gewöhnliche Vergröberung und Uebertreibung der Züge des Vorbildes. Die späteren Bände der „Sagen" zeigen die sprachliche Geschmacklosigkeit in zunehmender Steigerung. W.s Erfindungsgabe ist selbst von Tieck als bedeutend anerkannt worden. Von seinen übrigen Schriften sind auszuzeichnen: „Holzschnitte" (Die Befahrt des heiligen Gramsalbus, Berlin 1793); „Historien" (Die Gründung der Bürgerfreiheit

Digitized by Google

Hamburgs, Hamb. 1794) und ein von dem ein wenig später erschienenen Schillers unabhängiges Schauspiel „Wilhelm Tell“ (Berlin 1804).

2) Georg Karl von W., einer der ausgezeichnetsten deutschen Juristen, geboren am 24. December 1797 zu Marbach am Neckar, studirte 1815—18 in Tübingen und Heidelberg, wurde 1819 Oberjustizassessor bei dem Appellationsgerichte zu Eßlingen, 1820 Professor der Rechte in Tübingen und verwaltete seit 1825 mehre Jahre hindurch das Rektorat, 1829—30 auch das Amt eines Vicekanzlers der Universität. Im Jahre 1833 folgte er dem Ruf als Professor der Rechtswissenschaft nach Leipzig, kehrte aber schon 1836 nach Tübingen zurück, um hier neben seinem Lehrstuhl zugleich das Kanzleramt der Universität zu übernehmen. Letztere vertrat er auch in der Ständeversammlung, zu deren Präsidenten er 1839 auf 6 Jahre und 1845 auf weitere 6 Jahre gewählt ward. Im März 1848 von diesem Posten zurückgetreten, nahm er Theil an den Verhandlungen des Vorparlaments und ward von diesem in den Fünfzigerausschuß gewählt. Nach Stuttgart zurückgekehrt, erhielt er den Vorsitz in einer von der Regierung niedergesetzten Organisationskommission, gab denselben jedoch bald wieder auf, um sich ausschließlich seinem Lehr- und Kanzleramte zu widmen. In Folge einer Veränderung der Verfassung 1849 hörte er auf, Mitglied der Kammer zu sein, legte 1851 wegen eines Konflikts mit der Regierung auch das Amt eines Kanzlers der Universität nieder und ging als Präsident des Oberappellationsgerichts der vier freien Städte nach Lübeck, folgte jedoch schon im Spätjahre 1852 einem wiederholten Ruf als Professor des Pandektenrechts und geheimer Hofrath nach Leipzig, wo er später ebenfalls Kanzler der Universität und zum Mitglied des Staatsraths ernannt wurde. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Lehrbuch des römisch-deutschen Strafrechts“ (Stuttgart 1825—26, 2 Bde.); „Abhandlungen aus dem Strafrechte“ (Bd. 1, Leipzig 1835); „Gemeines Recht Deutschlands, insbesondere gemeines deutsches Strafrecht“ (das. 1844); „Beiträge zur deutschen Geschichte, insbesondere zur Geschichte des deutschen Strafrechts“ (Tübing. 1845); „Handbuch des in Würtemberg geltenden Privatrechts“ (Stuttgart 1845—46, 2 Bde.); „Beurtheilung des Entwurfs eines Civilgesetzbuches für das Königreich Sachsen“ (das. 1853); „Das königlich sächsische und das thüringische Strafrecht“ (das. 1856—58). Auch ist er Mitherausgeber des „Archivs für civilistische Praxis“ (vom 14. Bande an), sowie des „Neuen Archivs des Kriminalrechts“ (vom 11. Bde. an) u. gründete 1826 mit Andern die „Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft“. Auf politischem Gebiete gemäßigt-liberal, gilt W. in wissenschaftlicher Hinsicht, besonders auf dem Gebiete des Kriminalrechts, als Autorität, die sich nicht bloß durch gelehrte Werke, sondern auch durch einen im höchsten Grade fesselnden Vortrag Geltung zu verschaffen weiß.

Wädenschwyl, Marktflecken im schweizerischen Kanton Zürich, stadtähnlich, hat bedeutende Industrie in Seide, Baumwolle und Tuch, Gerberei und 6000 Einw.

Währung (valuta), das Verhältniß der Einheit eines Münzfußes zur Gold- und Silbergewichtseinheit an edlem Metall, in Deutschland insbesondere zur feinen Mark, wie die preußische Silberwährung dadurch bestimmt, daß 14 Thaler eine feine Mark enthalten.

Wälderformation, s. Wealdenformation.

Wälsch und Zusammensetzungen, s. Welsch ꝛc.

Wärme, die physische Ursache jener Zustände der Körper, die wir mit heiß, warm, kalt ꝛc. bezeichnen. Kälte ist nichts der W. Entgegengesetztes, sondern nur ein geringerer Grad von W. Wird ein kalter Körper warm, so nimmt er auch an Volumen zu, er dehnt sich aus (s. Ausdehnung), und diese Ausdehnung dient dazu, den Grad der Erwärmung des Körpers, seine Temperatur, zu messen (s. Thermometer). Die Ausdehnung der Körper, zunächst der festen durch die W. muß endlich eine Grenze erreichen, denn da sich mit steigender Temperatur auch die Repulsivkraft zwischen den einzelnen Atomen des Körpers vermehrt, so muß ein Punkt kommen, wo die Abstoßungskraft und die Anziehungskraft zwischen den Molekülen einander gleich werden. Bei diesem Verhältniß der beiden Kräfte aber geht der Körper aus dem festen in den flüssigen Zustand über: er schmilzt (s. Schmelzen), die flüssigen Körper verwandeln sich unter weiterem Einfluß der W. in Dämpfe (s. Verdampfen), und der Aggregatzustand hängt also in erster Linie von der W. ab. Vermischt man 1 Pfund Wasser von 10° mit 1 Pfund Wasser von 50°, so zeigt die Mischung, wenn alle Wärmeverluste vermieden wurden, die mittlere Temperatur von 30°. Dieselbe Wärmemenge, welche das eine Pfund Wasser abgab, um von 50° auf 30° zu erkalten, hat auch gerade hingereicht, um die Temperatur des andern Pfunds Wasser um ebenso viele Grade zu erhöhen. Schüttelt man aber 1 Pfd. Wasser von 10° mit 1 Pfd. Terpentinöl von 60° gut durcheinander, so zeigt das Gemisch nur etwa 24°. Das 1 Pfd. Terpentinöl hat um 36° erkalten müssen, damit 1 Pfd. Wasser nur um 14° erwärmt wird. Dieselbe Wärmemenge, welche in 1 Pfd. Terpentinöl eine Temperaturerhöhung von 36° bewirkt, kann die Temperatur von 1 Pfd. Wasser nur um 14° erhöhen. Um gleiche Massen Wasser und Quecksilber um gleich viel Grade zu erwärmen, bedarf man für das letztere nur 0,033 der Wärmemenge, welche für das erstere erforderlich ist, die Wärmekapacität des Wassers ist ungefähr 30mal so groß als die des Quecksilbers. Unter der specifischen W. eines Stoffes versteht man die Zahl der Wärmeeinheiten (Kalorien), welche nöthig ist, um die Temperatur von 1 Gramm der Substanz um 1° C. zu erhöhen, die specifische W. des Quecksilbers ist also 0,33, die des Terpentinöls $\frac{14}{36} = 0{,}4$. Die specifische W. eines Körpers ändert sich mit seiner Dichtigkeit, sie ist z. B. für Holzkohle 0,2415, für Steinkohle 0,2009, für Diamant 0,1469, und sie zeigt sich also um so geringer, in je größerer Dichtigkeit der Kohlenstoff in den 3 genannten Formen auftritt. Für höhere Temperaturen nimmt die specifische W. desselben Körpers zu und ebenso ist sie für den tropfbar-flüssigen Zustand größer als für den festen. So ist z. B. die specifische W. des

Digitized by Google

Eises zwischen — 20° und 0° nur 0,502. Eine eigenthümliche Relation besteht zwischen der specifischen W. und dem Atomgewicht der Körper. Multiplicirt man beide mit einander, so erhält man Produkte, die mit einander übereinstimmen. Die sorgfältigsten Untersuchungen haben gezeigt, daß die Produkte bei allen untersuchten Elementen zwischen 38—42 schwanken, während die Atomgewichte von 200—1400 steigen. Man kann also sagen: (dulong-petitsches Gesetz), daß die specifische W. der metallischen Elemente ihrem Atomgewicht umgekehrt proportional sei, oder mit andern Worten: chemisch äquivalente Mengen fester Elemente bedürfen zu gleicher Temperaturerhöhung gleich großer Wärmemengen, oder auch chemisch äquivalente Gewichtsmengen fester Elemente sind auch thermisch äquivalent. Gehen die Elemente Verbindungen mit einander ein, so ändern sie ihre specifische W. nicht; das Produkt, welches man erhält, wenn man das Atomgewicht des zusammengesetzten Körpers mit seiner specifischen W. multiplicirt, ist gleich der Summe der entsprechenden Produkte für die einzelnen Elemente. Gehen Flüssigkeiten in den gasförmigen Zustand über, so nimmt die specifische W. gewöhnlich ab (das Terpentinöl bildet eine Ausnahme). Bei den permanenten Gasen ist die specifische W. gleicher Volumina gleich. Komprimirt man eine abgeschlossene Luftmasse schnell, so findet stets Wärmeentwickelung Statt. Dieselbe Wärmemenge, welche im Stande ist, die Temperatur einer Luftmasse, die sich frei ausdehnen kann, um t° zu erwärmen, bringt eine Temperaturerhöhung von $t + t^0$ hervor, wenn keine Ausdehnung Statt finden kann. Die specifische W. c bei konstantem Druck ist also größer als die specifische W. c_1 bei konstantem Volumen, und zwar verhalten sich c und c_1 zu einander wie $t + t_1$ zu t, es ist also $\frac{c}{c_1} = \frac{t + t_1}{t}$.

Ein Körper, der wärmer ist als seine Umgebung, kühlt sich ab und verliert seine W. durch Strahlung oder Leitung. Die gewöhnliche Beobachtung lehrt, daß es Wärmestrahlen gibt, die wie Lichtstrahlen manche Körper durchdringen und von andern zurückgehalten werden. Ein Schirm schützt die Hand hinreichend vor der Gluth des Ofenfeuers, da die die Hand umgebende Luft keineswegs stark erhitzt ist. Stellt man 2 parabolische Hohlspiegel einander so gegenüber, daß die Axen beider Spiegel in eine Linie zusammenfallen, bringt dann in den Brennpunkt des einen Spiegels ein Stück Zunder und in den des andern glühende Kohlen, so wird sich der Zunder alsbald entzünden, weil auf ihn nach denselben Gesetzen, die auch für Lichtstrahlen gelten, die von den Kohlen ausgehenden Wärmestrahlen koncentrirt werden. Wie die glühenden Kohlen senden auch weniger heiße Körper Wärmestrahlen aus, aber die Temperaturerhöhung, welche diese Strahlen verursachen, ist dann so gering, daß man besondere Instrumente bedarf, um sie zu messen. Hierzu dient Melloni's Thermomultiplikator, der aus einer thermoelektrischen Säule und einem sehr empfindlichen Multiplikator besteht. Die Ablenkung der Nadel des letzteren ergibt die Veränderungen der Temperatur. Das Vermögen der verschiedenen Körper, W. auszustrahlen, ist sehr ungleich und hängt wesentlich von dem Zustande der Oberfläche ab; im Allgemeinen strahlen die Oberflächen weniger dichter Körper unter sonst gleichen Umständen mehr W. aus als die Oberflächen dichter Körper. Bezeichnet man mit 100 das Ausstrahlungsvermögen des Kienrußes, so ist das Ausstrahlungsvermögen des Bleiweiß = 100, das der Hausenblase = 91, der Tusche = 85, des Gummilacks = 72 und das einer polirten Metallfläche = 12. Eine gegossene Metallplatte strahlt mehr W. aus als eine gehämmerte und gewalzte. Alle festen und flüssigen Körper erwärmen sich, wenn sie den Sonnenstrahlen ausgesetzt werden, sie vermögen alle, mehr oder weniger, die Wärmestrahlen zu absorbiren und in fühlbare W. zu verwandeln. Aber wie das Emissionsvermögen, so ist auch das Absorptionsvermögen der Körper sehr verschieden. Eine geschwärzte Thermometerkugel erwärmt sich, den Sonnenstrahlen ausgesetzt, viel stärker als eine glänzende. Ruß absorbirt die W. am stärksten, glänzende Metallflächen absorbiren sie nur schwach. Immer aber wird nur ein Theil der auf einen Körper fallenden Wärmestrahlen absorbirt, ein anderer Theil wird regelmäßig reflektirt oder unregelmäßig zerstreut, diffundirt, und zwar nach denselben Gesetzen, welche für Lichtstrahlen gelten. Viele Körper verhalten sich gegen Wärmestrahlen so wie durchsichtige Körper gegen Lichtstrahlen und man unterscheidet danach athermane und diathermane. Melloni's Untersuchungen haben nun gelehrt, daß verschiedene Wärmequellen, z. B. eine kleine Oellampe, glühendes Platin, geschwärztes Messingblech von 100 und 400° Wärmestrahlen verschiedener Beschaffenheit aussenden. Steinsalz läßt die Strahlen aller Wärmequellen mit gleicher Leichtigkeit durch, aber Flußspath läßt 78 Procent der Strahlen, die von der Lampe kommen, und nur 33 Proc. der Strahlen, welche eine berußte, auf 100° erwärmte Messingplatte aussendet, hindurch. Für Strahlen dieser letzteren Wärmequelle ist schwarzes Glas atherman, während es 12 Proc. der Strahlen von der auf 400° erhitzten schwarzen Messingplatte und 25 Proc. der Strahlen des glühenden Platins durchläßt. Alaun absorbirt alle Wärmestrahlen, die durch eine Glasplatte gegangen sind, während er fast alle Wärmestrahlen durchläßt, welche zuvor durch Citronensäure gegangen sind. Hier ist die Aehnlichkeit mit Lichtstrahlen in die Augen springend, da z. B. Lichtstrahlen, die durch grüne Gläser gegangen sind, von rothen Gläsern vollständig absorbirt werden. Steinsalz absorbirt gar keine Wärmestrahlen, es gestattet allen bis auf etwa 8 Proc., die durch Reflexion verloren gehen, den Durchgang. Bei andern Körpern wird immer ein Theil der Strahlen absorbirt, und zwar nimmt die Absorption bei zunehmender Dicke der Platte anfangs rasch zu, scheint sich aber einer bestimmten Grenze zu nähern, denn für eine bedeutende Dicke hat eine Vermehrung derselben keinen merklichen Einfluß mehr. Die Wärmestrahlen verschiedener Wärmequellen bestehen aus sehr verschieden absorbirbaren Elementen, und im Allgemeinen enthalten die Wärmequellen von

Digitized by Google

niedriger Temperatur eine größere Anzahl absorbirbarer Bestandtheile.

Die Wärmestrahlen werden ebenso gebrochen wie die Lichtstrahlen. Im Spektrum ist die Erwärmung am violetten Ende sehr unbedeutend, sie wächst gegen das rothe Ende hin und erreicht ihr Maximum erst jenseits desselben. Wärmestrahlen jeder Brechbarkeit zwischen dem äußersten Violett und dem äußersten Roth werden von farblos durchsichtigen Substanzen gleich vollständig durchgelassen, so daß die ungleiche Diathermanität dieser Substanzen nur darin besteht, daß sie sich gegen diejenigen Strahlen ungleich verhalten, welche noch weniger brechbar sind als die äußersten rothen. Die Untersuchungen von Masson und Jamin setzen außer Zweifel, daß Licht- und Wärmestrahlen von gleicher Brechbarkeit vollkommen identisch sind. Wir wissen jetzt, daß das ganze Sonnenspektrum, von den äußersten chemischen (unsichtbaren) bis zu den äußersten dunkeln (ebenfalls unsichtbaren) Wärmestrahlen, ungefähr 4 ganze Oktaven umfaßt, von denen nicht ganz eine auf das sichtbare Spektrum kommt (vergl. Licht). Von den athermanen Körpern absorbirt Kienruß die Strahlen aller Wärmequellen gleich vollständig, er ist also wie für Licht so auch für W. total schwarz, und in gleichem Sinne kann man die Metalle für W. weiß nennen, andere Körper verhalten sich wie die farbigen, Bleiweiß absorbirt vorzugsweise die weniger brechbaren Wärmestrahlen, Tusche dagegen die brechbareren. Der Identität gewisser Licht- u. Wärmestrahlen entspricht es vollständig, daß man an letzteren auch Polarisations- und Interferenzerscheinungen nachweisen kann.

Durch Leitung verbreitet sich die W. in den verschiedenen Körpern mit sehr ungleicher Leichtigkeit und man unterscheidet danach gute und schlechte Wärmeleiter. Zu ersteren gehören besonders die Metalle, zu letzteren die lockeren organischen Körper, wie Haare, Seide, Stroh, dann auch Asche u. a. m. Wird ein guter Wärmeleiter, z. B. eine Metallstange, an einem Ende erwärmt, und bestimmt man die Temperatur desselben an verschiedenen Stellen, so findet man, daß, wenn die Entfernungen von der Wärmequelle in arithmetischer Reihe wachsen, die entsprechenden Temperaturerhöhungen in geometrischer Reihe abnehmen. Bei schlechten Wärmeleitern findet diese Regelmäßigkeit in der Temperaturabnahme nicht Statt. Die Wärmeleitungsfähigkeit verhält sich wie das Quadrat der Entfernungen von der Wärmequelle, in welchen man unter sonst gleichen Umständen gleiche Temperaturüberschüsse beobachtet. Hierauf gestützt hat Despretz folgende Verhältnißzahlen gefunden: Gold 1000, Platin 981, Silber 973, Kupfer 898, Eisen 374, Zink 363, Zinn 303, Blei 180. Franz und Wiedemann erhielten folgende Verhältnißzahlen: Silber 1000, Kupfer 736, Messing 231, Zink 190, Zinn 145, Eisen 119, Blei 85, Platin 84, Neusilber 63, Wismuth 18. Für die Leitungsfähigkeit des Marmors nimmt man gewöhnlich den Werth 23, für die des Porzellans 12 an. In Flüssigkeiten verbreitet sich die W. meist durch Strömungen, welche dadurch entstehen, daß die erwärmten Theilchen wegen ihrer geringeren Dichtigkeit immer in die Höhe steigen. Dies geschieht natürlich nur, wenn sich die Wärmequelle unter der Flüssigkeit befindet. Erwärmt man von oben, so verbreitet sich die W. sehr langsam, die Flüssigkeiten sind mithin sehr schlechte Wärmeleiter. Man kann daher im oberen Theil eines schräg gehaltenen Cylinders Wasser zum Kochen bringen, während ein Stück Eis, welches am Boden des Cylinders durch einen schweren Körper festgehalten wird, nicht merklich schmilzt. Nach Despretz ist die Wärmeleitungsfähigkeit des Wassers 95mal geringer als die des Kupfers. Die Gase leiten die W. ebenfalls sehr schlecht, und ruhende Luftschichten sind am besten geeignet, die Fortpflanzung der W. zu hindern. Ruhende Luft macht auch Stroh, Wolle und andere lockere Körper zu schlechten Wärmeleitern und ist die Ursache, daß wir diese Körper „warmhaltend" nennen, obwohl sie nie wärmer sind als ihre Umgebung. Uebrigens leiten die Gase die W. sehr ungleich. Ein in Kohlensäure galvanisch glühender Platindraht bleibt bei gleicher Stromstärke in Wasserstoff dunkel.

W. entsteht wesentlich auf dreierlei Art, nämlich entweder durch chemische (Verbrennungswärme, thierische W. ꝛc.) oder durch physikalische (Strahlung der Sonne, Wärmeentwickelung bei Veränderung des Aggregatzustandes, Verwandlung der Elektricität in W.) oder durch mechanische Vorgänge (Stoß, Reibung, Druck). Bei der Verbindung der Elemente mit Sauerstoff liefert 1 Gramm Wasserstoffgas 34,462 Wärmeeinheiten oder Kalorien, Kohlenoxydgas 2403, Holzkohle 8080 u. Schwefelkohlenstoff 3400. Unter Wärmeeinheit ist hierbei diejenige Wärmemenge zu verstehen, welche die Temperatur von 1 Gramm Wasser um 1° C. erhöht, und zur Ausführung der Versuche dient ein Kalorimeter (s. Wärmemesser). Auch bei Verbrennung allotroper Modifikationen derselben Substanz werden nicht gleiche Wärmemengen frei. So ist die Verbrennungswärme für Holzkohle 8080, für Gaskohle 8047, für natürlichen Graphit 7797, für Graphit aus Hohöfen 7762 und für Diamant 7770. Das dulongsche Gesetz, nach welchem die Verbrennungswärme eines zusammengesetzten Körpers gleich ist der Summe der Wärmemengen, welche die Verbrennung seiner Bestandtheile für sich allein liefern würde, ist nicht allgemein gültig, es stimmt für ölbildendes Gas, welches 11,858 (der Rechnung nach 11,849) Wärmeeinheiten entwickelt, aber nicht für die übrigen nach derselben Formel zusammengesetzten Kohlenwasserstoffe, denn Metamylen entwickelt z. B. nur 10,928 Wärmeeinheiten. Auch mit einander isomere Verbindungen geben keineswegs gleiche Verbrennungswärme. Der thierische Körper besitzt eine eigenthümliche W., welche von derjenigen seiner Umgebung oft stark abweicht und bald höher, bald niedriger als diese ist. Die innere W. des Menschen scheint für alle Organe dieselbe zu sein (37° C.) und wird durch Klima, Alter und Gesundheitszustand nur wenig geändert. Die niedrigste normale, bei Säugethieren beobachtete Temperatur zeigte ein Tiger (37,2), Vögel sind im Allgemeinen wärmer, ein Huhn hatte 43,3° C. Von kaltblütigen Thieren zeigte die geometrische

Digitized by Google

Schildkröte 16,9° (Temperatur der Umgebung 16°), eine Schlange 32,2° (Temperatur der Umgebung 28,3), eine Forelle 14,4° (Temperatur der Umgebung 13,3°) und eine Auster 27,8° (Temperatur der Umgebung 27,8°). Die Quelle für die thierische W. ist offenbar zum Theil wenigstens die Verbrennung des durch die Nahrung zugeführten Kohlenstoffs, und da in kalter Luft der Körper mehr W. an die Umgebung verliert als in warmer, so erklärt sich, daß der Nordländer, wenn seine Körperwärme normal bleiben soll, mehr und namentlich mehr kohlenstoffreiche Nahrung genießen muß als der Südländer. Die Respiration ist aber ganz entschieden nicht die alleinige Quelle der thierischen W., ebenso wie letztere auch nicht allein durch Strahlung oder Leitung nach außen konsumirt wird. Bei vielen andern chemischen und physikalischen Prozessen, die im Körper verlaufen, wird W. entwickelt und gebunden. Bei der Bildung von Chlorverbindungen entwickelt 1 Gramm Wasserstoff 23,684, 1 Gramm Zink 1547, 1 Gramm Kupfer 923, 1 Gramm Eisen 1775, 1 Gramm Silber 322, 1 Gramm Kalium 2588 und 1 Gramm Natrium 4123 Wärmeeinheiten. Verbindet sich 1 Gramm Natron mit Schwefelsäure, so werden 520 Wärmeeinheiten frei; bei der Verbindung mit Salpetersäure 493, mit Salzsäure 493 und mit Essigsäure 439 Wärmeeinheiten. 1 Gramm Kupferoxyd entwickelt bei der Verbindung mit Schwefelsäure 194, mit Salpetersäure 159, mit Salzsäure 160 und mit Essigsäure 132 Wärmeeinheiten. Bei der Trennung einer Verbindung wird gerade so viel W. absorbirt, wie bei der Bildung derselben entwickelt wird. Beim Auflösen von Salzen in Wasser wird häufig W. gebunden, so z. B. werden 70 Wärmeeinheiten durch Auflösung von 1 Gramm Salpeter gebunden, 65 Wärmeeinheiten durch Auflösen von 1 Gramm Salmiak, 9 Wärmeeinheiten durch Auflösen von 1 Gramm Kochsalz. Löst man ein wasserfreies Salz in Wasser und können sich dabei Hydrate bilden, so wird häufig W. frei. 1 Gramm wasserfreies Chlorzink entwickelt bei Berührung mit Wasser 92 Wärmeeinheiten. Auch bei der Absorption von Gasen durch Wasser tritt Erwärmung ein, 1 Gramm Chlorwasserstoff entwickelt z. B. 450, 1 Gramm Ammoniak 514 und ein Gramm schwefelige Säure 120 Wärmeeinheiten. Alle Resultate dieser Untersuchungen gewinnen bei der Diskussion mancher physikalischen Phänomene an Bedeutung, wenn man die entwickelte W. nicht auf 1 Gramm Substanz, sondern auf Aequivalente bezieht. So erhält man die kalorischen Aequivalente, welche durch die Zahlen ausgedrückt werden, die angeben, wie viel Wärmeeinheiten bei der Verbindung von 1 Aeq. der einen Substanz mit 1 Aeq. der andern Substanz entwickelt werden. Die kalorischen Aequivalente binärer Verbindungen sind um so größer, je konstanter letztere sind. Zieht man das kalorische Aequivalent des Kaliumoxyds vom kalorischen Aequivalent des Chlorkaliums ab, so bleibt ein Rest, welcher fast genau ebenso groß ist wie die Differenz der kalorischen Aequivalente für Natriumoxyd und Chlornatrium. Ebenso sind die Differenzen zwischen Chlorverbindungen und gleichnamigen Bromverbindungen sehr nahe gleich. Diese Differenz, der Modulus, kann zur Berechnung des kalorischen Aequivalents noch nicht untersuchter Verbindungen benutzt werden.

Bei seiner Untersuchung über Veränderungen der Temperatur durch Verdünnung und Verdichtung der Luft fand Joule, daß durch das Zusammenpressen von 2956 Kubikzoll trockner Luft von atmosphärischer Dichtigkeit in einem Raum von 136,5 Kubikzoll so viel W. entwickelt wird, als nöthig ist, um die Temperatur von 3457 Gramm Wasser um 1° C. zu erhöhen. Die zu dieser Kompression erforderliche mechanische Kraft beträgt 11,220 Fußpfund oder 1552 Kilogrammeter. 3457 Wärmeeinheiten bilden mithin das thermische Aequivalent für einen Kraftaufwand von 11,220 Fußpfund, und um 1 Wärmeeinheit durch Kompression der Luft zu erzeugen, ist ein Kraftaufwand von 0,451 Kilogrammeter nöthig. Daß durch Reibung fester Körper an einander W. erzeugt wird, ist bekannt, es entwickelt sich aber auch W. beim Reiben flüssiger Körper an festen, und zwar ist beim Durchgang des Wassers durch enge Röhren zur Erzeugung von 1 Wärmeeinheit ein Kraftaufwand von 0,421 Kilogrammetern erforderlich. Dies Resultat, welches mit dem bei den Kompressionsversuchen der Luft gefundenen gut übereinstimmt, wurde von Joule durch zahlreiche andere Versuche bestätigt, wobei sich im Mittel herausstellte, daß zur Hervorbringung von 1 Wärmeeinheit auf mechanischem Wege ein Kraftaufwand von 0,436 Kilogrammetern erforderlich ist. Daß umgekehrt W. im Stande ist, mechanische Effekte hervorzubringen, lehrt u. A. die Dampfmaschine, und auf theoretischem Wege gelangt man zu dem Ergebniß, daß zur Hervorbringung einer mechanischen Arbeit von 10,33 Kilogrammetern 24 Wärmeeinheiten nöthig sind, mithin 1 Wärmeeinheit einer mechanischen Arbeit von 0,430 Kilogrammetern entspricht. In der Praxis gestaltet sich dies Verhältniß freilich viel ungünstiger. Eine Dampfmaschine von 1 Pferdekraft leistet in einer Stunde eine Arbeit von 27,000 Kilogrammetern. Zur Erzielung dieses Effekts müssen aber 15 Kilo Wasser verdampft werden, wozu ein Aufwand von 810,000 Wärmeeinheiten erforderlich ist. Man erhält mithin mittelst der Dampfmaschine nur $^1/_{18}$ des mechanischen Aequivalents der W. Der ungeheure Verlust beruht darauf, daß der größte Theil der W. gebunden, durch den entweichenden Dampf der Maschine wieder entführt wird.

Ueber die Ursache der Wärmeerscheinungen gibt es zwei Vorstellungen. Nach der ältern existirt ein eigenthümlicher, gewichtloser, unsichtbarer, flüchtiger Wärmestoff, welcher, die materiellen Moleküle gleichsam umhüllend, die Zwischenräume zwischen den Atomen mehr oder weniger ausfüllt. Diese Wärmeatmosphären der Atome üben eine abstoßende Wirkung auf einander aus, so daß also die W. der Kohäsion der materiellen Moleküle entgegenwirken muß. Erwärmt sich ein Körper, so wird der in ihm enthaltene Wärmestoff vermehrt ꝛc. Diese Hypothese wird jetzt mehr und mehr verlassen, denn die Beziehungen zwischen Licht- und Wärmestrahlen deuten entschieden darauf hin, daß auch die

Ursache der Wärmeerscheinungen in Vibrationsbewegungen zu suchen sei, und die Wärmeproduktion durch mechanische Mittel (Reibung) ist gar nicht mit der alten Hypothese zu vereinen. Diese letztere Erscheinung führt vielmehr mit Nothwendigkeit zu der Annahme, daß die W. lediglich in einer Molekülarbewegung besteht, welche sich in Massenbewegung verwandelt, wenn die W. in mechanische Arbeit umgesetzt wird. Aus dieser mechanischen Wärmetheorie folgt aber, daß immer eine entsprechende Menge W. als solche verschwindet, sobald durch W. mechanische Arbeit verrichtet wird. Erwärmt man z. B. 1,293 Gramm Luft von 0°—271° und dehnt sich dieselbe dabei unter dem Druck der Atmosphäre auf das doppelte Volumen aus, so wird dadurch eine mechanische Arbeit von 10,33 Kilogrammetern geleistet. Zur Hervorbringung dieses Effekts sind aber 24 Wärmeeinheiten mehr erforderlich, als wenn man die Luft bei konstantem Volumen auf 271° erwärmt hätte. Sind nun wirklich die 10,33 Kilogrammeter das mechanische Aequivalent für 24 Wärmeeinheiten, so müssen die letzteren auch bei Hervorbringung jener mechanischen Arbeit vollständig verbraucht sein, sie können nicht mehr in der aufs doppelte Volumen ausgedehnten Luft enthalten sein, oder mit andern Worten, wenn 1,293 Gramm Luft bei einer Temperatur von 271° das Volumen von 2 Litern einnehmen, so ist in dieser Luftmasse nicht mehr W. enthalten, als wenn sie bei gleicher Temperatur nur den Raum von 1 Liter erfüllte. Daraus folgt dann ferner, daß, wenn Luft ohne Wärmezuführung sich ausdehnen kann, ohne daß dabei eine mechanische Arbeit verrichtet wird, keine Wärmebindung erfolgen darf. Hiermit stimmen die Thatsachen vollkommen überein. Joule beobachtete nämlich eine bedeutende Wärmebindung, wenn ausströmende komprimirte Luft den Widerstand der Atmosphäre zu überwinden, also eine mechanische Arbeit zu verrichten hatte. Strömte dagegen die Luft in ein luftleeres Gefäß, dehnte sie sich also aus, ohne eine mechanische Kraft zu erzeugen, so wurde auch keine Temperaturveränderung beobachtet. — Auf Grund der Auffassung der W. als mechanisches Phänomen haben namentlich Krönig, Clausius und Redtenbacher Theorien über das Wesen der Materie und des Stoffes, durch dessen Oscillationsbewegung die W. erklärt werden soll, aufgestellt.

Die ungleiche Entfaltung des Lebens in den polaren und äquatorialen Gegenden der Erde ist in erster Linie von der Vertheilung der W. auf der Erdoberfläche abhängig. Die Sonnenstrahlen durchwandern die sehr diathermane Atmosphäre ohne bedeutenden Verlust und werden erst von der Erdoberfläche absorbirt und in fühlbare W. verwandelt. Durch den erwärmten Boden wird die Lufthülle der Erde von unten her erwärmt. Die Erwärmung des Bodens hängt von der Richtung ab, in welcher die Sonnenstrahlen ihn treffen, und entsprechend dem regelmäßigen Wechsel dieser Richtung unterscheidet man eine tägliche und eine jährliche Periode im Gange der Temperatur der untersten Luftschichten. Hätte die Erdoberfläche überall gleiche Beschaffenheit, so könnte die Abnahme der W. mit der Entfernung vom Aequator berechnet werden, da man das Gesetz kennt, nach welchem die Wirkung der Wärmestrahlen auf eine Fläche mit abnehmendem Einfallswinkel schwächer wird; auch müßten dann alle Orte gleicher geographischer Breite gleiche klimatische Verhältnisse haben und die täglichen und jährlichen Variationen der Lufttemperatur müßten vollkommen regelmäßig verlaufen. Dem ist aber in der That nicht so. Neapel und Newyork, obwohl sie unter gleicher nördlicher Breite liegen, haben sehr verschiedenes Klima, und wie weit die Temperatur in den gleichnamigen Monaten verschiedener Jahre von einander abweichen, ist hinlänglich bekannt. Bodenbeschaffenheit u. Bodenerhebung, Gebirgsrichtung, Vorherrschen gewisser Winde und Himmelsbedeckung wirken sehr bedeutend auf die Temperaturverhältnisse eines Ortes, welche deshalb nur durch lange fortgesetzte Beobachtungen ermittelt werden können. Aus den 24stündlichen Thermometerangaben von einer Mitternacht bis zur andern läßt sich die mittlere Temperatur des Tages berechnen (man erhält dieselbe bequemer aus drei richtig vertheilten Beobachtungen). Aus den mittleren Temperaturen der 30 Tage eines Monats ergibt sich die mittlere Temperatur des Monats, und die aus den 12 Monatsmitteln gezogene Mittelzahl zeigt die mittlere Temperatur des ganzen Jahres an. Aus einer langjährigen Reihe von Beobachtungen zieht man das allgemeine Monats- und Jahresmittel. Solche Beobachtungen sind im vorigen und namentlich in diesem Jahrhundert an vielen Orten gemacht worden, und jetzt kennt man die mittlere W. von etwa 2000 Punkten ziemlich genau. Verbindet man nun auf der Landkarte diejenigen Orte, welche dieselbe mittlere Jahreswärme haben, so erhält man die humboldtschen Isothermen. Diese Linien fallen keineswegs mit den Breitengraden zusammen, sondern verbinden Orte mit einander, welche unter sehr verschiedenen Breiten liegen. Man darf nun nicht glauben, daß Orte unter gleichen Isothermen gleiches Klima haben. Edinburg und Tübingen liegen ziemlich genau unter derselben Isotherme, sie haben fast gleiche mittlere Jahreswärme (6,6°), aber in Edinburg ist die mittlere Temperatur des kältesten Monats 2,4°, in Tübingen 1,44°, und die mittlere Temperatur des heißesten Monats beträgt in Edinburg 11,9° und in Tübingen 14,2°. Man muß also weiter gehen und neben den Jahresisothermen auch Monatsisothermen ziehen (die Linien gleicher mittlerer Wintertemperatur hat man Isochimenen, die Linien gleicher mittlerer Sommertemperatur Isotheren genannt). Diese Linien veranschaulichen recht deutlich den Unterschied zwischen Land- und See- oder Kontinental- und Küstenklima. Das feste Land absorbirt die Wärmestrahlen leicht und strahlt sie leicht wieder aus, es erwärmt sich daher und erkaltet auch wieder schneller als das Meer, welches wegen seiner Durchsichtigkeit und der bedeutenden specifischen W. des Wassers weniger schnell erwärmt wird, aber die einmal erlangte W. dann auch fester hält. Die Temperatur der Meeresoberfläche ist deshalb weit gleichförmiger, die Temperaturschwankungen sowohl während des

Tages als im Lauf des Jahres sind ungleich geringer als in der Mitte großer Kontinente. Dazu kommt, daß die Nähe des Meeres namentlich in den höhern Breiten einen bedeckten Himmel zur Folge hat, wodurch der wärmende Einfluß der Sonnenstrahlen im Sommer gemäßigt und die starke Erkaltung des Bodens durch Strahlung im Winter verhindert wird. Die kühlen Sommer und milden Winter des Küstenklima's treten den heißen Sommern und strengen Wintern des Kontinentalklima's recht deutlich gegenüber, wenn man die Temperaturverhältnisse der Westküsten von Europa mit denen des nördlichen Asien vergleicht. Am Nordkap herrscht bei einer mittlern Jahrestemperatur von 0,1 eine Sommertemperatur von 6,4 und eine Wintertemperatur von — 4,4; in Jakutsk dagegen bei einer mittleren Jahrestemperatur von — 8,2 eine Sommertemperatur von 16,3 und eine Wintertemperatur von — 34,4. Die praktischen Folgen dieser Verhältnisse sind außerordentlich groß. Auf dem in 3 Fuß Tiefe beständig gefrorenen Boden von Jakutsk gewinnt man in dem kurzen, aber heißen Sommer Roggen- und Weizenernten, welche bei der niedrigen Sommertemperatur Islands nicht zu erzielen sind. Im nordöstlichen Irland, in gleicher Breite mit Königsberg, friert im Winter kaum Eis und die Myrte gedeiht so kräftig wie in Portugal. In Plymouth ist der Winter nicht kälter als in Florenz und Montpellier, aber der Wein gedeiht nicht in England, weil er eines heißen Sommers bedarf, während eine ziemlich starke Winterkälte ihm nicht schadet. Alle Isothermen biegen sich an den Westküsten von Europa und Amerika stark nach Norden. In der nördlichen gemäßigten Zone herrschen nämlich die Südwest- und Nordostwinde vor. Der Südwest ist der Aequatorialstrom, welcher seine W. zunächst den Westküsten mittheilt; er kann aber um so mehr W. abgeben, als er lange über das durch den Golfstrom erwärmte Wasser gestrichen ist, dessen Temperatur noch zwischen dem 45. und 50. Breitengrade selbst im Januar nicht unter 7—8° R. sinkt. Unter dem Einfluß des Golfstroms ist das nördliche Europa durch ein eisfreies Meer von dem Gürtel des Polareises getrennt, welches selbst in der kältesten Jahreszeit die europäischen Küsten nicht erreicht. Endlich liegt südlich von Europa ein großer Kontinent, der, von den Sonnenstrahlen erhitzt, die über ihn hinwegziehenden Winde stark erwärmt. Ganz andere Verhältnisse herrschen im nördlichen Asien, wo sich die Isothermen bedeutend herabsenken. Hier fehlt der südliche Kontinent, dessen Stelle ein viel schwächer sich erwärmendes Meer einnimmt. Die warmen Luftströme, welche aus dem indischen Ocean aufsteigen, gelangen nicht in das nördliche Asien, sondern werden von ungeheuren Gebirgsketten aufgehalten. Jenseits der letzteren aber verflacht sich das Land allmählig nach Norden und ist den Nord- und Nordostwinden vollkommen preisgegeben. Dann ragt der Kontinent weit ins Eismeer hinein, welches, allen erwärmenden Einflüssen entzogen, fast immer mit Eis bedeckt ist. Nur auf kurze Zeit entfernt sich im Sommer die Grenze des Polareises von den Küsten Sibiriens, u. die ungeheure Wärmemenge, die beim Schmelzen solcher Eismassen gebunden wird, trägt wesentlich dazu bei, die Temperatur zu erniedrigen. Auch im Innern und an den Ostküsten von Nordamerika senken sich die Isothermen bedeutend herab, denn hier sind die Südwestwinde zu Landwinden geworden und können nicht den mildernden Einfluß von Seewinden ausüben. Dazu kommt, daß sich an den Ostküsten von Nordamerika kalte Meeresströmungen von Norden nach Süden ziehen. Eine solche Strömung geht an Spitzbergen zwischen Island und Grönland hindurch, vereinigt sich mit den aus der Hudsons- und Bassinsbai kommenden Strömungen, um an der Küste von Labrador herab, bei Neufundland vorbei zu treiben und sich unter dem 44. Breitengrad in den Golfstrom zu ergießen. So gelangen die kalten Wasser der Polarregionen und schwimmende Eisberge in südlichere Gegenden und verursachen eine bedeutende Senkung der Isothermen.

Die Monatsisothermen hat Dove benutzt, eine zweite Klasse von Wärmelinien zu ziehen. Nach Ermittelung der Durchschnittstemperaturen der Parallelkreise ergab sich aus den Beobachtungen, daß die mittleren Temperaturen einzelner Orte mit diesen Normaltemperaturen übereinstimmen. Linien, welche solche Orte verbinden, nennt Dove *thermische Normalen*. Andere Orte zeigen entweder einen Mangel oder einen Ueberfluß an W. und geben Veranlassung zum Ziehen der *Isanomalen*, welche jene Punkte mit einander vereinigen, die gleich viel von der normalen Temperatur abweichen. Die Räume mit Wärmeüberschuß hat Dove weiß, die mit Wärmemangel blau kolorirt, und so sieht man die ganze Erdoberfläche in 2 blaue und 2 weiße Streifen zerfallen, welche von Nordwesten nach Südosten gehen. In den weißen Streifen liegen Grönland, ganz Europa mit West- und Südasien, fast ganz Afrika, fast ganz Neuholland, die Westküste Nordamerika's, Westindien und die Ostküste Südamerika's. Unter allen Erdtheilen hat Europa am meisten Wärmeüberschuß und dieser Ueberschuß fällt wieder besonders auf den nordwestlichen Theil. Die Isanomale mit einem Ueberschuß von 2° R. geht mitten durch Spanien, durch Unteritalien und von hier fast in gerader Richtung zum nordöstlichen Punkte Europa's. Die Isanomale von 4° Wärmeüberschuß geht durchs nordwestliche Frankreich und Deutschland ebenfalls in nordöstlicher Richtung mitten durch den finnischen Meerbusen und die Dwinamündung. Die Isanomale mit 6° Ueberschuß geht durch Schottland und Norwegen. Die Monatsisanomalen zeigen, daß Europa im Januar bedeutend mehr begünstigt ist als im ganzen Jahr. Aus dieser Karte hat Dove auch die Temperatur der ganzen Erdoberfläche für Januar und Juli berechnet. Als vorläufige Werthe finden sich für den Januar: Nordhälfte 7,5°, Südhälfte 12,2°, also im Mittel 9,9°; für den Juli: Nordhälfte 17,3°, Südhälfte 9,6°, also im Mittel 13,5. Aus beiden Mitteln ist das Mittel für die ganze Erde 11,7° (die nördliche Erdhälfte ist wärmer als die südliche, weil sie mehr Land hat). Zieht man in einem gegebenen Fall durch die Oerter, in welchen zu gleicher Zeit die Temperatur gleich viel von der mittleren Tem-

gitized by Googl

peratur des Orts abwich, Linien, so erhält man die Isametralen, welche zur Beurtheilung der Witterungsverhältnisse einer bestimmten Zeit dienen.

Die Abnahme der Temperatur in höheren Luftregionen erscheint im ersten Augenblick auffallend, da doch die durch den Boden erwärmte Luft ihres geringeren specifischen Gewichts halber in die Höhe steigt. Man sollte also annehmen, daß sich in der Höhe die wärmste Luft ansammeln müßte. Daß dies nicht der Fall, rührt von der ungleichen Dichtigkeit der Luft in verschiedenen Höhenschichten her. Die erwärmte Luft, welche vom Boden in die Höhe steigt, dehnt sich aus und dabei wird die W. gebunden. Ein regelmäßiges Gesetz für die Abnahme der Temperatur bei vertikaler Erhebung kann es aber nicht geben, da Luftströmungen, Wolken- und Nebelschichten fortwährend einen störenden Einfluß ausüben. Gay-Lussac beobachtete im Luftballon 21,000 Fuß über einem Ort, an welchem das Thermometer 24,8° R. zeigte, eine Temperatur von —7,6°. Um den Fuß der Andeskette zieht sich eine Isotherme von 22°; da wo eine 6000 F. hohe Ebene in die Masse der Andeskette einschneidet, befindet sich ungefähr die Isotherme von 14°, und die von 0° ist durch eine Reihe von einander getrennter, in sich geschlossener Kurven, welche um die isolirten Schneekuppen herumziehen, repräsentirt. Berggipfel, welche isolirt aus der Ebene hervorragen, haben eine gleichmäßigere Temperatur als letztere. Auf dem Rigi beträgt die Differenz des täglichen Maximums und Minimums etwa 3,04°, in Zürich gleichzeitig 7,6° R. Auf dem St. Bernhard beträgt die Differenz zwischen den mittleren Temperaturen des wärmsten und kältesten Monats nur 12,38°, in Genf dagegen 18,9° und daraus erklärt sich unmittelbar, daß die Differenz der mittleren Januartemperatur für Genf und den St. Bernhard nur 6,5°, die der mittleren Julitemperatur aber 12,23° beträgt. Die Höhe, um welche man sich erheben muß, damit die Temperatur um 1° sinkt, ist deshalb auch nicht für alle Zeiten des Jahres dieselbe, sondern größer im Winter und kleiner im Sommer.

Wärmemesser (Kalorimeter), Apparat, welcher dazu dient, die bei irgend einem chemischen oder physikalischen Prozeß entwickelte Wärmemenge zu bestimmen. Auch das Thermometer wird bisweilen W. genannt. Entsprechend den vorzunehmenden Operationen ist bei der Konstruktion der W. besondere Sorgfalt auf Vermeidung eines Wärmeverlustes verwendet. Die entwickelte Wärme wird auf Wasser oder Quecksilber übertragen, dessen Temperatur man vor und nach dem Versuch mit einem Thermometer bestimmt.

Wärwolf, s. Werwolf.

Waffen (altdeutsch Wapen), alle Werkzeuge, mit denen man dem Feinde entweder Schaden zufügt (Offensivwaffen, Trutzwaffen), oder sich gegen Angriffe desselben vertheidigt (Defensivwaffen, Schutzwaffen). Weiteres s. Bewaffnung. Ueber das Geschichtliche der W. vgl. Meyrik, Critical inquiry into ancient armours and weapons of war, London 1824, 3 Bde.; Galland, Précis historique sur les armes offensives et défensives depuis leur invention, Paris 1835; Meyer, Handbuch der Geschichte der Feuerwaffentechnik, Berl. 1835. Auch die verschiedenen Truppengattungen werden in der Militärsprache W. genannt.

Waffenherold, s. v. a. Wappenkönig.

Waffenlehre (Waffenkunde), die Lehre von der Beschaffenheit der Waffen und ihrer Anwendung, ein wichtiger Theil der Kriegswissenschaften. Sie zerfällt in die Lehre von den blanken Waffen und die Lehre vom Schießgewehr und Geschütz (Artilleriewissenschaft).

Waffenplatz, eine Festung, wo sich Truppen mit ihren Kriegsbedürfnissen versammeln, wozu meist eine Grenzstadt dient; in Festungen im bedeckten Wege ein freier, etwas geräumiger Platz, der zur Sammlung der für Ausfälle bestimmten Mannschaft dient.

Waffenrecht (Waffen- und Wehrhoheit, Militärgewalt, jus armorum), das Recht, eine stehende bewaffnete Macht zu unterhalten, Schirm- und Wehranstalten, Festungen ꝛc. zu errichten und zu unterhalten und Streitigkeiten mit Gewalt der Waffen zu entscheiden. Es ist gegenwärtig ein ausschließliches Hoheitsrecht des Staats, während es sich im Mittelalter Jeder anmaßte, der die Mittel dazu aufbringen konnte, eine Folge des fehlenden Rechtsschutzes. Der ewige Landfriede machte der altherkömmlichen Selbsthülfe nur zum Theil ein Ende. Im westphälischen Frieden aber wurde das W. oder die Kriegshoheit als Theil der den Reichsständen bewilligten Landeshoheit anerkannt, und zwar ist es ein so ausschließliches Recht des Staats, daß kein Unterthan sich auch nur den kleinsten Theil davon aneignen darf. Außerdem versteht man unter W. das Recht, Waffen zu tragen (port d'armes), welches früher jedem Freien zustand und keineswegs ein ausschließliches Vorrecht des Adels war. Der zum Waffentragen Berechtigte konnte auch ein Wappen annehmen, und daher sind waffenfähig und siegelmäßig im Wesentlichen gleichbedeutend und Prädikate des freien, nicht von seiner Hände Arbeit lebenden Mannes. Ein allgemeines W. wurde 1848 als Volksbewaffnung vergeblich angestrebt.

Waffenstillstand, der Vertrag zwischen kriegführenden Theilen, kraft dessen die Feindseligkeiten auf eine bestimmte Zeit oder bis zu erfolgender Aufkündigung eingestellt werden. Ist der W. ein allgemeiner, so gilt er für alle Arten von Feindseligkeiten auf dem ganzen Kriegsschauplatze, kann aber in diesem Sinne nur von den kriegführenden Regierungen geschlossen werden; ist er dagegen ein partieller, so wird er von den obersten Befehlshabern geschlossen und gilt nur für die unter ihrem Befehl stehenden Truppen und Gegenden. Nach Annahme des W.es kommen beide Theile über die zu nehmenden Stellungen überein, welche gewöhnlich durch eine Demarkationslinie getrennt werden. Häufig wird auch nur auf wenige Stunden ein W. geschlossen, und zwar behufs der Beerdigung der Todten, Fortschaffung der Verwundeten, Auswechselung der Gefangenen, sowie während des Parlamentirens. Ein Bruch des W.es wird allgemein als eine Verletzung des

Digitized by Google

Völkerrechts betrachtet. Ein allgemeiner W. ist gewöhnlich der Vorläufer des Friedens, und es sind Waffenstillstände selbst auf eine Reihe von Jahren geschlossen worden. Die Türken schlossen ehedem aus religiösem Grundsatz mit den Christen nur Waffenstillstände auf 20 — 30 Jahre, keinen Frieden.

Wage, Werkzeug, welches dazu dient, das Gewicht eines Körpers mit dem eines andern Körpers zu vergleichen. Man unterscheidet Hebel- und Federwagen. Erstere sind solche, deren Konstruktion sich auf die mechanischen Gesetze des Hebels gründet; bei den Federwagen bestimmt man das Gewicht des betreffenden Körpers aus der Größe der Formveränderung, welche er an einer elastischen Stahlfeder hervorbringt. Nach der bekannten Eintheilung doppelarmiger Hebel in geradlinige, gleicharmige, ungleicharmige und Winkelhebel unterscheidet man bei den Hebelwagen beziehungsweise die gemeine W., die Schnellwage und die Zeigerwage. Bei der gemeinen W. dreht sich der Wagebalken um eine in der Mitte seiner Länge liegende Schneide; seine beiden Arme müssen an Material, Länge und sonstigen Dimensionen einander völlig gleichen, weil die W. nur in diesem Fall richtige Angaben liefert. Bei einer sonst guten W., welche aber nicht genau gleich lange Arme hat, kann man mittelst der doppelten Wägung eine richtige Gewichtsbestimmung vornehmen. Zu diesem Ende legt man den zu wägenden Körper in die eine Wagschale u. bringt die Zunge dadurch zum Einspielen, daß man in die andere Wagschale feines Schrot schüttet. Hierauf entfernt man den abzuwägenden Körper von seiner Wagschale und ersetzt ihn derartig durch richtige Gewichtsstückchen, daß mit der Schale, worauf die bemerkte Tara unverändert liegen blieb, abermals der Gleichgewichtszustand eintritt. Der Wagebalken muß sich unbelastet oder bei gleicher Belastung beider Schalen horizontal einstellen. Dies geschieht nur dann, wenn der Schwerpunkt der W. (des Balkens, der Schalen und Zubehör) weder in, noch über der Drehungsaxe, sondern etwas unter derselben liegt. Nach mehren pendelartigen Schwingungen kehrt dann die W. von selbst in ihre Gleichgewichtslage zurück. Die dritte Eigenschaft einer guten W., die Empfindlichkeit, d. h. die Eigenschaft, schon durch kleine Gewichtsunterschiede die horizontale Lage wesentlich zu ändern, erreicht man dadurch, daß man ihr lange Arme gibt, die Abstände des Schwerpunkts von der Drehaxe und von der geraden Linie, welche die Aufhängepunkte der Schalen mit einander verbindet, recht klein macht, das Gewicht des Wagebalkens auf ein Minimum herabzieht, die Summa der abzuwägenden Gewichte verhältnißmäßig nicht groß nimmt und die Reibung so viel als nur möglich entfernt. Die empfindlichste W., deren Empfindlichkeit von ihrer Belastung (nicht aber vom Ausschlagegewicht) unabhängig ist, erhält man dadurch, daß man den Drehpunkt in die Verbindungslinie der beiden Schalenaufhängepunkte bringt. Zur Vermeidung der Reibung hängt man Balken und Schalen mittelst sogenannter Messerschneiden auf, die auf ebenen Flächen spielen. Weber hängt den Balken mittelst Stahlfedern auf, so daß dessen Reibung völlig entfernt wird und als alleiniger Widerstand die Elasticität der Feder übrig bleibt. Den Empfindlichkeitsgrad einer W. beurtheilt man durch Angabe eines ächten Bruchs (Empfindlichkeitsquotient), welcher das geringste noch einen Ausschlag gebende Gewicht zum Zähler und das Gewicht des Balkens und der Belastung zum Nenner hat. Bei einer W., worauf Lasten bis zu 10 Centner abgewogen werden, ist man völlig zufrieden, wenn sie bei diesem größten Gewicht noch durch Zulegung von 1 Loth einen merklichen Ausschlag gibt, so daß der Empfindlichkeitsquotient $\frac{1}{64000}$ ist. Die analytischen W.n der Chemiker müssen dagegen bei einer Belastung von 1 Kilo in jeder Schale noch durch Zulage von 1 Milligramm einen merklichen Ausschlag geben, also einen Empfindlichkeitsquotienten $= \frac{1}{2000000}$ besitzen. Es werden indeß auch W.n gebaut, deren Empfindlichkeitsquotient nur $\frac{1}{20000000}$ beträgt. Absehend von der höchst subtilen Konstruktion derartiger W.n, sei hier nur noch erwähnt, daß die Zunge, nach deren Schwingungen man die Wägung beurtheilt, vom Drehungspunkt aus entweder aufwärts oder abwärts gerichtet ist. Bei gröberen W.n betrachtet man die Wägung als beendet, wenn die Zunge senkrecht steht, der Wagebalken überhaupt zur Ruhe gelangt ist. Bei feinen W.n dagegen bewegt sich das Ende der Zunge vor einem Bogen mit Theilung und man betrachtet die Wägung dann als beendet, wenn die Zunge nach rechts und links gleich stark ausschlägt. Besondere Bequemlichkeit gewährt eine Theilung der Arme des Wagebalkens in 10 gleiche Theile. Ein Drahthäkchen, welches gerade 1 Centigramm wiegt, gibt dann, wenn man es auf den ersten, zweiten, dritten Theilstrich, von der Mitte an gerechnet, hängt, denselben Ausschlag, als wenn man in die Schale ein Gewicht von 1, 2, 3 Milligramm gelegt hätte. Für Verkaufslokale sind die Tafelwagen sehr gebräuchlich, welche bei verschiedener Detailkonstruktion darin übereinstimmen, daß der Wagebalken unter den Schalen liegt, welche letztere auf senkrecht stehenden Stäben befestigt sind. Die Schnellwage (römische W.) ist ein geradliniger, zweiarmiger Hebel, dessen Arme ungleich lang sind. Der Balken dreht sich um eine horizontale Axe und ist an seinem kurzen Arme mit einer in Schneiden aufgehängten Schale oder mit einem Haken versehen, an welchem man die zu wägenden Waaren befestigt. Auf dem langen, mit einer Theilung versehenen Arm ist ein Laufgewicht beweglich, welches so lange verschoben wird, bis der Balken horizontal steht oder eine vertikale Zunge einspielt. Diese W. findet Anwendung, wo es weniger auf Genauigkeit als auf Schnelligkeit ankommt; in Preußen ist sie im öffentlichen Verkehr nur für Lasten von 20 Pfund und mehr gestattet, dabei muß der Wagebalken sehr stark sein und einen rechtwinkligen Querschnitt besitzen. Der kurze Arm muß überall gleich stark sein, der lange dagegen darf sich verjüngen. Das Laufgewicht hängt auf Schneiden an einer Hülse, die sich auf dem langen Arm verschieben läßt. Im Allgemeinen steht die Schnellwage der gemeinen W. minde-

Digitized by Google

stens hinsichtlich der Empfindlichkeit nach, die übrigens, so weit überhaupt möglich, unter denselben Bedingungen wie bei der doppelarmig gleicharmigen W. erreicht werden kann. Bei der dänischen od. schwedischen Schnellwage, dem Desemer, bleibt der Aufhängepunkt der Wagschale u. auch der des Laufgewichts unverändert, dagegen wird der ganze Hebelarm in einer Hülse verschoben, in welcher die Drehaxe desselben unverrückbar angebracht ist. Sie ist weniger zuverlässig als erstere und in Preußen im öffentlichen Verkehr nicht zugelassen. Zum Abwiegen sehr großer Lasten dienen die Brückenwagen, Kombinationen von doppelarmig ungleicharmigen Hebeln, bei denen man gewöhnlich der Last mit einem 10- oder 100mal kleineren Gewicht das Gleichgewicht hält und die man mit Bezug hierauf Decimal- oder Centesimalwagen nennt. Am gebräuchlichsten ist die 1821 von dem straßburger Mechaniker Quintenz angegebene und von Rollé und Schwilgué verbesserte W., bei welcher man die Waare auf eine trapezförmige Plattform legt, die von entsprechenden Gabeln getragen wird. Der Hauptwageballen (Schwanenhals) dreht sich mit einer Schneide auf einem vertikalen Ständer und trägt einerseits die Wagschale, andererseits zwei abwärts gerichtete Zugstangen, durch welche die unter der Plattform liegenden Hebel mit dem Schwanenhals verbunden sind. Durch das Längenverhältniß der Arme, welche vom Drehpunkt einerseits bis zur Schale, andererseits bis zur ersten Zugstange reichen, wird die Verjüngung der Gegengewichte bestimmt, die hier ausschließlich $^1/_{10}$ oder $^1/_{100}$ der Last ist. In Preußen sind diese W.n für den gewöhnlichen Verkehr und für Lasten von 20 Pfund und mehr zugelassen; sie müssen bei einem Uebergewicht, welches 2 Loth auf jeden Centner der Last beträgt, noch einen deutlichen Ausschlag geben. Von neueren Brückenwagen ist die brandenburgische von Schönemann zu erwähnen, bei welcher die schwingende Brücke durch 4, statt wie bei Quintenz durch 3 Stahlschneiden unterstützt und außerdem ein einarmiger Querhebel angebracht ist. Hierdurch ist die Uebertragung der Brückenbelastung auf den Wagebalken durch 3 Aufhängestangen bedingt, während bei der Quintenzwage nur 2 solche Stangen vorkommen. Diese beiden Brückenwagen und namentlich die letztere sind leicht transportabel, schwere Güter, Wagen, Vieh u. dergl. wägt man aber auf feststehenden Centesimalwagen, deren Plattform in der Ebene des umgebenden Terrains liegt. Auf dem Princip des Winkelhebels beruhen die Zeigerwagen, bei welchen die Größe einer vorhandenen Last weder durch zu verändernde Gewichte, noch durch verschiebbare beständige Gewichte, sondern durch ein konstantes Gewicht bestimmt wird, welches mit der W. unveränderlich verbunden ist und wobei die Gewichtsgröße der Last von einem Zeiger auf einer Skala angegeben wird. Diese W.n bestehen in der Regel aus einem ungleicharmigen Winkelhebel, der um seinen Scheitel drehbar gemacht ist. Der eine Schenkel trägt eine Kugel und stellt sich, wenn die W. unbelastet ist, senkrecht. Der in diesem Fall horizontal stehende zweite Schenkel ist über den Scheitelpunkt hinaus verlängert und trägt an der Verlängerung ein Gewicht, damit sein Schwerpunkt in die Drehaxe fällt. Befestigt man an dem Ende dieses Armes die Waare, so hebt sich der andere Schenkel und bewegt sich dabei vor einem graduirten Kreisquadranten, an dessen Skala man das Gewicht der Waare unmittelbar ablesen kann. Die beschriebene Art von Zeigerwagen dient ganz besonders als Garnsortirwage zum Bestimmen der Feinheitsnummern baumwollener gewirbter Garne. Eine andere Form der Zeigerwaaren gestattet, den zu wägenden Gegenstand auf ein Plättchen zu legen (Papierwagen). Sehr praktisch ist eine W., die man in der Hand hält und bei welcher die Skala in einer Scheere spielt, wie die Zunge bei der Krämerwage (Briefwage). Vergl. Place, Theorie und Konstruktion der Neigungswage (Zeigerwage), Weimar 1867. Die Federwagen beruhen auf der Voraussetzung, daß eine aus gutem Stahl gefertigte Feder ein vollkommen elastischer Körper ist, der durch Formveränderungen innerhalb gewisser Grenzen an seiner Elasticität nichts verliert und mithin nach Entfernung des wirksamen Zuges oder Druckes, welchen der abzuwägende Körper ausübt, seine ursprüngliche Gestalt wieder annimmt. Dies ist nun aber streng genommen niemals der Fall, und da auch die Temperatur von Einfluß ist, so wendet man diese W.n nur da an, wo in Bezug auf die Stärke der Feder nur ganz geringe Lasten abgewogen werden oder wo die Schnelligkeit des Abwägens von größerer Bedeutung ist, als eine sehr strenge Gewichtsbestimmung, wie z. B. beim Verkauf von Heu, Stroh, in der Hauswirthschaft ꝛc. Die Konstruktion der Federwagen ist sehr mannichfach. Gewöhnlich befindet sich die Feder in einem Gehäuse, welches man mittelst eines Hakens aufhängt. An dem einen Ende der Feder hängt die Last und an dem andern ist ein Zeiger befestigt, der auf einer Skala spielt. Vergl. Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Band 1, Braunschweig 1862.

Wage, Sternbild des Thierkreises, steht zwischen der Jungfrau und dem Skorpion, enthält 51 Sterne, worunter 2 zweiter Größe, deren nördlicher, im Zünglein stehend, Zubeneschemali, der südliche Zubenelgeni heißt.

Wagen, Straßenfuhrwerke mit vier Rädern. Man unterscheidet Last- und Luxusfuhrwerke (über letztere s. Kutsche). Der Lastwagen zerfällt in Ober- und Untergestell und letzteres wieder in Vorder- und Hinterwagen. Der Vorderwagen wird gebildet von zwei Rädern, einer eisernen Axe, um welche erstere laufen, und dem hölzernen Axstock oder Axholz, woran die eiserne Axe befestigt ist. Auf dem Axholz liegt der Axschemel (Schale), während zwischen beiden die Deichselarme hindurchgehen, welche vor der Axe eine Scheere zur Aufnahme der Deichsel bilden. Hinter der Axe gehen die Deichselarme gehörig weit auseinander und sind an ihren Enden durch einen Querarm verbunden, welcher Reib-, Lenk- oder Drehscheit heißt. Durch diese Anordnungen wird dem Vorderwagen eine selbstständige Seitenbewegung gesichert. Unter oder auf der Deichsel wird der große Schwengel (Klippschwengel, Wage) befestigt, an welchen man zu beiden Seiten der Deichsel die kleinen Schwengel, die Zug- oder

Ortscheite hängt, die endlich zum Anbringen der Zugstränge dienen. Der Schwengel ist entweder feststehend (Sprengwage, Steifschwengel) oder beweglich (Schleppschwengel). Der Steifschwengel verschafft dem Fuhrwerk bei ungeübten Fuhrleuten einen gleichmäßigeren, stetigeren Gang, ist auch haltbarer u. gestattet ein schnelleres Lenken. Der Hinterwagen besitzt wie der Vorderwagen zwei Räder, die eiserne Axe, das Axholz und über letzterem und damit fest verbunden ein gleich langes, zur Verstärkung dienendes Holz (hintere Schale, hinterer Axschemel). Der Langbaum, welcher den Vorderwagen mit dem Hinterwagen verbindet, ist zwischen dem Axholz und der Schale des letzteren befestigt und durch einen von der Mitte nach hinten reichenden, darüber liegenden Baum verstärkt. Im Vorderwagen geht der Langbaum durch Axholz u. Schemel oder Schale frei durch und wird daselbst zur Herstellung der Verbindung von einem durchgesteckten Bolzen (Spann-, Schließ- oder Reibnagel) entsprechend gehalten. Um letzteren Bolzen ist zugleich dem Vorderwagen eine geeignete Drehung gestattet. Auf dem Axschemel des Vorderwagens liegt noch ein drittes Holz, der Wende- oder Lenkschemel, der jedoch nur am Oberwagen befestigt ist, während der vordere Axschemel mit dem Unterwagen verbunden ist. Zwischen Lenk- und Axschemel finden sich also die bei Drehung des Vorderwagens sich reibenden Flächen, welche man deshalb auch entsprechend mit Eisenblech belegt hat. Der Lenkschemel dient auch dazu, dem Breterboden oder Wagenbret eine horizontale Lage zu verschaffen. Dieselbe Lage erhalten hierdurch auch die beiden Leiterbäume, zwei starke Rundhölzer, die bei einem gewöhnlichen Lastwagen den Haupttheil des Oberbaues bilden und dann den besondern Namen Schrotleitern erhalten. Sind die obern und untern Leiterbäume durch Spangen oder Sparren mit einander verbunden, so entsteht der Leiterwagen, bei dem wieder die beiden Leitern oben durch ein Querscheit verbunden sind. Gestützt werden die Leitern durch die Längstaken, welche an ihren unteren Enden mit eisernen Ringen versehen und mit diesen auf die eisernen Axen geschoben sind. Sie ragen über die oberen Leiterbäume hinaus, um bei hochgeladenen Erntefuhren dem Druck der über die Leitern hinausgehenden Last eine zweckmäßige strebenartige Stützung in der Wagenaxe zu schaffen. Daß der Leiterwagen leicht in einen Kastenwagen umgewandelt werden kann, ist selbstverständlich. Ueber die Konstruktion der Räder im Besondern s. Rad. Ueber Lastwagen vgl. Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, 3. Bd., Braunschweig 1867; Hamm, Die landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthe Englands, 2. Aufl., das. 1856; Nobis, Die Theorie des Fuhrwesens, Danzig 1850.

W. gab es schon in den frühesten Zeiten und zu den verschiedensten Zwecken. Nur im Orient, besonders in Gebirgen, waren sie nicht sehr gebräuchlich, weil man dort zu reiten, oder sich in Sänften tragen zu lassen pflegte, zum Waarentransport aber sich der Kameele bediente. Dagegen war der Gebrauch der Streitwagen (s. d.) sehr verbreitet, und zwar, wie aus Homer ersichtlich, schon im Heroenzeitalter. In Griechenland soll zuerst Erichthonius, ein mythischer König von Athen, bei den panathenäischen Spielen mit einem Viergespann erschienen sein, weshalb er auch als Fuhrmann unter die Gestirne versetzt wurde. Ursprünglich hatten die W. wohl nur zwei Räder, die theils aus Speichen bestanden, theils Scheiben bildeten. Die Erfindung der vierrädrigen wird gewöhnlich den Phrygiern zugeschrieben. Das Fahren zu W. war in Griechenland im gewöhnlichen Leben eine Ausnahme von der Regel, welche als Zeichen von Ueppigkeit oder Hochmuth galt. Dagegen war das Fahren in der späteren heroischen Zeit gewöhnlich. Man hatte Lastwagen und W. zum Sitzen und zum Liegen, vierrädrige und zweirädrige. Die zweirädrigen W. dienten vorwiegend zum Wagenrennen bei den Spielen. Bei ihnen bildeten stets Pferde das Gespann, bei den vierrädrigen meist Maulthiere. Auch gab es bei den Griechen bedeckte Reisewagen. Als Lehrmeisterin im Wagenbau wurde Athene verehrt. Prometheus lehrte den Menschen die Rosse anschirren. Die Römer bedienten sich der W. sehr häufig und hatten eine nicht geringe Anzahl von Arten derselben, deren Formen aber aus den Namen nicht zu erkennen sind. Die Zugthiere zogen den W. nicht an Strängen, sondern an einem Joch, das ihnen auf dem Nacken lag und vorn an der Deichsel befestigt war. Nur wenn 3 oder 4 Thiere angespannt waren, zogen die äußern an Strängen. Vgl. Ginzrot, Die W. und Fuhrwerke der Griechen und Römer, München 1817. In Deutschland gehörten die W. noch zu den Ueberbleibseln aus der nomadischen Zeit; denn wie die Sarmaten zu Tacitus' Zeit noch auf W. wohnten, so früher die Deutschen. Ochsen spannte man besonders bei ökonomischen Beschäftigungen vor die W., doch hatte man auch leichtere W., deren man sich zur Flucht aus der Schlacht bediente. Im Mittelalter kannte man nur Rüstwagen. Die Damen ritten entweder, oder wurden in Sänften getragen. Erst als im 15. Jahrhundert die Kutschen (s. Kutsche) aufkamen, änderte sich das Verhältniß; doch blieben lange die Staatswagen oder Karossen nur an Höfen und in großen Städten üblich. Später entstanden aus jenen die großen Postwagen und bequemen Diligencen, die neuerdings sich wieder einerseits in Omnibus, andererseits in Chaisen, Droschken, Berlinen ꝛc. umgewandelt haben. Auch die zweispännigen Karren veredelten sich in Kabriolets, Gigs, Tilburys. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurden die Federwagen erfunden; bis dahin hingen die W. nur in Riemen. Ein großer Fortschritt im Transport überhaupt geschah durch die Erfindung der Dampfwagen (s. d.). In der Landwirthschaft unterscheidet man den Rüst-, Erde-, Dünger- und Marktwagen.

Wagenaar, Jan, holländischer Geschichtschreiber, geboren 1709 zu Amsterdam, widmete sich anfangs dem Handelsstande, dann aber historischen Studien, † 1773 als Rathsschreiber seiner Vaterstadt. Sein berühmtestes Werk ist „De vaderlandsche historie" (Amsterdam 1749—60, 21 Bde.; deutsch von Toze, Leipz. 1756—64, 8 Bde.), die bis 1751 reicht und von Andern (Amst. 1788—1810, 4 Bde.) bis 1802 fortgesetzt wurde. Daneben sind zu erwähnen seine „Schil-

derungen der Vereinigten Staaten der Niederlande" (Amst. 1739, 12 Bde.). Bei allen Fehlern in Stoff und Form und dem vielfach fühlbaren Mangel an Pragmatismus haben diese Arbeiten doch durch treue und einfache Darstellung heute noch Werth.

Wagenburg, ein großes Viereck von zusammengefahrenen Wagen, zur Vertheidigung dienend. Sie unterscheidet sich durch den Zweck der Vertheidigung vom Park (s. d.) und ist eher zu den Barrikaden (s. d.) zu rechnen. Der Gebrauch, die den Truppen folgenden Wagen als Schutzwehr gegen plötzliche Angriffe zu benutzen, ist unstreitig sehr alt. Bestimmtere Nachrichten darüber hat man aber erst aus den Zeiten des Hussitenkrieges, in welchem sie zu einem sehr großartigen Widerstandsmittel im freien Felde wurden. In der Schlacht bei Tachau sollen die Hussiten 3600 solcher Wagen gehabt haben, welche in mehre große Vierecke gestellt und unter sich durch eiserne Ketten fest verbunden wurden. Diese Wagen besetzten sie mit den besten Schützen, hinter welche sich die geharnischten Streiter zur Unterstützung aufstellten. Heut zu Tage kommen die W.en nur noch in Anwendung, wenn ein großer Wagenzug mit einem ernsten Angriff bedroht wird und die Bedeckungstruppen im Terrain zu wenig Schutz finden. Wird eine solche W. von guter Infanterie hartnäckig vertheidigt, so gewährt sie immer ein gutes Schutzmittel, welches der Feind ohne Anwendung von Geschützen nicht leicht überwältigen kann.

Wagenschmiere, Fettmischung zum Schmieren der Wagenaxen, besteht aus einer durch Zusammenschmelzen erhaltenen Mischung von entwässertem dicken Steinkohlentheer und Fett. Man erhitzt 100 Pfund Steinkohlentheer, bis der Siedepunkt auf mindestens 120° C. gestiegen ist, läßt ihn auf 80—90° C. abkühlen und setzt 15—20 Pfund Talg hinzu, der durch Umrühren mit dem Theer gut vermischt wird.

Wagenwinde, Werkzeug zum Heben großer Lasten, welches man besonders braucht, um einen Theil schwerer Wagen bei verschiedenen Veranlassungen, z. B. bei dem Schmieren der Axen, in die Höhe zu heben. Die W. besteht aus einem hölzernen, mit Eisen beschlagenen Klotz, in welchem eine Zahnstange mit halbmondförmigem Ansatz (Kabel) steckt. In die Zähne dieser Stange greift ein Getriebe und durch eine Kurbel wird das Räderwerk in Bewegung gesetzt. Dabei steigt die Zahnstange in die Höhe und hebt den Gegenstand, unter welchen sie gestellt ist. Die englische W. enthält statt der Zahnstange eine starke doppelgängige Schraubenspindel, welche die Krücke trägt. Die Mutter ist in dem Deckel des Windekastens befestigt und dieser selbst ist beweglich, an seinem Umfange gezahnt und wird mittelst einer Kurbel, an welcher sich eine Schraube ohne Ende befindet, um die Spindel gedreht, so daß sich diese heben oder senken muß, je nachdem die Kurbel gedreht wird. Die große Kraft, welche man mit der W. ausüben kann, hat dazu geführt, sie zum Heben großer Lasten zu gebrauchen, zu welchem Ende am untern Ende der Zahnstange eine Klaue angebracht ist, welche unter die Last greift und sie hebt. Auch beim Aufschrauben der Dachstühle, beim Versetzen ganzer Gebäude ꝛc. wendet man die W. an.

Wagerecht, s. Horizontal.

Waghäusel, Ortschaft im badischen Kreis Karlsruhe, Amt Bruchsal (bisher zum Unterrheinkreis, Amt Philippsburg, gehörig), unweit des Rhein, hat ein säkularisirtes Kapuzinerkloster mit einer Wallfahrtskirche; in den Klostergebäuden ist jetzt eine Aktienrübenzuckerfabrik, die größte des Zollvereins, in welcher jährlich $1^1/_2$ Millionen Centner Rüben verarbeitet werden. Hier am 21. Juni 1849 Sieg der Preußen über das pfälzisch-badische Revolutionsheer.

Wagner, s. v. a. Stellmacher.

Wagner, 1) Ernst, deutscher Dichter, geboren am 2. Febr. 1769 zu Roßdorf in Sachsen-Meiningen, wurde von seinem Vater, der dort Pfarrer war, unterrichtet bis zum Beginn der Universitätsstudien, die er, zum Rechtsgelehrten bestimmt, in Jena absolvirte. Demnächst wurde er in seinem Geburtsort Privatsekretär des Gutsbesitzers Freiherrn von Wechmar, der ihm später auch die Verwaltung seines Ritterguts und die Aktuariatsgeschäfte des Patronatsgerichts übertrug. Allerlei Mißliches, das ihm aus dieser Stellung erwuchs, erregte in W. das Verlangen nach einer Wirksamkeit anderer Art. Der Vorsatz, sich als Schriftsteller zu versuchen, führte ihn zuerst auf das Gebiet des Lustspiels, auf welchem er jedoch keinerlei aufmunternden Erfolg fand. Dagegen stellte sich dieser alsbald in ungewöhnlichem Maße ein, nachdem W. mit dem Roman „Wilibalds Ansichten des Lebens" (Meiningen 1804, 2 Bde.; 3. Aufl., Leipzig 1854) hervorgetreten war. Noch vor dem Erscheinen des Buchs hatte Herzog Georg von Meiningen den ihm durch Jean Paul empfohlenen Dichter zum Kabinetssekretär ernannt. Nach dem bald darauf erfolgten plötzlichen Tode des Fürsten bestätigte dessen Wittwe die Berufung. W. zog demzufolge 1804 nach Meiningen, wo er am 25. Febr. 1812 †. Dem ersten Roman waren gefolgt: „Die reisenden Maler" (Leipzig 1806, 2 Bde., die Umarbeitung zweier der mißglückten Lustspiele W.s); „Reisen aus der Fremde in die Heimat" (das. 1808—9, 2 Bde.), eine Sammlung von Schilderungen, Erzählungen, Sentenzen u. dergl., denen sich als Anhang anschließt „Historisches Abc eines vierzigjährigen hennebergischen Fibelschützen" (Tübingen 1810); ferner die Romane „Ferdinand Miller" (das. 1809) u. „Isidora" (das. 1814). Die „Lebenserfahrungen und Weltansichten" (Frankf. 1811, 2 Bde.) enthalten vermischte Aufsätze. W. bewegt sich in seinen Romanen, deren frühester der beste ist, zwischen der geistigen Sphäre des goethe'schen „Wilhelm Meister" u. der humoristisch-sentimentalen Phantastik der Romane Jean Pauls. Dem ersteren einigermaßen verwandt ist z. B. W.s „Wilibald" durch die theilweise reine und klare Ausprägung der Charaktere, während die Vorliebe für das Idyllische, für episodische Abschweifung und das witzspielende Vordrängen der Subjektivität des Autors ihn dem anderen Vorbild noch näher stellen, dem er jedoch an Tiefe der Gedanken nur ausnahmsweise gleich kommt. Ein gewisses mystisches Element verräth daneben die Einwirkungen der romantischen Neigungen der Zeit.

Digitized by Google

Eine Ausgabe der sämmtlichen Schriften W.s hat dessen Freund Friedrich Mosengeil (Leipzig 1824 bis 1828) in 12 Bänden veranstaltet, von denen die beiden letzten lebensgeschichtliche Nachrichten und Briefe des Herzogs August von Sachsen-Gotha, Jean Pauls u. A. an den Dichter, sowie dessen Briefe an den Freiherrn von Truchseß enthalten.

2) Johann Jakob, deutscher Philosoph, geboren den 21. Jan. 1775 zu Ulm, studirte seit 1793 zu Jena, namentlich unter Fichte, und seit 1796 zu Göttingen. Auf Fichte's Empfehlung übernahm er 1798 die Redaktion einer „Handelszeitung" in Nürnberg, privatisirte seit 1801 zu Salzburg und folgte 1803 einem Ruf als Professor der Philosophie nach Würzburg. Bei der Reduktion der Universität 1809 pensionirt, ging er als Privatdocent nach Heidelberg, kehrte aber 1815 in seine frühere Stellung nach Würzburg zurück. Im Jahre 1834 in den Ruhestand versetzt, † er den 22. Nov. 1841 zu Ulm. Seine philosophische Richtung ward namentlich durch Schellings Einfluß bestimmt. W. stimmt mit demselben darin überein, daß die Philosophie eine Konstruktion des Universums von einem einzigen Punkt aus zu geben habe, geht aber in der Ausführung dieses Unternehmens seinen eigenen Weg. Da das Wesen überall nur eins sei und nur durch die Form Verschiedenheit annehme, diese Form aber die Entwickelung des Einen durch den Gegensatz sei, welche Entwickelungsform sich stets wiederhole, so bewegt sich sein System in tetradischen Konstruktionen, in denen sich das Schema des Weltgesetzes, Wesen, Gegensatz, Vermittelung u. Form, immer wiederholt. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Theorie der Wärme und des Lichts" (Leipzig 1802), „Philosophie der Erziehungskunst (das. 1802), „System der Idealphilosophie" (das. 1804), „Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt" (Frankfurt 1809), „Theodicee" (Bamberg 1809), „Mathematische Philosophie" (Erlangen 1811), „Organon der menschlichen Erkenntniß" (das. 1830). Gesammelt erschienen seine Arbeiten Ulm 1858 in 7 Bänden. Ueber sein Leben und seine Philosophie schrieben Adam (Köln 1851) und Rabus (Nürnberg 1862).

3) Johann Martin von W., namhafter Maler und Bildhauer, geboren 1777 zu Würzburg, Schüler seines Vaters, Johann Peter Alexander W.s (geboren 1730 zu Obertheres in Franken, † 1809 zu Würzburg als Hofbildhauer), besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann 5 Jahre die k. k. Akademie zu Wien und gewann 1803 den ersten Preis mit einem Gemälde, welches Aeneas vorstellt, wie er die Venus um den Weg nach Karthago befragt. Nach Würzburg zurückgekehrt, gewann er den von Goethe im Namen der weimarer Kunstfreunde 1803 ausgesetzten Preis für eine Darstellung des Ulysses, wie er den Polyphem durch Wein besänftigt, verweilte dann ein halbes Jahr in Paris und ging 1805 nach Rom. Hier vollendete er 1807 ein Gemälde, den Rath der Helden vor Troja, und Orpheus in der Unterwelt. Auch setzte er in Rom seine plastischen Studien fort. Im Auftrag des damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern unternahm er eine Reise nach Griechenland, um antike Bildwerke zu erwerben. Bei dieser Gelegenheit zeichnete er den Fries vom Tempel des Apollo Epicurius in Phygalia, von F. Ruscheweyh gestochen (Rom 1814, 25 Blätter). Nach einiger Zeit unternahm W. eine zweite Reise nach Griechenland, um Kunstwerke für den Kronprinzen zu sammeln, und bei dieser Gelegenheit erwarb er in Malta die 1811 auf der Insel Aegina unter den Ruinen des Tempels des Zeus Panhellenios aufgefundenen Statuen (jetzt die Hauptzierde der Glyptothek in München), über die er mit Schelling eine Monographie (Stuttgart und Tübingen 1817) veröffentlichte. Fortan pflegte er fast ausschließlich die Plastik, lieferte aber auch viele Zeichnungen, welche ächt antiken Geist athmen. Nach seinen Entwürfen und Modellen wurden die Reliefs an der neuen Reitbahn zu München ausgeführt, den Kampf der Centauren und Lapithen darstellend. Im Jahre 1822 folgte die Bestellung des gegen 300 F. betragenden Frieses für das Innere der Walhalla, der erst 1837 vollendet ward. Während dieser Zeit war W. zugleich mit dem Ankauf und der Restauration antiker Vasen, namentlich aus Vulci, beschäftigt, welche jetzt die münchner Vasensammlung ausmachen. Dann begann er eine Reihe plastischer Werke zur Ausschmückung des neuen Siegesthores in München. Seit 1821 fast ununterbrochen zu Rom lebend, † er daselbst den 8. Aug. 1858, nachdem er seine Kunstschätze und Bibliothek der Universität zu Würzburg vermacht.

4) Georg Philipp Eberhard, verdienter Philolog, geboren am 19. März 1794 zu Schönbrunn bei Wolkenstein in Sachsen, besuchte Schulpforta, widmete sich sodann zu Leipzig philologischen Studien, ward 1817 Lehrer und 1833 Konrektor an der Kreuzschule zu Dresden, welches Amt er 1854 wegen Kränklichkeit niederlegte. Sein Hauptwerk ist die Ueberarbeitung der heyne'schen Ausgabe des Virgil (Leipzig 1830—41, 5 Bde.), in welcher Schärfe der Kritik, Geschmack, Bestimmtheit und Kürze in der Erläuterung der sprachlichen und sachlichen Gegenstände und reiche Belesenheit vereint sind. Die spätere Schulausgabe der sämmtlichen Gedichte Virgils (Leipzig 1845) empfiehlt sich durch Deutlichkeit, Bündigkeit und Sicherheit in der Interpretation, reine Sprache und richtigen Takt in der Auswahl des zu erläuternden Stoffes. Noch ist hervorzuheben seine Schrift „Die griechische Tragödie und das Theater zu Athen" (Dresden und Leipzig 1844).

5) Friedrich, berühmter Kupferstecher, geboren 1803 zu Nürnberg, besuchte das dortige Gymnasium und trat 1818 bei A. Reindel in die Lehre. Hierauf begab er sich nach München und von 1827—28 verweilte er in Paris. Nach Nürnberg zurückgekehrt, lieferte er u. A. 6 Blätter zu Schulze's Prachtausgabe der „Bezauberten Rose" nach Schumacher. Für den Dürer-Kunstverein stach er 1832 Guido Reni's Täufer Johannes in der frauenholzschen Sammlung, später Oppenheims Noah in der Arche, für das bibliographische Institut in Hildburghausen u. A. das Abendmahl des Leonardo da Vinci in der Größe des Blattes von R. Morghen. Auf einer Reise nach Italien zeichnete er in Venedig ein Ecce homo,

Digitized by Google

welches dem A. Dürer zugeschrieben wird. Sein Hieronymus Holzschuher nach A. Dürers berühmtem Bilde ist einer der trefflichsten Stiche dieser Art. Die vielseitige Gewandtheit seines Grabstichels bewies W. in Carlo Dolce's heiligem Sebastian (in der Gallerie zu Pommersfelden). Für den Stich von W. Riedels „Sakontala" erhielt er vom König von Würtemberg die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Ein anderes Werk von W., über die alten Skulpturen Nürnbergs, in 36 Blättern mit Text, ist ein schätzbarer Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte. Eine weitere große Arbeit war der Stich des berühmten Bildes von Sandrart in der Gallerie zu Nürnberg. Im Jahre 1848 unternahm W. eine Reise nach Belgien, Holland und England, worauf er den Stich der berühmten Kreuzabnahme von Rubens in der Gallerie zu Antwerpen begann. W. ist auch als Dichter aufgetreten, besonders mit seinem Drama „Albrecht Dürer".

6) Rudolf, Physiolog und Naturhistoriker, geboren den 20. Juni 1805 zu Baireuth, studirte zu Erlangen und Würzburg Medicin, ward dann in Paris durch Cuvier für die vergleichende Anatomie gewonnen, besuchte nach einander die Küsten der Normandie und Südfrankreichs, um an niedern Thieren Forschungen anzustellen, ging 1828 nach Cagliari, wo er die geognostischen Verhältnisse studirte, ward 1829 Privatdocent und 1833 Professor der Zoologie in Erlangen und 1840 Professor der Physiologie und vergleichenden Anatomie und Zoologie zu Göttingen, wo er den 13. Mai 1864 †. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „Lehrbuch der Zootomie" (Leipzig 1843 bis 1847, 2 Bde.); „Icones physiologicae" (das. 1839—40, 3 Hefte; neu bearbeitet von Ecker, das. 1853—55); „Lehrbuch der Physiologie" (das. 1839; 4. Aufl., bearbeitet von Funke, das. 1854—57); „Handatlas der vergleichenden Anatomie" (das. 1841); „Handwörterbuch der Physiologie" (Braunschweig 1845); „Die chemische Technologie" (Lpz. 1850; 3. Aufl., das. 1857); „Die Chemie" (das. 1854); „Geschichte der Chemie" (2. Aufl., das. 1855); „Neurologische Untersuchungen" (Göttingen 1854); „Menschenschöpfung und Seelensubstanz" (das. 1854); „Ueber Wissen und Glauben" (das. 1854), worin er die Uebereinstimmung der biblischen Seelenlehre mit den Lehrsätzen der modernen Physiologie u. Naturwissenschaft nachzuweisen versucht. Die Resultate des Streits, in den er hierdurch unter Andern mit K. Vogt verwickelt wurde, legte er in der Schrift „Zum Streit über Leib und Seele" (Göttingen 1856) nieder. Es folgten die Arbeiten „Ueber die typischen Verschiedenheiten der Wirkungen der Hemisphären und über die Lehre vom Hirngewicht mit besonderer Rücksicht auf die Hirnbildung intelligenter Männer" (Göttingen 1861), „Zoologisch-anthropologische Untersuchungen" (das. 1861) und „Vorstudien zu einer wissenschaftlichen Morphologie und Physiologie des menschlichen Gehirns" (das. 1862). Auch redigirte er seit 1842 das „Handwörterbuch der Physiologie".

7) Moritz, namhafter Reiseschriftsteller, Bruder des Vorigen, geboren den 3. Oktober 1813 zu Baireuth, widmete sich noch vor vollendeten Gymnasialstudien dem Kaufmannsstande und kam in ein Handelshaus nach Marseille, von wo aus er Algier besuchte. Die hierdurch geweckte Reiselust führte ihn zu dem Entschlusse, sich zu Erlangen den naturhistorischen Studien zu widmen, namentlich den zoologischen. Sodann ging er nach Paris und von hier aus 1836 wieder nach Algier, wo er zwei Jahre lang die ganze Regentschaft bereiste und als Mitglied der wissenschaftlichen Kommission den zweiten Feldzug nach Konstantine mitmachte. Die Resultate dieses Aufenthalts in Algerien legte er in den „Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838" (Leipz. 1841, 3 Bde., nebst einem naturhistorischen Anhang und einem Kupferatlas) nieder. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Augsburg nieder, schon 1844 und dann 1850 und 1852—55 unternahm er wieder größere Reisen, über die er in „Der Kaukasus und das Land der Kosaken" (Lpz. 1848, 2 Bde.), „Reise nach Colchis und den deutschen Kolonien jenseits des Kaukasus" (das. 1850), „Reise nach Persien und dem Lande der Kurden" (das. 1852—53, 2 Bde.), „Reisen in Nordamerika" (das. 1854, 2 Bde.) und „Die Republik Costarica" (das. 1856) berichtete. In den Jahren 1857—59 bereiste er, auf Veranlassung des Königs von Bayern, Centralamerika, von wo er mit sehr angegriffener Gesundheit nach Deutschland zurückkehrte. W. besitzt neben seiner Wanderlust ausgebreitete und gründliche Kenntnisse auf allen naturhistorischen Gebieten und eine seltene Gabe der Darstellung und hat auf dem Gebiete der physischen Erdbeschreibung und der Ethnographie ebenso Bedeutendes geleistet wie auf dem der Zoologie, auch den ersten Versuch einer Fauna des Meeres geliefert.

8) Wilhelm Richard, berühmter Komponist der Gegenwart, wurde am 22. Mai 1813 zu Leipzig geboren, wo sein Vater als Polizeiaktuar angestellt war. Sein Vater starb ein halbes Jahr darauf, und die Mutter siedelte, nachdem sie mit dem als Maler, Schauspieler und Lustspieldichter bekannten Ludwig Geyer eine zweite Ehe eingegangen, mit ihrer Familie nach Dresden über. Für ein wissenschaftliches Studium bestimmt, besuchte der Knabe vom neunten Jahre an die Kreuzschule. Unterricht in der Musik erhielt er erst später, wagte sich aber, nachdem er kaum über die ersten Fingerübungen hinausgekommen, schon an die Ouverture zum „Freischütz". Elf Jahre alt begann er sich in der Poesie zu versuchen, las Shakspeare und entwarf ein großes Trauerspiel. In Leipzig, wohin seine Mutter wieder übersiedelte, lernte er beethovensche Musik kennen, und die Kompositionen zu „Egmont" begeisterten ihn so, daß er sein Trauerspiel mit ähnlicher Musik auszustatten gedachte und zu diesem Behuf Logiers „Methode des Generalbasses" zu studiren begann. Auch entschloß er sich, Musiker zu werden, und komponirte im Alter von 16 Jahren eine Sonate, ein Quartett und eine Arie. Im Jahre 1830 bezog er die Universität Leipzig, widmete sich nun geregelten Musikstudien und nahm bei Theodor Weinlig Unterricht im Kontrapunkt. Nachdem er eine in einfachem Styl gehaltene Klaviersonate veröffentlicht hatte, komponirte er eine Ouverture, die im Gewandhaus mit Beifall aufgeführt wurde, und eine Sinfonie, die 1833

Digitized by Google

im Gewandhaus zur Aufführung kam und ebenfalls beifällig aufgenommen ward. Während eines Aufenthalts zu Würzburg, wo ein Bruder von ihm Sänger war, komponirte er die Oper „Die Feen", wozu er sich den Text nach Gozzi's „Die Frau als Schlange" schrieb. Es gelang ihm jedoch nicht, dieselbe zur Aufführung zu bringen. Nachdem er im Sommer 1834 die Musikdirektorstelle am magdeburger Theater angenommen, schrieb und dichtete er eine neue Oper, „Das Liebesverbot oder die Novize von Palermo", wozu er die Fabel aus Shakspeare's „Maß für Maß" entnahm. Bei seiner ersten Oper hatten ihm Beethoven und C. M. v. Weber als Vorbilder geotent, bei der zweiten aber befolgte er den italienischen und französischen Opernstyl. Letztere kam 1836 auf dem magdeburger Theater zur Aufführung, die aber höchst mangelhaft war. In demselben Jahre bewarb er sich um die Musikdirektorstelle am Theater zu Königsberg in Ostpreußen und erhielt dieselbe auch. Er komponirte hier eine Ouverture über „Rule Britannia". Im Herbst 1837 wandte er sich nach Riga, wo er an dem unter Holtei's Leitung eröffneten Theater die Musikdirektorstelle erhielt. Hier blieb er bis zum Sommer 1839 und schrieb während dieser Zeit das Libretto zu einer komischen Oper „Die glückliche Bärenfamilie", wozu er den Stoff „Tausend und Einer Nacht" entnahm. Er komponirte von dieser Oper nur zwei Nummern und ließ sie liegen, weil er dabei unwillkürlich in die auberscheRichtung gerathen war. Nach längerer Pause entstand 1838 der Text zu „Cola Rienzi" nach dem gleichnamigen Roman Bulwers, und im folgenden Jahre vollendete er die Komposition der beiden ersten Akte. Im Sommer 1839 begab er sich nach Paris, und zwar über London, wohin er nach langwieriger Fahrt auf einem Segelschiffe gelangte. In Paris mußte er, um sich die nöthigen Subsistenzmittel zu verschaffen, beliebte Melodien für Instrumente aller Art arrangiren und für Journale Aufsätze und Novellen schreiben, vollendete aber dabei nicht nur den „Rienzi", sondern komponirte auch die tiefsinnige „Faustouverture" und schrieb Text und Musik zum „Fliegenden Holländer", wozu ihm die erste Idee bei einer Fahrt durch die norwegischen Scheren gekommen war. Er lebte in Paris in großer pekuniärer Klemme, die erst endete, als durch Meyerbeers Vermittelung in Berlin „Der fliegende Holländer" und in Dresden „Cola Rienzi" zur Aufführung angenommen ward. Im Frühjahr 1842 begab er sich selbst nach Dresden, um daselbst die Aufführung des „Rienzi" zu betreiben, die im Oktober 1842 Statt fand, und zwar mit so entschiedenem Erfolg, daß W. zum königlich sächsischen Kapellmeister ernannt ward. Nachdem er noch eine Gelegenheitskantate und für das 1843 in Dresden abgehaltene Sängerfest eine andere Kantate, „Das Liebesmahl der Apostel", geschrieben, brachte er 1845 seinen „Tannhäuser" zur Aufführung. Hierauf schrieb er den größten Theil des „Lohengrin" und trug sich gleichzeitig mit einer dramatischen Bearbeitung der „Siegfriedsage" und der Geschichte vom „Kaiser Barbarossa". Letztere sollte nur ein gesprochenes Drama abgeben, doch ließ W. diesen Plan wieder fallen und veröffentlichte die zu demselben gemachten Studien unter dem Titel „Die Nibelungen" (Leipzig 1850). Um dieselbe Zeit verfaßte er auch einen „Entwurf zur Organisation eines deutschen Nationaltheaters für das Königreich Sachsen". In den dresdener Maiaufstand von 1849 verwickelt, mußte er fliehen, lernte Liszt in Weimar kennen und soll besonders durch dessen Vermittelung Gelegenheit erhalten haben, nach Paris zu entkommen. Nach kurzem Aufenthalt daselbst begab er sich nach Zürich, wo er, einen kurzen Aufenthalt zu London 1855 behufs der Leitung der philharmonischen Koncerte abgerechnet, bis 1858 lebte. Hier entstanden der Text und auch die Musik zu der Tetralogie „Der Ring der Nibelungen" („Das Rheingold", „Die Walküre", „Der junge Siegfried" und „Siegfrieds Tod") und Dichtung und Musik zu „Tristan und Isolde". Im Jahre 1861 ging W. wieder nach Paris, diesmal um seinen „Tannhäuser" in der großen Oper zur Aufführung zu bringen. Dies geschah am 13. März 1861, die ins Französische übersetzte Oper machte aber das erste Mal, sowie bei zwei weiteren Aufführungen vollständiges Fiasco. Die leitenden Motive zu diesem jedenfalls ungerechten Urtheil des pariser Publikums über das Werk sind ohne Zweifel außerhalb der Kunstkritik zu suchen. Von Paris begab sich W. nach Karlsruhe, wo er den Text zu seiner noch unvollendeten komischen Oper „Die Meistersänger von Nürnberg" verfaßte, verlebte alsdann einen Sommer zu Biberich, gab hierauf in Petersburg, wo er an der Großfürstin Helene eine begeisterte Verehrerin fand, u. in Moskau mehre Koncerte unter enthusiastischem Beifall und ging von dort nach Wien, um „Tristan und Isolde" zur Aufführung zu bringen. Allein die Sache zerschlug sich, und W. zog seine Partitur wieder zurück. Von König Ludwig II. von Bayern 1864 nach München berufen, beschäftigte er sich hier hauptsächlich mit Vollendung der „Nibelungen" und verfaßte unter Anderem einen Bericht an den König über eine in München zu errichtende deutsche Musikschule (München 1865). Politische Verhältnisse veranlaßten den König, seinen engen Verkehr mit W. plötzlich abzubrechen, worauf dieser Anfangs December 1865 München verließ und nach Genf übersiedelte. Nach W.s Anschauung befindet sich die Oper in sofern auf einem Irrwege, als darin die Musik, die nur ein Mittel des Ausdrucks sei, zum Zweck, die dramatische Handlung aber, welche eigentlich Zweck sei, zum Mittel herabgesetzt werde. Um nun die Oper von diesem Irrweg abzubringen und zu einem wirklichen Drama zu erheben, in welchem die Tonkunst lediglich zur sinnvollen Betonung der Worte diene, faßte er zunächst die Wahl des poetischen Stoffes ins Auge und kam zu dem Ergebniß, daß nur der der Sagengeschichte entnommene Stoff für das Musikdrama sich eigne, der historische dagegen unbrauchbar sei, weil die Musik als Gefühlssprache in Widerspruch mit sich selbst gerathe, wenn sie einem historischen Stoffe nicht allein als Ausdrucksmittel, sondern sogar als dessen Hauptwirkung zugesellt werde. Weiterhin fand er, daß alles scenisch Wirksame im Stoffe vorhanden und durch diesen bedingt sein müsse, und daß die formelle Abrundung in ein-

zelne Tonstücke nur dann anzustreben sei, wenn sie durch den dramatischen Zusammenhang motivirt werde. Nachdem er so mit dem bisher gebräuchlichen Opernstyl gebrochen, suchte er dem Musikdrama eine höhere dramatische Einheit durch das von ihm aufgestellte Princip zu verschaffen, wonach sämmtliche an die hervorstechendsten Momente der Handlung sich anknüpfenden musikalischen Motive als verbindende Elemente betrachtet und behandelt werden sollten. Da aber diese nicht ausschließlich dem Gesange angehören könnten, so müsse sich auch das Orchester dabei betheiligen, welches eben hierdurch im Gegensatz zu seiner bisherigen, mehr begleitenden Thätigkeit größere Selbstständigkeit gewinne. Während W.s „Rienzi" noch der historischen Oper angehört, ist der Stoff zum „Fliegenden Holländer" durchaus romantischen und epischen Charakters, wie diese Oper auch in musikalischer Hinsicht den bisher üblichen Weg verläßt, was entschiedener im episch-lyrischen „Tannhäuser", am entschiedensten aber im „Lohengrin" geschieht, dessen historischer Hintergrund aufs Aeußerste vereinfacht ist. Erst nach Vollendung der letztgenannten Oper wandte sich W. der ästhetisch-kritischen Thätigkeit zu, und hier sind vor Allem die Schriften „Kunst und Revolution" (Leipz. 1849), „Das Kunstwerk der Zukunft" (das. 1850), „Oper und Drama" (das. 1852) und „Zwei Briefe" (das. 1852) zu nennen. In der ersten Schrift stellt W. das griechische Kunstleben als das für alle Zeiten gültige Ideal auf, weil hier die Kunst zugleich als Ausdruck eines normal entwickelten Nationallebens erscheine. In der zweiten verficht er die Ansicht, daß die schönen Künste, welche seit dem Untergang der hellenischen Blüthezeit auf gesonderten Wegen dahin geschritten seien, sich wieder zu einem Ganzen vereinigen müßten, und daß hieraus sich das „Kunstwerk der Zukunft" entwickeln müsse. In der dritten Schrift führt er dies specieller aus, verwirft die bisherige Oper und verlangt, daß der dramatische Stoff nur der Sagenwelt entnommen und durch das Wunder zu leicht überschaubarer Gestaltung zusammengedrängt werde. In der letzten Schrift endlich weist er der Kritik, als zweitem Hauptfaktor bei der Schaffung des „Kunstwerks der Zukunft", die Aufgabe zu, zur Beseitigung dessen, was sich überlebt habe, radikal einzugreifen. Was nun W.s Opern selbst betrifft, so durchweht sie ein hoher künstlerischer Ernst, der sie gewaltig im Totaleindruck und geistreich im Einzelnen erscheinen läßt. Als speciell musikalische Vorzüge derselben sind hervorzuheben das zugleich edle und glänzende Instrumentalkolorit und die musikalische Charakteristik, die sowohl hinsichtlich des Gefühlswechsels, als hinsichtlich der Wortdeklamation zum Vollendetsten gehört, was unsere dramatisch-musikalische Literatur aufzuweisen hat. Auch die Texte der wagnerschen Opern sind von entschiedener Kraft und Würde und können hinsichtlich der dramatischen Disposition als Muster gelten, doch müssen diese Dichtungen nur im Zusammenhang mit der Musik, nicht nach den ausschließlich für das gesprochene Drama maßgebenden Normen beurtheilt werden.

9) Johanna, ausgezeichnete Sängerin, Nichte des Vorigen, geboren am 13. Okt. 1828 in der Nähe von Hannover, verlebte ihre ersten Jugendjahre in Würzburg, wo ihre Aeltern beim Theater angestellt waren. Mit 15 Jahren debütirte sie auf dem Theater in Ballenstedt als Abigail in dem „Glas Wasser". Der glückliche Erfolg, mit dem sie 1843 als Katharina in Halévy's „Königin von Cypern" auftrat, bestimmte sie, das Drama für immer mit der Oper zu vertauschen, und schon im folgenden Jahre ward sie von ihrem Oheim R. Wagner, der inzwischen Kapellmeister in Dresden geworden war, bei der dortigen Hofbühne engagirt. Hier gewann die Schröder-Devrient nachhaltigen Einfluß auf ihre Entwickelung. Im Jahre 1846 ward sie von der Intendanz des Hoftheaters für einige Zeit nach Paris gesandt, um noch Garcia's Unterricht zu genießen. Nachdem Richard Wagner wegen seiner Betheiligung an den Maiereignissen in Dresden flüchtig geworden war, verließ auch sie die dortige Bühne und nahm ein Engagement in Hamburg an, wo sie als die erste deutsche Sängerin die Rolle der Fides in Meyerbeers „Propheten" übernahm. Sie sang hierauf mit ausgezeichnetem Erfolg in Wien und Berlin, ward hier auf 10 Jahre engagirt und 1853 zur königlichen Kammersängerin ernannt; 1859 verheirathete sie sich daselbst mit dem Landrath Jachmann, trat von der Bühne zurück und wurde beim königlichen Schauspielhause für das recitirende Drama engagirt. Im Jahre 1861 kehrte sie auf dieselbe zurück. Neben den Gestalten Glucks waren es vorzugsweise die Opern Meyerbeers, in denen sie Ausgezeichnetes leistete; ihre Valentine und ihre Fides sind noch unübertroffen.

10) Rudolf Johannes, namhafter Techniker, geboren den 13. Febr. 1822 zu Leipzig, studirte daselbst und zu Paris Chemie, ward 1846 Adjunkt am akademischen Laboratorium an der ersteren Universität, 1851 Professor der Chemie an der polytechnischen Schule zu Nürnberg, 1856 Professor der Staatswirthschaft und Direktor des technologischen Konservatoriums zu Würzburg, daneben 1858 Inspektor der technischen Unterrichtsanstalten Bayerns u. wiederholt zu wissenschaftlichen Missionen verwandt. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Lehrbuch der Chemie" (Leipz. 1850, 3. Aufl. 1853); „Lehrbuch der chemischen Technologie" (das. 1850, 5. Aufl. 1863); „Geschichte der Chemie" (das. 1854); „Handbuch der Technologie" (das. 1856—64, 5 Bde.) und „Jahresberichte der chemischen Technologie" (das. 1855 ff.). Auch redigirte er das „Handwörterbuch der Chemie und Physik" (Berlin 1850).

Wagram (Deutsch-W.), Dorf im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, Kreis unter dem Wienerwald, am Rußbach, mit Pfarrei, Steingutfabrik u. 560 Einw., geschichtlich berühmt durch die Schlacht, welche hier Napoleon I. am 5. und 6. Juli 1809 gegen den Erzherzog Karl gewann. Nach der Schlacht bei Aspern (s. d.) durch die italienische Armee unter dem Vicekönig Eugen verstärkt, bereitete sich Napoleon I. abermals vor, der österreichischen Hauptmacht unter dem Erzherzog Karl auf dem linken Donauufer eine entscheidende Schlacht zu liefern, und nahm sein

Digitized by Google

Hauptquartier auf der zur uneinnehmbaren Festung verwandelten Insel Lobau. Preßburg war einige Tage früher durch Davoust besetzt worden, die Donau bis Linz bewachten Vandamme mit den Würtembergern und eine Division Bayern. Den gegen 180,000 Mann Franzosen ꝛc. hatte Oesterreich kaum die Hälfte entgegenzustellen, auch wenn das Corps des Erzherzogs Johann aus Ungarn her mitwirkte. Der Erzherzog Karl schob bis zum 2. Juli Truppenabtheilungen gegen Aspern, Eßlingen und Enzersdorf vor und stellte sein übriges Heer weiter rückwärts abtheilungsweise in Bereitschaft. Am 4. Juli hatte Napoleon den größten Theil seiner Truppen auf der Lobauinsel zusammengedrängt; um 10 Uhr Abends schifften zuerst kleinere Abtheilungen über den Arm der Donau und schon von 2 Uhr an defilirte das ganze Heer auf das linke Donauufer. Am Morgen des 5. Juli entfaltete sich das französische Heer, die einzelnen Posten der Oesterreicher überwältigend; Bernadotte befehligte bei Aspern den linken Flügel, ihm zur Rechten bildeten die italienische Armee bei Eßlingen, dann Masséna, nachher Oudinot eine Linie, deren äußersten rechten Flügel Davoust machte. Eine zahlreiche Artillerie wirkte unaufhörlich, und die Oesterreicher wurden langsam zurückgedrängt. Indeß brachte das ganze Gefecht, sowie die von den Sachsen wiederholt versuchten Angriffe auf W. am ersten Tage keine Entscheidung. Am 6. Juli früh stand der äußerste französische linke Flügel bei Hirschstätten (Bernadotte und Masséna), das Centrum bei Raschdorf (die Garden und die italienische Armee), dann rechts Marmont und Oudinot und Davoust auf dem äußersten rechten Flügel, bis über Glinzendorf hinaus. Der Erzherzog Karl unternahm einen Angriff vom rechten Flügel gegen den linken der Franzosen, die bis hinter Enzersdorf zurückgedrängt wurden. Weniger glücklich als General Klenau mit dem rechten Flügel war das österreichische Centrum, welches nicht gleichmäßig mit dem rechten Flügel vorrücken konnte, wodurch eine nachtheilige Ausdehnung der österreichischen Schlachtordnung entstand. Napoleon wußte sie darin festzuhalten und damit weitere Angriffsbewegungen zu hemmen. Nachdem er die Umgehung des linken Flügels bewirkt hatte, schritt er zum Angriff desselben und suchte besonders die Stellung bei Markgrafen-Neusiedel zu gewinnen, wo Fürst Rosenberg sich nur mit großem Verlust behauptete. Während gleichzeitig der österreichische rechte Flügel mehre Angriffe abgewiesen hatte, machte Napoleon einen Versuch, die Schlacht durch Zerstreuung des Centrums zu entscheiden. Zu diesem Zwecke griff Masséna, von Macdonald, Nansouty, Lauriston und den Garden zu Pferde unterstützt, mit 100 Kanonen Aderklaa an; Macdonald warf sich auf den Punkt, wo die Grenadiere und das dritte Corps zusammenstießen. Gelang es hier durchzubrechen, so war das österreichische Heer getheilt, aber eine von Fürst Liechtenstein angeordnete Rückbewegung des rechten Flügels der Grenadiere, sowie die ungemeine Tapferkeit der Truppen ließ diesen Versuch scheitern. Von Mittags 12 Uhr an zogen sich die französischen Truppen, welche bisher längs des Rußbachs gestanden, Fürst Rosenberg überflügelnd, so weit rechts, daß dadurch die Fronte des Fürsten Hohenzollern frei wurde, der darauf jenem Unterstützung sendete. Beim dritten Angriff bemächtigte sich endlich der Feind der Höhe von Markgrafen-Neusiedel und Fürst Rosenberg zog sich nach einigen vergeblichen Versuchen, sie wieder zu nehmen, in der Richtung von Wolkersdorf zurück. Fürst Hohenzollern stellte sich darauf bei Enzersdorf auf, die Straße nach Mähren deckend; Klenau deckte diese Bewegungen, blieb bei Stammersdorf stehen und schlug erst am folgenden Morgen die Straße nach Mähren ein, auf welcher die genannten Corps während der Nacht zurückgegangen waren. Beide Heere hatten mit großer Tapferkeit gefochten. Der Verlust der Oesterreicher mochte 24,000 Todte und Verwundete betragen, darunter mehre Generäle; sie hatten 7000 Gefangene gemacht, 12 Adler und Fahnen, 11 Kanonen erobert. Der Verlust der Franzosen dürfte wenig geringer zu berechnen sein. Vom 7.—10. Juli zog sich der Erzherzog unter fortwährenden Gefechten bis auf die Höhen von Znaim zurück, wo ihn Marmont und Masséna erreichten. Hier kam es am 11. zu einem Treffen, das aber der vom Fürsten Johann von Liechtenstein dem Kaiser Napoleon I. angetragene Waffenstillstand unterbrach, welcher am 12. Juli zu Znaim zwischen Berthier u. Wimpfen abgeschlossen ward und dem die Friedensunterhandlungen zu Wien folgten.

Wagram, Herzog von, s. Berthier.

Wagrien (Waierland), Landschaft in Holstein, welche, im Westen vom eigentlichen Holstein und Stormarn, im Norden von der Ostsee, im Südosten ebenfalls von der Ostsee und von Mecklenburg begrenzt, den östlichen Theil des Herzogthums bildet und halbinselartig in die Ostsee hineinragt. Im Süden wird die Grenze von einer Linie gebildet, welche, vom kieler Meerbusen ausgehend, die Schwentine entlang durch den Plönersee bis zur Trave zieht. Das Land umfaßt die holsteinischen Aemter Cismar, Plön, Ahrensböl, Travenbahl, Reinfels und Rethwisch, das oldenburgische Fürstenthum Lübeck (Eutin) u. einen Theil des Gebiets der freien Stadt Lübeck. W. war ursprünglich von deutschen Völkern sassischen Stammes bewohnt, nach deren Wegzug es von dem slavischen Volke der Wagrier eingenommen wurde, die jedoch schon im 10. Jahrhundert von den sächsischen Herzögen bezwungen waren. Durch die Achtserklärung des Herzogs Heinrich des Stolzen von Sachsen kam W. an den Grafen Heinrich von Badewide und von diesem 1140 an den Grafen Adolf II. von Holstein, der es seiner Grafschaft völlig einverleibte, deren Schicksale es seitdem theilte.

Wagstadt, Stadt im österreichisch-schlesischen Kreis Troppau, am Wagbache, hat ein Schloß, eine schöne Pfarrkirche, ein Hospital, starke Tuch- und Wollzeuchfabrikation, Roth- und Weißgerberei, Leinweberei, Viehmärkte und 3600 Einw.

Wahâbiten (Wechabiten, arab. Wahâbi), mohammedanische Sekte, gestiftet von Abd-el-Wahâb, aus dem Stamme Tamim, um 1745 in der Stadt Derajeh in der Provinz Nedscheb. Der Stifter bezweckte Zurückführung des Islam auf seine ursprüngliche Reinheit, erklärte dem-

Digitized by Google

gemäß den Koran zwar für Offenbarung, verwarf aber alle mündliche oder schriftliche Tradition. Mohammed, Christus und die Propheten waren ihm Heilige und gottgeliebte Weise; daher ließ er den letztern Satz vom mohammedanischen Glaubensbekenntnisse: „kein anderer Gott, als Gott und Mohammed sein Prophet", weg und eiferte gegen die fast göttliche Verehrung Mohammeds. Alle Wallfahrten, außer der nach Mekka zur Kaaba, waren verboten; ebenso alle religiösen Ceremonien bei Leichenbegängnissen, die Turbehs oder Kapellen der mohammedanischen Heiligen wurden eingerissen oder profanirt. Gegen den Prunk an Moscheen und Grabmälern, gegen Kleiderpracht, den Genuß von geistigen Getränken, das Tabaksrauchen, gegen die Theilnahme an Glücksspielen, Wucher, Geschlechtsvergehen eiferten sie, empfahlen dagegen tägliches Gebet, gewissenhaftes Halten des Ramasan, Almosengeben und Gütergemeinschaft. Wer diese Lehre nicht annahm, sollte durch das Schwert bekehrt werden. Die weltliche Macht übertrugen Abd-el-Wahâb und sein Sohn Mohammed dem Oberhaupt des Distrikts Derajeh, Ebn Saûd, und nach dessen Ableben seinem Sohn Abd-el-Aziz, die ihnen beide bei der Verbreitung ihrer Lehren mit dem Schwerte gedient hatten, und befahlen ihnen, auch ferner die Lehre mit dem Schwert auszubreiten. Auch Frauen fochten an der Spitze der W. mit. Nedsched zählte gegen 300,000 Einw., die gegen 50,000 streitbare Männer stellten; außerdem fochten 50,000 bewaffnete Beduinen der Nachbarstämme für die Sache der W. Die Krieger bewaffneten u. verpflegten sich selbst, nur die Reiter erhielten einen kleinen Sold und Fourage. Die Reicheren unterstützten in der Ausrüstung die Armen. Die Beute wurde gleichmäßig verkauft, nur einen kleinen Theil erhielt der Staatsschatz. Das Heer war nach Distrikten eingetheilt, die Emirs und Ortsoberhäupter waren die Anführer. Auch das Fußvolk ritt, aber zwei Soldaten auf einem Kameel. Bei Tage schlief Alles, Nachts war das Lager wach. Die Mannszucht war sehr streng, Hauptvergehen und Feigheit traf der Tod. Die W. hatten sich allmählig im Stillen ausgebreitet. Die Hinrichtung einer Schwester des Emirs von Al Ussa (Lasa), welche Abd-el-Wahâbs Sohn, der Scheikh Mohammed, wegen Ehebruchs veranlaßt hatte, führte die Ermordung Mohammeds durch seinen Schwager, Ebn Mamar, Scheikh von Jbieh, und somit einen Kampf zwischen den feindlichen Stämmen herbei, der zum vernichtenden Religionskriege wurde. Die benachbarten Araber ergriffen begierig die Beute verheißenden Grundsätze der W., und bald zählten diese 26 Stämme zu ihren Anhängern. Dennoch erlitten sie anfangs mehre Niederlagen. Erst als die W. den mächtigen Stamm Beni Khaled besiegt hatten (1763), wuchs ihr Kriegsglück, und 1770 war Abd-el-Aziz schon so gefürchtet, daß die W. ihre Grundsätze dem Scherif von Mekka vorlegen durften. Als Abd-el-Aziz altersschwach wurde, erklärte Abd-el-Wahâb dessen Sohn, Saûd II., zum Anführer, der dem Scherif von Mekka (1790) eine blutige Niederlage beibrachte. Bald darauf starb Abd-el-Wahâb im 95. Jahre und nicht lange nachher sein Sohn Mohammed. Die Pforte befahl hierauf dem Pascha Soliman von Bagdad, die Sekte zu vernichten, das Heer desselben wurde jedoch (1797) geschlagen und die Macht der W. wuchs so schnell, daß sie bald 120,000 Mann zählten, die jedoch fast alles Geschützes entbehrten. Im Jahre 1801 schlugen sie die Truppen des Pascha von Bagdad auf Neue, überrumpelten Kerbeloch und begingen unerhörte Grausamkeiten. Auch Mekka's bemächtigten sie sich 1803, mußten es aber bald wieder verlassen: ein Angriff auf Medina und andere Städte ward abgeschlagen. In demselben Jahre ward Abd-el-Aziz von einem persischen Fanatiker ermordet. Die W. eroberten hierauf Mekka noch mehrmals und zwangen den Scherif dieser Stadt zur Unterwerfung. Selbst die Briten glaubten durch die W. ihren Handel gefährdet, weshalb sie 1809 den Imam von Maskat, gegen den sich sein Bruder empört hatte, durch Truppen unterstützten. Im Jahre 1811 rief die Pforte Mehemed Ali von Aegypten zur Unterdrückung der W. auf und alle Rechtgläubigen sammelten sich unter ihm. Zwar erlitt er bei den Pässen von Safra eine Schlappe, bald aber kehrte er verstärkt zurück und nahm Medina und Mekka, dessen Scherif sich wieder für die rechtgläubigen Mohammedaner erklärte. Im Jahre 1814 starb Saûd II., nachdem sein Sohn Faisal noch mehre Siege erfochten hatte, u. hatte seinen ältesten Sohn, Abdallah-Ben-Saûd, zum Nachfolger. Unter ihm zeigte sich Zwiespalt unter den W., und Mehemed Ali schlug nun die W. und erzwang einen für sie nachtheiligen Frieden. Als aber der Sieger verlangte, daß die Befestigung von Derajeh zerstört werden u. Abdallah in Konstantinopel die Vergebung des Padischah anflehen sollte, entbrannte der Krieg von Neuem. Jbrahim Pascha, der Adoptivsohn Mehemed Ali's, schlug die W. 1815 bei Bassora und 1818 bei el Mauyeh, belagerte Derajeh und zwang es, nachdem er das Lager der W. am 3. September erobert und 20,000 Streiter getödtet hatte, zur Kapitulation. Abdallah ward gefangen nach Konstantinopel geführt und dort im December 1818 enthauptet, Derajeh von Grund aus zerstört. Die übriggebliebenen W. flohen in die Wüste, wo sie in einzelnen Stämmen existirten und einzelne Raubzüge ausführten. Bald aber waren sie wieder so erstarkt, daß sie 1822 unter Faisal selbst Mekka bedrohten. Auch 1828 erneuerten sie den Krieg gegen die Pforte, wurden aber wiederum besiegt. Sie bestehen noch jetzt. Vgl. Corancez, Histoire des Wahabys depuis leur origine jusqu' à la fin de l'an 1809, Par. 1810; Mémoires sur trois fameux sectes du muselmanisme, les Wahabys etc., Paris und Marseille 1810; Burkhardt, Notes on the Bedouins and Wahabys, London 1834.

Wahl, die Art und Weise, wie theils das Oberhaupt des Staats im Wahlreiche (s. d.), theils die Beamten, kirchliche u. weltliche, Staats- und Korporationsbeamte, theils endlich die Volksvertreter berufen werden. In der Monarchie ist die Ernennung der Beamten durch den Monarchen Regel. In der Demokratie dagegen, welche die oberste Gewalt für die Volksversammlung in Anspruch nimmt, müssen alle Aemter, auch die höchsten, durch die W. des Volks besetzt werden. Auch in der Monarchie kann mit Berufung der Geistlichen,

Digitized by Google

Gemeindevorsteher und anderer örtlichen Beamten, selbst der Richter, theils das Volk selbst (die Gemeinden), theils ein Kollegium betraut sein. Wie die W.en der Volksvertreter (Deputirten) einzurichten sind, damit kein einseitiges Interesse überwiege, alle Theile des Landes vertreten seien, auch die W.en nicht auf ungehörige Weise beeinflußt oder durch Bestechung erkauft werden, ist von jeher ein wichtiges Problem gewesen, welches man auf verschiedene Weise zu lösen gesucht hat. Beim ständischen System sind die Repräsentanten in der Regel durch Geburt, oder durch Besitz, oder durch Verwaltung gewisser Aemter schon von Rechtswegen zu ihrem Amte berufen, und es bedarf daher in der Regel gar keiner W., und nur dann findet eine solche Statt, wenn die durch einen Stand an sich zur Vertretung qualificirten Personen unter sich nur Einen oder Einige zur wirklichen Ausübung der Volksvertretung ernennen müssen. Auch beim Repräsentativsystem ist nur dann eine W. nöthig, wenn nicht alle durch größern Güterbesitz zum Eintritt in dieselbe qualificirte Personen, sondern nur einige derselben wirklich dazu gelangen können. Hauptsächlich aber sind die Mitglieder der zweiten Kammer der Gegenstand der W. Das Recht, an der W. Theil zu nehmen, heißt Wahlrecht (jus electionis s. optionis), und zwar aktives Wahlrecht (Wahlfähigkeit) für die Wähler, passives Wahlrecht (Wählbarkeit) für Diejenigen, die gewählt werden können. Unter Vormundschaft stehende Personen, Kinder, Wahnsinnige, erklärte Verschwender, Frauenspersonen und Die, welche ihr Staatsbürgerrecht durch Verbrechen gesetzlich verloren haben, oder in einer darauf hinführenden Untersuchung befangen sind, können kein Wahlrecht ausüben. Oft sind aber noch besondere Erfordernisse zur Ausübung des Wahlrechts gesetzlich festgestellt, namentlich ein gewisses Vermögen (s. Census) und Alter; oft sind auch diese Erfordernisse bei aktivem und passivem Wahlrecht verschieden. Als Regel darf man indeß wohl annehmen, daß Demjenigen kein passives Wahlrecht zur Volksvertretung zusteht, der nicht ein aktives Wahlrecht hat. Der Wahlakt, d. h. die Handlung des Wählens, geschieht meist unter Leitung gewisser, in der Konstitution dazu ernannter Beamten, oder gewisser dazu bestellter Kommissarien, welche jedoch in keiner Weise die Wahlfreiheit beschränken dürfen. Diese Wahlfreiheit, d. h. der Zustand der Wähler, daß sie ihre Stimme ohne alle Rücksicht Dem geben können, welchen sie für den Würdigen und Passenden halten, wird besonders durch eine gehörige Wahlart, d. h. die Verfahrungsweise bei der W., gesichert. Obgleich der Grundsatz im Allgemeinen anerkannt ist, daß der Volksvertreter die gesammte Nation und deren Interessen, nicht seine Personal-, Lokal- oder Provinzialinteressen vertreten soll, so hat doch die Erfahrung gelehrt, daß die Vorliebe jedes Menschen für seine nächsten Interessen nur allzu oft eine Verkennung jener nationalen Stellung bei den Volksvertretern hervorbringt. Daher pflegt die W. in der Regel nach gewissen Abtheilungen der Wähler zu geschehen und zur Wahrung der Lokal- und Provinzialinteressen in gewissen Wahlbezirken, deren Population besonders in Städten wieder in gewisse Kategorien, namentlich nach Gilden, Güterbesitz ꝛc. getheilt sein kann. Modifikationen finden in allen konstitutionellen Staaten Statt, besonders da, wo die immateriellen Interessen bei der Vertretung besonders berücksichtigt werden. Die Wahlart ist entweder direkte oder indirekte W. Bei der direkten W. werden entweder von der gesammten Masse des Volks, oder nach gewissen Abtheilungen die Volksvertreter ohne Weiteres gewählt; bei der indirekten wird von den Urwählern nur eine bestimmte Anzahl von Personen (Wahlmännern) gewählt, welche wieder die eigentlichen Volksvertreter zu wählen haben. Ferner kommt in Betracht, ob die Wahlstimmen öffentlich oder geheim (durch Ballotage) abgegeben werden. Die Grundsätze über die bei der W. der Volksvertreter zur Sprache kommenden Gegenstände enthält das Wahlgesetz, welches oft auch schon in der Verfassungsurkunde enthalten ist. An die Stelle der bisherigen Volksrepräsentanten müssen von Zeit zu Zeit neue gewählt werden (Wahlerneuerung), um mit der fortschreitenden Kultur neue Ideen in die Volksvertretung zu bringen. Diese erfolgt entweder als Integral- oder Partialerneuerung, je nachdem die gesammten Deputirten, oder nur ein Theil derselben zu gewissen Zeiten abgehen und an deren Stelle neue gewählt werden. Vgl. Bülau, Wahlrecht und Wahlverfahren, Leipzig 1849.

Wahl, Christian Abraham, namhafter Theolog, geboren am 1. Nov. 1773 zu Dresden, studirte zu Leipzig, wirkte nach einander als Pfarrer zu Frießdorf, Rammelburg, Schneeberg, Superintendent zu Oschatz und seit 1835 als Konsistorialralrath zu Dresden. Seit 1849 in den Ruhestand versetzt, † er den 30. Nov. 1855 zu Kötzschenbroda bei Dresden. Seine Hauptwerke sind die „Historisch-praktische Einleitung in die biblischen Schriften" (Leipzig 1820, 2 Bde.), die „Clavis Novi Testamenti philologica" (das. 1822, 2 Bde., 3. Aufl. 1843) und die „Clavis librorum Veteris Testamenti apocryphorum" (das. 1853).

Wahlenberg, Göran, schwedischer Naturforscher, namentlich Botaniker, geboren den 1. Okt. 1780 auf dem Eisenwerke Skarphyttan in Wermland, studirte Medicin in Upsala, wo er in jungem Alter bei den naturhistorischen Sammlungen der Universität als Amanuensis angestellt wurde, und machte mit öffentlicher Unterstützung große Forschungsreisen in Schweden und Norwegen, namentlich in den nördlichen, weniger bekannten Gegenden. Später bereiste er Böhmen, Ungarn und die Schweiz, um die dortigen Gebirge zu erforschen. Nach seiner Rückkehr nach Upsala wurde er Demonstrator botanices u. 1826 Professor der Botanik und † daselbst den 22. März 1851. Die wichtigsten unter seinen zahlreichen Werken sind: „Geographisk och ekonomisk beskrifning om Kemi Lappmark" (Stockh. 1804; deutsch von Blumenhoff, Freib. 1813), „Berättelse om mätningar och observationer öfver Lappska fjällens höjd och temperatur under 67°, förrättade 1807" (das. 1808; deutsch von Hausmann, Gött. 1812), „Flora lapponica" (Berlin 1812), „De climate et vegetatione Helvetii septentrionalis" (Zürich 1813), „Flora Carpatorum" (Gött. 1814),

Digitized by Google

„Flora Upsaliensis“ (Upsala 1820), „Geologisk afhandling om Svenska jordens Bildning“ (das. 1824), „Flora Suecica“ (Bd. 1 u. 2, das. 1824—26; neue Aufl. 1831—36). Er schrieb auch den Text zu „Svensk Botanik“, Bd. 9—11, und außerdem verfaßte er mehre akademische Schriften, sowie viele Abhandlungen für schwedische und deutsche wissenschaftliche Zeitschriften.

Wahlfürst, s. v. a. Kurfürst.

Wahlkapitulation, im deutschen Reich die Bedingungen, die einem römisch-deutschen Kaiser nach seiner Wahl von den dieselbe berathenden Kurfürsten vorgelegt wurden und die er vor seinem Regierungsantritt beschwören mußte. Der westphälische Friede (1648) verhieß eine beständige W. (capitulatio perpetua), die aber wegen der Uneinigkeit der Kurfürsten nie zu Stande kam, obwohl das fürstliche Kollegium sie wiederholt in Erinnerung brachte. Es wurde daher für jeden Kaiser immer eine kaiserliche W. (capitulatio caesarea) entworfen. Darin wurde dem Kaiser vornehmlich zur Pflicht gemacht, sich der Kirchen und des Papstes anzunehmen, das Reich zu schützen und zu mehren, die Kurfürsten und Fürsten zu schützen, in ihrem Besitz und ihren Rechten zu lassen, nichts ohne Befragung des Reichstags vorzunehmen, nicht ohne denselben ein Bündniß einzugehen, die Polizei und den Handel möglichst zu befördern, keinen Zoll aufzulegen, auf die Münzordnung zu sehen, nichts von dem Reichsgebiet zu verkaufen oder ohne Willen des Reichstags zu verpfänden, die Bestimmungen des westphälischen Friedens aufrecht zu erhalten, wo möglich in Deutschland zu residiren, der katholischen und protestantischen Religion gleichen Schutz zu gewähren, nicht zu dulden, daß fremde Mächte sich in Reichssachen mischen, den Landfrieden, die Unabhängigkeit, die rechtsprechenden Behörden und die Reichspost zu erhalten ꝛc. Jedem Kurfürsten wurde ein Exemplar der W. untersiegelt und unterschrieben zugestellt, wogegen diese dem Kaiser eine Urkunde der erfolgten Wahl gaben.

Wahlkindschaft, s. v. a. Adoption.

Wahlmonarchie, s. Monarchie.

Wahlrecht, s. Wahl.

Wahlreich, im Gegensatz zum Erbreich dasjenige Reich, dessen Regierung dem Regenten von der Nation, jedoch nur für seine Person, übertragen ist. Mit dem Tode des gewählten Regenten ist in dem W. der Thron erledigt. Solche W.e waren die Republik Polen und das ehemalige deutsche Reich.

Wahlstatt (Wahlplatz), von dem alten Worte Wal, d. h. die auf dem Schlachtfeld Erschlagenen, jeder Ort, wo ein Gefecht Statt gefunden hat.

Wahlstatt, Dorf in der preußischen Provinz Schlesien, unweit Liegnitz, ¾ Stunde seitwärts von der Katzbach, mit Schloß, evangelischer und katholischer Kirche, ehemaligem Benediktinerkloster, jetzt Provinzialkadetenanstalt und 720 Einw. W. liegt an der Stelle, wo Heinrich II. oder der Fromme, Herzog von Schlesien, am 9. April 1241 im Kampfe gegen die Mongolen fiel. Zum Andenken ließ die heilige Hedwig an der Stelle, wo man Heinrichs II. Leichnam fand, eine Kapelle (die jetzige protestantische Kirche) bauen, um welche das Dorf W. entstand. Um das Dorf liegt das Schlachtfeld, wo am 26. Aug. 1813 Blücher den Sieg an der Katzbach erfocht, in Folge dessen er den Titel eines Fürsten von W. erhielt.

Wahlverwandtschaft, s. Chemie.

Wahnsinn (ecstasis), im gewöhnlichen Sprachgebrauch allgemeine Bezeichnung der Seelenstörungen (s. d.) überhaupt, im beschränkteren Sinne diejenige Anomalie der geistigen Thätigkeit, deren Wesen in einer krankhaft gesteigerten Einbildungskraft und der damit eng verbundenen Beziehung ihrer Erzeugnisse, der Wahnbilder, auf das Gemüth besteht, so daß sie einem Traumleben im wachen Zustande zu vergleichen ist. Dabei findet völliger Mangel der Empfänglichkeit und Empfindung für die Außenwelt, oder eine falsche Auffassung dieser durch die Sinne Statt, was zunächst auf einem Mißverhältniß zwischen den Sinnen und der Einbildungskraft beruht und den Kranken zu dem Wahne führt, die bloßen Bilder der Einbildungskraft für Realitäten zu halten. Bald ist Ueberspannung der Einbildungskraft, bald Abstumpfung der Sinne die nächste Ursache dieser psychischen Störung. Im ersteren Fall kommt der W. größtentheils mit Verstandesschwäche verbunden vor, während im zweiten Fall oft ein gewisser Scharfsinn in Verfolgung und Ausführung der Wahnbilder beobachtet wird. Die dem Ausbruch des W.s vorangehenden Erscheinungen sind eine auffallende Veränderung im geistigen wie im körperlichen Verhalten des Kranken, Leidenschaftlichkeit und Außersichsein bei geringen Veranlassungen, Vergeßlichkeit, Vernachlässigung seiner selbst und anderer dem Kranken früher theurer Personen, Verschmähung von Speise und Trank, Schlaflosigkeit, Verdauungsstörung, Fiebersymptome ꝛc. Nach einigen Tagen erfolgt der Ausbruch des wirklichen W.s, den in seinem ersten Zeitraum in somatischer Hinsicht ein zerstreuter und dabei stechender Blick, hohe Gesichtsröthe, heftiges Pulsiren des Herzens und der Adern, schnelles Athmen, hastige Bewegungen, in psychischer Beziehung ein fremdes, anmaßendes, oder entgegengesetzt ein zärtliches und schwärmerisches Benehmen und die widersinnigsten Fragen, Aeußerungen und Handlungen charakterisiren. Diese Symptome steigern sich nach und nach, bis die Krankheit ihren höchsten Grad erreicht. Bewegungen, Mienen und Blicke des Kranken beweisen, daß er ein Traumleben führt. Er hat die mannichfachsten Sinnestäuschungen, spricht mit eingebildeten Personen ꝛc. Auf der höchsten Stufe der Krankheit verschwindet die Außenwelt ganz vor den Augen des Wahnsinnigen, und er pflegt darin nur noch von dem Bilde seines Wahns, von der Leidenschaft, die ihn erfüllt und gleichsam verzehrt, wie ein Trunkener zu sprechen. Dieser Zustand dauert oft Wochen und Monate lang ohne helle Zwischenzeiten an. In den meisten Fällen sind sich die vom W. Genesenen ihres verlebten Traumzustandes nicht bewußt, selten ist nur eine dunkle Rückerinnerung an denselben vorhanden. Die Ausgänge des W.s sind entweder in Genesung, indem die lichten Zwischenräume nach und nach

Digitized by Google

immer länger werden und öfter wiederkehren, oder in Melancholie, die dem W. entgegengesetzte Krankheitsform, oder es bleibt eine sogenannte fixe Idee zurück, welche Zustände in der Regel sämmtlich in Blödsinn übergehen, oder der W. ist endlich so heftig, daß auch die Kräfte des Körpers dadurch aufgerieben werden und der Tod durch Abzehrung eintritt. Endlich hat der W. bald einen akuten, bald einen chronischen Verlauf, und im letzteren Falle ist er entweder anhaltend oder remittirend oder periodisch, mit vollkommen freien, hellen Zwischenzeiten, den sogenannten lichten Augenblicken (lucida intervalla). Zu den prädisponirenden Ursachen des W.s gehören hauptsächlich die erbliche Anlage und das sanguinische und cholerische Temperament. Als Gelegenheitsursachen beobachtet man namentlich habituell gewordene Trunksucht, organische Fehler des Gehirns, Wurmanhäufung im Darmkanal, versetzte Krankheitsmaterie, als zurückgetretene Gicht, Milch, Hämorrhoiden, Fußschweiße, ferner Mangel des Schlafs, Hypochondrie und Hysterie, unbefriedigten Geschlechtstrieb und mehre narkotische Gifte: Stechapfel, Bilsenkraut, Mohnsaft, Tollkirsche, Schierling ꝛc. Prognostische Zeichen guter Art sind Jugend, unverletzte Organisation und Lebensenergie, übler Art vorgerücktes Alter, organische Fehler, Mangel an Lebenskraft. Die Behandlung erfordert die genaueste Erforschung der Ursachen und hat danach ihre Thätigkeit einzurichten. Von Arzneimitteln spielen besonders die entziehenden, die Reizbarkeit herabstimmenden eine bedeutende Rolle. Als Abarten des W.s, die jedoch von einigen Schriftstellern den Abarten der Melancholie, von anderen denen der Manie zugezählt worden sind, müssen noch der religiöse W., die Liebeswuth, die Dämonensucht, der W. mit Lebensüberdruß erwähnt werden. Der letztere ist in manchen Fällen die Folge tiefgefühlter Unglücksfälle und Kränkungen, kommt aber auch außerdem ohne zureichenden Grund vor und endet häufig mit Selbstmord.

Wahrheit, im logischen Sinne die Uebereinstimmung unserer Gedanken mit sich selbst oder mit den allgemeinen Gesetzen des Denkens. Da nun aber das Denken trotz dieser Uebereinstimmung doch in bloßen Einbildungen bestehen könnte, so besteht die nähere Bestimmung des auf wahre Erkenntniß gerichteten Denkens darin, daß man die positive Bürgschaft für die Möglichkeit, die W. zu finden, darin suche, daß das Denken seine Principien, d. h. die festen Anfangs- und Ausgangspunkte, aus dem Gebiet der unzweifelhaft sichern Erfahrung nimmt, oder daß die Erkenntniß mit dem Gegenstande derselben übereinstimme. Die mathematischen W.en (Sätze) beruhen auf Anschauungen a priori und sind entweder als Axiome (s. d.) an sich selbst klar, oder auf logischem Wege auf Axiome zurückzuführen. Die logischen W.en (Vernunftschlüsse) beruhen auf Grundsätzen, die unmittelbar aus dem Denkvermögen hervorgehen, auf Anwendung von Kategorien (s. d.) oder auf Schlüssen und werden demonstrativ durch Beweisführung erkannt. Beide werden auch als formelle W.en bezeichnet, zum Unterschied von reellen oder materiellen W.en. Letztere, bei denen der Gehalt der Vorstellung ein durch die Außenwelt auf dem Wege der äußern Sinne unmittelbar verliehener ist, die daher mit dem Menschenleben in der innigsten Verbindung stehen und, in sofern ihre Quelle die Erfahrung ist, daher auch empirische W.en genannt werden, zerfallen abermals in 2 Unterabtheilungen: in physische W.en, die in der unmittelbaren Beobachtung der Erscheinungen auch des psychischen Lebens, in sofern diese dem inneren Sinne sich wahrnehmbar machen, ihren Grund haben und zu deren Erforschung die unbefangene Induktion, oder der Versuch die geeigneten Wege sind, und in historische W.en, deren Gegenstand der Vergangenheit angehört, aber durch Geschichtsdenkmäler, noch vorhandene Erzeugnisse und Spuren, Zeugenaussagen oder durch sonstige historische Berichte konstatirt ist. Ideelle W.en nennt man solche, bei denen der von der Sinnenwelt dargebotene Stoff nach innern Bestimmungen von dem Vorstellungsvermögen verarbeitet und nach dieser Verarbeitung demselben als Gegenstand dargeboten wird, bei denen also der Gehalt der Vorstellungen ein innerer, obgleich noch auf dem Boden der Sinnlichkeit wurzelnder ist. Hierher gehört die innere Kunstwahrheit (ästhetische und poetische W.), vermöge deren ein Kunstwerk der Idee mehr oder weniger entspricht, während die äußere Naturwahrheit sich auf die Uebereinstimmung des Dargestellten mit dem in der Wirklichkeit gegebenen Gegenstande bezieht. Hierher gehört die psychologische W., in der Entwickelung eines Charakters, die anatomische Richtigkeit der Zeichnung ꝛc. Durch die Vernunftideen des Guten, Wahren und Schönen gelangt der menschliche Geist zur Ahnung höherer, nur auf sein eigenstes Wesen und auf eine höhere Weltordnung sich beziehende W.en, welche, in Bezug auf die Sphäre des Sinnenlebens, als transscendentale W.en bezeichnet werden können. Dieselben sind moralische W.en, wohin Alles gehört, was in der moralischen Natur des Menschen als an sich gut, daher nothwendig, kategorisch geboten sich darstellt, und religiöse W.en, welche das höchste Wesen und unser Verhältniß zu diesem zum Gegenstand haben.

Wahrsagen, s. Weissagung.

Wahrscheinlichkeit (probabilitas), findet Statt, wo Gründe für und gegen eine Annahme sprechen, die Gründe für dieselbe aber, obwohl sie nicht völlig zureichen, die entgegengesetzten überwiegen. Es lassen sich nach dem Gewicht der Gründe, welche für eine Annahme sprechen, verschiedene Grade der W. unterscheiden. Die mathematische W., welche sich vorzugsweise auf empirische Verhältnisse bezieht, bestimmt sich je nach dem Verhältniß der Anzahl der einer Erwartung günstigen zu der Anzahl aller möglichen Fälle, wobei aber alle Fälle gleich möglich sein müssen. Die W., mit einem Würfel eine bestimmte Anzahl von Augen zu werfen, ist $= \frac{1}{6}$, indem die Anzahl der diesem Ereigniß günstigen Fälle $= 1$, die Zahl aller möglichen Fälle hingegen $= 6$ ist. Die Berechnung der W. kommt daher auf die Bestimmung des Verhältnisses zwischen der Anzahl der einem Ereignisse günstigen und der Anzahl aller möglichen Fälle zurück, welche bei diesem Ereigniffe überhaupt eintreten können, wobei die

Digitized by Google

Lehre von der Kombination wesentliche Dienste leistet. Andere Wahrscheinlichkeitsfragen, z. B. die über die wahrscheinliche Lebensdauer einer bestimmten Person, über die Sterblichkeit, über die W. der Geburt von Knaben und Mädchen ꝛc., lassen sich nach einer Reihe vorliegender Erfahrungen beantworten. Da sich nachgewiesenermaßen die Geburten der Knaben zu jenen der Mädchen ungefähr wie 22 zu 21 verhalten, so wird auch die W., daß eine Mutter einen Knaben zur Welt bringen werde, zu jener, daß es ein Mädchen sein wird, sich wie 22 zu 21 verhalten. Bei der zusammengesetzten W. kommt das Eintreffen mehrer Ereignisse in Betracht. Um eine solche handelt es sich z. B., wenn man nach der W. fragt, mit welcher man mit 2 Würfeln eine und dieselbe Zahl, also einen Pasch werfen werde. Hier ist die W. = $^1/_{36}$, d. h. erst bei 36 Würfen ist es wahrscheinlich, daß man mit 2 Würfeln einen Pasch werfen werde. Bezeichnet man mit m die Zahl der für, mit n die Zahl der gegen eine Annahme sprechenden Gründe, so drückt $\frac{m}{m+n}$ den Grad der W. aus, der um so größer ist, je größer m, um so geringer, je größer n ist. Die Berechnung der W. ist Gegenstand der Wahrscheinlichkeitsrechnung, die, von Pascal, Fermat, Huygens in der Mitte des 17. Jahrhunderts begründet, von Parisot („Traité du calcul conjectural", Paris 1810), Laplace („Philosophischer Versuch über W.en, deutsch von Tönnies, Heidelberg 1819), Lacroix („Traité élémentaire du calcul de probabilités", Paris 1816, deutsch, Erfurt 1818), Littrow („W. in ihrer Anwendung auf das wissenschaftliche und praktische Leben", Wien 1830), Fries („Versuch einer Kritik der Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung", das. 1841) weiter ausgebildet ward. Die philosophische W. findet Statt, wenn man von der Vielheit der Fälle auf die Einheit der Regel schließt. Die dabei vorkommenden Schlüsse sind Induktion, Analogie und der Schluß durch Hypothese. Die ästhetische W. oder die W. in der Kunst besteht darin, daß etwas, was als geschehen dargestellt wird, nach den vom Künstler gegebenen Voraussetzungen und Bedingungen als wirklich angenommen werden könne, und beruht also auf einer Vergleichung Dessen, was der Dichter erzählt, mit der gewohnten Erfahrung.

Wahrzeichen, eine Eigenheit des Orts, welche die Handwerksgesellen einer Stadt andern einwandernden zeigen, damit diese darthun können, daß sie an dem Ort gewesen sind. Vgl. Schäfer, Deutsche Städtewahrzeichen, Leipz. 1858.

Waiblingen, Stadt im württembergischen Neckarkreise, an der Rems, Sitz eines Oberamts, Oberamtsgerichts, evangelischen Dekanats und Kameralamts, hat 2 Kirchen, worunter eine alte, sehr stattliche, außerhalb der Stadt stehende, Tuchmacherei, Gerberei, Ziegel- und Thonwaarenfabrikation, Weinbau und 3000 Einwohner. W. ist sehr alt und angeblich der Geburtsort des Kaisers Friedrich I. Barbarossa. Nach ihr erhielten die salischen Kaiser und dann die Hohenstaufen den Beinamen Waiblinger, der von den Italienern in Ghibellinen (s. d.) korrumpirt wurde. Nach Andern soll diese Bezeichnung von der alten Burg W. am Kocher, im Oberamt Aalen des Jaxtkreises, hergeleitet sein.

Waiblinger, Wilhelm Friedrich, deutscher Schriftsteller, geboren am 21. November 1804 zu Reutlingen, schrieb noch als Schüler des Gymnasiums zu Stuttgart den philosophischen Roman „Phaëton", der jedoch erst später (Stuttgart 1823, 2 Bde.) in Druck erschien, studirte zu Tübingen Theologie und Philologie, unternahm hierauf 1827 eine Reise nach Italien und † den 17. Januar 1830 zu Rom. Von seinen durch reiche Phantasie und glückliche Darstellung ausgezeichneten Arbeiten, die Canitz (Hamburg 1840 bis 1841, 9 Bde.) sammelte, sind hervorzuheben: „Vier Erzählungen aus Griechenland" (Ludwigsburg 1821), „Lieder der Griechen" (Stuttgart 1823), „Drei Tage in der Unterwelt" (das. 1826), „Blüthen der Muse aus Rom" (Berlin 1829) und das „Taschenbuch aus Italien und Griechenland" (das. 1829—30).

Waidstadt, Stadt im badischen Kreise Heidelberg, Amt Sinsheim (bisher zum Unterrheinkreis, Amt Neckarbischofsheim, gehörig), am Schwarzbach und an der Eisenbahn von Heidelberg nach Würzburg, hat ein katholisches Dekanat, Gerberei, Leinweberei und 1886 Einwohner; war früher Reichsstadt, kam dann an Speyer und später an Baden. Im September 1847 litt es durch eine große Feuersbrunst.

Waid (Färberwaid), Farbmaterial, welches aus den Blättern der Waidpflanze (s. Isatis) besteht. Der W. liebt sonnigen, kalkigen Grund-, Kalk- oder Thonmergelboden, in guter Pferch- oder frischer Düngung, welche im Herbst gegeben wird. In kalklosem, magerem Boden werden die Blätter arm an Farbstoff, im Moorboden farblos. Nach tüchtigster Bodenbearbeitung, 3 Furchen, säet man, so zeitig im Frühjahr als möglich, am besten in Reihen, der leichten Samen wegen nur bei Windstille. Man bedeckt auf etwas schwerem Boden die Reihen mit Kompost, weil der Same sehr langsam keimt und bei trockner Witterung erst nach 5—6 Wochen aufgeht. Mit Entwickelung des fünften Blattes werden die Reihen gejätet und zugleich verdünnt bis auf 12 Zoll Weite für die einzelnen Pflänzchen. Mit dem Hartwerden der unteren Blätter schneidet man den ganzen Blattbusch ab und lockert die Erde tüchtig auf; die zu Samen bestimmten Pflanzen bleiben stehen. Die abgeschnittenen Stöcke treiben, zumal bei Nachdüngung und gutem Wetter, wieder aus und man erhält oft 3—4 Ernten. Da, wo Herbstsaat üblich ist, kann bei kräftigem Boden schon im Herbst eine schwache Ernte gewonnen werden und wird die folgende Sommerernte besser als bei Frühjahrssaat. Die Blätter werden am besten, gut abgewelkt, auf luftigem Bodenraum vollständig getrocknet und in dieser Form verkauft. Gewöhnlich aber mahlt man die Blätter mit Wasser zu einem dicken Brei u. schüttet diesen auf Haufen von einigen Fuß Höhe. Nach 14 Tagen formt man Kugeln von 2—3 Zoll Durchmesser aus der Masse und bringt dieselben getrocknet in den Handel. Die Samen erntet man mit den Stengeln, läßt sie auf dem Boden nachreifen u. streift sie ab. Man erntet auf den Morgen 7000—12,000 Pfd. Blätter, welche im

Digitized by Google

Mittel 5000 Stück Waidballen oder 2500 Pfund trockne Blätter geben. An Samen gewinnt man 1—3 Centner. Man unterscheidet französischen W. aus der Provence, Languedoc, der Normandie und dem Elsaß (die beste Sorte aus Alby u. Toulouse heißt Pastel) und thüringischen W. aus Erfurt u. Langensalza. Böhmischer u. ungarischer W. wird im Lande selbst verbraucht. Der W. enthält als wichtigsten Bestandtheil Indican, eine den Glucosiden nahe stehende Verbindung, welche sich beim Einwirken von verdünnten Säuren in Indigblau und einen zuckerähnlichen Stoff, Indiglucin, zersetzt. Daneben entstehen Kohlensäure, flüchtige Fettsäuren, Leucin, und mit dem Indigblau scheiden sich aus Indifuscin, Indihumin, Indiretin, Indifulvin und Indirubin (vergl. Indigo). Der W. ist das Material, mit welchem bis ins Mittelalter in Deutschland, Frankreich und England fast allein blau gefärbt wurde. In allen diesen Ländern, ganz besonders aber in Thüringen, wurde W. gebaut. Erfurt war schon 1290 wegen seines Waidbau's berühmt, später erwarben auch noch Gotha, Arnstadt, Langensalza und Tennstädt das Recht W. zu bauen, und im Anfang des 17. Jahrhunderts beschäftigten sich damit außer den Bewohnern dieser 5 Waidstädte noch die von mehr als 300 thüringischen Dörfern. Der Verfall des Waidbau's datirt von der Mitte des 17. Jahrhunderts, wo der Indigo bekannt wurde und sich trotz aller Verbote schnell verbreitete. Indigo liefert schönere Farben als W. Zur Darstellung von Indigo eignet sich aber die Waidpflanze nicht, da sie etwa nur $^1/_{30}$ so viel Indigo als die Indigopflanze enthält. Für viele Färber ist der W. noch unentbehrlich, weil er mit Indigo ein schöneres Blau liefert als letzterer allein. Guter W. ist grünlich oder gelblich, leicht, riecht süß, zeigt eine fette, glänzend erscheinende Schnittfläche und gibt angefeuchtet einen grünen Strich auf Papier. Mit dem Alter gewinnt der W. an Güte, nach 6—8jährigem Aufbewahren ist sein Färbevermögen mehr als verdoppelt.

Waigatz (Waigatsch), Insel, s. Vaigaz.

Waisenhäuser, öffentliche Anstalten, worin älternlose, von ihren Aeltern verlassene oder arme Kinder (Waisen) zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gebildet werden. In den ältern Zeiten finden wir von eigentlichen W.n nur wenige und unbestimmte Spuren. Erst die römischen Kaiser Trajan, die beiden Antonine und Alexander Severus nahmen sich der Waisen durch mehrfache wohlthätige Stiftungen an. Die eigentlichen W. indeß sind die Frucht des Christenthums, bei dessen Verbreitung auch Anstalten für verlassene Kinder erblühten. Vorzüglich erwarben sich in Europa im Mittelalter die durch Handel und Gewerbe blühenden Städte um die W. große Verdienste. In Deutschland kamen die ersten Institute dieser Art in den Reichsstädten im 16. Jahrhundert auf. In neuerer Zeit hat man den Werth der W. sehr in Zweifel gezogen, indem sie allerdings an manchen u. großen Mängeln leiden, und die Meinung gewinnt immer mehr Vertreter, daß zwar der Staat verpflichtet sei, für Waisen zu sorgen, daß es aber besser sei, dieselben bei rechtlichen Privatpersonen in Pflege zu geben, wo sie ganz die Lebensweise führen, welche ihrer Gesundheit dienlich und ihrem künftigen Beruf angemessen ist. Man hat auch Militärwaisenhäuser, wo die Knaben für den Soldatenstand erzogen und frühzeitig zum Militär gewöhnt werden. Vergl. Pflaum, Ueber Einrichtung der W., Stuttgart 1815; Kröger, Archiv für Waisen- und Armenerziehung, Hamburg 1826—28, 2 Bdchn.

Waitz, 1) Georg, berühmter Germanist und Geschichtschreiber, geboren den 9. Okt. 1813 zu Flensburg, studirte zu Kiel und Berlin die Rechte und Geschichte, ging hierauf als Mitarbeiter an den „Monumenta Germaniae historica" nach Hannover und besuchte dann für diesen Zweck die Bibliotheken und Archive von Kopenhagen, Lyon, Montpellier, Paris, Luxemburg, Trier, Koblenz, Sachsen und Thüringen. Die wichtigsten seiner Arbeiten für das genannte Werk sind die Ausgaben des Widukind, des Marianus Scotus, des Ekkehardus Uraugiensis, des Annalista Saxo, der „Gesta Trevirorum", der Bischofsgeschichten von Metz, Toul und Verdun, sowie der französischen Autoren Ademar und Hugo von Fleury. Im Jahre 1842 zum Professor in Kiel ernannt, trat er 1846 als Abgeordneter dieser Universität in die holsteinischen Provinzialstände. Bei der Märzbewegung 1848 war er einige Zeit bei der provisorischen Regierung in Rendsburg thätig und wurde dann Mitglied der frankfurter Nationalversammlung, wo er zur Partei des Casino, dann zu der des Weidenbusches gehörte. Nachdem er mit Gagern ꝛc. ausgeschieden war, kam er im Sommer 1849 als Professor nach Göttingen. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „Deutsche Verfassungsgeschichte" (Bd. 1—4, Kiel 1843—61), „Schleswig-holsteinische Geschichte" (Göttingen 1851—54, 2 Bde.), „Ueber Lehre und Leben des Ulphilas" (Hannover 1840), „Das alte Recht der salischen Franken" (Kiel 1846), „Lübeck unter Jürgen Wullenweber" (Berlin 1855, 3 Bde.), „Deutsche Kaiser von Karl dem Großen bis Maximilian (das. 1862), „Grundzüge der Politik" (Kiel 1862), „Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich I." (das. 1863). Auch hatte er wesentlichen Antheil an der Schrift „Das Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig" (Kiel 1849). Mit Ratjen besorgte er die Herausgabe der „Nordalbingischen Studien".

2) Theodor, deutscher Philosoph, geboren den 17. März 1821 zu Gotha, studirte zu Leipzig und Jena Philologie, Mathematik und Philosophie und sammelte 1842—43 auf einer Reise durch Frankreich und Italien das Material zu einer neuen kritischen Ausgabe des „Organon" des Aristoteles (Leipzig 1844—46, 2 Bde.). Seit 1844 als Docent zu Marburg habilitirt, ward er 1848 daselbst außerordentlicher Professor der Philosophie; † hier den 20. Mai 1864. Seine bedeutendsten Arbeiten sind: „Grundlegung der Psychologie" (Hamburg und Gotha 1846), „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (Braunschweig 1849), „Allgemeine Pädagogik" (das. 1852) und „Anthropologie der Naturvölker" (Leipzig 1859 bis 1864, 4 Bde.). Er wollte die Psychologie zur Grundlage der gesammten Philosophie machen, um dadurch wieder an Kant anzuknüpfen.

Digitized by Google

Waitzen (Waizen, ungar. Vacz), Stadt in der ungarischen Gespanschaft Pesth, am linken Ufer der Donau, mit Pesth durch einen Zweig der Südostbahn verbunden, in fruchtbarer Ebene gelegen, ist Sitz eines Stuhlgerichts und eines katholischen Bischofs, hat eine schöne, 1761—77 nach der Peterskirche zu Rom erbaute Kathedrale mit 132 Fuß hoher u. 230 F. im Umkreis haltender Kuppel, schönen Fresken u. Mosaiken, 4 andere katholische Kirchen, eine protestantische u. eine armenische Kirche, einen bischöflichen Palast mit römischen und mittelalterlichen Denkmälern, 2 Rathhäuser, ein Piaristenkollegium, einen Konvent der Franciskaner und barmherzigen Brüder, eine theologische Diöcesanlehranstalt, ein bischöfliches Seminar, ein Untergymnasium, eine Hauptschule, ein Taubstummeninstitut, 2 Krankenhäuser, ein Waisenhaus, ein Militärobererziehungshaus, bedeutende Viehmärkte, Weinbau und 12,800 Einw. In der Nähe das Lustschloß Migazziburg, nach dem Bischof Migazzi genannt, mit Römerstraße. Hier Niederlage des ungarischen Königs Salomo, 1597 Niederlage der Türken durch die Oesterreicher, am 27. Juni 1684 Besiegung der Türken und Einnahme der Stadt durch den Herzog von Lothringen, am 10. April 1849 Gefecht zwischen den Ungarn und den Oesterreichern unter Csorich, wobei der General Götz fiel, am 15. bis 17. Juli 1849 Gefechte zwischen den Ungarn unter Görgei und den Russen unter Saß.

Waizen, s. Weizen.

Wakefield, Stadt im Westriding der englischen Grafschaft York, in reizender Lage am Calder, über den eine sehr alte Brücke führt, am Wakefieldkanal und an der Eisenbahn von Manchester nach York, die hier mehrfach nach Süden und Osten abzweigt, ist gut gebaut, hat 13 Kirchen, darunter die schöne gothische Allerheiligenkirche aus der Zeit Eduards IV. mit einem der höchsten Thürme in England, ein Gerichtshaus, eine Grafschaftshalle, eine lateinische Schule, ein Handwerkerinstitut, eine öffentliche Bibliothek, ein großes Zuchthaus, ein Versorgungshaus, eine Kornbörse, bedeutende Tuchmanufakturen, Garnspinnerei, Färberei, Seilerbahnen, Eisengießerei, Schiffswerfte, starken Handel mit Getreide, Vieh und Wolle, Steinkohlengruben und 23,350 Einw. W. wählt ein Mitglied ins Parlament und ist bekannt durch Goldsmiths „Vicar of Wakefield", sowie durch den hier in den Kämpfen der weißen und rothen Rose am 30. Dec. 1460 vom Grafen von Northumberland für die Königin Margarethe über den Herzog von York erfochtenen Sieg.

Wakefield, Gilbert, englischer Kritiker, geboren 1756 zu Nottingham, studirte zu Cambridge die altklassischen u. orientalischen Sprachen, wurde 1777 Prediger zu Stockport in Cheshire, dann in Liverpool, verließ aber 1779 aus Gewissensskrupeln die englische Kirche, ward Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache an der Erziehungsanstalt für Dissenters zu Warrington und privatisirte seit 1783 theils zu Nottingham, theils zu Hackney, wo er eine Uebersetzung des Neuen Testaments mit Anmerkungen (London 1792, 3 Bde.; 2. Aufl. 1795) erscheinen ließ. Sein leidenschaftlicher Tadel des Kriegs gegen Frankreich zog ihm 1798 eine zweijährige Gefängnißstrafe zu; † zu Hackney am 9. Sept. 1801. Viele seiner Schriften ermangeln zwar eines gebildeten kritischen Geschmacks, bekunden aber einen vom Systemzwang entfesselten Geist. Außer mehren Ausgaben römischer und griechischer Klassiker, namentlich des Horaz, Virgil, Lucretius und der ausgewählten Stücke der griechischen Tragiker unter dem Titel „Tragoediarum delectus" (Lond. 1790, 2 Bde.) mit einem Kommentar, erregte besonders die „Silva critica" (Cambridge 1785—95, 5 Bde.) die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt. Seine Autobiographie erschien London 1795 in 2 Bdn.; 2. Aufl. 1804. Vgl. Correspondence of W. with Fox, London 1813.

Wakuf (Wakuf, Wakf, Plur. Evkaf), in der Türkei das Gut der Moscheen und milden Stiftungen, insbesondere eine gewisse Art des Privateigenthums, das an diese Stifter geknüpft ist. Die von den osmanischen Eroberern den Moscheen als Dotation übergebenen Ländereien bilden die eine Klasse des W., zu der sich allmählig eine zweite gesellte, welche aus den Schenkungen und Vermächtnissen entstand, die den Moscheen zur Unterhaltung der mit ihnen verbundenen Wohlthätigkeitsanstalten gemacht wurden u. zum Unterschiede von den erstern „öffentliche W.s" genannt werden. Der Umstand, daß die Moscheengüter abgabenfrei, vor jeder Konfiskation gesichert und überhaupt unantastbar waren, führte endlich zur Begründung einer dritten Art von W., indem Privateigenthümer ihr Gut, um es vor räuberischen Beamten und Konfiskationen zu schützen, den Moscheen und Gestiften in der Weise cedirten, daß sie der Moschee 10—15 Proc. des Taxwerths ihres Gutes und außerdem einen jährlichen geringen Zins zahlten, aber als eine Art Beneficium alle sonstigen Einkünfte aus dem Grundstücke behielten und dasselbe sogar unter bestimmten Formen verkaufen oder vererben konnten. Diese letzteren W.s vermehrten den Grundbesitz der Moscheen und Stiftungen ins Ungeheure, da das türkische Erbrecht nur den Sohn als direkten Erben des Vaters zuläßt, so daß allmählig alle diese Güter wirkliches Eigenthum der Stiftungen wurden. Die Moscheengüter umfassen in der Türkei drei Viertel des ganzen Grundes und Bodens, denen der Staat keine Steuern auflegen darf, und das Bestreben der Reformpartei ist daher seit lange dahin gerichtet, diese „W.s des Herkommens" (aadet) zu beseitigen.

Walachei (türk. Ak-Iflak oder Effelake, bei den Eingebornen Tzeara romanească [romanisches Land] genannt), das westliche und größere der beiden Donaufürstenthümer, ein Vasallenstaat des türkischen Reichs, zwischen 43° 44′ und 45° 43′ nördl. Br. und zwischen 40° 37′ und 45° 36′ östl. L., auf dem linken Ufer der Donau gelegen, grenzt im Norden an Siebenbürgen und die Moldau, im Westen an das österreichische Militärgrenzland und Serbien, im Süden und Osten an Bulgarien und hat einen Flächeninhalt von 1330 QMeilen. Durch die Aluta wird das Fürstenthum in einen größeren östlichen, die große W., und in einen kleineren westlichen, die kleine W., geschieden. Eine Fortsetzung der Karpathen schließt das Land im Nordwesten und Norden ein und sendet zahlreiche Verzweigungen nach Süden,

Digitized by Google

die ein schönes Vorgebirgs- und Hügelland abgeben. Der bei weitem größere Theil des Landes besteht aber aus einer Ebene, welche längs der Donau hin eine fast ununterbrochene meilenbreite Reihe von Sümpfen und Moräſten bildet. Der Hauptfluß des Landes iſt die Donau, welche, bei Neuorſova aus dem Engpaß des eiſernen Thores tretend, von da an bis zur Mündung des Sereth das Land im Süden in einem Bogen umſchließt und es von dem Hügellande Serbiens, Bulgariens und der Dobrudſcha trennt. Außerdem wird das Land von einer Menge kleinerer Flüſſe durchſtrömt, welche ſämmtlich in der Karpathenkette und deren Vorbergen im Norden entſpringen, es in der Richtung nach Süden und Südoſten durchfließen und in die Donau fallen. Die bedeutendſten ſind der Schyll mit dem Motrul, die Aluta (Alt), die Bedra mit dem Teleorman, der Ardſchiſch oder Argiſch mit der Dumbowitza, die Jalomitza mit der Prachowa und dem Teleſſin, der Kotnarſchi, der eine Strecke die Grenze gegen die Moldau bildende Sereth mit dem Buzeo und Rimnik. Die Donau bildet mehre Seen. Von Mineralquellen ſind die an Chlornatrium u. Jod reiche Heilquelle von Skitt-Pietroſa, die Schwefel- und Bitterſalzquellen von Deal-Magura, Logotari, Koſt, die Schwefel- und Kochſalzquellen von Velenj de Munte, Okna Telega, die ſchwefel- u. kohlenſaure Bittererde enthaltenden von Pojana rotunda, Braetſchj, Breaſa, die kohlenſaures Eiſen und Schwefel enthaltenden von Sibitſchin und Humele u. a. zu nennen. Wegen der Nähe der Karpathen und weil das Land nach Oſten den über die Steppen Neurußlands wehenden Winden bloß liegt, iſt das Klima rauher, als man bei der ſüdlichen Lage des Landes erwarten ſollte. Die Unterſchiede in der Temperatur ſind ſo groß, daß der Winter oft 26° Kälte, der Sommer aber 30° Wärme bringt, und zwar ohne daß das Frühjahr einen allmähligen Uebergang bildet. Auch im Sommer ſind die Nächte kalt, und dies, in Verbindung mit der Sumpfluft an der Donau, erzeugt die endemiſchen Klimafieber der W., von denen beſonders die Fremden heimgeſucht werden. Mit Ausnahme der Hochgebirgsſtrecken an der Nordgrenze iſt der Boden ſehr fruchtbar, ſowohl im Hügellande als auch in der eigentlichen Tiefebene, die von einer ſtarken Schicht des fruchtbarſten Humusbodens bedeckt iſt. Wälder finden ſich nur in den nördlichen gebirgigen Gegenden, in der ganzen großen Ebene iſt oft Meilen weit kein Baum zu erblicken.

Die Einwohner des Landes, 1860 2,400,921 Seelen, gehören dem bei weitem größten Theile nach dem walachiſch-romaniſchen Stamm an; außerdem wird die W. von Ungarn (cirka 5000), Armeniern (mehre Tauſend), Juden (6000), Zigeunern (viele Tauſend) und Fremden verſchiedener Nationalität (Griechen, Serben, Arnauten, Bulgaren, Deutſchen, Franzoſen, Schweizern, Ruſſen und Polen) bewohnt. Die herrſchende Kirche iſt die griechiſch-orientaliſche, nach welcher die römiſch-katholiſche die meiſten Bekenner (50,000) zählt. Zur evangeliſchen Kirche bekennen ſich ungefähr 5000 Seelen, meiſt Ungarn. Die Armenier gehören der armeniſch-gregorianiſchen Kirche an. Es herrſcht vollkommene Religionsfreiheit. An der Spitze des griechiſch-orientaliſchen Klerus ſteht der Erzbiſchof u. Metropolit zu Bucharest, welchem die 3 Landesbiſchöfe zu Rimnik, Buzeo und Argiſch untergeordnet ſind. Der Metropolit und die Biſchöfe werden von der Ständeverſammlung gewählt, von dem Fürſten beſtätigt und von dem Patriarchen zu Konſtantinopel kanoniſch anerkannt. Zur Seite ſtehen ihnen geiſtliche Räthe. Mit Ausnahme der in den geiſtlichen Seminarien gebildeten Prieſter ſteht die geſammte niedere Geiſtlichkeit auf einer ſehr tiefen Stufe der Bildung, indem ſie nur nothdürftig ſchreiben und die Kirchengebete in der Landesſprache leſen können. Die Katholiken, welche einem bulgariſchen Biſchof zugewieſen ſind, ſtehen unter öſterreichiſchem, die Evangeliſchen unter öſterreichiſchem u. preußiſchem Schutz. Man zählt in der W. 36 Städte, 19 Flecken, 3325 Dörfer und über 200 Klöſter mit cirka 3000 Mönchen und Nonnen. Die Städte ſind ohne Pflaſter, voller Schmutz, unregelmäßig und ſchlecht gebaut. Die Bauernhäuſer beſtehen meiſt aus Weidengeflechten, die mit Erde überklebt und mit Stroh gedeckt ſind, oft auch nur aus Erdhütten. Dazu ſtehen die Paläſte der Bojaren, die aber meiſt geſchmackloſe Bauten ſind, in grellem Kontraſt. Dem Stande nach zerfallen die Bewohner der W., wie die der Moldau, in den Adel, die Geiſtlichkeit und die Bauern, zu welchen letzteren auch die Zigeuner gehören, nachdem die dem Staate, den Biſthümern und den Klöſtern angehörigen durch das Geſetz vom 31. Jan. 1844 emancipirt, die übrigen zu Anfang 1856 freigelaſſen und in die Liſten der dem Staat Steuern zahlenden Individuen eingetragen worden ſind. Die Entſchädigung, die den Eigenthümern der letzteren bewilligt wurde, betrug 10 Dukaten auf den Kopf. Die Staatszigeuner ſind als Bauern in Kolonien vertheilt. Ein Bürgerſtand hat ſich erſt in der neueren Zeit zu entwickeln angefangen, derſelbe beſteht aber nicht ausſchließlich aus Gewerbtreibenden, ſondern es gehören dazu die niederen Adeligen, die Gelehrten und Künſtler, die niederen Beamten, Gutspächter, Kaufleute ꝛc. Die Bauern ſind den Grundherren nicht mehr zu perſönlichen Dienſten verpflichtet. Der Ackerbau wird noch ſehr wenig rationell betrieben, gibt aber bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens dennoch einen guten Ertrag. Haupterzeugniſſe des Ackerbaues ſind Weizen, Roggen, Gerſte, Hirſe, Wein, Obſt und Melonen. Auch die Viehzucht läßt noch viel zu wünſchen übrig, obwohl ſie Büffel, Pferde, Schafe und beſonders Schweine in Menge liefert. Zu erwähnen ſind hier die Wanderſchafe aus Siebenbürgen, von denen jährlich eine große Anzahl, von den ſogenannten Mokans geführt, über die Karpathen nach der W. und nach Bulgarien ziehen, um mehre Monate hindurch auf den fetten Weideplätzen dieſer Länder zu graſen, wofür ein unbedeutendes Weidegeld an die Regierung zu entrichten iſt. Die Waldkultur wird noch ſehr vernachläſſigt. Die Jagd iſt frei und liefert namentlich in den gebirgigen Diſtrikten einen nicht unbedeutenden Ertrag. Letzteres gilt auch von der Bienenzucht und Fiſcherei. An Mineralien findet ſich Steinſalz in Menge, dann Schwefel, Salpeter, Erdpech, Gold (in der Aluta

Digitized by Google

und Dumbowitza) u. Braunkohlen. Eigentlicher Bergbau ist aber nicht in Betrieb. Steinsalz wird besonders in der Gegend von Rimnik gewonnen. Industrie ist kaum in Anfängen vorhanden. Der gemeine Walache fertigt seine Bedürfnisse selbst; als Schmiede dienen die Zigeuner. Eigentlichen Handwerksbetrieb, doch meist niederer Art, gibt es nur in den größeren Städten, wo er großentheils von Ausländern geübt wird. Die feineren Gewerbserzeugnisse werden sämmtlich vom Ausland bezogen. Der Handel, meist in den Händen Fremder, führt bedeutende Massen von Naturprodukten aller Art, vornehmlich Weizen, Gerste, Gelbbeeren, Wein, Holz, Soda und Potasche, Speck, Talg, Schweinsborsten, Horn- und Borstenvieh, Schafkäse, Wolle, Seide und Steinsalz aus und dafür den ganzen Bedarf an Manufakturwaaren und Kunstprodukten ein, könnte aber viel bedeutender sein, wenn es außer der Wasserstraße der Donau andere gute Verkehrswege gäbe, denn alle Straßen des Landes befinden sich noch im völligen Naturzustande. Der Totalwerth der Ausfuhr betrug 1864 36,590,000 Thaler preuß. Kur. oder 365,9 Millionen Piaster, der der Einfuhr in die beiden Häfen Galacz und Braila cirka 14,300,000 Thlr. preuß. Kur. oder 143 Mill. Piaster. Im Jahre 1864 liefen an der Sulinamündung aus 3448 Schiffe von 585,894 Tonnen, 1865 2676 Schiffe von 442,229 Tonnen. Die am meisten dabei betheiligten Länder waren Griechenland u. die jonischen Inseln (158,000 T.), Italien (65,400 T.), Großbritannien (64,000 T.), Oesterreich (53,000 T.), Türkei (40,600 T.), Rußland (15,800 T.), Frankreich (14,000 T.) ꝛc. Rechnungsmünze ist in der W., wie in der Moldau, der Lee oder türkische Piaster zu 40 Parale od. Para = 2 Silbergroschen 9,049 Pfennig preuß. (bei der Regierung = 3 Sgr. 0,923 Pf. preuß.). Die kursirenden Münzen sind hauptsächlich österreichische Dukaten, Speciesthaler, österreichische Zwanziger und russische Silberrubel. Münzen werden in der W. nicht geschlagen. Die Klafter (Stingene) = 1,96 Meter wird nach dem Decimalsystem eingetheilt. Die Meile hat 4000 Klafter (1 walachische Meile = 1,07 deutsche Meile), die Praschtschine 3 Klaftern. Getreidemaß ist die Banniza = 44 Oke, 8 Bannizi = 1 Kilo. Flüssigkeiten werden nach dem Gewicht verkauft, doch hat man Maße für die entsprechenden Größen mit derselben Eintheilung und denselben Namen wie die Gewichte (die Oka zu 4 Liter à 100 Dramm). 10 Oka machen einen Wadra. Als Gewicht wird die Oka der von Konstantinopel gleich gerechnet; 44 Oke machen einen Kantar oder Centner. Für den öffentlichen Unterricht hat man in der W. mehr gethan als in der Moldau. Primärschulen zählte man um 1860 2358 mit 52,140 Schülern, wovon 2213 Gemeinde- und 145 Privatschulen waren. Jedes Dorf mit über 50 Familien soll gesetzlich eine eigene Schule haben. In allen Kreishauptorten bestehen sogenannte Normalschulen, welche, außer zur Heranbildung von Volksschullehrern, für den Unterricht derer bestimmt sind, welche eine weitere wissenschaftliche Ausbildung sich nicht erwerben wollen. Für den mittleren Unterricht bestehen 2 Gymnasien oder Kollegien zu Bucharest und Krajowa. Die Verwaltungs- und richterlichen Beamten des Landes erhalten ihre Bildung in dem Kollegium zu St. Sava in Bucharest, die Theologen in den 4 bischöflichen Seminarien des Landes. Die Mediciner müssen ihre Studien im Auslande absolviren. In Bucharest bestehen noch eine Gewerb-, eine Ackerbau- und eine Handelsschule, eine Militärakademie, eine öffentliche Bibliothek und ein Naturalien- und Alterthümerkabinet. Mit dem Hospital Pentaleimon bei Bucharest ist eine Entbindungsanstalt und Hebammenschule, mit dem von Koltscha eine chirurgische Lehranstalt verbunden. Endlich bestehen in der W. mehre deutsche Privaterziehungsanstalten, die zum Theil aus Staatsmitteln unterstützt werden. Die Presse ist nicht unthätig und hat mehre gute Schriften geliefert. Der Buchhandel erstreckt sich lediglich auf deutsche und französische Literatur.

Was die Staatsverfassung betrifft, so ist die W., wie die Moldau, zinspflichtiger Vasallenstaat der Pforte mit beschränkt-monarchischer Verfassung. Das bisher (auf Grund des Friedens von Adrianopel 1829) von Rußland über die Donaufürstenthümer ausgeübte Schutzrecht ging in Folge des pariser Friedens vom 30. März 1856 auf die diesen Vertrag schließenden Großmächte und Sardinien über. Die Konvention vom 19. Aug. 1858 (s. unten: Geschichte) beschränkte die Rechte des Großsultans als des suzeränen Lehnsherrn auf ein sehr geringes Maß. Er bezieht zwar von der W. noch einen Tribut (s. unten), hat aber den Hospodaren oder Fürsten nicht zu ernennen, auch nicht zu bestätigen, sondern nur den von der Landesversammlung erwählten Fürsten in seine Würde einzusetzen. Im Fall des Ausbruchs von Unruhen im Lande muß er sich erst mit den Kabineten der Großmächte in Einvernehmen setzen, ehe er Maßregeln zur Herstellung der Ruhe ergreifen darf. Selbst im Fall eines Krieges muß er über die etwa nöthigen Vertheidigungsmaßregeln mit der exekutiven Gewalt der Fürstenthümer Verabredung treffen. Die Verfassung ist nach den üblichen konstitutionellen Formen geordnet. An der Spitze des Staats steht als Hospodar der unter dem Namen Rumänien vereinigten Fürstenthümer W. und Moldau Fürst Karl, Prinz von Hohenzollern-Sigmaringen, vom Volk erwählt und proklamirt am 20. April 1866. Nach der erwähnten Konvention vom 19. Aug. 1858 bestehen in jedem Fürstenthum eine Wahlversammlung und für beide zusammen eine aus beiden Versammlungen zusammengesetzte u. gemeinsam bewaffnete Macht. Die Verfassung vom 10. Mai 1864, welche von der Bevölkerung durch allgemeine Abstimmung angenommen ward, statuirte neben dem Fürsten einen Senat und eine Deputirtenkammer. Der Senat zählt 64 Mitglieder, die zur Hälfte vom Fürsten aus den höchsten Würdenträgern oder den Inhabern eines Einkommens von 800 Dukaten jährlich, zur Hälfte von den Generalbezirksräthen gewählt werden, indem jeder derselben 3 Personen dazu vorschlägt, von denen der Fürst eine bestätigt. Alle 3 Jahre werden die Mitglieder des Senats zur Hälfte erneuert. Die Deputirtenkammer zählt 160 Mitglieder: 85 Walachen und 75 Moldauer. Die Wahl ist indirekt, Ur-

Digitized by Google

wähler jeder 25jährige Moldau-Walache, welcher lesen und schreiben kann und 4 Dukaten jährliche Steuer zahlt, Wahlmann jeder Wähler mit 100 Duk. Einkommen, wählbar alle Rumänen von 30 Jahren Alter und 200 Duk. Einkommen. Der Fürst hat das absolute Veto; er regiert mit Hülfe von 7 Ministern: des Inneren, des Aeußeren, der Finanzen, der Justiz, des Kriegs, des Ackerbaues und des Kultus und Unterrichts. Behufs der Verwaltung ist die W. in 18, die Moldau in 13 Bezirke eingetheilt. An der Spitze eines jeden Bezirks stehen ein Präfekt, ein Generalsteuereinnehmer, ein Civiltribunal, bestehend aus einem Präsidenten und 2 Richtern. In jedem Bezirk besteht außerdem ein durch Wahl gebildeter Bezirksrath. Die Verwaltung der Städte besorgt ein Polizeidirektor und ein Stadtrath. Die Richter können von den höheren Behörden nach Belieben abgesetzt werden. Der ständige Vorsitzende des Senats ist der Primas von Rumänien, der Metropolit; einen Vicepräsidenten ernennt der Fürst, den anderen der Senat. Der Präsident der Deputirtenkammer wird vom Fürsten ernannt. Zur Vorberathung der Regierungsmaßregeln besteht ein von dem Fürsten kreirter Staatsrath, in welchem derselbe den Vorsitz führt. Wichtige Bestimmungen der Konvention vom 19. Aug. 1858 sind noch: zum Hospodar ist jeder geborne Walache oder Moldauer wählbar, welcher ein bestimmtes Einkommen von Grund und Boden hat, 10 Jahre hindurch öffentliche Aemter bekleidet hat oder Mitglied der Wahlversammlungen gewesen ist. Die Konvention statuirte außerdem konstitutionelle Regierung, Verantwortlichkeit des Ministeriums, jährliche Feststellung des Budgets, unbedingtes Steuerbewilligungsrecht der Volksvertretung, Gleichheit aller Moldau-Walachen vor dem Gesetz, Gleichberechtigung aller christlichen Glaubensbekenntnisse, eine Centralkommission für gewisse beiden Fürstenthümern gemeinsame Angelegenheiten und einen gemeinschaftlichen obersten Gerichts- und Kassationshof zu Fokschani. Die Finanzorganisation der vereinigten Fürstenthümer ist die französische; sie wurde in der W. am 1. Jan. 1861, in der Moldau am 1. Jan. 1862 eingeführt. Das von den Kammern revidirte Budget für das Finanzjahr 1865 ergab an Einnahmen: direkte Steuern 47,383,841 Piaster, indirekte Steuern 29,905,750 P., Domänen 40,532,155 P., Post und Telegraphen 5,600,000 P., Verschiedenes 8,445,218 P., außerordentliche Einnahme 27,299,710 P., in Summa 159,166,677 P.; an Ausgaben: Kabinet 103,800 P., Staatsrath 497,000 P., Inneres, öffentliche Arbeiten, Handel ꝛc. 38,847,259 P., Finanzen 45,529,374 P., Krieg 39,713,395 P., Kultus, öffentlicher Unterricht, Justiz 32,153,879 P., Auswärtiges 1,765,514 P., in Summa 158,610,221 P.; Ueberschuß 556,456 P. Der vor dem Sturze des Fürsten Cusa aufgestellte Voranschlag für 1866 schloß in der Einnahme mit 166,362,354, in der Ausgabe mit 165,722,521 P. ab. Das folgende Ministerium soll jedoch die Einnahme zu nur 126 Mill. präliminirt haben. Der an die Pforte zu zahlende Tribut beträgt für die W. 5000, für die Moldau 3000 Beutel (à 500 P.). Nach einer vom Finanzminister im Dec. 1864 den Kammern gemachten Mittheilung belief sich die Staatsschuld auf 28,545,785 P. Hierzu kamen im Lauf des Jahres 1864 über 65 Mill. P., so daß die Gesammtsumme der Schuld sich am Schluß des Jahres 1864 auf 93,775,000 P. belief. Eine neue Vermehrung erhielt die Schuld im April 1865 durch eine von den Kammern bewilligte Anleihe von 150 Mill. P. zur Entschädigung der aufgehobenen Klostergüter. Endlich bewilligte die Kammer noch am 17. Febr. 1866 kurz vor dem Sturz Cusa's eine Anleihe von 40 Mill. P. und die darauf eingesetzte provisorische Regierung veröffentlichte zu Anfang März ein Gesetz, betreffend eine Nationalanleihe von 30 Mill. P. Die Armee besteht nach Gesetz vom December 1864 aus dem stehenden Heer, in Summa 15,450 Mann, und aus der Miliz, die aus den Dorobanzen oder reitenden Gendarmen, 4250 Mann, und Grenzgarden, 5000 Mann, zusammengesetzt ist. Alle Rumänen sind vom 20.—50. Jahr dienstpflichtig, und zwar entscheidet das Loos darüber, ob die Dienstpflicht im Heer oder in der Miliz abzuleisten ist. Die Dienstzeit im Heer ist 4 Jahre, in der Reserve 2 Jahre, in der Miliz 2 Jahre, in der Reserve 4 Jahre. Gegen Ende 1863 wurde der Effektivstand der Armee auf 30,946 Mann, 967 Offiziere u. 8520 Pferde angegeben. Die Kriegsmarine besteht aus 1 Dampfer und 5 Kanonenschaluppen. Das Wappen der W. ist ein Rabe mit einem Ring im Schnabel. Die Flagge der vereinigten Fürstenthümer ist blau, gelb, roth. Hauptstadt ist Bucharest. Vergl. Neigebaur, Beschreibung der Moldau und W., Leipzig 1848, 2. Aufl., Bresl. 1851; Derſ., Donaufürstenthümer, daſ. 1854 f.; Appert, Voyage dans les principautés danubiennes, Mainz 1857; Ganesco, La Valachie, Brüssel 1855.

Geschichte der Moldau und W. Die jetzigen Fürstenthümer Moldau und W. machten einst den Hauptbestandtheil des alten Daciens (s. d.) aus. Nachdem Kaiser Aurelian die Provinz 274 aufgegeben, zogen Westgothen in dieselbe ein, dann im 4. Jahrhundert nach einander Ostgothen, Alanen, Hunnen und slavische Stämme. Das hierdurch entstandene Mischvolk hieß Walachen, während es sich selbst Rumuny oder Romänen nannte. Zu Anfang des 7. Jahrhunderts hausten Avaren in den Donauländern; 803 wurden sie den Bulgaren zinspflichtig. Mit diesen gemeinschaftlich bildeten die Romänen ein Reich, das dem alternden Byzanz gefährlich wurde, bis der Kaiser Basilius es 1018 zerstörte. Im 11. Jahrhundert gehörten die Donauländer zum Reiche der Kumanen, bis im 13. Jahrhundert die Mongolen demselben ein Ende machten. Die Romänen zogen sich in die Karpathen zurück; 1241 aber kehrte Herzog Radu-Negru I. mit Heeresmacht in die verlassenen Ebenen zurück und wurde der Gründer eines Reichs, das sich von den Karpathen bis an die Donau, vom Sereth bis zur Aluta ausdehnte und bald darauf das Banat von Krajowa jenseit des Altflusses mit sich vereinigte. Aus dieser Periode stammt die feudalistische Verfassung der Moldau und W., gestützt auf die Bojaren, die den fürstlichen Rath (Divan) bildeten und in Gemeinschaft mit den Erzbischöfen und Bischöfen

Digitized by Google

den Thron vergaben. Die mit Radu-Negru eingewanderten Krieger wurden freie Grundeigenthümer, die unterjochten Einwohner hatten als Leibeigene Robot zu entrichten. Trotz einer Heeresmacht von 80,000 Bewaffneten vermochte das Land seine Unabhängigkeit nicht zu behaupten. Die Polen, Ungarn u. Türken erhoben Ansprüche auf die Oberhoheit, namentlich die Ungarn, die auf die Bezirke Fogarasch und Amlas ein Anrecht hatten. Die Woiwoden, wie sich die Fürsten der Donauländer nannten, schlossen sich deshalb bald an die Polen, bald an die Türken an, fochten aber gelegentlich doch mit den Ungarn gegen die letzteren. In der Moldau hatte sich Dragosch der Oberherrschaft über einige benachbarte Stämme bemächtigt und vom byzantinischen Kaiser den Titel eines Despoten erhalten. Fürst Peter II. (1372 — 88) schloß mit dem polnischen König Ladislaus gegen die Ungarn ein Bündniß. Sein Nachfolger, Stephan III., mußte dieses wieder aufgeben, und es folgte nun eine Reihe von verheerenden Bürgerkriegen. Im Jahre 1412 verglichen sich die Könige von Ungarn und Polen über die Moldau dahin, daß Fürst Alexander sie unter ungarischer Oberhoheit beherrschen, dabei aber Polen tributpflichtig sein solle. Stephan VI. der Große oder Gute, seit 1456, kriegte mit den Ungarn, schlug einen Einfall der nogaischen Tataren ab, fiel wiederholt in die W. ein und ward dadurch in einen für ihn unglücklichen Krieg mit den Türken verwickelt. Er verbündete sich daher mit den Polen, später aber wieder mit den Türken gegen diese. Sein Sohn und Nachfolger (seit 1504), Bogdan II., unterwarf sich bei einem Einfall der Tataren der Pforte als Lehnsmann. Nach dem Tode seines Sohnes und Nachfolgers (1526) ward ein Fischhändler, Peter VI. Raresch, ein natürlicher Sohn Stephans VI., zum Woiwoden der Moldau erhoben. Derselbe erhielt nach der Schlacht bei Mohacz vom Sultan Soliman gegen das Versprechen eines Tributs volle Souveränetät über die Moldau, sowie das Zugeständniß, daß fortan kein Türke in der Moldau wohnen solle. Auch die W. ward in dieser Zeit vielfach von Bürgerkriegen heimgesucht. Der Woiwode Mirza (Marcus) begab sich 1389 unter türkischen Schutz, brach jedoch das Bündniß u. ward deshalb von Sultan Bajazet vertrieben (1391), mit Hülfe des ungarischen Königs Sigmund 1392 aber wieder eingesetzt. Gleichwohl überfiel Mirza das ungarische Heer bei seinem Rückzug in den Engpässen des Gebirges. Bald darauf (1394) bekriegte Bajazet nochmals die W., ward aber von Mirza zum Rückzug genöthigt. Im folgenden Jahre schloß dieser mit Sigmund ein Bündniß gegen den Sultan, wurde jedoch am 26. Sept. 1396 bei Nicopolis besiegt, worauf die Walachen Blad zum Woiwoden ernannten, der das Land vom polnischen Reich als Lehn annahm. Aber schon 1397 war Blad wieder im Besitz seiner Woiwodschaft und schlug den Sultan bei Krajowa. Nach Bajazets Tode (1405) nahm Mirza und sein als Mitwoiwode angenommener Neffe, Dan II., in den Händeln zwischen dem Sultan Soliman und seinem Bruder Musa die Partei des letztern und besiegte 1409 Soliman. Dan II., der nach Mirza's Tode sich des Landes bemächtigte, blieb 1430 in einer Schlacht gegen Drakula, einen zweiten natürlichen Sohn Mirza's, der sich zum Woiwoden aufwarf und sich in den nun folgenden blutigen Parteikämpfen behauptete, bis er 1445 von den Ungarn gefangen und enthauptet wurde. Sein Nachfolger, Dan IV., stellte zu dem Zuge Hunyads gegen die Türken 8000 Mann, weshalb der Sultan die Woiwodschaft der W. an Blad III. Drakula, einen Sohn des enthaupteten Drakula, übertrug. Derselbe leistete aber dem König von Ungarn den Lehnseid und treffliche Dienste gegen die Türken. Er entledigte sich der mächtigsten Bojaren, theilte ihre Güter unter die Anführer seiner Leibwache und drückte das Land durch Erhöhung der Abgaben. Da er den Türken den jährlichen Zins von 10,000 Dukaten und 500 Jünglingen verweigerte, überfiel der Sultan die W. 1461, mußte aber unverrichteter Sache wieder umkehren. Als bald darauf ein jüngerer Bruder Blads, Drakula, sich zum Woiwoden aufwarf, flüchtete Blad zu König Matthias von Ungarn, doch erkannte dieser Drakula II. als Woiwoden unter ungarischer Hoheit an (1464), erst 1476 ward Blad III. wieder eingesetzt. Nach seiner Ermordung (1477) eroberte der Woiwode Stephan von der Moldau die ganze W. und das Banat und vereinigte sie mit seinem Lande. Er ernannte einen moldauischen Bojaren, Szepel, zum Woiwoden der W., der sich 1486 mit den Türken gegen die Moldau verband und zwar die W. wieder frei machte, aber selbst bald darauf von seinen Unterthanen ermordet wurde. Der Sultan ernannte nun Drakula III. zum Herrn der W. Dessen Nachfolger, Drakula (Radulo) IV. der Große, verbesserte die weltliche und geistliche Verfassung und bestimmte genau die Vorrechte der Bojaren, die er in drei Klassen theilte. Er starb 1500 und ihm folgte sein Sohn, Michael I., der aber seiner Strenge wegen schon 1510 vertrieben wurde. Drakula (Radulo) V. Bessaraba (seit 1523) erkannte nach der Schlacht bei Mohacz (Aug. 1526) die türkische Hoheit vollkommen an und ward deshalb von den Bojaren gefangen und (1529) hingerichtet, wogegen sein Nachfolger, Moyses, bei einem Gastmahl die meisten Bojaren ermorden ließ (1530). Michael III. (1592 — 1601) schloß mit Sigmund Bathori von Siebenbürgen und Aaron, Woiwoden der Moldau, am 5 Nov. 1594 zu Bucharest einen Vertrag zu gemeinschaftlicher Vertreibung der Türken, überschritt im nächsten Frühling die Donau und rieb drei ihm an Streitkräften weit überlegene türkische und tatarische Heere auf. Er erkannte erst Bathori, dann Kaiser Rudolf II. als Oberlehnsherrn an. Ein neuer Krieg mit den Türken verschaffte der W. einen Zuwachs von 16,000 christlichen Familien, die Michael von Bulgarien nach dem verödeten linken Donauufer übersiedelte. Im Jahre 1599 bot ihm der Fürst-Kardinal Andreas Bathori die Herrschaft in Siebenbürgen an, die er sich jedoch noch durch eine Schlacht auf den schellenberger Höhen vor Hermannstadt erkämpfen mußte. Rudolf II. erkannte ihn in Siebenbürgen, Mohammed III. in der W. und Moldau an. Seine Unklugheit und Willkür rief aber bald in Siebenbürgen Unruhen hervor, und da gleichzeitig die Polen in die Moldau einfielen, floh er

Digitized by Google

an den kaiserlichen Hof. Im nächsten Jahre focht er als kaiserlicher General in Siebenbürgen, doch traf ihn nach einem glänzenden Siege an der Samosch das Messer des Meuchelmörders (7. Sept. 1601). Lebten die Unabhängigkeitsideen auch noch in einigen begabten Fürsten fort, wie in Matthias I. Bessaraba (1627—54), der 1652 in Bucharest die erste romanische Buchdruckerei errichtete und die Rechtsgewohnheiten in Gesetzbüchern zusammenstellen ließ, so wurde doch das Volk, durch die Noth moralisch herabgedrückt, den nationalen Erinnerungen entfremdet, und die Bojaren ließen sich jede Herrschaft gefallen, die ihren Verbrechen nachsah. An diesem erbärmlichen Zustande scheiterte Serban II. Kantakuzens (1679—88) Wiederaufnahme der Pläne Michaels. Er errichtete das erste romanische Kollegium zu Bucharest, berief deutsche und griechische Gelehrte, ließ die Bibel in das Romanische übersetzen und beförderte den Volkswohlstand durch Herabsetzung der Zölle und durch Handelstraktate. Während des Türkenkriegs von 1683 leistete er Oesterreich durch das Verrathen der Pläne Kara Mustapha's, dessen Günstling er war, die wichtigsten Dienste. Mit seinem zweiten Nachfolger, Stephan III. Kantakuzen, der vom Sultan abgesetzt und in Konstantinopel erdrosselt wurde (1716), erlosch der letzte Schimmer der walachischen Unabhängigkeit, indem die Pforte an die Stelle von nationalen Woiwoden sogenannte Hospodare als zinspflichtige Lehnsfürsten einsetzte, die sie aus den vornehmen fanariotischen Griechenfamilien nahm.

In der Moldau war mit Stephan IX., der 1558 wegen seiner maßlosen Grausamkeit ermordet ward, der illegitime Nebenzweig der alten Herrscherdynastie abgestorben. Sein Nachfolger, Alexander IV., erhielt an einem griechischen Matrosen, Jakob, der 1561 mit einem Heer polnischer Miethtruppen in die Moldau einfiel, einen Rivalen, der sich mit Einwilligung des Sultans zum König (Despoten) der Moldau krönen ließ u. den Namen Johann I. annahm, aber 1563 von dem Pöbel zerrissen wurde. Das Land blieb der Tummelplatz der Parteien, und als der Sultan endlich einen Theil desselben dem Tatarenkhan Kazigerai schenkte und den andern Theil einem Pascha als Sandschak überließ, während unter polnischem Einfluß Jeremias Movila zum Woiwoden ernannt wurde, waren drei Woiwoden zugleich vorhanden, Movila behielt von ihnen die Oberhand und ward 1595 von Polen und dem Sultan anerkannt. Aber 1600 verdrängte ihn der walachische Fürst Michael und setzte seinen Sohn Peter VIII. (Petrasko) unter seiner Oberhoheit zum Woiwoden ein. Dieser ward jedoch von den Polen bald wieder verdrängt, und nach blutigen Kämpfen mit den Walachen behauptete sich Jeremias mit Unterstützung des Kaisers. Nachdem der Sultan umsonst versucht, die Moldau in eine abhängige Provinz zu verwandeln, ernannte er 1634 Moses Movila zum Woiwoden und Pascha von drei Roßschweifen. Sein Nachfolger Basilius Lupulo, ein epirotischer Grieche, begünstigte Künste und Wissenschaften, ward aber 1650 vom siebenbürgischen Fürsten Rakoczy auf Anstiften der Pforte vertrieben. Dasselbe Schicksal hatte sein Nachfolger, Stephan XIII. Burdüsa, und der Fanariote Georg II. Ghika wurde zum Woiwoden ernannt, der 1660 jedoch Woiwode der W. ward. Es folgten nun eine Reihe griechischer Fürsten, von denen Nikolaus Maurokordato 1716 Hospodar der W. wurde, worauf der früher abgesetzte Michael Rakovitza Hospodar der Moldau ward. Nikolaus III. Maurokordato brachte in der W. die Regierungsangelegenheiten in bessere Ordnung, ließ aber von seinen Kreaturen das Land aussaugen und ward endlich von siebenbürgischen Truppen in Bucharest überfallen und auf Befehl des Sultans durch seinen Bruder Johann Maurokordato ersetzt. Dieser schloß mit dem Kaiser einen Neutralitätsvertrag, dem zufolge er dessen heimlicher Vasall wurde. Im Frieden von Passarowitz (1718) wurde das Banat auf 24 Jahre an den Kaiser abgetreten u. Nikolaus III. wieder in Freiheit gesetzt; 1719 erhielt derselbe auch die Herrschaft über die W. wieder. Nikolaus III. starb im September 1730 u. hatte Konstantin III. Maurokordato, den Sohn Nikolaus' III., zum Nachfolger. Da er jedoch durch hohe Abgaben viele Klagen hervorrief, so versetzte ihn der Großherr in die Moldau, und der Woiwode der Moldau, Gregor III. Ghika, kam an seine Stelle (1733). Durch Bestechung erhielt jedoch Konstantin III. die W. zurück, und nun verfügte der Großherr, daß künftig jeder Woiwode bei seinem Regierungsantritt ½ Million Löwenthaler (410,250 Rthlr.) in seinen Schatz zahlen sollte, was den Divan reizte, mit den Hospodaren öfters zu wechseln. Durch den belgrader Frieden (1739) kam das Banat gegen neue Zinszahlung wieder an die W. Konstantin III. führte eine neue Gerichtsordnung ein, verminderte die Frohnen und reducirte die Armee, erregte aber dadurch das Mißvergnügen der Bojaren, die es dahin brachten, daß der Sultan Michael V. 1739 an seine Stelle setzte, der aber schon 1741 wieder durch Konstantin III. ersetzt und 1748 von Gregor III. Ghika verdrängt wurde. Die Hospodarenwürde ward fortan so oft gewechselt, als sich Käufer von griechischer Religion fanden. Im Jahre 1770 besetzten die Russen die W., und die Kaiserin Katharina II. ließ sich huldigen, doch kam das Land 1774 durch den Frieden von Kutschuk-Kainardschi wieder unter türkische Hoheit. In demselben ward für die Moldau und W. bestimmt: Erlaubniß ungehinderter Auswanderung, Zurückgabe aller den Klöstern und dem Klerus entrissenen Güter, freie Ausübung der christlichen Religion, ferner, daß der Divan die von den Hospodaren nach Konstantinopel zu sendenden Botschafter anerkenne und die Vorstellungen des russischen Gesandten im Interesse der Fürstenthümer berücksichtige. Im Jahre 1781 willigte die Pforte ein, daß Rußland einen Generalkonsul für die Moldau und W. zur Kontrolirung des Regierungsverfahrens der Hospodare aufstelle. Von 1806—12 hielt Rußland die Fürstenthümer militärisch besetzt, räumte sie aber im Frieden von Bucharest, nachdem seine alten Vorrechte bestätigt worden waren. Im December 1812 wurde nun Janko Karatscha, gewöhnlich Fürst Kallimachi genannt, Hospodar der W., an dessen Stelle 1818 Alexander Suzzo trat, der durch Bedrückungen aller Art die Walachen in das äußerste Elend stürzte

Digitized by Google

und so der Hetärie (s. d.) in die Hände arbeitete. Im Januar 1821 starb der Hospodar, und da das Volk die gewöhnlichen Bedrückungen bei dem Einzug des zum neuen Fürsten bestimmten Karl Kallimachi fürchtete, so steckte Theodor Wladimiresko, der früher russischer Offizier gewesen war, die Fahne der Empörung auf. Zu gleicher Zeit war es zu Galacz zwischen den Türken und Griechen zu Kämpfen gekommen, Ypsilanti hatte zu Jassy die Fahne des Aufstandes aufgepflanzt und der Hospodar der Moldau, Michael Suzzo, sich mit ihm vereinigt. Theodor zog in Bucharest ein, Ypsilanti bemächtigte sich aber seiner und ließ ihn hinrichten. Ueber den unglücklichen Ausgang von Ypsilanti's Kampf in der Moldau und W. s. Griechenland (Geschichte). Da die Pforte den Griechen nicht mehr traute, ernannte sie wieder einheimische Hospodare: Johann Stourdza für die Moldau, Gregor Ghika für die W. Das Land erhielt eine neue türkische Organisation, in deren Folge in jeder Stadt und selbst in den größern Dörfern türkische Ulemas als Lehrer angestellt wurden. Der sogenannte „Erläuterungs- u. Vollziehungsvertrag" von Akjerman von 1826 bestimmte, daß die beiden Hospodare von den Bojaren gewählt und vom Sultan bestätigt werden sollten, daß jedoch nur dann eine neue Wahl Statt zu finden habe, wenn auch Rußland die Nichtbestätigung billige, daß ebenso die Absetzung eines Hospodars von der Einstimmung des russischen Hofes abhängig und bei der Auflegung der Steuern eine etwaige Vorstellung des russischen Gesandten zu berücksichtigen sein sollte. Dennoch blieben die Fürstenthümer von den Türken bis zum Ausbruch des Kriegs von 1828 besetzt. Im Vertrag von Adrianopel verzichtete Rußland zwar auf die Einverleibung des Landes, machte aber solche Bedingungen, die ihm die Herrschaft dem Wesen nach faktisch verschafften. Der russische Kaiser wurde als Schutzherr der Fürstenthümer proklamirt, der Sultan als Oberlehnsherr. Die Pforte trat die Festungen Giurgewo und Braila an die W. ab, erkannte die Donau als Grenze an und willigte ein, daß sich jenseits derselben kein Türke niederlassen dürfe. Die innere Verwaltung und die Rechtspflege wurden freigegeben, der an die Pforte zu zahlende Tribut ein- für allemal bestimmt. Dem Großherrn blieb nur das Recht der Bestätigung der von den Bojaren erwählten Hospodare, und den Bewohnern der Fürstenthümer wurde freier Handel nach allen türkischen Häfen ohne irgend eine Abgabe eingeräumt. Der Generaladministrator, Generallieutenant Kisselew, brachte von Petersburg eine Verfassung und organische Gesetze mit, die zum Schein einer Bojarenversammlung vorgelegt und dann proklamirt wurden. Im Jahre 1834 erkannte die Pforte das Staatsgrundgesetz der Fürstenthümer an, worauf die Russen das Land verließen. Beide Länder erhielten nun abermals einheimische Bojaren, die Moldau Michael Stourdza, die W. Alexander Ghika zu Hospodaren. Bald aber kam es in der W. zu ernsten Zerwürfnissen, und namentlich drang unter den Bojaren eine antirussische Opposition auf Unabhängigkeit der innern Regierung und Verwaltung und auf nochmalige Revision des organischen Reglements, wie es Rußland gegeben hatte, wogegen der russische Generalkonsul einen gegen diese Opposition gerichteten Ferman der Pforte auswirkte. Seitdem gährte es beständig, und 1839 ward sogar eine geheime Verbindung ruchbar, welche die Moldau und W. in ein einiges Dacien vereinigen wollte. Neue Verschwörungen folgten dieser auf dem Fuß. Eine große Partei der Bojaren trug endlich auf Ghika's Abdankung an, in Folge dessen er am 26. Okt. 1842 seine Würde niederlegte. Inzwischen trat Rußland mit seinen Plänen, während die Pforte dem Namen nach die Souveränetät übte, doch mittelbar selbst die Suprematie zu üben, offener hervor, gab aber dadurch, daß es die Hospodarenwahl zu bestimmen suchte, England Veranlassung, zu protestiren. Die Wahl des neuen Hospodars (1843) fiel im russischen Sinne aus, und zwar auf den Großlogotheten Georg Bibesko. Der Hospodar Stourdza war nicht nur ein blinder Anhänger des Russenthums, sondern auch ein raffinirt schlauer Mann, welcher Entsittlichung der Volksmasse, Bestechlichkeit der Beamten u. Herabwürdigung des Staats zum slavischen Diener einzelner Monopolinhaber zusammenwirken ließ, um die Opposition nicht aufkommen zu lassen. Dem russischen Generalbevollmächtigten alle Regierungsgeschäfte überlassend, sorgte er nur für Vermehrung seines Privatschatzes. Ein Theil seiner Erpressungen fiel in die Taschen einflußreicher Russen. Unter den Bojaren bildete sich inzwischen allmählig eine Partei, welche die Wiederherstellung des dacischen Reichs durch eine Vereinigung aller Romanen der Donauländer erstrebte. In der W. versuchte diese Partei den Hospodar Bibesko zu stürzen. Die Pforte ertheilte demselben jedoch 1844 mittelst Ferman ausgedehnte Vollmachten zum Widerstande gegen die ihm feindlich gesinnten Bojaren und selbst zur beliebigen Auflösung der Landesversammlung. Uebrigens waren Bibesko's Verdienste um die materielle Hebung des Landes unleugbar. Die französische Februarrevolution 1848 regte die Gemüther in beiden Fürstenthümern auf. Die Moldau, weil am meisten gedrückt, formulirte ihre Beschwerden zuerst. Anfangs April 1848 versammelten sich Gleichgesinnte aus allen Theilen des Landes in Jassy und vereinigten sich dahin, durch eine Petition dem Hospodar die Bedürfnisse und Wünsche der Einwohner kund zu geben. Man verlangte darin nicht sowohl neue Institutionen, als vielmehr nur die Beobachtung der bestehenden Gesetze. Die Petition wurde von fast allen in Jassy wohnenden Bojaren, wie von den gebildeten Einwohnern unterzeichnet und dem Fürsten übergeben. Die Sprecher der Unzufriedenen waren am folgenden Tage in der Wohnung des Bojaren Aleko Maurokordatos versammelt, als plötzlich 800 Mann Militär und 200 Arnauten unter der Anführung der Söhne des Hospodars das Gebäude umzingelten. Die darin Versammelten wurden unter Mißhandlungen gefangen genommen und sollten nach Maczin, gegenüber von Braila, gebracht werden, entkamen aber meist. Am 12. April kam der russische Generalkonsul von Kotzebue in Jassy an und bald darauf rückten russische Truppen ein. In der W. nahm die Bewegung ihren Ausgangspunkt von den kleinen

Digitized by Google

Orten Caracall, Turnu und Cellei und pflanzte sich wie eine Lawine nach Bucharest fort. So gewaltig war die Bewegung, der sich 150,000 mit Waffen aller Art versehene Bauern anschlossen, daß Fürst Bibesko am 24. Juni die geforderten Konzessionen bewilligte und die rasch improvisirte Verfassung mit seiner Unterschrift versah. Noch an demselben Abend legte er jedoch die Regierung nieder und begab sich nach Kronstadt in Siebenbürgen. Die Minister Eliad, Niklaus Golesku, Stephan Golesku ꝛc. traten nun als provisorische Regierung ein, leisteten am 27. Juli nebst allen Notabilitäten, dem Militär und der Jugend auf dem Philarethfelde den Eid der Treue auf die Verfassung und riefen am 28. Juni eventuell die Intervention Frankreichs, Oesterreichs und Preußens an. Umsonst aber zählte man auf den Schutz der Pforte, da die Schilderhebung gegen Rußland gerichtet war. Am 31. Juli betrat Suleiman-Pascha das walachische Gebiet, während ein Corps von 23,000 Mann unter Omer-Pascha bei Giurgewo ein Lager bezog. Am 3. August wurde der provisorischen Regierung angezeigt, daß die Pforte die gemachten Neuerungen nicht anerkenne. Als jene sich aber sogleich wieder als Stellvertretung der Pforte konstituirte, schien die Pforte zufrieden gestellt. Bald aber ward Suleiman-Pascha durch Fuad-Effendi ersetzt, der sich den Wünschen Rußlands geneigter bewies. Er forderte am 22. Sept. von dem Metropoliten die Unterwerfung und kündigte die Besetzung Bucharests durch türkische Truppen an. Am 25. Sept. hob er die Statthalterei auf, setzte zum einzigen Kaimakam Konstantin Kantakuzenos ein und publicirte die alten organischen Reglements aufs Neue. Noch einmal beschworen über 50,000 Stimmberechtigte auf dem Philarethfelde die Konstitution, worauf unter dem Geläute aller Glocken das goldene Buch und das Réglement organique von dem Metropoliten verbrannt wurden. Schon am 26. Sept. erschienen jedoch türkische Truppen vor Bucharest, und nach einem hartnäckigen Kampfe wurde die Stadt erstürmt und geplündert. Am 27. Sept. rückten dann auch russische Truppen von der Moldau her ein. Der größte Theil der Kompromittirten flüchtete, die zahlreichen Verhafteten wurden vor das Gericht einer aus Bojaren zusammengesetzten Untersuchungskommission gestellt. Den Schlußstein bildete der Vertrag zu Balta-Liman vom 1. Mai 1849. Das alte System kehrte völlig zurück, mit ihm der herrschende Einfluß Rußlands. An die Stelle Bibesko's ward am 16. Juni 1849 der Großbojar Dimitri Barbo Stirbey zum Hospodar gewählt, während man in der Moldau Gregor Ghika zu dieser Würde erhob.

Von dem ungarischen Kriege wurde die W. im Ganzen weit weniger berührt als die Moldau. Die Hauptfrage für die beiden Fürstenthümer war die Zurückziehung der Okkupationsarmee, deren Erhaltung den Ländern zur Last fiel. Rußland hatte vertragswidrig sein Besatzungsheer allmählig auf 40,000 Mann erhöht, und erst in der ersten Hälfte 1851 erfolgte die vollständige Räumung der Fürstenthümer. Im Jahre 1853 war die erste kriegerische Maßregel Rußlands gegen die Türkei die Besetzung der Donaufürstenthümer Anfangs Juli. Der Protest der Pforte hiergegen vom 14. Juli blieb erfolglos. Den Fürsten ward die Einstellung jeder Beziehung zu dem Sultan geboten, namentlich auch die Zahlung des Tributs untersagt. Die Pforte nahm zwar ihre demnächst den Hospodaren ertheilte Weisung, daß sie mit allen Behörden die okkupirten Gebiete zu verlassen hätten, auf Vorstellung der angesehensten Männer der W. zurück und sprach auch die Absetzung der Fürsten nicht aus. Nachdem jedoch nach erfolgter Kriegserklärung von Seiten der Pforte Fürst Menschikow zum Gouverneur der Fürstenthümer bestellt worden war, traten beide Fürsten, Stirbey am 26. und Ghika am 30. Oktober, freiwillig zurück u. begaben sich nach Wien, die Regierung ihrer Länder einem außerordentlichen Verwaltungsrath überlassend. Thatsächlich befand sich jedoch die Verwaltung bereits gänzlich in russischen Händen. Bis Ende September hatten die Russen die ganze Donaulinie besetzt und befestigt. Seit Anfang Oktober sammelten sich türkische Truppen an der Donau, und Omer-Pascha erließ an Fürst Gortschakow die Aufforderung zur Räumung der Fürstenthümer. Als dieser ablehnend antwortete, rückten die Türken am 2. November zwischen Rustschuk und Silistria in die W. ein und befestigten sich in Oltenizza, und es entspannen sich nun dort die ersten Kämpfe, bis sich die Türken am 12. Oktober wieder auf das rechte Donauufer zurückzogen. Indessen war schon am 27. Oktober der Belagerungszustand über die W. russischerseits ausgesprochen worden. Am 8. Nov. ward von Seiten Rußlands die Verwaltung der Fürstenthümer dem Baron Budberg unter dem Oberbefehl des Fürsten Gortschakow übertragen. Die einheimischen Truppen mußten am Kriege gegen ihren Oberherrn Theil nehmen und selbst die Israeliten wurden zum Kriegsdienste beigezogen. Außerdem ward aber das Volk durch Erhöhung der Abgaben, drückende Einquartierungen und Lieferungen beschwert. Während in den ersten Monaten von 1854 an der Donau die Kämpfe zwischen Russen und Türken mit Erbitterung fortgesetzt wurden und die Russen im März in der Dobrudscha vorwärts drangen, andererseits aber bei den Verhandlungen der Großmächte die Räumung der Fürstenthümer durch die Russen beständig unter den ersten Friedensbedingungen aufgestellt ward, erreichten die russischen Besatzungstruppen im Februar eine Höhe von nahezu 120,000 Mann. Die Entdeckung mehrer gegen die Russen gerichteten Verschwörungen hatten schwere Ahndung zur Folge. Verschiedene Versuche des walachischen Landvolkes, in Masse auszuwandern, wurden verhindert; die Weigerung, das mit Zwangskurs in den Fürstenthümern eingeführte russische Papiergeld anzunehmen, wurde mit kriegsrechtlicher Behandlung bedroht; aus der Verwaltung wurden alle irgendwie beargwöhnten Personen durch Freunde der Russen ersetzt. In Folge dieser beschwerenden Maßregeln stellte selbst der preußische Konsul seine Funktionen in Bucharest ein. Der Handel lag gänzlich darnieder. In ihrer Vorwärtsbewegung gegen die Dobrudscha gegen Ende des April räumten die Russen endlich das Land allmählig. Nach ihrem Abzug übernahm Sami-Pascha provisorisch

Digitized by Google

die Verwaltung der kleinen W., setzte neue Behörden ein, führte die vertriebenen Beamten in ihre Stellen zurück, verkündigte allgemeine Amnestie und hob die den Landesgesetzen widerstreitenden russischen Einrichtungen auf. Nachdem sich die Russen nach den erlittenen Niederlagen an der Donau und nach Aufhebung der Belagerung von Silistria (36. Juni) auf das linke Donauufer zurückgezogen, erfolgte Ende August die völlige Räumung der W., am 20. September die der Moldau. Am 20. August betraten die ersten österreichischen Truppen gemäß des am 14. Juni zwischen dem wiener Kabinet und der Pforte geschlossenen Vertrags die W., wo inzwischen Fürst Kantakuzenos, als Präsident des außerordentlichen Verwaltungsraths, die Leitung der Geschäfte seit Ende Juli übernommen hatte, worauf am 7. August die Türken daselbst eingezogen waren. Omer-Pascha selbst zog am 22. in Bucharest ein, und wenige Tage danach folgte ihm der zum außerordentlichen Kommissär der Pforte ernannte Derwisch-Pascha, dessen Proklamation die Aufrechthaltung der frühern Privilegien verhieß, aber die Ausweisung der antiösterreichischen politischen Flüchtlinge ankündigte. Darauf erfolgte die Einsetzung eines provisorischen Verwaltungsrathes zu Bucharest unter dem Vorsitz des Fürsten Kantakuzenos. Endlich rückten nun auch die ersten österreichischen Truppen am 6. September in Bucharest ein, hier wie überall im Lande von den lebhaftesten Sympathien begrüßt, gefolgt von dem zum kaiserlich österreichischen Civilkommissär in den Donaufürstenthümern ernannten Freiherrn von Bach, der dem Oberkommandanten Freiherrn von Heß beigegeben war. Fürst Stirbey übernahm bereits am 23. September die Regierung wieder. In der Moldau hatte Fürst Gortschakow am 14. September die Regierungsgeschäfte dem Verwaltungsrath übergeben und Jassy am 16. September verlassen. An demselben Tage waren die Oesterreicher in das moldauische Gebiet eingerückt und besetzten Jassy am 2. Oktober. Fürst Ghika langte am 9. November in der Hauptstadt an und umgab sich mit einem neuen Ministerium, das von allen russenfreundlichen Elementen gereinigt war. Die türkischen Truppen hatten bis Ende des Jahres die Fürstenthümer gänzlich geräumt. Im Jahre 1855 bildete die Frage über das künftige Schicksal und die Neugestaltung der Donaufürstenthümer eine der hervorragendsten bei den Verhandlungen der europäischen Großmächte. Schon jetzt trat die Idee der Union beider Fürstenthümer unter Wahl eines fremden Fürsten als erblichen Oberhauptes immer mehr in den Vordergrund, so lebhaft sich auch die Pforte gegen dieselbe erklärte. Kaum minder schwierig schien aber auch die Wiederherstellung geordneter Rechtszustände im Innern der Fürstenthümer selbst, zumal Rußland fortwährend im Geheimen agitirte. Dazu wuchs die Theurung zu einer fast unerträglichen Höhe. Der Generaldivan der Moldau sah sich genöthigt, im Januar eine Anleihe von 2,400,000 Piastern zu dekretiren, die jedoch nur unter den härtesten Bedingungen zu Stande gebracht werde konnte. Fürst Stirbey sah sich in der zweiten Hälfte des Oktober veranlaßt, seinen zeitweiligen Rücktritt von den Regierungsgeschäften zu erklären und diese dem außerordentlichen Verwaltungsrathe zu übertragen. Der pariser Friede am 30. März 1856 brachte bezüglich der Donaufürstenthümer im Wesentlichen dieselben Bestimmungen, wie sie bereits auf den wiener Konferenzen festgestellt worden waren: Fortdauer der souveränen Herrschaft des Sultans und Garantirung der Rechte und Immunitäten, welche die Länder hinsichtlich der unabhängigen und nationalen Verwaltung, der Freiheit des Kultus und der Gesetzgebung bisher besessen. Zugleich war das russische Protektorat thatsächlich aufgehoben. Ueber ein organisches Statut für die Fürstenthümer hatte sich die Konferenz jedoch nicht geeinigt; dagegen war beschlossen worden, in Jassy wie in Bucharest verfassungsberathende Divans zu versammeln, deren Vorschläge einer zu diesem Zweck ernannten europäischen Kommission vorzulegen wären, welche die zulässigen Reformen zu bestimmen hätte. Die auch an die Konferenz gelangten Anträge beziehentlich einer Vereinigung der Fürstenthümer unter einer erblichen Herrschaft waren vorläufig bei Seite gelegt worden. Bei der Annäherung des Ablaufes der Wahlperiode der Hospodare reichte auch Fürst Ghika seine Entlassung ein. Zu seinen letzten Regierungshandlungen gehörte noch die Sanktionirung eines Gesetzes über Preßfreiheit, sowie die Konzessionirung einer moldauer Landesbank zu Jassy. Die Pforte verfügte die Abberufung der beiden Hospodare und deren Ersetzung durch bloße Verweser (Kaimakams), bis eine definitive Regelung der staatlichen Verhältnisse eingetreten sei. Zum Kaimakam in der W. wurde am 16. Juli 1856 Fürst Alexander Demeter Ghika, in der Moldau Großwornik Theodoritza Balsch ernannt. Eine der ersten Handlungen des letzteren war die Wiederherstellung des Preßgesetzes. In der Moldau war der Staatsschatz mit einem Deficit von 13 Mill. belastet, das fast dem jährlichen Staatseinkommen gleich kam; alle Fonds waren erschöpft, die Pensionskasse geleert, wogegen die Staatsausgaben eine unerschwingliche Höhe erreicht hatten. In gleich trostlosen Verhältnissen befanden sich die Finanzen der W., so daß sich der Ministerrath zu den außerordentlichsten Maßregeln entschließen mußte, die am 8. Oktober auch die Genehmigung der Kaimakams erhielten. Erst nachdem durch die pariser Nachkonferenzen Ende December die bessarabische Grenzregulirung definitiv geordnet worden war, wodurch auch die Moldau einen neuen Gebietstheil (Bolgrad) zugesprochen erhalten hatte, erfolgte in den ersten Monaten 1857 die völlige Räumung der Fürstenthümer durch die Oesterreicher. Inzwischen wurden die Verhandlungen über die Organisation der Fürstenthümer zwischen den Großmächten lebhaft fortgeführt. Die Union beider Länder wurde besonders von Frankreich befürwortet, auf dessen Seite zugleich Rußland und Sardinien standen, während Oesterreich und die Türkei sich bestimmt dagegen erklärten und England ihnen beistimmte. Doch schienen in der Moldau die Unionsgedanken mehr und mehr aufgegeben zu werden, je klarer man sich dort die Konsequenzen des Plans für das Land machen mochte, wonach dasselbe zur Provinz,

Digitized by Google

Jassy zur Provinzialstadt herabsinken würde. Das Programm der Unionspartei lautete übrigens auf Garantie der Autonomie und der internationalen Rechte des Landes, Vereinigung in einen einzigen Staat unter einem erblichen Regenten aus einer herrschenden europäischen Fürstenfamilie mit Ausschluß der Grenznachbarn und Repräsentationsregierung mit einer allgemeinen Versammlung. Die Kaimakams beider Länder (in der Moldau war Fürst Vogorides an die Stelle des Anfangs 1857 verstorbenen Kaimakams Balsch getreten) galten übrigens für entschiedene Gegner der Union. Endlich wurden am 12. Februar 1857 die vom Sultan gleichlautend erlassenen Fermane zur Einberufung der Divans veröffentlicht. Hiernach war die alte Einrichtung der 5 Kategorien in den Divans (Groß- und Kleinbojaren, Handelsstand, Geistlichkeit mit den Klöstern u. Bauern) beibehalten, wie diesen auch die innere Autonomie garantirt und ihnen volle Freiheit zur Darlegung ihrer Wünsche, die Ratifikation von Seiten der Pforte, vorausgesetzt, gewährt war; die Autonomie sollte jedoch die Konstitution und das organische Statut in keiner Weise antasten, sondern sich nur auf die innern Angelegenheiten beziehen. Die Trennung der Fürstenthümer und die fortdauernde Souveränetät der Pforte über sie blieb vorausgesetzt. Inzwischen hatten die Verhandlungen der europäischen Kommission bereits seit Anfang Juni in Bucharest begonnen. Am 19. Juli fanden die Wahlen zum Divan in der Moldau Statt, wobei die Unionspartei auch nicht einen einzigen ihrer Kandidaten durchbrachte. Frankreich protestirte deshalb gegen die Gültigkeit der Wahlen und Preußen, Rußland und Sardinien schlossen sich dem Protest an. Der französische Kommissär in Jassy stellte seine Beziehungen zu dem Kaimakam ein, und der französische Gesandte in Konstantinopel drohte mit seiner Abreise. In der Moldau selbst erhob eine Anzahl angesehener Personen Protest gegen die Wahlen, und mehre der Gewählten traten freiwillig zurück. Da befahl endlich die Pforte dem Fürsten Vogorides die Vornahme neuer Wahlen, die in beiden Fürstenthümern fast einstimmig im unionistischen Sinne ausfielen. Die Divans traten nun am 4. Oktober in Jassy, am 8. in Bucharest zusammen und entschieden sich beide für folgende fünf Punkte: Aufrechterhaltung der Autonomie der Fürstenthümer innerhalb der Grenzen der mit der Pforte 1393, 1460, 1511 und 1634 abgeschlossenen Kapitulationen; Vereinigung der Fürstenthümer in einen einzigen Staat unter dem Namen Rumänien; ein erblicher Fürst aus einer europäischen Herrscherfamilie, dessen Erben in der Religion des Landes erzogen werden sollen; eine gesetzgebende, aus Wahlen hervorgegangene Versammlung; Alles unter der Garantie der Mächte, die den pariser Friedensvertrag unterzeichnet haben. Die Entscheidung über den Tribut an die Pforte ward dem pariser Kongreß überwiesen. Die Pforte, die bereits in einer Cirkulardepesche vom 23. September 1857 gegen das Unionsprojekt protestirt hatte, beschwerte sich in einem weiteren Cirkularschreiben vom 28. Oktober über diesen Gang der Verhandlungen und löste in Einverständniß mit den Großmächten Ende Januar die Divans auf. Am 22. Mai 1858 wurden in Paris die neuen Konferenzen zur Regelung der Frage der Donaufürstenthümer unter Vorsitz des Grafen Walewski eröffnet; betheiligt waren an denselben außer den Gesandten der Großmächte die von Sardinien und der Pforte. Erst am 19. August wurde die diplomatische Konvention über die Organisation der Donaufürstenthümer unterzeichnet, welche in 50 Artikeln eine gewisse legislative und behördliche Vereinigung mit Aufrechterhaltung der politischen Trennung kombiniren sollte und im Wesentlichen Folgendes festsetzte: Die Fürstenthümer Moldau u. W. bleiben unter der Benennung Vereinigte Fürstenthümer der Moldau und W. unter der Oberhoheit des Sultans, dabei im Besitz ihrer bisherigen Freiheiten und Privilegien und haben das Recht der freien Verwaltung ohne alle Einmischung von Seiten der Pforte; die öffentlichen Gewalten werden in jedem Fürstenthum einem Hospodar und einer aus Wahlen hervorgegangenen Versammlung unter Mitwirkung einer beiden Fürstenthümern gemeinschaftlichen Centralkommission anvertraut; die Exekutivgewalt steht dem Hospodar allein, die gesetzgebende dem Hospodar, der Versammlung und der Centralkommission gemeinschaftlich zu; der jährliche Tribut an die Pforte beträgt für die Moldau 1,500,000, für die W. 2,500,000 Piaster; die von der Versammlungen zu wählenden Hospodare erhalten ihre Investituren von dem Sultan; die Minister sind verantwortlich; die Versammlung wird auf 7 Jahre gewählt und hat das Recht der Gesetzberathung und Amendirung, der Budget- und Steuerbewilligung, der Ministeranklage; die Milizen erhalten eine übereinstimmende Organisation; Gleichheit vor dem Gesetz und der Besteuerung; Fähigkeit der Angehörigen beider Länder zu den öffentlichen Aemtern in dem einen wie in dem andern Fürstenthum; Gleichstellung aller christlichen Religionsbekenntnisse, Abschaffung aller Privilegien und Monopole werden als Grundsätze proklamirt. Gleichzeitig wurde in beiden Fürstenthümern behufs provisorischer Uebernahme der Verwaltung eine Kaimakamie eingesetzt, in deren Hände die Fürsten Ghika und Vogorides ihre Gewalt niederlegten. Die gesetzgebende Versammlung wählte in der Moldau am 17. Januar, in der W. am 5. Febr. 1859 den Obersten Alexander Cusa zum Hospodar, nachdem derselbe eine Urkunde unterzeichnet hatte, daß, falls die Vereinigung beider Fürstenthümer zu Stande kommen sollte, er zu Gunsten eines fremden Fürsten abdanken werde. Cusa übernahm hierauf unter dem Namen Alexander Johann I. die Regierung. Seine Stellung ward indeß bald schwierig, die auf seine Doppelwahl gesetzten Unionshoffnungen waren nicht sofort zu realisiren und finanzielle Verlegenheiten diskreditirten seine Verwaltung. Die wichtigste Maßregel der innern Verwaltung war die unter dem 19. Juli verfügte Aufhebung aller Privilegien und Einführung der allgemeinen Steuerpflicht. Die am 22. Mai in Fokschani eröffnete Centralkommission erklärte sich sofort für die definitive Union unter einem fremden Fürsten. Schon im April 1859 war die Konferenz der

Digitized by Google

7 Garantiemächte wieder in Paris zusammengetreten; sie erkannte zwar die Doppelwahl Cusa's den Bestimmungen der Konvention vom 19. Aug. widersprechend an, empfahl aber doch der Pforte die Ertheilung der Investitur, welche denn auch Anfangs Oktober in zwei getrennten Fermanen erfolgte. Da die Kammern dem Fürsten mehr Verlegenheiten bereiteten, als sie Dienste erwiesen, wurden sie am 18. Dec. aufgelöst; auch die neuen im März 1860 eröffneten begannen aber ihre Thätigkeit mit einem Tadelsvotum für die Regierung. Ende September begab sich Cusa nach Konstantinopel, um die großherrliche Investitur zu erhalten. Die zur Berathung in den Mitte Dec. 1860 eröffneten Versammlungen bestimmten Gesetzentwürfe bezogen sich namentlich auf eine Reform der Strafjustiz, Verbesserung des Looses der Bauern und Revision des Wahlgesetzes, doch ließ es der beständige Hader zwischen dem Fürsten und den Versammlungen zu keiner gedeihlichen gesetzgeberischen Thätigkeit kommen. Ein Ministerwechsel folgte dem andern. Inmitten dieser Wirren hatte sich der Fürst unablässig um die Herstellung der vollständigen Union der Fürstenthümer, namentlich Vereinigung der beiden Kammern und Ministerien und Reform des Wahlgesetzes bemüht, und nach langen Verhandlungen unter den Vertretern der Garantiemächte in Konstantinopel genehmigte die Pforte unter dem 4. Dec. 1861 wenigstens die zeitweilige Union der Fürstenthümer, für die dann die Centralkommission in Fokschani suspendirt bleiben und der Fürst unter Mitwirkung eines beiden Fürstenthümern gemeinsamen Ministeriums und einer einzigen Wahlversammlung regieren sollte. Eine Proklamation des Fürsten erklärte hierauf die Gründung des einheitlichen Staats Rumänien. Das neue Ministerium ging ganz aus der konservativen Partei hervor. Am 5. Februar 1862 trat die erste einheitliche Versammlung der Fürstenthümer in Bucharest zusammen, brachte aber so wenig wie die früher getrennte etwas Definitives zu Stande. Nachdem der Ministerpräsident Kalergi am 20. Juni, offenbar in Folge politischer Motive, meuchlerisch erschossen worden, trat Anfangs Juli ein der radikalen Partei sehr nahe stehendes neues Ministerium ein. Trotz der Kontrahirung einer Anleihe von 1 Million Piaster zu 9 und 10 Procent Zinsen blieb der der Pforte schuldige Tribut 2 Jahre im Rückstand. Eine Adresse der Kammer im December 1862 warf dem Fürsten vor, er habe in seiner vierjährigen Regierung noch nichts gethan, als die Kammer fünfmal aufgelöst und sechzehnmal die Minister gewechselt; das Budget sei von 60 auf 120 Mill. gestiegen, dabei das Heer doch in der mangelhaftesten Organisation, der öffentliche Unterricht liege darnieder, die Beamten blieben ohne Bezahlung, in der Verwaltung herrsche gesetzlose Willkür ꝛc. Der Fürst antwortete mit Gegenvorwürfen. Ein neuer Ministerwechsel im Nov. 1863 bezeichnete nur einen Wechsel der Personen, nicht des Systems, doch gestaltete sich das Verhältniß der Kammer zur Regierung etwas günstiger als in den früheren Sessionen. Genehmigt wurden u. A. die Regierungsanträge auf Abschaffung der Todesstrafe und körperlicher Züchtigung, sowie auf Säkularisation der Klostergüter zu Gunsten des Staats, wogegen aber die griechischen Patriarchen bei den Großmächten protestirten. Neue Zerwürfnisse zwischen der Regierung u. der Kammer, welche dem Ministerium Cogalnitscheano ein Mißtrauensvotum ausstellte, führten Ende April 1864 zu einer Vertagung der Nationalversammlung, u. als diese, am 14. Mai wieder eröffnet, sich weigerte, mit dem gegenwärtigen Ministerium in Unterhandlung zu treten, erfolgte ihre sofortige Auflösung, und zwar auf gewaltsame Weise durch in den Sitzungssaal eindringendes Militär. Von sämmtlichen Civilbeamten ward die Billigung dieses Staatsstreichs oder die Eingabe ihrer Entlassung verlangt (letztere erfolgte von Seiten des ganzen Oberlandesgerichts in Bucharest) und die Journale wurden neben der Aufhebung des Preßgesetzes durch Verwarnungen zum Schweigen gebracht. Eine Proklamation des Fürsten appellirte an das rumänische Volk, sich über das weiter zu entwickelnde Statut der Konvention und über ein neues Wahlgesetz mit allgemeinem Stimmrecht auszusprechen. Das Zusatzstatut zur Konvention vom 18. August 1858 enthielt im Wesentlichen Folgendes: Die öffentlichen Gewalten sind dem Fürsten, einer gewählten Kammer und einem begutachtenden Körper anvertraut; die gesetzgebende Gewalt wird kollektiv von diesen dreien ausgeübt; der Fürst allein hat die Initiative zu Gesetzentwürfen. Die für den 22. Mai anberaumte Volksabstimmung mit Ja oder Nein ergab 682,621 Stimmen mit Ja und 1307 mit Nein, und ein von den Vertretern der garantirenden Mächte in Konstantinopel am 19. Juni unterzeichnetes Protokoll mit der Pforte genehmigte ebenfalls mit Modifikation das Zusatzstatut wie das neue Wahlgesetz, worauf am 19. Juli deren Publikation erfolgte. Am 26. August erließ Cusa ein Ruralgesetz, das die Frohnen gegen Entschädigung aufhob und den Bauern Grundeigenthum auf den Staatsdomänen verlieh. Die Generalrathswahlen Anfangs November fielen ganz im Sinn der Regierung aus; ebenso Anfangs December die zur neuen Nationalversammlung, worauf am 18. Dec. die Eröffnung beider Kammern erfolgte. Am 11. Jan. 1865 ward die Einführung des gregorianischen Kalenders dekretirt. Anfang Februar trat Cogalnitscheano zurück, was eine Modifikation des Ministeriums zur Folge hatte. Ein von beiden Kammern votirtes Gesetz, das die Wahl und Absetzung der Patriarchen und Bischöfe lediglich in die Hand des Fürsten legte, ward von demselben nach längerem Zögern sanktionirt. So befriedigend auch der officielle „Moniteur" die Finanzlage erklärte, so blieb doch kein Geheimniß, daß ein Bericht des Finanzministers Stratt an Cusa das Deficit für 1864 auf 28 Millionen, das für 1865 auf 21 Mill. Piaster feststellte. Ende Mai adoptirte Cusa, der kinderlos war, ein Kind und ertheilte ihm den Titel eines Prinzen, wogegen die Pforte und Rußland protestirten. Schon der Juni brachte eine neue Modifikation des Ministeriums. Als am 23. Juli die Regierung abermals die Einführung des Tabaksmonopols dekretirte und die Ablieferung der Tabaksvorräthe an den Staat für den 15. August anordnete, erfolgte in Bucharest ein Aufstand, der nur mit Gewalt

Digitized by Google

unterdrückt werden konnte. Wiewohl die Konferenz der Großmächte in Konstantinopel im Mai 1864 die Veräußerung der rumänischen Klostergüter für unzulässig erklärt, ertheilten sie im Sept. 1865 nach längeren Verhandlungen dem Patriarchen von Konstantinopel die Resolution, daß nur von Entschädigung, nicht von einer Rückgabe der vom Staat eingezogenen Klostergüter die Rede sein könne. Am 12. September trat ein Gesetz in Kraft, welches den Volksunterricht für obligatorisch erklärte. In Erwiederung einer unter dem 2. September von Fuad-Pascha an den Fürsten erlassenen ermahnenden Note wies dieser in einer Depesche vom 23. November jede Einmischung der Pforte in die innern Angelegenheiten der Donaufürstenthümer schroff zurück. Nachdem am 17. December die Kammern wieder eröffnet worden waren, verlangte das Ministerium Cretzulesco von der zweiten Kammer die Genehmigung der vom Fürsten 1864 u. 1865 aus eigener Machtvollkommenheit bewilligten außerordentlichen Kredite und zu diesem Behuf die Bewilligung eines Anlehens von 40 Millionen Piaster; doch bewilligte die Kammer am 3. Jan. 1866 vorläufig nur einen Kredit von 6 Millionen, billigte aber bald darauf (29. Januar) in einer Adresse alle Handlungen des Fürsten und sagte ihm ihre Unterstützung zu. Durch Dekret des Fürsten vom 3. Februar ward das Ministerium ermächtigt, das Budget von 1865 so lange als Norm beizubehalten, bis die Kammern das neue Budget bewilligt haben würden. Aber schon am 23. Februar brach eine Verschwörung gegen den Fürsten aus, indem 40 Verschworne, geführt von dem General Golesco und den Obersten Leca und Cretzulesco, in den Palast eindrangen und den Fürsten Cusa zur Abdankung zwangen, die er am 25. Februar unterzeichnete, worauf er das Land verließ, ohne daß sich eine Hand für ihn erhoben hätte. Eine provisorische Regierung, aus Golesco und den Obersten Haralambi und Catargiu bestehend, konstituirte sich und erließ eine Proklamation an das Volk, worin sie dasselbe zur Wahl eines fremden Fürsten aufforderte. Beide Kammern wählten darauf einstimmig den Grafen von Flandern, jüngeren Bruder des Königs der Belgier, zum Fürsten, die Pforte aber, auf den pariser Vertrag vom 30. März 1856 sich stützend, protestirte (26. Februar) gegen diese Vorgänge und beantragte bei den Großmächten den Zusammentritt einer Konferenz. Die provisorische Regierung schickte inzwischen Truppen in die Moldau, um eine daselbst sich kundgebende secessionistische Bewegung zu unterdrücken, und setzte die meisten der dortigen Präfekten ab, beschloß am 6. März ein Anlehen von 30 Millionen, schlug den Kammern die Errichtung von Nationalgarden und eines Freiwilligencorps von 4000 Mann vor, wozu die Kammern ihre Genehmigung ertheilten, löste am 30. März die zweite Kammer als unter dem Einfluß der Regierung Cusa's gewählt auf u. ordnete in einer Proklamation vom 11. April eine allgemeine Abstimmung über die Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen an, die am 20. April in der W. und angeblich auch in der Moldau fast einstimmig erfolgte. Ein Telegramm der zu Paris von den dortigen Vertretern der Großmächte gebildeten Konferenz an die Generalkonsuln zu Bucharest erklärte aber auf Grund der pariser Konvention von 1856 die Wahl eines fremden Fürsten zum Hospodar für unzulässig. Nachdem der Fürst Karl dessen ungeachtet die ihm von den Rumänen angebotene Krone angenommen und die zweite Kammer seine Wahl bestätigt hatte, beschloß diese am 13. Mai mit 110 gegen 6 Stimmen ein Schreiben an die Konferenz der Großmächte in Paris zu richten, worin sie bei der Wahl des Fürsten Karl, als dem Nationalwillen entsprechend, zu beharren erklärte. Die provisorische Regierung aber legte der zweiten Kammer am 16. Mai den Entwurf einer neuen Verfassung vor und verlangte der drohenden Haltung eines türkischen Armeecorps zu Rustschuk gegenüber einen Kredit von 8 Millionen Piaster zur Errichtung eines Lagers zur Deckung der Hauptstadt. Die Pforte stellte bei der pariser Konferenz den Antrag auf Wahl provisorischer Hospodare für die Fürstenthümer durch die Konferenz selbst. Der Fürst Karl aber hielt schon am 22. Mai seinen Einzug in Bucharest, worauf die provisorische Regierung zurücktrat und die Kreirung eines neuen Ministeriums unter dem Präsidium Lascar Catargiu's erfolgte. Noch unter dem 25. Mai protestirte die Pforte gegen die thatsächliche Besitzergreifung des Fürsten Karl und verlangte die Ermächtigung zu militärischer Besetzung der Fürstenthümer, was aber die Konferenz ablehnte. Fürst Karl wandte sich an die garantirenden Mächte und an den Sultan um Anerkennung, ward aber von letzterem abgewiesen. Entschlossen, in den Donaufürstenthümern zu interveniren, ernannte die Pforte am 2. Juni Omer-Pascha zum Befehlshaber der an den Grenzen zusammengezogenen Truppen, worauf auch Fürst Karl ein Heer, angeblich von 60,000 Mann, bei Kalafat aufstellen ließ. Am 12. Juli wurde die neue Verfassung von beiden Kammern angenommen, worauf Fürst Karl den Eid auf dieselbe leistete. Die drückende Finanznoth zwang zum Abschluß eines Anlehens mit dem Hause Oppenheim unter sehr ungünstigen Bedingungen, um wenigstens den dringendsten Staatsbedürfnissen zu genügen. Inzwischen waren die Verhandlungen zwischen den Großmächten und der Pforte fortgesetzt worden, und am 21. Oktober ließ sich endlich die letztere zur Anerkennung des Fürsten Karl herbei. Dieser begab sich darauf selbst nach Konstantinopel, um den Investiturferman persönlich entgegenzunehmen, nachdem er sich verpflichtet, die Suzeränitätsrechte des Sultans über die Vereinigten Fürstenthümer innerhalb der durch die pariser Verträge von 1856 festgesetzten Grenzen zu respektiren. Am 27. November eröffnete er die Kammern mit einer Thronrede. Die Wahl der das Budget, welches eine Einnahme u. Ausgabe von 150 Mill. Piaster aufwies, betreffenden Kommission fiel antiministeriell aus. Dessen ungeachtet blieb das am 28. Juli gebildete konservative Ministerium Ghika-Stirbey in Funktion, da mehre Anfangs 1867 gemachte Versuche zur Bildung eines neuen Kabinets scheiterten. Im Lauf des Februar genehmigten die Kammern die Budgets des Innern und der Justiz, sowie ein die

Digitized by Google

Aufhebung des Tabaksmonopols betreffendes Gesetz. Das Verhältniß des Fürsten zur Pforte aber gestaltete sich so freundlich, daß jener das Recht bewilligt erhielt, Münzen zu prägen, Orden zu stiften, Konsuln zu ernennen und in Konstantinopel eine rumänische Postverwaltung einzurichten. Im März trat das Ministerium endlich ab, nachdem es sich bei den das Budget betreffenden Verhandlungen von Seiten der Deputirtenkammer ein Mißtrauensvotum zugezogen, und machte einem überwiegend demokratischen Ministerium Platz, in welchem Cretzulesco den Vorsitz, Golesco das Aeußere und Bratiano das Innere übernahm. Vergl. Sulzer, Geschichte des transalpinischen Daciens, Wien 1780—82, 3 Bde.; von Kogalnitchan, Histoire de la Valachie, de la Moldavie etc., Berl. 1837; Ganesco, La Valachie depuis 1830 jusqu'à ce jour, Brüssel 1855; Regnault, Histoire politique et sociale de Principautés Danubiennes, Paris 1855.

Walachen (Wlachen), weit verbreiteter Volksstamm, der sich selbst Rumuni oder Romänen nennt und von den Türken Iflaks genannt wird, während der Name W. von den Slaven stammt, die mit dem Namen Wlach, Woloch alle romanischen Völker bezeichnen. Die W. bewohnen nicht nur die Walachei, sondern auch die Moldau, die südliche Hälfte der Bukowina, den größten Theil Siebenbürgens, das östliche Ungarn, einen Theil der Militärgrenze, Bessarabien, einzelne Gegenden der russischen Gouvernements Podolien und Cherson, einige Distrikte im östlichen Serbien, einzelne Striche in Macedonien, Albanien und Thessalien. Sie gehören demnach drei Staaten an: Oesterreich, Rußland und der Türkei. Ihre Zahl schätzt man auf 8 Millionen, wovon auf Oesterreich 3, auf Rußland $^1/_2$ und auf die Türkei $4^1/_2$ Mill. kommen. Zur orientalischen Kirche bekennen sich über 7 Millionen, zur römisch-katholischen (in Ungarn und Siebenbürgen) gegen eine Million. Die geistigen Eigenschaften der W. sind schnelle Fassungskraft, Verstand, Scharfsinn, verbunden mit Gewandtheit des Benehmens. Sie sind im Allgemeinen gutmüthig, dabei aber sehr indolent, ehrlich und treu und in hohem Grade unterwürfig gegen Höhere. Ein Hauptzug in ihrem Charakter ist Trägheit, und mit dieser ist große Unreinlichkeit verbunden. Von Religion haben die W. verworrene Vorstellungen, zumal ein großer Theil der Geistlichen aller Bildung ermangelt. Dabei sind sie in hohem Grad abergläubisch. Die Männer sind in schwarze Schafpelze gekleidet, bei welchen sie die Wolle nach außen tragen. Darunter tragen sie einen Brustlatz, der meist von Schafleder gemacht ist, und Beinkleider von grobem wollenen Stoff. Von einem Hemde ist bei den Wenigsten die Rede. Auf dem Kopfe tragen sie einen Hut mit breiter, am Rande in die Höhe gebogener Krempe, oft auch eine Mütze von weißem Filz oder auch von schwarzem Schaffell. Die Weiber gehen fast überall in Stiefeln, tragen kurze Röcke von grobwollenem Zeuch, eine lange, mit Schößen versehene Jacke von gleichem Stoff und auf dem Kopfe ein turbanartig gewundenes Tuch oder auch eine Mütze. Die Wände der Häuser bestehen aus Flechtwerk von Weidenruthen, welches mit Lehm ausgeklebt und mit Stroh gedeckt wird. Im inneren Raum, welcher durch eine kleine Scheidewand beengt wird, lebt Mensch und Vieh mit einander. Das Feuer wird in der Mitte angezündet und sucht sich seinen Ausgang zum Dache hinaus. Neben den Wohnungen sind weder Scheunen, noch Schober; was man nicht in die Hütten bringen kann, bleibt unter freiem Himmel. Wie der Ungar ist der Walache ein geborner Reiter; Mann und Roß sind im Kriege besonders ausdauernd.

Walachische Sprache, eine Tochter der Lingua romana rustica, welche in der Moldau, Walachei, Siebenbürgen, der Bukowina, dem Banat und Oberungarn (daco-walachische Sprache) und jenseit der Donau, in dem ehemaligen Thracien, Macedonien und Thessalien (macedo-walachische Sprache) gesprochen wird. Die Sprache entstand, als Kaiser Trajan zu Anfang des 2. Jahrhunderts Dacien zur römischen Provinz machte. Daher ist neben dem Dacischen, von dem angenommen wird, daß es mit dem Albanischen verwandt war, das romanische Element in ihr vorherrschend, dabei aber mit vielen slavischen, auch griechischen, gothischen, türkischen und magyarischen Bestandtheilen versetzt. Zur schriftlichen Darstellung des Walachischen werden gewöhnlich cyrillische, aber auch lateinische und griechische Buchstaben angewendet. Die w. S. hat außer der italienischen unter allen europäischen Sprachen wohl am meisten Weichheit, Biegsamkeit und Wohlklang. Die gründlichste Darstellung der walachischen Grammatik enthält Diez' „Grammatik der romanischen Sprachen" (Bonn 1836—44, 3 Bde.). Für den praktischen Gebrauch berechnete Grammatiken gibt es von Alexi (Wien 1826), Clemens (Hermannstadt 1836), Baillant (das. 1845), Ciparin (Blasendorf 1845) für das Daco-Walachische und von Bojadschi (Wien 1813) für das literarisch unausgebildete Macedo-Walachische; Wörterbücher für das Daco-Walachische von Clemens (walachisch-deutsch, Hermannstadt 1823; 2. Aufl. 1837), Baillant (französisch-walachisch, Bucharest 1839, 2 Bde.), Stamati (walachisch-deutsch, Jassy 1852) und Baritz (Bucharest 1853 und 1854, 2 Bde.). Das sogenannte Kirchenslavisch war lange Kirchen- u. Staatssprache; alle Kirchenbücher waren altslavisch; alle Urkunden wurden altslavisch ausgefertigt. Handschriftliche Kirchenbücher aus jener Zeit findet man nicht selten, und eine Sammlung slavischer Urkunden hat Georg Wenelin (Petersburg 1840) herausgegeben. Den wirksamsten Anstoß zur Pflege der w.n S. gab Georg Rakoczy, Fürst von Siebenbürgen, durch den 1643 an den Erzbischof Simon Stephan erlassenen Befehl, den Walachen das Wort Gottes in ihrer Muttersprache zu predigen. Doch beschränkte sich die Literatur auf die Uebersetzung der Kirchenbücher. Als 1716 die einheimischen Woiwoden den griechischen Hospodaren weichen mußten, ward das Griechische die Sprache der Gebildeten, und als in jüngster Zeit junge Walachen anfingen, zu ihrer Ausbildung das Ausland zu besuchen, fand das Französische unter den höheren Ständen Eingang. Um die einheimische Literatur haben sich verdient gemacht Peter Major, Mich. Kogalnitschan, Laureanu u. Schinkai

Digitized by Google

als Geschichtsforscher; Bobb, P. Major, J. Eliad als Lexikographen und Grammatiker; Alexandri, Gr. Alexandresko, C. Aristia (Uebersetzer der „Iliade"), Assaki, Beldiman, Nik. und Joh. Bakaresko, A. Donitsch, J. Eliad, Par. Mumulean, Negruzzi, J. Rosetti u. And. als Dichter und als Uebersetzer. Walachische Märchen haben Arthur und Albert Schott in deutscher Uebersetzung (Stuttgart und Tübingen 1845) herausgegeben.

Walafried, Strabo, der Schielende genannt, namhafter Theolog, geboren 807 in Schwaben, seit 842 Abt des Klosters Reichenau, dessen Schule er in große Aufnahme brachte, † 849. Er schrieb nach Hrabanus Maurus kürzere Erklärungen über die heilige Schrift, berühmter aber ist er als Dichter der Heiligen.

Walch, Johann Georg, namhafter Theolog, geboren 1693 zu Meiningen, studirte in Jena, wo er nach einander Professor der Philosophie, Beredtsamkeit, Dichtkunst, 1724 der Theologie wurde und 1775 †. Bekannt sind besonders seine „Theologia patristica" (Jena 1770), das „Philosophische Lexikon" (Leipzig 1726, 2 Bde.; 4. Aufl. 1775) und die „Einleitung in die theologischen Wissenschaften" (Jena 1747, 2. Aufl. 1753). Sein Sohn Johann Ernst Immanuel W., geboren den 30. Aug. 1725 zu Jena, † den 1. Dec. 1778 daselbst als Professor der Beredtsamkeit und Dichtkunst, war ein berühmter Mineralog. Dessen Bruder Christian Wilhelm Franz W., geboren 1726 zu Jena, † daselbst als Professor der Theologie 1784, machte sich durch seine kirchenhistorischen Schriften bekannt, u. A. den „Entwurf einer Geschichte der Ketzereien" (Leipzig 1762 bis 1785, 11 Bde.), sowie der jüngere Bruder Karl Friedrich W., geboren 1734, † als Professor der Rechte in Jena 1799, durch die „Introductio in controversias juris civilis recent." (Jena 1771, 8 Bde.; 3. Aufl. 1790), „Beiträge zu dem deutschen Rechte" (das. 1771—93) und den „Grundriß der Geschichte der in Deutschland geltenden Rechte" (Leipzig 1780). Des letzteren Sohn, Georg Ludwig W., geboren zu Jena am 8. Mai 1785, ward 1811 Professor am grauen Kloster in Berlin u. 1830 Professor der alten Sprachen in Greifswald, wo er am 21. Jan. 1838 †; er lieferte Ausgaben von des Tacitus „Agricola" (Berlin 1828) und „Germania" (das. 1829).

Walchensee (Wallersee), Alpensee im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Weilheim, 9 Meilen südsüdwestlich von München, von dem ¼ Stunde weiter nördlich gelegenen Kochelsee durch Vorberge der Alpen getrennt, 2745 Fuß über der Meeresfläche. Der W. hat 6¾ St. im Umfang; seine größte Länge beträgt 2 St., seine größte Breite 1½ St., seine größte Tiefe 687 Fuß. Die Farbe seines Wassers ist dunkelblaugrün. Er ist sehr reich an Fischen, namentlich an Lachsforellen, Salmlingen ꝛc. und rings von Hochwald und Vorbergen der Alpen (Benediktenwald, Heimgarten u. a.) eingeschlossen, deren nicht steile Abfälle bis dicht an den See herantreten und mehre Erdzungen mit kleinen Vorgebirgen und dadurch mehre Buchten bilden. Das Ganze gibt das Gefühl von stiller Waldeinsamkeit, da nur ein einziges Dorf gleichen Namens und eine Kapelle am westlichen Ufer und außerdem nur noch einige kleine Weiler am See liegen. Der Abfluß geschieht theils durch die ein freundliches Thal bildende Jaichna in die Isar, theils in den Kochelsee.

Walcheren (Walchern), die westlichste und wichtigste der Inseln der niederländischen Provinz Zeeland, liegt zwischen den beiden Mündungen der Schelde und der Nordsee und ist durch die Sloe von der Insel Südbeveland getrennt. Sie ist 2¼ Meilen lang, enthält sehr fruchtbaren Dammboden, bringt namentlich gute Färberröthe, vorzügliche Gartenfrüchte, Weizen, Kartoffeln, treffliches Rindvieh hervor und ist theils durch kostbare Dammbauten, theils durch Dünen und Sandhügel gegen die Meeresfluthen geschützt. Auf ihr liegen die Städte Middelburg, Vere und Vliessingen und 18 Dörfer mit insgesammt 40,000 Einwohnern. Hauptstadt ist Middelburg; der Hafen der Insel ist Vliessingen. Bekannt ist die Insel auch durch die britische Expedition von 1809 und das Bombardement von Vliessingen (s. d.).

Walckenaer, Charles Athanase, Baron, französischer Gelehrter, geboren den 25. Dec. 1771 zu Paris, emigrirte während der Revolution nach Schottland, ward nach der Restauration 1816 einer der Maires von Paris, 1817 Generalsekretär der Präfektur der Seine und 1826 Präfekt von Nièvre. Seit 1838 zu Paris privatisirend, † er daselbst den 27. April 1852. Von seinen naturhistorischen Arbeiten sind besonders die „Faune Parisienne" („Insectes", Paris 1805, 2 Bde.), die „Histoire naturelle des aranéides" (Heft 1—5, das. 1805) und die „Histoire naturelle des insectes" (das. 1836, 3 Bde.) geschätzt, von seinen geographischen: „Le monde maritime" (das. 1818, 4 Bde.; 1819, 12 Bde.), „Histoire générale des voyages" (das. 1826—31, 21 Bde.) und „Géographie ancienne des Gaules" (das. 1839, 3 Bde.). Daran schließen sich die „Histoire de la vie et des ouvrages de Lafontaine" (das. 1820, 3. Aufl. 1824), die „Histoire de la vie et des poésies d'Horace" (das. 1840, 2 Bde.) und die „Mémoires touchants la vie et les écrits de la Marquise de Sévigné" (das. 1742—52, 5 Bde.).

Walcourt, Dorf in der belgischen Provinz Namur, Bezirk Philippeville, an der Heure und der Eisenbahn von Charleroi nach Couvin, die hier nach Philippeville abzweigt, hat eine Wallfahrtskapelle, Eisenindustrie, Brauerei, Viehmärkte und 1423 Einw. Hier 1684 Sieg der Engländer unter Marlborough über die Franzosen.

Wald, s. Waldkultur.

Waldai, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Nowgorod, auf dem Plateau des Waldaigebirges und an der Westseite des mit düsteren Tannenwäldern umgebenen, 1 Meile langen, ½ Meile breiten Waldaisee's, auf dessen einer Insel das berühmte Wallfahrtskloster Iwerskoe Monastir (mit Bibliothek) liegt. Die Stadt ist nach wiederholten Feuersbrünsten regelmäßiger und freundlicher wieder aufgebaut worden, hat 3 Kirchen, ein Armenhaus, Waisenhaus, Glockengießerei, viel Radmacher und Töpfer, Viehhandel und 5600 Einw. und ist namentlich auch berühmt durch seine schönen Mädchen und guten Brezeln, Baraschki genannt.

Digitized by Google

Waldaigebirge (Wolchonskigebirge, Wolchonskiwald, Alanisches Gebirge, Mons Alaunus), die höchste Bodenerhebung im westlichen Innern von Rußland, die Wasserscheide zwischen dem kaspischen Meere und der Ostsee bildend und die Quellen der Wolga, des Dnjepr, der Düna u. zahlreicher kleinerer Flüsse enthaltend, liegt auf der Grenze der Gouvernements Nowgorod und Twer und besteht aus flachen, meist bewaldeten Hügelreihen, den westlichen Ausläufern des uralisch-baltischen Landrückens, der das nördliche vom mittleren Rußland scheidet. Das W. erreicht im Popowa Gora eine Höhe von 1030, hat aber sonst nur eine mittlere Kammhöhe von 300 Fuß und eine Reihe steiler Hügelgruppen, zwischen denen sich viele Thäler und Klüfte, kleine Seen und Sümpfe befinden. Im engeren Sinne versteht man unter W. nur die Höhenzüge in der Nähe der Stadt Waldai und des Waldaisee's, im weiteren Sinne aber, dann gleichbedeutend mit Wolchonskiwald, die ganze Landerhebung in einer Länge von 50 und einer Breite von 12 Meilen. Das Gebirge ist reich an Sandstein, Kalk, schwarzem und rothem Thon, Eisenstein und Steinkohlen, daher auch an vielen Orten bergmännischer Betrieb Statt findet. Auf der Oberfläche liegen Granitblöcke zerstreut. Früher war das W. durchaus bewaldet, jetzt ist jedoch in Folge der Ansiedelungen ein großer Theil des Waldbodens in Ackerfeld umgewandelt worden.

Waldarfer (Waldarfer), Christoph, einer der ersten deutschen Buchdrucker in Italien, aus Regensburg, erscheint zuerst 1470—72 in Venedig thätig. Die daselbst unter seinem Namen erschienenen Drucke zeichnen sich durch Eleganz und Korrektheit aus. Vor Allem ist sein „Decamerone" des Boccaccio von 1471 zu erwähnen, eines der seltensten Bücher. Von 1474—88 wirkte er zu Mailand.

Waldau, Max, Schriftstellername des Dichters Spiller von Hauenschild (s. d.).

Waldbau, s. Waldkultur.

Waldbrand (Waldfeuer), sowohl das Brennen der Bodendecken (trocknes Gras, Moos, Laub, Heide ꝛc.), als das der Bäume des Waldes. Jenes heißt Lauffeuer, dieses Wipfelfeuer. Waldbrände entstehen durch den Blitz, durch versengende Sonnenhitze in sehr trockenen Jahrgängen, meist aber durch böswillige Brandlegung, durch Nachlässigkeit im Walde beschäftigter Menschen, durch Feuer der Holzhauer, Hirten und Köhler, durch Tabakrauchen, durch Losschießen von Gewehren, durch Abbrennen von Rasen und Heide ꝛc. Die gesetzlichen Vorschriften über das Gebahren mit Feuer im Walde und über das bei Waldbränden zu beobachtende Verfahren nennt man Waldfeuerordnungen. Lauffeuer verbreitet sich rasch und weit, findet aber an frischem Graswuchs oder kahler Erde, wenn die Streifen weit genug sind, meist bald eine Grenze. Aeltere Holzbestände leiden selten stark davon, weil die kurz andauernde Hitze durch die dicke Rinde nicht auf die Saftbaut dringt; mehr leiden darunter Holzbestände von unter 30 Jahren, wenn die Bäume eine dünne und glatte Rinde haben und das verbrennende Gestrüpp schon etwas hoch ist. Solche Feuer muß man mit Baumästen oder mit besenförmig zusammengebundenen Büscheln auszuschlagen eilen; zugleich muß in einiger Entfernung vom Feuer die Bodenbedeckung auf mindestens 8 Fuß breite Streifen beseitigt werden. Erdbrände oder Moorbrände sind Entzündung trockener Torfbrüche bei großer Sonnenhitze und bei lange anhaltender Dürre, wobei das Feuer langsam sich weiter zieht und bis auf tiefere noch feuchte Schichten dringt. In diesen Fällen ist das Ziehen von Gräben zweckmäßig, um das Fortrücken des Feuers zu verhindern. In Nadelholzbeständen entzündet sich die Belaubung vom Wipfel der Krone aus, und das Feuer wüthet gewöhnlich fort bis an Stellen, wo die Bäume ganz außer Schluß sind u. die überfliegenden Funken erlöschen, bevor sie an andere Bäume gelangen. Wird dieses Wipfelfeuer durch starken Wind an angrenzende Holzbestände getrieben, so nennt man es Flugfeuer. Wipfelfeuer sucht man zu löschen mittelst Durchhauen breiter Schneißen auf größerer Entfernung vom Feuer, wobei die Bäume mit den Gipfeln gegen das Feuer fallen müssen und man das Feuer auszuschlagen sucht. Wenn junge Laubwälder nach dem Brande ungesäumt über der Wurzel abgetrieben werden, so schlagen die Stöcke wieder aus; künstlicher Nachhülfe bedarf es nur bei brandbeschädigten Nadelholzbeständen. In holzreichen Ländern, z. B. Schweden und Amerika, werden bisweilen Waldstrecken angebrannt, um Ackerland oder Wiese zu gewinnen.

Waldburg, aus den ehemaligen Besitzungen der Grafen von Waldburg 1803 gebildetes Fürstenthum in Schwaben, zwischen der Donau u. Iller, besteht aus der Grafschaft Zeil in Würtemberg, der Grafschaft Trauchburg in Würtemberg und Bayern, den Herrschaften Wolfegg-Waldsee, Waldburg, Praßberg, Leipolz und Waltershausen mit der Hälfte der Domäne Kießlegg, den Herrschaften Balgheim, Vollmaringen und Göttelfingen, Wurzach und Moorstetten in Würtemberg, der Herrschaft Pfaffwiesen in Baden, der Herrschaft Lustnau im österreichisch-tyrolischen Kreise Bregenz u. dem Gute Rohrmoos in Bayern und umfaßt 13¹/₈ QMeilen mit 2800 Einw. Das Wappen ist ein goldener Reichsapfel in rothem Felde, wegen des Erbtruchseßamtes; drei goldene Tannenzapfen im blauen Felde erinnern an den Namen Waldburg. Die Grafen von W. führten schon seit dem 11. Jahrhundert den Titel Truchseß-W., weil sie bei verschiedenen Kaisern aus dem Hause Hohenstaufen das Truchseßamt verwalteten. Im Jahre 1525 erlaubte ihnen Kaiser Karl V., sich Reichserbtruchsesse zu nennen, und seit sie 1594 dasselbe auf dem Reichstage zu Regensburg verwaltet, führten sie auch den Amtsnamen Truchseß als Geschlechtsnamen. Der gemeinschaftliche Stammvater des ganzen Hauses war Johann, Graf von Truchseß-W., starb 1423. Seine Söhne, Jakob u. Georg, stifteten die jakobinische und georgische Linie. Die jakobinische spaltet sich durch seine Enkel Wilhelm und Friedrich in zwei Aeste, von denen der wilhelmische 1772 erlosch. Friedrich ließ sich in Preußen nieder, wo sein Haus unter dem Namen Truchseß von W. noch blüht. Die georgische Linie war mit dem Erbtruchseßamte beliehen, welches der jedesmalige Senior verwaltete. Sie theilte sich 1589

Digitized by Google

durch die Brüder Heinrich und Frobenius in zwei Linien: Wolfegg und Zeil, und jede von diesen wieder in zwei Aeste: Wolfegg-Wolfegg (erlosch 1798), Wolfegg-Waldsee, Zeil-Zeil oder Zeil-Trauchburg und W.-Zeil-Wurzach. Im Jahre 1628 wurden alle Zweige der georgischen Linie in den Reichsgrafenstand und 1803 die Häupter der einzelnen Aeste nach dem Rechte der Erstgeburt in den Reichsfürstenstand erhoben. Nach der Auflösung des deutschen Reichs legten sie, mit Ausnahme der preußischen Linie, den Namen Truchseß ab; der Senior aber erhielt 1808 die Erbreichsoberhofmeisterwürde als würtembergisches Thronlehen. Die gegenwärtig regierenden Fürsten der georgischen Hauptlinie des Hauses W. sind: Fürst Friedrich von Wolfegg-Wolfegg und Wolfegg-Waldsee, österreichischer Kämmerer, geboren den 13. August 1808; Fürst Wilhelm von Zeil-Zeil, geboren den 26. Nov. 1835, erblicher Reichsrath in Bayern, und Fürst Karl von Zeil-Wurzach, geboren den 8. Dec. 1825.

Waldburg, Friedrich Ludwig, Graf Truchseß-W., preußischer Diplomat, geboren am 25. Oktober 1776 zu Tangermünde, stand 1793—1800 in preußischem Militärdienst, trat, nachdem er sich 1803 mit der Tochter des regierenden Fürsten von Hohenzollern-Hechingen vermählt, in würtembergische Dienste und wurde 1805 Gesandter zu Wien, nach dem preßburger Frieden zu Paris. Bei Errichtung des Königreichs Westphalen wurde er im December 1807 westphälischer Oberkammerherr, legte jedoch schon ein Jahr nachher sein Hofamt nieder. Seit 1813 Oberst in dem preußischen Heere, wurde er 1814 beauftragt, als einer der vier Kommissarien der verbündeten Mächte Napoleon I. nach Elba zu begleiten. Vergl. W.s „Reise von Fontainebleau nach Frejus" (Berlin 1815). Nach dem Frieden entsagte W. dem Militärdienste und ging 1816 als preußischer Gesandter an den sardinischen Hof, wo er viel für Erleichterung des auf den Waldensern lastenden Drucks that, 1827 an den niederländischen und 1832 wieder an den ersteren. Im Jahre 1837 erhielt er den Rang als Generallieutenant. Er † am 18. August 1844.

Waldbuße, die Strafe für begangenen Waldfrevel, besteht gewöhnlich in Geld- oder Gefängnißstrafen und wird vom Forstamt oder vom Gericht an sogenannten Waldbußtagen erkannt.

Waldeck (W.-Pyrmont), souveränes deutsches, zum norddeutschen Bund gehöriges Fürstenthum im nordwestlichen Deutschland, besteht aus dem eigentlichen Fürstenthum W. und dem Fürstenthum Pyrmont (s. d.), welche Theile nicht zusammenhängen, sondern durch fremdherrliches Gebiet getrennt sind. Das Fürstenthum W. liegt zwischen Preußen, dem ehemaligen Kurfürstenthum Hessen, das Fürstenthum Pyrmont zwischen Lippe-Detmold, Schaumburg Lippe, dem ehemaligen Königreich Hannover, Braunschweig u. Preußen. Das Fürstenthum W. zerfällt in die drei Kreise der Twiste, des Eisenbergs u. der Eder und hat 19,17 QMeilen Flächeninhalt mit (1864) 51,824 Einw. Das Fürstenthum Pyrmont bildet Einen Kreis u. zählt auf 1,19 QMeilen 7319 Einw. Das Fürstenthum W. gehört zu den am höchsten gelegenen Landstrichen zwischen Rhein und Weser und ist von gebirgiger Beschaffenheit. Die höchsten Punkte des Landes sind der Hegekopf bei Stryck (2694 F.), der Ettelsberg (2657 F.) und der Pön (2467 F.) bei Uffeln. Nach Südosten hin sinkt das Gebirge ab und erreicht hier im Kreise der Eder nur noch die Höhe von 1900 Fuß. Die genannten Höhen gehören dem rheinischen Grauwacken- und Thonschiefergebirge an, welches den größeren Theil des Landes einnimmt. Das Fürstenthum Pyrmont besteht aus einem reizenden, vom waldigen westlichen Wesergebirge umschlossenen Thal u. erhebt sich in seinen höchsten Punkten nur bis zu 1200 F. über das Meer, während die tiefsten Punkte 238 F. hoch liegen. Die Flüsse gehören zum Gebiet der Weser, nämlich im Fürstenthum W. die Eder mit der Werbe, Itter und Aar, die Diemel mit der Twiste, im Fürstenthum Pyrmont die Emmer. Mineralquellen sind der Sauerbrunnen bei Niederwildungen und der berühmte Stahl- und Salzbrunnen in Pyrmont. Das Klima ist ziemlich rauh, aber gesund; die mittlere Jahrestemperatur wird zu 7—8° R. angegeben. Das Fürstenthum ist dünn bevölkert, indem bei einer Gesammtbevölkerung von (1864) 59,143 (1860 58,604) Seelen auf die Quadratmeile nur 2905 kommen. Der jährliche Zuwachs betrug 1860—64 0,92 Proc. Die Bevölkerung, welche in 14 Städten und 107 Dörfern wohnt, gehört nördlich von der Eder zum niedersächsischen, südlich davon zum fränkischen Volksstamm und bekennt sich größtentheils zur evangelischen Kirche. Außer 2 katholischen Gemeinden kommen vereinzelt Quäker, Mennoniten und Juden im Lande vor. Was die physische Kultur anlangt, so entfallen von der gesammten Bodenfläche 40 Proc. auf Aecker und Gärten, 16 Proc. auf Wiesen und Weiden, 36 Proc. auf Waldungen, 8 Proc. auf landwirthschaftlich nicht benutztes Areal. Der Ackerbau wird mit anerkennenswerther Sorgfalt betrieben; in der Regel verfährt man dabei nach der verbesserten Dreifelderwirthschaft. Hauptprodukte des Ackerbau's sind Roggen, Hafer, Kartoffeln und Futterkräuter; geringer ist der Ertrag an Weizen und Gerste, sowie an Oelgewächsen und Lein, die von den Bauern meist nur für den eigenen Bedarf und nur auf den größeren Gütern, wo auch der Runkelrübenbau immer mehr in Aufnahme kommt, in ausgedehnterem Maße gebaut werden. W. ist die Kornkammer für die angrenzenden, stärker bevölkerten Gegenden des Auslandes, und man kann die jährliche Ausfuhr an Körnerfrüchten mindestens zu 400,000 berliner Scheffel veranschlagen. Obst wird besonders in der Edergegend gebaut und von da auch ausgeführt. Die Viehzucht ist nicht unerheblich. Die waldeckschen Pferde sind wegen ihrer Ausdauer und ihres kräftigen Knochenbaues ein begehrter Exportartikel. Auch Rindvieh, dessen Zucht mit Sorgfalt getrieben wird, kommt in Menge zur Ausfuhr, ebenso Schafe und Wolle. Von minderem Belang ist die Schweinezucht. Man zählte 1861 im ganzen Lande 5728 Pferde, 18,166 Stück Rindvieh, 1984 Schafe, 12,118 Schweine u. 4918 Ziegen. Beide Fürstenthümer haben gute und ausgedehnte Waldungen, die zusammen 163,450 preußische Morgen betragen, wovon 65 Procent Staatsforsten und 90

Digitized by Google

Proc. Laubholz sind. Die Jagd ist lohnend genug. Der geraume Zeit auf die Eisenwerke von Adorf beschränkte Bergbau hat in den letzten Jahren an Ausdehnung sehr gewonnen. An Eisensteinen wurden 1856 42,000, 1857 30,000 Zollcentner gefördert. Kupfergruben sind an der Twiste, am Eisenberg bei Korbach, bei Goddelsheim, Bergfreiheit, Gellershausen, Hüddingen und Frebershausen in Betrieb, und die Produktion von Kupfererzen stieg von 39,000 Zollcentnern 1851 zu 220,000 Ctrn. 1857. In der Eder wurde früher auch Gold gewaschen. Dachschiefer und Gyps bilden Ausfuhrartikel. Die einzige Saline des Landes, die zu Pyrmont, erzeugt jährlich 1100—1200 Zollcentner Kochsalz. Die industrielle Thätigkeit ist nicht unerheblich. Die neue Gewerbeordnung vom 24. Juni 1862 beruht auf dem Princip der Gewerbefreiheit. Obenan steht die Metallindustrie. Das Eisenhüttenwesen hat seinen Sitz im Kreise Eder, wo Eisenwerke zu Neubau bei Bergfreiheit, Kleinern, Berich und Niederwerbe bestehen, welche 1860 1,576,878 Pfd. Roheisen, 91,409 Pfd. Gußwaaren, 57,306 Pfd. Waseisen und 253,055 Pfd. Frischeisen, im Gesammtwerthe von 43,560 Thalern producirten. Bei Twiste ist ein großes Kupfercämentirwerk im Gang, welches auf eine jährliche Produktion von 3000 Centnern angelegt ist. Für Metallwaaren bestehen sonst noch eine Maschinenfabrik zu Wetterburg, 7 Stahl- und Messerwaarenfabriken zu Wetterburg, Wrexen, Oesdorf, Friedensthal und Thal. Ferner gab es 21 Kalkbrennereien, 20 Ziegeleien, 15 Gypsmühlen ꝛc. Nächst der Metallindustrie ist besonders die Textilindustrie, die, mit Ausnahme des südlichen Theils des eisenbergischen und des nördlichen Theils des Ederkreises, über das ganze Land verbreitet ist, von großem Belang. Im Jahre 1861 waren im Betrieb 50 Webstühle für Baumwolle, 73 für Leinwand, 3 für Wolle und 32 Handstühle für Wollzeuche. Dazu kamen noch 2 Strumpfweber im Kreise Twiste, ein Webstuhl zu anderen Geweben, 2 Band- u. Posamentirstühle, eine Zeuchdruckerei, 2 Färbereien ꝛc. Papiermühlen gibt es 2 im Kreise Twiste. Ferner waren im Gang 85 Oelmühlen, 6 Lohmühlen, 25 Sägemühlen, 59 Pot- und Waidaschesiedereien, ein Theerofen, eine Lederfabrik und 19 Gerbereien, 17 Tabaks- und Cigarrenfabriken, eine Zuckerfabrik in Wildungen, 4 Essigfabriken, 25 Bierbrauereien und 6 Branntweinbrennereien. W.-Pyrmont gehört zum deutschen Zollverein. Der Handel geht besonders nach dem benachbarten Sauerlande, sowie nach Kassel, Frankfurt a. M. ꝛc. Als Ausfuhrartikel sind hervorzuheben: Mineralwasser aus Pyrmont (1860 bis 1861 55,347 Flaschen) und Niederwildungen (1861 68,485 Flaschen), Getreide, Pferde, Zugthiere, Mastvieh, Schafe, Wolle, Holz, Eisen, Kupfer, Eisenwaaren ꝛc. Der Eisenbahnen entbehrt das Land. Die Postverwaltung war schon vor Gründung des norddeutschen Bundesstaats Preußen übertragen. Seit dem 1. Mai 1857 gilt in beiden Fürstenthümern der 30-Thalerfuß (1 Thaler zu 30 Silbergroschen à 12 Pfennige) als ausschließlicher Landesmünzfuß und seit dem 1. Juli 1858 das deutsche Zollpfund als Einheit des Landesgewichts. Längenmaß ist der Fuß = 0,29 Meter; bei Vermessungen wird der rheinische Fuß gebraucht. Flächenmaß ist der Morgen = 120 Quadratruthen = 26¼ französische Aren. Getreidemaß ist der Scheffel, gleich dem preußischen, eingetheilt in 4 Spind à 4 Becher (Metzen); 4 Scheffel machen eine Mütte. Flüssigkeitsmaß ist die Ohm (= 142,82 Liter) zu 4 Anker à 25 Maß à 4 Schoppen. Der Centner hat 100 Pfund à 30 Loth à 10 Quentchen. An Bildungsanstalten bestehen ein Landesgymnasium (mit Realklassen) zu Korbach, 123 öffentliche Stadt- und Landschulen, 3 landwirthschaftliche Schulen (zu Mengeringhausen, Korbach und Wildungen) und einige Kleinkinderschulen. Die fürstliche Bibliothek in Arolsen zählt über 30,000 Bände. Das Landesgymnasium wird von einem Kuratorium beaufsichtigt, welches unmittelbar unter der Schulbehörde steht. Für die übrigen Schulen besteht nach der Schulordnung vom 9. Juli 1855 in jedem Kreise ein Kreisschulvorstand. Beide Fürstenthümer haben eine eingeschränkt-monarchische Verfassung, welche auf der Verfassungsurkunde vom 17. Aug. 1852 beruht. Der Fürst, gegenwärtig Georg Victor, geboren den 14. Jan. 1831, regierend seit dem 15. Mai 1845 (bis zum 17. Aug. 1852 unter Vormundschaft), besitzt die gesammte Staatsgewalt, bei deren Ausübung er an die Verfassung gebunden ist. Die Regierung ist erblich im Mannsstamme des waldeckschen Fürstenhauses, einschließlich der gräflichen Linie desselben, nach dem Rechte der Erstgeburt u. der agnatischen Linealfolge; beim Erlöschen des Mannsstammes geht im eigentlichen Fürstenthum W. die Regierung auf die weibliche Linie über, während im Fürstenthum Pyrmont Preußen succedirt. Der Fürst wird mit vollendetem 21. Jahre volljährig. Das fürstliche Haus bekennt sich zur evangelischen Kirche. Das Domanialvermögen ist zum Unterhalt des Fürsten und des fürstlichen Hauses bestimmt; der Ueberschuß fließt in die Staatskasse. Alle Staatsangehörige haben gleiche politische Rechte ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntniß. Für die vereinigten Fürstenthümer besteht ein gemeinsamer Landtag aus 12 Abgeordneten aus W. und 3 aus Pyrmont. Zum Abgeordneten ist jeder männliche Staatsangehörige wählbar, welcher das 30. Lebensjahr zurückgelegt hat und mindestens 2 Jahre dem Staat angehört. Wahlmänner und Abgeordnete werden auf 3 Jahre gewählt. Durch den Landtag werden zugleich die besonderen Angelegenheiten des Fürstenthums W., jedoch ohne Betheiligung der Abgeordneten für Pyrmont, behandelt; für die besonderen Angelegenheiten des Fürstenthums Pyrmont treten Abgeordnete dieses Fürstenthums daselbst zusammen. Die ständischen Befugnisse sind die allgemeinen konstitutionellen. Die Leitung der Staatsverwaltung liegt in der Hand eines Ministeriums, das unter einem Präsidenten des Plenum (zugleich für die fürstlichen Haus-, Bundes- und auswärtigen Angelegenheiten) aus den Vorständen der Abtheilungen für das Innere, der Justiz, der Domänen und Forsten, der Finanzen und Militärsachen besteht. Die Kreisverwaltung unter der unmittelbaren Leitung der Ministerialabtheilung des Innern wird nach der Kreisordnung vom 16. August 1855 besorgt von Kreisräthen

Digitized by Google

in den 4 Kreisen mit einer Kreisvertretung (Kreisvorständen), bestehend aus 6 Abgeordneten der Kreisgemeinden, die durch die von den Gemeinderäthen der Ortsgemeinden erwählten Wahlmänner gewählt werden. Die Gemeindeordnung (von demselben Datum wie die Kreisordnung) statuirt in allen Gemeinden Bürgermeister und Beigeordnete, die vom Gemeinderath auf 6 Jahre gewählt und von der Regierung bestätigt werden, und Gemeinderäthe, deren Mitglieder von den 25jährigen, auf Grund des Census wahlberechtigten Gemeindegliedern nach der Dreiklassen-eintheilung gewählt werden. Oberste geistliche Behörde für die evangelische Landeskirche ist das Konsistorium, unter welchem 4 Superintendenten stehen. Die Gerichtsverfassung schließt sich an die preußische an. Höchste Gerichtsinstanz ist das Obertribunal zu Berlin, Kassationshof für Strafsachen und Gerichtshof dritter Instanz für Civilsachen. Appellationsinstanz und Anklagekammer in den vor das Schwurgericht gehörigen Sachen ist das fürstliche Obergericht zu Arolsen. Als Untergericht besteht in jedem Kreise ein Kreisgericht. Vor das Schwurgericht gehören alle schweren gemeinen, sowie die politischen Verbrechen und Preßvergehen. Das Gerichtsverfahren ist öffentlich und mündlich mit dem Institut der Staatsanwaltschaft. Die Staatseinnahmen betragen nach dem den Ständen vorgelegten Budget für die Finanzperiode 1866—68:

	pro 1866:	pro 1867:	pro 1868:
Land	271,067	275,386	276,852 Thaler
Domänen	250,202	248,226	237,903 „
in Summa	521,269	523,612	514,755 Thaler,

die Staatsausgaben:

Land	261,537	272,975	270,849 Thaler
Domänen	250,202	248,226	237,903 „
in Summa	531,739	521,201	508,752 Thaler,
Deficit	10,470	Ueberschuß 2411	Ueberschuß 6002 Thaler.

Die Domänenschuld betrug 1861 1,500,000 Thlr.; Papiergeld 350,000 Thlr. In Betreff des Militärs bestand schon vor Gründung des norddeutschen Bundes eine Konvention mit Preußen und preußisches Ergänzungssystem mit allgemeiner Wehrpflicht. Das Kontingent beträgt 3 Kompagnien, zusammen zu 866 Mann. Das Wappen zeigt 8 Felder (darunter das für W. ein schwarzer achtstrahliger Stern im goldenen Grunde, für Pyrmont ein rothes Ankerkreuz in Silber), von einem Purpurmantel umgeben und mit dem Fürstenhut gedeckt. Die Landesfarben sind schwarz, roth und gelb. Residenz ist Arolsen. Im ehemaligen Bundestage nahm W. an der 16. Kuriatstimme Theil.

Geschichte. Das ehemals gräfliche Haus W. führt seinen Ursprung auf einen Grafen Wittekind im Hwetigau zurück, der zu Anfang des 11. Jahrhunderts lebte. Sein Urenkel war Graf Wittekind von Schwalenberg, und ein späterer Wittekind, der 1190 auf der Rückkehr von einem Kreuzzuge starb, schrieb sich schon 1180 nach dem Schlosse Waldeck: Graf von W. Die Söhne dieses Wittekind, Volkwin, Werner und Heinrich, gründeten die drei Linien W.-Schwalenberg, Pyrmont und Sternberg. Mit dem Erlöschen der Linien Sternberg und Pyrmont kam durch Verheirathung 1399 Sternberg an Lippe, 1494 Pyrmont an die Grafen von Spielberg, von diesen 1557 an die Grafen von Lippe, 1583 an die von Gleichen und nach deren Aussterben 1631 wieder an W. Die Söhne Volkwins, Gottfried und Adolf, theilten ihre Besitzungen wieder und stifteten die Linien W. und Schwalenberg. Nachdem 1536 die letztere ausgestorben, bemächtigten sich der Bischof von Paderborn und der Graf Simon I. von der Lippe widerrechtlich der Grafschaft Schwalenberg. Graf Adolf war also der eigentliche Stammherr des jetzigen Hauses W., und seine Besitzungen blieben ungetheilt bis 1387. Um diese Zeit starb Heinrich der Eiserne, und es stifteten dessen Söhne, Heinrich und Adolf, die beiden Linien W. und Landau, welche letztere 1495 erlosch. Seit 1438 gingen beide Linien bei dem Hause Hessen zu Lehen. Hierdurch entstanden nachmals viele Streitigkeiten, die 1635 durch einen Vergleich beendigt wurden, der im westphälischen Frieden seine Bestätigung fand. Auch Heinrichs Söhne theilten unter sich die Grafschaft W. Zwar ward dieselbe unter Joseph wieder vereinigt, dessen Söhne, Christian und Vollrath IV., aber stifteten dann die Linien Eisenberg und Wildungen. Die Grafschaft Wildungen fiel 1664 an den Feldmarschall der Vereinigten Niederlande, Grafen Georg Friedrich von W., der 1692 vom deutschen Kaiser Leopold I. in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, mit dem aber die wildungische Linie erlosch, worauf die waldeck'schen Besitzungen an Christian Ludwig von der eisenberger Linie fielen, die schon 1631 auch im Besitz von Pyrmont war. Im Jahre 1687 wurde in der eisenberger Linie das Erstgeburtsrecht eingeführt, und nachdem 1692 die wildungische Linie erloschen war, fielen auch diese Besitzungen an Eisenberg. Der Sohn Christian Ludwigs, Graf Friedrich Anton Ulrich, wurde 1712 vom Kaiser Karl VI. ebenfalls in den Reichsfürstenstand erhoben. Sein jüngerer Bruder, Josias († 1763), wurde der Stifter der Linie der Grafen von W. zu Bergheim. Friedrich Anton Ulrich hatte nach einander seine beiden Söhne Christian Philipp († 1728) und Karl August Friedrich († 1763) zu Nachfolgern, welcher letztere als österreichischer Generalfeldmarschall starb. Sein Sohn und Nachfolger (seit 1766) machte als General die Feldzüge gegen Napoleon I. mit, erhielt 1803 eine Virilstimme im Reichsfürstenrathe, überließ 1805 seinem jüngsten Bruder Georg die Grafschaft Pyrmont und trat 1807 dem Rheinbunde bei, der zweite Bruder, Christian August, starb 1798 als portugiesischer Feldmarschall. Da Friedrich 1812 kinderlos starb, folgte ihm sein Bruder Georg, wodurch W. und Pyrmont wieder vereinigt wurden, und als dieser 1813 ebenfalls starb, ging die Regierung auf seinen ältesten Sohn Georg Friedrich Heinrich über, der 1814 dem deutschen Bunde beitrat. Die Grafschaft W. hatte seit den ältesten Zeiten eine landständische Verfassung, welche auch zur Zeit des Rheinbundes nicht ausdrücklich aufgehoben wurde. Im Jahre 1814 erschien unter dem Namen „Organisationsedikt" ein neues Landesverfassungs- und Verwaltungsgesetz, welches zwar die öffentlichen Verhältnisse zeitgemäß ordnen wollte, aber, wie es ohne Zuziehung der alten Landstände ent-

Digitized by Google

standen war, zu rücksichtslos die bestehenden Verhältnisse umgestaltete. So wurde die Patrimonialgerichtsbarkeit nebst vielen Exemptionen und Privilegien ohne Anhörung der Berechtigten aufgehoben. Stände und Berechtigte erhoben daher ihre Beschwerden. Da eine Konvention vom 3. Juli 1814 den Forderungen der alten Stände nicht genügte, so berief der Fürst hierauf im März 1816 die alten Stände, bestehend aus Ritterschaft und Städten, und schon unter dem 19. April hatte man sich über die neue, bis 1848 als Landesgrundgesetz geltende Verfassungsurkunde geeinigt. Nach derselben bestand die Landesrepräsentation aus Ritterschaft, Städten und Bauernstand. Die Ständeversammlung wurde nur in wichtigen Fällen berufen; die Sitzungen waren geheim. Die Landstände hatten die Verwilligung sämmtlicher Steuern, die Verwaltung der Landeskassen, die Begutachtung aller Landesgesetze, die Ueberwachung der Justizpflege, die Anklage von Staatsdienern wegen Verfassungswidrigkeiten vor den ordentlichen Gerichten. Die vollziehende Behörde der ständischen Beschlüsse war ein von den Ständen aus ihrer Mitte gewählter engerer Ausschuß, die landständische Deputation genannt. Diese Deputation nahm die Landesrechnungen ab und war auch befugt, kleinere Verwilligungen zu machen. Nach 1816 wurde der Landtag erst 1830 wieder einberufen, in Folge dessen 1834 die Ablösung eines bedeutenden Theils der bäuerlichen Dienste zu Stande kam. Im Jahre 1832 schloß sich das Fürstenthum dem deutschen Zollverein an. Nicht unwichtig für das deutsche Staatsrecht war ein Streit zwischen W. und Kurhessen, indem letzteres, gestützt auf das frühere Lehnsverhältniß, 1842 verlangte, der Fürst von W. solle „die vom Hause Hessen zu Lehn gehende Grafschaft W. nebst Zubehör in der Kürze muthen". Der Fürst erklärte, daß dieses Verhältniß mit der Auflösung des deutschen Reichs aufgehört habe, und in diesem Sinne entschied auch die Bundesversammlung 1847. Vgl. Wippermann, Steht die Grafschaft W. unter hessischer Landesherrlichkeit? Gießen 1847. Fürst Georg starb am 15. Mai 1845. Ihm succedirte sein unmündiger Sohn, Georg Victor, unter der Vormundschaft seiner Mutter Emma, Prinzessin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, die sich den regierenden Fürsten Leopold von Lippe-Detmold zu ihrem Beistand erwählt hatte. So ausgedehnt auch die Befugnisse der Stände waren, so sprach sich 1848 doch der Wunsch nach einer neuen Verfassung aus. Ein konstituirender, durch ein von den alten Ständen genehmigtes Wahlgesetz berufener Landtag vereinbarte das Grundgesetz vom 23. Mai 1849, welches Verantwortlichkeit der Minister, Freiheit der Presse, Besteuerung der Kirchengüter ꝛc. proklamirte. Fürst Georg Victor, der am 14. Jan. 1852 seine Volljährigkeit erlangte, erklärte jedoch, daß er die Regierung nicht übernehmen werde, so lange die demokratische Verfassung von 1849 Gültigkeit habe. In Folge dessen legte die Regierung einem besonders einberufenen Revisionslandtag den Entwurf einer neuen Verfassungsurkunde vor, der am 17. Aug. 1852, dem Tage des Regierungsantritts des Fürsten, veröffentlicht wurde. Durch den Landtag von 1855 ward ein Strafgesetzbuch und ein Staatsdienergesetz mit der Regierung vereinbart, dagegen ein die Selbstständigkeit der Gemeinden fast gänzlich aufhebendes Gemeindegesetz abgelehnt und endlich die erste Kreirung von Papiergeld im Betrage von 350,000 Thalern beschlossen. Am 14. November versammelte sich der Landtag aufs Neue, gerieth aber bald in Zwiespalt mit der Regierung dadurch, daß er das Recht für sich in Anspruch nahm, sich in derselben Diät mehrmals selbst zu vertagen, und ward endlich am 6. Febr. 1856 aufgelöst. Die Neuwahlen fielen aber fast ohne Ausnahme wieder auf die früheren Abgeordneten. Der am 5. Mai eröffnete Landtag nahm den vorgelegten Entwurf von Abänderungen am Wahlgesetze, wonach künftig indirekte Wahlen, Klassensystem u. Census Geltung erhalten sollten, fast unverändert an. Im August 1857 erschien die kirchliche Gemeindeordnung für W. und Pyrmont. Der aus den Neuwahlen des Jahres 1859 im Wesentlichen unverändert hervorgegangene Landtag verweigerte den beantragten 25procentigen Zuschlag zur Klassensteuer, sowie den Entwurf eines Wahlgesetzes, welches den Schwerpunkt der Volksvertretung von den bäuerlichen Grundbesitzern in die Höchstbesteuerten und die Intelligenz verlegen sollte, so daß sich die Regierung im Jan. 1860 zur Auflösung der Kammer entschloß. Doch ward auch von der im März neugewählten Kammer der Wahlgesetzentwurf nicht genehmigt. In der Session 1860—61 ward der Regierungsantrag auf Aufhebung des Gesetzes von 1849, durch welches die Steuerfreiheit der Mitglieder des fürstlichen und gräflichen Hauses W. abgeschafft worden war, von der Kammer abgelehnt, dagegen eine neue, auf den Grundsatz der Gewerbefreiheit basirte Gewerbeordnung mit entsprechendem Gewerbebesteuerungsgesetz angenommen, desgleichen eine mit Preußen abgeschlossene Militärkonvention, die am 1. August 1862 ins Leben trat. Gleichzeitig ward die Vertretung der waldeckschen Staatsangehörigen im Ausland den preußischen Gesandtschaften und Konsulaten mit übertragen. In kirchlicher Hinsicht ließ die gerichtliche Oberbehörde in neuerer Zeit der Union den kräftigsten Schutz angedeihen. In Folge der Ereignisse des Sommers 1866 ward auch W. ein Glied des norddeutschen Bundes. Die von Seiten der waldeckschen Regierung beantragte Einverleibung des Landes in Preußen ward von diesem abgelehnt. Vergl. Curtze, Beschreibung der Fürstenthümer W. und Pyrmont, das. 1846; Mansard, Topographische Karte von W., das. 1846; Curtze, Geschichte und Beschreibung des Fürstenthums W., das. 1850.

Waldeck, Benedikt Franz Leo, preußischer Staatsmann, geboren am 31. Juli 1802 zu Münster, studirte zu Göttingen, ward hierauf nacheinander Assessor in Halberstadt, dann in Paderborn, Direktor des Land- und Stadtgerichts Blotho, 1836 Oberlandesgerichtsrath zu Hamm, 1844 Hülfsarbeiter beim höchsten Gerichtshof des Landes in Berlin und 1846 als geheimer Obertribunalrath wirkliches Mitglied desselben. Schon in seiner früheren Stellung bekannte sich W. zu einer freieren Richtung im Staatsleben, so unter Anderem in seiner Schrift „Ueber das bäuerliche Erbfolgegesetz für die Provinz Westphalen". Von

Digitized by Google

einem berliner Wahlbezirk 1848 in die preußische Nationalversammlung gewählt, war er einer der Führer der äußersten Linken und entfaltete als Präsident des Verfassungsausschusses eine außerordentliche Thätigkeit. Nach der Auflösung der berliner Bürgerwehr verfaßte er die Anklageschrift auf Hochverrath gegen das Ministerium Brandenburg-Manteuffel, sowie er an dem Steuerverweigerungsbeschlusse Theil genommen hatte und nach der Sprengung der Versammlung die Proklamation an das Volk vom 27. November unterzeichnete. Für den am 27. Febr. 1849 eröffneten Landtag ward er von 6 Wahlkreisen zum Abgeordneten gewählt. Da erfolgte plötzlich am 16. Mai seine Verhaftung. Die Anklage stützte sich vornehmlich auf einen Brief des in die Schweiz entflohenen Abgeordneten d'Ester an einen jüdischen Handlungsdiener Ohm, worin W. als Eingeweihter in gewisse hochverrätherische Pläne bezeichnet war. Dieser Brief stellte sich aber sofort als eine Fälschung heraus, geschmiedet von Ohm selbst, und zwar im Auftrag des ehemaligen Postsekretärs Gödsche, der sich wiederum als Agent der „Kreuzzeitung" u. als Polizeispion entlarvte. Am 7. Dec. erfolgte denn auch endlich W.s Freisprechung durch die Geschwornen. Im Jahre 1860 ward er wieder zum Abgeordneten in die zweite preußische Kammer gewählt, der er seitdem als einer der schlagfertigsten Führer der Demokratie angehört. Als Mitglied des norddeutschen Reichstags erklärte er sich gegen die norddeutsche Bundesverfassung. Vergl. Zacharias, W.s Leben, Thätigkeit und Charakter, Berl. 1849.

Waldemar, 1) vier Könige von Dänemark, von denen besonders W. I., der Große, der von 1157 bis 1182 regierte, und W. II, der Sieger, geboren 1170, der von 1202 bis 12. März 1241 auf dem Thron saß, ihr Land durch Eroberungen auf eine hohe Stufe von Macht u. Ansehen erhoben. Näheres über ihre Regierung s. Dänemark, Gesch.

2) Kurfürst von Brandenburg, Sohn des Kurfürsten Konrad II., folgte seinem Bruder Johann V. zwischen 1305 und 1307. Zu seiner Zeit gab es 2 Linien Markgrafen von Brandenburg, deren ältere oder johanneische, von W. selbst repräsentirt, die Kurwürde besaß, die jüngere von Hermann und Otto IV. repräsentirt ward. Beide letzteren starben 1308 und 1309, Hermann mit Hinterlassung eines Sohnes, Johann des Erlauchten, von dem W. Vormund war, und einer Tochter, Agnes, mit der sich W. 1311 vermählte. So war W. nicht nur faktisch Herr über die 5 Marken, sondern auch über die Markgrafschaft Landsberg und die Pfalz Sachsen, die seinem Vetter jüngst abgetreten worden war, und hatte Ansprüche auf die dem Markgrafen Hermann verpfändete Niederlausitz und auf Pommerellen. Als 1312 der Markgraf Friedrich der Gebissene von Meißen in sein Gebiet einbrach, schlug ihn W. 1313, nahm ihn gefangen und besetzte Meißen und Dresden, doch ward jener von seinen Vasallen wieder befreit. Während Ludwig der Bayer und Friedrich von Oesterreich um die deutsche Krone kämpften, ergab sich Stralsund, um den Ansprüchen des Rügenfürsten Witzlaf zu entgehen, freiwillig an W., was diesen jedoch in Krieg mit den Bundesgenossen Witzlafs, mit Dänemark, Mecklenburg, Schweden, Polen, Sachsen-Lauenburg, Braunschweig, Schleswig-Holstein ꝛc. verwickelte. W. verlor zwar die Schlacht von Granzow gegen die Dänen und Mecklenburger; der Erzbischof von Magdeburg aber gestand ihm am 17. Dec. 1317 im Frieden von Wortisburg noch Gebiete von Mecklenburg und Witzlaf zu, sowie Friedrich von Meißen die Niederlausitz an W. abtrat. Der Tod seines Mündels, Johanns V., machte W. auch dem Namen nach zum Herrn von ganz Brandenburg. Er † 1319 zu Bärwalde. Das askanische Haus beruhte nun noch auf W.s unmündigem Neffen, Heinrich, der mit seiner Mutter zu Landsberg residirte und die Regierung unter der Vormundschaft des Herzogs Wratislaw von Pommern antrat. Schon erhoben sich von vielen Seiten Ansprüche gegen Heinrich, als derselbe noch als Knabe 1320 starb. Von allen Seiten traten nun Prätendenten auf (vgl. Brandenburg). Die Verwirrung noch zu mehren, belehnte Kaiser Ludwig seinen Sohn Ludwig von Bayern mit der Mark Brandenburg, u. die nächsten 15 Jahre verstrichen unter beständigen Fehden unter den Prätendenten. Da erschien 1347 ein Pilger vor dem Erzbischof von Magdeburg, der sich für den angeblich verstorbenen Markgrafen W. ausgab. Er habe, behauptete er, um seine Ehe in verbotenem Grade mit seiner Cousine Agnes zu lösen, sich krank gestellt und befohlen, einen fremden Leichnam statt seiner zu begraben, sei aber selbst nach dem heiligen Grabe gepilgert. Der Erzbischof und seine Dienstleute erklärten, daß er der wahre Markgraf sei. Bald fiel ihm das ganze Land zu, und nur noch wenige Städte hielten zu dem Kurfürsten Ludwig, als Kaiser Karl IV. 1348 in Brandenburg erschien, um die Eroberung zu vollenden. Der falsche W. stellte sich im kaiserlichen Lager vor Frankfurt a. d. O. zur Prüfung und ward vom Kaiser, da der Herzog Rudolf von Sachsen und dessen Sohn, der Herzog Johann I. von Mecklenburg u. A. feierlich bezeugten, daß er der todtgeglaubte W. sei, förmlich belehnt. Nachdem jedoch Ludwig von Bayern 1350 in die Kaiserwahl Karls IV. gewilligt, ließ dieser W. fallen und derselbe ward vor den Reichstag zu Nürnberg beschieden, seine Ansprüche zu erweisen. Da er nicht erschien, entband der Kaiser die Unterthanen des jenem geleisteten Eides. Vergeblich protestirten 14 Städte hiergegen; die Städte und Edlen wurden durch Sühnebriefe, die benachbarten Fürsten durch Abtretungen bewogen, die Partei W.s zu verlassen, und W. floh nach Dessau, von wo aus er die Bewohner der Marken 1351 ihrer Pflichten entließ und bis an seinen 1356 erfolgten Tod fürstliche Ehren genoß. Man hat den falschen W. für einen Müllerburschen, Jakob Rehbock aus Hundeluft, oder einen Bäckergesellen, Mähnicke, aus Belitz, ausgegeben, der als Knappe beim wahren W. in Diensten gestanden und seine Aehnlichkeit mit diesem zu einem großartigen Betruge glücklich benutzt habe. Vgl. Klöden, Geschichte des Markgrafen W., Berl. 1844, 4 Bde. W. Alexis hat den Stoff zu einem Roman benutzt.

3) Friedrich Wilhelm W., Prinz von Preußen, geboren den 2. August 1817, Sohn des Prinzen Wilhelm, des Bruders des Königs Fried-

Digitized by Google

rich Wilhelm III., erhielt eine sorgfältige Erziehung und war 1844 bis zum Oberst aufgerückt, als er eine Reise nach Ostindien unternahm. In dem Kriege der Engländer mit den Sikhs hatte er Gelegenheit, den Schlachten bei Mudki am 18. Dec. 1845, bei Serozscha am 21. und 22. Dec. und bei Sobraon am 10. Februar 1846 beizuwohnen, in welcher sein treuer Arzt blieb. Mitte Juni 1846 traf er wieder in Berlin ein. Im Jahre 1848 ging er als Kommandeur einer Kavalleriebrigade nach Münster, wo er am 19. Febr. 1849 †. Von seinen Tagebüchern und Zeichnungen gaben seine Geschwister das Prachtwerk „Zur Erinnerung an die Reise des Prinzen W." (Berl. 1855, 2 Bde.; Auszug von Kützner, das. 1857) heraus.

Waldenbuch, Stadt im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Stuttgart, an der Aich, hat ein Schloß, Strauminfabrikation, eine Glashütte, Gerberei und 2100 Einw.; ist der Geburtsort des Bildhauers Johann Heinrich von Dannecker.

Waldenburg, 1) Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, an der Polsnitz, ist Sitz eines Bergamts und Mittelpunkt eines umfangreichen Bergbau's, hat eine evangelische und katholische Kirche, 2 Flachsmaschinenspinnereien, eine große Porzellan- und Steingutfabrik, Handel mit Garn und Leinwand, starke Leinweberei, Pfefferkuchenfabrikation, 5 Steinkohlenwerke und 5564 Einw. In der Nähe das Schloß Fürstenstein in reizender Umgebung, dem Fürsten von Pleß gehörig und eine reichhaltige Bibliothek und Kunstsammlung enthaltend. — 2) Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, an der zwickauer Mulde, ist Hauptstadt der fürstlichen Receßherrschaft W. des Hauses Schönburg (s. d.) und Sitz eines königlichen Gerichtsamts, hat ein schönes großes, seit dem Brand von 1848 prachtvoll wieder aufgebautes fürstlich waldenburgisches Residenzschloß mit Park, 2 Kirchen, ein Schullehrerseminar, bedeutende Strumpfwirkerei, Fabrikation von Hornknöpfen, wollenen, baumwollenen und leinenen Stoffen, Papier ꝛc. und 3026 Einw. W. ist der Geburtsort von Theodor Winkler (Theodor Hell). Auf dem andern Muldeufer, mit W. durch eine Brücke verbunden, liegt das Vorstadtdorf Altstadtwaldenburg mit 1427 Einw., welche das unter dem Namen waldenburger Gefäß berühmte Thongeschirr (Schmelztiegel, Tabakspfeifen ꝛc.) liefern. Dabei der fürstliche Park Grünfeld mit Mausoleum. — 3) Stadt im würtembergischen Jaxtkreis, Oberamt Oehringen, zur Standesherrschaft des Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst gehörig, hat ein Schloß, eine evangelische und eine katholische Kirche, Ziegelbrennerei und 1000 Einwoher.

Waldenburger Gebirg (Hochwaldgebirg), ein Theil der Sudeten, fängt ostwärts vom Riesengebirge an und geht an der böhmischen Grenze bis zur Grafschaft Glatz, ist südwärts mit dem Heuscheuer- und ostwärts mit dem Eulengebirge verbunden und verbreitet sich zwischen den Flüssen Bober und Weistritz nach Norden hin durch die Fürstenthümer Jauer und Schweidnitz bis fast an die Oder. Der Haupttheil liegt jedoch im preußischen Kreise Waldenburg. Hauptknoten ist der 2700 Fuß hohe, aus Porphyr bestehende Hochwaldberg mit schöner Aussicht. Das Gebirg ist reich an Holz, Steinkohlen, Erzen, Bausteinen, Mineralquellen u. hat lebhafte Industrie, namentlich Bergbau, Fabrikation von Lein-, Baumwoll-, Woll- und Halbwollwaaren, Thonwaaren ꝛc.

Waldenser, eine als Vorläuferin der Reformation berühmte antikatholische Kirchenpartei, die nach der gewöhnlichen Annahme Petrus Waldus aus Lyon, um 1170, Entstehung und Namen verdankt, obschon bereits früher die unter dem Namen Albigenser (s. d.) vorkommenden Bewohner der Thal- und Berggegenden von den Alpen bis zu den Pyrenäen eine verwandte Richtung verfolgten. Ihr erster Ursprung läßt sich vielleicht auf den zu Karls des Großen Zeit lebenden, dem Kirchenaberglauben abholden Claudius von Turin zurückführen. Den Namen W. leiten Manche von Vallées, d. i. Thalbewohner, ab, doch ward er erst nach dem Auftreten des Petrus Waldus ein bezeichnender Sektenname. Derselbe wurde nämlich durch eine Uebersetzung mehrer biblischer Bücher von dem Unterschied der päpstlichen Lehre von der christlichen überzeugt und auf den Entschluß geführt, die apostolische Reinheit der Kirche wieder herzustellen. Zu dem Zwecke zog er mit den bald gewonnenen Anhängern zur Verkündigung des Evangeliums umher, nachdem sie allem Eigenthum entsagt hatten, daher sie auch Pauperes de Lugduno (die Armen von Lyon) hießen; andere Bezeichnungen für sie waren Leonisten, nach dem Orte ihrer Entstehung, Sabatati, wegen ihrer hölzernen Schuhe, und Humiliaten, wegen ihrer Demuth. Wiewohl Papst Alexander III. schon 1179 auf einer Lateransynode ihre Zusammenkünfte verbot und Lucius III. auf der Synode zu Verona 1184 alle W. exkommunicirte, fand Waldus in Frankreich, Italien und Böhmen (hier nach dem Ort ihrer Zusammenkünfte Grubenheimer genannt) großen Anhang; in letzterem Lande starb er auch. Die Hauptsitze der Sekte aber blieben die Thäler von Piemont und Savoyen, wo sie im Gebiet des Grafen von Toulouse und Foix einen Freistaat fand. Bis ins 18. Jahrhundert hinein hatten sie zahllose Verfolgungen zu erdulden. So ließ Papst Sixtus IV. 1477 sogar einen Kreuzzug gegen sie predigen, und 1680 wurden durch ein französisches und italienisches Heer etwa 3000 W. getödtet, 10,000 in Gefängnisse geworfen u. 3000 ihrer Kinder in katholische Orte vertheilt. Nachdem sie 1681 die Erlaubniß auszuwandern erhalten, wandten sich etwa 5000 nach der Schweiz, nach Holland, Brandenburg, Hessen und Würtemberg, doch kehrten schon 1689 mehre Hunderte unter Anführung des Predigers Heinrich Arnaud mit bewaffneter Hand in die Berge Savoyens zurück und behaupteten sich gegen die Uebermacht der Franzosen, zumal ihnen der Herzog von Savoyen mehre ihrer früheren Besitzungen zurückgab. Neuerdings verwandten sich namentlich der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und der preußische Gesandte zu Wien, Graf von Truchseß-Waldburg-Capustigal, mit Erfolg zu ihrem Gunsten, und durch Patent des Königs von Sardinien vom 17. Februar 1848 erhielten

Digitized by Google

sie religiöse und kirchliche Freiheit und gleiche bürgerliche Rechte mit der katholischen Bevölkerung. Die W. bewohnen jetzt hauptsächlich die 3 Alpenthäler Val Martino, Val Angrona und Val Lucerna in Piemont, wo sie sich durch Sittenreinheit, Intelligenz und Gewerbfleiß, sowie treffliche Bearbeitung der Felder und Weinberge vortheilhaft vor der übrigen Bevölkerung hervorheben. Ihre Zahl ist daselbst von 80,000 (um 1500) auf 22,000 zurückgegangen, die in 24 Ortschaften vertheilt sind. Sonst finden sich jetzt Waldensergemeinden u. A. in Turin, Genua, Florenz, Bologna, Modena, Livorno, Neapel und Palermo, sowie in Rosario Oriental in Uruguay. Ihre Lehre hatte stets die Beziehung alles Religiösen und Kirchlichen auf die Sittlichkeit zur Grundlage, daher sie sich wenig mit der spekulativen Glaubenslehre beschäftigten, oder diese doch moralisch ausdeuteten. Am klarsten findet sich der von ihnen erst zur Reformationszeit nach Analogie des reformirten formulirte Lehrbegriff in dem von Morel den reformirten Theologen Oecolampadius und Bucer vorgelegten Glaubensbekenntniß, sowie in der 1655 auf der Synode zu Angrogne aufgesetzten Konfession. Im praktischen Religionswesen führte ihre sittliche Denkweise und das Princip vom Evangelium und der apostolischen Kirche als ausschließlicher Quelle und Norm auf fast durchgängige Verwerfung des Ritus und der Disciplin der katholischen Kirche. Als Prediger konnte früher Jeder auftreten, selbst Frauen, nach der Kirchenverfassung von 1839 müssen sie aber studirt haben und werden von den Gemeinden gewählt und von der Synode bestätigt. Diese, aus Geistlichen und Laien zusammengesetzt, versammelt sich alle 5 Jahre abwechselnd in einem der drei genannten Alpenthäler Piemonts und ist die oberste gesetzgebende Behörde. Die ausführende Behörde heißt die Tafel (table), ihre 5 Mitglieder wählt die Synode. Die einzelnen Gemeinden leitet ein aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern bestehender Kirchenrath. Vgl. Blair, History of the Waldenses, Edinb. 1833; Mayerhoff, Die W. in unseren Tagen, Berlin 1834; Weiß, Die Kirchenverfassung der W., Zürich 1849; Bender, Geschichte der W., Ulm 1850; Mustra, L'Israel des Alpes, Paris 1851; Dieckhoff, Die W. im Mittelalter, Gött. 1851, 4 Bde.; Herzog, Die romanischen W., Halle 1853; Distel, Die W. in Piemont, Elberf. 1865. Ueber die ältere waldensische Sprache schrieb Grützmacher im 16. Bd. von Herrigs „Archiv für das Studium der neuen Sprachen", 1854. Die morlandsche Sammlung waldensischer Schriften, 1658 von Morland aus Piemont nach England gebracht, ward 1862 von Bradshaw wieder aufgefunden und (Cambridge 1862) veröffentlicht.

Walderbse, Pflanzengattung, s. v. a. Orobus *L.*

Waldformation, s. v. a. Wealdenformation (s. d.).

Waldfrevel (Forstfrevel), Handlungen, welche mit Bewußtsein und in der Absicht im und am Walde verübt werden, um dem Besitzer desselben Nachtheil zuzufügen, ohne daß der die Handlung Begehende selbst einen Gewinn dabei zu machen sucht, im Gegensatz zu Wald- oder Forstbeschädigungen oder Beschädigungen des Waldbestandes, die ohne Absicht aus Unvorsichtigkeit ꝛc. erfolgen, und zu Wald- oder Forstentwendungen, welche darin bestehen, daß man aus einem Walde ohne Bewilligung des Eigenthümers oder Inhabers sich etwas aneignet, in der Absicht, sich oder Andern dadurch einen unrechtmäßigen Gewinn zu verschaffen. Alle diese Vergehen werden polizeilich untersucht und bestraft.

Waldgötter, s. Faunus und Silvanus.

Waldhaar, Polstermaterial, welches aus der zittergrasartigen Segge (Carex brizoides *L.*) oder aus der Rasenschmiele (Aira caespitosa *L.*) bereitet wird. Man schneidet das Gras im Juni, wenn die Halme noch nicht ganz aufgeblüht sind, trocknet sie im Schatten, befeuchtet das Heu schwach, spinnt es und dreht den Strang so lange, bis sich Knoten an Knoten zopfartig an einander legt. Dann legt man die Stränge 1—1½ Tage in Wasser und trocknet sie im Schatten. Das W. ist sehr elastisch und hart.

Waldheim, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, an der Zschopau und der riesa-chemnitzer Eisenbahn, Sitz eines Gerichtsamts, hat 3 Kirchen, ein großes Zuchthaus (ursprünglich Augustinerkloster, dann Schloß), eine Sonntagsschule, Woll- und Baumwollmanufakturen, Tuchweberei, Cigarren- und Tabaksfabrikation und 5593 Einw. W. litt oft durch große Feuersbrünste, namentlich 1831, 1832 und 1852. Unweit südlich davon an der Zschopau das schöne Felsenschloß Kriebstein.

Waldhirse, Pflanzengattungen: s. v. a. gemeines Flattergras, Milium effusum *L.*; s. v. a. Melampyrum pratense *L.*

Waldhorn (ital. corno di caccia), bekanntes Blasinstrument, s. Horn.

Waldis, Burkard, deutscher Fabeldichter und Erzähler, geboren um 1490 zu Allendorf in Kurhessen, wurde Mönch und trat in ein Franciskanerkloster in Riga. Von da machte er eine Reise nach Rom, und beim Beginn der Reformation in Riga wurde er von der katholischen Geistlichkeit mit einer Beschwerde an den Kaiser gesandt. Auf der Heimkehr begriffen, ward er von seinen Gegnern gefangen genommen, für die evangelische Lehre gewonnen und nach wenigen Tagen wieder frei gelassen. Aus einer längern Gefangenschaft, wahrscheinlich bei den Moskowitern, ward er erst nach drithalb Jahren befreit, indem ihn seine Klosterbrüder auslösten. In dieser Gefangenschaft begann er eine poetische Paraphrase der Psalmen. In Riga scheint er in hohem Ansehen gestanden zu haben und ward vom Rath selbst bei Münzveränderungen um sein Gutachten befragt. Auch soll er als Zinngießer mit seiner Waare weite Reisen zu Wasser und zu Land unternommen haben. Im Jahre 1527 brachte er in Riga ein geistliches Fastnachtsspiel „vom verlornen Sohn" zur Aufführung. Auch begann er hier die Bearbeitung der äsopischen Fabeln in 4 Büchern, jedes zu 100 Fabeln. Im Jahre 1542 finden wir W. in Hessen bei dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen, dem er in dem Streite mit Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunschweig mit seiner satirischen Feder zu Hülfe kam, und am 13. September 1544 ward er als Pfarrer zu

Digitized by Google

Abterode, einem unweit seiner Vaterstadt gelegenen Dorfe, eingeführt. Er scheint nach 1556 gestorben zu sein. Sein „Esopus, Gantz New gemacht, und in Reimen gefaßt. Mit sampt Hundert Newer Fabeln, vormals im Druck nicht gesehen, noch außgegangen" (Frankfurt 1548, 6. Aufl. 1584) enthält 400 Fabeln, Erzählungen und Schwänke, die zum großen Theil den Bearbeitern Aesops und anderen alten Fabeldichtern nacherzählt sind und sich durch Laune und treffende, freimüthige Satire, sowie durch leichte, fließende Sprache auszeichnen. Seine Polemik richtete sich vornehmlich gegen die Geistlichkeit. Wenn er hier und da durch geschwätzige Breite ermüdet, so lag dies eben in der Weise seiner Zeit. Nicht bloß ältere Dichter, wie Rollenhagen, scheinen ihn benutzt zu haben, sondern auch neuere, wie Gellert, Zachariä und Hagedorn, entlehnten zu manchen ihrer besten Gedichte den Stoff und selbst die Einkleidung von W. Eine Auswahl seiner Fabeln gab Eschenburg (Braunschweig 1777) heraus; eine vollständige, mit sprachlichen, literarhistorischen und bibliographischen Erläuterungen reich ausgestattete Ausgabe derselben lieferte H. Kurz (Leipzig 1862, 2 Bde.). Vgl. Gödeke, Burchard W., Hannover 1852; Birkholz, Burchard W. im Jahr 1527 in Riga, Riga 1855.

Waldkappel, Stadt in der preußisch-hessischen Provinz Niederhessen, Kreis Eschwege, Amt Bischhausen, in dem rings von Bergen eingeschlossenen Thal der Wehra, hat einen Metropolitan, Maschinenwollgarnspinnerei, beträchtliche Gerberei und 1086 Einw. Am Charfreitag 1637 wurde die Stadt von den Kroaten gänzlich in Asche gelegt und brannte auch am 25. und 26. Oktober 1854 großentheils ab. Vgl. Landau, Geschichte und Beschreibung der Stadt W., Kassel 1858.

Waldkirch, Stadt im badischen Kreis Freiburg (bisher zum Oberrheinkreis gehörig), an der Elz und am Fuß der hohen Kandel, Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat eine schöne Stifts- und Pfarrkirche, ein Hospital, eine Gewerbschule, ein ehemaliges Franciskanerkloster (jetzt Baumwollzeuchfabrik), Strohflechterei, Fabrikation von Uhren, Silberwaaren, Papier, Leder, Seide, Leinwand ꝛc., Granatschleiferei, Handel und 2565 Einw. Dabei die Schloßruine Schwarzenberg-Waldkirch.

Waldkultur (Waldbau, Waldwirthschaft), der Inbegriff der Grundsätze und Regeln einer vollkommenen natürlichen Fortpflanzung und künstlichen Nach- und Anzucht der Wälder. Die Behandlung der Wälder in der Weise, wie sie gegenwärtig die Forstwissenschaft lehrt, ist ein Ergebniß der Noth, hervorgerufen durch die Abnahme der Waldungen und die Zunahme der Bevölkerung, verbunden mit den immer wachsenden Ansprüchen an den Wald. Je mehr die Bevölkerung steigt, um so mehr wird es eine Nothwendigkeit, den Wald auf den Theil des Kulturlandes zurückzudrängen, der etwas Besseres als Holz nicht trägt und der daher schlechthin als „Waldboden" bezeichnet wird. Dagegen tritt ebenso entschieden die Anforderung hervor, den Wald durch seine Bewirthschaftung nicht nur zur Vollproduktion an Holz zu bringen, sondern ihn überhaupt so zu behandeln, wie es die Wohlfahrt der sämmtlichen Staatsangehörigen verlangt. Den Wäldern ist nämlich im großen Haushalt der Natur und der Menschheit eine wichtige Rolle zuertheilt, indem sie das Gleichgewicht der Wärme und der Feuchtigkeit in der Temperatur vermitteln, die Bäche und Flüsse mit Wasser speisen, Schutz gegen verzehrende Sonnenhitze gewähren, Stürme brechen, Lawinen, Sand und Schneetreiben aufhalten und unschädlich machen. Es ist zwar nachgewiesen worden, daß auf dem Erdkörper die summarische Wärme seit Jahrtausenden nicht abgenommen hat, wohl aber sind große, ursprünglich fruchtbare Länder durch die Abnahme der natürlichen Feuchtigkeit vollkommen öde und unfruchtbar geworden.

Der Waldbau, wie sich derselbe auf dem gegenwärtigen Standpunkt der Forstwissenschaft gestaltet hat, zerfällt zunächst in die Holzzucht, welche die vorhandenen Waldungen sich unter freier Wirkung der Natur aus dem Samen oder durch Wiederausschlag der Stöcke abgehauener Bäume vollständig fortpflanzen und verjüngen läßt, und in den Holzanbau, welcher künstliche Hülfsmittel für die Ausbesserung verwüsteter, unvollkommener Waldungen, sowie für die Anzucht ganz neuer Holzungen anwendet. Die Holzarten, welche in deutschen Wäldern sich vorzugsweise zum Anbau eignen, sind: Eiche, Buche, Erle, Birke, Ahorn, Esche, Ulme, Weißbuche, Linde, Aspe, Kiefer, Fichte, Tanne und Lärche; für den Niederwald: Haseln, Traubenkirsche, Elsebeere, die Weiden, Akazie, Hartriegel u. a. Der bessere oder geringere Wuchs der Holzarten, sowie das Verfahren bei der Verjüngung hängt von dem Boden, der Lage und dem Klima ab, worauf bei der Wahl der Holzarten und bei der Bewirthschaftung selbst wesentlich Rücksicht zu nehmen ist. Man unterscheidet bei der W. mehre Betriebsarten, in sofern entweder auf bestimmten größern oder kleinern Flächen (Schlägen), oder überall zerstreut im Walde gewirthschaftet wird. Die erstere Betriebsart heißt Schlagwirthschaft, die letztere Fehmel- oder Plänterwirthschaft. Die Schlagwirthschaft zerfällt wieder in verschiedene Betriebsformen. Für den Hochwaldbetrieb eignet sich in reinem Bestande vorzüglich die Buche, Weißtanne, Fichte und Kiefer; gemischt aber die Eiche, Ulme, der Ahorn, die Esche, Erle, Hainbuche, Birke und Lärche. Der reine Hochwaldbetrieb besteht darin, daß man das Wachsthum des Waldes bis zur Baumstärke vollenden und denselben ein Alter erreichen läßt, in dem er sich beim Abhieb, durch den natürlichen Auswurf von Samen, vollständig wieder verjüngen kann, was jedoch nicht ausschließt, daß man der Natur durch Saat oder Pflanzung zu Hülfe kommt. Die Zeit, binnen welcher man einen Holzbestand abtreibt und wieder verjüngt, nennt man die Umtriebszeit, und die Anzahl der Jahre, welche man dafür festsetzt, das Haubarkeitsalter. Dieses kann sehr verschieden sein: natürlich haubar ist das Holz, wenn es zur Nachzucht am fähigsten ist, ökonomisch haubar, wenn der Bestand das Alter hat worin seine Abholzung den wirthschaftlichen Bedürfnissen entspricht, und technisch haubar, wenn das Holz die zu einem gewissen Behuf durchaus nöthige Größe erreicht hat.

Digitized by Google

Ein normal bestandener Hochwald ist zur Zeit der Haubarkeit so geschlossen, daß unter seinem Schirm jede Vegetation, etwa Moose und Flechten ausgenommen, zurückgehalten wird. Es tritt sodann die Nothwendigkeit ein, daß die vegetative Kraft des Bodens gereizt, die Zersetzung der angehäuften organischen Abfälle der Bäume unterstützt, zugleich aber den Baumkronen zu einer vollkommenen Samenbildung mehr Licht und Luft gegeben werde. Diese Schlagform heißt Vorbereitungsschlag. Hat man durch denselben die angegebenen Zwecke erfüllt, keimen spärliches Gras und Kräuter auf dem Boden, so ist dies ein Zeichen, daß auch die junge Holzpflanze ein passendes Keimbett findet, und jetzt kann man den Samenschlag (Dunkelschlag) anstellen, wo möglich vor einem zu erwartenden Samenjahre. Sowie sich bei den jungen Pflanzen das Bedürfniß nach einem größeren Lichtgenuß herausstellt, ist der Nachhieb, die Führung des Lichtschlags, nothwendig, wobei die Fällung zur Schonung der vorhandenen Junggewächse im Herbst, oder im Winter bei Schnee erfolgen muß. Hat sich das junge Holz im Lichtschlage so weit ausgebildet und verstärkt, daß es keines Schutzes gegen Austrocknung, Sonne und Fröste mehr bedarf, so folgt der Abtriebsschlag, mittelst dessen der letzte Rest der Samenbäume fortgeschafft wird. Auf diese Weise verfährt man gegenwärtig meist nur bei den Laubhölzern. Bei den Nadelhölzern hat man fast überall das Princip des kahlen Abtriebs und der künstlichen Verjüngung angenommen: nur allein die Kiefer erzieht man noch häufiger in Samenschlägen. Man haut die Schlagfläche ganz rein, rodet die Stöcke und baut sie durch Saat oder Pflanzung wieder an. Das einfachste und sicherste ist die Pflanzung, wozu man sich die Pflanzen in eigenen Pflanzschulen (Saatkämpen) erzieht. Läßt man die Natur allein walten, so wird sie sich in der ersten Lebensperiode des Bestandes in der Regel leicht helfen: der Kampf zwischen den prädominirenden und den geringwüchsigen Pflänzchen wird sich bald entscheiden. Aber im späteren Alter wird dies immer schwieriger, und bei einem übermäßig dichten Stand ist es dem Bestande selbst ohne äußere Hülfe nicht möglich, den Kampf zu entscheiden. In solchen Fällen muß der Forstmann einschreiten und dasjenige Holz wegnehmen, welches den vorherrschenden Stämmen im Wachsthum hinderlich ist. Außer diesen Durchforstungen bedarf der Hochwald bis zum Wiedereintritt der Verjüngung einer weitern Pflege nicht. Eine besondere Art des Hochwaldbetriebs ist der Waldfeldbau, auch Baumfelderwirthschaft genannt, worunter man diejenige Art der Bodenbewirthschaftung versteht, bei welcher Waldbau und Ackerbau mit oder ohne Viehzucht, entweder zur gegenseitigen Hebung, oder nur im Interesse der Holzzucht mit einander zweckmäßig verbunden werden. Am frühesten wurde der Waldfeldbau vom fürstlich braunschweigischen Oberforstmeister von Langen (1751 ff.) im Großen durchgeführt, zum System aber erst durch den sächsischen Oberforstrath Cotta (Die Baumfeldwirthschaft, Dresden 1819) gebracht. Der leitende Grundgedanke bei diesem System ist, der Vortheile des Fruchtwechsels in noch höherem Grade wie bisher in sofern sich zu bedienen, als man außer den landwirthschaftlichen Kulturpflanzen auch noch die Holzgewächse in die Rotation mit aufnimmt, ferner durch landwirthschaftliche Bearbeitung des Waldbodens nicht nur den Ertrag an Holz an sich zu steigern, sondern auch die Umtriebszeit wesentlich zu verkürzen. Nach Cotta soll das geeignete Areal je nach den zu wählenden Holzarten in 30—80 Schläge eingetheilt werden; alljährlich kommt ein Schlag zum Abtrieb und wird nach vollständiger Rodung zum Feldbau hergerichtet, welchem er dann mehre Jahre gewidmet bleibt. Nach dieser Zeit soll er wieder mit angemessener Holzart in Reihen bepflanzt und zwischen diesen der Feldbau so lange als möglich fortbetrieben werden. In den Reihen selbst soll eine allmählige Durchforstung so lange Statt finden, bis die dem Wachsthum entsprechende Entfernung der Stämme erreicht ist. In neuerer Zeit ist Chr. Liebig (Die Reformation des Waldbau's, Prag 1845) noch weiter gegangen, indem er vollste Durchführung dieses Systems und die Wahl solcher Bäume empfiehlt, deren Laub zugleich als Viehfutter benutzt werden kann, natürlich Alles an seinem Ort. Beim Waldfeldbau wird nicht nur der Boden mehre Jahre tüchtig bearbeitet, sondern auch kräftig gedüngt und bleibt, was von wesentlichem Einfluß ist, so lange, bis die jungen Waldpflanzen kräftig genug geworden sind, durch die Feldgewächse, die jenen auch anderweitigen Schutz geben, beschattet. Es hat denn auch der Waldfeldbau im Sinne der Hebung der Forstkultur schon vielfach Platz gegriffen. Nach voller Rodung des Waldes findet mehrjährige landwirthschaftliche Nutzung des Bodens mit Halmfrüchten und Hackfrüchten Statt, wozu mehrmals kräftigst mit im Walde selbst aus Grabenerde, Rasenstücken, Laub, Kloaken- u. Kunstdünger gefertigtem Kompost gedüngt wird. Die Umtriebszeit hat sich dabei um 10—15 Jahre verkürzt und der Reinertrag ist pro Morgen Waldfläche auf 5 Gulden gebracht worden. Einfachere dahin zu zählende Formen finden sich überall da, wo die sogenannte Heubergswirthschaft (Hackwaldbetrieb) üblich ist. Der Wald wird hierbei zur passenden Zeit kahl abgetrieben, die Wurzelstöcke bleiben aber im Boden. Nach dem Abtrieb sammelt man alles kleine Gezweig und Laub, verbrennt dasselbe, zerstreut die Asche, hackt diese ein und bestellt den Boden mit Roggen oder Buchweizen so lange, bis die Wurzelstockausschläge wieder kräftig genug geworden sind. Aehnlich werden in Oesterreich die sogenannten Raumrechte bewirthschaftet; nach dem Abtrieb des Waldes folgt 1—2 Jahre Getreidebau, dann Weidenutzung und darauf bleibt der Boden wieder als ausschließlicher Wald liegen. Anderwärts säet man nach dem Abtrieb Getreide, am liebsten Staudenkorn, und unter dieses den betreffenden Waldsamen, wodurch wenigstens dessen Aufgehen gesichert ist; Bodenbearbeitung und Düngung finden aber nicht Statt. In Bezug auf das cotta'sche und liebichsche System sind die Ansichten unter den Forstwirthen sehr getheilt, unter den Landwirthen aber ziemlich übereinstimmend gegen allgemeinere Durchführung.

Digitized by Google

Vom Gesichtspunkt der Erzielung höchster Ertragsfähigkeit von gegebener Fläche kann dem Waldfeldbau als Regel das Wort in der That nicht geredet werden, wohl aber lassen sich viele Grundstücke mittelst dieses Systems höher als durch bloße Forstwirthschaft nutzen, und als Beförderungsmittel der Holzzucht wird die landwirthschaftliche Zwischenkultur mit guter Bearbeitung und Düngung überall da empfohlen werden müssen, wo der Ertrag aus den landwirthschaftlichen Kulturpflanzen den höheren Aufwand lohnt.

Diejenige Wirthschaftsform, wonach die Holzbestände zu gewissen Zeiten zunächst über der Wurzel abgehauen u. dann durch den Wiederausschlag aus dem Wurzelstocke oder den Wurzeln verjüngt werden, ist der Niederwaldbetrieb. Man nennt einen solchen Wald daher auch Ausschlagewald. Das Reproduktionsvermögen, welches die Holzpflanze dabei äußern muß, findet sich nur bei den Laubhölzern, und zwar besonders bei den Buschhölzern. Der Niederwald ist besonders für einen solchen Boden angemessen, der wegen Flachgründigkeit die Baumarten ersten Ranges nicht zu einer solchen Höhe und Stärke zu bringen vermag, welche den Hochwaldbetrieb empfehlen. Unsere Laubhölzer folgen bezüglich ihres Reproduktionsvermögens in folgender Ordnung: Erle, Eiche, Hainbuche, Birke, Linde, Pappel, Weide, Ahorn, Esche, Ulme und Rothbuche. Die kleineren Baum- und Straucharten liefern fast alle einen kräftigen und lange dauernden Ausschlag, letztere auch meist aus der Wurzel, so daß sie im Niederwalde besonders beliebt sind. Die längste Umtriebszeit von 40—45 Jahren erlauben die Buche, Eiche, Hainbuche, Ulme, Esche, Linde. Meist ist jedoch für diese Holzarten der 30jährige Umtrieb zweckmäßig, durchaus erforderlich aber bei geringem Boden. Der 20- bis 25jährige Umtrieb ist für die Erle, die Birke, sowie für die übrigen genannten Holzarten in den meisten Fällen der ertragreichste. Bei den geringern Bäumen und Sträuchern wird der 10- bis 15jährige Umtrieb angewendet; bei noch kürzern Zeiträumen geht man zum Buschholzbetrieb über. Die Hiebzeit der Niederwälder fällt vom Abfall des Laubes bis kurz vor dessen Wiederausschlag: der Herbst- oder Winterhieb und der Safthieb. Der letztere liefert den kräftigsten Ausschlag und ist vorzugsweise zu empfehlen. Eine besondere Form des Niederwaldes ist der Eichenschälwald, ein eichener Niederwald in einem kurzen Umtriebe von 15—18 Jahren, bei welchem die junge, glatte Rinde zur Verwendung bei der Gerberei geschält wird. Eine eigenthümliche, im nördlichen Deutschland, in Mecklenburg, Holstein und Schleswig übliche Wirthschaftsform ist der Holzbau auf den Befriedigungswällen (Knicken), darin bestehend, daß man die für einen Wirthschaftsabschnitt bestimmten Fluren mit Gräben und Wällen umgibt, welche mit Holz, das als Niederwald bewirthschaftet wird, bepflanzt sind. Die Mittelwaldwirthschaft unterscheidet sich vom Niederwald dadurch, daß man, um die Verjüngung der ausgehenden Stöcke durch den Samen möglich zu machen und um an Stärke verschiedenartige Nutzholzsortimente zu erziehen, zwischen dem Unterholze zugleich Baumholz (Oberholz) erzieht. Für die Menge Oberholzes gilt die allgemeine Regel, daß derjenige der erträglichste Mittelwald ist, wo man die größtmögliche Menge Oberholz, unbeschadet der Entwickelung der Stockausschläge, erhalten kann. Die Schlagführung geschieht nach denselben Regeln wie beim Niederwalde. Die Kompletirung des Bestandes geschieht zum Theil durch den Samen vom Oberholze und Pflanzung. Bei dem Kopfholzbetrieb wird der Wiederausschlag dadurch erzielt, daß man periodisch den Stamm auf eine gewisse Höhe (8—10 Fuß) abhaut. Bei dem Zweigholzbetrieb oder der Schneidelholzwirthschaft läßt man den Stamm fortwachsen und erlangt die Ausschläge durch Abhieb der Aeste. Die Gewinnung des Futterlaubes für das Vieh ist es namentlich, worauf man bei der Schneidelwirthschaft vielfach Bedacht nimmt. Den kräftigsten und lange andauerndsten Ausschlag liefern: die Hainbuche, Eiche, Erle, die Weiden, Linde, Buche, Ulme, Esche, der Ahorn. Am nutzbarsten ist indessen die Eiche und dann folgen: die Hainbuche, Buche, der Ahorn, die Esche, Ulme, Pappel, die Weiden. Für die Erhaltung des Grases zur Viehweide sind Hainbuche, Ulme, Ahorn und Buche vorzuziehen; Eiche, Erle, Esche, Weiden und Pappel sind in dieser Beziehung weniger zu empfehlen. Zum Viehfutter sind besonders die Blätter der Esche, Hainbuche und Pappel zu verwenden. Die Umtriebszeit setzt man zwischen 3 und 30 Jahre; die kürzeste Umtriebszeit ist für das Futterlaub, die längere für den Holzertrag anzuwenden. Am zweckmäßigsten begreift die Umtriebszeit für die edlern Holzarten 15 Jahre, für Pappeln und Weiden 10 Jahre. Eine Wirthschaft, welche den österreichischen Alpenländern eigen ist und die Brandwirthschaft oder das Gereutbrennen genannt wird, besteht im Wesentlichen darin, daß man das Gestrüpp oder den Waldbestand zu einer beliebigen Zeit ausrodet, reutet, die Sträucher, oft selbst das Stangenholz ausbreitet, nach dem Austrocknen verbrennt und die Asche gleichförmig vertheilt. Die Fläche wird hierauf durchgehackt, ein- oder zweimal mit Roggen und Hafer bestellt und dann so lange zur Weide benutzt, bis das wieder aufwachsende Gesträuch die Weidenutzung verwehrt. Nach diesem beginnt das Brennen mit dem folgenden Getreidebau von Neuem, oder das Land wird eingehegt und zur Holzzucht bestimmt. Nur ausnahmsweise wird dem Roggen oder Hafer Waldsame beigemischt; meist überläßt man die Wiederbewaldung ganz der Natur. Die Plänter- oder Fehmelwirthschaft, auch schleichweiser Betrieb, steht der Schlagwirthschaft gegenüber. Der Betrieb ist entweder ein ganz regelloser, indem lediglich das jeweilige Bedürfniß, ohne weitere Ordnung, aus dem Ganzen des Waldes befriedigt wird, oder ein geordneter. Zu letzterem Falle wird nur auf einem bestimmten Waldtheile gewirthschaftet, und man sucht dabei auf einer ausgedehnteren Fläche, als bei dem schlagweisen Hochwaldbetrieb der Fall zu sein pflegt, die Verjüngung zu erzielen. Wenn bei dem Hochwalde zwischen dem Anhieb und dem Abtrieb einer Schlagfläche nur etwa bis 10 Jahre

Digitized by Google

verfließen, also bei dem jungen Holzbestand höchstens eine diesem Zeitraum entsprechende Altersverschiedenheit vorkommen kann, so findet bei dem regelmäßigen Fehmelbetrieb die Verjüngung über die größere Fläche wohl erst in 30—40 Jahren Statt, mithin auch eine ebenso große Altersverschiedenheit des horstweise sich darstellenden jungen Bestandes. Das Fehmeln ist offenbar die älteste Art und Weise, wie die Wälder benutzt wurden. Wo dasselbe planlos über einen ganzen Wald ausgedehnt wird, kann von einer grundsätzlichen Waldwirthschaft nicht die Rede sein; dagegen ist der regelmäßige Fehmelbetrieb nicht nur für viele Fälle zweckmäßig, sondern hat sich auch unter einzelnen Oertlichkeiten und Verhältnissen in Deutschland immer noch erhalten. Für die Bewirthschaftung einzelner sehr exponirter Bergrücken und Höhen ist sie entschieden zu empfehlen, und unentbehrlich ist sie im Hochgebirge, wo manche Wälder bestimmt sind, den Sturz der Lawinen aufzuhalten, an den Küsten der Meere, um die Stürme zu brechen, oder auf solchen Punkten, wo sie dem fortschreitenden Flugsand einen Damm entgegensetzen müssen. Beim Anhieb des regelmäßigen Fehmelwaldes wird ein zusammenhängender Theil des ältesten Bestandes, welcher das laufende Bedürfniß auf 30—40 Jahre hin deckt, zugleich so angehauen, daß man, von einem Ende der Hiebsfläche zum andern fortschreitend, die stärksten Stammklassen herausnimmt, wobei man auch zur Deckung der geringeren Holzsortimente die unterdrückten Stämme durchforstungsweise herausnehmen kann. Ueber diesem fortschreitenden Aushehmeln verfließen viele Jahre, ehe man zur Anfangsstelle wieder zurückkommt. Es werden sich dann hier die jüngern Stammklassen in dem lichten Stande merklich verstärkt haben, und in dem Maße, wie dies geschieht, trifft auch sie der Hieb, bis nach dem Ablauf jenes langen Zeitraumes endlich alles haubare Holz zum Abtrieb gelangt, wenn es nicht rathsam erscheint, einen kleinen Theil desselben zwischen dem indessen hoch aufgewachsenen jungen Holz stehen zu lassen. Man wird zwar bei dieser Hiebweise einen allerwärts gleich dicht stehenden Aufwuchs nicht erzielen können; allein im Wesentlichen wird die Hiebsfläche durch die Natur verjüngt werden, und wo es fehlen sollte, vermag man leicht durch Nachpflanzungen zu helfen. Zwischen dem Abtrieb und dem Wiedereintritt der Haubarkeit verfließt keineswegs ein sehr langer Zeitraum; denn theils ist dann der älteste Nachwuchs schon mehr als 30 Jahre alt, theils aber wird bei dem freien Stande das Holz stärker wachsen und eher zur Samenbildung geneigt sein.

Außer der Anwendung dieser regelmäßigen Betriebsarten hat der Forstmann auch noch die Aufgaben zu lösen, von einer Form in die andere überzugehen und verwirthschaftete Wälder wieder zu einem angemessenen Ertrag zu erheben. Ein Wechsel oder eine Umwandlung in Bezug auf die Holzarten wird zuweilen durch die Natur bewirkt, öfter aber durch Mißgriffe in der Waldbehandlung oder auch absichtlich. Selten sehen wir, daß die Natur eine örtlich herrschende Holzart gegen eine andere, welche früher nicht da war, umtauscht: die ursprünglichen Holzarten erhalten sich da, wo die Naturwirkungen nicht gestört werden, Jahrtausende. Tritt aber eine äußere Wirkung hinzu, entstehen z. B. durch Feuer oder mächtige Orkane bloße Stellen, so finden sich die leichtsamigen Holzarten ein, welche diese Stellen einnehmen. Manche unter diesen, wie namentlich die Nadelhölzer, behaupten dann die errungene Stelle und breiten sich immer weiter aus, indem sie schwersamige Hölzer (wie z. B. die Eiche und Buche) aus ihrer Stelle verdrängen. Aber diese Umwandlungen pflegen noch weit häufiger durch Eingriffe der rohen Menschenhand in das Getriebe der Natur Statt zu finden. Hat man durch falsche Schlagstellungen, namentlich durch ungemessenes Streurechen den Boden entkräftet, so werden die mehr Bodenkraft verlangenden Holzarten verschwinden und andere den Platz einnehmen. So vergeht die Eiche und die Buche in Deutschland immer mehr, und diese Laubhölzer werden von den Nadelhölzern ersetzt. Durch diese Veränderung des Waldes wird aber auch eine Veränderung in der Wirthschaft bedingt. Besonders in der Periode des Uebergangs sind eigene wirthschaftliche Maßregeln erforderlich; denn der Uebergang ist allmählig, der Art, daß zuerst an die Stelle der reinen Bestände gemischte treten und daß in diesen dann gewöhnlich die eindringende Holzart die Oberhand behält. Die hauptsächlichsten Vermischungen sind: die Vermischung von Buche und Eiche, welche erhalten zu werden verdient, von Buche mit Hainbuche, Ahorn, Esche und Ulme, sehr häufig in Deutschlands Mittelgebirgen, von Buche und Birke, Aspe, Sahlweide in größerem Maße, meist eine Folge unrichtiger Behandlung, von Buchen, Weißtannen und Fichten, vorzüglich da vorkommend, wo Buchenwälder an Nadelholz grenzen, und einer der ertragreichsten Bestände, von Fichte und Weißtanne, ebenfalls häufig vorkommend. Weniger zu empfehlen ist das Gemisch von Kiefer und Birke, oder überhaupt von Nadelhölzern und Birke, da letztere wenigstens nie bis zum Haubarkeitsalter wird fortgeführt werden können.

Noch zur Zeit Karls des Großen waren die Wälder, wie die Weiden, Allmenden, als ungetheiltes Land in gemeinsamem Besitz, auf welchem jedem Mitgliede der Gemeinde nach Bedürfniß oder nach Herkommen Benutzungsrechte zustanden, mochte der Verband nun ein Dorf, oder mochte er einen Gau oder eine Mark umfassen. Hieraus entstanden die Markwaldungen (s. Markwald), ein Institut, welches sich in Westphalen und am Rhein bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Mit der Ausbildung der Privateigenthumsverhältnisse und mit der Entwickelung der königlichen Macht traten aber andere Verhältnisse ein. Schon früh besaßen die Könige großes Grundeigenthum, wobei jedoch rücksichtlich der Rechte zwischen dem Grundbesitze des Königs und dem des Adels und der Freien ein Unterschied nicht bestand. Mit dem Aufschwung der königlichen Macht entzogen aber die Könige ihre Wald- und Jagddistrikte dem Schutze des gemeinen Rechts und stellten sie unter einen größern wirksamen Schutz. So entstanden die Bannforsten, worunter man ursprünglich einen Wald oder einen Komplex von Wäldern und Fluren verstand, in denen die Jagd allen Nicht-

Digitized by Google

eigenthümern bei Strafe des Königbanns verboten war. Man brauchte auch wohl dafür nur das Wort „Forst“ (forestum, forestis, foreste), und erst später, als der Begriff von Forst mit Wald mehr gleichbedeutend gebraucht wurde, ward der früher rechtliche Begriff von Forst durch „Waldbann“ (bannus sylvestris) bezeichnet. Nachdem die landeshoheitlichen Rechte an die Fürsten und Großen übergegangen waren, entwickelte sich daraus die Forsthoheit (s. d.), welche das Oberaufsichtsrecht des Staats für alle Forsten des Landes, sowohl Privatkörperschafts- als Staatsforsten, in sich begreift. Daran knüpfte sich seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts eine große Anzahl von Forstordnungen, welche in allen Theilen Deutschlands das Streben nach Verbesserung kund geben, wenn auch zumeist die Jagdliebe der Fürsten den ersten Grund zur Erhaltung des Waldes abgab. Nach Beendigung des dreißigjährigen Kriegs trat die Wichtigkeit der Wälder auch in finanzieller Hinsicht mehr hervor; aber erst im Anfang des 18. Jahrhunderts finden wir im Allgemeinen eine größere forstliche Aufmerksamkeit, und mit derselben trat ein kräftigerer Waldschutz, der Waldanbau, eine geregelte Bewirthschaftung und Benutzung, zuerst allerdings nur vereinzelt dastehend, ins Leben. Bis dahin war im Nadelwald eine reine Plänterwirthschaft betrieben worden: man hieb, was man brauchte, und erwartete von der Natur die Verjüngung. Was das Laubholz betrifft, so war man schon mehr bemüht, eine regelmäßige Schlagholzwirthschaft zu führen, namentlich ließ man das Oberholz und als solches meist Eichen stehen, weil diese der Mast und des Wildes wegen von großer Wichtigkeit waren. Als das erste durch wissenschaftlichen Geist, Vollständigkeit und Ordnung ausgezeichnete Buch über W. ist zu bezeichnen: W. G. Mosers „Grundsätze der Forstökonomie“ (1757), welches uns den Umfang der forstwissenschaftlichen Kenntnisse jener Zeit vollständig vorlegt. Gleichzeitig mit Moser schrieb J. G. Beckmann, der zuerst die Bezeichnung Forstwissenschaft brauchte. In der Praxis aber konnte die Waldwissenschaft wenig Fortschritte machen. Die obern Stellen im Forstwesen wurden als Sinekuren angesehen und den adeligen Jägern oder adeligen Hofbeamten, oder auch ausgedienten Offizieren verliehen. Nach dem siebenjährigen Kriege erkannte man von Seiten der Regierungen, zum Theil wohl durch die Finanznoth dazu getrieben, mehr als früher die Wichtigkeit des Forstwesens, und nun griff man die Sache an der Wurzel an, indem man für die Ausbildung von Forstleuten zu sorgen anfing. Zu der bisherigen bloß praktischen Ausbildung trat nun eine theoretische, indem man auf den Universitäten Lehrstühle für die Forstwissenschaft zu errichten begann. Da dies jedoch dem Zweck nicht entsprach, so entstanden bald besondere Forstlehranstalten, an denen der praktische Unterricht mit dem theoretischen Hand in Hand ging, die sogenannten Forst- u. Jagdakademien (s. d.). Die Praxis blieb aber trotzdem noch immer hinter der Theorie zurück, zumal in manchen Ländern eine übermäßige Ausbeutung der Wälder als Mithülfe zur Deckung der Finanznoth und zugleich die oft unmäßige Hege des Wildes eine rationelle Bewirthschaftung der Forsten unmöglich machten. In der Wirthschaft selbst strebte man vorzüglich nach einer Uebersicht des Materials, daher das Verlangen der Forstvermessungen und der Forsteinrichtung. Erst auf langen Umwegen gelangte man zu der richtigen Einsicht, daß man dem Walde nicht mehr entnehmen darf, als in ihm zuwächst (Nachhaltigkeitsprincip), wobei man der Gegenwart ebenso gerecht wird wie der Zukunft. Der Forstschutz bezweckt die Abhaltung aller Nachtheile vom Walde, so weit sie möglich ist. Viel Schaden richtet der Mensch an durch Forstvergehen (s. Waldfrevel), dem soll durch die Forstgesetzgebung entgegengewirkt werden. Ferner werden durch die Waldhut dem Walde bedeutende Nachtheile zugefügt, weshalb man, wo dieselbe nicht zu vermeiden ist, die Bäume so lange umhegt, bis sie so weit herangewachsen sind, daß sie wenig oder gar nicht mehr vom Vieh zu leiden haben. Man hat zu diesem Behuf als Schonungszeiten angenommen: für Buchen und Tannen 20—30 Jahre, für Eichen 20—25 Jahre, für Ulmen, Weißbuchen, Ahornbäume und Eschen, sowie für Kiefern, Fichten u. Lärchen 15—20 Jahre; für Birken, Sahlweiden, Erlen, Linden u. Espen 12—16 Jahre. Dies gilt für den Hochwaldbetrieb; für den Mittel- und Niederwaldbetrieb sind die Schonungsfristen kürzer. Dem Schaden, welcher dem Walde durch Grasen, Streu- und Leseholzsammeln zugefügt werden kann, ist durch geeignete Beschränkungen dieser Art der Waldnutzung vorzubeugen. Von Säugethieren werden das Wild, Schweine, Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen und Mäuse dem Walde oft sehr schädlich. Geringeren Schaden verursachen die dickschnäbeligen Singvögel (Kreuzschnabel), Auer- und Birkenhähne, wilde Tauben ꝛc. Die schlimmsten Feinde des Waldes sind aber die Insekten, namentlich die Borken-, Rüssel- und Maikäfer; der Kiefernschwärmer (Sphinx pinastri), mehre Spinner, namentlich die Nonne (Bombyx monacha), der Kiefernspinner (B pinia), der Prozessionsspinner (B. pityocampa und processionea), der Weidenbohrer (B. cossus) und die Kiefernеule (B. piniperda); mehre Spanner (Geometra betularia auf Birken, G. piniaria auf Kiefern und Fichten); mehre Wickler (Tortrix dorsana, strobilana, Hercyniana und andere auf Fichten, T. Buoliana, turionana, strobilana auf Kiefern). Schädliche Forstinsekten sind ferner die Kiefernblattwespe (Tenthredo pini), die Holzwespe (Sirex gigas) und andere Blattwespen, die Gallwespen, die eigentlichen Wespen und Hornissen und die Ameisen, die Gallmücken, einige Grashüpfer und Schildläuse. Schädliche Forstgewächse sind endlich die Brombeeren, Besenpfrieme (Spartium scoparium), die Preißel- und Heidelbeere, die Heide (Erica vulgaris), die Simsen (Juncus und Luzula), die Binsen (Scirpus), die Kreuzkraut- (Senecio) und Weidericharten (Epilobium) u. a. m.

Durch die Forsttaxation oder Forstabschätzung soll der Werth eines Waldes annähernd ermittelt werden, u. zwar faßt man dabei ins Auge 1) die gegenwärtig in einem Wald oder Waldtheil vorhandene Holzmasse nach Menge und Beschaffenheit; 2) den periodischen oder jährlichen

Digitized by Google

nachhaltigen Ertrag; 3) den Geldwerth eines Waldes oder Waldtheils nach der vorhandenen Holzmasse, dem nachhaltigen Ertrag und dem Bodenwerthe; 4) den Schaden, welcher durch Devastation eines Waldes oder unforstmäßige Behandlung desselben hinsichtlich seines nachhaltigen Ertrags angerichtet worden ist. Vergl. Cotta, Waldbau, herausgegeben von Berg, 7. Aufl., Leipzig 1849; Gwinner, Der Waldbau, 4. Aufl., herausgegeben von Dengler, Stuttgart 1858; Pfeil, Die deutsche Holzzucht, Leipzig 1860; König, Die Waldpflege, 2. Aufl., herausgegeben von Grebe, Gotha 1859, 2 Bde.; Pfeil, Die Forsttaxation in ihrem ganzen Umfange, 3. Aufl., Leipzig 1858; König, Forsttafeln, 5. Aufl. von Grebe, Gotha 1864. Ueber Forstbenutzung und Forsttechnologie vergl. die Werke von Pfeil (2. Aufl., Berlin 1845), König (2. Aufl. von Grebe, Eisenach 1861) und Geyer (Aschaffenburg 1863).

Waldmeister, Pflanzengattung, s. v. a. Asperula *L.*

Waldmensch, s. v. a. Orang-Utang, Simia Satyrus *L.*

Waldmünchen, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, an der Schwarzach, dicht an der böhmischen Grenze, Sitz eines Bezirksamts, Landgerichts und Hauptzollamts, hat ein Schloß, 3 Kirchen, eine Krankenanstalt, Glasfabrikation, Flachsbau und 2629 Einwohner. Dabei der 1600 Fuß hohe Paß von W. über den Böhmerwald nach Böhmen.

Waldrecht, s. v. a. Forstrecht.

Waldsassen, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, Bezirksamt Tirschenreuth, an der Wondreb und an der Eisenbahn von Eger nach Weiden, Sitz eines Landgerichts und eines Hauptzollamts, hat eine ehemalige reiche Cistercienserabtei mit schöner Klosterkirche, bedeutende Papierfabrikation, Tuch- und Zeuchmanufakturen, eine Steingutfabrik, Bierbrauerei, Mineralquelle mit Badeanstalt, Viehzucht und 1910 Einwohner. Dabei das Berg- und Hüttenamt Königshütte, das Eisensteinbergwerk Teichselrang und auf nahem Hügel die Wallfahrtskirche der heiligen Dreifaltigkeit. Die Abtei W., 1182 gestiftet, war reichsfrei, besaß 1794 ein Areal von 12 QMeilen mit 19,000 Einwohnern und über 200,000 Gulden jährlichen Einkünften, kam 1802 an Bayern und wurde 1803 säkularisirt.

Waldsee, Stadt im württembergischen Donaukreis, zwischen der Steinach und dem Waldsee, Hauptort der Standesherrschaft des Fürsten von Waldburg-Wolfegg-Waldsee (6 QM. mit 18,000 Einwohnern), Sitz eines Oberamts und Oberamtsgerichts, hat ein fürstliches Residenzschloß, eine gothische Kirche, ein aufgehobenes Chorstift, Hospital, starke Mussellinstickerei und 2000 Einw.

Waldshut, Hauptstadt des gleichnamigen badischen Kreises (bisher zum Oberrheinkreis gehörig), am Rhein, Knotenpunkt der Eisenbahn von Basel nach Konstanz u. der schweizer Verbindungsbahn (Waldshut-Turgi-Zürich), Sitz des Kreishauptmanns, des Kreisgerichts und eines Amtsgerichts, hat 2 Kirchen, eine höhere Bürger- und eine Gewerbschule, Baumwollspinnerei, Schiffahrt, Handel und 2016 Einwohner. W. ist eine der ehemals österreichischen 4 Waldstätte (die übrigen waren Säckingen, Rheinfelden und Laufenburg).

Waldstätte, Name der 4 schweizer Urkantone Uri, Schwyz, Unterwalden u. Zug u. der Städte Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg und Waldshut, ehemals in der Landgrafschaft Breisgau.

Waldstein-Wartenberg, altes böhmisches Geschlecht, das 1616 in der Person des Albrecht Wallenstein (s. d.) vom Kaiser in den Grafenstand erhoben ward, theilte sich in die waldsteinsche und die 1854 erloschene arnauische Linie. Erstere, welche 1654 Sitz und Stimme im schwäbischen Reichsgrafenkollegium erhielt, nahm 1758 den Beinamen Wartenberg an und spaltete sich in die Zweige Münchengrätz und Dux-Leutomischl. Erstere wird repräsentirt durch den Grafen Ernst, geboren den 10. Okt. 1821, erbliches Mitglied des Herrenhauses des österreichischen Reichsraths, letztere durch den Grafen Anton, geboren den 13. Juli 1826. Am berühmtesten ist aus der Linie Dux-Leutomischl Franz Adam von W., geboren am 14. Febr. 1759 zu Wien, der als Malteserritter an einigen Seezügen gegen die Barbaresken Theil nahm und dann als Offizier in dem österreichischen Heere von 1787—89 gegen die Türken focht, worauf er mit Kitaibel sieben Jahre lang botanische Reisen in Ungarn machte; die Resultate derselben legten sie in den „Descriptiones et icones plantarum rariorum Hungariae" (Wien 1802—12, 3 Bde.) nieder. Als das französische Heer 1797 in Steiermark eingedrungen war, trat W. zu dem in Wien errichteten adeligen Kavalleriecorps, 1808 unter die neuerrichtete Landwehr; 1809 führte er als Major das dritte Bataillon der wiener Freiwilligen mit solcher Auszeichnung, daß der Kaiser ihn zum Oberstlieutenant ernannte. Nach dem Tode seines Bruders 1814 übernahm er die Güter in Böhmen und wirkte dort durch ökonomische wie Fabrikanlagen, sowie Gründung von Kunst- und Naturaliensammlungen sehr segensreich. Er † zu Oberleutensdorf am 24. Mai 1823.

Waldung, s. Wald.

Waldus, Peter, s. Waldenser.

Waldverbrechen, s. v. a. Waldfrevel.

Waldwolle, Fasern der Kiefernadel (die Fichtennadeln eignen sich auch, geben aber kürzere Fasern), werden nach Weiß in Zuckmantel auf die Weise dargestellt, daß man die frischen Nadeln (abgefallene sind ganz untauglich) durch Kochen mit reinem Wasser oder scharfer Lauge oder durch Gährung erweicht, dann unter Zufluß von Wasser durch Walzen zerquetscht, in einem Rührapparat mittelst eines kleinen Schaufelrades völlig zerschlägt und dabei die kürzeren fremdartigen Theile wegwäscht. Die sogenannte grobe Faser wird nun mit Dampf gekocht und so oft von Neuem gequetscht und gewaschen, bis sie die nöthige Feinheit erlangt hat. Sie ist dann grüngelb oder braun, wird aber durch Bleichen weiß. Sie liefert ein treffliches Polstermaterial, welches Kuh- und Kälberhaare übertrifft und durch schwachen angenehmen Harzgeruch Ungeziefer abhält. Feine W. kann man sogar verspinnen und das recht feste Garn zu Geweben verarbeiten. Letztere sind als Kleidungsstücke bei rheumatischen Krank-

Digitized by Google

heiten empfohlen worden und sollen durch den schwachen Nadelholzgeruch, den sie in Berührung mit dem warmen Körper aushauchen, nervenstärkend wirken. Ein großer Theil dessen, was als W. in den Handel kommt, enthält von Fichtennadeln keine Spur oder ist höchstens mit Fichtennadelöl parfümirt. Ueber das aus Fichten- und Kiefernadeln durch Destillation gewonnene ätherische Oel, auch Waldwollöl genannt, s. Terpentinöl.

Waldzins, s. v. a. Forstzins.

Wale, s. v. a. Cetaceen.

Wales (Wallis), ehemals selbstständiges, jetzt mit dem Königreich Großbritannien vereinigtes Fürstenthum, umfaßt den halbinselartigen westlichen Theil des mittleren England, ist auf drei Seiten von Theilen des atlantischen Oceans umflossen, und zwar im Norden vom irländischen Meer, im Westen vom St.-Georgeskanal, im Süden vom Bristolkanal, grenzt im Osten an das eigentliche England (die Grafschaft Monmouth, Hereford, Shrop und Chester) und hat einen Flächenraum von 7398 englischen (347,98 geogr.) QMeilen mit (1861) 1,111,789 Einwohnern in 869 Kirchspielen. An den Küsten ist das Land durchgängig zerrissen; eine große Menge von mehr oder minder tiefen Buchten und Baien (wie die Caernarvon- und Cardiganbai im Westen, die Caermarthen- und Swanseabai im Süden) dringen in das Land hinein und bilden die Mündungen der von den Gebirgen herabströmenden Flüsse. Zahlreiche felsige Vorgebirge treten weit in die See hervor (wie Kap Porthorion, Kap St. Davids, Spitze St. Anna, Gowens, Wormshead ꝛc.) und bilden oft sichere Häfen. Die Menaistraße im Nordwesten trennt Anglesea vom festen Lande ab, die übrigen Küsteninseln (Holy, Bardsey ꝛc.) sind unbedeutend. Die Gebirge von W. bestehen aus drei Ketten. Die nördlichste derselben, die Cambriankette, welche in Snowdon und Arranwawie ihre höchsten Gipfelpunkte erreicht, streicht von dem Vorgebirge Braich-y-Pwil auf der Halbinsel Caernarvon nach Nordosten durch die Grafschaft Denbigh nach Flint und geht nach England über. Die zweite Bergkette streicht von Pembroke nordwärts durch die Grafschaften Caermarthen, Merioneth und Montgomery, beginnt mit dem Kap Gowens und endet mit dem Berge Plinlymon, an welchem die Saverne, die Wye, die Teme und andere Flüsse entspringen. Die dritte Gebirgskette beginnt in der Grafschaft Glamorgan mit dem Vorgebirge Wormshead und durchstreicht die ehemals zu W. gehörige Grafschaft Monmouth bis nach Hereford. Von den bedeutenderen Flüssen gehen der Dee, Clwyd, Conway, Dovey, Teifi, Towy, Tawe und Taff ins Meer, der Usk, Wye, Teme und Severn nach England über. Im Innern gibt es viele Mineralquellen, deren mehre (Tave, Well und Swansea in Glamorgan und andere) zu Heilbädern benutzt sind. Die Thäler zeichnen sich durch ihre Frische aus und sind, besonders im Süden, fruchtbar. Das Klima ist im südlichen Theil mild und ziemlich beständig, im nördlichen Theil dagegen kalt und rauh, aber gesund. Produkte sind: Pferde, Hornvieh, Schafe, Wild, Geflügel, Fische (besonders Lachse, Häringe), Austern, einige Perlen; wenig Getreide, nur in den südlichen Thälern und an der Seeküste, höher hinauf besonders Hafer, Holz; Steinkohlen in großem Ueberfluß, Blei, Kupfer (vorzüglich auf Anglesea), Silber, viel Eisen, Marmor, Schiefer. Bergbau und Eisenbereitung sind die Hauptbeschäftigungen der Einwohner. Außerdem wird Ackerbau (nicht ergiebig genug), mehr noch Viehzucht, an der Küste Fischerei und Austernfang getrieben. Von sonstigen Gewerben sind nur die Wollmanufakturen von einigem Belang. Dagegen ist der Handel mit den Landesprodukten bedeutend. W. besitzt mehre Kanäle und von Eisenbahnen die Linie Chester-Holyhead längs der Nordküste, die Linie Cardiff-Pembroke längs der Südküste und mehre kleinere Verbindungs- und Zweigbahnen. Das Fürstenthum zerfällt geographisch in Nord- und Südwales und nach seiner Administrativeintheilung jedes wiederum in 6 Grafschaften, nämlich ersteres in Anglesea, Caernarvon, Denbigh, Flint, Merioneth und Montgomery, letzteres in Brecknock, Cardigan, Caermarthen, Clamorgan, Pembroke und Radnor. Die politische Hauptstadt ist Pembroke, die volkreichsten und wichtigsten Städte dagegen sind Caermarthen und Cardiff. Das Fürstenthum wählt 29 Mitglieder in das Unterhaus.

Die Ureinwohner von W. waren Cimbern. Das Land hieß zur Zeit der Römerherrschaft in Britannien Cimeria, und noch gegenwärtig nennen sich die Nationaleinwohner Cymry. Als im 5. Jahrhundert die Angelsachsen in Britannien einfielen, floh ein Theil der celtischen Briten in die Wälder und Gebirge von W. und verschmolz dort mit den ursprünglichen cimbrischen Elementen zu einem eigenthümlichen Volke, das seine Sitten, seinen Charakter u. seine Sprache bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Die heutigen Walen sind roh, abergläubisch, dabei kräftig und gutmüthig. Nur die höchste Klasse der Gesellschaft hat englische Kultur und Sprache und besteht meist aus später Eingewanderten. Die Sprache der Walen hat eine Grammatik und sogar eine Literatur und zeigt germanische, celtische (gallische) und römische Bestandtheile auf. Zur Zeit der angelsächsischen Periode in England lebten die Walen erst unter Königen, dann, nachdem König Coderich II. das Reich unter seine Söhne getheilt, unter mehren unabhängigen Fürsten, deren Zwistigkeiten das Eindringen der Fremdherrschaft begünstigten. Bereits dem angelsächsischen König Adelstan (925—941) mußten die Walen Tribut zahlen, der in Geld und Wolfshäuten bestand. Als die Normannen 1066 England in Besitz nahmen, suchten die Walen die englische Oberherrschaft abzuschütteln, wurden aber von Wilhelm dem Eroberer zur Anerkennung seiner Oberlehnsherrlichkeit gezwungen. Da sie fortwährend Einfälle in England machten, errichtete König Wilhelm II. Marken gegen sie. Während der Streitigkeiten zwischen Stephan, dem letzten englischen König normannischen Stammes, und der Prinzessin Mathilde gelang es den walischen Fürsten, sich fast ganz von englischem Einflusse frei zu machen, König Heinrich II. unterwarf sie aber demselben wieder, und 1171 erkannten sie dessen Oberherrlichkeit wieder förmlich an.

Digitized by Google

Die Härte, womit die englischen Markgrafen (marchers) die Walen behandelten, bewog den Oberfürsten Llewellyn 1282 zu einem Aufstande, aber er blieb im Kampfe und sein Bruder, David, starb zu Shrewsbury durch den Henker und W. ward nun als eroberte Provinz mit der Krone vereinigt. Im Jahre 1301 gab der König W. seinem Sohn und Erbprinzen, dem nachmaligen Eduard II., zu Lehn mit dem Titel eines Prinzen von W. (Prince of Wales). Seitdem führt der jedesmalige Thronerbe von England, wenn er Kronprinz (Prince Royal), also der älteste Sohn des regierenden Königs (respektive der regierenden Königin) ist, oder, wenn dieser stirbt, dessen ältester Sohn diesen Titel, der ihm jedoch erst durch einen besonderen Brief verliehen wird. Als die Engländer die altlandesthümliche Einrichtung der Barden (s. d.) vernichten wollten, rief Owen Glendower, ein Barde aus fürstlichem Geschlecht, 1400 einen Aufstand hervor, fiel an der Spitze eines zahlreichen Haufens in England ein, verwüstete die Besitzungen des Grafen von La Marche, und erst gegen Ende der Regierung Heinrichs IV. gelang es den Engländern, ihre Herrschaft über die Walen herzustellen, worauf das Regiment der Marchers noch drückender ward. Im Jahre 1536 ward endlich von Heinrich VI. auf den Wunsch des englischen Parlaments das Fürstenthum W. ganz mit England vereinigt und die ganze englische Staats- und Justizverfassung dort eingeführt. Vergl. Robert, The cambrian popular antiquities, London 1815; Walter, Das alte W., Bonn 1859; Doran, The book of the Princes of W., London 1860.

Walhalla (vom altnordischen val, d. i. Leiche, und halla, d. i. Ort, Himmel), in der nordischen Mythologie der Aufenthaltsort für die in Schlachten Gefallenen, eine glänzende Halle in Gladsheim (Freudenheim), umgeben von dem lieblichen Hain Glasur. Vor der Halle, die so hoch war, daß man kaum ihren Giebel sehen konnte, hing als Symbol des Kriegs ein Wolf, über welchem ein Adler saß. Der Saal selbst, mit Schilden gedeckt und mit Speerschäften getäfelt, hatte 540 Thüren, durch deren jede 800 Einheriar (gefallene Helden) neben einander schreiten konnten. Die Könige kamen alle nach W., auch wenn sie nicht in der Schlacht gefallen, und da es für ehrenvoll galt, mit großem Gefolge und Schätzen nach W. zu kommen, so tödteten sich des in der Schlacht gefallenen Führers Kampfgenossen freiwillig, und in seinen Grabhügel legte man nebst Roß und Waffen die auf Kriegszügen erworbenen Schätze. Jeden Morgen beim Hahnenruf zogen die Einheriar aus zu wildem Kampfe gegen einander, Mittags aber waren alle Wunden geheilt, und die Helden sammelten sich zum Mahl unter Odins Vorsitz. Die Einheriar speisten vom Speck des Ebers Sahrimmer und labten sich an Bier und Meth, die den Eutern der Ziege Heidrun entflossen; die Trinkhörner reichten ihnen unter Freia's Waltung die Walkyren. Zuweilen ritt der Einheriar zur Nacht nach seinem Grabhügel, wo er in den Armen der geliebten Walkyre den Morgen erwartete. Die Hälfte der Gefallenen gehörte der Freia.

Walhalla, großartiger Marmorbau auf der eichenumkränzten Höhe des südlichen Abhangs des Braunbergs bei Donaustauf, etwa 2 Stunden unterhalb Regensburg in Bayern, am Ufer der Donau, etwa 250 Fuß über deren Spiegel, eine Schöpfung des Königs Ludwig I. von Bayern, der noch als Kronprinz, zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands (1806), den Plan dazu gefaßt hatte. Der Entwurf dazu rührt von Leo von Klenze her. Die Grundsteinlegung erfolgte den 18. Okt. 1830 in Gegenwart des Stifters, und am 18. Okt. 1841 fand die Einweihung Statt. Von dem Fuße der Anhöhe steigen auf cyklopischem Mauerwerk ruhende Marmortreppen bis zu den mächtigen, terrassenförmig aufgebauten Substruktionen des Tempels. Der ganze Bau hat eine Länge von 440, eine Breite von 290 und eine Höhe von mehr als 200 Fuß. Der Tempel selbst ist bei einer Länge von 282 und einer Breite von 110 Fuß 63 Fuß hoch. Er ist aus untersberger oder sogenanntem salzburger weißen Marmor erbaut, rings mit 58 kannelirten dorischen Säulen von röthlichweißem umgeben, von welchem zweimal 8 den vorderen Giebel tragen und eine geräumige Vorhalle bilden, 17 an jeder Nebenseite und 8 an der Rückseite den übrigen Theil des Baues umschließen und somit einen vollständigen Peripteros herstellen. Nach den Angaben des Königs und den Skizzen von Rauch und Schwanthaler von dem letzteren und unter dessen Leitung in Marmor ausgeführt, stehen im Tympanon des Vordergiebels 15 symbolische Figuren in runder Arbeit, an die Wiederherstellung Deutschlands nach dem letzten Freiheitskampfe gegen Napoleon I. erinnernd, in der Mitte die kolossale Figur der Germania. Die Bildwerke des Hintergiebels, ebenfalls 15 Figuren, mit Arminius in der Mitte, nach Schwanthalers Entwurf und Ausführung, beziehen sich auf die Besiegung der Römer durch die Cherusker. Das Innere des Gebäudes, die eigentliche Cella, welche ihr Licht durch Oeffnungen der mit Bronzeplatten und Goldverzierungen reich geschmückten Decke erhält, bildet ein längliches Viereck, das, 220 F. lang und 50 F. breit, in drei Abtheilungen gesondert wird, von denen die mittlere zwei sitzende, die beiden anderen je zwei stehende Ruhmesgöttinnen, von Rauch in Berlin, enthalten. Rings um die Wand, in der Höhe der Halbsäulen, die die Cellen von einander sondern, zieht sich ein Marmorfries in einer Gesammtlänge von 292 F., der Deutschlands Urgeschichte, nach Entwürfen des Bildhauers J. M. Wagner und von Pettrich u. Schöpf ausgeführt, in Relief enthält. Unter dem Fries an der Wand stehen auf Konsolen und Postamenten die Marmorbüsten der Walhallagenossen, ausgezeichneter Deutscher, sämmtlich von deutschen Künstlern ausgeführt, in zwei Reihen übereinander, deren Einförmigkeit durch Siegesgöttinnen (von Rauch) unterbrochen wird. Von denen, deren Porträte man nicht besitzt, prangen die Namen in glänzenden Buchstaben an den Wänden oder dem Friese. An der Nordseite schließt sich an den Hauptsaal ein Opisthodomus an, der im obern Stockwerk eine Loge bildet, die sich zwischen Karyatiden nach dem großen Saale öffnet. Von den deutschen Männern und Frauen, welche in der W. einen Platz haben, hat König Ludwig I. eine

Digitized by Google

Charakteristik unter dem Titel „Walhalla's Genossen" (München 1842) herausgegeben, die auch die Abbildungen der Büsten enthält.

Walk, Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Livland, Kreis Wenden, an der Pädda, mit lateinischer Schule, Vermessungskommission, etwas Handel und 2450 Einwohnern.

Walken, technische Operation, welche mit dem Tuch vorgenommen wird und den Zweck hat, eine Verfilzung der Wollhärchen auf beiden Oberflächen des Gewebes zu erzeugen (s. Tuch). Die Walkmaschinen, auf welchen das W. ausgeführt wird, sind entweder Hammerwalken oder Walzenwalken. Erstere, auch Walkmühlen, Dickmühlen, Filzmühlen, Lochwalken, Strickwalken genannt, bestehen aus schweren hölzernen Hämmern, welche mittelst einer Daumenwelle gehoben werden und beim Niederfallen durch ihr Gewicht das in einem offnen Behältniß liegende, durchnäßte und zusammengefaltete Tuch quetschen und schieben, wobei es sich in Folge der eigenthümlichen Konstruktion der Hämmer und des Behältnisses zugleich regelmäßig umkehrt (wendet). Die Hämmer, welche aus Eichenholz gefertigt sind, sitzen an Stielen, welche so schräg liegen, daß sie beim tiefsten Standpunkt des Hammers mit der Vertikalen einen Winkel von 45—65° bilden. Ein Hammer mit seiner Schwinge wiegt 250—350 Pfund und der Hub beträgt 0,45—0,5 M. In ein Walkloch kommen 2 Stücke Tuch, die zusammen 50—100 Pfund wiegen. Jeder Hammer macht in einer Minute 45—75 Hübe oder Schläge. Eine Verbesserung der Hammerwalke bildet die Patentwalke (Druckwalke, Kurbelwalke), bei welcher die leichteren, nur 150 bis 200 Pfund wiegenden Hämmer nicht durch Hebung und freien Fall wirken, sondern durch Zugstangen, die in Krummzapfen hängen, auf und nieder geschoben werden. Der Niedergang übt keinen Stoß, sondern einen weniger gewaltsamen Druck aus und kann das Tuch nicht beschädigen, zumal wenn die Zugstangen durch eine in ihnen angebrachte Feder elastisch sind. Jeder Hammer macht 100—150 Hübe pr. Minute. Die Erschütterungen, welche die Hammerwalken verursachen, ihr langsames Arbeiten und die häufigen Beschädigungen des Tuches, welche sie herbeiführen, haben die Konstruktion der Walzenwalken veranlaßt, die größtentheils durch Druck und nur nebenbei und in geringem Grade durch Schlag u. Stoß wirken. Das Tuch wird an seinen Enden zusammengenäht und cirkulirt durch den Apparat stetig in einerlei Richtung. Aus einem Troge, der am Boden das Seifenwasser enthält, tritt es über eine kleine Leitungswalze in einen kurzen Einführungskanal, der so schmal ist, daß es sich in der Breitenrichtung zusammenschieben und falten muß, und gelangt dann zwischen 2 hölzerne Walzen oder Trommeln, von denen nur die untere durch Räderwerk bewegt wird, während die obere, durch Hebel niedergedrückt, durch Friktion mitgeht. Indem nun die Walzen das Tuch fortziehen, stopft u. faltet es sich hinter denselben in einem zweiten Kanal der Länge nach zusammen und wird nun allmählig fortgeschoben. Es gelangt dann auf einen horizontalen Tisch, wird hier von 2 Walzen geschlagen (wobei aber die Unterlage mittelst Federn ein wenig nachgibt) und fällt dann wieder in den ersten Trog zurück. Die Walzenwalken fordern weniger Seife und Arbeitszeit, erzeugen eine schönere Filzdecke und liefern ein bei gleicher Dichtigkeit dünneres Tuch als die Hammerwalken.

Walkenried, Flecken im braunschweigischen Kreis Blankenburg, an der Wieda und am südlichen Abhang des Harzes, in reizender Gegend, Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Hospital, die schönen Ruinen der ehemaligen reichsfreien, im Bauernkriege zerstörten großen Cistercienserabtei W., mit welcher früher eine Klosterschule verbunden war, und 716 Einw.

Walker, William, amerikanischer Abenteurer, geboren den 8. Mai 1824 zu Nashville im Staate Tennessee aus einer schottischen Familie, wirkte erst als Arzt, dann als Advokat zu Neworleans, San Francisco und Marysville und unternahm im Okt. 1853 eine erfolglose Freibeuterexpedition nach Niederkalifornien und Sonora. Gleichwohl landete er im Juni 1855 wieder bei Realejo in Nicaragua, nahm die Hauptstadt Granada ein, setzte eine neue Regierung ein, ließ sich selbst zum Oberbefehlshaber der Streitkräfte ernennen und beherrschte das Land mit diktatorischer Gewalt. Sein Angriff auf die Moskitoküste im März 1856 aber brachte ihn mit England in Konflikt, und mit dessen Unterstützung fielen die Costaricaner in Nicaragua ein und schlugen ihn mehre Male. Dennoch vermochte er sich zu behaupten, bis der von ihm eingesetzte Präsident Rivas sich gegen ihn erhob und die Regierungen von Costarica, Honduras, San Salvador und Guatemala sich gegen ihn verbündeten, in Folge dessen er sich am 1. Mai 1857 an ein nordamerikanisches Schiff ergab. Er ging nach Newyork und dann nach Washington, wo er den Präsidenten Buchanan für seine Pläne auf Nicaragua zu gewinnen suchte. Nachdem hierauf eine zweite Expedition nach Centralamerika durch die Regierung der Vereinigten Staaten verhindert worden, brachte er eine dritte zu Stand und bemächtigte sich am 27. Juni 1860 der Stadt Truxillo in Honduras, ward aber am 23. August geschlagen, dann gefangen und am 12. Sept. 1860 zu Truxillo kriegsrechtlich erschossen.

Walkererde, erdiges Mineral von unebenem, erdigem Bruch und grünlichgrauer, olivengrüner, gelblicher, bräunlicher oder röthlicher Färbung, auch gefleckt, schimmernd, matt, im Strich fettglänzend, kantendurchscheinend bis undurchsichtig, fettig anzufühlen, nicht abfärbend, kaum an der Zunge kleben bleibend, im Wasser schnell zu einer breiartigen, nicht plastischen Masse zerfallend, fette Oele begierig einsaugend, ist wohl meist aus der Verwitterung von Grünsteinen und ähnlichen Gesteinen hervorgegangen und dient in Form von Kugeln (Fleckkugeln) als Fleckvertilgungsmittel, besonders aber zum Walken der Tücher. W. findet sich in Lagern bei Roßwein u. Siebenlehn in Sachsen, Feistritz, Cilly und Reifenstein in Steiermark, Nimptsch in Schlesien, Nutfield und Nyngate in Wiltshire in England ꝛc.

Walkyren (von dem altnordischen Val, ein Haufen Erschlagener, und kjöra, wählen, auch Schlachtjungfrauen, Schild-, Wunschmädchen

Digitized by Google

[Oeskmayar]), in der nordischen Mythologie reizende Jungfrauen, die goldgeschmückt in strahlender Waffenrüstung durch die Lüfte reiten, nach Odins Befehlen die Schlachten leiten und die Todesloose vertheilen. Von den Mähnen ihrer Rosse träufelt befruchtender Thau und Licht strahlt aus ihren Lanzenspitzen. Sie geleiten die gefallenen Helden nach Walhalla (s. d.), wo sie ihnen den Becher kredenzen. Theils stammen sie, gleich den Nornen, von Alfen u. andern übermenschlichen Wesen, theils werden auch Fürstentöchter noch bei Lebzeiten unter die W. aufgenommen. Sie reiten gewöhnlich zu drei oder dreimal oder viermal drei und haben die Gabe, sich in Schwäne verwandeln zu können. Oft wählen sie sich edle Helden zu Geliebten. So ist Brynhild im nordischen Heldenlied eine Walkyre. Wer den W. ihr Schwanenhemd raubt, bekommt sie in seine Gewalt. Häufig werden die W. mit den Nornen verwechselt. Man dachte sich die W. auch unter dem Bilde der Wolken. Die meisten Namen der W. beziehen sich jedoch auf Krieg und Schlacht. Nach Finn Magnusen bezeichneten die W. ursprünglich feurige und glänzende Lufterscheinungen, von Odin ausgesandt, um Kriege und sonstiges Unglück anzuzeigen. Frauer („Die W. der skandinavisch-germanischen Götter- und Heldensage", Weimar 1846) will sie als Vervielfältigungen Odins als Kriegsgottes, Vermittlerinnen und Stellvertreterinnen desselben in Beziehung auf das kriegerische Leben und besonders den kriegerischen Tod des Menschen betrachtet wissen.

Wall, eine von Erde aufgeschüttete Umfassung befestigter Orte, durch welche der innere Raum gegen das feindliche Feuer gedeckt wird und deren obere Fläche, der Wallgang, zu Aufstellung des Geschützes und der Besatzung dient. Man unterscheidet den Hauptwall, der das Innere der Festung unmittelbar umgibt und am höchsten und stärksten gebaut ist, von den übrigen und namentlich denen der Außenwerke. Die Gestalt der Festung bestimmt die Linien des W.s, je nachdem er bastionirt (von Bollwerken bestrichen) oder tenaillirt (ein Zangenwerk) ist. Seine Höhe richtet sich nach dem vorliegenden Terrain und muß hinreichen, um den innern Raum gegen das feindliche Feuer zu decken. Die Höhe der Brustwehr, vom Wallgang aus gemessen, beträgt gewöhnlich 7 Fuß; der Unterschied jener beiden Höhen bestimmt die Höhe des Wallgangs über dem Bauhorizont. Die Dicke der Brustwehr hat man zu 18—20 F. und die Breite des Wallgangs selbst auf 30—40 F. angenommen. An der äußern Böschung liegt die Berme, welche sich vorn an die Eskarpe anschließt. Auf dem Wallgang, dicht an der Brustwehr, liegt das Banket zum Auftritt für die Infanterie. Die Krone der Brustwehr muß sich nach vorn senken, damit das Gewehrfeuer den Feind treffen könne, wenn er auch in die vorliegenden Werke eingedrungen ist.

Wallace, William, schottischer Freiheitsheld, geboren 1276, stammte aus anglo-normannischem Geschlecht u. war der Sohn des Ritters Malcolm W. von Elderslie in der Grafschaft Renfrew. Als neunzehnjähriger Jüngling erschlug er den Sohn Selby's, des Gouverneurs vom Schlosse Dundee, der ihn beleidigt hatte, floh, sammelte die herumirrenden Geächteten und überfiel die schwachen englischen Besatzungen in den Städten u. Schlössern. Mit der Zahl seiner Kampfgenossen wuchs dem Jüngling der Muth. Ueberall, wo er erschien, erhob sich das Volk und trieb unter seiner Anführung die Engländer aus dem Lande. Robert Bruce, William Douglas und viele andere Große unterstützten seine Bestrebungen. Nachdem er den von Eduard I. 1298 mit 40,000 Mann nach Schottland gesandten Grafen Warenne am 11. September 1298 jenseit des Forthflusses aufs Haupt geschlagen hatte, feierten ihn die Schotten als Retter des Vaterlandes und ernannten ihn während Baliols Abwesenheit zum Reichsverweser. Im Nov. 1298 fiel er in die nördlichen Provinzen Englands ein und kehrte mit ansehnlicher Beute zurück. Als aber König Eduard mit einem Heer von 80,000 zu Fuß und 7000 Reitern in Schottland eindrang, konnten die Schotten keinen Widerstand leisten, zumal sie unter einander in Zwiespalt geriethen. Da die Großen es für schimpflich hielten, dem gemeinen Edelmann W. als Regenten und Oberbefehlshaber zu gehorchen, legte derselbe die Regentschaft nieder, behielt aber den Befehl über das Truppencorps, das er gesammelt hatte. Die Barone hingegen übertrugen die Obergewalt dem Steward von Schottland und dem Lord Cumyn von Badenoch, von denen jeder ebenfalls ein Truppencorps sammelte. Das vereinigte Heer wurde am 22. Juli 1299 bei Falkirk von Eduard angegriffen und trotz des tapfersten Kampfes geschlagen. Gegen 50,000 Vaterlandsvertheidiger blieben auf dem Schlachtfelde. W. zog sich darauf mit seinem Corps hinter den Carronfluß zurück. Als sich die schottischen Großen 1302 abermals gegen Eduards Herrschaft erhoben, that W. Wunder der Tapferkeit, ward aber nicht gehörig unterstützt. So unterwarf Eduard nach und nach das ganze Land und unterhandelte mit den einzelnen Insurgentenhäuptern. Nur W. ließ sich auf keinen Vergleich ein. Durch Verrath fiel er endlich den Engländern in die Hände und wurde in Ketten nach London geschafft. Hier als Hochverräther zum Tode verurtheilt, wurde er, obschon er dem König nie einen Treueid geleistet, am 23. Aug. 1305 auf Towerhill martervoll hingerichtet. Die Glieder des verstümmelten Leichnams ließ Eduard in den schottischen Städten aufhängen. Sein Ruhm lebte in den Liedern seiner Vaterlandsgenossen fort. Der schottische Barde Blind Harry, in der Mitte des 16. Jahrhunderts, besang die Thaten des Helden in einem Gedicht, wovon das Manuskript auf der Bibliothek der Advokatenkammer zu Edinburg aufbewahrt wird. Die beste Ausgabe davon erschien zu Perth 1790. Vgl. Fraser Tytler, Lives of scottish worthies, Bd. 1, London 1831.

Wallach, das verschnittene Männchen des gemeinen Pferdes, s. Pferd.

Wallbüchse, gezogene Feuerwaffe von weit größerem Kaliber als die Jägerbüchse, hat ein Rohr von etwa 4 Fuß Länge und schießt eine Bleikugel von 2—6 Loth, und zwar auf 6—800 Schritte mit ziemlicher Genauigkeit. Der hintere Theil des Rohrs und Schafts kann nach unten geklappt werden, wodurch das Laden von hinten möglich wird. Das Schloß ist zur Perkussion

Digitized by Google

eingerichtet und mit einem Stecher versehen, der Kolben in gewöhnlicher Form geschäftet. Bayonnet und Ladestock fehlen. Zwei Klappvisire hinten und das Korn vorn am Lauf sind feststehend. Die W. kann beim Abfeuern auf einem Bocke ruhen, wird aber gewöhnlich nur auf die Brustwehr oder eine Gabel, welche man in die Erde einsteckt, aufgelegt. Der Nutzen, welchen man durch die Anwendung der W. im Festungskriege erlangen will, ist der, daß man mit derselben nach kleinen Patrouillen, rekognoscirenden Offizieren, nach den Scharten ꝛc. mit größerer Sicherheit und auf weitere Entfernungen schießen kann als mit dem gewöhnlichen Gewehr. Jetzt sind die W.n meist durch andere, leichtere Gewehre ersetzt worden, welche nach thouveninschem System eingerichtet sind und mit einem größern Kaliber als das Infanteriegewehr ebenso weit als jene tragen.

Walle, s. v. a. Walthiere.

Wallenstädtersee (Wallensee, romanisch Lac della Riva), schweizerischer See, größern Theils zum Kanton St.-Gallen, kleinern Theils zum Kanton Glarus gehörig, 1308 Fuß über dem Meere gelegen, 3½ Stunden lang, ¾ Stunde breit, bis zu 600 Fuß tief. Er ist gegen Norden von den steilen Felsenwänden der Kurfirsten begrenzt, deren zum Theil auffallend gestaltete Gipfel sich 5300—5700 F. über den Wasserspiegel erheben und wenig Vegetation zeigen. Gegen Südosten schließen ihn sanfter abgedachte, mit lachenden Alpmatten überkleidete, durch Dörfer und Sennhütten belebte Vorberge der St.-Galler- und Glarneralpen ein. Der W. nimmt die Seez und Linth auf, ist durch den Linthkanal mit dem Zürchersee verbunden und enthält viele Fische. Ein aus dem Glarnerthal hervorbrechender Westwind und der von Norden kommende sogenannte Blättlisee machen die Fahrt auf dem See oft gefährlich. Seitdem am südlichen Ufer die Eisenbahn von Sargans nach Rapperswyl hinläuft, hat die Dampfschifffahrt auf dem See aufgehört. Am östlichen Ende des See's liegt die Stadt Wallenstadt im Bezirk Sargans des Kantons St.-Gallen, am Einfluß der Seez und an der ebengenannten Eisenbahn, mit Hafen, lebhaftem Handel u. 1870 Einw. Im W. ertrank am 16. Aug. 1860 Heinrich Simon; ihm wurde in der Nähe ein Denkmal gesetzt.

Wallenstein, Albrecht Wenzel Eusebius von, kaiserlicher Generalissimus im dreißigjährigen Kriege, geboren aus dem alten deutschen Geschlecht Waldstein (s. d.) den 15. Sept. 1583 auf dem Gut Hermanic in Böhmen. Nach dem frühen Tode seiner Aeltern, die sich zum böhmisch-evangelischen Glauben bekannt hatten, brachte einer seiner mütterlichen Oheime den vierzehnjährigen Albrecht nach Olmütz in ein Konviktorium der Jesuiten, wo derselbe zur katholischen Kirche übertrat. Herangewachsen bereiste er in Begleitung des berühmten Mathematikers Peter Vergundes Holland, England, Frankreich und Italien, wo er sich zu Bologna u. Padua mathematischen und astronomischen Studien widmete. Aus Italien zurückgekehrt, trat er bei dem Kaiser Rudolf in Kriegsdienste und erhielt nach einigen Feldzügen gegen die Türken eine Hauptmannsstelle. Nach dem Frieden (1606) kehrte er nach Böhmen zurück und vermählte sich mit einer betagten Wittwe, Lucretia Nikessin von Landeck, nach deren Tode (1614) ihm ansehnliche Güter in Mähren zufielen, während er auch 14 Güter von seinem Oheim erbte. Im Jahre 1617 unterstützte er den Erzherzog Ferdinand im Kriege mit Venedig mit 200 Kürassieren (nach Andern 7 Kompagnien Fußvolk) und trug viel zur Rettung der belagerten Festung Gradisca bei. Nach dem Frieden ward er zum kaiserlichen Obersten ernannt, von den mährischen Ständen zum Befehlshaber ihrer Landmiliz gewählt und bei seiner Vermählung mit Isabella Katharina, der Tochter des Grafen Harrach, Günstlings des Kaisers Matthias, in den Grafenstand erhoben. In dem Aufstande der böhmischen und mährischen Stände 1618 schloß er sich seinen Landsleuten nicht an, rettete vielmehr die Landeskasse nach Wien und focht an der Spitze eines von ihm selbst errichteten Kürassierregiments glücklich gegen Thurn und Bethlen Gabor. Als Herzog Maximilian und General Tilly 1620 mit dem versprochenen Hülfsheer erschienen, wurde W. zum Generalquartiermeister der vereinigten Streitmacht und nach dem Sieg bei Kremsier (18. Okt. 1621) zum Feldmarschall ernannt. Ein abermaliger Einfall des Fürsten von Siebenbürgen (1623) ward von ihm erfolgreich bekämpft. Der Kaiser hatte ihn schon nach Unterwerfung der Böhmen zum Pfalzgrafen ernannt. Nach der Unterwerfung Mährens und Schlesiens gestattete er ihm auch den Vorkauf bei den meisten konfiscirten Gütern und Herrschaften, und so brachte W. die Herrschaft Friedland und 60 Güter, welche zu derselben gezogen wurden, an sich und ward nun zum Herzog von Friedland erhoben. Als der Kaiser durch den niedersächsischen Bund 1625 in neue Bedrängniß kam, erbot sich W., ein Heer von 40,000 Mann auf eigene Kosten auszurüsten und zu besolden, wogegen er nur unbedingte Vollmacht über die Erhebung von Geld und Naturalien in den feindlich gesinnten Provinzen des Reichs verlangte, wozu der hülflose Kaiser seine Einwilligung gab. Am 25. Juli 1625 zum Generalissimus und Feldmarschall ernannt, zog W. von Böhmen nach der Weser, wo er das Heer zu kompletiren gedachte. Er hatte zwar Befehl, sich sogleich mit Tilly zu vereinigen; seine Abneigung gegen diesen und mehr noch die Schwierigkeit der Verpflegung machte jedoch eine Vereinigung auf die Dauer unmöglich, und schon im Herbst näherte sich W. der Elbe, wo er das Halberstädtische besetzte und am 25. April 1626 bei Dessau einen vollständigen Sieg über den Grafen von Mansfeld erfocht. Als dieser zu Ende des Jahres seinen Zug durch Schlesien nach Siebenbürgen unternahm, um sich mit Bethlen Gabor zu vereinigen, folgte ihm W. und vereitelte so den feindlichen Angriffsplan. Hierauf ernannte ihn der Kaiser 1627 zum Herzog von Sagan und gab ihm den Auftrag, Schlesien von den Feinden zu säubern und Brandenburg, Mecklenburg und Pommern zu besetzen. W. fiel im Juni mit etwa 40,000 Mann in Schlesien ein, nöthigte den Kurfürsten von Brandenburg zur Unterwerfung u. den unter Dänemarks Fahnen kämpfenden Markgrafen von Baden zum Aufgeben seiner starken Stellung an der Havel und

Digitized by Google

vereinigte sich mit Tilly zur Eroberung von Mecklenburg und Holstein, die noch vor Ablauf des Jahres bewirkt wurde. Unterdessen hatte ihm der Kaiser das schlesische Herzogthum Sagan mit der Herrschaft Priebus verkauft, und zur Deckung für noch nicht abgetragene Kriegskosten wurden die beiden Herzöge von Mecklenburg abgesetzt und W. mit ihren Ländern belehnt (April 1628). Seine in Folge dessen unternommene Expedition gegen Pommern und Stralsund war jedoch nicht glücklich. W. entwickelte zwar als Admiral der Nord- und Ostsee eine außerordentliche Thätigkeit, mußte aber von Stralsund nach viermonatlicher Belagerung mit einem Verlust von mehr als 12,000 Mann abziehen. Inzwischen liefen von allen Seiten Klagen über seine Willkür ein, u. der Kaiser willigte in die auf dem Reichstag zu Regensburg 1630 namentlich vom Kurfürsten von Bayern u. vom Erzherzog Leopold geforderte Entlassung W.s. Derselbe zog sich hierauf in seine Residenz Gitschin zurück, wo er in königlicher Pracht lebte. Gustav Adolfs siegreiches Vordringen überzeugte den Kaiser bald von der Nothwendigkeit, den Herzog von Friedland wieder an die Spitze des Heeres zu stellen, wozu schon nach der verlorenen Schlacht bei Breitenfeld (1631) einleitende Schritte gethan wurden. W. lehnte die Einladung, an den kaiserlichen Hof zu kommen, ab, und es war des Herzogs Eggenberg ganze Ueberredungskunst nöthig, ihn zu vermögen, sich wenigstens der Bildung eines neuen Heeres von 50,000 Mann zu unterziehen. Schon in den ersten Tagen des April (1632) war dasselbe organisirt; es bedurfte aber neuer und dringenderer Bitten des Kaisers, bevor sich W. zur Uebernahme des Oberbefehls verstand. Dies geschah endlich unter folgenden Bedingungen: W. soll Generalissimus des ganzen Hauses Oesterreich und der spanischen Hülfstruppen sein und bleiben; der König von Ungarn darf nicht beim Heer erscheinen; der Herzog erhält ein österreichisches Erbland und die Oberlehnsherrschaft in den eroberten Ländern; die Entscheidung in Konfiskations- und Pardonssachen steht ihm allein zu. Nachdem W. in kurzer Zeit die Sachsen aus Böhmen geworfen, wandte er sich nach Nürnberg, um Bayern von den bis nach München vorgedrungenen Schweden zu befreien. Einen Angriff, welchen Gustav Adolf auf sein Lager bei Fürth machte, schlug er am 4. September 1632 ab und zwang den König, seine dortige Stellung aufzugeben. Während Gustav Adolf Bayern aufs Neue bedrohte, wendete sich W. nach Sachsen, wo er aber am 6. Nov. von jenem bei Lützen (s. d.) geschlagen wurde. Die rücksichtslose Strenge, mit der W. hierauf eine Anzahl hoher Offiziere, denen er den Verlust der Schlacht beimaß, durch Henkershand sterben ließ oder ehrlos machte, sowie seine Weigerung, die kaiserliche Gnade anzusprechen, begannen seine Stellung von Neuem zu untergraben. Im Frühjahre 1633 marschirte W. nach Schlesien, wo sächsische, brandenburgische und schwedische Truppen eingedrungen waren u. sich fast aller festen Plätze bemächtigt hatten. Obschon denselben an Stärke überlegen, beschränkte sich W. auf unbedeutende Unternehmungen und knüpfte bald Unterhandlungen mit den feindlichen Befehlshabern an, die zu allerlei Vermuthungen führten, aber wohl nur den Zweck hatten, die Gegner durch Vorspiegelungen irre zu leiten. Nachdem sich der Herzog während eines zweimaligen Waffenstillstandes genugsam verstärkt und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß es nicht möglich sei, Sachsen und Brandenburg zu einem Separatfrieden mit Oesterreich, oder wohl gar zu einem gemeinschaftlichen Krieg gegen Schweden zu bewegen, ergriff er plötzlich im Oktober die Offensive. Zuerst drängte er die Sachsen und dann die Brandenburger in ihr Land zurück, nahm hierauf ein schwedisches Corps von 5000 Mann und 60 Geschützen bei Steinau an der Oder gefangen und entsendete sogleich ein Corps nach Brandenburg, während er selbst mit der Hauptmacht in die Lausitz marschirte, wodurch er den Kurfürsten von Brandenburg zum Waffenstillstande nöthigte und Görlitz und Bautzen einnahm. Seine Absicht, gegen Dresden zu rücken, ward jedoch durch einen Befehl des Kaisers, sofort durch Böhmen in die Oberpfalz zu marschiren, um dem Herzog Bernhard die Spitze zu bieten, vereitelt. W. marschirte, wiewohl der Winter vor der Thüre und er leidend war, bis Nürnberg vor, kehrte aber auf die Nachricht, daß General Arnim abermals in Schlesien eingefallen sei, nach Böhmen zurück, wo er die erschöpften Truppen Winterquartiere beziehen ließ, was ein neuer Anlaß zu Mißhelligkeiten mit dem Kaiser wurde. W. erklärte sich bereit, sein Kommando niederzulegen, schloß aber gleichwohl am 12. Jan. 1634 zu Pilsen mit den Obersten seines Heeres einen Vertrag, worin sie sich gegenseitig gelobten, sich nicht zu verlassen. Die Generale Piccolomini und Gallas berichteten diesen Vorgang dem Kaiser, und damit war W.s Schicksal entschieden. Zwar blieb man noch in freundlicher Korrespondenz mit ihm, aber am 24. Jan. unterzeichnete der Kaiser ein Patent, durch welches der Herzog des Kommando's entsetzt und für einen Rebellen erklärt wurde, und Piccolomini und Gallas erhielten Befehl, sich der Person des Herzogs todt oder lebendig zu bemächtigen. Als W. sich beobachtet sah, fertigte er Abgeordnete nach Wien ab, um dem Kaiser zu erklären, daß er bereit sei, den Oberbefehl niederzulegen und sich zur Verantwortung zu stellen. Piccolomini verhinderte jedoch, daß die Botschaft an den Kaiser gelangte, und ließ einige Regimenter gegen Pilsen marschiren. W. warf sich mit wenigen Getreuen und dem buttlerschen Dragonerregiment in das stark befestigte Eger, von wo er mit Herzog Bernhard unterhandelte, in dessen Arme er sich zu werfen beschloß. Der von Piccolomini gewonnene Oberst Buttler suchte inzwischen den Obersten Gordon, Kommandanten von Eger, nebst mehren Offizieren der Besatzung zu gewinnen und veranstaltete den 25. Febr. Abends ein Gastmahl, bei welchem zuerst die Anhänger des Herzogs, die Generale Illo, Terzky, Kinsky und Rittmeister Neumann niedergemacht wurden. Von hier begab sich Hauptmann Deveroux, ein Irländer, mit den bluttriefenden Dragonern in die Wohnung W.s, ein Privathaus am Markt. Als W., im Begriff zur Ruhe zu gehen, das Waffengeräusch hörte, ging er nach dem Fenster, um der Wache zu rufen, aber in diesem Augenblick trat Deveroux herein und

stieß ihm die Partisane in die Brust. W.s Güter wurden nach kaiserlichem Urtheilsspruch konfiscirt. Nach der Beschreibung des Grafen Gualdo Priorato, eines seiner Offiziere, war W. von hoher Gestalt, hatte einen muskulösen, aber mageren Körper, eine gelbliche Gesichtsfarbe, hohe Stirn, kurz verschnittenes schwarzes Haar und einen dünnen Bart. Seine schwarzen Augen waren nicht groß, aber voll Feuer und Ehrfurcht gebietend. Der Ausdruck des Gesichts war kalt, zurückstoßend, sein Anstand edel, das Benehmen aber rauh. Er lebte mäßig, war sehr thätig, aber wortkarg, ungeduldig bis zum Eigensinn, streng bis zur Grausamkeit, freigebig bis zur Verschwendung und lachte selten. Verdienste galten ihm Alles, Empfehlungen nichts, selbst wenn sie vom Kaiser kamen. Im Felde hielt er zwar zuweilen Kriegsrath, handelte aber stets nach eigenen Grundsätzen. Seine geheimen Pläne umgab ein undurchdringlicher Schleier, dagegen unterhielt er viele Kundschafter. Mit seiner zweiten Gemahlin, welche ihm eine Tochter, Maria Elisabeth, gebar, lebte er in glücklicher Ehe. Er war unbestritten einer der größten Heerführer seines Jahrhunderts, der in kurzer Zeit Heere zu schaffen, kampftüchtig zu machen und zum Siege zu führen verstand. An Willensfestigkeit und Beharrlichkeit übertrifft ihn vielleicht kein deutscher Feldherr. Auf österreichische Urkunden gestützt, hat Förster in seinen „Briefen W.s" (Berlin 1828—29, 3 Bde.), in der „Biographie W.s" (Potsdam 1834) und in „W.s Prozeß vor den Schranken des Weltgerichts" (Leipzig 1844) die Grundlosigkeit der ihm vom Kaiser zur Last gelegten Verbrechen nachzuweisen gesucht, auf deren Grund der Graf Christian von Waldstein-Wartenberg, der rechtmäßige Erbe W.s, vergeblich Anspruch auf die konfiscirten Güter bei dem kaiserlichen Fiskus erhob. Eine inhaltreiche Darlegung der Thätigkeit der Gegner W.s hat aus bayerischen Quellen Aretin in der Schrift „Wallenstein" (Regensburg 1846) gegeben. Aus sächsischen Quellen ist dann Helbig in den Schriften „W. und Arnim 1632—34" (Dresden 1850), „Der Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland während des Winters 1633—34" (das. 1852) und „Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg" (Leipz. 1854), aus schwedischen Quellen aber Dudik in den „Forschungen für Mährens Geschichte" (Brünn 1852) mit wichtigen Ergänzungen aufgetreten, die W. allerdings nicht schuldlos erscheinen lassen. Vergl. auch Bülau, Geheime Geschichten, 5. Bd., Leipzig 1854; Hurter, Zur Geschichte W.s, Schaffhausen 1855, und W.s letzte Lebensjahre, Wien 1862. Ueber das Drama „Wallenstein" von Schiller s. Schiller.

Waller, Edmund, englischer Dichter, geboren am 3. März 1605 zu Coleshill in der Grafschaft Warwick, studirte zu Cambridge und kam im 18. Jahre in das Parlament als Vertreter für Agmondesham. Anfangs auf der Seite der Opposition stehend, wandte er sich später der königlichen Partei wieder zu und ließ sich sogar in eine Verschwörung ein, um derselben London in die Hände zu spielen. Als sie entdeckt wurde, verrieth W., um sich zu retten, sämmtliche Theilnehmer. Hierfür zur Strafe der Verbannung begnadigt, zog er sich nach Frankreich zurück. Cromwell, der mit ihm verwandt war, rief ihn zurück und ward hierfür später von ihm in einem seiner besten Gedichte verherrlicht. Auch nach der Restauration lebte W. am Hofe, wo ihn sein Witz beliebt machte. Er † am 21. Oktober 1687 auf seinem Landsitze zu Beaconsfield. Die erste Ausgabe seiner Gedichte erschien 1664, die vollständigste besorgte Fenton (London 1771 und 1774). W. ist vorzüglich lyrischer Dichter, zeichnet sich durch Grazie, Korrektheit und Eleganz aus und übertrifft an Feinheit des Geschmacks alle seine Zeitgenossen; aber seine Poesien sind Produkte des kombinirenden Verstandes, nicht schöpferischer Phantasie und ächten Gefühls. Am glücklichsten ist er in lyrisch-erotischen Tändeleien.

Wallersee, s. v. a. Walchensee.

Wallerstein, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben u. Neuburg, Bezirksamt Nördlingen, Residenz der Fürsten von Oettingen-Wallerstein u. Sitz der fürstlichen Domänenkanzlei, hat ein schönes Schloß, eine katholische Pfarrei, ein Rabbinat, eine lateinische Schule, Synagoge und 1690 Einw. Im fürstlichen Residenzschloß ist die wallersteinsche Kunstsammlung, die 1812 vom Fürsten Ludwig Kraft Ernst von Oettingen-Wallerstein aus alten ererbten Gemälden altdeutscher Schule begonnen, durch Ankäufe besonders vom Grafen Rechberg vermehrt und auf das Mittelalter beschränkt wurde. Das Ganze mit der Bibliothek von 100,000 Bänden und vielen Miniaturen, Handzeichnungen, Kupferstichen, Holzschnitten, Münzen und Waffen ist seit 1821 Fideikommiß.

Wallfahrten (Betfahrten, peregrinationes religiosae), in der katholischen Kirche Reisen oder Gänge unter Gebet und Gesang nach Orten, an die sich fromme Erinnerungen knüpfen (Gnadenorte). Ihren Ursprung haben die W. in den jährlichen Wanderungen der Juden zum Passahfeste nach Jerusalem. Auch Griechen und Römer unternahmen Gänge oder Reisen nach fernen Tempeln. Seit der Zeit des heiligen Ambrosius im 4. Jahrhundert kamen die W. auch in der christlichen Kirche auf, besonders nach Jerusalem, Nazareth, Bethlehem ꝛc. Helena, die Mutter Konstantins des Großen, zog zum Grabe Jesu nach Jerusalem und fand viele Nachahmer. Aus Gründen der Sittlichkeit eiferten zwar schon die Kirchenväter zu Ende des 4. Jahrhunderts gegen die W., doch wurden sie bald von der Kirche selbst als verdienstliche Werke angesehen und mit den Kreuzzügen mußte der Drang zu W. nach dem heiligen Lande noch vermehrt werden. Als dasselbe wieder unter die saracenische Herrschaft gekommen, ersetzte man den Verlust durch Reliquien, Wunderbilder, heilige Gräber, besonders die des Paulus und Petrus zu Rom, des Jacobus zu Compostella. Die W. nach diesen Orten hießen Hauptwallfahrten (p. primariae), die an andere, weniger berühmte Orte (Nebenwallfahrten (p. secundariae). Die Pilger (Waller, Wallbrüder) trugen lange, oft mit Muscheln verzierte, wollene Kutten mit Kragen, große Hüte und hohe Stäbe, welche besonders dazu geweiht wurden. In katholischen Ländern bestehen zwar die W. noch jetzt, sind aber, als zu vielen Unsitt-

Digitized by Google

lichkeiten Anlaß gebend, mehrfach beschränkt worden. Auch die Griechen und Mohammedaner wallfahrten, letztere nach Mohammeds Grabe in Mekka. Vgl. Lazari, De sacra veterum Christianorum peregrinatione, Rom 1774.

Wallfisch (Balaena), Säugethiergattung aus der Ordnung der Cetaceen (s. d.) und der Familie der Walle, charakterisirt durch einen unverhältnißmäßig großen, fast ein Drittel des Körpers ausmachenden Kopf, den kleinen, kaum 4 Zoll weiten Schlund, die 300—1000 dünnen, langen, faserigen, senkrecht gestellten, gekrümmten, nach der Innenseite gefransten Hornplatten (Barten) im Oberkiefer, welche die in der Jugend vorhandenen, hinfälligen Kegelzähne verdrängen, die 2 getrennten Spritzlöcher, aus welchen mit Wasserdampf geschwängerte Luft, auch wohl bloßes Wasser geräuschvoll springbrunnenartig emporgespritzt wird, die in der Nähe des Mundwinkels liegenden kleinen Augen und versteckten Ohröffnungen und die 2 in der Nähe des Afters unter Hautfalten befindlichen Zitzen. Die bekannteste Art, der gemeine W. (Balaena mysticetus *L.*), ist vielleicht das größte aller jetzt lebenden Thiere, denn seine Länge beträgt 60—70 Fuß, seine Schwere 1000—1500 Centner. Der ungeheure Kopf nimmt durchschnittlich ein Drittel der Gesammtlänge des Körpers ein; das Maul mißt 16—20 Fuß in der Länge und 10—12 Fuß in der Breite und bietet Raum für ein Boot sammt der Mannschaft. Der nicht durch einen Hals vom Kopf geschiedene Leib ist rund und mit 7—9 Fuß langen, 4—5 F. breiten, länglichen, eiförmig gestalteten, sehr beweglichen Brustflossen und einer 5—6 F. in der Länge und 18—26 F. in der Breite messenden Schwanzflosse besetzt. Die Spritzlöcher, etwa 1½ Fuß lange, sförmig gestaltete schmale Längsspalten, liegen bei dem erwachsenen Thiere etwa 10 Fuß von dem Ende der Schnauze auf der höchsten Stelle des Kopfs. Die Augen, kaum größer als die eines Rindes, stehen seitlich am Kopfe, schräg über und hinter den Mundwinkeln. Der Gehörgang ist sehr eng und verschließbar. Barten zählt man auf jeder Seite des Rachens 316—350, und zwar stehen die längsten in der Mitte des Kiefers, von wo an sie sich nach beiden Seiten hin verkürzen. Bei W.en von 50 Fuß Länge messen sie gewöhnlich 10—11 F. bei einer Breite von ebenso viel Zoll; Barten von 15 F. Länge sind sehr selten. Die große, sehr weiche Zunge liegt unbeweglich im Kiefer, an den sie mit ihrer ganzen Unterseite festgewachsen ist, und ist eigentlich nur ein zelliger Oelschlauch. Unter der verhältnißmäßig dünnen, zähen Haut liegt eine 8—20 Zoll dicke Specklage, welche den ganzen Körper umgibt; unter dieser bei jungen Thieren das rothe und zarte, bei älteren fast schwarze, grobe, faserige Fleisch. Außen gleicht die sammtweiche Haut mit Oel getränktem Leder. Am Rücken und an den Seiten bis gegen den Bauch hin ist sie, wie die beiden Brustflossen und die Schwanzflosse, gewöhnlich von tief schwarzer Färbung, während sie an den Lippen, am Unterkiefer und am Bauch größtentheils weiß, schwach gelblich überflogen erscheint. Der hintere Theil des Körpers vor der Schwanzflosse und ein Theil der Gelenkhöhlen unter den Brustflossen sind grau. Die Färbung ändert übrigens ab, denn es gibt W.e, welche oben ganz schwarz, unten rein weiß sind, auch gescheckte, gefleckte und ganz weiße. Bis auf einige am Vorderrande der Lippen stehende Borstenhaare ist der W. völlig nackt. Die Heimat desselben sind die hochnordischen Meere, wo er sich dem Pol so weit nähert, als das Meer eisfrei ist; nach Süden geht er bis 60° nördl. Br. Am häufigsten findet er sich in den grönländischen Gewässern, in der Davisstraße und Behringsbai, wogegen er an den Küsten Asiens sehr selten vorkommt. Bevorzugte Aufenthaltsorte der W.e, welche reich an kleinen, die einzige Nahrung des Kolosses ausmachenden Meerthieren sind, pflegt man als Wallfischgründe zu bezeichnen. Wo unter dem Eise sich besonders reiche Nahrung darbietet, erscheint der W. in zahlreichen Gesellschaften, wiewohl er eigentlich nicht in solchen lebt. Ungeachtet seiner ungeheuren Größe und plumpen Gestalt ist der W. doch ein sehr behendes Thier. Sein eigentliches Bewegungsorgan ist der Schwanz, in welchem er eine außerordentliche Kraft besitzt. Die wagrecht ausgestreckten Brustflossen dienen nur dazu, den Leib im Gleichgewicht zu erhalten und die Wendung zu erleichtern. Schon beim gewöhnlichen Schwimmen legt der W. 9 englische Meilen in der Stunde zurück, verwundet aber 12—16 Meilen. „Besäßen die W.e", sagt Pöppig, „einen ihrer Kraft und Größe angemessenen Verstand, so würde nicht nur kein Boot, sondern auch keins der größten Schiffe ihren Stößen widerstehen können und sie wären die einzigen Beherrscher des Meeres". Aber der W. ist ein stumpfsinniges und zugleich furchtsames Geschöpf. Unter seinen Sinnen scheinen Gesicht und Gefühl am meisten ausgebildet zu sein. Im klaren Wasser soll er außerordentlich weit, über Wasser dagegen nicht weit sehen können. Auf der Oberhaut hat er ein feines Gefühl und merkt z. B. Witterungsveränderung im Voraus. Bei drohendem Sturm und Gewitter zeigt er große Unruhe und tobt heftig in den Fluthen umher. Seine Nahrung besteht in Weich- und Krustenthieren, namentlich in der nur 1 Zoll langen, kleinfingerdicken Wallfischschnecke (Clio borealis), die zu Millionen auf dem Eismeere lebt, auch in frei umherschwimmenden Ringelwürmern. Fische verschlingt er mehr zufälliger Weise, und zwar nur kleine seines engen Schlundes wegen. Der Strahl, welchen er aus den Spritzlöchern auswirft, steigt nicht selten bis 40 Fuß in die Höhe und ist auf dem Meere weithin sichtbar. Der W. kann höchstens 40 Minuten lang unter dem Wasser verweilen und kommt dann ganz erschöpft an die Oberfläche, wahrscheinlich in Folge des ungeheuren auf ihm lastenden Wasserdrucks. Eine Stimme hat man nie von ihm vernommen, obgleich sein Kehlkopf wie der des Finnfisches gebaut ist, welchen hat man brüllen hören. Im Schlaf liegt er regungslos auf der Oberfläche des Wassers, wobei ihn die Brustflossen im Gleichgewicht halten. In den nordischen Meeren paaren sich die W.e zwischen Anfang Juni und Ende Juli. Nach 10, aber auch 22, oder gar 34 Monaten, im März oder April, bringt das Weibchen ein einziges Junges, höchst selten 2 zur Welt. Dieses ist 10 bis 14 Fuß lang und wächst sehr rasch. Es folgt

Digitized by Google

der Mutter über ein Jahr lang, bis die Barten so weit gewachsen sind, daß es selbst seiner Nahrung nachgehen kann. Ein W. von 60 Fuß Länge und 70 Tonnen Gewicht hat an 30 Tonnen Speck, welche etwa 24 Tonnen Thran geben, und liefert in den Barten 1½ Tonnen oder 3360 Pfund Fischbein. Eine Tonne Thran kostet gegenwärtig 3—4, eine Tonne Fischbein aber 160—180 Pfd. Sterl., woraus sich der Werth eines getödteten W.es ermessen läßt. Die Europäer benutzen nur den Speck und die Barten, die hochnordischen Völker auch das Fleisch. Sie essen den Speck und trinken den Thran leidenschaftlich gern, und den Eskimos gilt selbst die rohe Haut als Leckerbissen. Aus den Rippen des W.es bauen diese Völker ihre Hütten und benutzen sie zum Schiffbau. Selbst in niederländischen Dörfern sieht man manchmal die Unterkinnlade des W.es als Thor verwendet. Außer dem Menschen hat der W. noch andere Feinde. Namentlich verfolgt ihn der nördliche Hai und reißt ihm große Stücke aus dem Leibe. Auch der Schwertfisch greift ihn an. Lästig werden ihm zahlreiche kleine Schmarotzer, welche sich auf seinem Leibe festsetzen, so die Wallfischlaus, die sich zu Hunderttausenden in seinen Rücken einfrißt. Auch Meereicheln bedecken ihn nicht selten in Menge und geben für mancherlei Seepflanzen die Anhaltepunkte her, so daß manche W.e eine ganze Welt von Thieren und Pflanzen mit sich herumtragen. Der südliche W. (B. australis *Desmoul.*, B. antarctica *Less.*) ist kleiner als der vorige; der Kopf nimmt nur ¼ der Länge ein; die Schnauze ist breiter und zeigt vorn eine starke Erhabenheit; die Barten sind kürzer und die Färbung ist mit Ausnahme einer kleinen weißen Stelle am Unterleibe tief schwarz. Er hält sich meist unter gemäßigten Breiten auf, besucht im Frühjahr die Buchten an der Westküste von Amerika u. wird hier gefangen. Auch an der Südspitze Afrika's und am Australien, sowie am Japan kommt er vor und ist auch schon im nördlichen Eismeer gefangen worden. Er scheint regelmäßig u. zwar in größeren Schaaren zu wandern. Eine andere Gattung bilden die Finnfische oder Schnabelwalle (Balaenoptera *Lacep.*). Dies sind lange, schlank gebaute Cetaceen mit einer Fettflosse hinter der Mitte des Rückens, kleinerer Schwanzflosse, schmalen Brustflossen, fast gerader Schnauze und zahlreichen tiefen, von dem Unterkiefer an bis zum Nabel längs des Bauches verlaufenden Furchen. Der langflossige Finnfisch (B. longimana *Rudolphi*, B. boops *Fabr.*) ist schwärzlich, unten weiß, mit buchtig gekerbter, abgerundeter Brustflosse und wird bis 80 Fuß lang. Er findet sich um Grönland, Island ꝛc. in denselben Meeren, wie der gemeine W., geht aber auch weiter nach Süden. Ein 1824 an der Elbmündung gestrandetes Exemplar befindet sich im berliner Museum. Der Schnabelwallfisch (B boops *L.*, B. rostrata *Bdt.* et *Ratz*, B. borealis *Less.*, Jubarte) ist der schlankste aller Walle und das längste aller Thiere, denn er erreicht eine Länge von über 100 Fuß. Der kegelförmig gestaltete Kopf nimmt etwa den vierten Theil des Körpers ein; letzterer ist unter den Brustflossen am stärksten und nimmt nach vorn zu wenig an Dicke ab, während er sich nach der verhältnißmäßig kleinen Schwanzflosse zu beträchtlich verdünnt. Die dicht hinter dem Kopfe liegenden Brustflossen haben etwa $^1/_{10}$ der Leibeslänge. Die von Fett strotzende, kegelförmig gestaltete, mit der stumpfen Spitze rückwärts geneigte Rückenflosse steht ungefähr im letzten Fünftel der Körperlänge; die Schwanzflosse ist flach gedrückt, in der Mitte tief ausgeschnitten und deutlich in 2 Lappen geschieden; ihre Breite beträgt etwa $^1/_5$ der Körperlänge. Der Körper ist völlig nackt, nur am Oberkiefer stehen einige grobe, büschelweise vertheilte Hornfäden, welche manchmal 3 Fuß lang werden, sich aber auch ganz abschleifen. Auf der Oberseite ist die glänzende Haut tief schwarz, unten rein weiß, porzellanartig, in den tieferen Falten bläulichschwarz. Die Kiefer tragen auf jeder Seite etwa 350 — 375 Barten, die vorn eng zusammen, nach hinten entfernter von einander stehen. Dieser Finnfisch hält sich in den nördlichen Theilen des atlantischen Meeres und im Eismeer auf und ist auch in der Nähe des Nordkaps nicht selten. Zu gewissen Zeiten sucht er die gemäßigten und selbst die tropischen Meere auf. Er ist der schnellste aller Walle und läßt, wenn er mit voller Kraft schwimmt, das schnellste Dampfschiff hinter sich zurück. Er nährt sich meist von kleinen Fischen, welche er oft schaarenweise vor sich hertreibt und in seinem weiten Rachen zu Hunderten aufnimmt, auch von schalenlosen Weich- und anderen Meeresthieren, ja selbst von Tangen, die er förmlich abweiden soll. Er strandet manchmal an den nördlichen Küsten Europa's. Wegen seiner schnellen, kräftigen Bewegungen ist sein Fang schwierig und nicht lohnend, da ein Finnfisch von 88 Fuß Länge nur höchstens 8—10 Tonnen Thran liefert, sein Speck dünn und wässerig ist und seine Barten kurz und brüchig sind. Der Zwergfinnfisch oder Sild (B. rostrata *Fabr.*, B. physalis *Gray*) ist höchstens 30 Fuß lang, gleicht aber dem vorigen so sehr, daß er oft für das Junge desselben gehalten worden ist. Er ist auf der Oberseite von dunkler, fast schwarzer, an der Unterseite von lichterer, ins Röthliche spielender Färbung mit rostfarbigem Anflug an Kehle und Bauch. Die Barten, deren man in jeder Reihe 320 zählt, sind weißgelb. Diese Art bewohnt die nördlichen Theile des atlantischen Meeres, und zwar in kleinen Gesellschaften, nährt sich von Fischen, auch von solchen von Lachsgröße und wird gefangen, wenn sie der Küste nahe kommt. Der Speck gilt als wohlschmeckend und soll sich eingesalzen lange halten. Auch der Thran ist von vorzüglicher Güte, und das Fleisch wird von den Nordländern gegessen.

Zum Wallfischfang werden besondere Schiffe ausgerüstet. Erblickt man einen W., so werden Boote mit an Seilen befestigten Harpunen ausgesetzt. Ist der W. von einer solchen getroffen, so taucht er schnell unter. Taucht er wieder empor, so harpunirt man ihn abermals und fährt damit fort, bis er in Folge von Verblutung erschöpft ist. Manchmal sucht er wohl auch das Boot mit dem Schwanz in die Luft zu schleudern, so namentlich der Finnfisch. Neuerlich bedient man sich solcher Harpunen, deren Spitzen mit Blausäure gefüllt sind u. den W. augenblicklich tödten. Ist er todt, so schneidet man Löcher

Digitized by Google

in den Schwanz, schlingt ein Tau hindurch und zieht den Körper nach dem Schiff. Hier wird er sorgfältig befestigt, der Speck in lange Streifen geschnitten, in die Speckpfeile eingehakt und aufs Schiff gezogen. Sodann wird eine von beiden Lippen abgelöst, wodurch das Fischbein frei wird. Das Fleischgerippe dient Haifischen und Wasservögeln zur Speise. Der Thran (s. d.) wird meist erst zu Hause ausgelassen. Der Wallfischfang wurde schon im 9. Jahrhundert von den Norwegern, im 13. u. 14. von den Basken betrieben, die 1372 bis nach Neufundland, später tief ins Eismeer vordrangen. Im Jahre 1614 vereinigten sich die holländischen Rheder zu einer grönländischen Kompagnie (auch nordische Gesellschaft genannt), die sich aber 1645 wieder auflöste, da die Administrationsunkosten zu groß waren. Von England gingen schon 1598 Schiffe in das Nordmeer auf den Wallfischfang aus, und zwar von der privilegirten moskowitischen Kompagnie. Im Jahre 1615 forderte Dänemark in der Voraussetzung, Spitzbergen sei ein Theil von Grönland, von den Engländern Tribut; später wurden diese Streitigkeiten dadurch ausgeglichen, daß jede Nation ein besonderes Revier erhielt. Die moskowitische Kompagnie löste sich auf, eine andere Gesellschaft verlor in wenig Jahren ihr Kapital von 80,000 Pfund. Gegenwärtig ist der Wallfischfang vornehmlich in den Händen der Engländer und Amerikaner. Im August und September 1845 wurden an den Faröerinseln über 220 W.e erlegt. Neuerlich hat aber der Ertrag sehr abgenommen. Im Jahre 1830 gingen von England 91 Schiffe auf den Wallfischfang aus, von denen 19 verunglückten, 19 gar keinen, 17 nur einen und jedes der übrigen 2—3 W.e erbeuteten.

Wallfisch, großes Sternbild am südlichen Himmel, westlich vom Eridanus, Meerungeheuer mit Vorderfüßen und aufgerichtetem Kopf und Wallfischschwanz. Durch seinen Kopf geht der Aequator. Nach Flamsteed enthält das Sternbild 97 Sterne, am Kopf einen Stern 2. Größe (Menkar), am Schwanz den Deneb Kaitos, am Halse die Mira, die periodisch das Licht ändert. Die Alten, welche nur 13 Sterne im W. kannten, hielten denselben für das Seeungeheuer (Ketos), das Poseidon gegen Cassiopeja (s. d.) schickte.

Wallich, Nathanael, berühmter Botaniker, geboren 1787 zu Kopenhagen, studirte daselbst Medicin u. Botanik, ward 1807 Arzt beim dänischen Etablissement zu Frederiksnagor in Ostindien und 1815 Direktor des botanischen Gartens in Kalkutta. Mit Carey begann er die Herausgabe von Roxburghs „Flora Indica" (Serampore 1820) und in seinem „Tentamen florae Nepalensis" (das. 1824 bis 1826) erschloß er die fast ganz unbekannte Pflanzenwelt Nepauls. Im Jahre 1825 untersuchte er die Waldungen des westlichen Hindostan und 1826—27 bereiste er Ava und das birmanische Gebiet. Seine zerrüttete Gesundheit zwang ihn, 1828 nach Europa zurückzukehren, wohin er 8000 Specimina verschiedener Pflanzenarten mitbrachte, die an alle öffentlichen Herbarien Europa's und Amerika's vertheilt wurden. Vergl. seine „List of plants from the dried specimens in the East India Company's Museum" (London 1828). Sein Hauptwerk ist „Plantae Asiaticae rariores" (Lond. 1829—32, 3 Bde. mit 300 Kupfern). Nach Indien zurückgekehrt, erhielt er die Leitung einer Expedition nach der Provinz Assan, um über den dort betriebenen Theebau zu berichten. Doch mußte er des Klima's wegen 1847 Ostindien auf immer verlassen. Er † zu London den 28. April 1854.

Wallin, Johann Olof, berühmter schwedischer Theolog, geboren am 15. Okt. 1779 zu Storla Tuna in Dalekarlien, studirte zu Upsala, erwarb sich durch Dichtungen seit 1803 dreimal die größte goldene Denkmünze der schwedischen Akademie, ward nach einander Prediger zu Stockholm, Ordensbischof, Oberhofprediger, Vorsitzender des Hofkonsistoriums und 1833 Erzbischof von Upsala, wo er am 30. Juni 1839 †. Seit 1812 wohnte er als geistlicher Deputirter allen Reichstagen bei, seit 1810 war er Mitglied der schwedischen Akademie. Das von ihm 1811 herausgegebene Gesangbuch, theils überarbeitete ältere, theils von ihm selbst gedichtete Lieder enthaltend, zählt zu den besten der neueren Zeit. Seine „Predigten" (Stockholm 1827—42, 6 Bde.) haben eine ungemeine Verbreitung gefunden. Seine poetischen Arbeiten erschienen gesammelt als „Witterhets-Arbeten" (Stockholm 1848, 2 Bde.).

Wallingford, Stadt in der englischen Grafschaft Berks, an der Themse und der Westbahn (Linie London-Bath-Bristol), die hier nach Oxford abzweigt, hat 6 Kirchen, eine Schloßruine, eine große Brücke von 19 Bögen, ein Handwerkerinstitut, Handel mit Getreide, Malz und Kohlen und 2793 Einw.

Wallis, britisches Fürstenthum, s. Wales.

Wallis (franz. le Valais), einer der südlichen Kantone der Schweiz, grenzt nördlich an die Kantone Bern und Waadt, östlich an Tessin und Uri, südlich und westlich an Italien und Frankreich und hat einen Flächenraum von 94,9 QMeilen mit (1860) 90,792 (1850 81,559) Einw., welche sich bis auf etwa 700 Reformirte zur römisch-katholischen Kirche bekennen. W. ist einer der gebirgigsten Kantone, der die höchsten Gebirgserhebungen der Schweiz: Monte Rosa (14,284 Fuß), Täschhorn (14,032 F.), Weißhorn (13,900 F.), Matterhorn (13,795 F.), Dent blanche (13,433 F.), Zinal-Rothhorn (13,000 F.), Mischabelhörner (14,039 F.) u. a. m. einschließt. Der fünfte Theil des ganzen Areals ist mit ewigem Schnee und Eis bedeckt und 130 Gletscher liegen innerhalb seiner Grenzen, darunter die beiden größten Gletscher der Alpen, der 5 Stunden lange Aletsch- und der 3 Stunden lange Gornergletscher. Das Rhonethal (vallis, daher der Name), das größte Längenthal der Schweiz, durchzieht den Kanton in einer Länge von 20½ geographischen Meilen und sendet nach Norden und besonders nach Süden zahlreiche Seitenthäler aus, welche die größten Alpenwunder in sich schließen. Von den zahlreichen Alpenpässen, die nach W. führen, sind die über die Grimsel, Furka, Nüfenen, den Albrun, Simplon, großen St. Bernhard, Col de Balme und die Tête noir die frequentesten, die über das Matterjoch u. den Col de Ferrex die höchsten. Die das Rhonethal im Norden und Süden begrenzenden Berner- und walliser Alpen lassen nur im Westen bei St. Maurice eine Oeffnung für die Rhone nach dem

Digitized by Google

Genfersee hin. Größere Seen hat der Kanton nicht; vom Genfersee gehört bloß die Strecke von der Rhonemündung bis St. Gingolph, eine Stunde lang, zum Kanton. Die zahlreichen Hochalpenseen sind von geringem Umfang und den größten Theil des Jahres mit Eis bedeckt. In klimatischer Beziehung zeigt der Kanton die schroffsten Gegensätze; ein Weg von wenigen Stunden führt aus der Region tropischer Hitze in die nordischer Kälte. Roggenfelder, Obst- und Weinpflanzungen steigen hier und da bis zu den Schneefeldern an. Im Sommer steigt das Thermometer in den Thälern bis auf + 33° R., und diese Temperatur herrscht oft bis in die Nähe der Gletscher. Gewitter sind häufig, Schaden richten aber nur Ueberschwemmungen und Lawinen, sowie Erdbeben an, die das Land von Alters her und schwer heimgesucht haben. Der Produktenreichthum ist bedeutend. Die Flora des Kantons ist vielleicht die umfassendste der ganzen Schweiz und enthält wohl $^7/_8$ aller Alpenpflanzen. Das mittlere und untere W. liefert treffliche, außerordentlich starke Weine (Gletscherwein, Malvoisier von Siders und Vetroz, Ballioz, Arvine und Humage von Sitten ꝛc.). Unter den zahlreichen Fruchtbäumen sind besonders Nußbäume, deren Früchte ein treffliches Oel liefern, sowie Birn-, Apfel- und Pflaumenbäume zu erwähnen. Im unteren Rhonethal bei Siders und Sitten gedeihen auch schon Feigen-, Mandel-, Granat- und Maulbeerbäume; Monthey hat prachtvolle Kastanienwälder. Der Ackerbau, welcher früher sehr darniederlag, hat sich in neuester Zeit sehr gehoben. Hauptkörnerfrucht ist Mais. Hauptnahrungszweig der Bewohner ist aber Alpenwirthschaft und Viehzucht. Eigne Landesracen von Hornvieh hat der Kanton nicht. Das beste Zuchtvieh wird aus dem Kanton Bern bezogen. Man zählt 400 Gattungen von Wirbelthieren, wovon $^2/_3$ Vögel sind. An Mineralien ist W. ziemlich reich. Gold findet sich bei Zwischbergen an der Simplonstraße und in der Rhone; Silber in Verbindung mit Blei in Eischoll, im Lötschenthal, zu Peiloz im Bagnethal und anderwärts; gediegenes Kupfer im Nendazthal und bei St. Martin; Eisen im Binnen- und Ganterthal, bei Chamoson, Chemin, Valette, Bovernier; Steinkohlen zu Aproz bei Sitten, Tenbach, Chandoline, Ergisch und Eischoll; Bleiglanz, Bergkrystalle, Granaten, trefflicher weißer Marmor und andere nutzbare Gesteine an vielen Orten. Bergmännisch ausgebeutet werden gegenwärtig nur die silberhaltigen Bleiwerke von Lötschen, Nendaz und Iserabloz, das Goldwerk in Zwischbergen, die Eisenwerke von Chamoson und Chemin und die Nickelgruben von Einfisch. Außerdem sind in Betrieb ergiebige Steinkohlengruben bei Sitten, Schieferbrüche bei Berneyaz, einige Marmor- und Topfsteinbrüche in Bagnes, Evolenaz, Visp ꝛc. Unter zahlreichen Mineral- und Heilquellen haben die Thermen von Leuk europäischen Ruf. Außerdem sind hervorzuheben die jodhaltige Quelle von Saxon, die Thermen von Brieg, die Schwefelquellen von Oberwald, Ulrichen, in den Rinderalpen, bei Bovernier ꝛc. Von größerer Industrie ist kaum die Rede. Zu nennen sind eine Glashütte bei Monthey, eine Ziegelhütte an der Morge, 2 Papiermühlen in Naters und Vouvry, eine Nagel- und Messingdrahtschmiede zu St. Gingolph. In Bagnes liefert eine Wollweberei brannes Landtuch. In Oberwallis wird Lein- u. Wollweberei als Hausindustrie betrieben. Von einiger Bedeutung ist die Seidenzucht in Monthey, St. Maurice und Uvrier bei Sitten. Der Handelsverkehr ist schwach. Zur Ausfuhr kommen Rindvieh, Käse, Schaf-, Ziegen- und Gemsfelle, Otter-, Hasen- u. Fuchspelze, Holz und Holzkohlen, Rinden, Steinkohlen, Glas ꝛc., besonders aber Wein, dessen Absatz seit Verbesserung des Weinbaues sehr zugenommen hat. Eingeführt werden Rindvieh, Woll-, Baumwoll- und Seidenzeuche, Luxus- und Kolonialwaaren ꝛc. Die besuchtesten Touren sind die Simplonstraße, die Bisperthäler, Leuk mit der Gemmipassage und die Route über den großen St. Bernhard, die besuchtesten Höhenpunkte Siedelhorn, Aeggischhorn, Riffelgrat, Bellatola und Torrenthorn. Die Verfassung beruht auf der Konstitution vom 23. Dec. 1852. Die gesetzgebende Gewalt übt der große Rath, dessen Mitglieder für jeden Bezirk direkt im Verhältniß von 1 auf 1000 Seelen auf die Dauer von 4 Jahren gewählt werden. Die Volksabstimmung findet in der Gemeinde Statt; die Wahl geschieht bezirks- oder kreisweise. Der große Rath versammelt sich zweimal jährlich zur ordentlichen Sitzung, ernennt seinen Präsidenten alljährlich aus seiner Mitte und die 5 Mitglieder des Staatsraths auf 4 Jahre. Letzterer ist mit der Vollziehung und Verwaltung betraut und theilt sich zur Besorgung der Geschäfte in Departements. Der Kanton ist in 13 Bezirke eingetheilt, in deren jedem für die Verwaltung ein Regierungsstatthalter und ein Bezirksrath, für die Justiz ein Civil-, Korrektional- und Kriminalgericht eingesetzt sind. Höchster Gerichtshof ist ein Appellationsgericht aus 9 Mitgliedern bestehend. An der Spitze jeder Gemeinde steht ein Richter und ein Gemeinderath (Municipalität); für gewisse Angelegenheiten wird eine Bürgerversammlung und ein Bürgerrath berufen. An Lehranstalten bestehen über 300 Volksschulen, 2 Gymnasien (eins mit Realschule), ein Lyceum und ein Priesterseminar. In kirchlicher Hinsicht bildet W. eine bischöfliche Diöces mit 11 Dekanaten. Das Budget für 1865 ergab 699,948 Francs Einnahme u. 775,164 Fr. Ausgabe. Die Staatsschuld betrug 2¼ Millionen, das Aktivvermögen 2 Mill. Fr. Das Bundeskontingent zählt im Auszug 2392, in der Reserve 1196, in der Landwehr 2394, zusammen 5982 Mann. Das Kantonswappen ist ein silber- und rothgetheilter Schild mit 13 Sternen, wovon 4 silberne in der rechten rothen, 4 rothe in der linken silbernen Hälfte, 5 halbsilberne und halbrothe in der Mitte stehen.

Das Land, welches den heutigen Kanton W. bildet, gehörte in der ältesten Zeit zu Helvetien und war von den Sedunern und Veragrern bewohnt. Die große Heerstraße der Römer führte über den St. Bernhard an den lemanischen See. Sitten (Sedunum), Martinach (Octodurum), St. Maurice (Agaunum) und Villeneuve (Pennilucus) sind entschieden römischen Ursprungs. Im Jahre 460 eroberten die Burgunder das Land, 535 die Franken. Als Bestandtheil des neubur-

Digitized by Google

gundischen Reichs wurde es von arabischen Horden heimgesucht, die sich in Niederwallis festsetzten (930). Als Kaiser Konrad II. 1035 König von Burgund wurde, kam W. unter die Oberlehnsherrlichkeit Deutschlands, das sich aber wenig um das Land bekümmerte. Erfolglos versuchten einzelne Dynasten, namentlich die Zähringer und die benachbarten Grafen von Piemont und Savoyen, sowie der Bischof von Sitten, die freien Bergbewohner sich zu unterwerfen. Im Jahre 1473 schloß Oberwallis einen Vertheidigungsbund mit Bern und Luzern, mit denen es gegen Karl den Kühnen stritt. Nach der Eroberung von Unterwallis (1475), das der Herzog von Savoyen behauptet hatte, behielt Bern die Gebiete von Aigle und Bex für sich, das Uebrige ward 1513 als zugewandter Ort, d. h. zwar nicht als zur Eidgenossenschaft gehörig, aber mit ihr verbündet, und als unabhängiger Schutzstaat anerkannt. Im Jahre 1798 drangen die Franzosen in Oberwallis ein, Unterwallis schloß sich den Befreiern jubelnd an. Die Oberwalliser fochten, von Oesterreich unterstützt, wurden aber besiegt. Bei der Errichtung der helvetischen Republik ward W. ein eigener Kanton, in welchem beiden Theilen, Ober- u. Unterwallis, gleiche Rechte eingeräumt waren; 1802 wurde W. als besonderer Kanton unter Frankreichs Suprematie von der Schweiz getrennt und 1810 als Departement Simplon Frankreich völlig einverleibt. Sogleich nach dem Einmarsch der verbündeten Heere in die Schweiz 1814 erhoben sich aber die Oberwalliser gegen die französische Herrschaft und die neue Verfassung von 1815 stellte die Unabhängigkeit von W. wieder her und erhob W. zu einem eigenen Schweizerkanton. Um 1821 waren in W. die Jesuiten wieder aufgetreten und hatten in Brieg ein großes Erziehungshaus errichtet. Auch hatte W. 1832 mit Uri, Schwyz, Unterwalden, Neuenburg und Basel-Stadt die sarner Konferenz geschlossen, welche den Zweck hatte, die alte Regierungsform zu schützen. Seit 1839 begannen die Kämpfe zwischen Unterwallis, das eine liberalere Verfassung forderte, und dem sich dem Ultramontanismus zuneigenden Oberwallis. Im folgenden Jahre siegte zwar das Unterland über das Oberland, bei den neuen Großrathswahlen von 1843 aber erhielten die Ultramontanen die Mehrheit im großen Rath u. auch in den Staatsrath kamen neben 2 Liberalen 3 Ultramontane. Die Altschweizer organisirten sich nun förmlich zu einem Bund, rüsteten sich offen und erfochten am 21. Mai 1844 einen blutigen Sieg über die Jungschweizer. Das Resultat dieses Sieges war die Verfassung vom 14. Sept. 1844, welche die Repräsentation des Klerus im Landrathe vermehrte, dessen Immunitäten förmlich anerkannte, allen Unterricht der Kirche überließ und den protestantischen Gottesdienst unterdrückte. Im Sonderbundskriege stand W. auf der Seite der ultramontanen Kantone. Nach seiner Unterwerfung erfolgte die freisinnige Verfassungsrevision vom 10. Jan. 1848.

Wallis, John, ausgezeichneter Mathematiker, geboren den 23. Nov. 1616 zu Ashfort in der englischen Grafschaft Kent, machte sich durch mathematische und theologisch-polemische Arbeiten bekannt, ward 1649 Professor der Geometrie in Oxford und gerieth durch seine Schriften mit Hobbes, Fermat und anderen Mathematikern in viele Streitigkeiten. Als Karl II. 1660 den Thron bestieg, ernannte er W., der mit Eifer für Karl I. gewirkt hatte, zu seinem Kaplan. In dieser Zeit kam er auf den Gedanken, Taubstumme sprechen zu lehren, was ihm auch gelang. Unter seinen Werken (Oxford 1692 ff., 3 Bde.), die theils mathematischen, theils theologischen Inhalts sind, ist besonders die „Arithmetica infinitorum" (das. 1655) hervorzuheben.

Walliser, Christoph Thomas, ausgezeichneter Musiker des 17. Jahrhunderts, stammte aus Straßburg, wurde 1599 Schulkollege u. Musikdirektor am dortigen Dom u. † daselbst den 26. April 1648. Er schrieb Chöre zu des Aristophanes „Wolken" (1613), die den besseren ausländischen Kompositionen dieser Art keineswegs nachstanden, eine Menge Kirchengesänge u. ein Lehrbuch der Musik („Musicae figuralis praecepta brevia", 1611).

Wallisinsel (Uwea), Insel des südöstlichen Polynesien, zwischen den Schiffer-, Freundschafts- und Fidschiinseln, unter 13° 22′ südl. Br. und 200° 30′ östl. L. (v. Ferro) gelegen, ist von einem inselreichen Barrièreriff umgeben, ziemlich gebirgig, hat aber fruchtbaren Boden und bringt fast alle europäischen Früchte, die unter den Tropen gedeihen, hervor. Unter den Bewohnern finden sich viele von landenden Schiffen geflüchtete Europäer. Die Insel wurde 1767 von Wallis entdeckt.

Wallmoden, altes freiherrliches Geschlecht in Niedersachsen, seit 1783 mit Sitz und Stimme im westphälischen Grafenkollegium; theilte sich in die Linien W.-Gimborn und W.-W., die aber erloschen ist. Zu der ersteren gehört Ludwig, Georg Thedel, Graf von W., geboren am 6. Febr. 1769 zu Wien, trat zuerst in hannöverische, 1790 in preußische und 1785 in österreichische Dienste. Hier zeichnete er sich in den Feldzügen von 1796—1801 als kluger Parteigänger aus. Er schloß 1809 in London den Subsidiengeldervertrag zwischen England und Oesterreich ab. Bei seiner Rückkehr nach Wien nahm er mit Auszeichnung an der Schlacht bei Wagram Theil. Nach dem wiener Frieden zum Feldmarschallieutenant befördert, trat er 1813 mit gleichem Charakter in russische Kriegsdienste, wurde Befehlshaber der deutschen Legion, die er nach Mecklenburg führte, vereinigte dieselbe nach dem Waffenstillstand im August 1813 mit der Nordarmee und behauptete sich mit seinem Corps nicht nur gegen die Uebermacht Davousts, sondern schlug auch die französische Division Pecheux an der Görde und zwang die Dänen zum Frieden. Nach dem zweiten pariser Frieden nahm er wieder in Oesterreich Dienste und wurde 1817 Oberbefehlshaber der im Königreich Neapel zurückgelassenen österreichischen Truppen. Im Jahre 1821 befehligte er einen Haupttheil des gegen Neapel bestimmten österreichischen Heeres und besetzte im Juni die Insel Sicilien, wo er bis 1823 blieb. Später erhielt er eine Anstellung bei der Armee im lombardisch-venetianischen Königreich, wurde 1838 zum General der Kavallerie ernannt und war bis 1848 Militärkommandant zu Mailand. Er † den 20. März 1862. Um die österreichische Armee hat er sich besonders durch Ausbildung

Digitized by Google

der leichten Infanterie des Tirailleursystems verdient gemacht. Sein Bruder, Karl August Ludwig, Graf von W., geboren den 4. Jan. 1792, ist k. k. geheimer Rath und Feldmarschallieutenant.

Wallner, Franz, namhafter Schauspieldirektor, geboren den 19. Sept. 1810 zu Wien, hieß eigentlich Franz Leidesdorf, wirkte seit 1835 als Schauspieler in seiner Vaterstadt und zu Petersburg, dann als Theaterdirektor nach einander zu Freiburg im Br., Baden-Baden und Posen und übernahm 1854 das damals ganz verfallene königstädter Theater in Berlin, wo er in der Folge eine offene Sommerbühne, ein elegantes Sommertheater und 1864 ein neues großartiges Theater erbaute. Er bringt nur Stücke zur Aufführung, die von ihm selbst verfaßt sind; die meisten derselben machten die Runde über die namhafteren deutschen Bühnen. Seine Gattin, Agnes, geborene Kretschmar, Pflegetochter Robert Blums, ist eine vorzügliche Darstellerin in eleganten Konversationsrollen.

Wallnußbaum (Juglans *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Juglandeen, charakterisirt durch die monöcischen Blüthen (männliche in Kätzchen mit 2—6theiligem Perigon und zahlreichen, der Mitte desselben eingefügten Staubgefäßen mit sehr kurzen Staubfäden; weibliche 1—3 endständig vereinigt, mit krugförmiger Scheibe, 4lappigem, hinfälligem Kelch, 4 krautartigen, epigynischen Blumenblättern, 2 lanzettlichen Narben) und die fleischige Steinfrucht, ansehnliche Bäume mit unpaarig gefiederten Blättern von eigenthümlich aromatischem Geruch und Steinfrüchten, deren beinharte 2klappige Kernschale einen 2lappigen, wulstigen, wohlschmeckenden Samen umschließt. Sie finden arzneiliche, technische und wirthschaftliche Anwendung. Die bekannteste Art, der gemeine W. (J. regia), aus Persien stammend, aber jetzt fast in ganz Europa kultivirt, ist ein 40—80 F. hoher Baum mit einem mächtigen, weit ausgebreiteten Wipfel. Er nimmt mit einem schlechten Boden vorlieb und wächst in einem steinigen Erdreiche zwar nicht so kräftig als in lehmigem oder kräftigem Mergelboden, wird aber daselbst fester und dauerhafter. In den nördlich gelegenen Ländern kommt der W. besser auf Anhöhen und Bergen fort als in der Tiefe, wo der Winter häufig Aeste und ganze Bäume ruinirt. Die Vermehrung geschieht durch die Aussaat seiner Nüsse, wozu man die schönsten und vollkommen reifen wählt. Man bringt sie im März oder April in die Erde. Der Keim bedarf zu seiner Entwickelung 3—4 Wochen, und die jungen Pflänzchen müssen bei anhaltender trockner Witterung den Sommer hindurch begossen werden. Vor dem Eintritte des Winters bedeckt man sie mit kurzem Stroh oder Laub, Tannenreisig oder Nadeln. Die Tragbarkeit des Baumes tritt gewöhnlich 8—10 Jahre nach der Aussaat ein und vermehrt sich mit dem Alter. Er hat in seinem 40.—50. Jahre seine größte Vollkommenheit und Fruchtbarkeit erreicht. Man hat mehre Varietäten des W.s, die sich durch die Größe und Gestalt der Früchte unterscheiden. Die Riesennuß wird 4 Zoll lang und 3 Z. breit, hat eine dünne Schale und einen wohlschmeckenden, aber nicht großen Kern; die Pferdenuß hat eine dicke Schale und ebenfalls kleinen, aber nicht wohlschmeckenden Kern; die Meisennuß ist sehr dünnschalig. Die verbreitetsten Sorten sind die Langnuß und die Rundnuß. Die Wallnüsse oder wälschen Nüsse werden unreif in Zucker eingemacht gegessen, sind aber namentlich reif ein beliebtes Obst. Die Kerne sind besonders nach Entfernung der dünnen sie bedeckenden Haut süß und wohlschmeckend u. liefern beim Pressen 40 bis 70 Proc. fettes Oel (Nußöl), das an die Speisen, namentlich an Salat, gethan wird, sonst auch zur Oelmalerei gebraucht wird. Es ist blaßgelblich, von sehr mildem, angenehmem Geschmack, erstarrt erst bei —27° C., liefert weiche Seife, wird an der Luft leicht ranzig u. trocknet schnell aus. Alle grünen krautigen Theile des W.s besitzen einen eigenthümlichen, besonders beim Zerreiben starken, aromatischen Geruch und einen bitteren, scharfen u. herben Geschmack, weshalb man mit den frischen Blättern die Pferde zu reiben pflegt, um sie vor Stechfliegen zu schützen. Officinell sind die unreifen Früchte, deren fleischige bittere Schalen und die Blätter. Letztere und die Rinde geben eine sehr dauerhafte schwarzbraune Farbe. Der Stamm des Baumes liefert ein schönes, hartes, dunkelbraunes Holz, das zu den besten europäischen Tischlerhölzern gehört, jedoch von dem des amerikanischen schwarzen W.s (J. nigra) an Schönheit und Härte noch übertroffen wird. Aus den Samen dieser Art macht man eine als Getränk dienende Milch. Sonst kommt diese Art in ihrer Benutzung mit dem gemeinen W. überein. Weniger geschätzt ist das Holz des grauen W.s (J. cinerea), ebenfalls in Nordamerika; die Rinde desselben aber ist in Amerika als Purgirmittel geschätzt, und die jungen Früchte werden häufig eingesalzen gegessen.

Wallo (Walo, Hoval), Reich der Dhioloffs in Senegambien, am untern Senegal, hat einen Flächenraum von 144 QMeilen mit 16,000 Einw. und ist in neuester Zeit mit den französischen Besitzungen vereinigt worden.

Wallonen, romanisches, den Franzosen verwandtes Volk, welches Theile der französischen Departements Pas de Calais, Nord, Aisne, Ardennen, vorzüglich aber das südliche Brabant, sowie die belgischen Provinzen Hennegau, Namur und Lüttich, dann den ganzen westlichen Theil von Luxemburg und einige Ortschaften um Malmedy in Rheinpreußen bewohnt. Die W. stammen von den alten gallischen Belgiern ab, die sich mit römischen Elementen vermischten, was sich namentlich in ihrer Sprache kundgab. Der Name W. (holländ. Walen) deutet auf ihren gallo-romanischen Ursprung und ihre Verwandtschaft mit den Galliern, Galen, Wallisern und den Wälschen hin. Die W. sind von gedrungenem, mittelgroßem, kräftigem Körperbau, haben meist dunkles Haar und dunkle Augen und übertreffen an Regsamkeit, Gewandtheit und Anstelligkeit ihre vlämischen, an Ausdauer und Fleiß ihre französischen Nachbarn. In Belgien wird ihre Zahl auf etwa 1¾ Millionen angegeben, u. die hervorragendsten Staatsmänner des neuen Belgiens sind wallonischer Abkunft. Die Sprache der W. ist nicht ein korrumpirtes Französisch, sondern vermuthlich

Digitized by Google

ein uralter celtischer Sprachrest, wie die meisten Patois in Frankreich, Italien, auf der Südseite der Alpen ꝛc., welche man als romanische Mundarten zu bezeichnen pflegt. Doch hat das Wallonische so viel Deutsches in sich aufgenommen, daß es den Franzosen beinahe wie ein halbes deutsches Kauderwälsch klingen, wie auch in der That über ein Drittel der wallonischen Wörter ursprünglich deutsch sein soll.

Wallonenschmiede, ein in Schweden gebräuchliches Verfahren zur Verwandlung des Roheisens in Schmiedeeisen, welches das Eigenthümliche hat, daß das Eisen in 2 besonderen Oefen geglüht und verfrischt wird, wozu sich besonders weißes, leicht flüssiges Roheisen eignet.

Wallonische Garde, sonst ein Theil der spanischen Haustruppen. Auch die Republik der Vereinigten Niederlande hatte Truppen von gleichem Namen und Ursprung in ihrem Dienste.

Wallonische Kirche (Waalsche Kerk oder Gemeente), Name der französisch-reformirten Kirche in den nördlichen Provinzen der Niederlande, rührt daher, daß die Reformirten aus den wallonischen Niederlanden sich bei der Trennung der Republik dahin flüchteten und ansiedelten.

Wallosin, s. Fischbein.

Wallraf, Ferdinand Franz, der Begründer des nach ihm genannten Museums in Köln, geboren am 20. Juli 1748 daselbst, studirte hier Philologie, dann Theologie und ward 1786 Professor der Naturgeschichte, Botanik u. Aesthetik, sowie Aufseher des botanischen Gartens, nach Aufhebung der Universität 1799 Professor der Geschichte und der schönen Wissenschaften an der neu errichteten Centralschule. Als Numismatiker machte er sich u. A. durch seine klassische „Beschreibung der Münzsammlung des Domherrn von Merle" bekannt. Die Resultate seiner historischen Forschungen findet man in der „Sammlung von Beiträgen zur Geschichte der Stadt Köln". Von 1799—1804 gab er das an kunstgeschichtlichen Aufsätzen reichhaltige „Taschenbuch der Ubier" heraus. Im Jahre 1802 nahm er Antheil an der kirchlichen Organisation seiner Vaterstadt. Im Jahre 1818 von einer schweren Krankheit genesen, setzte er die Stadt Köln zur Erbin seiner an seltenen Gegenständen der Kunst und Wissenschaft überreichen Sammlung ein, die nach seinem am 28. März 1824 erfolgten Tode im kölnischen Hof aufgestellt ward. Die von der Stadt ihm bewilligte Pension verwendete er zur Erwerbung einer Sammlung römischer Antiken. Sein Leben beschrieb Smets (Köln 1826).

Wallrath (lat. cetaceum, sperma ceti, ambra alba), eigenthümliches Fett, welches sich im flüssigen Zustande in besonderen unter der Haut des Pottwals (s. d.) liegenden Behältern findet und nach dem Tode des Thieres krystallisirt. Durch Abpressen der festen Masse wird ein Oel abgeschieden, dessen letzte Spuren man durch Behandeln des Preßkuchens mit verdünnter Kalilauge und heißem Wasser entfernt. Das reine W., welches besonders von Amerika über England zu uns kommt, ist blendend weiß, blätterig krystallinisch, perlmutterglänzend, zerreiblich, geruch- und geschmacklos, von 0,943 specifischem Gewicht, ist in Weingeist nur wenig, aber leicht in Aether, Benzin, Terpentinöl und fetten Oelen löslich, schmilzt bei 45°, läßt sich bei abgehaltener Luft bei 360° destilliren, verseift sich sehr schwierig und wird an der Luft allmählig ranzig. Durch wiederholtes Umkrystallisiren aus Aether gereinigtes W. besteht hauptsächlich aus Palmitinsäure-Cethyläther, Cetin (s. d.). Da das W. also kein Glycerin enthält, so liefert es auch beim Erhitzen kein Akrolein. Man benutzt es zu Ceraten, Salben, Schminken, durchsichtigen Seifen und Kerzen (s. d.). Das Wallrathöl ist gelb, durchsichtig, von eigenthümlichem Geruch, verdickt sich nicht, löst sich in koncentrirtem Alkohol in ziemlicher Menge und besteht aus dem Glycerid der Physetölsäure. Es wird in England zum Einfetten der Wolle, sowie als Brennöl benutzt.

Wallrech, Dorf im europäisch-russischen Gouvernement Livland, 6 Meilen südlich von Riga, an der Straße von Friedrichsstadt nach Mitau. Hier am 7. Januar 1626 Schlacht zwischen den Schweden unter König Gustav Adolf und den Polen unter Fürst Sapieha.

Wallroß (Trichechus *L.*), Säugethiergattung aus der Ordnung der Robben, wird repräsentirt durch eine einzige lebende Art T. rosmarus *L.* Das W. ist ein großes, plumpes, dickhäutiges Thier, welches, wenn es vollkommen erwachsen ist, eine Länge von 18—20 Fuß, an den Schultern einen Umfang von 10—12 Fuß und ein Gewicht von 1500—3000 Pfd. hat, jetzt aber selten in dieser Größe und Schwere, meist nur von 10—12 Fuß Länge und entsprechendem Umfang angetroffen wird. Der Leib ist gestreckt, in der Mitte am dicksten, nach hinten sich verdünnend. Der Hals ist kurz und von derselben Dicke wie der Kopf. Die Gliedmaßen ragen nach außen und unten ziemlich weit aus dem Körper hervor und lassen Ellenbogen und Kniegelenke erkennen. Die Füße haben 5 mit kurzen, stumpfen, hinter den Zehenspitzen liegenden Krallen bewaffnete Zehen. Der Schwanz gleicht einem Hautlappen und ist verhältnißmäßig von geringer Größe. Auch der Kopf ist verhältnißmäßig klein, rundlich und erscheint durch 2 kugelig aufgetriebene Zahnhöhlen am Oberkiefer unförmlich verdickt. Die Schnauze ist sehr kurz, breit, stumpf und auf beiden Seiten mit 11—12 Querreihen runder, abgeflachter, horniger Schnurrborsten, von denen die stärksten die Dicke eines Rabenfederkiels und 2—3 Zoll Länge haben, besetzt. Die Nasenlöcher sind halbmondförmig, die weit zurückliegenden Augen klein, durch hervorstehende Augenlider gestützt. Die Ohren, welchen eine äußere Ohrmuschel ganz abgeht, liegen weit hinten am Kopf. Am meisten wird aber das W. durch das Gebiß charakterisirt. Am vordern Theil der Schnauze ragen nämlich 2 mächtige, 24—30 Zoll lange Eckzähne weit aus dem Maule hervor, indem sie die Vorderzähne, welche sich bei ganz jungen W.en noch vorfinden, verdrängt haben. Schon bald nach der Geburt fallen bei diesen zuerst die 6 untern, dann auch die 6 obern Vorderzähne aus, und es bilden sich nur die Eckzähne aus, die aber im Unterkiefer klein bleiben. Von 5 Backenzähnen, welche das W. in der ersten Jugend in der obern Kinnlade auf jeder Seite besitzt, fallen die kleinsten, hinteren zeitig aus, so daß alte Thiere nur noch 2

Digitized by Google

eigentliche Backenzähne und einen Eckzahn auf jeder Seite haben; von den 4 Backenzähnen, die auf jeder Seite der Unterkinnlade stehen, verschwindet der letzte, kleinste ebenfalls bald. Die großen Hauzähne sind anfangs hohl, füllen sich aber mit zunehmendem Alter bis zur Wurzel aus und krümmen sich gewöhnlich etwas nach innen. Die Wirbelsäule besteht aus 7 sehr beweglichen Hals-, 14 Rücken-, 6 Lenden-, 4 Kreuzbein- und 8—9 Schwanzwirbeln. Das Weibchen hat in den Weichen 4 Zitzen. Die Haut ist von Zolldicke, um den Hals noch dicker und bei jüngeren Thieren überall mit Grannenhaaren besetzt; Wollhaare fehlen ganz, und im Alter fallen auch die Grannenhaare größtentheils aus. Die schwarze Färbung, welche ganz junge W.e zeigen, geht nach und nach durch das Braune und Röthliche ins Gelbliche und Grauliche und bei den alten Thieren ins Lichte, fast Weiße über. Das W. bewohnt das nördliche Eismeer u. dessen Straßen, Golfe und Buchten, namentlich findet es sich um Nowaja-Semlja, Spitzbergen, auf den großen Eisflächen zwischen dieser Insel und Grönland, längs der Ostküste des äußersten arktischen Amerika, auch in der Baffins- und Hudsonsbai bis nach Labrador hinab, aber stets in der Eisregion. Früher soll es ungleich häufiger als jetzt gewesen sein, und man soll öfters 6000—8000 Stück in einem geringen Umkreis gesehen haben. Auch noch jetzt sieht man auf dem Treibeis Heerden von cirka 200 Stück lagern. Im Meer schwimmt das Thier schnell und gewandt, auf dem Lande sind seine Bewegungen schwerfällig und unbeholfen. Mit den langen Hauzähnen hakt es sich im Eise fest und zieht den Leib nach, um auf höher gelegene Ruheplätze zu gelangen; doch schläft es auch im Wasser. Sein Schlaf ist sehr fest und das Schnarchen einer Heerde hört man oft auf ziemlich weite Entfernung hin. Seine Nahrung sind kleinere Seethiere, namentlich Krabben, Krebse und Weichthiere; auch Tange verschlingt es. Scoresby fand im Magen getödteter W.e selbst Ueberbleibsel junger Seehunde. Seine Stimme gleicht bald dem Blöken der Kuh, bald dem Bellen des Hundes und ist weithin hörbar. Die Jagd auf W.e ist nicht gefahrlos, da ein Angriff auf eins alle andern in der Nähe befindlichen zu dessen Vertheidigung herbeizieht. Sie versammeln sich dann um das Boot, von welchem aus der Angriff geschah, durchbohren die Flanken mit ihren Hauzähnen und suchen es umzuwerfen. Man macht aber eifrig Jagd auf diese Thiere, daher sie sich von Jahr zu Jahr verringern. Die Hauzähne sind härter als Elfenbein, vergilben nicht und eignen sich daher zu manchen technischen Zwecken besser als jenes. Namentlich verarbeitet man sie zu künstlichen Zähnen. Die Haut dient als Ueberzug der Segelstangen und Segeltaue, damit diese nicht durch Reibung beschädigt werden. Gegerbt gibt sie ein weiches, lockeres, 1 Zoll dickes Leder, welches aber nicht so dauerhaft wie die rohe Haut ist. Die Tschuktschen verwenden diese zur Bedeckung ihrer Sommerwohnungen und zur Bekleidung ihrer Kähne. Das Fleisch soll eßbar und namentlich Herz und Leber sehr schmackhaft sein. Der Speck läßt sich zum Schmelzen der Speisen gebrauchen, sowie in Lampen brennen. Neuerlich siedet man ihn auch aus behufs der Thrangewinnung. Auf dem Lande erlegt man die W.e mit Lanzen oder Keulen, im Meere harpunirt man sie, worin besonders die Eskimos große Geschicklichkeit zeigen.

Walney, Insel an der nördlichen Westküste von England, zwischen der Mündung des Dudden und der Morecambebai, unweit der Südspitze von Furneß, gehört zur Grafschaft Lancaster, hat einen Leuchtthurm, eine Kapelle und 100 Einw.

Walpole, 1) Robert, Graf von Oxford, berühmter englischer Staatsmann, geboren am 26. August 1676 zu Houghton in der Grafschaft Norfolk, studirte in Cambridge Theologie, übernahm aber 1698 die Verwaltung seines Landguts und erwirkte sich, nachdem er 1700 die reiche Erbin des Sir John Shorter geheirathet, einen Sitz im Unterhause, wo er den Whigs sich anschloß; 1708 ward er unter Marlborough Staatssekretär im Kriegsdepartement und 1709 Schatzmeister der Marine. Nachdem er bei dem Sturze Marlboroughs 1711 seine Stelle verloren, erhielt er 1714 von König Georg I. die Geheimrathswürde und das Amt eines Kriegszahlmeisters. Im Januar 1715 auch zum Mitglied der Kommission ernannt, welche die Untersuchung gegen die abgetretenen Toryminister führte, übte er die härteste Wiedervergeltung. Bald darauf ward er erster Lord in der Schatzkammer, legte aber, von seinen Gegnern nicht mit Unrecht der Bestechung von Parlamentsmitgliedern beschuldigt, im April 1717 dies Amt wieder nieder. Ein Plan, den er dem Unterhause zur Herabsetzung der Zinsen der 47,322,200 Pfd. Sterl. betragenden Staatsschuld von 6 auf 5 Procent vorlegte, verwickelte ihn mit dem Staatssekretär Stanhope in einen heftigen Streit, in welchem sich beide so sehr vergaßen, daß sie sich ihre Bestechungen und schmachvollen Verabredungen öffentlich vorwarfen. Um die öffentliche Meinung wieder für sich zu gewinnen, schloß sich W. der Opposition an, drang auf Verminderung der Subsidien und des stehenden Heeres und heuchelte überhaupt einen rauhen rücksichtslosen Patriotismus. Bald ließ er sich aber vom Hofe wieder gewinnen und erhielt für seine Vertheidigung der Regierungspolitik das Amt des ersten Lords des Schatzes zugleich mit dem des Kanzlers der Schatzkammer. In dieser Stellung begann er eine geschickte Finanzverwaltung, führte die größte Sparsamkeit im Staatshaushalt ein und verminderte binnen 18 Jahren die Schuld um 7 Millionen und die Zinsen um die Hälfte. Auch suchte er die auswärtigen Verwickelungen auf diplomatischem Wege zu ordnen, unterstützte freigebig Industrie und Handel und beförderte die Entwickelung der amerikanischen Kolonien, indem er sich u. A. deren Besteuerung widersetzte. Als der König 1723 nach Hannover reiste, übertrug er W. die Regierung und wollte ihm auch die Peerswürde verleihen, die dieser jedoch seinem Sohne zuwandte. Dagegen beschuldigte man ihn, daß er die Krongewalt auf Kosten der Freiheiten der Nation zu stärken suche, sowie daß er sich die Majorität im Unterhause durch Bestechung aus der Staatskasse verschaffe. Letzterer Vorwurf war gegründet. W. erkaufte der Regierung die Stimmen durch ein förmliches

Digitized by Google

Korruptionssystem und soll geäußert haben, daß er den Preis eines Jeden kenne. Dessen ungeachtet blieb er in der Gunst des Hofs, auch nach Georgs II. Thronbesteigung. Auch der heftige Widerstand, den seine 1733 eingebrachte Accisebill, welche den Zollunterschleifen im Handel mit Kolonialwaaren steuern sollte, beim Volke fand, und der Unwille, den seine friedliche Haltung Spanien gegenüber allgemein erregte, vermochten seinen Einfluß nicht zu brechen. Als er endlich 1738 von Sandy im Parlament der Korruption, Veruntreuung und anderer Vergehen angeklagt wurde, vertheidigte er sich zwar mit Geschick, würde aber der Verurtheilung kaum entgangen sein, hätte der Hof den Prozeß nicht in die Länge gezogen. Das Wachsen der Abgaben in Folge des 1739 mit Spanien und 1741 mit Frankreich begonnenen erfolglosen Kriegs vollendete die Unpopularität des Ministers, zuletzt verstärkte sogar der Kronprinz, der spätere König Georg III., die Opposition und W. legte daher im Februar 1742 alle seine Aemter und Würden nieder. Der König ernannte ihn gleichzeitig zum Peer mit dem Titel eines Grafen von Oxford und bewilligte ihm ein Jahrgeld von 4000 Pfd. Sterl. Als ihm dessen ungeachtet das Unterhaus mit einer Untersuchung drohte, wurde das Parlament prorogirt. W. † am 29. März 1745; 1855 wurde ihm in Westminsterhall ein Denkmal errichtet. Vgl. Coxe, Memoirs of the life and administration of Sir Rob. W., London 1789, 3 Bde., und öfter.

2) Horace, einer der geistreichsten und witzigsten Brief- und Memoirenschriftsteller Englands, Sohn des Vorigen, geboren 1717, studirte zu Cambridge und bereiste sodann den Kontinent. Nach England zurückgekehrt, erhielt er Sitz und Stimme im Parlament und nach dem Tode seines Vaters im Oberhause, nahm aber keinen Theil an den Verhandlungen und zog sich 1758 auf sein Gut Strawberry-Hill bei Twickenham zurück, dem er ganz das Ansehen einer mittelalterlichen Burg gab, und wo er kostbare Sammlungen von Kunstwerken, Büchern und Raritäten anlegte. Im Jahre 1791 ward er durch den Tod seines Neffen Graf von Oxford. Er † den 2. März 1797. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben der „Catalogue of engravers, who have born or resided in England" (1763) und der „Catalogue of the royal and noble authors of England, Scotland and Ireland" (1758). Sein Geisterroman „The castle of Otranto" (deutsch von Meyer, Berl. 1791) ward das Urbild einer zahlreichen Familie ähnlicher Werke. Die „Aedes Walpolianae" enthalten ein Verzeichniß aller im Besitz seiner Familie zu Houghton in Norfolk befindlichen Kunstschätze, welche später die Kaiserin Katharina ankaufte (1752). Am berühmtesten ward W. aber durch seine Briefe und Memoiren. Die ersteren, 1841 in 6 Bänden gesammelt und 1851 durch 2 Bände seiner Korrespondenz mit dem Dichter Mason ergänzt, zeichnen sich durch lebendige Darstellung und Witz aus und geben über Persönlichkeiten und Zustände der damaligen Zeit die interessantesten Aufschlüsse, und seine Memoiren, die 1751 anfangen und fast bis zu seinem Tode fortgesetzt sind (neue Ausg., Lond. 1846 ff., 12 Bde.; deutsch, Stuttg. 1846 ff., 3 Bde.), sind zwar inkonsequent im Urtheil, enthalten aber nicht unwichtige Beiträge zur Geschichte der Regierung Georgs II. und III. Vgl. Warburton, Memoirs of H. W. and his X contemporaries, Lond. 1851, 2 Bde.

3) Spencer Horatio, Führer der konservativen Partei in England, ein Verwandter von W. 1), geboren den 11. Sept. 1806 auf Stagbury-Park in Surrey, studirte in Eton und Cambridge, wurde 1831 Barrister und widmete sich mit Erfolg der Rechtspraxis. Durch seine Verheirathung mit der jüngsten Tochter des Premierministers Spencer Perceval kam er mit den Tories in engere Verbindung und durch den Einfluß des Grafen Egmont 1846 als Vertreter des Fleckens Midhurst ins Parlament, wo er sich namentlich in der Debatte über die Geistliche-Titelbill 1851 hervorthat, indem er trotz des Widerstrebens des Whigministeriums die Verschärfung der gegen die katholische Geistlichkeit verhängten Maßregeln durchsetzte. In Folge davon erhielt er in dem 1852 unter Lord Derby's Vorsitz zu Stande gekommenen protektionistischen Ministerium die Stelle eines Staatssekretärs des Innern, der er sich aber durchaus nicht gewachsen zeigte. Sein bei den Verhandlungen über die Milizbill gemachter Vorschlag, allen zur Landwehr einberufenen Individuen das Wahlrecht zu ertheilen, ward vom Premierminister mit Entrüstung zurückgewiesen. Er trat beim Sturze des Toryministeriums im Dec. 1852 von seinem Posten zurück, erhielt denselben aber trotz seiner Antecedentien in dem im Februar 1858 wieder ans Ruder erhobenen Ministerium von Neuem und bekleidete ihn bis zum 18. Juni 1859. Zum dritten Male übernahm er das Portefeuille des Innern im Juni 1866.

Walpurgis (Walpurga), Heilige, folgte ihren Brüdern, dem heiligen Wilibald und Wunnibald, um 748 aus ihrem Vaterland England nach Deutschland, ward Aebtissin des Klosters Heidenheim bei Eichstädt und gilt als Verfasserin einer lateinischen Beschreibung der Reisen Wilibalds. Nach ihrem um 778 erfolgten Tode kanonisirt, ward sie als Beschützerin gegen Bezauberungen verehrt und ihr der 1. Mai gewidmet. Da auf diesen Tag ein heidnisches Fest fiel, so erlangte mit Ueberhandnehmen des Hexenglaubens die Walpurgisnacht (die Nacht vom 30. April auf den 1. Mai) eine berüchtigte Bedeutung, in der man mit brennenden Strohwischen auf langen Stangen und durch Schießen (Walpurgisfeuer) die Hexen zu verscheuchen und von ihrer Fahrt auf den Blocksberg abzuhalten suchte.

Walroß, s. Wallroß.

Walsall, Stadt in der englischen Grafschaft Stafford, auf einer Anhöhe, an einer der Zweigbahnen zwischen Birmingham und Lichfield, hat ein Stadthaus, eine öffentliche Bibliothek, ein Gefängniß, Fabrikation von aller Art Eisen-, Stahl- und Lederwaaren, Brauerei, Handel und 37,760 Einw. W. wählt ein Mitglied ins Unterhaus.

Walsingham, Sir Francis, englischer Staatsmann unter der Königin Elisabeth, geboren 1536 zu Chiselhurst in der Grafschaft Kent, studirte zu Cambridge und bereiste dann den Kon-

Digitized by Google

tinent, wurde 1570 britischer Gesandter zu Paris und 1573 unter Elisabeth Staatssekretär des Auswärtigen. Er unterhandelte mit den Niederlanden gegen den spanischen Hof die Union von Utrecht und 1581 zu Paris den Abschluß des Heirathsvertrags zwischen Elisabeth und Alençon, wußte diese Verbindung aber dann insgeheim wieder zu hintertreiben. Als 1583 Jakob VI. von Schottland, der Sohn der Maria Stuart, das Staatsruder ergriff, agitirte W. in Schottland in englischem Interesse und erhielt von der Königin vorzugsweise die geheimen Verhandlungen, die Spionerei und das Polizeiwesen übertragen. Die englischen Katholiken wurden von ihm, dem geheimen Puritaner, durch die unwürdigsten Kunstgriffe bedrückt. Auch auf das Schicksal der Maria Stuart (s. d.) übte er einen verhängnißvollen Einfluß. Er entdeckte durch seine Spione die Verschwörung Babingtons, wußte die gefangene Maria in dieselbe zu verwickeln und brachte in dem Prozesse Briefe gegen die Unglückliche vor, die er wahrscheinlich mit einigen Verschwornen selbst fabricirt hatte. Nach Maria's Hinrichtung wurde er zum Kanzler von Lancaster erhoben. Als Philipp II. 1588 seine Armada gegen England ausrüstete, wußte W. durch seine Spione und Intriguen das Auslaufen der spanischen Expedition um ein ganzes Jahr aufzuhalten. Er † am 6. April 1590 zu Seething-Lane. Ein Verdienst von ihm ist die Betreibung der ersten Kolonisationsversuche in Nordamerika. Die früher oft gedruckten „Aracana Aulica" wurden ihm mit Unrecht zugeschrieben.

Walsrode, Stadt in der preußisch-hannöverischen Landdrostei Lüneburg, Amt Fallingbostel, an der Böhme, Sitz eines Amtsgerichts, hat ein adeliges Jungfrauenstift, Leder-, Leinwand-, Cichorien- und Tabaksfabrikation, Strohflechterei und 1893 Einw.

Walter, Ferdinand, ausgezeichneter Rechtsgelehrter, geboren am 30. Nov. 1794 zu Wetzlar, nahm 1813 in einem donischen Kosakenregiment Theil an dem Kampf gegen Frankreich, studirte sodann zu Heidelberg die Rechte u. ward 1818 Professor derselben zu Bonn, später auch zum geheimen Justizrath ernannt. Als Abgeordneter der preußischen Nationalversammlung 1848 trat W. entschieden auf die Seite der Krone, und auch als Mitglied der ersten Kammer 1849 und 1850 huldigte er der gemäßigten konservativen Richtung. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Lehrbuch des Kirchenrechts" (Bonn 1822, 13. Aufl. 1861, in mehre Sprachen übersetzt); „Corpus juris germanici antiqui" (Berlin 1824, 3 Bde.); „Geschichte des römischen Rechts bis auf Justinian" (Bonn 1840, 3. Aufl. 1860); „Deutsche Rechtsgeschichte" (das. 1853; 2. Aufl. 1857, 2 Bde.); „System des gemeinen deutschen Privatrechts" (das. 1854); „Juristische Encyklopädie" (das. 1856); „Das alte Wales" (das. 1859); „Fontes juris ecclesiastici" (das. 1861—63); „Naturrecht und Politik" (das. 1863). Papst Gregor XVI. belohnte 1836 die Verdienste des Verfassers um Wiederbelebung der römischen Anschauungen in Deutschland durch die Verleihung des Gregoriusordens.

Waltershausen, Stadt im sachsen-koburg-gothaischen Herzogthum Gotha, am Bodewasser und am nördlichen Abhang des Thüringerwaldes, durch eine Zweigbahn nach Fröttstedt mit der thüringischen Eisenbahn verbunden, Sitz eines Landraths-, Justiz- und Bergamtes, hat ein hochgelegenes Schloß (Tenneberg), 3 Kirchen (darunter die schöne Marienkirche), eine Gewerbschule, große Schlächtereien, bedeutende Fabrikation von Spiel- u. Papiermachéwaaren, Hemdenknöpfen, Würsten und geräucherten Fleischwaaren, starke Bierbrauerei und 3858 Einw. Unweit davon die berühmte salzmannsche Erziehungsanstalt Schnepfenthal. Im Jahre 1866 brannte ein Theil der Stadt ab.

Walther, Philipp Franz von, ausgezeichneter deutscher Physiolog und Wundarzt, geboren am 4. Jan. 1781 zu Burweiler in Rheinbayern, studirte in Heidelberg, Landshut, Wien und Paris, ward 1804 Professor der Medicin zu Landshut, 1819 Professor der Chirurgie und Direktor des chirurgischen Klinikums zu Bonn, 1830 Professor der Chirurgie und Augenheilkunde zu München, auch vom König von Bayern zum wirklichen geheimen Rath und Leibarzt ernannt; † daselbst am 29. Dec. 1849. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Physiologie des Menschen" (Landshut 1807—8, 2 Bde.); „System der Chirurgie" (Berlin und Freiburg 1833—47; Bd. 1, 2. Aufl., Karlsruhe 1843), „Ueber die angebornen Fetthautgeschwülste" (Landsh. 1814); „Neue Heilart des Kropfes" (Sulzb. 1817); „Ueber klinische Lehranstalten in städtischen Krankenhäusern" (Freiburg 1846) ꝛc. Seit 1820 war er Mitredakteur des „Journals für Chirurgie und Augenheilkunde".

Walther von Aquitanien, Gedicht der alten deutschen Literatur, welches einen in den burgundischen Sagenkreis gehörigen Stoff behandelt und offenbar aus volksmäßigen Sagen erwachsen ist. Das Gedicht ist nur in lateinischer u. zwar späterer, erst aus dem Anfang des 10. Jahrhunderts herrührender Uebersetzung auf uns gekommen. Es behandelt in einer selbst unter dem fremden Gewand noch erkennbaren hohen Kernigkeit u. Frische die Geschichte Walthers von Aquitanien (vom Wasichenstein oder von Spanien), wie derselbe den furchtbaren Kampf mit dem Burgunderkönig Gunthari und dessen Mannen an einem Engpasse der Vogesen, durch welchen die alte Völkerstraße führte, siegreich bestand. Es werden zwölf Kämpfer gegen den Helden aufgestellt, ihm die aus dem Hunnenlande davongeführten Schätze und seine Verlobte, die mit ihm aus der Geißelschaft bei Attila entflohene Hildegund, zu rauben. Jeder dieser zwölf Einzelkämpfe endet mit Walthers Sieg, aber jeder wird mit eigenthümlichen Zügen und Farben ausgestattet. Den letzten, schwersten Kampf besteht Walther mit dem damals noch jugendlichen Hagen von Troney, dem er einst an Etzels Hofe in Bruderbund nahe gestanden. Nachdem Walther darauf in seine Heimat, zu Alphari, seinem Vater, nach Lengers zurückgekehrt ist, wird feierliche Vermählung mit Hildegund gehalten, und nach des Vaters Tode regiert Walther 30 Jahre hindurch als ein gerechter König. Das Gedicht ist in einer erweiterten Nibelungenstrophe abgefaßt. Es ward herausgegeben und erläutert in den „Lateinischen Gedichten des

Digitized by Google

10. und 11. Jahrhunderts" von Grimm und Schmeller (1838).

Walther von der Vogelweide, der größte deutsche Lyriker des Mittelalters, wurde, nach den neuesten Untersuchungen über sein Leben, vermuthlich zwischen der Zeit von 1157—67 geboren. Ueber seine Heimat weichen die Meinungen der berufensten Forscher stark auseinander, die meiste Wahrscheinlichkeit dürfte die Ansicht haben, nach welcher W.s Geburtsstätte ein jetzt nicht mehr vorhandener Ort „Vogelweide" (vermuthlich die Bezeichnung eines der im Mittelalter häufigen fürstlichen Vogelgehege) gewesen ist, der einst an der Südseite der Brennerstraße lag. W. war nicht von ritterlicher, aber doch von edler Abkunft. Etwa im 14. bis 16. Lebensjahre hat er die Heimat verlassen. Zwischen 1171 und 1183 muß er in Wien eingetroffen sein, wo sich eine Anzahl der hervorragendsten Sänger jener Zeit am Hofe Herzog Leopolds VI., des „Tugendhaften", zusammenfand. W. legte in Wien den Grund seiner dichterischen und weltmännischen Bildung. In die Zeit seines ersten dortigen Aufenthalts gehören von seinen noch vorhandenen frühesten Dichtungen die einen besonders frischen Jugendmuth und einen mehr volksthümlichen Ton athmenden „Minnelieder", während die höchste Durchbildung seiner Kunst einer späteren Periode anheimfällt. Wie bei Leopold IV. stand W. auch bei dessen Nachfolger, Friedrich dem Katholischen († 1198 auf einer Kreuzfahrt), in hoher Gunst. Nicht so bei Leopold VII., dem nächsten Herzog in Oesterreich. Der Dichter verließ den Hof, an welchem ihm die gewohnte Gnadensonne nicht mehr leuchtete, und es kamen Zeiten schwerer Bedrängniß über den Heimatlosen, der aber gerade unter den Entbehrungen seiner nächsten Wanderjahre zur dichterischen Vollreife gelangte. Wir begegnen ihm in Mainz zur Zeit der Krönung Philipps von Schwaben, den er in herrlichen Sprüchen feierte (September 1198), dann in Magdeburg, wo der König zur Weihnachtszeit 1199 glänzenden Hoftag hielt. Um Pfingsten 1200 weilte er wieder in Wien, vermuthlich in königlichem Auftrag, jetzt von dem österreichischen Herzog huldvoll aufgenommen. Die nächsten Jahre mag W. meist am hohenstaufischen Hofe verbracht haben, seit 1204 (von welchem Jahre bis 1209 in die Lebensgeschichte des Dichters bis jetzt am wenigsten Licht und Ordnung gebracht ist) war er vermuthlich eine Weile der Gast Landgraf Hermanns von Thüringen auf der Wartburg. Dieser Aufenthalt, den er bekanntlich mit einer Reihe der berühmtesten Sänger seiner Zeit theilte, scheint dem Dichter aber wenig behagt zu haben, jedenfalls finden wir diesen 1207 wiederum am österreichischen Hofe in Wien. Aber auch dort gewann er keine bleibende Stätte. Der für einen Kreuzzug sparende Herzog gewährte Gabe und Gunst nicht in gewohntem Maße, und W. sah sich, vermuthlich nach einer Reihe vergeblicher Versuche, an andern Höfen unterzukommen, genöthigt, auf die Wartburg zurückzukehren (1209). Die politischen Verhältnisse zwangen ihn, schon nach zwei Jahren wieder das Weite zu suchen. W. hielt nämlich in dem Kampf Kaiser Otto's mit Innocenz III., während die früheren Anhänger des Kaisers, darunter auch der thüringer Landgraf, von jenem meist schon abgefallen waren, so lange an dem schwer bedrängten Welfen fest (nicht nur mit seiner Liedeskunst, sondern auch in politischen Geschäften ihm dienend), bis Otto's Sache unrettbar verloren war. Dann erst trat W. zu dem siegreichen Gegenkaiser, dem Hohenstaufen Friedrich II., über, der durch Energie, Freigebigkeit und hinreißende Persönlichkeit zu dem kargen finstern Welfen in glänzendem Gegensatz stand. Was W. von letzterem vergebens wiederholt erbeten hatte, die Gewährung einer Heimstätte, ward dem Wandermüden bald nach seinem Uebertritt zu Friedrich II. (welcher nach W.s neuestem Biographen, Menzel, spätestens im Juli 1214, frühestens im Winter 1213 auf 1214 Statt gefunden hat) zu Theil. Der Staufe verlieh ihm um die Zeit der Schlacht bei Bouvines, zwischen dem Sommer 1214 u. dem Herbst 1215, ein Lehn, das wahrscheinlich unweit Würzburg lag und zwar geringen Ertrag, aber doch eine willkommene Ruhestatt für den Dichter bot. Die nächsten Jahre verbrachte dieser dort in idyllischer Abgeschiedenheit, nur selten einmal an Friedrichs Hoflager erscheinend. Vermuthlich aber schon 1217 folgte er, der ungewohnten Lebensstille müde, dem Verlangen, Wien wiederzusehen. Um des auf einer Kreuzfahrt begriffenen Herzogs Rückkehr abzuwarten, verweilte W. als gern gesehener Gast an Heinrichs von Medlick glänzendem Hof zu Mödling bei Wien, dann bei dem Patriarchen von Aquileja, Berthold, Grafen von Andechs, und ging dann mit dem rückkehrenden Leopold nach Wien, von wo ihn ein ehrenvoller Ruf Kaiser Friedrichs abrief (Frühling oder Sommer 1220), der vor seinem Römerzug dem Dichter ein wichtiges Geschäft (wahrscheinlich das Zuchtmeisteramt bei des Kaisers zurückbleibendem ungerathenen Sohne Heinrich) anvertraute. Etwa 1223 zog sich W., dem der Aufenthalt am Königshof in mannichfacher Weise verleidet war, wieder auf sein Lehn zurück. Seine Dichtungen aus jener Zeit tragen mehr und mehr das Gepräge des Alters, ernster Resignation und milder beschaulicher Ruhe. Seit 1225 erfüllte seine Seele nichts so lebendig wie der Kreuzzug, zu welchem Friedrich II. vom Papst damals immer dringender aufgefordert wurde. Als der Kaiser im Sommer 1228 endlich die Fahrt nach dem Morgenlande antrat, folgte ihm (so nimmt wenigstens Rudolf Menzel in seinem vortrefflichen Werke „Das Leben W.s v. d. V." [Lpz. 1865], im Gegensatz zu Lachmann, Karajan u. A. an) auch unser Dichter. Die Reise führte ihn über die Brennerstraße und also in die Nähe seiner vermuthlichen Heimat, die er zuerst seit seinen Jünglingsjahren wiedersah. Eins der herrlichsten Gedichte W.s deutet wenigstens auf ein solches Wiedersehen bestimmt hin. Ueber die Zeit seiner Rückkehr wissen wir nichts. Daß sie erfolgt sei, ist jedoch zu hoher Wahrscheinlichkeit bezeugt durch ein Grabmal des Dichters im Grashof des neuen Münsters zu Würzburg. Hier mag der vielumhergetriebene Sänger die letzte dauernde Ruhestatt gefunden haben. W. gehört zu den hervorragendsten Dichtern aller Zeiten überhaupt, unter den Lyrikern der gesammten Weltliteratur nimmt er eine der

Digitized by Google

ersten, unter denen des deutschen Mittelalters insbesondere unbestritten die erste Stelle ein. Er gebot über die lieblichsten und süßesten Töne des eigentlichen Minneliedes, und die Fähigkeit, in gewaltigen Tönen für die höchsten Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, für das Vaterland, das Recht und die Wahrheit in politischen Dingen seine Gesangsstimme zu erheben, war ihm in nicht minderem Maße verliehen. Neben dem Minnesang pflegte er die poetische Gattung des Spruchs mit Vorliebe. Die mächtige Wirkung seiner politischen Dichtungen erhellt am sichersten aus des Thomasin von Zirkläre tadelnd gemeinter, aber ein beredtes Lob aussprechender Aeußerung (im „Wälschen Gast"), W. habe Tausende bethört, daß sie überhörten Gottes und des Papstes Gebot. Die Form entspricht in den meisten Gedichten W.s an künstlerischem Werth ihrem reichen Ideengehalt. In solcher Art vielseitig wie keiner der höfischen Lyriker mehr, fruchtbar thätig auf allen seiner Kunst zufallenden Gebieten, hat W. den Gipfel der Vollendung erreicht, von dem die Folgezeit (des Mittelalters) nur hinab geführt hat. Die Annahme Wilhelm Grimms und W. Wackernagels, nach welcher W. auch der Verfasser der unter dem Namen „Freidanks Bescheidenheit" bekannten Spruchsammlung sein soll, ist namentlich durch Franz Pfeiffer mit schwer zu bestreitenden Gründen angefochten worden. Von der zahlreichen, den Dichter betreffenden Literatur heben wir Folgendes hervor: Die Ausgaben von Bodmer und Breitinger (Minnesänger, Bd. 1), Fr. H. v. d. Hagen (Minnesänger Bd. 1 und 3), die kritischen, bei weitem werthvolleren von K. Lachmann (4. Ausgabe von M. Hauset 1864), W. Wackernagel und M. Rieger (1862), sowie endlich die treffliche, dem populären Verständniß des Dichters dienende von Fr. Pfeiffer (Leipz. 1864). Uebersetzungen gaben K. Simrock (3. Ausg. 1862), Fr. Koch 1848 und G. A. Weiske 1852. Die wichtigsten biographischen und charakterisirenden Schriften über W. sind Uhlands herrliches Buch „W. v. d. V., ein altdeutscher Dichter" (1822); Anton Daffis, Zur Lebensgeschichte W.s v. d. V. (1854); Fr. Pfeiffer, Ueber W. v. d. V. (1860); M. Rieger, Das Leben W.s v. d. V. (1863) und das oben erwähnte scharfsinnige Buch von R. Menzel.

Walthiere, s. v. a. Cetaceen.

Walze, Ackergeräthe zur Verrichtung von mancherlei Feldarbeiten, hauptsächlich bestimmt zum Ebnen, Krümeln, Puloern u. Festdrücken des Bodens, aber auch zum Unterwalzen feiner Sämereien, zum Ueberwalzen der Saaten, besonders auf leicht auffrierendem Boden, wenn durch die Gewalt des gefrierenden Wassers die jungen Pflänzchen mit den Schollen gehoben und bloßgelegt werden, ferner zum Eindrücken von Grassamen oder Andrücken von frisch gelegtem Rasen, zum Unterwalzen von Gründüngungspflanzen oder von (strohigem) Mist, endlich nicht selten auch zur Vertilgung von Ungeziefer, Schnecken, Mäusen ꝛc. Je nach Boden sind die W.n verschieden an Größe, Gewicht und Material, aus welchem sie gefertigt werden: Stein, Eisen oder Holz. Die W. stellt einen Cylinder dar, welcher mittelst seiner Axe in einem Gestell oder 2 Armen, an denen die Zugkraft angebracht wird, sich bewegt. Sehr empfehlenswerth sind hohle gußeiserne Cylinder, weil dieselben mit Steinen ausgefüllt und dadurch leichter und schwerer gemacht werden können. Schwerer Boden kann ohne die W. gar nicht klar genug gepulvert werden, auf trockenem Boden erhält man durch sie die den Frühjahrssaaten so nothwendige Feuchtigkeit, und auf losem Boden verhindert das Walzen die rasche Verflüchtigung werthvoller Düngstoffe, so daß der Egge immer die W. folgen oder je nach Arbeit ihr vorausgehen sollte. Die Wirkung der W. ist ihrem Durchmesser (von ½—4 und mehr Fuß) proportional, mit zunehmender Länge verringert sie sich, dagegen vermehrt sich die Förderung der Arbeit und wird wieder die Handhabung, zumal beim Umwenden, erschwert. Aus diesem Grunde fertigt man gegliederte oder getheilte W.n, sogenannte Doppelwalzen. Kantirte W.n wirken um so besser, weil sie im Niederfallen mit der Wirkung des Drucks die des Hemmens vereinigen. Stachelwalzen zerkleinern zugleich den Boden, und Ringelwalzen oder Schollenbrecher sind in dieser Hinsicht die wirksamsten. Croskills Schollenbrecher ist eine W., welche aus 20—25 gußeisernen, selbstständig auf einer schmiedeeisernen Axe rotirenden Scheiben besteht; die Scheiben sind an ihrem ganzen Umfang gezackt und an den Seitenflächen ihres Kranzes mit rautenförmigen vorspringenden Zapfen versehen, durch welche Vorrichtung die vollkommenste Zertrümmerung selbst großer Erdschollen hervorgebracht und ein krustirender bündiger Boden auf das gründlichste durchbrochen wird. Die W.n sind von 1—20 Centner schwer und erfordern je nach Schwere und Bodenart 1 bis zu 8 Spannthiere. Die Furchenwalzen sind der Form der Ackerbeete angepaßt und in der Mitte schmäler, nach den Seiten kegelförmig zulaufend sich verdickend; sie heißen auch Beetwalzen. Die W. erheischt vorsichtigen Gebrauch, besonders auf schwerthonigem Boden, wo der Einsatz bei zu großer Austrocknung wie bei zu großer Feuchtigkeit illusorisch wird und bei unrichtigem Gebrauch mehr geschadet als genützt werden kann. Zur Kultur im Kleinen hat man Handwalzen, Gartenwalzen.

Die W. (Straßenwalze) ist auch eine mechanische Vorrichtung zur Verdichtung u. Befestigung des künstlichen, aus geschlagenen Steinen hergestellten Wegkörpers. Die Straßenwalzen wurden zuerst von de Cessart 1787 empfohlen u. aus Holz od. Granit hergestellt; jetzt fertigt man sie allgemein aus Gußeisen und richtet sie so ein, daß sie beliebig beschwert werden können. Nach Rühlmann (Allgemeine Maschinenlehre) haben die hannoverschen Walzen, die sich sehr gut bewährt haben, 6 Fuß im Durchmesser und 3 Fuß 8 Zoll Breite, von welcher aber wegen Abrundung der Ecken nur 3 Fuß 6 Zoll wirksam sind. Die Mantelwände sind überall 3 Zoll stark. Die Seitenwände sind eingesetzt und mit einem Mannloch, sowie mit einer Oeffnung zum Füllen, wozu gewöhnlich Wasser genommen wird, versehen. Auf der Axe der Walze sitzen schmiedeeiserne Langbäume, zwischen welchen vor und hinter der W. Belastungskästen hängen. An

Digitized by Google

jeder Seite kann eine Deichsel befestigt werden, so daß die W. beim Vor- und Rückwärtsbewegen nicht umgekehrt zu werden braucht; außerdem ist eine Bremsvorrichtung und ein Schaber zum Reinigen der Mantelfläche vorhanden. Während zu geringes Gewicht der W. den Zweck nicht erreichen läßt, führt zu großes Gewicht mancherlei Uebelstände herbei. Auf Steinschlagbahnen entspricht am besten ein Totalgewicht von 20—50 Centnern auf jeden Breitenfuß des Walzmantels. In neuerer Zeit hat man mit Erfolg Dampfchausseewalzen konstruirt, indem man das Gewicht der Dampfmaschine und ihres Kessels als Nutzlast für den Walzprozeß mit benutzte. Ballaisons Maschine besteht aus 2 gleich großen W.n von 1,5 Meter Durchmesser und 1,4 Meter Breite, deren Axenentfernung von 3 auf 4 Meter entfernt werden kann. Ueber der vorderen W. ist der horizontale Röhrenkessel nebst Schornstein placirt, während 2 oscillirende Dampfcylinder zwischen den beiden W.n angebracht sind und die Bewegungsübertragung von der Dampfmaschinenkurbelwelle durch 2 Vorgelege erfolgt. Beide Dampfmaschinen entwickeln zusammen eine Arbeit von 10 Pferden und das Totalgewicht der ganzen Maschine beträgt 264 Zollcentner. Die Axe jeder W. läßt sich so weit drehen, daß das ganze Fahrzeug leicht gesteuert werden kann. Die Resultate sind nach Rühlmann, der die Maschine in Paris arbeiten sah, ganz zufriedenstellend, und es ist deshalb für Hannover eine ähnliche Maschine mit einigen Modifikationen von der egestorffschen Maschinenfabrik ausgeführt worden.

Walzende Grundstücke, Grundstücke, die nicht zum geschlossenen Komplex eines Landguts gehören und daher einzeln für sich verkauft oder auch von den Erben getheilt werden können.

Walzendruck, s. Zeugdruckerei.

Walzenpresse, s. v. a. Kalander, s. Appretur.

Walzer, bekannter deutscher Tanz, der auch in das übrige Europa, wenigstens nach Frankreich, England, Rußland, Polen, Ungarn, Belgien, Holland, Italien und in die skandinavischen Reiche überging. Er wird nach $^3/_8$- oder $^3/_4$-Takt getanzt u. hatte früher eine mäßige, dem deutschen Nationalcharakter angemessene Bewegung, bis er sich, seitdem der wiener W. herrschend wurde, zu Frohsinn und Lustigkeit, oft auch zur bacchantischen Wuth steigerte. Gleichzeitig mit dem wiener W. bildete sich eine besondere Art des W.s im $^2/_4$-Takt aus, der Ecossaisenwalzer, der ebenfalls bloß aus 2—3 Theilen besteht und in Deutschland bald ebenso beliebt wurde als der gewöhnliche W. In neuerer Zeit haben Strauß und Lanner wieder eine neue Bahn eingeschlagen. Jeder ihrer W. besteht immer aus mehren 2—3theiligen, mit Nummern bezeichneten W.n in ziemlich schnellem Tempo, einer in langsamem Tempo vorzutragenden Introduktion und einem Finale in Walzerform und Walzertakt, in welchem die Hauptmelodien summarisch wiederholt werden. Auch Gangl und Labitzki haben in dieser Form komponirt.

Walzwerk, Maschine zum Ausstrecken von Metallstücken in die Länge und Breite, deren Hauptbestandtheile 2 übereinander liegende, genau cylindrische metallene Körper sind, die sich nach entgegengesetzten Richtungen drehen und das zwischen sie gebrachte Arbeitsstück so weit zusammendrücken, als ihr gegenseitiger Abstand beträgt. Das Gießen der Walzen gehört zu den schwierigsten Arbeiten der Eisengießerei. Der Walzenkörper muß auf wenigstens 12 Millimeter tief von der Oberfläche einwärts hart, die Zapfen dagegen dürfen es der Haltbarkeit wegen nicht sein. Man läßt das Eisen (stark halbirtes, oder eine Mischung aus grauem und weißem) durch eine schräge Lehmröhre an 2 Punkten in tangentieller Richtung von unten in die aufrecht stehende Form einströmen, so daß es, von unten nach oben die Form füllend, Luft, Schlacken und Unreinigkeiten vor sich her treibt und zugleich in eine wirbelnde, schneckenartige Bewegung geräth, vermöge welcher die Unreinigkeiten sich mitten auf der Eisenfläche sammeln, ohne die Peripheriefläche der Walze verderben zu können. Ueber die Anwendung des W.s in der Stabeisenfabrikation, Blechfabrikation und zur Darstellung von Röhren s. Eisen, Blech und Röhren.

Wampu (Wampo), Insel vor der Mündung des Perlflusses in den Meerbusen von Kanton, (chinesisches Meer), gehört zur chinesischen Provinz Kanton, hat einen Hafen, in welchem die nach Kanton bestimmten europäischen Kauffahrer landen.

Wan (Van), asiatisch-türkisches Ejalet im südöstlichen Armenien, umfaßt so ziemlich das alte Assyrien, grenzt an Erzerum, Persien, Diarbekr und Bagdad und hat einen Flächenraum von 751 QMeilen. Das Land ist sehr gebirgig und wird von mehren kleinen Nebenflüssen des Tigris und dem 67 QMeilen großen Wansee (Ardschisch, bei den Alten Arhissa, von den Armeniern See von Tosp genannt) bewässert, welcher salziges Wasser enthält u. sehr fischreich ist. Die Bevölkerung ist sehr gering und besteht aus Osmanen, Turkomanen, Armeniern und Kurden, welche starke Viehzucht, weniger Ackerbau, Fischerei und Jagd, sowie etwas Tauschhandel mit Manna und Galläpfeln gegen Eisen- und Putzwaaren treiben. Die gleichnamige Hauptstadt liegt am südöstlichen Ufer des Wansee's, ist Sitz des Gouverneurs, hat eine Citadelle und andere Befestigungen, viele schöne Landhäuser und Gärten, etwas Baumwollindustrie, Fischerei, Handel und 35,000 Einwohner, meist Armenier. Die Stadt hieß bei den Armeniern Van Tospai, bei den Griechen Thospia oder Buana, bei den Byzantinern Jban und wird von den heutigen Armeniern auch Schamiramakert, d. i. Bau der Semiramis, genannt. Auf dem Hügel, der die Citadelle trägt, sind nämlich umfangreiche Höhlen und Gewölbe mit Trümmern von alten Denkmälern und Bildwerken mit vielen Keilinschriften, die man der Semiramis zuschrieb. Schon Moses von Chorene beschrieb sie im 5. Jahrhundert, und 1827 wurden sie vom Professor Schulz aus Gießen untersucht. Aus diesen Denkmälern, wie aus alten Ueberlieferungen und den Nachrichten des Moses von Chorene ergibt sich, daß W. schon in uralter Zeit eine bedeutende Stadt und Residenz assyrischer und später persischer Könige gewesen ist. Ihren jetzigen Namen soll sie vom armenischen König Van im 4. Jahrhundert v. Chr.

Digitized by Google

erhalten haben. König Tigranes im 1. Jahrhundert v. Chr. soll sie mit kriegsgefangenen Juden bevölkert und der persische König Sapores in der Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. zerstört haben. Später erscheint sie (bis 1021) als Residenz einer armenischen Dynastie im Lande Wasburagan, dessen Namen noch jetzt das türkische Sandschak im Norden des See's trägt. Sie kam dann nach einander unter die Herrschaft der Byzantiner, der Seldschukken und Turkomanen, ward 1387 und 1394 von Timur, 1425 vom Turkomanen Iskander erobert und 1533 und 1548 von den Türken durch Kapitulation den Persern entrissen, von diesen aber 1636 auf kurze Zeit wiedererobert. Am nordöstlichen Ufer des See's liegt die Stadt Ardschisch und am nordwestlichen Ufer die in der Kriegsgeschichte Vorderasiens berühmte Stadt Achlath (Aklath, Chelath oder Khelath).

Wanda, nach der Sage die Tochter des polnischen oder böhmischen Königs Krak, soll um 700 Polen beherrscht haben. Als der deutsche Fürst Rytiger, dem sie ihrem Gelübde beständiger Keuschheit gemäß die Hand verweigert, Polen mit Krieg überzog, besiegte sie denselben zwar, stürzte sich aber, um Polen vor weiteren Kriegen zu bewahren, in die Weichsel. Noch heute wird ein Hügel bei Krakau, Mogila, als ihr Grabmal bezeichnet. Die Sage ist wiederholt von polnischen Dichtern, auch von Zach. Werner zu poetischen Darstellungen benutzt worden.

Wandelndes Blatt, s. Heuschrecken.

Wandelstern, s. v. a. Planet (s. d.); auch wohl s. v. a. Komet (s. d.).

Wanderblöcke, s. v. a. erratische Blöcke, s. Blöcke, erratische.

Wanderschaft, das Reisen eines Handwerksgesellen in fremde Länder, nach dem Volksausdruck das Gehen in die Fremde, eine uralte deutsche Sitte, die von der den Deutschen angebornen Wanderlust ins Leben gerufen und durch die zwangreichen Zunfteinrichtungen unserer Vorfahren streng bewahrt und bis auf unsere Tage erhalten worden ist. Der Hauptzweck der W. war und ist, das Handwerk, wie es auswärts getrieben wird, und bei dieser Gelegenheit zugleich die Welt kennen zu lernen. Das Arbeiten in der Fremde ist daher nie Hauptzweck, sondern dasselbe soll dem Wandernden nur die Mittel bieten, Neues zu lernen, und die Mittel erwerben zum Weiterwandern. Der Handwerksgeselle hat sich durch seine „Kundschaft", eine von dem polizeilichen Wanderbuch wohl zu unterscheidende, von der Innung ausgestellte und seine Befähigung zum Wandern attestirende Legitimation, auf welcher die Innungen aller der Orte, wo er gearbeitet, dies bescheinigen müssen, auszuweisen. Neben den mannichfachen Vortheilen hat das Wandern der Handwerker auch seine großen Nachtheile, welche besonders darin bestehen, daß bei zu zeitigem und unvorbereitetem Antritt der W. nicht nur die Vortheile nicht erreicht werden, sondern viele in Verwilderung und Arbeitsscheu zu Grunde gehen, woran allerdings manche veraltete Einrichtungen, z. B. daß der einwandernde Geselle den Meister nicht wählen darf, sondern der Reihe nach vertheilt wird, daß er wieder auswandern muß, wenn er den ersten Meister verläßt und dergl., ihren Theil haben. Daher hat die neuere Gesetzgebung das Wandern theils ganz aufgehoben, theils Dispensation davon sehr erleichtert. Vielerlei Beschränkung erlitt die freie W. in Folge der politischen Stürme von 1830. Manche Staaten beschränkten damals die Wanderfreiheit auf das eigene Gebiet, andere verboten wenigstens ihren Angehörigen das Betreten gewisser Staaten, wie Preußen und später der deutsche Bund das der Schweiz.

Wanderungen der Thiere, eine eigenthümliche, noch nicht vollständig erklärte Erscheinung in dem Leben mancher Thiere, nach welcher sie theils zu bestimmter, theils unbestimmter Zeit den gewöhnlichen Aufenthaltsort verlassen und nach einiger (ebenfalls bestimmter oder unbestimmter) Zeit zurückkehren, oder einen neuen erwählt haben. Solche Wanderungen (Züge) finden sich bei vielen Vögeln, mehren Mäusearten, Heuschrecken, Fischen, Schildkröten, Ameisen ꝛc. Ueber die Wanderungen der Zugvögel s. Vögel. Mehre Schildkröten und Krebse (zumal die Erdkrabbe oder Turluru), sowie viele Fische suchen Orte zur Ablegung ihrer Eier, wobei sie oft ansehnliche Strecken zurücklegen, so unter andern die Thunfische, Störe, Hausen ꝛc. Einen ebenfalls bestimmten Weg nimmt die Wurzelmaus (Mus oeconomus), die im Frühling aus Kamtschatka nach Westen geht, bis zu dem Flusse Penschin, worauf sie sich südlich wendet und im Oktober wieder in ihrer Heimat eintrifft. Bei dieser, sowie bei den in nördlichen Gegenden wohnenden Hirschen, Rennthieren und andern Grasfressern, die Winters südwärts wandern, scheint das Auffinden reichlicherer Nahrung einen Hauptgrund abzugeben. Ungewisser ist der Grund bei den Lemmingen (Hypudaeus Lemmus), welche von den norwegisch-schwedischen Gebirgen nach dem bottnischen Meerbusen und von dem Ural nach dem Petschora und dem Jenesei herabziehen, wobei ebensowohl ihre unermeßliche Menge, als auch die durch kein Hinderniß zu störende gerade Linie ihres Wegs merkwürdig bleibt. In gleicher Art wandert zu manchen Zeiten die Wald- u. Brandmaus. Ihrem Futter nach scheinen auch die Wandertauben (s. Taube) zu ziehen. Die großen Züge der Heuschrecken (s. d.) haben meist heftige und anhaltende Ostwinde zur Ursache, da die Kraft zum Fliegen bei ihnen nicht groß ist. Das Wandern der Ameisen, besonders der Wanderameise, mehrer Wasserjungfern, die bisweilen in unermeßlichen Schaaren einer ziemlich geraden Linie folgen, ist noch nicht gehörig aufgeklärt. Die angeblichen Züge der Häringe aus dem Eismeere in die Nordsee ꝛc. werden darum bezweifelt, weil dieser Fisch zu solchen weiten Reisen keine Organe und Kraft habe; sein Erscheinen soll bloß ein Aufsteigen aus der Tiefe sein, um zu laichen. Weniger ist endlich hierher die Verbreitung mancher Thiere (z. B. der Wanderratten) zu rechnen, die nur an Menge zunehmen und darum sich in mehren Gegenden einheimisch machen.

Wandipur, befestigte Stadt im chinesischen Tributlehnsstaat Butan, auf einer Anhöhe, hat eine große Brücke, viele Klöster und heilige Gebäude und warme Quellen.

Wandiwasch, Stadt in der indobritischen Pro-

Digitized by Google

vinz Madras, Provinz Karnatik, Distrikt Arcot; hier 1760 Sieg der Engländer über die Franzosen.

Wandsbeck, Flecken im preußischen Herzogthum Holstein, in Stormarn, eine Stunde von Hamburg, mit dem gräflich schimmelmannschen Schloß, hat einige Kattundruckereien, Wachsbleichen, Tuchfabriken, eine Bleiweißfabrik ꝛc. und 6000 Einwohner. W. ist besonders als der Aufenthaltsort des Dichters Matth. Claudius (s. d.) bekannt, der sich danach den wandsbecker Boten nannte, und dem man hier ein Denkmal errichtet hat.

Wanfried, Stadt in der preußischen Provinz Hessen, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Eschwege, rechts an der Werra, Sitz eines Justizamts, hat ein altes Schloß, Wollspinnerei, Tuchmacherei, Tabaksfabrikation, Färberei, Obst-, besonders Kirschenbau, lebhaften Speditionshandel, Schifffahrt und 2023 Einw. W. kommt schon 1035 als Wenefridun vor, wurde 1306 von Thüringen an Hessen abgetreten und gehörte dann der Linie Hessen-Wanfried, welche 1755 ausstarb. Am 25. Juni 1626 wurde die Stadt von den Truppen Tilly's überfallen und geplündert.

Wange (gena), der an der Seite des Antlitzes befindliche und erhabenste Theil des Gesichts, welcher dem stark hervorspringenden Wangenbein entspricht.

Wangen, Stadt im würtembergischen Donaukreis, an der Argen, Sitz eines Oberamts, Oberamtsgerichts und Kameralamts, hat 2 Kirchen, ein Hospital, einen Eisenhammer, eine Papiermühle, stark besuchte Getreidemärkte und 1700 Einw. W. war früher freie Reichsstadt und hatte damals über 4000 Einwohner; 1803 kam sie an Bayern, 1810 an Würtemberg.

Wangenheim, Karl August, Freiherr von, würtembergischer Staatsmann, geboren am 14. März 1773 in Gotha, studirte zu Jena und Erlangen erst Theologie, dann die Rechte, trat 1804 wegen einer Differenz mit dem Minister als Vicepräsident aus der sachsen-koburg-saalfeldischen Landesregierung (vergl. seine „Beiträge zur Geschichte der Organisation der sachsen-koburg-saalfeldischen Lande", Gotha 1805) und ging nach Stuttgart, wo er 1806 zum Präsidenten des Oberfinanzdepartements, 1809 zum Präsidenten der Oberregierung und nach deren Aufhebung 1811 zum Präsidenten des Obertribunals und Kurator der Universität in Tübingen, im Nov. 1816 zum Kultusminister und 1817 zum Bundestagsgesandten ernannt wurde. Hier war er in mehren Kommissionen, namentlich in der Reklamationskommission, sehr thätig, bis sein Vortrag über die Beschwerde des westphälischen Domänenkaufes im Juli 1823 seine Abberufung veranlaßte. Er lebte seitdem abwechselnd in Dresden, Koburg und Jena den Wissenschaften und der Zeitgeschichte. Im December 1831 ward er zum Deputirten des würtembergischen Oberamts Ehingen in die zweite Kammer der Abgeordneten gewählt, seine Wahl indessen von der Kammer für ungültig erklärt. Er † den 19. Juli 1850 zu Koburg.

Wangeroge (Wangeroog, Wanger Oga), eine zum oldenburgischen Amte Jever gehörige Insel in der Nordsee, eine Meile von der Küste und 4 Meilen von der Mündung der Weser entfernt, ist eine Stunde lang und eine Viertelstunde breit, hat einen Leuchtthurm, eine evangelische Kirche und seit 1819 eine sehr besuchte Seebadeanstalt. Die Insel soll noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts einen achtmal größeren Umfang gehabt haben, wird aber durch Abspülungen von der Sturmfluth des Meeres immer kleiner; namentlich waren dieselben im Oktober 1850, im Januar 1852 und am 1. Januar 1855 sehr bedeutend; nach der letztern wurde daher auch die Mehrzahl der bis dahin 400 Einwohner starken Bevölkerung auf das Festland übergesiedelt. Jetzt hat sie noch 84 ständige Einwohner. Vgl. Chemnitz, W. und das Seebad, Jever 1833; W., die Insel und das Seebad, Oldenburg 1853.

Wankaneer, Stadt auf der Halbinsel Kattiwar, gehört zur Provinz Guzerate der indobritischen Präsidentschaft Bombay, liegt an der Patalia und dem Muchoo, hat einige Befestigungen, mehre Moscheen, einen Bazar und 5000 Einw.

Wansen, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Ohlau, an der Ohlau, hat eine Gerichtskommission, 2 katholische Kirchen, eine Kapelle, ein Schloß, Leinweberei, Bierbrauerei, Tabaks- und Gemüsebau und 1760 Einwohner.

Wanzen (Heteroptera, Ungleichflügler), Unterabtheilung der Insektenordnung der Hemipteren oder Halbflügler, charakterisirt durch 4 ungleichartige Flügel, indem die Vorderflügel am Grunde hart, an der Spitze, soweit sie sich decken, aber häutig wie die Hinterflügel sind, den an der Spitze der Stirn entspringenden, in der Ruhe meist gegen die Brust zurückgeschlagenen schnabelartigen Saugrüssel und den unangenehmen Geruch, den die meisten bei der Berührung verbreiten und der durch eine im Brustkasten mittelst eines drüsigen Organs abgesonderte Feuchtigkeit veranlaßt wird. Die W. zerfallen in 2 Familien: Landwanzen und Wasserwanzen. Die Landwanzen (Geocores) nähren sich meist von animalischen Stoffen, indem sie andere Insekten aussaugen, suchen aber gelegentlich und zu gewissen Jahreszeiten auch Pflanzen auf u. leben auf der Erde zwischen Steinen oder auf Pflanzen. Man theilt sie in 1) Schildwanzen (Scutati), mit großem, wenigstens bis zur Mitte des Hinterleibs reichendem Schild und meist 5gliederigen Fühlern, auf Wiesen, Feldern und Bäumen lebend, worunter hervorzuheben sind: die rothbeinige Baumwanze (Pentatoma rufipes *Latr.*), gelblich- oder röthlichbraun, mit rother Spitze des Schildchens, rothen Fühlern u. rothen Beinen, 5 Linien lang, durch Aussaugen von Raupen ꝛc. in Wäldern nützlich; die Beerenwanze oder Qualster (P. baccarum *Latr.*), röthlich- oder gelblichbraun, unten weißlich, schwarz punktirt, mit schwarzen, weiß geringelten Fühlern und weißer Schildchenspitze, $4^1/_2$ Linien lang, durch den üblen Geruch, den sie auf Himbeeren, Stachelbeeren, Kirschen ꝛc. zurückläßt, unangenehm; die Kohl- oder Gemüsewanze, Strachia oleracea *Hahn*, blau oder grün, selten roth oder schwärzlich, mit weißem Außenrande, weißer Mittellinie des Vorderrückens und Schildchenspitze und einem weißen (Männchen) oder blutrothen (Weibchen) Flecken am Innen-

Digitized by Google

winkel jeder Flügeldecke, 3 Linien lang, jungen Gemüsepflanzen durch Aussaugen der Säfte schädlich, was auch von der schwarzen, am Vorderrücken und an den Flügeldecken weiß geränderten, 3½ Linien langen Erdwanze (Cydnus bicolor *Fabr.*) gilt; 2) Randwanzen (Coreodes), mit kleinem, die Mitte des Hinterleibs nicht erreichendem Schildchen und 4gliederigen Fühlern, in Gebüschen und im Gras von andern Insekten lebend; 3) Langwanzen (Lygaeodes), mit in der Unterseite des dreieckigen Kopfes eingelenkten Fühlern, Punktaugen und am Grunde harten, hornigen, geaderten Flügeln, zwischen Steinen und im Moos von Insekten oder Pflanzensäften lebend; 4) Blindwanzen (Capsini), mit Punktaugen, fehlenden oder nur mit 2 ungleichen, Zellen bildenden Adern versehenen Flügeldeckenhäutchen u. vor den Augen herabgebogenen Fühlern, auf Wiesen und Feldern von Insekten lebend, worunter die grüne Schmalwanze (Phytocoris [Lygus] nassatus *Latr.*), langgestreckt, feinbehaart, mit gelbem Grund des Schildchens und gelbem Außen- und Innenrande der Flügeldecken, 3¼ Linien lang, im Larvenzustande die jungen Rosentriebe ansticht, welche in Folge davon verkrüppeln; 5) Hautwanzen (Membranacei), mit in einer an der Kehle befindlichen Rinne verstecktem Schnabel, kurzen Fühlern und oft mit lappigen Anhängen versehenem Körper, auf Wiesen, in Gebüschen und unter Baumrinden lebend, worunter die berüchtigte Bettwanze (s. unten) gehört; 6) Raub- oder Schreitwanzen (Reduvii), mit hinter den Augen halsartig verengtem Kopf und langen und dünnen Fühlern, die größten Landwanzen, von Insekten, die sie durch ihren Stich tödten, lebend; 7) Uferläufer (Riparii), mit großen freien, unmittelbar an der Spitze des letzten Fußglieds befindlichen Krallen, kleine, sehr flinke, an Gewässern von Insekten lebende W.; 8) Wasserläufer (Hydrodromici), mit kleinen, in einem Ausschnitt vor der Spitze des letzten Fußgliedes stehenden Krallen, auf der Oberfläche des Wassers stoßweise umherrudernd, unten mit silberglänzenden Härchen zum Abhalten des Wassers bedeckt und von Insekten lebend. Die Wasserwanzen (Hydrocores) leben im Wasser von animalischen Stoffen, stechen empfindlich und fliegen des Nachts umher. Diese theilt man in: 1) Rückenschwimmer (Notonectici), mit platten und breiten Hinterschienen und langen, fadenartigen Anhängen (Athemröhren) am Hinterleib, geschickt auf dem Rücken schwimmend, worunter Notonecta glauca *Fabr.*, graugelb, mit sammtschwarzem Schildchen und weißlichgrünem Kopf und Vorderrücken, 7 Linien lang, der Fischbrut schadet; 2) Wasserskorpionwanzen (Nepina), mit verdickten und verlängerten Vorderbeinen (Raubbeinen) und nicht platten, aber bewimperten Hinterschienen und ohne Anhänge am Hinterleibe, gut, aber nicht auf dem Rücken schwimmend, worunter Nepa cinerea *Fabr.*, graubraun, mit oben scharlachrothen Flügeladern und ebenso gefärbtem Hinterleib, 10 Linien lang, empfindlich sticht. Die bekannteste und widerwärtigste Wanzenart ist die Bett- oder Hauswanze (Acanthia lectularia *Fabr.*, Cimex lectularia *L.*). Sie ist braunroth, ungeflügelt, höchstens mit Flügelstummeln versehen und 2⅔ Linien lang. Sie war schon den alten Griechen und Römern bekannt, und Aristoteles läßt sie aus dem Schweiße entstehen. Sie soll aus Ostindien stammen; historisch sicher ist aber nur, daß sie im 11. Jahrhundert zuerst in Straßburg erschien und später mit den Bettstellen vertriebener Hugenotten nach London kam. Jetzt hat sie sich mit dem Menschen fast über die ganze Erde verbreitet, wird des Nachts durch ihre Blutgier dem Menschen sehr lästig und soll sich, durch die Ausdünstung desselben angelockt, sogar von der Zimmerdecke auf Schlafende herabfallen lassen, wenn die Füße der Bettstellen in Kübel mit Wasser gestellt sind. Das Weibchen legt im März, Mai, Juli und September jedesmal etwa 50 weiße, ½ Linie lange walzige Eier in die feinsten Ritzen der Wände und Bettstellen, namentlich auch hinter Tapeten. Die Septemberbrut geht in der Regel zu Grunde, und nur die vollkommneren Insekten, welche in 11 Wochen ausgewachsen und fortpflanzungsfähig sind, überwintern und sind gegen starke Kälte unempfindlich. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich im Blut warmblütiger Thiere (Fledermäuse und Schwalben sind oft unter den Flügeln mit W. bedeckt), sie begnügen sich indeß auch mit verschiedenen Feuchtigkeiten und können lange hungern, wobei sie aber ganz durchsichtig werden. Als sicher wirkendes Vertilgungsmittel empfiehlt Leunis folgendes: 6 Loth frische zerschnittene Blätter u. junge Zweige des Sadebaums (Juniperus sabina) übergießt man mit einem Quart Branntwein u. 2 Quart Wasser, lasse sie einige Tage lang an der Sonne oder an einem warmen Orte ausziehen, seihe dann die Flüssigkeit durch und schütte 1 Loth weißen Arsenik und für 2—3 Sgr. Quecksilbersublimat hinzu. Mit dieser Flüssigkeit streiche man alle Löcher, Fugen und Ritzen der Bettstellen, Bretterverschläge, Thürbekleidungen ꝛc. mittelst eines Pinsels sorgfältig aus, am besten zu Anfang des Frühlings, wenn die überwinterten Weibchen noch keine Eier gelegt haben. Die Tapeten müssen natürlich abgerissen und die Wände abgekratzt und neugetüncht werden.

Wanzenbeere, s. Johannisbeerstrauch.

Wanzenkraut, Pflanzengattungen: s. v. a. Sumpfporst, Ledum palustre *L.*; s. v. a. Coriandrum sativum *L.*, s. Koriander; s. v. a. Geranium robertianum *L.*

Wanzleben (Groß-W.), Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, an einem kleinen See, hat Stärkefabrikation, Leinweberei, Gerberei und 3474 Einw.

Wapiti, canadischer Hirsch, s. Hirsch.

Wappen, im Allgemeinen Schilde mit bunten Streifen oder Figuren (Wappenbildern). Die Entstehung der W. reicht in das frühere Mittelalter zurück und scheint mit dem Lehnwesen eng zusammenzuhängen. Die Geschlechtswappen sind wahrscheinlich die ältesten, aus ihnen sind die Landeswappen meist hervorgegangen. Den bedeutendsten Einfluß auf die Gestaltung der W. übten die Kreuzzüge, ihre völlige Ausbildung erhielten sie durch das Ritterwesen und die Ritterspiele. Durch die den letzteren vorhergehende Wappenschau wurden die Wappenbilder unter gewisse Regeln gestellt; sie wurden erblich, und

Digitized by Google

Schild und Helm wurden die eigentlichen Träger derselben. Diese Form blieb ihnen auch dann, als man sie zu andern Zwecken und namentlich zu den Siegeln verwandte. Die Frage nach der Bedeutung der W. läßt sich im Allgemeinen dahin beantworten, daß sie den Inhaber mit allen Rechten des Besitzes, Standes ꝛc., die er hat, oder auf die er Ansprüche macht, bezeichnen. Die ältesten W. wurden willkürlich von den durch die Geburt dazu Befähigten angenommen, später aber wurde die Ertheilung desselben dem Landesherrn, im deutschen Reiche auch den Hof- u. Pfalzgrafen, jedoch gewöhnlich mit gewissen Beschränkungen hinsichtlich der zu ertheilenden Figuren, vorbehalten. Mit dem W. ist von jeher der Begriff der Ehre streng verbunden gewesen, daher war auch der Verlust desselben eine Folge begangener Verbrechen. Die meisten Schriftsteller über Wappenkunde theilen die W. in Personenwappen, die wieder in Familien-, Geschlechts-, Gesellschafts-, Amts-, Gnaden-, Schutzwappen, sowie in persönliche und erbliche zerfallen, und in Länderwappen, unter denen die Erbschafts- und Anspruchswappen eine besondere Rolle spielen. Alle W. bestehen aus Haupt- und Nebenstücken; zu den erstern gehört der Schild mit Allem, was er enthält, die letztern aber zerfallen in Unterscheidungs- und Prachtstücke. Unterscheidungsstücke finden sich auf dem Schild (Oberwappen) und sind Helme, Kronen, Hüte ꝛc. hinter und unter dem Schilde; Prachtstücke sind Schildhalter, Mäntel und Zelte und die Losungsworte. Das Wappenrecht (lat. jus insignium) ist das Recht des Adels, ein seinen adeligen Stand bezeichnendes W. ausschließlich zu führen, und die Befugniß, Andern die Führung desselben W.s zu untersagen; denn außerdem kann jetzt auch jeder Nichtadelige sich ein beliebiges W. wählen.

Wappenkunde, s. v. a. Heraldik.

Wappers, Gustav, Baron, berühmter Historienmaler, einer der größten Meister der neuen flämischen Schule, geboren den 23. August 1803 zu Antwerpen, erhielt seine erste Bildung auf der Malerakademie seiner Vaterstadt und ging dann nach Paris, wo er sich besonders von den Werken der venetianischen Schule angezogen fand. Schon seine früheren Bilder sind in der Art der besten Meisterwerke seines Landes, voll Leben u. Wärme, ausgezeichnet in Kolorit und Ton, nur in technischer Hinsicht noch nicht vollendet. Die Intensität seiner Färbung steigerte sich aber in der Folge noch mehr, und jetzt zeichnen sich seine Werke bei der größten Naturwahrheit durch ein so glänzendes und warmes Kolorit aus, wie wir es bei wenigen belgischen Meistern wiederfinden. Seinen Ruf gründete 1830 das große Gemälde, welches den Bürgermeister van der Werf von Leyden darstellt, wie er bei der Belagerung der Stadt durch die Spanier dem ausgehungerten Volk seinen Leichnam anbietet u. zur Standhaftigkeit auffordert. Es schlossen sich nun mehre junge Künstler an W. an, die mit Vorliebe die vaterländische Geschichte bearbeiteten, ohne die heilige Ueberlieferung auszuschließen. Von W.' Arbeiten sind noch hervorzuheben: Die Grablegung Christi (1836), in der St. Michaelskirche in Löwen; in der Jesuitenkirche zu Antwerpen die Madonna auf Wolken von Engeln umgeben, wie sie dem Stifter des Jesuitenordens das Skapulier ertheilt; im Palais de la Nation zu Brüssel eine Scene aus den Septembertagen von 1830; Karl IX., auf die Hugenotten schießend, seit 1838 im Besitz des Herzogs von Sachsen-Koburg; Anna Boleyn, von der Königin Elisabeth Abschied nehmend, im Besitz des Kaisers von Rußland; das Bild Peters des Großen, im Besitz der Prinzessin von Oranien; Philipp der Schöne auf dem Sterbebett (1841); der Dichter Camoens, unter der Last seiner Leiden vor der Thür eines Palastes niedersinkend (1842); Genovefa von Brabant (1843), im Besitz der Königin Victoria; die Genrebilder: römische Mädchen, einem Bettler Almosen reichend, und Kinder mit einem neufundländer Hund; der große Fischerzug, der alljährlich in den Straßen von Antwerpen Statt findet, im Besitz der Königin Victoria; die Einnahme von Rhodus durch die Türken (1845), im Auftrag Ludwig Philipps gemalt; der Leichnam des Herrn auf dem Schooße der Maria, in der Kirche St. Germain zu Tirlemont; Christoph Columbus und belgische Frauen, den Ausgang der Schlacht erwartend, beide von Friedrich Wagner zum Stich gezeichnet. W. wurde 1832 erster Professor, 1840 Direktor der königlichen Akademie zu Antwerpen, war 1846—53 Präsident des belgischen Nationalmuseums u. wurde 1845 als erster Hofmaler des Königs Leopold von Belgien zum Baron erhoben. Er ist auch Konservator des Museums zu Antwerpen.

Waräger (Wäringer), normannisches Volk am baltischen Meere, beunruhigte durch Raubzüge den Freistaat von Nowgorod in Rußland und unterwarf sich die slavischen und finnischen Völkerschaften in den nördlichen und mittleren Gegenden Rußlands, namentlich auch die heutigen Gegenden von Reval, Petersburg und Archangel. Die Russen verschmolzen später völlig mit den W.n, und schon um die Mitte des 9. Jahrhunderts erscheinen die Namen Russen und W. fast als gleichbedeutend, wie auch ihre Geschichte mit der der Russen verschmilzt (s. Russisches Reich, Geschichte). Auch in Konstantinopel spielten W. eine bedeutende Rolle, indem sie lange den Kern der griechischen Kriegsmacht ausmachten und ihre Offiziere ganze Heere befehligten. So gewann um 1045 Harald Sigurdson, genannt Hardrade, in Sicilien und Afrika 18 Schlachten und kehrte, nachdem ihm die Kaiserin vergebens ihre Hand angeboten, nach Norwegen zurück, um sich daselbst eine Krone zu erkämpfen. Noch im 12. und 13. Jahrhundert waren die W. hochgeachtet, und mehre nordische Könige, die Reisen nach dem gelobten Lande unternahmen, wurden daher wohl aufgenommen; mit dem 14. Jahrhundert erloschen aber die W., wie die Herrschaften der Normannen, allmählig. Vgl. Kruse, Chronicon Normannorum, Dorp. 1850.

Warah (Uara), Hauptstadt des afrikanischen Staates Wadai im östlichen Sudan, an der obern Batha, in einem von steilen Bergen umgebenen Thale, hat einige Befestigungen, den Palast des Sultans und die Hauptmoschee des Landes und wird fast nur von Hofleuten bewohnt.

Warangerfjord, tief von Osten gegen Westen

Digitized by Google

ins Land einschneidender Busen des Eismeeres, im norwegischen Amte Finmarken unweit der russischen Grenze, ist 6¼ Meilen lang, fischreich, bietet gute Häfen dar und friert nie zu. Waranger-Näs (Varjak Njarg) heißt die große, sich zwischen dem W. und dem Tanafjord ins Eismeer erstreckende gebirgige Halbinsel daselbst.

Warasdin (Varasdin), Komitat in Kroatien, wird im Süden vom Komitat Agram, im Osten von dem Komitat Kreutz, im Norden von Ungarn, im Westen von Steiermark begrenzt und umfaßt einen Flächenraum von 58,52 QMeilen mit 258,008 Einw. Es wird im Nordwesten durch das Matzelgebirge von Steiermark getrennt u. im Innern von dem warasdiner Gebirge, einer Fortsetzung der steierischen Alpen, durchzogen. Im Uebrigen ist das Land, besonders nach der Drau hin, eben. Hauptprodukte sind: Mais (Kukuruz), Hirse, Heidekorn, Tabak, Wein und Obst, namentlich Zwetschen und Holz. Bedeutend ist die Viehzucht. Auch gibt es viel Wild und die Fischerei liefert einen bedeutenden Ertrag. Von Mineralien findet sich Gold und Schwefel. Auch gibt es mehre warme Quellen. Die gleichnamige Hauptstadt und königliche Freistadt, rechts an der Drau, über welche hier eine lange Holzbrücke führt, ist Sitz eines Komitats- und Bezirksgerichts und anderer Behörden, hat 9 katholische Kirchen, ein schönes Komitatshaus, Rathhaus, ein Kollegiatkapitel, ein Franciskaner-, Kapuziner- und Ursulinerinnenkloster, ein Obergymnasium, eine Haupt- und Unterrealschule, Mädchenhauptschule, eine Lehr- und Erziehungsanstalt für Mädchen, ein altes, befestigtes Schloß, ein Armenhaus, Bürgerspital, Tabaksfabrikation, Rosoglio- und Liqueurbrennerei, Steingutfabrikation und 8970 Einwohner.

Warbeck, Perkin (d. i. Peterchen), englischer Thronprätendent, Sohn eines Juden aus Tournay, nach Andern natürlicher Sohn des Königs Eduard IV. von England, ward in Antwerpen erzogen und, da er dem König Eduard IV. sehr ähnlich sah, nach der Thronbesteigung des Hauses Lancaster mit Heinrich VII. von der Schwester Eduards IV., der Herzogin Margarethe von Burgund, überredet, die Rolle des Richard Plantagenet, Herzogs von York, Sohn Eduards IV., zu spielen. Von Margarethe 1492 als Neffe anerkannt, trat er unter seinen prätendirten Titeln in Irland auf und landete 1493 als Richard IV. in Cornwallis, mußte sich aber vor Exeter in das Kloster Beaulieu zurückziehen und endlich sich selbst dem Feind ausliefern und endete 1499 auf dem Schaffot.

Warberg, Stapelstadt im schwedischen Hollandslän am Kattegat, hat ein altes, jetzt als Gefängniß benutztes Schloß, ziemlich lebhaften Handel, besonders mit Getreide, Bretern und Tonnendauben, einen 1850 erweiterten Hafen, eine durch die vorliegende Insel Gotterö geschützte treffliche Rhede und (1865) 2407 Einw.

Warburg, Kreisstadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, an der Diemel und der westphälischen Eisenbahn, zum Theil in einem tiefen Thale gelegen, hat eine evangelische u. katholische Kirche, eine Wallfahrtskapelle des heiligen Erasmus, ein Kloster der barmherzigen und der Schulschwestern, ein Progymnasium, Tabaksfabrikation, Leinweberei, Bierbrauerei, Vieh-, Getreide- und Eisenhandel und 4603 Einw. Hier schlug am 31. Juli 1760 der Herzog Ferdinand von Braunschweig die Franzosen. Die Umgegend, die warburger Börde genannt, ist die getreidereichste Gegend in Westphalen u. liefert außer andern Früchten den besten Flachs und Hanf, sowie Eisensteine und Bleierze. Im südwestlichen Theile des Kreises W. zieht sich der warburger Wald hin, von dem eine Hügelverbindungskette, „Auf dem Wald" genannt, nordwärts zum teutoburger Wald streicht. Die Stadt war ehemals Reichs- und Hansestadt.

Warburton, William, ausgezeichneter englischer Gelehrter und Kritiker, geboren 1698 zu Newark in der Grafschaft Nottingham, ward 1728 Rektor zu Burnt-Broughton in der Grafschaft Lincoln, 1754 Kaplan des Königs, Kanonikus von Durham u. Bischof von Gloucester; † am 7. Juni 1779. Seine Abhandlung über die Verbindung des Staats mit der Kirche („The divine legation of Moses demonstrated", Lond. 1738, 3. Aufl. 1743; deutsch, Frankfurt 1751—53, 3 Bde.) veranlaßte einen längeren literarischen Streit. Ein inniger Freund Pope's, besorgte er eine vollständige Ausgabe von dessen Werken und beschrieb sein Leben. Seine Werke erschienen in 6 Bänden London 1788 und das. 1811, 12 Bde. Vergl. Watson, William W., London 1863.

Ward, 1) James, berühmter englischer Schlachten- und Thiermaler, geboren um 1775 zu London, widmete der Anatomie der Thiere ein genaues Studium, doch herrscht in seinen Thiergemälden, Thierkämpfen, Jagdstücken, Pferderennen und Schlachten keine kalte Nachahmung der Form, sondern Natur und Leben. Viele seiner Zeichnungen mit Thieren sind durch den Stich bekannt, gesammelt in einem von J. Boydell 1805 veranstalteten Prachtwerk mit Text von Joh. Lawrence. Holzschnitte nach seinen Thierzeichnungen finden sich in M. Youatts „Treatise on horse". Im Auftrag der British Institution malte er eine allegorische Darstellung der Schlacht von Waterloo. Außerdem lieferte W. mehre Genrebilder, darunter Scenen mit Schmugglern und Wilddieben. Seine Landschaften mit Thieren werden zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der englischen Schule gezählt. Er † im Nov. 1859 als Professor an der königlichen Akademie zu London.

2) Edward Matthew, ausgezeichneter englischer Historienmaler, geboren 1816 in London, ward Zögling der Akademie daselbst und besuchte dann Rom, München u. Paris. Er malte anfangs historische Genrebilder, ging aber später ganz zur Historienmalerei über und ward 1855 Mitglied der Akademie. Zu seinen vorzüglichsten Bildern gehören u. A. die Abreise Lafleurs nach Montreuil; Oliver Goldsmith, den Bauern des Dorfes auf der Flöte vorspielend (1844); Johnson im Vorzimmer Lord Chesterfields (1844); Lord Clarendons Entlassung nach seiner letzten Unterredung mit Karl II. (1846); Unterredung Karls II. mit Nell Gwynne (1848); Jakob II. beim Empfang der Nachricht von Oraniens Landung (1850); die französische Königsfamilie im Templegefängniß

Digitized by Google

(1851); Charlotte Corday auf dem Weg zum Schaffot (1857). Wiewohl diese und andere historische Gemälde in ihrer Art trefflich sind, und nur hier und da durch zu genaue Ausführung des Details der Totaleindruck geschwächt wird, so zeigte er doch durch sein ausgezeichnetes Bild: Täuschungen der Aktionäre der Gesellschaft vom Südmeer, daß sein eigentliches Fach das hogarthsche Genre ist. Seit 1852 malte er an den Fresken des Korridors im neuen Parlamentsgebäude.

Wardein (Waradein), im Mittelalter üblich gewordene deutsche Form des Wortes Guardian, ursprünglich ein Beamter, der über den Gehalt der ausgebrachten Metalle zu wachen hatte und diese nach ihrem Gehalte untersuchte. Als in späterer Zeit das Münz- von dem Bergwesen getrennt wurde, ernannte man einen Bergwardein für das Bergfach und einen Münzwardein für das Münzwesen.

Wardö (Wardö), Stadt auf der nur ¾ Meile langen, schmalen, durch den Bussesund vom Festland getrennten Insel gleichen Namens im Norden des Varangerfjords im norwegischen Amt Finmarken in der Vogtei Waranger, liegt auf einer Einsenkung zwischen den beiden in die Insel einschneidenden Meerbusen West- und Ostvaag neben der Festung Wardöhus. Diese, die nördlichste Festung der Erde, ist zwar klein und unbedeutend, aber dennoch im Mittelalter das wesentlichste Hinderniß gewesen, daß nicht die Russen sich in Finmarken festgesetzt haben. Die Stadt hat (1865) 828 Einw., welche ergiebige Fischerei und Handel mit Rußland treiben.

Wardscher Kasten, eine von dem Engländer Ward angegebene Einrichtung zum Transportiren und zur Kultur von Pflanzen unter sonst ungünstigen Verhältnissen. Ward hatte das langjährige treffliche Gedeihen zweier kleinen Pflanzen in einer mit etwas Erde versehenen gut verkorkten Flasche beobachtet und darauf gründete er die Konstruktion seiner Kästen. Dieselben bestehen aus einem flachen metallenen gut gestrichenen Bodenstück, auf welchem sich ein metallenes Gestell zur Aufnahme von Glasplatten erhebt. Letztere bilden die Seitenwände und die Decke des Kastens. Das Bodenstück, welches einen einige Zoll hohen Rand besitzt, füllt man mit Erde, steckt in diese die Samen oder die Pflanzen, begießt und schließt dann den Kasten vollständig. Die Pflanzen gedeihen vorzüglich, denn sie sind vor Staub und schroffem Temperaturwechsel geschützt und hinlänglich mit Feuchtigkeit versehen, da das Wasser nie verdunsten kann. Absterbende Theile liefern die Kohlensäure, welche den lebenden Pflanzen zur Nahrung dient. Für tropische Pflanzen läßt sich mit Hülfe einer kleinen Spirituslampe leicht die passende Temperatur herstellen. In England werden die wardschen Kästen in eleganter Ausstattung hergestellt und zur Kultur der Pflanzen im Zimmer benutzt. Viel wichtiger aber sind die Dienste, welche die wardschen Kästen bei der Uebersiedelung von Pflanzen leisten, Fortune benutzte sie zum Transport von vielen Tausenden Theepflanzen nach dem Himalaya und nach Virginien und Kalifornien, und Gaßkarl hat mit ihrer Hülfe Chinarindenbäume von Amerika nach Java verpflanzt. Der königliche botanische Garten zu Kew soll beständig gegen 40 solcher Kästen auf Reisen haben, um neue Pflanzen nach England und den Kolonien zu schaffen.

Wareghla (Warghela), Oase im Süden von Algerien, mit 10,000 Einw. u. dem gleichnamigen Hauptorte, einem bedeutenden Handelsplatz.

Wareham, Stadt in der englischen Grafschaft Dorchester, zwischen den Mündungen des Froome und Piddle in den Poolehafen des Kanals (la Manche) und an der Eisenbahn von Southampton nach Dorchester, hat 2 Brücken, starken Handel mit Pfeifenthon und 3076 (mit dem Wahlbezirk 6694) Einw. W. wählt ein Mitglied ins Parlament.

Waren, Stadt im mecklenburg-schwerinschen Kreis Mecklenburg oder Herzogthum Schwerin, am Müritzsee, hat 2 vereinigte Kriminalpatrimonialgerichte, 2 alte Kirchen, eine Synagoge, eine höhere Bürgerschule, eine Bürger- und eine Gewerbschule, Fabrikation von Watte, Tuch, Leinwand, Strohhüten, Instrumenten ꝛc., Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Fischerei, Schifffahrt, Handel und 5276 Einw.

Warendorf, Kreisstadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Münster, links an der Ems, hat eine evangelische und 2 katholische Kirchen, eine Synagoge, ein Franciskanerkloster, Progymnasium, Irrenhaus, Lein-, Woll- und Baumwollzeuchfabrikation, Gerberei, Färberei, Bierbrauerei, lebhaften Vieh- und Leinwandhandel (warendorfer Leinwand) und 5384 Einwohner.

Warmblütige Thiere, diejenigen Thiere, die durch Lungen athmen und wegen des aus 2 Kammern und 2 Vorkammern bestehenden Herzens doppelten Kreislauf des Blutes haben, also die Säugethiere (lebendig gebärende) u. Vögel (eierlegende). Die Temperatur des Blutes beträgt ungefähr 30° R., während sie bei kaltblütigen Thieren nur etwa die des sie umgebenden Elements beträgt.

Warmbrunn, Marktflecken in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Hirschberg, 1083 Fuß über der Ostsee am nördlichen Abhang des Riesengebirges, zwischen dem Zacken und dem giersdorfer Bache gelegen, hat ein Schloß der Grafen Schaffgotsch mit Kapelle, Bibliothek und Mineraliensammlung, eine evangelische und katholische Kirche, ein Kloster der Franciskanerinnen, Theater, starke Glasfabrikation, Glas- und Steinschleiferei, Glas- u. Steinschneiderei, Leinweberei und 2700 Einw. Berühmt ist W. wegen seiner Thermen, schwach alkalisch-salinischen Schwefelquellen, die aber nur 3,2 Gran Natron im Pfund und von Schwefelwasserstoff nur Spuren enthalten und daher eigentlich zu den indifferenten zu zählen sind. Es sind 4 Quellen von + 28—32½° R. Sie werden zu Trink- und Badekuren benutzt, die Dämpfe derselben wegen der darin enthaltenen geringen Quantitäten von Schwefelwasserstoffgas zu Inhalationen. Empfohlen wird ihr Gebrauch gegen alle Krankheiten, bei denen es darauf ankommt, die Thätigkeit der Hautorgane zur Ableitung von innen anzuregen oder die Absorption mehr in der Oberfläche des Körpers zurückgeblie-

Digitized by Google

bener Entzündungsreste zu bewirken, also vornehmlich gegen Gicht, Rheumatismen, Hautkrankheiten, nach überstandenen Gelenkentzündungen ꝛc. Die Inhalationen gebraucht man mit Vortheil bei chronischem Kehlkopfs- und Luftröhrenkatarrh. Zur Badekur dienen das große oder das Grafenbad, das kleine oder das Propsteibad und das Leopoldsbad, in welchen man gemeinschaftlich in großen Bassins badet. Auch ist für Molkenkur gute Veranstaltung getroffen. In der reizenden Umgegend sind besonders Hirschberg, Hermsdorf, die Ruine Kynast, Fischbach, der Zackenfall, der Kochelfall ꝛc. zu nennen. Vgl. Wendt, Die Thermen zu W., Breslau 1840; Preiß, Der Kurort W. ꝛc., das. 1850.

Warnefried, s. Paulus Diaconus.

Warnemünde, Marktflecken im mecklenburg-schwerinschen Distrikt Rostock, an der Mündung der Warnow in die Ostsee, 1½ Meilen nördlich von Rostock, hat einen Hafen (Seehafen von Rostock), starke Schifffahrt, Handel und Fischerei, ein besuchtes, gut eingerichtetes Seebad und 1800 Einw. Vgl. Haumann, W., dessen Seebad und die Wirkung der dortigen Luft, Rostock 1843.

Warneton (Waesten), Stadt in der belgischen Provinz Westflandern, Bezirk Ypern, an der Lys, ist Grenzfestung gegen Frankreich, hat Tabaks- und Spitzenfabrikation, Ziegelbrennerei und 3109 Einw.

Warnkönig, Leopold August, namhafter Rechtshistoriker, geboren am 1. Aug. 1794 zu Bruchsal, studirte zu Heidelberg u. Göttingen Philosophie, Philologie und die Rechte, habilitirte sich 1816 daselbst als Privatdocent der Rechte, folgte 1817 einem Ruf als Professor der Rechte nach Lüttich, wo er mit Anderen die „Themis ou bibliothèque du jurisconsulte" gründete, und erhielt 1827 den Lehrstuhl der Pandekten in Löwen. Nachdem er im Interesse der Staats- und Rechtsgeschichte Flanderns die meisten Archive und Bibliotheken der belgischen Provinzen, sowie des nördlichen Frankreich und des südlichen Deutschland durchforscht, wurde er von der Regierung zum Mitgliede der Kommissionen für die Herausgabe ungedruckter Quellen der belgischen Geschichte und für Hebung der Volksbildung ernannt. Dennoch folgte er 1836 dem Ruf als Professor der Rechte nach Freiburg, von wo er 1844 als geheimer Hofrath und Professor des katholischen Kirchenrechts nach Tübingen ging. Später ließ er sich zu Stuttgart nieder und † daselbst den 19. Aug. 1866. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Institutiones juris romani privati" (Lüttich 1819; 4. Aufl., Bonn 1860); „Commentarii juris romani privati" (Lütt. 1825—29, 3 Bde.); „Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis 1805" (Tübingen 1834—39, 3 Bde.); „Histoire externe du droit romain" (Brüssel 1836); „Grundriß zu Pandektenvorlesungen" (Freiburg 1837); „Histoire du droit belgique" (Brüssel 1837); „Rechtsphilosophie als Naturlehre des Rechts" (Freiburg 1839); „Vorschule der Institutionen und Pandekten" (das. 1839); „Juristische Encyklopädie" (Erlangen 1853); „Die staatsrechtliche Stellung der katholischen Kirche" (das. 1855); „Französische Staats- und Rechtsgeschichte" (mit Stein bearbeitet, Basel 1845—48, 3 Bde.); „Histoire des Carolingiens" (mit Gerard, Leipzig 1863, 2 Bde.) und „Don Carlos" (Stuttgart 1864).

Warnow, Fluß im mecklenburg-schwerinschen Kreis Mecklenburg oder Herzogthum Schwerin, entspringt bei dem Dorfe Grebbin, fließt in sehr gewundenem Lauf anfangs westlich, dann nördlich, nordöstlich, zuletzt wieder nördlich, vergrößert sich durch den Abfluß mehrer Seen, die Mildenitz und die Nebel, wird bei Bützow schiffbar, trägt von Rostock an Seeschiffe und mündet nach einem Lauf von 21¼ Meilen bei Warnemünde in die Ostsee, vor ihrem Ausfluß noch den Breitlingsee bildend.

Warren, Samuel, englischer Romanschriftsteller und Rechtsgelehrter, geboren den 23. Mai 1807 zu Racre in Denbighshire, studirte zu Edinburg und London die Rechte und ließ sich dann hier als Privatkonsulent nieder. Schriftstellerisch machte er sich namentlich durch die „Passages from the diary of a late Physician" (Lond. 1832, 3 Bde.) und den zuerst im „Blackwood's Magazine" erschienenen Roman „Ten thousand a year" durch ganz Europa bekannt. Weniger gefiel sein zur Inauguration des Krystallpalastes 1851 geschriebener Apolog „The lily and the bee". Seit 1837 Barrister, erhielt er 1851 unter dem Whigministerium die Würde eines Queen's Counsel, und 1852 ward er vom Ministerium Derby zum Syndikus (recorder) von Hull ernannt. Im Jahre 1856 trat er für Midhurst ins Parlament. Von seinen juristischen Schriften ist besonders die „Popular and practical introduction to lawstudies" in England und Nordamerika als Lehrbuch geschätzt. Eine Auswahl seiner kleinen Schriften erschien 1854 unter dem Titel „Miscellanies, critical, imaginative and juridical". Eine Volksausgabe seiner belletristischen Werke ist 1853—54 in 18 Bänden veranstaltet worden.

Warrington, Stadt in der englischen Grafschaft Lancaster, am Mersey, über den eine schöne Brücke führt, Knotenpunkt der Eisenbahnen zwischen London, Liverpool, Manchester und Lancaster, mit Liverpool und Manchester durch einen Kanal verbunden, ist eng gebaut, hat eine lateinische Schule, ein Handwerkerinstitut, Museum, 2 Tuchhallen, ein Zellengefängniß, Fabrikation von Baumwollstoffen, Leinwand, Segeltuch, Leder, Papier, Seife, Leim, Glaswaaren, Maschinen, Feilen, Handwerkszeug, Uhren, Eisen- u. Kupfergeräthen ꝛc., Schiffbau (eiserne Dampfschiffe), Brauerei, lebhaften Handel u. 26,431 Einwohner. W. wählt ein Mitglied ins Unterhaus und verleiht der Familie Grey den Titel eines Grafen von Stamford und Warrington.

Warschau (polnisch Warszawa, franz. Varsovie), bis 1867 russisch-polnisches Gouvernement von 668,29 QMeilen mit 1,728,090 Einwohnern, 1845 aus den seitherigen Gouvernements Masovien und Kalisch gebildet, grenzte in diesem Umfang nördlich an die preußische Provinz Westpreußen und das Gouvernement Plock, östlich an das Gouvernement Lublin, südöstlich und südlich an das Gouvernement Radom, westlich an die preußischen Provinzen Schlesien und Posen. Das Land ist meist flach, theilweise hügelig, im Allgemeinen sehr fruchtbar, hat schöne Waldungen und liefert namentlich viel

Digitized by Google

Getreide. Der Hauptstrom ist die Weichsel, welche den östlichen Theil des Gouvernements in der Richtung von Südosten nach Nordwesten durchfließt und dann in westnordwestlichem Stromlauf den übrigen Theil der Nordgrenze bildet. Das Gouvernement wird von drei Eisenbahnlinien durchschnitten, die von der Hauptstadt ausgehend über Wilna nach Petersburg, über Skierniewice nach Berlin, Breslau, Krakau und Wien und über Siedlec nach Terespol führen. Nach der seitherigen Eintheilung zerfiel dasselbe in folgende 12 Kreise: Warschau, Wielun, Wloclawek, Gostynin, Kalisch, Konin, Leczyca, Lowicz, Piotskow, Rawa, Suradz und Stanislaw. Bei der neuen Eintheilung Polens nach dem Edikt vom 19. (31.) December 1866 wurde jedoch das seitherige Gouvernement W. in die 3 Gouvernements W., Kalisch und Petrikau zerschlagen. Die gleichnamige Hauptstadt, die ehemalige Hauptstadt des Königreichs Polen, liegt am linken Ufer der Weichsel unter 52° 13′ nördl. Br. und 38° 42′ östl. L. auf einer Anhöhe, die sich allmählig in eine weite Ebene verflacht, und besteht aus der eigentlichen, in die Alt- und Neustadt getheilten Stadt und mehren Vorstädten, von denen das auf dem rechten Weichselufer gelegene, mit W. durch eine Brücke verbundene Praga eine besondere Stadt bildet. W. ist der Sitz des Statthalters, eines griechisch-russischen und eines römisch-katholischen Erzbischofs, des Verwaltungsraths, der beiden Departements des dirigirenden Senats und anderer Behörden. Die Stadt ist mit Wällen und Gräben umgeben und durch die 1835 vollendete starke Alexandercitadelle mit Brückenkopf an der Weichsel befestigt. Ihr Umfang mit Praga beträgt fast 2¼ Meilen. Die Stadt hat zahlreiche, großartige Paläste, doch auch viele ärmliche, mit Schindeln gedeckte Häuser, die aber immer mehr verschwinden. Am schlechtesten ist die Altstadt gebaut. Die Vorstädte dagegen sind breit, gerade und gut gepflastert und haben zum Theil schöne Paläste; namentlich gilt dies von der Vorstadt Krakau und der neuen Welt (Nowy Swiat). W. hat ein Marsfeld und 12 öffentliche Plätze, 10 Thore und 300 Straßen. Unter den Plätzen sind merkwürdig: der sächsische Platz, mit einem 1843 errichteten gußeisernen Denkmal zu Ehren der am 29. November 1830 dem Kaiser treu gebliebenen Polen, der Altstadtplatz, der Börsenplatz, der Platz von Marieville, der Theaterplatz, der Krasinski- u. der Sigmundplatz, in dessen Mitte sich eine aus polnischem Marmor gehauene, mit einer Bronzestatue Sigmunds III. gezierte, 1643 errichtete Säule erhebt. Die schönsten Straßen sind: die lange Straße (Dluga), die Meth- oder Honigstraße (Miodowa), die Königsstraße, die Kurfürstenstraße, die Marschallsstraße, die Senatorenstraße, die Niederwallstraße, die Lescinostraße, die schon genannte krakauer Straße oder Vorstadt mit der Reiterstatue des Fürsten Joseph Poniatowski, von Thorwaldsen verfertigt. Die Alleen von Ujazdow, mitten in der Stadt, dienen als Promenaden; an ihrem Ende liegt die Bagatella, ein besuchter Vergnügungsort. Unter den Palästen zeichnen sich aus: das königliche Schloß (Zamek) am Nordende der Stadt auf einer Anhöhe, von König Sigmund III. erbaut, von August II. vergrößert und von Stanislaus August Poniatowski beendigt, mit prächtigen Sälen, schönen Gemälden und Skulpturen, einer Bibliothek, dem polnischen Archiv und schönem Garten; der sächsische Palast mitten in der Stadt, wo die beiden Könige August Hof hielten, mit Garten; der Palast des königlichen Statthalters, früher dem Fürsten Radziwil gehörig, im Innern der Altstadt; der vormals gräflich krasinski'sche Palast, im italienischen Style erbaut, jetzt Gouvernementspalast; der brühlsche Palast, den Großfürst Konstantin bewohnte; die Paläste der frühern vier Ministerien; der vormals dem Primas von Polen gehörige Palast, jetzt Kriegskommissariat; der Justizpalast; die Schatzkammer; der Palast der aufgehobenen Universität und der Palast der ehemaligen philomathischen Gesellschaft, vor welchem das von Thorwaldsen modellirte Standbild des Kopernikus steht. Andere öffentliche Gebäude sind: das von dem Großfürsten Konstantin angelegte Belvedere mit schönem Park; das Lustschloß Lazienki, auch das Bad genannt, auf einer Insel in einem kleinen, durch Kunst geschaffenen See, über welchen Brücken führen, einst Asyl König Ludwigs XVIII. zur Zeit seines Exils; das Stadt- und Rathhaus, früher dem Fürsten Jablonowski gehörig; Marieville, das Palais Royal von W., mit der Börse, dem Zollamte und zahlreichen Magazinen und Butiken; die Münze, das Zeughaus, die Bank, die Post, das große Theater (außer dem noch 2 kleinere bestehen), die Kasernen, das Gebäude der Militärschule, der Pavillon für die Artilleriedirektion, der bischöfliche Palast, das große Militärlazareth. Unter den Privatpalästen zeichnen sich aus: die von Potocki, Zamoyski, Lubienski, Tarnowski, Pacz, Raczynski, Karoli, Sapieha, Branicki ꝛc. W. zählt ungefähr 85 Kirchen, darunter 6 griechisch-russische, eine lutherische und eine reformirte Kirche, 14 Mönchs- und 4 Nonnenklöster, die aber zum Theil aufgehoben sind, und mehre Synagogen. Die katholische Kathedrale St. Johannes in der Altstadt, mit dem königlichen Schloß durch Korridors verbunden und von den masovischen Herzögen 1250 gegründet, enthält eine Fahne, die Sobieski den Türken abgenommen, und ein treffliches Hochaltargemälde von Palma Nowa. Außerdem sind zu nennen: die griechisch-russische Kathedrale (früher Piaristenkirche), die lutherische Kirche, eines der vorzüglichsten Gebäude der Stadt, die Alexanderkirche, auf dem Alexanderplatze, die Heiligekreuzkirche, in der neuen Welt, eine der schönsten Kirchen W.'s, mit einer herrlichen Façade, erbaut 1682—96, die Kirche der Kapuziner mit einem prachtvollen Monument aus Marmor, dem König Johann III. Sobieski von Polen gewidmet. W. zeichnete sich bis 1830 durch seine wissenschaftlichen Anstalten aus, die bis zu jener Zeit in hoher Blüthe standen, aber jetzt viel von ihrer volksthümlichen Bedeutung verloren haben. Die 1816 gestiftete und 1832 aufgehobene Universität hatte eine Bibliothek von 150,000 Bänden, von welcher das Beste nach St. Petersburg geschafft worden ist, während die zoologischen und mineralogischen Sammlungen, der botanische Garten, die Sternwarte, das Münz-

Digitized by Google

kabinet, die Sammlung polnischer Alterthümer, das physikalische Kabinet und die Gemäldegallerie der Stadt verblieben sind. Jetzt bestehen von Unterrichtsanstalten noch eine römisch-katholische geistliche Akademie (seit 1837), eine medicinisch-chirurgische Akademie (seit 1857), ein katholisches adeliges Kollegium, eine Gubernialschule von 8 und eine andere von 4 Klassen, 4 Kreis- und mehre andere Trivialschulen, mehre Sonntagsschulen für Handwerker, ein Taubstummen- und Blindeninstitut, ein agronomisches Institut, eine Forst-, Berg-, Gesang- und Musikschule und eine Veterinärschule. Sonstige wissenschaftliche Anstalten sind eine Akademie der Wissenschaften und eine polytechnische und philomathische Gesellschaft. Außer den schon genannten, einst zur Universität gehörigen Sammlungen gibt es noch mehre öffentliche und in Privatbesitz befindliche, unter welchen letzteren die Gemäldesammlung des Grafen Ossolinski, die Kunstsammlung des Grafen Potocki, die dombrowski'sche Sammlung von Raritäten, 3 Bibliotheken ꝛc. hervorzuheben sind. Wohlthätigkeits- u. gemeinnützige Anstalten sind: ein Stadt- u. Militärhospital, ein Findelhaus, Kloster der barmherzigen Brüder und Schwestern mit Irrenhaus, ein Arbeitshaus u. mehre Zucht- und Korrektionshäuser, Armenhäuser ꝛc. W. hat nach der Volkszählung von 1865 243,512 Einw. (darunter 55,154 nicht seßhafte), meist Katholiken, neben etwa 10,000 Evangelischen u. mehr als 40,000 Juden. An Ressourcen für Erholung und Vergnügen hat W. außer den Theatern gute Kaffee- und Wirthshäuser, Hôtels, öffentliche Gärten und Promenaden. W. zeichnet sich durch eine blühende Industrie aus; Erzeugnisse derselben sind besonders Tuch, Teppiche, wollene und baumwollene Decken, Seidenzeuche, Hüte, Handschuhe, Strumpfwaaren, Sattlerwaaren, Leder, Neusilber-, sowie Gold- und Silberwaaren, Tapeten, Lettern, Bronze, Liqueure, Farben, Lackfirnisse, musikalische Instrumente, Wagen, Möbel ꝛc. Auch besitzt die Stadt bedeutende Brennereien und Brauereien, sowie mehre Dampfmühlen. Ueberhaupt vereinigt sich in W. der größte Theil des polnischen Gewerbfleißes und der ganze polnische Binnenhandel, durch die schiffbare Weichsel, die 1830 errichtete polnische Nationalbank, 6 andere Banken, den Kreditverein, die Börse, große Getreide-, Vieh- und Pferdemärkte, 2 Messen und den bedeutenden Wollmarkt, sowie durch die Eisenbahnen nach Bromberg (respektive Danzig und Berlin), Krakau (respektive Wien und Breslau) und Petersburg begünstigt. Die Revolution seit 1863 hat dem Handel W.'s großen Eintrag gethan. In der Umgebung sind hervorzuheben: Wilanow mit einem unter König Johann III. Sobieski in französischem Styl erbauten, eine Bildergallerie und Bibliothek enthaltenden Lustschlosse; Krolikarnia (Kaninchengarten) mit Villa, Park mit Thiergarten, Schloß und schönen Anlagen; Marymont, Schloß mit Wäldchen und Teichen; Bielany mit Schloß, Park und Kamaldulenserkloster; Mokatow mit Villen ꝛc.

Die Stadt W. soll um 1185 vom König Kasimir dem Gerechten angelegt worden sein. Die Herzöge von Masovien residirten meist hier; mit ihrem Aussterben 1526 fiel Masovien u. mit ihm W. an Polen zurück. Bereits um 1550 von König Sigmund II. August zur Residenz erhoben, war es seit Sigmund August faktisch die Hauptstadt Polens. Als 1573 Polen sich in ein Wahlreich verwandelte, wurde der erste Wahltag, auf welchem man Heinrich III. erwählte, bei Wola, einem Dorf in der Nähe W.'s, gehalten, und fast alle Wahlreichstage fanden seitdem daselbst Statt. Um 1655 besetzten die Schweden W. zum ersten Male, 1656 kam es jedoch wieder in polnische Hände. In demselben Jahre (1656) ward bei W. vom 18.—20. Juni die dreitägige Schlacht zwischen der schwedisch-brandenburgischen Macht und dem König Johann Kasimir von Polen geschlagen, in Folge deren sich die Stadt durch Kapitulation ergab. Unter August II. u. August III. ward W. sehr verschönert und belebt, indessen litt es während des nordischen Krieges ungemein. Im Jahre 1703 ward zu W. auf Anlaß Schwedens ein Konföderationskongreß gehalten, der mit dem Frieden zu W. vom 24. November 1705, zwischen Karl XII. und Stanislaus Leszczynski, endete. Im Jahre 1711 wurde dort auch der Friede zwischen August II. und den Konföderirten, unter russischer Vermittelung, geschlossen und am 30. Januar 1717 durch den großen Pacifikationsvertrag vollzogen. Auch ward zu W. 1734 ein Vertrag zwischen Ungarn, England, Holland und Polen und am 8. Januar 1745 eine Quadrupelallianz zwischen denselben Mächten geschlossen, wodurch August III. völlig in die Reihe der Krieg führenden Mächte gegen Preußen eintrat. Der Tod Augusts III. machte W. zum Schauplatz von Unruhen. Die Russen unter dem Fürsten Repnin besetzten es 1764 und erzwangen die Wahl Stanislaus Poniatowski's zum König, und Russen hielten es auch in den darauf folgenden Bürgerkriegen, sowie während der ersten Theilung Polens 1773 fortwährend besetzt. In dem Aufstand vom 17.—18. April 1794 wurde die russische Besatzung niedergemetzelt und vom 9. Juli bis 6. September die Stadt von den Preußen vergeblich belagert; sie kapitulirte aber am 5. November nach der blutigen Erstürmung von Praga durch die Russen unter Suwarow. Durch die dritte Theilung Polens fiel W. an Preußen und ward Hauptstadt der Provinz Südpreußen. Am 28. November besetzten es die Franzosen, und im Frieden von Tilsit 1807 ward W. und ganz Südpreußen von Preußen abgetreten und zum Herzogthum W. (s. unten) erhoben, als dessen Hauptstadt es seitdem galt. Vom 23. April bis 2. Juni 1809 hielten es die Oesterreicher besetzt. Unter sächsischer Aegide bestand nun das Herzogthum nach dem Frieden von Wien fort bis 8. Februar 1813, wo W. von den Russen besetzt und verwaltet ward. Der wiener Kongreß theilte (1815) W. den Russen zu, und es ward nun die Hauptstadt des neu errichteten Königreichs Polen. Die große polnische Revolution begann mit dem Aufstand von W. am 21. November 1830 und endete mit der Erstürmung der Stadt am 6. und 7. und deren durch Kapitulation am 8. September 1831 erfolgten Uebergabe an den Feldmarschall Paskewitsch. In der neuern Zeit wurden zu W. wiederholt diplomatische Konferenzen gehalten. Die Insurrektion von 1863—64 hatte in W. ihren

Digitized by Google

Mittelpunkt. Näheres hierüber s. Polen, Geschichte.

Das Herzogthum W., nach dem Frieden von Tilsit 1807 aus Theilen des ehemaligen Polen gebildet, die mit Ausnahme von Bialystock, das an Rußland kam, durch jenen Frieden von Tilsit von Preußen wieder abgetreten wurden, umfaßte anfangs 1850 QMeilen mit 2,200,000 Einwohnern und wurde in die Departements Posen, Kalisch, Plock, Warschau, Lomza und Bromberg getheilt. Durch den wiener Frieden kam 1809 noch Westgalizien von Oesterreich dazu, so daß das Herzogthum 2800 QMeilen mit 3,780,000 Einwohnern zählte und außer jenen noch die Departements Krakau, Radom, Lublin und Siedlec enthielt. Zum Herzog ernannte Napoleon I. den König Friedrich August von Sachsen, der es aber schon gegen Ende 1812 in Folge der Vernichtung der französischen Armee in Rußland verlor. Vgl. Pölitz, Geschichte und Statistik des Königreichs Sachsen und des Herzogthums W., Leipzig 1808—10, 3 Bde.

Warta, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Kalisch (bis 1867 zum Gouvernement Warschau gehörig), an der hier schiffbar werdenden Warthe, hat eine Distriktsschule, Fabrikation von Wollzeuchen, Strumpfwaaren, Leder, Handschuhen ꝛc., Schifffahrt, Handel und 3500 Einwohner, darunter viel Juden.

Wartburg, Bergschloß im Großherzogthum Sachsen-Weimar, über der Stadt Eisenach am nordwestlichen Ende des Thüringerwaldes gelegen, wahrscheinlich um 1070—80 vom Grafen Ludwig [s. d. 10, a)] dem Springer erbaut, war bis zum Aussterben der alten thüringischen Landgrafen aus dessen Hause mit Heinrich Raspe, dem Gegenkönig des Hohenstaufen Friedrich II. (1247), ununterbrochen die Residenz jener Dynasten. Nachdem Thüringen an die Markgrafen von Meißen gefallen, nahm Albrecht der Unartige, der von seinem Vater Heinrich dem Erlauchten das neu erworbene Land erhielt, seinen Sitz wieder auf der Wartburg, ebenso dessen Nachfolger bis Balthasar, dem letzten Landgrafen, welcher hier residirte und 1406 starb. Dessen Sohn, Friedrich der Einfältige, besuchte die Burg seiner Väter selten, und da nach seinem Tode Thüringen an die meißnische Linie des Hauses Wettin zurückfiel (1440), so hörte die W. auf, Residenz zu sein, und ward nur von einem Schloßhauptmann oder Amtmann bewohnt. Sie erhebt sich auf einer schmalen, schroffen Felsenfirn, 1300 Fuß über dem Meere und 600 Fuß über der Stadt Eisenach. Das Hauptgebäude, das Landgrafenhaus (Palas), stammt ohne Zweifel aus dem 12. Jahrhundert her und ist, im edelsten byzantinischen Styl aufgeführt, das einzige Fürstenschloß, welches aus jener Periode der Baukunst uns erhalten ist. Im Laufe der Zeit ist zwar der Bau durch Uebertünchen und Vermauern der herrlichen Ornamente vielfach verunstaltet worden, doch prangt er, nachdem der Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar eine umfassende Restauration der Burg unternommen und großentheils durchgeführt hat, jetzt wieder in seinem ursprünglichen Glanze. Der Eingang zur untersten der 3 Etagen führt zunächst in die Rüstkammer, worin besonders historisch merkwürdige Rüstungen und Waffen aufbewahrt werden. An diese schließt sich das Speisezimmer, der eigentliche Wohnungsraum der alten Landgrafen. In der zweiten Etage gelangt man durch das Landgrafenzimmer, welches mit trefflichen Freskogemälden von M. von Schwind ausgeschmückt ist, in den Sängersaal, wo die Dichter auf erhöhter Bühne (Laube) ihre Gesänge vortrugen (s. Wartburgkrieg). Derselbe ist glänzend ausgestattet, und zwar, so viel man nachkommen konnte, in der ursprünglichen Weise. Aus dem Sängersaal führt die mit Freskogemälden von Schwind, Darstellungen aus dem Leben der heiligen Elisabeth, geschmückte Elisabethgallerie in die Kapelle, die, ebenfalls möglichst in ihrer ursprünglichen Gestalt renovirt, 1855 eingeweiht ward. Die dritte Etage nimmt der 130 Fuß lange Rittersaal ein, der jetzt von seiner Verunstaltung befreit und zu einem reich und glänzend dekorirten Prunksaal stylgemäß umgeschaffen worden ist. Der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts errichtete „neue Bau" ist, als mit der sonstigen Architektur nicht harmonirend, ebenfalls gänzlich umgestaltet und dient der großherzoglichen Familie bei ihrem zeitweiligen Aufenthalt hier zur Wohnung. Der damit in Verbindung stehende, 160 Fuß hohe, viereckige Wartthurm ist 1858 vollendet worden. Die nördliche Frontseite der Burg nimmt das Ritterhaus ein, welches wahrscheinlich aus dem 14. oder 15. Jahrhundert stammt und ebenfalls restaurirt wird. Dasselbe enthält die Lutherstube, welche dem Reformator vom 4. Mai 1521 bis zum 3. Mai 1522 während seiner freiwilligen Gefangenschaft als Wohnung diente und mancherlei Reliquien enthält. Von da führt ein Gang zu den Reformationszimmern, welche mit Gemälden und sonstigen Erinnerungen an die Reformationszeit ausgestattet werden sollen. Vgl. von Ritgen, Führer auf der W., Leipz. 1860; Schwerdt und Ziegler, Neuestes Reisehandbuch für Thüringen, Hildburgh. 1864.

Wartburgfest. Beim Herannahen des dritten Säkularfestes der Reformation tauchte in Jena der Gedanke auf, eine Vorfeier desselben am 18. Oktober als dem Jahrestag der Schlacht bei Leipzig zu veranstalten und dazu Abgeordnete von allen Universitäten einzuladen. Der Großherzog Karl August gab seine Einwilligung, und so zogen am 17. Okt. 1817 etwa 500 Studenten von allen deutschen Universitäten (200 allein von Jena), nur Breslau, Greifswald und Königsberg ausgenommen, in Eisenach ein. Nachdem sich die Studenten am 18. Oktober früh um 6 Uhr auf dem Markt zu Eisenach gesammelt hatten, zogen sie auf die Wartburg, wo im Rittersaal in Gegenwart der Professoren Schweitzer, Oken, Kieser u. Fries aus Jena das Lutherlied „Ein' feste Burg ist unser Gott" gesungen u. vom Studenten der Theologie Riemann aus Mecklenburg eine Rede gehalten wurde. Auf dem Burghof kamen hierauf die Aufhebung der akademischen Landsmannschaften und die Erweiterung der bereits in Jena bestehenden Burschenschaft zu einer allgemeinen deutschen Burschenschaft zur Sprache. Nach Tisch kehrte man nach Eisenach zurück, wo der Generalsuperintendent Nebe einen Festgottesdienst hielt. Am Abend einten sich die Studenten zu einem Fackel-

Digitized by Google

zuge nach dem nahen Wartenberge, um daselbst mit dem eisenacher Landsturm die gewohnten Siegesfeuer für die leipziger Schlacht anzuzünden. Schon hatte sich die Mehrzahl der Betheiligten entfernt, als von einigen zurückgebliebenen Studenten, ohne Wissen des festordnenden Ausschusses, der Einfall ausgeführt wurde, verschiedene Schriften oder die Titel von solchen (unter andern von Schmalz, Kamptz, von Ancillon, von Kotzebue, von Haller, Dabelow, den Code Napoléon), zusammen 28, die mit der allgemeinen Volksstimmung in Widerspruch zu stehen schienen, dazu eine Schnürbrust, auf das übliche Schüren der Offiziere zielend, einen Haarzopf, auf die Zöpfe in Hessen deutend, und einen Korporalstock den Flammen zu übergeben. Zuletzt sang man einige Lieder. Von den Professoren war nur Fries mit zu dem Siegesfeuer hinausgezogen, aber bereits vor dem Beginnen jenes Autodafé heimgekehrt. Am 19. Okt. begaben sich die in Eisenach zurückgebliebenen Studenten wieder auf die Wartburg. Eine Rede von Fries wurde vertheilt, Carové u. Andere sprachen für Abschaffung der Duelle und dergleichen. Zuletzt genoß man das Abendmahl in einer Kirche zu Eisenach. Das W. machte in Deutschland, ja in ganz Europa ungemeines Aufsehen. Die Schriftsteller, deren Werke verbrannt worden waren, schlugen ungeheuren Lärm und an die Staatsregierungen ergingen Denunciationen über auf der Wartburg gestiftete geheime staatsgefährliche Verbindungen, in einer Konferenz des preußischen Staatskanzlers von Hardenberg und des österreichischen Gesandten, Grafen von Zichy, mit dem Großherzog von Weimar kam das Fest ernstlich zur Rüge, und gegen Fries und Oken wurde eine Kriminaluntersuchung eingeleitet. Obschon beide freigesprochen wurden und Hardenberg und Zichy die Sache in einem milden Lichte betrachteten, so gründete doch Stourdza (s. d.) zum Theil mit hierauf seine Anklage der deutschen Hochschulen, und durch Sands (s. d.) blutige That (im März 1819) erhielt die Wartburgfeier neue Bedeutung und trug viel zu den Maßregeln bei, welche die Regierungen gegen die deutschen Akademien und namentlich gegen die Burschenschaften ergriffen.

Wartburgkrieg (Sängerkrieg auf der Wartburg), poetischer Wettstreit, der nach mittelalterlicher Sage 1206 auf der Burg des sangesfrohen Landgrafen Hermann von Thüringen Statt gefunden haben soll. Derselbe ist in einem lyrisch-didaktischen Gedicht mittelhochdeutscher Sprache aus der Zeit um 1300 von unbekanntem Verfasser geschildert. Es läßt sieben Dichter, darunter Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Reinmar von Zweter, zum Sangeskampf über den ruhmwürdigsten Fürsten auf Leben und Tod versammelt sein. Heinrich von Ofterdingen, der, entgegen den Uebrigen, das Lob Herzogs Leopold von Oesterreich singt, verliert den Sieg gegen Walther von der Vogelweide, welcher den thüringer Landgrafen preist. Der Ueberwundene will sich dem Schiedsspruch, der ihn der Hand des Henkers überantwortet, als einem ungerechten Urtheil nicht unterwerfen; er ruft den berühmten Zauberer Klingsor aus Ungarland zu seinem Beistand herbei, der dann mit Wolfram von Eschenbach streitet, dem er mystische Räthselfragen vorlegt. Wolfram löst diese, so daß der endlich gleichfalls für besiegt erklärte Klingsor mit Zuhülferufung des Teufels droht. Das strophisch gegliederte dialogische Gedicht stammt aus der Zeit der verfallenden Minnepoesie und entbehrt eigentlichen dichterischen Werthes fast gänzlich. Aus seinem Inhalt auf die Vorgänge bei dem problematischen Sängerstreit auf der Wartburg irgend einen Schluß zu ziehen ist bedenklich. Erhalten ist das Gedicht durch zwei Bearbeitungen, deren Texte jedoch sich in großer Unordnung befinden: die manessische und die jenensische Handschrift der Minnesänger. Gedruckt liegt es vor in Bodmers „Minnesängern", Zürich 1758, Bd. 2, S. 1 ff.; in der Sammlung der Minnesänger von der Hagens, Leipzig 1838, Bd. 2, S. 3 ff., sowie in besonderen, aber unzuverlässigen Ausgaben von A. Zenne (Berlin 1818) und Ettmüller (Ilmenau 1830). Vergl. Koberstein, Ueber das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichts vom W., Naumburg 1823; Lucas, Ueber den Krieg von Wartburg, Königsberg 1838; Plötz, Ueber den Sängerkrieg auf der Wartburg, 1851; Rinne, Es hat keinen Sängerkrieg auf der Wartburg gegeben, Zeitz 1842, u. Grimm, Ueber den altdeutschen Meistergesang, S. 77 ff. In der Neuzeit hat die Sage vom W. dichterische Behandlung durch Fouqué und in Rich. Wagners Textbuch zum „Tannhäuser" gefunden.

Warte, ein erhabener Ort, von welchem man eine freie Aussicht hat, um zu beobachten, was in der Gegend vorgeht, besonders im Mittelalter ein Thurm (Wartthurm), der auf Ritterburgen als letztes Replis, wenn die Burg schon eingenommen war, als eine Art Citadelle diente. Die W. hatte ihren Eingang wenigstens 30 Fuß über dem Erdboden, u. man mußte auf Leitern hinansteigen, um in dieselbe zu kommen. Dergleichen W.n finden sich hauptsächlich noch in Thüringen und am Harz.

Wartenberg, 1) Standesherrschaft in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, in dem an der Grenze von Posen gelegenen Kreise W., umfaßt 8 QMeilen mit 22,000 Einwohnern, gehörte sonst den Burggrafen von Dohna, seit 1734 dem russischen Oberkammerherrn von Biron (Herzog von Kurland), seit 1738 dem polnischen und kursächsischen Kammerherrn von Trotta, Baron von Treyden, der vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Nach dem Fall des Herzogs Biron von Kurland schenkte sie die Großfürstin Anna dem Feldmarschall Grafen von Münnich. Im Jahre 1741 nahm sie der König von Preußen in Sequestration, bis 1763 der Herzog Biron von Kurland und der Graf von Münnich sich dahin verglichen, daß der letztere dem ersteren die Standesherrschaft gegen eine Geldsumme überließ. Jetzt gehört sie den Hinterbliebenen des Prinzen Karl Biron von Kurland. Die Hauptstadt der Standesherrschaft und des Kreises (Polnisch-W.), am Honigwasser, hat eine evangelische und 2 katholische Kirchen, eine Synagoge, 2 Schlösser, starke Leinweberei und Zeugdruckerei, Färberei, Ziegelbrennerei, besuchte

Flachsmärkte und 2452 Einw. — 2) S. Deutsch-Wartenberg.

Wartenburg, 1) Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Allenstein, an einem Ausfluß des Wadangsee's, hat eine Gerichtskommission, Strafanstalt im ehemaligen Benediktinerkloster, Schloß, Kammgarnmaschinenspinnerei, Leinweberei, Gerberei, Kürschnerei, lebhaften Garn- und Leinwandhandel, besuchte Pferde- und Leinwandmärkte und 3956 Einw. — 2) Pfarrdorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Wittenberg, an der Elbe, dem Einflusse der schwarzen Elster gegenüber, denkwürdig durch das Treffen am 3. Oktober 1813, in welchem die Preußen unter Blücher, namentlich das ungefähr 24,000 Mann starke Corps Yorks, etwa 20,000 Mann Franzosen unter Bertrand schlugen. Das Ergebniß des Treffens war die Festsetzung der schlesischen Armee auf dem linken Elbufer, was ihre Vereinigung mit der Nordarmee entschied. York erhielt von diesem Tage den Ehrennamen von W.

Warteschulen, s. v. a. Kleinkinderschulen.

Wartha, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Frankenstein, links an der Neisse und am südöstlichen Abhang des Eulengebirgs, hat eine schöne katholische Kirche mit vorzüglicher Orgel und wunderthätigem Marienbilde, Leinweberei, Fabrikation musikalischer Instrumente, Glasschleiferei, Steinschneiderei, Handel mit Heiligenbildern, Rosenkränzen ꝛc. und 1100 Einwohner; viel besuchter Wallfahrtsort.

Warthe, der bedeutendste Nebenfluß der Oder, entspringt bei Kromolow auf dem nördlichen Abhang des krakauer Gebirgs in zwei Armen, die sich bei dem Dorfe Kilow vereinigen, fließt mit mehren Windungen erst gegen Norden über Czenstochau, dann in einem tiefer eingesenkten Thale bis in die Nähe von Radomsk, tritt in das Tiefland, fließt in diesem, oft mehrarmig, nach Sieradz und Warta, dann nach Aufnahme des Ner bei Kollo wieder westwärts durch eine lange Senkung über Konin und Peisern, wo sie links die Prosna aufnimmt und 250 Fuß breit auf das preußische Gebiet übertritt. Sie fließt hier in westlicher Richtung über Schrimm, dann nach Norden ab und über Posen nach Obornik, worauf sie wieder westlichen Lauf annimmt und bei Birnbaum und Schwerin vorbeifließt. Nachdem sie von hier ab abermals die nördliche Richtung angenommen, geht sie bei Pollychen, 400 Fuß breit, vorbei nach Zantock, wendet sich nach Aufnahme der Netze zum dritten Male westlich, passirt Landsberg und strömt nun in südwestlicher Richtung, bis sie, 600 F. breit, unterhalb der Festung Küstrin in die Oder mündet. Der ganze Lauf der W. beträgt 106 Meilen, wovon 41 zum preußischen Gebiet gehören; schiffbar ist sie im Ganzen 48 Meilen weit (von Konin an). Oberhalb Konin geht ein Kalksteinriff durch den Fluß, welches nicht nur die Fahrt unterbricht, sondern auch die Gegend bis Kollo in Sümpfe verwandelt. Ihren obern Lauf ausgenommen, fließt die W. überall zwischen flachen Ufern durch sumpfige Moorländer, welche aber durch Abzugsgräben u. Verwallungen trocken gelegt und urbar gemacht sind. Diese sogenannten Warthebrüche liegen größtentheils zwischen Landsberg und Küstrin und gehörten ehemals dem Heermeisterthum des preußischen Johanniterordens an. Durch die Netze, den Brombergerkanal und die Brahe ist die W. mit der Weichsel verbunden. Ihr Flußgebiet beträgt 831 QMeilen, wovon 657 auf Preußen kommen.

Warton, Thomas, englischer Literarhistoriker, geboren 1728 zu Oxford, studirte in Oxford und gab bereits im 19. Jahre die „Pleasures of melancholy" heraus, welche von W. als Dichter größere Erwartung erregten, als er je erfüllte. Im Jahre 1757 ward er in Oxford zum Professor der Dichtkunst ernannt u. erhielt einige Pfründen. Im Jahre 1777 erschien der erste Band seiner „History of English poetry" (beste Ausgabe von Price, Lond. 1824, 3 Bde.; neue Aufl. 1840), eines stoffreichen, gelehrten und scharfsinnigen Werks, das bis heute als Ganzes noch nicht übertroffen ist, obwohl es an Trockenheit u. Ungründlichkeit leidet. Im Jahre 1785 erhielt W. die Würde eines gekrönten Dichters, und bald darauf ward er Professor der Geschichte. Er † am 21. Mai 1790. Oden, Lieder und Sonette bilden den Hauptinhalt der Sammlung seiner Poesien; am gelungensten sind seine Sonette. Er veranstaltete auch eine Ausgabe von Miltons kleineren Gedichten mit trefflichen Anmerkungen. Sein älterer Bruder, Joseph W., geboren 1722, seit 1766 Rektor der Wincheſterschule, † 1800, hat sich gleichfalls als Dichter, namentlich durch die „Ode to fancy", bekannt gemacht.

Warwick (Warwickshire), eine ziemlich in der Mitte von England gelegene Grafschaft, grenzt an die Grafschaften Stafford, Leicester, Northampton, Oxford, Gloucester und Worcester und umfaßt einen Flächenraum von 881 englischen (41,39 geographischen) QMeilen mit (1861) 561,728 Einwohnern. Das Land ist mit niedrigen Hügelreihen (Edge-Hills) und fruchtbaren Thälern bedeckt und namentlich zeichnet sich der südliche Theil durch große Fruchtbarkeit und schönes Weideland aus. Der nördliche Theil enthält dagegen große Waldungen, und hier breitete sich einst der königliche Forst von Kenilworth mit dem durch Walter Scott berühmt gewordenen gleichnamigen Schlosse aus. Im Alterthum war die ganze jetzige Grafschaft mit Waldungen bedeckt, die zur Römerzeit ein Sitz der Druiden waren. Jetzt sind dieselben, besonders im Süden, in Acker- und Wiesenland verwandelt; doch ist die Grafschaft W. noch immer eine der holzreichsten Gegenden Englands. Der Hauptfluß des Landes ist der Avon (mit Sow und Sherborne), ferner Leam, Tame u. a.; auch gibt es viele kleine Seen und mehre Mineralquellen. Die wichtigsten Produkte sind die gewöhnlichen Getreidearten, Holz, treffliches Rindvieh, viele Fische, Eisen, Steinkohlen und rother Sandstein. Außer Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Bergbau ist Industrie die Haupterwerbsquelle; diese umfaßt namentlich Eisen-, Stahl- u. Wollwaaren und ist besonders in Birmingham (s. d.) vertreten. Der Handel ist ebenfalls von großer Bedeutung und wird durch zahlreiche Kanäle (Birmingham-Fazelykanal), Warwick-Birminghamkanal, Warwick-Naptonkanal, Oxfordkanal u. a.) und durch

Digitized by Google

das weit ausgedehnte Eisenbahnnetz zwischen London und Liverpool befördert. Die Hauptstadt W., südöstlich von Birmingham, am schiffbaren Avon (mit Brücke), an mehren Kanälen (s. oben) und an der Eisenbahn von London nach Birmingham und Liverpool, die sich hier nach mehren Seiten hin verzweigt, ist sehr alt, aber nach dem großen Brande von 1694 regelmäßiger und freundlicher wieder aufgebaut und daher eine der schönsten Städte Englands, sie hat viele schöne Bauwerke, darunter die Marienkirche mit Denkmälern des Grafen von Warwick und des Grafen Leicester (des Günstlings der Königin Elisabeth), die Nikolaikirche, im gothischen Styl erbaut, mit dem Grabmal des Grafen Essex, ein von Säulen getragenes Stadthaus, eine prächtige Grafschaftshalle, ferner ein Zuchthaus, eine Markthalle, ein Hospital, eine Freischule, ein Theater, eine öffentliche Bibliothek, Fabrikation von Wollzeugen, Hüten ꝛc. u. 10,570 Einwohner. Die Stadt W. wählt 2 Mitglieder ins Unterhaus. Am südöstlichen Ende der Stadt, auf einem steilen, vom Avon bespülten Felsen, liegt das berühmte Warwick Castle mit Gemälde- und Waffensammlung und Park, die Residenz des Grafen von Warwick, ehemals eine der wichtigsten Vesten im Innern des Landes.

Warwick, englischer Grafentitel, der mit dem Besitz von Warwick Castle verknüpft war. Dieses Schloß war angeblich schon in der angelsächsischen Zeit der Wohnsitz des in den englischen Heldensagen berühmten Guy von W., wurde aber von Wilhelm dem Eroberer erweitert und seinem Verwandten, dem Normannen Henry de Newburgh oder Bellomont, mit dem Titel eines Grafen von W. verliehen. Nach dem Aussterben dieser Familie, 1269, kam es an die Familie Beauchamp, aus der Richard Beauchamp, Graf von W., ein berühmter General u. Günstling Heinrichs V. von England war. Kurz nach dessen Thronbesteigung ging er als englischer Gesandter auf das Koncil zu Konstanz, wo sein glänzendes Gefolge großes Aufsehen machte, folgte dann dem König nach Frankreich und nahm an allen Ereignissen Theil, welche zur Unterjochung des Landes durch die Engländer führten. Nach dem Tode Heinrichs V., der ihn zum Gouverneur des neun Monate alten Heinrich VI. ernannte, setzte W. den Krieg unter der Regentschaft Bedfords gegen Karl VII. fort. Im Jahre 1431 führte er den jungen König nach Rouen, wo er die Verurtheilung der Jungfrau von Orléans betrieb. Er hatte wesentlichen Antheil an Heinrichs VI. Regierung. Im Jahre 1437 zum Regenten von Frankreich ernannt, starb er zu Rouen den 30. April 1439. Nach dem Tode (11. Juni 1445) seines einzigen Sohnes Henry, der 1444 zum Herzog von W. erhoben worden, fielen die Güter und Titel des Hauses der mächtigen Familie Neville zu. Richard Neville, ältester Sohn des Grafen von Salisbury, durch Verheirathung mit der Erbtochter des Hauses W. Graf von W., spielte in den Kriegen der rothen und weißen Rose eine Rolle. Sein und seiner Familie Einfluß stieg noch durch die Vermählung seiner Schwester, Cäcilie Neville, mit dem Herzog von York. Als 1455 der Krieg der beiden Rosen begann, schlug W. an der Spitze der Yorks die Königlichen am 23. Mai bei Saint-Albans und erhielt zur Belohnung das Gouvernement von Calais, wo er auf eigene Hand Seeraub trieb. Im Oktober 1459 führte er dem Herzog von York, der den Krieg erneuerte, ein Corps Veteranen zu; doch vermochte er dies Mal gegen die königliche Macht nichts auszurichten. Die Königin vergab hierauf Calais an den Herzog von Somerset; allein W. schlug seinen Nebenbuhler, landete im Frühjahr 1460 in Kent, schlug die Königlichen am 19. Juli bei Northampton, nahm König Heinrich gefangen und nöthigte ihn, den Herzog von York zu seinem Thronfolger zu erklären. Am 15. Febr. 1461 bei Saint-Albans von der Königin Margarethe geschlagen, zog er sich nach London zurück, vereinigte sich mit der Streitmacht des Grafen Eduard von March und siegte nun am 29. März 1461 bei Towton über die Armee der Königin. Hierauf setzte er Heinrich VI. in den Tower gefangen und bewirkte die Erwählung des Grafen von York als Eduard IV. zum König von England. Als sich dieser aber wieder W.s Willen mit Elisabethe Woodville vermählte, ließ sich dieser vom König Ludwig XI. von Frankreich gewinnen, verheirathete seine Tochter Isabella mit dem unzufriedenen Bruder des Königs, dem Herzog von Clarence, und Beide zettelten von Calais aus insgeheim in verschiedenen Gegenden Englands Aufstände an. Vom König dann zu deren Unterdrückung zur Hülfe gerufen, bemächtigte sich W. ganz der Regierung und hielt jenen gleich einem Gefangenen, bis Karl der Kühne von Burgund, Eduards IV. Schwager, sich drohend einmischte. Endlich warfen W. und Clarence die Maske ab, zogen 1470 Truppen zusammen und nahmen den König gefangen; doch entkam derselbe wieder. Mit einer zahlreichen Flotte suchte jetzt W. mit Clarence Zuflucht bei dem König von Frankreich. Während seine Schiffe gegen die Engländer und Burgunder kreuzten, söhnte er sich zu Paris mit Margarethe von Anjou aus, vermählte seine zweite Tochter mit deren Sohn, dem Prinzen Eduard, landete im September 1470 zu Portsmouth an der Spitze von 60,000 Mann, zog am 6. Okt. zu London ein, von wo Eduard IV. nach Burgund entflohen war, setzte Heinrich VI. wieder auf den Thron und übernahm, da dessen Sohn, der Prinz Eduard, noch minderjährig war, im Verein mit Clarence die Regentschaft. Indessen landete Eduard IV. im März 1471 in York und zog ohne Schwertstreich in London ein. Zwar gelang es W., zu Leicester ein ansehnliches Heer aufzubringen; allein Clarence ging mit 12,000 Mann zu Eduard IV. über und W. ward am 14. April 1471 in den Ebenen von Barnet nach verzweifeltem Kampfe mit 16,000 Lancastriern erschlagen. Der Titel der W. ging nun auf Eduard, den Sohn des Herzogs von Clarence aus der Ehe mit Elisabethe Neville, über. Nach der Ermordung seines Vaters ward dieser von Richard III. gefangen gesetzt und endlich nach fünfzehnjähriger Gefangenschaft auf Befehl Heinrichs VII. 1499 im Tower enthauptet. Unter der Regierung Eduards VI erhielt 1547 John Dudley, der spätere Herzog von Northumberland, die Würde der Grafen von W. Wiewohl

Digitized by Google

derselbe als Hochverräther starb, ging der Titel doch auf seinen Sohn Ambrose über, der 1589 unbeerbt starb. Von 1618 bis zum 7. September 1759 besaß ihn die Familie Nich, dann erhielt ihn Francis Greville, Graf Brooke. Der jetzige Graf von W., George Guy Greville, geboren den 28. März 1818, residirt zu Warwickcastle und ist im Besitz reicher Kunstsammlungen.

Warzen, einzeln oder in Gruppen erscheinende halbkugelige Vorsprünge auf der Haut, welche unter einem dicken, hornigen, bisweilen etwas zerklüfteten Ueberzug im Innern aus einem weichen, leicht blutenden Gewebe bestehen. Ihre Entstehung hat ihren Grund darin, daß eine größere oder kleinere Gruppe der sogenannten Papillen der Lederhaut (s. Haut) übermäßig wächst und sich zu gleicher Zeit der sie bedeckende Theil der Epidermis verdickt. Ueber die Ursachen, welche das übermäßige Wachsen der Hautpapillen, diese sogenannte umschriebene Hypertrophie der Papillarschicht der Haut, veranlassen, ist man noch im Dunkeln. Früher glaubte man sie in konstitutionellen Körperzuständen, namentlich in Dyskrasien, unterdrückten Fußschweißen und sonstigen Absonderungen ꝛc. suchen zu müssen. Ein sicher wirkendes Mittel, dem Entstehen der W. vorzubeugen, kennt man nicht. Oft verschwinden sie rasch von selbst, indem ihr inneres Gewebe einschrumpft und vertrocknet und die Hornbedeckung sich in Folge davon abschilfert, so daß von der Warze keine Spur mehr zu bemerken ist. Dieses häufig Statt findende Verschwinden der W. hat den sympathetischen Mitteln, die gegen sie empfohlen werden, Ansehen verschafft, indem man ihnen zuschrieb, was Folge eines ganz natürlichen, nur in seinen Ursachen nicht bekannten Heilungsprozesses war. Gegen eine wirkliche Behandlung beweisen sich die W. sehr hartnäckig. Am leichtesten lassen sie sich durch ätzende Mittel (Höllenstein) beseitigen, doch kommen sie in der Regel wieder. Nur durch tieferes Aetzen, welches aber eine Narbe zurückläßt, lassen sie sich auf die Dauer vertilgen. Angeborene W. verschwinden nie von selbst, sondern lassen sich nur durch Aetzen oder Schneiden beseitigen.

Wasa, Gouvernement (Län) im europäisch-russischen Großfürstenthum Finnland, grenzt an den bottnischen Meerbusen und die Gouvernements Tawastehus, Uleåborg, Kuopio und Nyland (Helsingfors) und hat einen Flächenraum von 737,4 QMeilen mit (1864) 313,164 Einw. Das Land ist theilweise gebirgig, dicht bewaldet, von vielen Seen und Flüssen bewässert, aber wenig fruchtbar. Die gleichnamige Hauptstadt (auch Nikolaistad genannt), an einer Bucht des bottnischen Meerbusens, ist der Sitz des Gouverneurs und eines Hofgerichts, hat breite, gerade Straßen, mehre öffentliche Plätze, darunter den schönen Gustavsplatz, ein verfallenes Schloß (Karlsholm), ein Lazareth, Schiffswerfte (der alte ist fast unbrauchbar, der neue, Smultronören, ist eine Meile entfernt), Schifffahrt, Fabrikation von Tabak und Leder, Getreide- und Holzhandel und 3629 Einwohner. Die Stadt W. wurde 1606 vom König Karl IX. von Schweden angelegt, der sie nach dem Stammschloß seines Geschlechts benannte; im August 1852 brannte sie fast ganz ab; am 26. Juni 1854 wurde sie von den Engländern in Blokadezustand erklärt.

Wasa, adlige schwedische Familie, deren Mitglieder von 1523—1654 den schwedischen Thron besessen haben. Den Namen W. leitet man entweder her von dem Wappen oder von einem Gute in Upland zwischen Stockholm und Upsala, das früher im Besitz der Familie gewesen ist. Der erste bekannte Mann aus derselben war der Ritter Nils Ingemundsson, gegen Ende des 13. Jahrhunderts; doch wird das Geschlechtsregister erst sicher mit Kettil Karlsson, dessen Enkel Christer Nilsson auf Björnö und Refvelstad die erste bedeutende Persönlichkeit der Familie war. Er wurde 1435 Reichsdrost, stand darauf an der Spitze derjenigen Partei im schwedischen Rathe, welche die Union begünstigte, und lag daher auch mit Karl Knutsson Bonde, dem Reichsmarsk und späteren König Karl VIII., in fortwährendem Streit. Mit seinen beiden Söhnen Karl und Johann theilte sich das Geschlecht in zwei Zweige. Einer von den Söhnen Karls war der streitbare Kettil Karlsson, Bischof in Linköping, der in den Kämpfen zwischen Christian I. und Karl VIII. eine bedeutende Rolle spielte. Als sein Mutterbruder, der Erzbischof Jöns Bengtsson (Oxenstjerna), als Gefangener nach Dänemark abgeführt worden war, stellte er sich an die Spitze eines Aufruhrs gegen den König Christian und rief den nach Danzig geflohenen Karl Knutsson zurück, verjagte ihn jedoch nach einigen Monaten wieder und führte nun mit dem inzwischen frei gelassenen Jöns Bengtsson als Reichsvorsteher die Regierung bis an seinen Tod, 15. Aug. 1465. Der Bruder dieses Erzbischofs Kettil, Erik Karlsson, war lange eine der Hauptpersonen der Unionspartei; doch verglich er sich nach der Schlacht auf dem Brunkeberg (1471) mit dem Reichsvorsteher Sten Sture und vertheidigte darauf als Befehlshaber in Finnland diese Provinz tapfer gegen die Russen. Er wurde ermordet (1491), und mit seinen Söhnen starb die Linie Karl Christerssons aus. Der Sohn des erwähnten Johann Christersson, der Ritter und Reichsrath Erik Johannsson auf Rydboholm, wurde 1520 als einer der treuesten Anhänger Sture's im stockholmer Blutbade enthauptet. Sein Sohn war der Befreier Schwedens von dem dänischen Joche, Gustav Eriksson W. (Gustav I.), welcher als Reichsvorsteher die Dänen aus dem Lande jagte, darauf 1523 zum König von Schweden gewählt und der Stammvater des neuen schwedischen Königshauses nach Aufhebung der Union wurde. Mit seinen Söhnen Erik, Johann und Karl theilte sich dieses Königshaus in drei Linien, von denen die älteste, welche in Eriks Person entthront wurde, mit seinen Kindern ausstarb. Die mittlere Linie, welche mit Johanns Sohne, Sigismund, den polnischen Thron bestieg, den schwedischen aber verlor, starb 1671 mit Johann Casimir aus; die jüngste Linie, auf welche inzwischen die schwedische Krone übergegangen war, starb in männlicher Linie schon mit dem Sohn des Stifters, Gustav II. Adolf (1632), in weiblicher aber mit dessen Tochter Christina (1689) aus. Gleichwohl stammten die beiden darauf in Schweden regierenden Königshäuser, Pfalz-Zweibrücken (1654

Digitized by Google

bis 1720) und Holstein-Gottorp (1751—1818), noch in weiblicher Linie davon ab, daher auch der Sohn des abgesetzten Königs Gustav IV. Adolf, der Prinz Gustav, den Namen W. wieder angenommen hat.

Wasaorden (Grüner Orden), von Gustav III., König von Schweden, zur Beförderung des Handels, der Fabriken und der Gewerbe am 26. Mai 1772 gestifteter Orden, besteht aus drei Klassen, Großkreuzen, Kommandeuren u. Rittern. Das goldene Ordenszeichen ist ein Oval, in dessen Mitte eine Garbe steht, welche die Worte: Gustav den tredje instintare MDCCLXXII. umgeben. Die Großkreuze tragen es an einem blaßgrünen Bande und auf der linken Brust einen silbernen achtstrahligen Stern. Bei feierlichen Gelegenheiten tragen die beiden ersten Klassen eine besondere Ordenskleidung von grünem Sammet, die erste Klasse auch eine goldene Ordenskette.

Waschbär (Procyon *Storr.*), Säugethiergattung aus der Ordnung der Raubthiere und der Familie der Bären, charakterisirt durch die kurze, spitze Schnauze, die großen, nahe bei einander liegenden Augen, den schlaffen buschigen Schwanz von halber Körperlänge, die lange, ziemlich straffe und nicht zottige Behaarung und die nackten Sohlen, nächtliche Sohlengänger, welche aber nur beim Sitzen und Stehen den Boden mit der ganzen Sohle berühren, beim Gehen die Ferse in die Höhe richten und nur mit den Zehenballen auftreten. Sie leben in Nord- und Südamerika in Wäldern, halten sich meist auf Bäumen auf und nähren sich von kleinen Säugethieren, Vögeln, Insekten, auch Fischen und Früchten. Der gemeine W. (P. lodor *L.*, Schupp, Nakuhn), ist ein dachsähnliches Thier mit gelblichgrauer, mit Schwarzbraun gemischter Behaarung. Ohrengegend, Schnauzenseiten und Kinn sind weißlich; von der Stirn bis zur Nasenspitze zieht sich ein schwarzbrauner Streifen, u. auch das Auge ist von einem schwarzbraunen Fleck umgeben, während über die Augen hinweg bis zu den Schläfen eine gelblichweiße Binde verläuft. Der graugelbe Schwanz hat 6 schwarzbraune Ringel und endet in eine schwarzbraune Spitze. Die Länge des Körpers beträgt 2 Fuß, die des Schwanzes 10 Zoll, die Höhe am Widerrist etwas über 1 F. Der gemeine W. lebt in Nordamerika und findet sich namentlich in den Waldgegenden des Innern noch in Menge. Er hält sich am liebsten an Seen und Flüssen auf, wo er bei Tag und Nacht sein Wesen treibt. Er frißt Alles, was genießbar ist, liebt wie der Bär Süßigkeiten und Obst, klettert gewandt, plündert die Nester der Vögel und fängt geschickt Fische. Er pflegt seinen Fraß erst ins Wasser zu tauchen und hier zwischen seinen Vorderpfoten zu reiben. Er wird leicht zahm und ergötzt dann durch sein komisches, affenähnliches Wesen, ist aber im Hause dem Geflügel ein gefährlicher Feind. Sein Fleisch ist eßbar. Gejagt wird er aber vornehmlich seines Pelzes wegen, welcher wegen des dichten und feinen Haares zu Pelzkleidern und Muffen sehr gesucht ist und auch zu Filz verarbeitet wird. Der Krabbenwaschbär (*P. cancrivorus Ill.*), dem Vorigen zum Verwechseln ähnlich, nur etwas größer und mit kürzeren Ohren u. längerem Schwanz ausgestattet, lebt nur in Südamerika und nährt sich vorzugsweise von Krabben.

Waschblau, s. v. a. Neublau.

Waschen, Reinigen der Wäsche, eine Arbeit, welche, in ihrer Ausführung allgemein bekannt, durch rationelles Verfahren wesentlich erleichtert und dabei so gestaltet werden kann, daß die Wäsche weniger leidet als unter den gewöhnlichen Manipulationen. Das zur Wäsche dienende Wasser muß weich, kalkfrei sein; am besten ist Regenwasser oder Flußwasser. Hartes Quellwasser füllt man in große Behälter und mischt unter gutem Umrühren etwas Sodalösung bei. Das Wasser trübt sich und am andern Tage kann man es klar von dem schlammigen, am Boden lagernden Kalk abziehen. Es verhält sich dann gegen Seife wie weiches Wasser. Als Seife eignet sich am besten eine milde Kerntalgseife, die billigeren scharfen Seifen sind in Wirklichkeit theurer, und was ihnen die Schärfe verleiht, kann man sich mit größerer Sicherheit und billiger auf andere Weise beschaffen. Hierzu dient die Soda, aber nicht die kalcinirte, sondern die krystallisirte. Wenn man letztere immer nur in Lösung anwendet, so daß niemals feste Stücke in Berührung kommen, so greift sie leinene und baumwollene Gewebe nicht an, während die kalcinirte Soda, welche häufig viel Aetznatron enthält, sehr schädlich wirken kann, wenn sie in zu großer Menge benutzt wird. Auch ist kalcinirte Soda häufig eisenhaltig und färbt dann die Wäsche mit der Zeit gelb. In großen Waschanstalten lassen sich diese Uebelstände vermeiden, für die Hauswirthschaft aber ist die krystallisirte Soda viel mehr zu empfehlen. Sodalösung wirkt wie Holzaschenlauge, aber letztere ist jetzt nur noch selten zu erhalten, Torf- und Kohlenasche ist zur Bereitung von Lauge unbrauchbar. In manchen Haushaltungen wird nur sehr selten gewaschen, aber das ist unvortheilhaft, denn die Wäsche leidet sehr stark, wenn sie nach dem Gebrauch lange liegt. 100 Pfund Wäsche wiegen nach dem Gebrauch 105 Pfund. Ein großer Theil dieses Ueberschusses besteht aus Stoffen, die der Fäulniß unterliegen und die eigene Zersetzung ohne Zweifel auf die Faser übertragen. Die Wäsche wird mithin mürbe, und wenn sich gar Schimmelpilze entwickeln, so durchdringen diese die Fäden derartig, daß sie nie durch W. wieder entfernt werden können und die Wäsche für immer grau bleibt. Alle Wäsche muß zunächst mindestens 12 Stunden eingeweicht werden, und zwar mit sodahaltigem, recht warmem, aber nie kochendem Wasser. Letzteres würde manche Bestandtheile der Verunreinigungen zum Gerinnen bringen und „festbrennen". Statt der Soda kann man mit großem Vortheil auch eine Mischung von 2 Theilen Ammoniakgeist u. 4 Theilen Terpentinöl verwenden. Man schüttelt beide Flüssigkeiten gut zusammen, gießt die Mischung in 20 Quart warmes Wasser, welches $\frac{1}{2}$—1 Pfund Seife gelöst enthält, und steckt dann so schnell wie möglich die Wäsche hinein. Letztere muß mindestens 2 Zoll hoch vom Wasser bedeckt werden. Auf 100 Pfund Wäsche kann man 150 Pfd. Wasser und $4\frac{1}{2}$ Pfd. krystallisirte Soda nehmen. Die weiteren Manipulationen werden nach Gewohnheit verschieden aus-

Digitized by Google

geführt und es ist nur noch zu bemerken, daß man beim Kochen der gewaschenen Wäsche nicht die Seife in Stücken zwischen die Wäsche werfen, sondern zunächst einen Seifenleim kochen und diesen mit dem Wasser mischen soll, weil dadurch die Wirkung der Seife eine gleichmäßigere wird. Auch hier kann man wieder etwas Soda anwenden, und zwar ungefähr 2 Pfd. auf 100 Pfd. Wäsche. Beim Spülen oder Schweifen ist große Sorgfalt anzuwenden und darf man das Wasser nicht sparen. Sehr vortheilhaft benutzt man hierbei die Wäschwringmaschine mit Kautschukwalzen. Durch das gewöhnliche Wringen mit der Hand wird namentlich feinere Wäsche viel zu stark gezerrt und häufig zerrissen. Die Maschine arbeitet kräftiger u. doch zarter. Ein mit der Hand gewrungenes Stück gibt in der Maschine noch viel Wasser ab und es ist sehr empfehlenswerth, die Wäsche, wenn man sie aus einem Wasser ins andere bringt, stets die Maschine passiren zu lassen. Sie kommt dann viel reiner ins nächste Wasser und dies wirkt mithin besser. Namentlich beim Spülen ist es wichtig, das unreine Wasser vom letzten W. so viel wie möglich auszupressen. In Waschanstalten benutzt man zum Spülen die Waschräder und zum Entfernen des Wassers die Centrifugalmaschinen, die den Walzenmaschinen entschieden vorzuziehen, aber für den Hausgebrauch viel zu theuer sind. Soll die Wäsche gebleicht werden und ist Rasenbleiche nicht anwendbar, so bringt man sie nach dem Spülen und Wringen in klares Wasser, welches etwas Eau de Javelle (s. d.) enthält. Ueber die anzuwendende Menge läßt sich nichts sagen, da das Präparat von den Apothekern in sehr verschiedener Stärke angewandt wird. Vergl. Bleichen. Nach dem Bleichbade gibt man ein schwaches Säurebad und spült dann die Wäsche von Neuem sehr sorgfältig. Wolle darf nie mit Chlor gebleicht werden. Handelt es sich nur um Entfernung eines etwas grauen Tons, so mischt man 1 Eßlöffel Terpentinöl mit 3 Eßlöffel Spiritus, gießt hiervon 1 Eßlöffel in einen Eimer Wasser und benutzt dies zum Spülen. Die Wäsche muß dann im Sonnenlicht trocknen; sie wird sehr weiß und riecht nicht im geringsten nach Terpentin. Zum Trocknen benutzt man in Waschanstalten Trockenkammern, die mit warmer Luft geheizt werden und mit einem Ventilator versehen sind, um kräftigen Luftzug herzustellen; auch die Luftpumpe ist mit Erfolg angewendet worden. Das Rollen oder Mangeln der Wäsche auf den alten Zieh- und Drehrollen ist eine sehr anstrengende Arbeit. Dagegen bauen viele Maschinenfabriken jetzt sehr bequeme Maschinen, welche im Wesentlichen aus 2 übereinander liegenden hölzernen Walzen bestehen, die durch Hebel gegeneinander gepreßt und durch eine Kurbel bewegt werden. Die ganze Vorrichtung ist auf einem Klapptisch angebracht und erfordert zum Betrieb wenig Kraft. Ueber das Platten (Plätten) der Wäsche s. Plätten.

Wo Dampf zur Verfügung steht, kann derselbe unter Ersparniß an Zeit, Arbeitskraft, Seife und Brennmaterial zum W. benutzt werden. Die Dampfwäscherei greift die Gewebe sehr wenig an und liefert sehr gute Resultate. Die Wäsche wird mit Seifenlösung und Soda eingeweicht, ausgerungen und in das Dämpffaß gelegt. Dies ist mit doppeltem Boden versehen und wird in der Weise gefüllt, daß man Stäbe in die Löcher des obern Bodens steckt, die Wäsche einpackt, dann die Stäbe herauszieht u. eine letzte Schicht Wäsche folgen läßt. Durch die Kanäle, welche sich an Stelle der Stöcke gebildet haben, streicht der Dampf, der durch ein Rohr zugeleitet wird, und durchdringt die Wäsche vollständig. Während des Dämpfens ist das Faß durch einen Deckel geschlossen, an einem Thermometer erkennt man die Temperatur, u. wenn dieselbe nach etwa 2 Stunden überall auf 100° gestiegen ist, so beendet man die Operation und reinigt die Wäsche mit sehr geringer Mühe entweder nach der gewöhnlichen Methode oder in Waschmaschinen. Diese letzteren verdienen für alle Verhältnisse die größte Empfehlung, weil sie schnell, sparsam und leicht arbeiten u. die Wäsche nicht angreifen. Man hat sich nur vor schlecht konstruirten Maschinen zu hüten u. namentlich solche zu verwerfen, welche die Wäsche mit Kugeln oder reibenden Zapfen bearbeiten. Die besten Maschinen sind nach dem Princip der sogenannten schlesischen Waschmaschine gebaut. Diese besteht aus einem halbrunden, mit gewelltem Zinkblech ausgeschlagenen Trog, welcher mit sorgfältig gelegter Wäsche u. sodahaltigem heißen Seifenwasser beschickt und dann etwa dem Pendelschlag einer großen schwarzwälder Uhr folgend ½ Stunde auf u. nieder bewegt (geschaukelt) wird. Nachdem das erste Wasser abgelassen ist, wird reines kochendes Wasser auf die Wäsche gegossen und wieder (¼ Stunde) geschaukelt. Der größte Theil der Wäsche ist dann zum Spülen fertig und nur einzelne Stücke wird man noch einmal schaukeln müssen. Es liegt auf der Hand, daß diese ganze Operation die Wäsche nicht so stark angreifen kann wie das alte bisher übliche Verfahren, und außerdem ist die Maschine so leicht beweglich und verunreinigt den Ort, wo sie steht, so wenig, daß sie namentlich für kleinere Familien unentbehrlich erscheint. Vielfache Berichte von Frauen, welche veröffentlicht worden sind, haben die Vortheile der Waschmaschine außer allen Zweifel gesetzt.

Einen besonderen Theil des W.s bildet das Ausmachen von Flecken. Hierbei gilt die Regel, stets so schnell wie möglich zu verfahren, denn während frische Flecke oft ohne eine Spur zu hinterlassen beseitigt werden können, sind sie nach längerer Zeit gewöhnlich unvertilgbar. Dies gilt besonders in den Fällen, wo ein Farbstoff modificirt worden ist. Hat irgend eine Säure einen Fleck erzeugt, so befeuchte man die Stelle so schnell als möglich mit Ammoniak. Die rothen Säureflecken auf schwarzem Tuch verschwinden dann sofort, während nach mehren Tagen die Farbe zerstört ist und nicht wieder hergestellt werden kann. Flecke, welche durch Alkalien hervorgebracht sind, vertilgt man durch Betupfen mit verdünnter Essigsäure, Schwefelsäure oder Kleesäure. In beiden Fällen muß mit reinem Wasser nachgespült werden, und sehr zu empfehlen ist es, ehe man Säuren oder Alkalien anwendet, sich zu überzeugen, ob auch die Farbe des Gewebes dadurch nicht leidet. Bei allen übrigen Flecken ist es gut, den Stoff einige Stunden in

Waſſer einzuweichen und dann erſt das Fleckmittel anzuwenden; nur Fettflecke dürfen nicht eingeweicht werden, und wenn die Farbe des Stoffs leiden kann, muß man ſtatt Waſſer Spiritus anwenden. Was nun die einzelnen Sorten von Flecken betrifft, ſo werden Bierflecke mit reinem Waſſer und dann mit alkaliſchen oder bleichenden Mitteln entfernt, Blutflecke weichen der Seife und Soda u. im ſchlimmſten Fall der ſchließlichen Anwendung von Kleeſalz. Chokoladeflecke behandelt man zuerſt wie Fettflecke und wäſcht ſie dann mit Seife, Soda oder Eidotter aus. Fettflecke entfernt man durch Reiben und Betupfen mit Benzin, aus dicken Stoffen durch Aufſtreuen von Bolus und Erhitzen des letzteren mit einem Bügeleiſen. Sehr brauchbar iſt auch Benzinmagneſia (ſ. Benzin). Bänder und andere kleine Gegenſtände wirft man am beſten in eine Flaſche, die Benzin enthält, läßt ſie darin einige Zeit verweilen und ſpült ſie in reinem Benzin. Wenn es der Stoff irgend vertragen kann, iſt übrigens Seife und Waſſer am wirkſamſten gegen Fettflecke. Firniß- und Harzflecke weichen dem Terpentinöl oder einer Miſchung deſſelben mit Aether. Fleiſchbrüheflecke behandelt man erſt mit Benzin, dann mit reinem Waſſer, Alkohol oder Salmiakgeiſt. Grasflecke weichen den alkaliſchen, oder wenn ſie älter ſind, bleichenden Fleckmitteln. Rothflecke werden durch Reiben, Waſſer, und wenn die Farbe gelitten hat, durch ſchwache Säuren entfernt. Moderflecke weichen nach mehrmaligem Befeuchten mit verdünntem Salmiakgeiſt, beſonders aus Seide. Obſtflecke entfernt man mit Waſſer und Eau de Javelle. Oelfarbenflecke werden mit einer Miſchung von Terpentinöl und Aether entfernt. Ofenrohrflecke behandelt man zuerſt wie Fettflecke, dann trägt man Eidotter auf, läßt dies trocknen, nimmt es ab und wäſcht den Stoff mit verdünnter Klee- oder Salzſäure, oder wenn er von ſehr brillanter Farbe iſt, mit Weinſtein. Roſtflecke belegt man mit Kleeſäure, befeuchtet dieſe und ſpült nach einiger Zeit. Alte Roſtflecke haften viel feſter. Man behandelt ſie vortheilhaft zuerſt mit verdünnter Salzſäure, ſpült dann, wäſcht ſie mit heißer Sodalöſung, ſpült wieder und legt ſie in ganz ſchwache Schwefelſäure, die ein wenig gelbes Blutlaugenſalz enthält. Sind die Flecke ganz blau geworden, ſo ſpült man mit Waſſer, legt ſie in Sodalöſung, ſpült wieder und behandelt ſie mit verdünnter Salzſäure, durch welche ſie verſchwinden. Rothweinflecke tilgt man mit Waſſer und Eau de Javelle oder ſchwefliger Säure, Rußflecke ſind wie Ofenrohrflecke zu behandeln. Sauceflecke werden zuerſt mit Benzin entfettet, dann mit Kleeſäure und zuletzt mit Ammoniak behandelt. Ueber Entfernung von Silberflecken (Höllenſtein) ſ. Silber. Tabakflecke behandelt man mit Waſſer und ſehr verdünnter Kleeſäure, ein etwaiger Rückſtand wird nach gutem W. durch Seife entfernt. Theeflecke weichen den Bleichmitteln, Theerflecke entfernt man mit einer Miſchung von Benzin und Alkohol, Dintenflecke müſſen gut eingewäſſert und dann mit Kleeſäure behandelt werden. Alizarindinte weicht viel ſchwieriger; man behandelt den Fleck zuerſt mit Waſſer, beſtreut ihn dann mit gepulverter Weinſäure, feuchtet dieſe an und läßt längere Zeit liegen. Dann ſpült man und behandelt den grau gewordenen Fleck mit Eau de Javelle. Urinflecke verſchwinden beim Behandeln mit Waſſer, Farbenveränderungen durch friſchen Urin werden mit ſehr verdünntem Ammoniak, durch alten Urin mit Kleeſäure behandelt. Wachsflecke entfernt man mit Benzin. Wagenſchmiereflecke werden entfettet, dann mit Kleeſäure und zuletzt mit Seife entfernt. Haben die Stoffe nach der Reinigung von Flecken ihren Glanz verloren, ſo bügelt man ſie, befeuchtet ſie wohl auch vor dem Bügeln mit ganz reinem Alkohol oder läßt etwas Aether, ohne zu reiben, darauf verdunſten. Vgl. Pelouze, Die Kunſtwäſcherei nach erprobten engliſchen und franzöſiſchen Verfahrungsarten, 5. Aufl., Weimar 1859; Habich, Die ſchleſiſche Waſchmaſchine und zur Theorie des Waſchverfahrens, Trier 1847; Klemm, Vollſtändiges Lehrbuch der Kunſtwäſcherei und Fleckenreinigungskunſt, ſowie der häuslichen Kleinigkeitsfärberei und Appretur, Dresden 1860; Die Wäſche keine Arbeit mehr! oder die neuerfundene Dampfwäſche, Erfurt 1841.

Waſcherde, ſ. v. a. Walkererde.

Waſchmaſchine, mechaniſche Vorrichtung zum Reinigen der Wäſche (ſ. Waſchen) oder anderer Subſtanzen. W.en werden in der Papierfabrikation, bei der Bleicherei, in der Zuckerfabrikation zum Waſchen der Knochenkohle und der Rüben, in der Brennerei zum Waſchen der Kartoffeln, bei der Aufbereitung (ſ. d.) zum Waſchen der Erze (Waſchwerk) ꝛc. benutzt. Hierüber ſ. die betreffenden Artikel.

Wasgau, ſ. Vogeſen.

Waſhington (Waſhington-Territorium), durch Kongreßakte vom 2. März 1853 aus dem nördlichen Theile des jetzigen Staats Oregon gebildetes Gebiet im Nordweſten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, grenzt im Norden an das britiſche Nordamerika, gegen welches der 49. Grad nördl. Br. als Grenze beſtimmt iſt, im Oſten an das Nebraskagebiet, durch die Rocky Mountains davon getrennt, im Süden an den Staat Oregon, gegen welchen der Columbiafluß von ſeiner Mündung aufwärts bis zu dem Punkte, wo derſelbe von dem 46. Grad nördl. Br. durchſchnitten wird, und von dieſem Punkte an der obengenannte Parallelkreis nach Oſten bis zu den Rocky Mountains die Grenze bildet, im Weſten an den ſtillen Ocean und wird im Nordweſten durch die Juan-de-Fucaſtraße von der Vancouversinſel getrennt. Der Flächenraum des Gebiets wird zu 176,141 engliſchen (8285 geographiſchen) QMeilen angegeben. In orographiſcher u. hydrographiſcher Beziehung kommt das Gebiet mit Oregon überein, hat aber vor dieſem den Vortheil ſchöner Hafenküſten im Nordweſten voraus. Hier ſind die genannte Fucaſtraße, der Admiralty Inlet, der Pugetsſund und der Hoodskanal Arme der großen Bai, welche vom Georgiagolf 60—70 Meilen weit nach Süden in das Land eindringt und durch jene Straße mit dem ſtillen Meer in Verbindung ſteht. Alle dieſe Arme haben ſteile Küſten und ſind für die größten Schiffe fahrbar. An den Baien und Fjorden liegen blühende Agrikulturniederlaſſungen, welche, von der Hudſonsbaikompagnie gegründet, durch den Oregontraktat an die Ver-

Digitized by Google

einigten Staaten fielen und auf denen die Bedeutung dieses Gebiets fast allein beruht. An der Küste des stillen Meeres ist nur Eine größere Hafenbucht, nämlich Gray's Harbor an der Mündung des Chekalisflusses. Im Osten ist das Land durch die Rocky Mountains, im Westen durch die Coast Range und die Cascade Range, welche sich bis zu Gipfeln von 13,000 Fuß erheben (Mount St. Helens, Mount Rainier), gebirgig, während sich im Innern die große Ebene des Columbiaflusses mit ihren schönen Prairien und Waldungen, welche trefflichen Ackerboden darbieten, und zahlreichen kleinen, fischreichen Seen ausdehnt. Auch im Nordwesten, wie in der Küstenregion des stillen Meeres sind die Bodenverhältnisse für die Kolonisation sehr geeignet, und nur in der unmittelbaren Umgebung des Pugetssundes ist der Boden sandig und wenig fruchtbar, während es weiter hinauf in den Thälern schöne Waldungen und ausgedehnte Strecken fruchtbaren Landes gibt. Von Flüssen ist nur der Columbia nebst seinen größeren Nebenflüssen von Bedeutung. Das Klima gleicht dem von Oregon und ist verhältnißmäßig mild; der Winter ist schneereich, aber ziemlich kurz und durch die vorherrschenden Westwinde gemäßigt; der Sommer ist angenehm; vom April bis November regnet es selten. Die Produkte sind dieselben wie in Oregon. Die Bevölkerung bestand bis 1853 fast nur aus Indianern; seitdem haben sich, namentlich an der Küste, zahlreiche Weiße angesiedelt. Der Census von 1860 ergab 11,624 Seelen. Organisirt sind 7 Counties: Clarke, Island, Jefferson, Lewis, Pacific, Pierce und Thurston. Hauptstadt ist Olympia am Pugetssund; andere Ortschaften und Ansiedelungen sind: Nesqually, Steilacoom, Newyork, Seattle, Port Townsend und Newdungeneß (sämmtlich am Pugetssund und Admirality Inlet) und Pacific City, Cathlamet, Monticello, Fort Vancouver und Cascade City (sämmtlich am Columbiafluß). An Verkehrswegen fehlt es, wie in den meisten neuorganisirten Gebieten, noch sehr. Was die Verfassung anlangt, so ist jeder weiße männliche Einwohner, der das 21. Lebensjahr erreicht und 6 Monate vor der Wahl im Gebiete gelebt hat, wahlberechtigt und zu Aemtern wählbar. Ausgeschlossen sind nur Individuen, welche in der Armee oder Marine der Vereinigten Staaten dienen. Die legislative Versammlung besteht aus einem Rath (council) und einem Repräsentantenhause. Ersterer zählt 9 vom Volk auf 3 Jahre, letzteres 18 auf ein Jahr gewählte Mitglieder, kann jedoch durch Beschluß der legislativen Versammlung auf 30 Mitglieder vermehrt werden. Die Mitglieder beider Häuser müssen in dem Distrikt wohnen, in welchem sie gewählt werden. Die Exekutivgewalt hat ein vom Präsidenten der Vereinigten Staaten mit Zustimmung des Senats auf 4 Jahre ernannter Gouverneur, welchem zugleich die Leitung der Angelegenheiten der Indianer übertragen und der auch Oberbefehlshaber der Miliz ist. Ihm steht ein Sekretär zur Seite. Behufs der Rechtspflege bestehen ein oberster Gerichtshof, der aus einem Oberrichter, zwei Richtern, einem Anwalt und einem Marschall besteht, Bezirksgerichte, Civilgerichtshöfe und Friedensrichter.

Washington, die Bundeshauptstadt der Vereinigten Staaten von Nordamerika, seit 1800 Sitz der Bundesregierung und des Kongresses, im Distrikt Columbia, am linken Ufer des Potomac, zwischen diesem und dem hier in ihn einmündenden Anacostia oder dem östlichen Arme des Potomac gelegen, wurde 1791 nach einem großartigen Plane, der ein Areal von etwas über 8 QMeilen umfaßt, angelegt. Die Straßen laufen in gerader Richtung von Norden nach Süden und von Osten nach Westen, unter rechtem Winkel einander schneidend, und die dadurch entstehenden Quartiere werden in der Richtung der Diagonale von Alleen (avenues) durchschnitten, an deren Enden da, wo sie mit den Straßen spitze Winkel bilden würden, große rechtwinkelige oder kreisrunde Plätze leer gelassen sind. Die zu diesen Plätzen laufenden Straßen sind 120—160, die übrigen zwischen 70 und 110 Fuß breit. Die Avenues sind nach den Unionsstaaten benannt, die übrigen, beim Kapitol anfangend, von Norden nach Süden mit den Buchstaben des Alphabets, z. B. A Nord, A Süd ꝛc., von Osten nach Westen mit Ziffern, z. B. 1 West, 1 Ost ꝛc., bezeichnet. Fünf der Avennes laufen radienförmig vom Kapitol und ebenso viele vom Präsidentenhause aus. Noch fehlt aber viel an der Durchführung des großartigen Planes der Stadt, und schwerlich wird derselbe je vollständig ausgeführt werden. Innerhalb des größtentheils noch nicht einmal gepflasterten Stadtweichbildes finden sich die Häuser gruppenweise hier und da vertheilt und die Paläste stehen isolirt, so daß man mit Recht sagt: „in W. gibt es Häuser ohne Straßen und Straßen ohne Häuser". Der Haupttheil der Stadt liegt gegenwärtig westlich vom Kapitol, auf niedrigem Grunde, der von dem Plateau, auf welchem sich das Kapitol erhebt, vollkommen beherrscht wird. Nur nach dieser Seite hin gewährt W. einen stadtähnlichen Anblick, nach allen anderen Seiten hin sieht man nur dorfartige Häusergruppen und zwischen ihnen zerstreute Häuser von Holz oder Backsteinen und angefangene und wieder liegen gelassene Straßen. Die öffentlichen Gebäude sind im großartigsten Styl ausgeführt, architektonisch bedeutend sind aber nur die in antikem Style errichteten; denn diejenigen, welche einen nationalen Styl repräsentiren sollen, haben größtentheils einen etwas extravaganten Charakter, und alle leiden mehr oder weniger durch den Mangel passender Umgebungen. Das imposanteste öffentliche Gebäude ist das Kapitol. Dasselbe sollte den Mittelpunkt der Stadt bilden, von welchem aus die Straßen strahlenartig auslaufen sollten. Doch hat sich die Stadt im Gegensatz zu der Absicht der Gründer, die ihr Wachsen nach Osten hin vor Augen hatten und deshalb die Fronte des Gebäudes nach dieser Seite hin kehrten, nach Westen hin ausgedehnt, so daß der legislative Palast derselben jetzt gewissermaßen den Rücken zukehrt. Das imposante Gebäude, auf den Trümmern des von den Engländern 1814 verbrannten alten Kapitols aus Sandsteinquadern erbaut, liegt unter 38° 53′ 34″ nördl. Br. und 59° 21′ 52″ westl. L. von Ferro, und nach seinem Meridian berechnen die Nordamerikaner die geographische Länge aller übrigen

Digitized by Google

Orte. Es bedeckt eine Grundfläche von 1½ Acres; die Länge seiner Fronte beträgt 352, die Tiefe der Flügel 121 F. Das Mittelgebäude wird von einem Dom überwölbt. Auf der Ostseite, welche die Hauptfronte bildet, tritt das Mittelgebäude mit Einschluß der vor demselben befindlichen Halle 65, auf der Westseite 83 F. hervor. Der Vorsprung gegen Osten ist mit einem Portikus von 22 korinthischen 38 F. hohen Säulen geziert und die zu diesem führenden Stufen sind an der Seite mit Piedestalen eingefaßt, die für Statuen bestimmt sind, von denen aber erst eins mit einer Marmorgruppe besetzt ist. Dieselbe stellt den Columbus dar mit dem Globus in der ausgestreckten rechten Hand und neben ihm eine sich vor ihm demüthig beugende weibliche Eingeborne. In 2 Nischen unter dem Portikus zu beiden Seiten der in das Hauptgebäude führenden Thür stehen die kolossalen Marmorfiguren des Kriegs und Friedens. Die genannte Thür führt unmittelbar in die von dem Dom überwölbte und durch denselben erleuchtete Rotunde, die, 95 F. im Durchmesser und in der Höhe haltend, die ganze Weite des Hauptgebäudes einnimmt und deren Wände in große, zur Aufnahme historischer Gemälde bestimmte Felder getheilt sind. Die meisten derselben sind mit Scenen aus dem Befreiungskampfe ausgefüllt. Auch eine kolossale Statue Washingtons von Greenough befindet sich in der Rotunde. Links vom Eingang führt aus dieser eine Thür in das Lokal der Repräsentanten, einen großen halbkreisförmigen Saal von 96 F. Durchmesser mit einer 60 F. hohen gewölbten Decke, welcher mit einigen Statuen und Gemälden ausgestattet ist. Gegenüber, auf der Nordseite der Rotunde, liegt der Senatssaal, der 75 F. breit und 45 F. hoch ist. Auf der Westseite der Rotunde befindet sich die Kongreßbibliothek. Unter dem Senatssaal liegt der Sitzungssaal des obersten Gerichts der Vereinigten Staaten und außerdem enthält das Gebäude noch an 70 Zimmer für Kommissionen und Beamte des Kongresses. Parkanlagen mit Springbrunnen und Statuen umgeben das Kapitol, dessen Baukosten über 2 Millionen Doll. betragen haben. Am 4. Juli 1851 ward der Grundstein zu einer Erweiterung des Gebäudes gelegt. Das Haus des Präsidenten, gewöhnlich das „weiße Haus“ (white house) genannt, liegt ebenfalls auf einer Anhöhe, 1½ Meilen nordwestlich vom Kapitol, und ist ein schönes, aus Quadern errichtetes 2 Stockwerke hohes, 170 F. langes, 86 F. breites und an der Nordfronte mit einem jonischen Portikus, an der Südseite mit einer kreisförmigen Kolonnade geziertes Gebäude. Es steht in der Mitte eines 20 Acres umfassenden, parkartigen Platzes. An demselben Square, in dessen Mitte das Präsidentenhaus steht, liegen, gewissermaßen die 4 Ecken des Platzes bildend, die Gebäude der 4 Staatsdepartements, nämlich das des Ministeriums des Auswärtigen, des Kriegs, der Marine und des Schatzes, mit Ausnahme des letzteren, welches mit einer 457 F. langen Kolonnade geziert ist, schlichte Gebäude aus Backsteinen. Eins der schönsten öffentlichen Gebäude W.s ist das Generalpostamt, in antikem Styl aus weißem Marmor aufgeführt. Ganz in dessen Nähe liegt das kolossale Patent Office mit einem Portikus, der mit dem des Parthenon zu Athen gleiche Ausdehnung hat und im oberen Stock einen für die Sammlungen der National Institution bestimmten Saal von 275 F. Länge nnd 65 F. Breite enthält. Ein andres kolossales, aber architektonisch verfehltes Gebäude ist das der Smithsonian Institution. Noch unvollendet ist das Washington Monument, ein kolossaler Obelisk, dessen Höhe auf 600 F. berechnet ist. Von städtischen öffentlichen Gebäuden ist nur das Stadthaus (City Hall) zu nennen. Die 2 oder 3 Theater und die öffentlichen Vergnügungsorte W.s sind unbedeutend, und auch von Kirchen hat die Stadt nichts Bemerkenswerthes aufzuweisen. Wissenschaftliche Anstalten sind die 1863 gegründete National Academy, das Nationalobservatorium, die National Institution, die im großen Saal des Patent Office befindlichen Naturalien- und ethnographischen Sammlungen, die großartige Smithsonian Institution (s. Smithson) u. das Columbian College, mit dem seit 1825 eine medicinische Fakultät verbunden ist. Die Bevölkerung der Stadt, (1860) 61,112 Seelen zählend, besteht überwiegend aus Krämern, Detailisten, Gastwirthen, Kosthausbesitzern u. ehemaligen Sklaven. Einiges Leben zeigt sich nur während der Kongreßsitzungen, außerdem ist die Stadt, namentlich in den ungesunden Monaten August und September, völlig todt. Ungefähr ¾ Meile südöstlich vom Kapitol liegen am östlichen Arm des Potomac die Schiffswerften (Navy Yard) der Vereinigten Staaten, die mit den Wohnungen der Offiziere und den Magazinen einen Raum von 27 Acres einnehmen. Die Vermessung des für die Stadt bestimmten Areals ward 1791 ausgeführt. Im Jahre 1800 ward der Sitz der Bundesregierung hierher verlegt, 1793 der Nordflügel des Kapitols in Angriff genommen und 1800 vollendet. Der Südflügel, 1803 angefangen, ward 1808 vollendet. Das Hauptgebäude wurde in den Jahren 1818 bis 1827 aufgeführt. Im August 1814 wurde W. von den Engländern unter General Roß genommen, der das damalige Kapitol, das Präsidentenhaus und die Regierungsgebäude, mit Ausnahme des Patent Office, in Asche legen ließ, wobei auch die Kongreßbibliothek zu Grunde ging. Eine neue, wieder angesammelte Kongreßbibliothek ward 1851 abermals ein Raub der Flammen. W. ist durch Eisenbahn mit Baltimore u. dadurch mit den Hauptstädten der nördlichen und mittleren Staaten verbunden. Ueber den Potomac führt vom Gebiet der Stadt aus eine fast 1 engl. M. lange Brücke, bis zu welcher Schiffe von 14 F. Tiefgang gelangen können. Durch den Chesapeake- und Ohiokanal steht W. auch mit dem Westen in Verbindung. Der Rockcreek, über den 2 Brücken führen, trennt die Stadt von Georgetown, einer City mit Einfuhrhafen, Jesuitencollege, Nonnenkloster, Bibliothek und 8000 Einw. Den Namen W. führen noch viele andere Städte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Washington, George, der Begründer der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten Nordamerika's, geboren am 22. Febr. 1732 in der Grafschaft Westmoreland in Virginien. Sein Vater, Augustin W., dessen Vorfahren um 1658 aus England eingewandert, ein reicher Pflanzer, war

Digitized by Google

früh verstorben, worauf die Mutter, Maria Ball, die Erziehung der zahlreichen Familie leitete. George besuchte bis zum 15. Jahre die Schule zu Williamsburg und beschäftigte sich hierauf in seiner Heimat als Feldmesser. Als gegen die Einfälle der Franzosen und Indianer in Virginien die Miliz einberufen wurde, trat W. bei derselben als Major ein und ward bald zum Oberstlieutenant und Regimentskommandeur befördert, in welcher Eigenschaft er mit Auszeichnung am Ohio focht. Die Geringschätzung, mit der die britische Regierung die Milizoffiziere behandelte, veranlaßte ihn jedoch 1754, sich auf den von seinem ältern Bruder vererbten Landsitz Mount-Vernon zurückzuziehen. Schon 1755 aber schloß er sich als Freiwilliger der Expedition des Generals Braddock gegen die Franzosen in Canada an und ward von demselben zu seinem Adjutanten und nach dem Treffen am Flusse Monongahela (am 9. Juli 1755) zum Befehlshaber der gesammten Milizen der Kolonie Virginien ernannt. Als der Krieg in diesen Gegenden 1763 endigte, zog er sich ins Privatleben zurück, verheirathete sich mit Martha Custis, einer jungen Wittwe, und lebte auf Mount-Vernon am Potomac als Pflanzer, bis ihn seine Mitbürger in den Nationalkongreß der vereinigten Kolonien sandten, der am 14. Sept. 1774 zu Philadelphia eröffnet wurde. Hier wurde er bei allen Ausschüssen, welche sich mit der Vertheidigung des Landes zu beschäftigen hatten, zum Vorsitzenden, und als der Gang der Ereignisse zur Entfaltung eines kühneren Widerstandes führte, am 15. Juni 1775 zum Oberbefehlshaber der nordamerikanischen Armee ernannt. Mit Widerstreben übernahm er das schwierige Amt, wies aber jedes Gehalt zurück. Da das aus den Kolonialkontingenten und Milizen zusammengesetzte Heer noch gar nicht organisirt war und es an allem Nöthigen, namentlich an Waffen und Munition mangelte, so sah er sich zunächst auf die Defensive beschränkt; dazu schufen die Verfassung der Kolonien und das schwache Band ihres Zusammenhanges immer neue Schwierigkeiten bei jeder Maßregel und bei jeder Unternehmung. Alle Kolonien begehrten ungeduldig den sofortigen Angriff auf das von den Engländern besetzte Boston, W. organisirte aber zunächst das Heer und befestigte erst im März 1776 die Höhen von Dorchester, welche die Seen beherrschten, wodurch er den englischen General Howe von jeder Hülfe abschnitt und so zur Räumung der Stadt nöthigte (17. März 1776). Als der auf 35,000 Mann verstärkte Feind im August Newyork besetzte, ging W. nach einer Reihe unglücklicher Gefechte aus einer festen Stellung in die andere in das nördliche Gebirge zurück. Hunger, Kälte und Seuchen rafften einen Theil seiner Streitkräfte dahin, ein anderer Theil verließ nach Ablauf der immer nur auf ein Jahr festgesetzten Dienstzeit die Fahnen. Mit dem Rest von 2000 Mann mußte W. mitten im Winter bis über den Delaware zurückweichen. Auf seinen Betrieb beschloß der Kongreß, das Heer auf mehr als hundert Bataillone zu bringen, die bis zum Ende des Krieges dienen sollten, und zugleich übertrug man dem Feldherrn eine fast unbeschränkte Gewalt auf sechs Monate. Jetzt ging W. über den Delaware, machte am 25. Dec. einen glücklichen Ueberfall der Engländer bei Trenton und schlug dieselben am 3. Jan. 1777 bei Princetown, unterlag jedoch am 13. Sept. der feindlichen Uebermacht am Brendysluß und am 4. Okt. bei Germantown und mußte sich in die Einöde von Valley-Forge zurückziehen. Das Bündniß der Kolonien mit Frankreich gab jedoch der Sache der Amerikaner eine günstigere Wendung. Howe's Nachfolger im Oberbefehl über die britischen Truppen, Clinton, sah sich durch die herannahende französische Flotte unter Admiral d'Estaing zur Räumung von Philadelphia gezwungen und ward auf dem Rückzug von W. bei Monmouth (28. Juni 1778) geschlagen und zum Rückzug nach Newyork gezwungen. Das Jahr 1779 verging ohne folgenreiche Thaten; dagegen eroberte Clinton im folgenden Sommer Charlestown, die bedeutendste Stadt von Südcarolina, und nahm am 12. Mai 1780 die ganze amerikanische Südarmee unter General Lincoln gefangen. Zwar hatte im Juli 1780 eine neue französische Flotte W. 6000 Mann unter Rochambeau zugeführt, allein gleichzeitig hatte auch die britische Flotte bedeutende Verstärkungen erhalten, in Folge dessen die Engländer fast überall siegreich blieben. Doch gelang es W., am 19. Okt. 1781 die 7000 Mann starke englische Besatzung von Yorktown zur Kapitulation zu zwingen, worauf im Nov. 1782 der provisorische Friede zu Stande kam. Nachdem die Engländer am 25. Nov. 1783 Newyork geräumt, entließ W. die Reste seines Heeres, legte seine Bestallung in die Hände des Kongresses nieder und zog sich als einfacher Pflanzer nach Mount-Vernon zurück. Staatsbelohnungen, die ihm öfters geboten wurden, schlug er aus, und ein Geschenk an Grundeigenthum, das ihm sein Heimatland Virginien gab, nahm er nur unter der Bedingung an, es zum Besten öffentlicher Schulen zu verwenden. Das „Washingtoncollege" in der Grafschaft Rockbridge und die erste Hochschule Nordamerika's verdanken W. ihr Dasein. Im Mai 1787 von Virginien zu der Versammlung aller Staaten in Philadelphia gesandt, ward er hier zum Vorsitzenden und Leiter der Berathungen, aus welcher am 17. Sept. 1787 die Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hervorging, und als im April 1789 diese Verfassung in Wirksamkeit trat, einstimmig zum Präsidenten der neuen Bundesregierung erwählt. Seiner Verwaltung standen um so größere Schwierigkeiten entgegen, da die Staaten an keine Centralregierung gewöhnt waren. Neue Bahnen der Regierungsweisheit mußten gesucht werden, aber W.s redliche Einsicht fand sie auf. Inmitten des heftigen Parteikampfes, der die Union gewaltsam zu zerreißen drohte, ordnete er die Staatsschuld, die Landesvertheidigung, den Verwaltungsorganismus und das öffentliche Unterrichtswesen und legte den Grund zu dem großartigen Straßen- und Kanalsystem der Union. Nach Außen beobachtete er strenge Neutralität und machte dadurch die Wiederaufnahme des Handelsverkehrs mit England möglich, welcher bald einen Aufschwung nahm, wie er vorher nie dagewesen. Nach Ablauf seiner Amtsjahre 1793 zum zweiten Male gewählt, hatte er besonders nach Außen eine

Digitized by Google

schwierige Stellung wegen des Verhältnisses der Union zu dem revolutionären Frankreich. Er gab aber dem Verlangen der Demokraten nach Unterstützung Frankreichs, England gegenüber, keineswegs nach, sondern schloß vielmehr einen sehr vortheilhaften Handelsvertrag mit England und verwies die Agenten des französischen Direktoriums, die das Volk zur Empörung gegen ihn aufzureizen suchten, aus dem Gebiete der Union, wofür man ihn mit den schonungslosesten Anklagen überhäufte. Als seine zweite Amtsperiode zu Ende ging, verbat er sich die abermalige Wiedererwählung, legte sein Amt mit einer herrlichen Ansprache an die Nation im März 1797 für immer nieder und zog sich wieder nach Mount-Vernon zurück. Als aber im folgenden Jahre der Krieg mit Frankreich ernstlich drohte, bewog ihn der neue Präsident Adams, die Stelle eines Oberfeldherrn nochmals anzunehmen. Trotz seines Alters nahm er die Organisation eines neuen Heeres und die Herstellung umfassender Vertheidigungsanstalten mit Energie in die Hand, und die ehrfurchtgebietende Stellung, welche Amerika mit rascher Entschiedenheit einnahm, bewog die Franzosen in Unterhandlungen zu treten. Den Vertrag jedoch, welcher zwischen beiden Staaten das freundschaftliche Verhältniß wiederherstellte, erlebte W. nicht mehr. Er † zu Mount-Vernon am 14. Dec. 1799, ohne Kinder zu hinterlassen. In seinem Testament gab er seinen Sklaven die Freiheit. Seine Gebeine wurden auf Beschluß des Kongresses 1830 nach der Hauptstadt des Bundes, die seinen Namen trägt, gebracht und in dem daselbst errichteten Denkmal beigesetzt. W.s Statue von Canova steht in Raleigh, der Hauptstadt Nordcarolina's, eine andere, von Chambrey, in Boston, eine dritte in Baltimore, eine vierte, von Mills, seit 1860 in Washington. W. ist in allem Zeitenwechsel dem Amerikaner das große Vorbild eines treuen Republikaners geblieben. In seinem Charakter waren jene Eigenschaften ausgeprägt, welche die thatkräftige, rücksichtslose Entschiedenheit mit der ruhigen, gerechten Mäßigung vermitteln. Ruhig im Ueberlegen, feurig im Ausführen, standhaft im Unglück, standhafter noch im Glück, tapfer auf dem Schlachtfelde, scharfsinnig in der Wahl seiner Rathgeber, fern von Neid und Selbstsucht, aufrichtig, auch den heftigsten Parteiangriffen gegenüber nie vom Boden des Rechts weichend, pflichtgetreu, sich selbst beherrschend, gegen Andere mild und nachsichtig, frei von allem Hochmuth, den Armen hülfreich, als Bürger wie als Mensch gleich vortrefflich, vor Allem aber der Freiheit mit Leib und Seele ergeben, steht W. als einer der größten Männer aller Zeiten da. Sein Leben beschrieben Marshall (3. Aufl., Philadelphia 1832, 2 Bde.), Bancroft (Boston 1851), Redding (London 1835, 2 Bde.), Edmond (3. Aufl., das. 1839, 2 Bde.), Sparks (Boston 1839), Irving (Newyork 1855—59, 5 Bde.; deutsch von Bülau, Leipzig 1855—60), Headley (Newyork 1856), Benedey (Freiburg 1861) und Everett (Newyork 1861). Sparks gab eine Sammlung von W.s officiellen u. privaten Papieren, nebst einer Lebensbeschreibung, unter dem Titel „W.s Writings" (1834—37, 12 Bde.) heraus, die Guizot französisch (Paris 1840, 6 Bde.) u. Raumer deutsch (Leipz. 1845, 2 Bde.) bearbeiteten.

Washingtonsinseln (Revolutionsinseln), die nördliche Inselgruppe des Mendañaarchipels im südöstlichen Polynesien, besteht aus 6 Inseln, von denen Nukahiwa (die größte des ganzen Archipels), Ruapoa und Ruahuga die bedeutendsten sind. Die Inseln sind gebirgig, aber fruchtbar und haben mehre gute Häfen. Die Gruppe wurde 1791 von dem Nordamerikaner Ingraham entdeckt und steht jetzt unter der Gewalt der Franzosen, die im Hafenplatz Taiohae auf Nukahiwa eine kleine Garnison unterhalten.

Washita, Fluß in Nordamerika, bildet sich aus der Vereinigung mehrer Quellflüsse in der Grafschaft Montgomery des Staates Arkansas, fließt südöstlich nach Louisiana, nimmt dann eine südliche Richtung an und fällt nach einem Lauf von 106 Meilen in den Red River. Er wird von Camden (im Staate Arkansas) an mit Dampfbooten befahren. Seine bedeutendsten Zuflüsse sind der Bayou Bartholomew und der Bayou Boeuf.

Wasil, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Nishneij-Nowgorod, am Einfluß der Sura in die Wolga, hat 3 Kirchen, ein Kreisgericht, eine Kreisschule, Schifffahrt, starken Getreidehandel und 2600 Einw.

Wassela (Quasselon), Landschaft im nordwestlichen Afrika, nordöstlich von Futa Djalon, südlich von Manding und dem obern Niger gelegen, ist fruchtbar und reich bewässert und wird von Fulahs bewohnt, welche Baumwollbau, Baumwollweberei und Waffenfabrikation treiben.

Wasselone, Stadt im französischen Departement Niederrhein, hat Fabrikation von Strumpfwaaren, Tuch, Leinwand, Papier, Seife und Oel, Färberei, Gerberei, Brauerei, Bleichen, Bau- und Mühlsteinbrüche und 4361 Einw.

Wasser (lat. aqua, franz. eau, engl. water), chemische Verbindung von Wasserstoff mit Sauerstoff, entsteht durch Vereinigung von 2 Volumen des ersteren mit 1 Volum des letzteren und enthält in 100 Theilen 11,11 Wasserstoff und 88,89 Sauerstoff. Die beiden Gase verbinden sich nicht ohne Weiteres, selbst nicht unter einem Druck von 150 Atmosphären, dagegen erfolgt die Vereinigung unter heftiger Explosion (Knallgas, s. d.) beim Entzünden durch eine Flamme, einen glühenden Körper oder den elektrischen Funken. Leitet man die Gasmischung bei einer Temperatur, welche nicht über 345° C. liegt, durch ein Gefäß, worin sich zerstoßenes Glas oder ein anderes scharfes Pulver befindet, so erfolgt die Wasserbildung ohne Explosion. Die Gegenwart von Metallen veranlaßt die Vereinigung bei weniger hoher Temperatur, und manche Metalle, wie Platin, Iridium, führen sie selbst in der Kälte herbei. Platinschwamm wird in W., welches in die Luft ausströmt, glühend und entzündet dann das Gas, er veranlaßt die Explosion von Knallgas, dagegen eine langsame Wasserbildung, wenn man ihn mit viel Pfeifenthon zusammenknetet und also gleichsam verdünnt auf das Gas wirken läßt. In diesem Fall erfolgt die Vereinigung des W.s mit dem Sauerstoff u. mithin die Wärmeentwicklung so langsam, daß das Platin mit dem Thon nicht

Digitized by Google

zum Glühen kommt, und daher wird dann auch die Exploſion vermieden. Platinplatten im höchſten Grade der Reinheit wirken übrigens wie Platinſchwamm, nur erhöht bei letzterem der poröſe Zuſtand die Wirkung. Selbſt wenn das Platin unter W. liegt, kann es Knallgas, welches über dem W. ſich befindet, zu W. verdichten. Die Wirkung des Platins ſuchte man früher durch die Annahme zu erklären, daß die Gaſe in den Poren des fein vertheilten Metalls verdichtet würden. Seit der Entdeckung Faraday's aber, daß auch Platinplatten wie Platinſchwamm wirken, mußte dieſe Erklärung aufgegeben werden. Man zählte dann das Platin zu den Kontaktkörpern u. ſprach von katalytiſcher Wirkung deſſelben (ſ. Katalytiſche Kraft). Nach de la Riva's Unterſuchungen überzieht ſich aber reines Platin an der Luft oder beim Zuſammentreffen mit Sauerſtoff mit einer dünnen Oxydſchicht, u. in Knallgas findet abwechſelnd Oxydation u. Reduktion des Platins Statt, wobei die Temperatur oft bis zum Glühen ſteigen kann. Das in der Natur vorkommende W. iſt niemals ganz rein, ſondern enthält mehr oder weniger von den löslichen Subſtanzen, mit welchen es in Berührung kam. Von dieſen trennt man es durch Deſtillation (ſ. d.) u. erhält ſo vollkommen reines, ſogenanntes deſtillirtes W. (aqua destillata). Reines W. iſt geruch- und geſchmacklos, in dünnen Schichten erſcheint es farblos, in dickeren zeigt es eine blaue Farbe. Es iſt 773mal ſchwerer (dichter) als Luft von 0° und bei 15° C. 819mal ſchwerer als Luft von derſelben Temperatur. Ueber das Gefrieren des W.s ſ. Eis. Das Volumen des W.s iſt wie das aller anderen Körper von der Temperatur abhängig, beim Erkalten zieht es ſich zuſammen, aber dieſe Volumenverminderung erfolgt nur bis zu der Temperatur von +4° C., unterhalb derſelben findet wieder Ausdehnung Statt bis zum Gefrieren, mag dies nun wie gewöhnlich bei 0° oder bei vollkommener Ruhe bei niederer Temperatur erfolgen. Der Umſtand, daß das W. bei +4° C. das Maximum der Dichtigkeit erreicht, iſt für den Haushalt der Natur von größter Wichtigkeit. Kühlt ſich beim Beginn der kalten Jahreszeit die Oberfläche der Teiche, Seen und Flüſſe ab, ſo ſinkt das erkaltete und mithin dichter (ſchwerer) gewordene W. zu Boden, während wärmeres ſeine Stelle einnimmt. Doch auch dieſes kühlt ſich ab und ſinkt nieder, bis endlich die Geſammtmaſſe des W.s eine Temperatur von +4° C. beſitzt. Findet nun weitere Abkühlung Statt, ſo muß das kälter gewordene W., welches wieder ſpecifiſch leichter geworden iſt, auf der Oberfläche bleiben und das darunter liegende W. vor weiterer Abkühlung ſchützen. Nun kann ſich bei ſtarker Kälte eine beträchtliche Eisdecke bilden, aber immer wird ſich in einer Tiefe von wenigen Fuß eine Temperatur von +4° C. erhalten. Exiſtirte das Maximum der Dichtigkeit nicht, ſo würde die Geſammtmaſſe des W.s viel ſtärker erkalten und dann ſehr leicht vollſtändig gefrieren, was begreiflich die Vernichtung aller im W. lebenden Weſen zur Folge hätte. Ueber den Betrag der Ausdehnung des Volumens und der Dichte des W.s bei verſchiedenen Temperaturen belehrt folgender Auszug aus einer nach Kopps Unterſuchungen berechneten Tabelle.

Temperatur.	Volumen des W.s bei 0° = 1.	Dichte des W.s bei 0° = 1.
0°	1,00000	1,00000
1	0,99995	1,00005
2	0,99991	1,00009
3	0,99989	1,00011
4	0,99988	1,00012
5	0,99988	1,00012
6	0,99990	1,00010
7	0,99994	1,00006
8	0,99999	1,00001
9	1,00005	0,99995
10	1,00012	0,99988
11	1,00021	0,99979
12	1,00031	0,99969
13	1,00043	0,99957
14	1,00056	0,99944
15	1,00070	0,99930
16	1,00085	0,99915
17	1,00101	0,99899
18	1,00118	0,99882
19	1,00137	0,99863
20	1,00157	0,99843
30	1,00406	0,99596

Bei 40° iſt das Vol. = 1,00753, bei 50° = 1,01177, bei 60° = 1,01659, bei 70° = 1,02225, bei 80° = 1,02868, bei 90° 1,03540, bei 100° = 1,04299.

Nach Deſpretz iſt das Volumen des W.s bei + 4° C. = 1, bei 0° = 1,0001269, bei — 5° C. = 1,0006987, bei — 9° C. = 1,0016311. Danach iſt die Ausdehnung von 0° bis — 9° C. zwölfmal ſo groß als die Ausdehnung von + 4° bis 0° C. Das Gewicht von einem Kubikcentimeter (CC.) W. bei dem Punkt der größten Dichte im luftleeren Raum iſt die Einheit des franzöſiſchen Gewichts, das Gramme = 16,42 Gran preuß. Medicinalgewicht. Hiernach wiegen:

1 pariſer Kubikzoll W.		19,836	Gramm	325,7	Gran
1 rheinländ. „	„	17,891	„	293,8	„
1 engliſcher „	„	16,381	„	269	„
1 pariſer Kubikfuß	„	34277	„	561541	„
1 rheinländ. „	„	30916	„	507647	„
1 engliſcher „	„	28306	„	464832	„

Schneidet man von den Zahlen, welche das Gewicht der Kubikfuß in Grammen ausdrücken, 3 Decimalſtellen ab, ſo hat man das Gewicht in Kilogrammen und dies gibt verdoppelt das Gewicht in Pfunden. Ein rheinl. Kubikfuß W. wiegt alſo bei 4° C. 61,83 Pfund. Das W. iſt zuſammendrückbar und elaſtiſch, und zwar wird es durch den Druck von 1 Atmoſphäre um 47 Millionenſtel ſeines Volumens zuſammengedrückt. Ueber das Sieden des W.s und die Dampfbildung ſ. Dampf.

Das W. erſcheint als völlig neutraler Körper, bildet aber dennoch Verbindungen von beſtimmter Zuſammenſetzung, und zwar vereinigt es ſich ſowohl mit Säuren wie mit Baſen, indem es gleichſam bald die Rolle einer Baſe, bald die einer Säure ſpielt. Dieſe Verbindungen heißen Hydrate (ſ. d.). Außer mit Hydratwaſſer verbinden ſich Säuren und Baſen, wenn ſie kryſtalliſiren, oft noch mit dem Kryſtallwaſſer. Am häufigſten findet ſich dieſes aber in den Salzen. So kryſtalliſirt das Natronhydrat mit 7 Aequivalenten, das kohlenſaure Natron mit 10 Aequivalenten W. Manche Salze kryſtalliſiren mit verſchiedenen Mengen Kryſtallwaſſer und dann enthalten ſtets die bei niedriger Temperatur gebildeten Kryſtalle das meiſte W. Dieſes W. iſt in phyſikaliſcher Hinſicht dem Eiſe zu vergleichen, und wenn es plötzlich in ſeine flüſſige Form zurückkehrt, ſo wird,

Digitized by Google

wie beim Schmelzen von Eis, Wärme gebunden. Beim Anrühren von Glaubersalz mit koncentrirter Salzsäure kann die Temperatur leicht bis — 15° C. sinken, denn aus dem mit 10 Aequivalenten W. krystallisirenden Glaubersalz entsteht hier Kochsalz, welches wasserfrei krystallisirt, und es wird mithin viel W. frei, welches sich flüssig abscheidet. Hierauf beruht die Wirkung vieler Kältemischungen. Das Krystallwasser unterscheidet sich vom Hydratwasser dadurch, daß es viel weniger fest gebunden ist, es kann immer bei mehr oder weniger hoher Temperatur ausgetrieben werden, zeigt sich hierbei aber nicht gleichwerthig, da oft ein Theil fester zurückgehalten wird, als der andere (s. Halbhydratwasser). Bisweilen ist in Salzen das Krystallwasser so locker gebunden, daß es schon bei gewöhnlicher Temperatur ganz oder zum Theil entweicht, wenn die Krystalle an der Luft liegen. Dieselben zerfallen dann, sie verwittern, wie man sagt.

Eine der wichtigsten Eigenschaften des W.s ist seine Fähigkeit, andere Körper aufzulösen; diese Fähigkeit erstreckt sich auf feste Körper, Flüssigkeiten u. Gase. Von Flüssigkeiten, die sich in jedem Verhältniß in W. lösen, sagt man, sie seien mit W. mischbar, die Aufnahme der Gase durch W. nennt man nicht Lösung, sondern Absorption (s. Auflösung und Gase). Zersetzungen des W.s, wie sie ausgeführt werden, um Wasserstoff zu erhalten, nennt man Substitutionszersetzungen, weil bei diesen Prozessen an Stelle des mit dem Sauerstoff verbundenen Wasserstoffs ein anderer Körper tritt. Nun läßt sich das W. aber auch so zersetzen, daß seine beiden Bestandtheile frei auftreten. Dies geschieht z. B., wenn man weißglühendes oder geschmolzenes Platin in W. bringt. Dies könnte auffallend erscheinen, da glühendes Platin in Knallgas die Vereinigung der Elemente bewirkt. Offenbar ist aber die Zersetzungstemperatur eine höhere als die Verbindungstemperatur, und zu einer Verbindung der getrennten Gase kommt es doch nicht wieder, weil dieselben sofort viel zu stark abgekühlt werden. Dem entspricht es auch, daß kein Knallgas auftritt, wenn man Wasserdampf durch glühende Platinröhren leitet, wohl aber, wenn dem Wasserdampf ein indifferentes Gas beigemengt worden war, so daß die Zersetzungsprodukte schnell aus der heißen Röhre entfernt werden. Auch der elektrische Strom zersetzt W., wenn dieses mit $^1/_{10}$—$^1/_6$ Schwefelsäure angesäuert worden war. Man erhält, wenn die Pole in verschiedenen Röhren stecken, 2 Volumen Wasserstoffgas, aber nicht ganz 1 Vol. Sauerstoffgas, weil letzteres in W. etwas löslicher ist und auch ein wenig Wasserstoffsuperoxyd gebildet wird.

Die mechanischen Erscheinungen, welche das W. darbietet, bilden den Gegenstand der Hydromechanik (Hydraulik), welche wieder in zwei Theile, die Hydrostatik u. Hydrodynamik, zerfällt. Wie alle Körper, steht das W. unter dem Einfluß der Schwere, und wie in den übrigen Flüssigkeiten halten sich in ihm Kohäsions- und Expansionskraft in der Weise das Gleichgewicht, daß ohne vollständiges Verschwinden des Zusammenhangs die einzelnen Theilchen sich doch noch mit der größten Leichtigkeit an einander verschieben lassen (s. Flüssigkeit). Aus dieser Beweglichkeit erklärt es sich, daß, wenn die von einem Druck getroffenen Wassertheilchen die nächst benachbarten aus ihrer Stelle zu treiben suchen, diese letzteren nach allen Seiten hin gleich leicht ausweichen, daß mithin das W. jeden Druck, welcher auf einen Theil seiner Oberfläche ausgeübt wird, nach allen Seiten hin gleichmäßig fortpflanzt. Übt man auf die Mündung eines mit W. gefüllten Gefäßes etwa durch einen Kolben einen Druck aus, und hat das Gefäß mehre Mündungen von gleichem Querschnitt, so muß jede einzelne derselben mit einem nach innen wirkenden Gegengewicht von gleicher Größe belastet werden, wenn Gleichgewicht Statt finden soll. Hieraus folgt dann weiter, daß, wenn der Querschnitt einer Mündung etwa viermal so groß wäre als der einer andern, die erstere auch mit einem viermal so großen Gewicht als die letztere zu belasten wäre. Hierauf beruht die hydraulische Presse (s. d.), zugleich erklären sich aber auch aus diesem Grundgesetz die Erscheinungen in kommunicirenden Röhren. Sind nämlich 2 ungleich weite senkrecht stehende Röhren unten durch ein Gefäß oder ein Rohrstück mit einander verbunden und füllt man in diesen Apparat W., so wird sich dasselbe in beiden Röhren gleich hoch stellen. Belastet man den Wasserspiegel im engeren Rohr mit dem Gewicht einer Wassersäule, so kann nur Gleichgewicht Statt finden, wenn der Wasserspiegel in dem nmal weiteren Rohr mit einem nmal größeren Gewicht belastet wird. Will man also den Wasserspiegel im weiteren Rohr auch mit W. belasten, so muß die Wassersäule ebenso hoch sein wie die im engen Rohr, weil ja schon die Grundfläche derselben im weiten Rohr nmal größer ist als im engen. Cylindrische vertikale Röhren, die unten auf irgend eine Weise mit einander verbunden sind, müssen also mit der gleichen Flüssigkeit bis zu gleicher Höhe gefüllt werden, wenn Gleichgewicht Statt finden soll, mag nun ihr Durchmesser gleich sein oder nicht. Hierauf gründet sich die Anwendung der zum Nivelliren dienenden Wasserwagen. Füllt man Flüssigkeiten von ungleichem specifischen Gewicht in kommunicirende Röhren, so sind die Flüssigkeitssäulen, welche sich das Gleichgewicht halten, nicht mehr gleich, sondern ihre Höhen verhalten sich umgekehrt wie ihre specifischen Gewichte. Aus dem Gesetz der kommunicirenden Röhren folgt ferner, daß die freie Oberfläche der Flüssigkeiten in einem Gefäß nothwendig horizontal sein muß. Denn man kann sich jede beliebigen 2 Punkte der Oberfläche als die Wasserspiegel in jeder kommunicirenden Röhre vorstellen, die sich nothwendig das Gleichgewicht halten müssen. Der Druck, welchen das in einem Gefäß enthaltene W. auf den Boden desselben ausübt, ist gleich dem Gewicht einer vertikalen Wassersäule, deren Basis gleich ist jenem Boden, und deren Höhe gleich ist der Tiefe des Bodens unter dem Wasserspiegel. Die Gestalt des Gefäßes ist hierbei vollkommen gleichgültig, der Bodendruck bleibt derselbe, ob nun die Seitenwände vom Boden aus senkrecht sich erheben, ob sie sich ausbauchen, oder sich unmittelbar über dem Boden zu einem engen Halse oder einer Röhre zusammenziehen. Hierauf grün-

Digitized by Google

det sich die realsche Presse (s. Presse). Weil aber der Druck durch Flüssigkeiten nach allen Seiten hin gleichmäßig fortgepflanzt wird, so wird nicht allein auf den Boden des Gefäßes ein Druck ausgeübt, sondern auch auf die Seitenwände, und zwar ist der Druck, welchen ein kleines Stückchen in der Seitenwand eines Gefäßes auszuhalten hat, dem Gewicht der Flüssigkeitssäule gleich, welche den Flächeninhalt des fraglichen Wandstücks zur Basis und seine Tiefe unter dem Wasserspiegel zur Höhe hat. In einem 10 Meter hohen Behälter voll W. ist z. B. der Druck auf 1 Quadratcentimeter der Seitenwand in einer Tiefe von 1 Meter = 100 Gramm, in einer Tiefe von 2 M. = 200 Gramm und in einer Tiefe von 10 M., d. h. am Boden, = 1 Kilo. Untersucht man den Druck im Innern der Flüssigkeiten, so findet man, daß jede Schicht einer im Gleichgewicht befindlichen Wassermasse von beiden Seiten her einen vollkommen gleichen Druck auszuhalten hat. Gegen die untere Seite einer horizontalen Wasserschicht wirkt also ein ebenso großer Druck von unten her, wie der ist, welcher von oben her auf ihr lastet. In Folge dieses Auftriebs verliert jeder Körper, welcher in eine Flüssigkeit eingetaucht ist, von seinem Gewicht gerade so viel, als die aus der Stelle vertriebene Flüssigkeit wiegt. Richtiger drückt man das archimedische Princip, von welchem man sich durch eine einfache Betrachtung oder durch direkte Wägung überzeugen kann, so aus: Wenn ein Körper in eine Flüssigkeit eingetaucht ist, so wird ein Theil seines Gewichts von der Flüssigkeit getragen, welcher dem Gewicht der aus der Stelle getriebenen Flüssigkeit gleich ist. Auf dem archimedischen Princip beruhen die meisten Methoden zur Bestimmung des specifischen Gewichts der Körper. Aus demselben ergibt sich aber auch, daß das Gewicht eines schwimmenden Körpers gleich ist dem Gewicht der durch den untergetauchten Theil verdrängten Flüssigkeit. Auf den schwimmenden Körper wirken 2 Kräfte in entgegengesetzter Richtung, sein Gewicht, in seinem Schwerpunkt angreifend, zieht ihn nach unten, der Auftrieb, im Schwerpunkt der verdrängten Wassermasse oder vielmehr in dem Punkt angreifend, welcher der Schwerpunkt des untergetauchten Körpertheils sein würde, wenn dieses Stück eine vollkommen gleichartige Masse wäre, treibt den Körper nach oben. Im Gleichgewicht ist nun ein Körper, wenn sein Schwerpunkt (s) und der Angriffspunkt des Auftriebs (m) in einer und derselben Vertikallinie liegen, und das Gleichgewicht ist stabil, wenn s tiefer liegt als m. Stabil schwimmt aber auch ein Körper, wenn nur s tiefer liegt als das Metacentrum. Letzteres findet man auf folgende Weise: In einem in seiner Gleichgewichtslage schwimmenden Körper liege s über m, beide seien durch eine vertikale Linie verbunden. Diese Linie nimmt eine schräge Lage an, wenn man den Körper aus seiner Gleichgewichtslage bringt, damit aber verrückt sich zugleich m, und wenn man nun von der neuen Lage von m ein Perpendikel legt, so schneidet dieses die vorher gezogene Linie in dem Metacentrum. Dieses bildet das Centrum, um welches das in s angreifende Gewicht des schwimmenden Körpers denselben zu drehen strebt, und jedenfalls wird der Körper in seine Gleichgewichtslage zurückgedreht, wenn s unter dem Metacentrum liegt. Ist das Umgekehrte der Fall, so schlägt der Körper um. Ueber die Molekularwirkungen des W.s s. Kapillarität.

Die Bewegungsgesetze der Flüssigkeiten bilden den Gegenstand der Hydrodynamik. Der Ausgangspunkt ist hier das torricelli'sche Theorem, nach welchem die Ausflußgeschwindigkeit des W.s aus einer Oeffnung in der Seitenwand oder im Boden eines offenen Gefäßes gerade so groß ist wie die Geschwindigkeit, welche ein freifallender Körper erlangen würde, wenn er von dem Spiegel der Flüssigkeit bis zur Ausflußöffnung herabfiele. Hieraus folgt aber unmittelbar, daß die Ausflußgeschwindigkeit nur von der Tiefe der Oeffnung unter dem Niveau, aber nicht von der Natur der Flüssigkeit abhängt (Quecksilber und W. fließen bei gleichen Druckhöhen gleich schnell aus), und daß die Ausflußgeschwindigkeiten sich wie die Quadratwurzeln der Druckhöhen verhalten. Aus einer Oeffnung, welche 100 Zoll unter dem Wasserspiegel liegt, muß also das W. mit 10mal größerer Schnelligkeit ausfließen als aus einer andern, welche nur 1 Zoll unter dem Niveau liegt. Nach dem torricelli'schen Theorem sollte die aus einer Oeffnung in 1 Sekunde ausfließende Wassermenge einen Cylinder bilden, dessen Basis gleich der Oeffnung und dessen Höhe gleich dem Wege ist, den ein Wassertheilchen vermöge seiner Geschwindigkeit in 1 Sekunde zurücklegt. Für eine Druckhöhe von 0,1 Meter, welcher eine Ausflußgeschwindigkeit von 140 Centimeter entspricht, und eine Oeffnung von 2 Millimeter Durchmesser, welche also 0,0314 Quadratcentimeter Querschnitt hat, gibt die Rechnung eine Ausflußmenge von 4,4 Kubikcentimeter per Sekunde, also 264 Kubikcentimeter per Minute. In der That aber beträgt die Ausflußmenge unter den angegebenen Verhältnissen nur 169 Kubikcentimeter. Dies beweist, daß nicht alle ausfließenden Wassertheilchen die Oeffnung mit der Geschwindigkeit passiren, welche der Druckhöhe entspricht, nur die im Querschnitt der Oeffnung in der Mitte sich befindenden Wasserfäden haben diese Geschwindigkeit, die übrigen bewegen sich um so langsamer, je mehr sie sich dem Rande der Oeffnung nähern. Die wahre Ausflußmenge beträgt etwa 64 Procent der theoretischen. Der Verlust rührt von dem Seitenzufluß der Wassertheilchen her, welcher nothwendig mit geringerer Geschwindigkeit erfolgen muß. Wohl aus demselben Grunde zieht sich auch der ausfließende Strahl, gleich nachdem er die Oeffnung verlassen hat, rasch zusammen. In einer Entfernung von der Oeffnung, welche dem Halbmesser derselben gleich ist, beträgt der Flächeninhalt des Querschnitts des Strahls nur noch $^2/_3$ vom Flächeninhalt der Oeffnung selbst. Bei aufwärts gerichteten Strahlen findet jenseits dieser Stelle wieder eine Ausbreitung Statt, bei allen übrigen Strahlen nimmt die Zusammenziehung fortwährend, wenn auch kaum merklich, zu. Jeder ausfließende Strahl erscheint zuerst ruhig und durchsichtig wie ein massiver Glasstab, zerreißt dann aber und zeigt eine Reihe getrennter Tropfen, welche abwechselnd

Digitized by Google

aus Bäuchen und Knoten besteht. In den ersteren sind die Tropfen in horizontaler, in den letzteren in vertikaler Richtung verlängert, da aber Bäuche und Knoten eine fixe Stellung haben, so muß ein und derselbe Tropfen abwechselnd breit und lang werden. Die Gegenwart der Luft hat auf die Form und die Dimensionen des Strahls keinen Einfluß. Die Ausflußmenge wird wesentlich modificirt, wenn der Ausfluß nicht durch eine Oeffnung in einer dünnen Wand, sondern durch kurze Röhren Statt findet. Nur wenn die Ansatzröhren selbst die Gestalt des kontrahirten Strahls besitzen, haben sie keinen Einfluß auf die Ausströmung des W.s. Durch kurze cylindrische und nach außen konisch erweiterte Ansatzröhren fließt der Strahl entweder frei durch, wie durch eine Oeffnung, welche gleichen Durchmesser mit dem innern Ende der Röhre hat, und in diesem Fall übt die Röhre keinen Einfluß aus, oder das W. hängt sich an die Wände der Röhre, so daß es die ganze Röhre ausfüllt und ein Strahl vom äußern Durchmesser der Röhre ausfließt. In diesem Fall veranlaßt die Ansatzröhre eine Verminderung der Ausflußgeschwindigkeit und eine Vermehrung der Ausflußmenge. Während eine Oeffnung in dünner Wand 0,64 der theoretischen Ausflußmenge gibt, erhält man durch eine cylindrische Ansatzröhre, deren Länge ihrem vierfachen Durchmesser gleich ist, 84 Proc., und ein konisches, nach außen erweitertes Ansatzrohr gibt, wenn es voll ausfließt, eine noch größere Vermehrung der Ausflußmenge. Die Wirkung der Ansatzröhren ist durch die Adhäsion des W.s an die Röhrenwände zu erklären. Diese Adhäsion ist keine beschleunigende Kraft, sie kann die lebendige Kraft des ausfließenden Strahls nicht vermehren, aber sie bewirkt, daß sich die Ansatzröhre vollständig ausfüllt, und vergrößert somit den Querschnitt des Strahls, welcher beim Eintritt in das Ansatzrohr eine Kontraktion erlitten hatte. Der Druck der Luft verhindert aber, daß die Wassertheilchen, welche den ganzen Querschnitt der Röhre ausfüllen, letztere mit der Geschwindigkeit verlassen, mit welcher sie die Stelle der größten Kontraktion passiren, was offenbar nur geschehen könnte, wenn die auf einander folgenden Wasserschichten sich trennten und leere Räume zwischen sich ließen. Hiermit stimmt überein, daß die Ausflußmenge nicht vermehrt wird, wenn das W. in einen luftleeren Raum ausfließt, daß der Strahl aufhört, kontinurlich zu sein, wenn man die Seitenwand der Ansatzröhre an der Stelle, wo die Kontraktion Statt findet, durchbohrt, u. daß man endlich mit einem einfachen Apparat ein beträchtliches Saugen durch diese Oeffnung nachweisen kann. Muß das W. vor seinem Ausfluß durch lange enge Röhren strömen, so findet ein Reibungswiderstand Statt, zu dessen Ueberwindung ein Theil der Druckhöhe verwandt wird, so daß der Ausfluß mit verringerter Geschwindigkeit Statt findet. Der Reibungswiderstand ist proportional der Länge der Röhre, umgekehrt proportional dem Umfang und dem Quadrat der Geschwindigkeit, mit welcher das W. die Röhre durchläuft. Für Kapillarröhren ist das torricelli'sche Gesetz nicht gültig, denn die Beobachtungen haben gelehrt, daß die Ausflußgeschwindigkeiten durch Kapillarröhren dem Druck selbst proportional sind (und nicht der Quadratwurzel aus dem Druck). Ferner sind die in gleichen Zeiten ausströmenden Flüssigkeitsmengen unter sonst gleichen Umständen umgekehrt der Länge der Röhre und direkt der vierten Potenz des Durchmessers proportional. Die Ausflußgeschwindigkeit der Flüssigkeiten aus Oeffnungen in dünnen Wänden ist lediglich eine Funktion des Druckes, beim Ausfluß aus Kapillarröhren aber gewinnen die Molekularwirkungen zwischen den Theilchen der Flüssigkeit und denen der Röhrenwand einen Einfluß und so ändert sich denn hier die Ausflußgeschwindigkeit von einer Flüssigkeit zur andern und für eine und dieselbe Flüssigkeit mit der Temperatur. Gleiche Volumina W. fließen unter gleichem Druck und durch dieselben Röhren bei 0° in 1036 Sekunden, bei 60° in 305 Sekunden, Alkohol bei 0° in 2750 und bei 59° in 763 Sekunden, Terpentinöl bei 19° in 13315 und bei 53° in 830 Sekunden, Salpeterlösung ($^1/_3$) bei 0° in 681 und bei 60° in 310 Sekunden.

Das W. findet sich in der Natur in fester Form in den Eismassen in den polaren Ländern und im Schnee u. Gletschereis hoher Gebirge, chemisch gebunden in sehr vielen Mineralien und Bestandtheilen des Pflanzen- und Thierkörpers, in flüssiger Form bildet es Quellen, Flüsse, Seen u. das Meer, sowie den Hauptbestandtheil, das Vehikel der die pflanzlichen und thierischen Stoffe durchtränkenden und in besondern Gefäßen sich bewegenden Säfte, es verdunstet und fehlt als Wasserdampf niemals in der Atmosphäre, aus welcher es, durch Kälte verdichtet, wieder in flüssiger oder fester Form herabstürzt. Hierin ist bereits der Kreislauf angedeutet, an welchem jeder Wassertropfen Theil nimmt. Aus dem Meere steigt das W. in Gasform auf, gelangt durch die Winde in die entferntesten Gegenden, fällt als Regen auf die Erde nieder, wird von Pflanzen aufgesogen, gelangt durch diese in den Thierkörper und dann auf irgend eine Weise zur Erde zurück, um endlich in Quellen und Flüssen dem Meere wieder zuzueilen. Aber hiermit ist der Kreislauf nicht erschöpft, denn sehr viel W. wird von den wachsenden Pflanzen in seine Elemente zersetzt und dient mit den Elementen der Kohlensäure und des Ammoniaks zur Bildung der organischen Substanz. Diese enthält auch im absolut trocknen Zustande Sauerstoff und Wasserstoff, und wenn sie zerstört wird, treten die Elemente wieder in direkte Verbindung und bilden W., welches sich z. B. in den Verbrennungsprodukten des Holzes, des Fettes und in den Verwesungsprodukten pflanzlicher und thierischer Stoffe findet. Ganz reines W. ist äußerst selten oder findet sich vielleicht niemals in der Natur, denn das absolut reine W. absorbirt mit Lebhaftigkeit die gasförmigen Bestandtheile der Atmosphäre und wird lufthaltig, es nimmt viele fremde Stoffe aus der Luft auf, und wenn es mit festen Substanzen in Berührung kommt, so wirkt es als Lösungsmittel. Schnee, welcher entfernt von großen Städten und nach andauerndem Schneefall gesammelt worden ist, liefert wohl das reinste in der Natur vorkommende W., denn beim Gefrieren scheidet sich auch die absorbirte Luft aus. Auch das zuletzt

Digitized by Google

gefallene W. eines starken Regens ist sehr rein (s. Regen). Das auf die Erde niederfallende atmosphärische W. nimmt in den obern Erdschichten reichlich Kohlensäure auf, welche von den verwesenden Pflanzen- und Thierstoffen herrührt. Dieser Bestandtheil des als Quellwasser wieder zu Tage tretenden W.s verleiht demselben den erfrischenden Geschmack, trägt aber auch dazu bei, daß das W. sehr viele im Boden enthaltene Stoffe löst, welche kohlensäurefreies W. nicht zu lösen vermag. Dies gilt besonders für Kohlensäuresalze des Kalks, der Magnesia, des Mangan- u. Eisenoxyduls, für phosphorsauren Kalk und fein zertheilte Kieselsäureverbindungen. Die häufigsten Bestandtheile des Brunnen- und Quellwassers sind kohlensaurer und schwefelsaurer Kalk, schwefelsaure Magnesia und Chlormagnesium und Chlornatrium. Viele andere Salze finden sich nicht im Brunnenwasser, weil dieselben durch das Absorptionsvermögen der lockeren Erde zurückgehalten werden. Auch von den organischen Stoffen, die in den obersten Schichten gelöst wurden, wird das W. beim Filtriren durch die lockere Erde befreit. Welche Bestandtheile Quellwasser aber enthält, ist immer von dem Erdreich abhängig, durch welches es strömte (s. Quelle und Mineralwässer). Flußwasser, auch wenn es aus Quellen entsteht, die reich an Salzen (hart) sind, wird allmählig weich, indem sich die Salze zum großen Theil ausscheiden; ebenso ist das W. der Teiche und süßen Landseen immer weich. Dennoch enthält das weiche W. so viel mineralische Stoffe, daß es, in den Meeresbecken anhaltender Verdunstung ausgesetzt, das so sehr salzreiche Meerwasser (s. Meer) liefern kann.

Bei Beurtheilung der Beschaffenheit u. Brauchbarkeit des W.s zu bestimmten Zwecken hat man namentlich auf den Gehalt an mineralischen und organischen Bestandtheilen, mechanischen Verunreinigungen und auf die Temperatur zu achten. Letztere ist bei Brunn- und Quellwasser meist der mittleren Temperatur der Gegend gleich, die Temperatur des fließenden W.s schwankt sehr stark mit mit der Jahreszeit. Verunreinigt wird W. namentlich durch Schlamm, welcher vom Regen aufgewühlt wurde, durch organische Stoffe, die durch das Laub der Bäume, durch Flachsrotten ꝛc. hineingekommen sind, und durch Abgänge von Fabriken, Gerbereien, Schlächtereien, Düngerstätten ꝛc. Reines W. ist aber entweder hart oder weich, d. h. salzreich oder salzarm. Gutes Trinkwasser soll im Allgemeinen von kohlensaurem Kalk und etwas kohlensaurer Magnesia mäßig hart, hinreichend kühl, luft- und kohlensäurehaltig sein. Der kohlensaure Kalk hat eine physiologische Bedeutung und kann unter Umständen vom Körper zurückgehalten werden. Andere Kalk- und Magnesiasalze, namentlich Gyps, beeinträchtigen sehr leicht die Güte des Trinkwassers. Vollkommen brauchbar ist Trinkwasser, welches im Liter etwa 8 Kubikcentimeter Sauerstoff und 17 Kubikcentimeter Stickstoff enthält. Im Flußwasser kommen 6—9 Kubikcentimeter Sauerstoff und 13—20 Kubikcentimeter Stickstoff vor. Quell- und Brunnenwasser sind ärmer an Sauerstoff, tauschen aber beim Stehen an der Luft einen Theil des Stickstoffs gegen Sauerstoff aus. Der Gehalt des W.s an Kohlensäure ist sehr abhängig von der Gegenwart kohlensaurer Salze, dann natürlich auch wie der Luftgehalt von der Temperatur und dem atmosphärischen Druck. Das W. hochliegender Gebirgsseen ist so luftarm, daß Fische darin nicht leben können. Durch Kochen werden die Gase aus dem W. ausgetrieben, ein solches luftfreies W., welches ganz fade schmeckt, nimmt beim Stehen an der Luft schon von selbst wieder Kohlensäure, Sauerstoff und Stickstoff auf und kann unter passenden Druck- und Temperaturverhältnissen leicht aërirt werden, so daß es frischem Brunnenwasser gleicht. Die Menge der festen Bestandtheile beträgt in gutem Trinkwasser im Liter 100—300 Milligramm, davon die Hälfte oder mehr kohlensaurer Kalk. Bei einem Gehalt unter 100 Milligr. nähern sich die Wässer dem destillirten W., ein Gehalt von über 300 Milligr. macht die Wässer sehr hart, wenn Kalk und Magnesiasalze die wesentlichen Bestandtheile sind. Während aber z. B. in Braunschweig noch ein W. mit 396 Milligr. kohlensaurem Kalk, 230 Milligr. Gyps und 368 Milligr. Kochsalz als Trinkwasser sehr geschätzt ist, würde ein solches hartes W. für viele technische Zwecke ganz unbrauchbar sein. Zum Ausziehen von Pflanzenstoffen, zum Speisen der Dampfkessel und zum Waschen ist vor Allem weiches W. zu wählen, Zuckerfabriken haben sich besonders vor kochsalzhaltigem Wasser zu hüten, weil dasselbe die Melasse vermehrt. Die Prüfung des W.s geschieht nach den gewöhnlichen analytischen Methoden. Bildet sich beim Stehen in der Luft ein gelber Bodensatz, so ist dadurch die Gegenwart des Eisens angezeigt. Beim Kochen trübt sich W. um so mehr, je reicher es an kohlensaurem Kalk und kohlensaurer Magnesia ist; wird das abgekochte und vom Bodensatz klar abgegossene W. durch Sodalösung getrübt, so enthält es noch andere Kalk- und Magnesiasalze. Die durch Kohlensäuresalze hervorgebrachte Härte verschwindet beim Kochen, Gyps und andere Kalk- und Magnesiasalze geben die bleibende Härte. Nach Clark bestimmt man den Härtegrad des W.s durch Seifenlösung von bestimmtem Gehalt, indem man von dieser so lange kleine Quantitäten zu einem abgemessenen Volumen W. hinzufügt, bis beim Umschütteln ein dauernder Schaum entsteht. Sehr harte Wässer müssen bei der Untersuchung verdünnt werden. Man nennt die Anzahl der Milligr. Kalk in 100 Kubikcentimeter W. die Grade der Härte des W.s. 1° Härte ist also ein Theil Kalk oder die entsprechende Menge Magnesia in 100000 Theilen W. In England versteht man unter 1° Härte einen Theil kohlensauren Kalk in 70000 Theilen W. Durch Multiplikation mit $^4/_5$ werden die englischen Grade in unsere Grade verwandelt. Die französischen Grade hat man mit $^{40}/_{23}$ zu multipliciren, um sie in unsere Grade zu verwandeln. Der relative Gehalt eines W.s an organischen Substanzen pflegt durch eine Lösung von übermangansaurem Kali von bestimmtem Gehalt ermittelt zu werden. Je mehr man von dieser Lösung dem mit Schwefelsäure oder Salzsäure angesäuerten, auf etwa 60° C. erwärmten W. zusetzen muß, bis bleibende röthliche

Digitized by Google

Färbung sich zeigt, desto reicher ist es an organischen Substanzen.

Zur Vermeidung der Nachtheile, welche die fremden Bestandtheile des W.s bei vielen Verwendungen desselben ausüben, gibt es viele Mittel. Hartes W. setzt beim Kochen in Dampfkesseln viel Kesselstein ab. Ueber die Verhinderung der Bildung desselben s. Kesselstein. Um Trübungen in Flußwasser oder organische Substanzen zu entfernen, mischt man das W. mit ¼—½ Gran Alaun pro Liter. Die suspendirten Stoffe vereinigen sich zu Flocken und scheiden sich fadenartig aus. Otto empfiehlt, nach dem Alaun so viel doppeltkohlensaures Natron, wie zur Zersetzung desselben erforderlich ist, hinzuzufügen. Gelblich gefärbtes W. wird hierdurch vollständig entfärbt und die Bereicherung des W.s mit Kohlensäure ist für die Benutzung desselben als Trinkwasser erwünscht. Enthält das W. viel doppeltkohlensauren Kalk, so ist der Zusatz des Natronsalzes überflüssig. Um hartes W. zum Waschen geeignet zu machen, ist immer ein Zusatz von Soda, von welchem selbst ein geringer Ueberschuß nicht schadet, am meisten zu empfehlen. W., welches von doppeltkohlensaurem Kalk hart ist, reinigt man durch Zusatz von Kalkmilch, nachdem man zuvor bestimmt hat, wie viel davon erforderlich ist. Es bildet sich einfachkohlensaurer Kalk, so daß das W. ganz kalkfrei wird. Der Niederschlag scheidet sich in 24 Stunden ab, wenn man aber anfänglich einen Ueberschuß von Kalkwasser zusetzt und dann noch eine entsprechende Menge des kalkhaltigen W.s, so findet die Abscheidung des Kalks schon in 8 Stunden Statt. Der Niederschlag dient wie Schlämmkreide und kann als Anstrichfarbe und in der Tapetenfabrikation benutzt werden. Trübes W. muß filtrirt werden. Ueber das Filtriren kleiner Mengen s. Filtriren u. Filtrirstein, und größerer Mengen Wasserleitungen. Gelöste Stoffe können durch Filtriren nicht entfernt werden. Wo die oben angegebenen Mittel nicht ausreichen, muß man zur Destillation schreiten. Die ersten Antheile des Destillats sind kohlensäurehaltig, und wenn das W. Chlormagnesium enthält, so geht Salzsäure über. Dies vermeidet man durch Zusatz von etwas Kalkmilch. Sind organische Substanzen vorhanden, so ist es gut, zunächst etwas mangansaures Kali und dann erst den Kalk zuzusetzen. Bleihaltiges Loth ist bei Destillationsapparaten zu vermeiden. Die letzten Antheile des Destillats sind zu verwerfen. Den faden (Blasen-) Geschmack und (Blasen-) Geruch verliert das destillirte W. durch Aërirung. Meerwasser kann nur durch Destillation trinkbar gemacht werden. So wichtig aber die Sache für die Schifffahrt ist, blieb sie bisher der vielen Schwierigkeiten halber, welche die Rücksichten auf die eigenthümlichen Verhältnisse an Bord eines Schiffes bieten, doch noch im Stadium des Problems. Ein Apparat von Normandy soll mit 1 Kilo Steinkohlen 10 Kilo destillirtes W. liefern. Alle Vorzüge, welche die zahlreichen, bis dahin aufgetauchten Vorschläge darbieten, sind jetzt in dem Apparat vereinigt, welcher auf die Namen von Gallé und Mazeline in Havre in Frankreich patentirt ist. Zum Aufbewahren des W.s eignen sich am besten eiserne Behälter, wie sie jetzt ganz allgemein im unteren Schiffsraum aufgestellt werden. Immer ist reines W. am leichtesten aufzubewahren, aber auch dieses muß vor Licht und Luft und vor Wärme geschützt werden, wenn sich nicht in kurzer Zeit zahllose Organismen darin entwickeln sollen. Vgl. Roßmäßler, Das W., 2. Ausgabe, Leipzig 1860; Birnbaum, Das W. und seine Quellen, daſ. 1858; Ludwig, Die natürlichen Wässer in ihren Beziehungen zu Luft und Gesteinen, Erlangen 1862; Lersch, Hydrochemie oder Handbuch der Chemie der natürlichen Wässer, 2. Aufl., Berlin 1864; Derſ., Hydrophysik oder Lehre vom physikalischen Verhalten der natürlichen Wässer, namentlich von der Bildung der kalten und warmen Quellen, Berlin 1865; Dove, Der Kreislauf des W.s auf der Oberfläche der Erde, Berlin 1866; Bolley, Die chemische Technologie des W.s (mit ausführlichem Nachweis der bedeutenderen literarischen Hülfsmittel), Braunschweig 1862.

Wasserabzapfung, chirurgische Operation, wodurch im Körper angehäuftes Wasser mittelst Einstiche entleert wird. Entweder geschieht dies durch die Paracentese (s. d.), oder indem man durch Wasser angeschwollene Theile, z. B. die Füße, mit einer Lanzette aufritzt, worauf durch die geöffneten Hautstellen das Wasser allmählig abfließt.

Wasserahorn, s. v. a. gemeiner Schneeball, Viburnum Opulus *L.*

Wasserbad (Marienbad), Apparat, in welchem man Substanzen erhitzt, die keiner höheren Temperatur als der des siedenden Wassers ausgesetzt werden sollen. Das W. besteht immer aus einem Kessel, in welchen man eine Schale oder einen kleineren Kessel hängt, so daß die Ränder beider Gefäße sich berühren. Entweder leitet man nun in den großen Kessel Wasserdampf, oder man füllt ihn mit Wasser, welches durch direktes Feuer oder auch Dampfheizung zum Kochen gebracht wird. Der große Kessel kann auch mit einer Platte verschlossen sein, in welchem Fall letztere mit mehren Oeffnungen zum Einhängen von Schalen und Büchsen versehen ist.

Wasserbläschen, s. Ekzema.

Wasserblei, s. Molybdänglanz.

Wasserbruch (Hydrocele), krankhafte Ansammlung seröser Feuchtigkeit in den Membranen des Samenstrangs und des Hodens, die in dem gestörten Gleichgewicht von Ausschwitzung und Aufsaugung der in chronischem Entzündungszustande befindlichen Scheidehaut besteht. Hat die Geschwulst des Hodens einen bedeutenden Grad erreicht, so wird sie, die in der ersten Zeit verhältnißmäßig leicht ist, durch ihre Schwere lästig und verursacht den Kranken ein empfindliches Ziehen, das sie sich durch Anlegung eines guten Suspensoriums erleichtern können. Als Ursache können sehr häufig Hodenerschütterungen, zumal durch Reiten und andere mechanische Gewaltthätigkeiten, nachgewiesen werden. Jeder W. kann auf palliative oder radikale Weise beseitigt werden. Durch erstere bezweckt man nur die Ausleerung, verhindert aber nicht das Wiedererscheinen der im Wasserbruchsacke enthaltenen Flüssigkeit. Sie wird durch die Punktion mittelst des Trokars oder der Lanzette verrichtet. Bei

der Radikalkur kommt es darauf an, in den Gebilden des Scrotums eine solche Entzündung hervorzurufen, daß nach Entleerung des Wassers die Tunica vaginalis propria testis mit der Albuginea eine Verwachsung eingeht, so daß eine Wiederansammlung des Wassers unmöglich wird. Man bedient sich dazu nach erfolgter Punktion der Einspritzung von Wasser, Wein, Weingeist, metallischen Auflösungen, besonders von Jodtinktur, des Lufteinblasens, des Haarseils, der Aetzmittel, vorzugsweise aber des Schnitts.

Wasserburg, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, am Inn, über welchen hier eine Brücke führt, Sitz eines Bezirksamts, eines Bezirksgerichts und eines Landgerichts, hat ein altes Schloß, 2 Rathhäuser, mehre Beneficiat-Kranken- und Armenhäuser, eine Besserungsanstalt für jugendliche Sträflinge, ein Salzmagazin, Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Schifffahrt, bedeutenden Hopfenbau und 2850 Einwohner. Unweit davon die Mineralquelle St. Agnatii (Achazbad) mit Badeanstalt, gegen Unterleibsleiden empfohlen. W. war früher Sitz eigner Grafen.

Wasserdicht, undurchdringlich für Wasser, werden Gewebe, Leder, Mauern ꝛc. gemacht, indem man sie mit hierzu geeigneten Stoffen überzieht oder imprägnirt. W.e Gewebe werden am häufigsten mit Kautschuk (s. d.) dargestellt. Gagin überzieht die Gewebe zuerst mit einer Lösung von Kautschuk in Leinöl, trocknet sie dann 12 Stunden bei 60°, gibt 3 Anstriche mit Leinöl, welches mit Glätte, Umbra und vegetabilischem Schwarz gekocht worden war, und erwärmt die Gewebe auf 45°. Die auf beiden Seiten überzogenen Gewebe widerstehen 4 Jahre der Witterung. Derartige Fabrikate sind aber nicht nur w., sondern auch luftdicht und deshalb niemals zu Kleidungsstücken verwendbar. Diesem Uebelstand entgeht man nach folgender Methode. Baumwollene Gewebe werden 4 Stunden in einer Flüssigkeit durchgearbeitet, welche man aus 50 Liter Wasser und 1500 Gran Alaun einerseits, 50 Liter Wasser und 1500 Gran Bleizucker andererseits, Vermischen beider Lösungen und Abgießen vom Niederschlag erhält, und dann getrocknet. Wollene Gewebe werden zuerst mit Alaunlösung und dann mit weißer Sodaseife angesiedet und in geheizten Räumen getrocknet. Noch besser ist es, 1 Loth Hausenblase in 2 Pfund destillirtem Wasser, ferner 2 Loth Alaun in 2 Pfund kochendem Wasser und 2 Loth weiße Seife in 1 Pfund Wasser zu lösen, jede Lösung zu filtriren und alle 3 gemischt bis zum Kochen zu erhitzen. Mit dieser Flüssigkeit wird das Gewebe auf der Rückseite mittelst einer Bürste bestrichen, dann wird es getrocknet, gegen den Strich gebürstet und zuletzt mit einer in reines Wasser getauchten Bürste überfahren, um ihm den Glanz zu nehmen. Auch Paraffin ist zum w. machen empfohlen worden. Es ist für Leder, Garn, Stricke, Taue, Gewebe aus allen Faserstoffen anwendbar und wird in der Weise angewendet, daß man es mit Hülfe von eisernen, auf 55—120° C. erhitzten Platten oder Walzen einpreßt. Ueber w. machen des Leders s. auch Leder. Zu den w.en Papieren gehört das Wachs- u. Paraffinpapier und das Pergamentpapier. Sollen Pläne, Zeichnungen auf der Rückseite überzogen werden, so zieht man das Papier auf einem sehr glatten Tisch auf, klebt die Ränder mit Gummi fest und bestreicht es, nachdem es ganz trocken geworden ist, 4—5mal mit alkoholischem Schellackfirniß und dann 3mal mit einer Mischung von 1 Theil Asphalt, 8 Theilen Leinölfirniß und 2 Th. fettem Kopallack. W.es Packpapier wird durch mehrmaliges einseitiges Bestreichen von grobem Papier mit heißem eingekochten Steinkohlentheer oder solchem und etwas gemahlener Kreide bereitet. Feinere Sorten bestreicht man mit einer Lösung von Asphalt in Terpentinöl. Viel haltbarer ist lockeres Gewebe, welches auf beiden Seiten mit dünnem, aber festem Papier beklebt u. nach dem Trocknen mit Oelfarbe überzogen ist. Sehr gutes w.es Papier erhält man auch, wenn man 24 Loth Alaun und 4 Loth weiße Seife in 1 Pfund Wasser löst, damit eine Lösung von 2 Loth arabischem Gummi und 6 Loth Leim in 1 Pfund Wasser mischt und in die erwärmte Lösung das Papier taucht, bis es vollständig damit durchdrungen ist. Man trocknet es auf heißen Walzen oder Horden. Mauerwerk wird jetzt wohl allgemein mit Cäment w. gemacht. Ein w.er Maueranstrich besteht aus 10 Th. gekochtem Leinöl, 1 Th. Bleiglätte und 20 Th. Harz und wird heiß aufgetragen. Soll darauf gemalt werden, so sind besser 30 Th. Leinöl, 1 Th. Bleiglätte und 10 Th. Wachs zu nehmen.

Wasserdost, Pflanzengattung s. v. a. Eupatorium *L.*

Wasserfall, auch im Besonderen Katarakt (s. d.), eine Stelle, wo das Wasser von einer jähen Anhöhe in die Tiefe fällt. Ist die Höhe bedeutend, so wird das herabfallende Wasser, ehe es die Tiefe erreicht, zu Tropfen und Dampf. Der größte bekannte W. ist im Niagarastrom in Nordamerika. Man hat auch künstlich angelegte Wasserfälle, s. Kaskade. Zu den Wasserfällen im Allgemeinen gehören auch die Stromschnellen, wo in Folge einer steileren Absenkung oder einer Verengerung des Flußbetts oder in Folge plötzlichen Zuströmens großer Wassermassen der Fluß sich mit reißender Schnelligkeit bewegt, so daß die Schifffahrt mehr oder weniger gehindert, wenn nicht ganz unterbrochen wird.

Wasserfarben, Farbkörper, welche beim Gebrauch mit Wasser angerieben werden, s. Pigmente und Aquarellmalerei.

Wasserfenchel, s. v. a. Oenanthe Phellandrium *Lam.*

Wassergeschwulst, s. Oedem.

Wasserglas, lösliches, kieselsaures Alkali, ist nach seiner Zusammensetzung Kaliwasserglas, Natronwasserglas oder Doppelwasserglas (kieselsaures Kalinatron), enthält auf 1 Aequivalent Alkali 2, 3, auch 4 Aeq. Kieselsäure und ist immer in Wasser löslich (daher der Name). Man bereitet es durch Zusammenschmelzen von 45 Quarzpulver, 30 Potasche und 3 Holzkohle oder 45 Quarz, 23 Soda und 3 Kohle oder 100 Quarz, 28 Potasche, 22 Soda und 6 Kohle, füllt die fließende Masse aus den Tiegeln und pulvert sie nach dem Erkalten. Hatte man rohe Potasche genommen, so läßt man das Pulver 3—4 Wochen an der Luft liegen, extrahirt die ausgewitterten Salze mit wenig Wasser und löst das Pulver

Digitized • Google

dann durch Kochen in Regenwasser, so daß der entstehende Syrup 33° B. (1,3 specifisches Gewicht) besitzt. Durch das Verwittern wird das W. entschwefelt; die letzten Spuren von Schwefel kann man dadurch entfernen, daß man beim Kochen Kupfer- oder Eisenfeile zusetzt. Um ganz reines W. zu erhalten, fällt man die Lösung mit wenig Weingeist und löst den Niederschlag in kochendem Wasser. Für alle gewöhnlichen Zwecke wird jetzt Natronwasserglas benutzt, nur zur Stereochromie dient Kaliwasserglas. Auf nassem Wege bereitet man W. durch Kochen von Feuerstein mit Aetzlauge unter 7—8 Atmosphären Druck oder durch Auflösen von 120 Infusorienerde in Sodalauge von 1,5 specifischem Gewicht (aus 74,5 kalcinirter Soda). Die rohe rothbraune Lösung wird kalt mit Kalkwasser versetzt, zum Sieden erhitzt und vom Niederschlag getrennt. W. bildet eine farblose oder wenig gefärbte, durchsichtige, glasartige, harte und spröde Masse mit muscheligem Bruch, ist an der Luft unveränderlich und gibt mit kochendem Wasser eine syrupartige Lösung, die sich klebrig und fettig anfühlt, alkalisch reagirt und mit Wasser verdünnt durch die Kohlensäure der Luft zersetzt wird. Auch die meisten Salze zersetzen das W., und man muß daher zum Verdünnen destillirtes oder Regenwasser anwenden. Auf Holz oder Metall gestrichen hinterläßt W. einen firnißartigen Ueberzug, der nicht leicht abspringt, aber von anhaltend nasser Witterung aufgeweicht wird. Brennbare Stoffe mit W. imprägnirt brennen nicht mit Flamme, und man streicht deshalb Tapeten, Kulissen, Vorhänge und leichtes Holzwerk zuerst mit W. von 16° B. und nach vollständigem Trocknen noch 5—6mal mit etwas koncentrirtem W. (23° B.) an. Viel haltbarer werden Wasserglasanstriche, wenn man Erden oder Metalloxyde zusetzt, weil diese mit der Kieselsäure des W.s eine in Wasser unlösliche Verbindung bilden, die durch überschüssiges W. festgehalten wird. Man erhält dann farbige Anstriche, kann aber, um eine bestimmte Farbe zu erzielen, nicht immer die gewöhnlichen Farbkörper anwenden, weil diese häufig durch das alkalische W. zersetzt werden. Zu Weiß eignen sich Bleiweiß, Zinkweiß, Permanentweiß und Schlämmkreide; zu Grün grüner Ultramarin, Chromoxyd und Kobaltgrün; zu Gelb chromsaurer Baryt, Uranoxyd, Kadmiumoxyd; zu Blau Ultramarin und Smalte; zu Roth Chromroth und Eisenoxyd in allen seinen Nuancen; zu Schwarz Kienruß, Graphit, thierische Kohle oder Iridiumschwarz. Die Farben werden mit abgerahmter Milch, die mit gleich viel Wasser verdünnt ist, abgerieben. Man gibt dem Holz zuerst einen Anstrich von mit gleich viel Wasser verdünntem W., trägt, wenn dieser trocken ist, nach 3 Stunden die Milchfarbe auf und gibt, wenn diese getrocknet ist, einen zweiten Wasserglasanstrich, um die Farben zu fixiren. Nun wird fortgefahren, abwechselnd einen Farben- und einen Wasserglasanstrich zu geben, und schließlich kann man die Fläche schleifen und poliren. Zuletzt polirt man jedenfalls mit einem wollenen Lappen, der mit Leinöl getränkt ist, und wenn trotzdem nach einiger Zeit ein weißer Anflug erscheinen sollte, so nimmt man denselben mit einem nassen Schwamm weg und polirt hinterher noch einmal mit dem Leinöllappen. Die Wasserglasanstriche, welche sich besonders auf Holz, Mörtel, Stein, Eisen und Zink eignen, lassen sich rasch ausführen, verbreiten keinen Geruch, dunkeln nicht nach, sind dauerhaft und billig und daher in vielen Fällen den Anstrichen mit Oelfarbe vorzuziehen. Einen feuerfesten Anstrich auf Eisen erhält man mittelst einer mit geschlämmtem Braunstein versetzten Wasserglaslösung. Barytweiß mit W. gibt einen sehr schönen milchweißen Anstrich auf Glas, der sich namentlich zu Etikettenschildern eignet und nach einigen Tagen mit heißem Wasser nicht mehr abgewaschen werden kann. Bei hoher Temperatur verwandelt sich der Anstrich in ein schönes Email. Kalk zersetzt das W. sehr schnell und bildet damit eine steinartige Masse, die aus kieselsaurem Kalk besteht. Hiervon macht man sehr praktische Anwendung, indem man die Wände wiederholt mit verdünntem W. (1:2) überstreicht. Alte Kalkwände, welche von dem Putz befreit sind, streicht man vor dem Bewerfen mit W. und erzielt dadurch, daß der neue Putz sehr gut haftet. Von dieser verkieselnden Wirkung des W.es macht man in Frankreich allgemeinen Gebrauch. Auch Gypsabgüsse kann man mit verdünntem W. (1:6) tränken und ihnen auf diese Weise eine bedeutende Härte verleihen. Ueber die Bereitung von künstlichen Steinmassen mit W. s. Steinmassen. Ueber die Benutzung des W.es als Kitt s. Kitt. W. ist auch als Ersatzmittel der Soda beim Waschen empfohlen worden, doch scheinen die Resultate nicht allgemein befriedigt zu haben, am besten wirkt noch eine Wasserglasseife, die man dadurch erhält, daß man den frisch bereiteten Seifenleim mit $^1/_{20}$ oder $^1/_{10}$, oft noch mehr seines Gewichts 40grädiger Wasserglaslösung vermischt und die Mischung in den Formen erstarren läßt. Ueber die Benutzung des W.es in der Malerei s. Stereochromie. Ausführliche Mittheilungen über die weitere Verwendbarkeit des W.es enthält das kleine Schriftchen: Creutzburg, Praktische Anleitung zum Gebrauch des W.es, München 1864.

Wasserhanf, s. v. a. Eupatorium cannabinum *L.*

Wasserheizung, s. Heizung.

Wasserhoheit, das Oberaufsichtsrecht der höchsten Gewalt über alle Nutzungen der öffentlichen Flüsse und Seen, daher das Recht, gewisse Ordnungen darüber vorzuschreiben und zu verlangen, daß keine größere Anlage an einem Flusse ohne Anzeige bei der höheren Behörde und ohne deren Leitung gemacht werde.

Wasserhose (Wettersäule, Trombe), merkwürdige Naturerscheinung, welche sich zuweilen auf dem Meere, auch wohl auf größeren Flüssen zeigt. Das Meer geräth dabei an einer Stelle plötzlich in heftige Aufregung und beginnt zu brausen und zu dampfen. Zugleich senkt sich aus einer dunkeln Wolke ein Dunstkegel nieder, dessen Basis in der Wolke liegt und dessen Spitze gegen das Meer gekehrt ist. Derselbe sinkt mit der Wolke immer tiefer herab, bis er endlich die Oberfläche des Meeres erreicht. Er bildet dann gleichsam einen um seine Axe rotirenden Wasserpfeiler, der Meer und Wolke mit einander

Digitized by Google

verbindet und langsam fortschreitet. Senkt sich ein solcher Dunstkegel auf das Land (Landhose) herab, so vernimmt man ein Geräusch, welches dem von einem Karren auf einem steinigen Weg hervorgerufenen gleicht. Die Landhose entblättert und entwurzelt Bäume, spaltet sie wohl auch und schleudert die Stücke weit fort. Oft schüttet sie heftigen Regen, wohl auch Hagel aus, schleudert Blitze, läßt Donnergeräusch vernehmen, um, wie die W., zuletzt in sich zusammenzusinken und zu vergehen. Am 1. Mai 1835 ward zu Koblenz eine Trombe beobachtet, welche folgende Erscheinungen zeigte (s. „Poggendorffs Annalen", Bd. 36). Es erhob sich zuerst im Felde bei Neuendorf ein Wirbelwind, welcher an Stärke rasch zunahm und Sand und Staub aufwühlte und mit sich fortführte. Er nahm seine Richtung von Nordwesten nach Südosten auf die Landspitze zu, welche das linke Rhein- und das linke Moselufer mit einander bilden. Die wirbelnd über die Erde hinziehende Staubwolke war grau von Farbe und undurchsichtig, hatte eine schräge Lage nach der Richtung des Windes, in den höheren Regionen mit dem oberen breiten Theile nach vorn den unteren schmäleren gleichsam nach sich ziehend. Sie glich einem Trichter, dessen nach unten gekehrte Spitze einen Durchmesser von 30—40 Fuß hatte, während der obere Durchmesser etwa 3—4mal so groß war. An Höhe überragte sie die nahe stehenden Häuser bei weitem. Ihre Bewegung war von einem starken Sausen begleitet. Von einem Fabrikgebäude hob sie das Dach ab und schleuderte es weit ins Feld. Nachdem sie aber die Mosel erreicht hatte, gestaltete sich die Landtrombe zu einer W. um, indem sie das Wasser mit solcher Gewalt aufwühlte, daß es schäumend und wirbelnd zu einer bedeutenden Höhe hinaufgezogen wurde, während außerhalb ihres Wirkungskreises der Wasserspiegel ruhig blieb. Der Durchmesser des Trichters nahm über die Hälfte des Flußbettes ein. Auf der Landspitze zwischen Mosel und Rhein angelangt, setzte das Meteor seinen Weg in gerader Richtung über den Rhein gegen Ehrenbreitstein hin fort. Auf dem rechten Rheinufer angekommen, warf es das Wasser 8—10 Fuß weit auf das Land, brach Bäume von 6—8 Zoll Durchmesser ab, streute deren Aeste umher und erreichte damit sein Ende. Wenige Minuten nach dem Aufhören fiel ein heftiger Platzregen mit starkem Hagel. Am 10. Juni 1858 bildete sich (s. „Poggendorffs Annalen", Bd. 104) bei dem Dorfe Honnef bei Königswinter eine Landtrombe, die aus den aufgewühlten Staubmassen eine als dunkler Streif erscheinende Säule von cirka 2000 Fuß Höhe bildete. Als sie den Spiegel des Rhein erreichte, erhob sich das Wasser im Umfang eines Kreises, dessen Durchmesser 50 Schritte betragen mochte, und bildete eine Schaumsäule, die einem gothischen Thurme glich. Ein mittlerer Strahl sprang hoch über mehre seitliche hervor, aus der darüber befindlichen Wolkenmasse aber senkte sich eine helle Spitze herab, welche sich nach einiger Zeit mit der Spitze der Wassersäule vereinigte, worauf die den Wasserspiegel mit der Wolke verbindende Säule ihrer ganzen Länge nach in gleicher Dicke erschien. Nachdem die Trombe zwischen Rolandseck und Mehlem das rechte Rheinufer erreicht, kehrte sie auf den Rhein zurück und endete, nachdem sie etwa 35 Minuten gedauert hatte, bei Rhöndorf auf dem rechten Rheinufer. Sie deckte Dächer ab, brach starke Aeste von den Bäumen und legte die Saaten nieder. Die Breite der so bezeichneten Bahn betrug im Durchschnitt 50 Schritte. Am 18. Juni 1839 richtete eine ähnliche Trombe in der Gegend von Châtenay im französischen Departement Seine-Oise großen Schaden an, wobei die merkwürdige Erscheinung Statt fand, daß das Holz aller von derselben gebrochenen Bäume vollkommen ausgetrocknet war, als wenn es 24 Stunden lang in einem Backofen von 12° R. gelegen hätte. Unter 116 verglichenen Tromben waren 29 (11 auf dem Meere, 18 auf dem Lande), welche eine anhaltende drohende Bewegung zeigten; 22 (9 auf dem Wasser und 13 auf dem Lande), bei denen dies nicht der Fall war; 41 (16 auf dem Wasser, 25 auf dem Lande) waren von Blitz, Donner und anderen leuchtenden Phänomenen begleitet; 10 bewegten Gegenstände gegen den Wind fort; 16 (7 auf dem Wasser, 9 auf dem Lande) schütteten Hagel aus; 6 zergingen in eine wolkenlose Atmosphäre, ohne daß ihnen ein Sturm vorhergegangen wäre; 3 auf dem Meere schütteten süßes Wasser aus; 3 zeigten eine Depression der Wasserfläche; 2 dienten als Vermittler zwischen 2 Wolkengruppen; bei 15 sah man das Wasser aufsteigen, bei 8 herabkommen; bei 8 bemerkte man Schwefelgeruch; eine war eine dreifache. Nach Espy's Theorie werden die Tromben durch Luftströme hervorgerufen, und nach dessen Beobachtungen soll es feststehen, daß sich die Luft dabei vom Umfang nach der Mitte zu bewegt; daß sich in der Mitte eine kegelförmige Wolke bildet, welche mit der Spitze den Erdboden oder die Oberfläche des Meeres berührt; daß es im ganzen Umfang der Trombe eine geschlossene Mantelregion gibt, in welcher das Barometer normalen Stand zeigt, und daß dasselbe außerhalb des Mantels um 10 bis 20 Millimeter höher steht; daß sich in der Mitte der Trombe ein unglaublich schnell aufsteigender Luftstrom befindet, der in großer Höhe einen Wolkencumulus erzeugt und Veranlassung zu Regen oder Hagel gibt, die selbst von Blitzen begleitet werden; daß endlich das Meteor seinen Ort verändert. Eine andere Theorie führt die Tromben auf elektrische Ursachen zurück, und es ist hiernach eine solche ein unvollkommener Leiter zwischen den Gewitterwolken und der Erde. Das Getöse soll von zahlreichen kleinen Entladungen herrühren, deren Intensität mit der Leitungsfähigkeit der Stoffe sich ändert, weshalb sie auf dem leitenden Wasser gering, auf der schlecht leitenden trockenen Erde weit bedeutender ist. Die Luftströme aber sind hiernach erst Folge der elektrischen Anziehung und Abstoßung, also Nebensache.

Wasserhühner (Sumpfhühner, Fulicariae, Rallidae), Vögelfamilie aus der Ordnung der Sumpfvögel, charakterisirt durch den Schnabel, welcher meist kürzer als der Kopf, gerade oder etwas gebogen, seitlich stark zusammengedrückt und kräftig ist, und die kurzen Läufe mit langen, gespaltenen oder lappig umsäumten Zehen und aufliegender Hinterzehe. Die Gattung Wasser-

Digitized by Google

huhn (Fulica *L.*), mit unter den Flügeln hinaus verlängertem Schwanz, länglich ovalen Nasenlöchern und Seitenlappen an den Zehen, enthält eine europäische Art, das schwarze W. (F. atra *L.*), wegen seiner weißen Stirnplatte auch Weißbläßhuhn genannt. Es ist dunkelschiefergrau (das Weibchen heller) gefärbt, hält sich gern an schilfbewachsenen Weihern auf, nährt sich von Würmern, Insektenlarven, Schnecken und Wasserpflanzen, fliegt und läuft schlecht, taucht geschickt und lebt gesellig. Das Nest besteht aus Gras im Sumpf oder Schilf und schwimmt bisweilen wie das der Taucher; es enthält 6—10 röthlichweiße braunbefleckte Eier, welche in 20 Tagen ausgebrütet werden. Das W. frißt kein Fischlaich und schadet daher auf Fischteichen nicht. Die schwarzwolligen Jungen schwimmen gleich mit der Mutter davon. Die Gattung Rohrhuhn (Gallinula *Briss.*), mit schmalen Hautsäumen an den Zehen und spaltförmigen Nasenlöchern, enthält ebenfalls nur eine europäische Art, das grünfüßige Rohrhuhn (G. Chloropus *Briss.*). Es ist an der Unterseite und an Hals und Kopf schiefergrau, mit rother Stirnplatte, auf dem Rücken dunkel olivenbraun, 13 Zoll lang, bewohnt in Europa, Sibirien, Nordafrika die schilfreichen stehenden Wasser, nährt sich von Insekten, Schnecken, zarten Wasserpflanzen ꝛc., schwimmt auch unter dem Wasser mit Hülfe der Flügel, fliegt aber nicht gern auf. Das Nest ist aus Schilfstengeln geflochten und schwimmt meist zwischen dem Schilf auf dem Wasser. Die 5—11 Eier sind gelbgrau, braungefleckt. Die Jungen schwimmen der Mutter gleich nach. Wenige überwintern in Deutschland auf offen bleibenden Stellen der Teiche; die meisten ziehen im Oktober weg und kehren im März zurück. Die Männchen kämpfen im Frühjahr aufs heftigste gegen einander. Verfolgt taucht der Vogel und kommt, um Athem zu holen, nur mit dem Schnabel hervor. Er übernachtet auf den untersten Zweigen am Wasser stehender Büsche und ist leicht zu zähmen. Aus der Gattung Purpurhuhn (Porphyrio *Briss.*), mit von den Flügeln verdecktem Schwanz, kreisrunden Nasenlöchern und schmalen Hautsäumen an den Zehen, ist als einzige europäische Art das gemeine Purpurhuhn (Sultanshenne, P. hyacinthina *Briss.*, Fulica Porphyrio *L.*) zu bemerken. Es ist 18 Zoll lang, oben glänzend grün, mit braunen Schwung- und Schwanzfedern, am Hals violettblau, der Schnabel sehr hoch, $1^1/_2$ Zoll lang, dunkelroth, wie die Füße. Seine Heimat ist das nördliche Afrika, Sicilien und Sardinien, wo es an Ufern und in Reisfeldern lebt. Seine Nahrung besteht vorzüglich in Wasserpflanzen und Getreide; das Kraut bringt es mit den Zehen zum Schnabel. Es läßt sich leicht zähmen und wird daher im südlichen Europa unter dem andern Geflügel gehalten.

Wasserjungfern (Libellen, Libellulina), Insektenfamilie aus der Ordnung der Neuropteren, charakterisirt durch die stark entwickelten Mundtheile, die hornigen und gezähnten Kiefern, die in 3 Hautlappen gespaltene Unterlippe, die pfriemenförmigen, 6—7gliederigen Fühler, die 3gliederigen Tarsen und die 4 ausgebreiteten, ziemlich gleichgroßen Flügel, deren kräftige Bewegung durch die sehr ausgebildeten, tellerförmigen Muskeln in dem verhältnißmäßig kleinen Thorax vermittelt wird, die vor den Flügeln eingelenkten Beine und den schlanken, beim Männchen mit 2 kurzen, ungegliederten, blattartigen, bei den verschiedenen Arten verschieden gestalteten Fortsätzen versehenen Hinterleib. Die Männchen sind größer als die Weibchen; erstere haben außer den am vorletzten Hinterleibsringel befindlichen Genitalien hier noch besondere Reizorgane, hinter welchen sich eine mit Samen angefüllte Tasche befindet. Bei der Begattung im Juli oder August faßt das Männchen das Weibchen mittelst der am Ende des Hinterleibs befindlichen Zange im Nacken und trägt es im Fluge mit sich fort, während dessen letzteres das Ende seines Sförmig gekrümmten Hinterleibs an die bezeichnete Stelle des Hinterleibs des Männchens bringt, um aus der erwähnten Samentasche befruchtet zu werden. Die W. sind kühne und schnelle Raubinsekten, welche durch Vertilgung schädlicher Insekten nützen. Sie halten sich vornehmlich an Gewässern auf. Die Weibchen legen ihre Eier in das Wasser ab. Die Larven sind mit einer großen, gegliederten Unterlippe versehen, welche an der Spitze 2 scheeren- oder zangenartig sich schließende Haken hat, in der Ruhe maskenartig über das Gesicht geschlagen werden und zum Ergreifen der in Wasserinsekten und Fischbrut bestehenden Beute weit über den Kopf vorgeschossen werden kann. Man kennt über 100 europäische Arten, für deren Unterscheidung besonders die Bildung der Flügel, für deren Geäder man eine eigene Terminologie aufgestellt hat, maßgebend ist. Die zahlreichste Gattung ist die Gattung Wasserjungfer (Libellula *L.*), von deren Arten manche, namentlich Libellula quadrimaculata *L.*, mit einem dunklen Fleck auf jedem der 4 Flügel und safrangelber Flügelbasis, oft in großen wolkenähnlichen Zügen wandern. Die größten Arten enthält die Gattung Schmaljungfer (Aeshna *F.*). Die gemeinste von diesen ist Aeshna grandis *L.*, mit gelbem oder rothbraunem, wenig gefleckten Körper, 2 gelblichen Binden an den Seiten des Thorax und blauen Flecken oben zwischen den Flügeln und an den Seiten des Hinterleibs, 3 Zoll und darüber lang, schießt mit außerordentlicher Schnelligkeit über Gewässer und Wiesen dahin, um Fliegen zu fangen. Sehr zahlreiche, aber weit kleinere Arten enthält die Gattung Schlankjungfer (Agrion *F.*). Die gemeinste Art ist Agrion puella *L.*, mit blauem (Männchen) oder grünem (Weibchen) Thorax und oben fast ganz dunkel erzfarbenem Hinterleib, 15 Linien lang.

Wasserkopf, s. Gehirnwassersucht.

Wasserkunst, Anlage von Kaskaden und mehren Springbrunnen, welche mit einander in Verbindung stehen, oder eine Anstalt, in welcher durch allerlei Maschinen, Pumpwerke u. dergl. Wasser gehoben wird. Derartige Einrichtungen kommen namentlich im Bergbau und bei Wasserleitungen zur Anwendung.

Wasserkur, s. Kaltwasserkur.

Wasserleitungen, Bauwerke zur Versorgung der Städte mit gutem reinen Wasser, wurden in gro-

Digitized by Google

artigstem Maßstabe schon von den Alten, namentlich von den Römern ausgeführt (s. Aquädukt). An die Stelle der damaligen, gewöhnlich bedeckten gemauerten Kanäle sind jetzt fast ausschließlich Röhrenfahrten getreten, und nur noch wenige Städte erhalten gegenwärtig ihr Wasser durch Aquädukte (z. B. Marseille, Newyork). Die Wasserleitungsröhren werden aus den verschiedensten Materialien gefertigt. Hölzerne Röhren, aus den ungeschälten Stämmen der Kiefer oder Rothtanne mit der Hand gebohrt und in Wasser ausgelaugt, halten sich durchschnittlich 12 Jahre. Die Verbindung der Röhre erfolgt ohne Kitt durch Eintreiben eines Eisenreifs von etwas größerem Durchmesser als das Röhrenkaliber in das Stirnholz. Man legt die Holzröhren wegen der häufigen Reparaturen nicht gern tief, verliert dafür aber manche durch Frost. Die größte Bedeutung haben die Holzdeichel für Salinen, wo sie oft 30—40 Jahre dauern. Trottier, Schweppe und Kompagnie in Angers bohren Holzdeichel mit Maschinen und stellen sie dann aufrecht in heißen Steinkohlentheer, aus welchem sie nur wenig hervorragen dürfen, bis Luft und Feuchtigkeit entwichen sind. Dann rollt man sie in Sand und verbindet sie mit einander durch eine gußeiserne Hülse. Vielleicht sind diese Röhren bestimmt, den gesunkenen Kredit der Holzdeichel wieder zu heben. Thondeichel werden nach Art der Drainröhren, aber mit erhöhter Sorgfalt dargestellt; glasirte Röhren setzen weniger leicht Pflanzen- und animalische Stoffe ab als innen rauhe. Die Verbindung erfolgt durch Erweiterungen an einem Röhrenende oder besser durch übergeschobene Muffe (Ringe), als Dichtungsmittel dienen Kitte oder hydraulischer Kalk. Unter den Verbindungsstellen sollen Steinlager oder wenigstens eine festgestampfte Kiesausfüllung angebracht werden, um das Senken der Röhren zu verhindern. Sorgfältig gearbeitete Thonröhren halten einen hydrostatischen Druck von 20—40 Atmosphären aus. Sind die Wände nicht porös, ist für häufige Unterlager gesorgt u. liegen die Röhren nicht zu wenig tief, so mag ihnen unbegrenzte Dauer zukommen. Leider können die Thonröhren nicht sehr lang dargestellt werden, so daß viele Fugen vorkommen; auch setzen viele Wässer in ihnen leichter als in andern Röhren Wasserpflanzen (Bärte) ab. Steingut- und Porzellanröhren können wegen des dichteren und festeren Materials dünnwandiger gemacht werden, ihr hoher Preis ist aber der allgemeinen Verwendung hinderlich. Glasröhren bis zu 1 Zoll Durchmesser sollen in Nordamerika sich sehr verbreiten. Sie werden mit Asphalt überzogen und durch Muffe aus einer Bleizinnlegirung verbunden. Sie sollen dem Druck einer Wassersäule von 139 Meter widerstehen. In Dresden sind mit Vortheil gebohrte Steinröhren aus Quadersandstein vom Königstein zu einer Wasserleitung benutzt worden. Die Röhren können 3—11 Fuß lang gemacht werden, doch sind nur engere Steinröhren vortheilhaft, da sie bei 8 Zoll Kaliber ebenso theuer werden wie gußeiserne. Durch Imprägniren mit Cämentbrühe und Anstrich mit Oelkalkkitt hat man auch das Schwitzen der Röhren zu vermeiden gesucht. In Prag hat man marmorne Röhren gebohrt, granitne sind viel zu theuer. Die Anstoßfugen sind gewöhnlich 1—2 Zoll tiefe Erweiterungen an einem Ende der Bohrung und ein kreisrunder Zapfen am andern Ende der Röhre, die Dichtung der Fuge geschieht mit gewöhnlichem Leinölkitt. Ueber gegossene Cämentröhren wird viel Gutes berichtet, Born in Erfurt führte eine Cämentwasserleitung auf folgende Weise aus. In dem Graben von passender Tiefe werden in Entfernungen von 6 Fuß von einander 2 Bretchen aufgestellt, die in der Mitte ein Loch haben, das so weit ist als der innere Durchmesser der zu erzeugenden Röhre. Durch diese Löcher wird der 8 Fuß lange hölzerne Dorn gesteckt und nivellirt. Dann stellt man die Seitenbreter auf und trägt mittelst einer Kelle den aus Cäment, Sand und Wasser gebildeten Brei ein, so daß der Dorn einige Zoll tief eingebettet liegt. Nach einigen Minuten können alle Formstücke entfernt werden, und beim Gießen der nächsten Röhre steckt man den Dorn unmittelbar in die Mündung der vorhergehenden. Für große Kaliber sind ausschließlich gußeiserne Röhren geeignet, die man von verhältnißmäßig geringer Wandstärke durchschnittlich 12 Fuß lang machen kann. Die Verbindung erfolgt durch Erweiterung an einem Röhrenende, durch Flantschen oder Zwischenstücke. Im ersten Fall dichtet man mit Holzkeilen oder durch Umwickelung mit getheerten Seilen, Einschieben und Vergießen mit Kitt, im zweiten durch eine Kupfer- oder Bleischeibe. Der Wärmeleitungsfähigkeit der eisernen Röhren begegnet man durch tiefes Legen, was wegen der Seltenheit der Reparaturen recht gut geschehen kann. Konkretionen, die bisweilen die Röhren verstopfen, bilden sich unter noch nicht ermittelten Umständen, sie sind stark eisenhaltig und entstehen unter bedeutender Zerfressung der Röhren. Zum Schutz streicht man mit Steinkohlentheer oder hydraulischem Kalk an. Emaillirte gußeiserne Röhren sind noch zu theuer und oft wegen Sprödigkeit des Emails nicht zweckentsprechend. In Paris fertigt man Blechröhren mit äußerem u. innerem Asphaltanstrich, Erfahrungen über deren Zweckmäßigkeit liegen noch nicht vor. Bleiröhren macht man nur von kleinem Kaliber und benutzt sie nur als Vertheilungsröhren, ihr hoher Preis wird durch ihre Biegsamkeit und Löthbarkeit aufgewogen. Dagegen haben sie zu vielen Befürchtungen Veranlassung gegeben, und es ist sicher, daß Bleileitungen häufig das Wasser blethaltig machen. Selbst geringe Spuren von Blei wirken bei anhaltendem Genuß entschieden nachtheilig auf den Körper, unter welchen Umständen aber Blei ins Wasser gelangt, ist noch nicht mit voller Sicherheit ermittelt. Destillirtes Wasser löst ziemlich viel Blei aus fein vertheiltem Metall, dagegen nur 1 Theil in 4,000,000 Theilen aus kohlensaurem Bleioxyd. Die Kohlensäure der Luft schied daher auch aus bleihaltigem Wasser bei 24stündigem ruhigen Stehen alles Blei bis auf kaum nachweisbare Spuren ab. Destillirtes Wasser mit 3 Volumen Kohlensäure löste aus fein vertheiltem Blei in 24 Stunden nichts, nur ein großer Ueberschuß an Kohlensäure, wie er wohl nur in Mineralwässern vorkommt, kann die Löslichkeit des Blei's

Digitized by Google

vermehren. Wohl aber wirken Chloride und salpetersaure Salze stark lösend. Schwefelsaure Salze wirken nicht schützend, dies thut höchstens der saure kohlensaure Kalk. Am stärksten greifen organische Substanzen das Blei an, und unrein gehaltene Reservoire dürften die meiste Schuld tragen, daß Wasser durch Bleiröhren bleihaltig wird. Man hat die Bleiröhren inwendig verzinnt, viel wirksamer aber soll es sein, eine starke, kochend heiße Lösung von Schwefel in Aetznatron 10—15 Minuten durch die Röhren zu leiten und diese dann zu spülen. Bei Berührung der Bleiröhren mit feuchtem Holz, namentlich Eichenholz sind sie in kurzer Zeit korrodirt. Zinnröhren haben jedenfalls Vorzüge vor Bleiröhren, sind aber viel theurer. Guttapercharöhren sind namentlich in technischen Etablissements sehr gebräuchlich, Röhren von ¾ Zoll englisch Durchmesser und ⅛ Zoll Wandstärke ertrugen einen Druck von 337 Pfund englisch pro Quadratzoll, sie dehnten sich etwas aus und zogen sich nach Aufhören des Drucks wieder zusammen. Ueber Asphaltröhren s. Röhren. Nicht alle W.en verfügen über klares Quellwasser, welches unmittelbar in die Röhren treten kann; gerade die größten Anstalten sind gezwungen, Flußwasser zu verwenden und dieses zunächst zu filtriren. Hierzu dienen oft sehr ausgedehnte Filtrirbassins, Filtrirbeete. Sie sind undurchdringlich für Wasser, also unter Anwendung von Cäment ausgemauert, enthalten unten faustgroße, selbst größere Steine, darüber groben Kies, dann feinen Kies und in der obersten Schicht scharfen gewaschenen Flußsand. Das in diese Bassins geleitete Wasser sickert durch die Schichten hindurch und sammelt sich in der untersten vollkommen geklärt an. Es gelangt dann in einen Schacht, aus welchem es mit Pumpen gehoben wird. Die obere Sandschicht, welche als Träger der trübenden Stoffe dient, wird von Zeit zu Zeit abgenommen, erneuert oder durch Abschlämmen gereinigt. Diese Methode hat den Nachtheil, daß das Wasser zuerst mit dem feinsten Filtrirmaterial zusammenkommt, in diesem die meisten Unreinigkeiten absetzt und fast schon rein ohne weiteren Nutzen durch die übrigen Schichten läuft. Dies wird vermieden bei der neueren mit vielem Erfolg in mehren Städten Schottlands angewandten Gravitationsfiltrirmethode. Die nach derselben konstruirten Wasserwerke, welche freilich in der Anlage theurer sind und eine hügelige Bodenbildung voraussetzen, enthalten gewöhnlich ein großes Reservoir, in welchem das Wasser vorläufig Unreinigkeiten absetzt, und drei terrassenförmig über einander angebrachte Filter, von denen das erste mit eigroßen Kiesstücken, das zweite mit erbsengroßem Kies und das dritte mit Sand gefüllt ist. Durch diese Filter fließt das Wasser in der angegebenen Reihenfolge; zwischen denselben sind Räume aus wasserdichtem Mauerwerk von einer der Breite der Filter entsprechenden Länge, in welche das Wasser unten eintritt, um über die obere Wand hinweg auf das nächste Filter zu fließen. Der Sand braucht erst nach Monaten erneuert zu werden. Den schwierigsten Theil des Wasserleitungswesens bilden die Einrichtungen der Wasservertheilung. An den meisten Orten hat man die sogenannte unterbrochene Lieferungsweise, d. h. es wird den Abnehmern drei-, vier- oder fünfmal die Woche oder auch täglich eine vertragsmäßige Menge Wasser geliefert, so daß nur während der wenigen Stunden der Ablieferungszeit die Pumpwerke der Anstalt in Thätigkeit sind. Die in den Behältern der Plätze, Häuser oder Etagen noch vorhandenen Wasserreste werden vor der Lieferung abgezapft, also nutzlos verschwendet, oder sie bleiben wohl gar in den Reservoiren und geben Veranlassung zu fortwährender Verunreinigung des frischen Wassers. Die Nachtheile dieser Methode haben sich hinlänglich gezeigt, zumal sie noch dadurch vermehrt werden, daß jedesmal eine lange Zeit vergeht, ehe die Pumpwerke bei außerordentlichen Gelegenheiten, z. B. bei Feuersbrünsten, in Bewegung gebracht werden können. Viel besser ist daher das konstante System, bei welchem das Princip der kommunicirenden Röhren in Anwendung gebracht ist. Der Reinwasserbehälter liegt nämlich so hoch, daß das Wasser durch seinen eigenen Druck nicht nur nach allen Theilen der Stadt, sondern auch über die Dächer der Häuser gehoben wird. Der Röhrenapparat ist immer gefüllt, aber hinter einem zufällig längere Zeit geschlossenen Hahn befindet sich doch kein oder nur sehr wenig stockendes Wasser, da durch Oeffnen entfernter Hähne immer Bewegung hervorgerufen wird. Das Zumessen des Wassers an die Abnehmer geschieht auf verschiedene Weise. Man bringt entweder geaichte Hähne an, die fortwährend fließen und in jeder Stunde ein bestimmtes Wasserquantum liefern, welches bezahlt werden muß, aber niemals in kürzerer Zeit als in einer Stunde beschafft werden kann, oder man benutzt große Hähne, die nur nach Bedürfniß geöffnet werden und sehr schnell große Wasserquantitäten liefern. In diesem Fall wird die abgelaufene Wassermenge durch Wassermesser, welche den Gasuhren ähnlich sind, gemessen. Das in verschiedenen Städten per Tag und Kopf konsumirte Wasserquantum ist sehr verschieden; nach Claudel beträgt es in Rom 1105, Newyork 568, Marseille 470, Philadelphia 225, Richmond 180, Glasgow 113, London 112, Lyon 85, Manchester 84, Brüssel 80, München 80 und Paris 69 Liter. Paris will das zur Verfügung gestellte Quantum auf 170 Liter erhöhen; für den alleinigen Bedarf der gewöhnlichen Haushaltungen, also ohne Rücksicht auf alle weiteren Zwecke, hält man in Frankreich im Allgemeinen ein Wasserquantum von 20 Liter täglich per Kopf für ausreichend. Die Gesundheitskommission für London hat sich dahin ausgesprochen, daß, um allen Bedürfnissen der Bevölkerung, einschließlich der Konsumtion der industriellen Etablissements, der Reinigung der Straßen und unterirdischen Kanäle ꝛc., zu genügen, täglich 62 Liter per Kopf erforderlich sind. Wo nicht besondere Verhältnisse, wie zahlreiche Fabrikanlagen, viele öffentliche, stets laufende Brunnen u. dergl., eine namhafte Konsumtion erfordern, kann man für gewöhnliche Verhältnisse in den deutschen Städten im Durchschnitt 30 und der Sicherheit wegen 40 Liter täglich auf den Kopf der Bevölkerung rechnen.

Wasserlilie, Pflanzengattungen: s. v. a. weiße

Digitized by Google

Seerose, Nymphaea alba *L.*, und s. v. a. gemeiner Wasserschwertel, Iris Pseudacorus *L.*

Wasserlinse, Pflanzengattung, s. v. a. Lemna *L.*

Wassermann (aquarius), Sternbild im Thierkreise, zwischen Steinbock und Fischen, in Form eines Mannes vorgestellt, der einen Krug ausgießt. Er enthält nach Flamsteed 108 Sterne, worunter mehre 3. Größe. Das ausgegossene Wasser fließt durch mehre Sterne nach dem Wallfisch hin.

Wassernuß, Pflanzengattung, s. v. a. Trapa *L.*

Wassernymphe, Pflanzengattung, s. v. a. weiße Seerose, Nymphaea alba *L.*

Wasserpest (Anacharis Alsinastrum), aus Nordamerika stammende Pflanze mit cylindrischem, dünnem, leicht zerbrechlichem Stengel, länglich-eiförmigen, in Quirlen zu 3 zusammenstehenden Blättern und einzeln in den Blattachseln in einer häutigen Scheide sitzenden Blüthen mit bis 8 Zoll langer Röhre, 3 schmutzig hellrosenroth gefärbten Kelchblättern, 3 mit diesen abwechselnden weißlichen Blumenblättern, 3 verkümmerten Staubgefäßen und 3 mit starken Papillen besetzten Narben. Die Pflanze wächst untergetaucht in stehenden oder langsam fließenden Gewässern und pflanzt sich bei uns, wo man nur weibliche Pflanzen antrifft, nicht durch Samen, sondern durch Brutknospen fort, welche in den Achseln der Blätterquirle entstehen. In der Nähe der so entstehenden Seitenzweige kommen auch die Wurzeln hervor, welche je nach der Tiefe des Wassers in die Länge wachsen und endlich in den Schlamm eindringen. Doch kann die Pflanze, auch ohne durch Wurzeln am Boden befestigt zu sein, kräftig fortvegetiren und sich vermehren. Letzteres geschieht so schnell und massenhaft, daß sie in Kurzem Kanäle u. Flüsse dicht anfüllt und das Oeffnen und Schließen der Schleußen, selbst Fischerei und Schifffahrt hindert. Die Pflanze wurde zuerst 1841 in dem See von Dunse-Castle in Berwickshire in Schottland gefunden und erst 1848 genauer beschrieben. Von England siedelte sie nach Holland und von da nach Deutschland über. Sie ist sehr schwer, in den meisten Fällen nur durch Trockenlegen des Kanals oder Flusses zu vertilgen. Ein einziges im Schlamm zurückbleibendes Stengelstück genügt, um die Pflanze in kurzer Zeit wieder in Menge erscheinen zu lassen. Durch ihre dichten Massen können selbst Fische nicht hindurchdringen.

Wasserprobe, s. Ordalien.

Wasserrad, vertikales oder horizontales Rad an der Welle, welches durch den Druck oder Stoß des Wassers herumgedreht wird und dadurch Maschinen in Bewegung setzt. Fällt das Wasser eines Baches von einer gewissen Höhe herab, so erlangt es eine bestimmte Geschwindigkeit, eine lebendige Kraft, vermittelst deren es einen entsprechenden mechanischen Effekt hervorbringen kann. Könnte man diese lebendige Kraft des herabfallenden Wassers vollständig auf ein W. übertragen, so könnte dasselbe eine mechanische Arbeit verrichten, welche der Hebung einer der herabgefallenen Wassermasse gleichen Last auf die Höhe des Gefälles äquivalent ist. Dieser theoretische Effekt beträgt z. B. 19,200 Fußpfund, wenn von einer Höhe von 24 Fuß in jeder Sekunde eine Wassermasse von 800 Pfund herabfällt. Der wirkliche Nutzeffekt ist aber stets kleiner, denn das herabfließende Wasser erlangt in Folge von Reibung nie die volle, der Fallhöhe entsprechende Geschwindigkeit, die lebendige Kraft des Wassers läßt sich auch nie vollständig auf ein W. übertragen, vielmehr bleibt dem Wasser immer noch eine mehr oder minder große Geschwindigkeit übrig, mit der es abfließt, und endlich geht ein großer Theil der an das W. wirklich übertragenen lebendigen Kraft durch Ueberwindung von Reibungswiderständen ꝛc. verloren. Von vertikalen Wasserrädern unterscheidet man oberschlächtige, bei denen das Wasser die höheren Punkte des Rades trifft, mittelschlächtige, bei denen es in der Nähe des Radmittels einfällt, und unterschlächtige, bei welchen das Wasser nahe am Fuß bei dem Rade ankommt. Außerdem gibt es rückenschlächtige Wasserräder, bei welchen das Wasser zwischen dem Scheitel und dem Mittel des Rades einfällt. Bei den oberschlächtigen Wasserrädern wirkt das Wasser vorzüglich durch sein Gewicht, bei den unterschlächtigen aber in der Regel durch seine der Trägheit entsprechende lebendige Kraft und bei den mittelschlächtigen durch Gewicht und Trägheit zugleich. Ein gewöhnliches vertikales W. besteht aus einer eisernen oder hölzernen Welle mit 2 Zapfen, ferner aus 2 ringförmigen Kränzen und aus mehr oder weniger radial laufenden Armen, welche die Welle mit den Kränzen verbinden. Zwischen den Kränzen sind die Schaufeln angebracht, welche, wenn sie mehr tangential als radial gestellt sind, wasserhaltende Tröge oder sogenannte Zellen bilden. Hiernach unterscheidet man Schaufel- und Zellenräder, von denen letztere in allen den Fällen vorkommen, wo das Wasser durch sein Gewicht wirkt.

Die unterschlächtigen Wasserräder hängen entweder frei im unbegrenzten Wasser, oder sie sind von Gerinnen eingeschlossen. Letztere sind entweder gerade oder kreisförmig (Kropfgerinne). Die unterschlächtigen Wasserräder mit geradem Gerinne (s. Tafel Wasserräder, Fig. 2) liefern die schwächste Leistung (0,30—0,35), weil sie nur durch den Wasserstoß in Umdrehung gesetzt werden und sehr viel Wasser unbenutzt fortgehen lassen. Sie kommen nur bei unbedeutenden Gefällen von noch nicht 4 Fuß vor, weil hier die Anwendung eines Kropfes noch keine wesentlichen Vortheile gewährt. Die unterschlächtigen Wasserräder im gekrümmten Gerinne werden besonders in gebirgigen Gegenden, wo Wasserkräfte mehr, als man bedarf, zu Gebote stehen, und wo vor Allem darauf gesehen werden muß, daß die Betriebswasserräder viele Umläufe machen, angewandt. Sie dienen besonders zum Betrieb der Eisenhämmer und werden daher auch Hammerräder genannt. Wo bei Anwendung eines unterschlächtigen Rades (für Gefälle von $1\frac{1}{2}$—5 Fuß) die natürlich vorhandene Wasserkraft so viel als nur möglich nutzbar gemacht werden soll, ist das Ponceletrad zu wählen, indem man bei diesem recht wohl 0,60—0,67 als Güteverhältniß erreichen kann. Dasselbe hat krumme Schaufeln, und indem das Wasser an diesen hinaufsteigt, verliert es seine Geschwindigkeit und gibt sie

Digitized by Google

größtentheils an das Rad ab. Zu einem Ponceletrad gehört aber noch ein so sehr wie möglich schräg gestellter Schütze und ein nach bestimmter Spirale gekrümmtes Gerinne, welches veranlaßt, daß die an verschiedenen Stellen des Rades eintretenden Wasserfäden den Umfang desselben unter möglichst gleich günstigen Winkeln schneiden. Im freien Strome wandte man bis vor kurzer Zeit ganz allgemein Wasserräder an, wie man sie bereits im 6. Jahrhundert auf der Tiber zu errichten verstand. Diese Schiffmühlenräder sind jetzt meist durch Windflügelräder ersetzt, welche in ihrer Konstruktion ganz den Windrädern mit ebener oder schiefer Flügelfläche gleichen. Die mittel- oder halbmittelschlächtigen Räder, bei denen der Punkt, in welchem das Wasser das Rad erreicht, ungefähr in der Höhe seiner Axe oder zwischen dieser und dem tiefsten Punkt des Rades liegt, sind von der Einlaufstelle des Wassers bis zum tiefsten Punkt von einem koncentrischen Mantel oder Kropf umgeben und heißen deshalb auch Kropfräder. Solche Kropfräder nun, bei welchen das Wasser zwischen dem Gerinnboden und einem Schützen (Durchlaßschützen) einströmt, eignen sich besonders für Gefälle bis 1,5 Meter und für Wassermengen, welche 2 Kubikmeter pro Sekunde nicht überschreiten; man erreicht mit ihnen einen Wirkungsgrad von 0,45—0,50; sie laufen schnell um, fordern aber eine nicht zu große Veränderlichkeit des Aufschlagwassers. Viel vortheilhafter sind die Kropfräder mit beweglichen Ueberfallschützen, bei denen das Wasser nicht unter, sondern über einer schnabelförmigen, gehörig abgerundeten und verlängerten Fläche in das Rad strömt, dasselbe verhältnißmäßig mit geringer Geschwindigkeit erreicht und daher fast allein durch den Druck wirkt. Solche Räder geben einen Wirkungsgrad von 0,668, sie eignen sich am besten für Gefälle von 1½—2½ Meter und Wassermengen von 0,3—2½ Kubikmeter. Hat man bei Gefällen von 2,5—4 Meter mit sehr veränderlichem Aufschlagwasser zu kämpfen, so gibt es für die vortheilhafte Verwendung des Wassers, namentlich wenn dessen Menge zwischen 1—2 Kubikmeter pro Stunde schwankt, keine besseren Kropfräder als solche, bei denen das Wasser mittelst gekrümmter Leitschaufeln zugeführt wird (Kulisseneinlauf), wobei die Zahl der Durchflußöffnungen, je nach den zuströmenden Wassermengen mit Hülfe eines Schützens geregelt werden kann. Der Wirkungsgrad dieser Räder läßt sich auf 70 Proc. bringen. Der Kulisseneinlauf ist auch bei Gefällen über 3 Meter und großen, aber veränderlichen Wassermengen zu empfehlen, nur baut man dann rückenschlächtige Räder und ersetzt die Schaufeln durch Zellen oder kübelartige Gefäße, zwischen deren Hinterwänden Spalten zum Entweichen der Luft gelassen werden. Der Nutzeffekt läßt sich auf 65—75 Proc. bringen, da die Räder aber aus Eisen konstruirt werden müssen, sind sie theuer und eignen sich mehr für große Fabrikanlagen. Die oberschlächtigen Wasserräder (Fig. 3) sind für kleine Wassermengen von 0,3—08 Kubikmeter pro Sekunde und für Gefälle von 3—12 (und mehr) Meter anwendbar und zeichnen sich besonders dadurch aus, daß ihr Nutzeffekt wächst, wenn die Wassermenge kleiner wird, für welche die Konstruktion des Rades beschafft wurde. Der Einlauf des Wassers erfolgt in der Regel durch sogenannte Spannschützen, seltener läßt man das Wasser ohne Weiteres durch ein Loch im Boden des Zuflußgerinnes frei auf das Rad stürzen. Das Rad taucht unten nicht in das abfließende Wasser, sondern hängt frei über demselben, und ist nicht mit Schaufeln, sondern mit kübelartigen Zellen versehen. Je nachdem das Rad langsam oder schnell umlaufen soll, legt man die Gerinnböden nahe oder entfernter vom Radscheitel, wodurch das Wasser entweder weniger oder mehr durch Stoß, nachher aber bis zur Ausgußstelle durch Druck wirkt. Der größte Nutzeffekt wird erreicht, wenn man die Stoßwirkung klein, die Druckwirkung aber groß macht und deshalb Sorge trägt, daß die Umfangsgeschwindigkeit des Rades 1,3—1,5 Meter nicht übersteigt und die Zellen sich nur bis zum vierten Theil füllen. Der Nutzeffekt kann bei kleinen Gefällen auf 65—70, bei hohen selbst auf 83 Proc. gebracht werden; er ist aber viel geringer, wenn bei großer Umfangsgeschwindigkeit die Centrifugalkraft den Einlauf des Wassers stört und das bereits in die Zellen gelangte Wasser wieder hinauswirft.

Horizontale Wasserräder findet man seit Jahrhunderten überall da, wo hohe Gefälle zu Gebote stehen, zu deren besserer Verwendung keine Gelegenheit vorhanden ist. Diese Räder haben gewöhnlich löffelartig gestaltete Schaufeln, gegen welche der Stoß eines Wasserstrahles wirkt, der durch einen rinnenförmigen Ausguß mit großer Geschwindigkeit zugeführt wird. Diese Räder sind gewöhnlichen unterschlächtigen Wasserrädern gleich zu stellen, sie geben 30—35 Proc. Nutzeffekt und machen eine bedeutend höhere Zahl von Umläufen pro Minute als jene. Weit übertroffen werden dieselben aber durch die fourneyronschen Turbinen, bei welchen 2 Räder koncentrisch in einander liegen, von denen das innere unbewegliche das Leitrad, das äußere bewegliche das Turbinenrad ist. Das Wasser tritt vom Leitrade aus in allen Punkten des inneren Turbinenradumfanges gleichmäßig ein und nach Abgabe seiner lebendigen Kraft an letzteres ebenso an allen Punkten des äußeren Radumfanges aus. Diese Anordnung zeigt Fig. 4. Eine solche Turbine gibt einen Nutzeffekt von 75 Proc. Vereinfacht wurde sie von Gadiat, welcher die Leitkurven fortließ, wobei freilich auch der Nutzeffekt auf 70 Proc. sank. Eine solche Turbine zeigt Fig. 5. Das Wasser geht durch den von p eingeschlossenen Raum in B nieder und wird durch die Bodenplatte n genöthigt, seitwärts in horizontaler Richtung auszuströmen. Die Bodenplatte wird durch eine gußeiserne Hülse getragen, welche auf dem oberen Gebälk befestigt ist und innerhalb deren sich die Axe x drehen kann. Das von n abfließende Wasser strömt in das Schaufelrad S, welches durch den an der Axe x befestigten Teller T getragen wird (in der Figur ist nur ein Theil des Rades S gezeichnet), und setzt dasselbe in Rotation, deren Richtung durch den Pfeil angedeutet ist. Die Turbinen von Fontaine, Henschel und Jonval weichen von den fourneyronschen Tur-

Digitized by Google

binen in sofern ab, als sich bei ihnen der Leitschaufelapparat nicht neben, sondern über dem Rad befindet und das Wasser an der Grundfläche aus dem Rade tritt. Die Schraubenturbine ist im Wesentlichen von der henschelschen und fontaine'schen nicht verschieden. Auch bei ihr fließt das Wasser in den Radkanälen von oben nach unten, aber es werden hier diese Kanäle nur durch 2—4 sehr lange Schaufeln gebildet, welche nach rings um die Welle herumlaufenden Schraubenflächen gekrümmt sind. Die Turbinen besitzen einen großen Vorzug vor den vertikalen Wasserrädern, in sofern sie sich bei fast allen Gefällen von 1—500 Fuß anwenden lassen, während die vertikalen Wasserräder höchstens eine Wasserkraft von 50 Fuß Gefälle aufzunehmen vermögen. Allerdings sind aber bei verschiedenen Gefällen die Wirkungsgrade der Turbinen verschieden, namentlich fallen dieselben bei kleinen Rädern und hohen Gefällen kleiner aus als bei mittleren und kleinen Gefällen. Auf der anderen Seite läßt sich bei hohen Gefällen von 20—40 Fuß von oberschlächtigen Rädern ein Wirkungsgrad erzielen, der bei Turbinen nicht erlangt werden kann. Sind die Gefälle klein, so geben die Turbinen in jedem Fall eine größere Nutzleistung als die unterschlächtigen Wasserräder. Die Turbinen haben ferner den Vorzug, daß sie bei verschiedenen Gefällen fast mit gleichem Wirkungsgrade arbeiten und daß sie besonders durch Stauwasser in ihrem Gang nicht gestört werden. Veränderungen im Aufschlagquantum verursachen bei vertikalen Wasserrädern weit weniger Arbeitsverlust als bei den horizontalen. Mit Ausnahme der unterschlächtigen und namentlich der Ponceleträder gehen alle vertikalen Wasserräder meist nur mit Umdrehungsgeschwindigkeiten von 4 bis 10 Fuß um, die Turbinen hingegen haben vom Gefälle abhängige, sehr verschiedene und meist weit größere Umlaufsgeschwindigkeiten. Da sie überdies kleinere Halbmesser haben, so machen sie in der Regel auch viel mehr Umdrehungen als die Räder. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die schnellen Bewegungen einer Maschine eher nachtheilig als vortheilhaft sind. Ist die Last einer Maschine veränderlich, wie z. B. bei einem Hammerwerk, so ist die Anwendung eines vertikalen Rades vorzuziehen, weil dasselbe durch seine größere Masse als Regulator wirkt. In ökonomischer Hinsicht sind die Turbinen den vertikalen Wasserrädern wenigstens an die Seite zu stellen, bei hohen Gefällen aber und selbst bei mittleren und einem großen Aufschlagquantum sind dieselben sogar wegen ihrer Wohlfeilheit und Dauerhaftigkeit den vertikalen Rädern vorzuziehen. Dagegen erfordern die Turbinen durchaus reines Wasser, sie sind schwieriger zu konstruiren und Reparaturen erfordern die Hülfe des Maschinenbauers. Vergl. Redtenbacher, Theorie und Bau der Wasserräder, 2. Aufl., Mannheim 1860; Weisbach, Lehrbuch der Ingenieur- und Maschinenmechanik, 3. Aufl., Braunschweig 1859; Redtenbacher, Theorie und Bau der Turbinen, 2. Aufl., Mannheim 1860; Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Braunschweig 1862.

Wasserratte, s. Wühlmaus.

Wasserregal, das in Deutschland allmählig zur Regalität erhobene Recht des Staats auf die Benutzung schiffbarer Flüsse, nicht zu verwechseln mit der Wasserhoheit (s. d.). Das W. betrifft die Benutzung der fließenden Gewässer als bewegender Kraft zu Anlegung von Mühlen nebst den dazu gehörigen Wehren und Gräben, welche man nicht eigenmächtig, sondern nur mit Genehmigung von Seiten des Staats unternehmen darf; die Schifffahrt und Holzflößerei auf denselben nebst der Herrichtung der dazu erforderlichen Schleußen, Uferbauten, Landungsplätze, Leinpfade und Krahne; die Bewässerungen, Brücken und Fähren; Grund und Boden der Gewässer, die Flußbetten und Ufer, die in denselben entstehenden Inseln; endlich die Fischerei und das, was sonst die Gewässer darbieten, z. B. Perlen ꝛc. Die Nutzung des W.s besteht besonders in den Abgaben, mit welchen der Staat die Flußschifffahrt, den Betrieb von Mühlen, die Fischerei ꝛc. belegt.

Wasserreiser (Nebenreiser, Wasserschosse), die unfruchtbaren Zweige, die an dem Hauptstamme und den großen Aesten der Obstbäume hervorschießen und dem Baume die Kräfte nehmen. Ursache ist vorzüglich Beschneiden zu unrechter Zeit. Man muß die W. scharf und glatt abschneiden.

Wasserrose, s. v. a. weiße Seerose, Nymphaea alba *L.*

Wassersäulenmaschine, mechanische Vorrichtung, um Wasser auf bedeutende Höhen zu heben. Das Aufschlagwasser, welches unter dem Druck der wirkenden Wassersäule durch A (s. Tafel Wasserräder u. Wassersäulenmaschine, Fig. 1) der Maschine zugeführt wird, tritt abwechselnd unten und oben in den Cylinder B ein und treibt dadurch den Kolben C auf und nieder. Zur Steuerung bewegen sich in dem Cylinder d zwei Kolben, welche, wenn das Wasser aus A durch d bei e unter C eintritt, den Austritt des Wassers über C aus f und g gestatten. In diesem Fall wird C in die Höhe getrieben, hat der Kolben aber seinen höchsten Standpunkt erreicht, so findet das Umgekehrte Statt und das Wasser unter C entweicht durch h. Die Bewegung der beiden Kolben in d wird vermittelt durch die Schiene i i, welche auf der verlängerten Kolbenstange von d d gleitet und abwechselnd an k oder l stößt. Die nach unten verlängerte Kolbenstange von C trägt den Kolben (a) einer doppelt wirkenden Saug- und Druckpumpe. Geht a in die Höhe, so entsteht in der Kammer b eine Verdünnung, das untere Ventil öffnet sich und aus der Saugröhre N wird Wasser in b gehoben. Zugleich wird Wasser in die Kammer c und nach Oeffnung des obern Ventils c in die Steigeröhre S gepreßt. Beim Niedergang des Kolbens vertauschen die Kammern b und c ihre Rollen. Wenn der Querschnitt des Kolbens C 2—3—4mal größer ist als der des Kolbens a, so kann man (die Reibungs- und sonstigen Widerstände ungerechnet) eine Wassersäule heben, welche 2—3—4mal so hoch ist als die Druckhöhe des Aufschlagwassers. Bei einer derartigen W. beträgt die Höhe des Aufschlagwassers 140 Fuß, sie hebt Salzwasser auf 346 Fuß (entsprechend 397 Fuß Süßwasser). Der Durchmesser des Kolbens C ist 20½, der des Kolbens a 10 Zoll. Der Quer-

Digitized by Google

schnitt von C ist also nahezu 4mal so groß als der von a und die gehobene Wassersäule sollte mithin 560 Fuß hoch werden. Die Maschine gibt aber nur 70 Procent dieses theoretischen Effekts, der Rest dient zur Ueberwindung der Reibungs- und sonstigen Widerstände. W.n wurden um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erfunden und fanden die meiste Verbreitung bei Bergwerken in Ungarn, Kärnthen und Sachsen. Wesentlich verbessert wurden sie erst 1808 durch Reichenbach, welcher die für Bayern so bedeutsame Salinenverbindung durch eine 12½ deutsche Meilen lange Röhrenfahrt von Rosenheim über Reichenhall nach Berchtesgaden herstellte. Auf dieser Strecke wird die Soole von 8 W.n und 8 Radkünsten 12mal u. zwar auf die Gesammthöhe von 3266 Fuß gehoben. Eine vielseitigere und zum Theil ganz neue Verwendung gab Armstrong (1846) der W. (Wasserdruckmaschine), indem er sie direkt unter Benutzung natürlicher Wassergefälle zur Grubenförderung, zum Pochwerkbetrieb, zur Erzeugung rotirender Bewegungen, zu Göpelbetrieben und sogar zum Betrieb einer Buchdruckmaschine benutzte, später aber auch indirekt verwandte, indem er sie zum sekundären Motor machte und durch Erfindung des Accumulators ihre Benutzung derartig zur Bewegung von Krahnen, Hebwerken, Schleußenthoren ꝛc. erweiterte, daß die Grenzen ihrer Ausdehnung noch gar nicht zu ermessen sind. Eine höchst beachtenswerthe Erweiterung der Verwendung von W.n zu Bergbauzwecken ist die von Althaus angebahnte Nutzbarmachung niedriger Gefälle, für welche man sonst nur vertikale Wasserräder konstruirte. Für industriell gewerbliche Zwecke kommt fast ohne Ausnahme die W. in ihrer ersten Anlage zu theuer, nämlich pro Pferdekraft (je nach den Verhältnissen) 400—1000 Thaler, während das theuerste eiserne oberschlächtige Wasserrad noch nicht 150 Thaler pro Pferdekraft zu stehen kommt, die (für Bergwerkszwecke allerdings nicht sehr brauchbaren) Turbinen aber noch weit billiger sind. Vergl. Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Band 1, Braunschweig 1862.

Wasserscheide, diejenige Erhebung des Erdbodens, von welcher mehre Bäche und Flüsse in verschiedenen, meist entgegengesetzten Richtungen abfließen, also durch die W. getrennt werden. Dies können mithin ebensowohl die höchsten Gebirgsrücken, als ganz flache Landrücken sein.

Wasserscheu, s. Hundswuth.

Wasserschlange, Sternbild auf der südlichen Hemisphäre, beginnt unter dem Krebs (wo der Kopf steht), krümmt sich, weit nach Süden unter dem Aequator weggehend, nach dem Löwen, der Jungfrau u. der Wage (wo der Schwanz endet), enthält außer dem Stern 2. Größe, Alphad, in der Mitte derselben nur zwei Sterne 3. u. viele 4. Größe.

Wasserschnecke (archimedische W.), eine der ältesten Wasserhebungsmaschinen, besteht der Hauptsache nach in einer Röhre, welche um eine gegen den Horizont geneigte Axe schraubenförmig gewunden ist und durch eine Kurbel um diese Axe in Umdrehung gesetzt wird. Wird die Schraube so aufgestellt, daß ihre Gänge nicht bloß ansteigen, sondern auch zum Theil fallen und daß ihr unteres Ende bis zu einer gewissen Tiefe in Wasser taucht, so nimmt dieselbe bei jeder Umdrehung eine gewisse Wassermenge in sich auf, die bei den folgenden Umdrehungen immer höher steigt und zuletzt am obern Ende der Röhre zum Ausfluß gelangt. Die Herstellung einer Schnecke mit kreisförmigem Querschnitt bietet vielfache Schwierigkeiten, und man gibt ihnen deshalb jetzt stets einen rektangulären Querschnitt, indem man rechtwinklige Schraubenflächen um die Schraubenspindel herumführt und dieselben durch einen cylindrischen Mantel von außen begrenzt (Wasserschrauben). Verbindet man diesen Mantel fest mit den Schraubengängen, so erhält die Maschine das äußere Ansehen einer Tonne, weshalb sie denn auch Tonnenmühle genannt wird. Bei der holländischen Wasserschraube besteht der Mantel in einem festliegenden Troge (Kumm), welcher die Schraube nur von unten umhüllt. Damit so wenig wie möglich Wasser in den Spielraum zwischen den Schraubengängen und dem Kumm zurückfalle, muß man die Weite dieses Zwischenraums möglichst klein machen und den Kumm selbst möglichst genau herstellen. Die transportablen Tonnenmühlen werden mittelst einer Kurbel durch Menschenhände in Bewegung gesetzt, in Holland aber, wo man die Maschine zum Trockenlegen von Niederungen benutzt, werden Windräder zum Betrieb angewandt. Die Wasserschraube ist jedenfalls eine der vollkommensten Wasserhebungsmaschinen und der Wirkungsgrad auf mindestens 0,75 anzunehmen. Nach Malets Beobachtungen konnten an einer Tonnenmühle mit dreifachen Gewinden 9 Arbeiter bei 35 Umdrehungen per Minute stündlich 1358 Kubikfuß Wasser 10½ Fuß hoch heben.

Wasserschraube, s. Wasserschnecke.

Wassersilber, s. v. a. Quecksilber.

Wasserstoff (lat. hydrogenium), chemisch einfacher gasförmiger Körper, findet sich in der Natur bis auf eine äußerst kleine Menge, welche zum Theil durch den Athmungsprozeß in die Luft gelangt, nur in chemischen Verbindungen u. namentlich im Wasser, welches zu $\frac{8}{9}$ aus Sauerstoff und $\frac{1}{9}$ aus W. besteht. Zu Darstellung des W.s läßt man Körper auf Wasser einwirken, deren Vereinigungsstreben zum Sauerstoff groß genug ist, um den W. zu deplaciren. Dies thun Kalium und Natrium schon bei gewöhnlicher, Eisen und viele andere Metalle bei erhöhter Temperatur, und es entwickelt sich W., wenn man Natrium auf Wasser wirft oder Wasserdampf über glühendes Eisen leitet. Zink zersetzt das Wasser nicht bei gewöhnlicher Temperatur, wohl aber tritt Wasserstoffentwicklung ein, wenn man verdünnte Schwefelsäure auf Zink einwirken läßt. In diesem Fall wird der W. des Hydratwassers der Schwefelsäure deplacirt, es entsteht so zu sagen aus Zink und schwefelsaurem Wasserstoffoxyd schwefelsaures Zinkoxyd und W. wird frei. Zink und Chlorwasserstoff (in verdünnter wässeriger Lösung) geben Chlorzink und W. Das aus reinen Materialien entwickelte Wasserstoffgas ist farb-, geruch- und geschmacklos, es ist noch nicht zur Flüssigkeit verdichtet worden und besitzt von allen Körpern das geringste specifische Gewicht. Letzteres beträgt 0,06926 (Luft = 1) und 1 Liter W. wiegt bei 760 Millimeter B. und 0° C. 0,089578 Gramm. Von

Digitized by Google

Wasser wird der W. absorbirt, aber in geringerer Menge als Sauerstoff, 100 Volumen Wasser nehmen bei 0—24° C. 1,93 Vol. davon auf. In reinem W. stirbt ein Thier wegen Mangels an Sauerstoff, mit letzterem gemischt kann das Gas aber ohne Unbequemlichkeit und Nachtheil eingeathmet werden. W. kann den Verbrennungsprozeß nicht unterhalten, es ist aber selbst höchst brennbar und verbrennt mit sehr schwach leuchtender Flamme zu Wasser. Hierbei wird mehr Wärme entwickelt als bei der Verbrennung des gleichen Gewichts irgend eines andern Körpers, nämlich 34462 Wärmeeinheiten. Sehr feiner Platindraht wird in der Wasserstoffflamme beinahe weißglühend und strahlt deshalb viel Licht aus. Die Wasserstoffflamme pflanzt sich in einem Behälter, der nur W. enthält, nicht fort, ist das Gas aber mit Sauerstoff gemischt, dann erfolgt plötzliche Verbrennung durch das ganze Gemisch hindurch, und zwar unter heftiger Explosion (s. Knallgas). Eine Benutzung der großen Wärmeentwicklung bei der Verbrennung des W.s zu Heizungen ist nur möglich, wenn man das Gas billig darstellen kann. Dies geschieht, wenn man Wasserdampf über glühende Kohlen und das resultirende Gasgemisch von W., Kohlenoxyd und Kohlensäure durch Kalkmilch leitet. Es wird dann Kohlensäure absorbirt und die übrig bleibende Mischung von W. und Kohlenoxyd (Wassergas) ist für viele Zwecke wie reiner W. zu verwerthen. Die Menge des gebildeten Kohlenoxyds ist übrigens um so geringer, je mehr bei dem Zersetzungsprozeß der Wasserdampf überwiegt, und wenn man das entwickelte Gas mit etwas Wasserdampf gemengt noch über glühende Ziegel leitet, so wird das Kohlenoxyd größtentheils in Kohlensäure verwandelt. Häufiger verwendet man den W. zur Zersetzung von Metalloxyden, welche in dem Gase erhitzt werden und unter Bildung von Wasser sehr reines Metall hinterlassen. Schwefelantimon in W. erhitzt gibt Schwefelwasserstoff und Antimon. Eisenchlorür liefert unter denselben Umständen Chlorwasserstoff und Eisen. Die Wasserstoffflamme ist ein sehr empfindliches Reagens. Auf feste Körper geleitet, färbt sie sich oft blau, und diese Färbung ist von der Gegenwart des Schwefels abhängig, von welchem aber schon $^1/_{10000}$ Gran zur Hervorbringung der Reaktion genügt. Auch Sulfide, Schwefelsäure und einige Sulfate bläuen die Flamme. Auf Zinn oder Zinnlegirungen geleitet, erscheint als Durchschnitt der Flamme ein hellrother Fleck, umgeben von einem grünen Lichtring. Bringt man Kohlensäure in die Wasserstoffflamme, so geht die Farbe der letztern augenblicklich aus braungelb in ein helles Violett über. Der chemische Charakter des W.s ist unzweifelhaft der eines Metalloids, er stellt einen entschiedenen Gegensatz zu den Oxygenoïden dar und bildet mit diesen ausgezeichnete Verbindungen, während seine Neigung, sich mit den Metallen zu vereinigen, sehr gering ist. Nur diejenigen Metalle sind hiervon ausgenommen, deren Charakter dem der Nichtmetalle gleicht und welche man deshalb wohl auch diesen zuzählt. Die bei weitem meisten Wasserstoffverbindungen sind gasförmig oder doch flüchtig, zu den Ausnahmen gehören die Verbindungen, in denen das andere Element überwiegt, ein Beweis, daß der W. in seinen Verbindungen gleichsam das vergasende Element ist. Mit Sauerstoff bildet der W. 2 Verbindungen, das Wasser (s. d.) u. das Wasserstoffsuperoxyd (s. d.). Dem Ozon (s. d.) entsprechend gibt es einen aktiven W., Ozonwasserstoff, welcher sich durch höchst kräftige reducirende Eigenschaften auszeichnet. Man erhält diese Modifikation z. B. bei der elektrolytischen Zersetzung des Wassers. Das am negativen Pol auftretende Wasserstoffgas scheidet aus schwefelsaurem Silberoxyd metallisches Silber ab, was jener W. nicht thut, der durch Zink und Schwefelsäure entwickelt wurde. Ozon oxydirt gelbes Blutlaugensalz zu rothem, aber letzteres wird durch aktiven W. wieder in gelbes Blutlaugensalz verwandelt. Durch Versuche von Brunner ist die Existenz des aktiven W.s zweifelhaft geworden, denn er fand, daß gewöhnlicher W. aus Silber-, Platin- und Palladiumlösung die Metalle fällt, und zwar so bedeutend, daß sich darauf eine Methode zur Abscheidung von Platin gründen läßt.

Wasserstoffsuperoxyd, chemische Verbindung von 1 Aequivalent Wasserstoff mit 2 Aeq. Sauerstoff, entsteht bei der Zersetzung von Bariumsuperoxyd durch eine verdünnte Säure, die barytfreie Lösung (am besten behandelt man Bariumsuperoxyd mit Kohlensäure), läßt sich im Vacuum, besonders wenn sie ein wenig Schwefelsäure enthält, bis zum specifischen Gewicht 1,45 verdampfen und liefert dann bei der Zersetzung ihr 475faches Volumen Sauerstoff. Dies concentrirte W. zersetzt sich selbst beim Gefrierpunkt des Wassers, während eine äußerst verdünnte Lösung kurze Zeit Kochhitze verträgt; es ist farblos, dickflüssig, riecht eigenthümlich, erzeugt auf der Haut einen weißen Fleck und schmeckt selbst in großer Verdünnung noch schrumpfend bitter. W. ist die sauerstoffreichste Verbindung, es enthält 94 Procent Sauerstoff u. gibt die Hälfte desselben sehr leicht ab; es wirkt daher sehr stark oxydirend, scheidet aus Schwefelwasserstoff den Schwefel ab u. bleicht Farbstoffe. Gold, Platin, Silber, Mangansuperoxyd, Blutfibrin, Kleber (aber nicht Eiweiß) entwickeln aus W. Sauerstoff, ohne selbst oxydirt zu werden, und Silberoxyd, Goldoxyd, Quecksilberoxyd verlieren sogar, indem sie das W. zersetzen, ihren eignen Sauerstoff. Bleisuperoxyd und W. geben Wasser, Bleioxyd und Sauerstoff, und zwar verlieren bei diesen Reduktionen das W. und das Metalloxyd stets äquivalente Mengen Sauerstoff. Diese höchst auffallenden Erscheinungen erklärt Schönbein durch die Annahme, daß das W. 1 Aequivalent Antozon, Bleisuperoxyd dagegen 1 Aequivalent Ozon enthalte und daß Ozon und Antozon sich zu gewöhnlichem Sauerstoff vereinigen. Platin, Blutfibrin ꝛc. besitzen die Fähigkeit, Antozon in Ozon zu verwandeln, und veranlassen so die Zersetzung des W.s. Hiermit stimmt überein, daß W. Guajaktinktur nicht bläut, wohl aber, wenn eine Spur Platinmohr zugegen ist, und Guajaktinktur wird nur durch Ozon gebläut. Bei Oxydationen tritt das Antozon des W.s entweder als solches, oder als inaktiver Sauerstoff oder als Ozon an den zu oxydirenden Körper. Antozon oxydirt Wasser

sofort zu W., und dieses letztere entsteht daher überall, wo bei Gegenwart von Wasser der inaktive Sauerstoff polarisirt wird, mithin bei der Elektrolyse des Wassers und namentlich bei allen Oxydationsprozessen (s. Ozon). Wie viel W. aber sich zeigt, ist davon immer abhängig, wie viel unter den obwaltenden Verhältnissen bestehen kann, immer zeigt sich um so weniger W., je mehr freies Ozon bei einer Oxydation auftritt. Anwendung hat das W. bisher kaum gefunden, man hat die Lösung als Heilmittel verwendet, innerlich bei Krankheiten typhösen Charakters und äußerlich zu Waschungen, wahrscheinlich wird es aber als Bleichmittel-Bedeutung gewinnen, da es vor Chlor den Vorzug besitzt, daß bei seiner Verwendung keine Säure entsteht.

Wassersucht (hydrops), im Allgemeinen jede krankhafte Ansammlung von wasserähnlicher Flüssigkeit in Organen des Körpers. Man unterscheidet vier Hauptarten von W. W. im engern Sinn nennt man die in den serösen Säcken des menschlichen Körpers vorkommenden Wasseransammlungen, wie die Bauchwassersucht (s. d.), die Brustwassersucht (s. d.), die Gehirnwassersucht (s. d.), die Hodenwassersucht (s. Wasserbruch), die Hautwassersucht (s. Anasarka), wozu man noch die W. in den Kammern und Häuten des Auges rechnen kann. Die Sackwassersucht (h. saccatus, cysticus) ist eine abnorme Wasseransammlung in pathologisch neugebildeten Säcken und Höhlen und kommt am häufigsten im Bauchfell und in den Ovarien vor. Die abnormen Wasseransammlungen in parenchymatösen Organen heißen Oedem (s. d.). Eine Ansammlung von wasserähnlicher Flüssigkeit in sonst offenen Höhlen des Körpers, deren Ausführungsgänge verschlossen sind, wird falsche W. genannt; es gehören dahin: die W. der Gallenblase, der Gebärmutter, der Muttertrompete, des Wurmfortsatzes, des Thränensacks, der Nieren, des Harnleiters, der Schleimbeutel und einzelner Follikel, wodurch Wasserblasen, Balggeschwülste ꝛc. entstehen. Die Quelle aller hydropischen Flüssigkeit ist einzig und allein das Blut. Ihre Zusammensetzung ist der des Blutserums entsprechend, mit mehr oder weniger großen Abweichungen rücksichtlich des Verhältnisses der einzelnen Bestandtheile zu einander. Sie besteht aus Wasser und darin aufgelösten organischen und anorganischen Bestandtheilen, nämlich: Eiweiß, Extraktivstoffen und Fett, Salzen, vorzüglich Chlornatrium, phosphorsaurem Natron, phosphorsaurem Kalk und Magnesia. Sie ist entweder klar und farblos wie Wasser, oder gelblich, grünlich gefärbt, trüb und flockig; entweder dünnflüssig wie Wasser, oder dicker, klebrig und schleimig. Sie reagirt gewöhnlich alkalisch, selten neutral, noch seltener sauer. Kleine Mengen mikroskopischer Elemente des Körpers sind öfters darin enthalten, z. B. Epithelialzellen, Eiterkörperchen, bisweilen Blutkörperchen, aus der Zerreißung kleiner Gefäße; in größerer Menge vorhanden trüben sie entweder die Flüssigkeit, oder geben ihr ein gefärbtes Ansehen. Bisweilen bilden sich wirkliche Niederschläge aus ihr. Wahre W. entsteht nur durch abnorme Ausschwitzung von Blutwasser aus den Venen, welchem Vorgang entweder ein überschüssiger Wassergehalt des Blutes (Hydrämie), oder ein veränderter Zustand der Gefäßwandungen, wodurch abnorme Ausschwitzung von Blutwasser hervorgerufen wird, zu Grunde liegt. Ueberschüssiger Wassergehalt des Blutes wird erzeugt durch Verminderung der festen Bestandtheile des Blutes, namentlich durch Krankheiten, in welchen zu viele feste Theile des Blutes ohne gehörigen Wiedererſatz verbraucht werden, z. B. langwierige Eiterungen, Chlorosis, Skorbut und vor allen die brightsche Nierenentartung, ferner die Säuserdyskrasie, mangelhafte Ernährung ꝛc. Auch nach erschöpfenden Typhen, nach Ruhren und längere Zeit fortgehenden Blutverlusten entsteht W. Alles, was den freien Abfluß des Blutes aus größeren oder kleineren Venenstämmen behindert, bewirkt in ihnen langsamere Cirkulation und unter Umständen W. Ein mehr örtliches Hinderniß bringt mehr örtliche, ein allgemeines allgemeine Wasserausscheidung zu Wege. Bei behindertem Abfluß des Blutes der Unterleibsvenenstämme in die untere Hohlader entsteht Wassererguß in den freien Raum der Bauchhöhle; stellt sich aber dem freien Abfluß der gesammten venösen Blutmasse ein Hinderniß entgegen, so erfolgt Stauung und allmählige Wasserausscheidung im ganzen venösen Gefäßsystem, wie dies der Fall ist bei den Herzleiden, besonders bei den Krankheiten der Herzklappen, und tiefen Lungenleiden, z. B. sehr reichlicher Tuberkelablagerung in der Lunge. Die ersten Erscheinungen der W. treten in diesen Fällen an den entferntesten Punkten der Peripherie auf, wo im normalen Zustand die Cirkulation schon die meisten Hindernisse zu überwinden hatte, und es erfolgt daher zuerst Anschwellung der Knöchel und Füße, der Augenlider, dann allmählig Erguß in die freie Höhle des Brustraums, des Herzbeutels, des Bauchraums, in die ganze Körperhaut. In Folge gehemmter Cirkulation in den Venen des Gehirns entsteht Gehirnwassersucht, durch gehinderte Blutbewegung in den Gefäßen des Samenstrangs und des Hodens der Wasserbruch. W. des Auges ist entweder hervorgerufen durch übermäßige Ansammlung der vordern Augenflüssigkeit in Folge vermehrter Absonderung derselben durch Reizzustände des Auges oder gehemmter Resorption derselben, oder sie besteht in abnormer Wasseransammlung zwischen den Häuten des Auges, oder in der Substanz des Glaskörpers und ist dann entweder Begleiterin anderer wassersüchtigen Ansammlungen des Körpers, oder Aeußerung einer tiefen Dyskrasie, z. B. Skorbut, Syphilis, oder hervorgebracht durch mechanische Hindernisse in der Cirkulation durch Druck von Aftergebilden, durch Entartungen der Häute. Die Stockung des Blutes in den Venen entsteht in vielen Fällen auch durch primäre Erkrankung der Venenhäute selbst, indem dieselben dem Andrang des Blutes weniger widerstehen als im normalen Zustand, poröser werden und Blutwasser durch ihre Wandungen hindurchdringen lassen. In anderen Fällen ist die Stockung des Blutes in den Venen der Ausgang einer venösen Hyperämie, welche durch Nerveneinfluß (Erweiterung der Venen durch Lähmung ihrer Nerven) entstanden ist. Eine eigen-

Digitized by Google

thümliche Art der W. ist die sogenannte entzündliche W. (h. acutus oder inflammatorius). Der Krankheit gehen Mattigkeit, Appetitlosigkeit, träger Stuhlgang, Kopfschmerzen voraus; es tritt heftiges Fieber ein, mit Frost und Hitze, starkem Durst, beschleunigtem vollen Pulse, vermindertem trüben Urin, heißer Haut, und es erfolgt hydropischer Wassererguß, zuerst und hauptsächlich Hautwassersucht, welche sich allmählig meist über den ganzen Körper ausbreitet. Die Krankheit verläuft gewöhnlich rasch, in 2—3 Wochen, doch geht sie auch in chronische W. über. Es kann der Tod eintreten in Folge von Wassererguß in die Lungen, das Gehirn, seine Häute, den Herzbeutel. Die Krankheit entsteht gewöhnlich nach akuten Exanthemen, besonders Scharlach, Pocken, auch nach akutem Rheumatismus, vorzüglich wenn sich die Kranken im Abschuppungsstadium einer Schädlichkeit, z. B. Erkältung, ausgesetzt haben. Die W. ist stets nur ein Krankheitssymptom, aber meist von der größten Wichtigkeit für den Körper, ausgenommen, wenn sie rein örtlich (z. B. Wasserbruch) auftritt, od. aus vorübergehenden Ursachen (z. B. Oedem in Folge der Schwangerschaft) entsteht. Eine höhere Entwickelung der W. wird wohl selten wieder unschädlich gemacht; im höchsten Grad der W. wird das Bestehen des Organismus aufgehoben durch den Mangel an Zufuhr eines für die Ernährung seiner Organe tauglichen Blutes. Die Wasseransammlungen in den serösen Säcken sind einestheils darum von großer Bedeutung, weil sie meist Folgen von tiefen pathologischen Veränderungen in Gebilden sind, deren Integrität zum Bestehen des Lebens erforderlich ist (so von Herz-, Lungen-, Leberleiden), anderntheils wirken sie selbst verderblich durch Druck und Strukturveränderung der Organe, mit welchen sie in Berührung kommen, so durch gehinderten Lufteintritt in die Lunge bei Kompression derselben in der Brustwassersucht. Die Kennzeichen der W. sind: Geschwulst von weicher, teigiger Beschaffenheit, von nicht erhöhter Temperatur, gewöhnlich ohne Schmerz, entweder blaß oder unbedeutend geröthet, glänzend. Die Haut ist meist trocken, die Epidermis schilfert sich ab. Die Gesichtsfarbe wird livid, kacheltisch, die Züge sind entstellt, aufgedunsen. Die Ernährung leidet bald; die Kranken sind matt und verstimmt. Gastrische Beschwerden sind sehr häufig vorhanden, träger Stuhlgang und vor Allem eine sehr beschränkte Urinsekretion. Der Urin ist trüb und koncentrirt, indem durch den übermäßigen Wasserverlust des Blutes die Nieren viel weniger Wasser ausscheiden können, während die Ausscheidung der übrigen Harnbestandtheile normal fortgeht. Eben deshalb ist auch die Hautausdünstung vermindert. Wassererguß im Bauchraume charakterisirt sich durch Aufgetriebensein des Bauches, Hervortreten des Nabels. Die Behandlung hat ins Auge zu fassen: die Bekämpfung des der hydropischen Ausscheidung zu Grunde gelegenen Moments und die Wegschaffung und Unschädlichmachung des hydropischen Exsudats. Bei W. aus hydrämischer Blutbeschaffenheit kommt es vor Allem darauf an, die Mischung des Blutes zu verbessern, namentlich durch Entfernung der blutentmischenden Ursachen, z. B. in der Säuferdyskrasie, dem Skorbut, bei schlechter Lebensweise. Leicht verdauliche, nahrhafte Speisen und Getränke, bittere und aromatisch-bittere Mittel, welche den Appetit und die Verdauung befördern, das Eisen in seinen verschiedenen Präparaten sind hier angezeigt. Die organischen Veränderungen der einzelnen Organe, wodurch W. bedingt wird, sind der Heilung durch Kunsthülfe meist nicht zugängig, so insbesondere die organischen Herzkrankheiten, die Leberentartungen, die Lungenkrankheiten ꝛc. Die Wegschaffung des hydropischen Exsudats sucht man auf verschiedenen Wegen zu erreichen, am häufigsten durch Vermehrung der Wasserausscheidung durch den Urin in den Nieren. Ferner sucht man durch Hervorrufen vermehrter Hautausdünstung das überschüssige Wasser aus dem Körper zu schaffen. Bei Hautwassersucht bewirkt man oft Erleichterung durch Räucherung und Bähung der Haut mit aromatischen Dämpfen, z. B. von Mastix, Succinum, Weihrauch ꝛc. Durch Vermehrung der Darmsekretion mittelst der Abführmittel, besonders der drastischen, sucht man besonders in der Bauchwassersucht die Wassermenge zu vermindern. Wenn durch sehr bedeutende Wasseransammlung große Lebensgefahr, z. B. Erstickung, befürchtet wird, so entleert man das Wasser künstlich durch die Paracentesis, namentlich bei der Bauchwassersucht; die Hülfe ist aber fast nie von langer Dauer, weil die wassererzeugende Ursache fortdauert. Bei bedeutender Spannung der Haut in der Hautwassersucht entleert man Wasser durch Schröpfköpfe oder Einschnitte, doch hat man hier die leicht sich dazu gesellende Entzündung zu fürchten, die selbst in Brand übergehen kann.

Wassertrombe, s. v. a. Wasserhose.

Wassertrüdingen, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Dinkelsbühl, an der Wörnitz, dem Hesselberge und der Eisenbahn von Augsburg nach Nürnberg, mit Mauern und Thürmen umgeben, ist Sitz eines Landgerichts und eines Rentamts, hat Wollmanufakturen, Krappbau und 1720 Einw. In der Nähe sind Römerschanzen.

Wasseruhr (Klepsydra), Maschine zum Messen der Zeit, der Sanduhr analog, aus zwei kegelförmigen Gefäßen bestehend, deren enge durchlöcherte Theile auf einander stoßen und von denen eins mit Wasser gefüllt ist. Die W. ist eine sehr alte Erfindung, die Aegypter schrieben sie dem Hermes Trismegistus zu, in Griechenland dienten die W.en wie die Sanduhren zum Messen der Zeit für Redner. Später wurden die W.en verbessert, und durch das fallende Wasser wurden Räderwerke in Bewegung gesetzt, so daß man allerlei komplicirte Kunstwerke konstruiren konnte. Jetzt sind die W.en durch die Räderuhren vollständig verdrängt und kommen höchstens als mechanische Spielereien vor.

Wasservulkane, s. v. a. Salsen.

Wasserwage (Libelle), Instrument, welches dazu dient, eine genau horizontale Ebene zu erhalten. Man unterscheidet verschiedene Konstruktionen. Die Kanalwage besteht im Wesentlichen aus zwei oder drei kommunicirenden Röhren, welche mit Wasser, Spiritus oder Quecksilber ge-

Digitized by Google

füllt sind. Die Spiegel dieser Flüssigkeiten liegen natürlich immer in einer horizontalen Ebene, um aber besser über letztere hin visiren zu können, läßt man auf dem Quecksilber Diopter schwimmen. Die jetzt fast ausschließlich gebräuchlichen W.n sind mit Alkohol gefüllte Behälter (Dosen oder Röhren), in welchen ein kleines Luftbläschen spielt. Die Dosenlibelle besteht aus einer Messingdose von 2—4 Zoll Durchmesser, die mit einer Glasplatte verschlossen ist. Ist nun der Boden der Libelle mit der Glasplatte durchaus parallel, so muß das erwähnte Luftbläschen gerade in der Mitte der Glasplatte zum Stillstand kommen, wenn die Fläche, auf welcher die Libelle steht, eine horizontale ist. Die Empfindlichkeit des Apparats nimmt aber der Länge des Durchmessers proportional zu und man zieht deshalb die Röhrenlibellen der Dosenlibelle vor. Dieselben bestehen aus einer horizontal liegenden Glasröhre von 3—8 Zoll Länge, sind ebenfalls mit Alkohol gefüllt und an den Enden auf irgend eine Weise verschlossen. Man steckt sie in kleine messingene Behälter, so daß nur die Mitte, um welche die Luftblase spielt, zu sehen ist. Steht die Röhrenlibelle mit einem Ende etwas höher als mit dem andern, so wird sich auch die Luftblase nach diesem höheren Ende begeben, während sie genau in der Mitte bleibt, wenn die Grundfläche horizontal ist. Stellt man eine solche Libelle auf ein Fernrohr mit Fadenkreuz und visirt nach einem entfernten Punkt, so lassen sich bei Beobachtung der Luftblase leicht die Punkte feststellen, welche in einer horizontalen Ebene liegen. Man benutzt die W. zum Nivelliren und bei astronomischen Instrumenten.

Wasserweihe, Feierlichkeit, welche in der griechischen Kirche jährlich am 6. Januar zum Andenken an Jesu Taufe im Jordan begangen wird und darin besteht, daß der Priester das Wasser des nächsten Flusses, der an einer Stelle vom Eis befreit worden ist, weiht und damit die Umstehenden besprengt, worauf man dem Wasser wunderthätige Kräfte zuschreibt.

Wasserzeichen, s. Papier.

Wasserziehen der Sonne, die Erscheinung am Himmel, wenn die Sonnenstrahlen zwischen Wolkenrissen durchscheinen u. so die in der Luft schwebenden Dünste bloß strichweise erleuchten. Man schließt aus dieser Erscheinung nicht ohne Grund auf bald zu erwartenden Regen.

Wassotah, befestigte Stadt in der indobritischen Präsidentschaft Bombay, Provinz Bedschapur, im Gebiet des Radscha von Satarah, auf einem hohen Felsen; dabei noch ein besonderes Fort.

Wasungen, Stadt im Herzogthum Sachsen-Meiningen, rechts an der Werra, über die hier eine Brücke führt, und an der Werrabahn, ist Sitz eines Verwaltungsamtes und eines Landgerichts, hat ein altes Schloß, 2 Kirchen, ein Frauenstift, Gerberei, Töpferei, Zeuch- und Barchentweberei, Tabaksbau, Tabakshandel und 2568 Einw. W. gehörte zu den vornehmsten Städten der Grafen von Henneberg, die hier auf ihrer Burg, deren Trümmer jetzt zum Gute Maienluft gehören, oft residirten. Kaiser Albrecht, der sich 1307 auf einem Zuge nach Meißen mehre Tage hier aufgehalten, erhob 1308 das hiesige Landgericht zu einem freien kaiserlichen Landgericht, wo man aus Hessen, Thüringen, Fulda und Franken sich Urtheil und Recht holte. Im dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege wurde die Stadt hart mitgenommen; ebenso schadete der sogenannte wasunger Krieg 1747 und 1748 der Stadt sehr. In Folge des Rangstreites zweier Damen des meininger Hofes rückte nämlich auf Befehl des Reichskammergerichts das gothaische Militär ins Land und nahm die Stadt W. ein. Die Stadt litt 1841, 1842, 1849 und am 21. Juni 1851 durch Feuersbrünste.

Waterford, die südöstlichste Grafschaft der irischen Provinz Munster, wird auf der ganzen Süd- und Südostseite vom atlantischen Ocean bespült, grenzt nordöstlich an die Grafschaft Kilkenny, nördlich an die Grafschaft Tipperary (von beiden durch den Suir getrennt), westlich an die Grafschaft Cork und hat einen Flächenraum von 34,75 QMeilen, wovon über 8 QMeilen auf unkultivirtes Berg- und Moorland kommen. Das Land ist sehr gebirgig, hat aber fast gar keine Waldungen, im östlichen Theile liegen die Commeragberge (höchste Spitze Manorbulloch 2598 Fuß), welche durch einen ebenen Strich von den Knockmealdownbergen (2601 Fuß hoch) an der westlichen Nordgrenze getrennt werden; im südwestlichen Theile liegt der Slieve Grian (946 Fuß hoch). Die Thäler sind tief eingeschnitten und meist sehr fruchtbar. Die bedeutendsten Flüsse sind der Suir, welcher einen Theil der Nord- und die ganze Nordostgrenze bildet und sich in einer meerbusenartigen Mündung (Waterfordhaven) in den atlantischen Ocean ergießt, und der Blackwater, dessen Mündung ebenfalls eine Bai (Youghallhaven) bildet. Die übrigen Baien sind die Dungarvanbai und die Tramorebai. Unter den Küstenflüssen sind der Brikv, Mahon und Tay die bedeutendsten. Vor der Küste liegen viele Klippen und Riffe, die die Schifffahrt sehr erschweren. Das Klima ist im Allgemeinen mild, doch gedeiht das Obst nur selten. Hauptprodukte sind Getreide (auch Weizen), Flachs, Kartoffeln, Eisen und Kupfer (aber wegen Mangel an Holz und Steinkohlen nicht ausgebeutet), Rindvieh und Schweine. Die Bevölkerung ist fortwährend im Abnehmen; sie betrug 1841 172,971 Einwohner, 1851 163,035 Einw., 1861 nur noch 134,336 Einw., wovon 98 Procent katholisch. Die wichtigsten Erwerbsquellen sind Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Leinweberei, Whiskybrennereien und Handel mit Fleisch, Speck, Käse und Butter.

Die gleichnamige Hauptstadt liegt am Ausfluß des Suir in die Waterfordbai, unweit der Vereinigung desselben mit dem Barrow, und ist einer der ersten Seeplätze von Irland, sowie der Vereinigungspunkt der Eisenbahnen von Dublin und Limerick. Außer der schönen Uferstraße sind die meisten Straßen, namentlich im ältern Theile der Stadt, krumm, eng, finster und schlecht gebaut. Die hervorragendsten Gebäude der Stadt sind das alterthümliche, prächtige, von Reginald dem Dänen erbaute Kastell, das älteste Schloß in Irland, die anglikanische und die katholische Kathedrale, das alte Rathhaus, die Gerichtshalle mit dem Grafschaftsgefängniß, der Palast des

Digitized by Google

anglikanischen Bischofs, das Zucht- und Arbeitshaus, das Theater, die Börse, das Douanengebäude und einige Schulen. Die Stadt ist durch eine 822 Fuß lange Holzbrücke über den Suir mit der gegenüberliegenden Grafschaft Kilkenny verbunden. W. ist der Sitz eines anglikanischen und eines katholischen Bischofs, sowie eines Gerichtshofs und hat eine lateinische Schule, viele Wohlthätigkeitsanstalten, Brauereien, Schiffsbauplätze, Fabrikation von Glas, Woll- und Baumwollstoffen, Eisengeräthen, Stärke ꝛc., Whiskybrennerei, Fischerei (besonders auf Häringe und Stockfische), lebhaften Handel mit Getreide, Mehl, Rübsamen, Talg, Butter, Fleischwaaren ꝛc. und zählt 23,220 (einschließlich des Wahlbezirks 29,160) Einwohner. Der geräumige Hafen wird durch ein Fort gedeckt und ist die Station der Packetboote aus Milford in Wales. Unterhalb der Stadt liegen mehre Inseln in dem breiten Strom; am Eingang der Bai steht ein Leuchtthurm. In der Nähe von W. liegt New-Geneva, ein hübsches, 1780 von Genfern angelegtes Dorf, welches jetzt von irischen Tuchfabrikanten bewohnt wird.

Waterloo, Dorf in der belgischen Provinz Brabant, Bezirk Nivelles, 2 Meilen südöstlich von Brüssel, an der Straße nach Charleroi, am südlichen Rande von Soignes, mit Poststation, einer runden Kirche, Fabrikation von Rübenzucker und chemischen Produkten und 3546 Einwohnern. Hier am 16. August 1705 Sieg der Engländer unter Marlborough über die Franzosen. Namentlich berühmt aber ist W. durch die Schlacht am 18. Juni 1815, welche Napoleon I gegen Wellington und Blücher verlor und die dem ersten französischen Kaiserreich ein Ende machte. Nur die Briten benannten die Schlacht vom Dorfe W., da Wellington daselbst sein Hauptquartier hatte; die Franzosen bezeichneten sie nach dem Dorfe Mont Saint Jean, dem Schlüssel der britischen Stellung, die Preußen nach dem Meierhofe Belle-Alliance, wo das französische Centrum stand. Nachdem Wellington am Morgen des 17. Juni die Niederlage der Preußen bei Ligny und deren Rückzug auf Wavre erfahren, brach er um 10 Uhr von Quatrebras auf und nahm eine Stellung zwischen dem Städtchen Braine-la-Leud und dem Meierhofe Papelotte. Seine Hauptmacht (67,900 Mann mit 230 Geschützen) hatte er zu beiden Seiten der Straße von Charleroi nach Brüssel auf einem von Westen nach Osten laufenden Höhenzuge in drei Treffen aufgestellt. Das Centrum befehligte der Prinz von Oranien, den linken Flügel der General Picton, den rechten Lord Hill. Der größere Theil der Division Chasse hielt Braine-la-Leud besetzt und hatte eine Abtheilung in Merbe. Die Stärke dieses Flügels belief sich auf 38 Bataillone und 33 Schwadronen, die Ausdehnung der Fronte betrug eine halbe Meile. Das Schloß Hougomont (1000 Schritte vor dem rechten Flügel), der Pachthof Haye sainte (800 Schritte vor der Mitte) und das Dorf la Haye (1000 Schritte vor dem linken Flügel) waren mit Infanterie besetzt, jedoch nur Hougomont in Vertheidigungszustand gesetzt. Vor der Mitte zog sich eine flache Vertiefung und am obern Rande des Höhenzugs ein stellenweise tief eingeschnittener Fahrweg hin. Im Rücken der Stellung befand sich der Wald von Soignes. Ein besonderes Corps von 19,000 Mann stand bei Hall, wo die von Tournay u. Mons nach Brüssel führenden Straßen sich vereinigen, und war vermuthlich zur Deckung Brüssels bestimmt. Wellington mußte nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Ligny erwarten, von Napoleons Hauptmacht angegriffen zu werden, u. beschränkte sich daher bis zur Ankunft der Preußen auf eine absolute Vertheidigung. Napoleon hatte seines Gegners Stellung sorgfältig rekognoscirt und die Truppen erst gegen 10 Uhr Vormittags aus ihren Nachtlagern aufbrechen lassen. Er stellte sie hierauf, ungefähr ¼ Meile von dem Feind entfernt, dergestalt in Schlachtordnung, daß die Infanterie zwei Treffen, die Kavallerie das dritte bildete. Die ganze hier versammelte Streitmacht belief sich auf 70,000 Mann mit 248 Geschützen. Die Heerstraße trennte die französische Armee in zwei ziemlich gleiche Hälften. Das 6. Corps (Graf Lobau) mit dem Kavalleriecorps Milhaud befand sich als Reserve hinter der linken Hälfte, die Garden rückwärts zu beiden Seiten der Straße. Des starken Regens wegen konnte Napoleon erst um 12 Uhr das Zeichen zum Angriff geben. Die zur Linken postirte Infanteriedivision Jérôme rückte gegen das Schloß Hougomont. Das vorliegende Lustwäldchen blieb nach mehrstündigem Gefecht in der Gewalt der Franzosen. Desto hartnäckiger vertheidigten die Braunschweiger und Nassauer den Vorhof und das Schloß selbst. Vor dem Falle Hougomonts schien jeder Angriff auf das englische Centrum unausführbar, weil die Angriffskolonnen von dort aus mit Geschütz wirksam flankirt werden konnten; allein schon um 1 Uhr entdeckte man die vordersten Abtheilungen der von Bülow herbeigeführten preußischen Truppen bei St. Lambert, nur ½ Meile von Napoleons rechter Flanke, hielt sie aber anfangs für Truppen Grouchy's, der die Preußen im Schach halten sollte, aber nichts von sich hören ließ. Daher setzten sich schon um diese Zeit die Infanteriedivisionen Alix und Donzelot mit den Kürassieren des 1. und 2. Corps unter Marschall Ney gegen Haye sainte in Marsch. Hier wies der Oberstlieutenant Baring mit dem 2. Bataillon der deutschen Legion die Angriffe ab. Aber die Franzosen marschirten entschlossen gegen die englische Mitte, wo sie jedoch durch ein mörderisches Artilleriefeuer zum Umkehren gezwungen wurden. Nach 2 Uhr ließ Ney den Angriff gegen die englische Mitte wiederholen. Dieselbe hielt den Angriff aus, ihr Feuer konnte aber die Kürassiere nicht zum Umkehren bewegen; sie sprengten vielmehr durch die Lücken und brachten auch das zweite englische Treffen in Unordnung. Langsam folgten die französischen Infanteriekolonnen und das 45. und 105. Regiment erstiegen die wellenförmige Anhöhe. Die englischen Quarrés hatten sich inzwischen schnell wieder in die Linie formirt und empfingen die Angriffe mit einem heftigen Feuer; die nächsten Regimenter griffen die siegreichen Franzosen in beiden Flanken an und brachten sie zum Weichen. Einige französische Kavallerieregimenter drangen nochmals in die englische Infanterie, wurden aber von Lord

Digitized by Google

Ponsonby mit seiner Dragonerbrigade bis in die Nähe der französischen Artillerie zurückgeschlagen, wo Ponsonby das Ziel seiner Heldenlaufbahn fand. Wenige Minuten früher war auch General Picton gefallen. Napoleon war indeß auf die Höhe von Belle-Alliance vorgeritten und hatte dem ungeregelten Rückzuge seiner Truppen ein Ziel gesetzt. Ney formirte die Divisionen aufs Neue zum Angriffe und bald war der Pachthof la Haye sainte in der Gewalt der Franzosen. Gleichzeitig bemächtigte sich Reille des ganzen Wäldchens von Hougomont; das Schloß stand in Flammen und mußte von den Vertheidigern verlassen werden. Gegen die in der Gegend von St. Lambert entdeckten Preußen hatte Napoleon den General Domont mit 2 leichten Kavalleriedivisionen gesendet, zugleich aber Grouchy den Befehl zugeschickt, Bülow in den Rücken zu fallen, was aber um diese Zeit schon nicht mehr möglich war. Als gegen 4 Uhr General Domont selbst dem Kaiser meldete, daß die Preußen sich jeden Augenblick verstärkten, befahl Napoleon dem General Lobau, mit den 2 Divisionen diesem neuen Feinde die Spitze zu bieten. Bevor aber Lobau dort ankam, war beinahe das ganze preußische 4. Corps vereinigt, und kaum hatten die Preußen ihre Artillerie vorgezogen, so ließ Prinz Wilhelm von Preußen eine lebhafte Kanonade eröffnen. Jetzt wiederholte Ney seinen Angriff auf das englische Centrum. Napoleon hätte zwar das Gefecht abbrechen können, bevor Bülows Flankenangriff wirksam wurde; aber in seinen Verhältnissen war die höchste Kühnheit zugleich die größte Weisheit, und so eröffnete die ganze Artillerie, bis auf wenige Batterien der alten Garde, ein furchtbares Feuer, das mit gleicher Lebhaftigkeit erwidert wurde. Die 2 Kürassierdivisionen Milhauds und die leichte Kavallerie der Garde eilten der Infanterie voraus, kamen bis an das dritte Treffen und richteten im Rücken der englischen Armee eine große Verwirrung an, vermochten aber kein einziges Quarré zu durchbrechen, so daß Napoleon sich genöthigt sah, den General Kellermann mit den noch übrigen 2 Kürassierdivisionen im Galopp vorgehen zu lassen. Mit Ungestüm warfen sich die Kürassiere auf die feindliche Infanterie. Schon wollte die Division Alten dem gewaltigen Drucke nachgeben, da stürzte sich Lord Somerset mit der englischen Gardekavallerie den Franzosen entgegen und warf sie zurück. Auch auf den andern Punkten der Schlachtlinie mußte die französische Kavallerie dem Feuer der Infanterie weichen. Inzwischen war Lobau mit Bülows Truppen in ein Gefecht verwickelt worden und mußte der feindlichen Uebermacht weichen, und dadurch gerieth General Erlon, welcher den rechten Flügel befehligte und bei Papelotte, Smouhen und la Haye in Dorfgefechte verwickelt war, in Gefahr umgangen zu werden; dazu trafen jetzt ihm gegenüber die vordersten Abtheilungen des 1. preußischen Corps ein. Es war bereits 6 Uhr. Als Napoleon bemerkte, daß Bülow gegen Planchenoit, also in den Rücken der Franzosen, zu marschiren begann, ließ er den General Duhesme mit der jungen Garde dahin abrücken, welche den Preußen im Verein mit Lobau's Truppen so lange die Spitze bot, bis das 2. preußische Corps ankam. In der Zwischenzeit hatte Napoleon seine Angriffsversuche gegen die englische Mitte erneuert, aber mit nicht besserem Erfolg. Die Kavallerie hatte bereits ihre besten Kräfte in unzeitigen Bravourstücken vergeudet, und der immer noch nicht besiegte Widerstand der Vertheidiger des Schlosses Hougomont beschäftigte einen großen Theil des Corps von Reille; Marschall Ney mußte also den Hauptangriff mit fast erschöpften Truppen wiederholen. Napoleon ließ jetzt die alte Garde vorrücken, ungefähr 8000 Mann Infanterie. Noch einmal überschritten die Franzosen die mit Leichen bedeckte Vertiefung, Ney mit seinen 4 zusammengeschmolzenen Divisionen zu beiden Seiten der Straße, die eisernen Bataillone der Garde weiter links. Man hatte diesmal mehre kleine Angriffskolonnen gebildet, um nicht zu sehr durch das feindliche Geschützfeuer zu leiden. Das absichtlich verbreitete Gerücht, Grouchy sei endlich gekommen, entflammte zur Begeisterung und einen Augenblick lächelte den Franzosen der Sieg; sie drangen bis Mont Saint Jean vor. Aber nach der heldenmüthigsten Anstrengung mußten Ney's Infanterie und Garde weichen. Napoleon hatte zu ihrer Unterstützung nur noch das Kavallerieregiment seiner Eskorte; aber auch dieses ward geworfen. Alle Truppengattungen flohen in Verwirrung gegen Belle-Alliance. Bei Hougomont mußten die Franzosen Gehöfte und Gehölz verlassen, bei Planchenoit ward ihr Widerstand immer schwächer. Ziethens Corps war vollständig eingetroffen und rückte über la Haye und Smouhen vor; Bülow drängte die Truppen Lobau's u. Duhesme's immer weiter gegen die große Straße. Es bedurfte nur noch eines kräftigen Stoßes von Seiten der wellingtonschen Armee, und der Sieg war vollständig errungen. Hierzu wurde denn auch nach 8 Uhr der Befehl gegeben. Unter Trommelschlag und Hörnerschall bewegte sich die ganze englische Schlachtlinie vorwärts; die Franzosen flohen und rissen die noch geordneten Abtheilungen mit sich fort. Selbst die Ehre eines geregelten Rückzugs war verloren. Auf der Höhe bei Rosoname stand noch ein französisches Garderegiment zu Fuß. Der Kaiser befahl ihm, sich dem Strome der Verfolger entgegenzuwerfen; es ward aber überwältigt und wich in 2 Quarrés zurück. Als das eine gesprengt war, flüchtete sich Napoleon in das andere und wollte sich damit nochmals in das Getümmel stürzen. Aber Soult und seine Begleiter nöthigten ihn fast mit Gewalt, sich vom Kampfplatz zu entfernen. Mit dem Verschwinden des Kaisers lösten sich auch die letzten Banden der taktischen Ordnung. Blücher und Wellington trafen um 9 Uhr bei Belle-Alliance zusammen. Die Verfolgung betrieben die Preußen unter Gneisenau's Leitung. Die Flucht der Franzosen ging über Charleroi, Philippeville nach Laon, wo sich höchstens 2000 Mann zusammenfanden. Napoleon kam den 21. nach Paris. Grouchy erhielt erst am 19. Nachmittags 4 Uhr von Napoleon den Befehl zur Umkehr und trat den Rückzug über Namur an. Von hier, wo ihn die Preußen am 20. mit einem Verlust von 1600 Mann angriffen, zog er sich auf der Chaussée über Rethel nach Laon zurück. Die Resultate dieser Schlacht waren un-

Digitized by Google

geheuer. Das ganze Geschütz u. die Feldequipage des Kaisers fielen in die Hände der Sieger. Der Verlust der Franzosen wird von ihnen selbst auf 25,000 Mann angegeben, soll aber allein an Todten 35,000 und an Gefangenen 6000 Mann betragen haben; ihre ganze Armee war als vernichtet zu betrachten. Der Verlust der Verbündeten betrug nach officiellen Angaben 1120 Offiziere und 20,877 Mann. Bei den englischen und niederländischen Truppen zählte man 15 Generäle und 142 Stabsoffiziere unter den Todten u. Verwundeten. Napoleon schrieb dem willkürlichen Vordringen der Reservekavallerie u. dem Nichteintreffen Grouchy's die Schuld seines Unglücks zu, allein dieser hatte den von Napoleon am 18. Vormittags gegebenen Befehl erst Abends nach 7 Uhr erhalten. Im Allgemeinen mochte sich der Ungehorsam und die Nachlässigkeit einiger Generäle und die innere Schwäche des in der Eile gebildeten Heeres zur gänzlichen Niederlage vereinigen. Vgl. Gourgaud, Campagne de 1815, mit den Noten eines deutschen Offiziers, Berlin 1819; Berton, Précis historiques, militaires et critiques des batailles des Fleurus et W., Paris 1815; Gerard, Quelques documents sur la bataille de W., daſ. 1829; Derselbe, Dernières observations sur la bataille de W. en réponse à Mr. de Grouchy, daſ. 1830; Gleich, History of the battle of W., London 1847. Von dieser Schlacht führte Wellington den Titel Fürst von W. Nahe bei W., auf dem Schlachtfelde, in der Gemarkung des Weilers Mont Saint Jean, steht das von dem Prinzen von Oranien und der holländischen Armee errichtete Monument, ein 200 Fuß hoher künstlicher Hügel in Form eines Hünengrabes mit einer 60 Fuß hohen Säule, die einen kolossalen Löwen trägt. Bei Planchenoit, 1½ Stunden südlich von W., befindet sich unweit des Meierhofes Belle-Alliance ein von dem König von Preußen errichtetes eisernes Denkmal. Diese beiden Denkmäler wurden 1832 von den Franzosen, bei Gelegenheit ihrer Intervention zu Gunsten Belgiens, sehr beschädigt. Außerdem stehen noch unweit von W. selbst zwei kleinere Denkmäler für den Obersten Gordon und die gefallenen Offiziere der englisch-deutschen Legion.

Waterloo, Antonj, niederländischer Landschaftsmaler, Zeichner und Radirer, geboren 1608 in Utrecht oder Amsterdam, lebte meist in einem Dorfe zwischen Maarsen und Breukelen und † 1662 im Hospital St. Hiob bei Utrecht. W. malte die Natur seines beschränkten Gesichtskreises getreu, wie er sie fand, ohne irgend eine Prätension. Die Figuren und Thiere sind gewöhnlich von der Hand des J. Weenix, da sie ihm weniger gelangen; dagegen malte er die Bäume u. Pflanzen mit großer Leichtigkeit. Das Spiel des Lichts, die Lüfte und Fernungen sind bei ihm fast so schön und fein wie bei irgend einem großen Landschaftsmaler seiner Zeit. Seine Gemälde sind übrigens selten. In größerer Anzahl findet man Zeichnungen, welche mit schwarzer Kreide und in Tusch ausgeführt sind. Häufig sind auch seine trefflichen Radirungen. Man kann indessen die Schönheit dieser Aetzarbeiten nur an alten Abdrücken beurtheilen, wo sie die ursprüngliche Zartheit u. die angenehme Harmonie des Silbertons bewahrt haben; den von den später mit der Schneidnadel retouchirten und aufgeätzten, oder mit dem Stichel überarbeiteten Platten entnommenen fehlen Geist und Harmonie.

Watertown, 1) Stadt im nordamerikanischen Staate Newyork, Hauptort der Grafschaft Jefferson, am Black River, der Rome-Watertown- und der Potsdam-Watertowneisenbahn, hat ein Arsenal, 6 Banken, mehre Akademien, Woll- und Baumwollmanufakturen, Maschinenwerkstätten, Fabrikation von Metall-, Holz- und Lederwaaren und 7500 Einw. — 2) Stadt im nordamerikanischen Staate Wisconsin, Grafschaft Jefferson, am Rock River und an dessen Fällen, sowie an der Fond-du-Lac-Rock-Rivereisenbahn und der Milwaukee-Madisoneisenbahn, hat 2 Akademien, eine Bank, Wollmanufakturen, Wagenbau, Tischlerei, Töpferei, eine Eisenhütte mit Maschinenwerkstätte, Sägemühlen und 4500 Einwohner.

Watford, Stadt in der englischen Grafschaft Hertford, am Colne und an der Eisenbahn von London nach Birmingham, welche hier durch einen sehr langen Tunnel führt, hat eine Freischule, ein literarisches Institut, eine Markthalle, Seidenspinnerei, Papiermühlen, Fabrikation von Ackerbaugeräthschaften, Gerberei, Brauerei und 4385 Einwohner.

Watt, James, Verbesserer der Dampfmaschinen und Erfinder des Kondensators, geboren am 19. Jan. 1736 zu Greenock in Schottland, bildete sich fast nur als Autodidakt und ward bereits 1757 als Universitätsoptikus zu Glasgow angestellt; 1774 erhielt er die Anfertigung von Plänen zu Kanälen und andern Arbeiten übertragen. Schon seit 1763 arbeitete er mit Boulton mit Erfolg an der Verbesserung der Dampfmaschinen und erfand u. A. den Kondensator, 1779 auch eine bequeme Maschine zum Briefkopiren. In den spätern Lebensjahren überließ W. sein Geschäft seinem Sohn, der es mit Boultons Sohn fortführte. W. war Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London und der französischen Akademie. Er † am 25. August 1819 zu Heathfield bei Birmingham, wo ihm 1827 eine Bildsäule errichtet ward; auch zu Handworth erinnert ein Denkmal an ihn. Vergl. Muirhead, The origin and progress of the mechanical inventions of J. W., London 1854, 3 Bde.

Watte, Tafeln locker zusammenhängender Gespinnstfasern. Die baumwollene W., welche am gebräuchlichsten ist, wird als Vließ von den Vorkrempeln abgenommen und, um ihr etwas mehr Festigkeit zu geben, auf beiden Seiten mit dünnem Leimwasser bestrichen und dann getrocknet. Man benutzt sie gewöhnlich zum Füttern, sie hat aber den Nachtheil, besonders in der Wärme und durch Feuchtigkeit klumpig zu werden, so daß ihr die wollene W., welche länger locker bleibt, auch haltbarer ist und wärmer hält, vorgezogen werden muß. Seidene W. aus Seidenabfällen wird seltener benutzt. Das englische Fabrikat Cotton waste filz, zum Verpacken, wird aus Baumwollabfällen bereitet u. auf einer Seite mit Kautschukfirniß überzogen, welcher die ganze Masse fest zusammenhält.

Watteau (Bateau, Wateau), Antoine, berühmter französischer Maler, geboren 1684 zu Valenciennes, arbeitete seit 1702 als Theater-

Digitized by Google

maler zu Paris u. ward dann Schüler des Malers Claude Gillot. W. behauptete als Maler lüsterner Grazie und muthwilliger Spiele lange das Feld und gab zuletzt selbst die Kleidermode an. Lust und Tanz, ländliche Feste und Schauspielerscenen, Serenaden und Possen in hundertfachen Formen wechseln in W.'s kleinen Bildern und geben ebenso viele Sittengemälde seiner frivolen Zeit; alle sind mit Geist, Feinheit und Leichtigkeit, Sinn für Harmonie und Lichtwirkung behandelt. Seine Arbeiten finden sich im Museum des Louvre, in den Gallerien zu Petersburg, Madrid, Wien, Berlin, München, Dresden und in Privatsammlungen. W. † 1721 zu Nogent-sur-Marne. Sein von ihm selbst gemaltes Bildniß hat Tardieu gestochen. Die Anzahl der Blätter nach Zeichnungen und Gemälden von W. ist sehr groß, und sie rühren von den vorzüglichsten Künstlern der französischen Schule her. Gute Nachbildungen der geistreichen Skizzen W.'s enthält das Werk: „Figures de différents caractères, de paysages et d'études dessinées d'après nature par A. W." (Paris, 2 Bde. mit 350 Blättern). In London erschienen seit 1840 10 Bände lithographirter Blätter unter dem Titel „The ornamental designs of W.".

Watten (holl. Wadden oder Schoren), die seichten Stellen an der niederländischen u. deutschen Nordseeküste, welche sich von der niederländischen Provinz Friesland bis nach Schleswig zwischen dem Festlande und den vorliegenden Düneninseln hinziehen und bei der Ebbe ganz oder theilweise vom Meer verlassen sind. Wegen der häufigen Sandbänke in der Nähe des festen Landes kann man diese Küsten nur mit den sogenannten Smacken oder Wattenfahrern beschiffen, die vorn und hinten breit sind und höchstens 6 Fuß tief im Wasser gehen.

Wattenweiler, Stadt im französischen Departement Oberrhein, mit Mineralquellen und 1300 Einw. Hier im März 1634 siegreiches Gefecht der Schweden gegen die Kaiserlichen.

Wattignies, Flecken im französischen Departement Nord, Arrondissement Lille, unweit Maubeuge, mit 2233 Einw. Hier am 15. und 16. Okt. 1793 Sieg der Franzosen unter Jourdan über die Oesterreicher unter Clairfayt, wodurch das eingeschlossene Maubeuge entsetzt wurde.

Wat-Tyler (d. i. Walther, der Ziegeldecker), der Anführer eines furchtbaren Bauernaufstandes, der 1381 England verwüstete. Der durch die unsinnigste Verschwendung des Hofs veranlaßte Steuerdruck, namentlich die 1380 vom Parlament ausgeschriebene neue Kopfsteuer hatte das Volk auf das Aeußerste erbittert, dazu kam, daß man die Steuer an flandrische Wucherer verpachtete, welche die Eintreibung mit äußerster Härte vollzogen. Als sich einer derselben hierbei in W.s Hause in Deptford in Essex gegen dessen Tochter Unsittlichkeiten erlaubte, schlug der Vater den Frechen sofort nieder und erhob die Fahne des Aufruhrs, der sich in wenigen Tagen der ganzen Grafschaft mittheilte. Auch in den Grafschaften Sussex, Hereford, Surrey, Suffolk, Norfolk und Cambridge griff das Volk zu den Waffen. Ehe noch der Hof Nachricht davon erhielt, wälzte sich unter W.s und des Bäckers Jack Straw Anführung ein Heer von mehr als 100,000 Bauern gegen London, das unterwegs die Schlösser zerstörte, die Großen und Beamten mißhandelte und die Kerker erbrach. W., ohne Zweifel ein Mann von großer Energie und natürlicher Begabung, forderte Totalreform des Reichs und Garantien gegen die Tyrannei der königlichen Prinzen und des Adels. Das Bauernheer lagerte sich auf der Heide von Blackheath unweit London und verlangte den König zu sprechen, und als sich dieser von seinen Rathgebern auf halbem Weg zur Umkehr bestimmen ließ, ergoß es sich in die Stadt. Der Palast des besonders verhaßten Herzogs von Lancaster, die Häuser der Großen, die Justiz- und Regierungsgebäude, die Parlamentsakten, die Prozeßschriften, die Grundbücher gingen in Flammen auf. Der Tower ward geöffnet und viele Mißliebige wurden erschlagen. Als aber der entflohene König am 14. Juni in einer Proklamation den Bauern Generalamnestie, die Abschaffung der Leibeigenschaft, das Recht, in den Städten frei zu kaufen und zu verkaufen, und eine bedeutende Herabsetzung des Grundzinses versprach, kehrte ein großer Theil der Insurgenten in die Heimat zurück. Nur W. widersetzte sich an der Spitze seines Haufens dieser ohne ihn getroffenen Vereinbarung, willigte indessen am 15. Juni in eine Unterredung mit dem König zu Smithfield, wurde aber hierbei, angeblich weil er sich hochmüthig benahm, von den Begleitern Richards vom Pferde gestochen. In demselben Augenblick erschien ein bewaffnetes Corps londoner Bürger, bei dessen Anblick sich der Rest der Bauern zerstreute. Die Barone boten hierauf ihre Vasallen auf, und bald hatte der König ein Heer von 40,000 Mann beisammen, womit sämmtliche aufständische Grafschaften überzogen wurden. Außer den Anführern wurden gegen 1500 Bauern martervoll hingerichtet. Noch im Juni widerrief ein Manifest die königlichen Bewilligungen, und das niedere Volk seufzte jetzt unter noch härterem Druck als zuvor.

Watzdorf, Bernhard von, sachsen-weimarischer Staatsminister, geboren den 2. December 1803 auf dem Schlosse Berga im Weimarischen, studirte zu Leipzig die Rechte, ward 1830 Oberhofgerichtsrath zu Leipzig, 1835 Mitglied des Appellationsgerichts in Zwickau, 1840 Oberappellationsgerichtsrath zu Dresden und einige Monate nachher Ministerialrath bei dem k. Gesammtministerium, verließ aber im September 1843 den k. sächsischen Staatsdienst, um als Staatsminister und Chef der Departements des Auswärtigen und der Justiz in den großherzoglich weimarischen zu treten. Im Frühjahr 1849 ward er vom Reichsverweser als Reichskommissar nach Dresden geschickt, um in Sachsen die Ruhe wieder herzustellen. Bei der 1850 erfolgten Neugestaltung des Ministeriums erhielt W. den Vorsitz in demselben und daneben die Verwaltung der Abtheilungen für das Aeußere, das großherzogliche Haus und das Innere. In demselben Jahre wurde er vom Landtage zum Mitglied des Ständehauses im erfurter Parlament gewählt und von diesem mit den Funktionen eines ersten Vicepräsidenten betraut; auch hatte er Theil an den dresdener Konferenzen. W. gebührt ein entscheidender Antheil an den Gesetzgebungs- und

Digitized by Google

Verfassungszuständen Weimars, wie sich solche namentlich seit 1848 gestaltet haben. Näheres hierüber s. Sachsen-Weimar-Eisenach, Geschichte.

Watzmann, Berggipfel der norischen Alpen, im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, südwestlich von Berchtesgaden, westlich am Königssee, 8578 pariser Fuß hoch, trägt fast das ganze Jahr Schnee; er hat 2 Spitzen (großer u. kleiner W.), die durch einen breiten Sattel (Watzmannscharte) verbunden sind.

Wau, Pflanzengattung, s. v. a. Reseda luteola *L.*

Wavellit (prismatischer Wavellinhaloïd), Mineral aus der Ordnung der wasserhaltigen Haloïde, wasserhaltige phosphorsaure Thonerde, dessen kleine rhombische Krystallnadeln meist in halbkugeligen oder nierenförmigen Zusammenhäufungen in Gesteinsklüften auftreten oder dieselben ganz erfüllend Platten mit sternförmig-strahliger Anordnung der Krystalle bilden. Es ist selten reinweiß, meist gefärbt, grau, gelblich bis strohgelb, grünlichgrau bis lichtgrün, selten blau, durchscheinend und glasglänzend. Vor dem Löthrohr schwillt es auf, ohne zu schmelzen, und färbt die Flamme schwach bläulichgrün, stärker mit Schwefelsäure befeuchtet. Mit Kobaltsolution befeuchtet, färbt es sich beim Glühen blau. Säuren und Kali lösen es auf. Rammelsberg nimmt es an als zusammengesetzt aus 38,13 Thonerde, 35,14 Phosphorsäure u. 26,73 Wasser. W. kommt nur auf Klüften insbesondere von Sandstein, Thon- und Kieselschiefer, aber auch von Eisensteinen, Granit, Glimmerschiefer vor. Ausgezeichnete Fundorte sind Langenstriegis und Frankenberg in Sachsen, Czerhowitz in Böhmen, Jordansmühl in Schlesien und Barnstaple in Derbyshire. Er kommt aber auch in Schottland, Irland, zu Steamboat in Pennsylvanien ꝛc. vor.

Wavre, Stadt in der belgischen Provinz Brabant, Bezirk Nivelles, an der Dyle und an der Eisenbahn von Löwen nach Namur, hat ein Gymnasium, Baumwollmanufakturen, Papierfabrikation, Gerberei, Brauerei u. 6083 Einwohner. In Unterwavre ist ein berühmtes Marienbild, zu dem viel gewallfahrtet wird. Bei W. am 18. Juni 1815 siegreiches Gefecht der Preußen unter Thielemann gegen die Franzosen unter Grouchy, wodurch diese verhindert wurden, Napoleon I bei Waterloo zu Hülfe zu kommen.

Wawa, Landschaft des Reichs Borgu im nordwestlichen Innern von Afrika, am rechten Ufer des mittlern Niger; die gleichnamige Hauptstadt ist für den Karawanenhandel der Haussa wichtig und hat 20,000 Einwohner.

Wawre (Wawer), Dorf im russisch polnischen Gouvernement Warschau, rechts an der Weichsel, 2 Stunden nördlich von Warschau, auf der Straße nach Pultusk, historisch merkwürdig durch die Schlacht zwischen den Polen u. Russen am 19. und 20. Februar 1831, in welcher namentlich Chlopicki für den Sieg die größten Anstrengungen machte; am 31. März 1831 wieder Gefecht, günstig für die Polen.

Waxholm, Seestadt und Festung im schwedischen Stockholmslän, in den stockholmer Scheren, auf der Insel Waxö 1652 angelegt, ist unregelmäßig gebaut, hat ein besuchtes Seebad und (1865) 1025 Einwohner. Dicht bei der Stadt auf einer Felseninsel zwischen Waxö und Rindö liegt die Festung W., angelegt von Gustav I. zur Vertheidigung der Hauptstadt, in der folgenden Zeit oftmals bedeutend verstärkt und seit 1833 bestimmt, eine Festung ersten Ranges zu sein; doch sind die Befestigungen, welche sich auf die beiden benachbarten Inseln Waxö und Rindö erstrecken, noch nicht vollendet.

Wealdenformation (Wälderformation), Zwischenbildung zwischen Kreide- u. Juragebirge, wahrscheinlich nach Lyell eine großartige Deltaablagerung, berühmt durch Mantells Entdeckung kolossaler Saurier in ihr, des Iguanodon, Hyläosaurus, Megalosaurus u. A. Sie ist nur in Südostengland und im gegenüberliegenden Beauvais bei Boulogne in Frankreich und im nordwestlichen Deutschland mit Sicherheit bekannt. Ihren Namen verdankt sie der meist von dichten Wäldern bedeckten Landschaft the Weald, die, von den waldlosen Kreidehügeln der North- und Southdowns umzogen, sich durch Surrey, Sussex und Kent bis zur Küste von Hastings fortzieht. Sie besteht aus einer centralen Anschwellung, die durch ein Thal von den genannten Kreidehügeln, welche ihre Schichtenköpfe diesem zukehren, getrennt wird. Viele Verwerfungen, manche Verschiebung, Erosion durch die Wasser verwischen freilich vielfach die einfachen Züge des Bildes dieses sogenannten Erhebungsthals. Unter dem untern Grünsand, dem tiefsten Kreideglied, tritt überall in jenem Thal eine mächtige Ablagerung von blauem Thon, der sogenannte Wälderthon, eine reine Süßwasserbildung mit den Schalen von Muschelkrebsen und Süßwasserkonchylien, auch Resten jener Saurier hervor. Die centrale Axe besteht dagegen aus dem Hastingssand, einem Komplex von Schichten von losen Sanden und kalkigen groben Sandsteinen, von Thonen und Schiefern, deren oberer Abtheilung der Tilgatesand angehört, vorzugsweise durch jene Saurier, mit denen auch noch der Plesiosaurus und der Pterodactylus und zahlreiche Süßwasserschildkröten (Emys, Trionyx) vorkommen, berühmt. Der wiederholte Wechsel reiner Süßwasserschichten, die Muschelkrebsschalen, Süßwasserschnecken und Muscheln, Insekten, Pflanzenreste, Farren, Cycadeen, Nadelhölzer führen, mit solchen Schichten, in denen daneben brakische Formen u. marine, wie Austern, liegen, selbst von Zwischenschichten mit rein marinen Resten, worunter selbst Ammoniten des untern Grünsandes, beweisen wiederholte Niveauveränderungen zwischen Land und Meer zu Zeiten ihrer Ablagerung. Eine 3 Zoll tiefe Abtheilung, die Purbeckschichten, die in der Wealdenlandschaft nur wenig aufgeschlossen hervortritt, aber auf der Insel Wight um so mächtiger und gegliederter ist, und deren tiefstes Glied, das dirt bed, eine alte Humusdecke voll in ihr wurzelnder und umgeworfener Cycadeen- und Koniferenstämme, unmittelbar auf Portlandkalk ruht, rechnet man jetzt mit Lyell zum Jura (s. Jura). F. Hoffmann erkannte zuerst im Kohlengebirge an der untern Weser ein Aequivalent des englischen Wealden. Es besteht auch hier aus einer obern Abtheilung dunkler

Thone und Schieferthone, die nur ausnahmsweise sandig werden, dem an Süßwasserkonchylien reichen Wälderthon und aus einer untern sandigen Abtheilung, aus sandigen Mergelschiefern, Schieferthonen und Sandsteinen mit den bauwürdigen Kohlenflötzen von Süntel, Osterwald und Deister im Bückeburgischen und in der Grafschaft Schaumburg. Wie in den Purbeckschichten folgen auch hier unter dem Aequivalent des Hastingssands Süßwasserschichten, hier durch thonigen Sphärosiderit und darauf sich gründenden Eisenbestand nicht ohne Wichtigkeit, und zu unterst Serpulit, ein durch zahlreiche Wurmröhren charakterisirter bituminöser Kalk. Auch hier schließt man diese tiefsten Schichten besser dem obern Jura an.

Weben, die Kunst, mittelst mechanischer Vorrichtungen Fäden oder fadenähnliche Körper in der Weise regelmäßig zu verschlingen, daß Zeuche, Gewebe oder Stoffe entstehen. An jedem Gewebe unterscheidet man leicht zwei Systeme von Fäden, welche sich unter rechten Winkeln kreuzen. Die der Länge nach laufenden Fäden nennt man Kettenfäden, Kette, Zettel, Aufzug, die der Breite nach sich hinziehenden dagegen Einschuß, Einschlag oder Eintrag. Der Einschuß besteht nur dann aus abgesonderten, zu jeder Seite an dem Rande des Gewebes endigenden Fäden, wenn das Material (Pferdehaare, Stroh, Holzstreifchen) nicht in langen Stücken erhalten werden kann, meist zieht er sich ohne sichtbare Unterbrechung in der Kette hin und her, indem er an den Rändern des Stoffs die äußersten Kettenfäden umschlingt und seinen Weg zurück nimmt. So entsteht die Kante, Leiste oder Egge, das Sahlband, zu dessen größerer Festigkeit man sehr oft die letzten Kettenfäden an beiden Seiten aus stärkerem (oft auch verschieden gefärbtem) Garn bestehen läßt. Kette und Einschuß vereinigen sich mit einander dadurch, daß letzterer nach gewissen Regeln abwechselnd auf und unter den Kettenfäden liegt. Indem man dies aber auf vielfache Weise hervorbringt, entstehen die verschiedenen Gattungen der Gewebe, wie glatte oder schlichte Stoffe, geköperte, gemusterte oder façonnirte u. sammtartige Stoffe.

Zur Zurichtung der Kette wird das Garn der leichteren Handhabung wegen auf 0,08—0,15 Meter lange Spulen gebracht. Diese Arbeit (das Spulen) wird auf dem Spulrad oder der Spulmaschine ausgeführt. Ersteres ist dem Handspinnrad ähnlich, aber kleiner und unterscheidet sich dadurch, daß auf der mittelst Schnurrad und Rolle umgedrehten Spindel eine Spule steckt, auf welche man mit der Hand den Faden leitet, der von einem auf der Garnwinde hängenden Strähne herkommt. Schneller arbeitet die Spulmaschine (Kettenspulmaschine), bei welcher 80—96 Garnwinden in 2 Reihen ebenso vielen Spulen gegenüberstehen. Letztere stecken auf Spindeln und machen z. B. bei mittelfeinem Baumwollgarn 400—600 Umläufe in 1 Minute. Der Faden läuft durch einen gläsernen Fadenleiter, welcher sich regelmäßig von einem Ende der Spule zum andern verschiebt. Um nun die zu einer Zeuchkette nöthige Anzahl von Fäden in der erforderlichen und gleichen Länge abzumessen und zweckmäßig zusammenzulegen (Scheren, Schweifen, Kettenaufschlagen, Zetteln), benutzt man einen senkrecht stehenden, ungefähr 1,8 Meter hohen und 3,5 M. oder mehr im Umfang messenden Haspel (Scherrahmen, Schermühle, Schweifstock) und ein Spulengestell (Scherlatte, Scherbank, Schweifgestell), auf welchem in der Regel 20 Spulen, in 2 Reihen abgetheilt, laufen. Vierzig Kettenfäden nennt man in der Regel einen Gang und mit dem zwanzigspuligen Gestell kann also ein halber Gang auf einmal geschert werden. Der Arbeiter vereinigt die 20 Fäden durch einen Knoten, schlingt sie um 3 horizontale hölzerne Nägel, welche am oberen Ende des Haspels stehen, und läßt sie sich auf letzteren aufwickeln, indem er den Haspel mit der Hand in Bewegung setzt. Die Fäden müssen auf dem Haspel eine Schraubenlinie bilden und schließlich am unteren Ende des Haspels anlangen, nachdem derselbe so viel Umdrehungen gemacht hat, als der erforderlichen Länge der Kettenfäden entspricht. An den oberen Nägeln werden die Fäden so ins Kreuz gelegt, daß sie sich in der Folge nicht verwirren und beim Einziehen auf dem Webstuhl leicht der Reihe nach aus einander gefunden werden können. Auch am untern Ende des Haspels werden die Fäden um Nägel geschlungen, dann zurück in aufwärts gerichteten Schraubenlinien wieder um den Haspel gelegt, um die oberen Nägel geschlungen und so fort. Durch die Kreuzungen zieht man Bindfaden und kann das Garn dann vom Scherrahmen abnehmen. Eine Kette von 36 Gängen oder 1440 Fäden erfordert, daß man im Ganzen 36mal aufwärts und 36mal abwärts schert, was, zu jeder Kette 16 Umgänge gerechnet, 1152 Umgänge beträgt. Die abgenommene Kette wird nun in gleichmäßiger Vertheilung auf eine hölzerne Walze (Kettenbaum) aufgewickelt (aufgebäumt). Dieselbe hat an den Enden je 2 kreuzweise durchgehende Löcher, in welche man ein Paar kurze Stöcke einschiebt, um sie drehen zu können, und auf der Cylinderfläche ist der Länge nach eine Nuth ausgestoßen, in welcher man mittelst einer vierkantigen Leiste die Kette befestigt. Um letztere gleichmäßig auf den Kettenbaum zu vertheilen, läßt man sie, während derselbe sich dreht, durch ein kammartiges Werkzeug laufen, welches so lang ist wie der Kettenbaum. Die aufgebäumte Kette wird dann geschlichtet (s. Schlichte). Bei dem Betrieb der Weberei auf Kraftstühlen (die durch Wasser oder Dampf ihre Bewegung erhalten) wird das Scheren, Schlichten und Aufbäumen der Ketten durch 2 auf einander folgende Maschinen dergestalt verrichtet, daß die erste Maschine (Schermaschine) eine große Anzahl Fäden von den Spulen in gleicher Länge und parallel liegend auf einer Walze sammelt, worauf dann mittelst der zweiten Maschine (Schlichtmaschine) die Fäden von mehren solchen Walzen zu einer vollständigen Kette vereinigt, mit Schlichte versehen und auf den Kettenbaum gebracht werden. Der zum Einschuß bestimmte Faden muß, um in dem zum Einschießen dienenden Werkzeug (der Schütze) bequem angebracht zu werden, auf einer Spule oder Spindel aufgewickelt sein. Arbeitet man mit Kraftstühlen in Wolle oder Baumwolle, so schiebt man die an-

Digitized by Google

den Mulespinnmaschinen und Cylindermaschinen producirten und von den Spindeln abgezogenen Garnwickel (Spindeln, Kötzer) sogleich auf eine in der Weberschütze befindliche Spindel; wo dies aber nicht angeht, muß der Einschußfaden mittelst des Spulrades oder der Schußspulmaschine gespult werden. Letztere ist im Allgemeinen nach denselben Principien gebaut wie die Kettenspulmaschine. Der Einschlag von Baumwolle, Leinen oder Wolle wird oft feucht verwebt, weil er dann weicher, nachgiebiger ist und sich leichter zu einem dichten Gewebe zusammendrängen läßt. Man spult zu diesem Zwecke das Garn naß, oder legt die vollen Spulen in Wasser (wenn die Fäden sehr fein sind, in Seifenwasser).

Bei allen glatten oder schlicht gewebten Stoffen läßt der Eintragfaden in seinem Lauf quer durch die Kette abwechselnd einen Kettenfaden über sich und dann einen Faden unter sich liegen. Hierbei sind aber 2 Unterarten zu unterscheiden. Bei den leinwandartigen Stoffen nämlich liegen alle Kettenfäden in geraden Linien parallel zu einander. Jeder einzelne Kettenfaden liegt hier in Bezug auf den Eintrag so, daß er immer abwechselnd über einem und unter einem Faden desselben hingeht und mithin die Hälfte aller Eintragfäden bedeckt, von der andern Hälfte bedeckt wird (Leinwand, Kattun, Tafft, Tuch); bei den Stoffen mit gekreuzter Kette dagegen hat von 2 benachbarten Kettenfäden der eine alle Eintragfäden unter sich und der andere alle Eintragfäden über sich liegen, aber in jedem Zwischenraum zwischen 2 Eintragfäden kreuzen sich diese Kettenfäden dergestalt mit einander, daß der links liegende auf die rechte und der rechts liegende auf die linke Seite übergeht und zugleich derjenige Faden, welcher sich unter dem Eintrag befindet, bei jeder Kreuzung der obere ist (baumwollene Tülls, seidene Gaze). Auf dem Webstuhl zu leinwandartigen Geweben ist die Kette in einer horizontalen oder wenig geneigten Ebene ausgespannt und wird von dem Weber mit dem quer durchlaufenden Eintrag versehen, indem ihre Fäden theils durch Aufheben, theils durch Niederziehen aus der erwähnten Ebene entfernt werden, so daß ein hinreichender Zwischenraum zum Einschießen entsteht. Die Kette ist, wie schon erwähnt, mit dem einen Ende am Kettenbaum befestigt u. auf diesem gänzlich aufgerollt; das zweite Ende der Kette wird an einer ähnlichen Walze, dem Brustbaum, befestigt. Letzterer liegt vorn im Stuhl beim Sitz des Webers, der Kettenbaum in derselben Ebene oder etwas niedriger, etwa 1,25—2,5 Meter dahinter, und es ist mithin nur Ein entsprechendes Ende der Kette frei. Der Weber beginnt mit seiner Arbeit hinter dem Brustbaum und schreitet nach hinten fort, bald aber ist er genöthigt, das Gewebe auf den Brustbaum aufzurollen, weil seine Arme nicht weiter reichen. Zu diesem Zweck ist der Brustbaum mit Hebel und Sperrrad versehen, am Kettenbaum aber hängt statt des Sperrrades ein Gewicht an einem einarmigen Hebel, damit der Kettenbaum, wenn die Kette gezerrt wird, etwas nachgibt. Durch das Aufrollen sehr langer u. starker Gewebe wird der Brustbaum bald zu dick u. dem Weber hinderlich werden. Man leitet deshalb den Stoff nur über ihn hinweg oder durch eine Spalte hindurch u. befestigt ihn an einem dritten tiefer liegenden Baum (Unterbaum, Zeugbaum, Leinwandbaum), welcher dann statt des Brustbaums mit dem Sperrrad versehen wird. Der Einschuß kommt beim W. leinwandartiger Stoffe offenbar richtig zu liegen, wenn man durch irgend eine Vorrichtung die Kettenfäden, auf welche die ungeraden Ordnungszahlen fallen, hebt, dann einschießt, die gehobenen Fäden senkt, nun die Fäden, auf welche die geraden Ordnungszahlen fallen, hebt, wieder einschießt u. s. f. Der Raum, durch welchen man den Einschuß hindurchzubringen hat, wird aber größer, wenn man während des Hebens der einen Partie Fäden die andere Partie auf irgend eine Weise aus der horizontalen Ebene herabzieht. Diese Bewegung der Fäden wird nun durch das Geschirr oder Werk (Kamm, Remise) ausgeführt. Jeder Kettenfaden läuft nämlich durch ein metallenes oder gläsernes Oehr (Auge, Maillon), von welchem nach oben und nach unten stark gefirnißte Zwirnfäden (Litze) ausgehen, die an horizontalen Latten befestigt sind, und zwar so, daß eine Latte die Fäden mit den geraden, die andere die Fäden mit den ungeraden Ordnungszahlen bewegen kann. Das Geschirr besteht also aus 4 Latten, 2 oberen und 2 unteren, von denen immer eine obere und eine untere zu einem Schaft (Kamm, Flügel) vereinigt sind. Die Schäfte sind freischwebend im Stuhl so aufgehangen, daß sie mit einander im Gleichgewicht sind und das Herunterziehen des einen Schafts von selbst die Hebung des andern zur Folge hat. Das Geschirr befindet sich im Stuhl parallel zu den Bäumen in der Nähe des Brustbaums und wird durch Tritte in Bewegung gesetzt. Befinden sich sämmtliche Kettenfäden in einer Ebene, so hängen die Schäfte gleich hoch. Wird der hintere Schaft durch seinen Tritt niedergezogen, so hebt sich eben dadurch der vordere und die eine Hälfte der Kettenfäden geht mit ersterem hinab, die andere Hälfte mit letzterem hinauf. Die dadurch entstehende, nach dem Brustbaum und nach dem Kettenbaum hin spitz verlaufende Oeffnung der Kette wird das Fach oder der Sprung genannt. Der niedergegangene Theil der Kette heißt das Unterfach, der gehobene das Oberfach und natürlich wird beim Niedergehen des vordern Schafts das bisherige Unterfach zum Oberfach u. umgekehrt. Durch das Fach geht nun die schifförmige Schütze (Weberschiff), welche eine mit dem Eintragfaden angefüllte Spule enthält. Die Handschütze wird vom Weber frei durch das Fach geworfen, so daß die linke Hand sie auffängt, wenn die rechte Hand sie wirft und umgekehrt, die Schnellschütze dagegen wird auf einer festen Unterlage laufend fortgestoßen, auf ihrem Wege aber entläßt jede Spule eine der Breite des Gewebes entsprechende Länge des Eintrags. Dieser Faden muß nun dem unmittelbar vorhergehenden Eintragfaden möglichst nahe gebracht werden, u. hierzu dient die Lade mit dem Blatt. Die Lade ist ein hölzerner Rahmen von etwas größerer Breite als die Kette, schwebt frei in beinahe senkrechter Stellung zwischen den Schäften und dem Brustbaum und kann leicht in vor- und rückwärtsgehende pendelartige Schwingung versetzt werden. Mit derselben ist das Blatt oder

Riet verbunden, ein Rahmen mit sehr vielen glatten metallenen Stiften (Zähne), zwischen welchen die Kettenfäden einzeln oder je 2—8 hindurchgehen. Diese Vorrichtung breitet die Kettenfäden nicht nur gleichmäßig aus, sondern schiebt auch den soeben eingeschossenen Einschlagfaden mehr oder weniger stark gegen den vorhergehenden hin, wenn der Weber sie in Schwingung versetzt. In den Fällen, wo man eine Schnellschütze anwendet, erhält die letztere ihre Bewegung durch die Lade (Schnelllade). Hat der Weber einen Faden eingeschossen, so macht er einen Tritt und schlägt den Faden mit der Lade an, schießt von der andern Seite ein, tritt wieder, schlägt mit der Lade an ꝛc. Dies Verfahren heißt Schlagen bei geschlossener Kette; man schlägt aber auch unmittelbar nach dem Einschießen, also ohne vorher noch zu treten (Schlagen bei offener Kette) und arbeitet nach beiden Methoden, wenn das Gewebe recht fest werden soll. Nun leuchtet ein, daß die Lade um so kleinere Schwingungen macht und mithin um so schwächer wirkt, wenn der Weber eine Zeitlang gearbeitet hat und sich mit dem fertigen Zeuche dem Kettenbaum nähert. Wickelt er dann den Stoff auf den Brustbaum auf, so schwingt die Lade plötzlich kräftiger und das Gewebe wird dichter. Auf diese Weise entstehen die Ungleichmäßigkeiten, welche man Treppen nennt. Ein guter Weber webt keine Treppen, zur sicheren Vermeidung derselben dient aber der Regulator, eine Vorrichtung, welche in Folge des Tretens den Brustbaum, der in diesem Fall in Zapfen liegt, fortwährend zu drehen sucht. Der Brustbaum ist sehr rauh und schiebt das Gewebe beständig dem Zeuchbaum zu, welcher vermöge eines durch eine Schnur an ihm ziehenden Gewichts das beständige Bestreben hat, den Stoff aufzuwickeln, dies aber nur in dem Maß zu thun vermag, als ihm der Stoff durch den Brustbaum zugeführt wird. Dieses Zuführen erfolgt bei jedem Tritt und mithin behält die Lade für ihre Bewegung stets denselben Spielraum. Wird Eintrag von mehren Farben oder Fadensorten erfordert, so braucht man für jede Art von Einschlagfaden eine besondere Schütze, und es wird oft mit 3, 4, 5 Schützen gewebt, von denen immer nur eine im Gang ist, während man die übrigen, ohne den Faden abzureißen, so lange bei Seite legt, bis sie an die Reihe kommen. Der Stuhl zu den gazeartigen Geweben weicht wesentlich von dem Leinwandstuhl ab und enthält als besonders charakteristischen Theil den Gazeschaft, welcher die Kreuzung der Kettenfäden (s. oben) bewirkt. Bei den geköperten Stoffen liegt nicht immer nur ein Faden der Kette oben und einer unten, sondern oftmals 2 oder mehre Fäden, auch wechseln stets mehr als 2 verschiedene Lagen des Eintrags mit einander ab. Beides findet aber hier nach einem so einfachen Gesetze Statt, daß die ganze Fläche des Gewebes gleichartig, ungemustert sich darstellt. Zur Hervorbringung des Köpers sind immer mehr als 2 Schäfte und mehr als 2 Tritte erforderlich, und zwar machen die Schäfte in den meisten Fällen in ungleicher Anzahl Fach, so daß beim Treten mehr oder weniger Schäfte hinabgehen als hinauf. Schwieriger ist das W. gemusterter Stoffe, d. h. solcher, welche eine Zeichnung (Dessin) in Folge eigenthümlicher Verschlingungen von Eintrag- und Kettenfäden mit oder ohne Farbenverschiedenheit darbieten. Die Figur des Dessin hebt sich von einem Leinwand-, Gaze-, geköperten oder atlasartigen Grunde ab und bietet selbst innerhalb seines Umfangs entweder eine geköperte oder eine atlasartig gewebte Fläche dar, oder besteht überhaupt aus größtentheils frei (flott) liegenden (Ketten- oder Eintrag-) Fäden, welche nur an verschiedentlich vertheilten einzelnen Punkten durch rechtwinklig darüber laufende (Eintrag- oder Ketten-) Fäden befestigt sind. Das Flottliegen begründet ganz besonders das Sichtbarwerden der Zeichnung und deren Glanz. Ein starkes Flottliegen heißt Lizeré, und die Fäden, durch welche die Lizeréfäden niedergehalten werden, nennt man Bundfäden, die Stellen, an welchen es geschieht, Bindungen. Schließt man die sammtartigen Gewebe aus, so werden Muster erzeugt: 1) durch bestimmte regelmäßige, aber auf verschiedenen Theilen der Fläche verschiedene Verschlingung der nämlichen Kette und des nämlichen Eintrags, welche zugleich das Grundgewebe bilden, so daß man das Muster nicht wegnehmen könnte, ohne den Zusammenhang des Zeuches aufzuheben (Drell, leinener, wollener und seidener Damast, Bänder, Westen- und Kleiderstoffe); 2) durch Einweben besonderer, nur zum Muster gehöriger, vom Grundgewebe ganz unabhängiger und oft in mehren verschiedenen Farben angewendeter Einschlagfäden: broschirte Stoffe (Bänder, Kleiderstoffe, Shawls) und auf dem Webstuhl gestickte Stoffe (zu Damenkleidern, Vorhängen); 3) durch besondere, nur für das Muster bestimmte, in das für sich bestehende Grundgewebe eingeschaltete Kettenfäden: aufgelegte oder aufgeschweifte Muster (Bänder, Kleiderstoffe); 4) durch Hervorbringung gitterartiger Oeffnungen mittelst der dem Gazestuhl eigenthümlichen Vorrichtung, entweder in Gazegrund selbst oder in Leinwandgrund: durchbrochene Stoffe (Damenkleider, Vorhänge); 5) durch regelmäßiges theilweises Zusammenweben zweier auf einander liegender, meist glatter Zeuche, wobei die Art des Zusammenwebens das Muster erzeugt: Doppelgewebe (Piqué, Teppiche). Behufs der Ausführung eines Musters auf dem Webstuhl wird zunächst eine auf Papier gemachte Zeichnung desselben verfertigt. Die Zeichnung, die Patrone, aus welcher dann der Weber die specielle Anordnung des Stuhls ableitet, muß über den Lauf oder die Lage eines jeden Ketten- und Eintragfadens Aufschluß geben und mithin eine genaue vergrößerte Abbildung des gewebten Stoffs darstellen. Hierzu dient das Patronenpapier, welches mit engstehenden Parallellinien in zwei sich rechtwinklig kreuzenden Richtungen bedeckt ist. Bei den gemusterten Stoffen, bei welchen das Muster durch Kette und Eintrag des Zeuches selbst gebildet wird, erscheint der Einschlag meist in so mannichfaltigen Verflechtungen mit der Kette, daß, um in entsprechender Weise die für alle Einschlagfäden nöthige verschiedene Fachbildung zu bewirken, die Anzahl der Tritte erheblich gesteigert werden muß. Man erreicht hier aber bald eine Grenze, da für eine zu große Zahl von Tritten der Raum im Stuhl mangeln

Digitized by Google

würde. Man ersetzt deshalb die Tritte in solchen Fällen durch eine andere Vorrichtung, um die Erzeugung des zur Figurenbildung nöthigen Fachs in der gehörigen Abwechselung entweder durch Ziehen von Menschenhand oder mittelst eines Mechanismus zu bewirken. Dieser Apparat wird im Allgemeinen der Zug genannt. Man unterscheidet hiernach Fußarbeit (getretene Arbeit) und Zugarbeit (gezogene Arbeit). Bei der ersteren sind die Muster immer klein, d. h. sie erstrecken sich über eine nicht bedeutende Anzahl von Ketten- und Eintragfäden und wiederholen sich nicht nur in der Länge des Stücks, sondern auch in dessen Breite mehr oder weniger oft. Bei der Zugarbeit dagegen kann in der Ausdehnung der Muster und in der Freiheit ihrer Zeichnung die äußerste Grenze erreicht werden. Die Haupttheile des zur Fußarbeit erforderlichen Webstuhls sind die nämlichen, welche sich am Webstuhl für leinwandartige Stoffe finden. Die einzigen Verschiedenheiten bestehen in der Anzahl der Schäfte, in der Art, die Kettenfäden durch die Augen der Schäfte zu ziehen, in der größeren Anzahl der Tritte, in der abweichenden Verbindungsart der Schäfte mit den Tritten und in der Ordnung, welche beim Treten der letzteren beobachtet wird. Um bei der Zugarbeit die Uebelstände, welche eine zu große Anzahl der Schäfte hervorbringt, zu umgehen, wendet man unter Beseitigung der Schäfte eine gänzlich veränderte Anordnung der Litzen an, welche man Harnisch nennt. Die Litzen (im Allgemeinen so viele, als Fäden in der Kette sich befinden) sind nämlich in mehren (8—20) parallelen, quer über die Kette laufenden Reihen angebracht und weder oben noch unten durch Stäbe verbunden. Am untern Ende einer jeden Litze hängt vielmehr ein 0,2—0,3 Meter langes Stück Eisendraht, welches als Gewicht dient, um die Litze anzuspannen und sie nach geschehener Hebung wieder herunterzuziehen. Jede Litze ist am obern Ende an einen Bindfaden geknüpft, und alle diese Bindfäden (Heber) gehen einzeln senkrecht durch ein wagrecht liegendes Bret (Harnischbret), oberhalb dessen sie mit etwas stärkeren Schnuren (Korden) in der Art verbunden werden, daß alle Heber, deren Kettentheile (einzelne Fäden oder mehre Fäden, die zusammen durch ein Maillon gezogen sind) in dem Muster gleiche Lage haben, deren Litzen also nie anders als gemeinschaftlich gehoben werden dürfen, vereinigt an eine Korde kommen. Die letzteren haben mithin bei der Zugarbeit dieselbe Bedeutung wie die Schäfte bei der Fußarbeit. Wie bei dieser jeder Tritt mehre Schäfte aufhebt, um das zu einem bestimmten Einschußfaden erforderliche Fach der Kette zu erzeugen, so müssen beim Zuge für jeden Einschuß verschiedene Korden gezogen werden, um alle die Fäden der Kette zu heben, welche jetzt eben das Oberfach bilden sollen. Die Fäden des Unterfachs bleiben aber in ihrer Lage, werden also nicht wie bei der Fußarbeit niedergezogen. Das Mittel, die Bewegung der Korden hervorzubringen, ist nicht in allen Fällen dasselbe und hierdurch entstehen mehrerlei Arten des Stuhls zu gezogener Arbeit. Das Aufziehen der Korden geschieht nämlich 1) durch Ziehen mit der Hand an Schnüren (eigentlicher Zugstuhl, von welchem Kegelstuhl und Zampelstuhl unterschieden wird), 2) durch eine mechanische Vorrichtung (Hebemaschine, Mustermaschine, Dessinmaschine), die mittelst eines einzigen Tritts in Bewegung gesetzt wird: Trommelstuhl, Leinwandmaschine, Jacquardmaschine, 3) durch mehre Tritte, mittelst sogenannter Hochkämme und Wellen (Wellenstuhl). Unter allen diesen Arten steht hinsichtlich der Häufigkeit des Gebrauchs die Jacquardmaschine weit voran, während die übrigen nur noch vereinzelt vorkommen. Bei den Hebemaschinen gehen die Korden von den Hebern aus nur einen geringen Weg senkrecht in die Höhe und jede derselben ist mit ihrem obern Ende an einen aus Holz oder Draht gemachten dünnen Streifen (Platine) angeknüpft. Die Platinen sind reihenweise angeordnet und stehen der Hebemaschine gegenüber, welche so konstruirt ist, daß bei jedem erneuerten Niederziehen dieses Trittes (Maschinentritt) Platinen in die Höhe gezogen werden, während die augenblicklich nicht zu hebenden Platinen von selbst eine Stellung einnehmen, durch welche sie dem Hebeapparat ausweichen. Die Platinen, deren 100—1500 vorhanden sind und welche beim Jacquardstuhl in mehren Reihen stehen, sind oben zu kleinen Häkchen umgebogen, und unter die Häkchen einer ganzen Reihe greift ein Messer, welches, wenn es in die Höhe gezogen wird, die Platinen mitnimmt, sofern diese nur in ihrer natürlichen Stellung sich befinden. Die Messer aller Platinenreihen sind in einem Rahmen befestigt, der im Gestell auf und nieder beweglich ist. Beim Hinaufgehen dieses Rahmens, welches durch den Maschinentritt bewirkt wird, werden also alle Platinen und somit alle Kettenfäden gehoben werden, wenn nicht ein beliebiger Theil der Platinen der Einwirkung der Messer entzogen werden könnte. Zu diesem Zwecke geht jede Platine durch das Oehr einer horizontalen geraden Nadel, und alle diese Nadeln (Stößel) sind so lang, daß sie mit beiden Enden ziemlich weit aus den äußersten Platinenreihen hervorragen. Die vordern, gerade abgeschnittenen Enden der Nadeln befinden sich ursprünglich in einer gemeinschaftlichen Vertikalebene in so vielen horizontalen Reihen unter einander, als Platinenreihen vorhanden sind, und gehen zur Unterstützung durch Löcher des Nadelbrets; ihnen gegenüber ist ein vierseitiges, um seine horizontale Axe drehbares Prisma angebracht, welches mit jeder seiner Seiten alle Nadelenden zu bedecken vermag. Nun sind viele Streifen von fester, aber dünner Pappe (Karten, Musterpappen), jeder von der Gestalt und Größe einer Seitenfläche des Prisma's, durch Fäden zu einer Art Kette ohne Ende vereinigt. Diese Kette ist über das Prisma gelegt und hängt von demselben in einen Kasten herab, in welchem sie sich regelmäßig anhäuft. Eine Karte bedeckt stets die obere Fläche des Prisma's, eine andere die den Nadelenden zugewendete Seitenfläche. Dreht sich das Prisma um $^1/_4$ des Kreises, so kommt eine andere seiner Flächen und eine andere darauf liegende Karte den Nadeln gegenüber zu stehen. In jeder der vier Seiten des Prisma's befinden sich nun so viele runde Löcher, als Platinen und folglich auch Nadeln in der Maschine enthalten sind. In den

Digitized by Google

Karten sind nach gleicher Eintheilung nur an den Punkten Löcher, wo bei der Berührung des Prisma's mit den Nadeln eine der letzteren nicht getroffen werden soll. Das Prisma schlägt nämlich mit Kraft gegen das Nadelbret, trifft hierbei die vordern Enden der Nadeln und schiebt diese alle in der Richtung ihrer Länge zurück, sofern eine undurchlochte Stelle der Pappe auf sie fällt, wogegen die Löcher der auf der Prismafläche liegenden Karte den betreffenden Nadeln, ohne sie vom Platze zu bewegen, ungehinderten Eintritt in die Löcher des Prisma's selbst gestatten. Durch die Schiebung der Nadeln werden die entsprechenden Platinen etwas schief gestellt, so daß sie aus dem Bereich der Messer kommen und nicht gehoben werden, wenn letztere in die Höhe gehen. Jede veränderte Anordnung der Löcher in der Karte bewirkt eine verschiedene Hebung der Fäden aus der Kette, und da man die Karten leicht vermehren kann (bis zu 1000 und darüber), so kann jede wünschenswerthe Vergrößerung der Muster nach der Länge des Zeuchs erreicht werden. Man kann aber auch leicht alle Pappen oder eine bestimmte Abtheilung derselben in entgegengesetzter Ordnung wiederkehren lassen, wenn man im rechten Augenblick das Prisma umgekehrt umlaufen zu lassen beginnt. Mittelst der Repetirmaschine kann man das Prisma sehr schnell um eine bestimmte Zahl von Karten zurückdrehen und diese dann in gerader Reihenfolge wiederholt zur Wirkung kommen lassen. Weitere Vortheile der Jacquardmaschine bestehen darin, daß man durch Einlegen einer andern Kartenkette augenblicklich die Muster verändern, die Karten eines Musters in stets gebrauchfertigem Zustand aufbewahren und den Stuhl, auch wenn ein neues Muster gewebt werden soll, ungestört arbeiten lassen kann. Hier ist noch des elektrischen Webstuhls zu gedenken, welcher nach Bonelli aus einer Jacquardmaschine besteht, bei der elektromagnetische Ströme zu Hülfe genommen werden, um die Musterkarten zu ersparen. An Arbeit des W.s wird dabei nicht gespart, wohl aber wird die Maschine vertheuert und von der pünktlichen Besorgung einer galvanischen Batterie abhängig gemacht.

Kann man den Webstuhl von Einem Punkte aus in Gang setzen und die Bewegung durch Mechanismen den verschiedenen Vorrichtungen des Stuhls so mittheilen, daß ohne besondere Einwirkung auf jede einzelne die richtige Aufeinanderfolge und das Zusammenwirken ihrer Bewegungen Statt findet, so erhält man den mechanischen Webstuhl, Maschinenstuhl, Kraftstuhl (power loom) oder die Webmaschine, woran übrigens alle wesentlichen Bestandtheile des Handstuhls vorkommen. Die mechanischen Webstühle werden durch Dampf, viel seltener durch Wasser oder Menschenkraft in Bewegung gesetzt. Das schwere eiserne Gestell besteht aus zwei durchbrochenen Seitenwänden, die unten durch Querriegel und oben durch ein gedrückt bogenförmiges Querstück mit einander verbunden sind. Die Kette, welche gewöhnlich mindestens 180 Meter lang ist, ist auf den Kettenbaum aufgewellt, wird durch schwere Gewichte gespannt und durch einen Regulator mit gleichmäßiger Geschwindigkeit dem Baum entnommen und gegen die Schäfte vorgeführt. Vom Kettenbaum geht die Kette gerade aufwärts über einen runden Streichbaum und dann fast horizontal nach dem nur ein wenig niedriger liegenden Brustbaum. Ueber letzteren läuft der Zeuch schräg abwärts, um auf den Zeuchbaum zu gelangen, der ihn langsam aufrollt. Der Zeuchbaum liegt vorn im Gestell und dem Kettenbaum gerade gegenüber. Die Schäfte haben dieselbe Einrichtung wie bei Handstühlen und den gewöhnlichen Platz, jeder ist unten mit einem eisernen Tritt verbunden, der seinen Drehungspunkt hinten im untersten Theil des Stuhls hat. Die Lade ist stehend angebracht und hat ihre Drehungspunkte unten, ihre Arme sind über der Kette durch ein Querholz mit einander verbunden, unter der Kette aber liegt der Klotz mit der Schützenbahn für die Schnellschützen und zwischen dem Klotz und dem Querholz ist das Rietbret eingesetzt. Zum Breithalten des Gewebes dient der Tempel, der auf verschiedene Weise konstruirt ist. Der Zangentempel z. B. besteht aus zwei zangenartigen Vorrichtungen, welche die Sahlleisten einklemmen, sich aber zum Fortrücken des Stoffs von selbst öffnen. Oben im Gestell, jedoch unter der Kette, etwa in der Mitte zwischen den Schäften und dem Streichbaum der Kette, mit beiden parallel, liegt eine eiserne Welle (obere Welle), an welcher außerhalb der einen Seitenwand ein Schwungrad und die Triebrolle sich befindet. Letztere nimmt den Treibriemen auf, welcher die Kraft von der Dampfmaschine überträgt. Innerhalb der Seitenwände ist die obere Welle nahe an ihren beiden Enden mit 2 Krummzapfen versehen, welche mittelst gerader Lenkstangen die Lade vor- und rückwärts bewegen, die Lade ihrerseits bringt die langsame Umdrehung des Zeuchbaums hervor. Das der Triebrolle entgegengesetzte Ende der obern Welle trägt ein Zahnrad, welches in ein gerade darunter befindliches zweimal so großes Rad eingreift. Die Welle dieses letzteren (die untere Welle) macht also genau eine Umdrehung während zwei voller Umdrehungen der obern Welle, d. h. in einer Zeit, binnen welcher die Lade zweimal schlägt. Auf der untern Welle sitzen excentrische Scheiben, welche so angeordnet sind, daß sie die zwei Tritte mit ihren Schäften abwechselnd niederziehen. Das Heben des einen Schafts, wenn der andere sich senkt, ist eine Folge der Aufhängung der Schäfte. Beim W. geköperter Zeuche mit 4 Schäften sind 4 Excentrics vorhanden und die untere Welle dreht sich einmal, während die obere sich viermal dreht. Die untere Welle trägt endlich noch an zwei Armen Fraktionsrollen, durch welche die Schütze in Thätigkeit gesetzt wird. Bricht der Schußfaden ab oder vollendet die Schütze nicht ihren vollen Gang, sondern bleibt sie in der Kette stecken, so wird sofort durch einen eigenen Mechanismus, den dann die Lade in Bewegung setzt, der Betriebsriemen von der Festrolle geschoben und der Stuhl bleibt augenblicklich stehen. Andere Einrichtungen stellen den Stuhl sofort ab, wenn ein Faden in der Kette bricht. Was die Produktionsfähigkeit der mechanischen Stühle anbetrifft, so wird z. B. zu Baumwollzeuchen von 0,9 Meter Breite die Schütze 120- bis 150mal in einer Minute bewegt, wobei wenigstens $\frac{1}{4}$ der Zeit durch das Anknüpfen der

gerissenen Fäden, Erneuerung der Spule in der Schütze ꝛc. verloren geht, so daß nur durchschnittlich 90 Fäden wirklich eingeschossen werden; enthält nun 1 Meter 2800 Fäden, so wird der Stuhl in 12 wirklichen Arbeitsstunden 23 Meter fertigen, während ein tüchtiger Handweber nur 7—8 Meter desselben Zeuchs in 12 Stunden verfertigen kann. Bei 0,87 Meter breiten Kattunen aus Garn Nummer 16—30 hat man es auf 200 Einschüsse pro Minute gebracht, beim W. von Leinwand aber muß der Stuhl langsamer gehen, weil das leinene Garn leichter reißt als baumwollenes. Man kann für diesen Fall 90—95 Einschüsse rechnen, wenn die Kette 0,8—0,87 Meter, und nur 75, wenn sie 1,16 Meter breit ist.

Die Weberei ist eine der ältesten Erfindungen, die Aegypter schrieben sie der Isis, die Griechen der Athene zu. In Griechenland und Rom und ebenso bei den Germanen webten die Frauen und die Sklavinnen. Während aber in Griechenland stehend gewebt wurde, webten in Aegypten Männer und Frauen sitzend. Im Mittelalter wurde die Weberei auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht u. zu zünftigen Gewerben ausgebildet. Als aber die gemischten Gewebe Mode wurden, ließen sich die Gewerbsgebiete der Innungen nicht mehr trennen und zugleich griff der fabrikmäßige Betrieb mehr und mehr um sich. Ein großer Theil der Handweber arbeitete bald nicht mehr auf eigne Rechnung, sondern empfing Garn und Muster von einem Unternehmer, an welchen er die fertige Waare gegen Stücklohn ablieferte. Die wesentlichste Umgestaltung aber erfuhr die Weberei durch die Einführung der mechanischen Webstühle. Der Gedanke, Webstühle durch mechanische Kombination ihrer Bestandtheile dergestalt zu betreiben, daß die bewegende Kraft an Einem Punkte wirkt, ist schon vor langer Zeit ausgeführt worden. Die Bandmühlen, auf welchen 20 und mehr Bänder gleichzeitig gewebt werden, sind die ältesten Maschinen der Art und waren schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts bekannt. Der älteste Entwurf eines mechanischen Webstuhls, worüber Nachrichten aufbewahrt sind, wurde 1678 von de Genne der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London vorgelegt, gedieh aber nicht zur Ausführung. Im Jahre 1747 erfand Vaucanson seine Webmaschine, welche nicht minder erfolglos blieb, und fast 40 Jahre später (1784) machte Cartwright den Versuch, einen Kraftstuhl zu bauen, ohne daß er die geringste Kenntniß von der üblichen Weberei hatte. Durch erneuerte Bemühungen brachte er 1787 eine Maschine zu Stande, für welche er vom Parlament belohnt wurde. Horrocks in Stockport nahm 1803 und 1805 Patente für den von ihm konstruirten Kraftstuhl, kam jedoch erst 1813 dahin, denselben so weit zu verbessern, daß er anfing, eine Rolle in der Baumwollmanufaktur zu spielen. Von 1822 an ergriff Roberts in Manchester die Angelegenheit mit neuer Kraft und förderte sie endlich zum erwünschten Ziel. Anfangs dienten die Kraftstühle nur zum W. glatter Stoffe, bald aber wurden sie so weit vervollkommnet, daß sie auch für Musterweberei benutzt und mit der 1803 (oder 1812) von Jacquard erfundenen Maschine verbunden werden konnten. Vergl. White, Praktisches Lehrbuch der Hand- und Maschinenweberei, deutsch von Wieck, Leipz. 1847; Weise, Theoretisch-praktisches Handbuch für Weber, Burgstädt 1862; Voigt, Die Weberei als Handwerk, Kunst und Fabrikgewerbe, Weimar 1863; Feldberg und Gros, Der praktische und vortheilhafte Manufakturbetrieb in Baumwolle, Leinen, Wolle und Seide, M.-Gladbach 1864; Beyssel und Feldges, Lehrbuch der Weberei, Berlin 1863; Karmarsch, Handbuch der mechanischen Technologie, 4. Aufl., 2. Bd., Hannover 1867.

Weber, 1) Veit, Schriftsteller, s. Wächter 1).

2) Bernhard Anselm, Komponist, geboren am 18. April 1766 zu Mannheim, erhielt den Unterricht des berühmten Abts Vogler in der Komposition und im Klavierspiel und begleitete denselben nach Stockholm, dirigirte 1787—90 das großmannsche Theaterorchester zu Hannover, bereiste hierauf Holland, Deutschland, Dänemark und Schweden und beschäftigte sich in Stockholm unter Voglers unmittelbarer Leitung mit dem Studium der deklamatorischen Musik und des Kontrapunktes, das er seit 1793 zu Wien fortsetzte. Im Jahre 1803 begleitete er August von Kotzebue auf ein Jahr nach Paris. Nach seiner Rückkehr zum Kapellmeister ernannt, † er zu Berlin den 23. März 1821. In seinen Kompositionen, von denen die meisten aus einzelnen Musikstücken zu Schauspielen, z. B. zu „Tell", „Braut von Messina", „Jungfrau von Orléans", und aus andern Gelegenheitsstücken, z. B. zu Goethe's „Epimenides", bestehen, läßt sich Gluck als Vorbild nicht verkennen, dabei aber zugleich Kenntniß großer Orchestereffekte, Klarheit, kräftiger Ausdruck und Häufung gefälliger Melodie bei weniger Originalität und Mannichfaltigkeit der Gedanken. Sein Duodram „Sulmalle" (1802) und die Opern „Deodata" (1810) und „Hermann und Thusnelda" (1819) wurden weniger bekannt als seine melodiösen und charaktervollen Gesänge mit Begleitung des Pianoforte und seine melodramatische Komposition des schillerschen „Gangs nach dem Eisenhammer".

3) Karl Julius, namhafter Schriftsteller, geboren am 16. April 1767 zu Langenburg, studirte zu Erlangen und Göttingen die Rechte, nahm aber dann eine Hofmeisterstelle in der französischen Schweiz an, wo er sich mit der französischen Literatur und Philosophie vertraut machte. Im Jahre 1792 wurde er Privatsekretär bei dem Grafen von Erbach-Schönberg, 1799 Rath der Regierungskanzlei zu König im Odenwalde, und 1802 trat er als Hof- und Regierungsrath in isenburgische Dienste, um den Erbgrafen auf seinen Reisen zu begleiten. In Berlin aber entfloh dieser seinem Führer, worauf W. seinen Abschied nahm und zu Jaxthausen privatisirte. Von 1820—24 vertrat er das Oberamt Künzelsau in der würtembergischen Ständeversammlung. Er † zu Kupferzell am 20. Juli 1832. Als Schriftsteller trat er zuerst auf mit seiner „Möncherei" (Stuttgart 1818—20, 3 Bde.), einer Geschichte des Mönchthums, die, obwohl als Geschichtswerk mit wesentlichen Mängeln behaftet, doch das Gepräge eines eigenthümlichen Geistes trägt. Dasselbe gilt von seiner Arbeit „Das Ritterwesen" (Stutt-

Digitized by Google

gart 1822, 2 Bde.). Seine gereiftesten Werke sind „Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“ (Stuttg. 1826—28, 3 Bde.; 3. Aufl. 1843, 6 Bde.) und der unvollendete „Demokritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen“ (das. 1832—36, 7 Bde.; 7. Aufl. 1861—63, 12 Bde.). Eine Sammlung seiner „Schriften“ erschien in 30 Bänden Stuttg. 1834.

4) Karl Gottlieb von W., namhafter Kirchenrechtslehrer, geboren den 28. August 1773 zu Leipzig, studirte daselbst und zu Göttingen die Rechte, ward 1797 in seiner Vaterstadt Privatdocent der Rechte, 1801 Oberkonsistorialrath zu Dresden, 1807 Vicepräsident des Appellationsgerichts und 1831, nachdem er 1829 in den Adelsstand erhoben war, zum geheimen Rath und Präsidenten des evangelischen Landeskonsistoriums ernannt; † den 25. Juli 1849 auf seinem Gute Zeschau bei Oschatz. Sein Hauptwerk ist die „Systematische Darstellung des im Königreich Sachsen geltenden Kirchenrechts“ (Leipzig 1810 bis 1830, 3 Bde.; 2. Aufl. 1843—45, 2 Bde.).

5) Gottfried, musikalischer Theoretiker, geboren am 1. März 1779 zu Freinsheim in Rheinbayern, studirte in Heidelberg und Göttingen die Rechte, ward 1804 Fiskalprokurator zu Mannheim, daneben Direktor der Kirchenmusik und des musikalischen Konservatoriums, 1814 Tribunalrichter in Mainz, 1818 Hofgerichtsrath und Generaladvokat des Kassationshofes zu Darmstadt und 1832 Generalstaatsprokurator. Er † den 21. Sept. 1839 zu Kreuznach. Ein Virtuos auf Flöte und Violoncello, widmete er sich später vorzugsweise der ästhetischen und technischen Theorie der Musik, und hierin hat er in dem „Versuch einer geordneten Theorie der Tonsetzkunst“ (Mainz 1817; 3. Aufl., Mainz 1830—32, 2 Bde.), in der „Allgemeinen Musiklehre“ (3. Aufl., Darmstadt 1831) und in der „Cäcilia, einer Zeitschrift für Musik“, die er 1824 begründete, Bedeutendes geleistet. Unter seinen Kompositionen, die sich durch Streben nach Einfachheit und deklamatorischem Charakter auszeichnen, befinden sich 3 Messen, ein Te Deum (1812), eine Missa funebris, den Manen der Sieger bei Leipzig von 1813 gewidmet, und mehre Gesänge, die mit Beifall aufgenommen wurden. Auch erfand er einen sehr einfachen musikalischen Taktmesser.

6) Karl Maria Friedrich Ernest von W., der Begründer der nationaldeutschen romantischen Oper, wurde (nach wahrscheinlichster Angabe) am 18. November 1786 zu Eutin in Holstein geboren, wo sein Vater, Franz Anton von W., Kapellmeister des Bischofs von Lübeck war. Vom Vater für eine wissenschaftliche Laufbahn bestimmt, erhielt der Knabe eine sorgfältige Erziehung; mit Vorliebe jedoch trieb er Musik und Malerei. Endlich entschied er sich ganz für erstere und wollte sich zunächst als Klavierspieler ausbilden. So kam er (1796) mit seinem Vater nach Hildburghausen und genoß hier den Unterricht Joh. Peter Heuschkels. Sein Talent entfaltete sich hier in so hohem Grade, daß sich der Vater schon im nächstfolgenden Jahre entschloß, den Knaben nach Salzburg zu Michael Haydn zu bringen. Da jedoch die ganze Art und Weise des strengen Mannes dem ungeduldig strebenden Geiste des Schülers keineswegs zusagte, begab sich die Familie W. nach München. Hier erhielt Karl vom Hoforganisten Kalcher in der Komposition und von Valesi (Webershauser) im Gesang Unterricht und gleichzeitig beschäftigte er sich auf das eifrigste mit der damals gerade von Senefelder erfundenen Lithographie. W. glaubte, eine wesentliche Verbesserung dieses Verfahrens entdeckt zu haben, und bestimmte deshalb seinen Vater, mit ihm (1800) nach Freiberg in Sachsen überzusiedeln, wo das hierzu nöthige Material bequemer zu beschaffen sein würde. Das Mechanische dieser Beschäftigung wurde ihm indessen bald zuwider; er wendete sich wieder mit allem Eifer der Tonkunst zu und komponirte die Oper „Das stumme Waldmädchen“, welche in Prag, Wien und Petersburg gegeben wurde. Im Jahre 1801 mußte W. in Familienangelegenheiten nach Salzburg reisen und schrieb hier unter Michael Haydns Augen seine zweite Oper, „Peter Schmoll und seine Nachbarn“. Das nächstfolgende Jahr füllte eine Kunstreise nach Norddeutschland aus. Im Anfang des Jahres 1803 begab sich W. nach Augsburg, wo sein „Peter Schmoll“ gegeben wurde, u. im Juni nach Wien. Hier setzte er seine theoretischen Studien unter des Abts Vogler Anleitung mit allem Eifer fort, bis er gegen Ende 1804 einen Ruf als Theaterkapellmeister nach Breslau erhielt. Der achtzehnjährige Jüngling nahm die Stelle an und erwarb sich durch Verbesserung des Chores und Orchesters jenes Theaters wesentliche Verdienste. Die in diese Zeit fallende Oper „Rübezahl“ blieb, da die Zeit zu eignen Arbeiten spärlich zugemessen war, unvollendet, und so wurde von dieser Arbeit nichts weiter bekannt als die Ouverture, welche in einer später vorgenommenen Umarbeitung unter dem Titel „Ouverture zum Beherrscher der Geister“ erschien. Im Anfang des Jahres 1806 verließ W. diesen Wirkungskreis wieder und ging als Kapellmeister (mit dem Titel Musikintendant) nach Karlsruhe in Schlesien an den Hof des Prinzen Eugen von Würtemberg. Doch auch hier sollte seines Bleibens nicht lange sein, denn der Prinz sah sich in Folge der Kriegsereignisse genöthigt, Theater und Kapelle aufzulösen. W. versuchte es nun mit einer Kunstreise; da aber auch diese unter den obwaltenden Umständen wenig Ersprießliches bot, nahm er die vom Prinzen Ludwig, dem Bruder Eugens, ihm angetragene Stelle eines Hofsekretärs gern an. So kam er nach Stuttgart und schrieb hier die Oper „Sylvana“ (eine Umarbeitung der Oper „Das Waldmädchen“), die Kantate „Der erste Ton“ und mehre Klavier- und Orchesterstücke. In dieser Stellung verblieb W., bis er in Folge eines Unterschleifprozesses, worein er durch seinen überschuldeten Vater verwickelt worden war, im Febr. 1810 des Landes verwiesen wurde. Er ging nun zunächst nach Mannheim, dann nach Darmstadt, wo er bei Vogler zum zweiten Male Unterricht nahm in Gemeinschaft mit Meyerbeer und Gänsbacher, führte in Frankfurt a. M. die „Sylvana“ und in Darmstadt sein jüngstes Werk, die Operette „Abu Hassan“, auf und unternahm hierauf (1811) eine neue Kunstreise, die ihn zuerst nach Norddeutschland und dann in die Schweiz

Digitized by Google

führte. Im Jahre 1812 kam er wieder nach Wien, und hier wurde ihm die Stelle des Musikdirektors beim Theater in Prag angetragen. Mit Beginn des Jahres 1813 trat er dieses Amt an und wirkte durch neue Organisirung der Oper auf das ersprießlichste. In diese Zeit fällt auch die Kompositien von Körners „Leier und Schwert", das erste Werk, wodurch W. seine Popularität anbahnte. Verschiedene Dissidien veranlaßten ihn indessen, schon 1816 aus seinem prager Wirkungskreise wieder auszuscheiden. Er machte hierauf abermals eine Kunstreise, und während seines Aufenthaltes in Berlin kamen die Unterhandlungen zum Abschluß, wonach er zur Gründung einer deutschen Oper nach Dresden berufen wurde. Mit Beginn des Jahres 1817 trat er diese neue Stellung an und löste die hiermit verbundene äußerst schwierige Aufgabe auf das glänzendste. Noch im November des nämlichen Jahres verheirathete er sich mit der trefflichen Schauspielerin Karoline Brandt, die er schon in Prag kennen gelernt hatte, und gründete so nach langem unstäten Wanderleben seinen häuslichen Herd. Gleichzeitig gelangte er auch in die glänzendste Periode seines künstlerischen Schaffens; 1818 wurde die „Jubelouverture" zum ersten Male aufgeführt, im Frühjahre 1820 „Preciosa" und am 18. Juni „Der Freischütz". Diesen Meisterwerken folgten am 10. Okt. 1823 die für Wien komponirte Oper „Euryanthe" und am 12. April 1826 zu London „Oberon". Obwohl sich W., dessen Gesundheit in Folge einer Lungentuberkulose schon mehre Jahre zu schwinden begann, sehr leidend fühlte, reiste er dennoch zur Leitung der Proben nach London. Das dortige Klima wirkte sehr nachtheilig auf ihn, und seine Kräfte nahmen mit so reißender Schnelligkeit ab, daß er schon am 5. Juni (1826) verschied. Seine Leiche ruhte in der Moorfieldskapelle in London, bis sie (1844) nach Dresden gebracht und am 15. December in der Familiengruft auf dem katholischen Kirchhofe beigesetzt wurde. In neuester Zeit wurde dem Meister auf dem dresdner Theaterplatz auch ein Denkmal errichtet. Was die Musik W.s vor Allem kennzeichnet, ist ein volksthümlicher, ächt deutscher Zug, der sich mit der Genialität der Erfindung aufs glücklichste vereinigt, hiermit verbindet sich unübertreffliche Charakteristik und ein durch Glanz und Mannichfaltigkeit überraschendes Kolorit. Wenn auch die eine oder andere Stelle mit Recht als „gesucht" bezeichnet werden kann und hinsichtlich formaler Durchbildung so manche Ecken störend auffallen, so tritt doch dies Alles den vorerwähnten Vorzügen gegenüber bei den dramatischen Werken W.s sehr in den Hintergrund. Selbstverständlich ist dies viel weniger bei der Kammer- und Koncertmusik der Fall. Gleichwohl hat W. auch hierin Werke von unvergänglicher Schönheit geschaffen; wir erinnern nur an die drei Sonaten in A dur, C dur und D moll, an das F-moll-Koncert und „Leier und Schwert". W. war außerdem auch als Schriftsteller thätig. Seine gesammelten Arbeiten dieser Art hat Theodor Hell (Dresden 1828) herausgegeben. In neuester Zeit wurden sie wieder abgedruckt im 3. Bande der von Max Maria von W. verfaßten Biographie seines Vaters („Karl Maria von W.", ein Lebensbild", Leipzig 1864—66); in demselben Bande findet sich auch der von Musikdirektor Jähns angefertigte Katalog der sämmtlichen Werke W.s.

7) Philipp Christian Max Maria von W., Sohn des Vorigen, geboren 1822, königlich sächsischer Finanzrath und Eisenbahndirektor in Dresden, machte sich durch eine lange Reihe geschätzter Schriften über das Eisenbahnwesen, u. A. „Die Technik des Eisenbahnbetriebes" (Leipzig 1834); „Die Schule des Eisenbahnwesens" (das. 1855); „Die Verbrennung der Steinkohle" (das. 1859) und „Die Abnutzung des physischen Organismus beim Eisenbahnbetrieb" (das. 1862); einige Reisewerke, wie „Ein Ausflug nach Nordamerika" (das. 1855) und „Algerien" (das. 1855), und den Romanzencyklus „Rolands Graalfahrt" (Dresden 1854) bekannt. Von seinen übrigen Schriften ist noch „Algerien und die Auswanderung dahin" (Leipz. 1854) zu erwähnen. Auch lieferte er eine ausführliche Biographie seines Vaters (s. oben).

8) Wilhelm Ernst, ausgezeichneter Pädagog, geboren am 14. Okt. 1780 zu Weimar, studirte in Leipzig Philologie, wurde 1817 Professor der alten Literatur zu Chur in Graubünden, 1819 Oberlehrer am Gymnasium zu Wetzlar, 1823 Prorektor u. Professor zu Frankfurt a. M. und 1829 Direktor der gelehrten Schule zu Bremen, wo er den 26. März 1850 †. Von seinen Arbeiten, die ihn den geistreichsten Schulmännern Deutschlands anreihen und große Gewandtheit in der Handhabung der deutschen Sprache, sowie eignen Dichtergenius bekunden, sind hervorzuheben: Uebersetzungen der „Elegischen Dichter der Hellenen in ihren Ueberresten" (Wetzlar 1821—22 u. Frankf. a. M. 1826) mit Anmerkungen; die Biographien „Kaiser Marcus Salvius Otho" (Frankf. 1815) und „Horaz" (Jena 1844); „Griechische Anthologie" (Stuttg. 1838, 2 Bdchn.); „Vorlesungen zur Aesthetik, vornehmlich in Bezug auf Goethe und Schiller" (Hannover 1831); die Recension von Goethe's Werken in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", die Untersuchung „Goethe's Faust" (Halle 1836) u. eine begonnene Sammlung „Klassische Dichtungen der Deutschen", deren 1. Band „Goethe's Iphigenie und Schillers Tell" (Bremen 1839) enthält; eine Ausgabe von Schuberts „Gedichten" (Frankf. 1825, neue Ausgabe 1829, 3 Bde.) mit Biographie des Dichters; die „Aesthetik aus dem Gesichtspunkte gebildeter Freunde des Schönen" (Bremen 1834—36, 2 Bde.); „Schule u. Leben" (Halle 1837); „Oeffentliche Reden" (Jena 1845—47, 2 Bdchn.) und „Revision des deutschen Schulwesens" (Frankfurt 1847).

9) Ernst Heinrich, ausgezeichneter Physiolog und Anatom, geboren am 24. Juni 1795 zu Wittenberg, studirte zu Wittenberg u. Leipzig, wurde 1818 daselbst Professor der Heilkunde und 1821 der Anatomie, 1840 auch der Physiologie und hat sich um die menschliche, die vergleichende und die mikroskopische Anatomie, sowie die Bildungsgeschichte der Thiere und die Physiologie, besonders deren physikalische Seite, große Verdienste erworben, u. A. durch die Arbeiten: „Anatomia comparata nervi sympathici" (Leipzig 1817), „De

Digitized by Google

aure et auditu hominis et animaliam" (daſ. 1820), „Tractatus de motu iridis" (daſ. 1821), „Zuſätze zur Lehre vom Bau und von der Verrichtung der Geſchlechtsorgane" (daſ. 1826) und „Annotationes anatomicae et physiologicae" (daſ. 1851); Roſenmüllers „Lehrbuch" u. Hildebrands „Handbuch der Anatomie" erhielten durch ſeine Umarbeitungen einen höhern Werth. Die „Wellenlehre" (Leipzig 1825) war das Ergebniß gemeinſchaftlicher Beobachtungen, die er mit ſeinem Bruder Wilhelm Eduard anſtellte.

10) Wilhelm Eduard, berühmter Phyſiker, geboren am 24. Okt. 1804 zu Wittenberg, Bruder des Vorigen, ſtudirte zu Halle die Naturwiſſenſchaften, ward dann hier Profeſſor derſelben, 1831 Profeſſor der Phyſik zu Göttingen. In Folge ſeines Proteſtes gegen die Aufhebung der Konſtitution von 1833 am 14. Dec. 1837 ſeines Amtes entſetzt, folgte er 1843 einem Ruf an die Univerſität Leipzig, kehrte aber 1849 in ſeine frühere Stellung nach Göttingen zurück und übernahm hier 1855 auch das Direktorium der Sternwarte. W. war noch Student, als er mit ſeinem Bruder Ernſt Heinrich die klaſſiſche Schrift „Die Wellenlehre" (Lpz. 1825) herausgab. Außerdem machte er ſich einen Namen durch verſchiedene phyſikaliſche und akuſtiſche Abhandlungen in „Poggendorffs Annalen der Phyſik", Schweiggers „Jahrbüchern für Chemie und Phyſik" und der Zeitſchrift „Cäcilia". Seine Unterſuchungen erſtrecken ſich u. A. auf die Waſſerwellen, auf den Mechanismus des Gehens (Göttingen 1836), auf Akuſtik, insbeſondere die Schallwellen, auf Elektricität und Magnetismus, beſonders aber auf die Lehre vom Erdmagnetismus. In letzterer Hinſicht veröffentlichte er: „Beobachtungen des magnetiſchen Vereins" und „Atlas des Erdmagnetismus" (Leipzig 1840). Wichtig für Ergründung des Zuſammenhangs der Elektricität mit dem Magnetismus und dem Diamagnetismus ſind die „Elektrodynamiſchen Maßbeſtimmungen" (Leipz. 1846—52, 3 Bde.), denen die Unterſuchungen „Ueber die Anwendung der magnetiſchen Induktion auf Meſſung der Inklination mit dem Magnetometer" (Gött. 1853) folgten.

11) Eduard Friedrich, Phyſiolog, Bruder des Vorigen, geboren den 10. März 1806 zu Wittenberg, ſtudirte in Leipzig und Halle Medicin, prakticirte dann nach einander in Halle als Aſſiſtenzarzt an der Klinik von Krukenberg, in Naumburg und Göttingen, wo er mit dem Vorigen die „Mechanik der menſchlichen Gehwerkzeuge" (Gött. 1836) bearbeitete, und folgte 1835 einem Ruf als Proſektor nach Leipzig. Durch ſeine Abhandlung „Muskelbewegung" in Wagners „Handwörterbuch der Phyſiologie" eröffnete er in dieſem Theil der Wiſſenſchaft neue Bahnen.

12) Beda, hiſtoriſcher und ascetiſcher Schriftſteller und Dichter, geboren den 26. Okt. 1798 zu Lienz im Puſterthal, beſuchte das Gymnaſium zu Botzen, ſtudirte zu Innsbruck und, nachdem er im Stift Marienberg im Vintſchgau in den Benediktinerorden getreten, noch in den Seminarien zu Brixen und Trient. Nachdem er die Prieſterweihe erhalten, ward er 1825 als Profeſſor am Gymnaſium zu Meran angeſtellt. Im Jahre 1848 für Meran in die frankfurter Nationalverſammlung gewählt, ſtimmte er mit ſeinen deutſchtyroliſchen Freunden mit der Rechten, in der Kaiſerfrage mit der Linken. Im Auguſt 1849 ward er Domkapitular zu Limburg und Pfarrer der katholiſchen Gemeinde zu Frankfurt, wo er den 18. Febr. 1858 †. Bedeutendes lyriſches Talent bekunden ſeine „Lieder aus Tyrol" (Innsbruck 1842). Sein Hauptwerk iſt „Das Land Tyrol" (Innsbr. 1838, 3 Bde.), von welchem als „Handbuch für Reiſende in Tyrol" (daſ. 1842, 2. Aufl. 1853) ein Auszug erſchien, und an das ſich ſeine Beſchreibungen von Innsbruck (daſ. 1833), Meran (daſ. 1845), Botzen (daſ. 1850), vom Thal Paſſeier (Innsbruck 1852), ſowie „Oswald von Wolkenſtein und Friedrich mit der leeren Taſche" (daſ. 1850) und „Andreas Hofer und das Jahr 1809" (daſ. 1852) reihen. Auch gab er die Gedichte Oswalds von Wolkenſtein (Innsbr. 1847) heraus. Seine ascetiſchen Schriften, namentlich die „Blüthen heiliger Andacht" (Innsbruck 1845), ſind ſehr verbreitet.

13) Karl von W., verdienter Forſcher auf dem Gebiet der ſächſiſchen Geſchichte, geboren den 1. Januar 1806 zu Dresden, Sohn von W. 4), ſtudirte die Rechte, ward bereits 1839 zum Appellationsgerichtsrath, 1843 zum Miniſterialrath und geheimen Referendar beim Geſammtminiſterium und 1849 zum Direktor des Hauptſtaatsarchivs in ſeiner Vaterſtadt ernannt und widmete ſeine Muße Forſchungen auf dem Gebiet der ſächſiſchen Geſchichte, als deren Reſultate erſchienen: „Maria Antonia Walpurgis, Kurfürſtin von Sachſen" (Dresd. 1857, 2 Bde.), „Aus vier Jahrhunderten" (Lpz. 1857, 2 Bde.; neue Folge 1861, 2 Bde.) und „Moritz, Graf von Sachſen, Marſchall von Frankreich" (daſ. 1863).

14) Georg, namhafter Geſchichtſchreiber, geboren den 10. Februar 1808 zu Bergzabern in der Pfalz, widmete ſich dem Studium der Philologie und Geſchichte, ward Profeſſor an der höheren Bürgerſchule zu Heidelberg und 1848 Direktor derſelben und machte ſich u. A. durch folgende Arbeiten bekannt: „Der Calvinismus im Verhältniß zum Staat" (Heidelberg 1836), „Geſchichte der engliſchen Reformation" (Leipz. 1845 bis 1853, 2 Bde.), „Lehrbuch der Weltgeſchichte" (10. Aufl., Heidelb. 1863, 2 Bde.), „Weltgeſchichte in überſichtlicher Darſtellung" (9. Aufl., Lpz. 1864), „Allgemeine Weltgeſchichte mit beſonderer Berückſichtigung des Geiſtes und Kulturlebens der Völker" (Bd. 1—5, daſ. 1857—64), „Geſchichte der deutſchen Literatur" (6. Aufl., daſ. 1859) und ein „Leſebuch" (2. Aufl., daſ. 1863).

Weberdiſtel, ſ. v. a. Kardendiſtel, Dipsacus Fullonum *L.*

Weberkarden, ſ. v. a. Kardendiſtel, ſ. Dipsacus.

Weberſchiff, ſ. v. a. Schütze.

Webſter, Daniel, ausgezeichneter Staatsmann der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geboren am 18. Januar 1782 zu Salisbury in Newhampſhire, beſuchte das Kollegium zu Dartmouth, verdiente ſich dann das Geld zum Studium der Rechte durch Errichtung einer Schule zu Fryburgh und ließ ſich nach beendeten Studien zu Portsmouth als Advokat nieder. Im Jahre 1812 in die geſetzgebende Verſammlung

Digitized by Google

von Newhampshire gewählt, übte er daselbst durch sein Rednertalent viel Einfluß. Im Jahre 1817 ließ er sich zu Boston in Massachusetts nieder und ward dort ein Mitglied der Kommission, welche die Revision der Verfassung dieses Staates vornahm. Bald nachher trat er als Deputirter der Grafschaft Suffolk in Massachusetts in das Repräsentantenhaus, 1828 in den Senat und 1841—43, sowie 1850—52 stand er als Staatssekretär an der Spitze des Ministeriums. In dieser Stellung wirkte er auf den Gang der äußern und innern Politik der Vereinigten Staaten maßgebend ein und schloß unter Anderm 1842 zu Washington mit dem britischen Gesandten Lord Ashburton den Vertrag zur Regulirung der Grenzen, zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zur Auslieferung der Verbrecher. Er † auf seinem Landsitze Marshfield in Massachusetts am 24. Oktober 1852. Seine vorzüglichsten Reden erschienen unter dem Titel „Speeches, forensic arguments and diplomatic papers of D. W." (Boston 1853, 6 Bde.). Vergl. Lanman, Private life of D. W., London 1853.

Wechabiten, s. v. a. Wahabiten.

Wechel (Wechelius), berühmte Buchdruckerfamilie. Christian W. gründete im dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts eine Druckerei zu Paris, aus welcher eine lange Reihe griechischer, lateinischer, hebräischer und französischer Werke hervorging, die sich durch die höchste Korrektheit und gefälligen Druck auszeichneten. Als Anhänger der Reformation aus Frankreich verwiesen, gründete er zu Frankfurt a. M. eine neue Druckerei und Buchhandlung, die bald zu gleicher Blüthe wie das frühere Geschäft gedieh. Er starb 1554. Sein Sohn Andreas W. druckte in Paris bis 1573, wo er als Calvinist ebenfalls Frankreich verlassen mußte. Auch er begründete darauf zuerst in Frankfurt a. M., dann in Hanau eine bedeutende Officin. Das Geschäft wurde nach seinem 1581 erfolgten Tode durch seine Schwiegersöhne unter dem Namen der wechelschen Buchdruckerei fortgesetzt. Johann W., der Sohn von Andreas W., gründete 1583 in Frankfurt ein Geschäft, das von seinen Erben noch lange Zeit fortgeführt wurde.

Wechsel (Wechselbrief, franz. lettre de change, engl. bill of exchange, ital. lettera di cambia), das in vorgeschriebener Form ausgestellte schriftliche Versprechen, wodurch der Aussteller dem hierfür gültigen Rechte (s. Wechselrecht) zufolge entweder sich selbst zur Bezahlung einer gewissen Summe zu einer bestimmten Zeit an eine darin genannte Person verbindlich macht oder einen Dritten mit Auszahlung dieser Summe beauftragt. Die äußere Gestalt des W.s ist zwar gleichgültig und der Willkür überlassen, doch bedient man sich jetzt allgemein gedruckter Schemata, in denen bei der Ausfertigung bloß die veränderlichen Punkte ausgefüllt werden. Der Aussteller eines W.s heißt Wechselgeber (Trassant), juristisch Wechselschuldner; der, welcher vom Aussteller den W. als Eigenthum überkommt, Wechselnehmer (Remittent, erster Inhaber), juristisch Wechselgläubiger. Sobald der Remittent den W. weiter gibt, bemerkt er diese Eigenthumsübertragung auf der Rückseite des Dokuments, und da diese Uebertragung Indossament (s. Indossiren) oder Giro genannt wird, heißt er dann auch Indossant oder Girant und sein Nachmann, der folgende Inhaber, Indossat oder Girat, der seinerseits zum Indossanten wird, wenn er den W. weiter gibt, und so fort. Derjenige, welcher den W. bezahlen soll, wird Bezogener oder Trassat und, sobald er den W. angenommen (acceptirt, s. Accept) hat, Acceptant genannt. Derjenige, welcher den W. dem Bezogenen zur Annahme (Acceptation) oder zur Zahlung vorlegt, heißt Vorzeiger oder Präsentant. Die wesentlichen Inhaltstücke eines W.s sind: Ort und Zeit (Datum) der Ausstellung, Zeit der Zahlung des W.s (Verfallzeit), Name des Remittenten, Wechselsumme, Unterschrift des Ausstellers, Bezeichnung des Bezogenen und des Zahlungsorts, wozu in einigen Ländern das Bekenntniß, die Valuta oder den Gegenwerth empfangen zu haben, in Deutschland die Bezeichnung des Dokuments als W. kommt. Durch letztere macht sich der Aussteller nach Wechselrecht verbindlich. Der W. selbst zerfällt in 4 Haupttheile: die Ueberschrift, den Kontext oder den eigentlichen Wechselbrief, die Unterschrift (rechts) und die Adresse (links unten). In einigen Ländern müssen die W., entweder durchgehends oder ausnahmsweise, gestempelt oder auf Stempelpapier geschrieben sein (Wechselstempel). Die gesetzliche Befugniß, gültige W. auszustellen, wird Wechselfähigkeit (s. d.) genannt.

Nach der allgemeinen deutschen Wechselordnung ist der Inhaber eines W.s berechtigt, den W. dem Bezogenen sofort zur Annahme zu präsentiren und in Ermangelung der Annahme Protest erheben zu lassen. Eine Verpflichtung des Inhabers, den W. zur Annahme zu präsentiren, findet aber nur bei W.n Statt, welche auf eine bestimmte Zeit nach Sicht lauten. Solche W. müssen bei Verlust des wechselmäßigen Anspruchs gegen die Indossanten und den Aussteller, nach Maßgabe der besonderen im W. enthaltenen Bestimmung und in Ermangelung derselben binnen zwei Jahren nach der Ausstellung zur Annahme präsentirt werden. Hat ein Indossant auf einen W. dieser Art seinem Indossament eine besondere Präsentationsfrist hinzugefügt, so erlischt seine wechselmäßige Verpflichtung, wenn der W. nicht innerhalb dieser Frist zur Annahme präsentirt worden ist. Wenn die Annahme eines auf bestimmte Zeit nach Sicht gestellten W.s nicht zu erhalten ist, oder der Bezogene die Datirung seines Accepts verweigert, so muß der Inhaber, bei Verlust des wechselmäßigen Anspruchs gegen die Indossanten und den Aussteller, die rechtzeitige Präsentation des W.s durch einen innerhalb der Präsentationsfrist erhobenen Protest feststellen lassen. Die Annahme des W.s, der Accept, muß auf dem W. schriftlich geschehen. Jede auf dem W. geschriebene und von dem Bezogenen unterschriebene Erklärung gilt für eine unbeschränkte Annahme, sofern nicht in derselben ausdrücklich ausgesprochen ist, daß der Bezogene entweder überhaupt nicht oder nur unter gewissen Einschränkungen annehmen wolle. Auch gilt es für eine unbeschränkte Annahme, wenn der Be-

Digitized by Google

zogene ohne weiteren Beisatz seinen Namen oder seine Firma auf die Vorderseite des W.s schreibt. Die einmal erfolgte Annahme kann nicht wieder zurückgenommen werden. Der Bezogene kann die Annahme auf einen Theil der im W. verschriebenen Summe beschränken. Werden dem Accept andere Einschränkungen beigefügt, so wird der W. einem solchen gleich geachtet, dessen Annahme gänzlich verweigert worden ist, der Acceptant haftet aber nach dem Inhalt seines Accepts wechselmäßig. Der Bezogene wird durch die Annahme wechselmäßig verpflichtet, die von ihm acceptirte Summe zur Verfallzeit zu zahlen. Auch dem Aussteller haftet der Bezogene aus dem Accept wechselmäßig. Dagegen steht dem Bezogenen kein Wechselrecht gegen den Aussteller zu. Im Fall der Nichtannahme oder Nichtzahlung von Seiten des Bezogenen läßt der Inhaber des W.s eine gerichtliche Urkunde (Protest) hierüber anfertigen, um sich dadurch seine Rechte an die früheren Wechselbetheiligten zu sichern. Jeder Protest muß nach der allgemeinen deutschen Wechselordnung durch einen Notar oder einen Gerichtsbeamten aufgenommen werden; der Zuziehung von Zeugen oder eines Protokollführers bedarf es aber nicht. Der Protest muß enthalten: eine wörtliche Abschrift des W.s oder der Kopie und aller darauf befindlichen Indossamente und Bemerkungen; den Namen oder die Firma der Personen, für welche und gegen welche der Protest erhoben wird; das an die Person, gegen welche protestirt wird, gestellte Begehren und ihre Antwort oder die Bemerkung, daß sie keine gegeben habe oder nicht anzutreffen gewesen sei; die Angabe des Ortes, sowie des Kalendertags, Monats und Jahres, an welchem die Aufforderung geschehen oder ohne Erfolg versucht worden ist; im Fall einer Ehrenannahme oder einer Ehrenzahlung die Erwähnung, von wem, für wen und wie sie angeboten und geleistet wird; die Unterschrift des Notars oder des Gerichtsbeamten, welcher den Protest aufgenommen hat, mit Beifügung des Amtssiegels. Wenn die Annahme eines W.s überhaupt nicht, oder unter Einschränkungen, oder nur auf eine geringere Summe erfolgt ist, so sind die Indossanten und der Aussteller verpflichtet, gegen Aushändigung des wegen Nichtannahme aufgenommenen Protestes genügende Sicherheit dafür zu leisten, daß die Bezahlung der im W. verschriebenen Summe, oder des nicht angenommenen Betrages, sowie die Erstattung der durch die Nichtannahme veranlaßten Kosten am Verfalltag erfolgen werde. Der Remittent aber, sowie jeder Indossatar wird durch den Besitz des Protestes ermächtigt, von dem Aussteller und den übrigen Vormännern Sicherheit zu fordern und im Wege des Wechselprozesses darauf zu klagen. Der Regreßnehmer ist hierbei an die Folgeordnung der Indossamente und die einmal getroffene Wahl nicht gebunden. Die bestellte Sicherheit haftet nicht bloß dem Regreßnehmer, sondern auch allen übrigen Nachmännern des Bestellers, in sofern sie gegen ihn den Regreß auf Sicherstellung nehmen, und dieselben sind weitere Sicherheit zu verlangen nur in dem Fall berechtigt, wenn sie gegen die Art oder Größe der bestellten Sicherheit Einwendungen zu begründen vermögen. Ist in dem W. ein bestimmter Tag als Zahlungstag bezeichnet, so tritt die Verfallzeit an diesem Tage ein. Ist die Zahlungszeit auf die Mitte eines Monats gesetzt worden, so ist der W. am 15. dieses Monats fällig. Ein auf Sicht gestellter W. ist bei der Vorzeigung fällig. Leistet der Aussteller die Zahlung selbst, so heißt der W. ein eigener oder trockener W. (Depositowechsel) und ist dann eigentlich ein bloßer wechselmäßiger und wechselkräftiger Schuldschein. Der Name trockene W. (cambia sicca) soll daher rühren, weil sie nicht über See versandt werden konnten; nach einer anderen Version aber sollen sie deswegen so heißen, weil sie hinsichtlich ihres Nutzens den trassirten nachstehen und im Vergleich mit ihnen ziemlich unfruchtbar erscheinen. In Frankreich und England führen dieselben gar nicht den Namen W., genießen aber die Rechte der W.; in ersterem Lande heißen sie Billets, im anderen Promissory notes. Leistet ein Dritter die Zahlung, was in der Regel an einem von dem der Ausstellung verschiedenen Orte erfolgt, so heißt der W. ein gezogener W. oder eine Tratte; ist ein solcher W. am Orte der Ausstellung selbst zahlbar, so heißt er Platzwechsel oder Platztratte. In Frankreich gelten Platztratten nicht als W. Uebrigens hat in Frankreich, den Niederlanden und England jeder Schein, welcher an Ordre lautet und das Valutabekenntniß enthält, Wechselkraft. Der Nutzen der W. besteht hauptsächlich darin, daß mittelst derselben Zahlungen zwischen verschiedenen Orten ausgeglichen werden können und die kostspielige und unbequeme Sendung in baarem Gelde erspart wird. Ein und derselbe W. kann als Zahlungsmittel durch viele Hände und Orte gehen und vielfache Verbindlichkeiten ausgleichen. Doch bietet diese Vortheile nur der gezogene W., der deshalb auch förmlicher W. genannt wird, im Gegensatz zu dem eigenen oder unförmlichen. Der eigene W. kann an die Ordre des Inhabers gestellt werden und in weiteren Umlauf kommen: er heißt dann eigener W. an Ordre (franz. billet à ordre); nur solche an Ordre gestellte eigene W. haben in Frankreich und den Niederlanden volle Wechselkraft. Dem gezogenen W. kann man die Möglichkeit der weiteren Uebertragung seitens des Remittenten nehmen, wenn man ihn nicht an Ordre stellt, so daß der Inhaber bloß als Bevollmächtigter zur Einziehung der Wechselsumme erscheint: der W. heißt dann Rektawechsel. In Deutschland gilt jeder W. als an Ordre gestellt und weiter übertragbar, wenn nicht ausdrücklich das Gegentheil darin vermerkt ist, was durch den Zusatz „nicht an Ordre“ oder einen gleichbedeutenden geschieht. Die W. sind entweder Datowechsel, wobei die Frist in einer gewissen Zeit „nach dem Tage der Ausstellung“ (nach Dato) ausgedrückt; oder Sichtwechsel, wo die Wechselfrist in einer gewissen Zeit „nach der Vorzeigung bei dem Bezogenen“ normirt, oder der Verfalltag der Tag dieser Vorzeigung selbst ist („bei Sicht“, „auf Sicht“, „gleich bei Vorzeigung“); oder Tagwechsel, d. i. an genau bezeichneten Kalendertagen zahlbar. Zu den Tagwechseln gehören auch die Ultimowechsel,

Digitized by Google

die am letzten Tage des Wechselmonats zahlbar sind; die Mediowechsel, die in der Mitte (in Deutschland am 15.); die Meßwechsel, die an einem gesetzlich bestimmten Tage der Messe verfallen. Die Usowechsel sind in Deutschland nicht gestattet, sofern sie im Inlande ausgestellt sind. Eine eigenthümliche Form der trassirten W. sind die an eigene Ordre gestellten, welche dadurch von den gewöhnlichen Tratten verschieden sind, daß dieselben nicht im Kontext des W.s, sondern erst im Indossament an einen Zweiten übertragen werden. Die Ursache, warum man einen W. an eigene Ordre stellt, kann entweder die sein, daß man auf Jemanden eine Summe zu entnehmen hat, ohne sogleich einen Nehmer dafür zu wissen, während man doch vielleicht diese Ziehung dem Bezogenen alsbald mit avisiren (anzeigen) will; oder die, daß man den betreffenden W. nicht eher begeben (verkaufen) will, als bis man überzeugt ist, daß der Bezogene ihn acceptiren wird, zu welchem Ende man dessen Antwort auf den desfallsigen Avis erst abwartet und den an eigene Ordre gestellten W. so lange an sich behält. Da man, ehe man einen W. begibt, noch keinen Gegenwerth (Valuta) des Nehmers in Händen hat, so bedient man sich im Kontext jener W. des Ausdrucks: „Werth in mir selbst". Ein offener od. Blankowechsel ist ein solcher, in welchem die Summe nicht angegeben, sondern dafür ein offener Raum gelassen ist, in welchen der Inhaber jede beliebige Summe setzen kann. Domicilirter W. heißt derjenige, welcher an einem anderen Ort als dem gewöhnlichen Wohnplatz des Bezogenen bezahlt wird. Der Zahlplatz heißt dann das Domicil des W.s, der Bezogene Domiciliant, der Geschäftsfreund, welcher die Zahlung an dessen Stelle leistet, Domiciliat. Zu diesen W.n gehören auch die meisten Meßwechsel (Marktwechsel), welche in einer bestimmten Messe zahlbar gestellt sind, wo sie aber gewöhnlich der am Meßplatz anwesende Bezogene in seinem Meßlokal selbst einlöst. Ist der domicilirte W. ein eigener W., so heißt er domicilirt-eigener oder trassirt-eigener W., auch eigene Tratte (franz. billet à domicile), weil er in Hinsicht des Umlaufs mit der Tratte viel Aehnlichkeit gewinnt. Die meisten dieser W. sind zugleich Meßwechsel (eigene Meßwechsel). Wenn man im Auftrag und für Rechnung eines Dritten einen W. ausstellt, so heißt dieser eine Kommissionstratte. W. „an jeden Inhaber zahlbar" (au portour) sind in Deutschland nicht gestattet, wohl aber in England und, sofern es eigene W. sind, in Frankreich. Die W. sind entweder Solawechsel, d. h. nur in Einem Exemplar ausgestellt, oder sie haben Duplikate, so daß dann Prima-, Secunda-, Tertiawechsel ꝛc. existiren. Gewöhnlich behält man sich auch bei den bloß einmal ausgefertigten W.n die mehrfache Ausfertigung vor und bezeichnet sie als Primawechsel. Wechselduplikate werden ausgestellt, entweder um eine verlorene Prima zu ersetzen, oder um den Umlauf und die weitere Uebertragung zu erleichtern. In gewissen Fällen bedient man sich statt der Duplikate, oder selbst der Secunda-, Tertiawechsel ꝛc. auch der Wechselkopien. Interimswechsel sind eigene W. über eine durch einen erhaltenen W. entstandene Schuld. Unter Rückwechsel (Ritratte) versteht man denjenigen W., durch welchen ein Inhaber den Betrag des vom Bezogenen nicht bezahlten oder nicht angenommenen W.s sammt Kosten auf seinen Vormann trassirt, wozu er in der Regel berechtigt ist. Präjudicirte W. nennt man solche, worin sich der Indossant durch die dem Indossament beigefügte Klausel „ohne mein Präjudiz" oder „ohne mein Obligo" der Wechselverbindlichkeit entzieht, und diejenigen W., aus denen der Inhaber eines Versäumnisses halber den Regreß nicht nehmen kann. Hundewechsel werden in Hamburg solche auf auswärts gezogene Tratten genannt, welche wegen Unsicherheit des Ausstellers nicht eher an der Börse verkauft werden können, bis sie zum Accept eingesendet und mit diesem versehen zurückgekommen sind. Judenwechsel oder polnische W. sind eine besondere von den polnischen Juden, welche die leipziger Messe besuchen, gebrauchte Art eigener W., welche sie für einen Theil ihrer Einkäufe an Zahlungsstatt geben. Kellerwechsel (lettre de change fictive) heißt jene Gattung falscher W., welche der wirkliche Aussteller als an einem entfernten Ort ausgestellt und an seine Ordre lautend trassirt, um durch den Verkauf eines solchen W.s sich Geld zu verschaffen (s. Wechselreiterei). Tritt im Fall der Nichtannahme eines W.s eine dritte Person dazwischen, welche sich zur Annahme oder Zahlung des W.s für Rechnung des Ausstellers oder eines der übrigen Interessenten erbietet, so nennt man diese Handlung Wechselintervention oder Ehrenannahme. Der früher Betheiligte wird dann Honorat, der Intervenient Honorant genannt. Zu einer solchen etwaigen Intervention wird man gewöhnlich durch einen Nebenvermerk auf dem W. selbst, die sogenannte Nothadresse, vom Honoraten aufgefordert. Die W. sind jetzt nicht nur Hülfsinstrumente in der Hand des Kaufmanns, sondern sie bilden zugleich den Gegenstand eines unabhängigen Handelszweiges, des Wechselhandels, und Derjenige, welcher sich demselben ausschließend oder vorzugsweise widmet, wird Wechselhändler, gewöhnlicher Bankier genannt. Das Hauptgeschäft der Bankiers ist der Ein- und Verkauf von W.n, zu welchem Ende sie sehr ausgebreitete Verbindungen mit den Wechselplätzen des In- und Auslandes unterhalten. Den Einkauf von W.n, welche noch eine Zeitlang zu laufen haben, ehe sie verfallen, um dieselben aufzuheben und kurzsichtig werden zu lassen, nennt man das Diskontiren der W., weil man dem Verkäufer die Zinsen, welche die Wechselsumme, wenn sie jetzt gleich zahlbar wäre, bis zur Verfallzeit noch tragen würde, oder den sogenannten Diskonto, abzieht, welcher nächst dem Kurse den Gewinn des Käufers ausmacht. Ueber andere im Wechselgeschäft vorkommende Ausdrücke s. die betreffenden Artikel.

Den Ursprung der W. wollen Einige bei den ehemals aus Frankreich vertriebenen und in die Lombardei geflüchteten Juden suchen, welche das bei ihren Freunden zurückgelassene Geld durch dieses Mittel nach der Lombardei gezogen hätten.

Dagegen führen die vielen italienischen Ausdrücke, deren man sich früher bei allen Nationen in den Wechselbriefen und den Wechselgeschäften überhaupt bediente, und die öffentlichen Verordnungen der cisalpinischen Handelsstädte auf die sehr wahrscheinliche Annahme, daß Italien das Land war, in welchem die W. in ihrer jetzigen Gestalt zuerst gebräuchlich waren, und in der That gibt uns ein Autor aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, Pegolotti (in seiner „Pratica della mercatura"), eine glaubwürdige Nachricht über die damals schon sehr beträchtliche Ausdehnung des Wechselgeschäfts in Italien, worin namentlich die Florentiner als bedeutende Bankiers genannt werden und bereits Cambia a dato, a vista, a uso vorkommen. Es bestand zu jener Zeit bereits zwischen den italienischen Staaten unter sich sowohl, als mit dem Auslande ein festgesetzter Wechselusо, welcher einerseits auf ein nothwendig schon länger vorhergegangenes Wechselgeschäft, andererseits aber auf schleunige Exekution, wenigstens am Orte des Ausstellers, schließen läßt. Je mehr die Handelsverbindungen sich ausdehnten, desto verbreiteter wurde auch das Wechselwesen und Wechselrecht, namentlich da, wo die Kaufleute eine feste Verfassung, besonders aber ein eigenes Handelsgericht erhielten, wie in der bereits im 12. Jahrhundert begründeten Hansa, obschon die meisten Hansestädte ihm anfänglich fremd blieben und erst später ein Wechselrecht erhielten; seitdem aber nach der Entdeckung von Amerika der Welthandel neue Interessen gefunden und eine ganz andere Richtung und Ausbreitung genommen hat, ist auch das so wesentliche Erleichterungsmittel, das Wechselgeschäft, sein unzertrennlicher Gefährte geblieben, ohne welchen sich heute kein einigermaßen ausgedehnter Verkehr mit entfernten Gegenden denken läßt. Die durch dasselbe bedingten und zum Theil durch die Gewohnheit eingeführten Gesetze wurden in den einzelnen Ländern früher oder später in den Wechselordnungen gesammelt und bilden in ihrer systematischen Gesammtheit das Wechselrecht (s. d.).

Wechselbegriffe (reciproke Begriffe), s. Korrelat.

Wechselbrief, s. v. a. Wechsel.

Wechselbürgschaft, s. Aval.

Wechselburg, Marktflecken im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, Gerichtsamt Rochlitz, an der zwickauer Mulde (mit steinerner Brücke) und am südlichen Fuße des rochlitzer Berges, Hauptort der gleichnamigen, zu den Gerichtsämtern Rochlitz und Burgstädt geschlagenen, gräflich schönburgischen Lehnsherrschaft, hat ein Residenzschloß der Grafen von Schönburg-Vorderglauchau mit schöner Kirche u. Park, Strumpfwirkerei, Töpferei und 1379 Einw.; in der Nähe gute Walkererde. W. hieß ehedem Zschillen und besaß ein 1174 vom Markgrafen Dedo IV. gestiftetes Augustinerkloster regulirter Chorherren, das 1278 von Heinrich dem Erlauchten aufgehoben und durch deutsche Ritter ersetzt wurde. Der Name W. scheint bei der Aufhebung der Komthureien unter Herzog Heinrich dem Frommen aufgekommen zu sein.

Wechselfähigkeit, die gesetzliche Befugniß, Wechselverbindlichkeiten gültig übernehmen zu können. Im Allgemeinen und nach der allgemeinen deutschen Wechselordnung ist Jeder, welcher überhaupt dispositionsfähig ist (d. h. im Stande, über seine Güter und seine Person zu verfügen), zugleich als fähig zur Uebernahme von Wechselverbindlichkeiten zu betrachten, während andererseits Niemand, dem nach gemeinem Recht die Dispositionsfähigkeit abgeht, wechselfähig sein kann. Nach der allgemeinen deutschen Wechselordnung wird Wechselarrest ferner nicht verfügt gegen die Erben eines Wechselschuldners (wegen der vom Erblasser ausgestellten Wechsel), aus Wechselerklärungen, welche für Korporationen oder andere juristische Personen, für Aktiengesellschaften oder in Angelegenheiten solcher Personen, welche zu eigener Vermögensverwaltung unfähig sind, von den Vertretern derselben ausgestellt werden, sowie gegen Frauen, wenn sie nicht Handel oder ein anderes Gewerbe treiben. Auch ist den Gesetzgebungen der einzelnen Staaten nachgelassen worden, in Bezug auf andere als die hier genannten Personen aus Gründen des öffentlichen Rechts die Vollstreckung des Wechselarrests zu beschränken. In den meisten deutschen Staaten hat man derartige Beschränkungen hinsichtlich der Geistlichen, Offiziere, hier und da auch der Civilstaatsdiener eintreten lassen. Auch darf gegen Ehegatten und die nächsten Blutsverwandten, sowie gegen Personen von hohem Alter (in der Regel von 70 Jahren an) der Wechselarrest nicht gesucht werden. Nach der allgemeinen deutschen Wechselordnung kann aber aus Wechseln solcher Personen, gegen welche der Wechselarrest nicht zulässig ist, doch noch die Exekution in das Vermögen des Schuldners gegeben werden. In einzelnen außerdeutschen Ländern ist die W. auf den Kaufmannsstand und bestimmte Gewerbtreibende (Apotheker, Buchhändler, Schiffer ꝛc.) beschränkt.

Wechselfälschung kann in doppelter Weise Statt finden, theils so, daß die ganze Urkunde von Unberechtigten auf den Namen dritter Personen, welche hierzu weder Auftrag gegeben haben, noch sonst rechtlich verpflichtet sind, einen derartigen Gebrauch ihrer Namensunterschrift den Ausstellern der Urkunde zu gestatten, ausgestellt wird; theils so, daß von Haus aus ächte Wechsel von Unberechtigten mittelst Vernichtung und Veränderung einzelner Theile oder gemachter Zusätze zur Erlangung rechtswidriger Vermögensvortheile und zur Benachtheiligung Dritter benutzt werden. Im ersteren Fall pflegt man von falschen, im andern von gefälschten Wechseln zu sprechen. Derjenige, dessen Namensunterschrift durch Fälschung in der Weise auf einen Wechsel gebracht worden ist, daß er als Verpflichteter erscheint, kann zwar durch eidliche Ablehnung seiner gefälschten Namensunterschrift sich von der Verpflichtung frei machen, doch ist dazu ein förmliches Prozeßverfahren nothwendig. Da namentlich bei verlornen Wechseln eine Fälschung leicht vorkommen kann, so ist durch die allgemeine deutsche Wechselordnung das Institut der Amortisation abhanden gekommener Wechsel eingeführt worden. Auch begründet nach derselben Wechselordnung eine Schrift, welcher die wesentlichen

Digitized by Google

Erfordernisse eines Wechsels fehlen, keine wechselmäßige Verbindlichkeit. Im Uebrigen aber behalten, auch wenn die Unterschrift des Ausstellers eines Wechsels gefälscht ist, das ächte Accept und die ächten Indossaments die wechselmäßige Wirkung, und es bleiben aus einem mit gefälschtem Accept oder Indossament versehenen Wechsel sämmtliche Indossanten und Aussteller, deren Unterschriften ächt sind, verpflichtet. Es folgen diese Bestimmungen aus dem in der allgemeinen deutschen Wechselordnung festgehaltenen Princip, wonach Jeder nach dem wörtlichen und ächten Inhalt der von ihm übernommenen wechselmäßigen Verpflichtung verbindlich wird und bleibt. Strafrechtlich wird nach den meisten Gesetzgebungen die W. als eine schwerere Form des Betrugs geahndet.

Wechselfieber (kaltes Fieber, febris intermittens), Fieber, bei welchem in mehr oder weniger regelmäßigen Perioden die mit Frost, Hitze und Schweiß verbundenen Anfälle sich wiederholen, während sich der Patient in den fieberlosen Zwischenfällen verhältnißmäßig wohl befindet. Der Verlauf der Krankheit ist folgender. Nach mehrtägigem allgemeinen Unbehagen, abwechselndem Frösteln und Heißwerden, Störung des Appetits und der Verdauung, Ziehen in den Gliedern ꝛc., oder auch ohne daß solche Vorboten vorhergegangen sind, tritt der erste Fieberparoxysmus ein, indem der Kranke unter rascher Erhöhung der Temperatur des Rumpfes von einem heftigen Schüttelfrost befallen wird. Zugleich stellt sich heftiger Kopfschmerz, Brustbeklemmung, kleiner, beschleunigter Pulsschlag ein; der Frost steigert sich zum Zittern, Zähneklappern und Schütteln des ganzen Körpers; die Haut fühlt sich kalt an, ist bleich und bläulich, von Gänsehautbeschaffenheit, geschrumpft; das Gesicht ist blaß, Lippen und Nägel sind blau, Hände und Füße kalt, der Harn blaß. Charakteristisch ist auch das durch Beklopfen der linken Seite erkennbare Anschwellen der Milz. Dies das Froststadium, welches ½ bis 3 Stunden dauert. Allmählig verbreitet sich nun ein lebhaftes Hitzegefühl vom Gesicht und von den obern Körpertheilen nach den untern und über die ganze Haut; an die Stelle der Gänsehaut, der Bläße und Kälte tritt Röthe, Wärme und Schwellung der Haut; auch der Puls wird voller, der Harn dunkler, gesättigter; der Kopfschmerz wird heftiger, der Kranke wird unruhig, verfällt in Dilirien u. klagt über Brustbeklemmung u. Durst. Nachdem dies Stadium trockener Hitze eine bis mehre Stunden gedauert hat, wird zuerst in den Achselhöhlen und an der Stirn die Haut feucht, bald bedeckt sich der ganze Körper mit Schweiß, die Beschwerden lassen nach, der Kopfschmerz legt sich, das Athmen wird leicht, das Hitzegefühl schwindet, nur der Durst dauert fort; der erregte Puls beruhigt sich, der Harn wird noch dunkler und gesättigter, weil der Kranke durch das Schwitzen viel Wasser an die Haut abgibt; häufig versinkt der Kranke in einen wohlthätigen Schlaf, aus dem er mit verhältnißmäßigem Wohlbefinden erwacht. Dies das Schweißstadium. Nachdem der ganze Fieberanfall 6 bis 12 Stunden gedauert hat, folgt ein mehr oder weniger fieberfreier Zwischenzustand, der nur durch Mattigkeit, Appetitlosigkeit u. Verdauungsstörung die Fortdauer des Uebels anzeigt. Denn nur ausnahmsweise beschränkt sich dasselbe auf einen einzigen Fieberanfall; meist tritt nach einer gewissen Zeit ein zweiter, nach gleicher Zwischenpause ein dritter, ein vierter ꝛc. Anfall ein. Kehrt der Fieberanfall genau oder annähernd alle 24 Stunden wieder, so nennt man das Fieber eintägig, Quotidianfieber; tritt er alle 48 Stunden, also einen Tag um den andern oder jeden dritten Tag auf, so heißt das Fieber dreitägig, Tertianfieber; erfolgt er jeden vierten Tag, also je nach 72 Stunden, so bezeichnet man das Fieber als viertägiges, Quartanfieber. Sind die Perioden nicht genau 24-, 48stündig ꝛc., so nennt man das Fieber anteponirend, wenn es um eine oder mehre Stunden zu früh, postponirend, wenn es um dieselbe Zeit zu spät eintritt. Das W. ist eine endemische, d. h. in gewissen Gegenden, vornehmlich in wasserreichen Niederungen, an den Ufern langsam fließender, häufig austretender Flüsse, an Flußmündungen, wo sich Seewasser und Flußwasser vermischen, in eigentlichen Sumpfgegenden ꝛc. einheimische Krankheit, doch kommt es auch an hoch und trocken gelegenen Lokalitäten mit sandigem oder steinigem Boden zuweilen vor oder zieht als weitverbreitete Epidemie über ganze Länder hinweg und verschont dann auch solche Gegenden nicht, wo es sonst ganz unbekannt ist. Es ist zwar keine ansteckende, d. h. von Kranken auf den Gesunden übergehende Krankheit, wohl aber scheint die Disposition dazu eine allgemeine und weder durch Alter, noch Geschlecht, auch nicht durch sonstige Körperkonstitution bedingt zu sein. Muß man sich in einer Gegend, wo das W. einheimisch ist, aufhalten, so nehme man so viel als möglich die Lebensweise der Eingebornen an, trinke an der Weichsel Branntwein, im Banat, Sliwonitz u. in Italien viel Limonade und schwarzen Kaffee, lege des Abends wärmere Kleidung an, schütze sich möglichst vor der Nachtluft, schlafe nie bei offenen Fenstern, vermeide den Aufenthalt in der Nähe von Sümpfen, aber auch alle Diätfehler und sonstigen Excesse, genieße kein frisches Obst, keine rohe Milch ꝛc., hüte sich vor Durchnässung und Erkältung, bade und schlafe nicht im Freien, besonders nach Sonnenuntergang. Was die Behandlung anbetrifft, so ist dieselbe zeitig einem Arzte zu überlassen. Der Kranke lege sich bei Beginn des Fieberanfalls zu Bette, decke sich jedoch trotz des Schüttelfrostes nicht zu warm zu, genieße höchstens eine Tasse warmen Thee, vermeide aber erhitzende Getränke. Im Hitzestadium reiche man kleine Portionen kühlenden Getränkes und mache bei starkem Blutandrang nach dem Kopfe Kaltwasser- und Eisumschläge um denselben. Das Schweißstadium muß im Bette abgewartet werden; Wechsel der Wäsche darf erst nach vollständigem Aufhören des Schwitzens Statt finden. Nach Eintritt der fieberfreien Zeit wird Chinin als specifisches Heilmittel gegeben, aber nur nach Vorschrift des Arztes und wenn es der Zustand der Verdauungsorgane des Kranken erlaubt. Kehrt der Fieberanfall auch in der bestimmten Zeit nicht wieder, so darf man den Kranken doch keineswegs schon als genesen an-

Digitized by Google

sehen, vielmehr muß derselbe noch längere Zeit aufs sorgfältigste alles Schädliche vermeiden und die vorgeschriebene Diät streng beobachten. Um Rückfällen sicher vorzubeugen, wechsele man nöthigen Falls die Wohnung oder selbst den Aufenthaltsort. Merkwürdig ist, daß die Empfänglichkeit für das W. sich durch wiederholtes Ueberstehen der Krankheit vermehrt. Wird die Krankheit nicht gründlich geheilt, so verbindet sich mit der zunehmenden Vergrößerung der Milz eine immer weiter um sich greifende Funktionsstörung dieses Organs; Schwäche und Blutarmuth des Kranken steigern sich; in der Leber und den Nieren entwickeln sich allmählig bleibende Gewebsstörungen; es entsteht unheilbares Siechthum mit schließlichem Ausgang in Wassersucht oder Skorbut.

Wechselordnung, s. Wechselrecht.

Wechselprozeß, das gesetzliche Verfahren, welches bei Wechselstreitigkeiten beobachtet wird. Der W. ist eine Art des Exekutivprozesses und unterscheidet sich von diesem nur durch die größere Schnelligkeit und Strenge in der Vollziehung, sowie in den meisten Fällen auch durch die Eigenthümlichkeit der Exekution, indem die Zahlung nicht unmittelbar aus den Gütern des Beklagten genommen, sondern dieser letztere durch Verhaftung seiner Person dazu angehalten wird. Der Gerichtsstand in Wechselangelegenheiten ist der Regel nach der Wohnort des Beklagten oder das ordentliche Gericht desjenigen Platzes, an welchem vertragsmäßig die Zahlung geschehen muß. Wo Handelsgerichte existiren, haben diese gewöhnlich in Wechselsachen zu entscheiden, und in einigen Staaten sind besondere Gerichtsbehörden dazu ernannt, vor welchen allein der W. verhandelt wird. Fast alle positiven Gesetze verlangen folgenden Rechtsgang in Wechselsachen: Die Klage kann schriftlich oder mündlich angebracht werden unter Vorlegung des betreffenden Wechsels und der etwaigen sonstigen Belege (Protest, Rückrechnung, Kontraprotest). Die Ladung vor den Richter lautet entweder auf augenblickliches Erscheinen, oder gestattet dem Beklagten doch nur eine sehr kurze Frist. Beim Erscheinen vor Gericht hat derselbe nur zu erklären, ob er den ihm vorgezeigten Wechsel, oder das Indossament, oder den Accept wirklich unterschrieben habe, oder abschwören wolle. Erbietet sich der Beklagte zu letzterem Schritte, so muß er die Abschwörung (Diffession) sogleich leisten, oder es wird die gesetzliche Exekution gegen ihn vollzogen, und wenn diese in Personalarrest besteht, so bleibt er so lange in demselben, bis er jene bewirkt. Erkennt der Beklagte seine Unterschrift an, so kann er dessen ungeachtet zwar noch Einwendungen (Exceptionen) vorbringen; diese werden aber nur dann beachtet, wenn sie liquid sind und sich auf Verhältnisse zwischen den Klägern und dem Beklagten beziehen. Das Urtheil erfolgt unverzüglich und unmittelbar darauf die Vollstreckung desselben, wogegen keine Rechtsmittel zulässig sind oder doch (wie die Appellation) keine die Exekution hemmende Kraft haben.

Wechselrecht, der Inbegriff der sich auf Wechselgeschäfte beziehenden gesetzlichen Vorschriften. Die ersten gesetzlichen Bestimmungen über das W. trafen die Lombarden und Venetianer. Brügge u. Antwerpen folgten in Aufstellung von Wechselordnungen zunächst; dann die Hansa und andere Handelsstädte Deutschlands: Hamburg, Lübeck, Bremen, Augsburg, Frankfurt, Leipzig, Breslau, Köln, Braunschweig ꝛc. Doch ging in allen wechselrechtlichen Verhältnissen der Gebrauch (die Usanz) der Gesetzgebung voraus. In Deutschland fehlte es lange an einer allgemeinern Gesetzgebung, und die Wechselgesetze der einzelnen deutschen Staaten waren ungenügend, weil die Juristen theils in ihrer Neigung, alle Rechtsverhältnisse unter römische Formen zu stellen, den Wechsel unter die römische Rechtslehre vom Vertrag zu bringen suchten, theils ihre Obervormundschaft geltend machten und mannichfaltige Beschränkungen vorschrieben. Seit 1849 ist die neue allgemeine deutsche Wechselordnung in fast allen deutschen Bundesstaaten in Kraft getreten. Der französische Code de commerce hat besonders den Mangel, daß nach demselben nur die Urkunde, in welcher Jemand dafür einzustehen erklärte, daß durch einen Anderen an einem von dem Ausstellungsort entfernten Orte eine Summe Geldes bezahlt würde, als Wechsel (lettre de change), jede andere Urkunde aber, wenn sie auch Wechselform hat, ihr aber die eben genannten Merkmale fehlen, nur als Billet à ordre gilt. Außer in Frankreich, Belgien und zum Theil auch in Italien haben Holland, Spanien und Portugal besondere Gesetzbücher, die aber im Wesentlichen dem französischen Code nachgebildet sind. In England und Nordamerika beschränkte sich die das W. betreffende Gesetzgebung auf einige Vorschriften und überließ das Wechselinstitut dem Gebrauch der Kaufleute, daher auch in jenen Ländern das W. weit mehr dem Bedürfniß gemäß sich ausgebildet hat. In Deutschland verschaffte zuerst Einert der eigentlichen Bedeutung des W.s Eingang in die Gesetzgebung. Diese Bedeutung besteht darin, daß der Wechsel ein kaufmännisches Papiergeld ist, dessen Inhaber nicht zu besorgen hat, daß ihm die bei anderen Urkunden über Forderungen so häufig anwendbaren, die Realisirung des Rechts erschwerenden Einwendungen entgegengesetzt werden können, daß das auf den schnellsten Verkehr und Umsatz berechnete Papier auch leicht an Andere übertragen und vermöge dieser Uebertragung das Geld, auch so lange der Wechsel noch nicht verfallen ist, von Anderen erhoben werden kann und daß der Inhaber nicht bloß den Aussteller des Wechsels, sondern auch Jeden, welcher in den Wechselnexus, z. B. als Giratar, trat, zum Wechselschuldner in der Art hat, daß er beliebig gegen einen Jeden von diesen klagen kann, wenn der Wechsel nicht bezahlt wird. Dieser dreifache Vortheil ist es, der dem Wechselinstitut seinen eigentlichen Werth verleiht, und zwar nicht bloß für den Kaufmann, welcher aus fernen Gegenden durch Wechsel Gelder erheben und dahin Zahlungen machen kann, auch nicht bloß für den Bankier, der durch Ausstellung und Umsatz von Wechseln wegen der dabei üblichen Provision Gewinn zieht, sondern auch für jeden Andern, welcher durch Wechsel Zahlungen machen will, oder an fremden Orten Gelder zu erheben hat. Die formelle Kraft des Wechsels beruht sich

Digitized by Google

theils auf den Wechselprozeß (s. d.), welcher wegen seiner Schnelligkeit die rasche Rechtsverfolgung sichert, theils auf den Personalarrest, welcher als kräftig eingreifende Vollstreckungsweise die Aussicht gewährt, daß der Wechsel sicherer bezahlt wird oder der Gläubiger doch schnell zu seinem Geld kommt. Somit erscheint die Ausstellung und Ausgabe eines Wechsels als ein von dem Aussteller mit den gesammten Indossanten abgeschlossener Vertrag, das Accept aber zunächst als eine Bürgschaft für den Inhaber und zugleich für den Aussteller. Vergl. Einert, Das W. nach dem Bedürfniß des Wechselgeschäftes im 19. Jahrhundert, Leipzig 1839; Dedekind, Vergangenheit und Gegenwart des deutschen W.s, Braunschweig 1844; Noback, Ueber Wechsel und W., Berlin 1845; Meißner, Allgemeine europäische Wechselpraktik, Nürnberg 1846; Thöl, Das W., Göttingen 1847; Brauer, Die allgemeine deutsche Wechselordnung, 2. Auflage, Erlangen 1851; Schwarzkopff, Allgemeine deutsche Wechselordnung, Jena 1853; Story, Englisches und nordamerikanisches W., deutsch mit Anmerkungen von Treitschke, Leipzig 1845; Renaud, Lehrbuch des W.s, 2. Aufl., Gießen 1857, und Kuntze, Deutsches W., Leipz. 1862. Die besten Kommentare der allgemeinen deutschen Wechselordnung sind von Borhardt (Berlin 1854) und Hoffmann (Gießen 1859).

Wechselreiterei, jeder unter der Form und dem Schein eines wirklichen Wechselgeschäfts betriebene falsche Wechselhandel; im eigentlichen Sinn die Art von Wechselgeschäften, welche vom Trassanten verdeckt, meist durch Kellerwechsel (s. Wechsel) unternommen werden, um so baares Geld in die Hand zu bekommen, dies zu benutzen, dann wieder auf Andere Wechsel zu ziehen und mit dem erhaltenen baaren Geld jene selbst zu bezahlen, wodurch bei starkem Verkehr und Kredit ein schwankendes Handelshaus sich Jahre lang halten und bei glücklichen Spekulationen mit dem zur Disposition gewonnenen baaren Geld zuweilen sich retten kann. Dieser Handel mit fremdem Geld wird in England als hinlänglicher Grund zur Konkurseröffnung angesehen.

Wechselseitiger Unterricht, diejenige Einrichtung der Volksschulen, nach welcher vorgerücktere Schüler unter Oberaufsicht eines Lehrers schwächere unterrichten, hauptsächlich beim Lernen und Einüben mechanischer Fertigkeiten leiten und beaufsichtigen, wodurch es möglich wird, mit verhältnißmäßig geringen Kosten eine ungewöhnlich große Anzahl Schüler in Einem Lehrzimmer und unter Einem Lehrer zu unterrichten. Das Princip dieses Unterrichtssystems war dem Wesentlichen nach schon lange bekannt, wurde aber durch die Engländer Bell und Lancaster nach einem festen Plane neugestaltet. Die Unterrichtssysteme beider Männer stimmen im Wesentlichen mit einander vollkommen überein. Die Schüler werden in eine Menge kleiner Klassen getheilt, deren jede durch einen geübtern Schüler in den nöthigsten Fertigkeiten, wie Lesen, Schreiben, Rechnen, Auswendiglernen, so weit geübt wird, als dieser sie selbst vorher von dem Lehrmeister erlernt hat. Die geübtesten und moralisch zuverlässigsten Schüler führen wieder als Obergehülfen die Aufsicht über die Unterlehrer und deren Klassen. Der Lehrer unterrichtet nur die Gehülfen, wacht über den planmäßigen Gang des Ganzen und handhabt die Zucht. Die allgemeinste Anwendung und förderlichste Ausbildung fand diese Schuleinrichtung in Dänemark, Holstein und Schleswig. Eine Modifikation erhielt das System besonders in den deutschdänischen Herzogthümern, indem man nur die Ordnung, Genauigkeit und unablässige Selbstbeschäftigung der Kinder aus Lancasters Schulen annahm, aber das Geisttödtende seines Mechanismus ganz beseitigte. Der Lehrer unterrichtet demnach alle Kinder selbst und überläßt den aus den Schülern wechselnd gewählten Gehülfen nur das Wiederholen der gelernten Pensen und die weitere Einübung von Fertigkeiten, zu denen er vorher Anleitung gab. In den übrigen deutschen Staaten sind durch Harnisch, Zerrenner u. A. Versuche gemacht worden, die wechselseitige Schuleinrichtung nach dem Muster dieses modificirten Systems einzuführen; sie haben aber wenig Erfolg gehabt, wohl mit deshalb, weil man sich zu sehr an das Muster hielt. Das wirklich Praktische dieser Lehrmethode läßt sich hauptsächlich in überfüllten Volksschulen mit Vortheil anwenden. Vergl. Bell, An experiment in education, London 1797, zuletzt unter dem Titel „Elements of tuition", das. 1812, deutsch von Tilgenkamp unter dem Titel „Bells Schulmethode", Duisburg 1808; Lancaster, Improvements in education, London 1803, und The british system of education, das. 1810; Hamel, Der gegenseitige Unterricht, Paris 1818; Zerrenner, Ueber das Wesen und den Werth des wechselseitigen Schulunterrichts, Magdeburg 1832.

Wechselwinkel, zwei innere oder zwei äußere, auf entgegengesetzten Seiten der schneidenden Linie, aber nicht neben einander liegende Winkel, welche entstehen, wenn zwei Parallelen durch eine dritte Linie geschnitten werden. Sie sind einander gleich.

Wechselwirkung (mutuum commercium), das Verhältniß zweier Gegenstände oder Theile von Gegenständen, vermöge dessen sie gegenseitig im Verhältniß der Ursache und Wirkung zu einander stehen. So stehen die Glieder eines Organismus unter einander in W.

Wechselwirthschaft, s. v. a. Koppelwirthschaft, s. Landwirthschaft.

Wechsler, s. v. a. Bankier.

Weckherlin, 1) Georg Rudolf, deutscher Dichter, geboren zu Stuttgart am 15. Sept. 1584, studirte in Tübingen die Rechte, machte (1604) Reisen in Deutschland und (seit 1605) in England und Frankreich und wurde 1610 Sekretär des Herzogs Johann Friedrich von Würtemberg in Stuttgart. Als 1620, nach der Katastrophe, welche den Pfalzgrafen Friedrich, Eidam Jakobs I., seines Kurfürstenthums verlustig machte, in London zum Zweck der Unterhandlung mit dem Kaiser u. den Fürsten in Deutschland eine deutsche Kanzlei errichtet war, erhielt W. eine Anstellung bei derselben. Seitdem lebte er in angenehmen Verhältnissen in London, von den beiden Königen, denen er diente, Jakob I. und Karl I., vielfach ausgezeichnet und in politischen Angelegenheiten mit

Digitized by Google

wichtigen Missionen nach Schottland, Irland, den Niederlanden, Italien u. Spanien ꝛc. betraut. Er † in London, nachdem der dreißigjährige Krieg in der Heimat ihn des väterlichen Erbes u. seiner Schriften beraubt hatte, bald nach 1650. Die letzte Ausgabe (die dritte) seiner „Geistlichen und weltlichen Gedichte" hatte er noch selbst veranstaltet (Amsterd. 1648). W.s Dichtungen, deren sämmtliche Ausgaben sehr selten geworden sind, sind besonders darum literarhistorisch merkwürdig, weil in ihnen eine Anzahl ausländischer, vorzüglich romanischer Formen zuerst der deutschen Poesie zugeführt scheinen und weil sie den Dichter in einer eigenthümlichen Stellung zu den metrischen Neuerungen, welche sich während der Zeit seines Schaffens in der deutschen Dichtung vollzogen, zeigen. Bei seinem Auftreten kannte W. noch kein höheres Gesetz für den deutschen Versbau als das der Sylbenzählung, bei welchem er auch, als Opitz mit seinen reformatorischen Bestrebungen schon fast bei allen dichterischen Zeitgenossen des Vaterlandes längst durchgedrungen war und während W. selbst in der Praxis bereits dem neuen Princip Rechnung trug, in der Theorie hartnäckig beharrte. Seine Poesien stellen daher namentlich in früherer Zeit ein interessantes Ringen des meist körnigen tüchtigen poetischen Geistes mit der harten und ungelenken Form dar. Die hohen Lobpreisungen, welche ihnen, gegenüber den opitzischen, von einigen Literatoren der Ausgangszeit des vorigen Jahrhunderts zu Theil geworden sind, verdienen sie nicht. Die Mehrzahl derselben besteht aus lyrischen Stücken, darunter eine Anzahl von bearbeiteten Psalmen, Oden, Sonetten, Trink- und Liebesliedern, welche letzteren verhältnißmäßig am besten den lyrischen Ton treffen. Auch W. hat der Mode seiner Zeit in Gelegenheitspoesien an vornehme Personen reichlichen Zoll gebracht. Unter seinen zu jener Zeit sehr beliebten Preisgedichten auf historische Personen erwarb ihm ein Poem in Alexandrinern auf Gustav Adolfs Tod besonderen Beifall, welches in „Des Knaben Wunderhorn" Bd. 2, S. 96 bis 100, jedoch stark gekürzt, wieder abgedruckt ist. Auch einige Schriften in Prosa hat W. verfaßt. Sie stammen aus seiner stuttgarter Zeit und geben Schilderungen verschiedener Hoffeste, die zur Feier fürstlicher Familienereignisse veranstaltet waren. Eine derselben gab W. auch in englischer Sprache heraus (1616). Vgl. Conz, Nachrichten von dem Leben und den Schriften R. W.s, Ludwigsburg 1803.

2) Wilhelm Ludwig, namhafter Journalist, geboren den 7. Juli 1739 zu Bothnang bei Stuttgart, studirte zu Tübingen die Rechte, lebte dann mit Unterrichtertheilen beschäftigt in Straßburg, Paris und Wien, hierauf, in Folge seiner „Denkwürdigkeiten von Wien" (1777) von da verwiesen, als Journalist nach einander in Regensburg, Augsburg, Nördlingen und Ansbach, wo er den 24. November 1792 †. Sein „Anselmus Rabiosus' Reise durch Deutschland" (1778), sowie die von ihm herausgegebenen Zeitschriften „Fellеisen", „Chronologon" (1779—81, 12 Bde.), „Das graue Ungeheuer" (1782—87, 12 Bde.), „Hyperboreische Briefe" (1788—90, 6 Bde.) und „Paragraphen" (1791, 2 Bde.) sind reich an Witz, Satire, Freimüthigkeit und Anzüglichkeiten. Vergl. W.s Geist, herausgegeben von W. jun., Stuttgart 1823.

3) August von W., landwirthschaftlicher Schriftsteller, geboren 1794 zu Stuttgart, erhielt seine wissenschaftliche Bildung als Landwirth in Hofwyl, unternahm dann eine größere landwirthschaftliche Reise, wurde hierauf Administrator der würtembergischen Domänen, 1837 Direktor der land- und forstwissenschaftlichen Lehranstalt zu Hohenheim mit dem Prädikat geheimer Hofdomänenrath u. war von 1845 bis zum Anfall der hohenzollernschen Fürstenthümer an Preußen Vorstand der obersten Domänendirektion zu Sigmaringen. W. erwarb sich um die Landwirthschaft vielfache Verdienste. Von seinen Schriften sind zu erwähnen „Ueber englische Landwirthschaft" (3. Aufl., Stuttgart 1852) und „Die landwirthschaftliche Thierproduktion" (2. Aufl., das. 1851, 3 Bde.).

Weda, s. Sanskrit.

Wedekind, 1) Georg Christian Gottlieb, Freiherr von W., ausgezeichneter Arzt und Schriftsteller, geboren den 8. Jan. 1761 zu Göttingen, studirte daselbst Medicin, wurde 1787 Leibarzt des Kurfürsten von Mainz u. Professor der Medicin an der Universität daselbst, trat nach der Uebergabe der Stadt an die Franzosen 1793 als Hospitalarzt in französische Dienste und blieb als solcher seit 1794 in Straßburg angestellt. Die französische Revolution veranlaßte ihn zur Herausgabe mehrer Gelegenheitsschriften, welche ebenso sehr seinen Freiheitssinn als seine Liebe für gesetzliche Ordnung bekunden. Seine Schrift: „Frankreichs ökonomischer und politischer Zustand unter dessen Konstitution vom 3. Jahre der Republik" (französisch und deutsch, Straßburg 1796) erwarb ihm die französische Bürgerkrone. Die anonyme Schrift „Vertraute Briefe über die Revolution vom 18. Brumaire" (1800) enthüllt dagegen die Schattenseiten der Konstitution. Im Jahre 1797 trat W. sein Amt als Professor in Mainz wieder an, wurde 1803 Kantonsarzt in Kreuznach, 1805 abermals Militärarzt, Professor der neuerrichteten Medicinalschule und Medicinalrath in Mainz, dann Oberstabsarzt des Reservecorps unter Lefebvre, 1808 Leibarzt und geheimer Hofrath des Großherzogs von Hessen-Darmstadt und in den Freiherrenstand erhoben. Er † am 28. Okt. 1831. In der ärztlichen Theorie und Praxis huldigte er den Grundsätzen des Eklekticismus, und bei logischer Behandlung der Gegenstände hatte er den rationellen Empirismus vor Augen. Seine zahlreichen Schriften erstrecken sich über Medicin, Politik, Philosophie, Maurerei und selbst Theologie.

2) Anton Christian, verdienter Geschichtsforscher, geboren am 14. Mai 1763 zu Visselhövede in Hannover, studirte in Helmstädt u. Göttingen die Rechte, ward dann Advokat in Hannover, 1793 Amtsschreiber in Lüneburg, unter der französischen Herrschaft Präfekturrath des Departements der Elbmündungen und Unterpräfekt des Bezirks Lüneburg, 1815 Amtmann daselbst, verwaltete von 1816—20 die Schulanstalt im Michaeliskloster (die nachmalige Ritterakademie) daselbst und ward 1831 Oberamtmann an dieser Anstalt. Er † hier den 14. März 1845. Seine literarische

Digitized by Google

Thätigkeit wurde vornehmlich durch die ihm übertragene Anordnung des reichhaltigen Klosterarchivs seit 1797 geweckt und genährt. Er veröffentlichte u. A. „Welthistorische Erinnerungsblätter" (2. Aufl., Lüneburg 1845); „Handbuch der Welt- und Völkergeschichte" (das. 1814, 3. Ausg. 1824), sich durch zweckmäßige Einrichtung, Reichthum, gute Auswahl und bündigen Ausdruck empfehlend; „Chronologisches Handbuch der neuern Geschichte" (das. 1816, 2 Bde.), das den Zeitraum von 1740—1816 umfaßt, und „Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters" (Hamburg 1821—37, 3 Bde.). W. gründete auch eine Preisstiftung, welche unter der Verwaltung der königlichen Societät der Wissenschaften in Göttingen von 10 zu 10 Jahren 3 Preise, jeden von 1000 Thlrn. in Gold, für die besten Bearbeitungen von Gegenständen der deutschen Geschichte vertheilen soll.

3) Georg Wilhelm, Freiherr von W., forstwissenschaftlicher Schriftsteller, geboren zu Straßburg am 28. Juli 1796, Sohn von W. 1), studirte in Göttingen und Dreißigacker Mathematik und Forstwissenschaft, wurde 1813 Oberforstkollegiumsassessor in Darmstadt, machte 1814 im hessischen freiwilligen Jägercorps den Feldzug gegen Frankreich mit, trat 1815 wieder ins Oberforstkollegium in Darmstadt ein und wurde 1821 zum Oberforstrath befördert. Nach der Märzrevolution von 1848 ward er in das Vorparlament gewählt. In demselben Jahre zum geheimen Oberforstrath ernannt, wurde er 1852 quiescirt und † den 21. Jan. 1856 zu Darmstadt. Seine Schriften verbreiten sich über Forststatistik, Forstverwaltung und Forstgeschäftsbetrieb. Seit 1847 war er Herausgeber der „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung".

Wedel-Jarlsberg, Johann Kasvar Hermann, Graf von, Statthalter von Norwegen, geboren am 21. Sept. 1779 zu Montpellier, als der älteste Sohn des dänischen Ministers Anton Grafen von W., der damals den Gesandtschaftsposten am londoner Hof bekleidete, ward in England erzogen, studirte in Kopenhagen die Rechte und Staatswissenschaften, daneben Philologie, trat 1800 in dänische Dienste und wurde Amtmann in Buskerud bei Drammen. Nach dem Tode seines Vaters erbte er die Grafschaft Jarlsberg am Meerbusen von Christiania. Im Kriege mit Schweden 1808—9 bildete und führte er ein eigenes Freicorps. Seine Humanität hatte ihm ein solches Zutrauen bei den Schweden erworben, daß, als sich der Reichstag zu Oerebro 1810 mit der Wahl eines Thronfolgers an der Stelle des Prinzen Karl August beschäftigte, mehre Stimmen im Bürger- und Bauernstande sich für W. aussprachen. Als der kieler Friede 1814 Norwegen von Dänemark trennte, erklärte er sich als Mitglied des ersten außerordentlichen Storthings in Christiania für eine Vereinigung mit Schweden und ward, nachdem dieselbe zu Stande gekommen, vom König zum norwegischen Staatsrath und Chef des Finanz-, Handels- u. Zolldepartements ernannt. Im Jahre 1822 wegen einer zu Berlin kontrahirten Staatsanleihe vor dem Reichsgericht angeklagt, aber freigesprochen, zog er sich auf seine Güter zurück, ward aber mehrmals in das Storthing gewählt und 1836 zum Statthalter von Norwegen mit der Vollmacht eines Vicekönigs erhoben; er † zu Wiesbaden am 27. Aug. 1840.

Wedgwood, Josiah, der Verbesserer des nach ihm benannten Steinguts (s. Thonwaaren), geboren 1731 in Staffordshire, erfand als Töpfer u. A. das durchsichtige Jaspisporzellan, den künstlichen schwarzen Basalt und komponirte die Terracotta, ein achatartiges Steingut ꝛc. Durch seine Töpferfabriken schuf er das Fabrikstädtchen Etruria in Staffordshire, auch veranlaßte er den Bau des Kanals Trent und Mersey und erfand auch das nach ihm benannte wedgwoodsche Pyrometer (s. d.). Er † 1795 in Etruria.

Wednesbury, Stadt in der englischen Grafschaft Stafford, am Tame und an der Eisenbahn von Birmingham nach Liverpool, hat eine schöne alte gothische Kirche, ein Handwerkerinstitut, Fabrikation von Eisen- und Stahlwaaren aller Art und 15,298 Einw. In der Umgegend sind zahlreiche Kohlen- und Eisenminen.

Weenix, 1) Jan Baptista, berühmter holländischer Maler, geboren 1621 zu Amsterdam, ward Schüler Abraham Bloemaerts in Utrecht und Nikolaus Moyaerts und zu Rom, wo er 4 Jahre blieb, Mitglied der Schilderbent. Nach Utrecht zurückgekehrt, † er daselbst 1660. Seine sehr sauber ausgeführten Gemälde bestehen in Scenen aus dem Volksleben, Landschaften mit Figuren, Thieren und Gebäuden, Fluß- und Küstenansichten. Seine Zeichnungen und 6 geätzte Blätter sind außerordentlich selten.

2) Jan, Maler, des Vorigen Sohn u. Schüler, geboren 1644 zu Amsterdam, kopirte die Werke seines Vaters so treu, daß es schwer hält, die Gemälde beider Künstler zu unterscheiden. Man hat von ihm historische Darstellungen, Bildnisse, Genrebilder, Architektur, Landschaften mit Figuren und Thieren, Blumen und Früchte und besonders Jagdstücke. In der Darstellung von lebenden und todten Thieren erreichte er den Gipfel der Kunst. Er lebte längere Zeit am Hof des Kurfürsten Wilhelm von der Pfalz, in dessen Auftrag er von 1712—14 drei Säle des Schlosses Bensberg bei Köln mit Gemälden ausschmückte, welche jetzt in der Gallerie zu München sind. W. † zu Amsterdam 1719.

Weerdt (Weert), Stadt in der niederländischen Provinz Limburg, Bezirk Roermonde, am Kanal Südwilhelmsfahrt, Sitz eines Kantonalgerichts, hat eine schöne Hauptkirche mit dem Grab Philipps von Montmorency und des Grafen von Hoorn (1566 enthauptet), ein schönes Rathhaus, ein Franciskanerkloster, geistliches Unterrichtskollegium, Brauerei, Gerberei, Tabaksfabrikation und 6843 Einw.; war bis 1816 Festung. W. ist der Geburtsort von Sebaldus van Werth und von Johann van Werth.

Weerdt, Jean de, s. Werth.

Wegbau, s. Straßenbau.

Wegdienstbarkeit (lat. servitus viae), das Recht eines Grundstückbesitzers, auf einem ihm nicht gehörigen Grundstücke mit allen Arten von Wagen zu fahren. Diese Dienstbarkeit schließt die Fußsteigs- und Viehtreibsgerechtigkeit, wenn nicht ein Anderes ausdrücklich bedungen oder hergebracht ist, in sich, so daß, wer jene hat, diese beiden mit

Digitized by Google

ausüben kann. Während bei jenen beiden aber die Breite des Wegs richterlichem und sachverständigem Ermessen überlassen ist, bestimmen rücksichtlich der W. die Gesetze, daß der Weg 8 Fuß in gerader Linie (in perrectum) und 16 F. in der Biegung (in anfractum) halten muß.

Wegdorn, Pflanzengattung, s. v. a. Rhamnus *L.*

Wegebreit, Pflanzengattung, s. Plantago.

Wegeleben, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Oschersleben, an der Bode und dem Goldbach, hat Garnspinnerei, Leinweberei, Runkelrübenzucker-, Ofen- und Oelfabrikation, Ziegelbrennerei und 2823 Einw.

Wegerich, Pflanzengattung, s. Plantago.

Wegmesser, s. Hodometer.

Wegregal (Straßenregal, lat. jus viarum regium s. sublime), dasjenige niedere Hoheitsrecht, vermöge dessen dem Staate die Oberherrschaft über alle Wege in dem Staatsgebiete zusteht. Darin begriffen sind die Straßengerichtsbarkeit und die diesfallsige Gesetzgebung sammt Wegpolizei. Insonderheit hat das W. die öffentlichen Landstraßen zum Gegenstande und umfaßt deren Anlegung, Bau und Besserung, Erhebung von Weggeld, Benutzung des Eigenthums der Privatpersonen dazu ꝛc., dann das Oberaufsichtsrecht über alle Wege, welches besonders durch die Straßenpolizei (s. d.) geübt wird.

Wegscheider, Julius August Ludwig, protestantischer Theolog, geboren am 17. Sept. 1771 zu Kübbelingen in Braunschweig, studirte zu Helmstädt, wurde dann nach einander Lehrer am Pädagogium zu Helmstädt, Hauslehrer zu Hamburg, Repetent zu Göttingen, 1806 Professor der Theologie und Philosophie in Rinteln u. 1810 in Halle, wo er den 27. Jan. 1849 †. Seine Vorlesungen erstreckten sich auf Exegese des Neuen Testaments, Dogmengeschichte und namentlich Dogmatik. Sein Hauptwerk sind die „Institutiones theologicae christianae dogmaticae" (Halle 1815; 8. Aufl. 1844; deutsch von Weiß 1851), das erste mit Konsequenz durchgeführte rationalistische System der christlichen Glaubenslehre. Vgl. Steiger, Kritik des Rationalismus in W.s Dogmatik, 1830.

Wegwart, Pflanzengattung, s. v. a. Cichorium *L.*

Wehen, s. Geburt.

Wehfrau (Wehmutter), s. v. a. Hebamme.

Wehlau, Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Königsberg, am Einfluß der Alle in den Pregel, mit einer 891 Fuß langen Brücke über denselben, hat eine höhere Bürgerschule, bedeutende Mühlenwerke, Zeuchdruckerei, Gerberei, Getreidehandel, besuchte Pferdemärkte, Thierschau mit Pferderennen und 5479 Einw. Am 19. September 1657 wurde hier zwischen Polen und Preußen ein Vertrag geschlossen, in welchem letzteres auf sein Oberhoheitsrecht über Ostpreußen verzichtete.

Wehlen, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Dresden, Gerichtsamt Pirna, in der sächsischen Schweiz, rechts an der Elbe, ist Station der Dampfschiffe und der sächsisch-böhmischen Eisenbahn, hat eine Schloßruine, Leinweberei, Strohflechterei, Sandsteinbrüche und 1346 Einw. Dabei der romantische Uttewalder Grund und die vielbesuchte Bastei.

Wehmuth, derjenige durch ein Weh, dessen wir uns nicht deutlich bewußt sind, hervorgerufene, traurige Gemüthszustand, bei welchem das Gefühl der Gemüthsstörung der Seele hauptsächlich vorschwebt, der Wille aber entmuthigt ist und eben das Bewußtsein der Kraftlosigkeit und die Vorstellung, nichts zur Beseitigung des Wehs thun zu können, jenes Gefühl unterhält. Es findet dabei eine Gebundenheit des Willens, ein Schwächezustand Statt, weshalb W. häufig bei Erhöhung der Reizbarkeit und Sinken der Lebenskraft vorherrschend wird.

Wehr (Wasserwehr), künstlicher Damm, welcher quer durch einen Fluß errichtet ist, um das Wasser aufzustauen u. in einen Mühlgraben zu treiben, oder in ein Gerinne zu leiten und ihm zugleich mehr Gefälle zu geben. Das Ueberfall- oder Streichwehr ist so eingerichtet, daß das Wasser durch dasselbe bis zu einer gewissen Höhe steigt und, sobald diese Höhe erreicht ist, über das W. hinweg und fort fließt. Wo nur die Ueberschwemmung, nicht aber das Stauwasser zu fürchten ist, bedient man sich, besonders in kleineren Flüssen, der Aufzieh- oder Schleußenwehre, auf deren oberstem Theil ein Grieswerk angebracht ist, so daß man, mittelst der herabgelassenen Schützen, das Wasser noch bedeutend höher treiben kann, als das W. ist; sind die Schützen aufgezogen, so sinkt der Wasserstand entweder herab, oder man kann eine sehr große Menge Wasser über das W. abfließen lassen.

Wehrgeld (Wergeld, Wiedergeld, Friedegeld), diejenige Geldsumme, welche nach altdeutschem Recht von einem Todtschläger Denen gezahlt werden mußte, welche eigentlich die Blutrache (s. d.) wegen eines Erschlagenen auszuüben hatten, d. i. den Agnaten (s. d.) nach der Nähe des Grades, in deren Ermangelung andern Verwandten, selbst Frauen. Unfreie erhielten das W. nicht, sondern nach einer Verordnung des Kaisers Heinrich II. von 1022 mußte der Todtschläger dem Herrn des Unfreien das W. bezahlen, hingegen mit den nächsten Verwandten des Getödteten sich abfinden. Nach Einführung des Landfriedens hörte auch das W. in seiner frühern Gestalt auf u. wurde nur auf den Fall beschränkt, wenn die Tödtung nicht aus Vorsatz, sondern aus Fahrlässigkeit oder durch Zufall erfolgte, also keine eigentlich peinliche Strafe Statt fand. An die Stelle desselben ist gegenwärtig fast überall eine Entschädigungsforderung der Nachgelassenen wegen jedes durch die Tödtung entstandenen Schadens getreten, also nicht bloß auf Kur-, Begräbniß- und Trauerkosten, sondern auch auf Alimentation Derer, welche von dem Erschlagenen zu alimentiren waren und sich nicht selbst alimentiren können, also der Wittwe und unmündigen Kinder, aber auch solcher andern Personen, die der Getödtete zu alimentiren schuldig war und die sich nicht selbst ernähren können. Ueber die Dauer dieser Alimentationsverbindlichkeit sind die Ansichten verschieden. Gewöhnlich richtet sie sich nach der präsumtiven Lebensdauer des Getödteten, welche man, wenn nicht besondere Gründe für ein kürzeres Alter vorhanden sind, auf 70 Jahre an-

Digitized by Google

nimmt, sie muß aber bei Erhaltung minderjähriger Kinder so lange dauern, bis sich diese ihrem Alter nach u. nach der Gewohnheit ihres Standes selbst ernähren können. Doch glauben Andere, daß sie nicht über 30 Jahre dauern könne.

Wehrsdorf, großes, reiches Fabrikdorf im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Bautzen, Gerichtsamt Schirgiswalde, einer der Hauptsitze der Zwillichweberei, hat 2042 Einw.

Wehrwolf, s. Werwolf.

Weib (Frau), eine erwachsene Person weiblichen Geschlechts. Ueber die Unterschiede zwischen Mann und W. hinsichtlich der Körperkonstitution s. Geschlechtseigenthümlichkeiten. Die sociale Stellung des W.es scheint im Alterthum im Orient eine andere gewesen zu sein als heut zu Tage. Bei den Hebräern bewohnte die Frau im patriarchalischen Zeitalter zwar eine besondere Abtheilung des Nomadenzeltes, nahm aber an allen häuslichen Beschäftigungen, selbst unverschleiert, Theil und war selbst den Fremden sichtbar und zugängig. Erst später, als sich die Sitten des Naturzustandes geändert hatten und man in größeren Gesellschaften lebte, deren Glieder nicht alle zu Einer Verwandtschaft gehörten, änderte sich das Verhältniß des W.es zum Haus. Zwar lebten auch damals die W.er der niedern Stände vermischt mit den Männern und nahmen an den allgemeinen Gastmählern Theil; vornehmere dagegen bewohnten nach orientalischer Sitte ein besonderes Harem (s. d.) und wurden von Eunuchen streng bewacht. Dennoch waren sie nicht von allem Umgang abgeschlossen, denn sie nahmen mit den Männern an Gastmählern und sogar an Volksfesten Theil. Ihre Beschäftigungen bestanden in Arbeiten für die Familie und in Besorgung des Hauswesens. Uebrigens ehrte die Frauen Kinderreichthum, und die Mutter hielt sich besonders vom Himmel begünstigt, die ihrem Gatten einen Sohn geboren hatte, wie im Gegentheil die Kinderlose sich als gebrandmarkt ansah. Nach Herodot verrichteten die ägyptischen W.er mehre Geschäfte außer dem Hause, besorgten Kauf und Verkauf, trieben den Ackerbau u. dergleichen, während die Männer daheim spannen, webten ꝛc. Vermuthlich war dies jedoch nur bei den niedern Ständen der Fall, während die vornehmeren nach orientalischer Sitte nur dem Willen der Männer gewärtig waren, da das Hauswesen durch Sklaven versehen wurde. In Griechenland waren die W.er in der ältesten Zeit fast nicht besser gestellt als Sklavinnen, denn sie wurden durch Kauf oder durch Raub erlangt, weshalb auch mehre die Gunst ihres Gebieters theilten. Zu Hause waren sie in die engen Grenzen des Gynäceums eingeschlossen, und wenn sie ausgingen, mußten sie verschleiert sein und einen treuen Diener des Herrn als ihren Begleiter bei sich haben. Noch strenger wurden die Jungfrauen in dem Parthenon und die Wittwen gehalten. Doch hatte sich schon zu Homers Zeit viel in den Verhältnissen der Frauen zum Hausherrn geändert, denn die W.er hatten zwar ihre besondere Wohnung, aber gleich hinter dem Mannessaal, von wo aus sie denselben übersehen konnten; sie theilten mit dem Hausherrn den Tisch, selbst wenn Fremde zugegen waren, und entfernten sich nur, wenn das Trinkgelag begann; sie nahmen an Opfern Theil, hielten Prozessionen, verschönerten die Feste durch Tänze, durften sogar in den Versammlungen der Aeltesten des Volks erscheinen. Ihre gewöhnlichen Beschäftigungen waren Weben, Spinnen und Wirken, während die häuslichen Geschäfte, Mahlen, Backen, Kochen, Wassertragen, Waschen und dergleichen, den Mägden anheimfiel, doch nicht so ausschließlich, daß sich nicht auch Hausfrauen oder die Töchter des Hauses zum Theil diesen Geschäften unterzogen hätten. Als Grund, warum mit der Zeit die Lage der W.er freier und besser wurde, ist besonders der Umstand anzunehmen, daß sie nicht mehr Beutestücke und gekauftes Gut waren, sondern dem Mann von den Aeltern mit einem Brautschatz übergeben wurden; doch blieb der Frau nie die Wahl nach ihrem Herzen vergönnt, sondern sie folgte dem Willen des Vaters. Die Jungfrauen standen unter sorgfältiger Aufsicht; doch hatten die Aufseher nicht bloß ihre Keuschheit zu bewachen, sondern auch ihren Verstand und ihr Herz zu bilden; auch wurden die edlen Jungfrauen, besonders in Athen, von andern Lehrern in der Dichtkunst, Philosophie, Malerei ꝛc. unterrichtet. So wie aber in Athen die Frauen die meiste Freiheit genossen, riß auch unter ihnen gegen die Zeit des peloponnesischen Kriegs hin großes Sittenverderben ein, das sie zu den gewagtesten Schritten selbst in den politischen Verhältnissen verleitete (vgl. Hetären). Als sich seit Alexander dem Großen die Bürger immer mehr von den Staatsangelegenheiten zurückzogen, bekamen die W.er mehr Einfluß; Luxus und Langeweile machte sie an den vielen neu entstandenen Höfen einflußreich, und dies war von bedeutendem Einfluß auf den Zustand der W.er in allen Ländern, die von jenen Dynastien abhingen. Von allen übrigen Griechinnen unterschieden sich, vornehmlich seit Lykurgs Verfassung, die Spartanerinnen. Gleich den Jünglingen mußten in Sparta die Mädchen sich im Laufen, Steigen, Wurfspieß- und Diskuswerfen üben, bei Feierlichkeiten tanzen, auf die Jagd gehen, und dieser Erziehung mag es zuzuschreiben sein, daß die spartanischen W.er für rauh, stolz und anmaßend galten, obgleich dadurch auch ihr Hang zu unregelmäßigen Begierden geschwächt wurde, da das frühzeitig ihnen eingeflößte Ehrgefühl ihren Geist über die Sinnlichkeit erhob. Da die spartanischen Frauen Fremden nicht zugänglich waren, weil deren im Lande nicht geduldet wurden, so hatten sie keine Gelegenheit ihre rauhen Seiten abzuschleifen, aber auch nicht verführt zu werden. Freilich gilt das nur für die Zeit, wo Lykurgs Gesetze in Ansehen standen; später riß auch unter den Spartanerinnen große Sittenlosigkeit ein. Bei den Römern war die Lage der Frauen im Ganzen besser als bei den Griechen; sie lebten hier nicht eingeschlossen, waren nicht von den Männergesellschaften abgesondert, konnten frei hingehen, wohin sie wollten, u. dergl.; aber ihr eigenes Gefühl ließ sie, so lange Sitteneinfalt in Rom herrschte, eingezogen leben, und Sittsamkeit war ihr größter Schmuck. Zur Erinnerung an Thaten einzelner W.er, wie die Vermittelung zwischen Römern und Sabinern, die That der Clölia, die Errettung Roms durch Veturia, die

Digitized by Google

Aufopferung der Kleinodien bei der Eroberung Roms durch die Gallier ꝛc., wurden mehre die Frauen ehrende Anordnungen vom Senat getroffen. Dennoch war ursprünglich und blieb das W. politisch unselbstständig. Es konnte niemals, selbst nicht in Privatangelegenheiten, ohne Kurator handeln; als Ehefrau trat die Frau zu ihrem Mann ganz in das Verhältniß, in dem sie früher zu ihrem Vater gestanden hatte. Der nach Karthago's und Korinths Zerstörung einreißende Luxus änderte das Verhältniß der W.er sehr zu ihren Gunsten, noch mehr die Zeit der Kaiser; je mehr die Männer weibisch wurden, desto selbstständiger und von den Männern unabhängiger wurden die Frauen. Schon gegen das Ende der Republik begann aber völlige Sittenverderbniß derselben; sie überließen sich nicht nur der schamlosesten Frechheit, sondern es wurden auch die unnatürlichsten Mordthaten, die blutigsten Entwürfe gegen das Vaterland oft von W.ern geleitet, wie die berüchtigten Namen einer Livia, Julia, Agrippina, Poppäa, Messalina, Faustina beweisen. In größter Achtung standen die W.er bei den Galliern. Sie versöhnten oft Heere, die mit einander den Kampf beginnen wollten, und schlichteten Privatstreitigkeiten; dabei aber hatte, wie bei den Römern, der Mann volle Gewalt über die Frau. Auch bei den Germanen standen die Frauen in besonderer Achtung. Sie wohnten nach patriarchalischer Weise mit Männern vermischt. Ihre Keuschheit betrachteten sie als ihren höchsten Schmuck, der meist die Brautgabe war, welche sie ihren Männern mitbrachten. Im Hause waren die Frauen Stellvertreterinnen der Männer; ihnen lag die Leitung der ganzen Wirthschaft ob, sie vertheilten die Arbeiten unter Knechte und Mägde und sorgten mit denselben für den Tisch und die Kleidung der Männer. Im Krieg begleiteten die W.er mit ihren Kindern die Männer, feuerten, auf der Wagenburg stehend, die Männer zur Tapferkeit an, warteten die Verwundeten, erfrischten die Streiter und fochten selbst an ihrer Seite mit, und wenn alle Hoffnung auf Rettung verloren, so ermordeten sie sich häufig selbst, nachdem sie ihre Kinder erwürgt hatten, um sie nicht in fremde Sklaverei gerathen zu lassen. Aber der deutsche Mann achtete auch dafür sein W. hoch: nur selten hatte er zwei oder mehre, und zwar war dies meist nur der Fall bei Fürsten wegen der Verbindung mit andern mächtigen Stämmen. Eine vorzügliche Achtung gegen die W.er ergibt sich daraus, daß das Wehrgeld bei dem Mord einer Frau verhältnißmäßig sehr hoch war. Die Frauen nahmen an allen öffentlichen Ergötzlichkeiten Theil, wurden bei den wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten zu Rathe gezogen und standen überhaupt in dem Rufe, die Gabe der Weissagung zu besitzen (s. Veleda). Auch noch im Mittelalter blieb hohe Frauenachtung ein hervorstechender Charakterzug der Völker germanischen Stammes; sie zu schützen, war ein nicht geringer Theil ihrer Ritterpflicht, und Beleidigung gegen Frauen zog Unehre und Verlust der ritterlichen Vorzüge nach sich. Aber nicht nur Deutschland war ein Sitz der Frauenachtung, sondern wohin das Christenthum gedrungen war, wo das Ritterthum blühte, wie in Spanien, Italien, Frankreich und England, ehrte und achtete man die Frauen hoch. Mit dem Verfall des Ritterthums trat an die Stelle der Chevalerie, zunächst in Frankreich, die Galanterie, welcher gegenüber sich bei den Frauen bald eine unleidliche Koketterie mit körperlichen und geistigen Gaben und Vorzügen bildete, welche am wenigsten den züchtigen und sittigen deutschen Frauen anstand, wie dieselben denn auch ihre französischen Vorbilder weder in ihren geistigen Koketterien, noch in Intriguen, politischen Einmischungen, sittlicher Verdorbenheit erreichten. Die Gleichberechtigung der Frauen in socialer Beziehung ist gegenwärtig bei allen civilisirten Völkern anerkannt, und nur ihre Rechtsmündigkeit pflegt in den Gesetzen noch beschränkt zu sein. Uebrigens lehrt die Erfahrung, daß das Verhältniß zwischen W. und Mann auf die physische und psychische Eigenthümlichkeit des ersteren von großem Einfluß ist. Das W. des Wilden, der dasselbe nur als Lastthier gebraucht, hat durch dieses sklavische Leben den Charakter wahrer Weiblichkeit und weiblicher Schönheit eingebüßt, weshalb die W.er der Wilden denn auch fast durchgängig häßlicher sind als die Männer. Vergl. Virey und Fournier, Das W. im gesunden und kranken Zustande, deutsch von Renard und Wittmann, Leipz. 1821; Virey, Das W., physiologisch, moralisch und literarisch dargestellt, deutsch von Hermann, das. 1827.

Weiberlehen (Schleierlehen, Spindellehen, lat. feudum femininum), s. Kunkellehn, vergl. Lehnwesen.

Weibertreue, Berg, s. Weinsberg.

Weiblingen, s. v. a. Waiblingen.

Weichbild, der zu einer Stadt gehörige Gerichtsbezirk, bisweilen auch die Stadt selbst mit dem dazu gehörigen Territorium, besonders aber die Stadtflur außerhalb der Ringmauern, sowie auch der Inbegriff aller Rechte und Privilegien einer Stadt (Weichbildsrecht). Das in dieser letztern Beziehung merkwürdigste W. ist das magdeburgische Schöffen- oder Weichbildsrecht, auch, weil es meist sächsisches Recht enthält, das sächsische W. genannt und eben deshalb öfter den Ausgaben des Sachsenspiegels (s. d.) angedruckt. Dies alte sächsische W. ist zum Theil wahrscheinlich schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts abgefaßt worden; die älteste Handschrift ist in Görlitz von 1304. Dagegen ist das neuere magdeburgische W. eine bloße Privatsammlung vom Anfang des 14. oder Ende des 13. Jahrhunderts, hat jedoch hie und da Gesetzeskraft erlangt und ist im 15. Jahrhundert von einem Unbekannten glossirt worden. Das Wort W. kam seit dem 12. Jahrhundert in Gebrauch und wird gewöhnlich vom althochdeutschen vih (vicus, Stadt) und Bild, d. i. das hölzerne oder steinerne Bild, wodurch die Grenze einer Stadtflur bezeichnet und welches als Stadtsiegel gebraucht wird, abgeleitet.

Weichdorn, Pflanzengattungen: s. v. a. gemeiner Wegdorn, Rhamnus catharticus *L.*; s. v. a. Weinrose, Rosa rubiginosa *L.*, s. Rose.

Weichert, Jonathan August, verdienter Philolog, geboren am 18. Jan. 1788 zu Ziegra bei Döbeln in Sachsen, studirte zu Wittenberg, ward dann Rektor am dortigen Lyceum und Privatdocent an der Universität, 1814 Professor an

Digitized by Google

der Landesschule zu Meißen, 1818 an der zu Grimma. Seit 1823 Rektor dieser Anstalt, † er am 23. Juli 1844. Unter seinen Schriften, die große Belesenheit, Sicherheit in der Kritik und Reichthum des Wissens bekunden, sind hervorzuheben: „Epistola critica de C. Val. Flacci Argonauticis“ (Leipzig 1812), die Ausgabe des Pomponius Mela (das. 1816) und des 8. Buches der „Argonautica“ des Valerius Flaccus (Meißen 1818); „Ueber das Leben und Gedicht des Apollonius von Rhodus“ (das. 1821); „Anthologia graeca“ (das. 1823); „Poetarum latinorum Hostii, Laevii, Lic. Calvi, Cinnae, V. Rufi, Domitii Marsi aliorumque vitae et carminum reliquiae“ (Lpz. 1830); „De L. Vari et Cassii Parmensis vita et carminibus“ (Grimma 1836); „De Caesaris Augusti scriptis eorumque reliquiis“ (das. 1836); „Lectionum Venusinarum libellus“ (das. 1843) und „Imperatoris Augusti scriptorum reliquiae“ (das. 1841 bis 1846.

Weicherz, s. v. a. Silberglanz.

Weichharze, s. Harze.

Weichsel (poln. Wisla, lat. Vistula), großer Fluß in Preußen und Polen, entspringt in dem österreichisch-schlesischen Kreise Teschen, auf der nördlichen Abdachung der Beskiden, aus der Vereinigung der weißen, kleinen und schwarzen Weichsel (Biala, Molinka und Czorna) in dem Dorfe Weichsel oder Wisla, bildet hier einen 180 Fuß hohen Wasserfall und fließt in einem felsigen Thal bis zur Stadt Schwarzwasser, wo sie das Gebirgsland verläßt. Sie scheidet nun Preußisch-Schlesien von Oesterreichisch-Schlesien und Galizien, dann nach Aufnahme der Przemza in nordöstlichem Lauf Polen von Galizien und tritt unterhalb Sandomierz nach Aufnahme des San ganz nach Polen über. Dieses Land durchfließt die W. in einem weiten, gegen Westen geöffneten Bogen. Bei Pulawy verläßt sie das südpolnische Plateau, fließt aber noch bis zur Einmündung der Pilica in einem bis auf ½ Meile eingeengten Thal zwischen steilen bewaldeten Rändern. Von Pulawy an durchfließt sie, 800 bis 1500 F. breit, eine weite Ebene zwischen niedrigen Ufern, berührt Warschau und Modlin, wendet sich nach Einmündung des Bug nach Westen und Nordwesten, rechts wieder von hohen, steilen Uferrändern eingefaßt, fließt bei Plock und Dobrzyn vorbei und tritt 2850 F. breit 2 M. oberhalb Thorn auf preußisches Gebiet über. Unterhalb der Mündung der Brahe und des bromberger Kanals durchbricht sie in nordnordöstlicher Richtung, Kulm, Schwetz und Graudenz berührend und zuletzt nach Norden sich wendend, den preußischen Landrücken, und zwar fließt sie hier in einem tief eingeschnittenen und breiten Niederungsthale dahin, oft in Arme sich theilend und bewaldete Inseln und Sandwerder bildend. Bei Mewe unterhalb Marienwerder geht sie in die preußische Weichselniederung, ein sehr fruchtbares, aber verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetztes Deltaland, über und theilt sich hier bei der montauer Spitze in zwei Arme. Der östliche dieser Arme, die Nogat, fließt bei Marienburg vorbei und theilt sich nach 7,6 M. langem Lauf in der Gegend, wo ihn der Kraffuhlkanal mit der Elbing verbindet, in 20 Arme, die sich alle in das frische Haff ergießen. Der andere, westliche und stärkere Arm behält den Namen W. bei, hat nördlichen Lauf, berührt Dirschau, wo eine 2668 F. lange Eisenbahnbrücke über den Fluß führt, und theilt sich bei dem sogenannten danziger Haupt abermals in 2 Arme, von denen der östliche, stärkere, die alte oder elbinger W., sich nach 3,1 M. langem Lauf mit 14 Mündungen ebenfalls in das frische Haff ergießt, der westliche, schwächere, der Versandung sehr ausgesetzte und nur noch für Kähne fahrbare, die neue oder danziger W., bei Danzig vorüberfließt und unter dem Namen Norderfahrt bei der Festung Weichselmünde in die Ostsee mündet. Für den danziger Verkehr ist ein besonderer Kanal, die Westerfahrt oder das Neufahrwasser, durch eine tiefe Sandbank (die Platte) gegraben worden und durch Schleußenwerke und Molo's gegen Versandung gesichert. Während des Eisgangs 1840 bahnte sich die W. am 2. Febr. noch eine neue Mündung, indem sie bei Neufähr die schmale Nehrung durchriß und 2 Meilen östlich von Danzig der Ostsee zuströmte; doch ist dieser Ausfluß, die neufährer W., gegenwärtig sehr versandet. An der Mündung der Przemza wird die W. für kleine, bei Krakau für mittlere, bei Zachowist, unterhalb der Mündung des San, für größere Fahrzeuge schiffbar. Durch den bromberger (Netze-) Kanal ist die W. mittelbar mit der Oder in schiffbare Verbindung gesetzt. Ihr Gefälle ist bis Krakau beträchtlich, indem der Ursprung der W. 2000 F. und der Spiegel derselben bei der Einmündung der Drewenz nur 93 F. über der Meeresfläche liegt. Die Länge ihres Laufs beträgt 140 Meilen, wovon ungefähr 70 auf Polen kommen; ihr Flußgebiet umfaßt 3550 QM. Ihre Tiefe wechselt zwischen 7 und 20 F. und beträgt im danziger Hafen 11—13 F. Die bedeutendsten Nebenflüsse der W. sind links: die Korzenietz, Gostina, Przemza, der Kuf- oder Grünfluß, die Brahe, das Schwarzwasser, die Montau, Ferse und die Mottlau mit der Radaune; rechts: die Sola, Raba, der Dunajec, die Wisloka, der San, Wieprz, Bug oder Narew, die Drewenz, Trinke, Ossa und die alte Nogat. Die W. bildet eine Menge mehr oder weniger zu Tage liegender Sandbänke, welche sich fast nach jeder Anschwellung des Flusses verändern und die Fahrt sehr beschwerlich machen. Die Polen befahren den Strom auf großen flachen Fahrzeugen (Wittinen), welche in der Regel nach ihrer Ausladung zerschlagen und verkauft werden. Der Strom führt einen fetten, thonigelehmigen Schlamm mit sich, der die überschwemmten Striche reichlich düngt und durch eine auf mehre Jahre bewirkte Fruchtbarkeit in der Regel den Schaden ersetzt, der durch die Ueberschwemmung verursacht ist, wenn sie nicht zu groß und zerstörend war. Die W. liefert viele und gute Fische. Der größte Vortheil aber, den sie Polen gewährt, ist die bequeme Ausfuhr der Landeserzeugnisse an Getreide, Holz ꝛc., die auf einer großen Anzahl von Schiffen und Flößen jährlich nach Danzig gebracht und von da ausgeführt werden. Krakau, die Alexandercitadelle bei Warschau, Modlin, Thorn, Graudenz und Danzig beherrschen als feste Punkte den Strom. Vgl. Pfeffer, Die Wasserverhältnisse

Digitized by Google

der W. und Nogat, Danzig 1849; Kalbus und Brandstätter, Die W. von ihrem Ursprung bis zu ihrer Mündung, das. 1852—53; Brandstätter, Die W., historisch, topographisch und malerisch, Marienwerder 1853.

Weichselburg, Stadt im österreichisch-illyrischen Kreis Neustädtl, mit Schloß (Weichselberg), Stahl-, Wollen-, Leder- und Strumpffabriken, Eisenhammer und 2000 Einw. Am 8. Sept. 1813 hier Gefecht zwischen den Oesterreichern und Franzosen.

Weichseln, s. Kirschbaum.

Weichselzopf (Wichtel- oder Judenzopf, plica polonica, Trichoma, Cirragra), eine chronische, wahrscheinlich ansteckende Krankheit der behaarten Körpertheile, in Folge deren die Haare zu einem unentwirrbaren Geflecht zusammenkleben u. die Nägel eigenthümlich entarten. Die Krankheit war im Mittelalter, bis zum 16. Jahrhundert, auch in Deutschland nicht selten und soll sich in der Schweiz, in Belgien, am Rhein, im Elsaß selbst endemisch gefunden haben. Jetzt kommt sie bei uns nur in ganz vereinzelten Fällen vor. Am häufigsten findet man sie in Polen, wohin sie im 13. Jahrhundert durch die Tataren gebracht worden sein soll, in Podolien, Lithauen, der Tatarei. Der Krankheit gehen meist die Zeichen von Störung des Pfortadersystems und andere krankhafte Zustände vorher. Auf der Kopfhaut und den andern behaarten Stellen des Körpers entsteht Jucken; es brechen unter Fiebererscheinungen reichliche Schweiße aus, die Hautdrüsen schwellen an und sondern eine klebrige, zuweilen blutige, übelriechende Flüssigkeit ab. Durch diese Flüssigkeit, welche zu Borken verhärtet, wachsen die Haare zusammen und bilden ein dichtes, filzartiges Gewebe, oft von bedeutender Länge, bis zu 10 Fuß und darüber. Das Allgemeinbefinden des Kranken bessert sich mit dem Hervorbrechen des Zopfs, der, nachdem die Absonderung der erwähnten Flüssigkeit aufgehört hat, abgenommen werden kann. Von dem zu frühzeitigen Abschneiden des Zopfs will man die verderblichsten Folgen gesehen haben, z. B. Schlagfluß, Epilepsie, Wassersucht, Taubheit ꝛc. Nach dem Abfallen des Zopfs entsteht zuweilen ein neuer, dem ein dritter folgt ꝛc. Als veranlassendes Moment der Krankheit ist namentlich Unreinlichkeit anzusehen, wie denn in Polen fast nur Individuen der niedern Klassen und Juden von ihm heimgesucht werden. Auch beschuldigt man übermäßiges Warmhalten des Kopfes durch Pelzmützen, den Genuß schlechter und verdorbener, namentlich scharf gesalzener Speisen, des Branntweins, Sumpfluft. Ueber das Wesen der Krankheit ist man noch nicht im Klaren. Die klebende Flüssigkeit soll nach Einigen von den Talgdrüsen, nach Andern von den Haarbälgen (Haarkeimen) abgesondert werden. Manche setzen diese Absonderung mit einem Allgemeinleiden in Verbindung, während Andere den W. für gar keinen kranken Zustand halten, sondern für eine Haarverfilzung, die bei dem in Polen herrschenden Vorurtheil, als heile der W. alle Krankheiten, durch unterlassene Reinigung des Kopfes und durch Anhäufung von Schmutz und Residuen der Hautausdünstung zwischen den Haaren erzeugt werde. Hebra hält den W. für eine nässende Flechte des Kopfs bei unreinlichen Personen, Cazenave für eine Talgdrüsenkrankheit der Kopfhaut. Uebrigens beschränkt sich der W. nicht auf die Menschen; auch bei Thieren hat man Aehnliches beobachtet. Das Uebel ist immerhin bedeutend zu nennen. In vielen Fällen widersteht es der ärztlichen Kunst und bedroht das Leben der Ergriffenen. Gehörige Sorge für Reinlichkeit und Kultur der Haare und der Haut können die Krankheit verhüten. Bei den ersten Zeichen des beginnenden W.s suche man die Entwickelung desselben zu befördern. Ist er reif, so schneide man ihn ab, wende Waschungen der Kopfhaut mit umstimmenden Mitteln, einer Höllenstein- oder Jodkalisolution, an und gehe dann zum äußeren Gebrauch tonisirender Mittel oder des Sublimats über. Innerlich hat man die Antimonialien, Guajak, Kampher, Enula, Sassaparille, Jodkali, Leberthran empfohlen. In Polen ist das Klopfen des Zopfs zwischen zwei Steinen als Volksmittel in Gebrauch, wodurch man das übermäßige Wachsen desselben beschränken will. Vergl. Oczapowski, Ueber die Weichselzopfkrankheit, Warschau 1839; Rosenberg, Der W., München 1839; Beschorner, Der W. nach statistischen und physiologischen Beziehungen dargestellt, Berlin 1843.

Weichthiere (Mollusca, Mollusken), Klasse des Thierreichs, zu dem dritten Kreise desselben, dem der Bauchthiere (s. d.), gehörig, begreift Thiere von den verschiedensten Formen, die sich kaum durch genügende, der Klasse eigenthümliche Merkmale charakterisiren. Sie zeigen weder eine durchgehende symmetrische Anlagerung der Organe zu beiden Seiten einer Mittelebene, noch eine strahlenförmige Anordnung um eine Mittelaxe. Denn wenn auch die Bewegungs- und Tastorgane oft symmetrisch vertheilt sind, so betrifft dies bloß die äußere Form, und die innern Organe, namentlich die der Verdauung dienenden, befinden sich in höchst unsymmetrischer Lagerung. Der weiche, schlüpfrige, sehr ausdehnbare, bei vielen (Bauchfüßern) spiralig gewundene Körper wird von einem verschieden gestalteten Hautsack umschlossen, der sich mantelartig in häutige Falten legt und auch als Mantel bezeichnet wird. Aus dem Schleimnetz desselben sondert sich ein vornehmlich aus thierischem Schleim und kohlensaurem Kalk bestehendes Gehäuse (Schale) ab, welches schon im Embryo des Ei's als dünnes Häutchen erkennbar ist und sich später durch periodisch bald stärkere, bald schwächere, schichtenweise vor sich gehende Ablagerung mikroskopischer Kalktheilchen auf der Innenseite und am Rande und zwar im Verhältniß zu dem Wachsthum des Thierkörpers vergrößert. Die äußere Form dieses Gehäuses ist sehr verschiedenartig und richtet sich nach der Form des Mantels; selten ist es klein und bedeckt das Thier nur zum Theil, noch seltener ist es vom Mantel ganz eingeschlossen; meist ist es groß und bedeckt das Thier ganz, dessen Körpervolumen und Schwere im Verhältniß zum Gehäuse oft sehr klein ist, wie z. B. die Austernschale 24- bis 7mal so schwer ist als das Thier. Die mit Gehäusen versehenen W. nennt man Schalthiere, die wieder in Schnecken (s. d.) und Muschel-

Digitized by Google

thiere (s. d.) unterschieden werden, je nachdem sie ein einschaliges, gewundenes oder ein aus 2 Schalen oder Klappen bestehendes Gehäuse haben. Das Nervensystem wird entweder durch einen einzigen Nervenknoten, dessen Aeste nach allen Seiten hin ausstrahlen, oder durch ziemlich unregelmäßig im Körper zerstreut liegende und durch Fäden mit einander verbundene Nervenknoten repräsentirt. Die Anordnung dieser Knoten ist sehr verschieden, doch bildet ein Theil derselben mit ihren Verbindungsfäden stets einen mehr oder minder weit ausgedehnten Ring um den Schlund (Nervenschlundring), der sich bei den höheren Gattungen zu einer Art von Gehirnknoten als Centralpunkt gestaltet. Was die Sinnesorgane anlangt, so betrachtet man als allgemeines Gefühlsorgan die ganze, stets feuchte Oberhaut; außerdem finden sich bei vielen W.n als besondere Gefühls- oder vielmehr Tastorgane bald lippen- oder lappenartige Bildungen, bald Arme oder Haare, bald einziehbare Fühler (Tentakel). Sehwerkzeuge haben bei weitem die meisten W., die Cephalopoden (s. d.) höchstens 2 am Kopf befindliche und sehr ausgebildete, die Muschel- u. Mantelthiere meist sehr viele, aber ziemlich rudimentäre. Die Gehörorgane sind ebenfalls bei den Cephalopoden am ausgebildetsten, doch sind sie auch bei vielen anderen W.n unverkennbar nachgewiesen worden, und zwar bestehen sie aus runden, meist dem Gehirnknoten unmittelbar aufsitzenden oder nur mittelst eines kurzen Nervenfadens mit diesem in Verbindung stehenden kugeligen Bläschen, die im Innern eine klare Flüssigkeit und eine feste krystallinische Konkretion von kohlensaurem Kalk (Hörsteinchen) enthalten. Als Geruchsorgane betrachtet man bei den Cephalopoden 2 vor den Augen liegende Grübchen, bei den Schnecken aber die zugleich als Tastorgane dienenden Fühler. Geschmacksorgane hat man noch nicht wahrgenommen; nur die Cephalopoden haben eine Zunge, die aber mehr zum Zermalmen der Nahrung, weniger als eigentliches Geschmacksorgan dient. Sie ist oft bandartig verlängert und fast stets mit zahllosen (bis 20,000), in regelmäßige Längs- und Querreihen geordneten Zähnen besetzt, die von Troschel zur Klassifikation benutzt wurden. Als Bewegungsorgane haben die W. flossenartige Häute oder fleischige, kreisförmig um den Mund gestellte Arme, welche als Saugarme zugleich das Ergreifen der Beute möglich machen. Beide dienen zum Schwimmen, die letzteren auch zugleich zum Umherkriechen kopfunter auf dem Meeresgrunde. Die meisten W. kriechen aber, und die Bauchfüßer sind zu diesem Behuf am Bauch mit einem fleischigen, verschieden gestalteten Auswuchse, dem sogenannten Fuße, versehen, mit welchem sie sich nicht nur langsam fortschieben, sondern auch festhalten können. Einige Muschelthiere (Kammmuscheln) sind im Stande, mittelst schnellen Oeffnens u. Schließens der Klappen eine Strecke zu schwimmen, ja sogar zu springen oder zu hüpfen; andere (Steck- und Hammermuscheln) sind mittelst eines Bartes (byssus) an einander oder an andern Meerkörpern, meist auf immer, selten nur auf einige Zeit, befestigt. Den Terebrateln dient ein sehniges Band, den Austern lediglich Verkittung zur Befestigung an anderen Körpern. Manche W. bohren sich Löcher in feste Körper, um darin zu wohnen (s. Bohrmuscheln), und zwar nicht nur in Holz, Thon und Gestein, sondern sogar in die Schale anderer W.

Die dem vegetativen Leben dienenden Organe zeigen bei den W.n eine sehr mannichfaltige Ausbildung. Auf den untersten Stufen bestehen sie aus einer einfachen, nach hinten gegen einen After sich öffnenden Höhle, auf den obersten aus einem äußerst komplicirten Verdauungssystem mit bewaffnetem Mund und Schlund und einem langen, vielfach abgetheilten Darm, und zwischen beiden Extremen finden sich eine Menge Abstufungen. Bemerkenswerth ist aber besonders die bedeutende Entwickelung der Drüsengebilde, namentlich der Leber, welche oft den größten Theil der Eingeweide ausmacht. Auch der Kreislauf des Blutes ist bei allen W.n sehr ausgebildet, indem ein oft in mehre Kammern getheiltes Herz mit ab- und zuführenden, sich durch den ganzen Körper erstreckenden Gefäßen vorhanden ist. Die Blutcirkulation geht stets von einem muskelartig sich bewegenden Centralorgan, einem Herzen, aus, wird aber bei manchen Gattungen durch Blutströmungen ersetzt, welche theils in der Leibeshöhle, theils in eignen Gefäßen vor sich gehen und durch Flimmerbewegung bedingt werden. Von großer Mannichfaltigkeit sind auch die Athmungsorgane, welche als Hauptmerkmale bei der Klassifikation dienen. Sie bestehen entweder in Lungen zum Einathmen der atmosphärischen Luft, oder in Kiemen zum Einathmen der im Wasser enthaltenen Luft. Im ersteren Fall tritt die Luft durch eine Höhle oder mehre zu den einen einfachen Sack bildenden Lungen ein, im letzteren Fall tritt das Blut in gegitterten Säcken oder Röhren, seitlichen, mit Fächern und Schlitzen versehenen Blättern oder in baumartig verästelten Anhängen, welche stets Flimmerbewegung zeigen, mit dem Wasser in Berührung. Die meisten W. athmen durch Kiemen, da sie im Wasser leben; nur die nackten Schnecken und die meisten Süßwasserschnecken durch Lungen, daher letztere nur seichte Gewässer bewohnen oder wenn tiefere, sich doch meist an der Oberfläche aufhalten. Einige W. haben Lungen und Kiemen zugleich und können demnach Luft und Wasser athmen, wie die Kugelschnecken der tropischen Süßgewässer. Das Blut hat meist bläulichweiße Färbung. Venen finden sich nirgends bei den W.n. Bei manchen W.n findet eine Art Larvenzustand u. Metamorphose Statt. Die Larven sind leicht beweglich und mit Schwimmorganen versehen und vermitteln besonders die weite Verbreitung dieser im vollkommenen Zustande sehr wenig beweglichen Geschöpfe. Die meisten W. sind getrennten Geschlechts, manche sich gegenseitig befruchtende Zwitter, wie Land- u. Süßwasserschnecken, bei denen zur Befruchtung immer 2 Individuen nöthig sind. Nur bei wenigen, namentlich bei einigen Mantelthieren, hat man Generationswechsel beobachtet. Nur wenige gebären lebendige Junge; die meisten legen Eier, oft in Menge zusammen. Die W. nehmen ihre Nahrung entweder in Wasser zertheilt, also in flüssiger Form, zu sich, oder sie sind eigentliche Fleisch- oder Pflanzenfresser. Ersteres gilt von

Digitized by Google

den Mantelthieren und den meisten kleinen Muschelthieren, welche mit dem Wasser zugleich zahlreiche mikroskopische Thierchen und Pflänzchen verschlucken; Letzteres insbesondere von den größeren Muschelthieren, die aber zum Theil ihre Nahrung zugleich dem Thier- und Pflanzenreich entnehmen. Die Fleischfresser, welche mit einem langen Rüssel versehen sind, welcher den Pflanzenfressern fehlt, verzehren Schnecken, Korallenthiere, Medusen, kleine Krebse, von denen das Meer wimmelt, allerlei Gewürm; die Pflanzenfresser Tange, Seegras ꝛc. Namentlich unter den Cephalopoden gibt es gefräßige Räuber, welche ihre Beute, besonders Krebse und Fische, auch ihre nächsten Anverwandten, mit ihren Saugnäpfen festhalten und mit dem harten Schnabel, wenn sie sehr groß sind, selbst dem Menschen gefährlich werden können (Seepolyp, Octopus). Einige fleischfressende Bauchfüßer durchbohren die Schalen anderer Weichthiere, um deren Bewohner zu verzehren. Trotz ihrer Gefräßigkeit können viele W. monatelang ohne Nahrung leben. Die Landbewohner verfallen in einen regelmäßigen Winterschlaf, erstarren aber auch nach Willkür bei zu trockner Witterung. Die W. haben meist ein sehr zähes Leben und eine außerordentliche Reproduktionskraft, vermöge welcher z. B. abgeschnittene Fühler und Mantelstücke wieder nachwachsen. Die W. sind über die ganze Erde verbreitet, denn so weit man bis jetzt gegen den Nord- und Südpol vorgedrungen ist, überall hat man im Meer und selbst auf dem Lande W. gefunden. Doch nimmt ihre Menge nach den Polen hin ab, nach dem Aequator hin zu. Sie lieben ruhiges Gewässer und feuchten, kalkhaltigen Boden, überhaupt feuchtwarmes Klima. Bei weitem die meisten leben im Meer, wenige auf dem Lande, noch weniger in süßen Gewässern. Am zahlreichsten bevölkern sie den indischen Ocean. Einzelne Schneckenarten finden sich in den Alpen noch in einer Höhe von 7000 Fuß, eine (Bulimus nivalis) sogar von 13,000 F. Die auf dem Lande und in süßen Gewässern, sowie auf dem hohen Meer lebenden (pelagischen) W. haben meist ein dünnes, leicht zerbrechliches Gehäuse, die in der Nähe der Küsten lebenden (litoralen) dagegen ein dickes, festes Gehäuse als Schutz gegen die Brandung. Mit der Tiefe des Meeres nimmt die Artenzahl der W. schnell ab, wahrscheinlich wegen des zunehmenden Wasserdrucks und der abnehmenden Nahrung, und zwar scheint jede Tiefenregion des Meeres von besonderen Gattungen und Arten bevölkert zu sein. Bei mehr als 300 Faden Tiefe hört alles animalische wie vegetative Leben auf. Ueber die Kunstausdrücke für die Gehäuse der W. s. Muschelthiere und Schnecken.

Die meisten W. sind genießbar; ihr Fleisch ist nahrhaft, zwar schwer verdaulich, aber selten schädlich. Die bekanntesten hierher gehörigen W. sind die Austern, die Mies- oder Herzmuscheln, die größeren Schnörkelschnecken (Weinbergschnecke), mehre Porzellanschnecken (Riesen- und Klaffmuscheln), Kalmare, Dintenfische und Seepolypen. Im Haushalt der Natur sind die W. in sofern von großer Wichtigkeit, als sie vielen anderen Thieren zur Nahrung dienen. Die größeren Meersäugethiere leben theilweise, manche selbst ausschließlich von W.n des Meeres, namentlich Cephalopoden und Pteropoden. Auch viele an den Küsten lebende Landsäugethiere, Affen, Waschbären, Füchse ꝛc., sowie Sumpf-, Wasser- und andere Vögel fressen W.; vornehmlich aber dienen diese zahlreichen Fischen zur Nahrung. Die Schalen der W. finden mehrfache Verwendung. Abgesehen von den Perlen und der Perlmutter, benutzt man viele Konchylien als Geräthe, Gefäße ꝛc., sowie zum Schmuck. Rothen und violetten Farbstoff lieferten im Alterthum verschiedene Schnecken an den Küsten des Mittelmeeres, namentlich die Purpurschnecke (s. Schnecken). Als Zeugstoff benutzt man noch jetzt in Italien den braunen Bart der Steckmuschel (s. d.) als Muschelseide zu Handschuhen, Strümpfen, Mützen ꝛc. Als Scheidemünze werden in Bengalen, Indien und anderen Ländern einige Cypräen unter dem Namen Kauris oder Cowris benutzt. Im Jahre 1766 galten in Bengalen 2560 Kauris einen Thaler, also 85 einen Silbergroschen. Die größeren Gehäuse werden am Meere zum Kalkbrennen verwendet. Die kalkhaltigen Schlammabsätze mancher Küstengegenden, welche mehr oder weniger aus Resten von Weichthiergehäusen bestehen, werden in Holland, Flandern, Cornwallis, Devonshire, sowohl gebrannt als ungebrannt, zum Dünger gebraucht. Als Heilmittel finden einzelne W. (Sepien, Weg- und Weinbergschnecken, Austernschalen ꝛc.) kaum noch Anwendung. Der Schaden, den einzelne W. (Landschnecken, namentlich die Ackerschnecken) anrichten, ist gering im Verhältniß zu ihrem großen Nutzen. Die Zahl der bekannten W. kann auf etwa 21,000 Arten geschätzt werden, wovon etwa 1500 lebende und 800 fossile Süßwasserbewohner, 10,000 lebende und 3300 fossile Meerbewohner, 4600 lebende und 490 fossile Landbewohner und 600 nackte Schnecken sind. Bronn zählt 12,494 lebende und 16,683 fossile Arten von W.n, von welchen letzteren jedoch viele mit noch lebenden identisch sein mögen. In Deutschland leben etwa 180 Arten Land- u. Süßwassermollusken. Die W. zerfallen in 2 Hauptabtheilungen: Kopfweichthiere, Cephalophora, mit mehr oder weniger deutlich gesondertem Kopf, deutlichen Augen, freier Mundöffnung, mit Zähnen bewaffneter Zunge oder Kiefernplatten und meist einfacher Schale (Schneckenhaus), u. kopflose W. oder Muschelthiere (s. d.), Acephala. Die Kopfweichthiere zerfallen in 5 Ordnungen: 1) Kopffüßer, Cephalopoda, mit fleischigen, mit Saugnäpfen oder hornigen Haken besetzten Armen (Fangarmen), welche den Kopf umgeben und in ihrer Mitte den Mund haben, und sackartigem, nur am Halse offenem Mantel, mit oder ohne Gehäuse; 2) Flossenfüßer, Pteropoda, mit 2 flügelartigen Ausbreitungen des Mantels (Flossen) oben am Kopf; 3) Bauchfüßer, Gasteropoda, mit breiter sehniger Sohle (Kriechfuß) am Bauche, meist Fühlern und gewundenem Gehäuse; 4) Kielfüßer, Heteropoda, mit freiem, seitlich beilförmig zusammengedrücktem, flossenartigem und beim Schwimmen nach oben gekehrtem Fuß, hinten mit einem Saugnapf; Gehäuse klein, zerbrechlich oder fehlend; 5) Röhrenschnecken oder Vorfüßer, Protopoda, ohne eigentliche Bewegungsorgane, nur mit einer, aus dem wurm- oder zahnförmigen Ge-

Digitized by Google

häuse nach vorn hervortretenden und dasselbe schließenden Verdickung.

Die Kunde der W. (Konchyliologie) ist für die Kenntniß der Petrefakten und zur Ermittelung des relativen Alters der Gebirgsschichten unentbehrlich, indem dieselben Muschelarten stets in gleichen Schichten über die Erdoberfläche verbreitet sind, so daß mit ihrer Hülfe nicht nur die gleichalterigen Schichten, sondern auch insbesondere See- und Süßwasserformation erkannt und unterschieden werden können. Solche Muscheln, welche in einer Gebirgsschicht weit verbreitet und häufig sind, werden Leitmuscheln genannt, weil sie bei Bestimmung des relativen Alters der Gebirgsschichten maßgebend sind. Vgl. Petrefakten.

Weida, 1) linker Nebenfluß der weißen Elster, entspringt bei Pausa im sächsischen Voigtlande, fließt in vorherrschend nördlicher Richtung durch den sachsen-weimarischen Verwaltungsbezirk Neustadt, nimmt bei der Stadt Weida die Auma auf und mündet unterhalb Mildenfurt. — 2) Stadt im sachsen-weimarischen Verwaltungsbezirk Neustadt, an der Mündung der Auma in die W., ist Sitz eines Kreisgerichts u. eines Justizamtes, hat ein altes Schloß (Osterburg), eine Gewerkenschule, ein Hospital, bedeutende Tuchfabrikation, Zeuch-, Kattun-, Woll- und Leinweberei, ansehnliche Töpferei und 4813 Einw. W. ward zu Ende des 10. Jahrhunderts von dem Vogte Ekkoned erbaut, dessen Nachkommen hier residirten, sich Vögte von W. nannten und die Umgegend als eigene Herrschaft besaßen. Im Jahre 1815 kam W. an Weimar.

Weide (Salix *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Salicineen, charakterisirt durch die meist 2häusigen Blüthen in Kätzchen, männliche mit 2 (seltener 1, 3—5 oder mehr) zwischen den Schuppen befindlichen, freien oder verwachsenen Staubgefäßen und 1—2 Drüsen am Grunde derselben, weibliche mit 1 Griffel und 2 bald ganzen, bald ausgerandeten, bald 2spaltigen Narben, 2klappiger Kapsel und schopfigen, eiweißlosen Samen. Zuweilen sind die Blüthen androgynisch, oder die Staubgefäße zum Theil in monströse Stempel verwandelt. Die Gattung enthält Bäume und Sträucher mit ruthenförmigen Zweigen in zahlreichen, schwer zu unterscheidenden Arten. Die Rinde ist bei allen bitter, enthält viel Gerbstoff und einen eigenthümlichen Bitterstoff (Salicin). Die Bruch- oder Fieberweide (S. fragilis *L.*), ein hoher Baum an Bach- u. Flußufern, Gräben, Zäunen und Wegen durch ganz Mittel- und Nordeuropa, liebt einen feuchten, mehr leichten als thonigen Boden und eine niedere Lage, z. B. auf kleinen Flußinseln, wo der Same in Masse anfliegt und leicht keimt. Außerdem vermehrt man dieselbe bei Kopfholzanlagen durch 6—8 Fuß lange Steckreiser. Auf Kopfausschlag behandelt, wächst sie sehr schnell und liefert Holz, das als Brennholz etwa halb so viel werth ist als Buchenholz. Die Zweige können wegen ihrer Zerbrechlichkeit nicht zum Binden verwendet werden, sind aber zum Einfriedigen der Gärten, zu Faschinen bei Flußbauten ꝛc. zu benutzen. Die weiße W. (Silberweide, Gerberweide, S. alba *L.*), von der die Dotterweide (gelbe W., S. vitellina *L.*) eine Varietät ist, ein mäßig hoher Baum durch ganz Europa, an Gräben und Flüssen, auf feuchten Plätzen, wird ihres Nutzens wegen häufig kultivirt. Man vermehrt sie durch Stecklinge, die in beliebiger Größe zu hohen Kopfweiden vermittelst Setzstangen (Aeste von 8—10 F. Länge) und zu Bandweiden vermittelst einjähriger Zweige geschnitten und in den Boden gesteckt werden. Die Urform dieser W. wird als Kopfholz sehr häufig in versumpften Gegenden, auf Wiesen und an Wegen der Niederungen angebaut und zu Faschinen oder Wellenholz alle 8—12 Jahre abgetrieben. Die Dotterweide dagegen wird auf Wiesen und an Bächen als niedere Kopfweide angepflanzt, und die Zweige werden alljährlich zu Flechtwerken und zum Binden der Bäume und Reben benutzt. Man braucht das Holz der Stammform und der Varietät als Nutzholz und als leichtes Brennholz. Küfer und Büttner verwenden die Zweige der Dotterweide vorzugsweise zum Binden der Reife. Die Rinde wird häufig zum Arzneigebrauche gesammelt, dient auch zum Gerben des dänischen Handschuhleders und zum Färben. Die fünfmännige W. (Lorbeerweide, S. pentandra *L.*), ein Strauch oder Baum im mittleren u. nördlichen Europa, an feuchten Stellen oder im Wasser, bildet oft große Gebüsche. Das Holz hält man für das festeste und zum Brennen brauchbarste aller Weidenarten. Die Blätter geben eine gelbe Farbe und werden getrocknet zu einem gesunden Schaffutter verwendet. Die Blüthen geben den Bienen Futterbrei und Honig. Die Samenwolle (Weidenwolle) ist lang und sehr fein; sie ist als Surrogat für Baumwolle empfohlen worden, hat sich aber nicht bewährt. Die Rinde unterscheidet man besonders als Lorbeer- od. rothe Weidenrinde, indem man sie für kräftiger als die andern Arten hält. Die Korbweide (Bandweide, S. viminalis *L.*), ein 15—20 Fuß hoher Strauch an Flüssen und Teichen im mittlern und nördlichen Europa, gehört unter die nutzbarsten Weidenarten. Da sich ihre Wurzeln weit verbreiten, befestigt man mit ihr die Dämme und Ufer. Aus den zähen Ruthen macht man Faschinen, Fischreusen, Korbarbeiten, Bänder zum Getreide- und Heckenbinden. Das Holz heizt besser als anderes Weidenholz. Die Rinde wird zu Salicin verwendet. Die Mandelweide (Schäl-, Schlickweide, S. amygdalina *L.*), ein 12—16 Fuß hoher Strauch an den Ufern der Bäche und an sumpfigen Stellen in Mittel- und Nordeuropa, wird wie die Bruchweide angewendet. Die preußische Pharmakopöe schreibt sie zum Sammeln der Weidenrinde vor. Die Sahlweide (Palmweide, S. caprea *L.*), ein 10—30 Fuß hoher Baum oder Strauch in feuchten Wäldern und Gebüschen, auch auf Bergen durch ganz Europa bis in den hohen Norden, gedeiht in jedem Boden und in jeder Lage und ist in manchen Gegenden ein nicht unwichtiger Gegenstand der Forstkultur. Die Fortpflanzung geschieht durch den ausgeflogenen Samen von selbst, außerdem durch Steckreiser. Als Buschholz hat die Sahlweide einen 12—20jährigen Umtrieb, wo die Stangen zur Korbmacherarbeit verkauft werden können. Sonst geschieht ihr Abtrieb mit der neben ihr wachsenden Holzart, und in 30—40 Jahren

Digitized by Google

als Schlagholz gehauen, klaftert sie außerordentlich. In Hochwäldern wird sie bei der ersten Durchforstung weggehauen. Die Kopfbäume werden alle 4—5 Jahre abgeholzt. Das weiche Holz dient zu vielerlei Spaltarbeiten, Büchsen, Schachteln, Körben, Siebböden, Bienenkörben ꝛc. Die jüngeren Zweige geben Faßreife und Flechtwerk. Aus der Rinde und den gespaltenen Ruthen verfertigt man Bienenkörbe. Die Kohlen werden vorzüglich zur Bereitung des Schießpulvers und als Zeichenkohle benutzt. Die Rinde dient zum Gerben des feinen Leders, mit Zusätzen zum Färben, besonders, mit Erlenrinde vermischt, zum Schwarzfärben der Baumwolle und des leinenen Garns, auch zur Bereitung von Salicin. Aus den Blüthen holen die Bienen die erste Nahrung. Die Samenwolle kann wie andere Weidenwolle benutzt werden. Die ägyptische W. (S. aegyptiaca) ist ein schöner Baum von 30 Fuß Höhe, in Aegypten, aus dessen wohlriechenden männlichen Kätzchen man daselbst ein Wasser destillirt, das unter dem Namen Kalaf im ganzen Orient als herzstärkendes und schweißtreibendes Mittel bei bösartigen Fiebern angewendet wird. Die aus dem Orient stammende Trauerweide (Thränenweide, babylonische W., S. babylonica *L.*), ein Baum von 20—30 Fuß Höhe, wird wegen ihrer sehr langen, dünnen, äußerst biegsamen, oft bis auf den Boden herabhängenden Zweige als Sinnbild der Trauer auf Gräbern, aber auch zur Zierde in Parkanlagen, besonders am Rande der Teiche u. Kanäle angepflanzt. Es gibt in Europa nur weibliche Bäume, welche durch Stecklinge fortgepflanzt werden. In China gebraucht man die Kätzchen und die jungen Zweige gegen Phthisis und schleichende Fieber, äußerlich bei Geschwüren. Eine Abänderung davon ist die Napoleonsweide (S. annularis), mit schneckenförmig zusammengerollten Blättern. Die Purpurweide, (Bachweide, rothe Haar- oder Bandweide, S. purpurea), ein Strauch an nassen und feuchten Stellen, durch ganz Europa, ausgezeichnet durch rothbraune, zähe Ruthen, die zu Bändern und zur Korbmacherei benutzt werden, enthält viel Salicin und Tannin. Vergl. Host, Icones et descriptiones Salicum, Wien 1830 ff.

Weide, mit Futterpflanzen bestandenes und zum Abhüten durch die Hausthiere bestimmtes Grundstück. Man unterscheidet natürliche oder beständige, künstliche oder wechselnde und zufällige W.n. Die erstern sind entweder unbedingte oder nicht, je nachdem die Möglichkeit vorliegt, derartige Grundstücke auch anderweitig benutzen zu können. Unbedingt heißt die W. dann, wenn deren Umbruch nicht gewagt werden darf, wenn sie also entweder der regelmäßigen Ueberschwemmung ausgesetzt ist, oder an steilem Berghange liegt. Bei entwickelter Kultur bleibt die natürliche W. auf solche Lokalitäten beschränkt, bei extensiver Wirthschaft unter Mangel an Kapital und Arbeitskräften erweitert sich ihr Rayon und kann selbst reine Weidewirthschaft, ohne Ackerbau, am Platze sein, respektive die besten Reinerträge sichern. Wo jedoch solche Verhältnisse nicht maßgebend sind, hat nur die künstliche oder wechselnde W. noch Berechtigung, und sie bildet ein Glied in der allgemeinen Fruchtfolge, sei es auf ein, zwei oder mehre Jahre (Koppel-, Feldgras-, Schlag- und Eggartenwirthschaft). Die W. bildet, gut bestanden, eine vortreffliche Vorfrucht für viele Kulturpflanzen, und diese lassen wiederum bei rationeller Bearbeitung und Düngung die besten Bedingungen für das Wachsthum der Weidepflanzen herstellen; die künstliche Ansaat aber gewährt den Vortheil, daß der Viehzüchter den Bestand der W. seinen Absichten gemäß wählen kann. Früher kannte man auch bei dem System der wechselnden W.n nur die natürliche Wiederberasung des Bodens, später trat die Kleeweide an ihre Stelle und jetzt wählt man allgemein die Kleegrassaaten, da Klee allein ein zu proteïnreiches Futter gibt und im Ertrag bei Trockenheit mehr gefährdet ist als Kleegrassaat, bei welcher unter passender Wahl des Samens bei feuchten Jahrgängen der Klee und bei trocknen die Gräser überwuchern. Soll die W. in der Fruchtfolge den höchsten Vortheil gewähren, so muß ihr kräftig gedüngte Vorfrucht vorausgehen, der Boden tüchtig und tief bearbeitet sein und an Samen nicht gespart werden. Die Samenmischung ist nach Boden und Klima, der Viehart angemessen, zu wählen und besteht entweder nur aus Klee und Raygras, oder Timothygras, oder auch nur aus Samen von andern Gräsern und Kräutern in der Menge von pro Morgen 16—30 Pfund im Ganzen, je nach Boden und Mischung. Man säet in eine Getreideart als Ueberfrucht und muß nach deren Aberntung das Vieh so lange fern halten, bis die jungen Pflanzen genugsam entwickelt sind. Zweckmäßig gibt man dann eine Ueberdüngung von Jauche, Kompost oder Kunstdünger, wodurch nicht nur dem Vieh eine reichere W., sondern auch der Nachfrucht eine bessere Standart gesichert wird. Nur bei kräftiger Düngung kann die Futterpflanze aus Untergrund und Atmosphäre das Maximum von Pflanzennährstoffen sich aneignen und bei folgendem Umbruch für die Krume direkt bereichernd wirken und nur bei dichtem Stand den Boden physikalisch verbessern. Soll diese Art der Bereicherung und Verbesserung der Krume auf das vollkommenste erreicht werden, dann darf die W. höchstens 2—3 Jahre belassen und nur mit Vorsicht behütet werden. Die Pflege der W.n beschränkt sich auf zeitweise Düngung, Ausbreiten und Gypsen der von den Thieren größerer Art gefallenen Exkremente, Ebenen der Maulwurfshügel und angemessene Behütung in der Art, daß man die W. einmal nicht mit Vieh übersetzt und dann diesem nicht zugleich die ganze Fläche einräumt, sondern nur abwechselnd behütet, so daß die abgehüteten Abtheilungen sich wieder kräftig entwickeln können. Die W.n sind zu dem Zweck entweder in angemessene Schläge von vornherein eingetheilt und mit Hecken oder Gräben umgrenzt, oder das Vieh wird in künstlichen Umzäunungen (Horden) gehalten oder selbst angebunden (Tädern). Man behütet entweder nur mit Schafen, oder auch mit Rindvieh, Pferden und Schweinen, und zwar, wenn mit verschiedenem Vieh, mit allen zugleich oder mit dem größern zuerst. In England füttert man die Thiere auch noch mit anderem Futter auf der W., besonders das Mast-

Digitized by Google

vieh. Für Gestüte u. überhaupt für die Aufzucht von Jungvieh bedarf man größerer, mehr magerer W.n; auf großen Gütern räumt man die dem Hofe zunächst gelegenen W.n dem Jungvieh und Arbeitsvieh ein, besonders üppige (Fettweiden) dienen nur zur Mastung und die entferntesten (Außenweiden) nur für Schafe. Mit Schweinen hütet man in der Regel nur den Umbruch, weil sie zu viel wühlen. Dem Vieh darf es auf der W. nicht an gutem Wasser und Schutz gegen Sonne und heftige Stürme fehlen. Wo natürliche Fettweiden gegeben sind, ist andere Nutzung der Flächen an sich ausgeschlossen; wechselnde W.n legt man nur da an, wo große Strecken in einer Hand sich finden und das Klima den Graswuchs begünstigt, und magere Bergweiden können nur durch Schafe nutzbar gemacht werden. Die eigentliche Weidewirthschaft gewährt den Nutzen der Arbeits- und Kapitalersparniß, setzt aber für gleiche Viehstände weit größere Flächen als die Stallfütterung voraus u. gewährt keineswegs den größten Reinertrag von gegebenem Areal. Das Vieh selbst bleibt beim vollen Weidegang gesünder und robuster, erlangt aber nicht die hohe Leistungsfähigkeit der heutigen Kulturracen; beim Milchvieh begünstigt der Weidegang die Käsebildung, keineswegs aber, wie noch vielfach geglaubt wird, größere Güte und Schmackhaftigkeit der Butter, als die (rationelle) Stallfütterung, welche allein den höchsten Ertrag, sowohl vom Boden, als auch aus den Viehständen gewährt. Nur die Zucht von gutem Arbeitsvieh setzt den Weidegang voraus, und Schafe gedeihen als Wollvieh in der Regel besser mit Weidegang als bei Stallhaltung. Zufällige W.n sind die Stoppelweide nach Aberntung der Halmfrüchte, die Brachweide auf den Brachäckern, die Vor- und Nachhut auf den Wiesen im zeitigen Frühjahr und im Herbst, die Saatweide bei zu üppigem Stand der Getreidefelder und die Waldweide. Im Rayon der intensiven Kultur mehr und mehr beschränkt und nur für Schafvieh benutzt (Waldweide auch für Schweine und die Nachhut der Wiesen auf nicht bewässerten Wiesen hier und da auch für Rindvieh), sind die zufälligen W.n nur noch von untergeordneter Bedeutung, bei mehr extensivem Betrieb aber eine wesentliche Stütze der Viehhaltung.

Man klassificirt die W.n entweder nach dem durch Schätzung ermittelten Ertrag in sogenanntem Heuwerth oder nach Kuhweiden, respektive nach der für die ausreichende Ernährung einer Kuh von bestimmtem Gewicht, in der Regel 800 Pfund, während der Dauer des Weidegangs, 150—180 Tage, nöthigen Fläche, wobei man im großen Durchschnitt die W. für 10 Schafe gleich der für eine Kuh schätzt. Man unterscheidet: Fettweiden erster Qualität, 1—1,25 Morgen = 1 Kuhweide, Ertrag 28—38 Ctnr. Heu pro Morgen; Fettweiden zweiter Qualität, 1,33—1,7 Morgen = 1 Kuhweide, Ertrag 22—30 Ctnr. Heu pro Morgen; gute Kuhweiden, 1,9—2,25 Morgen pro Kuh, Ertrag 17—22 Ctnr. pro Morgen; geringe Kuhweiden, 2,5—3,0 Morgen pro Kuh, Ertrag 12—16 Ctnr. Heu pro Morgen; schlechte Kuhweiden, 3,5—5,0 Morgen pro Kuh, Ertrag 8—11 Ctnr. Heu pro Morgen; magere Schafweiden, 1—1½ Schafe pro Morgen, Ertrag 4—7 Ctnr. Heu pro Morgen; schlechte Schafweiden, ½—¾ Schaf pro Morgen, Ertrag 1½—3 Ctnr. Heu pro Morgen. Eine Kuh rechnet man ferner gleich ¾ Pferd, 1½ Fohlen, ¾ Zugochse, 2 Stück Jungvieh, 8 einjährigen Schweinen, 3 größeren Schweinen.

Die Stoppelweide berechnet man nach dem Körnerertrag des Ackers für 14tägige Weidezeit zu 3½—1 Morgen pro Kuh, den Ertrag der Vor- und Nachhut auf Wiesen entweder in Procenten des Heuertrags (4—10 Proc.) oder nach der Anzahl Tage Nahrung für eine Kuh; 5—12 Tage für die Nachhut z. B. Die Waldweide wird ähnlich oder im Verhältniß zur „raumen" W. berechnet, und zwar verschieden je nach Holzart, z. B. ein Morgen bei Eiche und Buche zu 4—30 Ctnr. Heu, bei Niederwald zu 5—25 Ctnr., bei Fichte zu 3—20 Ctnr., bei Kiefer zu ½—10 Ctnr., bei Nadelholz im Durchschnitt der Bestände zu 18 bis 60 Pfd., bei Laubholz zu 35—110 Pfd.; Masthut für Schweine wird nach dem Ertrag an Bucheln oder Eicheln bestimmt mit Zurechnung der „Erdmast", d. h. der Nahrung aus Insekten, Larven und dergleichen. Die Brachweide wird zu ½—⅔ der freien W. und die Saatweide zu 2—3 Proc. der „Dreischweide", d. i. der künstlichen W. in der Feldgraswirthschaft, gerechnet. Danach bestimmt sich der Geldwerth der W.n, welche in vielen Gegenden zu bestimmten Preisen gepachtet werden, besonders die Fettweiden.

Weidegerechtigkeit (Hütungsgerechtigkeit, Hutgerechtigkeit, Hut- und Triftrecht, servitus pascendi), diejenige Servitut, vermöge deren dem Besitzer eines Grundstücks das Recht zusteht, das zum Zweck und zur Kultur seines Grundstücks nöthige Vieh auf dem Grundstück eines Andern weiden zu lassen. Von einem mit ihr belasteten Grund, in der Regel einem Grundstückkomplex, sagt man: es ist dem Hutzwang unterworfen. Die W. schließt den Eigenthümer des dienenden Grundstücks in der Regel nicht von der Mitbenutzung derselben (Mithut, jus compascendi) aus, hindert überhaupt den Eigenthümer des dienenden Grundstücks nicht, jeden mit der Servitutausübung vereinbaren Vortheil aus der Benutzung seines Grundstücks zu ziehen, namentlich dasselbe wirthschaftlich nach der Landesart und so, daß die Substanz des Grundstücks nicht darunter leidet, zu benutzen, es sei denn, daß die Weide mit einem Verbietungsrecht verbunden ist, vermöge dessen der Weideberechtigte den Weideeigenthümer hindern kann, etwas zu thun, was er außerdem als Eigenthümer thun könnte, z. B. andere Fruchtarten zu bauen, keine Brache zu halten ꝛc. Der Weideberechtigte darf sein Vieh nicht allein auf der Weide lassen, sondern muß einen Hirten dazu bestellen und überhaupt alle nöthigen Vorkehrungen zur Schadenverhütung treffen. Ist die Viehart unbestimmt, so begreift die Weide jede Gattung von Vieh, welche der Kultur der zur Weide bestimmten Grundstücke nicht hinderlich ist, also in der Regel das Zug-, Rind- und Schafvieh, auch das vorzugsweise sogenannte Treibvieh (Esel, Maulesel, Pferde). Doch dürfen nicht alle Arten von Vieh, wenn die Weide nicht auf wüsten Plätzen und in

Mooren ausgeübt wird, auf alle Grundstückarten getrieben werden; so dursen z. B. auf die Wiesen häufig keine Schweine getrieben werden, weil sie die Wiesen umwühlen, keine Schafe, weil sie die Graswurzeln abreißen, keine Gänse wegen ihres ätzenden Düngers, in den Holzungen aber keine Pferde, Schafe und Ziegen, weil sie an den Bäumen nagen und die jungen Lohden abbeißen. Auf den Aeckern, namentlich den Stoppelfeldern, können in der Regel alle Vieharten weiden. Was die Ausübung der Weide in Waldungen anlangt, so wird das gehegte Grundstück so lange der Weide entzogen, bis die jungen Lohden nicht mehr verbissen, d. h. die Gipfel derselben nicht mehr vom Vieh erreicht und abgefressen werden können. Bei Behütung der Aecker ist die Stoppelhütung von der Brach- oder Dreischhütung zu unterscheiden. Bei der Stoppelhütung kann der Feldeigenthümer sein Feld umackern, wenn er will; doch finden häufig besondere einschränkende Bestimmungen Statt. Wer diese W. besitzt, darf darum nicht sein Vieh auch in die Brachfelder treiben; wer dagegen die Gerechtigkeit zur Brachfelderhütung hat, kann meist rücksichtlich des Besömmerns der Brache und sonst mehrfache Einschränkungen des Eigenthums in Anspruch nehmen. Indeß ist Niemand schuldig, behufs der Weide Grundstücke brach liegen zu lassen. Der ausschließlichen Weide, d. i. derjenigen, welche nur dem einen herrschenden Grundstück zusteht, ist die Koppelweide (Koppelhut) entgegengesetzt, d. i. diejenige, welche von Mehren zugleich auf denselben Grundstücken ausgeübt wird. Dies ist im Kleinen auch der Fall, wenn Jemand auf seinem Grundstück mit einem Dritten das Weiderecht auszuüben hat (Mithut), wenn Jemand auf einem fremden Gut mit dessen Eigenthümer oder mit Andern die Weide hat, wenn Jemandem auf einem solchen fremden Grundstück die Weide zusteht, dessen Eigenthümer wieder auf dem Grundstück des Weideberechtigten die Weide hat, in welchem Falle keiner von Beiden einseitig die Servitut aufheben kann, endlich wenn ein Gemeindeglied mit andern Gemeindegliedern die Grundstücke der Kommune behüten darf. Unter Mehren, welche die Koppelhut haben, steht zuweilen Einem, besonders aber oft dem Eigenthümer des dienenden Grundstücks, auch die Vorhut zu, d. i. das Recht, binnen einer bestimmten Zeit das der gemeinschaftlichen Hütung unterworfene Grundstück vor den Andern voraus zu behüten. Uebrigens schließt die Weide stets auch die Triftgerechtigkeit in sich, da sie ohne diese nicht bestehen kann. Auch die W. (namentlich in ihrer Beziehung als Hutzwang über ganze Fluren) kann zum Gegenstand der Ablösung gemacht werden.

Weidelbach, Dorf im preußisch-nassauischen Regierungsbezirk Wiesbaden, Amt Dillenburg, mit 320 Einw. und Gesundbrunnen. Hier am 4. Nov. 1813 Gefecht zwischen den die Nidda passirenden Alliirten und den Franzosen.

Weiden, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, Bezirksamt Neustadt, an der Waldnab und der Eisenbahn von Regensburg nach Eger, die hier nach Baireuth abzweigt, Sitz eines Bezirks- und eines Landgerichts, eines Rent- und eines Forstamts, hat ein Schloß, eine lateinische Schule, ein Hospital, Farben- und Naschfabrikation, Flanelldruckerei, Salpetersiederei, Torfstecherei, Jaspisgruben, Feldbau, Viehzucht und 2480 Einw.

Weidenbitter, s. v. a. Salicin.

Weiderecht, s. Weidegerechtigkeit.

Weiderich, Pflanzengattung, s. Lythrum.

Weidig, Friedrich Ludwig, bekannt als politisch Verfolgter, geboren am 15. Febr. 1791 zu Obergleen im Nassauischen, studirte zu Gießen und bekleidete seit 1811 das Rektorat an der lateinischen Schule zu Butzbach. Seine Theilnahme an den liberalen Bestrebungen im Lande, unter Anderm die von ihm veranlaßte Aufforderung der Stadt Butzbach an die hessischen Standesherren für Herstellung der landständischen Verfassung, machte ihn der Regierung verdächtig, doch endete seine Verhaftung nach dem frankfurter Attentat 1832 mit seiner Freisprechung. Nach der gegen seinen Willen erfolgten Versetzung an die Pfarrei Obergleen im April 1835 von Neuem verhaftet u. der Abfassung u. heimlichen Verbreitung mehrer angeblich revolutionärer Druckschriften angeklagt, öffnete er sich am 23. Febr. 1837 mit Glasscherben die Adern und starb so. Selbst W.s politische Gegner gaben ihm das Zeugniß eines streng sittlichen Lebens und einer seltenen Kraft der Aufopferung. Die von seinen Brüdern gegen den Untersuchungsrichter Georgi erhobene Beschuldigung des an W. verübten Kerkermords veranlaßte eine Erörterung der Sache in weiterem Kreise, als deren Resultat sich ergab, daß die wahrscheinliche Veranlassung von W.s Tod eine im Widerspruch mit einer ausdrücklichen gerichtlichen Weisung an ihm verübte körperliche Mißhandlung gewesen sei. Vergl. Der Tod des Pfarrers W., Zürich und Winterthur 1843; Nöllner, Aktenmäßige Darlegung des Verfahrens gegen W., Darmstadt 1844; Schulz und Welcker, Geheime Inquisition ꝛc., Karlsruhe 1845. W.s hinterlassene „Gedichte" erschienen Mannheim 1847.

Weise, s. Haspel.

Weigel, 1) Valentin, Stifter einer mystischen Sekte des 17. Jahrhunderts, geboren 1533 zu Großenhain in Sachsen, studirte zu Leipzig u. Wittenberg, wurde 1567 Pfarrer zu Zschopau und † am 10. Juni 1588. Seine Schriften, zum Theil erst lange nach seinem Tode von dem Kantor Weichert, vielleicht durch eigenmächtige Zusätze entstellt, herausgegeben (1611—21), auch ein Auszug als „Philosophia mystica" (1616) erschienen, sind eine mit naturphilosophischen Ideen versetzte Bearbeitung der Mystik des Paracelsus und Tauber. W. nahm zum Ausgang seiner Lehre das Selbstbewußtsein und wollte nichts gelten lassen, was sich nicht demselben als wahr aufdränge. Die Summe seiner Lehre war: Lerne dich selbst kennen. Die Bibel war ihm nur eine Gedenkschrift, das innere Wort die Hauptoffenbarung, Gelehrsamkeit verwerflich, die Lehre der Lutheraner, Reformirten und Katholiken irrig, der äußere Gottesdienst werthlos. Verschiedene seiner Schriften wurden auf landesherrlichen Befehl 1624 zu Chemnitz öffentlich verbrannt, hatten ihm aber bereits eine Menge Anhänger erworben. Unter diesen, den sogenannten Weigelianern, wurden am bekanntesten Jes. Stiefel († 1627) und sein Neffe

Digitized by Google

Ezech. Meth († 1640), welche sich für Inkarnationen Christi und des Erzengels Michael hielten, und Jak. Böhme (s. d.). Vergl. Hilliger, De vita, fatis et scriptis Weigelii, Wittenb. 1721.

2) Karl Christian Leberecht, gelehrter Arzt, geboren am 1. Dec. 1769 zu Leipzig, studirte daselbst und zu Göttingen Medicin, lebte nach einer Reise durch Frankreich, Italien und die Schweiz einige Jahre in Wien, betheiligte sich an den Versuchungen der Befreiung des in Olmütz gefangen gehaltenen Lafayette und brachte nach dessen Wiedergefangennehmung dessen Geld und Papiere in Sicherheit. Seit 1796 hielt er in Leipzig Vorlesungen, ward dann Arzt in Meißen, 1801 in Dresden, wo er namentlich für Einführung der Kuhpockenimpfung thätig war, im Sept. 1813 wegen des Vorschubs, den er mehren kranken russischen Offizieren zur Flucht geleistet, auf Napoleons I. Befehl in die Festung Erfurt gebracht, aber nach wenigen Monaten wieder ausgewechselt und als Hofrath an die Spitze der militärisch-medicinischen Angelegenheiten gesetzt. Er † als Arzt bei der Ritterakademie den 17. Jan. 1845 zu Dresden. Außer mehren Beiträgen zu medicinischen Zeitschriften gab er mit Kühn die „Italienisch-medicinisch-chirurgische Bibliothek" (Lpz. 1793 f.) heraus. Auch war er der Erste, der ein „Neugriechisch-deutsch-italienisches Wörterbuch" (Lpz. 1796) und ein „Deutsch-neugriechisches Wörterbuch" (das. 1804) lieferte.

3) Johann August Gottlob, namhafter Buchhändler u. Kunstkenner, Bruder des Vorigen, geboren am 23. Febr. 1773 zu Leipzig, lernte in der gleditschschen Buchhandlung, übernahm 1793 die Leitung der ehemaligen müllerschen Buchhandlung und gründete später eine antiquarische Buchhandlung, deren Umfang der von ihm herausgegebene Katalog unter dem Titel „Apparatus literarius" (Leipzig 1807; neueste Aufl. 1834) und der „Index librorum bibliophili Weigelii" (das. 1838, 2 Hefte) bekunden, sowie eine eigene Verlagshandlung, aus der eine Menge ausgezeichneter, vorzüglich philologischer Werke hervorgegangen ist, deren Herausgeber er zum Theil mit seinen eignen Sammlungen von Kollationen der Handschriften unterstützte. Was er darin geleistet, zeigen die Ausgaben des Longinus von Weiske, des Euripides von Matthäi, des Plato von Stallbaum, des „Etymologicum Gudianum" von Sturz ꝛc. Auch besaß er eine treffliche Sammlung von Gemälden, Originalhandzeichnungen (jetzt im Besitz seines Sohnes Rudolf, welcher seit 1853 eine Auswahl davon in treuen Facsimiles herausgab), Kupferstichen, Radirungen und xylographischen Arbeiten (im Besitz von Theodor Oswald W.). Eine Beschreibung derselben begann er unter dem Titel „Aehrenlese auf dem Felde der Kunst" (Leipz. 1836—45, 3 Bde.) zu liefern. Er † am 25. Dec. 1846 und hinterließ das Geschäft seinem jüngsten Sohne, Theodor Oswald, geboren 1812. Sein zweiter Sohn, Rudolf, geboren 1804, im Geschäft seines Vaters und auf Reisen in Deutschland, Holland und England gebildet, errichtete 1831 in Leipzig ein eigenes Kunstgeschäft, über dessen Bestand er einen wissenschaftlich geordneten „Kunstlagerkatalog" (Leipz. 1834 ff.) herausgab. Auch lieferte er die Literatur zu Rumohrs „Holbein" und Supplemente zu Bartsch' „Peintre-graveur" (Bd. 1, Leipzig 1843) u. A. Er selbst gab heraus: „Holzschnitte berühmter Meister" (Leipzig 1851—54, mit 74 Facsimiles).

Weigelia *Thunb.* (Diervilla *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Caprifoliaceen (Loniceren), charakterisirt durch den 5spaltigen, mit Brakteen versehenen Kelch, die trichterförmige, unregelmäßig 5spaltige Korolle, die kopfige Narbe und die 4fächerige, vielsamige Kapsel, Sträucher in Nordamerika und Asien, von denen W. amabilis *Houtte* et *Planch.*, in China und Japan, mit rosenrothen Blüthen; W. rosea *Lindl.*, mit blaßrosenrothen, auch fast weißen Blüthen, in Sibirien; W. Middendorfiana *Carr.*, mit gelblichweißen Blüthen; W. coraeensis *Thunb.* und W. japonica *Dec.*, beide mit rothen Blüthen, in Gärten als Ziersträucher gezogen werden. Sie gedeihen fast in jedem nahrhaften, frischen Boden, bedürfen nur bei strenger Winterkälte einer leichten Bedeckung und nehmen sich am besten einzeln stehend auf Rasenplätzen aus, wo sie sich gleichmäßig nach allen Seiten hin entwickeln.

Weigl, Joseph, berühmter Opernkomponist, geboren den 28. März 1766 zu Eisenstadt in Ungarn, hatte Albrechtsberger und Salieri zu Lehrern und ward unter Kaiser Leopold Kapellmeister der italienischen Oper; † den 3. Februar 1846. Unter seinen vielen italienischen und deutschen Opern, die sich durch eine Fülle schmeichelnd eindringender Ideen und Reinheit und Gediegenheit der Komposition auszeichnen, hat „Die Schweizerfamilie" (1809) sich bis heute auf dem Repertoire erhalten. Außerdem komponirte er zehn Ballets, mehre Oratorien (darunter „Das Leiden Jesu") und das geistliche Drama „Baals Sturz".

Weihbischof, s. v. a. Suffragan, s. Bischof.

Weihe, s. v. a. Benediktion und Konsekration.

Weihe (Circus *Bechst.* et *Briss.*), Gattung aus der Ordnung der Raubvögel, von Linné zu den Falken gezählt, ausgezeichnet durch den abgerundeten, fast ganz von den Flügeln bedeckten Schwanz, die Läufe, welche um die Hälfte länger sind als die Mittelzehe, und den schleierartigen Federkranz um die Augen, umfaßt Zugvögel, welche die Beute nicht im Fluge ergreifen, auf der Erde in Gesträuch nisten und meist in der Nähe der Gewässer leben. Die Kornweihe (C. Pygargus *Bechst.*, Falco Pygargus *L.*), mit deutlichem Schleier und nicht ganz bis zur Schwanzspitze reichenden Flügeln, hellbläulich-aschgrau, an der Unterseite weiß (Männchen) oder mit schwarzbraunem Mantel, an der Unterseite braun gestreift auf weißem Grunde (Weibchen), übrigens in der Färbung sehr veränderlich, 18—21 Zoll lang bei 3½—4 F. Flugbreite, kommt in Deutschland als Zugvogel vor und findet sich häufig auf Getreidefeldern und Wiesen, wo sie Mäusen und Fröschen nachstellt. Die Wiesenweihe (kleine Kornweihe, C. cineraceus *Mont.*) mit undeutlichem Schleier und bis zur Schwanzspitze reichenden Flügeln, aschgrau mit schwarzem über die Mitte der Flügel gehenden Querbande und schwarzen Flügelspitzen, an der Unterseite weiß, mit rostfarbenen Flecken (Männchen), oder mit schwarzbraunem Mantel,

Digitized by Google

unten weiß mit braunen Streifen (Weibchen), kleiner als die vorige Art, findet sich im südlichen und mittleren Europa, in Norddeutschland selten. Die Sumpfweihe (C. rufus *Bechst.*, Falco rufus *L.*, Rostweihe), mit deutlichem Schleier und die Schwanzspitze nicht erreichenden Flügeln, chokoladebraun mit helleren Federrändern, röthlichgelbem oder weißlichem Kopf und rostgelbem Scheitel und ebenso gefärbten Hosen, 21—23 F. groß bei 4½ F. Flugbreite, findet sich in Deutschland vom März bis Oktober als Zugvogel an Sümpfen und nistet im Rohr (Rohrweihe). Er stößt auf Fische und Wasservögel, frißt aber auch Frösche und Mäuse, selbst junge Hasen.

Weihel, ein aus weißem Schleier oder schwarzem Flor bestehendes Stück Zeuch, das die Nonnen über den Kopf legen und welches den obern Theil des Gesichts fast bedeckt.

Weihfasten (Quatemberfasten), die vier Quatembermittwochen, an denen früher die Priesterweihen ertheilt wurden.

Weihkessel, s. Weihwasser.

Weihnachten (Weihnachtsfest, Christfest, festum natalitiorum domini), gekürzt aus der altdeutschen Formel ze wihen nahten, „zu" oder „an den heiligen Nächten", eigentlich die heilige, geweihete Nacht, in welcher Christus geboren wurde, u. daher das Fest, welches zur Erinnerung daran begangen wird. Anfangs war W. kein kirchliches Fest; doch soll es zu Antiochia schon im 2. Jahrhundert begangen worden sein. Allgemeiner wurde es seit dem 4. Jahrhundert in der morgenländischen und seit dem 5. Jahrhundert in der abendländischen Kirche. Warum man, da der Geburtstag Jesu niemals hat ausgemittelt werden können, W. auf den 25. December verlegt hat, darüber sind die Meinungen getheilt. Einige vermuthen, weil nahe an jenem Tage die Sonnenwende war und man dabei das Fest der Sonnengeburt gefeiert; Andere, weil das freudenvolle Fest der Saturnalien mit dem 25. December geschlossen worden sei und sich daran das christliche Freudenfest wohl gefügt habe; noch Andere, da man vom 25. März, als dem feststehenden Tage der Empfängniß Jesu, den Tag seiner Geburt für den 25. December berechnete. Die Bestimmungen der römischen Kirche wegen des Festes wurden im Orient nur allmählig angenommen, bis es durch ein Gesetz des Kaisers Justinianus von dem Epiphaniasfest, mit dem es in der griechischen Kirche zugleich begangen worden war, getrennt und in allen Kirchen auf den 25. Dec. verlegt wurde. Von der Feier des zweiten Weihnachtsfeiertags (Stephanstag) kommen schon seit dem 5. Jahrhundert Spuren vor, doch wurde die Feier desselben erst seit dem 13. Jahrhundert allgemein. Auf einem Koncil zu Mainz wurden vier Weihnachtstage angeordnet, welche jedoch später auf drei reducirt wurden, bis nach Preußens Vorgang (1773) fast allenthalben auch der dritte Feiertag als kirchlicher Festtag aufgehoben wurde. Die Feier der eigentlichen Christnacht, d. h. der Nacht vor dem Feste, wurde früher sehr festlich begangen (Christmetten), wobei besonders dramatische Darstellungen der Geburt Christi und die dieselbe betreffenden, von den Evangelisten erzählten Nebenumstände zu Grunde lagen. W. bildet auch in dem Kirchenjahre einen besonderen Abschnitt (Weihnachtscyklus), der vom ersten Adventssonntage bis zum hohen Neujahr (6. Januar) reicht. Die Adventszeit soll auf das Fest vorbereiten. Die Bedeutung des Weihnachtsfestes als Kinderfest, die sich jedoch nur im nördlichen Europa findet, hängt wahrscheinlich mit uralten Sitten zusammen. Im alten Rom besuchte man sich beim Beginn des Jahres, beglückwünschte und beschenkte sich gegenseitig mit Früchten, besonders mit goldbeklebten Datteln oder Feigen, später mit einer kleinen Kupfermünze. Reiche beschränkten sich auf diese mehr symbolische Ceremonie nicht, und die Strena wurden so nach und nach das, was jetzt unsere deutsche „Bescherung" ist. Die Sitte kam mit den Legionen in die Provinzen, das Christenthum gab ihm ein anderes Gepräge, und das Nordland that von seinem Julfeste noch manche Eigenthümlichkeit, wie den Weihnachtsbaum, hinzu. Vergl. Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie, Bd. 1, Leipz. 1817; Strauß, Das evangelische Kirchenjahr, Berlin 1850; Weinhold, Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland u. Schlesien, Grätz 1853; Sandys, Christmas carols, London 1833; Derselbe, Christmas-tide, das. 1852, und Cassel, W., Ursprung, Bräuche und Aberglauben, Berlin 1862.

Weihnachtsinsel, s. Sandwichinseln.

Weihnachtsland, s. Natal.

Weihnachtsrose, s. v. a. schwarzer Nieswurz, Helleborus niger *L.*

Weihnachtsschwestern (Soeurs de la Nativité), 1822 zu Valence gestiftet, bestimmt zu Pensionaten, auch Waisen und armen Mädchen unentgeltlichen Unterricht in den Elementarkenntnissen und weiblichen Arbeiten zu ertheilen, um die Zöglinge zu einem weiblichen Gewerbe vollkommen zu befähigen, über drei große Anstalten mit 122 Mitgliedern verbreitet.

Weihrauch (Olibanum, Thus, Gummiharz), Harz, welches aus dem eingetrockneten Saft der Boswellia serrata *Colebrooke* besteht und fast ausschließlich von Bombay und Kalkutta aus in den Handel kommt. Der beste W. bildet rundliche oder längliche gelblichröthliche, durchscheinende Körner, ist leicht zerreiblich, außen matt und weißlich bestäubt, im Bruch eben und wachsartig. Geringere Sorten kommen in größeren dunkleren Stücken vor, die durch fremde Substanzen mehr oder weniger verunreinigt sind. Früher wurde der W. fast nur aus Arabien, Kleinasien und Aegypten bezogen, jetzt aber fließt diese Quelle nur noch sehr spärlich. Der W. gibt beim Zerreiben ein weißes Pulver, riecht angenehm balsamisch und harzig, der afrikanische etwas kampherartig, wird beim Kauen im Munde erst pulverig, dann weich und weiß, macht den Speichel milchig, zerfließt fast im Munde (der arabische nicht) und schmeckt aromatisch scharf und bitter. In der Wärme schmilzt er unvollkommen und verbrennt endlich mit heller, stark rußender Flamme unter Verbreitung eines starken balsamischen Geruchs. Mit Wasser bildet er eine Emulsion, in Alkohol ist er nur zum Theil löslich. Man benutzt den W. zu Räuchermitteln und zur Bereitung der Weihrauchtinktur. Die römische und griechische Kirche wenden ihn seit

Digitized by Google

Konstantin dem Großen als Räucherwerk beim Kultus an; früher war er auch offizinell.

Weihrauchbaum, s. v. a. Boswellia serrata *Roxb.*

Weihwasser (aqua lustralis), in der römisch- und griechisch-katholischen Kirche durch die Priester geweihtes Wasser, welches in einem eingemauerten oder aufgestellten metallenen Gefäß (Weihkessel oder Weihbecken) innerhalb des Kircheingangs befindlich ist und womit sich die Eintretenden mittelst eines Weihwedels in Form des Kreuzes zu besprengen pflegen. Wann diese eigentlich heidnische Sitte, vor der Theilnahme am Gottesdienst durch ein Besprengen mit Wasser sich gleichsam reinigen zu lassen, in die christliche Kirche aufgenommen ist, ist nicht nachzuweisen; bereits im 4. Jahrhundert kommt sie einzeln vor, doch erst seit dem 9. Jahrhundert wurde sie solenn eingeführt. Die Weihe dieses Wassers geschieht allemal vor der Messe. Vgl. Baier, De aqua lustrali pontificiorum, Jena 1692.

Weikersheim, Stadt im württembergischen Jaxtkreis, Oberamt Mergentheim, an der Tauber, hat ein fürstlich hohenlohe'sches Schloß mit großem Rittersaal und Park, eine Synagoge, Gerberei, Weinbau und 1840 Einw. Dabei das Jagdschloß Karlsberg mit Thiergarten.

Weikert, Johann Wolfgang, nürnberger Volksdichter, geboren den 14. Juni 1778 zu Nürnberg, lebte daselbst als Schneider, später als Inhaber einer Nachtlichtefabrikation und † den 19. Nov. 1856. Seine zahlreichen Dichtungen in nürnberger Mundart lassen ihn als den würdigsten Nachfolger Grübels erscheinen; am besten gelangen ihm die Umbildungen klassischer Poesien in den volksthümlichen Geist und das dialektische Gewand. Gesammelt erschienen sie in 7 Bändchen (Nürnb. 1814—38); von einer auf 5 Bände berechneten Gesammtausgabe erschien nur der 1. Band (Koburg 1842); eine Auswahl veröffentlichte Frommann (Nürnb. 1857).

Weil, 1) (W. die Stadt), Stadt im württembergischen Neckarkreis, Oberamt Leonberg, an der Würm, hat eine schöne Kirche, ein Hospital, eine lateinische Schule, Tabaks-, Wollzeuch- u. Mützenfabrikation, Gerberei, Färberei, Bleicherei, viele Mühlen und 1900 Einw.; ist der Geburtsort Keplers, welchem hier ein Denkmal errichtet werden soll (nach Andern ist er im nahe gelegenen Dorfe Magstatt geboren). W. war früher freie Reichsstadt und kam 1802 an Württemberg. — 2) Stadt im schweizerischen Kanton St.-Gallen, an der Thur und der Eisenbahn von Rorschach nach Winterthur, hat ein Kapuziner- und ein Dominikanerkloster, Woll- und Leinweberei und 1600 Einwohner.

Weil, Gustav, Orientalist und Geschichtschreiber, geboren den 21. April 1808 zu Sulzburg im badischen Oberlande, studirte erst Theologie, dann zu Heidelberg Philologie, Geschichte und orientalische Sprachen, in Paris noch insbesondere das Arabische und lebte hierauf 5 Jahre lang in Kairo. Nach seiner Rückkehr ward er Kollaborator an der Universitätsbibliothek zu Heidelberg, 1838 Bibliothekar und 1845 zum Professor der morgenländischen Sprachen ernannt. Als Schriftsteller trat er zuerst auf mit der Uebersetzung von Samachschari's „Goldenen Halsbändern" (Stuttg. 1836), welcher zunächst „Die poetische Literatur der Araber" (das. 1837), sowie die Uebersetzung der „Tausend und einen Nacht" (das. 1837—41, 4 Bde.) folgten. Seine Hauptwerke sind „Mohammed der Prophet" (Stuttgart 1843), „Geschichte der Khalifen" (Mannheim 1846 bis 1851, 3 Bde.) und „Geschichte des Abbasidenkhalifats in Aegypten" (Stuttgart 1860 bis 1862, 2 Bde.).

Weilbach, Pfarrdorf im preußisch-nassauischen Regierungsbezirk Wiesbaden, Mainkreis (Landkreis Wiesbaden), Amt Hochheim, am gleichnamigen Flüßchen und unweit der Taunuseisenbahn, hat eine berühmte Schwefelquelle von 10 — 11° R. und einen Säuerling von gleicher Temperatur, eine Domänenbadeanstalt mit Brunnenverwaltung und 875 Einw. Die Schwefelquelle wird sowohl zum Trinken wie zum Baden benutzt, namentlich gegen Lungenleiden, chronische Katarrhe, Verschleimung, Stockungen im Unterleib, Hämorrhoidalbeschwerden, Frauenkrankheiten, Hautausschläge ꝛc. empfohlen und jährlich in mehr als 100,000 Krügen versandt. Vergl. Roth, Die Beschreibung des kalten Schwefelbades zu W., Wiesbaden 1854; Derselbe, Bad W. und sein kaltes Schwefelwasser, das. 1855.

Weilburg, Stadt im preußisch-nassauischen Regierungsbezirk Wiesbaden, an der Lahn und der Rhein-Lahnbahn (Linie Wetzlar-Oberlahnstein), Hauptstadt des Oberlahnkreises, Sitz des Landraths und eines Amtes, hat ein Schloß (ehemals Residenz der 1816 ausgestorbenen Linie Nassau-W.), ein Gymnasium, Hospital, Waisenhaus, Salzmagazin, Steingutfabrikation, eine Papier- und eine Walkmühle, Brauerei, Kettenbrücke, Wasserleitung und 2798 Einw.

Weiler, mehre nahe beisammen liegende Wohnungen, welche jedoch an Zahl zu gering sind, um ein eigentliches Dorf zu bilden.

Weilheim, 1) Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, an der Ammer, durch eine Zweigbahn nach Pasing mit der münchen-augsburger Eisenbahn verbunden, ist Sitz eines Bezirksamts, Bezirksgerichts und Landgerichts, hat eine schöne Pfarrkirche, ein ehemaliges Franciskanerkloster, ein Kranken- und ein Beneficiatenhaus, Salpeter- und Potaschesiederei, eine Badeanstalt und 2370 Einwohner. In der Nähe ein Marmorbruch. Zwischen W. und Schongau liegt der Peißenberg (s. d.). W. war schon 931 Stadt und hatte eigene Grafen. — 2) (W. an der Teck), Stadt im württembergischen Donaukreis, Oberamt Kirchheim, am Limberg, hat eine schöne alte Kirche mit Wandgemälden, ausgezeichnete Schafzucht und 3000 Einw. Auf dem Limberge stand ehemals das Stammschloß der Herzöge von Zähringen, die das später nach St. Peter verlegte Benediktinerkloster zuerst hier gestiftet hatten.

Weill, Alexander, namhafter Journalist und Publicist, geboren 1813 im Elsaß, war früher Redakteur der berliner „Norddeutschen Zeitung", schrieb seit 1838 zu Paris für demokratische Blätter, ward 1848 legitimistischer Schriftsteller und erhielt 1852 eine Anstellung im Ministerium des Innern zu Wien. Er schrieb u. A.: „Der Bauernkrieg" (Paris 1848), „République et Monarchie" (das. 1848), „Livre des rois" (das. 1852),

Digitized by Google

„Ueber Schiller" (daſ. 1854), „L'idéal" (daſ. 1854), „Contes d'amour" (daſ. 1856) und „Zehn Monate Volksherrſchaft, vom 24. Febr. bis 10. Dec. 1848" (Frankfurt 1856).

Weiller, Kajetan von, berühmter katholiſcher Theolog, geboren am 2. Auguſt 1762 in München, wurde 1785 in Freiſingen zum Prieſter geweiht, lehrte dann Mathematik, Philoſophie und Theologie in einer Bildungsanſtalt der Theatiner, ward 1792 Lehrer an der Realſchule zu München, 1799 Profeſſor der praktiſchen Philoſophie u. Pädagogik, dann Rektor des Lyceums und 1809 Rektor des Gymnaſiums, Progymnaſiums und der Primärklaſſen, ſo daß er nun Direktor aller Lehranſtalten in München war. Die von ihm bekleidete Inſtruktorſtelle bei dem Prinzen Karl von Bayern brachte ihm 1812 die Verſetzung in den Adelsſtand. Im Jahre 1823 ſeiner Studiendirektion enthoben, wurde er zum geheimen Rath, ſodann zum Generalſekretär der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt. Er † zu München am 23. Juni 1826. Unter ſeinen Schriften, die ihn als einen der freiſinnigſten Katholiken der neueren Zeit bekunden, ſind hervorzuheben: „Verſuch eines Lehrgebäudes der Erziehungskunde" (München 1802—5, 2 Bde.); „Anleitung zur freien Anſicht der Philoſophie" (daſ. 1809); „Ideen zur Geſchichte der Entwickelung des religiöſen Glaubens" (daſ. 1808—14, 3 Bde.); „Grundlage der Pſychologie" (daſ. 1817); „Ueber die religiöſe Aufgabe unſerer Zeit" (daſ. 1819); „Kleinere Schriften" (Paſſau 1821—25, 3 Bde.); „Der Geiſt des ächten Katholicismus" (Sulzbach 1824); „Charakterſchilderungen ſeelengroßer Männer, nebſt der Biographie des verſtorbenen Verfaſſers von einem ſeiner Schüler" (München 1827) ꝛc.

Weimar, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Großherzogthums Sachſen-Weimar-Eiſenach, an der Ilm und der thüringiſchen Eiſenbahn, jetzt ein offener Ort, mit meiſt unregelmäßigen Straßen und Plätzen in ſeinen älteren Stadttheilen, während ſich die Neubauten durch Regelmäßigkeit und geſchmackvollen Styl vortheilhaft auszeichnen. Das großherzogliche Reſidenzſchloß (bis 1651 Hornſtein, dann Wilhelmsburg, jetzt Karlsburg genannt), ein nach dem Brande von 1774 unter Goethe's oberſter Leitung von 1790—1803 im edelſten Geſchmack ausgeführtes Bauwerk, iſt im Innern ebenſo reich als geſchmackvoll ausgeſtattet u. enthält unter andern Sehenswürdigkeiten und Kunſtwerken das Zimmer des Herzogs Bernhard und die den großen deutſchen Dichtern Goethe, Schiller, Herder und Wieland gewidmeten, mit trefflichen auf deren Dichtungen bezüglichen Freskogemälden von Maher, Preller und Jäger geſchmückten 4 „Dichterzimmer", die Originalkartons zu Leonardo's da Vinci Abendmahl ꝛc. Vor dem Schloſſe zieht ſich ein reizender Park hin; in demſelben befinden ſich das römiſche Haus, das ſogenannte Tempelherrenhaus mit der Koloſſalſtatue Goethe's aus Marmor von Steinhäuſer und viele durch Goethe berühmt gewordene Plätze, ſowie eine trefflich eingerichtete Badeanſtalt. Jenſeit der Ilm in der Nähe des Parks liegt Goethe's Gartenhaus. Andere anſehnliche Gebäude ſind das 1574 erbaute rothe Schloß, worin die Landesregierung ihren Sitz hat; das durch den gleichenſchen Hof mit dieſem verbundene gelbe Schloß, in dem früher die Kammer ihre Sitzungen hielt; das grüne Schloß, welches die großherzogliche Bibliothek mit 180,000 Bänden, 8000 Karten, gegen 500 alte Stammbücher und zahlreiche Gemälde und Büſten ausgezeichneter Männer enthält; das Fürſtenhaus mit den Bureaux der Miniſterien, dem Ständeund dem Schwurgerichtsſaal; das Witthumpalais mit der Gemäldeſammlung und dem Kupferſtichkabinet; das 1841 in gothiſchem Styl erbaute Rathhaus, die Loge, 1853, die Landrentenbank, 1854, die große Kaſerne, 1857 erbaut; ferner der großherzogliche Marſtall, die Hauptwache, das ſchöne Gebäude der Geſellſchaft Erholung u. a. Das Hoftheater, deſſen Bühne unter Goethe's und Schillers Leitung zu den ausgezeichnetſten Deutſchlands gehörte und bedeutend zur Verbreitung eines beſſeren Kunſtgeſchmacks wirkte, ward 1825 neu erbaut. Merkwürdig ſind auch noch Lucas Cranachs Wohnhaus am Markt, dem Rathhauſe gegenüber, Goethe's Wohnhaus am Frauenplan (jetzt Goetheplatz genannt), Schillers Wohn- und Sterbehaus an der Esplanade (jetzt Schillerſtraße), das von Seiten des Stadtraths im Auguſt 1847 angekauft wurde, Wielands Wohnhaus unweit des Theaterplatzes, Herders Wohnhaus, alle mit mannichfachen Reliquien. Zu den wenigen ſchönen Plätzen gehört der Schloß- oder Fürſtenplatz, der Exercirplatz und der Marktplatz. Von zahlreichen Monumenten und Denkmälern ſind namentlich hervorzuheben: das eherne Doppelſtandbild Goethe's und Schillers, von Rietſchel, 1857 auf dem Theaterplatz aufgeſtellt, das Wielandsdenkmal, von Gaſſer (1857), auf dem Wielandsplatze, Herders ehernes Standbild, von Schaller (1850), auf dem Töpfermarkt bei der Stadtkirche, die Erzbüſte des Großherzogs Karl Auguſt im Garten des Armbruſtſchützenhauſes (1825); zu einem größeren Denkmal für Karl Auguſt wurde 1857 auf dem Fürſtenplatze der Grundſtein gelegt. Die Stadt hat 3 proteſtantiſche Kirchen, eine römiſch-katholiſche Kapelle und eine prachtvolle griechiſche Kapelle auf dem neuen Friedhofe. In der proteſtantiſchen Haupt- oder Stadtkirche (um 1400 erbaut) befinden ſich ſchöne Grabmäler weimariſcher Fürſten (darunter das des Herzogs Bernhard) und mehre Gemälde Cranachs, darunter ſein beſtes, das berühmte, 1846 von Lieber reſtaurirte Altargemälde, die Kreuzigung Chriſti darſtellend. Vergl. Heinrich Meyer, Ueber die Altargemälde von Cranach in der Stadtkirche zu W., Weimar 1813. Auf dem Friedhofe der Jakobskirche (Hofkirche) ſind die Grabmäler von Cranach, Muſäus und Bode zu bemerken. Der neue Friedhof enthält die tempelähnliche Fürſtengruft mit den Grabmälern Karl Auguſts und den eichenen Sarkophagen Goethe's und Schillers, das Mauſoleum der Großfürſtin Maria Paulowna, ſowie die Gräber Herders, des Komponiſten Hummel, des Satirikers Joh. Falk und anderer Notabilitäten. W. iſt der Sitz des Miniſteriums und der Centralſtellen, eines Kreisgerichts, zweier Bezirksdirektionen, eines Stadtgerichts, eines Juſtiz-, eines Berg- und eines Aichamts und hat ein Gymnaſium (Guillelmo-

Ernestinum), ein Schullehrerseminar, eine Realschule, 2 Bürgerschulen, eine neue Kunst- und eine freie Zeichenschule, eine Handels- und eine Gewerbschule, ein Museum, ein Arbeits- und Versorgungshaus, ein Krankenhaus, mehre Hospitäler, ein Waisenhaus verbunden mit der falkschen Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, eine Blindenanstalt, ein Taubstummeninstitut, mehre andere Wohlthätigkeitsanstalten, ein Zuchthaus, die Landesbaumschule, das Archiv für die ernestinischen Länder, die weimarische Bank, das Landesindustriekontor mit dem geographischen Institut, ein Kunstinstitut, eine Bibelgesellschaft und mehre gelehrte und industrielle Vereine und Gesellschaften. Die nicht belangreiche Industrie besteht in Fabrikation von Spielkarten, Spritzenschläuchen, Metallwaaren, Handschuhen, Hüten, Tuch ꝛc., Wollspinnerei, Leinweberei, Schriftgießerei, Kupfer- und Steindruckerei. Der Handel ist nicht von Bedeutung, doch hat W. einen besuchten Wollmarkt. Die Bevölkerung der Stadt belief sich im Dec. 1864 auf 14,279 Einw. Am südöstlichen Ende des Parks liegt das Dorf Oberweimar, an der Ilm, über die hier eine Kettenbrücke führt, mit großer Oekonomie (sonst Cistercienserinnenkloster, 1553 aufgehoben) und einer alten Kirche; unweit davon, eine halbe Stunde von der Stadt auf einem Hügel, wohin eine schöne Allee führt, das Lustschloß Belvedere, Sommerresidenz des Großherzogs mit einem reizenden Park; am nordöstlichen Ende des Parks das Dorf Tiefurth, an der Ilm, mit großherzoglichem Lustschloß, Kunstsammlung und Park, worin Denkmäler des Herzogs Leopold von Braunschweig, Herders und Mozarts; nordwestlich von diesem das Dorf Ettersburg am Ettersberg, mit großherzoglichem Lustschloß, Gewehrkammer, reizenden Anlagen und den Spuren zweier alten Ritterburgen und eines Mönchsklosters, und 2 Stunden nordöstlich von der Stadt das Dorf Osmannstedt mit Wielands Grabe im Garten seines frühern Gutes. W. soll um 880 von Poppo, Grafen der sorawischen Mark, erbaut worden sein. Seit dem Ende des 10. Jahrhunderts war es im Besitz der Grafen von W., eines Seitenzweigs der Grafen von Orlamünde, die auf dem Hornstein residirten, welcher 1299 mit der Stadt abbrannte. Nach dem Aussterben der Grafen von Orlamünde (1376) fiel W. an die Landgrafen von Thüringen und nach deren Erlöschen (1440) an Kursachsen. Bei der Theilung zwischen Ernst und Albert (1483) kam W. mit Thüringen an die ernestinische Linie, wurde bei der Theilung Johann Wilhelms mit seinen Neffen, den Kindern Johann Friedrichs des Mittlern (1572), Residenz und blieb dies auch für die Zukunft. Im August 1560 fand hier das Kolloquium zwischen Flacius und Strigel wegen der synergistischen Streitigkeiten Statt. In den Jahren 1618 und 1774 brannte das Schloß ab. Der Glanzpunkt in der Geschichte W.s war die Regierungszeit Karl Augusts, während welcher es durch die von diesem Fürsten berufenen Koryphäen der deutschen Literatur, Goethe, Schiller, Wieland, Herder u. a., den Namen des deutschen Athen erlangte. Am 21. März 1825 brannte das Hoftheater ab. Vergl. Gräbner, W. die Stadt nach ihrer Geschichte und ihren gegenwärtigen Verhältnissen, Weimar 1836; Schöll, W.s Merkwürdigkeiten einst und jetzt, das. 1847; W. und seine Umgebung, das. 1861; Fremdenführer durch W. und seine Umgebung, das. 1861.

Wein, Pflanzengattung, s. v. a. Vitis *L.* Wilder W., s. Ampelopsis.

Wein (lat. vinum, franz. vin, engl. wine), durch Gährung veränderter Saft aus den Beeren des kultivirten Weinstocks. Die Weinbereitung beruht im Wesentlichen auf chemischen Prozessen und die richtige Leitung derselben hat auf die Güte des W.s einen wesentlichen Einfluß. In erster Linie aber hängt die Beschaffenheit des W.s von den Trauben ab, und man erhält von derselben Kulturvarietät des Weinstocks um so besseren W., je vollkommener die Früchte den höchsten Grad der Reife erlangt haben. Man sucht deshalb auch die Weinlese so weit wie möglich hinauszuschieben und bereitet sich durch Auslesen (Ausbruch) der schönsten Trauben und Beeren das Material für einen ganz besonders guten W. In manchen Gegenden, wie auf Cypern u. in der Gegend von Bordeaux, entfernt man, um die Einwirkung der Sonne auf die Beeren zu begünstigen, die beschattenden Blätter. Da aber die letzteren, so lange sie grün sind, für die Ausbildung der ganzen Pflanze und mithin auch der Frucht große Bedeutung haben, so ist diese Methode nicht ohne Gefahr. Sind die Trauben reif, so verlieren sie durch längeres Verweilen am Stock Wasser, schrumpfen ein und werden teig (edelfaul). Hierbei scheint eine für die Weinbildung günstige Stoffmetamorphose in den Beeren zu verlaufen, und man unterstützt daher dieselbe, indem man den Zufluß neuer Säfte zur Traube durch Einknicken des Stengels hemmt. Auch setzt man die abgenommenen Trauben, bisweilen auf Stroh ausgebreitet, der Sonne aus und erhält aus dem wasserärmeren Saft derselben den Sekt (vino secco) oder Strohwein. Die auffälligste Erscheinung beim Reifen der Trauben besteht in der Verminderung der Säure (Aepfelsäure, später Weinsäure, s. d.) und der Vermehrung des Zuckers (Traubenzucker, s. d.). Ganz unreifer blauer Trollinger enthielt 3,1 Procent, reifer 1,3 Proc. Säure, unreifer weißer Gutedel enthielt 3,4 Proc., völlig reifer 0,75 Proc. Säure. In reifen Rießlingtrauben fand Fresenius 76,04 Procent Wasser, 5,66 Proc. unlösliche Stoffe (Kerne, Schalen) und 18,3 Proc. lösliche Stoffe, von welchen letzteren 13,52 Proc. Zucker, 0,71 freie Säure und 4,07 andere Stoffe waren. In den Beeren von überreifem (edelfaulem) Rießling desselben Standorts fand er 15,14 Procent Zucker und 0,5 freie Säure. Der Saftgehalt verschiedener Traubensorten ist ungleich groß. 100 Theile Beeren von weißem Gutedel enthalten 97 Procent, von schwarzen Burgundertrauben 94,8 Proc. Saft. Schwarze Burgundertrauben mit den Kämmen enthalten 91 Procent Saft. Der Saft hat ein specifisches Gewicht von 1,04—1,15, er enthält 13—30 Proc. Zucker und 0,5—1,02 Proc. Säure, außerdem Eiweißsubstanzen, Pektinkörper, Gummi, Extraktivstoffe, über deren Natur wir nichts wissen, u. mineralische Salze. Fast niemals findet sich im Saft der Weinbeeren Farbstoff oder Gerbsäure. Des-

Digitized by Google

halb liefert reiner Most einen beinahe gerbsäurefreien W., dessen Farbe sich beim Altern nur wenig ändert. Die Traubenschalen dagegen enthalten Gerbsäure (die blauen mehr als die weißen), und wenn sie bei der Gährung im Most bleiben, so geht die Gerbsäure in diesen über und der W. wird herb u. beim Altern immer dunkler. Die rothen W.e verdanken ihren Farbstoff lediglich den Schalen, blaue Trauben liefern einen fast weißen W., wenn die Schalen vor dem Gähren aus dem Most entfernt werden. Die Körner und die Traubenstiele (Krappen, Kämme) können dem W. ebenfalls Gerbsäure liefern. Erstere enthalten außerdem fettes Oel, von welchem vielleicht ein Theil in den W. übergeht, in letzteren finden sich neben wenig Weinsäure noch Extraktivstoffe, welche dem W. einen rauhen Geschmack verleihen; es ist daher gewöhnlich vortheilhaft, sie vor der Gährung zu entfernen. Dies geschieht am leichtesten durch die Traubenraspel, ein weitmaschiges Sieb, auf welchem die Kämme zurückbleiben, während die Beeren hindurchfallen. Diese zerquetscht man durch Walzen oder zerstampft sie in Bütten. Soll nun Rothwein bereitet werden, so wird die Maische direkt in Gährung versetzt, andern Falls trennt man den Saft alsbald durch Pressen (Keltern) von den Schalen und Kernen. Bei manchen Trauben, die schleimigen Most geben, pflegt man die gemosteten Trauben einige Tage an einem kühlen Ort wohlbedeckt stehen zu lassen, ehe man sie preßt. Ein solches Einteigen soll auch außerdem den Wohlgeruch u. die Stärke des W.s erhöhen. Schon beim Aufschütten der Trauben in den Kasten der Kelter läuft ein bedeutender Theil des Mostes aus dem Traubenmaisch freiwillig ab. Dieser (Vorlauf oder Läutermost) ist der beste und wird bisweilen für sich allein verarbeitet. Der durch gelindes Pressen erhaltene Most heißt Preßmost und ist ebenfalls vortrefflich und gewöhnlich reiner als der Vorlauf, beim stärksten Pressen gewinnt man dagegen den Nachlauf (Trestermost), welcher besonders Bestandtheile der Schalen und auch der Kämme enthält und vortheilhaft allein in Gährung versetzt wird. In neuerer Zeit hat man auch Versuche gemacht, statt der Pressen Centrifugalmaschinen anzuwenden; dabei wurde nicht allein mehr Most als bei gewöhnlicher guter Pressung (66⅔ Procent) erhalten (76 Proc.), sondern der daraus erzielte W. klärte sich auch rascher als der aus Preßmost. Bei der Gährung, durch welche der nicht berauschende Most in W. verwandelt, d. h. im Wesentlichen der Zucker der Trauben in Alkohol und Kohlensäure zersetzt wird, hat man drei Stadien zu unterscheiden. Die erste oder Hauptgährung verläuft gewöhnlich in 3—4 Wochen, die zweite, stille oder Jungweingährung dauert bis ins folgende Frühjahr und die dritte oder Lagergährung bis zur vollständigen Reife des W.s. In der Hauptgährung findet die Zersetzung des größten Theils des vorhandenen Traubenzuckers, sowie die Ausstoßung von Hefe Statt. Nach Abschluß dieses Stadiums bleibt ein Theil Zucker unzerlegt, sowie stickstoffhaltige Substanzen in ziemlich großer Menge gelöst. Hierbei ist aber die Temperatur von entscheidendem Einfluß. Bei der Bierbrauerei unterscheidet man allgemein Ober- und Untergährung, aber bei der Weinbereitung wurden diese beiden Gährungen bis jetzt nicht besonders berücksichtigt, obwohl die Thatsachen deutlich genug sprechen. Zwischen 5 und 15° C. erfolgt die Gährung sehr langsam, u. wenn diese Temperatur auch in der Folge inne gehalten wird, so erhält man einen sehr angenehm schmeckenden, bouquetreichen und haltbaren W. Zwischen 15—25° C. aber tritt stürmische Gährung ein, der W. wird zwar feurig (alkoholreich), aber verhältnißmäßig nicht sehr wohlschmeckend, ohne besonderes Bouquet und wenig haltbar. In den Rheingegenden schwankt die Gährtemperatur zwischen 7,5 und 15° C., die Gährung ist also Untergährung und die Weine sind haltbar, geschmackvoll und bouquetreich. Die übliche späte Lese trägt dazu bei, die Temperatur zu erniedrigen, man weiß aber auch, von welchem Einfluß es ist, ob die Lese an warmen oder kühlen Tagen Statt gefunden hat, und daraus erklären sich die Unterschiede in den Weinsorten aus sonst gleichen Trauben. In einem großen Theil von Frankreich, in den nördlichen Weinländern Oesterreichs gährt der W. zwischen 15 bis 18° C. und gewinnt zwar ziemlich viel Alkohol, aber nur mäßige Haltbarkeit und matteres Bouquet als die Rhein-, Mosel- und Saarweine. Im südlichen Europa, selbst im südlichen Ungarn, Istrien, Venetien u. Dalmatien verläuft die Gährung zwischen 18 und 30° C. als reine Obergährung und man erhält feurige, aber wenig bouquetreiche, ganz unhaltbare W.e. Die Dauer des zweiten Stadiums hängt von der Menge des im ersten Stadium gebildeten Alkohols, von dem noch vorhandenen Zucker und Eiweißgehalt und von der Temperatur ab. Leitet man die Nachgährung bei höherer Temperatur, so erhält man rasche, feurige und firn schmeckende W.e, jedoch mit Verlust von Haltbarkeit und Wohlgeruch. Der Jungwein, d. h. W. nach vollendeter stiller Gährung, enthält nicht mehr als ¼ Procent Zucker, dagegen nahezu 3 Proc. Glycerin, welchem er seinen süßen Geschmack verdankt. Von einem eigentlichen Gährungsprozeß kann also bei der sogenannten Lagergährung keine Rede sein. Dagegen verlaufen während derselben eine Reihe von Vorgängen, durch welche Wohlgeschmack und Wohlgeruch des W.s erhöht wird. Die Beschaffenheit des Jungweins beweist, daß sich schon im zweiten Stadium ein großer Theil jener Substanzen, insbesondere der zusammengesetzten Aetherarten gebildet hat, welchen der W. Geschmack und Geruch verdankt, im weiteren Verlauf wirken nun aber die Säuren, wie Bernsteinsäure, Buttersäure und Propionsäure, auf den Alkohol u. erzeugen wohlriechende Verbindungen. Gleichzeitig werden durch zutretenden Sauerstoff die letzten Spuren noch gelöster Hefesubstanzen u. durch den Alkohol Weinstein abgeschieden. Die im W. vorhandene Kohlensäure dehnt sich im Frühjahr unter dem Einfluß der steigenden Temperatur aus, scheidet sich in Bläschen ab und bewirkt jene Erscheinung, die man in der Regel dem Eintreten einer neuen Gährung zuschrieb und wunderbar genug mit dem Erwachen der Vegetation im Weinstock und der Weinblüthe in Zusammenhang brachte. Von sehr wesentlichem Einfluß auf den Verlauf der Gährung ist der

Digitized by Google

Abschluß der Luft. Der Sauerstoff derselben veranlaßt sehr leicht Essigbildung und verhindert die Entstehung der riechenden Körper. Andererseits muß die entwickelte Kohlensäure frei entweichen können, und man wendet daher am vortheilhaftesten Galls Gährröhre (s. d.) an, welche beide Bedingungen erfüllt. Zur Rothweinbereitung, bei welcher, wie schon erwähnt, die Hülsen in dem gährenden Moste bleiben, wendet man stehende Kufen an, da sich aber die Kohlensäure an die Hülsen hängt, so würden diese emporsteigen, mit der Luft in Berührung kommen und eine reichliche Essigbildung veranlassen, wenn man nicht eine besondere Vorrichtung in den Kufen anbrächte, durch welche die Hülsen fortwährend unter dem Spiegel der Flüssigkeit gehalten werden. Diese fortwährende Berührung der Hülsen mit dem Most begünstigt auch die Extraktion des Farbstoffs, welcher in der sauren alkoholischen Flüssigkeit löslich ist. Bei den besseren Sorten Burgunder bleiben die Schalen 2—3 Tage in der Flüssigkeit, bei Medoc 6 Tage, bei den Weinen aus dem südlichen Frankreich, die zu Tischwein bestimmt sind, 8 Tage, am Rhein 18—20 Tage. Nach dieser Zeit läßt man den W. ab und preßt die Hülsen unter möglichstem Abschluß der Luft aus. — Der Traubensaft ist, so lange er sich in den unverletzten Beeren befindet, vollkommen klar, wenn er nach dem Auspressen mit der Luft in Berührung kommt, wird er trübe und rothbraun, bald aber tritt vorübergehende Klärung ein und erst, wenn der Most sich von Neuem trübt, entwickelt sich die Kohlensäure. Nun erhöht sich die Temperatur, man bemerkt einen alkoholischen Geruch u. das Brausen des entweichenden Gases. Der Bodensatz wird emporgerissen, es scheiden sich mehr und mehr feste Stoffe ab, und unter starker Hefenbildung entsteht auf der Oberfläche des Mostes eine dichte Decke. In diesem Zustand trinkt man den W. in Weingegenden als Brausemost oder Sauser. Allmählig läßt nun die Gasentwicklung nach, die Temperatur sinkt, es bildet sich starker Bodensatz und die Flüssigkeit erscheint klar und hell. Man zieht dann den jungen W. auf gut gereinigte, eingebrannte oder eingeschwefelte Fässer, indem man ihn von dem Geläge (Weinhefen, Lager, Drusen, Trub) sorgfältig trennt. Er enthält, wie schon erwähnt, noch große Mengen gelöster Eiweißstoffe, die sich nur unter Einwirkung der Luft unlöslich abscheiden. Auch in verschlossene Fässer dringt stets etwas Luft, und so bildet sich fortwährend neuer Absatz. Wenn man den Zutritt der Luft möglichst verhindert, so findet die Abscheidung der Eiweißstoffe sehr langsam Statt, und wird nur einigermaßen beschleunigt durch das häufigere Abziehen, welches Manche für nothwendig halten, da sie die Einwirkung der abgeschiedenen Eiweißstoffe auf den W. fürchten. So lange der W. aber Eiweißstoffe enthält, ist er im höchsten Grade der Gefahr des Erkrankens ausgesetzt. Bei jeder Berührung mit der Luft tritt Trübung ein, und ist die Temperatur einigermaßen hoch, so bildet sich auch Essigsäure. Wenn man dagegen den Luftzutritt zum vergohrenen Wein beschleunigt, dann scheiden sich alle Eiweißstoffe sehr schnell ab, und wenn der Keller recht kühl ist, so leidet der W. selbst nicht den geringsten Schaden. Gall empfahl sogar, den W. beim Abziehen durch eine Brause fließen zu lassen, damit die Luft recht energisch auf ihn einwirken könne. Unter allen Umständen muß der Lagerkeller, in welchem der W. seine volle Reife erlangen soll, möglichst kühl sein. Die Fässer selbst müssen immer voll erhalten werden, und da durch das Holz derselben viel Flüssigkeit verdunstet, so ist man genöthigt, anfangs alle 8 Tage, später alle 4 Wochen etwas W. nachzufüllen. Dies geschieht am besten mit Hülfe der Füllflasche (s. d.). Unterläßt man das Auffüllen, so entsteht im Faß ein leerer Raum, und da durch die Fugen des Fasses mit der Luft auch Pilzsporen eindringen, beginnt der W. zu kahnen. Es bildet sich auf seiner Oberfläche eine weiße Schimmelvegetation, u. diese veranlaßt das Umschlagen des W.s in Essig. In solchem Fall muß man einen, bis unter die Oberfläche des W.s reichenden Trichter aufs Faß setzen und durch diesen so lange W. nachfüllen, bis mit dem fließenden W. auch die Kahndecke fortgespült ist. Hat der W. endlich nach wiederholtem Abzapfen auf dem Faß seine volle Reife erlangt, so wird er auf Flaschen gezogen, in denen Weißwein völlig klar bleiben muß. Nur Rothwein bildet mit den Jahren noch einen Absatz, der sich nicht vermeiden läßt. Ueber das Aufbewahren des W.s in Flaschen ist nur noch zu bemerken, daß sie in einem kühlen Keller so liegen müssen, daß der Kork innen nicht mit der Luft, sondern mit dem W. in Berührung ist.

Das geschilderte einfache Verfahren der Weinbereitung vermag einen guten W. zu liefern, sehr häufig aber machen es besondere Verhältnisse nöthig, zu andern Mitteln zu greifen, um ein möglichst gutes Produkt zu erzielen. So mischt man häufig W. zu W. (Schneiden, Verschneiden) und kann dadurch manche Sorten wesentlich verbessern. Trüben W. filtrirt man durch eine 2—3 Zoll hohe Schicht von Papierbrei (aus Halbzeugholländern), welche auf einem Flanelltuch ausgebreitet ist, häufiger aber wird trüber W. durch das Schönen geklärt. Rührt die Trübung von noch schwebenden Schleim- und Gährungstheilchen her, u. enthält der W. genug Gerbsäure, so wendet man Hausenblase oder Leim an, fehlt es aber an Gerbsäure, so muß zuerst eine Abkochung von Traubenkernen mit dem W. gemischt werden, bevor man Hausenblase oder Leim zusetzen kann. Läßt man W. stark erkalten, so trübt er sich in Folge einer Ausscheidung von Hefestoffen, Farbstoff und Weinstein, bei — 9° erfüllt er sich mit zarten Eiskrystallen, die wenig Alkohol enthalten, und wenn man nun das Flüssige abzieht und es bei 0° C. sich völlig klären läßt und es dann von Neuem abzieht, so zeigt sich der W. bedeutend verbessert und ist namentlich auch keiner neuen Gährung unterworfen. Licht kann manche W.e süßer machen und ihnen den Charakter alter W.e geben, eine zu lange Einwirkung aber schadet. Pasteur läßt den W. in Flaschen einige Stunden einer Temperatur von 40—45° C. aussetzen und erzielt dadurch eine große Haltbarkeit solcher W.e, die sich sonst leicht zersetzen. Zur Entsäuerung des W.s hat man Kalkpulver empfohlen, welches Weinsäure, Farbstoff und auch Gerbsäure niederschlägt und

Digitized by Google

dem W. den Anschein gibt, als besitze er einiges Alter. Neutrales weinsaures Kali bindet Weinsäure und entfernt sie, indem es sich mit ihr als Weinstein niederschlägt. Ueber die Behandlung des W.s mit Gyps s. Klären. Ein Zusatz von reinem Alkohol macht den W. stärker und haltbarer und läßt sich nach längerem Lagern durch den Geschmack nicht mehr erkennen. Verbesserung des Aroms geringer W.e ist vielfach versucht worden. Man hat z. B. die Weinblüthen getrocknet und im Herbst in den W. gethan; hängt man Hollunderblüthen in den gährenden Most, so soll der W. ein Muskatelleraroma erhalten; Rothwein aromatisirt man nach Gall durch eine Mischung von 5 Loth Hollunderblüthen ohne Stiele, $^1/_2$ Loth Muskatblüthe, 12 Loth bittern, 2 Pfund süßen Mandeln, $1^1/_2$ Loth geriebener Muskatnuß, $^3/_4$ Loth guter Veilchenwurzel und $^1/_8$ Loth Fenchelsamen. Durch einen ferneren Zusatz von 10 Procent Himbeersaft soll das Aroma der Burgunderweine nachgeahmt werden. Weißwein aromatisirt Gall durch eine Mischung von 4 Loth Muskatnuß, $2^1/_2$ Loth Muskatblüthe, $1^1/_2$ Loth Veilchenwurzel, $^1/_8$ Loth Vanille und 20—30 Loth Hollunderblüthen, zur Erreichung des Saar- u. Moselweinbouquets dient ein Zusatz von 10 Loth im Schatten getrockneter Blüthen der Salvia scalarea (Scharlei). Viel rationeller als diese Künsteleien ist aber die Mostverbesserung (s. Chaptalisiren, Gallisiren und Petiotisiren). Die Krankheiten des W.s (Abstehen, Umschlagen) sind in der Regel die Folgen schlechter Bereitung u. Behandlung desselben. Weiche süße W.e, welche wenig Gerbsäure enthalten, werden namentlich in warmen Kellern zäh (lang, dick, fett, bleich); die W.e mancher Traubensorten neigen ganz besonders zu dieser Krankheit, die man durch fleißiges Umziehen, Zusatz von hartem, herbem W. und Schönen mit Gerbsäure bekämpft. Auch ein Zusatz von Zucker, welcher neue Gährung hervorruft, ist vortheilhaft. Die leichteren geringeren W.e sind dem Sauer- oder Stichigwerden ausgesetzt und werden, wenn sich diese Krankheit zeigt, am besten so schnell wie möglich konsumirt, da die dagegen vorgeschlagenen Mittel sich sehr wenig bewährt haben. Das Kahnen wurde oben bereits erwähnt. Das Bitterwerden kommt seltener und gewöhnlich nur bei einzelnen Sorten vor, es verliert sich oft schon von selbst oder wird durch Abziehen auf geschwefelte Fässer oder Vermischen mit jungem W. derselben Sorte beseitigt. Beim Abstehen des W.es tritt schleimige oder Milchsäuregährung ein, Alkohol und Weinsäure verschwinden, es entsteht kohlensaures Kali, die Farbe ändert sich und Humuskörper zeigen sich. Solcher W. ist nur noch zur Branntweinbereitung tauglich. Faßgeschmack kann durch frisch geglühte, grob gepulverte Holzkohle (1—2 gehäufte Eßlöffel voll auf 1 Quart W.) beseitigt werden; mit ihm verschwindet aber auch ein Theil der Farbe und des Bouquets. Die Bestandtheile des W.s sind im Wesentlichen Alkohol, Wasser, Riechstoffe, Extraktivstoffe und Säure. An Alkohol enthält Portwein 20—23, Madeira 18—22, Xeres 17—18, Bordeauxwein 10—14, Rheinwein 8—$12^1/_2$ (meist 9—10), Tokayer $10^1/_2$ Volumensprocente. Von den Riechstoffen des W.s ist der Oenanthäther charakteristisch, aber er bedingt nicht die Blume. Wenn man eine Weinflasche einmal mit Wasser ausspült und dann hineinriecht, so nimmt man deutlich den Geruch nach Oenanthäther wahr. Von den bouquetbildenden Stoffen weiß man nichts Sicheres, man vermuthet die Gegenwart von Aethyl- und Amylverbindungen mit Essigsäure, Propionsäure, doch sind außer diesen Gährungsprodukten auch wohl noch ätherische Oele vorhanden, welche schon in der Traube fertig gebildet waren. Der Extrakt, die Summe der nicht flüchtigen Weinbestandtheile, bleibt beim Verdampfen des W.s zurück. Seine Menge beträgt z. B. bei Muskat-Rivesaltes 25 Proc., bei Champagner 8 bis 10 Proc., im Portwein 3,75—5,24, in den Rheinweinen 1,33—2,15, im Burgunder 1,41, in weißen Rheinweinen 2,1, in den rothen 2,8 Proc. Der Extraktgehalt ist unbedingt von großem Einfluß auf den Geschmack des W.s, doch läßt sich aus seiner Menge kein Schluß auf die Güte des W.s ziehen, da er viele Stoffe enthält, welche für dieselbe ganz indifferent sind. Die wichtigsten Extraktbestandtheile sind Traubenzucker (in süßen W.en oft 20 Proc., in alten rothen französischen W.en nur $^1/_{10}$ Proc. des Extrakts), Gummi, Pektinkörper, Glycerin, Weinsäure, Traubensäure, Aepfelsäure, Essigsäure, Bernsteinsäure (gute W.e enthalten 0,6—0,8 Proc., selten weniger als 0,4 Proc. freie Säure, in alten Rheinweinen findet man bisweilen 0,9—1,2 Proc.), Gerbsäure (bis zu 0,1 Proc. namentlich in rothen W.en, macht den W. herbe und gibt durch ihre Zersetzung beim Altern des W.s Veranlassung zur Bildung des Apothema's, eines humusartigen Körpers, durch welchen die Farbe des W.s verdunkelt wird), Farbstoffe, eiweißartiger Körper u. 0,11—0,28 Proc. Asche. Die Untersuchung des W.es beschränkt sich, abgesehen von der Prüfung durch Geruch und Geschmack, auf Bestimmung des Alkohols, des Extrakts, der freien Säure nach den gewöhnlichen chemischen Methoden. Zusätze von Alaun, Kalk oder gar von Metallen kommen jetzt selten vor, dagegen ist es sehr gebräuchlich, Rothwein künstlich mit Hülfe von Obstfarbstoffen aus Weißwein darzustellen. Die Nachweisung dieser Verfälschung ist sehr schwer und in den meisten Fällen unsicher.

Der Weingenuß belebt vorherrschend die Phantasie. Die Steigerung derselben Kraft, welche Bilder erzeugt, hat eine Erleichterung der Ideenassociation und eine Schärfung des Gedächtnisses zur Folge. Auch die Sinne werden in ihrer Thätigkeit gefördert, die Eindrücke werden schnell und klar wahrgenommen und das Urtheil wird leichter gebildet. Alle willkürlichen Muskelbewegungen erfolgen leicht, die Stimme wird voller und kräftiger, Müdigkeit und Abspannung verschwinden und es entsteht ein Gefühl von Wohlbehagen und Lust, das auch die geistigen Verstimmungen, Sorge, Gram und Furcht verscheucht (Moleschott). Nach Cabanis sind die Menschen in den Weinländern im Allgemeinen heiterer, geistreicher und geselliger, sie haben mehr Offenheit und Zuvorkommenheit in ihrem Betragen. Im Streit brausen sie leicht auf, aber sie tragen selten nach, wenn sie geärgert wurden, und ihre Rache ist nicht tückisch. In

Digitized by Google

Folge seines Alkoholgehalts theilt der W. die physiologischen Wirkungen des Branntweins (s. d.), und wenn ein mäßiger Weingenuß namentlich ältern Leuten durchaus zuträglich ist, so wirkt ein häufiger und dabei (wenn auch nur wenig) übermäßiger Weingenuß im höchsten Grade nachtheilig.

Die Weinsorten des Handels sind je nach den Kulturvarietäten des Weinstocks, nach dem Boden, der Lage und dem Klima, unter welchem die Früchte zur Reife gelangten, sowie nach der Behandlung des Mostes und des jungen W.s sehr verschieden. Abgesehen von der Farbe unterscheidet man süße und Liqueurweine, welche noch viel unzersetzten Zucker enthalten, wie Muskat-Rivesaltes, Malaga, Ruster Ausbruch, saure, welche viel Weinsäure und wenig Zucker enthalten, wie Rhein- und Moselweine (sie sind meist bouquetreich, dürfen aber nicht zu arm an Alkohol sein), herbe, welche wie französische Rothweine viel Gerbsäure enthalten, geistreiche oder feurige, welche sich wie die spanischen und portugiesischen W.e durch großen Alkoholgehalt auszeichnen, u. mousssirende oder Schaumweine (Champagnerweine, s. d.). Wichtiger als diese, doch nicht streng durchführbare Eintheilung ist eine Zusammenstellung der wichtigsten Handelssorten nach den Ländern, aus welchen sie stammen. Von deutschen W.en sind die wichtigsten die Rheinweine (s. d.), die Frankenweine (s. d.), die Pfälzerweine (s. d.) (diese unterscheiden sich in der Regel durch größeren Zuckergehalt und milderen Geschmack von den Rheinweinen, weshalb der größere Theil vorzugsweise als Tischwein verwendet wird. Die Auslesen kommen den bessern Rheingauerweinen nicht nur gleich, sondern übertreffen dieselben sogar oft an Güte), Moselweine (s. d.), Neckarweine (s. d.), Naheweine (gute weiße Tischweine), Tauberweine (von Bischofsheim und Landa, leichte, weiße und rothe W.e), obersächsische (von Meißen, Dresden, Naumburg, Freiburg, in guten Jahrgängen vorzügliche Sorten, der rothe W. ist sehr kräftig und ähnelt dem Burgunder; bei Jena und Erfurt wachsen geringere W.e) und Grünberger (leichter rother und weißer W., guter Tischwein). Von den französischen W.en nennen wir die Bordeauxweine (s. d.), Burgunderweine (s. d.), die W.e des Elsaß (von Turingheim, Sulz, Weisenburg, Ebenheim, Gebweiler und die Strohweine), die lothringer W.e (von Loupmont, St. Julien, Pussière, Metz und Toul), die W.e von Artois, Besançon, Paris, Soissonais, Laonnais und Laon, die Champagnerweine (s. d.), die Languedocweine (s. d.), die W.e der Dauphiné (St. Paul, Hermitage, Viennes, St. André), die W.e der Provence (Clairet-, Paillaitweine, die zum Theil sehr kräftig und hitzig sind), die W.e von Toulon (La Marque, Gemanes), Brabantes, Riez, Aubagne, Muskateller von St. Laurent, Ciotat und Cuers. Ueber die ungarischen W.e s. d. Tyrol baut im Süden des Landes, hauptsächlich an den Ufern der Etsch, weiße und rothe W.e, die sich aber nicht für langes Lagern eignen; die bessern Sorten sind der Marzimino, der Brixner, Botzner, Görzer und Trienter W. Steiermark und Mähren liefern ebenfalls gute weiße und rothe W.e. In Böhmen wächst bei Aussig der Podskalsky, im bunzlauer Kreise der Melnicker, der durch seine Kraft dem Burgunder ähnelt; von den österreichischen W.en sind erwähnenswerth die Gebirgsweine von Grinzing, Mauerbach, Mödling, Klosterneuburg und Nußdorf, sowie die Land- oder Donauweine, welche jenseits der Donau wachsen. Auch die Schweiz liefert gute weiße und rothe W.e, die berühmtesten sind die von la Côte bei Tartagnius, Mont und Fechy, ferner der la Vaux bei Cully, der Peleyre, Desalay, Evesses, Riez, St. Saphorin, der Martinacher, der Neuburger, von Favarge, St. Aubin, der rothe Laufener, der Reifthaler, Locarner, sowie der Züricher, namentlich der Winterthurer und Neftenbacher. Ueber spanische W.e s. d., über den portugiesischen W. s. Portwein. Madeirawein kommt kaum noch in den Handel, da die Traubenkrankheit auf der Insel die Weinkultur zur Unmöglichkeit gemacht hat. Die hohen Weinpreise der letzten Jahre regten zwar den Weinbau von Neuem an, doch werden die jungen W.e der starken Schwefelung der Reben wegen den alten schwerlich jemals an Güte gleich kommen. Der W. von den azorischen Inseln, namentlich der nach der Hafenstadt Fayal benannte, ist dem Madeira sehr ähnlich und ging von jeher unter seinem Namen. Der W. der kanarischen Inseln ist feurig, süß und von vorzüglicher Güte, die besten Sorten heißen Kanariensekt und Palmas. Italien liefert ausgezeichnete W.e, so der Falerner (s. d.), der Chiarello und Lacrymä Christi (s. Lagrima de Galitti). Von sicilianischen W.en sind die von Siracusa, Faro, Marsala, Milazzo, Rocca Madore und die aus der Gegend des Aetna zu erwähnen. Auch Sardinien, Venetien, Mailand, Piemont, Genua, Toskana, Modena haben gute W.e. Von den römischen W.en zählen die von Orvieto, Viterbo, Montefiascone, Velletri, Lavinia und Genzano zu den bessern Sorten. Korsika hat feurige rothe und weiße W.e. Der Kapwein ist der einzige erotische W., der gegenwärtig schon von Bedeutung ist, jedoch gehört er immer noch zu den seltneren und theuren Sorten. Er geht im Handel gewöhnlich unter dem Namen Constantia, nach einem großen Weingut in der Nähe der Kapstadt. Der W. ist süß und feurig und wird nach den Rebsorten, von welchen er stammt, als Pontac und Frontignan bezeichnet. Griechische und levantische W.e kommen selten in den Handel. (Ueber die griechischen W.e s. d.) In Rußland, am Kaukasus, in der Krim und Georgien macht der Weinbau nur langsame Fortschritte, obgleich das Klima sehr geeignet ist und ausgezeichnete W.e gewonnen werden.

Die größte Weinproduktion besitzt Frankreich. Nach amtlichen Angaben beträgt die durchschnittliche jährliche Produktion 38,000,000 Hektoliter. Hiervon werden 13,340,000 Hektoliter auf den Markt gebracht, und die Ausfuhr beträgt etwa 2,030,000 Hektol. 2,454,000 Hektol. W. werden zur Gewinnung von Cognac und Armagnac destillirt und 220,000 Hektol. werden in Essig verwandelt. In Paris schätzt man die jährliche Konsumtion zu 1½ Hektoliter pro Kopf. In Algier waren 1863 in den Provinzen Algier, Oran und Konstantine 87,000 Acker mit Wein-

Digitized by Google

reben bepflanzt und lieferten 133,000 Hektoliter W. und 14,600,000 Pfund Eßtrauben. Nach Hausner (Vergleichende Statistik, Lemberg 1865) erzeugt Europa im großen Durchschnitt (ohne Berücksichtigung der Jahre der größten Traubenkrankheit) jährlich (ohne Türkei und Rumänien) 127,880,000 Hektoliter W., davon kommen auf Frankreich 45,800,000 Hekt. (s. oben), Italien 26,550,000 (mit Venetien), Oesterreich (ohne Venetien) 21,050,000 Hekt. (davon Ungarn 14,100,000 Hekt.), Spanien 22,900,000 Hekt., Portugal 4,900,000 Hekt., Griechenland 1,220,000 Hekt., die Schweiz 1,170,000, der Kirchenstaat 960,000, Rußland 800,000, Baden 640,000, Bayern 590,000 (davon die Rheinpfalz 490,000 Hekt.), Würtemberg 450,000 Hekt., Preußen (mit Nassau, Kurhessen, Hessen-Homburg u. Frankfurt) 389,000 Hekt. (davon Rheinpreußen 246,000 und Nassau 94,000 Hekt.), Serbien 200,000 Hekt., Hessen-Darmstadt 186,000 Hekt., Luxemburg 52,000 Hekt. (1864 nur 28,479 Hekt.), Sachsen 19,000 Hekt., Belgien 3000 Hekt., Koburg, Weimar, Meiningen, Oldenburg u. Lichtenstein 1000 Hekt. Der Werth der jährlichen Weinproduktion in Europa beträgt cirka 2,360,900,000 Francs, und der mittlere Weinpreis für ganz Europa stellt sich demnach auf 18 Francs 50 Cent per Hektoliter. Auf 1 Hektare Weinland kommen in Europa 19,5 Hektoliter W. und auf 1 Einwohner 47 Liter. In Nordamerika haben Versuche, deutsche und französische Rebsorten zu ziehen, nur Mißerfolge gehabt, dagegen kultivirt man jetzt die Vitis labrusca und gewinnt mit derselben die besten Resultate. In Südaustralien waren 1864 5779 Acker mit Weinreben bepflanzt, und es wurden 606,365 Gallonen W. nebst 31,359 Centnern eßbarer Trauben geerntet.

Der W. galt im Alterthum wegen seiner begeisternden Kraft als unmittelbare Erfindung der Götter, in Aegypten soll ihn Osiris, in Griechenland Dionysus, in Italien Saturn den Menschen gegeben haben. Zu den Zeiten Homers war die Weinwirthschaft in Hellas schon sehr entwickelt. Die vorzüglichsten W.e Griechenlands kamen von Chios, Lesbos, Cos, Naxos und Thasos. Man trank den W. rein oder mit Wasser verdünnt, den Frauen war er verboten und Berauschte wurden meist hart bestraft. Auch in Italien reicht die Kultur des Weinstocks in die ältesten Zeiten zurück, man bezog aber auch viel W. aus Griechenland und ahmte den Griechen im Genuß desselben nach. Den Frauen war der W. ebenfalls verboten. Von italienischen W.en waren die gerühmtesten der Falerner, Massiker, Caloner, Cäcuber, Albaner, Saliner und Sorrentiner. In Gallien verbreitete sich die Weinkultur schon 500 Jahre v. Chr. von Marseille aus, Julius Cäsar verehrte und beförderte den gallischen Weinbau. In Deutschland ließ Kaiser Probus 231 den Weinstock pflanzen, die Weinberge um Mainz, Worms und Speyer waren die ersten deutschen Pflanzstätten des W.s. Karl der Große war ein sehr eifriger Beförderer der Weinkultur. Rüdesheim wurde schon 864 mit Weinbergen versehen. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts entstanden durch die Thätigkeit der Mönche die johannisberger Weinpflanzungen, und um dieselbe Zeit brachte Bischof Benno von Meißen den Weinstock nach Thüringen. Zu Anfang des 12. Jahrhunderts gelangte die Pflanze durch Rheinländer nach der Altmark. In derselben Zeit war es, als Bischof Otto von Bamberg ein Faß voll Weinreben nach Pommern schaffen ließ, um sie daselbst zu pflanzen. In Stendal, Tilsit, Königsberg, Göttingen und an vielen andern Orten Norddeutschlands producirte man W. Im Jahre 1565 zählte Berlin 74 Weinberge und Weingärten, und Köln an der Spree 22. Für Schlesien wird der Weinbau zuerst im Anfang des 13. Jahrhunderts erwähnt. In Grünberg wurde 1850 das siebenhundertjährige Jubiläum des Weinbau's gefeiert, doch entbehrt die traditionelle Annahme, auf welche man sich stützte, bis jetzt noch der Begründung. Als die Rodung der Wälder, welche den Weinbergen Schutz gegen die kalten Winde gewährt hatten, immer weiter vorschritt, erlag die Weinkultur im nordöstlichen Deutschland der Ungunst des Klima's vollständig. Im Jahre 1437 vernichtete der Winter alle Weinberge an der Weichsel bei Mewa, Neuenburg, Schwetz, Kulm u. Thorn, und aus dem Jahr 1568 wird ausdrücklich berichtet, daß sie nicht wieder gebaut seien. Französische W.e waren schon sehr früh berühmt, sie stammten übrigens keineswegs nur von den durch die Römer nach Gallien verpflanzten Weinstöcken, sondern zum großen Theil auch von jenen Reben, welche die Kreuzfahrer aus Griechenland u. Kleinasien heimgebracht hatten. Im 10. Jahrhundert soll das Elsaß Weinreben aus Ungarn erhalten haben. Vergl. Carlowitz, Versuch einer Kulturgeschichte des Weinbau's von der Urzeit bis auf unsere Zeiten, Leipz. 1846; Babo, Erzeugung und Behandlung des Traubenweins nach den neuesten Erfahrungen, Frankfurt 1862; Rawald, Das Buch vom W., Erfahrungen und Anweisung über Anbau, Behandlung und Kenntniß des W.s, 2. Aufl., Lpz. 1855; Mulder, Die Chemie des W.s, aus dem Holländ. von Arenz, das. 1856; Balling, Die Weinbereitung, wissenschaftlich begründet und praktisch dargestellt, 2. Aufl., Prag 1855; Gall, Die vortheilhafteste Weinbereitungsmethode, Trier 1859; Derselbe, Praktische Anleitung nach neueren Erfahrungen, alljährlich feinste Dessertweine als reine Naturgewächse, vorzügliche Mittelweine selbst aus unreifen Trauben und preiswürdigen Tischwein aus den Trestern darzustellen, das. 1861; Leuchs, Vollständige Weinkunde, Nürnb. 1863; Pohl, Chemisch-technische Untersuchung österreichischer W.e, Wien 1864; Derselbe, Behelfe zum Gallisiren der W.e, das. 1863; Mohr, Der Weinstock und der W., praktisch wissenschaftliche Abhandlung über die Zucht des Weinstocks und die Bereitung des W.s, Koblenz 1864; Hamm, Das Weinbuch, Wesen, Kultur und Wirkung des W.s. Statistik und Charakteristik sämmtlicher W.e der Welt. Behandlung der W.e im Keller, Leipz. 1865; Jacobi, Das schlesische Weinland, oder der Wein- und Obstbau im Kreise Grünberg, Breslau 1866; Jullien, Topographie de tous les vignobles connus, 5. Aufl., Paris 1866; Gillon; Klassifikation der bekanntesten und beliebtesten W.e mit Bezeichnung der hauptsächlichsten Produktionsorte, Ruhrort 1859.

Digitized by Google

Weinbeeröl (Weinöl), s. Pelargonsäure.

Weinbrenner, Friedrich, ausgezeichneter Baumeister und architektonischer Schriftsteller, geboren 1766 in Karlsruhe, erlernte das Zimmermannshandwerk, studirte dann noch Baukunst, übernahm 1787 die Leitung mehrer Bauten in der Schweiz, machte noch einen Jahreskursus an der Akademie in Wien durch und ging 1791 nach Italien. In Rom unternahm er mehre sinnreiche Restaurationen antiker Gebäude, wovon einige später durch den Stich bekannt wurden, und lieferte mehre architektonische Kompositionen und Zeichnungen. Im Jahre 1797 nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich zu Straßburg nieder, wo er den Plan zum Monument des Generals Desaix, zu jenem des Generals Beaupuy bei Neubreisach, den Entwurf zu dem vom französischen Direktorium projektirten Nationaldenkmal der Republik auf dem Platze des Chateau de Trompettes in Bordeaux und den Plan zu einem 1801 in Straßburg projektirten Friedensdenkmal fertigte. Diese Kompositionen gründeten den Ruhm des Meisters, worauf er als Bauinspektor nach Karlsruhe berufen und später zum Oberbaudirektor ernannt wurde. Er baute hier die neue katholische und lutherische Kirche, die Synagoge, das Rathhaus, das Theater, das Ettlingerthor, mehre Palais, die ältere Kaserne ꝛc. Auch in anderen Gegenden Badens und selbst im Auslande wurden Bauten nach seinen Plänen ausgeführt, u. a. das Hoftheater in Karlsruhe im alten deutschen Styl, auch gestaltete er das Stadttheater in Leipzig um. Die von ihm gegründete Architekturschule erfreut sich großer Frequenz. W. † den 1. März 1826. Seine Bauten zeichnen sich durch praktischen Sinn in der Anordnung und große Virtuosität in der Konstruktion aus; doch sind die Details oft schwer und flach und der Eindruck kalt und prosaisch. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Ueber Theater in architektonischer Hinsicht“ (Tüb. 1809); „Architektonisches Lehrbuch“ (Stuttgart 1810—25, 3 Bde.); „Entwürfe und Ergänzungen antiker Gebäude“ (Karlsruhe 1823); „Ausgeführte und projektirte Gebäude“ (das. 1823—30, 3 Hefte). Vergl. W., von ihm selbst geschrieben, herausgegeben von Schreiber, Heidelberg 1829.

Weinen, s. Thränen.

Weingarten, 1) Marktflecken im badischen Kreis Karlsruhe (seither zum Mittelrheinkreis gehörig), Amt Durlach, an der badischen Staatseisenbahn (Linie Karlsruhe-Heidelberg), hat eine Simultankirche, eine imposante Schloßruine und 3291 Einwohner. — 2) Schloß im würtembergischen Donaukreis, Oberamt Ravensburg, nahe beim Dorf Altdorf-Weingarten, war vormals Sitz der 1053 von den Guelfen gestifteten gleichnamigen freien Reichsabtei (einst mit berühmter Bibliothek) des Benediktinerordens, mit einem Gebiet von 6 QMeilen und 11,000 Einwohnern, außer den drei Herrschaften Brochenzell, Hagnau und Blumeneck sehr viele Oerter und Güter in der ehemaligen Landvogtei Altdorf umfassend. Das Gebiet kam 1802 an den Fürsten von Nassau-Diez und 1806 unter würtembergische Hoheit. Die von 1705—24 erbaute schöne Kloster- und Wallfahrtskirche „zum Blute Christi“ enthält die Gruft der Ahnen des Welfenhauses (am 21. Mai 1860 vom König Georg V. von Hannover erneuert eingeweiht), alte Malereien, zahlreiche Reliquien und eine sehr große, vortreffliche Orgel. Jetzt dient das Schloß als königliches Waisenhaus, mit dem eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder verbunden ist.

Weingeist, s. v. a. Alkohol.

Weinheim, 1) Stadt im badischen Kreis Mannheim (seither zum Unterrheinkreis gehörig), an der Weschnitz, der Main-Neckarbahn und am Eingang des lieblichen Birkenauerthales, die ansehnlichste Stadt an der Bergstraße, ist im Ganzen gut gebaut, Sitz eines Bezirksamtes und eines Amtsgerichts, hat 5 Kirchen, eine Synagoge, ein ehemals kurfürstliches Schloß (jetzt der Familie von Waldner gehörig), ein jetzt als Amthaus dienendes Templer- u. Deutschordenshaus, ein schönes Palais des Grafen von Lehrbach mit Park, eine höhere Bürger- und eine Gewerbschule, ein Privatknabeninstitut, eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder, ein Heilbad mit Kaltwasseranstalt, zahlreiche schöne Villen und Landhäuser, Fabrikation von Glanzleder, Büchsenschäften, Nußöl, Chokolade und Leinwand, Weinbau (Weinheimer und Hubberger), Obstbau (besonders Nüsse und Mandeln), Handel und 6130 Einwohner. Thürme und Gräben zeugen von der ehemaligen Bedeutung des Ortes. Ueber der Stadt auf einem Berge liegen die von Anlagen umgebenen schönen Ruinen des Schlosses Windeck. — 2) Pfarrdorf in der großherzoglich hessischen Provinz Rheinhessen, Kreis Alzey, ½ Meile südwestlich von Alzey, hat ein katholisches Dekanat, Porphyrbrüche, die Burgruine Windberg, und 952 Einwohner. Dabei der Heiligenblutberg mit trefflichem Weinbau.

Weinkünste, die Mittel, welche angewendet werden, um Wein gut zu erhalten oder zu verbessern. Vergl. Wein.

Weinlig, 1) Christian Theodor, Komponist u. theoretischer Musiker, geboren am 25. Juli 1780 zu Dresden, studirte in Leipzig die Rechte und praktizirte hierauf bis 1804 als Advokat in Dresden, widmete sich aber dann ganz dem Studium der Tonkunst, studirte seit 1806 unter Mattei in Bologna Kontrapunkt, ward 1814 Kantor an der Kreuzkirche zu Dresden und 1823 an der Thomaskirche in Leipzig, wo er am 7. März 1842 †. Die Resultate seiner Studien enthält seine „Theoretisch-praktische Anleitung zur Fuge“ (Dresden 1845), die aber die davon gehegten Erwartungen nicht befriedigte. Von seinen Kompositionen sind hervorzuheben Motetten, ein Oratorium der „Versöhnungstod Jesu“, eine Osterkantate (1829), ein To Deum, der 150. Psalm und andere mehr.

2) Christian Albert, Chemiker, Sohn des Vorigen, geboren 1812 zu Dresden, studirte in Leipzig, ward dann hier Privatdocent für Mineralogie und Technologie, sowie Lehrer an der Handelsschule, 1845 Professor zu Erlangen und 1846 als Ministerialrath im Ministerium des Innern für Gewerbe-, Handels- und Ackerbauangelegenheiten nach Dresden berufen. Im Februar 1849 übernahm er in Helds Ministerium das Portefeuille des Innern, trat aber schon im Mai

Digitized by Google

wieder zurück, um als geheimer Rath die Direktion der Abtheilung für Handel, Gewerbe und Ackerbau zu übernehmen. Er veröffentlichte: „Pflanzenchemie“ nach Thomson (Leipzig 1839), „Lehrbuch der theoretischen Chemie“ (das. 1840—41) und „Grundriß der mechanischen Naturlehre“ (das. 1843).

Weinmonat, s. v. a. Oktober.

Weinprobe, s. Wein.

Weinrebenschwarz (noir de vigne), aus den im Frühling beim Schneiden der Weinstöcke abfallenden Zweigen oder aus den vorher getrockneten Knoten alter Weinstöcke durch Verkohlen im freien Feuer oder in gut bedeckten hessischen Tiegeln gewonnene schwarze Farbe, zeichnet sich durch große Schönheit aus, besitzt einen Stich ins Bläuliche und wird in der Wasser- und Oelmalerei benutzt. Mit Bleiweiß abgerieben liefert es das Silbergrau.

Weinsäure (Weinsteinsäure, lat. Acidum tartaricum), stickstofffreie chemische Verbindung ($C_8 H_6 O_{12}$), findet sich theils frei, theils an Basen, namentlich Kali und Kalk gebunden, nach Berthelot auch mit Zucker gepaart in den süßsauren Früchten, begleitet von Citronensäure, Aepfelsäure, Traubensäure, Oxalsäure, Gerbsäure, Pektinstoffen und Fruchtzucker. W. ist sicher nachgewiesen in Weinblättern und Weintrauben, im Tamarindenmus, in der Ananas, in Gurken, Maulbeeren, Sauerampfer, Meerzwiebel, Queckenwurzel, Kartoffeln, Erdäpfeln, in den Wurzeln von Taraxacum officinale, Nymphaea alba, Rheum rhaponticum und Rubia tinctorum, im schwarzen Pfeffer, in den Blättern von Agave americana, Chelidonium majus, in den Kamillenblüthen, im Lycopodium complanatum, Lichen islandicus ꝛc. Sie entsteht neben Schleimsäure und Oxalsäure bei der Einwirkung von Salpetersäure auf Milchzucker und Gummi arabicum. Man bereitet die W. aus Weinstein. Derselbe wird mit kohlensaurem Baryt gesättigt und mit Chlorbarium vollständig zersetzt, worauf man den gut ausgewaschenen weinsauren Baryt mit verdünnter Schwefelsäure zersetzt. Häufiger sättigt man den Weinstein mit Kreide und zersetzt das entstandene neutrale weinsaure Kali mit Chlorcalcium. Der gefällte weinsaure Kalk wird mit Schwefelsäure zersetzt und die Lösung der W. zur Krystallisation verdampft (wobei sich etwas Gyps ausscheidet). Die W. bildet große, farblose, wasserfreie Säulen mit hemiëdrischen Flächen, ist unveränderlich an der Luft, geruchlos, von starkem, aber angenehmem sauren Geschmack; sie leuchtet beim Zerstoßen wie Zucker und ist pyroelektrisch. Sie löst sich in $1^1/_2$ Theilen kalten und in $^1/_2$ Theil siedendem Wasser, ist auch löslich in Weingeist, aber unlöslich in Aether. Sie dreht die Ebene des polarisirten Lichts nach rechts, schmilzt bei 130° C. und verwandelt sich bei 170—180° C. ohne Wasserverlust in die glasige, gummiartige u. zerfließliche Metaweinsäure, welche beim Aufbewahren in wässeriger Lösung wieder in W. übergeht. Bei längerem und stärkerem Erhitzen bildet die W. die ebenfalls amorphe und zerfließliche Tartralsäure (Isoweinsäure), welche sich beim Aufbewahren in wässeriger Lösung auch noch wieder in W. verwandelt. Noch weiter erhitzt, wird diese Säure unter Ausscheidung von 2 Aequivalenten Wasser in Tartrelsäure (Isotartridsäure) übergeführt und endlich bildet sich bei raschem Erhitzen gepulverter W. Das Weinsäureanhydrid ist eine gelblichweiße Masse von sehr schwach saurem Geschmack, anfangs unlöslich in kaltem Wasser, dann aber sich darin lösend, wobei nacheinander Tartrelsäure, Tartralsäure und gemeine W. entstehen. Bei der trocknen Destillation liefert die W. Ameisensäure, Aldehyd, Essigsäure, Brenzsäuren, Brenzöl und Furfurol, mit koncentrirter Schwefelsäure behandelt entstehen zuerst Tartral- und Tartrelsäure, dann tritt völlige Zersetzung ein, mit oxydirendem Mittel bildet die W. Ameisensäure und Kohlensäure. Salpetersäure oxydirt sie zu Essigsäure und Oxalsäure. Essigsäure entsteht auch beim Schimmeln der wässerigen Lösung, und mit Jodwasserstoff und Wasser auf 120° C. erhitzt bildet sich Bernsteinsäure. Von den Salzen der W. ist das saure weinsaure Kali das am häufigsten vorkommende, es ist der wesentliche Bestandtheil des Weinsteins und bildet im reinen Zustande den Cremor tartari. Neutralisirt man es mit kohlensaurem Kali, so entsteht neutrales weinsaures Kali (auflöslicher Weinstein, tartarisirter Weinstein). Dies bildet farblose Krystalle, schmeckt salzig bitterlich, wird an der Luft feucht, löst sich bei 14° C. in 0,7 Theil Wasser und sehr schwer in Weingeist. Es wird als Arzneimittel angewendet und eignet sich ganz besonders zur Entsäuerung des Weins, da es mit der freien W. desselben Weinstein bildet, welcher sich alsbald abscheidet. Neutralisirt man Weinstein mit Ammoniak, so erhält man das weinsaure Kali-Ammoniak (Tartarus ammoniatus), welches in farblosen Säulen krystallisirt, stechend und kühlend salzig schmeckt, sich in 2 Th. kaltem Wasser, aber nicht in Weingeist löst und an der Luft unter Verlust von Ammoniak und Wasser verwittert. Beim Neutralisiren von Weinstein mit kohlensaurem Natron entsteht weinsaures Kali-Natron (Natronweinstein, Rochellesalz, Seignettsalz, Natro-Kali tartaricum). Dies krystallisirt mit 8 Aequivalenten Wasser in farblosen Krystallen, schmeckt milde salzig, verwittert an der Luft nur wenig, schmilzt bei 70 bis 80° C., verliert sein Krystallwasser vollständig erst bei 215°, löst sich bei 26° C. in 1,5 Theil Wasser und wird vielfach als Arzneimittel angewandt. Zwei Gewichtstheile Borax mit 5 Th. Weinstein in Wasser gelöst und verdampft liefern den Boraxweinstein (löslicher Weinsteinrahm, Cremor tartari solubilis). Derselbe bildet eine glasige, amorphe Masse, die leicht Feuchtigkeit anzieht, säuerlich schmeckt und sich in gleichen Theilen Wasser löst. Die Lösung schimmelt nicht und Mineralsäuren fällen daraus keinen Weinstein. Eisenoxydhydrat löst sich in Weinstein und wenn man die Lösung verdampft, so hinterbleiben braune Stückchen von süßlich zusammenziehendem Geschmack, die sich in 4 Th. Wasser lösen. Dieser Eisenweinstein enthält Eisenoxydul, weil die W. das Eisenoxyd theilweise reducirt. Ueber das weinsaure Antimonoxydkali s. Brechweinstein. Alle diese Doppelsalze werden in der Medicin angewandt und die W. selbst dient namentlich zur Bereitung des Brausepulvers und als Beizmittel in der Färberei. Von anderen

Digitized by Google

Weinsäuresalzen ist noch zu erwähnen das weinsaure Natron, welches in büschelförmig vereinigten Nadeln krystallisirt, sich in 5 Th. kaltem, in jedem Verhältniß in siedendem Wasser, aber nicht in Weingeist löst. Auch das saure weinsaure Natron ist leicht in Wasser löslich. Weinsaurer Baryt und weinsaurer Kalk sind sehr schwer löslich, letzterer löst sich leicht in Mineralsäuren, Essigsäure und Weinsteinlösung und wird aus der Lösung in Salzsäure durch Ammoniak nicht oder wenigstens nur bei längerem Stehen gelöst. Kocht man W. mit absolutem Alkohol, so entsteht Aethylweinsäure, welche farb- und geruchlose Krystalle bildet, leitet man Salzsäuregas in die alkoholische Lösung der W., so entsteht Weinsäure-Aethyläther, eine farblose, mit Wasser mischbare Flüssigkeit, die erst in hoher Temperatur zersetzt wird.

Weinsberg, Stadt im württembergischen Neckarkreis, an der Sulm und der Eisenbahn von Heilbronn nach Hall, in einem fruchtbaren Thal, östlich vom Neckar, ist Sitz eines Oberamts, Oberamtsgerichts und Kameralamts, hat eine merkwürdige alte Kirche, eine lateinische und eine Realschule, Gypsbrüche, trefflichen Weinbau und 1850 Einwohner. Auf dem Schloßberge, an welchem die Stadt zum Theil liegt, befinden sich die Ruinen des Schlosses Weibertreue, so genannt zum Andenken an die durch Bürgers Ballade verherrlichte Sage. Bei W. schlug nämlich 1140 Kaiser Konrad III. den Grafen Welf (VI.) von Altorf, welcher die Sache seines Bruders, Heinrichs des Stolzen, vertheidigte. In dieser Schlacht soll zuerst das Feldgeschrei der welfischen und ghibellinischen Partei ertönt sein: „Hie Welf!" „Hie Waiblingen!" Nach dieser Schlacht schloß Konrad auch W. mit harter Belagerung ein. Als sich nun die Belagerten zur Uebergabe gezwungen sahen, gestattete der König den Frauen mit ihren Kostbarkeiten freien Abzug, welche Erlaubniß diese benutzten, ihre Männer auf dem Rücken herauszutragen und so zu retten. Ein altes Bild in der Stadtkirche stellt die Begebenheit dar. Auch wurde 1823 auf Betrieb des hier wohnenden (und 1862 hier verstorbenen) Dichters Justinus Kerner hier ein Frauenverein zur Verschönerung des Berges durch Anlagen und zur Unterstützung unbemittelter treuer Frauen gestiftet. Im Jahre 1824 kaufte der König Wilhelm die Ruinen der Weibertreue und schenkte sie diesem Verein. Im Bauernkriege wurden hier 1524 der Graf von Helfenstein und viele andere Edle durch die Spieße der Bauern gejagt. Ein Jahr darauf rächten sich die Edelleute in gleicher Weise, machten viele Schuldige und Unschuldige nieder und äscherten die Stadt ein. Vgl. Dillenius, Chronik von W., Stuttgart 1860.

Weinstein, saures weinsaures Kali, findet sich gelöst im Most und scheidet sich bei der Gährung aus, weil es in alkoholischen Flüssigkeiten viel schwerer löslich ist. Es enthalten daher schon die Trestern und die Hefe etwas W. Der größte Theil derselben aber lagert sich als Rinde in den Fässern ab, und zwar soll 1 Eimer Wein ungefähr ½ Pfund W. liefern. Beim Austrocknen der Fässer lassen sich die Rinden leicht abklopfen und man erhält so den wahren W., welcher je nach der Farbe des Weins bräunlichroth oder grauweiß ist. Den besten W. geben die toskanischen, sicilianischen, ungarischen, provencer, Rhein- und Frankenweine. Die Mittelsorten liefert Languedoc, besonders Cette und Montpellier. Der rohe W. enthält als Verunreinigung namentlich weinsauren Kalk, welcher bei der Behandlung mit Ammoniak ungelöst zurückbleibt. Mischt man den W. mit seinem gleichen Gewicht Salpeter und trägt die Mischung portionenweise in einen beinahe glühenden eisernen Tiegel, so entstehen kohlensaures Kali und kohlensaurer Kalk, welcher letztere durch Behandlung mit Wasser abgeschieden und dann gewogen werden kann. Sein Gewicht entspricht sehr nahe dem doppelten an weinsaurem Kalk. Toskanischer W. ist nach Scheurer Kestner frei von weinsaurem Kalk, in rothem W. aus dem Elsaß fand er 4,6—9,9 Proc., in weißem W. aus der Schweiz 7,75—18,4 Proc., in rothem Burgunderweinstein 46,25 Proc., in rothem spanischen 45,20 u. in weißem aus Ungarn 9,2 Proc. Außerdem enthält der rohe W. geringe Mengen von Magnesia, Eisenoxyd, Kieselsäure, Farbstoff, Zucker und Fettstoff. Zur Reinigung des W.s krystallisirt man ihn zweimal um und behandelt dabei die Lösung mit Thierkohle und weißem Thon. Um den Kalk vollständig zu entfernen, digerirt man 10 Theil gereinigten und getrockneten W. mit 10 Th. Wasser und 1 Th. roher Salzsäure und wäscht ihn nach dem Erkalten auf einem Verdrängungstrichter mit destillirtem Wasser vollständig aus. Das getrocknete Pulver ist der Cremor tartari der Apotheken, wie er zu arzneilichen Zwecken verwendet wird. Zur Gewinnung des W.s aus den Trestern verarbeitet man diese auf Branntwein u. gießt die Schlempe durch ein Sieb. In der Kufe scheiden sich dann die Krystalle ab, die man nach 2 Tagen sammeln kann (Trestersloß, Trestersteinstein). Aehnlich erhält man den W. aus dem Weingeläger, muß aber die Krystalle von der Hefe durch Schlämmen mit Wasser trennen (Hefensloß, Hefenweinstein). Der reine W. ist luftbeständig, farb- und geruchlos, schmeckt schwach säuerlich, löst sich in 15—18 Th. heißem und in 184—200 Th. kaltem W. Im Alkohol ist er unlöslich. Beim Erhitzen in bedeckten Tiegeln hinterläßt er kohlensaures Kali mit Kohle gemischt. Beim Erhitzen mit Salpeter entsteht ein schwarzes oder weißes Produkt (s. Kalisalze), welches in Folge seines Gehalts an kohlensaurem Kali an der Luft zerfließt (Weinsteinöl). Man benutzt den W. zur Darstellung der Weinsäure und ihrer Salze, zum Versilbern, Verzinnen und namentlich in der Färberei als Beize beim Färben der Wolle.

Weinstock (edler W., Vitis vinifera *L.*), die wichtigste Art aus der zu der Familie der Ampelideen gehörigen Pflanzengattung Vitis (s. d.), ein rankender Strauch mit vielen knotigen Stengeln und Zweigen, rissiger, leicht abschälbarer Rinde und gabeligen Stengelranken, mittelst welcher er sich an andern Gegenständen emporzuwinden und festzuhalten vermag. Die stets lappigen, tief gezahnten Blätter sind handgroß; ihnen gegenüber stehen die Trauben. Die Blüthen sind klein, grünlichweiß und von mild gewürzhaftem Geruch. Die Früchte sind Beeren von rundlicher

Digitized by Google

oder eiförmiger Gestalt, verschiedener Größe und von grüner, gelber, rother oder blauer Farbe, deren Pigment jedoch nur in der Oberhaut befindlich ist; der Saft ist bei allen Arten völlig farblos. Die ausgebildete Rebpflanze heißt Rebstock (Traubenstock) und wird als zwergig, mittelmäßig und baumartig unterschieden. Die Zweige heißen Ruthen, so lange sie noch grün sind und die Trauben unmittelbar am Stiel tragen, Reben mit beginnender Bräunung im Herbst des Jahres, welcher die Ruthe trieb; sie tragen die Trauben an einem Seitenzweig der neuen Ruthe und werden nach Ablauf eines Jahres zum Stamm oder einem Theil desselben mit sich ablösender Rinde von schwarzer Farbe, welcher die Trauben erst mit der Rebe auf der Ruthe trägt und 800—1000 Jahre alt werden kann. Knoten heißen die kleinen Anschwellungen an den frischen Ruthen, welche sich in ganz gleicher Weise wiederholen und das Hauptorgan sind, aus welchem sich der W. bildet. Unmittelbar vor der dicksten Anschwellung ist eine Gliederung, oberhalb welcher auf der einen Seite ein Blatt ausbricht, in dessen Winkel ein oder zwei ungleich dicke Augen entstehen, die sich zu Nebenzweigen, Geitzen, bilden, von welchen man die schwächeren ausbricht; neben der Geitze entwickelt sich im Sommer das schlafende Auge, welches im Frühjahr zu neuer Ruthe austreibt. Gegenüber dem Blatt und Auge auf gleicher Höhe sitzt eine Ranke oder Traube, die ohne Gelenk ansitzt und nicht von selbst abfällt, während das Auge mit einem Gelenk ansitzt, das verwächst und nicht abfällt, und das Blatt mit einem Gelenke, welches nicht durchwächst, sondern von selbst abfällt. An einem Zweige finden sich 25—30 und mehr Knoten in Entfernungen von 3—5 Zoll; Blatt, Ranke u. Traube sitzen immer abwechselnd mit dem vorangegangenen u. folgenden Knoten. Das Rebholz heißt kurz, wenn der Stock ganz kleine Triebe mit nahe an einander stehenden Knoten macht, auslaufend, mit langen Trieben und weit von einander stehenden Knoten, dick, bei außergewöhnlichem Umfang, und dünn, bei sehr geringem Umfang und wenig Mark. Die Trauben sind einfach, ohne Nebenzweige und meist mit nahe an einanderstehenden Beeren, ästig, mit Nebenzweigen und meist lockeren Beeren, dicht, locker, pyramidenförmig, breit, cylindrisch, rund, groß, mittelmäßig oder klein (3—4 Zoll lang). Der Traubenstiel heißt kurz, wenn 1—2 Zoll lang, mittelmäßig, wenn 2—3 Zoll, und lang, wenn mehr als 3 Zoll lang, dünn, wenn fein, schlank und biegsam. Das Trauben- oder Beerenstielchen, woran die Beeren sitzen, heißt lang, wenn ½ Zoll, kurz, wenn weniger groß, sonst dick oder dünn und warzig, wenn mit erhabenen Drüsen oder Warzen besetzt. Die Beeren unterscheidet man als groß, mittelmäßig oder klein, rund, länglich oder lang, grün, weiß, gelb, violett, roth, blau ꝛc., hell (klar, durchsichtig), aderig, punktirt, narbig, wenn in der Mitte ein Punkt sitzt, welcher die von der Blüthe zurückgebliebene Narbe ist, oder narbenlos (im ersten Fall groß- oder kleinnarbig), duftig, wenn mit Duft überzogen (weiß, grau, röthlich, bläulich), dick- oder dünnhäutig, fleischig, saftig, endlich ein-, zwei-, drei-, vierkernig, je nach der Zahl der Kerne in der Beere; die zu Korinthen bestimmten Beeren sind kernlos, Rosinen werden aus großbeerigen, kernigen Trauben gemacht. Auf den genannten Unterscheidungen beruht die Ampelographie, d. i. die Klassifikation der Trauben, deren man über 1500 Arten unterscheidet. Das gründlichste Werk hierüber ist Babo und Metzger, Ueber die Wein- und Tafeltrauben der deutschen Weinberge und Gärten, Mannheim 1836, mit 72 großen Tafeln Abbildungen. Vergl. auch Glubeck, Versuch einer neuen Charakteristik und Klassifikation der Rebsorten, Gratz 1841. Im ersteren Werke werden 3 Klassen: mit runden, mit länglichen oder eiförmigen und mit auffallend langen Beeren unterschieden, und jede dieser Klassen hat 3 Ordnungen mit den Bezeichnungen: große, mittelmäßige und kleine Beeren. Abweichend davon klassificirt Fintelmann in nur 2 Klassen, I. mit runden, II. mit ovalen Beeren. Jede Klasse hat 4 Ordnungen: 1) mit lockerem Kamm und großen Nebenästen (zottige Trauben), 2) mit lockerem Kamm und kleinen Nebenästen, 3) engbeerige Trauben mit großen Nebenästen und 4) engbeerige Trauben mit kleinen oder gar keinen Nebenästen. Die Ordnungen zerfallen wieder in Unterabtheilungen: a) blaue, b) rothe, c) grüne und d) weißlichgrüne und gelbe Trauben. Rubens („Das Winzerbuch", Leipz. 1858) klassificirt nach Gebrauchswerth u. gibt folgende Uebersicht: I. Weintrauben. A. Trauben, aus welchen die feinsten, weißen Weine bereitet werden, 1) weißer Rießling (Rießler, Gewürztrauben), 2) weißer Wälschrießling, 3) rother Traminer, 4) Gewürztraminer, 5) weißer Traminer, 6) gelber Orléans, 7) Ruländer (rother Clävner, Rheingrau, Mauserl), 8) blauer oder schwarzer Clävner, Frühburgunder (blauer oder schwarzer Burgunder, Klebroth), 9) blauer Arbst (Kleinroth, schwarzer Traminer, rother Elsässer). B. Trauben, die einen mittelmäßigen, meist leichten, weißen Wein geben: 1) weißer Gutedel (gemeiner Gutedel, Junker, Schönedel, Moster), 2) Krachgutedel, Krachmost, 3) grüner Sylvaner (Oesterreicher, Franken, Zierfehnler, Grünedel), 4) rother Gutedel (rother und blauer Junker, Rothmost, Rothedel), 5) weißer Elben (Alben, Kleinberger), 6) rother Elben, 7) weißer Fürterer, 8) weißer Burgunder, großer Klingenberger, 9) weißer Kleinedel, Weißclävner, 10) Ortlieber (gelber Ortlieber, Räuschling, Knacker, fauler Elsässer, Oberländer), 11) grauer Tokayer. C. Trauben, die die vorzüglichsten rothen Weine geben: 1) Möhrchen (Jakobitraube, Augusttraube, kleiner und früher Clävner, früher und kleiner Burgunder, schwarzer Rießling), 2) blauer Sylvaner, 3) rother Sylvaner, rother Oesterreicher, 4) blauer Pinrau. D. Trauben, die ziemlich guten rothen Wein geben: 1) blauer Räuschling, 2) Gelbhölzler (schwarzer Räuschling, Hudler), 3) blaue Hartwegstraube, Taubenschwarz, 4) blaue Müllertraube, Müllerrebe, 5) blauer Hängling, rother Hängling, schwarzer Hängling, 6) Urban. II. Tafeltrauben: A. sehr feine Tafeltrauben: 1) Muskatgutedel, 2) pariser Gutedel, Schönedel, 3) früher Gutedel (Diamantgutedel, Perltraube), 4) kaiser-

Digitized by Google

licher Gutedel, 5) schwarzer Muskatgutedel, 6) Königsgutedel (Königsedel, früheſter Krachgutedel), 7) weißer, grüner Muskateller, 8) rother, brauner Muskateller, Kümmeltraube, 9) grüner Muskateller, 10) violetter Muskateller (blauer oder violettſchwarzer Weihrauch aus der Provence), 11) ſchwarzer Muskateller (ſchwarze Muskattraube, ſchwarzer Weihrauch, rother Frontignac), 12) weißer Muskatſylvaner, 13) blauer oder ſchwarzer Bluſſard (blaue Cibebe, ſchwarzer Hamburger, ſchwarzer Malvaſier), 14) weißer Bluſſard, weiße Cibebe, 15) Frühe von der Lahn (frühe Lahntraube, weißer Portugieſer, weißer Alicante), 16) früher weißer Malvaſier, 17) weiße Vanilletraube, 18) früher weißer Damascener (großer, gelber oder weißer Muskat, weißer Griechiſcher, Malvaſier), 19) Baſilicum, 20) Feigentraube, 21) Muskattraube, 22) Orangetraube, 23) Hoffmanns Malvaſier, 24) Sicklers Roſine. B. Ziemlich gute Tafeltrauben: 1) früher Leipziger (weiße Seidentraube, Seidentraube, Kilianer, frühe weiße oder weiße Frühtraube, weiße Cibebe), 2) grüne Seidentraube, 3) rother Cypriſcher, 4) cambridſche botaniſche Gartentraube, 5) weißer Malvaſier aus der Champagne, 6) italieniſcher rother Muskateller, 7) große frühe Provencertraube, 8) geſchlitzblättriger Gutedel, Peterſilientraube, ſpaniſcher Gutedel, 9) blauer Tollinger (Frankenthaler, Dickſchwarz, Fleiſchtraube), 10) Muskateller, ſchwarzer, 11) blauer Alicante, Portugieſer, 12) weißer Alicante, 13) blauer Gänſefüßer (Bocksborn, großer blauer Ungar, großer ſchwarzer), 14) Iſabella, Conſtantiarebe, 15) blaue oder ſchwarze Kaptraube, 16) Alexandertraube. C. Frühreife Tafeltrauben: 1) Iſchiatraube (Iſchiarebe, Genfertraube), 2) ſchwarzer Tokayer, frühe ungariſche blaue Traube, 3) Dolcedo du Po, rothſtielige Dolcedo, 4) ſchwarzer Champagner, 5) früher blauer Portugieſer, Oportorebe, 6) zweifarbiger Morillon (bunter Venetianer, Schweizertraube, Aleppotraube), 7) früher, weißer Räuſchling, 8) blauer Livendre, 9) St. Laurent, 10) St. Antoine, 11) frühe Magdalentraube, 12) rother ſpaniſcher Gutedel, 13) perſiſche frühe Korinthe, 14) Augſter, weißer, 15) Augſter, blauer, 16) Argentin, vent doux le gros, 17) Malinge, precox. D. Sehr dauerhafte Tafeltrauben: 1) Bettlertraube (Kölner, Großblau, blauer Hainer), 2) blauer Wildbacher (großes Mauſerl, Gut- und Kleinblau, blauer Krachen), 3) violette Pinrau und von den ſchon erwähnten A. 13, 14 und 15, C. 5, rothe Kaptraube, die Catawka und Madeira, der blaue Sylvaner und der frühe Portugieſer.

Die Heimat des W.s iſt wahrſcheinlich der Kaukaſus mit angrenzenden Gebieten, wo er noch jetzt in Maſſen wild wächſt und die edelſten Früchte trägt, während die am Rhein vorkommende wilde Varietät, Vitis sylvestris, nur verwildert iſt und ſaure ungenießbare Früchte trägt und in Nordamerika wilde Reben anderer Art vorkommen, die zum Theil genießbar ſind (z. B. Vitis Labrusca L.). Griechenland kannte die Rebe ſchon vor der homeriſchen Zeit, Italien erhielt ſie weit ſpäter, und von hier aus wurde ſie durch die Römer weiter nach Weſten und Norden verpflanzt. Der nördlichſte Punkt, wo noch ein ergiebiger Weinbau Statt finden kann und ein guter Wein erzielt wird, iſt für Europa das Rheinthal bis etwa 51°; in andern Ländern geht die Weingrenze bedeutend ſüdlicher, in Frankreich und Ungarn nur bis zum 49.°, im ſüdweſtlichen Rußland nur bis zum 48.° und 47.°. Am höchſten geht der Wein im Himalaya bis 10,000 Fuß Meereshöhe, in Sicilien und den Apenninen bis 3000, in den ſüdlichen Alpen bis 2000, im mittleren Deutſchland nur bis 1500 und 1000 Fuß. Früher ging der Wein viel weiter nordwärts, ſelbſt bis an die Oſtſee. Mangelnde Kommunikation und ein weniger verwöhnter Geſchmack machten damals den Weinbau dort noch möglich; in unſeren Tagen hat der aus andern Kulturen zu gewinnende höhere Ertrag den W. auf die geeignetſten Lokalitäten beſchränkt, und ſelbſt am Rhein iſt für den kleinen Bauer die Weinkultur nur noch dadurch lohnend, daß er ſchon die Traube an die Champagnerfabriken direkt verkaufen kann. Der W. verlangt ein gemäßigtes Klima mit mehr trocknem Sommer und guten Herbſtnebeln (Flußlage); je nördlicher er gebaut wird, um ſo mehr iſt ſonnige Lage und Schutz gegen rauhe Winde, ſowie ſeine Pflanzung auf hängigem, gegen die Sonne geneigtem Boden (Weinberge) geboten, während er in günſtigem Klima auch in ebener Lage gebaut werden kann (Weingärten). Im nördlichen Deutſchland ſind Abhänge gegen Süden, wenn geſchützt und in genügender Neigung zum ſenkrechten Abprall der Sonnenſtrahlen, Oſtſeiten, wenn gegen Weſten geſchützt oder vor großen, die Winde erwärmenden Ebenen liegend, und Südweſt- und Südoſtlagen unter günſtigen Verhältniſſen die beſten. Der Boden muß locker, warm, nicht zu ſchwer und mit ſo viel Thon gemiſcht ſein, daß dem W. die erforderliche Friſche nicht fehlt, niemals aber ſtockende Näſſe im Bereich der Wurzeln ſich findet. Steiniger Grund hindert die Kultur nicht, wenn das Material verwitterbar iſt und von den Wurzeln leicht durchſetzt werden kann. Die edelſten Rheinweine (Johannisberger, Markobrunner, Geiſenheimer, Scharlachsberger, Rüdesheimer u. andere) wachſen im Taunusthonſchieferboden, von welchem die rothe Varietät mehr auf das Bouquet, die weiße mehr auf den Zuckergehalt wirkt; andere gute Weine wachſen im Rayon der Kalkgebirge (Champagner, Leiſtenwein, Steinwein), vorzüglich gute Trauben auf vulkaniſchem Boden (Lava, Trachyt). Auf keine Pflanze übt die Verſchiedenheit der Lage und des Bodens ſo bedeutende Unterſchiede wie auf den W., reſpektive deſſen Produkt aus. Die chemiſche Analyſe gibt noch nicht genügenden Aufſchluß über den Einfluß der Bodenzuſammenſetzung auf die beim Weinbau in Betracht kommenden Momente: Zuckergehalt, Bouquet, Geſchmack, Ertrag an Trauben, Güte des tragbaren Holzes. Sicher iſt, daß in den beſten Weinlagen durch vollſtändigen Raubbau der Boden mehr oder weniger die Spuren beginnender Erſchöpfung zeigt; mehr als 30 Jahre kann der Weinberg nicht ſtehen und in der Regel hat man nur noch zwanzigjährige Nutzung, worauf wieder friſch gerodet wird und der Boden einige Jahre der landwirthſchaftlichen Benutzung überlaſſen bleibt. Man weiß,

Digitized by Google

daß eine Auffüllung mit frisch ausgegrabenem Thonschiefergerölle in der Stärke von mehren hundert Centnern einen anderen Turnus garantirt, der Gedanke liegt aber nahe, aus diesem gewaltigen Material nur das Wesentlichste in Form von Kunstdünger der Rebe zu geben. Es ist jedoch bei der Düngung des W.es nicht nur der Gehalt an Nährstoffen, sondern auch der Einfluß des Materials auf die Güte der Trauben in Betracht zu ziehen und gut gerotteter Rindviehdünger bis dahin immer noch das bewährteste Düngmaterial, neben welchem besonders Kalidünger und Phosphate anzuwenden sind. Ueber ersteren ist man hinsichtlich der zweckmäßigsten Verwendung noch nicht im Klaren, der beträchtliche Gehalt an Chlorverbindungen kann aber keinenfalls günstig wirken. Kalk, Kali und Phosphorsäure sind jedenfalls die wichtigsten Ersatzstoffe, welche aber nur schwer in richtiger Form angewendet werden können, da für Pulverdünger die gebotene trockene, sonnige Lage nicht geeignet ist. Es muß ferner der Weinbauer die in Laub, Zweigen ꝛc. dem Boden entführten Bestandtheile wieder ersetzen und zur landwirthschaftlichen Zwischennutzung bis zum Heranwachsen der Reben nur solche Gewächse wählen, welche eine von dem W. verschiedene Zusammensetzung zeigen, resp. die diesem vorzugsweise nöthigen Stoffe nur in geringerem Grad brauchen. Die Erziehung junger Reben aus Samen findet nur ausnahmsweise Statt; die Regel ist die Anlage der Weinberge mit Senkern oder Ablegern oder Stecklingen, welche stets in Reihen gepflanzt werden, nachdem der Boden vorher gründlich rajolt und kräftig gedüngt worden ist. Die kräftigen Triebe läßt man an Pfählen aufwachsen, neuerdings gewinnt aber, wie beim Hopfen, die Anlage mit Draht mehr Verbreitung. Für den W. ist die wichtigste Arbeit der Schnitt, von welchem die Tragfähigkeit des Holzes am meisten abhängt. Die Rebe zeigt im Frühjahr eine ungewöhnliche Saftströmung in der Art, daß sie an jeder Schnittfläche Tropfen ausfließen läßt, sie „weint" oder „blutet". Aufgabe des Züchters ist es, den starken Trieb zu hemmen, um die Fruchtbarkeit zu steigern und für das folgende Jahr kräftige Zuchtreben zu erzielen. Der Herbstschnitt verdient den Vorzug. Man unterscheidet verschiedene Arten des Schnitts: Kopfschnitt, Schenkelschnitt, zusammengesetzten Schnitt, Bockschnitt, Stockschnitt, Dreischenkelschnitt ꝛc., und schneidet für Gärten auch in mannichfachen zierlichen Formen. Die Spalierzucht erfordert wieder besondere Schnittarten. Die Pflege der Reben besteht in öfterem Aufräumen, Behacken und Jäten des Bodens und im Heften, Ringeln, Gipfeln, Ausblatten. Veredelt wird der W. durch Pfropfen, am besten durch Pfropfen in den Spalt unter der Erde. Die Ernte erfolgt bei völliger Reife der Trauben; neuerdings läßt man die Beeren möglichst lange hängen, hat jedoch dabei das Erfrieren zu befürchten. Bei der Ernte werden die edelfaulen oder Trockenbeeren besonders geerntet („Ausbruch" oder „Auslese"). Der W. hat zahlreiche Feinde, Hochwild u. anderes Wild, besonders Füchse und Dachse, viele Vögel, als besonders Krammetsvögel, Staare und Sperlinge, Bienen, Wespen und andere Insekten, als: den Rebenstecher (Rhynchites betuleti *F.*, Curculio betulae *L.*), den weißgrauen Rüsselkäfer (Brachyderes incanus *Sch.*) u. a., von Raupen den Sauerwurm (Cochylis Roserana *Tr.*), den Springwurmwickler (Lozotaenia Pilleriana *Hb.*), den Weinvogel (Sphinx Elpenor *F.*), die Flechtweideneule (Noctua typica *L.*). Zerstörend wirken besonders die Winter- und die Frühlingsfröste, kalte und heftige Winde, anhaltendes, zumal kaltes Regenwetter, Hagel und nicht minder zu große Trockenheit. Noch gefährlicher ist die durch den Weinpilz (Oidium Tuckeri) verursachte Traubenkrankheit (s. d.). Andere Krankheiten des W.es sind: die Gelbsucht, die Auszehrung, der rothe Brand, der Brenner oder Laubrausch, der schwarze Brand, die Wassersucht, der Grind (Ausschlag, Mauke), die Saftüberfülle, die Sauerfäule. Der W. gehört demnach zu den unsichersten Gewächsen, und da die Güte des Produkts zudem so sehr von der Witterung abhängt, so sind wirklich gute Weinjahre sehr selten. Im großen Durchschnitt rechnet man bei 2500—3000 Stöcken pro Morgen auf den Stock 1 Pfund Trauben, welche 75 Proc. Most geben, im Rheingau 3—4 Ohm als guten Durchschnitt, $1^1/_2$ Ohm als geringste und 8 Ohm als höchste Ernte. Die Kosten betragen etwa 40 bis 45 Thaler pro Morgen. Nach der Ernte werden die Pfähle sorgfältig gesammelt, die Länder (alljährlich) gedüngt und die Reben niedergelegt und mit Erde gedeckt. Die Trauben dienen außer zur Weinbereitung oder zu direktem Verbrauch (Traubenkur) getrocknet als Korinthen oder Rosinen, zur Bereitung von Weingeist, Franzbranntwein, Weinessig, Traubensyrup, Traubenzucker, Weinstein, Weinhefe ꝛc. Die Rückstände beim Keltern (Trester) werden als Dünger, Viehfutter oder zu Branntwein benutzt; aus den Reben fertigt man Spazierstöcke, aus den Samenkernen (im Süden) Oel (Weinkernöl); Blätter und Triebe werden gefüttert. Gute Schriften über den Weinbau sind: Metzger, Der rheinische Weinbau, Heidelb. 1827; v. Babo, Der Weinbau, 2. Aufl., Frankf. a. M. 1855; Recht, Verbesserter praktischer Weinbau, 7. Aufl., Berlin 1858; Hooibrenk, Neues Verfahren zur Kultur W.s, Wien 1859; Rubens, Das Winzerbuch, Leipz. 1859; Mohr, Der Weinstock und der Wein, Koblenz 1861, ꝛc.

Weintraubenkernöl, s. Traubenkernöl.

Weintraubenkur, s. Traubenkur.

Weisbach, Julius, ausgezeichneter Mathematiker u. Hydrauliker, geboren den 10. Aug. 1806 zu Mittelschmiedeberg bei Annaberg, studirte auf der Bergakademie zu Freiberg, dann zu Göttingen u. Wien, wo er sich vorzugsweise an Mohs anschloß u. von wo aus er eine bergmännische Reise durch die österreichischen Staaten machte, und ward 1833 Lehrer der angewandten mathematischen Wissenschaften an der Bergakademie zu Freiberg. Im Jahre 1841 begann er seine hydraulischen Versuche, deren Ergebnisse er zunächst in den Schriften „Versuche über den Ausfluß des Wassers durch Schieber, Hähne, Klappen und Ventile" (Leipzig 1842) und „Versuche über die unvollkommene Kontraktion des Wassers beim Ausfluß desselben aus Röhren und Gefäßen" (das. 1843) niederlegte. Von seinen übrigen Werken sind hervorzuheben: „Lehrbuch der Ingenieur- und Maschinenmechanik" (Braunschweig 1845—54, 3 Bde.;

Digitized by Google

3. Aufl. 1857—61); „Handbuch der Bergmaschinenmechanik“ (Leipzig 1835—36, 2 Bde.); „Die neue Markscheidekunst“ (Braunschweig 1850—59, 2 Bde.); „Der Ingenieur“ (das. 1848; 3. Aufl. 1860—64, 3 Bde.); „Versuche über die Leistungen eines einfachen Reaktionsrades“ (Freiberg 1851); „Experimentalhydraulik“ (Braunschweig 1855). In den „Polytechnischen Mittheilungen“ von Bolz und Karmarsch (1844) legte er die von ihm erfundene monodimetrische und anisometrische Projektionsmethode dar.

Weischenfeld (Waischenfeld), Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Ebermannstadt, an der Wisent, Sitz eines Rentamtes; hat ein Schloß, Hospital, Armenhaus, eine Ockergrube und 710 Einw. Dabei mehre merkwürdige Stalaktitenhöhlen (Kochshöhle und Förstershöhle, vgl. Muggendorf) und die Burg Rabenstein.

Weise, Christian, Schulmann und Dichter, geboren am 30. April 1642 in Zittau, wurde, nachdem er in Leipzig studirt hatte, 1668 Sekretär bei einem Grafen von Leiningen, 1670 Professor der Beredtsamkeit, Dichtkunst u. Politik am Gymnasium in Weißenfels und 1678 Rektor des Gymnasiums in Zittau, in welchem Amt er bis zu seinem Tode (21. Okt. 1708) blieb. W. hat eine fast unbegreifliche Fruchtbarkeit in Schauspielen, die überall in Sachsen von den Schülern aufgeführt wurden, im Roman, in geistlichen und weltlichen Gedichten, Lehrbüchern u. a. m. entfaltet. Sein poetisches Schaffen trägt den ausgeprägtesten Stempel der Schulmeisterlichkeit. Die Anwendung rhetorischer Kunstgriffe brachte er für die Poesie, z. B. für das Gelegenheitsgedicht, in ein förmliches System, für alle Arten dichterischer Produktion hatte er sich sehr bestimmte Zweckmäßigkeitsgrundsätze aufgestellt, die zum Theil auf richtigen Anschauungen beruhen, aber begreiflicher Weise zu künstlerischem Schaffen W. selbst so wenig als Andere fähig gemacht haben. Auf das „Naturelle und Ungezwungene“ des schriftlichen Ausdrucks dringend, aber die platte Natürlichkeit des gemeinen Lebens mit der idealisirenden Natürlichkeit ächter Kunst verwechselnd, hat W. mit seiner leichtverständlichen nüchternen Schreibweise wohl einen heilsamen Gegendruck gegen den greulichen Schwulst der Anhänger der sogenannten zweiten schlesischen Schule ausgeübt, aber doch nur durch die Aufstellung einer extremen Geschmacklosigkeit wider die andere. Aechteres Verdienst als durch die massenhafte Fluth seiner Poesie erwarb er sich durch die Reformen, die er im Schulwesen einführte und anbahnte, wie er denn besonders auf die Uebung in deutschen Ausarbeitungen drang und durch Lehre und Unterweisung, obschon durch eigenes Beispiel das Verkehrte darstellend, den Sinn für vaterländische Dichtung zu wecken und zu pflegen bemüht gewesen ist. Von seinen poetischen Werken greifen wir namentlich heraus: die Romane „Der politische Näscher“, „Die drei ärgsten Erznarren“, „Die drei klügsten Leute“; Schauspiele (Schulkomödien): „Vom dreifachen Glück“, „Masaniello“, „Der keusche Joseph“; (Lustspiele:) „Die triumphirende Keuschheit“, „Die beschützte Unschuld“, „Der bäurische Machiavellus“; Lyrik (weltliche:) „Ueberflüssige Gedanken der grünenden Jugend“, „Nothwendige Gedanken der grünenden Jugend“; (geistliche:) „Tugendlieder“, „Trost- und Sterbandachten“ ꝛc. Vergl. Palm, Christian W., Breslau 1854, und Kornemann, Chr. W. als Dramatiker, Marburg 1853.

Weisel, s. v. a. Bienenkönigin, s. Bienen.

Weisflog, Karl, Verfasser komischer Erzählungen, geboren am 27. Dec. 1770 in Sagan, studirte in Königsberg die Rechte, ward 1802 Stadtrichter und 1827 Stadtgerichtsdirektor in seiner Vaterstadt und † am 17. Juli 1828 im Bad Warmbrunn. Seine Beiträge zu vielen Taschenbüchern und belletristischen Zeitschriften, zum Theil wieder abgedruckt in seinen „Phantasiestücken und Historien“ (Dresden 1824 bis 1829, 12 Bde.; neue Aufl. 1839), haben fast ausschließend die engen Kreise des kleinen bürgerlichen Lebens zum Gegenstand, zeichnen sich aber durch Gewandtheit in der Erfindung, gutmüthigen, mit einer gewissen Wehmuth durchzogenen Humor und treue und wahre Darstellung aus.

Weishaupt, Adam, der Stifter des Illuminatenordens, geboren am 6. Febr. 1748 zu Ingolstadt, studirte daselbst die Rechte und erhielt 1775 daselbst die Professur des Natur- und kanonischen Rechts. Da die letztere vorher immer von Ordensgeistlichen bekleidet worden war, so feindeten ihn die Geistlichen an, zumal da er, ein Zögling der Jesuiten, nach Aufhebung des Ordens sich als ihr bitterster Feind zeigte u. durch Schrift u. Wort für einen sogenannten Kosmopolitismus, ein Ideal der Ausbildung der Menschheit zu reiner Sittlichkeit, Propaganda zu machen suchte. Auch seine Stiftung des Illuminatenordens (s. Illuminaten) sollte diesem Zweck dienen. Nachdem er als ein Opfer mönchischer Verfinsterung u. eigener Unvorsichtigkeit seine Lehrstelle in Ingolstadt 1785 verloren, ging er nach Gotha, wo er vom Herzog Ernst II. zum Legationsrath und später zum Hofrath ernannt wurde. Hier † er am 18. Nov. 1830. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Apologie der Illuminaten“ (Frankfurt u. Leipzig 1786); „Das verbesserte System der Illuminaten“ (das. 1787; 3. Aufl., Leipzig 1818); „Pythagoras, oder Betrachtung über die geheime Welt- u. Regierungskunst“ (Frankfurt 1790); „Zur Beförderung der Welt- u. Menschenkunde“ (Gotha 1810, 3 Hefte); „Ueber Staatsausgaben“ (Landshut 1820) und „Ueber das Besteuerungssystem“ (das. 1820).

Weisheit (sapientia), das Wissen des Wahren, verhält sich zur Klugheit (s. d.) wie die Vernunft zum Verstand und umfaßt daher das ganze geistige Wesen des Menschen und auch das Körperleben, in so weit es von dem Geist und seiner freien Thätigkeit beherrscht wird, strebt aber nicht nur nach Erweiterungen von Kenntnissen, sondern auch nach Ausbildung u. Veredlung der Gefühle, am meisten aber nach Entwickelung der vollen geistigen Kraft.

Weisheitstöchter (Filles de sagesse), vom Priester Louis Marie Grignion de Montfort und der Marie Louise Trichel, genannt de Jesus, zu Poitiers zur Ertheilung christlichen Trostes, leiblicher Hülfe und Verbreitung von religiösem Gefühl ꝛc. 1719 gestifteter Orden. Im Jahre 1728 von Papst u. König bestätigt u. 1788 auf 57 Anstalten

Digitized by Google

angewachsen, ging er 1790 ein, trat aber 1795 wieder zusammen, erhielt 1802 die Pflege der Marienspitäler und ist gegenwärtig mit seinen Spitälern, Armenhäusern, Freischulen ꝛc. über viele Anstalten in Frankreich verbreitet.

Weiß, die Eigenschaft der Körper, das auf sie gefallene Licht vollständig zu reflektiren. Im weißen Licht erscheint daher nur dann ein Körper weiß, wenn er alle sichtbaren Strahlen des Spektrums reflektirt. Im homogenen Licht dagegen erscheint ein Körper auch dann weiß, wenn er im weißen Licht die Farbe jenes homogenen Lichts zeigt. Ein vollkommen weißer Körper erscheint hell in jeder Beleuchtung. In den meisten Fällen zeigt das W. irgend eine Nuance und man unterscheidet daher: Milch-, Silber-, Schiefer-, Röthlich-, Gelblich-, Graulich-, Grünlich- und Zinnweiß. Ganz reines W. nennt man Schneeweiß. Von den weißen Farbkörpern sind die wichtigsten Bleiweiß, Barytweiß, Gyps, Kreide, Talk, Lenzin, Wismuthweiß.

Weiß, Christian Samuel, ausgezeichneter Mineralog, geboren am 26. Febr. 1780 in Leipzig, studirte hier und auf der Bergakademie zu Freiberg, wo er Werners Schüler war, machte dann mehre mineralogische Reisen, z. B. nach den erloschenen Vulkanen Südfrankreichs, wurde 1808 ordentlicher Professor der Physik in seiner Vaterstadt, 1811 Professor der Mineralogie zu Berlin und † den 1. Okt. 1856 zu Eger. W. hat den mathematischen Theil der Mineralogie nach einer sehr naturgemäßen Methode zu einem hohen Grad der Vollkommenheit erhoben. Auch war er der Erste, der in seiner Abhandlung „Ueber die natürlichen Abtheilungen der Krystallisationssysteme" (1813) eine solche Abtheilung, die Basis alles krystallographischen Wissens, aufstellte. Seine Bezeichnungsweise der Krystallgestalten hat fast allgemeinen Eingang gefunden. Sein Mineralsystem ist ein natürliches, in welchem richtige Bestimmungen der Species oder Gattungen die Hauptsache sind. Wiewohl er die Gestalt als Grundprincip bei Feststellung der Species annimmt, schließt er doch die Resultate der chemischen Untersuchung nicht davon aus.

Weissagung, die durch übernatürliche Eingebung bewirkte und durch den Erfolg bestätigte Vorherverkündigung einer zufälligen zukünftigen Begebenheit, während Wahrsagung und noch mehr Wahrsagerei die Anwendung geheimer Künste zur Erlangung jener anscheinend übernatürlichen Kunde von etwas Verborgenem voraussetzt. Der den Menschen eigne Wunsch, in die Zukunft zu blicken, sowie auf der andern Seite das Streben Einzelner, aus dem Wunsche Anderer Gelegenheit zu höherer Achtung und Bereicherung zu ziehen, hat unter allen Völkern und in allen Zeiten zum Glauben an Wahrsage- und Weissagekunst Veranlassung gegeben, und bei dem allgemeinen Bewußtsein, nicht selbst den Schleier der Zukunft lüften zu können, wurde diese Kraft einzelnen Menschen zugeschrieben, welche man für Bevorzugte der Gottheit hielt. Daß dem Menschen solche göttliche Kraft innewohne, daran zweifelte man um so weniger, je geringer die Naturkenntnisse und überhaupt die religiöse, sittliche und wissenschaftliche Kultur waren. Man theilte die Kunst der W. nach den Elementen ein, in welchen oder mit welchen gewisse Ereignisse geschehen, aus denen man prophezeite, und unterschied die Pyromantie, W. aus Feuer, Aëromantie, W. aus der Luft, Hydromantie, W. aus dem Wasser, Geomantie, W. aus der Erde, Astrologie, W. aus den Sternen. Auch in einzelnen Theilen des Menschen, besonders den Händen (Chiromantie) und dem Gesicht, ferner in seinen Träumen suchte man Wahrzeichen und Andeutungen zu W.en (Oneiromantie) und citirte und befragte selbst Todte (Nekromantie). Selbst die Thiere dienten dazu, besonders die Vögel, die wegen ihres Flugs in der Luft dem Himmel näher stehen und von den Göttern eher als die Menschen Kunde bekommen sollten; man achtete auf ihren Flug, auf ihr Geschrei, auf ihr Fressen, durchsuchte ihre Eingeweide (s. Augurn). Obgleich bei den Hebräern Weissagen und Wahrsagen durch das mosaische Gesetz verboten waren und Moses seine Israeliten an die Propheten, welche der Herr ihnen senden werde, gewiesen hatte, so befragte doch selbst König Saul, welcher die Wahrsager und Zeichendeuter aus dem Reich verbannt hatte, zuletzt die Wahrsagerin von Endor (Hexe von Endor) über sein künftiges Schicksal. Auch aus dem nahen Persien schlichen sich Weissager ein und vorzüglich waren die Traumdeuter sehr gesucht; auch Todtenbeschwörer u. Sterndeuter befragte man, bediente sich der Eingeweide der Opferthiere, der Loose, der Beobachtung gewisser Thiere (besonders der Schlangen), um daraus zu weissagen. Ueber die Wahrsager der Perser s. Magie. Die Griechen, bei denen Apollo der Gott der W. war, theilten die Weissagekunst (Mantie) in eine natürliche, die ohne Unterricht, Regeln und angestellte Versuche dem Weissagenden durch göttliche Eingebung gegeben, und eine künstliche, die durch Erfahrung, Beobachtung und menschliche Kunst gefunden war. Zu der ersten Art gehörten die Orakel (s. d.), deren W.en für unmittelbare Götterausspräche gehalten wurden. Von dem Orakel war die Theomantie in sofern verschieden, als die Theomanten nicht an einen gewissen Ort und eine bestimmte Zeit mit ihren W.en gebunden waren, sondern, wenn sie nur die gewöhnlichen Ceremonien (Opfer, religiöse Reinigung) vollbracht hatten, stets und überall weissagen konnten. Zu der künstlichen Weissagekunst gehörten die Traumdeutung, die W.en aus Opfern mit verschiedenen Unterarten (Hieromantie), aus dem Gesang u. Flug der Vögel, aus Loosen (Stichomantie und Kleromantie). Auch aus zufälligen Umständen verkündete man die Zukunft, z. B. aus zufällig gesprochenen Wörtern, die eine gute oder schlimme Bedeutung hatten, aus Niesen, Ohrenklingen, Herzklopfen ꝛc. Die hauptsächlichsten W.en bei den Römern waren die aus himmlischen Zeichen und dem Flug der Vögel (s. Augurn). Diese W.en, welche schon unter Romulus bekannt waren, standen bis in die älteren Zeiten der Republik in großem Ansehen, und jeder Bürger, der auf irgend eine Ehrenstelle Anspruch machte, mußte in der Beobachtung der Vögel, der Blitze und dergleichen unterwiesen

Digitized by Google

sein; zu Cicero's Zeit aber beschäftigte sich kaum noch ein freier Römer von Amts wegen mit der Divination (s. d.), und die Mitglieder des Augurnkollegiums machten sich lächerlich, wenn sie wirklich den Willen der Götter erforschen wollten. Die Abnahme des Ansehens jener W.en hing eng mit dem Sinken der Volksreligion zusammen. Man suchte aber nicht allein für Staatsangelegenheiten (durch die Augurn) und für die Amtsverrichtungen (durch die Magistrate) die Zukunft zu erforschen, sondern auch Privatleute bedienten sich derselben oft. Außer den Zeichen des Himmels, dem Flug und Gesang der Vögel, dem Fressen der heiligen Hühner, der Schau der Eingeweide der Opferthiere wurden noch W.en, besonders für Magistratspersonen, die die Provinz verließen, aus entgegenkommenden Stieren und Pferden, für alle Fälle aus den Dirae, welche theils in Vorzeichen bestanden, theils aus ahnungsvollen Bewegungen des Gemüths, gegeben. Zu dem Gebrauch der Loose (sortes) kamen in den spätern Zeiten noch W.en aus den Gestirnen, aus Träumen, aus Gemüthskrankheiten ꝛc. Nur ein Theil der römischen Weissagekunst läßt sich aus der etruskischen ableiten. Die etruskische Disciplin war überaus reich an Erklärungsregeln für allerhand natürliche Ereignisse, und die Erklärung aller Vorzeichen zu W.en war in den Familien der Lucumonen erblich. Die germanischen Völker legten die Kraft der W. vornehmlich den Frauen bei, wovon bei Römern und Griechen nur einzelne Beispiele vorkommen, z. B. Cassandra, die Sibyllen (s. d.) ꝛc. In Skandinavien waren die Priesterinnen besonders die Weissagerinnen; die Kunst war von Anfang bei den Vanen, kam aber durch Freya zu den Asen. Da die Prophezeiungen entweder gut oder böse sein konnten, so waren sie nach ihrem Ursprung verschieden; jene kamen von den Göttern, diese von den Riesen, bei welchen letzteren die Wahrsageweiber Völur hießen, bei jenen Nornen und Walkyren. Die Skandinavier unternahmen kein wichtiges Geschäft, ohne eine W. erhalten zu haben, und diese Sitte blieb auch, als sich das Christenthum unter ihnen verbreitet hatte, obgleich sie mit Strafen bedroht ward. Auch die Deutschen hielten viel auf W.en, und vor allen sind Veleda, die Alrunen und andere weibliche Wahrsager bekannt; besonders gaben die Deutschen viel auf Vorzeichen und Loose. Gleiche Zwecke hatten die Ordalien (s. d.). Auch die Zweikämpfe gehörten dahin, die man bei Ausbruch eines Kriegs mit einem Stammgenossen und einem Gefangenen der feindlichen Partei anstellte und nach deren Ausgang man den Ausgang des Hauptkampfes weissagte. Ferner weissagte man aus dem Gang, Wiehern u. Schnaufen der heiligen Pferde, aus dem Geschrei und Flug der Vögel, besonders bei Krankheiten; aus Blut und Eingeweiden der Schlachtopfer, besonders bei den Cimbern; aus dem Wasser, und zwar aus dem Wirbeln und Rauschen der Flüsse. Die Traumdeutung war dem ganzen germanischen Stamm eigenthümlich. Das Christenthum versuchte umsonst, diese W.en zu verdrängen; man nahm sogar aus christlichen Schriften selbst Gelegenheit, W.en zu ziehen, indem man aus zufällig in der Bibel und heiligen Büchern aufgeschlagenen Stellen die Zukunft zu enthüllen suchte. Die in Europa auftauchenden Zigeuner brachten die Wahrsagerei in neuen Schwung, und unter den gemeinen Leuten hat sich der Glaube daran bis heute erhalten. Hierher gehören auch die Vorzeichen von Todesfällen durch Ahnungen, das zweite Gesicht, das Sichdoppeltsehen, das Kartenschlagen, das Wahrsagen aus dem Kaffeesatz, durch Punktiren ꝛc. Nirgends aber gibt man mehr auf diese Kunst als bei den heidnischen Völkern aller Länder und Zonen; die Wahrsager sind die Priester zugleich, und ihr Wirkungskreis ist hier um so größer, da die geistig tief stehenden Menschen alle Andeutungen für W.en halten, die sie mit ihrem schwachen Verstande nicht begreifen können.

Von den W.en und Wahrsagereien heidnischen Ursprungs sind die W.en (vaticinia, miracula praescientiae) der heiligen Schrift wohl zu unterscheiden. Dieselben haben mit den Wundern verwandten Begriff und gleichen Zweck. Im Alten Testament, wo wir besonders die Propheten mit W.en auftreten sehen, sind sie Tröstungen und Ermunterungen für das Volk in trüben Zeiten (messianische W., s. Messias), oder werden auch als besondere Bestätigung der prophetischen Sendung angegeben. Im Neuen Testament treten die W.en sehr zurück, da sich das Evangelium ja gerade als Erfüllung der alttestamentlichen verkündigte. Zwar haben wir von Jesus manche Aussprüche über die ihm, seinen Jüngern, der Stadt Jerusalem u. dem jüdischen Volke bevorstehenden Schicksale, doch mögen die Evangelisten auch manche absichtslos hingeworfene Aeußerung später nach deren Verwirklichung für eine W. angesehen haben. Alle Versuche, auf psychologischem Wege zu erforschen, wie die göttlichen Offenbarungen in das Subjekt eintreten, haben zu keinen bestimmten Resultaten geführt. In der alten Kirche legte man auf die biblischen W.en ein bedeutendes Gewicht, und auch die älteren protestantischen Theologen und neuerdings Hengstenberg benutzten sie zur Begründung einzelner Dogmen. Erklärten sich die Rationalisten gegen die Möglichkeit von W.en überhaupt, so fanden die Supernaturalisten in ihnen einen Hauptbeweis für die Göttlichkeit Christi und der Offenbarung überhaupt.

Weißbinder, s. Böttcher.

Weißblech, verzinntes Eisenblech, s. Verzinnen.

Weißbleierz, s. Blei.

Weißblume, Pflanzengattung, s. v. a. Leucanthemum *Adans.*

Weißdorn, Pflanzengattung, s. Cratägus.

Weiße, 1) Christian Felix, deutscher Dichter und Jugendschriftsteller, geboren am 8. Febr. 1726 zu Annaberg, studirte seit 1745 Theologie und Philologie in Leipzig, wo er mit Lessing in engsten Verkehr trat. Die Leidenschaft Beider für den Theaterbesuch veranlaßte sie, da ihnen die Mittel zur Befriedigung derselben anfangs nur durch äußerste Entbehrungen zu beschaffen waren, für die Bühne der Frau Neuber französische Stücke zu übersetzen und ältere Entwürfe eigener Dichtungen auszuarbeiten. Die früheste Arbeit W.'s

Digitized by Google

für das Theater war ein Lustspiel „Die Matrone von Ephesus". Auch ein Theil der 1758 von W. unter dem Titel „Scherzhafte Lieder" veröffentlichten lyrischen Poesien im Ton des Anacreon entstand in jener Zeit. Im Jahre 1750 wurde W. Hofmeister eines in Leipzig studirenden Grafen Geiersberg. Mit Eckhof, Rabener, Gellert nahe bekannt geworden, beschloß er die Theologie aufzugeben und sich ganz philologischen und schönwissenschaftlichen Studien zu widmen. Er schrieb fleißig für die kochsche Schauspielergesellschaft; ein nach dem Englischen bearbeitetes Lustspiel „Der Teufel ist los" verwickelte ihn in einen Streit mit Gottsched, der dessen bereits erschütterte Autorität in Bezug auf das Theater vollends brach. Jener bekannte von Nicolai ausgeschriebene Preis für das beste deutsche Trauerspiel, welchen Cronegk und von Brawe davontrugen, rief auch W. zu einem Versuch in der Tragödie auf. Er verfaßte seinen „Eduard III.", dem bald ein „Richard III." folgte. Die von ihm auf Nicolai's Wunsch übernommene Fortsetzung von dessen „Bibliothek der schönen Wissenschaften" wurde bald nach dem Erscheinen des 5. Bandes unterbrochen durch eine Reise, die W. 1759 mit seinem Zögling nach Paris machen mußte, wo ihn eifriger Theaterbesuch zu erneuter dramatischer Produktion reizte und auch zu seinen nachmals gedichteten Singspielen die erste Anregung gab. Nach W.s Heimkehr zu Ostern 1760 löste sich das Verhältniß zu seinem Zögling. Eine Zeitlang weilte der Dichter als Gesellschafter des Grafen Schulenburg zu Burgscheidungen in Thüringen, wo er die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" fortsetzte. Im Jahre 1761 trat er die ihm durch vornehme Gönnerschaft erwirkte Stelle eines Kreiseinnehmers in Leipzig an, in welcher er bis zu seinem Tode verblieb. Während seines Aufenthalts bei dem Grafen Schulenburg in Burgscheidungen und zu Gotha, wohin er denselben begleitete, waren die Tragödien „Krispus", „Mustapha u. Zeangir", „Rosamunde", die Lustspiele „Die Haushälterin", „Der Mißtrauische gegen sich selbst" u. die „Neue Weiberschule", sowie eine Uebersetzung des Syrtäus und die Amazonenlieder (welche schon einige Wochen nach ihrer Veröffentlichung 1760 in 2. Auflage erschienen) entstanden. Nach Antritt seines Steueramts verfaßte er dann noch eine Reihe von Tragödien und Komödien und die von Hiller trefflich komponirten Singspiele: „Lottchen am Hofe", „Die Jagd", „Die Liebe auf dem Lande" u. „Der Erntekranz". Für sein eigenes Haus hatte er seit 1765 „Lieder für Kinder" gedichtet, die im folgenden Jahre erschienen und ungemeinen Beifall fanden. In gleichem, wenn nicht höherem Maße ward solcher der pädagogischen Zeitschrift W.s „Der Kinderfreund" (1776—82, 24 Bde.) zu Theil, welcher sich der „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes" (1783—92, 12 Bde.) anschloß. Diese letzteren Veröffentlichungen steigerten W.s Popularität zu einer seltenen Höhe, ähnlich der früheren Gellerts; sie riefen einen massenhaften Briefwechsel nach allen Gegenden Deutschlands hervor, den W., in pädagogischen Angelegenheiten um Rath angegangen, mit unablässigem Eifer führte, wie er überhaupt, trotz der Kränklichkeit seiner letzten Jahre, bis zu seinem Lebensende rastlos thätig war. Seit 1790 wohnte er auf dem ihm als Erbtheil zugefallenen Rittergut Stötteritz. Er † am 16. Dec. 1804. W.'s vielseitige schriftstellerische Thätigkeit war an sich in keiner Weise bedeutend, hat aber mittelbar, besonders auf dem dramatischen Gebiet, einen erheblichen und zum Theil wenigstens wohlthätigen Einfluß geübt. Mit Recht hat der Herausgeber von W.'s Selbstbiographie hervorgehoben, daß W. unter den Deutschen keinen tragischen Dichter vor sich hatte, der ihm an Richtigkeit der Komposition, an Fruchtbarkeit der Erfindung und an Leichtigkeit des Versbaues zu vergleichen war. Auch Lessing gesteht dem von ihm in der Dramaturgie übrigens so schneidend beurtheilten „Richard III." W.'s zu, daß die Dichtung „eins der beträchtlichsten Originalien" ihrer Zeit sei. W.'s Lyrik ist bei aller Gewandtheit trivial, am meisten die einst hochgerühmten „Kinderlieder", deren schulmeisterliche Altklugheit mit ächter Kinderpoesie auch nicht einen dichterischen Blutstropfen gemein hat. Minder verfehlt sind die sonstigen pädagogischen Schriften des Dichters, und nicht ohne Grund hat W.'s „Kinderfreund" u. dessen Fortsetzung lange Zeit hindurch sich populär erhalten. Vgl. W.'s „Selbstbiographie", Leipz. 1807, und Jphofen, Lebensgeschichte Chr. Fel. W.'s, nach eigenen Nachrichten erzählt und herausgegeben von Döhner, Freiberg 1806.

2) Christian Ernst, verdienter Rechtslehrer, des Vorigen Sohn, geboren am 19. Okt. 1766 zu Leipzig, studirte daselbst und zu Göttingen die Rechte, habilitirte sich 1788 an ersterer Universität, machte sich dann 1790 — 92 in Wetzlar, Regensburg und Wien mit dem praktischen Staatsrecht vertraut, wurde 1795 Professor der Rechte in seiner Vaterstadt, 1800 zugleich Oberhofgerichtsassessor, 1805 Professor des Lehnrechts, 1809 Beisitzer der Juristenfakultät und 1813 Professor des Kriminalrechts. Er † am 6. Sept. 1832 zu Stötteritz. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „Lehrbuch des sächsischen Staatsrechts" (Leipz. 1824—27, 2 Bde.), „Opuscula academica" (Bd. 1, das. 1729), „Ueber die Säkularisation deutscher geistlicher Reichsländer" (das. 1798), „Geschichte der kursächsischen Staaten" (das. 1802 bis 1806, 4 Bde.), „Neueste Geschichte des Königreichs Sachsen seit dem prager Frieden" (das. 1808—12, 3 Bde.). Auch redigirte er das „Museum für die sächsische Geschichte, Literatur und Staatskunde" (Lpz. 1794—96, 3 Bde.), fortgesetzt als „Neues Museum ꝛc." (1800—4, 4 Bde.).

3) Christian Hermann, deutscher Philosoph, Sohn des Vorigen, geboren den 10. Aug. 1801 zu Leipzig, verband mit juristischen Studien philosophische, ästhetische und antiquarische, habilitirte sich 1822 in Leipzig und wurde bald der erklärte Anhänger der schellingschen und hegelschen Philosophie. Seiner Schrift „Ueber das Studium des Homer und seine Bedeutung für unser Zeitalter" (Leipzig 1826) folgte die reifere Arbeit „Ueber den Begriff, die Behandlung und die Quellen der Mythologie" (das. 1827), in der sich schon Spuren einer philosophischen Differenz von Hegel zeigten. In der Schrift „Ueber den jetzigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft" (Leipz. 1829) forderte er eine neue Gestaltung für

Digitized by Google

die realen Theile der Philosophie, und in dem „System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit“ (das. 1830, 2 Bde.) versuchte er, die Aesthetik in der streng dialektischen Methode der hegelschen Schule zu behandeln, jedoch in einem von dieser Schule völlig unabhängigen Sinne und von Prämissen aus, welche denen dieser Schule sogar entgegengesetzt waren. Um die spekulative Theologie machte er sich verdient durch die Schriften „Die Idee Gottes“ (Dresd. 1833), „Die philosophische Geheimlehre über die Unsterblichkeit des menschlichen Individuums“ (das. 1834), „Theodicee“ (das. 1834), „Von der Auferstehung“ (das. 1836) und „Die evangelische Geschichte, kritisch und philosophisch bearbeitet“ (das. 1838, 2 Bde.). In den „Grundsätzen der Metaphysik“ (Leipz. 1835) emancipirte er sich vollständig von Hegel, ohne jedoch die strenge Anwendung der dialektischen Methode aufzugeben. Von seinen späteren Schriften ist besonders hervorzuheben die „Kritik und Erläuterung des goethe'schen Faust, nebst einem Anhang zur sittlichen Beurtheilung Goethe's“ (Lpz. 1837). Nachdem W. seit 1837 auf seinem Landgute zu Stötteritz bei Leipzig gelebt, ward er 1846 zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt. Seitdem veröffentlichte er die anonyme Schrift „Ueber die Zukunft der evangelischen Kirche“ (1. und 2. Aufl., Leipz. 1849), „Die Christologie Luthers“ (das. 1852), „Philosophische Dogmatik oder Philosophie des Christenthums“ (das. 1855 ff., 3 Bde.), „Die Evangelienfrage“ (das. 1856) und „Sechs Vorträge über die Person Jesu“ (Ingolst. 1863). Er † den 19. Sept. 1866.

Weiße Frau, ein Gespenst, das nach der Volkssage in mehren Schlössern Deutschlands, in Berlin, Neuhaus in Böhmen, Ansbach, Baireuth, Kleve, Darmstadt, Altenburg ꝛc., bei freudigen und traurigen Begebenheiten bei Nacht, oft aber auch Mittags erscheinen und dadurch namentlich den Tod von Mitgliedern des Regentenhauses anzeigen soll. Sie gilt als Ahnmutter des Geschlechts, zeigt sich immer weiß gekleidet, mit verbundenem Untergesicht, wehendem Schleier, einem Schlüsselbund an der Seite und wenn sie einen Todesfall anzeigt, mit schwarzen Handschuhen. Als geschichtliche Person, welche in der w. F. erscheint, gibt die Sage an bald Prechta oder Bertha von Rosenberg, die Ahnfrau der Herren von Neuhaus und Rosenberg in Böhmen, welche im 15. Jahrhundert lebte, bald die schuldbeladene Gräfin Agnes von Orlamünde, bald die bulgarische Prinzessin Kunigunde, welche erst mit Ottokar II. von Böhmen, dann mit einem Rosenberg vermählt war, bald eine Kurfürstin von Brandenburg die, als ihr Gemahl ohne Absolution die Welt verließ, Skrupel wegen seines Seelenheils hatte und Gott bat, er möge gestatten, daß sie ihren Enkeln durch ihr Erscheinen den Tod verkünde. Zuerst soll sie 1486 im Schloß zu Baireuth erschienen sein, später wieder ebendaselbst Napoleon I. bei seinem Durchzug nach Rußland. Im berliner Schloß will man sie schon 1628 und noch 1840 und 1850 gesehen haben. Vergl. Minutoli, Die w. F., Berlin 1850. Die Volkssage kennt aber auch noch andere w. F.en, die in Burgen und Bergen gewöhnlich als verwünschte Jungfrauen wohnen, sich zuweilen bei Sonnenschein Schätzern oder Hirtenjungen zeigen und dieselben beschenken. Alle diese und andere Züge weisen in die germanische Mythologie zurück, und noch bestimmter führt die Benennung w. F. und der Name Bertha auf jene unter mehren Namen erscheinende große Naturgöttin, die als „Berhta“, d. i. die Glänzende, Leuchtende, Weiße, besonders in den zwölf Nächten ihren Umzug hielt.

Weißenau, 1) Pfarrweiler im württembergischen Donaukreis, Oberamt Ravensberg, am Schussen, mit Schloß (früher Sitz der Standesherren Grafen von Sternberg-Manderscheid), einer Baumwoll- und Leinenappreturanstalt Eisenhammer und 150 Einwohnern. W. war früher reichsunmittelbare Prämonstratenserabtei, hatte als solche ½ QMeile Land mit 30,000 Gulden Einkünften, besaß zuletzt 137 Dörfer, Weiler u. Höfe, wurde 1803 aufgehoben, kam an den Grafen von Sternberg-Manderscheid, 1806 unter württembergische Hoheit und wurde 1835 von Württemberg als Staatsgut angekauft. — 2) Pfarrdorf in der großherzoglich hessischen Provinz Rheinhessen, Kreis Mainz, links am Rhein, ¼ Stunde südöstlich von Mainz, mit Synagoge, Dampfmühle, Eisengußwerk, trefflichem Weinbau u. 1792 Einw. Das weißenauer Lager bildet einen Theil der Fortifikationen von Mainz.

Weißenberg, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Bautzen, am löbauer Wasser, Sitz eines Gerichtsamts, hat Marktschuhmacherei, Töpferei, Tabaksbau, starke Viehmärkte und 1205 Einw.

Weißenburg, 1) (W. am Sande, W. im Nordgau), Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, an der schwäbischen Rezat und am südlichen Fuße des fränkischen Jura, in fruchtbarer Gegend, Sitz eines Bezirksamts, Landgerichts und Rentamts, ist mit Mauern u. Thürmen umgeben, hat 3 Kirchen, eine lateinische Schule, ein Hospital, Armenhaus, Fabrikation von Gold- und Silberdraht, Nadeln, Leder, Pergament ꝛc., eine Mineralquelle mit Badeanstalt (Wildbad), Handel und 5140 Einw. Unweit östlich davon auf einem steilen Berge liegt die Festung Wülzburg mit 5 Bastionen und einem großen Schlosse (jetzt Kaserne), welche als Militärstrafort dient. In dem nahen Eichenwalde sieht man noch die sogenannten Teufelsmauern, Ueberreste eines römischen Walls, sowie Spuren des Kanals (fossa Carioli), durch welchen Karl der Große die Altmühl mit der Regnitz und dadurch die Donau mit dem Main verbinden wollte. W. war ehemals freie Reichsstadt, kam 1802 an Bayern, 1803 an Ansbach, 1806 wieder an Bayern. Vergl. Voltz, Chronik der Stadt W., Weißenburg 1835. — 2) (Kronweißenburg, W. im Wasgau, W. am Rhein, franz. Wissembourg), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Niederrhein, an der Lauter und am Fuße der Vogesen, dicht an der deutschen (bayerischen) Grenze in schöner Gegend, Anschlußpunkt der straßburg-weißenburger Eisenbahn an die pfälzische Maximiliansbahn (Neustadt-Weißenburg), ist Sitz einer Unterpräfektur und eines Gerichtshofs, hat einige Befestigungen, 2 ehemalige Komthureien (des Johanniter- und des Deutschritterordens), 3 Kirchen, darunter eine

Digitized by Google

Simultankirche, und die von Dagobert II. im 7. Jahrhundert gestiftete berühmte Kollegiatkirche, welche bis 1524 reichsfreie fürstliche Abtei war, 2 ehemalige Klöster, ein Kommunalcollege, ein Fräuleininstitut, Strumpfweberei, Woll- und Baumwollmanufakturen, Fabrikation von Seife, Oel, Potasche, Hüten, Handschuhen, Töpferwaaren und Kesseln; Gerberei, Holz- und Metalldreherei, Wachsbleichen, Brauerei, Tabaks-, Obst- und Weinbau, Handel, Steinbrüche und 5376 Einw. In den nahe gelegenen Dörfern Lampertsloch und Bechelbrunn sind Petroleumquellen. W. ist sehr alt, kommt schon unter den Merovingern als Wizzenburg vor und gehörte zum Spiragau. Im Jahre 1247 wurde es eine der 10 freien Reichsstädte des Elsaß, 1673 von Ludwig XIV. erobert und fiel 1697 im Frieden von Ryswick definitiv an Frankreich. Von W. erhielten die in der neuern Kriegsgeschichte merkwürdigen weißenburger Linien (s. d.) ihren Namen. — 3) Stadt in Ungarn, s. Karlsburg. — 4) Dorf im schweizer Kanton Bern, Amt Niedersimmenthal, an der Simmen, in einer Bergschlucht, mit den Ruinen des gleichnamigen Schlosses, bemerkenswerth wegen des nahegelegenen Weißenburger- oder Buntschibades, einer farb- und geruchlosen Mineralquelle von schwach salzig-säuerlichem Geschmack und 22° R., welche namentlich gegen Nervenleiden, Hämorrhoiden, Menstruationsbeschwerden und Gallensteine empfohlen wird.

Weißenburger Linien, eine Kette zusammenhängender Verschanzungen im französischen Departement Niederrhein, die 1706 von dem Marschall Villars angelegt wurden, um das Elsaß gegen die Streifereien der damals kaiserlichen Besatzung von Landau zu decken. Sie ziehen sich längs der Lauter hin und bestehen aus einer Reihe einander bestreichender, theils geschlossener, theils offener Schanzen. Der rechte Flügel der Linie lehnt sich an den großen Morast zwischen dem Rhein und Lauterburg, so daß sie hier gar nicht umgangen werden können. Nach der Einnahme von Mainz durch die Preußen und Sachsen eroberte der österreichische General Wurmser in der Nacht des 13. Okt. 1793 die Linien, wobei ihm das Lager der von Beauharnais befehligten französischen Rheinarmee mit Geschütz und Gepäck in die Hände fiel. Am 16. Dec. schlug Pichegru die Oesterreicher und Preußen bei Weißenburg, eroberte die Linien wieder und nöthigte dadurch die Verbündeten zum Rückzug über den Rhein. Jetzt sind die Verschanzungen vernachlässigt und verfallen.

Weißenfels, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, an der thüringischen Eisenbahn und am rechten Ufer der Saale, über die eine hölzerne Brücke führt, hat 2 evangelische Kirchen, eine katholische Kapelle, einen Gewerberath, Seidenbau und landwirthschaftlichen Verein, ein Schullehrerseminar, eine Taubstummenanstalt, Fabrikation von Gold- und Silberwaaren, Tabak, Porzellan, Wollspinnerei, Leinweberei, Gerberei, Töpferei, Fischerei, Getreide- und Holzhandel und 11,670 Einwohner. In der ehemaligen Klosterkirche sind verschiedene Fürsten und die Eingeweide Gustav Adolfs von Schweden beigesetzt. Das auf einem Sandsteinfelsen gelegene umfangreiche Schloß, die neue Augustusburg, von 1664—90 erbaut, sonst Residenz, dient jetzt als Kaserne (Friedrich-Wilhelmskaserne). In der Umgegend werden treffliche weiße Sandsteine (weißenfelser Sandsteine) gebrochen. W. war schon in frühester Zeit im Besitze der Landgrafen von Thüringen. Nachdem es Markgraf Otto der Reiche nebst andern Herrschaften für seinen Sohn Dietrich angekauft hatte, erhob er es zur Grafschaft. Durch Dietrich kam dann W. an die Markgrafschaft Meißen und bei der Ländertheilung an die albertinische Linie. Von 1657 an war die Stadt die Residenz der Herzöge von Sachsen-Weimar, einer Nebenlinie des Kurhauses Sachsen, die von August, dem zweiten Sohne des Kurfürsten Johann Georg I., 1653 gestiftet wurde und mit Johann Adolf II. 1746 wieder erlosch. Vergl. Sturm, Chronik der Stadt W., Weißenfels 1816.

Weißenhorn, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, Bezirksamt Illertissen, an der Roth, Hauptort der gleichnamigen, dem Grafen von Fugger-Kirchberg-Weißenhorn gehörigen Standesherrschaft von 3 QMeilen mit 12,000 Einwohnern, ist Sitz eines königlichen Landgerichts, hat 3 Kirchen, ein gräfliches Schloß, eine lateinische Schule, ein Hospital, Siechenhaus, Holzhandel und 1680 Einw. In der Nähe sind römische Grabhügel. W. wurde 1507 vom Kaiser Maximilian I. an die Fugger verpfändet und später an sie verkauft.

Weißensee, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, an einem Arme der Helbe, eine vormalige Johanniterordenskomthurei, hat 2 alte Schlösser, 2 evangelische Kirchen, starke Leinweberei, Tabaks- und Safforbau und 2845 Einw.

Weißenstadt, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Wunsiedel, an der Eger, ist nach dem Brande von 1823 ganz neu gebaut, hat Flachsbau, Zinnbergwerke und 2410 Einw. In der Nähe die Ruinen des Schlosses Rudolfstein und der Raubburg Waldstein auf dem 2791 Fuß hohen Waldstein.

Weißenstein, 1) Stadt im württembergischen Donaukreis, Oberamt Geislingen, an der Quelle der Lauter und am Fuße des Aalbuch, hat ein altes Bergschloß, Stammschloß der Grafen von Rechberg, Baumwollweberei, Strumpfwirkerei, Brauerei u. 800 Einwohner. — 2) Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Esthland, an der Paida (weißensteiner Fluß), hat eine Kreis- und andere Schulen, etwas Handel und 1200 Einw. — 3) Ein 3949 Fuß hoher Gipfel des Jura im schweizer Kanton Solothurn, mit Wirthshaus und Molkenkuranstalt, wegen seiner schönen, ausgebreiteten Aussicht viel besucht.

Weißenthurn, Johanna Franul Veronika von, geborne Grünberg, Schauspielerin und dramatische Schriftstellerin, geboren 1773 zu Koblenz, ward für die Bühne erzogen, 14 Jahre alt am Hoftheater zu München und 1789 beim wiener Hoftheater engagirt, wo sie bald die ersten Rollen im Trauer-, Schau- und Lustspiel zuertheilt erhielt. Im Jahre 1791 vermählte sie sich mit einem Kassebeamten von W. und trat

Digitized by Google

nun während ihres Urlaubs auf den meisten Theatern Deutschlands auf. Allmählig in das Fach der Heroinen, Anstandsdamen und tragischen Mütter übergehend, wirkte sie in jenem ebenso sehr durch Tiefe der Empfindung, Gewalt der Leidenschaften u. eine gewaltige Deklamation. Vor Napoleon I. spielte sie 1809 zu Schönbrunn die Phädra. Von der Natur war W. zu ihrem Berufe mit seltener Körperschönheit, einem sprechenden Antlitz, feurigem Auge und wohlklingendem kräftigen Organ ausgestattet. Ihre mehr als 60 dramatischen Arbeiten der verschiedensten Art sind zwar ohne tiefen poetischen Gehalt, aber größtentheils bühnengerecht und durch lebendige Handlung, komische Situation und einen frischen Dialog anziehend. Seit 1841 vom Theater gänzlich zurückgezogen, † W. am 18. Mai 1847 zu Hietzing bei Wien. Ihre „Schauspiele" erschienen in 14 Bänden, Wien 1810—36.

Weißer Berg, Berg in Böhmen, eine Stunde westlich von Prag, bekannt durch die Schlacht vom 8. Nov. 1620, in welcher der zum König von Böhmen erwählte Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz geschlagen wurde (s. Dreißigjähriger Krieg).

Weißer Fluß, s. Leukorrhöe.

Weißeritz, Fluß im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Dresden, entsteht aus der wilden und rothen W., die an der böhmischen Grenze entspringen und sich unweit Tharandt vereinigen, bildet von hier an den romantischen plauenschen Grund u. mündet bei Dresden links in die Elbe.

Weißer Sonntag (dominica in albis), der Sonntag nach Ostern, Quasimodogeniti, weil in der alten christlichen Kirche an ihm die Neugetauften das vom Charsonnabend an getragene weiße Kleid ablegten.

Weißes Meer (russ. Bjeloje-More), Theil des nördlichen Eismeers, der zwischen dem Kap Kanin Noß, der nordwestlichen Spitze der Halbinsel Kanin, unter 68° 39′ nördl. Br. und 61° 12′ östl. L. und dem heiligen Vorgebirg (Swätoi Noss) an der Küste der Halbinsel Kola südwärts bis über 64° nördl. Br. in das russische Gouvernement Archangelsk eindringt und sich hier in die Dwinabucht im Osten, die Onegabucht im Süden und die Kandalaschkajabucht im Westen theilt. Bei seinem Eingang zwischen den genannten Kaps hat es eine Breite von 23 Meilen, die sich dann bis auf 15 Meilen vermindert. Es bedeckt einen Flächenraum von 2227 QMeilen, wobei die nordöstlich vom Kap Woronow ins Land eindringende Bai, in welche der Mesen mündet, mit eingerechnet ist. Im Eingange zum Onegabusen liegt die Salowetzkoiinsel mit befestigtem Kloster. Die Küsten sind meist flach und einförmig, reich an Seen und kleinen Flüssen, bergig nur im Norden und Osten. Das weiße Meer ist nur etwa 150—170 Tage im Jahre, nämlich vom Mai bis Ende September, frei von Eis, weshalb sich der Verkehr darauf fast nur auf die Monate Juni, Juli und August beschränkt. Durch zwei Kanäle, welche die Dwina mit der Wolga und dem Dnjepr verbinden, wird die direkte Schifffahrt aus dem schwarzen und kaspischen in das weiße Meer ermöglicht. Die Anwohner, Lappen, Finnen und Samojeden, beschäftigen sich mit Fischfang, Robbenschlag, Jagd und Handel. Der Hauptstapelplatz ist Archangelsk (s. d.). Kleinere Häfen sind Onega, Sumsky-Possad und Kem, wo besonders Getreide u. allerlei hölzerne Geräthe ausgeführt werden. Der Handel wird fast nur mit russischen Schiffen betrieben und ist von gewissen Abgaben befreit. Den Seeweg nach dem weißen Meere entdeckte der Engländer Richard Chancellor 1553, als zur Auffindung einer nordöstlichen Durchfahrt unter dem Oberbefehl Hugo Willoughby's eine Polarexpedition veranstaltet worden war. Die Engländer legten damals an der Mündung der Dwina das kleine Fort Archangelsk als Hauptniederlagsort ihres Handels nach Rußland an.

Weißfärben in dem Sinn, wie man blau, roth oder gelb färbt, kann man nicht. Die Faserstoffe, welche von allen Verunreinigungen befreit sind, erscheinen meist weiß, u. es kommt daher nur darauf an, fremde störende Farbentöne zu entfernen. Dies geschieht durch das Bleichen. In der Regel bleibt aber bei dieser Operation ein geringer Farbenton zurück, den man durch Bläuen oder dergleichen zu kompensiren sucht. Um den Anforderungen der Mode zu entsprechen, gibt man auch den gebleichten Stoffen einen schwachen Farbenton und spricht dann speciell von W. So färbt man Seide pariserweiß mit Orseille, perlweiß mit Blauholzkomposition. Wolle wird gebleicht und gebläut, weiße Tuche werden mit Schlämmkreide imprägnirt. Den Zweck, welchen man durch letztere anstrebt, erreicht man aber viel vollständiger, wenn man die Wolle in Bittersalzlösung einweicht, doppelkohlensaures Natron hinzusetzt und auf 50° erwärmt. Der entstehende Niederschlag haftet auf der Faser und läßt sie blendend weiß erscheinen.

Weißfisch (Leuciscus *Klein*), Fischgattung aus der Ordnung der Bauchflosser und der Familie der Karpfen, charakterisirt durch die stachellose Rückenflosse, die gabelige Schwanzflosse, die kleinen, fast gleich großen Rücken- und Afterflossen, 2 Reihen fast kegelförmiger, an der Spitze schwach gekrümmter, am Innenrande gezähnelter Schlundzähne und die fehlenden Bartfäden, begreift zahlreiche, die süßen Gewässer aller Erdtheile bewohnende, selten über 1 Fuß lange und 1 Pfund schwere, weißlich gefärbte und oft mit bunten Flossen gezierte Fische. Der Döbel (Leuciscus dobula *L.*, Greßling), dunkelblau, nach unten hin weiß, mit gelblichen Brust- und rothen Bauch- und Afterflossen und gekrümmter Seitenlinie, 1—$1^1/_2$ Pfund schwer werdend, findet sich fast in allen europäischen Flüssen, wird aber wegen seines weichen und grätigen Fleisches weniger gegessen, als in die Teiche als Futter für Forellen und Sander gesetzt. Der Kühling (L. Idus *L.*, Kenling), dem vorigen sehr ähnlich, nur mit schmälerem Kopf und gewölbterem Rücken, $1^1/_2$—2 F. lang, häufig in den Flüssen Norddeutschlands, z. B. in der Weser, wird in der Jugend als Köder, besonders für Hechte, benutzt. Der Aland (L. Jeses *Bloch*, Göse, Jese), dunkelblau mit helleren Seiten, wird 2 F. lang u. bis 8 Pfd. schwer, findet sich in den größeren Strömen des nördlichen Europa's, besonders in der Elbe, wird auf verschiedene Art zubereitet, auch wohl marinirt. Die Rothfeder (L. rutilus *L.*), ziemlich breit, mit großen

Digitized by Google

Schuppen und zinnoberrothen Augen und Flossen, 1 F. lang und 1 Pfd., gewöhnlich aber nur ¼—½ Pfd. schwer, kommt in Norddeutschland in solcher Menge vor, daß man die Schweine damit mästet. Auch dient er als Köder für Salmen, Hechte ꝛc. Der eigentliche W. oder Lauben (L. argenteus *Ag.*), langgestreckt, mit etwas spitzer Schnauze, silberfarben, oben gelblichgrün, 6—8 Zoll lang, in den Flüssen Mitteleuropa's, hat sehr grätiges Fleisch und dient daher mehr als Köder denn als Speise. Die Nase (L. nasus *L.*, Schwarzbauch, Schnäpel), schwärzlich mit bläulichgrauen Seiten, rothen After- und paarigen Flossen und nasenförmig vorgezogenem Oberkiefer, 14 Zoll lang, gewöhnlich ½—1 Pfund schwer, findet sich in Menge in den Seen Europa's und in ihren Ausflüssen, wird aber wegen seines weichen, süßlichen und grätigen Fleisches nur vom gemeinen Mann gegessen. Die Plötze (erythrophthalmus *L.*, Rothauge), schwarzgrün, mit rothen Flossen, 1 F. lang und 1 Pfd. schwer, in ganz Europa, auch in Deutschland gemein, wird wegen ihres grätigen Fleisches wenig geschätzt. Der Alben (L. alburnus *L.*, Ukkei, Nestling), schmal und gestreckt, mit langem, den Oberkiefer überragendem Unterkiefer, grüngelb, unten silbrig, 5—10 Zoll lang, sehr gemein in den Flüssen und Seen Europa's, wird wegen seiner vielen Gräten als Speise wenig geschätzt. Seine leicht abfallenden Schuppen aber werden bei Fabrikation der künstlichen Glasperlen (s. Perlenessenz) benutzt. Die Ellritze (L. Phoxinus *L.*, Phoxinus levis *Ag.*, Ellerling, Bitterfisch, Butzli), sehr gestreckt, oben schwärzlich, gelb gefleckt, unten weiß, 4 Zoll lang, gemein in klaren seichten, mit Erlen (daher der Name Elleritze) eingefaßten Bächen, wird wegen ihres schmackhaften Fleisches häufig gegessen.

Weißgerberei, s. Gerberei.

Weißgold, frühere Benennung für Platin.

Weißkirchen, 1) Stadt im österreichisch-mährischen Kreis Neutitschein, an der Betschwa und der wien-oderberger Eisenbahn, Sitz eines Bezirksamts, hat ein Schloß, eine schöne Kirche, eine Artillerieakademie, eine Hauptschule, eine Synagoge, ein Spital, starke Tuchweberei, Schönfärberei, lebhaften Handel und 6587 Einwohner. — 2) Stadt im österreichischen Militärgrenzland, nahe an der Nera, von Obst- und Weingärten umgeben, hat eine deutsche Hauptschule, eine katholische und eine griechische Kirche, Grenzschulkompagnie, Seidenspinnerei, lebhaften Handel und 6587 Einw.

Weiß-Kunig, d. i. der weiße oder auch der weise König, das in Prosa geschriebene Gegenstück des Theuerdank (s. d.), halb Chronik, halb Roman, welches in 3 Theilen die Vermählung und Krönung Kaiser Friedrichs III, sowie die Geschichte seines Sohnes Maximilian I. bis auf die Beendigung des venetianischen Kriegs erzählt, im Ganzen der Geschichte gemäß, aber mit allegorischer Verhüllung der Eigennamen. Auch dieses Werk hatte Maximilian bis 1512 selbst entworfen, dann aber 1514 durch seinen Geheimschreiber Marx Treizsauerwein von Ehrentreiz († den 6. Sept. 1527) ausführen und vollenden lassen. Ein Kommentar von Maximilians eigener Hand ist unausgeführt geblieben. Gedruckt ward das Werk zuerst 1775 durch Joseph Kurzböck (Wien, 2 Bde.), mit den 237 trefflichen Holzschnitten Hans Burgkmairs. Vgl. Hausen, De claro libro der Weiss-Kunikj, Frankf. 1776.

Weißkupfer, s. v. a. Argentan.

Weißkupfererz, s. Kupfererze.

Weißmain, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Lichtenfels, am weißen Main, ist Sitz eines Landgerichts und eines Rentamts, hat ein Schloß, eine Bürgerschule, ein Hospital, Hanf- und Getreidebau, Obsthandel und 1140 Einwohner. Man findet hier viele Versteinerungen. In der Nähe die Ruinen des Schlosses Niesten, einst Sitz der Herzöge von Meran, Grafen von Andechs.

Weißrußland, früher Benennung des ganzen mittleren Landstrichs Großrußlands, wo die alten Großfürstensitze Rostow, Wladimir, Susdal und Moskau liegen, weßhalb auch viele östliche Völkerschaften den russischen Monarchen den weißen Czaren nennen; später derjenige Theil Rußlands, welcher lange Zeit unter lithauischer Herrschaft stand, besonders die alten Fürstenthümer Smolensk und Polock nebst Mohilew und Witebsk; gegenwärtig die ehemals polnischen Landschaften, welche 1772 an Rußland fielen und jetzt die Gouvernements Minsk, Mohilew und Witebsk bilden.

Weißwaaren, Sammelname für alle baumwollenen Gewebe, sofern sie in ungefärbtem und unbedrucktem Zustande in den Handel kommen. Doch pflegt die Fabrikation und der Handel der W. meist auch einzelne einfach gefärbte und buntgemusterte Stoffe, wie z. B. farbige Futtermusseline, buntbrochirte Tücher ꝛc. mit in ihr Gebiet zu ziehen. Die wichtigsten Sorten oder Gattungen sind nach der Stufenfolge der Dichtigkeit und Schwere des Gewebes: Musseline, Gaze, Mull, Nansok, Jaconet, Batist, Shirting, Cambric und Drell.

Weißwurz, Pflanzengattung, s. v. a. Polygonatum *Moench.*

Weisthum, im Mittelalter die von den Schöffen gegebene Rechtsnachweisung; dann überhaupt jede urkundliche, von Gemeinden oder Schöffenkollegien gegebene Erklärung über bestehendes Recht, namentlich in einzelnen Orten. Dergleichen Weisthümer, welche oft sehr alte Rechtssatzungen und Rechtsgebräuche enthalten und zum Theil noch jetzt gültig sind, finden sich seit dem 13. Jahrhundert. Eine Sammlung der deutschen „Weisthümer" veranstaltete J. Grimm (Göttingen 1840—42, 3 Bde.).

Weistritz, Flüsse in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau: die habelschwerdter W. entspringt auf der hohen Mense, im Kreis Habelschwerdt, 2317 Fuß über dem Meere, wird zum Flößen benutzt und mündet bei Habelschwerdt in die Neisse; die glatzer oder reinerzer W. entspringt im Kreis Glatz, auf der hohen Mense, auf den Seefeldern, 2735 Fuß hoch, geht durch das grunwalder Thal und mündet nach einem Laufe von 4½ Meilen bei Glatz in die Neisse; die W. oder das schweidnitzer Wasser entspringt im Kreis Waldenburg, am Brunnberge, aus dem

Digitized by Google

Rumpelbrunnen, 1626 F. hoch, scheidet das Hochwaldgebirge von dem Eulengebirge und mündet nach einem Laufe von 12 Meilen unterhalb Herrnbrotsch in die Oder. Nebenflüsse sind: die Peile, das Schwarz- und das striegauer Wasser.

Weitra, Stadt im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, Kreis ober Manhartsberg, am Lainsitzbache, Sitz eines Bezirksamts, hat ein Schloß des Landgrafen Fürstenberg mit Theater, eine schöne Kirche, ein Bürgerspital, starke Bandweberei und 2040 Einw.

Weitsichtigkeit, s. Fernsichtigkeit.

Weitzel, Johannes, deutscher Publicist, geboren am 24. Okt 1771 zu Johannisberg im Rheingau als Sohn eines armen Winzers, besuchte das Gymnasium zu Mainz, wo er sich durch Unterrichtgeben die nöthigen Subsistenzmittel erwarb, und versuchte sich schon damals in Abfassung von Romanen und Dramen, bis er sich ausschließlich publicistischen Arbeiten zuwandte. Seit 1795 widmete er sich noch zu Jena und Göttingen akademischen Studien, bereiste dann einen Theil Frankreichs und die Schweiz und wurde 1798 von der französischen Behörde zum Kommissär des Kantons Otterberg im Departement Donnersberg und bald darauf in Germersheim ernannt. Da er sich aber durch seine Rechtlichkeit und Strenge den Beifall keiner Partei erwarb, legte er 1810 sein Amt freiwillig nieder und lebte auf Schloß Johannisberg, dann, von der ehemaligen mainzer Regierung zu Aschaffenburg von hier ausgewiesen, in Mainz. Hier gab er eine Zeitschrift für Geschichte, Gesetzgebung und Politik unter dem Titel „Egeria" heraus, übernahm dann die Redaktion der „Mainzer Zeitung" und wurde später zum Professor an dem kaiserlichen Lyceum ernannt. Nachdem er die Redaktion der „Mainzer Zeitung" hatte niederlegen müssen, leitete er mit N. Vogt die „Europäischen Staatsrelationen" u. seit 1810 „Das rheinische Archiv", eine Zeitschrift für Geschichte und Literatur. Im Jahre 1814 siedelte er nach Wiesbaden über, wurde hier zum nassauischen Hofrath ernannt und gab die „Rheinischen Blätter" heraus, die er aber in Folge der karlsbader Beschlüsse wieder aufgab. Im Jahre 1820 zum Bibliothekar zu Wiesbaden befördert, † er am 10. Jan. 1837. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „August und Wilhelmine" (Frankf. 1814—15, 2 Bde.); „Vermischte Schriften" (das. 1820 f., 3 Bde.); „Europa in seinem gegenwärtigen Zustande" (das. 1824); „Scherz und Ernst zur Charakteristik unserer Zeit" (Frankf. 1830); „Geschichte der Staatswissenschaft" (Stuttg. 1832—33, 2 Bde.). In allen diesen Werken erscheint W. als ein von Rechtsgefühl durchdrungener, für Völkerglück begeisterter Mann und als ein scharfer Beobachter, doch oft als Idealist.

Weizen (Triticum L.), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen und der Unterabtheilung der Hordeaceen od. Gerstengräser, dadurch charakterisirt, daß die Spelzenblumen einzeln, mit der breiten Seite der Spindel zugewendet, in den Ausschnitten derselben sitzen, die Aehrchen mehrblüthig, von der Seite zusammengedrückt und die Spelzen auf dem Rücken gekielt sind, meist der nördlichen gemäßigten Zone angehörige, einjährige, zweijährige und ausdauernde Gräser, unter ihnen die sehr wichtigen Nahrungspflanzen, die in manchen Ländern die eigentliche Brodfrucht bilden. England bestellt über 5,5 Millionen, Frankreich über 27 Mill., Oesterreich über 5,4 Mill. Morgen mit W. Man kennt viele Arten (Sorten) und von den wichtigeren viele hunderte von Spielarten von mehr oder minderem Werth. Die Arten sind: Einkorn, T. monococcum (Peterskorn, Pferdedinkel, Blicken, Schwabenweizen), Zweikorn, T. dicoccum, Spelz oder Dinkel, T. Spelta (Spelt, Dinkelweizen), Emmer, T. amyleum (Gerstenspelt, Reisdinkel, Amelkorn, Sommerspelz), gemeiner W., T. vulgare, englischer W., T. turgidum, Bartweizen, T. durum (Gerstenweizen, Glasweizen), polnischer W., T. polonicum, Bauhinweizen, T. Bauhini, spanischer W., T. cienfuegos, Kugelweizen, T. linnaeanum, Prahlweizen, T. fastuosum, Gärtners W., T. Gaertnerianum, Mohrweizen, T. cevallos, Schneckenweizen, T. cochleare, Glanzweizen, T. polystachium. Man pflegt diese in eigentliche u. uneigentliche Weizensorten zu unterscheiden. Eigentliche Weizensorten sind: 1) der gemeine W. mit länglich-ovalem Samen, unregelmäßig sich schlitzenden Grannen oder ohne solche, viereckiger Aehre und auf der breitern Seite dachziegelförmigen, auf der schmälern zweizeilig liegenden Aehrchen, verlangt Mittelboden und liefert die gebräuchlichsten Varietäten. Diese theilt man in: A. Bartweizen, mit Grannen, stark im Stroh und weniger von Brand und Vögelfraß leidend, a) mit losen Aehren, b) mit verkürzten Aehren, c) mit sehr verkürzten Aehren (Igelweizen); B. Kolbenweizen, ohne Grannen, dem Vogel- u. Wildfraß leichter ausgesetzt, a) mit losen Aehren, b) mit verkürzten Aehren, c) mit sehr verkürzten Aehren (Binkel- oder Bickelweizen); 2) englischer W., mit eirundem Samen, starken, der Aehre in 4 Reihen parallel stehenden Grannen, viereckiger Aehre, auf der breitern Seite zweizeilig liegenden Aehrchen, steiferem Halme, rohrigem Stroh, dickspelzig, schwer dreschbar, geringer im Ertrag, dünn sich stellend, nicht lagernd, weniger leicht brandig, aber geringer im Mehl. a) mit losen, b) mit verkürzten, c) mit sehr verkürzten Aehren. Uneigentliche Weizensorten, deren Samen von den Kronspelzen eingeschlossen bleiben, so daß man beim Dreschen nur die Aehren (Vesen) erhält und diese auf der Mühle erst gerben muß, um die Kerne zu erhalten, sind: 1) Emmer, begrannt, mit an der breiteren Seite zweizeiligen, an der schmäleren dachziegelförmigen Aehrchen, vor der Reife abstehenden Grannen, mit denselben Unterabtheilungen wie oben, liebt mehr Trockenheit, wintert leicht aus, lagert am wenigsten leicht, gibt geringes, rohriges Stroh und grobes, bei Nässe leicht bitter werdendes Mehl; 2) Spelz (s. d.); 3) Einkorn, mit kurzer zusammengedrückter Aehre und je nur ein Korn enthaltenden Aehrchen, vertragt späte Saat, schlechten Boden, rauhe Bestellung, wintert nicht aus, lagert nicht, verträgt jeden Dünger, leidet nicht an Brand, hat jedoch nur schlechtes, geringes Stroh, gelbliches Mehl und gibt geringen Er-

Digitized by Google

trag. Die andern Sorten des W.s haben für die Kultur im Großen keine Bedeutung. Die angeführten werden als Sommer- und Wintergetreide gebaut, die Kultur des letzteren überwiegt und ist lohnender. Der W. bedarf als Winterfrucht 300—320, als Sommerfrucht 140 Tage zur Reife, geht bis zum 64.° nördl. B. und 10,000—12,000 Fuß hoch; sicher gedeiht er nur bis zum 58.—60.° nördl. Br. und nur da, wo die Kälte nicht über 22° steigt. Der Boden muß bündig, thonig, kräftig (humusreich), nicht locker, nicht mager, nicht kalt, nicht naß und an kieselsauren Alkalien und Phosphaten reich sein. Alle Arten Thonboden bilden mit Thonmergel und thonigem Kalk und Sand die Region des W.s. Am zweckmäßigsten stellt man ihn in der Fruchtfolge nach gutgedüngten Hack- oder Oelfrüchten oder Futterpflanzen und nicht in frische Düngung, nach welcher der Brand zu sehr überhand nimmt; man düngt dann entweder gar nicht, oder nur mit verschwindendem Ueberdünger, Phosphaten, Guano u. dergl. Je nach der Vorfrucht gibt man eine, zwei oder drei Furchen und macht das Land zur Saat mit Egge und Walze (Exstirpator) möglichst klar. Die Saat geschieht jetzt meist in Reihen, im Herbst von Ende September bis tief in den December, im Frühjahr nach anderem Getreide. Die Pflege des W.s erstreckt sich auf Vorsorge gegen das Auffrieren, Aufeggen im Frühjahr, Schröpfen bei zu geilem Wuchse, Behacken bei Drillsaaten und Vorsorge gegen den Brand; am besten schützt gegen diesen das Beizen des Saatguts in Kupfervitriollösung. Die Krankheiten des W.s sind: der Brand (Korn-, Stein-, Schmier-, Stück-, Faulbrand und Staub-, Flug-, Nagel-, Rußbrand) und der Rost, beide durch Pilze verursacht, das Mutterkorn (s. d.), das Verfaulen, Ausfaulen, Auswintern und das Lagern, die Gicht, veranlaßt durch die Larve vom Gras- oder Weizenälchen (Anguillula Tritici). Ein gefährlicher Feind des W.s ist die Hessenfliege (s. d.). Man erntet wegen des leichten Ausfallens der Körner bei noch nicht völliger Reife und muß die geschnittenen Halme möglichst vor Näße zu bewahren suchen, da die Körner sehr leicht auswachsen. Man erntet als Winterfrucht vom W. 4—12 Ctnr. Körner und 10—28 Ctnr. Stroh; vom Spelz 5 bis 15 Ctnr. Vesen, 3—11 Ctnr. Körner und 9 bis 25 Ctnr. Stroh; vom Emmer 8—10 Ctnr. Vesen, 4—5 Ctnr. Körner u. 10—20 Ctnr. Stroh u. vom Einkorn 6—11 Ctnr. Vesen, 3—6 Ctnr. Körner u. 12—20 Ctnr. Stroh vom Morgen. Als Sommerfrüchte geben die ersteren 20—25 Procent weniger Ertrag. Der W. wird, außer zu Brod, zu feinerem Gebäck verwendet, sowie zur Bereitung von Stärke, Bier, Branntwein und Essig. Die Kleie gibt gutes Viehfutter, auch dient sie zu trocknen Umschlägen und Bähungen, abgekocht zu erweichenden und beruhigenden Klystieren. Die Spreu dient nur als Viehfutter, das Stroh auch zur Streu und zu Strohgeflechten.

Zu der Gattung Triticum gehört auch die gemeine Quecke (T. repens *L.*) und die Hundsquecke (T. caninum *Schreb.*). Beide haben einen kriechenden Wurzelstock mit langen Schossen, einen bis fußhohen Stengel, seegrüne, etwas starre, flache, oberseits rauhe Blätter und einen langen, gedrückten Blüthenstand mit 2zeiligen meist 5blüthigen Aehrchen. Bei der gemeinen Quecke sind die lanzettförmigen Klappen 5nervig, zugespitzt, die Blüthen zugespitzt und stumpflich, wehrlos und begrannt; bei der Hundsquecke dagegen die Klappen 5—7nervig und die Blüthen stets mit langen Grannen bewehrt. Beide Arten wachsen auf Feldern, in Gartenland, an Hecken, Zäunen, Wegen, Bachufern ꝛc. und sind in Gärten wegen ihrer kriechenden Wurzeln ein sehr lästiges, kaum zu vertilgendes Unkraut, das aber auf den Sanddünen dadurch sehr nützlich wird, daß es zur Befestigung des Bodens dient. Die Wurzel der gemeinen Quecke, Radix graminis albi, schmeckt süßlich und wird als die Absonderung befördernd angesehen, auch wohl bei der Bierbrauerei verwendet.

Welcker, 1) Friedrich Gottlieb, einer der geistvollsten Alterthumsforscher, geboren am 4. November 1784 zu Grünberg im Großherzogthum Hessen, ward nach Vollendung des akademischen Studiums zu Gießen am dortigen Pädagogium 1803 Lehrer, verweilte von 1806—8 zu Rom, ward 1809 Professor der Archäologie und griechischen Literatur zu Gießen, 1816 in Göttingen und 1819 zu Bonn. In Folge der Untersuchung der mainzer Centraluntersuchungskommission ward auch W. verdächtigt, 1826 aber freigesprochen. Auch 1832 ward er wegen des Wiederabdrucks zweier politischen Abhandlungen zur Verantwortung gezogen und von seinen amtlichen Funktionen suspendirt, aber bald wieder restituirt. Seine zahlreichen antiquarischen Abhandlungen finden sich in Zoëga's „Basreliefen Roms" (Gießen 1811—12, 2 Bde.), in der Zeitschrift für „Geschichte und Auslegung der alten Kunst" (Göttingen 1817—18, 3 Hefte) und in Zoëga's „Abhandlungen" (das. 1817). Unter seinen Uebersetzungen verdient die der „Komödien" des Aristophanes (Gießen 1810—11, 2 Bde.), welche die „Wolken" und die „Frösche" enthält, hervorgehoben zu werden. Anerkennung fanden auch seine Ausgaben der „Fragmenta Alcmanis lyrici" (Gießen 1815), „Hipponactis et Ananii jambographorum fragmenta" (Göttingen 1817), von „Theognidis reliquiae" (Frankfurt 1826), von „Philostratorum imagines et Callistrati statuae" (Leipzig 1825), die er mit F. Jacobs bearbeitete. Seine Hauptwerke aber sind die das griechische Alterthum betreffenden Schriften: „Ueber eine kretische Kolonie in Theben, die Göttin Europa und Kadmos" (Berlin 1824), „Die äschyleische Trilogie" (Darmstadt 1824, Nachtrag 1836), „Der epische Cyklus oder die homerischen Dichter" (Bd. 1 und 2, Bonn 1835—49), „Die griechischen Tragödien mit Rücksicht auf den epischen Cyklus" (Bonn 1839, 3 Bde.), „Kleine Schriften zur griechischen Literaturgeschichte" (das. 1844—45, 3 Bde.), „Alte Denkmäler" (Göttingen 1849—61, 4 Bde.) und „Griechische Götterlehre" (das. 1857—59, 2 Bde. Auch besorgte er die Sammlung von Dissen's „Kleinen lateinischen und deutschen Schriften" (Göttingen 1839) zugleich mit Thiersch und Otfr. Müller, sowie von Näcke's „Opuscula" (Bonn 1842, 2 Bde.) und redigirte erst mit Näcke, dann mit Ritschl das „Rheinische Museum für Philologie". Das Kunstmuseum in Bonn verdankt

Digitized by Google

seinen wiederholten Reisen nach Italien viele Schätze. Beschrieben ward es von ihm in den Schriften „Das akademische Kunstmuseum in Bonn“ (2. Aufl. 1841) und „Neuester Zuwachs des akademischen Kunstmuseums in Bonn“ (Bonn 1845).

2) Karl Theodor, deutscher Liberaler und Rechtsgelehrter, Bruder des Vorigen, geboren den 29. März 1790 zu Oberofleiden im Großherzogthum Hessen, studirte zu Gießen u. Heidelberg die Rechte. Von Jugend auf begeisterter deutscher Patriot, gab er schon zu Gießen den Impuls zu einer Studentenverbindung, die als Vorläuferin der Burschenschaft gelten konnte. Seinen schriftstellerischen Ruf gründete er gleichfalls noch als Student mit dem Werk „Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe“ (Gießen 1813). Noch in demselben Jahre habilitirte er sich zu Gießen und im folgenden Jahre ward er zum Professor ernannt. Als der Aufruf des Königs von Preußen zur Bildung von Freiwilligencorps erging, wollte auch W. zu den Waffen greifen, erhielt aber keinen Urlaub und ging nun als Professor der Rechte nach Kiel, wo er mit Dahlmann u. A. die namentlich durch ihre Erörterungen von Verfassungsfragen viel Aufsehen machenden „Kieler Blätter“ redigirte. Die dänische Regierung betraute ihn bei der Kommission zur Uebernahme des Herzogthums Lauenburg mit ihrer Vollmacht und beauftragte ihn mit der Ausarbeitung einer neuen Verfassung für dasselbe, doch kamen nur wenige von seinen Vorschlägen zur Ausführung. Von Kiel folgte er sodann einem Ruf nach Heidelberg und 1819 nach Bonn. Zur Zeit der Demagogenriecherei wegen angeblicher Umtriebe zur Rechenschaft gezogen, endlich aber freigesprochen (vergl. Aktenmäßige Vertheidigung gegen die Verdächtigung der Theilnahme an demagogischen Umtrieben, 1823—24), ging er als Professor der Rechte nach Freiburg, wo sein Werk „Das innere und äußere System der praktischen, natürlichen und römisch-christlichen germanischen Rechts-, Staats- und Gesetzgebungslehre“ (1829) erschien. Im Jahre 1830 reichte er beim deutschen Bunde die Forderung nach vollkommener Preßfreiheit ein, und 1831 vom Oberamt Ettenheim in die badische Kammer gewählt, trat er hier als Wortführer der Liberalen auf. Seine mit K. von Rotteck begründete Zeitschrift „Der Freisinnige“ ward noch 1832 verboten und die beiden Redakteure ihres Amtes entsetzt. Beide vereinigten sich hierauf zur Herausgabe des „Staatslexikons“ (1834—45, 12 Bde.; 3. Aufl., Leipzig 1856 ff.), das viel zur Erziehung und zum Mündigwerden der deutschen Nation beigetragen hat. Im Aug. 1840 wurde W. zwar wieder in seine Professur eingesetzt, schon im folgenden Jahre aber wegen einiger auf einer Reise durch Norddeutschland gehaltenen Reden wieder pensionirt. Seitdem lebt er in Heidelberg. Seine Schriften: „Urkunden über den Rechtszustand der Nationen“ und „Die Geheiminquisition, die Censur und die Kabinetsjustiz im unheilvollen Bunde“ verwickelten ihn in einen dritten Prozeß, ohne daß er jedoch der Anklage unterlag. Nach dem Ausbruch der Revolution von 1848 wurde W. zuerst badischer Vertrauensmann beim Bundestag und dann von Frankfurt ins Parlament gewählt, wo er seinen Sitz im rechten Centrum nahm und Mitglied des Verfassungsausschusses wurde. Im Juli 1848 ging er als Bevollmächtigter des deutschen Bundes nach Ratzeburg, im August als Gesandter der Centralgewalt nach Stockholm und im Oktober übernahm er mit Mosle die fruchtlose Sendung nach Oesterreich. Wiewohl mit Jürgens der Stifter der sogenannten „großdeutschen Partei“, brachte er am 12. März 1849 den Antrag in die Nationalversammlung, die deutsche Rechtsverfassung, wie sie der Ausschuß für die zweite Lesung zusammengestellt, anzunehmen und die erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen zu übertragen. Der Antrag fiel durch; fünfzehn Tage später ward zwar sein zweiter Theil noch angenommen, doch bekanntlich ohne praktischen Erfolg. Im Juni 1849 schied W. aus der Nationalversammlung und legte auch seine Stelle als Bevollmächtigter der badischen Regierung bei der Centralgewalt nieder. Im Jahre 1850 erschien er wieder auf dem badischen Landtag. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Die rechtliche Begründung der badischen Reform“ (Frankfurt 1861) und „Der preußische Verfassungskampf“ (das. 1863).

Welden, Ludwig Freiherr von, österreichischer Feldzeugmeister, geboren den 16. Juni 1780 zu Laupheim in Würtemberg, begann seine militärische Laufbahn 1798 in würtembergischen Diensten u. nahm an den Feldzügen 1799—1800 gegen Frankreich Theil. Im Jahre 1802 trat er in österreichische Dienste, ward hier dem Generalstab zugetheilt und zunächst zur Mappirung verwendet. Im Feldzuge von 1805 legte er zahlreiche Proben von Tapferkeit und Umsicht ab. In dem Feldzuge von 1809 gerieth er in französische Gefangenschaft, wurde aber bald ausgetauscht, so daß er als Major der Schlacht bei Aspern beiwohnen konnte. Im Jahre 1812 wurde er vom Fürst Schwarzenberg zu diplomatischen Verhandlungen verwendet und folgte diesem Feldherrn im Generalstabe der Heeresabtheilung, die Oesterreich zu dem russischen Feldzuge stellen mußte. Als Oberstlieutenant bei dem Stabe der Armee in Italien zeichnete er sich mehrfach aus, und nach der Einnahme von Mantua ward ihm der Auftrag, das französische Heer, das dort kapitulirt hatte, ins südliche Frankreich zurückzuführen. Im Jahre 1815 diente er im Generalstabe der gegen Murat aufgestellten Armee. Dann wohnte er dem Kampfe gegen das Corps Suchets bei, ward Oberst und 1816 Brigadier des Pionniercorps. Hierauf stand er eine Zeitlang dem topographischen Bureau vor, machte den Feldzug gegen Piemont von 1821 als Chef des Generalstabs der dahin entsendeten Armee mit und dirigirte dann die militärische Landesbeschreibung. Von 1832—38 fungirte er als Bevollmächtigter bei der Bundesmilitärcentralkommission in Frankfurt. Seit 1836 Feldmarschallieutenant, erhielt er 1838 das Divisionskommando in Grätz, 1843 das Generalkommando in Tyrol. Beim Aufstand der Lombardei 1848 wußte W. die Verbindung Radetzky's mit den Erblanden zu sichern, nahm dann an den Operationen gegen Vicenza, Treviso und die Lagunen Theil und leitete die Einschließung

Digitized by Google

Venedigs. Im September 1848 ward er zum Civil- und Militärstatthalter in Dalmatien ernannt und nach der Einnahme von Wien in gleicher Eigenschaft dahin versetzt. Im April 1849 erhielt er mit dem Rang eines Generalfeldzeugmeisters das Oberkommando der Armee in Ungarn, übernahm aber nach der Einnahme Ofens durch die Ungarn wieder seinen Posten in Wien. Seit 1851 wegen seiner zerrütteten Gesundheit in den Ruhestand versetzt, † er am 7. August 1853 zu Grätz. Er schrieb: „Episoden aus meinem Leben" (Grätz 1853) und „Der Feldzug der Oesterreicher in Italien 1813 und 1814" (das. 1853). Ein Verdienst erwarb er sich auch durch die Stiftung eines nach ihm benannten Invalidenfonds.

Weleda, s. v. a. Beleda.

Welf, deutscher Name, eigentlich s. v. a. Wolf; s. Guelfen.

Welfesholz, Gegend im Mansfeldischen, unweit der Stadt Eisleben, zwischen Heckstädt und Sandersleben, an der Wipper, berühmt durch die Schlacht am 11. Febr. 1115 zwischen Kaiser Heinrich V. und den sächsischen Fürsten und Erzbischöfen, in welcher der erstere gänzlich besiegt, sein Feldherr Graf Hoyer von Mansfeld durch Graf Wiprecht von Groitzsch getödtet und das kaiserliche Heer in völlige Flucht zerstreut wurde.

Welhaven, Johann Sebastian Cammermeier, einer der hervorragendsten norwegischen Dichter der Jetztzeit, geboren den 22. Dec. 1807 in Bergen, studirte zu Christiania, wurde 1840 Lektor und 1846 Professor der Philosophie in Christiania, welches Amt er noch jetzt bekleidet. Sein erstes Auftreten steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Gährung in den socialen, politischen und literarischen Anschauungen, welche um das Jahr 1830 einen Wendepunkt in der neueren Geschichte Norwegens bezeichnet (s. Skandinavische Halbinsel, Norwegische Literatur und Wergeland). Der jetzt beginnende Norwegenthumseifer äußerte sich unter Anderm in einer heftigen, die geschichtlichen Antecedentien ganz außer Augen lassenden Opposition gegen den Einfluß der dänischen Kultur. Gegen diese exklusiven Selbstständigkeitsmänner bildete sich (1832) ein eigner Studentenbund, der durch die Wochenschrift „Vidar" (1832—34) kritisch und polemisch gegen diese neue Bewegung auftrat. Späterhin (seit 1836) trat diese Partei — von den Gegnern spottweise „de Intelligente", „Danomanerne", „Troppisterne" und dergleichen genannt — in dem halb belletristischen, halb politischen Tageblatt „Den Constitutionelle" auf. W. war die Seele in diesem Kreise, dem außerdem noch mehre angesehene Männer zugehörten, als Schweigaard, P. A. Munch, Stang, Dunker, U. A. Motzfeldt u. A. m.; durch ihn aber kamen die Ansichten der Partei zuerst und am vollendetsten zur Sprache in dem polemischen Gedicht „Norges Dämring" (1834, 2. Aufl. 1835), welches durch die schonungsloseste Kühnheit, mit welcher es die in dem ganzen geistigen Leben des Volks herrschende Zersplitterung an das Tageslicht zog, in der Kulturgeschichte Norwegens Epoche gemacht hat. Obgleich aber W. sowohl gegen seinen Zeitgenossen Wergeland, u. A. in den Schriften „Tre Dusin Complimenter til Henrik Wergeland" (Trondhjem 1832) u. „Henrik Wergelands Digtekunst og Character" (Christ. 1832), als auch gegen die ganze von diesem repräsentirte Richtung den Kampf eröffnet hatte, so verhielt er sich doch während des jahrelangen, gewaltigen Federkriegs, den er hervorgerufen hatte, im Ganzen ruhig, auch griff er Wergeland, den er achtete, nicht mehr an. Seine spätere literarische Thätigkeit wird besonders bezeichnet durch 4 Gedichtsammlungen, die 1839, 1845, 1848 und 1860 in Christiania erschienen und zu dem Vorzüglichsten gehören, was die neuere norwegische Literatur aufzuweisen hat. Mehre der Romanzen, z. B. „Asgaardveien", „Eivind Bolt", „Koll med Bilon" u. a., würden in jeder Literatur als Werke ersten Ranges erwähnt werden.

Weliki-Luki (Welikijo-Luki), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Pskow, an der Lowat, hat 11 Kirchen, eine öffentliche Bibliothek, eine weltliche u. eine geistliche Schule, zahlreiche Fabriken und 5298 Einw. Hier am 20. Juli 1812 Schutz- und Trutzbündniß zwischen Rußland und den spanischen Cortes.

Weliki-Ustjug, s. Ustjug-Weliki.

Welisch, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Witebsk, an der Mündung der Welischka in die Düna, nordöstlich von Witebsk, hat 10 Kirchen, eine Synagoge und 5926 Einw., darunter viel Juden.

Welland-kanal, Kanal in Canada, verbindet den Ontariosee mit dem Eriesee und dient zur Umgehung des Niagarafalls. Er ist 9 Meilen lang und hat 34 Schleußen.

Welle, im Maschinenwesen der Cylinder, an welchem ein Rad oder Getriebe oder andere Theile befestigt sind, mit welchem sich die W. herumdreht und welcher daher an einem oder beiden Enden mit Zapfen (Wellenzapfen) versehen ist; auch ein Cylinder oder ein längliches, eckiges Stück, welches sich um Zapfen dreht und so eingerichtet ist, daß etwas darauf gewunden oder wodurch einer Bewegung die Richtung nach einem Winkel gegeben werden kann. Solche W.n finden sich vorzüglich in dem Regierwerk der Orgel und sind mit ihren Zapfen in den Wellenrahmen befestigt. W. nennt man ferner ein Bündel Reisholz, eine Faschine.

Wellen. Die schwingenden Bewegungen tropfbarer Flüssigkeiten erzeugen auf der Oberfläche der letzteren Erhöhungen und Vertiefungen, die bestimmte, immer wiederkehrende Formen einhalten und hauptsächlich auf stehenden Gewässern sich nach u. nach um so viel größer zeigen, je ausgedehnter die Wasserfläche und je tiefer das Wasser ist. Neuerer Zeit hat man aber diese Wellenerzeugung nicht allein in tropfbaren, sondern auch in elastischen Flüssigkeiten wahrgenommen und nicht nur den Schall, sondern auch die Entstehung der Lichterscheinungen, ja selbst der Wärme auf Wellenbewegungen zurückgeführt. Namentlich machten sich in dieser Beziehung Huygens, Euler und Newton verdient, doch blieb es erst der Neuzeit vorbehalten, die von diesen Forschern gegebenen Fingerzeige besser zu benutzen, und zwar waren es Chladni und Thomas Young, die den Grund und Boden zu einem Gebäude legten, das von den Gebrüdern Ernst

Digitized by Google

Heinrich und Eduard Wilhelm Weber in dem klassisch gewordenen Werke „Wellenlehre, auf Experimente gegründet“ (Leipzig 1825) auf- und ausgebaut wurde. In tropfbaren Flüssigkeiten besteht die Welle in einer abwechselnden Hebung und Senkung, zum Theil auch horizontalen Verschiebung der Wassertheilchen, in elastischen Flüssigkeiten, wie bei den Schallwellen in der Luft, in einer abwechselnden Verdichtung und Verdünnung der Flüssigkeit, oder, wie bei den Lichtwellen im Aether, in einer seitlichen Verschiebung. In allen diesen Fällen ist der Vorgang der Art, daß der Zustand (die Phase) der Wellenbewegung (Undulation), in dem sich irgend ein Theilchen der Flüssigkeitsmasse zu einer gewissen Zeit befindet, sich von da auf den ganzen übrigen Theil der Flüssigkeit allmählig fortpflanzt, worauf die sogenannte Fortbewegung der Welle beruht. Bei dem scheinbaren Fortrücken der W. bewegt sich aber nicht die Wassermasse selbst fort, so daß etwa ein Wellenberg in das ihm vorangehende Wellenthal hineinstürzte, um es auszufüllen ꝛc., sondern die Gesammtheit der Wassermasse (oder der Luft- und Aethermasse) bleibt, abgesehen von der Bewegung der einzelnen Theilchen darin, an ihrer Stelle und bloß die Form der Welle ist fortschreitend. Ein nicht allzu straff gespanntes, an irgend einer Stelle in die Höhe gehobenes oder angestoßenes Seil gibt das deutlichste Bild einer solchen fortschreitenden Wellenbewegung (oscillatio progressiva). Ein etwa 50 Ellen langes Seil von einem halben bis ganzen Zoll Dicke zeigt eine und dieselbe Welle wohl zwölf- bis sechszehn mal vorwärts und rückwärts schreitend, indem beim Vorwärtsgehen die Ausbiegungen allemal nach oben, beim Rückwärtsgehen nach unten gerichtet sind, wobei die Bewegung nach der Länge des Seils in der Art fortschreitet, daß jeder einzelne Punkt allmählig sich hebt, beim Fortgehen im höchsten Punkt und beim Rückgang im tiefsten Punkt zum Stillstand seiner Bewegung kommt. Ferner ist die Spannung da am größten, wo die aufwärtsgehende Bewegung am frühesten wieder in eine rückwärts gehende verwandelt wird. Die Erhabenheiten und Vertiefungen, welche die Wasserwellen bilden, schreiten dadurch fort, daß vorn neue Wassertheilchen in die Form der Welle aufgenommen werden, während hinten andere Wassertheilchen aus der Form der Welle austreten. Wenn die aufeinander folgenden unter einander verbundenen Wellenberge und Wellenthäler gleich oder fast gleich gestaltet sind, so laufen die Schwingungsbahnen der einzelnen Flüssigkeitstheilchen in sich selbst oder fast in sich selbst zurück und sind anscheinend in der Vertikalebene liegende Ellipsen. Mithin geschieht die Oscillation der einzelnen Theilchen nicht etwa bloß so, daß sich die Theilchen in vertikaler Richtung abwechselnd heben und senken, sondern sie haben bei der vertikalen zugleich eine horizontale Geschwindigkeit, die sie jedoch nicht über eine gewisse Grenze hinausführt, von wo an nämlich ihre Bahn rückläufig wird. Die Wellenbewegung selbst wird auf verschiedene Weise hervorgebracht. Ruhige Wassermassen müssen z. B. theilweise in ihrem Gleichgewichtszustande gestört werden, sollen W. hervortreten. Ein Stein, auf den Wasserspiegel geworfen, erregt bekanntlich eine große Folge von W., und Gleiches erscheint, wenn man einen festen Körper aus dem Wasser herauszieht. Ist die W. erregende Ursache momentan, so setzt sich zwar die Wellenbildung noch ein Zeit hindurch fort, endet aber, indem die Wellenberge allmählig kleiner und kleiner werden und endlich sich ganz verflachen. Wirkt dagegen die Ursache immer fort, so werden nach dieser die erregten W. modificirt. Meereswellen entstehen häufig durch Wind, indem dieser das Wasser stoßend niederdrückt, oder mit sich fort nimmt. Auf diesem Wege entstehen in der Regel nur kleine W., die aber durch Zusammenfallen in große verwandelt werden können. Aus dem aufgehobenen Gleichgewicht der einzelnen Wassermassen und den hierdurch erzeugten Oscillationen folgt aber, daß eine Welle eine große Reihe anderer nach sich ziehen muß, indem die vordere Seite derselben sich hebt, die hintere dagegen niedersinkt und vielleicht durch den aufströmenden Wind noch mehr Wasser nach vorn getrieben u. der Wellenberg dadurch um Vieles gehoben wird. Ist eine Welle so weit fortgerückt, als ihre Breite beträgt, so kommt hinter ihr her eine neue Welle, und zwar können auf diese Weise 30—40 W. einander folgen, die sich gegenseitig bedingen. Daher die große Regelmäßigkeit der W. im Meere. Merkwürdig ist, daß viele sich entgegenkommende W. in den mannichfaltigsten Richtungen sich durchkreuzen können, ohne einander aufzuhalten und zu stören, und daß die W., an senkrechten Wänden des Behälters ankommend, ungefähr wie der Schall beim Echo zurückgeworfen werden. Die Gebrüder Weber fanden, daß zwei gleich große, einander entgegenkommende Wellenberge in dem Augenblick, wo sie ineinander fallen, einen Berg bilden, der fast noch einmal so hoch ist als jeder der beiden einzelnen Berge, daß sie durch einander durchgehen, sich wieder theilen u. jeder ungestört in der Richtung seines Wegs fortgeht. Ebenso bilden zwei einander begegnende Wellenthäler im Augenblick ihres Zusammenfallens ein Wellenthal, das beinahe noch einmal so tief ist. Wenn ein Wellenthal und ein Wellenberg von gleicher Größe einander entgegenkommen, so vernichten sie sich in dem Augenblick, wo sie in Einem Raum beisammen sind, setzen aber, nachdem sie durch einander durchgegangen sind, ihren Weg ungestört fort. Aehnliche Einflüsse äußern auch die Schall- und Lichtwellen auf einander. Größere W. bewegen sich schneller als die kleineren gekräuselten, weswegen auch die ersteren unter den letzteren hinlaufen, diese aber zu ruhen scheinen, wie wenn man eine Walze unter einem Stück Zeuch hinrollt. Fettigkeiten, namentlich Oel, heben die Wellenbewegung auf, wie in neuerer Zeit durch vielfache Proben nachgewiesen wurde, indem Schiffskapitäne geflissentlich in Brandungen Oel gossen und diese, wenn auch nicht vollständig, doch größtentheils zu beruhigen vermochten.

Wellenbewegung, s. Wellen.

Weller, Jakob, namhafter Philolog, geboren am 5. Dec. 1602 zu Neukirchen im Voigtlande, erhielt, nachdem er zu Wittenberg seine Studien vollendet, daselbst die Professur der

orientalischen Sprachen, wurde 1640 Superintendent zu Braunschweig und 1646 Oberhofprediger in Dresden, wo er am 6. Juli 1664 †. Sein Hauptwerk ist die „Grammatica graeca nova" (Leipzig 1634), die eine weite Verbreitung fand, später wieder aufgelegt durch J. F. Fischer (zuletzt Leipzig 1780), der auch „Animadversiones ad Welleri grammaticam graecam" (das. 1798—1801, 4 Bde.) verfaßte.

Wellesley, berühmte englische Familie, die von den Colley's oder Cowley's von Rutland abstammt, deren zwei, Walter und Robert, unter Heinrich VIII. nach Irland auswanderten und dort 1537 ersterer zum Oberarchivar (Master of the Rolls), letzterer zum Kronfiskal (Solicitor-General) von Irland ernannt wurden. Richard Colley wurde 1728 von seinem Vetter Garrett Wesley adoptirt und zum Erben seiner Güter eingesetzt, unter der Bedingung, daß er seinen Namen und sein Wappen annehme. Im Jahre 1746 von Georg II. zum irischen Peer mit dem Titel Baron Mornington erhoben, starb er den 31. Jan. 1758. Sein Sohn, Garrett Colley-W., geboren den 19. Juli 1735, wurde 1760 zum Viscount W. u. Grafen Mornington erhoben. Er starb am 22. Mai 1781 u. hinterließ 5 Söhne, von denen der dritte der nachherige Herzog von Wellington (s. d.) war. Der älteste, Richard Cowley, seit 1797 Baron und Peer W. in England, seit 1799 Marquis W. in Irland, geboren am 20. Juni 1760 zu Dublin, trat nach Vollendung seiner Studien 1784 in die Güter u. Titel seines Vaters ein, ward bald darauf von Windsor in das britische Unterhaus gewählt u. von Georg III. zum Lord der Schatzkammer, dann zum Kommissär für die ostindischen Angelegenheiten, endlich 1797 zum Generalgouverneur von Ostindien ernannt. Die Franzosen hatten sich eben mit Tippo Saib, dem Sultan von Mysore, zu einem Angriff auf die britischen Besitzungen von Aegypten aus verbunden. W. ließ deshalb sofort die Meerenge Bab-el-Mandeb sperren, eröffnete den Krieg gegen Tippo Saib und unterwarf durch den Fall von Seringapatam ganz Mysore der britischen Gewalt, wofür ihn der König zum irischen Marquis ernannte. Von den Mahratten eroberte er binnen 3 Monaten das Land zwischen Ganges und Dschumna und zwang so den Scindiah und den Radscha von Berar, Frieden zu schließen. Im Jahre 1801 schickte er ein Hülfscorps gegen die Franzosen nach Aegypten. Im Jahre 1805 ward er durch Cornwallis ersetzt. Anfangs 1809 ging er als britischer Botschafter an der Centraljunta nach Spanien und Ende des Jahres übernahm er das Departement des Auswärtigen, in welcher Stellung er namentlich die Sache Spaniens betrieb. Im Jahre 1812 hatte er Castlereagh zum Nachfolger. Wiewohl für einen Tory geltend, schlug er doch in der Sitzung von 1812 die Aufhebung der Gesetze gegen die Katholiken vor. Wiederholt erklärte er sich gegen die Aufhebung der Habeascorpusakte. Von 1821—28 und wieder von 1833—34 Lordlieutenant von Irland, verband er mit Energie große Mäßigung. Er starb am 26. Sept. 1842 zu Kingstonhouse bei Brompton. Vgl. Pearce, Memoirs and correspondence of the Rich. Marquis W., London 1845, 3 Bde. W.s zweiter Bruder, William W.-Pole, Baron Maryborough, geboren am 20. Mai 1763, diente in der Marine, trat dann ins irische und später ins englische Unterhaus und folgte 1809—12 seinem Bruder Arthur als Staatssekretär von Irland, ward dann Münzmeister, 1821 Peer von England, 1828 Oberjägermeister und war von 1834—35 Generalpostmeister. Er starb den 22. Febr. 1845. Sein Sohn, William Pole-Tylney-Long-W., Graf von Mornington, geboren den 22. Juni 1788, machte sich durch die maßlose Verschwendung bekannt, durch die er das ungeheure Vermögen seiner ersten Frau, der reichsten Erbin in England, in kurzer Zeit durchbrachte. Er starb in London am 2. Juli 1857. Der vierte Bruder, Gerard Valerian W., geboren am 3. Dec. 1771, ward Kanonikus von Durham, Rektor von Bishop-Wearmouth u. Kaplan der Königin. Er starb zu Durham den 21. Okt. 1848. Der jüngste der Brüder, Henry W., wurde 1828 Baron Cowley, s. Cowley 2).

Wellingborough, Stadt in der englischen Grafschaft Northampton, an der Eisenbahn von Northampton nach Peterborough, hat eine Freischule, ein Handwerkerinstitut, Fabrikation von Spitzen, Seidenwaaren, Schuhen und Stiefeln und 6067 Einw. In der Nähe mehre Mineralquellen und Eisenwerke.

Wellington, 1) Stadt in der englischen Grafschaft Salop (Shropshire), an der Eisenbahn von Birmingham nach Shrewsbury, die hier nach Stafford abzweigt, hat eine Markthalle, ein Handwerkerinstitut, Eisen- und Kohlenwerke und 5576 Einw. — 2) Stadt in der englischen Grafschaft Somerset, am Tone und an der Eisenbahn von Bristol nach Plymouth, hat Fabrikation von Wollzeuchen, Töpferwaaren und Glas, Kohlenminen und 3689 Einw. Von diesem W. führt der Herzog von W. den Titel; auf dem nahe gelegenen Blackdownhügel steht eine Säule zur Erinnerung an seinen Sieg bei Waterloo. — 3) Stadt auf der Südostspitze der Neuseelandinsel Eaheinomauwe im südwestlichen Polynesien, Hauptstadt der zugleich die Insel Tawai mit umfassenden Südprovinz, liegt auf der Nordküste der Cooksstraße in einer für den Landbau wenig geeigneten Gegend, ist aber der wichtigste Handelsplatz der ganzen Kolonie und zählt 6000 Einw.

Wellington, Sir Arthur Wellesley, Herzog von W., Fürst von Waterloo, berühmter britischer Feldherr und Staatsmann, geboren am 1. Mai 1769 zu Duncan-Castle in Irland, war der dritte Sohn des Grafen von Mornington (s. Wellesley), besuchte die Schule zu Eton und die Militärschule zu Angers in Frankreich, trat 1787 als Fähnrich in englische Dienste und kaufte sich später die Oberstlieutenantsstelle im 33. Infanterieregiment, mit dem er 1794 dem Feldzug in Holland beiwohnte und 1797 nach Ostindien ging, wo sein älterer Bruder Richard (s. Wellesley) zum Generalgouverneur ernannt worden war. In dem Krieg gegen Tippo Saib erwarb er sich den Grad eines Generalmajors, ward dann Gouverneur von Seringapatam und focht 1803 mit Glück gegen die Mahratten. Im Jahre 1805 nach Europa zurückgekehrt, wurde er von der Stadt Newport zum

Digitized by Google

Abgeordneten im Unterhause erwählt, nahm indessen nur selten Theil an den Debatten und entwickelte dabei kein besonderes Rednertalent. Wiewohl 1806 zum Staatssekretär von Irland ernannt, schloß er sich im folgenden Jahr der Expedition Lord Cathcarts gegen Kopenhagen an, dessen Kapitulation er verhandelte. Die Regierung belohnte ihn mit dem Rang eines Generallieutenants und sandte ihn 1808 mit 8000 Mann nach Portugal. Hier schlug er am 18. Aug. die Franzosen bei Roleza und am 21. bei Vimiera, mußte zwar hierauf den Oberbefehl an Dalrymple abtreten, erhielt aber im April 1809 den Oberbefehl über die verstärkten britischen, sowie über die einheimischen Truppen in Portugal. Er überraschte Soult am 11. Mai zu Oporto, wendete sich dann an den Tajo, vereinigte sich den 20. Juli bei Oropesa mit Cuesta und schlug am 28. Juli bei Talavera de la Reyna vom König Joseph angegriffen die Franzosen zurück, wodurch er sich den Titel eines Barons Douro von Wellesley u. Viscount W. von Talavera, sowie von der portugiesischen Regentschaft den eines Marquis von Vimieira erwarb. Die von den Spaniern verlorene Schlacht bei Almonacid und andere Unfälle bewogen ihn jedoch, den Rückzug nach Portugal anzutreten. Masséna, der ihm folgte, warf er am 27. und 28. Sept. 1810 in der blutigen Schlacht bei Busaco und zog sich dann hinter die verschanzten Linien von Torres-Vedras zurück, auf deren Vertheidigung die Rettung des Königreichs sich gründete. Im Sept. 1811 überschritt er den Tajo, nahm am 12. Febr. 1812 Ciudad Rodrigo und am 7. April Badajoz, siegte am 22. Juli bei Salamanca und besetzte am 13. Aug. Madrid, wofür ihn der englische Prinzregent zum Marquis von Wellesley erhob u. das Parlament ihm eine Dotation von 100,000 Pfd. Sterl. verwilligte. Er wandte sich nun gegen Burgos, fand aber so hartnäckigen Widerstand, daß er die Belagerung aufgeben und den Rückzug gegen Salamanca antreten mußte. Gleichwohl erfolgte seine Erhebung zum Marquis von W. in allen 3 britischen Reichen und eine neue Dotation von 100,000 Pfd. Sterl. Am Schluß des Feldzugs stand W. wieder auf portugiesischem Boden. Anfangs 1813 auch mit dem Oberbefehl über die spanischen Truppen betraut, errang W. am 21. Juni den glorreichen Sieg von Vittoria, wofür er zum englischen Feldmarschall und vom Prinzregenten von Portugal zum Herzog von Vittoria erhoben ward. Joseph führte nun die entmuthigte Armee hinter die Pyrenäen zurück, W. aber schritt zur Belagerung von San Sebastian und Pampelona, um sich die beiden Hauptstraßen nach Bayonne zu öffnen, wo die Franzosen ungeheure Kriegsvorräthe hatten. Marschall Soult, der Ende Juli mit 35,000 Mann über St. Jean de Pind de Port vorrückte, fand so kräftigen Widerstand, daß er den Rückzug antreten mußte, und General Drouet, der gegen San Sebastian marschirte, ward ebenfalls zurückgeworfen, worauf sich San Sebastian am 8. September, Pampelona am 31. Oktober ergab. Soult hatte inzwischen eine stark verschanzte Stellung an der Nivelle genommen. W. eroberte dieselbe jedoch am 10. November, worauf sich jener in Bayonne verschanzte. Erst in der zweiten Hälfte des Februar 1814 gestattete die Witterung die Eröffnung des Feldzugs. W. nöthigte Soult durch Flankenbedrohung zum Rückzug in die Stellung bei Orthez und warf ihn bis unter die Mauern von Toulouse zurück, das nach einer letzten blutigen Schlacht am 10. April in seine Hände fiel. Die Abdankung Napoleons I. machte den ferneren Feindseligkeiten ein Ende. Der englische Prinzregent verlieh ihm am 3. Mai 1814 die Würde eines Herzogs von W. und eines Marquis von Douro und das Parlament verwilligte ihm nach seiner Ankunft zu London (am 23. Juni) abermals 400,000 Pfd. Sterling zum Ankauf von Ländereien. W. ging hierauf als außerordentlicher Gesandter nach Paris und am 1. Febr. 1815 trat er als britischer Bevollmächtigter auf dem Kongresse zu Wien an Castlereaghs Stelle. Hier empfing er die Nachricht von Napoleons Landung zuerst, unterzeichnete die Achterklärung gegen diesen und den Allianztraktat, kam schon am 6. April zu Brüssel an, wo er den Oberbefehl über die britisch-hannöverisch-holländisch-braunschweigischen Truppen übernahm, machte durch seinen Sieg bei Waterloo (s. d.) am 18. Juni, der ihm den Titel eines Fürsten von Waterloo eintrug, dem französischen Kaiserreiche zum zweiten Male ein Ende, marschirte hierauf mit Blücher gegen Paris, wo er am 5. Juli durch Kapitulation einzog, und erhielt nach dem Vertrag vom 20. November 1815 das Oberkommando über die verbündeten Truppen, die Frankreich besetzt hielten. Auch in dieser mehr diplomatischen Stellung behauptete er sein leidenschaftsloses Wesen, vermochte sich aber, wie schon sein Betragen im Prozesse Ney's (s. d.) beweist, nicht zum Edelmuthe zu erheben. Dagegen fanden die Bourbons den Verbündeten gegenüber in ihm eine Stütze. Auf dem Kongreß zu Aachen beantragte er 1818 selbst die Zurückziehung des Okkupationsheeres; auch half er die Kontributionsfrage zu Gunsten der französischen Regierung entscheiden. Im Jahre 1822 ging er als britischer Bevollmächtigter auf den Kongreß nach Verona. Seine Wirksamkeit als Mitglied des Oberhauses näherte sich mehr und mehr den Grundsätzen des starrsten Torysmus. Im Jahre 1827 ward er zum Oberbefehlshaber der britischen Landmacht ernannt. Nach Goderichs Rücktritt übernahm er im Januar 1828 die Bildung des neuen Ministeriums, in welchem er die Stelle eines ersten Lords des Schatzes bekleidete. Er umgab sich mit entschiedenen Tories, suchte der Verwaltung einen militärischen Charakter aufzudrücken und vernachlässigte gänzlich die sehr verwickelten auswärtigen Verhältnisse. Der Einfluß der französischen Julirevolution auf die britische Nation und die Thronbesteigung Wilhelms IV. veranlaßten im November 1830 den Sturz seiner Verwaltung und der Tories überhaupt. Mit gewohnter Hartnäckigkeit widersetzte er sich nun der Parlamentsreform und den übrigen Fortschritten, welche die Whigminister einleiteten. Wenn er auch im Oberhause kein glänzendes Rednertalent geltend machte, so übten doch sein persönliches Ansehen und die Klarheit und Bestimmtheit seines Ausdrucks den größten Einfluß. Nach der Entlassung der Whigs im Nov.

Digitized by Google

1834 ergriff er mit Peel (s. d.) wiederum die Zügel der Verwaltung als Minister des Auswärtigen; doch mußte er schon bei Eröffnung der Sitzung von 1835 zurücktreten. Als Peel nach dem Sturze der Whigs im September 1841 sein Ministerium bildete, betheiligte sich W. aufs Neue an der Regierung, ohne ein bestimmtes Departement zu übernehmen. Mit der Auflösung des Kabinets im Juni 1846 zog er sich ebenfalls zurück. Außer der Oberbefehlshaberstelle bekleidete er noch das Amt des Gouverneurs im Tower, des Wächters der fünf Häfen und des Kanzlers der Universität zu Oxford. Er † am 14. September 1852 in seinem Schloß Walmer-Castle bei Dover u. ward am 18. November mit königlichem Pomp in der St. Paulskirche beigesetzt. Auf vielen öffentlichen Plätzen waren ihm schon bei Lebzeiten Standbilder errichtet. W. war ein Mann von etwas mehr als mittlerer Größe, mager, knochig gebaut, von unverhältnißmäßig langem Gesicht mit stark vortretender Römernase. Weder durch Genialität, noch durch kühne Ideen ausgezeichnet, besaß er doch scharfen Verstand, eisernen Willen, leidenschaftslose Kälte und unerschütterliches Pflichtgefühl. Aus seiner Ehe mit Miß Pakenham, Schwester des Barons Longford, hinterließ er 2 Söhne. Der älteste, Arthur Richard, geboren den 3. Febr. 1807, der ihm als zweiter Herzog von W. folgte, wurde 1854 Generalmajor. Seine Ehe ist kinderlos. Der zweite Sohn, Lord Charles Wellesley, geboren den 16. Januar 1808, rückte in der Armee bis zum Oberstlieutenant auf, kam 1852 ins Parlament und war ein Anhänger R. Peels, unter dessen Ministerium er das Hofstallmeisteramt bekleidete. Er † erblindet den 9. Okt. 1858 und hinterließ 2 Söhne und 2 Töchter. Vergl. die von Gurwood herausgegebenen „Despatches of the duke of W. etc." (London 1836 bis 1838, 12 Bde.) und seine „Speeches in parliament" (das. 1854, 2 Bde.), sowie Bauer, Leben und Feldzüge des Herzogs W., Quedlinburg 1840, und Timbs, Wellingtoniana, Lond. 1854. Außerdem beschrieben sein Leben die Engländer Elliot, Clarke, Maxwell, Grey, Brialmont u. A.

Wells, Stadt in der englischen Grafschaft Somerset, südlich von Bristol, am Fuße der Mendiphügel, ist Bischofssitz, hat eine schöne gothische Kathedrale, einen bischöflichen Palast mit Garten, Fabrikation von Leder, Seide, Spitzen, Wollzeuchen und Papier und 4736 Einw. W. wählt zwei Mitglieder ins Parlament. In der Nähe die Stalaktitenhöhle Okey oder Wookey.

Wels (Silurus *L.*), Fischgattung aus der Ordnung der Bauchflosser, charakterisirt durch den großen Kopf, den nackten, spindelförmigen Körper, die kleine Rücken- und die sehr lange Afterflosse. Die einzige in Europa vorkommende Art ist der gemeine W. (Silurus glanis *L.*, Donauwels, Waller), der größte Süßwasserfisch Europa's, der eine Länge von 6—12 Fuß erreicht und 1—3 Centner schwer wird. Er hat einen breiten, platten Kopf, ein weites, halbrundes Maul, dessen Kiefer und Gaumen mit kurzen, dicht gestellten Hechelzähnen bewaffnet sind, 2 sehr lange Bartfäden über und 4 kürzere unter dem Maul, ist am Körper braun oder dunkelviolett gefärbt, marmorirt, unten heller als oben. Die kleine Rückenflosse steht fast im Nacken; die Schwanzflosse geht in die Afterflosse über, die sich über die Hälfte der Gesammtlänge des Fisches am Bauche hinzieht; die Brustflossen sind abgerundet, fächerförmig, die Bauchflossen klein. Der W. ist ein träger Raubfisch, der auf dem Boden auf Beute lauert, nur bei Gewitterluft in die Höhe und zur Laichzeit im Juni und Juli in das Schilf des Ufers kommt und mit dem Spiel der Bartfäden die Fische anlockt. Er verschmäht Aas nicht und verschluckt auch Frösche und Wasservögel. Er findet sich in den großen Flüssen Deutschlands, besonders in der Elbe und Oder. Er ist schwer zu fangen, am besten mit der Angel und mit dem Speer. Das Fleisch des jungen Fisches ist weiß, weich und saftig, aber sehr fett, besonders der Schwanz, der fast wie Aal schmeckt und besonders gebraten auf die Tafel kommt. In Ungarn wird der W. an der Luft getrocknet, die fetteren Theile werden wie Speck benutzt. Aus dem Rogen wird Kaviar, aus der Schwimmblase Hausenblase bereitet.

Wels (Ovilabis der Römer), Hauptstadt des Hausruckkreises im Erzherzogthum Oesterreich ob der Ens, links an der Traun und an der linz-gmundener Eisenbahn, hat 2 Vorstädte, alte doppelte Mauern, eine schöne Pfarrkirche mit Glasmalereien, eine aus den Mitteln des Gustav-Adolfvereins erbaute protestantische Kirche, ein Rathhaus, eine alte Burg Wels, in welcher Kaiser Maximilian I. am 12. Jan. 1819 starb, ein Schloß Polheim, eine Kreishaupt- und Unterrealschule, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, ein Theater, Fabrikation von Leder, Oel, Kattun, Papier, einen Kupferhammer und lebhaften Gewerbebetrieb und 6026 Einw. Die Welserheide erstreckt sich von hier 3 Meilen weit bis Linz.

Welsch (richtiger wälsch), fremd, ausländisch; s. v. a. französisch; s. v. a. italienisch.

Welsche Nuß, s. v. a. Wallnuß.

Welschkorn, s. v. a. Mais, Zea Mais *L.*

Welschland, s. v. a. Italien.

Welse, Abfluß des See's Wolletz in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Angermünde, bildet auf eine Strecke die Grenze zwischen den Provinzen Brandenburg und Pommern, ist durch den Landgraben mit der Randow u. Ucker verbunden und mündet unterhalb Vierraden in die Oder.

Welser, jetzt ausgestorbene berühmte Patricierfamilie zu Augsburg, deren Stammbaum einige Genealogen bis zum Feldherrn Belisar hinaufführten. Sie gelangte zu so hohem Reichthum, daß Bartholomäus W., geheimer Rath Kaiser Karls V., nebst Fugger dem Kaiser 12 Tonnen Gold vorschießen konnte. Mit Genehmigung des Kaisers rüstete er ferner in Spanien drei Schiffe, welche unter dem Befehl des Ambros Dalfinger die Provinz Caracas in Besitz nahmen. Der Kaiser überließ dieselbe W. als Pfand, doch gab die Familie schon nach 20 Jahren den Besitz wieder auf. Des Bartholomäus Nichte, Philippine W., geboren 1530, ausgezeichnet durch Bildung und Schönheit, ward von dem Erzherzog Ferdinand, dem zweiten Sohne des nachmaligen Kaisers Ferdinand I., geliebt und, da sie alle Anträge zu einer andern Verbindung mit ihm als durch die

Digitized by Google

Ehe abwies, 1550 insgeheim mit ihm getraut. Als der Vater Kunde davon erhielt, verbannte er den Sohn aus seiner Nähe, und erst nach acht Jahren versöhnte er sich mit demselben. Philippine selbst überreichte ihm (1558) zu Prag verkleidet und unter fremdem Namen eine Bittschrift, und ihr Benehmen dabei, sowie ihre Schönheit entwaffneten den erzürnten Vater. Er verzieh dem Sohne, erklärte dessen Kinder für legitim und erhob die Mutter zur Markgräfin von Burgau, und nach ihr erhielten ihre beiden Söhne den Namen Markgrafen von Burgau. Philippine lebte mit ihrem Gemahl abwechselnd zu Ambras und in Innsbruck. Sie starb an ersterem Ort am 28. April 1580 u. ward in der Hofkirche zu Innsbruck beigesetzt. Ihr Bildniß wird im Schlosse zu Schönbrunn gezeigt. Ihr ältester Sohn, Andreas, Markgraf von Burgau, starb 1600 als Kardinal; ihr zweiter Sohn, Karl, der sich im Kriege gegen Ungarn und Spanien auszeichnete, starb 1618 ohne Erben. Marcus W., geboren 1558, studirte zu Rom, wurde 1592 Rathsherr und 1600 kaiserlicher Rath und Stadtpfleger zu Augsburg und galt zu seiner Zeit für einen Polyhistor. Unter Anderem machte er sich durch die sogenannte „Tabula Peutingeriana" (s. Peutinger) bekannt. In der Folge verbreiteten sich Zweige der Familie W. nach Ulm, Regensburg und Nürnberg, wo sie sich überall ein würdiges Gedächtniß gestiftet haben.

Welshpool, Stadt im englischen Fürstenthum Wales, Grafschaft Montgomery, am Severn, hat starke Flanellfabrikation, Malzhandel und 7304 Einwohner. Unweit südlich davon auf einer Felsenhöhe liegt Powis Castle mit Gemäldesammlung.

Welsk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wologda, nordöstlich von Wologda, am Einfluß des Wel in die Waga, hat Seidenweberei und 1050 Einw.

Welt (althochdeutsch weralt, mittelhochdeutsch werld), im allgemeinen Sprachgebrauch die Erde u. das sie bewohnende Menschengeschlecht, daher Welttheile, Weltkunde, Weltgeschichte ꝛc.; im philosophischen Sinne der Inbegriff alles Seienden; die existirenden Dinge in ihrer Totalität und daher Gegenstand der Kosmologie (s. d.), die als ein Theil der Metaphysik betrachtet wird; auch das Weltgebäude oder Weltall (Universum, Kosmos), die Gesammtheit der Weltkörper, d. h. aller Fixsterne, Planeten, Nebenplaneten und Kometen, die in ihrer Verbindung und Ordnung als ein Ganzes das Weltsystem bilden, unter welcher Bezeichnung man aber auch zugleich die verschiedenen Ansichten über eine solche Verbindung der Weltkörper, namentlich der Körper unseres Sonnensystems, begreift. Nach der Anschauung der Alten war der Kosmos die Kugel des Sternenhimmels, welche sich um die Erde als ihren Mittelpunkt drehend gedacht wurde. Der Mehrzahl der alten Philosophen galt der Kosmos für ein beseeltes Wesen, der jonischen, eleatischen, peripatetischen und stoischen Schule als die höchste Gottheit selbst. Den Platonikern war er dagegen ein erzeugtes Ebenbild des höchsten Gottes, ein Wunderwerk von Schönheit und Harmonie, dessen elementare Stoffe nach den Grundverhältnissen musikalischer Intervalle geordnet gedacht wurden; Anaximander und die Epikureer nahmen eine Vielheit von Welten an und leugneten dadurch den Begriff der höchsten Gottheit in dem Sinne des griechischen Alterthums. Nach aristotelischer Vorstellung bestand das Weltall aus den Sphären der Gestirne, welche als hohle, bewegliche Kugeln oder Hülsen gedacht wurden, an deren jeder das Gestirn ihres Namens befestigt war. Um die Erde zunächst bewegt sich die Sphäre des Mondes, um diese die des Merkur, dann der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter; des Saturn und zuletzt des Fixsternhimmels. Die Sphäre des letzteren besteht aus feurigem Aether als dem feinsten und leichtesten Stoff, die in der Mitte ruhende kugelförmige Erde aus den schweren Niederschlägen der gröbsten Elemente. Diese durch Eratosthenes und Ptolemäus mit mathematischer Genauigkeit weiter ausgeführte Ansicht bildete das das ganze Mittelalter hindurch herrschende ptolemäische Weltsystem, wurde jedoch schon im Alterthum von einem Zweige der pythagoräischen Schule, an dessen Spitze Aristarchus von Samos stand, mit der Behauptung bekämpft, daß die Sonne der Mittelpunkt der W. sei, um welchen die Erde sich bewege. Mit dem Glauben an eine Beseelung des Kosmos hing die Vorstellung zusammen, die Theile und Glieder organischer Wesen in den Theilen und Gliedern des Kosmos wieder zu finden, eine Vorstellungsweise, die in späterer Zeit von Paracelsus u. Andern dahin erneuert wurde, daß man die W. für einen menschlichen Organismus im Großen (Makrokosmos), den Menschen für eine W. im Kleinen (Mikrokosmos) erklärte, womit die Annahme von einem Einflusse der Bewegungen der Gestirne auf das Leben und die Schicksale der Menschen zusammenhing. Das Unhaltbare des ptolemäischen Systems suchte Tycho de Brahe zu verbessern. Er nahm aber gleichfalls die Erde als unbeweglich in der Mitte des Weltgebäudes an und ließ Sonne und Mond um sie, die übrigen Planeten aber um die Sonne sich bewegen. Früher als Tycho de Brahe trat Kopernikus mit seinem System auf, das aber erst dadurch zum allgemein herrschenden ward, daß Kepler die Verhältnisse der Planetenbahnen mit mathematischer Genauigkeit feststellte und Newton sie aus den Gesetzen einer allgemeinen Gravitation ableitete und berechnete. Mit dem Siege der neuen Theorie drängten sich zugleich Fragen auf, welche das Alterthum nur berührt hatte, wie die Frage, ob die W. vielleicht ohne Grenze sei und sich völlig ins Unendliche erstrecke, und die, ob die andern Weltkörper außer unserm Erdball ebenfalls bewohnt seien. Die letztere glaubte aus Wahrscheinlichkeitsgründen besonders Fontenelle durch seine berühmten „Entretiens sur la pluralité des mondes" (1686) und Kant durch seine „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" (1755) bejahen zu müssen. Neuere Naturphilosophen, wie Schubert in „Die Urwelt und die Fixsterne" (1822), haben vergeblich die Grenzen der unermeßlichen W. wieder enger zu stecken und für unser Sonnensystem einen Platz im Mittelpunkt des Weltalls in Anspruch zu nehmen versucht, und auch die neuerlich von Mädler

aufgestellte Theorie, einen Fixstern im Sternbilde des Hercules für den Centralpunkt des Universums (Centralsonne) anzusehen, um welchen unsere Sonne im Geleite ihrer Planeten und Kometen eine regelmäßige, der der Planeten um die Sonne entsprechende Bahn beschreibt, hat nicht durchzudringen vermocht. Die Ansicht von einer Beseelung des Weltalls ist durch Schelling in seinem Buche „Ueber die Weltseele" (Jena 1798) und dann specieller durch Fechner in dessen „Zendavesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits" (Leipz. 1851) erneuert worden. Unter W. versteht man endlich noch das Endliche und Kreatürliche, im Gegensatz zum Unendlichen, Ewigen, zum Geiste. Im Religiösen ist hiernach das Weltliche der Gegensatz zum Heiligen und Göttlichen, im individuellen Leben die Richtung auf das Irdische, auf die Außenwelt, im Gegensatz zum innerlichen, geistigen Leben.

Weltaxe, eine gerade Linie, die man sich zwischen dem astronomischen Nord- und Südpol gezogen denkt.

Weltbeschreibung, s. v. a. Kosmologie.

Weltbrand (griech. Ekpyrose), der Untergang der Erde durch Verbrennung ihrer Stoffe, worauf eine neue Gestaltung der Dinge beginnen sollte. Das Dogma vom W. findet sich besonders bei mehren griechischen Philosophen, seit Orpheus, wie bei Heraclitus, den Stoikern und Andern; auch die nordische Mythologie kennt ihn (s. Skandinavische Mythologie).

Weltgeist (Weltseele, spiritus naturae), das nach der Annahme einiger Philosophen die ganze Welt durchdringende Thätigkeitsprincip für sich und als Urprincip, oder in selbstständiger Lebendigkeit gedacht (vgl. Welt), während einige andere Philosophen, besonders die Gnostiker, die Einwirkung Gottes auf die Natur für des Begriffes Gottes unwürdig hielten und einen Aeon (s. d.), besonders den Jehovah der Juden, als W. aufstellten.

Weltgeistliche (Weltpriester, Leutpriester, Laienpriester, clerici saeculares), im Gegensatz zu den Klosterpriestern oder Regularklerikern Geistliche, welche keinem Orden angehören, sondern an Kirchen als Pfarrer und Kapellane, oder in Domkapiteln als Domherren, Kapitulare, Vikare angestellt sind.

Weltgericht, s. Jüngstes Gericht.

Weltgeschichte, s. Geschichte.

Weltindustrieausstellung, s. Industrieausstellung.

Weltjahr, s. v. a. Platonisches Jahr.

Weltkugel, s. v. a. Globus.

Weltkunde, in der weitesten Bedeutung s. v. a. Geographie; auch s. v. a. Astronomie.

Weltlehre, s. v. a. Kosmologie.

Weltordnung, die die ganze Welt zusammenhaltende göttliche, ordnende Kraft, mag man das Gravitationsgesetz, einen Weltmagnetismus oder sonst etwas als das Weltprincip betrachten.

Weltpriester, s. v. a. Weltgeistliche.

Weltseele, s. v. a. Weltgeist.

Weltsystem, s. Welt.

Welttheil, s. v. a. Erdtheil.

Weltuntergang, die sich in sehr vielen Religionen wiederfindende Idee, daß die gegenwärtige Welt, als das Mittel zu einem höhern geistigen Zwecke, dereinst wieder vernichtet und einer schöneren und edleren Platz machen müsse, womit die christliche Kirche noch den Glauben an die Wiederkunft Christi zum Weltgericht verbindet.

Weltweisheit, s. v. a. Philosophie.

Welwitschia, von dem österreichischen Botaniker Fr. Welwitsch 1860 in Loanda in Afrika entdeckte und nach ihm benannte Pflanze, ein sehr merkwürdiges Holzgewächs, welches 100 Jahre alt werden soll. Der umgekehrt-kegelförmige Stamm wird 2 Fuß lang, ragt aber nur wenige Zoll über den Boden und zeigt eine flache, niedergedrückte, 14 Fuß im Umfang erreichende Platte, welche dunkelbraun, hart, auf der ganzen Fläche geborsten ist und deren unterer Theil einen gegen die Spitze hin sich verzweigenden Wurzelstock bildet. Aus tiefen Seitenspalten entwickeln sich zwei 6 Fuß lange, lederartige, lineale Flächen, später in viele Bänder sich zertheilende Blätter, eigentlich Samenlappen (Kotyledonen), welche während des ganzen Lebens der Pflanze bleiben und nie durch andere Blätter ersetzt werden. Am Umfang der Tafel bis an diese Samenlappen stehen steife, dichotome Trugdolden, welche fußhoch werden und scharlachrothe, aufrechte, längliche Zapfen von der Größe der Fichtenzapfen tragen. Aus den dachziegelig dicht auf einander liegenden Zapfen entwickeln sich in der Jugend achselständige, einzelne, in einigen Zapfen der Anlage nach zwitterige, in anderen weibliche Blüthen. Erstere bestehen aus einer 4theiligen Blüthenhülle mit 6 am Grunde monadelphischen Staubgefäßen mit kugeligen, 3fächerigen Antheren, welche eine centrale Samenknospe umgeben, deren Körper oben in ein gekrümmtes, eine Endscheibe tragendes Rohr ausgeht. Die weiblichen Blüthen bestehen aus einer einzelnen aufrechten Samenknospe, welche in einer gedrückten, schlauchförmigen Hülle steckt. Der reife Zapfen ist 4kantig u. enthält hinter jeder Schuppe einen breit geflügelten Samen. Die ganze Pflanze schwitzt ein Harz aus. Sie heißt bei den Eingebornen Tumbo und wächst auf dem Sandplateau bei Kap Negro an der Südwestküste von Afrika, wurde aber später von Bains und Anderssion auch im Damarlande bei der Wallfischbai gefunden. Die W. ist die einzige bekannte Pflanze, welche zu keiner Zeit ihres Lebens andere Vegetationsorgane oder Blätter hat, als die bei den anderen Pflanzen nur dem Keimling angehörigen Kotyledonen. Sie ist nur von einer harten Zellenschicht, aber von keiner eigentlichen Rinde umgeben. Unter der Zellenschicht liegt eine allgemeine Cambialschicht. Merkwürdig ist die binäre Entwickelung der Theile, wovon nur die 6 Staubgefäße eine Ausnahme machen. Die Pflanze zeigt nämlich 2 Blätter, 2 Blüthenlappen, oft 2 Markaxen an der Wurzel, dichotomen Blüthenstand, über Kreuz gestellte Deckblätter, 2 Gefäßbündel in jedem derselben, 2 in der weiblichen Hülle, 2 am Grunde der Samenknospe, 2 Blüthen in jedem Viertel der Zwitterblüthenhülle und 2 Samenlappen im Keimling. Wahrscheinlich ist die Pflanze diöcisch und wird durch Insekten befruchtet, ehe der Kern der Samenknospe der weiblichen Blüthe von der Hülle umschlossen ist.

Digitized by Google

Welzheim, Oberamtsstadt im würtembergischen Jaxtkreise, an der Lein, mit starkem Flachsbau, besuchten Flachs- und Viehmärkten u. 2000 Einw.

Wemding (Wemdingen), Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, Bezirksamt Donauwörth, am Dosbache, hat 3 Kirchen, ein Kapuzinerkloster, Fabrikation von Waffen, Nägeln, Kupfergeräthen und Bleistifteinfassungen und 2070 Einwohner. In der Nähe eine stark besuchte Wallfahrtskirche und die Mineralquelle Wildbad mit Badeanstalt.

Wenceslaus, s. Wenzel.

Wendehals (Jynx *L.*), Vögelgattung aus der Ordnung der Klettervögel und der Familie der Spechte, charakterisirt durch die vorstreckbare Zunge, ohne Widerhaken, den geraden, kegelförmigen Schnabel, die länglichen, nicht ganz von Borsten bedeckten Nasenlöcher und den Mangel an steifen Schwanzfedern. Die einzige europäische Art: J. torquilla *L.*, W., Drehhals, ist auf der Oberseite lichtaschgrau, mit dunkleren Wellen und Punkten, auf der Unterseite weiß, mit wenigen dunklen, dreieckigen Flecken gezeichnet, Kehle und Unterhals sind auf gelbem Grunde quer gewellt; vom Scheitel zieht sich ein schwärzlicher Längsstreifen bis zum Unterrücken herab; im Uebrigen ist der Oberkörper mit schwärzlichen, rost- und hellbraunen Flecken gezeichnet; die Schwingen sind roth- und schwarzbraun gebändert, die Schwanzfedern fein schwarz gesprenkelt und mit 5 schmalen Bogenbändern. Der W. ist 7 Zoll lang bei 11 Zoll Flugbreite. Er bewohnt Mitteleuropa und Mittelasien, vorzüglich Baumpflanzungen und Vorhölzer, zieht Ende August weg und kommt Anfangs Mai wieder. Er macht eigene Geberden, verdreht Hals und Kopf, macht Verbeugungen, breitet den Schwanz aus, verdreht die Augen, sträubt die Kopffedern ꝛc. Er sucht seine Nahrung, welche aus Ameisen und andern Insekten besteht, vorzüglich auf der Erde. In den Ameisenhaufen steckt er seine lange, klebrige Zunge und zieht dann die daran klebenden Thierchen ein. Er brütet jährlich nur einmal und legt in Baumhöhlen 7—12 glänzendweiße Eier.

Wendekreise (tropici), an der scheinbaren Himmels- und auf der Erdkugel zwei eingebildete Kreise, die mit dem Aequator parallel laufen und um das Maß der Schiefe der Ekliptik, oder fast um 23½°, von demselben abstehen. Sie gehören auf der Erde zu den Parallelkreisen und am Himmel zu den Tagkreisen. Am Himmel berührt die Ekliptik, deren entfernteste Punkte vom Aequator ebenfalls um das Maß der Schiefe abstehen, die W. in zwei diametral gegenüberstehenden Punkten; dies sind die Punkte der Sonnenwenden, oder die Anfangspunkte der Zeichen des Krebses und des Steinbocks, daher der nördliche Wendekreis Wendekreis des Krebses, der südliche Wendekreis dagegen Wendekreis des Steinbocks heißt. Die W. sind demnach die Tagkreise der Sonne an den Tagen der Sonnenwenden. Auf der Erde schließen die beiden W. die heiße Zone ein und begrenzen die beiden gemäßigten.

Wendel (St.), Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Trier, an der Blies, sonst Hauptstadt des bis 1834 sachsenkoburgischen Fürstenthums Lichtenberg, hat eine evangelische und eine katholische Kirche, letztere ein schöner gothischer Bau, ein Progymnasium, Streichgarnmaschinenspinnerei, Tuchmanufaktur, Lein- und Wollweberei, Strumpfwirkerei, Bierbrauerei und 2525 Einwohner.

Wenden, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Livland, nordöstlich von Riga, an der Aa, hat eine Kreisschule, etwas Handel und 2100 Einwohner, meist Deutsche protestantischer Konfession; war einst Sitz eines deutschen Ordensmeisters. Dabei der 1000 Fuß hohe Wesenberg, der höchste Punkt Livlands.

Wenden, slavische Nation, die sonst in Böhmen, Schlesien, der Lausitz, Sachsen, Pommern, Brandenburg, Mecklenburg wohnte und theils von den deutschen Stämmen vertilgt oder mit ihnen vermischt wurde, theils in der Lausitz, Pommern (als Kassuben) noch fortdauert. Die ältesten Wohnsitze der W. sind unbekannt. Zuerst nennt Jornandes drei Hauptstämme der W.: eigentliche W., an den nördlichen Grenzen Deutschlands, Slaven, in den obern Weichselgegenden bis zum Dnjestr, und Anten, östlich von diesen an dem Dnjepr wohnend. Von ihren nördlichen Sitzen brachen zur Zeit der Völkerwanderung zuerst die W. auf der nordöstlichen Seite nach Deutschland auf. Damals wurden mehre wendische Reiche gegründet, die theils Bestand hatten, theils bald wieder gestürzt wurden. Gegen das Ende des 5. Jahrhunderts gründeten wendische mit andern Slaven vermischte Stämme Großkroatien und Großserbien, jenes in Ostböhmen, Schlesien, Lodomirien, dieses in Meißen, Westböhmen und Mähren. Als aber durch Avaren und Franken jene Reiche zertrümmert worden waren, tauchen neue von wendisch-slavischen Stämmen gegründete in Großmähren und Böhmen auf. Unter den in das nordöstliche Deutschland gewanderten Stämmen der W. zeichnen sich besonders aus die Obotriten (Bodrici), ein mächtiges Volk in Mecklenburg, nebst den Polaben, Wagriern und Limonen, die Wilzen (s. d.), längs der Ostsee hin, von der Oder bis an die Weichsel, die Ukern, Heveller u. Rhetarier in den fünf brandenburgischen Marken, die Lutiazer, in der Markgrafschaft Ober- u. Niederlausitz, und die Sorben, welche letztere aber anderwärts ausdrücklich von den W. unterschieden werden. Die W. im nordöstlichen Deutschland, von denen sich einzelne Schwärme nach Frankenland und in die Rheingegenden verbreitet hatten, unterlagen meist gegen Karl den Großen. Zwar errangen sie unter dessen schwachen Nachfolgern wieder einige Selbstständigkeit, später aber fochten Sachsens Herzöge gegen sie, und Heinrich I. gründete gegen sie die Markgrafschaften Meißen, Lausitz und Brandenburg. Auf ihre Unterwerfung, welche durch die unter den Obotriten und Wilzen herrschende Uneinigkeit erleichtert ward, erfolgte ihr erzwungener Uebertritt zum Christenthum. Zwar errichtete Otto der Große mehre Bisthümer (Havelberg, Meißen, Brandenburg ꝛc.) in ihrem Lande, nachdem sie sich aber unter Mistevoi von deutscher Herrschaft frei gemacht, vernichteten sie alle Spuren des aufkeimen-

Digitized by Google

den Christenthums wieder. Um 1047 ward der Obotritenfürst Gottschalk von mehren wendischen Stämmen als Fürst anerkannt und gründete das große wendische Reich. Derselbe that viel für Befestigung des Christenthums unter den W., sein Mörder und Nachfolger Kruko ließ aber dessen Ausrottung seine Hauptsorge sein. Gottschalks Reich eroberte 1105 sein Sohn Heinreich wieder, und unter ihm reichten die Grenzen des wendischen Reichs von der Elbe bis zur Oder (Pommern wahrscheinlich eingeschlossen). Nach Heinrichs Tod (1126) bemächtigte sich nach einem harten Kampfe gegen Heinrichs Familie Knut Hlawarde, Herzog von Schleswig, des wendischen Throns und wurde 1130 vom Kaiser Lothar II. als König der Obotriten gekrönt. Er unterwarf Wagrien und Holstein, wurde aber schon 1131 von seinem Vater, dem König Magnus von Gothland, erschlagen. Nach Knuts Tode unterlag das Wendenreich den Waffen Heinrichs des Löwen. Vergl. Mecklenburg (Geschichte). Auch in den südlicheren Gegenden wurden die W. allmählig durch die Deutschen besiegt, und bis zum 12. Jahrhundert waren alle durch Waffengewalt zur christlichen Religion bekehrt. Am unvermischtesten erhielten sich die W. in der Oberlausitz in der Gegend von Bautzen, Görlitz, Zittau, wo noch jetzt die wendische Sprache (s. d.) gesprochen wird und sich wendische Sitten unverändert erhalten haben. Sie treiben vorzugsweise Ackerbau und sind ein kräftiger Menschenschlag, arbeitsam, bildsam und gastfrei. Ihre Zahl beläuft sich gegen 150,000, von denen 50,000 zu Sachsen, alle übrigen zu Preußen gehören. Im Kaiserthum Oesterreich gibt es ebenfalls W., namentlich in Steiermark u. Illyrien; überhaupt rechnet man in Deutschland gegen eine Million, die mehr oder weniger wendische Tracht und Sitte, zum Theil auch Sprache beibehalten haben. Auch das ganze Osterland war von W. bewohnt, namentlich bewahren die altenburger Bauern noch viel von den wendischen Sitten und der wendischen Tracht, die wendische Sprache aber ist dort schon seit dem 14. Jahrhundert erloschen.

Wendischer Kreis, s. v. a. Herzogthum Güstrow im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin; s. Mecklenburg.

Wendische Sprache, Zweig des slavischen Sprachstammes, und zwar des nordwestlichen Astes desselben, daher die w. S. dem Polnischen und Böhmischen näher steht als dem Russischen und Illyrischen. Sie wird noch jetzt in der Lausitz von den Nachkommen der alten lausitzer Wenden, meist auf dem Lande, gesprochen und zerfällt in den weniger entwickelten niederlausitzischen u. den oberlausitzischen Dialekt; letzterer theilt sich wieder in den evangelischen Dialekt, um Bautzen, den katholischen, bei Kamenz und im Nordosten, und den nordöstlichen. Die Verschiedenheiten derselben beruhen größtentheils auf der Aussprache. Die Sprache empfiehlt sich durch Melodie und Kraft. Der Wortschatz ist fast zur Hälfte mit deutschen, freilich sehr verstümmelten Wurzeln gemengt. Die wendische Orthographie ist von jeher sehr unbestimmt gewesen; zwei Parteien, die Katholischen und Evangelischen, haben auch hierin sich beharrlichen Widerstand geleistet. Ein Versuch zur Einigung und Verbesserung ist in neuerer Zeit von Jordan gemacht worden. Im Druck wurden bisher deutsche Buchstaben angewendet. Der Anfang des Vaterunser lautet: nasch wotze, kiź szy ty wo nebeszewh, ssweeżene budź twoge meno, d. h. unser Vater, welcher du bist in den Himmeln, geheiligt sei dein Name. Grammatiken hat man von Jak. Ticinus („Principia linguae Wendicae", Prag 1679), Mathäi (1728) und Jordan („Grammatik der wendisch-serbischen Sprache in der Oberlausitz", Prag 1841). Vergl. Körner, Philosophisch-kritische Abhandlung von der wendischen Sprache, Leipzig 1766. Eine Sammlung der „Volkslieder der Wenden" (Grimma 1843—44, 2 Bde.) veranstalteten Haupt und Schmaler.

Wendt, Johann Amadeus, namhafter Aesthetiker und Kritiker, geboren am 29. Sept. 1783 zu Leipzig, studirte daselbst Theologie, Philosophie und schöne Literatur, trat 1808 hier als Docent auf, wurde 1810 Professor der Philosophie und folgte 1824 einem Ruf in gleicher Eigenschaft nach Göttingen, wo er am 15. Oktober 1836 †. Er führte die Redaktion des „Leipziger Kunstblatts" (1817—18), des „Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen" (1821—25) und später des neuen „Deutschen Musenalmanachs". Von seinen selbstständigen Schriften sind zu erwähnen „Rossini's Leben und Arbeiten" (Leipzig 1824), „Ueber die Hauptperioden der schönen Künste oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte" (das. 1831), sowie seine Bearbeitung von Tennemanns „Grundriß der Geschichte der Philosophie".

Wenersborg, schwedisches Län (Elfsborgslän), 231,7 QMeilen groß, 1865 mit 279,153 Einwohnern, ist gebildet aus dem südlichen Theil von Westergötland und der Landschaft Dalsland. Westergötland, getheilt in 13 Härader, ist ein größtentheils bergiges und waldiges, von kleinen Seen u. Morästen erfülltes, unfruchtbares Land, in welchem aber auch Ebenen vorkommen, von denen die unfruchtbaren und kahlen „Svältorna" jetzt mit Wald bepflanzt sind; nur an der Götaelf, welche die Grenze gegen Bohusläu und Dalsland bildet, finden sich fruchtbare Strecken. Hier sind auch am Wenersee die beiden durch ein romantisches Thal geschiedenen Berge Halle- u. Hunneberg. Das Läu wird von der südlichen Stammbahn durchschnitten. Dalsland, zwischen dem Wener- oder eigentlich Dalbosee und der norwegischen Grenze gelegen, ist in dem kleineren südlichen Theile eben und fruchtbar, in dem bei weitem größeren aber ein unfruchtbares, bewaldetes Gebirgsland, dessen Berge keine bedeutende Höhe erreichen, erfüllt mit einem merkwürdigen System größerer und kleinerer Landseen, an deren schiffbarer Verbindung durch Kanale jetzt gearbeitet wird, um einen Wasserweg zwischen dem Wenersee und dem frederikshaldschen Wassersystem in Norwegen herzustellen. Nur in wenigen Theilen des Läns befriedigt der Ackerbau das Bedürfniß der Bewohner; fast überall sind Viehzucht und Waldwirthschaft die Hauptbeschäftigungen, wozu besonders in der Umgegend von Borås die Anfertigung baumwollener und wollener Zeuche, sowie Strümpfe kommt, womit durch ganz Schweden und Norwegen Hausirhandel getrieben wird. Die

Digitized by Google

gleichnamige Hauptstadt des Läns liegt am Waßbotten, der südlichsten Bucht des Wenersee's, über welche eine 2000 Fuß lange steinerne Brücke führt, in schöner Gegend auf einer Landzunge zwischen dem Waßbotten und der Götaelf, durch welche ein 12,000 Fuß langer Kanal (Carlsgrafven) mit 2 Schleußen geleitet ist zur Vermeidung des 18 Fuß hohen Wasserfalles in der Götaelf bei Ronnum. Die Stadt ist nach der Feuersbrunst von 1834 regelmäßig und schön wieder aufgebaut. Sie hat ein Länslazareth, ein Hospital, mehre Schulen, lebhaften Handel, besonders Transithandel und (1865) 4571 Einwohner. Jetzt ist die Stadt durch eine Eisenbahn theils mit Uddevalla, theils mit der westlichen Stammbahn bei Herrljunga verbunden.

Wenersee, der größte Landsee in Schweden im südwestlichen Theile des Landes zwischen den Länen Wermland, Skaraborg und Elfsborg, 134 pariser Fuß hoch liegend, höchstens 340 Fuß tief, 20 Meilen lang, höchstens 10 Meilen breit, 94,78 QM. groß, besteht aus zwei Theilen, dem eigentlichen W., dem größeren nordöstlichen, und dem Dalbosee, dem kleineren südwestlichen Theile, welche durch Wermsland Näs, eine vom Norden sich in den See erstreckende Halbinsel, Kållandsö, eine Insel im Süden, die einer dortigen Halbinsel vorgelagert ist, und zahlreiche kleinere Inseln geschieden werden. In dem See liegen außer den erwähnten noch mehre Inseln, von denen Hammarö im Norden u. Thorsö und Brommö im Südosten die bedeutendsten sind. Er bildet eine Menge von Buchten (Asfjord, Kattfjord, Kilsfjord, Kinnevikeu, Dettern, Waßbotten u. a.) und nimmt über 30 Flüsse auf, von denen die bedeutendsten sind: im Nordwesten der Abfluß des dallandschen Seensystems und die Byelf, der kanalisirte Abfluß einer Reihe von Seen, von denen der Glafsfjord und Elgasjord (bei Arvika) die größten sind; im Norden die Norself, Abfluß der 3 zusammenhängenden, 11 Meilen langen Seen Fryken, die Klaraelf (s. d.), der bedeutendste und längste Zufluß, u. die Let- oder Gullspängelf, und im Südosten Lidan, Tidan und Nossan. Der See fließt im Süden durch die Götaelf (s. d.) ab. Da sein Spiegel sich sehr verändert und bisweilen um 10 Fuß steigt, so ist man jetzt auf eine Regulirung des Wasserstandes bedacht, um die Ufer vor Ueberschwemmungen zu bewahren. Das nördliche Ufer ist bergig, zum Theil waldreich mit vorgelagerten schönen Scheren, das südliche offen und eben. An dem See, der sehr fischreich ist, liegen 6 Städte: Wenersborg, Åmål, Karlstad, Christinehamn, Mariestad und Lidköping, auch der berühmte Berg Kinnekullen, und es wird darauf eine lebhafte Schifffahrt und regelmäßige Dampfschifffahrt getrieben, besonders seitdem der Götakanal (s. d.) und der Trollhättakanal den See mit der Nordsee in Verbindung setzen, auch das dallandsche Seensystem und der Glafsfjord in schiffbare Verbindung damit gesetzt worden sind. Hierzu kommt noch, daß die Klaraelf eine Strecke aufwärts kanalisirt und mit dem Fryken mittelst einer kurzen Eisenbahn verbunden ist, sowie daß durch eine Eisenbahn das theils zusammenhängende, theils durch Eisenbahnen verbundene philipstadsche Seensystem von Christinehamn bis Sjöändan damit in Verbindung gesetzt ist.

Wenew, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tula, an der Mündung der Wenewka in den Oster, hat 10 Kirchen, einen Kaufhof, Fabrikation von Seidenwaaren, Segeltuch und Seife, Bierbrauerei, Handel und 5000 Einw.

Wenlock (Much-W.), Stadt in der englischen Grafschaft Salop, südöstlich von Shrewsbury, hat schöne gothische Ruinen einer Abtei, große Kalksteinbrüche und 2398 (einschließlich des Wahlbezirks 21,590) Einwohner. W. wählt 2 Mitglieder in das Unterhaus.

Wen-tschen-fu, befestigte Stadt in der chinesischen Provinz Tsche-kiang, unweit des chinesischen Meeres, hat einen Hafen, lebhaften Handel und Austernfischerei.

Wentworth, Thomas, s. Strafford.

Wenzel, der Heilige, verbreitete als König von Böhmen trotz der Gegenbestrebungen seiner heidnischen Mutter Drahomira das Christenthum daselbst und ward 936 auf deren Betrieb getödtet. Vom Papst kanonisirt, erhielt er den 28. Sept. geweiht.

Wenzel, Matadors in verschiedenen deutschen Kartenspielen, wie im Solo, Stat, Schafkopf ꝛc., meist der Eichel- und Grünober, zuweilen durch den Eichel- und Grünunter vertreten.

Wenzel (Wenceslaus), deutscher Kaiser, ältester Sohn Kaiser Karls IV., geboren 1361, wurde schon als dreijähriges Kind zum König von Böhmen gekrönt und im 10. Jahr mit Johanna, Tochter Herzog Albrechts I. von Bayern, vermählt. Bald darauf wurde er mit der Mark Brandenburg belehnt, deren Verwaltung jedoch der Vater fortführte, und 1378 folgte er diesem auf dem böhmischen und deutschen Königsthron. Obgleich unterrichtet, talentvoll und von seinem Vater schon im 12. Jahre zur Theilnahme an den Staatsgeschäften zugezogen, war W. doch den Anforderungen seiner bewegten Zeit nicht gewachsen. Zwar versuchte er auf dem Reichstag zu Nürnberg 1383 durch Zurückführung der Reichsverfassung auf die ursprüngliche Gestalt eines Bundesvereins dem für die Ruhe Deutschlands verderblichen Uebel der Städtebündnisse und Adelsvereine entgegenzutreten; allein weder dieser Plan, noch ein 1384 zu Heidelberg gemachter und 1387 zu Mergentheim wiederholter Versuch einer Gesammteinigung aller Fürsten und Städte war von Erfolg. W. zog daher fortan vor, seine Zeit in Böhmen in Schwelgereien zu verbringen. Vergebens ersuchten ihn die Reichsfürsten, nach Deutschland zu kommen und der überhandnehmenden Verwirrung zu steuern; er wies sie höhnend ab und erst der Drang der Umstände konnte ihn bewegen, 1389 einen Fürstentag nach Eger zu berufen und einen Landfrieden festzustellen, in welchem er die Sache der Städte, die er früher selbst zum Widerstande aufgemuntert hatte, preis gab. Bald darauf vernichtete er auf den Antrag der Reichsstände die auf Fürsten und Adel lastenden Judenschulden, ließ sich aber für diese Befreiung 15—30 Procent von den Schuldnern in seine Kammerkasse zahlen, und als 1389 der prager Pöbel etwa 3000 Juden ermordete, riß er gleichfalls das Vermögen derselben an sich.

Digitized by Google

Den Priester Johann von Nepomuk, der aus Treue gegen den Erzbischof von Prag ihm eine Aussage verweigerte, folterte er mit eigener Hand und ließ ihn 1773 in die Moldau stürzen, und diejenigen von Adel, welche die Kammergüter nicht freiwillig zurückgaben, wurden ohne Weiteres hingerichtet. Die ungezügelte Herrscherwillkür brachte die böhmischen Großen dahin, sich mit W.s Bruder, dem König Sigmund von Ungarn, und seinem Vetter, dem Markgrafen Jobst von Mähren, zu verbinden, auf deren Veranstaltung W. überfallen und auf dem prager Schloß mehre Monate in geheimer Haft gehalten wurde, bis auf seines Bruders, des Herzogs Johann von Görlitz, Betrieb die deutschen Fürsten endlich durch Androhung von Gewaltmitteln seine Freilassung bewirkten. Er ließ hierauf zwar den Bürgermeister von Prag und einige Stadträthe, als der Theilnahme an der Verschwörung verdächtig, enthaupten, aber neue Empörungen zwangen ihn, unter Vermittelung seines Bruders Sigmund und des Markgrafen Jobst, einen Frieden einzugehen, durch welchen seine königliche Macht auf eine Schattenherrschaft herabgesetzt wurde. Auch in Deutschland sank sein Ansehen immer mehr und seine Unthätigkeit veranlaßte hier die willkürlichsten Handlungen und Gewaltthätigkeiten, denen ein neues Landfriedensgebot 1398 auf dem Reichstag zu Frankfurt nicht zu steuern vermochte. Als W. Frankreich zu Liebe in die Absetzung der beiden Gegenpäpste Bonifacius IX. und Benedikt XIII. willigte, traten die vier Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier und Pfalz 1400 zu Frankfurt zusammen und wählten an seiner Statt den Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz, der jedoch nie zu allgemeiner Anerkennung kam. Unterdessen war W. mit seinen böhmischen Unterthanen in neue Zwistigkeit gerathen, die Sigmund benutzte, seinen Bruder gefangen zu nehmen u. 19 Monate in Wien in Haft zu halten. Da Papst Bonifacius IX. 1403 W.s Absetzung förmlich aussprach, begünstigte derselbe aus Haß gegen die katholische Geistlichkeit die Anhänger Huß'. Nachdem nach Ruprechts Tode 1410 Sigmund zum römischen Kaiser gewählt worden war, trat W. in einem Vergleich zu dessen Gunsten seine Rechte auf das Kaiserthum ab, überließ von jetzt an den Landständen die Regierung in Böhmen und ergötzte sich auf seinen Schlössern an der Jagd. Er † 1419. Vgl. Pelzel, Lebensgeschichte des römischen und böhmischen Königs W., Prag 1788 bis 1790, 2 Bde.

Werbelliner Kanal, Kanal in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, geht aus dem werbelliner See bei der holländischen Papiermühle vorbei in den Grabowsee, dann in den Pechteich und aus diesem in den Finowkanal, hat 2 Schleußen und ist 1765 1¼ Meilen lang schiffbar gemacht worden.

Werben, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Otterburg, in einer fruchtbaren Gegend, die Wische genannt, unweit der Elbe, hat eine alte von den Tempelherren erbaute Kirche, ein Hospital, eine Domäne, starke Lein- und Baumwollweberei, Töpferei, Ziegelei, Flußschifffahrt u. 1819 Einw. Die von Gustav Adolf dort angelegten Schanzen wurden am 6. Aug. 1637 von den Kaiserlichen erobert und 1641 geschleift, nachdem die Thore und Mauern der Stadt schon früher auf Befehl des Kurfürsten von Brandenburg geschleift worden waren.

Werbung (Anwerbung), die Ergänzung des Heeres durch Rekruten, welche gegen ein gewisses Handgeld freiwillig in den Militärdienst treten, im Gegensatz zur Konskription (s. d.) und zum Kantonsystem. Schon die Griechen waren während der Perserkriege genöthigt, ihre Heerhaufen durch geworbene Söldner zu verstärken, die im Lauf des peloponnesischen Krieges bald die Hauptstärke der Streitmacht Athens bildeten. Auch die Römer sahen sich oft genöthigt, ihre Streitmacht durch W. zu vermehren. Bei den Germanen gab es keine W.; jeder streitfähige Mann folgte dem Rufe seines Fürsten. Die freie W. kam erst wieder in Aufnahme, als es im Interesse der Fürsten lag, der übermüthig gewordenen Ritterschaft eine nur dem Landesherrn zum Gehorsam verpflichtete Streitmacht entgegenzustellen. Eine Zeitlang war die Schweiz der vornehmste Werbeplatz in Europa, sowohl für Deutschlands Kaiser als für Frankreichs Könige. Unter Kaiser Maximilian I. wurde bei Errichtung der Landsknechte (s. d.) die W. in Deutschland zum ersten Mal im Großen angewendet, am meisten aber war sie im Schwung während des dreißigjährigen Krieges. Nach dem Frieden arbeitete man mit Ernst an einer neuen Heerverfassung, besonders in Brandenburg, wo Friedrich Wilhelm der Große zuerst den Städten, später auch der Ritterschaft gestattete, daß die ausgesprochene persönliche Verpflichtung zum Kriegsdienst in Geld abgelöst werden könne. Aus den gelösten Summen wurde nun ein stehendes Heer durch freie W. gebildet, welches das vornehmste Werkzeug zur Vergrößerung der preußischen Monarchie wurde. In dieser Weise erhielt sich das Werbesystem bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Jeder Staat schickte Werbeoffiziere aus, welche mit Werbepatenten und mit Werbegeldern zur Bestreitung des Handgelds versehen u. auf gewisse Werbeplätze angewiesen wurden. Sie erhielten einen Schreiber zum Beistande u. betrieben die W. theils insgeheim, theils öffentlich. Im ersteren Falle begaben sie sich gewöhnlich in bürgerlicher Kleidung in die nächsten Grenzorte, sahen sich in Gast-, Trink- und Spielhäusern nach Rekruten um und suchten sie sowohl durch Versprechungen, als durch List und Gewalt zur Dienstnahme zu bewegen. Die öffentliche W. geschah auf völlig legale Weise. Der Werbeoffizier begab sich, von einem Tambour, Pfeifer oder Trompeter begleitet, in die Städte, Marktflecken und Dörfer des ihm angewiesenen Werbedistrikts, kündigte laut an, für wen und unter welchen Bedingungen er Soldaten zu werben gekommen sei, und empfing dann die Anmeldung. Gewöhnlich wurde der Rekrut auf eine bestimmte Dienstzeit angenommen, worüber man eine Kapitulation mit ihm abschloß. Jetzt ist das Werbesystem fast allenthalben durch die Konskription verdrängt; nur in England, Holland und im Kirchenstaat ist sie noch im Gebrauch.

Werchne-Dnjeprowsk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Jekaterinoslaw,

by Google

am Dnjepr, ist erst neu angelegt, hat Handel, Schifffahrt und 3200 Einw.

Werchne-Udinsk, Kreisstadt im asiatisch-russischen Gebiet Transbaikalien, an der Mündung der Uda in die Selenga, unweit der südlichen Ostküste des Baikalsee's, hat 3 Kirchen, hölzerne Befestigung, starke Garnison, Handel, einige Fabriken und 3800 Einw.

Werchne-Uralsk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Orenburg, am linken Ufer des Ural, südlich von Ufa, ist befestigt, hat starke Garnison, Gerberei, Seifensiederei, etwas Handel und 5400 Einw.; hieß vor Pugatschews Aufstand Werchne-Jaizkaja-Krepost.

Werchnij-Lomow, befestigte Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Pensa, an der Lomowa, hat 7 Kirchen, Handel mit Honig, Wachs, Wolle, Talg ꝛc. und 8813 Einw.

Werchoturie, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Perm, am östlichen Abhang des Ural und am oberen Lauf der Tura, ist noch von den 1605 erbauten Festungsmauern umgeben, welche damals den Sitz der Woiwoden und der übrigen Verwaltungsbeamten zu einem wichtigen Bollwerk gegen die widerspenstigen Wogulen machten. Die Stadt hat 6 Kirchen, 3 Klöster, einen Kaufhof, Getreidemagazine, Goldsandlager, Eisenhütten, Handel und 3200 Einw. Der Kreis W. hat zahlreiche große Eisenhütten, worunter Bogoslawsk, der Sitz einer Berghauptmannschaft, die bedeutendste.

Werchoturisches Gebirge (Werchoturischer Ural), der nördliche Theil des mittleren erz- und waldreichen Ural (s. d.), zieht sich von den Quellen der Petschora und Soswa bis zur Stadt Werchoturie und hat ziemlich steile, mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel.

Werchowashsk, Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Wologda, Kreis Welsk, an der Waga, nordöstlich von Wologda, hat Fabrikation von Seife, Lichten, Terpentin, Thran ꝛc., Handel mit Getreide und Leim und 3500 Einw.

Werdau, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, an der Pleiße und der sächsisch-bayerischen Eisenbahn (Linie Leipzig-Hof), welche hier nach Zwickau ꝛc. abzweigt, Sitz eines Gerichtsamts, hat starke Tuchfabrikation, Kamm- und Streichwollspinnerei, Garnspinnerei, Färberei, Gerberei, Maschinenbau, Marktschuhmacherei und 10,548 Einw.

Werden (sonst Morandum), Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Duisburg, an der Ruhr, hat eine evangelische u. katholische Kirche, einen Gewerberath, ein Progymnasium, ein Zuchthaus, ein Zwangsarbeitshaus, Tuchmanufakturen, Streichgarnmaschinenspinnerei, Woll-, Seiden- u. Leinweberei, Färberei, Zeuchdruckerei, Bierbrauerei, Alaunsiederei, einen Kupferhammer, ausgebreiteten Handel u. 5775 Einw. Hier wurde im 16. Jahrhundert der Codex argenteus mit der gothischen Bibelübersetzung aufgefunden.

Werdenberg, Stadt im schweizerischen Kanton St.-Gallen, unweit des Rhein und an der Eisenbahn von Rorschach nach Chur, hat ein altes Schloß (Stammsitz der Grafen von W.), Baumwollspinnerei, Obstbau, Pferdezucht u. 1000 Einw.

Werder (Wärder, Wörth), eigentlich eine Insel in einem Flusse, dann auch ein Landstrich zwischen Flüssen und stehenden Gewässern, oder eine aus einem Sumpfe trockengelegte und urbar gemachte Gegend. W. in dieser Bedeutung sind in Westpreußen der danziger W., eine ausgezeichnete Marschgegend zwischen Weichsel und Mottlau mit vortrefflicher Pferdezucht; der marienburger W. an der Nogat u. der elbinger W. zwischen Nogat und Weichsel. Sie sind meist ganz eben und sehr fruchtbar an Getreide und Graswuchs. Der danziger W. enthält 33 Dörfer. Eben solche W. sind auch die in der Elbe bei Hamburg gelegenen und zum Gebiet der Stadt gehörenden Inseln und Marschländer, wie Billwerder, Ochsenwerder ꝛc.

Werder, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Zauche-Belzig, auf einer Insel der Havel, die durch eine lange hölzerne Brücke und einen Damm mit dem festen Lande verbunden ist, hat bedeutenden Obstbau, Fischerei und 3175 Einw.

Werder, Dietrich von dem, deutscher Dichter, geboren am 17. Jan. 1584 zu Werdershausen im Anhaltischen, bekleidete das Amt eines Stallmeisters, dann das des Oberhofmarschalls in Kassel; 1631—35 war er Inhaber eines schwedischen Regiments, nachmals anhaltischer Rath. Er † als brandenburgischer Kriegsoberst auf seinem Gut Reinsdorf. Weniger durch seine selbstständigen Dichtungen (z. B. „Krieg und Sieg Christi", gesungen in 100 Sonetten, von denen in jeder Zeile „die Wörter Krieg und Sieg wenigstens einmal befindlich") als durch Bearbeitungen und Uebersetzungen bekannt geworden, hat W. hauptsächlich als erster deutscher Uebersetzer des „Befreiten Jerusalem" von Tasso und der ersten 30 Gesänge von Ariosts „Rasendem Roland" eine literarhistorische Bedeutung gewonnen. Beide Uebertragungen gehören zu den besten derartigen Hervorbringungen ihrer Zeit. Die des Tasso ließ W. 1651 in verbesserter Gestalt (in der achtzeiligen Stanze, jedoch mit alexandrinischem Versmaß) erscheinen. Sein Roman „Dianea" (1644) ist nicht mehr als eine mit Beziehungen auf Ereignisse u. Personen des dreißigjährigen Kriegs bereicherte Bearbeitung des gleichnamigen italienischen Romans von Loredano. W. war bei der ersten Konstituirung des Palmenordens gegenwärtig, trat jedoch erst 1620 als Mitglied in die Gesellschaft ein.

Werder, Karl, deutscher Philosoph u. Dichter, geboren den 13. Dec. 1806 zu Berlin, machte daselbst seine philosophischen Studien, habilitirte sich 1834 an der Universität als Privatdocent der Philosophie und ward 1838 außerordentlicher Professor. Von seinen philosophischen Schriften ist außer der Abhandlung „De Platonis Parmenide" (Berlin 1834) besonders seine „Logik" (Bd. 1, das. 1841) hervorzuheben. W. gehört der hegelschen Schule an, nimmt aber auch Elemente aus andern Philosophien auf. Er schrieb auch die Tragödien „Columbus", die auf mehren Bühnen aufgeführt wurde, und „Politik und Liebe", welche die Geschichte des Grafen Essex behandelt.

Wereja, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Moskau, an der Protwa, südwest-

Digitized by Google

lich von Moskau, hat 8 Kirchen und Kapellen, eine Kreisschule, Fabrikation von Leder, Ziegeln, Malz und Fischernetzen, Handel mit Getreide, Hanf, Wolle, Oel ꝛc. und 5378 Einwohner.

Werelä (Wärälä), Dorf im europäisch-russischen Großfürstenthum Finnland, Gouvernement Nyland, Kreis Borga, am Kymmenefluß; hier am 14. August 1790 Friedensschluß zwischen König Gustav III. von Schweden und der Kaiserin Katharina II. von Rußland.

Werff (Werft), Adrian van der, berühmter holländischer Geschichts-, Porträt- und Genremaler, geboren 1659 zu Kralingen bei Rotterdam, bildete sich unter Eglon van der Neer; auch sein Schwiegervater, Govert Flink, ward von Einfluß auf seinen Bildungsgang. Nachdem er sich durch das auf Bestellung gemalte Bildniß des Kurfürsten von der Pfalz und das Gemälde das Urtheil Salomo's die Stelle eines Hofmalers des Kurfürsten erworben hatte, lebte er abwechselnd zu Rotterdam und Düsseldorf, später meist hier. Er † 1722. Seine Werke sind sehr zahlreich und höchst fleißig vollendet, namentlich zeigen seine heiligen und mythischen Darstellungen eine hohe Eleganz, dagegen auch Einförmigkeit der Köpfe, Kälte des Gefühls und oft auch der Farbe. Letztere ahmt in vielen Gemälden in der Karnation dem Elfenbein nach. W.s Zeichnung ist in den besten Bildern steif. Meist wählte er kleine Dimensionen. Auch in der Architektur versuchte er sich, nach seinen Plänen wurde die Börse in Rotterdam erbaut. Unter den deutschen Gallerien ist die in München die reichste an Werken dieses Meisters, da hier alle jene Bilder vereinigt sind, welche der Kurfürst von der Pfalz in Düsseldorf besaß, und die W. mit besonderer Liebe ausführte. Auch im Museum zu Berlin und in der Gallerie zu Dresden sind Werke von W. Seine Zeichnungen, die er zum Theil in so ausführlicher Vollendung arbeitete wie seine Gemälde, sind sehr selten. Sein Bruder, Pieter van der W., 1665 geboren, war sein Schüler und † zu Rotterdam 1718. Auch in seinen Werken herrscht die eigenthümliche Eleganz und Zartheit der Behandlung, wie in denen seines Bruders, den er jedoch nicht erreichte.

Werft (Werfte), in Seestädten der zum Schiffbau bestimmte Platz längs des Hafens dicht am Wasser, bestehend aus Bauplätzen, wo die kleineren Schiffe gebaut und kalfatert werden, Schuppen, wo die Kriegsschiffe oder größeren Handelsschiffe im Bau begriffen sind und wo sie vom Stapel laufen, Reeperbahnen, Verkaufshäusern von allerhand Schiffsbedürfnissen, Arbeiterwohnungen ꝛc. Oft sind die W.en mit Docks (s. d.) verbunden. In einigen Häfen, besonders im mittelländischen Meer, heißen die W.e, wenn sie mit einer Mauer umschlossen und bloß für Kriegsschiffe bestimmt sind, auch Arsenale (s. d.). Das dazu gehörige Personal bildet in der Organisation der Marine das Werftcorps.

Werg (Werrig), der Abgang beim Hecheln des Flachses und Hanfes, aus den gröbern Fasern bestehend. Der bessere Theil wird versponnen und zu grober Leinwand verwebt. Außerdem wird das W. auch zu geringen Seilerarbeiten und zu Watte benutzt.

Wergeland, Henrik Arnold Thaulow, einer der vorzüglichsten Dichter und Schriftsteller Norwegens, geboren zu Christianssand am 17. Juni 1808, studirte zu Christiania Theologie, bekleidete aber nie ein theologisches Amt. Er gab zuerst die Farcen „Ah!“ (1827), „Irreparabile tempus“ (1828) unter dem Namen Sisul Sisadda, sowie „Digte, første Ring“ (1829), heraus, die zwar einen ungemein begabten Dichtergeist offenbarten, aber durch Wildheit der Phantasie, Härte der Form und Dunkelheit der Sprache abstießen. Um so größere Popularität erwarb er sich dagegen seit 1829 durch seine Betheiligung am öffentlichen Leben. Er wirkte zur Aufklärung des Volks durch Volksschriften, Reisen und Gespräche erfolgreich mit u. war der fruchtbarste politische Schriftsteller und der feurigste Redner bei den politischen Festen. Dadurch gerieth er aber mit der ganzen konservativen Partei Norwegens in den heftigsten Streit. Als er 1830 das Gedicht „Skabelsen, Mennesket og Messias“ herausgab, in welchem er nach rationalistisch-republikanischer Ansicht die wichtigsten Epochen in der Entwickelung des menschlichen Geschlechts darstellt, erschien von Welhaven (s. d.) eine sehr ungünstige Kritik „Henrik W.s Digtekunst og Charakter“ (1832). W. redigirte darauf einige Zeit das „Folkeblad“ und 1835—37 „Statsborgeren“, das von dem Lehrer Soevold gegründete Organ der Opposition, und gab außerdem, als die Spannung zwischen der Regierung und dem oppositionellen Storthing 1836 durch die Auflösung desselben den höchsten Punkt erreicht hatte, fliegende Blätter, politische Lieder und Farcen heraus, in denen er die Regierung schonungslos angriff. Als Publicist eignete er sich einen besseren und zwar höchst originellen Styl an. Schon seine „Digte, anden Ring“ (1832) zeugen von größerer Klarheit in Gedanken und Sprache, und das dramatische Gedicht „Barnemorderskan“, d. i. die Kindesmörderin (1835), zeichnet sich durch die edelste lyrische Diktion aus. Um W.s politischer Thätigkeit ein Ende zu machen, ernannte man ihn zum Bureauchef und Reichsarchivar. Dafür entwickelte W. in den folgenden Jahren eine um so mannichfaltigere literarische Produktivität. Er gab 1840—45 das Blatt „For Arbeitsklassen“ heraus, schrieb „Norges Constitutionshistorie“ (bis zum Mai 1814 reichend), mehre Biographien in der Sammlung „Märkelige Normänd“, sowie die Gedichte „Jon van Huysums Blomsterstykke“, „Svalm“, „Jöden“, „Jödinden“, „Den engelske Lods“ u. viele kleinere in Zeitschriften. In mehren dieser Gedichte bewährte er sich als ein lyrisches Genie ersten Ranges. Außerdem entwickelte W. auch durch seine ganze schriftstellerische Thätigkeit eine eigenthümliche und originelle, komische und satirische Dichtkunst. Er † am 12. August 1845. Während seiner langwierigen Krankheit vollendete er unter dem Titel „Mennesket“ eine verkürzte Umarbeitung seines Jugendwerkes „Skabelsen, Mennesket og Messias“. Eine Ausgabe von W.s Schriften ist besorgt von Lassen (Christiania 1852—57, 9 Bde.); auch hat derselbe eine Auswahl derselben in Einem Bande (das. 1859) herausgegeben.

Wergeld, s. Wehrgeld.

Digitized by Google

Werkheilig, gute Werke verrichtend, nicht aus wahrer Liebe zum Guten, sondern um sich den Ruf der Heiligkeit oder vorzüglicher Frömmigkeit zu erwerben; davon Werkheiligkeit.

Werl, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Soest, im Hellwege, hat eine Gerichtskommission, ein ehemaliges Kapuzinerkloster mit wunderthätigem Marienbild, zu dem stark gewallfahrtet wird, Lein- und Baumwollweberei, Färberei, Zeugdruckerei, Bierbrauerei, eine Saline u. 4686 Einw.

Werlauff, Erik Christian, nordischer Geschichts- und Alterthumsforscher, geboren den 2. Juli 1781 zu Kopenhagen, erhielt 1801 eine Anstellung an der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen und ward später auch zum Professor ernannt. Sein Studium galt vor Allem den alten isländischen Quellenschriften, von denen er „Vatnsdaela saga ok sagan af Finnboga hinum rama" (1812), ein Anekdoton zur Geschichte des Königs Sverre (1815) und mit V. Thorlacius den 4.—6. Band der „Norwegischen Königssagen", die sich an Snorrn Sturlison anschließen (1813—26), herausgab. Mit Engelstoft gab er den 8. Band der „Scriptores rerum danicarum" (1834) heraus. Seine zahlreichen Monographien, hauptsächlich zur Geschichte und Geographie des Mittelalters, haben auch in Deutschland Anerkennung gefunden. Auch seine „Abhandlungen zur Geschichte Christians I.", „Von der Salbung und Krönung der dänischen und norwegischen Könige im Mittelalter" und die Ausgabe der „Biographischen Nachrichten über Arne Magnussen" von John Olassen zeugen von eingehendster Forschung. Von höchstem Interesse für die Sprachforschung ist sein „Versuch einer Geschichte der dänischen Sprache im Herzogthum Schleswig" (1819). Auf einem andern Felde finden wir ihn in der Schrift „Historiske Anteguelser til L. Holbergs Lustspil" (1. Bd., 1838), ein Werk, das an Gediegenheit der Einzelforschung vielleicht in keiner Literatur seines Gleichen hat. Ferner schrieb er: „Det danske Selskab for Faederlandets Historie i dets förste Aarhundrede" (Kopenh. 1847), „Kjöbenhavens Universität fra dets Stiftelse indtil Reformationen" (das. 1850), „Ueber die Constitutio Waldemari" (das. 1848), „De hellige 3 Kongers Kapel i Roeskilde-Domkirke" (das. 1849) ꝛc. Noch veröffentlichte er „Historische Nachrichten über die große königliche Bibliothek in Kopenhagen" (2. Aufl., 1844).

Wermland (Wermeland), Landschaft im westlichen Theil des mittleren Schweden, im Norden des Wenersee's an der norwegischen Grenze, besteht aus mehren Thälern, die sich von dem Hochgebirge u. dem schwedischen Landrücken gegen den Wenersee herabsenken. Von diesen ist das von der Klaraelf durchströmte Elfvedal das längste, demnächst das Fryksdal, 28 Meilen lang, in welchem die 3 zusammenhängenden, 11 Meilen langen Seen Fryken (mit Dampfschifffahrt) liegen. Die südlichen Landschaften am Wenersee sind eben und fruchtbar, der bei weitem größere Theil des Landes aber ist gebirgig und von Wäldern erfüllt, welche im Norden eine zusammenhängende, von Finnen bewohnte Waldgegend bilden. Die östlichen Theile, besonders in der Umgegend von Philipstad, besitzen einen unerschöpflichen Reichthum an Eisen, daher hier der Bergwerks- und Hüttenbetrieb sehr bedeutend ist, zu dessen Beförderung und zur Erleichterung der Kommunikation hier die vielen Landseen unter einander und mit dem Wenersee durch Kanäle und kurze Eisenbahnen verbunden sind. Außerdem führt die nordwestliche Stammbahn (noch nicht vollendet) zwischen dem südlichen Schweden (Stockholm, Göteborg u. a. m.) und Christiania durch das Land über Christinehamn, Karlstad u. Arvika. Der gleichnamige Län daselbst, auch Karlstadslän genannt, umfaßt die ganze Landschaft W. mit Ausnahme des zu Oerebrolän gehörigen Bergwerksdistrikts Karlskoga u. hat einen Flächeninhalt von 306,8 QMeilen mit (1865) 259,612 Einwohnern.

Wermuth, s. Artemisia.

Werne, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Münster, Kreis Lüdinghausen, rechts an der Lippe, hat eine Gerichtskommission, eine katholische Kirche, Synagoge, Baumwollindustrie, Strumpfwirkerei und 1904 Einwohner. In der Nähe Kappenberg, vormalige Prämonstratenserabtei, im 12. Jahrhundert von den Grafen von Kappenberg gestiftet.

Werner, 1) Abraham Gottlob, berühmter Mineralog, Begründer der Geognosie, geboren am 25. Sept. 1750 zu Wehrau in der Oberlausitz, wo sein Vater Inspektor der Eisenhüttenwerke war, besuchte seit 1769 die Bergakademie zu Freiberg, studirte dann seit 1771 zu Leipzig erst die Rechts-, dann die Naturwissenschaften, namentlich Mineralogie und ward 1775 Inspektor und Lehrer der Mineralogie und Bergbaukunde an der Bergakademie zu Freiberg. Hier trennte er zuerst die Vorträge über Bergbaukunst von denen der Mineralogie, auch schied er die Oryktognosie oder Mineralogie von der Geognosie, welche von ihm begründete Wissenschaft er 1785 zum ersten Male vortrug. Auch die Eisenhüttenkunde erhob er zum Rang einer Wissenschaft. Er † zu Dresden am 30. Juni 1817. Sein mineralogisches System ist zwar einer wissenschaftlicheren Behandlung gewichen, seine Kennzeichenlehre und seine Mineralbeschreibungen bleiben aber für alle Zeiten klassisch. Während man vor ihm nur die sogenannte Geologie oder Geogenie, die Theorie oder Bildungsgeschichte der Erde, bestehend in einer Reihe von Hypothesen, kannte, gründete W. seine Geognosie auf Betrachtungen und erhob sie zur Erfahrungswissenschaft. Nach seiner Ansicht ist der Ocean der eigentliche Quell aller Bildung der Erde und noch jetzt der Grund zu jeder neuen Gestaltung im Mineralreich im Wasser enthalten. Außer einer Reihe von Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte er: „Kurze Klassifikation und Beschreibung der Gebirgsarten" (Dresden 1787); „Neue Theorie über die Entstehung der Gänge" (Freiberg 1791); „Verzeichniß des Mineralienkabinets des Berghauptmanns Pabst von Ohain" (das. 1791—92, 2 Bde.). Seine Sammlungen und sein literarischer Nachlaß sind an die Akademie gekommen. Sein Leben beschrieben Frisch (Leipz. 1825) und Configliachi (Padua 1827). Im Jahre 1850 wurde ihm in Freiberg eine von Rietschel in Dresden modellirte, in

Digitized by Google

Lauchhammer aus Bronze gegossene Büste errichtet.

2) Friedrich Ludwig Zacharias, deutscher Dichter, geboren am 18. Nov. 1768 zu Königsberg, Sohn des Professors der Geschichte und Beredtsamkeit an der dortigen Universität Jak. Fr. W., Großneffe des Dichters Valentin Pietsch, war zu seinem Unheil nach dem frühen Tod des Vaters ganz der Leitung seiner begabten, aber überspannten Mutter überlassen. Nach Ablauf der Schulzeit 1784 studirte er in seiner Vaterstadt die Rechte und Kameralwissenschaften, nebenbei auch die Kollegien Kants besuchend. Schon damals trat sein ungemein starker Hang zu sexueller Sinnlichkeit hervor. Die von ihm 1789 herausgegebenen „Vermischten Gedichte" sind unbedeutend und lassen auch W.s spätere dichterische Richtung nicht ahnen. Von einer Reise, die er 1790 über Berlin nach Dresden unternommen, heimgekehrt, wurde W. 1793 Kammersekretär in Südpreußen. Diesem Amt, welches er an verschiedenen Orten, u. A. 12 Jahre lang in Warschau, bekleidete, stand er, so wenig es ihn befriedigen konnte, mit Treue vor. Innerhalb des Dutzend Jahre, die er in Warschau verweilte (wo er mit J. J. Mnioch und E. T. A. Hoffmann verkehrte und auch seinen nachmaligen Biographen Hitzig kennen lernte), schloß W. nicht weniger als 3 Ehen, von denen die beiden ersten sich sehr rasch wieder lösten, die aber sämmtlich der Neigung W.s, auf Nebenwegen sinnliche Genüsse zu suchen, keinen Eintrag thaten. Während Hitzig, nach Berlin versetzt, sich um die Unterbringung von W.s erster dramatischer Arbeit („Die Söhne des Thals", Berlin 1803) bemühte, war W. mit seiner dritten Frau nach Königsberg gereist, seine an Geistesstörung leidende Mutter zu pflegen. Das Datum ihres 1804 erfolgten Todes (24. Februar) gewann, zumal an demselben Tag sein Freund Mnioch in Warschau starb, eine fatalistische Bedeutung für W., der er später auch dichterischen Ausdruck gab. Als Erbe eines Vermögens von etwa 12,000 Thalern kehrte der Dichter zu Anfang des Jahres 1804 nach Warschau zurück, dichtete das auf 2 Theile (von denen nur der erste vollendet wurde) angelegte Trauerspiel „Das Kreuz an der Ostsee" und ging dann nach Berlin, wo ihm sein Gönner, Minister von Schrötter, eine Stelle verschafft hatte, die ihm fast Nichts zu arbeiten und also volle Muße zu dichterischem Schaffen bot. In anregendem Verkehr mit Fichte, Schadaw, Joh. v. Müller, besonders auch mit der Schauspielerin Bethmann-Unzelmann, schrieb W. in Berlin die Tragödie „Martin Luther oder die Weihe der Kraft", welche 1806 auf der dortigen Bühne, 1807 im Druck erschien. Nachdem er auch seine dritte Ehe aufgelöst, bereiste er im Sommer 1807 den Rhein und begab sich dann über Gotha, wo ihn der damalige Herzog, ein bekannter Sonderling, freundlich aufnahm, nach Weimar. Während eines dreimonatlichen Winteraufenthalts in der Ilmstadt verkehrte er häufig mit Goethe, der sich für ihn interessirte und seine romantische Tragödie mit Gesang, „Wanda", im Januar 1808 aufführen ließ. Im nächsten Frühling nach Berlin zurückgekehrt, trat W. schon im Sommer eine neue Reise an, lernte in der Schweiz Frau von Staël kennen, weilte als deren Gast eine Zeitlang in Coppet und ging hierauf über Paris abermals nach Weimar, wo er die durch Goethe veranlaßte Schicksalstragödie „Der 24. Februar" (zuerst gedruckt 1815) dem davon keineswegs erbauten Meister vorlegte. Inzwischen war 1808 W.s Trauerspiel „Attila" erschienen. Im nächsten Jahre wurde dem Dichter zugleich mit Jean Paul vom Fürsten Primas Dalberg ein Jahrgehalt verliehen, das später der weimarische Großherzog fortzahlte. Um dieselbe Zeit verehrte ihm der Großherzog von Darmstadt den Hofrathstitel. Nach einem zweiten mehrmonatlichen Aufenthalt in Coppet reiste W. nach Rom, wo er bis zum Juli 1813 verweilte und im Frühjahr 1811 seinen „Irrglauben" abschwörend Katholik wurde. Im Sommer 1814 in Aschaffenburg zum Priester geweiht, nahm W. seinen dauernden Aufenthalt in Wien. Während des Kongresses und später predigte er dort, ohne eigentlich angestellt zu sein, oft und seine wunderliche Persönlichkeit zog eine große Zuhörerschaft an. Vom Frühjahr 1816 an verweilte er ein Jahr lang in Podolien bei der Familie des Grafen Choloniewski. Der Bischof von Mackiewicz ernannte ihn damals zum Ehrendomherrn des Kathedralkapitels zu Kamieniec. Seit 1819 wohnte W. im Hause des Fürstbischofs von Wien. Mit der „Weihe der Unkraft" hatte er 1813 seinen Abfall vom Protestantismus dichterisch proklamirt, es folgten an größeren Dichtungen noch „Kunigunde die Heilige" (romantisches Schauspiel, 1815) und die Tragödie „Die Mutter der Makkabäer", 1820, des Dichters letztes Werk. Seit Herbst 1821 kränkelnd, setzte W. dennoch seine öffentlichen Vorträge eifrig fort. Den Vorsatz, in den Redemptoristenorden zu treten, gab er, nachdem er schon das Ordenskleid angelegt, plötzlich wieder auf. Er † in Wien am 17. Jan. 1823. W. gehört als Poet zu der literarischen Fraktion der Romantiker, und zwar zu ihren unerfreulichsten Mitgliedern. Unstät und unklar, von einer in seltenem Maße heftigen Sinnlichkeit (von der die durch Schütz herausgegebenen „Tagebücher" merkwürdiges Zeugniß geben) gestachelt, ein Phantasiemensch mit geistreichen Aperçus und Induktionen, wie W. überhaupt war, stellt er sich auch als Dichter dar. Die meisten seiner Dichtungen sind voll Abenteuerlichkeit und Verworrenheit. Als Dramatiker anfangs von Schiller beeinflußt, verrieth er doch schon in den „Söhnen des Thals" die extravagante Neigung zum romantisirenden Katholicismus, der dann immer wüster hervortrat und sich in der willkürlichsten Vermengung von Geschichte und Phantastik, in Regellosigkeit der Form und Exaltation des poetischen Ausdrucks bekundete. Das unheimliche Schauerstück „Der 24. Februar" (1809 am Genfersee bei Frau von Staël gedichtet) ist W.s unzweifelhaft wirksamstes und in gewissem Sinne bestes dramatisches Gedicht, das übrigens mit seiner unsinnigen Schicksalsidee neben Schillers „Braut von Messina" das Vorbild für eine ganze Reihe tragischer Monstrositäten abgegeben hat. W.s Werke erschienen unter dem Titel „Ausgewählte Schriften", aus seinem handschriftlichen Nachlaß, herausgegeben von seinen Freunden; einzig rechtmäßige Gesammtausgabe, Grimma

Digitized by Google

1841, 13 Bände. Vgl. Hitzig, Lebens-Abriß F. L. Zach. W.s, Berlin 1823, und „Zach. W.s Biographie und Charakteristik nebst Originalmittheilungen aus dessen Tagebüchern" herausgegeben von Schütz, Grimma 1841, 2 Bde.

3) Karl, Zeichner und Maler der Gegenwart, geboren 1808 zu Leipzig, machte seine ersten Studien unter Schnorr in Leipzig und begab sich 1829 nach München, wo er vornehmlich Landschaften mit mittelalterlichen Baudenkmalen malte. Von 1833—53 lebte er in Italien, wo er die landschaftliche Aquarellmalerei in großem Maßstabe betrieb. Eins seiner ersten Bilder war der Marktplatz von Piperno, ausgezeichnet durch Wahrheit der Auffassung und treffliche Staffage. Dann folgten Venedig zur Zeit seines Glanzes und in seinem Verfall, die historischen Bilder die Heimkehr des Andrea Contarini nach Besiegung der Genuesen, eine Scene aus Shakspeare's „Kaufmann von Venedig" und Darstellungen der heiligen Stätten Palästina's in Farbendruck (seit 1864 zu London erscheinend). W. übertrifft in der Aquarellmalerei Engländer u. Franzosen an Präcision der Zeichnung und kommt ihnen an Kraft, weniger an Leichtigkeit der Farbe gleich. Am originellsten u. effektvollsten sind seine Architekturstücke.

Wernher (Werinher), mit dem Zunamen Scholasticus, auch der Pfaff oder der Evangelist genannt, lebte im 12. Jahrhundert unter dem Abt Eberhard als Mönch im Kloster Tegernsee und ist Verfasser eines Gedichts von dem „Leben der Jungfrau Maria" in drei Büchern, nach einer lateinischen Legende, das bis zur Rückkehr aus Aegypten geht, herausgegeben mit Worterklärung von F. W. Oetter (Nürnb. 1802). W. besaß neben seinen dichterischen Talenten zugleich eine für die damalige Zeit große Geschicklichkeit in der Miniatur- und Glasmalerei, und man vermuthet, daß die 84 Gemälde zu dem erwähnten Gedichte, wovon Oetter zu seiner Ausgabe 6 hat stechen lassen, ursprünglich von W.s Hand herrühren. Von seinem Bruder, Wirner, Meistersänger, der in den Jahren 1235—65 dichtete, befinden sich 38 Strophen in der manessischen Sammlung.

Wernigerode, standesherrliche Grafschaft am Harze, den Grafen von Stolberg-W. gehörig, sonst zum obersächsischen Kreis gerechnet, zwischen Halberstadt, Grubenhagen und Wolfenbüttel, bildet seit 1825 einen Kreis des Regierungsbezirks Magdeburg in der preußischen Provinz Sachsen, umfaßt 5 QMeilen und hat in einer Stadt, einem Marktflecken, 9 Dörfern u. mehren Höfen ungefähr 20,000 Einw. Die Grafschaft ist im Süden von Gebirgen durchzogen, der Norden bildet eine nur von einigen Anhöhen unterbrochene Ebene. Der gebirgige Theil umfaßt den höchsten Theil des Harzes. Der höchste Berg ist der Brocken, welcher den Mittelpunkt des Landes bildet. Die Grafschaft hatte vor Zeiten eigene Grafen, von denen Konrad 1268 die Grafschaft den brandenburgischen Markgrafen aus dem askanischen Hause zu Lehn auftrug. Nach deren Erlöschen folgte das Erzstift Magdeburg in der Lehnshoheit. Als aber die Grafen von W. 1429 ausstarben, fiel die Grafschaft durch Erbvertrag an die Grafen Stolberg, welche bei den Reichstagen auf der wetterauischen Reichsgrafenbank Sitz und Stimme hatten. Im Jahre 1807 kam W. an Westphalen und ward Standesherrschaft; 1813 kam es wieder an Preußen, wo es seit 1826 als Standesherrschaft einen Kreis des Regierungsbezirks Magdeburg bildet. Die Grafen von W. besitzen außerdem unter hannöverisch-preußischer Landeshoheit einen Forst des Amtes Hohenstein, den Sophienhof und den Forstort Rothehütte; unter großherzoglich hessischer das Amt Gedern im Kreise Nidda (1¼ QM. mit 3700 Einwohnern), ferner den Marktflecken Schwarza im Kreise Schleusingen des Regierungsbezirks Erfurt, die Herrschaften Petershaldau und Jarnowitz im Kreise Schönau des Regierungsbezirks Liegnitz und andere Güter in Schlesien. Vgl. Länder, Geschichte der gräflichen Häuser und der Grafschaften W. u. Stolberg, Eisleben 1844. Der Hauptort der Grafschaft und des Kreises ist die Stadt W., an der Holzemme und dem Zilligerbache und am nördlichen Fuße des Brockens, besteht aus der Alt- und Neustadt und der Vorstadt Nöschenrode, ist Sitz des gräflichen Amtes und eines königlichen Kommissärs, hat 3 evangelische Kirchen, darunter die Sylvesterkirche mit vielen Denkmälern, ein im altdeutschen Styl erbautes Rathhaus, ein auf einem 827 F. hohen Berge liegendes gräfliches Residenzschloß mit Bibliothek von 60,000 Bänden, Gemäldegallerie, Naturalienkabinet und Thiergarten, ein Gymnasium, Waisenhaus, Lein- und Wollweberei, Tuchfabrikation, einen Kupferhammer, Kalk- und Ziegelbrennerei u. 6015 Einw.

Wernike, Christian, auch Wernigk, Warneck oder Warnack genannt, deutscher Epigrammatist, geboren um 1660 in Preußen, früher Sekretär bei mehren Gesandtschaften, ging nach wiederholten Reisen durch Frankreich u. die Niederlande nach London, kehrte indessen bald nach Hamburg zurück, wo er als Privatgelehrter lebte, bis ihn der König von Dänemark zum dänischen Staatsrath und Residenten am französischen Hof ernannte. W. † um 1720 in Paris. Seine „Epigramme oder Ueberschriften" (Amsterd. 1697; vermehrte Ausg. 1701; neue Aufl., Leipzig 1780) erhoben sich durch Kraft und Freiheit der Gedanken und des Styls weit über ihr Zeitalter. Mit Witz und durchdringendem Verstand zog W. in ihnen gegen französische Sitten und die Verkehrtheiten der lohensteinischen Schule zu Felde, was zwischen ihm und einigen Anhängern der letzteren, namentlich Postel und Hunold, einen Kampf herbeiführte, der in der deutschen Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts eine Rolle spielt. Eine Sammlung seiner „Gedichte" mit dem gegen Postel gerichteten Heldengedicht „Hans Sachs" erschien zu Hamburg 1704.

Werra, der rechte der beiden Hauptquellflüsse der Weser, entspringt auf dem Thüringerwalde im sachsen-meiningischen Verwaltungsamt Eisfeld, unweit der schwarzburg-rudolstädtischen Grenze, in zwei Quellbächen, dem Saarwasser oder der nassen W. und der trocknen W., die nach kurzem Laufe bei Schwarzenbrunn zusammen kommen. Die vereinigte W. fließt nun den südwestlichen Abhang des Thüringerwaldes begleitend in nordwestlicher Richtung durch das Herzogthum Sachsen-Meiningen, dessen längste

und wichtigste Wasserader sie bildet, und berührt hier die Städte Eisfeld, Hildburghausen, Themar, Meiningen, Wasungen und Salzungen. Unterhalb Salzungen tritt sie in den sachsen-weimarischen Kreis Eisenach, fließt hier an Bacha und, nach kurzem Lauf auf preußisch-hessischem Gebiete, an Berka und Kreuzburg vorüber und tritt dann ganz auf preußisches Gebiet über, die Provinzen Sachsen, Hessen und Hannover bewässernd, bis sie sich in letzterer Provinz nach einem 30 Meilen langen Lauf bei Hannöverisch-Münden mit der Fulda vereinigt und nun den Namen Weser annimmt. Die bedeutenderen Nebenflüsse der W. sind rechts die Schleuse, Hasel mit Schwarza, Schmalkalde, Truse, Schweina und die Nessa mit der Hörsel; links die Herpf, Felda, Ulster, Wehra und Gelster. Schiffbar wird die W. bei Wanfried für 400, bei Witzenhausen für 700 Centner Last. Der Fluß ist reich an Fischen, fließt durch eine fruchtbare, trefflich angebaute, dicht bevölkerte Landschaft und bietet an vielen Stellen anmuthige Partien. Nach ihr ist die Werrabahn genannt, welche die bayerische Staatsbahn bei Lichtenfels mit der thüringischen Eisenbahn bei Eisenach verbindet u. von Eisfeld bis Salzungen sich in ihrem Thale hinzieht. Die westphälische oder lippe'sche W., auch Werre oder Were genannt, entspringt am lippe'schen Walde bei Horn im Fürstenthum Lippe, fließt anfangs nordwestlich, dann nordöstlich, berührt Herford, nimmt die Bega, Aa und Else auf und mündet bei Rehme im preußischen Regierungsbezirk Minden links in die Weser.

Werragebirge, Gesammtbezeichnung der das Werrathal in seinem Laufe durch Hessen begleitenden Berghöhen. Dort tritt auf der linken Seite der Werra, von Eschwege bis Witzenhausen, ein Zug des Zechsteingebirgs hervor und unter ihm in mehren Partien die Kulmgrauwacke mit ihren Thonschiefern und Grauwacken, am meisten aufgeschossen im Osten des Meißner, wo der pflanzenreiche Bielstein ihr zugehört. Dies ältere Gebirge wird rings von Trias umgeben, über welche sich selbst der 2228 Fuß hohe Meißner erhebt, ein kleines Gebirge, zusammengesetzt aus Muschelkalk, Braunkohlengebirge, Basalt und Dolerit. Es ist dies eins der kleineren hessischen basaltischen Gebirge, welche wie der Knüll bei Ziegenhain, der Habichtswald bei Kassel, in der nördlichen Fortsetzung der Rhön liegen. Weite Fernsicht, Pflanzenreichthum, der Dolerit, die Verwandlung von Braunkohle in Glanzkohle durch einen Basaltgang machen den Meißner, den auch die Poesie der Volkssage (Frau Hulde) verherrlicht, zu einem der interessantesten Punkte Hessens.

Werst (Werста), russisches Wegmaß, dessen Länge durch Ukas vom 23. Oktober (neuen Styls) 1835 genau bestimmt ist. Die W. oder russische Meile ist = 500 Saschen (Faden) oder 1066,78 pariser Mètres, und es gehen $104^1/_6$ W. auf einen Grad des Aequators. Auf eine deutsche oder geographische Meile gehen demnach gegen 7 ($6^{29}/_{30}$) W.e.

Wertach, Fluß im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, entsteht an der Grenze von Tyrol aus der Vereinigung mehrer Alpenbäche, fließt nördlich und mündet nach 18 Meilen bei Augsburg links in den Lech.

Werth, der Grad von Nützlichkeit, welchen ein materielles Gut nach menschlichem Urtheil hat. Der W. der materiellen Güter bemißt sich aber nach verschiedenen Rücksichten. Je nach der Art, wie diese Güter dem zweckbewußten Handeln des Menschen dienen, pflegt man Gebrauchs- u. Verkehrswerth zu unterscheiden. Der Gebrauchswerth bezeichnet den Grad der Brauchbarkeit, welchen eine Sache für ihren Besitzer hinsichtlich der Anwendung zu einem gewissen, in ihrer Bestimmung liegenden Zweck hat. Der Verkehrs- oder Tauschwerth bestimmt den Grad der Tauglichkeit einer Sache zum Erwerb anderer Güter im Verkehr und setzt den Gebrauchswerth zwar voraus, hängt aber von dem Mitwirken veränderlicher, äußerer Umstände (Konkurrenz ꝛc.) ab. Die Ermittelung des Verkehrs- oder Tauschwerths hat sich bei manchen Gegenständen zu einer ausgebildeten Kunst (Taxation) gestaltet, wobei die Reduktion gewöhnlich auf Geld als das allgemein übliche Tauschmittel erfolgt. Der W. materieller, veräußerlicher Güter wird stets von einem gewissen, in Bezug auf die fragliche Sache stehenden Bedürfniß, d. h. von dem geringeren oder größeren allgemeinen oder besonderen Verlangen danach bestimmt. Wird dieses Verlangen ganz oder vorzugsweise durch Umstände erzeugt, die mit persönlichen Gefühlen zusammenhängen, oder durch eine aus immateriellen Verhältnissen entsprungene Theilnahme an der fraglichen Sache hervorgebracht, so entsteht der Affektionswerth (pretium affectionis, Affektionspreis). Wird hingegen der W. durch die Rücksicht auf allgemeine Nützlichkeit der fraglichen Sache für materielle Interessen bestimmt und dies durch sachverständige Schätzungen (Taxation) ermittelt, so ergibt sich der wahre W. Die Werthbestimmung, d. i. die Annahme und die Festsetzung des W.s, behufs der Regulirung rechtlicher Verhältnisse geschieht entweder durch Nachweisung des W.s, welcher der fraglichen Sache bereits im Verkehr wirklich gegeben worden ist, z. B. beim Marktpreise durch die öffentliche Markttaxe, theils durch Schätzung (s. Taxation), sowohl von unparteiischen und verpflichteten Taxatoren, als auch vom Eigenthümer selbst vermittelst des Würderungseides. Im Kriminalrecht wird in Hinsicht auf die Strafskala bei Bestrafung von Verbrechen gegen das Eigenthum nur der wahre W. einer Sache in Betracht gezogen und der Affektionswerth der civilrechtlichen Erörterung betreffs der Privatansprüche des Damnifikaten überlassen. Bei Sachen, deren W. von ihrer Schönheit abhängt, z. B. bei Statuen, Gemälden, Ornamenten und sonstigen Luxusgegenständen von artistischem Gehalt, muß bei der Werthbestimmung außer ihrem relativen Kunstgehalt auch noch beziehungsweise die Berühmtheit ihrer Verfertiger als Künstler berücksichtigt werden. Verleiht Seltenheit der Sache einen eigenthümlichen W., so muß auch diese bei der Werthbestimmung in Anschlag gebracht werden. Uebrigens ist bei allen diesen Beziehungen stets auf den W. zu sehen, den die Sache zur Zeit der Begehung des Verbrechens hatte. Bei Wechseln

Digitized by Google

ist der W. die Valuta des Wechsels, d. h. der Betrag der Summe, auf welche der Wechsel (s. d.) gestellt ist.

Werth (Werdt, Weert), Johann von (Jean de), Reitergeneral im dreißigjährigen Kriege, geboren 1594 zu Weert in Brabant, trat 1622 unter Spinola's Fahnen, dann in liguistische Dienste und erhielt 1632 als Oberster den Reichsadel u. den Befehl über mehre Reiterregimenter, an deren Spitze er in Bayern und in der Oberpfalz focht. Nach seinem Sieg über ein schwedisches Corps bei Hervieden zum General ernannt, focht er 1633 anfangs glücklich gegen Bernhard von Weimar und Horn, ward aber dann von demselben in seinem verschanzten Lager unweit der Isarmündung überfallen und geschlagen. Auch 1634 operirte er mit wechselndem Glück gegen Beide, trug aber dann in der Schlacht bei Nördlingen an der Spitze des rechten Flügels wesentlich zum Siege bei, wofür er vom Kaiser zum Feldmarschallieutenant und Freiherrn erhoben wurde. Im folgenden Jahre streifte er bis in das Elsaß, bemächtigte sich Philippsburgs, entsetzte Speyer und nahm Toul. Im Jahre 1636 führte er dem Kardinalinfanten eine Reiterschaar zu, um von den Niederlanden aus in Frankreich vorzudringen, streifte, während diesen die Belagerung von Corbie aufhielt, bis vor Paris und deckte dann des Infanten Rückzug. Im folgenden Winter ging er durch die Eifel nach Andernach, schlug den der belagerten Festung Ehrenbreitstein zu Hülfe eilenden Landgrafen von Hessen, nahm Ende Juni diese Festung, dann Seligenstadt und schloß Hanau ein, doch rief ihn ein kaiserlicher Befehl an den Oberrhein, wo er Bernhard von Weimar am Uebergang auf das rechte Ufer verhinderte. Während W. aber darauf in Schwaben im Winterquartier lag, überschritt jener den Rhein bei Rheinfelden. W. eilte zwar herbei und zwang ihn Ende Februar 1638 zum Rückzug nach Laufenburg, ward aber zwei Tage darauf von dem Wiedervorrückenden geschlagen und gefangen und nach Paris in Haft gebracht, die aber eine überaus milde war. Nach vier Jahren gegen Horn ausgewechselt und in Wien wieder zum General ernannt, unternahm er neue kecke Streifzüge gegen die Schweden, Hessen und Franzosen in den geistlichen Fürstenthümern, siegte am 24. Nov. 1643 bei Waldshut über die Franzosen mit und focht 1644 am Rhein glücklich gegen Turenne und Condé. In der Schlacht bei Nördlingen (3. Aug. 1645), wo Mercy fiel, befehligte W. den linken Flügel und übernahm sodann den Oberbefehl. Nachdem Maximilian von Bayern im März 1647 mit Frankreich und Schweden einen Waffenstillstand geschlossen, suchte W. das ganze bayerische Heer dem Kurfürsten abwendig zu machen und zum Kaiser überzuführen, derselbe ahnte aber, der Grenze schon nahe, den Verrath und W. mußte in das kaiserliche Lager flüchten. Der Kaiser erhob ihn hierauf zum Grafen und sandte ihn als General der Reiterei auf den Kriegsschauplatz in Böhmen, wo W. wieder gegen die Schweden focht. Im Jahre 1648 von dem bedrängten Kurfürsten zurückgerufen, erzwang W. bei Dachau noch den Rückzug der Franzosen und Schweden. Nach dem Frieden zog er sich nach Benatek in Böhmen zurück, wo er am 16. Sept. 1652 †.

Wertheim, Stadt im badischen Kreis Mosbach (bisher zum Unterrheinkreis gehörig), an der Mündung der Tauber in den Main, Hauptstadt des ehemaligen Main- und Tauberkreises, Sitz eines großherzoglichen Bezirksamtes und Amtsgerichts, sowie einer fürstlich löwensteinischen Domänenkanzlei, hat zwei Residenzschlösser der fürstlich löwensteinischen Linien, eine im 14. Jahrhundert erbaute Simultankirche mit dem Erbbegräbniß der Grafen von Wertheim, eine katholische Kirche (im ehemaligen Kapuzinerkloster), eine Synagoge, ein Lyceum, eine Gewerbschule, einen Freihafen, Fabrikation von Kattun, Leinwand, Leder, Tabak, Korkstöpseln, Oel u. Pulver, Wein- und Getreidehandel, Schifffahrt, Flößerei, Weinbau (Wertheimer, ein guter Frankenwein, die besseren Sorten wachsen am Main, die geringeren an der Tauber) und 3245 Einwohner. Ueber der Stadt ragen die Ruinen des im dreißigjährigen Kriege zerstörten Stammschlosses der Grafen von Wertheim und der Fürsten von Löwenstein-Wertheim empor. W. gehört den beiden fürstlichen Linien Löwenstein-Wertheim-Freudenberg u. Löwenstein-Wertheim-Rochefort gemeinschaftlich an. Es fiel 1556 durch die Schwägerin des letzten Grafen Michael von Wertheim an den Grafen Ludwig von Löwenstein und erbte dann in dessen Geschlecht fort.

Werther, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Halle, an der Aa, hat Leder- und Tabaksfabrikation, Leinweberei, Bierbrauerei, starken Flachsbau und 1734 Einw.

Wertingen, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, an der Zusam, Sitz eines Bezirksamts und Landgerichts, hat ein Schloß, Armenhaus, Tabaksfabrikation, Bierbrauerei und 1670 Einw.

Werwolf (Wärwolf, Wehrwolf, d. i. Mannwolf), nach weit verbreiteter Sage ein Mann, welcher Wolfsgestalt annehmen können sollte. Schon bei den alten Scythen findet sich der Glaube, daß einzelne Menschen sich in einen Wolf verwandeln könnten, und daß derselbe auch den alten Griechen nicht fremd gewesen, beweist der Mythus von Lycaon (s. d.). Spätere griechische Aerzte wissen von Lykanthropie, einer Art Wahnsinn, zu erzählen, wobei der Kranke des Nachts umherlief und wie ein Wolf heulte. Auch bei den Römern werden unter dem Namen Versipelles (d. i. Pelzänderer) Leute erwähnt, welche sich in Wölfe verwandeln konnten. Im Mittelalter herrschte der Glaube an Werwölfe bei allen celtischen, slavischen, germanischen und romanischen Völkern, wie er sich auch gegenwärtig noch in verschiedenen Gegenden Rußlands, namentlich in Volhynien und Weißrußland findet. Nach der ältesten germanischen Vorstellungsweise wurde die Verwandlung in Wolfsgestalt schon durch das Ueberwerfen eines Wolfshemdes oder Wolfsgürtels bewirkt, und der so Verwandelte nahm damit zugleich die Stimme und Wildheit eines Wolfs an, so daß er wie das Raubthier die Wälder durchstreifte und alles Lebende, was ihm in den Weg kam, zerriß. Die Wiederannahme

Digitized by Google

der Menschengestalt mit der Rückkehr menschlichen Wesens erfolgte erst nach Ablauf einer bestimmten Zeit, meist von 9 Tagen oder auch 9 Jahren. Der Glaube an Werwölfe spielte auch in die Hexenprozesse herein, und zwar war es hier das Umbinden eines aus Menschenhaut geschnittenen Riemens um den Leib, was die Verwandlung in einen Wolf bewirken sollte. Doch sollte mitunter die Wolfsnatur auch angeboren sein. Der W. sollte sich von den ächten Wölfen durch einen abgestutzten Schwanz unterscheiden, Leichen ausgraben, insbesondere auch nach jungem Blute gierig sein, daher Knaben und Mädchen rauben. Der Ursprung dieses Aberglaubens ist noch nicht hinreichend ermittelt. Vgl. Leubuscher, Ueber die Wärwölfe und Thierverwandlungen im Mittelalter, Berl. 1850.

Wesel, 1) Stadt u. Festung in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Rees, am Einfluß der Lippe in den Rhein, über welchen eine Schiffbrücke führt, und an der mühlheim-arnheimer Eisenbahn, ist Sitz einer Handelskammer und hat eine evangelische (Mathenakirche, 1429 gegründet, mit 322 Fuß hohem Thurm) und eine katholische Kirche (Willibrord- oder Marktkirche, 1181 gegründet, Mischwerk aller Stylperioden), eine Synagoge, ein 1390—96 im altgothischen Styl erbautes Rathhaus mit reich gegliederter Façade und mehren Standbildern, ein 1417 vom Herzog Adolf von Kleve erbautes Gouvernementshaus, jetzt Wohnung des Kommandanten, ein Kloster der Töchter des heiligen Kreuzes, ein Gymnasium, Seminar, Militärlazareth, Zeughaus, Zuchthaus, Schauspielhaus, verschiedene milde Stiftungen und einen Hafen. Die Festungswerke bestehen aus mehren Bastions, Ravelins und anderen Außenwerken, einer in der Gabel zwischen Rhein und Lippe liegenden Citadelle und dem Fort Blücher am linken Rheinufer. Auf dem Exercirplatz steht ein 1835 errichtetes Denkmal zur Erinnerung an die 11 preußischen Offiziere des schillschen Freicorps, welche am 16. Sept. 1809 auf Napoleons I. Befehl hier erschossen wurden. Die Stadt hat Zuckerraffinerien, eine Stearinfabrik, Drahtzieherei, Kratzenfabrik, Bleiwalz- u. Preßanstalt, Nägel- und Farbenfabrik, mehre Papier-, Tabaks- und Fortepianofabriken, Baumwoll- und Leinweberei, Zwirn- u. Garnspinnerei, lebhaften Handel und Schifffahrtsverkehr und 17,429 Einwohner (ohne 5059 Mann Militär). W. kommt schon zu Karls des Großen Zeit als Stadt unter dem Namen Vesalia vor. Hier siegte Kaiser Otto I. 939 über Eberhard, Herzog von Franken, und Giselbert, Herzog von Lothringen. Die Stadt war zwar reichsunmittelbar, wurde aber als zum Gebiet der Dynasten von Dinslaken gehörig betrachtet. Kaiser Friedrich II. gab sie 1220 dem Grafen Dietrich von Kleve, welcher die Erbtochter jenes Geschlechts geheirathet hatte. Später gehörte die Stadt zum Hansabunde und erhielt mehre Privilegien. Im Jahre 1586 ward sie vom Herzog Alexander von Parma und 1598 von Mendoza, Admirante von Aragonien, belagert, welcher letztere nur gegen eine ansehnliche Geldsumme abzog. Nach Ausbruch des kleve'schen Erbfolgestreits bemächtigten sich die Spanier, die den Pfalzgrafen Philipp von Neuburg unterstützten, unter Spinola 1614 W.s und behaupteten es 15 Jahre, bis mittelst einer Kriegslist sich die Holländer am 19. Aug. 1629 des Platzes bemächtigten und ihn an Brandenburg übergaben. Im Jahre 1630 erhielt Brandenburg mit dem Herzogthum Kleve auch W. Im Jahre 1672 übergab der kurbrandenburgische Kommandant die Festung an die Franzosen; doch schon 1674 kam sie an Brandenburg zurück. König Friedrich I. von Preußen ließ die Festungswerke erweitern und namentlich die Citadelle erbauen. Im Jahre 1714 verlor die Stadt ihre Privilegien. Während des siebenjährigen Kriegs fiel W. im März 1757 in die Hände der Franzosen, die es auch den ganzen Krieg hindurch behaupteten, da die Preußen die 1760 unternommene Belagerung nach dem unglücklichen Gefecht bei Kloster Kampen aufheben mußten. Im Jahre 1805 an Napoleon I. abgetreten, kam W. an das Großherzogthum Berg, ward dann seit 1806 französisch und fiel am 6. Mai 1814, nach vorhergegangener Blokirung und Belagerung, in Folge des pariser Friedens an Preußen zurück. — 2) S. Oberwesel.

Wesen, Dasjenige, was zu dem Sein eines Dinges in einer bestimmenden Art und Weise nothwendig gehört und ohne welches es ein ganz Anderes sein würde, also der Gegensatz des Zufälligen; dann auch s. v. a. Ding, Sache, Gegenstand, besonders wo der Begriff statt des Gegenstandes steht, wie man z. B. den Menschen ein W. nennt. Wesenheit, das W. eines Dinges, ist der Inbegriff der Wesentlichkeiten, d. h. der wesentlichen Merkmale oder Stücke eines Ganzen. Wesentlich (essential) nennt man Das, was einem Dinge seinem Begriff nach zukommt, was es nothwendig haben muß, daher auch Gegensatz von zufällig, welches deshalb auch außerwesentlich (extraessential) heißt.

Wesenberg, 1) Stadt im mecklenburg-strelitzschen Kreis Stargard, an der Havel, am Großwoblitzsee und in der Nähe mehrer anderer Seen, hat eine große alte Kirche, ein Stadtgericht, eine Stadt- und eine Gewerbschule, Leinen-, Baumwoll- und Tuchweberei, Fischerei, Torfstecherei und 1521 Einwohner. — 2) Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Esthland, östlich von Reval, am Söli, mit Schloßruinen und 1600 Einwohnern. Hier 1568 Sieg der Russen über die Ritter des deutschen Ordens.

Weser (lat. Bisurgis, Visurgis, althochdeutsch Wisera, Wisura), einer der Hauptflüsse Deutschlands, entsteht durch die Vereinigung der Werra (s. d.) mit der Fulda (s. d.) bei Hannöverisch-Münden. Auf ihrem weiteren Laufe, der eine vorherrschend nördliche und nordnordwestliche Richtung hat, bildet die W. zuerst die Grenze zwischen den preußischen Provinzen Hessen und Hannover, tritt auf eine kurze Strecke ganz in die Provinz Hessen über, um dann nochmals (in der Gegend von Karlshafen) beide Provinzen zu scheiden, trennt darauf die preußische Provinz Westphalen vom braunschweigischen Gebiet und berührt auf diesem Wege die preußischen Städte Beverungen und Höxter, sowie die braunschweigische Stadt Holzminden. Hierauf fließt sie eine

Digitized by Google

Strecke ganz durch braunschweigisches Gebiet, sodann wieder durch die Provinz Hannover (vor Hameln vorbei), dann durch den preußisch-hessischen Kreis Rinteln, scheidet darauf eine kurze Strecke das Fürstenthum Lippe von der preußischen Provinz Westphalen, tritt oberhalb Vlotho ganz in diese Provinz ein und fließt hier bei Hausberge, Minden, Petershagen und Schlüsselberg vorüber. Unterhalb der letzteren Stadt tritt sie wieder in die Provinz Hannover über, passirt Nienburg und Hoya, durchströmt die freie Stadt Bremen und deren Gebiet und bildet dann bis zu ihrer Mündung in die Nordsee, bei Bremerhafen, zehn Meilen unterhalb Bremen, die Grenze zwischen dem Großherzogthum Oldenburg und der preußischen Provinz Hannover. Ihre wichtigsten Nebenflüsse sind rechts die Hamel, die schiffbare Aller mit Ocker u. Leine, die Wümme (Lesum), Drepte, Luhne und Geeste; links die Diemel, Bewer, Nethe, Emmer, lippe'sche Werre, Aue und die schiffbare Hunte. Die Entfernung der Mündung des Stromes bei Bremerhafen von seiner Bildung bei Hannöverisch-Münden beträgt in gerader Linie 34 Meilen, der Stromlauf mit allen Krümmungen aber 59 Meilen und, wenn man die Werra als Quellfluß betrachtet, im Ganzen 89 Meilen. Das gesammte Stromgebiet der W. wird zu 1220 QMeilen berechnet. Bei Münden ist sie etwa 300 Fuß, oberhalb Bremen 6—700 F., bei Vegesack 2000 F., unterhalb Elsfleth im Oldenburgischen ¼ Meile, an ihrer Mündung zwischen Langwarden und Schmerno 1½ Meilen breit. Nur von der Huntemündung ab umschließt sie einige Werder, sonst fließt sie immer in ungetheiltem Strome, ist bis Elsfleth (bis zur Mündung der Hunte) aufwärts für Seeschiffe fahrbar und trägt bis Münden aufwärts Kähne von 2000 Centnern Last. Die W. ist eine der vorzüglichsten Wasserstraßen, doch ist sie in ihrem oberen und mittleren Lauf wegen Versandung im Sommer oft Monate lang nicht zu befahren. Der bereits im 18. Jahrhundert angelegte Kanal zur Verbindung der Hamme mit der Oste bei Bremervörde ist seit 1830 wieder schiffbar gemacht, und 1852 ist im Lande Hadeln ein Entwässerungs- und Schifffahrtskanal zur Verbindung der W. mit der Elbe hergestellt worden. Die Schiffe werden von Bremen bis Hameln durch Leinenzieher, von Hameln bis Minden durch Pferde gezogen. In neuerer Zeit wird die W. auch von Dampfschiffen befahren. Das erste Dampfschiff der im Nov. 1842 für die Strecke von Münden bis Bremen gegründeten Aktiengesellschaft der vereinigten Weserdampfschifffahrt begann im Okt. 1843 seine regelmäßigen Fahrten, und zwar vorzugsweise für Personenverkehr. Im Jahre 1847 bereitete dieselbe Gesellschaft auch die Einrichtung einer Schleppschifffahrt vor, deren Ausführung aber in Folge der politischen Verhältnisse und der dänischen Blokade während des schleswig-holsteinschen Krieges von 1848 und 1849 verzögert wurde; später traten auch noch andere Hindernisse ein, und seit 1850 beschränkt sich die Gesellschaft darauf, Dampfer zum Schleppen an Schiffer zu vermiethen. Im Jahre 1851 begann die 1853 gegründete mindener Schleppdampfschifffahrts-Gesellschaft ihre Fahrten und machte jener Gesellschaft eine so bedeutende Konkurrenz, daß sich dieselbe 1857 mit dem norddeutschen Lloyd, welcher auch die untere W. von Bremen an bis zur Mündung mit Dampfern befahren läßt, vereinigte. Die Weserschifffahrt hat von jeher durch das Stapelrecht mehrer Städte, durch das Einlegerecht, durch die Bevorzugung der mündener Schiffer, durch den kostspieligen und an manchen Orten gar nicht gestatteten Leinpfad, durch das Recht der Vorspann, das manche Ortschaften prätendirten, durch die große Zahl der Weserzölle und andere Abgaben wesentlich gelitten. Um diese Hindernisse zu beseitigen, fanden schon 1696—1803 mehrmals Konferenzen Statt, hatten aber gründliche Abhülfe des Uebels nicht zur Folge. Erst durch die zu Minden am 10. Sept. 1823 unterzeichnete Weserschifffahrtsakte traten erleichternde Bestimmungen ein. Die Verhandlungen der 1824 und 1829 und später zusammengetretenen Revisionskommissionen haben diese Bestimmungen noch mehrseitig zu vereinfachen gesucht. Uebrigens hat die Regierung von Hannover diese Bestimmungen der Akte, so weit es geschehen kann, gesetzlich auch auf die Aller und Leine ausgedehnt. Auch hob dieselbe 1850 die Weserzollämter Stolzenau und Lauenförde auf und erhob in der letzten Zeit ihres Bestehens nur noch Weserzölle zu Hameln und Drey. Da der Strom seit der Annektirung Hessens und Hannovers fast ausschließlich preußisches Gebiet berührt, u. die neue Verfassung des norddeutschen Bundes wesentliche Erleichterungen für die Schifffahrt auf den großen Wasserstraßen des gesammten Bundesgebietes in Aussicht stellt, so werden auch auf der W. bald die letzten Hindernisse für den freien Verkehr beseitigt sein. Was den Weserhandel im Allgemeinen anbetrifft, so beschäftigt er sich besonders mit Leinengarn, Produkten des Harzes, Wolle, Rüböl, Kolonialwaaren, Thran und Seefischen, hannöverischen Leinen, fabricirtem Tabak, Steingut, englischen Fabrikaten jeder Art, rohem Leder, Fensterglas, Spiegeln ꝛc. Die wichtigste Handelsstadt an der W. ist Bremen. Vgl. Boclo, Der Begleiter auf dem Weserdampfschiffe von Münden nach Bremen, Göttingen 1844; Meidinger, Die W. und Ems in ihren Verkehrs- und Handelsverhältnissen, Leipzig 1854; Karten: die W. von Bremen bis zur Mündung, Bremen 1844; der Lauf der W. von Münden bis Bremerhafen, das. 1845. Das Departement der Wesermündung im ehemaligen Königreich Westphalen enthielt Minden, Osnabrück, Ravensberg u. a., umfaßte 103 QMeilen mit 331,000 Einwohnern und hatte Osnabrück zur Hauptstadt. Im Jahre 1810 wurde es dem französischen Departement Oberems einverleibt, aber an die verschiedenen deutschen Staaten vertheilt, die mit Ausschluß der von Preußen annektirten Hannover und Hessen noch jetzt im Besitz dieser Gebietstheile sind. Vgl. Halem, Statistisches Handbuch für das Departement der Wesermündung, Bremen 1813; Halem und Lasius, Carte du Département des Bouches du Weser, Hannover 1813, 4 Blätter.

Wesergebirge (Weserbergland, Weserterrasse), der gemeinschaftliche Name für die bald größeren, bald kleineren Gebirgszüge, Pla-

teau- und Hügellandschaften, welche den ganzen oberen Lauf der Weser zwischen Hannöverisch-Münden und Preußisch-Minden bis zu ihrem Eintritt in die norddeutsche Ebene auf beiden Seiten begleiten, von ihr in das ostphälische und westphälische Bergland getheilt werden und einerseits zu Braunschweig und der preußischen Provinz Hannover, andererseits zu den preußischen Provinzen Hessen u. Westphalen und den Fürstenthümern Lippe und Waldeck gehören. Im Osten durch die Leine von dem Göttingerwalde und den westlichsten Vorhöhen des Harzes geschieden, im Süden mit dem kurhessischen Plateau- u. Hügellande, im Südwesten mit dem niederrheinischen Gebirge zusammenhängend, erstreckt es sich als äußerster Gebirgsvorsprung des deutschen Mittelgebirgslandes in nordwestlicher Richtung weit in die norddeutsche Tiefebene hinein. Die einzelnen meist reichbewaldeten Bergzüge haben gleiche Richtung nach Nordwesten, erreichen aber selbst in ihren höchsten Kuppen kaum die absolute Höhe von 1600 Fuß. Dagegen steigen sie über die Sohle des Weserthals und das benachbarte Niederungsland theilweise bis zu 1000—1200 Fuß empor und erscheinen deshalb dem Auge bedeutender als manches absolut höhere Gebirge. In der östlichen Weserterrasse sind die bekanntesten Theile von Süden gegen Norden der Bramwald, das plateauartige Sandsteingebirge des Sollingwaldes oder Solling (s. d.), das wechselvolle Bergland der Hils-, der Iht- und der Lauensteinerberge und des Osterwaldes, der Süntel (s. d.), der Deister (s. d.), die Bückeberge und als westliche Fortsetzung, zugleich als nördlicher Rand der Weserterrasse die östliche oder eigentliche Weserkette, die ihr Westende im Jakobsberge (586 Fuß) oberhalb Minden erreicht. Demselben gegenüber, auf dem linken Weserufer, erhebt sich der Wittekindsberg (835 Fuß), und zwischen beiden bildet der Durchbruch der Weser die 200 Fuß breite westphälische Pforte oder Porta westphalica. Die ungleich ausgedehntere westliche Terrasse hat zum Nordrande die mit dem Wittekindsberge beginnende westliche Weserkette, die unter dem Namen der mindenschen Bergkette (s. d.), des Wiehengebirgs, der lübbenschen Berge, kappeler Berge ꝛc., wallartig, westwärts zur Quellgegend der Hunte, westnordwestwärts bis zu den weiten Moor- und Heidegegenden an der mittleren Hase, gegen Norden aber ohne Vorhöhen in das Tiefland abfällt. Der Teutoburgerwald (s. d.) grenzt die ganze Terrasse gegen die westphälische Tiefebene oder die große münstersche Bucht ab. Außer im Bramwalde und in anderen Theilen des östlichen Abschnitts, wo sich Basaltkegel finden, treten nirgends krystallinische Massengesteine oder krystallinische Schiefer an die Oberfläche hervor. Dagegen sind die Flötzformationen von der Kohlengruppe bis zur Molasse vollständig vertreten, und es findet sich hier eine Mannichfaltigkeit der Schichtengesteine, wie sie sonst nirgends in Deutschland vorkommt. Zahlreich sind die Salzwerke und unter diesen Neusalzwerk bei Rehme besonders merkwürdig. Von anderen kräftigen Mineralquellen sind Pyrmont, Eilsen, Rehburg und Nenndorf zu nennen. Steinkohlen finden sich bei Ibbenbüren, im Wielden bei Minden, im Hilssandstein bei Salzgitter und an einigen anderen Orten. Der Boden ist vorherrschend sehr ergiebig, weshalb auch landwirthschaftliche Gewerbe im Allgemeinen vorwiegend sind. Die Querdurchbrüche an der Weserpforte und bei Bielefeld sind schon seit ältester Zeit zu einer Hauptstraße, neuerdings aber auch für die wichtige Eisenbahnverbindung Köln-Minden benutzt worden.

Wesley John, der Stifter der Methodisten, geboren am 17. Juni 1703 zu Epworth in der englischen Grafschaft Lincoln, begeisterte sich schon früh an den Schriften des Thomas a Kempis und Taylors, studirte darauf zu Oxford Theologie und wurde 1725 als Diakonus ordinirt. Im Jahre 1729 schloß er mit seinem Bruder Charles W. (geboren den 18. December 1708, † den 29. März 1788) und 15 oxforder Studenten eine Gesellschaft, die sich Erforschung der biblischen Wahrheiten, Fasten, Beten und gute Werke zum Zwecke setzte und wegen ihres fromm geordneten Lebens den Spottnamen der Methodisten erhielt. W. begab sich 1735 mit seinem Bruder nach Georgia in Nordamerika, besonders um den Indianern das Evangelium zu predigen, kehrte jedoch 1738 nach England zurück, trat mit der Brüdergemeinde in Verbindung und stiftete nach dem Muster derselben, welche er 1738 besuchte, in Fetterlane zu London, dann zu Bristol und an andern Orten eine selbstständige Kirchengemeinschaft. Im Jahre 1740 trennte er sich von den Herrnhutern, wegen deren antinomistischen und quietistischen Grundsätze, und 1741 auch von seinem bisherigen Genossen Whitefield (s. d.), da sich dieser zur strengsten Prädestinationslehre bekannte. W. besuchte jährlich alle Methodistengemeinden in den drei britischen Reichen, die seiner Partei treu blieben und Wesleyaner genannt wurden, und soll gegen 50,000 Predigten gehalten haben. Seine Ehe war eine unglückliche und ward wieder getrennt. In Kingsward gründete er ein Seminar als Bildungsanstalt für methodistische Prediger. Er † am 2. März 1791. Seine Schriften, poetischen, philologischen, philosophischen, historischen und theologischen Inhalts, zusammen über 100 Bände füllend, sind formlos und meist Bearbeitungen älterer und neuerer Werke aus den Gesichtspunkten seiner Partei. Seine Predigten und kleineren ascetischen und geschichtlichen Aufsätze erschienen gesammelt London 1774, 32 Bde. Vergl. Southey, The Life of W. and the rise and progress of methodism, London 1820; deutsch von Krummacher, Hamburg 1828, 2 Bde.; Watson, Observations on Southey's life of W., 4. Aufl. London 1833; von Eckenstein und Bonnet, Das Leben J. W.'s, Frankfurt 1839.

Wespen (ächte Wespen, Vespidae), eine den Bienen verwandte Insektengruppe aus der Ordnung der Hymenopteren und der Familie der Raubwespen (Rapientia), meist gelbgefärbte, schlankleibige Hautflügler, die sich durch die in der Ruhe der Länge nach einmal gefalteten Vorderflügel, die nahe zusammenstehenden Fühler mit verlängertem ersten Glied und die schmalen, nicht verbreiterten Hintertarsen von ihren nächsten

Digitized by Google

Verwandten, den Bienen, unterscheiden. Sie bilden Gesellschaften, wie diese, und zerfallen ebenfalls in Männchen, Weibchen und Geschlechtslose. Letztere, die Arbeiter, sind die zahlreichsten. Sie bauen in Bäumen, Felsspalten, Erdlöchern ꝛc. aus abgenagter Baumrinde, faulem Holz, Holzfasern ꝛc., die sie kauen und zu einem Teig kneten, Nester, die wie aus grauem Löschpapier gefertigt erscheinen, mit einer wasserdichten Schicht bedeckt sind, den Eingang stets unten haben und in mehren über einander angebrachten Stockwerken bis an 20,000 sechseckige Zellen haben. In diesen Zellen werden die aus den Eiern der Weibchen auskriechenden Larven von den Arbeitern gefüttert. Erst im Spätsommer kommen junge Weibchen und Männchen hervor, und Alles, was bis zum November an Larven noch vorhanden ist, wird dann von den Arbeitern herausgerissen und getödtet. Auch diese nebst den Männchen sterben bald nachher, nur wenige der stärksten Weibchen fristen das Leben, um im Frühjahr, nach mehrmonatlicher Erstarrung, jede für sich ein neues Nest zu bauen. Man findet dergleichen Ansiedelungen dann häufig auf Dachböden und unter Simsen an einem dünnen Stiel aufgehängt. Die W. sind fleißige und muthige Thiere, brauchen jedoch ihren Stachel ungereizt selten gegen den Menschen. Sie gehen besonders süßem Obst, zumal Birnen und Weintrauben nach, nähren sich aber auch von Insekten und Fleisch, womit sie auch ihre Larven füttern, die sich auf die gewöhnliche Weise einspinnen und verpuppen. Die bekanntesten Arten sind: Die gemeine Wespe (Vespa vulgaris *L.*), schwarz mit gelbgeflecktem Kopf, Thorax und Schildchen, gelbem Hinterleib mit schwarzen Punkten am Saum der Ringe, 8—11 Linien lang, baut ihr graues, in Größe und Form einem Weißkohlkopf ähnliches Nest in und an Bäume, Dachsparren oder auch in die Erde. Die Hornisse (V. crabro *L.*), schwarz mit braunrothem Kopf und Schildchen, am Vorderrande und in der Mitte braunrothem Thorax und am Grunde ebenso gefärbtem Hinterleib und gelben, am Vorderrande schwarzen und mit 2—3 schwarzen Punkten gezeichneten Hinterleibssegmenten, 14 bis 16 Linien lang, schnurrt stark, ist aber friedlich, wenn sie nicht gereizt wird. Ihr Stich ist so heftig, daß ihrer wenige ein Pferd tödten sollen. Sie legt ihr aus einer braungelben brüchigen Masse bestehendes Nest in hohlen Bäumen, namentlich in Eichen, seltener in Gebäuden an, schadet jungen Baumpflanzungen durch Benagen der Rinde, macht sich aber in der Nähe von Kornböden durch Vertilgung der Kornwürmer nützlich. Die Mauerwespe (Odynerus spinipes *Latr.*), höhlt sich ihr Nest in den Mörtelschichten alter Mauern aus, dringt aber zuweilen auch in die Bienenstöcke ein, um hier sich anzusiedeln, und zwar in solcher Menge, daß die Bienen dadurch sehr eingeengt und die Stöcke werthlos werden. Vergl. Blattwespen, Gallwespen, Holzwespen, Schlupfwespen.

Wesprim, s. v. a. Veszprim.

Wessel, Johann, auch Gansfort genannt, ein Vorläufer Luthers, geboren wahrscheinlich 1420 zu Gröningen, lehrte nachmals die Philosophie zu Köln, Löwen, Heidelberg und Paris und † 1489 in seiner Vaterstadt. W. war ein Mann von einer bedeutenden humanistischen Bildung. Wegen seiner Gelehrsamkeit erhielt er den Beinamen Lux mundi, während ihn seine Feinde wegen seines Widerspruchs gegen den Scholasticismus Magister contradictionum nannten. Luther stimmte mit ihm namentlich in der Rechtfertigungslehre überein. Nach dem Tode W.s wurde ein großer Theil seiner Schriften als ketzerisch verbrannt; ein anderer erschien unter dem Titel „Farrago rerum theologicarum" mit einer Vorrede von Luther (Wittenberg 1522). Die vollständigste Ausgabe seiner Werke besorgte Johann Lydius (Amsterdam 1617). Sein Leben beschrieben Muurling (Utrecht 1831 u. Amsterdam 1840), Ullmann (Hamburg 1834, 2. Aufl. 1841), Bähring (Bielefeld 1846) und Friedrich (Regensburg 1862).

Wesselenyi, Nikolaus, Baron, Führer der ungarischen u. der siebenbürgischen Opposition von 1825—40, geboren 1794 zu Zsibó in Ungarn, befehligte schon im 12. Jahre eine kleine Abtheilung der Insurrektion (des Aufgebots) von 1809 und machte darauf in der österreichischen Armee die letzten Feldzüge gegen Napoleon I. mit. Auf dem politischen Schauplatz erschien er zuerst 1818, um in der Urbarialfrage für die Verfassung zu wirken. Mit Szechényi besuchte er England und Frankreich. Von 1830—33 erschien W. im ungarischen Oberhause, wo er an Feuer der Rede alle andern Redner übertraf, und 1834 nahm er an dem Landtage in Klausenburg Theil. Er ward der eifrigste Förderer der von Kossuth herausgegebenen lithographirten Zeitung. Im Sommer 1837 mit Kossuth verhaftet, ward er zu vierjähriger Haft verurtheilt, die er in Ofen verbüßte. Im Kerker erblindet, zog er sich 1840 begnadigt auf sein Schloß Zsibó zurück. In Folge der Vorgänge von 1848 begab er sich wieder auf seinen parlamentarischen Posten, um sich den Ueberstürzungen entgegen zu stemmen. Er † am 21. April 1852 in Pesth. Vgl. Csengery, Ungarns Redner und Staatsmänner, Wien 1851, 2 Bde.

Wesseling, Peter, verdienter Philolog, geboren am 7. Januar 1692 zu Utrecht, machte seine Studien zu Leyden und Franeker, ward 1723 Professor der Beredtsamkeit zu Franeker und 1735 Professor der alten Literatur zu Utrecht, wo er am 9. November 1764 †. Er lieferte u. A. vorzügliche Bearbeitungen der „Vetera Romanorum itineraria" (Amsterdam 1735), des Diodorus von Sicilien (Amsterdam 1745, 2 Bde.; neue Ausgabe von Dindorf, Leipzig 1828—31, 5 Bde.) und Herodot (Amsterdam 1765).

Wessenberg, 1) Ignaz Heinrich Karl, Freiherr von W., berühmter katholischer Theolog, geboren am 2. Oktober 1774 zu Dresden, wo sein Vater, Philipp Karl, Freiherr von W., Konferenzminister war, machte seine Studien zu Dillingen unter G. M. Seilers Leitung, in Würzburg und Wien, ward 1798 Domherr in Konstanz und durch Dalberg 1802 Generalvikar dieses Bisthums. In diesem Wirkungskreise wirkte er eifrig für die Diöcesaneinrichtung, Pastoralkonferenzen, Bildung des jungen Klerus, wozu er das Seminar in Meersburg stiftete,

Digitized by Google

Hebung des Schulunterrichts, Einführung der deutschen Sprache in der Liturgie, des deutschen Kirchengesangs, milderer Fastengebote u. dergl. Deshalb von dem ultramontanen päpstlichen Nuntius zu Luzern verdächtigt, erhielt er zu seiner 1814 durch Dalberg bewirkten Berufung zur Koadjutorstelle im Bisthum Konstanz die päpstliche Bestätigung nicht, und als ihn nach Dalbergs Tode die Kapitularen zum Bisthumsverweser ernannt hatten, verwarf der Papst durch Breve vom 15. März 1817 auch diese Wahl. Zu seiner Rechtfertigung reiste W. nach Rom, ohne jedoch seinen Hauptzweck zu erreichen. Die Erwiderungen Consalvi's auf seine Vertheidigungsschriften enthielten nichts als unwahre Beschuldigungen und ungerechte Vorwürfe. In seiner männlichen gesetzmäßigen Haltung gegen die römische Kurie ward W. noch durch den Großherzog von Baden bestärkt, der auch die mit officiellen Aktenstücken herausgegebene Denkschrift „Ueber das neueste Verfahren der römischen Kurie gegen den Bisthumsverweser von W." an den deutschen Bundestag brachte. Nachdem in Folge des Konkordats 1827 das Bisthum Konstanz aufgelöst war, lebte W. hier als Privatmann und wirkte als Abgeordneter der ersten badischen Kammer (seit 1819) bis 1833, dann als Schriftsteller und Wohlthäter der Armen u. Mäcen aufstrebender Künstler. Er † hier den 9. August 1860. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Die Elementarbildung des Volkes" (Zürich 1814, 2. Aufl. 1835); „Die Bergpredigt Christi" (das. 1820; 5. Aufl., St.-Gallen 1846); „Philosophisch-historische Betrachtungen über Schwärmerei" (Heilbr. 1833); „Die christlichen Bilder" (Konstanz 1826—28, 2 Bde.; 2. Aufl., St.-Gallen 1845); „Ueber die wichtigsten Gegenstände im Bildungsgange der Menschheit" (Aarau 1836); „Ueber die Verwaltung der Seelsorge ꝛc." (Augsburg 1832, 2 Bde.); „Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts in Beziehung auf Kirchenverbesserung" (Konstanz 1840, 4 Bde.); „Gott und die Welt" (Heidelberg 1857, 2 Bde.). Auch als zarten, sinnvollen und frommen Dichter bewies sich W. in dem Epos „Fénélon" (Konstanz 1812), in den „Blüthen aus Italien" (das. 1818), in den „Neuen Gedichten" (das. 1827) u. in der „Pilgerfahrt eines Jünglings" (das. 1831). Seine „Sämmtlichen Dichtungen" erschienen zu Stuttgart (1834—44) in 6 Bänden. Auch ein Trauerspiel, „Kaiser Friedrich II." (2. Aufl., Freib. 1863), dichtete er. Sein Leben beschrieb Beck (Freib. 1863).

2) Johann Philipp, Freiherr von W.-Ampringen, österreichischer Staatsmann, geboren den 28. November 1773 zu Dresden, Bruder des Vorigen, machte seine Studien zu Freiberg und Straßburg, trat 1797 in den österreichischen Staatsdienst und ward 1803 Ministerresident in Frankfurt, 1808 Gesandter in Berlin, 1811 in München. Er stiftete 1813 den Bund zwischen Oesterreich und England und nahm wesentlichen Antheil am ersten wie am zweiten pariser Frieden und an den Verhandlungen des wiener Kongresses, sowie an der Centralhofkommission zur Organisirung der von Oesterreich neu erworbenen Provinzen. Dem metternichschen System nicht befreundet, trat er ins Privatleben zurück, bis er nach der Julirevolution 1830 zum Gesandten am niederländischen Hofe ernannt wurde, in welcher Eigenschaft er an den londoner Konferenzen zur Schlichtung der holländisch-belgischen Wirren Theil nahm. Schon 1831 abermals aus dem diplomatischen Dienst geschieden, ward er im Mai 1848 wieder nach Wien berufen und übernahm im Juli den Vorsitz im Gesammtministerium mit dem Ministerium des Auswärtigen und dem des kaiserlichen Hauses. Nach der Oktoberrevolution folgte W. dem Kaiser nach Olmütz, legte aber schon am 21. November sein Amt nieder und kehrte ins Privatleben zurück. Er † den 1. Aug. 1858 zu Freiburg im Breisgau.

Wessex (Westsex, d. i. Westsachsen), eines der 7 angelsächsischen Reiche, begriff die jetzigen Landschaften Cornwall, Devonshire, Somersetshire, Dorsetshire, Wiltshire, Southampton und Leecshire, die Insel Wight u. a. Der Gründer von W. war Kerdik, welcher 494 mit seinem Sohne Keurik landete. Das Königreich wurde mit der Zeit so mächtig, daß es bis 827 unter König Egbert fast alle andern verschlungen hatte, s. England, vergl. Angelsachsen.

Wesir, s. Vezier.

Wesir-Pascha, Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Siwas, hat mehre Moscheen und Bäder, einen Bazar und 5000 Einwohner.

Wessjegonsk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Twer, an der Mündung der Rena in die Mologa, hat Eisenindustrie u. 3500 Einw.

Wessobrunn, Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Weilheim, zwischen Weilheim und Schongau, mit 630 Einwohnern. Das ehemalige Benediktinerkloster daselbst wurde um 740 gestiftet und 753 vom Herzog Thassilo restaurirt; von 955—1065 besaßen es die Augustiner, worauf Kaiser Heinrich die Benediktiner wieder einsetzte. Die an Handschriften reiche Klosterbibliothek, die sich jetzt in München befindet, enthält das altdeutsche, nach diesem Kloster benannte wessobrunner Gebet aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts, in alliterirenden Versen verfaßt, das von Wackernagel unter dem Titel „Das wessobrunner Gebet und die wessobrunner Glossen" (Berlin 1827) herausgegeben wurde. Vergl. Leutner, Historia monasterii Wessofontani, Augsburg und Freiburg 1753; Müllenhoff, De carmine Wessofontano, Berlin 1861.

West, s. Abend und Himmelsgegenden.

West, 1) Benjamin, berühmter nordamerikanischer Historienmaler, geboren den 10. Oktober 1738 zu Springfield in Pennsylvanien, ging 1760 nach Rom und 1763 nach England, wo er die königliche Kunstakademie gründete, die 1768 bestätigt wurde. Auch an der Gründung der British Institution hatte er wesentlichen Antheil. Der König ließ durch ihn das Schloß Windsor schmücken. W. † zu London den 11. März 1820. Waagen beurtheilt seine Kunstleistungen sehr hart. Obgleich darin alle akademischen Regeln hinsichtlich Komposition, Zeichnung, Schönheit, Draperie, Beleuchtung beobachtet seien, mangele ihnen doch ein von dem Gegenstande begeistertes, von Naturanschauungen genährtes Gefühl des Künstlers. Doch finden sich auch Bilder von W., welchen

Digitized by Google

dieser Vorwurf nicht gemacht werden kann, namentlich unter seinen frühern Werken, in denen der Einfluß der Antike und der klassischen Erzeugnisse der italienischen Schule unverkennbar ist. In den besten Werken des Meisters ist die Komposition deutlich und der Ton klar und harmonisch, wenn auch nie von großer Wärme. Sein berühmtestes Gemälde ist der Tod des Generals James Wolfe in der Grosvenorgallerie zu London, sein größtes Christus vor Pilatus, eines der schönsten Orestes und Pylades, welche als Opfer vor Iphigenie gebracht werden, 1771 von J. Basire gestochen, gegenwärtig in der Nationalgallerie. In der Hofkapelle zu Windsor sind mehre Altarbilder von ihm. Zu den Fenstergemälden fertigte er die Kartons, die Forest von 1792—96 ausführte. Für die Audienzzimmer des Schlosses lieferte er 6 große Gemälde, deren Gegenstände der Geschichte des Königs Edward III. entnommen sind, jetzt sammt vielen andern Bildern W.s in einem Saale zu Hamptoncourt vereinigt. Das großartige Altarbild in der Hospitalkirche zu Greenwich von W. stellt St. Paulus auf Melite vor, wie er die Viper von sich schleudert. Andere berühmte Bilder sind eine Darstellung aus der Apokalypse, der Tod auf dem fahlen Pferde (1829 um 2000 Guineen verauktionirt); Moses, die Gesetztafeln haltend; das unter dem Namen „Christ rejected" bekannte; der Tod des Admirals Nelson; Christus die Lahmen heilend und das Abendmahl, beide jetzt in der Nationalgallerie zu London. Von Kirchengemälden in London ist noch die Steinigung des heiligen Stephan in der Kirche des Heiligen hervorzuheben. Die Grosvenorgallerie besitzt u. A. die Schlacht von la Hogue und „The Battle of the Boyne". Auch die Staffordgallerie besitzt eines der besten Bilder von W., Alexander den Großen mit seinem Arzt. In Burleighhouse ist ein anderes Hauptbild von W., Agrippina mit der Asche des Germanicus. Zu seinen bessern Arbeiten gehört auch das durch den Stich bekannte Gemälde, W. Penn mit den Indianern unterhandelnd. In der berühmten Sammlung Boydells waren ebenfalls Gemälde von W., in Boydells bekannter „Shakespearegallerie" gestochen, dem König Lear und Hamlet entnommen. Vergl. Galt, Life and studies of Benj. W., London 1820.

2) Thomas und Karl August, Pseudonym für Schreyvogel.

Westaustralien, eine den südwestlichen Theil von Australien (s. d.) umfassende britische Kolonie von 978,000 englischen (45,300 geographischen) QMeilen Flächenraum mit (1862) 17,246 Einw., hat mildes Klima, großentheils ebenen, fruchtbaren Boden, zahlreiche kleinere Flüsse, worunter der Schwanenfluß und der Blackwood River die bedeutendsten sind. W. wurde 1829 unter dem Namen der Schwanenflußkolonie der Kolonisation eröffnet; Hauptstadt und Sitz der Kolonialregierung ist Perth unweit oberhalb der Mündung des Schwanenflusses.

Westbromwich, Stadt in der englischen Grafschaft Stafford, unweit des Tame und an der Birmingham-Derbyverbindungsbahn, hat ein literarisches Institut, 2 Handwerkerinstitute, starke Fabrikation von Gewehren, Ketten, Ackergeräthschaften, Pferdegeschirren, Nägeln ꝛc. und 17,024 Einwohner.

Westchester, Hauptstadt der Grafschaft Chester im nordamerikanischen Staate Pennsylvanien, durch eine Zweigbahn mit der Philadelphia-Columbiabahn verbunden, hat 5 Kirchen, eine Akademie, ein Athenäum, eine Bank und 4600 Einw.

Westend, Theil von London (s. d.).

Westenrieder, Lorenz von, deutscher Historiker, geboren am 1. August 1748 zu München, wurde Weltpriester, 1773 nach Aufhebung der Jesuiten Professor der Dichtkunst in Landshut, 1774 der Rhetorik in München, 1776 zum Büchercensurrath, 1786 zum geistlichen Rath und zum Domkapitular von München ernannt und 1813 in den Adelsstand erhoben. Er † am 15. März 1829 zu München, wo 1854 sein Standbild (von Widnmann) errichtet wurde. W. wirkte viel für die Veredlung der Muttersprache. Von seinen zahlreichen Schriften (gesammelt Kempten 1831—38, 10 Bde.; 1831—37, 29 Bde.) sind hervorzuheben: „Jahrbuch der Menschengeschichte in Bayern" (München 1782, 2 Bde.), „Geschichte von Bayern" (das. 1785, 2 Bde.), „Bayerischer historischer Kalender" (das. 1786—1818), „Beiträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik und Landwirthschaft" (das. 1785—1817, 10 Bde.) und „Geschichte der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften" (das. 1807, 2 Bde.). Vgl. Gandershofer, Erinnerungen an Lorenz von W., München 1830.

Westeräs, schwedisches Län, s. Westmanland. Die gleichnamige Stadt, in fruchtbarer Gegend an der Mündung der Svart-Å in den Mälar gelegen, ist Hauptstadt in Westmanlandslän, Sitz des Bischofs und der Länsregierung, hat ein ehemals festes königliches Schloß, eine Domkirche mit dem höchsten Thurm in Schweden und Grabmonumenten des Königs Erik XIV. und des Reichsvorstehers Svante Sture und (1865) 4873 Einw., welche bürgerliche Gewerbe und lebhaften Handel, besonders mit Getreide und Eisen treiben. Die Stadt ist alt, aber regelmäßig und wohlgebaut. Es sind hier mehre Reichstage gehalten worden, von denen die 1527 und 1544 die wichtigsten sind; in ersterem vernichtete Gustav I. die Macht der Hierarchie und führte die evangelische Lehre in Schweden ein; in letzterem machte er die Krone in seiner Familie erblich.

Westerbotten, Landschaft im nördlichen Schweden, erstreckt sich 70 Meilen lang, 12—18 M. breit längs dem bottnischen Meerbusen bis an die Torneälf an der finnischen Grenze und wird von den Flüssen Umeå-, Skellefteå-, Piteå-, Luleå- und Kalixelf und vielen kleineren durchströmt. Der nördliche Theil nebst den nördlichen Lappmarken bildet Norbottenslän. Das gleichnamige Län umfaßt den südlichen Theil der Landschaft W., die beiden nördlichsten Kirchspiele von Ångermanland (Nordmaling und Bjurholm) und den südlichen Theil der Lappmarken oder Åsele- und Umeå- oder Lycksele-Lappmark, d. h. das Thal der Umeälf, sowie das untere Flußgebiet der Skellefteälf und das obere der Ångermannaelf, im Ganzen ein Areal von 1074,3 QMeilen, wovon 83,8 auf Gewässer kommen, 1865 mit 88,763 Einw., wovon 2612 in den beiden Städten

Digitized by Google

Umeå und Skellefteå wohnten. Von jenem Areal kommen auf die Lappmarken 711,6 QM. (davon 48,6 Gewässer) mit 16,683 Einw.; davon sind 1392 Lappen, welche größtentheils ein Nomadenleben mit ihren Rennthieren führen. Die Lappmarken sind durchaus gebirgig (die Givortsberge erreichen eine Höhe von 3100 schwedischen Fuß); doch sind die Berge im Allgemeinen niedriger als in den angrenzenden Län. Der am bottnischen Meerbusen belegene Küstenstrich besteht größtentheils aus ziemlich ebenen sandigen Heiden, die mit Mooren, Sümpfen und Seen abwechseln. Hauptnahrungszweige sind Viehzucht und Ackerbau, Waldwirthschaft und Fischerei, welche letztere nicht nur an der Küste, sondern auch im Innern in den zahlreichen Flüssen und Landseen betrieben wird. Das Län wird in administrativer und jurisdiktioneller Hinsicht in 3 Vogteien u. 3 Gerichtssprengel mit 12 Tingstellen, sowie ein Stadtgericht (Umeå) getheilt und gehört in kirchlicher Hinsicht zum Stift Hernösand.

Westergaard, Niels Ludwig, verdienter Orientalist, geboren den 27. Okt. 1815 zu Kopenhagen, studirte hier und zu Bonn, Paris, London und Oxford die indischen Sprachen und unternahm 1841 mit Unterstützung des Königs und der Universität eine Reise um das Kap nach Indien, von wo er durch Persien 1844 über Tiflis, Moskau und Petersburg zurückkehrte. Im Jahre 1845 ward er zum Professor der indisch-orientalischen Philologie zu Kopenhagen ernannt. Im Jahre 1848 in den Reichstag gewählt, fungirte er bei der grundgesetzgebenden Reichsversammlung 1848—49 als Sekretär. Seine Hauptwerke sind die trefflichen „Radices Sanscritae" (Bonn 1841) und die kritische Ausgabe des „Zendavesta" (Bd. 1, Kopenh. 1852—55). Auch gab er den „Bundahesh" (Kopenh. 1851) heraus. Außer einer „Sanskrit Formlare" mit „Sanskrit Läsebog" (Kopenh. 1846) ist noch sein „Katalog der indischen Handschriften der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen" (das. 1846) zu nennen. Er machte auch den Versuch zur Entzifferung der achämenidischen Keilschrift zweiter Ordnung.

Westergötland, Landschaft im südwestlichen Schweden zwischen den großen Seen Wener und Wetter, mit einer kurzen Küstenstrecke an der Mündung der Götaelf, übrigens umgeben von den Landschaften Halland, Småland, Nerike, Wermland, Dalsland und Bohuslän, 336,9 QMeilen groß, davon 19,4 Gewässer, 1865 mit 446,446 Einw. (1325 auf 1 QMeile), getheilt unter 3 Län, Skaraborgs-, Elfsborgs- oder Wenersborgs- und Göteborgslän, von denen das letztgenannte aber nur den kleinen südlichen Küstenstrich und die von den beiden Armen der Götaelf eingeschlossene Insel Hisingen (zusammen 12,6 QMeilen, wovon 0,6 Gewässer) enthält. Der nördliche, zu Skaraborgslän gehörige Theil ist an der Grenze von Nerike und am Wetter gebirgig und waldreich (Tiveden und Hökensås), übrigens aber eine große u. fruchtbare Ebene, durchströmt von den Flüssen Tidan, Lidan und Nossan, sowie auch von der westgötischen Linie des Götakanals, aus welcher sich aber einzelne Berghöhen erheben, als Billingen (die Wasserscheide zwischen den beiden großen Seen), Kinnekullen (der schönste Berg Schwedens am Wener) Alle- und Mösseberg u. a. Ueber den südlichen, unfruchtbareren Theil s. Wenersberg. W. hat wenig Eisen, aber einen unerschöpflichen Reichthum an Alaunschiefer, Kalk- und Sandstein. Hauptnahrungszweige sind in dem nördlichen Theile Ackerbau und Viehzucht, in dem südlichen Viehzucht, Waldwirthschaft und Manufakturen. In kirchlicher Hinsicht gehört die Landschaft zu den Stiftern Skara und Göteborg.

Westerhemd (Wester, v. lat. vestis), das weiße Chrisamtuch, welches in der katholischen Kirche dem Täufling nach erfolgter Salbung mit Chrisam zum Zeichen der durch die Taufe bewirkten Unschuld auf den Kopf gelegt oder womit er bekleidet wird.

Westermann, Anton, namhafter Philolog, geboren am 18. Juni 1806 zu Leipzig, widmete sich daselbst den klassischen Studien, erhielt 1833 die Professur der Alterthumskunde daselbst und ward 1846 Mitglied der neu gestifteten königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, für deren Entstehen und erste Einrichtung er sehr thätig gewesen war. Von seinen mit einem reichen kritischen Apparat und mit vielen handschriftlichen Lesarten ausgestatteten Bearbeitungen mehrer griechischen Schriftsteller sind hervorzuheben die Ausgaben der „Vitae decem oratorum" (Quedlinb. 1833), der „Paradoxographi sive scriptores rerum mirabilium graeci" (Braunschweig 1839), des Stephanus von Byzanz „De urbibus" (Lpz. 1839), von Plutarchs „Vita Solonis" (Braunschw. 1840), der „Mythographi sive scriptores poeticae historiae graeci" (das. 1843), der „Biographi sive vitarum scriptores graeci minores" (das. 1845), der Werke des Philostratus (Paris 1848), der „Ausgewählten Reden" des Demosthenes (Leipzig 1850—52, 3 Bde.), der Reden des Lysias (das. 1853). Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der Beredtsamkeit in Griechenland und Rom" (Lpz. 1833—35, 2 Bde.). Außerdem lieferte er eine vielfach vermehrte Ausgabe der Schrift von G. J. Voß „De historicis graecis" (Leipzig 1838), übersetzte ausgewählte Reden des Demosthenes, Aeschines und Lysias (Stuttg. 1856—63) und begründete mit Funkhänel die „Acta societatis graecae" (Leipzig 1835 bis 1837, 2 Bde.).

Westernorrlandslän, s. Hernösand.

Westervik, Stapelstadt im nördlichen Theile des schwedischen Kalmarläns, an der Mündung der Gamlebybucht, lag früher 3 Meilen tiefer an dieser Bucht, dort, wo jetzt der lebhafte Flecken Gamleby (d. i. Altstadt) liegt, hat einen guten Hafen, 2 Schiffswerften u. lebhaften Handel, besonders mit Waldprodukten, u. (1865) 5020 Einw.

Westerwald, der Theil des ostniederrheinischen Gebirgslandes, welcher als ein mit schroffen, oft felsigen Böschungen aus den Thälern der Lahn, des Rheins u. der Sieg aufsteigendes, meist bewaldetes Plateau den nördlichen Theil des ehemaligen Herzogthums Nassau, den östlichen Theil des preußischen Regierungsbezirks Koblenz, einen Theil des Siegkreises des Regierungsbezirks Köln und des siegener Kreises des Regierungsbezirks Arnsberg, endlich kleine Strecken der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen und des angrenzenden ehemaligen kurhessischen Gebiets erfüllt. Die vorherrschenden Gesteine des Gebirgs sind

Digitized by Google

Grauwacke, Thonschiefer und Grünstein; im Osten tritt die Kohlenformation auf, in den höchsten Punkten der Mitte, wie an andern zerstreuten Punkten findet sich vulkanisches Eruptivgestein (Trachyt, Basalt) in bedeutender Ausdehnung. Die mittlere Höhe des Plateau's beträgt 1000 bis 1500 Fuß. Die höchsten Punkte sind der salzburger Kopf (2211 F.), das Dorf Neukirch (2149 F.), der Homberg (1967 F.), der Elsberg (1932 F.), der Knoten (1844 F.), der Bardenstein (1827 F.), sämmtlich auf ehemals nassauischem Gebiet; die Burg bei Burbach (1880 F.) auf preußischem Gebiet. Der südwestliche Theil des Gebirgs führt den Namen des montabaurer Waldes und erreicht eine Höhe von 1669 Fuß. Der nordwestliche Abfall des W.es bildet hart am Rheinufer das Siebengebirge (s. d.). Im weitern Sinn wird auch noch der südliche Theil des an den Quellen der Sieg, Dill, Lahn und Eder sich erhebenden Plateau's, die sogenannte kalte Eiche, zum W. gerechnet, während man den nördlichen Theil desselben mit dem einen Knotenpunkt der Wasserscheiden zwischen den genannten Flüssen bildenden Ederkopf als Glied des Rothhaargebirgs zu betrachten pflegt. Die höchsten Punkte dieses Plateau's sind von Süden nach Norden die kalte Eiche an der westphälisch-nassauischen Grenze (1696 F.), die Stiegelburg (1984 F.), der Lahnkopf (2038 F.), der Aukopf (2173 F.), der Ederkopf (2070, nach Andern 2277 F.), die alte Burg (2093 F.), der Pfaffenhein (2160 F.) und der Hochwart (2074 F.). Nach Westen sinken die Bergrücken bedeutend herab, und selbst die einzelnen denselben aufgesetzten Basaltkuppen erheben sich zu geringerer Höhe, so der Hohefeelbachkopf (1712 F.), der Windhahn (1668 F.) und der Giebelwald (1717 F.). Im Süden überschreitet die kölngießener Eisenbahn im Thale der Sieg und der Heller auf- und an der Dill absteigend die Wasserscheide in einer die kalte Eiche vom eigentlichen W. trennenden Einsattelung. Gegen Osten verzweigen sich von der Hochfläche niedrigere Höhenzüge, das gesammte Land zwischen Dill und Lahn, wie zwischen dieser und der Eder erfüllend, mit den Kuppen des Schelderwaldes (1917 F.) bei Dillenburg, des Wilhelmsteins (1822 F.), des Tringensteins (1600 F.) im ehemaligen Nassauischen, des Ahlerts (1970 F.), südlich von Laasphe, des Bärenkopfs (2099 F.), nördlich von derselben Stadt, des Horsts (2047 F.), des Puders (1818 F.), der Sackpfeife zwischen Hatzfeld und Biedenkopf (gegen 2200 F.) im Westphälischen. Auf dem eigentlichen W. ist das rauhe Klima und die große Feuchtigkeit der Luft, die durch ausgedehnte Sumpfstrecken vermehrt wird, der Holzzucht nicht zuträglich, daher das Gebirg verhältnißmäßig kahl erscheint und nur die Abhänge, wie die niedrigeren Hochflächen gegen den Rhein hin, mit Waldungen bedeckt sind. Dagegen ist der basaltische Boden zum Bau von Kartoffeln, Hafer, Gerste, Flachs, Hanf ꝛc. sehr geeignet und bietet treffliche Wiesen und Weiden dar. Ueberhaupt ist der W. durchaus nicht so unwirthlich mehr, wie die Tradition ihn schildert, indem er durch die Kultur wesentlich verändert worden ist. Von nutzbaren Mineralien liefert das Gebirge vornehmlich Braunkohlen, Eisen- und Kupfererze und Töpferthon. Während der südliche Abfall desselben fast ohne Industrie ist, gehört der nördliche Abfall zu den industriereichsten Gegenden Deutschlands. Die Bewohner des W.es sind ein kräftiger urwüchsiger Menschenschlag, von dem es schon zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs hieß, daß ein Westerwälder so viel sage als zwei Deutsche.

Westfalen, s. Westphalen.

Westflandern, belgische Provinz, s. Flandern.

Westindien (Westindische Inseln), der Archipel, welcher in einem großen, von Südosten nach Nordwesten gerichteten Bogen das große Südamerika von Nordamerika trennende Binnenmeer nach Osten zu abschließt und sich von der Mündung des Orinoco bis zu den Halbinseln Florida und Yucatan, zwischen 10 und 26° nördl. Br. und zwischen 42 und 67° westl. L. ausbreitet. Da man anfangs diese Inseln für einen Theil von Indien hielt, so gab man ihnen den Namen W. Man theilt sie in die Antillen (s. d.) und in die nördlich von diesen gelegenen Lucayos oder Bahamainseln. Der Flächenraum sämmtlicher westindischen Inseln beträgt etwa 4500 QMeilen, wovon 4089 auf die großen, gegen 300 auf die kleinen Antillen und der Rest auf die Bahamainseln kommen. Die Oberfläche der Inseln ist im Allgemeinen gebirgig, und manche bestehen nur aus einem Gebirg, das sich gegen die Ufer hin allmählig verflacht und in das Klüfte und Schluchten, schmale Thäler, meist reichlich bewässert, tief einschneiden. Die höchsten Berge findet man im westlichen Theil von Hayti, im östlichen Theil von Cuba und im nördlichen von Jamaica, doch ist schwerlich einer über 8000 Fuß hoch. Auf den meisten Inseln wird das Hochland von den Niederungen durch schroffe Abhänge geschieden. Ausgedehnte Ebenen und Savannen findet man nur auf den großen Antillen, sowie auf Tabago und Trinidad. Die Küsten sind theils flach, theils steil, ausgewaschen und zerrissen. Die zahlreichen Buchten bieten sichere Häfen dar. Zahlreich sind die Flüsse und Bäche, doch trocknen viele von ihnen, die in der nassen Jahreszeit aus ihren Ufern treten, während der trockenen Jahreszeit aus. Unter den Seen sind die mit dem Meer in Verbindung stehenden Salzseen (etangs) die zahlreichsten. Das Klima ist auf allen Antillen das gleiche, nur modificirt durch die besondere Lage und Beschaffenheit einzelner Inseln und Gegenden. Die Hitze wird durch die fast das ganze Jahr über wehenden Ostpassatwinde und die Seewinde gemäßigt. Die feuchte Jahreszeit, der westindische Frühling, beginnt im Mai; Laub und Gras erhalten ein frischeres Grün, und um die Mitte des Monats fällt der erste periodische Regen. Nach vierzehntägigem Regen tritt trockenes und beständiges Wetter ein, und der tropische Sommer erscheint in aller Herrlichkeit. Um die Mitte des August hören die erquickenden Seewinde auf zu wehen, die Hitze steigt bis zu einer unerträglichen Höhe. Schwache Winde u. völlige Windstillen wechseln mit einander ab. Die zweite, längere Regenzeit beginnt Ende August und wird allgemein im Oktober. Zu Anfang des Oktober sind die Regengüsse am stärksten. Die mittlere Regenmasse beträgt 60—65 Zoll, in einigen Gegenden auch noch viel mehr; doch bewirkt diese

Digitized by Google

Wassermasse, welche in Europa alle Ernten vernichten würde, hier, wo die Winde so schnell austrocknen, nur, daß Quellen und Bäche nicht versiegen, Menschen, Thiere und Pflanzen in der trockenen Jahreszeit nicht verschmachten. Die Feuchtigkeit der Luft ist während dieser Zeit so groß, daß die Einwohner beständig gleichsam in einem Dunstbade leben, was nicht wenig dazu beiträgt, den Aufenthalt auf den Inseln für Europäer ungesund zu machen. Gegen Ende November beginnt heiteres und angenehmes Wetter; der Wind kommt aus Norden und Nordosten und bringt den schönsten Winter, der vom December bis Mai dauert. Ausnahmen von diesen klimatischen Verhältnissen findet man auf den größeren Inseln. Die schlimmsten Begleiter der Regenzeit sind die Orkane (Hurrakans, Huricans), die oft große Verheerungen anrichten, aber zugleich die wohlthätige Wirkung haben, daß sie das Gleichgewicht in der Luft herstellen, die Stockungen der ungeheuren Dunstmasse heben und die Luft reinigen. Häufig sind auch Erdbeben mit den Orkanen verbunden. Am ungesundesten sind natürlich die niederen Gegenden, welche besonders vom gelben Fieber heimgesucht werden. Was die Fauna betrifft, so ist die Zahl der einheimischen Säugethiere gering, und etliche Arten sind ganz ausgestorben. Es gibt einige kleine Affenarten, Armadille, Opossums, Bisamratten, das Pekari oder mexikanische Schwein, Coëndus (eine Art Stachelschweine), Agutis und Fledermäuse. Mit den Europäern kamen die europäischen Hausthiere, von denen namentlich Rinder und Pferde auf den größeren, grasreichen Inseln gut gedeihen, indem sie, wie in den Savannen Südamerika's, heerdenweise in halbwildem Zustande leben, vom amerikanischen Festland aber die Waschbären. Sehr zahlreich sind die Vögel. Verschiedene Arten von Papageien u. Kolibris beleben die Wälder u. zahllose Wasservögel die Gestade. Von Amphibien findet man den Kaiman, verschiedene Eidechsenarten, Frösche, Schildkröten (z. B. die Riesenschildkröte), Skorpione u. Schlangen; Fische und Insekten gibt es in großer Menge; desgleichen Weich- und Schalthiere. Das Pflanzenreich bietet eine Menge der kostbarsten Produkte dar. Die unermeßlichen Wälder, welche die Entdecker hier fanden, haben zwar in gar vielen Gegenden den Pflanzungen Platz gemacht, aber noch immer gibt es mancherlei, zum Theil kostbare Bäume. Dahin gehören der Bananenbaum, verschiedene Palmen, Campeche- und Brasilienholzbäume, der Melonenbaum, die Tamarinde, der Brodfruchtbaum, die verschiedenen Citrusarten, der Feigen- und der Granatapfelbaum, der Pisang, der Mahagonibaum, der Eisenholzbaum, der amerikanische Ebenholzbaum, der karaibische Fieberrindenbaum, der Kaffeebaum, der Mastixbaum, der Drachenbaum, die Quassia, die Malpighie, der Manglebaum, der Zimmtbaum, der Pimentpfefferbaum, die Kakaopflaume, der Korallenbaum, die Robinie, der Wunderbaum, der Manschinellbaum ꝛc. In den gebirgigen Thälern gedeihen auch die europäischen Obstarten. Andere bemerkenswerthe Pflanzen sind: der Baumwollstrauch, Ingwer, Malaguettapfeffer, Pfeffer, Zuckerrohr, Bambusrohr, Schlangenwurz, Bataten, Tabak, spanischer Pfeffer, Ananas, Yucca, Agave, verschiedene Arten von Fackeldisteln, Indigo, Vanille, Mais, Cassava, mehre Arten von Kürbissen, Melonen und Gurken, Yams, Moorhirse, Guineaweizen, eine große Mannichfaltigkeit von Farrenkräutern ꝛc. Aus dem Mineralreich findet man auf den großen Antillen: Gold, Silber Quecksilber, Kupfer, Eisen, Zinn, Blei, Arsenik, Spießglanz; auf den kleinen: Kupfer, Zink, Eisen und Wasserblei; von anderen Mineralien Granit, Glimmer- und Thonschiefer, Porphyr, Jaspis, Smaragd, Kalk, Marmor, Gyps, Alabaster, Sandstein, Kreide, Ocher, Thon, Mergel, vulkanische Gesteine, Schwefel, Erdpech, Steinöl, Steinkohlen, Steinsalz, Vitriol. Unter den Mineralquellen sind die Schwefelquellen am häufigsten.

Als Columbus 1492 diese Inseln entdeckte, waren sie von zwei Hauptvölkern bewohnt, den Arrowauks und den Karaiben (Kariben). Von den Arrowauks, welche in einer monarchischen und erblichen Regierungsverfassung unter Kaziken lebten und schon einige Kultur hatten, ist in Folge der grausamen Behandlung durch die Spanier jetzt keine Spur mehr vorhanden, ungeachtet sie zur Zeit der Entdeckung W.s gegen 3 Millionen stark waren. Die Karaiben, die wahrscheinlich aus der Nordküste von Südamerika nach den Inseln gekommen waren und die frühere Bevölkerung von jener ersten Hauptrace unterdrückt hatten, waren wild und kriegerisch und setzten den Spaniern hartnäckigen Widerstand entgegen, weshalb diese sich genöthigt sahen, ihnen Frieden anzubieten, unterlagen aber doch zuletzt der Ueberlegenheit der Europäer, so daß gegenwärtig nur noch geringe Ueberreste von ihnen auf Trinidad und der Küste des amerikanischen Festlandes, wohin die Spanier sie verpflanzt haben, leben. Die Spanier gründeten die ersten Niederlassungen auf Cuba, und seit 1503 begann die völlige Vertheilung der Bodenfläche unter die Europäer. Es erfolgte nun der Anbau von Kolonialwaaren, Gewürzen, Farbehölzern und Baumwolle. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geriethen die Inseln durch die despotischen, Handel und Produktion der Inseln beeinträchtigenden Maßregeln der spanischen Regierung in Verfall, so daß viele Kolonisten auswanderten. Die größte Gefahr aber brachten den Kolonien seit 1630 die Buccanier oder Flibustier, die endlich einen förmlich eingerichteten Raubstaat bildeten. Auf manchen Inseln wurde durch sie der Grund zur ersten Ansiedlung gelegt. Als im 17. Jahrh. auch andere europäische Mächte Inseln in W. erwarben, wurde man auf die Wichtigkeit derselben für den Welthandel immer aufmerksamer, und seitdem erhoben sich die Kolonien zu neuer Blüthe, gaben aber auch mehrmals Veranlassung zu Kriegen zwischen den europäischen Seemächten. Die jetzige Bevölkerung W.s besteht nur aus Weißen und Negern und den durch beiderseitige Vermischung neu entstandenen Farbigen. Die Neger übersteigen an Zahl alle andern Bewohner W.s bei weitem, und sie erhalten sich außer durch die eigene Fortpflanzung noch immer durch die Einfuhr schwarzer Sklaven in die spanischen Kolonien. In den britischen Kolonien ist die Sklaverei seit 1834 völlig aufgehoben, und sämmtliche ehemalige

Digitized by Google

Sklaven sind seit 1838 völlig freigelassen. Ebenso ist in Hayti seit der Negerrevolution und in den dänischen Kolonien seit 1841, sowie seit 1848 in den französischen die Sklaverei aufgehoben. Man berechnet die Einwohnerzahl annähernd auf 3,500,000 bis 3,800,000. Darunter sind 2,900,000 Neger und Farbige, von denen noch etwa 500,000 Sklaven sind. Die Zahl der Weißen stellt sich daher auf 900,000. Am zahlreichsten darunter sind die Spanier (gegen 800,000), Engländer (70,000), Franzosen (30,000); außerdem finden sich Holländer (6500), Dänen und Schweden. Sämmtliche Bewohner der Inseln sind Christen, mit Ausnahme der noch nicht bekehrten Neger, die zwar auf den spanischen Inseln meist getauft, doch eigentlich noch Heiden sind. Auf den britischen, holländischen und dänischen Inseln haben sich besonders die Glaubensboten der Brüdergemeinde und der Methodisten durch Missionen und Negerschulen um die Bildung der Schwarzen verdient gemacht. Die Hauptkultur besteht in W. im Plantagenbau oder in der Gewinnung der Kolonialwaaren, welche die Stapelwaaren W.s ausmachen. Alle übrigen Kulturzweige sind dem Plantagenbau untergeordnet und dienen bloß zum Behuf desselben. Die Hauptgegenstände des westindischen Plantagenbaues sind Zucker, namentlich auf Cuba, Jamaica, Portorico, Guadeloupe, Martinique, St. Croix, Curaçao und Hayti; Kaffee, der besonders von Cuba, Portorico, Domingo und Martinique ausgeführt wird; Tabak, der auf allen Antillen gebaut wird, am meisten aber auf Cuba, Portorico und Domingo, und Piment, der auf allen Inseln wild wächst, aber auch kultivirt wird. Neben diesen Hauptprodukten W.s haben noch folgende Artikel Wichtigkeit für den europäischen Handel: Baumwolle, Kakao, Ingwer, spanischer und Cayennepfeffer, Vanille und Muskatnüsse, Indigo, Orlean, Mahagoniholz, Campeche- oder Blauholz, Fustik- oder Gelbholz, Ceder- oder Guajakholz, Wachs und Honig, Häute und Hörner, Schildkrot, Kokosnüsse und Palmöl, sowie Arrowroot und verschiedene Droguen. Von Mineralien kommt nur Kupfererz von Cuba nach Europa. Wirkliche Gewerbsindustrie ist nicht vorhanden; alle eigentlichen Fabrikwaaren werden von Europa eingeführt.

Mit Ausnahme des freien Hayti (s. d.) und der Insel Margarita, welche zu Venezuela gehört, sind alle übrigen Inseln Kolonien von 6 europäischen Staaten. Das spanische W. besteht außer einigen kleinen Jungferninseln aus den beiden großen Antillen Cuba (s. d.) und Portorico (s. d.), die jetzt von den einstigen unermeßlichen Besitzungen der Spanier in Amerika die einzigen ihnen übrig gebliebenen sind und zusammen an Flächenraum 2340 QMeilen mit 1,650,000 Einwohnern, worunter gegen 800,000 Weiße, 355,000 freie Farbige und gegen 500,000 Sklaven, einnehmen. Das britische W., welches in Hinsicht des Flächenraums und der Menschenzahl dem spanischen und freien W. nachsteht, aber an Kultur und Wichtigkeit der Erzeugnisse und des dadurch veranlaßten Handels den Vorrang behauptet, begreift 707,94 QMeilen mit 933,847 Einwohnern, darunter 51,097 Weiße, und besteht aus den Bahamas, Jamaica (s. d.), den zu den Jungferninseln gehörigen und wegen des Schleichhandels wichtigen Eilanden Virgilin-Gorda, Tortola und Anegada, dann Anguila und Barbada, St. Christoph oder Kitts, Nevis, Montserrat, Antigua, Dominica, Ste. Lucie oder Sta.-Lucia, Barbadoes, St. Vincent, Grenada nebst den Grenadillen, Tabago und Trinidad, welche Inseln zum Theil durch weite Zwischenräume von einander getrennt liegen. Der Gouverneur der Inseln oder einzelnen Inselgruppen übt im Namen des Königs die vollziehende Gewalt aus; überall ist ihm ein Regierungsrath aus den Eingebornen beigesetzt. In den meisten britischen Kolonien gibt es eine gesetzgebende Versammlung, die in ein Oberhaus und ein Unterhaus zerfällt, jenes aus von der Krone ernannten Mitgliedern, dieses aus den gewählten Repräsentanten der Provinzen bestehend. Die richterliche Gewalt wird unabhängig durch besondere Gerichtshöfe ausgeübt. Das französische W. ist seit der Revolution weit geringer, als es vor dem Anfang derselben war; damals begriff es die blühendsten und wichtigsten Kolonien in W., jetzt umfaßt es nur noch die beiden Hauptinseln Martinique und Guadeloupe, Desirade, Marie Galante, les Saintes und einen Theil von St. Martin, zusammen 48 QMeilen mit 255,700 Einwohnern. Das dänische W. begreift die 3 kleinen Jungferninseln St. Croix, St. Jean und St. Thomas, worunter die erstere die wichtigste ist. Sie sind die nordwestlichsten der kleinen Antillen und haben einen Flächeninhalt von 7 QMeilen mit 39,614 Einwohnern, größtentheils freien Schwarzen. Das schwedische W. begreift bloß die Insel St. Barthélemy, $^3/_4$ (nach Anderen $2^1/_2$) QMeilen mit 10,000 Einwohnern. Zu dem niederländischen W. endlich gehören: Curaçao nebst den Nachbareilanden, St. Eustache, St. Saba und der südliche Theil der Insel St. Martin, zusammen $17^1/_2$ QMeilen mit 28,700 Einwohnern. Vgl. Montgomery Martin, The history, geography and statistics of the West-Indies, London 1834—35, 5 Bde.; Southey, History of the West-Indies, das. 1827, 3 Bde.; Duperré, Notices statistiques sur les colonies françaises, Paris 1836—40, 4 Bde.; Meinicke, Versuch einer Geschichte der europäischen Kolonien in W., Weimar 1831.

Westindisches Meer, das karaibische Meer mit Inbegriff der Hondurasbai.

Westkapelle, Stadt in der niederländischen Provinz Zeeland, Bezirk Middelburg, auf der Insel Walcheren, hat einen großen Pfahldamm zum Schutz gegen die Wellen, Calicotfabrikation, Fischerei und 1972 Einw. Hier stand früher eine Säule des Wodan, welche 694 durch Willebrord zerstört wurde.

Westlothian, Grafschaft in Schottland, s. Linlithgow.

Westmacott, 1) Sir Richard, berühmter englischer Bildhauer, geboren im Juli 1775 zu London, erhielt seine Bildung in Rom und Paris und machte sich nach seiner Rückkehr zunächst bekannt durch die in der Westminsterabtei aufgestellte Statue Addisons. Im Jahre 1809 wurde er Mitglied der königlichen Akademie und 1826

Digitized by Google

Professor der Bildhauerkunst an der Akademie. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: die Monumente für Sir Ralph Abercrombie und für Lord Collingwood (1809) in der Paulskirche; die Statue des Admirals Nelson (1810), auf der Insel Barbadoes errichtet; die Monumente Will. Pitts, des Herzogs von Montpensier, Fox' und Warren Hastings' in der Westminsterabtei; die Bronzestatue des Georg Canning in St. Margarets Church; die kolossale Statue des berühmten Fox in Erz (1816) auf dem Platze von Bloomsbury-Square und die kolossale Bronzestatue des Herzogs von Bedford (1819) auf Russels-Square; die Reiterstatue des Königs Georg III. auf Snowhill, Windsor gegenüber; der Koloß des Achilles im Hydepark (1822); die Marmorstatue Locke's in der Vorhalle des Universitätsgebäudes; die kolossale Statue des Lord William Bentinck, in Erz, 1840 in Kalkutta aufgestellt; das große allegorische Relief für den Fronton der neuen Börse in London (1844); die kolossale und prachtvolle Waterloovase, 40,000 Pfund schwer, 1846 in der Nationalgallerie aufgestellt. Zu seinen Darstellungen aus der alten Geschichte und Mythe gehören: Psyche, das Kästchen öffnend, zwei Reliefs: Hero, Leander und Hector den Paris scheltend, eine Venus, sich nach dem Bade ankleidend, ein Relief: Socrates, sich vor seinen Richtern vertheidigend. Auch dem Kreise der Romantik hat der Künstler Bilder entnommen, z. B. eine Reihe von Basreliefs aus Dante's berühmter Episode Francesca de Rimini. Zwei berühmte Gruppen in Marmor, unter dem Namen der glücklichen u. unglücklichen Mutter bekannt, befinden sich in der Sammlung des Marquis von Landsdown in Bewood. Endlich finden sich von ihm viele Büsten, welche meisterhaft behandelt sind; u. A. des Königs Georg IV. und des Dichters Walter Scott (1838). Seit 1837 mit der Ritterwürde bekleidet, † er am 1. Sept. 1856 in London.

2) Richard, Bildhauer, des Vorigen Sohn, geboren 1799 in London, ward Schüler seines Vaters und vollendete seine Bildung in Italien, wo er sich streng nach der Antike bildete. Die Akademie zu Florenz bewahrt zwei Bildwerke von ihm: die Statue der Pandora mit der geöffneten Büchse und das Bild einer afrikanischen Sklavin. Unter seinen früheren Statuen ist ein Amor mit einem Pfeil und eine Venus, den Ascanius schützend. Auch Basreliefs u. viele Zeichnungen, welche historische und allegorische Darstellungen zum Gegenstand haben, zahlreiche Büsten, z. B. von Lord John Russell, welche die seines Vaters theilweise noch übertreffen, ꝛc. fertigte er. Als Meister des gothischen Styls zeigte er sich durch sein Denkmal des Erzbischofs Howley im Dom zu Canterbury (1850).

Westmanland, Landschaft im mittleren Schweden, begrenzt im Norden von Dalarna, im Osten von Upland, im Süden von Mälar, Södermanland und Nerike und im Westen von Wermland, ist 187,1 QMeile groß, davon 12,5 Gewässer, 1865 mit 173,121 Einw. (925 auf 1 QM.). Das Land ist in der Mitte, besonders im östlichen Theile, eine fruchtbare Ebene, im Norden dagegen bergig und waldreich, sowie auch die Ufer des Mälar, obgleich im Allgemeinen fruchtbar, die klippige Scherennatur der schwedischen Küstenlandschaften haben. Die bedeutendsten fließenden Gewässer sind: Sevaström oder Sagå, der Abfluß des See's Hallaren, dessen unterer Lauf die Grenze gegen Upland bildet, Svartå, Hedströmmen, Ramnäs- oder Kolbäcksä (Abfluß des See's Barken, mehre Seen durchfließend, durch den Strömsholmskanal auf seinem ganzen Lauf schiffbar) und Arbogaå, schiffbar bis zur Stadt Arboga hinauf, zum Theil die Grenze gegen Nerike und Södermanland bildend. Alle diese Flüsse münden in den Mälar, der die Verbindung der Landschaft mit dem Meer vermittelt. W. ist reich an Metallen, besonders an Eisen, vornehmlich der westliche zu Oerebrolän gehörende Theil, aber auch an Silber, Kupfer und Blei. In kirchlicher Hinsicht gehört die Landschaft zum Stift Westerås, in administrativer aber gehört der westliche Theil zu Oerebrolän. Das gleichnamige Län, auch Westeråsläu genannt, bestehend aus dem östlichen Theil der Landschaft W. und der nordwestlichen Ecke von Upland, Fierdhundra genannt (s. Upland), 118,13 QM. (davon 5,76 Gewässer) groß, 1865 mit 108,859 Einw. (913 auf 1 QM.), wovon 13,709 in den 4 Städten Westerås, Sala, Köping und Arboga wohnten, zerfällt in 10 Härader. Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Ackerbau und Viehzucht, im nördlichen Theil auch Waldwirthschaft. Dazu kommt ein reger Hausfleiß (Tischlerarbeiten) und Berghantirung, in welcher Hinsicht dieses Län einen hohen Platz einnimmt. Im Jahre 1865 wurden hier in 45 Gruben (davon 33 u. zwar die reichsten im Kirchspiel Norberg) 1,482,000 Centner Eisenerz gebrochen; in 16 benutzten Hohöfen wurden 357,630 Ctnr. Roheisen und 4363 Ctnr. Gußgüter (von letzteren außerdem in 2 Gießereien noch 18,660 Ctnr.), in 31 Eisenhämmern mit 81 Herden 351,074 Ctnr. Stabeisen u. in 10 Werken 39,770 Ctnr. Stahl, Platten und feineres Manufaktureisen gewonnen. Das Silberwerk bei Sala lieferte 1820 Pfund feines Silber und 1038 Ctnr. Blei, das Kupferwerk Riddarhytte 1014 Ctnr. Garkupfer und das Messingwerk Skultuna 2270 Ctnr. Messing. Die Zahl der bei der Berghantirung beschäftigten Arbeiter war 2003.

Westmeath, Grafschaft in der irischen Provinz Leinster, grenzt an die Grafschaften Longford, Cavan, Ostmeath, King's und Roscommon und hat einen Flächenraum von 708 engl. (33,3 geographischen) QMeilen, wovon über 5 geographische QM. auf unkultivirtes Land und Seen kommen. Das Land ist hügelig, hat schöne Wiesen und Waldungen und wird vom Shannon (Grenzfluß gegen Westen), Brosna, Inny und mehren kleineren Flüssen bewässert. Unter den Seen sind der Lough Ree (an der Westgrenze), Ennel, Owel, Deravaragh u. Shellin die bedeutendsten. Haupterwerbsquellen sind Viehzucht, Ackerbau, Leinweberei, Torfgräberei und Handel; auch gibt es einige Wollmanufakturen. Die Eisenbahn von Dublin nach Galway und der königliche Kanal durchziehen die Grafschaft. Die Bevölkerung ist sehr im Abnehmen, sie betrug 1841: 141,300; 1851: 107,510; 1861 nur noch 90,856 Einw., wovon 92 Procent katholisch. Hauptstadt ist Mullingar mit 5359 Einw.

Digitized by Google

Westminsterabtei, **Westminsterhall**, s. London.

Westmoreland (Westmorland), Grafschaft im nordwestlichen England, grenzt im Nordwesten und Norden an die Grafschaft Cumberland, im Nordosten an Durham, im Osten und Südosten an York, im Süden und Westen an Lancashire, berührt im Südwesten mit der Mündung des Kent die Morecambebai des irischen Meeres und hat einen Flächenraum von 758 engl. (35,7 geographischen) QMeilen mit (1861) 60,817 Einw. Das Land ist durch Verzweigungen des Peakgebirges sehr gebirgig und reich an malerischen Naturschönheiten, aber auch zum großen Theil der Kultur gänzlich unzugänglich. Im Westen liegen die cumbrischen Gebirge (mit dem Helvellyn 3055 Fuß hoch), im Osten, durch das Thal des Eden davon getrennt, die penninischen Berge. Die Berge sind theilweise kahl und haben viele ausgedehnte Torfmoore. Die wichtigsten Flüsse sind der Eden, Line und Kent; von den zahlreichen fischreichen Bergseen (tarns) sind Winandermere und Ulleswater die bedeutendsten. Das Klima ist rauh und kalt, die Vegetation daher dürftig; Roggen wird nur an einzelnen, besonders günstig gelegenen Stellen, Weizen nirgends angebaut, dagegen gibt es viel schönes Weideland. Das Mineralreich liefert guten Schiefer, etwas Blei und Silber; Steinkohlen fehlen indeß gänzlich. Die Haupterwerbsquelle ist Viehzucht; namentlich zieht man schönes Rindvieh mit bedeutendem Buttergewinn und Schweine. Die Industrie ist bei dem Mangel an Steinkohlen sehr gering und beschränkt sich auf Fabrikation von etwas Garn, Zwirn, Strumpfwaaren u. groben Wollzeuchen. Der Handel führt namentlich Vieh und Schinken aus. Die Eisenbahn von Lancaster nach Carlisle und der Lancasterkanal durchschneiden die Grafschaft. Hauptstadt ist Appleby, am Eden, die bedeutendste Stadt der Grafschaft aber Kendal, am Kent.

Westmorland, John Fane, Graf von, britischer Diplomat, geboren den 3. Febr. 1784, hieß bis zum Ableben seines gleichnamigen Vaters (geboren den 1. Jan. 1759, bis 1827 Großsiegelbewahrer, † den 12. Dec. 1841) Lord Burghersh, trat früh in Militärdienste und machte die Feldzüge in Portugal und Spanien unter Wellington mit, dessen Nichte er heirathete. Mit Lord Aberdeen befand er sich 1814 in Schwarzenbergs Hauptquartier, mit dem er in Paris einzog. Zum Obersten befördert, ward er noch während des wiener Kongresses zum britischen Gesandten in Florenz ernannt, wo er sein Haus zum Sammelpunkt der gebildeten Welt machte. Er selbst schrieb „Operations of the allies in Portugal" (London 1818), „Operation of the allied armies in 1814" (das. 1822), „Erinnerungen aus den ersten Feldzügen des Herzogs von Wellington in Portugal und Spanien" (deutsch vom Grafen von der Goltz, Berlin 1845). Auch komponirte er außer zahlreichen Sinfonien, Kantaten u. Messen 2 Opern: „Il Torneo" und „L'Eroe di Lancastro". Nach seiner Rückkehr nach England ward er Mitglied des geheimen Raths. Von 1841—51 fungirte er als britischer Gesandter zu Berlin, dann bis 1855 zu Wien. Im Jahre 1854 erhielt er den Rang eines wirklichen Generals. Er † den 16. Okt. 1859 zu Apthorpehouse in Northampton.

Westphälische Domänen. Um der großen finanziellen Bedrängniß, in welcher sich das Königreich Westphalen 1810 befand, abzuhelfen, beantragte der dortige Finanzminister den Verkauf eines Theils der Staatsdomänen, worauf auch der Staatsrath einging, während der Reichstag dabei gar nicht gefragt wurde. Nach Auflösung des Königreichs erklärte zuerst der Kurfürst von Hessen unter dem 14. Jan. 1814 den Domänenverkauf für nichtig, und das Gleiche geschah dann auch von Seiten Hannovers und Braunschweigs, wogegen Preußen, weil es das Königreich Westphalen anerkannt hatte, den Verkauf bestätigte. Obwohl sich Preußen bei Kurhessen, Hannover u. Braunschweig für die Domänenverkäufer verwendete, so wurden doch diese daselbst ohne Entschädigung aus ihrem Eigenthum vertrieben. Sie wendeten sich daher 1815 an den wiener Kongreß und erhielten hier sowohl von dem preußischen Minister Humboldt, als auch von dem österreichischen Minister Wessenberg die Versicherung, daß man ihre Rechte wahrnehmen werde. Als die wiener Kongreßakte über die Angelegenheiten des aufgelösten Königreichs Westphalen hinwegschlüpfte, wies der Kurfürst von Hessen das Gesuch der hessischen Domänenkäufer, die Sache der Beurtheilung der obersten Staatsbehörde zu übergeben, rund ab, und auch die hessischen Landstände, die das Recht der Käufer anerkannten, konnten nichts ausrichten. Die Käufer wendeten sich nun wieder an Oesterreich und Preußen, und diese wiesen sie an den Bundestag. Dieser erklärte (im März 1817), daß ihnen zur Ausführung ihrer Behauptung, daß der Kaufschilling zum Besten des Staats verwendet worden sei, der Weg Rechtens offen stehe. Sie führten nun einen förmlichen Prozeß bei den Landesgerichten, verloren ihn aber in der letzten Instanz bei dem Oberappellationsgericht zu Kassel, und zwar nicht etwa aus einem Rechtsgrund, sondern mit Hinweisung auf die kurfürstliche Kabinetsordre vom 14. Jan. 1814, welche die Eigenschaft eines vom höchsten Gesetzgeber selbst ausgeflossenen Gesetzes habe. Die Domänenkäufer wandten sich nun wieder an den Bundestag und dann an die Kongresse zu Aachen, Karlsbad und 1820 nach Wien und brachten es dahin, daß 1821 in Berlin eine Kommission von Preußen, Hannover, Hessen und Braunschweig niedergesetzt ward, welche einen Vergleich zwischen den Domänenkäufern und der kurhessischen Regierung anbahnen sollte. Doch blieb die Sache ohne Erfolg. Endlich erledigte der Bundestag seinerseits die Sache unter dem 4. Dec. 1823 durch den Beschluß, daß er sich in dieser Angelegenheit nicht für kompetent erachte, weil in der kurfürstlich hessischen Ordre von 1814 keine Justizverweigerung begründet sei. Preußen verglich sich bereits 1827 mit den Domänenkäufern. In den andern Staaten blieb die Sache ganz liegen und selbst die Hoffnung auf einen einigermaßen günstigen Erfolg schwand, seitdem Preußen, Kurhessen, Braunschweig und Hannover 1843 in einem gemeinsamen Vertrag sich dahin erklärten, daß die in den genannten Staaten gemachten Zwangsanleihen von 1808, 1810 und 1812 nichtig seien.

Digitized by Google

Westphälische Pforte (Porta westphalica), der enge Paß im preußischen Regierungsbezirk und Kreis Minden, eine Meile oberhalb Minden und nahe bei dem Städtchen Hausberge, welchen die Weser durch einen Durchbruch der mindenschen Bergkette (s. d.) zwischen dem Wittekindsberge auf der einen und dem Jakobsberge auf der andern Seite gebildet hat. Durch diesen Engpaß, welcher am linken Weserufer auf der schmalsten Stelle nicht über 200 Schritte breit ist, führt die Hauptstraße von Minden über Herford nach Bielefeld und in neuerer Zeit auch die köln-mindener Eisenbahn.

Westphälischer Friede, der am 24. Okt. 1648 zu Münster und Osnabrück, welche beide Städte zum westphälischen Kreis gehörten, geschlossene Friede, durch welchen der dreißigjährige Krieg (s. d.) beendigt und ein neues politisches System begründet wurde. Er bildete die Grundlage aller nachfolgenden Friedensschlüsse bis zur französischen Revolution und galt insbesondere in Deutschland als das vornehmste Grundgesetz der deutschen Staatsverfassung. Schon Ende 1641 wurden zu Homburg Präliminarien festgesetzt, besonders über den Ort und die Art der Konferenzen. Die wirklichen Friedensunterhandlungen begannen erst 1644 und wurden zu Osnabrück zwischen den kaiserlichen, reichsständischen und schwedischen Gesandten, zu Münster zwischen dem Kaiser, Frankreich und andern fremden Mächten betrieben, und zwar so, daß die an beiden Orten angenommenen Artikel für einen Traktat gehalten werden und kein Theil ohne den andern Frieden schließen sollte. Die Trennung geschah, theils um Rangstreitigkeiten zwischen Frankreich und Schweden vorzubeugen, theils auch, weil die Schweden mit dem päpstlichen Nuntius nicht verhandeln wollten. Von französischer Seite unterhandelten in Münster der Herzog von Dunois und Longueville, d'Avaux und Servien, welche von Mazarin und Lyonne instruirt wurden. Von Schweden waren bevollmächtigt Oxenstierna, der Sohn des Kanzlers, und Salvius. Die kaiserlichen Bevollmächtigten waren der Graf Johann Ludwig von Nassau, der Graf von Lamberg und die Rechtsgelehrten Volmar u. Crome; doch in den letzten 18 Monaten war die Seele des ganzen Werkes der Graf von Trautmansdorff (s. d.). Vom spanischen Hof waren Saavedra, Brun u. A. zugegen. Die Generalstaaten hatten 8 Bevollmächtigte geschickt; die Eidgenossenschaft vertrat Joh. Jakob Wetstein, Bürgermeister von Basel. Unter den protestantischen Gesandten zeichneten sich aus der Bevollmächtigte von Braunschweig, Jakob Lampadius, und der von Würtemberg, Johann Konrad Varnbüler. Der Gesandte der Republik Venedig, Contareno, und der päpstliche Gesandte, Fabio Chigi (der nachherige Papst Alexander VII.) traten als Vermittler auf. Adam Adoni, der Gesandte des Fürstbischofs von Korvei, machte den Geschichtschreiber der Versammlung. Rang- und Titelstreitigkeiten verzögerten noch lange die Eröffnung des Kongresses. Während der Verhandlungen dauerte der Krieg fort, der schwedische General Torstenson drang sogar 1645 in die kaiserlichen Erbländer ein und Königsmark eroberte am 15. Juli 1648 die sogenannte Kleinseite Prags. Dies gab den langen und schwierigen Unterhandlungen den Ausschlag, und es wurde nun der Friede am 24. Oktober 1648 zu Münster abgeschlossen; die Bevollmächtigten in Osnabrück waren früher zum Schluß gekommen und hatten sich ebenfalls nach Münster begeben. Der Hauptinhalt des osnabrücker oder schwedischen Friedensinstruments war: Es wird eine allgemeine Amnestie festgesetzt. Alle Stände des Reichs sollen nebst ihren Vasallen und Unterthanen in alle Güter, Würden, Rechte und Freiheiten, die ihnen bei Gelegenheit des Kriegs entzogen worden, wieder eingesetzt werden. Die pfälzische Kurwürde mit allen dazu gehörigen Regalien, Aemtern ꝛc., sowie die ganze Oberpfalz und die Grafschaft Cham bleiben bei der bayerisch-wilhelminischen Linie, so lange noch männliche Erben davon vorhanden sind; dagegen entsagt Kurfürst Maximilian für sich und seine Erben der Schuldforderung von 13 Millionen u. allen Ansprüchen auf Oberösterreich. Für den Pfalzgrafen Karl Ludwig (den ältesten Sohn des unglücklichen Friedrich V.) aber und für die ganze pfälzisch-rudolfische Linie wird eine neue achte Kurwürde errichtet. Die seit dem augsburger Religionsfrieden (1555) zu Gunsten der Protestanten gemachten Veränderungen erhielten festen Bestand, mit der Bestimmung, daß Alles so verbleiben sollte, wie es mit dem Anfang des sogenannten Normaljahres 1624 gewesen. Den Reformirten wurden gleiche Rechte wie den augsburgischen Konfessionsverwandten bewilligt und keine der drei Konfessionen sollte noch verfolgt oder bedrückt werden. Alle Reichsstände werden in der freien Ausübung ihres Territorialrechts und im Besitz aller ihrer Rechte, Länder und Regalien dergestalt befestigt, daß sie künftig von Niemandem de facto gestört werden sollten. In allen Berathschlagungen über Reichssachen haben sie ein freies Stimmrecht, vornehmlich aber steht allen frei, zu ihrer Erhaltung und Sicherheit sowohl unter sich als mit Auswärtigen Bündnisse zu machen, nur nicht wider den Kaiser und das Reich. Schweden erhielt ganz Vorpommern nebst der Insel Rügen u. von Hinterpommern Stettin, Garz, Damm, Golnau und die Insel Wollin nebst dem frischen Haff und seinen drei Ausflüssen Peene, Swine und Divenow; ferner die Stadt Wismar mit dem Hafen, dem Fort Wallfisch und den Aemtern Ponk und Neuenkloster, das Erzbisthum Bremen und das Bisthum Verden, welche beide in weltliche Herzogthümer verwandelt worden. Alle diese Länder sollten deutsche Reichslehen bleiben, und Schweden sollte sie als deutscher Reichsstand mit Sitz und Stimme auf Reichs- und Kreistagen besitzen. Als Entschädigung für Pommern erhielt der Kurfürst von Brandenburg die Bisthümer Halberstadt, Minden u. Kammin als weltliche Fürstenthümer und das Erzbisthum Magdeburg als ein Herzogthum. Der Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Schwerin erhielt für die Abtretung von Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg als weltliche Fürstenthümer. Dem Hause Braunschweig-Lüneburg wurde die Succession im Bisthum Osnabrück alternirend mit einem jüngern Prinzen aus dem Hause Hannover zugesichert, sowie

Digitized by Google

die Klöster Walkenried und Gröningen überlassen. Das Haus Hessen-Kassel erhielt die gefürstete Abtei Hersfeld als ein weltliches Fürstenthum u. die Aemter Schauenburg, Bückeburg, Sachsenhagen und Stadthagen; hiernächst sollten ihm für die Rückgabe der okkupirten Plätze von Mainz, Köln, Paderborn, Münster und Fulda 600,000 Thaler gezahlt werden. Von den für die schwedische Miliz bedungenen 5 Millionen Thalern sollten sogleich nach der Unterzeichnung des Friedens 1,800,000 baar, 1,200,000 in Anweisungen auf gewisse Reichsstände, die übrigen 2 Millionen aber Ende 1649 und 1650 von den sieben Kurfürsten Kurrhein, Obersachsen, Franken, Schwaben, Oberrhein, Westphalen und Niedersachsen entrichtet werden. Der Hauptinhalt des münsterschen oder französischen Friedensinstruments, in wiefern es mit dem osnabrückschen nicht gleichlautend war, bestand in folgenden Punkten: Der burgundische Kreis sollte ein Reichsglied bleiben und nach beendigtem Kriege zwischen Frankreich und Spanien in diesem Frieden mit begriffen sein. Bei künftigen Kriegen zwischen diesen beiden Mächten sollte zwischen dem deutschen Reiche und der Krone Frankreich die gegenseitige Verbindlichkeit fest bleiben, daß Keiner des Andern Feinden beistehe; einzelnen Ständen aber sollte erlaubt sein, dieser oder jener Krone außerhalb der Reichsgrenzen Hülfe zu leisten. Die eigenen Güter des Kurfürsten von Trier, sowie die des Erzstifts, sollten zurückgegeben und die Schlösser Ehrenbreitstein und Hammerstein vom Kaiser geräumt werden. Frankreich erhielt die Oberherrschaft über die Bisthümer u. Städte Metz, Toul und Verdun und ihre Distrikte, namentlich auch Mogendic, wie sie bisher dem deutschen Reiche zugehörten; sowie über Pignerol. Ferner trat der Kaiser sowohl für sich als für das Haus Oesterreich und das Reich alle Rechte, die sie bisher auf die Stadt Breisach, auf die Landgrafschaft Ober- und Unterelsaß, auf den Sundgau und die Landvogtei der zehn vereinigten Reichsstädte im Elsaß gehabt hatten, der Krone Frankreich mit aller Hoheit auf ewig ab. Der König von Frankreich sollte das Recht haben, in Philippsburg eine mäßige Besatzung zu halten; die Festungswerke von Benfeld, Rheinau, Elsaßzabern, Hohenbar und Neuburg am Rhein sollten geschleift und von Basel bis Philippsburg keine neuen Befestigungen diesseits des Rhein angelegt werden. Der König von Frankreich sollte dem Hause Oesterreich, insbesondere dem Erzherzog Ferdinand Karl, die 4 Waldstätte Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg und Waldshut, die Grafschaft Hauenstein, den Schwarzwald, den ganzen Breisgau, die Ortenau nebst den Reichsstädten Offenburg, Gengenbach und Zell am Harmersbach, sofern sie der Landvogtei Ortenau unterworfen wären, völlig zurückgeben; auch sollte die Rheinschifffahrt frei sein. Alle Vasallen und Unterthanen des Hauses Oesterreich, sowie auch die, welche dem Reich unmittelbar oder dessen Ständen unterworfen, sollten in alle ihre Güter, die ihnen während des Kriegs genommen worden, ohne Weiteres wieder eingesetzt werden. Die Schweiz ward als völlig unabhängig von Deutschland anerkannt. Am 18. Febr. 1649 wurden die Ratifikationen ausgewechselt, und am 2. März wurde vom Kaiser die von den Ständen entworfene engere Exekutionsordnung publicirt und den kreisausschreibenden Fürsten und anderen Exekutoren zugeschickt. Dennoch hielten die Franzosen noch lange die eroberten Festungen besetzt, und die Schweden wurden bis zu der erst nach zwei Jahren erfolgten Abzahlung der erwähnten 5 Millionen Thaler in 7 Kreise vertheilt, wo sie inzwischen auf Kosten der Einwohner lebten. Eine am 3. Januar 1651 erschienene päpstliche Bulle, wodurch Innocenz X. den ganzen westphälischen Frieden, weil er ohne sein Zuthun über geistliche Sachen disponirt habe, für nichtig erklärte, blieb ohne die geringste Wirkung. Der Nationaleinheit des deutschen Reichs brachte das Friedenswerk unermeßlichen Nachtheil. Das Reich verlor durch den Frieden nicht bloß eine Ländermasse von 1900 QMeilen mit 4½ Millionen Menschen, sondern auch seine westliche Militärgrenze; überdies blieben Lothringen nach Elsaß hin und der Burgunderkreis im Westen und Norden schutzlos. Wenn außerdem dieser Verlust schon an sich den deutschen Handel mit Italien und den mit der Nordsee, zumal bei der Sperrung der Schelde, sehr erschwerte, so mußte im innern Nationalverkehr des Reichs die Befestigung der dreihundertfach landesherrlichen Vielherrschaft und die Verwickelung so vielseitiger Grenz- und Hoheitsrechte noch weit mehr den Gang der Verwaltung erschweren, sie mit Formen überladen und die Volksstämme feindselig auseinander reißen. Dagegen wurde Deutschland nun Gegenstand und Schauplatz der europäischen Staatshändel, seit die Fürsten das von Frankreich bei der Friedensverhandlung durchgesetzte Recht der Bündnisse geltend machten, Bayern aber, Brandenburg und andere deutsche Regentenhäuser eine Stellung in dem europäischen politischen System annahmen und fremde Mächte, wie Schweden, in das innere Reichsregiment mit eintraten. Mit dem westphälischen Frieden entstand ganz eigentlich die neuere Kabinetsregierung der deutschen Höfe und die damit verbundene auswärtige Politik. Es bildete sich nun ein Hof- und ein Kriegsstaat nach dem andern aus, und die in ihrer Gewerb- und Handelsfreiheit durch Zölle und Beschränkungen aller Art vielfach eingeschnürte deutsche Nation strengte ihren Kunstfleiß und ihre Kraft fast nur dazu an, um für einige hundert Hofhaltungen, Gesandtschaftscorps und größere oder kleinere Kriegsheere die Kosten zu erschwingen. Mit dem Allen erlangte die deutsche Nation weder Achtung noch Sicherheit vor dem Auslande, vielmehr wurden die meisten europäischen Kriege auf ihrem Grund und Boden ausgefochten. Auch als Schutz des Protestantismus kann der westphälische Friede nicht angesehen werden. Im Gegentheil verlor derselbe in den Friedensverhandlungen zum Theil wieder, was ihm die Waffen schon erkämpft hatten. Er konnte sich nicht weiter im Reiche ausbreiten, und die aus den österreichischen Erblanden Vertriebenen und ihrer Güter Beraubten erhielten nicht einmal die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, geschweige denn Entschädigung. Die vielen Entschädigungsmittel, welche der westphälische Friede aufstellte, waren nur zu Gunsten

der Fürsten, u. auch dies auf Kosten der schwächern. Er hat im deutschen Reiche das aristokratische Princip recht eigentlich entwickelt. Für das Haus Oesterreich war er ohne Zweifel sehr nachtheilig, denn es wurde aus dem Herzen des Reichs auf seine Erbstaaten zurückgedrängt, während Frankreich und Schweden in jenem Platz faßten. Den deutschen Staatsmännern, die den Frieden mit abschlossen, darf man diesen Uebelstand nicht zur Last legen, sie konnten nicht mit einem Mal umschaffen, was frühere Jahrhunderte, vornehmlich die Umgriffe der Feudalmacht und der Hierarchie, im deutschen Reichshaushalte verdorben hatten. Der westphälische Friede war das endliche Ergebniß von tausend unglücklichen Begebenheiten und darf nicht als das Werk deutscher Staatskunst angesehen werden; er war das Werk europäischer oder vielmehr französisch-schwedisch-österreichischer Politik. Daß er aber dieses war, davon fällt die Schuld auf die Uneinigkeit der deutschen Fürsten unter sich und auf die Gleichgültigkeit der meisten gegen die Ehre und die Wohlfahrt der Nation. Vergl. Woltmann, Geschichte des westphälischen Friedens, Leipzig 1808, 2 Bde.

Westphalen, der westliche Theil des alten Sachsenlandes zwischen Weser, Rhein und Ems, im Gegensatz zu Ostphalen, dem östlichen Landstriche Sachsens zwischen Elbe und Weser, grenzte an das Land der rheinischen Franken, Friesen, Nordalbinger, Engern, Ostphalen, Thüringer und Katten. Bei der Auflösung des Herzogthums Sachsen, nach der Achterklärung Heinrichs des Löwen 1180 verlor sich der Name Ostphalen; der Name W. aber ging theils auf den spätern westphälischen Kreis, theils auf das Sauerland oder das Herzogthum Engern über. Das Erzstift Köln riß W. an sich und erhielt es dann vom Reich unter dem Namen eines Herzogthums zu Lehn. Dieses neue Herzogthum W., als Zubehör des Erzstifts Köln zum kur- oder niederrheinischen Kreise gehörig, grenzte an das Bisthum Paderborn, an Waldeck und Hessen, an die Grafschaften Witgenstein und Nassau und das Herzogthum Berg, an die Grafschaft Mark, das Bisthum Münster und die Grafschaft Lippe und umfaßte einen Flächenraum von cirka 72 (80) QMeilen mit 195,000 Bewohnern in 25 Städten u. 9 Freiheiten. Seiner politischen Eintheilung nach zerfiel das Herzogthum in 4 Quartiere: in das rüdensche, werlsche, bilsteinsche und brilonsche Quartier. Unter kölnischer Herrschaft hatte W. eine eigene Verfassung, Grundgesetze und Landtage; die Stände bestanden aus der Ritterschaft und den landtagsfähigen 25 Städten und Freiheiten oder Flecken. Die Landtage wurden zu Arnsberg gehalten, wo auch die Regierung war. Das höchste Regierungskollegium war die westphälische Kanzlei, der ein Landdrost vorstand, welcher zugleich kurfürstlicher Statthalter war. Die Landeseinkünfte betrugen 400,000 Gulden. In Folge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 ward das Herzogthum mit Ausnahme der an Hessen-Kassel gefallenen Stadt Volkmarsen zur Entschädigung an Hessen-Darmstadt gegeben. Letzteres trat auf dem wiener Kongreß das Herzogthum an Preußen ab, das daraus die zum Regierungsbezirk Arnsberg gehörenden Kreise Arnsberg, Lippstadt und Meschede ganz und Soest und Iserlohn theilweise gebildet hat. Der westphälische Kreis (niederrheinisch-westphälische Kreis) begriff das Land zwischen Niedersachsen, den Niederlanden, Thüringen und Hessen, auch ansehnliche Landesbezirke jenseits des Rhein, war vom burgundischen, oberrheinischen, kurrheinischen, niedersächsischen Kreise, der Nordsee und den vereinigten Niederlanden begrenzt, umfaßte einen Flächenraum von 1250 QMeilen und wurde zum Theil vom niederrheinischen Kreise durchschnitten. Seine Bestandtheile waren: die Stifter Münster, Paderborn, Osnabrück, Lüttich, die Abteien Korvei, Stablo, Werden, Essen, Herford ꝛc., die Herzogthümer Jülich, Kleve, Berg und Oldenburg; die Fürstenthümer Minden, Verden, Ostfriesland, Meurs und die nassauischen Lande; die Grafschaften Mark, Ravensberg, Hoya, Diepholz, Blankenheim und Geroldsstein, Mauderscheid, Schaumburg-Lippe, Sayn, Bentheim, Tecklenburg, Lingen, Steinfurt, Rietberg, Virneburg, Wied, Pyrmont, Schleiden, Gimborn und viele kleine geistliche und weltliche Herrschaften, sowie die Reichsstädte Köln, Aachen und Dortmund. Kreisausschreibende Fürsten und Direktoren waren: der Bischof von Münster und der Herzog von Jülich, weshalb seit 1675 Brandenburg und Pfalz alternirend diese Stelle bekleideten. Die Kreistage wurden gewöhnlich zu Köln gehalten.

Westphalen, ehemaliges Königreich, Filialstaat des französischen Kaiserreichs, vom Kaiser Napoleon I. zufolge der Bestimmungen des tilsiter Friedens durch Dekret vom 18. August 1807 aus einem Theile derjenigen Ländergebiete gebildet, über welche ihm der genannte Friedensschluß die Herrschaft eingeräumt hatte, umfaßte einen Flächenraum von 688 (692) QMeilen mit ungefähr 1,950,000 Einwohnern u. bestand aus den braunschweig-wolfenbüttelschen und kurhessischen Ländern (mit Ausnahme von Hanau und Katzenelnbogen), den preußischen Provinzen Altmark und Magdeburg diesseits der Elbe und mit einem Rayon von einer Meile im Durchmesser auf dem rechten Elbufer, ferner Halberstadt, Hohnstein, Hildesheim, Goslar, Quedlinburg, Eichsfeld, Mühlhausen, Nordhausen, Paderborn, Minden, Ravensberg und Stolberg-Wernigerode, den hannöverischen Provinzen Göttingen, Grubenhagen mit Hohnstein u. Elbingerode, Osnabrück, dem sächsischen Antheil an der Grafschaft Mansfeld und den sächsischen Aemtern Gommern, Querfurt, Barby und Treffurt, dem Gebiete von Korvei und der Grafschaft Kaunitz-Rietberg. Napoleon I. gab das Königreich, dessen Einkünfte 9,250,000 Thaler betrugen und das zum Rheinbund ein Kontingent von 25,000 Mann zu stellen hatte, seinem jüngsten Bruder, Hieronymus, der am 7. December in seiner neuen Residenz Kassel eintraf und unter dem 15. November dem Lande eine der französischen nachgebildete Verfassung verlieh. Die Reichsstände bestanden aus 100 Mitgliedern, nämlich 70 Grundeigenthümern, 15 Kaufleuten oder Fabrikanten u. 15 Gelehrten. Das durch den Krieg bereits erschöpfte Land befand sich in keiner günstigen Lage. Die Hälfte

Digitized by Google

aller Domänen hatte sich Napoleon I. zur Belohnung seiner Generale vorbehalten, und außerdem mußte das Land eine 12,500 Mann starke Besatzung in Magdeburg unterhalten. Außerdem waren noch bedeutende Reste der den einzelnen Provinzen auferlegten Kriegssteuer an Frankreich zu zahlen. Der erste westphälische Reichstag ward am 2. Juli 1808 mit großen Festlichkeiten durch den König selbst eröffnet. Die Hauptarbeiten desselben betrafen finanzielle Gegenstände, denn es ergab sich, daß die Schuld des Königreichs 112,667,750 Franken betrug u. daß ein jährliches Einkommen von 37,375,000 Franken dem Staate nöthig, was um so schwieriger aufzubringen war, da die Domänen größtentheils an französische Marschälle und Generale vergeben waren. Katts und Dörnbergs Unternehmen, sowie Schills Streifzug, der Aufstand des hessischen Obersten Emmerich am 24. Juni im Marburgischen und der Zug des Herzogs von Braunschweig bewiesen die im Volke herrschende Mißstimmung. Am 28. Januar 1810 wurde der zweite Reichstag eröffnet. Die finanziellen Verhältnisse waren noch sehr mißlich, denn alle Steuern u. andere Einnahmen, auch noch so hoch angeschlagen, erreichten bei weitem nicht die auf das Budget nöthige Summe. Es mußte eine neue Anleihe von 10 Millionen Franken für das kommende Jahr ausgeschrieben, auch eine Einkommensteuer aufgelegt werden. Dabei war aber der Handel gedrückt, und alle Geschäfte stockten. Die Vereinigung des größten Theils von Hannover außer Lauenburg (März 1810), wodurch dem Königreich 468 QMeilen mit 647,000 Menschen zufielen, brachte diesem keinen Gewinn, denn Hannover war fast 7 Jahre lang methodisch von den Franzosen ausgesogen und fast alle Domänen an französische Generale vertheilt worden; auch ward 1811 alles Land zwischen der Nordsee und einer von dem Einflusse der Lippe in den Rhein zur Ems oberhalb Telgte, sodann zum Einfluß der westphälischen Werra in die Weser und endlich zur Elbe oberhalb des Einflusses der Steckenitz in dieselbe gezogenen Linie mit Frankreich vereinigt, so daß W. von nun an nur 825 QMeilen mit 2,065,970 Seelen enthielt, also kaum 150,000 mehr als vor der Einverleibung Hannovers. Dazu kam, daß W. nach einem Vertrage vom 14. Jan. 1810 die Verpflegung von 18,000 Mann Franzosen hatte übernehmen müssen, wofür die Kontribution, welche die verschiedenen Provinzen von 1806 her an dieses Land zu zahlen hatten, bis auf 50 Procent herabging. Alle Hoffnung auf baldige Verbesserung mußte aber verschwinden, als 1812 die Mobilmachung der ganzen westphälischen Armee nöthig wurde, die im Frühjahr nach Polen aufbrach, um dort das 8. Corps der großen Armee zu bilden, welches der König selbst und unter ihm der General Vandamme, später aber der General Junot befehligte. Kurz nach dem Abmarsch der Armee wurde eine Nationalgarde im Königreich gebildet, zugleich aber auch eine neue gezwungene Anleihe von 5 Millionen Franken ausgeschrieben, die Zinsenzahlung der Staatsschuld sistirt und die alte Nationalschuld auf $\frac{1}{3}$ ihres Werths herabgesetzt. Während man 1813 in Sachsen focht, mußten sich die Bewohner W.s noch zu den härtesten Opfern verstehen, um das in Rußland vernichtete Heer und Armeematerial wieder neu herzustellen. Die Grundsteuer wurde auf $\frac{1}{5}$ des reinen Ertrags gesteigert, aber doch fehlte es überall an Geld, und die Androhung der Todesstrafe für jede Desertion u. dreijährige öffentliche Zwangsarbeit für jeden widerspenstigen Konskribirten zeigte deutlich, daß unter der jungen Mannschaft keine Kampflust für französische Interessen vorhanden war. Indessen nahte sich schnell das Ende der Dinge für das Königreich. Schon am 25. Sept. wurde Braunschweig von dem marwitzschen Freicorps überfallen, während Tschernitscheff am 28. Sept. vor Kassel erschien, welches der General Alix vertheidigen wollte, während sich der König schnell flüchtete. Inzwischen kapitulirte Alix am 10. Sept., überließ den Kosaken die Stadt und zog mit der schwachen Besatzung ab. Tschernitscheff erklärte nun am 10. Okt. das Königreich für aufgelöst, zog am 3. wieder von Kassel ab und an die Elbe zurück, worauf Alix die Hauptstadt mit einigen Truppen wieder besetzte. Am 17. Okt. kam auch der König nach Kassel zurück, aber nur, um am 26. Okt. Residenz und Land auf immer zu verlassen. Das Königreich fiel auseinander, ohne daß irgend eine diplomatische Verhandlung Statt gefunden hatte.

Westphalen, Provinz des preußischen Staats, 1815 gebildet aus dem Herzogthum Westphalen u. Engern, dem Fürstenthum Minden, der Grafschaft Tecklenburg-Solmsschen Antheils, den Grafschaften Lingen und Ravensberg, dem größten Theile des Hochstifts Münster, den Fürstenthümern Paderborn und Korvei und der Stadt Dortmund, der Grafschaft Mark, dem Fürstenthum Siegen, dem Amte Reckenberg, den mediatisirten Fürstenthümern, Graf- und Herrschaften Salm-Ahaus, Salm-Bocholt, Rheina-Wolbeck, Salm-Horstmar, Rittberg, Rheda, Anholt, Dülmen, Gehmen, Bentheim, Steinfurt, Witgenstein-Witgenstein, Witgenstein-Berleburg, dem solmsschen Amte Neukirchen und (seit 1851) der Stadt Lippstadt, welche Lippe-Detmold gemeinschaftlich mit Preußen besaß, grenzt gegen Norden an Hannover, gegen Osten an Hannover, Schaumburg-Lippe, die kurhessische Parcelle Schaumburg, Lippe-Detmold und Braunschweig, gegen Südosten an Kurhessen, Waldeck und das Großherzogthum Hessen, gegen Süden an Nassau und die Rheinprovinz und gegen Nordwesten an die Niederlande u. umfaßt einen Flächenraum von 366,628 QMeilen mit (1864) 1,618,065 Einw., welche auf 98 Städte, 74 Marktflecken und 2219 Dörfer und Bauerschaften vertheilt sind. Die Bewohner sind niederdeutscher Abkunft u. die allgemeine Sprache des Volks ist plattdeutsch. Von der Gesammtbevölkerung waren 1864: 733,584 Evangelische, 900,273 Katholiken, 134 Mennoniten, 1144 Dissidenten, 16,857 Israeliten. Die Provinz ist größtentheils Gebirgs-, Berg- und Hügelland, nur der nordwestliche Theil derselben, der Regierungsbezirk Münster, vorwaltend Tiefebene. Den östlichen und nordöstlichen Theil der Provinz nimmt das Wesergebirge (s. d.) ein, dessen Nordrand die mindensche Bergkette (s. d.) mit der westphälischen Pforte bildet, während der weit nach Nordwesten sich hinziehende Teutoburgerwald als

Digitized by Google

Südwestrand anzusehen ist. Der südliche Theil der Provinz wird von den östlichen Verzweigungen des niederrheinisch-westphälischen Schiefer- und Grauwackengebirgs erfüllt, als dessen einzelne hierher gehörige Theile zu nennen sind der südwärts steil, nordwärts sanft zur Ebene der Lippe abfallende Haarstrang (s. d.), das vielfach verzweigte und von tiefen Felsenthälern durchfurchte Sauerland (westphälisches Sauerland) im Süden der Ruhr mit dem Ebbe- u. Lennegebirge und das Rothhaar- oder Rothlagergebirge, das nach Nordosten in das Plateau von Winterberg mit dem 2536 Fuß hohen Astenberg übergeht, während nach Süden der 2200 Fuß hohe Ederkopf an den Quellen der Eder, Sieg u. Lahn u. die kalte Eiche die Verbindung mit dem Westerwald vermitteln. Der südöstliche Theil des Regierungsbezirks wird größtentheils von dem zum Weserbergland gehörigen Plateau von Paderborn eingenommen. Zwischen den meist steinigen Gebirgsgegenden ziehen sich fruchtbare Strecken hin, wie das Weserthal u. die reiche warburger Börde an der Diemel. Zwischen dem Teutoburgerwald, dem Weserbergland und dem Haarstrang breitet sich als Fortsetzung des niederrheinischen und holländischen Flachlandes die westphälische Tiefebene oder die münsterische Bucht aus, welche, nur von einzelnen Hügelgruppen, wie den tromberger Hügeln, der Hard, der hohen Mark und den Baumbergen, unterbrochen, selbst an ihrem östlichen Ende bei Paderborn nur 400 Fuß absolute Höhe hat. Den ergiebigsten Boden in derselben hat der Landstrich zwischen Paderborn und Essen mit der soester Börde und dem Hellweg. Am ärmsten ist das Sumpf- und Waldland der Senne und das Kreidegebiet zwischen Haltern und Borken, das sogenannte Sandland, in welchem gleich Oasen die schöne Esch bei Südlohn und das Gebiet der „guten Stewerbauern" um Lüdinghausen liegen. Das eigentliche Münsterland führt dagegen den Namen der Kleie. Von fließenden Gewässern sind hervorzuheben die Weser mit der Diemel, Nethe, Emmer und Werre; die Ems mit der Glane, Aa und Werse; als Nebenflüsse des Rhein die Lippe mit der Pader, Alme, Aasse, Seesecke, Hausten und Stever; die Ruhr mit der Möhne, Röhr, Hönne, Lenne und Volme; die Lahn, Sieg, Emscher, Wupper, Aa, Vechte, Dinkel, Berkel und alte Yssel und als Nebenfluß der Fulda die Eder. Von geringer Bedeutung sind der Max-, Klemens- oder münstersche Kanal, der aus der Aa bei Münster über Klemenshafen nach Maxhafen, nahe an der Vechte, führt, und der Emskanal bei Rheine. Seen finden sich nicht. Dagegen sind verschiedene große Moore u. Brüche vorhanden, z. B. die an der Vechte, Berke, Lippe, Bastau und der in eine Bruchgegend verwandelte Dümmersee. Das Klima ist im Allgemeinen gemäßigt; rauh sind nur die Gebirgsgegenden des Sauerlandes und des Westerwaldes. Das Pflanzenreich liefert Getreide aller Art, Buchweizen, Hülsenfrüchte, Oel- und Gartengewächse, Tabak, Kartoffeln, ausgezeichneten Flachs und Hanf, Obst, Hopfen (in einigen Kreisen), Holz in den Gebirgsgegenden, besonders im Sauerlande und im Süden. Berühmt ist der siegener Kunstwiesenbau. Sehr ansehnlich ist die Rindviehzucht, besonders einträglich aber die Schweine- und in manchen Gegenden die Ziegenzucht. Pferde werden vornehmlich in den Kreisen Dortmund, Hamm und Soest gezogen. Das westphälische Landgestüte ist zu Warendorf. Schafe, besonders Edelschafe werden im Allgemeinen wenig gehalten. Strichweise wird starke Bienenzucht getrieben. Der Hauptreichthum der Provinz besteht in Mineralien, namentlich in vielen und trefflichen Eisenerzen, Kupfer, Blei, Zinkblende, Galmei, Vitriol, Alaun, Antimon, Kobalt, Stein- und Braunkohlen, Kalk- und Bausteinen, Gyps, Dachschiefer, Töpferthon ꝛc. Auch wird etwas Silber gewonnen. Bau auf Steinkohlen findet besonders in der Ruhrgegend und um Ibbenbüren, sonstiger Bergbau im Siegenschen, bei Brülow und Alve und in der Grafschaft Mark Statt. Unter 7 Salinen sind die von Königsborn bei Unna, Neusalzwerk bei Minden, Salzkotten und Werl die ergiebigsten. Von Mineralquellen und Gesundbrunnen sind die zu Driburg, Brakel, Bünde, Fiestel, Lippspringe (Arminiusbad), Petershagen u. Schwelm hervorzuheben. Soolbäder sind zu Neusalzwerk (Oeynhausen) und Königsborn. Höchst bedeutend ist die industrielle Thätigkeit, die sich hauptsächlich auf die Verarbeitung der rohen Naturstoffe, vorzüglich des Flachses und Eisens erstreckt. Die Hauptleinenmanufakturen finden sich in und um Bielefeld, Warendorf, Minden, Herford, Rittberg, Soest, Dortmund, Siegen ꝛc.; vortreffliche Feinspinnereien im Kreise Bielefeld, insbesondere zu Isselhorst und Gütersloh. Auch die Woll-, Strumpf- und Bandweberei stehen auf hoher Stufe, desgleichen die Tuch- und Baumwollfabrikation. Eisen-, Stahl- und Messingwaaren werden hauptsächlich im südwestlichen Theile, vorzüglich in der Emperstraße, dem ganz mit Eisenwerken besetzten Thale der Emper, in Iserlohn, Altena, Dortmund, Hagen, Plettenberg, Lüdenscheidt, Brilon, Siegen ꝛc. fabricirt. Andere Fabrikate sind Glas, Papier, Pulver, Potasche, Zucker, Seife, Leder und Lederwaaren, Holzwaaren, Tabak, Fayence ꝛc. Auch gibt es viele Garn- und Leinwandbleichen. Der Handel der Provinz besteht in der Ausfuhr von Leinwand, Woll- und Baumwollwaaren und von Naturprodukten, als Holz, westphälischen Schinken, Würsten ꝛc. Die vorzüglichsten Handelsstädte sind Bielefeld, Iserlohn, Dortmund, Stapelplätze für Getreide Beverungen und Minden als Weserhafen und Speditionsort. Hauptwollmarkt ist Paderborn. Schiffbare Flüsse (Weser, Ems, Ruhr, Lippe), gute Landstraßen und Eisenbahnen befördern den Verkehr ungemein. Die köln-mindener Bahn durchläuft die ganze Provinz. Die westphälische Eisenbahn schließt sich bei Karlshafen an die Main-Weserbahn an. Durch die münster-emdener Bahn ist die Provinz in direkte Verbindung mit der Nordsee gebracht. Handelskammern bestehen zu Herford, Bielefeld, Münster, Arnsberg, Kreis Hagen, Siegen, Iserlohn. Höhere Lehranstalten sind die Halbuniversität zu Münster mit 2 Fakultäten, einer katholisch-theologischen und einer philosophischen, die philosophisch-theologische Lehranstalt (Seminarium Theodorianum) zu Paderborn, die katholischen Priesterseminare in beiden Städten, die medi-

cinisch-chirurgische Schule zu Münster, die Provinzialhebammenlehranstalt zu Paderborn, 16 Gymnasien (8 evangelische u. 8 katholische), 5 Progymnasien (katholisch), 8 Realschulen u. eine höhere Bürgerschule, 5 Provinzialgewerbschulen, 6 Seminare (2 evangelische und 4 katholische). Die von Vincke'sche Provinzialblindenanstalt hat eine evangelische Abtheilung zu Soest u. eine katholische zu Paderborn. Gelehrte Gesellschaften sind: die westphälische Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Kultur zu Minden, der Verein für die Geschichte u. Vaterlandskunde in W. zu Minden und Paderborn u. die ökonomische Gesellschaft zu Hamm. Ein Landarmen- u. Besserungshaus und eine Kinderrettungsanstalt befinden sich zu Benninghausen, Irrenanstalten zu Münster, Warendorf und eine Provinzialirrenheil- u. Pflegeanstalt zu Stadtberge oder Marsberg mit einer Irrenabtheilung zu Gesecke. Behufs der Administration ist die Provinz in 3 Regierungsbezirke, Minden, Münster und Arnsberg, getheilt. Der Sitz der Regierung ist zu Münster, ebenda der des Generalkommando's des 6. Armeecorps, wozu noch der Regierungsbezirk Düsseldorf gehört. Appellationsgerichte sind zu Münster, Paderborn, Hamm und Arnsberg. Die katholischen Kirchen und Geistlichen stehen unter den Bisthümern Münster u. Paderborn, die evangelischen Kirchen u. Geistlichen unter dem Konsistorium zu Münster und einer Generalsynode, zu welcher 19 Kreissynoden oder Superintendenturen gehören. Die Provinzialstände für W. bestehen aus 12 Fürsten und Herren, 20 Abgeordneten der Ritterschaft aus 6 Wahlbezirken, 20 Abgeordneten der Städte und 20 Abgeordneten der Landgemeinden. Versammlungsort derselben ist Münster, welche Stadt als Hauptstadt der ganzen Provinz zu betrachten ist. Große Verdienste um die Provinz hat sich der frühere Oberpräsident von Vincke [s. d. 1)] erworben.

Westpoint, Stadt im nordamerikanischen Staate Newyork, Grafschaft Orange, am Hudson, ist der Sitz der Militärakademie der Vereinigten Staaten, die 1802 durch eine Kongreßakte gegründet wurde, Sammlungen von chemischen, physikalischen und astronomischen Apparaten und Fortifikationsmodellen, ein Hospital ꝛc. enthält und 34 Lehrer (theils Professoren, theils Offiziere) und 260 Kadeten hat. Die Stadt zählt 350 Einw.

Westport, Stadt in der irischen Provinz Connaught, Grafschaft Mayo, an der Clewbai des atlantischen Oceans, hat einen Gerichtshof, ein Zuchthaus, Arbeitshaus, eine Markthalle, Kaserne u. 3911 Einw. Dabei liegt das Schloß des Marquis von Sligo; der Hafen liegt ½ Stunde von der Stadt entfernt bei Westport Quai.

Westpreußen, die westlich gelegene Hälfte der Provinz Preußen (s. d.), die Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder umfassend. In den ältesten Zeiten hatten hier heidnische Stämme ihre Wohnsitze. Der deutsche Orden nahm 1230 das Land in Besitz, mußte es aber in dem Frieden von Thorn an die polnische Krone abgeben. Von nun an führte W. als Theil des Königreichs Polen den Namen Polnisch-Preußen, bildete jedoch einen besondern Staat und hatte mit dem Königreich nichts als den König gemein. Das Land bestand aus den vier Landschaften Kleinpommern (Pommerellen), dem Kulmerland, dem marienburgischen Gebiete und dem Bisthum Ermeland, zusammen etwa 600 (556) QMeilen. Im Jahre 1773 wurde Polnisch-Preußen (mit Ausnahme von Thorn und Danzig) von Polen an Preußen abgetreten und der ebenfalls abgetretene Landstrich an der Netze unter dem Namen Netzedistrikt mit W. vereinigt. Etwas später wurde das Bisthum Ermeland zu Ostpreußen geschlagen und dagegen ein Theil des ostpreußischen Oberlandes (der Kreis Marienwerder) hierher gezogen, welcher Länderkomplex nun das eigentliche W. (im Gegensatz zu Ostpreußen) bildete. Bei der zweiten Theilung Polens 1793 kamen auch die beiden Städte Danzig und Thorn in preußischen Besitz und zum Gebiet von W. Aber im Frieden zu Tilsit 1807 mußte ein Theil des eigentlichen W.s und das Meiste von dem Netzedistrikt mit Danzig u. Thorn (etwa 253 QMeilen) an Frankreich abgetreten werden, woraus Napoleon I. (mit Ausnahme Danzigs, das nebst einem kleinen Gebiete Freistaat wurde) das Departement Bromberg des neuen Herzogthums Warschau bildete. Erst 1815 gab der wiener Kongreß diese Landestheile an Preußen zurück, welches hierauf die südlichen Distrikte an der Netze, die seit dem tilsiter Frieden zu Warschau gehört hatten, zu der Provinz Posen schlug, aus dem eigentlichen W. aber eine besondere Provinz bildete, die 1824 mit Ostpreußen unter dem Namen Preußen zu einer einzigen Provinz vereinigt wurde.

Westpunkt (West), s. v. a. Abendpunkt.

Westray (Westra), Insel an der Nordostspitze von Schottland, zur Gruppe der Orkneys gehörig, ist durch die Westraystraße von der südlicher liegenden Insel Rowsa getrennt, hat 0,7 QMeilen Flächenraum, Kelpbrennerei, Viehzucht, den Hafen Pier o Wall und 1400 Einwohner. Nordöstlich davon liegt die kleinere Insel Papay-Westray, ebenfalls mit Kelpbrennerei und 250 Einw.

Westreenen van Tiellandt, Willem Hendrik Jakob, Baron van, niederländischer Historiker und Bibliograph, geboren am 2. Okt. 1783 im Haag, widmete sich dem Studium der Geschichte und Literatur und wurde 1807 zum Historiographen des Unionsordens u. Adjunkten beim Reichsarchiv ernannt. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich seiner Stellen enthoben, lebte er seitdem in Zurückgezogenheit bis 1813, wo er eifrigen Antheil an der Wiederherstellung der Unabhängigkeit seines Vaterlandes nahm, wurde Mitglied der Ritterschaft der Provinz Holland und später von derselben zum Abgeordneten am Reichstage ernannt. Seit 1842 Kurator der königlichen Bibliothek, † er den 22. Nov. 1848. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Sur l'invention et les premiers progrès de la typographie" (1809) und „Esquisse des progrès de l'imprimérie dans les Pays-Bas pendant les XVième, XVIième, et XVIIième siècles" (1829), worin er Leyden die erste Idee zum Bücherdruck mit beweglichen Lettern vindicirte, und „Recherches sur la langue nationale de la majeure partie du royaume des Pays-Bas" (1830). Seine, besonders an Handschriften und ersten Drucken reiche Bibliothek, sein Münzkabinet und seine Sammlung von ägyptischen, griechischen und römischen

Digitized by Google

Alterthümern wurden nach seinem Tode Staatseigenthum.

Weströmisches Kaiserthum (abendländisches Reich), der Theil des großen römischen Reichs, welcher bei der nach Theodosius dem Großen 395 eingetretenen Theilung des Reichs dem Honorius anheimfiel und außer den europäischen Besitzungen noch einen Theil von Afrika umfaßte, s. Rom (Geschichte).

Westrußland, Gesammtname für die russischen Gouvernements Grodno, Kowno, Minsk, Mohilew, Podolien, Volhynien, Wilna und Witebsk, welche ehemals zu Polen gehörten und insgesammt einen Flächenraum von 7629,22 QMeilen mit (1861) 8,904,169 Einwohnern umfassen.

Westsex, s. v. a. Wessex.

Westvirginien (Kanawha), die westliche Hälfte des nordamerikanischen Staats Virginien (s. d.), welche am 31. Dec. 1862 mit 1087 QMeilen, 321,650 freien Einwohnern und 13,271 Sklaven aus dem bisherigen Staatsverband ausschied, sich als eigner Staat konstituirte und zur Union zurücktrat, während Ostvirginien bei den konföderirten Staaten verblieb. Die Hauptstadt ist Wheeling.

Wetluga, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kostroma, östlich von Kostroma, an der Wetluga, einem schiffbaren, über 70 Meilen langen, linken Nebenfluß der Wolga, hat 3250 Einw.

Wettstein, schweizerische Gelehrtenfamilie. Johann Jakob, geboren 1594 zu Basel, ward als Tribun Gesandter des Kantons beim Abschluß des westphälischen Friedens 1653 in den Reichsadelsstand versetzt u. starb 1666. Sein Sohn, Johann Rudolf, geboren 1614 zu Basel, starb 1683 als Professor der Theologie, war ein Hauptgegner der Einführung der Formula consensus und edirte des Origenes Buch „De oratione". Dessen gleichnamiger Sohn, geboren 1647 zu Basel, starb 1711 ebenfalls als Professor der Theologie, machte sich besonders durch seine Ausgaben mehrer Bücher des Origenes verdient. Johann Heinrich, geboren 1649 zu Basel, gründete zu Amsterdam ein Geschäft als Buchdrucker und Buchhändler, das nach seinem Tode 1726 von seinen beiden Söhnen fortgesetzt wurde und aus welchem zahlreiche, durch Gehalt, Korrektheit und äußere Schönheit ausgezeichnete Ausgaben alter Klassiker hervorgingen. Johann Jakob, geboren 1693 zu Basel, der Sohn von Johann Rudolf dem Jüngern, war einige Zeit Feldprediger bei einem schweizer Regiment in holländischen Diensten und wurde 1717 Diakonus in seiner Vaterstadt, 1730 aber wegen angeblicher Heterodoxie seines Amtes entsetzt. Seit 1733 Professor der Kirchengeschichte zu Amsterdam, starb er daselbst 1754. Er lieferte eine kritische Ausgabe des Neuen Testaments (Leyden 1751 — 52, 2 Bde.) und veröffentlichte „Prolegomena" (Amsterdam 1730; von Semler mit Anmerkungen und einem Anhange, Halle 1764, herausgegeben).

Wette (sponsio), Vertrag, wonach Demjenigen, dessen Behauptung betreffs eines von den vertragschließenden Theilen mit Ja oder Nein behaupteten Sachverhalts oder auch Ereignißeintritts als die richtige sich erweist, ein gewisser Betrag von dem unterliegenden Theil zugesichert wird. Die W. kann demnach sowohl über bereits geschehene, respektive vorhandene, als auch über noch zukünftige Dinge eingegangen werden. Sie ist eine Art des Spielvertrags, nach deutschem und römischem Recht erlaubt und, wenn sie sonst die allgemeinen Erfordernisse eines gültigen Vertrags hat, auch klagbar. Ungültig wird die W. durch Betrug und dadurch, daß der fragliche Gegenstand etwas Schändliches, oder auch nur etwas Verbotenes enthält. Betrug ist namentlich dann vorhanden, wenn einer der Wettenden von der zur W. ausgestellten Sache genau unterrichtet ist und dies dem Andern verhehlt, z. B. wenn er den Ausgang einer vom Andern noch im Werden (im Schweben) gehaltenen Sache kennt. Ob um eine hohe oder niedrige Summe gewettet wird, ist nach gemeinem Recht gleichgültig; nicht so nach einigen Landesgesetzen, wonach hohe W.n zu den verbotenen Spielen gerechnet und wie diese bestraft werden. In der altdeutschen Rechtssprache heißt W. (Gewette) so viel als Buße, Strafe (daher Einem etwas wett machen, so viel als vergelten), auch Pfand, Unterpfand, und in weiterer Derivation auch so viel als Aussteuer u. Eheverspruch, daher wetten so viel als heirathen.

Wetter, 1) kleiner Fluß in der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen, entspringt im westlichen Theile des Vogelsberges unweit Laubach, durchfließt in anfangs südwestlicher, dann südlicher Richtung die danach benannte Wetterau (s. d.) und mündet bei Assenheim rechts in die Nidda. — 2) Stadt im preußischen Regierungsbezirk Kassel, Kreis Marburg (seither zur kurhessischen Provinz Oberhessen gehörig), an der Wettschaft, ist Sitz eines Justizamtes, hat eine schöne gothische Kirche, ein Hospital, Papierfabrikation, Weberei und 1188 Einw.

Wetterau, der wellenförmige, reichbewässerte, höchst fruchtbare Landstrich, welcher sich zwischen dem Vogelsberg und dem Taunus, dem Main und der Lahn ausbreitet, größeren Theils zur großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen, kleineren Theils zu den preußischen Regierungsbezirken Wiesbaden und Kassel gehört und ungefähr 15 QMeilen mit nahe an 90,000 Einwohnern umfaßt. Er wird von der Wetter (die ihm den Namen gibt), der Use, Horloff, Nidda und dem Main bewässert, ist zum Theil mit Bergen umgeben, erzeugt wenig Holz, aber viel Obst und Getreide, selbst zu reichlicher Ausfuhr, und wird von der Main-Weserbahn (Linie Frankfurt-Gießen) durchschnitten, sowie von der Lahnbahn (Gießen-Niederlahnstein) und der frankfurt-hanauer Eisenbahn berührt. Bei dem deutschen Reichstage hieß eines der vier Kollegien, in welche die Reichsgrafen und Herren getheilt waren, das wetterauische Grafenkollegium, zu welchem die Fürsten und Grafen von Isenburg-Solms, Stolberg u. a. gehörten. Die vier wetterauischen Reichsstädte waren: Frankfurt, Friedberg, Wetzlar und Gelnhausen.

Wetterbüsche, eigenthümliche Mißbildung der jungen Triebe des Nadelholzes, seltener des Laubholzes und der Obstbäume, wobei durch Vervielfältigung der Knospen eine Menge dünner Aeste ein dichtes Gewirre bilden.

Digitized by Google

Wetteren (Weteren), Marktflecken in der belgischen Provinz Ostflandern, Bezirk Dendermonde, an der Schelde und an der Eisenbahn von Gent nach Mecheln, die hier nach Brüssel abzweigt, hat Fabrikation von Leinen- und Wollzeuchen, Spitzen, Oel und Pulver, Brauerei, Musterwerkstätten für Weberei, Handel mit Flachs, Leinwand, Getreide ꝛc. und 9463 Einw.

Wetterfahne, s. v. a. Windfahne.

Wetterglas, s. v. a. Barometer.

Wetterhorn, Alpengipfel im schweizerischen Kanton Bern, steigt mit an 5000 Fuß hoher, fast senkrechter Felswand aus dem grindelwalder Thal auf und erhebt sich im Ganzen über 11,400 Fuß über das Meer. Sein nördlicher Gipfel, die Haslijungfrau, 11,452 F. hoch, bis auf die neueste Zeit als unersteigbar geltend, wurde zuerst 1860 bestiegen, während zwei hinter ihm liegende Hochgipfelpunkte, das Mittelhorn (11,415 F.) und das Rosenhorn (11,360 F.), schon früher bestiegen worden waren. Nordöstlich vom W., aber bedeutend tiefer, erhebt sich das Wellhorn. Am westlichen Fuß des W.s drängt sich zwischen ihm und dem Mettenberg der obere Grindelwaldgletscher hervor. In dem Stocke des W.s halten sich noch viele Gemsen auf.

Wetterleuchten, dem Blitz ähnliches Elektrometeor, von jenem jedoch dadurch unterschieden, daß es nicht einen gedrungenen Feuerstrahl bildet, sondern als heller Schein plötzlich sich ausbreitet und verschwindet und nie von Donner begleitet ist. Gewöhnlich pflegt man dann zu sagen, das Wetter kühlt sich ab, indem man dasselbe für eine elektrische Ausgleichung hält, welche die Intensität eines eigentlichen Gewitters noch nicht erreicht hat, aber Luftabkühlung bewirkt. Häufig ist das W. nur Reflex von Blitzen eines Gewitters, das entweder sehr niedrig am Horizont oder unter demselben steht und demnach so weit entfernt ist, daß man den Donner nicht mehr vernehmen kann, häufig auch eine elektrische Entladung in solcher Höhe, daß sie in der dort sehr dünnen Luft ohne starkes Geräusch erfolgt.

Wettermaschinen, mechanische Vorrichtungen, um in Gruben Luftwechsel hervorzubringen, stimmen in der Konstruktion im Wesentlichen mit den Gebläsen überein, wirken aber meist durch Saugen, während die letzteren die Luft durch Kompression in Bewegung setzen. Dies und die Verschiedenheit der Verhältnisse im Allgemeinen bedingt eine in manchen Punkten von der der Gebläse abweichende Einrichtung der W. So werden die als Wettersauger dienenden Kolbenmaschinen in der Regel direkt und ohne Anwendung eines Schwungrades in Bewegung gesetzt, weil sie immer nur mit einer mäßigen Geschwindigkeit arbeiten. In der Regel bestehen diese W. aus 2 Cylindern mit 2 einfach wirkenden Kolben, welche abwechselnd auf und nieder gehen. Die Ventile zum Einsaugen der Wetter aus dem Schacht nehmen den Boden des Saugcylinders ein, wogegen die zum Ausblasen auf dem beweglichen Kolben sitzen. Da man es hier aber nur mit sehr kleinen Pressungsdifferenzen zu thun hat, so ist es nöthig, die Ventile möglichst leicht und in großer Anzahl herzustellen.

Wettern, s. v. a. Wettersee.

Wetterscheide, in der Sprache des gewöhnlichen Lebens die Stelle in der Atmosphäre einer gewissen Gegend, wohin Gewitter zu ziehen oder wo sie sich zu zertheilen pflegen. Wolkenmassen pflegen sich nämlich, wenn sie nicht von einem vorherrschenden Winde getrieben werden, entweder nach Hügeln und Gebirgen, oder auch nach Seen, Wäldern und großen Flüssen hinzuziehen. Die Theorie der W.n liegt übrigens noch sehr im Dunkeln, und die Erklärung, die sich von einigen derselben geben läßt, paßt in der Regel wenig auf andere Lokalitäten.

Wettersee, Landsee im südlichen Schweden, nächst dem Wenersee der größte des Landes, ist 19 Meilen lang von Norden nach Süden und höchstens 4½ Meilen breit, 33,7 QMeilen groß, 272 pariser Fuß hoch liegend, 410 F. tief, liegt recht eigentlich auf dem schwedischen Landrücken, der sich an seinem nördlichen Ende spaltet, am südlichen aber wieder zusammenschließt. Daher fällt kein bedeutender Fluß in den See, und man nimmt an, daß er besonders durch Quellen in der Tiefe gespeist wird. Hieraus erklärt man auch das plötzliche Aufbrausen der Oberfläche bei fast gänzlicher Windstille, obgleich kurz vorher der See ganz ruhig und spiegelglatt war. Außerdem zeichnet sich der See durch sein periodisches Steigen u. Fallen, seine zahlreichen Strömungen, seine Luftspiegelungen, sein außerordentlich klares und tiefblaues, dabei kaltes Wasser und seine romantisch schönen Ufer aus. Durch die Mitte desselben zieht sich der Länge nach eine Untiefe, deren höchste Spitzen an einigen Stellen Inseln bilden, von denen Wisingsö (s. d.) die bedeutendste ist. In der Mitte der östlichen Seite hat der See seinen Abfluß durch den Motalafluß, und durch den Götakanal steht er sowohl mit der Ostsee als auch mit dem Skagerrak in Verbindung. An seinen Ufern liegen 5 Städte: Jönköping, Grenna, Wadstena, Askersund und Hjo, sowie der lebhafte, stadtähnliche Flecken Motala und die in Anlage begriffene Centralfestung Schwedens, Karlsburg.

Wettersteine, s. v. a. Belemniten und s. v. a. Echiniten.

Wettin, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Saalkreis, hat eine Gerichtskommission, ein Schloß, Cichorien- und Tabaksfabrikation, Steinkohlengruben, Bierbrauerei und 3814 Einwohner. Dabei auf einem hohen Berge die Burg Winkel, einst Stammhaus der Grafen von Wettin.

Wettin, altes Dynastengeschlecht in Thüringen, von welchem die sämmtlichen jetzt regierenden sächsischen Häuser abstammen. Die alten Grafen von W. tragen ihren Namen von der Stadt Wettin (s. d.). Als ihr Ahnherr wird der bekannte Heerführer der Sachsen, Wittekind, angegeben, ohne daß derselbe historisch als solcher nachzuweisen wäre. Nach einer andern, ebenfalls auf schwachen Gründen beruhenden Meinung soll Herzog Burchard von Thüringen, der 909 in einer Schlacht wider die Ungarn blieb, der gemeinschaftliche Stammvater der Grafen von W. und der nun ausgestorbenen Grafen von Mansfeld gewesen sein. Der Erste dieser Familie, der mit Bestimmtheit von den Geschichtschreibern jener

Digitized by Google

Zeit erwähnt wird, ist Dietrich oder Theodorus, aus dem Hause Buzizi, der 982 in der Schlacht bei Basantello in Kalabrien fiel. Von seinen beiden Söhnen folgte ihm der älteste, Dedo I., als Graf von W.; der jüngere, Friedrich, erhielt die Grafschaft Eilenburg, die nach seinem kinderlosen Tode (1017) an des bereits früher verstorbenen Dedo Sohn, Dietrich II., Grafen von W., fiel, der auch den Gau Senseliz (Sinsli) besaß. Von den 6 Söhnen Dietrichs II. wurde der älteste, Friedrich, Bischof von Münster; der zweite, Dedo II., erhielt um 1031, nach dem kinderlosen Absterben des lausitzischen Markgrafen Odo, die Markgrafschaft Lausitz und als 1068 der Markgraf Eckbert I. von Meißen starb, auch dessen Markgrafschaft; starb 1075. Seinen Enkel, Heinrich den Jüngeren, der die Grafschaft Meißen besaß, beerbte 1127 Konrad der Große, der als einer der mächtigsten Reichsfürsten 1157 starb, nachdem er seine Länder unter seine 5 Söhne getheilt. Vgl. Meißen und Sachsen (Geschichte).

Wettingen, Pfarrdorf im schweizerischen Kanton Aargau, Bezirk Baden, an der Limmat, mit 1600 Einwohnern, bekannt durch die gleichnamige Cistercienserabtei mit Bibliothek und Antiquitäten, welche 1227 vom Grafen Heinrich von Rapperswyl gegründet, 1231 von dem Grafen von Kyburg reich dotirt und 1841 aufgehoben wurde und jetzt das Schullehrerseminar des Kantons enthält.

Wettlauf, s. Gymnastik.

Wettrennen. Das W. der Pferde war ein schon von den Griechen geübtes Kampfspiel, und zwar fand es in dreierlei Weise Statt, indem sie entweder reitend, oder im Wagen fahrend nach dem Ziel jagten, oder den Pferden allein den Wettlauf überließen. Letzteres war in den olympischen Spielen seit 640 v. Chr. aufgenommen. Weit gewöhnlicher war das W. zu Wagen (Wettfahren), wozu man entweder 2 Pferde an den Wagen schirrte (Zeugos), oder ein Viergespann (Tethrippon) nahm. Selbst W. mit Maulthiergespannen wurden angestellt. Bei den Römern waren die W. (cursus equorum), wie alle gymnastischen Spiele, mehr zur Befriedigung der Schaulust bestimmt. Die Reiter ritten entweder auf einem Pferde (singulatores), oder hatten deren zwei, so daß sie im Reiten von dem einen auf das andere sprangen (desultores). Die Wagenkämpfer (aurigae, agitatores) stellten sich in eine Reihe an die durch das Loos bestimmten Plätze, und der die Spiele Leitende gab mit einem Tuch das Zeichen zum Abfahren, worauf die Schranken (carceres) fielen. Das W. bestand in 24 Missus (deren jeder $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen betrug und in einer Stunde zu vollenden war) u. jeder Missus in 7 Spatia (Umläufen um die Ziele oder metae). Gewöhnlich fuhren 4 Gespanne auf einmal ab, deren Lenker jeder mit einer anderfarbigen Tunica bekleidet war, denn es bestanden bei den römischen W. 4 Parteien, die sich durch weiße, grüne, rothe und blaue Kleidung von einander unterschieden. In Konstantinopel erhielten diese Parteien politische Bedeutung, was so weit ging, daß unter Justinianus (532) die Grünen, welche von dem Kaiser gehaßt wurden, einen Aufstand erregten, wobei 30,000 Menschen um das Leben gekommen sein sollen. Von Italien aus fanden die W. in Süddeutschland, namentlich in Oesterreich und Bayern Eingang und waren besonders bei den hohen Kirchenfesten üblich, obwohl die Kirche früher dieselben als heidnische Sitte zu beseitigen gesucht hatte. Von Oesterreich aus verbreiteten sie sich nach Ungarn, wo sie schon in sehr früher Zeit vorkommen. In England wurden die W. schon von den Römern eingeführt, ausgebildet wurden sie aber erst unter Heinrich II. zwischen 1154—70, und regelmäßig angestellt wurden sie erst seit 1558, als Wetten damit in Verbindung gebracht wurden. Noch waren es aber nur Privatrennen. Erst mit Anfang des 17. Jahrhunderts wurden öffentliche W. veranstaltet und Preise dabei ausgesetzt. Jetzt werden sie fast in jeder englischen Grafschaft gewöhnlich einmal jährlich, im Herbst oder Frühling, abgehalten, und außerdem finden noch außerordentliche W. Statt. Die berühmtesten Rennplätze sind Ascot, Derby, Doncaster, Epsom, Melton-Mowbray und Newmarket. Das Rennpferd (racer) bedarf einer langen Vorübung, ehe es auf die Rennbahn gebracht werden kann. Auch werden erst Versuchrennen (trials) angestellt, und zwar zu verschiedenen Zeiten, um das bei dem eigentlichen Rennen betheiligte Publikum in den Stand zu setzen, das Maximum der Schnelligkeit eines Rennpferdes kennen zu lernen und danach seine Wetten einzurichten. Auch die Reiter (Jockeys) müssen eigens herangezogen und für die Rennbahn vorbereitet werden. Namentlich haben sie vor dem W. die höchste Mäßigkeit zu beobachten, um so viel als möglich abzumagern. In neuerer Zeit hat man auch in Frankreich (bereits seit 1806), Rußland und Deutschland, hier namentlich in Würtemberg, Mecklenburg, Preußen, Holstein, Braunschweig und Hannover solche W. nach englischem Zuschnitt eingeführt. Am bekanntesten und besuchtesten sind die W. zu Aachen, unweit Graditz (bei Torgau), auf der Theresienwiese bei München und auf der sommeringer Weide bei Wien ꝛc. Ueber den Nutzen der W. für die Pferdezucht gehen die Meinungen sehr auseinander. Gewiß ist aber, daß sie für die gewöhnliche Landespferdezucht nicht förderlich und solchen Pferden nachtheilig sind, welche nicht aus dem reinen Blute der Generationen hindurch gezüchteten Rennpferdfamilien entsprossen sind, wogegen das mit kräftigeren Respirationsorganen ausgerüstete Vollblutpferd durch das W. immer muskulöser, ausdauernder und schneller wird. Es ist nicht zu leugnen, daß solche W. viel zur Belebung der Pferdezucht und des Geschmacks am Reiten und an Pferden beitragen. Vergl. Hazzi, Ueber die Pferderennen als wesentliches Beförderungsmittel der bessern Pferdezucht, München 1826; Ammon, Bemerkungen über den Nutzen der W. nach englischer Art, Nürnberg 1831; Kloch, Ueber Wettrenner und W., Breslau 1835.

Wetzel, Friedrich Gottlob, deutscher Schriftsteller und Dichter, geboren den 14. September 1779 in Bautzen, studirte in Leipzig und Jena, lebte hierauf ohne bestimmten Beruf in Sachsen und Thüringen und seit 1805 bei G. J. Schubert aus München, der sich damals in Dresden auf-

Digitized by Google

hielt, wo W. Vorlesungen über Homer hielt und den „Magischen Spiegel, drinnen zu schauen die Zukunft Deutschlands ꝛc." (1805) herausgab. Im Jahre 1809 siedelte er nach Bamberg über, wo er die Redaktion des „Fränkischen Merkur" übernahm, der sich unter seiner Leitung zu einem der bedeutendsten politischen Blätter Deutschlands erhob. Er † daselbst den 27. Juli 1819 in gedrücktesten Verhältnissen. Eine Bibel und ein Gesangbuch machten seine ganze Bibliothek aus. Seine mit fast shakspeare'schem Geist ausgeführte „Jeanne d'Arc" (Leipzig und Altenburg 1817) reiht sich, was die Anlage und scenische Behandlung betrifft, besonders auch wegen der viel größeren Treue, mit welcher sie der Geschichte folgt, der schillerschen „Jungfrau von Orleans" nicht unwürdig an. Sein Trauerspiel „Hermannfried, letzter König von Thüringen" gehört zu den eigenthümlichsten dramatischen Schöpfungen jener Zeit. Auch seine „Schriftproben" (Bamberg 1814—18, 2 Bdchn.) enthalten originelle und kräftige Gedichte. Humoristischen Inhalts sind sein „Rhinoceros" (Nürnberg 1810) und der „Prolog zum großen Magen" (Altenburg 1815). Seine „Kriegslieder" (Altenburg 1815) u. Volkslieder machten ihn sehr populär. Eine Sammlung seiner Gedichte mit seinem Nachlaß veröffentlichte Funck (Leipzig 1838). Vergl. Funck, Aus dem Leben zweier Dichter, E. Th. W. Hoffmanns und F. G. W.s, Leipzig 1836.

Wetzlar, Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, ist eine der ältesten Städte an der Lahn, war früher freie Reichsstadt. Das merkwürdigste Gebäude ist die Stiftskirche oder der Dom, der als das Erzeugniß einer langen Bauperiode ein sehr belehrendes Beispiel der stufenweise fortschreitenden Aus- und Umbildung der Bauformen an einem und demselben Werke gibt. Der alte ruinenhafte Kunstbau mag aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts herrühren; die östliche Hälfte des Chors gehört dem 13., die nördliche Abseite dem 14. und 15. Jahrhundert an. Der Chor ist für den evangelischen, das Schiff für den katholischen Gottesdienst bestimmt. Die Stadt ist Sitz der Kreisbehörden und hat ein Gymnasium, eine Synagoge, eine Garnison, Gerberei, Handschuh- u. Strumpffabrikation, Oel- und Tabaksfabrikation, Gemüse- und Obstbau, Eisenhandel und 5874 Einwohner. In der Nähe die Ruine Kalsmunt, der Rest eines altrömischen Bauwerks. W. soll das altrömische Boccadium, nach Andern von Karl dem Großen erbaut worden sein. Aus einer königlichen Villa entstanden, war es bereits unter Friedrich Barbarossa die wichtigste unter den 4 wetterauischen Reichsstädten. Im 14. und 15. Jahrhundert kam allmählig die Schirmgerechtigkeit an das Haus Nassau und 1636 an Hessen-Darmstadt. Im Jahre 1693 wurde das Reichskammergericht (s. d.) von Speyer hierher verlegt und blieb daselbst bis zur Auflösung des deutschen Reichs 1806. Seiner Reichsfreiheit wurde W. durch den Reichsdeputationshauptschluß verlustig, indem es dem Fürsten Dalberg zugewiesen ward, der es zu einer Grafschaft erhob. Dann kam es an den Großherzog von Frankfurt und 1815 an die Krone Preußen. Am 15. Juni 1796 fand hier ein Gefecht zwischen den Oesterreichern und Sachsen unter Erzherzog Karl und den Franzosen unter Jourdan Statt, dessen Ausgang den Rückzug der letzteren bei Neuwied über den Rhein zur Folge hatte. Zum Andenken an diesen Sieg ward auf dem Schlachtfelde 1846 dem deutschen Feldherrn ein Monument errichtet. Durch die Erlebnisse Goethe's im nahen Dörfchen Garbenheim ward dessen „Werther" hervorgerufen, weshalb dem Dichter hier am 28. August 1849 ein Denkmal gesetzt wurde.

Wetzschiefer, s. Thonschiefer.

Wetzstein, s. Schleifstein.

Wevelinghoven, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Grevenbroich, an der Erft, hat eine evangelische und katholische Kirche, Baumwoll-, Woll-, Lein- und Seidenweberei, Strumpfwirkerei und 2056 Einwohner. W. bildete sonst eine eigene Herrschaft unter kurkölnischer Hoheit, gehörte dem Grafen von Bentheim-Rheda und wurde 1802 an Frankreich, 1815 aber an Preußen abgetreten.

Wexford, die südöstlichste Grafschaft der irischen Provinz Leinster, grenzt im Norden an die Grafschaft Wicklow, im Nordwesten an Carlow, im Westen an Kilkenny, wird im Süden und Osten vom St. Georgskanal des atlantischen Oceans bespült und umfaßt einen Flächenraum von 42,5 QMeilen. Das Land ist im Westen durch die Blackstairs und White Mountains gebirgig (mit dem 2602 Fuß hohen Berg Leinster), im Osten sind einige Gebirgszüge von geringerer Erhebung; im Innern ist eine wellenförmige Ebene, auf welcher sich isolirte Berge bis zu 700 Fuß erheben. Die Küste ist durchgehends eben, besonders im Süden sehr scharf ausgezackt und nach allen Richtungen tief eingeschnitten. Merkwürdig sind hier große Sandbänke, die nur wenige Fuß über der Wasserfläche erhaben sind und durch Sturm und Wellen fortwährend ihre Gestalt verändern. Die bedeutendsten Baien sind Waterford Harbour, Ballyteigue und Wexford, die wichtigsten Flüsse der Barrow (Grenzfluß gegen Westen) und der Slaney; außerdem noch mehre Küstenflüsse. Der Boden ist im Allgemeinen fruchtbar, nur an den Flüssen sandig, hat aber viel schönes Weideland; das Klima ist mild und gesund. Hauptprodukte sind Weizen, Gerste, Flachs, Kartoffeln, Rindvieh, Pferde, Schafe, kleines Jagdwild, Fische und Seevögel. Dagegen fehlt es an Mineralien. Die wesentlichsten Erwerbsquellen sind Ackerbau, Viehzucht und Fischerei; die Industrie ist unbedeutend und beschränkt sich auf etwas Woll- und Baumwollweberei. Die Bevölkerung zeichnet sich durch Bildung, Sittlichkeit und Fleiß aus, ist aber fortwährend im Abnehmen; sie betrug 1841 203,033, 1851 180,158, 1861 nur noch 143,594 Einwohner, wovon 90 Procent katholisch. Die Hauptstadt W., an der Mündung des Slaney in die Werfordbai, hat einen Gerichtshof, 9 Kirchen, eine katholisch-lateinische Schule, ein Handwerkerinstitut, eine Industrieschule, ein Zuchthaus, Krankenhaus, Waisenhaus, Wollmanufakturen, Rhederei, Getreide- und Viehhandel, besonders nach Dublin und Liverpool, mit welchen Städten es auch in regelmäßiger Dampfbootverbindung steht, eine Mineralquelle und 12,015 Einwohner. Der

Digitized by Google

Hafen ist ziemlich geräumig und gegen Winde gesichert, aber seicht und zum Theil durch eine Sandbank gesperrt, welche den Eingang dazu sehr beschwerlich macht; eine 1500 Fuß lange Holzbrücke, welche über die Hafenbai führt, trennt den Außenhafen von dem Binnenhafen. Der Ort wurde von den Normannen gegründet, um ihre Landung auf Irland zu decken. Noch sieht man Spuren der alten Mauern und Kastelle, welche die Dänen errichteten, und in dem Andenken des Volks lebt noch manche Sage, welche auf die frühere Anwesenheit derselben Bezug hat. Nach Andern ist W. das Manapia der Alten.

Wexiö, Stadt im schwedischen Kronobergslän, 500 Fuß hoch in schöner Gegend unweit des Helgasee's gelegen, wohlgebaut nach den verheerenden Feuersbrünsten 1838 und 1843, Sitz eines Bischofs, eines Konsistoriums und der Länsregierung, hat ein Gymnasium mit Bibliothek, ein Lazareth und ein Hospital für Gemüthskranke und (1865) 3463 Einwohner. Eine Zweigbahn verbindet sie bei Alfvestad mit der südlichen Stammeisenbahn.

Weyden (Wyde), Roger oder Rogier, Maler der älteren niederländischen Schule, einer der hervorragendsten Schüler van Eycks, blühte im 15. Jahrhundert. Ihm werden folgende Werke zugeschrieben: eine Madonna mit Petrus u. Johannes, im städelschen Institut in Frankfurt a. M.; ein kleiner Reisealtar in der Gallerie des Königs von Holland, Christi Geburt, Kreuzabnahme und Erscheinung darstellend; ein heiliger Lucas, die Madonna malend, in der münchner Pinakothek, und einige andere. Roger von der Weyde, der Jüngere, scheint sein Sohn gewesen zu sein. Eine von ihm gefertigte Kreuzabnahme von 1488 im berliner Museum zeigt kühne, aber gelungene Gruppirung u. hohe Durchbildung des Körperlichen. Das Fragment einer Kreuzigung im städelschen Institut zu Frankfurt a. M. ist ausgezeichnet durch Wahrheit des Ausdrucks. Der Künstler † 1529.

Weyer, Sylvain van de, belgischer Staatsmann, geboren 1802 zu Löwen, studirte hier die Rechte und prakticirte hierauf als Advokat, bis er zum Stadtbibliothekar von Brüssel, Konservator des burgundischen Archivs und Professor am Museum ernannt wurde, doch verlor er als einer der Koryphäen der Opposition gegen die damalige niederländische Regierung und Mitredakteur des „Courier des Pays-Bas" diese Stellen wieder. Sehr thätig wirkte er mit zum Ausbruch der belgischen Revolution 1830, doch suchte er vor Allem die Nation vor Anarchie zu bewahren. Er wurde zum Mitglied der Sicherheitskommission und dann der provisorischen Regierung ernannt. Als Mitglied des Nationalkongresses sprach er für die Ausschließung des Hauses Oranien und begab sich Anfangs Nov. 1830 im Auftrag der provisorischen Regierung nach London, um über die Absichten des englischen Kabinets in Betreff Belgiens Aufschluß zu erhalten. Bei der Bildung eines diplomatischen Ausschusses wurde W. zu dessen Präsidenten und am 26. Febr. 1831 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. In dieser Stellung wirkte er vorzüglich gegen die französische Partei und für die Wahl des Prinzen Leopold zum König der Belgier. Nach der Thronbesteigung desselben wurde er zum außerordentlichen Gesandten am londoner Hof und später bei der londoner Konferenz ernannt, welche Stellung er bis 1845 verwaltete. Im Jahre 1845 an die Spitze des neuen Kabinets berufen und mit dem Ministerium des Innern betraut, vermochte er die beiden sich bekämpfenden Parteien, die liberale und die katholische, nicht zu versöhnen und trat schon im nächsten Jahre zurück, worauf er den Gesandtschaftsposten zu London wieder übernahm.

Weymouth, Stadt in der englischen Grafschaft Dorset, an der Mündung des Wey in den Kanal (la Manche), mit dem gegenüberliegenden Melcombe Regis durch eine Brücke und durch eine Zweigbahn nach Dorchester mit der Südwestbahn verbunden, hat eine Citadelle, einen durch mehre Forts vertheidigten trefflichen Hafen, Schiffswerfte, Seebäder mit eleganten Badeanstalten und mit dem zu Einer Gemeinde vereinigten Melcombe Regis zusammen 11,383 Einw. W. gibt dem Marquis von Bath den Viscounttitel und wählt 2 Mitglieder ins Parlament.

Weymouthsfichte, s. Kiefer.

Weyse, Christian Ernst Friedrich, Pianoforte- und Orgelvirtuos, geboren den 5. März 1774 in Altona, hatte den Kapellmeister Schulz in Kopenhagen zum Lehrer und ward 1792 daselbst als Organist angestellt. Seit 1805 Organist an der Frauenkirche, † er den 8. Okt. 1842. Er schrieb Lieder, einige Sinfonien, Ouverturen, Sonaten, Tänze, mehre Opern („Ludlams Höhle", „Der Schlaftrunk", „Floribella", „Abenteuer im rosenburger Garten"), Kantaten auf die Hauptkirchenfeste, eine Passionsmusik, ein Te Deum, ein Pater noster, ein Choralbuch ꝛc. Alle diese Kompositionen bekunden seinen Geschmack, gesunde Urtheilskraft und große Gewandtheit in der Behandlung und Benutzung der musikalischen Ausdrucksmittel.

Wezel, Johann Karl, Romanschriftsteller und Lustspieldichter, geboren am 31. Okt. 1747 zu Sondershausen, lebte nach beendigten Studien eine Zeitlang als Theaterdichter zu Wien und stand in besonderer Gunst bei Joseph II.; später widmete er sich zu Leipzig der Schriftstellerei. Seit 1786 geisteskrank, † er den 28. Jan. 1819 in seiner Vaterstadt. Von seinen durch Phantasie, Witz, Laune und treue Schilderung ausgezeichneten Arbeiten sind hervorzuheben die Romane: „Lebensgeschichte Tobias Knauts des Weisen" (Leipzig 1774—75, 4 Bde.), „Belphagor" (das. 1776, 2 Bde.), „Hermann und Ulrike" (das. 1780, 4 Bde.), „Wilhelmine Arend, oder die Gefahren der Empfindsamkeit" (Düsseldorf 1781), „Satirische Erzählungen" (Leipzig 1777—78, 2 Bde.), „Lustspiele" (das. 1778—86, 4 Bde.), die aber beim Lesen besser als bei der Vorstellung gefielen, da die Dialoge in denselben oft sehr rasch und zu gedrängt sind. Auch übersetzte er den „Robinson Crusoe", worüber er in Streitigkeiten mit Campe gerieth, und Cooks „Dritte und letzte Reise" aus dem Englischen. Seine Schrift „Ueber Sprache, Wissenschaft u. Geschmack der Deutschen" (Leipzig 1781) verwickelte ihn in eine literarische Fehde mit dem damaligen Professor E. Platner in Leipzig.

Digitized by Google

Wheaton, Henry, amerikanischer Staatsmann und Schriftsteller, geboren den 27. Nov. 1785 zu Providence in Rhode-Island, studirte auf dem College seiner Vaterstadt und widmete sich dann dem Rechtsstudium, das er 1805—6 in Frankreich, Holland und England fortsetzte. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er Advokat in Rhode-Island, später in Newyork, wo er ein politisches Journal im Interesse des Präsidenten Madison herausgab, und 1812 Mitglied des Seegerichts in Newyork. Hier gab er 1815 seine „Digest of law maritime captures and prizes" heraus. Seit 1816 prakticirte er bei dem Obergerichtshof zu Washington, dessen Entscheidungen in den Jahren 1816—27 er in 12 Bänden sammelte. Eine Uebersicht aller Entscheidungen dieses Gerichts seit 1789 gab er 1821 heraus. In demselben Jahre wurde er zum Abgeordneten der Generalversammlung des Staats Newyork gewählt, und später ward er Mitglied des Ausschusses der Drei, welchen die Abfassung der veränderten Verfassungsurkunde oblag. Im Jahre 1824 stiftete er zu Newyork das Athenäum, ein öffentliches literarisches Institut, und 1826 betheiligte er sich an der Abfassung eines privatrechtlichen Gesetzbuchs für den Staat Newyork. Im Jahre 1827 mit einer diplomatischen Sendung nach Kopenhagen beauftragt, widmete er während seines mehrjährigen dortigen Aufenthalts seine Mußestunden dem Studium der nordischen Sprache, Geschichte und Alterthümer, als dessen Frucht seine „History of the North men, or Danes or Normans" (London 1831, franz. 1844) erschien. Nach mehrfachen Reisen in Frankreich, England u. Deutschland kehrte er 1834 nach Amerika zurück und veröffentlichte einen Ueberblick der Geschichte und Fortschritte der Gesetzgebung und Rechtswissenschaft in Europa seit der amerikanischen Revolution. Im folgenden Jahre ging er als Gesandter nach Berlin, namentlich um mit dem Zollverein zu unterhandeln. Im Jahre 1836 erschienen seine „Elements of international law" (6. Aufl., Boston 1855; in französischer Bearbeitung „Element du droit international", Leipzig 1846, 2 Bde.; 3. Aufl. 1864), dem 1842 die erweiterte „History of the law of nations" folgte. Denselben Gegenstand behandelt die Preisschrift „Histoire des progrès du droit des gens en Europe depuis la paix de Westphalie" (Leipzig 1841; 3. Aufl., das. 1851, 2 Bde.). Mit Doktor Trichton gab er ein Werk über die Naturgeschichte und die politische Entwickelung der nordischen Reiche unter dem Titel „Scandinavia" (Edinburg 1831) heraus. Im Jahre 1845 von seinem diplomatischen Posten abberufen, † er den 11. März 1848 zu Roxbury in Massachusetts.

Wheeling, Hauptstadt des 1862 neugebildeten nordamerikanischen Staats Westvirginien, am Einfluß des gleichnamigen Flusses in den Ohio, der westliche Endpunkt der Baltimore-Ohiobahn und der Hempfieldbahn und Knotenpunkt der Ohio-Centralbahn und der Cincinnati-Mariettabahn, hat 11 Kirchen, darunter eine katholische Kathedrale, ein katholisches Priesterseminar, 2 Akademien, 3 Banken, eine Drahthängebrücke über den Ohio, Industrie in Baumwolle, Wolle, Seide, Papier, Glas und Eisen, Maschinenbau, lebhaften Handel, Dampfschiffverbindung mit Cincinnati und 14,570 Einw. In der Umgegend sind reiche Steinkohlenlager.

Whewell, William, berühmter englischer Gelehrter, geboren den 24. Mai 1794 zu Lancaster, studirte in Cambridge, trat dann hier als Lehrer der Mathematik auf und machte sich durch Handbücher der Statik und Dynamik, wie den „Mechanical Euclid" (deutsch „Elementarbuch der Mechanik", Braunschweig 1841) auch in weiteren Kreisen bekannt. Im Jahre 1828 ward er zum Professor der Mineralogie ernannt, doch legte er dies Amt 1833 wieder nieder. Seine Abhandlung „Astronomy and general physics, considered in reverence to natural theology" (London 1834) ward unter dem Titel „Die Sternenwelt als Zeugniß für die Herrlichkeit des Schöpfers" (Stuttgart 1837) auch ins Deutsche übersetzt. Seine Hauptwerke sind „History of the inductive sciences" (London 1837, 3 Bde.; 3. Aufl. 1857; deutsch von Littrow, Stuttgart 1839—42, 3 Bde.), „Philosophy of the inductive sciences" (London 1840, 2 Bde.), worin er zugleich für die kantsche Philosophie in England Boden zu gewinnen suchte, und „History of scientific ideas" (das. 1858—61, 2 Bde.). Seit 1838 zum Professor der Moralphilosophie an der Universität erwählt, veröffentlichte er 1845 „Elements of morality, including polity" (3. Aufl., Lond. 1854, 2 Bde.), „Lectures on systematic morality" (das. 1846) und „Lectures on the history of moral philosophy in England" (das. 1852), sowie eine Ausgabe von Grotius' „De jure belli et pacis" mit englischer Uebersetzung und Anmerkungen (Cambridge 1854, 3 Bde.). Auch übersetzte er Goethe's „Hermann und Dorothea" und Auerbachs „Frau Professorin" ins Englische. Seit 1841 Master des Trinitycollege, ward W. 1855 zum Vicekanzler der Universität ernannt.

Whigs, s. Tory und Whig.

Whiskey, eigentlich Wasser, in Irland und im schottischen Hochland ein aus Gerste bereiteter Branntwein, der jetzt auch in den übrigen Theilen Großbritanniens stark konsumirt wird. In Nordamerika destillirt man den W. hauptsächlich aus Mais, seltener aus Weizen oder Roggen. Eine Art desselben in Schottland heißt Bergthau (mountain dew).

Whist, beliebtes, von England stammendes Kartenspiel, welches seinen Namen daher haben soll, daß es große Aufmerksamkeit und deshalb Stille erfordert. Es wird mit der 52 Blätter starken französischen Karte (Whistkarte) und in der Regel von 4 Personen gespielt. Die zwei sich einander gegenüber sitzenden Personen machen gemeinschaftliche Sache mit einander und spielen gegen die andern Beiden. Wer die niedrigste Karte zieht, wählt den Platz, der darauf Folgende ist Aide (Moitié, Freund) und setzt sich ihm gegenüber. Ebenso verfahren die beiden andern Spieler. Wer das niedrigste Blatt hat, gibt an. Es wird, nachdem rechts abgehoben worden ist, einzeln links herumgegeben, so daß jeder Spieler 13 Karten bekommt. Die Vorhand bestimmt den Trumpf, indem sie aus einem andern von dem Aide des Kartengebers gemischten Kartenspiel ein Blatt, ohne es zuvor anzusehen, wählt und dieses dann aufschlägt. Die Karten folgen auf einander: As, König, Dame, Bube, 10, 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2;

das höhere Blatt sticht stets das niedere und die Farbe, welche à tout ist, die andern Farben, das Blatt mag noch so hoch, das erstere noch so niedrig sein. Die 4 höchsten Figuren (Bilder) in à tout heißen Honneurs; in neuerer Zeit hat man noch die à-tout-Zehn zu den Honneurs gezogen. Beim Spiel selbst spielt die Vorhand aus, die Anderen geben der Reihe nach zu; es muß Farbe bekannt und darf nur in deren Ermangelung gestochen werden. Die ausgespielte und 3 zugegebenen Karten bilden einen Stich. Die Partei, der die höchste Karte oder der stechende à tout gehört, nimmt den Stich ein und der, welcher ihn gemacht hat, spielt wieder aus. Da die Karte 52 Blätter hat, so sind 13 Stiche in ihr; folglich kann eine Partei 7, die andere 6 Stiche machen. Der Mehrstich oder der Stich über 6 Stiche heißt der Tric, ebenso alle folgenden, die eine Partei mehr als die andere macht. Hat eine Partei 6 Trics, so ist die andere, die dann nur einen Stich hat, „klein Schlemm" (Slam), hat erstere 7 Trics und die andere keinen Stich, „groß Schlemm". Man markirt nach jedem Spiel die gewonnenen Points durch Geldstücke (Angelegemarken), wohl auch durch eigentliche Whistmarken nach verschiedenen Regeln. Wer zuerst in 2 Partien, gleichviel ob nach einander oder so, daß der Gegner dazwischen eine Partie gewinnt, Sieger ist, hat einen „Robber" gewonnen, und nach jedem Robber wird die Rechnung gemacht. Nach Beendigung jedes Robbers wird gewöhnlich mit den Plätzen gewechselt, und zwar bleibt der Kartengeber und die Vorhand meist sitzen, während die andern Beiden die Plätze changiren. Jetzt ist es indessen gewöhnlich, daß die einmal zusammen gehörigen Aides zwei Robber hinter einander spielen. Bei 5 Personen (W. en cinq) spielen nur 4, der 5. tritt als König aus. Auch W. en trois (W. mit dem Strohmann) ist sehr gebräuchlich. Bei demselben heißt derjenige König, welcher die niedrigste Karte gezogen hat. Nachdem die Vorhand ausgespielt hat, gibt der König aus den Karten des Strohmanns zu, breitet die Karte des Strohmanns, wenn auch der 3. Gegner zugegeben hat, offen auf und sieht erst dann seine Karte an. Doch kann der König auch für den Strohmann geben und sieht dann seine Karte zuerst, die des Strohmanns zuletzt an. Das Spiel geht nun wie gewöhnlich fort. Nach geendetem Robber wird der Spieler, der das nächst folgende Blatt nach dem niedrigsten hatte, König und wählt seinen Platz. Auch W. en deux hat man, wo dann jeder der 2 Spieler mit den offenen Karten seines Aide spielt. Eine eigene Art W. ist das W. Cayenne. Es wird ganz wie das gewöhnliche W. gespielt, nur daß vorher aus der Karte daneben Farbe gemacht wird und der Kartengeber den Trumpf aus der bereits gesehenen Karte bestimmen darf. Hält er dies nicht für zweckmäßig, so schiebt er das Atoutwählen seinem Aide mit den Worten: ich überlasse (ich schiebe) zu, worauf dieser nun irgend eine Farbe bestimmen muß. Ist der gewählte à tout die Farbe, welche aufgelegt ist und „Cayenne" heißt, so gelten Trics u. Honneurs für den, welcher sie macht oder hat, doppelt, im Gegentheil aber nur einfach. Neuerdings findet das besondere Bezahlen gewisser Glücksfälle sehr häufig Statt: man nennt diese Accidenz zu dem Spiel, die nicht notirt, sondern aus der Hand bezahlt wird, Schäfchen. Vgl. Manuel complet du jeu de W., Paris 1841; L. v. Cöckelberghe, Das rationelle W., Wien 1843.

Whiston, William, berühmter englischer Gelehrter und Theolog, geboren den 9. Dec. 1667 zu Norton in Leicester, studirte zu Leicester und bekleidete mehre Pfarrämter, ward aber als Antitrinitarier 1710 removirt und hielt nun in London Vorlesungen über Astronomie. Gegen Ende seines Lebens trat er zu den Baptisten über. Er † den 22. Aug. 1752 zu London. Von seinen zahlreichen Schriften, mathematischen, physikalischen, philosophischen und theologischen Inhalts, sind hervorzuheben: „Theory of the earth" (1696), „Primitive christianity" (London 1711, 5 Bde.) u. „Memoirs" (das. 1749—50, 3 Bde.).

Whitby, Hafenstadt im Northriding der englischen Grafschaft York, an der Mündung des Esk in die Nordsee, durch eine Eisenbahn über New-Malton mit York ꝛc. verbunden, hat, namentlich in der Neustadt, viele Prachtbauten, eine schöne Hauptkirche, prächtige Ruinen, eine um 650 vom König Oswald von Northumberland gegründete Abtei, einen guten Hafen mit Kais, Docks u. Schiffswerften, Seebäder mit trefflichen Badeanstalten, Bibliothek u. Museum, ein Handwerkerinstitut, Hospital für Seeleute, große Alaunwerke, Fabrikation von Steinkohlenwaaren (Jets), lebhaften Handel mit Alaun, Steinkohlen, Butter ꝛc. und 8142 (mit dem Wahlbezirk 12,051) Einwohner. W. wählt ein Mitglied in das Unterhaus. Merkwürdig sind auch die sogenannten Robin-Hoodssäulen unweit der Abtei.

Whitchurch, Marktflecken in der englischen Grafschaft Shrop, nördlich von Shrewsbury, am Ellesmerekanal, hat eine lateinische Schule und 3704 Einwohner. In der Kirche daselbst befindet sich das Grabmal Talbots.

White (White River, d. i. weißer Fluß), der Name zahlreicher größerer und kleinerer Flüsse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika; die bedeutendsten davon sind: 1) in den Staaten Arkansas und Missouri, bildet sich aus drei kleinen auf den Ozark Mountains entspringenden Quellflüssen, die sich östlich von Fayetteville in Arkansas vereinigen, fließt in nordöstlicher Richtung nach Missouri, kehrt nach einem bogenförmigen Lauf von 20 Meilen wieder nach Arkansas zurück, fließt bis zum Einfluß des Black River südöstlich, von da an, für Dampfboote schiffbar geworden, südlich und mündet nach einem Lauf von 160 Meilen in der Grafschaft Desha, 3 Meilen oberhalb der Mündung des Arkansasflusses, in den Mississippi. Seine Ufer zeichnen sich durch Fruchtbarkeit aus. — 2) Im Staat Indiana, entsteht in der Grafschaft Davies aus der Vereinigung des East Fork mit dem West Fork, welche beide bereits für kleinere Fahrzeuge schiffbar sind, wird nun auch für Dampfboote fahrbar, fließt westsüdwestlich und mündet der Stadt Mount Carmel (im Staat Illinois) gegenüber in den Wabash. — 3) Im Staat Vermont, entspringt in der Grafschaft Addison, fließt durch die Grafschaft Windsor und mündet in den Connecticut.

White, 1) Henry Kirke, englischer Dichter, geboren am 21. Aug. 1785 zu Nottingham, bil-

dete sich als Autodidakt, erwarb sich durch die erste Sammlung seiner Gedichte (1803) hohe Gönner und hierdurch die Mittel, in Cambridge noch zu studiren, † aber schon am 19. Okt. 1806. Seinen dichterischen Nachlaß nebst seinem Leben (London 1807 u. öfter) gab Southey heraus. Reichthum der Einbildungskraft und Tiefe der Gedanken zeichnen W.'s Gedichte aus, welchen der Ton der Klage als Grundzug eigen ist.

2) **Charles**, englischer Romanschriftsteller, geboren den 16. Januar 1793 in Shropshire, erhielt zu Eton seine Erziehung, trat dann in ein Garderegiment, wohnte den Feldzügen in Spanien und Portugal bei und rückte bei dem Sturm auf Badajoz zum Stabshauptmann erster Klasse auf, wurde Adjutant des Generals Williams und später des Herzogs von Cambridge, nahm aber 1825 als Major seinen Abschied und widmete sich, seitdem in Deutschland und seit der belgischen Revolution, zu der er mitwirkte, in Brüssel lebend, literarischen Beschäftigungen. Sein Roman „Almacks revisited" (deutsch „Herbert Milton", Aachen 1828, 3 Bde.) war der Vorläufer der Pelhamromane; „The Cashmere shawl" (deutsch, Aachen 1740, 3 Bde.) enthält interessante Schilderungen aus Indien, wo sein Vater eine Zeitlang Gouverneur in Bombay war. Von seinen übrigen Arbeiten sind hervorzuheben: „The Belgic revolution in 1830" (London 1835, 2 Bde.) und „Three years in Constantinople" (2. Aufl., London 1846, 3 Bde.; deutsch, Berlin 1844—45, 2 Bde.). W. lebt neuerdings theils in England, theils auf dem Kontinent, namentlich in Berlin.

Whiteboys (d. i. Weißburschen), in Irland die Mitglieder einer der zahlreichen Verbindungen, welche das Racheamt gegen harte Grundherren, Pfarrer, Beamte und deren Helfer übten. Die Verbindung entstand um 1760, als die englische Regierung nach der Unterdrückung des schottischen Aufstandes auch die frühere Strenge gegen die Iren erneuerte. Brodlose Tagelöhner, Pächter u. dergl. verbanden sich durch Eide, überfielen des Nachts, durch geschwärzte Gesichter und weiße Kittel unkenntlich gemacht, ihre Opfer, mißhandelten oder ermordeten dieselben und verschwanden ebenso schnell und geheimnißvoll, als sie gekommen waren. Neben den W. traten 1763 die Hearts of oac, d. i. Eichenherzen, in ähnlicher Weise auf und richteten ihre Expeditionen besonders gegen Personen, welche die drückenden Wegebaufrohnden forderten. Die Härte, womit viele hochkirchliche Pfarrer den Zehnten eintrieben, brachte 1786 den Bund der Rightboys, d. i. Rechtburschen, zuwege. Bis zur Stiftung der Repealassociation durch O'Connell tauchten dergleichen Verbindungen, meist unter dem Namen der W., von Zeit zu Zeit wieder auf. Man personificirte diese Volksjustiz unter dem Namen des Capitain Rock (wahrscheinlich von dem weißen Kittel). Vergl. Moore, Memoirs of the life of Capitain Rock, Lond. 1824, und die Gegenschrift: Capitain Rock detected, das. 1824.

Whitefield, George, Mitstifter der Methodisten (s. d.), geboren den 16. Dec. 1714 zu Gloucester, Sohn eines Gastwirths, führte als Kellner ein sehr ungeregeltes Leben, erhielt aber dann 18 Jahre alt eine Freistelle auf der Universität zu Oxford, studirte nun Theologie und trat in den religiösen Verein der Gebrüder Wesley (s. d.), aus welchem der Methodismus hervorging. Nachdem er 1736 die Ordination erhalten, leitete er zu Oxford den Methodistenverein, predigte auch zu London, Bristol und an andern Orten mit ungemeinem Beifall. Wesley lud ihn 1738 nach Amerika ein; W. kehrte jedoch schon Anfangs 1739 nach England zurück, um Sammlungen zur Errichtung eines Waisenhauses in Savannah zu veranstalten, ging dann im August desselben Jahres wieder nach Amerika und gründete 1740 das Waisenhaus Bethesda bei Savannah. Nach seiner Rückkehr nach England 1741 gerieth er durch seine Hinneigung zur calvinistischen Prädestinationslehre mit Wesley in Differenzen, trennte sich am 20. März 1741 von demselben und bildete sich eine eigene Partei (Whitefieldianer, Particularisten). Von 1744—48 verweilte er wieder in Nordamerika, organisirte dann in England seine Partei und fand besonders unter der Aristokratie Anhänger. Auf seiner siebenten Reise nach Amerika † er am 30. Sept. 1770 zu Newbury in Massachusetts. Wissenschaftliche Bildung scheint W. ungeachtet seines ergreifenden Rednertalents wenig besessen zu haben. Seine Predigten, Briefe und Kontroversschriften erschienen 1771 in 6 Bänden. Vgl. Life of W., Edinb. 1826, deutsch von Tholuck, Leipz. 1834.

Whitehaven, Hafenstadt in der englischen Grafschaft Cumberland, an einer Bai des irischen Meeres und an der Eisenbahn von Carlisle nach der Morecambebai, ist regelmäßig gebaut, hat einen geräumigen, durch Forts und Batterien vertheidigten und mit langen Dämmen versehenen Hafen, eine Markthalle, ein Zuchthaus, Krankenhaus, Badeanstalten, eine Seeschule, Bibliothek, ein Theater, Schiffswerfte, Fabrikation von Segeltuch, baumwollenen Zeuchen, irdenen Geschirren, Lichten, Seife, Seilerwaaren ꝛc., Brauerei, Handel mit Steinkohlen, Häringsfang und 14,064 Einw. (mit dem Wahlbezirk 18,842 Einw.). W. wählt ein Mitglied in das Parlament. In der Nähe sind reiche Steinkohlengruben, welche dem Lord Lansdale gehören.

Whitelocke, Sir Bulstrode, englischer Staatsmann aus der Zeit Cromwells, geboren am 2. August 1605 zu London, betrat daselbst die Advokatenlaufbahn, ward 1640 in das lange Parlament gewählt und dann Mitglied der Kommission, welche den Grafen von Strafford auf das Schaffot brachte, zeigte aber im Uebrigen viele Mäßigung. Nach dem Ausbruch des Kriegs mit dem König nahm er Dienste in den Parlamentstruppen und wurde Gouverneur vom Schloß Windsor. Im Jahre 1644 einer der Kommissäre, die mit dem König zu Oxford in Friedensunterhandlungen treten sollten, bewies er hierbei weniger Klugheit als Ergebenheit für Karl I. Obwohl W. von Cromwell mit vieler Rücksicht behandelt wurde, trat er doch dessen Ehrgeiz öfter entgegen. Das Parlament wählte ihn in den Gerichtshof, welcher den König verurtheilen sollte; W. zog sich zwar unter Vorwänden aufs Land zurück, billigte aber nach Karls I. Hinrichtung alle Maßregeln der republikanischen Partei. Unter Cromwell Gesandter in Schweden, trat er nach

Digitized by Google

dessen Tode mit Monk (s. d.) und Karl II. in geheime Verbindung. Nach der Restauration gab ihm letzterer den Rath, sich auf seine Güter zurückzuziehen. In dieser Art von Verbannung † er am 18. Januar 1676. Sein Hauptwerk sind die „Memorials of the English affairs from the reign of Charles I to the restoration" (Lond. 1682 u. öfter). Vergl. R. H. Whitelocke, Memoirs of B. W., London 1860.

White Mountains (d. i. weiße Berge), Gebirgszug im nordamerikanischen Staat Newhampshire, erstreckt sich als eine Fortsetzung der Alleghanykette von Südosten nach Nordwesten, ist reich an malerischen Naturschönheiten und wird daher Switzerland of America genannt. Seine höchsten Spitzen sind der Mount Washington, 6226 Fuß, und der Mount Adams, 5963 F. hoch, nächst dem Black Mountain in Nordcarolina die höchsten Berge der Vereinigten Staaten westlich vom Mississippi.

White Sulphur Springs, besuchter Modebadeort im nordamerikanischen Staat Virginien, Grafschaft Greenbier, an der Covington-Ohiobahn, liegt malerisch am Fuße der Alleghanies; die Quelle hat eine Temperatur von 12½° R., enthält schwefelsaure Magnesia, schwefelsaures Natron und andere Sulphate und wird gegen Unterleibsleiden, Rheumatismus, Hautkrankheiten ꝛc. empfohlen.

Whitewater, Fluß im nordamerikanischen Staat Indiana, bildet sich bei Brookville aus der Vereinigung des East u. West Fork, fließt südlich und südöstlich, tritt dann in den Staat Ohio über und fällt dort in den Miami.

Whitstable, Hafenort an der Nordküste der englischen Grafschaft Kent, unweit des Einflusses des Swale in den Themsebusen, 1½ Meilen nordnordwestlich von Canterbury und mit diesem durch eine Zweigbahn der englischen Südostbahn verbunden, hat starke Austernfischerei (die berühmten Whitstables, Natives), Seilerbahnen, Schiffswerfte, Vitriolwerke, Steinkohlenhandel und 4183 Einw.

Whydah (Widah), der Haupthafenplatz des westafrikanischen Staats Dahomey an der Küste von Oberguinea, war früher die Hauptstadt eines eigenen gleichnamigen Reichs und bis in neuere Zeit einer der bedeutendsten Sklavenmärkte des westlichen Afrika, ist jetzt Hauptstapelplatz für den Palmölhandel, besonders nach Marseille, und hat 7000 Einw.

Wiäsma (Wjäsma), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Smolensk, am Wiäsma, einem Nebenfluß des Dnjepr, ist befestigt, hat 32 Kirchen, eine Kreisschule, ein Kloster, berühmte Pfefferkuchenbäckerei, lebhaften Handel u. 8646 Einw. W. ist sehr alt und gab den Fürsten Wjasemsky ihren Namen. Hier 1634 Friedensschluß zwischen Rußland und Polen, sowie am 3. Nov. 1812 siegreiches Gefecht der Russen unter Miloradowitsch gegen die Franzosen, wobei die Stadt abbrannte.

Wiäsniki (Wjasniki), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wladimir, an der Kliasma, mit Gerberei, Handel und 5300 Einw.

Wiätka (Wjatka), ein zum Czarthum Kasan gehöriges Gouvernement des europäischen Rußland, grenzt an die Gouvernements Wologda, Perm, Orenburg, Kasan, Nishnij-Nowgorod und Kostroma und umfaßt einen Flächenraum von 2605,19 QMeilen. Das Land ist im Osten durch Vorberge des Ural hügelig, hat namentlich im Süden fruchtbaren Boden mit großen Waldungen und schönem Weideland, mehre Sümpfe und wird von der Wiätka (Naukiad-Idel) bewässert, die im Kreis Glasow entspringt und, den Hauptfluß des Gouvernements bildend, dasselbe erst nördlich, dann südwestlich, zuletzt südöstlich durchfließt, hier die Tschepza, Welikaja, Urschumka und mehre andere Flüsse aufnimmt und auf der Südgrenze gegen Kasan in die Kama fällt. Das Klima ist namentlich in den östlichen und nördlichen Theilen sehr kalt. Die wichtigsten Produkte sind Roggen, Gerste, Hafer, Flachs, Hanf und Holz; Rindvieh, Pferde, Schafe, Jagdwild, Pelzthiere, Geflügel und Fische; Kupfer u. Eisen. Die Bevölkerung des Gouvernements belief sich 1864 auf 2,220,601 Einwohner und besteht aus Russen, Tataren, Tscheremissen, Tschuwaschen, Permjäken, Wotjäken u. a. Die finnischen Volksstämme haben sich nach und nach mit den Russen vermischt und deren Religion angenommen. Die wichtigsten Erwerbszweige sind Ackerbau, Viehzucht, Forstkultur, Jagd und Fischerei; die Industrie umfaßt Woll-, Baumwoll-, Leinen-, Leder-, Papier-, Seifen- und Potaschefabrikation, Brennerei ꝛc., ist aber ohne wesentliche Bedeutung; der Handel vertreibt nur die Landesprodukte, besonders Getreide, nach den nördlichen Gouvernements. Haupthandelsplatz ist Wiätka. Das Gouvernement wird in 11 Kreise getheilt: Glasow, Jaransk, Jelabuga, Kotelnitsch, Malmüsch, Nolinsk, Orlow, Sarapul, Slobodskoi, Urshum und Wiätka. Das Wappen des Gouvernements ist eine aus den Wolken kommende Hand mit Pfeil und Bogen, darüber ein rothes Kreuz in Gold. Die am Flusse Wiätka gelegene Landschaft wurde 1174 von Kolonisten aus Nowgorod bevölkert, welche dort die slawonische Republik Chlünow oder Wiatschane gründeten. Zuerst dem Mutterlande unterworfen, wurde dieselbe später unabhängig, kam nachher unter tatarische Botmäßigkeit und wurde 1489 dem Großfürstenthum Moskau einverleibt. Später fiel das Land an Sibirien, 1719 an Kasan und wurde 1780 als eigenes Gouvernement organisirt. Die Hauptstadt W. (früher Chlünow genannt), liegt an der Mündung der Chlünowka in die Wiätka, ist Sitz eines Civilgouverneurs, der Gouvernementsbehörden und eines Bischofs, hat eine Citadelle, 23 Kirchen und Kapellen, darunter eine schöne Kathedrale mit vielen Kostbarkeiten, mehre Klöster, ein geistliches Seminar, ein Gymnasium, Fabrikation von Leder, Seife, Silber- u. Kupferwaaren, Handel mit Getreide, Flachs, Talg, Leder ꝛc. und 14,864 Einw. In der Nähe das reiche Kloster Uspenskoi Trisonow, welches 1580 erbaut wurde und früher 24,000 Leibeigene besaß.

Wiarda, Tilemann Dothias, friesischer Geschichtschreiber, geboren den 18. Okt. 1746 zu Emden, studirte zu Duisburg und Halle die Rechte, wurde 1770 Justizkommissar zu Aurich, 1781 Sekretär der ostfriesischen Landschaft, 1808

Digitized by Google

Landsyndikus, bald darauf Assessor beim holländischen Landdrostenamt und 1811 Präfekturrath. Nach der Besetzung Ostfrieslands durch Preußen 1814 auf Wartegeld gesetzt, erhielt er 1818 seine Stelle als Landsyndikus zurück. Er † den 7. März 1826. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Ostfriesische Geschichte" (Aurich 1791—1817, 10 Bde.); „Die Landtage der Friesen bei Upstalsboom" (Bremen 1777; 2. Aufl., Leer 1818); „Altfriesisches Wörterbuch" (Aurich 1786); „Asegabuch, ein altfriesisches Gesetzbuch der Rüstringer" (Berl. 1805); „Geschichte und Auslegung des salischen Gesetzes und der malbergischen Glossen" (das. 1808); „Willküren der Brockmänner eines freien friesischen Volkes" (das. 1820).

Wiborg (Viborg), 1) dänisches Stift, s. Viborg. — 2) Gouvernement (Län) im europäisch-russischen Großfürstenthum Finnland, begreift die in den Friedensschlüssen von Nystad 1721 und Abo 1743 von Schweden abgetretenen Theile Finnlands nebst dem südlichen Theil des finnischen Karelien, wird von dem finnischen Meerbusen, dem Ladogasee und den Gouvernements Nyland, St. Michel, Kuopio, Olonetz und Petersburg begrenzt und umfaßt 790,5 QMeilen mit (1862) 272,032 Einwohnern, wovon 88 Procent Lutheraner und 12 Proc. Griechisch-Orthodoxe. Das Land ist größtentheils gebirgig und enthält zahlreiche Seen und Sümpfe. Die bedeutendsten Flüsse sind der Woxen und der Kymmene (Grenzfluß gegen Nyland). Die Produkte des Thier- und Pflanzenreichs sind die gewöhnlichen Finnlands; das Mineralreich bietet Eisen (besonders aus den Sümpfen), Kupfer, Kalk und Marmor. Die Einwohner sind karelische Finnen, untermischt mit Schweden, Deutschen und Russen. Die wichtigsten Erwerbsquellen sind Ackerbau, Viehzucht, Waldkultur, Fischerei und Seehandel. Das Gouvernement zerfällt in die 8 Kreise Lappwesi, Kymmene, Stranda, Jäskis, Euräpää, Södra, Medledel u. Norra-Kexholm. Die Hauptstadt W. (deutsch Wiburg, finnisch Wipuri), auf einer Landzunge an der Bucht Trangö Surde des finnischen Meerbusens, 1293 von dem schwedischen Reichskanzler Torkel Knutson angelegt, ist Sitz des Gouverneurs von W., sowie eines lutherischen Konsistoriums und des Hofgerichts für die 3 Gouvernements Kuopio, St. Michel und W., hat in den älteren Theilen krumme und enge, in den neuern aber regelmäßige und breite Straßen, starke Befestigungen (darunter das Fort Kronenwerk Sta. Anna), 4 Kirchen, ein altes gothisches Schloß, ein Gymnasium, eine Kreis- und mehre andere Schulen, einen Hafen, Seilerei, Fischerei, Handel mit Holz, Talg, Segeltuch ꝛc. und 5886 Einwohner. Die Umgebung der Stadt ist sehr malerisch. Eine Viertelstunde davon liegt das schöne Lustschloß Monrepos mit prächtigem Park. Im Jahre 1495 hatte W. eine harte Belagerung von den Russen unter dem Czar Wassilij Schuisloi zu bestehen, schlug aber den Sturm glücklich ab. Am 12. Juni 1710 ergab es sich durch Kapitulation an den russischen Admiral Grafen Apraxin, der es seit dem 21. März mit überlegener Macht belagert hatte.

Wichern, Johann Heinrich, bekannt durch sein Wirken für die innere Mission, geboren den 21. April 1808 zu Hamburg, besuchte das Johanneum und akademische Gymnasium daselbst, studirte dann zu Göttingen und Berlin Theologie, übernahm hierauf in seiner Vaterstadt die Leitung einer Sonntagsfreischule für arme Kinder und gründete Michaelis 1833 die Rettungsanstalt im Rauhen Hause, die für viele ähnliche Anstalten in Deutschland, Frankreich, England, Holland ꝛc. Muster ward (s. Rauhes Haus). Auch war er thätig für die Stiftung eines Centralvereins für die innere Mission (s. Mission), der 1848 auf dem Kirchentag zu Wittenberg zu Stande kam, und gehörte mit zu dessen Ausschuß. Von 1848—50 hatte W. im Auftrag der preußischen Regierung Vorschläge zur Regulirung der Angelegenheiten der 10,000 schlesischen Typhuswaisen zu machen. Auf Reisen durch alle Theile Deutschlands wirkte er mit zu Begründung von Anstalten und Gesellschaften aller Art zur Erziehung, Kranken-, Armen- und Gefangenenpflege. Von einer Reise nach England 1851 zurückgekehrt, ward er von der preußischen Regierung beauftragt, in allen Provinzen der Monarchie die Zuchtanstalten und Gefängnisse zu besuchen und daran Vorschläge für Verbesserungen zu knüpfen, und 1856 ward er zum Rath im preußischen Ministerium des Innern und Mitglied des Oberkirchenraths ernannt, hauptsächlich zur Leitung des Gefängnißwesens. Seine Wirksamkeit in diesen Stellungen ward von Holzendorff in der Schrift „Die Brüderschaft des Rauhen Hauses" (Berlin 1861) hart angegriffen. W. schrieb: „Die innere Mission der deutsch-evangelischen Kirche" (Hamb. 1849); „Die Behandlung der Verbrecher und entlassenen Sträflinge" (das. 1853); „Der Dienst der Frauen in der Kirche" (das. 1857), und gibt seit 1854 die „Fliegenden Blätter des Rauhen Hauses" heraus.

Wichmann, 1) Karl Friedrich, namhafter Bildhauer, geboren 1775 zu Potsdam, bildete sich unter den Bildhauern Boje und Unger, dann in Schadows Werkstätte, an dessen sämmtlichen größeren Arbeiten aus jener Zeit er Antheil hatte. So ist die Statue des Herzogs Leopold von Dessau auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin größtentheils sein Werk. Eine Gruppe der Königin Luise mit ihrer Schwester, der Fürstin von Solms, welche er 1814 für Charlottenburg in Marmor ausführte, gründete seinen Ruf. Im Jahre 1813 reiste er nach Italien und machte in Rom mit seinem Bruder Ludwig Wilhelm gemeinschaftliche Studien. Nach der Rückkehr gründeten die Brüder 1821 in Berlin ein Atelier, aus welchem eine bedeutende Anzahl plastischer Werke hervorging, wovon mehre zu den ausgezeichnetsten Erzeugnissen der neuern Kunst gerechnet werden müssen, wie sich denn seine sämmtlichen Werke durch Schönheit und Grazie der Form auszeichnen, in ihrem beseelten Wesen sich häufig der Malerei annähernd. Zu W.s Hauptwerken gehört die lebensgroße Marmorstatue der Kaiserin Alexandra von Rußland, welche 1831 in St. Petersburg aufgestellt wurde. Auch modellirte er daselbst die Büsten sämmtlicher Mitglieder der kaiserlichen Familie und führte dieselben in Marmor aus. An diese Werke schließt sich eine Reihe höchst ähnlicher und charakteristisch aufgefaßter Büsten aus-

Digitized by Google

gezeichneter Staatsmänner und Gelehrten. Seit 1827 Professor der berliner Akademie, † er daselbst 1836.

2) Ludwig Wilhelm, Bildhauer, Bruder des Vorigen, geboren 1785, begann unter denselben Verhältnissen seine Laufbahn und ging dann nach Paris und Italien, wo er 1819 mit dem Bruder zusammentraf. Auch er war vorzugsweise im Gebiet der Porträtdarstellung thätig. Seine Bildnisse sind Meisterstücke ihrer Art. Unter den früheren (1814) sind hervorzuheben die Schleiermachers, Theodor Körners, die kolossale Marmorbüste des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg für die Walhalla, Hegels, des Königs von Preußen, des Prinzen Karl von Preußen, Kaulbachs ꝛc. Im Jahre 1830 fertigte er im Auftrag des Königs eine Gruppe in Marmor, Amor und Psyche. Im großen Opernhause zu Berlin sind von ihm zwischen den Bögen des Proscениums einige Statuen von allegorischen Wesen, und 4 weibliche Figuren stehen auf den Akroterien des königlichen Museums. Im Jahre 1833 modellirte er die kolossalen Figuren des Erzengels Michael und der beiden anderen Engel von gebrannter Erde über den Thüren der werderschen Kirche. Hierauf fertigte er die Modelle zu den kolossalen Figuren und Gruppen in Sandstein, welche an der Außenseite der neuen Nikolaikirche in Potsdam ihre Stelle fanden. Im Jahre 1839 vollendete er das große Basrelief im Frontispiz des Bürgerhospitals in Berlin. Ein späteres Basrelief von ihm ist im Giebelfelde der Thierarzneischule zu Berlin. Seine Wasserschöpferin wurde auf der pariser Ausstellung von 1843 mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet. Für den Kaiser von Rußland meißelte er die Statue einer jungen Frau mit dem Salbengefäße, sich die Haare ordnend. Im Jahre 1843 brachte W. die Statue Winckelmanns zur Ausstellung, welche, in Erz gegossen, für Stendal bestimmt wurde. Eine kolossale Marmorstatue desselben Mannes fand 1851 in der Vorhalle des königlichen Museums eine Stelle. Auch die Statuen des Bischofs von Gnesen und des heiligen Nepomuk gingen aus W.s Hand hervor. Von ihm ist auch die Marmorgruppe auf einem Piedestal der Schloßbrücke zu Berlin, einen verwundeten Krieger darstellend, den die Victoria krönt. W. war Professor der Akademie der Künste in Berlin und seit 1832 Mitglied des akademischen Senats. Er † den 29. Juni 1859.

Wichtelzopf, s. Weichselzopf.

Wick, Hauptstadt der schottischen Grafschaft Caithneß, an der Mündung des gleichnamigen kleinen Flusses in die Nordsee, hat 7 Kirchen, eine Akademie, Bibliothek, Segeltuchfabrikation, Seilerei und 1551 Einwohner in der eigentlichen Stadt, aber 16,995 Einw. im Wahlbezirk. Das gegenüberliegende, mit W. durch eine Brücke verbundene Pulteney-Town hat einen 1834 eröffneten trefflichen Kunsthafen und Docks. W. ist wichtig als Hauptstation der 1786 gegründeten britischen Fischereisocietät und als ein Hauptsitz des schottischen Häringshandels.

Wicke (Vicia *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch den 5spaltigen oder 5zähnigen Kelch, die diadelphischen Staubgefäße mit pfriemlichen Staubfäden, den fädlichen, oberwärts ringsum behaarten oder auf der der untern Naht entsprechenden Seite gebarteten Griffel, die 2klappige, 1fächerige, 2- oder mehrsamige Hülse, krautartige, oft klimmende Pflanzen mit halbpfeil- oder spießförmigen Nebenblättern u. gefiederten Blättern, deren Spindel meist in einer Ranke endigt. Die Futterwicke (V. sativa, Feldwicke, gemeine W.) hat einen 3—4 Fuß hohen, eckigen, feinhaarigen und kletternden Stengel, meist 7paarige Blätter mit verkehrt-eiförmigen, länglichen, ausgerandet-gestutzten, in der Mitte der Ausrandung mit einer Stachelspitze versehenen Blättchen, halbnierenförmige, ungleich spitz gezähnte untere und eiförmig-längliche, mit braunlichem Fleck gezeichnete obere Nebenblätter und ansehnliche, meist zu zweien in den obern Blattwinkeln sitzende kurzgestielte Blüthen mit hellvioletter, dunkler geaderter, seltener rosenrother oder weißer Fahne, gesättigten violettrothen Flügeln und weißlichem Schiffchen und aufrechte, längliche, flaumige Hülsen mit kugeligen, wenig zusammengedrückten Samen. Spielarten sind: V. Thouini, mit braunrothen Körnern; V. Napoleonis, mit zottig behaarten Stengeln und Blättern und braunrothem Samen; V. ochrosperma, neapolitanische W. mit gelbem Samen; V. leucosperma, Linsenwicke, mit weißem Samen; V. gallica, französische W., mit großem Samen, und V. hiberna, Winterwicke, welche zweijährig ist. Die W. gibt ein schätzbares Grünfutter, gutes Heu und Körnerfutter, wird meist als „Mengfrucht" mit Hafer, Erbsen, Mais u. dergleichen gebaut und ist besonders da sehr beliebt, wo die Kleeernten nicht mehr sicher gedeihen oder nicht genügenden Ertrag geben. Man säet Wickfutter auch gern zu verschiedenen Zeiten und hat somit ein stets frisches Futter. Sie liebt im Allgemeinen das Klima der Erbse, verträgt aber mehr Kälte und rauhere Lage und liebt mehr Feuchtigkeit; im Boden ist sie genügsamer, selbst feuchter, kalter und gebundener Boden sagt ihr noch zu. Sie wird meist in frischer Düngung an der Spitze der Rotation gebaut und verträgt sehr reiche Gaben, wenn sie als Mengfutter gebaut wird; als Körnerfrucht steht sie besser nach Wintergetreide, ohne Dünger. Man säet breitwürfig und ackert den Samen gut unter. Sie leidet nur wenig von Mehlthau, dagegen leicht von der Flachsseide; der schwache Stengel macht eine Mischsaat mit einer kräftigeren Pflanze (Mais) sehr räthlich; gegen das so leichte Lagern muß sonst tiefere Bestellung und Düngung mit entsprechenden Mineralstoffen schützen. In unkrautreinem Boden bedarf sie besonderer Pflege nicht. Im Herbst gesäet überwintert sie gut und gibt dann im Frühjahr ein zeitiges Futter. Man erntet 5, 7—9 Centner Körner und 8, 10—20 Centner Stroh oder entsprechende Menge von Grünfutter (Heu), welches sehr hohen Nährwerth hat. Von den übrigen Arten sind folgende hervorzuheben: Die Waldwicke (V. sylvatica *L.*), ausdauernd, mit 7- bis vielblüthigen Trauben, Blüthen mit violettgestreifter Fahne und meist 8paarigen Blättern, findet sich in Gebirgswäldern des mittlern und nördlichen Deutschland. Die Vogelwicke (V.

Digitized by Google

Cracca *L.*), mit reichblüthigen, gedrungenen Trauben, violettbläulichen Blüthen und meist 10paarigen Blättern, in Vorhölzern, auf Wiesen und an Zäunen, durch ganz Mitteleuropa, ist eine gute Wiesenfutterpflanze. Auch die Zaunwicke (V. sepium *L.*), ausdauernd, mit armblüthiger Traube und meist 5paarigen Blättern, auf Wiesen, in Zäunen und Gebüsch durch ganz Europa, ist eine ausgezeichnete Futterpflanze. Für die Bohnenwicke (V. Faba *L.*, auch Saubohne, s. Buffbohne) baut man jetzt häufig auch die Purpurwicke (V. porphyrea *L.*), die sich durch 8—10blüthige purpurrothe Trauben auszeichnet. Die spanische W. gehört zur Gattung Platterbse, s. Lathyrus.

Wickelschwanz, ein langer einrollbarer (Rollschwanz), selbst zum Greifen geschickter (Greifschwanz) Schwanz bei mehren Affen.

Wickler, Schmetterlingsfamilie, s. Schmetterlinge.

Wicklow, Grafschaft im Osten der irischen Provinz Leinster, grenzt nördlich an die Grafschaft Dublin, westlich an Kildare und Carlow, südlich an Wexford, westlich an das irische Meer und umfaßt einen Flächenraum von 36½ QMeilen. Das Land wird von einer Gebirgskette durchzogen, die durch Einsenkungen in mehre Gruppen geschieden ist und nach Osten und Westen abfällt. Die Thäler am Ostabhange sind eng, tief und malerisch, mit zahlreichen Wasserfällen, während die des Westabhangs sich verflachen und in die Centralebene Irlands übergehen. Die höchsten Punkte sind von Norden nach Süden: Kippure, 2465 Fuß; Ballyeren, 2167 F.; Douce, 2384 F.; Tonelage, 2307 F.; Luegnaquilla, 3039 F., und Croghan Kinshela, 1999 F. An der Küste liegen mehre Vorgebirge. Von den vielen kleinen Flüssen, welche die Grafschaft bewässern, sind der Ovoca oder Avoca, aus dem Zusammenfluß von Avon-More u. Avon-Beg gebildet, der Liffey und Slaney die bedeutendsten, sowie von den Seen der Bray. Das Klima ist feucht, doch mild und im Allgemeinen gesund. W. zeichnet sich namentlich durch seine romantischen Naturschönheiten, wilden Thäler (glens), Felsschluchten ꝛc. aus und wird deshalb viel bereist; die besuchtesten Punkte sind das Felsenthal Dargle-Glen, mit dem donnernden Wasserfall des Dargle, Devil's Glen (d. i. Teufelsthal), mit einem 150 Fuß hohen prachtvollen Wasserfall, Down's Glen, mit dem herrlichen Landsitze Bellevue, und das Thal der sieben Kirchen, mit den Ruinen der zerstörten Stadt Glendilough oder Glandelough, eines berühmten Bischofssitzes, von welchem der Bischof in Dublin noch jetzt den Namen führt. Die wichtigsten Produkte sind Getreide (im Osten auch Weizen), Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine und Fische; das Mineralreich liefert an Metallen Blei, Eisen, Kupfer, Silber, Zinn, Zink, doch werden diese nicht hinreichend ausgebeutet, ferner namentlich Torf und treffliche Bausteine. Die Bevölkerung ist fortwährend im Abnehmen; sie betrug 1841 126,143; 1851 99,287; 1861 nur noch 86,093 Einwohner, wovon 81 Procent katholisch. Die Haupterwerbsquellen sind Viehzucht, Ackerbau und Fischerei. Handel und Industrie sind nicht von Belang; letztere beschränkt sich auf etwas Woll- und Seidenweberei und Gerberei. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung des Vartrey in das irische Meer, ist Sitz eines Gerichtshofs und hat einen kleinen, seichten Hafen, ein Zuchthaus, Krankenhaus, Ruinen eines alten Schlosses auf einem schroff aus dem Meer emporsteigenden Felsen, Alebrauereien, Handel mit Vieh, Getreide, Kupfer- u. Bleierzen u. 3395 Einw.

Wiclef (Wicliffe, Wycliff), John, berühmter englischer Kirchenreformator, geboren um 1324 im Dorfe Wicliffe in der Grafschaft York, soll seit 1340 zu Oxford studirt haben und Fellow von Merton College gewesen sein. Nachdem er 1360 die Rechte der Universität gegen die Anmaßungen der Bettelmönche vertheidigt, ward er 1361 zum Vorstand vom Balliol College ernannt; gleichzeitig übernahm er die Pfarrei zu Fillingham in Lincolnshire, ohne aber sein Verhältniß zu Oxford zu lösen, wo er als Doktor der Theologie das Recht hatte, theologische Vorlesungen zu halten. Im Jahre 1365 ward er Vorstand des Stifts Canterbury Hall, 1368 erhielt er die Pfarrei Ludgershall in Buckinghamshire und 1374 die zu Lutterworth in Leicester. Im Jahre 1374 sandte ihn der König mit Andern nach Brügge, um dort mit dem päpstlichen Nuntius wegen der Beschwerden zu unterhandeln, die gegen den päpstlichen Stuhl rücksichtlich der von der Kurie von Besetzung kirchlicher Aemter in England bezogenen Provisionen erhoben worden waren. Schon seit 1365 hatte sich W. in seinen Vorlesungen gegen die Oberherrlichkeit des Papstes über England und für die Besteuerung der seit 1292 in todter Hand befindlichen Ländereien, und zwar in Uebereinstimmung mit den Bestimmungen des Parlaments ausgesprochen. Jetzt erklärte er sich auch offen gegen den politischen Einfluß des Klerus überhaupt, sowie gegen das Klosterwesen, wies auf die Unnatürlichkeit des Cölibats hin, behauptete die Verfälschung der christlichen Lehre durch menschliche Zusätze und die Nothwendigkeit der Reinigung derselben auf Grund der Bibel und verwarf namentlich die Transsubstantiationslehre und die Ohrenbeichte. Die Verbreitung dieser Lehren auf der Universität zu Oxford und allmählig auch im Volke setzte die ganze englische Geistlichkeit in Bewegung, und die Mönche übergaben dem Papst Gregor XI. neunzehn Lehrsätze W.s, die als ketzerisch gebrandmarkt wurden. Der Papst erließ im Mai 1377 an die Erzbischöfe von Canterbury und London eine Bulle, nach welcher W. verhaftet und zur Verantwortung gezogen werden sollte. Vor eine Kommission in London geladen, erschien W. in Begleitung des Herzogs von Lancaster u. des Lords Percy und vertheidigte mit Muth und Gelehrsamkeit seine Lehre. Nach König Eduards Tode im Juni 1378 mußte er sich wieder vor den Prälaten in London stellen, doch vertraten ihn die Regierung und das Volk bei der Verhandlung so, daß er entlassen und zu schriftlicher Verantwortung aufgefordert wurde. W. fuhr dann unter dem Schutze des Herzogs von Lancaster fort, mit Freimüthigkeit seine Grundsätze sowohl durch Schriften als auf der Kanzel und auf dem Lehrstuhle zu verbreiten. Als aber 1381 der von Wat-Tyler (s. d.) geleitete Bauernaufstand ausbrach, wußte

Digitized by Google

die ebenfalls hart bedrohte Geistlichkeit Eduards Thronfolger, den schwachen Richard II., gegen W. einzunehmen und W.s Lehren als die Ursache des Aufstandes darzustellen; eine im November 1382 zu London tagende Synode lud ihn abermals vor sich u. forderte ihn zum Widerruf auf. W. vertheidigte sich aber so unerschrocken und das Unterhaus erklärte sich so entschieden gegen die eingeleitete Inquisition, daß man nur seine Ausstoßung aus der Universität beschloß, ihm sein Pfarramt aber ließ. Hier wirkte er reformatorisch fort u. vollendete seine früher begonnene Uebersetzung der Bibel in die Landessprache. Er † daselbst am 31. Dec. 1384, während er die Messe abhielt. Das Koncil zu Konstanz erklärte ihn am 4. Mai 1415 für einen Ketzer, verdammte 45 Artikel von ihm und befahl, seine Gebeine zu verbrennen, was aber erst 1428 geschah. Uebrigens war mit W.s Tode seine Wirksamkeit keineswegs erloschen; die Zahl seiner Anhänger wuchs, namentlich unter den höhern Ständen. Zwar suchte man die Wicleſiten, die man als Lollharden (s. d.) brandmarkte, durch Feuer und Schwert auszurotten, aber in einzelnen Familien erhielten sich W.s Ansichten bis zur Reformation. Auch in Deutschland u. Böhmen verbreiteten sie sich durch Schriften; namentlich waren Huß und Hieronymus von Prag Anhänger W.s. Von seinen zahlreichen Schriften sind die meisten noch ungedruckt und werden in Oxford, Cambridge und im britischen Museum aufbewahrt. Von den gedruckten sind hervorzuheben der „Trialogus“ (1525, Frankfurt 1753), ein Gespräch zwischen der Wahrheit, der Lüge und der Besonnenheit; „De simonia clericorum“; „De otio et mendacitate“ (gegen die Bettelmönche); „De officio pastorali“ (herausgegeben von Lechler, Leipzig 1863). Von der seinen Namen tragenden Bibelübersetzung rührt wahrscheinlich nur das Neue Testament von ihm her, das Alte von Nik. von Hereford; eine Verbesserung ward um 1400, wahrscheinlich von J. Purvey, vorgenommen. In dieser Gestalt gaben das Werk heraus Lewis (Lond. 1731), Baber (das. 1810) und Bagster (1841). W.s eigne Uebersetzung veröffentlichte Lea Wilson (1848). Beide Bearbeitungen erschienen als „The holy bible in the earliest English versions made by J. W. and his followers“ Oxford 1850, 4 Bde. Sein Leben beschrieben Lewis (2. Aufl., Lond. 1820), Vaughan (das. 1828), Lebas (2. Aufl. 1846) und Lechler (Leipz. 1858). Ueber seine Lehre vergl. Huber, England in the days of W., Thetford 1849.

Widder, das Männchen des gemeinen Hausschafes, s. Schaf.

Widdin (Widin, slav. Bodun), Ejalet in der europäischen Türkei, umfaßt den mittlern und nordwestlichen Theil von Bulgarien, grenzt nördlich an die Walachei (durch die Donau davon getrennt), östlich an das Ejalet Silistria, südlich an die Ejalets Edirné (Tschirmen) u. Nissa, westlich an Serbien (durch den Timok davon getrennt) und hat einen Flächenraum von 207 QM. Das Land ist durch Zweige des Balkans gebirgig, großentheils fruchtbar, theilweise aber auch sumpfig, und bringt Getreide, Reis, Tabak u. Rindvieh hervor. Die gleichnamige befestigte Hauptstadt, am rechten Ufer der Donau, mit dem gegenüber auf walachischem Ufer liegenden Kalafat seit 1853 durch eine Schiffbrücke verbunden, ist Sitz des Generalgouverneurs und eines griechischen Bischofs, hat eine von jeher wichtige und durch neuere Bauten sehr verstärkte Citadelle, schmutzige Straßen, Fischerei, Handel, Industrie und 25,000 meist türkische Einw. In der Nähe lag das alte mösische Bononia (jetzt der kleine Ort Bonus). W. ist nach Einigen das alte Viminacium. Im Jahre 1801 wurde der Hospodar Michael Suzzo von Paswan Oglu bei W. geschlagen. Von hier aus begann Omer-Pascha im Oktober 1853 mit dem Uebergang über die Donau und der Besetzung von Kalafat die Feindseligkeiten gegen die Russen; in der folgenden Zeit fanden dann in der Umgegend mehre Gefechte zwischen den Türken und Russen Statt, namentlich am 6. Januar und 19. April 1854.

Widerruf (revocatio), die Erklärung, daß man von einer bestimmten vorher abgegebenen Aeußerung (Behauptung, Zusage, Mittheilung ꝛc.) abstehe. Er ist ein erzwungener, wenn man zunächst durch äußere Mittel dazu genöthigt wird, und in diesem Fall nur dann von rechtlicher Wirkung, wenn durch die frühere Erklärung Jemandes Recht verletzt oder doch gefährdet wurde; ein freiwilliger, wenn er bloß aus inneren Beweggründen gethan wird; ein ausdrücklicher, wenn er in klaren, bestimmten Worten; ein stillschweigender, wenn er durch Handlungen erfolgt, aus denen auf dem Wege nothwendiger Schlußfolgerung der W. angenommen werden muß. Bei Rechtsgeschäften ist er von Seiten dessen, der ein Interesse dabei hat, in der Regel nur dann erlaubt, wenn ihm nicht ein wohlerworbenes Recht (jus quaesitum) entgegensteht, das Jemand bereits aus der nun widerrufenen Erklärung erlangt hat. Eine Vollmacht, ein Auftrag (s. Mandat) kann zwar zu jeder Zeit gültig widerrufen werden, doch muß zuvor der Beauftragte, der Bevollmächtigte wegen aller Kosten, die er in Folge des Mandats bestritten hat, von dem widerrufenden Auftraggeber entschädigt werden. Beim Eheverspruch findet der einseitige W. (repudium) nur aus rechtmäßigen Ursachen Statt, die der andere Theil verschuldet hat. Eine besondere Wichtigkeit hat der W. in Injurienſachen, wo er die Erklärung des Beleidigers ist, daß er die Ehre des Beleidigten durch Unwahrheit (Verleumdung) gekränkt hat. Vergl. Abbitte. Eine vorzügliche Stelle nimmt der W. im Kriminalprozeß ein, sobald von der Widerrufung eines Geständnisses die Rede ist, welche Widerrufung bloß dann von Wirkung ist, wenn sie mit Gründen unterstützt ist, nicht unter Umständen vorgebracht wird, die an der Wahrhaftigkeit des W.s Zweifel erregen, und von Beweismitteln für die Umstände begleitet wird, welche der Widerrufende zur Begründung seines W.s vorbringt.

Widersetzlichkeit, die thätige Hinderung des Willens eines Anderen. W. gegen Amtshandlungen der Behörden ist strafbar und eine qualificirte Art des Crimen vis, vorausgesetzt, daß die (angebliche) Amtshandlung auf gesetzlichem Grund beruht, da sonst die diesfälligen Grundsätze des Nothrechts (s. d.) eingreifen und die W. selbst zur staatsbürgerlichen Pflicht machen können.

Digitized by Google

Widerspruch (contradictio), die Aufhebung des vorher Gesagten oder Ausgesprochenen. Der logische W. (contradictio oder repugnantia logica) bezeichnet das Verhältniß zweier Denkbestimmungen, die sich wie reine Bejahung oder Verneinung desselben Gedankens verhalten, worauf sich das logische Gesetz des W.s (principium contradictionis) gründet: „Denke nicht Widersprechendes", oder: „Widersprechendes ist undenkbar". Der W. ist entweder ein unmittelbarer, wenn zwei Gedankenbestimmungen sich ohne Vermittlung einer dritten aufheben, wie in dem Begriff eines viereckigen Kreises (contradictio in se), oder ein mittelbarer, wenn eine solche Vermittelung Statt findet, z. B. im Begriff eines gleichseitigen rechtwinkeligen Dreiecks (contradictio in adjecto). Die letzteren Widersprüche sind oft schwer zu entdecken.

Widerstand (resistentia), in der Dynamik Alles, was einer Bewegung hindernd entgegenwirkt. Die gewöhnlichen Widerstände sind die des Mittels, in welchem ein Körper sich bewegt, z. B. der Luft, des Wassers, die Widerstände der Reibung und der Steifigkeit von Seilen und Ketten, die zur Fortpflanzung einer Bewegung in gebrochener Linie dienen, ꝛc. Der W. bezieht sich aber nicht nur auf das mechanische Zusammentreffen zweier, mit Kraft in entgegengesetzter Richtung bewegter Körper, sondern auch auf das gegenseitige Einwirken chemischer oder physischer Agentien und nicht minder auf die Erscheinungen des organischen und psychischen Lebens.

Widnman, Max, namhafter Bildhauer, geboren 1812 zu Eichstädt, besuchte seit 1825 die Akademie der Künste zu München, bildete sich dann unter Schwanthalers Leitung und seit 1836 in Rom und gründete nach seiner Rückkehr nach München seinen Ruf unter Anderem durch eine Statue des Cyparissus mit dem Hirsch, eine lebensgroße Gruppe des Apollo und der Coronis und einige Basreliefs aus der griechischen Mythe und Geschichte, die ganz im Geiste der Antike gehalten sind. Ferner sind von seinen Arbeiten hervorzuheben mehre Büsten in der Ruhmeshalle zu München, die Statue des Bischofs Julius von Mespelbaum vor dem Juliushospital in Würzburg und die Orlando di Lasso's im Odeon in München. M. ward an Schwanthalers Stelle zum Professor der Bildhauerkunst in München ernannt.

Widukind, s. Wittekind 2).

Widzy (Widsü), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kowno, an der Desna, hat 3760 Einwohner, darunter viele Juden.

Wiebeking, Karl Friedrich, Ritter von, ausgezeichneter Architekt und Ingenieur, geboren den 25. Juli 1762 zu Wollin in Pommern, beschäftigte sich in seiner Jugend neben den klassischen Schulstudien besonders mit der Mathematik und dem topographischen Zeichnen, was ihn zunächst auch zur Civilbaukunst führte. Er zeichnete von 1779—80 die Karte von Mecklenburg-Strelitz, welche Graf v. Schmettau in 9 Blättern herausgab, 1785—88 die des Herzogthums Mecklenburg-Schwerin in 16 Blättern und 1792 bis 1794 die des bayerischen Antheils des Herzogthums Berg, in 4 großen Blättern. Der Kurfürst von der Pfalz ernannte ihn zum Wasserbaumeister im Herzogthum Berg, doch trat W. 1790 als Steuerrath und Oberrheinbauinspektor in hessen-darmstädtische, 1802 als Hofrath und Referent im Bauwesen bei den höchsten Stellen in österreichische Dienste; 1805 folgte er einem Ruf als Chef der Ministerialsektion für Straßen- und Wasserbau nach München, wo er 1817 zum Generaldirektor des Brücken- und Straßenbaues ernannt wurde und den 28. Mai 1842 †. Abgebildet sind die meisten der von ihm erbauten Brücken in seinen „Beiträgen zur Brückenbaukunde" (München 1810 ff., 2. Aufl. 1812). Aus der großen Zahl seiner Schriften sind hervorzuheben: „Theoretisch-praktische Wasserbaukunde" (Mannh. 1798—1805, 5 Bde.; neue Aufl. 1811 bis 1817, 4 Bde. mit 153 Kupfern); „Beiträge zur Wasserbrücken- und Straßenbaukunde" (das. 1809); „Theoretisch-praktische bürgerliche Baukunde" (München 1821—26, 4 Bde., mit 109 Kupfern); „Kurzgefaßte Erläuterungen und Grundsätze der Civilarchitektur" (das. 1824); „Architecture civile théorétique et pratique" (das. 1822—30, 7 Bde., mit 200 Kupfern); „Von der Natur und den Eigenschaften der Flüsse" (Stuttg. 1834). Sein Sohn, Karl Gustav von W., geboren 1792 in Düsseldorf, † den 20. Mai 1827 zu Speyer als Regierungs- und Baurath des Rheinkreises, hatte Antheil an den Schriften seines Vaters, namentlich an dessen Werke über Wasserbaukunst.

Wieck, Clara Josephine, s. Schumann, Robert.

Wied, Nebenfluß des Rheins, entspringt im westlichen Theil des Westerwaldes und mündet, nachdem sie in ihrem gewundenen Lauf fast 3 Meilen dem Rhein parallel geflossen, bei Neuwied.

Wied, ehemals reichsunmittelbare Grafschaft im westphälischen Kreis, gehörte schon im 11. Jahrhundert dem alten Dynastengeschlecht Wied (s. d.), das nach ihr den Namen führt, theilte sich seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, wo durch Verheirathung die Herrschaft Runkel mit W. vereinigt wurde, in die obere Grafschaft W.-Runkel (4 QM. an der Lahn im ehemaligen Herzogthum Nassau) u. die untere Grafschaft W.-Neuwied (11 QMeilen). Sämmtliche Lande verloren 1806 ihre Reichsunmittelbarkeit, wurden theils unter nassauische, theils unter bergische Landeshoheit gestellt und kamen durch die wiener Kongreßakte als Standesherrschaften unter preußische und nassauische Landeshoheit. Hauptstadt ist Neuwied (s. d.).

Wied, altes Dynastengeschlecht, das seinen Namen nach der Grafschaft Wied (s. d.) führt, kommt urkundlich zuerst 1093 vor. Es erlosch im Mannsstamme mit dem Grafen Lothar 1243, worauf die Grafschaft an Bruno, Grafen zu Isenburg, fiel, der mit der Erbtochter des letzten Grafen vermählt war und nun den Namen W. annahm. Als auch diese Linie 1462 im Mannsstamm ausstarb, brachte die Erbtochter Anastasia den väterlichen Besitz ihrem Gemahl, Dietrich von Runkel aus dem Hause Leiningen-Westerburg, zu, der nun der Stifter des gegenwärtigen Hauses W. wurde. Nach mehren Theilungen und nach dem Wiedererlöschen von Seitenlinien theilte sich

Digitized by Google

nach dem Tode des Grafen Friedrich 1698 das Haus durch dessen Söhne in zwei Linien: W.-Runkel und W.-Neuwied. Jene besaß die obere Grafschaft an der Lahn und wurde 1791 in den Fürstenstand erhoben; diese erhielt die untere Grafschaft Wied und schon 1784 die Reichsfürstenwürde. Beide hatten eine Stimme im westphälischen Grafenkollegium. Karl Ludwig Alexander, aus der Linie W.-Runkel, verlor durch den lüneviller Frieden die Grafschaft Krichingen und die Herrschaften Saarwellingen und Rollingen als auf dem linken Rheinufer gelegen, wurde aber 1803 mit den kurkölnischen Aemtern Neuenburg und Altenwied und der Kellerei Willmar entschädigt. Er starb den 9. März 1824. Sein Bruder, Friedrich Ludwig, geboren am 29. Jan. 1770 zu Dierdorf, stand nach einander in holländischem u. österreichischem Militärdienst und befehligte 1813 als Feldmarschallieutenant eine Division, mit welcher er bei der Einschließung von Dresden am 6. Nov. einen Ausfall zurückschlug, focht hierauf in Südfrankreich, machte 1815 den Feldzug nach Neapel mit und ward 1817 Gouverneur von Venedig. Im Jahre 1821 kommandirte er eine Division der nach Neapel rückenden Armee und erhielt nach Besetzung dieses Königreichs das Militärgouvernement der nördlichen Provinzen. Im Jahre 1823 führte er 18,000 Oesterreicher in die kaiserlichen Staaten zurück und erhielt im December ein Divisionskommando in Prag. Durch den Tod seines Bruders zur Uebernahme der wied-runkelschen Besitzungen berufen, starb er bereits am 28. April 1824. Mit ihm erlosch die Linie W.-Runkel und das Land fiel an W.-Neuwied, welche Linie nun unter dem Namen W. sämmtliche Lande vereinigte. Auf den Stifter dieser Linie, Grafen Johann Christian Alexander, war 1791 sein Sohn, Friedrich Karl, gefolgt, der aber das Fürstenthum 1802 an seinen Sohn, Johann August Karl, abtrat. Unter diesem erfolgte die Mediatisirung 1806 durch die Rheinbundsakte, und das Gebiet kam an Nassau u. das Großherzogthum Berg, später an Preußen. Sein Bruder, Prinz Maximilian Alexander Philipp, war der berühmte Reisende [s. Maximilian 5)], welcher am 3. Febr. 1867 starb. Nach dem Tode des Fürsten, am 24. April 1836, folgte sein Neffe, Hermann, geboren am 22. Mai 1815, der sich als philosophischer Schriftsteller bekannt machte und den 5. März 1864 starb, und diesem sein Sohn, Fürst Wilhelm, geboren den 22. Aug. 1845.

Wiedehopf (Upupa *L*), Vögelgattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel und der Familie der Dünnschnäbler, charakterisirt durch den sehr dünnen, langen, schwach gebogenen, seitlich zusammengedrückten Schnabel, die kurzen, ziemlich kräftigen Füße mit kurzen, stumpfkralligen Zehen, die großen, breiten, abgerundeten Flügel, den mittellangen, breitfederigen, am Ende gerade abgestutzten Schwanz, das weiche, lockere Gefieder und die Federhaube auf dem Kopf. Die bekannteste Art ist der gemeine W. (U. Epops *L.*). Sein Gefieder ist auf der Oberseite lehmfarbig, auf der Mitte des Rückens, auf den Schultern und den Flügeln schwarz mit gelblichweißen Querstreifen, an der Unterseite hoch lehmgelb, an den Bauchseiten schwarz gefleckt; die Federhaube ist dunkelrostgelb, jede einzelne Feder an der Spitze schwarz; der Schwanz ist schwarz, etwa in der Mitte mit weißem Bande. Beim Weibchen sind die Farben etwas schmutziger als beim Männchen. Die Länge beträgt 10—10½, die Flugbreite 18, die Länge des Schwanzes 4 Zoll. Der W. bewohnt Europa, Nordafrika und Mittelasien, stellt sich in Norddeutschland in gewissen Gegenden als Zugvogel Ende März regelmäßig ein und zieht Anfangs September wieder ab. Er hält sich am liebsten an Waldrändern und auf Viehweiden auf, nährt sich von Insekten und besonders von deren Maden und wird durch Vertilgung vieler Engerlinge sehr nützlich. Weil sein Schnabel lang, die Zunge aber sehr kurz ist, muß er die Nahrung mit emporgehobenem Schnabel stoßweise in den Schlund bringen. Sein Nest steht gewöhnlich in Baumhöhlen, wo er, wenn es angeht, die Eier ohne Weiteres auf die weiche Baumerde legt; geht dies nicht, so trägt er einige Hälmchen, Federchen, auch mitunter trockne Stückchen Kuhmist zusammen. Er legt jährlich nur einmal 3—5 schmutzig grünlichweiße, zuweilen graniche oder bräunliche Eier, welche das Weibchen allein in 16 Tagen ausbrütet. Da wegen der Beschaffenheit des Nestes aller Mist der Jungen sich um diese ansammelt, so verbreitet jenes bald einen abscheulichen Gestank, und die Jungen tragen, wenn sie ausgeflogen sind, diesen noch eine Zeitlang an sich. Vor Raubvögeln weiß sich der W. auf eine ganz eigenthümliche Art zu schützen: sobald er einen solchen erblickt, wirft er sich platt auf den Boden, breitet Schwanz und Flügel aus, biegt den Kopf zurück, richtet den Schnabel in die Höhe u. sieht dann wie ein alter bunter Lappen aus. Obgleich von Natur scheu, läßt er sich doch leicht zähmen, ist aber wegen seiner Unreinlichkeit als Zimmervogel nicht zu empfehlen. Man füttert ihn mit Fleischstückchen, Käsemaden und Mehlwürmern.

Wiedenbrück, Kreisstadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, an der Ems, hat 4 Brücken, 4 Thore, 3 Kirchen, eine höhere Bürgerschule, ein Franciskanerkloster, Spital, eine Post, Wollenstrumpfmanufaktur, Garn- und Tabaksspinnereien, Garnhandel und 2800 Einwohner.

Wiederbringung aller Dinge, s. v. a. Apokatastase.

Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, s. Restitutio.

Wiedergeburt, s. v. a. Palingenesie.

Wiederhall, s. v. a. Echo.

Wiederholungszeichen, Interpunktionszeichen (:‖:), wodurch angezeigt wird, daß ein oder mehre Verse eines Liedes noch einmal gesungen werden sollen; ein bei der Notenschrift gebräuchliches Zeichen, welches anzeigt, daß ein Theil des Musikstücks unverändert wiederholt werden soll. Eine besondere Art von W. ist das Dal Segno.

Wiederkäuer (Pecora, Bisulca, Ruminantia), Ordnung der Säugethiere, umfaßt zahlreiche pflanzenfressende Säugethiere, die meist eine bedeutende Entwickelung des Rumpfes zeigen. Die Hautbedeckung ist bei allen derb und je nach der Größe der Thiere dicker oder dünner, immer aber

Digitized by Google

zähe und daher als Leder benutzbar. Sie trägt ein verschiedenartiges, oft buntgefärbtes Haarkleid, das theils steif und dicht anliegt, theils zottig oder auch schlicht herabhängt, theils sich zu einem Vließe kräuselt. Der lange und oft verhältnißmäßig große Kopf ist meist etwas rundlich vierkantig mit stumpfer, breiter und dicker Oberlippe, deren Beweglichkeit den Thieren erlaubt, die kurzen Kräuter, von denen sie leben, gegen die untern Schneidezähne zu drücken und so abzuschneiden. Die Bezahnung ist verschieden; im Oberkiefer fehlen die Schneidezähne bei allen, mit Ausnahme der Kameele, und sind durch einen harten, schwieligen Wulst ersetzt, während die Unterkinnlade mit 6—8 meißelartigen, schief nach außen gerichteten Schneidezähnen ausgerüstet ist; auch die Eckzähne fehlen bei den meisten ganz, so daß die Schneidezähne von den Mahlzähnen durch eine große Lücke getrennt sind, bei andern sind sie klein, hinfällig und nur bei dem Männchen entwickelt, bei wenigen von ansehnlicher Größe und die des Oberkiefers hakenartig hervorstehend; die Backenzähne stehen meist zu 6 in jeder Kieferhälfte, sind von prismatischer Form und zeigen eine quere Kaufläche mit 2 Paaren halbmondförmiger Schmelzfalten, die im Unterkiefer nach außen, im Oberkiefer nach innen konvex sind. Das Stirnbein, besonders der Männchen, ist häufig durch besondere Auswüchse und Knochenzapfen ausgezeichnet, welche als Hörner und Geweihe den sonst wehrlosen Thieren eine gute Bewaffnung geben. Die Füße enden in 2 mit 3eckigen Hufen umkleidete, gewöhnlich völlig von einander getrennte innere Zehen (gespaltene Klauen) u. bloße Rudimente von 2 äußeren Zehen, welche Afterklauen tragen und den Boden nicht berühren. Sehr eigenthümlich ist das Ernährungssystem der W. eingerichtet, indem der Magen einen aus drei oder vier Abtheilungen bestehenden Sack bildet, in dem die Verdauung vor sich geht. Der Pansen (rumen), der größte Magen, nimmt, wie ein Magazin, das grob gekaute Futter auf und theilt es in kleinen Portionen dem Netzmagen (Haube, reticulum, ollula) mit, welcher, unmittelbar unter der Speiseröhre liegend, auf der Oberfläche mit maschenartigen Zellen versehen ist und einen sauern Magensaft absondert. Aus diesem wird es in die Speiseröhre zurückgetrieben, gewissermaßen auf normale Weise erbrochen und gelangt wieder in das Maul, um noch einmal durchgekaut zu werden. Beim zweiten Hinabschlucken aber geht es aus der Speiseröhre zwischen zwei eine Rinne bildenden Falten am Netzmagen vorbei unmittelbar in die dritte, kleinste Magenabtheilung, den Blättermagen (Psalter, psalterium, omasus), welcher innen mit zahlreichen (beim Schafe gegen 40, beim Rind gegen 100) blätterartigen Falten versehen ist, und aus diesem gelangt das Futter endlich behufs völliger Verdauung in den Fettmagen (Lab- oder Käsemagen, abomasus), worin vornehmlich der saure Magensaft abgesondert wird. Bei den saugenden Jungen ist nur der Labmagen ausgebildet, der die Milch sogleich aufnimmt. Haben sich die übrigen Magenabtheilungen entwickelt, so hören die Jungen von selbst auf zu saugen. Einen dreifachen Magen haben die Kameele und Lamas, indem ihnen der Blättermagen fehlt. Die komplicirte Magenbildung steht ohne Zweifel mit dem Umstande in Zusammenhang, daß diese Thiere auf Gräser und Kräuter als Nahrung angewiesen sind, die sehr wenig fleisch- und blutbildende Substanzen enthalten, so daß eine bedeutende Quantität von Futter dem Prozeß der Extraktion so vollständig als möglich unterworfen werden muß, wozu das öftere Durchweichen mit verschiedenartigen Magensäften und die möglichste Verarbeitung des Futters Haupthülfsmittel ist. Der Darmkanal der W. zeigt übrigens keine besonderen Eigenthümlichkeiten, außer daß er sehr lang ist, indem er 11—12, manchmal 24-mal so lang als der Körper ist. Die W. sind meist friedliche Thiere, die über die ganze Erde, mit Ausnahme Australiens, wohin sie erst durch die Europäer gebracht wurden, verbreitet sind, vorzugsweise aber der nördlichen gemäßigten Zone angehören. Viele leben gesellig in Heerden oder auch nur familien- und paarweise, wenige einsam; diese letzteren und die familienweise zusammenhaltenden leben in Monogamie, die übrigen in Polygamie. Die weiblichen Thiere bringen in der Regel nur 1—2 Junge zur Welt, die sogleich sich ihrer Füße bedienen können. Dem Menschen gewähren die W. durch Fleisch, Fett, Milch, Haare, Fell, Hörner, Klauen, selbst durch ihren Mist unberechenbaren Nutzen. Ihre Zucht pflegt die Uebergangsstufe von der Wildheit zum Kulturleben zu bezeichnen. Sie zerfallen hauptsächlich in die Familien Kameele oder Schwielensohler, der abschüssigen W. oder Giraffen, der Hirsche und der Hohlhörner oder Hornthiere (Antilopen, Gemsen, Ziegen, Schafe und Rinder).

Wiederkunft Christi, s. Jüngstes Gericht.

Wiederschein, s. Licht und Spiegel.

Wiederschlag (repercussio), in der Fuge (s. d.) zunächst die Reihenfolge, in der die Stimmen innerhalb einer Durchführung mit dem Thema auftreten, dann auch die Tonorenung und Zeitordnung der auftretenden Stimmen umfassend.

Wiedertäufer (Anabaptisten), christliche Sekte, welche die Einwilligung des Täuflings zu einer Hauptbedingung der Taufe macht, daher die Kindertaufe verwirft und bei den ihr Beitretenden die Taufhandlung wiederholt. Schon lange vor der Reformation bestritten mehre die Gültigkeit und Wirksamkeit der Kindertaufe (daher Antipädobaptisten), weil den Kindern der nothwendige Glaube fehle, so die Katharer, Petrobrusianer und Henricianer. Nach der Reformation erhoben sich neue Gegner der Kindertaufe besonders in der Schweiz, Deutschland und Holland; sie waren meist religiöse und politische Schwärmer und verbanden mit der Forderung der Wiedertaufe auch die der Aufrichtung eines Reichs Christi auf Erden, Einführung der Gütergemeinschaft, Glauben an ihre Offenbarungen und dergleichen. In Deutschland traten seit 1521 die sogenannten zwickauer Propheten in Sachsen auf, an deren Spitze Nikolaus Storch aus Zwickau, Marcus Stübner und Thomas Münzer standen. Letzterer erwarb sich von Waldshut aus viele Anhänger in der Schweiz. In Sachsen, Franken und Thüringen, wo er mit Pfeiffer den Bauernkrieg (s. d.) anstiftete,

Digitized by Google

ward das Treiben der W. durch die Schlacht bei Frankenhausen den 15. Mai 1525 unterdrückt. Doch erhielten sich Ueberreste derselben, die wieder Sammelplätze fanden. In Bayern traten gegen 1527 als W. auf Joh. Hutter, Jak. Kürsner und Sigismund Sallin in Augsburg und fanden ungeachtet der Verfolgungen viel Anhänger. In den Niederlanden wirkte besonders David Joris, der die vier damaligen Parteien der W. zu vereinigen suchte und nach dem sie sich die David-Georgisten (Davidisten, Joristen) nannten. In Westphalen, Holstein und Ostfriesland breiteten besonders Melchior Hoffmann und Melchior Ring die Lehre der W. aus. Kaiser Karl V. gab zwar 1528 den Befehl, daß alle W. mit Gewalt unterdrückt werden sollten, und auf allen Reichstagen bis 1530 wurde jene Bestimmung erneuert, allein vergeblich. Damals kam für die W. der Spottname Stäbler (Baculares, Stablarii) auf, weil sie meinten, ein Christ dürfe keine Waffen, sondern nur einen Stab tragen. Auch hießen sie Clancularii, weil sie ihr Glaubensbekenntniß verheimlichten, Hortularii, weil sie in Gärten zusammen zu kommen pflegten, Heftler oder Knöpfler, besonders die in Galizien, da sie dort selbst die Knöpfe als Luxusartikel verwarfen und nur Hefte an den Kleidern trugen. Am schlimmsten trieben ihr Wesen die aus Holland vertriebenen W. seit 1533 zu Münster, wo der protestantische Geistliche Rothmann und die Bürger Knipperdolling und Krechting, zu denen sich noch der Schneider Johann Bockold aus Leyden, Gerrit Kippenbroek von Amsterdam und Matthiesen gesellten, ein neues Staatswesen mit einem Zionskönig an der Spitze (Bockold), mit Gütergemeinschaft, Vielweiberei und dergleichen einführten und ein blutiges Regiment handhabten, bis endlich durch mehre protestantische Fürsten im Verein mit dem Bischof die Stadt eingenommen und durch die Hinrichtung der Anführer dem neuen Reich am 24. Juni 1534 ein Ende gemacht wurde. Auch die leydener, amsterdamer und westphälischen W. wurden blutig unterdrückt. Schweden, wohin schon 1524 W. gekommen waren, mußten sie nach kurzem Aufenthalt wieder verlassen.

Eine neue Periode in der Geschichte der W. beginnt mit dem Auftreten der Brüder Ubbo und Dirk Philipps und des Menno Simon. Ubbo Philipps, früher katholischer Priester in Leeuwarden, war 1534 ein Haupt der W. geworden und hatte seinen Bruder Dirk, David Joris und Menno (s. d.) zu Geistlichen der Sekte geweiht. Unter steten Lebensgefahren gelang es dem letzteren, die zerstreuten Glieder seiner Partei zu sammeln und in den Niederlanden, in den Seestädten Norddeutschlands und in Preußen Gemeinden zu stiften. Er nannte die Glieder seiner Partei nur „Gemeinde Gottes, Brüder", während sie später (nach 1570) nach ihm Mennoniten genannt wurden, jetzt aber gewöhnlich Taufgesinnte (Doopsgezinden) sich nennen. Menno stellte seinen Lehrbegriff in dem „Fundamentbuche von dem rechten christlichen Glauben" 1556 auf, das noch jetzt unter der Partei, die ohne mystischen Beisatz eine rein evangelische Ansicht und Behandlung des Christenthums festzuhalten sucht und zur protestantischen Kirche gehört, Geltung hat. Diese Sekte dringt darauf, die Lehren der heiligen Schrift einfach und gläubig zu erfassen und streng zu befolgen, legt aber auf Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Fortbildung des Lehrbegriffs keinen Werth, wie denn auch die 1580—1664 unter ihr erschienenen symbolischen Schriften („Historia Christianorum qui in Belgio foederato inter Protestantes Mennonitae appellantur", Amsterdam 1723; „Historiae Mennonitarum plenior deductio", das. 1729) keine kirchliche Autorität haben. Sie verwirft den Eid, den Krieg und jede Art von Rache, die Ehescheidung außer im Falle des Ehebruchs, die Kindertaufe, die Uebernahme obrigkeitlicher Aemter, betrachtet die Obrigkeit als eine zwar jetzt noch nothwendige, aber dem Reiche Christi fremde Einrichtung, die Kirche als eine Gemeinde der Heiligen, die durch strenge Kirchenzucht in der Reinheit erhalten werden müsse. In der Lehre von der Gnade bekennt sie sich zum Universalismus, in der Lehre vom Abendmahl, bei dessen Feier von vielen die Fußwaschung beibehalten wird, zur Meinung Zwingli's. In Deutschland, wo die Sekte besonders am Rhein und in Ostpreußen häufig ist, in der Schweiz, im Elsaß und Lothringen finden sich bei ihr nur wenige Abweichungen von den Formen des protestantischen Gottesdienstes. Ihre Bischöfe, Aeltesten und Lehrer dienen unentgeltlich. Die Kinder erhalten den Namen bei der Geburt, die Taufe wird in den Bethäusern vollzogen, und alle Erwachsenen, die zu ihnen übertreten, werden noch einmal getauft. Der Grad der bei der Kirchenzucht anzuwendenden Strenge veranlaßte schon 1554 eine Spaltung und schuf die Parteien der gelinden W. (auch Waterländer genannt), weil sie im Waterlande am Pampus in Nordholland und bei Franeker ihren Sitz hatten, und der feinen (auch Sonnisten, weil ihre Kirchen das Zeichen der Sonne hatte, und alte Flaminger genannt). Unter den letzteren traten wieder kleinere Parteien auf, wie die Ukewallisten, Anhänger eines Bauern Uke Walles aus Gröningen († 1653), der die Kirchenzucht besonders streng übte, auch Dompelers genannt, d. i. die Untertaucher, weil sie die Taufe mit dreimaligem Untertauchen vollzogen, und die Janjakobschristen, genannt nach Johann Jakob, der ebenfalls eine strengere Kirchenzucht eingeführt haben wollte. Durch ihr sittliches Verhalten gewannen alle diese Parteien Achtung, durch ihre Thätigkeit Wohlstand. In den Niederlanden erhielten sie 1572 Duldung, 1626 förmliche Religionsfreiheit. Unter dem Einfluß des Arminianismus zerfielen die groben W. seit 1664 wieder in zwei Parteien, deren eine, nach ihrem Parteihaupte Samuel Apostool († 1644 in Amsterdam) Apostolen, auch mennonitische Taufgesinnte genannt, Menno's Lehre von der absoluten Prädestination beibehielt, während die andere, nach ihrem Haupt Galenus Abraham de Haen († 1706) Galenisten genannt, mehre arminianische Grundsätze annahm. Im Jahre 1801 vereinigten sich beide wieder. Seit 1811 sind alle Gemeinden durch die Errichtung der allgemeinen taufgesinnten Societät in Amsterdam, mit Beibehaltung völliger Freiheit ihrer angenommenen Eigenthümlichkeiten, enger

Digitized by Google

verbunden. In den Niederlanden betrug die Anzahl ihrer Gemeinden 1850 127 mit 140 Predigern. Gegenwärtig offenbart sich das mennonitische Princip bei den Meisten nur noch im Festhalten an der eigenthümlichen Auffassung der Taufe und des Eides. Auf praktisch-philanthropischem Gebiet ist ihr Einfluß in der letzten Zeit bedeutend gewesen; ein Missionsverein, Teylers theologische Gesellschaft zu Haarlem u. a. Stiftungen sind ihr Werk. In Deutschland suchte sich ihre Kirche in neuerer Zeit weiter zu verbreiten, aber ohne merklichen Erfolg. Im Jahre 1852 gab es 52 Gemeinden mit 38 ordinirten Predigern und ungefähr 3000 Mitgliedern in Deutschland, von denen etwas über die Hälfte in Preußen allein einheimisch ist. Hier erlangten die Taufgesinnten seit 1802 die Befreiung vom Soldateneide, bald darauf vom Kriegsdienste, seit 1827 auch vom Amts- und Zeugeneide. In Bayern, Baden, Würtemberg, Mecklenburg, Rußland, Siebenbürgen, in Frankreich und Dänemark, wo sie erst seit 1842 eine Gemeinde bildeten, sind sie geduldet. Sie sind überall, wo sie heimisch sind, als stille, fleißige Unterthanen geachtet. Am verbreitetsten sind die W. in England und Nordamerika, wo sie Baptisten (s. d.) heißen. Vergl. Hast, Geschichte der W. bis zu ihrem Sturz in Münster, Münster 1836; von Reiswitz und Wadzeck, Beiträge zur Kenntniß der Mennonitengemeinden in Europa und Amerika, Berlin 1824; Hunzinger, Kirchen- und Schulwesen der Taufgesinnten, Speyer 1831; Cornelius, Geschichte des münsterschen Aufruhrs, Leipz. 1855—60, 2 Bde.

Wiedervergeltungstheorie, s. Kriminalrecht.

Wiegmann, Arend Friedrich August, namhafter Naturforscher, geboren am 2. Juni 1802 zu Braunschweig, fungirte 1817—19 in einer Apotheke in Bremen, besuchte dann die Gelehrtenschule in Bremen und das Collegium Carolinum seiner Vaterstadt und widmete sich seit 1822 zu Leipzig und Berlin dem Studium der Philologie und der Naturwissenschaften, ward in letzterer Stadt Lehrer am kölnischen Realgymnasium und Privatdocent an der Universität und erhielt daneben eine Anstellung am zoologischen Museum. Seine Forschungen wendeten sich vorzüglich den Amphibien zu. Seine Hauptwerke sind: das „Handbuch der Zoologie" (Berl. 1832; 2. Aufl. von Troschel und Ruthe, das. 1845); „Herpetologia mexicana" (das. 1834, mit Kupfern). Auch gründete er 1835 das „Archiv für Naturgeschichte". W. † zu Braunschweig am 15. Jan. 1841.

Wiehe, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Eckartsberga, an einem Zufluß der Unstrut, hat eine Gerichtskommission, 2 evangelische Kirchen, ein Schloß, Lein- und Baumwollweberei, Mineralquellen und 2111 Einw.

Wiel, Dorf im badischen Kreis Lörrach (seither zum Oberrheinkreis gehörig), Amt Lörrach, mit Weinbau und 1000 Einwohnern. Dabei das Friedlingerfeld, bekannt durch die unentschiedene Schlacht am 14. Okt. 1702 zwischen Villars und dem Markgrafen von Baden.

Wieland (althochdeutsch Wiolant, angelsächsisch Veland, altnordisch Völundr), der Name eines kunstreichen Schmieds der deutschen Heldensage, der ursprünglich in dem germanischen Volksglauben als halbgöttliches Wesen erscheint und mit Vulkan und Dädalus verglichen werden kann. Er war der Sohn des Meerriesen Wade, den Wilkinus mit der Meerfrau Wachilde erzeugt hatte; von ihm wurde er erst bei dem berühmten Schmied Mimr, dann bei den Zwergen in die Lehre gegeben, die ihn zum kunstreichsten aller Schmiede machten. Darauf wohnte er mit seinen beiden Brüdern Eigil und Slagfidr eine Zeitlang in Ulfdalir, wo sie drei Schwanjungfrauen fanden und mit ihnen zusammenlebten, bis solche nach 7 Jahren davonflogen, um als Walkyren den Schlachten nachzuziehen. Dann kam W. zum König Nidung, dessen Schmied Amilias er im Wettkampfe mit dem Schwerte Mimung besiegte. Nidung ließ ihn lähmen, aber W. rächte sich, indem er des Königs beide Söhne tödtete und seine Tochter Beadohild entehrte, die hierauf den Wittich, der dann selbst in der deutschen Heldensage gewaltig auftritt, gebar. Dann entfloh er in einem Federkleide, das er sich gefertigt. Die Sage von W., die Simrock in dem Gedicht „W. der Schmied" (Bonn 1835) u. im 4. Theile des „Heldenbuchs" (Stuttg. 1843) vortrefflich dargestellt hat, war weit verbreitet, daher die zahlreichen Anspielungen auf ihn in nordischen, angelsächsischen, englischen und deutschen, aber auch in altfranzösischen (wo er Galant heißt) Gedichten und Ueberlieferungen. Vgl. Depping und Michel, Veland le forgeron, Paris 1838. Nach J. Grimms grundlegender Erörterung in der „Deutschen Mythologie" (3. Aufl., Göttingen 1854) hat Bedeutung und Verzweigung des Mythus am besten nachgewiesen Kuhn in seiner Abhandlung „Die Sprachvergleichung und die Urgeschichte der germanischen Völker" in der „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung" (Bd. 4, Berlin 1854).

Wieland, Christoph Martin, einer der berühmtesten deutschen Dichter, wurde geboren am 5. September 1733 zu Oberholzheim im Gebiet der ehemaligen Reichsstadt Biberach, wohin sein Vater, als Pfarrer, bald darauf versetzt wurde. Bei diesem und in der biberacher Stadtschule genoß er trefflichen Unterricht. Schon im 12. Jahre versuchte er sich in lateinischen und deutschen Versen, im 16. hatte er bereits fast alle römischen Klassiker gelesen, neben denen ihn unter den modernen Schriftstellern Voltaire, Fontenelle und Bayle und insbesondere unter den deutschen Poeten Brockes anzogen. Noch vor dem 14. Jahre auf die Schule zu Kloster-Bergen bei Magdeburg geschickt, gab der sehr fromm erzogene Knabe sich anfangs ganz dem dort herrschenden pietistischen Geiste hin, gerieth jedoch in Folge der Lektüre der Schriften der Alten und der neueren französischen und englischen Aufklärungsliteratur bald in eine wesentlich andere geistige Richtung. Nachdem er seit Ostern 1749 sich ein Jahr lang bei einem Verwandten zu Erfurt aufgehalten, wo er mit dem „Don Quixote" fruchtbare Bekanntschaft machte, verbrachte er den Sommer 1750 im Vaterhaus. Hier traf er mit Sophie Gutermann,

Digitized by Google

einer geistreichen feingebildeten Verwandten, zusammen. Die schwärmerische Neigung, die er zu ihr faßte, entwickelte rasch sein poetisches Talent. Auf einem Spaziergange mit ihr empfing W. die Anregung zu seinem ersten der Oeffentlichkeit übergebenen Gedicht, das 1752 von dem Aesthetiker Meier in Halle, welchem es W. anonym zugeschickt, unter dem Titel „Die Natur der Dinge. Ein Lehrgedicht in 6 Büchern" herausgegeben wurde. Im Herbst 1750 hatte W. die Universität Tübingen bezogen, angeblich um die Rechte zu studiren, welches Studium er jedoch über der Beschäftigung mit der neuern schönen Literatur und eigener poetischer Produktion fast ganz vernachlässigte. Ein Heldengedicht „Hermann", von dem er 5 Gesänge ausarbeitete und an Bodmer sandte, brachte ihn mit diesem in einen sehr intimen Briefwechsel, der die Einwirkungen Klopstocks entschieden bekundet. In jener Zeit (1752) entstanden „Zwölf moralische Briefe in Versen", der „Anti-Ovid oder die Kunst zu lieben" (mit einem Anhang lyrischer Gedichte), ein „Sendschreiben von der Bestimmung des poetischen Genie's" (worin gegen Rost u. A. ausgeführt wird, daß die Dichtung nicht Aufreizung der Sinnlichkeit, sondern Empfehlung der Unschuld und Tugend bezwecke), sowie eine Anzahl moralischer Erzählungen (Balsora ꝛc.). Nachdem er von Tübingen im Sommer 1752 nach Biberach zurückgekehrt war, folgte er, entgegen dem Wunsche seines Vaters, der ihn veranlassen wollte, in Göttingen die akademische Laufbahn einzuschlagen, einer Einladung Bodmers nach Zürich. Auf das herzlichste empfangen, wohnte er im traulichsten Verkehr eine Weile bei Bodmer, den er sich durch eine Abhandlung über die Schönheiten in dessen Gedicht „Noah" u. durch die neue Herausgabe der 1741 bis 1744 erschienenen „Züricherischen Streitschriften" (gegen Gottsched) verpflichtete und in dessen Sinn er ein episches Gedicht in 3 Gesängen „Der geprüfte Abraham" (1753) verfaßte. In anregendem Verkehr mit Breitinger, Hirzel, Sal. Geßner, Füßli, Heß u. A. schrieb W. in Zürich um jene Zeit noch die „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde". Die plötzliche Nachricht, daß seine Geliebte sich verehelicht (sie hieß nun Sophie von La Roche, unter welchem Namen sie eine bekannte Schriftstellerin wurde) und die fortgesetzte Beschäftigung mit Klopstocks Dichtungen, neben denen ihn die Schriften Youngs, Plato's und einiger Mystiker mächtig anzogen, führten W., auch nachdem er Bodmers Haus verlassen und in Zürich Erzieher geworden war, immer entschiedener in die „seraphische" Richtung. Zeugniß dafür geben die in den Jahren 1754—56 verfaßten „Sympathien", die „Empfindungen eines Christen", die „Betrachtungen über den Menschen" ꝛc., in welchen Schriften er gegen alle erotische Poesie heftig polemisirt und ihre Vertreter aus alter und neuer Zeit (darunter sogar Uz) als „epikureische Heiden" brandmarkt. Nicht lange jedoch, so vollzog sich in W., besonders unter dem Einfluß der Schriften des Lucian, Horaz, Cervantes, Shaftesbury, d'Alembert, Voltaire u. A., eine vollständige Umkehr von den eben bezeichneten Bahnen. Schon das Trauerspiel „Lady Johanna Gray" 1758 (übrigens ein mißlungenes Werk) konnte Lessing mit der Bemerkung begrüßen, W. habe die „ätherischen Sphären verlassen und wandle wieder unter Menschen". In demselben Jahre entstand das epische Fragment „Cyrus" (5 Gesänge), zu dem die Thaten Friedrichs des Großen die Inspiration gegeben hatten, dann die dialogisirte Episode aus der Cyropädie des Xenophon „Araspes und Panthea" und das in Bern, wo W. 1759 eine Hauslehrerstelle angetreten hatte, geschriebene Trauerspiel „Clementina von Porretta", welche Dichtungen sämmtlich nach W.s spätern eigenen Worten die „Wiederherstellung seiner Seele in ihre natürliche Lage" ankündigen oder geschehen zeigen. In Bern trat der Dichter in sehr nahe Beziehungen zu der Freundin Rousseau's, Julie Bondeli. Im Jahre 1760 nach Biberach zurückgekehrt, erhielt er eine amtliche Stellung in seiner Vaterstadt, deren kleinbürgerliche Verhältnisse ihm minder drückend wurden, nachdem er auf dem Schlosse des Grafen Stadion, der sich nach dem Biberach benachbarten Warthausen zurückgezogen, eine Stätte feinster weltmännischer Bildung, mannichfachste persönliche Anregung u. eine vortreffliche Bibliothek gefunden hatte. In Warthausen traf W. auch seine ehemalige Geliebte, die mit ihrem Gatten bei Stadion lebte, wieder. Der Verkehr mit den genannten und andern Personen, die sich in jenem hochgebildeten Kreise bewegten, vollendete W.s Bekehrung ins „Weltliche". Jetzt erst trat seine schriftstellerische Thätigkeit in die Epoche, die seinen Ruhm und seine Bedeutung für die nationale Literatur umfaßt. Um 1761 wurde der „Agathon" begonnen, 1764 ward der „Don Silvio von Rosalva oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei" vollendet, und daneben hatte seit 1762 die Ausführung einer der verdienstlichsten Arbeiten W.s, seine Uebertragung des Shakspeare, die 1766 in 8 Bänden abgeschlossen war, begonnen. Der 1766—67 veröffentlichte „Agathon" begründete W.s dauernden Dichterruhm, es folgten 1768 „Musarion oder die Philosophie der Grazien" u. das heroisch-komische Gedicht „Idris", in den nächsten Jahren die Erzählungen „Nadine" und „Combabus", die „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. Aus den Archiven der Natur gezogen" (gegen Rousseau's Paradoxen gerichtet), die „Grazien", der „Neue Amadis" u. A. Inzwischen hatte W., der seit 1765 mit einer Augsburgerin verheirathet war, einem durch Riedel in Erfurt vermittelten Ruf an die dortige Universität im Sommer 1769 Folge gegeben. Seine Lehrthätigkeit, die er mit Eifer betrieb, that seiner dichterischen Produktivität wenig Abbruch. In Erfurt verfaßte er, außer einigen der obengenannten Schriften, noch das Singspiel „Aurora", die „Dialoge des Diogenes" und den „Goldenen Spiegel". Eine Rheinreise im Sommer 1771 führte ihn in Ehrenbreitstein wieder einmal mit der damals dort wohnenden Sophie La Roche und in Düsseldorf zum ersten Mal mit den Brüdern Jacobi zusammen, mit denen er schon längere Zeit im Briefwechsel gestanden. Im folgenden Jahr berief ihn die Herzogin Anna von Sachsen Weimar zur Erziehung ihrer beiden Söhne nach Weimar. Hier trat W. in den geistig bedeutendsten Lebenskreis des damaligen Deutschlands, der

Digitized by Google

Männer wie Musäus, von Knebel, Einsiedel, Bertuch u. A. in sich schloß und bald durch Goethe's und Herders Hinzukommen in unvergleichlicher Weise bereichert wurde. W. bezog unter dem Titel eines herzoglichen Hofraths ein Gehalt von 1000 Thalern, das ihm auch nach Karl Augusts Regierungsantritt als Pension verblieb. In den anmuthigen und ihn beglückenden Lebensverhältnissen entfaltete er eine frische und sich immer liebenswürdiger gestaltende schriftstellerische Thätigkeit. Mit dem Singspiel „Die Wahl des Hercules" u. dem lyrischen Drama „Alceste" (1773) errang er reiche Anerkennung. In der Zeitschrift „Der teutsche Merkur", deren Redaktion er von 1773 — 83 führte, ließ er fortan die eigenen dichterischen Arbeiten zunächst erscheinen, neben denen er dort auch eine ausgebreitete kritische Thätigkeit übte, die lange Zeit hindurch sich auf fast Alles, was für die literarische Welt, vorzüglich die deutsche, von Bedeutung war, erstreckte. W.s im „Merkur" abgedruckte Briefe über seine „Alceste" gaben (Sept. 1773) Goethe und Herder Aergerniß, das des ersteren Farce „Götter, Helden und Wieland" hervorrief; auf welchen Angriff W. mit der ihm in der zweiten Hälfte seines Lebens fast unverbrüchlich eigenen heiteren Milde antwortete. Als Goethe bald darauf nach Weimar übersiedelte, bildete sich zwischen ihm und W. ein dauerndes Freundschaftsverhältniß, dem der überlebende Altmeister nach W.s Tode in seiner schönen Denkrede auf ihn ein unvergängliches Denkmal gestiftet hat. Unter den sehr zahlreichen dichterischen Erzeugnissen der weimarer Zeit W.s heben sich hervor die „Geschichte der Abderiten" (1774 — 76), das „Wintermärchen" (1775), „Gandalin" (1776), „Geron der Adelige" (1777), „Schach Lolo", „Oberon" (1780, W.s berühmtestes Werk) „Peregrinus Proteus" und die „Göttergespräche", „Agathodämon" u. „Aristipp". Als Uebersetzer gab er Werthvolles durch die Uebertragung der horazischen Briefe (1782) und Satiren (1786), der Werke Lucians (1788—89) und der Briefe Cicero's. Eine Gesammtausgabe seiner bis 1802 erschienenen Werke (1794—1802 in 36 Bänden und 6 Supplementbänden), welche Göschen in Leipzig verlegte, hatte W. in den Stand gesetzt, das Gut Osmannstedt bei Weimar anzukaufen. Dort lebte der Dichter seit 1798 im Kreise seiner großen Familie (seine Gattin hatte ihm in 20 Jahren 14 Kinder geboren) glückliche Tage, bis ihn ökonomische Verhältnisse 1803 nöthigten, seinen Landsitz zu veräußern u. wieder in Weimar zu wohnen, wo er nun auch mit Schiller während dessen letzter Lebensjahre innigen Verkehr pflegte. Die Zeitschrift „Attisches Museum", welche W. allein 1796—1801, und das „Neue attische Museum", das er mit Hottinger und Fr. Jacobs 1802—10 herausgab, dienten dem Zweck, die deutsche Nation mit den Meisterwerken der griechischen Poesie, Philosophie und Redekunst vertraut zu machen. W. hatte das gewöhnliche Schicksal hochbejahrter Menschen, den Verlust der meisten Freunde und Lieben durch den Tod, in seinem Alter in ausgezeichnetem Grade zu erfahren. Seine Gattin, mit der er während einer langen Ehe im schönsten Herzensbunde gestanden, starb 1801, Herder, Schiller, die Herzogin Amalia folgten ihr bald. W. selbst † am 20. Jan. 1813. Seine Ueberreste ruhen seinem Wunsche gemäß zu Osmannstedt in Einem Grabe mit denen seiner Gattin und einer Enkelin seiner Jugendfreundin La Roche, Sophie Brentano. W.s dichterische Individualität, in soweit sie sich in seinen poetischen Werken seit etwa dem Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts entfaltete (die früheren zeigen ihn nur als Anempfinder und Kopisten), stellt sich als eine in seltenem Maße anmuthige, weniger aber als an sich bedeutend und großartig dar. Seine Bedeutung lag nicht sowohl in seiner Persönlichkeit selbst und in seinen Dichtungen als solchen, als vielmehr in den Wirkungen, die jene wie diese auf Grund der besonderen Lebens- und Zeitverhältnisse, in denen sie auftraten, geübt haben. „Ich habe", durfte W. mit Fug und Recht von sich sagen, „seit fünfzig Jahren eine Menge Ideen in Umlauf gesetzt, die den Schatz der Nationalkultur vermehrt haben und nun gar nicht mehr den Stempel ihres Urhebers tragen. Das ist mein Verdienst." Diese Ideen zwar können meist weder den Anspruch auf Originalität, noch den auf besondere Tiefe und Großartigkeit machen. Sie sind zum weit überwiegenden Theil entlehnt und aufgefrischt aus den leichteren Erzeugnissen antiker Denkerthätigkeit und den geistreichen Raisonnements der modernen, vorzüglich der französischen und englischen Aufklärungsliteratur. Aber das anmuthige Gewand der Darstellung, die heitere Grazie, die joviale Bonhommie, worin W. die Ueberzeugungen, denen er Geltung verschaffen wollte (denn einen lehrhaften Beigeschmack hat fast Alles, was er gedichtet), einzukleiden verstand, war wesentlich sein Eigenthum und ihm hatte er es zu danken, daß seine Schriften wie kaum die irgend eines anderen früheren deutschen Dichters Eingang in den höheren Kreisen der Gesellschaft fanden und damit der Literatur überhaupt eine regere und lebendigere Theilnahme in Deutschland zuwendeten. Will man W.s Tendenz kurz aussprechen, so läßt sie sich dahin kennzeichnen, daß er von der grauen Theorie spiritualistischer Abstraktion auf des „Lebens goldenen Baum" hinzuweisen sich angelegen sein ließ. Der überschwänglichen Verhimmelung des seraphischen Wesens der Klopstock, Bodmer u. A. stellte er, nachdem er sich eine Weile in derselben ihm völlig widernatürlichen Richtung bewegt hatte, die gesunde praktische, der sinnlichen Welt Rechnung tragende Weltanschauung des heiteren Griechenthums und die skeptische Behandlung der metaphysischen Schwärmerei, wie er sie bei den Sensualisten und Materialisten Frankreichs und Englands gefunden, entgegen. Dabei findet man aber überall diesen destruktiven und freigeisterischen Ideen bei W. in sofern die polemische Spitze abgebrochen, als bei ihm alles den Geist menschenfreundlichen milden Behagens trägt, das zur ernsten Kriegführung mit Thorheit und Dummheit sich durchaus nicht angethan fühlt, sondern in jovialem Geplauder, das nicht selten zur breiten Geschwätzigkeit ausartet, die Verkehrtheiten der Welt mit sanfter Ironie beredet. Naturen wie W. müssen der Tiefe entbehren. Der furchtbare Ernst der Thatsachen dieses Lebens verträgt sich für den, der ihm bis auf den Grund

nachgegangen, nicht mit der stets lächelnden Miene des geistigen Epikureers. Um so näher verwandt ist in einem solchen die Jovialität mit der Vorliebe für die sinnlichen Freuden des Daseins und die Betonung ihres Werthes, besonders nach sexueller Seite hin. Beides bietet sich in W.s Schriften sehr häufig und oft in geradezu widerlicher Weise dar. Während er in der „Nadine", in „Diana u. Endymion", im „Urtheil des Paris" bereits im bestimmtesten Gegensatz gegen die frühere Epoche seines Dichtens den Jünger Anacreons darstellt u. im „Don Silvio" mit noch bloß neckenden Angriffen die Schwärmerei befehdete, bewegt er sich in den Dichtungen der nächsten Zeit (am ärgsten im „Combabus") mit unverhohlenem Behagen im eigentlich lasciven Genre. Am liebenswürdigsten erscheint sein Talent da, wo es sich in aller seiner Leichtigkeit und Anmuth ohne Leichtfertigkeit entfaltet, wie in der „Musarion" und den späteren Märchendichtungen des ächt romantischen Genre's, so in den reizenden Dichtungen „Gandalin", im „Geron" ꝛc., die dem nach dem altfranzösischen Roman „Huon de Bordeau" gedichteten „Oberon", der gemeinhin als W.s Meisterwerk gefeiert wird, an poetischem Werthe wenig nachgeben, wenn sie ihm nicht ebenbürtig sind. Ueber dieses berühmteste Gedicht W.s hat übrigens Goethe gesagt: „So lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleiben wird, wird Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden". Was W.s Versuche, das griechische Alterthum im Spiegel der Dichtung darzustellen, anlangt, so bietet weder des Dichters eigenes Lieblingswerk, der „Agathon", dessen Handlung in die Zeit des Socrates versetzt, noch was sonst in diese Kategorie gehört, viel mehr als eine äußerlich griechische Kostümirung modernen, etwas französisch beischmeckenden Wesens. „Die Abderiten", die satirische Behandlung deutscher Spießbürgerlichkeit und Kleinstädterei auf griechischer Scene, sind zwar stellenweise von klassischer Gelungenheit, aber beklagenswerther Weise spinnt W.s Geschwätzigkeit hier fast mehr als irgendwo sonst den Faden aus, bei dem „leider die Lachesis fehlt". Die sämmtlichen Werke W.s wurden herausgegeben von Gruber, Leipzig 1818—28 in 53 Bänden; neue Auflagen das. 1839—40 und Stuttgart 1857—58 in 36 Bdn. Biographisches enthalten: „Christoph Martin W., geschildert von J. G. Gruber" (1815—16 in 2 Bdn. und 1827—28 in 4 Bdn.), „Ausgewählte Briefe an verschiedene Freunde" (Zür. 1815—16); „Auswahl denkwürdiger Briefe", herausgegeben von Ludwig Wieland (Wien 1818); „Briefe an Sophie la Roche, herausg. von Fr. Horn (Berlin 1820). Vgl. Löbelt, Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock bis zu Goethe's Tod", Bd. 2, Braunschweig 1858. W.s ältester Sohn, Ludwig, geboren zu Weimar 1777, veröffentlichte „Erzählungen und Dialoge" (Leipzig 1803—5, 2 Bde.), „Lustspiele" (Braunschweig 1805) u. A. m. Nachdem er eine Weile als Bibliothekar und Aufseher der Kupferstichsammlung des Fürsten Esterhazy in Wien gelebt, leitete er ein in Weimar erscheinendes Oppositionsblatt, worin er, wie auch später von Jena aus in den politischen Zeitschriften „Der Volksfreund" und „Der Patriot", liberale Ideen vertrat, was ihm mancherlei Anfechtungen, u. A. auch eine Fehde mit Kotzebue zuzog. Des letzteren „Bulletin über die deutsche politische Literatur an den Kaiser Alexander" veröffentlichte zuerst der „Volksfreund" Ludwig W.s. Derselbe † zu Jena 1824.

Wieliczka, Bergstadt im österreichisch-galizischen Kreis Bochnia, in einem anmuthigen Thale gelegen, Sitz einer Berghauptmannschaft, einer Berg- und Salinendirektion u. anderer Behörden, hat eine Knabenhauptschule, ein Franciskanerkloster, eine Soolbadeanstalt und 4536 Einwohner. W. ist berühmt wegen seines Steinsalzbergwerks, des reichsten der österreichischen Monarchie, welches 1233 von einem Hirten Wieliczek zufällig entdeckt worden sein soll. Dasselbe befindet sich gerade unter der Stadt und bildet gleichsam eine zweite, unterirdische Stadt, die mit ihren Straßen, Plätzen ꝛc. einen weit größern Raum einnimmt als das W. der Oberwelt. Sandiger Thonmergel, Anhydrit und Sandstein wechseln mit Steinsalzschichten. Das Bergwerk hat eine Tiefe von 1220 Fuß, eine Ausdehnung von 9500 Fuß Länge von Osten nach Westen und 3600 Fuß Breite von Süden nach Norden und einen Flächeninhalt von 250,000 □Klaftern. Es ist in 3 Grubenfelder, deren jedes aus 3 übereinanderliegenden Stockwerken besteht, eingetheilt, und hat 7 Tagförderungsschachte, einen Wasserhebungsschacht, 2 Fahr- u. 13 in Betrieb stehende Schächte. In der Stadt selbst liegen 2 Schächte, der Franziszek mit einer Wendeltreppe von 470 Stufen, 1744 erbaut, und der Danielowicz, der nur 198 Fuß tief ist. Die unterirdischen Räume, welche ein wahres Labyrinth von oft durch Brücken verbundenen Gängen bilden, enthalten unter Anderem eine ganz aus Salz bestehende Kapelle, welche mit aus Salz gehauenen Statuen und Heiligenbildern ausgestattet ist, die Kaiser-Franzensbrücke, einen Salzsee (Przykos), einen großartigen, mit Holz gedielten Tanzsaal mit ringsum laufender Gallerie und Kronleuchtern aus Salz und mehre zum Andenken an den Besuch hoher Personen aus Salz gehauene Monumente. Das Salzwerk beschäftigt 1500 Arbeiter, die aber nicht in der Grube wohnen, und an 100 Pferde, welche ihre unterirdischen, aus Salz gehauenen Ställe haben. Es liefert jährlich über 1 Million Centner Salz Ausbeute im Werth von etwa 6 Millionen Gulden Reinertrag. Das Salz wird mittelst Hauen und Brecheisen, auch mittelst Sprengung gewonnen. In den Handel kommt es als Quaderstücke (Formalstücke) von $1^1/_2$ Ctnr. (Krystallsalz); als faßähnliche Walzen (Balwanensi) von 5—10 Ctnr., hauptsächlich für Rußland bestimmt; in kleineren Stücken (Minutien), die in Fässer von $2^1{}_2$—5 Ctnr. gepackt werden; als Koth- oder Blottnicksalz, welches stark mit Lehm vermischt und nur für das Vieh tauglich ist. Aus dem ganz durchsichtigen u. reinen Salz verfertigt man allerhand Waaren, Rosenkränze, Krucifixe u. A. Die Salzwerke von W. gehörten ehemals zu Polen; Kasimir der Große ordnete zuerst den regelmäßigen Betrieb derselben an. Später zog August II. sächsische Bergleute hierher, welche eine bessere Bebauung einführten. Doch brachten die Werke dem polnischen Schatze nur geringen Ge-

Digitized by Google

winn. Im Jahre 1772 kamen sie an Oesterreich. Durch den wiener Frieden 1809 wurden sie dem Kaiser von Oesterreich und dem Herzogthum Warschau gemeinschaftlich überlassen; beide Theile gewannen gemeinsam jährlich an 1,700,000 Ctnr. Salz. Nach dem pariser Frieden von 1814 kamen durch den wiener Kongreß die Salzwerke wieder ganz an Oesterreich.

Wielopolsky, Alexander, Graf, polnischer Staatsmann, geboren 1801, flüchtete wegen seiner Betheiligung an der Revolution von 1830 ins Ausland, söhnte sich aber hier mit der russischen Politik aus und ward, 1855 in sein Vaterland zurückgekehrt, im März 1861 vom Kaiser zum Minister des Kultus und öffentlichen Unterrichts ernannt, trat aber schon im December desselben Jahres, nach dem Tode Gortschakows, zurück. Auch dem Statthalter Großfürsten Konstantin stand er kurze Zeit als Chef der Civilverwaltung zur Seite. Sein Sohn Sigismund W., der in den letzteren Jahren ebenfalls eine höhere amtliche Stellung in Polen bekleidete, machte sich namentlich durch seine Forderung des Prinzen Napoleon im März 1863 auf Duell bekannt.

Wielun, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Kalisch, an der Liswarta, hat 5 Kirchen, ein Gymnasium, ehemaliges Piaristenkollegium, mehre Klöster und 4000 Einwohner.

Wien (lat. Vindobona, Vienna), die Reichshaupt- u. Residenzstadt des österreichischen Kaiserstaats, liegt unter 48° 12′ 35″ nördl. Br. und 34° 2′ 39″ östl. L. am rechten Ufer des sogenannten Donaukanals, eines Armes der Donau, und an der Mündung der Wien und des Alserbaches in denselben, 527 Fuß über dem Meere, und besteht aus der eigentlichen Stadt und 36 Vorstädten, von denen 4: Leopoldstadt, Jägerzeile, Brigittenau u. Zwischenbrücken, auf einer von der Donau gebildeten Insel, die übrigen aber am rechten Ufer des Donaukanals liegen. Letztere sind: Alservorstadt, Althan, Altlerchenfeld, Breitenfeld, Erdberg, Gumpendorf, Himmelpfortgrund, Hundsthurm, Hungelbrunn, Josephstadt, Leimgrube, Landstraße, Liechtenthal, Laurenzergrund, Magdalenagrund, Margarethen, Mariahilf, Matzleinsdorf, Michelbeuerngrund, Neubau, Nikolsdorf, Reinprechtsdorf, Rossau, Schaumburgergrund, Schottenfeld, Spittelberg, Strotzengrund, Thury, St. Ulrich, Weißgärber, Wieden und Windmühle. Die bevölkertsten davon sind die Alservorstadt (1856: 23,067 Einw.), Gumpendorf (29,866 Einw.), Landstraße (42,408 Einw.), Leopoldstadt (28,990 Einw.), Neubau (20,512 Einw.), Schottenfeld (27,337 Einw.) und Wieden (58,549 Einw.). In neuester Zeit ist jedoch die Unterabtheilung der Vorstädte, die oft, gegenüber den ebengenannten, auch nur aus 12—20 Häusern bestanden, ganz aufgehoben, die um die innere Stadt (welche den ersten Bezirk bildet) liegenden Stadttheile sind als zweiter bis neunter Bezirk (Leopoldstadt, Landstraße, Wieden, Margarethen, Mariahilf, Neubau, Josephstadt und Alsergrund) benannt und die früheren Vorstadtnamen nur hier und da als Straßennamen beibehalten worden, eine Maßregel, die in Verbindung mit der 1861 angenommenen neuen Numerirung der Häuser (die nach dem Vorbilde der Weltstädte Paris, Berlin u. a. in jeder Straße mit 1 beginnt) durchgeführt worden ist. Die eigentliche Stadt, deren Umfang nicht mehr als 2752 Klaftern hatte, war bis 1858 mit einem 40—60 Fuß hohen Wall (Bastei) umgeben, aus welchem 10 regelmäßige Bastionen hervorsprangen. Zufolge kaiserlicher Entschließung fand aber die Demolirung aller dieser Wälle und Mauern Statt; die ausgefüllten Stadtgräben aber, sowie das die Vorstädte von der Stadt trennende Glacis (ein meist mit Baumpflanzungen und Alleen gezierter Wiesengrund) wurden zur Errichtung eines die Stadt umschließenden Boulevard (Ringstraße genannt) verwendet, der bereits in seiner ganzen Länge tracirt, auch zum großen Theil zu beiden Seiten mit Prachtbauten geziert, oder von öffentlichen Gartenanlagen, dem Militärexercirplatz ꝛc. begrenzt ist. Von den ehemaligen 12 Thoren sind gegenwärtig nur noch 2: das Burg- u. das Franz-Josephsthor, in Gebrauch; die 10 andern, worunter das Schotten-, Rothethurm-, Stubenthor und die beiden Kärthnerthore die frequentesten waren, wurden bei der Stadterweiterung planirt. Die Vorstädte liegen in weitem Kreise um die Stadt, durch die eben erwähnte Ringstraße und die in unmittelbarer Nähe der Vorstadthäuser geführte Fahrstraße, Lastenstraße genannt, von derselben getrennt, und sind ihrerseits von einem 12 Fuß hohen Wall und Graben, den Linien, umgeben, deren Regulirung jedoch auch bevorsteht. Ihr Umfang beträgt, die Insel Leopoldstadt mit einbegriffen, 158,538, ohne die genannte Insel 9998 Klaftern. Die größte Breite zwischen der Matzleinsdorfer- und der Taborlinie beträgt 3010 Klaftern. Das Gesammtareal der Stadt und der Vorstädte umfaßt 1,085 QMeilen. Die Plätze der innern Stadt, 22 an der Zahl, sind meist wenig umfangreich und die Straßen eng und nicht gerade, welchem Uebelstand man neuerlich jedoch durch Straßenerweiterung und namentlich durch die Ringstraße zum Theil abgeholfen hat. Größere Plätze sind der äußere Burgplatz zwischen der Burg und dem Burgthor, dem Hof- und dem Volksgarten, nur zum kleinern Theil von Gebäuden eingeschlossen und in große Rasenparterres eingetheilt; der Hof, wo die Residenz des Herzogs Heinrich Jasomirgott stand; der hohe u. der neue Markt; der Franzensplatz, eigentlich der Haupthof der kaiserlichen Hofburg; der Josephsplatz; der mehr eine breite Straße bildende Graben; der Stephansplatz und die Freiung, sowie in den neuen Stadttheilen der Rudolfsplatz und der Schwarzenbergsplatz. Von den kleinern Plätzen sind zu nennen der Minoriten-, Ball-, Michaeler-, Lobkowitz-, Spital-, Franciskaner-, Universitäts-, Dominikaner-, Peter-, Rupprechts- und Judenplatz. Als die schönsten Straßen verdienen ausgezeichnet zu werden vor allen die Ringstraße, und zwar der Burg-, Opern-, Kärnthner-, Kolowrat- und Parkring durch seine Gebäude; der Stubenring und Franz-Josephskai aber durch seine Begrenzung; dann in der innern Stadt die Herrengasse, der Kohlmarkt, die Kärthnerstraße, die Wallzeile, die Rothethurmstraße, der alte Fleischmarkt, die Wipplingerstraße u. die Singerstraße; in den Vorstädten die Praterstraße (früher eine der schönsten Straßen W.s), die Taborstraße,

Digitized by Google

die Währingerstraße, die Alsergasse, die Favoritenstraße, der Rennweg, die Ungergasse und die Hauptstraßen der Vorstädte Mariahilf, Wieden und Landstraße. Ueber den Donaukanal und über die Wien führen innerhalb der Linien 18 Brücken und Stege; über den Donaukanal: die Augartenbrücke, 35 Klafter lang (eine hölzerne provisorische Brücke), der Karls-Kettensteg, 50½ Klafter lang, die Ferdinandsbrücke, 34 Klafter lang (erst 1865 wieder modern renovirt), die Aspernbrücke, eine prachtvolle, 1864 eröffnete Kettenbrücke nach neuem System, die Franzens-Kettenbrücke, 37 Klafter lang, die Eisenbahnbrücke u. die Sophien-Kettenbrücke, 57 Klafter lang; über die Wien: eine nevillsche Brücke (Leopoldsbrücke), eine Bohlenbrücke, eine (Fahr-)Kettenbrücke, ein Kettensteg (nächst dem Obstmarkt), die schöne, 33 Klafter lange, steinerne Elisabethbrücke, eine Nothbrücke, die schöne eiserne Bogenbrücke (Karolinenbrücke) im Stadtpark, eine massive, 1402 erbaute Pfeilerbrücke außerhalb der Wallzeile, die zierliche steinerne Radetzkybrücke (1856 vollendet) und 3 hölzerne Stege. Der Alserbach ist innerhalb der Linien ganz überwölbt. In Bezug auf solide Bauart der Häuser steht W. unter den Städten Deutschlands und Europa's ohne Zweifel in erster Reihe. Unter den in architektonischer Hinsicht hervorragenden Gebäuden steht die k. k. Hofburg, zwar nicht in Beziehung auf einheitlichen Styl, aber ihres Umfangs und ihrer Bedeutung halber obenan, ein Aggregat von Gebäuden, welche zu verschiedenen Zeiten im verschiedenartigsten Baustyl aufgeführt, um- und angebaut wurden und im Ganzen eine Länge von 456 Klaftern und halb so viel Breite haben. Der älteste Theil ist der sogenannte Schweizerhof, von Herzog Leopold VII. erbaut, an diesen stößt im Süden der leopoldinische Trakt, von Leopold I. 1670 vollendet und im Innern aufs reichste ausgestattet; der westliche, dem Schweizerhof gegenüber liegende Theil, der Amalienhof, wurde unter Kaiser Rudolf II. erbaut; die Nordseite endlich bildet die prachtvolle, unter Karl VI. nach den Plänen Fischers von Erlach aufgeführte sogenannte Reichskanzlei, vor deren imposanten Thorhallen 4 kolossale Herculesgruppen von Matthielli stehen. Diese 4 Haupttrakte umschließen den innern Burghof, jetzt Franzensplatz genannt. Die übrigen mit der Hofburg zusammenhängenden Gebäude sind: das Burgtheater, 1760 erbaut; die k. k. Winterreitschule, 1735 unter Leitung Fischers von Erlach vollendet, eine prachtvolle Halle, mit einer auf Säulen ruhenden Gallerie, 1848 zu den Reichstagssitzungen verwendet; die Stallburg, im Erdgeschosse Stallungen, in den Stockwerken Bureaux enthaltend; das Redoutengebäude mit den großen Redoutensälen; das prachtvolle Gebäude der Hofbibliothek, 1726 von Fischer von Erlach erbaut, mit 240 Fuß langem und 54 Fuß breitem, von D. Gran in Fresco ausgemaltem Saal, und das Gebäude des zoologischen Museums. Andere ausgezeichnete öffentliche Gebäude sind in der innern Stadt: der Palast des Ministeriums des Aeußern am Ballplatze; der Palast des Finanzministeriums in der Himmelpfortgasse; das Kriegsministerium, das bürgerliche Zeughaus und das Gebäude der Kreditanstalt am Hof; der Palast des Ministeriums des Innern und das Magistratsgebäude mit dem schönen Gemeinderathssaale in der Wipplingerstraße; die Paläste des Polizeiministeriums und der Nationalbank, das Statthaltereigebäude und das Landhaus in der Herrengasse; die ungarische Hofkanzlei in der Bankgasse; das Gebäude der Akademie der Wissenschaften mit schöner Façade und prachtvollem Sitzungssaal (Aula) am Universitätsplatz; das Postgebäude und Handelsministerium nächst dem Fleischmarkt; das Bancogebäude (die öffentlichen Kassen) in der Singerstraße; die Börse auf der Freiung; das Gebäude der Gesellschaft der Musikfreunde unter den Tuchlauben; das herzoglich savoyische Damenstift in der Johannisgasse und die beiden großen, 1856 vollendeten Defensionskasernen auf der Dominikanerbastei. In der Ringstraße und den daran stoßenden neuen Straßen sind das neue, 1868 zu eröffnende Opernhaus, der Kursalon im Stadtpark, das Ausstellungsgebäude der k. k. Gartenbaugesellschaft, die Handelsakademie, das Künstlerhaus und das akademische Gymnasium als Gebäude bemerkenswerth, die im Ganzen oder doch im Einzelnen als künstlerisch gelungene Architekturwerke genannt werden können. In den Vorstädten sind hervorzuheben: das k. k. Lustschloß Belvedere am Rennweg, 1693—1724 vom Prinzen Eugen von Savoyen durch den Architekten Hildebrand erbaut, gegenwärtig die k. Gemäldesammlung enthaltend; die k. k. theresianische Akademie in der Favoritenstraße; die medicinische Josephsakademie in der Währingerstraße; das Centralmilitärequitations-Institut in der Ungergasse; das neue Krankenhaus der Rudolfsstiftung; das israelitische Taubstummeninstitut, die ehemalige Cigarrenfabrik in der Vorstadt Weißgärber; ferner das Hauptzollamt, das Invalidenhaus, die neue Markthalle, das Münzgebäude, die Heumarktkaserne, das polytechnische Institut, das Schulhaus der protestantischen Gemeinde, das Geniedirektionsgebäude, der k. k. Marstall, das Gebäude der Leibgardegendarmerie, das militärgeographische Institut u. das Kriminalgebäude, sämmtlich an der Lastenstraße; das Abgeordnetenhaus jenseits des Schottenrings; die Kommunaloberrealschule auf der Wieden, sowie die neuerbauten Schulen in Erdberg am Rennweg, im Alsergrund, Rossau und Neubau; das neue Gemeindehaus auf der Wieden; die Infanteriekaserne auf der Mariahilfstraße; die Kavalleriekaserne in der Augartenstraße; die Bahnhöfe, namentlich die beiden Südbahnhöfe, der 1859 erbaute Westbahnhof mit Gassers schöner Statue der Kaiserin Elisabeth, und der erst 1866 vollendete grandiose Nordbahnhof, einer der prachtvollsten Europa's; das Harmonietheater, das Theater an der Wien, das Karlstheater in der Praterstraße; der Cirkus Renz; das neue Irrenhaus am Alsergrund; das neue Anatomiegebäude nächst dem allgemeinen Krankenhause; das Bürgerversorgungshaus und die freiwillige Arbeitsanstalt nächst der Währingergasse; das Gebäude der Donaudampfschifffahrts-Gesellschaft und das Sophienbad in der Vorstadt Weißgärber, das Dianabad und die Dampfmühle in der Leopoldstadt, das Blindeninstitut und das löwenburgische Konvikt in der Josephsstadt, das

Digitized by Google

neue Gemeindehaus in Schottenfeld, das Waisenhaus und das Findelhaus in der Alservorstadt, die ehemalige k. k. Porzellanfabrik in der Rossau; endlich das 1849—55 in der Gestalt eines regelmäßigen Vierecks erbaute Arsenal vor der Belvederelinie, dessen Fronten 253, dessen Langseiten aber 663 Klafter messen, so daß der Umfang des ganzen Gebäudes 1826 Klafter beträgt. An den 4 Ecken, sowie in der Mitte der beiden Langseiten und in der Mitte der hintern Schmalseite liegen 7 Defensionskasernen, in denen 6000 Mann untergebracht werden können. In architektonischer Beziehung sind in diesem großartigen Bau besonders die Kommandantur, das Waffenmuseum und die Kirche zu beachten. Lediglich wegen ihres Umfangs verdienen noch genannt zu werden das allgemeine Krankenhaus u. die Infanteriekaserne in der Alsergasse, die Kavalleriekaserne in der josephstädter Straße und die Artilleriekaserne am Rennweg. Unter den Privatgebäuden sind die hervorragendsten: in der innern Stadt: das Palais des Erzherzogs Albrecht auf der Augustinerbastei und der Neubau desselben nächst dem k. k. Hofgarten, das fürstlich liechtensteinische Majoratshaus in der vorderen Schenkenstraße, das Palais des Fürsten Esterhazy in der Wallnerstraße, des Grafen Palavicini am Josephsplatz, des Grafen Harrach, des Grafen Hardegg und des Fürsten Kinsky auf der Freiung, des Fürsten Lobkowitz am Lobkowitzplatz, des Herzogs von Koburg-Kohary u. des Freiherrn von Trenck-Tondern auf der Seilerstätte, das erzbischöfliche Palais am Stephansplatz, das Palais des Fürsten Liechtenstein in der Herrengasse, des Fürsten Montenuovo in der Strauchgasse, des Grafen Schönborn in der Renngasse, der Erzherzogin Elisabeth und der Fürstin de Ligne auf der Löwelbastei, des Fürsten Schwarzenberg am neuen Markt, der Trattnerhof, das Sparkassengebäude, das liebigsche Gebäude, sowie die erst 1867 vollendeten Prachthäuser von Reisenleitner u. Haas am Graben, der Mozarthof in der Rauhensteingasse, der Bellegardehof in der Landskrongasse, der Schottenhof in der Schottengasse, der Seitenstätterhof, das große Bürgerspital am Spitalplatz, der Bazar in der Spenglergasse, mehre Hôtels (der Fischhof der Gesellschaft Anker gehörig), der coithsche Palast in der Ringstraße, das tedesco'sche Haus zu Ende der Kärnthnerstraße, die Gebäude der Gräfin Erdödy und des Freiherrn von Wodianer unter den Tuchlauben, der fürsterzbischöfliche Palast, Baron Mayrs schöner Neubau am Stephansplatz, die ötzeltschen Häuser zu Ende der Schottengasse, das gräflich wickenburgsche Gebäude am Salzgries u. a. m.; in der Ringstraße die architektonischen Prachtbauten der Paläste der Erzherzöge Wilhelm und Ludwig Victor und des Prinzen von Würtemberg, sowie eine Reihe mehr oder minder ausgezeichneter Wohnhäuser; in den Vorstädten: das Palais des Fürsten Schwarzenberg am Rennweg und des Fürsten Auersberg am josephstädter Glacis, beide von Fischer von Erlach erbaut, die Palais des Fürsten Liechtenstein in Erdberg und Liechtenthal, das Palais des Fürsten Metternich am Rennweg, des Herzogs von Modena auf der Landstraße, des Fürsten Esterhazy in Mariahilf, der Fürstin Dietrichstein in der Währingergasse, des Erzherzogs Rainer und des Fürsten Schönburg am Schaumburgergrund, des Fürsten Sulkowsky in Matzleinsdorf, das starhembergische Freihaus auf der Wieden (mit 300 Wohnungen), der Palast des Erzherzogs Karl Ludwig und der Wertheimhof auf der Wieden, die Paläste des Fürsten Milosch Obrenowitsch und des Fürsten Salm, dann die dreherische Bierhalle auf der Landstraße, das Gebäude des v. Klein in der Praterstraße, der gräflich czerninsche Palast am Paradeplatz, endlich in der Alservorstadt und Rossau die Paläste und Gebäude des Prinzen Wasa, Grafen Schickh, Grafen Wimpfen, Bösendorfer u. a. m.

W. hat über 50 katholische, eine griechisch-unirte, 3 griechisch-nichtunirte und 3 protestantische Kirchen, 2 öffentliche und mehre Privatsynagogen und zahlreiche Kapellen. Unter den 20 Kirchen der innern Stadt ist die Domkirche zum heiligen Stephan, obwohl unvollendet und im Innern theilweise noch durch mannichfaltigen, dem gothischen Styl nicht angemessenen Schmuck verunstaltet, doch eins der ausgezeichnetsten Bauwerke dieser Art. Den ersten Grund zu dieser Kirche legte Heinrich II. Jasomirgott 1144, erweitert ward sie unter Albrecht II., und ihre gegenwärtige Gestalt erhielt sie unter Rudolf IV. und Albrecht III. Sie ist in Form eines lateinischen Kreuzes von Grobkalkquadern aufgeführt, 333 Fuß lang, im Kreuzschiff 222 Fuß breit und umschließt einen Flächenraum von 32,400 QFuß. Die Mauer der Wand ist 79 Fuß hoch und hat zwischen den Strebepfeilern 31 Fenster. Das Dach des Schiffs hat eine Höhe von 105½, das des Chors von 67 Fuß und beide sind mit glasirten farbigen Ziegeln gedeckt. Von den 4 Thürmen des Doms sind die 2 zu beiden Seiten der Façade stehenden, die sogenannten Heidenthürme, 202 Fuß hoch, achteckig und enthalten das gewöhnliche Kirchengeläute. Von den beiden andern, an den Enden des Kreuzschiffes befindlichen Thürmen wurde der nördliche bis 1516 bis zu einer Höhe von 143 Fuß aufgeführt, 1579 mit einem schließenden Aufsatz versehen und ist im Ganzen 205 Fuß hoch. Derselbe enthält eine 308½ Centner schwere Glocke. Der Bau des südlichen Thurms wurde unter der Leitung Wenzle's von Klosterneuburg begonnen, unter der von Hans Prachatitz fortgesetzt und von Anton Pilgram 1433 vollendet. Seine Höhe beträgt 435½ Fuß. In demselben hängt eine 354, mit Helm und Schwengel 402 Centner schwere Glocke, welche 1711 aus eroberten türkischen Kanonen gegossen worden ist. Die im Laufe der Zeit schadhaft gewordene Spitze des Thurms wurde 1839 in einer Länge von 60 Fuß abgetragen und bis 1842 auf der Grundlage eines eisernen Gerippes von Neuem aufgeführt, in neuester Zeit aber, als den Einsturz drohend, wieder völlig umgebaut und vom Dombaumeister Schmidt 1865 vollendet. Die lange unvollendet gebliebenen Giebel an der Außenseite des Doms wurden in neuester Zeit nach den Plänen des Architekten Ernst stylgemäß ausgebaut. Den Haupteingang ins Innere bildet das sogenannte Riesenthor, ein sehr interessanter Rest des ältesten Bau's, im roma-

Digitized by Google

nischen Styl. Das Gewölbe der Unterkirche wird von 12, das des hohen Chors von 6 Pfeilern getragen. An letzterem ist beiderseits eine Kapelle angebaut, wovon die Barbarakapelle in jüngster Zeit stylgemäß restaurirt wurde; auch zu beiden Seiten des Riesenthores sind mit schönen Rosenfenstern ausgestattete Kapellen, die Kreuz- und Eligiuskapelle, deren Ecken die Standbilder des Herzogs Rudolf IV. und seiner Gemahlin mit den Wappenträgern Oesterreichs und der Stadt W. zeigen. Neben den 37 marmornen, im Geschmack des 17. und 18. Jahrhunderts ausgeführten und mit dem Baustyl des Ganzen nicht in Uebereinstimmung stehenden Altären, deren Beseitigung bevorsteht, zeichnet sich nur der 1657 von Jakob Bock vollendete Hochaltar von schwarzem Marmor durch stylvollere Bauart aus. Das Hochaltarblatt, die Steinigung des heiligen Stephan darstellend, von Tobias Bock, gehört zu den besseren Kunstwerken jener Periode. Andere werthvolle Gemälde sind Sandrarts Kreuzabnahme am Passionsaltare, eine Madonna am Speisaltare und ein Freskogemälde von Ender in der Kreuzkapelle. Ein Meisterwerk der Plastik ist die 27½ Fuß hohe, 1430 von A. Pilgram vollendete Kanzel; nicht minder ausgezeichnete Arbeiten sind die Chorstühle mit ihren kunstvollen Holzschnitzereien von A. Rollinger, von 1484. die Glasmalereien in den Fenstern am Hochaltare im Seitenschiffe (neu hergestellt) und in der Eligiuskapelle, die große Orgel von Neuhauser mit 32 Registern, der Taufstein von 1487 und ein Holzcrucifix in der Taufkapelle und das steinerne Tabernakel auf dem großen Frauenaltar. Unter den zahlreichen Grabmonumenten verdienen hervorgehoben zu werden der Sarkophag des Kaisers Friedrich III., 15¼ Fuß lang, 6½ Fuß breit und 5 Fuß hoch, von Nikolaus Lerch aus rothem Marmor gearbeitet, mit einem zierlichen Marmorgeländer umgeben und mit Statuetten, Reliefs und Ornamenten aller Art reich ausgestattet; das Grabmal des Prinzen Eugen von Savoyen in der Kreuzkapelle; das Grabmal Albrechts III. und seiner Gemahlin Elisabeth, des Erzbischofs Grafen Kollonitz und B. E. Milde, des Geschichtschreibers Spießhammer u. a. m. An der Außenseite der Kirche befindet sich außer vielen Grabmonumenten jene Kanzel, von welcher Johann Capistran 1451 den Kreuzzug gegen die Türken predigte. Unter der Kirche sind umfangreiche Katakomben, 34 große Gewölbe bildend und mit Gebeinen förmlich angefüllt. Auch ist hier eine Kaisergruft, in welcher seit Ferdinand II. die Eingeweide der verstorbenen Mitglieder des Kaiserhauses in kupfernen Urnen beigesetzt werden. (Vergl. Perger, Der Dom zu St. Stephan, Triest 1854.) Von den übrigen Kirchen der innern Stadt sind folgende hervorzuheben: die Hofpfarrkirche zum heiligen Augustin, 1339 vollendet, 1783 umgebaut, 280 Fuß lang, 90 Fuß breit, 61 Fuß hoch, mit 212 Fuß hohem Thurm, enthält das vorzüglichste plastische Kunstwerk W.s, das Mausoleum der Erzherzogin Christine von Canova, in der Todtenkapelle das Grabmal des Kaisers Leopold II. von Zauner und das des Feldmarschalls Daun von Moll. In der anstoßenden Lorettokapelle werden die Herzen der verstorbenen Mitglieder des kaiserlichen Hauses in silbernen Urnen aufbewahrt. Die Pfarrkirche zu St. Michael, 1220 begonnen, zu Anfang des 15. Jahrhunderts umgebaut, mit schlankem, gothischem Thurm, enthält werthvolle Gemälde von Bock, Unterberger, Schnorr u. A. und die Grabmonumente der Freiherren Hans und Sixtus von Trautson u. des Dichters Metastasio, dessen Sarg in der Gruft steht. Die Kirche zu St. Maria Schnee (Minoritenkirche), 1330 vollendet, hat ein prachtvolles gothisches Portal, ein Monument Metastasio's von Loccardi, 1855 errichtet, schöne Altarblätter u. Raffaeli's Mosaikkopie des Abendmahls von Leonardo da Vinci. Die Pfarrkirche der Benediktinerabtei „Schotten", von Heinrich II. Jasomirgott gegründet, hat eine treffliche Orgel, schöne Altarblätter von Tob. Bock und Sandrart und die Gräber des genannten Gründers und des Grafen Rüdiger von Starhemberg, des tapfern Vertheidigers W.s gegen die Türken 1683. Die Pfarrkirche zu den neun Chören der Engel am Hof, 1386 vollendet, hat einen imposanten Portikus und schöne Altarblätter von Caracci, Pozzo, Sandrart u. A. Die Kirche Maria Stiegen (Maria am Gestade) soll aus dem 9. Jahrhundert herstammen, erhielt aber ihre gegenwärtige Gestalt zu Anfang des 15. Jahrhunderts, ist eins der schönsten Denkmäler altgothischer Baukunst, 216 Fuß lang, 72 Fuß hoch, aber nur 60 Fuß breit, hat einen schönen Hochaltar, wohlerhaltene alte Glasmalereien, Skulpturen ꝛc. und einen 180 Fuß hohen, in einen schönen Blumenkelch auslaufenden Thurm. Die Pfarrkirche zu St. Peter, 1702 von Fischer von Erlach nach dem Muster der Peterskirche zu Rom erbaut, hat ein herrliches Marmorportal, schöne Freskomalereien u. andere werthvolle Gemälde. Die kleine Kirche zu St. Rupprecht, urkundlich die älteste Kirche W.s, soll aus dem 8. Jahrhundert herrühren. Die Universitäts- und Jesuitenkirche, 1631 vollendet, ist eine reich verzierte Basilika mit Fresken u. Altarblättern von Pozzo. Die Pfarrkirche zu Maria Rotunda (Dominikanerkirche), 1639 erbaut, enthält einige interessante Grabmäler, ein treffliches Hochaltarblatt von Kuppelwieser, Gemälde von Bock und Spielberger und Fresken von Pozzo. Die Kirche des Deutschordens, 1316 vollendet, ist wegen der darin befindlichen Wappenschilder der österreichischen Mitglieder des Ordens und mehrer Grabmonumente sehenswerth und wurde vor wenig Jahren erst stylgemäß restaurirt. Die Kapuzinerkirche, 1632 vollendet, enthält die kaiserliche Gruft, worin seit Kaiser Matthias alle Glieder des kaiserlichen Hauses beigesetzt werden. Besonders prachtvoll sind die Särge der Kaiserin Maria Theresia und Franz' I. Auch Napoleons I. Sohn, der Herzog von Reichstadt, ruht in dieser Gruft. Die Kirche zu St. Anna, 1747 vollendet, ist von Pozzo in Fresco ausgemalt. Von den 33 Kirchen der Vorstädte sind folgende die ausgezeichnetsten: die Pfarrkirche zu St. Karl Borromeo auf der Wieden, 1736—37 unter Karl VI. in Folge eines Gelübdes desselben wegen Aufhörens der Pest nach dem Plane Fischers von Erlach von Martinelli aufgeführt, hat eine imposante Kuppel von 90 Fuß Höhe und 60 Fuß Durchmesser, ein schönes, auf 6 korinthischen Säulen ruhendes, im

Digitized by Google

Giebel mit einem Marmorrelief geziertes Portal, zwei 141 Fuß hohe Glockenthürme mit Scenen aus dem Leben des Kardinals Borromeo darstellenden Reliefs, triumphbogenartige Seiteneingänge, Fresken von Rothmayr, schöne Altarblätter und das Grab des Dichters Collin († 1811). Die Kirche zu St. Johann von Nepomuk in der Jägerzeile, 1846 nach Rösners Plan neu erbaut, enthält einen Hochaltar von ausgezeichneter Schönheit, ein treffliches Altarblatt von Kuppelwieser, Fresken von Führich und Ziegler, Basreliefs von Klieber und Statuen an der Hauptfronte von Bauer. Die Pfarrkirche zu St. Leopold in der Leopoldstadt, 1728 in ihrer gegenwärtigen Gestalt vollendet, ist wegen schöner Ornamentik, eines Hochaltarblatts von Altomonte und guter Fresken erwähnenswerth. Die Pfarrkirche zu Mariä Verkündigung in der Rossau, eine Stiftung des Fürsten Ottavio Piccolomini, 1639 von Carlone vollendet, mit schönen Arbeiten in Stucco, steht mit der berühmten Kapelle des heiligen Peregrini in Verbindung. Die Pfarrkirche zu den 14 Nothhelfern in Liechtenthal, 1770 vollendet, enthält gute Altarblätter von Kuppelwieser, Zoller u. A., Skulpturen von Loy und einen schönen Hochaltar von Marmor; die Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit am Waisenhause, 1723 vollendet, gute Gemälde von Rothmayr und Altomonte; die Pfarrkirche zu Maria Treu in der Josephsstadt, 1716 vollendet, Plafondfresken und Gemälde von Maulbertsch, Brand u. A. Die Glockenthürme wurden erst vor wenig Jahren neu gebaut. Ein stattlicher Bau ist die Pfarrkirche zu St. Lorenz in Schottenfeld, 1787 vollendet, mit prachtvollem Hochaltar von Marmor, an dessen Tumba Procops ausgezeichneter Bleiguß, eine Grablegung Christi, sich befindet, schönem Hochaltarblatt von Strudel, Skulpturen, Fresken u. einer trefflichen Orgel von Christmann. Eine der schönsten Neubauten W.s ist die Pfarrkirche zu den sieben Zufluchten in Altlerchenfeld, 1848 nach Müllers Plan begonnen, mit Fresken von Kuppelwieser und Engerth. Unweit davon, in der Kaiserstraße, ist auch der zierliche gothische Neubau des Dombaumeisters Schmidt: die Kirche zu Mariä Empfängniß, der Kongregation der Lazaristen angehörig. Die Kirche zu Mariä Verkündigung in St. Ulrich (Kirche der Mechitaristen), 1684 vollendet, hat, außer guten Altarblättern von Schmidt, Maulbertsch und Schindler, im Refektorium Schnorrs ausgezeichnetes Wandgemälde, die Speisung der Fünftausend darstellend. Die Pfarrkirche zu Maria Trost in St. Ulrich, 1721 in ihrer jetzigen Gestalt hergestellt, führt ihren Namen von einem darin befindlichen Gnadenbilde und hat treffliche Altarblätter von Dobiaschofsky und Troger. Die Kirche zum heiligen Kreuz (Stiftskirche) auf der Leimgrube, 1736 erbaut, ist wegen ihres schönen Thurms; die Pfarrkirche zu Mariahilf in der gleichnamigen Vorstadt, 1730 vollendet, wegen eines vielverehrten Gnadenbildes der Maria und trefflicher Plafondfresken von Troger; die Pfarrkirche zu St. Joseph in der Vorstadt Margarethen, 1768 von der Kaiserin Maria Theresia gegründet, wegen eines schönen Hochaltars und vorzüglicher Gemälde von Altomonte, Auerbach und Maulbertsch; die Pfarrkirche zu den heiligen Schutzengeln auf der Wieden, 1651 vollendet, wegen eines sehr verehrten Madonnenbildes, guter Gemälde von Rothmayr und Heß bemerkenswerth. Die jüngste der neuen Kirchen W.s, die Elisabethkirche, befindet sich auf der Wieden, unweit des Belvedere; sie wurde nach den Plänen des Architekten Bergmann im gothischen Styl erbaut und enthält Altarbilder von Dobiaschofsky. Auch die Kirche zu Mariä Heimsuchung am Rennweg, 1719 vollendet, mit großartiger Kuppel, reichem Gold- und Marmorschmuck, Kuppelgemälde von Pellegrini, Hochaltarblatt von van Schuppen, Seitenaltarblättern von Jansen und Altomonte, ist sehr beachtenswerth. Die neueste Kirche W.s ist noch im Bau begriffen, nämlich die Heilandskirche vor dem Schottenthore, vom Erzherzog Ferdinand Maximilian zum Gedächtniß der Rettung des Kaisers bei dem Attentat am 18. Februar 1853 gegründet (daher gewöhnlich Votivkirche genannt), nach Ferstls Plan in altgothischem Styl aufgeführt, welche nach dem vorhandenen Modell u. den bereits vorgeschrittenen Wänden einer der hervorragendsten Kirchenbaue der Neuzeit zu werden verspricht. Die Kirche der unirten Griechen zu St. Barbara am Dominikanerplatz, 1854 renovirt, hat eine schöne Façade und reichen Schmuck im Innern. Die Kirche der nichtunirten Griechen auf dem alten Fleischmarkt ist ebenfalls neuerlich umgebaut und von Stahl mit Gemälden ausgestattet, die Façade aber nach Hansens Plan im byzantinischen Styl, reich mit Goldverzierung dekorirt, umgestaltet worden. Die Kirche der evangelischen Gemeinde augsburgischer Konfession in der Dorotheengasse hat ein schönes Altarblatt von Lindner und eine sehr gute Orgel von Deutschmann. Die Kirche der evangelischen Gemeinde helvetischer Konfession, nahe bei der vorigen, ist ein geschmackvoller Bau von Nigelli mit schöner Marmorkanzel. Die Lutheraner haben in der Vorstadt Gumpendorf noch eine zweite, 1849 von Förster erbaute ansehnliche Kirche. Von den beiden Synagogen befindet sich die ältere, von Kornhäusel 1826 erbaute in der seitenstätter Gasse, die neue, 1858 vollendete, ein imposantes Bauwerk im maurischen Styl, ebenfalls von Förster, in der Leopoldstadt. Ordensstifter u. Klöster hat W. 25, und zwar der Benediktiner, Barnabiten, Dominikaner, Franciskaner, Kapuziner, Minoriten, Redemptoristen, Mechitaristen, Piaristen, Serviten, Ursulinerinnen, Elisabethinerinnen, Salesianerinnen ꝛc. Die Kirchen derselben haben wir bereits zum großen Theil angeführt.

An öffentlichen Denkmälern ist W. im Vergleich zu anderen Hauptstädten verhältnißmäßig arm, doch ist bei den projektirten Neubauten W.s auf mehre Monumente Rücksicht genommen worden und wird u. a. das von Pöhnel in Dresden angefertigte Schwarzenberg-Denkmal längstens 1868 aufgestellt werden. Die vorzüglichsten sind: die Reiterstatue Kaiser Josephs II. am Josephsplatz, 1807 enthüllt, ein Werk Zauners; die Statue Franz' II. am Franzensplatz, 1846 nach dem Entwurf Marchesi's ausgeführt; die beiden Reiterstatuen des Erzherzogs Karl u. Prinzen Eugen von Savoyen am äußern Burgplatz, beide von Fernkorn und zwar 1858 u. 1865 vollendet; die Reiterstatue Franz' I. im Hof-

Digitized by Google

garten, von Moll; die Dreifaltigkeitssäule am Graben, von Kaiser Leopold I. zufolge eines Gelübdes zum Andenken an die Befreiung W.s von der Pest 1693 errichtet, 66 Fuß hoch, aus salzburger Marmor mit Reliefs, nach der Komposition Ottavio Burnaccini's von Fischer von Erlach ausgeführt; das Monument am hohen Markt, ebenfalls von Kaiser Leopold gelobt und unter Karl VI. 1732 aus Marmor und Erz hergestellt, bestehend aus einem auf 4 korinthischen Säulen ruhenden Tempel mit einer die Vermählung Maria's darstellenden Gruppe; die Mariensäule am Hof, 1667 errichtet, ein Werk Balthasar Herolds; der Brunnen am neuen Markt, 1739 von Raphael Donner in Bleikomposition meisterhaft ausgeführt, ein Becken mit der Statue der Vorsicht in der Mitte und den Statuen der 4 Hauptflüsse Niederösterreichs: Traun, Ens, Ips u. March, am Rande; der Brunnen auf der Freiung, ein Werk Schwanthalers, 1846 errichtet, mit der Statue der Austria, umgeben von den Statuen der Donau, der Elbe, des Po und der Weichsel; die beiden Springbrunnen am Graben, seit 1804 mit den von Fischer in Bleikomposition ausgeführten Bildsäulen des heiligen Joseph und des heil. Leopold geziert; die beiden Springbrunnen am Hof, 1812 mit allegorischen Gestalten von Fischer ausgestattet; der Brunnen im Hof des Rathhauses mit der in Bleikomposition ausgeführten Gruppe Perseus und Andromeda, einem Meisterwerk Donners; der heil. Georg im Hof des Palais Montenuovo, von Fernkorn in Zink ausgeführt; die Brunnenstatue Fernkorns im neuen Börsengebäude; das Gänsemädchen; eine Bronzestatue auf der Brandstatt; die kolossale Bronzebüste Mozarts im Stiegenhause des Mozarthofs; der Theseustempel im Volksgarten, 1823 von Nobile nach dem Muster des gleichnamigen Tempels in Athen errichtet, und Canova's schöne Gruppe, die Besiegung der Centauren durch Theseus, enthaltend; endlich Hans Gassers Donauweibchen im Stadtpark. In nächster Zukunft wird auch die Brunnengruppe unter der Terrasse des erzherzoglich albrechtschen Palastes aufgestellt und eine der vorzüglichsten plastischen Zierden W.s werden. In den Vorstädten sind noch zu nennen: Fischers Brunnengruppe der Wachsamkeit in der Hauptstraße der Alservorstadt; Breleuthners Brunnen vor der Pfarrkirche zu den heiligen Schutzengeln auf der Wieden; der Brunnen im Hofe der Josephsakademie mit Fischers trefflicher Bildsäule der Hygieia; die Mariensäule auf dem Kirchplatze der Piaristen in der Josephsstadt, 1673 errichtet; endlich das Resselmonument, Bronzestatue von Fernkorn, vor dem polytechnischen Institut. Die Figuren für die Elisabeth- und für die Aspernbrücke sind schon in Angriff genommen worden, werden aber kaum vor 1865 zur Aufstellung kommen.

An Unterrichtsanstalten ist W. reich. Voran steht die von Rudolf IV. 1365 gestiftete Universität, nach Prag die älteste in Deutschland und nach Paris die am stärksten besuchte der Erde, mit cirka 120 Lehrern und gegen 3000 Studirenden (vgl. Kink, Geschichte der kaiserlichen Universität zu W., Wien 1854, 2 Bde.). Sie ist mit literarischen Hülfsinstituten und Sammlungen aller Art reich ausgestattet, entbehrt aber, seitdem ihr Gebäude der k. k. Akademie der Wissenschaften überwiesen wurde, noch immer einer einheitlichen würdigen Stätte, während jetzt ihre verschiedenen Hörsäle und Anstalten nach allen Richtungen hin zerstreut sind. Die wichtigsten dieser letztern sind die Bibliothek von 150,000 Bänden; die Sternwarte (im Gebäude der Akademie der Wissenschaften); das philologisch-historische Seminar; das Institut für österreichische Geschichtsforschung; der botanische Garten am Rennweg mit dem botanischen Museum, ansehnlicher Bibliothek und großem Herbarium; das naturhistorische Museum, aus einer zoologischen und mineralogischen Sammlung bestehend; die Centralanstalt für Meteorologie u. Erdmagnetismus, 1851 eröffnet, mit einem über den Staat in mehr als 100 Stationen ausgebreiteten Beobachtungssystem; das physikalische Institut, reich an ausgezeichneten Instrumenten und Apparaten; das landwirthschaftliche Museum; das chemische Laboratorium; das pathologisch-anatomische Museum im allgemeinen Krankenhaus mit cirka 2500 Präparaten; das Museum der vergleichenden Anatomie, 1851 von Professor Hyrtl gegründet, mit gegen 4500 Präparaten; das physiologische Institut; das pathologisch-chemische Laboratorium; das zootomische Kabinet; die Sammlung chirurgischer Instrumente und Maschinen; die pharmakognostische Sammlung ꝛc. Andere wissenschaftliche Anstalten sind: die höhere Bildungsanstalt für Weltpriester zum heil. Augustin; das Hausstudium der Mechitaristen; die der Universität angehörige evangelisch-theologische Fakultät; das polytechnische Institut, 1805 eröffnet, mit reichhaltigen Sammlungen von Mineralien, Modellen aller Art, mathematischen Instrumenten, chemischen Präparaten, Waarenmuseen ꝛc., Bibliothek von 9000 Bänden, technologischem Kabinet, chemischem Laboratorium und mechanischer und astronomischer Werkstätte; die medicinisch-chirurgische Josephsakademie, 1785 zur Heranbildung von Aerzten für die österreichische Armee gegründet, mit der berühmten anatomisch-pathologischen Wachspräparatensammlung Fontana's; das Thierarzneiinstitut, die Central-Veterinärlehranstalt der Monarchie, 1812 organisirt und mit reichen Hülfsmitteln ausgestattet; die k. k. orientalische Akademie zur Heranbildung von Diplomaten und Dolmetschern für den österreichischen Staatsdienst im Orient, 1754 gegründet; die k. k. Akademie der bildenden Künste, 1705 gestiftet, mit Schulen für Architektur, Malerei und Bildhauerei, Bibliothek, Sammlungen von Gypsabgüssen, Gemälden, Kupferstichen ꝛc.; die Kriegsschule; das Militär-Centralequitationsinstitut; das Artillerie-Equitationsinstitut; 4 Obergymnasien (das k. k. akademische, das zu den Schotten, das der Piaristen in der Josephsstadt und das in der theresianischen Akademie); 2 Kommunal-Realgymnasien; die Handelsakademie, 1858 eröffnet; mehre Handels-, Gewerb- und Industrieschulen; 4 Ober- und 9 Unterrealschulen; eine protestantische Haupt- und Unterrealschule; eine griechische Nationalschule; cirka 70 Elementarschulen; zahlreiche Musik-, Gesang-, Zeichen- und andere Schulen. Von Erziehungsan-

Digitized by Google

stalten sind hervorzuheben: das erzbischöfliche Seminar; das pazmanische Seminar für Kleriker aus ungarischen Diöcesen; das Klerikalseminar der Katholiken des griechischen Ritus; das erzbischöfliche Knabenseminar; die theresianische Akademie; das gräflich löwenburgische Konvikt; das k. k. Taubstummeninstitut, 1779 gegründet; das israelitische Taubstummeninstitut; das Blindeninstitut, 1804 gestiftet, verbunden mit einer Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde; das k. k. Waisenhaus, 1742 gegründet, unter der Leitung der Brüder der christlichen Schulen stehend; das herzoglich savoyische Damenstift; das Civilmädchenpensionat, 1786 gegründet; die höhere Bildungsanstalt der Salesianerinnen und das Mannschaftstöchter-Erziehungsinstitut. Außerdem bestehen gegen 70 Privaterziehungsanstalten und mehr als 40 Schulen für weibliche Arbeiten.

An der Spitze der wissenschaftlichen Institute stehen die k. k. Akademie der Wissenschaften (s. Akademie) und die geologische Reichsanstalt. Letztere, 1849 gegründet, hat sich die geognostisch-geologische Untersuchung des Kaiserstaats zur Aufgabe gestellt. Sie besitzt eine große geognostisch-geographische Sammlung, eine Petrefaktensammlung, eine Sammlung mineralogischer und paläontologischer Schaustücke, eine oryktognostische und andere Sammlungen. Andere wissenschaftliche Institute, Gesellschaften und Vereine sind: das militärgeographische Institut, 1839 gegründet, eine der großartigsten Anstalten dieser Art; die Direktion der administrativen Statistik, die Centralkommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale; die k. k. Gesellschaft der Aerzte; der Alterthumsverein zur Erhaltung der Denkmale der Geschichte und Kunst, seit 1853 bestehend; die k. k. zoologisch-botanische Gesellschaft, 1851 gegründet; die k. k. geographische Gesellschaft, 1856 gegründet; die k. k. Landwirthschaftsgesellschaft mit Sammlungen von Modellen, Maschinen, ökonomischen Pflanzen, Holzarten ꝛc.; die k. k. Gartenbaugesellschaft, 1837 gegründet; der österreichische Ingenieurverein, 1848 gegründet; der Centralverein der Stenographen des österreichischen Kaiserstaates, 1849 gegründet, die Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften; der Alpenverein u. a. m. Als Kunstvereine sind hervorzuheben der Verein zur Beförderung der bildenden Künste, der österreichische Kunstverein zur Hebung des Interesse's für die Kunst durch Ankauf und Ausstellung von Kunstwerken, die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaats zu Beförderung der Tonkunst, der Verein zu Beförderung der Kirchenmusik, der Männergesangverein, die Singakademie u. a. m. Unter den zahlreichen Sammlungen für Wissenschaften und Künste sind die bedeutendsten: die k. k. Hofbibliothek von mehr als 300,000 Bänden, 17,000 Manuskripten, einem Musikarchiv von 12,000 Bänden und einer großen Sammlung von Kupferstichen; das k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv; die anderen schon oben genannten Bibliotheken der Universität, des polytechnischen Instituts, der verschiedenen Vereine u. Gesellschaften; die Primogenitur- und Fideikommißbibliothek des Kaisers Franz I von 50,000 Bänden, 500 Inkunabeln, 3500 Landkarten u. Plänen, 108 Atlanten, über 100,000 Kupferstichen und Handzeichnungen (darunter Lavaters Porträtsammlung von 22,065 Blättern); die Bibliothek des Erzherzogs Albrecht von 40,000 Bänden, über 200,000 Kupferstichen und über 15,000 Handzeichnungen; die Bibliothek des Fürsten Liechtenstein von 50,000 Bänden, des Fürsten Metternich von 25,000 Bänden, des Benediktinerstifts Schotten von 40,000 Bänden, der Piaristen in der Josephsstadt von 18,000 Bänden, der Serviten von 23,000 Bänden und werthvollen Manuskripten u. a. m. Von hoher wissenschaftlicher Bedeutung sind das Hofmineralienkabinet, von Franz I. gegründet, über 100,000 Stücke, 10,500 Schaustücke und 11,000 andere Exemplare umfassend und in eine oryktognostische, Krystallmodell-, technologische, geologische, paläontologische, Petrefakten- und Meteoritensammlung zerfallend; das zoologische Hofkabinet, eine der reichsten Sammlungen dieser Art in Europa, gegen 71,000 Arten in 364,000 Exemplaren enthaltend; das botanische Hofkabinet mit einer Sammlung von etwa 67,000 Species von Phanerogamen; das Münz- und Antikenkabinet, ersteres über 112,000 Stücke enthaltend, letzteres sehr reich an Seltenheiten (darunter die Apotheose des Augustus, die schönste aller bekannten Kameen); die k. k. ambraser Sammlung, eine große Anzahl von Rüstungen und Waffen, 1200 Porträte, zahlreiche Gemälde, Handschriften, Kunstwerke aller Art, Naturseltenheiten ꝛc. enthaltend u. mit einem Kabinet ägyptischer Alterthümer verbunden; die k. k. Schatzkammer, außer Kostbarkeiten auch Kunstgegenstände und Raritäten enthaltend. Unter den Kunstsammlungen steht die k. k. Gemäldegallerie obenan; sie nimmt das ganze vordere Gebäude des Belvedere ein und enthält cirka 17,000 Gemälde aus allen Schulen, namentlich ausgezeichnete Stücke von Raphael, Paolo Veronese, Tintoretto, Tizian, Perugino, Andrea del Sarto, Fra Bartolommeo, Agostino Caracci, Guido Reni, Correggio, Parmegianino, Murillo, Rembrandt, Hondekoeter, Ruysdael, van Dyck, Rubens, Gerhard Dow, David Teniers, Jordaens, Holbein, Albrecht Dürer, Michael Wohlgemuth, Lucas Cranach, Martin Schön, H. Memling, J. van Eyck, Quintin Messis, Raphael Mengs u. A. (vgl. Krafft, Verzeichniß der k. k. Gemäldegallerie im Belvedere zu W.). Andere größere Gemäldesammlungen sind: die der k. k. Akademie der Künste von 800 Stücken; die fürstlich liechtensteinische von mehr als 1600 Stücken; die des Grafen Harrach von 400 Stücken; die des Grafen Czernin von 350 Gemälden; die der Grafen Schönborn, des Freiherrn von Heckeeren, des Herrn v. Galvagni u. A. Eine Vereinigung von Kunst und Industrie repräsentirt das erst 1864 gegründete und einstweilen im Ballhause untergebrachte k. k. Museum für Kunst und Industrie, dessen permanente und wechselnde Ausstellungen ebenso viel Interesse bieten, als die damit verbundenen Hülfsmittel und Sammlungen, die photographische Anstalt, die jährlich Statt findenden Vorlesungen ꝛc. zur Hebung des Kunstgeschmacks wesentlich beizutragen geeignet sind. Sonstige Sammlungen sind: das k. k. astronomisch-physikalische Kabinet in der Hofburg; die Jagd- u. Sattelkammer im k. k. Mar-

Digitized by Google

stall; das Waffenmuseum im Arsenal, welches die reichen Waffen- u. Trophäensammlungen des ehemaligen k. k. Zeughauses aufgenommen hat; das bürgerliche Zeughaus mit über 16,000 Waffenstücken, Rüstungen, Fahnen ꝛc. Die Stadt hat 6 öffentliche und 2 Privattheater; jene sind: das k. k. Hofburgtheater, die erste Schaubühne Deutschlands, das Hofoperntheater, ausschließlich für Oper und Ballet bestimmt, das Theater an der Wien, das Karlstheater in der Leopoldstadt, das Theater in der Josephsstadt und das Harmonietheater in der Rossau; doch sind beide letztern gegenwärtig geschlossen. Außerhalb der Linien bestehen noch 3 Sommertheater, nämlich das Thaliatheater in Neulerchenfeld u. die in der „neuen Welt" zu Hietzing und im Hôtel Schwender zu Fünfhaus befindlichen kleinen Schaubühnen; letztere streifen jedoch bereits in das Gebiet der nur zu Lokal- und Singstücken konzessionirten Singspielhallen, wovon mehre (die renommirteste von Fürst im Prater, dann eine in einem Café auf der Wieden, bei Schwindorfer in der Giselastraße ꝛc.) sehr besucht sind. Endlich ist hier noch der großartige Cirkus Renz für Equestrik in der Leopoldstadt zu erwähnen.

Obwohl W. an Sanitätsanstalten keineswegs arm ist, so dürfte doch bei der raschen Zunahme der Bevölkerung eine Vermehrung derselben nothwendig sein. Allgemeine Spitäler gibt es eigentlich nur 3: das allgemeine Krankenhaus, das Bezirksspital auf der Wieden und das Spital der Rudolfsstiftung. Das allgemeine Krankenhaus, 1784 gegründet, besteht aus einem Komplex von Gebäuden, die ein Areal von 3400 □Klaftern einnehmen, und enthält in 93 Sälen 2000 Betten, muß aber oft ⅓ mehr aufnehmen (der durchschnittliche Krankenbestand betrug 1856 täglich 1900). Es sind hier 30 Aerzte, 28 Internpräparanden, 5 Geistliche, 24 Verwaltungsbeamte, über 400 Wärter ꝛc. beschäftigt. Auch befinden sich hier die 8 Kliniken der Universität. Das Bezirkskrankenhaus auf der Wieden, 1841 von Privatleuten gegründet, seit 1851 Staatsanstalt, enthält 800 Betten, nimmt jährlich 7—8000 Kranke auf und hat ein Personal von 19 Aerzten, 2 Geistlichen, 6 Verwaltungsbeamten, früher 100 Mitgliedern der Kongregation der Töchter des heiligen Franciscus für Krankenpflege, jetzt aber weltliche Krankenpfleger und 48 andere Diener. Das Krankenhaus der Rudolfsstiftung ist erst 1864 eröffnet worden, auf 1000 Personen berechnet und sowohl in der Bauanlage als innern Einrichtung berufen, eine der vorzüglichsten Heilanstalten zu werden. Ausschließlich für das männliche Geschlecht gegründet ist das Krankenhaus der barmherzigen Brüder, 1614 gegründet, welches 215 Betten hat und jährlich cirka 4400 Kranke zu unentgeltlicher Behandlung aufnimmt. Ausschließlich für das weibliche Geschlecht bestimmt sind das Krankenhaus der Elisabethinerinnen auf der Landstraße u. das Institut der barmherzigen Schwestern in Gumpendorf mit Filialanstalt in der Leopoldstadt. Oeffentliche Sanitätsanstalten, die nur gewisse Klassen von Kranken aufnehmen, sind außerdem: die beiden Garnisonsspitäler, das Priester-, Kranken- und Defizienteninstitut auf der Landstraße, das Kranteninstitut der wiener Handlungscommis in der Alservorstadt, das Spital der Israeliten in der Rossau, das St.-Annen-Kinderspital in der Alservorstadt, das St.-Josephs-Kinderspital am Schaumburgergrund u. a. m. Außerdem gibt es zahlreiche Privatheilanstalten, darunter eine für Augenkranke, eine für Hautkranke, 2 für Gemüthskranke, eine orthopädische Heilanstalt, eine Gebäranstalt, ein Institut für schwedische Heilgymnastik, 3 elektromagnetische Heilanstalten u. 4 Kinderkrankeninstitute. Die berühmteste aller Sanitätsanstalten W.s ist aber das auf einer freien Anhöhe des Brünnelfeldes auf dem Alsergrunde gelegene k. k. Irrenhaus, welches einen Raum von 60,000 □Klaftern einnimmt, 500 Kranke aufnimmt und aufs reichste ausgestattet ist. Die alte, gegenwärtig auch besser als früher eingerichtete Irrenanstalt bei dem allgemeinen Krankenhause faßt 300 Kranke. Die Badeanstalten entsprechen noch nicht den Anforderungen, die man gegenwärtig an solche Institute zu machen pflegt. Die größten Schwimmbäder sind das Sophien- und Dianenbad. Trefflich eingerichtet sind die Dampf- und Schwitzbäder im Sophien- und im Esterhazybad, wie auch das russische Schwitzbad in Gumpendorf; die Flußbäder dagegen sind noch in sehr primitivem Zustand und auch die Schwimmschulen in vieler Beziehung noch mangelhaft. Mineralwassertrinkanstalten bestehen im Stadtpark und im Volksgarten. Von Humanitäts-, Wohlthätigkeits- und Versorgungsanstalten sind zu nennen: eine k. k. Gebär- und Findelanstalt, 1784 gegründet; ein Hauptverein der Kinderbewahranstalten, welcher 13 Institute dieser Art unterhält, 4 Knabenbeschäftigungsanstalten; ein Schutzverein zur Rettung verwahrloster Kinder; ein Frauenverein für Arbeitsschulen; 7 Säuglingsbewahranstalten; ein Thierschutz-Centralverein; ein allgemeiner Hülfs- und Sparverein; über 100 Krankenunterstützungsvereine; 8 Frauenwohlthätigkeitsvereine; 11 Wittwen- und Waisenpensionsinstitute; eine Unzahl Leichenbestattungsvereine; ein großes kaiserliches Invalidenhaus; ein Bürgerversorgungshaus und noch außerdem städtische Armenversorgungshäuser u. a. m.

W. ist der Bevölkerung nach die fünfte Stadt Europa's. Sie zählte 1754 175,400, 1783 207,980, 1800 231,050, 1816 243,987, 1820 260,224 Seelen. Von 1820—30 stieg die Einwohnerzahl um 2,21, von 1840—46 um 2,38 Procent. Die Zählung von 1857 ergab 553,970 Seelen (512,069 Katholiken, 17,020 Evangelische, 21,717 Juden, 3039 Griechen), einschließlich 20,000 bis 30,000 Mann Militär. Am 30. Nov. 1861 zählte man 578,525 Einw. einschließlich 28,284 Mann Militär. Auf die innere Stadt kamen 1857 nur 53,072 Einw., also nur 11,25 Proc.; der bei weitem größere Theil (88,65 Proc.) wohnte in den Vorstädten. Häuser zählte man 1857 in der inneren Stadt 1086, in den Vorstädten 7707, im Ganzen 8793. Die Stadt ist der Sitz der Hofämter u. Hofstäbe, der beiden Häuser des Reichsraths, der auswärtigen Gesandtschaften, der Ministerien, der obersten Rechnungskontrolbehörde, des obersten Gerichtshofs und der übrigen Centralbehörden des Kaiserstaats oder doch dessen

Digitized by Google

cisleithanischer Hälfte, sowie zahlreicher Provinzial- und Lokalbehörden, wie der niederösterreichischen Statthalterei, des Oberlandesgerichts, des Gefällobergerichts, der Finanzlandesdirektion und Finanzprokuratur, des Landesgeneralkommando's für Oesterreich unter und ob der Ens und Salzburg, letzteres auch für Steiermark u. Tyrol, eines Platzkommando's ꝛc., endlich eines Erzbischofs, unter welchem die Bischöfe von St. Pölten und Linz stehen, eines Metropolitan-Domkapitels, erzbischöflichen Konsistoriums, eines apostolischen Feldvikariats, der Konsistorien augsburgischer und helvetischer Konfession, einer Superintendentur augsburgischer Konfession für Oesterreich unter und ob der Ens, Steiermark, Kärnthen, Krain und Triest, einer Superintendentur helvetischer Konfession für Niederösterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und das Litorale.

W. ist in Bezug auf Industrie die erste Stadt des Kaiserstaats. Die wichtigsten Erzeugnisse der dortigen Industrie sind: bis jetzt unübertroffene Drechsler-, Meerschaum- und Bernsteinwaaren, Tischlerwaaren, Wagen, Lederwaaren (besonders Galanteriewaaren), Bronze-, Packfong- und Chinasilberwaaren, Gold- u. Silberarbeiten, musikalische Instrumente, Fortepiano's, Stahlsaiten, Pendeluhren, Zündwaaren, Stearinkerzen, chemische Farben, Tapeten, Parqueten, Putzwaaren ꝛc. Weitere Gegenstände der Fabrikation sind: Baumwoll-, Woll- und Halbwollwaaren, Shawls, Posamentir- und Bandwaaren, leonische Gespinnste, Seidenzeuche, Zwirn, Spitzen, Wachsleinwand, Kautschuk- und Guttapertschawaaren, Fourniere, Holzwaaren, Möbel, Papier, Filz-, Seiden- und Strohhüte, orientalische Mützen, Regen- und Sonnenschirme, Chemikalien, Siegellack, Seife, Parfümeriewaaren, Kunstblumen, Maschinen, mathematische, optische und physikalische Instrumente, Spiegel, Porzellan-, Fayence- und andere Thonwaaren, Eisengußwaaren, Glas, Nägel, Schrauben und Stifte, Feilen, Schlosserwaaren, Blechwaaren, Stahlschreibfedern, Feuergewehre, blanke Waffen, Messingwaaren, Metallknöpfe, Bleiwaaren, Spielkarten, Cigarren, Spiritus, Liqueure, Rüböl, Zucker, Chokolade, Kaffeesurrogate ꝛc. Im Jahre 1856 zählte man 26 Buchdruckereien, darunter die k. k. Hof-, Staats- und Aerarialdruckerei, 40 Steindruckereien und 35 Kupferdruckereien. Von großer Bedeutung ist auch der Handel. An dem Hauptstrome des Kaiserstaats gelegen und den Knotenpunkt des österreichischen Eisenbahnnetzes bildend, ist W. nicht nur der Mittelpunkt des österreichischen Binnenhandels, sondern auch ein wichtiger Platz für den europäischen Handelsverkehr. Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr sind: Baumwolle und Baumwollwaaren, Schafwolle, Woll-, Lein- und Seidenwaaren, Haare, Putzwaaren, Papier und Papierwaaren, Pelzwaaren, Häute u. Felle, Leder, Leder- und Gummiwaaren, Drechsler-, Lein- und Holzwaaren, Thonwaaren, Eisen u. Eisenwaaren, sonstige Metallwaaren, kurze Waaren, Wagen und Schlitten, Glas u. Glaswaaren, Maschinen, musikalische Instrumente, Kunstgegenstände, Cochenille, Chemikalien und Farbwaaren, Kaffee und Kaffeesurrogate, Gewürze, Reis, Südfrüchte, Thee, Kakao, Tabak, Häringe, Gemüse und Obst, raffinirter Zucker, Wein und Most, Branntwein und Liqueure, Olivenöl, andere Oele, Potasche, Weinstein, Arzneiwaaren, Kerzen, Zündwaaren, Mehl, Käse ꝛc. W. führt aus nach England, Spanien, Frankreich, Italien, der Schweiz, dem deutschen Zollverein, Belgien, den Niederlanden, Schweden, Dänemark, Rußland, den Donaufürstenthümern, der Türkei, Griechenland, Aegypten, Ostindien und Java, Amerika Australien. Der Gesammtertrag an Konsumtionssteuern für die 1856 eingeführten Waaren betrug 3,363,344 Gulden. Unter den zahlreichen öffentlichen Instituten und Vereinen für Förderung des Handels und der Industrie sind hervorzuheben: die k. k. privilegirte österreichische Nationalbank (1816 gegründet); die k. k. privilegirte österreichische Kreditbank für Handel und Gewerbe (1855 gegründet); die erste österreichische Sparkasse (1819 gegründet) und die damit vereinigte allgemeine Versorgungsanstalt; die k. k. Börse, die niederösterreichische Escomptegesellschaft (1854 gegründet); die anglo-österreichische Bank; die Bodenkreditanstalt; die allgemeine wechselseitige Kapitalien- u. Rentenversicherungsanstalt (1839 gegründet); die k. k. ausschließliche privilegirte Kaiser-Ferdinands-Nordbahngesellschaft (1836 gegründet, mit 63,732,887 Gulden Stammvermögen); die k. k. privilegirte österreichische Staatseisenbahngesellschaft (1851 gegründet, mit 80 Millionen Gulden Aktienkapital); die südliche Staatseisenbahngesellschaft (1856 gegründet, mit 150 Millionen Gulden Gesellschaftsfond); die Kaiserin-Elisabeth-Westbahngesellschaft (1856 gegründet, mit 65 Millionen Gulden Aktienkapital); die Theißeisenbahngesellschaft (1856 gegründet, mit 55 Millionen Gulden Anlagekapital); die galizische Karl-Ludwigsbahngesellschaft (1857 gegründet, mit 54 Millionen Gulden Aktienkapital); die Gesellschaft der südnorddeutschen Verbindungsbahn (1856 gegründet, mit 15 Millionen Gulden Aktienkapital); die Gesellschaft der kärnthner Bahn (1856 gegründet, mit 40 Mill. Gulden Aktienkapital); die böhmische Westbahngesellschaft; die gratz-köflacher Eisenbahn- u. Bergbaugesellschaft; die Kaiser-Franz-Josephsbahn-, die Rudolfsbahn-, die lemberg-czernowitzer Eisenbahngesellschaft; die wolfsegg-traunthaler Kohlengewerk- u. Eisenbahngesellschaft; die erste k. k. privilegirte niederösterreichische Donaudampfschifffahrtsgesellschaft (1830 gegründet, mit 24 Millionen Gulden Stammkapital); die k. k. privilegirte niederösterreichische wechselseitige Brandschadenversicherungsgesellschaft (1824 gegründet), die Lebens- u. Rentenversicherungsgesellschaft „Anker“ (nebst zahlreichen andern Versicherungsanstalten); die k. k. Landwirthschaftsgesellschaft (1807 gegründet, mit 32,000 Gulden Stammvermögen); der niederösterreichische Gewerbeverein, seit 1837 gegründet; der Verein für volkswirthschaftlichen Fortschritt; die Centralgesellschaft für Flachs- und Hanfkultur (1852 gegründet); der Vorschußverein Fels; die k. k. privilegirte Pfandleihanstalt u. a. m. Der Haushalt der Kommune W.s ergab 1859 2,607,182 Gulden Einnahmen u. 4,590,872 Gulden Ausgaben. Auch reger Geistesverkehr herrscht in W. Man zählt über 70 Buch- und

30 Kunst- und Musikalienhandlungen und an 180 Zeitungen und Journale, die daselbst erscheinen.

An Spaziergängen und öffentlichen Gärten ist W. reich. Durch Abtragung der Wälle und Verbauung des Glacis wurden zwar die ehemaligen Promenaden um die innere Stadt zerstört, doch ersetzen die neuhergestellte Ringstraße mit ihren Alleen für Reiter und Spaziergänger u. der 1863 vollendete Stadtpark vor dem ehemaligen Karolinenthor deren Stelle einigermaßen. Außer letztern, von Doktor Siebeck geschmackvoll angelegten Gärten sind auch noch kleinere Gartenanlagen am Franz-Josephskai, vor dem polytechnischen Institut, nächst den k. k. Hofstallungen, sowie der kleine Garten der k. k. Gartenbaugesellschaft ꝛc. zu bemerken. Dem Publikum offen stehende Gartenanlagen sind ferner der Volksgarten, 1824 vom Kaiser Franz I. angelegt, mit dem Theseustempel (s. oben), der anstoßende Paradiesgarten (beide in der Nähe der Hofburg liegend und von schönen Alleen durchschnitten; der Garten von Belvedere, im französischen Geschmack angelegt, in seiner oberen Partie bloß aus Rasenplätzen, Blumenbeeten und Bassins bestehend, in seiner unteren von schönen Baumgängen durchschnitten, hier wie dort mit zahlreichen Statuen geziert. Der Augarten, am nördlichen Ende der Leopoldstadt, auf der großen Donauinsel liegend, ein beinahe regelmäßiges Viereck von einem Flächeninhalt von 144,880 □Klaftern bildend, von Joseph II. 1775 dem Publikum geöffnet, hat herrliche Alleen von Kastanienbäumen, schöne Rasenplätze und Bosquets und eine Terrasse, welche eine schöne Ansicht der Kohlenberge gewährt. Auch liegt darin ein einfaches Landhaus, welches Joseph II. im Sommer häufig bewohnte. Durch Alleen mit dem Augarten verbunden ist der Prater, ein umfangreicher, aus Laubholz bestehender Lustwald mit schönen Wiesengründen und alten prachtvollen Bäumen, auf der großen leopoldstädter Insel zwischen dem wiener Kanal und der großen Donau liegend. Von dem großen Rondel am Ende der Jägerzeile laufen 5 Alleenstraßen strahlenförmig aus, welche den Prater in verschiedenen Richtungen durchschneiden. Die dreifache Hauptallee ist in ihrer imposanten Länge von fast einer Meile der Schauplatz berühmter Praterfahrten mit ihren glänzenden Equipagen, Livreen ꝛc. Der Prater enthält außer Kaffeehäusern auch mannichfaltige Sehenswürdigkeiten, ein Haus für Panoramen, Menagerien, einen Cirkus ꝛc. Der sogenannte Wurstelprater ist mit seinen Wein- und Bierschenken, Schaubuden, Marionettentheatern, Karossels ꝛc. an Sonn- und Feiertagen der Hauptsammelpunkt der unteren Klassen, wo sich das eigentliche wiener Volksleben in seiner ganzen Eigenthümlichkeit entwickelt. Der von den Alleen entferntere Theil des Praters bietet schöne Waldpartien mit Rudeln zahmen Wildes dar. Die Brigittenau, welche Grasplätze mit Gehölz hinter der Leopoldstadt und dem Augarten, aber auch Wirthshäuser u. sonstige Vergnügungslokale enthält, wird jedoch durch Neubauten mehr und mehr verkleinert. Hier wurde das einst so berühmte Volksfest der Brigittenkirchweih begangen. Privatgärten, deren Besuch dem Publikum gestattet ist, sind der fürstlich schwarzenbergische auf der Landstraße und der fürstlich liechtensteinsche in der Rossau. Auch der botanische Garten am Rennweg ist ein nicht bloß von Studirenden besuchter anmuthiger Park. Für den Verkehr innerhalb u. außerhalb der Stadt und Vorstädte und nach den Umgebungen dienen etwa 660 zweispännige Fiaker, 600 Einspänner, über 800 Omnibus, welche nach allen Richtungen hin ihre bestimmten Fahrten machen, besondere Eisenbahnomnibus, welche die Verbindung mit den Bahnhöfen unterhalten, Stadtlohnwagen, welche man bei den Eigenthümern bestellt, Gesellschaftswagen, in denen man zu gewissen Stunden für festgesetzte Preise nach den umliegenden Vergnügungsorten fährt. Eine Pferdebahntrace, vorläufig zwischen dem Schottenweg durch die Alsergasse nach Hernals, Ottakring und Dornbach führend, ist wohl nur als erster Versuch eines demnächst weiter auszuführenden größeren Netzes anzusehen. Eine Stadtpost (kleine Post) besteht seit 1772 und befördert Briefe innerhalb der Stadt.

Hauptcharakterzüge der Wiener sind Gutmüthigkeit, Jovialität und Genußliebe. Nirgends in der Welt geht es vielleicht bei öffentlichen Belustigungen lärmender her als in W., aber auch nirgends harmloser und jovialer. In keiner großen Stadt wird man eher heimisch als in W., und ein Fremder, der nur Einen Empfehlungsbrief mitbringt, erhält bald überall Zutritt. Der Wiener liebt Musik und Tanz, bringt seine freien Stunden gern in fröhlicher Gesellschaft und im Freien zu, besucht Theater u. alles Schaugepränge, und die Freuden der Tafel stehen ihm sehr hoch. Dagegen geht seine Geistesbildung selten über einen gewissen Punkt hinaus. Er ist abgeschliffen, weiß über Tageserscheinungen, Theater und dergleichen zu sprechen, hat auch Phantasie und Darstellungsgabe; dagegen geht ihm der Sinn für ernsteres Denken, sowie durch falsche Gemüthlichkeit auch der für ein geregeltes öffentliches Leben meist ab, wenn auch, bei ehrlicher Entwickelung der konstitutionellen Regierung, sich vielleicht ein regeres Verständniß dafür geltend machen kann. Die Frauen sind anmuthig, doch nicht so gebildet wie in Norddeutschland. Die Tracht der unteren Klassen hat etwas Gefälliges, doch kommen die wiener Hauben von Goldbrokat, der Spencer und kurze Rock nicht mehr vor. W. zeigt nicht die einförmige, gewöhnliche deutsche Tracht, wie die meisten übrigen großen Städte; denn man findet hier Ungarn, Polen, Raizen oder Serbier, Kroaten, Walachen, Moldauer, Griechen und Türken in ihrer Nationaltracht. Die deutsche Sprache ist in W. die allgemeinste u. herrschendste; neben derselben wird aber viel französisch, italienisch, böhmisch und ungarisch, weniger englisch, polnisch, illyrisch und neugriechisch gesprochen. Den schönsten Ueberblick über W. gewähren der Stephansthurm, Belvedere, die Spinnerin am Kreuz, der Leopoldsberg, 2 Stunden von der Stadt, und der Kahlenberg. Zahlreich sind die Vergnügungsorte in den Umgebungen W.s. Die bemerkenswerthen Punkte sind: Schönbrunn (s. d.), Hietzing (s. d.), St. Veit, an der Wien, mit erzbischöflichem Schloß, Fabriken und Baumwoll- und Woll-

Digitized by Google

waaren, Wagen ꝛc. u. 2300 Einwohnern; Hetzendorf mit k. k. Lustschloß; Nußdorf an der Donau, Landungsplatz der Dampfschiffe und Stapelplatz für die übrige Donauschifffahrt, mit Fabriken für Branntwein, Spiritus und Liqueure, Spiegel, Lüsters und Rahmen, Schön- und Schwarzfärbereien, Bau- und Werksteinbrüche und an 3000 Einwohnern; Heiligenstadt, mit Parquet-, Wachsleinwand- und Wachstaffetfabrik, Mineralquelle, gut eingerichteter Bade- und Schwimmanstalt und Weinbau; Grinzing, mit Weinrebenschule und Weinbau; in der Nähe das Schloß Kobenzl, mit schönem Park, Besitzung des Herrn von Reichenbach, und das Schloß „der Himmel", einer der schönsten Punkte in der Umgebung W.s; Dornbach, von wo eine Wasserleitung über Hernals (s. d.) nach W. geht und wo in dem nahen Neuwoldegg eine der größten Parke von Niederösterreich zahlreichen Besuch erhält; der Galizinberg mit Lustschloß des Fürsten Montleart; Ober- und Unterdöbling, ersteres mit Irrenanstalt, Kinderbewahranstalt, Filz- und Seidenhutfabrik, Mineralbad, artesischem Brunnen, schönen Landhäusern, darunter die Villa Tulnerhof mit der arthaberschen Gemäldesammlung, und 2700 Einwohnern; Währing, vor den Linien, mit Fabrikation von Leder, chemischen und pharmaceutischen Präparaten und 3500 Einwohnern; Gerstyhof, mit schönem Schloß, Park und Alxingers Denkmal. In größerer Entfernung liegen Klosterneuburg, Laxenburg, Mödling, Baden, Weidling ꝛc.

W. soll als Dorf bereits vor Christus von den Wenden angelegt worden sein; gewiß ist, daß es aus einem Stammlager hervorging, das die Römer zur Beherrschung der Donau aufschlugen und Vindobona (Juliobona, Vindomana, Castra Flaviana) nannten, entweder nach jenem wendischen Dorfe, oder nach dem deutschen Windewohn, d. i. Wohnung der Winde. Die 13. und später die 10. Legion hatten ihr Standquartier in diesem Castrum stativum. Hier starb 180 Kaiser Marc Aurel u. Gallienus verweilte länger hier. Im 5. Jahrhundert ward die Stadt von Attila hart mitgenommen und kam dann in den Besitz der Rugier, die sie nach einer rugischen Königin, oder nach einem römischen Prätor Fabiana (Faviana) nannten. Aus Fabiana wurde später Viana, Viena, Wien. Die Rugier wurden von den Longobarden und diese von den Avaren vertrieben. Karl der Große vertrieb 791 dieselben, begründete die Ostmark und setzte Markgrafen ein, die zu Melk und später auf dem Kahlenberge wohnten. Markgraf Leopold der Heilige, aus dem Hause Babenberg, erscheint als der Wiederhersteller W.s. Sein Sohn Heinrich II. Jasomirgott legte 1144 den Grundstein zur Stephanskirche, baute sich 1160 eine Burg am Hof und stiftete 1158 das Schottenkloster. Herzog Leopold VII. gab W. 1198 die Stapelgerechtigkeit, setzte einen Magistrat von 24 Bürgern ein und baute um 1200 eine neue Burg auf der Stelle, wo jetzt die Hofburg steht, und 1221 die Michaeliskirche. Gegen Herzog Friedrich den Streitbaren empörten sich die Wiener und fanden beim Kaiser Friedrich II. Hülfe. Dieser kam selbst nach W., erklärte es 1237 zu einer freien Reichsstadt und gab ihm u. A. eine lateinische Schule, die der Grund zur Universität wurde. Zwar nahm schon 1240 der Herzog W. durch Hunger, 1246 starben aber die Babenberger aus, und W. ward wieder Reichsstadt. Ottokar von Böhmen gewann indessen die Stadt W. durch Ueberredung und Privilegien und erweiterte ihren Umfang ansehnlich, indem er auch den Schottenhof und die Burg zur Stadt zog. Sein Gegner, Rudolf von Habsburg, belagerte W. 1276, und es kam vor der Stadt zu einem Vergleich, worin Ottokar mit den deutschen Provinzen W. abtrat. Herzog Rudolf IV. († 1365) gab der Stephanskirche ihre gegenwärtige Gestalt, gründete 1365 die Universität und rief die wichtigsten städtischen Einrichtungen ins Leben. Gegen Friedrich V. (Kaiser Friedrich III.) empörte sich die Stadt, und als er 1462 W. belagerte, überlisteten ihn die Wiener und belagerten ihn 2 Monate lang, bis ihn Georg Podiebrad, König von Böhmen, befreite. Im Jahre 1480 ward W. Sitz eines Bisthums. Im Jahre 1484 eroberte es Matthias Corvinus, welcher daselbst seine Residenz aufschlug. Unter Ferdinand und seinen Nachfolgern wurde W. die beständige Residenz der deutschen Kaiser. In den Türkenkriegen wurde die Stadt vom 22. Sept. bis 15. Okt. 1529 vom Sultan Soliman mit 120,000 Mann belagert, aber von 16,000 Mann Soldaten und 5000 Bürgern unter Nikolaus von Salm tapfer vertheidigt, bis Soliman abzog. Graf Matthias von Thurn, von den Protestanten zu Hülfe gerufen, belagerte 1619 den Erzherzog Ferdinand zu W., sah sich aber genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Im Jahre 1640 erschienen die Schweden vor W., um es durch Handstreich zu nehmen, zogen aber unverrichteter Sache wieder ab. Im Jahre 1679, sowie früher schon 1370, 1381, 1541 und 1564 ward die Stadt von der Pest heimgesucht. In dem von den ungarischen Grafen Tököly veranlaßten neuen Türkenkriege wurde W. vom 13. Juli bis 13. Sept. 1683 von 200,000 Türken unter Kara Mustapha belagert, aber von 13,000 Mann Soldaten und 7000 Bürgern unter Rüdiger von Starhemberg vertheidigt, bis Johann Sobieski von Polen, der Herzog von Lothringen und die Reichsarmee die Stadt entsetzten. Im Jahre 1704 wurden die bei der Belagerung niedergebrannten, seitdem aber wieder erbauten Vorstädte gegen die bis nahe an W. streifenden ungarischen Insurgenten unter Rakoczi mit den noch erhaltenen Linien umgeben, welche im März u. Juni dieses Jahres die Vorstädte wirklich gegen Zerstörung schützten. Im Jahre 1718 wüthete wiederum die Pest, doch milder als früher. Im Jahre 1722 erhob der Papst das Bisthum W. zu einem Erzbisthum. Im österreichischen Erbfolgekriege, wie im siebenjährigen Kriege wurde W. nicht beunruhigt. Am 6. und 18. Nov. 1738 ward hier Friede zwischen dem Kaiser Karl VI. und dem König Ludwig XV. von Frankreich und dessen Verbündeten betreffs der polnischen Königswahl geschlossen, worin Stanislaus Leszczynski auf die polnische Krone zu Gunsten Augusts III. von Sachsen verzichtete, der Herzog Franz Stephan von Lothringen zu Gunsten Stanislaus' seinen

Digitized by Google

Herzogthümern Lothringen und Bar entsagte und dafür das Großherzogthum Toskana erhalten sollte, der Kaiser Neapel und Sicilien, sowie die bisher an der toskanischen Küste besessenen Plätze und die Stadt Porto Longone mit dem dazugehörigen Bezirk auf der Insel Elba an Spanien und dem König von Sardinien einige Gebiete abtrat, dagegen die Herzogthümer Parma und Piacenza und von Frankreich die Garantie des unter dem Namen der pragmatischen Sanktion bekannten Erbfolgegesetzes des Hauses Oesterreich erhielt. Am 13. Nov. 1805 ward W. von französischen Truppen besetzt, die aber am 12. Jan. 1806 in Folge des preßburger Friedens wieder abzogen. In dem neuen Kriege mit Frankreich langten die französischen Vortruppen am 10. Mai 1809 an und bombardirten in der Nacht des 12. von den Vorstädten aus die innere Stadt, worauf diese am 13. Mai kapitulirte. Sie war nun der Mittelpunkt der französischen Kriegsmacht bis zum zweiten wiener Frieden am 14. Oktober 1809 (s. Oesterreich, Geschichte). Bei ihrem Abzug nahmen die Franzosen die vorzüglichsten Kunstgegenstände mit sich und sprengten die Wälle vom Kärnthnerthor bis zur Elendbastei. Zwar wurden die Wälle wieder hergestellt, dessen ungeachtet hörte jedoch später W. auf Festung zu sein, und die Werke wurden in Spaziergänge verwandelt. Im Jahre 1815 fand in den Mauern W.s der berühmte wiener Kongreß (s. d.) und 1819 ein Ministerkongreß Statt. Im Jahre 1831 wüthete zum ersten Male die Cholera auf verheerende Weise in der Kaiserstadt. Ueber den März- und Maiaufstand, sowie die Oktoberrevolution 1848 s. Oesterreich (Geschichte). Vom 4. Jan. bis 20. April 1852 und vom 30. Okt. 1852 bis 22. Februar 1853 wurde in W. die deutsch-österreichische Zollkonferenz gepflogen u. am 24. Jan. 1857 hier die für den größten Theil von Deutschland gültige Münzkonvention geschlossen. Am 1. Aug. 1864 vereinbarten hier Oesterreich u. Preußen mit Dänemark die Friedenspräliminarien, wonach dies die Herzogthümer Lauenburg, Schleswig und Holstein an jene Mächte abtrat. Nach dem am 3. Juli 1866 von den Preußen bei Königgrätz erfochtenen Siege rückte die Avantgarde derselben bis in die Nähe vor W.

Vgl. Pezzl, Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt W., 8. Aufl. von Tschischka, Wien 1841; Böck, Merkwürdigkeiten W.s, das. 1822 bis 1823, 2 Bde.; Schweickhart, Darstellung der k. k. Haupt- u. Residenzstadt W., das. 1832, 3 Bde.; Weis, W.s Merkwürdigkeiten, 2. Aufl., das. 1836; Freddy, Descrizione della città di Vienna, das. 1800, 3 Bde.; Schlager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter, das. 1835—46, 5 Bde.; Schmidl, W., die Kaiserstadt und ihre nächste Umgebung, 7. Aufl., das. 1858; Schmidl und Feil, W.s Umgebungen auf 20 Stunden im Umkreise, das. 1835—39, 5 Bde.; Schmidl, W. und seine nächsten Umgebungen in malerischen Originalansichten, Darmst. 1846—47; Derselbe, Eine Woche in W., 5. Aufl., Wien 1856; Weidmann, Illustrirter Fremdenführer in W., 4. Aufl., das. 1866; Derselbe, Umgebungen W.s, 3. Aufl., das. 1863; Lazius, Rerum Viennae Commentarii, Basel 1546, deutsch von Abermann, Wien 1619; Geusau, Geschichte W.s, 2. Aufl., das. 1792—1810, 6 Bde.; Hormayr, W.s Geschicke und Denkwürdigkeiten, das. 1823—25, 9 Bde.; Pezzl, Chronik von W., herausgegeben und vermehrt von Tschischka, 2. Aufl., das. 1842; Mailáth, Geschichte W.s, das. 1832; Geusau, Geschichte der Belagerung W.s durch Matthias von Hungarn, das. 1805; Hammer-Purgstall, W.s erste aufgehobene Belagerung, Pesth 1829; Tschischka, Geschichte der Stadt W., Stuttg. 1846—47; Schneidawind, Geschichte der Belagerungen W.s durch die Türken, Hamb. 1846; Bermann, Geschichte der Stadt W., Wien 1864.

Wienbarg, Ludolf, deutscher Schriftsteller, geboren den 25. Dec. 1802 zu Altona, studirte in Kiel und Bonn Theologie, dann Philosophie, hielt 1831 in Kiel Privatvorlesungen über Aesthetik und deutsche Literatur und ging 1835 nach Frankfurt am Main, um mit Gutzkow die „Deutsche Revue" zu gründen, doch ward dieselbe bald unterdrückt. Im Jahre 1836 als zur Partei des jungen Deutschland gehörig vom Bundestag ausgewiesen, lebte er eine Zeitlang am Rhein und dann zu Hamburg, wo er längere Zeit den kritischen Theil der „Börsenhalle", dann nach einander die Mitredaktion der „Hamburger neuen Zeitung", des „Altonaer Merkur" und der „Literarisch-kritischen Blätter" (bis 1847) besorgte. Am schleswig-holsteinschen Krieg 1848 nahm er als Stabsadjutant im Freicorps, 1849 als freiwilliger Jäger Theil. Seitdem lebt er wieder journalistisch thätig zu Hamburg. Von seinen durch eine eigne Verbindung von Genrebildlichkeit, politischer Skizzirung und von historisch-statistischer Treue, sowie gleich allen Arbeiten W.s durch klassisch reinen Styl ausgezeichneten Reiseschriften sind hervorzuheben: „Holland in den Jahren 1831 und 1832" (Hamb. 1833, 2 Bde.) und das „Tagebuch von Helgoland" (das. 1838). Als Kritiker trat er zuerst mit seinen dem jungen Deutschland gewidmeten „Aesthetischen Feldzügen" (Hamburg 1834) auf, an welche sich eine Sammlung Recensionen unter dem Titel „Die neueste Literatur" (Mannh. 1855; 2. Aufl., Hamb. 1838) schloß. Seine „Geschichtlichen Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur" (Hamb. 1838) stehen, was die ältere Zeit betrifft, hinter dem gegenwärtigen Standpunkte der altdeutschen Philologie zurück. Als Dichter hat sich W. bis jetzt am schwächsten gezeigt. Von der Sammlung seiner „Vermischten Schriften" ist nur ein Band unter dem Titel „Quadriga" (Altona 1840) erschienen. Später schrieb er, durch die Zeitereignisse dazu veranlaßt: „Der dänische Fehdehandschuh. Aufgenommen von W." (Hamb. 1846), „Darstellungen aus den schleswig-holsteinschen Feldzügen" (Bd. 1 und 2, Kiel 1850—51) und „Geschichte Schleswigs" (Hamburg 1861—62, 2 Bde.). In dem „Geheimniß des Worts" (Hamb. 1852) versuchte er, einen Schlüssel zum Wurzelverständniß deutscher Wörter zu liefern.

Wiener Friede, s. Wien.

Wiener-Neustadt, Stadt im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, Hauptort des Kreises unter Wienerwald, Sitz der Kreisbehörden, am Rohr- und Fischabache, dem neustädter Kanal und

Digitized by Google

der k. k. Südbahn (Wien-Triest), nahe an der ungarischen Grenze, führt den Titel „der allzeit getreuen Stadt", ist, nach dem großen Brande vom 8. Sept. 1834 neu aufgebaut, eine der schönsten Städte Niederösterreichs, mit Mauern und Graben umgeben, hat 5 Thore und eine Vorstadt. Die dortige, 1168 erbaute herzogliche, später kaiserliche Burg, jetzt mit prachtvollem Neubau versehen, ist Lokal der berühmten Militärakademie für 400 Zöglinge, mit der altgothischen St. Georgskapelle, worin Kaiser Maximilian I. ruht, der Statue Kaiser Friedrichs III. im Burghofe, physikalisch-kriegswissenschaftlichem Museum, Bibliothek, großem Park mit Schanzen und Exercirplätzen, Schwimmschule. Die Stadt hat 2 Kirchen, die alte Pfarrkirche von 1230 mit interessanten Denkmälern und 2 in der Höhe durch eine Eisenbrücke verbundenen Thürmen, und mehre Kapellen, eine Cistercienserabtei (Neukloster), 1444 gestiftet, mit Bibliothek, Antiken-, Gemälde- und Naturaliensammlung, einen Kapuzinerkonvent, ein Piaristenkollegium, ein Rathhaus mit Uhrthurm und merkwürdigen Antiquitäten, eine schöne Mariensäule auf dem Hauptplatz, 2 Kasernen, ein Theater. Von Unterrichtsanstalten bestehen hier außer der genannten Militärakademie ein Obergymnasium, eine Unterrealschule, eine Hauptschule, ein Militärlehrer- und Fechtinstitut, eine Infanterieschule und ein Erziehungshaus; an Wohlthätigkeitsanstalten eine Kinderbewahranstalt, 3 Spitäler und ein Armenhaus. Die Stadt hat ziemlich lebhafte Industrie, namentlich eine große Zuckerraffinerie (die größte der Monarchie), Baumwollspinnerei, Seidendruckerei, Fabrikation von Sammt, Seidenzeuchen u. Bändern, Papier, Fayence, Thonpfeifen, Maschinen, Leder, lebhaften Handel besonders mit ungarischen Produkten und 14,544 Einw. Vor dem wiener Thore steht das sogenannte Wienerkreuz, eine schöne altdeutsche Säule, von Herzog Leopold dem Biedern 1384 nach der Theilung der österreichischen Lande zwischen ihm und Albrecht III. errichtet. Die Stadt wurde 1192 von Herzog Leopold dem Tugendhaften gegründet, 1236 von Kaiser Friedrich II. und 1241 von den Mongolen belagert. Im Jahre 1455 versammelte hier Kaiser Friedrich III. die deutschen Reichsstände, und am 21. August 1467 gebot er daselbst den fünfjährigen Landfrieden. Am 13. Juni 1486 wurde W. von König Matthias Corvinus von Ungarn erobert, aber 1490 an Maximilian wieder übergeben, 1529 und 1683 von den Türken belagert. Am 5. Juli 1609 erlangten hier die evangelischen Stände Oesterreichs von Kaiser Rudolf II. den Majestätsbrief. Am 31. August 1862 wurde hier ein Monument Maria Theresia's enthüllt. Vergl. Böheim, Chronik von W., Wien 1830; Brunner, W., das. 1842.

Wiener Kongreß. Der Friedensartikel des ersten pariser Friedens vom 30. Mai 1814 enthielt die Bestimmung, daß alle Mächte, welche an dem Kriege gegen Napoleon I. betheiligt gewesen, zur Ordnung der Verhältnisse Europa's Abgesandte nach Wien schicken sollten. Frankreich hatte durch den Frieden seine Grenzen von 1792 erhalten, dagegen die Verfügung über die abgetretenen Länder den vier Großmächten, die den Frieden unterzeichnet, überlassen müssen. Ferner willigte es ausdrücklich ein, daß Holland mit Gebietserweiterung an das Haus Oranien gelangte, daß die deutschen Staaten ein unabhängiger Bund vereinigte, daß die Schweiz ihre alte Verfassung herstellte, daß England Malta behielte, daß aus den Theilen Italiens, die nicht an Oesterreich fielen, unabhängige Staaten gebildet würden. Auch die Sieger untereinander waren bereits durch Einigungen verbunden. Dem Kronprinzen von Schweden war durch Verträge Norwegen als Entschädigung für Finnland zugesichert. Die Verträge von Kalisch und Reichenbach sprachen die Herstellung Preußens nach dem Umfang von 1805 aus. Der Vertrag von Teplitz that ein Gleiches rücksichtlich Oesterreichs und bestimmte die Auflösung des Rheinbundes, sowie die Wiedereinsetzung des Hauses Braunschweig. Oesterreich und England hatten Murat den Besitz von Neapel garantirt; auch waren Verträge mit den spanischen Cortes u. mit Portugal vorhanden. Der Anfang des Kongresses wurde wegen der Reisen der Monarchen bis zum 20. September 1814 verschoben. Anwesend waren die Monarchen von Rußland, Preußen, Bayern und Würtemberg; die Hauptabgeordneten der Staaten waren für Oesterreich Fürst Metternich und Freiherr Joh. Ph. von Rossenberg, für Rußland Nesselrode, für England Lord Castlereagh, später Wellington, für Preußen Hardenberg und für Frankreich Fürst Talleyrand, für Spanien Ritter Labrador, Portugal Graf Palmella, Schweden Graf Löwenhielm, Dänemark Graf Bernstorff, Sicilien Ruffo, Sardinien Marquis St.-Marsan, den Kirchenstaat der Kardinal Consalvi, die Niederlande die Barone Spaen und Gagern, Hannover der Graf Münster, Würtemberg der Graf Wintzingerode, Bayern der Fürst Wrede. Auch die übrigen deutschen Höfe, die vormals souveränen Städte, die Schweiz, viele mediatisirte Häuser hatten ihre Abgesandten geschickt, so daß sich die Zahl der diplomatischen Personen auf 450 belief. Am 22. September eröffneten die Bevollmächtigten der vier verbündeten Großmächte, Oesterreich, Rußland, Preußen und England, den Beschluß, daß für die Kongreßarbeiten zwei Ausschüsse, der eine für die Konstituirung des deutschen Bundes, der andere für die großen Angelegenheiten, für die Ländervertheilung und Grenzbestimmung, errichtet werden sollten, und kraft der pariser Friedensbestimmungen sollte letzterer nur aus den Bevollmächtigten der vier Verbündeten bestehen; Talleyrand machte jedoch geltend, daß mit dem Faktum des Friedens der Begriff „Verbündete" aufgehört habe, und setzte die Berufung des sogenannten Generalausschusses der Acht durch, in welchen außer den vier Mächten auch Spanien, Portugal, Schweden und Frankreich eintraten. Jedes Ausschußmitglied sollte gleiches Recht und eine Stimme haben; an die Stelle der Rangordnung sollte das französische Alphabet treten und demnach Oesterreich (Autriche) in der Person Metternichs den Vorsitz führen. Am 8. Oktober erließ der so organisirte Ausschuß die Erklärung, daß er alle Fragen in so weit ordnen werde, bis dieselben zur Verhandlung mit den einzelnen Betheiligten reif wären. Die Hauptfragen be-

Digitized by Google

trafen zunächst das Schicksal Sachsens und Polens, oder vielmehr des Herzogthums Warschau. Der Kaiser Alexander I. forderte das Herzogthum Warschau, um daraus ein Königreich Polen unter russischem Protektorat zu gründen. Castlereagh schlug dagegen die Bildung eines polnischen Nationalreichs vor, das von allen drei nordischen Mächten unabhängig sein sollte, und nicht nur Talleyrand schloß sich dem englischen System an, sondern auch Oesterreich wollte lieber seine polnischen Länder einem polnischen Nationalreich opfern, als Polen unter russischem Scepter sehen, doch kamen Castlereagh und Metternich bald auf die im teplitzer Vertrag schon vorgesehene Theilung des Herzogthums Warschau zurück. Kaiser Alexander I. durfte in der polnischen Frage um so mehr auf Preußen zählen, als dieses seine Hauptforderung, die Einverleibung des ganzen Königreichs Sachsen in die preußische Monarchie, nur mit Rußlands Hülfe durchsetzen konnte. Wiewohl sich England und mit Widerstreben auch Oesterreich anfangs in die preußische Forderung auf ganz Sachsen zu finden schienen, wurden beide Mächte doch anderer Meinung, als Talleyrand erklärte, daß eine wesentliche Aufgabe des Kongresses die Verurtheilung der Eroberungslust und die Wiedereinführung der legitimen Regierungen sei. Durch dieses Legitimitätsprincip suchte Talleyrand zugleich der Restauration der Bourbons eine höhere Weihe zu geben, Ferdinand VI. auf den Thron von Neapel zurückzuführen und Oesterreich, England und die Mächte zweiten Ranges auf seine Seite zu ziehen. Die Hartnäckigkeit, womit die Parteien sich in der polnischen Frage entgegentraten, schien im December 1814 Europa mit einem neuen Kriege zu bedrohen, und schon rüsteten sämmtliche Großmächte, als Kaiser Alexander in eine Theilung des Herzogthums Warschau willigte. Die vier Mächte schritten darauf Ende December zur Errichtung des sogenannten Ausschusses für Polen und Sachsen, in den auf Castlereaghs Betrieb am 12. Jan. 1815 auch Talleyrand treten durfte, der dann das ganze Geschäft der Ländervertheilung an sich riß. Die Forderung des Kaisers Alexander war früher nicht nur auf das Herzogthum Warschau, sondern auch auf die Städte Thorn und Krakau gegangen. In den Verhandlungen, die seit dem 31. Dec. begannen, einigte man sich, daß Thorn u. Krakau, zur Deckung der preußischen und österreichischen Grenzen, zu freien Städten erhoben werden sollten. Ueberdies trat Rußland an Preußen das gegenwärtige Herzogthum Posen ab, und Oesterreich wurde die Rückgabe der polnischen Länder verwilligt, die es im Frieden von 1809 verloren hatte. Ferner behielt sich Alexander vor, aus dem Reste des Großherzogthums Warschau ein polnisches Königreich mit nationalen und liberalen Institutionen zu bilden. Auch die Hartnäckigkeit, die Preußen und Rußland rücksichtlich ihrer Forderung der Einverleibung ganz Sachsens in erstere Macht bewiesen, drohte den Kongreß zu sprengen. Auf die Drohung Hardenbergs, Preußen werde im Verein mit Rußland sein Recht zu vertheidigen wissen, einigten sich sogar am 3. Febr. 1815 England, Oesterreich und Frankreich zu einem geheimen Defensivtraktat, dem auf Einladung auch Hannover, Bayern, die Niederlande und Sardinien beitraten. Jede der Großmächte sollte im Fall des Krieges 150,000 Mann stellen, und schon entwarf man die militärischen Operationen. Metternich arbeitete aber unermüdet an einer friedlichen Lösung der Verwickelung durch eine billige Theilung der sächsischen Länder und Preußen ließ sich endlich durch Eröffnung günstiger Aussichten auf anderweitige Entschädigungen zur Zustimmung bereit finden. Hardenberg selbst forderte jetzt nur etwa den dritten Theil der sächsischen Bevölkerung, nämlich 855,300 Seelen, wollte dabei aber Leipzig eingeschlossen wissen. Erst als Rußland die Auslieferung von Thorn an Preußen versprach, stand Hardenberg von der Forderung Leipzigs ab. Der Vertrag, laut welchen Preußen die jetzige Provinz Sachsen und einen Strich der Lausitz erhielt, kam den 18. Mai 1815 zu Wien zu Stande. Am 8. April 1815 erklärten Preußen, Rußland und Oesterreich durch einen Vertrag Krakau zu einem unabhängigen, unter dem Schutze der drei Mächte stehenden Staat. Dem folgte am 3. Mai 1815 die Unterzeichnung von drei Verträgen zwischen den drei Mächten, welche die getroffene Theilung Polens sicherten und die Verhältnisse des Freistaats Krakau bestimmten.

Fortan nahmen die Angelegenheiten des Kongresses einen raschern und einmüthigern Gang. Der Ausschuß ernannte am 8. Februar 1815 eine Kommission, welche die Vorbereitungen zur weitern Ländertheilung treffen sollte. Preußen erhielt außer seinen alten Provinzen und dem sächsischen Ländertheil als weitere Entschädigung und für die Abtretung Ostfrieslands, Hildesheims ꝛc. an Hannover, Ansbachs und Baireuths an Bayern, Lauenburgs an Dänemark, Kleve, Berg, den größern Theil des linken Rheinufers bis an die Saar und Schwedisch-Pommern, so daß es im Vergleich mit dem Bestande von 1805 etwa 41,620 Seelen gewann. Besondere Einigkeit zeigte der Kongreß in der Anerkennung des neuen Königreichs der Niederlande. England hatte, um die Nordküste Deutschland und den Großmächten zu entziehen, fast allein die Vereinigung Hollands und Belgiens unter dem Scepter des Hauses Oranien zu Stande gebracht, wofür es zugleich einen Theil der holländischen Kolonien in Beschlag nahm. Als Ersatz für die nassauischen Länder erhielt der neue König das Großherzogthum Luxemburg, wodurch er die Mitgliedschaft des deutschen Bundes erlangte. England erhielt außerdem Malta und schließlich die Schutzherrschaft über die jonischen Inseln. Dänemark, das 1813 an England Helgoland, an Schweden aber gegen die Zusicherung von Schwedisch-Pommern Norwegen abgetreten hatte, mußte Schwedisch-Pommern und Rügen für Lauenburg und zwei Millionen Thaler an Preußen überlassen. Schweden erhielt als Entschädigung für Finnland und Schwedisch-Pommern bloß die Anerkennung Norwegens. Auf den von England gestellten Antrag auf Abschaffung des Negerhandels und Unterdrückung der afrikanischen Raubstaaten einigte man sich am 8. Februar 1815 nur zu der Erklärung, daß die Aufhebung des Menschenhandels zwar wünschenswerth sei, aber

von dem Ermessen der einzelnen Staaten abhängen müsse. Besondere Aufmerksamkeit widmete der Kongreß den Angelegenheiten der Schweiz. Als Gesichtspunkte dabei galten: die Sicherstellung der Schweiz gegen Frankreich, die Fesselung des demokratischen Geistes im Innern und die Verhinderung einer Erstarkung der Schweiz als geschlossener Macht. Um diese Zwecke zu erreichen, bestand man auf der Neutralitätserklärung der Schweiz und der Herstellung der alten aristokratischen Kantonalsouveränetät. Schon mit dem Eindringen der Verbündeten hatten 19 Kantone die Mediationsakte von 1803 aufgehoben und in Uebereinkunft mit den Mächten am 8. September 1814 einen neuen Bund im Sinn der Reaktion unterzeichnet. Der Kongreß ernannte hierauf am 2. November einen besondern Ausschuß, mit dem sich die Gesandten der Tagsatzung einigen sollten. In Folge dieser Verhandlungen, in die sich auch Talleyrand drängte, blieben Waadt und Aargau, die durch die Mediationsakte von Bern getrennt wurden, freie Kantone, während Bern als Entschädigung das Bisthum Basel und das Gebiet von Biel erhielt. Um Genf gegen Frankreich zu sichern, mußte ihm der König von Sardinien die Provinzen Chablais und Faucigny nebst einem Strich nördlich von Udine abtreten. Außerdem erklärte man Wallis und Neufchâtel (Neuenburg) zu Bundeskantonen. Dagegen behielt Oesterreich das ehemals zu Graubünden gehörige Veltlin und die Thäler Chiavenna und Bormio, als die Schlüssel von Deutschland, und vereinigte sie mit dem Mailändischen. Seit dem Mai 1814 hatte Oesterreich nach Uebereinkunft mit den Verbündeten das ganze Land zwischen dem Po, Tessin und dem Lago Maggiore in Besitz genommen. Bald nachher gestand man ihm auch das ganze Litorale vom adriatischen Meer bis mit Einschluß von Ragusa zu. Bayern mußte an Oesterreich Tyrol und Vorarlberg, Salzburg und die 1809 abgetretenen Theile des Inn- und Hausruckviertels abtreten und erhielt hierfür Würzburg, Aschaffenburg, die Rheinpfalz und viele kleinere Gebiete. Nicht minder reichlich wurden auch die habsburger Nebenlinien in Italien bedacht. Das Großherzogthum Toskana nahm der Erzherzog Ferdinand wieder in Besitz, dazu erhielt derselbe vom Kongresse Piombino, die vormals spanischen Küstenorte und später Elba zugesprochen. Die von dem spanischen Bevollmächtigten Labrador vertretenen Ansprüche des Infanten Karl Ludwig auf Toskana auf Grund einer Schenkung Napoleons I. blieben unberücksichtigt. Der Erzherzog Franz von Este erhielt Modena mit den Dependenzen zurück, denen der Kongreß noch die kaiserlichen Lehne von Lunigiana hinzufügte. Endlich hatten die Verbündeten in dem Vertrage vom 11. April 1814, der den Besitzstand des Hauses Bonaparte regelte, der Gemahlin Napoleons, der Erzherzogin Maria Luise, das Herzogthum Parma zugesprochen, mit dem Rechte, dasselbe an ihren Sohn, den Herzog von Reichstadt, zu vererben. Nachdem Labrador rücksichtlich Toskana's abgewiesen worden, verlangte er, auf den Grundsatz der Legitimität gestützt, für den Infanten Karl Ludwig Parma als väterliches Erbe und erneuerte seine Forderung, als der Kongreß nach der Entweichung Napoleons von Elba den Vertrag vom 11. April 1814 aufgelöst erklärte. Oesterreich verstand sich endlich dazu, dem Infanten das Fürstenthum Lucca mit einer Leibrente von 500,000 Lire anzubieten, was auch von der Mutter des Prinzen angenommen wurde, wobei der Kongreß bestimmte, daß im Fall des Absterbens der Infantenlinie Lucca an Toskana und einige toskanische Distrikte an Modena fallen sollten. In Betreff Parma's kam noch 1817, wo man dem Sohne Napoleons die Erbfolge in Parma absprach, in einem Vertrage zwischen Oesterreich, Frankreich und Spanien eine für den Infanten günstige Einigung zu Stande, indem er im Todesfalle der Erzherzogin Maria Luise die Nachfolge in Parma zugesprochen erhielt. Um eine stärkere Mittelmacht zwischen Frankreich und Italien zu schaffen, sicherte der Kongreß zuvörderst die männliche Erbfolge für alle Provinzen des sardinischen Königreichs, wodurch eine Erbtheilung mit Oesterreich gehindert werden sollte, und sprach dann die Vereinigung des ehemaligen Freistaats Genua mit Sardinien aus. Gegen die Bemühungen Talleyrands, Murat aus Neapel zu vertreiben und Ferdinand IV. von Sicilien wieder einzusetzen, machten Oesterreich und England, um die Vereinigung der Kronen Neapel und Sicilien auf das eine Bourbonenhaupt zu verhindern, den Vertrag geltend, in welchem sie vor Napoleons Sturze Murat die Krone von Neapel zugesichert hatten. Da derselbe jedoch zu den Waffen griff und nach der Rückkehr Napoleons auf den Thron von Frankreich selbst Oesterreich mit einem Angriff bedrohte, schloß dieses mit Ferdinand IV. einen Allianztraktat, dem auch Rußland und Preußen beitraten, und zwang jenen, am 20. Mai als Flüchtling sein Königreich zu verlassen. Die neapolitanische Restauration führte zugleich zur endlichen Entscheidung der Angelegenheiten des Kirchenstaats. Oesterreich gab die römischen Legationen Ferrara, Bologna und Ravenna und Neapel die Marken Ancona und Urbino zurück; nur eignete es sich den Theil Ferrara's am linken Pouser und das Besatzungsrecht der Plätze Ferrara und Commachio aus militärischen Rücksichten zu. Mit seiner Forderung der Herstellung alles Dessen, was die katholische Kirche seit 1803 in Deutschland verloren hatte, ward der Papst vom Kongreß an die einzelnen Mächte gewiesen.

Wiewohl Napoleon I. im Vertrag vom 11. April 1814 den ungestörten Besitz der Insel Elba von den Mächten zugesichert erhalten, betrieben doch die italienischen Fürsten, Oesterreich, Frankreich und England die unfreiwillige Versetzung des Kaisers in eine ferne Zone, verschoben aber die Entscheidung bis zum Schlusse des Kongresses. Da traf plötzlich am Abend des 5. März 1815 die Kunde ein, Napoleon habe Elba verlassen, u. schon am 8. brachte ein Kurier aus Sardinien die Nachricht, er sei an der Küste der Provence gelandet. Trotz der Bestürzung faßte man den Beschluß, die Verhandlungen fortzuführen, und Talleyrand bot sogleich alles auf, um die Mächte zu einer abermaligen Schilderhebung im Interesse der Bourbons zu vermögen. Am 13. März erklärte auf Metternichs Antrag der Ausschuß der Acht,

Digitized by Google

daß der Vertrag vom 11. April 1814 gelöst, daß Napoleon durch abermalige Störung Europa's den Schutz der Gesetze und der bürgerlichen Ordnung verwirkt habe. Napoleon ließ zwar diese Achtserklärung als ein Machwerk Talleyrands widerlegen und richtete Schreiben an sämmtliche Monarchen, in denen er den pariser Frieden anerkannte; der Kongreß erklärte jedoch darauf, daß weder die Friedensanerbietungen, noch seine Rechtfertigung die Lage des Usurpators zu ändern vermöchten. Am 25. März schlossen Oesterreich, England, Rußland und Preußen einen Allianztraktat, der dem Vertrage von Chaumont neue Geltung verschaffte, und dem auf Einladung auch die Bourbons und alle übrigen Fürsten und Staaten beitraten. Nur Schweden blieb zurück, dem England keine Subsidien gewährte, und Spanien führte den Krieg auf seine Hand, weil ihm der Kongreß den Rang einer Großmacht verweigerte. Während nun eine besondere Kommission die Vorbereitungen zum Kampfe traf, beeilte sich die Diplomatie, die Verhandlungen zu Ende zu bringen. Im Drange der Umstände kamen selbst noch die deutschen Angelegenheiten zu einem kaum gehofften Abschlusse. Die Entschädigungen, Ausgleichungen und Territorialverhältnisse der einzelnen Staaten Deutschlands, Hannovers, das den Rang eines Königreichs erhielt, Bayerns, Würtembergs, Badens ꝛc., wurden in dem Ausschusse der Acht verhandelt, gelangten aber nicht zu völliger Abfertigung. Man errichtete darum aus den Bevollmächtigten Oesterreichs, Preußens, Rußlands und Englands zu Frankfurt eine Territorialkommission, die durch den Receß vom 20. Juli 1819 die deutschen Gebietsverhältnisse vollends entschied. Der Fürst von Isenburg, der für Napoleon ein Regiment errichtet, wurde durch den Kongreß mediatisirt. Die Entscheidungen über die Stellung der Mediatisirten behielt der Kongreß meist den betheiligten Souveränen und dem deutschen Bunde vor. Schon zu Anfang Oktober 1814 hatten die vier Großmächte, mit Ausschluß Talleyrands, der sich in die deutschen Verfassungsangelegenheiten nicht mischen durfte, die Bildung des sogenannten deutschen Ausschusses zur Entwerfung der Bundesakte eingeleitet. Die Mitglieder dieses Ausschusses waren für Oesterreich Metternich und Wessenberg, für Preußen Hardenberg und Humboldt, für Bayern Wrede, für Hannover Münster und Baron Hardenberg und für Würtemberg Wintzingerode. Ueber den Verlauf der Verhandlungen dieses Ausschusses und deren endliches Resultat, die deutsche Bundesakte, s. Deutschland (Geschichte). An diese letzten Verhandlungen des Kongresses schlossen sich die Arbeiten über den Flußverkehr und die deutsche Militärverfassung. Eine vom Ausschuß der Acht ausgearbeitete und von den Bevollmächtigten des Ausschusses der Acht unterschriebene sogenannte Schlußakte oder Generalakte vom 9. Juni 1815 faßte die Resultate des Kongresses zusammen. Die Artikel 15 bis 64 betrafen lediglich Deutschland und bezogen sich hauptsächlich auf die Entschädigung und den Länderbesitz Preußens in Deutschland. Sie bestimmten die Abtretungen Sachsens an Preußen mit genauer Bezeichnung der Grenzlinien; die Garantie dieser Besitzungen von Rußland, England, Oesterreich und Frankreich; die Entsagung Oesterreichs auf seine Rechte der Oberlehnsherrschaft über die Lausitz. Dann folgte die Aufzählung der Provinzen, wovon Preußen wieder Besitz nahm, nebst einer genauen Grenzbezeichnung der preußischen Besitzungen diesseits und jenseits des Rhein, welche zusammen den Namen eines Großherzogthums Niederrhein erhielten. Die Artikel 26—34 beschäftigten sich ausschließlich mit dem Königreich Hannover und erklärten die Erhebung des bisherigen Kurfürstenthums Braunschweig-Lüneburg zu einem Königreich. Nach Artikel 33 und 36 wurden den Herzögen von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, ingleichen dem Herzog von Weimar der großherzogliche Titel zuerkannt. Der 27.—39. Artikel bestimmten die Abtretungen Preußens an den Großherzog von Weimar. Im 40. ward die Abtretung des ehemaligen Departements von Fulda an Preußen ausgesprochen. Der 42. übergab die Stadt Wetzlar mit ihrem Gebiet als völlig souveränes Eigenthum dem König von Preußen, und der 43. zählte die mediatisirten Länder im ehemaligen westphälischen Kreise auf, welche jetzt unter preußische Hoheit kommen sollten. Der 44. Artikel übergab das Großherzogthum Würzburg und das Fürstenthum Aschaffenburg dem König von Bayern als souveränes Eigenthum; der 45. erklärte sich über die Subsistenz des Fürsten Primas. Der 46. promulgirte Frankfurt zu einer freien Stadt und zum Mitglied des deutschen Bundes; der 47. beschäftigte sich mit den Entschädigungen für das Großherzogthum Hessen, sowie der 48. den Landgrafen von Hessen-Homburg wieder in die Rechte setzte, deren er durch den rheinischen Bund beraubt worden war. Im 49. und 50. Artikel wurde von den Gebieten gehandelt, welche für die Häuser Oldenburg, Sachsen-Koburg, Mecklenburg-Strelitz und für den Grafen von Pappenheim reservirt worden. Der 51. Artikel bestimmte die Länder, welche an beiden Rheinufern Oesterreich übergeben werden sollten. Außer diesen Bestimmungen enthält die Akte auch die Gewährleistung der deutschen Bundesakte mit ihren Verheißungen, die Gewährleistung der Verfassung und Verwaltung des Königreichs Polen, die Gewährleistung des Gebiets, der Freiheit und der Neutralität des Staats Krakau. Außer Spanien protestirte auch der Papst gegen die Schlußakte. An den Kongreß reihten sich der Sieg der Verbündeten bei Waterloo und der zweite pariser Friede vom 20. Nov. 1815, der die Schlußakte schon sofern veränderte, als Frankreich zur Sicherheit Europa's neuen Einschränkungen unterlag. Durch diesen Frieden erhielt auch England schließlich noch das Protektorat über die jonischen Inseln. Unleugbar haben die Theilnehmer des Kongresses ihr Werk mehr im Interesse der großen Dynastien als dem der Völker vollzogen und die Hauptaufgabe, die sie sich gestellt, die Gründung eines politischen Gleichgewichts unter den Mächten, nicht gelöst, denn England ward durch den Kongreß übermächtig zur See, wie Rußland zu Land. Erst später gestaltete sich aus den fünf Großmächten ein natürliches Gleichgewichtssystem. Die Be-

stimmungen und Verheißungen dieser Verträge wurden in der Folge von den verschiedenen Mächten so oft unerfüllt gelassen und einseitig aufgehoben, als es ihre Sonderinteressen verlangten und die Verhältnisse gestatteten. Klüber gab die „Akten des wiener Kongresses" (Frankfurt 1815 bis 1835, 9 Bde.) und eine „Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des wiener Kongresses" (das. 1816) heraus. Flassan schrieb eine lobhudelnde „Histoire du congrès de Vienne" (Paris 1829; deutsch, Leipzig 1830, 2 Bde.). Vgl. außerdem Lagarde, Fêtes et Souvenirs du congrès de Vienne etc., Paris 1843, 2 Bde., deutsch von Eichler, Leipzig 1845, 3 Bde.; Posselt, Europäische Annalen, Codex diplomaticus, Jahrgänge 1815—17; Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten, Leipzig 1843; Graf von Westmorland, The great European Congresses of Vienna etc., London 1859.

Wiener Schlußakte, s. Wiener Kongreß.

Wienerwald, das nordöstlichste Ende der Alpen in Niederösterreich von der Donau bis zur Straße, die von Lilienfeld an der Traisen über St. Veit und Hainfeld hinüber durch das Trießnitzthal in die wiener Ebene führt. Er ist ein Sandsteingebirge (Wienersandstein) mit parallelen Zügen von zu hydraulischem Kalk vielfach sich eignenden Kalkmergeln und Mergelkalken, nach den wiener Geognosten meist zum Neocom gehörig, nur bei Klosterneuburg zum Eocän. Den Fuß umgibt mitteltertiäres Gebirge. Nur im steiler abfallenden Südosten treten unter dem Sandsteingebirge auch ältere Sedimente, Trias, Kies und Jura mit ihren Kalken und Dolomiten hervor. Im Gegensatz zu den Felsenreihen der mit ihren hohen Gipfeln die Grenze des hochstämmigen Baumwuchses überragenden Kalkalpen im Süden und Südwesten ist der W. ein freundliches, vorherrschend auf seinen langgestreckten, niedrigen, aber zum Theil steilen, fast felsenlosen Bergwellen vielfach mit Laubwald bedecktes Land, das auch in seinen höchsten Höhen noch nicht 3000 Fuß Höhe über dem Meere erreicht. Der Schöpfelberg bei St. Corona ist nur 2862 F. u. der Hermannskogel am Nordostende nur 1716 F. hoch. Hier theilt sich der W. in 2 Aeste, welche die Bucht, in der Klosterneuburg liegt, umfassen; dem südlichen gehören der Kahlenberg (1500 F.) an, der mit dem Kobenzl- und Leopoldsberg (1264 F.) steil zur Donau abfällt, deren Spiegel dort 424 F. hoch liegt. Der W. selbst ist ein einförmiges Bergland, durchzogen von freundlichen, aber einförmigen Thälern, während die größere Mannichfaltigkeit in der geognostischen Zusammensetzung des Südostrandes auch die landschaftliche Mannichfaltigkeit erhöht und die Querthäler desselben gegen die wiener Ebene zu vielgerühmten und vielbesuchten Zielen wiener Naturfreunde macht, so die Brühl bei Mödling, das Helenenthal bei Baden. Uebrigens rechnet der Wiener diesen Rand nicht mehr zum eigentlichen W.; der Name wird vielmehr auf das Gebiet des Sandsteins beschränkt. Wie der W. eine Naturscheide zwischen dem Tertiärbecken an der obern Donau bei Tuln und St. Pölten und zwischen dem südlichen Theil des Wienerbeckens macht, so hat er zur politischen Scheidung Niederösterreichs im Süden der Donau in das Viertel unter und ob dem W. Anlaß gegeben.

Wier, Johann, auch Weier genannt, der erste Gegner der Hexenprozesse, geboren 1515 zu Grave in Nordbrabant, bereiste frühzeitig Deutschland und Frankreich, studirte darauf in Orléans Medicin, ließ sich als praktischer Arzt in Arnheim nieder und trat 1550 als Leibarzt in die Dienste Wilhelms IV., Herzogs von Jülich, Kleve u. Berg. Seine Schrift „De praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis" (Basel 1563 u. öfter) begleitete er mit einer Zuschrift an den Kaiser wie an alle Fürsten, in welcher er dieselben von der Thorheit und Verderblichkeit der Verfolgungen der sogenannten Hexen zu überzeugen suchte, ohne freilich bei dem Widerstand des Klerus viel auszurichten. W. † 1558 zu Tecklenburg. Ein Wiederabdruck seiner „Opera omnia" erschien zu Amsterdam 1660.

Wieringen, Insel im Eingang der Zuidersee, zum Bezirk Alkmaar der niederländischen Provinz Nordholland gehörig, durch einen schmalen Meeresarm vom Festland getrennt, hat 5 Stunden im Umkreis, 2 reformirte, eine Mennoniten- und eine katholische Kirche, Quarantäneanstalt, Ackerbau, Schafzucht, Wollhandel, Fischerei und 1961 Einw. Gegenüber der Polder Wieringer Ward.

Wiesa, Pfarrdorf mit Rittergut im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Gerichtsamt Annaberg, an der Zschopau und der Eisenbahn von Chemnitz nach Annaberg, hat Baumwoll- und Flachsspinnerei, Spitzenklöppelei, Garnbleicherei, Brauerei und 1667 Einw. Dabei das zum Rittergut gehörige Wiesenbad (s. d.).

Wiesau, Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, Bezirksamt Tirschenreuth, hat einen Eisenhammer, eine Stahl- und Schwefelquelle mit Badeanstalt (König-Otto-Bad), die 1836 eröffnet wurde. Das Wasser wirkt belebend und nervenstärkend und wird gegen Leiden empfohlen, die auf Atonie beruhen. Vgl. Müller, Die Heilquellen des König Otto-Bades bei W., Regensburg 1843.

Wiesbaden, ein 1867 neugebildeter Regierungsbezirk des Königreichs Preußen, besteht im Haupttheil aus dem vormaligen Herzogthum Nassau (s. d.), wozu noch die von der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen abgetretenen Kreise Biedenkopf und Gießen (theilweise), die seitherige freie Stadt Frankfurt mit ihrem Gebiet und das ehemalige hessen-homburgische Amt Homburg gekommen sind, und umfaßt einen Flächenraum von 100,8 QMeilen mit 611,291 Einw. Der Regierungsbezirk zerfällt jetzt in 12 Kreise: Dillkreis (mit der Kreisstadt Dillenburg), Ober-Westerwaldkreis (Kreisstadt Marienberg), Unter-Westerwaldkreis (Kreisstadt Montabaur), Ober-Lahnkreis (Kreisstadt Weilburg), Unter-Lahnkreis (Kreisstadt Diez), Rheingaukreis (Kreisstadt Rüdesheim), Stadtkreis Wiesbaden, Landkreis Wiesbaden oder Mainkreis (Kreisstadt Wiesbaden), Unter-Taunuskreis (Kreisstadt Langenschwalbach), Ober-Taunuskreis (Kreisstadt Homburg), Stadtkreis Frankfurt, Hinterlandkreis (Kreisstadt Biedenkopf). Später wird voraus-

Digitized by Google

sichtlich noch hinzukommen als dreizehnter Kreis der Kreis Wetzlar, welcher bisher zum Regierungsbezirk Koblenz gehörte. Das Nähere über die Beschaffenheit des Landes, seine Produkte ꝛc. siehe unter Nassau. Die gleichnamige Hauptstadt des Regierungsbezirks, bis 1866 Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Nassau, liegt am südlichen Abhang des Taunus und am Salzbach, 2 Stunden von Mainz und 8 Stunden von Frankfurt a. M. entfernt, in einer an Naturschönheiten und historischen Merkwürdigkeiten reichen Gegend, ist namentlich in ihren neueren Theilen sehr regelmäßig gebaut und besitzt eine große Anzahl prächtiger Gebäude, eleganter Landhäuser und großartiger Hôtels. Die hervorragendsten Bauten sind: die neue evangelische Kirche, in gothischem Styl, 1853—62 von Boos erbaut, 205 Fuß lang, 70 F. breit und an der Portalseite 100 F. hoch, mit 5 schlanken Thürmen (Hauptthurm 300 F. hoch) und marmornen Kolossalstatuen Christi und der vier Evangelisten; die zierliche katholische Kirche, 1844—49 von Hoffmann im Rundbogenstyl erbaut, mit 3 mächtigen Schiffen, schönen Altargemälden, trefflicher Orgel mit 53 Registern und Glockenspiel; die neue Synagoge; das schöne (bisher herzogliche Residenz-) Schloß am Markt, 1837—40 erbaut; das Museum, 1812 errichtet, mit Gemäldegallerie, Antiquitätensammlung, Naturalienkabinet und Bibliothek von 60,000 Bänden; das Palais des Prinzen Nikolaus, 1842 im Styl der Alhambra erbaut; das Regierungsgebäude (seither Ministerialgebäude), in florentinischem Palaststyl erbaut und 1842 vollendet; das prächtige 320 F. lange Kurhaus, das mit dem tempelartigen Gebäude des Kochbrunnens durch eine schöne eiserne Trinkhalle verbunden ist u. an beiden Seiten stattliche, als Bazar dienende Säulengänge, einen von 6 jonischen Säulen getragenen Portikus und viele prachtvolle Säle (darunter den Ballsaal, Spielsaal u. a.) hat. Die ausgedehnten Parkanlagen bei letzterem mit einem Teich, einer 100 Fuß hohen Fontäne und einer schönen marmornen Hygieiagruppe erstrecken sich bis zur Dietenmühle (mit einer 1862 eröffneten Wasserheilanstalt) und dann den Neroberg hinauf, der eine prachtvolle Aussicht gewährt, auf seiner Spitze einen Tempel trägt und an dessen Abhang die 1855 vollendete russisch-griechische Kapelle steht, welche Herzog Adolf als Grabmal für seine 1845 verstorbene Gemahlin Elisabeth erbauen ließ, ein prächtiges Gebäude mit 5 reich vergoldeten Kuppeln und glänzendster Ausschmückung und dem Sarkophag mit dem Marmorbild der Herzogin im Innern. W. ist der Sitz der königlichen Regierung, des Appellationsgerichts und zweier Landrathsämter und hat ein Gymnasium, eine Realschule, eine höhere Bürgerschule, mehre andere Lehranstalten, ein Theater, ein Museum rheinischer Alterthümer, ein chemisches Laboratorium (von Fresenius), eine Bank, einen Kreditverein, eine Gewerbehalle, mehre gelehrte und industrielle Vereine und 20,167 Einw. Industrie und Handel sind ohne wesentliche Bedeutung. W. ist der Anschlußpunkt der Taunusbahn (Frankfurt-Kassel-Wiesbaden) an die rechtsuferige (nassauische) Rheinbahn (Wiesbaden-Rüdesheim ꝛc.). Die Bedeutung der Stadt beruht auf ihren Mineralquellen, die jährlich von mehr als 30,000 Kurgästen besucht werden und W. nach Baden-Baden zu dem bedeutendsten Badeort Deutschlands machen. Die hier entspringenden Thermalquellen wurden schon von den Römern als Fontes Mattiaci (bei Plinius) oder Aquae Mattiacae (bei Ammianus Marcellinus) benutzt, doch erwarb sich W. als Kurort erst seit dem 16. Jahrhundert einen ausgebreiteten Ruf, der seitdem immer zugenommen hat, besonders auch, nachdem es wegen seines milden Klima's als Winteraufenthalt und behufs der Abhaltung von Winterkuren besucht wird. Die zahlreichen Quellen, welche an Gehalt wenig und nur an Temperatur (von + 32—55° R.) verschieden sind, gehören zu den alkalischen Kochsalzthermen und zeichnen sich durch ihre große Ergiebigkeit, wie durch Reichthum an festen Bestandtheilen (Chlornatrium überwiegend, Chlorcalcium, Chlormagnesium, Chlorkalium, kohlensaurer Kalk ꝛc.) aus. Man zählt ihrer im Ganzen 22, von denen jedoch nur 2, und zwar die bedeutendsten, nämlich der Kochbrunnen (55° R.) und der Adlerbrunnen (50° R.), offen zu Tage treten. Sämmtliche Quellen geben zusammen 61 Kubikfuß Wasser in der Minute. Der Kochbrunnen allein wirft täglich 97 Centner Kochsalz aus, von anderen Bestandtheilen abgesehen, und versorgt allein 11 Badehäuser und täglich cirka 400 Bäder. Ein Pfund seines Wassers enthält cirka 52,5 Gran Kochsalz, 6,3 Gran andere Chlorverbindungen, ziemlich 4 Gran minder wichtige Bestandtheile und 6 Kubikzoll Kohlensäure. Das Wasser ist meist klar, durchsichtig, nur bei einigen Quellen etwas ins Gelbliche spielend, entwickelt unaufhörlich Luftbläschen, besitzt einen faden, laugenhaft ammoniakalischen Geruch, ähnlich dem von gelöschtem Kalk oder gekochten Eiern, und einen salzig faden, versalzener Fleischbrühe ähnlichen Geschmack. Das auf der Oberfläche des Wassers sich bildende schillernde Häutchen, die Thermenhaut oder Salzhaut genannt, besteht fast bloß aus Kalkerde; der in den Kanälen, durch welche das Wasser fließt, sich absetzende rothbraune Sinter besteht aus Eisenoxyd, kieselsaurer Thonerde, schwefelsaurem Kalk, vorzüglich aber aus kohlensaurer Kalk- und Thonerde. Außer den Thermalquellen besitzt W. im Nordwesten der Stadt auch noch 5 ärztlich nicht benutzte Mineralquellen von 9 bis 16° R. Die Thermalquellen zu W. haben sich als treffliches Heilmittel bewährt bei Katarrhen des Magens und des Verdauungskanals, sowohl in den Fällen, wo diese Organe in Folge unzweckmäßiger Behandlung primär erkrankten, als auch in denen, wo eine Blutüberfüllung des Unterleibs überhaupt jenen krankhaften Zuständen zu Grunde liegt; ferner bei Rheumatismen, besonders langwierigen, gegen die sich sonstige Heilmittel unwirksam zeigten; außerdem bei Gicht, ebenfalls mit chronischem Verlauf und unter allen Umständen erst nach dem Verschwinden aller Entzündungssymptome; endlich bei verschiedenen Hautkrankheiten, besonders solchen, die auf einer der erwähnten Störungen des Allgemeinbefindens beruhen, und bei Skrophulose. Nach neuerlich angestellten Versuchen soll in Folge des Gebrauchs dieser Thermen die Aus- und Absonderung des

Harnstoffs und der Harnsäure bemerkbar zunehmen, eine Wirkung, welche bei einer gewissen Klasse von Krankheiten, als deren Grund man bis jetzt nur die Zurückhaltung jener Stoffe ansehen kann, nicht hoch genug anzuschlagen wäre. Den Adlerbrunnen benutzt man ausschließlich zum Trinken, die übrigen nur zum Baden. Gebraucht man die Bäder sehr warm, so können sie leicht heftige Kongestionen, Schwindel, Ohnmachten, selbst fieberhafte Zufälle verursachen, weshalb vollblütige, zu starken Kongestionen nach Brust und Kopf, Blutflüssen, Entzündungen, Schlagfluß geneigte Personen diese Bäder entweder gar nicht, oder nur mit großer Vorsicht gebrauchen dürfen. Innerlich gebraucht wirkt das Thermalwasser reizend auf alle Se- und Exkretionen, namentlich erregend auf das Drüsen- und Lymphsystem, die Resorption bethätigend, reizend auf die Schleimhäute, schleimauflösend, die Expektoration vermehrend, die Stuhlausleerungen nur mäßig befördernd, specifisch auf das Uterinsystem und die Hämorrhoidalgefäße, sehr diuretisch. Als Nachkur empfiehlt man zur Stärkung den Gebrauch der Mineralwässer von Schwalbach, Geilnau oder Fachingen, bei Stockungen im Unterleibe, sowie bei rheumatisch-gichtischen Beschwerden das der nahe gelegenen Schwefelquelle Weilbach. In W. befindet sich auch eine gymnastische Heilanstalt und in der Nähe die Kaltwasserheilanstalt Nerothal. Für das Vergnügen der Badegäste ist reichlich gesorgt. Zudem bietet die Umgegend vielfache Gelegenheit zu anziehenden Partien. Schon Plinius gedenkt der warmen Quellen von Mattiacum, die wahrscheinlich Veranlassung zu Errichtung eines Kastells daselbst gaben, von welchem 1838 auf der Höhe des sogenannten Heidenbergs und der Röderstraße Mauerreste aufgefunden worden sind. Das Kastell war später Standort der 22. Legion; ein Gypsmodell desselben befindet sich im Museum. Durch den Vertrag von Verdun (843) kam W. (Wisibadum) an die deutschen Könige. Den dort befindlichen Saalhof bewohnten die Kaiser Otto I., Heinrich V. und Friedrich III. Im Jahre 1283 ward die Stadt von den raublustigen Grafen von Eppstein zerstört. Ludwig von Bayern aber soll sie 1318 vergeblich belagert haben. Im Jahre 1605 fiel sie an die nassau-saarbrückische Linie. Im Jahre 1644 wurde sie von den bayerischen Truppen unter Wolf und Sporck gebrandschatzt und verwüstet. Im Jahre 1744 ward der Sitz der Regierung von Usingen hierher verlegt und 1815 ward W. Hauptstadt des Herzogthums Nassau. Am 27. Juli 1850 brannte die große evangelische Kirche ab. Vom 10.—30. Aug. 1850 fand hier eine Zusammenkunft französischer Legitimisten unter dem Grafen von Chambord Statt. Vgl. Stolterfoth, Malerische Beschreibung von W. und Umgegend, Mainz 1840; Müller, Medicinische Topographie der Stadt W., Wiesbaden 1846; Roth, Die warmen Kochsalzquellen zu W., das. 1857.

Wiese und Wiesenbau. Unter Wiese versteht man ein Grundstück, welches mit einer Mehrheit von Gräsern und Kräutern in geschlossenem Stande (Grasnarbe) bewachsen ist. Ehemals die Hauptstütze der Viehwirthschaft, bildet die Wiese jetzt zwar immer noch einen sehr werthvollen Bestandtheil der Landgüter, ist aber durch die Einführung des Kunstfutterbau's nicht mehr unentbehrlich und muß bei rationeller Kultur nur noch auf solche Flächen beschränkt werden, die als Ackerland entweder gar nicht oder nicht höher genutzt werden können, sowie auf solche, welche nur höchsten Ertrag an Gras oder Heu sichern oder mit anderen Früchten im Anbau wechseln, also als Bestandtheil der Rotation aufgenommen werden. Die moderne Landwirthschaft muß mehr und mehr dem Kunstwiesenbau zustreben und darf natürliche Wiesen nur noch da belassen, wo deren Umbruch nicht räthlich oder deren Bedüngung auf natürlichem Wege durch fruchtbare Alluvien gesichert ist. Man unterscheidet also zunächst natürliche u. Kunstwiesen. Erstere sind unbedingte oder solche, welche umgebrochen werden können und, wenn es dem Interesse des Wirthschaftens entspricht, als solche dauernd oder zeitweise belassen oder zu Ackerland u. dergl. umgewandelt werden. Ebenso sind die Kunstwiesen entweder dauernde oder wechselnde. Der Lage nach unterscheidet man: Flußwiesen, Thalwiesen, in Vertiefungen zwischen Ackerfeldern und Heiden, in Thälern und an kleinen Bächen gelegen, Aue- oder Marschwiesen, Niederungswiesen, Bergwiesen, Waldwiesen, Feldwiesen, Moorwiesen. Salzwiesen heißen die an den Ufern der Meere oder salzigen Seen liegenden, meist durch große Güte und Fruchtbarkeit ausgezeichneten Wiesen. Man unterscheidet ferner Wässerungs-, Rieselwiesen und nicht wässerbare Wiesen, nach dem Ertrag einschürige, zweischürige, mehrschürige Wiesen; erstere heißen auch Jakobswiesen, Herbstwiesen, die zweischürigen Pfingst- oder Grummetwiesen. Nach der Güte des Futters spricht man von süßen und sauren (quelligen) Wiesen. Der Verkehrswerth der Wiesen hängt ab 1) von der Lage in Bezug auf Entfernung, Klima, Neigung des Bodens, Wässerbarkeit, Ueberfluthung, respektive unentgeltliche Düngung, Ebenheit des Bodens und Gefährdung durch Eisgang u. dergl.; 2) von der Krume und dem Untergrund, in sofern der beste Boden für die Wiesen angeschwemmter, poröser, frischer, warmer, reiner und in Allem reicher Boden ist, in welchem die günstigsten physikalischen Zustände mit nachhaltendem Reichthum an allen zur Grasbildung erforderlichen organischen und unorganischen Nährstoffen in richtiger Form und Mischung verbunden sind (Lehm-, Lehmmergel-, Kalkmergel-, Mittelboden) und der Untergrund mäßig gebunden, nährstoffreich und leicht zu bearbeiten ist; 3) von dem Grasbestand; man unterscheidet Obergras und Unter- oder Bodengras; zu ersterem gehören die Gräser und Kräuter mit aufrechten und höheren Stengeln, zu letzterem die mit niedrigen oder kriechenden Stengeln. Das Vorhandensein verschiedener Gräser und Kräuter in der Grasnarbe ist für die Tragfähigkeit der Wiesen von großer Wichtigkeit; bei völlig gleichem Bestand würde ein einziges der betreffenden Grasart ungünstiges Jahr die ganze Wiese gefährden; unter einer Vielheit von Pflanzen ist aber der Gras-

bestand für immer gesichert; wie auch die Witterung immer werde, stets wird ein geschlossener Bestand möglich sein, weil sich stets Pflanzen finden, welchen die gerade herrschende Witterung vorzugsweise zusagt; diese schützen alsdann durch ihr rascheres und üppigeres Wachsthum die anderen, welche nur kümmerlich fortwachsen und bei anderer Witterung umgekehrt sich wieder kräftiger als jene entfalten; bald gibt es mehr Obergras, bald mehr Untergras, bald gedeihen die Gräser, bald die Kleearten besser, ꝛc. Die Nothwendigkeit eines gemischten Grasbestandes darf jedoch nicht so verstanden werden, als müsse die Grasernte aus recht vielen verschiedenartigen Pflanzen bestehen; es genügen nur wenige Gattungen, und gerade auf den besten Wiesen finden sich wohl recht viele Pflanzen, aber nur verhältnißmäßig wenige Arten. So stehen nach Sinclair und Hanstein auf einem Quadratfuß hessisch einer sehr reichen Wiese 1000 Pflanzen überhaupt, worunter 940 Gräser und 60 Klee- und andere Pflanzen, im Ganzen aber nur 20 Arten; auf bewässerter Wiese 1798 Pflanzen, nämlich 1702 Gräser und 96 Klee- und andere Pflanzen in noch weniger Arten. Im Kunstwiesenbau mischt man daher auch das Saatgemenge mit nur wenigen Arten, säet aber sehr reichlich. Im Sinne der heutigen Wiesenbaulehre genügt vollständig die Kenntniß der Bestandsmischung der vier von Hanstein („Die Familie der Gräser", Wiesbaden 1857) gegebenen Wiesenklassen; sie sind: Erste Klasse Wiesen mit fruchtbarem, feuchtem Boden ohne stockendes Wasser; Bestand: Wiesenfuchsschwanz (Alopecurus pratensis), gemeines Rispengras (Poa trivialis), Wiesenschwingel (Festuca pratensis) als die vorherrschenden, mit wenig rohrartigem Glanzgras (Baldingera arundinacea), englisches Raygras (Lolium perenne), Wiesenrispengras (Poa pratensis), Knäulgras (Dactylis glomerata), Goldhafer (Avena flavescens), Fioringras (Agrostis alba), Ruchgras (Anthoxanthum odoratum), Zittergras (Briza media), Honiggras (Holcus lanatus) u. Timothygras (Phleum pratense). Zweite Klasse Wässerungswiesen; Bestand: Wiesenschwingel, englisches Raygras, Knäulgras, Wiesenrispengras, gemeines Rispengras, mit wenig Goldhafer, Wiesenfuchsschwanz, französisches Raygras (Arrhenaterum avenaceum), Zittergras, Ruchgras, Honiggras, Kammgras (Cynosurus cristatus), weiche Trespe (Bromus mollis) und Fioringras. Dritte Klasse trockene Wiesen mit fruchtbarem Boden; Bestand: französisches Raygras, Wiesenrispengras, englisches Raygras, Knäulgras, Wiesenschwingel, weicher Hafer (Avena pubescens), Goldhafer, rother Schwingel (Festuca rubra), mit wenig gemeinem Rispengras und Wiesenfuchsschwanz. Vierte Klasse trockene Wiesen mit wenig fruchtbarem Boden; Bestand: die borstig-blättrigen Schwingelarten und Kammgras, französisches Raygras, Wiesenschwingel und ganz spärlich noch Wiesenfuchsschwanz und gemeines Rispengras. Dazu gehören für die gute Wiese noch die Kleearten in geringerer Menge und einige andere Kräuter; von Gräsern können noch vorkommen die Rasenschmiele (Aira caespitosa), das jährige Rispengras (Poa annua), das Wasserflußgras (Glyceria aquatica), das schwimmende Süßgras (Glyceria fluctans), der gefiederte Stielschwingel (Brachypodium pinnatum), der gemeine Windhalm (Agrostis vulgaris), der Wiesenhafer (Avena pratensis), die aufrechte Trespe (Bromus erectus) und die gemeine Kammschmiele (Coeleria cristata); von anderen Pflanzen noch die Varietäten aus den Gattungen Luzerne (Medicago), Esparsette (Hedysarum), Steinklee (Melilotus, welcher nebst dem Ruchgras dem Heu den würzigen Geruch verleiht), Wicke (Vicia) und Platterbse (Lathyrus), dann Kümmel (Carum carvi), Petersilie (Petroselinum sativum), Bibernelle (Pimpinella sanguisorba) und Wegerich (Plantago lanceolata). Alle anderen sonst auf Wiesen noch vorkommenden Pflanzen sind geradezu als Unkraut zu bezeichnen; als wirkliche Giftpflanzen für das Vieh aber die folgenden: Schachtelhalm (Equisetum palustre und arvense), Binse (Juncus), Rohr (Arundo), große Klette (Lappa major), Huflattich (Tussilago), Gänsefingerkraut (Potentilla anserina), Wollgras (Eriophorum), Ampfer (Rumex), Riedgras (Carex), Münze (Mentha), Hauhechel (Ononis spinosa), Klapperkraut (Rhinanthus Crista galli), Augentrost (Euphrasia pratensis), Gundelrebe (Glechoma hederacea), Knöterich (Polygonum), Wolfsmilch (Euphorbia), Zeitlose (Colchicum autumnale), Wasserschierling (Cicuta virosa), Silge (Selinum), Sonnenthau (Drosera rotundifolia und longifolia), Hahnenfuß (Ranunculus), Habichtskraut (Hieracium pilosella), Taumellolch (Lolium temulentum), Stechapfel (Datura stramonium), Pferdesonnenkraut (Phellandrium aquaticum), Bingelkraut (Mercurialis perennis), Eppich (Sium latifolium) u. Wiesenanemone (Anemone pratensis). Langethal in seiner „Landwirthschaftlichen Pflanzenkunde" entwirft 25 Klassen von Wiesen und beschreibt dieselben genau nach Obergras, Untergras, Gewürzpflanzen und Kleearten; es sind jedoch darunter die meisten Klassen solche, welche rationelle Kultur als Wiesen überhaupt gar nicht mehr duldet. Die künstliche Grassaat wird auf die oben angeführten besseren Gräser und Kräuter beschränkt und je nach Boden und Lage in entsprechender Mischung gegeben; geeignete Vorschriften enthält jedes Lehrbuch des Wiesenbau's; auch geben renommirte Samenhandlungen auf Bestellung die geeigneten Mischungen. Das Gras gedeiht bei nicht mangelnder Feuchtigkeit und mäßiger Sonnenwärme bis in den hohen Norden in beträchtlicher Höhe, liebt aber feuchtes, kühles Klima und kommt am besten in Gebirgsländern und an Meeresküsten fort. Zur Kunstwiese kann jeder Boden gemacht werden, wenn Ent- und Bewässerung angebracht werden kann, angeschwemmter Boden verdient immer den Vorzug. Einen großen Fortschritt hat die Wiesenkultur durch das petersensche Be- und Entwässerungsverfahren gewonnen, da dadurch der Zu- und Abfluß des Wassers genau regulirt werden kann. Das Verfahren besteht darin, daß die ganze Fläche mit einem vollen System von Drains (s. Drainage) durchzogen wird, aus diesen aber das Wasser nicht willkürlich abläuft, sondern durch mit Hahnen versehene Kastenschleußen gestaut und wieder an die Oberfläche

Digitized by Google

gebracht werden kann. Die Schleußen münden in Bewässerungsrinnen, welche auf der Oberfläche genau über den Drains laufen. Es kann sonach nach Belieben be- und entwässert und die Wiese immer im Zustande der gewünschten Frische erhalten werden. Als weiterer Vortheil kommt in Betracht, daß mittelst dieses Systems die durch das Drainwasser allenfalls dem Boden entzogenen Nährstoffe bei der Zurückführung durch die Bewässerungsrinnen wieder gewonnen werden, es muß jedoch trotzdem eine den gesteigerten Ernten proportionale Düngung gegeben werden, da das Wasser im Boden nur die weniger wichtigen Nährstoffe und diese nur in geringer Menge zu lösen vermag. Für die Zwecke der Bewässerung der Wiesen, von welcher der Erfolg größtentheils abhängt, ist bei anderen Systemen der Berieselung die Wahl des Wassers mit Umsicht zu treffen und da, wo ein geeignetes Rieselwasser entweder gar nicht oder nicht in genügender Menge zu Gebote steht, die Anlage zur Rieselwiese überhaupt, der hohen Kosten wegen, zu unterlassen; wohl aber kann auf künstlichem Wege das Wasser verbessert werden. Bisher nahm man an, daß das Wasser an und für sich die Fruchtbarkeit bedinge, und glaubte, bei den gewaltigen Wassermengen, die zur Rieselung erforderlich sind, nach vorliegenden Analysen der im Wasser enthaltenen gelösten Stoffe den genügendsten Ersatz sich berechnen zu können. Es ist jedoch erwiesen, daß nur die in Suspension enthaltenen mineralischen Fragmente die eigentlich düngende Wirkung äußern und das Wasser als solches nur die gesammten Assimilationsprozesse in Boden und Pflanze begünstigt, nicht aber einen Ersatz für das bietet, was die Ernte entzieht. Ein geeignetes Rieselwasser muß also zunächst reich an mitgeführten Erdtheilchen brauchbarer Art sein und andernfalls mit Düngstoffen entsprechend versehen werden. Das Wasser vermittelt dann die Auffuhr und gleichmäßigste Vertheilung der Düngstoffe und erspart die Transportkosten. Wasser mit beträchtlichem Gehalt an Eisen- und Mangansalzen oder solches mit Ueberschuß von Kochsalz, oder das aus Sümpfen kommende, an humösen Stoffen überreiche Wasser, sowie das aus Eichenwaldungen stammende, mit Gerbsäuren u. dergl. geschwängerte Wasser ist ungeeignet zur Rieselung. Wasser mit einer unter der Lufttemperatur stehenden Wärme kann ebenfalls nicht direkt verwendet, sondern muß erst vorher durch längeres Stehen im Sammelteich oder längeren ruhigen Zuleitungslauf erwärmt werden. Das beste Rieselwasser liefern solche Gewässer, welche bei Regen sich beträchtlich trüben, oder solche, die durch Ortschaften und Gehöfte geflossen sind; sie machen nicht selten die Düngung ganz entbehrlich. Als erforderliche Menge gilt für einmalige Benutzung pro 10 Morgen 1 Kubikfuß Wasser pro Sekunde; kann das Wasser aufgefangen und wieder benutzt werden, so genügen weit geringere Mengen, doch muß dann entsprechend wieder gedüngt werden. Man kennt verschiedene Systeme der Bewässerung. Bei der Ueberstauung ist die Wiese mit einem Damm umzogen, innerhalb welchem das Wasser gesperrt werden kann. Gleichmäßigste Ablagerung der mitgeführten Düngtheile und Schutz gegen Nachtfröste sind die wesentlichsten Vortheile dieses Systems, welches aber große Vorsicht in der Handhabung erheischt, damit nicht durch zu langes Stehenbleiben des Wassers die Pflänzchen vergältet werden oder Fäulniß, Algenbildung u. dergl. entsteht. Bei der wilden Rieselung läßt man das Wasser durch zweckmäßige Leitung über natürliche Hänge fließen. Eine solche Anlage erfordert nur die entsprechende Ebnung des Terrains und die Herstellung der erforderlichen Zuleitungs-, Vertheilungs- und Ableitungsgräben mit Schleußen, Wehren, Durchlässen ꝛc. und nur bei ungeeigneter Bodenbeschaffenheit den vollständigen Umbau. Bei wenig Gefälle hat man den flachen, bei mehr den natürlichen Hangbau. Unter Kunstbau versteht man den vollständigen Umbau der betreffenden Fläche und dessen Anlage zur Kunstrieselwiese. Er ist Rückenbau, wenn nach sorgsamster Planirung volle flach gewölbte Beete angelegt werden, auf deren Rücken die Wässerungsrinnen laufen und auf deren Seiten man das Wasser durch Stauung niederrieseln läßt, während zwischen je zwei Beeten am Fuße die Entwässerungsrinne läuft, die sich wieder in eine winkelrecht gegen die Beete angelegte Hauptrinne ergießt, welche dann für die unterhalb gelegenen Beete wieder Hauptzuleitungsgraben ist; die Rücken legt man bis 10 Ruthen lang und 2—6 Ruthen breit an, schmale Rücken haben den Vorzug. Beim Hangbau oder Terrassenbau wird ein natürlicher Hang terrassenförmig angelegt und von oben nach unten berieselt. Freier, rationeller oder gemischter Bau heißt derjenige, bei welchem man kein bestimmtes System befolgt, also auch keines vollständigen Umbau's bedarf, sondern das natürliche Terrain beachtend bald nach dieser, bald nach jener Methode verfährt und den Vortheil geringerer Kosten und leichterer Ausführbarkeit gewinnt. Das petersensche Be- und Entwässerungssystem setzt zwar vollen Umbau voraus, hat aber den Vortheil größerer Anwendbarkeit, indem es auch bei geringeren Wassermengen ausführbar ist. Die Kunstbauten haben den Nachtheil, daß das Grundstück nur als Wiese genutzt werden kann; der höchste Vortheil wird aber dann erreicht, wenn die Grasnarbe zeitweise umgebrochen und als Ackerland genutzt werden kann; abgesehen von dem dadurch begünstigten Graswuchs wird damit auch der unter der Narbe allmählig sich sammelnde Vorrath an für die Wiese weniger erforderlichen Nährstoffen nutzbar gemacht und die Möglichkeit gegeben, den Grund wieder zu lockern und tief zu durchdüngen. Das petersensche System begünstigt diese Art des wechselnden Wiesenbau's, welche für alle nicht unbedingten Wiesenflächen allein noch empfohlen werden darf. Die Bildung der Grasnarbe nach Umbruch oder bei neuen Anlagen geschieht auf verschiedene Art. Die Ansaat ist die rationellste; der vorher gut gereinigte, gelockerte u. durchdüngte Boden wird mit der entsprechenden Mischung besäet u. der Same entweder für sich allein untergewalzt oder in eine schützende, bald das Feld räumende Deckfrucht eingeeggt. Die Saat geschieht im Frühjahr; unter 20—30 Pfund Samen pro Morgen soll man nicht ver-

wenden. Die junge Narbe bedarf anfänglich Schonung, besonders das Fernhalten von Vieh, wenn nicht das Festtreten durch Ueberweiden beabsichtigt wird. Die Impfung findet da Statt, wo man Rasenstücke in erforderlicher Menge von anderen Grundstücken haben kann, oder bei Umbauten den vorher abgeschälten und bei Seite gebrachten Rasen wieder verwendet; man legt die Rasenstücke egal neben einander an und walzt sie tüchtig an; entweder wird vollständig oder nur in Quarrés gedeckt, wobei dann die leeren Zwischenräume besäet werden oder der natürlichen Berasung überlassen bleiben. Das Verjüngen findet nur auf schon bestehenden Wiesen durch Aufeggen, Einsaat und Ueberfahren der besäeten Stellen mit Kompost, Sand oder Erde zum Schutz des Samens Statt; man bessert dadurch Fehlstellen aus. Düngung kann bei rationeller Wiesenkultur nur da entbehrt werden, wo das Rieselwasser reich genug an geeigneten Düngstoffen ist. Eine Ernte von nur 15 bis 20 Centner Heu entzieht dem Boden 63 Pfund Kali, 45 Pfd. Kalk, 20 Pfd. Bittererde, 30 Pfd. Phosphorsäure, 120 Pfd. Kieselerde ꝛc., also weit größere Mengen als die Mehrzahl der landwirthschaftlichen Kulturpflanzen. Als Dünger empfehlen sich alle mineralischen, gepulverten, leicht aufzustreuenden Düngmittel, vor Allem Kompost, noch besser flüssiger Dünger, Jauche ꝛc., unter den Mistarten der für Ackerland weniger geeignete unkrautige Schweinemist, wenn gut verrottet, das Pferchen mit Schafen oder Schweinen, auch anderer Mist, wenn im Herbst gegeben und im Frühjahr bei Zeiten abgerecht. Man fertigt jetzt besonderen Wiesendünger und verwendet als beste Mischungen Kaliasche, Asche und Phosphate; je nach Boden und Lage kann bloße Erde und selbst Sand schon genügen. Die Pflege der Wiesen erstreckt sich auf die Unterhaltung der Wässerungsanlagen, die richtige umsichtige Leitung des Wässerns selbst, das Ebenen der Maulwurfshügel, Ameisenhaufen u. dergl., das Ausputzen der Gräben und die passende Verwendung der ausgehobenen Erde, auf Uebereggen oder Ueberwalzen, die Entfernung aller Wurzelstöcke und Triebe von in der Nähe gepflegten Bäumen oder Hecken, das Zurückschneiden derselben, das Vertilgen der etwa auskommenden Unkräuter u. dergl. m. Der Ertrag der Wiesen ist sehr verschieden; gute Wässerungswiesen können bei reicher Düngung bis 100 Ctnr. Trockenfutter geben und selbst mehr; mit flüssigem Dünger öfters berieselte Wiesen hat man schon bis zu 200 Ctnr. und darüber gebracht. Gute natürliche Wiesen geben bis 30 Ctnr.; solche mit unter 20 Ctnr. Ertrag sollten gar nicht mehr als Wiesen belassen werden, wenn sie anderweitig nutzbar zu machen sind. Die berühmten Wässerungswiesen in der Lombardei schätzt man bis zu 80 Ctnr., die nicht minder berühmten siegenschen Kunstwiesen bis zu 40 Ctnr. Ertrag. Ohne Düngung sinkt der Ertrag auf 20 Ctnr. und weniger. Vergl. Lengerke, Anleitung zum praktischen Wiesenbau, Prag 1836; Schenk, Abhandlung über den Wiesenbau, Fulda 1841; Fries, Lehrbuch des Wiesenbau's, Braunschweig 1850, neu bearbeitet von Dünkelberg, 1866—67; Hanstein, Die Familie der Gräser, Wiesbaden 1857; Hoffer, Wiesenkunde, Berlin 1858; Patzig, Der praktische Rieselwirth, 4. Aufl., Leipzig 1862; Petersen, Beschreibung der neuen Methode des Wiesenbau's, Schleswig 1863.

Wiese, Sigismund, deutscher Dichter, geboren 1800 zu Kulm in Westpreußen, sollte sich in Berlin dem Berg- und Hüttenwesen widmen, beschäftigte sich jedoch vorzugsweise mit Philosophie, Theologie und Belletristik und ließ sich dann in Döbritz bei Potsdam nieder, wo er im August 1864 †. W. hat außer einer Reihe eigenthümlicher Romane mehre Dramen geschrieben, welche im Allgemeinen eine bedeutende poetische Anlage bekunden, so: „Drei Trauerspiele" (Leipz. 1835), worunter „Die Wilden und die Ansiedler" das gelungenste, „Drei Dramen" (Paulus, Die Freunde, Beethoven, das. 1836) und das dramatische Gedicht „Don Juan" (das. 1840)), ausgezeichnet durch Tiefe der Gedanken, Leidenschaftlichkeit und treffliche Zeichnung der weiblichen Charaktere.

Wiesel (Mustela vulgaris *Erxl.*), Säugethierart aus der Gattung Marder, zeichnet sich von den Gattungsverwandten hauptsächlich durch den außerordentlich schlanken Körperbau aus. Die Länge des ausgewachsenen Thieres beträgt 6¼ Zoll, die des Schwanzes 1½ Zoll, die Höhe am Widerrist höchstens ebenso viel. Die Dicke bleibt sich vom Kopfe bis zum Schwanze fast gleich, nur bei ganz erwachsenen ist der Körper in den Weichen etwas eingezogen. Die Beine sind kurz und dünn, die Pfoten zwischen den Zehenballen behaart und die Zehen mit scharfen Krallen bewaffnet. Die Nase ist stumpf und erscheint durch eine Längsfurche etwas getheilt. Die breiten, abgerundeten Ohren stehen seitlich und weit hinten; die schiefliegenden Augen sind klein, aber feurig. Das Gebiß ist im Verhältniß zur Größe des Thiers kräftig. Die Behaarung ist von mittlerer Länge und glatt auf der Oberseite, an der Außenseite der Beine und dem Schwanze röthlichbraun, an der Unterseite und der Innenseite der Beine, sowie am Rand der Oberlippe weiß. Hinter den Mundwinkeln steht ein kleiner, rundlicher, brauner Fleck und zuweilen finden sich auch am Bauch einzelne braune Flecken. In den gemäßigten und südlichen Gegenden ändert die Farbe nicht bedeutend ab; in den nördlichen dagegen ist das W. im Winter weißbraun gefleckt. Es findet sich in der ganzen gemäßigten und auch in der kalten Zone der alten Welt, und zwar ebensowohl in flachen, als in bergigen Gegenden. Es wohnt in hohlen Bäumen, Steinhaufen, altem Gemäuer, unter hohlen Ufern, in Maulwurfsgängen, Hamster- und Rattenlöchern, im Winter in Schuppen und Scheuern, Kellern, unter Dachböden ꝛc. Es ist ebenso blutgierig als muthig und kühn und geht besonders des Nachts seiner Nahrung nach, die in Mäusen, Maulwürfen, jungen Hamstern und Ratten, Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern, selbst Kreuzottern, aber auch Hasen, Kaninchen, Hühnern, Tauben und andern Vögeln und ihren Eiern besteht. Häufig begnügt es sich, seiner Beute den Kopf zu zerbeißen und das Gehirn zu verzehren. Es wird ihm überall eifrig, bei seiner List und Schnelligkeit aber häufig ver-

Digitized by Google

geblich nachgeſtellt. Es kann ſelbſt an ſenkrechten etwas rauhen Wänden hinanklettern. Dem Menſchen ſucht es ins Geſicht zu ſpringen und kann ihm, in größerer Zahl vereint, gefährlich werden. Von Hunden wird es öfters todt gebiſſen, ſeltener von Katzen. Die Paarungszeit iſt im März; im Mai oder Juni bekommt das Weibchen 4 — 7 blinde Junge. Im Winter wird das ganze Thier zuweilen weiß, und dann iſt ſein Pelz geſchätzt. Man hat mehre Beiſpiele von gezähmten W.n.

Wieſelburg, ungariſches Komitat im Kreis jenſeit der Donau, von dem ödenburger, raaber und preßburger Komitat und Niederöſterreich begrenzt, 38 QMeilen groß, mit 76,621 Einwohnern, Katholiken, mit Ausnahme von 7559 Lutheranern und 2472 Iſraeliten. Das Land iſt, außer an der Nordweſtgrenze, völlig eben, längs der Rabnitz und beſonders am Neuſiedlerſee, der etwa zur Hälfte hierher gehört, ſumpfig. Hauptprodukte ſind Weizen, Wein, Vieh, Fiſche, Salpeter. Das Komitat zerfällt in die 3 Stuhlbezirke W., Ragendorf und Neuſiedel und hat zur Hauptſtadt Ungariſch-Altenburg. Der Marktflecken W., an der kleinen oder wieſelburger Donau, welche mit dem Hauptarme des Stroms die Inſel der kleinen Schütt umfließt und an der wiener-ofener Eiſenbahn, früher Hauptort des Komitats, hat eine Seidenfilanda, eine Rohrzuckerfabrik, eine Stärkefabrik, eine permanente Ausſtellung landwirthſchaftlicher Maſchinen und 3000 Einwohner. W. iſt einer der bedeutendſten Verkehrsplätze Ungarns für den Getreidehandel.

Wieſelgren, Peter, ſchwediſcher Schriftſteller, Theolog und hervorragender Kanzelredner, geboren am 1. Okt. 1800 im Kirchſpiel Wieslanda in Smäland, machte ſeine Studien zu Lund, wurde 1824 Docent der Literaturgeſchichte und gleich darauf Adjunkt für die Aeſthetik, 1830 Vicebibliothekar, erhielt 1833 das Paſtorat Weſterſtad in Schonen, 1847 das zu Helſingborg und ward 1857 Dompropſt in Gothenburg. Außer ſeiner rein theologiſchen Thätigkeit hat W. ſich um die Beförderung der Mäßigkeit in Schweden große Verdienſte erworben, theils durch Predigten und Reden, theils auch durch eine Menge von Schriften, z. B. „Historik öfver Svenska brämvinslagstiftning“ (1840). Außerdem hat er auch in anderen Richtungen eine große ſchriftſtelleriſche Thätigkeit entwickelt, namentlich in der Geſchichte. Zu ſeinen bedeutenderen Arbeiten gehören: „Sveriges sköna litteratur“ (1833—49, 3 Bde.), „Ny Smålands beskrifning“ (mit Zuſätzen 1844—47, 3 Bde.), „Sydskandinavernes förstfödslorätt“ (d. i. das Erſtgeburtsrecht der Südſkandinavier, 1846); auch iſt er ein fleißiger Mitarbeiter geweſen bei dem großen Werke „Biographiskt Lexikon öfver namnkunnige Svenska män“ (Upſala 1835—57, 23 Bde.) und hat nach Palmblads Tode, 1852, die Hauptredaktion deſſelben übernommen, ſowie auch die der neuen Folge des Werkes, wovon bis jetzt 5 Bände (Oerebro 1857 ff., A—I) erſchienen ſind.

Wieſenbad, ein zum Rittergut Wieſa (ſ. d.) im königlich ſächſiſchen Kreisdirektionsbezirk Zwickau gehöriges Bad, eine Stunde nordöſtlich von Annaberg, im Thale der Zſchopau gelegen, ſchon ſeit Anfang des 16. Jahrhunderts bekannt, wurde von der Kurfürſtin Sophia von Sachſen, welche es 1602 ſelbſt gebrauchte, mit den nöthigen Gebäuden verſorgt und zum Andenken an ſie Sophienbad genannt. Jetzt iſt daſſelbe mit neuen eleganten Badeanſtalten verſehen und hat einen ſchönen Park. Das Waſſer gehört zu den erdig-ſaliniſchen Schwefelquellen, hat eine Temperatur von 17° R., wirkt ähnlich wie Warmbrunn in Schleſien und wird namentlich gegen Gicht, Lähmung, Hautkrankheiten, Nervenſchwäche ꝛc. empfohlen. Vgl. Müller, Beſchreibung des Wieſenbades, Leipz. 1847.

Wieſenkreſſe, Pflanzengattung, ſ. v. a. Cardamine *L.*

Wieſenſchnarrer (Wieſenknarre, Schnärz, Crex pratensis *Bechst.*), Vogel aus der zur Ordnung der Sumpfvögel gehörigen Gattung Schnarre, von Linné zu den Rallen geſtellt, gleicht einer Wachtel, iſt oben ſchwarzbraun mit braungelblich geränderten Federn und braunrothen Schwingen u. oberen Flügeldeckfedern, am Bauch weißlichgelb, ſeitlich rothbraun gebändert, am Vorderhals aſchgrau, 10 Zoll lang. Er lebt auf Getreidefeldern u. feuchten Wieſen von Inſekten, Würmern und Sämereien, würgt auch gern junge Vögel, kommt im Mai aus Süden mit den Wachteln nach Deutſchland und zieht mit ihnen im September auch wieder fort. Daher und wegen ſeiner den Wachteln ähnlichen Färbung der Name Wachtelkönig. Er läuft ſehr geſchwind im hohen Graſe herum, beſonders des Abends, wo er ſeinen ſchnarrenden Schrei hören läßt. Zur Paarungszeit ſetzen ſich mehre zuſammen und ſchnurren faſt wie die Katzen. Sie wiſſen ſehr geſchickt dem Jäger zu entfliehen und bedienen ſich dabei ſelten der Flügel. Das Neſt beſteht aus einigen auf der Erde ausgebreiteten Halmen und enthält 8 — 12 weißliche braungefleckte Eier, welche vom Weibchen allein binnen 3 Wochen ausgebrütet werden. Die Jungen laufen gleich davon und piepen wie die Hühner. Ihr Fleiſch iſt im Herbſt ſehr lecker.

Wieſenſteig, Stadt im württembergiſchen Donaukreis, Oberamt Geislingen, unweit der Quelle der Fils, hat ein Schloß mit Park, 2 ſäkulariſirte Klöſter, Papier- und Sägemühlen, Fabrikation von Inſtrumenten und 1350 Einwohner. Dabei die Ruinen der Burg Reißenſtein. Die ehemalige gleichnamige Herrſchaft, deren Hauptſtadt W. war, kam nach dem Ausſterben der Grafen von Helfenſtein (1627) an Bayern und Fürſtenberg, 1735 ganz an Bayern, 1806 an Würtemberg.

Wiesloch, Stadt im badiſchen Kreis Heidelberg (ſeither zum Unterrheinkreis gehörig), am Leimbach und an der badiſchen Staatsbahn (Linie Mannheim-Karlsruhe), Sitz eines Bezirksamtes und eines Amtsgerichts, hat 4 Kirchen, Obſt-, Wein- und Tabaksbau, eine Mineralquelle, Galmeigruben und 2945 Einwohner. Hier Schlachten am 29. April 1622 zwiſchen Mansfeld (Sieger) und Tilly u. am 16. Aug. 1633 zwiſchen Horn (Sieger) und Montecuculi. Im Jahre 1689 wurde die Stadt faſt ganz zerſtört.

Wietersheim, Eduard von, ſächſiſcher Staatsmann, geboren 1789 in der Feſtung Luxem-

burg, wo sein Vater als österreichischer Hauptmann in Garnison stand, studirte in Leipzig die Rechte und ward Mitglied der Landesregierung. Die Feldzüge von 1813—14 machte er als Offizier beim sächsischen Banner mit. Bei der Theilung Sachsens blieb er, obschon seine väterlichen Güter nun im preußischen Gebiete lagen, im sächsischen Staatsdienste und wurde Hof- und Justizrath bei der Landesregierung in Dresden. Als Kreishauptmann im voigtländischen Kreise in Plauen, dann des erzgebirgischen Kreises erwarb er sich namentlich durch Beförderung des Gewerb- und Fabrikwesens große Verdienste. Im Jahre 1830 ward er zum Direktor der Kommerzdeputation und Brandversicherungskommission in Dresden u. im folgenden Jahre zugleich zum Präsidenten der interimistischen Landesdirektion ernannt. Als Regierungskommissär bei den konstitutionellen Landtagen seit 1831 bekundete er Beredtsamkeit und Sachkenntniß. Im Jahre 1835 ward er zum Kreisdirektor in Dresden ernannt u. erhielt gleichzeitig mit dem Charakter eines wirklichen geheimen Raths die Leitung einer besonders die gewerblichen Angelegenheiten behandelnden Abtheilung im Ministerium des Innern. Im Jahre 1840 trat er als Minister des Kultus und öffentlichen Unterrichts in das Kabinet, in welcher Stellung er unter Anderem die königlich sächsische Akademie der Wissenschaften in Leipzig stiftete und das neue Reglement für die Gelehrtenschulen Sachsens ꝛc. erließ. Nach seiner Entlassung 1848 behielt er noch eine Zeitlang die Aufsicht über die Kunstanstalten, zog sich aber 1853 auf sein Gut Neupouch bei Bitterfeld zurück, wo er den 16. April 1865 †. Er schrieb: „Die Demokratie" (Leipzig 1848); „Zur Vorgeschichte deutscher Nation" (das. 1852) und „Geschichte der Völkerwanderung" (das. 1858—64, 4 Bde.).

Wigalois (Der Ritter mit dem Rade), der Held eines von dem fränkischen Ritter Wirnt von Gravenberg um 1212, nach der mündlichen Erzählung eines Knappen, der sie selbst aus einem nordfranzösischen Gedicht geschöpft hatte, verfaßten mittelhochdeutschen Epos, das dem Stoff nach zu dem bretonischen Sagenkreis von Artus und seiner Tafelrunde gehört und in der Form sich ganz an die Dichtweise Hartmanns von der Aue anschließt. Es besteht aus 11,708 gereimten Versen und wurde herausgegeben mit Anmerkungen und einem Wörterbuche von Benecke (Berlin 1819), Schönhuth (Reutlingen 1846) und Pfeiffer (Leipz. 1847), übersetzt von Baudissin (das. 1848). Der Name W. ist aus dem altfranzösischen Guy Gallois, d. i. Vitus Gallensis, entstanden.

Wigamur (Der Ritter mit dem Adler), der Held eines größeren Gedichts aus dem 13. Jahrhundert, abgedruckt in Hagens und Büschings „Altdeutschen Gedichten" (Bd. 1).

Wigan, Fabrikstadt in der englischen Grafschaft Lancaster, am Flusse Douglas und am Leeds-Liverpoolkanal, Knotenpunkt der Eisenbahnen zwischen Manchester, Liverpool, Lancaster und Leeds, ist sehr weitläufig gebaut, hat eine neue Vorstadt (Scholes), eine bemerkenswerthe Kirche, eine lateinische Schule, ein Handwerkerinstitut, eine Bibliothek, ein Museum, bedeutende Fabrikation von Baumwollstoffen, Segeltuch, Schneidewerkzeugen, Messing-, Zinn- und Eisenwaaren, Nippsachen, chemischen Produkten, Papier, irdenen Geschirren, Steinkohlengruben (die beste Kannelkohle Englands) und 35,000 (mit dem Wahlbezirk nahe an 80,000) Einwohner. W. wählt zwei Mitglieder ins Unterhaus. In der Nähe eine Schwefelquelle und Badeanstalt.

Wigand, Paul, ausgezeichneter Geschichtsforscher, geboren am 20. Aug. 1786 zu Kassel, wendete seine Neigung früh den historischen Studien zu, übernahm nach beendeten Rechtsstudien die Herausgabe der „Politischen Zeitung" zu Kassel, gab sie aber 1807 wegen Konflikten mit der französischen Behörde wieder auf und arbeitete seitdem als Prokurator bei den Gerichten zu Kassel, bis er nach der Gründung des Königreichs Westphalen die Stelle eines Friedensrichters zu Höxter annahm. Als Höxter an Preußen kam, ward er Assessor bei dem Land- und Stadtgericht daselbst. Seine Mußestunden widmete er dem Studium der Geschichte. In Folge seiner „Geschichte der gefürsteten Reichsabtei Korvei" (Pyrmont 1819) ward er 1821 von Hardenberg nach Berlin berufen, um an der Sichtung und Aufstellung der vaterländischen Urkunden Theil zu nehmen. W. erhielt die Urkundenschätze zu Korvei und einen Theil der Archive in Paderborn zur Bearbeitung, und in diesem ihm zugewiesenen Kreise war sein Streben dahin gerichtet, jene Quellenschätze hauptsächlich für die Geschichte auszubeuten. Er hatte wesentlichen Antheil an der Stiftung des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens (1824), zu welchem er schon 1820 den Grund gelegt hatte, und gründete als Organ desselben das „Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens" (Hamm 1826 bis 1827 und Lemgo 1828—38, 7 Bde.). Daneben veröffentlichte er: „Die Femgerichte Westphalens" (Hamm 1825), „Die Dienste" (das. 1828) und „Der korvei'sche Güterbesitz" (Lemgo 1831). Im Jahre 1828 übernahm er im Verein mit Strombeck die Bearbeitung und Herausgabe der preußischen Provinzialrechte und erhielt bald darauf vom Justizministerium den Auftrag, die Provinzialgesetzbücher für den Oberlandesgerichtsbezirk Paderborn zu entwerfen. Als Frucht dieser Arbeiten erschienen „Die Fürstenthümer Paderborn und Korvei in Westphalen" (Leipzig 1832, 3 Bde.) und „Die Provinzialrechte des Fürstenthums Minden, der Grafschaften Ravensberg und Rietberg, der Herrschaft Rheda und des Amtes Reckenberg" (Lpz. 1834, 2 Bde.). Im Jahre 1831 wurde er als Stadtgerichtsdirektor nach Wetzlar versetzt, wo er ebenfalls einen Verein für Geschichte und Rechtsalterthümer gründete, in dessen Namen er die „Westphälischen Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer" (Bd. 1 und 2, Wetzlar und Halle 1827—45) herausgab. Von seinen übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: „Geschichte des Doms zu Wetzlar" (Wetzlar 1839) und in Beziehung auf den Streit über die Unächtheit des „Chronicon corbejense" die beiden Schriften „Die korvei'schen Geschichtsquellen" (Leipzig 1841) und „Traditiones corbejenses" (das. 1843). Im Jahre 1839 wurde W. Mitglied der von der deutschen Bundesversammlung bestellten

Digitized by Google

Kommission für Ordnung und Verwaltung des ehemaligen Reichskammergerichtsarchivs. Seine dadurch veranlaßten „Denkwürdigkeiten" (Leipzig 1854) enthalten wichtige Beiträge für deutsche Staats- und Rechtsgeschichte.

Wight (bei den Römern Vectis oder Vecta), eine zur englischen Grafschaft Hamp gehörige Insel im Kanal (la Manche), liegt südwestlich vor dem Hafen von Portsmouth, 1—3 Meilen von der Südküste Englands entfernt, durch die Meeresarme Solent und Spithead von dieser getrennt, und hat einen Flächenraum von 6,4 QMeilen mit (1861) 47,428 Einwohnern. Die Gestalt der Insel ist rautenförmig, mit den Winkeln nach den vier Himmelsgegenden gerichtet; die beiden genannten Meeresarme, welche die Nordwest- und Nordostküste umschließen, bilden gewissermaßen einen ungeheuren Hafen. Eine Kette von Kreidehügeln, deren höchster Punkt, St. Catherine's Down, 830 Fuß hoch ist, durchzieht die Insel von Osten nach Westen u. bildet nach Südosten und Südwesten eine steile Felsküste mit dem Vorgebirge Dunnose Head im Südosten; auch die Nordost- u. Nordwestküste sind steil u. überhaupt die ganze Küste ringsum mit Klippen (Needles) umgeben und durch Kastelle vertheidigt. Der Fluß Medina oder Medham, welcher am Fuß von St. Catherine's Down entspringt und, in nördlicher Richtung laufend, in den Solent mündet, theilt die Insel in zwei ziemlich gleiche Hälften, East- und West-Medina. Wegen ihrer großen Fruchtbarkeit an Gartenfrüchten, Getreide und Hopfen wird sie der „Garten Englands" und die Kornkammer für die westlichen Grafschaften genannt. Die dichten Eichen- u. Ulmenwaldungen der Insel sind jetzt großentheils gelichtet. Große Salzwiesen begünstigen die Schafzucht und machen W. wegen seines vorzüglichen Hammelfleisches berühmt. Das Klima ist so mild, daß Feigenbäume daselbst im Freien wachsen und trefflich gedeihen. Es gibt daselbst viele Hasen und Kaninchen, Seevögel und Fische; von mineralischen Produkten Pfeifenthon, Marmor, Sandstein ꝛc. Wegen ihrer Naturschönheiten, ihres milden Klima's u. ihrer reinen Luft eignet sich die Insel vorzugsweise zum Aufenthalt für Kranke, besonders während des Winters. Die Hauptstadt der Insel ist Newport (s. d.). Der frühere Hauptort war Carisbrook, mit 7530 Einwohnern und einem verfallenen Schlosse, in welchem Karl I. lange gefangen saß. Osborne House ist Lustschloß und Sommerresidenz der Königin Victoria. Seebäder sind außer Ryde (s. d.) Shanklin, Bonchurch und Freshwater-Gate. W. war schon im frühesten Alterthum den Massilienern bekannt, welche von da ihren Zinnhandel betrieben. Im Jahre 43 n. Chr. wurde die Insel unter Kaiser Claudius für die Römer von Vespasian erobert und blieb bis 495 in deren Besitz, darauf war sie längere Zeit unabhängig u. bildete im Mittelalter ein eignes Königreich, mit welchem Heinrich VI. 1644 Henry Beauchamp, Grafen von Warwick, belehnte. Nach dem Tode des letzteren fiel es an die Krone England. In neuerer Zeit war W. Lieblingsaufenthalt der Königin und des Prinzen Albert.

Wigton, 1) (Wigtonshire, West-Galloway), die südwestlichste Grafschaft von Schottland, grenzt im Norden an die Grafschaft Ayr, im Osten an Kirkcudbright, wird im Südosten, Süden und Westen vom irischen Meere bespült, von diesem mittelst der Ryan-Luce- und Wigtonbai halbinselartig gespalten und durch den Nordkanal von dem nur 5 Meilen entfernten Irland getrennt und umfaßt einen Flächenraum von 512 englischen (24,8 geographischen) QMeilen mit (1861) 42,095 Einwohnern. Die Oberfläche ist im Allgemeinen hügelig und theilweise gebirgig durch Zweige der Cheviothills, deren höchste Punkte hier der Larg 1642 Fuß und der Cairnsmuir 1663 F. hoch sind. Die doppelte Halbinsel Rhynns oder Rynns of Galloway bildet den westlichen Theil der Grafschaft und endet im Süden mit dem Mull of Galloway, im Norden mit dem Kap Corsewell (Corsill). Die Bewässerung geschieht nur durch kleine Flüsse, von denen die auf wenige Meilen schiffbaren Cree (Grenzfluß gegen Kirkcudbright) und Bladenoch, welche beide in die Wigtonbai münden, die bedeutendsten sind. Der zum dritten Theil aus Mooren (namentlich im Norden) bestehende Boden ist an den Küsten und da, wo man die 1730 entdeckten großen Mergellager zu seiner Verbesserung benutzt hat, fruchtbar; das Klima ist mild. Produkte sind: Hafer, Gerste, Kartoffeln, Flachs und Turnips; Rindvieh (das hornlose Gallowayrind), feinwollige Schafe, Fische und Austern; Schiefer, Marmor, Mergel, Kohlen u. Blei; die wichtigsten Erwerbsquellen Ackerbau, namentlich Viehzucht, sowie Fischerei. Handel und Industrie sind ohne Bedeutung. Die Hauptstadt W. oder Wigtown liegt an der Mündung des Bladenoch in die Wigtonbai und hat ein Stadthaus, eine lateinische Schule, Bibliothek, ein Gefängniß, berühmte Brennerei, einen Hafen u. 2101 Einw. — 2) Stadt in der englischen Grafschaft Cumberland, an der Eisenbahn von Carlisle nach Whitehaven, hat eine lateinische Schule, eine Quäkerakademie, Bibliothek, Leinen- und Baumwollfabrikation, Gerberei, Nagelschmieden, Brauerei und 4011 Einw.

Wihegebirge (Wiehengebirge), Bergrücken des Wesergebirgs, zieht sich von der Porta Westphalica am linken Weserufer nach Westen u. endet mit den lübbenschen und kappeler Bergen im osnabrücker Tieflande. Seine bedeutendsten Erhebungen sind der Büchenberg (923 F.) und der rödinghäuser Berg (1038 F.).

Wikinger, die alten nordischen Seehelden, s. Skandinavische Halbinsel (Geschichte).

Wilberforce, William, durch seine Bemühungen für die Abschaffung der Negersklaverei berühmt, geboren am 24. Aug. 1759 zu Hull, studirte zu Cambridge und trat 1780 für seine Vaterstadt ins Unterhaus. In der Sitzung von 1789 trug er mit Pitt auf Abschaffung des britischen Negerhandels an, brachte aber erst 1792 mit geringer Majorität den Beschluß durch, daß der Sklavenhandel 1795 aufhören sollte. Der Krieg und die gefährdete Lage der Kolonien ließen indessen die Maßregel noch nicht zur Ausführung kommen. In der Sitzung von 1800 sprach sich W. gegen die Union Englands mit Irland aus, gegen Ende des Jahres verlangte er von der Regierung zur Verhütung des Wuchers die Fixirung der Korn-

Digitized by Google

preise. Als 1806 der Minister Fox die Sklavenangelegenheit zur Sache der Regierung machte, wendete auch W. dem Gegenstande wieder seine thätige Theilnahme zu, und zwar mit dem Erfolg, daß in der Sitzung von 1807 die Unterdrückung des britischen Sklavenhandels vom 8. Jan. 1808 an ausgesprochen wurde. Auf seine Veranlassung mußte Castlereagh die Abschaffung der Sklaverei überhaupt auf dem Kongresse zu Wien zur Sprache bringen, wie er denn auch hierauf bezügliche eigenhändige Schreiben an Talleyrand, den König von Preußen u. den Kaiser Alexander I. richtete. Nach Abschluß der Verträge, in welchen sich Frankreich, Spanien und Portugal zur Abstellung des Negerhandels verpflichteten, erhob er im Parlament oft seine Stimme gegen die Uebertretungen, die sich die Regierungen wie die Privaten zu Schulden kommen ließen. Im Jahre 1816 stellte er im Parlament den Antrag auf Verminderung der Neger im britischen Westindien. In derselben Sitzung sprach er neben Folkstone und Tierney mit Erfolg gegen die Einkommensteuer (income-tax). Als die Regierung seit 1823 die völlige Emancipation der Neger vorbereitete, entfaltete W. den größten Eifer, unterwarf mit Buxton die Frage im Unterhause der gründlichsten Erörterung und sammelte das unermeßliche Material, aus welchem die Gegner nur widerlegt werden konnten. Seit 1825 wegen Kränklichkeit zurückgezogen lebend, † W. am 29. Juli 1833 zu Chelsea. In seinem „Practical view of the county, contrasted with real christianity" (Lond. 1797 u. öfter) bekundete er sich als entschiedener Anhänger der Hochkirche. Sein Leben wurde von seinen Söhnen Robert Isaak und Samuel (Lond. 1838, 5 Bde.; deutsch, Berlin 1840) beschrieben, seine „Correspondence" erschien das. 1840 in 2 Bänden. Vgl. Gurney, Familiar sketch of W. W, Norwegen 1838. Von seinen Söhnen traten William W. bald nach Ausbruch des puseyitischen Schisma's, Henry W. 1851 und Robert Isaak, erst Archidiakonus von York, 1854 zur katholischen Kirche über; letzterer starb den 7. Febr. 1857 zu Albano. Samuel W., geboren den 7. Sept. 1805, 1845 zum Bischof von Oxford und 1847 zum Großalmosenier der Königin ernannt, hat sich als fruchtbarer theologischer Schriftsteller bekannt gemacht.

Wild, alle größeren Thiere, welche ungezähmt im Freien leben, besonders wenn sie zum Jagdbetrieb gehören, vorzugsweise s. v. a. Hochwild.

Wild, Franz, berühmter Opernsänger, geboren den 31. Dec. 1791 zu Hollabrunn in Niederösterreich, wurde früh Chorknabe in Klosterneuburg u. später Sängerknabe an der Hofkapelle zu Wien, 1809 bei der esterhazy'schen Privatkapelle zu Eisenstadt angestellt, ging 1811 zum Theater an der Wien über u. wurde schon 1813 als erster Tenorist beim Hofoperntheater zu Wien und 1817 als Kammersänger nach Darmstadt berufen. Nachdem er seit 1826 kürzere Zeit zu Paris an der italienischen Oper und zu Kassel aufgetreten, kehrte er 1830 nach Wien zurück, wo er bis 1847 am Hofoperntheater wirkte. Im Jahre 1848 zog er sich nach Oberdöbling bei Wien ins Privatleben zurück, wo er den 31. Jan. 1859 †. W. war vielleicht der größte Tenorist, welchen Deutschland gehabt hat. An Umfang, Wohllaut und Kraft der Stimme hat er alle übertroffen; der hohe und edle Schwung, den er in leidenschaftliche Stellen zu legen wußte, befähigte ihn vorzugsweise für die tragische Oper. Von unübertroffener Vollkommenheit war sein Vortrag im Recitativ. Sein Repertoire umfaßte 116 Rollen.

Wilda, Wilhelm Eduard, namhafter Germanist, geboren den 17. August 1800 zu Altona, studirte zu Göttingen, Heidelberg, Kiel u. Kopenhagen, prakticirte seit 1826 zu Hamburg als Advokat, ward 1831 Professor zu Halle, 1842 zu Breslau und 1854 zu Kiel, wo er den 9. August 1856 †. Wie kaum ein Anderer verstand W., unterstützt durch eine tiefe Kenntniß der nordischen Sprachen, die germanischen Rechtsinstitute in ihrer Tiefe zu erfassen und den Zusammenhang und die Einheit ihrer Quellen zu vermitteln, so schon in seiner ersten Schrift „Das Gildenwesen im Mittelalter" (Halle 1831; neue Aufl., Berlin 1838), und nicht minder in seinem „Strafrecht der Germanen" (das. 1842), dem zweiten Theil einer lange vorbereiteten „Geschichte des deutschen Rechts". Mit Reyscher gab er 1839—40 die „Zeitschrift für deutsches Recht" (3 Bde.) heraus.

Wildacker, Stück Feld in einem Walde oder Thiergarten, das zur Unterhaltung des Wildes mit Feldfrüchten bestellt wird.

Wildbad, Stadt im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Neubürg, in einem engen, wildromantischen Schwarzwaldthal an der Enz, 11 Stunden von Stuttgart und 9 Stunden von Karlsruhe entfernt, hat ein königliches Schloß, Papier- und Sägemühlen, Holzwaarenfabrikation, Potaschensiederei, Ziegelbrennerei und 2400 Einw. Dabei auf einem hohen Berge der merkwürdige Wildsee, der ohne sichtbaren Zu- und Abfluß ist. Namentlich berühmt aber ist W. durch seine heilkräftigen Mineralquellen und trefflich eingerichteten Badeanstalten mit schönen Spaziergängen und vielen sonstigen Annehmlichkeiten für die Kurgäste. Das Wasser derselben ist hell und klar, hat einen faden, etwas salzig-laugenhaften Geschmack und wird vorzugsweise zum Baden, weniger zum Trinken benutzt. Die einzelnen Quellen, von denen die letzten erst 1863 erbohrt wurden, haben eine verschiedene Temperatur von 25° bis zu 30° R., enthalten hauptsächlich Chlornatrium, schwefelsaures und kohlensaures Natrum, schwefelsaures Kali, kohlensauren Kalk, kohlensaure Magnesia, kohlensaures Eisen und freie Kohlensäure, aber sämmtlich nur in geringem Antheil und haben ziemlich übereinstimmend im Durchschnitt ein specifisches Gewicht von 1,004. Das Wasser wirkt erregend auf das Nerven- u. Blutsystem, zugleich aber auch beruhigend und krampfstillend und wird namentlich bei chronischen Nervenleiden, Unterleibsstockungen, Krämpfen, Lähmungen, Gicht, Frauenkrankheiten, Hautausschlägen, Leberverhärtungen und Leiden der Harnwege mit Erfolg angewandt; doch ist der Gebrauch bei Vollblütigkeit, sowie bei Anlage zu Bluthusten und Kongestionen zu vermeiden. W. wird jährlich von ungefähr 4000 Kurgästen besucht. Vergl. Kerner, Das W. in Würtemberg, 4. Aufl., Stuttg. 1839; Fricker, Die Heil-

Digitized by Google

kräfte der warmen Quellen zu W., 2. Aufl., das. 1840; W. und seine Umgebungen, das. 1852; W. (mit Ansicht und Karte der Umgegend), das. 1861.

Wildbann, s. v. a. Jagdhoheit, s. Jagd.

Wilddiebstahl, die von einem Unberechtigten durch Einfangen oder Erlegen mittelst Schießgewehrs bewirkte Besitzergreifung eines Thiers, das nach den Jagdgesetzen zu dem „Wild" gerechnet wird. Ein bloßes Tödten seitens eines Unberechtigten ohne Besitzergreifung gehört nur zu den Jagdfreveln, wenn sich nicht der Thatbestand eines Wilddiebstahlversuchs aus den Umständen ergibt. Tödten oder Einfangen von an sich jagdbaren, aber nicht zum Wild gerechneten Thieren (z. B. Luchsen, Wölfen, Bären, Füchsen, Iltissen, Ottern, wilden Katzen ꝛc.) ist selbst dann kein W., wenn auch die Besitzergreifung hinzutritt. Weder die Art der Erlegung oder die Besitznahme des Wildes, noch die Frage, ob der Wilddieb das selbst oder durch Andere gethan hat, machen rücksichtlich des Thatbestandes einen Unterschied. Principiell ist der W. nicht wohl für einen eigentlichen Diebstahl zu halten, da der Eigenthumsberechtigte (hier der Jagdherr) den Gegenstand nicht in seinem Gewahrsam hat. Ist auch in den meisten europäischen Ländern die Jagd den Besitzern gewisser Grundstücke als Eigenthum zugetheilt, so ist doch das auf diesem Grund u. Boden befindliche Wild nicht eigentlich ein Produkt des Bodens, wenn es auch schon nicht mehr, wie bei den Römern, zu den herrenlosen Sachen gerechnet werden kann. Dazu kommt die von der Carolina an die Hand gegebene Analogie, da diese ausdrücklich das Fischstehlen aus offenen Gewässern zwar für strafbar, aber nicht für einen eigentlichen Diebstahl erklärt. Anders verhält es sich mit der Besitzergreifung von eingehegtem, z. B. in einem Park, Thiergarten gehaltenem Wild, an dem ein eigentlicher, d. h. nach den Grundsätzen über den gewöhnlichen Diebstahl zu bestrafender Diebstahl begangen werden kann. Der Wilddieb wird nach den verschiedenen Landesgesetzen auf verschiedene Weise gestraft.

Wilde Jagd, s. Wüthendes Heer.

Wildemann, Bergstadt in der preußisch-hannöverischen Berghauptstadt Klausthal, Amt Zellerfeld, an der Innerste, im Oberharz, hat Bergbau auf Schwerspath, große Pochwerke u. 1300 Einw. Dabei die Georgshöhe (früher Prinzenlaube genannt).

Wildenfels, Standesherrschaft der Grafen Solms-Wildenfels im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, mit ungefähr ½ QMeile Flächenraum u. 9500 Einw., den Haupttheil des königlichen Gerichtsamts W. bildend. Die frühesten eigenen Dynasten von W. führten den Namen Anarg (Onarg) von W., welche seit 1222 urkundlich vorkommen und später auch die Herrschaft Ronneburg besaßen. Sie waren Lehnsleute der Burggrafen von Meißen und seit 1427 von Sachsen. Kursachsen übernahm 1459, nachdem die Dynasten bis dahin die Beiträge zu den Reichslasten unmittelbar an das Reich entrichtet hatten, auch diese zu eigner Vertretung. Nachdem die Dynastie 1662 mit Friedrich Anarg von W. ausgestorben war, kam W. an die Grafen von Solms-Laubach, deren Zweig Solms-Wildenfels es noch besitzt. Kraft Receß vom Jahre 1706 war die Herrschaft nur der sächsischen Grenzaccis- und Salzregie unterworfen, übrigens aber gegen ein Abfindungsquantum von 500 Thalern abgabenfrei; seit 1846 aber ist sie gegen eine Entschädigung hinsichtlich der Abgaben den übrigen Landestheilen Sachsens gleichgestellt. Die gleichnamige Stadt, unweit der zwickauer Mulde, ist Sitz eines königlichen Gerichtsamts, hat ein schönes gräflich solmssches Residenzschloß mit Bibliothek und Park, Strumpfwirkerei, Weberei, Papierfabrikation, berühmte Marmorbrüche und mit der Vorstadt Friedrichsthal 3186 Einwohner.

Wildenschwert, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Chrudim, am stillen Adler und an der wien-prager Eisenbahn, hat Lein-, Zeuch- und Baumwollweberei und 3941 Einw.

Wilder Jäger, s. Wüthendes Heer.

Wilder Wein, Pflanzengattung, s. Ampelopsis.

Wildes Fleisch (schwammiges Fleisch, caro luxurians), widernatürliche Fleischauswüchse, welche am häufigsten in schwammigen, dann in einfachen Geschwüren und auch in Wunden vorkommen und sich von der naturgemäßen Granulation dadurch unterscheiden, daß sie weich, dunkelroth, auch schwarzblau, bleich, schlaff, schleimig, leicht blutend sind, in der Regel sich ohne Schmerzen wegbringen lassen, aber sehr leicht wieder kommen. Zuweilen bemerkt man sie nur an den Rändern der Geschwüre und Wunden; sehr leicht aber wachsen sie über die Hauträndor vor, ohne Narbe anzulegen. Das wilde Fleisch kommt vorzüglich in solchen Geschwüren vor, die eine Entmischung der Säfte zur allgemeinen, oder irgend einen fremden Körper zur örtlichen Ursache haben; in einfachen Wunden pflegt es sehr leicht dann zu entstehen, wenn man die Granulation emporwachsen läßt, ehe der Grund der Wunde rein und gesund ist, wenn man diese mit fetter, ranziger Salbe verbindet, und endlich, wenn man die Wunde nicht gehörig rein hält. Hat man Grund, die Entstehung des wilden Fleisches zu befürchten, so kommt man dieser dadurch zuvor, daß man die zu starke Granulation in Schranken hält, welches am zweckmäßigsten durch Verbinden der Geschwüre oder Wunden mittelst Unguentum aegyptiacum geschieht. Ist die Wucherung schon weiter ausgebildet, dann wirken am sichersten Aetzmittel, namentlich eine Auflösung des salpetersauren Silbers, Spießglanzbutter ꝛc. Einzeln vorkommende, starke fleischige Auswüchse entferne man mit dem Messer oder der Scheere.

Wildeshausen, Amtsstadt im großherzoglich oldenburgischen Herzogthum Oldenburg, an der Hunte, hat ein schönes altes Rathhaus, 2 Kirchen, eine Synagoge, Taubstummenanstalt, Gerberei, Spinnerei und 2006 Einwohner.

Wildes Heer, s. Wüthendes Heer.

Wildfangsrecht (Recht des herkommenden Mannes, jus Wildfangiatus, j. Kolbekerlii), das Recht, Wildfänge (Kolbekerle), d. h. alle unehelichen Kinder, welche in dem betreffenden Lande geboren wurden, alle sich daselbst freiwillig niederlassenden und ein Jahr lang dort verwei-

lenden, von einem früheren Leibherrn nicht reklamirten Personen, sowie die Hagestolzen, rücksichtlich ihres in freien Erbgütern bestehenden Nachlasses, für Leibeigene zu erklären und als solche zu behandeln. Dieses Recht übte zuerst der Pfalzgraf am Rhein aus, dann erhielten es auch die Pfalzgrafen in Bayern und andere Pfalzgrafen, nach deren Erlöschen es allein dem Kurfürsten von der Pfalz verblieb, dem es noch 1518 von Maximilian I. bestätigt ward. Das als Leibeigener in Anspruch genommene Individuum durfte sich loskaufen.

Wildgrafen, s. Rheingraf.

Wildmeister, s. Forst- und Jagdbeamte.

Wildmonat, s. September.

Wildschutz, s. Jagd.

Wildschwein, s. Schwein.

Wildungen, s. Niederwildungen.

Wildungen, Karl Ludwig Eberhard Heinrich Friedrich von, geistreicher Unterhaltungsschriftsteller für Forstleute, geboren am 24. April 1754 zu Kassel, studirte in Halle und Marburg die Rechte, daneben Mathematik und Naturwissenschaften und ward 1776 Beisitzer in der Regierung zu Kassel und 1778 Gesellschafter des Herzogs von Nassau-Usingen. Im Jahre 1787 trat er als Regierungsrath zu Marburg wieder in hessische Dienste. Seine Muße widmete er besonders dem Studium der Forstwissenschaft und dem Jagdbetriebe, worauf 1799 seine Ernennung zum Oberforstmeister zu Marburg erfolgte. Er † am 15. Juli 1822. Außer den „Liedern für Forstmänner und Jäger" (Leipzig 1788 und öfter), auch „Grünes Gesangbuch" genannt, erwähnen wir von seinen Schriften: „Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber" (Marburg 1794—99, 6 Bdchn.), fortgesetzt unter den Titeln „Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde" (das. 1800—12, 8 Bdchn.) und „Weidmanns Feierabende" (das. 1815 f., 6 Bdchn.).

Wilhelm (franz. Guillaume, engl. William), männlicher Name, bedeutet: der mächtige Beschützer. Die hervorragendsten Träger desselben sind:

1) W. von Holland, deutscher König 1247 bis 1256, geboren 1227, der Sohn des Grafen Florens IV. von Holland, folgte 1234 dem Vater in der Grafschaft. Als nach dem Ableben des deutschen Königs Heinrich Raspe 1247 jeder deutsche Ritter in Deutschland sich schämte, die vom Papst Innocenz IV. ausgebotene deutsche Scheinkrone anzunehmen, auch mehre Ausländer sie ausgeschlagen hatten, fiel der Papst auf den kaum zwanzigjährigen W., um ihn dem Kaiser Friedrich II. als Gegenkönig aufzustellen. W. wurde 1247 gewählt und 1248 in Aachen, das er nach langwieriger Belagerung erst erobert, von dem Bischof von Köln gekrönt, mußte aber, da sich die Mehrzahl der Stände für Friedrich II. erklärte, ohne etwas gegen diesen ausrichten zu können, nach Holland zurückkehren. Erst nachdem Friedrich II. 1250 gestorben und sein Sohn Konrad genöthigt war, nach Italien zu eilen, um dieses für sich zu retten, gewann W. durch Gnadenbezeigungen und Belehnungen in Deutschland einigen Anhang und nach Karls IV. Tode (1254) allgemeine Anerkennung. Er führte darauf gegen Margarethe von Flandern einen glücklichen Krieg und zog 1256 aus, die rebellischen Friesen zu züchtigen, versank aber auf diesem Feldzuge mit seinem Pferde in einem Sumpf, und erst 1282 wurde sein Leichnam in demselben aufgefunden und nach Middelburg gebracht. Vermählt war er (seit 1252) mit Elisabeth von Braunschweig. Vgl. Deutschland (Geschichte).

2) Könige von England: a) W. der Eroberer, Stifter der englisch-normannischen Dynastie, geboren 1027 als der natürliche Sohn Roberts II. des Teufels, Herzogs von der Normandie, und einer Kürschnerstochter, Arlete aus Falaise, ward am Hofe erzogen und 1033, als Robert seine Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande antrat, von den zu Fécamp versammelten Ständen als rechtmäßiger Nachfolger in der Normandie anerkannt. Als auf die Kunde von des Vaters Tode Verwandte und Vasallen ihm das Herzogthum zu entreißen gedachten, fand W. an seinem Lehnsherrn und Vormund, Heinrich I. von Frankreich, eine kräftige Stütze. Im Alter von 19 Jahren trat er selbst die Herrschaft an u. vermählte sich mit der Tochter des Grafen von Flandern. Er bändigte die Vasallen und war bald der Schrecken der kleinen Fürsten. Im Jahre 1051 soll er bei Gelegenheit eines Besuchs in London von seinem Verwandten, Eduard dem Bekenner, König von England, in Ermangelung eigener Nachkommenschaft, die englische Krone versprochen erhalten haben. Als nun nach dem am 5. Jan. 1066 erfolgten Ableben Eduards Graf Harald von Wessex den englischen Thron usurpirte, landete W. am 27. September 1066 angeblich mit 60,000 Mann zu Pevensy bei Hastings und lieferte hier seinem Nebenbuhler am 14. Oktober eine blutige Schlacht, in der Harald mit dem Kern des angelsächsischen Adels blieb. Auf den Wunsch der Reichsversammlung ließ sich W. hierauf am 25. December 1066 zu Westminster krönen und leistete dabei den gewöhnlichen Königseid. Er wählte zwar seine Beamten aus den Normannen, wies seinen Kriegern die Ländereien der erschlagenen englischen Großen, sowie einen Theil der Krongüter an u. erbaute im Lande viele feste Schlösser; allein kein Engländer scheint damals aus seinem Besitz vertrieben worden zu sein. Auch übte W. eine scharfe Polizei, führte die viel geordnetere normannische Rechtspflege ein und setzte die Abgaben bedeutend herab. Einem im Jahre 1067 von W. glücklich unterdrückten Aufstand im nördlichen und westlichen England folgte 1068 eine noch weit gefährlichere Empörung in Northumberland, indem sich hier die englischen Grafen Morcar und Edwin für Edgar Atheling erklärten und bei den Königen Malcolm von Schottland und Swen Estridson von Dänemark Unterstützung fanden. Letzterer, der ebenfalls Ansprüche auf den englischen Thron machte, schickte seinen Bruder Osborne ab, der an der Humbermündung landete und das Land furchtbar zu verwüsten begann. W. schloß im Herbst 1069 einen Vertrag mit Osborne, indem er den Dänen die ganze Küste unter der Bedingung preisgab, daß sie nach dem Winter abzögen, zwang Malcolm, der nach dem Abzug der Dänen ebenfalls einen Einfall unternahm, zum Rückzug und verwandelte das ganze Land

Digitized by Google

zwischen dem Humber und Tees in eine Einöde. Hierauf schritt er zur systematischen Ausrottung der angelsächsischen Adelsfamilien durch das ganze Land und zur Einführung der Feudalverfassung, wie dieselbe in der Normandie gebräuchlich war. Auch führte er die normannisch-französische Sprache in allen Zweigen des öffentlichen Lebens ein, ohne daß ihm aber die Ausrottung des Angelsächsischen aus dem Geschäftsverkehr des Volks, sowie aus den Kirchen und niedern Gerichten gelungen wäre. Vergeblich suchten die Eingeborenen wiederholt mit Hülfe der Schotten das fremde Joch abzuschütteln. Im Jahre 1074 machten sogar einige normannische Große mit den Engländern gemeinschaftliche Sache. W. dämpfte den Aufruhr mit blutiger Härte und eilte dann in die Normandie, wo sein ältester Sohn Robert auf Anstiften Philipps I. von Frankreich die Herrschaft an sich zu reißen trachtete. Der Krieg zwischen Vater und Sohn dauerte mehre Jahre, bis endlich die Königin 1080 eine Aussöhnung zu Stande brachte. Da inzwischen König Malcolm verheerend in Northumberland eingedrungen war, unternahm Robert einen Rachezug nach Schottland. Um diese Zeit beschäftigte sich W. mit Abfassung des berühmten „Doomsday-book", eines Grund- u. Lagerbuches, das die wichtigste Geschichtsquelle für jene Epoche bildet. Um seiner Jagdlust zu fröhnen, ließ W. in der Gegend von Winchester einen der blühendsten Striche des Landes im Umfang von mehr als 30 Meilen in Wald verwandeln, und 1083 bedrohte ein Forstcodex das Betreten der königlichen Wälder mit Todesstrafe, Augenausstechen und Entmannung. Erst durch die Magna charta (s. d.) wurden diese Gesetze gemildert und aufgehoben. Schon seit 1070 hatte W. der unmäßigen Bereicherung des Klerus Grenzen gesetzt und eine Verordnung von 1085 verbot die Verhandlung geistlicher Sachen vor weltlichen Gerichten und umgekehrt. Um sich an Philipp I. von Frankreich zu rächen, ging W. 1085 in die Normandie, sah sich aber, an Fettsucht leidend, lange in dem Unternehmen aufgehalten. Erst im August 1087 brach er gegen Paris auf und verwüstete unterwegs Alles mit Feuer und Schwert, zog sich aber, die Trümmer von Mantes-sur-Seine durchreitend, eine Verletzung am Unterleibe zu und † an deren Folgen am 9. September 1087 zu Rouen. Seine Vasallen und Diener beraubten den Todten und ließen ihn nackend am Boden liegen. Erst auf Befehl des Erzbischofs wurde er zu Caen bestattet. Zu Falaise ward 1851 seine Statue aufgestellt. Seiner Anordnung gemäß folgte ihm in der Normandie der älteste Sohn, Robert, in England der zweite, Wilhelm II.; der dritte, Heinrich, erhielt die Verlassenschaft seiner 4 Jahre vorher verstorbenen Mutter. Vgl. Thierry, Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, Paris 1825 und öfter, 3 Bde.

b) W. II., der Rothe, zweiter Sohn des Vorigen und der Prinzessin Mathilde von Flandern, geboren 1056, folgte seinem Vater am 9. Sept. 1087 als König von England und ward am 27. Sept. gekrönt. Seine ersten Jahre füllten Streitigkeiten mit dem Klerus über die Einkünfte der vakanten Kirchenstellen und insbesondere mit dem Erzbischof Anselm von Canterbury wegen der Investitur aus. Im Jahre 1090 unternahm er einen Eroberungszug gegen die Normandie, schlug auch den König Philipp von Frankreich, der dem Herzog Robert von der Normandie zu Hülfe eilte, schloß aber 1091 mit diesem Frieden. Malcolm von Schottland, der in Northumberland eingefallen war, ward geschlagen und fiel nebst seinem Sohne Eduard, auch Malcolms Bruder u. Nachfolger Donald unterlag W.s Waffen, ebenso der König der Walliser, die einen Theil ihres Landes an England abtreten mußten. Ein neuer Krieg zwischen England und der Normandie 1094 ward durch einen Einfall der Walliser in England unterbrochen. In demselben Jahre empörte sich Robert Mowbray, der Besieger der Schotten, fiel aber in W.s Hände. Um die Kosten eines Kreuzzugs zu bestreiten, verpfändete Robert von der Normandie W. sein Herzogthum. Da dieser auch das französische Vexin als zur Normandie gehörig beanspruchte, kam es 1097 zu einem Krieg mit Frankreich, der aber schon 1098 durch einen Friedensschluß endete. Neue Kämpfe mit den Wallisern waren ohne wesentlichen Erfolg. W. ward am 2. August 1100 von einem Edelmann, William Styrrel, zufällig auf der Jagd getödtet. Er war nicht vermählt; sein Bruder Heinrich I. folgte ihm in der Regierung.

c) W. III., aus dem Hause Oranien, der Sohn Wilhelms II. von Oranien und der Henriette Maria Stuart, Tochter Karls I. von England, ward am 14. Nov. 1650 viel zu früh und 8 Tage nach dem Tode seines Vaters im Haag geboren und nach dem 1661 erfolgten Tode seiner Mutter von der Großmutter, Emilie von Solms, erzogen. Sein Vater hatte das Generalkapitanat und die Statthalterschaft in der Familie erblich zu machen gesucht. Die demokratische Partei setzte zwar 1668 den Beschluß durch, daß kein künftiger Generalkapitän zugleich Statthalter sein könne, allein während der Unruhen, die im Mai 1672 die Invasion Ludwigs XIV. begleiteten, wählten ihn die Staaten Holland und Seeland zum Statthalter und einige Tage später die Generalstaaten zum Generalkapitän und Großadmiral der Union. W. wußte sich sofort durch sein erstes Auftreten das Zutrauen der fremden Mächte zu verschaffen. Er ließ das Land unter Wasser setzen und ermüdete die französischen Generale durch geschickte Bewegungen. Nachdem sich 1673 der Kaiser und Spanien gegen Frankreich erklärt und England 1674 einen Separatfrieden geschlossen, übernahm er den Oberbefehl über das Bundesheer u. siegte am 11. Aug. 1674 bei Senef gegen Condé. Seine geringen Streitmittel und die wankelmüthige Politik der Verbündeten hinderten ihn jedoch, größere Schläge zu versuchen. Im Jahre 1676 wurde er am 11. April bei Mont-Cassel geschlagen und mußte die Belagerungen von Mastricht, Saint-Omer und Charleroi aufheben. Auf die Kunde von der Bereitwilligkeit der Generalstaaten zum Abschluß eines Separatfriedens griff er die Franzosen am 14. Aug. 1678 nochmals bei Mons an, mußte aber schon Tags darauf auf die Nachricht von dem Friedensschluß die errungenen Vortheile aufgeben. Im vorhergehenden Jahre hatte er sich mit Maria, Tochter des Königs-

Digitized by Google

Jakob II. von England, vermählt. Als nun sein Schwiegervater den Katholicismus in England immer offener begünstigte, riefen die bedrückten Protestanten W. um bewaffnete Einmischung an. Derselbe landete am 5. Nov. 1688 zu Torbay, fand viel Zulauf und zog, nachdem Jakob nach Frankreich geflohen war, am 18. Dec. 1688 in London ein, wo ihm die Peers die provisorische Regentschaft übertrugen. Da er vom Rechte der Eroberung nicht Gebrauch machen wollte, berief er das Parlament unter dem Namen einer Konvention. Das Unterhaus war sogleich entschlossen, ihm den Thron zuzusprechen, während das Oberhaus die Krone seiner Gemahlin übertragen haben wollte. Auf seine Drohung, daß er dann nach den Niederlanden zurückgehen werde, einigte sich das Parlament aber am 13. Febr. 1689 dahin, ihm und seiner Gemahlin die britische Krone anzutragen mit der Bestimmung, daß er allein die Geschäfte besorgen und nach Beider kinderlosem Tode die Prinzessin Anna den Thron erben sollte. Noch vor der Thronbesteigung aber mußte er die Declaration of right, eine Art Kapitulation, in welcher die alten Nationalfreiheiten in zeitgemäßer Form zusammengefaßt waren, unterzeichnen. Auch die schottische Nationalkonvention sprach ihm am 11. April 1689, an demselben Tage, wo er zu Westminster gekrönt wurde, die Krone zu; nur mußte er dagegen in die Abschaffung des Episkopats und des Supremateids (s. d.) willigen. Obschon die Begünstigung der Whigs Mißvergnügen erregte, gab doch das Parlament seine Zustimmung zu einer Toleranzakte, die den kirchlichen Verfolgungen ein Ende machte. Leicht erlangte W. die Beistimmung der Häuser zur Theilnahme am Kriege gegen Frankreich und zu einem engen Bündnisse mit den Generalstaaten. Noch ehe er jedoch den Krieg erklären konnte, landete Jakob II. mit französischer Hülfe auf Irland und die ganze Insel fiel ihm zu. W. brachte mit der Unterwerfung derselben mehre Jahre zu und vermochte erst seit 1691 seine Kräfte ungetheilt dem europäischen Kriege zu widmen. Bereits am 20. Dec. 1689 war er der Alliance des Kaisers mit den Generalstaaten beigetreten. Im Februar 1691 ging er mit 45,000 Mann nach den Niederlanden, focht aber weder in diesem, noch in den folgenden Feldzügen glücklich. Während die britische Flotte siegte, wurde er am 3. Aug. 1691 bei Steenkerken geschlagen. Ein Versuch Jakobs II. im Mai 1692, an der englischen Küste zu landen, scheiterte, und auch ein Anschlag auf W.s Leben, den jener in Verbindung mit dem französischen Hofe machte, mißlang. Da Beides 1696 von Neuem gegen W. ins Werk gesetzt ward, so schien dessen berechtigter Haß gegen seine Feinde es zu keinem Frieden kommen lassen zu wollen, doch sah sich W. durch seine mißliche Stellung zur Nation, sowie durch die große Einbuße, welche der britische Handel durch den Krieg erlitten, gezwungen, Frieden zu schließen. Der im Sept. 1697 zu Ryswik unterzeichnete Friede war in sofern für W. günstig, als Ludwig XIV. die neue Regierung Englands anerkannte. Das verschlossene Wesen W.s, seine Gleichgültigkeit gegen die Hochkirche und die Geistlichkeit, seine Parteilichkeit für die Whigs hatten ihm schon in den ersten Regierungsjahren das Vertrauen des Volks entzogen, während ihn die Zänkereien der Whigs und Tories im Parlament und die Angriffe, die dabei auf seine Person fielen, mit solchem Widerwillen erfüllten, daß man ihn nur mit Mühe von der Niederlegung der Krone abhalten konnte. Die Härte, die er 1692 gegen die Jakobiten und die Clane im schottischen Hochlande übte, entzog ihm vollends die Herzen. Da auch er durch Geld und Aemter auf die Abstimmung im Parlament einzuwirken suchte, trugen beide Häuser 1693 auf eine dreijährige Parlamentsdauer (s. Septennalität) an, welche Acte er mit großem Widerwillen erst im nächsten Jahre bestätigte. Nach dem Tode seiner Gemahlin, am 28. Dec. 1694, fiel ihm die Krone allein zu. Als er sich nach Karls II. von Spanien Tode von seinem Erbfeinde, Ludwig XIV., betrogen sah, vermochte er 1701 das Parlament zur Absendung eines Schutzcorps von 10,000 Mann in die Niederlande, und nachdem er in derselben Sitzung am 22. Juni 1701, in Folge des Ablebens des einzigen Sohnes der Prinzessin Anna, die protestantische Successionsakte durchgesetzt, schloß er am 7. Sept. im Haag die Alliance zwischen dem Kaiser und den Seemächten. Mit Rüstungen zur Theilnahme am spanischen Erbfolgekrieg gegen Frankreich beschäftigt, † er am 19. März 1702 an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde. Da er kinderlos geblieben, folgte ihm seine Schwägerin Anna auf den Thron. Großbritannien hat ihm die Feststellung seiner kirchlichen und politischen Freiheit, überhaupt die Begründung seines modernen Staatslebens zu verdanken. Für Wissenschaften und Künste zeigte er kein Interesse. Seine zahlreichen Besitzungen in Deutschland und den Niederlanden verursachten den langen oranischen Erbfolgestreit (s. Oranien). Vergl. Trevor, Life and times of William III, London 1835—36, 2 Bde.; Vernon, Court and times of William III, das. 1841, 3 Bde.

d) W. IV. Heinrich, dritter Sohn Georgs III., geboren am 21. Aug. 1765, trat 1778 als Seekadet in die britische Marine, wohnte 1780 dem Gefecht gegen den spanischen Admiral Juan de Langara, dann der Eroberung des französischen Schiffs „Proteus", 1781 der Verproviantirung von Gibraltar bei und besuchte in den folgenden Jahren die westindischen Gewässer. Im Jahre 1785 ward er zum Schiffslieutenant und im folgenden Jahre zum Kommandeur der Fregatte „Pegasus" auf der Station der Inseln unter dem Winde befördert. Bei der Rückkehr nach England erhielt er 1788 den Titel eines Herzogs von Clarence und St. Andrews, sowie eines Grafen von Munster in Irland. Als im folgenden Jahre ein Krieg mit Spanien drohte, wurde er mit dem Rang eines Kapitäns Befehlshaber eines Schiffes von 74 Kanonen und am 3. Dec. zum Contreadmiral ernannt. Wiewohl er von Stufe zu Stufe stieg, durfte er sich doch seitdem nicht mehr an kriegerischen Unternehmungen betheiligen. Um 1790 trat er in ein Verhältniß zu der irischen Schauspielerin Dora Jordans, die ihm 10 Kinder gebar, 1811 aber von ihm verlassen wurde, worauf sie zum Theater zurückkehrte und 1815 nach Frankreich ging, wo sie zu St. Cloud in großer Dürftigkeit starb. Der Herzog verheirathete sich hier-

Digitized by Google

auf am 11. Juli 1818 mit Adelheid, Prinzessin von Sachsen-Meiningen, und lebte meist zurückgezogen auf seinem Landsitze Bushy-Park bei London. Nach dem Tode seines Bruders, des Herzogs von York, erhielt er 1827 die nächsten Ansprüche auf den britischen u. den hannöverischen Thron u. zugleich vom Parlament eine Erhöhung seiner Apanage auf 40,000 Pfd. Sterling, auch wurde er durch Cannings Einfluß zum Großadmiral des Reichs ernannt. In dieser Eigenschaft gab er Admiral Codrington eine geheime Instruktion, die gegen den Willen der Minister am 20. August 1827 die Schlacht von Navarin herbeiführte. Wegen seiner liberalen Haltung mit dem Toryministerium Wellington in Zwiespalt gerathen, nahm er im August 1828 als Großadmiral seine Entlassung. Im Jahre 1829 erklärte er sich im Oberhause für die Katholikenemancipation. Durch den Tod seines Bruders Georg IV. am 26. Juni 1830 auf den Thron berufen, vertraute er nach kurzem Schwanken im November das Staatsruder den Händen der Whigs an, die endlich nach langen Kämpfen im Juni 1832 die Parlamentsreform durchsetzten. Die Durchführung des englischen Städtegesetzes, die heftigen Kämpfe um die irische Kirchenzehnten- und Städtebill, die Verwickelungen in Canada machten W.s Regierung zu einer ebenso bedeutungsvollen als bewegten. Die auswärtige Politik koncentrirte sich während seiner Regierung in den Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel. Seinen Wunsch, den Eroberungsgelüsten Rußlands entschiedener entgegenzutreten, mußte er, den entgegengesetzten Ansichten des Kabinets und Parlaments wegen, aufgeben. W. † an der Brustwassersucht in der Nacht vom 19. zum 20. Juni 1837. Da seine einzige legitime Tochter bald nach der Geburt wieder gestorben war, folgte ihm seine Nichte Victoria auf dem Thron, in Hannover aber, dem er 1831 eine den Zeitbedürfnissen entsprechende angemessene Verfassung u. Landesverwaltung gegeben hatte, sein Bruder Ernst August. Für seine ihm von der Jordans geborenen Kinder hatte er nach seiner Thronbesteigung gut gesorgt. Der älteste, George Fitzclarence, erhielt 1831 den Titel eines Grafen von Munster, und dessen ältester Sohn, William George Fitzclarence, geboren 1824, ist der gegenwärtige Graf von Munster; der zweite Sohn W.s, Lord Frederick Fitzclarence, geboren 1799, starb als Oberbefehlshaber in Bombay am 30. Okt. 1854.

3) W. I. Friedrich Ludwig, König von Preußen, der zweite Sohn König Friedrich Wilhelms III. und der Luise, Tochter des Herzogs Karl II. von Mecklenburg-Strelitz, ward den 22. März 1797 geboren. Bereits 1807 begann er als Fähnrich des ersten Garderegiments seine militärische Laufbahn. In den Feldzügen von 1813—14 bewies er als Offizier eine seltene Unerschrockenheit. Im April 1814 ward er zum Major befördert; am 1. Jan. 1816 erhielt er das Kommando des stettiner Gardelandwehrbataillons, 1818 als Generalmajor das Kommando einer Gardeinfanteriebrigade, den 1. Mai 1820 den Oberbefehl über die erste Gardedivision und 1825 als Generallieutenant die Führung eines ganzen Armeecorps. Nach dem Tode seines Vaters 1840 erhielt er als präsumtiver Thronfolger von seinem königlichen Bruder, Friedrich Wilhelm IV., den Titel „Prinz von Preußen“ und ward bald darauf zum General der Infanterie befördert. Am 9. März 1848 ernannte ihn der König zum Gouverneur der Rheinprovinz, doch gab sich gegen ihn, da er, wohl wegen seiner ausgesprochenen Vorliebe für das Militärwesen, als die Hauptstütze der absolutistischen Tendenzen galt, bald eine solche Aufregung kund, daß man es für angemessen hielt, ihn sich für einige Zeit entfernen zu lassen. Der Prinz begab sich nach London, kehrte aber schon im Juni nach Berlin zurück. Zum Abgeordneten in die preußische Nationalversammlung gewählt, nahm er zwar das Mandat an, aber keinen Antheil an den Verhandlungen. Im Frühjahr 1849 erhielt er den Oberbefehl über die zur Bewältigung der süddeutschen Revolution bestimmten Truppen und unterwarf in wenigen Wochen die aufständische Pfalz und Baden. Im Oktober desselben Jahres zum Militärgouverneur am Rhein und in Westphalen ernannt, nahm er seinen Wohnsitz in Koblenz; 1854 ward er zugleich Generaloberst der Infanterie und Gouverneur der Festung Mainz. Die früher dem Prinzen ungünstige Stimmung war so sehr in das Gegentheil umgeschlagen, daß er, besonders seit den Verwicklungen mit Oesterreich, als Hauptvertreter der Machtstellung Preußens galt und alle Hoffnungen der patriotischen und liberalen Partei sich ihm zuwandten, als er während der Krankheit des Königs als dessen Stellvertreter und am 9. Okt. 1858 als Regent an die Spitze der Regierung trat. Am 2. Jan. 1861 folgte er seinem königlichen Bruder auf dem Thron, worauf er sich am 18. Okt. zu Königsberg feierlich krönen ließ. Die Reorganisation der Armee, deren Durchführung er besonders betrieb, rief zwar viele Konflikte zwischen der Regierung und der Landesvertretung hervor, doch lassen die gewaltigen Erfolge der preußischen Waffen in den Kriegen gegen Dänemark 1864 und gegen Oesterreich 1866, an welchem letzteren der König persönlich Theil nahm, sowie die durch die Konstituirung des norddeutschen Bundes und Militärkonventionen mit den süddeutschen Staaten angebahnte Einigung Deutschlands in W. den Schöpfer einer neuen Aera nicht bloß für Preußen, sondern für ganz Deutschland erblicken. W. besitzt eine hohe, imposante Gestalt, ein offenes, edles Angesicht mit regelmäßigen angenehmen Zügen und eine in seinen Jahren seltene Rüstigkeit des Körpers und Lebhaftigkeit des Geistes. Waltet auch der militärische Charakter, jedoch gemildert durch Anmuth, in seiner ganzen Haltung vor, so bekundet er doch auch ein reges Interesse an allen bedeutenden Erscheinungen auf dem Gebiet der Künste und Wissenschaften. Er bekleidet auch die Stelle eines Großmeisters sämmtlicher Freimaurerlogen in Preußen. Vermählt ist er seit dem 11. Juli 1829 mit der Prinzessin Maria Luise Auguste, geboren den 30. Sept. 1811, Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Weimar, aus welcher Ehe 2 Kinder entsprossen sind: der Kronprinz Friedrich Wilhelm, geboren den 18. Okt. 1831, seit dem 25. Jan. 1858 vermählt mit der Prinzessin Victoria von England, und die Prinzessin

Digitized by Google

Luise, geboren den 3. Dec. 1838, seit dem 20. Sept. 1856 vermählt mit dem Großherzog Friedrich von Baden.

4) Statthalter und Könige der Niederlande: a) W. I., der Jüngere, Graf von Nassau, Prinz von Oranien, Gründer der niederländischen Unabhängigkeit, geboren am 16. April 1533 auf dem Schloß Dillenburg in der Grafschaft Nassau, war der älteste Sohn des Grafen Wilhelm des Aeltern von Nassau und kam frühzeitig als Page an den Hof Kaiser Karls V., wurde von dessen Schwester Maria im Katholicismus erzogen und erbte 1544 von seinem kinderlosen Vetter, Renatus von Nassau, das Fürstenthum Oranien. Seine Fähigkeiten und seine Bescheidenheit gewannen ihm die Gunst des Kaisers, und schon im 22. Jahre erhielt er in Abwesenheit Philiberts von Savoyen den Oberbefehl in den Niederlanden und die Statthalterschaft in Holland, Seeland und Utrecht. Karl V. empfahl ihn auch seinem Nachfolger Philipp II., der ihn jedoch für den Anstifter der niederländischen Unruhen hielt und ihm die versprochene Oberstatthalterwürde nicht ertheilte. Die despotische Regierung des Kardinals Granvella bewog endlich W. und die Grafen Egmont und Hoorn, dem König schriftliche Vorstellungen zu machen. Philipp rief zwar den verhaßten Minister zurück, schickte aber dafür den Herzog von Alba mit spanischen und italienischen Truppen in die Niederlande. Da W. jetzt die Absichten des Hofes durchschaute, wollte er sein Gouvernement niederlegen; allein die Statthalterin nahm dies nicht an, sondern forderte von ihm einen neuen Treueid und die Entfernung seines Bruders Ludwig. Statt dessen wendeten sich W., Egmont und Hoorn mit dem Gesuch um freie Religionsduldung an den König. Als hierauf 1566 die Geusen (s. d.) mit ihren Vorstellungen von der Statthalterin zurückgewiesen wurden, veranstaltete W. mit Egmont, Hoorn, seinem Bruder Ludwig und Andern zu Dendermonde eine Zusammenkunft, in welcher die Mittel zur Abwehr der Unterdrückung berathen wurden. Die meisten riethen zum Krieg und gingen ins Ausland, auch W. zog sich nach Dillenburg zurück. Nachdem Alba Egmont u. Hoorn im Juni 1568 zu Brüssel hatte hinrichten lassen, wurden auch W. und dessen Bruder Ludwig vor den sogenannten Blutrath geladen und, als sie nicht erschienen, geächtet. W.s dreizehnjährigen Sohn, Philipp Wilhelm, der zu Löwen studirte, nahm Alba gefangen und schickte ihn als Geißel nach Spanien. W. bekannte sich nun öffentlich zum protestantischen Glauben und rüstete sich zum Kampfe. Seine Brüder, Ludwig und Adolf, drangen an der Spitze eines Heeres in Friesland ein und schlugen den spanischen General Johann von Ligne zu Heiligerlee in Gröningen, wobei Adolf blieb. Ludwig unterlag aber am 2. Juli 1568 bei Jemmingen gegen Alba. W. warb hierauf ein neues Heer von 24,000 Deutschen und 4000 Franzosen, drang in Brabant ein und schlug eine Abtheilung der spanischen Armee, vermochte aber weder Alba zu einer entscheidenden Schlacht, noch das Volk zum allgemeinen Aufstand zu bewegen und mußte aus Geldmangel die Truppen entlassen. Mit 1200 Reitern schloß er sich sodann dem Zug des Herzogs von Zweibrücken gegen die katholische Partei in Frankreich an, zeichnete sich mehrfach aus und befehligte in der Schlacht von Roche la Ville das Haupttreffen. Nach dem unglücklichen Ende dieses Feldzuges kehrte er in sein Herzogthum Nassau zurück. Er unterhandelte nun mit Coligny, rief die Verbindung der Meergeusen ins Leben, die den Spaniern viele Nachtheile beibrachten, und unternahm 1572 mit einem neuen Heer von 17,000 Mann und unterstützt von den Franzosen und einem Aufstand mehrer niederländischen Städte einen abermaligen Einfall in Brabant, allein die französischen Hülfstruppen, die Coligny schickte, wurden geschlagen, und er selbst konnte Alba nicht zu einer Feldschlacht nöthigen. Mit großem Verlust mußte er sich an den Rhein zurückwenden und seine Truppen entlassen. Er wendete sich nun nach Utrecht und Seeland und ließ sich hier von den Meergeusen zum Admiral ernennen. Im Jahre 1574 übertrugen ihm die Staaten von Holland auf die Dauer des Krieges gegen Spanien die Ausübung der Souveränetät, welchem Beispiel auch Seeland, Geldern und Oberyssel folgten. W. hatte bereits 1573 zu Vliessingen eine Flotte von 150 Segeln hergestellt, die den Spaniern unausgesetzt überlegen blieb. Während Alba Bergen und mehre andere Plätze überwältigte, eroberte W. Gertruidenburg und Middelburg, die Hauptstadt von Seeland. Ludwig von Zuniga, der 1573 dem Herzog Alba im Kommando folgte, schlug jedoch am 14. April 1574 die Brüder W.s, Ludwig und Heinrich von Nassau, auf der Mockerheide, wobei beide Prinzen fielen. W. hingegen entsetzte Leyden, indem er die Dämme durchstechen ließ. Die Milde, mit welcher der neue spanische Statthalter Don Juan d'Austria auftrat, hatte endlich das Friedensedikt von 1577 und die Trennung des Bundes zur Folge, wiewohl W. nichts unversucht ließ, eine Einigung mit dem spanischen Hof zu hindern. Als auch Don Juan sehr bald gegen das Edikt handelte, wurde W. von den Ständen zu Antwerpen zu Hülfe gerufen und unter dem Jubel des Volks von einem Theil der Stände zu Brüssel zum Statthalter erwählt. W. setzte jedoch, um den Neid der Großen nicht zu erregen, die Wahl des Erzherzogs Matthias von Oesterreich zum Generalstatthalter durch, während er die Leitung aller Staatssachen behielt. Als der Sieg der Spanier bei Gembloux (31. Jan. 1578) und das kluge Benehmen des nach Don Juans Tode mit der Statthalterwürde bekleideten Alessandro Farnese von Parma der spanischen Herrschaft aufs Neue Vorschub leisteten, schloß W. am 23. Jan. 1579 zwischen den fünf nördlichen Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Friesland die berühmte Union zu Utrecht, der später auch Oberyssel und Gröningen beitraten und durch welche der Grund zur Republik der vereinigten Niederlande gelegt wurde. Nach den erfolglosen Friedensunterhandlungen zu Köln trugen die niederländischen Stände 1580, auf W.s Vorschlag, dem Herzog Franz von Anjou, dem Bruder König Heinrichs III. von Frankreich, das Protektorat der Niederlande an und kündigten zugleich am 26. Juli 1581 dem König Philipp den Gehorsam auf. Während die Stände im Som-

Digitized by Google

mer 1581 die Uebertragung der Staatsgewalt an W. erneuerten, erschien der Protektor Herzog von Anjou mit einem französischen Corps. W. unterstützte diesen anfangs aufrichtig. Als er sich aber von demselben als Nebenbuhler angefeindet sah und dessen Pläne gegen die Freiheit und Verfassung der niederländischen Staaten durchschaute, trat er ihm entgegen, und schon im Januar 1583 mußte derselbe nach Frankreich zurückkehren. W. übernahm hiermit wieder die ungetheilte Obergewalt und schlug seinen Sitz zu Delft auf, ward aber hier am 10. Juli 1584 von einem von Jesuiten und Franciskanern gedungenen Katholiken Gerard meuchlings erschossen. W. verband mit angenehmem Aeußeren große Liebenswürdigkeit im Umgang, scharfen Verstand, Festigkeit des Charakters, große Schweigsamkeit und bedeutende Beredtsamkeit. Er war viermal verheirathet: seit 1549 mit Anna von Egmont, gestorben 1558, die ihm eine Tochter und den Sohn Philipp Wilhelm, Prinzen von Oranien gebar, der als Jüngling starb; seit 1561 mit Anna, Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen, von der er sich 1575 schied, nachdem sie ihm mehre Töchter und den Prinzen Moritz von Oranien geboren; seit 1577 mit Charlotte von Bourbon, gestorben 1582, Tochter des Herzogs Ludwig II. von Montpensier, die ihm 6 Töchter gebar; endlich seit 1583 mit Luise, der Tochter des Admirals Coligny, gestorben 1620, aus welcher Ehe Heinrich Friedrich von Nassau, Prinz von Oranien, hervorging, der seinem Bruder Moritz als Statthalter in den Niederlanden folgte.

b) W. I. Friedrich, Großherzog von Luxemburg, Herzog von Limburg und Prinz von Oranien-Nassau, wurde im Haag am 24. Aug. 1772 als Erbprinz geboren. Sein Vater, Wilhelm V., Fürst von Oranien-Nassau, Erbstatthalter der Niederlande, stammte von Johann dem Aeltern von Nassau-Dillingen, dem Bruder Wilhelms I. (s. d.) von Oranien, ab und starb zu Braunschweig am 9. April 1806. Die Erziehung des Prinzen leitete hauptsächlich seine Mutter, Friederike Sophie Wilhelmine, Tochter des Prinzen August Wilhelm von Preußen. Im Jahre 1788 ging er nach Deutschland, wo er eine Zeitlang am Hofe seines Oheims, des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, verweilte. Hierauf studirte er 1790 ein Jahr lang in Leyden und vermählte sich im folgenden Jahre mit Friederike Luise Wilhelmine, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Im französischen Revolutionskrieg von 1793 befehligte er als Prinz von Oranien die niederländischen Truppen; er mußte sich zwar gleich anfangs mit den Oesterreichern hinter die Schelde zurückziehen, drang aber nach dem Siege des kaiserlichen Feldmarschalls Prinzen von Koburg bei Neerwinden am 18. März wieder vor, befreite Brabant und hielt die französische Nordarmee von dem Eindringen in Westflandern ab. Schon am 13. Sept. aber mußte er aus seiner Stellung zwischen Menin und Werwick wieder hinter die Schelde zurückweichen. Bald darauf eroberte er aber Landrecies; auch warf er im Verein mit den Oesterreichern den Feind über die Sambre zurück; nach der großen Schlacht bei Fleurus am 26. Juni 1794 aber mußte er nach der Anordnung des Prinzen von Koburg sich von Neuem zurückziehen, um die Grenze der vereinigten Niederlande zu decken. Allein die Festungen fielen sehr schnell, und die Kälte baute dem Feinde Brücken über die Waal, so daß Pichegru schon am 17. Jan. 1795 in Utrecht einrückte. Die Partei der Patrioten begünstigte den Feind, und der Erbstatthalter sah sich außer Stand, die Republik zu retten. Er schiffte sich am 18. Jan. mit seiner Familie nach England ein; W. aber begab sich mit seiner Familie nach Berlin, wo er von dem diplomatischen Einflusse eine günstige Wendung seines Schicksals erwartete. Nachdem sein Vater die durch den Reichsdeputationshauptschluß ihm zugefallene Entschädigung in Deutschland, das Fürstenthum Fulda nebst Korvei, Dortmund, Weingarten und anderen Orten, am 29. August 1802 an ihn abgetreten, wohnte er seitdem meist in Fulda. Nach seines Vaters Tode übernahm er die Regierung der nassauischen Stammländer. Als er aber dem Rheinbund beizutreten sich weigerte, verlor er die Hoheit über die oranischen Lande, welche an die Linien Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg und den Großherzog von Berg fielen, während Weingarten an Würtemberg kam. Hierauf ging W. im August 1806 nach Berlin und erhielt das Kommando einer preußischen Division, gerieth aber nach der Schlacht bei Jena durch die Kapitulation des Feldmarschalls Möllendorf zu Erfurt in Kriegsgefangenschaft, doch durfte er sich bei seiner Gemahlin in Preußen aufhalten. Napoleon I. erklärte ihn seiner Länder für verlustig und vergab dieselben an Berg und Westphalen, so daß ihm nur seine Privatbesitzungen in Posen und Schlesien blieben. Er lebte nun in Danzig und Pillau. Im Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich 1809 trat er als Freiwilliger in das Heer des Erzherzogs Karl, in welchem er an der Schlacht bei Wagram Theil nahm. Darauf kehrte er nach Berlin zurück, und 1814 ernannte ihn der Kaiser von Oesterreich zum Feldmarschall. Inzwischen arbeiteten, besonders seit der Schlacht bei Leipzig, die Orangisten für W.s Zurückführung nach Holland. W. befand sich in England, um mit der Regierung über Maßregeln behufs der Unterstützung der Niederländer zu unterhandeln, als sich am 15. u. 16. Nov. in Amsterdam das Volk zu seinen Gunsten erhob. Er landete am 29. Nov. bei Scheveningen und sah sich vom Volk wie von dem provisorischen Gouvernement als Landesherr begrüßt, während er erklärte, daß eine Staatsverfassung die Freiheiten des Volkes verbürgen solle. Er beschleunigte darauf die Bewaffnung des Volkes und übertrug einer Kommission die Entwerfung eines Verfassungsgesetzes, das am 29. März 1814 von den Abgeordneten des Volkes angenommen und darauf von dem Fürsten beschworen wurde. Seine deutschen Erbländer hatte er schon vor Ende 1813 wieder in Besitz genommen. Darauf sprach der wiener Kongreß die Vereinigung Belgiens und Lüttichs mit den vereinigten Niederlanden zu einem Königreich aus, und am 16. März 1815 wurde W. im Haag unter dem Namen W. I. zum König der Niederlande und Herzog von Luxemburg ausgerufen. Seine Erbländer in Deutschland mußte er für Luxemburg, das am

Digitized by Google

22. Juli 1815 dem deutschen Bund einverleibt wurde und das er im Mai zum Großherzogthum erhoben hatte, an Preußen abtreten. Im Jahre 1830 verlor er durch den Aufstand der Südniederländer Belgien. Die Mißstimmung, welche seine Verweigerung der geforderten Reformen auch in den Generalstaaten schon längere Zeit hervorgerufen hatte, ward durch seine Beziehungen zur Gräfin Henriette d'Oultremont, die er zu heirathen beabsichtigte, zu einer so bedenklichen Höhe gesteigert, daß er es gerathen fand, die Krone am 7. Okt. 1840 in die Hände seines ältesten Sohnes Wilhelm II. niederzulegen. Er nahm den Titel eines Grafen von Nassau an und begab sich mit seinem ungeheuren Vermögen nach Berlin, wo er sich am 17. Febr. 1841 mit der Gräfin d'Oultremont trauen ließ und am 12. Dec. 1843 †. Außer seinem Regierungsnachfolger leben von seinen Kindern noch der Prinz der Niederlande, Friedrich, und eine Tochter, Marianne, geboren den 9. Mai 1810, vermählt 1830 mit dem Prinzen Albrecht von Preußen, 1849 wieder geschieden.

c) W. II. Friedrich Georg Ludwig, Sohn des Vorigen, geboren den 6. December 1792, wurde in der Militärakademie in Berlin erzogen, studirte dann zu Oxford und trat in englische Militärdienste. Im Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel Adjutant des Herzogs von Wellington, war er bei der Belagerung von Ciudad Rodrigo einer der Ersten unter den Stürmenden, und auch beim Sturm von Badajoz, sowie in der Schlacht von Salamanca bewies er seltene Tapferkeit. Hierauf wurde er Adjutant des Königs von Großbritannien. Als Kronprinz der Niederlande befehligte er 1815 das niederländische Heer und erwarb sich bei Quatrebras und Waterloo, wo er verwundet wurde, neuen Ruhm. Am 21. Febr. 1816 vermählte er sich mit der Schwester des Kaisers Alexander I., der Großfürstin Anna Paulowna. Im Jahre 1830 beim Ausbruch der belgischen Revolution begab sich der Prinz sofort nach Antwerpen und am 1. September nach Brüssel, wo seine Erscheinung einen günstigen Eindruck machte. Von andern Seiten wurde indessen zu viel gefordert, und der Prinz kam endlich so ins Gedränge, daß er, seine Vollmacht überschreitend, am 16. Oktober die Freiheit Belgiens anerkannte. Der König kassirte des Prinzen Vollmacht, und dieser ging nun nach England, wo er seine beiden ältesten Söhne erziehen ließ. Im folgenden Jahre übernahm er wieder den Oberbefehl über die holländische Armee, die er im August in dem Kriege mit Belgien siegreich anführte, bis er sich vor der bewaffneten Intervention Frankreichs zurückziehen mußte. Später führte er das Kommando über die holländische Observationsarmee an der belgischen Grenze. Nach seines Vaters Abdankung am 7. Oktober 1840 trat er an die Spitze der Regierung, deren Ruder er mit Energie ergriff. Der wachsenden Finanznoth suchte er durch durchgreifende Mittel zu begegnen, verweigerte aber die Einführung der geforderten politischen Reformen, bis die Umgestaltung der europäischen Verhältnisse 1848 seinen Widerstand brach. Er † am 17. März 1849 und hinterließ 2 Söhne: König Wilhelm III. und Prinz Heinrich, geboren den 13. Juni 1820, Statthalter des Großherzogthums Luxemburg, und eine Prinzessin Sophie, geboren den 8. April 1824, vermählt seit 1842 mit dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar.

d) W. III. Alexander Paul Friedrich Ludwig, Sohn des Vorigen, geboren den 19. Februar 1817, trat am 17. März 1849 die Regierung an u. suchte den aufgeregten Stimmungen mit persönlichen Zugeständnissen, namentlich der Verminderung der Civilliste, entgegenzukommen, sowie unter seiner Regierung die völlige Reform des innern Staatslebens, die Förderung der materiellen Wohlfahrt und die Entwicklung des parlamentarischen Wesens im vollen Umfang durchgeführt wurde (s. Niederlande, Geschichte). W. ist seit dem 18. Juni 1839 mit Sophie, der Tochter des Königs Wilhelm von Würtemberg, geboren den 17. Juni 1818, vermählt, welche ihm den 4. September 1840 den Kronprinzen Wilhelm und 1851 den Prinzen Alexander geboren hat.

5) W. I., König von Würtemberg, wurde geboren am 27. September 1781 zu Lüben in Schlesien, wo sein Vater, der nachmalige König Friedrich I. von Würtemberg, als preußischer Generalmajor in Garnison lag; seine Mutter war die Prinzessin Auguste Karoline Friederike Luise von Braunschweig-Wolfenbüttel. Er kam als Knabe mit seinen Aeltern nach Rußland, darauf in die Schweiz und 1790 nach Würtemberg, zu dessen Regierung sein Vater 1797 gelangte. Im Jahre 1800 trat W. als Freiwilliger in das österreichische Armeecorps unter dem Erzherzog Johann und focht mit Auszeichnung in der Schlacht von Hohenlinden, bereiste dann 1803 Frankreich und Italien und lebte von 1806—12 als Kronprinz zurückgezogen zu Stuttgart. Im Jahre 1808 vermählte er sich mit der Prinzessin Karoline Auguste von Bayern, doch wurde die Ehe 1814 wieder getrennt, worauf jene Gemahlin des Kaisers Franz von Oesterreich wurde. Als 1812 Napoleon I. den Krieg gegen Rußland begann, trat der Kronprinz an die Spitze des würtembergischen Kontingents, mußte nach dem Einrücken ins russische Gebiet aber, gefährlich erkrankt, in Wilna zurückbleiben, von wo er nach seiner Genesung ins Vaterland zurückkehrte. Als nach der Schlacht bei Leipzig auch sein Vater den verbündeten Mächten beigetreten war, übernahm der Kronprinz das Kommando des 7. Armeecorps, bestehend aus dem würtembergischen Kontingent und mehren österreichischen und russischen Regimentern. Er bekundete ein ausgezeichnetes Feldherrntalent, wirkte vorzüglich zu der blutigen Entscheidung bei La Rothière und Sens mit und hielt unter den gefährlichsten Verhältnissen bei Montereau, den Rückzug der Verbündeten deckend, den weit überlegenen Feind unter Napoleon den ganzen Tag auf. Auch im Feldzug von 1815 führte er ein Kommando und warf u. A. den General Rapp nach Straßburg zurück. Im Jahre 1816 vermählte er sich mit der Großfürstin Katharina Paulowna, Wittwe des Prinzen Peter von Holstein-Oldenburg, die 1819 starb, nachdem sie ihm 2 Töchter geboren, Maria, geboren 1816,

Digitized by Google

seit 1840 mit dem würtembergischen Generalmajor Alfred, Grafen von Neipperg, vermählt, und Sophie, geboren 1818, seit 1839 die Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Oranien, nachherigen Königs der Niederlande. Durch das Ableben seines Vaters am 30. Oktober 1816 auf den Thron berufen, erließ W. eine Amnestie, erleichterte die Lasten des Volkes, beschränkte vor Allem den Aufwand des Hofes und gab 1819 dem Lande eine Verfassung (s. Würtemberg, Geschichte). Er † den 25. Juni 1864 auf dem Schlosse Rosenstein. Am 15. April 1820 hatte er sich zum dritten Male mit Pauline, der Tochter des Herzogs Ludwig von Würtemberg, geboren am 4. September 1800, vermählt, die ihm den Kronprinzen Karl Friedrich Alexander, geboren am 6. März 1823, vermählt am 13. Juli 1846 mit der Großfürstin Olga, folgte dem Vater in der Regierung, und 2 Prinzessinnen, Katharine, geboren den 24. Aug. 1821, vermählt seit 1845 mit dem Prinzen Friedrich von Würtemberg, und Auguste, geboren den 4. Oktober 1826, vermählt seit 1851 mit dem Prinzen Hermann von Sachsen-Weimar, gebar. Vergl. Nick, W. I. und seine Regierung, Stuttgart 1864.

6) W. August Ludwig Maximilian Friedrich, regierender Herzog von Braunschweig, ward geboren am 25. April 1806 als zweiter Sohn des 1815 bei Quatrebras gefallenen Herzogs Friedrich Wilhelm von Marta Elisabeth Wilhelmine, Prinzessin von Baden. Nach der Schlacht von Auerstädt, in welcher sein Großvater Karl Wilhelm Ferdinand tödtlich verwundet worden war, floh seine Mutter mit ihren beiden Söhnen Karl und W. am 18. Oktober 1806 von Braunschweig nach Schweden, dann nach Bruchsal, wo sie am 20. April 1808 starb. Die Prinzen wurden hierauf seit 1809 unter der Aufsicht ihrer Großmutter, der verwittweten Herzogin Auguste, Schwester Georgs III., in England, seit 1814 nach der Rückkehr nach Braunschweig unter der Vormundschaft des Königs Georg IV. von Großbritannien vom Hofrath Eigner erzogen. W. studirte 1822 in Göttingen und trat 1823 als Major in ein preußisches Kürassierregiment. Sein Bruder, der Herzog Karl von Braunschweig, trat ihm 1826 das Fürstenthum Oels in Schlesien ab. Als dieser durch den Aufstand am 7. September 1830 vertrieben worden war, übernahm W. am 28. September provisorisch die Regierung des Landes, und nachdem eine Familienakte des Gesammthauses Braunschweig vom Februar 1831 den Herzog Karl für absolut regierungsunfähig erklärt, am 20. April 1831 definitiv. Ueber seine in gemäßigtem Sinne geführte Regierung s. Braunschweig, Geschichte. Da W. unvermählt geblieben ist, wird das Haus Braunschweig mit ihm erlöschen.

7) Landgraf u. Kurfürsten von Hessen: a) W. IV., geboren den 14. Juni 1532, Sohn Philipps des Großmüthigen, widmete sich von Jugend auf mit Vorliebe mathematischen Studien, später astronomischen Beobachtungen, für die er 1561 auf einem Thore Kassels einen besondern Thurm errichtete und denen er selbst nach seiner Thronbesteigung, 1567, nicht ganz entsagte. Er † am 25. Aug. 1592. Einen Theil der Beobachtungen W.s gab Snellius unter dem Titel „Coeli et siderum observationes Hassiae J. P. Wilhelmi“ (Leyden 1618) heraus; die meisten aber finden sich ungedruckt in der Bibliothek zu Kassel.

b) W. I., erster Kurfürst von Hessen, vorher als Landgraf W. IX., geboren am 3. Januar 1743 zu Kassel, Sohn des Landgrafen Friedrich II. und der Maria, Tochter Georgs II. von England, erhielt, da sein Vater 1760 zur katholischen Kirche übergetreten war, unter Vormundschaft seiner Mutter die Grafschaft Hanau, studirte zu Göttingen, lebte während des siebenjährigen Kriegs am Hofe seines Oheims, des Königs Friedrich V. von Dänemark, mit dessen Schwester, Wilhelmine Karoline, er sich 1764 vermählte, und übernahm gleichzeitig die Regierung der Grafschaft Hanau. Im Jahre 1776 verkaufte er an England Truppen zur Bekämpfung der im Aufstand begriffenen nordamerikanischen Kolonien. Nachdem er 1778 als preußischer Generalmajor an dem bayerischen Erbfolgekriege Theil genommen, bekundete er eine leidenschaftliche Neigung für das Soldatenwesen. Als er 1785 seinem Vater in der Regierung von Hessen-Kassel gefolgt war, verlegte er seine Residenz nach Kassel. Er verwaltete seine Regierungsgeschäfte mit Eifer, Selbstständigkeit und Gerechtigkeitsliebe, führte schöne Bauten auf und that viel für Verbesserung des Kirchen- u. Schulwesens, drückte aber das Land auch vielfach durch Härte, Geiz und seine Vorliebe für das Militär. Nach dem Tode des regierenden Grafen Philipp Ernst von Schaumburg-Lippe (1787) besetzte er einen Theil der Grafschaft Schaumburg, da er dessen unmündigen Sohn, Georg Wilhelm, wegen einer nicht ebenbürtigen Großmutter nicht für lehnsfähig anerkennen wollte; da sich aber die Reichsgerichte, der Kaiser, Preußen und England des jungen Grafen annahmen, mußte er das besetzte Ländchen wieder räumen. In demselben Jahre schloß er mit England einen neuen Subsidientraktat, dem zufolge er für jährlich 675,000 Kronenthaler 12,000 Mann stellte. Am französischen Revolutionskrieg betheiligte er sich auf der Seite Preußens, eroberte am 22. December 1792 Frankfurt a. M. wieder und ließ im nächstfolgenden Jahre seine Truppen, 12,000 Mann stark und im englischen Solde, in Flandern aufs Neue gegen die Franzosen kämpfen. Er verlor zwar im baseler Frieden 1795 seine jenseits des Rheins gelegenen Landestheile ($^3/_4$ QMeile mit 2500 Einwohnern) an Frankreich, wurde aber im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 nebst der Kurwürde, die er unter dem Namen W. I. am 15. Mai antrat, durch mehre ehemals kurmainzische Aemter und die Reichsstadt Gelnhausen, im Ganzen 5 QMeilen mit 14,000 Einwohnern, entschädigt. Da er sich als Kurfürst auf das engste an Preußen anschloß, besetzten nach der Schlacht bei Jena 1806 die Franzosen sein Land, worauf er am 1. November nach Holstein floh. Als der Friede zu Tilsit ihn seines Thrones für verlustig erklärte und seine Länder mit dem Königreich Westphalen vereinigt wurden, wendete er sich nach Prag. Von hier aus erließ er beim Ausbruch des österreichisch-französischen Kriegs von 1809 einen Aufruf an die Hessen und sammelte bei Eger ein kleines

Heer, mit dem er die Wiedereroberung seiner Staaten zu bewirken gedachte, mußte aber bei der schnellen und unglücklichen Wendung des Kriegs seine Truppen bald wieder entlassen. Erst der Sieg bei Leipzig befreite die kurhessischen Länder. Schon am 21. November 1813 zog W. wieder in seine Hauptstadt ein und sendete sogleich 20,000 Mann Hülfstruppen ins Feld. Auch 1815 stellte er 12,000 Mann gegen Frankreich. Mit seinem Wunsch der Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums drang er auf dem wiener Kongreß nicht durch; ebenso wenig mit dem, als König der Katten anerkannt zu werden, daher er den kurfürstlichen Titel beibehielt und mit ihm das Prädikat „königliche Hoheit" verband. Allem Ländertausche abgeneigt, erhielt er für manche Abtretungen und Aufopferungen reichliche Entschädigungen, nach deren Besitznahme er am 8. Febr. 1816 den Titel eines Großherzogs von Fulda und eines Fürsten von Isenburg annahm. So eifrig und wohlmeinend er sich der innern Angelegenheiten seines Landes annahm, so riefen seine von übertriebenen Ansichten von fürstlicher Machtvollkommenheit getragene und mit übergroßer Sparsamkeit verbundene altväterliche Regierungsweise, seine Wiederherstellung vieler veralteten Einrichtungen, namentlich im Heer, und seine Abneigung gegen alles moderne Konstitutionswesen doch vielfache Mißstimmung im Lande hervor. Dazu kam, daß er aus Haß gegen die Franzosen bald nach seiner Rückkehr auf den Thron alle Ausländer vertrieb, die Staatsobligationen auf ein Drittel Werth reducirte und den Domänenkäufern (s. Westphälische Domänen) die während seiner Abwesenheit erkauften Güter ohne Entschädigung nahm. Als noch vor dem ersten pariser Frieden den kurhessischen Truppen die Rückkehr in die Heimat unter der Bedingung verstattet wurde, daß sie auf dem Kriegsfuß blieben, ließ der Kurfürst aus Scheu vor den Kosten diese Bedingung unbeachtet, weshalb Exekutionstruppen in sein Land rückten, die erst durch Preußens Vermittelung entfernt wurden. In einen gleich unangenehmen Konflikt mit den Ansprüchen der Zeit gerieth er, als er, der eingegangenen Verpflichtung gemäß, seinem Lande eine ständische Verfassung ertheilen wollte. Zwar rief er die althessischen Stände mehrmals zusammen, auch ordnete er ihnen Deputirte der Bauern zu, aber da die Mitglieder der ständischen Versammlungen seiner Willkür gegenüber stets eine ruhig feste Haltung zeigten und namentlich nicht von der Forderung einer Sonderung des Staatsvermögens von dem überreichen Privatschatze des Kurfürsten abgingen, unterblieb die Herstellung der Verfassung (s. Hessen). W. † am 27. Febr. 1821. Ihm folgte in der Regierung sein einziger Sohn Wilhelm II.

c) W. II., Sohn des Vorigen, geboren am 28. Juli 1777, wurde streng und für den Krieg erzogen, studirte in Marburg und Leipzig und vermählte sich am 13. Februar 1797 mit der Prinzessin Auguste, der Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Als die Franzosen 1806 das Land besetzten, folgte er seinem Vater nach Holstein und Prag und ging dann 1809 nach Berlin. Im Jahre 1813 focht er im preußischen Heere bei Leipzig mit. Er erließ in Kassel am 30. Oktober den Aufruf an die Hessen zum Kampf gegen Frankreich, bewies sich nach der Rückkehr seines Vaters bei Ausrüstung des Heeres sehr thätig und übernahm im März 1814 den Oberbefehl über das ganze Heer, das die Festungen Metz, Thionville, Luxemburg und Saarlouis einzuschließen bestimmt war. Nach dem pariser Frieden lebte er in Hanau. Als er nach dem Tode seines Vaters am 27. Februar 1821 den Thron bestieg, erregte er durch mehre zeitgemäße Reformen in der Verwaltung die schönsten Hoffnungen. Die Erwartung jedoch, daß er die verfassungsmäßige Wirksamkeit der Landstände herstellen werde, blieb unerfüllt, und noch weniger wollte er eine neue zeitgemäße Verfassung gewähren. Zu der dadurch hervorgebrachten Mißstimmung kamen noch Spaltungen in der Familie selbst. Als er seine Geliebte, Emilie Orlop aus Berlin, 1821 zur Gräfin von Reichenbach (später zur Gräfin von Lessonitz) erhob, zog sich die Kurfürstin, welche die Liebe des Volks in hohem Grade genoß, vom Hofe zurück u. Viele vom Adel folgten ihrem Beispiel; der Kurprinz ging nach Berlin und söhnte sich erst 1830 mit seinem Vater wieder aus. In Folge eines Aufstandes am 6. Sept. 1830 bewilligte W. am 15. d. M.s das Gesuch der Bürger um Versammlung der Landstände, und schon am 5. Januar 1831 kam die neue Konstitution zu Stande. In Folge der Unruhen über die Rückkehr der Gräfin Lessonitz am 11. Januar, die zur Abreise genöthigt wurde, verlegte der Kurfürst seine Residenz nach Hanau und übertrug auf die Zeit seiner Abwesenheit vom Sitze der Regierung am 30. September 1831 die Regentschaft dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm. Der Kurfürst behielt sich die Einkünfte des Hausfideikommisses vor, trat aber dem Kurprinzen die aus der Staatskasse an ihn zu zahlende Summe des Hofetats für beständig ab. Seitdem lebte der Kurfürst abwechselnd in und bei Hanau (zu Philippsruhe), in Baden u. besonders zu Frankfurt a. M., getrennt von seiner Gemahlin, nach deren Tode, am 19. Februar 1841, er sich mit der Gräfin Lessonitz und, als diese den 12. Februar 1843 starb, am 28. August mit Karoline, Baronin von Bergen, geborener von Berlepsch, morganatisch vermählte. Er † den 20. November 1847 zu Frankfurt und hatte seinen Sohn Friedrich Wilhelm I. zum Nachfolger in der Kurwürde.

8) W., Graf zu Lippe-Schaumburg-Bückeburg, geboren am 9. Januar 1724 in London, erhielt seine Erziehung zu Genf, studirte dann zu Leyden und Montpellier und trat hierauf in England als Fähnrich in die königliche Leibgarde. Nach dem Tode seines ältern Bruders kehrte er als nunmehriger Erbe nach Bückeburg zurück, begleitete seinen Vater, der damals General in holländischen Diensten war, bei dem Feldzuge in den Niederlanden, wo er der Schlacht bei Dettingen am 27. Juni 1743 mit Auszeichnung beiwohnte, und machte darauf als Freiwilliger im kaiserlichen Heere in Italien den Feldzug von 1745 mit. Durch den Tod seines Vaters (1748) an die Spitze der Regierung seines kleinen Landes gerufen, beseitigte er sofort die bisherige Pracht des Hofhalts. Um über das Kriegswesen

Digitized by Google

Erfahrungen zu sammeln, begab er sich zuerst nach Berlin zu Friedrich dem Großen, reiste dann wieder nach Italien und besuchte später auch Ungarn. Beim Ausbruch des siebenjährigen Kriegs stellte er ein vorzüglich disciplinirtes Kontingent zur alliirten Armee, ward Generalfeldzeugmeister derselben und focht mehrfach mit Auszeichnung. Im Jahre 1759 erhielt er den Oberbefehl über die sämmtliche Artillerie bei dem verbündeten Heere. Nach dem Angriff Frankreichs und Spaniens auf Portugal (1761) trug ihm dessen Minister Pombal den Oberbefehl der verbündeten englischen und portugiesischen Truppen an. W. schiffte sich im Frühjahr 1762 über England nach Portugal ein und ward dort sofort zum Feldmarschall ernannt, doch beendete noch in demselben Jahre der Friede von Fontainebleau den Krieg, worauf W. 1763 in sein Vaterland zurückkehrte. Er hatte in Portugal auch eine Kriegs- und Artillerieschule gegründet und die Festung bei Elvas angelegt, welche der König ihm zu Ehren Fort Lippe nannte. Um seine Grafschaft erwarb er sich große Verdienste durch Förderung der Gewerbe und des Ackerbau's und Aufhebung vieler Frohndienste. Auch gründete er hier eine Kriegsschule, namentlich für die Artillerie und das Genieweſen, die großen Ruf erlangte, und legte für dieselbe die kleine Festung Wilhelmsstein im steinhuder Meere an. Im Jahre 1767 besuchte er abermals Portugal, um die von ihm dort begonnene Organisation des Militärwesens zu vollenden. Er † den 16. September 1777 und hinterließ nur eine Tochter, daher ihm seine Neffe Philipp II. in der Regierung folgte. Vergl. Kühne, Zwölf Charakterbilder, Leipzig 1852.

9) W. Ludwig August, Markgraf von Baden, zweiter Sohn des Großherzogs Karl Friedrich von Baden, aus dessen zweiter Ehe mit der Gräfin Hochberg, wurde am 8. April 1792 zu Karlsruhe geboren. Als Graf von Hochberg, welchen Namen er bis 1817 führte, erhielt er mit seinem Bruder, dem Großherzog Leopold, eine treffliche Erziehung u. trat im 17. Jahre in den Generalstab des französischen Marschalls Masséna, Herzogs von Rivoli, in welchem er bei Aspern und Wagram mit Auszeichnung focht. Nach dem preßburger Frieden kehrte W. nach Baden zurück und wurde zum Generalmajor und Chef eines in Rastadt garnisonirenden Infanterieregiments ernannt. Im Jahre 1812 befehligte er die badische Brigade, welche dem 9. französischen Armeecorps unter Marschall Victor zugetheilt war. Beim Uebergang über die Beresina kommandirte der Graf am 28. November den rechten Flügel des die Beresinabrücken vertheidigenden victorschen Corps, ging mit diesem am 29. über diesen Fluß und übernahm von da an das Kommando der Division. Das 9. Armeecorps, dessen Hauptbestandtheil die badische Brigade ausmachte, bildete bis Wilna die Arrièregarde der großen Armee, löste sich hier aber ebenfalls auf. Erst in Königsberg konnte eine Art von regelmäßiger Abtheilung wieder formirt werden, die W. über Danzig nach Marienwerder führte, wo er am 12. Januar 1813 das Hauptquartier des Vicekönigs von Italien deckte. Im August 1813 führte er die zweite Hälfte des badischen Kontingents als Generallieutenant nach Sachsen, wo er das Kommando des badischen Armeecorps übernahm. Während der Schlachttage von Leipzig hatte er diese Stadt selbst besetzt, kapitulirte mit den Verbündeten am 19. Oktober und ließ seine Truppen die Waffen niederlegen, lehnte jedoch den Antrag der Verbündeten ab, sich mit ihnen zu vereinigen. Im Jahre 1814 leitete er mit 10,000 Mann Badenern, die das 8. deutsche Bundescorps bildeten, die Blokaden von Straßburg, Landau, Pfalzburg, Lichtenberg, Lützelstein und Bitsch. Nachdem er 1815 beim wiener Kongreß die Angelegenheiten der großherzoglich badischen Familie vertreten, führte er bei dem Wiederbeginn des Kriegs gegen Frankreich an der Spitze einer aus würtembergischen, hessischen und badischen Truppen bestehenden Division das Oberkommando bei den Blokaden von Schlettstädt und Neubreisach und wirkte auch bei der Belagerung von Hüningen mit. Am 4. Oktober 1817 wurden die Grafen von Hochberg, da die regierende badische Linie zu erlöschen drohte, zu großherzoglichen Prinzen und Markgrafen von Baden ernannt. Nach der Thronbesteigung seines Bruders Leopold (1830) ward W. zum Kommandeur des badischen Armeecorps ernannt und nahm als Präsident der ersten Kammer thätigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten des Landes. Die Stürme von 1848 bewogen ihn, die Führung der Truppen niederzulegen, und wegen Kränklichkeit gab er später auch seine Stellung als Präsident der ersten Kammer auf. Er † den 11. Okt. 1859. Er war seit 1830 vermählt mit Elisabeth, der Tochter des verstorbenen Herzogs Ludwig von Würtemberg, die ihm 3 Töchter gebar. Sein Bruder, Markgraf Maximilian, geboren den 8. Dec. 1791, ist badischer Kavalleriegeneral.

10) Friedrich W. Karl, Prinz von Preußen, dritter Sohn des Königs Friedrich Wilhelm II. und Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., geboren zu Berlin am 3. Juli 1783, diente seit 1799 in der Garde, focht 1806 als Oberlieutenant einer Kavalleriebrigade bei Auerstädt und ward Vorstand der Reorganisationskommission für die Kavallerie in Tilsit. Seit März 1807 kommandirte er das zweite Dragonerregiment. Um eine Ermäßigung der dem Lande auferlegten Kriegslasten von Napoleon I. zu erlangen, reiste er im December 1807 nach Paris, vermochte jedoch nur eine geringe Verminderung der geforderten Kriegssteuer zu bewirken. Ende 1808 begleitete er den König nach Petersburg, lebte seit Februar 1809 in Königsberg und nahm dann in Berlin namhaften Antheil an der Umgestaltung Preußens und der Armee. In dem Befreiungskrieg von 1813 befand sich W. in Blüchers Hauptquartier, in der Schlacht bei Lützen am 2. Mai kommandirte er die Reservekavallerie auf dem linken Flügel der Armee und während der Schlacht von Leipzig vermittelte er die Mitwirkung des Nordheers in der Vereinigung Blüchers mit dem Kronprinzen von Schweden zu Breitenfeld. Später führte er die 8. Brigade des ersten vom General York befehligten Armeecorps über den Rhein. Unter mehren anderen Waffenthaten ist namentlich seine Vertheidigung der

Digitized by Google

Brücken in dem Gefechte bei Chateau-Thierry am 12. Februar 1814 hervorzuheben, wodurch er Sackens und Yorks Rückzug deckte. Am Abend des 9. März 1814 entschied er durch einen Angriff auf das Dorf Athies die Schlacht bei Leon und am 30. März in der Schlacht bei Paris durch den Angriff auf die Dörfer Lavillette und Lachapelle die Eroberung der Höhen von Belleville und Montmartre durch die Preußen und Russen. Seine Gemahlin, Maria Anna, Tochter des Landgrafen Friedrich Ludwig von Hessen-Homburg, war inzwischen in Berlin an die Spitze der Frauen- und Jungfrauenvereine zur Verpflegung der Verwundeten und zur Unterstützung der hinterlassenen Wittwen und Waisen getreten. Nach dem pariser Frieden begleitete der Prinz den König nach London und wohnte dann den Verhandlungen des wiener Kongresses bei. Im Feldzuge von 1815 kommandirte er bei Waterloo die Reservekavallerie des 4. Armeecorps, nahm Theil an der Verfolgung des Feindes und rückte hierauf an der Spitze der Avantgarde nach Paris vor. Seit dem zweiten pariser Frieden lebte er theils in Paris, theils auf seinem Schlosse Fischbach bei Schmiedeberg in Schlesien. Im Jahre 1830 ernannte ihn der König zum Generalgouverneur der Rheinprovinz und Westphalens, worauf er zu Köln seinen Wohnsitz nahm. Nach seiner Rückkehr von dort, im December 1831, lebte er abwechselnd in Berlin und Fischbach. Im März 1834 wurde er zum General der Kavallerie und zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz ernannt, welche Stelle er schon früher, 1824—29, bekleidet hatte. Nach dem Tode seiner Gemahlin (14. April 1846) zog er sich ganz auf sein Gut Fischbach zurück. Er † den 28. Sept. 1851 zu Berlin. Von seinen Kindern überlebten ihn die Söhne Adalbert (s. d.) und Waldemar (s. d.) und die Töchter Elisabeth, geboren 1815, seit 1836 vermählt mit dem Prinzen Karl Wilhelm Ludwig von Hessen und bei Rhein, und Maria, geboren 1825, jetzige verwittwete Königin von Bayern.

Wilhelmsbad, Bade- und Vergnügungsort im preußischen Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hanau, unweit des Main und an der Eisenbahn von Frankfurt nach Hanau, hat ein Schloß, prächtige Kurhäuser mit schönen Parkanlagen und 3 schwache Eisenquellen, die gegen Unterleibsleiden, Nervenschwäche ꝛc. empfohlen werden. Dabei eine Fasanerie mit Jagdgehege. In den Wirren von 1850 hatte die kurfürstlich hessische Regierung vom 17. Sept. bis 28. Dec. hier ihren Sitz aufgeschlagen.

Wilhelmshöhe (früher Weißenstein, während der westphälischen Regierung Napoleonshöhe), Lustschloß, s. Kassel.

Wilhelmsorden, königlich niederländischer Orden für Militärverdienst, am 30. April 1815 vom König Wilhelm I. gestiftet, besteht aus 4 Klassen: Großkreuzen, Kommandeuren und 2 Klassen Rittern. Das Ordenszeichen ist ein weiß emaillirtes Kreuz mit 8 goldenen Perlen. Auf dem Wappen desselben steht „Vor Moed, Beleid, Trouw" (Für Muth, Auszeichnung, Treue). Darüber liegt ein burgundisches Kreuz, aus Lorbeerzweigen bestehend. Auf der Rückseite ist ein W mit Lorbeerkranz auf einem blau emaillirten Medaillon. Das Ganze deckt die Königskrone. Das Band ist orangefarben, mit 2 schmalen blauen Streifen.

Wilhelmsstein, kleine Festung im schaumburg-lippe'schen Amt Hagenburg, auf einer durch versenkte Steine gebildeten künstlichen Insel im steinhuder Meere, 1765 vom Grafen Wilhelm [s. Wilhelm 8)] angelegt, ist eine Sternschanze mit 17 Außenwerken, hatte früher eine Militärschule, auf welcher Scharnhorst seit 1772 seine militärische Ausbildung erhielt, und hat jetzt eine kleine Invalidenbesatzung. Im Jahre 1787 wurde W. muthig gegen die Hessen vertheidigt.

Wilhelmsthal, 1) (sonst Amalienthal), Lustschloß im preußischen Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hofgeismar, 2 Stunden nordwestlich von Kassel, ist in italienischem Palaststyl erbaut, mit einem prächtigen Park, welcher Springbrunnen, Grotten, Kolonnaden ꝛc. enthält. Hier am 24. Juni 1762 Sieg der Engländer, Hannoveraner und Hessen über die Franzosen. — 2) Großherzogliches Lust- und Jagdschloß im sachsen-weimarischen Kreis und Amt Eisenach, in einem reizenden Thale an der Elna und unweit eines kleinen See's, 1½ Stunden südlich von Eisenach, wurde 1711 vom Herzog Wilhelm von Sachsen-Eisenach erbaut.

Wilhelm von Oranse, der Heilige, altdeutsches Gedicht aus dem Sagenkreise Karls des Großen, von Wolfram von Eschenbach. W. (Willehalm), der Sohn des Grafen Heinrich von Narbonne, entführt dem heidnischen König Tybalt seine christliche Gemahlin Arabele (Gyburk). Tybalt und Terramer, Arabele's Vater, machen einen Rachezug gegen W. und besiegen denselben auf dem Felde zu Alischenz bei Oranse. W. sucht nun Hülfe beim König Ludwig dem Frommen und kehrt nach Oranse zurück, wo er seiner hartbedrängten Gattin zu Hülfe kommt, welche in dem starken Rennwart, dem Genossen W.s, ihren Bruder erkennt. Nun beginnt der Kampf von Neuem, und die Christen siegen; am andern Morgen fehlt Rennwart. Mit der Klage W.s über denselben endigt das Gedicht (herausgegeben in „Wolfram Eschenbach" von Lachmann, Berlin 1833). Ulrich von Türheim schrieb um 1250 eine Fortsetzung (Der starke Rennwart) dazu und Ulrich von dem Türlin zwischen 1252 u. 1278 den sogenannten ersten Theil (Arabele's Entführung). Diesen und den W. enthält die Ausgabe von Casparson (Kassel 1782—84; neuhochdeutsch von Bodmer, Frankfurt 1774).

Wilibald (Willibald), der Heilige, geboren um 700 in England, pilgerte 720 mit seinem Bruder Wunnebald nach Rom, unternahm von hier aus eine Pilgerreise nach dem heiligen Land und lebte dann bis 739 auf Monte Casino. Bonifacius, der ihn zu Rom kennen lernte, wählte ihn zum Begleiter auf seinen Missionsreisen in Deutschland und weihte ihn 741 zum Bischof von Eichstädt. In dieser Eigenschaft hat sich W. mit seinem Bruder und mit seiner Schwester Walpurgis mit Erfolg um die Ausbreitung des Christenthums im Nordgau bemüht. Er † den 7. Juli 781 (786) und ward kanonisirt. Sein Gedächtnißtag ist der 7. Juli.

Digitized by Google

Wilibald Alexis, Pseudonym für G. W. H. Häring.

Wilken, Friedrich, namhafter deutscher Historiker, geboren am 23. Mai 1777 zu Ratzeburg, studirte zu Göttingen Theologie, dann klassische und orientalische Philologie und Geschichte, ward 1800 Repetent der theologischen Fakultät zu Göttingen, 1803 Erzieher des jungen Fürsten Georg Wilhelm von Schaumburg-Lippe, den er auf die Universität Leipzig begleitete, 1805 Professor der Geschichte zu Heidelberg und 1807 daneben Direktor der Universitätsbibliothek. In dieser Eigenschaft vermittelte er 1815 in Rom die Rückgabe eines Theils der im dreißigjährigen Kriege von den Bayern geplünderten und dem damaligen Papste geschenkten palatinischen Bibliothek. Im Jahre 1817 folgte er dem Ruf als Oberbibliothekar und Professor an die Universität zu Berlin, wo er 1819 ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, deren beständiger Sekretär er seit 1829 war, dann preußischer Historiograph, Professor der Geschichte an der Kriegsschule, Rath im Obercensurkollegium und endlich 1830 geheimer Regierungsrath wurde. Im Jahre 1826 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Italien, 1829 im Auftrag des Ministeriums nach Frankreich und England. Er † am 24. Dec. 1840. Unter seinen Schriften, welche meist die persische Sprache, für die er 1805 die erste deutsche Grammatik und Chrestomathie herausgab, und die Geschichte des Orients zum Gegenstand haben, ist die „Geschichte der Kreuzzüge" (Leipzig 1807—32, 7 Bde.) sein Hauptwerk. Außerdem schrieb er: „Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelberger Büchersammlung, nebst Verzeichniß der aus Rom nach Heidelberg zurückgekehrten Handschriften" (Heidelberg 1817) und „Geschichte der königlichen Bibliothek zu Berlin" (Berl. 1828).

Wilkes, 1) John, englischer Publicist, geboren am 17. Okt. 1727 zu London, studirte zu Leyden und trat 1754 für den Flecken Aylesbury in das Unterhaus, wo er die Regierung unterstützte. Um seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen wieder aufzuhelfen, verschaffte ihm sein Gönner Lord Temple die Stelle als Kommandant der Miliz der Grafschaft Buckingham. Nach der Thronbesteigung Georgs III. ward W. der erklärte Gegner des Ministers Bute, der sein Nachsuchen um ein auswärtiges Amt nicht gewährt hatte, und griff denselben in mehren Flugschriften schonungslos an. Zugleich gab W. seit dem Juni 1762 die Zeitschrift „North Briton" heraus, in der er überhaupt die Politik des Hofes geißelte und selbst die Person des Königs nicht schonte. Der Staatssekretär Halifax fertigte hierauf einen in früherer Zeit nicht ungewöhnlichen, aber gegen die Habeascorpusakte verstoßenden Haftsbefehl aus, der auf keine bestimmte Person, sondern auf die Urheber des Blatts im Allgemeinen gerichtet war. Das Gericht aber sprach um eben dieses Umstandes willen W. von der Anklage frei, und derselbe gewann sogar eine Entschädigungsklage gegen die Staatssekretäre. Dieser Ausgang war für ganz England in sofern wichtig, als fortan die Haftsbefehle ohne Namen beseitigt blieben. Als Redakteur des „North Briton" abermals verfolgt, wandte sich W. nach Frankreich, wo er jedoch wegen eines Duells ebenfalls längere Zeit in Haft zubrachte. Nach seiner Rückkehr nach England wegen seiner Schmähschriften aus dem Parlament gestoßen, ging er wieder nach Frankreich, trat aber 1768 bei einer neuen Parlamentswahl wieder als Kandidat auf und ward viermal nach einander gewählt, von der Regierung aber stets zurückgewiesen und zuletzt eingekerkert, bis wieder eine neue Wahl erfolgte und er nun freigegeben ward. So wechselte sein Leben zwischen Triumphen und Kerker; aber dies steigerte nur seine Popularität, und 1772 wurde er zu einem der Sheriffs, 1774 sogar zum Lordmajor von London erwählt. Er erwarb sich in diesen Aemtern so allgemeine Achtung, daß die Regierung bei den Parlamentswahlen von 1774 seiner Kandidatur nicht mehr entgegenzutreten wagte. Im Jahre 1779 erhielt er von der Stadt London das Amt eines Kämmerers. Er † am 6. Dec. 1797. W. wurde von Einigen für den Verfasser der „Briefe des Junius" (s. d.) gehalten. Almon gab die „Correspondence of W." (London 1805, 5 Bde.) heraus.

2) Charles, nordamerikanischer Admiral, geboren 1805 in Newyork, trat 1816 in die Marine und erhielt 1838 das Kommando einer Expedition zur Erforschung des stillen und antarktischen Oceans und der Nordwestküste von Amerika. Er umschiffte Kap Hoorn, entdeckte im Südpolarmeer den nach ihm Wilkesland benannten Kontinent, untersuchte dann Borneo und die Sandwichinseln, die Küste von Oregon und Kalifornien und kehrte im Juni 1842 nach Newyork zurück. Vergl. „Narrative of the United States exploring expedition", Newyork 1845, 5 Bde., deutsch, Stuttgart 1850, 2 Bde. Seit 1845 stationirte er längere Zeit an der Westküste von Amerika und lebte darauf in Newyork. Im Jahre 1855 rückte er zum Kapitän auf. Nach Ausbruch des Bürgerkriegs 1861 zum Befehlshaber der Kriegskorvette San Jacinto ernannt, nahm er am 8. November 1861 im Kanal von Bahama auf dem englischen Schiffe Trent die südstaatlichen Gesandten Slidell und Mahon fest, die nach Europa gehen wollten, was zu scharfen Protesten von Seiten Englands führte. Im Jahre 1862 zum Commodore befördert, befehligte W. die Flottille im Jamesriver und zerstörte am 28. Aug. 1862 City Point, worauf er zum Rearadmiral aufrückte.

Wilkie, David, berühmter englischer Maler, geboren den 18. Nov. 1785 zu Cults in der schottischen Grafschaft Fife, bildete sich auf der Akademie zu Edinburg und ging dann nach Baden, wo er, durch die Bilder die Dorfpolitiker (1806), der blinde Fiedler, welcher als Geschenk in die Nationalgallerie überging, die Kartenspieler (1808), the cut finger (der verwundete Finger) und the rent day (die Pachtzahlung) bekannt geworden, 1811 zum Mitglied der königlichen Akademie und nach Sir Henry Raeburns Tode zum schottischen Hofmaler ernannt wurde. Bekannte Bilder aus jener Zeit sind: die Kinder auf der Rattenjagd; der Jagdhüter; die Dorfkirmeß (1812), jetzt in der Nationalgallerie; das Blindekuhspiel, Duncan Gray (1812), die Auspfändung

Digitized by Google

(1815), das Kaninchen an der Wand (1816), das Frühstück (1817), der kleine Bote, die Familie des W. Scott (1818), die Pfennighochzeit (1819), die Testamentspublikation, in der Pinakothek zu München (1820); Errathet wer? (guess my name, 1821); die Invaliden in Chelsea, die Nachricht über die Schlacht von Waterloo lesend in Apsleyhouse (1821); König Georgs IV. Ankunft in Leith (1822); die Predigt des John Knox in der Kathedrale zu St. Andrews; der Büttel des Kirchspiels (1824) und die Gebirgsfamilie (1825). Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit lebte er seit 1825 einige Jahre in Italien und Spanien, wo er eine Reihe Scenen aus dem Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel 1808—14 malte, die sich jetzt in der königlichen Sammlung in London befinden. W. schloß sich wesentlich der Kunstweise Hogarths an, mit dem er die große Mannichfaltigkeit, Feinheit und Schärfe der Beobachtung des Charakteristischen in der Natur, in vielen seiner Bilder auch das vorwaltend Dramatische des Inhalts gemein hat. Dabei waren seine Bilder in allen Theilen die geistreichsten, lebendigsten Darstellungen des Lebens der Engländer. In der Wahl mancher Gegenstände, besonders aber in der feinen und gründlichen Durchbildung des Einzelnen erinnert er an die großen holländischen Genremaler des 17. Jahrhunderts. Die nach seiner Rückkehr aus Spanien entstandenen Bilder erinnern mehr an Tizian und Velasquez. Zu den Bildern aus dieser zweiten Periode gehören außer den eben genannten spanischen Scenen der Herr ist ausgegangen (1834) und Christoph Columbus (1835). Im Jahre 1830 ward W. zum ersten Hofmaler ernannt. In dieser Eigenschaft lieferte er viel Porträte, u. a. das des Königs in der Kleidung eines schottischen Hochländers, 1829 für den Palast Holyrood in Edinburg gemalt, die Porträte des Königs und der Königin (1836), beide für Windsor bestimmt, das Bildniß der Lady Lindhurst in Apsleyhouse, der Königin Victoria (1838), des Herzogs von Wellington, der Königin Victoria, wie sie zum ersten Male den Vorsitz in ihrem geheimen Rath führt (1839). Von zwei anderen historischen Gemälden stellt das eine den Papst Pius VII. in Fontainebleau dar, dem Kaiser Napoleon I. die Unterzeichnung des Konkordats verweigernd, das andere die Flucht der Maria Stuart aus dem Schlosse Lochleven (1837). Einen historischen Charakter hat auch das Gemälde mit Sir David Baird, den Leichnam des Tippo Saib auffindend (1839), und nicht minder schön ist das Bild, welches Paul III. und Benvenuto Cellini vorstellt. Im Jahre 1837 malte W. die Kaiserin Josephine von Frankreich vor der Wahrsagerin. In allen diesen Bildern ist der Meister der anglo-flamändischen Schule nicht mehr zu erkennen; doch finden sich auch mehre Bilder, welche als glückliche Nachklänge der früheren Weise zu betrachten sind und den Meister von seiner gemüthvollen, naiven Seite kennzeichnen, so die Braut vor dem Putztische, die einzige Tochter (1839), die spanische Mutter mit dem Kinde (1834), Peep-o'day-Boys-Cabin, der Samstagabend des Taglöhners, das Tischgebet, der Tod des Rothhirsches und die irländische Whiskybrennerei, jetzt in der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg. Die meisten seiner Werke sind in der Privatgallerie des Königs Georg IV. vereinigt, andere sind Eigenthum der Königin Victoria. Im Jahre 1840 begab sich W. nach dem Orient, um dort Ansichten zu zeichnen, und † auf der Rückkehr am 1. Juni 1841 in der Bai von Gibraltar. Seine Zeichnungen und Studien wurden nach London gebracht und durch die Lithographie bekannt. W. hat auch Blätter radirt, die meisten 1810—20. Seine Statue ward in der Nationalgallerie aufgestellt. Sein Leben beschrieb Cunningham (London 1843, 3 Bde.).

Wilkinson, Sir John Gardner, englischer Kulturhistoriker, geboren den 5. Okt. 1797, widmete sich in Aegypten 12 Jahre lang archäologischen und kulturhistorischen Studien und veröffentlichte u. A.: „Topography of Thebes" (Lond. 1835), „Manners and customs of the ancient Egyptians" (das. 1836—40, 5 Bde.), „Modern Egypt and Thebes" (das. 1843, 2 Bde.), „Architecture of ancient Egypt" (das. 1850, mit Atlas) und „Popular account of the ancient Egyptians" (das. 1854, 2 Bde.).

Wilkomierz (Wilkomir), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kowno, an der Swieta, hat 2 Kirchen, ein Piaristenkollegium, eine Kreisschule und 7043 Einw.

Willamov, Johann Gottlieb, deutscher Dichter, geboren den 15. Januar 1736 zu Morungen in Preußen, studirte in Königsberg und wurde 1758 Professor in Thorn. Seine „Dithyramben" (1763) bekundeten wohl ein eifriges Studium des Pindar, fanden aber keinen Anklang, dagegen gefielen die ersten 2 Bücher seiner „Dialogischen Fabeln" (1765) durch Natürlichkeit, Anmuth, Wahrheit und eine eigenthümliche Form. Von 1767—76 wirkte er als Direktor der deutschen Schule zu Petersburg, wo er am 21. Mai 1777 †. Seine „Poetischen Schriften" erschienen zu Leipzig 1779, vollständiger in Wien 1793, 2 Bde.

Willanow, Dorf im russisch-polnischen Gouvernement und Kreis Warschau, an einem Arme der Weichsel, hat ein vom König Johann III. von Polen erbautes Schloß mit Bibliothek, Gemäldesammlung und Garten, welches später dem Grafen Potocki gehörte.

Willdenow, Karl Ludwig, Botaniker, geboren 1765 in Berlin, studirte Medicin u. Botanik, ward 1798 ordentlicher Professor der Naturgeschichte an dem medicinisch-chirurgischen Kollegium in Berlin, 1810 Professor der Medicin an der neu errichteten Universität daselbst; † 1812. Er schrieb: „Grundriß der Kräuterkunde" (Berl. 1792; 6. Aufl. von Link, das. 1821); „Linnaei species plantarum" (das. 1798—1826, 6 Bde., der 6. Band von Link); „Anleitung zum Selbststudium der Botanik" (das. 1804; 3. Aufl., das. 1822).

Wille (voluntas), das Vermögen des Menschen, sich aus eignem, innerem Antriebe Zwecke zu setzen und nach Erreichung derselben selbstthätig zu streben. Der Mensch wird dadurch befähigt, im Denken seiner Zwecke und der Weisen, wie diese zu erstreben sind, und im Bewußtsein seines Interesse's für und wider die Gegenstände sich ebensowohl zu der Hervorrufung und Festhaltung von Vorstellungen, als zu den seine Gedanken und Empfin-

Digitized by Google

dungen ausdrückenden Bewegungen seiner körperlichen Organe zu bestimmen. Die menschliche Thatkraft beruht besonders darin, daß der W. über das durch seine Herrschaft der mannichfaltigsten Ausbildung zu absichtlichen und künstlichen Leistungen fähige Vermögen der Muskelthätigkeit zu herrschen u. auf dasselbe einzuwirken im Stande ist. Obwohl die Gegenstände, auf die der W. gerichtet ist, unendlich verschieden, auch die Ueberzeugung von dem Maße der ihm inwohnenden Kraft unrichtig, unsicher oder schwankend sein kann, so ist doch stets der Gegenstand des W.ns sein Zweck, und Niemand kann im strengen Sinne wollen, ohne zu wissen, was er will. Hieraus ergibt sich zugleich der reine Zusammenhang des Wollens mit dem Ueberlegen, dem Abwägen von Gründen und Gegengründen, welche, in sofern das wirkliche Wollen durch sie bestimmt wird, Motive des W.ns heißen. In dieser Möglichkeit, durch Gründe bestimmt zu werden, welche voraussetzt, daß der W. nicht von einerlei Motiv oder von bloßer Naturnothwendigkeit, z. B. dem Naturtrieb, der Gewalt der Leidenschaften, organischen Körperreizen ꝛc., abhängt, liegt die wahre Willensfreiheit, welche demnach ebenso wenig in einer Thätigkeit ohne alle Gründe (Freiheit der Willkür, liberum arbitrium), als in der sogenannten transcendentalen Freiheit, als dem Vermögen einer im strengen Sinne des Worts absoluten Selbstthätigkeit, besteht. Gesetze für den W.n können eigentlich nur die sittlichen Ideen sein; alle übrigen Antriebe gehen von der Begierde aus und entspringen aus ihr, während doch ein Gesetz für den W.n über ihr stehen muß. Vgl. Begehrungsvermögen. Der W. hat auch in rechtlicher Beziehung eine große Bedeutung. Die Willensbestimmung gründet sich hier auf die bestimmte Absicht, das vorliegende Rechtsgeschäft mit rechtlicher Wirkung zu unternehmen. Da diese fehlt, wenn der Handelnde durch Zwang, Betrug, Irrthum zu dem Geschäft veranlaßt ist, so sind alle so entstandenen Geschäfte ebensowohl ungültig, als alle Aeußerungen des Scherzes oder der Höflichkeit, alle mit so schweren Bedingungen belasteten Dispositionen, daß der Mangel des Ernstes daraus hervorgeht, alle bloß gelegentlichen Aeußerungen, bloßen Simulationen ꝛc., wegen Mangels des ernstlichen W.ns nicht zur Eingehung des Geschäfts hinreichen. Die Willensbestimmung ergibt sich aus der Willenserklärung (voluntatis declaratio), die entweder ausdrücklich, d. i. durch solche Zeichen ausgedrückt ist, welche als Erklärungsmittel im menschlichen Verkehr in dem Maße angenommen sind, daß zu ihrer Deutung kein Vernunftschluß nöthig ist, also durch klare, unzweifelhafte, mündlich oder schriftlich ausgedrückte Worte, Kopfschütteln, Kopfnicken ꝛc.; oder stillschweigend, d. i. durch solche Worte oder Handlungen kundgegeben ist, woraus sich mit Zuverlässigkeit auf die Willenserklärung schließen läßt; oder vermuthet wird, wenn weder aus Worten, noch Handlungen, die auf den vorliegenden Fall Beziehung haben, sondern aus anderen wahrscheinlichen Gründen, unter Zustimmung der Gesetze auf eine Willenserklärung geschlossen werden kann. Im Kriminalrecht hängt die Zurechnungsfähigkeit von der Willensfähigkeit und Willensfreiheit ab. Die Strafbarkeit eines vorsätzlich begangenen Verbrechens richtet sich nach der Gefährlichkeit des hierbei thätig gewesenen rechtswidrigen W.ns, die erkannt wird theils aus allgemeinen Erkenntnißgründen, als persönlichen Eigenschaften, Alter, Geschlecht, Stand, Lebensweise, schlechter Erziehung, Rohheit des Charakters, früherem schlechteren Leben ꝛc., theils aus besonderen Erkenntnißgründen, aus der Art des rechtswidrigen W.ns, z. B. Fassung des bösen Vorsatzes mit Ueberlegung, nur geringer äußerer Anreizung ꝛc. Ueber den letzten W.n (ultima voluntas) s. Testament.

Wille, Johann Georg, berühmter Kupferstecher, geboren 1715 auf der Obermühle am Fuße des Diemsbergs bei Gießen, lernte hier das Büchsenmacherhandwerk, ward in Straßburg mit dem nachmals berühmt gewordenen Kupferstecher G. F. Schmidt bekannt, ging mit demselben nach Paris und wurde hier vom Maler H. Rigaud zum Versuchen im Kupferstechen veranlaßt. Das erste Blatt, welches ihm einen Namen machte, ist das Bildniß des Marschalls Fouquet de Belleisle, und bald vertrauten ihm die berühmtesten französischen Maler ihre Werke zum Stich an. Doch stach er auch Bilder früherer Meister, und viele Blätter nach denselben gehören zu den Meisterwerken der Kupferstechkunst. W. ward Hofkupferstecher des Königs von Frankreich, des deutschen Kaisers und des Königs von Dänemark, aber ohne je Paris zu verlassen. Die meisten großen Kupferstecher des 18. u. 19. Jahrhunderts, darunter J. G. von Müller, Bervic, Schmutzer, Dunker, Guttenberg und Ingauf, waren seine Schüler. Während der Revolution kam er um sein ganzes Vermögen. Napoleon I. ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion, und das Institut nahm ihn zum Mitglied auf. Er † den 8. Aug. 1808. Schöne Abdrücke seiner Werke sind jedoch selten. Seine Selbstbiographie gab Duplessis (Paris 1857, 2 Bde.) heraus.

Willebrord (Willebrod), angelsächsischer Benediktiner, Egberts Schüler, wurde von seinem Lehrer mit mehren Mönchen als Missionär in den 689 von den Franken unterworfenen Theil von Finnland gesandt, ließ sich zuvor in Rom zum Bischof weihen und wirkte seit 696 mit Erfolg für die Verbreitung des Christenthums. Seinen Sitz nahm er zu Utrecht. Er † den 6. Nov. 730. Zu seinem Grab in Echternach wurde sonst häufig gewallfahrtet. Sein Leben beschrieben Alcuin, Alberdingk-Thym (Münster 1863) und Engling (Luxemburg 1863).

Willegis (Willigis, Quillisus), Erzbischof von Mainz seit 975, ein Sachse, war Kaiser Otto's II. Kaplan u. Hofmeister Otto's III., der ihm, als er 994 nach Italien ging, die Reichsverwaltung anvertraute, und stand auch bei Kaiser Heinrich II. in hohem Ansehen. Er erbaute den mainzer Dom, sowie die Brücken bei Aschaffenburg über den Main und bei Bingen über die Nahe, stellte zerstörte Klöster wieder her, belebte Kunst und Wissenschaft und that viel für Schulen; † den 23. Februar 1011. Von ihm soll das Rad im mainzer Wappen herrühren, indem er, eines Wagners Sohn, in seiner Stube ein Wagenrad an die Wand habe malen und darunter schreiben

Digitized by Google

lassen: Willigis, recole unde veneris! Sein Leben beschrieben Offenbeck (Münst. 1859) und Euler (Naumburg 1860).

Willems, Jean François, flämischer Philolog, Geschichtsforscher und Dichter, geboren am 11. März 1793 zu Bouchout unweit Antwerpen, betheiligte sich an dem poetischen Verein zu Lier, ward Gehülfe eines Advokaten in Antwerpen und gewann hier 1811 den Preis mit seinem Gedicht zur Verherrlichung der Schlacht bei Friedland und des tilsiter Friedens. Seine „Geschichte der niederländischen Literatur in Belgien" (Antw. 1818—24, 2 Bde.), deren Vorrede, ein „Aufruf an die Belgen", ein dichterischer Erguß der feurigsten Vaterlandsliebe ist, fand in den nördlichen Provinzen ungemeinen Beifall. W., inzwischen zum Archivar in Antwerpen ernannt, trat nun an die Spitze der Opposition der niederdeutschen Sprache gegen die französische u. erließ in diesem Streit ein geharnischtes Sendschreiben an de Stassart und van de Weyer. Als diese nun 1830 ans Ruder kamen, ward W. sogleich in die kleine Stadt Encloo versetzt. Auch hier aber benutzte er seine Muße, niederdeutsche Handschriften zu sammeln und abzuschreiben, die Schätze der Archive zu heben und neue Werke vorzubereiten. Grimms Ausgabe des „Reineke Fuchs" lenkte seine Aufmerksamkeit auf das deutsche Thierepos, das er in neuere Sprache übertrug, dessen Urtext er ebenfalls veröffentlichte und dem er seinen flämischen Ursprung wieder vindicirte. Mit der Herausgabe des Werks verband sich wieder ein Aufruf an die Flamländer, für ihre heilige Sprachsache unausgesetzt thätig zu sein, und hiervon datirt eigentlich der Aufschwung der flämischen Sprachbewegung. Im Jahre 1835 berief die Regierung W. nach Gent in ein seinen Kenntnissen angemessenes Amt. Schon vorher war er Mitglied der königlich belgischen Geschichtskommission geworden, für welche er die Chroniken von van Heelu und von de Klerks „Gesten der Hertogen van Brabant" veröffentlichte. Andere wichtige Schriften von ihm sind niedergelegt in dem von ihm 1837 begründeten belgischen Museum. Neben diesen rein gelehrten Arbeiten gab er mehre Gedichte, Reden, Komödien und andere schöngeistige Werke heraus. Am bedeutendsten darunter ist das Gedicht „Maria von Brabant". Er † am 24. Juni 1846.

Willemstad, stark befestigte Stadt in der holländischen Provinz Nordbrabant, Bezirk Breda, links am Hollandsdiep, hat 2 Forts, ein Arsenal, einen Hafen und 1853 Einw. W. wurde 1583 von dem Prinzen von Oranien angelegt und 1793 tapfer gegen die Franzosen vertheidigt.

Willenlosigkeit, s. Abulie.

William, englischer Name für Wilhelm.

Williams, 1) Helena Maria, englische Schriftstellerin, geboren 1762, trat bereits im 18. Jahre als Dichterin auf und zeichnete sich namentlich im Fache der Erzählung aus. Seit 1788 meist in Frankreich lebend, ward sie zur Zeit der Schreckensregierung wegen ihrer Vertheidigung der Girondisten in ihren „Letters written in France" (1790 und 1792) eingekerkert, nach Robespierre's Sturz aber wieder in Freiheit gesetzt. Von den Royalisten wurde sie angefeindet wegen der verleumderischen Zusätze, mit welchen sie die Herausgabe der Korrespondenz Ludwigs XVI. begleitete (1793, 3 Bde.). Aus einer eifrigen Republikanerin wurde sie eine ebenso eifrige Lobrednerin Napoleons I., dessen Unwillen sie jedoch durch eine Ode, in der sie die Macht ihres Vaterlandes erhoben hatte, auf sich zog. Sie † am 14. Dec. 1827 zu Paris. Unter ihren Schriften sind noch zu bemerken: „Poems" (Lond. 1786); „Poem on the bill for regulating the slavetrade" (1788); der Roman „Julia" (1790, 2 Bde.); „Letters on the political state of France" (1796, 4 Bde.) und „Letters on the moral state and public opinion in the French republic" (1800, 2 Bde.).

2) Sir William Fenwick, britischer General, geboren den 10. Dec. 1800 zu Halifax in Neuschottland, trat frühzeitig in die englische Marine und ward 1825 Lieutenant und 1840 Kapitän bei derselben. Bis 1843 ward er dann in der Türkei verwendet und 1847 als britischer Kommissär nach Erzerum geschickt, um an den Friedensverhandlungen zwischen persischen und türkischen Bevollmächtigten Theil zu nehmen. In ähnlicher Eigenschaft war er 1848 bei Regulirung der persisch-türkischen Grenze thätig. Seit 1846 zum Major befördert, rückte er 1852 zum Oberstlieutenant auf und ward 1854 als Oberst der türkischen Armee in der Eigenschaft eines britischen Kommissärs zugetheilt. Noch in demselben Jahre erhielt er unter Erhebung zum Generalmajor die Bestimmung, sich auf den Kriegsschauplatz nach Natolien zu begeben, um den Niederlagen der Türken daselbst zu steuern. Er begab sich am 15. Nov. 1854 nach Erzerum und leitete daselbst die Befestigung der Stadt. Sein größtes Verdienst aber erwarb er sich in Kars, wo er, von den Türken inzwischen zum Ferik (Divisionsgeneral) ernannt u. dem türkischen Kommandirenden, Wassif-Pascha, zur Seite gestellt, die Seele der Vertheidigung gegen die Russen wurde. Als Kars am 29. Nov. 1855 kapituliren mußte, wurde W. als Kriegsgefangener nach Alexandropol, dann nach Tiflis und endlich nach Rußland gebracht, von wo er nach England zurückkehrte. Der Sultan erhob ihn hierauf zum Muschir und die Königin zum Baronet von Kars. Seit 1860 ist W. Befehlshaber der Truppen im britischen Nordamerika.

Williamsburg, 1) Stadt im nordamerikanischen Staat Newyork, Grafschaft Kings, auf Long-Island, am östlichen Ufer des East River, der Stadt Newyork gegenüber und mit dieser durch vier Dampffähren verbunden, hat 26 Kirchen, 4 Banken, viele Fabriken, Eisengießereien, Schiffbau und lebhaften Handel. W. wurde 1827 als Village und 1851 als City inkorporirt und hat sich mit staunenswerther Schnelligkeit entwickelt; es hatte 1840: 5094 Einw., 1850: 30,780 Einw. und 1860: 60,300 Einw. und hängt bereits ziemlich mit Brooklyn zusammen. — 2) Stadt im nordamerikanischen Staat Virginien, Hauptstadt der Grafschaft James City, zwischen dem James und York River, 12 Meilen südöstlich von Richmond, die älteste Stadt des Staates, wurde 1632 erbaut, war bis zum Ausbruch der Revolution Sitz der königlichen Kolonialregierung und dann auch noch bis 1779 Hauptstadt von Virginien, ist jetzt noch der Sitz des 1693 gegründeten William and

Digitized by Google

Mary College (der ältesten Universität der vereinigten Staaten nächst Harvard College) mit Bibliothek, hat eine Irrenanstalt und 1600 Einw. Hier am 5. Mai 1862 Sieg der Unionstruppen unter Mac Clellan über die Konföderirten.

Williamsport, Stadt im nordamerikanischen Staat Pennsylvanien, Hauptort der Grafschaft Lycoming, am westlichen Arm des Susquehanna und an der Cataviſſa-Williamsport-Eriebahn, die hier nach Elvira abzweigt, iſt ein beſuchter Sommerkurort, hat 5 Kirchen, mehre Schulen, Gerbereien, Getreidehandel und 7561 Einw. In der Umgegend ſind Steinkohlen- und Eiſenlager.

Williamstown, Stadt im nordamerikanischen Staat Maſſachuſetts, Grafſchaft Berkſhire, iſt Sitz des 1793 gegründeten Williams College mit Bibliothek, Sternwarte, magnetiſchem Obſervatorium und chemiſchem Laboratorium und hat 3000 Einw.

Willimantic, Stadt im nordamerikaniſchen Staat Connecticut, Grafſchaft Windham, am gleichnamigen Fluß, iſt Knotenpunkt der Newlondon-Willimantic-Palmerbahn, der Providence-Hartford-Fiſhkillbahn und der Newyork-Boſtonbahn, hat 4 Kirchen, Fabrikation von Baumwollſtoffen und Papier und 3900 Einw.

Willis, Nathaniel Parker, amerikaniſcher Schriftſteller, geboren am 20. Jan. 1807 zu Portland in Maine, erhielt ſeine Schulbildung in Boſton u. ſtudirte ſpäter im Yale College zu Newhaven, wo er ſeine erſte Gedichtſammlung, „Scripture sketches“ (1823), herausgab, die vielen Beifall fand. Im Jahre 1828 gründete er das „American monthly magazine“ und ſchrieb eine Sammlung Erzählungen unter dem Titel „The legendary“. Seit 1831 in England weilend, gab er dort unter den Titeln „Pencillings by the way“ (1835) und „Inklings of adventure“ (1836) eine Reihe von Briefen und Skizzen über engliſche Sitten, Zuſtände und Charaktere heraus. Im Jahre 1837 kehrte er nach Amerika zurück und lebte hier auf ſeinem Gut Glenmary am Susquehanna. Im Jahre 1839 ging er aufs Neue nach London, veröffentlichte da wieder Reiſeſkizzen unter dem Titel „Loiterings of travel“ (2 Bde.) und ſchrieb die Trauerſpiele „Bianca Visconti“ und „Tortesa the usurer“, welche auf den amerikaniſchen Bühnen Glück machten, und veranſtaltete eine illuſtrirte Ausgabe ſeiner Gedichte (1840). In den nächſten Jahren finden wir ihn wieder abwechſelnd auf ſeinem Landgut in Amerika als Redakteur des „New-York Mirror“ und in London oder auf Reiſen. Sein ſpäteres Werk „Dashes at life with a free pencil“ (London 1845, 3 Bde.) und ſeine „Pencillings“, ſowie die „Sketches of scenery, celebrities and society“ (1851) haben ſich ebenfalls großer Anerkennung erfreut. Eine Geſammtausgabe ſeiner Werke erſchien zu Newyork in Einem Bande. Mit Morris begründete er das Literaturblatt „Home Journal“. Reiſefrüchte ſind noch „A summer cruize in the Mediterranean“ und „Health trip to the Tropics“ (1853). W. iſt namentlich ausgezeichnet als Sittenſchilderer, er verbindet Reichthum der Einbildungskraft, Witz und Auffaſſungstalent mit Reinheit und Schönheit der Sprache.

Williſen, Wilhelm von, preußiſcher General, geboren 1790 zu Staßfurt im Magdeburgſchen, diente während des Feldzuges von 1806 in einem Infanterieregiment, ſtudirte nach dem tilſiter Frieden einige Jahre in Halle, ward 1809 bei dem Verſuch, ſich der weſtphäliſchen Konſkription zu entziehen, verhaftet, entkam aber und trat in ein öſterreichiſches Freicorps, mit welchem er in Tyrol und Italien focht. Im Jahre 1811 trat er wieder in das preußiſche Heer ein. Während der Feldzüge von 1813 und 1814 diente er als Generalſtabsoffizier in der ſchleſiſchen Armee, 1815 als Hauptmann im Generalſtab Blüchers. Später dem großen Generalſtab zugetheilt, übernahm er an der Kriegsſchule zu Berlin den Unterricht in der Kriegskunſt und Kriegsgeſchichte. Das „Militärwochenblatt“ brachte damals eine Reihe von Aufſätzen von ihm über den ruſſiſch-polniſchen Krieg, die ihm auf kurze Zeit die königliche Ungnade zuzogen. Bis 1840 avancirte er zum Oberſten, wurde Chef des Generalſtabes des 5. Armeecorps in Poſen und 1843 Generalmajor und Kommandeur einer Brigade in Breslau. Ende März 1848 vom König zum Bevollmächtigten für Poſen ernannt, um die beabſichtigte Reorganiſation des Großherzogthums durchzuführen, konnte er weder dem Blutvergießen Einhalt thun, noch ſich das Vertrauen der Parteien erwerben, und verletzte namentlich die Deutſchen, ſowie ſich auch unter den Offizieren eine große Mißſtimmung gegen ihn kundgab. Er ging deshalb mit Urlaub nach Paris, im Winter 1848 nach Italien, um den Feldzug der Oeſterreicher gegen Sardinien an Ort und Stelle zu ſtudiren. Sein Werk „Der italieniſche Feldzug des Jahres 1848“, welches den 3. Band ſeiner „Theorie des großen Kriegs“ (1840—50) bildet, iſt auf die hier geſammelten Erfahrungen gegründet. Als er ſich bei den großen Beförderungen 1849 übergangen ſah, kam er um ſeinen Abſchied ein, der ihm mit dem Titel als Generallieutenant bewilligt wurde. Von der Statthalterſchaft an die Stelle Bonins nach Schleswig-Holſtein berufen, trat er im April 1850 als Oberbefehlshaber an die Spitze der ſchleswig-holſteiniſchen Armee. Seine Operationen waren jedoch unglücklich und endigten mit der Niederlage bei Idſtedt und dem fehlgeſchlagenen Angriff auf Friedrichsſtadt. Deshalb mit der Statthalterſchaft in Zerwürfniß gerathen, legte er das Kommando nieder, lebte einige Jahre in Paris und kehrte nach Schleſien zurück. Er ſchrieb noch: „Akten und Bemerkungen über meine Sendung nach dem Großherzogthum Poſen im Frühjahr 1848“ (Kiel 1850). Ein jüngerer Bruder W.s, welcher 1815 in die Armee trat, avancirte in derſelben zum Generaladjutanten des Königs und General der Kavallerie und † den 24. Aug. 1864 als preußiſcher Geſandter am päpſtlichen Hof zu Genzano bei Rom. Er überſetzte Bauchers „Méthode d'équitation“ (4. Aufl., Berlin 1852).

Willkomm, 1) Ernſt, deutſcher Romanſchriftſteller, geboren den 10. Febr. 1810 in Herwigsdorf bei Zittau, ſtudirte die Rechte, dann Philoſophie in Leipzig und lebte ſeitdem daſelbſt und ſpäter in Hamburg in freier literariſcher Thätigkeit. W. machte ſich durch ſeine „Civiliſationsnovellen“, den Roman „Die Europamüden“, ſowie durch glückliche Zeichnungen aus dem Volks-

Digitized by Google

leben, die unter dem Titel „Grenzer, Narren und Lootsen“ gesammelt erschienen, zuerst einen Namen. Seine Dramen: „Erich XIV.“ (Leipzig 1834, 3 Bde.), eine Trilogie, und „Herzog Bernhard von Weimar (das. 1835) sind von zum Theil glücklicher Charakteristik und gut versificirt, doch öfters das Maß des Schönen und Wahren überschreitend. Seine „Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater“ (Leipzig 1837—38) gingen schon mit dem 2. Band ein. Von seinen ferneren Schriften sind zu nennen: „Eisen, Gold und Geist“ (Leipzig 1843); „Denkwürdigkeiten eines österreichischen Kerkermeisters“ (das. 1843); „Schattenrisse, Novellen und Reiseskizzen“ (das. 1844); „Italienische Nächte“ (das. 1847); „Im Wald und am Gestade“ (Dessau 1854); „Weiße Sklaven“ (Leipzig 1845); „Sagen und Märchen der Oberlausitz“ (Hannover 1845); „Die Familie Hammer“ (Frankfurt 1855); „Novellen und Erzählungen (Hannover 1856, 2 Bde.); „Rheder und Matrose“ (das. 1856); „Dichter und Apostel“ (1858); „Neue Novellen“ (Nordhausen 1859); „Am häuslichen Herd“ (Gotha 1859, 2 Bde.); „Verirrte Seelen“ (Leipzig 1860, 3 Bde.); „Moderne Sünden“ (Nordh. 1861, 3 Bde.); „Mosaik“ (Erzählungen, Leipzig 1860); „Die Töchter des Vatikan“ (das. 1851, 2 Bde.); „Männer der That“ (das. 1861, 4 Bde.); „Aus deutschen Gauen in Nord und Süd“ (Gotha 1862); „Zauber von Leidenschaft und Wahn“ (Leipzig 1862, 3 Bde.); „Am grünen Tisch“ (das. 1862, 2 Bde.); „Stalaktiten“ (Erzählungen, Gotha 1863, 2 Bde.); „Auf zerborstener Erde“ (Borkenheim 1863); „Aus alter und neuer Zeit“ (Leipzig 1864) u. a. m. W. gehört zu den besten Sittenschilderern der Gegenwart.

2) Heinrich Moritz, berühmter Reisender und Botaniker, Bruder des Vorigen, geboren am 29. Juni 1821 zu Herwigsdorf bei Zittau, studirte zu Leipzig Medicin u. Naturwissenschaften, ging 1844 im Auftrag einer Gesellschaft von Botanikern nach Spanien, um botanische Sammlungen zu machen, und lebte sodann zu Leipzig als Schriftsteller. Auf einer zweiten neunmonatlichen Reise nach Spanien 1850 untersuchte er die baskischen Provinzen, Aragonien, Neukastilien und Theile von Valencia, Estremadura, Leon und Altkastilien in botanischer, geognostischer und geographischer Hinsicht. Im Jahre 1852 habilitirte er sich zu Leipzig als Docent der Botanik, folgte aber 1855 einem Ruf als Professor der organischen Naturgeschichte nach Tharandt. Ueber sein botanisches System s. Botanik. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Zwei Jahre in Spanien und Portugal“ (Dresden und Leipzig 1847, 3 Bde.; neue Aufl. 1856); „Recherches sur l'organographie et la classification des Globulariées“ (Leipz. 1850); „Die Strand- und Steppengebiete der iberischen Halbinsel und deren Vegetation“ (das. 1852); „Wanderungen durch die nordöstlichen und centralen Provinzen Spaniens“ (das. 1852, 2 Bde.); „Sertum Florae hispanicae“ (das. 1851—64, 2 Bde., mit 166 kolorirten Tafeln); „Icones et descriptiones plantarum novarum, criticarum et rariorum Europae austro-occidentalis, praecipue Hispaniae“ (das. 1852 ff.); „Anleitung zum Studium der wissenschaftlichen Botanik“ (das. 1853—54, 2 Bde.); „Die Halbinsel der Pyrenäen, neues Handbuch der physikalischen und politischen Geographie von Spanien und Portugal“ (das. 1854); „Die Wunder des Mikroskops“ (das. 1855); „Deutschlands Laubhölzer im Winter“ (Dresden 1859); „Prodromus florae hispanicae“ (Stuttgart 1861) und „Führer ins Reich der deutschen Pflanzen“ (Leipzig 1863).

Willkür, im Allgemeinen eine Bestimmung oder Entscheidung, welche nicht durch das Gesetz oder die Vernunft an sich gegeben ist, sondern aus freier Wahl erfolgt; daher gewillkürtes Recht, dasjenige Recht, welches auf menschlichen Verabredungen und Satzungen beruht, im Gegensatz zu dem Vernunftrecht (s. d.). In einem ähnlichen Sinne nennt man die vertragsmäßigen Verabredungen zwischen Privatpersonen W. und versteht demgemäß unter willkürlicher Gerichtsbarkeit die freiwillige Gerichtsbarkeit, wie auch die Statuten einzelner Korporationen und Gemeinden Willküren genannt werden. Wo nicht ausdrückliche Verbote entgegenstehen, ist es den Bürgern freigestellt, durch Verträge etwas Anderes, als was das Gesetz besagt, zu verabreden; daher das Rechtssprüchwort: „W. bricht Stadtrecht; Stadtrecht bricht Landrecht; Landrecht bricht gemeines Recht.“ Sowohl in Civilrechtssachen als im Strafrecht kann der Richter häufig seine Entscheidung nur auf besondere Umstände, örtliche Verhältnisse u. persönliche Eigenschaften gründen, wie auch hinsichtlich der Strafe in solchen Fällen auf Analogie verwiesen ist. Dies die richterliche W. oder arbiträre Strafe. Auch bedeutet W. im Gegensatz zum Gesetz das diesem entgegengesetzte und durch dasselbe nicht gerechtfertigte Wollen und Belieben.

Wilmanstrand, Kreisstadt im Gouvernement Wiborg des europäisch-russischen Großfürstenthums Finnland, auf einer Landzunge am Lapwesi, einem Busen des Saimasee's, war früher durch Wälle und Palissaden befestigt, hat 2 Kirchen, Magazine, ein Zeughaus, Fischerei, Handel, Schifffahrt und 1400 Einw. Die dabei liegenden Forts Dawidow, Kernä, Pardakoski und Jerwentaipal sind jetzt verfallen. Historisch merkwürdig ist W. durch die Schlacht am 3. Sept. 1741 zwischen den Schweden unter Wrangel und den Russen unter Lascy, in welcher die letzteren siegten und Wrangel gefangen genommen wurde.

Wilmington, 1) Stadt im nordamerikanischen Staat Delaware, Grafschaft Newcastle, am Christianafluß, unweit seiner Mündung in die Delawarebai des atlantischen Oceans und an der Philadelphia-Baltimore-Eisenbahn, ist regelmäßig gebaut, hat einen Hafen, 16 Kirchen, eine Stadthalle, 2 Markthallen, 4 Banken, ein Arsenal, ein Armenhaus, eine öffentliche Bibliothek, mehre Unterrichtsanstalten, große Fabriken, Maschinenbauanstalten, Eisengießereien, starken Handel, Seefischerei, Dampfschiffverbindung mit Newyork u. 21,508 Einw. In der Nähe die Mineralquelle Brandywine Springs. — 2) Stadt im nordamerikanischen Staat Nordcarolina, Zollhafen und Hauptstadt der Grafschaft Newhanover, am Cape-Fearfluß und an der Wilmington-Raleighbahn und der Wilmington-Manchesterbahn, hat ein Gerichtshaus, 3 Banken, ein Gefängniß,

Digitized by Google

viele Fabriken, Handel mit Holz, Harz und Terpentin, Schifffahrt, Reisbau und 9553 Einw. W. ist der wichtigste Handelsplatz von Nordcarolina. — 3) Stadt im nordamerikanischen Staat Ohio, Hauptort der Grafschaft Clinton, am Todd's Fork, einem Arm des Little Miami und an der Eisenbahn von Zanesville nach Cincinnati, hat 4 Kirchen, ein Gerichtshaus, Gefängniß und 1700 Einw.

Wilmot, John, s. Rochester.

Wilmsen, Friedrich Philipp, Jugendschriftsteller, geboren am 23. Febr. 1770 zu Magdeburg, studirte zu Frankfurt a. d. O. und Halle Theologie, wirkte dann längere Zeit als Lehrer, ward 1798 Prediger an der Parochialkirche zu Berlin, daneben Mitglied der städtischen Schulkommission, in welcher Eigenschaft er namentlich einer freieren geistvollen Unterrichtsmethode Eingang zu verschaffen suchte, und betheiligte sich an der Bearbeitung des neuen Gesangbuchs für Berlin; † hier den 4. Mai 1831. Von seinen zahlreichen Jugendschriften ist besonders der „Deutsche Kinderfreund" (Berlin 1802; 200. Aufl. 1832) hervorzuheben.

Wilna, europäisch-russisches Gouvernement, zu Westrußland gehörig, umfaßte früher den größten Theil des ehemaligen Großfürstenthums Lithauen und die Landschaft Samogitien mit einem Flächenraum von 1162 QMeilen mit 1,315,800 Einw., ist seit der Reorganisation Westrußlands von 1843, wo der nördliche Theil an das Gouvernement Kowno fiel, aber auf 767,7 QMeilen, den Haupttheil Lithauens, beschränkt worden und hatte in dieser Ausdehnung 1864 eine Bevölkerung von 899,993 Einw. Es grenzt an die Gouvernements Kowno, Witebsk, Minsk, Grodno u. Suwalki (ehemaliges polnisches Gouvernement Augustowo). Das Land ist hügelig, sehr waldig, theils sandig, theils morastig, doch an vielen Stellen sehr fruchtbar. Der Hauptfluß ist der Niemen (Grenzfluß gegen Suwalki) mit der Wilia; auch hat das Gouvernement zahlreiche Seen. Das Klima ist ziemlich gemäßigt, der Winter sehr kalt, die übrigen Jahreszeiten feucht. Das Pflanzenreich liefert Getreide aller Art, Hanf, Flachs, Hirse, Fichten, Tannen, Eichen, Buchen, Birken ꝛc.; das Thierreich: Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Ziegen, Wild, Geflügel, Fische und Bienen; das Mineralreich: Raseneisenstein, Gyps, Bausteine, Mergel ꝛc. Die Bevölkerung besteht aus Lithauern (Mehrzahl), Polen, Russen, Juden, Tataren u. einigen eingewanderten Deutschen. Die wichtigsten Erwerbsquellen sind Ackerbau, Viehzucht (vernachlässigt), Waldkultur (mit Gewinnung von Pech, Theer und Kohlen); außerdem Jagd, Bienenzucht und Fischerei. Die Industrie ist ohne Bedeutung. Der Handel befindet sich meist in den Händen der Juden und vertreibt namentlich Holz (besonders Bauholz und Mastbäume), Getreide, Leinsamen, Honig und Wachs. Die Eisenbahn von Petersburg nach Warschau mit ihrer Abzweigung nach Königsberg durchschneidet das Gouvernement. Dasselbe wird eingetheilt in die 7 Kreise: Wilna, Dissna, Lida, Oschmjany, Swjenzjany, Troki und Wilnika. Das Wappen ist in blauem Feld ein bewaffneter Mann zu Pferde, in der rechten Hand einen Säbel über den Kopf, in der linken ein mit Kreuzen besetztes Schild haltend. Die Hauptstadt W. (russisch Wilno), an der Wilia oder Wileika und an der Eisenbahn von Petersburg nach Warschau, die hier nach Königsberg abzweigt, liegt in einem schönen, von Hügeln umgebenen Thal, ist der Sitz des General- (Militär-) Gouverneurs von Westrußland, des Civilgouverneurs von W., eines katholischen Bischofs und eines lutherischen Konsistoriums, hat 2 große Vorstädte (Antokolla und Rudaischka), einige Befestigungen, 40 Kirchen (35 katholische, darunter die dem heiligen Stanislaus geweihte, 1387 erbaute Kathedrale mit dem Grab und silbernen Sarge des heiligen Kasimir, die große Johanniskirche und die prächtige Peterskirche, 3 griechische und 2 protestantische), eine Synagoge, eine Moschee, mehre katholische und griechische Klöster, ein verfallenes Schloß, kaiserliches Palais, Gouvernementspalais (früher das oginski'sche Palais) und ein Theater. Unter den zahlreichen Unterrichtsanstalten sind zu nennen: die medicinisch-chirurgische Akademie mit Bibliothek, die theologische römisch-katholische Akademie mit Bibliothek, ein Seminar, 2 Gymnasien, ein Piaristenkollegium, ein griechisch-theologisches Kollegium, eine Ritterakademie und eine Schifferschule. Die 1576 gestiftete Universität wurde 1831 aufgehoben und von der Bibliothek, Sternwarte, dem anatomischen Kabinet und sonstigen Sammlungen Vieles nach Kiew und Petersburg gebracht. W. hat ferner ein Taubstummeninstitut, Findelhaus, Waisenhaus, Armenhaus, mehre Hospitäler, Tabaksspinnereien, einige Fabriken, Branntweinbrennerei, lebhaften Handel und 60,593 Einwohner, worunter gegen 20,000 Juden. Die Stadt W. ist sehr alt, war schon zur Zeit des slavischen Heidenthums ein heiliger Ort u. wurde 1305 vom Großfürsten Gedimin von Lithauen zur Stadt und Residenz erhoben. Im Jahre 1387 ließ Wladislaw Jagello hier das Christenthum einführen und auf der Stelle des heidnischen Haupttempels die Kathedrale errichten. Im 17. Jahrhundert hatte W. durch Plünderungen und Verwüstungen von den Schweden, Russen und Kosaken zu leiden und verlor dadurch viel von seiner Größe und seinem Glanz. In der Mitte des 18. Jahrhunderts brannte es mehrmals großentheils nieder. Beim Beginn des russischen Feldzugs von 1812 wurde W. von Napoleon I. besetzt, der von hier aus den lithauischen Aufstand organisirte. Während des polnischen Revolutionskrieges von 1830 und 1831 war W. der Herd mehrer Verschwörungen, die aber vor ihrem Ausbruch unterdrückt wurden. Im Juni 1831 fanden hier auch zwei Treffen zwischen den Russen und Polen Statt. Während der polnischen Insurrektion von 1863 und 1864 leitete der russische General Murawiew von W. aus die Unterdrückung derselben und ließ mehre der oben genannten Lehranstalten, als der Parteinahme für Polen verdächtig, zeitweilig schließen.

Wilson, 1) Alexander, ausgezeichneter Ornitholog, geboren den 6. Juli 1766 zu Paisley in Schottland, ward Weber, suchte sich aber nebenbei geistig auszubilden und versuchte sich auch als Dichter. Sein Gedicht „Watty and Mey" (1792) gehört zu den besten Erzeugnissen der schottischen

Digitized by Google

Muse. Als Mitglied der Gesellschaft der Volksfreunde der Polizei verdächtig geworden, wanderte er nm 1794 nach Amerika aus, wo er später als Schullehrer in verschiedenen Orten Pennsylvaniens wirkte. Der Naturforscher Bertram und der Kupferstecher Lawson weckten sein Talent für Naturforschung. Nachdem er mehre Wanderungen gemacht, begann er 1806 die Vorarbeiten seiner trefflichen „American Ornithology", deren 1. Band 1808 zu Philadelphia erschien und die er bis zum 7. fortgesetzt hatte, als er am 23. Aug. 1813 zu Philadelphia †. Das Werk wurde nach W.s Tode aus seinen Sammlungen von Ord fortgeführt (Bd. 8 und 9, 1814) und von Lucian Bonaparte durch 4 Supplementbände (1825—33) ergänzt. Vergl. über W.s Leben Jardine, Ornithology, London 1836, 3 Bde.

2) Sir Robert Thomas, britischer General, geboren 1777 zu London, Sohn des Landschaftsmalers Benjamin W., trat im März 1793 in die britische Armee, erhielt eine Lieutenantsstelle im 15. Dragonerregiment und zeichnete sich im Feldzuge von 1794 in Flandern mehrfach aus, namentlich rettete er in dem Treffen bei Cambray (am 24. April) den Kaiser Franz vor Gefangennehmung. Bald darauf zum Hauptmann ernannt, diente er 1795 in Irland, begleitete 1799 den Herzog von York auf seiner zweiten unglücklichen Expedition nach Holland, folgte 1801 als Major dem General Abercromby nach Aegypten (vergl. „Historical account of the british expedition to Egypt", 4. Aufl., London 1802, 2 Bde.), ging 1805 unter Sir David Baird nach Brasilien und nahm im Januar 1806 an der Eroberung des Kaps der guten Hoffnung Theil. Im November 1806 begleitete er den General Hutchinson nach Petersburg, trat hier als Volontär in die russische Armee und wohnte den meisten Gefechten im Kriege gegen Frankreich bei. Vgl. „Account of the campaigns in Poland in 1806 and 1807, with remarks on the character and composition of the russian army", London 1811. Beim Ausbruche des Kriegs in Spanien (1808) organisirte er die lusitanische Legion, welche dann unter seiner Führung der englischen Armee wesentliche Dienste leistete. Im Jahre 1810 ward er zum Oberst befördert und 1812 als britischer Brigadegeneral der englischen Gesandtschaft in Konstantinopel beigegeben, in welcher Eigenschaft er mit Tschitschagow den Frieden zwischen Rußland und der Pforte vermittelte. Im Feldzuge von 1812 befand er sich als militärischer Berichterstatter für seine Regierung und als Vertrauensagent des Kaisers Alexander I. im russischen Hauptquartier; im Feldzuge von 1813 meist im österreichischen Hauptquartier. Wiewohl er hier wie dort eine verdienstliche Thätigkeit entwickelte, so fand er doch auf Seiten der britischen Regierung nicht die geringste Anerkennung, weil er der damals herrschenden Kabinetspolitik gegenüber das Interesse des Volks betonte. Seine Mitwirkung zur Rettung des nach der zweiten Restauration der Bourbons zum Tode verurtheilten französischen Generals Lavalette zog ihm (1815) eine dreimonatliche Haft zu. Als er im Juli 1816 nach London zurückkehrte, ward er vom Volke mit Enthusiasmus aufgenommen, während ein Tagesbefehl des Prinz-Regenten vom 10. Mai sein Benehmen wegen Mißbrauchs der englischen Uniform tadelte. W. widmete sich nun wieder schriftstellerischen Arbeiten und schrieb u. A. „A sketch of the military and political power of Russia in the year 1817" (London 1817). Im Jahre 1818 ging W. nach Südamerika, um unter Bolivar zu kämpfen, gerieth aber mit diesem bald in Konflikt, kehrte zurück und trat 1819 für Southwark ins Unterhaus, wo er eifrig die Nationalfreiheiten verfocht und ausgezeichnetes Rednertalent bekundete. Die eifrige Theilnahme, welche er bei dem Prozesse gegen die Königin Karoline an den Tag legte, hatte seine Ausstoßung aus dem Heere zur Folge. Als 1823 die französische Armee zur Unterdrückung der Konstitution in Spanien einrückte, trat er in die Dienste der Cortes, wurde aber bei Coruña schwer verwundet und flüchtete nach Gibraltar. In Folge davon verlor er seine österreichischen, russischen und preußischen Orden. Im Jahre 1826 wurde er für Southwark wieder ins Parlament gewählt, 1831 aber bei der Wahl übergangen, da er sich gegen die Reformbill erklärt hatte. König Wilhelm IV. beförderte W. 1830 zum Generallieutenant, wobei das Patent auf den 27. Mai 1825 zurück datirt wurde. Im Jahre 1835 ward er Inhaber des 15. Husarenregiments, im November 1841 wirklicher General und 1842 Gouverneur von Gibraltar. Bald nach seiner Rückkehr † er zu London den 9. Mai 1849. Aus seinem Nachlasse wurden veröffentlicht: „Narrative of the invasion of Russia" (London 1860; deutsch, Leipzig 1861) und von Randolph „Private diary of travels, personal services and public events during mission and employments with the European armies in the campaigns of 1812—14" (das. 1861, 2 Bde.). Sein Leben beschrieb Forgues (Naumburg 1861).

3) Horace Hayman, berühmter Orientalist, geboren 1786, studirte Medicin und Chemie und trat 1808 als Arzt in die Dienste der ostindischen Kompagnie. In Kalkutta, wo er eine Anstellung bei der Münze erhalten hatte, widmete er sich noch dem Studium der indischen Sprachen. Als die erste Frucht desselben erschien 1813 Kalidasas' Gedicht „The Megha-dûta", im Sanskrit und mit freier englischer Uebersetzung in gereimten Jamben. Dieser kleineren Arbeit folgte das große „Sanskrit dictionary" (Kalk. 1819, 3. Aufl. 1860; ausführlicher von Goldstücker, London 1859 ff.). Im Jahre 1820 ging er im Auftrage der ostindischen Kompagnie nach Benares, um die Universität neu zu organisiren. Eine Frucht seines dortigen Aufenthalts war sein „Hindu theatre" (Kalkutta 1826—27, 3 Bde.; 2. Aufl., London 1835, 2 Bde.), in welchem er die Uebersetzung von 6 Dramen, sowie die Analyse von 23 andern und eine Abhandlung über das dramaturgische System der Indier, ihre Bühne ꝛc. lieferte. Als Sekretär der asiatischen Gesellschaft in Kalkutta bereicherte er deren Memoiren mit einer Menge trefflicher Arbeiten, u. A. Abhandlungen über die Geschichte von Kaschmir u. über die verschiedenen Religionssekten der Indier. Im März 1832 wurde er als Professor des Sanskrit an die Universität zu Oxford berufen und 1836 auch zum Bibliothekar an dem East India House ernannt. Er † den 8. Mai

Digitized by Google

1860 in London. Von seinen übrigen Arbeiten sind hervorzuheben: die Uebersetzung des „Vishnu-Purâna“ (London 1840), des „Sankhya-Kârika“ (das. 1838) und des „Rig-Veda“ (das. 1849—57, 3 Bde., unvollendet), die „Grammatik der Sanskritsprache“ (2. Aufl., das. 1847) und die Sammlung indischer Novellen „Dasa kumâra carita“ (das. 1846); seine Forschungen über das indo-baktrische Reich in dem Werke „Ariana antiqua“ (das. 1841) und seine „History of British-India from 1805 to 1835“ (das. 1846, 3 Bde.). Eine Uebersetzung des Rigveda begann er 1850. W. nimmt auch einen bedeutenden Rang in der Geschichte der Civilisation des Orients ein; hauptsächlich durch ihn wurde die Theilnahme der Indier für ihre eigene Literatur und Sprache von Neuem angeregt.

4) John, gewöhnlich Professor W., Pseudonym Christopher North, englischer Dichter, geboren den 19. November 1785 zu Paisley, studirte zu Glasgow und Oxford die Rechte, lebte dann, unter allerhand Abenteuern, nebenbei sich im Dichten versuchend, auf seinem Landgute Elleray in Cumberland, kehrte nach dem Verluste seines Vermögens nach Schottland zurück u. ward 1814 Advokat in Edinburg und 1818 Professor der Moralphilosophie an der dortigen Universität. Er † den 3. April 1854. Die werthvollsten von seinen zahlreichen ästhetischen, literarischen, philosophischen und politischen Abhandlungen für das von ihm herausgegebene „Blackwood's magazine“ erschienen gesammelt unter dem Titel „The creations of Christopher North“ (Edinburg 1842, 3 Bde.). Seine Gedichte „The isle of Palms“ (1812) und „The city of the Plague“ (1816) bekunden reiche Naturanschauung, Phantasie und Begeisterung für alles Schöne und Gute, Gedankenfülle und zeichnen sich durch seltene Anmuth der Darstellung aus. Als Romanschriftsteller trat W. 1822 u. A. mit einer Sammlung Erzählungen aus dem schottischen Volksleben, „Lights and shadows of scottish life“, auf.

5) Sir Archdale, der Eroberer von Delhi, geboren 1803 zu Kirby-Cane in Norfolk, besuchte das Kolleginm der ostindischen Kompagnie zu Addiscomb, ging 1818 als Kadet nach Indien, trat in das Artilleriecorps der bengalischen Armee, wohnte der Belagerung und Erstürmung von Bhurtpore im Januar 1825 bei und war dann mehre Jahre lang Kommandeur der Artillerie in Dum-Dum, wo er sich besonders durch seine kühnen Tigerjagden bekannt machte. Dann nahm er an den Kriegen gegen die Sikhs rühmlichen Antheil und unterwarf nach der Schlacht von Tschenab 1849 die festen Plätze im Pendschab, worauf er zum Obersten befördert ward. Bei dem Sepoyaufstande 1857 als Brigadier mit dem Kommando über die Truppen in Mirut betraut, brach er sofort nach Delhi auf, erzwang am 31. Mai den Uebergang über den Hindun und kam am 7. Juni im britischen Lager an, wo er als Chef der Artillerie fungirte. Nach dem Tode des Generals Barnard und der Erkrankung Reeds trat er selbst am 22. Juli an die Spitze der Belagerungsarmee und eroberte am 20. September nach sechstägigem Sturme die Stadt. Nach seiner Rückkehr nach England ward er von der Königin zum Generalmajor und Baronet mit dem Titel W. von Delhi erhoben.

Wilster, Stadt im preußischen Herzogthum Holstein, am gleichnamigen Flusse, hat eine große schöne, 1774—80 erbaute Kirche, eine Bürgerschule mit Bibliothek, eine Mädchen- u. Industrieschule, eine Verpflegungs- und Armenanstalt, Essig- und Tabaksfabrikation, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, Viehzucht, Pferdemärkte und 3056 Einwohner.

Wilt (Wiltshire, Wilts), eine der südlichen Grafschaften Englands, grenzt im Nordwesten und Norden an Gloucester, im Osten an Oxford, Berks und Hampshire, im Süden an Dorset, im Westen an Somerset und umfaßt einen Flächenraum von 63,8 QMeilen mit (1861) 249,311 Einwohnern. Das Land wird durch den Avonkanal in Nord- und Südwilt getheilt; den südöstlichen Theil bildet die sogenannte Ebene von Salisbury, ein aus Kreide bestehendes Plateau von 500 Fuß Höhe und einer der reichsten Weidebezirke Englands. Die höchsten Gipfel (Milk Hill, 967 Fuß, Wingreen Hill, 913 Fuß) liegen am Rande dieses Plateau's, welches steil abfällt. Im nördlichen Theile ziehen sich die Marlboroughhügel hin. Der Boden ist zum Theil sandig und heidig, zum Theil fruchtbar. Die bedeutendsten Flüsse sind der Avon, Isis (Themse) und der Kennet. Die wichtigsten Produkte sind Getreide, Garten- und Hülsenfrüchte, treffliches Obst, Kartoffeln, Flachs, Hopfen, Schafe, Rindvieh, Pferde, Geflügel, etwas Eisen, Blei und Zink, doch können die Mineralien wegen Mangel an Steinkohlen nicht hinreichend ausgebeutet werden. Die Haupterwerbsquellen sind im Süden der Ackerbau, im Norden die Viehzucht; berühmt ist namentlich der Nordwiltshirekäse. Die Industrie beschäftigt sich namentlich mit Woll-, Seiden-, Leinen- und Stahlwaaren und Tapeten; der Handel führt vorzugsweise die Produkte des Ackerbau's und der Viehzucht aus. Die Eisenbahnen von Bath nach Oxford und nach Southampton, sowie der Avonkanal und der Wilts-Berkskanal durchschneiden die Grafschaft. Unter den Alterthümern von W. zeichnet sich das berühmte Stonehenge (s. d.) aus. Hauptstadt ist Salisbury.

Wilz, Stadt im Großherzogthum Luxemburg, Bezirk Diekirch, am gleichnamigen Fluß, ist Sitz eines Friedensgerichts, hat ein altes Schloß, Kloster mit Erziehungsanstalt, Hospital, bedeutende Gerbereien, Fabrikation von Preßspänen, Papier und Tuch, Wollspinnerei, Färberei, Brauerei, Handel und 3370 Einwohner.

Wilzen (Weleten, Loyzer, Lutitzer), der mächtigste und streitbarste Stamm unter den nordwestlichen Slaven, die bereits im 2. Jahrhundert n. Chr. die preußische Küste besetzten, worauf sie an die Odermündungen vordrangen u. die Inseln daselbst und das nach Westen gelegene Land in Besitz nahmen, später auch an der Elbe sich ausbreiteten. Unter dem Chaos der slavischen Völkerschaften treten sie zuerst 789 in historischer Sicherheit auf, als Karl der Große nach Unterwerfung der Sachsen einen Verheerungszug gegen sie unternahm, welcher mit der Besiegung und Tributzahlung ihres Königs Dragowit endete.

Digitized by Google

Ihre fernere Geschichte besteht in einer Reihe von Kämpfen mit den Deutschen und mit den Obotriten, bis mit der Unterwerfung Brandenburgs unter deutsche Herrschaft der Name der W. aus der Geschichte zu schwinden beginnt. Die Hauptvölkerschaften, welche zu den W. gehörten, waren die Ranen auf Rügen, die Circipaner, d. i. die jenseit der Peene Wohnenden, die Kyziner (Kissiner, Chyzaner), der nordwestliche Zweig, die Tolenzer (Dolenzer) am Tolense, die Ratarer (Retarer), die Ukraner (Ukerer) am Ukerflusse, die Riezaner, nördlich von den vorigen, die Stodoraner (Havelaner) im Brandenburgischen, die Bresaner (Brisaner) neben den Stodoranern, die Sprewaner an der Spree, die Moracianer im Magdeburgischen ꝛc.

Wimbledon, Dorf in der englischen Grafschaft Surrey, südwestlich von London, an der Eisenbahn von London nach Winchester, die hier nach Croydon abzweigt, hat ein Schloß, Fabrikation von Blechwaaren und Baumwollstoffen und 4644 Einwohner. Der früher dem Grafen von Spencer gehörige große Park (Wimbledon Park) ist jetzt parcellirt und mit Villen und Gartenhäusern bebaut. Hier 568 Sieg des Königs Ceawlin von Wessex über den König Ethelbert von Kent.

Wimborne-Minster, Stadt in der englischen Grafschaft Dorset, am Stour und an der Eisenbahn von Southampton nach Dorchester, hat Strumpfweberei und 4000 Einwohner.

Wimille, Stadt im französischen Departement Pas de Calais, mit Eisensteinbergbau und 2128 Einwohnern. Hier 881 Sieg der Normannen über die Franzosen. Hier verunglückten am 15. Juni 1785 die beiden Luftschiffer Pilâtre du Rozier und Romain; ein Denkmal bezeichnet ihre Ruhestätte.

Wimpel, auf Schiffen Fahnen, deren Blätter schmal und sehr lang sind, so daß sie bisweilen vom obern Theile des Mastes bis fast auf das Wasser herabreichen; sie sind an der vorderen Seite schwalbenschwanzartig ausgeschnitten und an dem Wimpelstocke befestigt. Die größeren dienen zur Zierde, die kleineren zu Signalen. Auch an einigen von den Masten nach dem Körper des Schiffes herabgehenden Tauen werden an festlichen Tagen ꝛc. bunte, mehrfarbige W. befestigt. Derjenige, welcher die W. in Verwahrung hat, sie bei Sonnenaufgang hißt und bei Sonnenuntergang wieder abnimmt (auf- und abwimpeln), heißt Wimpelgast.

Wimpern (cilia), abgesehen von den Augenwimpern (s. Auge), die im thierischen u. menschlichen Körper vorkommenden mikroskopischen, durchsichtigen, haarförmigen und beweglichen Fäden, die sich an der Oberfläche von Organen befinden, welche mit Flüssigkeiten in Berührung kommen. Sie stehen gewöhnlich reihenweise und meist, bei Wirbelthieren stets, auf einem Oberhäutchen (Flimmerepithelium). Ihre sehr rasch u. kräftig und immer in Einer Richtung vor sich gehende Bewegung besteht entweder in einem ununterbrochen fortdauernden Niederbiegen und Wiederaufrichten oder in einem hakenförmigen Krümmen und Strecken, oder in kreisförmigen, peitschenförmigen Schwingungen. Diese Wimperbewegung hat man bei allen Thierklassen, mit Ausnahme der Insekten, beobachtet. Am meisten zeigen sie die Radiaten und Mollusken (Infusorien, Polypen, Spongien, Aktinien, Medusen, Seesterne und Seeigel); weniger allgemein findet sie sich bei den Reptilien, Vögeln und Säugethieren, wo sie vorzugsweise auf der Nasen- und Respirationsschleimhaut, in den weiblichen Genitalien und in den Digestions- und Harnwerkzeugen beobachtet worden ist. Jedenfalls sind die Cilien bei den niedern Thieren, namentlich den Infusorien, Organe, die nicht allein zur Ortsbewegung, sondern auch zum Ergreifen der Nahrung, sowie vielleicht auch zum Erregen von Strömen in Wasser dienen und dadurch einen die Respiration ersetzenden Einfluß auf den Körper äußern. Bei den Wirbelthieren dient dagegen die Wimperbewegung dazu, um abgesonderte Flüssigkeiten auf der freien Oberfläche der ausscheidenden Gebilde fortzubewegen. Beim Menschen finden sich W. in der Nasenhöhle, in den Nebenhöhlen der Nase, in den Thränenwegen, in der Ohrtrompete, in den Luftwegen, in den weiblichen Geschlechtstheilen und an einzelnen Stellen des Nervensystems.

Wimpfen (W. am Berg), Hauptstadt des gleichnamigen, zur großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg gehörigen, von württembergischem und badischem Gebiet umgebenen Kreises, liegt auf einer Anhöhe am Einfluß der Jaxt in den Neckar, ist Sitz eines Kreisamts und eines Landgerichts, hat Mauern und 5 Thore, eine große, im 15. Jahrhundert erbaute gothische Hauptkirche, Leinweberei, Bleicherei, Weinbau, römische Alterthümer und 2122 Einwohner. Dabei die Privatsaline Ludwigshall mit der Badeanstalt Mathildenbad. Vergl. Weigand, Beschreibung des Mathildenbades zu W., Heilbronn 1855. W. soll an der Stelle des alten Römerortes Cornelia stehen, welcher von den Hunnen unter Attila zerstört wurde, war später freie Reichsstadt, kam 1802 an Baden und 1803 durch Tausch an Hessen. Geschichtlich merkwürdig ist W. durch die Schlacht am 6. Mai 1622 zwischen Tilly und dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, in welcher sich 400 pforzheimer Bürger dem Heldentod weihten, um den Rückzug des Markgrafen zu decken. Eine zweite Schlacht fand bei W. 1796 zwischen den Oesterreichern und Franzosen Statt. Vergl. Heid, Geschichte der Stadt W., Heilbronn 1846. Unweit östlich davon liegt das Dorf W. im Thal, zum Kreis W. gehörig und ebenfalls am Neckar, mit einer schönen byzantinischen Stiftskirche aus dem 13. Jahrhundert, einem berühmten Tuchmarkt und 432 Einwohnern.

Wimpffen (Wimpfen), altes schwäbisches reichsunmittelbares Geschlecht, beginnt mit Sigismund Hermann von W., der kaiserlicher Feldoberst war und 1373 vom Kaiser Rudolf von Habsburg auf dem Reichstag zu Speyer den Ritterschlag empfing. Dessen Sohn, Karl August, geboren 1353, kaiserlicher Feldhauptmann, verpflanzte die Familie nach Nürnberg. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gelangten die W. nach dem Elsaß, von wo aus zwei Brüder, Johann Friedrich (geboren 1531) und Johann

Digitized by Google

Dietrich (geboren 1583), die Stifter der noch jetzt blühenden Hauptlinien wurden. Haupt der ersten Linie, des Johann-Friedrichsstammes, ist jetzt der Freiherr Friedrich Ferdinand Franz von W., geboren den 31. März 1805, der in königlich dänischen Forstdiensten steht. Die zweite Linie, der Johann-Dietrichsstamm, zerfiel später durch 4 Söhne Johann Georgs von W. (geboren 1689, †1767): Stanislaus, Franz Ludwig, Georg und Felix, in 4 Aeste, welche, jetzt in Oesterreich, Preußen, Würtemberg, Frankreich und Dänemark verbreitet, die Namen der Stifter tragen und denen der Freiherrenstand, zuerst 1658 verliehen, durch Kaiser Joseph II. 1781 bestätigt wurde. Franz Ludwig Herold, Freiherr von W.-Berneburg, geboren 1732 zu Zweibrücken, trat in französische Dienste, machte den siebenjährigen Krieg mit und spielte 1760 als General am Hofe des Herzogs Karl von Würtemberg eine bedeutende Rolle. Im Jahre 1770 trat er als Oberst und Kommandeur eines deutschen Regiments wieder in französischen Sold, ward 1789 Generallieutenant und Kommandant von Neubreisach, befehligte im folgenden Jahre eine Division der Rheinarmee unter Beauharnais, wurde während der Revolution als Aristokrat eingekerkert und starb zu Nancy den 24. December 1800. Er hinterließ „Mémoires" (Paris 1788). Sein Bruder, Felix, Freiherr von W.-Berneburg, geboren 1745 in Zweibrücken, wurde frühzeitig Fähnrich beim Regiment Zweibrücken in französischen Diensten, befehligte später ein Freicorps in Korsika, dann das Regiment Bouillon, mit dem er sich bei der Belagerung von Gibraltar auszeichnete, wurde 1789 in der Normandie zum Deputirten des Adels gewählt, schloß sich mit zuerst dem dritten Stande an, ward Mitglied des Pensions- und des militärischen Komité's und hatte Antheil an der Veröffentlichung des rothen Buchs. Im Jahre 1792 trat er als General wieder in die Armee ein und vertheidigte im September Thionville. Das ihm angebotene Kriegsministerium schlug er aus und übernahm dafür das Kommando der Küstenarmee bei Cherbourg. Nach dem Sturze der Gironde (31. Mai 1793) erklärte sich W. gegen den Konvent, führte ein Parteigängercorps in der Normandie und flüchtete nach dessen Auflösung nach England. Nach dem 18. Brumaire (9. Nov. 1799) kehrte er zurück und erhielt vom ersten Konsul eine Anstellung als Divisionsgeneral. Später wurde er Generalinspektor der Stutereien. Er starb 1814. Sein Enkel, Freiherr Felix von W., geboren den 13. Sept. 1811, ist französischer Divisionsgeneral. Max, Freiherr von W., geboren am 19. Febr. 1770 in Münster, trat 1786 in ein österreichisches Infanterieregiment, nahm seit 1787 als Fähnrich am Kriege gegen die Türken, dann als Oberlieutenant am Kriege gegen Frankreich Theil und rückte 1801 zum Oberstlieutenant auf. Im Jahre 1805 fungirte er als Oberst im Hofkriegsrath, leitete dann den Bau von Befestigungsanlagen bei Olmütz und ward hierauf dem Generalstab des russischen Hauptquartiers unter Kutusow beigegeben, focht, 1806 als Generaladjutant zum Erzherzog Karl nach Wien berufen, in dieser Stellung 1809 vor Regensburg und erhielt mit der Ernennung zum Generalmajor die Geschäfte als Chef des Generalstabs der großen Armee, in welcher Eigenschaft er sich namentlich bei Aspern, Wagram und Znaym auszeichnete. Als Feldmarschallieutenant und Führer einer Division nahm er rühmlichen Antheil an der Schlacht bei Leipzig und an mehren Gefechten in Frankreich, fungirte 1816—19 als Militärkommandant zu Troppau und erhielt 1820 das Generalkommando in Venedig. Im Jahre 1824 ward er zum Chef des Generalquartiermeisterstabs in Wien und 1830 zum Feldzeugmeister mit dem Generalkommando in Oesterreich ernannt. Im Jahre 1844 trat er als Feldmarschall in Ruhestand und starb den 29. August 1854 zu Wien. Ein Sohn von Franz Ludwig, Franz Karl Eduard von W., würtembergischer Generalmajor, geboren den 2. Januar 1776, starb 1842, ward vom Kaiser Franz II. 1797 in den Grafenstand erhoben. Sein Sohn und gegenwärtiges Haupt des gräflichen Zweigs ist Graf Franz von W., geboren den 2. April 1797, trat im Oktober 1813 als Unterlieutenant in das kaiserliche Heer und wohnte den Feldzügen von 1813 bis 1814 in der Hauptarmee der Verbündeten bei, dem von 1815 bei der frimontschen Armee in Italien. Seit 1838 Generalmajor und Brigadier in Triest, erhielt er 1846 als Feldmarschallieutenant eine Division des zweiten Armeecorps in Italien, zeichnete sich im Feldzug von 1848 besonders bei Vicenza und Custozza aus und kommandirte in dem folgenden kurzen Feldzuge eine detachirte Division, welche den Pollbergang bei Casale besetzt hielt. An der Spitze der zur Intervention im Kirchenstaat bestimmten Truppen zwang er Bologna und Ancona durch ein Bombardement zur Kapitulation u. übernahm darauf die Leitung des Gouvernements der Legationen. Im Oktober 1849 ward er zum Civil- und Militärgouverneur von Triest und Statthalter des Küstenlandes, auch zum Feldzeugmeister ernannt, war dann provisorischer Oberkommandant der Marine und befehligte seit September 1854 eine Zeitlang das erste Armeecorps.

Winandermere (Windermere), Gebirgssee in der englischen Grafschaft Lancaster, sich mit dem nördlichsten Ende nach Westmoreland hinüberziehend, ist von Süden nach Norden 3 Meilen lang, bis zu einer halben Meile breit, hat mehre Inseln, viele Fische, besonders Forellen, höchst romantische Umgebungen und wird im Sommer mit Dampfbooten befahren.

Winchester, 1) Stadt in der englischen Grafschaft Hamp, am schiffbaren Itchen oder Itching und an der Eisenbahn von London nach Southampton, Sitz eines Bischofs, eine der ältesten Städte des Königreichs u. ehemals dessen Hauptstadt, aber jetzt sehr von seiner frühern Höhe herabgesunken, hat eine 648 erbaute und 980 restaurirte Kathedrale mit Grabmälern sächsischer und normannischer Könige, eine der größten und wohlerhaltensten alten gothischen Kirchen Englands, 5 (sonst 90) andere Kirchen, mehre Bethäuser, ein berühmtes Gymnasium (St. Mary's College), 1387 von Wykeham gegründet, dessen Standbild sich über dem Eingang befindet, ein Rathhaus, eine große Markthalle, ein Zuchthaus, eine Korn-

Digitized by Google

börse, ein Museum, Theater, Hospital, mehre Versorgungsanstalten, verschiedene Fabriken, Handel und (1861) 14,774 Einwohner. Die Stadt wählt 2 Mitglieder ins Parlament. Von den alten Mauern u. Festungswerken ist nur noch ein Thor und die Ruine von Holvesey Castle übrig. Der von Karl III. unternommene Palastbau ist unvollendet. Dagegen sind Arthurs Tafelrunde, das Marktkreuz, ein Obelisk zum Andenken an die Pest und mehre Antiquitäten im Rathhause bemerkenswerth. W. ist das römische Venta Belgarum und das altbritische Caer Gwent (Owint); in der angelsächsischen Periode Wintanceaster genannt, nahm es seit der Regierung Egberts (zu Anfang des 9. Jahrhunderts) den Rang der Metropole ein und war wegen seiner Märkte und als Stapelplatz des Wollhandels von Bedeutung, kam aber, als London unter der Herrschaft Edwards III., des Bekenners (in der Mitte des 11. Jahrhunderts), zur Residenz erhoben wurde, mehr und mehr in Verfall. Hier wurde 1141 die Kaiserin Mathilde von der königlichen Partei belagert und mußte sich durch die Flucht retten, worauf die Belagerung aufgehoben ward. — 2) Stadt im nordamerikanischen Staat Virginien, Hauptort der Grafschaft Frederik, am Opequan, durch die Winchester-Potomacbahn mit der Baltimore-Ohiobahn verbunden, hat 13 Kirchen, eine Akademie, 2 Banken, Baumwollmanufakturen, Hohöfen, Wagenbau, Teppichfabrikation, lebhaften Handel und 5000 Einw.

Winckell, George Franz Dietrich aus dem, Forst- und Jagdschriftsteller, geboren am 2. Febr. 1762 auf Priorau in Sachsen, studirte zu Leipzig die Rechte, dann die Forstwissenschaften, ward 1794 Kammerjunker in Dessau u. privatisirte seit 1802 zu Obernitzschka bei Wurzen, seit 1807 in Machern, bis ihm 1812 der bayerische Kammerherr von Thüngen in Franken die Verwaltung seiner Familienforste übertrug. Seit 1832 wieder zu Schierau in Anhalt-Dessau privatisirend, † er daselbst am 31. Mai 1839. Klassischen Werth hat sein „Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber" (Leipzig 1804 ff.; 4. Aufl. von Tschudi, 1865, 2 Bde.).

Winckelmann, Johann Joachim, berühmter Kunstkenner und Archäolog, geboren am 9. Dec. 1717 zu Stendal in der Altmark als Sohn eines Schuhmachers, besuchte erst die Schule seiner Vaterstadt, dann das kölnische Gymnasium zu Berlin, studirte seit 1738 in Halle Theologie und alte Literatur, 1741 in Jena noch Mathematik und Medicin, ward 1742 Hauslehrer zu Heimersleben bei Halberstadt, 1743 Konrektor zu Seehausen in der Altmark und 1748 Bibliothekar des sächsischen Ministers Grafen von Bünau zu Nöthenitz bei Dresden. Die Nähe Dresdens mit seinen Kunstschätzen, sowie der Verkehr mit Künstlern und Kunstkennern, namentlich mit Lippert, Hagedorn und Oeser, steigerten in ihm die Liebe zur Kunst. Das Anerbieten des damaligen päpstlichen Nuntius in Dresden, Archinto, ihm in Rom eine Bibliothekarsstelle zu verschaffen, war für W. so lockend, daß er die gestellte Bedingung des Uebertritts zur katholischen Kirche 1754 erfüllte. Noch ein Jahr aber verweilte er in Dresden mit Kunststudien beschäftigt. Als erste Frucht derselben erschienen die „Gedanken über die Nachahmungen der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" (Dresden und Leipzig 1754; 2. Aufl. 1756); alle Einwürfe, die hiergegen gemacht worden waren, sammelte er selbst in dem „Sendschreiben über die Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" (Dresden 1755), um sie dann in der „Erläuterung der Gedanken von der Nachahmung ꝛc." (das. 1755) zu widerlegen. Im Herbst 1755 reiste er mit einer königlichen Pension nach Rom, wo er an den Kardinälen Passionei u. Albani, sowie an Archinto, der inzwischen Kardinal und Staatssekretär geworden war, Gönner fand, namentlich aber mit Mengs (s. d.) in ein vertrautes, für die Richtung seiner Studien erfolgreiches Verhältniß trat. Zunächst widmete er seine Zeit fast ausschließlich dem Studium alter und neuer Kunstwerke. Im Frühjahr 1758 besuchte er Neapel, Portici, Herculanum und Pompeji, im September dieses Jahres auf wiederholte Einladung des Barons Muzel-Stosch, der im Besitz einer der vollständigsten und kostbarsten Gemmensammlungen war, Florenz, wo er neun Monate verweilte, um diese Sammlung zu ordnen und zu verzeichnen. Dieses nach Abdrücken nur flüchtig entworfene Verzeichniß erschien zu Florenz unter dem Titel „Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch" (Flor. 1760). Um dieselbe Zeit erhielt W. eine Anstellung als Bibliothekar und Aufseher über die Alterthümersammlung des Kardinals Albani. Im Sommer 1760 vollendete er die „Anmerkungen über die Baukunst der Alten" (Leipz. 1762; französisch, Paris 1783). In Gesellschaft des Grafen Brühl besuchte er 1762 abermals Neapel und dessen Umgebungen. Eine von ihm beabsichtigte Schrift zur Erläuterung schwieriger Punkte in der Mythologie und den Alterthümern wuchs ihm unter den Händen zu einem größern Werke, das unter dem Titel „Monumenti antichi inediti" (Rom 1767, 2 Bde.; neue Ausgabe 1821; vollständige deutsche Uebersetzung durch Brun, 1791—92) mit 268 Kupfertafeln und vielen in den Text gedruckten Vignetten erschien. Im Jahre 1763 zum Oberaufseher aller Alterthümer in und um Rom ernannt, veröffentlichte er mehre Schriften, u. a. „Von den herculanischen Entdeckungen" (Dresd. 1762; französisch, das. 1764); „Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst" (das. 1766) und die „Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst und dem Unterricht in derselben" (das. 1771). Sein Hauptwerk ist aber die „Geschichte der Kunst des Alterthums" (das. 1764), die er später durch die „Anmerkungen über die Geschichte der Kunst" (das. 1767) ergänzte. Unter den drei französischen Uebersetzungen dieser Schrift ist hervorzuheben die von Jansen (Paris 1790 bis 1794, 3 Bde.), unter den italienischen die von Abbé Amoretti unter dem Titel „Storia delle arti del disegno presso gli antichi" (Mail. 1779, mit 52 Kupfern und Vignetten) und eine andere: „Storia degli ardi del disegno presso gli antichi" (Rom 1783—84, 3 Bde.). Im Jahre 1764 hatte W. mit Vollmann und Heinr. Füßli eine dritte Reise nach Neapel unternommen, deren Ergebnisse er in den

Digitized by Google

„Nachrichten von den neuesten herculanischen Entdeckungen“ (Dresd. 1764) bekannt machte. Den größten Theil des Jahres 1766 widmete er der Ausarbeitung des „Discorso preliminare“ und seiner „Monumenti inediti“. Im Jahre 1767 unternahm er eine vierte Reise nach Neapel und Herculanum und im folgenden Jahre begab er sich in Gesellschaft des Bildhauers Cavaceppi über Venedig, Verona und durch Tyrol nach München und Wien. Auf der Rückreise ward er in Triest in einem Gasthause von Francesco Arcangeli, einem italienischen Abenteurer, der sich in sein Vertrauen einzuschmeicheln gewußt, am 8. Juni 1768 ermordet. Sterbend setzte er noch den Kardinal Albani zum Universalerben ein. Arcangeli wurde am 20. Juni zu Triest gerädert. Die Handschrift zur zweiten Ausgabe der Kunstgeschichte, die W. bei sich führte, kam in den Besitz der kaiserlichen Akademie der bildenden Künste in Wien, welche durch Just. Riedel die Ausgabe danach (Wien 1776, 2 Bde.) besorgen ließ; seine übrigen Papiere erhielt die Bibliothek der Familie Albani. W. ist neben Lessing und Klopstock der Mann, der den alten Lebensansichten und engherzigen Beschränktheiten der deutschen Gelehrten den ersten Stoß geben half durch die Entwickelung eines ganz originellen Charakters, den feindlich anzutasten das ungemeine Verdienst des Mannes wehrte, der für ganz Europa ein Kunstlehrer ward. Unmittelbare Wirkung an sich hatte seine Jugendarbeit über die Nachahmung der Alten dadurch, daß sie Lessing, wenn nicht den Anlaß, so doch die Anknüpfung zu dem „Laocoon“ darbot. Von weit höherer Bedeutung noch waren die „Kunstgeschichte“ und die „Monumenti“, wodurch er der eigentliche Schöpfer einer bleibenden Kunstwissenschaft ward. Er öffnete das griechische Alterthum zu so freier und objektiver Betrachtung, wie Herder den Orient. W. war der Erste, der ganz unabhängig und mit ungetrübtem Auge die klassischen Kunstschöpfungen betrachtete und von der Erhabenheit, der Harmonie, dem lebendigen Hauche derselben so durchdrungen war, daß sich dieser antike Geist bei ihm in der körnigen und einfachen Sprache, in den Grundsätzen seiner Lehre und in der Idee vollendeter Schönheit wieder ausgeprägt und gleichsam verkörpert hat. Aus wenigen Winken des Vellejus Paterculus und des Quintilian hatte W. die Idee einer geschichtlichen Entwickelung der Kunst gefaßt, und so entwickelte er in seiner Kunstgeschichte die Charaktere, Stylarten und Grundzüge der alten Denkmäler, trennte das rein griechische von dem fremden Elemente, das Musterhafte von dem Fehlerhaften und Ausgearteten, wies die Fortschritte und das Wesen der Epochen nach und vereinigte die Resultate der höchsten Anschauungen. Die hergebrachte Meinung, als habe W. das Wesen der Schönheit lediglich in die Form gesetzt, hat schon Goethe berichtigt. Was seinen Charakter betrifft, so waren Biederkeit und Einfachheit die hervorstechendsten Eigenschaften desselben. Eine Gesammtausgabe seiner Werke wurde von Fernow begonnen und von Meyer und Johannes Schulze mit großer Genauigkeit vollendet (Dresd. 1808—20, 8 Bde.; neue Ausgabe, Dresden und Leipzig 1838 fg.), wovon der 8. Band die Register von Siebelis enthält. Als Nachtrag zu dieser Ausgabe erschienen „W.s Briefe“ (Berl. 1824—1825, 3 Bde.) von Friedr. Förster, in einer vollständigen Sammlung chronologisch geordnet, nebst mehren Beiträgen zu einer Biographie. Dagegen blieb die italienische Gesammtausgabe unter dem Titel „Opere prima edizione italiana completa“ (Prato 1830, 4 Bde.) unvollendet. Von den vielen nach W.s Tode veranstalteten Sammlungen seiner Briefe sind neben der angeführten besten Sammlung von Förster noch die „Briefe an Heyne (Lpz 1776) u. an seine Freunde“, mit Zusätzen u. literarischen Anmerkungen herausgegeben von Daßdorf (Dresd. 1777—80, 2 Bde.), „Briefe an seine Freunde in der Schweiz“, herausgegeben von Usteri (Zürich 1778), „Briefe an einen seiner vertrauten Freunde (Muzel-Stosch), nebst einem Anhang von Briefen an verschiedene andere Personen“ (Berlin und Stettin 1781, 2 Bde.) und „Briefe an einen Freund (Rud. von Bergk) in Livland“, herausgegeben von Voigt (Kob. 1781), hervorzuheben. Die genaueste Auskunft über W.s Leben und Schriften gibt Gurlitts „Biographische und literarische Notiz von W.“ (Magdeb. 1797), nebst zwei „Nachträgen“ (Hamb. 1820—21), mit Berichtigungen und Zusätzen wieder abgedruckt in dessen „Archäologischen Schriften“, herausgegeben von K. Müller (Alt. 1831), und die „Biographie W.s“ von Petersen in der „Allgemeinen Einleitung in das Studium der Archäologie“, aus dem Dänischen übersetzt von Friedrichsen (Leipz. 1829). Ueber die letzten Tage und den Tod W.s verbreitet sich Rosetti, der ihm 1820 ein Denkmal in Triest errichtete, in „W.s letzte Lebenswoche, aus den gerichtlichen Originalakten des Kriminalprozesses seines Mörders Arcangeli“, mit Vorrede von Böttiger (Dresd. 1818). Vergl. Rosetti, Il sepolcro di W. in Trieste, Venedig 1823. Mehr den Charakter, die geistige Wirksamkeit und die Verdienste W.s umfassen Heyne in der „Lobschrift auf W.“ (Kassel 1778; französisch, Gött. 1778 u. öfter), Morgenstern in „W., eine Rede“ (Leipz. 1805), Goethe in dem Schriftchen „W. und sein Jahrhundert“ (Tüb. 1805), Jahn in „W., eine Rede“ (Greifsw. 1844) und Schömann in „W. und die Archäologie“ (das. 1844). In neuerer Zeit wird der Geburtstag W.s in Rom von dem archäologischen Institut daselbst durch einen feierlichen Akt jährlich begangen, und auf nächste Veranlassung Forchhammers und Otto Jahns sind auch auf mehren deutschen Universitäten, namentlich zu Kiel, Greifswald, Berlin und Bonn, zur Erinnerung sogenannte Winckelmannsfeste am 9. Dec. jeden Jahres gestiftet worden.

Winckler, Johann Heinrich, ausgezeichneter Physiker, geboren am 12. März 1703 zu Wingendorf in der Oberlausitz, studirte seit 1724 zu Leipzig, habilitirte sich 1729 daselbst, ward 1731 Lehrer an der Thomasschule zu Leipzig, 1739 Professor der Philosophie, 1742 der griechischen und lateinischen Sprache, später der Physik und † am 18. Mai 1770. Als Anhänger der leibniz-wolffschen Schule bekundete er sich in den „Institutiones philosophiae Wolfianae utriusque contemplativae et activae“ (Leipz. 1735), wovon die 3. Auflage unter dem Titel „Institutiones philosophiae universae“

Digitized by Google

(daſ. 1763) erſchien. Auch machte er neben Hauſen zuerſt die Eigenſchaften der Elektricität bekannt und ſtellte ſchon vor Franklin Verſuche zur Ableitung des Blitzes an. Hierher gehören ſeine Schriften „De avertendi fulminis artificio ex doctrina electricitatis“ (Leipzig 1753), „Die Eigenſchaften der elektriſchen Materie und des elektriſchen Feuers“ (daſ. 1745) und „Die Stärke der elektriſchen Kraft des Waſſers in gläſernen Gefäßen“ (daſ. 1746). Noch ſind zu erwähnen ſeine „Institutiones mathematico-physicae“ (daſ. 1738).

Wind, im Allgemeinen jede Bewegung der atmoſphäriſchen Luft, welche ſo ſtark iſt, daß wir ſie deutlich wahrnehmen. Ganz ruhig iſt die Luft niemals, aber wenn ſie ſich nur mit einer Geſchwindigkeit von 2 — 2½ Fuß in einer Sekunde bewegt, regt ſich kein Blatt am Baum. Ungleiche Erwärmung der Luft iſt die erſte Urſache ihrer Bewegung. Die Wirkungen der Sonnenſtrahlen auf die Luft beginnen vom Boden aus, hier wird die Luft ausgedehnt, ſpecifiſch leichter und ſteigt in die Höhe, um die unten von den kältern Seiten her neuzufließende Luft immer aufs Neue in dieſen Strom hineinzuziehen. Dieſer von der Wärme erzeugte, von unten nach oben gerichtete, aufſteigende Luftſtrom iſt das Grundelement aller W.e. Dies zeigt ſich zunächſt bei Entſtehung der Land- und Seewinde. Unter dem Einfluß der Sonnenſtrahlen wird nämlich das feſte Land bei Tag ſtärker erwärmt als das Waſſer, doch kühlt es vermöge eines größern Strahlungsvermögens in der Nacht ſtärker ab als das Waſſer und mithin iſt bei Tage das Land, bei der Nacht das Waſſer das wärmere von beiden. In dieſen wärmeren Raum mit ſeiner aufgelockerten und nach oben abfließenden Luft dringt nun jedesmal die Luft von dem kälteren Nachbarboden her ein. Bei ſonſt ruhiger Luft muß alſo Nachts ein W. vom kälteren Land auf das wärmere Waſſer wehen (Landwind), bei Tage aber umgekehrt ein W. von dem kälteren Waſſer auf das wärmere Land (Seewind). Bei Sonnenaufgang weht der Landwind am friſcheſten, allmählig nimmt er ab und es tritt Windſtille ein. Dieſer folgt in zunehmender Stärke der Seewind, welcher erſt bei Sonnenuntergang ſchwächer u. ſchwächer wird, um durch eine neue Windſtille hindurch in den nächtlichen Landwind ſich umzuſetzen. Dieſe ganze Erſcheinung läßt ſich, wenn auch weniger allgemein, ebenſo an Flüſſen, Wäldern und Thälern unter günſtigen Lagenverhältniſſen wahrnehmen. Auf größeren Schauplätzen, welche ganze Meere und die anliegenden Feſtlandsmaſſen umfaſſen, genügen Tag und Nacht nicht mehr, um jenen Gegenſatz über das Ganze auszubilden, wohl aber zeigt er ſich in der Periode des Jahres. Die Seewinde werden ein Uebergewicht im Sommer bilden, die Landwinde im Winter, und dem entſprechend nannten die Römer jene Nord- und nordweſtlichen W.e des mittelländiſchen Meeres, die im Hochſommer den Fahrten von Cypern, Kreta und Rhodus, den Fahrten nach Griechenland und Italien feindlich entgegentraten, Etesii, Jahreszeitenwinde. Im Winter dagegen führen die eiſigkalten Austri die Schiffe aus den Häfen von Alexandria fort und erſchweren den Weg nach Afrika.

Stände die Sonne immer ſenkrecht über Einem Punkt des Aequators der unbewegten Erde, ſo würde nach dieſem heißeſten Punkt von allen Weltgegenden die Luft zuſtrömen, die einander entgegengeſetzten Bewegungen würden ſich, wo ſie zuſammenſtoßen, aufheben und am Orte der Wärmequelle würde Ruhe entſtehen: man hätte die Erſcheinung der Lichtflamme. Aber die Erde dreht ſich und es entſteht ein Gürtel, deſſen Temperatur die höchſte iſt. In dieſem zwiſchen den Wendekreiſen liegenden Theil der Atmoſphäre muß die Luft in unausgeſetztem Strome nach oben beſtändig aufſteigen. In der Höhe wird ſie nach beiden Seiten hin abfließen, am Boden aber wird die kältere u. dichtere Luft von Norden und Süden her unabläſſig einſtrömen. Ein Aequatorialſtrom in der Höhe und ein Polarſtrom unten wird alſo die nothwendige Folge der Einwirkung der Sonne auf den Luftgürtel der heißen Zone ſein. Für unſere nördliche Hemiſphäre iſt der Aequatorialſtrom ein Südwind, der Polarſtrom ein Nordwind, nur treten dieſe Richtungen nicht rein hervor, weil ſich die Erde dreht. Je näher ein Punkt der Erde den Polen liegt, um ſo langſamer wird er fortbewegt, umgeſchwungen. Ein Punkt des Aequators beſchreibt täglich 5400, ein Punkt des 51. Parallelkreiſes nur 3287 Meilen. Die Luft, welche über dieſen Parallelkreiſen ſich befindet, nimmt an der Drehung Theil, und wenn ſie ſich in andere Breiten begibt, ſo wird ſie in Folge des Beharrungsvermögens noch eine Zeitlang jene urſprüngliche Geſchwindigkeit beibehalten. Der Polarſtrom alſo, welcher von langſam bewegten Punkten zu ſchneller bewegten vordringt, wird gegen dieſe zurückbleiben und ihnen entgegenzuwehen ſcheinen. Da ſich nun die Erde von Weſten nach Oſten dreht, ſo muß dieſes Entgegenwehen, mit dem fortwährenden Zuſtrömen der Luft von Norden kombinirt, die Erſcheinung eines Nordoſtwindes erzeugen, und zwar wird die öſtliche Richtung um ſo mehr hervortreten, je länger der Weg iſt, den der W. zurücklegt. Dieſer Nordoſtwind weht innerhalb der ganzen nördlichen Hälfte der heißen Zone u. noch etwas weiter bis zum 30.° der Breite, ja im hohen Sommer ſelbſt bis zur Südſpitze Spaniens herauf, Jahr ein Jahr aus mit unausgeſetzter Regelmäßigkeit. Ihm entſpricht auf der ſüdlichen Halbkugel ein Südoſtwind, und dieſe beiden W.e, die Paſſate, bieten das einzige Beiſpiel eines durchaus unveränderlichen beſtändigen W.es dar. Nur ihre Grenzen verſchieben ſich um einige Grade im Laufe des Jahres, indem ſie dem nördlicheren oder ſüdlicheren Stande der Sonne folgen. Zwiſchen den Paſſaten zieht ſich rings um die Erde ein nur wenige Grade breiter Gürtel, die Region der Windſtillen oder Kalmen, deſſen Breite nach Orten und Zeiten etwas wechſelt, und welcher ſich wie die Paſſate im Lauf des Jahres um einige Grade verſchiebt. Man darf nicht erwarten, daß ſich der Nordoſt- und Südoſtpaſſat zu einem Oſtwind vereinige, denn der Geſtalt der Erde entſprechend verſchwindet nach dem Aequator hin die Urſache, welche in höheren Breiten den Polarſtrömungen ihre öſtliche Richtung gab, und ſo ſtoßen beide W.e als faſt reine Nord- u. Südwinde auf einander und erzeugen um ſo mehr eine Wind-

Digitized by Google

stille, als die Luft, unter der Gluth der Sonne immer dünner geworden, im lebhaften Strom nach aufwärts begriffen ist. Leidet der Schiffer, der die Linie passirt, unter der anhaltenden Windstille der Kalmen, so ist er doch in denselben Breiten auch den gefährlichsten Wirbelwinden ausgesetzt, welche hier die heftigsten Gewitter begleiten. Eine Windkarte zeigt, daß die Kalmen nicht den Aequator in ihre Mitte fassen, sondern im 2.—4.° nördl. Br. liegen. Dies erklärt sich aus der Vertheilung des Festen und Flüssigen auf der Erde, da in Folge derselben der Aequator nicht die Scheidelinie gleicher Wärmesummen von Norden und Süden ist, vielmehr die nördliche Halbkugel wegen ihrer größeren Ländermassen stärker erwärmt wird als die südliche. Die Vertheilung der Ländermassen ist es auch, welche den Passatwind über dem indischen Ocean in eigenthümlicher Weise modificirt und die Monsoons (Moussons) erzeugt. Während unseres Winters, vom Oktober bis April, wo der asiatische Kontinent erkaltet, die Sonne aber in südlicheren Gegenden eine größere Wärme erzeugt, weht auf dem indischen Ocean der Nordpassat, welcher auch hier vom Südostpassat durch die Region der Kalmen getrennt ist. Im übrigen Theil des Jahres aber wird der ganze südliche Ländersaum Asiens von der senkrecht über ihm stehenden Sonne so viel stärker erhitzt als das südlich nach dem Aequator hin liegende Meer, daß nun, der sonstigen Strömung in der heißen Zone entgegengesetzt, die kältere Luft vom Aequator her eindringt und sich der Polarstrom für die genannte Zeit und Strecke in den Aequatorialstrom umsetzt. Es weht daher auf dem indischen Ocean vom April bis Oktober ein Südwest. Eine ähnliche, wenn auch minder mächtige Umkehrung ihres Südostpassats erfährt eben daselbst die südliche Halbkugel zur Zeit ihres Sommers, wo die stärkere Erwärmung der Landmassen Neuhollands den regelmäßigen Polarstrom in den Aequatorialstrom umsetzt, der nun wieder statt eines nördlichen dort ein nordwestlicher wird.

Die in den Aequatorialgegenden aufsteigende Luft fließt in der Höhe nach beiden Seiten hin ab und verfolgt also eine der untern Strömung gerade entgegengesetzte Richtung. Sie ist auf der nördlichen Halbkugel eine südwestliche, auf der südlichen eine nordwestliche. Das Vorhandensein des obern Passats ist durch direkte Beobachtungen erwiesen worden. Fendler in Venezuela hat das Ziehen der höchsten Wolken in der Richtung gegen den Passat numerisch festgestellt. Beim Besteigen der höchsten Spitzen der Cordilleren in der Nähe der Gegend der Windstillen ist der obere Passat nicht mit Bestimmtheit erreicht worden, doch ist sein Vorhandensein auch hier erwiesen worden. Am 20. Januar 1835 wurde die Landenge von Mittelamerika durch ein den Ausbruch des Coseguina am See von Nicaragua begleitendes Erdbeben erschüttert. Der Vulkan schleuderte seine Asche mit ungeheurer Gewalt durch den untern Passat hindurch bis in die obere Luftströmung, und so gelangte dieselbe nach der nordöstlich von Nicaragua gelegenen Insel Jamaica, obwohl in den unteren Luftschichten Nordostpassat wehte. In größerer Entfernung vom Aequator senkt sich der obere Passat, weil er allmählig erkaltet, mehr und mehr gegen die Erdoberfläche, und auf Teneriffa kann man ihn bei Besteigung des Piks erreichen. Smyth fand dort die Grenze des unteren Nordostpassats in 9000 Fuß Höhe, weiter oben wehten Westwinde. Diese sind fast von allen Besteigern des Piks beobachtet worden. Dafür, daß die auf den Kanaren beobachteten Erscheinungen ihre Gültigkeit für die äußere Grenze des Passats überhaupt haben, spricht, daß Goodrich auf dem Mauna Kea im April einen Südwest fand, während die tiefern Regionen von Hawai in den Nordpassat aufgenommen waren. In noch höheren Breiten, und zwar schon an der Südgrenze Europa's, erreicht der obere Passat als Südwestwind endlich den Boden. Die beiden Luftströmungen, welche die Luft zum Aequator und vom Aequator weg nach den Polen führen, wehen nun nicht mehr über-, sondern nebeneinander, und der daraus entspringende Kampf bildet das Charakteristische dieser Region der veränderlichen W.e, zu der auch unsere Breite gehört. Es kommt nun darauf an, das Gesetzmäßige zu finden, was auch in diesem wechselvollen gegenseitigen Verdrängen herrscht. Entsteht an irgend einem Punkte in Deutschland, etwa in Göttingen, nach einer bisherigen Windstille eine nördliche Luftströmung und schreitet dieser Nordwind durch sogenanntes Saugen, d. h. dadurch, daß in die jedesmal leergewehte Stelle einer südlicheren Schicht die Luft der darauf folgenden nördlichen eindringt, allmählig weiter nach Norden vor, so daß nach und nach erst der Parallelkreis von Hildesheim, dann der von Celle und in der Folge weiter der von Lüneburg, Hamburg, Kopenhagen, Stockholm ꝛc. ihre Luftschichten nach Süden aufbrechen sehen, dann wird die Windfahne in Göttingen zuerst Nordwind zeigen, nach u. nach aber, je länger dieser Nordwind schon weht, d. h. je weiter diese Luft schon herkommt, wird sie durch Nordostwind mehr und mehr nach Osten übergehen. Ist aber endlich der Ostwind, vielleicht noch durch lokale Bedingungen begünstigt, herrschend geworden, so setzt er sich jedem weiteren Vordringen des Polarstroms an dieser Stelle wie ein fester Damm entgegen u. zwingt diesen nördlichen Strom, an anderen, weniger oder vielleicht gar nicht gehemmten Stellen seinen unumgänglichen Durchfluß zu suchen (denn irgendwo in jedem Parallelkreise der Erde muß ein Durchgang geöffnet sein für den Polarstrom, wie an einer anderen Stelle dieses Parallels ein solcher für den Aequatorialstrom, da diese Ströme ihre Betten wohl verschieben oder vertauschen, aber doch niemals zu fließen aufhören). Er wird diesen Durchbruch an einer Stelle finden, wo die Kraft des bis dahin wehenden Aequatorialstroms durch den Uebergang in einen Westwind oder eine Windstille gebrochen war. Bleiben wir aber an der Stelle, wo der Polarstrom vergebens gegen den Ostwind kämpft, so sehen wir die nördliche Luft durch Reibung und Widerstand allmählig die Rotationsgeschwindigkeit dieses Punktes der Erde annehmen und in einer daraus folgenden Windstille Kampf und Drang so gut wie gänzlich aufgeben. Unter diesen Umständen wird der Aequatorialstrom hier leicht zum Durchbruch gelangen,

Digitized by Google

zumal der im Ostwind erschöpfte Polarstrom jene oben angedeuteten neuen Wege des Abflusses gefunden haben wird. So dringt denn der südliche Strom in den Ostwind ein und die Windfahne geht von Osten nach Südosten; immer freier strömt nun der Aequatorialstrom in das Bett des Polarstroms, aus dem Südost wird Süd, und weil die südliche Luft allmählig aus immer ferneren Gegenden kommt, so verwandelt sich der Süd in Südwest und wird mehr und mehr reiner W., bis seine Kraft gebrochen ist und sich hier eine Stelle gebildet hat, wie sie der Polarstrom, den wir oben verließen, zu seinem Durchbruch suchte. Mit dem Eindringen desselben geht die Windfahne von West in Nordwest und Nord über, bis sich durch die Differenz in der Rotationsgeschwindigkeit allmählig wieder der Nord in Nordost und Ost verwandelt. Sonach würden im regelmäßigen Verlauf die Winde in folgender Reihe nach einander wehen: Nord, Nordost, Ost, Südost, Süd, Südwest, West, Nordwest, Nord. Dies ist das Drehungsgesetz des W.es, dessen freilich unsichere Erkenntniß selbst bis in die Zeiten des Alterthums hinaufreicht, dessen Theorie nach vorstehender Weise von Kant angedeutet, von Dove aber zuerst fest begründet worden ist. Wo in den Tropen die Passatwinde wehen, gibt es an der Erdoberfläche selbst gar keine vollständige Drehung, die Richtung des Passats wird nur bei seinem Vordringen immer mehr östlich. In der Region der Monsoons findet im Lauf eines ganzen Jahres nur eine einzige Drehung Statt, und man sieht also, daß die Windverhältnisse der Tropen der einfachste Fall des Drehungsgesetzes sind. Gehorchen nun auch die W.e in den meisten Fällen diesem Gesetz, so kommt es doch nicht selten vor, daß eine Drehung im entgegengesetzten Sinne Statt findet. Der östliche W. springt nach Norden zurück (krimpt), wenn der Südstrom nicht Kraft genug hat, den Polarstrom von oben herab bis auf den Boden zu verdrängen und sich nun die Windbildungen auf der Nordseite des stauenden Ostwinddammes aufs Neue vollziehen. Noch häufiger springt der Westwind nach Süden zurück, weil er oftmals das Resultat vorübergehenden Eindringens unterer nördlicher Windströmungen in den übrigens noch kräftigen, oben auch herrschend gebliebenen Aequatorialstrom ist. Danach springt der W. häufiger zurück zwischen Süden und Westen als zwischen Norden und Osten, seltener zwischen Westen und Norden, am seltensten zwischen Osten und Süden. Von allen W.en kommen in unsern Breiten Südwest und Nordost am häufigsten vor, und zwar überwiegen erstere im westlichen Europa, namentlich in England, letztere neben Nordwest in Rußland. Südwest und West sind im Allgemeinen die herrschenden W.e in höheren Breiten der nördlichen Halbkugel, und wenn diese Thatsachen darauf hinzudeuten scheinen, daß dem Pol mehr Luft zufließt als dem Aequator, so darf man nicht vergessen, daß der Südweststrom wärmere, weniger dichte Luft mit sich führt, besonders aber, daß er eine Menge von Wasserdämpfen nach höheren Breiten bringt, welche, hier kondensirt, als Regen u. Schnee niederfallen; nach dem Aequator aber strömt nur die ihres Wasserdampfs beraubte und kalte verdichtete Luft in nordöstlicher Richtung zurück. Es muß also in der That dem Pol eine größere Gasmenge zuströmen, weil ein Theil dieser Gase, nämlich der Wasserdampf, nicht in Gasform nach dem Aequator zurückströmt. So erklärt sich das Vorherrschen der westlichen W.e, ohne daß man die Existenz eines vorherrschenden Nordoststroms im Innern der Kontinente anzunehmen brauchte. Es liegt in der Natur der W.e, daß die Richtung derselben einen wesentlichen Einfluß auf die Höhe der Quecksilbersäule im Barometer hat. Die folgende Tabelle gibt die mittlere Barometerhöhe für jeden der 8 Hauptwinde in London, Paris, Berlin und Moskau in Millimetern an.

Winde	London	Paris	Berlin	Moskau
Nord . . .	759,20	759,09	758,68	743,07
Nordost . .	760,71	759,49	759,36	745,06
Ost . . .	758,93	757,24	758,77	743,99
Südost . .	756,83	754,03	754,69	741,74
Süd . . .	754,27	753,15	751,33	740,65
Südwest . .	755,25	753,52	752,57	740,84
West . . .	757,26	755,57	756,00	741,06
Nordwest . .	758,03	757,78	756,62	741,76.

Indem man die mittlere Temperatur aller derjenigen Tage nimmt, an welchen im Lauf des Jahres ein und derselbe W. weht, erhält man die mittlere Temperatur dieses W.es. Die folgende Tabelle gibt die mittlere Temperatur der 8 Hauptwinde für mehre Orte an.

Winde	Paris	Karlsruhe	London	Moskau
Nord . . .	12,03	9,88	8,00	1,21
Nordost . .	11,76	8,80	7,65	1,44
Ost . . .	13,50	8,51	8,86	3,53
Südost . .	15,25	12,20	9,50	4,63
Süd . . .	15,43	12,61	10,00	5,96
Südwest . .	14,93	11,00	10,18	5,69
West . . .	13,64	12,30	9,25	5,49
Nordwest . .	12,39	11,50	8,28	3,33.

Die Tabelle zeigt, daß die Temperatur der Luft im Durchschnitt für die nördlichen W.e niedriger ist als für die südlichen. Wenn man aber die einzelnen Jahreszeiten in Betracht zieht, so findet man, daß Südwest, West und Nordwest im Sommer die niedrigste Temperatur bringen, während sie im Winter eine Erhöhung der Lufttemperatur zur Folge haben und die größte Kälte bei Nord, Nordost und Ost eintritt. Unsere westlichen W.e kommen über das Meer zu uns und überziehen den Himmel meist mit einer Wolkendecke, welche bei Tage die Erwärmung des Bodens durch die Sonne, bei Nacht die Abkühlung durch Strahlung verhindert. Da nun im Sommer die Wirkung der Sonnenstrahlen bei Tag, im Winter die nächtliche Strahlung überwiegend ist, so hindert die Wolkenhülle im Sommer die stärkere Erwärmung und im Winter die stärkere Erkaltung des Bodens. Aus diesen Verhältnissen folgt dann auch, daß im Sommer diejenigen W.e eine größere Wärme bringen müssen, welche den Himmel heiter machen, während im Winter gerade bei heiterem Himmel die größte Kälte eintreten muß.

Die Temperatur der W.e hängt von der Beschaffenheit der Gegenden ab, aus welchen sie herkommen, und so steigt bei Nordost, obgleich er

Digitized by Google

den Himmel heiter macht, das Thermometer im Sommer doch nicht so stark als bei Ost und Südost, weil der Nordost noch deutlich seine Herkunft von den mit Eis und Schnee bedeckten Polargegenden verräth. Die von dem Meer herwehenden W.e besitzen eine mittlere Temperatur, denn das Wasser absorbirt die Wärmestrahlen weniger als das Festland, und bei der Verdunstung wird beträchtliche Wärme gebunden. Dagegen erhitzt sich ein pflanzenleerer Fels- oder Sandboden, auf welchen die Sonnenstrahlen beinahe senkrecht fallen, am stärksten, und hieraus erklärt es sich, daß die W.e, welche von vegetationslosen Wüsten der Tropen oder ihnen benachbarten Landstrichen herkommen, sich durch hohe Temperatur auszeichnen. So weht in Arabien, Persien u. den meisten Gegenden des Orients der heiße Samum, welcher in Aegypten, wo er 50 Tage weht, Chamsin (fünfzig) und an den westlichen Grenzen der Sahara, in Senegambien und Guinea Harmattan genannt wird (s. Samum). In Neuholland sind die vom Lande her wehenden W.e ebenfalls sehr trocken und heiß. Im südlichen Europa weht der heiße Solano in Spanien und der Sirocco (s. d.) in Italien. In der Schweiz weht der Föhn, über dessen Ursprung in neuerer Zeit abweichende Meinungen ausgesprochen worden sind. Man hat den Föhn als Fortsetzung des Sirocco betrachtet und ließ ihn, wie diesen, der Sahara seinen Ursprung verdanken. Südeuropa liegt im Sommer im Passatgürtel, im Winter dagegen im Gürtel des aus der Höhe herabströmenden Antipassats. Mithin hat Südeuropa im Sommer überwiegend Nordost mit allen seinen Folgen (tramontana Italiens), im Winter dagegen abwechselnd Nordost und Südwest, weil nach dem Herabkommen des Antipassats beide Hauptwinde neben einander wehen. Da der nördliche Wendekreis mitten durch die Sahara geht, so bildet sich dort im Sommer ein sehr kräftiger aufsteigender Strom, und mit Gewalt muß also die Luft aus Südeuropa zuströmen. Erst nachdem die Sonne wieder über den Aequator gegangen ist, hört dies Zuströmen auf (gewöhnlich Mitte Oktober), und der Antipassat fängt wieder an, schon in Südeuropa den Boden zu berühren. Es ist nun die Frage, woher dieser Antipassat kommt. Nach seiner Richtung kann er nicht aus der Sahara kommen, denn diese ist zu nahe und liefert überdies im Winter keinen bemerkenswerthen aufsteigenden Strom. Nach Dove ist der Sirocco und der Föhn der in Brasilien aufgestiegene Luftstrom, und für die Richtigkeit dieser Annahme spricht die von Ehrenberg ausgeführte Untersuchung der organischen Formen, welche der W. in seinem rothen Staube bisweilen mitbringt. Desor hat aber darauf hingewiesen, daß der Föhn trocken ist (ein „Schneefresser", wie die Schweizer ihn nennen), und Garnier und Hirsch haben eingewendet, daß, wenn auch in Folge der Erdumdrehung die Annahme einer östlichen Ablenkung für die aus der Sahara aufsteigenden Luftströme gerechtfertigt erscheine, dadurch doch keineswegs sämmtliche W.e aus der Sahara ausgeschlossen sein würden, indem selbst bei einer Ablenkung von 30° nach Osten das ganze Gebiet der Wüste vom atlantischen Ocean bis 17° östl. L. noch in direkter Beziehung zu den Alpen bliebe. Helmholtz hebt nun aber gegen Desor hervor, daß dieser W. in der Höhe nicht nur kalt, sondern auch feucht sei. Er muß seine Feuchtigkeit in der Höhe abgeben und wird wieder warm durch die Verdichtung beim nachfolgenden Hinabsteigen in die Thäler. Die Trockenheit des Föhn ist also nicht der Sahara, sondern den Alpen zuzuschreiben, und in der That zeigen die meteorologischen Beobachtungen, daß allerdings auf der Nordseite der Alpen wenig Regen fällt, auf der Südseite aber um so mehr.

Otto von Guericke brachte zuerst den niedrigen Stand des Barometers mit dem Ausbruch eines Sturmes in Zusammenhang und noch heute endigt die Skala unserer gewöhnlichen Zimmerbarometer mit „sehr stürmisch". In der That sind die Stürme stets von einer bedeutenden Verminderung des Luftdrucks begleitet. Man kann annehmen, daß die Störung in der Atmosphäre von einer raschen Kondensation der Wasserdämpfe herrührt. Bei einer solchen entsteht dann zunächst und unmittelbar eine Luftverdünnung, zugleich aber auch, weil bei der Rückkehr der Dämpfe in den flüssigen Zustand viel Wärme frei wird, ein mächtig aufsteigender Luftstrom, in Folge dessen dann von allen Seiten die Luft mit Gewalt nach den Orten der Verdünnung hinströmt, während das Minimum des Luftdrucks selbst eine fortschreitende Bewegung hat. Nach Dove bedarf diese von Brandes aufgestellte Erklärung von der Entstehung der Stürme einer wesentlichen Modificirung, denn die Windrichtung, wie man sie zu Anfang und zu Ende des Sturmes beobachtet, harmonirt nicht mit der Annahme eines einfachen geradlinigen Hinströmens der Luft nach dem Ort der größten Luftverdünnung, es stellt sich vielmehr heraus, daß die Luft um das im Raum fortschreitende barometrische Minimum rotirt, daß die Stürme also Wirbel im großartigsten Maßstabe sind. In der nördlichen gemäßigten Zone schreiten nach Dove's Sturmtheorie die barometrischen Minima, also die Mittelpunkte der Wirbelbewegung, in der Richtung von Südwesten nach Nordosten vorwärts, wobei die Rotationsrichtung dem Lauf eines Uhrzeigers entgegengesetzt ist. Südöstlich von dem Weg, auf welchem die Mittelpunkte der Wirbel fortschreiten, muß der W. zu Anfang des Sturms mit Südsüdosten einsetzen und dann durch Süden, Südwesten, Westen nach Westnordwesten umschlagen. In Orten, welche vom Mittelpunkt des Sturmes entfernter liegen, muß der W. nach der Theorie zu Anfang des Sturmes Süd oder Südsüdwest, zu Ende desselben Westsüdwest sein. Auf der Nordwestseite des Sturmes schlägt der W. von Ostsüdosten durch Osten, Nordosten, Norden nach Nordnordwesten um. Die Beobachtungen haben dies vollständig bestätigt. Seefahrer, welche in der nördlich gemäßigten Zone dem Bereich eines sie treffenden Wirbelsturmes so viel als möglich entgehen wollen, müssen nach Südosten steuern, wenn bei stark fallendem Barometer der W. aus Südosten einsetzt und sich durch Süden nach Westen dreht; setzt hingegen der W. in östlicher Richtung ein, um nach Norden hin umzuschlagen, so muß das Schiff nach Nordwesten steuern. Auch die Stürme der tropischen Zone

Digitized by Google

sind Wirbel, und zwar rotiren sie in der nördlichen Hälfte der heißen Zone wie bei uns. Die westindischen Hurrikans schreiten in der Richtung von Südosten nach Nordwesten vor, so lange sie in der tropischen Zone bleiben, gelangen sie aber in die gemäßigte Zone, so biegen sie fast rechtwinklig um und gehen nun von Südwesten nach Nordosten. Der dicht bei den kleinen Antillen vorbeistreifende Sturm vom August 1830 traf St. Thomas am 12., war am 13. in der Nähe der Turksinseln, am 14. bei den Bahamas, am 15. an den Küsten von Florida, am 16. längs der Küste von Georgien und Carolina, am 17. an denen von Virginien, Maryland und Newyork, am 18. auf der Georgsbank und Kap Sable, am 19. auf der New-Foundlandsbank. Auf der südlichen Halbkugel ist die Richtung der Wirbel entgegengesetzt, innerhalb der tropischen Zone geht das Minimum des Luftdrucks in der Richtung von Nordosten nach Südwesten, biegt aber beim Uebergang in die südlich gemäßigte Zone in die nordwestliche Richtung um. Die Typoons der chinesischen Meere schreiten von Osten nach Westen oder Ostsüdosten nach Westnordwesten fort, während die Rotationsrichtung der Wirbel dieselbe ist wie auf dem nördlichen atlantischen Ocean. Ebenso wie die Wellen des Meeres das Wasser nicht über eine gewisse Tiefe hinaus zu beunruhigen vermögen, so erstreckt sich auch die Macht der W.e nicht über eine gewisse Höhe. Die Windfahne und die Züge verschiedener Wolkenschichten belehren schon, daß die Strömungen sehr ungleiche Tiefe besitzen; lokale Luftströmungen sind häufig äußerst flach, aber auch die am weitesten hinaufreichenden W.e übersteigen wohl nicht leicht die Höhe von 2 Meilen, und man darf annehmen, daß jenseits derselben die Ruhe der Atmosphäre nicht gestört wird. Auch die Breite der W.e ist dem größten Wechsel unterworfen; oft jagt ein W., nur wenige Schritte breit, einem Wolkenschatten nach oder füllt eine Schlucht oder den Raum zwischen 2 Gebäuden, oft aber umfaßt eine Luftströmung ganze Meere und Länder. Ein Sturm vom Jahre 1780 wehte gleich anfangs in einer Breite von mehr als 100 Meilen über die äußersten Grenzen der kleinen Antillen, ein anderer vom Jahre 1818 zog in einer Breite von 41 Meilen von der englischen Küste bis Memel; andere nicht minder mächtige Stürme aber haben sich auf den weiten Strecken ihres Weges nicht über ein paar tausend Fuß ausgebreitet. Ueber Druck und Geschwindigkeit belehrt folgende, holländischen Quellen entnommene Tabelle.

Benennung	Windgeschwindigkeit pr. Sekunde in Metern	Winddruck in Kilogramm pr. Quadratmeter
Windstille	0,0	0,0
schwach	0,97	0,1
schwache Kühlung	1,88—1,68	0,2—0,3
leichte „	1,94—2,57	0,4—0,6
mäßige „	3,04	1
frische „	5,81	3
starke „	6,96	5
mäßiger W.	9,70	10
frischer „	13,75	20
starker „	16,80	30
schwerer „	19,40	40
Sturm	25,87	70
Orkan	30,76	100.

Bei den Wirbelstürmen hat man die Schnelligkeit des Mittelpunktes der Wirbel auf seiner Bahn und die der Wirbel um ihre Axe zu unterscheiden. Die erstere geht unmittelbar aus der Vergleichung der Zeiten hervor, zu denen der Sturm an den verschiedenen Punkten seiner Bahn ankommt, die andere kann im Mittel 3—5mal so groß angenommen werden. Die heftigsten Wirbelstürme rückten in der Sekunde 18—21 Fuß vor, während andere in einerlei Richtung wehende und fortschreitende Stürme eine Schnelligkeit von 100 bis 140 Fuß in der Sekunde erreichten. Welche Kraft die heftigsten Stürme entwickeln können, zeigte der Sturm des 10. Okt. 1780, welcher die Flotten der Engländer und Franzosen, in den westindischen Gewässern zerstörte, der so viele Tausende von Menschen auf den Inseln unter den Trümmern ihrer Häuser begrub, 3 Fuß dicke Mauern umwarf und Zwölfpfünder einer Batterie auf Strecken von 420 Fuß weit fortführte. Ueber die eigentliche meteorologische Bedeutung der W.e, ihren Einfluß auf die Vertheilung der wässerigen Niederschläge s. Regen. Vgl. Dove, Das Gesetz der Stürme in seiner Beziehung zu den allgemeinen Bewegungen der Atmosphäre, 3. Aufl., Berlin 1866; Derselbe, Die Stürme der gemäßigten Zone mit besonderer Berücksichtigung der Stürme des Winters 1862—63, das. 1863; Helmes, Das Wetter u. die Wetterprophezeiung, Hannov. 1858.

Windau (Windawa), See- und Handelsstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kurland, Kreis Goldingen, an der Mündung des gleichnamigen schiffbaren Flusses in die Ostsee, hat einen Hafen, eine Rhede, eine schöne neue lutherische Kirche, Fischerei, Handel mit Getreide, Flachs, Bauholz, Leder ꝛc. und 4400 Einw.

Windbruch (Windfall), Entwurzelung oder Brechung der Waldbäume durch Wirbelwinde, Windhosen u. Orkane. Am meisten sind dem W. ausgesetzt Bäume mit flachlaufenden Wurzeln, wie die Fichten. Der dadurch angerichtete Schaden fällt oft schwer ins Gewicht, nicht allein weil dabei viel werthvolles Nutz- und Bauholz zu Grunde geht, sondern auch, weil bei starken Windbrüchen in Folge des sich nothwendig machenden Verkaufs der gebrochenen Stämme die Preise des Brennholzes gedrückt werden, abgesehen von der Störung, den die planmäßige Bewirthschaftung des Forstes dadurch erleidet. Am häufigsten kommen Windbrüche in den Gebirgswaldungen vor. Man sucht ihnen, freilich nicht immer mit Erfolg, vorzubeugen durch richtige Anlegung der Hauungen, durch gehörige Gruppirung der Bestände nach ihrem Alter und dadurch, daß man durch Ueberhalten tiefbeästeter und festbewurzelter Randbäume am Saum der Bestände einen sogenannten Waldmantel bildet. Da die Stürme in Deutschland vorwiegend aus Westen und Nordosten kommen, so müssen die Hauungen in dieser Richtung geführt werden, damit der Sturm nicht die Hauungsfronte treffe.

Windbüchse, s. Windgewehr.

Winde, Pflanzengattung, s. v. a. Convolvulus *L.*

Winde, Maschine, s. Wagenwinde.

Windecken, Stadt im preußischen Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hanau, links an der Nidder, Sitz eines Gerichtsamts, hat eine Handwerker-

Digitized by Google

schule, ein Hospital, Glockengießerei, Feuerspritzenfabrikation, Weinbau und 1569 Einw.

Winden, slavischer Volksstamm, s. Slowenzen.

Windfall, s. Windbruch.

Windgeschwulst, s. Emphysem.

Windgewehr, Schießgewehr, bei welchem das Projektil nicht durch die Explosionsgase von Schießpulver, sondern durch komprimirte und freigemachte Luft aus dem Lauf getrieben wird. Zu diesem Zweck enthält das W. einen hohlen Kolben und ein Ventil, welches, beim Abdrücken auf einen Augenblick zurückgestoßen, einem Theil der im Kolben enthaltenen komprimirten Luft auszutreten gestattet. Man kann also mit derselben Ladung mehre Schüsse geben, aber nicht, ohne daß die letzten sehr schwach werden. Das Einpumpen der Luft in den Kolben geschieht mit Hülfe eines mit Ventil versehenen Cylinders, in welchem sich ein Stempel bewegt, dessen unteres Ende zwei Querarme besitzt. Diese stemmt man gegen den Boden und hält sie mit den Füßen fest, während man den Kolben auf und nieder schiebt. Das W. kann durch Springen des Kolbens gefährlich werden, und da es außerdem in seiner Wirkung dem Feuergewehr nachsteht, so ist es nur für specielle Fälle und namentlich für solche geeignet, wo man Geräusch und Feuersgefahr vermeiden will.

Windgott, s. Aeolus.

Windgrotten (Aeolshöhlen), Höhlen, aus denen heftige Winde hervorwehen, besonders in Italien häufig; eine der bedeutendsten ist zu Terni im Kirchenstaat.

Windham, William, ausgezeichneter britischer Staatsmann, geboren am 3. Mai 1750 zu London, studirte in Oxford, bildete sich dann durch Reisen und trat 1782 ins Parlament. Den Grundsätzen der Whigs ergeben, verstärkte er anfangs die Reihen der Opposition. Die Ereignisse der französischen Revolution änderten jedoch seine politische Ueberzeugung und in den Sitzungen von 1793 und 1794 erschöpfte er die Fülle seines Rednertalents, um Pitts Kriegspolitik, die Unterdrückung der demokratischen Aeußerungen in England, sowie die Aufhebung der Habeascorpusakte zu unterstützen. Schon im Juli 1794 rief ihn dafür Pitt in den geheimen Rath und übertrug ihm die Verwaltung des Kriegsdepartements. In dieser Stellung veranlaßte er 1795 die unglückliche Expedition der Emigranten auf Quiberon und betrieb 1799 eine neue Insurrektion der Vendée, die aber durch Napoleons I. Rückkehr von Aegypten vereitelt wurde. Als W. den Wunsch nach Frieden im Parlament nicht mehr bemeistern konnte, legte er mit Pitt am 5. Febr. 1801 seine Verwaltung nieder. Beim Abschluß der Friedenspräliminarien im Oktober 1802 überschüttete er das Ministerium Addington mit Vorwürfen. Als nach dem Sturze Addingtons, der namentlich sein Werk war, Pitt 1804 abermals das Staatsruder ergriff, wurde W. von der Verwaltung ausgeschlossen. Er behielt deshalb seine oppositionelle Stellung, übernahm dagegen im Ministerium Fox und Grenville das Departement des Kriegs und setzte eine gänzliche Veränderung des britischen Kriegswesens durch. Nach Fox' Tode zog er sich aus dem Ministerium zurück und bekämpfte seitdem unausgesetzt im Unterhause die Maßregeln der Regierung. Er † am 4. Juni 1810. Seine Parlamentsreden gab Amyot (London 1812, 3 Bde.) heraus.

Windharfe, s. v. a. Aeolsharfe.

Windharmonika, s. Aeolodikon.

Windhya, Gebirg, s. v. a. Vindhya.

Windische Mark, der von Winden bewohnte Landstrich zwischen Gurk, Kulpa und Save im österreichischen Herzogthum Krain.

Windischgrätz, uraltes, nach der Stammherrschaft in Steiermark benanntes Dynastengeschlecht, das urkundlich vom Markgrafen Ulrich von Kärnthen abstammt und Weriand, Herrn zu Grätz, im Lande der Wenden, zum Stammvater hat. Es theilte sich nach Konrads Tode durch Ruprecht und Sigmund in zwei nach diesen benannte Linien. Ein Zweig der letzteren wurde 1557 von Kaiser Ferdinand I. zur gräflichen Würde erhoben, erwarb 1565 das Obersterblandstallmeisteramt und die Magnatenwürde in Ungarn, kaufte 1804 die reichsunmittelbaren Herrschaften Eglofs und Siegen in Schwaben (seit der Mediatisirung 1806 unter würtembergischer Landeshoheit) und ward hierauf am 24. Mai 1804 von Kaiser Franz II. unter dem Namen W. in den Reichsfürstenstand nach dem Rechte der Erstgeburt erhoben und erhielt Sitz und Stimme im westphälischen Grafenkollegium. Der Kaiser Franz dehnte 1822 den Fürstenstand auf alle Glieder des Hauses aus. Uebrigens besitzt das Haus namhafte Herrschaften in Böhmen, Niederösterreich und Steiermark. Es bekennt sich zur katholischen Kirche. Gegenwärtiger Standesherr ist Fürst Alfred zu W., österreichischer Generalmajor und Brigadier, geboren am 28. März 1819, der Sohn des berühmten Feldmarschalls Alfred zu W., geboren am 11. Mai 1787 zu Brüssel. Derselbe trat 1804 als Oberlieutenant in das Uhlanenregiment Schwarzenberg, focht als Oberstlieutenant bei Leipzig und wurde noch 1813 zum Obersten und Kommandanten des Kürassierregiments Großfürst-Konstantin ernannt. Im Feldzuge von 1814 führte er das Regiment mit Auszeichnung namentlich bei Troyes und bei La Fère-Champenoise. Im Jahre 1826 ward er zum Generalmajor und Brigadier in Prag, 1830 zum Ritter des goldenen Vließes, 1833 zum Feldmarschallieutenant und Divisionär ernannt. In Wien während der Märzkatastrophe zufällig anwesend, übernahm er das Kommando der Stadt und ergriff die strengsten Maßregeln, um dem Ausbruche neuer Unruhen vorzubeugen. Bald aber erklärte sich die öffentliche Meinung mit solcher Entschiedenheit gegen ihn, daß ihn der Kaiser nach Böhmen zurücksandte. Nach dem Ausbruch des Aufstandes am 11. Juni bewies er den Aufständischen gegenüber viel Schonung und verließ den Weg der Mäßigung selbst dann noch nicht, als seine Gattin, geborne Fürstin Schwarzenberg, in ihrem Zimmer erschossen und sein ältester Sohn tödtlich verwundet worden war. Als die Kunde von der wiener Oktoberrevolution nach Prag gelangte, rückte er sogleich mit allen disponiblen Streitkräften nach der Hauptstadt, wurde vom Kaiser mit dem Oberkommando aller

Digitized by Google

Armeen außer der italienischen betraut und unterdrückte den Aufstand. Von dem neuen Kaiser, Franz Joseph, in seiner Stellung bestätigt, begann er Mitte December mit einer Streitmacht von 150,000 Mann die Operationen gegen Ungarn und besetzte Preßburg, Raab und Anfang Januar 1849 Buda-Pesth, hielt sich aber dann, den Feind unterschätzend, in Pesth sechs Wochen lang mit Regierungsmaßregeln und standrechtlichen Verurtheilungen auf, und es bedurfte des persönlichen Erscheinens des Ministers Bruck, um ihn zur Wiederaufnahme der Operationen zu veranlassen. Nun suchte er die Aufständischen in den Kreisausschnitt des Theißthales zusammenzudrängen, aber die Ungarn hatten sich indeß verstärkt, die österreichischen Generale wurden einer nach dem andern überfallen und geschlagen, und die wichtigsten Positionen gingen verloren, so daß die Donaulinie von Komorn bis Waizen und selbst Pesth aufgegeben werden mußte. Am 12. April ward W. vom Kaiser nach Olmütz berufen, und an seiner Stelle übernahm Welden den Oberbefehl der Armee. W. zog sich auf seine Güter nach Böhmen zurück. Im Jahre 1859 vom Kaiser zum Gouverneur von Mainz u. zum erblichen Mitglied des Reichsraths ernannt, † er den 21. März 1862. In seinem Auftrag ward geschrieben: „Der Winterfeldzug 1848—49 in Ungarn" (Wien 1851).

Windischmann, Karl Joseph Hieronymus, deutscher Philosoph, geboren am 24. Aug. 1775 zu Mainz, studirte daselbst Philosophie, dann zu Würzburg und Wien Medicin, ward 1801 Hofarzt des Kurfürsten von Mainz zu Aschaffenburg, 1803 Professor der Philosophie und Universalgeschichte in seiner Vaterstadt, 1811 auch Bibliothekar und erhielt 1818 an der neugegründeten Universität zu Bonn die katholische Professur der Philosophie, doch gehörte er auch der medicinischen Fakultät an. Er † hier den 23. April 1839. Seine wissenschaftliche Richtung war fast ausschließend durch die ursprüngliche Form der schellingschen Naturphilosophie bedingt, die mit seiner Neigung zu einer mystischen Naturanschauung, zur Theosophie und seinem aufrichtigen Katholicismus zu einem trüben Gemisch zusammenfloß. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Kritische Betrachtungen über die Schicksale der Philosophie in der neuern Zeit ꝛc." (Frankfurt 1825) und „Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte" (Bd. 1 unter dem Titel „Die Grundlage der Philosophie im Morgenlande", Bonn 1827—34). Einer seiner Söhne, Friedrich W., geboren den 13. Dec. 1811, erst Domkapitular zu Freising, seit 1846 Generalvikar des Erzbischofs, † den 24. Aug. 1861, hat sich als gelehrter katholischer Theolog wie als gründlicher Kenner der altindischen Sprache und Literatur einen Namen erworben. Er schrieb unter Anderem: „Sancara, seu de theologumenis Vedanticorum" (Bonn 1833); „Ueber den arischen Ursprung der armenischen Sprache" (München 1844); „Ueber den Somakultus" (daf. 1847); „Ursachen der arischen Völker" (daf. 1853); „Die persische Anahite oder Anaitis" (daf. 1856); „Mithra" (Leipzig 1857) und „Zoroastrische Studien" (Berlin 1863).

Windkammer, eine Vorrichtung, Luft aufzufangen, um dieselbe zu bestimmtem Behuf an einen Ort zu leiten, bei Schmelzöfen, Schmiedeherden, Orgeln und im Kleinen beim Schmelzen an der Lampe benutzt.

Windkessel, eine Vorrichtung, um in Pumpwerken die Ungleichheiten des Wasserstoßes auszugleichen, eine Art Regulator.

Windkolik, s. Blähungen.

Windlicht, s. Fackel.

Windmesser (Anemometer), Instrument zur Messung der Geschwindigkeit, d. h. der Stärke des Windes. Man unterscheidet mechanische, statische, barometrische und akustische W. Bei den ersteren wird eine mit verstellbaren Windmühlenflügeln versehene Axe durch den Wind in Rotation versetzt, während ein Zeiger die Zahl der Umdrehungen der Axe angibt. Bei der zweiten Art der W. wird entweder ein bewegliches Pendel durch den Druck des Windes gehoben, oder eine Fläche, die dem Winde normal entgegensteht, gegen eine elastische Feder gedrückt, wobei die Größe des Ausschlagwinkels oder der Zusammenpressung der Feder gemessen wird. Bei dem barometrischen W. bläst der Wind in eine an einer Windfahne befestigte, geneigtstehende Usörmig gebogene Röhre, welche mit Wasser gefüllt wird. Eine Skala zeigt den Unterschied in der Höhe der beiden Flüssigkeitssäulen. Der akustische W. besteht aus horizontalen, nach den Windrichtungen liegenden Pfeifen mit trichterförmigen Mundstücken. Jeder Windrichtung entsprechen mehre Pfeifen, welche auf verschiedene Töne gestimmt sind und mehr oder weniger leicht ansprechen. Alle diese Instrumente lassen noch viel zu wünschen übrig. Bei einem neueren selbstregistrirenden W. ist am obern Ende einer vertikalen Stange, welche sich auf einer feinen Spitze dreht, ein horizontales Kreuz mit etwa 8 Centimeter langen Armen angebracht, welche außen halbkugelförmige Schalen von etwa 8 Centimeter Durchmesser tragen. Die Oeffnungen der letzteren stehen vertikal und sind alle nach derselben Seite gerichtet. Die Drehung der Stange wird durch Zahnräder auf eine horizontal liegende Welle übertragen und dabei genügend verlangsamt, um dem elektromagnetischen Markirungsapparat angepaßt werden zu können. Letzterer stellt die Zu- und Abnahme der Windgeschwindigkeit durch eine Kurve dar, deren Abscissen den Zeiten und deren Ordinaten den Windgeschwindigkeiten, d. h. den in gleichen Zeitintervallen, z. B. je in 10 Minuten, vom Winde zurückgelegten Wegen entsprechen. Nach Robinson sollen sich bei diesem Instrument ganz allgemein die Mittelpunkte der Schalen mit $^1/_3$ der Geschwindigkeit des Windes bewegen.

Windmonat, s. v. a. November.

Windmühlen, s. Mühlen.

Windmühlenkunst, irgend ein mechanisches Kunstwerk oder eine größere Maschine, z. B. Pumpwerke, Schöpfmaschinen, Baggermaschinen, Göpel und dergleichen, welche nach Art der Windmühlen durch Windmühlenflügel in Bewegung gesetzt werden.

Windrose (Schiffsrose), die an den Schiffskompassen angebrachte, den Horizont vorstellende Scheibe, auf welcher durch 32 vom Mittelpunkte in gleichen Abständen von einander nach dem

Digitized by Google

Umkreise gezogene Linien die Richtung der Weltgegenden angegeben ist. Diese Linien bilden gewöhnlich einen Stern von 32 Strahlen. Diejenige Spitze des Sterns, welche Norden angeben soll, wird durch einen Pfeil oder ein anderes Zeichen kenntlich gemacht, an jede der übrigen Linien aber der Name der betreffenden Weltgegend bemerkt. Nord, Süd, Ost u. West heißen Haupt-, die übrigen Nebengegenden. Zwischen den 4 Hauptgegenden liegen die 4 ersten Nebengegenden: Nordwest, Nordost, Südwest und Südost. Indem man die 8 Bögen wieder halbirt, erhält man 8 neue, die sogenannten zweiten Nebengegenden: Südsüdwest, Westsüdwest, Westnordwest, Nordnordwest, Nordnordost, Ostnordost, Ostsüdost und Südsüdost. Halbirt man die 16 Bögen nochmals, so erhält man 16 andere, sogenannte dritte Nebengegenden, deren Bezeichnung aus dem Namen der nächsten Hauptgegend oder ersten Nebengegend zusammengesetzt wird, wobei man, je nachdem die zu bezeichnende Weltgegend rechts und links von dieser liegt, das Wörtchen „gen" oder „in" dazwischen setzt. So erhält man Nord in Ost oder Nord gen Ost, Nordost in Nord, Ost in Nord, Ost in Süd, Südost in Ost, Südost in Süd ꝛc. Von Süd nach West folgen daher auf einander: Süd, Süd gen West, Südsüdwest, Südwest gen Süd, Südwest, Südwest gen West, Westsüdwest, West gen Süd, West. Am äußersten Rande der Scheibe ist gewöhnlich noch die Eintheilung in 360 Grade angegeben, deren $11\frac{1}{4}$ auf jede der 32 Bögen kommen.

Windsbach, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Heilsbronn, an der fränkischen Rezat, Sitz eines Rentamts, hat ein Schloß, 2 Kirchen, eine lateinische Schule, ein Waisenhaus, Hopfen- und Tabaksbau und 1320 Einwohner.

Windsheim, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Uffenheim, an der Aisch, mit Mauern, Thürmen und Thoren, ist Sitz eines Bezirks- und eines Landgerichts, hat ein schönes Rathhaus, ein reiches Hospital, eine lateinische Schule, Fabrikation von Nadeln, Gold- und Silberwaaren, Baumwoll- und Leinweberei, Hopfen- und Weinbau und 3150 Einwohner. W. war früher freie Reichsstadt, kam 1802 an Bayern, 1803 an Preußen, 1810 aber mit Baireuth wieder an Preußen.

Windsor, Stadt in der englischen Grafschaft Berks, 5 Meilen westlich von London, am rechten Ufer der Themse, über welche eine Brücke nach dem durch sein College berühmten Dorf Eton führt, und an einer Zweigbahn zwischen der Westbahn und der Südwestbahn, hat ein schönes Rathhaus (Guildhall), dessen Inneres mit den Porträten mehrer englischen Regenten geschmückt ist, ein Theater, Kasernen und 9520 Einwohner. Berühmt ist W. besonders wegen des großartigen königlichen Schlosses (Windsor Castle) auf einer Anhöhe, seit fast 8 Jahrhunderten Hauptsitz der englischen Könige. Schon die sächsischen Könige besaßen einen Palast in W., den jedoch Eduard der Bekenner der Westminsterabtei schenkte. Wilhelm der Eroberer tauschte W. wieder ein und erbaute das Schloß, das von Eduard III., der hier geboren war, erweitert und ausgeschmückt wurde. Elisabeth hielt sich häufig hier auf; Karl I. wurde in W. beigesetzt, und Karl II. hatte seine gewöhnliche Sommerresidenz daselbst. Seine jetzige Gestalt und Einrichtung verdankt das Schloß Georg IV., der ungeheure Summen auf die Restauration und innere Ausschmückung desselben verwendete. Das Ganze ist ein längliches Viereck und in zwei Höfe getheilt, die durch den sogenannten runden Thurm, mit welchem Eduard III. das Schloß anfing, und die Wohnung des Kommandanten von einander getrennt werden. Im oberen Hofe befindet sich die Bildsäule Wilhelms des Eroberers. An der Nordseite des oberen Hofs liegen die Staats- und Audienzzimmer, an der Ostseite die Zimmer der Königin und gegen Süden die der vornehmsten Kronbedienten. Der untere Hof enthält die St.-Georgskapelle, in der die Kapitel des Hosenbandordens gehalten werden. Die Säle und Zimmer des Schlosses sind prächtig dekorirt und meist mit werthvollen Gemälden geschmückt. Der 200 Fuß lange St.-Georgssaal dient als Bankettsaal bei feierlichen Gelegenheiten und ist geschmückt mit den Bildnissen der britischen Monarchen von Jakob I. bis Georg IV., vieler anderen Fürsten, berühmten Staatsmänner und Kriegshelden. So lange Mitglieder der königlichen Familie im Schlosse anwesend sind, weht von dem Thurme die große englische Flagge. Das Schloß ist von einem schönen Park umgeben. Auf einer nahen Höhe steht seit 1832 die kolossale Reiterstatue Georgs III. von Sir Richard Westmacott auf einem Piedestal von ungeheuren Granitblöcken. Der schönste Punkt des Parks ist die große Terrasse, die sich längs der östlichen und eines Theils der nördlichen Seite des Schlosses erstreckt, 1870 Fuß lang und verhältmäßig breit ist. Außerdem befinden sich in dem Park, sowie in der Nähe des Schlosses noch mehre moderne Gebäude, so Frogmore-Lodge, einst Lieblingsaufenthalt der Königin Charlotte, dann von der Herzogin von Kent (Mutter der Königin Victoria) bewohnt, jetzt mit dem Mausoleum des Prinzen Albert. In dem Wald von W., der 10 Meilen im Umfang hat, befindet sich Windsor-Lodge, ein Lustschloß des Herzogs von Cumberland und Herschels Observatorium.

Windsucht, s. v. a. Blähsucht, s. Blähungen.

Windwärts, nach der Seite zu, wo der Wind herkommt. Daher Windwärtszeit, eine Ebbe oder Fluth, wobei das Wasser gegen den Wind anläuft und die Wellen sehr hohl gehen.

Windwardinseln (Windwards isles), s. Westindien.

Windwardspassage, Meeresstraße zwischen Cuba, Hayti und Jamaica, verbindet das atlantische und karaibische Meer.

Winendall (Wynendael), ein ehemals den Grafen von Flandern gehöriges Jagdschloß auf der Straße von Lille nach Ostende, unweit der Stadt Thourout in der belgischen Provinz Westflandern, historisch merkwürdig durch die Schlacht am 28. September 1708 im spanischen Erbfolgekriege, zwischen dem französischen General de la Mothe und dem britischen General Webb.

Winer, Georg Benedikt, ausgezeichneter

Digitized by Google

deutscher Theolog, geboren am 13. April 1789 zu Leipzig, studirte daselbst Theologie, ward 1817 Privatdocent und 1818 außerordentlicher Professor derselben und folgte 1823 einem Ruf nach Erlangen, kehrte aber 1832 als ordentlicher Professor nach Leipzig zurück, wo er den 12. Mai 1858 †. Seine Studien richteten sich anfangs auf die kritisch und exegetisch noch wenig bearbeiteten Bibelübersetzungen, dann auf die neutestamentliche Exegese, die er von der sprachlichen Seite fester zu begründen suchte. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms" (Leipzig 1822, 6. Aufl. 1854), „Biblisches Realwörterbuch" (das. 1820; 3. Aufl. 1847—49, 2 Bde.), „Komparative Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchenparteien" (das. 1824, 2. Aufl. 1837), „Chrestomathia talmudica" (das. 1822), die „Grammatik des biblischen und targumischen Chaldäismus" (das. 1824, 2. Aufl. 1842), nebst dem „Chaldäischen Lesebuch" (das. 1825) und das „Handbuch der theologischen Literatur, hauptsächlich des protestantischen Deutschlands" (das. 1825, 2. Aufl. 1826). Auch gab er Bertholds „Opuscula academica" (Leipz. 1824), Simons „Lexicon manuale Hebraicum" (das. 1828), mit Engelhardt das „Neue kritische Journal der theologischen Literatur" (1824—26) und dann seit 1826 allein die „Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie" heraus.

Winfried, s. v. a. Bonifacius.

Wingolf, in der Asenlehre ein Saal, den die Asen für die Göttinnen Asynien bauten (s. Asgard); auch Odins Walhalla in Gladsheimr, sowie der Gimlir genannte neue Himmel, in welchem nach dem großen Weltbrande die Seligen wohnen sollen.

Wingolf, eine schon 1836 in Erlangen aufgetauchte und seit 1843 auch auf anderen Universitäten verbreitete, aber erst 1850 nach Klopstocks Ode „Wingolf" (d. i. Tempel der Freundschaft) W. benannte Studentenverbindung mit specifisch christlicher Tendenz.

Winipegsee (Winnipec), großer Binnensee im britisch-nordamerikanischen Gebiete der Hudsonsbaikompagnie, ist über 60 Meilen lang, 3 bis 20 Meilen breit und hat einen Flächenraum von 420 QMeilen. Er erhält sein Wasser durch den Winipegfluß aus dem Holz- oder Wäldersee (Lake of the Woods), nimmt den Red River und den Saskatchewan auf und fließt durch den Bernes in den Severn und durch den Nelsonfluß (unteren Lauf des Saskatchewan) nordöstlich in die Hudsonsbai ab.

Winkel, die Neigung zweier Linien gegen einander, daher das Gegentheil von parallel. Der Punkt, wo sich die beiden Linien (die Schenkel des W.s) schneiden, heißt der Scheitel des W.s. Sind die beiden Linien, welche die Schenkel bilden, gerade, so entsteht ein geradliniger oder ebener W.; liegen beide Schenkel in einer und derselben geraden Linie, aber auf verschiedenen Seiten des Scheitels, so heißt der W. ein gerader oder gestreckter. Jeder W., welcher kleiner als ein gestreckter W. ist, heißt ein konkaver oder hohler, jeder W. dagegen, welcher größer als ein gestreckter ist, ein konvexer oder erhabener W. Zwei in einem Punkte zusammenstoßende gerade Linien schließen demnach immer entweder 2 gestreckte, oder einen konkaven und einen konvexen W. mit einander ein. Die Hälfte eines gestreckten W.s heißt ein rechter W., in der Geometrie durch R bezeichnet. Ein gestreckter W. ist also = 2 R, jeder konkave W. $<$, jeder konvexe W. $>$ 2 R. Die Summe der beiden von zwei in einem Punkte zusammenstoßenden geraden Linien eingeschlossenen W. ist demnach immer = 4 R. Ein konkaver W. heißt spitz oder stumpf, je nachdem er kleiner oder größer als ein rechter W. ist. Alle konkaven W., welche keine rechten W. sind, heißen schiefe W. Zwei konkave W., welche den Scheitel und einen Schenkel gemein haben, und deren beide andere Schenkel von der Spitze aus entgegengesetzt in gerader Linie liegen, heißen Nebenwinkel. Je 2 Nebenwinkel zusammen betragen immer einen gestreckten W. und sind also = 2 R. W. am Mittelpunkte oder Centriwinkel heißen in der Lehre vom Kreise alle solche W., deren Spitzen im Centrum des Kreises liegen; W. an der Peripherie oder Peripheriewinkel sind solche, deren Spitzen in der Peripherie liegen und deren Schenkel Sehnen des Kreises sind. Die Einheit des Winkelmaßes ist wegen seiner unveränderlichen Größe der rechte W. Um aber Brüche möglichst zu vermeiden, theilt man den rechten W. in 90 gleiche Theile, welche man Grade nennt, den Grad in 60 Minuten, die Minute in 60 Sekunden, diese wieder in 60 Tertien ꝛc. und bezeichnet diese Maßtheile durch 0, ′, ″, ‴. Denkt man sich zwischen den Schenkeln eines W.s aus seiner Spitze als Mittelpunkt einen Kreisbogen beschrieben, so enthält derselbe, wie groß oder klein man auch den Halbmesser annehmen mag, ebensoviele Bogengrade ꝛc., als der W. Winkelgrade ꝛc. enthält, worauf die Messung der W. durch Bogen beruht. Ein rechter W. ist also = 90°, ein gestreckter = 180°, jeder konkave W. $<$ 180°, jeder konvexe $>$ 180°, jeder spitze W. $<$ 90°, jeder stumpfe $>$ 90°, und 2 Nebenwinkel sind gleich 180°. Der W., den zwei in einem Punkte zusammenstoßende krumme Linien bilden, ist identisch mit dem W., den die durch den Durchschnittspunkt an die beiden krummen Linien gezogenen Tangenten bilden. Stoßen mehre Ebenen in einem Punkte zusammen, so heißt der zwischen ihnen enthaltene, auf der einen Seite unbegrenzte Raum ein körperlicher W., dessen Seitenzahl sich nach der Anzahl der einschließenden Ebenen bestimmt. Drei Ebenen sind mindestens zur Bildung eines körperlichen W.s erforderlich. Als Maß eines solchen W.s kann man das zwischen ihm enthaltene Stück einer Kugelfläche betrachten, welche aus seiner Spitze mit einem bestimmten Halbmesser beschrieben worden ist. In der Kriegsbaukunst hat man eingehende W., deren Schenkel gegen das Feld, und ausgehende, deren Schenkel sich gegen die Festung öffnen.

Winkel, Marktflecken im preußischen Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Rüdesheim (Rheingaukreis), rechts am Rhein und an der Eisenbahn von Wiesbaden nach Rüdesheim, mit Schloß (Vollraths), trefflichem Weinbau und 1730 Einwohnern. Unweit davon auch das Schloß

Digitized by Google

Johannisberg. W. ist das Vinicella der Römer. Hier errichtete Hrabanus Maurus eine Schule, und man zeigt noch das von ihm bewohnte Haus (jetzt ein Heuschoppen). In der Nähe das Landhaus Brentano's.

Winkelhaken, s. Buchdruckerkunst.

Winkelrecht, einem rechten Winkel gemäß; auch s. v. a. lothrecht, senkrecht, s. Perpendikel.

Winkelried, Arnold Strutt von, ein Schweizer aus dem Kanton Unterwalden, entschied durch seine Aufopferung die Schlacht bei Sempach am 9. Juli 1386; s. Schweiz (Gesch.). Vgl. Liebenau, Arnold W., Aarau 1862.

Winkler, Karl Gottfried Theodor, als Pseudonym Theodor Hell, geboren den 9. Februar 1775 zu Waldenburg im Schönburgischen, studirte zu Wittenberg die Rechte und Geschichte, ward 1796 beim Stadtgerichte zu Dresden angestellt, 1801 Kanzlist beim geheimen Archiv, 1805 geheimer Archivregistrator, darauf geheimer Sekretär und nach der Rückkehr von einer Reise nach Italien und Frankreich Sekretär bei der vom König von Sachsen zurückgelassenen Regierungskommission und Redakteur des „Generalgouvernementsblattes". Während des russisch-preußischen Gouvernements ward er zum russischen Hofrath ernannt, dann zur Organisation des Theaters berufen und zu dessen Intendanten ernannt. Von Michaelis 1814 an stand er der Verwaltung der Hofbühne zu Dresden, dann der Bühne in Leipzig vor. Bei der Rückkehr des Königs ward er zum Theatersekretär, 1816 zum Sekretär bei der königlichen Akademie der Künste ernannt und 1824 erhielt er den Titel eines königlich sächsischen Hofraths. Seit 1825 führte er auch die Regie der italienischen Oper, und 1841 erfolgte seine Ernennung zum Vicedirektor des k. Hoftheaters und der musikalischen Kapelle. Er † am 24. Sept. 1856. Die Zahl seiner durch Anmuth, wenn auch nicht durch Originalität ausgezeichneten Schriften ist sehr groß. Seine „Lyratöne" (Dresden 1821, 2 Bde.) und seine „Neuen Lyratöne" (Braunschweig 1830) bezeugen eine vielseitige und innige Auffassung des Lebens und eine große Gewandtheit in Sprache und Versbau. Von seinen metrischen Uebersetzungen sind hervorzuheben die der „Lusiade" des Camoens, gemeinschaftlich mit Fr. Kuhn (Dresden 1807), und Byrons „Mazeppa" (1820). Von 1817—43 redigirte er die „Abendzeitung". Die Bühne hat er durch zahlreiche Uebersetzungen und Bearbeitungen vorzüglich französischer Dramen bereichert. Auch gab er die hinterlassenen Schriften seines Freundes K. M. von Weber (Dresden 1827, 3 Bdchn.) mit einem biographischen Vorwort heraus und übersetzte die viardotschen „Studien zur Geschichte der Staatseinrichtungen, Literatur ꝛc. in Spanien" (Leipzig 1836, 2 Bde.).

Winland, s. v. a. Vinland (s. d.).

Winlaton, großes Dorf in der englischen Grafschaft Durham, westlich von Newcastle, unweit der Eisenbahn von Newcastle nach Carlisle, mit bedeutenden Eisenwerken, Ankerschmieden ꝛc. und 6809 Einwohnern.

Winnebagoes (stinkende Indianer, von den Franzosen Puants genannt), nordamerikanische Indianer vom Hauptstamme der Sioux und Unterstamme der Dacotas, früher im Gebiete des jetzigen Staats Wisconsin an den Ufern des Michigan- und Winnebagosee's lebend, jetzt gänzlich über den Mississippi zurückgedrängt, ungefähr noch 4000 Köpfe stark. Sie beschäftigen sich mit Jagd und Fischerei. Der Winnebagosee im Staate Wisconsin ist 6 Meilen lang, 2 Meilen breit, hat 10 QMeilen Flächenraum und fließt durch den Neenah oder Fox River in den Michigansee ab.

Winnenburg, sonst reichsunmittelbare Herrschaft des westphälischen Kreises, im Gebiete des Erzstifts Trier gelegen, gehörte nebst Beilstein den Grafen von Metternich und hatte Sitz und Stimme auf den Reichs- und Kreistagen. Beide Herrschaften kamen 1801 zu Frankreich (Rhein-Moseldepartement), fielen aber 1815 an Preußen.

Winnenden, Stadt im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Waiblingen, hat ein Hofkameralamt, eine Anstalt (Paulinenstift) für verwahrloste, blinde und taubstumme Kinder, Wollspinnerei, Gerberei, Färberei und 3100 Einw. Dabei Schloß Winnenthal, seit 1832 Irrenheilanstalt.

Winnfeld, Gegend in der Vogtei Falkenberg des Fürstenthums Lippe-Detmold, unweit des Dorfes Bilderbeck anfangend, vielleicht das Schlachtfeld im teutoburger Walde, wofür auch manche dort übliche Namen (Roda und Knakenbeek, d. i. rother und Knochenbach, 2 Bäche, das Dorf Veldrom, d. i. Römerfeld) und gefundene Alterthümer (alte Waffen und Münzen) sprechen.

Winnitza, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Podolien, am Bug, hat ein Schloß, 6 Kirchen, 3 Klöster, 2 Schulen, viele Fabriken, Handel mit Vieh, Mehl, Getreide, Hanf, Tabak, Leinwand ꝛc. und 10,179 Einwohner.

Winnsborough, Stadt im nordamerikanischen Staate Südcarolina, Hauptort der Grafschaft Fairfield, an der Charlotte-Südcarolinabahn, hat ein Gerichtshaus, 4 Kirchen und 800 Einw. Dabei das baptistische Furman Theological Seminary mit Bibliothek.

Winnweiler, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Kaiserslautern, an der Alsenz, mit einem Friedensgericht, Forst- und Rentamt, evangelischer und katholischer Pfarrei, Eisenwerk, Kupferschmelze, Oelfabrikation, Weinbau und 1330 Einwohnern. Dabei die Räuberhöhle, eine 800 Fuß tiefe Felsenhöhle.

Winsbeke und Winsbekin, zwei althochdeutsche didaktische Gedichte aus dem 13. Jahrhundert von einem unbekannten Verfasser, genannt nach einem angeblichen Ritter Winsbeke am Hofe des Kaisers Friedrich Barbarossa u. Friedrichs II. und seiner Gemahlin Winsbekin, Aufseherin über die Hofdamen und Schiedsrichterin bei den poetischen Wettkämpfen. Die Gedichte, die ursprünglich wohl nicht zu einander gehören, sind in lyrischer Strophe, nicht in der Epossform abgefaßt. Abgedruckt finden sie sich in Beneke's „Beiträgen", Bd. 2, S. 455; in von der Hagens „Neuem Jahrbuch", Bd. 2, S. 182, und anderwärts. Eine besondere Ausgabe besorgte Haupt 1845.

Winschoten, Stadt in der niederländischen Provinz Gröningen, mit Gröningen und der „neuen Schans" an der hannöverischen Grenze

Digitized by Google

durch das winschoter Diep (Kanal) verbunden, ist Sitz eines Bezirks- und eines Kantonalgerichts, hat 3 Kirchen, eine Synagoge, ein Gymnasium, mehre andere Schulen, Gerberei, Färberei, Kalk- und Ziegelbrennerei, stark besuchte Vieh- und Getreidemärkte und 4947 Einwohner. Hier 1568 Sieg des Prinzen von Oranien über die Spanier. Dabei die alte Schanze Winschoterzyl.

Winsen (W. an der Luhe), Stadt in der preußisch-hannöverischen Landdrostei Lüneburg, an der Luhe, unweit ihrer Mündung in die Elbe, und an der Eisenbahn von Hannover nach Harburg, Sitz eines Amts und eines Amtsgerichts, hat ein Schloß, Hospital, Tabaksfabrikation, Brauerei, Brennerei, lebhaften Handelsverkehr mit Hamburg und 2405 Einwohner.

Winter (lat. hiems), die zwischen Herbst und Frühling fallende Jahreszeit, fängt auf der nördlichen Halbkugel der Erde mit dem Austritt der Sonne aus dem Zeichen des Steinbocks (21. oder 22. December) an und endigt mit dem Eintritt in das Zeichen des Widders (um den 21. März), während sie in der südlichen Halbkugel vom 21. Juni bis um den 22. September dauert. In dieser Zeit durchläuft die Sonne die Thierkreiszeichen des Schützen, des Wassermanns und der Fische. In der Meteorologie bezeichnet man gewöhnlich die drei Monate December, Januar und Februar als W. In der heißen Zone tritt statt des Winters nur eine Regenzeit ein, die aber nicht kalt ist. In ganz Nord- und Südafrika, mit Ausnahme der Gebirgsgegenden, ja selbst in Neapel, Sicilien, dem südlichen Spanien und Portugal gibt es in der Regel weder Eis, noch tritt Winterkälte ein. Weiter nach Norden und schon im Kirchenstaat friert es öfter, noch mehr in Oberitalien. Diesseits der Alpen ist der W. schon ziemlich anhaltend und streng, und jenseits des Polarkreises erreicht die Winterkälte einen Grad, von dem wir uns keine Vorstellung machen können. Dasselbe Fortschreiten findet nach dem Südpol zu Statt. Mit dem Sinken der Licht- und Wärmeerzeugung durch die Sonne im W. zieht sich auch das Leben der Erde von ihrer Oberfläche mehr nach dem Inneren der Erdrinde zurück. Ein großer Theil der pflanzlichen Organismen ist abgestorben, ein anderer nebst einer nicht geringen Anzahl thierischer Individuen liegt im scheintodten Zustande (Winterschlaf). Die Luft ist von Dünsten rein, sehr elastisch und elektrisch. Die Gährungsprozesse werden unterdrückt. Auch im Menschen hat sich das Leben mehr nach innen gewendet, die Receptivität und alle Verrichtungen des höheren thierischen Lebens sind vermindert, wogegen die Bildungsprozesse das Uebergewicht bekommen.

Winter, 1) Peter von W., ausgezeichneter Gesangskomponist, geboren 1754 zu Mannheim, ward schon als Knabe von 10 Jahren in das kurfürstliche Hoforchester aufgenommen, genoß hierauf in der Komposition den Unterricht des Abts Vogler und ward 1775 Orchesterdirektor des deutschen Theaters in Mannheim, dann in München. Aus dieser ersten Periode seiner schöpferischen Thätigkeit sind mehre Ballets, Kantaten und Melodramen zu erwähnen. Nachdem er von 1780—82 in Wien noch Salieri's Unterricht genossen, führte er in München seine erste Oper, „Helena und Paris", auf und erhielt 1788 die Kapellmeisterstelle. Im Jahre 1790 ging er nach Italien und dort erst begann er für den Gesang zu schreiben und Gesang zu lehren. In den Jahren 1795 und 1796 war W. in Prag und Wien, 1802 unternahm er eine Reise nach England und Frankreich. Seit 1813 beginnen seine Gesangswerke sich mehr zu dem seitdem herrschend gewordenen und durch die italienische Oper auch nach München verbreiteten Geschmack Rossini's und seiner Geistesverwandten zu akkommodiren. Er † den 18. Oktober 1825 zu München. Unter seinen vielen Musiken sind mehre Oratorien, z. B. „Bettalia liberata" (1792), und einige Kantaten, die er für die protestantische Hofkirche, ein treffliches Requiem, welches er zur Todtenfeier Kaiser Josephs II. schrieb, ein in edlem Styl komponirtes Miserere, mehre Messen und Vespern hervorzuheben. Von seinen weltlichen Kantaten, die noch höher stehen als die geistlichen, ist besonders „Timotheus oder die Macht der Töne" geschätzt. W. hat 18 Opern geschrieben, unter welchen „Das unterbrochene Opferfest" (1796) die weiteste Verbreitung gefunden hat. Die Oper „Mohammed" schließt sich bereits an Rossini an, fand aber als ein eigenthümliches Meisterwerk Anerkennung. Sein Gesang ist den Stimmen stets völlig angemessen; seine Melodien sind fließend und schmeicheln dem Ohr, dabei voll tiefen Gefühls. Weniger mannichfaltig ist seine Modulation. Das Anmuthige und Prächtige gelang ihm mehr als das Erhabene. Auch für den Gesang hat er viel gewirkt, u. A. durch seine „Singschule" (Mainz 1824, 4 Bde.).

2) Georg Ludwig, badischer Staatsminister, am 18. Januar 1778 zu Prechthal im Schwarzwald, wo sein Vater Pfarrer war, geboren, besuchte das Lyceum zu Karlsruhe und studirte zu Göttingen die Rechte. Nachdem er 1803 als geheimer Sekretär im badischen Ministerium des Innern in den unmittelbaren Staatsdienst getreten, ward er 1805 Assessor im evangelischen Kirchenrath, 1807 Regierungsrath und Mitglied des Oberkirchenraths, 1808 Regierungsrath im Mittelrheinkreis, 1810 Oberamtmann in Durlach. Im August 1814 kam er als Stadtdirektor nach Heidelberg, von wo er im folgenden Jahre als Rath in das Ministerium des Innern berufen wurde. Als geheimer Referendar hatte W. nicht geringen Antheil an der neuen badischen Verfassung, und auf dem ersten badischen Landtag trat er als Deputirter in einem Bericht über das Adelsedikt den aristokratischen Prätensionen entgegen. Im Jahre 1821 wurde er Mitglied der zweiten Sektion des Staatsministeriums, sowie Direktor der evangelischen Kirchensektion, 1822 Staatsrath und Mitglied des Staatsministeriums, 1824 Direktor des Ministeriums des Innern. Beim Regierungsantritt des Großherzogs Leopold sollte er das Ministerium des Innern und zu diesem Zweck den Adelstitel erhalten. Da er aber den letzteren ablehnte, übertrug man ihm 1830 vorläufig unter dem Namen Chef des Ministeriums nur die Funktion des Ministers des Innern, und erst 1833 legte man ihm auch

Digitized by Google

den Namen eines solchen bei. Trotz der auch in Baden sich kundgebenden Reaktionstendenzen gelang es ihm, das liberale Verwaltungssystem aufrecht zu erhalten. Eine Reihe wichtiger Reformen, namentlich die Umgestaltung des Gemeindewesens, war hauptsächlich sein Werk. Obwohl der liberalen Opposition manchmal entschieden entgegentretend, genoß er doch einer Popularität, wie sie vor ihm kein anderer Minister besessen. Mit Begeisterung ergriff er die Idee, eine Eisenbahn durch das Großherzogthum auf Staatskosten auszuführen, für welchen Zweck der außerordentliche Landtag von 1838 berufen wurde, der ein Gesetz hierüber beschloß. Dieser Landtag war sein letzter; er † am Tage nach dem Schlusse desselben, am 27. März 1838. Mehr über seine Verwaltung s. Baden (Gesch.). Als Schriftsteller trat W. in dem Erbfolgestreite mit Bayern für das badische Interesse auf in der Schrift „Ueber die Ansprüche der Krone Bayerns auf Landestheile des Großherzogthums Baden" (Mannheim 1827). Vgl. Weick, Reliquien von L. W., Freib. 1843.

Wintera *Murr.* (Gewürzrindenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Magnoliaceen, charakterisirt durch den tief 2—3theiligen Kelch, die 6 oder zahlreichen in einem einfachen oder doppelten Wirbel stehenden Blumenblätter, die kurzen, nach oben verdickten Staubgefäße mit getrennten Antherenfächern und die 4—8 gehäuften, einfächerigen, mehrsamigen Beeren, immergrüne amerikanische Sträucher und Bäume in 5 Arten, von welchen W. aromatica *Murr.*, Drimys Winteri *Forst.*, Winterana aromatica *Soland.*, Winters Gewürzrindenbaum, Wintersrindenbaum, die wichtigste ist. Dies ist ein 10—40 Fuß hoher Baum mit länglichen, stumpfen, lederartigen, unterseits blaugrünen Blättern und Blüthen mit 4 Fruchtknoten, der auf sonnigen Hügeln an der Südspitze von Südamerika, namentlich an der Magelhaensstraße, von wo der Kapitän Johann Winter, der den berühmten Franz Drake 1577 auf dessen Fahrt durch jene Straße begleitete, die Rinde desselben 1579 mit nach England brachte, sowie nach Martius in Brasilien und nach Humboldt auch in Neugranada auf Gebirgen wächst. Von ihm stammt die wahre Wintersrinde oder der magellanische Zimmt, Cortex Winteri s. Winteranus verus, Cortex magellanicus. Sie besteht aus röhren- oder rinnenförmigen, oft einige Fuß langen und bis 5 Linien dicken, äußerlich ziemlich glatten, hellgraulichgelben oder bräunlichen, häufig dunkel gefleckten, innen nelkenbraunen, faserigen Rindenstücken, hat einen gewürzhaft scharfen, brennenden, pfefferartigen Geschmack und angenehm gewürzhaften, zimmt- oder pfefferartigen Geruch und enthält vorwaltend ätherisches Oel und scharfes Hartharz und Gerbstoff. Sie wurde als Ersatzmittel der Chinarinde vorgeschlagen und soll sich besonders gegen den Skorbut als wirksam erwiesen haben (daher Cortex antiscorbuticus). Da diese Drogue häufig mit dem weit schwächer wirkenden weißen Zimmt (Canella alba) verfälscht war, so ist sie gegenwärtig fast nicht mehr im Gebrauch.

Winterbach, Pfarrdorf im württembergischen Jaxtkreis, Oberamt Schorndorf, an der Rems, hat eine Schwefelquelle mit Badeanstalt und 2100 Einwohner.

Winterberg, 1) zwei Berge der sächsischen Schweiz: der große W., der höchste Gipfel des Gebirges auf dem rechten Elbufer, ist 1720 Fuß hoch u. hat eine Basaltkuppe mit einem Gasthause und prachtvoller, weitumfassender Aussicht; der kleine W. ist 1520 Fuß hoch. — 2) Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Pisek, an der Wosinka, in einem Thal, hat ein alterthümliches, umfangreiches Schloß auf dem felsigen Schloßberge, alte Ringmauern, zum Theil alterthümliche, mit Malereien u. Wappen verzierte Häuser, Leder-, Papier-, Spiritusfabrikation, Brennerei und 2960 Einwohner. — 3) Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Brilon, unweit der Quelle der Ruhr, hat Pot- und Waidaschesiederei, Zeugdruckerei, ansehnlichen Hausirhandel, Viehzucht und 1356 Einwohner.

Winterfeld, Karl Georg August Vivigens, namhafter musikalischer Schriftsteller, geboren den 28. Januar 1794 zu Berlin, studirte zu Halle die Rechte und ward 1811 Kammergerichtsassessor zu Berlin, widmete aber seine Muße besonders der Musik und den romanischen Sprachen und sammelte auf einer Reise in Italien 1812 eine Menge alter Musikwerke. Seit 1816 Oberlandesgerichtsrath in Breslau, erhielt er bald darauf die Aufsicht über den musikalischen Theil der dortigen Universitätsbibliothek. Im März 1832 kam er als geheimer Obertribunalrath nach Berlin, wo er viel für Belebung des Geschmacks der klassischen Musik, namentlich Kirchenmusik that. Seit 1847, wo er aus dem Staatsdienst schied, widmete er sich ausschließlich musikalischen Studien. Er † den 19. Febr. 1852. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „Johannes Gabrieli und sein Zeitalter" (Berlin 1834, 3 Bde.); „Johannes Pierluigi von Palestrina" (Bresl. 1838); „Martin Luthers deutsche geistliche Lieder, nebst den während seines Lebens dazu gebräuchlichen Singweisen" (Leipz. 1840); „Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes" (das. 1843 bis 1847, 3 Bde.); „Ueber Herstellung des Gemeinde- und Chorgesangs in der evangelischen Kirche" (das. 1848); „Zur Geschichte heiliger Tonkunst" (das. 1850—52, 2 Bde.).

Winterfeldt, Hans Karl von, berühmter Feldherr Friedrichs des Großen, geboren am 4. April 1709 zu Vanselow in Vorpommern, trat schon im 16. Jahre als Junker in das Kürassierregiment seines Oheims von Winterfeldt ein, ging dann zur Gardeinfanterie über und ward 1740 von Friedrich II. zum Major und Flügeladjutanten erhoben. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1741 befehligte W. ein Grenadierbataillon, das dem Sturm auf Glogau beiwohnte und in der Schlacht bei Molwitz mit Auszeichnung focht. Von einer hierbei erhaltenen Fußwunde wieder genesen, ward er zum Obersten und Generaladjutanten befördert und leitete am 22. Juni das glänzende Gefecht bei Rothschloß gegen den österreichischen General Baronay. Im zweiten schlesischen Kriege war er erst mit bei der Ein-

Digitized by Google

schließung von Prag, dann deckte er die Verbindung mit dem Magazin zu Leitmeritz. Im Feldzuge von 1745 lieferte er den Truppen des ungarischen Aufgebots bei Schlawentitz am 11. April ein glückliches Gefecht und im Mai 1745 dem General Nadasdy bei Landshut, wofür er zum Generalmajor ernannt wurde. Auch an den Siegen von Hohenfriedberg und Hennersdorf hatte er Antheil. Während der folgenden Friedensjahre ward W. als Generaladjutant beim König auch häufig zu diplomatischen Missionen verwandt. Als 1755 der Allianztraktat zwischen Preußen und Frankreich zu Ende ging, war es W., der den König dazu vermochte, sich an England anzuschließen. Im Jahre 1756 avancirte W. zum Generallieutenant und bald darauf ward er Gouverneur von Kolberg. Als Friedrich II. die sächsische Armee in ihrem Lager bei Pirna einschloß, erhielt W. den Auftrag, den König von Polen zur Entsagung der Alliance mit Oesterreich zu bewegen, erreichte jedoch seinen Zweck nicht und schloß hierauf mit dem sächsischen Feldmarschall Rutowski die Kapitulation von Pirna. Im folgenden Winter deckte er die Päße von Landshut in Schlesien. In der Schlacht bei Prag befehligte er die Infanterie des linken Treffens, wurde durch einen Schuß am Halse verwundet und übernahm nach seiner Genesung das Kommando des rechten Flügels der unter Keith vor Prag stehenden Truppen. Als Friedrich II. am 20. August den andringenden Franzosen und Reichstruppen entgegenmarschirte, übertrug er ihm das Kommando über einen Theil der unter dem Herzog von Bevern in Schlesien zurückbleibenden Armee. W. erhielt bei dem Angriff der Oesterreicher am 7. September 1757 auf seiner Stellung bei Moys eine Schußwunde in die Brust, an welcher er am folgenden Morgen †. Seine marmorne Bildsäule steht auf dem Wilhelmsplatz zu Berlin. Vergl. Varnhagen von Ense, Leben des Generals W., Berlin 1836, und Hans Karl von W. und der Tag von Moys, Görl. 1857.

Wintergarten, Garten, in welchem sich große Gewächshäuser befinden, welche so eingerichtet sind, daß sich während des Winters Gesellschaft darin versammeln kann. Der größte Garten dieser Art ist der kaiserliche W. in Petersburg; doch sind auch zu Berlin, Wien, Dresden ähnliche Wintergärten.

Wintergrün, Pflanzengattung, s. v. a. Vinca *L.*

Wintergrünöl, s. Gaultheriaöl.

Winterhalter, Franz Xaver, namhafter Lithograph und Maler, geboren 1803 zu St. Blasien im Schwarzwald, erhielt seine erste künstlerische Ausbildung in München, wandte sich dann unter Stieler dem Porträtfache zu und legte sich auch auf die Lithographie. Nachdem er 1832 nach Karlsruhe übergesiedelt war und ein treffliches Porträt des Großherzogs Leopold geliefert hatte, wurde er zum Hofrath ernannt und erhielt die nöthigen Mittel, um sich in Paris u. Italien weiter auszubilden. Er lieferte hier eine Reihe trefflicher Genrebilder voll südlicher Gluth, so das Mädchen von Ariccia, das Dolce far niente, eine Fischerfamilie in der Mittagsgluth, das Decameron, eine Mädchengruppe voll Anmuth, Eleganz und Feinheit u. a. m. Später widmete er sich hauptsächlich wieder der Porträtmalerei, bereiste Deutschland, Frankreich, Belgien, England und Spanien und wurde so zu sagen der Fürstenmaler, besonders seitdem ihm König Ludwig Philipp von Frankreich (1839) und dessen Gemahlin Amalie (1842) gesessen hatten. Auch Napoleon III. wandte ihm seine Gunst zu und ließ sich von ihm malen, ebenso seine Gemahlin Eugenie, theils allein, theils in Gruppen mit dem kaiserlichen Prinzen u. mit ihren Hofdamen, die Prinzessinnen Mathilde und Clotilde, der Prinz Napoleon u. A. Vielfache Verbreitung im Stich fand besonders das Bild, welches die Kaiserin im Kreise ihrer Hofdamen darstellt. W. malte auch verschiedene Glieder der kaiserlichen Familie zu Wien, den König von Belgien, den König Wilhelm von Preußen u. seine Gemahlin in Lebensgröße, sowie noch andere Potentaten und Nobilitäten. Man hat ihm vorgeworfen, daß seine Bilder das elegante Aeußere, Uniform ꝛc. zu sehr hervorheben, und es ist in der That nicht in Abrede zu stellen, daß er in dieser Beziehung dem modernen Zeitgeschmack sich zu sehr anbequemt hat.

Winterkleid, s. Vögel.

Wintermonat, s. v. a. December.

Winterpunkt, der Punkt der Ekliptik, in welchem die Sonne zwischen dem 21. und 22. December den weitesten Abstand südlich vom Aequator erlangt hat. Es ist dann der kürzeste Tag von 7½ Stunden u. zugleich Winters Anfang. Der W. ist der Anfang vom Zeichen des Steinbocks, obschon dieses Sternbild den Ort verlassen hat und jener Punkt jetzt eigentlich in den Schützen fällt.

Winterquartiere, weitläufige Kantonnirungen, welche Truppen bisweilen bei Eintritt des Winters beziehen, wenn nämlich die Operationen während desselben eingestellt werden. Im Alterthum pflegten die Truppen bei Beginn des Winters in ihre Heimat zurückzukehren, und nicht vollendete Kriege wurden mit Anfang des Frühjahrs fortgesetzt. Die Römer versuchten die W. (hiberna) in Feindes Land zuerst bei der Belagerung von Veji (400 v. Chr.); die Soldaten bezogen in diesem Falle ein befestigtes Lager, um welches Wall und Graben gezogen war. Besonders unter den Kaisern fingen die W. an, sehr bequem und so eingerichtet zu werden, daß für alle Lebens- und militärische Bedürfnisse hinreichend Sorge getragen war; man fand dort Waffenstätten, Lazarethe, Restaurationen ꝛc. Später entstanden in Deutschland, Frankreich und England oft Städte aus solchen W.n. Im Mittelalter endete jeder Feldzug mit regelmäßigen W.n, ebenso in den spätern Kriegen von dem niederländischen Aufstand bis zum siebenjährigen Krieg; doch setzte schon Friedrich der Große die Kriege oft bis zum December und Januar fort. In den neuern Feldzügen seit 1792 haben gar keine W. Statt gefunden, sondern man setzte den Krieg fort (Winterfeldzüge), ja es kam manchmal zur Zeit, wo sonst die Truppen noch ruhig im W. lagen, zur Entscheidung. Oft beginnen auch Feldzüge erst im Oktober nach völlig beendeter Ernte. Höchstens finden jetzt noch Erholungsquartiere (Rafraichissementquartiere) Statt, wo die Truppen 14 Tage bis 3 Wochen von den

Digitized by Google

Strapazen des Krieges ausruhen und Verstärkungen an sich ziehen.

Winterschlaf, schlafähnlicher Zustand, in den viele Thiere höherer oder niederer Klassen während der kalten Jahreszeit zu versinken pflegen, und zwar in Folge einer eigenthümlichen Disposition ihres Körpers. In diesen W. verfallen Weichthiere (Schnecken), Insekten (Bienen, Wespen, die Schmetterlinge meist als Puppen), die meisten Reptilien (Schlangen, Eidechsen, Kröten, Frösche) und einzelne Säugethiere (z. B. Fledermäuse, Igel, Hamster, Murmelthiere, Siebenschläfer); von Vögeln, die der Kälte und dem Nahrungsmangel meist durch ihre periodischen Wanderungen entgehen, will man nur zurückgebliebene Schwalben in ähnlichem Zustande gefunden haben. Die Winterschläfer suchen bei Annäherung der Kälte im Herbst Oerter auf, in denen sie vor der strengen Kälte geschützt sind, hohle Baumstämme, Erdhöhlen u. dergl., polstern dieselben mit Heu, Stroh, Baumblättern, Haaren, Wolle und anderen Materialien aus und bringen daselbst mit mehr oder weniger zusammengezogenem Körper und geschlossenen Augenlidern den Winter zu. Ihre normale Temperatur, sowie die Sekretionen sind bedeutend vermindert, die Exkretionen unterdrückt. Die Absonderungsprodukte des Darmkanals und der Leber sammeln sich im unteren Theil des Darmkanals und werden gleich nach dem Erwachen ausgeleert. Die Athmung ist beinahe unterbrochen, die Blutbewegung vermindert, die Empfindlichkeit gegen äußere Reize gering. Da nicht viel Reize auf das thierische Leben während der Erstarrung einwirken, so gehört auch zur Unterhaltung desselben nur wenig, und dem gemäß zehren und leben die Thiere in dieser Zeit von dem Fett, welches in ihrem Netze und an anderen Stellen ihres Körpers während des wachenden Zustandes sich angesammelt hat. Der Dachs steckt hierbei die Schnauze in eine Fetttasche am Hinterleibe, der Bär saugt an den Tatzen. Die eigentliche Ursache des W.s liegt in einem allgemeinen, mit dem Jahreswechsel in Bezug stehenden Mangel an Lebensenergie, welcher sich schon im Herbst bei oft noch warmer Witterung durch Aufsuchen von Schutz (Graben einer Höhle ꝛc.) ankündigt und später durch Trägheit und Schläfrigkeit, durch Mangel an Nerven-, Sinnes-, Muskel-, Athmungs-, Cirkulations-, Verdauungs-, Ernährungs-, Wärmeentwickelungsthätigkeit sich kundgibt. Auf demselben Grunde beruht auch der Sommerschlaf, den während der trockenen Jahreszeit Krokodile und Schlangen der heißen Himmelsstriche, unter einer Schlammdecke verborgen, halten. Meist nimmt man die niedrige äußere Temperatur als die eigentliche Ursache des W.s an, weil die in demselben begriffenen Thiere, wenn man sie in einen warmen Raum bringt, erwachen, von Neuem aber schlafen, wenn sie wieder in Kälte gebracht werden. Man will aber beobachtet haben, daß auch in der warmen Stube befindliche Winterschläfer den Winter über schlafen.

Winterthur, Stadt im schweizerischen Kanton Zürich, an der Eulach, in einer freundlichen, von Weinbergen umgebenen Ebene, Knotenpunkt der Eisenbahnen nach Schaffhausen, Romanshorn, Rorschach, Glarus und Zürich, hat eine große Hauptkirche mit schöner Orgel, ein neues Schulhaus mit Bibliothek, Gemälde-, Münzen-, Antiquitäten- und Naturaliensammlung, ein Gymnasium, eine Gewerb- und Industrieschule, ein Hospital, Fabriken von Baumwollzeuchen, Gewehren, Uhren, Maschinen, chemischen Produkten, Glas ꝛc., Metallgießerei, Färberei, lebhaften Handel, Weinbau und 6600 Einwohner. Im Jahre 919 hier Niederlage des Königs Rudolf von Burgund durch Herzog Burkhard von Schwaben; 1460 wurde W. fast zwei Monate lang von den Zürichern belagert; am 27. Mai 1799 Gefecht zwischen Franzosen und Oesterreichern. In der Nähe, an der Eisenbahn von W. nach Romanshorn, liegt das Dorf Ober-W., das alte Vitodurum, mit Hospital, Färberei, römischen Alterthümern und 2160 Einwohnern.

Winther, Rasmus Willads Christian Ferdinand, dänischer Dichter, geboren den 29. Juli 1796 zu Fensmark in Seeland, studirte zu Kopenhagen Theologie, bereiste 1830—31 Italien, lebte seit 1841 zu Neustrelitz, wo er die nachmalige Königin von Dänemark in der dänischen Sprache unterrichtete, u. privatisirte dann zu Kopenhagen. W. ist einer der bedeutendsten lyrischen Dichter seines Vaterlandes. Die erste Sammlung seiner Dichtungen erschien 1828 und nahm in den folgenden Auflagen den Titel „Digte, gamle og nye“ (5. Aufl. 1851) an. Daran schließen sich: „Nogle Digte“ (Kopenhagen 1835, 2. Aufl. 1852), „Sange og Sagn“ (1840), „Digtninger“ (1843), „Lyriske Digte“ (1849), „Nye Digte“ (1851), „Nye Digtninger“ (1853). Das größere Gedicht „Judith“ (1837) ist nicht vollendet. Als Novellist hat er in den „Haandtegninger“ (1840, 2. Aufl. 1845), „Fire Noveller“ (1843) und „Tree Forfällinger“ (2. Aufl. 1851) ebenfalls Gutes geleistet. Eine deutsche Uebersetzung seiner Novellen erschien Leipzig 1851 in 2 Bdn.; eine Sammlung seiner Gedichte Kopenhagen 1860 in 9 Bdn. Für die Jugend bestimmt sind „Fem og tyve Fabler“ (1845) und „En Morskabsbog“ (1850). Außer Uebersetzungen, z. B. vom „Reineke Fos“ (1849) und von Hey's „Fabeln“ (2. Aufl. 1848), veröffentlichte W. auch ein „Udvalg af Kjampeviserne“ (1839) u. „Hundredt Romanzer af Danske Digtere“ (3. Aufl. 1851). Auch redigirte er einige Zeit das „Danske Kunstblad“.

Wintzingerode, 1) Georg Ernst Levin, Reichsgraf von W., würtembergischer Staatsminister, geboren am 27. Nov. 1752 aus einem uralten aus dem Eichsfelde stammenden Adelsgeschlecht, trat als Offizier in hessische Dienste, wurde 1791 in der Stellung eines kurkölnischen Kämmerers in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben, ging dann in würtembergische Dienste über und wurde 1801 Minister der auswärtigen Angelegenheiten und 1806 erster Minister, in welcher Stellung er sich um das Land große Verdienste erwarb. Nach dem Tode des Königs Friedrich 1816 ließ er sich von seinen Staatsämtern entheben; doch übernahm er 1820 wieder die Gesandtschaftsposten an den Höfen zu Berlin, Dresden, Hannover und Kassel. Seit 1825 von aller öffentlichen Wirksamkeit zurückgetreten, † er zu Stuttgart am 24. Oktober 1834.

Digitized by Google

2) Heinrich Levin Friedrich Karl, Reichsgraf von W., Sohn des Vorigen, geboren am 16. Okt. 1778, fungirte als würtembergischer Gesandter nach einander zu Karlsruhe, München, Paris, Petersburg und Wien, sowie im Hauptquartier der Verbündeten während der Feldzüge von 1814 und 1815. Als Staatsminister wohnte er 1820 nebst dem Freiherrn Hardenberg dem Kongreß zu Wien bei, wo er sich als Vertheidiger liberaler Grundsätze auszeichnete. Später zog er sich auf sein Gut Bodenstein im Regierungsbezirk Erfurt zurück, wo er den 15. Sept. 1856 †. Sein Sohn, Graf Wilko, geboren den 12. Juli 1833, ist gegenwärtig das Haupt der Familie.

3) Ferdinand, Freiherr von W., russischer General, geboren 1770 zu Bodenstein in Würtemberg, begann seine kriegerische Laufbahn in hessischen Diensten, trat dann in österreichische über, in denen er den Feldzügen gegen Frankreich beiwohnte, trat 1799 als Major in russische Dienste u. ward Generaladjutant des Kaisers Alexander I. Im Jahre 1805 ging er als Gesandter nach Berlin, um Preußen zur Alliance mit Oesterreich und England gegen Frankreich zu bewegen, sodann nach Wien, um den Traktat mit den verbündeten Mächten abzuschließen. Als der Kaiser hierauf selbst zur Armee nach Deutschland kam, begleitete ihn W. während des Feldzugs und zeichnete sich bei Dürrenstein aus. Im Jahre 1809 focht er abermals mit der österreichischen Armee bei Aspern und wurde noch in diesem Jahre Generallieutenant. Im Feldzuge von 1812 befehligte er ein leichtes Corps bei der Avantgarde und wurde den 22. Oktober bei der Barrière von Twer in Moskau gefangen. Napoleon I. wollte ihn als Unterthan eines Rheinbundsfürsten erschießen lassen; allein schon am 20. Nov. wurde er zwischen Minsk und Wilna durch den General Tschernitscheff befreit, worauf er das Kommando des zweiten Corps der russischen Hauptarmee erhielt. Er siegte bei Kalisch und befehligte bei Lützen den linken Flügel der Verbündeten. Nach dem Waffenstillstand stieß er mit seinem Corps zur Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden und hatte Antheil an den Siegen von Großbeeren und Dennewitz. Bei Leipzig erwarb er sich den Rang eines russischen Generals der Kavallerie. Auch im späteren Verlauf des Feldzugs blieb er der Nordarmee zugetheilt, ging mit dieser nach Holland und vereinigte sich später bei Laon mit Blücher, befehligte dann die Avantgarde, nahm Rheims und stellte die Verbindung des blücherschen Heeres mit dem schwarzenbergschen her. Nach der Schlacht von Arcis sur Aube verfolgte er das Heer Napoleons, welchen er in der Meinung zu erhalten wußte, daß ihm die ganze Hauptarmee folge. Am 26. März 1814 wendete sich aber der Kaiser gegen den Verfolger, und W. wurde bei St. Dizier geschlagen. Im Jahre 1815 befehligte W. ein russisches Corps gegen Frankreich. Er † am 17. Juni 1818 zu Wiesbaden.

Wipfeld, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, Bezirksamt Schweinfurt, in reizender Gegend am rechten Ufer des Main und unweit der Eisenbahn von Würzburg nach Schweinfurt, mit Weinbau und 790 Einw. In der Nähe das Schloß Klingenberg. W. gegenüber, am linken Mainufer, liegt das nach König Ludwig I. von Bayern genannte Ludwigsbad mit 5 erdig-salinischen Schwefelquellen, neuem Kurhause, Schlammbad-, Molken- und Kräuterkuranstalt. Das Wasser wird vorzugsweise zu Bädern benutzt, doch auch getrunken, und namentlich gegen Rheumatismen, Lungen- und Unterleibsleiden, chronische Hautausschläge, Frauenkrankheiten ꝛc. mit Erfolg angewandt. Vgl. Husemann, Die Schwefelquelle und der Schwefelmineralschlamm des Ludwigsbades bei W., Erlangen 1857.

Wipper, 1) Fluß in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, kommt aus dem Wippersee, mündet nach einem Lauf von 14¾ Meilen, wovon 10,2 Meilen flößbar sind, unweit Rügenwalde in die Ostsee, hier den Hafen Münde bildend, und nimmt die 12,2 Meilen weit flößbare Grabow auf. — 2) Fluß in der preußischen Provinz Sachsen, mündet bei Sachsenburg in die Unstrut. — 3) Fluß daselbst, kommt aus dem Kreise Sangerhausen des Regierungsbezirks Merseburg, mündet im Herzogthum Anhalt-Bernburg in die Saale. — 4) S. v. a. Wupper.

Wipper, s. Kipper und Wipper.

Wipperfurt (Wupperfürth), Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Köln, an der Wipper oder Wupper, hat eine evangelische und katholische Kirche, ein Progymnasium, Fabrikation von Tuch, Hüten, Eisen- und Blechwaaren, Maschinen, Streichgarnmaschinenspinnerei, Färberei, Zeugdruckerei, Gerberei, eine Kupferhütte und 2095 Einw.

Wiprecht, der Aeltere, Graf von Groitzsch, aus dem Hause der Grafen von Arneburg, vertauschte seine Stammgüter in der Altmark mit den Gütern des Grafen Udo von Stade in der Gegend von Pegau und Groitzsch (s. d.) im heutigen Sachsen, erwarb durch Verheirathung mit Judith (1086), der Tochter des Böhmenherzogs Wratislaw, auch die Oberlausitz und erhielt durch Kaiser Heinrich IV., den er auf dem Zuge nach Italien begleitete, noch Leisnig, Lauterstein und Dornburg. Für die von ihm zerstörte Jakobskirche in Zeitz zu Compostella angewiesen, ein anderes Stift zu gründen, erbaute er 1096 das Kloster zu Pegau, später das zu Reinersdorf an der Unstrut. Durch seine zweite Gemahlin, Kunigunde, die Wittwe Kuno's von Beichlingen, erhielt er die Vogtei über das Kloster Oldisleben. Wegen Betheiligung bei den böhmischen Erbfolgestreitigkeiten mit Kaiser Heinrich V. in Streit gerathen, mußte er 1110, um die Freiheit seines Sohnes, W. des Jüngeren, zu erkaufen, Leisnig, Morungen und die Oberlausitz an den Kaiser zurückgeben, der sie für den Grafen Hoyer von Mansfeld bestimmt hatte. Der undankbare Sohn schloß sich aber Heinrich V. an u. belagerte den Vater in Pegau, der dann 1112 in der weimarischen Erbfolgefehde von Hoyer gefangen und von einem Fürstengericht in Würzburg zum Tode verurtheilt wurde. Der Sohn rettete zwar des Vaters Leben durch Uebergabe von Groitzsch und andern Besitzungen an den Kaiser, doch wurde der ältere W. fortwährend in Verwahrung gehal-

Digitized by Google

ten. Daher erhoben sich dessen Söhne, W. der Jüngere und Heinrich, gemeinsam gegen den Kaiser, erschlugen 1115 in der Schlacht beim Welfesholze im Mansfeldischen den alten Hoyer, eroberten Groitzsch und nöthigten den Kaiser, W. wieder freizugeben. Der Kaiser wendete ihm sogar seine Gunst wieder zu, gab ihm seine Güter zurück u. überdies noch die Burggrafschaft Magdeburg und die von der Ostmark getrennte Niederlausitz, vielleicht auch den von ihm früher besessenen Theil der Oberlausitz. W. behauptete sich in diesen Besitzungen; nur in der Mark Meißen mußte er Konrad von Wettin weichen. Auf einer Reise durch Feuer verletzt, legte er im Kloster zu Pegau die Mönchskutte an und † hier 1124. Sein Mannsstamm erlosch bald und seine Besitzungen kamen meist an die Wettiner. Vgl. Schöttgen, Historie des Grafen W. zu Groitzsch, Regensburg 1749.

Wirbel, ein schnell wiederkehrender, eintöniger, zitternder Laut, wie er besonders auf Trommeln oder Pauken hervorgebracht werden kann; eine kreisförmige Bewegung oder eine Bewegung nach einer Schneckenlinie; Stellen des menschlichen oder thierischen Körpers, wo das Haar im Kreise gewachsen ist; bei Saiteninstrumenten die Stifte oder Cylinder, um welche ein Theil der Saiten gewickelt ist, damit man sie beliebig spannen kann; die einzelnen Knochen der Wirbelsäule (s. Rückgrat).

Wirbelsäule (Rückgrat, spina dorsi), die beim Menschen senkrecht stehende, leicht sförmig gekrümmte, bei den Thieren (Wirbelthieren) mehr oder weniger geneigte oder horizontal gelagerte Knochensäule, welche die Grundlage des Rumpfs bildet, an ihrem unteren Ende sich auf das Becken stützt und zu oberst den Schädel trägt, welcher als ihr oberster und am vollkommensten entwickelter Theil anzusehen ist, wie das Rückenmark als eine nach unten in dem Rumpf herabsteigende Fortsetzung des Gehirns. Indem wir hinsichtlich des Bau's der W. auf den Artikel Mensch verweisen, bemerken wir hier noch Folgendes. Die 24 eigentlichen Wirbel, im Gegensatz zu den 5 Kreuzwirbeln, zeigen folgende Gestalt. Der Haupttheil eines jeden dieser Wirbel ist ein cylindrisches, ebenso hohes als breites Knochenstück, der sogenannte Wirbelkörper, auf dessen Rückenseite ein horizontaler Knochenbogen in der Weise aufgesetzt ist, daß zwischen ihm und dem Wirbelkörper ein freier Raum für den Durchtritt des Rückenmarks bleibt. Nach hinten läuft dieser Knochenbogen in einen Fortsatz aus, den sogenannten Dornfortsatz. Außerdem ist jeder Wirbelkörper noch mit 2 kurzen seitwärts gerichteten Fortsätzen versehen, den sogenannten Querfortsätzen, welche an den 12 Brustwirbeln als Ansatzpunkte für die Rippen dienen, die durch ein doppeltes Gelenk sowohl mit ihnen, als mit dem Wirbelkörper verbunden sind. An den Hals- und Lendenwirbeln sind die seitlichen Fortsätze etwas länger als an den Brustwirbeln und gewissermaßen als sehr kurze verkümmerte Rippen anzusehen. Die Wirbelkörper sind unter einander durch zwischen ihnen liegende Faserknorpelscheiben vereinigt, deren Elasticität die W. ihre verhältnißmäßig bedeutende Biegsamkeit verdankt. Bei Neugebornen ist die W. ziemlich gerade, später krümmt sie sich in der angegebenen Weise, und diese Krümmung nimmt im Alter zu, indem eine Wölbung der Brustwirbel nach hinten eintritt, während die Lenden- u. Halswirbel eine schwache Wölbung nach vorn zeigen. Durch die Krümmung und Elasticität der W. wird einestheils die Bewegung des Rumpfs möglich gemacht, anderntheils einer zu starken Fortpflanzung des Stoßes, welchen die W. beim Sprung zu erleiden hat, auf den Schädel und das Gehirn vorgebeugt. Jeder Wirbelbogen ist mit dem nächst folgenden durch eine feste elastische Haut verbunden, zwischen welcher und dem Wirbelbogen einerseits und der hinteren Fläche der W. andererseits ein geschlossener Kanal verläuft, in welchem das Rückenmark, mittelst fester elastischer Fäden frei aufgehangen, herabsteigt, indem es zwischen je 2 Wirbeln ein Nervenbündel seitwärts schickt, welches die erwähnte feste Haut durchbricht, um sich außerhalb der W. in die einzelnen Organe des Körpers zu verzweigen. Die 24 eigentlichen Wirbel nehmen von oben nach unten an Größe zu, so daß die Halswirbel am größten, die Lendenwirbel am kleinsten sind. Der siebente, d. h. der unterste Halswirbel hat einen stark hervorragenden Dornfortsatz, welcher am unteren Nacken eine deutlich sichtbare Erhöhung der Rückenhaut bildet. Die uneigentlichen Wirbel, d. i. die Kreuz- und Steißbeinwirbel haben eine von den übrigen abweichende Gestalt.

Unter den Krankheiten der W. ist die Verkrümmung derselben (Rückgratsverkrümmung) die bekannteste. Sie ist entweder nach der Seite (scoliosis), oder nach hinten (kyphosis), oder nach vorn (lordosis) gerichtet, aber stets doppelt, in sofern einer Abweichung der Wirbelsäule in ihrer oberen Hälfte stets eine entgegengesetzte in der unteren Hälfte entspricht, was durch die Nothwendigkeit der Einhaltung eines bestimmten Schwerpunkts am Körper bedingt wird. Die Ausweichung der W. nach der Seite gibt sich zuerst kund durch einen verschiedenen Stand der Schultern, von denen die eine höher als die andere erscheint. Dann wird die eine Seite des Rückens voller und gewölbter, während die andere leerer erscheint. Eine kleine Faltung der Haut zwischen den unteren Rippen und dem Becken oberhalb der Hüfte zeigt die Zusammenknickung des Rumpfs nach dieser Seite. Auch ist die Abweichung der W. nach der Seite schon durch das Auge oder wenigstens durch das Gefühl zu erkennen, wenn man den Finger unter gelindem Druck auf den Dornfortsätzen der Wirbel herabgleiten läßt. Bei bedeutender Abweichung der W. sind letztere stellenweise nicht mehr gerade nach hinten, sondern ein wenig seitwärts gerichtet, und da an dieser Verdrehung weiterhin auch die Rippen Theil nehmen, so erscheint der Brustkasten auf der einen Seite flacher, auf der anderen gewölbter und das Brustbein in schiefer Stellung. Bei den höchsten Graden der Verkrümmung kommt auch die eine Seite des Beckens höher zu liegen als die andere. Die Abweichung der W. nach hinten (Buckel) kann sich nach und nach zu einem erst stumpfen, dann spitzen Winkel steigern, wodurch der Brustkasten nach vorn sehr zusammen-

Digitized by Google

gedrängt wird, so daß Brustbeschwerden und in Folge des Drucks auf die Baucheingeweide Störungen der Verdauung entstehen. Die Ausweichung nach vorn (s. Lordosis) ist die seltenste und betrifft stets die Lendenwirbel. Skoliose entsteht häufig in Folge einseitiger Anstrengung der Muskeln der einen Körperhälfte; Kyphose meist in Folge von Entzündung und Vereiterung einestheils der Wirbel und ihrer Bänder; Lordosis durch zu langes Stehen mit zurückgebogenem Oberkörper, Tragen schwerer Lasten ꝛc. Die Kyphose gibt die geringste Hoffnung auf vollständige Heilung, während die durch einseitigen Gebrauch der Muskeln veranlaßten Verkrümmungen leichter vollständige Heilung zulassen. Die Behandlung ist aber stets schwierig. Ist das Uebel noch nicht weit vorgeschritten, so sind besonders gymnastische Uebungen heilsam. Außerdem finden die verschiedenen orthopädischen Methoden (s. Orthopädie) Anwendung.

Wirbelthiere (Knochen- oder Rückgratthiere, animalia vertebrata), erster Kreis des Thierreichs im Gegensatz zu den Gliederthieren (s. d.) und Bauchthieren (s. d.), besonders charakterisirt durch die eigenthümliche Ausbildung der harten Stützen, welche die Form des Körpers bestimmen und theils zum Schutze gewisser Organe, theils zur Herstellung von Hebeln behufs der Bewegung dienen und unter der Gesammtbezeichnung Skelet zusammengefaßt werden. Während bei den genannten beiden anderen Kreisen der Körper durchaus weich ist, oder höchstens die äußere Haut eine gewisse Festigkeit zeigt, so daß sie als Stütze für die Bewegung dienen kann, findet bei den W.n gerade das entgegengesetzte Verhältniß Statt, indem hier die dem Körper zum Halt dienenden härteren Theile, die Knochen und Knorpel, im Innern desselben angebracht und die Muskeln an ihrer Außenfläche angesetzt sind. Die Skelettheile lagern sich um eine in der Mittellinie des Körpers sich hinziehende Axe, welche meist von der Wirbelsäule (s. d.) und nur bei den niederen Typen der W. von einem einfachen Faserknorpelstrang, der sogenannten Wirbelsaite (chorda dorsalis), gebildet wird. Von dieser Axe gehen bogige Fortsätze aus, welche mehr oder weniger vollständige Ringe oder Gewölbe darstellen und die Eingeweide schützend umgeben. Während die oberen Theile des Skelets sich meist vollständig schließen und so den Schädel als Kapsel für das Gehirn und die höheren Sinnesorgane, sowie die Röhre für das Rückenmark bilden, schließen sich die unteren, die Eingeweide und die großen Blutgefäße umgebenden und schützenden Knochen weit weniger, so daß statt ihrer Häute die nöthige Bedeckung für die offen gelassenen Hohlräume abgeben müssen. Auf der oberen Seite der Wirbelsäule, der Rückenfläche zunächst und unmittelbar auf den Wirbelknochen und der Basis des Schädels breitet sich das Centralnervensystem aus; an der unteren Seite der Wirbelsäule liegen dagegen die Eingeweide, und zwar jener zunächst die Nieren und die inneren Geschlechtstheile, weiter nach vorn der Darm und am weitesten gegen die Bauchfläche hin die Leber und das Herz. Bei den W.n finden sich besondere, die Bewegung vermittelnde Extremitäten, welche stets paarweise geordnet sind, aber nie die Zahl 4 überschreiten; sie theilen sich in 2 vordere oder Brustglieder, welche unmittelbar hinter dem Halse angebracht sind, und 2 hintere oder Beckenglieder, welche gewöhnlich vom Ende der Bauchhöhle ausgehen und das Becken abschließen helfen. Diese Extremitäten sind zwar sehr verschieden gebildet, indem sie entweder nur als Stützen des Körpers und als Fortbewegungsorgane beim Gehen und Laufen, oder zum Greifen, oder als Flugwerkzeuge zur Fortbewegung in der Luft, oder endlich als Flossen zur Fortbewegung im Wasser dienen, werden aber stets durch eine Art Gürtelbildung, die Schulter und das Becken, in ihrer Lage erhalten und mehr oder minder fest an die Wirbelsäule befestigt. Durch diese Vierzahl der Extremitäten unterscheiden sich die W. streng von dem folgenden Kreis der Gliederthiere, bei welchen wenigstens 3 Paare derselben vorhanden sind. Das Centralnervensystem bildet bei allen W.n ein zusammenhängendes Ganzes, an welchem sich in der Regel ein strangartiger, in der Wirbelsäule befindlicher Theil, das Rückenmark, und ein voluminöserer, in der Schädelkapsel liegender Theil, das Gehirn, unterscheiden läßt. Von jenem gehen sämmtliche Nerven des Körpers, von diesem die Nerven des Kopfes und der Sinnesorgane aus. Bei den meisten W.n finden sich sämmtliche Sinnesorgane mehr oder minder ausgebildet vor. Während die Augen bei manchen fehlen und die Nase hier und da nur als Luftweg und nicht als eigentliches Geruchsorgan dient, finden sich die Gehörwerkzeuge bei allen W.n, mit Ausnahme eines einzigen, des niedrigsten von allen, nämlich des Lanzettfisches (Amphioxus lanceolatus). Hinsichtlich der inneren Ausbildung der Sinnesorgane findet freilich eine große Verschiedenheit und Abstufung Statt. Die Verdauungsorgane zeigen dagegen bei allen W.n dieselbe Anordnung. Die Mundöffnung befindet sich stets am vorderen Theile des Körpers, und zwar mehr auf der Seite der Bauchfläche. Sie hat nur einen Unterkiefer, der aus 2 in der Mittellinie verbundenen Hälften besteht und hauptsächlich nur von oben nach unten wirkt, während bei den Gliederthieren stets mehre Kiefernpaare vorhanden sind und von den Seiten her gegen einander sich bewegen. Nur bei sehr wenigen W.n der untersten Stufe fehlen die Kiefer völlig und sind statt ihrer besondere Lippenbildungen vorhanden. Die Bewaffnung der Mundhöhle besteht meist in Zähnen von sehr mannichfaltiger Struktur und Anordnung; nur die Klasse der Vögel hat statt der Zähne scharfrandige Kiefer, die sich unter den Reptilien noch bei den Schildkröten finden. Während bei den Säugethieren nur die eigentlichen Kieferknochen mit Zähnen besetzt sind, zeigen bei den Fischen und Reptilien nicht nur sämmtliche an der Bildung der Mundhöhle theilnehmende, sondern sogar einige Knochen der Schädelbasis und die Zunge dieselbe Ausrüstung. Letztere bildet meist einen mehr oder minder deutlichen Vorsprung zwischen den beiden Unterkieferhälften, hat an dem Zungenbein eine feste Stütze und stets einen besonderen Geschmacksnerven (nervus glossopharyngeus), obwohl sie oft mehr als Tast- und Greiforgan dient. Am Darmrohr, das nur bei wenigen

Digitized by Google

W.n gerade und gleichweit von der Mundhöhle zum After verläuft, läßt sich meist der Schlund, der Magen, der Zwölffingerdarm, der Dünndarm, der Dickdarm und der Mastdarm unterscheiden, doch walten hinsichtlich der Ausbildung und Verschmelzung dieser Abtheilungen mannichfache Modifikationen ob. Die Leber ist bei allen W.n vorhanden, und zwar meist als kompakte, oft den größten Theil der Bauchhöhle einnehmende Drüse. Die Milz, welche sich bei keinem wirbellosen Thiere findet, fehlt den untersten Gattungen der Knorpelfische. Die Athemorgane der W. sind je nach dem unmittelbar zur Athmung dienenden Stoffe entweder Kiemen (s. d. und Fische), den Schlund umfassende Gefäßbögen, oder Lungen, elastisch-häutige Säcke, Ausstülpungen des Schlundes auf der Bauchseite. Zwischen beiden Bildungen zeigen sich namentlich bei den Reptilien mannichfache Abstufungen in Bezug auf den Vorrang als Organe der Respiration. Nicht geringere Verschiedenheiten zeigen die Organe des Blutkreislaufs. Ein Herz als Centralpunkt für die mechanische Fortbewegung des Bluts fehlt nur bei dem schon genannten Lanzettfische, der auch kein rothes Blut hat, welches sich bei allen anderen W.n vorfindet (s. Blut). Bei den durch Kiemen athmenden W.n wird das aus den Organen des Körpers in das Herz, welches im venösen Strome liegt, zurückkehrende Blut von hier aus in die Kiemen getrieben; bei den durch Lungen athmenden Thieren dagegen ist das Herz in 2 Hälften getheilt, von denen die rechte, im venösen Strome angebrachte, das vom Körper zurückkehrende Blut aufnimmt und in die Lungen treibt, die linke aber als Mittelpunkt des arteriellen Stroms das aus den Lungen empfangene Blut in den Körper umtreibt. Die Harnorgane oder Nieren dienen vornehmlich zur Absonderung der stickstoffhaltigen Auswurfstoffe des Körpers. Was die Zeugung und Fortpflanzung der W. betrifft, so wird diese stets durch den Gegensatz der beiden Geschlechter bedingt. Auch normale Zwitterbildung gibt es nicht, stets sind männliche und weibliche Geschlechtsorgane an verschiedenen Individuen befindlich. Meist unterscheiden sich die Geschlechter durch mehr oder minder in die Augen fallende Merkmale. Obwohl unter diesen auch Verschiedenheit des körperlichen Volumens vorkommt, so ist dies doch nie so bedeutend wie bei vielen wirbellosen Thieren, bei denen sich oft ganz verkümmerte Männchen finden. Hinsichtlich der Entwickelung des Embryo's, die bei den W.n nach einem gemeinschaftlichen Grundplane erfolgt, ist zu bemerken, daß der Eidotter stets von einer deutlichen Dotterhaut umgeben ist, welche allmählig verschwindet, sobald der Embryo sich mit seinen Hüllen bekleidet hat. Der Gegensatz zwischen Dotter und Embryo tritt fast überall scharf hervor. Charakteristisch ist aber für die W. insbesondere die Lagerung des Dotters der Bauchfläche des Embryo's gegenüber, sowie das frühzeitige Erscheinen des Herzens und der Blutcirkulation. Die W. umfassen die Klassen der Säugethiere, Vögel, Reptilien und Fische, hinsichtlich deren wir auf die betreffenden Artikel verweisen.

Wirklichkeit, der allgemeine Begriff des Daseienden und in Raum oder Zeit Vorhandenen, im Gegensatz zu dem bloß Gedachten oder Eingebildeten; im engern Sinne das Ganze der menschlichen Verhältnisse, wie sie sich gerade gestaltet haben und den Einzelnen hemmen oder fördern. Der allgemeine Gegensatz der W. im letztern Sinne ist dann im Leben und in der Kunst das Ideal (s. d.), gleichviel ob es ein wahres oder falsches ist.

Wirksworth, Stadt in der englischen Grafschaft Derby, hat ein Berggericht, eine lateinische Schule, Fabrikation von Baumwollzeuchen, Strumpfwaaren, Hüten und Mennige und 2592 Einwohner. In der Umgegend sind reiche Bleigruben.

Wirnt von Gravenberg, deutscher Dichter, von fränkischem Geschlecht, lebte am Hofe Herzogs Berthold von Meran und nahm 1228 an einem Kreuzzuge Theil; Verfasser des Rittergedichts „Wigalois" (s. d.).

Wirsing, s. Kohl.

Wirsitz, Kreisstadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, an der Lobsonka, hat eine katholische Kirche, Lein- und Wollweberei, Färberei, ein Remontedepot und 1066 Einwohner.

Wirth, 1) Johann Georg August, politischer Schriftsteller, geboren 1799 zu Hof in Bayern, studirte zu Erlangen die Rechte und practicirte dann in Schwarzenberg a. d. S. und seit 1821 zu Baireuth. Im Jahre 1831 begab er sich nach München, um während des Landtags seine Zeitschrift „Der Kosmopolit" fortzusetzen, und übernahm, nachdem dieselbe bald eingegangen, die Redaktion der cotta'schen Zeitschrift „Das Inland", eines ministeriellen Organs, in welchem er sich entschieden für die konstitutionelle Monarchie aussprach. Erst die berüchtigte Ordonnanz des Freiherrn von Schenk vom 28. Januar 1831 erschütterte seinen Glauben an die Redlichkeit der Regierung, und W. trat seitdem der Opposition näher und ging nach dem Zusammentritt der Kammern von 1831 offen in das Lager der Liberalen über. Das „Inland" hörte Ende Juni 1831 auf, und W. ließ an dessen Stelle die „Deutsche Tribüne" treten. Durch die Verfolgungen, denen er sich von nun ausgesetzt sah, wurde er Schritt für Schritt nach der äußersten Linken gedrängt. Er ging nun nach Rheinbayern und gab vom 1. Jan. 1832 an seine Zeitschrift in Homburg und Zweibrücken heraus. Aber auch hier legte ihm die Censur so viele Hindernisse in den Weg, daß er seine Zeitung ohne Censur, „auf der freien Presse des Volks" herausgab, worauf dieselbe im März 1832 vom Bundestag verboten ward. W. selbst ward wegen einer beim hambacher Fest am 27. Mai dieses Jahres gehaltenen Rede, worin er zur Bildung eines Bundes der Patrioten aufgefordert hatte, mit Andern verhaftet und nach Zweibrücken abgeführt. Vom Gefängniß aus entwickelte er seine politischen Ideen in einer Flugschrift „Die politische Reform Deutschlands" (Straßb. 1832). Erst im Juni 1833 wurden die Angeklagten in Landau vor die Geschwornen gestellt. Diese beantworteten die Frage, ob W. und Genossen „unmittelbar" zum Umsturz der deutschen Verfassung aufgefordert hätten, mit Nein. Dagegen verurtheilte ihn

das Zuchtpolizeigericht wegen Beleidigung inländischer und ausländischer Behörden im November 1833 zu zweijähriger Gefängnißstrafe, die er zu Kaiserslautern verbüßte. Hier schrieb er die „Fragmente zur Kulturgeschichte der Menschheit" (Kaisersl. 1835, 2 Bde.). Nach überstandener Strafe ward W. im Dec. 1835 nach Passau gebracht, um dort noch eine Kontumazstrafe zu erleiden, und sodann in Hof unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Er flüchtete jedoch Ende December 1836 nach Frankreich und 1840 nach Thurgau, wo er die in Konstanz erscheinende „Deutsche Volkshalle" redigirte. Von seiner „Geschichte der Deutschen" (Stuttg. 1843—45, 4 Bde.; 4. Aufl., fortgesetzt von Zimmermann, 1860—62) kauften die Deutschen in Nordamerika eine ganze Auflage auf. Im Jahre 1847 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr nach Bayern, ließ sich aber in Karlsruhe nieder, wo er im Frühling 1848 mit seinem „Wort an die deutsche Nation" die neue Zeit begrüßte und das „Deutsche Nationalblatt" in konstitutionell-monarchischer Richtung begann. In den reußischen Fürstenthümern in die deutsche Nationalversammlung gewählt, † er schon am 26. Juli 1848 zu Frankfurt. Von seinen Schriften ist noch zu nennen: „Die politisch-reformatorische Richtung der Deutschen im 16. und 19. Jahrhundert" (Bellevue 1841).

2) Johann Ulrich, deutscher Philosoph, geboren 17. April 1810 zu Dizingen in Würtemberg, besuchte das Seminarium zu Schönthal und studirte von 1828—33 zu Tübingen Philosophie und Theologie. Als Gehülfe des Dekans in Weinsberg angestellt, trat er in seiner Schrift „Theorie des Somnambulismus" (Leipzig und Stuttgart 1836) gegen die phantastischen Elemente im Somnambulismus auf, und in Kleingarlach, wohin er als Stadtpfarrer berufen worden war, schrieb er sein „System der spekulativen Ethik" (Heilbronn 1841—42, 2 Bde.), womit er eine neue Behandlung dieser Wissenschaft begründete. Seit 1842 Pfarrer zu Winnenden, veröffentlichte er: „Die spekulative Idee Gottes" (Stuttg. u. Tüb. 1845), „Philosophische Studien" (2 Aufl., Stuttg. 1854) u. A. Mit J. H. Fichte und H. Ulrici gibt er seit 1852 die „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" heraus. W.s Methode ist aus der hegelschen hervorgegangen, unterscheidet sich aber in wesentlichen Punkten von ihr. Die sittliche Idee vollendet sich ihm in drei Sphären: der subjektiven Sittlichkeit im Einzelleben, in der Freundschaft und Ehe; der objektiven Sittlichkeit im Staate; der absoluten Form der Sittlichkeit als wissenschaftlich, religiös und schön sittliches Leben. Im Gebiete der Freiheit in Religion, Kunst und Sittlichkeit unterscheidet er sich dadurch von Hegel, daß ihm nicht der theoretische Standpunkt des Wissens, sondern der praktische der Ethik als das Princip gilt, woran alle Lebensformen als an ihrem letzten Zweck gemessen werden müssen.

Wirthschaftssystem, s. Landwirthschaft.

Wisa (Viza, im Alterthum Byzia), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Edirné (Tschirmen), an der Straße von Adrianopel nach Kirkiliſſa, ist Hauptstadt eines Liwa und Sitz eines griechischen Metropoliten, hat eine verfallene Citadelle, Obst-, Gemüse- u. Weinbau und 5000 Einwohner.

Wisbeach, Stadt in der englischen Grafschaft Cambridge, am Ouse (Wis) und an der Eisenbahn von Peterborough nach Lynn Regis, unweit der Mündung des Nen in den Washbusen der Nordsee, hat eine schöne Kirche (St. Mary's) mit vielen Monumenten, eine lateinische Schule, ein Handwerkerinstitut mit öffentlicher Bibliothek, eine Kornbörse, ein Zuchthaus, eine Badeanstalt, einen Hafen, große Viehmärkte, Handel mit Getreide, Kohlen, Holz ꝛc. und 10,594 Einw. Von W. führt ein Kanal zum Nen.

Wisby, Hauptort der schwedischen Insel Gothland, an der Westküste, einst eine der reichsten unter den Hansestädten, damals mit 18 Kirchen, ward 1361 von dem dänischen König Waldemar III. geplündert und zerstört und hat sich seitdem nicht wieder zu der früheren Blüthe erheben können, obwohl es noch jetzt eine wohlhabende Handelsstadt ist. Von ihrer einstigen Größe zeugen die großartigen Ruinen von 7 Kirchen und die der ehemaligen Befestigungen; von den übrigen Kirchen, sowie von dem 1575 von den Dänen zerstörten Schloß Wisborg, jetzt königlicher Meierei, ist keine Spur mehr vorhanden, indem die Materialien in die Kalköfen gewandert sind. Jetzt hat die Stadt nur noch eine schöne, um 1200 erbaute Domkirche und 5732 Einw.

Wiscasset, Stadt im nordamerikanischen Staate Maine, einer der Hauptorte der Grafschaft Lincoln, am Sheepscot, unweit seiner Mündung in den atlantischen Ocean, hat einen trefflichen Hafen (Zollhafen), eine Bank, Schiffbau, Handel, Fischerei und 3000 Einwohner.

Wischehrad (sonst altslav. u. böhm. wyschehrad, poln. wyszogrod, ruthen. wyszehorod, s. v. a. Hochburg), Benennung von zahlreichen Lokalitäten, besonders Städten und Burgen in allen slavischen Ländern, namentlich die ursprüngliche Residenzburg Böhmens, jetzt ein Stadttheil von Prag (s. d.).

Wischera, Fluß im europäisch-russischen Gouvernement Perm, entspringt am Ural, fällt in die Kama.

Wischni-Wolotschok (Wisznei-Woloczok), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Twer, an der Zna und dem die Zna mit der nahen Twerzna verbindenden, 1/2 Meile langen, 1704 bis 1712 angelegten Kanal, sowie an der großen Heerstraße und der Eisenbahn von Petersburg nach Moskau, ist regelmäßig gebaut, hat einen alten Czarenpalast, eine Kathedrale und mehre andere Kirchen, ein schönes Kaufhaus, eine Kreisschule, lebhaften Handel u. Industrie und 13,929 Einwohner. Dabei in einem Gehölz ein wunderthätiger, mit einem Heiligenbild geschmückter Brunnen nebst einer Kapelle. W. ist der Mittelpunkt des wischni-wolotschokischen Kanalsystems, welches durch die Twerza, einen Nebenfluß der Wolga, einerseits und durch die Msta, den Wolchow und den Ladogasee andererseits die Wolga mit der Newa und somit das kaspische Meer mit der Ostsee verbindet. Dieses großartige Kanalsystem erstreckt sich über 1500 □Meilen und umfaßt 76 Seen, 106 größere und kleinere Flüsse und zahlreiche Kanäle, Wasser

Digitized by Google

leitungen, Schleußen und Reservoirs und vermittelt neben dem tschwinschen System den Transport der aus Persien und Indien über Astrachan kommenden, sowie der aus China über Sibirien beförderten nach Petersburg bestimmten Waaren.

Wischnu (Vishnu), die zweite Person in der indischen Trimurti, s. Indische Religion.

Wisconsin, einer der nordwestlichen Staaten der nordamerikanischen Union, liegt zwischen 42° 30′ und 47° 10′ nördl. Br. und zwischen 87° und 92° 50′ westl. L. und grenzt im Norden an den Oberen-See und an Michigan, gegen Osten an den Michigansee, gegen Süden an Illinois, gegen Westen an Minnesota und Iowa, durch den Mississippi und St. Croix davon geschieden, und hat einen Flächeninhalt von 2536 QMeilen. Das Gebiet gehört zu dem großen Centralplateau von Nordamerika und ist daher größtentheils wellenförmiges Hügelland, in welchem eigentliche Berge gar nicht vorkommen und die höchsten Erhebungen sich zwischen 600 und 1200 Fuß über dem Meere halten. Im Süden vom Wisconsinfluss ist das Land bergig, indem hier die Blue Mounts bis zu 1170 Fuß ansteigen, während im Südosten die Einförmigkeit der baumlosen, aber mit schönen Prairien bekleideten Ebene nur durch die Einschnitte der Flußthäler unterbrochen wird. Die Wasserscheide zwischen dem Becken des Mississippi und dem der großen Seen tritt so wenig hervor, daß zur Zeit des hohen Wasserstandes im Frühjahr Boote aus dem Wisconsinfluß von Fort Winnebago aus in den durch den Winnebagosee in den Michigansee abfließenden Foxriver gelangen können. Der größere nördlich vom Wisconsinfluß gelegene Theil des Landes ist ein einförmiges Plateau mit sehr sanfter Neigung gegen Süden und rascherem Abfall zum oberen See, dem die Wasserscheide zwischen seinem Gebiet und dem des Mississippi sich sehr nähert. Der Boden ist im südlichen Theil des Gebiets zum Ackerbau wohl geeignet, und zwar nicht nur in dem ebenen, sondern auch in dem bergigen Theil, wo auch schöne Waldungen vorkommen. Der nördliche Theil des Gebiets bietet dagegen größtentheils mageren Boden dar, indem hier, insbesondere zwischen dem Oberen-See und den Fallen von St. Anthony am Mississippi weite Sand- und Geschiebemassen, zum Theil auch Sümpfe und Moore sich ausbreiten. Doch finden sich hier je weiter nach Norden immer dichtere Wälder, namentlich von Nadelholz, welche um so eher eine bedeutende Ausfuhr von Bauholz ermöglichen, als zahlreiche fließende Gewässer die Anlage von Sägemühlen gestatten. Außer Nadelbäumen finden sich besonders Eichen, Ahorn- und Wallnußbäume, Birken und Weiden. Auch für Bergbau bietet das Land günstige Bedingungen, indem der südwestliche Theil desselben zu dem großen Blei-, Kupfer-, Eisen- und Zinkdistrikt gehört, der sich, cirka 11,000 QMeilen groß, von der Mündung des Rokriver gegen Norden bis zum Wisconsinfluß erstreckt, und auch im Norden am Oberen-See reiche Kupferminen sind, deren Ausbeutung aber kaum in Angriff genommen, während die Bleigewinnung schon sehr ansehnlich ist, da wohl $^1/_{10}$ des ganzen Bleiexports von Galena aus den Gruben von W. kommen. Auch Eisenerze sollen sich in bedeutender Quantität vorfinden, namentlich im Quellengebiet des Rokriver und der Zuflüsse des oberen Mississippi, doch ist deren Benutzung noch nicht von großem Belang. Die Bewässerung des Staats ist reich, doch für den Binnenverkehr nicht besonders günstig. Der wichtigste Fluß ist der Wisconsin, der im Vieux-Desertsee an der nordöstlichen Grenze des Staats entspringt und anfangs bis Portage nach Süden und dann in südwestlicher und westsüdwestlicher Richtung zum Mississippi fließt. Er ist zwar bei Portage schon 1200 Fuß breit, jedoch so seicht und voller Sandbänke, daß er selbst von flachgehenden Dampfbooten nicht immer befahren werden kann. Da er sich aber in der Nähe von Fort Winnebago dem Neenah oder Foxriver, einem leicht schiffbar zu machenden Zufluß des Winnebagosee's, bis auf $1^1/_2$ Meilen nähert, so ist hier durch einen kurzen Kanal eine ununterbrochene Binnenschifffahrt zwischen Newyork und dem oberen Mississippi hergestellt worden. Andere bedeutendere Flüsse sind der Black-, Chippewa- und Wolffluß, von denen die beiden ersten dem Mississippi, der letztere dem Winnebagosee und durch diesen dem Michigansee zufließen. Alle diese Flüsse sind wasserreich genug, um Holzflößerei von Norden her zu gestatten, müssen aber für die Beschiffung mit größeren Fahrzeugen durch Wasserbauten erst geeignet gemacht werden. Unter den zum Oberen-See abfließenden Flüssen ist nur der St. Louis zu nennen, der den Staat im Norden begrenzt und als Quellfluß des St. Lorenzstroms gilt. Von den Landseen ist der bedeutendste der Winnebagosee, der durch den Foxfluß mit der Greenbai des Michigansee's in Verbindung steht und für Dampfboote tief genug ist. Für den Handelsverkehr ist der Staat in sofern sehr günstig gelegen, als $^2/_3$ seiner Grenzen an schiffbaren Gewässern, nämlich dem Oberen-See, Michigansee und Mississippi liegen und die Küsten der beiden genannten Seen gute Hafenplätze darbieten, worunter Milwaukee gegenwärtig der wichtigste ist. Das Klima wird als verhältnißmäßig mild und als sehr gesund gerühmt und soll nicht so plötzliche und bedeutende Temperaturwechsel zeigen wie das der benachbarten südlicher gelegenen Staaten. Die Winterkälte ist in der Regel streng, besonders im Norden, die Sommerhitze aber wird durch die Nähe großer Gewässer gemildert. Nach neunjährigen Beobachtungen betrug zu Fort Howard an der Greenbai unter 44° 40′ nördl. Br. und 87° westl. L. die mittlere Jahrestemperatur 5,74° R., die mittlere Regenmenge 38,83 Zoll. Die Hauptprodukte des Landes sind die des Ackerbau's (besonders Weizen), des Bergbau's und des Waldes. Die Bevölkerung, welche 1840 erst 30,945 Seelen betrug, war 1850 auf 305,391 und 1860 auf 775,881 Seelen gestiegen, darunter 1171 Farbige. Den Haupterwerbszweig der Bevölkerung bildet die Landwirthschaft; doch ist in einem Theil des Staats auch der Bergbau sowie die Holznutzung von Bedeutung, und der schon jetzt sehr lebhafte Handel ist in stetem Wachsen begriffen. Die Fläche des kultivirten Bodens betrug 1850 1,045,499, 1860 1,931,159 Acres, des unkultivirten 1850 3,746,036, 1860 4,153,134 Acres. Gebaut

wurden 1860 15,812,625 Bushels Weizen, 888,534 Bush. Roggen, 7,565,290 Bush. Mais, 11,059,270 Bush. Hafer, 678,992 Bush. Gerste, 67,622 Bush. Buchweizen, 87,595 Pfd. Tabak, 99,804 Bush. Erbsen und Bohnen, 3,848,505 Bush. Kartoffeln, 2345 Bush. süße Kartoffeln, Obst an Werth von 76,096 Dollars, 9511 Gallonen Wein, Gartengewächse an Werth von 207,153 Dollars, 853,799 Tonnen Heu, 3348 Bush. Kleesamen, 26,383 Bush. Grassamen, 256 Tonnen Hanf, 135,587 Pfd. Hopfen, 21,644 Pfd. Flachs, 4,256 Bush. Leinsamen, 1,584,406 Pfd. Ahornzucker, 19,253 Gallonen Sorghummelasse, 83,003 Gall. Ahornmelasse, 8009 Pfd. Wachs, 207,184 Pfd. Honig, 1,011,915 Pfd. Schafwolle. Der Export von Holz und Bretern steigt von Jahr zu Jahr; der Werth des so verarbeiteten Holzes betrug 1860 4,836,159 Dollars. Der Viehstand ergab 1860 116,192 Pferde, 1019 Esel und Maulesel, 193,996 Milchkühe, 93,660 Zugochsen, 225,210 Stück anderes Rindvieh, 332,454 Schafe, 333,957 Schweine. Der Werth des ganzen Viehstandes betrug 17,807,366 Doll. Der Hauptgegenstand des Bergbau's und Hüttenwesens ist Blei, dessen Ertrag 1860 einen Werth von 325,368 Doll. repräsentirte, daneben Kupfer und Eisen. Der direkte auswärtige Handel ist noch nicht von großem Belang, dagegen der Handelsverkehr zwischen den Häfen am Michigansee, sowie der auf dem Mississippi nach anderen Plätzen der Union sehr lebhaft. Der Werth des Gesammthandels des Distrikts von Milwaukee wurde für 1852 auf 9,560,743 Doll. in der Einfuhr und auf 4,564,779 Doll. in der Ausfuhr geschätzt. Hauptartikel der letzteren waren Weizen und anderes Getreide, Mehl, Wolle, Häute, Fleisch, Holz ꝛc. Der Handel der zum Zolldistrikt von Mackinac in Michigan gehörigen Seehäfen von W. ist wohl auf 5 Millionen Dollars anzuschlagen. An Eisenbahnen waren bereits 1859 160 Meilen im Betrieb. Dem religiösen Bekenntniß nach bilden in W. die Methodisten, Katholiken und Kongregationalisten die Mehrzahl der Bevölkerung. Außerdem gibt es Baptisten, Presbyterianer, Episkopale, Lutheraner. Der Staat bildet eine Missionsdiöces der anglikanischen und das Bisthum Milwaukee der römisch-katholischen Kirche. An höheren Unterrichtsanstalten hat W. die Universität von W. zu Milwaukee, das Beloitcollege zu Beloit, beide 1848 gegründet, und die neue Lawrenceuniversität zu Appleton. Ein katholisches Priesterseminar befindet sich zu Milwaukee. Außerdem hat die römisch-katholische Kirche mehre Missionen unter den Indianern, mit denen Schulen verbunden sind. Der Schulfond betrug Ende 1852 819,200 Doll. An Wohlthätigkeitsanstalten besitzt der Staat ein Taubstummeninstitut zu Delawan und ein Blindeninstitut zu Janesville. Die römisch-katholische Kirche unterhält ein Hospital und 2 Waisenhäuser zu Milwaukee.

Die gegenwärtige Konstitution ist die vom 1. Febr. 1848, welche, nachdem das Volk die erste durch eine 1846 nach Madison zusammenberufene Konvention aufgestellte Verfassung verworfen hatte, im December 1847 von einer anderen Konvention zu Madison entworfen und im April 1848 vom Volk ratificirt wurde. Die Exekutivgewalt ist einem Gouverneur übertragen, welcher auf 2 Jahre gewählt wird, die Qualifikation eines Wählers haben und Bürger der Vereinigten Staaten sein muß. Ein Vicegouverneur, unter denselben Bedingungen gewählt, ist amtlicher Präsident des Senats mit entscheidender Stimme in diesem u. folgt dem Gouverneur bei Vakanz ꝛc. im Amte. Der Gouverneur übt das Begnadigungsrecht, ausgenommen bei Hochverrath und Amtsverbrechen, doch muß er jede Begnadigung nebst Gründen jährlich der Legislatur vorlegen. Das Veto, welches der Gouverneur bei der Gesetzgebung hat, wird durch ein Votum von $^{2}/_{3}$ der in jedem Hause anwesenden Mitglieder annullirt. Dem Gouverneur zur Seite stehen ein Staatssekretär, ein Schatzmeister und ein Generalstaatsanwalt, welche ebenfalls vom Volk auf 2 Jahre gewählt werden. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen eines Senats und einer Assembly. Die Mitglieder der letzteren, der Zahl nach nicht unter 54 und nicht über 100, werden jährlich auf ein Jahr gewählt, müssen qualificirte Wähler in ihrem Distrikt sein und ein Jahr im Staate gewohnt haben. Die Mitglieder des Senats, nicht mehr als ein Drittel und nicht weniger als ein Viertel der Mitglieder der Assembly, müssen dieselbe Qualifikation haben und werden auf 2 Jahre gewählt. Das Wahlrecht haben alle Personen männlichen Geschlechts, welche 21 Jahre alt sind, ein Jahr vor der Wahl im Staat gewohnt haben und entweder Bürger der Vereinigten Staaten oder solche Ausländer sind, welche ihre Absicht, Bürger zu werden, erklärt haben. Senat und Assembly versammeln sich jährlich im Januar in Madison. Zum Kongreß der Vereinigten Staaten sendet W. 2 Senatoren, ins Repräsentantenhaus 6 Mitglieder; bei der Wahl des Präsidenten der Vereinigten Staaten hat es 8 Stimmen. Für die Rechtspflege bestehen ein höchstes Gericht, 10 Wanderbezirksgerichte und 43 Grafschaftsgerichte, außerdem noch Friedensrichter. Das höchste Gericht, vornehmlich Appellationsgericht, besteht aus einem Oberrichter und 2 Beisitzern. Die Richter der Bezirksgerichte werden durch Volkswahl in den Wanderbezirken auf 6 Jahre gewählt; aus diesen Richtern werden die des höchsten Gerichts genommen, welches in Appellationssachen ohne Geschworne entscheidet. Die Friedensrichter werden vom Volk auf 2 Jahre gewählt. Besondere Bestimmungen der Verfassung sind noch: Die Sklaverei ist verboten. Aller Grundbesitz ist allodial. Die Legislatur kann keine Lotterie und keine Ehescheidung gewähren. Der Kredit des Staats darf nie verliehen werden; auch darf keine Schuld kontrahirt und kein Geld für innere Verbesserungen, z. B. Eisenbahnen, Kanäle ꝛc., ausgezahlt werden, wenn der Staat für diese Zwecke nicht bestimmtes Eigenthum zur Garantie hat. Ausgenommen in Fällen von Krieg, Invasion und Insurrektion soll keine Schuld über 100,000 Doll. kontrahirt werden, und eine solche Schuld muß von der Majorität in jedem Hause für bestimmte Zwecke votirt werden, wie auch zugleich Vorkehrung zur Bezahlung der Interessen und Tilgung des Kapitals innerhalb 5 Jahre getroffen werden muß.

Digitized by Google

Banken dürfen weder durch allgemeine, noch durch Specialgesetze kreirt werden, bis eine Majorität der Wähler bei den allgemeinen Wahlen sich dafür erklärt und nachher eine solche Majorität die votirten Gesetze gebilligt hat. Verhaftung und Gefangenschaft wegen Schulden wird nicht verfügt. Amendements zur Konstitution, welche von einer Majorität beider Häuser angenommen sind, müssen 3 Monate vor der nächsten Wahl publicirt und der dann gewählten Generalassembly vorgelegt werden. Erhalten sie hier wieder die Majorität, so werden sie dem Volk vorgelegt, und stimmt die Majorität der Wähler für dieselben, so sind sie angenommen. Eine Majorität jedes Hauses kann auch eine Konvention zur Veränderung der Konstitution empfehlen, und eine Majorität der Stimmen bei der allgemeinen Wahl nach der Empfehlung eine Berufung derselben autorisiren. Die Finanzen des Staats sind in sehr gutem Zustande; die Staatsschuld betrug am 1. Januar 1861 100,000 Doll., die Staatseinkünfte für 1860 972,464 Doll., die Staatsausgaben 713,853 Doll. Das steuerbare Eigenthum ward 1860 auf 184,062,536 Doll. veranschlagt. Im Jahre 1860 bestanden 108 Banken mit 7,620,000 Doll. Kapital, 4½ Millionen Notenumlauf und über 3 Millionen Depositen. Die Miliz des Staats betrug 1859 ungefähr 51,000 Mann. Das Wappen des Staats ist ein Pflug auf geackertem Felde, dahinter ein See mit einem Dampfboot, der Horizont von Bergen abgeschlossen. Die Haupteisenbahnlinien sind La-Crosse-Milwaukee (43 Meilen), Milwaukee-Mississippi (50 Meilen), Racine-Janesville-Mississippi (22 Meilen). Der Staat zerfällt in 43 Counties. Politische Hauptstadt ist Madison, die bedeutendste aber Milwaukee. W. ward schon 1662 von französischen Missionären besucht, welche dort Missionen unter den Indianern gründeten und von da aus an den oberen Mississippi gelangten. Diese Missionen hatten aber keine Kolonisation zur Folge, und noch 1763, als das Gebiet von Frankreich an Großbritannien überging, war dasselbe eine Wildniß. Bei der Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Seiten Großbritanniens 1783 wurde es von diesem an jene abgetreten, jedoch erst 1796 wirklich übergeben, worauf es zum großen Nordwestterritorium geschlagen ward. Nachdem Indiana und Illinois von diesem getrennt worden waren, erhielt auch W. 1836 eine eigene Territorialregierung, unter welcher zugleich Minnesota stand. Im Jahre 1846 hatte die Bevölkerung bereits so zugenommen, daß am 5. Okt. 1846 eine Konvention zur Entwerfung einer Konstitution nach Madison berufen werden konnte. Die von dieser ausgearbeitete Konstitution wurde jedoch vom Volk verworfen, worauf im folgenden Jahre eine andere konstituirende Versammlung berufen ward, die sich unter dem 1. Febr. 1848 über eine Staatsverfassung vereinigte, welche dann im darauffolgenden April die Sanktion des Volks erhielt, und mit dieser Konstitution wurde W. durch Kongreßakte vom 29. Mai 1848 als Staat in die Union aufgenommen. Der Staat sieht in Folge des Zuströmens strebsamer Einwanderer, besonders Deutscher, einer bedeutenden Zukunft entgegen. Vgl. Richter, Der nordamerikanische Freistaat W., Wesel 1849; Ritchie, W. and its resources, Philadelphia 1857.

Wiselius, Samuel Iperuszoon, holländischer Dichter, geboren am 4. Febr. 1769 zu Amsterdam, war anfangs Sachwalter in Amsterdam, widmete sich dann aber dem Handelsgeschäft. Nach der Revolution von 1795, an der er thätigen Antheil genommen, wurde er Mitglied der Provinzialregierung von Holland, zog sich aber bald in den Ausschuß für die Angelegenheiten der Kolonien zurück und verlor 1802 nach der Aussöhnung der alten Orangisten und der gemäßigten Patrioten auch diese Stelle, worauf er zu seinem Handelsgeschäft zurückkehrte. Seine Muße gehörte aber fortwährend den Wissenschaften und der Dichtkunst. Nach der Thronbesteigung des Königs Ludwig zog er sich auf das Land zurück, nahm dann eifrigen Antheil an der Wiederherstellung seines Vaterlandes und ward 1814 Vorstand der Polizei zu Amsterdam. Um dieselbe Zeit erwählte ihn das Institut zum Sekretär der zweiten Klasse. Er † zu Amsterdam den 15. Mai 1845. Seine Oden, Episteln, didaktischen Gedichte und Trauerspiele, wobei ihm die Griechen und Römer stets als Muster vorschwebten, zeichnen sich durch geläuterten Geschmack und große Sprachgewandtheit aus. Seine Trauerspiele und eine Auswahl seiner übrigen Gedichte wurden unter dem Titel „Mengel en Tonneelpoezij" (Amsterdam 1818 fg., 5 Bde.) gesammelt; der 6. Band erschien 1833 unter dem Titel „Nieuwe gedichten". Außerdem gab er heraus „Verdeediging van het gedrag van Prins Willem II. tegen Amsterdam en 1651" (Brüssel 1828) und „Tafereel van de staatkundige Verlichting der Nederlanderen".

Wiseman, Nicolas, Haupt der römisch-katholischen Kirche in England, geboren am 2. Aug. 1802 von irländischen Aeltern zu Sevilla, kam sehr jung nach England, wo er im katholischen St. Cuthbertscollege zu Ushaw bei Durham erzogen wurde, vollendete seine Studien auf dem englischen Kollegium in Rom, empfing die Priesterweihe und war eine Zeitlang Professor an einem dortigen Seminar. Im Jahre 1835 nach England zurückgekehrt, gründete er zur Belebung seiner Kirche 3 Zeitschriften, die „Dublin Review", das „Catholic Magazine" u. das londoner „Tablet", und stiftete mit Andern die Metropolitan Tract Society, zur Verbreitung religiöser Flugschriften, und die Society of english ladies, zur Ausstattung unbegüterter katholischer Kirchen, Klöster, Schulen und Krankenhäuser, verbarg aber seine erfolgreiche Thätigkeit dem Uneingeweihten durch die bescheidene Stellung, die er als Vorsteher des Marienkollegiums zu Oscott bekleidete. Seine häufigen Reisen nach Rom verriethen indessen allmählig, daß er u. nicht sein Vorgesetzter Walsh die Seele dieser Unternehmungen war. Im Jahre 1847 legte er Pius IX. den Plan einer vollständigen Wiederherstellung der katholischen Hierarchie in England vor. Die Ereignisse der beiden folgenden Jahre verzögerten zwar die Ausführung, doch 1850 ging W., jetzt in der Eigenschaft eines apostolischen Vikars für England, nach Rom zurück, um den Plan wieder aufzunehmen, den dann ein vom 24. Sept. 1850 datirter „apostoli-

Digitized by Google

ſcher Brief" enthüllte. Derſelbe rief eine ungemeine Aufregung hervor, und als W. gleichzeitig zum Kardinal ernannt und als Erzbiſchof von Weſtminſter an die Spitze der katholiſchen Kirche in England geſtellt wurde, forderte die geſammte proteſtantiſche Preſſe ſeine Ausweiſung. Die Regierung begnügte ſich jedoch, den päpſtlichen Uebergriffen gegenüber, durch eine Parlamentsakte das Führen des von einem fremden Potentaten verliehenen Biſchofstitels verbieten zu laſſen. Im Jahre 1855 zum Bibliothekar des Vatikans ernannt, lebte W. ſeit 1859 in Rom. Von ſeinen Schriften ſind hervorzuheben: „Erinnerung an die vier letzten Päpſte", „Zwölf Vorleſungen über die Beziehungen zwiſchen den Wiſſenſchaften und der geoffenbarten Religion", „Betrachtungen über den Proteſtantismus", „Lehren und Gebräuche der katholiſchen Kirche" und ein Roman „Fabiola". Er † den 15. Febr. 1865.

Wiſent (Wieſent), Fluß im bayeriſchen Regierungsbezirk Oberfranken, hat ein tief eingeſchnittenes, maleriſches Thal, bildet unweit Beiſchenfeld den Waſſerfall Dos und mündet bei Forchheim rechts in die Regnitz; iſt ſehr reich an Forellen. An der W. am 29. Aug. 1796 Gefecht zwiſchen den ſich zurückziehenden Franzoſen unter Jourdan und den Oeſterreichern unter Erzherzog Karl.

Wiſent (Wiſenthier), ſ. v. a. Auerochs, Bos Urus *L.*

Wiślica, Stadt im ruſſiſch-polniſchen Gouvernement Kielce, Kreis Stobnica, an der Nida, hat 2 Kirchen, ein Kollegiatſtift und 1500 Einw.; war früher weit bedeutender.

Wislicenus, Guſtav Adolf, einer der Wortführer der freien Gemeinden, geboren am 20. Nov. 1803 in Battaune bei Eilenburg, ſtudirte ſeit 1821 zu Halle Theologie, kam aber 1824 als Mitglied der Burſchenſchaft in Unterſuchung und ward zu zwölfjährigem Feſtungsarreſt verurtheilt, doch im Jan. 1829 begnadigt, worauf er ſeine Studien in Berlin fortſetzte. Als Pfarrer zu Klein-Eichſtedt bei Querfurt, ſeit 1834, neigte er ſich dem Myſticismus zu, das Studium der Werke von Strauß und Feuerbach führte ihn aber der entgegengeſetzten Richtung zu, und als Pfarrer an der Neumarktskirche in Halle, ſeit 1841, nahm er lebhaft Antheil an den lichtfreundlichen Beſtrebungen. Sein am 29. Mai 1844 vor einer Verſammlung proteſtantiſcher Freunde in Köthen gehaltener Vortrag über die Autorität der Schrift veranlaßte den halle'ſchen Profeſſor Guericke, in Hengſtenbergs „Kirchenzeitung" der Regierung W. als unchriſtlich zu denunciren. Von letzterer hierauf zur Darlegung der von ihm ausgeſprochenen Grundſätze aufgefordert, veröffentlichte W. die Schrift „Ob Schrift, ob Geiſt?" (Auflage 1—4, Leipzig 1845), worin er die Vernunft zum Richter über die Bibel einſetzte. Das Miniſterium Eichhorn leitete hierauf eine Disciplinaruntersuchung gegen ihn ein, ſuspendirte ihn Pfingſten 1845 vom Amt und citirte ihn zu einem Kolloquium erſt nach Magdeburg (8. Mai), dann nach Wittenberg (14. Mai). Von den dazu beorderten geiſtlichen Beamten, den Konſiſtorialräthen Tweſten, Snethlage, Heubner und Möller, gehörte nur einer der rationaliſtiſchen Richtung an. Da W. den geforderten Widerruf verweigerte, erfolgte 1846 ſeine Amtsentſetzung durch das Konſiſtorium. Seinen Prozeß ſtellte er in der Schrift „Die Amtsentſetzung des Pfarrers W. in Halle" (Leipzig 1846) dar. Er lebte ſeitdem in Halle als Prediger der freien Gemeinde, verwickelte ſich aber durch die Schrift „Die Bibel im Licht der Bildung unſerer Zeit" (Leipzig 1853) in einen neuen Prozeß und ward im Sept. 1853 zu zweijähriger Gefängnißſtrafe verurtheilt. Der Vollſtreckung des Urtheils entzog er ſich durch die Flucht nach England, von wo er mit ſeiner Familie nach Amerika ging. Er gründete zu Hoboken bei Newyork ein Penſionat nebſt Schule, kehrte aber im Mai 1856 nach Europa zurück und ließ ſich zu Zürich nieder, wo er ſich der Leitung einer Erziehungsanſtalt widmete und u. A. „Die Bibel für denkende Leſer betrachtet" (Leipzig 1863) ſchrieb.

Wismar, die zweite See- und Handelsſtadt des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, an der Südſpitze des gleichnamigen durch die Inſel Poel geſchützten Buſens der Oſtſee, durch eine Zweigbahn nach Kleinen mit der mecklenburgiſchen Hauptbahn (Linie Hagenow-Schwerin-Roſtock) verbunden; iſt im Ganzen regelmäßig gebaut und hat 4 Land- und 4 Waſſerthore. Die hervorragendſten Gebäude ſind: die Marienkirche im gothiſchen Styl mit einem 288 Fuß hohen Thurm, die Georgenkirche aus dem 13. Jahrhundert, die zierliche Nikolaikirche aus dem 14. Jahrhundert, die Heiligengeiſtkirche, das gothiſche Rathhaus mit ſchönen Sälen und gothiſchem Kellergewölbe, das Fürſtenhaus in italieniſchem Palaſtſtyl und das Schauſpielhaus. W. iſt der Sitz eines ſtädtiſchen Obergerichts, mehrer Niedergerichte, zweier Domanialämter und eines vereinigten Patrimonialgerichts und hat ein Gymnaſium nebſt Realſchule, Navigationsſchule, Bürger-, Gewerb- und zahlreiche andere Schulen, ein Waiſenhaus, Kranken- und Armenhaus, Fabrikation von Strohhüten, Cichorien, Tabak, Cigarren, Eſſig ꝛc., Eiſengießerei, Brennerei, Brauerei, Segeltuchweberei, Gerberei, Schiffbau, ſehr lebhaften Handel, einen trefflichen Hafen (einer der beſten der Oſtſee) und 13,128 Einw. Eine Seebadeanſtalt iſt auf der kleinen Inſel Wallfiſch errichtet. Die Stadt hat noch manche Rechte, eigne Ober- und Niedergerichtsbarkeit (bisher auch noch Münzrecht für Kupferſtücke), eine beſondere Flagge (viermal weiß u. roth horizontal geſtreift), Hafen-, Strand- und Zollgerechtigkeit. Das ſtädtiſche Gebiet umfaßt ein Areal von 1,17 QMeilen, wozu 17 Landgüter gehören, die Herrſchaft W. dagegen die Stadt W. und die beiden Domänenämter Neukloſter und Wismar-Poel mit insgeſammt 2,49 QMeilen und 20,533 Einw. Vgl. Burmeiſter, Bürgerſprachen und Bürgerverträge der Stadt W., Wismar 1840; Beſchreibung von W., daſ. 1857. Die Stadt, nach Einigen das alte Laciburgium, nach Andern Lirimiris, nach noch Andern Marionis, ſoll ihren Namen von einem alten Vandalenkönig Wismar um 340 erhalten haben. Der Hafen von W. wird urkundlich zuerſt 1170 genannt, doch blieb der Ort klein, bis ihn Graf Gunzelin nach der Zerſtörung der Stadt Mecklenburg vergrößerte. W. erhielt 1229 das ſchweriniſche, 1266 aber das lübiſche

Digitized by Google

Stadtrecht, und 1301 brachte es Heinrich der Hierosolymitaner an Mecklenburg. Im 13. Jahrhundert trat W. dem Hansabunde bei und wurde, obwohl 1376 die Pest an 10,000 Menschen hinwegraffte, eine bedeutende Stadt, gerieth aber seit 1586, als viele Niederländer nach Hamburg flüchteten und von da aus Handel trieben, in Verfall. Um jene Zeit war W. eine bedeutende Festung. Im westphälischen Frieden 1648 ward die Stadt zugleich mit der Herrschaft W., welche die zusammen etwa 6000 Einw. zählenden Domanialämter Neukloster und Poel umfaßte, an Schweden abgetreten und Mecklenburg durch das Bisthum Schwedt entschädigt. Im Jahre 1675 ward W. durch die Dänen belagert und durch Kapitulation erobert, doch im Frieden von Schonen (1679) wieder herausgegeben. Nachher (1712) wurde es wieder von den Dänen, 1716 aber von Dänen, Preußen und Hannoveranern belagert, die Besatzung durch Hunger zur Uebergabe gezwungen und darauf die Festung geschleift. Im Jahre 1803 wurde die ganze Herrschaft W. von Schweden an Mecklenburg-Schwerin für 1,200,000 Thaler Banco überlassen und auf dem Landtag zu Malchin 1828 in den Körper der Landstände aufgenommen.

Wismuth (lat. Marcasita, Bismuthum), chemisch einfacher Körper, wird zu den Metallen gezählt und findet sich in der Natur meist gediegen auf Gängen im Urgebirge und Uebergangsgebirge, vorzüglich im Granit und Thonschiefer, mit Kobalt-, Nickel- und Silbererzen, so namentlich im sächsischen Erzgebirge bei Schneeberg, Johanngeorgenstadt in Böhmen, in Baden, Würtemberg, Hessen, Schweden, Norwegen und besonders auch in England, wo kürzlich auf der Atlasgrube der Süd-Devon-Eisen- und Bergbaugesellschaft ein 3 Fuß mächtiger Gang aufgeschlossen worden ist, der $^1/_{16}$ der Gangmasse an W. enthält. Auch in Südaustralien an Spencers Golf sind reiche Wismuthlager entdeckt und werden bereits abgebaut. Das Mineral krystallisirt rhomboëdrisch, die Krystalle sind meist verzerrt und undeutlich, baumförmig, federartig, gestrickt, selten drahtförmig und als Blech, häufig derb und eingesprengt, von körniger Zusammensetzung. Es ist sehr mild und nicht dehnbar, von 2,5 Härte, röthlich silberweiß, oft gelb, roth, braun oder bunt. Vor dem Löthrohr schmilzt es leicht, auf Kohle verdampft es und bildet einen citronengelben Beschlag. Man gewinnt es durch Aussaigern und Ausschmelzen, indem man das Erz in gußeisernen Röhren, welche schräg in einem Ofen liegen, so stark erhitzt, daß das Metall schmilzt und von der Gangart abfließt. Durch Absaigern auf einer geneigten Ebene, oder durch Umschmelzen, Abschäumen und Abgießen wird das W. von den früher erstarrten, unreinen, schwefelhaltigen Metallen gereinigt. Zur weiteren Reinigung von Arsen, Eisen ꝛc. wird das käufliche W. mit etwas Salpeter oder Soda und Schwefel unter Umrühren anhaltend geschmolzen. Das W. ist röthlichweiß, stark glänzend, großblätterig-krystallinisch, von specifischem Gewicht 9,935 u. wenn es rasch erkaltete, 9,677. Gewöhnlich läßt es sich leicht pulvern, in vollkommen reinem Zustand ist es aber etwas hämmerbar; es schmilzt leichter als Blei, erstarrt bei 264°, verdampft in sehr hoher Temperatur, oxydirt sich nicht an der Luft, verbrennt aber in der Glühhitze mit bläulicher Flamme zu gelbem Wismuthoxyd. Salzsäure greift es sehr schwer an, heiße concentrirte Schwefelsäure verwandelt es in schwefelsaures Oxyd, Salpetersäure löst es sehr leicht. Das W. verbindet sich mit 2 Aequivalenten Sauerstoff zu Oxydul, mit 3 Aeq. Sauerstoff zu basischem Oxyd u. mit 5 Aeq. Sauerstoff zu Wismuthsäure. Das Oxydul ist grauschwarz, verwandelt sich leicht in Oxyd und wird durch starke Säuren in Metall und Oxyd zerlegt. Das Oxyd erhält man am reinsten durch Erhitzen seines Salpetersäuresalzes, es bildet ein gelbes Pulver, welches leicht zu einer braunen, beim Erkalten gelb werdenden Masse schmilzt (Wismuthglätte). Kalilauge fällt aus einer Wismuthlösung weißes Hydrat, welches sich beim Erhitzen in der alkalischen Flüssigkeit in gelbes Oxyd verwandelt. Die Salze desselben sind farblos, wenn die Säure farblos ist, und lösen sich ohne Zersetzung nur dann in Wasser, wenn dieses stark angesäuert wurde. Die Lösung wird durch Alkalien und kohlensaure Alkalien weiß gefällt, der Niederschlag löst sich nicht in Kalilauge (Unterschied vom Blei), Blutlaugensalz erzeugt einen weißen Niederschlag, Schwefelwasserstoff fällt braunschwarzes Schwefelwismuth, welches in Schwefelammonium unlöslich ist. Jodkalium gibt einen gelbbraunen, auf Zusatz von Wasser gelbroth werdenden Niederschlag; chromsaures Kali fällt sie gelb, der Niederschlag ist unlöslich in Kalilauge. Verdampft man eine Lösung von W. in Schwefelsäure, so erhält man das aus gleichen Aequivalenten Wismuthoxyd u. Schwefelsäure bestehende basische Salz, ein anderes basisches Salz mit 2 Aeq. Schwefelsäure wird durch Schwefelsäure aus der sauren Lösung des Salpetersäuresalzes gefällt, durch Wasser aber zersetzt. Das neutrale Salz kennt man nur in der Verbindung mit schwefelsaurem Kali, in welcher es erhalten wird, wenn man die concentrirte Lösung des Salpetersäuresalzes mit schwefelsaurem Kali fällt. Es wird durch Wasser ebenfalls zersetzt. Salpetersaures Wismuthoxyd krystallisirt aus der Lösung des W.s in Salpetersäure mit 9 Aequivalenten Krystallwasser, es ist ätzend, schmilzt leicht und entläßt schon bei 80° C. Wasser und Säure, so daß ein basisches Salz zurückbleibt, welches eine Temperatur von 260° erträgt. Wasser zersetzt das Salz und fällt eine basische Verbindung, die als Bismuthum hydrico-nitricum (Magisterium Bismuthi) officinell ist. Je nachdem man die Lösung warm oder kalt zersetzt, den Niederschlag längere oder kürzere Zeit mit der sauren Flüssigkeit in Berührung läßt und ihn mehr oder weniger auswäscht, erhält man Präparate von verschiedener Zusammensetzung. Drittelsaures Salz entsteht, wenn man das neutrale Salz mit Wasser zu einem Brei zerreibt und in kaltes Wasser bringt. Der käsige Niederschlag verwandelt sich bald in zarte perlmutterglänzende Schuppen, welche schnell von der Mutterlauge getrennt und gepreßt oder nur wenig ausgewaschen werden dürfen. Aus der Mutterlauge fällt Ammoniak beim Neutralisiren dieselben Schuppen. Neutrales kohlensaures Kali

Digitized by Google

fällt aus einer möglichst neutralen Lösung eines Wismuthoxydsalzes drittelsaures wasserfreies Salz, zweifachkohlensaures Kali fällt dasselbe Salz wasserhaltig. Phosphorsaures Wismuthoxyd ist ein weißer Niederschlag. Wismuthsäurehydrat wird als rothes Pulver erhalten, wenn man naß bereitetes Oxyd in Kalilauge bringt, Chlor hineinleitet, das rothe Pulver mit verdünnter Salpetersäure digerirt und mit kochendem Wasser auswäscht. Kalilauge löst nur wenig von der Wismuthsäure, was ungelöst bleibt, ist saures Salz. Enthält die Lösung eines Wismuthoxydsalzes freies Chlor, so entsteht darin durch Kali ein gelber Niederschlag, das Hydrat einer intermediären Oxydationsstufe. Schwefelwismuth, dem Oxyd entsprechend, kommt als Wismuthglanz in der Natur vor und entsteht als bleigraue, blätterig-krystallinische Masse, wenn man W. und Schwefel in entsprechendem Verhältniß zusammenschmilzt. Aus der Lösung eines Wismuthsalzes wird es durch Schwefelwasserstoff als schwarzer Niederschlag gefällt, es entläßt in höherer Temperatur den Schwefel fast vollständig und kann mit W. in jedem Verhältniß zusammengeschmolzen werden. Wismuthchlorid ist flüchtig wie Antimonchlorid und wird durch Erhitzen von W. in Chlor erhalten; es bildet eine weiße, leicht schmelzende Masse (Wismuthbutter), löst sich in Weingeist, zerfließt an der Luft und kann durch Wasser so zersetzt werden, daß alles Chlorid als Oxychlorid gefällt wird. Gießt man eine Lösung von Wismuthoxyd in Salzsäure in Wasser oder eine Lösung von salpetersaurem Wismuthoxyd in Kochsalzlösung, so fällt Bisoxychlorid als blendend weißes Pulver, welches als Schminke benutzt wird (Blanc d'Espagne, Blanc de Perle). Mit den Chloriden der Alkalimetalle bildet das Wismuthchlorid krystallisirende Doppelchloride. Erhitzt man das Ammoniumwismuthchlorid in Wasserstoff, so verliert es Salmiak und Salzsäure und hinterläßt eine beim Erkalten braune Masse, welche Wismuthchlorür enthält. Rein entsteht das Chlorür beim Erhitzen von W. mit Quecksilberchlorür, es ist sehr hygroskopisch und wird leicht zersetzt. Wismuthjodid sublimirt beim Erhitzen von Schwefelwismuth mit Jod, es ist luftbeständig und wird vom Wasser erst in der Siedhitze zersetzt. Man erhält es auch, wenn man den Niederschlag, welchen salpetersaures Wismuthoxyd in Jodkalium erzeugt, in Jodwasserstoffsäure löst und die Lösung mit Wasser verdünnt.

Legirungen des W.s mit Zinn und Blei zeichnen sich durch ihre Leichtschmelzbarkeit aus. Rohes Metall besteht aus 2 W., 1 Blei u. 1 Zinn und schmilzt bei 93° 4′°; Woods Metall besteht aus 8 Blei, 15 W., 4 Zinn, 3 Kadmium, schmilzt schon einige Grade über 68° C., ist fast silberweiß, sehr glänzend, feinkörnig und etwas biegsam. Es eignet sich sehr gut zum Löthen unter heißem, mit ein Paar Tropfen Salzsäure angesäuertem Wasser. Eine Legirung von 6 W., 3 Zinn und 13 Blei eignet sich ihrer Leichtflüssigkeit halber, und weil sie bei bedeutender Härte nicht brüchig ist, zum Abgießen von Gegenständen, eine solche von 3 Blei, 2 Zinn, 5 W., welche bei 91 2/3° C. schmilzt, zum Clichiren von Holzschnitten, da die Ausdehnung des W.s beim Erstarren eine große Schärfe des Abklatsches bedingt. Platten aus Legirungen von W., Blei und Zinn, die einen bestimmten Schmelzpunkt haben, werden auf Dampfkesseln angebracht, damit sie, wenn der Dampf im Kessel eine die Sicherheit gefährdende Temperatur, also Spannung erreicht, schmelzen und der Dampf frei entweichen kann.

Wismuthglanz (prismatischer W., Schwefelwismuth, Bismutin), seltenes Mineral, krystallisirt in langen, gestreiften, rhombischen Säulen u. Nadeln, die nach der kurzen Diagonale leicht spaltbar sind, auch körnig-blätterig und strahlig-stengelig, hat etwas über Steinsalzhärte und 6,5 specifisches Gewicht. Es ist milde, von bleigrauer Färbung und enthält 19—20 Procent Schwefel. Vor dem Löthrohr auf der Kohle unter Spritzen schmelzend und die Kohle gelb beschlagend verflüchtigt es sich fast ganz. Es kommt auf den Erzlagerstätten des Erzgebirgs (Johanngeorgenstadt), Hessens (Bieber), des Schwarzwalds, Salzburgs (Steffelwald und Mitterfill), Ungarns (Rezbanya), der Banats (Oravicza), Englands (Cornwall), Schwedens, Norwegens, aber nirgends in technisch-wichtiger Menge vor.

Wismuthgold (Bismutaurit), die leicht schmelzbare und beim Erkalten krystallisirende Verbindung von Wismuth, Gold und Quecksilber, die man unter dem Waschgold von Rutherford in Nordcarolina gefunden hat, soll nach Sephard ein Produkt der Kunst sein.

Wispel, Getreidemaß in Norddeutschland, in Braunschweig = 40 Himten zu Viertfaß = 1245,79 Liter = 22,66 preußische Scheffel = 11,98 dresdener Scheffel; in Mecklenburg-Strelitz = 2 Drömt = 25 Scheffel = 1368,19 Liter = 24,8 preuß. Scheffel; in Preußen = 24 Scheffel = 1319,04 Liter; in Hamburg = 20 Faß = 1054,60 Liter = 19,189 preuß. Scheffel; in Sachsen = 2 Malter à 12 Scheffel = 2523,43 Liter = 45,9 preuß. Scheffel.

Wissembourg, Stadt, s. Weißenburg 2).

Wissen, die Ueberzeugung von der Wahrheit Dessen, was man denkt, beruht entweder auf Sinnesanschauung und Erfahrung (historisches oder empirisches W.), oder auf mathematischen Beziehungen von Größe, Gestalt und Zahl (mathematisches W.), oder auf den Begriffen des Verstandes und ihrer Abhängigkeit von einander (philosophisches W.); im strengsten Sinne die durch logische Demonstration gesicherte Ueberzeugung, in welchem Sinne alles W. auf Einsicht in die Unmöglichkeit des Gegentheils, mithin auf Gründen beruht, zu deren Anerkennung jeder mit Verstand und gesunden Sinnen begabte Mensch sich innerlich genöthigt fühlt. Vergl. Glaube.

Wissende, s. Femgerichte.

Wissenschaft, zunächst das Wissen selbst als Zustand des Wissenden, sodann der Inbegriff Dessen, was man weiß; im engern Sinne der vollständige Inbegriff gleichartiger, systematisch, also nach durchgreifenden Hauptgedanken geordneter Erkenntnisse. Diese an sich bilden den Stoff, die Materie einer bestimmten W.; das bloß gedächtnißmäßige Innehaben dieses Stoffs ist Gelehrsamkeit im untergeordneten Sinne des Worts. Sowie der bloße wissenschaftliche Stoff nur ein

Digitized by Google

Aggregat von Kenntnissen ist, so wird er durch die Form zum wissenschaftlichen Gebäude (Lehrgebäude), und ein solches Gebäude, regelrichtig und den Gesetzen der Logik gemäß aufgeführt, heißt ein System (s. d.). Aus dieser Grundlage wächst dann erst die W. im strengen Sinne als eine Erklärung und Zurückführung der Erfahrungsstoffe auf ihre tiefern Gründe und Zusammenhänge hervor, und so gelangt man in allen W.en bis zu gewissen letzten Principien u. Grundsätzen, aus denen erklärt wird, die sich aber nicht weiter erklären lassen. Die Untersuchungen und Diskussionen, welche sich auf diese beziehen, bilden die Aufgabe der Spekulation (s. d.). Je nachdem bei einer W. mehr entweder ihre Begründung oder ihre Anwendung in Betracht kommt, unterscheidet sie sich als theoretische oder praktische W. Eigentlich soll jede W., die sich aus dem Leben gebildet und im Leben wieder ihren Zielpunkt hat, für theoretisch und praktisch zugleich gelten, und in der That ist dies auch der Fall, denn alle W.en sind nur Theile Einer W., und jede einzelne tritt, wenn sie auch an sich keine Beziehung auf das Leben haben sollte, doch ergänzend und erklärend für eine andere ein, wie es z. B. mit der Alterthumskunde in Bezug auf die Geschichte der Fall ist. Da es aber selbst bei möglichst hoher und umfassender Ausbildung des Geistes nicht möglich ist, selbst Eine W. in ihrem ganzen Umfang und mit einer zur Wissenschaftlichkeit nöthigen Gründlichkeit zu umfassen, so hat man das ganze Gebiet der menschlichen Vorstellungen und Erkenntnisse, um sie bequemer übersehen zu können, in mehre W.en zerlegt, die sich von verschiedenen Gesichtspunkten aus theilen lassen: in Nominalwissenschaften, die sich bloß mit dem sprachlichen Ausdruck unserer Vorstellungen und Erkenntnisse beschäftigen, und Realwissenschaften, welche die Vorstellungen und Erkenntnisse unseres Geistes in ihrer Beziehung auf gewisse Gegenstände behandeln, oder in empirische W.en, deren Grundstoff bloß durch Erfahrung, und rationale W.en, wenn derselbe durch höhere geistige Thätigkeiten bestimmt ist, oder in freie (natürliche) W.en, wenn ihr Grundstoff nur von der freien Thätigkeit des Geistes, und gebundene (positive), wenn derselbe von gegebenen Bestimmungen abhängt. Aber nirgends stehen die einzelnen W.en so getrennt von einander, daß nicht ein Eingreifen der einen Art in die andere möglich, ja sogar nothwendig wäre; einzelne W.en bestehen sogar nur in dieser Vermischung (gemischte W.en). Eine andere Eintheilung ist die in Erfahrungs- oder historische und in philosophische W.en. Eine erschöpfende Klassifikation der W.en gibt es zur Zeit noch nicht. Der Versuch, das gesammte menschliche Wissen überhaupt nach seinen verschiedenen Richtungen und Gegenständen als ein geordnetes System darzustellen, führt zu dem Begriff einer systematischen Encyklopädie oder Wissenschaftskunde. Vergl. Baco von Verulam, De dignitate et augmentis scientiarum. Leyden 1645; Hefter, Philosophische Darstellung eines Systems aller W.en, Leipzig 1806.

Wisteria *Nutt.*, Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, charakterisirt durch den glockenförmigen, fast 2lippigen Kelch, das 2schwielige Fähnchen, die mit dem 2spitzigen Nachen gleichförmigen Flügel, die den Fruchtknotenstiel umgebende Nektarröhre u. die lederartige, 2klappige, einfächerige Hülse, Sträucher mit windenden Stengeln und Aesten, unpaarig gefiederten Blättern und schönen Blumen in reichen Endtrauben. W. chinensis *Dec.*, in China, mit sehr langen Aesten, fußlangen, gestielten, im Herbst abfallenden Blättern, großen, wohlriechenden, bläulichweißen Blumen in herabhängenden Trauben, gedeiht im Freien am besten an schützenden Mauern und Gebäuden und liebt einen tiefen, lockern, mäßig feuchten Boden. W. floribunda *Dec.*, in Japan, hat purpurrothe Blumen in langen reichen Trauben; W. frutescens *Dec.*, in Virginien und Carolina, blaue, wohlriechende Blumen.

Wiszniewski, Michael, polnischer Schriftsteller, geboren 1794 zu Firlejow in Galizien, besuchte das Lyceum zu Krzemieniec in Volhynien, studirte dann zu Edinburg, lebte seit 1818 seiner leidenden Gesundheit halber meist in Italien, lehrte seit 1830 an der Universität zu Krakau Geschichte und Literaturgeschichte, wandte sich aber später ganz nach Italien und errichtete in Genua ein Bankierhaus. Sein Hauptwerk ist die „Historya literatury polskiéj" (Krakau 1840—60, 9 Bde.). Durch seine Schrift „Bakona metoda Alnmazzonia natury" (Krak. 1834) hat er das Studium der Philosophie in Polen angeregt. Dahin gehört auch „Charaktery rozumow ludzkich" (Krak. 1837). Auch gab er die werthvollen, meist von Czacki bearbeiteten „Pomniki do historyi i literatury polskiéj" (Krak. 1835, 4 Bde.) heraus.

Wiszniowiec (Wisniowice), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Volhynien, Kreis Kremenetz, am Horyn, ist Hauptstadt eines eignen Herzogthums, hat Wollmanufakturen, lebhaften Handel und 3000 Einw., worunter viel Juden.

Wit, Ferdinand Johann, genannt von Dörring, bekannt als politisch Kompromittirter, geboren 1800 in Altona, studirte seit 1817 zu Kiel und Jena, wo er sich der Burschenschaft anschloß und im December 1818 ausgewiesen ward. Er ging zunächst nach England, von wo aus er mehre Aufsätze im „Morning Chronicle" veröffentlichte, die seine Freunde und namentlich den ebenfalls in Untersuchung genommenen jenaischen Privatdocenten Follenius kompromittirten, dann mit Empfehlungen über Paris nach Nizza zu dem französischen Justizminister, Grafen de Serre. Von dieser Zeit an hielt er sich unter dem Namen seines Stiefvaters Dörring, bald als Agent der geheimen Polizei beargwohnt, bald als Carbonaro verdächtigt, im südlichen Frankreich, in Italien und der Schweiz auf, bis er am 20. Sept. 1821 auf savoyischem Gebiet verhaftet und nach Mailand abgeliefert wurde. Im December 1822 entkam er von der Citadelle zu Mailand, irrte ein Jahr lang in der Schweiz und in Deutschland umher, wurde am 24. Febr. 1824 in Baireuth wieder verhaftet, nach Berlin gebracht und endlich 1826 auf der dänischen Festung Friedrichsort eingesperrt. Hier verfaßte er: „Lukubrationen eines Staatsgefangenen" (Braunschweig 1827), denen die „Fragmente aus meinem Leben und meiner

Zeit" (das. 1827—30, 4 Bde.) folgten, eine Art Memoiren, worin er seine Abenteuer nicht ohne Einmischung von Unwahrheiten und Unwahrscheinlichkeiten mit ermüdender Weitschweifigkeit erzählt. Nach seiner Freilassung irrte W. in Deutschland umher, von den Regierungen verfolgt und von seinen frühern Gesinnungsgenossen verleugnet. In Weimar vermählte er sich 1828 mit einer reichen Erbin und lebte dann in Schleswig, das ihm als Wohnsitz angewiesen worden war, bis er sich in Oberschlesien ankaufte, wo er sich als Förderer der Mäßigkeitsbestrebungen zeigte, aber auch für ein Werkzeug der ultramontanen Partei galt. Er † den 22. Oktober 1863 zu Meran.

Witebsk (polnisch Witepsk), europäisch-russisches Gouvernement, aus einem Theil des vormaligen Weißrußland gebildet, jetzt zu Westrußland gehörig, grenzt an die Gouvernements Livland, Pskow, Smolensk, Mohilew, Minsk, Wilna, Kowno und Kurland und umfaßt einen Flächenraum von 820,67 QMeilen mit (1864) 776,739 Einwohnern. Das Land ist im Allgemeinen eben, der Boden meist sandig, theilweise morastig, doch im Ganzen fruchtbar. Der bedeutendste Fluß ist die Düna (Dwina), welche hier die Mesha, Kasplia, Drissa, Witeba und Ewest aufnimmt; dem Peipussee fließen von hier aus zu die Issa und Sineia, dem Ilmensee die Lowat. Von den zahlreichen Seen sind die größten: der Luban, Usmin, Uswiat, Nebel, Sebesh u. Oswea. Das Klima ist verhältnißmäßig mild, die Luft gesund. Das Pflanzenreich liefert Getreide (über Bedarf), Hanf, Flachs, Gemüse, Hopfen, Obst, Birken, Tannen, Fichten ꝛc.; das Thierreich Rindvieh, Pferde, Schweine, Schafe, viel Wild, Bienen, Fische (namentlich Salmen und Stinte); das Mineralreich Bruch- und Schleifsteine, Kalk, Thon, Walkererde und etwas Eisen. Die Bewohner sind meist römisch- u. griechisch-katholisch und bestehen vorzugsweise aus Weißrussen oder Rußniaken, Lithauern, Polen und Großrussen, außerdem Juden (ungefähr 50,000), Zigeunern u. eingewanderten Deutschen. Die Haupterwerbsquelle ist Ackerbau, nächstdem Viehzucht u. Waldkultur, Jagd und Fischerei. Die Industrie ist noch ohne wesentliche Bedeutung, beschränkt sich auf Branntweinbrennerei, Gerberei, Weberei und Tabaksfabrikation, ist aber im Fortschreiten begriffen. Der Handel wird durch die Düna, den Beresinakanal, welcher die Düna mit dem Dnjepr und somit die Ostsee mit dem schwarzen Meer verbindet, und durch die 1866 eröffnete Eisenbahn von Witebsk nach Dünaburg (hier Anschluß nach Riga, Petersburg, Wilna, Königsberg und Warschau) befördert u. vertreibt namentlich Getreide, Hanf, Lein, Bauholz, Vieh, Häute, Wolle, Talg, Honig und Wachs. Der bedeutendste Handelsplatz ist Witebsk. Das Gouvernement steht unter dem Generalgouvernement Wilna und zerfällt in die 12 Kreise Witebsk, Drissa, Dünaburg, Gorodko, Lepel, Ljuzin, Newel, Polock, Reshiza, Sebesh, Surasch und Welish. Das Wappen ist ein quergetheilter Schild, oben der halbe russische Reichsadler in Gold, unten der lithauische Reiter mit geschwungenem Säbel auf weißem Roß in Blau. W. bildete früher eine eigene zu Lithauen gehörige Woiwodschaft oder Starostei, fiel bei der ersten Theilung Polens 1772 an Rußland, wurde 1778 als Statthalterschaft W. organisirt, 1796 mit Mohilew zur Statthalterschaft Weißrußland vereinigt, 1802 aber wieder davon getrennt und als eigenes Gouvernement organisirt. Die Hauptstadt W. liegt in malerischer Gegend an der Mündung der Witeba in die Düna, ist durch eine Eisenbahn mit Dünaburg ꝛc. verbunden (s. oben) und von alten Festungswerken umgeben, Sitz eines Civilgouverneurs und hat 16 Kirchen (darunter 3 römisch-katholische), 3 Synagogen, 8 Klöster (darunter ein schönes Basilianerkloster), ein altes Schloß, ein Gymnasium, mehre andere Schulen, große Kaufhallen, ein Hospital u. andere Wohlthätigkeitsanstalten, Gerbereien, Tuchmanufakturen, berühmte Methfabrikation, lebhaften Handel und 30,664 Einw.

Witenagemote, bei den alten Sachsen in England eine Art Parlament, welches die Großen, die Geistlichkeit und das Volk zugleich vertrat.

Witham, Stadt in der englischen Grafschaft Essex, am Brain, unweit seiner Mündung in den Blackwater und an der Eisenbahn von London nach Norwich, die hier nach Braintree u. Maldon abzweigt, hat eine Kirche mit interessanten Monumenten, ein literarisches Institut und 3455 Einw.

Witold, ein lithauischer Kriegsheld, der Sohn des lithauischen Großfürsten Kiejstut. Nach langem Streit um die Herrschaft mit Jagello, seines Vaters Brudessohn, söhnte er sich mit diesem aus und ließ sich mit ihm zugleich 1386 in Krakau taufen. Im J. 1392 überließ ihm Jagello die Herrschaft über Lithauen, das unter W. seine höchste Macht erlangte. W. eroberte ganz Podolien, das aber bald in den Besitz Polens kam, und machte in vielen Kämpfen mit den Russen, den Tataren und den Ordensrittern seinen Namen so berühmt, daß ihm die Hussiten die böhmische Krone anboten. Nachdem er auf der Fürstenversammlung zu Luzk durch Kaiser Sigmund vergeblich den Königstitel zu erlangen gesucht hatte, † er 1432 zu Troki.

Witsenia *Thunb.*, Pflanzengattung aus der Familie der Irideen, charakterisirt durch die röhrige Korolle mit 6theiligem Rande, die kaum merklich 3spaltige oder ausgerandete Narbe und die 3fächerige, vielsamige Kapsel, ausdauernde Kräuter und Sträucher auf dem Kap, von denen als Zierpflanzen bekannt sind: W. corymbosa *Smith*, fast strauchartig, mit ultramarinblauen Blumen mit länglichen Randeinschnitten, wird in sandige Heideerde gepflanzt, bei 4—8° Wärme durchwintert und im Sommer vor Regen und Mittagssonne beschützt; W. maura *Thunb.*, fast strauchartig, mit am Rande gelben, im Schlunde und in der Röhre schwarzen Blumen in einer zusammengesetzten Endähre.

Witt, Jande, Großpensionär von Holland, geboren 1625 in Dortrecht, erbte von seinem Vater, dem Bürgermeister Jakob de W., den Haß gegen das Haus Oranien und die Grundsätze der Republikaner und stieg in den Diensten seiner Vaterstadt 1654 zum Großpensionär auf. Durch den Friedensschluß mit England 1654, der die geheime Bedingung enthielt, daß das Haus Oranien von allen Staatsämtern ausgeschlossen sein

Digitized by Google

sollte, schien die republikanische Partei gesiegt zu haben, und W. benutzte die Zeit des Friedens, die dem Staate geschlagenen Wunden zu heilen. Nach Karls II. Rückkehr auf den Thron der Stuarts neigte sich W. mehr auf Frankreichs Seite, zumal seit dem Ausbruch des Kriegs zwischen den Generalstaaten und England (1655), doch nöthigte ihn das über den Krieg mißvergnügte Volk, dem Prinzen Wilhelm III. größere Rechte einzuräumen und mit England 1667 Frieden zu schließen. Als Ludwig XIV. mit seinen Absichten auf die spanischen Niederlande offen hervortrat, drang die oranische Partei darauf, den Prinzen Wilhelm zu der Würde seiner Ahnen zu erheben. W. dagegen setzte es durch, daß die Würde des Statthalters und Generalkapitäns von einander getrennt und der Prinz, wenigstens in Holland, von dieser ganz ausgeschlossen sein sollte. Die Zahl seiner Feinde mehrte sich in Folge davon, und er mußte mit England und Schweden eine Tripelallianz gegen Frankreich schließen, die sich aber nach dem aachener Frieden von 1668 schnell wieder auflöste. Bei dem Angriff Ludwigs XIV. auf die Niederlande 1672 setzten die Anhänger des Prinzen Wilhelm die Ernennung desselben zum Oberfeldherrn durch. Der unglückliche Ausfall des ersten Feldzugs ward aber Verräthereien W.s und seiner Freunde zugeschrieben und Meuchelmörder bedrohten sein Leben. Als Wilhelm durch die allgemeine Stimme zum Statthalter ernannt ward, legte W. sein Amt nieder. Auf die Nachricht, daß ihn sein Bruder, Cornelius W., der, eines Anschlags auf das Leben des Prinzen von Oranien beschuldigt, ins Gefängniß geworfen worden war, sprechen wolle, eilte W. nach dem Haag; allein hier entstand ein Volksauflauf, der Pöbel erbrach das Gefängniß und mordete am 20. August 1672 beide Brüder. Die Generalstaaten forderten vom Statthalter Untersuchung und Bestrafung der Mörder, die aber nie erfolgte. W. war auch politischer Schriftsteller.

Witte, Karl, Rechtsgelehrter, geboren den 1. Juli 1800 zu Lochau unweit Halle, erregte durch die großen Fortschritte, welche er in früher Jugend, namentlich in den Sprachen, machte, solches Aufsehen, daß sein Vater dieselben dem pädagogischen Publikum in „Karl W., der Jüngere, oder Erziehungs- und Bildungsgeschichte desselben" (Leipz. 1819, 2 Bde.) darzulegen sich veranlaßt fand, ward bereits im Januar 1810 als Student der Universität Leipzig immatrikulirt, bezog indeß auf den Wunsch des Königs Hieronymus von Westphalen, zu dessen Königreich auch Halle gehörte, die Universität Göttingen und schrieb hier im zwölften Jahre eine lateinische Schrift über die Konchoïde des Nicomedes, eine Kurve des vierten Grades, wodurch er sich im April 1814 zu Gießen die philosophische Doktorwürde erwarb. Außerdem studirte er alte und neue Sprachen, Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaften und Philosophie, sodann als Pensionär des Königs von Preußen zu Heidelberg die Rechte, Diplomatik und Kameralwissenschaften. Nach seiner Rückkehr 1816 wollte er sich an der Universität zu Berlin habilitiren, doch machte ihm die Juristenfakultät wegen seiner Jugend Schwierigkeiten und das Ministerium bewilligte ihm daher eine Unterstützung zu einer literarischen Reise. W. widmete sich während eines mehr als zweijährigen Aufenthalts in Italien zum Theil juristischen Forschungen, vorzugsweise aber dem Studium der Kunstgeschichte und italienischen Literatur. Nach seiner Rückkehr wurde er außerordentlicher, 1829 ordentlicher Professor der Rechte an der Universität zu Breslau und später nach Halle versetzt, wo er 1855 zum Ordinarius der Juristenfakultät aufrückte und zum geheimen Justizrath ernannt wurde. Von seinen juristischen Arbeiten ist „Das preußische Intestaterbrecht" (Leipz. 1838) hervorzuheben. Seine italienischen Studien, besonders über Dante, sind auch jenseits der Alpen geschätzt. Er übersetzte unter Anderem den „Decamerone" des Boccaccio (2. Aufl., Leipzig 1843) und mit Kannegießer Dante's „Lyrische Gedichte" (2. Aufl., das. 1842, 2 Bde.) und veranstaltete eine vorzügliche Ausgabe dieses Dichters (Berl. 1862). Später noch erschien von ihm: „Quando e da chi sia composto l'ottimo comento a Dante" (Leipzig 1847); „Correzioni al convito di Dante" (das. 1854); „Alpinisches und Transalpinisches" (Berl. 1858).

Wittekind, Soolbad bei Giebichenstein, eine halbe Stunde von Halle, in einem reizenden Thale der Saale gelegen, ward 1846 eröffnet und wird als vorzüglich wirksam zu innerem Gebrauch bei langwierigen Unterleibskrankheiten, eingewurzelter Verstopfung, sowie bei Skrophelsucht, Hautkrankheiten u. dergl. empfohlen.

Wittekind (Wittikind, d. i. weißes Kind), 1) der berühmteste Heerführer der Sachsen in ihren Kriegen gegen Karl den Großen, stammte aus einer edlen Familie der westphälischen Sachsen und trat als Führer mit dem ostphalischen Albio oder Albion zuerst auf, während Karl die Longobarden unterwarf. Schon hatte W. 774 die Eresburg genommen und belagerte Siegburg an der Sieg, als Karl erschien, die Sachsen wiederholt schlug und bis Lippspringe drang, wo sich jene aufs Neue unterwarfen. Als die meisten sächsischen Edelinge auf dem Reichstage zu Paderborn 777 dem Kaiser den Eid der Treue leisteten, floh W. zu dem jüdischen König Siegfried, dessen Tochter Geva seine Gemahlin gewesen sein soll. Während Karl gegen Spanien zu Felde zog, fiel W. verheerend in das fränkische Rheinland ein. Des Kaisers Rückkehr nöthigte ihn zu neuer Flucht, aber 782 überfiel er am Süntelberge an der Weser das fränkische Heer, dessen Vernichtung Karl durch die Hinrichtung von 4500 gefangenen Sachsen bei Verden an der Aller rächte. Hierauf erhob sich das ganze Volk der Sachsen unter W. und Albion. Die Schlacht bei Thietmelle (jetzt Detmold), 783, blieb unentschieden, die zweite aber, am Hasefluße im Lande Osnabrück, endete so ungünstig für die Sachsen, daß Karl bis an die Elbe vordrang und W. und Albion Unterhandlungen anknüpften, in Folge deren sie 785 in Karls Hoflager zu Attigny in der Champagne erschienen und die Taufe annahmen. Nach der Sage erhob Karl den W., der das schwarze Roß in seinem Schilde in ein weißes verwandelte, zum Herzog der Sachsen und gab ihm das Land Engern zu eigen. W. herrschte mild und gerecht von seinem Schlosse, Babilonie genannt, in der

Digitized by Google

Nähe von Lübeck aus und fiel 807 im Kriege mit Gerold, Herzog von Schwaben, in hohem Alter. W.s Grab zu Engern wurde später von Karl IV. erneuert und 1414 seine Gebeine nach Herford gebracht, von wo sie 1822 wieder nach Engern zurückgeführt wurden. Von ihm leiten mehre noch jetzt regierende Fürstenhäuser ihre Abstammung ab, unter ihnen das Haus Sachsen, Braunschweig und Sardinien, welches wegen dieser Abstammung das weiße Roß im Wappen führt.

2) (Widukind), einer der ausgezeichnetsten deutschen Quellenschriftsteller, aus Sachsen, † um 1004 als Mönch zu Korvei in Westphalen. Wir besitzen von ihm Annalen unter dem Titel „De rebus Saxonum gestis libri III", in 3 Büchern die Geschichte König Heinrichs I. und Otto's I. enthaltend. Daß das Werk noch bei Lebzeiten Otto's I. geschrieben worden sei, geht aus der Vorrede hervor; wie es scheint, ist es wiederholt überarbeitet. Benutzt haben dasselbe namentlich Dietmar und der Chronographus Saxo. Herausgegeben ward es zuerst von Frecht (Basel 1532), am besten von Pertz in den „Scriptores rerum german." (Bd. 3), übersetzt von Schottin (Berlin 1852).

Wittelsbach, altes berühmtes, erst herrliches, dann gräfliches Dynastengeschlecht, aus dem das jetzige bayerische Königsgeschlecht entsprossen ist. Gewöhnlich wird angenommen, daß Karl der Große und die ehemaligen agilolfingischen Könige von Bayern Stammväter der Wittelsbacher gewesen seien. Doch ist urkundlich nur erwiesen, daß der erste geschichtlich bekannte Wittelsbacher, Luitbald (Leopold), ein Anverwandter König Ludwigs des Kindes, der in gerader Linie von Karl dem Großen abstammte und vielleicht selbst ein Karolinger war, gewesen ist. Dessen Söhne waren Arnulf der Böse und Berthold. Ersterer machte auf die deutsche Königskrone Ansprüche und war eine Zeitlang selbst König, ward aber vom König Konrad I. nach Ungarn vertrieben, warf sich nach dessen Tode (918) wieder zum König auf, konnte sich aber gegen den Sachsenherzog Heinrich I. nicht halten, trat ihm die Krone ab und erhielt dafür das Herzogthum Bayern sammt Tyrol und Kärnthen. Nach Arnulfs Tode (965) geriethen seine Söhne, Eberhard, Arnulf und Hermann, über die Erbschaft in Streit. Kaiser Otto nahm ihnen daher das Herzogthum und gab es ihrem Oheim Berthold. Der ältere Sohn, Eberhard, ging nach Oesterreich und ward dort Stammvater der Herzöge von Oesterreich, Arnulf ward vom Kaiser Otto I. zum Pfalzgrafen von Scheyern, Hermann zum Pfalzgrafen am Rhein ernannt. Letzterer wurde so Stammvater der Pfalzgrafen am Rhein. Ein Nachkomme des ersteren, Otto III., machte Scheyern zum Kloster und baute dafür das Schloß Wittelsbach bei Aichach, wovon er den Namen Graf von W. annahm. Er blieb auf einem Kreuzzuge gegen die Saracenen. Von seinen 3 Söhnen setzte nur der ältere, Otto IV., den Namen W. fort u. starb 1146 (1148). Von dessen 4 Söhnen ward Otto V., der Aeltere oder auch der Große genannt, zum Herzog von Bayern erhoben; sein jüngerer Bruder, Otto VI, nahm nun den Titel Graf von W. an und hatte einen Sohn, Otto VII., der 1208 zu Bamberg den deutschen König Philipp von Schwaben erschlug. Ludwigs Sohn, Otto der Große oder der Erlauchte, erhielt auch die von Verwandten besessene Pfalz, und von nun an stand das Haus W. ununterbrochen in der Reihe der Reichsfürsten. Das Schloß Wittelsbach ward 1209 von Grund aus zerstört; seine Stätte bezeichnet gegenwärtig eine Kirche und ein 50 Fuß hoher Obelisk. Vergl. Eckschläger, Otto der Große, Pfalzgraf von W., Regensburg 1812; Lilgenaus, Geschichte Otto's des Großen, ersten Herzogs von Bayern, Augsburg 1817.

Witten, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Bochum, hat eine evangelische und katholische Kirche, Fabrikation von Papier, chemischen Produkten, Tabak, Stärke, Eisen-, Stahl- und Blechwaaren, Maschinen, Eisen- und Walzwerke, eine Glashütte, Bierbrauerei, Steinkohlengruben und 6910 Einwohner.

Wittenberg, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, vormals Hauptstadt des Kurkreises, am rechten Ufer der Elbe, über welche eine 888 Fuß lange, auf 11 Pfeilern ruhende steinere Brücke und eine Eisenbahnbrücke von 12 Bögen und 906 Fuß Länge führt, hat 2 Vorstädte, Friedrichsstadt und Kleinwittenberg, die erst seit 1817 entstanden sind, 2 evangelische Kirchen, ein Predigerseminar (im ehemaligen Augustinerkloster), ein Gymnasium, ein Hebammenlehrinstitut, ein Waisenhaus und ein festes Schloß, das eine Zeitlang kurfürstliche Residenz war und in einem seiner 2 Thürme das 1803 getheilte sächsische Gesammtarchiv enthielt. W. ist zwar nur Festung dritten Ranges, aber theils wegen seiner Lage an der Elbe, theils als Deckung Berlins von strategischer Wichtigkeit. Das Schloß bildet das Reduit oder die Citadelle, und die 2 Thürme sind zu Defensivkasernen kasemattirt. Erdwerke verbinden W. mit der etwa 300 Schritte entfernten Elbe. Die Elbbrücke ist durch einen doppelten, hornwerkähnlichen Brückenkopf geschützt. Die Stadtkirche enthält ein berühmtes Gemälde von Lucas Cranach, welches das Abendmahl, rechts die Taufe mit Melanchthon, links die Beichte mit Pomeranus, unter diesem dreifachen Hauptbilde den Gekreuzigten und Luther predigend darstellt; das Rathhaus Cranachs bildliche Darstellung der zehn Gebote und andere historische Merkwürdigkeiten, besonders aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges; das frühere Augustinerkloster die in ihrem alten Zustande erhaltene Stube Luthers. Das frühere Wohnhaus Melanchthons ist durch eine Tafel bezeichnet. Auf dem Markte vor der Stadtkirche steht seit 1822 das bronzene Standbild Luthers von Schadow unter einem Baldachin, dem gegenüber neuerlich das Melanchthons von Drake errichtet ward. Die von Friedrich dem Weisen 1490—99 erbaute Schloß- und Universitätskirche, an welche Luther am 31. Oktober 1517 seine berühmten 95 Sätze anschlug, enthält die Grabstätten Luthers, Melanchthons, Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen. Bei der Beschießung von 1760 einge-

Digitized by Google

äschert, ward sie nachmals wieder aufgebaut, erlitt neue Beschädigungen während der letzten Belagerung 1813 und wurde 1817 auf königliche Kosten wieder hergestellt. Vergl. Schadow, W.s Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Malerei ꝛc., Wittenberg 1825. Die 1502 von Friedrich dem Weisen gestiftete Universität wurde 1815 von der preußischen Regierung mit der Universität zu Halle unter dem Namen Friedrichs-Universität von Halle-Wittenberg vereinigt. Vor dem Elsterthore ist die Stelle, auf welcher Luther am 20. December 1520 die päpstliche Bulle verbrannte, durch eine umgitterte Eiche bezeichnet. W. treibt Tuch- und Leinweberei, Fischerei, Bierbrauerei, Holzhandel und Gartenbau und zählt 12,026 Einwohner (ohne 1997 Mann Soldaten). W. soll im 12. Jahrhundert von einwandernden Niederländern an der Stelle einer ehemaligen Burgwarte erbaut worden sein. Albrecht I., Herzog von Sachsen, erhielt die Umgegend von W. aus der Beute Heinrichs des Löwen zum Antheil, wählte W. zur Residenz, und seine Linie erhielt den Namen Sachsen-W. W. war seitdem Residenz der Herzöge und Kurfürsten von Sachsen bis Albrecht III. und galt auch später noch als die Hauptstadt des ehemaligen Kur- und nachherigen wittenberger Kreises (15½ QMeilen mit 38,000 Einwohnern). Nach der Schlacht bei Mühlberg (1547) ergab sich die Stadt an Kaiser Karl V., der in jeder Weise schonend gegen sie verfuhr. Stadt und Universität blühten unter Kurfürst Moritz neu auf, und auch im dreißigjährigen Kriege ward W. als Festung nicht angegriffen, die Brücke aber von den Oesterreichern 1638 abgebrochen. Im siebenjährigen Kriege wurde W. von den Preußen besetzt, vom 10.—14. Oktober 1760 aber durch die Oesterreicher u. die Reichsarmee bombardirt und der preußische Kommandant zur Uebergabe genöthigt. Dabei gingen das Schloß, die Vorstädte und 114 Häuser in Flammen auf. Später nahm zwar Preußen die Stadt wieder in Besitz, betrachtete sie aber nach dem Frieden nicht mehr als Festung. Im Jahre 1806 besetzten die Franzosen W. Napoleon I. ließ die noch vorhandenen Werke in Vertheidigungszustand setzen und die Stadt 1813 unter dem Marschall Victor beim Vorrücken der Russen wieder als förmliche Festung herstellen. Vom 26. März bis 20. April durch das Corps des Generallieutenants von Kleist blokirt, während des Waffenstillstands verstärkt, verpalisſadirt und mit einem bedeckten Wege versehen, wurde W. nach der Schlacht bei Dennewitz vom bülowschen Corps eingeschlossen. Gegen Ende Oktober rückte die Brigade des Generalmajors von Dobschütz vor W.; die eigentliche Belagerung begann aber erst nach der Eroberung von Torgau am 28. December, worauf die Erstürmung am 13. Januar 1814 erfolgte. Dabei wurden 285 Häuser in der Stadt und den Vorstädten zerstört. Der General Tauenzien, der diese Belagerung geleitet hatte, erhielt den Ehrennamen Tauenzien von W. Vergl. Meyner, Geschichte der Stadt W., Dessau 1845.

Wittenberge, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Westpriegnitz, unweit des Einflusses der Stepenitz in die Elbe, hat eine Gerichtskommission, ein Hauptzollamt, Schifffahrt, Fischerei, Oelfabrikation, bedeutenden Korn- und Transithandel und 5768 Einwohner. Die hier am 26. Oktober 1851 eröffnete, durch den Regierungsbaurath von Unruh erbaute große Elbbrücke, welche die magdeburg-wittenberger Eisenbahn auf dem linken mit der berlin-hamburger Eisenbahn auf dem rechten Elbufer in Verbindung setzt, gehört zu den großartigsten Bauwerken ihrer Art. Sie hat einen Brückenkopf, 35 Pfeiler und 3985 rheinische Fuß Totallänge, mit den Dämmen aber 5065 Fuß. Die Baukosten betrugen gegen 1,600,000 Thaler.

Wittenweier, Pfarrdorf im badischen Kreis Offenburg (seither zum Mittelrheinkreis gehörig), Amt Lahr, am Rhein, dem französischen Städtchen Rheinau gegenüber, mit Viehzucht, Schifffahrt, Holzhandel, Fischerei und 538 Einwohnern. Als verschanzter Uebergangspunkt über den Rhein war W. im dreißigjährigen Krieg der Schauplatz mehrer Gefechte.

Witterung, der an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit durch Temperatur, Windrichtung und Windstärke, Bedeckung des Himmels, Feuchtigkeit oder wässerige Niederschläge, Elektricität, Ozongehalt ꝛc. hervorgebrachte Zustand der Atmosphäre. Lassen sich die Veränderungen dieses Zustandes durch meteorologische Instrumente scharf und sicher konstatiren, so reicht doch oft schon die unmittelbare sinnliche Wahrnehmung und die Beobachtung gewisser Erscheinungen an Thieren und Pflanzen hin, um uns ein Urtheil über die Witterung bilden zu können, nur sind wir häufig nicht im Stande, die Ursache mancher Empfindungen, die die W. in uns hervorbringt, genau zu erkennen. Aber auch die Wissenschaft hat noch keine Erklärung für alle feineren Unterschiede, welche die W. verschiedener Zeiten und Orte zeigt. Schon die vier Jahreszeiten zeigen Eigenthümlichkeiten, welche sich aus dem jedesmaligen Stand der meteorologischen Instrumente allein nicht ableiten lassen. Man darf aber auch nicht vergessen, daß wir mit unserem Denken und Empfinden in die Natur etwas hineintragen, was nicht nothwendig darin enthalten zu sein braucht. Ein sonniger Frühlingstag nach langem trüben Winterwetter kann meteorologisch einem sonnigen Herbsttag sehr ähnlich sein, aber wir treten mit sehr ungleichen Stimmungen und wohl auch unter ungleichen körperlichen Verhältnissen an beide heran und sprechen dann von großen Unterschieden. Alle diese Wahrnehmungen beziehen sich immer nur auf die W., welche ist, während man andere auf die W., welche sein wird, beziehen möchte. Dies ist das Gebiet der Wetterprophezeiung, auf welchem die sogenannten Bauernregeln einen sehr großen Werth besitzen. Die Wissenschaft findet es unmöglich, aus den wetterbestimmenden Zuständen der Atmosphäre in der Gegenwart eine sichere Kenntniß dieser Zustände in der Zukunft, selbst nur der allernächsten, zu erlangen. Es wird auch niemals gelingen, das Wetter für eine Zukunft zu bestimmen, die weiter hinausliegt, als der kleine Zeitraum beträgt, in welchem sich eine bereits erkennbare, d. h. durch irgend welche Anzeigen bereits angekündigte Wetterveränderung vollziehen oder ein augenblicklich schon befestigtes Wetter laut

Digitized by Google

ähnlicher Anzeigen von Beständigkeit sich wohl noch halten wird. Alle Wetterprophezeiungen auf Jahre, Monate, ja in den meisten Fällen auch nur auf Wochen und Tage sind bewußte oder unbewußte Täuschung. Daß man mit Hülfe des Telegraphen, welcher schneller arbeitet als der Wind die Atmosphäre durcheilt, einem entfernten Ort Nachricht geben kann von einem Sturm, der soeben ausgebrochen ist und in Folge seiner Richtung nothwendig jenen Ort erreichen muß, daß man ferner mit Hülfe des Barometers, welches z. B. den oben einbrechenden leichten Aequatorialstrom früher anzeigt als die Windfahne, den kommenden Wind mit Sicherheit vorhersagen kann, stimmt mit obigen Sätzen vollkommen überein, und so kann der kundige Meteorolog, namentlich wenn er durch den Telegraphen unterstützt wird, dazu gelangen, eine sichere Definition des Wetters zu geben und vorauszusagen, welchen Fortgang die Phase, welche im Verlauf begriffen ist, nehmen wird. Auf Grund solcher Erkenntniß hatte man einen meteorologischen Ernte-wetterverein gegründet und an den englischen Küsten die Sturmsignale des Admirals Fitzroy errichtet. Wie wenig letztere befriedigt haben, geht daraus hervor, daß sie auf Veranlassung der Royal Society seit dem 7. Dec. 1866 wieder sistirt worden sind. Die gelehrte Gesellschaft hofft, daß man in einigen Jahren durch Schlüsse aus Beobachtungen zu Land und zur See, welche bis dahin gesammelt und untersucht sein werden, den Regeln, auf welchen die Sturmsignale beruhten, einen mehr wissenschaftlichen Charakter geben könne, und will sie dann von Neuem errichten. Man kann hieraus schließen, welcher Werth den sogenannten Bauernregeln beizulegen ist. Wenn Nußbaum, Weißdorn, Eiche und Buche reiche Früchte tragen, wenn das Laub lange und fest am Stamm haftet, soll ein harter Winter folgen, auch die Zugvögel sollen durch ihr frühes oder spätes Fortziehen oder Erscheinen das kommende Wetter andeuten, während es doch keinem Zweifel unterliegen kann, daß die Zugvögel immer nur den Eindrücken des jedesmal Statt findenden Wetters folgen, da sie so oft durch unerwartet eintretende Veränderungen desselben auf ihren Zügen hin und her verschlagen, ja oftmals selbst die Opfer eines verfrühten oder verspäteten Auszugs werden. Was man auch über den thierischen Instinkt denken mag, so erscheint ein Vermögen der Thiere, aus dem ersten Gliede einer langen Reihe am Faden des ursachlichen Zusammenhangs verbundener Wettererscheinungen auf das letzte Glied zu schließen, für uns ganz unbegreiflich, zumal das Gesetz der Folge jener Glieder ein unendlich mannichfaltiges ist und nie so wiederkehrt, wie es ein anderes Mal gewesen ist. Vollkommen absurd sind Sprüche wie: „Morgenröthe am Neujahrstag bedeutet viel Ungewitter des Jahrs", oder „Der Vormittag des Jakobitags bedeutet die Zeit vor Weihnachten, der Nachmittag die Zeit nach Weihnachten". Aehnliches gilt für alle sogenannten Loos- oder Noteltage, während solche Sprüche nicht ohne allen Werth sind, die den Wettercharakter einzelner Tage des Jahres ohne alle prophetische Beigabe enthalten. So deutet: „Sankt Georg und Marc's dräuen noch viel Arg's" auf die häufigen Rückfälle der Kälte Ende Aprils oder die „sieben Soren" (die 7 Wochen zwischen Ostern u. Pfingsten) auf den durchschnittlich nach dem Frühlingsäquinoctium längere Zeit herrschenden Ostwind. Von diesen Wetterprophezeiungen wesentlich verschieden ist eine zweite Klasse derselben, welche nur unmittelbar bevorstehendes, mit seinem Anfang gleichsam in die Gegenwart hereinragendes Wetter verkünden wollen. Dahin gehört z. B. die Vorhersage aus der Morgen- und Abendröthe, welche aber häufig trügt. Reichliche Thaubildung soll schönes Wetter bedeuten, und in der That bildet sich Thau nur bei heiterem Himmel und windstiller Luft; war nun die Thaubildung schon früh am Abend eingeleitet, so erscheint das Licht der Sonne durch den Dunst hindurch röthlich und dann kann die Abendröthe das Zeichen schönen Wetters sein. Nun kann aber Thau fallen ohne die besondere Begünstigung der beiden genannten Umstände und dann ist die Luft sehr feucht, oder der Thau kann fehlen trotz der Gunst dieser Umstände, wenn der Boden sehr warm u. die Luft sehr trocken ist. In beiden Fällen würde also die Thaubildung ein höchst trügerisches Zeichen sein. Aehnlich verhält es sich mit dem Nebel, welcher durch die Kühle des Abends und der Nacht sich bildet und nur in Folge reicheren Wassergehalts der Luft u. höher hinaufreichender Erkaltung durch Strahlung den Vorbedingungen der Thaubildung folgt; der fallende Nebel, ein Zeichen geringeren Dunstgehalts der Luft, verkündet schönes Wetter, der steigende dagegen Regen. Die Sättigung der Luft mit Feuchtigkeit verursacht Wolkenbildung, und wenn dann die Sonnenstrahlen nur mittelbar im Bescheinen eines dunkeln Gewölks durch Wolkenlücken als lichte Streifen sichtbar werden (Wasserziehen der Sonne), so kann diese Erscheinung zuweilen als Ankündigung eines bevorstehenden Regens gedeutet werden. Feuchtigkeit der Luft erhöht ihre Durchsichtigkeit und so gilt auch das Sichtbarwerden ferner Gebirgshöhen als Vorbote kommenden Regens. Alle diese Anzeichen sind aber nur dann zuverlässig, wenn die Zustände, welchen sie ihre Entstehung verdanken, in gleichem Sinn sich fortentwickeln; eine Veränderung des Windes oder der Wärme allein wird ihre Bedeutung ändern oder sie vernichten. Vgl. Helmes, Das Wetter und die Wetterprophezeiung, Hannover 1858.

Witterung, der Geruch, den ein Gegenstand von sich gibt, besonders stark riechende Körper, womit man verschiedene wilde Thiere an einen Ort locken kann.

Witterungsherde, Binnenlandsflächen mit wenig Vegetation, welche auf die Klimaerscheinungen anderer, oft weit entfernter Länder den größten Einfluß haben. Sie zeigen das ausgeprägteste Kontinentalklima, der wenig bewachsene, wohl gar steinige Boden erwärmt sich stärker durch Insolation und kühlt sich bei Nacht durch Strahlung auch stärker ab als ein mit Pflanzen bedeckter. Er gibt an die Atmosphäre wenig Wasser ab, u. da die Entfernung vom Meer die Luft überdies schon trocken macht, so ist der Himmel meist unbedeckt und die Sonne kann ungehindert den Boden erhitzen. Dies wird um so stärker und

Digitized by Google

schneller geschehen, je weniger während der Nacht ein Zurückfallen Statt findet. Daraus folgt, daß selbst auch in Gegenden, wo die Sonnenhöhe im Sommer weniger bedeutend ist, wie z. B. im mittleren Asien, wo aber die Nächte kurz sind, eine bedeutende Temperatur sich entwickeln kann. Im Sommer liefern die erhitzten W. einen starken aufsteigenden Luftstrom, welcher in der Höhe abfließen muß, im Winter dagegen, wo die W. durch Strahlung erkalten, senkt sich die Luft über denselben herab und fließt am Boden nach denjenigen Gegenden, wo weniger dichte und schwere Luft sich befindet. Die warme Luft bringt Feuchtigkeit mit, um so mehr, wenn sie unterwegs noch Wasserdämpfe aufnehmen konnte, die kalte Luft ist immer trocken. Die wichtigsten W. sind die Sahara, das Innere Südamerika's, Mittelasiens, Nordamerika's und Neuhollands und von diesen sind hauptsächlich die drei ersten für das Klima Europa's von Wichtigkeit. Im Winter gestaltet sich dasselbe besonders unter dem Einfluß des Innern Südamerika's und Mittelasiens, die Sahara wirkt nur im Sommer mit, da sie im Winter keinen aufsteigenden Strom liefert. Die größte Kälte des Januar liegt im Innern Nordamerika's und Nordasiens und hier sind also die Herde für die Polarströme im Winter. Diese dringen von ihren Centralstellen aus überall da ein, wo ihnen ein Strom mit geringerem Druck entgegensteht. Der in unserm Winter in Südamerika aufgestiegene warme Strom kommt im nördlichen Theil des atlantischen Oceans und in Westeuropa herab; zu beiden Seiten desselben liegen die Polarströme, welche ihren Weg nach dem Aequator verfolgen. Daher waltet im westlichen Europa im Winter überall der Antipassat vor und schafft die milden Winter, welche in so großem Gegensatz stehen zu der gleichzeitig im Innern Nordasiens und Nordamerika's herrschenden Kälte. Viel seltener tritt der Fall ein, daß der Winterpolarstrom des mittleren Asien sich auch über das westliche Europa verbreitet und den gleichzeitigen Aequatorialstrom des atlantischen Oceans mehr nach Westen drängt. Indem er über Flächen, die denen seines Ursprungs ähnlich sind, noch weiter abkühlt, bringt er uns die niedrige Temperatur, welche Dove Steppenkälte genannt hat. Nordamerika hat dann, besonders in seinen östlichen Theilen meist einen milden Winter. Im Sommer ist Europa der Kondensator für das karaibische Meer. Der Antipassat, welcher dann bei uns den Boden erreicht, ist sehr feucht, weil er aus einer Gegend kommt, deren Klima sich dem Seeklima nähert, und er bringt daher meist viel Regen. Erreicht er erst in höheren Breiten den Boden, so nimmt das mittlere Europa Theil an der Ersatzleistung der in der Sahara aufgestiegenen Luft und die Tramontana geht über die Alpen mit ihrem italienischen Klima. Ueber die Entstehung des Föhn s. Wind.

Witterungskunde (Witterungslehre), s. v. a. Meteorologie.

Wittgenstein, ehemals reichsunmittelbare Grafschaft im oberrheinischen Kreise, von den hessendarmstädtischen Aemtern Battenberg und Biedenkopf, dem Fürstenthum Nassau-Dillenburg und dem Herzogthum Westphalen begrenzt, umfaßte 9 QMeilen mit 19,000 Einwohnern und bildet jetzt die beiden Standesherrschaften W.-Wittgenstein und W.-Berleburg. Die Grafen (nachherigen Fürsten) von W. hatten sowohl im wetterauischen Grafenkollegium, als auf den oberrheinischen Kreistagen eine eigene Stimme, machten aber einander den Rang streitig. Im Jahre 1806 ging die Landeshoheit an Hessen-Darmstadt u. 1816 an Preußen über, das daraus den Kreis W., in der Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, bildete. Die Genealogie der Grafen und Fürsten von W. s. Sayn.

Witthum (dotalitium, vidualitium), das der Ehefrau für den Fall ihrer Wittwenschaft u. während derselben zustehende Vermögen. Bei den germanischen Nationen war es gewöhnlich, der Frau sogleich bei der Verheirathung einen Theil der Güter des Mannes, ein Drittheil oder Viertheil, zum lebenslänglichen Genuß, auch wohl zum Eigenthum auszusetzen. In Folge des Lehnwesens durfte aber der Mann über Lehngüter nicht mehr so verfügen, während auf der andern Seite auch die Frauen dem Manne häufig baares Vermögen zubrachten. Daraus entstand das sogenannte sächsisch Leibgedinge (dotalitium), das nur noch in Sachsen, der Mark Brandenburg, Schlesien und Pommern bei dem Adel üblich und eine der Wittwe angemessene, in zweifachen oder vierfachen Zinsen des Heirathsgutes bestehende Art von Leibrente ist, welche sie nach des Mannes Tode auf Lebenszeit, sie mag Wittwe bleiben oder nicht, erhält, wobei sie das Heirathsgut selbst nicht zurück bekommt. Sie hat aber meist die Wahl, das Kapital, oder die vierfachen Zinsen zu nehmen. Der Frau stehen von diesem Leibgedinge, da es für das Heirathsgut gegeben wird, die Privilegia dotis im Konkurse zu, doch muß sie entweder die Einbringung des Heirathsguts beweisen, oder, ist diese nicht erfolgt, aber doch erwiesenermaßen versprochen, das Heirathsgut mit Verzugszinsen seit der Verehelichung nachzahlen. Das eigentliche W., wonach ohne Rücksicht auf eingebrachtes Heirathsgut der Frau auf so lange, als sie Wittwe bleibt, der standesmäßige Unterhalt, wozu Wohnung (Wittwensitz), baares Geld und Naturalien gehören, gewährt, oder ein Gut zum Genusse während des Wittwenstandes angewiesen wird, fällt mit dem eigentlichen altdeutschen Leibgedinge zusammen, das ein mit dinglichem Recht an einem Grundstücke für den Fall der Wittwenschaft bestellter Nießbrauch ist, wobei auf das von der Wittwe eingebrachte Heirathsgut nicht Rücksicht genommen wird. Es ist nicht gemeinrechtlich und hat kein Vorzugsrecht im Konkurse.

Wittichenau (Kulowa), Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Hoyerswerda, links an der schwarzen Elster, hat Papierfabrikation, bedeutende Leinenindustrie und Strumpfwirkerei und 2226 Einwohner.

Wittingau (Wittinau), Stadt in der gleichnamigen Herrschaft des Fürsten von Schwarzenberg im österreichisch-böhmischen Kreis Budweis, am Goldbach, besteht aus der eigentlichen, mit Mauern umgebenen Stadt, einer Vorstadt und 2 Einöden, ist Sitz eines Bezirksamts, hat ein prachtvolles fürstliches Schloß, welches ein für die

Digitized by Google

Geschichte von Böhmen sehr wichtiges Archiv enthält, eine Dekanatskirche, eine Kongregation der barmherzigen Schwestern, eine Hauptschule, ein städtisches und ein fürstlich schwarzenbergisches Spital, starken Holzhandel und 4500 Einwohner. In der Umgegend wird ausgedehnte Teichwirthschaft (221 Teiche) getrieben.

Wittingen, Stadt in der preußisch-hannöverischen Landdrostei Lüneburg, Amt Isenhagen, mit Superintendentur, Gewerbschule, Salmiak- und Knochenschwärzefabrikation und 1593 Einw.

Wittlich, Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Trier, an der Lieser, hat Woll- und Leinweberei, Strumpfwirkerei, Wein- u. Tabaksbau, Mineralquellen mit Resten römischer Bäder und 3060 Einw.

Wittsland (Dewittsland), Landstrich auf der Nordwestküste von Australien, grenzt im Süden an Eendragtsland, im Nordosten an Tasmanland und im Nordwesten an den indischen Ocean. Die nach Südwesten laufende Küste ist öde und steril, aber reich an inselreichen Baien u. Hafenbuchten, von denen der Exmouthgolf die bedeutendste ist. Die vorliegenden Riffe und Inseln bilden mehre Ketten, vielleicht Fortsetzungen der Sandsteinketten des Festlandes. Die bedeutendsten Inselgruppen sind die Dampier- und die Montebelloinseln. Als an der Küste mündende Flüsse werden genannt de Grey, Strelley, Sherlock, Fartescur. Das Land ist übrigens kaum an der Küste etwas genauer bekannt. Es bietet nichts Anlockendes dar, da die dürftige Vegetation kaum einige Büsche aufweist. Besucht ward es zuerst von Willem de Witt und Tasman (1644), dann von Dampier (1688), Baudin (1801) und Andern.

Wittstock, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Ostprignitz, an der Dosse, Sitz eines Kreisgerichts, hat ein Landarmen- und Irrenhaus, eine schöne Kirche, Maschinenfabrikation, starke Woll- und Leinweberei und 6947 Einwohner. Hier erfochten am 24. Sept. 1636 die Schweden unter Banner einen glänzenden Sieg über die Kaiserlichen und Sachsen unter dem General Hatzfeld.

Wittwe (Wittfrau, Wittib, lat. vidua), eine Frau, die ihren Ehemann durch den Tod verloren hat. Sie behält den Namen, Rang und den Gerichtsstand ihres verstorbenen Mannes, bis sie sich wieder verheirathet. Nach römischem Rechte steht der W. im Allgemeinen kein Erbrecht zu, außer auf das Ganze, wenn der verstorbene Ehegatte keine Verwandten innerhalb des 10. Grades nachläßt, u. auf den vierten oder Kindestheil unter der entgegengesetzten Voraussetzung nach Verschiedenheit der Fälle. Auch hat sie von ihrem Erbtheil nur den Nießbrauch, das Eigenthumsrecht haben die Kinder. Das Erbfolgerecht der W. ist aber partikularrechtlich vielfach geändert worden. Nach gemeinem sächsischen Rechte hat die W. den vierten Theil der männlichen Verlassenschaft in Anspruch zu nehmen, nach französischen Gesetzen beerben die Ehegatten einander nur in Ermangelung von anerkannten Kindern, von Aeltern, Geschwistern und deren Abkömmlingen; nach englischem Rechte erhält die W. auf Lebenszeit den dritten Theil aller erblichen Besitzungen, die der Verstorbene während der Ehe gehabt hat, doch wird, wenn der Verstorbene auch Kinder hinterläßt, vorher die Wittwenkammer, d. i. deren Garderobe und was zu ihrem Schlafgemach gehörte, von der Erbschaft abgezogen. Nach deutschem Rechte haben die adeligen W.n noch besondere Begünstigungen, namentlich Witthum und Leibgedinge. Häufig stehen auch den W.n der Souveräne ähnliche Rechte zu. Auch behalten sie Wappen, Prädikat und Titel des verstorbenen Gemahls und das Recht, einen eigenen Hofstaat zu haben, stehen jedoch im Range der Gemahlin des regierenden Herrn nach.

Wittwenjahr, s. Gnadenjahr.

Wittwenkassen, Anstalten zur Unterstützung hinterlassener Wittwen. Dergleichen Anstalten können sowohl von Privatpersonen errichtet werden, als vom Staate behufs der Wittwengehalte für seine Dienerschaft. In diesem Falle pflegen, außer einem von Staatswegen dazu gegebenen Fonds, von den Theilnehmern, also von den Staatsdienern, Beiträge, gewöhnlich gewisse Procente von der Besoldung, erhoben zu werden. Es gibt zwei Hauptgattungen von W., die wesentlich von einander verschieden sind: solche, wo die Wittwen nicht gewisse Pensionen erhalten, sondern jährlich nur so viel unter die Wittwen, und zwar häufig nach Verhältniß der von den Ehemännern geleisteten Beiträge, vertheilt wird, als die Kasse nach Maßgabe ihres Einkommens und der Zahl der Interessenten in dem fraglichen Jahre geben kann, u. solche, wo nach Leibrentenart die Wittwe jährlich eine gleich große Summe erhält, die sich dann nach dem Lebensalter des Mannes und der Frau zur Zeit des Eintritts, nach dem wahrscheinlichen Tode beider und nach der Größe des Einsatzes richtet. Zu beiden Arten kann man treten entweder nach dem Kapitalfuße, indem man ein Kapital sofort bei dem Eintritte bezahlt, oder nach dem Kontributionsfuße, indem der Ehemann einen jährlichen Beitrag dazu entrichtet, oder auf beiderlei Art zugleich. Bei den Anstalten, welche auf Kapitalfuß eingerichtet sind, ist die Berechnung leichter zu übersehen und die Kasse mehr gesichert als bei denen auf Kontributionsfuß. Hinsichtlich der Art und Weise der Berechnung hat man folgenden Grundsatz aufgestellt: Bei dem wahrscheinlichen Tode des Mannes muß, der Beitrag mag auf Kapital- oder auf Kontributionsfuß geschehen, die volle Summe vorhanden sein, welche, mit Zinsen und Zinseszins berechnet, erforderlich ist, um der Wittwe bis zu ihrem wahrscheinlichen Tode die bestimmte versprochene Pension zu verschaffen. Die Sicherheit einer solchen Anstalt beruht hauptsächlich auf der dabei zum Grunde gelegten Berechnung der Wahrscheinlichkeit der Mortalität.

Wittwer (Wittmann, lat. viduus), ein seiner Ehefrau durch den Tod beraubter Mann. Er hat nach gemeinem Rechte nicht, wie die Wittwe, eine Trauerzeit zu halten, wohl aber bestimmen dies Partikularrechte, in welchem Falle jedoch seine Trauerzeit kürzer als die der Wittwe zu sein pflegt. Wenn er zur zweiten Ehe schreitet, muß er sich mit seinen Kindern aus der vorigen Ehe wegen deren mütterlichen Nachlasses abfinden.

Digitized by Google

Nach gemeinem Sachsenrecht erbt der W. alle Mobilien der verstorbenen Frau.

Witz, auf natürlicher Anlage beruhende Fertigkeit, die Aehnlichkeiten an Dingen, welche der natürliche Verstand als verschiedenartige zu betrachten pflegt, schnell und lebendig aufzufassen und darzustellen. Der W. äußert sich ebensowohl im Erkenntnißgebiete als im Gebiete der Kunst und des gemeinen Lebens, in Reden und Handlungen, sowohl ernst als belustigend. Es kommt nicht darauf an, ob die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit der verglichenen Dinge in der Wirklichkeit existirt, oder bloß durch Vorstellung der Einbildungskraft scheinbar hervorgebracht ist. Indessen darf der Schein doch nicht willkürlich sein, und selbst das Scheinverhältniß, welches er aufstellt, muß einen Grund haben in einer, wenn auch noch so geringen Beziehung, welche man den Vergleichungspunkt (tertium comparationis) nennt. In Rücksicht seiner Gegenstände ist der W. entweder Sach- oder Formwitz; letzterer geht auf die Beziehung der Gegenstände, ersterer aber auf Gegenstände der Wahrnehmung oder Begriffe. Der bloße Wortwitz benutzt entweder die verschiedenen Bedeutungen ähnlich lautender oder die ähnlichen Bedeutungen verschieden lautender Worte und hat daher nur in seltenen Fällen höheren Werth. Zu ihm gehört auch das Wortspiel. Was seine Wirkungen anlangt, so ist der W. im Ganzen eine heilsame Gabe der Natur, wenn die Freiheit, die in der spielenden Thätigkeit desselben liegt, den Beschränkungen der Einseitigkeit, Pedanterie und Schwerfälligkeit entgegenwirkt. Doch kann er, wo er herrschende Thätigkeit wird, auch dem Verstande und Gefühl nachtheilig wirken und führt oft zu Kälte oder zur Zerstreuung, im höhern Grade fixirt zur Abspannung des Geistes und Aberwitz. Vorzüglich angenehm ist der W., wo er mit Gutmüthigkeit sich verbindet; vermieden und gehaßt insbesondere, wenn er als Spott die Absicht hat, zu verletzen. Vgl. Humor.

Witzenhausen, Kreisstadt im preußischen Regierungsbezirk Kassel, am Einfluß der Gelster in die Werra (mit Brücke), Sitz eines Landrathamtes und Gerichts, hat noch Ringmauern mit Thoren, eine alte Kirche, ein ansehnliches Rathhaus, eine Synagoge, Handwerksschule, ein Hospital, Fabrikation von Tabak und Papier, Gerberei, Färberei, Ziegelbrennerei, Holzhandel, Obst- und Weinbau und 3098 Einw.

Witzleben, 1) Karl August Friedrich von W., unter dem Schriftstellernamen A. von Tromlitz bekannt, geboren am 27. März 1772 auf dem väterlichen Gute zu Tromlitz in Thüringen, kam im 9. Jahre als Page an den weimarischen Hof, trat, kaum 13 Jahre alt, in preußische Kriegsdienste und wohnte als Offizier den Rheinfeldzügen von 1792—95 mit Auszeichnung bei. Schon in dieser Zeit beginnt seine schriftstellerische Laufbahn. Für den Buchhandler Eslingen in Frankfurt a. M. schrieb er den zweiten Theil zu den „Aventuren der Deutschen am Rhein" und versuchte sich gleichzeitig als politischer Schriftsteller. Im Jahre 1805 befand er sich als Oberstlieutenant im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig und nach der Schlacht bei Jena bei dem Fürsten von Hohenlohe. Bei Prenzlau gefangen, ward er dort zufällig dem Großherzog von Berg bekannt, in dessen Dienste er als Hauptmann der Infanterie trat. Bald darauf ward er Eskadronschef eines bergischen Lancierregiments, stand 1809 als Großmajor der Lanciers in Münster und machte 1811 einen Theil der Feldzüge in Spanien mit, kehrte aber 1812 mit seinem Regiment nach Deutschland zurück. Nachdem Preußen an Frankreich den Krieg erklärt, trat er 1813 als Oberst in russische Dienste, wo er das Kommando der hanseatischen Legion erhielt. Nach dem Frieden von Paris lebte er als Landwirth zu Beuchlitz in der Gegend von Halle, bis er 1821 in Berlin seine schriftstellerische Thätigkeit wieder aufnahm. Im Jahre 1826 siedelte er nach Dresden über, wo er am 9. Juli 1839 †. Seine meist in Zeitschriften, namentlich in dem von ihm herausgegebenen Taschenbuch „Vielliebchen" (seit 1827) mitgetheilten Novellen und Erzählungen, meist historischen Inhalts, erschienen als „Sämmtliche Schriften" in 3 Sammlungen (zusammen 99 Bände, Dresden 1829—40). In der Wahl seiner historischen Stoffe hat er sich zu sehr auf die Zeit des dreißigjährigen Kriegs beschränkt, ohne sich aber zu einer höhern historischen Auffassung zu erheben. Gleichwohl fanden seine Schriften bei der lebhaften Darstellung ein zahlreiches Publikum.

2) Job Wilhelm Karl Ernst von W., preußischer General und Kriegsminister, geboren am 20. Juli 1783 zu Halberstadt, kam in seinem 11. Jahre in das Pageninstitut nach Potsdam und wurde bald darauf königlicher Leibpage. Im Jahre 1799 trat er als Fähnrich bei der Leibgarde ein und erhielt 1802 das Offizierpatent. Als solcher rückte er 1806 mit den Garden ins Feld, begleitete am Tage der Schlacht bei Jena die Bagage des Königs nach Erfurt und wurde daselbst in die Kapitulation des Feldmarschalls von Möllendorf eingeschlossen. Während seiner Kriegsgefangenschaft hielt er sich theils in Halberstadt, theils in Berlin auf, wo er studirte, bis im Aug. 1807 seine Auswechslung erfolgte worauf er sich in das Hauptquartier Blüchers nach Pommern begab. Von hier mit Depeschen nach Memel an den König geschickt, ward er von diesem zum Premierlieutenant ernannt und erhielt eine Kompagnie in der Garde. Eine gediegene Abhandlung über den leichten Dienst wurde Veranlassung, daß er im December 1808 als Staatskapitän zu dem neuerrichteten Gardejägerbataillon kam. Anfangs 1812 zum Major befördert, nahm er mit den Gardejägern 1813 an der Schlacht von Großgörschen Antheil und rückte hierauf zum Generallieutenant auf. In der Schlacht von Paris drang er an der Spitze seiner Tirailleurs in Valette ein und stürmte die Barrièren von Partin. Im Frühjahr 1815 wurde er dem Generalstabe des Generalkommando's der niederländischen Armee unter Blücher beigegeben u. dann als Oberst u. Chef des Generalstabs zum norddeutschen Bundescorps versetzt, bei welchem er die Belagerung von Sedan, Mezières und Montmedy leitete, bis ihm die Civiladministration des Departements der Ardennen übertragen wurde. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde

Digitized by Google

er zum Chef des Generalstabs beim Generalkommando in Ostpreußen unter Bülow ernannt, blieb aber dessen ungeachtet in Berlin, um die ihm übertragene Organisation der Jäger und Schützen zu vollenden. Im Jahre 1817 erhielt er die Stelle als wirklicher Vorstand des Militärkabinets oder als Direktor des damaligen 3. Departements des Kriegsministeriums, rückte 1818 zum Generalmajor und Generaladjutanten des Königs auf und wurde endlich 1831 zum Generallieutenant, sowie 1833 zum wirklichen Staats- und Kriegsminister erhoben. Seine zerrüttete Gesundheit zwang ihn jedoch schon 1835, um die einstweilige Entbindung von seinen Geschäften nachzusuchen. Er † am 9. Juli 1837. Die Armee verdankt ihm u. A. die Erhöhung des Pensionsfonds, die Errichtung der Unteroffizierschule, die Gründung der Kadetenhäuser in Schlesien und am Rhein, vor Allem aber die innigere Verschmelzung des Linienmilitärs mit der Landwehr; aber auch über den Kreis der Militärangelegenheiten hinaus gewährte ihm das Vertrauen seines Königs Einfluß auf politische und kirchliche Angelegenheiten, wie man ihm denn namentlich großen Antheil an der Abfassung der preußischen Kirchenagende zuschreibt. Vgl. von Minutoli, Der Graf Haugwitz und Job von W., Berl. 1844.

3) Ferdinand August von W., militärischer Schriftsteller, Sohn von W. 1), geboren den 9. Aug. 1800 in Osnabrück, trat 1813 in die hanseatische Legion, 1815 in hannöverische und nachdem er seit 1827 zu Halle studirt, in preußische Dienste, kam 1830 in den großen Generalstab und von da in den Generalstab des Gardecorps und wurde 1848, inzwischen zum Major avancirt, Chef des Generalstabs im dritten Armeecorps. Als Oberstlieutenant aus preußischen Diensten geschieden, übernahm er am 1. Jan. 1849 das Kommando der mecklenburg-schwerinschen Division, focht mit dieser im badischen Insurrektionskampfe und ward in der Folge zum Generallieutenant befördert. Im Jahre 1858 in preußische Dienste zurücktretend, erhielt er das Kommando der zwölften Division in Neisse und † den 4. Okt. 1859 zu Goslar. Er schrieb: „Der russisch-türkische Feldzug von 1828“ (Berl. 1829); „Der russisch-türkische Feldzug von 1829“ (das. 1831, 2 Bde.) und „Die taktische Ausbildung des Infanteristen“ (das. 1856).

Wiveliscombe, Stadt in der englischen Grafschaft Somerset, westlich von Taunton, hat ein Krankenhaus, Tuchfabrikation und 2735 Einw.

Wjäsma, s. v. a. Wiäsma.

Wjätka, s. v. a. Wiätka.

Wladikawkas, Hauptfestung in dem aus einem Theil des Gouvernements Tiflis neugebildeten russisch-kaukasischen Gebiet des Terek, 15 Meilen südlich von Mosdok, hat eine Vorstadt mit breiten Straßen und hübschen Häusern, lebhaften Transitohandel, besuchte Märkte und 3650 Einwohner. W. gilt als der Schlüssel zum Kaukasus.

Wladimir, 1) europäisch-russisches Gouvernement, zu Großrußland gehörig, bildete früher größtentheils die Provinz W. des Gouvernements Moskau, erhielt 1778 Statthalterschaftsverfassung, grenzt an die Gouvernements Jaroslaw, Kostroma, Nishnij-Nowgorod, Rjäsan, Moskau und Twer und umfaßt einen Flächenraum von 360,56 QMeilen mit (1864) 1,216,619 Einw., größtentheils Russen (außer wenigen Mordwinen, Tataren, Polen und Deutschen) und der Religion nach griechisch-katholisch (außer einigen Evangelischen, römischen Katholiken, Mohammedanern u. Juden). Das Land ist im Allgemeinen eben mit nur wenigen Hügeln, theils heidig, sandig und morastig, doch ziemlich fruchtbar. Der bedeutendste Fluß ist die Oka, welche die Kliasma mit der Schelsna, Koloksza u. a. aufnimmt. Die größten Seen sind: der Saleski, der Pleschtscheswo, der Swiätoi-Osero oder heilige See, der Korowje-Osero, d. h. Kuhsee, mit schwimmenden Inseln, der Pagannoi-Osero oder unreine See (so genannt, weil die Mörder des Fürsten Andrei Jurjewitsch von Susdal 1175 in denselben gestürzt wurden) und der schwarze See, ebenfalls mit schwimmenden Inseln. Das Klima ist im Allgemeinen gesund, doch sind Wechselfieber häufig. Produkte des Pflanzenreichs sind: Getreide, Hülsenfrüchte, Hanf, Flachs, Gemüse, Obst und Holz; des Thierreichs: Pferde, Rindvieh, Schweine, Schafe, Wild, Geflügel, Fische (besonders Hausen, Störe und Welse) und Bienen. Das Mineralreich liefert Eisen, Marmor, Sandstein, Töpferthon und Torf. Haupterwerbsquellen sind: Ackerbau (doch nur in guten Jahren den Bedarf an Getreide deckend), Viehzucht, Waldkultur und etwas Bergbau. Die Industrie ist erst in der Entwickelung begriffen und umfaßt besonders Leinen-, Baumwoll- und Wollweberei, Gerberei, Fabrikation von Papier, Glas u. Metallwaaren. Der Handel wird seit neuester Zeit namentlich durch die Eisenbahn von Moskau nach Nishnij-Nowgorod, welche das Gouvernement durchschneidet, befördert. Das Gouvernement ist in 13 Kreise eingetheilt: Wladimir, Alexandrow, Gorochowez, Jurjew, Kowrow, Melenki, Murom, Pereslawl-Saleski, Pokrow, Schuja, Sudogda, Susdal und Wiasniki. Das Wappen des Gouvernements ist in rothem Felde ein stehender Löwe mit goldener Krone, in der rechten Vordertatze ein silbernes Kreuz haltend. Das Land, welches das jetzige Gouvernement W. bildet, hieß früher Susdal. Als Wladimir I. 988 sein Land unter seine Söhne theilte, so erhielt Susdal Wsewolod, der demnach als der erste Fürst des nachmaligen Fürstenthums W. zu betrachten ist. Im Jahre 1170 nahm der Fürst Andreas von Susdal den Titel eines Großfürsten von W. an. Von nun an war W. das Hauptland in ganz Rußland, und selbst Kiew wurde für einige Zeit ein Theil des Großfürstenthums W. Jaroslaw II. (1238—47) sah sich 1242 genöthigt, das Land von dem Mongolenkhan Batu als Lehn anzunehmen. Nach dem Tode des Großfürsten Andreas (1304) stritten der Fürst Michael von Twer und der Fürst Georg von Moskau um den Besitz des Großfürstenthums, endlich siegte Georg 1319 und wurde nun auch von dem Mongolenkhan als Großfürst bestätigt. Georgs Nachfolger, Andreas von Twer (1325), verlegte den Sitz des Großfürstenthums nach Twer, der aber bald darauf durch den Fürsten Johann von Moskau, den der Khan zum Großfürsten ernannte, nach Moskau kam. Die

Digitized by Google

Hauptstadt W. (Wolodimer), auf einem Hügel an der Kliasma und an der Eisenbahn von Moskau nach Nishnij-Nowgorod, Sitz des Civilgouverneurs und des Erzbischofs von W. und Susdal, einst Residenz der Großfürsten und damals weit ansehnlicher als jetzt, hat 30 Kirchen (darunter die Marienkirche mit großfürstlichen Antiquitäten und die dmitriewsche Kathedrale zur Himmelfahrt), einen uralten, theilweise verfallenen Kreml, mehre Klöster, ein Priesterseminar, ein Gymnasium und einige andere Schulen, Seiden-, Leinen- und Baumwollweberei, Gerberei, Obstbau und 14,658 Einw. W. wurde 1099 von dem Fürsten David Igorewitsch vergebens belagert, 1238 aber von den Mongolen unter dem Khan Batu erobert. Die Stadt litt im Juni 1848 durch eine große Feuersbrunst. — 2) (W.-Wolynski), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wolhynien, ist Sitz eines unirten Bischofs, hat mehre griechische und katholische Kirchen, eine Synagoge, ein Basilianerkloster, Grenzzollamt, Handel und 5306 Einw. W. war früher Hauptstadt eines Fürstenthums und wurde 1320 von Gedimin und 1365 von Kasimir dem Großen erobert, der hier ein festes Schloß baute, welches 1370 von den Lithauern theilweise zerstört und 1431 ein Raub der Flammen wurde.

Wladimir, der Große oder der Apostelgleiche, Großfürst von Rußland, war der Sohn Swätoslaws und wurde 981, nach dem Tode seiner beiden Brüder, Herr des ganzen russischen Staats, den er durch Unterwerfung verschiedener benachbarten Völker so vergrößerte, daß derselbe bereits unter ihm vom Dnjepr bis zum Ladogasee und bis an die Düna reichte. Auch im Innern des Reichs traf er manche gute Einrichtungen. Den Beinamen des Heiligen erwarb er sich dadurch, daß er bei Gelegenheit seiner Vermählung mit der griechischen Prinzessin Anna Romanowna 983 mit einem großen Theile seines Volks zur christlichen Kirche übertrat und dann Priester aus Konstantinopel zur Ausbreitung des Christenthums kommen ließ. Seine Theilung des Reichs bei seinem Tode 1015 unter seine 12 Söhne, die gemeinsam unter der Oberherrschaft des ältesten der Großfürsten regieren sollten, rief in der Folge eine Reihe Familienkriege hervor, die eine Auflösung des Reichs in viele vereinzelte Fürstenthümer und endlich beim Hereinbrechen der tatarischen Horden in Rußland den gänzlichen Verfall des Staats zur Folge hatten.

Wladislaw (Ladislaw, latinisirt Ladislaus), Name von drei Herzögen und vier Königen von Polen: a) W. I. Hermann, zweiter Sohn Herzog Kasimirs von Polen, geboren 1043, folgte seinem ältesten Bruder Boleslaw II. 1081 in der Regierung, stillte mehre Unruhen im Lande, demüthigte die Pommern, Preußen und Böhmen, konnte aber nicht verhindern, daß sich die Russen von der Herrschaft Polens frei machten. Er baute viele Kirchen und Klöster und † 1102 zu Plock. — b) W. II., Enkel des Vorigen, Sohn Boleslaws III., geboren 1104, erhielt bei der Theilung 1139 Krakau und Schlesien u. das Seniorat über seine drei Brüder, wurde aber, als er diese ihrer Länder berauben wollte, von ihnen bei Posen überwunden und mußte 1146 nach Deutschland fliehen. Kaiser Konrad III., dessen Halbschwester Agnes seine Gemahlin war, sowie Kaiser Friedrich I. versuchten umsonst, die streitenden Parteien zu versöhnen. W. † 1162 in Deutschland. — c) W. III., Sohn Miecislaws III., Herzog von Großpolen, war durch eine Fehde mit der Kirche genöthigt, die eine Zeitlang behauptete Oberhoheit 1207 wieder aufzugeben, und †, von seinem Neffen Wladislaw Odonicz auch aus Großpolen vertrieben, 1231 in Schlesien. — d) W. IV. als König von Polen W. I., mit dem Beinamen Lokjetek (der Ellenlange), Sohn des Herzogs Kasimir von Kujavien, wurde 1296 von den Magnaten Polens zum König gewählt, nannte sich aber, da ein Theil des Landes in böhmischen Händen war, bloß Fürst. Er unternahm 1297 einen glücklichen Feldzug nach Schlesien, überließ sich aber dann solchen Ausschweifungen, daß der Adel 1300 die Krone dem König Wenzel von Böhmen antrug. W. irrte nun eine Zeitlang umher, pilgerte nach Rom und begab sich dann nach Ungarn, von wo er mit einem vom Palatin Amadeus für ihn geworbenen Heer 1304 in Polen einfiel. König Wenzel starb kurz darauf (1305), und nachdem auch dessen Sohn zu Olmütz ermordet ward, fielen mehre Provinzen wieder W. zu, nur Großpolen erkannte ihn nicht an, sondern erwählte den Herzog Heinrich von Glogau zum Herzog. Erst nach dessen Tode (1310) wurde W. auch Herzog von Großpolen, worauf er 1315 den Königstitel annahm, aber wegen Streitigkeiten mit dem Papste erst 1320 zu Krakau gekrönt wurde. Während der Theilung des Reichs hatten die deutschen Ritter Pommern erobert, worüber ein langwieriger Krieg entstand, der von 1325—31 mit abwechselndem Glück geführt wurde. W. † 1333 und hinterließ den Ruhm eines thätigen und weisen Fürsten. Durch Verheirathung seines Sohnes an eine Tochter des lithauischen Fürsten Gedimin bereitete er die Vereinigung Polens mit Lithauen vor. — e) W. II. Jagello, s. Jagello. — f) W. III., Sohn und Nachfolger Jagello's, ward, 10 Jahre alt, 1434 gekrönt, übernahm 1438 die Regierung und ward im folgenden Jahre auch von den Ungarn als W. I. anerkannt. Nachdem er daselbst das Heer der Wittwe Albrechts, Elisabeth, die dessen nachgebornen Sohn zum König hatte krönen lassen, besiegt und Ofen erobert hatte, erfolgte seine Krönung in Stuhlweißenburg. Inzwischen war der Besitz Lithauens für die Krone zweifelhaft geworden, indem der Großfürst Sigmund durch den Fürsten Iwan Czartoryski ermordet worden war. W. schickte seinen Bruder Kazimierz dorthin, um die Unordnungen beizulegen, die Lithauer aber ernannten Kazimierz selbst zum Großfürsten, und W. mußte dies geschehen lassen, da 1441 der Krieg zwischen den Parteien Elisabeths und W.s aufs Neue begann. Den Erfolgen seines Feldherrn Johannes Hunyad und der Vermittelung des päpstlichen Legaten Cesarini gelang es endlich 1442, Elisabeth zu bewegen, W. ihre Hand zu reichen; sie starb aber drei Tage nach der ersten Zusammenkunft mit ihm und überließ ihm so den Thron ungetheilt. Im Kriege mit den Türken erlangte W. durch Hunyad einen zehnjährigen Waffenstillstand, brach jedoch den feierlich beschworenen

Digitized by Google

Vertrag, als der päpstliche Legat ihm italienische Hülfsvölker versprach, u. rückte mit 20,000 Ungarn und Walachen in die Bulgarei ein, fiel aber am 10. Nov. 1444 in der Schlacht von Varna. — g) W. IV., Sohn Sigmunds III., geboren zu Krakau 1595, wurde in Danzig erzogen u. erwarb sich große Kenntnisse. Noch als Kronprinzen erwählten ihn die Russen zum Großfürsten; weil aber Sigmund nicht zugeben wollte, daß W. in Moskau residire, erregten die Russen 1612 einen Aufstand und wählten einen andern Großfürsten. W. focht 1621 gegen die Türken, dann 1625 gegen Gustav Adolf von Schweden und, seit 1632 durch den Tod seines Vaters auf den Thron berufen, gegen die Russen, welche in Lithauen eingefallen waren und Smolensk belagerten. Er zwang im März 1634 die russische Armee bei Smolensk, die Waffen zu strecken, nachdem der Reichsfeldherr im Oktober 1633 die Türken am Kamieniek geschlagen, worauf beide Völker mit Polen Frieden schlossen, in welchem der Czar nicht nur Smolensk, sondern auch Severien abtrat und allen Ansprüchen auf Kurland, Livland und Esthland entsagte. Im Jahre 1635 wurde der Waffenstillstand mit Schweden auf 26 Jahre verlängert. Unter W.s Regierung begann der Kampf mit den Kosaken, der endlich mit dem Abfall fast aller kosakischen Völker von Polen endigte; auch mit den Tataren und Türken hatte W. noch mehre Kämpfe zu bestehen. Vergeblich bemühte er sich, viele Mängel der polnischen Verfassung zu heben und durch das Religionsgespräch zu Thorn die religiösen Wirren beizulegen. Er † am 20. März 1648 in Merecz, und sein Bruder Johann II. Kasimir bestieg den Thron.

Wladislawow (von den Deutschen Rosterschütz genannt), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Kalisch, Kreis Konin, nordöstlich von Kalisch, hat Handel mit Tuch und Leder und 6000 Einw.

Wlasta, s. Böhmischer Mägdekrieg.

Wlodawa, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Lublin, Kreis Radzyn, an der Mündung der Wlodawka in den Bug, hat lebhaften Grenzverkehr und mit dem zur Gemeinde gehörigen Orchowsk 6200 Einw.

Wloßlawek, Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Warschau, an der Weichsel und der Eisenbahn von Bromberg nach Skniernicwice (Warschau-Krakau), hat 2 Kirchen, eine Synagoge, 2 Schulen, mehre Fabriken, Handel mit Getreide, Vieh, Branntwein, Tuch, Leinwand, Eisenwaaren ꝛc. und 8582 Einw.

Woche (v. gothischen viko, althochdeutsch wehha), ein Zeitabschnitt von 7 Tagen, ist wohl ursprünglich nur eine Unterabtheilung des synodischen Monats, wobei man statt der 7⅜ Tage, welche die Mondviertel im Durchschnitt halten, die runde Zahl von 7 Tagen nahm. Daher findet sie sich auch als einheimische Zeiteintheilung bei den entlegensten Völkern, z. B. bei den alten Peruanern und den Chinesen, wie bei den Juden, die sie schebua, von scheba, d. i. sieben, nannten. Letztere brachten sie mit der Kosmogonie, der Gesetzgebung und der Religion in Verbindung, in sofern jeder siebente Tag als allgemeiner Ruhetag gefeiert und der Eintritt des Pfingstfestes nach einem Wochencyklus bestimmt wurde, wovon dieses Fest auch den Namen Wochenfest erhielt. Im gemeinen Leben scheint man erst nach dem Exil die Wochenrechnung angewendet zu haben. Auch finden sich keine Namen für die einzelnen Wochentage, und noch im Neuen Testament und bei den älteren Kirchenvätern wird gewöhnlich gezählt „am ersten, zweiten ꝛc. des Sabbaths" für Sonntag, Montag ꝛc. Mit den Juden hatten diese Zeiteintheilung die übrigen semitischen Völker wohl schon frühzeitig gemein. Zweifelhaft ist es, ob sie von ihnen zu den Aegyptern gekommen sei, gewiß aber, daß bei diesen der Gebrauch aufkam, die Wochentage nach den sieben damals angenommenen Planeten, jedoch in einer von der wahren Reihenfolge aus astrologischen Gründen abweichenden Anordnung, als Tag des Saturn, der Sonne, des Monds, des Mars, des Merkur, des Jupiter und der Venus zu benennen. Von Alexandria aus kam die siebentägige W. mit diesen Benennungen zu den Griechen, welche durch die Dekaden, in die sie ihre Monate theilten, eine Art zehntägiger W., und zu den Römern, welche durch die Nundinae achttägige W.n hatten. Daher kam es auch, daß das Christenthum, welches die siebentägige W. (septimana) von den Juden überkam, die heidnischen Namen, die es vorfand, beibehielt. Nur für den Sonntag (dies solis), mit welchem als Feiertag die christliche W. begann, führte es zur Erinnerung an den Auferstehungstag Christi die Benennung Dies dominica, d. i. Tag des Herrn, ein. Wahrscheinlich war schon vor dem Christenthum die planetarische Benennung der sieben Wochentage mit diesen selbst durch die Römer zu den Galliern und zu den Germanen gekommen, und so übertrugen denn die letzteren ihre Götternamen zum Theil auf die entsprechenden römischen. Sonntag und Montag wurden beibehalten; der Tag des Mars aber wurde zu einem Tag des Ziu oder nordischen Tyr und daraus zum Dienstag, woneben sich in Bayern der Name Ertag oder Erchtag erhalten hat; für den Tag des Merkur findet sich schon im Althochdeutschen das Abstraktum Mittwoch; der Dies Jovis wurde zum Tage des deutschen Donar oder nordischen Thor, der Dies Veneris zum Tag der Frigg, Odins Gemahlin, oder der Schwester Frey's; den Dies Saturni bewahrte das Altsächsische, Niederländische und Englische, während er im Altnordischen zum Laugardagr, d. i. Badetag, im Hochdeutschen unter christlichem Einfluß entweder zum Samstag (Sabbath) oder zum Sonnabend, d. i. Sonntagsabend, Feria ante dominicam, wurde. Mit dem Christenthum ist dann die siebentägige W. weiter verbreitet worden, wahrscheinlich durch die Araber auch zu vielen Negerstämmen des innern Afrika. Die Abschaffung derselben in dem republikanischen Kalender der Franzosen durch Dekaden hatte nur Bestand vom 5. Okt. 1793 bis 31. Dec. 1805. Die in der Bibel vorkommenden Jahreswochen sind Jahrsiebente, die nur der hebräischen prophetischen Poesie angehören, und eben solche Jahrsiebente sind die annorum hebdomadae einiger römischen Schriftsteller. Vergl. Ideler, Handbuch der Chronologie, Berlin 1825—26, 2 Bde.

Wochenbett (Kindbett, puerperium), der

Digitized by Google

Zeitraum von der völligen Ausstoßung der Frucht und der Nachgeburt bis zur Rückkehr des Organismus aus dem Zustande, in welchen ihn die Schwangerschaft versetzt hatte, zu seinem früheren. Dieser im Allgemeinen auf sechs Wochen sich erstreckende Rückbildungsprozeß geht zunächst in den Geburtsorganen, und zwar hauptsächlich in der Gebärmutter, der Scheide und den äußeren Genitalien vor sich, gibt sich jedoch auch, obwohl minder bestimmt, im Gesammtorganismus zu erkennen. Die schon im letzten Monat der Schwangerschaft beginnende und während der Geburt zum höchsten Grade sich steigernde Tendenz der Gebärmutter, sich zu verkleinern, dauert schwächer in den ersten Tagen des W.s fort und bekundet sich durch die sogenannten Nachwehen, d. i. durch dann und wann eintretende Kontraktionen in den Muskelfibern des Uterus, der dann in 5 bis 6 Wochen fast wieder auf seinen Umfang vor der Schwangerschaft reducirt ist; seine frühere Kleinheit erreicht er nicht vollkommen wieder, vielmehr bleibt er größer und aufgelockerter. Die Zurückführung der durch die Schwangerschaft veränderten Struktur der Gebärmutter zur Norm wird zum Theil durch den **Wochenbettfluß** (s. **Lochien**) vermittelt. Im Gesammtorganismus gibt sich die Tendenz zur Rückkehr in den früheren Zustand zunächst durch eine veränderte Säfteströmung kund. Von den Anstrengungen der Geburt ermattet, verfällt die Entbundene in der Regel in einen Schlaf, aus dem sie, wenn nicht die Geburt ihre Kraft in einem ungewöhnlichen Grade erschöpft hat, bald gestärkt und erquickt erwacht. In Folge der nun wieder erhöhten Hautthätigkeit bricht ein reichlicher Schweiß aus, der für den günstigen Verlauf des W.s von größter Wichtigkeit ist. Die Verdauungsorgane nehmen in den ersten Tagen des W.s nur geringen Antheil an dem Rückbildungsprozeß. Die Entbundene fühlt wenig Bedürfniß nach Nahrungsmitteln; damit ist eine Trägheit des Darmkanals verbunden, und es erfolgen in den ersten Tagen des W.s keine Stuhlausleerungen. Allmählig jedoch wird der Appetit reger und auch der Stuhlgang regelmäßig. Gleichzeitig regelt sich die Funktion des Nervensystems, das während der Schwangerschaft mannichfach perturbirt war. Von größter Wichtigkeit für den durch das W. bedingten Rückbildungsprozeß ist endlich die Milchsekretion.

Die dem W. wesentlich angehörenden Krankheiten sind auf Störungen im Rückbildungsprozeß des entschwängerten Uterus begründet und verrathen sich zunächst durch eine vollständige Unterdrückung oder eine andere Anomalie der Wochensekretionen: des Schweißes, der Lochien oder der Milch. Diese Anomalien des Rückbildungsprozesses bedingen im Verein mit dem Zustande, in welchem der Organismus sich nach der Geburt befindet, den Charakter der **Wochenbettkrankheiten**, der übrigens nicht als ein bestimmter, sondern als von der Konstitution der Wöchnerin und anderen äußeren Verhältnissen abhängig in die Erscheinung tritt. Eine Affektion des Nervensystems begleitet stets die Anomalien des W.s, und zwar vorwaltend die Depression desselben. Auch das Blutsystem, und besonders das venöse, übt einen mächtigen Einfluß auf die Entwickelung der Wochenbettkrankheiten. Es entstehen schnell Fieber und sehr intensive Entzündungen, welche mit akuter oder chronischer Exsudation, Eiterung, Verwachsung u. Verhärtung enden. Ebenso nimmt das Lymphsystem an den Störungen des Rückbildungsprozesses wichtigen Antheil, wie die eigenthümlichen krankhaften Sekretionen im W.e, die an koagulabler Lymphe so reichen Ausschwitzungen, die Entzündung, Anschwellung, Stockung und Vereiterung in den Lymphgefäßen selbst und besonders die bei Wöchnerinnen vorherrschende Anlage zu Wassersuchten beweisen. Da kein System und Organ des weiblichen Körpers gegen das Erkranken im W.e geschützt ist, so bieten die Form und der Sitz der Wochenbettkrankheiten die größte Mannichfaltigkeit dar. Vorzugsweise jedoch bilden die Geburts- und Unterleibsorgane den Herd der krankhaften Vorgänge; in ihnen tritt die Entzündung mit allen ihren Folgen auf, wie namentlich das Kindbettfieber (s. d.). Hierher gehören ferner Blutflüsse aus den Geburtstheilen, die Lagenveränderungen des Uterus und der Scheide, Affektionen der Harnorgane, mechanische oder sympathische Leiden des Mastdarms, Lähmung desselben, Entzündung mit ihren Folgen, Unregelmäßigkeit in der Stuhlausleerung und endlich die weiße Schenkelgeschwulst, in sofern bei letzterer wenigstens in der Mehrzahl der Fälle die krankhaften Veränderungen sich ins Becken erstrecken. Häufig beobachtet man auch im W. Neuralgien in den Genitalien oder ihnen benachbarten Theilen, und endlich können sich sowohl im Verdauungsapparat, als in den Organen der Brust-, Hirn- und Rückenmarkshöhle primär und sekundär gefahrvolle und schnell tödtende Zustände entwickeln. Wie überall, so werden auch im W.e lokale Leiden von einiger Bedeutung stets von Fieber begleitet, und zwar erscheint dies hier entweder als einfaches Reizfieber, modificirt durch die Vorgänge im W.e, oder innigst verbunden mit den Störungen des W.s als Kindbettfieber, das, wie das Milchfieber im abnormen Verlauf, dem W. eigenthümlich ist. Komplikationen mit anderen Krankheiten, die sich unabhängig von den Störungen des Rückbildungsprozesses entwickeln, sind um so gefährlicher, wenn sie Organe befallen, die vorzugsweise an den Wochenbetterscheinungen Antheil nehmen, wenn sie dabei sehr intensiv und schon in den ersten Tagen nach der Geburt auftreten und das Allgemeinbefinden ungewöhnlich erschüttern.

Wochenfluß, s. **Lochien**.

Wodan (althochdeutsch **Wuotan**), der von allen germanischen Völkerschaften verehrte Gott, den die Skandinavier Odin nannten. Für Beglaubigung des Wodansdienstes im inneren Deutschland ist die Abschwörungsformel von Wichtigkeit, der zufolge Thunnar (Thor), W. und die Saxnot eine Götterdreiheit bildeten. Die Sachsen und Angeln brachten den Dienst des W. mit nach Britannien, und hier sowie im Norden gilt er als der Ahnherr des Königsgeschlechts. Er war im Tempel zu Upsala wie ein Mars abgebildet; anderwärts findet man ihn am häufigsten durch Merkur erklärt, so bei

Digitized by Google

Paulus Diaconus, bei den angelsächsischen Schriftstellern u. A. Schon die Deutschen des Tacitus hatten den Wodansdienst und in dem Verzeichnisse der heidnischen Gebräuche zur Zeit des Bonifacius wird noch der Feste gedacht, die man dem Merkur (W.) feierte. Er ward als oberste und mächtigste Gottheit verehrt und hat unter allen germanischen Göttergestalten die vollendetste Ausbildung erfahren. Wie in Skandinavien den Odin, so dachte man sich in Deutschland den W. einäugig, mit breitkrämpigem Hute und weitem, dunkelfarbigem Mantel, wodurch Sonne, Wolken und Himmelsgewölbe symbolisirt wurden. Er war der Herr aller Luft- und Wettererscheinungen und fuhr im Sturme daher auf seinem zur Versinnlichung der Schnelligkeit achtfüßig gedachten Rosse Sleipnir und gefolgt von den Einheriar, d. i. den Geistern der in der Schlacht gefallenen Krieger, und von den Walkyren (s. d.), woraus das wilde Heer der noch lebenden Volkssage hervorgegangen ist. Sein Walten erkannte man aber auch, wenn der Frühling über den Winter siegte und der Erntesegen winkte; darauf gründet es sich, wenn noch heute in manchen Dörfern zur Zeit der Zwölften (s. d.) oder im Anfang des Mai verkleidete Bursche einen Schimmelreiter darstellen, oder wenn von den Mähern Getreidebüschel für W.s Pferd aufgespart werden. Als Geber alles Guten und Wünschenswerthen überhaupt wird er selbst auch Wunsch genannt, und nicht nur leibliche Gaben verlieh er, auch die Begeisterung des Dichters und Kriegers, wie die Erfindung der Runen ging von ihm aus. Wie er aber Alles durchdrang, so wußte er auch Alles, was die mythologische Vorstellungsweise dadurch ausdrückt, daß zwei Raben, Huginn (Gedanke) u. Muninn (Gedächtniß), ihm Alles ins Ohr sagten, was sie wahrnahmen, und daß er selbst von seinem Stuhle Hlidskialf aus die Welt überschaute. Diese Eigenschaften erhoben ihn zum Staatsgotte, so daß alle politischen Einrichtungen und öffentlichen Handlungen, Gerichte, Friedensschlüsse, Eide u. dergl., unter seinem Schutze standen. Zu ihm, dem Allvater, gingen endlich auch die Tapfern, die in der Schlacht gefallen waren. Der Name W. wird vom althochdeutschen watan (lat. vadere), gehen, waten, oder von wod, Wuth, abgeleitet, sofern W. den Kämpfenden in der Schlacht wuthgleiche Tapferkeit und den Dichtern glühende Begeisterung verleiht. Als identisch mit W. nimmt namentlich Finn Magnusen an den Waidewut oder Videvut bei den Preußen, Lithauern und Liven, den Budd oder Buddwas bei den alten Briten, den Buddha in Asien und den Botan in Amerika.

Wodanstag (engl. Wednesday, holl. Woensdag), s. v. a. Mittwoch, vgl. Woche.

Wodnian, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Pisek, rechts an der Blanitz, hat alte Befestigungswerke, 2 Kirchen, eine Haupt- und Unterrealschule, ein Bürgerhospital, eine Kaserne, frequente Jahr-, Vieh- und Pferdemärkte und 3980 Einwohner.

Wöbbelin, Dorf im mecklenburg-schwerinschen Kreis Mecklenburg, Amt Neustadt, eine Meile nördlich von Ludwigslust, an der Straße von da nach Schwerin, mit 650 Einwohnern. Vor dem Dorfe unter einer großen Eiche (Körnereiche) ist Theodor Körner begraben, der am 26. Aug. 1813 in dem Gefecht bei Rosenberg (unweit Gadebusch) fiel. Der Platz ist umfriedigt und mit einem eisernen Denkmal geschmückt. Neben dem Dichter ruhen auch seine Schwester Emma († 1815) und sein Vater († 1831).

Wöhler, Friedrich, berühmter Chemiker, geboren den 31. Juli 1800 in Eschersheim bei Frankfurt, widmete sich seit 1820 zu Marburg neben der Medicin besonders chemischen Studien, die er zu Heidelberg unter Gmelin fortsetzte, und arbeitete dann ein Jahr lang in Berzelius' Laboratorium zu Stockholm. Im Jahre 1824 begleitete er diesen und Ad. Brongniart auf einer zweimonatlichen geognostisch-mineralogischen Reise durch Skandinavien. Im März 1825 ward er als Lehrer und 1828 als Professor an der neubegründeten Gewerbschule zu Berlin angestellt, doch zwangen ihn 1832 Familienverhältnisse, seinen Abschied zu nehmen und nach Kassel zu ziehen. Hier ward er mit der Organisation der neu zu errichtenden höheren Gewerbschule betraut und dann als Lehrer der Chemie und Mineralogie an derselben angestellt. Im März 1836 folgte er einem Ruf als Professor der Medicin, Direktor des chemischen Instituts und Generalinspektor der hannöverischen Apotheken nach Göttingen. Seine zahlreichen Untersuchungen, so über mehre organische Stoffe, über die Darstellung des Berylliums und Yttriums, des Aluminiums, über das Bor, das Titan und das Silicium, hat er meist in Zeitschriften, wie in Liebigs „Annalen der Chemie und Pharmacie", deren Mitherausgeber er 1838 wurde, in Poggendorffs „Annalen der Physik und Chemie" und den „Abhandlungen der göttinger Gesellschaft der Wissenschaften" veröffentlicht. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „Grundriß der Chemie" (Berlin 1831 bis 1840, 2 Bde.; 13. Aufl. 1864), „Grundriß der organischen Chemie" (6. Aufl., das. 1864), „Mineralanalyse in Beispielen" (2. Aufl., Gött. 1861) und „Praktische Uebungen der chemischen Analyse" (Berl. 1854). Er gab auch eine deutsche Bearbeitung von Berzelius' „Lehrbuch der Chemie" (Dresd. 1825, 4 Bde.; Dresd. u. Leipz. 1835 bis 1841, 10 Bde.) heraus.

Wölfel, Fluß in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Habelschwerdt, entspringt an der Nordwestseite des glatzer Schneebergs und bildet den Wölfelfall, wo das Gewässer in einer 80 Fuß hohen Felsenspalte über einen steilen Abhang von 10 F. Breite 29 F. in die Tiefe eines Kessels hinabstürzt. Die W. mündet in die Neisse (s. d.).

Wölffl, Joseph, Komponist und ausgezeichneter Pianofortespieler, geboren 1772 zu Salzburg, erhielt von Leopold Mozart und Michael Haydn den ersten Unterricht und ging dann nach Warschau, wo er eine glänzende Aufnahme fand. In Folge der Volksunruhen kehrte er nach Wien zurück, wo er Beethovens Rival im Klavierspiel, ja sogar im freien Phantasiren wurde. Nach einer Kunstreise 1798 durch Norddeutschland ließ er sich zu Paris nieder, wurde zum Musikmeister der Kaiserin Josephine ernannt und folgte der-

Digitized by Google

selben nach ihrer Scheidung von Napoleon I. in die Schweiz. Er † den 21. Mai 1812 in London. Es sind von W. über 50 Werke gedruckt. Das Bedeutendste hat er im Fache der Instrumental-, namentlich der Pianofortemusik geleistet.

Wöllner, Johann Christian von, preußischer Staatsmann, geboren 1727 zu Döbritz, studirte in Halle Theologie, wurde 1759 Prediger in Großbehnitz unweit Berlin, dann 1786, durch seine ökonomischen Schriften dem Prinzen Heinrich von Preußen bekannt geworden, mit dem Titel Kammerrath in den Adelsstand erhoben und zum Oberfinanzrath und Intendanten des königlichen Bauwesens, 1788 zum Staatsminister der geistlichen Angelegenheiten ernannt. In dieser Stellung, der er keineswegs gewachsen war, wußte er sich durch seine Theilnahme an vielen geheimen Ordensverbindungen zu erhalten und sich zugleich einen großen Einfluß auf den König zu verschaffen, den er hauptsächlich dazu benutzte, der Aufklärung durch Zwangsmaßregeln Einhalt zu thun, zu welchem Zweck das berüchtigte sogenannte wöllnersche Religionsedikt vom 9. Juli 1788 jede Abweichung von den Lehren der symbolischen Bücher mit bürgerlichen Strafen und Amtsentsetzung bedrohte. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. 1797 erhielt er seine Entlassung und lebte nun auf einem seiner Güter, Großriez bei Beeskow in Brandenburg, wo er 1800 †.

Wöluspa (Völuspa), s. Edda.

Wörlitz, Stadt im Herzogthum Anhalt, Kreis Dessau, unweit der Elbe, 3 Stunden östlich von Dessau, hat eine hübsche gothische Kirche, eine Synagoge, Bierbrauerei und 2021 Einwohner. W. ist namentlich berühmt durch seinen prächtigen, 1796—1802 vom Herzog Leopold Friedrich Franz angelegten Park; derselbe enthält 2 Stunden im Umfang, hat herrliche Baumgruppen, das herzogliche Schloß, das gothische Haus, den Floratempel, Venustempel, das Nymphäum, Pantheon (sämmtlich mit Kunst- und Gemäldesammlungen), das Labyrinth, verschiedene Höhlen, Grotten, Denkmäler ꝛc., den wörlitzer See (einen ehemaligen Elbarm), den Drehberg mit Anlagen und dem herzoglichen Mausoleum. Er besteht aus 5 Abtheilungen und kann mittelst gezogener Kanäle und des See's auf Gondeln um- und durchschifft werden. Vgl. Gerlach, Choix d'antiques conservées aux châteaux et au panthéon de W. (photographische Aufnahme mit Text) 1863.

Wörterbuch, ein in rein alphabetischer oder alphabetisch-etymologischer Ordnung verfaßtes Verzeichniß von Wörtern und Namen. Als Unter- und Abarten unterscheiden sich, besondere Zwecke verfolgend, das Lexikon oder Dictionarium, ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß der Wörter einer oder mehrer Sprachen, welches den gesammten betreffenden Wörterschatz zu erschöpfen strebt, das Glossarium, das Vokabular, das Idiotikon, das Onomastikon. Ferner sondern sich nach ihren eigenthümlichen Zwecken ab: das etymologische W., welches vorzugsweise die Abstammung und Verwandschaft der Wörter verfolgt; das Synonymenwörterbuch, welches die Unterschiede der Bedeutungen aufweist u. erklärt; das Specialwörterbuch, welches den Sprachschatz eines einzelnen Schriftstellers darlegt, und endlich die verschiedenen Realwörterbücher, die nicht auf Sammlung und Erklärung des Sprachlichen, sondern des Sachlichen hinstreben. Schon die Alten erkannten die Nothwendigkeit dieses für die nähere Kenntniß des Sprachschatzes wesentlichen Hülfsmittels. Unter den Griechen fertigte Hesychius (s. d.) ein solches unter dem Titel „Lexikon", während Andere specielle Richtungen verfolgten, wie denn der Sophist Apollonius für Homer, Timäus für den Plato ꝛc. besondere Wörterbücher schrieben. Ebenso begannen schon die Griechen, den materiellen Stoff zu sondern, und berücksichtigten vorzugsweise die Abstammung der Wörter, wie die Verfasser des sogenannten „Etymologicum magnum", theils den synonymen Unterschied derselben, wie Ammonius, theils das dialektische Element der Sprache, wie Herodianus und Möris, theils die Erläuterung veralteter Wörter und Formeln unter dem Titel „Glossarium", theils endlich die Erklärung von Sachen und Personen, wie Pollux und Suidas, so daß letztere bereits den Grund zu den späteren Realwörterbüchern legten. Unter den Römern machte sich besonders Marcus Terentius Varro um diesen Zweig der Literatur verdient. Doch sind alle diese Versuche, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, mangelhaft und dürftig geblieben. Eine nicht höhere Stufe nehmen die im Ganzen spärlichen Leistungen im Mittelalter ein, obschon die Bemühungen des Isidorus Hispalensis, des Lombarden Papias, des Nestor u. A. für lateinische Lexikographie, besonders aber die des Hrabanus Maurus im 9. Jahrhundert, dem wir das erste lateinisch-deutsche Glossar zu verdanken haben, nicht ohne Werth sind. Außerdem hatte bereits im 9. Jahrhundert Menachem ben Serug ein hebräisches und später Nathan ben Jechiel ein talmudisches W. verfaßt. Erst seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften suchte man sich mehr und mehr den wissenschaftlichen Anforderungen zu nähern, als man erkannte, daß es nicht bloß auf die Anhäufung von Wörtern, sondern vielmehr auf die Abstammung, sowie auf die genetisch-historische Entwickelung, auf den feinern Unterschied sinnverwandter Begriffe ꝛc. ankomme. Das erste lateinische W. verfaßte Joh. Balbus oder de Janua genannt unter dem Titel „Catholicon" (Mainz 1460), dem bald darauf Nikolaus Perotti folgte; das erste arabische Peter de Alcala, das erste syrische Andreas Masius im 16. Jahrhundert und das erste äthiopische Hiob Ludolf im 17. Jahrhundert. Der bedeutendste Fortschritt aber in der Anlage der Wörterbücher geschah seit dem 16. Jahrhundert in Hinsicht der beiden altklassischen Sprachen durch Heinrich und Robert Stephanus, bis in neuerer und neuester Zeit durch J. G. Schneider, Passow, Seiler, Jakobitz, Rost, Pape u. A. für die griechische, durch Basilius Faber, Joh. Matth. Gesner, Facciolati, Forcellini, Scheller, Freund, Klotz, Georges u. A. für lateinische Sprache Besseres und zum Theil Vorzügliches geleistet wurde. Desgleichen verdienen hier die Leistungen von Gesenius und Freytag für die orientalischen Sprachen mit Auszeichnung genannt zu werden. Die ersten Anfänge

Digitized by Google

der deutschen Lexikographie reichen bis in das 7. Jahrhundert hinauf. Außer den Interlinear- und Randglossen entstanden im althochdeutschen Zeitraum zahlreiche, bald sachlich, bald alphabetisch geordnete Verzeichnisse deutscher Wörter mit nebengesetzter lateinischer Bedeutung, die durch fortgesetztes Abschreiben bis tief in den mittelhochdeutschen Zeitraum hinein immer mehr mit einander verschmolzen und durch neue Zusätze erweitert wurden. Im 15. Jahrhundert tauchen daneben noch eine ziemliche Anzahl neuer Vokabularien auf, die auch bald unter verschiedenen Titeln in den Druck übergingen, aber ziemlich selten geworden sind. Verdienten Ruf erwarb sich Gherard van der Schuerens „Teutonista of Duytschlender" (Köln 1477; herausgegeben von Clignett, Leyden 1804), eine reiche, aus der niederrheinisch-klevischen Mundart geschöpfte Auswahl, welche durch ihr Beispiel die alphabetische Ordnung für alle folgenden zur Regel machte. Ihm folgte des straßburger Arztes Petrus Dasypodius (Hase oder Häslein) „Dictionarium Latino-Germanicum et Germanico-Latinum" (Straßburg 1535 und öfter), ebenfalls frisch aus der elsässischen Mundart gezogen und alphabetisch geordnet. Nach des Robert Stephanus „Dictionarium Latino-gallicum" hatte der Züricher Joannes Frisius ein „Dictionarium Latino-Germanicum" ausgearbeitet (Zürich 1541), welches dann Josua Maaler (Pictorius) auf Gesners Rath in ein deutsch-lateinisches W. mit alphabetischer Folge umgoß und mit einem so reichen Schatze von Wörtern und Redensarten ausstattete, daß es als das erste wirkliche deutsche W. gelten darf („Die teutsch Sprach", Zürich 1561). Sehr inhaltreich ist des augsburger Arztes Georg Henisch in einem Foliobande bis zum Buchstaben G gediehenes W. („Deutsche Sprach und Weißheit", Augsb. 1616). Nicht weniger verdienstlich ist das Werk Kaspar von Stielers („Der deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder deutscher Sprachschatz. Von dem Spaten", Nürnberg 1691). Das erste gelehrte deutsche W. schrieb Frisch („Deutsch-lateinisches W.", Berlin 1741), nicht mehr aus der Mundart einer besonderen Gegend, sondern aus reichen und oft weit entlegenen Quellen schöpfend. Ausgezeichnet durch Wortvorrath, gute Entwickelung der Bedeutungen und wohlgewählte Belegstellen ist das W. Adelungs (Leipzig 1774—80, 4 Bde.; 2. Aufl., Leipzig und Berlin 1793—1817, 5 Bde.), nur leider beschränkt auf diejenige Redeweise, welche der Verfasser „verfeinertes obersächsisches Hochdeutsch" nannte. Weit tiefer steht das durch Ueberladung und übertriebenen Purismus beeinträchtigte „Deutsche W." Campe's (Braunschweig 1807—11, 5 Bde.). Dagegen läßt alle Vorgänger weit hinter sich zurück das „Deutsche W." der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm (Leipzig 1854 f.). Den ganzen Wortschatz, den die gothischen Sprachdenkmäler darbieten, haben erschöpfend verzeichnet und erläutert von der Gabelenz und Löbe („Glossarium der gothischen Sprache", Leipzig 1843) und Schulze („Gothisches Glossarium", Magdeburg 1848); den althochdeutschen Zeitraum umfaßt Graffs „Althochdeutscher Sprachschatz" (Berlin 1834—46, 7 Bde.), den mittelhochdeutschen das auf Grund des benecke'schen Nachlasses von Wilhelm Müller bearbeitete „Mittelhochdeutsche W." (Leipz. 1854 f.), und unter den zahlreichen mundartlichen Wörterbüchern ist das „Bayerische W." von Schmeller (Stuttgart und Tübingen 1827—37, 4 Bde.) unerreicht geblieben. Von deutscher Hand ist auch die wissenschaftliche Grundlage für alle künftige romanische Lexikographie gelegt worden durch das „Etymologische Wörterbuch der romanischen Sprachen" von Diez (Bonn 1853). Vgl. Vater, Literatur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde, 2. Aufl., gänzlich umgearbeitet von Jülg, Berlin 1847; und Encyklopädie.

Wörth, 1) Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, Bezirksamt Regensburg, am Einfluß der Wiesent in die Donau, ist Sitz eines Landgerichts, hat ein Schloß, Rathhaus und Krankenhaus und 1340 Einwohner. — 2) Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, Bezirksamt Obernburg, am Main, hat ein Schloß, Schiffbau, Gypsmühlen, Weinbau und 1500 Einw.

Wogenbrecher, gezimmerte Vorrichtungen, welche auf schwimmenden Schiffskielen ruhen und dazu bestimmt sind, den Eingang der Häfen gegen die Gewalt der Winde und der hohen See zu schützen, eine Art fest an einander geklammerter Holzdämme, die zugleich Widerstand leisten und beweglich sind, und deren Anzahl sich nach der zu schützenden Strecke richtet. Jede Abtheilung bildet ein festes Gerüst von Zimmerholz von Parallelepipeden, durchbrochen und auf einen Kiel befestigt, auf dem sie wie ein Schiff ins Meer gelassen werden. Die gewöhnliche Länge beträgt 60, die Breite 24 und die Höhe 27 Fuß. Sie gehen 18 Fuß im Wasser u. stehen 9 Fuß darüber hinaus. Sie haben nicht nur den Vortheil der Wohlfeilheit vor den künstlichen Steindämmen voraus, sondern verhindern auch die durch die Thätigkeit der Strömungen verursachte Versandung der Hafeneingänge, indem sie den von der hohen See kommenden Wogen nicht den harten passiven Widerstand, wie die steinernen Dämme, sondern einen unaufhörlichen beweglichen Widerstand entgegensetzen, der sich dem Anprall schmiegt und, so den Angriff ermüdend, statt ihn herauszufordern, nach jedem Stoße wieder ins Gleichgewicht zurücktritt.

Wogulen (in eigener Sprache Mansi, bei den Russen Wogulitsche), finnischer Volksstamm auf beiden Seiten des nördlichen Ural und an den Flüssen Irtysch und Kama, in den Gouvernements Perm und Tobolsk, schwarzhaarig, mittelgroß, nomadisirend, etwa 30,000 Köpfe stark, in mehre Abtheilungen zerfallend. Ihre Religion ist die schamanische, nur einige sind äußerlich dem Christenthum zugethan, alle aber unwissend, ohne Schriftsprache, unsauber und trunksüchtig. Ihren Tribut an Rußland zahlen sie in Pelzwerk und Häuten.

Wohlau (Wolau), ehemals unmittelbares Fürstenthum Niederschlesiens, umfaßte 22¹ QM. mit 78,000 Einwohnern und ist jetzt unter die beiden zum breslauer Regierungsbezirk gehörigen Kreise Steinau und Wohlau vertheilt. W. bildete unter Konrad VIII. († 1492) zum ersten

Digitized by Google

Male ein selbstständiges Herzogthum, welches dieser mit Oels vereinigte. Im Jahre 1586 erhielt es Johann Georg, zweiter Sohn des Herzogs Georg II. von Brieg, der es an seinen Bruder, Joachim Friedrich von Brieg, vererbte, dessen Enkel Christian es dann 1639 zugetheilt erhielt und es nun mit den von seinen Brüdern ererbten Herzogthümern Brieg und Liegnitz vereinigte. Die Hauptstadt, jetzige Kreisstadt W., an der Jüsche, einem Nebenflüßchen der Oder, hat eine evangelische und katholische Kirche, Leinweberei, Färberei, Ziegelbrennerei, Bierbrauerei und 2923 Einwohner (ohne 770 Mann Militär).

Wohlfahrtsausschuß (Heilsausschuß, comité de salut public), in der französischen Revolution Name der Regierungsbehörde des Nationalkonvents, s. Frankreich (Geschichte).

Wohlgemuth, Michael, einer der ausgezeichnetsten Maler und Holzschnitzer der altdeutschen Schule und Lehrmeister Albrecht Dürers, geboren 1434 zu Nürnberg, ward wahrscheinlich im väterlichen Hause zur Kunst gebildet, ging dann in die Fremde, um bei berühmten Meistern zu arbeiten, und erscheint 1474 als Bürger von Nürnberg, wo er bis an seinen Tod (1519) blieb. Nach Schorn steht W. zwischen den kölnischen Meistern (Wilhelm und Stephan von Köln) und den Niederländern (J. van Eyck, Weyden, H. Memling ꝛc.) ungefähr in der Mitte. Seine Madonnen und heiligen Familien sind von hoher Anmuth, seine Kriegsknechte und Juden dagegen abschreckende Mißbildungen. In vielen seiner Werke verbindet sich die Malerei mit der Holzskulptur, die er in großem Maßstabe geübt zu haben scheint. In der Marienkirche zu Zwickau ist ein urkundlich beglaubigter Altar dieses Meisters mit 7 Gemälden, die 1832 restaurirt wurden. Ein anderer Altar mit Schnitzwerk und Gemälden von W. ist in der Kirche zu Hersbruck bei Nürnberg, neuerlich ebenfalls restaurirt. Auch der von dem Markgrafen Friedrich IV. gestiftete Altarschrein in der Kirche zu Heilsbronn soll von W. herrühren. Das bedeutendste seiner Werke aber ist der große Altar in der Kirche zu Schwabach, 1817 von Rothermund restaurirt. Viele Werke W.s finden sich in den Kirchen und Sammlungen zu Nürnberg, z. B. ein Altar in der Frauenkirche, ein Epitaph mit einer Kreuztragung und Porträten der Familie Tucher in der St. Sebaldskirche, ein Altar in einer Seitenkapelle der St. Lorenzkirche, mehre Bilder auf der Burg, vier Werke, der heilige Georg, die heilige Katharina, die heilige Rosalie und Johannes der Täufer, in der Moritzkapelle. In der Neumünsterkirche zu Würzburg befinden sich an den Wänden des Chors eine Anbetung der Hirten und Weisen und die Geburt Christi, beide von W. In der königlichen Pinakothek zu München sind ebenfalls Werke von W., welche Theile eines Altars ausmachen, die Geburt Christi, Christus am Oelberge, die Kreuzigung Christi, die Kreuzabnehmung und die Auferstehung, mit bemalten Rückseiten. In der Gallerie zu Schleißheim ist ein kleines Bild des heiligen Hieronymus, das Kruzifix küssend, in der Gallerie zu Augsburg ein Bild des Todes der Maria auf Goldgrund. In der Gallerie des k. k. Belvedere zu Wien wird W. ein ganzer Altar mit geschlossenen Flügeln zugeschrieben. Die Gallerie des königlichen Museums in Berlin besitzt nur ein mittelmäßiges Bild von W. aus früherer Zeit, in der Mitte Maria mit dem Kinde und zu den Seiten die beiden Johannes. Nach Einigen soll auch das jüngste Gericht in Danzig von ihm sein. W. war zugleich auch Holzschneider und Kupferstecher. Ausgezeichnet schöne Blätter von ihm in Holzschnitt enthält die 1493 erschienene schedelsche „Chronik von Nürnberg". Des Meisters Züge sind uns in einem Gemälde von A. Dürer von 1516 in der Pinakothek zu München erhalten.

Wohlsche Kämme, s. Isergebirge.

Wohlthätigkeit, im objektiven Sinne die Gesammtheit der zu Linderung des Elends und der Noth unter den Menschen getroffenen Veranstaltungen. Man unterscheidet zwischen Privatwohlthätigkeit, die von einzelnen Privaten oder Vereinigungen solcher ausgeht, und öffentliche W., in die sich wieder der Staat u. die Gemeinden (Provinzen) theilen. Beide verfolgen im Allgemeinen denselben Zweck: Linderung der vorhandenen Noth und Beseitigung der Ursachen drohender Noth und Armuth. Beide können nur erfolgreich wirken, wenn sie sich nicht auf die vereinzelten Akte des Almosengebens beschränken, sondern planmäßig und nach bestimmten Grundsätzen jene Zwecke zu erreichen suchen, wobei die öffentliche W. entweder ergänzend oder helfend da eintritt, wo die Privatwohlthätigkeit nicht ausreicht, oder sich mit dieser zu gemeinschaftlichem Wirken verbindet. Der Armuth gegenüber stellten alle Religionen die Mildthätigkeit als eine Tugend hin; aber erst in der christlichen Religion finden wir das Gefühl der Barmherzigkeit in der Brust des Menschen entwickelt und zur Handlung begeistert. Zugleich ist aber durch eine richtigere Lehre von den Wirthschaftsgesetzen und von dem gesellschaftlichen Wohl auch ein Bewußtsein der zu wählenden Mittel gegen die Armuth erlangt worden. Wohlthätigkeitsanstalten sind somit, wo nicht ausschließlich, doch vorzugsweise ein Bestandtheil der europäisch-christlichen Gesittung, die vollständige Einrichtung derselben aber eine Frucht des reflektirenden Geistes der Neuzeit, der eine immer weitere Vervollkommnung dieser Anstalten der W. nach Ausdehnung und nach Art im gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft nicht nur als eine sittliche Pflicht, sondern auch als eine staatliche Klugheit erkannt hat. Was zunächst die Anstalten zur Abwendung von Armuth und Elend betrifft, so sind dahin zu zählen: Werkhäuser, in welchen unbeschäftigte Gewerbtreibende beschäftigt werden; Industriemagazine, offene Kaufläden, welche von einzelnen Arbeitern Waaren zum Verkauf annehmen und denselben entweder einen Vorschuß darauf leisten, oder ihnen den Erlös zustellen; Waarenbestellungen auf öffentliche Kosten, die entweder gemacht werden können in der Absicht eines Wiederverkaufs, vielleicht auch auf die Gefahr eines Verlustes hin, oder zum eigenen Gebrauch der bestellenden Anstalt selbst; unentgeltliche Unterweisungsanstalten, wenn es sich darum handelt, eine neue Art von lohnender Arbeit an die Stelle einer aus irgend einem Grunde werthlos und unge-

Digitized by Google

sucht gewordenen zu setzen; Arbeitsnachweisungsanstalten, Sparanstalten, Kranken- und Leichenkassen, Kreditanstalten und Vorschußanstalten für unbemittelte Gewerbtreibende, Vermittelung eines billigeren Einkaufs der ersten Lebensbedürfnisse ꝛc., Wittwen- und Waisenkassen, Kinderbewahranstalten, Krippen ꝛc. Anstalten zur direkten Unterstützung von Hausarmen sind die Suppenanstalten, die Holzmagazine, die Armenapotheken; Anstalten zur Unterstützung völlig Hülfloser die Findel- und Waisenhäuser, die Kleinkinderschulen, die Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder, die Armenhäuser, Pfründhäuser, Invalidenhäuser, die öffentlichen Krankenhäuser ꝛc. Unter den vielen Schriften über den Gegenstand ist eine der umfassendsten Degérando, De la bienfaisance publique, zuletzt Paris 1849, 4 Bde., deutsch von Busch, Stuttgart 1843.

Wohlverlei, Pflanzengattung, s. v. a. Arnica *L.*

Wojwode (Woiwode, poln. wojewoda, vom slav. woi, d. h. Krieger, Kämpfer, und wodit, d. h. führen), wörtlich Heerführer, dann bei den slavischen Völkern Titel der herrschenden wählbaren Fürsten, z. B. der Fürsten der Walachei u. Moldau vor 1439, sowie der wählbaren Obersten der Regierung in Polen vor dem Antritt der Piastendynastie. Später bezeichnete der Name Amt und Würde. So nannte man im ehemaligen Königreich Polen Wojwoden die Statthalter in den Land- od. Wojwodschaften, in welche das Reich eingetheilt war. Sie hatten Anfangs keine civilen, sondern nur militärische Funktionen; doch wurden ihnen später auch jene übertragen, und man pflegte nun den Titel W. mit Palatinus zu übersetzen und als gleichbedeutend zu nehmen. Die W.n verwalteten die Regierungsgeschäfte, hatten Sitz und Stimme im Senat und wurden daher auch Senatoren genannt. Im Krieg führten sie den Adel ihrer Wojwodschaften ins Feld. Der Name Wojwodschaft wurde bis in die neuere Zeit auch im russischen Polen beibehalten; jetzt sind dafür Gouvernements eingeführt. In der Türkei führen den Titel Wojwoden die Pächter der Abgaben.

Wojwodschaft Serbien und temeser Banat, 1849 gebildetes Kronland der österreichischen Monarchie, erstreckte sich zu beiden Seiten der untern Theiß, welche die eigentliche Wojwodina von dem Banat schied, und wird im Norden und Westen von Ungarn, im Osten von Siebenbürgen, im Süden und Südosten von der Militärgrenze, im Westen von Slawonien eingeschlossen. Sie war gebildet aus dem ungarischen Komitat Bacs, den drei temeser Banatskomitaten Temesvar, Torontal und Krasso und den vormals zu Slawonien gehörigen Bezirken Ruma und Illok in Syrmien und umfaßte 1857 einen Flächenraum von 544,83 QMeilen mit 1,540,049 Einwohnern. Zufolge kaiserlicher Entschließung vom 27. Dec. 1860 ward das Kronland mit Ausschluß der zum kroatisch-slawonischen Komitat Syrmien geschlagenen Bezirke Ruma und Illok dem Königreich Ungarn einverleibt.

Wola, Dorf bei Krakau, mit diesem durch Gärten und Landhäuser zusammenhängend, wurde im polnischen Revolutionskriege stark befestigt. Früher wurden bei W. auf freiem Felde die polnischen Könige gewählt, s. Polen (Geschichte).

Wolchonskischer Wald (Wolchonskigebirge), s. Waldaigebirge.

Wolchow, Strom im europäischen Rußland, ergießt sich als Abfluß des Ilmensee's in den Ladogasee. Seine eigentlichen Quellflüsse sind die Lowat, Polista und Scholena, welche von der südlichen Seite her in den Ilmensee fallen. Sein Flußgebiet beträgt 12—1500 QMeilen. Er fließt in einem tiefen Thale und tritt daher selbst beim Hochwasser im Frühling nicht leicht über seine Ufer. An der Stelle, wo der W. den Ilmensee verläßt, liegt das prächtige Kloster des heiligen Jurij oder das jurgewsche Mönchskloster. Der W. bildet seinem ganzen Laufe nach einen Theil des großen wischni-wolotschokischen Wasserwegs (s. Wischni-Wolotschok), mittelst dessen durch die Newa und Wolga die Ostsee und das kaspische Meer mit einander in Verbindung gesetzt sind.

Wolcott, John, englischer Satiriker, als Dichter Peter Pindar genannt, geboren im Mai 1738 zu Dodbroke in Devonshire, studirte zu Bodmin klassische Literatur, kam dann nach Fowey an der Küste von Cornwall als Wundarzt und Apotheker in die Lehre, bildete sich hierauf in den Krankenhäusern von London weiter aus und folgte 1768 dem Gouverneur Sir William Trelawney als dessen Leibarzt nach Jamaica. Bald aber kehrte er nach England zurück, ließ sich vom Bischof von London zum Priester weihen und erhielt von seinem Gönner ein Pfarramt auf jener Insel. Nach dem Tode des Gouverneurs begleitete er die Wittwe desselben nach England, wo er sich in Truro in Cornwall als Arzt niederließ. Hier versuchte er sich zuerst in der Satire, verwickelte sich aber dadurch in mancherlei Unannehmlichkeiten, die ihn veranlaßten, 1778 nach London überzusiedeln. Hier wurde er sehr bald ein gefürchteter Satiriker. Zuerst richtete er seine Angriffe gegen die königlichen Akademiker („Lyric Odes to the royal Academicians", 1782), dann gegen den König und die Königin, namentlich in der „Lousiad" (1787), einem komischen Epos, welches dadurch veranlaßt war, daß der König, als er einst in einem Gericht junger Erbsen eine Laus entdeckte, Befehl gegeben hatte, allen Küchenbedienten die Haare abzuschneiden. Von 1778—1808 schrieb er über 60 dichterische Flugschriften, und so sehr war er gefürchtet, daß das Ministerium versucht haben soll, ihn durch Bestechung zum Schweigen zu bringen. Gesammelt erschienen seine Satiren London 1796 und 1812 in 5 Bänden. Im Alter erblindet, † W. am 14. Jan. 1819 zu Somerstown. Seine Leiche ward in der Paulskirche neben dem Verfasser des „Hudibras" beigesetzt. Außer seinen satirischen Schriften besorgte er in seinen spätern Lebensjahren eine neue Ausgabe von Pillingtons „Malerlexikon" u. gab eine Blumenlese aus englischen Dichtern („Beauties of english poetry") heraus.

Woldegk, Stadt im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, an einem See, hat ein Stadtgericht, eine zum Theil im Rundbogenstyl des 13. Jahrhunderts erbaute Kirche mit 118 Fuß hohem Thurm, eine Stadtschule, Kleinkinderbewahranstalt, Weberei, Töpferei und 2740 Einw.

Woldenberg, Stadt in der preußischen Pro-

Digitized by Google

vinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Friedeberg, zwischen mehren kleinen Seen liegend, hat Tabaksfabrikation, bedeutende Lein- und Wollweberei, Tuchmacherei, Fischerei, Ziegelei und 4136 Einw.

Wolf (Canis lupus *L.*), Säugethierart aus der Gattung Hund, unterscheidet sich von dem Haushund besonders durch den hageren Körper, die im Verhältniß zu dem dicken Kopf gestreckte und spitzige Schnauze, die schief stehenden Augen, die aufrechten Ohren, den in den Weichen eingezogenen Bauch, die dünnen schmalpfotigen Läufe und den langhaarigen, bis auf die Fersen herabhängenden Schwanz. Der Pelz ist nach dem Klima der Länder, welche der W. bewohnt, sowohl hinsichtlich des Haarwuchses als der Färbung verschieden; in den nördlichen Ländern ist die Behaarung lang und dicht, am Unterleib und an den Schenkeln am längsten, am Schwanze buschig, am Halse und an den Seiten dicht und aufrecht stehend, in den südlichen Gegenden überall weit kürzer und rauher. Die gewöhnliche Färbung ist fahlgraugelb, mit Schwarz gemischt, welches an der Unterseite lichter ist. Im Sommer spielt die Gesammtfärbung mehr ins Röthliche, im Winter mehr ins Gelbliche, in nördlichen Ländern mehr ins Weißliche, in südlichen mehr ins Schwärzliche. Die Stirn ist weißlichgrau, die Schnauze gelblichgrau, immer mit Schwarz gemischt. Ein ausgewachsener W. ist in der Regel $3\frac{1}{2}$ Fuß lang und am Widerrist etwa $2\frac{1}{2}$ F. hoch. Der Schwanz ist $1\frac{1}{2}$ F. lang. Das Weibchen hat einen etwas schmäleren Körperbau, eine spitzere Schnauze und einen dünneren Schwanz als das Männchen. Der W. findet sich gegenwärtig noch in den meisten Ländern Europa's, in den bevölkerteren nur im Hochgebirge, in Spanien selbst auf den größeren Ebenen, in Frankreich, Italien und Griechenland, seltener in der Schweiz, im mittleren und nördlichen Deutschland gar nicht mehr oder ausnahmsweise und versprengt, zahlreich in Ost- und Nordeuropa, in Polen, Rußland, Schweden und Norwegen, ferner im ganzen mittleren und nördlichen Asien und nach Angabe einzelner Reisenden auch im nordwestlichen Afrika. In Großbritannien ist er schon vor Jahrhunderten ausgerottet worden; auf Island sowie auf den Inseln des Mittelmeers war er nie einheimisch. Den W. der alten Welt unterscheidet man als europäisch-asiatischen (Lupus orientalis), von welchem der weiße W. des Nordens und der schwarze W. (Canis Lycaon) bloße Farbenabänderungen sind, von dem amerikanischen (Lupus occidentalis), welcher in grauen, weißen, gefleckten, nußfarbigen und bräunlichen Spielarten vorkommt, u. dem mexikanischen W. (Lupus mexicanus), welcher wahrscheinlich nur eine Abart des ersteren, oben schwarzgrau melirt, an den Seiten blaßgelblich, an der Unterseite weißlich ist. Im vorigen Jahrhundert gab es in Deutschland noch viele Wölfe. Im Jahre 1800 wurden allein in Pommern 118, 1801 109, 1802 102, 1803 86, 1804 112, 1805 85, 1806 76, 1807 12, 1808 37, 1809 43 erlegt. Sie wurden dann seltener, kamen aber 1812, den aus Rußland zurückziehenden Franzosen folgend, wieder in größerer Anzahl vor. Allein im Regierungsbezirk Köslin wurden 1816—17 153 Stück, 1819 aber im ganzen Staate Preußen 1080 Stück erlegt. Die Zahl der Wölfe, welche jährlich in Rußland getödtet u. von den Behörden ausgelöst werden, ist nicht genau bekannt, jedenfalls aber sehr groß, ebenso in Schweden und Norwegen. In diesen drei Staaten richten sie noch fortwährend einen sehr erheblichen Schaden an. So wurden in Livland 1823 bei den Behörden als den Wölfen zur Beute geworden angemeldet 15,182 Schafe, 1807 Rinder, 1841 Pferde, 3270 Lämmer und Ziegen, 4190 Schweine, 703 Hunde und 1853 Gänse u. Hühner. Selbst dem Menschen ist der W. mitunter noch sehr gefährlich. So wurden im Großherzogthum Posen 1820 19 Erwachsene u. Kinder von Wölfen zerrissen. Im vorhergehenden Jahre hatte die preußische Regierung 4618 Thaler Schußgeld für erlegte Wölfe bezahlt. In Lappland haben die Rennthierheerden viel von den Wölfen zu leiden. Selbst in Spanien verursachen sie noch oft erhebliche Verluste. Der W. bewohnt am liebsten dichte Waldungen, Brüche mit morastigen und trocknen Stellen, im Südosten Europa's Steppen. Bei Tag hält er sich versteckt, Nachts aber streift er einzeln oder paarweise nach Beute umher. Im Winter, seltener im Sommer vereinigen sich die Wölfe zu zahlreichen Rudeln. Die Sinne des W.s sind ebenso scharf wie die des Hundes. Geruch, Gehör und Gesicht sind gleich vortrefflich; er soll nicht bloß spüren, sondern auch auf beträchtliche Strecken hin wittern, leises Geräusch in bedeutender Entfernung vernehmen und die Fährten der Thiere unterscheiden können. Er ist bei seinen Ueberfällen höchst vorsichtig und behutsam und argwöhnt in jedem irgend wie auffallenden Gegenstande einen Hinterhalt. Er weiß die Thiere, deren er sich bemächtigen will, so zu überraschen, daß sie ihm selten entgehen, und auch solche, welche ihm an Stärke überlegen sind, überwältigt er durch List. Pferden, Rindern, Hirschen und Elennthieren springt er in den Nacken und nach Versicherung glaubwürdiger Beobachter soll er, ehe er sich an ein Pferd heranschleicht, sich manchmal in Schlamm oder Wasser wälzen und dann dieses dem Pferde ins Gesicht schleudern, um es auf Augenblicke zu blenden und dann leichter zu überwältigen. Von Hunger getrieben, ist er dagegen tollkühn und fürchtet sich vor nichts mehr. Darum ist eine Rotte solcher hungrigen Wölfe durch nichts abzuschrecken und für Mensch und Thier im höchsten Grade gefährlich. Der W. reißt Alles nieder, was er erreichen kann, und tödtet zuweilen mehr, als er verzehren kann; besonders wüthet er unter Schafheerden nicht selten in erschreckender Weise und erwürgt manchmal von einer ziemlich zahlreichen Heerde in einer Nacht den dritten Theil. Er kann ein ganzes Schaf auf einmal auffressen. Den Menschen fällt er nur an, wenn er von Hunger getrieben wird; hat er aber erfahren, wie leicht er zu überwältigen ist, so zieht er sein Fleisch dem aller übrigen Thiere vor, schleicht sich oft in Dörfer, um Kinder zu rauben, und scharrt selbst Leichen aus der Erde auf. Obwohl die größeren Jagd- und Hausthiere seine Hauptnahrung bilden, so verschmäht er doch auch kleinere Säugethiere, Vögel, ja selbst Frösche, Mai-

Digitized by Google

käfer ꝛc. nicht. Den Zügen der Lemminge folgt er in den osteuropäischen Tundren oft auf Hunderte von Werften und nährt sich dann einzig und allein von diesen Mäusen. Aas liebt er sehr und zieht es selbst dem frischen Fleische vor. Im Hunger frißt er auch seines Gleichen auf. Zu Pflanzennahrung nimmt er nur im höchsten Nothfall seine Zuflucht, begnügt sich dann aber selbst mit Moos und Baumknospen, und wo ihm auch diese Kost mangelt, verzehrt er, um seinen Hunger zu stillen, ganz unverdauliche Stoffe, Kleidungsstücke, Garn, Schuhwerk und dergleichen. Zur Ranzzeit, die von Ende December bis Mitte Januar oder Februar dauert, kämpfen die Männchen auf Tod und Leben um die Weibchen. Die Wölfin trägt 13, nach Andern 14 Wochen und bringt 3—9, gewöhnlich aber 4—6 Junge zur Welt, welche 9—14 Tage lang blind sind, 5—6 Wochen saugen und im 3. Jahre fortpflanzungsfähig werden. Das Alter, welches die Wölfe überhaupt erreichen, mag sich auf 12—15 Jahre belaufen. Viele erliegen dem Hungertode, andere den Krankheiten, welchen die Hunde ausgesetzt sind. Durch vielfache Versuche ist es festgestellt, daß durch Paarung von Hund und W. Bastarde entstehen, welche wahrscheinlich fortpflanzungsfähig sind. In der Regel sind sie mehr dem W. ähnlich, obwohl auch hundeähnliche vorkommen. Manche haben deshalb den W. für den Stammvater des Hundes ansehen wollen, wogegen aber die natürliche Abneigung, welche beide Thiere gegen einander hegen, zu sprechen scheint. Jung aufgezogen und verständig behandelt, wird der W. sehr zahm und zeigt, wie der Hund, große Anhänglichkeit an seinen Herrn. In früheren Zeiten wurden die meisten Wölfe in Schlingen u. Fallen gefangen. Einen erfolgreichen Ausrottungskrieg hat man aber erst seit Vervollkommnung des Feuergewehrs gegen sie beginnen können. Doch werden gegenwärtig auch viele Wölfe mit Gift, namentlich mit Brechnuß oder Strychnin, getödtet, indem man das Gift in das aufgeschnittene Fleisch eines getödteten Schafes einstreut, die Haut wieder darüberzieht und den Köder auf den bekannten Wechselstellen der Wölfe auslegt. Der W. bezahlt seine Freßgier gewöhnlich schon in den ersten Minuten mit dem Tode, der unter den heftigsten Genickkrämpfen erfolgt. Auch fängt man ihn in Fallgruben, die etwa 10 Fuß tief sind, 8 F. Durchmesser haben und mit einem leichten Dach aus Zweigen, Moos ꝛc., worauf der Köder befestigt ist, überdeckt sind. Benutzt wird vom W. nur der Winterpelz. Die schönsten Felle kommen aus Schweden, Rußland, Polen, Frankreich und werden mit 6—8 Thalern bezahlt. Je weißer sie sind, desto mehr werden sie geschätzt. Die Haut wird hier und da zu Handschuhen, Pauken- und Trommelfellen verarbeitet. Das grobe Fleisch, welches selbst die Hunde verschmähen, wird bloß von den Tungusen und Kalmücken gegessen. Die oben genannten amerikanischen Hunde gleichen hinsichtlich ihrer Lebensweise ganz denen der alten Welt. Der nächste Gattungsverwandte ist außer dem Hunde der Schakal (s. d.).

Wolf, 1) Christian Freiherr von W., berühmter Philosoph und Mathematiker, geboren den 24. Jan. 1679 zu Breslau, der Sohn eines Handwerkers, besuchte ein Gymnasium zu Berlin und ging 1699 nach Jena, um Theologie zu studiren, beschäftigte sich aber vorzüglich mit Mathematik und Philosophie, insbesondere Cartesius' und Tschirnhausens Schriften, zu dessen „Medicina mentis" er Erläuterungen schrieb, wodurch er mit Leibniz in Verbindung kam. Im Jahre 1703 habilitirte er sich in Leipzig für Mathematik und Philosophie, während er durch verschiedene Werke über einzelne Theile der Mathematik seinen Namen auch im Auslande rühmlich bekannt machte. Als der Einfall Karls XII. in Sachsen 1706 ihn aus Leipzig vertrieb, erhielt er auf Leibniz' Empfehlung 1707 einen Ruf als Professor der Mathematik und Naturlehre an die Universität zu Halle. Hier erwarb er sich durch seine systematische Lehrmethode, sowie durch mehre mathematische Schriften großen Ruhm. Die Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe und Lehrsätze in seinen mathematischen Vorträgen war etwas bis dahin ganz Ungewöhnliches, und so fand seine Philosophie, die er nach dieser Methode bearbeitet herausgab, viele Anhänger. Gleichwohl ward er, von seinen Kollegen in Halle, besonders von pietistischen Theologen bei der Regierung als Religionsverächter und Irrlehrer denuncirt, wozu hauptsächlich seine Rede „De philosophia Sinensium morali" Veranlassung gab, durch eine Kabinetsordre Friedrich Wilhelms I. vom 15. Nov. 1723 seiner Stelle entsetzt und ihm unter Androhung des Stranges befohlen, Halle in 24 Stunden und in 2 Tagen die preußischen Staaten zu verlassen. Er fand darauf bei der Universität zu Marburg eine Anstellung. Eben diese Verfolgung des Philosophen trug aber nur dazu bei, die Aufmerksamkeit auf sein System zu lenken, und auch aus dem Auslande erhielt er viele Ehrenbezeigungen. Der Prozeß wider seine Philosophie war inzwischen durch eine in Berlin eigens dazu niedergesetzte Kommission zu seiner völligen Genugthuung entschieden worden, und Friedrich II. rief ihn nach seiner Thronbesteigung 1740 als geheimen Rath, Vicekanzler der Universität und Professor des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurück. Im Jahre 1743 wurde W. Kanzler und 1745 vom Kurfürsten von Bayern während des Reichsvikariats in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Er † den 9. April 1754. W.s Verdienst besteht vornehmlich darin, daß seine streng mathematische Methode Ordnung, Licht und Gründlichkeit in das Ganze der Wissenschaft brachte. Seine Philosophie ist im Wesentlichen eine Popularisirung der leibnizschen, wodurch er aber zugleich den eigentlich metaphysischen Grundbegriffen derselben, namentlich der leibnizschen Monadologie, die Spitze abbrach. Bei dem damals sich regenden Pietismus war W.s Einfluß auf sein Zeitalter um so wohlthätiger. Auch um die deutsche Sprache erwarb er sich wesentliche Verdienste, indem er eigentlich zuerst ihren Reichthum für philosophische Begriffe entwickelte und rein und verständlich in derselben schrieb. Seine schriftstellerische Thätigkeit war ungemein groß. Er behandelte sämmtliche mathematische und philosophische Wissenschaften in einer doppelten Reihe von Werken, einmal ausführlich in lateinischer Sprache, so-

Digitized by Google

dann kürzer in deutschen Lehrbüchern. Dazu kommt noch eine große Anzahl Abhandlungen über einzelne Gegenstände der Physik, Mathematik und Philosophie. Seine systematischen Werke über sämmtliche Haupttheile der Philosophie betragen allein 22 Bände in Quart. Vergl. Christ. W.s eigene Lebensbeschreibung, herausgegeben von Wuttke, Leipz. 1841; Ludovici, Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der wolfschen Philosophie, Leipz. 1837, 3 Bde.

2) Friedrich August, der genialste Alterthumsforscher u. erste Kritiker seiner Zeit, geboren am 15. Febr. 1759 zu Haynrode bei Nordhausen, besuchte das Gymnasium zu Nordhausen, studirte seit 1777 zu Göttingen Philologie, ward 1779 Lehrer am Pädagogium zu Ilfeld u. begründete hier seinen Ruf durch Herausgabe des platonischen „Gastmahls" mit Anmerkungen und Einleitung in deutscher Sprache. Nachdem er 1782 zum Rektor der Stadtschule zu Osterode am Harz erwählt worden war, folgte er schon im folgenden Jahre einem Ruf als Professor der Philosophie und Pädagogik nach Halle. Von dem Grundsatz ausgehend, daß das klassische Alterthum als Vorbild eines auf den erhabensten Ideen beruhenden öffentlichen und Privatlebens zu betrachten und in diesem Sinne als Hauptbildungsmittel auf Hochschulen benutzt werden müsse, fand er die Hauptaufgabe seines Amtes darin, den vaterländischen Schulen tüchtige und gründlich gebildete Lehrer und Vorsteher heranzuziehen. Seine „Prolegomena in Homerum", in denen er mit großer Gelehrsamkeit und außerordentlichem Scharfsinn den Satz begründet, daß die „Odyssee" u. „Ilias" in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht das Werk Homers, sondern mehrer homerischen Rhapsoden seien, machte durch das ganze gebildete Europa großes Aufsehen und hatte die wichtigsten historischen, antiquarischen u. kritischen Untersuchungen zur Folge (s. Homer). Die Aeußerung mehrer Gelehrten, u. A. Heyne's, daß ihnen längst gleiche Gedanken vor der Seele geschwebt hätten, veranlaßte die geistreichen „Briefe an Heyne, eine Beilage zu den neuesten Untersuchungen über Homer" (Berlin 1797), von denen die drei ersten als treffliche Muster gelehrter Polemik und feiner Ironie betrachtet werden können. Einige Jahre darauf suchte W. die schon früher von Markland angefochtene Aechtheit von vier Reden des Cicero „Post reditum in senatu", „Ad Quirites post reditum", „Pro domo sua ad pontifices", „De haruspicum responsis", sowie die der Rede „Pro Marcello" mit gleichem Scharfsinn darzuthun. Nachdem er 1796 einen Ruf nach Leyden, 1798 nach Kopenhagen und 1805 nach München abgelehnt, wurde er zum geheimen Rath ernannt. Nach Aufhebung der Universität zu Halle als Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach Berlin berufen, hatte er dort an der neuen Einrichtung der Universität wesentlichen Antheil und wirkte auch eine Zeitlang im Staatsdienste als Direktor der wissenschaftlichen Deputation und Mitglied der Sektion für den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern, sagte sich aber dann von den Arbeiten eines ordentlichen Professors los und behielt sich als Ehrenmitglied der Akademie nur das Recht vor, freie Vorlesungen an der Universität halten zu dürfen. Zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit unternahm er im April 1824 eine Reise nach dem südlichen Frankreich, wo er am 8. Aug. desselben Jahres zu Marseille †. Unter seinen überaus zahlreichen Schriften sind hervorzuheben die Ausgabe des „Symposium" von Plato (Leipz. 1782; neue Aufl. von Stallbaum, Leipz. 1828), der „Theogonia" des Hesiod (Halle 1783), der „Oratio adversus Leptinem" (das. 1790; neue Ausgabe von Bremi, Zürich 1831), von einzelnen Schriftchen Lucians unter dem Titel „Luciani libelli quidam" (Halle 1791), der „Historiae" des Herodian (das. 1792), der „Quaestiones Tusculanae" des Cicero (Leipz. 1792, 3. Aufl. 1825), von Cicero's „Orationes quatuor, quae vulgo feruntur, post reditum in senatu, ad Quirites post reditum, pro domo sua, de haruspicum responsis" (Berl. 1801), sowie der Rede „Pro Marcello" (das. 1802); ferner des Sueton (Leipz. 1802, 4 Bde.), von Plato's „Dialogorum delectus" (Berl. 1812 und 1820), und die Erklärungen „Zu Plato's Phädon" (das. 1811). Auch besorgte er eine Ausgabe der Schrift von Reiz: „De prosodiae graecae accentus inclinatione" (Leipz. 1791). Als trefflichen Uebersetzer und feinen Kenner des antiken Lebens bewährte er sich in der Bearbeitung von Aristophanes' „Acharner" (Berl. 1811), „Wolken" (das. 1812) u. von „Horaz' erster Satire" (das. 1813). Ferner schrieb er eine „Geschichte der römischen Literatur" (Halle 1787) und gab das „Museum der Alterthumswissenschaften", mit Buttmann bearbeitet (Berl. 1807—1810, 2 Bde.), das „Museum antiquitatis studiorum" (Bd. 1, das. 1808—11), die „Literarischen Analekten" (das. 1817—20, 4 Bde.) und die „Vermischten Aufsätze in lateinischer und deutscher Sprache" (Halle 1802) heraus. Nach seinem Tode erschienen, meist aus Kollegienheften entnommen, seine „Vorlesungen über die 4 ersten Gesänge von Homers Ilias" von Usteri (Leipz. 1831, 3 Bde.), seine Anmerkungen zu Cicero's „Quaestiones Tusculanae", in der besonderen Ausgabe derselben von Orelli (Zürich 1829), und zu Hesiods „Scutum Herculis" in der Ausgabe von Ranke (Quedlinb. 1840); ferner die „Encyklopädie der Philologie" von Stockmann, d. i. Bergk (Leipz. 1830, neue Aufl. 1845), die „Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft" von Gürtler (das. 1831—35, 5 Bde.), die „Darstellung der Alterthumswissenschaften" von Hoffmann (das. 1833) u. „Consilia scholastica" von Föhlisch (Wertheim 1829 f., 2 Hefte). Aus seinem Nachlaß veröffentlichte Körte die „Ideen über Erziehung, Schule und Universität" (Quedlinb. 1835). Sein wissenschaftlicher Nachlaß ist für die königliche Bibliothek in Berlin angekauft worden. Vgl. Hanhart, Erinnerungen an F. A. W., Basel 1825; Körte, Leben und Studien F. A. W.s des Philologen, Essen 1833, 2 Bde.; Gotthold, F. A. W., die Philologen u. die Gymnasien, Königsb. 1843; Arnoldt, F. A. W. in seinem Verhältniß zum Schulwesen, 1. Bd., Braunschw. 1861; Baumstark, F. A. W. und die gelehrte Schule, Leipz. 1864.

3) Ferdinand, einer der gründlichsten Kenner der romanischen Literatur, geboren am 8. Dec. 1796 zu Wien, besuchte das Gymnasium der wiener Universität und vollendete dann seine

philosophischen und juristisch-politischen Studien zu Grätz, wo er bis 1819 blieb. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, widmete er sich vorzüglich dem Studium der Literaturgeschichte und ward 1819 zum Skriptor, später zum Custos an der kaiserlichen Hofbibliothek und bei Begründung der Akademie der Wissenschaften zu Wien zum Mitglied und Sekretär derselben ernannt. Von seinen selbstständigen Werken sind hervorzuheben: „Ueber die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Nationalheldengedichte" (Wien 1833); „Die Sage vom Bruder Rausch" (mit Endlicher herausgegeben, das. 1835); „Floresta de rimas modernas castellanas" (Paris 1837, 2 Bde.); „Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche" (Heidelberg 1841); „Rosa de romances" (Leipz. 1846; auch als 3. Theil von Deppings „Romancero"); „Ueber eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern auf der Universitätsbibliothek zu Prag" (Wien 1850); „Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Literatur" (Berl. 1859) und „Histoire de la littérature brasilienne" (das. 1863). Außerdem lieferte er Abhandlungen in die wiener „Jahrbücher der Literatur", wovon einige auch in Separatabdrücken erschienen, wie „Beiträge zur Geschichte der kastilianischen Nationalliteratur" (Wien 1832); „Ueber altfranzösische Romanzen u. Hofpoesie" (das. 1834) und „Ueber die Romanzenpoesie der Spanier" (das. 1847). Zur deutschen Uebersetzung von Ticknors „Geschichte der spanischen Literatur" (Leipz. 1852, 2 Bde.) lieferte er Berichtigungen und Zusätze.

Wolfaartsdyk (Wolfersdyk), Insel in der Scheldemündung, zwischen den beiden Inseln Süd- und Nordbeveland, gehört zum Bezirk Goes der niederländischen Provinz Zeeland, hat das Dorf Oosterland mit 700 Einw.

Wolfach, Stadt im badischen Kreis Offenburg (seither zum Mittelrheinkreis gehörig), an der Mündung der Wolfach und Schiltach in die Kinzig, ist Sitz eines großherzoglichen Bezirksamtes und Amtsgerichts, sowie einer fürstlich fürstenbergischen Bergwerksdirektion, hat ein Schloß, eine Gewerbschule, Bergbau auf Silber, Kupfer, Kobalt und Antimon, eine Flößereigesellschaft, Stahlquellen mit Badeanstalten, ein Kiefernadelbad und 1458 Einw. Die Stadt ist oft durch Wildwasser und Eisgang bedroht. Unweit davon das Pfarrdorf Ober-W. mit den Ruinen des Stammschlosses der 1290 ausgestorbenen Dynasten von W. Vgl. Roys, W. und sein Kiefernadelbad, Karlsruhe 1857.

Wolfdietrich, Theil des Heldenbuchs, nach dem darin geschilderten Helden benannt. W., Sohn des Königs Hugdietrich von Konstantinopel, aber von seinen neidischen Brüdern vertrieben, rächt den Tod seines Waffenfreundes Otnit durch Erlegung von Drachen, vermählt sich mit dessen Wittwe, befreit seine gefangenen Dienstmannen, denen er mit großer Treue zugethan ist, und besteigt den Kaiserthron, geht aber nach vielen Kämpfen und Abenteuern in ein Kloster und besteht vor dem Tode noch einen Kampf mit Geistern, bis zuletzt Engel seine Seele heimführen.

Wolfe, James, englischer General, geboren am 15. Jan. 1726 zu Westerham in Kent, zeichnete sich bereits während der Feldzüge in den Niederlanden gegen die Franzosen aus und erwarb sich den Rang eines Brigadegenerals. Die nach dem Frieden von Aachen (1748) eintretende Ruhezeit benutzte W. zu seiner höheren wissenschaftlichen Ausbildung. Im Jahre 1758 wurde er zum Generalmajor befördert und mit der Flotte des Admirals Boscawen nach den nordamerikanischen Kolonien gesendet, wo er im Juli 1758 wesentlich zur Eroberung der französischen Festung Louisbourg und zur Besitznahme von Kap Breton beitrug. Im Juni 1759 ging er mit einer starken Flotte und 80,000 Mann den Lorenzstrom hinauf und griff Quebek wiederholt, aber mit großem Verlust von der Ostseite an, landete dann am 13. Sept. unvermuthet auf der Westseite der Stadt, auf der Ebene von Abraham, und zwang den Quebek vertheidigenden Marquis Montcalm, das Schicksal der Stadt durch eine Schlacht zu entscheiden. W. siegte zwar, fiel aber selbst, von drei Kugeln durchbohrt. Einige Tage später fiel Quebek und bald ganz Canada in die Hände der Engländer. W.s Ueberreste wurden in der Westminsterabtei beigesetzt. Vgl. Leben und Korrespondenz des Generals W., London 1827, 2 Bde.

Wolfegg, Pfarrdorf im würtembergischen Donaukreis, Oberamt Waldsee, hat ein großes Residenzschloß der Fürsten Waldburg-Wolfegg-Waldsee, mit Rittersaal, Bibliothek, Gemälde- und Kunstsammlung, und zählt 1200 Einw. In der Nähe sind mehre Seen.

Wolfenbüttel, ehemals im weitern Sinne die Besitzungen der ältern Linie des Hauses Braunschweig (s. d.) oder Braunschweig-W. im niedersächsischen Kreise, im engern Sinne der wolfenbüttel-schöningensche Harz- und Weserbezirk (62 QMeilen mit 228,000 Einw.), jetzt derjenige von den 6 Kreisen des Herzogthums Braunschweig, welcher den Stadtbezirk W. und die Aemter W., Salder, Schöppenstedt und Harzburg umfaßt und auf 13,86 QMeilen (1864) 57,064 Einw. zählt. Die Stadt W., in niedriger Gegend an der schiffbaren Ocker und der Eisenbahn von Magdeburg nach Braunschweig, die hier nach Göttingen ꝛc. abzweigt, ist Sitz des Kassationshofs und Obergerichts, welches zugleich als Oberappellationsgericht für das Fürstenthum Schaumburg-Lippe fungirt, des Konsistoriums, einer Generalsuperintendentur, der Kreisdirektion, des Kreisgerichts, des Stadtgerichts und eines Amtsgerichts, hat 3 evangelische Kirchen, unter welchen sich die schöne alte Haupt- oder Liebfrauenkirche mit den fürstlichen und herzoglichen Erbbegräbnissen auszeichnet, eine katholische Kirche, Synagoge, ein Prediger- und ein Schullehrerseminar, Gymnasium, 4 evangelische Bürgerschulen, eine katholische und eine jüdische Schule, eine Kaserne, sonst Zeughaus, ein Waisenhaus, Krankenhaus, eine Strafanstalt, Fabrikation von Tapeten, Leder, Tabak, Lack, Leinwand ꝛc., Handel mit Getreide und Garn, starken Gemüsebau und zählt mit den Vorstädten Auguststadt und Gotteslager 9333 Einw. Die Stadt war sonst mit Festungswerken, Wällen und Gräben umgeben und hatte eine Citadelle und Kasematten, doch war sie mehr durch ihre sumpfige Umgebung und ihre nassen Gräben fest, als durch die genannten

Digitized by Google

Werke. Jetzt ſind die Wälle in Promenaden verwandelt und das alte fürſtliche Reſidenzſchloß enthält eine Tapetenfabrik und das Theater. Dem Schloß gegenüber liegt das ſchöne, vom Herzog Auguſt Wilhelm 1723 in Form des Pantheons zu Rom aufgeführte Gebäude, in deſſen oberem Theil die berühmte wolfenbütteler Bibliothek ſich befindet, deren Bibliothekar Leſſing, der Herausgeber der „Wolfenbütteler Fragmente“ (ſ. Reimarus), war u. dem hier auf dem Bibliothekplatz ein Marmordenkmal errichtet iſt. Die Bibliothek umfaßt 300,000 Bände, darunter 800 Bibeln, eine große Anzahl Inkunabeln und 10,000 Handſchriften. Nicht weit davon liegt das 1000 geſtiftete evangeliſche Fräuleinſtift Staterburg und das Luſtſchloß Antoinettenruhe. W. ſoll vom Markgrafen Eckbert von Sachſen 1046 gegründet worden ſein. Heinrich der Löwe eroberte es 1193. Albert der Große, Herzog von Braunſchweig, zerſtörte es 1255; Herzog Heinrich der Wunderliche baute es 1283 wieder auf, und es ward nun wirkliche Reſidenz der Herzöge. Bis zu dieſer Zeit beſtand nur das feſte Schloß (Dom Neſtring); von da an ward auch die Stadt gebaut. Im Jahre 1542 wurde W. von den Sachſen und Heſſen beſchoſſen und eingenommen, nach der Schlacht von Mühlberg aber wieder geräumt. Im dreißigjährigen Kriege ſiegten bei W. am 19. Juni 1641 die Schweden unter Wrangel und Königsmark über die Kaiſerlichen unter dem Erzherzog Leopold. Zum Andenken an dieſe Begebenheit prägte man die ſogenanten Glockenthaler. Als 1671 die Stadt Braunſchweig in den alleinigen Beſitz von Braunſchweig-W. kam, nahmen die Herzöge ihre Reſidenz theilweiſe in Braunſchweig, bis ſie Herzog Karl 1754 ganz dahin verlegte. Vgl. Bege, Chronik der Stadt W., Wolfenbüttel 1834.

Wolff, 1) Pius Alexander, berühmter deutſcher Schauſpieler, geboren den 3. Mai 1784 zu Augsburg, ward zum gelehrten Stand beſtimmt, ging aber bald zur theatraliſchen Laufbahn über und wurde 1804 in Weimar als Hofſchauſpieler angeſtellt. In den Rollen jugendlicher Helden oder ernſter, tiefer und erhabener Charaktere ſtrebte er durch ideale Auffaſſung das Höchſte zu erreichen. Als Hamlet, Marquis Poſa, Max Piccolomini, Weißlingen, Oreſt und ſpäter als Taſſo glänzte er als tragiſcher Künſtler. Doch auch im Luſtſpiel war ſeine Darſtellung ausgezeichnet durch lebensvollen Humor, leicht bewegliche Phantaſie und feine Beobachtungsgabe. Im Jahre 1816 folgte er einem Ruf an das königliche Theater nach Berlin. Er † auf der Rückreiſe aus dem Bad Ems zu Weimar den 28. Aug. 1828. W. ſchrieb das Luſtſpiel „Cäſario“, welches überall mit Beifall aufgenommen wurde, die Dramen „Pflicht um Pflicht“ und „Treue ſiegt in Liebesnetzen“ (Berlin 1828), das von Weber komponirte Singſpiel „Preciosa“, das Singſpiel „Adele von Budoy“, die Luſtſpiele „Der Mann von 50 Jahren“ (1830), „Der Kammerdiener (1835) u. A. Lewezows „Dramaturgiſches Wochenblatt“ enthält viele treffliche Abhandlungen von ihm. Seine Gattin, Amalie, geborne Malcolmi, eine nicht minder ausgezeichnete dramatiſche Künſtlerin, geboren 1780 zu Leipzig, vermählte ſich früh mit dem Schauſpieler Becker und nach deſſen Tode mit W. Sie verdankte der Leitung Goethe's und Schillers die Ausbildung ihres ſeltenen Talents. Mit großem Erfolg übernahm ſie zu Weimar und ſpäter zu Berlin, wohin ſie ihrem Gatten folgte, die Rollen der erſten Heldinnen. Vorzüglich gelangen ihr die Darſtellungen naiver und idealer weiblicher Geſtalten, wie Maria Stuart, die Fürſtin in der „Braut von Meſſina“, Iphigenia, Stella, Clärchen im „Egmont“, Lenore, Sanvitale im „Taſſo“, die Eboli in „Don Carlos“ u. A. In ſpäterer Zeit ſtellte ſie Rollen wie Eliſabeth in „Maria Stuart“ und Sappho mit großer Meiſterſchaft dar. Auch im Scherzhaften verſuchte ſie ſich mit Glück. Sie † den 18. Aug. 1851 zu Berlin.

2) Oskar Ludwig Bernhard, namhafter Improviſator, geboren am 26. Juli 1799 zu Altona von jüdiſchen Aeltern, beſuchte daſelbſt das Gymnaſium und ging dann nach Berlin, um Medicin zu ſtudiren, beſchäftigte ſich aber mehr mit Phyſik, Chemie und Botanik, auch mit den philoſophiſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, denen er ſich dann in Kiel ausſchließlich widmete. Als Lehrer in Hamburg ſich in poetiſchen Improviſationen verſuchend, fand er ſo viel Beifall, daß er ſich dann auch auf Reiſen in der damals in Deutſchland noch völlig neuen Kunſt producirte. Goethe intereſſirte ſich lebhaft für ihn, und durch ſeine Vermittelung erhielt W. 1826 eine Profeſſur der neueren Sprachen am Gymnaſium zu Weimar, die er 1832 mit der Profeſſur der neueren Sprachen und Literaturen zu Jena vertauſchte. Auch in Paris, Wien u. a. O. trat er noch öffentlich als Improviſator auf. Er † am 16. Sept. 1851. W.s Originalſchriften zeichnen ſich durch einfachen, klaren Vortrag aus und erinnern mit ihrer behaglichen Breite an die goethe'ſche Periode. Von ſeinen Gedichten, in denen Schwung und Leidenſchaft durch Reflexion und eine gewiſſe warme Färbung erſetzt werden, ſind hervorzuheben: „Abälard und Heloiſe, ein Cyklus epiſcher Dichtungen“ (Bielefeld 1838), „Einhundert Bilder u. Lieder“ (Jena 1840), „Träume u. Schäume des Lebens“ (Frankfurt a. M. 1844) und die „Dämmerſtunden“; von ſeinen übrigen Arbeiten die Dramen: „Johann Friedrich der Sechste von Sachſen-Weimar“ (Leipzig 1831) und das Trauerſpiel „Julie“, der Roman „Mirabeau u. Sophie“ (daſ. 1834, 2. Aufl. 1836), „Denkwürdigkeiten aus dem Tagebuch eines Hoflakaien“ (München 1830) und zahlreiche Novellen (geſammelt in „Erzählende Schriften“, Jena 1841—42, 14 Bdchn.), „Die ſchöne Literatur Europa's in neueſter Zeit“ (Leipzig 1832), die „Pfennig-Encyklopädie“ (daſ. 1834—37, 4 Bde.), die „Encyklopädie der deutſchen Nationalliteratur“ (daſ. 1834—40, 6 Bde.), die „Allgemeine Geſchichte des Romans“ (Jena 1841) und „Cid“ (daſ. 1850); von ſeinen unter dem Pſeudonym Plinius der Jüngere veröffentlichten ſatiriſchen Schriften die „Naturgeſchichte des deutſchen Studenten“ (2. Aufl., Leipzig 1843), „Die kleinen Leiden des menſchlichen Lebens“ (illuſtrirt von Grandville, 2. Aufl., daſ. 1846), die „Reiſe ins Blaue“ (illuſtrirt von Johannot, daſ. 1846) und „Eine andere Welt“ (illuſtrirt von Grandville, daſ. 1847); „Poetiſcher Hausſchatz des deutſchen Volks“ (21. Aufl., daſ. 1863),

„Hausschatz der Volkspoesie“ (4. Aufl., das. 1853), „Hausschatz deutscher Prosa“ (7. Aufl., das. 1853), „Handbuch deutscher Beredtsamkeit“ (das. 1846, 2 Bde.), „Klassischer Hausschatz der griechischen u. römischen Poesie“ (Grimma 1850—51, 2 Bde.), „Hausschatz englischer Poesie“ (3. Aufl. von Manitius, Leipzig 1852), „La France poëtique“ (das. 1843), „Eleutheria, Sammlung der Freiheitslieder aller Nationen“ (das. 1861). Bei seinen Volksliedersammlungen, so der „Halle der Völker“ (Frankfurt 1837), und vor Allem seinen Volksliederübersetzungen unterstützten ihn seine außerordentlichen Sprachkenntnisse und seine Herrschaft über alle Formen der deutschen Sprache.

3) Emil, ausgezeichneter Bildhauer, geboren den 2. März 1802 zu Berlin, Schüler von Schadow, erwarb sich 1821 durch ein Relief, welches David vorstellt, vor Saul die Harfe spielend, den Preis der Akademie, was ihn in den Stand setzte, seit 1823 in Rom seine Studien fortsetzen zu können, wo er fortan blieb. W. nimmt sowohl in der heroischen wie in der genreartigen Darstellungsweise eine der ersten Stellen ein. In allen seinen Werken spricht sich Ueberlegung und ein feiner Sinn für Schönheit der Form aus. Unter seinen Genrefiguren sind besonders ausgezeichnet der Jäger, der Krieger, welcher sich die Beinschienen anlegt, der sitzende Fischer, die Hirtin und der Hirtenknabe; unter seinen mythologischen Darstellungen Midas als Richter in Basrelief (1825), das Marmorrelief der Charitas (1830), Telephus als Kind von der Hirschkuh gesäugt, die Gruppe von Hebe und Ganymed (1834), Thetis, dem Achill die von Vulkan geschmiedeten Waffen überbringend, die Jagdnymphe (1835), Diana, nach beendigter Jagd auf den Bogen gestützt der Ruhe pflegend (1838), die große Amazonengruppe in Marmor, Prometheus mit dem himmlischen Feuer im Rohr (1844), die Marmorgruppe der Victoria, einen Jüngling auf die Thaten heldenmüthiger Vaterlandsvertheidiger aufmerksam machend, auf der Schloßbrücke in Berlin (1846), u. A. Auch mehre berühmte Büsten und Porträtstatuen führte W. aus, so von Thorwaldsen, Winckelmann, Niebuhr, Angelo Mai, dem Fürsten Ghika, dem Musiker Palestrina und dem Bildhauer Schadow. W. ist seit 1848 Mitglied der königlichen Akademie in Berlin.

4) Friedrich Wilhelm, ausgezeichneter Bildhauer, geboren den 6. April 1816 zu Fehrbellin, kam, 14 Jahre alt, in die königliche Eisengießerei zu Berlin, besuchte dann das königliche Gewerbeinstitut und ward als Pensionär desselben nach Paris geschickt, um sich in der dortigen berühmten Gießerei von Soyer auszubilden. Er verweilte dort 2 Jahre, dann noch anderthalb Jahre in der stiglmayerschen Erzgießerei in München und gründete hierauf in Berlin selbst eine Gießerei, aus welcher namentlich Modelle von Thieren hervorgingen, die durch ihre freie, lebensvolle Behandlung die Aufmerksamkeit auf den jungen Künstler lenkten. Bald überließ W. die Gießerei seinem jüngeren Bruder u. wandte sich ausschließlich schöpferischem Bilden zu, seine Stoffe namentlich dem Bereich der Thierwelt entnehmend. Neben der Darstellung von Thierindividualitäten, von idyllenhaften Gruppirungen und Scenen voll Leidenschaftlichkeit lieferte er auch treffliche humoristische Kompositionen. Auch im Menschenantlitz aber versteht er zu lesen und dasselbe wieder zu geben. Besonders glücklich ist er im Reliefporträt. Von großen Arbeiten dieser Art seien genannt: eine kolossale Erzbüste Herders für dessen Geburtsort, eine Marmorbüste Sebastian Bachs für die Singakademie in Berlin, eine Büste Franz Kuglers, der Entwurf zu einer Statue, die dem Kurfürsten Joachim Hector in Köpenick gesetzt werden sollte, die Erzstatue (überlebensgroß) der Kurfürstin Luise Henriette, der ersten Gemahlin des großen Kurfürsten.

Wolfgang, Fürst von Anhalt, eifriger Beförderer der Reformation, geboren am 1. August 1492 zu Köthen, Sohn des Fürsten Waldemar, bezog schon 1500 die Universität Leipzig, übernahm 1508 die Regierung seines Landes und hatte sein Hoflager zu Köthen. Auf dem Reichstag zu Augsburg (1521) lernte er Luther kennen, schloß sich seiner Lehre an, trat dem 1526 zu Torgau geschlossenen Bündniß der evangelischen Stände bei und unterzeichnete sowohl die zu Speyer (1529) übergebene Protestation derselben, als auch die augsburgische Konfession. Er war eins der hervorragendsten Glieder des schmalkaldischen Bundes und widersetzte sich auf dem Reichstage zu Regensburg 1541 nachdrücklich den Anmuthungen des Kaisers wegen Unterdrückung der neuen Lehre. Im Jahre 1544 trat er in einem Vergleich mit seinen Vettern seinen Antheil an Zerbst an diese ab und erhielt dafür ganz Bernburg. Er stand am 18. Februar 1546 zu Mansfeld mit an Luthers Sterbebett, nahm an der Schlacht bei Mühlberg Theil und ward dafür am 12. Januar 1547 vom Kaiser in die Reichsacht erklärt. W. hielt sich hierauf im Harz auf, wurde aber 1551 vom Kurfürsten Moritz zum Gouverneur von Magdeburg ernannt und söhnte sich 1552 beim Vertrag zu Passau mit dem Kaiser aus, worauf er die Regierung seines Landes wieder antrat. Im Jahre 1562 trat er seine gesammten Besitzungen an seine Vettern ab und behielt nur Koswig, zog aber 1564 von da nach Zerbst und † daselbst den 23. März 1566 unvermählt. Vergl. Krummacher, Fürst W. zu Anhalt, Dessau 1820.

Wolfhagen, Kreisstadt im preußischen Regierungsbezirk Kassel (seither zur kurhessischen Provinz Niederhessen gehörig), an der Erpe, Sitz des Landraths- und des Justizamts, hat alte Stadtmauern mit 4 Thoren, eine Handwerksschule, ein Hospital, Leinen- u. Baumwollweberei, Seilerei, Strumpfwirkerei, Landwirthschaft u. 3058 Einw. W. entstand um 1226 durch die Landgrafen von Thüringen, welche an der höchsten Stelle der Stadt zugleich eine Burg erbauten. Im Jahre 1268 erfocht hier Landgraf Heinrich I. einen Sieg über die Westphalen, welche in Hessen eingefallen waren. Am 21. April 1809 brach hier ein Aufstand gegen das Königreich Westphalen aus. Vergl. Lyncker, Geschichte der Stadt W., Kassel 1858.

Wolfram (Tungsteinmetall prismatisches Scheelerz), Mineral aus der Ordnung der wasserfreien Thalcite, wolframsaures Eisen- und Manganoxydul, krystallisirt in einem vielflächigen rhombischen, zwei- und eingliede-

Digitized by Google

rigen oder monoklinen Krystallsystem mit kurzen oder langen vielflächigen, längsgestreiften Säulen und hemiëdrisch als Augitpaare und Schiefendflächen auftretenden Rhombenoktaëdern u. Domen parallel der längeren Querare. Die Krystalle sind säulenförmig, oder durch Vorherrschen einer Schiefendfläche tafelförmig, häufig schalenförmig abgesondert, auch in Zwillingen, auch stängelig und großkörnig, die Zusammensetzungsflächen gestreift, vollkommen spaltbar nach der kurzen Diagonale der rhombischen Vertikalsäule von 101° 45′. Das Mineral hat über Apatithärte, 7,2 — 7,5 specifisches Gewicht, ist undurchsichtig, bräunlichschwarz mit dunkelröthlichbraunem Strich und halbmetallischem Glanz. Die Analysen ergeben ein sehr verschiedenes Verhältniß von Mangan und Eisenoxydul zu einander, die Wolframsäure macht 76 Procent aus. Vor dem Löthrohr schmilzt es schwierig zu einer magnetischen Kugel, erkaltet zeigt es Krystallfacetten an der Oberfläche. Am ausgezeichnetsten findet sich das Mineral auf den Zinnerzlagerstätten des Erzgebirges (Ehrenfriedersdorf, Zinnwalde, Schlackenwalde, Geyer), Englands (Cornwall), auf Quarzgängen in Limoges, zu Straßberg am Harz, auf den Spatheisensteinlagerstätten von Neudorf am Harz, mit Beryll im Granit von Nertschinsk in Sibirien, in Connecticut. Das Wolframmetall findet sich außerdem im Wolframbleierz (Scheelbleierz, Stolzit, wolframsaures Bleioxydul), einem dem Gelbbleierz oder molybdänsauren Bleioxydul isomorphen Mineral, welches in sehr spitzen quadratischen Oktaëdern krystallisirt, aber unvollkommen spaltbar ist. Es findet sich häufig knospenförmig u. kugelig gruppirt, ist fett-glänzend, meist grau oder braun, von Kalkspathhärte, 8 specifischem Gewicht, kommt mit vorigem zu Zinnwalde, auch in Chile vor. Das Wolframmetall ist noch streng-flüssiger als Mangan, besitzt Glanz u. Farbe des Eisens, ist sehr hart, so daß es Glas ritzt, und spröde. Bei gewöhnlicher Temperatur unveränderlich, verbrennt es beim Erhitzen an der Luft zu Wolframsäure; diese letztere bildet sich auch beim Erhitzen mit Salpetersäure, Schwefelsäure oder Salzsäure und koncentrirte Kalilauge löst es unter Wasserstoffentwicklung zu wolframsaurem Kali. W. verbindet sich mit 2 Aequivalenten Sauerstoff zu Wolframoxyd und mit 3 Aeq. Sauerstoff zu Wolframsäure. Letztere aus dem Mineral W. dargestellt ist gelb, schmilzt im Gebläsefeuer, ist unlöslich in Wasser und Säuren, aber löslich in siedender Kalilösung; ihre Alkalisalze sind löslich, aber die übrigen Salze sind mit wenigen Ausnahmen sogar in angesäuertem Wasser unlöslich. Durch Digestion mit starken Säuren werden sie zersetzt, in der Lösung der Alkalisalze erzeugt salpetersaures Quecksilberoxydul einen weißen, Kobaltchlorür einen pfirsichblüthrothen Niederschlag; Schwefelwasserstoff und Schwefelammonium fällen erst auf Zusatz von verdünnter Salzsäure hellbräunliches Schwefelwolfram. Zinnchlorür erzeugt einen gelblichen Niederschlag, der auf Zusatz von etwas Salzsäure beim Erwärmen schön blau wird. Die Wolframsäure kann aber auch in einem löslichen Zustand auftreten (Metawolframsäure), sie schmeckt dann stark sauer und intensiv bitter, kann zur Syrupskonsistenz verdampft werden, verwandelt sich aber bei weiterer Koncentration plötzlich in gewöhnliche unlösliche Wolframsäure; sie ist eine starke Säure und zersetzt Nitrate und Chloride der Erden und Metalloxyde, die organischen Basen fällt sie in weißen Flocken. Ihre Salze sind löslich, sie entstehen aus den Wolframsäurealkalisalzen, wenn man deren Lösung längere Zeit mit Wolframsäurehydrat kocht oder durch Säuren in der Kälte fällt. Wolframoxyd entsteht beim Behandeln von Wolframsäure mit Wasserstoff in schwacher Rothgluth, oder wenn man Wolframsäure mit schwacher Salzsäure übergießt und in diese Flüssigkeit Zink legt. Es entstehen dann kupferrothe krystallinische Blättchen, welche sich in warmer Salzsäure und Schwefelsäure zu einer rothen Flüssigkeit lösen und von Kalilauge unter Wasserstoffentwicklung in Wolframsäure verwandelt werden. Erhitzt man die Wolframsäure in Wasserstoff nur sehr mäßig, so entsteht ein blaues intermediäres Oxyd, welches im feuchten Zustand sich an der Luft zu Wolframsäure oxydirt. Das der Wolframsäure entsprechende Sulfid ist in Wasser löslich und eine starke Sulfosäure, welche die löslichen Sulfhydrate und die kohlensauren Alkalien zerlegt, es wird als leberbrauner Niederschlag erhalten, wenn man wolframsaures Ammoniak mit Schwefelwasserstoff sättigt u. dann Salzsäure im Ueberschuß hinzufügt. Ueber die Chlorverbindungen widersprechen sich die Angaben, ihre Darstellung ist schwierig, weil meist mehre Chloride zugleich auftreten und das Superchlorid große Neigung hat, mit Wolframsäure Acichloride zu bilden. Von den Salzen der Wolframsäure ist das Natronsalz das wichtigste; man erhält es, wenn man Wolframsäure in Natronlauge löst und krystallisiren läßt; es ist luftbeständig, reagirt alkalisch, schmeckt salzig bitter und ist löslich in Wasser, aber nicht in Alkohol. Sättigt man die kochende Lösung des Salzes mit Wolframsäure, so erhält man saures Salz, welches an trockener Luft verwittert, in Wasser leicht löslich ist und als bestes Mittel empfohlen worden ist, um Gewebe unverbrennlich zu machen. Auch als Beizmittel anstatt Zinnsalz und Präparirsalz verdient es Beachtung. Schmilzt man das saure Salz bei möglichst niedriger Temperatur mit Zinn, so entstehen goldgelbe Blättchen und Würfel von wolframsaurem Wolframoxyd-Natron (Wolframbronze), welche durch abwechselnde Digestion mit Kalilauge und Salzsäure gereinigt werden; sie leiten die Elektricität und verkupfern sich, wenn sie in Kupferlösung mit Zink berührt werden. Die größte Wichtigkeit besitzt das W. durch seinen Einfluß auf Eisen und Stahl. Wolframhaltiges Gußeisen zeigt größere Festigkeit als wolframfreies. Man weiß seit lange, daß die Damascenerklingen 0,05 — 0,1% W. enthalten. Wolframstahl im Großen dargestellt zeigte bei einem äußerst feinen, muscheligen, seidenartigen Bruch große Dichte, Feinheit, Härte und Zähigkeit und verband damit größere Schweißbarkeit und größere absolute Festigkeit als der beste englische Huntsmannstahl. Vielseitig ist in Oesterreich, Deutschland, England und Frankreich bestätigt worden, daß er sich zu Schneidwerk-

Digitized by Google

zeugen, Waffen und feinen Uhrbestandtheilen vorzüglich eignet und minderen Stahlsorten in geringer Menge hinzugefügt dieselben veredelt. Zu seiner Darstellung setzt man mit Salzsäure extrahirtes und dann bei starker Hitze reducirtes Wolframerz beim Gußstahlschmelzen oder das Erz direkt bei der Roheisendarstellung oder beim Puddeln des Stahls zu. Allgemeine Anwendung hat der Wolframstahl nicht gefunden, sei es, wie es am wahrscheinlichsten ist, wegen des hohen Preises und der Seltenheit des W.s, oder daß Stahlsorten für Wolframstahl ausgegeben werden, welche keine Spur W. enthalten, oder daß derselbe in Wirklichkeit nicht besser ist als anderer guter Stahl.

Wolfram von Eschenbach, s. Eschenbach.

Wolfrathshausen, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt München, rechts der Isar, am Einfluß der Loisach in die Isar, Sitz eines Landgerichts und eines Rentamts, hat eine Frohnveste, Soda- und Glasfabrikation, Bierbrauerei und 1620 Einw.

Wolfsbohne, Pflanzengattung, s. v. a. Lupinus *L.*

Wolfsgruben, Annäherungshinderniß bei Feldverschanzungen, bestehend aus pyramidalischen oder konischen Gruben von 5—6 Fuß Tiefe. In der möglichst spitzen Sohle dieser Gruben wird noch ein 5 Fuß langer, oben zugespitzter Pfahl 2 Fuß tief eingegraben. Diese W., gewöhnlich in 3 Reihen schachbretförmig hintereinander angelegt, sind gegen Kavallerie und Artillerie ein vorzügliches Hindernißmittel.

Wolfskirsche, Pflanzengattung, s. v. a. Atropa Belladonna *L.*

Wolfsmilch, Pflanzengattung, s. Euphorbia.

Wolfsrachen, s. v. a. Gaumenspalte.

Wolfstein, 1) Bergschloß bei dem Marktflecken Freiung im bayerischen Regierungsbezirk Niederbayern, Sitz des Bezirksamts, eines Rent- und eines Forstamts; in der Nähe wird gute Porzellanerde gefunden. — 2) Marktflecken und Kantonsort im bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Kusel, an der Lauter, Sitz eines Friedensgerichts, mit evangelischer und katholischer Kirche, Quecksilbergruben (Dreikönigszug) und 1000 Einwohnern. In der Nähe die Ruinen der Schlösser Alt- und Neuwolfstein.

Wolga (tatarisch Etel, Idel, Adel, d. i. die Freigebige, bei den Slaven Volga [nach den alten Bolgaren genannt] oder W., bei den Alten Rha oder Oarus, finnisch noch jetzt Ran, sarmatisch Raa), der größte und wasserreichste Fluß des europäischen Rußland und Europa's überhaupt, gehörte nach der frühern Annahme der europäisch-asiatischen Grenze sonst in ihrem untern Laufe Asien, jetzt aber, da nach den neueren officiellen Bestimmungen das Gouvernement Astrachan gleichfalls zu Europa gezählt wird, ausschließlich dem europäischen Rußland an, das sie auf ihrem 454 Meilen langen Lauf in großem Bogen vom 57.° bis zum 47.° nördl. Br. in vorherrschend südöstlicher Richtung durchströmt. Sie entspringt etwa 45 Meilen vom finnischen Meerbusen in der Nähe der Düna im Gouvernement Twer, auf einer Sumpfebene des Wolchonskiwaldes unweit des Dorfes Wolchino-Werchowija, westlich von der Kreisstadt Ostaszkow, aus einem eingefaßten, einst bewallfahrteten Brunnen, den die Anwohner Jordan nennen, durchfließt hierauf mehre kleine Seen, nimmt nach einem Lauf von 14½ Meilen die Selisharowka, den Abfluß des Seligersee's, auf und ist dann schon für kleine Fahrzeuge schiffbar. Zwischen hohen Ufern setzt sie ihren obern Lauf in südöstlicher Richtung über Rshew Wologdimirow noch etwas über 21 Meilen bis Subzow fort, wo sie das wellenförmige Tiefland erreicht, welches sie 297½ Meilen weit auf ihrem 325½ M. langen, bis Kamyschin reichenden Mittellauf nicht wieder verläßt. Auf dieser weiten Strecke fließt sie erst ostwärts über Twer, wo sie für größere Fahrzeuge schiffbar wird, bewässert die Gouvernements Jaroslaw, Kostroma und Nishnij-Nowgorod in einer anfangs nordöstlichen, dann südöstlichen Stromrichtung und tritt darauf in das Gouvernement Kasan ein. Bei Kasan nimmt sie einen ganz südlichen Lauf an und geht, durch die mächtige Kama verstärkt, über Simbirsk, Stawropol, Samara, Sysran, Chwalinsk, Wolsk nach Saratow. Bei der Aufnahme der Samara durchbricht sie auf einer Strecke von 28½ Meilen die Ausläufer des Obtschisyrt- und Wolgagebirgs und wird von den steilen Abfällen des letztern an ihrem rechten Ufer bis zur Stadt Sarepta begleitet, nachdem sie bei Kamyschin mit ihrem noch 93 Meilen langen Unterlauf, auf dem ihr alle Nebenflüsse fehlen, auf asiatischen Steppenboden getreten. Bei Sarepta wendet sich der Strom plötzlich gegen Südosten, wälzt sich zwischen durchweg flachen und niedrigen Ufern langsam in vielen Armen, deren erste bedeutende Spaltung bei Zaritzyn beginnt u. deren nördlichster Achtuba heißt, ein Labyrinth von Sand- und Sumpfinseln, Schilf- und Wiesengründen bildend, durch den horizontalen Boden der salzigen Steppe und ergießt sich 10 Meilen unterhalb Astrachan in einem 15 Meilen breiten Delta mittelst 8 Haupt- und 70 Mündungsarmen ins kaspische Meer. Unter den sehr zahlreichen und ansehnlichen Nebenflüssen der W. sind folgende die wichtigsten: auf der rechten Seite die Oka, der größte Nebenfluß der W. im europäischen Rußland, 188 Meilen lang, durch die Ugra, Upa, Moskwa, Mokscha und Kliasma verstärkt, und die Sura, 65 Meilen lang, auf der linken Seite die 58 Meilen lange Mologa, die ebenso lange Scheksna, die 72 Meilen lange Kostroma, die 58 Meilen lange Unscha, die 72 Meilen lange Wetluga, die Kama oder kleine W., der größte aller Nebenflüsse der W., 244 Meilen lang, mit den großen Zuflüssen Wiatka, Tschussowaja u. Bjelaja und einer Wassermasse, die bei der Mündung, 9 Meilen unterhalb Kasan, die des Hauptstroms selbst übertrifft, u. die 58 Meilen lange Samara. Durch diese und mehr als 100 andere Nebenflüsse fallen mehr als 24 Gouvernements mit 30,154 (nach Andern 24,840) QMeilen in das Stromgebiet des Riesenflusses. Merkwürdig ist das geringe Gefälle des Stroms, das im Ganzen nur 876 Fuß, nach einer neuern Angabe, die für die Quelle nur 516 Fuß absolute Höhe ansetzt, gar nur 594 F. beträgt. Die Breite der W. beträgt bei Twer gegen 600, unterhalb der Mündung der Kama 2400 F. u. gegen ihre Mündung hin bis über

Digitized by Google

eine Meile. Ihr Lauf ist regelmäßig und ruhig, aber zur Zeit des Schneeschmelzens richtet sie Ueberschwemmungen u. Verwüstungen an. Diese reißen ihr bisweilen neue Betten, die, wenn sie Fluß behalten, kleine Wolgen (Woloschki) genannt werden. Die verlassenen, mehr oder weniger stehenden Flußstrecken heißen alter Fluß (Stariza), während man Saloni und Sawodi theils kurze Nebenarme des Hauptstroms, theils kleine Buchten oder Uferseen nennt, die mit ihm durch kurze, meist enge Mündungen zusammenhängen und als Sicherheits- und Ladungsplätze von großer Wichtigkeit sind. Der Fluß hat eine Menge größerer u. kleinerer Inseln (Ostrowi), völlig von Beschaffenheit des Gestades, die bis auf die untersten bei Astrachan alle überschwemmt werden. Im Sommer entblößt die W. an unzähligen Stellen ihren Grund und bildet Sandinseln (moli), die nach der Ueberschwemmung nicht immer an eben der Stelle wieder erscheinen. Das Flußgerinne hat meist eine Tiefe von 14—49 F. Faden. Von Astrachan abwärts wird das Fahrwasser immer tiefer, und fast ganz an der Mündung der W. ist 17 Meilen vom Hafen ein Leuchtthurm auf Tschetürebugornii befindlich, der den Seefahrern zur Richtschnur dient. Das Wasser der W. ist Flußwasser von mittlerer Güte, nicht sehr hell, doch nicht ungesund und gut für die Fische, an denen die W. sehr reich ist. Sie bedeckt sich jährlich vom Ursprung bis zur Mündung mit haltbarem Eis, welches des Klima's wegen an verschiedenen Orten zu verschiedener Zeit geschieht. In ihrer südlichen Gegend bleiben seichte Stellen (Polumna) offen und rauchen; bedecken sie sich, so öffnen sich die andern, weshalb die Winterwege mit Vorsicht gewählt werden müssen. Die W. führt alle Jahre immer mehr Sand mit sich und verschlämmt dadurch den Hafen bei Astrachan ungemein. Früher war sie viel breiter, und das Wasser kam im Frühjahr bis unter die Fenster der Admiralität; jetzt ist aber der Kanal der W., wohin die Schiffe einlaufen, fast ausgetrocknet, wenigstens sehr seicht. Ueberhaupt bemerkt man an der ganzen W., daß sie von Jahr zu Jahr seichter wird. Die Schifffahrt auf der W. ist bedeutend; bei Rybinsk beginnt die Dampfschifffahrt, die aber noch wenig bedeutend ist. Unter den großartigen Kanalbauten zeichnen sich die drei Kanalsysteme von Wischni-Wolotschok (s. d.), Tichwin- und des Marienkanals besonders aus, welche die Verbindung mit Petersburg bewirken, während der nördliche Katharinenkanal und der Kanal des Herzogs von Würtemberg die W. auch mit der Dwina in Verbindung setzen, so daß eine ununterbrochene Schifffahrt zwischen der Ostsee, dem weißen Meer und dem kaspischen See unterhalten werden kann. Der schon unter Peter projektirte Zapisankanal, der die W. mit dem Don und so mit dem schwarzen Meere in Verbindung setzen sollte, ist nicht zur Ausführung gekommen, dagegen neuerdings durch eine Eisenbahn ersetzt. Auch ist, um den Schiffsweg zwischen Moskau und Petersburg um etwa 144 Meilen zu verkürzen und den Landtransport entbehrlich zu machen, der Bau des Wolga-Moskankanals, der die obere W. mit der Moskwa mittelst der Sestra und Istra vereinigen und einen Wasserweg von 31 Meilen herstellen soll, bereits 1825 begonnen. Von großer Wichtigkeit ist die Fischerei, wie denn die W. vielleicht der fischreichste Strom der ganzen Erde ist. Die Fischereien im Strom selbst und vor seinen Mündungen sind die Quelle außerordentlicher Reichthümer und setzen bedeutende Kapitalien in Bewegung. Bei Simbirsk beginnen die beständigen Fischereien oder Watagen, die sich am zahlreichsten unterhalb Astrachan, an den Mündungen und nächstdem an der Achtuba finden. Die meisten sind ein Regal und werden verpachtet, was dem Staatsschatz jährlich bis zu 700,000 Rubel Banco einträgt. Aus dem kaspischen Meere drängt sich im Frühjahr eine so außerordentliche Menge Fische in die Flußmündungen, daß der Fischfang in dieser Zeit über 10,000 Fahrzeuge beschäftigt. Die häufigsten Fische sind: Hechte, Sanderarten, Barben, Brachsen und Welse, Störe und Hausen, Sterlete und Sewrugen (Acipenser stellatus). In den astrachanschen Fischereien werden jährlich über 100,000 Stück Hausen, über 300,000 Stück Störe, 1½ Millionen Sewrugen und dazu eine ungeheure Menge Sterlete, Karpfen, Sander, Welse und kleine Fische gefangen. Die W. gilt den Russen als ein heiliger Strom und wird deshalb von ihnen fast stets „Mütterchen W." genannt. Vergl. Stuckenberg, Hydrographie des russischen Reichs, Petersburg 1848, 5 Bde.

Wolgaisch-kalmückische Steppe, große Steppe im südöstlichen Theil des europäischen Rußland, erstreckt sich vom Uralfluß bis zur Wolga und von der Samara bis zum kaspischen Meer, ist waldlos, hat im Allgemeinen magern, im Süden salzigen Boden, große Sandflächen, doch auch einzelne fruchtbare Niederungen mit etwas Holz, mehre Steppenflüsse und salzige Seen und wird von Kalmücken bewohnt. In der Umgegend von Zaritzyn findet man Mammuthsknochen, versteinerte Pferdeknochen, Haifischzähne ꝛc.

Wolgast, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stralsund, Kreis Greifswald, an der Peene, die einen Hafen bildet und eine Meile davon in die Ostsee mündet, aber wegen einiger Untiefen nur kleinere Seeschiffe trägt, ist Sitz einer Gerichtskommission, hat 2 Kirchen, Reste eines alten Schlosses, eine Navigationsschule, Leder- und Tabaksfabrikation, Leinweberei, Schiffbau, Seehandel und 6412 Einw. Den Hafen besuchen jährlich 150—170 Schiffe. Größere Fahrzeuge werden auf dem Ruden, einem kleinen Eilande und Lootsenstation vor der Peenemündung, gelichtet und geladen. W. ist eine sehr alte Stadt, war schon im 12. Jahrhundert stark befestigt, sonst Sitz der Herzöge von Pommern-Wolgast, ward 1628 von Wallenstein, 1630 von den Schweden, 1637 von den Kaiserlichen, 1638 von den Schweden und 1675 von dem großen Kurfürsten von Brandenburg erobert, 1713 von den Russen geplündert und eingeäschert, 1715 jedoch von den Schweden wieder erobert.

Wolin, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Pisek, links an der Wolinka, Nebenfluß der Wottawa, hat 2 Kirchen, ein Pfründnerspital, Brauereien, Lederfabrikation, Jahrmärkte und 2090 Einw.

Wolke, Christian Heinrich, Pädagog und

Digitized by Google

Sprachforscher, geboren den 21. August 1741 zu Jever, studirte zu Göttingen und Leipzig, wirkte von 1774—93 an Basedows Philanthropin zu Dessau, dann, ebenfalls als Pädagog, in Petersburg, wo er zum kaiserlichen Hofrath ernannt wurde, und privatisirte seit 1801 zu Leipzig, Dresden und Berlin, wo er am 8. Jan. 1825 †. Außer zahlreichen pädagogischen Schriften veröffentlichte er auch mehre über deutsche Orthographie und Sprachreinigung, in denen er sich jedoch unzulässigen Uebertreibungen hingab. Sein Hauptwerk ist „Anleitung zur deutschen Gesammtsprache" (Leipzig 1812, 2. Aufl. 1816).

Wolken, Anhäufungen von Wasserbläschen oder Eisnadeln, welche wie der Nebel (s. d.) entstehen und sich von diesem nur dadurch unterscheiden, daß sie sich in höheren Luftschichten befinden. Ersteigt man einen hohen Berg, so kann man in eine Nebelschicht gelangen, welche, vom Fuß des Berges gesehen, als eine dessen Gipfel einhüllende Wolke erscheint. Das Schweben der W. in der Luft erklärt sich zum Theil aus der großen Leichtigkeit der Wasserbläschen, welche nur mit sehr geringer Geschwindigkeit niedersinken können und hieran überdies sehr häufig durch einen aufsteigenden Luftstrom gehindert werden. Fallen aber auch die W. in der That, so werden sie doch vielleicht den Erdboden nicht berühren, weil die unten wärmere Luft die Wasserbläschen wieder in Dampf verwandelt, während sich oben durch einströmenden kalten Wind fortwährend neue Bläschen bilden. Eine Bergspitze erscheint oft Tage lang von einer Wolke eingehüllt, welche unbeweglich dieselbe Stelle zu behaupten scheint. In Wirklichkeit gleicht diese Wolke dem Schaum in einem Gebirgsbach, der in steter Neubildung begriffen ist. An dem kalten Berggipfel kühlt sich ein warmer Luftstrom ab und scheidet Wasserbläschen aus, die, indem sie von demselben Luftstrom fortgetrieben werden, sich sogleich wieder lösen, während sich an dem kalten Stein von Neuem Nebel bildet. Wo also Ruhe zu sein scheint, herrscht unaufhörlich Bewegung, und bei dieser mehr oder weniger horizontalen Strömung kann von einem Fallen der W. nicht die Rede sein. Wenn aber die Verdichtung der Wasserdämpfe bei hohem Feuchtigkeitsgehalt der Luft und starker Abkühlung sehr weit fortschreitet, so fließen die Bläschen zu Tropfen zusammen und das Wasser fällt dann als Regen und bei hoher Kälte als Schnee und unter besondern Umständen als Hagel nieder. Die Eintheilung der einzelnen Wolkengebilde versuchte zuerst Howard, und zwar unterschied derselbe folgende Arten: die Federwolke, cirrus, besteht aus sehr zarten, bald mehr streifigen, bald mehr locken- oder federartigen Fasern, welche in Höhen von 20,000 Fuß schweben und wohl immer aus Eisnadeln zusammengesetzt sind. Sie erscheint zuerst nach anhaltend schönem Wetter und ist dann in trockner Luft mehr streifig, in feuchter mehr verwaschen. Oft setzen sich Streifchen an Streifchen, krümmen sich an den Enden u. bilden die sogenannten Windbäume. Streifen von bedeutender Ausdehnung bilden die fedrige Schichtwolke, cirro-stratus. Fließen die Streifchen endlich zusammen zu einem weißlichen Ueberzug des Himmels, so verkünden sie den in der Höhe bereits eindringenden West- oder Südwind, der uns im Sommer Regen, im Winter aber Schnee und Thauwetter bringen wird. Die Schäfchen hingegen, in welche diese W. zusammenzuschwinden scheinen, wenn der warme Südwest nicht feucht genug ist, eine zusammenhängende Bedeckung zu erzeugen, erscheinen nur bei schönem Wetter am Himmel und gelten als Zeichen seiner Beständigkeit. In ihrer Form bilden die Schäfchen (fedrige Haufenwolke, cirro-cumulus) den Uebergang zur Haufenwolke, cumulus, welche sich aus großen halbkugelförmigen Massen, die auf horizontaler Basis zu ruhen scheinen, aufthürmt. Sie bilden sich gewöhnlich, wenn durch den aufsteigenden Luftstrom Wasserdämpfe in höhere und kältere Schichten gelangen, in denen sie sich verdichten. So geht die Sonne oft bei heiterem Himmel auf, verschwindet gegen Mittag hinter Haufenwolken, um am Abend wieder bei ganz klarem Himmel unterzugehen. Die sich senkenden W. lösen sich nämlich in den unteren wärmeren Schichten wieder auf u. verschwinden gegen Abend vollständig. Führt aber der Südwestwind mehr und mehr Wasserdämpfe herbei, dann werden die sich senkenden W. immer dichter u. dunkler, während oft hoch über ihnen eine Schicht von Federwolken schwebt. Die Haufenwolke gehört vorzugsweise dem Sommer an und bildet die malerischen Gruppen, die, von der Sonne beschienen, den Anblick ferner Schneegebirge darbieten. Die Schichtwolke, stratus, besteht aus horizontalen Wolkenstreifen und bildet sich häufig nach Tagen, deren Temperatur gegen die der Nacht stark absticht. Die dichter werdenden Haufenwolken gehen in die streifige Haufenwolke, cumulo-stratus, über, welche oft den ganzen Horizont mit einem blauschwarzen Farbenton überzieht und sich endlich zu der eigentlichen Regen- oder Gewitterwolke, nimbus, ausbildet, aus der das verdichtete Wasser herabstürzt. Ist die Regenwolke erschöpft, so trennt sich die Masse, man bemerkt oben fedrige Schichtwolken, während unten die Ueberbleibsel der Regenwolke fortziehen, zergehen oder verdunsten.

Wolkenbruch, das plötzliche Herunterstürzen der in einer großen Wolke befindlichen Wassermasse, s. Regen.

Wolkenstein, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, an der Zschopau und der Eisenbahn von Chemnitz nach Annaberg, Sitz eines Gerichtsamtes, hat ein altes königliches Schloß auf hohem Felsen, ein Waisenhaus, Baumwollspinnerei, Fabrikation von Kattun, Leinwand und Posamentirwaaren und 2224 Einw. Dabei das wolkensteiner Bad, eine warme, schon seit dem 14. Jahrhundert bekannte Schwefelquelle von 23½° R., mit Badeanstalten und schönen Anlagen, von der Wirkung des Bades Warmbrunn (s. d.) in Schlesien. Vergl. Köhler, Historische Nachrichten von dem warmen Bade zu W., Dresden 1801.

Wolkenstein, Oswald von, deutscher Dichter des Mittelalters, um 1367 auf dem Schlosse Wolkenstein in Tyrol geboren, zog schon als zehnjähriger Knabe mit dem Herzog Albrecht III. von Oesterreich nach Preußen, diente dann als Freiwilliger in den Kriegen der Königin Margarethe

Digitized by Google

von Dänemark gegen Schweden, durchstreifte hierauf England, Schottland und Irland und focht namentlich 1388 unter James Douglas gegen die Engländer. Im folgenden Jahre ging er mit deutschen Handelsleuten an das schwarze Meer und über Trapezunt nach Armenien und Persien. Darauf focht er unter König Sigmund von Ungarn mit bei Nicopolis und begleitete ihn auf seiner Flucht über Byzanz nach Venedig, von wo er in die Heimat zurückkehrte. Auf das Geheiß der schönen Sabina Jäger von Tisens, die er liebte, pilgerte er nach Palästina, fand aber nach seiner Rückkehr die Geliebte mit einem Andern vermählt. Durch den Tod seines Vaters kam er in den Besitz seines Erbes. Nachdem er 1401 den Zug Kaiser Ruprechts nach Italien und 1409 eine Kriegsfahrt nach Spanien gegen die Mauren mitgemacht, zog er als Sänger an den Hof des Königs von Granada und genoß dessen Gastfreundschaft. Vom Koncil zu Kostnitz begleitete er den Kaiser Sigmund nach Paris, kämpfte zu dessen Gunsten in Tyrol gegen Friedrich, der da für seine Burgen verbrannte und ihn selbst gefangen nahm, machte hierauf unter Sigmund den unglücklichen Feldzug gegen die Hussiten mit und begleitete den Kaiser nach Rom. Er † 1445. Ein derber Humor schlägt in vielen seiner Lieder durch, namentlich sind die Weinlieder in einem recht launigen, halbtrockenen Tone verfaßt. Die Liebeslieder haben größtentheils noch den Charakter der älteren Minnelieder; dagegen stehen einige didaktische Gedichte den Meistergesängen näher. Bekannt sind drei Handschriften, eine wiener von 1425, eine wolkensteiner von 1442 und eine innsbrucker von 1444. Nach letzterer, die eine ungenaue Abschrift der wolkensteiner ist, veranstaltete Beda Weber eine Ausgabe mit Einleitung, Wortbuch und Varianten (Innsbruck 1847).

Wolkonsky, Peter Michailowitsch, Fürst, geboren 1776, trat 1793 in die kaiserliche Garde, ward Adjutant des Großfürsten Alexander, machte die Feldzüge von 1805 und 1807 in der Suite des Kaisers, die von 1812—13 als Chef des kaiserlichen Generalstabs mit und soll den Kaiser Alexander I. zum Vorrücken nach Paris bestimmt haben. Im Jahre 1817 zum General der Infanterie erhoben, begleitete er den Kaiser auf allen seinen Reisen und war bei seinem Tode in Taganrog zugegen. Unter Nikolaus erhielt er den Posten eines Ministers des kaiserlichen Hauses, eines Kanzlers der kaiserlichen Orden, eines Generalinspektors sämmtlicher Reservetruppen und 1850 den Feldmarschallsstab. Er † zu Petersburg am 8. Sept. 1852. Von seinen Söhnen fungirte Fürst Alexander W., wirklicher Staatsrath und Kammerherr, vom Februar 1858 bis 1860 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am Hofe von Dresden.

Wolkowysk (Wolkowisk), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Grodno, an der Rissa, hat starken Handel mit Getreide, Vieh, Honig, Wachs ꝛc. und 3500 Einw. Hier am 16. Nov. 1812 siegreiches Gefecht der Oesterreicher unter Regnier und Fürst Schwarzenberg gegen die Russen unter Sacken.

Wollaston, 1) William, englischer Moralphilosoph, geboren den 26. März 1659 zu Coton-Clanford in Stafford, war früher Lehrer zu Birmingham, lebte aber seit 1686 als Privatmann in London, wo er, von der Königin Charlotte Wilhelmine sehr begünstigt, den 29. Okt. 1724 †. Sein berühmtes Werk „The religion of nature delineated" (London 1724 u. öfter, französisch unter dem Titel „Ebauche de la religion naturelle", Haag 1726) fand an John Clarke einen Gegner. Vergl. Drechsler, Ueber W.s Philosophie, 2. Aufl., Erlangen 1802.

2) William Hyde, berühmter Physiker und Chemiker, geboren den 6. Aug. 1766 zu Chiselhurst in Suffolk, studirte in Cambridge Medicin, prakticirte dann als Arzt in Bury St. Edmunds in Suffolk und London, entsagte später aber der Medicin und widmete sich physikalischen und chemischen Studien und Untersuchungen. Seit 1793 Mitglied und seit 1806 Sekretär der königlichen Societät der Wissenschaften zu London, † er daselbst den 22. Dec. 1828. Zu seinen wichtigsten Entdeckungen gehört die der Hämmerbarkeit und Dehnbarkeit des Platins, die Auffindung des Palladiums und Iridiums im Platinerz, die Vervollkommnung des Mikroskops, die Einrichtung der sogenannten wollastonschen galvanischen Doppelplatte und des galvanischen Fingerhutapparats, die Verbesserung von Hooke's Camera lucida und die Erfindung des Reflexionsganiometers ꝛc. Seine Abhandlungen finden sich theils in den „Philosophical transactions", theils in den „Annals of philosophy", übersetzt zum Theil in Gilberts und Poggendorffs „Annalen der Physik".

Wollastonit (prismatischer Augitspath, Tafelspath), Mineral aus der Ordnung der wasserfreien Geolithe, kieselsaure Kalkerde mit 52½ Proc. Kieselerdegehalt, wird in der Regel zur Gruppe der Augite gerechnet u. ist meist schalig oder stängelig, auch faserig zusammengesetzt. Freie Krystalle sind sehr selten, meist sind sie eingewachsen als breitstrahlige Säulen; der Bruch ist viersach-blätterig nach den Flächen einer unsymmetrischen Säule. Ins Perlmutterartige übergehender Glasglanz findet sich auf dem vollkommensten Bruch, parallel der breiten Säulenfläche, übrigens Glasglanz. Das Mineral ist meist nur durchscheinend, selten wasserhell, meist graulich, gelblich, röthlichweiß. Es hat zwischen Fluß- und Apatithärte und 2,8 specifisches Gewicht, ist ziemlich schwierig schmelzbar u. wird unter Kieselgallertausscheidung durch Salzsäure zersetzt. Es findet sich im körnigen Kalk von Ezillowa und Oraviza im Banat, zu Auerbach am Odenwald, Schwarzenberg in Sachsen, in Finnland, Newyork, Pennsylvanien, aber auch in den Auswürflingen der Somma, am Vesuv, in der Lava vom Capo di Bove bei Rom und im Mandelstein von Dumbarton in Schottland.

Wollblume, Pflanzengattung, s. v. a. Wollkraut, s. Verbascum.

Wolle (franz. laine, engl. wool), hornige Gebilde, welche den Haaren am nächsten stehen, in manchen Punkten aber sich wesentlich von denselben unterscheiden. Bei der genaueren Untersuchung des Haarschaftes unterscheidet man das Oberhäutchen, die Rindensubstanz oder das Fa-

fergewebe und die Marksubstanz oder das Markgewebe. Die beiden ersten sind an allen Haaren zu beobachten, während das Markgewebe den eigentlichen Wollhaaren fehlt. Das Oberhäutchen des Haarschaftes ist ein sehr dünnes, durchsichtiges Häutchen, welches das Rindengewebe umschließt und die Zellenbündel desselben zusammenhält. Es besteht aus flachen, meist länglich ovalen, oder auch mehr oder weniger eckigen Blättchen, die sich einander dachziegelförmig decken, indem der obere Rand des unteren Blättchens sich über den unteren Rand des oberen legt. Die vom Schaft abgelösten Zellen sind sich in Form und Größe bei feinen u. groben Wollhaaren ziemlich gleich, aber sie decken sich in sehr verschiedenem Maße, und wenn das Wollhaar überhaupt einen rauheren Schaft als andere Thierhaare zeigt, so tritt diese Eigenschaft bei feiner W. wieder stärker hervor als bei grober. Aber niemals ragen die flachen Zellen des Oberhäutchens so weit hervor, daß durch sie das Aneinanderhängen verschiedener Wollhaare möglich wird. Es ist durchaus falsch, das Filzen der W. von dem Ineinandergreifen der Oberhautzellen abzuleiten, wohl aber erscheinen die letzteren bei feinen Wollhaaren zusammengeschobener, also auch dichter stehend als bei gröberen. Die Zellen der Rindensubstanz bestehen aus langen, abgeplatteten, spitz zulaufenden Fasern, welche sich zu langen Bündeln vereinigen und sich koncentrisch um die Längenaxe des Haars lagern. Bei einem unverletzten und vermittelst Aether entfetteten Wollhaar sind die Konturen der faserförmigen Zellenbündel durch das Oberhäutchen hindurch wahrnehmbar, so daß der Haarschaft dadurch fast ein gestreiftes Ansehen erhält. Die Zellen des Oberhäutchens bilden niemals einen absolut dichten Ueberzug des Rindengewebes, sie können die Einwirkung der Atmosphäre auf das Rindengewebe nicht hindern, wohl aber hängt von ihrer Erhaltung die Dauerhaftigkeit des Haarschaftes sehr wesentlich ab. An verarbeiteten Wollhaaren sieht man unter dem Mikroskop häufig die Spitzen derselben bereits von den Zellen des Oberhäutchens entblößt und die Faserbündel freiliegend. Diese werden dann leicht abgestoßen, so daß das Gewebe bald kahl erscheint. Selbst auf dem Körper des Thieres läßt sich eine gleiche Auflösung des Wollhaars an den Spitzen beobachten und dann erscheint die W. trocken und mürbe. Die Marksubstanz fehlt, wie schon erwähnt, der eigentlichen W., und die Haare, bei welchen sie vorkommt, besitzen nicht die Eigenschaft der Kräuselung oder Wollbildung; sie behalten zwar die Neigung zur spiralen Drehung oder Lockenbildung, sind aber gewöhnlich ganz schlicht und starr. Die Eigenthümlichkeit, welche das Wollhaar als solches schon äußerlich charakterisirt, geht also mit dem Vorhandensein der Marksubstanz verloren, der Durchmesser des Haars wird dadurch bedeutend stärker und gehört dann zu den gewöhnlichen Thierhaaren, die wir an den nicht bewollten Theilen des Körpers auch beim feinwolligen Schaf finden. Die Bedeckung des gemeinen Landschafs, auch des kurzschwänzigen Heideschafs und noch anderer grobwolliger Racen besteht in der Regel aus einem Gemisch von Haaren und W. Die letztere ist in mehr oder weniger kleinen Bögen wellenartig gekrümmt und die Zahl solcher Bögen auf einer bestimmten Länge des Haars wächst im Allgemeinen mit steigender Feinheit desselben, sie beträgt 10 oder 12 bis 30 und selbst 36 auf 26 Millimeter. Zur Verarbeitung auf die feinsten Tuche wird in Beziehung auf diese Eigenschaft am meisten eine solche W. geschätzt, welche flache und schmale Bögen zeigt, also klein und schwach gekräuselt ist. Hohe und schmale Bögen (kleine und starke Kräuselung), sowie breite Bögen (große und grobe Kräuselung) sieht man weniger gern; letztere schon darum, weil sie immer ein Zeichen von geringerer Feinheit des Haars sind. Ueber die Form des Querschnitts der W. sind die Ansichten getheilt. Nach Rohde ist bei den feineren Wollhaaren des Merinoschafs die cylindrische Form vorherrschend, bei denen der englischen Marschschafe (Lincoln) dagegen eine unregelmäßig ovale. Die Haare mit Marksubstanz zeigen einen unregelmäßigen Querschnitt, bei welchem sich eine Neigung zur ovalen Form meist nicht verkennen läßt. Zwischen diesen einzelnen Formen finden nun unzweifelhaft Abstufungen Statt, die sehr wohl durch Kreuzung verschiedener Thiere hervorgerufen werden können. Die Form, welche die Längsrichtung des Schaftes zeigt, unterliegt beim Wollhaar zwar auch Unregelmäßigkeiten, jedoch bei den feineren Sorten in geringerem Grade. Einzelne Auftreibungen oder Einschnürungen, die von einer unregelmäßigen Lagerung der Zellen des Rindengewebes herrühren, sind nicht selten, fehlen aber auch häufig ganz. Man hat behauptet, daß die Haarbälge gruppenweise in der Haut ständen und daß diese Stellung die Vereinigung der Haare zu Strähnchen veranlasse. Rohde fand dies aber nicht bestätigt, die Stellung der Haare ist ganz unregelmäßig, beim Landschaf zeigt sich etwas Aehnliches wie gruppenweise Anordnung, aber gerade hier findet keine Bildung von Strähnchen im Vließ Statt.

Die reine W. besteht wie die Federn, Nägel und Horn aus stickstoff- und schwefelhaltiger Hornsubstanz, sie löst sich in Kalilauge u. diese Lösung gibt mit Nitroprussidnatrium die Reaktion auf Schwefel (Unterschied von Seide). Die W. enthält 0,3—0,5 Procent Asche, in welcher phosphorsaurer Kalk, phosphorsaure Bittererde, Gyps und Eisenoxyd vorherrschen. Die W. auf dem Thier ist durch fremde, theils durch Sekretion entstandene, theils von außen hinzugekommene, mechanisch anklebende Substanzen, die man gewöhnlich den Schweiß nennt, verunreinigt. Rohe Merinowolle enthielt nach Chevreul 31,23 Procent reine W., 32,74 Proc. in Wasser lösliche Substanz, 26,06 Proc. aus dem Wasser abgesetzte erdige Materie, 8,57 Proc. in Alkohol lösliche Substanz und 1,4 Proc. erdige, durch das Fett auf der W. befestigte Materie. Die lösliche Substanz enthielt sehr viel verseiftes Fett, außerdem fand Chevreul etwas kieselsaures Alkali, ziemlich viel Chlorkalium und kleesauren Kalk. Reines markfreies Wollhaar besitzt bei 19° C. ein specifisches Gewicht von 1,318—1,320. Die W. ist äußerst hygroskopisch. Karmarsch berichtet von einem Versuch, bei welchem reine W., welche schon 15,2 Procent Wasser enthielt, in 41 Tagen noch

Digitized by Google

so viel Wasser aufnahm, daß das Gesammtgewicht des letztern 32²/₃ Procent betrug und doch war die W. nicht fühlbar feucht. Unter den gewöhnlichen Umständen enthält die W. 13—16 Procent Feuchtigkeit, welche durch Trocknen an der Luft (im Schatten) nur auf 7—11 Proc. vermindert werden. Vollständig trocken wird die W. bei einer Temperatur von 108—110° C. Dies Verhalten bringt begreiflicherweise große Unsicherheit in die Werthbestimmung der W. Man hat daher an einigen Hauptplätzen der Wollindustrie, z. B. Paris, Rheims u. a., sogenannte Konditionieranstalten gegründet; das sind unter obrigkeitlicher Aufsicht stehende Institute, in welchen der Feuchtigkeitsgehalt der in den Handel kommenden W.n nach festen Vorschriften bestimmt, und von welchen das Gewicht der Waare, auf einen gewissen normalen mittleren Feuchtigkeitsgehalt reducirt, dem Käufer und Verkäufer, die sich dem Ausspruch zu unterwerfen haben, mitgetheilt wird.

Der Werth und die technische Brauchbarkeit der W. hängt von vielen Eigenschaften ab. Die natürliche Farbe der W. ist in der Regel die weiße, welche indeß durch Schweiß und Unreinigkeiten oft sehr verändert ist; unter den deutschen Land- und Heideschafen kommen solche mit grauer, brauner, schwarzer, gelblicher und röthlicher W. vor, doch sind dies, gegen das Ganze gehalten, immer nur Ausnahmen. Der Glanz der W. geht durchaus nicht immer mit der Feinheit derselben parallel und findet sich oft ganz besonders an mittelfeiner und selbst grober W. Sanftheit, Zartheit, Weichheit, d. h. die Eigenschaft, beim Befühlen in den Fingerspitzen eine Empfindung zu erwecken, wie man sie beim Angreifen von Baumwolle oder gezupfter Seide hat, wird im höchsten Grade an Elektoralwolle gefunden, während manche feine Sorten von derselben W. hierin von grober W. verhältnißmäßig übertroffen worden. Die Sanftheit der W. verleiht den Fabrikaten einen eigenthümlichen angenehmen Griff, so daß um dieser Eigenschaft willen eine weniger feine W. den Rang vor einer feineren gewinnen kann. Unter sonst gleichen Verhältnissen wird aber immer die feinste, d. h. die im Faden dünnste W. vorgezogen. Im Allgemeinen nimmt mit der Länge des Haars auch dessen Dicke zu, $^1/_{90}$ und $^1/_{13}$ Millimeter scheinen als die äußersten Grenzen angesehen werden zu können. Karmarsch theilt folgende durch mikroskopische Messungen erhaltenen Zahlen mit, welche in Tausendsteln eines Millimeters die Dicke mehrer Wollsorten angeben: Elektoralwolle 13—31, Negretti 15—26, böhmische Mestizenwolle 17—36, schottische Tuchwolle 25—51, Leicesterwolle vom Bock 32—40, vom Mutterschaf 28—44, vom Lamm 23—39, ungarische Zackelwolle 20—68, Leicesterwolle vom Bock und zwar: vom Blatt 32—42, vom Hals 24—34, vom Scheitel 19—31, vom Nacken 26—35, vom Rücken 25—36, vom Bauch 25—39, von den Füßen 25—36, von der Schwanzwurzel 31—47. Man sieht hieraus, daß für die Praxis die direkte Messung der Dicke einiger ausgewählten Haare nicht der richtige Weg ist, um zu einer Schätzung der Feinheit der W. zu gelangen. Die bisher erfundenen Wollmesser (Eriometer) haben daher auch bis jetzt wenig oder keinen Eingang gewonnen. Man besieht vielmehr die W. genau im Stapel, oder legt einzelne Haare ausgestreckt auf ein feines schwarzes Tuch und entfernt das Tuch langsam so weit von den Augen, bis die Haare nicht mehr wahrgenommen werden können; das zuerst verschwindende Haar ist das feinere. Man kann auch die Zahl der Bögen oder Kräuselungen (bei Merinowolle oder veredelter W.) auf bestimmter Länge des Haars bestimmen und daraus auf die Feinheit des letzteren schließen, da die Zahl der Bögen ziemlich genau in dem Verhältniß der zunehmenden Feinheit des Haars wächst. Gute W. soll in allen Theilen ihrer Länge gleichen Durchmesser und gleiche Kräuselung haben (treu sein). Bisweilen sind die oberen Enden der W. merklich dicker als das übrige, und namentlich nach ungleichmäßiger Ernährung zeigen sich dünne und schlichte Stellen. Das ausgestreckte Haar ist $1^1/_4$—$2^1/_4$mal so lang als das gekräuselte, die mittleren Verhältnißzahlen zwischen $1^1/_2$ und $1^3/_4$ sind die gewöhnlichsten u. besten. Bei den Höhen- oder Landschafen ist es höchstens 0,25 M., meist unter 0,15 M., selbst nur 0,036 M. lang, bei den Niederungsschafen dagegen 0,17 M. bis 0,45 und selbst 0,55 M. Für feine Gewebe ist die Geschmeidigkeit oder Biegsamkeit der W. von großer Wichtigkeit. Sanftheit ist nicht immer mit Geschmeidigkeit gepaart, aber der groben W. fehlt dieselbe der Natur der Sache nach stets. Feine W. verträgt eine Dehnung von 30—40 Procent ihrer Länge in ausgerecktem Zustande, gute grobe W. oft 40—50 Procent. Unter sonst gleichen Umständen gebührt der festesten W. der Vorzug, ein einfaches Wollhaar erfordert je nach Feinheit und Güte zum Zerreißen ein Gewicht von 3—46 Gramm. Gute W. soll weder gänzlichen Mangel an Elasticität leiden (nicht weich und schlaff sein), noch auch diese Eigenschaft in zu hohem Maße besitzen. Ein Flock W., mit mäßiger Gewalt zusammengedrückt oder ausgedehnt, muß beim Aufhören des Drucks oder der Spannung langsam und gleichmäßig (nicht plötzlich, gleichsam im Sprunge) die vorige Gestalt wieder annehmen.

Alle Wollarten werden vom technischen Gesichtspunkte aus unter 2 Hauptabtheilungen oder Klassen gebracht. Streichwolle, Kratz- oder Tuchwolle, heißt alle jene W., welche sich zur Verfertigung tuchartiger gewalkter Zeuche eignet, also entschieden gekräuselt ist und im ausgestreckten Zustande unter 0,1 M. mißt. Je kürzer und feiner die W. ist, desto mehr Haarspitzen kommen in einem gleichen Gewicht des daraus gesponnenen Garns vor und desto besser filzt deshalb das Gewebe in der Walke und desto dichter wird die hierbei entstehende Filzdecke. Die Kammwolle zur Verfertigung glatter Wollgewebe und der Strickgarne muß wenigstens 0,08—0,1 M. lang sein und vorzügliche Festigkeit besitzen; wünschenswerth ist auch eine schwache Kräuselung oder ganz schlichte Gestalt des Haars. Diese Eigenschaften finden sich unter den längsten Sorten der Merinowolle, der veredelten W. und der deutschen Landwolle, ganz vorzüglich aber bei der W. des Niederungsschafs in seinen verschiedenen Racen. Ein langes Wollhaar macht den gespon-

nenen Faden fest und glatt, allein W. von mehr als 0,25 M. Länge verarbeitet sich schon schwieriger, und da die langen Wollsorten auch gröber zu sein pflegen, so darf man zur Erzeugung feiner Kammgarne W. von nicht mehr als 0,08—0,12 M. Länge anwenden. Große Feinheit des Haars ist bei der Kammwolle viel weniger wichtig als bei der Streichwolle, denn da der Faden im Kammwollgewebe viel mehr als Ganzes hervortritt, so ist es gleichgültig, ob er aus einigen Haaren mehr oder weniger besteht. Weichheit der W. ist aber ganz besonders für Kammwolle wichtig, da sie ein sanfteres Anfühlen und einen gefälligeren Faltenwurf der Stoffe begründet. Eine scharfe Abgrenzung zwischen Kamm- und Streichwolle ist, wie sich aus dem Mitgetheilten ergibt, nicht möglich, und in der That werden Wollsorten von mittlerer Länge sowohl als Kammwolle wie als Streichwolle verarbeitet.

Bevor die W. zur Verarbeitung gelangt, wird sie gewaschen. In der Regel geschieht dies auf dem Körper der Thiere vor dem Scheeren (Pelzwäsche, Rückenwäsche). Ausgezeichnete Weiße, verbunden mit Glanz und Geschmeidigkeit erlangt die W., wenn man die Thiere zuerst in Bottichen mit Wasser von 32—34° C. reinigt, dann 12—25 Sekunden lang in einer 37—44° C. warmen, aus Wasser und starker Seifenwurzelablochung gemischten Flüssigkeit bearbeitet und endlich, noch warm, 1—2 Minuten lang unter einem kalten Wasserstrahl behandelt. Der Schweiß, welcher die W. gelb färbt, wird hierdurch vollständig entfernt und die W. behält doch so viel von ihrer natürlichen Fettigkeit, daß sie hinreichend geschmeidig bleibt. In Frankreich und Spanien ist es gebräuchlicher, die abgeschorene W. entweder in ganzen Vließen, oder nach dem Sortiren zu waschen, und bedient man sich hierzu oft besonderer Apparate. Rohe W. verliert durch die Pelzwäsche mit kaltem Wasser 20—70 (meist 40—60 Procent) am Gewicht, je nachdem sie mehr oder weniger verunreinigt ist. Bei der kalten Wäsche nach der Schur beträgt der Gewichtsverlust etwas mehr, bei der warmen Wäsche nach der Schur wohl 35—75 Procent. Die nach der letzten Methode so rein als möglich gewaschene W. enthält wenigstens noch 7—10, die nur mit kaltem Wasser gereinigte öfters 20—30 Procent ihres Gewichts Fett. Das Scheeren, wobei die Vließe unverletzt bleiben müssen und nur die W. von den Füßen, den Backen und dem Schwanz getrennte Stücke bildet, findet gewöhnlich einmal im Jahre Statt (Einschur), in einigen Gegenden werden langwollige Schafe auch zweimal geschoren, und man unterscheidet dann Sommer- und Winterwolle. Die bei dem ersten Scheeren des noch nicht 1 Jahr alten Thieres gewonnene W. heißt Lammwolle und zeichnet sich durch weiche, seidenartige Beschaffenheit aus. Von der Schurwolle, die von gesunden und lebenden Thieren gewonnen ist, muß man die Sterblingswolle kranker oder gefallener Schafe getrennt halten, weil dieselbe weniger Festigkeit und Elasticität besitzt und sich schlecht zum Färben eignet. Gerberwolle, Raufwolle, die in den Gerbereien und Saffianfabriken durch Kalk von den Fellen abgenommen wird, ist, da die Thiere nicht kurz vor der Schur geschlachtet zu werden pflegen, kürzer als Schurwolle, aber zum Spinnen sehr wohl brauchbar, besonders wenn sie mit langer W. gemischt wird. Für den Handel wird die W. sortirt (akkommodirt). Die feinste W. wächst auf den Blättern (Schulterblättern), doch steht derselben die W. von den Rippen und der Flanke, sowie von den flachen Seiten des Halses wenig nach; dann folgt die W. von der Keule. Diese 4 Theile werden die edleren genannt und sie bestimmen hauptsächlich den Werth des Vließes. Nacken, Widerrist und Rücken liefern W. von geringerer Beschaffenheit, noch schlechter ist die W. der Kehle, der Wamme, der Brust, der Schwanzwurzel und der Füße. Die W. am Bauch ist kurz und verwirrt, überdies sehr gewöhnlich durch Urin gelb oder braun gebeizt, Stirn und Scheitel haben ebenfalls W. von geringerem Werth und die schlechteste kommt von dem sogenannten Wolfsbiß, d. h. dem hintern Theil der Hinterschenkel. Die ganzen Vließe, wie sie die Schäfereien auf den Markt bringen, klassificirt man schätzungsweise und unterscheidet auf den Wollmärkten: superfeine, extrafeine oder hochfeine, feine, feinmittel, gut mittel, gut ordinäre und ordinäre W. Das Sortirungsgeschäft bezweckt aber eine Trennung der an Feinheit ꝛc. bemerkbar von einander abweichenden Wollportionen, und so entstehen Sorten, bei welchen nicht die Feinheit allein, sondern alle Eigenschaften der W. in Betracht kommen. Man unterscheidet feine W.n: Superelekta, Elekta, Prima und Sekunda; Mittelwolle: Tertia und Quarta; ordinäre W.: Quinta und Sexta, und schlechte Sorten und Abfall: Stücke und Locken.

Unter allen W. producirenden Ländern nimmt Deutschland hinsichtlich der Qualität der erzeugten W. immer noch den ersten Platz ein. Kein Land producirt so feine und weiche, dennoch aber feste W., wie sie zur Herstellung der hochfeinen Tuche u. Streichgarnmodestoffe nothwendig sind, als Deutschland. Namentlich sind die W.n von Sachsen, Preußen (vorzüglich Schlesien), Oesterreichisch-Schlesien und Mähren die gesuchtesten, nächst diesen die von Ungarn. Die englischen Streichwollen stehen den deutschen hinsichtlich der Feinheit bedeutend nach, dagegen producirt England große Mengen von Kammwolle von hartem kräftigen Haar mit starkem Glanz. Von großer Bedeutung sind die in den englischen Kolonien erzeugten W.n, zumal man sich dort alle Mühe gibt, die W. zu veredeln. Die günstigen Verhältnisse, unter welchen die Kolonien produciren, bedrohen Deutschland im höchsten Grad, und in voraussichtlich nicht zu langer Zeit werden nur noch die feinsten hochveredelten deutschen W.n in England Absatz finden. Vor dem Jahr 1800 betrug die Einfuhr von Schafwolle nach England 3 Millionen Pfund, im Jahr 1800 war sie bereits auf 9 Mill. Pfd. gestiegen und im Jahr 1861 hatte sie die Höhe von 144 Mill. Pfd. erreicht. Die Einfuhr aus Deutschland betrug 1800 nur 3200 Centner, durch die große Aufmerksamkeit, welche die sächsische Regierung dieser Produktion zuwandte, sowie durch die der Zucht des Merinoschafs äußerst günstigen Verhältnisse stieg dieselbe in überraschender Weise und erreichte 1838 ihren Höhepunkt mit 210,000 Ctrn. Allein im Ver-

Digitized by Google

hältniß, als Australien und das Kapland sich entwickelten, sank der Werth der Schafwolleinfuhr aus Deutschland sowie aus Spanien und Ungarn. Im Jahre 1861 betrug der Gesammtwollimport nach England:

von Rußland	12,616,984	Pfund,
„ Dänemark	1,089,595	„
„ Preußen	113,571	„
„ Hamburg	3,257,568	„
„ Holland	268,975	„
„ Belgien	889,742	„
„ Frankreich	1,148,168	„
„ Portugal	1,711,696	„
„ Spanien	680,554	„
„ Oesterreich	840,395	„
„ der Türkei	1,850,765	„
„ Syrien	149,538	„
„ Aegypten	1,426,998	„
„ Marokko	486,769	„
„ China	119,276	„
„ Nordamerika	978,043	„
„ den Inseln im stillen Meer	118,186	„
„ Peru	3,083,152	„
„ Bolivia	175,881	„
„ Chile	330,551	„
„ Uruguay	529,218	„
„ den argentinischen Staaten	5,093,352	„
„ Gibraltar	696,350	„
„ dem Kapland	18,076,286	„
„ Ostindien und Ceylon	19,161,014	„
„ Australien und Neuseeland	68,506,922	„
„ anderen Ländern	467,009	„
zusammen	144,066,943	Pfund.

Außer diesen theilweise wieder ausgeführten Quantitäten Schafwolle werden in England selbst jährlich über 110 Mill. Pfd. W. producirt und die Quantität der im Lande selbst jährlich verarbeiteten Schafwolle kann zu mehr als 190 Mill. Pfd. angenommen werden. Europa's Produktion ergibt sich aus der Zahl der Schafe. Es besitzen Belgien 670,000, England 40,000,000, Frankreich 35,000,000, Holland 800,000, Oesterreich 30,500,000, Preußen 18,000,000, die anderen Zollvereinsstaaten 14,000,000, die Schweiz 400,000, Italien 3,400,000, die europäische Türkei 4,000,000, Portugal 3,500,000, Spanien 20,000,000, Rußland 52,000,000, Schweden und Norwegen 430,000, Dänemark 380,000, Mecklenburg 1,208,000, zusammen 224,288,000 Stück. Rechnet man nun von jedem Schaf 2½ Pfd. W., so beträgt die jährliche Gesammtproduktion 561 Mill. Pfd., und es kommen auf jeden Bewohner Europa's nur 2 Pfd. W. Der ganze Mehrbedarf für die beiläufig 6500 Tuch- und Wollzeuchfabriken (England 2200, Frankreich 2000, Belgien 240, Zollverein 600, Oesterreich 500, Rußland 400, das übrige Europa 500) muß aus überseeischen Ländern gedeckt werden. Die Gesammtproduktion der Erde wird auf 1,676,770,000 Pfd. geschätzt, und wenn man jedes Pfund zu 10 Ngr. rechnet, so beträgt der Werth der gesammten Produktion 558,923,000 Thlr. Vgl. Schmidt, Die Schafzucht u. Wollkunde, Stuttg. 1852; Reißner, Beiträge zur Kenntniß der Haare der Menschen und der Säugethiere, Breslau 1854; Rohde, Beiträge zur Kenntniß des Wollhaars, Berlin 1857; von Nathusius, Das Wollhaar des Schafes in histologischer und technischer Beziehung mit vergleichender Berücksichtigung anderer Haare und der Haut, das. 1866; Braun, Compendium der Schafzucht und Wollkunde, Wien 1863; Janke, Wollproduktion unserer Erde und die Zukunft der deutschen Schafzucht, Breslau 1863; Sturz, Schafzucht und Wollproduktion für deutsche Rechnung in Uruguay, Berlin 1864.

Wollengarn, s. Garn.

Wollenzeuche, wollene Stoffe, zerfallen in gewalkte Streichgarngewebe (Tuche, tuchartig appretirte Waaren, Bukskins und Streichgarnmodestoffe, Flanelle und Decken, Filze) u. Kammgarngewebe (Thibets, Merinos, Bombasins, Alexines, Mousselines de laine, Barège, Cachemirs ꝛc.; dann Orleans [Camlots], Lastings, Serge, Möbeldamaste, Wollenplüsche, Velpel ꝛc., endlich Shawls und shawlartige Gewebe). Die meisten dieser Gewebe werden nicht nur aus reiner Wolle, sondern zuweilen auch aus Gemischen von Wolle mit Baumwolle, Leinen, Seide, Mohair und Alpaka in großer Mannichfaltigkeit hergestellt (gemischte Gewebe). In der Fabrikation der weichen Kammgarnstoffe und vorzüglich in einfarbigen Thibets und Merinos nimmt Frankreich den ersten Rang ein, während es in carrirten Stoffen der sächsischen Fabrikation nachsteht. England hat sich in neuerer Zeit mit größter Energie auf die harten Kammgarnstoffe und die gemischten Gewebe mit Alpaka u. Mohair geworfen. In Deutschland koncentrirt sich die Fabrikation der Kammgarnstoffe hauptsächlich auf Sachsen und das nordöstliche Böhmen. In Sachsen ist die Fabrikation wollener und halbwollener Zeuche und gemischter Damenkleiderstoffe eine der wichtigsten Industriebranchen, welche französische und englische Konkurrenz nicht zu fürchten braucht; Chemnitz liefert wollene und halbwollene Damaste und Möbelstoffe, die in der Billigkeit der Preise unübertroffen sind; ebenso berühmt sind die wollenen und halbwollenen Kleiderstoffe von Glauchau und Meerane. Die Fabrikation wird mit fast nur einer einzigen Ausnahme durch Hausindustrie betrieben. In Greiz und Gera fertigt man viele, besonders einfarbige Kleiderstoffe.

Wollfett, Waschfett, die aus den Waschwässern der Wollwäschereien u. Walkereien abgeschiedene Fettmasse, welche theils aus dem Fett des Schweißes der Wolle, theils aus Seifen besteht. Durch Behandlung mit Schwefelsäure scheidet man die Fettsäuren ab, welche als dunkle, unreine, übelriechende Massen in den Handel kommen. Man benutzt sie roh zur Bereitung von Leuchtgas oder Wagenschmiere, oder unterwirft sie einer Destillation mit überhitzten Wasserdämpfen, um das Destillat auf Stearinsäure und Oleïnsäure zu verarbeiten. Erstere kann zur Kerzenfabrikation benutzt werden, aus letzterer macht man ordinäre Seifen, denen aber immer noch ein eigenthümlicher Geruch nach Schafschweiß anhaftet.

Wollgras, Pflanzengattung, s. v. a. Eriophorum *L.*

Wollin, zur preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, gehörige Insel an der Ostsee, ist im Westen von der Insel Usedom, mit der sie den Kreis Usedom-Wollin bildet, durch die Swine, im Osten vom Festlande durch die Divenow getrennt und hat einen Flächeninhalt von 4½ QMeilen mit ungefähr 12,000 Einwohnern. Die Oberfläche ist eine nur von den lebbinschen Höhen unterbrochene sandige

Digitized by Google

und wenig ergiebige Ebene, in die nur zahlreiche Seen u. Waldungen einige Abwechselung bringen. Die Küste ist mit Dünen und Hügeln von Flugsand besetzt, die ihre Gestalt oft verändern. Hier und da sind gute Weideplätze. Hauptbeschäftigung der Einwohner sind Viehzucht und Häringsfischerei. Auch das Bernsteinsammeln beschäftigt viele Hände. Die gleichnamige Stadt, an der Divenow, ist durch 3 Brücken mit dem Festlande verbunden, hat Schifffahrt, Schiffbau, Fischerei, Holzhandel, Vieh- und Pferdemärkte und 5039 Einwohner. W., wahrscheinlich das alte Julin, Handelsplatz der Obotriten, seit 1125 Sitz eines Bisthums, das 1170 nach Kammin verlegt wurde, ward 1183 von Knut VI. von Dänemark zerstört. Nach Schafarik sind Julin, Jumne, Jomsburg und Vineta, d. h. Wendenstadt, nur verschiedene Namen desselben Orts. An der Nordküste ist in neuerer Zeit das Fischerdorf Mistroy od. Misdroy als Seebad in Aufnahme gekommen. Vgl. W. von Raumer, Die Insel W. und das Seebad Mistroy, Berlin 1851.

Wollmesser (Eriometer), Instrument zur Messung der Dicke eines Wollhaares. Von den zahlreichen Konstruktionen ist die von Dollond jedenfalls die beste. Der dollondsche W. besteht aus einem zusammengesetzten Mikroskop, vor dessen Objektivlinse ein Zerstreuungsglas angebracht ist. Dies ist mittelst eines durch seinen Mittelpunkt gehenden geraden Schnittes in zwei gleiche Hälften getheilt, welche sich neben einander in der Richtung des Schnitts verschieben lassen. Diese Verschiebung geschieht durch eine feine Verzahnung und wird mittelst eines Nonius bis auf 0,127 Millimeter genau gemessen. Das zu messende Wollhaar spannt man vor dem Zerstreuungsglase so aus, daß es rechtwinklig gegen den Schnitt steht. Blickt man durch das Mikroskop, so erscheint das Bild des Haares fünfzigfach vergrößert, und zwar ist dies Bild einfach, wenn die Hälften des Zerstreuungsglases unverschoben sind. Verschiebt man aber die Theile des Glases, so erscheinen 2 Bilder neben einander und die Verschiebung beträgt genau so viel als die Breite des einfachen Bildes (d. h. als der fünfzigfache Durchmesser des Haares), wenn man die Hälften des Glases so stellt, daß die beiden Bilder ohne Zwischenraum, aber auch ohne sich theilweise zu decken, neben einander erscheinen. In diesem Zustande wird die Größe der Verschiebung auf dem Nonius abgelesen. Ein jeder Theil des letzteren drückt hierbei 0,00254 Millim. aus und wird ein Grad genannt. Wolle, welche am Eriometer z. B. 5 Grad zeigt, hat also 0,0127 Millim. Durchmesser.

Wollmirstädt, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, am linken Ufer der Ohre, hat eine Gerichtsdeputation, ein Schloß, Stärke- und Bandfabrikation, Lein- und Baumwollweberei, Färberei, Zeugdruckerei, Gerberei, Ziegelbrennerei und 3967 Einwohner.

Wollmosaik, ein von Fonrobert und Bruckner in Berlin erfundener Wollstoff, der sich durch feines sammtartiges Aussehen und Feinheit in den Farben und Schattirungen auszeichnet. Man pudert Scheerwolle der verschiedensten Farbennuancen auf eine mit flüssig gemachtem Kautschuk getränkte Fläche, wodurch man verschiedenartige Zeichnungen, Blumenkränze ꝛc. erhält. Die W. eignet sich zu Fußteppichen, Möbelüberzügen, Tapeten ꝛc.

Wologda, europäisch-russisches Gouvernement, grenzt nördlich an Archangel, nordwestlich an Olonetz, südlich an Pran, Wiatka, Kostroma und Jaroslaw, westlich an Nowgorod, wird im Osten durch den Ural von Tobolsk getrennt und hat einen Flächeninhalt von 7289 QMeilen mit (1864) 974,721 Einwohnern, größtentheils Russen. Es ist nächst Archangel das größte Gouvernement des europäischen Rußland. Das Land ist eben, nur im östlichen Theile durch Ausläufer des Ural etwas bergig, großentheils sumpfig und feucht, doch für Ackerbau und Viehzucht geeignet. Der dem Ackerbau günstigste Theil ist der südwestliche, die Kreise Wologda, Kadnikow, Nikolsk und Totma umfassende. Wälder und Sümpfe nehmen den größten Theil des Gouvernements ein. Die bedeutendsten Flüsse sind die Suchona, die nach ihrer Vereinigung mit dem Jug den Namen Dwina führt und als solche die schiffbare Wytschegda, die Wyschora, den Wyn und andere Nebenflüsse aufnimmt, ferner die Waga, der Mesen, die Waschka, Pinega und Petschora. Der größte Landsee ist der Kubinskoje-Ozero im Südwesten, $8^1/_2$ Meilen lang, bis 2 Meilen breit, $7^1/_2$ QMeilen groß. Das Klima ist ziemlich rauh, doch gesund, im Süden wärmer, allenthalben aber tritt die Winterkälte frühzeitig ein. Die Wälder bestehen vorwiegend aus Nadelhölzern. Der Ackerbau wird zwar mit Sorgfalt getrieben, gibt aber einen geringen Ertrag an Getreide, einen bedeutenderen an Flachs und Hanf. Gemüse gewinnt man in den nördlichen Gegenden nur hier und da, Obst nur an wenigen Orten. Die Waldungen liefern Theer, Kohlen, Schiff- und anderes Bauholz, Potasche ꝛc., Pilze, Beeren ꝛc. und gewähren ergiebige Jagd auf Elenn- und Rennthiere, Raub- und Pelzwild (Luchse, Vielfraße, Fischottern, Eichhörnchen, Bären, Wölfe) und verschiedenes Geflügel. Von Hausthieren werden besonders Pferde und Rinder gehalten. Die Fischerei auf Sterlete, Lachse und gemeinere Fische gibt keinen bedeutenden Ertrag. Das Mineralreich liefert besonders Kupfer und Eisen, Salz in großer Menge, Torf ꝛc. Die Industrie ist nicht von Bedeutung und beschränkt sich auf die Fabrikation von Tuch, Kattun, Leinwand, Glas, Eisenwaaren, Papier, Branntwein, Leder, Holzwaaren ꝛc. Ungleich ansehnlicher ist der Handel, besonders auf den Flüssen. Das Wappen ist eine aus den Wolken hervorragende Hand, welche einen goldnen Reichsapfel und ein silbernes Schwert hält. Das Land zerfiel früher in die Fürstenthümer Jugorien und Udorien, wurde später zu Archangel geschlagen und 1780 zu einem eigenen Gouvernement erhoben. Es zerfällt in die 10 Kreise: Wologda, Grjiasowetz, Kadnikow, Weisk, Totma, Nikolsk, Ustjug-Weliki, Solwytschegodsk, Jarensk und Ustsyssolsk. Die Hauptstadt W., an beiden Ufern des gleichnamigen Flusses, der in die Suchona fließt, ist eine alte Stadt, die schon im 12. Jahrhundert erwähnt wird, Sitz eines Civilgouverneurs, eines

Digitized by Google

Bischofs und anderer Behörden, hat 56 Kirchen, worunter 2 Kathedralen, ein Mönchs- u. Nonnenkloster, ein Seminar, Gymnasium mit adeliger Pension, eine weltliche und eine geistliche Kreisschule, mehre wohlthätige Anstalten, einen Kaufhof, Fabrikation von Leder, Seife, Lichten, Seidenzeuchen, Farben, Gold- und Silberwaaren ꝛc., Handel mit diesen Fabrikaten, sowie mit Hanf, Wachs, Talg, Borsten, Salzfleisch, und 16,900 Einwohner. W. ist Hauptstapelplatz für den Verkehr vom weißen Meere nach dem Innern.

Wolokolamsk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Moskau, an der in die Schaschka sich ergießenden Lama, hat 7 Kirchen, eine Kreis- und Pfarrschule, einige Fabriken und 1290 Einw. In der Nähe ein reiches Kloster, 1479 gestiftet.

Wolsey, Thomas, Kardinal, Erzbischof von York und Minister Heinrichs VIII. von England, geboren 1471 zu Ipswich, studirte zu Oxford Theologie, ward Pfarrer zu Limington in Somerset und, durch den Bischof Fox empfohlen, Kaplan des Königs, der ihn 1506 als Gesandten zum Kaiser Maximilian nach Brügge schickte. Heinrich VIII. ernannte ihn 1509 zu seinem Almosenier und 1510 zum Mitglied des Staatsraths. Im Jahre 1513 erhielt er das Bisthum Tournay und 1514 auch die Bisthümer Lincoln und York. Sein Einfluß beim König war bereits so groß, daß ihn Papst Leo X. 1515 durch die Verleihung des Kardinalshutes zu gewinnen suchte. Als der Bischof von Canterbury, durch den Stolz des Emporkömmlings verletzt, die Kanzlerstelle niederlegte, ward dieselbe W. übertragen, und da diese Erhebung den Rücktritt der übrigen Kronräthe veranlaßte, so kam die ganze Regierungsgewalt in seine Hände. Die Stellung König Heinrichs als Schiedsrichters zwischen Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich gab W. Gelegenheit, dieses Verhältniß für seine eigene wie für des Königs Machtvergrößerung auszubeuten. Er ließ sich zuerst von Franz I. gewinnen und gab demselben 1516, gegen ein Jahrgeld von 12,000 Livres, Tournay zurück. Der Papst ernannte ihn 1518 zum Legaten a latere mit sehr ausgebreiteten Rechten und einem Jahrgeld von 7500 Dukaten. Mit W.'s Gewalt stieg aber auch sein Stolz, seine Anmaßung und seine Prachtliebe. Er errichtete als Legat einen eigenen Gerichtshof und bedrückte den Klerus. Willkürlich vereinigte er die reichen Bisthümer Durham und Winchester mit dem Erzbisthum York, zog die Abtei St.-Albans ein und riß viele Pfründen und Einkünfte an sich. Die Bisthümer Bath, Hereford und Worcester verlieh er an Ausländer, die sich mit dem Titel und einem geringen Jahrgelde begnügten. Seine Einkünfte wurden dadurch fast denen der Krone gleich; sein Aufwand überstieg aber auch den der meisten Könige, an seinem Hofe lebten 8000 Personen, darunter selbst Grafen, Barone und Söhne vornehmer Familien, die auf Beförderung spekulirten. Als W. 1520 sowohl Franz I. als Kaiser Karl V. eine Zusammenkunft mit Heinrich VIII. verschaffte, verschwendeten beide ihre Gunstbezeigungen an W., der sich endlich gegen ein Jahrgeld von 7000 Dukaten und die Aussicht auf die Papstwürde für den Kaiser erklärte. Nachdem er im August 1521 zwischen Karl und Franz zu Calais eine Friedensvermittelung versucht, schloß er am 21. Nov. mit dem Kaiser ein geheimes Bündniß, vermöge dessen Heinrich VIII. das Verhältniß mit Frankreich aufgeben und gegen dasselbe den Krieg erklären sollte. Da der Kaiser ihm weder nach Leo's X., noch nach Hadrians VI. Tode, wie er ihm versprochen hatte, zur Erhebung auf den päpstlichen Stuhl behülflich war, beredete er seinen König 1525, wieder ein Bündniß mit Frankreich zu schließen und 1528 dem Kaiser den Krieg zu erklären, der jedoch schon im folgenden Jahre durch den Frieden von Cambray beendet wurde. Sein anfänglicher Widerspruch gegen die Scheidung Heinrichs VIII. von Katharina von Aragonien zog ihm aber den Haß der Anna Boleyn zu, und als die Scheidung von Seite des Papstes Hindernisse fand, glaubte Boleyn und der König den Grund hiervon in Intriguen W.'s finden zu müssen. Am 18. Oktober 1529 mußte er plötzlich unter nichtigem Vorwande das Reichssiegel abgeben, seinen prächtigen Palast zu London, das spätere Whitehall, verlassen und sich auf das Landhaus Esher bei Hamptoncourt zurückziehen. Zwar ließ ihn der König im Besitz der Bisthümer York und Winchester, aber das Parlament setzte 44, zum Theil lächerliche Klagpunkte gegen ihn auf und verurtheilte ihn zum Verlust seiner Güter und zu ewigem Gefängniß. Heinrich VIII. begnadigte ihn zwar, verwies ihn aber ins Erzbisthum York, wo er zu Cawood seine Residenz aufschlug. Im November 1530 von Neuem des Hochverraths angeklagt, sollte er nach London gebracht werden, † aber unterwegs am 28. Nov. 1530 in der Abtei Leicester. Mit ihm verlor Heinrich VIII. den Halt seines Privatlebens wie seiner Politik. W. liebte die Wissenschaften und gründete aus eigenen Mitteln mehre Kollegien und Unterrichtsanstalten. Auch soll er mit dem Plan einer Kirchenverbesserung in England umgegangen sein, wiewohl er den von Deutschland herandringenden Protestantismus hart verfolgte. Sein Leben beschrieben Cavendish (Lond. 1607; neue Aufl. von Holmes, 1852), Galt (das. 1812; 3. Aufl. von Hazlitt, 1846), Howard (das. 1824) und Martin (Oxford 1862).

Wolfingham, Stadt in der englischen Grafschaft Durham, am Wear, hat eine lateinische Schule, Fabrikation von Tuch und Eisenwaaren, Kohlengruben und 5531 Einw.

Wolsk (Wolhsk), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Saratow, am rechten Ufer der Wolga und zwischen den beiden Flüßchen Malykowka, von steilen Bergen eingeschlossen, hat 5 Kirchen, eine Kreis- und eine Pfarrschule, eine Gartenbauschule, wo Arbusen, Melonen und Kürbise in Menge gezogen werden, Fabriken, einen wichtigen Flußhafen, stark besuchten Jahrmarkt (25. Sept. bis 1. Okt.) und 23,070 Einw., darunter viele reiche Kaufleute. Der Kreis W. enthält mehre deutsch-schweizerische Kolonien.

Woltmann, Karl Ludwig von, deutscher Geschichtschreiber, geboren am 9. Febr. 1770 zu Oldenburg, studirte erst zu Göttingen die Rechte, dann Geschichte. Zwar sandte ihm Schiller einen für die „Thalia" bestimmten Aufsatz ohne Ant-

Digitized by Google

wort zurück, doch ließ sich W. dadurch nicht abschrecken und wurde später besonders durch Bürger zur historischen Schriftstellerei ermuntert. Nachdem er 1792 eine Zeitlang in Oldenburg Vorlesungen für die Schüler des Gymnasiums gehalten, ging er wieder nach Göttingen, um sich auf ein akademisches Lehramt vorzubereiten, wobei ihm jedoch der akademische Ritus und seine Armuth unübersteigliche Hindernisse in den Weg legten. Er begann unterdeß eine „Geschichte der Deutschen in der sächsischen Periode" (1794), deren zweiter Theil aber nicht erschien. Bei dem Ausbruch der französischen Revolution erklärte er sich für einen ihrer eifrigsten Anhänger und zog sich dadurch viele Feinde zu. Durch Spittlers Vermittelung ward ihm gestattet, in Göttingen akademische Vorlesungen zu halten, und seine Recensionen in den „Göttinger Anzeigen" bewirkten seine Berufung als Professor der Geschichte nach Jena. Hier schrieb er seinen „Grundriß der älteren Menschengeschichte" (1. Bd., Jena 1790), dem später der „Grundriß der neuen Menschengeschichte" (das. 1796—1800, 2 Bde.) folgte, seine „Geschichte Frankreichs" (Berlin 1797, 2 Bde.) und seine „Kleinen historischen Schriften" (Jena 1797, 2 Bde.). Im Jahre 1799 ging er nach Berlin, wo er 1800 die „Zeitschrift für Geschichte und Politik" (Berlin 1800—5) gründete. Im folgenden Jahre ward er hier Resident des Landgrafen von Hessen-Homburg, 1804 Geschäftsträger des Kurerzkanzlers u. 1806 unter Erhebung in den Adelsstand auch für die Städte Bremen, Hamburg und Nürnberg. Als aber 1806 durch die Schlacht bei Jena seine diplomatische Wirksamkeit fast ganz gelähmt wurde, widmete er sich ausschließlich literarischen Arbeiten. Er gab seine „Geschichte der Reformation" (Altona 1800 ff., 3 Bde.) heraus, vollendete seine Uebersetzung des Tacitus (Berlin 1811—17, 6 Bde.) und arbeitete eine „Geschichte des westphälischen Friedens" (Berl. 1808, 2 Bde.) aus. Nach der Schlacht bei Lützen (1813) mußte er vor Napoleon I. aus Berlin nach Prag fliehen, da er, ein ehemaliger Lobredner Napoleons, dem Minister von Stein seine Dienste angeboten hatte. Er † zu Prag am 19. Juni 1817. Außer den schon erwähnten Schriften haben wir von ihm eine „Geschichte Böhmens" (Prag 1815, 2 Bde.), eine Uebersetzung des Sallustius und „Memoiren des Freiherrn von S—a" (Prag 1815, 3 Bde.). Eine Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" veranstaltete seine Wittwe (Berlin 1818—21, 12 Bde.). Seine Gattin, Karoline von W., geboren den 6. März 1782, Tochter des Geheimeraths und Arztes Stosch, war 1799—1804 mit dem Kriegsrath Karl Müchler, dann seit 1805 mit W. verheirathet und hatte vielfachen Antheil an dessen Arbeiten. Ihre Erzählungen und Gedichte finden sich nebst denen ihres Gatten abgedruckt in „Karl und Karolina von W.s Schriften" (Berlin 1806—7, 5 Bde.). Nach dem Tode des Gatten blieb sie in Prag zurück, später wendete sie sich nach Berlin, wo sie am 18. Nov. 1847 †. Von ihren Schriften sind hervorzuheben: „Volkssagen der Böhmen" (Prag 1815, 2 Bde.) und „Neue Volkssagen" (Halberst. 1820); mehre Jugendschriften, „Historische Darstellungen" (das. 1820) und „Ueber Beruf, Verhältniß, Tugend und Bildung der Frauen" (Prag 1820).

Woltschansk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Charkow, an beiden Ufern der Woltschja, eines Arms des Donez, hat 2 Kirchen, eine Kreisschule mit Lancasterschule, Feldbau und 7900 Einw.

Wolverene, in Nordamerika s. v. a. Vielfraß, Gulo borealis *Storr.*

Wolverhampton, Stadt in der englischen Grafschaft Stafford, an der Eisenbahn von Birmingham nach Liverpool und am Kanal von Bristol gelegen, inmitten von Steinkohlengruben und Eisenhütten, hat mehre Kirchen, darunter die Kollegiatkirche zu St. Peter mit Grabmonumenten, einem schönen Taufbecken und Glockenspiel, eine lateinische Schule, Bibliothek, eine Stadt- und eine Markthalle, Fabrikation von Eisenwaaren der verschiedensten Art, verzinnten und Messingwaaren, Papiermachéwaaren, Chemikalien, Seilerei, Gerberei, Ziegelbrennerei, Handel und 60,858 Einw. Die Stadt ist mit ihrer Umgebung Hauptsitz der englischen Eisenfabrikation.

Wolverlei, Pflanzengattung, s. v. a. Arnica *L.*

Wolzogen, altadeliges Geschlecht, das früher in Tyrol und Niederösterreich ansässig war, zu Anfang des dreißigjährigen Kriegs aber sich in Franken und Brandenburg, Schlesien und Obersachsen niederließ. Die Familie theilte sich seit dem 16. Jahrhundert in die neuhausische und mißingdorfische Linie. Jene ward 1607 in den Reichsfreiherrenstand erhoben, die jüngere erlosch um 1700. Der letztern gehörten an der als Socinianer berühmte Johann Ludwig von W., geboren 1596, starb zu Schlichtenheim in Polen 1658, und Ludwig von W., geboren 1632, starb 1690 als arminianischer Professor der Kirchengeschichte zu Utrecht. Hans Christoph von W., aus der ältern Linie, geboren 1666, Premierminister des Herzogs Christian zu Sachsen-Weißenfels, starb 1734, hatte 2 Söhne, die 2 Linien gründeten, von denen die jüngere oder bauerbacher noch blüht. Ihr gehörte an: Justus Ludwig, Freiherr von W., geboren am 3. Februar 1773 zu Meiningen, besuchte 1781 die Karlsschule in Stuttgart, trat 1792 als Lieutenant in die würtembergische Garde und 1794 in preußische Dienste, in denen er bis zum Lieutenant aufgerückt war, als ihm 1802 der Herzog Eugen von Würtemberg die Erziehung seines ältesten Sohnes anvertraute. Im Jahre 1805 zum würtembergischen Major, Flügeladjutanten und Kammerherrn ernannt, machte er als Quartiermeister beim Generalstabe den Feldzug jenes Jahres mit. Obgleich W. im folgenden Jahre zum Oberstlieutenant und Kommandeur der Garde zu Fuß aufrückte, trat er doch 1807 abermals in preußische Dienste, nach dem tilsiter Frieden in russische. Im September 1807 wurde er Major beim russischen Generalstabe und 1811 Oberstlieutenant und Flügeladjutant des Kaisers. Zum Zwecke der Rekognoscirung bereiste er das Land zwischen der Düna, dem Niemen, dem Dnjepr und dem Bug, wurde 1812 zum Obersten befördert und stand als solcher unter dem Oberbefehl Barclay de Tolly's. Während des Feldzugs von 1813 befand er sich im Gefolge des

Digitized by Google

Kaisers, nahm an den Schlachten bei Großgörschen, Bautzen, Dresden und Leipzig Theil und wurde noch am Abend des 18. Oktober zum Generalmajor ernannt. Nachdem er hierauf an der Organisation der deutschen Heere Antheil genommen, wurde er dem 3. Armeecorps, welches der Herzog von Weimar nach den Niederlanden führte, als Chef des Generalstabs beigegeben. Während des wiener Kongresses trat W. wieder in preußische Dienste zurück, wurde aber durch Krankheit von der Theilnahme am Feldzuge von 1815 abgehalten. Nach dem Frieden ward er mit der militärischen Organisation der preußischen Prinzen, auch mit mehren diplomatischen Aufträgen betraut und 1818 als preußischer Militärkommissar bei der deutschen Bundesversammlung angestellt. Seit 1820 Generallieutenant, übernahm er 1826 als einer der Kommissarien der Bundesversammlung die deutsche Festung Luxemburg, ward 1836 als General der Infanterie in den Ruhestand versetzt u. starb den 4. Juli 1845 zu Berlin. Die aus seinem Nachlasse veröffentlichten „Memoiren" (Leipzig 1851) bieten interessante Aufschlüsse über die Zeitgeschichte. **Karoline von W.**, geborene **von Lengefeld**, deutsche Dichterin, geboren am 3. Febr. 1763 zu Rudolstadt, genoß eine treffliche Erziehung und ward bereits in ihrem 16. Jahre an den rudolstädter geheimen Rath von Beulwitz verheirathet, aber bald wieder geschieden, worauf sie im Hause ihrer Mutter lebte. Im Spätherbst 1787 kam Schiller nach Rudolstadt und war nun ein regelmäßiger Gast der Familie, der er durch die Verlobung mit der jüngeren Schwester Charlotte noch näher trat. Im August 1796 verheirathete sich Karoline wieder mit dem weimarischen Oberhofmeister **Wilhelm von W.** (geboren 1762, † 1809), einem Jugendfreund Schillers von der Karlsschule her. Als Dichterin trat sie zuerst anonym mit dem Roman „Agnes von Lilien" (Berlin 1798, 2 Bde.) auf, den Viele, selbst die beiden Schlegel Goethe zuschrieben, während dieser Schiller einen großen Einfluß auf den Roman beimaß. In der That gehört derselbe durch anmuthige Darstellung, tiefe poetische Wahrheit, Zartheit des Gefühls und sittliche Tüchtigkeit noch jetzt zu den besten derartigen Werken. Als Wilhelm von W. 1804 zum geheimen Rath und Mitglied des Ministeriums ernannt wurde, trat Karoline in nähere Beziehungen zu dem weimarischen Hofe, nach dem Tode ihres einzigen Sohnes aus zweiter Ehe aber siedelte sie nach Jena über. Hier schrieb sie „Erzählungen" (Stuttg. 1826—27, 2 Bde.) und ihr Hauptwerk, „Schillers Leben, verfaßt aus den Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner" (Stuttg. u. Tüb. 1830, 2 Bde.; neue Aufl. 1845), ausgezeichnet durch Treue, Reichhaltigkeit und liebevolle Wärme der Darstellung. Sie starb zu Jena den 11. Januar 1847. Ihr „Literarischer Nachlaß" erschien zu Leipzig 1848—49, 5 Bde.

Wombat (Phascolomys *Geoffr.*, **Beutelmaus**), Säugethiergattung aus der Ordnung der Beutelthiere, charakterisirt durch den sehr plumpen Körperbau, den ungeschlachten Kopf, den kurzen, starken Hals, die kurzen, krummen Gliedmaßen, die fünfzehigen Füße, welche mit langen, starken, nur an den verkümmerten hinteren Daumen fehlenden Grabkrallen bewaffnet sind, und den Stummelschwanz, nächtliche, schwerfällige, bärenähnliche, harmlose Thiere, welche von Vegetabilien leben und sich Höhlen graben. Am bekanntesten ist der sogenannte **australische Dachs** (Ph. fossor *Geoffr.*, Ph. Wombat *Péron.*). Er hat eine dichte, ziemlich weiche, an der Oberseite bräunliche, bald mehr ins Gelbliche, bald mehr ins Gräuliche übergehende, an der Unterseite weißliche Behaarung, ist 2½—3 Fuß lang, am Widerrist 1 Fuß hoch, selten unter 60 Pfund schwer und bewohnt Vandiemensland und die Südküste von Neusüdwales, wo er sich in dichten Wäldern Höhlungen in den Boden gräbt, um den Tag schlafend darin zuzubringen. Erst nach Anbruch der Nacht geht er seiner Nahrung nach, die in Gras, allerlei Kräutern und Wurzeln besteht. Sein Fleisch gilt in Australien als wohlschmeckend; auch sein Fell wird benutzt, aber wenig geschätzt.

Wongrowitz, Kreisstadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, an der Welna, mit evangelischer und katholischer Kirche, ehemaliger Cistercienserabtei, Synagoge, Leinweberei, Färberei, bedeutendem Schweinehandel und 3378 Einwohnern.

Wongshy (Wongski), chinesische Gelbschoten, die kapselartigen Früchte der Gardonia grandiflora *Lour.*, kommt als Farbdrogue aus China in den Handel. Die Kapseln sind einschalig, lang, oval, 1½—2 Zoll lang, am dicksten Theil etwa ½ Zoll im Durchmesser, röthlichgelb, von schwachem Safrangeruch und enthalten im Innern viel dreieckig-rundliche, oft etwas punktirte, gelbe Samen in einem schön rothen Fruchtbrei. Man digerirt den gepulverten W. 24 Stunden lang mit 20 Theilen lauwarmem Wasser und benutzt den durch Absetzen geklärten Auszug bei einer Temperatur von 40° C. Die Farbe wird schön orange und haftet auf Wolle und Seide ohne Anwendung von Beizen, auf Baumwolle am schönsten mit Zinnbeize. Der Farbstoff widersteht der Seife, aber nicht dem Licht und gleicht in seinen Eigenschaften am meisten dem Farbstoff des Orlean.

Wood, Sir Charles, englischer Staatsmann, geboren den 20. December 1800 zu Pontefract, kam 1826 in das Unterhaus, ward 1832 Sekretär in der Treasury, war von 1834—39 erster Sekretär der Admiralität und von 1846 bis 1852 Schatzkanzler. Im December dieses Jahres ward er im Koalitionsministerium Palmerston-Gladstone abermals Mitglied des Kabinets und Präsident des Bureau's der ostindischen Angelegenheiten und 1853 brachte er die Indiabill, das neue Grundgesetz für Ostindien, ein. Am 29. Jan. 1855 mit dem übrigen Kabinet zurückgetreten, ward er am 23. Februar im neugebildeten Whigministerium Palmerston-Russell erster Lord der Admiralität. Im Februar 1858 trat er mit diesem wieder zurück und erhielt hierauf am 18. Juni 1859 im Whigministerium Palmerston-Russell die Stelle des Staatssekretärs für Indien.

Woodbridge, Stadt in der englischen Grafschaft Suffolk, an der Mündung des Deben, hat eine Kaserne, ein Zuchthaus, eine Freischule, be-

Digitized by Google

deutenden Küstenhandel, starke Getreideausfuhr und 4513 Einwohner.

Woodstock, Stadt in der englischen Grafschaft Oxford, am Evenlode, hat eine Stadthalle, lateinische Schule, bedeutende Handschuhfabrikation und 7827 Einwohner. Dabei Blenheimhouse (s. Blenheim).

Woollett, William, englischer Kupferstecher, geboren 1735 zu Maidstone in Kent, ward Schüler von John Finnay u. Vinares, bildete sich aber eine eigene Manier, besonders in der Landschaft. Gleichsam spielend die Nadel führend, wußte er Bäumen, Felsen und Pflanzen eine hohe Mannichfaltigkeit und charakteristische Wahrheit zu geben. Die Vorgründe radirte er mit ungewöhnlich breiten Strichen, die er dann mit dem Grabstichel überschnitt und durch Ausfüllung der Zwischenräume aneinander brachte. Sein Wasser und seine Luft sind von der reinsten und saubersten Grabstichelarbeit. Die größte unter seinen 174 Arbeiten ist „Jakob und Laban", nach Claude Lorrain; die gesuchtesten sind sein Tod des Generals Wolfe und die Schlacht am Boyne nach West. Unter den übrigen sind Niobe, Phaëthon, Celadon und Amalia nach Richard Wilson und die römischen Ruinen nach Claude Lorrain zu erwähnen. Bei späteren Arbeiten ließ er sich von seinen Schülern Browne, Pouncy, Ellis, Emes, Smith u. A. unterstützen. Er † am 22. Mai 1785 zu London und wurde in der Westminsterabtei begraben.

Woolli (Oulli), Mandingoreich in Senegambien, nördlich vom Gambia und der Wildniß Simbani (Simibani), ist fruchtbar und gut angebaut und hat Kassanah (Medinah) zum Hauptort. Der Beherrscher führt den Titel Mansa.

Woolston, Thomas, englischer Theolog, geboren 1669 zu Northampton, studirte zu Cambridge und ward Fellow am Sidneykollegium daselbst, aber wegen seiner allegorischen Erklärungsweise der Bibel und seiner Angriffe auf die englische Kirche und Geistlichkeit 1721 seiner Pfründe für verlustig erklärt u., als er in seinem „Moderator" (London 1725) und in seinen „Six Discourses on the miracles of our Saviour" (das. 1727—29) die Wunder Christi leugnete, 1728 der Gotteslästerung angeklagt und zu Geld- und Gefängnißstrafe verurtheilt. Seine „Defence of the Discourses" (London 1729—30, 2 Bde.) führte ihn von Neuem ins Gefängniß, in welchem er den 27. Januar 1733 †.

Woolwich, Stadt und Flottenstation in der englischen Grafschaft Kent, rechts an der Themse, hat als Mittelpunkt des gesammten englischen Artilleriewesens ein ungeheures Artilleriezeughaus mit den umfangreichsten Anstalten und Werkstätten zu Kanonengießerei, Stückbohrerei, einem großen Laboratorium für Feuerwerker, Magazinen, Waffen- und Munitionsvorräthen. Auch sind hier bedeutende königliche Werften, die ältesten Englands, auf denen große Kriegsschiffe, auch Dampfboote gebaut werden, eine 1200 Fuß lange Taudreherei, Ankerschmieden und andere Marineanstalten. Die Zahl der Beamten und Arbeiter, die in allen diesen Anstalten beschäftigt sind, beläuft sich in Friedenszeiten auf 12,000. Auch hat W. große Artillerie-, Sappeur- und Marinekasernen, ein Artilleriehospital, eine königliche Militärakademie für Artillerie und Geniewesen (Royal military academy) mit 80 Zöglingen (Kadeten) und 24 Professoren und Lehrern, eine Sammlung von allerlei sehenswerthen Merkwürdigkeiten, Festungsmodellen ꝛc. Die Stadt hat 41,695 Einwohner. Bemerkenswerth ist die von der Königin Anna erbaute schöne Kirche. Auf der Themse liegen Convict-Ships oder Hulks, d. h. abgetakelte Kriegsschiffe, worin mehre Hundert von Verbrechern eingesperrt sind, die im Dockyard und Arsenal, in den Ballast lighters, zur Reinigung der Sandbänke ꝛc. verwendet werden.

Woorari (Urari), s. Pfeilgift.

Worbis, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, unweit der Quelle der Wipper, hat eine katholische Kirche, Woll- und Leinweberei, Baumwollzeugfabrikation, Färberei und 2043 Einwohner.

Worcester, eine der westlichen Grafschaften Englands, grenzt an die Grafschaften Hereford, Salop, Stafford, Warwick und Gloucester und hat ein Areal von 34,7 QMeilen, wovon $^{9}/_{10}$ aus Aeckern, Wiesen und Weiden bestehen, mit 307,600 Einwohnern. Die Grafschaft wird in breitem Flußthal vom Severn und dessen Nebenflüssen Avon, Teme und Stour, sowie von verschiedenen Kanälen durchströmt, welche den Hauptfluß mit dem großen Kanalnetze Englands verbinden. Die bedeutendsten Erhebungen des Landes sind die Malvernhügel an der Südwestgrenze, 1354 Fuß hoch, die Bredonhügel am Avon, 844 Fuß, und die Hügel an der Nordgrenze zwischen Hales-Owen und Bromgrove. In den Flußthälern gedeihen in üppiger Fülle nicht nur Getreide, Hülsenfrüchte und Gemüse, sondern auch feine Obstsorten, aus denen eine große Menge Cider bereitet wird. Die Abhänge der Berge liefern treffliche Weiden für Schafheerden; auf den Höhen selbst aber ist der Boden steinig. Das Klima ist angenehm; es reift Hopfen und Safran. Mehre Salzquellen sind aber äußerst ergiebig; die Saline zu Droitwich liefert jährlich an 28,000 Centner Salz. Haupterwerbszweig der Einwohner ist Landwirthschaft; die Industrie liefert Porzellan, Eisen- und Stahlwaaren, Handschuhe ꝛc. Die Hauptstadt, am östlichen Ufer des Severn gelegen, ist geräumig und gut gebaut, Sitz eines Bischofs, hat ein Rathhaus, einen Gerichtshof, ein Gefängniß, eine Getreide- und Hopfenbörse, Markt- und Lederhalle, 22 Kirchen, ein Krankenhaus, ein Versorgungshaus, eine Industrieschule, lateinische Schule, eine naturforschende Gesellschaft mit Museum, ein Theater, eine Musikhalle, Fabrikation von ausgezeichnetem Porzellan und Handschuhen, Eisengießerei, Seidenspinnerei, Gerberei, Seilerei und 31,227 Einwohner. Die Stadt ist beliebter Winteraufenthalt der reichen Gutsbesitzer aus dem Fürstenthum Wales, sowie aus ganz Süd- und Westengland. Die schon 680 von König Ethelred von Mercia gegründete, aber erst im 13. und 14. Jahrhundert vollendete gothische Kathedrale, mit merkwürdigen unterirdischen Gewölben, enthält die Gräber des Königs Johann und des Prinzen Arthur, des Bruders

Digitized by Google

Heinrichs VIII., einen Thurm für 8 Glocken, deren schwerste 6600 Pfund wiegt, und andere Sehenswürdigkeiten. Zu dem Dom gehört ein mächtiges Klostergebäude, in dessen Kapitelsaal eine an theologischen Werken sehr reiche Bibliothek aufgestellt ist. Hier am 3. September 1651 entscheidende Schlacht zwischen den Parlamentstruppen unter Cromwell und Karl II., der geschlagen ward und sich auf einer Eiche (Worcestereiche) verbergen mußte.

Wordsworth, William, namhafter englischer Dichter, geboren am 7. April 1770 zu Cockermouth in Cumberland, studirte seit 1787 in Cambridge, bereiste dann Frankreich, die Schweiz und Italien und ließ sich 1793 zu Alfoxden in Somersetshire nieder, wo er mit Coleridge im freundschaftlichsten Verhältniß lebte. Im Jahre 1798 unternahmen Beide eine Reise nach Deutschland, die auf ihre ästhetische Bildung nicht ohne Einfluß blieb. Seit 1803 lebte er zu Graßmere in Westmoreland, später auf seinem Landgute zu Rydalmount. Die einträgliche Sinekure eines Stempelausgebers setzte ihn in den Stand, völlig seinen literarischen Beschäftigungen zu leben. Seinen „Lyrical ballads" (1798—1807, 3 Bde.) folgten 1814 „The excursion", sein bestes Gedicht; 1815 „The white doe of Rylstone", 1819 „Peter Bell" und „The waggoner", 1820 „The river Duddon", ein Sonettenkranz, „Vaudracour and Julia" und „Ecclesiastical sketches", 1822 „Memorials of a tour on the continent" und „Description of the lakes in the north of England", 1835 „Yarrow revisited" ꝛc. Seine „Works" erschienen 1819 ff. in 7 Bänden; 2. Aufl. 1845, vervollständigt („Poetical works of W.") London 1852 in 6 Bänden. Seit 1842 pensionirt und im folgenden Jahre zum Hofpoeten (poet laureate) ernannt, † er zu Rydal am 23. April 1850. W. hat viel dazu beigetragen, die englische Dichtung wieder dem Studium des Menschen und der Natur zuzuwenden und sich zuerst wieder einer einfachen und natürlichen Sprache bedient. Seine Freunde und Schüler begreift man unter dem Namen Lake school, weil die Häupter derselben, W. und Coleridge, an den Seen von Cumberland und Westmoreland wohnten und diese zu Gegenständen ihrer Schilderungen gemacht haben. Vergl. Christopher Wordsworth, Memoires of Will. W., London 1852, 2 Bde.

Workington, Stadt in der englischen Grafschaft Cumberland, links an der Mündung des Derwent, hat einen geräumigen, durch Wellenbrecher geschützten Hafen, eine Kornhalle, eine lateinische Schule, ein Theater, Schiffswerfte, Segeltuch- und Strohhutfabrikation, Eisengießereien, Brauereien, Nagelschmieden, bedeutende Ausfuhr von Steinkohlen und 6467 Einwohner.

Workum, Stadt in der niederländischen Provinz Friesland, Bezirk Sneek, an der Fahrt Wymerts durch einen langen Hafen mit dem Zuidersee verbunden, hat einen schönen Marktplatz, eine reformirte, lutherische, Mennoniten- und römisch-katholische Kirche und 3440 Einw.

Worm, Ole oder Olaf, lat. Olaus Wormius, gelehrter Däne, geboren den 13. Mai 1588 zu Aarhuus, studirte erst Theologie zu Marburg und Gießen, dann Medicin zu Straßburg und Basel, bereiste Italien, Frankreich, England und Holland u. wurde 1613 zu Kopenhagen Professor der schönen Wissenschaften, 1615 der griechischen Sprache und 1624 der Medicin. Er † den 31. August 1654 als Kanonikus von Lund u. Leibarzt Christians V. Außer um die Anatomie (von ihm wurden die Ossicula Wormiana entdeckt und benannt) hat er sich besonders um die alte skandinavische Literatur verdient gemacht, da er zuerst mit dem Isländer Arngrim Jenson die jüngere Edda und die Skalda bekannt machte. Von seinen Schriften sind in dieser Beziehung hervorzuheben die „Fasti danici" (Kopenhagen 1626), die „Monumenta danica" (das. 1643), die „Literatura danica antiquissima" (das. 1651), das „Specimen lexici runici" (das. 1650) und die „Literatura runica" (das. 1661).

Wormditt (Orneta), Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Braunsberg, an der Drewenz im Ermelande, hat ein Schloß, 2 evangelische Kirchen, Tuch- und Tabaksfabrikation, Zeuchweberei u. Zeuchdruckerei, Bierbrauerei u. 4506 Einw.

Worms, zum russischen Gouvernements Esthland gehörige, $1^3/_4$ QMeilen große Insel östlich von Dagö, ist im Innern ziemlich flach und waldlos, hat viele steile Ufervorsprünge, um welche heftige Meeresströmungen Statt finden, so daß die Insel oft Monate lang von allem Verkehr mit den benachbarten Inseln abgeschnitten ist. Die Bewohner, schwedischen Ursprungs, haben ihren eigenthümlichen schwedischen Dialekt und ihre alten Sitten und Gebräuche bewahrt.

Worms, 1) ehemals freie Reichsstadt und Sitz eines gleichnamigen Bisthums, jetzt Kreisstadt der großherzoglich hessischen Provinz Rheinhessen, am linken Ufer des Rheins und an der mainz-ludwigshafener Eisenbahn, im Wonnegau, ist unregelmäßig gebaut und zum Theil noch mit alten Mauern und Thürmen umgeben. Die Hauptplätze sind der Markt und Domplatz. Unter den Gebäuden steht der für den katholischen Gottesdienst bestimmte Dom voran. Er ist eine kolossale Pfeilerbasilika romanischen Styls und wurde an der Stelle eines älteren, aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts herrührenden Gebäudes zu Anfang des 12. Jahrhunderts neuerbaut und und 1110 eingeweiht. In den letzten Jahrzehnten desselben Jahrhunderts den Einsturz drohend, wurde er hergestellt und 1181 abermals geweiht, aber erst nach mehren Jahrzehnten vollendet. Der Bau wirkt besonders durch seine beiden Kuppelbauten und die 4 Rundthürme auf den Beschauer und wird durch 2 Chorbauten am östlichen und westlichen Ende abgeschlossen. Das Schiff ist 470 Fuß lang und 110 F. breit. Das Innere imponirt durch seine großartige Einfachheit. Bemerkenswerth sind in der Annenkapelle der Grabstein dreier fränkischen Königstöchter aus dem 12. Jahrhundert, in der Taufkapelle treffliche Steinbildwerke aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und im Laurentiuschor die Grabsteine verschiedener Bischöfe. Auch erhält der Dom einige alte Wandmalereien. Die 1726 erbaute evangelische Dreifaltigkeitskirche bietet nichts Bemerkenswerthes dar. Außerhalb der Stadt steht die Liebfrauenkirche, ein schlichter Bau aus

Digitized by Google

dem Ende des 15. Jahrhunderts (1467 angefangen) mit ſchönem Portal, bemerkenswerth beſonders wegen der Rebenpflanzungen, welche ſie umgeben und die bekannte „Liebfrauenmilch" geben. Die ehemalige St. Paulskirche iſt ein intereſſanter Bau aus der Periode des Uebergangs vom byzantiniſchen zum gothiſchen Styl. Die Synagoge iſt das älteſte jüdiſche Gotteshaus in Deutſchland. Rietſchels großartiges Reformationsmonument wird ſeinen Platz auf der Promenade vor dem Neuthor erhalten. Andere bemerkenswerthe Gebäude ſind das alte Rathhaus, die Domdechantei (jetzt Kaſerne), das ſtädtiſche Münzhaus u. die Trümmer des 1792 zerſtörten Biſchofshofs. W. iſt der Sitz eines Kreisamts, Hauptzollamts, eines katholiſchen u. evangeliſchen Dekanats, einer Handelskammer u. hat ein Gymnaſium, eine landwirthſchaftliche Lehranſtalt, ein großes Hoſpital und ein Militärlazareth, bedeutende Fabriken in Leder, beſonders Lackleder waaren, Tabak, Cichorien, Seife, zahlreiche Zeuchdruckereien, lebhaften Handel, Schifffahrt, beſuchte Ledermärkte, berühmten Weinbau und 11,399 Einwohner (⅔ Proteſtanten, ⅓ Katholiken). Eine halbe Stunde von W., beim Dorfe Pfiffligheim, ſteht der ſogenannte alte Lutherbaum, eine uralte, 116 F. hohe und 12 F. dicke Rüſter. W. iſt der Schauplatz der Nibelungenſage (ein Diſtrikt jenſeits des Rhein heißt der Roſengarten) und eine der ältern Städte Deutſchlands. Es gehörte in den früheſten Zeiten den Trevirern, wurde von Cäſar erobert und als Augusta Vangionum und Bormitomagus Hauptſtadt der Vangionen (Wonnegauer). Von Attila zerſtört, ward W. namentlich durch Chlodowig (486) wieder aufgebaut. Chlodowig und die Könige von Auſtraſien reſidirten häufig hier; Brunhilde, die ſich 613 hier aufhielt, errichtete daſelbſt ein Bisthum. Seit 618 war es Sitz eigener Grafen und ſpäter der Herzöge von Franken. Genebald, zugleich Herzog von Franken, reſidirte zuerſt hier. Karl der Große hatte hier einen Sommerpalaſt und hielt hier Maiverſammlungen, auf deren einer der Krieg gegen die Sachſen beſchloſſen wurde. Bei der Theilung unter Ludwig des Frommen Söhnen fiel W. Ludwig dem Deutſchen zu, und es gehörte von nun an immer zu Deutſchland und wurde als freie Reichsſtadt betrachtet, behielt aber anfangs ſeine Grafen fort. Der Kurfürſt von der Pfalz war Schutzherr der Stadt, die auf der rheiniſchen Städtebank die 4. Stelle einnahm. Im Jahre 1122 wurde hier das bekannte Konkordat zwiſchen Kaiſer Heinrich V. und dem Papſte Calixtus geſchloſſen und dadurch der Inveſtiturſtreit entſchieden. Unter den Reichstagen, welche hier gehalten worden, ſind der von 1495 unter Maximilian I., auf welchem der ewige Landfriede beſchloſſen und das Reichskammergericht geſtiftet wurde, und der von 1521 unter Karl V. auf dem Luther verhört wurde, die berühmteſten. Es fanden daſelbſt 1540 und 1557 Religionsgeſpräche, 1547 noch ein Reichstag unter Karl V. und 1578 ein anderer unter Rudolf II. Statt. Gegen Ende des Mittelalters hatte die Stadt große Bedeutung als Glied des rheiniſchen Städtebundes in den Fehden der benachbarten Fürſten erlangt. Im Jahre 1632 eroberten ſie die Schweden und 1635 die Kaiſerlichen, 1644 nahmen ſie die Franzoſen durch Kapitulation ein, zogen jedoch nach dem Frieden wieder ab. Obſchon die Stadt dadurch viel litt, ſo hatte ſie doch 1683, wo ſie von den Franzoſen unter Melac, wie Speyer und Mannheim, gänzlich in Aſche gelegt ward, noch 30,000 Einwohner. Am 17. Sept. 1743 wurde hier zwiſchen England, Ungarn und Sardinien der wormſer Traktat, ein Offenſivbündniß, abgeſchloſſen. Im Sept. 1792 nahmen die Franzoſen unter Cuſtine die Stadt durch Ueberfall. Im Jahre 1801 fiel ſie durch den lüneviller Frieden an Frankreich, kam aber 1814 durch den pariſer Frieden wieder zu Deutſchland und 1815 durch den wiener Kongreß zu Heſſen-Darmſtadt. Das ehemalige Bisthum W. hatte zuletzt ein Areal von 8 QMeilen mit etwa 200,000 Einwohnern und 85,000 Gulden Einkünften und wurde von dem Erzbiſchof zu Mainz verwaltet, der deshalb Sitz und Stimme auf dem Reichstage und das Direktorium auf dem oberrheiniſchen Kreistage hatte. Es kam 1802, ſo weit es auf dem linken Rheinufer lag, an Frankreich, der auf dem rechten Rheinufer befindliche Theil 1803 an Heſſen-Darmſtadt. — 2) (Worsma), Pfarrdorf im europäiſch-ruſſiſchen Gouvernement Niſhnij-Nowgorod, an der Oka, mit 5000 Einwohnern, berühmt durch ſeine bedeutende Stahl- und Eiſenwaarenproduktion. — 3) Stadt, ſ. v. a. Bormio.

Wormſer Joch, ſ. v. a. Stilfſer Joch.

Woroneſh, das ſüdlichſte Gouvernement Großrußlands, begreift einen Theil des alten ruſſiſchen Fürſtenthums Rjäſan in ſich, grenzt im Norden und Nordoſten an die Gouvernements Orel und Tambow, im Oſten an Saratow und das Land der donſchen Koſaken und das Gouvernement Charkow u. hat einen Flächeninhalt von 1210,62 QMeilen mit (1864) 1,938,113 Einwohnern. Das Land iſt im Allgemeinen flach, mit leichten Wellungen und Kreidehügeln. Die Ebenen ſind trocken und bieten ergiebigen Ackerboden dar. Der Don durchfließt das Land von Norden nach Süden und nimmt viele andere Flüſſe und Bäche, bei der Stadt W. den Fluß Woroneſh auf, in welchen die ſich mit dem Usman vereinigende Chaba fließt. Im Weſten wird das Land eine Strecke lang von dem Oskol, im Süden von dem Aidar und im Norden von dem Olym bewäſſert. Im Oſten ſtrömt eine Strecke lang der Choper, der die Worona aufnimmt. Die wenigen Seen ſind unbedeutend. Das Klima iſt mild, gleichförmig und daher geſund; die Flüſſe ſind nur 2 bis 3 Monate mit Eis bedeckt. Das Pflanzenreich liefert alle Getreidearten und Gartengewächſe, auch Saflor, Krapp und Tabak; das Thierreich außer den gewöhnlichen Hausthieren viel Geflügel, beſonders welſche Hühner, wilde Tauben, Wild, Bienen, aber wenig Fiſche; das Mineralreich Kreide, Eiſen, Salpeter und Bauſteine. Die Bevölkerung beſteht außer wenigen deutſchen Koloniſten und Zigeunern im Süden aus Kleinruſſen und Koſaken und aus Großruſſen im Norden. Die deutſche Kolonie Riebendorf iſt ganz mit fleißigen Ackerbauern bevölkert. Der Ackerbau iſt die hauptſächlichſte Beſchäftigung der Einwohner, und namentlich bringt das Land

Digitized by Google

Getreide im Ueberfluß hervor. Gartenbau ist eine Lieblingsbeschäftigung der Kolonisten. Herrliche Wiesen und Weiden begünstigen die Viehzucht, die hier auf einer sehr hohen Stufe steht. An dem Flusse Bitjug findet die bedeutendste und beste Pferdezucht in Rußland Statt. Die Bitjugpferde zeichnen sich von allen nordrussischen durch Kraft und Ausdauer aus. Die Bienenzucht liefert einen guten Ertrag und wird viel betrieben. Jagd und Fischfang sind unbedeutend. Die Industrie ist im Fortschreiten begriffen. Der Handel führt hauptsächlich Getreide, Vieh, Häute, Wachs, Honig, Früchte, Gußeisenwaaren und dergleichen aus. Die Hauptsitze des Handels sind Woronesh und Ostrogoshsk. Das Gouvernement W., 1779 errichtet, wird in 12 Kreise eingetheilt: Woronesh, Semljansk, Sadonsk, Nishnedjewitzk, Korotojak, Bobrow, Nowochopersk, Birjutsch, Ostrogoshsk, Pawlowsk, Walujki u. Bogutschar. Das Wappen ist ein quergetheilter Schild, oben mit dem schwarzen doppelten Reichsadler in Gold, unten mit einem umgestürzten Becher, aus welchem der W. fließt. Die Hauptstadt W., unweit des Einflusses der Woronesh in den Don, auf einer Anhöhe gebaut, eine der ältesten Städte Rußlands, die schon 1177 erwähnt wird und von den Chasaren gegründet sein soll, Sitz eines Erzbischofs und Civilgouverneurs, hat 22 Kirchen, 2 Klöster, ein Seminar, ein Gymnasium mit adeliger Pension, eine Erziehungsanstalt für adelige Fräulein, eine weltliche und eine geistliche Kreisschule, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, Fabriken für Tuch, Leder, Seife, Kupfervitriol, lebhaften Handel, der Getreide, Graupen, Oel, Weihrauch, Zucker, Seile, Kerzen, Papier ꝛc. ausführt, und 40,439 Einw.

Woronicz, Johann Paul, polnischer Kanzelredner und Dichter, geboren 1757 in Volhynien, besuchte die Schule in Ostrog, wurde dann Lehrer am Gymnasium, ließ sich in den Jesuitenorden aufnehmen und trat nach der Aufhebung des Ordens in das Seminar der warschauer Missionäre, wo er die Weihen empfing. Im Jahre 1808 ward er Dekan in Ostrog und Staatsrath in Warschau, 1815 Bischof von Krakau und 1828 Primas von Polen. Er † den 4. Dec. 1829 auf einer Reise in Wien. Seine Predigten (abgedruckt in seinen prosaischen Werken, Krakau 1832, 3 Bde.) sind durch Kraft, Ideenfülle und Begeisterung ausgezeichnet und reihen W. den bedeutendsten Homileten an, wie seine Dichtungen (das. 1822), darunter das Epos „Sibylle", welches die Hauptepochen der polnischen Geschichte darstellt, den namhaftesten polnischen Dichtern. Die jungen polnischen Romantiker betrachten ihn als den Stifter einer neuen Dichterschule.

Woronzow, berühmte russische gräfliche u. fürstliche Familie, deren Stammvater, Gawrilo W., bei der Belagerung von Tschigirin in Kleinrußland 1678 seinen Tod fand. Sein Enkel Michael Lavonowitsch, Graf von W., geboren 1710, war ein Günstling der Kaiserin Elisabeth, welche ihn mit ihrer Cousine, der Gräfin Anna Skawronsky, vermählte, 1744 zum Vicekanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten u. durch Kaiser Karl VII. in den Reichsgrafenstand erheben ließ. Durch seine Vermittelung kam u. A. 1747 ein Subsidienvertrag mit Großbritannien zu Stande, nach welchem ein russisches Corps im Solde der Seemächte bis an den Rhein vorrückte, was 1748 den Abschluß des aachener Friedens zur Folge hatte. Später ward W. Reichskanzler, verlor aber unter Katharina II. seinen Einfluß und starb 1767. Seine Nichte, Elisabeth Romanowna, war die Geliebte Peters III. vor dessen Thronbesteigung. Nach seinem Tode wurde sie an den Senator Polänsky verheirathet. Ihre Schwester, Katharina Romanowna, war die Fürstin Daschkow (s. d.), die Vertraute Katharina's II. und Miturheberin von deren Erhebung auf den Thron. Eine dritte Schwester war die durch Schönheit und Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Gräfin Buturlin. Der Bruder, Graf Alexander W., früher Gesandter an mehren europäischen Höfen, war von 1802—4 Reichskanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zog sich dann nach Moskau zurück, wo er 1806 starb. Ein anderer Bruder, Ssemen W., geboren 1744, russischer Gesandter in London, schloß als russischer Botschafter zu London am 25. März 1793 mit Lord Grenville den Doppelvertrag, der die Handelsverhältnisse zwischen Rußland und England auf Grund des Handelsvertrags von 1766 auf 6 Jahre erneuerte und sich auf die gemeinsame Mitwirkung beider Mächte bezog, um der Revolution einen Damm entgegenzusetzen. Er starb zu London am 21 Juni 1832. Sein Sohn, Michael Graf von W., russischer General der Infanterie und Generaladjutant des Kaisers, geboren den 17. Mai 1782 zu Moskau, bekleidete erst mehre diplomatische Posten, focht dann im Kaukasus unter Zizianow und in der Türkei unter Kutusow und zeichnete sich vorzüglich in den Feldzügen von 1812—14 gegen Frankreich aus. Von 1815—18 war er Chef des russischen Kontingents bei dem Besatzungsheer in Frankreich, nahm dann Antheil am aachener Kongreß und wurde hierauf Militärgouverneur von Odessa, Neurußland und Bessarabien und 1826 Mitglied des Reichsraths. Nach Menschikows Tode 1828 kommandirte er das Belagerungsheer von Varna und wurde darauf Feldmarschall und Generalgouverneur von Bessarabien und Neurußland. Im Jahre 1844 an die Spitze des russischen Heeres im Kaukasus gestellt, nahm er am 18. Juli 1845 die Hauptveste Schemyls, Dargo, wofür ihn der Kaiser mit der russischen Fürstenwürde belohnte, und eroberte 1847 Salti und 1848 Gorgebil, ohne jedoch Schemyls Widerstand brechen zu können. Im Jahre 1854 nahm er seiner leidenden Gesundheit willen seine Entlassung u. starb, bei der Krönung Kaiser Alexanders II. zum Feldmarschall erhoben, am 18. Nov. 1856 zu Odessa. Sein Sohn Fürst Ssemen Michailowitsch W. nahm hervorragenden Antheil an den kaukasischen Kämpfen und stieg bis 1852 bis zum Generalmajor. Graf Iwan W.-Daschkow, geboren 1793, war 1824—28 russischer Gesandter in München und dann bis 1832 in Turin, ward hierauf Mitglied des Reichsraths, vertrat wiederholt den Grafen Nesselrode als Minister des Auswärtigen und starb als Oberceremonienmeister den 9. Juli 1854 in Peterhof.

Worsaae, Jens Jakob Asmussen, dä-

Digitized by Google

nischer Alterthumsforscher, geboren den 14. März 1821 zu Beile in Jütland, studirte Theologie, dann die Rechte, daneben Geschichte, wirkte von 1838—43 als Assistent beim königlichen Museum für nordische Alterthümer, ging nach verschiedenen wissenschaftlichen Reisen in Dänemark, Schweden und Norwegen 1845 nach Deutschland, über dessen Sammlungen für vaterländische Alterthümer er in „Die nationale Alterthumskunde in Deutschland" (Kopenh. 1846) Bemerkungen veröffentlichte, bereiste 1846—52 England, Schottland, Irland und Frankreich, um die Spuren der alten normannischen Herrschaft zu verfolgen, und besuchte dann auch Italien. Seit 1847 zum Inspektor sämmtlicher Denkmale des Alterthums im dänischen Staat und zum Mitglied der königlichen Kommission für Aufbewahrung der Alterthümer Dänemarks ernannt, erhielt er nach Auflösung der letztern 1849 mit Thomsen den Auftrag, eine eigene Kommission für Konservirung der Alterthümer Dänemarks zu bilden. Im Oktober 1854 ward W. zum Professor ernannt. Seine bedeutendsten Schriften sind: „Dänemarks Oldtid" (Kopenhagen 1843; deutsch, das. 1844); „Blekingske Mindesmärker fra Hedenold" (Kopenhagen 1846; deutsch unter dem Titel „Zur Alterthumskunde des Nordens", Lpz. 1846); „Minder om de Danske og Nordmändene i England, Skotland og Irland" (Kopenhagen 1852; engl., Lond. 1852); „Afbildninger fra det kongelige Museum for Nordiske Oldsager" (Kopenhagen 1854). Von seinen kleineren Schriften sind zu bemerken: „Danevirke" (Kopenhagen 1848; deutsch, das. 1848); „Om en forhistorisk saakaldet kyst Befolkning in Danmark" (das. 1849); „Jyllands Danshed" (das. 1850, deutsch von Schorn: „Protest eines Jütländers gegen Jak. Grimms neues deutsches Volksrecht" (das. 1850).

Worsma, Dorf, s. v. a. Worms 2).

Wort, einzelner Sprachlaut oder Verein von Sprachlauten, welcher eine Vorstellung oder einen Begriff ausdrückt. Jedes W. besteht aus so viel Theilen oder Sylben, als Absätze in den Bewegungen der Sprachorgane zum Aussprechen desselben erforderlich sind, u. jede Sylbe aus Lauten, deren es so viele sein können, als die Sprachorgane ohne Absatz vernehmlich zu machen im Stande sind. Jedes W. ist aber zugleich Ausdruck einer begrifflichen Einheit, die eine einfache oder eine zusammengesetzte sein kann. Je nachdem nun die ursprünglich sinnlichen Vorstellungen materielle (stoffliche), d. h. Vorstellungen von den Dingen und deren Eigenschaften, oder formelle, d. h. Vorstellungen von den Verhältnissen und Beziehungen, in welchen jene Dinge und Eigenschaften gedacht werden können, sind die jene Vorstellungen ausdrückenden Wörter entweder Stoffwörter (z. B. Blume, bunt, blühen), oder Formwörter (z. B. weil, nach, und ꝛc.). Ueber diese einfachste Gliederung, bei welcher die sogenannten isolirenden Sprachen stehen blieben, sind am weitesten die indogermanischen Sprachen hinausgeschritten, in sofern sie durch Flexion (s. d.), durch Ab- und Umlaute (s. d.) an den Stoffwörtern gewisse Verhältnisse u. Beziehungen zur Erscheinung bringen, während die Verwandtschaften der Vorstellungen in den Ableitungen zur Anschauung gebracht werden. Wie Vorstellungen in Gedanken zur höheren Einheit zusammengefaßt werden, so werden Wörter zur höheren Einheit zusammengefaßt im Satze. Mithin ergeben sich erst aus dem Satze die Wortarten: Substantiva, Adjectiva, Verba, Adverbia, Präpositionen, sowie Flexionen nach Genus, Numerus, Casus, Tempus, Modus ꝛc. Die gemeinschaftliche Grundform, aus welcher verwandte Wörter erwachsen sind, heißt Wurzel, derjenige Theil des W.es aber, an und vor welchen die Flexionssylben treten, während er selbst in den meisten Fällen unverändert bleibt, Stamm. Die Bildung der Wurzel ist im Jugendalter der verschiedenen Völker erfolgt und schon seit vielen Jahrhunderten gänzlich geschlossen, so daß neue Wurzeln jetzt nicht mehr gebildet werden können. Dagegen können immer neue Wörter gebildet werden aus bereits vorhandenen Wurzelwörtern, und zwar entweder durch Ableitung, oder durch Zusammensetzung. Die abgeleiteten Wörter können sein: Stämme, welche von Wurzelwörtern meist durch den Ablaut gebildet und Haupt- oder Merkmalswörter sind, z. B. schließen — Schluß, wachen — wach ꝛc., und Sproßformen, die von Stämmen, Wurzelwörtern und andern Sproßformen durch Endungen gebildet werden, z. B. Reiter, Schneider, sterblich — Ritter, Schnitter, tödtlich, — Schnitterin, Sängerin, Sterblichkeit, Dankbarkeit ꝛc. Von Nominibus abgeleitete Wörter heißen Denominativa, von Verben abgeleitete Verbalia. Die verschiedenen Sprachen besitzen das Vermögen der Wortbildung in sehr verschiedenem Grade. Der Plural von W. lautete im Gothischen vaurda, im Alt- u. Mittelhochdeutschen wie der Singular W.; im 16. Jahrhundert kommt die neuhochdeutsche Doppelform Worte und Wörter auf, doch unterscheidet man erst seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beide Formen der Bedeutung nach, indem man unter Wörtern die W.e in ihrer Vereinzelung als Redetheile, unter Worten dagegen dieselben in ihrem Zusammenhang als Theile der Rede versteht. Vergl. Weinholtz, Zur Erklärung des Ursprungs u. der Bedeutung des W.es, Leipz. 1854.

Wortfügungslehre, s. v. a. Syntax.

Worthing, Stadt in der englischen Grafschaft Sussex, mit Stadthalle, Theater, besuchtem Seebad und 5805 Einw.

Wortspiel, Zusammenstellung ähnlich lautender Wörter von verschiedener, oft entgegengesetzter Bedeutung. Solche W.e sind um so vollkommener und schlagender, je weniger es dabei einer Abänderung der Worte oder eines Zusetzens von Präpositionen, Adverbien ꝛc. bedarf. Indessen muß man sich vor zu häufigem oder affektirtem Gebrauch und vor Gehaltlosigkeit derselben hüten. Es gibt übrigens sehr viele Arten und Schattirungen des W.s, wozu auch der Calembourg (s. d.) gehört.

Woskresensk, Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Moskau, links an der Istra, mit 1100 Einw., war ursprünglich ein Dorf, welches der Patriarch Nikon wegen seiner schönen Lage für das woskresenskische Kloster kaufte, das er 1656 nach dem Plane des heiligen Grabes

Digitized by Google

zu Jerusalem erbauen ließ und das auch Neujerusalem genannt wird. Hier ließ Peter der Große am 20. Juni 1698 durch Gordon die Strelitzen vernichten.

Wotjäken (Woten, in ihrer Sprache Udmurdi, Udi oder Murdi, d. h. Menschen), eine der russisch-finnischen Völkerschaften in den Gouvernements Perm, Kasan und Wiätka, besonders in dem letzteren, zu beiden Seiten des Wiätkaflusses angesiedelt und Ackerbau und Viehzucht treibend. Sie gleichen mehr den Russen als den andern Finnen, sind dem Trunk ergeben und im Allgemeinen sehr feig, aber geschickt im Drechseln, Weben ꝛc. Sie bekennen sich zum Theil noch zu der schamanischen Religion, glauben an ein höchstes Wesen (Inma, Jlmar), dessen Wohnsitz die Sonne ist, an untergeordnete Götter, am meisten an einen bösen Geist, der willkürlich über das Leben der Menschen verfügt. Sie dulden die Vielweiberei. Andere sind Christen, haben aber mancherlei schamanische Gebräuche beibehalten. Die Sprache der W., zum finnischen Sprachstamm gehörig, steht in grammatischer und lexikalischer Hinsicht der syrjänischen am nächsten. Eine Grammatik lieferte Ahlquist (Helsingfors 1856). Sie haben noch die alte Eintheilung nach Stämmen, wonach alsdann ihre Dörfer benannt werden. Im Kasanschen leben einige Tausend, in Perm über 20,000 und in Wiätka zwischen 30—40,000 W. Früher standen sie unter tatarischer Herrschaft und führten ein nomadisirendes Leben; ihre feste Niederlassung fällt in die Zeit, wo sie unter russische Botmäßigkeit kamen.

Wotton, Henry, englischer Staatsmann und Gelehrter, geboren am 9. April 1568 zu Boughton-Hall in Kent, studirte zu Oxford die Rechte, Mathematik und Naturwissenschaften und bereiste dann 9 Jahre Frankreich, Deutschland und Italien. Nach seiner Rückkehr trat er als Sekretär in die Dienste des Grafen von Essex, entwich aber während des Hochverrathsprozesses dieses Günstlings der Königin Elisabeth nach Florenz und schrieb hier „The state of Christendom", welche Schrift aber erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde. Der König Jakob VI. von Schottland, dem er einen Anschlag gegen dessen Leben angezeigt hatte, ertheilte ihm unter Erhebung zum Ritter viele Missionen nach Italien, Holland und Deutschland, bis W. durch einen Scherz die Gunst des Monarchen verwirkte. Im Jahre 1623 zum Vorsteher der Schule zu Eton ernannt, † er daselbst im December 1639. Seine Poesien, Briefe und Charakterbilder erschienen gesammelt unter dem Titel „Reliquiae Wottonianae" (London 1651); von Walton mit W.s Biographie (das. 1685).

Wouwerman, Philipp, berühmter Pferde- und Schlachtenmaler der niederländischen Schule, geboren 1620 zu Haarlem, ward Schüler seines Vaters, Paul W., dann Johann Wynants und malte Landschaften, Jagdzüge, Pferdemärkte, Reitergefechte, Fischereien u. dergl. Alle diese Darstellungen sind mit ebenso großer Freiheit als Naturtreue ausgeführt, die Schlachten voll gewaltiger Bewegung und Leidenschaft, die Räuber- und Fuhrmannsscenen der Natur abgelauscht, wie überhaupt seine Art der Komposition, sein verführerisches Kolorit, sein duftiger, landschaftlicher Hintergrund, die fast sprüchwörtlich gewordene Harmonie des Tons, die mit unerreichter Meisterschaft dargestellten Thiere, besonders die Pferde, nicht genug gerühmt werden können. Den größten Schatz meist vorzüglicher Gemälde von W. besitzt die Gallerie zu Dresden; auch in den Gallerien zu München, Wien und Pommersfelden und im französischen Museum finden sich einige. Haag besitzt das umfangreichste Bild von ihm, eine Schlacht. Er † 1668. Das vollständigste Verzeichniß seiner Gemälde befindet sich in Smiths „Catalogue raisonné" (Bd. 1, Lond. 1829). Zeichnungen von ihm sind sehr selten. Von seinen Brüdern Peter und Johann malte der erstere besonders Ställe und Vogeljagden, der letztere ziemlich gute Landschaften. Außer ihnen ahmten J. van Breda, B. Gaal, Quersurt, J. van Huchtenburg u. Karl Falens den Meister nach. Vgl. Kämmerer, Ueber die Komposition in Phil. W.s Gemälden, Leipz. 1789.

Wrack, der Körper eines untauglich gewordenen Schiffes, dann überhaupt Alles, was das Meer von verunglückten Schiffen ans Ufer treibt. Das Recht der Küstenbewohner, sich dessen, was das Meer ans Land wirft, zu bemächtigen, heißt daher auch Wrackrecht (s. Strandrecht).

Wrangel, 1) Hermann von W., schwedischer Feldherr, geboren 1587 aus einer alten schwedischen (ursprünglich westphälischen) Familie, zeichnete sich schon unter Karl IX. in den Kriegen gegen Rußland und Dänemark aus und erhielt unter Gustav Adolf 1609 den Oberbefehl über die schwedische Armee in Polen, welches Land er 1629 zum Waffenstillstand nöthigte. W. begleitete hierauf den König nach Deutschland (s. Dreißigjähriger Krieg) und kehrte erst nach dessen Tode nach Schweden zurück. Im Jahre 1635 schloß er den Frieden zwischen Schweden und Polen, befehligte im folgenden Jahre ein Armeecorps in Pommern, focht hier glücklich und eilte dann dem General Banner zu Hülfe, den die kaiserlich sächsische Armee bedrohte, konnte sich aber mit ihm nicht über den Operationsplan einigen und ward zurückgerufen. Er † als Generalgouverneur von Livland 1644.

2) Karl Gustav, Graf von W., berühmter schwedischer Feldherr, Sohn des Vorigen, geboren den 13. Dec. 1613 auf seinem väterlichen Gute Skokloster unweit Upsala, wurde 1629 Offizier u. zeichnete sich unter Anderem bei dem Uebergang über den Lech aus. Schon 1638 war er Generalmajor u. nach Banners Tode einer von den Dreien, welche die schwedischen Heere in Deutschland bis zur Ankunft Torstensons befehligten. Unter diesem nahm er Theil an den Feldzügen in Deutschland und Dänemark und wurde 1644 nach Flemings Tode Anführer der Flotte, mit welcher er am 11. Oktober desselben Jahres die Dänen bei Femern schlug. Im folgenden Jahre wurde er als Feldzeugmeister wieder nach Deutschland geschickt und erhielt, zum Feldmarschall und Reichsrath ernannt, den Oberbefehl über das Heer, als Torstenson denselben wegen Kränklichkeit niederlegte. Nach dem Abschluß des westphälischen Friedens wurde er Generalgouverneur im schwedischen Pommern und 1651 in den Grafenstand erhoben. In dem Kriege Karls X. gegen Polen

Digitized by Google

führte er zuerst den Oberbefehl über die Flotte, nahm aber auch an dem Landkriege Theil und führte nebst dem Kurfürsten von Brandenburg in der Schlacht bei Warschau den Oberbefehl über den linken Flügel der Schweden. Von Polen ging er mit seinem König nach Dänemark, wo er (1657) Fredericia und nach dem gegen seinen Rath unternommenen Uebergang über die Belte nach Seeland (1658) Kronborg einnahm. Dagegen gelang es ihm nicht, nachdem er aufs Neue den Oberbefehl über die Flotte übernommen hatte (1659), den Entsatz Kopenhagens durch die vom Winde begünstigte holländische Flotte zu hindern. Während der Minderjährigkeit Karls XI. war er erst als Reichsadmiral und später als Reichsmarschall Mitglied der vormundschaftlichen Regierung. Während des dreißigjährigen Kriegs hatte er in Deutschland ungeheure Beute gemacht, die er zu kostbaren Bauten auf seinem Gute Skokloster und zu Stockholm verwendete. In dem für Schweden schmachvollen Kriege gegen Brandenburg erhielt er zwar 1674 den Oberbefehl, doch war er fortlaufend krank und mußte seinen Unterbefehlshabern die Führung des Kriegs überlassen. Er † den 24. Juni 1676 auf seinem Gute auf der Insel Rügen. Sein Leichnam wurde in dem Grabchore der von ihm neben dem Schlosse Skloster erbauten Kirche beigesetzt und ihm dort eine Reiterstatue errichtet.

3) Friedrich, Graf von W., preußischer Generalfeldmarschall, stammt aus dem Geschlecht der Vorigen und ward den 13. April 1784 zu Stettin geboren. Er trat 1806 als Lieutenant in das Dragonerregiment von Auer, nahm an dem Feldzug von 1807 Theil und zeichnete sich bei Heilsberg aus. Im Jahre 1811 ward er Rittmeister und Eskadronschef, nahm rühmlichen Antheil an den Schlachten von 1813 und ward zum Major befördert. Anfangs 1814 wohnte er der Einschließung von Luxemburg, dann den Gefechten im Februar, später auch bei Laon und Sezanne bei und ward im April 1814 zum Oberstlieutenant und Kommandeur des 2. westpreußischen Dragonerregiments befördert. Im folgenden Jahre rückte er zum Obersten auf, erhielt 1821 das Kommando der 10. Kavalleriebrigade, wurde 1823 Generalmajor und 1834 Kommandeur der 13. Division in Münster, wo er 1837 energisch die Unruhen dämpfte, welche die Wirren mit dem Erzbischof von Köln hervorgerufen hatten. Im Jahre 1838 wurde er zum Generallieutenant und 1839 zum kommandirenden General des 1. Armeecorps in Königsberg ernannt. Mißverhältnisse hatten 1842 seine Versetzung als Generalkommandant des 2. Armeecorps nach Stettin zur Folge. Im Jahre 1845 ward er Chef des 3. Kürassierregiments. Im deutsch-dänischen Kriege von 1848 erhielt er den Oberbefehl über die deutschen Bundestruppen in Schleswig-Holstein. Er siegte am 23. April bei Schleswig und drang in Jütland ein, legte aber schon am 8. Sept. den Oberbefehl nieder, um den in den Marken zu übernehmen. Am 9. Nov. rückte er mit den bei Berlin versammelten Truppen in die Hauptstadt ein, verhängte den Belagerungszustand und stellte die Autorität der Regierung wieder her. Zum General der Kavallerie ernannt, erhielt er 1849 zum Oberkommando in den Marken noch speciell das Generalkommando des 3. Armeecorps. Im Sommer 1852 bereiste er auf Einladung des Kaisers von Rußland und in dessen Gefolge die russischen Staaten und besuchte Konstantinopel. Bei Gelegenheit seines sechzigjährigen Dienstjubiläums am 15. Aug. 1856 ward er zum Generalfeldmarschall ernannt. Beim Beginn des deutsch-dänischen Krieges im Jan. 1864 erhielt W. das Oberkommando über die alliirte österreichisch-preußische Armee, trat dasselbe aber im Mai an den Prinzen Friedrich Karl von Preußen ab. Gleichzeitig ward er in den Grafenstand erhoben.

Wrangell, Ferdinand, Baron von, berühmter Seefahrer, geboren 1795 aus einer alten Adelsfamilie Esthlands, erhielt seine Erziehung in dem Seeladetencorps in Petersburg u. wurde 1817 der Seemannschaft der Kriegssloop Kamtschatka beigeordnet, welche unter Golownin eine Reise um die Welt antrat. W. nahm auf derselben namentlich an den im Beringsmeer angestellten hydrographischen Arbeiten mit Auszeichnung Theil. In den Jahren 1820—24 ward ihm, damals Flottenlieutenant, eine selbstständige Expedition übertragen, um die Lage des Kaps Schelagin zu bestimmen und zu untersuchen, ob im Norden des Eismeeres noch ein Land vorhanden sei. Er drang im Nov. 1820 von Nishnij-Kolymsk in Ostsibirien auf Hundeschlitten bis Kap Schelagin vor, untersuchte die Bäreninseln, ging im Sommer 1821 den Fluß Kolyma aufwärts in das Land der mittelkolymschen Jakuten und gelangte im März 1822 auf dem Eise des Meeres bis zum 72.° 2′ nördl. Br., ohne irgend eine Spur von Land anzutreffen. Die Sommermonate brachte er mit der Aufnahme der Seeküste von der Mündung der Kolyma bis zum Volschoi-Baranow-Kamen zu. Im März unternahm er eine neue Expedition über das Kap Schelagin zurück nach dem Norden, doch kaum war er 22 Meilen in gerader Linie vom Ufer gefahren, so gelangte er unter 70° 51′ nördl. Br. und 175° 27′ östl. L. zu einer offenen Stelle des Meeres und überzeugte sich von der Unmöglichkeit einer weitern Fahrt, kehrte daher wieder um und traf am 15. Aug. 1824 wieder in Petersburg ein. Seine auf dieser Reise angestellten „Physikalischen Beobachtungen" wurden von Parrot (Berl. 1827) herausgegeben, denen die ausführliche Reisebeschreibung in russischer Sprache erst viel später (Petersburg 1841, 2 Bde.) folgte, nachdem bereits eine von Engelhardt nach den handschriftlichen Journalen W.s bearbeitete deutsche Ausgabe (Berlin 1839, 2 Bde.) erschienen war. Als Kapitänlieutenant und Befehlshaber der Kriegssloop Krotkoi unternahm W. 1825 eine neue Reise um die Welt, von der er 1827 nach Kronstadt zurückkehrte, und wurde dann zum Gouverneur der russischen Kolonien an der Nordwestküste von Amerika ernannt, wohin er 1829 über Sibirien und Kamtschatka abging. Seine Rückreise, die er nach 5 Jahren über den Isthmus von Panama und die Vereinigten Staaten bewerkstelligte, beschrieb er in „Otschorsk puti is Sitchi W. S.-Peterburg" (Petersburg 1836). Zum Contreadmiral erhoben, stand er längere Zeit an der Spitze des Departements der Marinewaldungen im russischen Seeministerium und ward 1847

Digitized by Google

Viceadmiral. Nachdem er sich 1849 aus dem Staatsdienst zurückgezogen, übernahm er das Amt eines Direktors der russisch-amerikanischen Handelskompagnie und ward 1854 zum ersten Direktor der hydrographischen Abtheilung des Marineministeriums, sowie 1858 zum Mitglied des Staatsraths ernannt.

Wranitzky, Paul, Opernkomponist, geboren 1756 zu Neureusch in Mähren, besuchte die Prämonstratenserstifter seiner Vaterstadt, zu Iglau und Olmütz und bezog 1776 die Universität Wien, um Theologie zu studiren, wandte sich aber bald ganz der Musik zu, trat in die fürstlich esterhazy'sche Kapelle als Violinist ein, wurde 1785 Orchesterdirektor des k. k. Hoftheaters in Wien und † den 28. Sept. 1808. Er war einer der fruchtbarsten Komponisten seiner Zeit und schrieb viele Koncerte, Sextette, Quintette, Quartette, Terzette ꝛc., verschiedene Opern, z. B. „Oberon", mehre Ballete, Sinfonien ꝛc. Seine Tochter, Karoline, geboren 1790 zu Wien, wirkte nach einander am Hofoperntheater und an Theatern zu Preßburg, Pesth, Lemberg ꝛc. Seit 1815 in Berlin engagirt, zeichnete sie sich, nach ihrer Vermählung unter dem Namen Seidler-Wranitzky, als bedeutende Sängerin aus. Noch bedeutender war ihre Schwester Katharina, geboren zu Wien am 27. Aug. 1801. Nach sorgfältiger Ausbildung unter Salieri betrat sie 1828 die Bühne, war 3 Jahre Mitglied des Hofoperntheaters, gastirte dann auf den meisten größeren Bühnen, war mehre Jahre in Hamburg angestellt und kehrte 1830 nach Wien zurück, wo sie sich mit dem Kabinetskurier Kraus vermählte und seitdem den Namen Kraus-Wranitzky führt. Sie erinnert in ihren Leistungen, besonders in den gluckschen Opern, an die Schöpfungen einer Sophie Schröder. Der deutsche Gesang war die ausschließliche Sphäre ihres Wirkens.

Wraxall, Sir Nathaniel William, englischer Geschichtschreiber, geboren den 8. April 1751 zu Bristol, trat 1769 zu Bombay in den Dienst der ostindischen Gesellschaft, wo er 3 Jahre verweilte, und bereiste später fast das ganze europäische Festland. Als Frucht dieser Reise veröffentlichte er „A voyage round the Baltic" (London 1775). Bald darauf folgte seine „Geschichte der Könige Frankreichs aus dem Hause Valois" (1777, 2 Bde.) und „Geschichte Heinrichs III. und IV. von Frankreich" (1777, 3 Bde.). Im Jahre 1780 kam er ins Parlament, wo er sich meist zu Pitts Partei hielt. Im Jahre 1799 gab er „Memoirs of the courts of Berlin, Dresden, Warsaw and Vienna" und 1818 „Memoirs of his own time" (2 Bde.) heraus, zu welchen nach seinem am 7. Nov. 1831 zu Dover erfolgten Tode noch „Posthumous records of his own time" (London 1836, 3 Bde.) kamen.

Wrbna und Freudenthal, Rudolf, Graf von, österreichischer Staatsmann, geboren am 13. Juli 1761 zu Wien aus einem alten schlesischen Geschlecht, studirte in seiner Vaterstadt Philosophie und die Rechte, dann auf der Bergakademie zu Schemnitz die Bergwissenschaften, machte mehre bergmännische Reisen und trat 1785 als Hofsekretär in den Staatsdienst. Schnell stieg er von Stufe zu Stufe, ward 1801 Vicepräsident der Hofkammer im Münz- und Bergwesen und leitete als solcher mit Umsicht und Geschick den gesammten österreichischen Bergbau. Als in Folge der Invasion 1805 der Kaiser und die Regierungsbehörden Wien verließen, wurde W. Hofkommissar und leistete auf diesem Posten durch sein Auftreten den französischen Behörden gegenüber dem Staat die ausgezeichnetsten Dienste. Anfangs 1806 zum Oberstkämmerer und zum Chef des geheimen Kabinets ernannt, machte er von seinem Einfluß auf den Kaiser den edelsten und wohlthätigsten Gebrauch. Er war theils Mitbegründer, theils thätiger Beförderer und Mitglied vieler vaterländischen Bildungsanstalten; † am 30. Jan. 1823.

Wrede, Karl Philipp, Fürst, bayerischer Reichsrath u. Feldmarschall, geboren am 29. April 1767 zu Heidelberg, machte daselbst seine juristischen Studien und widmete sich zugleich der Forstwissenschaft, wurde Hofgerichtsrath in Mannheim, 1792 Assessor beim Oberamt Heidelberg und im folgenden Jahre pfälzischer Landeskommissar bei dem österreichischen Corps unter Hohenlohe und 1795—98 bei dem Wurmsers. Im Jahre 1799 betrat er an der Spitze eines kurpfälzischen Corps, mit dem er am 14. Okt. bei Friedrichsfelde focht, die militärische Laufbahn, machte als Oberst die Feldzüge von 1799 und 1800 mit und focht 1800 als Generalmajor bei Hohenlinden. Nach dem Frieden bethätigte er sich an der neuen Gestaltung des bayerischen Heeres, wurde 1804 Generallieutenant und erhielt 1805 das Oberkommando über das im Feld stehende bayerische Heer. Im Jahre 1807 befehligte er in Polen und 1809 hatte er Antheil an den Siegen bei Abensberg und Landshut. Er verfolgte den Feind bis über die Isar, rettete in dem Treffen bei Neumarkt das von Hiller schon geschlagene Heer Bessières', eroberte Salzburg und besetzte Innsbruck, unterwarf ganz Tyrol und entschied durch sein pünktliches Eintreffen bei Wagram die Schlacht daselbst, worauf er den Feind bis Znaym warf. Neue Unruhen in Tyrol riefen ihn abermals dahin. Nach dem Frieden ernannte ihn Napoleon I. zum französischen Reichsgrafen und dotirte ihn im Innviertel mit Mondsee, Engelhardszell ꝛc. Zum General der Kavallerie befördert, führte W. mit Deroy 1812 die Bayern nach Rußland, focht bei Polock und übernahm nach dem Tode Deroy's auch den Oberbefehl über das Fußvolk. Am 6. Dec. führte er den Rest seines Corps bei Danuscheb über die zugefrorne Wilia. Nachdem sich Bayern den Verbündeten angeschlossen, trat W. als Oberbefehlshaber an die Spitze des vereinigten bayerisch-österreichischen Heeres und führte dasselbe vom Inn an den Main, wo er Würzburg eroberte und Frankfurt besetzte, u. lieferte Napoleon am 30. u. 31. Okt. die blutige Schlacht bei Hanau (s. d.), in welcher er selbst schwer verwundet ward. Kaum hergestellt, eilte er nach Frankreich, um das Kommando über das 5. Armeecorps zu übernehmen. In der Schlacht bei Brienne am 1. Febr. 1814 eroberte er 23 Kanonen. Er schlug Marmont bei Rosny, drängte Oudinot bei Donne Marie zurück und deckte am 18. Febr. den Rückzug des großen Heeres von Troyes, entschied darauf den Sieg bei Bar-sur-Aube und trug zu dem bei Arcis-sur-Aube am 21. März viel bei. Inzwischen war er

Digitized by Google

vom König von Bayern am 7. März 1814 zum Feldmarſchall ernannt und am 9. Juni in den Fürſtenſtand erhoben worden und erhielt, beſonders als Belohnung für den am 3. Juni 1814 zu Paris mit dem Fürſten Metternich abgeſchloſſenen, für Bayern ſo vortheilhaften Ländertauſch mit Oeſterreich, am 24. Mai 1825 das im Nordgau liegende Ellingen als ein nach der Erſtgeburt erbliches Fürſtenthum und Thron- und Mannlehn unter bayeriſcher Hoheit. Auch auf dem wiener Kongreß bewies er ſich als gewandter Diplomat für das bayeriſche Intereſſe. Als 1815 der Krieg von Neuem begann, drang er als Führer des bayeriſchen Heeres in Lothringen ein. Nach dem Friedensabſchluß betheiligte er ſich als Reichsrath an den Verhandlungen des erſten Landtags in Bayern 1819. Später erhielt er mehre wichtige Sendungen und trat am 1. Okt. 1822 als Generaliſſimus an die Spitze des bayeriſchen Heeres. Bei den Unruhen in Rheinbayern 1832 ging er als Hofkommiſſar dahin ab und wußte dieſelben durch ſein gemäßigtes Auftreten ſchnell zu ſtillen. Er † am 12. Dec. 1838 zu Ellingen. Sein Sohn Eugen, geboren den 4. März 1806, erwarb ſich als Regierungspräſident in der Pfalz viele Verdienſte und † den 1. Mai 1845 als Präſident des Oberappellationsgerichts in Bayern. Chef des Hauſes iſt der älteſte Sohn des Marſchalls, Karl Theodor, Fürſt W., geboren am 8. Jan. 1797, erblicher Reichs- und Staatsrath und Oberſtlieutenant, bekannt beſonders durch ſeinen Widerſtand gegen das Miniſterium Abel, trat das Fürſtenthum 1858 an ſeinen Sohn, den Fürſten Karl Friedrich, geboren den 7. Febr. 1828, ab.

Wren, Sir Chriſtopher, engliſcher Mathematiker und Baumeiſter, geboren den 20. Okt. 1632 zu Eaſt-Knoyle in Wiltſhire, ſtudirte Mathematik in Oxford und ward 1652 Lehrer der Aſtronomie am Greshamcollege in London und 1661 an der Univerſität Oxford. Daneben beſchäftigte ihn vorzüglich die Baukunſt, und er erbaute u. a. das prächtige Sheldontheater in Oxford und das Pembrokekollegium in Cambridge. Im Jahre 1665 ging er nach Frankreich, um noch die unter Ludwig XIV. errichteten Bauwerke zu ſtudiren. Nach dem großen Brand von London (1666) ward er zum Baumeiſter der Stadt und 1668 zum königlichen Generalarchitekten von England ernannt. Als ſolcher hat er über 60 Kirchen, darunter die Paulskirche von London (1676—1710) und zahlreiche öffentliche Gebäude, u. a. den neueren Theil des Palaſtes von Hamptoncourt, den Palaſt zu Wincheſter, die Bibliothek des Trinitycollege zu Cambridge ꝛc., aufgeführt. W. † zu Hamptoncourt 1723. Als Baumeiſter war er beſonders als Techniker bedeutend; ſein Styl unterliegt gerechtem Tadel. Seine „edle Einfachheit“ beſteht hauptſächlich in der kahlen Lebloſigkeit der Formen und in einem ziemlich dürftigen Detail. Seine nachgelaſſenen Werke wurden von ſeinem Sohne herausgegeben. Man verdankt ihm auch mehre Entdeckungen im Gebiete der Naturwiſſenſchaften, unter Anderem ein Inſtrument zur Beſtimmung der Menge des jährlich fallenden Regens. Vergl. Elmes, Memoirs of the life and works of W., Lond. 1823.

Wreſchen, Kreisſtadt in der preußiſchen Provinz und im Regierungsbezirk Poſen, mit evangeliſcher und katholiſcher Kirche, Synagoge, Leinweberei, Färberei, Töpferei, anſehnlichem Getreidehandel und 3366 Einw.

Wrietzen, Stadt in der preußiſchen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Oberbarnim, am linken Ufer der alten Oder und an dem von ihr gebildeten faulen See, hat ein Kreisgericht, einen Gewerberath, Lein- und Baumwollweberei, Fiſcherei, Obſt- und Gemüſebau, Handel und 7376 Einw.

Wright, Thomas, bekannt als Beförderer des Studiums der altengliſchen Sprache und Literatur, geboren den 21. April 1810 zu Wales, iſt Profeſſor der Theologie am Trinitycollege in Cambridge und hat das Verdienſt, viele Schätze der altengliſchen Literatur ans Licht gezogen und eine feſtere Grundlage für die Grammatik dieſer Sprache geſchafft zu haben. Unter ſeinen ſelbſtſtändigen Schriften ſind hervorzuheben die „Essays on the literature, superstition and history of England in the middle ages“ (Lond. 1846, 2 Bde.) und die „Biographia britannica literaria“ (daſ. 1842—46, 2 Bde.), welche die angelſächſiſche und anglo-normänniſche Periode umfaſſen; ferner die „Narratives of magic and sorcery“ (daſ. 1851, 2 Bde.), „The Celt, the Roman and the Saxon“ (daſ. 1853) u. „Wanderings of on antiquary“ (daſ. 1854). Außerdem hat er viele Ausgaben von Denkmälern der angelſächſiſchen, altengliſchen, mittellateiniſchen und anglo-normänniſchen Literatur veranſtaltet, unter denen namentlich hervorzuheben ſind die „Political songs of England from the reign of John to that of Edward II“ (Lond. 1839), die „Political ballads“ (daſ. 1841), die „Early mysteries and other latin poems of the 12th and 13th centuries“ (daſ. 1844), „The Chester plays“ (daſ. 1841) und „The latin poems commonly attributed to W. Mapes“ (daſ. 1847). Auch gab er die erſte kritiſche Ausgabe des Chaucer (London 1847—51, 3 Bde.), eine Ausgabe von Franz Bacons „Essays“ (daſ. 1863) heraus, lieferte in ſeinem „England under the house of Hannover“ (daſ. 1848, 2 Bde.) einen Beitrag zur Sittengeſchichte Englands und ſchrieb „The history of Irland“ (daſ. 1857, 3 Bde.), „Dictionary of absolete and provincial English“ (daſ. 1858) und „History of France“ (daſ. 1858—60, 2 Bde.).

Wroniecki, Antoni, polniſcher General, geboren 1790 zu Poſen, trat in ſeinem 17. Jahre in das zur Zeit des Herzogthums Warſchau gebildete polniſche Heer u. war bereits 1809 Hauptmann und Führer eines franzöſiſchen Bataillons. Während des Feldzugs von 1812 bei Boriſſow ſchwer verwundet, trat er ſpäter in das polniſche Heer unter dem Großfürſten Konſtantin. Der Revolution von 1830 ſchloß er ſich, damals Oberſtlieutenant, mit Begeiſterung an. Nach der Schlacht bei Grochow avancirte er zum Brigadegeneral und ſetzte bei der Erſtürmung von Warſchau den Ruſſen den tapferſten Widerſtand entgegen. Er wanderte darauf nach Frankreich aus und † am 3. December 1838 zu Paris. W. gehört auch zu den beſten Militärſchriftſtellern Polens.

Wſetin, Stadt im öſterreichiſch-mähriſchen Kreis Neutitſchein, rechts an der Betſchwa in der ſogenannten „mähriſchen Walachei“ reizend ge-

Digitized by Google

legen, hat eine katholische, lutherische und reformirte Kirche, ein schönes Schloß, Tuchmacherei, Rübenzuckerfabrikation und 3417 Einw.

Wucher, im Allgemeinen jeder unbillige und übermäßige Gewinn, welchen Jemand aus der Benutzung seines Geldes im Handel und Wandel zieht; im engeren Sinne als Zinswucher (pravitas usuraria) die Ueberschreitung der Zinstaxen, d. i. des gesetzlich festgestellten Maximums von Zinsen, welches für die zeitweilige Ueberlassung eines Kapitals gefordert werden darf. Zum W. im weiteren Sinne gehört namentlich der Kornwucher, dessen sich der Kornhändler schuldig macht, wenn er die augenblicklich starke, das Angebot bei weitem übersteigende Nachfrage benutzt, um höhere, insbesondere für die unbemittelteren Konsumenten drückende Preise zu erzielen. Ein Gegenstand der Gesetzgebung war aber besonders der Zinswucher. In den ältesten, niederen Kulturstufen angepaßten Religionen gibt sich meist eine entschiedene Abneigung gegen das Zinsnehmen kund, die sich manchmal selbst zum völligen Verbot desselben steigert. Das mosaische Gesetz macht dem vermögenden Israeliten im Verkehr mit Landsleuten das unverzinsliche Darleihen zur Gewissenspflicht. Aehnlich urtheilt der Koran in dieser Hinsicht. Selbst bei den alten Griechen findet sich eine ähnliche Anschauung, während die alten Römer am verzinslichen Darleihen keinen Anstoß nahmen. In der ältesten Zeit scheint nicht einmal eine Beschränkung des Zinsfußes Statt gefunden zu haben, wenigstens war die Höhe der Zinsen (usurae) ein Hauptgegenstand der Beschwerden, welche die armen, von dem Vollgenuß der bürgerlichen Rechte ausgeschlossenen Plebejer als Schuldner gegen die reichen Patricier als Gläubiger erhoben. Erst das Zwölftafelgesetz bestimmte als höchsten erlaubten Zinsfuß das Fenus unciarium, d. h. $8\frac{1}{3}$ Procent für das römische Jahr von 304 Tagen, oder 10 Proc. für das heutige Kalenderjahr. Durch spätere Gesetze wurde diese Bestimmung mehrmals abgeändert. Schon um die Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. wurde der Zinsfuß auf die Hälfte (fenus semiunciarium) herabgesetzt, und eine Lex Genucia von 312 soll sogar das Zinsnehmen ganz verboten haben. Doch war das Verbot, wenn es überhaupt durchgeführt ward, von kurzer Dauer. Gegen das Ende der Republik hin galt 1 Procent für den Monat (usurae centesimae) oder 12 Proc. für das Jahr als höchster erlaubter Zinsfuß. Nachdem derselbe durch einen Senatsbeschluß vom Jahr 50 v. Chr. als für das ganze Reich gültig anerkannt worden, blieb er, von einigen vorübergehenden Modifikationen unter Tiberius und Claudius abgesehen, bis zum Ende des weströmischen Reichs in Geltung. Im oströmischen Reiche aber setzte Justinian den Zinsfuß wieder auf die Hälfte (usurae semisses) herab und gestattete nur ausnahmsweise in Fällen, in denen der Gläubiger zugleich das Risico für ein über See gehendes Kapital übernahm (fenus nauticum), die alten 12 Procent, sowie den Kaufleuten 8 Proc. (usurae besses) zu nehmen, während Personen der höchsten Rangklasse (Illustres) nur 4 Proc. nehmen durften. Der letztere Zinsfuß wurde später für Darlehne an Bauern als der gesetzliche bestimmt (Novelle 32). Wer diesen Zinsfuß überschritt, wurde civilrechtlich angehalten, das erhobene Plus an Zinsen zurückzuzahlen. Außerdem verbot Justinian auch den Zinseszins (Anatocismus, s. d.) und traf noch die Bestimmung, daß, im Falle die rückständigen Zinsen über die Höhe des Kapitals (ultra alterum tantum) angewachsen sein sollten, der Gläubiger nicht berechtigt sein sollte, noch weitere Zinsen zu fordern. Mit eigentlicher Strafe scheint die Uebertretung dieser Gesetze nicht bedroht gewesen zu sein, und nur für gewerbsmäßig betriebene wucherische Geschäfte ward unter Diocletian und Maximinian die Strafe der Infamie bestimmt. Das kanonische Recht war im Anschluß an die mosaische Gesetzgebung allem Zinsnehmen abhold. Namentlich eiferten die Kirchenväter seit Anfang des 4. Jahrhunderts, als die Provinzen des Reichs unter den Einfällen der Barbaren mehr und mehr verarmten, gegen alles verzinsliche Darleihen. In der Zeit der vollen Machtentwickelung der Hierarchie steigerte sich diese allen Geldgeschäften ungünstige Anschauung bis zu dem Grade, daß jedem Zinsgläubiger der Genuß des Abendmahls, die Fähigkeit zu Errichtung eines Testaments und selbst das kirchliche Begräbniß versagt, auf dem Koncil zu Vienne (1311) aber sogar die Vertheidigung des Ausleihens auf Zinsen für Ketzerei erklärt ward. Diesen kirchlichen Verboten wagte die weltliche Gesetzgebung um so weniger zu widersprechen, je mehr die öffentliche Meinung in der Mißbilligung des Zinsnehmens mit der Kirche sich einverstanden erklärte. Noch die Reichspolizeiordnungen von 1500, 1530 und 1577 bedrohten das Ausleihen auf Zinsen mit dem Verlust des vierten Theils des ausgeliehenen Kapitals. Nur die Juden hatten seltsamer Weise das Privilegium, Zinsen von Christen für dargeliehene Gelder zu nehmen. Erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts brach sich in den maßgebenden Kreisen nach und nach eine andere Anschauung Bahn. Je häufiger bei den beginnenden größeren Handelsunternehmungen die Nachfrage nach Geld war und je mehr dieses in Folge des massenhaften Herzuströmens der edlen Metalle aus den Ländern jenseits des Oceans selbst zum Handelsartikel ward, um so weniger ließ sich das Verbot des Zinsennehmens noch aufrecht erhalten. Zu den zahlreichen Mitteln, es zu umgehen, gehörte z. B. die Satzung, d. i. der Verkauf einer Sache unter Vorbehalt der Wiedereinlösung, wobei der Schuldner dem Gläubiger die Nutznießung der Sache überließ, dieselbe aber durch Rückzahlung der geliehenen Summe jederzeit wieder an sich bringen konnte, sowie der Rente- und Gültkauf, d. i. die Belastung eines Grundstücks, welches im Besitze des Schuldners blieb, mit einem an den Gläubiger zu zahlenden dinglichen Zinse. So gewöhnte man sich allmählig wieder daran, das Ausleihen auf Zinsen als erlaubt zu betrachten, wenn die stipulirten Zinsen nicht zu hoch waren, und namentlich wurde seit 1654 auch von Seiten der Reichsgerichte das mäßige Zinsennehmen als zulässig betrachtet. Als höchsten erlaubten Zinsfuß nahm man allmählig 5 Procent, im Handelsverkehr 6 Procent an, bedrohte aber das Ueberschreiten dieser Norm als Verbrechen mit

Digitized by Google

öffentlicher Strafe, die durch die Partikulargesetzgebung noch genauer fixirt ward. Strafen, welche die neueren Gesetzbücher androhen, sind theils Geldstrafen, welche sich nach der Größe des auf wucherische Zinsen ausgeliehenen Kapitals bemessen, theils Gefängnißstrafen. Schwerere Strafen sind besonders auf den versteckten oder mit Uebervortheilung des Zinsschuldners verbundenen oder gewerbsmäßig betriebenen W. gesetzt. Manche Gesetzgebungen blieben übrigens nicht beim Verbot des eigentlichen Zinswuchers stehen, sondern bedrohten mit denselben oder ähnlichen Strafen auch gewisse andere Geschäfte, bei denen der Gläubiger durch Verringerung der geliehenen Summe, z. B. durch Aufdringen zu dem höchsten Preis angeschlagener Waaren statt der Gelder (Tucksystem) oder durch sofortiges Abziehen der Zinsen vom geliehenen Kapital (W. am Stamm) oder durch Beifügen sonstiger den Schuldner belastenden Bedingungen, wie die Vereinbarung besonderer Provision neben der Zinsenzahlung, das Nehmen höherer Zinsen als der gesetzlich erlaubten, zu verdecken wußte, als verkleideten W. (pravitas usuraria palliata) im Gegensatz zu dem offenbaren oder einfachen W. (pravitas usuraria manifesta).

In neuerer Zeit ist die Zweckmäßigkeit der Wuchergesetze überhaupt von vielen Seiten her sehr in Frage gestellt worden. Nachdem schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bedeutende Volkswirthschaftslehrer, wie Montesquieu, Turgot, Bentham, Busch u. A., sich gegen die Zinstaxen erklärt hatten, stellte 1788 Kaiser Joseph II. die Angabe anderer wirksamerer Mittel, als die Strafgesetze seien, zur Verhütung des W.s als Preisaufgabe, und zahlreiche dadurch hervorgerufene Schriften (darunter die gekrönte von Günther, „Versuch einer vollständigen Untersuchung über W. und Wuchergesetze", Hamburg 1790) stimmten darin überein, daß dem W. durch Gesetze allein nicht zu steuern sei. Als die Haupteinwendungen gegen die Zweckmäßigkeit der Zinstaxen und Wuchergesetze werden gewöhnlich zwei Punkte geltend gemacht, nämlich daß dieselben einestheils völlig unzureichend zu Beseitigung des W.s, anderntheils aber unter Umständen, z. B. bei Handels- und Geldkrisen, geradezu schädlich seien. Die Beweisführung kommt auf Folgendes hinaus. Schon von vornherein ist es bei dem fortwährenden Steigen und Fallen des Geldwerths sehr schwierig, auf längere Zeit hinaus einen Zinsfuß festzustellen, der als der höchste zu gelten hätte. Dieses Steigen und Fallen des Geldwerths ist im Großen und Ganzen nicht von einzelnen Individuen, sondern von andern außer der Machtsphäre dieser liegenden Umständen, wie Krieg und Frieden, dem Zustande der Gewerbe und des Handels, dem vorhandenen Angebot von Kapital und der Nachfrage nach solchem, auf welche Umstände selbst Staatsgesetze nicht verändernd einwirken können, abhängig, wie die Erfahrung gezeigt hat, daß die Staaten selbst bei ihren Staatsanleihen in bedrängten Zeiten oft genug genöthigt gewesen sind, mit Nichtbeachtung ihrer eigenen Wuchergesetze ihren Gläubigern weit höhere Zinsen einzuräumen, als diese Gesetze gestatteten. Die Gesetze entbehren daher für ernstere Fälle der zu Unterdrückung des W.s erforderlichen Wirksamkeit. Denn wollte man auf strenger Vollziehung derselben bestehen, so würde die Folge sein, daß die Kapitalisten ihre überschüssigen Gelder gar nicht ausleihen, sondern dieselben entweder aufbewahren, oder in eignen Unternehmungen oder im Ausland auf Zins anlegen würden, wo ihnen keine Zinstaxen im Wege stehen. Sodann ist aber auch die Modalität der Darlehnsverträge zu verschieden, als daß man sie füglich alle unter das nämliche Gesetz stellen könnte. Die größere oder geringere Sicherheit, welche dem Gläubiger bei dem Geschäft geboten wird, das persönliche Vertrauen zu dem Schuldner und die Zeit, auf welche das Geld geliehen wird, kommen bei der Bestimmung der Zinshöhe sehr in Betracht. Ist nun der erlaubte Zinsfuß nur zu der Höhe angenommen, wie er bei guter Pfandsicherheit gegeben zu werden pflegt, so bleibt das Bedürfniß solcher Darlehnsbenöthigten, welche keine solche Pfandsicherheit zu bieten im Stande sind, entweder unbefriedigt, oder es wird dadurch nur die Umgehung des Gesetzes befördert, die sich um so weniger genau kontroliren läßt, als auch der das Darlehn Suchende ein Interesse hat, nicht entdeckt zu werden. Wird dagegen der erlaubte Zins so hoch angesetzt, daß derselbe auch für Uebernahme der größten Gefahr genügend erscheint, so erweist sich das Gesetz wieder als ganz unnütz, weil dann keine Veranlassung zu Uebertretung desselben gegeben ist und also kaum zu Anwendung desselben Gelegenheit geboten sein wird. Die Maßregel endlich, für die verschiedenen Grade der von dem Gläubiger bei der Darleihung übernommenen Bemühungen und des ihm zufallenden Risico's verschiedene Zinssätze aufzustellen, hat sich als ganz unausführbar erwiesen, indem es nicht möglich ist, alle hierbei vorkommenden Modalitäten genau zu bezeichnen und zu klassificiren. Abgesehen hiervon ist aber kaum in Abrede zu stellen, daß die Wuchergesetze in manchen Fällen entschieden nachtheilig wirken können. Durch den Makel, welchen dieselben dem Ausleiher gegen hohe Zinsen überhaupt aufdrücken, ist der gefährlichste Theil der betreffenden Geldgeschäfte in die Hände gewissenloser Leute gekommen, welche die gesetzlichen Strafandrohungen überhaupt nicht fürchten. Während die Wuchergesetze auf Seiten der vermögenden Klassen dem Wachsthum des Wohlstandes hindernd in den Weg treten, kann es auch in den unbemitteltern Kreisen für Jemanden, der sich in Geldverlegenheit befindet, oft weit wünschenswerther und ersprießlicher sein, für hohe Zinsen Geld geliehen zu erhalten, als zur Veräußerung eines Vermögensbestandtheils gezwungen zu sein, und so können jene Gesetze Unternehmern dadurch, daß sie ihnen durch Beschränkung des Zinsfußes die Möglichkeit benehmen, Unfälle in ihrer Wirthschaft durch Herbeiziehung fremder Kapitalien zu repariren, weit mehr Schaden u. Verlust bringen, als wenn es ihnen gestattet gewesen wäre, rechtzeitig Geld, wenn auch gegen hohe Zinsen, in die Hände zu bekommen. Selbst für leichtsinnige und thörichte Menschen erweisen sich jene Gesetze in sofern nicht ausreichend, als sie doch nicht verhindern können, daß sich dieselben auf andere

Digitized by Google

Weise als durch das Versprechen hoher Zinsen, wie z. B. durch Verschleuderung der Waaren oder sonstiger Eigenthumsstücke weit unter ihrem Preise, zu Grunde zu richten. Endlich behaupten Viele, daß der Staat gar nicht das Recht habe, den Kapitalisten zu nöthigen, sein Geld Andern zur Benutzung um niedrigeren Preis zu überlassen, als er Lust und Gelegenheit habe, so wenig wie er dem Verkäufer einer Waare dies vorschreiben oder umgekehrt dem Käufer einer solchen verbieten könne, so viel für dieselbe zu geben, als sie ihm werth zu sein scheine. So plausibel aber nun auch alle diese Gründe sein mögen, so haben doch auf der andern Seite die Wuchergesetze ihre entschiedenen Vertheidiger gefunden. Diese berufen sich besonders auf die Erfahrung, daß durch Zinswucher Schuldner oft auf die empörendste Weise ins Unglück gestürzt werden, zumal viele der ein Darlehn Suchenden nicht Einsicht genug haben, um namentlich bei Darlehn auf kurze Zeit und unter verwickelten Bedingungen die Größe der übernommenen Zinsenlast richtig beurtheilen zu können. Sie machen ferner geltend, daß insbesondere der kleinere Darlehnsverkehr, weil er nur in den Händen Weniger sei, nicht unter dem das Gleichgewicht herstellenden Gesetze des Angebots und der Nachfrage stehe, daß die abgeschlossenen Leihgeschäfte daher hier ganz vereinzelt stehen und deshalb mehr die Noth der Darlehnsucher und die rücksichtslose Gewinnsucht der Kapitalisten den Zinsfuß bestimmen, daß mit dem Zinsgeschäft sich nur zu oft auch betrügerische Manipulationen verbinden, u. daß der Staat unleugbar das Recht und die Pflicht habe, da, wo schon die öffentliche Meinung über das unsittliche wucherische Zinsnehmen ein verdammendes Urtheil gesprochen, die Volksmeinung mit öffentlichen Streitschriften u. Strafvorschriften aufzuklären. Ungeachtet dieser Einwendungen gegen die Abschaffung der Wuchergesetze und ungeachtet der mißlichen Erfahrungen, welche man in Oesterreich damit unter Joseph II. machte, haben sich die Nationalökonomen der Mehrzahl nach für die Beseitigung der Zinstaxen u. Wuchergesetze erklärt, und es ist diese in vielen Staaten auch wirklich erfolgt, ohne daß die davon befürchteten Nachtheile eingetreten sind, so 1854 in England, 1856 in Spanien, 1857 in Sardinien und im schweizerischen Kanton Genf, 1858 in Bremen u. Oldenburg, 1864 im Königreich Sachsen und zum Theil auch in den sächsischen Herzogthümern (Koburg), vorübergehend und zeitweilig in Folge der Handelskrisis 1857 in Preußen, Reuß, Sachsen-Weimar und andern deutschen Staaten. Auch wo Wuchergesetze noch bestehen, herrscht hinsichtlich der Grenzen, von wo an der W. für strafbar gelten soll, keine Uebereinstimmung. In Bayern hat die Ausbedingung oder Annahme höherer Zinsen, als gesetzlich ist, nur die civilrechtliche Folge, daß die unrechtmäßig genommenen Zinsen zurückgefordert werden können. Manche Gesetzgebungen, z. B. die preußische, bezeichnen nur den Gewohnheitswucher, d. i. das gewerbsmäßig betriebene Ausleihen auf ungesetzlich hohe Zinsen, als strafbar, weil hierbei die Noth u. der Leichtsinn Einzelner als Erwerbsquelle benutzt wird. Andere Gesetzgebungen, welche schon das Ausleihen auf übermäßig hohe Zinsen als W. verbieten, sehen das gewerbsmäßig betriebene Ausleihen auf Wucherzinsen als Erschwerung des Verbrechens an. Der verkleidete W. wird überall als strafbar betrachtet. Wo aber keine Zinstaxen mehr bestehen, kann derselbe nur in dem Sinne vorkommen, daß dem Schuldner von dem Gläubiger der wahre Sachverhalt hinsichtlich der ausbedungenen Zinsen und sonstigen Vortheile verheimlicht oder falsch dargestellt wird, in welchem Falle dann der verkleidete W. den Charakter des Betrugs annimmt und meist auch wie dieser bestraft wird. Einzelne Gesetzgebungen, z. B. die badische, großherzoglich hessische, bedrohen insbesondere auch die Uebervortheilung minderjähriger oder anderer unter Vormundschaft stehender Personen durch Verträge, wobei deren Schwäche oder Leidenschaft benutzt wird, um ihnen Vermögensnachtheile zuzufügen, als W. mit Strafe. Nach dem gemeinen Recht wird der W. erst dann als vollendet angesehen, wenn der Gläubiger den beabsichtigten wucherischen Gewinn schon eingezogen hat; nach den meisten neueren Gesetzgebungen tritt dagegen die Konsumtion des Verbrechens schon mit dem Stipuliren der Wucherzinsen oder mit dem Abschluß wucherischer Verträge ein. Die Strafe des W.s besteht nach allen Gesetzgebungen in namhaften Geldstrafen, z. B. bis zum zehnfachen Betrag des errungenen oder beabsichtigten wucherischen Vortheils, in schwereren Fällen wohl auch in Gefängnißstrafe bis zu mehren Jahren. Vgl. Berndt, Die Wuchergesetze und deren Aufhebung, Berlin 1857; Rizy, Ueber Zinstaxen und Wuchergesetze, Wien 1859. Vergl. Dardanariat.

Wucherblume, Pflanzengattung, s. Chrysanthemum.

Wühlmaus (Hypudaeus *Ill.*), Säugethiergattung aus der Ordnung der Nagethiere und der Familie der Mäuse, charakterisirt durch die kurze, stumpfe, abgerundete Schnauze, die wenig aus dem Pelze hervortretenden Ohren, die nackten Fußsohlen und den Schwanz von $^1/_4$—$^2/_3$ Körperlänge, etwa 30 Arten, wovon 15 in Europa und 3 in Deutschland leben. Die Wühlmäuse vermehren sich sehr stark und werden auf Feldern und in Gärten oft zur großen Plage. Als hierher gehörig ist besonders die Wasserratte (H. amphibius *L.*, Erdwolf) zu erwähnen. Sie unterscheidet sich von der Hausratte durch den dicken, runden, kurzen Kopf und den kurzen, 130—140 Schuppenringe tragenden und ringsum gleichmäßig und ziemlich dicht mit kurzen, steifen Haaren besetzten Schwanz. Die Färbung des Pelzes ändert ab; an der Oberseite ist sie meist graubraun oder braunschwarz, an der Unterseite meist etwas heller, und zwar mit allmähligem Uebergang. Die Länge beträgt $9^1/_4$ Zoll, wovon auf den Schwanz etwa $3^1/_4$ Zoll kommen. In Sibirien erreicht die Wasserratte eine bedeutendere Größe als im mittleren Europa; in Italien ist sie kleiner, oben schwärzlich, unten kastanienbraun; in England kommt eine ganz schwarze Abart mit weißer Kehle vor; am Ob und Jenisei leben blaßgelbliche Abarten. Die Wasserratte ist weit verbreitet, sie findet sich vom atlantischen bis zum ochotskischen, vom weißen bis zum mittelländischen Meere, und zwar allent-

Digitized by Google

halben häufig, sowohl in ebenen, als in gebirgigen Gegenden. Sie wohnt am Wasser in selbst gegrabenen unterirdischen Bauten, welche vom Wasserspiegel aus schief nach oben ansteigen u. in einen weiten Kessel münden, welcher den eigentlichen Wohnungsraum bildet. Sie schwimmt sehr gut, nährt sich von Sämereien, Wurzeln, kleinen Wasserthieren und Fischeiern und hält sich im Winter Löcher im Eise offen. Sie wühlt wie der Maulwurf und wird dadurch den Dämmen, sowie durch Abnagen der Wurzeln den Obst- und anderen Bäumen schädlich. Das Weibchen wirft jährlich zwei- bis dreimal 5—7 dünnbehaarte, blinde Junge. Man lockt sie mit Speck und Sellerie in Rattenfallen, fängt sie mit Maulwurfszangen und in Fischreusen u. tödtet sie durch Gift, das man auf Selleriescheibchen streicht. Die Reit- oder Scheermaus (H. terrestris *L.*) unterscheidet sich von der Wasserratte durch die um $^1/_4$ geringere Größe, ändert ebenfalls hinsichtlich der Färbung ab und findet sich in der Schweiz und im Elsaß, wo die Wasserratte ganz fehlt, auch in Norddeutschland und anderwärts, und zwar oft weit vom Wasser entfernt, gräbt in Gärten lange flache Gänge nach Art des Maulwurfs, wirft dabei Pflanzen um, frißt deren Wurzeln an und wird dadurch oft sehr schädlich. Blasius hält sie nur für eine Abart der Wasserratte. Ueber die anderen hierher gehörigen Mäuse s. Maus.

Wülzburg, Bergfestung im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, Verwaltungsdistrikt Weißenburg, 1928 Fuß über dem Meere auf einem steilen Berge, mit 5 Bastionen, Pfarr- und Garnisonskirche, großem, jetzt als Kaserne dienendem Schlosse und Garnison von 2 Kompagnien, einem Artillerie- und einem Geniedetachement.

Wümme, Fluß im ehemaligen Königreich Hannover, entspringt bei Oberhaverbeck im Verdenschen, wird bald schiffbar, bildet die Grenze gegen das bremische Gebiet, nimmt die Tintau, Werse, Wörpe und Hamme auf und mündet nach 15 Meilen langem Lauf unter dem Namen Lesum in die Weser.

Wünnenberg, Marktflecken in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Büren, an der Alster, hat eine Papierfabrik und 1352 Einwohner. Die fruchtbare Umgegend heißt Sind-(Send-) Feld.

Wünschelburg, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Neurode, am nordöstlichen Fuße der Heuscheuerberge und an der Posko, hat eine Gerichtskommission, 2 katholische Kirchen, ein königliches Jagdschloß, Lein-, Woll- und Bandweberei, Färberei, Zeugdruckerei, Ziegelei und 1755 Einw.

Wünschelruthe (virgula mercurialis), nach dem Volksglauben ein magisches Instrument zum Auffinden unter der Erde liegender Metalle. Die W. ist gewöhnlich ein Zweig einer Haselstaude oder eines Kreuzdorns, der entweder einfach in Bogen gekrümmt ist, oder sich (häufiger) gabelförmig endet. Sie wird zu bestimmten Zeiten und unter besonderen Ceremonien aufgesucht und geschnitten. Man hat auch W.n von Metalldraht, die wirksam sein sollen. Die zur Handhabung der W. befähigten Personen heißen Ruthengänger. Sie fassen die W. mit beiden Händen so, daß sie die beiden dünnen Enden des gabelförmigen Zweigs in die Hände nehmen, die kleinen Finger gegen einander, die Daumen auswärts kehren, und daß die Ruthe dem Himmel zugewendet steht. Die Ellenbogen werden fest in den Leib gedrückt. In dieser Stellung durchschreitet der Ruthengänger die Gegend, wo er Metall vermuthet. Wenn die Ruthe einem solchen nahe kommt, soll sie sich ganz umwenden, d. h. die gen Himmel stehende Spitze gegen die Erde schlagen. Außer verborgenen Schätzen und Erzadern glaubte man auch Wasserquellen, ja selbst Mörder und Diebe mittelst der W. entdecken zu können. Der Glaube von der W. ist alt, und man hat den Stab der Circe, die Ruthe Aarons, Merkurs Stab als W.n zu deuten gesucht. Auch in Deutschland war sie von Alters her bekannt. Schon die althochdeutsche Glosse kennt die „Wunseiligerta" als caduceus, Gerte oder Ruthe, durch deren Besitz man alles gewünschten irischen Heils theilhaftig wird. Die Gabe dieses Heils ging von Wodan aus, der deshalb selbst den Namen Wunsch führte, und Wodan erinnert an den römischen Merkur oder griechischen Hermes, welchem der Caduceus als heil- und reichthumbringender Stab zukam. Die W. blieb bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts in Ansehen (s. Rhabdomantie).

Würbenthal, Bergstadt im österreichisch-schlesischen Kreis Troppau, an der Oppa, hat ein Hospital, Fabrikation von Lein- und Baumwollwaaren, Zwirn, Maschinen, Metallwaaren, chemischen Produkten, Glas, Bergbau auf Eisen, Blei, Kupfer, Drahtzieherei, einen wenig benutzten Sauerbrunnen und 2060 Einw.

Würdtwein, Stephan Alexander, verdienter Diplomatiker, geboren 1819 zu Amerbach, ward 1783 Weihbischof zu Worms, floh während des Revolutionskrieges vor den Franzosen nach Ladenburg und † daselbst 1796. Neben seinen die mainzische Geschichte betreffenden „Concilia moguntiaca" (Mannheim 1766) sind besonders seine „Subsidia diplomatica ad selecta juris ecclesiastici Germaniae et historiarum capita elucidanda" (Bamb. 1772—80, 13 Bde.), die „Nova subsidia diplomatica" (das. 1781—89, 14 Bde.), die „Diplomataria moguntina" (Mainz 1788, 2 Bde.) und das „Monasticum palatinum" (Mannheim 1792 bis 1796, 6 Bde.) hervorzuheben.

Würfel, in der Geometrie s. v. a. Kubus (s. d.); dann Werkzeug aus Elfenbein, Knochen, Serpentinstein ꝛc., welches besonders beim Würfelspiel gebraucht wird. Es besteht aus einem 6seitigen Körper, auf dessen 6 Seiten die Zahlen 1—6 durch Punkte oder Augen angegeben sind, und zwar in der Ordnung, daß die Zahlen der 2 gegenüberstehenden Seiten 7 machen. Bei verschiedenen Spielen, wo auch W. benutzt werden, sind bisweilen die W. anders, je nach den Erfordernissen des Spiels, eingerichtet. So hat man 8-, 12-, 16seitige W. mit Zahlen, die weiter als bis 6 reichen. Schon die Alten kannten das Würfelspiel. Die Alea der Römer wurde entweder bloß mit W.n oder mit W.n und Steinen zugleich gespielt. Der Kaiser Claudius schrieb ein Buch: „De Alea". Das Spiel war früh schon verboten, außer an den Saturnalien. Der W. (Hexaëder)

Digitized by Google

ist auch eine wichtige Krystallform des regulären Krystallsystems, hat als solche wie der geometrische Kubus (s. d.) 6 quadratische oder zu Quadraten ergänzbare Flächen, die sich unter rechten Winkeln in den 12 Würfelkanten schneiden, und 8 dreiflächige Ecken. Am ausgezeichnetsten findet sich die Würfelform beim Flußspath, Bleiglanz, Steinsalz, welche letztere beiden nach den Flächen spaltbar sind. Oft kommt sie in Kombination mit anderen Formen des regulären Systems vor. Die Ecken sind beim Oktaëder, 4 über das Kreuz liegende beim Tetraëder, die Kanten beim Granatoëder gerade abgestumpft. Das Leucitoëder erscheint als Zuschärfung der Ecken, gerade aufgesetzt auf die Flächen; der Pyramidenwürfel als dreiflächige Zuschärfung der Ecken, gerade aufgesetzt auf die Würfelkanten; der 48-Flächner als sechsflächige Zuspitzung der Ecken. Pyramidenwürfelflächen treten als doppelte Zuschärfung der Kanten, Pyritoëder dagegen als einseitige Zuschärfung auf. Der W. selbst stumpft am Oktaëder die Ecken, am Tetraëder die Kanten, am Granatoëder und Leucitoëder die 6 vierflächigen Oktaëderecken ab. Am Pyritoëder stumpft der W. die 6 Kanten, gebildet aus den Flächen der Fünfecke, ab.

Würfelerz s. Pharmakosiderit)

Würger (Lanius *L.*), Vögelgattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel und der Familie der Zahnschnäbler, charakterisirt durch den kurzen Schnabel mit hakig übergebogener Rückenfirste und mit Bartborsten besetzter Schnabelwurzel, die scharfen, gekrümmten Krallen und die abgestuften Schwanzfedern. Die hierher gehörigen Vögel übertreffen an Mordgier selbst manche Raubvögel, ahmen aber den Gesang anderer Vögel nach. Sie finden sich häufig in allen Zonen, meist einzeln oder familienweise in Feldern und Wäldern, spießen Insekten, die sie nicht ganz verschlucken können, an Dornen auf, um sie dann stückweise zu fressen, greifen auch kleine Säugethiere und Vögel an; nisten auf Bäumen. Der große graue W. (L. excubitor *L.*, Buschelster, Buschfalke), die größte europäische Art, 10 Zoll lang, oben aschgrau, mit schwarzen, weißgefleckten Flügeln und keilförmigem, schwarzem, an den Seiten weißem Schwanz, findet sich in ganz Europa, in Deutschland als Standvogel, der sich in Gärten und Feldhölzern aufhält. Sein Raub besteht in Maikäfern, Roßkäfern, Heuschrecken ꝛc., aber auch in Blindschleichen, Feldmäusen, Eidechsen und jungen Vögeln. Männchen und Weibchen singen im Frühjahr einige schnurrende Strophen, wobei sie die Kehle wie ein Laubfrosch aufblasen. Ihr Flug ist schwankend. Sie machen auf die unteren Zweige der Bäume ein großes lockeres Nest von Reisig, Halmen, Moos und Haaren, und das Weibchen brütet 6 grauliche, grünlich gefleckte Eier in 15 Tagen aus, bisweilen zweimal im Sommer. Durch Wegfangen der Maikäfer und Feldmäuse nützen sie mehr als sie schaden. Der kleine graue oder schwarzstirnige W. (L. minor *L.*) ist 8 Zoll lang, oben aschgrau, unten weiß, auf der Brust rosenroth, an Stirn und Flügel schwarz, vorn weiß, in Deutschland ein Zugvogel, welcher sich gern bei Viehheerden aufhält und von Käfern u. dergl. lebt. Er brütet auf Apfel- oder Birnbäumen, Erlen und Weiden und ist so gelehrig, daß er den Gesang anderer Vögel treu nachzuahmen im Stande ist. Der rothköpfige W. (L. ruficeps *Bechst.*), in Deutschland ein Zugvogel, 7 Zoll lang, schwarzbraun, an Kopf und Nacken rothbraun, ist sehr zänkisch, singt viel auf Baumspitzen und ahmt den Gesang der Nachtigall, des Schwarzkopfs und des Stieglitz nach. Der rothrückige W. (L. collurio *L.*, Dorndreher, Neuntödter) ist nur 6 Zoll lang, rothbraun, unten rosenroth, am Kopf aschgrau, das Weibchen unten gelblichweiß mit dunkelbraunen Querwellen. Er ist in ganz Europa sehr gemein, bei uns ein Zugvogel, der erst im Mai ankommt und sich meist in den Hecken der Felder aufhält, in der Nähe der Viehweiden. Er vertilgt eine Menge Insekten und spießt sie an Schwarz- und Weißdorn an. Als guter Sänger ahmt er den Gesang der Grasmücken, Lerchen, Stieglitze, der Nachtigall ꝛc. nach und lernt auch im Zimmer allerlei pfeifen. Diese Vögel nisten zweimal ins Gebüsch und legen 6 gelblichweiße, graugefleckte Eier, die bloß vom Weibchen ausgebrütet werden.

Würm, 1) Fluß in Würtemberg, entspringt unweit Ehningen, ist flößbar und mündet nach 7 Meilen langem Lauf unweit Pforzheim mit der Nagold in die Enz. — 2) Fluß im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, Abfluß des Würm- oder Starnbergersee's (s. Starnberg) zur Ammer.

Würmer (vermes), im linné'schen System die 6. Klasse des gesammten Thierreichs, welche alle wirbellosen Thiere mit Ausnahme der Insekten begreift, in den neueren zoologischen Systemen eine enger abgegrenzte Klasse der wirbellosen Thiere, welche durch den weichen, langgestreckten, fast walzenförmigen, einer harten Bedeckung ermangelnden, meist deutlich geringelten Körper und die ungegliederten oder ganz fehlenden Bewegungsorgane charakterisirt sind und sich namentlich in ihren vollkommeneren Formen weit mehr dem Kreise der Ringel- oder Gliederthiere als dem der Bauch- oder Schleimthiere anschließen. Die W. zeichnen sich auf den ersten Blick durch die symmetrische oder bilaterale Anlage ihrer Organe aus. Eine senkrecht durch die Mitte des Thiers gelegte Ebene theilt dasselbe in 2 einander vollkommen gleiche Hälften. Die in der Einzahl vorhandenen Organe liegen in der Mittellinie selbst, die mehrfach vorhandenen zu beiden Seiten derselben, und zwar meist in symmetrischer Folge. Wo Abweichungen von dieser symmetrischen Lage Statt finden, betreffen sie meist nur den Darmkanal und die Geschlechtsorgane, hinsichtlich deren auch bei den übrigen symmetrisch gebauten Thieren Abweichungen Statt zu finden pflegen. Der gestreckte Körper der W. ist oben etwas abgeplattet, besonders bei den niederen Formen, die bei geringer Körperlänge eine eiförmige Gestalt zeigen, während bei den höheren Formen als weiteres charakteristisches Merkmal die Gliederung des Körpers in zahlreiche Querringe (Zoniten) auftritt. Diese Gliederung erscheint aber in sofern unvollkommen, als die Glieder meist einander ganz gleich sind und stets dieselben, sich also vielfach wiederholenden Organe enthalten, wogegen

Digitized by Google

bei den übrigen Gliederthieren (Insekten, Spinnen- und Krustenthieren) die einzelnen Ringel nicht nur verschiedenen Bau, sondern auch verschiedene Funktionen haben. Ein wirklich ausgebildeter Kopf findet sich nur bei den obersten Typen, bei den übrigen erscheint derselbe als Träger der Sinnesorgane und des Centralnervensystems oft gar nicht von dem übrigen Körper gesondert. Der allmählige Uebergang von den niederen zu den höheren Formen gibt sich aber nicht nur in der äußeren Körpergestalt, sondern auch in der stufenweise fortschreitenden Ausbildung der einzelnen Organe kund. Während das Nervensystem bei den unvollkommneren Typen nur durch 2 unbedeutende, zu beiden Seiten des Schlundes gelegene Knötchen, von welchen 2 dünne Seitenäste längs des Körpers verlaufen, repräsentirt wird, besteht es bei den vollkommensten Typen aus einem Schlundring mit vorzugsweise entwickelter oberer Hälfte (Gehirn), von dem aus längs der Mittellinie des Bauches durch Längsstränge verbundene, nach allen Seiten hin Aeste aussendende Knoten ausgehen. Die Sinnesorgane fehlen auf den unteren Stufen ganz, wie auch die im Körper anderer Thiere oder in Röhren lebenden W. ihrer entbehren. Auch da, wo sich diese Organe vorfinden, zeigen sie geringe innere Ausbildung. Die Bewegungsorgane zeigen ebenfalls eine sich allmählig steigernde Entwicklung, in sofern in den unteren Regionen die Bewegung nur durch abwechselnde Zusammenziehungen und Ausdehnungen des Körpers vermittelt wird, in den mittleren höchstens hakenartige Organe, Rüssel und Saugnäpfe zum Festhalten vorhanden sind und erst in den höheren besondere, oft äußerst zahlreiche Borsten, Fußstummel und Schwimmplatten der Bewegung zu Hülfe kommen. Diese Bewegungsorgane sind aber stets einfache Hornstücke, die in zwiebelartigen Muskeln stecken und nur von hier aus bewegt werden, und zeigen nie Gliederung in verschiedene in einander eingelenkte Theile. Endlich gibt sich auch im Blutumlauf und in den Athmungsorganen der Fortschritt vom Unvollkommneren zum Vollkommneren kund. Ein Blutgefäßsystem findet sich bei allen W.n, und zwar besteht dasselbe aus geschlossenen Röhren, deren oft roth gefärbter Inhalt bei den höheren Formen durch kontraktile Gefäße und herzartige Erweiterungen in Bewegung gesetzt wird. Die Athmungsorgane gehen nur den niederen Typen ganz ab, indem hier der Athmungsprozeß wahrscheinlich durch die Haut vor sich geht; bei den höheren Typen sind dagegen vollständig ausgebildete Kiemen, und zwar ausschließlich zum Athmen dienende, vorhanden. Auf den untersten Stufen jener werden auch die fehlenden Verdauungsorgane durch eine bedeutende Einsaugungsfähigkeit der Haut ersetzt; auf den mittlern führt ein Mund in einen mehr oder minder verzweigten, blind endenden Darmkanal, der erst auf den oberen Stufen an beiden Enden offen und an der Mundöffnung mit Zähnen, Kiefern und anderen Vorrichtungen zum Ergreifen und Zerkleinern der Beute ausgerüstet ist. Geschlechtsorgane finden sich bei allen W.n, oft in außerordentlich vervielfachter Anzahl, so daß die Eierproduktion ins Unendliche geht. Einige W. gebären auch lebendige Junge (Blutegel); einige sind getrennten Geschlechts, andere sich gegenseitig befruchtende Zwitter (Wechselzwitter) od. selbstbefruchtende Zwitter (Selbstzwitter). Die meisten Embryonen verlassen das Ei als eine dem Mutterthier sehr unähnliche Larve, welche erst durch mehrmalige Metamorphose sich diesem nähert. Außerdem wird aber die Fortpflanzung bei sehr zahlreichen W.n, namentlich bei den Eingeweidewürmern (s. d.), auch durch Knospung und Ammenzeugung vermittelt. Die Knospung findet meist am hinteren Ende des Körpers Statt und ist bald eine unvollkommnere, in sofern die aus hier hervorgehenden Gebilde nie zu selbstständigem, individuellem Leben gelangen, bald eine vollkommene, in sofern die Jungen nur eine Zeitlang mit dem Mutterthier zusammenhängen und sich schließlich von diesem ablösen und frei werden. Die W. leben zum größeren Theil als Schmarotzer in den Eingeweiden anderer Thiere, in welche sie theils durch die Oeffnungen der Verdauungs- und Luftwege, theils durch Einbohrung von außen her gelangen. Viele leben auch nur eine Zeitlang als Parasiten und dann frei in der Außenwelt. Die meisten dieser Parasiten entwickeln sich aber nicht, ohne von einem Thier in ein anderes überzugehen. Von den in der Außenwelt lebenden W.n finden sich die meisten im Wasser, wenige in der feuchten Erde, einige auch in Röhren, welche sie entweder aus fremdem Material zusammenkleben oder durch Ausschwitzung aus dem Körper bilden. Die Parasiten begreifen die niederen, die frei lebenden die höheren Typen. Außer der bedeutenden Reproduktionskraft vieler W. (Bandwurm, Spulwurm) ist auch ihr sehr zähes Leben bemerkenswerth. Alle W. sind vornehmlich auf thierische Nahrung angewiesen und können nur in feuchter Umgebung leben. Mehr oder weniger schädlich sind die Regen- und Eingeweidewürmer (Bandwürmer, Spulwürmer), nützlich die Blutegel, sowie mehre als Köder beim Fischfang brauchbare Arten. Bestimmt sind an 2000 verschiedene Arten, worunter etwa 300 Arten fossiler Ringelwürmer. Die W. zerfallen in 4 Ordnungen: 1) Ringel- oder Gliederwürmer, Annulata; Körper meist deutlich gegliedert (geringelt), drehrund; Borsten oder Höcker mit Borsten, seltener Saugnäpfe als Bewegungsorgane; 2) Strudelwürmer (Turbellaria); Körper ungegliedert (ungeringelt), drehrund oder flach, auf der Oberfläche mit Strudel erregenden Wimpern als Bewegungsorganen besetzt, meist im Wasser lebend; 3) Eingeweidewürmer, Helmintha oder Entozoa; beständig oder zeitweilig im Körper anderer Thiere lebend u. von deren Säften sich nährend; 4) Räderthierchen, Rotatoria; am Kopfende des mikroskopisch kleinen Körpers mit bewimperten Räderorganen ausgestattet.

Würtemberg (officiell seit 1802 Württemberg, früher Wirtemberg), Königreich in Süddeutschland, seiner Größe nach der 5., dem Rang nach der 6. der ehemaligen deutschen Bundesstaaten, liegt zwischen 25° 52′ 20″ u. 28° 9′ 36″ östl. L. und zwischen 47° 35′ und 49° 35′ 30″ nördl. Br. und grenzt gegen Norden an Bayern und Baden, gegen Westen und Süden an dieselben Länder, sowie an den Bodensee und die hohenzollernschen

Digitized by Google

Lande, im Osten wieder an Bayern. Im Norden berührt es noch eine Parcelle (Wimpfen) des Großherzogthums Hessen, und im Süden ist es durch den Bodensee von der Schweiz getrennt. Der Flächeninhalt beträgt 324,28 QMeilen, die Gesammtlänge der Landesgrenze 241 Meilen. Als Exklaven liegen im Badischen 5, in Hohenzollern 3 Ortschaften. Die mittlere Erhebung des Landes beträgt im Durchschnitt 1535 F., der höchste Punkt liegt 3732, der niedrigste 437 F. über dem Meere. Die Hauptgebirge sind der Schwarzwald und die Rauhalp. Der von diesen Gebirgen nicht bedeckte übrige Theil des Landes gehört der oberschwäbisch-bayerischen Hochebene und dem schwäbisch-fränkischen Terrassenland an. Der würtembergische Schwarzwald (s. d.) macht ungefähr die Hälfte des ganzen Schwarzwaldes aus und erstreckt sich von der Gegend von Schramberg und Rottweil im Süden bis an die Landesgrenze im Norden bei Neuenburg und Pforzheim in einer Länge von nahe an 12 Meilen, jedoch so, daß der westliche Abfall größtentheils zu Baden gehört. Die höchsten Punkte des würtembergischen Schwarzwaldes sind der Katzenkopf (3732 Fuß) mit dem merkwürdigen Mummelsee (über 3100 F.) und der Kniebis mit dem Roßbühl (3112 F.). Die Rauhalp oder der schwäbische Jura zieht sich von einer Grenze des Königreichs bis zur andern. Obwohl die Rauhalp nach Norden als ansehnlicher Gebirgswall, oft in schroffen, grotesken Felsbildungen abfällt, so fehlt ihr doch der eigentliche Gebirgscharakter, in sofern sie nur den hoch ansteigenden Rand der der Trias aufgelagerten Juraformation bildet und ihre Hochfläche sich nach Süden ganz allmählig zur Donau abdacht. Die höchste Massenerhebung des Gebirgs fällt ins Würtembergische; es ist dies das Plateau des Heubergs oder derjenige Theil des Gebirgs, dessen Nordrand sich über Spaichingen, Schömberg und Bahlingen erhebt. Hierher gehören die bedeutendsten Höhen des schwäbischen Jura: der Dreifaltigkeitsberg (3144 F.) über Spaichingen, der Hohenberg (3286 F.) über Wilflingen, der Schafberg (3246 F.) und der Plettenberg (3208 F.) südlich von Bahlingen, der Lochenstein (3087 F.) bei Roßwangen, sämmtlich dicht am Nordrand ansteigend. Etwas weiter zurück auf der Hochfläche erhebt sich der Burgbühl (3103 F.) bei Obernheim. Die rückwärts nach der Donau zu abfallende Senkung dieses Plateau's bis an die in die Donau einmündende Schmiecha führt den Namen Hardt. An das Heubergsplateau schließt sich, durch das von der Erzach zur Schmiecha führende Querthal nur fast unmerklich geschieden, die Rauhalp im engern Sinne an, an deren nordwestlichem Abfall die Städte Bahlingen, Hechingen, Reutlingen, Neuffen, Kirchheim unter Teck und Göppingen liegen. Die bedeutendsten, meist mehr oder minder weit vorgeschobenen Erhebungen dieses durch die tief einschneidende Thalschlucht abgeschlossenen Gebirgsrandes sind auf würtembergischem Gebiet das Oberhörnle (3033 F.) bei Onstmettingen, die Burgfelder (2919 F.) zwischen Bahlingen und Ebingen, der Farrenberg über Mössingen, der Roßberg (2794 F.) über Gönningen, der Ahlsberg und der Ursulaberg über Pfullingen, der Achalm (2260 F.) bei Reutlingen, der Hohenneuffen (2380 F.) bei Neuffen, der Teck (2484 F.) bei Kirchheim, der Aichelberg, die Hochalp und der Hartberg südöstlich von Kirchheim. Auf der Hochfläche selbst erheben sich das Roßhäuptle bei Oedenwaldstetten, der Lichtenstein (2604 F.) südlich von Pfullingen, der Sternberg (2691 F.) bei Gomadingen, die Buchhalde (2784 F.) und der Föhrenberg (2742 F.) westlich von Münsingen und der Buttenberg südlich von Deggingen. Oestlich von der Fils und der zur Donau abfließenden Lontel führt das Gebirge den Namen Aalbuch, zu welchem der Hohenstein, nördlich von Geislingen, der Barnberg, über Heubach, der Kocherberg (2411 F.), südlich von Aalen, und die isolirt vorliegenden, mit geschichtlich denkwürdigen Ruinen gekrönten Berge Hohenstaufen (2214 F.), nordöstlich von Göppingen, und Hohenrechberg (2298 F.), südlich von Gmünd, gehören. Oestlich von der Kocher u. Brenz endigt der ganze Gebirgszug des schwäbischen Jura mit dem Härdtfeld (Hartfeld), dessen höchste Erhebungen der Wellerstein, östlich von Aalen, der Hornberg, nördlich von Lauchheim, und der Nipf (2440 F.), bei Bopfingen, sind. Hier scheidet das nur zum kleineren Theil zu W. gehörige Ries den schwäbischen von dem fränkischen Jura. Außer seiner Abdachung zur Donau zeigt der schwäbische Jura auch noch eine Absenkung nach Nordosten. Sein nördlicher Fuß aber steht über dem weit milderen und ergiebigeren Terrassenland des nördlichen Schwabens, in welchem der Neckar bei Rottweil 1758, bei Tübingen 1012, bei Plochingen 799 F. Meereshöhe hat. Von der oberschwäbisch-bayerischen Hochebene gehört zu W. ein von Westen nach Osten 7—8 Meilen, von Norden nach Süden 9 Meilen sich erstreckendes Gebiet, der größere Theil des Donaukreises, der von einer etwa 1800 F. hoch liegenden Wasserscheide sich nach Süden zum Bodensee, nach Norden zur Donau abdacht. Das breite Wiesenthal des Schussen theilt die südliche Abdachung in 2 fast gleich hohe Plateaux (2000 bis 2300 F.), auf deren Oberfläche zahlreiche kleine Seen liegen. Das östliche Plateau führt längs des Schussen nördlich von Ravensburg den Namen altdorfer Oberwald. In der südöstlichen Ecke des Donaukreises erhebt sich als Ende des aus Bayern hereinziehenden Alpenlandes der Gebirgsstock der Adelegg mit den Spitzen Hochkopf (3318 F.), Schönbühl (3481 F.) u. Schwarzegrat oder Schwarzkopf (3557 F.), den höchsten Erhebungen des Landes. Nördlich von der genannten Wasserscheide flacht sich das von moorigen Wiesengründen durchschnittene Land zur Donau ab, deren Spiegel bei Ulm noch 1482 F. über dem Meere liegt. Die nördlichste Höhe ist hier der isolirt sich erhebende Bussen (2438 F.), östlich von Riedlingen. Zwischen dem Schwarzwald und der Rauhalp breitet sich das schwäbisch-fränkische Terrassenland aus, dessen bedeutendste Höhen im Süden liegen, wo die von Donaueschingen bis gegen Rottweil sich erstreckende Hochfläche, die Baar genannt, 2200 bis 2400 F. Meereshöhe hat. Die zu beiden Seiten des oberen Neckar bis Horb sich ausdehnenden Flächen haben ein Niveau von 2200—1600 F.

Meereshöhe, ein gleiches das von der Nagold durchflossene, den Ostrand des unteren Schwarzwaldes begleitende Plateau des oberen Gaues. Oestlich von diesem breiten sich der Schönbuch, der Fildern und das Strohgäu aus, Plateaulandschaften von 1700—1000 F. Höhe, in denen zwischen Stuttgart und Tübingen die Trias von den unteren Schichten der Juraformation überlagert ist. Durch ergiebigen Boden und mildes Klima ausgezeichnet und besonders zum Obst- und Weinbau geeignet ist das am Neckar von Horb, mit dem Steilabhang der Rauhalp parallel bis Göppingen ziehende Hügelland, worin Rottenburg (1076 F.), Tübingen (1012 F.) und Plochingen (799 F.) liegen. Vom Neckar bei Cannstadt zieht sich zwischen Fils und Rems als Plateauzug nach Osten der bis 1600 F. ansteigende Schurwald, an die isolirt vorspringenden Juraberge, den Hohenzollern und Hohenrechberg sich anschließend. In dem durchschnittlich unter 1000 F. absinkenden Plateau- und Hügellande zwischen Neckar, Enz und dem Rheinthal erheben sich der Stromberg (1300 F.) und der Henchelberg nebst mehren kleineren ebenfalls von Westen nach Osten streichenden Parallelzügen zwischen Heilbronn, Bietigheim und Bretten. Das Niveau des Neckar sinkt bei Heilbronn bis 486, bei Wimpfen bis 457 F. herab. Nördlich von Aalbuch und Härdtfeld zwischen Rems, Kocher, Jaxt und Wörnitz breiten sich höhere Plateaux aus, die zum Theil in niederen Bergzügen endigen, wie der welzheimer Wald, bei Welzheim, die gschwender Höhen, westwärts bis Heilbronn ziehend, die löwensteiner Berge, zwischen Löwenstein und Gaildorf, die waldenburger Berge, westlich von Hall, die limpurger Berge, südöstlich von derselben Stadt, und die ellwanger Berge, zu beiden Seiten der obern Jaxt. Dieses gesammte Gebiet, das an wenigen Punkten unter 1200 F., nirgends aber 2000 F. Höhe hat, ist theils bewaldet, theils zum Ackerbau geeignet. Tiefer liegen die fruchtbareren, nach Nordwesten längs des Kocher, der Jaxt, Tauber bis an den Main u. Odenwald sich ausdehnenden Plateaux, nämlich die haller Ebene, die sich von Hall gegen Osten bis Kirchberg erstreckt, die größere hohenloher Ebene, die von Weinsberg bis Rothenburg an der Tauber reicht, und das sogenannte Bauland, zwischen Mosbach und Tauberbischofsheim. Noch milderes Klima hat die durchgehends unter 1000 F. hoch liegende Gegend um den Einfluß des Kocher und der Jaxt in den Neckar, wo zwischen Neuenstadt und Widdern der hardthäuser Wald zu bemerken ist. W. hat in allen Theilen schöne und fruchtbare Thäler. Das Rheinthal berührt zwar W. nur mit dem Bodenseekessel, nimmt aber das Hauptthal des Landes, das 30 Meilen lange Neckarthal, und mehre Nebenthäler auf. Andere Seitenthäler nimmt das kürzere Donauthal auf. Das Land ist im Allgemeinen reichlich bewässert. Der kleinere Theil desselben gehört zum Donaugebiet. Die Donau betritt dasselbe unweit Tuttlingen, verläßt es bald wieder bei Friedingen und erreicht es bei Scheer wieder, um es bis Ulm im nach Nordosten gerichteten Lauf zu durchströmen und hier nach 18½ Meilen langem Lauf nach Bayern überzutreten. Sie wird erst kurz vor Ulm durch den Einfluß der Iller schiffbar. Sie nimmt in W. von rechts her auf die Iller mit der Weihung, Aitrach und ausnanger Ach, die Roth, Westernach, von der Rottum und Dürnach gebildet, die Riß mit der alten Riß und Umlach, die Stehen, Kanzach, Schwarzach, Osterach und Ablach; von links her die Egge, Brenz, Nau, Blau, Schmiechen, Lauter, Ach, Lauchart und Schmie. Der größere Theil des Landes ist Rheingebiet, und zwar durch den Neckar, den Hauptfluß W.s. Er entspringt im äußersten Südosten des Landes, wo der Schwarzwald und die Rauhalp zusammenstoßen, tritt bei Sulz nach Hohenzollern, aber bald wieder nach W. über und durchfließt es in nach Norden gerichtetem Lauf, von Kochenheim bis Gundelsheim die Grenze gegen die großherzoglich hessische Parcelle Wimpfen und gegen Baden bildend und hier das Land nach einem 37½ Meilen langen Lauf in demselben verlassend. Er wird von Rottweil an mit Flößen, von Cannstadt an mit Last- und von Heilbronn an mit Dampfschiffen befahren. Seine wichtigsten Zuflüsse sind von rechts her: die Jaxt (Jagst) mit der Seckach, Kessach, Ette, Brettach und Sechta, der Kocher mit der Brettach, Ohrn, Sall, Kupfer und Bühler, die Murr mit der Lauter, dem Buchenbach und der Bottwar, die Rems mit der Wieslauf, die Fils mit der Lauter, die Erms mit der Elsach und dem Brühlbach, die Echaz mit der Steinlach und Starzel, die Eyach, die Schlichem und die Prim; von links her: der Leimbach, die Zaber, die Enz mit der Metter, Glems, Nagold (mit der Waldach, Teinach und Würm) und der schwarzwälder Eyach, die Kersch, Aich (Aia), Ammer, Glatt und Eschach. Unmittelbar dem Rhein fließen zu die kleinen Flüßchen Kraich, Salza, Pfinz und Alb, dann die Murg mit der Schönmünzach und die Kinzig. In den Bodensee münden die Rothach, die Schussen mit der zollenreuter Ach, der Steinach, der wolfegger Ach, der ettishofer Ach und der Schwarzach, und die Argen. Ein Nebenfluß des Main ist die Tauber, welche den nördlichsten Theil W.s auf eine Strecke von 5½ Meilen durchfließt. Kanäle sind der Wilhelmskanal, durch welchen der Neckar von Cannstadt bis Heilbronn schiffbar gemacht ist, und die Kanäle zu Eßlingen, Berg bei Cannstadt und Besigheim. Seen und Weiher gibt es in Menge, besonders im Süden. Zu erwähnen sind: der Bodensee, von welchem 1,25 QM. W. angehören; der Federsee bei Buchau im Oberamt Riedlingen, 812 Morgen groß; der Häklerweiher bei Blitzenreute im Amt Ravensburg, 294 Morgen groß; der Tegernsee (Degersee) im Oberamt Tetnang bei Degersee, 104 Morgen groß; der Moosweiher bei Biberach, 184 Morgen groß; der Grünbergerweiher bei Wolfegg im Oberamt Waldsee, 218 Morgen groß; der Truchsessenweiher im Oberamt Ravensburg, 132 Morgen groß; der Haldensee bei Enkenhofen im Oberamt Wangen, 132½ Morgen groß; der Haldensee bei Enkenhofen daselbst, 147¾ Morgen groß; der Ellerathoferweiher im Oberamt Leutkirch, 156½ Morgen groß. Mineralquellen zählt man über 70, von denen sich die meisten in dem Gebiete zwischen

Digitized by Google

der Rauhalp und dem Schwarzwald befinden. Die bekanntesten sind: die Thermalquellen zu Liebenzellerbad, Wildbad und Geisthal, die Kochsalzquellen zu Cannstadt, Mergentheim, Kalw, Friedrichshall, Sulz und Schwäbisch-Hall, die Eisenquelle zu Niedernau, die Schwefelquelle zu Boll bei Göppingen, die Sauerbrunnen zu Göppingen, Ditzenbach, Teinach, Ueberkingen u. a. m. Eine charakteristische Eigenheit der Rauhalp sind die sogenannten Hungerbrunnen, Quellen, die nur mit Unterbrechungen fließen.

Das Klima W.s ist gemäßigt, mild und gesund, in Folge der bedeutenderen Erhebung im Süden weniger warm als im Norden. Das mildeste Klima haben die Gegenden am Neckar und am Bodensee; ein rauheres die Gebirgsgegenden der Alp und des Schwarzwaldes. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Stuttgart + 7,71, in Ulm + 6,79, in Isny + 5,84; der jährliche Regenniederschlag in Stuttgart 22,73, in Tübingen 23,85 pariser Zoll. Die Feuchtigkeit der Atmosphäre ist sehr bedeutend und wird durch den vorherrschenden Südwestwind noch vermehrt. Daher die häufigen Nebel, besonders in den Moorstrecken an der Donau und in dem an stehenden Gewässern reichen südlichen Theile des Landes. Der Bodenbeschaffenheit nach ist W. eins der begünstigtsten Länder Europa's; der meist sehr ergiebige Boden erzeugt sämmtliche Naturprodukte der gemäßigten Zone, und zwar viele derselben nicht nur in großer Quantität, sondern auch von ausgezeichneter Qualität. Was die Bevölkerung anlangt, so ist W. einer der am dichtesten bevölkertsten Staaten. Man zählte

Kreise	QM.	Einw. 3 Dec. 1861	1864	1864 auf die QM.
Neckarkreis . . .	60,43	497,375	512,107	8474
Schwarzwaldkreis .	86,70	431,676	435,045	5017
Donaukreis . . .	113,72	376,753	420,310	3696
Jaxtkreis	93,43	414,904	380,866	4076
Summa	354,28	1,720,708	1,748,328	4935.

Nach dem religiösen Bekenntniß zählte man 1864 1,200,363 Protestanten, 533,694 Katholiken, 2661 andere Christen und 11,610 Juden. Die am dichtesten bevölkerten Bezirke sind die Oberämter Cannstadt (14,180 Einwohner auf die QMeile), Eßlingen (12,406), Ludwigsburg (11,358), Heilbronn (9602), Waiblingen (9478), Besigheim (8264), Stuttgart (8261), Tübingen (7865), Nürtingen (7803), Reutlingen (7383), Schorndorf (7258) und Göppingen (7025). Am schwächsten bevölkert sind die Oberämter Münsingen (2242), Waldsee (2648), Leutkirch (2649), Blaubeuern (2693), Freudenstadt (2874), Neresheim (2969), Wangen (2983), Ellwangen (2999) und Biberach (3324). Von den Städten zählten 1864 6 über 10,000 Einwohner, nämlich: Stuttgart 69,084, Ulm 23,077, Heilbronn 16,439, Eßlingen 15,586, Reutlingen 13,420, Ludwigsburg 11,620. Abgesehen von den im Lande ansässigen Israeliten wird W. nur von Deutschen bewohnt, und zwar sind die Bewohner dem bei weitem größten Theile nach schwäbischen, nur im südlichen Theile alemannischen und an der nördlichen Grenze fränkischen Stammes. Hugenotten, Waldenser, Wallonen u. Salzburger, welche sich, durch Religionsverfolgungen aus der Heimat vertrieben, an verschiedenen Orten des Königreichs angesiedelt haben, sind vollständig mit den ursprünglichen Bewohnern verschmolzen.

Die physische Kultur W.s steht auf einer bedeutenden Höhe. Hauptnahrungsquellen der Bewohner sind Landbau nebst Viehzucht, Gewerbe und Handel. Für diese 4 Zweige menschlicher Thätigkeit bietet das Land gleich günstige Bedingungen dar. Obwohl Landbau und Viehzucht von großer Wichtigkeit sind, so ist W. doch kein vorzugsweise darauf angewiesener Staat, und es macht gegenwärtig die gewerbliche und industrielle Thätigkeit eine nicht minder wichtige Erwerbsquelle aus als jene. Was den Landbau betrifft, so sind die Lasten, welche früher auf Grund und Boden ruhten, gegenwärtig beseitigt, indem schon 1817 die Feudallasten und ein Theil der Zehnten für ablösbar erklärt, 1848 und 1849 aber die auf dem Lehns- u. grundherrlichen Verbande beruhenden bäuerlichen Abgaben und Dienste sofort aufgehoben und bloß in Betreff der Gefälle und Zehnten der Staatsfinanzverwaltung, der Hofdomänenkammer, der unter öffentlicher Aufsicht stehenden Korporationen und Kirchenpfründen die Ablösung dem Verlangen der Berechtigten oder Verpflichteten anheimgestellt wurde. Für die Landwirthschaft besteht eine königliche Centralstelle zu Stuttgart, welche als berathende Mittelbehörde die Aufgabe hat, die gesammte Urproduktion, die zunächst an diese sich anschließenden Gewerbe, sowie den Handel mit Naturprodukten zu befördern, die land- und forstwirthschaftlichen Lehranstalten zu überwachen und den Wünschen der landwirthschaftlichen Vereine so viel möglich Rechnung zu tragen. Die mit den Ständen verabschiedeten „landwirthschaftlichen Fonds" sind dieser Centralstelle überwiesen. Landwirthschaftliche Bezirksvereine bestehen 62, die in 12 Gaugruppen getheilt sind. Andere hierher gehörige Vereine sind der für Schafzucht, Wein- und Obstbau, Blumen- und Gartenbau, Seiden- und Bienenzucht und der Verein der Forstleute. Zu Cannstadt wird jährlich ein landwirthschaftliches Fest abgehalten, womit eine Vertheilung von Preisen für Viehzucht und eine Ausstellung von verschiedenen Naturprodukten verbunden ist. Die Landwirthschaft steht auf einer hohen Stufe. In Betreff des Ackerbau's werden zwar verschiedene Bewirthschaftungsmethoden befolgt, doch ist die Drei- und Vierfelderwirthschaft die verbreitetste Bestellungsart. Nach amtlichen Angaben betrug die dem Ackerbau (einschließlich des Gartenbau's) gewidmete Fläche 1861 2,721,816⁵/₈ würtembergische Morgen, wovon auf den Neckarkreis 502,914⁵/₈, den Schwarzwaldkreis 592,900⁵/₈, den Jaxtkreis 679,089¹/₈, den Donaukreis 956,912⁷/₈ Morgen kamen. Getreide wird weit über den eignen Bedarf producirt. Den ergiebigsten Boden für die Getreideproduktion bieten die Umgegend von Stuttgart, der würtembergische Antheil des Rieses, Oberschwaben und der nordöstliche Theil des Jaxtkreises. Bevorzugte Frucht ist der Dinkel (Spelz), dem der Hafer folgt. Sommergerste wird ziemlich allgemein, Wintergerste aber nur in den milderen Landestheilen gebaut. Roggen wird als allgemeine Brodfrucht nur im Ellwangischen und gegen die bayerische Grenze

Digitized by Google

hin producirt. Weit bevorzugter ist das Einkorn (Triticum monococcum) wegen seiner großen Genügsamkeit. Winterweizenbau findet besonders in der Gegend von Mergentheim, Sommerweizenbau im Ellwangischen, Weizenbau überhaupt im Amt Schorndorf Statt. Hirse wird vornehmlich um Marbach, Schorndorf, Welzheim und Ellwangen, Buchweizen nur in einigen Bergorten der Oberländer Gaildorf und Hall erzeugt. Mais ist in allen milderen Landestheilen, wo Wein wächst, eine bevorzugte Körnerfrucht. Dem Anbau von Winterfrüchten waren 1861 837,965⁶/₈, dem von Sommerfrüchten 781,666 Morgen oder beziehungsweise 30,67 und 28,61 Procent der ganzen Ackerfläche gewidmet. Mit Mais waren 5626⁷/₈ Morgen bestellt, welche 47,100 rauhe Scheffel lieferten. Die einzelnen Halmfruchtarten vertheilen sich nach Ackerfläche und Ertrag, wie folgt:

	Morgen	Ertrag in rauhen Scheffeln
Dinkel	624,900¹/₈	4,351,111
Weizen	38,422⁶/₈	242,070
Roggen	139,923¹/₈	786,000
Gerste	296,706⁴/₈	2,439,924
Haser	413,417⁵/₈	2,000,661
Einkorn	18,105⁶/₈	170,000.
Emmer	1480²/₈	
Hirse	795⁷/₈	
Buchweizen	138⁵/₈	
Mengefrüchte	90,750⁵/₈	

Von Hülsenfrüchten werden Erbsen in großer Quantität und von vorzüglicher Qualität im Strohgäu, im Hohenlohischen und in Oberschwaben, in noch größerer Menge aber Linsen, zum Theil als Brodfrucht, gebaut. Auch Ackerbohnen dienen häufig als Zusatz zum Brod. Wickenbau ist im ganzen Land verbreitet. Ackerfläche und Ertrag der Hülsenfrüchte stellte sich 1861 heraus wie folgt:

	Morgen	rauhe Scheffel
Erbsen	10,765⁵/₈	46,264
Linsen	14,006¹/₈	67,934
Gartenbohnen	2564²/₈	16,000
Ackerbohnen	10,794⁴/₈	71,290
Wicken	32,625¹/₈	188,692
Hülsenfrüchte überhaupt	70,755⁶/₈	389,580

Wurzel- und Knollengewächse wurden 1861 auf 268,830¹/₈ Morgen gebaut, und zwar kamen 203,782⁷/₈ Morgen auf Kartoffeln, 5586⁷/₈ Morgen auf Runkelrüben zur Zuckerfabrikation, 37,384⁷/₈ Morgen auf Runkelrüben zu Viehfutter, 15,579⁵/₈ Morgen auf Steckrüben, 5799⁵/₈ Morgen auf weiße Rüben und 696⁵/₈ Morgen auf Möhren. Die gesammte Produktion an Kartoffeln betrug 23,804,697 Simri, an Möhren wurden 66,337 Centner, an Runkelrüben und sonstigen Wurzelgewächsen 6,617,650 Centner geerntet. Um Jettingen im Oberamt Herrenberg wird auf den Aeckern eine Art weiße Rübe gezogen, welche im südwestlichen Deutschland als Gemüse in eben solchem Rufe steht wie die teltower Rübe im nordöstlichen Deutschland. Berühmt sind auch der Spargel und Weißkohl von Ulm und der Kopfkohl von Echterdingen. Kopfkohl ward 1861 in ganz W. auf 19,525⁷/₈ Morgen in einer Menge von etwa 58,488,402 Stück producirt. Den Handelsgewächsen war 1861 eine Fläche von 99,550¹/₈ Morgen zugewiesen. Am bedeutendsten ist der Rapsbau, dessen Hauptsitz bei Neckarsulm, Oehringen und Künzelsau ist. 27,176⁵/₈ Morgen ergaben eine Produktion von 85,840 Scheffeln. In den rauheren Gegenden wird meist Winterrübsen (1861 9898 Morgen) gebaut, neben welchem der Sommerrübsen (1861 677⁷/₈ Morgen) von geringer Bedeutung ist. Mohnbau findet besonders im Neckarkreise Statt, auf welchen von den 8147¹/₈ Morgen, welche diesem Kulturzweige 1861 gewidmet waren, 7135³/₈ Morgen entfielen. Der Gesammtertrag an Mohn ward zu 22,538 angegeben. Flachsbau ist in den Gebirgsgegenden, Hanfbau in den Niederungen verbreitet. Im Schwarzwaldkreis wurden 1861 auf 22,120 Morgen 28,666 Centner Flachs gewonnen. Der Hanfbau nahm 24,948¹/₈ Morgen ein mit einer Produktion von 40,933 Centnern. Von Farbepflanzen ward Wau auf einer Fläche von nur 5⁴/₈ Morgen kultivirt. Hopfen wurde auf 5280¹/₈ Morgen (wovon 2550²/₈ im Schwarzwaldkreise) gebaut; eine mittelmäßige Ernte gibt 5—6 Centner, eine gute 10 Centner vom Morgen. Die Kultur der Kardendistel, im Ganzen 216⁵/₈ Morgen einnehmend, ist besonders im Schussenthale, die der Cichorie, auf 924²/₈ Morgen, besonders im Neckarkreise, auf 901⁶/₈ Morgen, blühend. Auch der Tabaksbau ist im Neckarthal am bedeutendsten, in sofern 1861 von den 154⁴/₈ Morgen des mit Tabak bepflanzten Landes 146²/₈ Morgen auf jenen Kreis kamen. Doch ist dieser Kulturzweig in Abnahme begriffen, denn noch 1858 betrug die mit Tabak bestellte Fläche im ganzen Königreiche 2041 Morgen. Der Ertrag an Tabak ward 1861 auf 1100 Centner geschätzt. Mehre Gegenden W.s stehen durch Gemüsebau und Nutzgärtnerei in großem Ruf, so namentlich die Umgegend von Stuttgart, Eßlingen, Ulm, Heilbronn und insbesondere das Remsthal bis Schorndorf. Der Weinbau ist in W. seit alten Zeiten einheimisch und über 590 Ortschaften verbreitet. Das vorzüglichste Produkt liefern das Neckarthal von Eßlingen an abwärts, das Tauberthal und die Gegend von Oehringen. In den Jahren 1827—61 belief sich der Weinertrag jährlich im Durchschnitt auf 139,317 würtembergische Eimer; 1859 auf 168,302, 1861 auf 69,571 Eimer. Die Weinkultur stellte sich 1859 und 1861 nach Fläche und Ertrag heraus wie folgt:

	Areal in Morgen		Ertrag in Eimern	
	1859	1861	1859	1861
Neckarkreis	53,849	52,833²/₈	110,153	45,841
Schwarzwaldkreis	7274²/₈	7314⁴/₈	13,400	5784
Jagstkreis	18,136²/₈	18,008¹/₈	39,392	15,167
Donaukreis	1774⁴/₈	1813³/₈	5358	3359
Summa	80,533	79,964²/₈	168,302	69,571.

Von großer Wichtigkeit ist der Obstbau, welcher fast über alle Gegenden des Landes, selbst über einen Theil des Schwarzwaldes und der Rauhalp verbreitet ist und einen bedeutenden Exportartikel liefert. Hauptsitze des Obstbau's sind das mittlere und untere Neckarthal, besonders die Gegenden von Tübingen, Nürtingen, Eßlingen, Heilbronn ꝛc., dann die Gegend von Herrenberg auf den Fildern und die an das Neckarthal sich anschließenden Thäler der Rauhalp. Die gewöhnlichsten Obstarten sind Aepfel, Birnen, Quitten, Pflaumen, Kirschen, Pfirsiche und Aprikosen. In geringerer Quantität werden Nüsse, Kastanien und Mandeln gebaut. Der Ertrag an Kernobst belief sich 1861 auf 722,011, an Steinobst

Digitized by Google

auf 170,015 Simri, und doch stand er beziehungsweise 89 und 87¼ Proc. unter einer Mittelernte. Wiesen finden sich in großer Ausdehnung vor, namentlich in den Thälern und an den Ufern der zahlreichen Flüsse, Weiden besonders in den oberen Neckargegenden, auf und längs der Alp, sowie in den oberländischen Oberamtsbezirken Wangen, Leutkirch und Waldsee. Der gesammte Wiesengrund umfaßt 881,607⅞, das gesammte Weideland 266,931¼ Morgen. Von dem Ackerland waren 1861 275,860⅞ Morgen mit Futterkräutern bestellt, deren Ertrag sich auf 9,805,969 Ctnr. belief. Der Ertrag der Wiesen an Heu und Nachhen belief sich in demselben Jahre auf 27,329,786 Centner. Die ausgedehnten Waldungen erfreuen sich vorzüglicher Bewirthschaftung und Benutzung. Nadelholz herrscht vor auf dem Schwarzwald, Laubholz in der Alp, besonders im Aalbuch, im Schurwald zwischen dem Neckar- und dem Remsthale ꝛc. Das Laubholz nimmt 384,431, das Nadelholz 863,640, das gemischte Laub- und Nadelholz 501,545, Mittel- und Niederwald 573,903 preußische Morgen ein. Außer dem Holzertrage bieten die Waldungen nicht unbedeutende Nebennutzungen an Rinden, Harz, Theer, Besenreis, Eicheln, Buchekern und anderen Holzsamen, sowie an wildem Obst, Beeren und Kräutern dar. Ein höchst bedeutender Erwerbszweig ist die Viehzucht. Man zählte im Lande 1861 95,996 Pferde, 957,172 Stück Rindvieh, 683,842 Schafe, 216,965 Schweine, 43,714 Ziegen und 104,583 Bienenstöcke. Die Pferdezucht erfreut sich bedeutender Unterstützung von Seiten des Staats, und es besteht zu diesem Zweck ein Land- und Stammgestüt von 120—130 Hengsten, welchen die 4 Gestütshöfe Marbach, Offenhausen, Güterstein und St. Johann zum Aufenthalt dienen. Die Rindviehzucht ist im Jaxt- und Donaukreise am bedeutendsten. Auf den höheren Punkten des Allgäu's und des Schwarzwaldes, wo der Ackerbau nicht mehr lohnenden Ertrag gibt, findet reine Weidewirthschaft Statt; große Rinderheerden ziehen mit Beginn der wärmern Jahreszeit aus den in den Thälern liegenden Dörfern und Höfen hinauf auf die Sommerweiden, um erst im Herbst wieder heimzukehren. Hier und da finden sich hier auch Sennhütten mit Einrichtung zur Käserei. Nach der Rindviehzucht ist die Schafzucht am bedeutendsten, die besonders in den Oberamtsbezirken nächst der Alp ihren Sitz hat. Von minderem Belang sind die Schweine- und Ziegenzucht. Geflügel wird allenthalben in beträchtlicher Menge gezogen und auch ausgeführt. Bienenzucht findet sich besonders in der östlichen Hälfte des Landes und im südlichen Theil des Schwarzwaldkreises. Für die Förderung der Seidenkultur ist ein Seidenbauverein mit Erfolg thätig. Ein eigenthümlicher Erwerbszweig einiger Gegenden ist endlich die Schneckenzucht. Hochwild findet sich als Standwild nur in den ausgedehnteren Laubholzforsten. Die Fischerei gibt besonders in den Seen und Teichen von Oberschwaben lohnenden Ertrag. Der Bergbau bezweckt gegenwärtig fast ausschließlich die Gewinnung von Eisenerzen und Salz und befindet sich größtentheils in den Händen der Staatsfinanzverwaltung. Man zählt etwa 40 Eisenerzgruben bei Wasseralfingen, Aalen, Neuenburg, auf der Alp (Bohnerzgruben) und bei Fluorn und Dornhan (Grunderzgruben). Salz wird auf 4 dem Staat gehörigen Salinen erzeugt, nämlich zu Hall mit Wilhelmsglück, zu Friedrichshall mit Klemenshall, zu Wilhelmshall mit Schwenningen und zu Sulz. An Torf besitzt W. großen Reichthum; man zählt an 30,000 Torfmoore, wovon über 28,000 allein auf den Donaukreis kommen. Steinkohlen finden sich nur hier und da. Der Geldwerth aller gewonnenen Mineralien betrug 1856—57 5,629,672 Gulden, wovon 513,425 Gulden auf den eigentlichen Bergbau, 1,047,665 Gulden auf den Salinenbetrieb und 4,060,582 Gulden auf den Hüttenbetrieb kamen. An Eisenstein wurden gewonnen 790,584, an Gyps 79,907, an Steinsalz 446,649, an Kochsalz 426,910, an Viehsalz 12,699, an Dungsalz 6198 Centner.

In der technischen Kultur steht W. unter den deutschen Ländern in vorderster Reihe, und die Industrie ist als Nahrungszweig fast ebenso wichtig wie der Ackerbau. Es besteht Gewerbfreiheit, beruhend auf der Gewerbeordnung vom 12. Febr. 1862. Für die Förderung der Gewerbe und des Handels wurde am 8. Juni 1848 eine besondere Behörde errichtet, die Centralstelle für Gewerbe und Handel zu Stuttgart, welche aus administrativen und technischen Beamten und aus Beiräthen aus dem Gewerbe- und Handelsstande zusammengesetzt ist. In sämmtlichen Gewerben waren, nach officiellen Angaben vom 3. Dec. 1861, 268,900 Personen beschäftigt; die Zahl der Fabriken betrug zu derselben Zeit 18,445 (worunter 10,333 Branntweinbrennereien), welche 338 Dampfmaschinen von 28,465 Pferdekräften besaßen. Ansehnlich ist die Eisenindustrie. Staatshüttenwerke gibt es 8, zu Wasseralfingen, Königsbronn, Friedrichsthal, Ludwigsthal, Wilhelmshütte, Abtsgmünd, Oberndorf und Unterkocher. Von Privatwerken bestanden 1858 15 Frischhütten, mehre Schweißfeuer mit Wasserhämmern, 5 Gießereien, 5 Drahtwerke, 2 Pfannenhämmer. Das großartigste Privatetablissement ist die Stahlwaarenfabrik in Neuenburg, deren Erzeugnisse europäischen Ruf haben. Die Staatswerke zählten 1858 7 Hoch-, 3 Flamm-, 4 Kupol-, 8 Puddlings-, 2 Weißeisen- u. 5 Stahlösen, 18 Frischfeuer, 7 Kleinfeuer, 3 Rohstahl- und 3 Raffinirfeuer, 9 Walzwerke, eine Sensen- u. Stahlwaarenfabrik (zu Friedrichsthal), eine Gewehrfabrik in Oberndorf; die Privatwerke 17 Frischfeuer, 10 Kleinfeuer, 2 Walzwerke ꝛc. Die Produktion sämmtlicher Hüttenwerke war 1856—57 232,901 Centner Roh- und Gußeisen, 147,696 Ctnr. Gußwaaren, 146,438 Ctnr. Stabeisen, 637 Ctnr. Blech, 23,600 Ctnr. Eisendraht, 1305 Ctnr. Pfannen, 7704 Ctnr. Rohstahl, 350 Ctnr. Gußstahl, 9934 Ctnr. raffinirter Stahl und 510,426 Stück Sensen, Sicheln und Strohmesser. Die eigentliche Metallwaarenindustrie besteht besonders in der Fabrikation von Maschinen, Nägeln, Messern, Nadeln, Waffen, Blech- und Messingwaaren, Gold-, Silber-, Bronze- und Bijouteriewaaren und in Glockengießerei. Die größte Maschinenwerkstätte ist in Eßlingen. Eine königliche Gewehrfabrik ist in Oberndorf, eine königliche

Digitized by Google

Stückgießerei in Ludwigsburg. Glockengießereien sind ebenda, sowie zu Stuttgart, Heilbronn u. Ulm. Ausgezeichnet ist die Fabrikation von Schlosserwaaren zu Stuttgart, von Nähmaschinen daselbst, sowie in Tuttlingen, Ulm und Cannstadt. Die lackirten Blechwaaren Eßlingens, Göppingens und Ludwigsburgs gehen nach Spanien, Aegypten und Nordamerika. Kupferhämmer, jedoch mit geringem Betriebe, bestehen zu Liebenzell, Neutrauchburg, Tübingen und Ulm, Messing und Messingwaaren liefern die Fabriken zu Ulm, Heidenheim und Gmünd. Die Gold- und Silberwaarenfabrikation in Stuttgart, Gmünd, Neuenburg, Eßlingen ꝛc. ist in bedeutendem Aufschwung begriffen und führt nach Rußland, Spanien, Nord- und Südamerika aus. Bronzewaaren werden vorzugsweise zu Gmünd, Bijouteriewaaren daselbst und in Stuttgart erzeugt. Die Gewinnung von Werk-, Schleif- und Mühlsteinen hat sich neuerlich sehr erweitert. Ziegelbrennereien gibt es in Menge. Auch die Thonwaarenfabrikation erfreut sich eines großen Absatzes. Nur die Glasfabrikation genügt noch bei weitem nicht dem inneren Bedarf. Töpfergeschirr wird in großer Menge in den Oberamtsbezirken Backnang, Göppingen, Heidenheim, Nürtingen, Schorndorf und Ulm gefertigt. Die Glasfabrikation hat in Gaildorf, die Steingutfabrikation in Heilbronn, Schramberg und Krailsheim ihren Hauptsitz. Man zählte zu Ende der fünfziger Jahre 4 Glas-, 4 Töpferwaaren- und 6 Steingutfabriken. In Kirchheim ist eine Cämentfabrik in blühendem Betrieb. Wetzsteine aus gebrannter Masse werden zu Bietigheim fabricirt und in ziemlicher Menge ausgeführt. Von chemischen Fabrikaten liefern Oedendorf, Heilbronn, Stuttgart, Ulm, Böblingen, Cannstadt, Eßlingen und Gmünd Eisenvitriol, Alaun, Soda, Salmiak, pharmaceutische Präparate, Farbwaaren, Salpeter, Potasche, Schießpulver, Zündhölzer, Leim, Seife und Lichte. Von großer Bedeutung und in fortwährendem Wachsen begriffen ist die Baumwollindustrie. Mechanische Baumwollspinnereien gab es 1858 17, Zwirnereien 9. Die größten Etablissements sind in Bempflingen, Ravensburg, Spiegelberg, Heidenheim, Unterhausen, Berg, Nürtingen, Eßlingen, Hall, Bietigheim, Urach und Altenstadt. Für Baumwollweberei bestehen etwa 20 Fabriken, von denen die zu Göppingen, Biberach, Ravensburg u. Heidenheim obenan stehen. Aus 52,613 englischen Centnern Baumwolle, im Werthe von 2,189,611 Gulden, wurden 1858 45,659 Centner Garn im Werth von 3,366,590 Gulden erzeugt. Für die Weberei baumwollener und gemischter Stoffe waren 1858 14,441 Handstühle und 2152 (1860 2604) Kraftstühle in Thätigkeit. Die Produktion belief sich auf 62,319,000 Ellen oder 94,257 Centner im Geldwerthe von 14,086,000 Gulden. Die Türkischrothfärberei baumwollener Garne blüht in Cannstadt und Kalw, die Weberei baumwollener Strumpfwaaren in Kalw und Ravensburg. Einer der ältesten und wichtigsten Zweige der würtembergischen Gewerbsthätigkeit ist ferner die Wollindustrie, die alle Arten von Kammwollgespinnsten, und zwar in Bietigheim, Eßlingen und Salach (bei Süssen) liefert. Sehr bedeutend ist auch die Streichgarnspinnerei, welche in Kalw, Cannstadt, Warthausen, Heilbronn ꝛc. betrieben wird und namentlich zu Mergelstetten und Bohlheim ein großes Etablissement besitzt. Wollene Tuchstoffe werden von etwa 30 größeren Fabriken (Ludwigsburg, Waiblingen, Kalw, Eßlingen, Bietigheim, Nagold, Stuttgart, Aalen, Göppingen ꝛc.) erzeugt. Zu Stuttgart wird jährlich im August eine Tuchmesse abgehalten, auf welcher 1861 10,209 Stücke verkauft wurden. Die Teppichfabrikation und die Wollstickerei sind im Wachsen, die Wollstrumpfwirkerei dagegen in Abnahme begriffen. Ausgezeichnetes leisten die Wollfärbereien. Die Linnenindustrie ist zwar ebenfalls für W. von hoher Bedeutung, doch hat sie wegen zunehmender Verbreitung der Baumwollspinnerei etwas abgenommen. Linnenspinnerei und Linnenweberei wird in etwa 50 Orten betrieben, am stärksten in Laichingen, Urach, Göppingen, Donzdorf ꝛc., und liefert einen ansehnlichen Artikel für den Export. 20,410 Handwebstühle für Leinen (darunter 137 Jacquardstühle) producirten 1858 22,293,000 Ellen Leinwand im Werth von 7,261,000 Gulden, und 2 Maschinenspinnereien mit insgesammt 5048 Feinspindeln erzeugten aus 1682 Centnern Flachs und Hanf 1363 Centner Garn. Leinwandbleichen, große und kleine, zählte man cirka 200. Von geringerem Belang ist die Seidenindustrie, welche besonders in Stuttgart, Gmünd, Ulm, Tuttlingen und Reutlingen betrieben wird. Im Jahre 1858 lieferten 231 Seidenwebstühle für 442,000 Gulden Waare. Einen eigenen Erwerbszweig bildet die Haubenstickerei zu Schwäbisch-Gmünd und Biberach und die Gold- und Seidenstickerei zu Stuttgart. Einer der bedeutendsten Erwerbszweige, besonders für Landgemeinden, ist aber neuerlich die Weißstickerei geworden, namentlich im Schwarzwald- und Donaukreise. Hutfabrikation wird meist nur als Kleingewerbe betrieben. Dagegen hat sich die Papierfabrikation, für welche Heilbronn, Ravensburg, Stuttgart, Ulm, Heidenheim, Pfullingen, Wildbach, Urach und Hirschau Hauptorte sind, neuerlich sehr gehoben. Im Jahre 1861 bestanden 19 Fabriken für Maschinen- und 25 Fabriken für Büttenpapier. Erstere lieferten 1860 114,000 Centner Papier von allen Sorten, letztere 17,460 Centner Pappe, Pack- und Schreibpapier. Zu Heidenheim wird in einer Papierfabrik Holz zu Papierzeuch verarbeitet. Die Lederindustrie ist zu Reutlingen, Kalw, Ulm, Stuttgart und Tuttlingen am ansehnlichsten und das Schuhmachergewerbe wird in Tuttlingen, Schwenningen, Trossingen und Bahlingen fabrikmäßig betrieben. Ledergalanteriewaarenfabrikation findet in Stuttgart, Böblingen und Kirchheim Statt, und hier tritt auch die Cartonnagewaarenfabrikation als selbstständiges Gewerbe auf. Für die Fabrikation lederner Handschuhe ist Eßlingen Hauptort. Die Verfertigung von Rauchwaaren ist lebhaft, beschäftigt aber nur Kleingewerbe. Für die Holzindustrie bestehen gegenwärtig mehre ansehnliche Etablissements mit Maschinen aller Art. Holzwaaren werden besonders in den Waldgegenden verfertigt, grobe zu Isny, Gansloſen, Adelmannsfelden, Pommertsweiler, Matzenbach, Ellrichshausen, Mössingen, Deggingen, Burgberg ꝛc., wo sich die

Digitized by Google

Mehrzahl der Bewohner mit diesem ärmlichen Erwerb gebenden Industriezweige beschäftigt, feine sowohl fabrikmäßig, als von Kleingewerben, und zwar auch, namentlich Möbeln, für den Export in die Nachbarstaaten. Die Spielwaarenfabrikation ist namentlich in Eßlingen, Gmünd, Göppingen, Ludwigsburg und Stuttgart im Aufschwung begriffen. In allbekanntem Ruf stehen die ulmer Pfeifenköpfe. Wagenfabriken bestehen an mehren Orten und es finden deren Erzeugnisse auch im Auslande Anerkennung. Die Verfertigung der schwarzwälder Uhren, welche vornehmlich im badischen Theile des Schwarzwaldes zu Hause ist, beschäftigt in W. namentlich zu Schwenningen, Schura, Trossingen, Lacherhof, Aichhalden und Schönbronn viele Hände, und ihre Erzeugnisse gehen bis nach England u. Nordamerika. Auf dem Schwarzwalde ist auch die Bürstenbinderei von Belang, wie auch hier die Köhlerei, die Gewinnung von Harz, Pech, Terpentin, Theer, Kienruß ꝛc. bedeutend ist. Strohwaaren werden von mehren Fabriken zu Stuttgart, Schramberg und Steinbach geliefert. Holzskulptur und Elfenbeinschnitzerei, Horndreherei ꝛc. hat Stuttgart. Die Fabrikation mathematischer und physikalischer Instrumente ist nur in Stuttgart von einigem Belang; weit bedeutender ist die von musikalischen Instrumenten, deren treffliche Erzeugnisse sich eines steigenden Absatzes ins Ausland erfreuen. Im Bezirk der stuttgarter Handelskammer gab es 1859 17 Firmen, welche jährlich 1400 Flügel, Tafelpiano's und Pianino's lieferten, und zwar auch nach der Türkei, Nord- und Südafrika, Ostindien, China und Australien. Weltberühmt ist auch der Orgelbau zu Stuttgart und Ludwigsburg. Von Konsumtibilien liefert W. besonders Mehl (in amerikanischen Mühlen), Oel (meist Raps- und Mohnöl) Runkelrübenzucker (6 Fabriken, zu Cannstadt, Stuttgart, Heilbronn ꝛc.), Tabak (20 Fabriken), mousstrenden Wein (4 Fabriken in Eßlingen und Stuttgart), Branntwein (Kirsch-, Wachholder- u. Himbeergeist im Schwarzwald, im Allgäu und auf der Rauhalp), Bier (Ulm, Eybach, Stetten, Weißenstein ꝛc.) und Essig (Heilbronn, Friedrichshafen, Stuttgart, Langenargen ꝛc.).

Was den Handel W.s betrifft, so ist der innere, besonders der Verkehr zwischen den Städten u. dem platten Lande der wichtigste. Im auswärtigen Handel stellt sich die Bilanz zu Gunsten der Ausfuhr. Die bedeutendsten Handelsplätze sind: Heilbronn, Cannstadt, Ulm, Friedrichshafen, Stuttgart, Kalw, Reutlingen u. Tuttlingen. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind: Getreide, Schlachtvieh, Holz u. Holzwaaren, Wolle u. Wollwaaren, Baumwollwaaren, Leder und Lederwaaren, Salz, Mühl- und Bausteine, Wein, Obst und Obstwein, Bier, Gyps, Sämereien, Papier, Eisenguß-, Gold-, Silber- und Bijouteriewaaren ꝛc.; die wichtigsten Einfuhrartikel: Kolonialwaaren, Südfrüchte, Oel, Farbepflanzen, Hopfen, Tabaksblätter, Hanf, Eisenwaaren, Häute und Felle, Seide u. Seidenwaaren, Baumwolle, Steinkohlen, Glas und Glaswaaren, Galanterie- und Bastwaaren ꝛc. Stark frequentirte Flachsmärkte werden zu Rudersberg, Kalw, Welzheim, Nagold, Tübingen und Isny, Wollmärkte zu Kirchheim, Göppingen und Heilbronn abgehalten. Der Ertrag an Eingangszöllen war 1859 417,904, 1860 431,157, 1861 482,070 Thlr., an Ausgangszöllen 1859 3286, 1860 1767, 1861 1181 Thlr., an Durchgangszöllen 1859 4037, 1860 2487, 1861 144 Thlr. Sehr ansehnlich ist der Buchhandel, für welchen Stuttgart und Ulm Hauptorte sind. In Stuttgart, dem Centralplatz des süddeutschen Buchhandels, findet eine Buchhändlermesse Statt. Der Zwischenhandel ist besonders für Farb-, Material- und Kolonialwaaren, sowie für Vieh von Bedeutung. Hauptspeditionsplätze sind Heilbronn, Cannstadt, Stuttgart, Friedrichshafen und Ulm. Die Durchfuhrzölle sind durch königliche Verordnung vom 17. Februar 1861 aufgehoben worden. Schifffahrt findet auf der Donau, dem Neckar und dem Bodensee Statt. Die Dampfschifffahrt auf den beiden letzteren ist gegenwärtig in den Händen des Staats. Eigenthum des Staats sind auch die Eisenbahnen. Die Post, früher thurn- und taxisch, ist seit dem 1. Juli 1851 in die unmittelbare Verwaltung des Staats übergegangen. W. ist Glied des deutsch-österreichischen Post- und Telegraphenvereins. Förderungsmittel des Handels und Verkehrs sind die königliche Hofbank, der Kapitalistenverein und die allgemeine Rentenanstalt in Stuttgart, die würtembergische Handelsgesellschaft daselbst, die Handels- und Gewerbekammern und die Transportversicherungsgesellschaft zu Heilbronn. W. rechnet nach dem $52\frac{1}{2}$-Guldenfuße und hat sich dem Münzverein der süddeutschen Staaten vom 7. August 1858 angeschlossen. Der Gulden hat 60 Kreuzer (= 17 Silbergroschen 2 Pfennige) à 4 Pfennige. Längenmaße sind der Fuß von 10 Zoll zu 10 Linien (= 0,913 preußische oder 0,906 österreichische), die Ruthe zu 10 Fuß, die Elle zu 2,14 Fuß, die Meile zu 26,000 Fuß (= 1,0039 deutsche Meile); Flächenmaße der Morgen zu 4 Viertel oder 384 Quadratruthen (= 1,23 preußische Morgen oder 0,55 österreichische Joch), die Jauchert oder das Tagwerk zu $1\frac{1}{2}$ Morgen; Körpermaße die Klafter = 144 Kubikfuß, der Scheffel zu 8 Simri zu 4 Vierling à 8 Ecklein (= 3,22 preußische Scheffel oder 2,88 österreichische Metzen); das Fuder zu 6 Eimer à 16 Imi à 10 Maß à 4 Quart; Landesgewicht ist der deutsche Zollcentner (= 50 Kilogramm) zu 100 Pfd. à 32 Loth à 4 Quentchen à 4 Richtpfennige.

Die geistige Kultur steht in W. auf hoher Stufe, und die Lehranstalten erfreuen sich einer trefflichen Organisation. Jede Gemeinde muß eine Volksschule oder nach Bedürfniß mehre unterhalten. Sonntagsschulen, deren Besuch bis in das 18. Jahr dauert, sorgen für weitere Fortbildung. Untere Schulbehörden sind die Pfarrer und Kirchenkonvente, welche theils dem von der Regierung aus den Geistlichen der betreffenden Konfession ernannten Bezirksaufseher, theils dem aus diesem und dem königlichen Oberamte gebildeten gemeinschaftlichen Oberamte in Schulsachen untergeordnet sind. Die Oberschulbehörde für die evangelischen Schulen ist das evangelische Konsistorium, für die katholischen der Kirchenrath. Nach amtlicher Aufnahme gab es 1860 im ganzen Lande 3778 Lehrerstellen mit cirka 258,000 Schülern und Schülerinnen. Oeffentliche Bildungs-

Digitized by Google

anstalten für den Schuldienst sind die beiden evangelischen Schullehrerseminarien zu Eßlingen und Nürtingen und das katholische zu Gmünd. Für unbemittelte Waisen bestehen die beiden Waisenhäuser in Stuttgart und Weingarten als öffentliche Erziehungs- und Unterrichtsanstalten. Mit dem letztgenannten steht eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder (Rettungshaus) in Verbindung. Zu Gmünd ist eine Taubstummen- und Blindenanstalt, und mit den beiden evangelischen Schullehrerseminarien sind Filialanstalten für taubstumme Zöglinge verbunden. Das königliche Katharineninstitut in Stuttgart ist für die Erziehung und den Unterricht der weiblichen Jugend aus den höhern Ständen bestimmt. Schulen für gelehrte Bildung sind die lateinischen Schulen, deren im ganzen Lande 73 mit (1861) 3938 Schülern bestehen, die Lyceen (zu Ludwigsburg, Oehringen und Ravensburg) und die Gymnasien (zu Ehingen, Ellwangen, Heilbronn, Rottweil, Stuttgart, Tübingen und Ulm), letztere beide Anstalten mit (1861) 599 Schülern. Zur Vorbildung der dem evangelisch-geistlichen Stande sich widmenden Jünglinge für das Universitätsstudium sind 4 niedere theologische Seminarien (zu Maulbronn, Schönthal, Blaubeuern und Urach) bestimmt; höhere theologische Studienanstalt ist das evangelische Seminar zu Tübingen. Ebenso gibt es zu demselben Zweck 2 niedere katholische Konvikte (zu Ehingen und Rottweil) und ein höheres (Wilhelmsstift) zu Tübingen. Die Landesuniversität (Eberhard-Karls-Universität) daselbst wurde 1477 gestiftet, und mit ihr ist seit 1817 auch die katholisch-theologische Studienanstalt, welche bis 1812 zu Ellwangen unter dem Namen einer Universität bestand, als katholisch-theologische Fakultät vereinigt. Außer dieser besteht die Universität aus den 4 alten Fakultäten, der evangelisch-theologischen, der juristischen, der medicinischen u. der philosophischen, wozu 1818 noch eine staatswirthschaftliche u. 1863 eine naturwissenschaftliche kam (s. Tübingen). Für die praktische Ausbildung der Kandidaten des katholischen Priesterstandes, welche das Universitätsstudium absolvirt haben, sorgt das Priesterseminar zu Rottenburg. Anstalten für gewerbliche Bildung sind die polytechnische Schule und die Winterbaugewerbschule zu Stuttgart, die Realschulen, die zahlreichen gewerblichen Fortbildungsschulen, die Sonntagsgewerbschulen u. über 1000 Industrieschulen, in welchen Nähen, Stricken, Strohflechten ꝛc. Hauptbeschäftigung ist, endlich die an mehren Orten errichteten Webschulen. Die königliche polytechnische Schule zu Stuttgart wurde 1829 gegründet, durch Verordnungen vom 3. März 1847 und 16. April 1862 reorganisirt, dem zufolge zum Rang einer Hochschule erhoben und unmittelbar unter das Ministerium gestellt. Sie zerfällt in eine vorbereitende mathematische und in eine technische Abtheilung, welche letztere sich wieder in 4 Fachschulen für Architektur, Ingenieurwesen, Maschinenbau und chemische Technik theilt. Für Solche, die sich dem Handelsstande widmen, wird in einer mit der mathematischen Abtheilung parallel laufenden Handelsklasse Unterricht in den Berufswissenschaften ertheilt. Die königliche Wintergewerbschule, 1845 von der polytechnischen Schule getrennt, bezweckt die Ausbildung Solcher, welche sich den Baugewerben widmen, während des Winters und umfaßt 4 Jahreskurse. Die Realschulen sind die ordentlichen Mittelschulen für junge, dem Gewerbstande sich widmende Leute. Die Oberrealschulen bereiten theils auf die polytechnische Schule vor, theils sollen sie jungen, über 14 Jahre alten Leuten eine höhere gewerbliche Vorbildung geben. Man zählte 1861 im Ganzen 66 Realschulen, darunter 9 mit oberen Klassen, zusammen mit 4105 Schülern. Von den eigentlichen gewerblichen Fortbildungsschulen sind später die Handelsschulen getrennt worden. Fachschulen sind die königliche Hebammenschule, die Kunstschule und die Musikschule zu Stuttgart, die königliche land- und forstwirthschaftliche Lehranstalt zu Hohenheim, die königlichen Ackerbauschulen zu Ellwangen, Ochsenhausen und Kirchberg, 2 Armenackerbauschulen (auf dem Dikehof und zu Liebenstein), die Waldbauschule zu Ellwangen, die königliche Thierarzneischule zu Stuttgart und die Militärbildungsanstalten (Kriegsschule zu Ludwigsburg). Als Anstalten und Mittel zur Beförderung der Wissenschaften und Künste sind zu erwähnen die Sternwarte zu Stuttgart und Tübingen, verschiedene Vereine, namentlich der für vaterländische Naturkunde, der historische, der literarische, der würtembergische Alterthumsverein, der oberschwäbische Verein für Kunst u. Alterthum, der würtembergische Kunstverein u. a. m., das statistisch-topographische Bureau, mit welchem 1856 der Verein für Vaterlandskunde verschmolzen worden ist, die verschiedenen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, das Konservatorium für die vaterländischen Kunst- und Alterthumsdenkmale ꝛc., endlich die wissenschaftlichen Sammlungen, nämlich die öffentliche Bibliothek von 380,000 Nummern, die Münz- und Medaillen-, die Kunst- und Alterthümersammlung und das Naturalienkabinet. Kunstsammlungen befinden sich in einigen königlichen Schlössern, insbesondere in dem Residenzschlosse zu Stuttgart. Das Museum der bildenden Künste in Stuttgart, mit welchem die erwähnte Kunstschule verbunden ist, enthält eine an Abgüssen reiche Sammlung von Antiken und Werken der modernen Plastik, eine Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen und eine Gemäldesammlung. Ueberhaupt geschieht in W. für die Künste ungemein viel.

Was die Staatsverfassung anlangt, so beruht die Konstitution des Königreichs auf der Verfassungsurkunde vom 25. Sept. 1819. Eine Revision derselben, welche von einer durch Gesetz vom 1. Juli 1849 berufenen Abgeordnetenversammlung bewerkstelligt werden sollte, führte zu keinem Resultat. Nach dem Bundesbeschluß vom 25. Aug. 1851, betreffend die Aufhebung der Grundrechte ꝛc., wurde die alte Verfassung vollständig wiederhergestellt. Der König, gegenwärtig Karl I., geboren den 6. März 1823, seit dem 25. Juni 1864 regierend, vereinigt alle Rechte der Staatsgewalt in seiner Person, ist jedoch hinsichtlich der Gesetzgebung und Besteuerung an die Mitwirkung der Landstände gebunden. Die Krone ist erblich im Mannsstamme des königlichen Hauses nach der Linealerbfolge und dem Erstgeburts-

Digitized by Google

recht. Bei dessen Erlöschen succedirt die weibliche Linie ohne Unterschied des Geschlechts; doch tritt bei der Descendenz des sodann regierenden königlichen Hauses das Vorrecht des Mannsstammes wieder ein. Der König wird mit zurückgelegtem 18. Jahre volljährig. Er bekennt sich zur evangelisch-lutherischen Kirche und genießt eine Civilliste von 882,400 Gulden. Alle Würtemberger haben gleiche staatsbürgerliche Rechte, welche nach dem Gesetz vom 31. Dec. 1861 von dem Religionsbekenntnisse unabhängig sind. Alle haben auch gleiche staatsbürgerliche Pflichten und sind zu gleicher Theilnahme an den Staatslasten verbunden. Jedem Einwohner ist Freiheit der Person, des Gewissens, des Eigenthums und der Auswanderung zugesichert. Das Vereins- und Petitionsrecht sind garantirt. Die Landstände theilen sich in 2 Kammern: die erste, die Kammer der Standesherren, besteht aus den Prinzen des königlichen Hauses, aus den Häuptern der standesherrlichen Familien (18 fürstlichen und 8 gräflichen) und aus vom König erblich oder auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern, die aber höchstens $^1/_3$ der übrigen ausmachen dürfen, von standesherrlichem oder ritterschaftlichem Adel sein und wenigstens 6000 Gulden fideikommissarische Revenuen nachweisen müssen. Die zweite Kammer, die der Abgeordneten, ist aus 13 Mitgliedern des ritterschaftlichen Adels, aus den 6 protestantischen Generalsuperintendenten, dem katholischen Bischof (von Rottenburg), einem Mitglied des Domkapitels, das von diesem selbst gewählt wird, dem der Amtszeit nach ältesten katholischen Dekan, dem Kanzler der Universität Tübingen, je einem Abgeordneten der Städte Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ellwangen, Ulm, Heilbronn und Reutlingen und je einem Abgeordneten aus den 64 Oberamtsbezirken, im Ganzen aus 94 Mitgliedern zusammengesetzt. Bei der Wahl zur Abgeordnetenkammer kommen auf 140 Bürger (circa 700 Einw.) 20 Wahlmänner, und Wähler ist jeder unbescholtene, mindestens 30 Jahre alte, selbstständige Bürger, welcher direkte Steuern zahlt. Da bei der Gründung der Verfassung nur Grund-, Häuser- und Gewerbesteuer als direkte Steuern bestanden, 1849 jedoch Kapital- Renten-, Dienst- und Berufseinkommenssteuer hinzugekommen sind, so sind bis jetzt zahlreiche Aerzte, Advokaten, Beamte, Kapitalisten, wenn sie nicht zufällig Grund- oder Häusersteuer zahlen, von der Wahlberechtigung ausgeschlossen. Die Wahlmänner müssen zu $^2/_3$ aus denjenigen Bürgern gewählt werden, welche die höchste direkte Steuer zahlen; das letzte $^1/_3$ bilden die übrigen Kontribuenten. Die Abgeordneten werden auf 6 Jahre gewählt. Zum Abgeordneten wählbar ist jeder zur Wahl Berechtigte, aber mit Ausschluß des Census. Der Präsident der ersten Kammer wird unmittelbar vom König ernannt; der der zweiten Kammer ebenfalls von diesem, aber aus 3 von der Kammer vorgeschlagenen Kandidaten. Ohne Einwilligung der Kammern kann kein Gesetz gegeben, keine Steuer auferlegt, keine Anleihe gemacht und keine Gebietsveränderung vorgenommen werden. Initiative in der Gesetzgebung haben die Kammern nicht, wohl aber das Recht, der Regierung Wünsche zu erkennen zu geben und die Minister in Anklagestand zu versetzen. Das Budget wird alle 3 Jahre festgestellt.

An der Spitze der Staatsverwaltung steht der geheime Rath, dessen Präsident der Staatsminister ist. Die übrigen Mitglieder desselben sind die Vorstände der Departements und 6 vom König ernannte wirkliche Staatsräthe. Die Departements sind die der Justiz, der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern, des Kirchen- und Schulwesens, des Kriegswesens und der Finanzen. Jedes Departement zerfällt in mehre Abtheilungen. Unter dem Departement des Innern stehen außer der eigentlichen Verwaltung die Medicinalangelegenheiten, der Straßen- und Wasserbau, das Gewerbswesen und die landwirthschaftlichen Angelegenheiten; unter dem Finanzdepartement die Oberfinanzkammer, die Oberrechnungskammer, das statistisch-topographische Bureau, die Forst- und Bergdirektion und die Verkehrsanstalten (Eisenbahnen und Telegraphen). Dem König steht außerdem noch ein geheimes Kabinet zur Seite. Behufs der Verwaltung ist das Land in die oben genannten 4 Kreise getheilt. An der Spitze eines jeden Kreises steht eine Regierung, die unmittelbar dem Ministerium des Innern unterstellt ist und aus einem Direktor, Regierungsräthen, einer Finanzkammer für die Steuerverwaltung und einer Bauinspektion besteht. Die Sitze der Kreisregierungen sind für den Neckarkreis Ludwigsburg, für den Schwarzwaldkreis Reutlingen, für den Jaxtkreis Ellwangen, für den Donaukreis Ulm. Die Kreise zerfallen in 63 Oberamtsbezirke mit je einem Oberamtmann an der Spitze. Die Residenz Stuttgart bildet einen besondern Verwaltungsbezirk mit einer königlichen Stadtdirektion an der Spitze. Dem Oberamtmann steht eine Amtsversammlung als beschließende Amtsvertretung zur Seite. Dieselbe besteht aus den Abgeordneten der Gemeinderäthe und besorgt die ökonomischen Angelegenheiten der Amtskorporation, beräth über den innern gesellschaftlichen Verband derselben, bringt Beschwerden u. Wünsche an geeigneter Stelle an, unterstützt den Oberamtmann bei wichtigen Polizeimaßregeln u. sonstigen Anordnungen durch Rath u. sichert die Ausführung der Gesetze. In gewissen Fällen unterliegen ihre Beschlüsse der Genehmigung der Kreisregierung. Die Gemeindeverfassung beruht auf dem Edikt vom 1. März 1822 und auf dem Gesetz vom 6. Juli 1849, wonach die Gemeinden in solche von wenigstens 5000, in solche von 1000—5000 und in solche von wenigstens 1000 Einwohnern zerfallen. Einen Unterschied zwischen Stadt und Land kennt die Gemeindeordnung nicht. Die Gemeindevorsteher, Stadtschultheiße oder Schultheiße, werden vom König aus 3 von den Gemeinden erster Klasse vorgeschlagenen Kandidaten oder von der Kreisregierung bei den Gemeinden der anderen beiden Klassen ernannt, und zwar trifft die Ernennung stets Denjenigen, welcher von sämmtlichen abgegebenen Stimmen $^2/_3$ hat. Als beschließende Versammlung besteht neben dem Ortsvorsteher der Gemeinderath (in Städten Stadtrath) und ein Bürgerausschuß, dessen Mitglieder von den Bürgern auf 2 Jahre gewählt werden. Jede Gemeinde besorgt die Erhebung

Digitized by Google

der Steuern selbst. Jede der drei im Königreich bestehenden christlichen Konfessionen ordnet ihre Angelegenheiten unter der Oberaufsicht des Königs selbst. Die evangelische Kirche ist unirt, nachdem 1823 die Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche erfolgt ist; nur in Stuttgart bilden die Reformirten eine eigene kleine Gemeinde. Das Kircheuregiment wird durch das königliche Konsistorium zu Stuttgart und die Landessynode nach den bestehenden Gesetzen verwaltet. Das Konsistorium handhabt die Kirchen- und Schulgesetze, die aus den Mitgliedern des Konsistoriums und den 6 Generalsuperintendenten zusammengesetzte Landessynode dagegen zieht den Zustand der evangelischen Pfarr- und Schulgemeinden in Berathung. Das Land zerfällt in 6 evangelische Generalsuperintendenzen, deren Vorsteher den Titel „Prälaten" führen, die Dekane ihres Bezirks investiren und alle 3 Jahre zu visitiren haben. Die Dekane sind die Vorsteher der Kirchen ihres Sprengels und nehmen alle 2 Jahre Visitationen vor. Unter ihrer Leitung stehen die durch königliche Verordnung vom 18. Nov. 1854 ins Leben gerufenen Diöcesansynoden, welche, aus sämmtlichen ordentlichen Geistlichen und ebenso viel Kirchenältesten der Pfarrgemeinden gebildet, alljährlich einmal zusammentreten. Die inneren Angelegenheiten der katholischen Kirche werden von dem bischöflichen Ordinariat (dem Landesbischof nebst dem Domkapitel) zu Rottenburg geleitet, welches zur oberrheinischen Kirchenprovinz (Erzdiöces Freiburg) gehört. Das Verhältniß der Staatsgewalt zur Kirche wurde durch das Gesetz vom 30. Jan. 1862 neu geregelt. Die verfassungsmäßige Behörde, durch welche die in der Staatsgewalt begriffenen Rechte über die katholische Kirche ausgeübt werden, ist der katholische Kirchenrath. Die Aufsicht und Leitung des israelitischen Kultus- und Armenwesens ist der durch Gesetz vom 25. April 1828 eingesetzten israelitischen Oberkirchenbehörde übertragen.

An der Spitze der Rechtspflege steht das Obertribunal als oberster Gerichtshof für das ganze Land, der in 4 Senate, einen Kriminalsenat, einen Civilsenat, einen ehegerichtlichen Senat und einen Pupillensenat zerfällt. Unter dem Obertribunal stehen 4 Kreisgerichte als Gerichte zweiter Instanz mit je 4 ebensolchen Senaten. Schwurgerichtshöfe, eingeführt durch Gesetz vom 14. Aug. 1849 und aus 3—5 Richtern gebildet, entscheiden unter Zuziehung von 12 Geschwornen über politische Verbrechen, Preßvergehen und schwerere gemeine Verbrechen, und zwar ist jeder Kreis in 2 Schwurgerichtsbezirke eingetheilt, in denen alle 3 Monate Sitzungen gehalten werden. Unter den Kreisgerichten stehen die Oberamtsgerichte, die aus einem Oberamtsrichter, 1—2 rechtsgelehrten Aktuaren mit Sitz und Stimme und 12 von der Amtsversammlung gewählten Beisitzern, von denen jedoch nur 2 oder 3 zugleich anwesend sein müssen, als Gerichte erster Instanz. In einigen Sachen von 5—30 Gulden Werth sind auch die Ortsobrigkeiten unterste Instanz (Friedens- und Rügegerichte). Mündlichkeit findet nur in den unteren Instanzen, Oeffentlichkeit in Civilsachen gar nicht, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit mit Anklageverfahren dagegen in Preßprozessen wie den Schwurgerichten Statt. Handelsgerichte sind am 15. Dec. 1865 ins Leben getreten, und zwar in jedem Kreis eins, mit dem Oberhandelsgericht zu Stuttgart als höherer Instanz. Administrativjustiz ist nicht ausgeschlossen. In Konflikten zwischen Verwaltung und Justiz entscheidet auf Bericht des geheimen Raths der König. Eine neue Organisation des Gerichtswesens ist seit geraumer Zeit angekündigt. Der Hauptfinanzetat für die Finanzperiode 1864 bis 1867 ergab:

Ausgaben	1864—65	16,467,606 Guld.	45 Kr.,	zusammen
„	1865—66	16,984,232 „	2 „	51,192,707
„	1866—67	17,741,169 „	2 „	Guld. 49 Kr.
durchschnittlich auf 3 Jahr		17,064,235 „	56 „	

Zur Deckung dieses Aufwandes sind bestimmt:

der Reinertrag des Kammerguts	25,844,103 Guld.	31 Kr.,	
die direkten Steuern	11,190,000 „	— „	
die indirekten Steuern	14,692,681 „	40 „	
Summa	51,226,785 Guld.	11 Kr.	
Somit Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe	34,077 Guld.	32 Kr.	

Die Ausgaben im Jahresdurchschnitt sind:

Civilliste	807,556	Gulden.
Apanagen und Witthume	301,535	„
Staatsschuld	4,268,136	„
Renten	55,265	„
Entschädigungen	47,316	„
Pensionen	670,767	„
Quiescenzgehalte	15,000	„
Gratialien	105,000	„
geheimer Rath	43,483	„
Justiz	1,160,685	„
Aeußeres	305,415	„
Inneres	1,854,187	„
Kirche und Schulwesen	2,318,046	„
Krieg	3,849,894	„
Finanzen	913,961	„
landständische Sustentationskasse	178,974	„
Reservefonds	70,000	„
Summa	17,064,236	Gulden.

Der Stand der Staatsschuld war am 30. Juni 1860: 63,426,292, 1861: 71,104,642, 1862: 70,343,442, 1863: 76,575,892, 1864: 76,578,542, 1865: 75,514,020, 1866: 84,406,940 Gulden.

Die Kriegsmacht besteht aus 8 Regimentern à 2 Bataillonen u. 2 Jägerbataillonen Infanterie, auf dem Friedensfuß 6648, auf dem Kriegsfuß 17,642 Mann, 4 Regimentern zu 16 Schwadronen Kavallerie, auf dem Friedensfuß 1817, auf dem Kriegsfuß 2729 Mann, und 9 Batterien Artillerie, auf dem Friedensfuß 1214, auf dem Kriegsfuß 4044 Mann, im Ganzen mit dem Offiziercorps auf dem Friedensfuß 10,581, auf dem Kriegsfuß 26,885 Mann. Alle Staatsangehörigen, mit Ausnahme der Standesherren, sind kriegsdienstpflichtig, und zwar vom vollendeten 20. bis zum zurückgelegten 32. Lebensjahr. Die Dienstzeit im aktiven Heer dauert 6 Jahre, ebenso lange die in der Landwehr. Diese wird nur im Fall eines Kriegs zum Dienst aufgeboten, und zwar zunächst zur Vertheidigung der Landesgrenzen und zum Besatzungsdienst im Innern. Stellvertretung war bis jetzt gestattet. Festungen sind Ulm (ehemalige deutsche Bundesfestung) und Hohenasperg. Das Staatswappen ist der Länge nach getheilt und enthält rechts 3 quer über einander gestellte schwarze Hirschgeweihe in goldenem Grunde (wegen Würtemberg), links 3 schwarze leopardirte Löwen, einer über

Digitized by Google

dem andern, ebenfalls in Gold (wegen Hohenstaufen und Schwaben). Auf dem Wappenschild ruht ein mit der Königskrone gezierter Ritterhelm; Schildhalter sind ein schwarzer Löwe und ein goldener Hirsch. Eine unter dem Schild flatternde Bandschleife enthält den Wahlspruch „Furchtlos und treu". Die Landesfarben sind roth und schwarz. Der König verleiht 3 Ritterorden, nämlich den Orden der würtembergischen Krone zur Belohnung ausgezeichneter dem Staat geleisteter Dienste (gestiftet am 23. Sept. 1818), mit 3 Klassen: Großkreuzen, Kommenthuren und Rittern; den Militärverdienstorden (am 6. Nov. 1806 gestiftet und am 23. Sept. 1818 modificirt), ebenfalls mit 3 Klassen, und den Friedrichsorden (am 1. Jan. 1830 gestiftet, am 3. Jan. 1856 erweitert), zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste im Militär- und Civildienst, mit 4 Klassen: Großkreuzen, Kommenthuren 1. und 2. Klasse und Rittern. Mit jedem dieser Orden ist Erlangung des Personaladels verbunden. Ferner werden verliehen goldene und silberne Civil- und Militärverdienstmedaillen, militärische Dienstehrenzeichen ꝛc. Die königliche Residenz ist Stuttgart, die zweite Ludwigsburg. Königliche Lustschlösser sind Rosenstein, Favorite, Seegut, Scharnhausen, Solitude und Bellevue.

Vergl. Würtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie, herausgegeben von Memminger, seit 1822 vom statistisch-topographischen Bureau, Stuttgart 1818 ff.; Memminger, Beschreibung des Königreichs W., das. 1824 ff., 43 Hefte (vom 23. Heft an fortgesetzt vom statistisch-topographischen Bureau); 3. Aufl., das. 1841; Fischer, Geographie, Statistik u. Topographie des Königreichs W., das. 1838; Moser, Vollständige Beschreibung von W., das. 1843; Wittmann, Geographie von W., 2. Aufl., Eßlingen 1852; Seubert, Das Königreich W., Leipzig 1855; Pleibel, Handbuch der Vaterlandskunde von W., Stuttgart 1858; Glöckler, Land und Leute W.s, das. 1861, 2 Bde.; Beyer, Industriegeographie von W. und Baden, das. 1861; Das Königreich W., eine Beschreibung von Land, Volk und Staat, herausgegeben vom statistisch-topographischen Bureau, das. 1864.

Geschichte. Als die Römer das Land kennen lernten, war es von dem suevischen Stamm der Markomannen bewohnt, die sich, nachdem sich jene an der Donau festgesetzt, zurückzogen und den Römern die Kolonisation überließen. Unter Hadrian ward ein Grenzwall aufgeführt und das Land in eine römische Provinz verwandelt, die von der Abgabe, welche ihre Bewohner entrichteten, den Namen Zehntland erhielt. Es entstanden Städte, gute Heerstraßen, Tempel u. andere öffentliche Gebäude, und Handel u. Schifffahrt blühten, bis die Alemannen einbrachen und, alle römische Bildung vernichtend, ihre Wohnsitze daselbst aufschlugen. Nachdem endlich Chlodowig durch die Schlacht bei Zülpich 496 die nördlichen Stämme unterjocht hatte, unterwarfen sich die übrigen den Frankenkönigen freiwillig, worauf der ganze Landstrich theils an die Rheinfranken kam, theils ein ziemlich großes Gebiet des Herzogthums Schwaben bildete. Das Geschlecht der Grafen von W. stammt wahrscheinlich von Berthold, dem Herzog von Alemannien (724), ab, dessen Nachkommen die angesehensten Stellen in Schwaben bekleideten und vom Schwarzwald bis an den Bodensee sich erstreckende Besitzungen hatten. Einer von ihnen, Gerold, wurde durch seine Schwester Hildegard (771—783), die Karl der Große heirathete, mit dem fränkischen Königsgeschlecht verschwägert und fiel am 1. Sept. 799 in einer Schlacht gegen die Avaren. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts heirathete Einer aus diesem Geschlecht, wahrscheinlich Ulrich, Liutgart, die Erbtochter Konrads von Beutelspach, Grafen im Remsgau, eines der mächtigsten und reichsten schwäbischen Dynasten. Sein Sohn Konrad baute um 1122 auf einem Berge am Neckar eine Burg, die er, wahrscheinlich seiner Gattin Hedwig zu Ehren, Wirtineberg, d. h. Frauenberg, nannte. Von dieser Burg erhielt das Geschlecht seinen neuen Namen, den Grafentitel aber von der Würde der Grafen des Remsgau's, die sich in dem Geschlechte forterbte. Seit Konrad kennt man die Namen der Mitglieder dieses Geschlechts. Die fortlaufende Geschichte desselben beginnt aber erst mit Ulrich I., „mit dem Daumen", von der Erneuerung des Stifts zu Beutelspach (1260) auch der Stifter genannt. Ulrich war einer der mächtigsten schwäbischen Fürsten, ein eifriger Gegner der Hohenstaufen, auf deren Sturz er die Größe seines Geschlechts gründete. Nachdem er in der Schlacht bei Frankfurt zur Niederlage Konrads IV. beigetragen, wußte er gegen die schwäbischen Reichsstädte, die den Hohenstaufen beistanden, seine Autorität geltend zu machen, und Heinrich Raspe wie die Könige Wilhelm und Richard suchten ihn für sich zu gewinnen, während die Vormünder Konradins ihm die Marschallswürde in Schwaben, die Vogtei über Ulm und Anderes verliehen (1259), später auch die Burg Achalm mit Reutlingen pfandweise überließen (1262). Seit 1258 war Ulrich der erste gefürstete Graf von W. Bei seinem am 25. Februar 1265 erfolgten Tode umfaßte W. das beutelspachische Erbe mit den Städten Stuttgart, Cannstadt, Waiblingen und Schorndorf und einigen Orten am Schwarzwald, vom alten Stammerbe Münsingen, und andere Ortschaften auf der Alp und an der Donau, die Städte Göppingen und Leonberg, die von Ulrich erworbene (1254 bis 1264) Grafschaft Urach und die frühere hohenstaufische Herrschaft Waldhausen. Dazu kamen noch die Schirmrechte über mehre Klöster und Reichsstädte, die geschickt ausgebeutet und nebst Eroberung, Kauf und Erbschaft zur Erweiterung des Erbes so glücklich benutzt wurden, daß W. schon zu Ende des 15. Jahrhunderts das ansehnlichste Fürstenthum Schwabens war. Nachfolger Ulrichs des Stifters waren seine Söhne Ulrich II. und Eberhard III, der Erlauchte, der nach seines ältern Bruders Tode (1279) als vierzehnjähriger Knabe unter Vormundschaft seines Oheims Hartmann die Regierung antrat und mit König Rudolf I. und Kaiser Albrecht in heftige Fehde gerieth. Nach des letztern Tode trat er selbst als Bewerber um die deutsche Königskrone auf, und als Heinrich von Luxemburg gewählt wurde, benahm er sich gegen diesen so

Digitized by Google

übermüthig, daß Heinrich ihn in die Reichsacht erklärte und ihm die Landvogtei über Schwaben nahm. Ein schwerer Krieg war die Folge, der das Land schrecklich verwüstete, die Burgen W. und Beutelspach zerstörte und Eberhard selbst zur Flucht zwang. Nach Heinrichs VII. Tode 1313 eroberte er jedoch in kurzer Zeit sein Land zurück. Im Thronstreit Friedrichs von Oesterreich mit Ludwig von Bayern stand er auf des erstern Seite, trat nach der mühlberger Schlacht aber zu Ludwig über und erlangte auch hierdurch eine ansehnliche Erweiterung seines Gebiets. Er verlegte 1321 das Stift von Beutelspach nach Stuttgart, welche Stadt seitdem gräfliche Residenz blieb. Nach seinem Tode (am 7. Juni 1325) folgte ihm sein Sohn Ulrich III., der sich durch seine treue Anhänglichkeit an Ludwig den Bayer auszeichnete, die Ueberreste der Lande Teck, Kalw u. Tübingen, um 1330 die Belehnungen über die Landvogtei Schwaben und Elsaß erhielt und 1336 Burg Gröningen mit der zu ihr gehörigen Reichssturmfahne erwarb. Er hinterließ am 11. Juli 1344 das Land seinen Söhnen Ulrich IV. und Eberhard IV., dem Jüngeren oder dem Greiner (d. i. Zänker) oder Rauschebart, die, gemeinsam regierend anfangs ebenfalls Ludwigs von Bayern treue Anhänger waren, bis sie, von dessen Sohne, dem Herzog Stephan, beleidigt, abfielen u. nach dem bald darauf erfolgten Tode Ludwigs (1347) sich an Karl IV. anschlossen. Mit den schwäbischen Reichsstädten geriethen die Grafen, die ihre Macht auf deren Kosten zu vermehren suchten, in vielfache Händel, und der Kaiser bot sogar das Reichsheer gegen sie auf. Nach dem unglücklichen Treffen bei Schorndorf am 28. August 1360 unterwarfen sich beide Grafen, mußten jedoch die Reichslandvogtei aufgeben. Ulrich trat 1362 von der Regierung zurück und starb den 26. Juli 1366. Eberhard erhielt vom Kaiser die Landvogtei in Niederschwaben zurück, und die Zwistigkeiten mit den Reichsstädten begannen von Neuem. Auch andere Fehden hatte Eberhard, so mit Wolf von Eberstein, den er als Landfriedensbrecher gestraft hatte, und Wolf von Wunnestein, der auf die wachsende Macht Eberhards eifersüchtig war. Unter ihnen bildete sich der Adelsbund der Schlegler oder Martinsvögel, der einst den Grafen, als er mit seinem Sohne Ulrich in Wildbad war, zu überfallen suchte, doch rettete ein Hirt dieselben auf geheimen Pfaden nach Zavelstein (1367). Eberhards Krieg mit den Reichsstädten währte mit Unterbrechungen von 1372—90. Zwar siegte Eberhard bei Altheim an der Donau am 7. April 1372, bei Reutlingen aber erlitt am 14. Mai 1377 sein Sohn Ulrich eine schwere Niederlage. Einige Zeit nachher endete ein Friede die Fehde, in welcher gegen 1200 Dörfer in Flammen aufgegangen waren. Eberhard vereinigte nun die drei Adelsbündnisse des St.-Georgenschildes, des heiligen Wilhelm und des Löwen und brachte auch ein Bündniß der Reichsstädte mit ihnen zu Stande, an welchem er selbst und die Herzöge von Oesterreich Theil nahmen. Doch schon 1386 brach der Krieg von Neuem aus. Eberhard siegte am 25. Aug. 1388 bei Döffingen, in welcher Schlacht sein Sohn Ulrich V. fiel, und eroberte hierauf alles Verlorene wieder, ja er machte solche Beute, daß er noch viele Besitzungen von anderen Dynasten erwerben konnte. Er starb am 15. März 1392. Ihm folgte sein Enkel, Eberhard IV., Sohn des in der döffinger Schlacht gefallenen Grafen Ulrich, der Friedfertige genannt. In Fehde mit den Schleglern gerathen, nahm er in Heimsheim am 24. Sept. 1395 die Häupter dieses Bundes gefangen, worauf König Wenzel denselben auflöste, was viel zur Erhöhung des Ansehens Eberhards beitrug. Die kostspielige Hofhaltung seiner ersten Gemahlin, einer Visconti von Mailand, stürzte das Land in Schulden, doch gaben diese den Ständen auch Gelegenheit, die Verfassung auszubilden. Eberhard IV. starb am 16. Mai 1417 und hatte seinen Sohn, Eberhard V., den Jüngeren, zum Nachfolger, der aber schon am 2. Juli 1419 starb. Durch seine Gemahlin Henriette hatte er 1397 die Grafschaft Mömpelgard nebst mehren Herrschaften in Burgund erworben. Henriette führte die Vormundschaft über ihre minderjährigen Söhne Ludwig III. und Ulrich VI. Nach erlangter Volljährigkeit regierten beide gemeinsam bis zum 25. Jan. 1442, wo sie eine Theilung vornahmen. Ludwig, der die westliche Seite des Landes erhielt, nahm seinen Sitz in Urach und nannte sich Graf von W.-Urach, Ulrich, dem der östliche Theil zufiel, in Stuttgart, weshalb diese Linie auch W.-Stuttgart hieß. Mömpelgard, das ihnen nach ihrer Mutter Tode 1443 zufiel, wurde ebenfalls getheilt, bald aber überließ Ulrich seinen Antheil für 40,000 Gulden an Ludwig. Dieser starb am 23. Sept. 1450, worauf sein Bruder Ulrich die Vormundschaft über dessen minderjährige Söhne Ludwig IV. und Eberhard VII. übernahm. Zwar trat ersterer 1453 die Regierung selbstständig an, aber er starb schon am 3. Nov. 1457, und nochmals mußte Ulrich VI. die Vormundschaft über seinen Neffen Eberhard VII. oder im Bart übernehmen, einen ausschweifenden Jüngling, der sich seiner Vormundschaft, nicht ohne Zuthun des Pfalzgrafen Friedrich, im November 1459 entzog. Dies und Streitigkeiten mit Friedrich über das Heirathsgut seiner Gemahlin brachten 1460 einen Krieg zum Ausbruch. Mit dem Markgrafen Karl von Baden und dem Bischof von Speyer in der Schlacht bei Seckenheim am 1. Juli 1462 gefangen, mußte Ulrich ein Lösegeld von 100,000 Gulden zahlen und Marbach als pfälzer Lehn anerkennen. Er starb am 1. Sept. 1480 und ihm folgte sein Sohn, Eberhard VIII., zum Unterschied von seinem Vetter Eberhard VII. der Jüngere genannt. Ein ausschweifender und verschwenderischer Fürst, trat er schon am 14. Dec. 1482 durch den münsinger Vertrag seinen Landesantheil an Eberhard VII. ab, wobei festgesetzt wurde, daß W. von nun an zu „ewigen Zeiten ungetheilt als ein Wesen ehrlich, löblich und wehrlich bei einander bleiben" solle. Spätere Versuche Eberhards VIII., diesen Vertrag wieder umzustoßen, gelangen nicht. Der Vertrag zu Eßlingen am 2. Sept. 1492 verschaffte ihm zwar die Anwartschaft auf die Erbfolge, allein nur unter der Bedingung, daß er Land und Leute unter der Leitung eines landschaftlichen Ausschusses regieren sollte. Eberhard der Bärtige blieb Alleinherrscher des Landes, dessen Glück

Digitized by Google

zu befördern von nun an seine Hauptsorge war. Ihm verdankt W. die Begründung seiner landständischen Verfassung. Die Städte des Landes hatten noch von ältern Zeiten her verschiedene Rechte, namentlich durften ihnen keine neuen Steuern ohne ihre Zustimmung auferlegt werden. Während der Vormundschaftsstreitigkeiten nach Ludwigs III. Tode wendete sich Ulrich VI. auch an die „Landschaft", bat sie, sich nicht von ihm abwendig machen zu lassen, und versprach, „nichts ohne ihren und der Ritterschaft Rath" zu unternehmen. In Leonberg wurde der erste Landtag gehalten, und da die Abgeordneten dem Grafen Ulrich die Vormundschaft versprachen, so gab er ihnen 1457 das Recht, daß bei allen wichtigen Staatsangelegenheiten sieben aus ihrer Mitte zur Berathung gezogen werden sollten. Eberhard vereinigte hierauf auch die beiden andern Stände des Landes, die Prälaten und die Ritterschaft, mit der Landschaft und zu Münsingen waren 1482 alle drei Stände zum ersten Male vereinigt. Für Verbesserung der Rechtspflege und Polizei sorgte Eberhard durch bessere Einrichtung des schon von seinem Oheim eingeführten Hofgerichts, durch die Landesordnung von 1495 und durch eigene Statuten, die er den Städten Stuttgart und Tübingen gab. Ferner erließ er 1489 ein Finanzgesetz, führte gleichen Münzfuß ein, förderte Handel und Gewerbe, stiftete 1477 die Universität zu Tübingen, reformirte die Klöster und Stifter und gründete 1492 ein neues Stift zu Sanktstetten im Einsiedel, in welchem Adel, Bürgerstand u. Geistlichkeit näher vereinigt werden sollten. Sein Hof war eine Bildungsschule für junge Fürstensöhne und sein Rath ward überall in Deutschland begehrt. Kaiser Maximilian bekleidete ihn auf dem Reichstage zu Worms am 21. Juli 1495 mit der Würde eines Herzogs von W. und Teck, erklärte seine Besitzungen für ein freies untheilbares Reichslehn und ernannte ihn zum Reichssturmfahnenträger. Doch starb Eberhard, als Herzog Eberhard I. genannt, schon am 24. Febr. 1496 ohne rechtmäßige Erben. Ihm folgte sein Vetter, Eberhard II. Leichtsinnig und schlechten Rathgebern vertrauend, stürzte er das Land in Schulden und machte sich so verhaßt, daß er, mit Zustimmung des Kaisers, schon 1498 gegen ein Jahrgeld von 6000 Gulden zurücktreten mußte; er starb 1504 auf dem Ozberg, wo ihn der Kurfürst von der Pfalz hatte gefangen setzen lassen. Da sein Bruder, Heinrich von W. Mömpelgard, geisteskrank war, so folgte ihm unter Vormundschaft der Stände dessen zehnjähriger Sohn, Ulrich I., der im Juni 1503 die Regierung selbstständig antrat. Er nahm 1504 am Krieg gegen die Pfalz Theil, erhielt die Vollstreckung der Acht gegen den Pfalzgrafen Friedrich, beseitigte im Verein mit Hessen denselben und erhielt im Frieden ansehnliche Besitzungen zugestanden. Doch gab er sich bald den rauschendsten Vergnügungen hin, überließ die Regierung seinen schlechten Räthen, dem Kanzler Lamparter und dem Erbmarschall Konrad von Thumb, und stürzte dadurch das Land in eine große Schuldenlast. Als er, diese zu decken, unter andern Finanzkünsten Neugeld einführen wollte und Maß und Gewicht verringerte, brach 1514 im Remsthal durch die Gesellschaft des armen Konrad ein gefährlicher Aufruhr aus, der nur dadurch wieder unterdrückt wurde, daß der Bürgerstand dem Herzog treu blieb. Unter Vermittlung kaiserlicher, pfälzischer und badischer Kommissarien wurde durch den tübinger Vergleich vom 8. Juli 1514 der Handel geschlichtet; doch erwarb in demselben auch der Bürgerstand gegen Uebernahme der Schulden des Herzogs (910,000 Gulden) die wichtigsten Rechte, welche die Grundlage der öffentlichen Freiheit in W. wurden. Bald aber brachte Ulrich durch Ermordung des Hans von Hutten am 8. Mai 1515, den er des ehebrecherischen Umgangs mit seiner Gemahlin, Sabina von Bayern, bezüchtigte, den Adel und durch Sabina's Mißhandlung deren Brüder gegen sich auf, so daß der Kaiser die Reichsacht gegen ihn aussprach, die jedoch 1516 durch den Vergleich von Blaubeuren wieder aufgehoben wurde. Als Ulrich 1519 die Reichsstadt Reutlingen überfiel und mit seinem Lande vereinigte, weil Reutlinger seinen Vogt in Achalm erschlagen hatten, rüstete sich der schwäbische Bund gegen ihn und eroberte unter Anführung der Herzöge von Bayern in kurzer Zeit ganz W. Ulrich mußte nach der Schweiz fliehen, worauf der Bund das Herzogthum W. 1522 für 220,000 Gulden an Kaiser Karl V. verkaufte, der seinen Bruder Ferdinand damit belehnte (1530). Ulrich behielt nur Mömpelgard und Hohentwiel, seine Söhne die Schlösser Neuffen und Tübingen. Die strenge Unterdrückung aller kirchlich reformatorischen Bewegungen und der unglückliche Bauernkrieg, der 1524—25 auch in W. wüthete, riefen aber große Mißstimmung im Lande hervor, und diese benutzend, fiel Ulrich, der inzwischen zur lutherischen Kirche übergetreten, im Frühjahr 1534 mit einem Heere, das sein Freund, der Landgraf Philipp von Hessen, für ihn gerüstet, und durch französische Hülfsgelder, wofür er Mömpelgard verpfändete, unterstützt, in W. ein und trieb durch seinen Sieg bei Lauffen am 13. Mai 1534 die Oesterreicher aus dem Lande, worauf der von Johann Friedrich von Sachsen vermittelte kadener Friede vom 29. Juni 1534 seine Wiedereinsetzung bestätigte, während Ulrich die österreichische Afterlehnschaft anerkannte. Er begann sogleich die Reformation einzuführen, namentlich durch Schnepf, reformirte die Hochschule zu Tübingen und förderte aus den reichen Mitteln der eingezogenen Kirchen- u. Klostergüter das Schulwesen. Als Mitglied des schmalkaldischen Bundes nahm er 1546 am schmalkaldischen Kriege Theil, mußte aber zweimal aus dem Lande flüchten und erhielt in dem Vertrage zu Heilbronn vom 3. Jan. 1547 das Land nur nach demüthiger Unterwerfung und Zahlung einer bedeutenden Kontribution wieder und mußte 1548 das Interim annehmen. Er starb am 6. Nov. 1550 und hatte seinen Sohn Christoph, einen vortrefflichen Fürsten, zum Nachfolger. Zwar erneuerte Erzherzog Ferdinand seine Ansprüche auf W., gab sie aber dann auf Vermittelung des Kurfürsten Moritz von Sachsen im Vertrag von Passau 1552 gegen eine Entschädigungssumme von 250,000 Gulden auf. Durch unermüdliche Thätigkeit, Klugheit und Festigkeit gelang es Christoph, in 14 Friedensjahren das Gebäude einer politischen und

kirchlichen Staatsverfassung aufzuführen, das theilweise bis auf die Gegenwart fortdauert. Er hatte den wesentlichsten Antheil an dem augsburger Religionsfrieden, nahm sich der Sache der Protestanten in seinem Lande und der Hugenotten in Frankreich lebhaft an und vollendete eigentlich die Reformation in W., indem er mit Hülfe von Johann Brenz und Jakob Andreä das Kirchenwesen neu ordnete; die Hochschule zu Tübingen ward verbessert, in den eingezogenen Klöstern Gelehrtenschulen, in Stuttgart, Tübingen und Urach wurden Musterschulen gegründet. Zur Erhaltung aller dieser Anstalten vereinigte Christoph die Güter und Einkünfte der geistlichen Stiftungen in dem Kirchengut, worauf durch die 1559 erschienene Kirchenordnung das Ganze seine Vollendung fand. Eine neue Landesordnung (1552) und ein Landrecht (1555) wurden verfaßt, gleiches Maß und Gewicht eingeführt und die landständische Verfassung vollends ausgebildet. Aus den Prälaten und Abgeordneten der Städte und Aemter gebildet, versammelten sich die Stände einerseits zu den Landtagen, welche der Herzog aus eigenem Antrieb, oder auf Nachsuchen der zwei Hauptstädte Stuttgart und Tübingen oder der landschaftlichen Ausschüsse berief, andererseits ging aus ihnen der engere und größere Ausschuß hervor. Die Landschaft hatte immer einen Rechtsgelehrten als Konsulenten, ihre besondere Kasse u. später (seit 1608) die sogenannte geheime Truhe für geheime Ausgaben. Um seinen Anordnungen eine feste Dauer zu geben, berief Christoph 1565 die Landstände und ließ durch sie dieselben feierlich bestätigen. Christoph starb am 28. Dec. 1568 und ihm folgte sein zweiter, vierzehnjähriger Sohn Ludwig, wegen seiner Bemühungen um das Zustandekommen der Konkordienformel der Fromme genannt. Er gründete zu Tübingen 1592 eine Bildungsanstalt für Söhne von Fürsten und Adeligen, das Collegium illustre, untergrub aber durch unmäßiges Trinken seine Gesundheit und starb am 8. Aug. 1593 kinderlos, worauf sein Vetter, Herzog Friedrich I., Sohn des Grafen Georg von W.-Mömpelgard, des jüngern Bruders Ulrichs I., in der Regierung folgte. Derselbe war, hauptsächlich von dem schlauen Enzlin berathen, darauf bedacht, die Macht der Landstände zu schwächen. Obgleich er den kadener Frieden nicht anerkannte, löste er doch durch den prager Vertrag vom 24. Juni 1599 die österreichische Afterlehnschaft mit 400,000 Gulden ab und erlangte ihre Umwandlung in eine bloße Anwartschaft. Zwar suchte er die durch einen kostspieligen Hofhalt zerrütteten Finanzen durch Emporbringung der Gewerbsamkeit und des Handels zu verbessern, verfuhr aber dabei zu rücksichtslos und ließ sich oft von Betrügern, namentlich Geldmachern, täuschen, daher er wenig zu Stande brachte. Große Summen verschlangen auch seine Reisen. Dennoch machte er bedeutende Ankäufe, selbst außerhalb Deutschlands, z. B. den des Herzogthums Alençon in der Normandie (1605), das sein Nachfolger 1612 wieder verkaufte. Nachdem er auf dem Landtag von 1608 von den Ständen die sogenannte Erklärung des tübinger Vertrags erzwungen, welche dem Herzog erlaubte, Krieg und Frieden ohne die Zustimmung der Stände zu beschließen, und so die Grundfesten der Verfassung erschütterte, starb er am 29. Jan. 1608. Sein Sohn u. Nachfolger, Johann Friedrich, beschränkt und träge, war sehr abhängig von den Geistlichen, die sein Vater von allem Einfluß fern gehalten, beseitigte sofort Friedrichs Neuerungen und ließ Enzlin 1613 enthaupten. Die Finanzen blieben fortwährend in Zerrüttung, denn die standesmäßige Versorgung der Brüder des Herzogs, mit denen er deshalb 1617 einen besondern Vertrag schloß, der Hofstaat, die häufigen Gesandtschaften u. dergl. verschlangen alle Einkünfte des Landes. Auch die Kriegsrüstungen kosteten viel, da Johann Friedrich der Union der Protestanten beitrat, welche 1620 der Ligue gegenüber so schimpflich zerfiel. Seine Vermittlungsversuche zwischen dem Kaiser und dem unglücklichen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz blieben ohne Erfolg. Beim Beginn des dreißigjährigen Kriegs rüstete sich auch Johann Friedrich; allein das durch die schlechte Münze und den Unfug der Kipper und Wipper bedrängte, von Seuchen heimgesuchte Herzogthum mußte 1627 wallensteinsche Truppen aufnehmen, die es plünderten und verheerten. Vergebens bat der Herzog Wallenstein um Schonung; die Demüthigungen, welche er von diesem erlitt, brachten ihm am 15. Juli 1628 den Tod. In Folge des dem münsinger Vertrag zuwiderlaufenden „fürstbrüderlichen Vertrags von 1617“ erhielt des Herzogs Bruder, Ludwig Friedrich, Mömpelgard und stiftete die Linie W.-Mömpelgard, die 1713 mit Leopold Eberhard ausstarb; Julius Friedrich erhielt Weiltingen und stiftete die Linie W.-Weiltingen, die 1705 mit Friedrich Ferdinand erlosch; Julius Friedrichs Sohn, Sylvius Nimrod, stiftete die Linie W.-Oels, die 1792 mit Karl Christian Erdmann ausstarb, worauf Oels an den Herzog von Braunschweig kam, den Gemahl der einzigen Tochter des letzten Herzogs.

Die Vormundschaft für Johann Friedrichs erst vierzehnjährigen ältesten Sohn, Eberhard III., übernahmen nach einander des Vaters Brüder Ludwig Friedrich u. Julius Friedrich. Der tübinger Vergleich wurde aufs Neue bestätigt, u. Stände und Regierung waren über eine durchgreifende Reform der Verwaltung einverstanden, als das Restitutionsedikt von 1629 das Land auf einmal wieder des Kirchenguts beraubte, von welchem wieder Mönche Besitz nahmen. Unter dem Vorwand, daß die Regierung W.s gegen des Kaisers Befehle ungehorsam gewesen sei, brandschatzten 24,000 Mann Kaiserliche das Land und hörten damit selbst nach dem demüthigenden Vertrag zu Tübingen vom 11. Juli 1631 nicht auf. Glücklichere Aussichten eröffneten sich, als Gustav Adolf siegreich heranzog. Eberhard trat die Regierung 1633 selbst an und verband sich zu Heilbronn mit Schweden. Aber nach der Schlacht bei Nördlingen am 6. Sept. 1634 besetzten die Kaiserlichen W. von Neuem, und der Herzog mußte nach Straßburg entfliehen. W. ward vom Kaiser an seine Minister und Generale vertheilt, Jahre lang durch kaiserliche Schaaren ausgesogen, und was das Schwert verschonte, rafften Hunger und Seuchen hin, so daß von einer halben Million Menschen kein Zehntheil übrig blieb. Inzwischen

Digitized by Google

lebte der Herzog sorglos zu Straßburg und vermählte sich mit der schönen Anna Katharina von Salm. Im Jahre 1638 gelang es seinem treuen Rath Burkard, für ihn den noch nicht vergebenen Theil des Landes wieder zu erhalten und Eberhard kehrte nach Stuttgart zurück. Erst der westphälische Friede machte den Drangsalen des Landes ein Ende. Die Treue Burkards, die Vaterlandsliebe Bidenbachs und vor Allem der beharrliche Eifer Johann Konrad Varnbülers, der die Mitwirkung des schwedischen Kanzlers Oxenstierna zu erlangen gewußt hatte, brachten endlich die vollkommene Wiederherstellung W.s zu Stande. Der rastlosen Sorgfalt dieser und anderer Männer, wie Mylers von Ehrenbach und Daniel Imlins, gelang es, im Lauf von 15 Jahren die Spuren des dreißigjährigen Kriegs größtentheils zu verwischen, und der Herzog selbst wirkte durch einfache Hofhaltung und Ersetzung des stehenden Heeres durch Landmiliz hierzu mit. Sein zweiter Sohn, Friedrich Karl, wurde Stifter der wimmenthaler Linie, die 1733 auf den Thron gelangte; sein Bruder Friedrich aber stiftete die neuenstädter Linie, welche mit dessen Sohne Karl Rudolf 1742 ausstarb. Eberhard starb am 2. Juli 1674, als eben dem Lande neue Kriegsgefahr von Frankreich her drohte. Sein Sohn und Nachfolger, Wilhelm Ludwig, suchte neutral zu bleiben, allein trotzdem litt das Land wieder durch Truppendurchzüge und Standquartiere. Wilhelm starb schon am 25. Juni 1677, und da sein Sohn, Eberhard Ludwig, kaum ein Jahr alt war, so übernahm dessen Oheim, Friedrich Karl, die Vormundschaft. Derselbe hätte gern Antheil am Kampf mit Frankreich genommen; aber die Landstände protestirten beharrlich, und ehe noch die neue Landesdefensionsanstalt ins Leben treten konnte, hatten die französischen Heere unter Melac das Land schon schrecklich verwüstet. Nur das schnelle Heranrücken des deutschen Reichsheeres rettete die Hauptstadt (1688). Als 1692 die Franzosen unter dem Dauphin sich dem Lande von Neuem nahten, rückte ihnen Friedrich Karl entgegen, wurde aber bei Ortesheim am 17. Sept. geschlagen und gefangen, worauf der junge Herzog 1693 vom Kaiser für majorenn erklärt wurde. Ungeachtet der Noth des Landes richtete derselbe einen glänzenden Hofstaat ein, machte kostspielige Reisen, schuf ein stehendes Heer und mischte sich in auswärtige Händel, die dem Land große Opfer kosteten. Als kaiserlicher Feldmarschall nahm er seit 1701 an dem spanischen Erbfolgekrieg den thätigsten Antheil. Tiefe Wunden schlug dem Land auch der Einfluß der Mätresse des Herzogs, Christine Wilhelmine von Grävenitz. Als dieselbe 1709 auf kaiserlichen Befehl aus dem Lande verbannt wurde, folgte ihr der Herzog nach Genf und führte auch dort einen verschwenderischen Haushalt. Später kehrte er mit ihr zurück und verheirathete sie zum Schein mit einem Grafen von Würben, worauf sie 20 Jahre unumschränkt herrschte, den Vorsitz im Kabinet führte, Beamte ein- und absetzte ꝛc. Der Herzog erbaute ihr zu Liebe Ludwigsburg und verlegte Residenz und Kanzleien dahin, wodurch die Verwaltung in die größte Verwirrung und Stuttgart in Verfall kam. Erst 1731 verwies der Herzog die Grävenitz vom Hof und ließ sie, als sie sich weigerte, denselben zu verlassen, auf die Festung Urach bringen. Eberhard Ludwig starb am 31. Okt. 1733, 2 Jahre nach dem Tode seines einzigen Sohnes und Erben, und hatte Karl Alexander, den Sohn seines Oheims, Friedrich Karl, zum Nachfolger. Derselbe hatte sich vom elften Jahre an großen Kriegsruhm in den österreichischen Heeren erworben. Aus politischen Gründen war er zur katholischen Kirche übergetreten, weshalb er den Landständen wiederholt Reversalien ausstellen mußte. Der unbegrenzte Einfluß, den er seinem Finanzminister, dem Juden Süß Oppenheimer, gestattete, führte eine neue Unglücksperiode für W. herauf. Dazu ward dem Herzog die Absicht der Rückführung W.s zur katholischen Kirche Schuld gegeben, und schon bildeten sich unter den Ständen Verbindungen gegen den Herzog und Süß, als ersterer am 12. März 1737 starb. Da sein ältester Sohn, Karl Eugen, erst 9 Jahre alt war, übernahm der nächste Agnat, Herzog Karl Rudolf von der neuenstädter Linie, die Vormundschaft, der sofort Süß hängen ließ. Bald darauf trat Karl Rudolf die vormundschaftliche Regierung an den Herzog Friedrich Karl von W.-Oels ab. Für Abstellung der mancherlei Beschwerden übernahmen die Stände die Schulden des Herzogs Eberhard Ludwig. Das Militär wurde vermindert und 1740 einige tausend Mann in österreichischen Sold gegeben. Die Söhne des verstorbenen Herzogs waren am Hofe Friedrichs des Großen erzogen worden und das Lob, das dieser Fürst besonders dem jungen Herzog spendete, bewirkte, daß Karl Eugen am 7. Jan. 1744 für mündig erklärt wurde, worauf er am 23. März die Regierung übernahm. Der junge Herzog suchte ein gutes Vernehmen mit der Landschaft zu erhalten, unterlag aber bald den Verführungen selbstsüchtiger Schmeichler, namentlich des Grafen Montmartin, der dem Herzog die absolutistischen Maximen des französischen Hofs einzuflößen wußte, u. des geheimen Kriegsraths Rieger. Derselbe nahm mit 14,000 Mann am siebenjährigen Krieg gegen Preußen ruhmlosen Antheil, unterhielt auch nach dem hubertsburger Frieden die Armee in dieser Stärke und stürzte das Land durch seine Verschwendung in die drückendsten Schulden. Weder die höchsten Beamten noch die Landstände, weder Verträge noch Gesetze wurden geachtet; der Herzog schaltete nach seinem Gutdünken mit Leib, Leben und Gut der Unterthanen. Sein Hofstaat war einer der prächtigsten, die Hofkapelle die erste in Europa. Er vollendete das Schloß in Ludwigsburg, erbaute 1767 das Seeschloß und gründete die Solitude und später Hohenheim mit seinen Gartenanlagen. Der vom Unteroffizier zum Kirchenrathsdirektor emporgestiegene Wittleder betrieb für den Herzog öffentlich einen schimpflichen Diensthandel und Montmartin trat endlich 1764 mit dem Projekt einer Vermögens- und Schutzsteuer auf, das aber an der Opposition des Oberamtmanns Huber zu Tübingen scheiterte, welcher dafür auf die Festung kam, wohin man schon vorher den Landschaftskonsulenten Johann Jakob Moser gebracht hatte, der auf des Herzogs Pläne einzugehen sich geweigert hatte. Die Stände klagten endlich beim Kaiser und begannen, von

Digitized by Google

Oesterreich, England, Preußen und Dänemark unterstützt, 1764 den Kampf für die vielfach verletzte Landesverfassung, der unter Vermittelung des preußischen Gesandten zu dem sogenannten Erbvergleich vom 27. Febr. 1770 führte, in dessen Folge der Herzog seine Truppen auf 4000 Mann reducirte und seine Ausgaben beschränkte, wogegen die Stände 8 Millionen Gulden Privatschulden auf die Landeskassen übernahmen. Zwar kamen auch nach Montmartins Entfernung noch Gewaltthaten vor, wie die Gefangennehmung Schubarts und Eingriffe in die Verfassung, doch schränkte der Herzog seinen Hofhalt immer mehr ein, stiftete 1772 die hohe Karlsschule, die er später zur Karlsakademie erhob, vermehrte die Hofbibliothek, erweiterte die von ihm gestiftete Akademie der bildenden Künste, legte Fabriken an, begünstigte Ackerbau und Viehzucht und erwarb mehre Gebietstheile, verkaufte dagegen auch mehre Regimenter an die Holländer, die nach Afrika in die Kolonien gebracht wurden. Wegen des gänzlichen Verfalls des Kammerguts mußten des Herzogs Brüder 1780 ernstlich einschreiten. Segensreichen Einfluß hatte auf ihn seine zweite Gemahlin, Franciska von Bernardin, die er zur Gräfin von Hohenheim erheben ließ. Er starb am 24. Okt. 1793 zu Hohenheim. Unter ihm wurde das Land durch Ankauf der Herrschaften Bönningheim, Justingen und Sterneck, sowie eines ansehnlichen Theils der Grafschaft Limburg vergrößert.

Da Karl Eugen kinderlos war, folgte ihm sein zweiter Bruder, Ludwig Eugen, der früher in den Malteserorden aufgenommen war, seit 1749 in französischen Kriegsdiensten gestanden hatte und zum Generallieutenant aufgestiegen war, sich aber schwach, dabei bigott zeigte und durch seinen eifrigen Antheil am Kampf gegen die französische Revolution dem Lande große Opfer auferlegte. Er starb am 20. Mai 1795 u. ihm folgte sein Bruder, Friedrich Eugen, der sich in preußischen Diensten im siebenjährigen Krieg ausgezeichnet und später mit einer Nichte Friedrichs des Großen vermählt hatte, welcher letztere ihn auch bestimmte, seine Kinder im protestantischen Glauben erziehen zu lassen. Bald nach seiner Thronbesteigung drangen 1796 die Franzosen siegreich in W. ein, so daß sich der Herzog genöthigt sah, mit dem General Moreau am 17. Juli 1796 den Waffenstillstand zu Baden abzuschließen, in Folge dessen sich die würtembergischen Truppen von der Reichsarmee trennten. Nach dem am 7. Aug. 1796 in Paris geschlossenen Frieden trat W. Mömpelgard an Frankreich ab, räumte seine Festungen den Franzosen ein, gestattete ihnen freien Durchzug durch das Land und entfernte die französischen Emigranten, wogegen es das geheime Versprechen einer Entschädigung erhielt. Die Drangsale, welche das Land nach Moreau's Abzug von den Oesterreichern zu erdulden hatte, bewirkten, zum ersten Mal seit dem Abschluß des Erbvergleichs, die Berufung des Landtags, vor dessen Beendigung aber der Herzog am 23. Sept. 1797 starb. Sein ältester Sohn, Friedrich II. Wilhelm Karl, bestätigte die Verfassung sogleich, entsprach aber den von ihm gehegten Hoffnungen nicht. Da er den pariser Frieden mit Frankreich nicht anerkannte und wieder Theil am Reichskrieg nahm, so mußte er 1798 eine vorläufige Kriegssteuer ausschreiben, die von dem ständischen Ausschuß nicht gebilligt wurde, woraus zwischen dem Herzog und den Landständen ein unheilbarer Zwiespalt entstand. Der Herzog hob 1799 die verschiedenen Ausschüsse der Stände auf und bildete dagegen einen immerwährenden Ausschuß derselben. Der Einfall der Franzosen und die Flucht des Herzogs stürzten das Land ins äußerste Elend, dem erst der Friede zu Luneville 1801 einigermaßen steuerte. Friedrich kehrte nach W. zurück, wurde Mitglied der zur Entschädigung der Reichsfürsten niedergesetzten Reichsdeputation und erhielt am 25. Febr. 1803, nebst Entschädigung an Land durch die Propsteien Ellwangen, Rothenmünster, Zwiefalten ꝛc. und 9 Reichsstädte: Reutlingen, Eßlingen, Rottweil, Gmünd, Heilbronn ꝛc. (29 QMeilen mit 115,600 Einw.) für den Verlust der Besitzungen auf dem linken Rheinufer (22 QM. mit 50,000 Einw.), die von den frühern Herzögen schon lange nachgesuchte Kurwürde. Das alte Herzogthum W. hatte einen Flächeninhalt von 134 QM. mit 660,000 Einw.; das Kurfürstenthum umfaßte jetzt 142 QM. mit 725,000 Einw. Gleichwohl blieb der Zwiespalt zwischen dem Herzog und den Landständen. Statt die neuen Erwerbungen dem alten Lande einzuverleiben, vereinigte sie der Herzog unter dem Namen Neuwürtemberg zu einem eigenen Staate, den er unumschränkt regieren wollte. Napoleon I. zwang ihn, mit Frankreich ein Bündniß zu schließen, wonach er für Frankreich 8000 Mann zu stellen versprach. Zwar wurde nun ein Theil von W. von den Oesterreichern gebrandschatzt, doch zwang das schnelle Vorrücken der Franzosen diese bald, das Land zu räumen, und in dem preßburger Frieden (26. Dec. 1805) erhielt W. die Grafschaften Hohenberg, Nellenburg und Bonndorf, die Landvogtei Altorf, die Herrschaften Triberg u. Ehingen, die 5 Donaustädte, darunter Ehingen, einen Theil des Breisgau's, die Besitzungen des deutschen und des Johanniterordens und die Oberherrlichkeit über die in seinem Gebiet eingeschlossenen Besitzungen der Reichsritterschaft. Nachdem der Kurfürst am 30. Dec. 1805 die alte Landesverfassung für aufgehoben erklärt, nahm er als Friedrich I. am 1. Jan. 1806 die Königswürde an, worauf am 18. März das Königreich eine neue Einrichtung erhielt. Alt- und Neuwürtemberg wurden zu einem Ganzen vereinigt und erhielten eine gleichförmige Verwaltung. An die Stelle des geheimen Raths trat ein Staatsministerium, mit dem 1811 ein Staatsrath verbunden wurde; statt der bisherigen Kollegialverfassung wurde die Bureaukratie eingeführt und das Kirchengut mit der Kammer vereinigt. Am 12. Juli 1806 trat der König dem Rheinbund bei, zu dem er ein Kontingent von 12,000 Mann stellte, das in den verschiedenen Kriegen Napoleons mit Auszeichnung focht, während dieser Beistand dem König neuen Länderzuwachs verschaffte, so daß der Staat auf 350 QM. eine Seelenzahl von 1,230,000 erreichte. Erst durch den Vertrag von Fulda (2. Nov. 1813) schloß sich der König den Alliirten an, trat aber in Folge seiner Disharmonie mit den Beschlüssen des wiener Kongresses dem deutschen Bund erst am 1. Sept. 1815 bei, nachdem er schon am 11. Jan.

Digitized by Google

1815 seinem Lande eine neue Verfassung verheißen. Allein der am 15. Febr. eröffnete Landtag bestand auf Herstellung der alten Verfassung, vergebens wurde den Landständen ein weiter Verfassungsentwurf vorgelegt, der freisinniger als der erste war; die Verhandlungen darüber dauerten noch fort, als der König am 30. Okt. 1816 starb.

Der neue König Wilhelm I. hob, als auch ein dritter Verfassungsentwurf, der 1817 den Ständen vorgelegt wurde, nicht durchging, am 4. Juni 1817 die Stände mit der Erklärung auf, daß er ohne Ständeversammlung nach den Bestimmungen des Entwurfs fortregieren werde, und eine Reihe königlicher Edikte führte eine gänzliche Umbildung der seitherigen Verwaltungsformen ein. Erst im Juli 1819 nahm eine konstituirende Ständeversammlung die Verfassung einmüthig an. Die 1817 gewährte Preßfreiheit mußte in Folge des Bundesgesetzes vom 20. September 1819 wieder aufgehoben werden. Der erste Landtag nach Gründung der neuen Verfassung begann am 15. Januar 1820 und dauerte bis zum 26. Juni 1821 und hatte hauptsächlich das gesammte System der Staatsverwaltung zu prüfen. Die von ihm gestellten 57 Anträge wurden von der Regierung größtentheils zugestanden. Der zweite Landtag dauerte vom 1. December 1823 bis 9. Juli 1824 und schuf u. A. eine Strafprozeßordnung und ein Pfandgesetz. Der dritte Landtag hielt seine Sitzungen vom 1. December 1826 bis 5. Juli 1827. Auf dem außerordentlichen vom 15. Januar bis 2. April 1828 kamen zur Berathung und Vollziehung das Gesetz über die Entwickelung des neuen Pfandsystems, das königliche Hausgesetz, die allgemeine Gewerbeordnung, ein Gesetz über das Bürger- und Besitzrecht, über die bürgerlichen Verhältnisse und das Kirchenwesen der Juden und ein neues Rekrutirungsgesetz. Auch die seit 1818 eröffneten Verhandlungen mit dem Papst über die Organisation der katholischen Kirche in W. wurden beendigt. Das organische Statut für die Universität Tübingen vom 18. Januar 1829, das die Lehr- und Studienfreiheit gänzlich aufhob, fand auf dem vierten ordentlichen Landtag (vom 15. Januar bis 7. April 1830) so lebhaften Widerspruch, daß die Regierung es 1831 sehr modificiren mußte. Nach dem Ausbruch der Julirevolution in Paris wurden auch in W. eine Menge Wünsche laut und ein Rundschreiben des Chefs des Departements des Innern vom 1. November 1831 erkannte selbst die Nothwendigkeit besonnener Reformen an. Als aber am 15. Januar 1833 die neue Ständeversammlung eröffnet wurde, hatte sich die Zeit schon sehr geändert. Mehre der liberalen Journale wurden unterdrückt und alle Vereine zur Besprechung landständischer Angelegenheiten verboten. Die Regierung setzte durch, daß mehre Deputirte, die früher wegen demagogischer Umtriebe verurtheilt worden waren, aus der Kammer ausgeschlossen wurden. Dagegen gewann die Opposition in dem Kampfe über die Rechtsgültigkeit der Bundesbeschlüsse von 1832 über die Censur die Oberhand, worauf am 22. März die Auflösung der Kammer erfolgte. Der am 20. Mai 1833 eröffnete neue Landtag bestand zwar zum Drittheil aus Mitgliedern der Opposition, die systematische Kontreopposition der ministeriellen Partei gewann aber in allen Kommissionen die Mehrheit für sich und so kamen fast nur die Gegenstände des Budgets zur Berathung, doch ward die Censur für Druckschriften abermals für konstitutionswidrig erklärt. Die erste Kammer, welche bis dahin wenig von sich hatte hören lassen, machte sich jetzt durch ihren entschiedenen Widerwillen gegen alle Neuerungen bemerkbar. Auf dem Landtage vom 30. Januar bis 18. Juli 1836 wurden erledigt das Expropriationsgesetz, die Ablösung der Frohnen, Beeden und ähnlichen Abgaben, die Entschädigung für aufgehobene leibeigenschaftliche Leistungen und das Schulgesetz, das die Lage der Elementarschullehrer verbesserte. Der am 17. Januar 1838 eröffnete und am 22. Oktober geschlossene außerordentliche Landtag hatte es hauptsächlich mit der Berathung des Strafgesetzbuches zu thun, das mit geringen Modifikationen angenommen wurde. Da die Mitglieder der Opposition am Schluß der sechsjährigen Wahlperiode jede Wiederwahl abgelehnt hatten, so fielen die neuen Wahlen ganz zu Gunsten der Regierung aus, indem sich die zweite Kammer fast mit lauter Staatsdienern und Gemeindebeamten füllte. Dieser 4. Landtag vom 1. Febr. bis 9. Juli 1839 berieth u. A. das Polizeistrafgesetzbuch. Einen guten Eindruck machte die in Folge der Vermählung der Prinzessin Sophie mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien und Kronprinzen der Niederlande am 17. Juni vom König erlassene Amnestie aller seit 1830 verübten politischen Vergehen. Bei der am 23. Okt. eröffneten Ständeversammlung führte der König den volljährig gewordenen Kronprinzen in die erste Kammer ein, nachdem derselbe den Eid auf die Verfassung geleistet. Die Versammlung beschäftigte sich vorzüglich mit der Reform des Prozeßverfahrens, doch führten die Verhandlungen hierüber zu keinem Resultat. Die Ständeversammlung von 1843 bewilligte den Bau einer Staatseisenbahn auf Staatskosten. Hinsichtlich der Strafprozeßordnung ward ein genügendes Resultat auch diesmal nicht gewonnen. In den Jahren 1845—46 zogen besonders die religiösen Verhältnisse W.s die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, indem nicht nur an verschiedenen Orten religiöse Sekten auftauchten, sondern auch die Deutschkatholiken auf der Provinzialsynode zu Stuttgart im Sept. 1845 sich schnell konstituirten, obgleich man ihnen in W. mehr Schwierigkeiten entgegenstellt als in irgend einem andern evangelischen Lande. In der Kammersitzung, die am 6. August 1845 geschlossen wurde, äußerte sich gegen früher ein ziemlich reges Leben, u. A. wurden die Censurkosten verweigert und die geheimen Fonds verworfen. Am 13. Juli 1846 vermählte sich der Kronprinz Karl mit der Großfürstin Olga, Tochter des Kaisers Nikolaus von Rußland. Eine außerordentliche Ständeversammlung vom 5. Januar bis 23. Februar 1847 petitionirte um Preßfreiheit, erhielt aber die Erklärung, daß die Regierung die Preßgesetzgebung nicht abändern könne, daß jedoch über die Schritte, Preßfreiheit durch die Bundesgesetzgebung herbeizuführen, der nächsten Ständeversammlung Mittheilungen gemacht werden sollten. Drei andere von der zweiten Kam-

Digitized by Google

mer einstimmig angenommene Anträge auf Ablösung aller Grundlasten, auf Verkauf ertragsloser Domänen u. auf Wildschadensersatz scheiterten an dem Widerstande der ersten Kammer. Die materielle Noth war durch die Mißjahre besonders auch in W. auf einen hohen Grad gestiegen und rief im Mai 1847 Straßentumulte zu Ulm und Stuttgart hervor, die man von oben wie politische Emeuten zu betrachten schien, wenigstens erklärte die Regierung in der Thronrede, womit der Landtag von 1848 eröffnet wurde, die Aufregung und Unzufriedenheit mit dem Bestehenden für eine Folge der von der Schweiz aus wirkenden revolutionären Propaganda. Die Presse antwortete damit, daß sie als das Ziel der Bestrebungen der Volksvertretung eine Reihe von Wünschen und Anliegen des Volkes hinstellte, die nichts weniger als eine völlige Umgestaltung des ganzen Regierungssystems und des seitherigen Verwaltungsorganismus in sich schlossen. Der Ständeversammlung selbst wurden einige neue Gesetzvorlagen vorgelegt, wie über die Wahlen der Abgeordneten und der Gemeindebehörden, über Bannrechte und andere Grundlasten, allein dieselben waren wenig im Sinn einer zeitgemäßen Reform ausgearbeitet.

Die französische Revolution vom 24. Februar 1848 fand unter diesen Verhältnissen auch in W. den freudigsten Wiederhall. Schon am 29. Februar wurde in Stuttgart eine Adresse an den König entworfen, welche die Bitte um unverweilte Erfüllung der allbekannten Forderungen der Nation enthielt, und am 2. März übergeben, während der ständische Ausschuß denselben Schritt that. Die am 2. März verkündete Preßfreiheit vermochte aber den Petitionensturm aus allen Städten und Aemtern des Landes nicht zu beschwören, und die Presse machte von ihrer Freiheit den vollständigsten Gebrauch. Ein Bescheid des Königs auf die Eingabe des ständischen Ausschusses stellte in allgemeinen Ausdrücken die Gewährung der Wünsche in Aussicht, deren Erfüllung der König für zuträglich halte; gleichzeitig aber ward die stuttgarter Garnison verstärkt und vom König selbst inspicirt. Die öffentliche Meinung mochte den König wohl überzeugen, daß eine Aenderung des Ministeriums nicht mehr zu umgehen sei; wie unklar man aber am Hofe die ganze Zeitbewegung noch auffaßte, bekundete sich dadurch, daß der König den bisherigen Minister Schlayer durch den Freiherrn von Linden ersetzte, der seit lange die Seele aller aristokratischen und dynastischen Prätensionen gewesen war. Als hierauf die Mitglieder des Oberregierungskollegiums für den Fall eines Ministeriums Linden um ihre Entlassung baten, berief der König am 9. März die Führer der Opposition, Römer für die Justiz, Duvernoi für das Innere, Pfizer für den Kultus, Goppelt für die Finanzen, ins Ministerium, während die Departements des Auswärtigen und des Kriegs den bisherigen Ministern, den Grafen Beroldingen und Sontheim, verblieben. Während der Jubel über diesen Sieg der öffentlichen Meinung sich in zahllosen Bürgerversammlungen aussprach, regte sich namentlich in den standesherrlichen Gebieten eine gewaltthätige Bauernbewegung, die zunächst den Feudallasten galt und das Ministerium veranlaßte, an die bedrohten Punkte Militär abzusenden und eine warnende Proklamation zu erlassen. So erstürmten 300 Grundholden das Amtshaus zu Weinsberg und verbrannten öffentlich alle daselbst gefundenen Akten. Unter dem Eindruck dieses und ähnlicher Vorfälle erklärten sich die Standesherren wie die Ritterschaft bereit, zur Ablösung der Lehenslasten wie der Jagdrechte die Hand zu bieten und das vom Ministerium am 11. März erlassene Programm versprach: Beeidigung des Heeres auf die Verfassung, Vereins- und Versammlungsrechte, Volksbewaffnung, Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, Schwurgerichte, Revision des Strafgesetzbuchs und der Strafprozeßordnung, Entlastung des Grundeigenthums, Hebung der Gewerbe und Schutz der Arbeit, Vereinfachung des Staatshaushalts und der Staatsverwaltung, Kräftigung der Gemeinden zu erhöhter Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, weitere Entwickelung der Verfassung und vor Allem Mitwirkung zu dem Ziel einer deutschen Gesammtverfassung mit Nationalrepräsentation. Nachdem einige der mißliebigsten Abgeordneten ihre Stellen niedergelegt, wurden die vorgelegten Gesetze über Bürgerbewaffnung, Versammlungsrecht und Beseitigung der auf Grund und Boden ruhenden Lasten sowohl durch Ablösung der aus dem Lehns- und Grundherrlichkeitsverbande entspringenden Gefälle und der Zehnten, als durch Aufhebung des Neubruchzehnten in wenigen Wochen erledigt und dann die Kammer am 27. März aufgelöst. Die Agitation richtete sich besonders gegen die zurückgebliebenen Mitglieder des Ministeriums, Sontheim und Beroldingen, sowie gegen den Geheimrathspräsidenten von Maucler, deren Entlassung man verlangte. Seit der großen Versammlung zu Göppingen, wo zuerst zur Organisation eines umfassenden Vereinswesens geschritten wurde, begann die schärfere Scheidung der politischen Parteien, während zugleich im Heere Symptome gelockerter Disciplin sichtbar wurden. Indem die sich bedroht glaubende Bourgeoisie, an welche sich alle vom Hofe abhängigen Elemente anschlossen, das Schlagwort „konstitutionell-monarchisch" aussprach, drängten sie die demokratisch gesinnten Bürger, auf deren Seite die Arbeiterklasse stand, mehr und mehr republikanischen Principien zu, ohne daß die Mehrheit oder nur eine große Zahl der Demokraten wirklich aus Republikanern bestand. Das Ministerium suchte zwischen den Extremen hinzusteuern, versäumte aber, die Zeit zur Durchführung der ersehnten Reformen zu benutzen, wie es denn auch in der Auswahl der Mitglieder der Organisationskommission, die theils aus Männern des entschiedenen Fortschritts, theils aber auch aus erklärten Freunden des bureaukratischen Regime's bestand, nichts weniger als glücklich war. Die den Oberämtern aufgegebene Ueberwachung der Volksversammlungen und Vereine mußte die Mißstimmung noch erhöhen, und als der Verfasser einer vom 8. Regiment in Heilbronn an die Staatsregierung gerichteten Petition um humanere Behandlung der Soldaten von Seiten ihrer Vorgesetzten, gänzliche Umgestaltung der militärischen Strafrechtspflege, Be-

Digitized by Google

lehrung über die Verfassung ꝛc., ein Unteroffizier, in Arrest gesetzt wurde, brach eine Emeute aus, die dann in Ludwigsburg, wohin die zur Entwaffnung des 8. Regiments beorderten Truppen und auch das 8. Regiment selbst rückten, fortschritt und mit der Entwaffnung des letztern endete, aber auch den Befehl zu einer humaneren Behandlung der Soldaten und den Rücktritt des Kriegsministers Sontheim, an dessen Stelle der General Rüpplin trat, zur Folge hatte. Als am 28. Juni eine Bürgerversammlung zu Ulm, welche die Gründung eines demokratischen Vereins beabsichtigte, vom Militär auseinander getrieben wurde, schlossen mehre Städte ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die militärische Gewalt, und von da an datirt jenes tiefe Mißtrauen im Lande, in Folge dessen der ruhige Gang der Entwickelung gestört und der leidenschaftliche Drang immer höher gesteigert wurde, jeden Fortschritt schleunigst sicher zu stellen, damit nicht die Reaktion alles Gewonnene wieder über den Haufen stoße, zumal offenbar wurde, daß der Hof, ohne daß das Ministerium davon unterrichtet gewesen, Schritte gethan hatte, 6000 Mann bayerische Truppen gegen die Revolution ins Land zu ziehen. Der Abschluß des malmöer Waffenstillstandes rief im ganzen Lande eine tiefe Entrüstung hervor, doch blieb die republikanische Schilderhebung des Fabrikanten Rau von Gaildorf ein vereinzeltes Unternehmen. Inzwischen war die Zeit der Einberufung der Ständeversammlung herangerückt und als dieselbe am 21. September 1848 in Stuttgart zusammentrat, erklärte die Regierung, daß die Berufung einer konstituirenden Landesvertretung bis dahin zu verschieben sei, wo die in dieser Hinsicht maßgebenden Beschlüsse der Nationalversammlung verkündigt sein würden. Obwohl nun die gewichtigsten Stimmen der Volkspartei geltend machten, daß die gegenwärtige Kammer nach ihrer jetzigen, theilweise privilegirten Zusammensetzung als Ausdruck des Volkswillens nicht betrachtet werden könne, daß aber auch die Ungewißheit der Zukunft die schleunige Feststellung des neuen Verfassungsrechts verlange, blieb das Ministerium bei seiner zuwartenden Haltung und wollte vorerst eine lange Reihe von Gesetzentwürfen erledigt haben. Die ersten Berathungen galten der Abschaffung des Jagdrechts, der Zehntablösung und der Ausdehnung des Amts- und Gemeindeverbands auf sämmtliche Theile des Staatsgebiets, wodurch die Güter des Staats wie der Grundherrschaften zur Theilnahme an den Lasten der Bezirks- und Gemeindekorporationen beigezogen wurden. Zugleich wurden, um dem materiellen Nothstand zu steuern, Wünsche laut, die Pensionen, die Apanagen und die Civilliste zu vermindern, und der König erklärte sich auch bereit, seine Civilliste so lange um jährlich 200,000 Gulden zu vermindern, als er eine solche Erleichterung des Volks für nothwendig erachten würde. Das die Grundrechte enthaltende Reichsgesetzblatt ward zwar dem würtembergischen Regierungsblatt angeschlossen, allein erst nach längerem Sträuben willigte der König in die ministerielle Vollziehungsverordnung für die Grundrechte. Ernster noch ward die Verwicklung, als die Reichsverfassung vollendet aus den Händen der Nationalversammlung hervorging. Fand die erste Kunde von dem Zustandekommen der Reichsverfassung mit einem erblichen preußischen Kaiser als Reichsoberhaupt nur eine kühle Aufnahme, so waren doch alle Fraktionen der Volkspartei darüber einig, daß die Nation die Reichsverfassung als das Werk der Nationalvertretung anerkennen und unerschütterlich daran festhalten müsse, und als der König auf seiner Weigerung der Anerkennung der Reichsverfassung beharrte und erklärte, beim Vereinbarungsprincip, Hand in Hand mit den deutschen Königen und dem österreichischen Kaiser, bleiben zu wollen, kamen sämmtliche Minister um ihre Entlassung ein, die vorläufig weder angenommen, noch verweigert wurde. Da inzwischen die Bewegung im Volke zu Gunsten der Reichsverfassung in bedenklicher Weise zunahm, siedelte der König am 23. April mit dem Hofe nach Ludwigsburg über. Dies steigerte noch die Erbitterung, und schon hatte der Vorschlag Anklang gefunden, einen bewaffneten Zuzug aus dem ganzen Lande für den 25. April nach Stuttgart zu organisiren, und selbst die Truppen sprachen ihre verfassungsmäßige Gesinnung entschieden aus, als der König am 24. April die Anerkennung der Reichsverfassung aussprach. So war denn der Sieg scheinbar errungen, aber dabei blieb das Ministerium nun auch stehen. Während die Kammer energische Beschlüsse faßte, schien das Ministerium die Erhebung des Volks zu desavouiren, und die Reaktionspartei strebte unablässig, alle Früchte des Siegs zu vernichten. Die Ereignisse in Baden und in der Pfalz kamen diesen Bemühungen zu Hülfe. Die Konstitutionellen, zu denen sich die Beamten fast ohne Ausnahme rechneten, traten zu Denen über, welche sich aus Furcht vor der Demokratie an die bestehende Monarchie anklammerten, und in dieser bisherigen Majorität der Kammer erfolgte eine Spaltung in der Weise, daß die unbedingt römersche Fraktion sich von der linken Seite trennte und durch Vereinigung mit der rechten den Ausschlag gab. Am 27. Mai hielten die demokratischen Vereine eine große Volksversammlung in Reutlingen ab, welche ungesäumte Anerkennung und thatkräftige Durchführung des reichsgesetzlich bereits bestehenden Bündnisses mit allen Reichsländern, also auch mit Baden und der Rheinpfalz, unverzügliche Rückberufung der würtembergischen Truppen aus ihrer Angriffsstellung an der badischen Grenze und Verweigerung des Ein- und Durchmarsches von Truppen, die nicht auf die Reichsverfassung beeidigt seien, alsbaldige Bewaffnung des Volks gegen jeden Angriff der Reichsfeinde, sofortige öffentliche und feierliche Beeidigung des Heeres, sowie aller weltlichen und geistlichen Beamten auf die Reichsverfassung und Amnestie für alle politisch Kompromittirte verlangte und durch Bildung eines Wehrausschusses die Vorbereitungen zum bewaffneten Widerstande traf. Das Ministerium wies die Beschlüsse der reutlinger Versammlung zurück, womit die Scheidung der Parteien in und außer der Kammer besiegelt war. Noch schroffer wurde die Haltung des Ministeriums gegen die demokratischen Tendenzen, als der Rest der frankfurter Nationalversammlung nach Stutt-

Digitized by Google

gart überzusiedeln beschloß. So lange Römer in Frankfurt seinen Sitz in der Paulskirche inne hatte, hielt er fest zu derjenigen Fraktion, welche jetzt noch das sogenannte Rumpfparlament ausmachte. Als nun aber dasselbe nach Stuttgart kam, war es nicht mehr möglich, Frankfurt gegenüber deutsch und national sich zu verhalten, für W. aber zugleich eine thatlose Politik einzuhalten, und als vollends die Nationalversammlung eine Reichsregentschaft einsetzte, hatte die Unentschlossenheit Römers, womit er noch in der ersten Sitzung des Rumpfparlaments aufgetreten war, ein Ende. Die Erklärung der heilbronner Bürgerwehr für die Nationalversammlung gab dem Ministerium Veranlassung, am 13. Juni Heilbronn militärisch besetzen, die Bürgerwehr entwaffnen zu lassen und den Belagerungszustand über die Stadt und Umgegend zu verhängen. Das Ansinnen der Regentschaft an die Regierung, 5000 Truppen zum Schutze der Festungen Rastadt und Landau gegen die reichsfeindlichen Truppen marschiren zu lassen, lehnte das Ministerium nicht nur ab, sondern fügte auch die Aufforderung hinzu, „die Regentschaft möge ihren Sitz ohne Verzug aus W. hinweg in ein anderes Land verlegen". Als die Regentschaft hierauf am 14. Juni ihr Ansinnen um Truppen wiederholte und ihre Ansicht aussprach, daß ihr Sitz an dem Orte sein müsse, wo sich die Nationalversammlung befinde, zeigte Römer am 17. Juni im Namen des Gesammtministeriums dem Präsidenten der Nationalversammlung unter Androhung gewaltsamer Mittel an, daß das Ministerium ein Tagen der Nationalversammlung und das Schalten der Regentschaft in Stuttgart und W. nicht mehr länger dulden könne. Da nun dennoch eine neue Sitzung der ersteren anberaumt wurde, folgte am 18. Juni die gewaltsame Sprengung der Nationalversammlung (s. Deutschland, Geschichte). Mit der Einwilligung in den Durchmarsch der Preußen und der Reichstruppen durch das würtembergische Gebiet gab die Regierung auch die seitherige behauptete Neutralität Baden gegenüber auf. Einen höchst ungünstigen Eindruck machte auch die eingeleitete Kriminaluntersuchung über den Hergang der reutlinger Versammlung. Nachdem die Kammer außer dem Schwurgerichtsgesetz noch das Wahlgesetz vom 1. Juli erledigt, wonach eine aus allgemeiner direkter Wahl hervorgegangene Landesversammlung im Einklang mit der Reichsverfassung und den Grundrechten die würtembergische Verfassung revidiren sollte, wurde sie am 11. August aufgelöst. Die neuen Wahlen für die künftige, aus Einer Kammer bestehende Landesvertretung ergaben das Resultat, daß unter 64 Abgeordneten das Ministerium nur 20 Anhänger zählte, so daß eine 44 Mann starke Opposition in Aussicht stand. Gleichwohl schienen die Minister den Insinuationen der Reaktion, die ihrerseits Römer und seine ministeriellen Kollegen zum Gegenstande der gehässigsten Angriffe machten, Folge zu leisten, wie denn die höhern Staatsbeamten, welche in der Kammer eine hervorragende Rolle gespielt, Stadtdirektor Seeger, Regierungsrath Schoder, Finanzrath Zeller, von ihrem bisherigen Wirkungskreis versetzt wurden. Zwischen dem König aber und seinen Ministern bestand über die deutsche Frage kein Einverständniß mehr, da jener den Restaurationstendenzen zuneigte, diese die Durchführung des preußischen Unionsstaats erstrebten. Am 28. Okt. 1840 erhielt das Märzministerium seine Entlassung, und der vormärzliche Staatsminister von Schlayer trat wieder an die Spitze der Verwaltung. Der frühere Staatsminister von Herdegen übernahm die Finanzen, das Kirchen- und Schulwesen Staatsrath von Wächter-Spittler, das Departement des Kriegs Oberst von Bauer, die Justiz Vicedirektor von Hänlein.

Die verfassungrevidirende Versammlung ward auf den 1. December einberufen, während eine von sämmtlichen Ministern unterzeichnete Ordonnanz den Eid der Abgeordneten auf die Reichsverfassung aufhob. Schon bei den Bureauwahlen ergab sich die demokratische Mehrheit und die Erklärung der Regierung, daß sie nach dem Fall der Reichsverfassung die Grundrechte nicht als zu Recht bestehend anerkenne und die privilegirte Kammer nicht als aufgehoben betrachte, führte rasch zum Bruch. Dem Ansinnen der Minister gegenüber, die Steuern bis zum 1. Juli 1850 zu bewilligen, wurde bloß eine Verwilligung auf zwei Monate beschlossen. Von der Mehrheit wurde nicht bloß eine totale Verfassungsrevision verlangt, sondern auch bereits an einem Entwurfe gearbeitet, der von der staatsrechtlichen Kommission vorgelegt werden sollte und der Annahme gewiß war. Um dem zuvorzukommen, löste die Regierung am 22. Dec. 1849 den Landtag auf. Bei der Eröffnung des neuen, ebenfalls in seiner Mehrzahl demokratischen, am 15. März 1850, sprach der König so herbe Anklagen gegen die preußische Unionspolitik aus, daß Preußen die diplomatischen Beziehungen mit W. abbrach. Eine Antwort erhielt diese Rede nicht, da die Kammer mit allen Stimmen außer einer auf die übliche Adresse verzichtete. Die Beamtenwahlen und die Ernennungen in die Kommissionen gaben dasselbe Resultat wie bei dem vorigen Landtage; die Linke hatte das Uebergewicht. Ein vorläufiger Versuch der Verständigung mit ihr gelang der Regierung, indem dem Wunsch der letztern, daß die Vorberathungen über die Verfassungsrevision mit den Regierungsbevollmächtigten nicht von dem aus 15 Mitgliedern bestehenden Verfassungsausschuß, sondern von durch die Versammlung besonders zu ernennenden 6 Bevollmächtigten gepflogen werden sollten, entsprochen wurde. Während die Kammer darauf auf 4 Wochen vertagt wurde, hielten die Bevollmächtigten beider Theile ihre Sitzungen, ohne aber zu einer Einigung zu gelangen. Auch die im April wieder zusammengetretene Versammlung befand sich im Zwiespalt mit der Regierung. Während diese nur eine beschränkte Verfassungsrevision zulassen wollte und die Standesherren (Mai 1850) einen Protest gegen jede Beeinträchtigung ihrer Vorrechte erließen, verlangte die Kammer eine vollständige Revision. Zu dem Abschluß des Vierkönigsbündnisses nahm die Versammlung Anlaß zu einer Anklage gegen den Minister von Wächter-Spittler, die jedoch vom Staatsgerichtshof abgewiesen ward. Nach ihrer Entscheidung über die Revisionsfrage war die Kammer vertagt worden;

Digitized by Google

unmittelbar nach ihrem Wiederzusammentritt hatte sie über eine neue Steuerverwilligung zu verfügen. Die Minister forderten die Steuern auf vier Monate, mit der Erklärung, daß die Verwilligung für eine kürzere Frist einer Steuerverweigerung gleich geachtet werden würde; die Kammer beschloß jedoch mit 60 gegen 1 Stimme die Bewilligung für nur zwei Monate (28. Juni). Die Folge war der Rücktritt der Minister, die durch ein noch schärfer ausgeprägtes Ministerium der Restauration ersetzt wurden, an dessen Spitze Freiherr von Linden stand, und die Auflösung der Versammlung (3. Juli). Doch schrieb man noch einmal Wahlen nach dem Wahlgesetz vom 1. Juli 1859 aus. Der aus der aufgelösten Versammlung hervorgegangene ständische Ausschuß gerieth in vielfache Differenzen mit der Regierung, und es entspann sich ein lebhafter Schriftenwechsel, zumal seit die deutsche Politik der Regierung in eine neue Phase getreten war. Das Ministerium betheiligte sich an der Restauration des Bundestags und an der gegen Kurhessen beschlossenen Exekution und der König schloß sich dem von Oesterreich mit den deutschen Mittelstaaten gegen Preußen geschlossenen Bündniß an. Zwar schlug die Thronrede bei der Eröffnung der dritten revidirenden Versammlung (4. Okt. 1850) einen versöhnlichen Ton an, doch hatte die Kammer so wenig Vertrauen, daß fast in allen Kommissionen Demokraten mit gar keiner oder geringer Beimischung von Liberalen gewählt wurden. Nachdem der Kammer ein neuer Verfassungsentwurf vorgelegt worden, ward sie bis zum 4. Nov. vertagt. Nach ihrem Wiederzusammentritt legte ihr der Ausschuß seinen Bericht vor, worin jetzt die deutsche Frage den Vordergrund bildete, da der Bericht jede Rücksichtnahme auf den Bundestag mit Entschiedenheit von sich wies. Die vom Kriegsminister zu militärischen Rüstungen geforderten 300,000 Gulden trug die Kammer Bedenken zu einem solchen Zweck (Krieg wegen Kurhessen) zu bewilligen. Unmittelbar darauf sprach eine königliche Verordnung vom 6. Nov. die Auflösung der Landesversammlung aus, hob das Wahlgesetz vom 1. Juli 1849 auf und stellte den frühern ständischen Ausschuß, wie er nach der Verfassung von 1819 gewählt war, wieder her. Der von der aufgelösten Versammlung verfassungsmäßig gewählte Ausschuß ward an jeder öffentlichen Thätigkeit gehindert und statt seiner am 26. Nov. eine provisorische Schuldenverwaltungskommission geschaffen. Als ein Mitglied des wiederhergestellten alten Ausschusses die Kassen erbrechen ließ, zu denen der neue Ausschuß beharrlich die Schlüssel verweigerte, erhob der neue Ausschuß wegen verfassungswidriger Gewalt bei den Gerichten Beschwerde, drang aber mit seiner Klage in höchster Instanz nicht durch. Die Frage über das Verhalten der Parteien bei den Wahlen zu den nach der Verfassung von 1819 berufenen Ständen wurde auf zwei Versammlungen, die am 30. März 1850 von den Altliberalen und von den Demokraten zu Stuttgart abgehalten wurden, dahin entschieden, daß beide Parteien sich für aktive und passive Betheiligung bei den Wahlen erklärten. Bei den Wahlen selbst gewann weder die demokratische, noch die liberale Partei die Majorität für sich, sondern neben den Vertretern beider Parteien erschien eine starke Anzahl neutraler Abgeordneter, die durch solche Gesetze, welche die gewünschte Abhülfe materieller Uebelstände brachten, gewonnen werden konnten. In der That stellte die bei Eröffnung der nach der alten Verfassung gewählten Ständeversammlung am 6. Mai 1851 verlesene Thronrede eine ganze Reihe praktischer Reformen in Aussicht, während der vorgelegte neue Verfassungsentwurf in wesentlichen Bestimmungen von den frühern Gesetzen abwich. In allen Fragen der innern Verwaltung hatte die Regierung die Mehrheit. Der Streit der Meinungen entzündete sich erst, als am 13. Juni die Vorschläge zur Verfassungsrevision vorgelegt wurden. Um dem Verfassungsausschusse Zeit zu seinen Arbeiten zu lassen, wurden die Kammern am 1. Juli mit dem Vorbehalt vertagt, daß der Vorstand nach zwei Monaten Bericht über den Fortgang der Arbeiten erstatten solle. Als sie am 21. Oktober wieder zusammentraten, waren die Aussichten zu einer Einigung über die Verfassungsfrage nicht günstiger geworden. Der Bundesbeschluß vom 23. August hatte eine Erbitterung der Gemüther hervorgerufen, die sich in der zweiten Kammer (24. Okt.) durch Verwerfung der geforderten Gehaltserhöhung für mehre Gesandtschaften aussprach. Auch die Verwilligung für Bundeszwecke wurde nur mit 43 gegen 41 Stimmen zugestanden. Von Wichtigkeit war die Beseitigung des Verfassungseids der Truppen, sowie die förmliche Aufhebung der Grundrechte, die von beiden Kammern genehmigt wurde, und die Auflösung der Volksvereine (Febr. 1852). Nachdem die Kammern im März vertagt worden, zog die Regierung den Entwurf einer Verfassungsveränderung zurück. Für die Deckung der Mittel zu Eisenbahnbauten wurde 1852 Papiergeld kreirt. Langen Beschwerden wurde durch Uebergang der taxisschen Post an den Staat abgeholfen; auch trat W. dem deutsch-österreichischen Post-, sowie dem Paßkartenvereine bei. In der Handels- und Zollfrage schloß sich die Regierung an Oesterreich an, trat im April 1852 dem darmstädter Bündniß bei, dessen Konferenzen im August zu Stuttgart Statt fanden, und nahm lebhaften Antheil an der Opposition gegen Preußen, die im September zum Bruch des Zollvereins zu führen drohte, bis der Vertrag vom 19. Febr. 1853 die Ausgleichung brachte. Die theilweise seit 1848 anhängigen politischen Prozesse, worunter die Riesenprozesse Becher und Rau, fanden erst 1852 ihre Erledigung. Die am 1. März 1853 eröffneten Kammern nahmen Gesetzentwürfe über die Wiedereinführung der Todes- und Prügelstrafe und Wiederbefreiung der Standesherren von der Verpflichtung zum Kriegsdienste an. Minder glücklich war die Regierung in ihrem Bestreben, eine alte Schuld des Zehntablösungsgesetzes mittelst des Komplexlastengesetzes abzulösen. Die hervorragendsten Ereignisse des Jahres waren die Differenzen der Regierung mit den Standesherren und mit dem Bischof von Rottenburg. Erstere verlangten von der Regierung ihre Wiedereinsetzung in die ihnen durch Artikel 14 der Bundesakte verliehenen Rechte und namentlich die Revision der Ablösungsgesetze und wandten

sich, von dem ihnen angebotenen Vergleich nicht zufriedengestellt, an den Bundestag, der sich hierauf zur Erzielung einer gütlichen Ausgleichung mit der Regierung in Verhandlung setzte. Mit dem Bischof von Rottenburg entstand die Differenz zufolge der Beschlüsse der Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz wegen auszudehnender Autonomie der Kirche. Auf die diesfallsige Erklärung des Bischofs antwortete die Regierung unter dem 14. April, daß sie hierin eine Nichtachtung der Staatsgesetze erblicken müsse, daher das Ansinnen zurückweise. Zu Anfang 1854 kam zwar eine vorläufige Ausgleichung zwischen dem Bischof und der Regierung zu Stande, dieselbe bildete jedoch nur die Grundlage zu den hierauf unmittelbar mit dem päpstlichen Stuhl angeknüpften Unterhandlungen, die erst nach drei Jahren zu einem befriedigenden Abschluß gelangten. Im Ministerium ging im Juli die Veränderung vor, daß von Neurath das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten an den Minister des Innern, von Linden, abtrat, während er die Stelle eines Vorstands des Geheimraths behielt. In der auswärtigen Politik schloß sich W. der in diesem Jahre selbstständig auftretenden Politik der Mittelstaaten an und nahm Theil an der bamberger Konferenz. Der am 22. November eröffnete Landtag stimmte fast allen Regierungsvorlagen zu, u. A. dem Uebersiedelungsgesetz, die Förderung der gewerblichen Entwickelung beabsichtigend, dem die politischen Rechte der Israeliten regelnden Gesetze, den Gesetzen über die Handhabung der Staatsaufsicht über verwahrloste Gemeinden, über einige Abänderungen des Eherechts, namentlich Einführung der Civilehe, über Erweiterung der oberamtlichen Strafbefugniß, und ging auf Berathung eines dreijährigen Budgets ein. Auffallend war die ungemein starke Auswanderung, und zwar auch Bemittelter in diesem Jahre; angeblich trug die Besorgniß der Aufhebung der Ablösungsgesetze die Schuld davon. Der am 15. Februar 1855 wieder zusammentretende Landtag genehmigte in beiden Kammern ein Gesetz über eine neue Armeeorganisation, wonach wegen der bundesmäßigen Kontingentserhöhung statt einer vermehrten Aushebung eine verlängerte Dienstzeit eintreten sollte. Das Gemeindegesetz dagegen, welches namentlich eine größere Betheiligung des Grundbesitzes an der Gemeindeverwaltung und deshalb Einführung eines Klassenwahlgesetzes beabsichtigte, ward von der zweiten Kammer abgelehnt. Bei der Diskussion der Frage über ein Anlehen von 3 Millionen Gulden zur Bestreitung außerordentlicher Kriegsbedürfnisse erklärten sich sämmtliche Redner für einen Anschluß an die österreichische Politik in der orientalischen Frage. Beide Kammern beschlossen die Summe durch ein Lotterieanlehen aufzubringen. Eine gereizte Stimmung zwischen Kammern und Regierung gab sich bei den Budgetberathungen kund, bei denen die beantragten Erhöhungen der Besoldungen der Ministerialchefs, sowie der Gesandten gestrichen wurden. Der Antrag auf Vorlegung der Akten in der Entschädigungsangelegenheit bezüglich der Standesherren, gegen den sich das Ministerium erklärte, ward schließlich angenommen, desgleichen im Juni die Gesetzentwürfe bezüglich der Herstellung des bevorzugten Gerichtsstandes für die früher reichsunmittelbar gewesenen Häuser, wie über die Revision des Jagdgesetzes, doch beide unter namhaften Modifikationen. Die nachfolgenden Verhandlungen, fast ausschließlich innere Angelegenheiten betreffend, erweiterten noch den Zwiespalt zwischen Kammern und Regierung, und als am 21. August der von der liberalen Fraktion eingebrachte Antrag, die Regierung wolle mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln auf die Neugestaltung der öffentlich-rechtlichen Verhältnisse Deutschlands im Sinne der Einheit u. der aktiven Theilnahme des deutschen Volks an seinen gemeinsamen Angelegenheiten hinwirken, einstimmige Annahme fand, erfolgte sofort die Auflösung des Landtags. Am 25. Oktober entschied die Bundesversammlung in der Angelegenheit der Standesherren dahin, daß deren Reklamationen für begründet anzuerkennen seien u. die Regierung mit denselben über Zurückgabe der ihnen entzogenen Rechte unter Aufhebung der sie beeinträchtigenden Gesetze weiter zu verhandeln u. über das Ergebniß binnen drei Monaten an die Bundesversammlung Bericht zu erstatten habe, widrigenfalls sich dieselbe die Erledigung auf bundesverfassungsmäßigem Wege vorbehalte. Aufmerksamkeit erregte noch die Ende des Jahres erfolgte Zulassung der barmherzigen Schwestern im Königreich. Zu Anfang des Jahres 1856 erfolgte endlich auch in W. die Publikation des Bundespreßgesetzes. Die Entschädigungsverhandlungen mit den Standesherren wurden am 22. März endlich dadurch zum Abschluß gebracht, daß denselben anstatt des früher angebotenen achtzehnfachen Maßstabes der Entschädigung der neunzehnfache zugestanden wurde, da jedoch ein Mitglied der Standesherren, Fürst Thurn und Taxis, auch jetzt noch seine Zustimmung versagte, die Regierung hingegen Einstimmigkeit forderte, so konnte, abgesehen von der noch mangelnden landständischen Bewilligung, die Vereinbarung noch immer nicht als vollendet gelten. Als Folge jenes Zugeständnisses ward der am 8. April erfolgte Rücktritt des Justizministers von Plessen betrachtet, dessen Portefeuille der Kultusminister von Wächter-Spittler übernahm. Bei dem zwischen Preußen und der Schweiz wegen der neuenburger Frage entstandenen Zerwürfniß gab sich in W. im Volk eine tief preußenfeindliche Stimmung kund. Das wichtigste Ereigniß des Jahres 1857 war das Zustandekommen eines Konkordats mit dem päpstlichen Stuhl. Am 8. April abgeschlossen, ward es am 21. December vom König unter Wahrung des verfassungsmäßigen oberstHoheitlichen Schutz- und Aufsichtsrechts über die Kirche und unter Vorbehalt der ständischen Zustimmung zu den eine Gesetzänderung in sich schließenden Punkten genehmigt und durch Verordnung publicirt. Da es die frühere mitwaltende Stellung des Staats zur katholischen Kirche aufgab, die korporative Selbstverwaltung derselben im Princip zuließ und für den Staat nur das Recht der Aufsicht und Kontrole, sowie die Sicherstellung der Staatsinteressen wahrte, rief es eine große Mißstimmung unter der protestantischen Bevölkerung hervor, und die Stände überwiesen durch Beschluß vom

Digitized by Google

20. Mai 1858 die erwähnte Verordnung mit zwei Vollziehungsverfügungen des Kultusministeriums, ohne eine Mittheilung des Ministeriums abzuwarten, an ihre staatsrechtliche Kommission. Das Jahr 1858 brachte im Uebrigen für W. wenig Bemerkenswerthes. Die Oberfinanzkammer erhielt eine neue Organisation, nach welcher sie in vier Abtheilungen zerfällt; die Neckardampfschifffahrt ward vom Staat übernommen; mit Preußen ein Vertrag über Vollstreckbarkeit der richterlichen Erkenntnisse des einen Landes in dem andern geschlossen und von der Kammer die Einführung des Zollgewichts als Landesgewichts beschlossen. Trotz des erhöhten Staatsbedarfs konnten die direkten Steuern für 1858—60 um anderthalb Millionen Gulden vermindert werden. Bei Gelegenheit der österreichisch-italienischen Verwickelungen 1859 gab sich in ganz W. eine große Begeisterung für die deutsche Sache kund und der im April einberufene Landtag genehmigte einstimmig den Aufruf der gesammten Landwehr, die Aufbringung des Bedarfs an Pferden und von 6,700,000 Gulden. Die Truppen wurden auf den Kriegsfuß gebracht und als Division des 8. Bundesarmeecorps zusammengezogen, nach dem Friedensschluß von Villafranca aber wieder aufgelöst. Bei den aus Anlaß des italienischen Kriegs wieder lebhafter betriebenen Verhandlungen über Reform der Bundeskriegsverfassung und des deutschen Bundes überhaupt hielt W. an der ihm mit den übrigen Mittelstaaten gemeinschaftlichen, mehr Oesterreich als Preußen zugeneigten Politik fest. Es stellte mit den Mittelstaaten im Oktober 1859 den Antrag auf Revision der Bundeskriegsverfassung und betheiligte sich an den würzburger Ministerkonferenzen vom 24.—27. November, die ein engeres Zusammenwirken der deutschen Mittel- und Kleinstaaten in Bundesangelegenheiten herbeiführen sollten, sowie an allen Erklärungen und Anträgen, welche die zu Würzburg vertretenen Regierungen am Bunde einbrachten. Auch auf der Fürstenzusammenkunft in Baden am 15. Juni 1860 vertrat der König die mittelstaatlichen Anschauungen. Das mit den Standesherren am 22. März 1856 abgeschlossene Uebereinkommen, dem in der Folge auch der Fürst Thurn und Taxis noch beitrat, war zwar von der Bundesversammlung am 2. April 1857 als angemessen anerkannt, doch inzwischen wieder Gegenstand einer Beschwerde der Standesherren am Bunde über seine Vollziehung und Ausführung geworden. Es gelang jedoch der Regierung, unter Vorbehalt ständischer Zustimmung, eine neue Verständigung zu erzielen, die unter dem 10. Mai 1859 in Form einer Uebereinkunft und eines Protokolls abgefaßt u. von der Bundesversammlung am 26. Juli 1860 als endgültige Erledigung der von der Bundesakte garantirten Rechtsansprüche der Standesherren genehmigt wurde. Die Mißstimmung gegen das Konkordat war inzwischen zu einer bedenklichen Höhe gestiegen. Man befürchtete von seinen Konsequenzen Benachtheiligung der Rechte der evangelischen Kirche, vermißte nähere Bestimmungen über die Ausübung des oberstherrlichen Aufsichtsrechts und über den Schutz der bestehenden Verhältnisse in Ortschaften mit paritätischer Bevölkerung, das Verbot von dem Protestantismus feindlichen geistlichen Orden, den Ausschluß der bischöflichen Ehegerichtsbarkeit bei gemischten Ehen und erblickte in der Annahme der Konvention, statt Regelung der Angelegenheit durch ein Gesetz auf dem Wege der staatlichen Selbstständigkeit, eine Unterwerfung des Staats unter die päpstliche Kurie. In der staatsrechtlichen Kommission der Ständeversammlung sprach sich zwar die Mehrheit für die Konvention aus, die im Februar 1861 wieder zusammentretende Kammer aber beschloß nach fünftägiger Debatte am 16. März mit großer Majorität, daß die Kammer die Konvention für unverbindlich erachte, daher gegen ihren Vollzug Verwahrung einlege, und ersuchte die Regierung nach Aufhebung der Verordnung vom 21. December 1857, diese Verhältnisse auf dem Wege der Landesgesetzgebung zu ordnen. Nachdem hierauf der Departementschef von Rümelin vom Kultusministerium zurückgetreten und durch den Oberregierungsrath Golther ersetzt war, ward im Juni der zur Vollziehung der Konvention eingebrachte Gesetzentwurf zurückgezogen und am 27. September ein neuer zur Regelung der Verhältnisse der Staatsgewalt zur katholischen Kirche eingebracht, der die Genehmigung der Stände erhielt und als Gesetz am 30. Januar 1862 den Streit zum Abschluß brachte. Außerdem lagen den Kammern 1861 Gesetzentwürfe über die bürgerliche Gleichstellung der Juden und Förderung der Bodenkultur vor und ein Gewerbegesetz, durch dessen Publikation, am 12. Februar 1862, W. zur vollen Gewerbefreiheit überging. Noch vor Eröffnung des Landtags hatte eine Verordnung vom 12. Febr. 1861 die über Verhinderung des Mißbrauchs der Presse geltenden Bestimmungen wesentlich gemildert. Der im Mai gestorbene Finanzminister von Knapp ward durch Staatsrath von Sigel ersetzt. Der von Preußen mit Frankreich abgeschlossene Handelsvertrag fand bei der öffentlichen Meinung W.s fast allenthalben ungünstige Aufnahme und die Regierung versagte daher durch eine Note vom 11. August die Zustimmung zu ihm. Neben den Handelsinteressen mochten auch politische Rücksichten diese Maßregel veranlaßt haben. Schon im Februar hatte W. mit Oesterreich und den Mittelstaaten eine identische Note als Antwort auf die preußische Depesche abgehen lassen, in welcher das sächsische Bundesreformprojekt abgelehnt worden war, es betheiligte sich dann an den im Juli in Wien eröffneten Konferenzen über die Bundesreform und brachte mit den bei diesen Konferenzen betheiligten Staaten beim Bundestag den Antrag auf eine Delegirtenversammlung und ein Bundesgericht ein. Im Herbst 1863 legte der Präsident Staatsrath von Römer aus Gesundheitsrücksichten sein Mandat nieder und Obertribunalrath Weber von Tübingen trat an seine Stelle. Rege Sympathie fand die Sache Schleswig-Holsteins im Land und die zweite Kammer gab zu Gunsten derselben mehrmals ein entschiedenes Votum ab. Die Regierungsvorlagen waren meist nichtpolitischer Natur: die in Nürnberg verabredeten Nachtragsbestimmungen zur Wechselordnung, eine Revision des Gesetzes über die Fischerei, Gesetzentwürfe über Herabsetzung des Alters der Voll-

Digitized by Google

jährigkeit, über die Ablösung der auf ganzen Gutskomplexen ruhenden privatlichen Leistungen, die Gleichstellung der Ausländer in Bezug auf den Erwerb von Grundbesitz, endlich Einführung des Handelsgesetzbuchs und Errichtung von Handelsgerichten. Am 25. Juni 1864 starb König Wilhelm, nachdem er bereits im April einen Theil der Regierungsgeschäfte einem Ministerrath unter dem Vorsitz des Kronprinzen übertragen hatte. Ihm folgte sein Sohn, der bisherige Kronprinz Karl. Derselbe versprach in einer Ansprache an das Volk, sowie in der Thronrede, mit der er am 12. Juli die Ständeversammlung eröffnete, zu ehren, was des verstorbenen Königs Geist geschaffen, und die Verfassung treu zu beobachten. Am 22. September 1864 erfolgte ein Ministerwechsel, durch den Freiherr von Varnbüler das Portefeuille des Aeußern, von Geßler das des Innern und von Renner das der Finanzen erhielt. Am 12. Oktober trat W. mit Bayern, Hessen-Darmstadt und Nassau den Verträgen über Fortdauer des Zoll- und Handelsvereins auf Grund des preußisch-französischen Handelsvertrags bei. Lebhafte Debatten veranlaßte im Januar 1865 in der zweiten Kammer der von der Finanzkommission eingebrachte Antrag auf allgemeine Wehrpflicht ohne Loos und ohne Stellvertretung und auf Berücksichtigung der Jugendwehren im aktiven Militärdienst. Ueber den ersten Theil des Antrags ging die Kammer schließlich mit 45 gegen 41 Stimmen zur Tagesordnung über, dagegen ward der zweite mit bedeutender Majorität angenommen. Am 22. März sprach die Kammer mit 77 gegen 5 Stimmen als ihre Ansicht aus, daß sie nicht nur die Einverleibung der Elbherzogthümer in Preußen, sondern jede Aneignung von Rechten über dieselben durch Preußen, deren Einräumung nicht durch die gesetzliche Regierung und Volksvertretung der Herzogthümer genehmigt sei, als einen Rechtsbruch betrachten müsse, u. daß alle deutschen Bundesstaaten, die das Bundesrecht anerkennten, auch verpflichtet seien, für die Rechte der Herzogthümer und für die Rechte Deutschlands auf letztere mit der That einzustehen. Minister Varnbüler erklärte, an der Diskussion nicht Theil nehmen zu können. Ein von Hölder und 41 anderen Mitgliedern der zweiten Kammer Ende März eingebrachter Antrag auf Revision der Verfassung verlangte vorbehaltlich der Entscheidung der Frage, ob nicht das Einkammersystem an die Stelle des bisherigen zu treten habe, eine große Anzahl von Reformen, u. A. umfassendere Feststellung der staatsbürgerlichen Rechte der Einzelnen, größere Sicherung gegen willkürliche Verhaftung u. Haussuchung, Erweiterung des Rechts der Preßfreiheit, des Versammlungs- u. Vereinsrechts; Aufhebung des Geheimraths und der Verwaltungsrechtspflege; Beseitigung aller Vorrechte der Geburt u. des Standes bei Zusammensetzung der Abgeordnetenkammer; gleiches Wahlrecht aller Wahlberechtigten ohne Rücksicht auf ihr Steuerquantum und Einführung der geheimen Abstimmung bei den Abgeordnetenwahlen. Die Kammer beschloß mit 73 gegen 5 Stimmen in Anbetracht des vom Minister des Innern in Aussicht gestellten Entgegenkommens den Antrag der Regierung zur Berücksichtigung zu übergeben. Die principielle Trennung der Schule von der Kirche ward nach wiederholten Abstimmungen am 12. Januar 1865 verworfen, dagegen die Stellung der Schullehrer wesentlich verbessert, den Aeltern eine Vertretung in der Ortsschulbehörde eingeräumt und das Präsidium derselben zu einem gemeinschaftlichen des geistlichen und des weltlichen Ortsvorstandes gemacht. Ferner beschloß die Kammer die Abschaffung der Todes- und der Prügelstrafe und die Aufhebung aller politischen Ehehindernisse. Die neuen Zollvereinsanträge wurden zwar einstimmig genehmigt, doch sprach die Kammer ihr Bedauern darüber aus, daß die Erneuerung des Zollvereins von der unveränderten Annahme des preußisch-französischen Handelsvertrags abhänge. Am 18. Aug. ward der Landtag geschlossen. Die Thronrede schwieg über das Verhältniß W.s zu Deutschland und über die verlangten und verheißenen Reformen. Der Kriegsminister Miller trat am 2. Sept. in den Ruhestand und wurde durch General von Wiederhold ersetzt. Angesichts der sich im Frühjahr 1866 vorbereitenden großen Ereignisse in Deutschland beschloß eine Landesversammlung der Volkspartei in Stuttgart am 22. April eine Reihe von Resolutionen, in denen sie sich für eine engere bundesstaatliche Verbindung des übrigen Deutschland außer Oesterreich und Preußen mit gemeinschaftlicher Volksvertretung u. allgemeiner Volkswehr aussprach und zugleich eine Reform ihrer Einzelverfassungen, für W. speciell mit allgemeinem Stimmrecht und Einkammersystem, forderte. Zwar wurde Mitte Mai die Idee einer neutralen Haltung in dem drohenden Kriege mindestens der südwestdeutschen Staaten dem in Frankfurt versammelten Abgeordnetentage von seinem Ausschusse vorgeschlagen und der Antrag auch von der Majorität zum Beschluß erhoben, die preußenfeindliche Stimmung gewann aber auch in W. immer mehr die Oberhand, und auch die Regierung, die durch den preußischen Parlamentsvorschlag wie die ganze preußische Politik ihre ungeschmälerte Souveränetät bedroht sah, neigte sich keineswegs zu einer Politik abwartenden Neutralität. Sie betheiligte sich an den Mitte April und Mitte Mai von Vertretern der süd- u. mitteldeutschen Regierungen in Augsburg und Bamberg gehaltenen Konferenzen, deren Berathungen sich auf neue Vermittelungsversuche am Bunde und militärische Verabredungen bezogen, sowie an den Anfangs Mai zu letzterem Zweck in Stuttgart Statt findenden Berathungen der Kriegsminister mehrer Mittelstaaten. Schon seit Anfang April hatte die Regierung militärische Vorbereitungen getroffen, aber so wenig umfassend und energisch, daß sie auf den von Preußen ihr am 22. Mai gemachten Vorwurf, durch so frühe Rüstungen die Verwickelung wesentlich mit verschuldet zu haben, versichern konnte, die Beschuldigung habe bei ihrer Grundlosigkeit bei der Regierung die peinlichste Ueberraschung erregt. Dem am 23. Mai eröffneten Landtag legte die Regierung zwei Gesetzentwürfe vor, deren einer dem Kriegsminister die gesammte Landwehr zur Verfügung stellte, der andere einen außerordentlichen Militärkredit von 7,700,000 Gulden verlangte.

Digitized by Google

Die beiden Kammern genehmigten zwar beide Forderungen, knüpften aber ihre Zustimmung an die Bedingung, daß von Seiten der Regierung sofort und unausgesetzt Alles aufgeboten werde, um von den sämmtlichen Regierungen, mit denen W. Hand in Hand zu gehen im Begriff stehe, eine feste Gewähr dafür zu erlangen, daß das Ziel des drohenden Kampfes nur in dem Rechte Deutschlands bestehe, und zwar vor Allem in der Herstellung des Selbstbestimmungsrechts der Herzogthümer Schleswig-Holstein und sodann in der Einigung des ganzen deutschen Volks in einem freigewählten Parlament. Die Beschlüsse der zweiten Kammer bezüglich einer Reform der Verfassung und Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wurden von der ersten Kammer abgelehnt. Nachdem W. am 14. Juni für den von Oesterreich am 11. Juni beim Bundestag eingebrachten Antrag auf Mobilmachung der gesammten Bundesarmee, die preußischen Bundesarmeecorps ausgenommen, gegen Preußens gewaltthätige Selbsthülfe in Holstein und am 16. Juni für den von Sachsen eingebrachten Antrag auf Bundeshülfe gegen die Vergewaltigung Preußens gestimmt, ließ es am 17. Juni einen Theil seiner Truppen zum Schutz der Bundesversammlung in Frankfurt einrücken. Als Prinz Karl von Bayern am 27. Juni neben dem Oberbefehl über die bayerische Armee auch den über das achte Bundesarmeecorps, dessen erste Division würtembergische Truppen bildeten und das unter dem Prinzen Alexander von Hessen stand, übernahm, meinte er zwar in seinem Armeebefehl: „Mit diesen Truppen und diesem Führer wird es mir nicht schwer halten, jede mir gestellte Aufgabe zu lösen.“ Der Erfolg aber rechtfertigte diese Hoffnung nicht. Die lückenhafte Ausrüstung der süddeutschen Streitkräfte, der Mangel an einheitlicher Organisation und einheitlichem Oberbefehl und an strenger Unterordnung der verschiedenen Kontingente sicherten der preußischen Mainarmee unter Vogel von Falckenstein trotz deren Minderzahl überall den Sieg. Erst am 18. Juli gelangten das bayerische und das achte Armeecorps dazu, sich im nördlichen W., im Gebiete der Tauber, die Hand zu reichen, aber von irgend einer kombinirten Operation war auch ferner nicht die Rede. Beide Armeecorps wurden vielmehr zusammen nach Würzburg zu gedrängt. Das achte Armeecorps nahm sein Standquartier in Tauberbischofsheim, mußte dies aber am 24. Juli nach kurzem Gefecht den Preußen überlassen. Da inzwischen auch in Böhmen die Würfel für Preußen günstig gefallen waren und Oesterreich in seinen Waffenstillstandsverhandlungen seine Bundesgenossen preis gab, blieb den süddeutschen Staaten nichts Anderes übrig, als so schnell als möglich bei Preußen um Frieden nachzusuchen. Dies das Resultat einer Konferenz der Minister von Bayern, W., Baden und Hessen-Darmstadt in München vom 18. bis 21. Juli. Nachdem die würtembergischen Truppen die von ihnen im Namen des Bundes okkupirten hohenzollernschen Fürstenthümer geräumt, ging Varnbüler am 27. Juli ins preußische Hauptquartier zu Nikolsburg, wohin ihm die Minister von Bayern und Hessen vorangegangen waren. Preußen gewährte zwar einen Waffenstillstand vom 2. Aug. an, ließ aber noch vor demselben einen Strich W.s besetzen. Dem Waffenstillstand folgte sofort die Einleitung von Friedensverhandlungen in Berlin, bei denen W. gleich den übrigen süddeutschen Staaten die Intervention Frankreichs anrief. Am 13. Aug. wurde der Friedensvertrag unterzeichnet; W. hatte laut demselben binnen zwei Monaten 8 Millionen Kriegskostenentschädigung an Preußen zu zahlen und trat den Bestimmungen des zwischen Preußen und Oesterreich zu Nikolsburg abgeschlossenen Präliminarvertrags, so weit sie Deutschlands Zukunft betreffen, bei. Gleichzeitig schloß W. wie auch Bayern und Baden mit Preußen ein vorläufig geheimes Schutz- u. Trutzbündniß, durch welches Preußen jenen Staaten ihr bisheriges Gebiet garantirte, diese aber für den Kriegsfall ihre gesammten militärischen Kräfte dem Oberbefehl des Königs von Preußen zu unterstellen sich verpflichteten. Der Friedensvertrag ward zwar von der Kammer am 11. Oktober mit 86 gegen 1 Stimme genehmigt, alle Amendementsanträge der preußenfreundlichen Partei (Hölder) bei den Verhandlungen über eine Adresse an den König aber wurden mit 64 gegen 21 Stimmen verworfen, und die Adresse sprach sich sehr bestimmt und nicht ohne Leidenschaft gegen einen Anschluß an Preußen und für die Errichtung eines süddeutschen Bundes aus, doch auch sie nicht, ohne zugleich der Ueberzeugung Raum zu geben, daß letztere zur Zeit auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würde. Aufmerksamkeit erregte noch im December des Jahres die von der Regierung verhängte Versetzung des Professors Pauli in Tübingen an ein niederes evangelisches Seminar wegen eines sehr rücksichtslosen Artikels desselben in den „Preußischen Jahrbüchern“ über Schwaben und den schwäbischen Volkscharakter; Pauli gab hierauf seine Entlassung ein. Anfangs Februar 1867 versammelten sich in Stuttgart Militärbevollmächtigte der süddeutschen Staaten, von deren Beschlüssen aber nichts in die Oeffentlichkeit drang. Anfangs Mai erhielten der Justizminister von Neurath und der Kriegsminister von Hardegg die nachgesuchte Entlassung und wurden durch den Abgeordneten Mittnacht u. den Oberst Wagner ersetzt. Man sah in diesem Ministerwechsel einen Umschwung der Politik und namentlich ein Anzeichen, daß die Regierung mit der Heeresorganisation energischer vorgehen werde. Einen Umschwung der öffentlichen Meinung bewies eine im Mai in Tübingen abgehaltene und zahlreich besuchte Volksversammlung, welche sich dahin aussprach, daß der Eintritt Süddeutschlands in den norddeutschen Bund mit aller Energie erstrebt werden müsse.

Vgl. Wegelin, Thesaurus rerum Suevicarum, Lindau 1756—60, 4 Bde.; Sattler, Allgemeine Geschichte W.s unter der Regierung der Grafen, das. 1764—68, 5 Bde.; unter der Regierung der Herzöge, das. 1769—84, 13 Bde.; von Spittler, Geschichte W.s unter der Regierung der Grafen und Herzöge, Göttingen 1783; Fischer, Pragmatische Geschichte W.s, London 1787; von Spittler, Sammlung von Urkunden u. Aktenstücken zur neuesten würtembergischen Geschichte,

Digitized by Google

Göttingen 1791—96, 2 Bde.; Pfister, Pragmatische Geschichte von Schwaben, Heilbronn 1803—27, 5 Bde.; von Cleß, Versuch einer kirchlich-politischen Landes- und Kulturgeschichte von W., Stuttgart 1806—7, 3 Bde.; Pahl, Geschichte W.s, das. 1830; Pfaff, Geschichte des Fürstenthums und Landes W., Reutlingen 1819, neue Aufl., Stuttgart 1835—39, 3 Bde.; Pohl, Geschichte W.s, Stuttg. 1830; Stälin, Würtembergische Geschichte, Bd. 1—3, Stuttgart u. Tübingen 1842—56; Plank, Politische Geschichte W.s seit 1272, Stuttgart 1866.

Würtemberg, 1) Eugen, Herzog von, s. Eugen 4).

2) Friedrich Wilhelm Paul, Herzog von, s. Paul 4).

3) Christian Friedrich Alexander, Graf von W., lyrischer Dichter, Sohn des Herzogs Wilhelm von W. und der Burggräfin von Dunderfeld, geboren am 5. Nov. 1801 in Kopenhagen, wo sein Vater Gouverneur war, trat früh in würtembergische Militärdienste, hatte zuletzt den Rang eines Obersten und lebte seit 1832 mit der Gräfin Helena Festetics-Tolna vermählt abwechselnd zu Stuttgart und Wien. Schon lange leidend, † er am 7. Juli 1844 in Wildbad. Als lyrischer Dichter trat er zuerst unter dem Namen Sandor von S. auf. Seine „Gesammelten Gedichte" erschienen zu Stuttgart (1841). Man erkennt in denselben die Einwirkung der schwäbischen Dichterschule, besonders aber die Wahl- und Geistesverwandtschaft mit Lenau, dessen Freund er war. Tiefes Gefühl, ein deutscher, bürgerliebender und zugleich ritterlicher Sinn zeichnen die meisten seiner Poesien aus, während sie sich zugleich durch gewandten Versbau und Bilderreichthum empfehlen.

Würzburg, ehemaliges reichsfreies Bisthum in Franken, umfaßte einen Flächenraum von 87 QMeilen fruchtbaren (besonders an Getreide und Wein) reichen Landes an den Flüssen Main, Saale, Tauber u. Jart und zählte 250,000 Einw., welche in 33 Städten, 11 Marktflecken und zahlreichen Dörfern wohnten, und wurde von einem Fürstbischof regiert. Das Domkapitel bestand aus 24 Kapitular- und 30 Domicellarherren. Das Bisthum stand in geistlichen Angelegenheiten unter dem Erzbisthum Mainz, selbst nachdem der Bischof 1751 vom Papst Benedikt XIV. 1751 das erzbischöfliche Pallium und das Kreuz erhalten hatte. Auf dem Reichstag hatte der Fürstbischof von W. auf der geistlichen Bank die 5. Stelle, bei den fränkischen Kreistagen aber die 1. Stimme. Die jährlichen Einkünfte wurden zu 500,000 Gulden geschätzt. Das Bisthum wurde um 742 gestiftet und von den fränkischen Königen mit Besitzungen begabt, welche die deutschen Kaiser und Könige in der Folge vermehrten. Der erste Bischof war der von Bonifacius geweihte St. Burkhard, einer der fränkischen Abgeordneten, welche beim Papst Zacharias die Absetzung Childerichs und die Ernennung Pipins zum König der Franken bewirkten. Schutzpatron des Bisthums war der heilige Kilian, der hier schon 688 das Evangelium gepredigt haben soll. Die Bischöfe erwarben zahlreiche Besitzungen der benachbarten fränkischen Grafen und Herren, aus welchen allmählig das umfangreiche Fürstbisthum W. sich bildete, an dessen Spitze der Fürstbischof als Herzog von Franken stand. Die erste wirkliche Verleihung des Herzogstitels und der Herzogsgewalt, d. h. der richterlichen Gewalt, wird 1120 erwähnt. Eine neue Bestätigung der herzoglichen Würde erhielt der Bischof Herold 1168 durch Friedrich I.; in der kaiserlichen Urkunde ist aber absichtlich das Wort Franken vermieden und nur von einem „wirzburgischen" Herzog die Rede. Doch benutzte der Bischof diese Bestätigung, um sich den Schein größerer Macht zu geben, kreirte Erbämter und belehnte angesehene Geschlechter damit. Auch die erste Spur einer landständischen Vertretung in Franken datirt sich aus jener Zeit. Unter Hermann von Lobdenburg (1225) entbrannten Streitigkeiten zwischen dem Bischof und den Bürgern, die durch den von Geistlichkeit und Adel geübten schweren Druck veranlaßt worden waren und erst 1265 durch einen Vergleich beigelegt wurden. Eine neue große Fehde entstand 1397 zwischen Bischof und Bürgern. Der Bischof Gerhard, Graf von Schwarzburg, belegte nämlich die Bürgerschaft, die sich weigerte, ihn mit Geld zu unterstützen, mit dem Bann, worauf beide Parteien, Bürger und Bischof, sich Bundesgenossen suchten. Der Bund der Bürger hieß der Bund der 11 Städte und es gelang demselben, den Kaiser Wenzel auf seine Seite zu ziehen, der die Stadt Würzburg in den Reichsschutz nahm. Zwar sollte 1399 ein kaiserlicher Brief den Streit schlichten, aber die Fehde entbrannte von Neuem, und 1400 wurde die Bürgerpartei geschlagen. Johann II. von Brun stürzte das Stift in große Schulden und ward in Folge dessen gleich seinem Nachfolger, Sigmund, Markgrafen von Meißen, 1443 abgesetzt. Unter Konrad III. von Thüngen (1519—40) ward im Bauernkrieg ein großer Theil des Bisthums verheert. Die Regierungszeit des Bischofs Melchior Zobel von Guttenberg (1544—58) ist durch die grumbachschen Händel bekannt (s. Grumbach). Johann Gottfried von Aschhausen (1617—22) und Philipp Adolf von Ehrenberg (1622—31) waren heftige Gegner der Protestanten, weshalb das Bisthum in dem zu derselben Zeit ausgebrochenen dreißigjährigen Kriege viel zu leiden hatte. Der schwedische Kanzler Oxenstierna gab am 12. Juli 1633 dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar die Bisthümer W. und Bamberg als Herzogthum Franken in Lehn, das aber 1634 wieder aufgelöst und an den Bischof zurückgegeben wurde. Mit Georg Karl, Freiherrn von Fechenbach, schließt die Reihe der würzburgischen Bischöfe. In Folge des Lüneviller Friedens wurde das Bisthum W. gleich den übrigen unmittelbaren geistlichen Besitzungen in Deutschland säkularisirt u. durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 an das Kurfürstenthum Bayern zur Entschädigung für seine verlornen Rheinprovinzen als ein weltliches Erbfürstenthum überlassen, mit Ausnahme von etwa 15 QMeilen, die andern Fürsten als Entschädigung zugetheilt wurden. Der Fürstbischof erhielt eine jährliche Pension von 60,000 Fl. und überdies 30,000 Fl. als Koadjutor des Fürstbischofs von Bamberg. Bayern trat im Frieden zu Preßburg gegen anderweite Entschädigung das Fürstenthum W. 1805

Digitized by Google

an den ehemaligen Großherzog Ferdinand von Toskana ab, der das ihm 1803 zur Entschädigung überlassene Kurfürstenthum Salzburg an Oesterreich abtrat, wogegen nun W. zum Kurfürstenthum erhoben wurde. Am 30. Sept. 1806 trat der Kurfürst Ferdinand dem Rheinbund bei und nahm nun den Titel Großherzog von W. an. Mit der Auflösung des Rheinbundes endigte auch das Großherzogthum W. Durch Beschluß des wiener Kongresses erhielt der Großherzog seinen Erbstaat Toskana, W. aber fiel größtentheils an Bayern zurück. Gegenwärtig bildet es einen Theil des Regierungsbezirks Unterfranken und Aschaffenburg. Kleinere Theile davon fielen an Würtemberg und Baden. Der Flächeninhalt des Großherzogthums betrug 107 QMeilen mit etwa 260,000 Einw. Vgl. Schöpf, Historisch-statistische Beschreibung des Hochstifts W., Hildburghausen 1802; Clarmann, Geschichte des Stifts W., Nürnberg 1803.

Würzburg (Wirceburgum, Herbipolis), Hauptstadt des ehemaligen Fürstenthums Würzburg, jetzt des bayerischen Regierungsbezirks Unterfranken und Aschaffenburg, in einer reizenden Gegend zu beiden Seiten des Main, über den eine 570 Fuß lange, mit 12 Statuen von Heiligen geschmückte Brücke von 7 Bögen führt, ist der Knotenpunkt der Eisenbahnen nach Aschaffenburg (Frankfurt und Darmstadt), Bamberg, Nürnberg, Gunzenhausen (München) und Heidelberg und zählte Ende 1864 41,082 Einw., worunter über 3000 Evangelische und gegen 1000 Juden. Die Stadt ist mit Wällen und Gräben umgeben und galt bis 1856 als Festung, wird aber jetzt als offene Stadt betrachtet. Die eigentliche Festung, Marien- oder Frauenberg, liegt außerhalb der Stadt auf dem linken Ufer des Main, auf dem 400 Fuß hohen Leistenberge, und war bis 1720 Sitz der Bischöfe. Sie besteht jetzt aus 4 unregelmäßigen Bastionen, hat außerdem noch einen Mantel von 4 Bastionen und Ravelins und andere Außenwerke, darunter Kleinwürzburg, ebenfalls durch 3 Bastionen befestigt, nebst einer gegen den Main gelegenen Befestigung. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut. Von größeren Plätzen ist nur der Residenzplatz zu nennen. Unter den 33 Kirchen ist die Domkirche, 742 gegründet, 1042 von Grund aus neu aufgebaut, mit der prachtvollen schönbornschen Kapelle und vielen Denkmälern von Bischöfen, die hervorragendste. Die Hauger-Stiftskirche ist nach dem Muster der Peterskirche in Rom 1670—91 neu erbaut. Die geschmackvolle Neumünsterkirche bewahrt die Gebeine des heiligen Kilian. Ferner sind zu nennen die jetzt geschlossene Universitätskirche mit der Sternwarte auf ihrem hohen Thurm, die Deutschhaus- und Augustinerkirche, die Marienkapelle, eines der schönsten Denkmale altdeutscher Kunst, mit 14 Statuen von Tilmann Riemenschneider aus dem 15. Jahrhundert, und die Wallfahrtskirche auf der Veste, die älteste in Franken. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das von 1720—40 erbaute königliche Residenzschloß, früher Residenz der Bischöfe, dann des Großherzogs, eines der schönsten Fürstenschlösser, mit 6 Höfen, 284 Zimmern, dem Kaiser- oder Marmorsaal und herrlichem Garten, und das große, reiche und trefflich eingerichtete Juliushospital, in dessen Nähe 1850 ein neues Anatomiegebäude aufgeführt ward. Ansehnliche Gebäude sind auch das der Universität, das Rathhaus, die Regierung, das Schullehrerseminar, das Theater, das Zucht- und Arbeitshaus und der Centralbahnhof. Vor dem Juliushospital steht eine Statue des Fürstbischofs Julius von Wiedemann, von Miller in Erz gegossen; ein Denkmal Walthers von der Vogelweide befindet sich in einer Nische der Neumünsterkirche. W. ist der Sitz der Kreisregierung, eines Bezirksamts, eines Bezirks-, Stadt- und Schwurgerichts, Handelsgerichts, zweier Landgerichte, eines Hauptzoll- und eines Oberpostamts, sowie eines Bischofs mit Domkapitel und hat 5 katholische Pfarreien, eine evangelische Pfarrei, ein Karmeliter-(Neurerer-) und Ursulinerinnenkloster, Fräuleinstift, Augustinerhospitium, Franciskanerkloster und eine Synagoge. Die dortige Universität wurde 1403 vom Bischof Johann von Egloffstein gegründet, ging aber bald wieder ein. Erst 1582 gründete der Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn eine neue Hochschule und dotirte sie, wie das von ihm gestiftete Hospital, reichlich mit Gütern und Einkünften der im Bauernkriege verwüsteten Klöster. Die Verbindung beider Anstalten, sowie die Wirksamkeit tüchtiger Lehrer, welche zugleich Hospitalärzte waren, erhielten zu allen Zeiten die medicinische Fakultät W.s in hohem Ruf. Die theologischen und philosophischen Vorlesungen waren ausschließlich den Jesuiten anvertraut. Einen besondern Aufschwung nahm die Universität unter dem vorletzten Fürstbischof, Franz Ludwig von Erthal, der helldenkende und gelehrte Männer als Professoren berief. Dagegen war die Abtretung des Fürstenthums W. an den Großherzog Ferdinand von Toskana vom ungünstigsten Einfluß auf dieselbe. Erst als W. 1814 wieder mit Bayern vereinigt wurde, erfuhr die Universität, nun Julius-Maximiliansuniversität genannt, eine zeitgemäße Restauration. Zur Beförderung der medicinischen Studien dient vornehmlich das Juliushospital, welches nächst den Krankenzimmern Hörsäle zum theoretischen Unterricht, ein anatomisches Theater und Präparatenkabinet, einen botanischen Garten und ein chemisches Laboratorium umfaßt. In Verbindung damit stehen ein Entbindungshaus und ein Krankenhaus für Epileptische. Die anatomische Anstalt ist neu und zweckmäßig organisirt, und die zootomische Anstalt hat ein besonderes Lokal erhalten. In der juristischen Fakultät wurde für die Studirenden aus dem Rheinkreise (jetzt Pfalz) 1821 ein Lehrstuhl des französischen Rechts errichtet. Auch eine staatswirthschaftliche Fakultät besteht. Die Bibliothek enthält über 100,000 Bände (meist aus alten Klöstern). Mit dem Naturalienkabinet ist auch ein Musikkabinet verbunden. In dem musikalischen Institut kann Jedermann im Gesang oder auf einem Instrument unentgeltlich Unterricht erhalten. Sonstige Unterrichts- und Bildungsanstalten sind ein Gymnasium, Priesterseminar, Schullehrerseminar, eine lateinische Schule, eine Kreislandwirthschafts- und Gewerbschule, ein adeliges Ritterstift, eine Hebammenschule, Thierarzneischule, Schwimmschule ꝛc. Unter

Digitized by Google

den Vereinen zur Beförderung der Künste und Wissenschaften und der Agrikultur sind eine physikalisch-medicinische Gesellschaft, eine Gesellschaft zur Beförderung u. Vervollkommnung der Künste und Gewerbe, ein historischer Verein für den Regierungsbezirk Unterfranken, ein landwirthschaftlicher Verein, ein Weinbauverein zur Veredlung des fränkischen Weinbau's nennenswerth. An Wohlthätigkeitsanstalten besitzt W. außer dem Juliushospital, welches 500 Kranke aufnimmt, eine Blindenanstalt, ein orthopädisches Institut (Karolineninstitut), eine Taubstummen- u. Blindenanstalt, mehre andere Spitäler (darunter das Josephshospital für weibliche Dienstboten), ein Waisenhaus, Stadtarmeninstitut ꝛc. Die städtische Industrie besteht in Fabrikation von Tabak, Wollzeuch, Tuch, Leder, lackirtem Leder, chirurgischen, mathematischen und musikalischen Instrumenten, Eisenbahnwagen, Spielkarten, Spiegeln, Goldleisten, Cäment, Weinstein, Schaumweinen, Stärke, Siegellack, Glaubersalz, Farben, Messern, Papierwaaren. Auch ist Glasschleiferei und eine Stück- u. Glockengießerei in Betrieb. Großartig sind die in dem ehemaligen Cistercienserkloster Oberzell, sowie zu Münster-Schwarzbach von König und Bauer gegründeten Etablissements, bestehend in einer Schnellpressenfabrik und einer Maschinenpapierfabrik. Außerdem sind noch zu nennen ein großes Hammerwerk mit Oelmühle, starke Bierbrauereien, Schiffbau, Obst-, Getreide-, Gemüse-, vor Allem aber Weinbau, welch letzterer eigentlich die Hauptbeschäftigung der Bewohner W.s ist. In der ganzen Umgebung der Stadt liegen zahlreiche Weinberge, welche einen Flächenraum von 5000 Morgen Landes einnehmen und den guten würzburger Wein liefern, dessen Ertrag in guten Jahren zu 3 Millionen Gulden geschätzt wird. An dem südlichen Abhang des Frauenbergs, der sogenannten Leiste, wächst der berühmte Leistenwein, während an dem nach Veitshöchheim a. M. sich hinziehenden Steinberge der Steinwein wächst (s. Frankenweine). Sehr bedeutend ist der durch die Mainschifffahrt wie durch die Eisenbahn geförderte Handel mit Wein, Natur- und Kunstprodukten. W. hat auch 3 Messen, einen Wollmarkt, eine Getreideschranne, Viktualien und Viehmärkte. In der Nähe von W. liegt der Kapellen- oder Nikolausberg mit vielen Kapellen, die Stationen des Leidens Christi bezeichnend, mit der Wallfahrtskirche Käppele und reizender Aussicht. Der lateinische Name Herbipolis (Kräuterstadt) wurde der Stadt im 12. Jahrhundert beigelegt. Wahrscheinlich fällt ihre Entstehung in das 6. Jahrhundert, denn schon 650 war sie Residenz ostfränkischer Herzöge und kommt als Castellum Virteburch vor. Im Jahre 752 soll Pipin die Stadt auf dem Reichstag zu Frankfurt dem Bischof zu W. geschenkt haben, und seitdem war sie beständige Residenz der Bischöfe. Im Jahre 1526 eroberten sie die fränkischen und schwäbischen Bauern im Bauernkriege. Am 24. Juli 1796 ergab sich Stadt und Festung den Franzosen unter Jourdan; am 3. Sept. 1796 erfochten hier die Oesterreicher unter Erzherzog Karl einen Sieg über die Franzosen. Vom 24.—27. Nov. 1859 fand hier die unter dem Namen würzburger Konferenzen bekannte Zusammenkunft der Minister und Bevollmächtigten der deutschen Mittel- und Kleinstaaten behufs engern Zusammenwirkens in Bundesangelegenheiten und gemeinschaftlichen Vorgehens bezüglich verschiedener Reformen ꝛc. Statt, die jedoch ebenso wenig zu einem Resultat führte, als die von eben diesen am 18. und 19. Febr. 1864 gehaltenen Konferenzen zum Zweck gemeinsamen Verhaltens in der schleswig-holsteinischen Frage. Am 27. Juli 1866 wurde die Festung von den Preußen beschossen, wobei das Zeughaus in Brand gerieth und in der Stadt selbst auch einige Gebäude beschädigt wurden. Nach dem Bekanntwerden des zwischen Preußen und Bayern abgeschlossenen Waffenstillstandes besetzten die Preußen am 2. Aug. die Stadt, die Festung blieb jedoch in den Händen der Bayern. W. war in alter Zeit eine von den 4 Hauptmünzstädten des fränkischen Reichskreises. Vgl. Scharold, Beiträge zur ältern und neuern Chronik von W., Bamberg 1818—19, 2 Bde.. Heffner u. Reuß, W. und seine Umgebungen, Würzburg 1852.

Wüste, großer, meist ebener Landstrich, welcher in Folge des Mangels an Wasser ohne Vegetation und daher unbewohnbar ist, unterscheidet sich von der Steppe (s. d.) hauptsächlich dadurch, daß sie nicht wie diese mit Gras und Kräutern bewachsen, sondern nur nackte und todte Einöde ist. Der Boden besteht entweder aus Gestein, oder ist mit kiesartigem, oft leicht beweglichem Flugsande, oder kochsalz- und kalireichem Sande bedeckt. Man unterscheidet danach Stein- oder Felsenwüsten, Sandwüsten und Salzwüsten. Die Sandwüsten, die vorherrschenden, sind, wo sie sich über ein weites Gebiet erstrecken, nicht völlig einförmige Ebenen, sondern zeigen in der Form und Bedeckung der Oberfläche manchen Wechsel, Klippen, Hügelketten, die bis zu förmlichen Gebirgen ansteigen, wie in der Sahara (s. d.), Schluchten und Spalten, Flußthäler und Seebecken, die in der heißen Jahreszeit meist trocken liegen, wie die Flüsse, die hier und da von den Randgebirgen herabströmen, sich im Sande verlieren und verdunsten. Auf angenehmere Weise wird aber die Einförmigkeit der W. durch die Oasen (s. d.) unterbrochen, die um perennirende Quellen aus angesammelter Dammerde entstanden und oft die frischeste und üppigste Begetation zeigen, auch allein sich zu dauernden Wohnsitzen der Menschen eignen. Wenn auch die W. weder auf Zonen oder Erdtheile, noch auf Tiefebenen beschränkt sind, so besitzt doch der östliche Kontinent um die Wendekreise und zwischen ihnen die ausgedehntesten Wüstengebiete, und zwar eigentliche W. nur Afrika und Asien. Es zieht sich nämlich durch diese beiden Erdtheile ein ungeheurer Wüstengürtel, der am atlantischen Ocean beginnt und in einem gegen 2000 Meilen langen, nach Norden geöffneten Bogen bis an den äußersten Ostrand Centralasiens reicht. Theile dieses verhältnißmäßig geringe Unterbrechungen zeigenden Wüstengürtels sind die afrikanische Sahara (s. d.), die größte aller W.n, über ein Fünftheil von Afrika einnehmend, im Westen (Sahel) vorherrschend Sand-, im Osten (libysche W.) Steinwüste, das peträische oder steinige Arabien mit der Halbinsel Sinai, das Plateau Nedsched im Innern der

Digitized by Google

großen Halbinsel Arabien, weiter nördlich die syrisch-arabische W., jenseit des Schat-el-Arab, des persischen Meerbusens und der Bergterrassen Westirans das wüste Plateau von Iran, vom kaspischen bis zum indischen Meere sich erstreckend, mit den salz- und kalireichen W.n von Irak-Adschemi, Kerman, Sedschestan und Mekran, jenseit des Indus die W. von Radschastan (Sind), nördlich von Persien die Sandwüsten von Turan, vom kaspischen Meere nach Osten bis zum Alpenlande Turkestan reichend, und jenseit des letzteren die theils sandige, theils steinige Plateauwüste Gobi (s. d.), die die ganze Mongolei durchzieht und das östliche Ende des ganzen Wüstengürtels bildet. Das Gesammtareal des letzteren mag an 250,000 QMeilen betragen und scheint an Umfang nach und nach zuzunehmen. Europa hat keine W., ausgedehntere Steppen nur in Ungarn und im südlichen Rußland. Das Innere des Kontinents von Australien hat neben Steppen auch wasserlose W.n von einer so erschrecklichen Oede und Unwirthlichkeit, wie sie kaum ein anderer Erdtheil aufzuweisen haben möchte. In Amerika haben die unabsehbaren Pampas und Llanos mehr Steppen- als Wüstencharakter, doch fehlen auch wirkliche W.n nicht. Die Strandwüste oder Desierto von Atacama zieht sich längs des stillen Oceans durch die ganze bolivianische Provinz Litoral und erstreckt sich nordwärts bis Arica in Peru, südwärts bis Copiapo in Chile. Auch die Hochflächen oder Campos dos Parecis in der brasilianischen Provinz Matto-Grosso sind große, wellenförmige, vegetationslose Sandplateaux. Eine weit ausgedehntere W. ist aber in Nordamerika das Bassin des großen Salzsee's im Mormonenlande Utah (s. d.). Das Durchziehen der eigentlichen W.n ist nur Karawanen möglich und es ist dabei das Kameel unentbehrlich. Gefahren bringen die Staub- und Sandsäulen, welche der Wind aufwirbelt und vor sich hertreibt, die Alles vertrocknenden und auszehrenden Winde selbst und die unglaublich verdünnte Atmosphäre, die bei Europäern nicht selten Schlagflüsse herbeiführt, mangelnder Schutz gegen die Gluthhitze des Tages und die oft empfindliche Kälte der Nächte, die Abirrung von dem Karawanenwege, die durch Verschüttung seiner Spuren oder durch das Trugbild der Luftspiegelung (Fata Morgana) veranlaßt werden kann, und die Seltenheit der Quellen und Oasen. Von Thieren kommen nur Antilopen, von Pflanzen Disteln, Mimosen und dünnes Strauchwerk in der W. fort. Meisterhafte Schilderungen der Steppen und W.n finden sich in Alex. von Humboldts „Ansichten der Natur" (3. Ausgabe, Stuttg. und Tüb. 1849, 2 Bde.) und in Kriegks „Schriften zur allgemeinen Erdkunde" (Leipz. 1840).

Wüthendes Heer (wilde Jagd, wildes Heer, sonst Wüthesheer), nach der germanischen Sage ein Troß Gespenster, die besonders in den heiligen zwölf Nächten auf oder über alten Schlachtfeldern mit großem Getümmel kämpfend erscheinen. Die Sage erinnert an Wodan, der mit den Walkyren und Einherjar u. von Wölfen und Raben begleitet nach den Schlachtfeldern zieht, dort die Leichen der Gefallenen abzuholen. Statt Wodans werden in den verschiedenen Gegenden Deutschlands auch alte Nationalhelden als Anführer des Trosses genannt, so in der Lausitz Dietrich von Bern (Berndietrich), in Niederhessen Karl der Große, am Rhein der Lindenschmidt, der auf der Burg Schnellert im Odenwalde bei Lindenfels hausen und, wenn ein Krieg bevorsteht, nach der gegenüber liegenden Burg Rodenstein ziehen soll, wo er verweile, bis der Krieg dem Ende nahe. Während das w. H. vorzugsweise in West- u. Süddeutschland erscheint, hat Norddeutschland die verwandte Sage von der wilden Jagd, wobei der wilde Jäger (Waud, Wol, Helljäger), ebenfalls Wodan, der Gott der Lusterscheinungen, zu Roß, begleitet von seiner Gemahlin, der Frau Holla, mit Jagdgeleit unter Geschrei, Peitschenknall, Hundegebell ꝛc. über Feld und Wald zieht u. Menschen mit fortreißt. Voran schreitet der treue Eckard, ein alter Mann mit weißem Stabe, der die ihm begegnenden Menschen warnt, dem wüthenden Heere zu begegnen. Ihm folgt mit zahlreichem Troß, mit feurigen Augen, auf schwarzem Pferde der eigentliche wilde Jäger, Graf Hackelberg, der einst auf der Jagd, wo er die Bauern mit Hunden hetzte, den Hals brach. Dann kommen die gespenstischen Hirsche und Rehe, und auf einer fahlen Mähre reitet der Tod als Gerippe dem Zuge nach. Auch in Frankreich und Spanien existiren ähnliche Sagen.

Wuk Stefanowitsch Karadschitsch, s. Karadschitsch.

Wulfilas, s. v. a. Ulfilas.

Wullenweber, Jürgen, Bürgermeister von Lübeck, berühmter Staatsmann, geboren 1492 zu Lübeck, ward Kaufmann und Stadtverordneter und, nachdem er an dem Zuge nach Norwegen gegen Christian II. von Dänemark Theil genommen, 1533 zum Bürgermeister erhoben, in welcher Stellung er sich der reformatorischen Bewegung zugethan, dabei als Feind alles aristokratischen Wesens zeigte u. sich namentlich die Aufgabe stellte, die sinkende Macht der Hansa durch Unterjochung der Dänen u. Ausschließung der Niederländer aus der Ostsee wieder zu heben. Ein Volksaufstand brachte die Vertreter der Patricierherrschaft aus dem Rath, worauf zu Hamburg mit den Niederlanden ein Waffenstillstand auf 4 Jahre u. am 31. Mai 1534 ein Schutzbündniß mit England abgeschlossen wurde, wonach König Heinrich VIII. für die ihm in Aussicht gestellte dänische Krone 10,000 Pfund Sterling Hülfsgelder zahlte. Nachdem die Verbündeten in raschem Anlauf ganz Holstein bis auf die Veste von Segeberg genommen, schifften sie sich von Travemünde plötzlich nach Seeland ein, während der holsteinische Feldherr Lübeck bedrohte, das seinerseits an Wismar, Stralsund und Rostock, wo die von W. geleitete Volkspartei die Adelsherrschaft gestürzt hatte, Bundesgenossen gewann, die Lübeck zu Hülfe kamen. In Seeland erhoben die Verbündeten die Fahne des gefangenen Königs Christian II., und schon am 16. Juli öffnete ihnen die Hauptstadt des Reichs ihre Thore. Als der Adel die Huldigung verweigerte, begann eine furchtbare Adelsverfolgung, durch welche geschreckt der Adel von Schonen am 10. Aug. bei Lund huldigte und auch Langeland und Fünen sich unterwarfen, so

Digitized by Google

daß nur noch Jütland zu unterwerfen war. Dies aber hatte den Herzog Christian von Holstein zum König erwählt, der Lübeck aufs engste einschloß und zum Friedensschluß zwang. Zwar gelang es nun W., den Herzog Albrecht VII. von Mecklenburg für sich zu gewinnen, indessen nahm der Krieg auf den Inseln und zur See eine üble Wendung, und W. selbst hatte mit der Opposition seiner kirchlichen und politischen Gegner, namentlich der Patricier, zu kämpfen, denen die Lauheit seiner eignen Partei zu Hülfe kam. Zwar siegte seine Beredtsamkeit auf einem Hansetag zu Lübeck, so daß die Fortführung des dänischen Kriegs beschlossen wurde, während er aber auf einer Sendung an den Herzog Heinrich von Mecklenburg abwesend war, kam im Rathe zu Lübeck ein kaiserliches Exekutorialmandat des Reichskammergerichts zu Speyer vom 7. Juni 1535 zum Vortrag, welches die Stadt mit der Reichsacht bedrohte, wenn nicht binnen 45 Tagen die alte aristokratische Verfassung wieder hergestellt sein werde. W. legte hierauf nach seiner Rückkehr am 26. Aug. seine Würde nieder. Als er bald darauf mit Erlaubniß des lübecker Raths nach dem Lande Hadeln reisen wollte, um dort einen Haufen herrenloser Knechte zu werben und nach Dänemark zum Entsatz des in Kopenhagen belagerten Herzogs Albrecht zu führen, ward er von dem Erzbischof Christoph von Bremen verhaftet und dessen Bruder, dem Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunschweig, einem erklärten Feinde des Lutherthums, überliefert, welcher ihn zu Steinbrück bei Wolfenbüttel gefangen hielt. Die Folter erpreßte ihm die widersinnigsten Selbstanklagen, wie er habe Lübeck burgundisch machen und dann ein Wiedertäuferreich gründen, den Norden aber unter seine Anhänger Munter und Meier theilen wollen, während er in Briefen an seinen Bruder in Hamburg seine Unschuld betheuerte. Auf dem Zollstein bei Wolfenbüttel ward öffentliches Gericht über W. gehalten u. er zur Strafe des Viertheilens verurtheilt, welche der Herzog in die des Schwertes verwandelte. Diese wurde den 29. Sept. 1537 an ihm vollzogen; sein Leichnam wurde geviertheilt und aufs Rad gelegt. W.s Leben beschrieben Barthold in Raumers „Historischem Taschenbuch" (1835), Stricker in den „Männern des Volks" u. Waitz in „Lübeck unter Jürgen W. und die europäische Politik" (Berlin 1855—56). Gutzkow benutzte den Stoff zu einem Trauerspiel, L. Köhler zu einem Roman (Leipz. 1856, 3 Bde.).

Wundarzneikunst, s. v. a. Chirurgie.

Wunde (lat. vulnus), jede durch mechanische Gewalt hervorgebrachte plötzliche Trennung organischer Theile. Man theilt die W.n ein nach der Verschiedenheit der verletzenden Werkzeuge und der Art ihrer Einwirkung in *Schnitt-, Hieb-, Stichwunden*, wenn die Trennung durch scharfe, schneidende oder stechende Instrumente hervorgebracht wurde, wozu noch die *Biß-* und *Schußwunden* (s. d.) als besondere Modifikation kommen. Nach ihrer Beschaffenheit sind die W.n ferner *gequetschte, nichtgequetschte* und *gerissene*, wenn die organischen Theile durch stumpfe Werkzeuge getrennt wurden und von ihrer Trennung eine Zerrung und Ausdehnung erlitten. Nach der Beschaffenheit der getrennten Theile theilt man sie in *einfache* und *complicirte* W.n. Bei jenen haben die Theile außer ihrer Trennung keine Veränderung erlitten; bei diesen sind mannichfaltige Nebenzufälle zugegen, wie Blutung, Ausfließen verschiedener Flüssigkeiten, Substanzverlust, Gegenwart fremder Körper in der W., Gift, das in den Blutstrom übergeführt wird, ꝛc. Nach der Richtung u. Tiefe der Trennung unterscheidet man: *Längen-* und *Querwunden, schiefe, oberflächliche, tiefe, penetrirende, Lappenwunden*; nach der Verschiedenheit der verletzten Theile W.n der *Haut, des Zellgewebes, der Muskeln, Sehnen, Gefäße, Nerven, Knochen* ꝛc.; nach der Stelle der W.: W.n des *Kopfes, Halses, der Brust, des Unterleibes* ꝛc., nach der Gefahr *tödtliche* u. *nichttödtliche*. Mit den W.n in der Regel verbundene Erscheinungen sind: Schmerz, Blutung, Voneinanderstehen oder Klaffen der Wundränder, Entzündung, Fieber und Nervenzufälle. Der Schmerz ist anfangs Folge der Verletzung der Nerven, später der Entzündung. Er ist verschieden je nach der Art der Trennung, nach der Empfindlichkeit des verletzten Theils oder Organs oder nach der Empfindlichkeit des verwundeten Individuums. Reine, durch scharfe Instrumente hervorgebrachte Schnittwunden schmerzen bekanntlich weit weniger als gerissene oder gequetschte W.n. Die Blutung richtet sich nach der Größe und Menge der verletzten Blutgefäße und ist bedeutender bei Schnitt- als bei Quetschwunden. Das Klaffen der Wundränder wird bedingt durch die Kontraktilität der getrennten Theile. Die Entzündung ist Folge des vermehrten Blutzuflusses zu dem verletzten Theile hin und der höheren Temperatur desselben und besteht in der dadurch veranlaßten Ausschwitzung seröser Blutflüssigkeit, welche mit dem Heilungsprozeß nothwendig verbunden ist. Dem Grade der Entzündung entsprechend, tritt dann *Wundfieber* (febris traumatica) ein. Ist die Entzündung mäßig, so reicht sie gerade zur Heilung der W. hin und verschwindet, wenn diese erfolgt ist; ist sie zu heftig, so geht sie in Eiterung, unter besonderen Umständen auch in Brand über. Hinsichtlich seiner Dauer, seines Verlaufs, seiner Stärke ꝛc. richtet sich das Wundfieber nach der Art der Verwundung. Die Nervenzufälle, welche Verwundungen oft begleiten, sind heftiger Schmerz, Unruhe, Schlaflosigkeit, Krämpfe, Zuckungen und zuweilen Wundstarrkrampf (s. *Starrkrampf*). Ihre Ursachen sind krankhaft gesteigerte Empfindlichkeit des Körpers oder des verletzten Theils, Verletzungen von Nerven, Aponeurosen und sehnigen Theilen, das Vorhandensein fremder Körper in der W., Blutverlust, in der W. angehäufter schlechter Eiter ꝛc. Die Heilung einer W. kann auf doppelte Weise erfolgen: entweder durch schnelle Vereinigung (reunio per primam intentionem), durch unmittelbares Zusammenwachsen der Wundränder mittelst Ausschwitzung albuminöser, lymphatischer Flüssigkeit, oder durch Eiterung und Vernarbung (reunio per secundam intentionem), indem sich in der entstandenen W. zarter Zellstoff bildet, in welchem Fleischwärzchen, Granulationen entstehen, die sich mit einer zarten Oberhaut bedecken u. in Narben-

Digitized by Google

bildung übergehen. Einfache Schnittwunden mit reinen Trennungsflächen geben die beste Vorhersage; je mehr eine W. gequetscht ist, um so schwieriger heilt sie. Stichwunden sind wegen starker Blutung und möglicher Eitersenkungen gefährlicher als reine Schnittwunden. Längenwunden heilen leichter als Quer- und Lappenwunden. In eine Höhle des Körpers dringende W.n sind wegen Ansammlung von Flüssigkeiten, Verletzung von Eingeweiden ꝛc. gefährlich; ebenso Gelenkwunden; schwer heilen W.n in drüsigen Gebilden; auch Knochenwunden heilen langsam. Bei jungen, gesunden Subjekten heilen W.n leichter als bei alten, kachektischen, mit Syphilis, Skropheln, Skorbut behafteten Individuen, bei denen selten schnelle Vereinigung eintritt und die W. sich zuweilen in ein Geschwür verwandelt, welches den Charakter der allgemeinen Krankheit annimmt. Eine W. ist um so gefährlicher, je größer die Wichtigkeit des getroffenen Theiles und die Verletzung ist. Die von der Natur eingeleiteten Heilungsprozesse zu befördern, ist Sache der Chirurgie (s. d.). Was die Behandlung der W.n im Allgemeinen betrifft, so ist zuerst eine genaue Untersuchung derselben nöthig, um zu sehen, wie tief sie sind, welche Organe durch dieselben verletzt sind ꝛc. Die Untersuchung ist, wo möglich, durch einen Sachverständigen vorzunehmen, und zwar vor dem Eintritt der Entzündung, welche die Untersuchung schwieriger und für den Patienten schmerzhafter macht. Bei Schnitt- und Hiebwunden ist die Untersuchung meist leicht, dagegen bei Stich- und Schußwunden schwieriger, weil ihre Tiefe und Richtung schwerer zu erkennen ist. Tiefere W.n machen meist eine Untersuchung mittelst der Sonde nothwendig. Dieselbe besteht in einem Silberdraht, welcher vorn mit einem Knöpfchen versehen ist, mit welchem man in die W. eindringt. Dann folgt die Stillung der Blutung. Letztere kann eine kapillare, venöse oder arterielle, eine äußere oder innere, eine primäre oder sekundäre sein. Die Gefäße, aus denen sie erfolgt, können entweder nur theilweise verletzt oder gänzlich zerstört sein. Sind Arterien verwundet, so schießt das Blut hellroth, schäumend oder gar in abgesetzten Bogen aus der W. hervor, während aus verletzten Kapillargefäßen und Venen dunkles Blut in ununterbrochenem Strome herausfließt. Die Blutungen hören entweder von selbst auf, oder sie werden durch Kunsthülfe gestillt. Selbst Blutungen aus bedeutenden Gefäßen erreichen von selbst ihr Ende, indem sich die Arterien, wenn sie ganz durchschnitten wurden, zurückziehen und sich innerhalb u. außerhalb der Durchschnittsstelle ein Blutpfropf (coagulum) bildet, welcher die Oeffnung des Gefäßes verschließt, od. indem sich das Gefäß in Folge adhäsiver Entzündung mit den umgebenden Theilen verbindet. Dagegen hören Blutungen, wenn Arterien nur theilweise verletzt sind, selten von selbst auf und sie müssen dann unterbunden werden (s. Arterien). Die Mittel, wodurch die Blutung gestillt wird, sind: die Kompression, die entweder an der verletzten Stelle oder zwischen dieser und dem Herzen mit den Fingern, mit dem Turniket (s. Tourniquet), mit eignen Kompressorien (s. d.) oder mit Kompressen (s. d.) bewirkt wird; die Unterbindung (s. d.), das einfachste und sicherste Mittel; dann zusammenziehende, styptische und klebende Medikamente, als: kaltes Wasser, Eis, Thedens Schußwasser, Alaun, blauer Vitriol, Kolophonium, arabisches Gummi, Kreosot, Eisenchloridlösung; das Glüheisen, welches, auf die Oeffnung des verletzten Gefäßes angewendet, einen dieselbe verschließenden Brandschorf erzeugt. Etwa in der W. befindliche fremde Körper, welche die Heilung stören und Entzündung, Eiterung, Brand ꝛc. hervorrufen können, werden entweder mittelst der Pincette, der Kornzange oder des Kugelziehers entfernt. Dann trachte man, die Heilung der W. auf dem Wege der ersten Vereinigung zu erzielen. Ist die Trennung des Zusammenhangs eine ganz reine, so eignet sich die W. zu dieser Heilungsart, nicht aber, wenn die getrennten Theile starke Ausdehnung, Zerrung und Quetschung erlitten haben. Auch darf sie nicht Statt finden, wenn giftige Substanzen in die W. gebracht worden sind, oder in der W. Feuchtigkeiten zu Tage kommen, deren Zurückhaltung dem Organismus Nachtheil bringen würde. Knochenverletzungen kontraindiciren die schnelle Vereinigung nicht; man versuche ihre Anheilung, indem man sie genau anpaßt. Die Mittel zur Vereinigung der Wundränder sind: passende Lage und Ruhe des verletzten Theiles; Vereinigungsbinden, nur selten anwendbar und von unzuverlässiger Wirkung; Heftpflasterstreifen, welche sicher wirken; die Naht, ein sicheres Vereinigungsmittel, hauptsächlich bei stark klaffenden Gesichtswunden, bei Querwunden in Theilen mit starkem Retraktionsvermögen, bei bedeutenden Lappenwunden, bei W.n der Bauchhaut, bei Zerreißung des Dammes ꝛc. anwendbar. Ist die W. vereinigt, so halte sich der Kranke ruhig. Bei bedeutender Reaktion verfährt man antiphlogistisch, bei heftigen Schmerzen, Geschwulst ꝛc. lockert man den Verband, macht Umschläge von Bleiwasser. Kommt die erste Vereinigung nicht zu Stande, oder war sie überhaupt nicht anwendbar, so läßt man die W. durch Eiterung und Granulation heilen. Man bedeckt sie mit Charpiebäuschchen, die man mit Heftpflaster ꝛc. befestigt. Bei reichlicher Eiterung ist häufiges Erneuen des Verbandes nothwendig. Ist die Eiterung gering, sieht die W. blaß aus, oder blutet sie leicht, so wendet man reizende Mittel an, um die Entzündung zu steigern, z. B. Terpentinsalben, feuchtwarme Umschläge, adstringirende Dekokte ꝛc. Bei hohem Entzündungsgrade, trockenem Grund u. geschwollenem Umfang der W. hält man alles Reizende fern und bedeckt die W. mit milden Salben und erweichenden Kataplasmen. Wuchern die Fleischwärzchen (s. Wildes Fleisch), so behandelt man sie mit Höllenstein und legt einen leicht komprimirenden Verband an. Wird schlechter Eiter oder Jauche abgesondert und zeigen sich durch Aufsaugung desselben Zufälle von Pyämie, so verbindet man mit desinficirenden Mitteln, als Chlorwasser, Kreosot, einer Lösung von Kali (hypermanganicum) und sucht die Kräfte durch stärkende Mittel und nahrhafte Kost aufrecht zu erhalten. Was die Behandlung einzelner Arten von W.n anlangt, so eignen sich Schnitt- und Hiebwunden am

Digitized by Google

besten zur schnellen Vereinigung. Querwunden der Sehnen vereinigen sich, wenn sie in genauer Berührung erhalten werden. Ist dies nicht der Fall, so verbinden sie sich allmählig durch Bildung einer zelligen Zwischensubstanz. Getrennte Muskeln heilen wegen ihrer starken Kontraktilität sehr selten durch primäre Vereinigung, sondern meist erst durch Granulation und Narbenbildung. Sind große Nervenstämme durchschnitten, so entsteht meist Paralyse des Theils, zu welchem der Nerv geht, weil die beiden Nervenenden sich sogleich stark zurückziehen und schwer oder gar nicht wieder vereinigt werden können. Ist ein Theil vom Körper völlig getrennt, so ist die Wiederaufsetzung eines solchen durch genaue Anpassung zu versuchen, doch darf die Lebensthätigkeit, sowie die natürliche Wärme nicht ganz erloschen sein. Stichwunden machen die Untersuchung schwieriger, haben heftigere Entzündung, stärkeres Fieber, Nervenzufälle, Eiterung ꝛc. zur Folge. Sind Gefäße verletzt und hört die Blutung bei angemessenem Druck und der Anwendung kalten Wassers nicht auf, so muß die W. erweitert, das verletzte Gefäß bloß gelegt und unterbunden werden. Quetschwunden sind Trennungen der äußeren Haut mit oder ohne Trennung der darunter befindlichen Theile. Sie werden durch stumpfe Werkzeuge hervorgebracht und die Theile vor der Trennung heftig zusammengedrückt. Die Quetschwunden schmerzen im Anfang wenig, die gelappten Ränder ziehen sich nicht zurück. Es ist nur eine geringe, häufig selbst gar keine Blutung vorhanden, auch wenn größere Gefäße verletzt worden sind. Bald nach der Verletzung entsteht aber heftige Geschwulst, Schmerz, Entzündung und selbst Fieber, zuweilen Starrkrampf und Zuckungen, zumal wenn Nerven gequetscht wurden. Die Entzündung kann schnell in Brand oder in erschöpfende Eiterung übergehen. Nur bei nicht bedeutend gequetschten W.n kann man die Vereinigung der Wundränder durch Heftpflaster versuchen, ohne sie dabei mit Gewalt zusammenzuziehen. Gewöhnlich klebt nur der Grund der W. theilweise zusammen, das Uebrige heilt durch Eiterung und Granulation. Bei stärker gequetschten W.n, welche stets nur durch Eiterung heilen, bedeckt man die W. sanft mit Charpie, welche man durch eine locker angelegte Binde befestigt. Die übrige Behandlung besteht vom Anfang an in der Anwendung kalter Ueberschläge und, wenn die Entzündung heftiger wird, im Ansetzen von Blutegeln an die entzündeten Wundränder. Sobald die Eiterung einzutreten beginnt, darf die Kälte nicht mehr angewendet werden, im Gegentheil sind dann feuchtwarme Ueberschläge am Platze. Sehr schwere und ausgedehnte Quetschwunden können die Amputation des Gliedes erheischen. Ueber Schußwunden s. d.

Wunder (miracula), im Allgemeinen eine Begebenheit oder ein Ereigniß, welches nach dem Lauf der bekannten Naturgesetze u. der Wirksamkeit der natürlichen Ursachen unmöglich ist und als dessen Ursache das außerordentliche Eingreifen einer über die Natur erhabenen Macht anzunehmen wäre. Dieser Wunderbegriff beruht also darauf, daß die Wirksamkeit der Naturursachen und die Regelmäßigkeit der Naturgesetze theils überschritten, theils aufgehoben wird (absolutes W.), während man im gewöhnlichen Leben auch alle aus unserer jeweiligen Kenntniß der Naturgesetze unerklärbaren Begebenheiten als W. bezeichnet (relatives W.). Ereignisse, von denen diese Merkmale gelten, nennt man wunderbar. Je nachdem ein wunderbares Ereigniß in das Gebiet der äußeren Natur od. des geistigen Lebens fällt, unterscheidet man physische u. moralische W. In der Bibel werden nicht bloß solche Ereignisse, welche gegen den gewöhnlichen Naturlauf erfolgen und über die bekannte Menschenkraft hinausreichen, sondern überhaupt auffallende Erweisungen der göttlichen Wirksamkeit sowohl in der Natur als im Menschenleben, besonders in den Schicksalen des israelitischen Volks, mit dem Namen W. bezeichnet. Im Alten wie im Neuen Testament findet sich die Ansicht vertreten, daß Gott manchen Menschen die Wundergabe verliehen habe, um die Göttlichkeit ihrer Sache dadurch zu erweisen. Christus selbst betrachtete gleich dem Volke seine W. als Beweise seiner Messianität, mißbilligte aber die Wundersucht des Volks und wies häufig darauf hin, daß der glückliche Erfolg des W.s von dem Glauben abhänge, d. h. von dem auf Gottes Hülfe und Beistand gesetzten Vertrauen. In der älteren christlichen Kirche hat man im Allgemeinen an die mögliche Entwickelung von Wundergaben immer geglaubt und sie unter die Merkmale der wahren Kirche gestellt. Die Kirchenlehrer der ersten Jahrhunderte versichern, noch viele Wunderheilungen gesehen zu haben. Später kommen sie seltener vor und werden als Zeichen besonderer Heiligkeit betrachtet. Eine bestimmtere Fassung des Wunderbegriffs finden wir zuerst in dem Ausspruche Augustins: „Gott thut in den W.n nichts gegen die Natur; ungewöhnliche Dinge erscheinen uns widernatürlich, aber nicht Gott, der die Natur gemacht hat“. Unter den Theologen des Mittelalters leitete Joh. Scotus Erigena die Wundergabe von der Macht eines sündlosen, mit dem Willen Gottes in Uebereinstimmung stehenden Geistes auf die äußere Natur ab. Eine ausführlichere Theorie stellte unter den Scholastikern Thomas von Aquino auf. Von der Anerkennung feststehender Naturgesetze ausgehend, unterscheidet er zwischen absoluten (miracula) und relativen (mirabilia) W.n und versteht unter jenen solche Ereignisse, welche gegen die gesammte Naturordnung erfolgen, während diese nur den uns bekannten Naturgesetzen widerstreiten. Die ersteren sind nach ihm allein Gott möglich, während die letzteren auch durch dämonische Kräfte bewirkt werden können. Luther kehrte zur einfachen Ansicht Augustins zurück. In den symbolischen Büchern werden die W. nur vorübergehend erwähnt. Dagegen nahmen die altprotestantischen Dogmatiker durch die Unterscheidung von absoluten und relativen W.n den Lehrbegriff des Thomas von Aquino wieder auf. Im Allgemeinen legte man wenig Gewicht auf den Wunderbeweis. Auch die neueren Supernaturalisten gingen auf den augustinschen Begriff zurück, wichen aber darin von ihm ab, daß sie die W. Christi als einen Hauptbeweis für den übernatürlichen Ursprung des Christenthums ansahen. Als Gegner

Digitized by Google

der Wundertheorie trat zuerst Spinoza auf, der von seinem pantheistischen Standpunkt aus jeden Widerstreit gegen die Natur auch als Widerstreit gegen Gottes Willen betrachtete, daher die Möglichkeit der W. leugnete. Wie Spinoza sich aus philosophischen, so erklärte sich Hume aus historischen Gründen gegen die Möglichkeit der W. Beiden schlossen sich an Woolston und Annet, von denen der erstere sie zu Allegorien umwandelte. Diesen Angriffen gegenüber erklärte Bonnet nach dem Vorgange Leibniz' die W. aus einer göttlichen Präformation der Natur, nach welcher Gott bei der Weltschöpfung die Reihen der Ursachen und Wirkungen gleich so geordnet habe, daß das Wunderbare im Lauf der Geschichte ohne Störung der natürlichen Entwickelung hervortreten sollte. Auch die wolfische Schule hielt noch an dem strengen Wunderbegriff fest. Aber gegen Ende des 18. Jahrhunderts machte sich namentlich durch Paulus die natürliche Erklärung geltend, die von der Voraussetzung ausgeht, das Außerordentliche in der Bibel sei auf gewöhnliche Begebenheiten zurückzuführen. An die Stelle dieser Erklärung ist dann später die mythische getreten, deren konsequente Durchführung von Dav. Fr. Strauß („Das Leben Jesu", Tüb. 1835 f.; neue Volksausgabe, Leipz. 1864) geschah, indem er sowohl gegen die natürlichen Deutungen des Rationalismus, als auch gegen die übernatürlichen Annahmen des Supernaturalismus die evangelische Geschichte als Mythus, als fromme Sage in der ersten Christengemeinde auffaßte. Mehr als freie Darstellung faßt das Wunderbare Ch. H. Weiße, der historische und unhistorische Bestandtheile in der evangelischen Geschichte unterscheidet. Bruno Bauer („Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker", Leipz. 1841 f., 3 Bde.) betrachtet die evangelische Geschichte geradezu als Erdichtung. Den orthodoxen Wunderbegriff nehmen in der neuesten Zeit nur sehr Wenige an, so Ullmann („Historisch oder Mythisch?" Hamb. 1838) und J. Müller („De miraculorum J. Chr. natura et necessitate", Marb. 1839 und Halle 1841). Mehr den Schein als das Wesen der Orthodoxie haben die Hegelianer und Schleiermacherianer bewahrt, indem sie auch die auffallendsten W., namentlich die des Neuen Testaments, aus der Macht des Geistes auf die Natur zu erklären suchen. Dagegen hat sich die linke Seite der Hegelianer wieder an Spinoza angeschlossen und das W. als etwas Undenkbares verworfen. Für die Wissenschaft hat der Begriff des W.s keine Bedeutung; wo das W. beginnt, hört die Wissenschaft auf, und umgekehrt. In der Aesthetik nennt man das Wunderbare das Phantastische (s. d.). Zu seiner Wirkung ist erforderlich, daß es, selbst als wahrhaft wirklich, mitten in den Kreis des Wirklichen trete, mit noch größerer sinnlicher Kraft im Innern der Phantasie als das Wirkliche im Aeußern, und daß es so mit seinem Sein vollkommen täusche. Seine eigentliche Stelle findet das Wunderbare im Epos (s. d.) und im Märchen (s. d.).

Wunder, Eduard, verdienter Philolog und Schulmann, geboren den 4. Mai 1800 zu Wittenberg, besuchte die Landesschule zu Meißen und widmete sich seit 1818 auf der Universität zu Leipzig philologischen Studien. Im Jahre 1823 ward er als Adjunkt an die Landesschule nach Grimma berufen, 1828 zum Professor und 1843 zum Direktor derselben ernannt. Außer seiner kritischen und exegetischen Ausgabe von Cicero's „Oratio pro Plancio" (Leipz. 1830) und des Sophocles (Gotha und Erfurt 1831—41, 7 Bde.; die einzelnen Bände in 3. und 4. Aufl. 1847—56) sind von seinen kleineren Schriften noch zu nennen: „Adversaria in Sophoclis Philoctetum" (Leipz. 1823), „Ueber Lobecks neue Ausgabe des sophocleischen Ajas" (das. 1837; „Anhang", das. 1837), „De scholiorum in Sophoclis tragoedias auctoritate" (Grimma 1838), „Emendationes in Sophoclis Trachinias" (das. 1840), „Miscellanea Sophoclea" (das. 1843), „De Aeschyli Eumenidibus" (das. 1854), „Die schwierigsten Lehren der griechischen Syntax" (Grimma 1848), Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische.

Wunderbaum, Pflanzengattung, s. v. a. Ricinus *L.*

Wunderblume, Pflanzengattung, s. v. a. Mirabilis *L.*

Wunderlich, Karl August, medicinischer Schriftsteller, geboren 1815 zu Sulz am Neckar, studirte zu Tübingen und besuchte 1837—38 andere deutsche Universitäten, sowie Belgien und Frankreich. Nachdem er 1838—39 als Assistenzarzt am Katharinenhospital in Stuttgart gewirkt, habilitirte er sich 1840 als Privatdocent in Tübingen und ward 1843 zum Professor ernannt. Seit 1841 auch Assistent der innern Klinik, erhielt er 1846 die Direktion dieses Instituts. Im Jahre 1850 folgte er einem Ruf nach Leipzig als Professor der Klinik, wo er 1851 auch den Charakter als geheimer Medicinalrath erhielt. Seine Hauptwerke sind das „Handbuch der Pathologie und Therapie" (Stuttg. 1846—54, 2 Bde.; 2. Aufl. 1853—1856), der „Grundriß der speciellen Pathologie und Therapie" (das. 1858) und die „Geschichte der Medicin" (das. 1859). Außerdem sind zu nennen: „Ueber die französische und deutsche Medicin" (Stuttg. 1841) und „Versuch einer pathologischen Physiologie des Bluts" (das. 1844). Mit Roser begründete er 1841 das „Archiv für physiologische Heilkunde".

Wunderscheibe (stroboskopische Scheibe, Phenakistoskop), sinnreicher Apparat, welcher die Dauer des Lichteindrucks auf der Netzhaut des Auges anschaulich machen soll, besteht aus einer Scheibe von 20—25 Centimeter Durchmesser, die um eine horizontale Axe in Rotation gesetzt werden kann, u. an deren Rande sich eine Reihe von Oeffnungen befindet, welche in gleichen Abständen auf einander folgen. Innerhalb des diese Löcher enthaltenden Ringes ist eine kleinere bemalte Scheibe befestigt, auf welcher ein und derselbe Gegenstand in ebenso viel auf einander folgenden Stellungen abgebildet ist, als es Löcher sind, so daß jedem Loch eine andere Stellung entspricht. Dieser Apparat wird nun in der Weise vor einen Spiegel gehalten, daß die bemalte Fläche demselben zugekehrt ist und man durch eine Oeffnung, etwa die oberste, dieselbe im Spiegel sieht. Wenn nun die Scheibe in Rotation versetzt wird, so geht eine Oeffnung nach der andern vor dem Auge vorüber; während aber die Zwischen-

Digitized by Google

räume vor dem Auge vorübergehen, empfängt dieses kein Licht. Angenommen nun, es sei ein einfaches Pendel unter der obersten Oeffnung der Scheibe in seiner äußersten Stellung nach links dargestellt, unter der zweiten Oeffnung in der Lage, in welcher es sich der Gleichgewichtslage schon wieder etwas genähert hat, unter der dritten Oeffnung in noch größerer Annäherung an diese und unter der vierten in der Gleichgewichtslage selbst, so wird man, wenn die oberste Oeffnung vor dem Auge vorübergeht, unter derselben das Bild des Pendels in seiner größten Abweichung erblicken. Der in diesem Moment ins Auge gelangende Lichteindruck wird aber bleiben, bis die zweite Oeffnung vor das Auge kommt, und nun wird das Pendel an derselben Stelle, an welcher man es eben erst in seiner größten Abweichung gesehen hatte, der Gleichgewichtslage etwas genähert erscheinen. Auch das Bild dieser zweiten Lage wird im Auge bleiben, bis die dritte Oeffnung vor dasselbe gelangt u. man das Pendel in noch größerer Annäherung an seine Gleichgewichtslage sieht ꝛc. Die auf diese Weise dem Auge der Reihe nach vorgeführten Lagen des Pendels machen nun ganz den Eindruck, als ob man das Pendel wirklich oscilliren sähe. Statt des Pendels kann man auch andere Gegenstände wählen, die man der Reihe nach in so viele verschiedene Stellungen bringt, als Löcher vorhanden sind, so daß jeder Oeffnung eine andere Stellung entspringt. Auf diese Weise lassen sich Bewegungen von Menschen und Thieren aufs täuschendste darstellen. Man hat die W. als nettes Spielzeug für Kinder benutzt.

Wundliegen, s. Aufliegen.

Wundsein der Haut (intertrigo), Folge der gegenseitigen Reibung zweier einander berührenden Hautflächen, kommt besonders bei kleinen Kindern in den Falten am Nacken und Halse, in der Achselhöhlengegend und an der Schenkelbeuge, aber auch mitunter bei Erwachsenen, namentlich fettreichen Personen beiderlei Geschlechts vor. Neben der Reibung trägt besonders auch der sich zersetzende Schweiß viel dazu bei, die Oberhaut zu erweichen und aufzulösen. Es werden dann die betreffenden Hautstellen schmerzhaft, zeigen eine schmutzige Röthe und schwitzen eine mehr oder weniger scharfe, klebrige Flüssigkeit aus. Wird gegen die noch oberflächliche Entzündung nicht bei Zeiten eingeschritten, so kann es zu Krustenbildung und tiefer gehender Verschwärung mit Eiterung kommen. Die Behandlung besteht zunächst in Reinlichhaltung der wunden Hautstellen, öfterem Waschen derselben mit lauem oder kaltem Wasser, Fuß- und Sitzbädern und allgemeinen Bädern, Zwischenlegen von Charpie, Einstreuen von Bärlappsamen oder Puder, Anwendung des Glycerin oder milder, nicht ranziger Fette und Salben (des Hirschtalgs, ausgelassenen Schöpsentalgs, des Coldcreams, der Zinksalbe ꝛc.), Bleiwasserumschlägen, die aber nicht zu lange fortgesetzt werden dürfen.

Wundstarrkrampf, s. Starrkrampf.

Wunsdorf (Wunstorf), Stadt in der preußisch-hannöverischen Landdrostei Hannover, Fürstenthum Kalenberg, an der Kaspau und Südau und an der Eisenbahn von Hannover nach Minden, die hier nach Bremen abzweigt, hat Wollweberei, Gerberei und 2280 Einwohner; war früher eine eigene Grafschaft, die 1446 mit Kalenberg vereinigt wurde.

Wunsiedel, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, an der Röslau u. im Fichtelgebirge, Sitz eines Bezirksamts, Landgerichts, Rent-, Forst- und Bergamts, hat 3 Kirchen, eine lateinische Schule, Landwirthschafts- und Gewerbschule, ein reiches, 1486 gestiftetes Hospital, Leinen- und Baumwollmanufakturen, Strumpfwirkerei, Fabrikation von Eisenwaaren, Alaun- und Hammerwerke, Silber- und Eisengruben, Kalk- und Marmorbrüche und 3470 Einwohner. Die Stadt brannte 1834 großentheils ab und wurde seitdem freundlicher und regelmäßiger wieder aufgebaut. W. ist der Geburtsort Ludwig Sands, welcher Kotzebue erstach, u. Jean Pauls, dem hier 1845 vor seinem Vaterhause eine von Schwanthaler gefertigte Bronzestatue errichtet wurde. Die Umgebung der Stadt ist reich an Naturschönheiten; ¾ Stunde von der Stadt liegt die Felsenpartie Luisenburg (s. d.) mit schöner Fernsicht und ½ Stunde östlich das Alexandersbad mit Stahlquelle, Kaltwasserheilanstalt und freundlichen Anlagen. W. war schon 1326 eine Stadt und damals im Besitz der Burggrafen von Nürnberg.

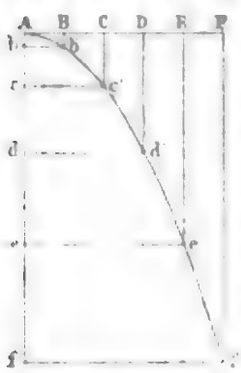
Wuotan, s. v. a. Wodan.

Wupper (Wipper), rechter Nebenfluß des Rhein, entspringt bei Kierspe unweit Meinerzhagen am Ebbegebirge im westphälischen Sauerland, fließt erst nach Westen bis Wipperfurt, dann nach Nordwesten und Norden über Hückeswagen, hierauf wieder nach Westen über Barmen und Elberfeld, von Sonnborn an nach Süden über Dorp und zuletzt von Burg an wieder nach Westen und Südwesten und mündet bei Rheindorf zwischen Köln und Düsseldorf. Obwohl ihre Quelle in gerader Richtung nur 6 Meilen vom Rhein entfernt ist, so macht sie doch so viele Krümmungen, daß mit diesen die Länge ihres Laufes 13 Meilen beträgt. Das Wupperthal ist meist tief und eng, wo es am breitesten ist, bei Elberfeld und Barmen, etwa eine Viertelstunde breit. Die W. tritt erst bei Imbach oberhalb Opladen in die Ebene, ist aber schon unterhalb Solingen für kleine Fahrzeuge schiffbar. Das Thal gehört zu den Kreisen Wipperfurt (5,68 QMeilen mit 27,159 Einw.), Lennep (5,53 QM. mit 72,562 Einw.), Elberfeld (5,47 QM. mit 146,555 Einw.) und Solingen (5,35 QM. mit 77,394 Einw.), die auf 22 QM. 323,670 Einw., d. i. 14,712 auf der QM. zählen. Auf einer Strecke von 7 Meilen Länge treibt sie mit ihren 37 Zuflüssen gegen 400 Mühl-, Schleif- und Hammerwerke, wozu sie sich wegen ihres starken, mitunter reißenden Gefälles sehr eignet. Auch tritt sie häufig über ihre Ufer. Im engern Sinne versteht man unter dem Wupperthal die 2 Stunden lange Strecke von Barmen (s. d.) bis Elberfeld (s. d.), den 2 volkreichsten Städten des ganzen Thals, die durch eine ununterbrochene Reihe von Fabriketablissements fast mit einander verbunden sind. Andere gewerbreiche Orte des Wupperthals sind Wipperfurt, Hückeswagen, Lennep, Remscheid, Ronsdorf, Lüttringhausen, Rade vorm Wald, Burg, Gräfrath,

Digitized by Google

Solingen, Höhescheid, Merscheid, Dorp, Burscheid mit Leichlingen, Opladen mit Neukirchen. Wupperfeld oder Wipperfeld bildet gegenwärtig einen Theil von Barmen. Vgl. Das Ruhrthal nebst dem angrenzenden Wupper- und Enneperthal, Iserlohn und Elberfeld, Berlin 1853.

Wurfbewegung, Bewegung, welche dadurch hervorgebracht wird, daß auf einen schweren Körper ein Stoß ausgeübt und der Körper dann der Einwirkung der Schwerkraft überlassen wird. Die W. ist mithin als das Resultat zweier gleichzeitig auf einen Körper einwirkenden Kräfte, der momentan wirkenden des Stoßes und der kontinuirlich wirkenden der Schwerkraft zu betrachten. Während die letztere stets senkrecht nach unten wirkt, kann die erstere sich in jeder beliebigen Richtung äußern. Ist diese Richtung die senkrechte nach oben oder nach unten, so gelten hier die Gesetze des freien Falls (s. d.), nur nimmt, im Fall der Stoß senkrecht nach unten wirkt, die Fallgeschwindigkeit um so viel zu, als der momentan wirkenden Kraft entspricht; im andern Fall aber, wo der Stoß senkrecht in die Höhe gerichtet ist, nimmt die Geschwindigkeit der Bewegung ab, indem der Körper, in seiner senkrecht nach oben gerichteten Bewegung durch die Schwerkraft gehemmt, anfangs schneller, später langsamer sich erhebt, bis er zuletzt an einem Punkte anlangt, wo Schwerkraft und Stoßkraft sich einander ausgleichen; hier bleibt der Körper einen Moment in Ruhe, kehrt dann um und folgt fortan selbst dem Einfluß der Schwerkraft, also den Gesetzen des freien Falls. Wird der Körper aber durch den Stoß in einer anderen als der vertikalen Richtung fortbewegt, so beschreibt seine Bahn eine krumme Linie oder Kurve. Gesetzt, der Körper werde durch Stoß in horizontaler Richtung fortbewegt, und zwar mit gleichförmiger Geschwindigkeit und in der Weise, daß er in der ersten Sekunde den Weg A B (s. Figur), in der zweiten den gleich großen Weg B C zurücklegt, so müßte er sich nach Ablauf der ersten, zweiten, dritten ꝛc. Sekunde in den Punkten B, C, D ꝛc. befinden. Von dem Moment an, in welchem der Körper durch den Stoß frei fortgetrieben wird, wirkt aber auch die Schwerkraft auf ihn ein u. sucht ihn senkrecht nach unten zu treiben, so daß er, wenn sie allein zur Wirkung käme, eine gewöhnliche Fallbewegung machen und nach Ablauf der ersten Sekunde in b, nach Ablauf der zweiten in c, nach Ablauf der dritten in d ꝛc. sein würde. Da nun ein Körper, auf welchen gleichzeitig 2 Kräfte einwirken, weder der einen, noch der andern allein folgen kann, sondern eine Bahn verfolgen muß, welche das Resultat sowohl der einen als der andern Kraft ist, so ergibt sich diese Bahn mit Hülfe des unter dem Namen des Parallelogramms der Kräfte (s. d.) bekannten Gesetzes in folgender Weise: Bezeichnet man die Bahnen, welche der Körper unter dem Einfluß der einen wie der andern Kraft allein durchlaufen würde, durch gerade, der Richtung und Länge nach der Richtung und Größe jener Kräfte entsprechende Linien, vollendet dann das durch beide bestimmte Parallelogramm und zieht von dem Ausgangspunkt der Bewegung aus die Diagonale, so ist der andere Endpunkt derselben derjenige Punkt, an welchem der Körper nach Ablauf der betreffenden Zeit angekommen sein wird. Hiernach würde sich also der Körper nach Ablauf der ersten Sekunde in b', der zweiten in c', der dritten in d', der vierten in e' und der fünften in f' befinden, und die Bahn desselben würde demnach eine fünfmal gebrochene Linie darstellen, wenn nämlich die Schwerkraft stoßweise von Sekunde zu Sekunde wirkte. Da dies aber nicht der Fall ist, vielmehr die Schwerkraft kontinuirlich wirkt, so kann die Linie der Bahn keine gebrochene sein, sondern wird die Gestalt der in der Figur angegebenen Kurve, d. h. die einer Parabel (s. d.), annehmen, und es ist also die Bahn, welcher ein in horizontaler Richtung geworfener Körper folgt, eine parabolische, die um so mehr in horizontaler Richtung hinausgestreckt sein wird, je stärker der horizontal wirkende Stoß war, um so steiler aber nach unten gehen wird, je schwächer dieser Stoß war. Wirkt nun der Stoß in schräger Richtung nach oben oder nach unten, so beschreibt der geworfene Körper anfangs eine aufsteigende, dann, nachdem er den höchsten Punkt erreicht hat, eine absteigende Kurve, und es wird dann seine Bahn eine aus 2 Aesten bestehende vollständige Parabel darstellen, die sich leicht konstruiren läßt, wenn man die in schräger Richtung nach oben wirkende Kraft in eine senkrecht nach oben und eine horizontal wirkende zerlegt und von dem höchsten Punkte der Bahn an die letztere Kraft und die Schwerkraft in der angegebenen Weise in Anschlag bringt. Beide Aeste der Parabel müssen symmetrisch sein, d. h. wenn man von dem höchsten Punkte der Bahn aus eine senkrechte Linie zieht, so müssen die dadurch entstehenden beiden Parallelhälften einander decken. Es ist aber zu bemerken, daß dies bloß der Theorie nach gilt, da ein wirklich geworfener Körper durch den Widerstand der Luft, den er zu überwinden hat, von der rein parabolischen Gestalt abgelenkt wird.



Wurfmaschine, s. Katapulte und Balliste.

Wurfspieß, eine der Lanze ähnliche Angriffswaffe, die im Alterthum sehr gebräuchlich war und noch jetzt bei wilden Völkern sich findet. Man kannte zwei Arten von W.en, solche, die man nur zum Werfen, und solche, die man zum Stoß und zum Werfen gebrauchte. Bei vielen W.en war noch die Vorrichtung angebracht, daß man dieselben nach dem Wurf mittelst einer Schnur wieder zurückziehen konnte. Der W. bestand, wie die Lanze, aus einem hölzernen Schaft von verschiedener Länge und einer eisernen Spitze. Das Werfen selbst geschah mittelst eines Lederriemens (amentum), der im Schwerpunkte des W.es um den Schaft geschlungen wurde, und ein geübter Schleuderer konnte seinen W. bis auf 50 Schritte weit forttreiben.

Wurm (Fingerwurm), s. Fingerentzündung.

Wurm, 1) Johann Friedrich, Astronom, geboren am 19. Januar 1760 zu Nürtingen, studirte zu Tübingen Theologie und wurde nach

Digitized by Google

anderen Stellungen 1807 Professor am oberen Gymnasium zu Stuttgart, wo er erblindet am 23. April 1833 †. Um die Astronomie machte er sich verdient durch seine Forschungen hinsichtlich der veränderlichen Sterne, indem er aus Beobachtungen, die ein halbes Jahrhundert aus einander lagen, sehr genaue Resultate über Periode und Epoche des Lichtwechsels zog, sowie durch seine Berechnung der Längen von vielen Orten in beiden Hemisphären aus Finsternissen u. Sternbedeckungen. Nach ihm ist die wurmsche Reihe benannt. Unter seinen Schriften ist hervorzuheben: „De ponderum, numorum, mensurarum, ac de anni ordinandi rationibus apud Romanos et Graecos" (Tübingen 1821). Sein ältester Sohn, Julius Friedrich, ein tüchtiger Mathematiker und Philolog, geboren 1791, ward Professor am Seminar zu Blaubeuern und † 1839 als Stadtpfarrer in Waldenbuch. In dem Werkchen „Auszüge aus der Schrift Das Leben Luthers, kritisch bearbeitet von Kasuar" (Tüb. 1836) suchte er, Strauß' „Leben Jesu" parodirend, das Leben Luthers zur Mythe zu machen.

2) Christian Friedrich, zweiter Sohn des Vorigen, geboren 1803 in Blaubeuern, studirte Theologie, lebte dann als Lehrer in einem Institut zu London und ging von da nach Hamburg, wo er den „Gleaner" (1828—30), dann 1830—34 die „Kritischen Blätter der Börsenhalle" redigirte und 1835 zum Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium ernannt ward. Im deutschen Parlament vertrat er 1848 einen Wahlbezirk seines Heimatlandes Würtemberg. Er † am 1. Februar 1859 in der Wasserheilanstalt zu Reinbeck. Von seinen zahlreichen historischen, handelspolitischen und völkerrechtlichen Schriften sind hervorzuheben: „Kritische Versuche über die öffentlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland seit 1832" (Leipzig 1835); „Der Sundzoll" (Hamburg 1838); mit Müller: „Die Aufgabe der Hansestädte" (das. 1847); „Die Diplomatie, das Parlament und der deutsche Bundesstaat" (Braunschweig 1849); „A letter to Viscount Palmerston, concerning the question of Schleswig-Holstein" (London 1850; deutsch, Hamburg 1850), die Bunsen beigelegt wurde; „Vier Briefe über die freie Donauschifffahrt" (Leipzig 1855); „Fünf Briefe über die Freiheit der Flußschifffahrt und über die Donauakte vom 7. November 1857" (das. 1858); „Diplomatische Geschichte der orientalischen Frage" (das. 1858).

Wurmfarren, s. Aspidium.

Wurmkrankheit (Wurmsucht, Helminthiasis, verminatio), das Vorhandensein von Eingeweidewürmern (s. d.) im Innern des lebenden Körpers, insbesondere im Darmkanal. Früher hielt man die Eingeweidewürmer allgemein für ein krankhaftes Produkt des Körpers, in welchem sie sich vorfinden, und in älteren medicinischen Werken begegnet man weitläufigen Erörterungen über vermeintliche abnorme Wirkungen der bildenden Kraft, welche die Erzeugung von Eingeweidewürmern veranlassen oder wenigstens begünstigen sollte. Heutzutage kann kein Zweifel mehr darüber herrschen, daß die Eingeweidewürmer nicht durch die Krankheit erzeugt werden, sondern daß jene vielmehr die Krankheit veranlassen und daß höchstens Dispositionen im Körper vorhanden sein können, welche die Freizügigkeit und Seßhaftmachung der Eingeweidewürmer erleichtern und begünstigen. Es ist zweifellos nachgewiesen, daß alle Eingeweidewürmer sich auf geschlechtlichem oder ungeschlechtlichem Wege fortpflanzen, daß ihre Eier, Larven und selbst die entwickelten Thiere von außen her in den Körper eingeführt werden, daß sie nie im Organismus selbst und auf Kosten desselben entstehen, und daß mithin die erste und unerläßliche Bedingung der Heilung des durch Anwesenheit von Eingeweidewürmern hervorgerufenen krankhaften Zustandes die Beseitigung dieser Parasiten ist. Von den Zufälligkeiten, welche die Einwanderung derselben begünstigen, hängt sowohl die geographische Verbreitung, als das mehr oder minder häufige Vorkommen des Uebels ab (vgl. Bandwürmer). Die sogenannte W. spielt bekanntlich in der Volksmedicin eine große Rolle, aber es wird dabei den Eingeweidewürmern viel mehr zur Last gelegt, als sie je verbrochen haben oder überhaupt verbrechen können. Eine Menge von Störungen des Wohlbefindens, namentlich in der Kinderwelt, werden mit Unrecht auf Rechnung der Eingeweidewürmer gebracht, so namentlich der Magenkatarrh mit seinen Symptomen: Gesichtsblässe, blauen Ringen um die Augen, Appetitlosigkeit, Mißmuth ꝛc. Unerwiesen ist auch die früher schon verbreitete Meinung, daß die Eingeweidewürmer vorwiegend in schwächlichen und kränklichen Individuen ihren Wohnsitz nähmen, und ganz ungegründet die Behauptung, daß sie in Folge der sogenannten schlechten Säfte entständen. Von den Bandwürmern ist es bekanntlich nachgewiesen, wie ihre Eier mit der Nahrung in den Menschen kommen; von den Spulwürmern und Askariden oder Pfriemenschwänzen hat man dies zwar noch nicht nachzuweisen vermocht, doch ist nicht daran zu zweifeln, daß eine Einwanderung derselben auf diesem oder jenem Wege Statt findet. Daß aber die Anwesenheit von Eingeweidewürmern im Körper nicht an und für sich einen krankhaften Zustand desselben zur Folge hat, daß es also eine W. eigentlich gar nicht gibt, erhellt schon daraus, daß es oft gerade die gesundesten Individuen sind, in welchen diese Parasiten ihren Sitz aufschlagen, und daß sie, wenn der Körper von einer tief eingreifenden Krankheit (z. B. vom Typhus) ergriffen wird, denselben in den meisten Fällen verlassen. Damit soll nun nicht in Abrede gestellt werden, daß die Anwesenheit von Eingeweidewürmern im Darmkanal oft mancherlei Störungen des Wohlbefindens zur Folge haben kann; diese beruhen aber ausschließlich oder ursprünglich nur in dem mechanischen Reiz, welchen die Schmarotzer auf die Darmschleimhaut ausüben. Das einzig sichere Anzeichen der Gegenwart von Eingeweidewürmern im Darmkanal ist, wenn dergleichen mit dem Stuhl abgehen. Alle übrigen Symptome sind für sich allein oder in Verbindung mit anderen stets trügerisch. Mit mehr oder weniger Grund werden insbesondere folgende Störungen des Wohlbefindens, die aber alle auch recht wohl andere Ursachen haben können, der Gegenwart von Eingeweidewürmern zugeschrieben: Kolik-

Digitized by Google

schmerzen, die sich nach dem Genuß scharfer, salziger, saurer oder gewürzter Speisen steigern, Appetitlosigkeit mit Heißhunger wechselnd, Verstopfung mit Diarrhöen wechselnd, zeitweilige Uebelkeit, unangenehm riechendes Aufstoßen, Erbrechen, Zusammenlaufen des Wassers im Munde, Schluchzen, Magenschmerzen. Bei Kindern wird besonders das Jucken in der Nase, die Erweiterung der Pupille, das Auffahren im Schlafe, Knirschen mit den Zähnen als Zeichen der Anwesenheit von Würmern betrachtet. Mehr als zweifelhaft ist es, ob durch letztere selbst Veitstanz, Epilepsie, Krämpfe, Zuckungen, Lähmungen ꝛc. hervorgerufen werden können, und nicht weniger unwahrscheinlich ist es, ob durch Würmer ein sogenanntes Darmfieber erzeugt werden kann. Da alle jene Erscheinungen höchstens den Verdacht der Anwesenheit von Würmern begründen können, so ist zu einer angreifenden Wurmkur erst dann zu schreiten, wenn wirklich Würmer oder Stücke von solchen abgehen. Der Spulwurm (Ascaris lumbricoides) findet sich meist bei Kindern, selten bei Erwachsenen, wandert mitunter aus dem Dünndarm, seinem Sitz, in den Magen und wird bisweilen durch Erbrechen entleert. Hauptmittel zu seiner Vertreibung ist der Zittwersame (Semina Cinae), welcher in der Form von Pastillen, Pfefferkuchen, Leckſaft ꝛc. gegeben wird. Ungleich stärker wirkt das aus diesem Samen gewonnene Santonin. Die Anwendung wurmwidriger Mittel in Klystierform gegen den Spulwurm ist meist erfolglos, da die Lavements nicht bis in den Dünndarm reichen. Ganz zwecklos sind Einreibungen des Unterleibs. Der Springwurm od. Pfriemenschwanz (Oxyuris vermicularis) findet sich ebenfalls häufiger bei Kindern als bei Erwachsenen und erregt, da er den Dick- und vorzugsweise den Mastdarm bewohnt, oft in außerordentlicher Menge, hier nicht selten lästiges Jucken, ist aber im Uebrigen ungefährlich. Am wirksamsten sind gegen ihn Klystiere von kaltem Wasser, Salz- oder Kalkwasser, schwachen Sublimatlösungen, Absinthabkochungen ꝛc. Innere Mittel nützen wegen des tiefen Wohnsitzes des Parasiten nichts.

Wurmsame, s. Artemisia.

Wurmser, Dagobert Sigmund, Graf von, österreichischer Feldmarschall, geboren 1724 im Elsaß, begann seine militärische Laufbahn in französischen Diensten und zeichnete sich während des siebenjährigen Krieges aus. Als 1762 der Friede zwischen Frankreich und England erfolgte, trat er in österreichische Dienste und wurde nach dem hubertsburger Frieden zum Generalmajor, 1773 zum Chef eines Husarenregiments und einige Jahre später zum Feldmarschallieutenant ernannt. Im bayerischen Erbfolgekrieg deckte er im Juli 1778 den rechten Flügel der bei Jaromirz stehenden Hauptarmee und befehligte während der Wintermonate ein vorgeschobenes Corps, welches u. A. am 18. Januar 1779 die Preußen bei Habelschwerdt überfiel und viele Gefangene machte. Bald nach dem Frieden wurde W. kommandirender General in Galizien, 1787 General der Kavallerie. Beim Ausbruch des französischen Revolutionskriegs erhielt er im Frühjahre 1793 den Oberbefehl über das österreichische Heer am Oberrhein, überschritt mit demselben am 31. März bei Ketsch den Rhein, griff Tags darauf Custine's Nachtrab an und bedrohte, jedoch erfolglos, Landau. Dagegen focht er siegreich bei Rohrbach (29. Juni), Germersheim (5. Juli) und Essingen (27. Juli) und vereitelte dadurch die Versuche der Franzosen, zum Entsatze von Mainz durchzubrechen. Er vertrieb sie hierauf aus dem Bienwald (23. Aug.) und eroberte am 13. Oktober, unterstützt von dem Herzog von Braunschweig, die weißenburger Linien, sah sich aber dann nach mehren nachtheiligen Gefechten genöthigt, mit seinem sehr geschwächten Heer Ende Decembers über den Rhein zurückzugehen, und wurde im Januar 1794 abberufen. Im August 1795 übernahm er von Neuem den Oberbefehl des Heeres am Oberrhein, schlug die Franzosen am 18. Okt. vor Mannheim und eroberte diese Festung (22. Nov.). Ende Juni 1796 als Feldmarschall an Beaulieu's Stelle mit dem Oberbefehl des Heeres in Italien betraut, zwang er vom 29. Juli bis 12. Aug. die Franzosen, die Belagerung von Mantua aufzuheben, mußte sich aber nach einer Reihe unglücklicher Gefechte mit den Trümmern seines Heeres in die Festung werfen (13. Sept.), welche nun aufs Neue blokirt wurde. So ausgezeichnet er den Platz vertheidigte, nöthigten ihn doch die Unmöglichkeit eines Entsatzes, Mangel an Lebensmitteln und an Arzneien am 2. Febr. 1797 nach einer Blokade von 9 Monaten zu kapituliren. Bonaparte bewilligte die ehrenvollsten Bedingungen. Er sollte hierauf das Generalkommando in Ungarn erhalten, † aber noch vor Antretung dieses Postens den 22. Aug. 1797 zu Wien.

Wurrus (Rottlera *Roxb.*), Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen, charakterisirt durch die 3—5theilige Blüthenhülle, die zahlreichen Staubgefäße mit freien oder am Grunde verwachsenen Staubfäden, den 2—4theiligen Griffel und die meist 3knopfige, mitunter auch 2—4knopfige, unbewehrte oder stachelige, oft mit Körnchen bedeckte Kapsel, Bäume oder Sträucher mit ganzen, langgestielten oder schildständigen, spiralig stehenden Blättern und 1- oder 2häusigen Blüthen in neben den Blattachseln befindlichen häutigen Blüthenständen. Am bekanntesten ist neuerlich die Färberwurrus, R. tinctoria *Roxb.*, geworden. Dies ist ein 12—15 Fuß hoher, sehr ästiger Baum, mit 8 Zoll langen und über 2 Zoll breiten, langgestielten, unten blasseren und etwas behaarten Blättern, ährigen, meist zu mehren zusammenstehenden Blüthenständen und mit einem scharlachfarbigen Früchtchen mit aus Körnchen bestehendem Ueberzug. Der Baum findet sich häufig in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bombay in der Nähe von Flüssen oder an Sumpfrändern. Die rothe, körnige, die Früchte bedeckende Masse soll nach Roxburgh einen bedeutenden Handelsartikel in dem innern bergigen Gebiet der Circars abgeben. Nachdem die Kapseln bei der Reife im Februar oder März gepflückt worden, wird das rothe Pulver abgebürstet und aufbewahrt. Man färbt besonders Seide damit lebhaft und dauerhaft dunkel orangegelb. Die Landbewohner der Circars nennen den Baum Coruuga Munji Maram, d. h. Affengesichts-

Digitized by Google

baum, weil ſich merkwürdiger Weiſe die Affen mit jenem Pulver die Geſichter roth färben.

Wurſten (Wurſterland), Landſtrich in der preußiſch-hannöveriſchen Landdroſtei Stade, rechts an der Mündung der Weſer, umfaßt das Amt Dorum mit ¾ QMeile und 9271 Einw. (Wurſter), Abkömmlingen der alten Frieſen, welche Ackerbau, Viehzucht, Leinweberei, Fiſcherei und Schifffahrt treiben. Der Boden iſt fruchtbares Marſchland. Hauptort iſt Dorum mit 910 Einwohnern.

Wurſtgift, noch nicht iſolirte Subſtanz, welche ſich in verdorbenen Würſten findet. Seit Anfang dieſes Jahrhunderts kennt man eine Reihe von Vergiftungsfällen, bei welchen nach dem Genuß geräucherter Leber-, Blut- und Gehirnwürſte beunruhigende Symptome, wie Magenſchmerzen, Erbrechen, Erweiterung der Pupille, Veränderung der Stimme ꝛc., oft auch der Tod eintraten. Dieſe Vergiftungen, gegen welche die angewandten Mittel ſich bisher ſehr wenig erfolgreich gezeigt haben, kamen am häufigſten in Südweſtdeutſchland, namentlich in Schwaben, und zwar meiſt im April, alſo nach längerer Aufbewahrung der Würſte vor. Die Urſache der Giftigkeit der Würſte iſt in den verſchiedenſten Verhältniſſen geſucht worden; von einem Fermentgift kann nicht wohl die Rede ſein, weil auch der mit ſiedendem Alkohol aus giftigen Würſten bereitete Auszug und ſelbſt geſottene und gebratene Würſte Vergiftung hervorgebracht haben. Nach Schloßberger ſind wahrſcheinlich giftige Alkaloïde dabei betheiligt, welche durch eigenthümliche Umſetzungsprozeſſe der Proteïnkörper entſtehen. Aehnliche giftige Wirkungen findet man zuweilen auch am Käſe, an Fiſchen und Muſcheln.

Wurſtkraut, Pflanzenart, ſ. v. a. Origanum Majorana *L.*

Wurſtwagen, ein bei der fahrenden Artillerie eingeführter Munitionswagen, mit einem flachen in Federn hängenden Kaſten, deſſen Decke zum Sitz für 4—5 Artilleriſten eingerichtet iſt. Das Vordergeſtell trägt einen dem Protzkaſten ähnlichen und zum Sitz für 2 Mann eingerichteten Munitionskaſten, ſo daß auf dem W. und der Geſchützprotze die ganze Bedienungsmannſchaft Platz findet.

Wurzach, Stadt im würtembergiſchen Donaukreis, Oberamt Leutkirch, am Bibrach, Hauptort einer Standesherrſchaft des Fürſten von Waldburg-Zeil-Wurzach, hat ein fürſtliches Reſidenzſchloß, ein ſäkulariſirtes Nonnenkloſter, Gerberei, Tiſchlerei, Hopfenbau und 1100 Einwohner. Hier am 14. April 1525 Niederlage der aufrühreriſchen Bauern durch die ſchwäbiſchen Bundestruppen.

Wurzbach, Conſtant, Edler von Tannenberg, Dichter und Bibliograph, geboren am 11. April 1818 zu Laibach, beſuchte das Gymnaſium und Lyceum ſeiner Vaterſtadt und widmete ſich zu Grätz dem Studium der Rechte, trat aber 1836 in den Militärdienſt ſeines Vaterlandes. Als Lieutenant nach Lemberg verſetzt, beſuchte er hier die Vorleſungen der Univerſität und erhielt 1844 einen Poſten an der lemberger Univerſitätsbibliothek, 1848 an der Hofbibliothek zu Wien und wurde noch in demſelben Jahre zum Archivar im Miniſterium des Innern berufen. Seit 1849 ſteht er an der Spitze einer von ihm organiſirten adminiſtrativen Bibliothek für das Miniſterium. Als Dichter ward er unter dem Namen W. Conſtant auch über die Grenzen ſeines Vaterlandes hinaus bekannt, ſo durch eine unter dem Titel „Moſaik“ (Krakau 1841) erſchienene Sammlung, durch die 1849 anonym erſchienenen „Parallelen“ (3. Aufl., Leipzig 1842), das Gedicht „Von einer verſchollenen Königsſtadt“ (1850; 2. Aufl., Hamburg 1857) und die Canzone „Napoleon“ (1851), die ſeiner erzählenden Dichtung „Der Page des Kaiſers“ (Düſſeldorf 1854) zur Einleitung dient. Sammlungen erzählender Poeſien ſind die „Kameen“ (Düſſeld. 1856) und die „Gemmen“ (Hamburg 1855). Von ſeinen übrigen Arbeiten ſind hervorzuheben: „Sprüchwörter der Polen“ (Lemberg 1847; 2. Aufl., Wien 1852); „Volkslieder der Polen und Ruthenen“ (Lemberg 1846); „Hiſtoriſche Wörter, Sprüchwörter und Redensarten“ (Prag 1862); „Glimpf und Schimpf in Spruch und Wort“ (Wien 1864); „Die Kirchen der Stadt Krakau“ (daſ. 1853), reich an hiſtoriſchem und kunſtgeſchichtlichem Material; „Bibliographiſch-ſtatiſtiſche Ueberſicht der Literatur des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats“ (daſ. 1853—55) und das „Bibliographiſche Lexikon des öſterreichiſchen Kaiſerthums“ (daſ. 1857—64, 11 Bde.); „Das Schillerbuch“ (daſ. 1861); „Habsburg und Habsburg-Lothringen“ (daſ. 1861), eine biblio-biographiſch-genealogiſche Studie; „Joſeph und Michael Haydn“ (daſ. 1862) und „Elemente der Geometrie“ (Lemberg 1843).

Wurzel (radix), ſ. Pflanze.

Wurzel, in der Mathematik jede Größe, in ſofern ſie, einmal oder mehrmals mit ſich ſelbſt multiplicirt, eine Potenz (ſ. d.) oder Dignität gibt. So iſt 2 die W. von 4, 8, 16 ꝛc., weil $2 \times 2 = 4$, $2 \times 2 \times 2 = 8$, $2 \times 2 \times 2 \times 2 = 16$ ꝛc. iſt. Ebenſo iſt a die W. von a^2, a^3, a^4, weil $a \times a = a^2$, $a \times a \times a = a^3$, $a \times a \times a \times a = a^4$ iſt. Im erſten Falle ſagt man: 2 iſt die Quadrat- oder zweite W. von 4; im zweiten: 2 iſt die Kubik- oder dritte W. von 8; im dritten: 2 iſt die Biquadrat- oder vierte W. von 16, was auf folgende Weiſe bezeichnet zu werden pflegt: $\sqrt{4} = 2$; $\sqrt[3]{8} = 2$; $\sqrt[4]{16} = 2$. Aus einer gegebenen Zahl die W. ausziehen (Wurzelausziehung) heißt daher diejenige Zahl finden, welche, einmal oder mehrmals mit ſich ſelbſt multiplicirt oder auf eine beſtimmte Potenz erhoben, die gegebene Zahl gibt. Während es ſehr leicht iſt, eine beſtimmte Zahl auf das Quadrat oder den Kubus oder auf die 2. oder 3. Potenz zu erheben, da man ſie nur ein- oder zweimal mit ſich ſelbſt zu multipliciren braucht, wozu man ſich unter Umſtänden auch der Logarithmen zu bedienen pflegt, bietet das Ausziehen der Quadrat- und beſonders der Kubikwurzel mehr Schwierigkeiten dar. Es iſt zu dieſem Behuf zuvörderſt nöthig, ſich die Quadrate und Kuben der Zahlen bis 10 zu merken, wie folgt:

Wurzeln	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10,
Quadrate	1	4	9	16	25	36	49	64	81	100,
Kuben	1	8	27	64	125	216	343	512	729	1000.

Das Ausziehen der Quadratwurzel ge-

Digitized by Google

schieht auf folgende Weise. Jede Quadratwurzel, welche größer als 10 ist, stelle man sich als Binom nach der Formel $a + b$ vor, indem man sich unter a die Zehner, Hunderte, Tausende ꝛc., unter b aber die Einer der gegebenen Zahl denkt. Wäre z. B. 48 die W., so ist $a = 40$, $b = 8$; wäre 264 die W., so ist $a = 260$, $b = 4$. Erhebt man nun obiges Binom $a + b$ aufs Quadrat, so erhält man folgenden Ausdruck:

$$(a + b)^2 = a^2 + 2ab + b^2.$$

Mit Hülfe dieses Ausdrucks läßt sich nun aus einer bestimmten Zahl leicht die Quadratwurzel ausziehen, und zwar nach folgender Regel: 1) Man theilt die gegebene Zahl von der Rechten zur Linken in Klassen ein, jede zu 2 Ziffern, wobei, wenn die Zahl der Ziffern eine ungerade ist, die erste Klasse zur Linken nur aus Einer Ziffer bestehen kann. Es sei z. B. die Quadratwurzel aus 961 und 1764 zu ziehen, so setzt man an:

$$\sqrt{9\,|\,61} = \ldots\ldots \qquad \sqrt{17\,|\,64} \ldots\ldots$$

2) Man zieht darauf aus der ersten Klasse links die Quadratwurzel nach vorstehender Tafel; ist diese kein vollkommenes Quadrat, so nimmt man die nächst kleinere W. und setzt diese hinter das Gleichheitszeichen, wo sie mit a bezeichnet wird. 3) Man erhebt dieses gefundene erste Glied der W. zum Quadrat, schreibt solches unter die erste Klasse links und zieht es von derselben ab, wobei man zum Zeichen, wie weit man mit Ausführung der angenommenen Grundformel vorgerückt sei, das Quadrat mit a^2 bezeichnet. 4) Zu dem bei voriger Subtraktion etwa bleibenden Reste zieht man die zweite Klasse herunter, nimmt den für a gefundenen Werth doppelt und schreibt ihn so unter, daß rechts eine Zahl frei bleibt. 5) Mit diesem für $2a$ gefundenen Werth dividirt man in die darüber stehende Zahl, ohne auf die rechts freigelassene Zahl Rücksicht zu nehmen, schreibt den Quotienten als zweites Glied in die W. neben den ersten und bezeichnet es hier mit b, schreibt dann dieselbe Zahl unter den $2a$ repräsentirenden Werth und multiplicirt beide mit einander, so erhält man den Werth von $2ab$ und hat somit auch das zweite Glied der Grundformel gefunden. Dieser Werth wird von dem darüber stehenden Rest und der dazu genommenen Klasse, wie er darunter gesetzt worden, abgezogen. 6) Um nun noch das dritte Glied der Grundformel, b^2, zu suchen, zieht man zu dem etwa bleibenden Rest die rechts freigelassene Zahl herunter, erhebt den Werth von b aufs Quadrat, schreibt ihn gehörigen Orts unter und zieht ihn ab. Die Rechnung stellt sich also wie folgt:

$\sqrt{9\,|\,61} = \overset{a\,b}{3\,1}$;

$a^2 =$	9 ..
	61
$2a =$	6
$b =$	1
$2ab =$	6
	1
$b^2 =$	1
	0

$\sqrt{17\,|\,64} = \overset{a\,b}{4\,2}$;

$a^2 =$	16
	1 64
$2a =$	8
$b =$	2
$2ab =$	16
	4
$b^2 =$	4
	0

Bleiben noch Klassen übrig, so ist die W. des gegebenen Quadrats noch nicht genau ermittelt und es besteht dieselbe aus mehr als Ziffern. In diesem Fall benenne man die erste und zweite Ziffer der W. zusammengenommen mit a und verfahre wieder, wie unter 4) angegeben worden, bezeichne, so oft man b^2 abgezogen hat und noch Klassen übrig sind, die bisher gefundenen Ziffern der W. allemal zusammen mit a und fange nach dem Verfahren von 4) immer von Neuem an, z. B.

$\sqrt{32\,|\,03\,|\,56} = \overset{a\,b\,b}{5\,6\,6}$

$a^2 =$	25 ....
	7 03 ..
$2a =$	1 0. ..
$b =$	6. ..
$2ab =$	60. ..
	103 ..
$b^2 =$	36 ..
	67 56
$2a =$	11 2. (nämlich $2 \times 56 = 112$)
$b =$	6.
$2ab =$	67 2.
	36
$b^2 =$	36
	0

Kann man mit dem für $2a$ gefundenen Werthe in die darüber stehende Zahl nicht dividiren, indem er zu groß ist, so wird in der W. eine Null gesetzt, eine neue Klasse herunter gezogen und der Werth von $2a$ (wozu nun schon die Null mitgehört) aufs Neue gesucht und dann wie vorher fortgefahren, z. B.

$\sqrt{65\,|\,48\,|\,04\,|\,64} = 8\,0\,2\,8$

$a^2 =$	64	$\overset{a\,b}{..}$
	1 48	$\overset{a\,b}{\underbrace{\quad}}$
$2a =$	16	$a\ b$
	1 48 04 ...	
$2a =$	160 ..	$(2 \times 80 = 160)$
$b =$	9. ..	
$2ab =$	1 44 0. ..	
	4 04 ..	
$b^2 =$	81 ..	
	3 23 64	
$2a =$	1 61 8.	$(2 \times 809 = 1618)$
$b =$	2.	
$2ab =$	3 23 6.	
	4	
$b^2 =$	4	
	0	

Solche Zahlen, aus denen sich die W.n genau ziehen lassen, heißen rationale, solche dagegen, bei denen dies nicht der Fall ist, irrationale. Bei letzteren kann man die W. mit Hülfe von Decimalziffern annähernd finden, indem man, wenn keine Klasse mehr herunter zu ziehen ist, eine aus 2 Nullen bestehende Klasse anfügt und hinter die W. ein Komma setzt, zum Zeichen, daß die Ganzen aufhören. Die erste gefundene Ziffer bedeutet nun Zehntheile, die zweite Hundertheile ꝛc. Das Verfahren selbst ist das oben angegebene. Man kann aber so viel Decimalstellen entwickeln, als man der Genauigkeit des Resultats wegen für nöthig erachtet. Ist aus einem Decimalbruch oder aus einer ganzen Zahl mit angehängtem Decimalbruch die Quadratwurzel zu ziehen, so hängt man, wenn die Zahl der Decimalstellen ungerade ist, hinten eine Null an, damit eine gleiche Anzahl vorhanden sei und ein Klassenstrich mit dem Komma zusammenfalle, zieht dann die Quadratwurzel, ohne auf das Komma Rücksicht zu nehmen, aus und schneidet in der gefundenen W. von der Rechten zur Linken so viele Ziffern als Decimalstellen ab, als

Digitized by Google

man nebst der etwa angehängten Null Decimalklassen gehabt hat. Hat die gegebene Zahl Null Ganze, so wird in die W. eine Null für die Ganzen, mit dem Komma dahinter, angesetzt, ehe man zur Ausziehung der W. schreitet, und es bedeutet sodann die erste gefundene Ziffer der W. Zehntheile, die zweite Hunderttheile ꝛc. Ist endlich aus einem gemeinen Bruch die Quadratwurzel zu ziehen, so wird dieselbe aus Zähler und Nenner gezogen. Es ist nämlich $\sqrt{\frac{25}{81}} = \frac{\sqrt{25}}{\sqrt{81}} = \frac{5}{9}$. Sind aber Zähler und Nenner oder auch nur der Nenner irrational, so verwandelt man den Bruch in einen Decimalbruch und verfährt wie angegeben ist.

Beim Ausziehen der **Kubikwurzel** legt man die Formel $(a+b)^3 = (a^2 + 2ab + b^2) \times (a+b) = a^3 + 3a^2b + 3ab^2 + b^3$ zu Grunde und verfährt wie folgt: 1) Man theilt die gegebene Zahl von der Rechten zur Linken in Klassen je zu 3 Ziffern, wobei jedoch die letzte Klasse links auch nur 2 oder 1 Ziffer haben kann, z. B.

$\sqrt[3]{117\,|\,649} = \ldots$ $\qquad$ $\sqrt[3]{59\,|\,319} = \ldots$

2) Man zieht aus der ersten Klasse links die Kubikwurzel oder nimmt, wenn diese Klasse kein vollkommener Kubus ist, die nächst kleinere W. nach der voranstehenden Tafel, schreibt diese hinter das Gleichheitszeichen und, zum Kubus erhoben, unter die erste Klasse, dort mit a, hier mit a^3 benannt. 3) Um nun das zweite Glied der Formel $3a^2b$ zu erhalten, zieht man zuerst die folgende Klasse herunter, erhebt den für a gefundenen Werth aufs Quadrat und multiplicirt ihn mit 3, so hat man $3a^2$; diesen Werth stellt man auf die Weise unter den durch Subtraktion des Werths a^3 von der ersten Klasse erhaltenen Rest und die heruntergezogenen Ziffern der zweiten Klasse, daß rechts 2 Ziffern frei bleiben. 4) Mit diesem gefundenen Werth von $3a^2$ dividirt man in die darüber stehenden Ziffern, setzt den Quotienten als zweite Ziffer in die W., wo man ihn mit b bezeichnet, setzt ihn aber auch unter den Werth von $3a^2$ und formirt durch Multiplikation desselben mit b das Glied der Formel $3a^2b$, zieht dieses darauf von dem vorigen Rest ab und setzt den neuen Rest nebst den 2 rechts freigelassenen Ziffern darunter. 5) Um das dritte Glied der Formel $3ab^2$ zu erhalten, erhebt man den Werth von b zum Quadrat und multiplicirt dieses durch den dreifachen Werth von a; den Werth von $3ab^2$ setzt man so unter das Vorige, daß rechts eine Ziffer frei bleibt, zieht ihn ab und zieht zu dem Rest die freigelassene Ziffer herunter. 6) Endlich erhebt man den Werth von b zum Kubus, setzt ihn an der gehörigen Stelle unter das Vorige u. zieht ihn ab. Die Rechnung stellt sich demnach wie folgt:

$\sqrt[3]{117\,|\,649} = \begin{matrix}a\\4\end{matrix}\begin{matrix}b\\9\end{matrix}$

$a^3 = 64$	...
Rest =	53 649
$3a^2 =$	48..
$b =$	9..
$3a^2b =$	432..
Rest =	10 449
$3ab^2 =$	972.
Rest =	729
$b^3 =$	729
	0

$\sqrt[3]{59\,|\,319} = \begin{matrix}a\\3\end{matrix}$

$a^3 = 27$	...
Rest =	32 319
$3a^2 =$	27..
$b =$	9..
$3a^2b =$	243..
Rest =	8 019
$3ab^2 =$	729.
Rest =	729
$b^3 =$	729
	0

Sind noch Klassen übrig, so werden, wie beim Ausziehen der Quadratwurzel, die gefundenen 2 Ziffern der W. zusammen mit a benannt, und das Verfahren geht nach 3) weiter, und so oft man b^3 abgezogen hat und noch Klassen übrig sind, werden alle vorher gefundenen Ziffern der W. zusammen mit a benannt und nach 3) verfahren. Kann man mit dem für $3a^2$ gefundenen Werth in die darüber stehende Zahl nicht dividiren, weil er zu groß ist, so fügt man in der Wurzel eine Null hinzu, nimmt diese mit zu a, zieht eine neue Klasse herunter und verfährt nach 3). Bei Ausziehen der Kubikwurzel aus einer irrationalen Zahl hängt man an den nach Subtraktion des Werths von b^3 vom letzten Rest sich ergebenden neuen Rest eine Klasse, d. i. 3 Nullen an, setzt in der W. hinter die bisher gefundenen Ziffern ein Komma, um den Beginn der Decimalstellen anzuzeigen, und setzt die Rechnung fort, bis man ein hinreichend genaues Resultat erhält. Das Verfahren beim Ausziehen der Kubikwurzel aus einem Decimalbruch, aus einer ganzen Zahl mit angehängtem Decimalbruch, sowie aus einem gemeinen Bruch ist dem beim Ausziehen der Quadratwurzel angegebenen Verfahren ganz analog.

Wurzen, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, an der Mulde, über welche 2 Brücken führen, und an der leipzig-dresdener Eisenbahn, Sitz eines Gerichtsamts, hat ein altes Schloß (früher zeitweilige Residenz der meißnischen Bischöfe), 3 Kirchen, darunter den zu Anfang des 12. Jahrhunderts erbauten Dom mit 2 Thürmen und bischöflichen Gräbern, 2 Bürgerschulen, eine Sonntagsschule, Fabrikation von Tapeten, Chinasilberwaaren, Tabak, Tischler- und Töpferwaaren, Filz, Papier ꝛc., Weberei, Bleicherei, Brauerei und 2408 Einw.; ist der Geburtsort des Fabeldichters Lichtwer. W. ist sorbenwendischen Ursprungs und kommt bereits 961 urkundlich als Stadt vor. Im Jahre 994 kam es durch Verkauf von Merseburg an das Bisthum Meißen, war dann eine Zeitlang Hauptstadt der meißnischen Stiftslande und Residenz der Bischöfe, sowie der Sitz eines bedeutenden, 1114 zugleich mit der Domkirche vom Bischof Hertwig gegründeten Kollegiatstifts (in der Reformationszeit protestantisch geworden), einer besonderen Stiftsregierung, eines Stiftskonsistoriums, eines Stiftssuperintendenten und auf den Landtagen im weitern Ausschusse mit Sitz und Stimme berechtigt; jetzt besteht davon nur noch das Kollegiatstift (1 Propst, 1 Senior, 1 Dechant, 1 Scholastikus und 3 Domherren), das in der ersten Kammer der Landstände durch ein Mitglied vertreten wird. Im Jahre 1524 gaben die Wurzener durch Verweigerung der Türkensteuer Veranlassung zum Fladenkrieg (s. Sachsen, Geschichte). Im Jahre 1581 kam W. an Kurhessen. Im dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt hart mitgenommen, namentlich in der Charwoche 1637 von den Schweden geplündert und theilweise niedergebrannt.

Wusterhausen, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Neuruppin, auf einer von der Dosse gebildeten Insel, hat eine Gerichtskommission, Fabri-

Digitized by Google

lation von Tabak, Chemikalien, starke Leinweberei und 3091 Einw.

Wuth, der gewaltsame Ausbruch einer heftigen Leidenschaft, die sich besonders durch Drang zum Zerstören ausspricht. Die W. entspringt meist aus der Affektion des Zorns und der Rache, doch können auch begehrende Leidenschaften, wie die sinnliche Liebe, sich bis zur W. steigern, sowie auch manche Neigungen, z. B. zum Tanz, Spiel ꝛc., eine solche Uebermacht gewinnen können, daß denselben ohne Berücksichtigung der daraus entspringenden verderblichen Folgen zügellos gefröhnt wird und sie in Tanzwuth, Spielwuth ꝛc. ausarten. So lange die innere Aufregung noch nicht hoch genug gestiegen ist, oder hinreichend mächtige äußere Hemmungen den Ausbruch der W., besonders der durch den Zorn bedingten, entgegentreten, reflektirt sich dieselbe als stille W. bloß noch auf das Gemüth, gleichsam um sich hier erst durch Ansammlung zu stärken und dann, die Hemmung durchbrechend, mit um so größerer Gewalt sich zu entladen u. als ausgebrochene W. aufzutreten. Vgl. Manie und Tobsucht, auch Hundswuth.

Wyatt, 1) James, englischer Architekt, geboren den 3. Aug. 1746 zu Burton-Constable, gehört zu den Ersten, die in England den gothischen Styl wieder in Aufnahme brachten und ganze Häuser und Gewölbe bloß aus Gußeisen herstellten. Seit 1806 Präsident der britischen Malerakademie, † er den 5. Sept. 1813 zu Marlborough. In Restaurationsbauten altenglischer Bauten stand er längere Zeit unübertroffen da.

2) Matthew Digby, ebenfalls namhafter Architekt, geboren 1820 zu Rowde in Wilts, hat eine Reihe geschätzter Werke über Ornamentik, dekorative Kunst, Illuminirungen ꝛc. veröffentlicht.

Wybicki, Jozef, polnischer Staatsmann, geboren 1747 auf Bendomin bei Danzig, ward auf der Jesuitenschule zu Danzig gebildet und erregte zuerst Aufsehen, als er als Landbote auf dem Reichstage von 1768 sein Veto gegen die unter russischem Einflusse gefaßten Beschlüsse ausrief. Nachdem er sich vor den Russen nach Krakau und Ungarn geflüchtet, schloß er sich der Konföderation zu Bar an und war für dieselbe in Wien, Berlin und dem polnischen Preußen thätig. Er widmete sich zu Leyden ein Jahr lang kameralistischen Studien und kehrte nach der ersten Theilung Polens nach Warschau zurück, wo er Andrzej Zamojski bei der Entwerfung eines neuen Gesetzbuchs unterstützte. Während des Aufstandes unter Kosciuszko befand er sich an Dombrowski's Seite in Großpolen. Nach der Erstürmung von Praga ging er nach Frankreich, dann zurück nach Preußen und lebte, nachdem seine Güter konfiscirt worden waren, zurückgezogen in Breslau, bis Napoleon I. nach dem Siege bei Jena Dombrowski und ihn zu sich nach Berlin beschied und beide mit der ersten Organisation eines polnischen Heeres und einer polnischen Verwaltung beauftragte. W. entfaltete nun in Polen eine so große Thatigkeit, daß er nach Errichtung des Herzogthums Warschau vom König von Sachsen zum Senator-Wojewoden ernannt wurde. Kaiser Alexander bestätigte W. in seiner Würde und erhob ihn zum Präsidenten des warschauer Obertribunals. Er † 1822. Unter seinen Schriften sind die vom Grafen Raczynski herausgegebenen „Pamietniki" (Posen 1840, 3 Bde.) auszuzeichnen.

Wyck, Thomas, Maler und Radirer, geboren 1616 zu Haarlem, hielt sich einige Jahre in Italien auf und ließ sich später zu London nieder, wo er 1686 †. Er lieferte besonders genreartige Darstellungen aus dem Leben des Markts und der öffentlichen Lustbarkeiten, auch Laboratorien, Städteansichten, darunter eine Darstellung Londons vor dem großen Brande von 1660 und des brennenden London, Standbilder mit mannichfaltiger Staffage. Seine ziemlich seltenen Radirungen sind geistreich und leicht behandelt.

Wye, schiffbarer Fluß im westlichen England, entspringt am Plinlimmon, in der Grafschaft Montgomery (Wales), fließt in gewundenem Laufe vorherrschend südöstlich durch die Grafschaften Radnor, Brecknock und Hereford, bildet zuletzt die Grenze zwischen Gloucester und Monmouth, nimmt den Mynwye, Ithon und andere kleine Flüsse auf, macht den schönen Wasserfall Rhajadigwy und mündet nach 26 Meilen Stromlauf bei Chepstown rechts in den Severn. An ihm schlug Edward I. 1282 den walliser Fürsten Llewellyn.

Wyk (W. by Duurstede), Stadt in der niederländischen Provinz Utrecht, Bezirk Amersfoort, rechts am Rhein, der sich hier in 2 Arme, den Lek und den krummen Rhein, scheidet, ist Sitz eines Kantonalgerichts, hat 2 Kirchen, eine Synagoge, ein schönes Rathhaus, Trümmer des angeblich von Drusus erbauten Schlosses Duurstede, starken Getreide- und Viehhandel und 2742 Einw. W. ist das Durostadum (nach Andern Batavodorum) der Römer, soll in alter Zeit eine der größten Städte des Landes gewesen sein, wurde jedoch durch die Normannen wiederholt geplündert und kam dadurch sehr herab.

Wylich und Lottum, altes Adelsgeschlecht in Niederschlesien und Pommern, erwarb im 16. Jahrhundert die Herrschaft Lottum, ward 1608 in den Freiherren- und 1700 in den Grafenstand erhoben und besitzt seit 1837 das Majorat Lissa in Schlesien. Karl Philipp, Graf von W. u. L., geboren den 27. Aug. 1650, preußischer Generalfeldmarschall, wurde 1701 in den Grafenstand erhoben und starb den 14. Febr. 1719. Sein Urenkel, Karl Friedrich Heinrich, Graf, geboren den 5. Nov. 1767, preußischer General der Infanterie, wirklicher geheimer Staats- u. Schatzmeister, starb den 14. Febr. 1841. Dessen Sohn, Friedrich, Graf, geboren 3. Mai 1796, trat jung in preußische Kriegsdienste, nahm 1822 den Abschied als Major, war später außerordentlicher Gesandter u. bevollmächtigter Minister des Königs von Preußen im Haag und starb den 13. Okt. 1847. Im Majorat Lissa folgte ihm sein älterer Sohn Moritz, geboren den 19. Juli 1829.

Wynants, Johann, berühmter holländischer Landschaftsmaler, geboren 1600 zu Haarlem. Seine Lebensumstände sind unbekannt. Er † 1677. Viele Staffagen seiner schön gewählten Landschaften, oft aus der Gegend von Haarlem, mit malerischen Sandhügeln, rühren von seinen großen Zeitgenossen, Ph. Wouwerman, Adr. van der Velde, die seine Schüler waren, B. Gaal

Digitized by Google

u. A., her. Seltener noch als seine Gemälde sind seine Zeichnungen.

Wyrballen (poln. Wirczbolow), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Suwalki, Kreis Kalwarya, an der Eisenbahn von Königsberg nach Wilna u. Petersburg, in fruchtbarer Gegend unweit der preußischen Grenze, hat lebhaften Handel, regen Grenzverkehr und 3700 Einw. W. war früher der Sitz eines reichen Dominikanerklosters, welchem viele der umliegenden Dörfer gehörten.

Wyse, Thomas, britischer Diplomat, † den 15. April 1862, Gemahl der Lätitia Bonaparte, Tochter von Charles Lucian Jules Laurent Bonaparte (s. d.).

Wysocki, Piotr, polnischer Patriot, geboren 1799 zu Warschau, trat 1817 als Freiwilliger in die polnische Garde, besuchte seit 1821 die Fähnrichsschule zu Warschau und stiftete als Unterlieutenant 1828 eine geheime Verbindung zur Wiederherstellung Polens, der sich nach und nach Offiziere fast aller Corps der Besatzung von Warschau anschlossen. Am 29. Nov. 1830 rief er die Fähnriche zu den Waffen und nahm Theil an dem Kampfe während der Nacht (vgl. Polen). Als Chlopicki an die Spitze des Aufstandes trat, schloß sich ihm W. mit seinen Gefährten an. Nach der Abschaffung der Diktatur im Januar 1831 ward er zum Hauptmann und Flügeladjutanten des Fürsten von Radziwil ernannt und focht bei Okuniew, Wawre und Grochow, nahm dann an Dwernicki's Zuge nach Volhynien Theil und trat mit dessen Corps nach Galizien über. Von da entkam er jedoch nach Warschau, wo er als Oberst des 10. Regiments die Redoute von Vola vertheidigte. Bei deren Erstürmung am 6. Sept. 1831 fiel er in russische Gefangenschaft und ward zum Tode verurtheilt, aber begnadigt und in die sibirischen Bergwerke abgeführt, wo er 1837 gestorben sein soll.

Wyß, Johann Rudolf, schweizer Idyllendichter, geboren am 13. März 1781 zu Bern, studirte hier und auf deutschen Universitäten und erhielt bereits in seinem 25. Jahre den philosophischen Lehrstuhl an der Akademie zu Bern. Später wurde er noch Oberbibliothekar. Er † den 31. März 1830. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „Vorlesungen über das höchste Gut" (Tüb. 1811, 2 Bde.), der „Schweizerische Robinson" (2. Aufl., 4 Bdchn.; Zürich 1821—27) und die sehr verbreiteten „Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz" (Bern 1815—22, 3 Bde.); auch redigirte er den „Schweizer Naturforscher" und die „Alpenrosen" und gab mit Stierlin die „Berner Chroniken" heraus.

Wystyten (Wysztyten), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Suwalki, Kreis Kalwarya, nordnordwestlich von Suwalki, nördlich am wystyter See, dicht an der preußischen Grenze, hat 2600 Einwohner.

Wyszogrod (Wyszegrad), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement und Kreis Plock, rechts an der Weichsel, der Mündung der Bzura gegenüber, südöstlich von Plock, in fruchtbarer Gegend, hat 3 Kirchen, ein Kloster, Armenhaus, Fabrikation von Tuch, Leinwand und Leder und 4000 Einw., worunter viel Juden.

Wytegra (Wütegra), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Olonetz, am gleichnamigen Fluß (der in den Onegasee fällt und durch einen Kanal mit dem Bjelo-Ofero verbunden ist), in bergiger Gegend, ist durch seine Lage am Marienkanalsystem von Wichtigkeit, treibt daher lebhaften Handel und hat 2 Kirchen und 2600 Einwohner.

Wyttenbach, Daniel, ausgezeichneter holländischer Humanist, der Sohn des als theologischer Schriftsteller bekannten und zu Marburg 1779 als Professor verstorbenen Daniel W., geboren 1746 zu Bern, studirte zu Marburg, Göttingen und Leyden und wurde schon 1771 Professor der griechischen Sprache und Philosophie am Remonstrantengymnasium zu Amsterdam, 1779 Professor der Philosophie am Athenäum zu Amsterdam und 1799 der Beredtsamkeit zu Leyden. Seit 1816 privatisirte er erst in Heidelberg, dann zu Leyden; † erblindet am 17. Jan. 1820 zu Oesgeest. Von seinen Schriften, die sich durch große Belesenheit, gründliche Kenntnisse in allen Zweigen der Alterthumswissenschaft, geschmackvolle Kritik und besonders durch fließende Darstellung auszeichnen, sind hervorzuheben seine zuletzt von Schäfer herausgegebene „Epistola critica ad D. Ruhnkenium" (Gött. 1769), die „Praecepta philosophiae logicae" (Amsterd. 1782; zuletzt von Maaß, Halle 1821), seine in klassischem Latein geschriebene „Vita Ruhnkenii" (Leyden 1800; neueste Aufl. von Frotscher, Freiburg 1846), die „Bibliotheca critica" (Amsterd. 1777—1808, 3 Bde.), die „Philomathia s. miscellanea doctrina" (das. 1809—17, 3 Bde.), ferner seine Ausgabe von Plato's „Phädon" (Leyden 1810, Leipzig 1825) und mehrer Schriften des Plutarch, besonders der „Moralia" (Oxford 1795—1800, 5 Bde.), wozu die „Animadversiones" (Oxford 1810—21, 3 Bde.) kamen. Gesammelt erschienen seine „Opuscula varii argumenti" erst nach seinem Tode (Leyden 1821, 2 Bde.). Eine Auswahl derselben lieferte Friedemann (Braunschw. 1825). Seine Briefe erschienen unter dem Titel „Epistolarum selectarum fasciculi tres", von Mahne (Gent 1830). Vergl. Mahne, Vita D. Wyttenbachii", Gent und Leyden 1823. Seine Gattin, Johanna, geborne Gallien aus Hanau, mit der er sich erst in seinem 72. Jahre vermählte, war eine wissenschaftlich hoch gebildete Frau. Sie lebte nach dem Tode ihres Gemahls in Paris, erhielt 1827 von der philosophischen Fakultät der Universität Marburg die Doktorwürde und † 1830 auf einem Landgute bei Leyden. Unter ihren Werken sind zu nennen: „Théagène" (Paris 1815; deutsch, Leipzig 1816), „Das Gastmahl des Leontis" (Ulm 1821) und der Roman „Alexis" (Paris 182?).

Digitized by Google

Χ.

Χ, χ, X, x, im griechiſchen Alphabet der 14., im lateiniſchen der 21. und im deutſchen der 24. Buchſtabe, findet ſich noch nicht im ſemitiſchen (phöniciſchen) Uralphabet, aus welchem das griechiſche entlehnt iſt, ſondern kam erſt aus dem ſamiſchen Alphabet unter dem Archon Euclides 403 v. Chr. in die attiſche Schrift, in dem man ihm die urſprüngliche Stelle des aus dem phöniciſchen Samech entſtandenen Sigma einräumte. Früher hatten die Athener dafür κσ gebraucht. Aus dem griechiſchen Alphabet gelangte das Schriftzeichen zu den Römern, wo es außer in griechiſchen Fremdwörtern nur im Inlaut und Auslaut vorkommt und ebenfalls als Doppelkonſonant für die Lautverbindungen cs, gs gilt und bisweilen mit s wechſelt, z. B. nixtus und nistus, Ulyxes und Ulysses. Aus der römiſchen Sprache haben es die romaniſchen mit überkommen. Die Italiener ſchreiben es jedoch nur in Fremdnamen, wie Xante, Xeres ꝛc., und verwandeln es ſonſt in ss (z. B. Aleſſandria), oder s (z. B. esaudire). Im Spaniſchen wird x ſtets als Kehllaut gleich dem auch in der Schrift jetzt meiſt dafür geſetzten j ausgeſprochen, außer vor a, wo es wie ss, u. vor Konſonanten, wo es wie s lautet. Die Franzoſen ſprechen es in fremden Wörtern hart wie ks, in heimiſchen wie s. In den germaniſchen Sprachen bedient man ſich zwar des Schriftzeichens nicht bloß in fremden, ſondern auch in einheimiſchen Wörtern für die Lautverbindungen ks und chs, allein es hat ſich nicht recht heimiſch machen können, ſo daß die Orthographie (z. B. Achſe und Axe) meiſt ſchwankend bleibt. Im Schwediſchen und Däniſchen kommt x nur in fremden Wörtern vor. Im Engliſchen, wo es durch den Einfluß der franzöſiſchen Sprache eingeführt worden iſt, wird es meiſt hart wie ks geſprochen, in den Endſylben ion lautet es wie ſch. Als ſymboliſches Zeichen bedeutet X auf franzöſiſchen Münzen den Münzort Amiens, als Zahlzeichen im Griechiſchen ξ = 60, ,ξ = 60,000, im Lateiniſchen X = 10, in der Rubricirung = 21 oder 22. Als Abkürzung iſt X in römiſchen Schriften ſ. v. a. Denarius, weil derſelbe aus 10 As beſtand; in der Mathematik zeigt x eine unbekannte, noch zu ſuchende Größe an. Im kanoniſchen Recht bedeutet es den erſten Theil der Dekretalien, in einigen ältern mediciniſchen Schriften ſ. v. a. eine Unze.

Xalapa (Jalapa), Hauptſtadt eines Bezirks im mexikaniſchen Departement Veracruz, am Fuße des Gebirgs Macultepec, in fruchtbarer Gegend, hat 4 Kirchen, ein Kloſter, 2 Hoſpitäler, lebhaften Handel, jährlich eine große Meſſe und 12,000 Einwohner, meiſt Kreolen und Meſtizen. In der Umgegend ſind reiche Kaffee- u. Zuckerplantagen.

Xalisco (Jalisco), eins der weſtlichen Küſtendepartements von Mexiko, der ehemaligen neuſpaniſchen Intendanz Guadalaxara entſprechend, erſtreckt ſich in einer Küſtenlänge von 89 Meilen längs des ſtillen Oceans, grenzt nördlich an Cinaloa und Durango, öſtlich an Zacatecas und Guanaxuato, ſüdlich an Mechoacan und Colima und umfaßt einen Flächenraum von 2390 QMeilen mit 804,058 Einwohnern. Der größte Theil des Landes liegt auf der Weſtſeite der Cordilleren des Anahuac, hier Sierra Madre genannt, und beſteht theils aus Hochebenen, theils aus Gebirgszügen; im Süden liegt der 9600 Fuß hohe thätige Vulkan Colima. Der wichtigſte Fluß iſt der Rio Grande de Santiago oder Tolotlan, welcher ſich aus der Vereinigung des Rio Lerma und Rio Laxa bildet und in nordweſtlicher Richtung dem ſtillen Ocean zuſtrömt; außerdem noch der Axtatlan, der Bayonne und einige kleine Küſtenflüſſe; im Südoſten liegt der 21 QMeilen große Chapalaſee. Der innere, öſtliche Theil des Landes hat ein gemäßigtes, geſundes Klima, die Küſtenregion iſt dagegen heiß und ungeſund. Wo die Bewäſſerung nicht fehlt, welche theilweiſe künſtlich hergeſtellt iſt, iſt der Boden fruchtbar u. die Vegetation reich, in den höhern Gegenden aber unfruchtbar. Die Produkte des Pflanzenreichs ſind die gewöhnlichen mexikaniſchen; das Mineralreich liefert Silber, Kupfer u. Salz, das Thierreich auch die europäiſchen Hausthiere in großer Menge. Die Bevölkerung, unter welcher ſich ſehr viele Indianer (Cazcanes, Guachichiles, Guamanes u. a.) befinden, vertheilt ſich namentlich auf die ſüdöſtlichen Gegenden des Landes und das Thal des Santiago, während der Norden und Nordweſten, ſowie die Küſtenregion nur ſehr dünn bevölkert ſind, letztere faſt nur von Negern und Zambos. Hauptbeſchäftigung iſt Ackerbau und Viehzucht, auch die Indianer ſind jetzt ſämmtlich anſäſſige Ackerbauer; außerdem treiben die Bewohner Bergbau, etwas Induſtrie in Wolle, Baumwolle und Leder, ſowie ziemlich lebhaften Handel. Die Hauptſtadt des Departements iſt Guadalaxara. Der Flecken X. oder Jalisco liegt an der Weſtküſte nördlich vom Kap Corrientes, hat einen Hafen und war früher Hauptort eines Indianerreiches. X. wurde zuerſt von Gonzalo de Sandoval beſucht, 1541 von Cortez für Spanien in Beſitz genommen und daraus mit dem jetzigen Departement Zacatecas das ſogenannte Königreich Neugalicien (Galicia la Nueva) gebildet.

Xanten (Santen), Stadt in der preußiſchen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düſſeldorf, Kreis Mörs, unweit des Rhein, hat eine evangeliſche und katholiſche Kirche (letztere, der St. Victorsdom, ein Meiſterwerk gothiſcher Baukunſt, von 1213—1522 errichtet, mit ſchönen Gemälden von de Bruyn, Johann von Calcar u. A., wunderthätigem Chriſtusbilde und merkwürdigen Grabmonumenten), ein Kloſter der Töchter des heiligen Kreuzes, Progymnaſium, Streichgarnmaſchinenſpinnerei, Baumwoll- und Leinweberei, Strumpfwirkerei, Färberei und Zeugdruckerei und 3580 Einwohner. Die Stadt iſt aus einer römiſchen Kolonie hervorgegangen. Hier ſchlug Claudius Civilis 69 n. Chr. die Römer unter Hordeonius Flaccus, wurde aber 71 n. Chr. von ihnen unter Petilius Cerealis geſchlagen. Auch ſollen hier Ulpia castra und nicht weit davon Vetera castra geſtanden haben. Man zeigt noch daſelbſt den Grund eines Amphitheaters, auf dem Vorſtenberge Spuren

Digitized by Google

von dem Prätorium des Quinctilius Varus und in der Nähe der alten Burg die der Colonia Trajana. Im Jahre 286 ließ hier Kaiser Maximin den heiligen Victor mit 360 Gefährten aus der thebäischen Legion hinrichten; später wurde deshalb ein Kloster hier errichtet und die Stadt erhielt den Namen Sancten. Die Stadt kommt schon im Nibelungenliede vor. Hier wurde auch 1614 der jülich-kleve'sche Erbfolgestreit durch einen vorläufigen Theilungsvertrag zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg geschlichtet.

Xanthin (Harnoxyd, harnige Säure), stickstoffhaltige chemische Verbindung, findet sich in Blasensteinen von blättrigem Gefüge, die durch Reiben wachsglänzend werden, sowie nach Scherer normal beim Menschen im Harn, dann beim Ochsen in der Milz, Leber, im Harn, Pancreas u. im Fleisch der Pferde und Fische und bei Krankheiten in der Milz und Leber des Menschen. Künstlich erzeugt man es aus dem Guanin durch Oxydation. Es löst sich schwer in Wasser, leicht in Alkalien und Säuren und gibt mit letzteren krystallinische Verbindungen. Beim Erhitzen bis 150° bleibt es unverändert, in höherer Temperatur gibt es ein weißes Sublimat und Cyanwasserstoffsäure, als Rückstand bleibt Kohle.

Xanthippe, die Gattin des Socrates, die zum Typus einer bösen, zanksüchtigen Ehefrau geworden ist.

Xanthippus, tapferer spartanischer Feldherr, kam während des ersten punischen Kriegs mit andern Freiwilligen nach Karthago und erhielt hier den Oberbefehl über die Truppen. Er schlug 255 v. Chr. unter den Mauern von Tunes, dem jetzigen Tunis, mit einer um die Hälfte geringeren Macht den Regulus, ward aber in der Folge von den Karthagern mit Undank belohnt, nach der Behauptung einiger Geschichtschreiber sogar ermordet.

Xanthium *L.* (Spitzklette, Kropfklette), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch die monöcischen Blüthenkörbchen (männliche vielblüthig mit vielblättrigem Hüllkelch, weibliche 2blüthig) und die Früchte ohne Samenkerne, ausdauernde oder einjährige Kräuter, fast in allen Welttheilen, von deren Arten besonders zu bemerken ist: X. strumarium *L.*, 1/2—2 Fuß hoch, mit ästigem, striegelig kurzhaarigem Stengel, wechselständigen, herzförmigen Blättern, kugeligen, den Gipfel des Stengels und der Aeste einnehmenden männlichen und unterhalb derselben stehenden, fast ährig gestellten weiblichen Blüthenkörbchen, einjährig, auf öden Plätzen, Schutthaufen und an Wegen. Alle Theile sind scharf und enthalten Jod, weshalb der frisch ausgepreßte Saft gegen Skropheln, Kropf, Flechten, die Samen und Wurzeln gegen Ruhren und Blasenleiden in Gebrauch waren. Kraut und Wurzel dienen auch zum Gelbfärben.

Xanthochymus *Roxb.* (Ghorkabaum, Färberbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Guttiferen, charakterisirt durch den 5theiligen, ungleichen dachziegeligen Kelch, die 5blättrige Korolle mit 5blättrigem Nektarium, die 5 mit den Blumenblättern abwechselnden Staubgefäßbündel, den kurzen Griffel und die 5lappige, lange, ausgebreitete Narbe, Bäume in Ostindien, von denen zu bemerken sind: X. ovalifolius *Roxb.*, ein Baum auf Ceylon und im südlichen Ostindien, in allen Theilen einen gelben Milchsaft enthaltend, der als ceylanisches Gummigutt gesammelt wird; X. pictorius *Roxb.*, X. tinctorius *Dec.*, ein Baum, dessen Milchsaft ein ebenfalls für Maler sehr brauchbares Gummigut darstellt.

Xanthorrhiza *Hérit.* (Gelbwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, charakterisirt durch den korollenartigen, 5blätterigen Kelch, die gestielten, 2lappigen, abgestutzten Kronblätter (Nektarien) und die 5 halb 2klappigen, einsamigen Kapseln, mit der einzigen Art: X. apiifolia *Hérit.*, einem ausdauernden Halbstrauch in Georgia und Carolina, mit unpaarig gefiederten Blättern und kleinen, schwarzvioletten Blüthen in Endrispen. Da der Strauch in jedem lockern, nicht zu nassen Gartenboden im Freien gedeiht, so eignet er sich sehr zu Boskets in Lustgärten. Er läßt sich leicht durch Seitensprossen vermehren. Die Wurzel ist als tonisch-bitteres Heilmittel in die Pharmakopöen Nordamerika's aufgenommen.

Xanthorrhöa *Smith* (Gelbharzbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Commelinaceen, charakterisirt durch die röhrige, 6theilige Blumenkrone mit 6 an der Röhre befestigten Staubgefäßen und die holzige, 3fächerige Kapsel mit 1—2 Samen, hohe Stauden mit holzartigem Stamm und langem, dicht mit Blüthen besetztem Kolben, in Australien, gleich baumartigem Schilfrohr, wächst aber auf trockenem Boden. Aus dem Stamm von X. hastilis *Smith* in Australien gewinnt man ein Harz von scharfem Geschmack und angenehmem Benzoegeruch, welches unter dem Namen gelbes Harz von Neuholland (Botanybaiharz) in den Handel kommt, gegen Magenschwäche, Durchfall, weißen Fluß u. Asthma angewendet wird und mit Salpetersäure sehr viel Pikrinsäure liefert. X. arborea *R. Vor.* liefert das unter dem Namen schwarzes Knabengummi (Blackboygum) eingeführte rothe, dem Drachenblut sehr ähnliche Harz. Sämmtliche Arten geben ein treffliches Viehfutter und die Eingebornen wissen aus der untern Seite der Blätter eine schmackhafte Speise zu bereiten.

Xanthoxyleen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Kelch ist 4- oder 5-, selten 3theilig; die Blumenblätter sind auf dem Fruchtboden befestigt, selten fehlend. Die Blüthen sind diklinisch; die männlichen haben getrennte Staubgefäße in der gleichen oder doppelten Anzahl der Blumenblätter und meist einen Stempelansatz; die weiblichen haben gar keine oder höchstens verkümmerte Staubgefäße und getrennte oder in Einen verwachsene Griffel mit ebensolchen Narben. Die Frucht besteht entweder aus getrennten, meist 2klappigen Karpellen oder ist eine 2—5fächerige Beere oder Kapsel mit hängenden, eiweißhaltigen Samen. Die Familie begreift Bäume und Sträucher mit wechsel- oder gegenständigen, einfachen oder öfter gefiederten, meist durchscheinend punktirten Blättern ohne Nebenblätter und polygamischen oder diöcischen, regelmäßigen, winkel- oder gipfelständigen Blüthen. Man kennt etwa 100 Arten in 11 Gattungen, welche meist der heißen Zone an-

Digitized by Google

gehören und in Europa ganz fehlen. Sie enthalten viel ätherisches Oel und Harz nebst einem bittern Stoff, zum Theil auch gelben Farbstoff.

Xanthoxylon *L.* (Gelbholz), Pflanzengattung aus der Familie der Xanthoxyleen, charakterisirt durch den 3—9lappigen, oft auch 4—5theiligen Kelch, die in gleicher Anzahl wie die Kelchlappen vorhandenen und mit diesen abwechselnden, selten fehlenden Kronblätter, die diesen entgegengesetzten Staubgefäße und die 2klappigen, 1—3samigen Kapseln, deren ebenfalls so viel als Kelchlappen sind, meist stachelige Sträucher und Bäume mit drüsig gedüpfelten und gefiederten Wechselblättern und kleinen, grünlichen oder weißen Blüthen, in heißen Ländern. Als Arzneipflanzen sind hervorzuheben: X. Clava Herculis *L.*, X. caribaeum *Lam.*, karaibisches Gelbholz, Zahnwehholz, ist ein Baum in Westindien mit 30—40 Fuß hohem, sich oben in zahlreiche Aeste theilendem, unten mit dicken, eckigen Stacheln besetztem Stamm, dessen scharf und zusammenziehend gewürzhaft schmeckende, Xanthopikrit enthaltende Rinde in Westindien gegen Wechselfieber, Schleimflüsse, syphilitische Leiden, sowie gegen Zahnschmerzen, und dessen Blätter zur Heilung von Wunden und Geschwüren gebraucht werden. X. marginatum *Sw.* ist ein 20 F. hohes Bäumchen mit niedergebogenen Aesten, 2—3paarig gefiederten Blättern und kleinen, weißen Blüthen in Endtrauben auf Jamaica, dessen weißes, sehr wohlriechendes Holz von Einigen für das Rosenholz (Lignum Rhodium s. Rosum) gehalten wird und verbrannt einen wohlriechenden Rauch verbreitet. Aeste und Blätter des Baumes werden zu reizenden Bädern und Bähungen angewendet. X. fraxineum *Willd.*, Zahnwehholz, ist ein 8—16 F. hoher, in Nordamerika von Canada bis Virginien wachsender Strauch mit stacheligen Aesten, dessen scharf und etwas gewürzhaft schmeckende Rinde in Nordamerika als kräftiges, schweiß- und harntreibendes Mittel in großem Ansehen steht und auch als wirksam gegen Zahnschmerzen empfohlen wird. Letzteres gilt auch von der Wurzel von X. ternatum *Sw.* in Westindien. X. Pterota *Kunth* ist ein 20 F. hoher Baum in Westindien mit hartem, gelblichem, dem des Buchsbaums ähnlichem Holz, dessen Rinde zu schweißtreibenden Tisanen, sowie zum Gelbfärben dient, während die gewürzhaft bitter schmeckenden Blätter als Magenmittel, sowie zu Umschlägen gegen eine endemische Hautkrankheit (Pians) gebraucht werden. X. nitidum *Dec.* ist ein 10—15 F. hoher Strauch im südlichen China mit langen, fast kletternden, stacheligen Aesten, dessen mit einer blaßgelben, korkartigen Rinde bedeckte Wurzel in China sowohl als erhitzendes, schweißtreibendes und die Menstruation beförderndes Mittel, als auch gegen Wechselfieber officinelle Anwendung findet, während die angenehm aromatisch riechenden Blätter als Gewürz dienen. X. piperitum *Dec.*, japanesischer Pfefferstrauch, ist ein 12 F. hoher japanischer Strauch oder Baum mit stacheligen Aesten, ungerad-gefiederten Blättern und Blüthen in Achseltrauben, dessen sämmtliche Theile einen aromatisch-scharfen, pfefferartigen Geschmack haben und, namentlich Wurzel und Rinde, Xanthopikrit enthalten. Die Blätter werden in Indien und Japan mit Reismehl als hautröthendes Mittel, die Samenkapseln, Baccae Fagarae s. Piper japonicum, als Gewürz benutzt. Der Baum soll die Mutterpflanze des aus Ostindien kommenden Pepplemool (Pepple-moor) oder Sumpfpfeffers sein. X. Rethsa *Dec.*, Pfefferlimone, ist ein ansehnlicher ostindischer stacheliger Baum mit 8—16 paarigen Blättern, sichelförmigen Blättchen und gelben Blüthen in Endrispen, dessen unreife Früchte gewürzhaft, fast wie Pomeranzenschalen schmecken, während die reifen Samen fast die Schärfe des schwarzen Pfeffers haben. Beide benutzt man daher in Ostindien als reizendstärkende Heilmittel und als Speisegewürz. X. Senegalense *Dec.* ist ein 12—15 F. hoher, vom Grund an ästiger, stacheliger Baum mit unpaarig-gefiederten Blättern und traubigen Blüthen, dessen Rinde gepulvert von den Negern am Senegal äußerlich gegen rheumatische Schmerzen, besonders der Zähne, gebraucht wird. X. hyemale *St. Hil.* ist ein Strauch in Brasilien mit 3—6paarig-gefiederten Blättern und rispenständigen Blüthen, dessen Rinde ebenfalls gegen Zahn- und Ohrenschmerzen sehr wirksam sein soll.

Xanthus, bedeutendste Stadt in Lycien, an der westlichen Südküste Kleinasiens, 1¾ Meilen von der Mündung des gleichnamigen Flusses, wurde zuerst um 546 v. Chr. durch die Perser, dann 43 v. Chr. durch die Römer unter Brutus zerstört; beide Male kamen die Einwohner nach heldenmüthiger Vertheidigung größtentheils um. Durch Erdbeben ging die Stadt vollends zu Grunde. Sie hatte einen Tempel des Sarpedon, des lycischen Apollo und 1½ Meilen stromabwärts ein Heiligthum der Latona. Die großartigen Ruinen der Stadt liegen bei dem Orte Kunik am Flusse Etschen oder Essenida. Die vom Engländer Fellows entdeckten, für die Kunstgeschichte äußerst wichtigen Marmordenkmale von X. (Xanthian Marbles) sind 1813 dem britischen Museum einverleibt worden. Das Hauptstück der Sammlung ist die Stele von X., ein kolossaler, 80 Tonnen schwerer Monolith, der auf einem niedern Fußgestelle ruht. Ein anderer Theil stellt in herrlichen Basreliefs die Erstürmung der Stadt durch die Perser dar.

Xaver, 1) Franciscus, der Heilige, der Apostel der Indier, geboren 1506 auf dem Schlosse Xeviero in Navarra, studirte zu Paris, entwarf hier mit Ignaz Loyola den Plan zur Stiftung des Jesuitenordens, wirkte darauf einige Zeit in Brasilien als Missionär und unternahm 1541 eine Missionsreise nach dem portugiesischen Ostindien und nach Japan. Er † 1552 und liegt in Goa begraben; 1619 kanonisirt, ward er von Benedikt XIV. 1747 zum Protektor von Indien erklärt. Seine Briefe finden sich in Daniel Bartolus' „Historia gestorum per Jesuitas in Asia" (Rom 1665, 5 Bde.). Sein Leben beschrieben Turselinus (Antwerpen 1598), Bertoli (Paris 1621) und Venn (London 1863).

2) Franz August, königlicher Prinz von Polen und Lithauen, Prinz von Sachsen, Administrator des Kurfürstenthums Sachsen, geboren am 25. August 1730, zweiter Sohn des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, August III.,

Digitized by Google

erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung. Beim Ausbruch des siebenjährigen Kriegs wurde er mit seinem Bruder Karl, dem nachmaligen Herzog von Kurland, im sächsischen Lager bei Pirna von den Preußen eingeschlossen. Später begab er sich nach Polen und Böhmen und ging 1758 als Graf von der Lausitz nach Frankreich, wo er, zum französischen Generallieutenant ernannt, ein Corps Sachsen sammelte, das er, mit den Franzosen vereint, gegen Preußen und dessen Verbündete führte. Nach dem Tode seines Bruders, des Kurfürsten Friedrich Christian, am 17. December 1763, übernahm X. die Vormundschaft über den unmündigen Kurfürsten Friedrich August und verzichtete 1765 für denselben auf alle Ansprüche auf Polen. X. war bemüht, den Wohlstand des erschöpften Sachsens herzustellen, ließ die Untersuchung der Unterschleife aus Brühls Verwaltung fortsetzen, sicherte die allmählige Tilgung der Kammer- und Steuerschulden, errichtete 1761 die Landesökonomie-, Manufaktur- und Kommerciendeputation, stiftete 1765 die Bergakademie zu Freiberg und that viel für Hebung der Schafzucht durch spanische Schafe. Am 15. September 1768 übergab er die Regierung seinem Mündel, legte die Vormundschaft und Administration nieder, begab sich nach Paris, später nach Rom und lebte seit 1796 auf der ihm vom Kurfürsten geschenkten Herrschaft Zabeltitz. Er † zu Dresden am 20. Juni 1806.

Xenien (griech. Xenia), eigentlich Geschenke für Gastfreunde bei den Alten, kommt schon bei Martial als Ueberschrift für das 13. Buch seiner Epigramme vor, weil dasselbe größtentheils von solchen Gegenständen handelt, welche gewöhnlich als Gastgaben vertheilt wurden. Großes Aufsehen machten in neuerer Zeit die unter dem Titel „X." von Schiller zuerst im „Musenalmanach" für 1797 bekannt gemachten, aus mehr als 400 Distichen bestehenden Sinngedichte, welche in geistreicher, aber beißender Weise literarische und menschliche Thorheiten angriffen und dabei auch feine und treffende Bemerkungen über Kunst, Literatur und Leben enthielten. Aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe ergibt sich, daß beide die Verfasser waren. Außer den 3 Auflagen, welche der Almanach mit den X. erlebte, sind sie auch später noch einmal zu Danzig 1833 abgedruckt und eine Geschichte und Erläuterung derselben beigegeben worden. Vgl. Boas, Goethe und Schiller im Xenienkampfe, Stuttgart 1851, 2 Bde., u. Sauppe, Die schiller-goethe'schen X., Leipzig 1852. Goethe gab später in seiner Sammlung von Gedichten eine Reihe von Epigrammen unter dem Titel „Zahme X.", welche treffliche Gedanken über Kunst und Leben in epigrammatischer Form enthalten.

Xenil (Jenil), Fluß im südlichen Spanien, entspringt auf der Sierra Nevada in der Provinz Granada, bildet ein tiefes, malerisches Gebirgsthal, hat viele Stromschnellen, fließt in nordwestlicher Richtung in die Provinz Cordova, durchströmt dort die öde bätische Steppe, scheidet dann die Provinz Cordova von der Provinz Sevilla und fällt nach einem Lauf von 30 Meilen unterhalb Palma links in den Guadalquivir. Der X. nimmt sämmtliche auf dem Nordwestabhang der Sierra Nevada, sowie einen Theil der auf dem südlichen Randgebirge der Terrasse entspringenden Gewässer auf; an seinem obern Lauf liegt Granada; der untere Lauf ist sehr versandet.

Xenocrates, 1) berühmter griechischer Philosoph, geboren 397 v. Chr. zu Chalcedon, war ein Schüler Plato's, reiste mit diesem nach Sicilien, nach dessen Tode mit Aristoteles zu Hermias, dem Tyrannen von Atarneus und Assus, kehrte jedoch bald nach Athen zurück und wurde 339 der zweite Nachfolger des Plato in der Akademie, welcher er bis an seinen Tod (314 v. Chr.) vorstand. Unter seinen Schülern sind berühmt Polemon, Crantor, Zeno. Sein ascetischer Lebenswandel und seine unbestechliche Redlichkeit erwarben ihm eine sehr geachtete Stellung; die Athener bedienten sich des X. mehrmals mit gutem Erfolg zu diplomatischen Sendungen an Philipp von Macedonien, der ihn umsonst zu bestechen versuchte, und an Antipater im lamischen Kriege. Die Titel der von Diogenes Laërtius erwähnten Schriften des X. beweisen, daß er alle Theile der Philosophie und daneben auch Arithmetik, Geometrie und Astronomie bearbeitet hat. Doch sind nur unbedeutende Fragmente auf uns gekommen. Seine Lehre schließt sich an die spätere Gestalt der platonischen Philosophie an, weicht aber doch von ihr so weit ab, daß sie Anderen als Verderbniß der platonischen erschien. Die dreifache Eintheilung der Philosophie in Dialektik, Physik und Ethik hat X. im Anschluß an Plato zuerst ausdrücklich durchgeführt. Er nahm die mathematische Zahl für den adäquaten Ausdruck der Ideen selbst und ging in der Anwendung des Zahlensystems wie anderer mathematischen Bestimmungen auf die verschiedensten Begriffe und realen Verhältnisse, auf den Begriff Gottes, der Welt, der Seele ꝛc. weiter als irgend ein anderer Platoniker. Vergl. van de Wyngresse, De Xenocrate Chalcedonio, Leyden 1822.

2) Griechischer Arzt aus Aphrodisias, unter Tiberius oder Nero lebend, schrieb nach Galen ein Werk über die Benutzung der Wasserthiere als Nahrungsmittel, herausgegeben zuerst von Konrad Gesner (Zürich 1559), zuletzt bei Ideler („Physici et Medici Graeci minores", Berl. 1841).

Xenophanes, der Stifter der eleatischen Schule, aus Colophon, war ein Zeitgenosse des Pythagoras und Anaximander. Aus seiner Vaterstadt vertrieben, führte er ein unstetes Wanderleben in Hellas, in Sicilien und Unteritalien, wo er sich um 536 v. Chr. zu Elea niederließ und daselbst in hohem Alter †. Ein Pantheist, bestritt er in seinen „Sillen" die durch Homer und Hesiod verbreiteten Volksvorstellungen von den Göttern. In seiner Naturphilosophie nahm X. zwei Elemente an, woraus alles Seiende, auch der Mensch, entstanden sei, nämlich Erde und Wasser, die ihm aber nicht die absoluten Principien sind. Von seinen Gedichten finden sich nur noch Bruchstücke bei Athenäus, Plutarch u. A. Die Bruchstücke seines Lehrgedichts „Ueber die Natur" hat Brandis in den „Commentationes eleaticae" (Abth. 1, Altona 1813) und Karsten in den „Philosophorum graecorum veterum reliquiae" (Bd. 1, Brüssel 1830) gesammelt. Vgl. Roschmann, De Xenophane, Altorf 1729; Brandis, Xenophanis

Digitized by Google

doctrina, daſ. 1815, und **Berg**, De Xenophane, Heidelberg 1842.

Xenophon, 1) einer der bedeutendſten griechiſchen Geſchichtſchreiber, geboren um 450 v. Chr. zu Athen, zeigte frühzeitig eine beſondere Anhänglichkeit an Socrates, der ihn in der Schlacht bei Delium (424 v. Chr.) auf den Schultern vom Kampfplatze trug. Nach Beendigung des peloponneſiſchen Kriegs begab er ſich zu dem jüngeren Cyrus nach Sardes und trat hier unter die griechiſchen Söldner, welche dieſen im Kriege gegen ſeinen Bruder Artaxerxes Mnemon unterſtützten (401). Aus der unglücklichen Schlacht bei Kunaxa führte er 10,000 Griechen aus dem Innern Aſiens durch meiſt feindliche und zum Theil unwirthliche Länder auf einem gegen 500 Meilen langen Wege nach Griechenland zurück, nahm dann am Zuge des Ageſilaus (396) in Kleinaſien Theil, begleitete letzteren auch 394 auf ſeinem Zuge durch Thracien und nach Böotien und focht bei Coronea auf Seiten der Lacedämonier gegen ſeine Landsleute, die ihn um 399 aus Athen verbannt hatten. Die Spartaner ſchenkten ihm dafür ein Landgut bei Scillus in Elis. Theils hier, theils ſpäter in Korinth, lebte er ausſchließlich den Wiſſenſchaften und † 360. Seine Schriften zerfallen in hiſtoriſche und politiſche und in philoſophiſche. Zu jenen gehören die „Cyropädie“ oder „De institutione Cyri“, die Geſchichte des älteren Cyrus, mit hiſtoriſcher Grundlage, aber idealer Behandlung, herausgegeben von Dindorf (Leipz. 1824), Jacobitz (daſ. 1843) und Hertlein (daſ. 1853, 2 Bde.); die „Anabaſis“ oder „Expeditio Cyri“, eine Schilderung des obenerwähnten Rückzugs der 10,000 Griechen unter X., noch vor 371 verfaßt, herausgegeben von Dindorf (daſ. 1824 und 1826), Krüger (3. Aufl., Berlin 1850), Bothe (daſ. 1844) und Hertlein (2. Aufl., daſ. 1854); die „Hellenika“ oder „Historia Graeca“, eine Fortſetzung der Geſchichte des Thucydides bis zur Schlacht bei Mantinea, herausgegeben von Bothe (Leipzig 1823), Dindorf (Berlin 1831; 2. Aufl., Leipzig 1850; Oxford 1854); „Ueber Ageſilaus“, ein Panegyrikus, vielleicht unächt, herausgegeben von Sauppe (Helmſtädt 1841); „Ueber die Staatsverfaſſung der Lacedämonier“, deren Aechtheit ebenfalls bezweifelt wird, herausgegeben von Haaſe (Berlin 1833); „Ueber die Staatsverfaſſung der Athener“, gleichfalls bezweifelt; „Ueber Staatseinkünfte“, aus den letzten Lebensjahren X.s; „Hiero“, ein Geſpräch über die Mittel, wodurch ein Herrſcher ſein Land glücklich machen könne; „Ueber die Reitkunſt“, herausgegeben von Conrier (Paris 1818), von Jacobs (Gotha 1825); „Ueber die Jagd“ ꝛc. Zu den philoſophiſchen Schriften gehören: die „Apomnemoneumata“ oder „Memorabilia“, eine Darſtellung der Lehren des Socrates in Geſprächsform, herausgegeben von Dindorf (2. Aufl., Leipz. 1850), Schneider (Lpz. 1816), Bornemann (daſ. 1829), Sauppe (daſ. 1834), Seyffert (Brandenburg 1842) und Breitenbach (1854); die „Apologie des Socrates“, bezweifelt, herausgegeben von Bornemann (Leipzig 1824) u. Herbſt (Halle 1830), das „Symposium“ oder „Convivium“, ausgezeichnet durch Schilderung des Socrates und ſeines Kreiſes, herausgegeben von Bornemann (Leipz. 1824), Herbſt (Halle 1830), Sauppe (Helmſtädt 1841) und Wehler (Leyden 1850); der „Oekonomikus“, Geſpräch über die Verwaltung des Hausweſens, herausgegeben von Herbſt und Breitenbach (Gotha 1842). Die dem X. beigelegten fünf Briefe ſtammen aus den Rhetorſchulen ſpäterer Zeit. In allen jenen Schriften herrſcht eine edle Einfachheit und Reinheit der Sprache, die als der Ausdruck des reinſten Atticismus gilt. Die erſte Geſammtausgabe mit einer Vorrede von Ph. Melanchthon erſchien zu Schwäbiſch-Hall 1540. Mit einem Kommentar verſehen iſt die Ausgabe von Weiske (1798). Von den neueren erwähnen wir die von Schneider (Leipz. 1790—1815; neueſte, zum Theil von Bornemann und Sauppe beſorgte Auflage, daſ. 1825—40, 6 Bde.), die von Dindorf (Paris 1839), Breitenbach (Leipz. 1854 ff.) und Kühner (Gotha 1856 ff.). Eine Ausgabe der ſämmtlichen kleineren Schriften gab Dindorf (2. Aufl., Leipzig 1850). Unter den deutſchen Ueberſetzungen ſind die von Tafel, Chriſtian und Oſiander (Stuttg. 1827—31, 16 Bdchn.; neue Bearbeitung 1854 f.) und von Meyer (Prenzl. 1827 f.) hervorzuheben. Sturz verfaßte ein „Lexicon Xenophonteum“ (Leipz. 1801—4, 4 Bde.), Dodwell eine „Chronologia Xenophontea“ (Oxf. 1760) und Cobet eine „Prosopographia Xenophontea“ (Leyden 1836).

2) (X. aus Epheſus), griechiſcher Erotiker aus unbeſtimmter Zeit, unter deſſen Namen wir einen Roman mit der Aufſchrift „Ephesiaca“ (herausgegeben von Paſſow, Leipzig 1833, und überſetzt von Krabinger, München 1831) in 5 Büchern beſitzen, worin die Liebesabenteuer der Anthia und des Abrokomes in einer ziemlich leichten und einfachen Sprache erzählt werden, wahrſcheinlich aus dem 4. oder 5. Jahrhundert.

Xeranthemum *L.* (Papierblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompoſiten, charakteriſirt durch den dachziegelig geſchuppten, rauſchenden Kelch und den mit einem 3theiligen Spreublättchen beſetzten Fruchtboden, die egal 5zähnigen Zwitterblüthchen der Scheibe, die 2lippigen weiblichen Randblüthchen und die ſeidenartigen Samen mit ſpreuartig-borſtiger Samenkrone, mit der bekannteſten Art: X. annuum *L.*, X. radiatum *Lam.*, einem Sommergewächs in Südeuropa, mit aufrechtem, äſtigem, 3—4 Fuß hohem, weißgrauſilzigem Stengel, abwechſelnden, lanzettförmigen, ſtumpfen Blättern und ſchönen, weißen und rothen Blumen auf langen, einblumigen Stielen, variirt in den Gärten mit gefüllten Blumen in beiden Farben. Der Same dieſer hübſchen Immortellenpflanze wird im Spätherbſt oder Frühling an ſonniger Stelle im Freien ausgeſäet.

Xeraſie (Xerasmus, v. Griech.), Dürre, Trockenheit, eine noch nicht hinlänglich ergründete Krankheit der Haare, bei welcher dieſelben im Wachsthum behindert ſind und einem weichen, mit Staub überdeckten Flaum gleichen.

Xeres (Jeres) **de la Frontera**, Stadt in der ſpaniſchen Provinz Cadix (Andaluſien), auf einer Anhöhe, rechts unweit des Guadalete, an der andaluſiſchen Heerſtraße und an der Eiſenbahn von Cadix nach Sevilla, anmuthig in einer hügeligen,

Digitized by Google

höchst fruchtbaren, größtentheils mit Weingärten bedeckten Ebene gelegen, ist theilweise noch mit alten Mauern umgeben, hat, mit Ausnahme der ältesten Stadttheile, breite regelmäßige Straßen und schöne Plätze mit vielen palastähnlichen Gebäuden, eleganten Kaufläden, Kaffeehäusern, Hotels ꝛc., schöne Promenaden, ein altes, hochgethürmtes königliches Schloß (Alcazar), 10 Kirchen (darunter die schöne Kollegiatkirche in römischem Styl und die Pfarrkirchen San Miguel und San Domingo in gothischem Styl), 7 Nonnen- und 11 ehemalige Nonnenklöster, mehre höhere Unterrichtsanstalten, darunter das 1845 gestiftete Instituto (Gymnasium), eine Bibliothek, 4 Hospitäler, ein Theater, Waisenhaus, Findelhaus, einen Stiergefechtscirkus (Plaza de Toros), Weinhandel und 38,898 Einwohner. In der Nähe eine große königliche Stuterei. In der Umgegend der Stadt wird der treffliche **Xereswein** (s. d.) gebaut. $1^1/_2$ Stunden südöstlich von X. liegt, am Guadalete, das wegen seiner herrlichen Umgebung, schönen Architektur und prächtigen Kirche sehenswerthe, jetzt aufgehobene und verödete Karthäuserkloster. Trotz ihres neuen Ansehens stammt die Stadt aus dem grauesten Alterthum, wo sie angeblich celtiberisch Aesta, als römische Kolonie Asta Regia hieß. Geschichtlich berühmt ist sie durch die siebentägige Schlacht vom 17. bis 25. Juli 711, in welcher die Araber unter Tarik über die Westgothen unter König Roderich siegten und welche jenen ganz Spanien in die Hände lieferte. Zum Andenken daran ward später das genannte Karthäuserkloster gegründet. Die Stadt war zur Zeit der Mauren, denen sie 1265 durch Alfons X. von Kastilien entrissen wurde, unter dem arabischen Namen Scherisch bereits bedeutend.

Xeres (Jeres) **de los Cavalleros** (X. de Bajadoz, X. de la Guadiana), Stadt in der spanischen Provinz Bajadoz (Estremadura), sonst Besitz der Tempelherren, liegt in bergiger Gegend unweit des Ardilla, hat Leinweberei, Gerberei, Viehzucht, Viehhandel und 8295 Einwohner. Hier 1235 Sieg der Spanier unter dem Infanten Alonso über die Saracenen unter Abenhut.

Xereswein, berühmter hellfarbiger spanischer Wein von Xeres de la Frontera, geht besonders nach England, wo er Sherry heißt. Man gewinnt 2 Sorten, den Moscatello, einen süßen Wein, und den Pedro Ximenes oder Paraxete, die bessere Sorte.

Xerica, Pablo de, s. Jerica.

Xerxes, 1) X. I., König von Persien, Sohn des Darius Hystaspis, bekannt durch seinen Kampf gegen Griechenland, wurde seinem älteren Bruder Artabazanes unter Mitwirkung seiner Mutter Atossa, einer Tochter des Cyrus, in der Thronfolge 485 v. Chr. vorgezogen. Nachdem er sich Aegypten durch einen einzigen Feldzug unterworfen, bot er die Kräfte seines Reichs auf, um die schon von seinem Vater zweimal versuchte Eroberung Griechenlands auszuführen, ward aber bei Salamis und Mycale geschlagen (s. Athen) und eilte nach Asien zurück, wo er in träge Wollust versank und 465 von Artabanus, dem Anführer seiner Leibwache, ermordet wurde, worauf sein jüngster Sohn, Artaxerxes I., den Thron bestieg.

2) X. II., Sohn Artaxerxes' I., dem er 425 (422) v. Chr. folgte, wurde nach vierzigtägiger Regierung von seinem natürlichen Bruder Sogdianus ermordet. Ueber beide vgl. Persien (Gesch.).

Ximenes, Augustin Louis, Marquis de, französischer Dichter, der Sprößling einer ursprünglich spanischen Familie, geboren am 28. Februar 1726 zu Paris, widmete sich dem Militärstande und focht bei Fontenai am 11. Mai 1745, nahm später aber seinen Abschied und lebte in Paris in engem Verkehr mit den ausgezeichnetsten französischen Gelehrten, namentlich Voltaire. Er veröffentlichte mehre Trauerspiele, das Gedicht „César au sénat", ein Lobgedicht auf Ludwig XIV. und zwei „Discours" zum Lobe Voltaire's und Boileau's. Gesammelt erschienen seine Werke 1772 zu Paris; daran schloß sich ein Nachtrag „Codicille d'un vieillard" (das. 1792). Er † zu Paris am 4. Juni 1815.

Ximenez, Francisco, spanischer Staatsmann, geboren 1437 zu Torrelaguna in Altkastilien, studirte zu Salamanca die Rechte und arbeitete dann 6 Jahre als Jurist in Rom. Nach seiner Rückkehr nach Spanien ließ ihn der Erzbischof von Toledo wegen ungebührlichen Benehmens 6 Jahre einkerkern. Im Jahre 1480 mit einer Kaplanstelle betraut, studirte X. noch Theologie, ward Großvikar des Bischofs von Siguenza, 1492, nachdem er in den Franciskanerorden getreten, Beichtvater der Königin Isabella von Kastilien und 1495 Erzbischof von Toledo. Er gründete 1499 die Universität zu Alcala de Henares und veranlaßte die berühmte sogenannte complutensische Polyglotte; eine Ausgabe des Neuen Testaments in der Ursprache hatte er schon früher veranstaltet. Als Philipp von Oesterreich das Königreich Kastilien erhielt, wußte X. die Zwistigkeiten zwischen Philipp und dem Gemahl der verstorbenen Königin, Ferdinand dem Katholischen, zu beseitigen. Auch unter der Regentschaft Ferdinands in Kastilien hatte er großen Einfluß. Der Papst sandte ihm 1507 den Kardinalshut und ernannte ihn zum Großinquisitor von Spanien. Doch zog sich X., durch Ferdinands Mißtrauen verletzt, bald vom Hof nach Toledo zurück. Von hier aus unternahm er 1509 mit von seinem Geld geworbenen Truppen eine Expedition nach Afrika, um die Mauren zu bekehren und ihnen Oran zu entreißen, das er auch eroberte. Nach Ferdinands Tode ward er, da der Thronfolger Karl noch minderjährig war, Regent des Reichs. Er ordnete die Finanzen und erwarb der Krone die veräußerten Domänen wieder, brachte die Gesetze wieder zur Geltung und setzte die spanische Kriegsmacht auf einen ansehnlichen Fuß, ließ sich aber von seinem fanatischen Glaubenseifer auch zu Grausamkeiten verleiten. Er † am 8. Nov. 1517, von Karl V. mit schnödem Undank belohnt. Vergl. Hefele, Leben des Kardinals X., Tübingen 1847.

Xiphidium *Loefl.* (Scheidenlilie), Pflanzengattung aus der Familie der Commelinaceen, charakterisirt durch die 6theilige Korolle mit 3 größeren, kelchartigen, äußeren Theilen, die kappige Narbe und die 3fächerige, vielsamige Kapsel, mit zwei Arten, welche als Zierpflanzen vorkommen;

Digitized by Google

X. floribundum *Sw.*, einem ausdauernden Kraut in Westindien, mit etwa 2 Fuß hohem, einfachem, oben filzigem Stengel, zweireihig stehenden Blättern und zierlichen, weißen Blüthen in langer, zusammengesetzter Traube, und X. rubrum *Don*, ausdauernd in Peru, mit rothen Blüthen. Sie werden in leichte, mit ⅓ grobem Flußsand gemischte Laub- und Holzerde gepflanzt und verlangen viel Wärme und Wasser, sowie Schutz gegen brennende Sonnenstrahlen.

Xiphilinus, Johannes, gelehrter Mönch aus Konstantinopel, im 11. Jahrhundert, verfaßte außer mehren Reden besonders einen Auszug aus dem Geschichtswerke des Dio Cassius, dessen Fragmente (vom 35.—80. Buche) von Reimarus und Sturz in die Ausgaben des Dio Cassius aufgenommen wurden. Fünf „Reden" von X. wurden von Matthäi herausgegeben (Moskau 1775).

Xucar (Jucar), Küstenfluß im östlichen Spanien, entspringt am Südabhange der Sierra de Albarracin in der Provinz Cuença, fließt in einem weiten Bogen erst südlich, dann südöstlich, zuletzt östlich, tritt in die Provinz Valencia über, nimmt den Cabriel auf und fällt, nachdem er eine weite, mit Reisplantagen erfüllte Niederung, wo er zahlreiche Bewässerungsgräben abgibt, durchschnitten hat, bei Cullera in den Golf von Valencia des Mittelmeeres.

Xulla, ostindische Inselgruppe, östlich von Celebes, gebirgig, stark bewaldet und ziemlich dicht bevölkert von Malayen; sie besteht aus den 4 Inseln X.-Talyabo, X.-Mangala, X.-Bessey (mit niederländischem Fort und Faktorei) und Lissa-Madula. Der Hauptort der Gruppe ist Talyabo.

Xuthus, in der griechischen Mythe Sohn des Hellen, ging, von seinen Brüdern aus Thessalien vertrieben, nach Athen und vermählte sich dort mit des Königs Erechtheus Tochter Creusa, die ihm den Achäus und Jon gebar, mußte aber, da er als Schiedsrichter nach seines Schwiegervaters Tode dem Cecrops den Thron zuerkannte, von den anderen Söhnen verfolgt, in den Peloponnes wandern.

Xylander, 1) Wilhelm, eigentlich Holzmann, verdienter Humanist, geboren am 20. December 1532 zu Augsburg, studirte zu Tübingen und ward 1558 Professor der griechischen Sprache zu Heidelberg, wo er am 10. Febr. 1576 †. Er lieferte mehre lateinische Uebersetzungen, die in sprachlicher wie in kritischer Hinsicht von Werth sind, namentlich des Dio Cassius (Basel 1558), der „Vitae" des Plutarch (das. 1561), sowie der „Moralia" desselben (das. 1570), des Strabo (das. 1571) und der mathematischen Schriften des Diophantus (das. 1575), die er zuerst bekannt machte. Außerdem hat er verschiedene Ausgaben philosophischer Schriften besorgt und mit kritischen Bemerkungen versehen.

2) Joseph Karl August, Ritter von X., Militärschriftsteller und Sprachforscher, geboren am 4. Februar 1794 zu München, trat 1812 als Lieutenant im Ingenieurcorps in die bayerische Armee, leitete 1813 die Befestigung Augsburgs und den Bau des Brückenkopfes zu Friedberg, ward 1817 Mitglied der Kommission für Grenzberichtigung mit Frankreich und nach Veröffentlichung seines ersten Werkes, „Die Strategie und ihre Anwendung" (München 1818), Lehrer der Taktik an dem Kadetencorps. Später folgten die Schriften: „Was ist neuere Befestigungskunst?" (München 1819) und „Die Vertheidigungen der Festungen im Gleichgewicht mit dem Angriff", eine Uebersetzung des Originalwerks des schwedischen Generals Virgin; dann das „Lehrbuch der Taktik" (München 1820—23, 4 Bde., u. öfter), das in mehren Staaten dem militärischen Unterricht zu Grunde gelegt wird; „Die Heerbildung" (das. 1820); „Beiträge zur Geschichte des schwedischen Kriegs von 1808—9" (Berlin 1825) und aus dem Schwedischen übersetzt „Untersuchungen über das Heerwesen unserer Zeit" (München 1831) u. A. X. wurde mit dem kriegswissenschaftlichen Unterricht des nachmaligen Königs Maximilian betraut, rückte 1826 zum Hauptmann im Ingenieurcorps vor und war während mehrer Jahre dem Generalstabe zugetheilt. Später widmete er sich mit Vorliebe der Sprachforschung; Resultate dieser Studien sind: „Das Sprachgeschlecht der Hellenen" (Frankfurt 1827); „Das Sprachgeschlecht der Titanen" (das. 1827); „Die Sprache der Albanesen" (das. 1834) und „Zur Sprach- und Geschichtsforschung der neuesten Zeit" (das. 1838). Im Jahre 1831 zur Militärkommission der deutschen Bundesversammlung beordert, ward er 1846 zum zweiten, 1847 zum ersten Militärbevollmächtigten Bayerns ernannt und 1848 zum Oberstlieutenant im Generalstab und bald darauf zum Oberst befördert. Im Frühjahr 1849 trat er in die Nationalversammlung, aus der er jedoch im Mai wieder ausschied. Ende 1848 ward er zum Bevollmächtigten Bayerns bei der Centralgewalt, Ende 1849 zum Generalmajor und Bevollmächtigten bei der Bundescentralkommission, dann zum Bundestagsgesandten ernannt und mit der Führung der Gesandtschaften an den Höfen von Darmstadt, Kassel und Wiesbaden betraut. Im Jahre 1852 in seine frühere Stellung als Militärbevollmächtigter wieder eingetreten, † er zu Frankfurt am 2. Nov. 1854. Einer seiner beiden Brüder ist Verfasser der Schrift „Das Heerwesen der Staaten des deutschen Bundes" (2. Aufl., Augsburg 1842).

Xylographie (v. Griech.), s. Holzschneidekunst.

Xyloïdin, s. Stärke.

Xylol, Kohlenwasserstoff, welcher sich im Holztheer und Steinkohlentheer findet, wird aus dem durch wiederholte Rektifikation über *Natrium* gereinigten Steinkohlentheeröl gewonnen, indem man den bei 141° C. siedenden Theil durch Destillation abscheidet. Reines X. erhält man durch trockne Destillation der Xylolschwefelsäure; es siedet bei 139°, bildet beim Stehen mit rauchender Schwefelsäure die Xylolschwefelsäure, deren Barytsalz in luftbeständigen, leicht löslichen Blättchen krystallisirt, u. wird durch chromsaures Kali und Schwefelsäure in Terephtalsäure verwandelt. Aus der Lösung des X. in rauchender Salpetersäure fällt Wasser Nitroprodukte.

Xylopia *L.* (Bitterholz), Pflanzengattung aus der Familie der Magnoliaceen, charakterisirt durch den 3theiligen, abfälligen Kelch, die 2mal

Digitized by Google

3 Blumenblätter mit zahlreichen Staubgefäßen und die zahlreichen trockenen oder kapselartigen, stiellosen Beeren auf Einem Boden, Bäume und Sträucher, meist in Westindien und Südamerika. X. grandiflora *St. Hil.*, brasilianischer Baum, trägt gewürzhafte, dem Piment ähnliche Früchte, welche man als Gewürz und zu arzneilichen Zwecken gebraucht. X. longifolia *Dec. fil.*, Unona xylopioides *Dun.*, ist ein über 70 Fuß hoher Baum in Südamerika am Orinocco, mit hängenden, kahlen Aesten, dessen Früchte die Indianer am Orinocco als ein vorzügliches Mittel bei Wechselfieber gebrauchen.

Xysmolobium *R. Br.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kontorten, wird charakterisirt durch die glockenförmige, 5spaltige, am Grunde bauchige Korolle mit abstehendem Rande und innerer, etwas hervorstehender, aus 5 einfachen, stumpfen, fleischigen Blättern bestehender Krone und die spreublätterigen Balgkapseln. X. grandiflorum *R. Br.*, Asclepias grandiflora *L.*, Strauch mit länglichen, behaarten Blättern und großen winkelständigen Blüthen von variirender Färbung (gelb, weiß, roth, gefleckt ꝛc.), auf dem Kap, wird als Zierpflanze in lockere Dammerde gepflanzt, im hellen Glashause bei 5—8° Wärme durchwintert, durch Stecklinge und Samen im Warmbeete vermehrt. Von X. undulatum *R. Br.*, einem 1—1½ Fuß hohen Strauch am Kap, mit ungestielten, länglich-lanzettlichen Blättern und Blüthen in reichen Dolden, braucht man die Wurzel am Kap gegen Koliken und als harntreibendes Mittel bei Wassersucht.

Xystos (griech.), bedeckter Säulengang in den Gymnasien und in den Bädern der alten Griechen; der Kampfplatz der Athleten. Bei den Römern eine unbedeckte Terrasse vor den Säulengängen ihrer Landhäuser, auf der man zur Erholung sich erging oder unterhielt. Im Mittelalter gebrauchte man den Ausdruck von den langen bedeckten Gängen in den Häusern, besonders von den Kreuzgewölben der Klöster.

Y.*)

Y, y, Y, y, im griechischen Alphabet der 20., im römischen der 22., im deutschen der 25. Buchstabe, war als Schriftzeichen bei den Griechen ursprünglich identisch mit dem Digamma, welches aus dem phönicischen Vaw, Vau hervorgegangen war und aus dem sich sowohl das lateinische F, als V, U entwickelte. Zur Unterscheidung des Buchstabens von dem ursprünglichen Zeichen des Digamma nannte man ihn *Ψιλόν*, d. i. kurzes *v*. Wo er einzeln steht, pflegt man ihn wie ü auszusprechen und die Vokalverbindungen *αυ* und *ευ* als Diphthongen zu betrachten. Reuchlin wollte *αυ* und *ευ* nach dem Neugriechischen wie av u. ev ausgesprochen haben. In das lateinische Alphabet scheint das y erst unter Augustus Aufnahme gefunden zu haben. Im Italienischen ist y nicht aufgenommen, wohl aber im Spanischen und Französischen. Im Gothischen kommt es nur in fremden Wörtern und Eigennamen vor, im Angelsächsischen und Altnordischen aber zur Bezeichnung des ü-Lautes sowohl als kurzer wie als langer Vokal. Von da hat es in die schwedische, dänische und englische Sprache Eingang gefunden. Im Holländischen wird es stets wie ei gesprochen, wie denn auch die neuere Orthographie für y ij schreibt. Im Hochdeutsche wird y bereits in den ältesten Handschriften für des deutsche i gebraucht. Nachdem es sich aus deutschen Wörtern verloren, kam es im 12. Jahrhundert für i und iu wieder in Gebrauch. Im 13. Jahrhundert findet es sich fast nur in den Lautverbindungen ey und oy, seit Anfang des 14. Jahrhunderts aber dringt es auch in die Diphthongen ai und ei, sowie in io ein. Später wird y sogar für j geschrieben. Im 17. Jahrhundert schwindet es ganz im Anlaut und erhält sich am längsten in ay und ey. Gegenwärtig findet man es nur noch im Namen Bayern, wo diese Schreibung officiell ist, und nur Wenige halten es in einzelnen Worten, z. B. im Hülfszeitwort „seyn" fest. Im Hebräischen vergleicht man das Kibbuz mit dem y. Auf französischen Münzen bedeutet Y den Münzort Bourges; in der Mathematik eine zweite unbekannte Größe; als Zahl im Griechischen s. v. a. 400 und *υ*, = 400,000; in der Rubricirung s. v. a. 22. In der Chemie ist es das Zeichen für Yttrium.

Y (Het Y, das Ya), Meeresarm, der aus der südwestlichen Spitze der Zuidersee bei Amsterdam westwärts in die niederländische Provinz Nordholland eintritt, nordwestlich mit dem Wykermeer, südlich mit dem Haarlemermeer in Verbindung steht, durch den Busen Pampus mit der Zuidersee, sowie durch Kanäle mit Alkmaar, Edam und dem Helder verbunden ist und die kleinen Flüsse Amstel, Zaan und Spaaren aufnimmt.

Yak (Grunzochs), s. Rind.

Yamswurzel, Pflanzengattung, s. Dioscorea.

Yanaon (Yanaon), Stadt im französischen Gebiete Ostindiens, von der Provinz der nördlichen Circars umgeben, liegt am linken Ufer des Godavery unweit seiner Mündung, ist Sitz eines französischen Untergouverneurs, der unter dem Gouverneur von Pondichery steht, und hat etwas Handel und Schifffahrt.

Yanbo (Janbo, Y.-el-Bahr), Stadt in der arabischen Landschaft Hedschas, an der Westküste des arabischen Meerbusens, hat einen guten Hafen, lebhaften Handel und 3000 Einwohner. Nordöstlich davon, im Gebirge, liegt die Stadt Yanbo-el-Nachl.

*) Wörter, die sich hier nicht finden, siehe unter J.

Digitized by Google

Yang-Tse-Kiang, Fluß, s. Jantse-kiang.

Yani, kleines Mandingoreich im Innern von Senegambien, östlich von Woolli, rechts am Gambia, eben und reich bewaldet, bringt Vieh, Getreide, Baumwolle, Bataten. Hauptort ist Kataba, nach welchem bisweilen auch das ganze Reich genannt wird. In der Stadt Pisania, am Gambia, befand sich früher eine englische Faktorei.

Yankee (engl.), Name, den man in Amerika selbst den Neuengländern oder den Bewohnern der sechs Staaten Maine, Newhampshire, Vermont, Massachusetts, Connecticut und Rhode-Island, in Europa aber den Nordamerikanern überhaupt zur Bezeichnung ihres Nationalcharakters beilegt. Y. ist nach Einigen die durch die Indianer verdorbene Aussprache des Wortes „English" (Engländer). S. Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Yankee-Doodle (engl.), das Nationallied der Amerikaner, soll während des Feldzugs gegen die Franzosen in Canada 1755 von dem englischen Arzte Shuckburgh komponirt worden sein, der sich den Spaß gemacht, es den Offizieren nordamerikanischer Milizen als die Melodie eines Militärmarsches zu empfehlen, der von allen europäischen Heeren gespielt werde. Nach Andern rührt die Melodie von einem Militärmarsche her, den die im englischen Solde stehenden hessischen Truppen während des amerikanischen Freiheitskriegs spielten. Sicher ist, daß sie zu Ende des Kriegs schon allgemein bekannt war. Die Melodie ist ebenso trivial, wie der Text des Liedes inhaltslos ist. Es ist daher neuerlich durch das dem amerikanischen Stolz mehr schmeichelnde „Hail Columbia" mit Recht ziemlich verdrängt worden.

Yard (engl.), das in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika übliche Ellenmaß von 3 engl. Fuß = 0,91438 franz. Mètre = 1,3710 preuß. = 1,1735 wiener = 1,6184 leipz. = 1,6707 frankf. = 1,5954 hamb. = 1,5801 brem. = 1,6021 braunschw. = 1,5652 hannov. = 1,0977 bayer. = 1,4887 würtemb. = 1,5240 bad., darmst. und schweizer Elle. Das Y. of land (Y. Landes, Hufe) ist ein engl. Feldmaß von 30 Acres oder 145,200 QLängenyards = 121,40 franz. Aren = 47,55 preuß. Morgen = 21,09 wiener Joch.

Yare, Fluß in der englischen Grafschaft Norfolk, entspringt bei Attleborough, fließt östlich, vereinigt sich bei Norwich mit dem Wensum (Winsder), wird dadurch schiffbar, nimmt noch den Thyrn auf und mündet bei Yarmouth mit dem Waveney und Bure zusammenfließend und den Busen Breydon bildend in die Nordsee.

Yarkand (Jerkim, Jerkuen), Hauptstadt des gleichnamigen Khanats in der chinesischen Schutzprovinz Turfan, am gleichnamigen Fluß, hat eine Bevölkerung von 80,000 (nach Andern von 200,000) meist mohammedanischen Einwohnern, worunter ungefähr 5000 Chinesen und eine 7000 Mann starke mohammedanische Garnison, eine Festung, einen Palast des chinesischen Gouverneurs, zahlreiche öffentliche Schulen, einen großen Bazar und bedeutende Messen, die auch von bucharischen und usbekischen Kaufleuten besucht werden dürfen. Y. war in früheren Zeiten ein Königssitz, später die Residenz des kalmückischen Statthalters der Bucharei; jetzt wetteifert es in Industrie, Handel und Reichthum mit Kaschgar, indem es für die südlichen Länder der wichtigste Handelsplatz Centralasiens ist.

Yarm (Yarum), Stadt im Northriding der englischen Grafschaft York, am Tees und an der Eisenbahn von Nord-Allerton nach Stockton, hat Fischerei, Papierfabrikation, Getreidehandel und 1617 Einw.

Yarmouth, 1) (Great-Y., das alte Yarianonum), befestigte Küstenstadt in der englischen Grafschaft Norfolk, auf einer Landzunge zwischen dem durch Zusammenfluß von Yare, Waveney und Bure gebildeten Busen Breydon und der Nordsee, durch eine Eisenbahn nach Norwich mit dem Bahnsystem der östlichen Grafschaften verbunden, hat einen durch Batterien vertheidigten, geräumigen, aber etwas versandeten Hafen mit 2 Leuchtthürmen und ausgedehnten Kais, an deren Ende die 140 Fuß hohe Nelsonsäule steht, eine alte, im 12. Jahrhundert erbaute Kirche, mehre Kapellen, eine Stadthalle, ein Zuchthaus, mehre Kasernen, Markthallen, eine Kornbörse, ein Hospital, Irrenhaus, Theater, öffentliche Badeanstalten, eine lateinische Schule, Bibliothek, Seidenmanufakturen, Fabrikation von Segeltuch, Seife, Leder ꝛc., Eisengießerei, Brauerei, Schiffbau, Schifffahrt, Fischerei, Handel mit Getreide, Malz, Fischen, Steinkohlen ꝛc. und einschließlich der auf dem rechten Ufer der Yare in der Grafschaft Suffolk gelegenen Vorstadt Little-Y. insgesammt 34,869 Einwohner. Y. wählt zwei Mitglieder ins Parlament. Im Jahre 1845 riß die von Y. nach Little-Y. führende Kettenbrücke, wobei viele Menschen umkamen. — 2) (South-Y.), Borough auf der Nordwestküste der englischen Insel Wight, mit einer sichern Rhede. Dabei das Fort Victoria und gegenüber auf dem Festlande Hurst Castle, welche den Eingang zum Solent vertheidigen.

Yatagan, der lange orientalische Dolch, s. v. a. Handschar. Die Franzosen haben bei ihren afrikanischen Jägern den Y. statt des Hirschfängers eingeführt.

Yell, eine der fruchtbarsten der Shetlandinseln, an der Nordostspitze von Schottland, wird durch den Yell-Sound von Mainland getrennt, hat 7 QMeilen Flächenraum, Rindviehzucht, Fischerei und 3000 Einw.

Yeoman, in früheren Zeiten in England jeder Gemeinfreie oder das Mitglied desjenigen Standes, der zwischen dem Ritterstande und den gänzlich Besitzlosen, Hörigen und Leibeigenen in der Mitte stand. Nach den alten Gesetzen muß jeder Y. ein väterliches Erbtheil von ungefähr 130 Pfd. Sterl. besitzen. Als die Hörigkeitsverhältnisse in England aufgehoben wurden, verloren auch die Yeomen ihre politische Stellung. Heutzutage werden unter dem Namen Yeomen vornehmlich die größeren Pächter und kleineren Grundbesitzer begriffen. Zur Zeit der französischen Revolution errichtete man besonders zum Schutze der englischen Küste neben der Grafschaftsmiliz noch eine besondere Yeomanrykavallerie, in welche als Freiwillige die wohlhabenden Pächter, aber auch viele Edelleute eintraten. Diese Freiwilligenmiliz besteht noch. Yeomen heißen zu London auch die alterthümlich mit Spießen und Helle-

Digitized by Google

barden bewaffneten Soldaten einer königlichen Leibgarde, welche den Tower zu bewachen hat.

Yeovil (Jvil), Stadt in der englischen Grafschaft Somerset, links am Yeo (Jvel) und an der Eisenbahn von Bridgewater nach Dorchester, hat eine lateinische Schule, ein Rathhaus, eine große Markthalle, Fabrikation von ledernen Handschuhen, Leinwand und Zwillich, Handel mit Vieh, Getreide, Flachs ꝛc. und 7957 Einw.

Yonne (im Alterthum Icaunus), Fluß im nordöstlichen Innern von Frankreich, entspringt am Mont Beuvron unweit Château-Chinon im Departement Nièvre, wird hier bei Clamecy schiffbar, fließt in nordnordwestlicher Richtung durch das Departement Yonne und fällt nach einem Lauf von 35 Meilen bei Montereau-Fault-Yonne im Departement Seine-Marne links in die Seine. Ihre wichtigsten Nebenflüsse sind von links die Nièvre mit dem Beuvron und der Tholon, rechts die Cure mit dem Cousin, der Serain, Armançon und Vannes. Durch den Kanal von Burgund steht die Y. mit der Saône und durch den Kanal von Nivernais mit der Loire in Verbindung. Das nach ihr benannte Departement umfaßt den nordwestlichen Theil von Burgund (Auxerrois), den südwestlichen Theil der Champagne (Senonois) und ein Stück des südöstlichen Theils von Isle de France (Gâtinais), grenzt im Nordwesten und Norden an das Departement Seine-Marne, im Nordosten an Aube, im Osten an Côte-d'or, im Süden an Nièvre, im Westen an Loiret und hat einen Flächenraum von 742,804 Hektaren (135,38 geograph. QMeilen) mit (1861) 370,305 fast ausschließlich katholischen Einwohnern. Das Land ist meist eben mit nur wenigen Hügeln, in der Mitte zieht sich von Osten nach Westen die Forêt d'Othe hin. Der Boden ist zwar sehr fruchtbar, trefflich bewässert und reich bewaldet, allein die Landwirthschaft ist hier noch verhältnißmäßig zurück. Der Hauptfluß ist die Y., welche hier den Serain, Armançon, Armance und Vannes aufnimmt. Das Klima ist mild. Von der Oberfläche kommen auf Aecker 456,237, Wiesen 32,126, Weinberge 37,421, Waldungen 154,676, Heiden und Weiden 15,524 Hektaren. Hauptprodukte sind Getreide, Hülsenfrüchte, Hanf, Wein (sogenannter Unterburgunder in weißen und rothen Sorten), Obst, Holz; Rindvieh, Wild, Geflügel, Eisen und Steinkohlen. Die wichtigsten Erwerbsquellen sind Ackerbau und Viehzucht (beide aber nicht auf hoher Stufe), Weinbau, Industrie in Tuch, Baumwolle, Leder, Glas, Eisenwaaren, Fayence ꝛc., nächstdem auch Bergbau. Der Handel ist ziemlich lebhaft und vertreibt namentlich Wein, Getreide und Holz. Die Eisenbahn von Paris nach Dijon mit einer Zweigbahn von Laroche über Auxerre nach Clamecy, sowie der Kanal von Burgund durchschneiden das Departement. Es wird eingetheilt in die 5 Arrondissements: Auxerre, Avallon, Joigny, Sens und Tonnère. Hauptstadt ist Auxerre.

Yorik, Pseudonym von Sterne, Lawrence.

York (Yorkshire), die größte Grafschaft Englands, mit dem Titel eines Herzogthums, grenzt nördlich an Durham, westlich an Westmoreland und Lancashire, südwestlich an Cheshire, südlich an Derby, Nottingham und Lincoln, östlich an die Nordsee und umfaßt einen Flächenraum von 5983 englischen oder 281,42 geographischen QMeilen mit (1861) 2,033,610 Einwohnern. Sie zerfällt in 3 Distrikte oder Ridings, von denen jeder einen eigenen Charakter hat und unter einem besondern Lordlieutenant steht, nämlich: North-Riding, südlich bis zu der Ouse und dem Derwent, östlich bis zur Küste von der Teesmündung bis Filey (99,22 QM. mit 245,154 Einw.), East-Riding, zwischen der Nordsee, dem Humber, dem untern Lauf der Ouse und dem mittlern des Derwent (56,48 QM. mit 240,227 Einw.), und West-Riding, der größte, westlich von der Ouse und dem Trent gelegene Theil (125,53 QM. mit 1,507,796 Einw.). Mitten zwischen diesen 3 Distrikten liegt das Gebiet der Stadt Y. (Ainsty of Y.) mit 0,19 QMeile und 40,433 Einw. Außerdem wird die Grafschaft in Wapentakes und Liberties eingetheilt und wählt insgesammt 36 Mitglieder (6 als Grafschaft, 30 in den Städten und Wahlflecken) in das Parlament. Bei der großen Ausdehnung der Grafschaft ist die Beschaffenheit der Oberfläche sehr mannichfaltig. Die Küste von der Teesmündung bis zum Flamborough Head (250 Fuß hoch) ist steil und voll Klippen, weiter südlich bis zur Mündung des Humber aber ziemlich flach. Vom Flamborough Head ziehen in einem nach Westen gewandten Bogen in südlicher Richtung bis in die Gegend zwischen Hull und Howden die Yorkshire-Wolds, bewaldete Kreidehügel, die im Wilton Beacon eine Höhe von 759 Fuß erreichen. Das zwischen diesen, der Humbermündung und der Nordsee gelegene halbinselartige Gebiet, Holderneß genannt, ist einer der fruchtbarsten Ackerbaubezirke von ganz England, namentlich berühmt durch seine eigenthümliche Race von Rindvieh und Schafen. Nördlich stehen die Wolds mit den östlichen York- oder Egton-Moors im North-Riding in Verbindung, welche einen kahlen Hügelstrich mit Torf-, Moor- und Heideflächen und einzelnen fruchtbaren Thälern bilden. Im Westen werden diese Moore durch die schön bewaldeten Howardian-Hills von der weiten Ebene von Y. getrennt, sowie im Nordwesten durch die Cleveland-Hills (mit dem 959 Fuß hohen Roseberry), von dem weiten und fruchtbaren Thale von Cleveland, das in die Ebene von Y. ausläuft. Jenseit dieser wellenförmigen Ebene erheben sich die westlichen Moorlands (Yorkshire-Hills), eine nördliche Fortsetzung des Peakgebirgs von Derby, mit schroffen Kämmen, wildromantischen Thälern, verschwindenden Flüssen, forellenreichen Bächen, vielen hohen Spitzen (Peaks oder Felts), unter ihnen die ziemlich nahe beisammenstehenden Wharnside, 3763 Fuß, der höchste Berg Englands, Pennygant, 3743 F., und ihnen gegenüber der 3740 F. hohe Ingleborough. Auf der Ostseite dieser westlichen Moorlands senken sich abwärts zur Centralebene von Y. zahlreiche Felsenthäler, unter denen das Airethal eine der schönsten Auen Englands enthält. Den Hauptreichthum des Landes bildet das große Steinkohlenfeld, das sich von jenseit Leeds 13 Meilen weit in einer Breite von $3^1/_4$—$4^3/_4$ Meilen südwärts bis Nottingham am Trent fortzieht. Außerdem finden sich mehre isolirte Kohlenfelder (Swilleys) im nördlichen Theil der Grafschaft. Ueberdies ist Y. eines der eisen-

Digitized by Google

reichsten Gebiete Englands und hat auch Bleiminen, Kupferadern, an der Ostküste Alaunwerke und an verschiedenen Orten Kalk- und Quadersteinbrüche. Das Klima ist bei der großen Verschiedenheit der Bodenverhältnisse ebenfalls sehr verschieden, kalt und mild, gesund und ungesund. Das Hauptgewässer ist die Ouse und der sich aus der Vereinigung derselben mit dem Trent bildende Humber; die Ouse nimmt links die Foß und den Derwent, rechts die Ure, Nidd, Wharfe, Aire und den Don auf. An der Nordgrenze ist der Tees von Wichtigkeit, von den Küstenflüssen der Esk bemerkenswerth. Zum Gebiet des irischen Meeres gehört der Ribble. Auch gibt es mehre kleine Seen. Eine starke Kanalverzweigung, deren wichtigste Glieder der Liverpool-, Leeds-, Rochdale- und Barnsleykanal sind, verbindet das irische Meer mit der Nordsee. Ebenso ist das Eisenbahnsystem der Grafschaft außerordentlich verzweigt und hat die Städte York und Leeds zu Hauptknotenpunkten. Neben Ackerbau, Viehzucht und Bergbau ist eine höchst lebhafte und vielseitige Industrie die wichtigste Erwerbsquelle der Bevölkerung. Sie repräsentirt die Industrie des gesammten England im Kleinen und ist namentlich vertreten durch Baumwolle, Wolle, Leinwand, Eisen-, Stahl- und kurze Waaren, Leder, Papier, Seide und Glas. Dem entsprechend ist auch der Handel von großer Bedeutung.

Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft, das alte Eboracum der Römer, dem Rang nach die zweite City des Königreichs, Sitz eines Erzbischofs, welcher den Titel Primas von England führt, und nächst London die einzige Stadt, deren erste Magistratsperson nach einem 1389 verliehenen Recht den Titel Lordmayor hat, ist eine der interessantesten und alterthümlichsten Städte Englands und bildet mit ihrem Weichbild einen besondern Bezirk (City and Ainsty of X.) von 0,19 QMeilen mit (1861) 40,433, einschließlich des Wahlbezirks, der darüber hinausgreift, aber mit 45,385 Einw. Sie ist ein schöner, aber im Verhältniß zu anderen englischen Städten etwas stiller Ort und liegt in der nach ihr benannten Ebene an der Mündung des Foß in die Ouse, über welche eine Brücke mit 5 Bögen führt, und an der großen englischen Nordbahn, von welcher aus hier nach allen Richtungen hin Seitenbahnen zur Verbindung mit dem Gesammteisenbahnnetz Englands führen. Hohe Mauern mit breiten, zu schönen Promenaden benutzten Wällen, deren Fundamente aus der Römerzeit, deren Hauptbauten aber aus der Regierung Eduards I. stammen und welche 1831 in dem alten Baustyl erneuert worden sind, umgeben in Umfang von einer guten Stunde die Stadt in der Gestalt eines unregelmäßigen Vierecks und werden von den 4 alten Thoren und den einlaufenden Eisenbahnen unterbrochen. Ihnen schließt sich das alte Schloß an, jetzt als Sitz der Gerichtshöfe u. als Grafschaftsgefängniß benutzt, in dessen Bereich die Ruinen eines von Wilhelm I. auf römischen Fundamenten erbauten weiten und festen Bollwerks, des Cliffordsthurmes, liegen. Die hervorragendste Merkwürdigkeit der Stadt ist indeß die Domkirche (York Minster, Cathedrale of St. Peter's), eines der prächtigsten Denkmäler gothischer Baukunst in Kreuzform, 524 Fuß lang, in den Kreuzflügeln 222 F. breit, im Schiff 109 F. breit und 99 F. hoch, mit 3 Thürmen, von denen der über dem Kreuz 213 F., die beiden westlichen 196 F. hoch sind. Die Kirche wurde 626 durch den sächsischen König Edwin von Northumberland gestiftet, 1070 auszubauen begonnen und 1220 das südliche Querschiff (der älteste Theil der Kirche) beendigt; die Vollendung des mittleren Thurmes fällt in das Jahr 1472. Durch den fanatischen Matrosen Jonathan Martin am 2. Febr. 1829 in Brand gesteckt, litt der östliche Theil des Doms und am 21. Mai 1840 der westliche Theil desselben ebenfalls durch eine in Folge der Unvorsichtigkeit eines Arbeiters ausgebrochene Feuersbrunst, wurde aber unter der Direktion des Architekten Smirke wiederhergestellt. Die Orgel des Doms, eine der größten in Europa, hat 4200 Pfeifen und einen bewunderungswürdig schönen Orgelkorb, der als ein Meisterwerk der Steinmetzkunst gilt; das Hauptfenster an der Hochaltarseite ist 75 F. hoch, 32 F. breit und enthält 117 biblische Gemälde in prachtvollen Farben. Mit dem Dom durch einen Gang verbunden ist das Kapitelhaus, ein regelmäßiges Achteck von 60 F. Durchmesser und 60 F. Höhe, im Innern mit zierlichen Säulen, leicht geschwungenen Bögen, einer von einem einzigen Pfeiler gestützten Decke und herrlichen Glasmalereien. Von den 41 Kirchen, 17 Kapellen und 10 Klöstern, welche die Stadt unter Heinrich VIII. hatte, sind nur noch 23 Kirchen (darunter die Allerheiligen- und die Dreifaltigkeitskirche) und 11 Kapellen übrig, doch wurden im Laufe der Zeit mehre neue gebaut und die Stadt hat jetzt 24 anglikanische Kirchen und 15 gottesdienstliche Gebäude der Dissidenten. Die 1088 gestiftete Benediktinerabtei St. Mary's liegt vor der Stadt in Ruinen. An der Ouse liegen nebeneinander das in modernem Styl erbaute Stadthaus (Mansion House), welches dem Lordmayor als Amtswohnung dient, und das 1446 erbaute städtische Rathhaus (Guildhall). Außerdem hat Y. mehre lateinische Schulen, ein Schullehrerseminar, eine Zeichenschule, zahlreiche andere Unterrichtsanstalten, eine erzbischöfliche Bibliothek, eine Freibibliothek, philosophische Gesellschaft mit Museum, ein Institut für populäre Wissenschaften und Literatur, mehre andere gelehrte und industrielle Vereine, ein Grafschaftshaus, Zuchthaus, eine Kaserne, ein Krankenhaus, eine Irrenanstalt der Quäker (Retreat), Augenheilanstalt, ein Blindeninstitut und zahlreiche Versorgungsanstalten, ein Theater, einen Koncertsaal, eine große Musikhalle für 2000 Personen und eine Schwimmanstalt. Die Industrie, welche im Mittelalter bedeutender als jetzt war, liefert namentlich Leinwand, Handschuhe, Stiefel, Kämme, Körbe, Messingwaaren, Glas, Wagen, Maschinen, Eisenbahnwaggons, Orgeln, Seife, Regenschirme, Uhren und Konditorwaaren. Die Stadt Y. wählt 2 Mitglieder in das Parlament. In der Nähe der Stadt liegen die höhere katholische Schulanstalt Ampleforth-College, das Schloß Howard mit vielen Kunstschätzen, einem 100 F. hohen Obelisk zu Ehren Marlboroughs und einer Columna rostrata zu Ehren Nelsons, und die Ebene von

Digitized by Google

Knaves-muir, wo berühmte Pferderennen gehalten werden.

Das alte Eboracum war die römische Kapitale von Britannia, Sitz der Regierung, zeitweilige Residenz der Kaiser Hadrian, Septimius Severus, Constantius Chlorus, Grabstätte der beiden letztern, nach Einigen Geburtsort Konstantins des Großen, der hier zum Kaiser ausgerufen ward. Auch hatte die Legio VI victrix hier ihr Standquartier. Dann wurde es unter dem Namen Eoforwic Hauptstadt des angelsächsischen Königreichs Northumberland. Mit dem Einfall der Dänen, welche Y. 867 eroberten und die Angelsachsen unter Osbert und Ella unter seinen Mauern schlugen, mußte es seinen Ruhm, Englands erste Stadt zu sein, an London abtreten. Im Jahre 622 (nach Andern 652) predigte Paulinus hier zuerst das Christenthum und ward erster Erzbischof. Das Obergericht zu Y. (council established in the Nord) wurde von Heinrich VIII., die Gerichtsbank aber 1651 von Karl II. eingesetzt. Im Jahre 1644 belagerten die Parlamentstruppen und Schotten Y., und die königlichen Entsatztruppen unter dem Pfalzgrafen Ruprecht wurden am 2. Juli auf dem benachbarten Marstonmoor geschlagen und Y. erobert. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts hatte der Erzbischof von Y. die Obergerichtsbarkeit über die schottischen Bischöfe. Der Erzbischof von Y. führt auch jetzt noch den Titel Primas von England, während der von Canterbury den eines Primas von ganz England und Metropolit erhielt. Zur Erzdiöces Y. gehören die 6 Bisthümer Durham, Carlisle, Chester, Manchester, Ripon und Man (Sodor und Man). Vergl. Wellbeloved, Eburacum or York under the Romans, 1842.

York, Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikanischen Staat Pennsylvanien, am Codorus Creek, Knotenpunkt der Baltimore-Susquehannabahn, der York-Cumberlandbahn und der York-Wrightsvillebahn, in fruchtbarer Gegend, hat 2 Banken und 8605 Einw. Y., eine der ältesten Städte Pennsylvaniens, wurde schon 1741 angelegt. Im Jahre 1777 tagte hier der Kontinentalkongreß, während Philadelphia von den Engländern besetzt war.

York, Herzogstitel, den die Könige von England gewöhnlich an ihren zweiten Sohn verleihen. Eduard III. gab denselben an seinen Sohn Edmund, der der Gründer des Hauses Y. mit dem Wappen der weißen Rose wurde. Sein älterer Bruder Johann stiftete das Haus Lancaster mit dem Wappen der rothen Rose. Ueber den Kampf beider Häuser um die englische Königskrone (1455 bis 1486) s. England, Geschichte. Heinrich VIII. und Karl I. führten den Titel bis zum Tode ihres älteren Bruders, Jakob II. bis zu seiner Thronbesteigung. Auch Jakobs II. Sohn, der Prätendent Jakob III., verlieh in seiner Verbannung seinem zweiten Sohn, Henry Benedict, den Herzogstitel. Mit ihm, der in der Geschichte unter dem Namen des Kardinals von Y. bekannt ist, starben 1807 die königlichen Stuarts (s. d.) aus. Georg I. erhob 1716 seinen Bruder Ernst August, Fürstbischof von Osnabrück, zum Herzog von Y., nach dessen Tode 1728 Eduard August, Bruder Georgs III., 1760 diesen Titel erhielt. Georg III. verlieh ihn seinem zweiten Sohne, Frederick, der, am 16. Aug. 1763 geboren, 1764 zum Fürstbischof von Osnabrück ernannt wurde, was er bis zur Säkularisation des Bisthums 1802 blieb. Während er sich in Berlin unter den Augen Friedrichs des Großen für den Kriegsstand ausbildete, ward er 1784 zum Herzog von Y. und Albany in Großbritannien und zum Grafen von Ulster in Irland ernannt. Er vermählte sich 1791 mit der Prinzessin Friederike von Preußen und wurde 1793 zum General en chef der englisch-hannöverischen Armee in den Niederlanden ernannt. Nach der Einnahme von Valenciennes vom Oberfeldherrn, dem Prinzen von Sachsen-Koburg, zur Belagerung von Dünkirchen geschickt, erlitt er am 7. und 8. Sept. die Niederlage von Hondtschoote und mußte sich 1794 bis Niedersachsen zurückziehen, wo sich die Trümmer des Heeres nach England einschifften. Ungeachtet dieser Unfälle ernannte ihn der König 1795 zum Feldmarschall und Oberbefehlshaber der britischen Landmacht. Im Jahre 1799 mit der Leitung der englisch-russischen Expedition nach Holland betraut, ward Y. von Brune bei Bergen am 19. Sept. und am 6. Okt. unweit Alkmaar geschlagen und schloß am 18. Okt. die Kapitulation von Alkmaar, in Folge deren die Verbündeten sich einschifften. Einige Jahre später verwickelte ihn die Verruneinigung mit seiner Mätresse, einer Mrs. Clarke, die einen förmlichen Handel mit Offiziersstellen ꝛc. trieb und einem Mitglied des Unterhauses, Oberst Wardle, Mittheilungen über die Heerverwaltung machte, in eine Skandalgeschichte. Wardle denuncirte am 27. Jan. 1809 dem Unterhause Veruntreuungen in der Kriegsverwaltung. Die Statt findende Untersuchung endigte zwar mit Y.s Freisprechung, doch war die öffentliche Meinung so entschieden gegen ihn, daß er am 20. März 1809 seine Oberbefehlshaberstelle niederlegte. Gleichwohl ward er von seinem Bruder, dem damaligen Prinzregenten, schon im Mai 1811 wieder in die Stelle eines Feldmarschalls und Oberbefehlshabers des Landheeres eingesetzt und erwarb sich in diesem Posten fortan ziemlich allgemeine Anerkennung. Als Staatsmann folgte er Pitts Ansichten. An den parlamentarischen Verhandlungen des Oberhauses nahm er nur als fanatischer Gegner der Katholikenemancipation Antheil. Er † am 5. Jan. 1827 kinderlos. Seit dem Tode der Prinzessin Charlotte (1817) war er der nächste Thronerbe. Ihm ist zu London, bei St. Jamespark, ein Denkmal errichtet worden. Jetzt führt diesen Titel der Prinz Alfred von Großbritannien und Irland, zweiter Sohn der Königin Victoria, präsumtiver Thronerbe des Herzogthums Sachsen-Koburg-Gotha, geboren den 6. August 1844.

York von Wartenburg, Hans David Ludwig, Graf, preußischer Feldmarschall, geboren den 26. Sept. 1759 zu Potsdam, nach Anderen auf seinem väterlichen Gute Gußkow in Hinterpommern, aus einer ursprünglich englischen Familie, die sich in Pommern ansässig gemacht, trat 1772 in die Armee und machte den Feldzug 1778 mit, ward aber wegen Insubordination 1780 kassirt und ging nach abgebüßter Festungsstrafe 1782 in holländische Dienste, in denen er

Digitized by Google

als Kompagniechef bei dem Schweizerregiment Meuron 1783—84 die Feldzüge in Ostindien mitmachte. Im Jahre 1785 nach Preußen zurückgekehrt, trat er im folgenden Jahre als Kapitän in das neu errichtete Füsilierbataillon Plötzkow, ward 1792 Major, wohnte 1794 dem Feldzug in Polen bei und zeichnete sich besonders in der Schlacht bei Szekoczyn aus. Im Jahre 1797 errichtete er zu Johannisburg ein eigenes Fußjägerregiment, bei dem er 1805 zum Brigadier befördert wurde. In dieser Eigenschaft deckte er auf dem Rückzug der Armee am 26. Okt. 1806 bei Altenzaun den Elbübergang des weimarischen Corps bei Sandau gegen eine sehr überlegene Abtheilung des soultschen Corps, und am 1. Nov. trieb er mit dem 2. Bataillon des Husarenregiments Eugen von Würtemberg ein französisches Chasseurregiment in die Flucht. Auf dem weiteren Rückzuge führte er die Nachhut des blücherschen Corps bis Lübeck, wo er schwer verwundet in Gefangenschaft fiel. Mit Blücher gleichzeitig, im Februar 1807 ausgewechselt, ward er in Königsberg zum Generalmajor ernannt und erhielt nach dem tilsiter Friedensschluß das Kommando von Memel und der Reserve, Ende 1808 das der westpreußischen Brigade und 1810 auch die Generalinspektion über sämmtliche leichte Truppen, um deren Ausbildung er sich große Verdienste erwarb. Im Jahre 1811 ward er zum Generalgouverneur der Provinz Preußen ernannt. Im Feldzuge von 1812 dem zum französischen Heere stoßenden preußischen Hülfscorps unter Grawert als Generallieutenant und zweiter Kommandant zugetheilt, übernahm er nach Graverts Abgang das Kommando über das zur Blokade von Riga verwendete Corps. Als am 18. Dec. 1812 die französische Armee auf dem Rückzug vernichtet war und das macdonaldsche Armeecorps auch den Rückzug antrat, erhielt Y. die Führung der Nachhut, die aus 14 Bataillonen und 9 Eskadronen Preußen bestand, schloß aber, ohne von seinem König dazu autorisirt zu sein, doch im Bewußtsein, daß der Zeitpunkt zur Befreiung Deutschlands da sei, am 30. Dec. 1812 in der Mühle von Poscherau eine Konvention mit dem russischen General Diebitsch, kraft welcher das preußische Corps neutrale Quartiere bezog und dem König die weitere Entscheidung anheimstellte. Zwar mußte der König, durch die Verhältnisse und Napoleon I. noch beengt, den Vertrag verwerfen, dem General Kleist das Kommando des Corps übergeben, eine Untersuchung über Y. verhängen u. Napoleon ein anderes Kontingent versprechen; allein der an Y.s Corps abgesendete Oberstlieutenant von Natzmer wurde vom General Wittgenstein nicht zu ihm durchgelassen und Y. blieb im Besitz seines Kommando's, bis die Ereignisse eine andere Wendung nahmen. Wittgenstein zog am 7. März in Berlin ein, und Y. folgte ihm am 17. mit seinem Corps dahin. Der König sprach nun in einem Armeebefehl Y.s Rechtfertigung aus, bestätigte ihn in dem Kommando seines Armeecorps und übertrug ihm den Oberbefehl über die Truppen von Bülows. In der That war Y.s Schritt von der höchsten Wichtigkeit. Wäre sein Corps mit dem des Marschalls Macdonald vereint geblieben, so hätte dieser eine Macht von 30,000 Mann hinter dem Niemen gehabt und Wittgenstein hätte mit seinen 25,000 Mann nicht nach Preußen vordringen können. Im Frühjahr 1813 nahm Y. unter Wittgenstein rühmlichen Antheil an der Schlacht bei Großgörschen und folgte dann dem Rückzuge des verbündeten Heers nach Bautzen, wo er abermals mit Auszeichnung focht. Bei der neuen Formirung des preußischen Heers erhielt Y. den Befehl über das erste Armeecorps, das dem schlesischen Heer zugetheilt wurde und zum Siege an der Katzbach (26. August) mitwirkte. Beim Zuge der schlesischen Armee aus der Oberlausitz nach der niederen Elbe lieferte Y. (3. Okt.) das blutige Gefecht bei Wartenburg, durch welches er Blücher den Uebergang über die Elbe öffnete. Die Schlacht bei Möckern (16. Okt.) focht er fast allein mit seinem 1. Armeecorps. Zwar erlitt es dabei so bedeutenden Verlust, daß es während der Schlacht bei Leipzig in Reserve gestellt wurde; doch drängte es dann die geschlagenen Franzosen auf dem Rückzug über die Unstrut. Y. bewerkstelligte in der Nacht auf den 1. Jan. 1814 bei Kaub den Uebergang über den Rhein, nahm St. Dizier (30. Jan.), griff am 4. Febr. Chalons an, das Macdonald am Morgen darauf durch Uebereinkunft räumte, und rettete in dem Gefecht bei Montmirail (11. Febr.) den russischen General Sacken vom völligen Untergang, sowie auch Truppen Y.s durch die Vertheidigung von Chateau-Thierry den Rückzug beider Armeecorps über die Marne deckten. In der Schlacht von Laon (9. März) kommandirte Y. den linken Flügel des schlesischen Heeres, und der Angriff, den er beim Einbruche der Dunkelheit mit Kleist unternahm, hatte die fast gänzliche Auflösung des feindlichen 6. Armeecorps zur Folge. Auch bei der Schlacht unter den Mauern von Paris (30. März) wirkte Y. thätig mit. Nach eingetretener Waffenruhe erhielt er das Generalkommando in Schlesien, ward zum General der Infanterie befördert und unter Beilegung des Namens Y. v. W. in den Grafenstand erhoben. Während des Feldzugs von 1815 mit dem Oberbefehl des zwischen Elbe und Rhein zurückbleibenden preußischen Reservecorps betraut, nahm er, hierin eine Zurücksetzung erblickend, nach abgeschlossenem Frieden seine Entlassung und lebte seitdem zurückgezogen in Schlesien. Am 5. Mai 1821 ward er zum Generalfeldmarschall ernannt, welche Charaktererhöhung er bei seiner Verabschiedung abgelehnt hatte. Er † am 3. Okt. 1821 auf Kleinöls bei Ohlau in Schlesien. Vergl. Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Y., 2. Aufl., Berlin 1851, 3 Bde., ohne Beilagen, 1854, 2 Bde., u. Berghaus, Y., seine Geburtsstätte und seine Heimat, Anklam 1863. Sein Sohn, Graf Ludwig, geboren den 31. Mai 1805, Majoratsherr der Herrschaften Kleinöls und Bischwitz, gehört zu den liberalen Mitgliedern des preußischen Herrenhauses.

Yonghall, Hafenstadt in der irischen Provinz Munster, Grafschaft Cork, an der Westküste der durch die Mündung des Blackwater gebildeten gleichnamigen Bai, hat eine Kollegiatkirche, ein Gerichtshaus, Gefängniß, Arbeitshaus, Krankenhaus, ein Kloster, Töpferei, Seilerei, Brauerei,

Digitized by Google

Fischerei, Handel, Schifffahrt und 6328 Einw. Bei Y. sollen zuerst in Europa Kartoffeln gebaut worden sein.

Young, 1) Edward, englischer Dichter, geboren 1684 zu Upham in Hampshire, widmete sich zu Oxford dem Studium der Rechte und erwarb sich durch das Gedicht „Das Weltgericht" in dem Herzog von Wharton einen Gönner, mit dem er 1717 nach Irland ging. Im Jahre 1719 ließ er sich zu London nieder. Da seine Bewerbung um eine Stelle an einem Gerichtshof keinen Erfolg hatte, trat er, bereits über vierzig Jahre alt, in den geistlichen Stand und erwarb sich durch ein Lobgedicht auf den König Georg II. 1728 die Stelle eines Hofkaplans, die er 1730 mit der Pfarrstelle zu Welwyn in Hertfordshire vertauschte. Der Tod seiner Frau und seiner beiden Stieftinder veranlaßten seine berühmteste Dichtung, die „Night-thoughts" (London 1741 u. öfter), lyrisch-erhabene, sittlich-religiöse Betrachtungen über Tod und Unsterblichkeit. Y. † am 12. April 1765 zu Welwyn einsam und vergessen. Y.s sämmtliche Werke erschienen London 1757 u. öfter; eine sehr gute Ausgabe ist die von 1760 in 6 Bänden. Gedankenfülle und Tiefe, Reichthum der Anschauung, Kraft und Herrschaft über Sprache und Form sind die vorzüglichsten Eigenschaften des Dichters; doch ist er nicht frei von Künstelei, Einseitigkeit und Unverständlichkeit. In Deutschland fand Y. durch Eberts Uebersetzung (Braunschw. 1769—71, 5 Bde.; 2. Aufl. 1790—95) Eingang. Neuere Uebersetzungen besorgten Benzel-Sternau (Frankf. 1825), Schmidt (Dresden 1825) u. Elise von Hohenhausen (Kassel 1844).

2) Arthur, verdienter landwirthschaftlicher Schriftsteller Englands, geboren den 7. Sept. 1741 zu London, widmete sich der Landwirthschaft und machte in ihrem Interesse Reisen durch England, Irland und auf den Kontinent. Er † erblindet zu London den 12. April 1820. Unter seinen zahlreichen Schriften, die theilweise auch ins Deutsche übersetzt wurden, sind hervorzuheben die „Annals of agriculture" (1784—1804, 40 Bde.), „The farmer's guide" (1770, 2 Bde.), vor allen aber die landwirthschaftlichen Reisewerke: „The farmer's tour through the east of England" (1771, 4 Bde.), „A six months tour through the north of England" (1770, 4 Bde.) ꝛc.

3) Thomas, englischer Gelehrter, geboren am 13. Juni 1773 zu Milverton in Somersetshire, erhielt seine Bildung zu Bristol, studirte zu Compton außer den klassischen und orientalischen Sprachen besonders Mathematik, Botanik und Optik, dann zu London und Edinburg noch Medicin, wurde in Folge seiner Abhandlungen über das Sehen und die Krystalllinse des Auges Mitglied der Royal society und ging 1795 nach Göttingen, wo er sich mit der deutschen Sprache und Literatur bekannt machte. Nach England zurückgekehrt, ward er Fellow zu Cambridge, ließ sich jedoch bald zu London als Arzt nieder, ward auch Professor der Naturwissenschaften an der Royal institution und veröffentlichte zahlreiche Schriften über Physik und Mathematik, u. A. „A syllabus of a course of a naturale and experimental philosophy" (London 1802), worin er zuerst eine Erklärung der wichtigsten Phänomene des Sehens gab und das Gesetz von der Interferenz des Lichts aufstellte. Im Jahre 1804 gab er seine Professur auf. Der „Course of lectures on natural philosophy and the mechanical arts" (London 1807, 2 Bde.) gilt für sein bedeutendstes Werk. Einige Papyrusrollen, die er 1814 erhielt, veranlaßten 1815 seine „Remarks on Egyptian papyri", denen 1823 die „Hieroglyphics", eine Sammlung von Abbildungen ägyptischer Schrifttexte und Bildwerke, die „Account of some recent discoveries in hieroglyphical literature" (London 1823), Aufklärungen über enchorische Papyrusrollen enthaltend, und das „Egyptian dictionary" (das. 1829) folgten. Im Jahre 1818 ward er Mitglied der Kommission zur Untersuchung der in Großbritannien üblichen Maße und Gewichte und Sekretär des Längenbureau's, mit dem Auftrage, die Herausgabe des „Seealmanachs" zu beaufsichtigen. Noch schrieb er: „Elementary illustration of the celestial mechanics of Laplate" (1821) und gab von 1819—29 den „Nautical almanac" heraus. Y. † am 10. Mai 1829. Vgl. Memoirs of the life of Thomas Young, London 1831.

Ypern (franz. Ypres), alte, stark befestigte Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der belgischen Provinz Westflandern, am Yperle und an einer Zweigbahn von Courtray nach Poperinghe, durch einen Kanal mit Brügge, Ostende und Nieuport verbunden, hat 4 Kirchen, darunter die Kathedrale St. Martin, eine der schönsten Kirchen Belgiens aus dem 13. Jahrhundert, mit den Grabmälern mehrer Bischöfe, ein großes, im 13. und 14. Jahrhundert durch die damals mächtige Tuchmachergilde in gothischem Styl aufgeführtes Gebäude, das jetzt als Rathhaus dient, eine alte Burgvogtei (Kastellanei) mit reich verzierter Façade, einen schönen, von Ludwig XIV. erbauten Brunnen von Marmor auf dem Marktplatz, 2 Friedensgerichte, ein Arbeiterschiedsgericht, eine Handelskammer, eine Mittelschule, öffentliche Bibliothek, Gemäldegallerie, ein Antiquitäten- und Waffenkabinet, mehre Hospitäler, Fabrikation von Spitzen, leinenen, baumwollenen und wollenen Stoffen und Bändern, Gerberei, Färberei, Bleicherei, lebhaften Handel und 17,190 Einw. Als Bischof von Y. ist berühmt geworden der hier geborne Cornelius Jansen, Stifter der Sekte der Jansenisten. Y. war im Mittelalter nur ein Schloß, das von den Normännern 800 n. Chr. zerstört wurde. Balduin II. von Flandern befestigte es wieder, und unter seinen Nachfolgern erwuchs eine Stadt um dasselbe. Unter Philipp von Burgund, der zum Zweck der Befestigung den Arbeitern in den Vorstädten, großentheils Tuchwebern, andere Aufenthaltsorte anwies, verlor Y., das bis dahin die erste Gewerbstadt in Flandern mit 200,000 Einwohnern gewesen war, diesen Gewerbszweig fast ganz. Im Jahre 1577 nahm Y. die protestantische Konfession an; 1584 ward es von Alexander Farnese für Philipp II., 1684 von den Franzosen unter Condé und 1649 von Erzherzog Leopold für die Spanier erobert; 1658 belagerte und nahm es Turenne. Zwar kam die Stadt durch den pyrenäischen Frieden wieder an Spa-

Digitized by Google

nien, doch schon 1678 eroberte sie Ludwig XIV. wieder u. behielt sie bis zum nimwegener Frieden. Im Jahre 1715 ward Y. durch den Barrièretraktat zu einem der Barrièreplätze erklärt und hatte bis 1744, wo es von Ludwig XV. erobert wurde, holländische Besatzung. Mit den anderen Barrièreplätzen ließ Joseph II. die Festungswerke 1781 schleifen, und am 17. Juni 1794 fiel Y. nach kurzer Belagerung durch Pichegru den Franzosen in die Hände. Nach dem Frieden von 1815 wurde die Befestigung wieder aufgenommen.

Ypey, Annäus, holländischer Theolog, geboren am 17. Sept. 1760 in der Provinz Friesland, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Universität Franeker, war dann Prediger bei mehren reformirten Gemeinden und ward 1799 Professor der Kirchengeschichte zu Harderwijk und 1813 als Professor der Theologie nach Gröningen berufen. Zu seinen verdienstlichsten Schriften gehören die „Literargeschichte der Dogmatik" (Haarlem 1793—98. 5 Bde.), die „Geschiedenis van de christelijke Kerk in de 18. eeuw" und die Reformationsgeschichte: „Beknopte geschiedenis van de Hervorming" (Gröningen 1817). Y. ist der Hauptverfasser des ausgezeichneten Werkes „Geschiedenis de Nederlandsche hervormede Kerk" (1820—27, 4 Bde.). Seine „Geschichte des Patronatsrechts" (Gröningen 1829) ist eine der vollständigsten und klarsten Darstellungen dieses Gegenstandes. Uebrigens war Y. einer der gründlichsten Kenner der holländischen Sprache.

Ypsilantis, griechische Fanariotenfamilie, welche ihren Ursprung bis auf die Komnenen zurückführt. Alexander Y., geboren 1725, war Dragoman der Pforte, dann von 1774—82 Hospodar der Walachei, der er ein Gesetzbuch gab. Kurz vor dem Ausbruch des österreichisch-russisch-türkischen Kriegs (1790) zum zweiten Mal zum Hospodar der Walachei ernannt, ließ er sich bald darauf als Gefangener nach Brünn abführen, wo er bis zum Frieden von Jassy (1792) verweilte. Nach Konstantinopel zurückgekehrt, erregte er durch seinen Plan, die Griechen mit den Osmanen zu verschmelzen und so ein neues Volk zu schaffen, den Verdacht der Pforte und ward 1805 martervoll hingerichtet. Sein Sohn, Konstantin Y., faßte schon als Jüngling einen Plan, Griechenland mit 8000 Mann zu befreien. Die Verschwörung ward jedoch entdeckt und Y. flüchtete nach Wien. Vom Sultan begnadigt, kehrte er nach Konstantinopel zurück, wurde Dragoman der Pforte, 1799 Hospodar der Moldau und bald darauf der Walachei. Dieser Stelle 1805 entsetzt, begab er sich nach Petersburg, kehrte aber 1806 an der Spitze von 20,000 Russen nach Bucharest zurück, wo er ein griechisches Freicorps bildete, die Serbier aufwiegelte und abermals den Plan faßte, Griechenland zu befreien. Der Friede von Tilsit nöthigte ihn jedoch, in Rußland Schutz zu suchen, wo man ihm Kiew zum Aufenthaltsort anwies. Hier starb er 1816. Der älteste seiner fünf Söhne, Alexander Y., geboren am 12. Dec. 1792 zu Konstantinopel, folgte seinem Vater 1805 nach Petersburg, trat 1809 als Offizier in die kaiserliche Garde zu Pferde und focht in den Feldzügen von 1812 und 1813 mit Auszeichnung. Kaiser Alexander I. ernannte ihn 1814 zum Obersten und zu seinem Adjutanten, 1817 zum Generalmajor und übertrug ihm das Kommando einer Husarenbrigade. Ende 1820 trat er an die Spitze der Hetärie. Sehr zur Unzeit für seine Pläne ward der Aufstand des Theodor Wladimiresko (Januar 1821), eigentlich gegen die Bedrückungen der Bojaren gerichtet, von den eifrigsten Hetäristen für das Zeichen zum Aufstande gegen die Türken angesehen. Gegen seine eigene bessere Ueberzeugung war Y. dadurch zu der gewagten Unternehmung, in der Moldau die Fahne des Aufstandes zu erheben, gezwungen, und so verließ er mit seinem Bruder Nikolaus und einem kleinen Gefolge am 6. März Kischenew, überschritt den Pruth und zog am 7. in Jassy ein. Der erwartete Aufstand der Griechen in der ganzen Türkei erfolgte jedoch nicht, und Rußland, auf dessen unmittelbaren Beistand Y. gehofft, mißbilligte das Unternehmen und entließ ihn aus seinem Militärdienste, und auch unter den Walachen fand derselbe wenig Begeisterung für seine Sache. Bei dem Kloster Dragaschan am 19. Juni 1821 von den Türken geschlagen, floh er mit seinem Bruder Nikolaus nach Siebenbürgen, ward hier von der österreichischen Regierung verhaftet, auf die Festung Munkacs in Ungarn, 1823 nach Theresienstadt in Böhmen gebracht und erst 1827 auf russische Verwendung gegen das Versprechen, die österreichischen Staaten nicht zu verlassen, seiner Haft entlassen, doch Verona ihm zum Aufenthaltsort angewiesen. Auf der Reise dahin starb er jedoch zu Wien am 31. Jan. 1828. Der zweite Bruder, Demetrios Y., geboren am 25. Dec. 1793, zeichnete sich in russischen Kriegsdiensten besonders in dem Feldzug von 1814 aus und ging im Frühjahr 1821 im Auftrag seines Bruders nach Morea, um sich dort an die Spitze des Aufstandes zu stellen, sah sich zwar dort von Seiten der Primaten und Militärhäuptlinge, sowie der Partei des Maurokordatos vielfach gehemmt, betheiligte sich aber mit Glück an einzelnen Kriegsunternehmungen und ward in Folge der auf der ersten Nationalversammlung in Epidaurus im Januar 1822 festgesetzten Verfassung für Griechenland zum Präsidenten des gesetzgebenden Körpers ernannt. Nachdem er am 26. Januar 1822 die griechische Flagge auf Akrokorinth aufgepflanzt, ging er an der Spitze eines Hülfscorps im März über den Isthmus, um Odysseus an den Thermopylen zu verstärken, wandte sich aber, auch hier in seinen Erwartungen getäuscht, nach Argos zurück, besetzte die Veste Larissa, schlug sich, von allen Seiten gedrängt, nach Lerna durch und nahm an dem Hauptpasse des Isthmus eine sichere Stellung. Als er endlich die Vertheidigung des Isthmus den dortigen Milizen überlassen zu können glaubte, kehrte er nach Morea zurück, zog sich aber, da sein Versuch bei der zweiten Nationalversammlung zu Astros, im März 1823, der Militärpartei die Oberhand zu verschaffen, mißlang, von den öffentlichen Geschäften ganz zurück, bis ihn der Präsident Kapo d'Istrias im Januar 1828 zum Befehlshaber der griechischen Truppen in Ostgriechenland ernannte. In dieser Stellung durch den Einfluß des Bruders des Präsidenten, Augustin Kapo d'Istrias, beein-

Digitized by Google

trächtigt, nahm er im Oktober 1831 seinen Abschied. Er starb den 3. Januar 1832 zu Wien. Seine Schwester, Maria Y., geboren 1798, opferte den größten Theil ihres Vermögens dem griechischen Aufstand und stiftete 1854 zu Paris ein Waisenhaus; starb daselbst 1863.

Ypsiloïde (v. Griech., Zwickelnaht), Naht an der Hirnschale, die einem umgelegten Y (⋋) gleicht.

Yriarte (Iriarte), berühmter spanischer Landschaftsmaler, geboren 1620 in der Provinz Guipuzcoa, war Schüler Herrera des Aelteren zu Sevilla, widmete sich aber, da er für Figurenzeichnung kein Talent hatte, der Landschaftsmalerei, und zwar mit so glänzendem Erfolg, daß Murillo zu sagen pflegte, Y. male die Landschaften so schön, daß man an eine Inspiration glauben müsse. Seine Gemälde befinden sich besonders in spanischen u. anderen ausländischen Sammlungen. Man rühmt daran namentlich den Baumschlag, die Durchsichten, die Beleuchtung, das Halbdunkel, die Naturwahrheit des Wassers und überhaupt die durchgehende Harmonie. Die Behandlung ist mehr phantasievoll und genial als im Einzelnen sorgfältig. Y. war einer der Gründer der Akademie zu Sevilla und Sekretär derselben und † daselbst 1685.

Yrieix, St., Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Obervienne, hat Fabrikation von Porzellan, Leinwand, Hohöfen und Eisenhütten, berühmte Kaolinbrüche und 7613 Einwohner.

Ysop, Pflanzengattung, s. Hyssopus.

Yssel (Issel), Name mehrer Gewässer im Königreich der Niederlande. Die Nieuw-Y., ein kanalisirter Arm des Rhein in der Provinz Geldern, die alte Fossa Drusiana, führt aus dem Rhein oberhalb Arnheim 3½ Meilen nordostwärts nach Doesburg, vereinigt sich hier mit der Oude-Y., welche unter dem Namen Issel aus der preußischen Provinz Westphalen kommt und wenig schiffbar ist. Das vereinigte Wasser, im Mittelalter Sala oder Ihala genannt, fließt unter dem Namen Overyssel oder Yssel-strom nach Norden über Zütphen und Deventer, bildet von hier an die Grenze zwischen den Provinzen Geldern und Oberyssel und mündet nach 12 Meilen langem Lauf bei Kampen, westlich von Zwolle, mit mehren Armen in die Zuidersee, nachdem sie rechts von Westphalen her die Berkel und die Schip-Bach aufgenommen hat. Die Y., einer der 5 Hauptmündungsarme des Rhein, ist bei Zütphen über 300, bei Kampen über 700 Fuß breit und wird von kleinen Seeschiffen und von Dampfbooten befahren. Von ihr hat die niederländische Provinz Oberyssel (s. d.) ihren Namen, welcher zur Zeit der französischen Herrschaft das Departement Ysselmündungen entsprach. Die Niederyssel (Nederyssel), auch kleine oder holländische Y., ein schiffbarer Arm des Lek, zweigt sich bei Vianen von diesem ab, fließt nach Westen durch die Provinzen Utrecht und Südholland über Gouda, zuletzt nach Süden und mündet oberhalb Rotterdam und gegenüber der Insel Yfselmonde (s. d.) in die Maas, von Gouda an gegen Norden durch den Goudakanal mit dem alten Rhein, oberhalb Gouda durch das Vliet mit dem Lek bei Schoonhoven verbunden.

Yfselmonde, eine von den Mündungsarmen der Maas unterhalb Dortrecht gebildete Insel, gehört zum Bezirk Dortrecht der niederländischen Provinz Südholland, fruchtbar u. wohlangebaut, mit schönen Landhäusern und Gärten u. dem Dorf Ryderkerk (Ridderkerk) von 3000 Einw.

Ystad, Stapelstadt an der Südküste des zur alten schwedischen Provinz Schonen gehörigen Malmöhusläu, gewöhnlicher Ueberfahrtsort nach Deutschland (Stralsund und Lübeck) und durch eine Eisenbahn nach Eslöf an der südlichen Stammbahn zwischen Stockholm und Malmö mit den südschwedischen Ortschaften in Verbindung stehend, ist ziemlich wohlgebaut, hat 2 Kirchen, mehre Schulen, eine Privatbank, einige Fabriken, lebhaften Handel, besonders mit Getreide, Schifffahrt und 5972 Einw. Y. wird schon im 13. Jahrhundert erwähnt, ward 1368 vom König Albrecht von Schweden den Dänen abgenommen, 1569 von den Schweden gebrandschatzt und 1676 u. 1677 von den Dänen erobert.

Yttererdeverbindungen, natürliche, Mineralien, worin die seltene Yttererde, die 1794 zuerst durch den Schweden Gadolin aus dem Gadolinit dargestellt und als neu bekannt gemacht wurde, enthalten ist. Sie ist milchweiß, unschmelzbar, in Wasser unlöslich, aber auch nach dem Glühen in Säuren leicht löslich und liefert farblose Salze von süßem, nachher zusammenziehendem Geschmack. Sie ist das Monooxyd des dem Eisen ähnlichen schwarzgrauen, in metallisch schimmernden Blättchen zuerst von Wöhler aus ihr dargestellten Yttrium. Mosander entdeckte später die neben ihr vorkommende Terbin- u. Erbinerde (s. Terbium u. Erbium). Es gehören hierher folgende Verbindungen: Ytterbit (Gadolinit, hemiprismatisches Melanerz), die am frühesten bekannte Verbindung, kieselsaures Yttererde-Eisenoxydul oder Eisenoxyd, fast immer mit einem größeren oder geringeren Gehalt an Ceroxydul und zum Theil auch mit Beryllerde, kommt selten in wahrscheinlich rhombischen Krystallen, meist derb und eingesprengt, von muscheligem oder unebenem, splittrigem Bruch, glasglänzend, oft ins Fettglänzende, undurchsichtig oder an den Kanten durchscheinend, pech- oder rabenschwarz, mit grünlichgrauem Strich, vor. Er hat die Härte des Quarzes u. etwas darunter und 4—4,3 specifisches Gewicht. Vor dem Löthrohr in der Platinzange erhitzt, schwillt der splittrige Ytterbit an zu blumenkohlähnlicher Masse, ohne zu schmelzen, während der muschelige nicht anschwillt, grau wird, rasch vorübergehend verglimmt und dabei nach v. Kobell specifisch schwerer wird. Salzsäure zersetzt ihn unter Ausscheidung von Kieselgallerte, aber schwieriger nach dem Glühen. Er findet sich im nordischen Granit eingewachsen, so zu Ytterby, bei Stockholm, Finbo und Broddbo bei Falun in Schweden, auf Hitteroe in Südnorwegen. Orthit (Allanit, Cerin), tetartoprismatisches Melanerz, ebenfalls kieselsaure Verbindung der Yttererde mit Eisenoxydul, Ceroxydul, aber auch Lanthan- und Didimoxyd und Kalkerde und variablem Wassergehalt, kommt im Granit und Syenit der verschiedensten Gegenden als verbreitete Verbindung (s. Cer) vor. Yttrocerit (pyramidaler Cerer-Ba-

Digitized by Google

ryt), Fluoryttrium mit Fluorcalcium und Cerium, ist ein selten in quadratischem Prisma krystallisirendes Mineral aus der Klasse der Fluoride, meist krystallinisch-körnig, von geringem Glanz, violblau ins Graue und Weiße, von zwischen Flußspath- und Apatithärte, 4,3 specifischem Gewicht, ist unschmelzbar, mit dem Gadolinit zu Broddbo und Finbo vorkommend. Ytterspath (phosphorsaure Yttererde, Xenotim, pyramidaler Retinbaryt), aus der Ordnung der wasserfreien Haloïde, phosphorsaure Yttererde, kommt in kleinen, stumpfen, quadratischen Oktaëdern von 82°, sowie derb und eingesprengt auf Hitteroe und Ytterby, lose im Goldsand von Clarkeville in Georgia vor. Er ist braun, fleischroth, mit lichterem Strichpulver, fettglänzend, an den Kanten durchscheinend, unschmelzbar und hat etwas über Flußspathhärte und 4,5 specifisches Gewicht. Yttrotantalit (schwarzer und gelber), ist die Verbindung der Tantalsäure mit Yttererde, Eisenoxydul, Kalkerde, mit variablem Gehalt an Wolfram- oder Scheelsäure. Der schwarze krystallisirt in meist eingewachsenen kurzen Säulen und Tafeln des rhombischen Systems, aber auch in Körnern eingewachsen, der gelbe findet sich stets unkrystallisirt, beide im Bruch uneben, ersterer halbmetallisch, letzterer fettglänzend. Der Strich ist braun, grau bis weiß; die Härte die des Apatits und etwas darüber, das specifische Gewicht 5,4—5,9. Im Kölbchen erhitzt, gibt er Wasser ab, der schwarze wird gelb, beim Glühen beide weiß. Das Mineral ist unschmelzbar und durch Säuren nicht zersetzbar. Es findet sich mit dem vorigen zu Ytterby, Finbo, Broddbo. Yttrotitanit endlich, ein blättriges, braunrothes, glasglänzendes, auf den Spaltungsflächen fettglänzendes Mineral von schmutziggelbem Strichpulver, in den Krystallformen des Titanits, welches vor dem Löthrohr leicht unter Blasenwerfen zu schwarzer, glänzender Schlacke schmilzt, findet sich eingewachsen im Gneis von Buö bei Arendal. Er ist eine Kiesel- und Titansäureverbindung, die neben Kalkerde und Thonerde auch Yttererde enthält. Auch der bräunlichschwarze, fettglänzende, muschelig brechende Euxenit mit röthlichbraunem Strich aus Norwegen ist eine Yttererdeverbindung mit Titan- und Niobsäure. Ebenso findet sich Yttererde in dem Titansäure und Zirkonerde enthaltenden Polykras von Hitteroe und Polymignit, einem Zirkonsyenit von Frederiksvaern in Norwegen, beide schwarze, rhombisch-krystallisirende Mineralien mit braunem Strich.

Yttrium, s. Yttererdeverbindungen.

Yuca (Juka), Pflanzengattung, s. Manihot.

Yucatan (Merida, früher auch Campeche genannt), politisch zu Mexiko gerechnetes Departement, faktisch aber ein unabhängiges Gebiet, das seit 1861 in die beiden Staaten Y. und Campeche zerfällt und einen Gesammtflächenraum von 2182 QMeilen mit (1857) 668,623 Einwohnern (nach officiellen, aber offenbar zu hoch gegriffenen Angaben, während auf Y. selbst wahrscheinlich nur 400,000, auf Campeche nur 80,000 Einw. kommen dürften) hat. Das Gebiet grenzt im Osten an das karaibische Meer, im Norden an den mexikanischen Meerbusen, im Westen an eben denselben und die mexikanischen Departements Tabasco und Chiapa, im Süden an den centralamerikanischen Staat Guatemala und an Balize (Britisch-Honduras) und nimmt die nördliche größere Hälfte der Halbinsel Y. ein, die in Gestalt eines länglichen Rechtecks auf der Nordseite von Centralamerika vorspringt. Die Halbinsel Y. wird im Westen von der Campechebai des mexikanischen Meerbusens, im Norden auf einer Strecke von 64 Meilen von letzterem, im Osten von der Hondurasbai des karaibischen Meeres, welches durch den zwischen dem Kap Catoche und dem Kap Santa Antonia (Westspitze von Cuba) nur 30 Meilen breiten Kanal von Y. mit dem mexikanischen Meerbusen zusammenhängt, begrenzt, hat einen Flächenraum von ungefähr 4000 QMeilen und umfaßt außer dem Gebiet Y. noch den britischen Holzdistrikt Honduras oder Balize im Südosten, einen Theil von Guatemala im Süden und Theile von Chiapa und Tabasco im Westen. Die Oberfläche ist im Allgemeinen eben und flach und wird bei einer absoluten Höhe von 100 Fuß nur von einer niedrigen Hügelkette, der Sierra de Y., durchzogen, die, vom Plateau von Peten oder Verapaz ausgehend, in nordöstlicher Richtung durch die Halbinsel streicht, sich höchstens bis 400 Fuß über die Meeresfläche erhebt und am Kap Catoche als bloße Waldhöhe endet. Die nördliche und westliche Küste hat nur wenige Buchten und Spitzen, im Norden das Kap Catoche, im Westen die Punta Escondida, Gorda ꝛc. Mehr Buchten finden sich an der Ostküste; die bedeutendsten sind Bahia de la Ascension und Bahia de Bacalar. Die beträchtlichsten Küsteninseln sind im Nordosten Cankun, die größte von allen, Holvas, El Contoy, Las Mugeres, im Osten die Insel Cozumel. Das Innere ist wasserarm. Hier gibt es weder einen Fluß, noch Süßwasserquellen, nur einen einzigen See, den Chichankanab, der mehre Meilen lang ist, aber bittersalziges Wasser enthält und in die Bahia de la Ascension abfließt. Die bedeutendsten unter den ziemlich zahlreichen Küstenflüssen sind der Rio Hondo oder Rio grande, der in die Bai von Bacalar mündet, der Champoton und der San-Francisco, dessen Mündung den Hafen von Campeche bildet, im Westen und der Bolina im Nordosten. Eine Merkwürdigkeit sind die Bocas de Conil, Quellen süßen Wassers, die an der Nordküste mitten im Meer, 1300 Fuß vom festen Lande entfernt, emporsprudeln. Das Klima gehört zu dem heißesten zwischen den Wendekreisen, ist aber in Folge der großen Trockenheit der Luft und des Bodens im Ganzen gesund. Selbst die tropischen Regen der nassen Jahreszeit werden von dem Boden rasch eingesogen. Der fruchtbarste Theil der Halbinsel sind die von der östlichen Hügelkette bis zum Meer reichenden Ebenen. Europäische Getreidearten gedeihen nicht, von unsern Gemüsen wenige. Die Bevölkerung nährt sich von Maniok, Mais, Yams, Bananen, Kürbissen ꝛc. An herrlichen Tropenfrüchten ist Ueberfluß. Außerdem erzeugt die Halbinsel Tabak, Zuckerrohr, Baumwolle, tabaskanischen Pfeffer (Myrtus pimenta), Kakao, Indigo, Agaven ꝛc. Den eigentlichen Reichthum Y.s machen aber die ausgedehnten Wälder aus. Insbesondere bilden die Campecheholzbäume ganze Wälder, während der Mahagonibaum

Digitized by Google

mehr einzeln vorkommt. Einheimisch sind auch der Kopaivabaum und der Tolubaum, welche bekannte Balsamarten geben, der Guajakbaum oder Pockholzbaum, der Amberbaum, der Sassafras, die Tamarinde u. a. Von den Hausthieren fehlen die meisten europäischen; nur Schweine, die in den Wäldern Nahrung finden, sind in Menge vorhanden. Die einheimischen Thiere sind die in Mexiko vorkommenden. Metalle finden sich nirgends; am Meeresstrande gewinnt man Salz und graues Ambra. Die Zahl der Gesammtbevölkerung der ganzen Halbinsel dürfte sich ungefähr auf 600,000 Seelen belaufen. Fünf Sechstel derselben sind reine Indianer, die sich selbst Macegual (d. h. Eingeborne) nennen, von den Spaniern aber Yucatecos oder Yucatanos genannt werden, die übrigen sind Kreolen, Neger und besonders Mischlinge, namentlich Mestizen. Die Indianer, die schon bei Ankunft der Europäer eine gewisse Bildung hatten, leben größtentheils in den südlichen Wäldern unabhängig, wohnen in ziemlich gut gebauten Häusern, haben eine geordnete Staatsverfassung und bekennen sich zwar äußerlich zum Christenthum, haben aber noch viel Heidnisch-Polytheistisches beibehalten. Sie gehören dem großen Urvolke der Maya an und gelten als Abkömmlinge des Unterstammes der Tolteken. Sie sprechen die Mayasprache; nur in den Umgebungen der Städte verstehen sie Spanisch. Der Kunstfleiß der Yucatecos liefert hauptsächlich Gewebe von Baumwolle, Wolle und Pita, irdene Gefäße und Flechtwerk aus Palmblättern und Agavefasern. Der Handel ist bei weitem nicht so bedeutend, als er bei dem natürlichen Reichthum des Landes sein könnte. Kaffee wird gar nicht gebaut, Kakao, Tabak und Zucker nur zu eigenem Gebrauch. Den Seehandel führen ausschließlich fremde Schiffe, die ihre Einfuhr gegen Hölzer, Wachs und Ambra austauschen; eigene Schifffahrt hat Y. nicht. Aus den 4 bedeutenderen Häfen Campeche, Sisal, Carmea und Bacalar werden vorzüglich ausgeführt Jenoquen- oder Sisalhanf (weiße, zu mannichfacher Verarbeitung geeignete Fäden), Säcke, Stricke u. Hängematten aus demselben Hanf, Palmhüte, Blauholz, Blauholzextrakt, Kopal, Mais, Reis, Bohnen, Ochsen- und Hirschhäute, getrocknetes Fleisch, Fische (Pampanos), Salz, Honig und Wachs, auch Kokosnüsse, Citronen u. andere Südfrüchte, geprägtes Silber, einige Goldarbeiten aus Campeche. Die Hauptstadt ist Merida. Die alten Bauwerke, die sich in Y. und dem angrenzenden Guatemala vorfinden, haben seit 1787 die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen. Die bedeutendsten dieser Ruinen, von den Mayaindianern Xlapakh (alte Mauern) genannt, sind die von Huehuetlapatlan, von den Spaniern gewöhnlich Casas de piedras (steinerne Häuser) benannt, die unfern von Palenque auf der Hochebene liegen, die Y. von Guatemala trennt. Auch zu Iztalane finden sich alterthümliche Bauwerke von großem Umfang, die wie jene mit Basreliefs und Hieroglyphen bedeckt sind. Ein nordamerikanischer Reisender fand 1842 die Ruinen einer großen Stadt, die er Chichen oder Tschitschen-Itza nennt. Alle diese Bauwerke zeigen in ihrem Charakter eine durchaus konstante Analogie. Es sind ächte Denkmäler toltekischer Baukunst, Werke der alten Macequales, von einem Alter von etwa 800 Jahren, deren Verfall erst nach der Ankunft der Spanier eintrat. Vgl. Amerikanische Alterthümer.

Die Urbevölkerung Y.s scheint von den Einwohnern des eigentlichen Mexiko verschieden zu sein. Die Spanier fanden die Halbinsel in eine Menge kleiner Staaten getheilt, doch erzählten die Indianer, daß früher ein einziges Reich bestanden habe, dessen Vasallen sich unabhängig machten. In den daraus entstehenden Kämpfen wurde die alte Hauptstadt Mayapan um 1420 (oder 1452) zerstört. Die Spanier betraten zuerst 1506 unter Diaz de Solis und Pinzon die Küsten des Landes; um 1527 begann Francisco de Montejo die Eroberung. Um 1540 wurde als erste größere Niederlassung Campeche gegründet, 1541 unterwarf sich der letzte Nachkomme der Herrscher von Mayapan, Tutul-Xiu, worauf seine Hauptstadt Mani verfiel. Die Indianer sanken unter dem Druck der Spanier nach und nach in ihre jetzige Armuth und Unkultur, während ihre Vorfahren bereits eine verhältnißmäßig hohe Stufe der Civilisation erreicht hatten. Als selbstständiges Glied des mexikanischen Staatenbundes lag Y. mit der Bundesregierung in beständigem Streit, und die durch Santa-Ana bedrohte Selbstständigkeit des Staats hatte 1841 dessen Ablösung und Unabhängigkeitserklärung zur Folge. Y. nahm als selbstständige Republik eine nach den liberalsten politisch-religiösen und kommerciellen Principien entworfene Konstitution an. Doch wurde die Unabhängigkeit Y.s von der mexikanischen Regierung nie anerkannt. In dem Kriege Mexiko's mit den Vereinigten Staaten gab die Regierung von Washington Befehl, Y. als neutrales Land zu behandeln, nahm ihn aber zurück, als dessen Bevölkerung mit Mexiko wieder gemeinschaftliche Sache machte. Im Jahre 1850 brach ein blutiger Aufstand der Indianer gegen die Weißen aus, und mehre Jahre wüthete der Vernichtungskrieg mit steigender Erbitterung fort, zumal die politischen Wirren in Mexiko selbst ein erfolgloses Einschreiten von dieser Seite verhinderten. Während dieser Zeit erklärte sich Y. von Neuem für unabhängig und trennte sich 1861 in die beiden Staaten Y. und Campeche mit den Hauptstädten Merida und Campeche. Vergl. Cogolludo, La historia de Y., Madrid 1687, Campeche u. Merida 1842—45, 2 Bde.; Villagutierre Sotomayor, Historia de la conquista de la provincia de Itza, Madrid 1701; Waldeck, Voyage pittoresque et archéologique dans les provinces d'Y., Par. 1838; Norman, Rambles in Y., 2. Aufl., Newyork 1844; Stephens, Incidents of travels in Y., Lond. 1843, 2 Bde., deutsch von Meißner, Leipz. 1854, 2 Bde.; Heller, Reisen in Mexiko, das. 1853. Sehr genaue Abbildungen der amerikanischen Monumente enthält: Rebel, Voyage pittoresque et archéologique dans le Méxique, Paris 1836.

Yucca *L.* (Palmenlilie, Adamsnadel), Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen, charakterisirt durch die glockenförmige, 6blätterige Korolle, die oben verdickten Staubfäden, die 3 auf-

Digitized by Google

sitzenden Narben und die 6seitige, fast beerenartige, 3klappige, 3fächerige oder unvollkommen 6fächerige, vielsamige Kapsel, umfaßt baumartige Liliengewächse, fast alle in Nord- und Mittelamerika, mit dicken, fleischigen Blättern mit einem Stift an der Spitze, die meist spiralförmig gestellt sind. Y. gloriosa *L.*, in Peru und Carolina, am Strande, gegen 10 Fuß hoch und schenkelsdick, dicht von 1½ Fuß langen und 1½ Zoll breiten, stechenden Blättern umgeben, treibt aus ihrer Mitte eine 3 Fuß lange, prächtige Rispe von schönen schneeweißen, wohlriechenden, tulpenartigen Blumen. Die fleischige Kapsel wird als abführendes Mittel gebraucht. Die Wurzelknollen werden von den Indianern zur Zeit des Mangels gerieben und zu Brod gebacken. Y. aloifolia *L.*, in Jamaica, Veracruz, Carolina, Florida, 10—12 Fuß und darüber hoch, ist oben mit einer Blätterkrone versehen, aus deren Mitte sich ein Schaft mit einer reichen Rispe weißer, auswendig purpurröthlich schattirter Blumen erhebt. Y. filamentosa *L.*, in Virginien, Carolina, an sandigen Ufern, fast stengellos, mit lanzettförmigen, aufrecht-zurückgebogenen, rinnenförmigen, am Rande mit weißen Fäden versehenen Blättern und 5—6 Fuß hohem Schaft, ist meist von unten bis zur Spitze mit 100—200 rispenständigen, weißen, glockenförmigen Blumen geschmückt. Y. glaucescens *Haw.*, in Nordamerika, ist eine prächtige Art, ohne Stamm, 3—4 Fuß hoch, mit sehr großen, weißen Blumen in einer reichen Rispe; ebenso Y. longifolia *Karw.*, in Mexiko, mit baumartigem Stamm. Y. superba *Haw.*, in Amerika, mit 9—10 Fuß hohem Stamm, riemen-lanzettförmigen, 2—3 Zoll breiten, stachelspitzigen Blättern, tief karmoisinrothem Schaft und eben solchen Blüthenästen, einer sehr dichtblumigen, großen Endrispe u. glockenförmigen, blendend weißen, an den äußeren Kronentheilen mit einem purpurrothen Mittelstreifen versehenen Blumen, scheint die schönste Art zu sein. Die Palmenlilien lieben eine lockere, fette, mit etwas Sand gemischte Rasen- oder Mistbeeterde, einen geräumigen Topf und eine Unterlage zerstoßener Scherben. Am üppigsten gedeihen u. blühen sie im freien Grunde eines Winterhauses, wo sich die Wurzeln ungehindert ausbreiten können. Die meisten nordamerikanischen Arten können auch bei uns im Freien durchwintert werden, wenn man sie an einen wohlbeschützten Ort pflanzt und im Winter gegen Nässe und Frost sichert. Im Sommer stellt man sie an einen warmen, sonnigen Ort und begießt sie reichlich. Das Umpflanzen muß ohne Beschneidung der Wurzeln geschehen. Nach der Blüthe stirbt die Krone ab, und der Stamm treibt aus der Seite Aeste oder unten Sprossen, die sich in leichter, sandiger Erde, in ein Warmbeet gestellt u. daselbst sehr maßig befeuchtet, bewurzeln.

Yünnan, die südwestlichste Provinz des chinesischen Reichs, grenzt an die Provinzen Setschuan, Kuei-tschei und Kuang-si, an Anam, Birma und Tübet, umfaßt einen Flächenraum von 5120 QMeilen mit 5,180,000 Einwohnern. Das Land ist gebirgig, stark bewaldet und wird bewässert von den Flüssen Kien-ha-kiang (Jantse-kiang), Sang-koi, May-kang und Tha-luayn und den Seen Fu-sien, Tien u. a. Produkte sind Thee, Baumwolle, Reis, Südfrüchte, Palmen, Rindvieh, Ziegen, Pferde, Schweine, Elephanten, Moschusthiere, Ziegenochsen, Affen; Gold, Kupfer, Blei, Zinn und Edelsteine. Die wichtigsten Erwerbsquellen sind Ackerbau, Viehzucht, Industrie (namentlich in Seide und Baumwolle) und Handel. Die gleichnamige Hauptstadt (Yünnan-fu) liegt am See Tien, ist von mehren Kanälen durchschnitten, hat Fabrikation von Seidenzeuchen und Tapeten und treibt lebhaften Handel. In der Umgegend starke Pferdezucht.

Yverdun (Yverdon, Ifferten), Stadt im schweizerischen Kanton Waadt, am Ausflusse der Orbe in das südwestliche Ende des neuenburger See's und an der Eisenbahn von Neuenburg nach Lausanne, hat ein schönes Rathhaus, ein altes Schloß der zähringer Herzöge, ein Gymnasium und eine Realschule, mehre Fabriken, eine Mineralquelle mit Badeanstalt und 4986 Einwohner (darunter 412 Katholiken). Die Stadt hatte ihrer Zeit europäischen Ruf durch Pestalozzi's Erziehungsanstalt, welche 1805—25 im dortigen Schlosse bestand und Hunderte von Lehrern heranbildete, welche des Meisters Erziehungsgrundsätze durch ganz Europa verbreiteten. Im Schlosse befindet sich jetzt ein Naturalienkabinet und eine Sammlung römischer Alterthümer. Der Buchhändler Felice gab hier die große französische „Encyclopédie" heraus. Y. ist das altrömische Ebrodunum.

Yvetot, Hauptstadt des gleichnamigen Arrondissements im französischen Departement Niederseine, auf einer wasserarmen Hochebene, an der Eisenbahn von Paris nach Havre, Sitz einer Unterpräfektur, eines Gerichtshofs und eines Handelsgerichts, hat Fabrikation von Leinwand, Zwillich, Barchent, Seiden- und Baumwollzeuchen, Sammt ꝛc., Färbereien, Leinwand- und Getreidehandel und 8921 Einw. Y. bildete ehemals mit einem kleinen Landgebiete Jahrhunderte lang ein souveränes Fürstenthum (Freilehen), im Munde des Volks Königreich Y. genannt. Der Sage nach hatte Walther (Gautier) von Y. seinen Lehnsherrn, König Chlothar I., erzürnt und war entflohen, um gegen die Feinde der Christenheit zu kämpfen. Nach 10 Jahren kehrte er mit Versöhnungsbriefen des Papstes Agapetus zurück, umfaßte die Kniee des Königs am Charfreitage 535 in der Kathedrale zu Soissons und flehte um Verzeihung, ward aber vom König mit dem Schwert getödtet. Um den Zorn des Papstes zu sühnen, der ihm mit dem Bann drohte, soll nun der König das Ländchen Y. von fränkischer Oberherrschaft befreit und für die Nachkommen Walthers zu einem Königreich erhoben haben. Als letzter König von Y. wird Camille d'Albon genannt. Im Jahre 1681 sprach das Parlament dem Ländchen die Souveränetät ab, erklärte es aber für ein freies Gut, dessen Herren sich Princes d'Y. schrieben und dessen Bewohner von Auflagen befreit waren, welcher Zustand bis zur Revolution dauerte. Bekannt ist Bérangers Gedicht „Le roi d'Y.".

Digitized by Google

Z.

Z, z, Z, z, im griechischen Alphabet der 6., im lateinischen, deutschen und in allen abendländischen Alphabeten der letzte Buchstabe, wurde von den Griechen aus dem phönicischen Alphabet herüber genommen und zeigte in seiner ältesten Form bei den Griechen viele Aehnlichkeit mit dem phönicischen und hebräischen Schriftzeichen des Sain, welches die rohe Zeichnung eines Schwerts darstellte. Es heißt im hebräischen Alphabet Zade oder Tsade, bei den Griechen Zeta und gilt als Doppelkonsonant, entstanden aus einem s- und einem t-Laut. Von den Griechen gelangte der Buchstabe erst spät zu den Römern, die ihn an das Ende des Alphabets setzten und ihn nur in Fremdwörtern schrieben. Eine bedeutende Rolle spielt er in den romanischen Sprachen, wo er meist für einen s-Laut gilt, und in den germanischen Sprachen. Die Franzosen nennen den Buchstaben Ze, die Engländer Sadd. In der gothischen Sprache, wo z den 7. Platz im Alphabet einnimmt, steht es im Anfang der Wörter nie, außer in Fremdwörtern. Die schwedische und dänische Sprache hat auch zu Anfang eines Wortes das Z nur in fremden Wörtern. In den slavischen Sprachen ist z ebenfalls heimisch. Z. gehört in den neueren Sprachen zu den flüssigen Konsonanten (liquidae), und zwar zu den Sanselauten, und wird mit einem Druck der Zunge an die Zähne ausgesprochen. Im Italienischen lautet es meist scharf. Im Spanischen wird z wie ein scharfes s ausgesprochen, dagegen im Französischen wie ein gelindes s. Die Engländer sprechen z selten, meist nur vor der Sylbe ur wie sch. Im Gothischen, Schwedischen und Dänischen klingt z wie s. In den slavischen Sprachen lautet z ebenfalls wie s; doch wird es im Polnischen noch viel weicher, etwa wie das französische j, in Verbindung mit r, s u. c aber breit wie sch ausgesprochen. Im Hochdeutschen theilt es sich in einen harten und einen weichen Laut, welche gegenwärtig in der Schrift durch z und ß unterschieden werden. Die Verdoppelung des ersteren wurde früher zuweilen durch zz, jetzt durch tz bezeichnet. Für das einfache harte z schrieb man früher öfter c oder zc, um es von dem weicheren z zu unterscheiden, das zuweilen auch durch ein geschwänztes z (welches Grimm in seinen Schriften wieder eingeführt hat), oder durch zz ausgedrückt wurde, bis sich dafür ß festsetzte. Das hochdeutsche z entspricht fast immer einem gothischen und somit auch skandinavischen, angelsächsischen u. niederdeutschen t. Als symbolisches Zeichen bedeutet Z auf römischen Inschriften = $^1/_2$ As, ZZ = $^5/_6$ As; Z bei den alten Aerzten $1^1/_2$ Unze, oder auch den achten Theil einer Unze = 1 Drachme, oder auch den dritten Theil einer Unze = 8 Skrupel; ZZ bei den alten Aerzten die Myrrhe (Smyrne), im Mittelalter den Ingwer; auf französischen Münzen die Münzstadt Grenoble; in der Mathematik die dritte vorkommende unbekannte Größe. Als Zahlzeichen ist es im Hebräischen = 90, im Griechischen ζ = 7 und ζ = 7000, im Lateinischen zuweilen = 2000, im Gothischen = 7; in der Rubricirung = 23 oder auch = 25.

Zaar (russ.), s. v. a. Czar.

Zaardam, s. v. a. Saardam.

Zaatscha, befestigtes Dorf in der französisch-algerischen Provinz Konstantine, Distrikt Zaab, bei den Oasen Ligana und Saonia, mitten in einem Palmenwalde, an dessen Saum eine dem Dorf gehörige Zawia (eine Art Kloster) ein Außenwerk bildet, hat eine Citadelle mit Bastionen und 200 Einwohner. Im September 1849 brach hier ein Aufstand gegen die Franzosen aus, der im November mit der Zerstörung des Dorfes durch General Herbillon unterdrückt wurde.

Zabathai Sewi, s. v. a. Sabbathai Zevi, s. Sabbathianer.

Zabern, 1) (Elsaßzabern, Saverne), Hauptstadt des gleichnamigen Arrondissements im französischen Departement Niederrhein, in den Vogesen, an der in den Rhein fließenden Zorn, an der paris-straßburger Eisenbahn und am Marne-Rheinkanal gelegen, Sitz einer Unterpräfektur und eines Gerichtshofes, hat ein (ehemals bischöflich straßburgisches) Schloß, ein Kommunalcollége, Hospital, Fabrikation von Tuch, Strumpfwaaren, Essig, Leder ꝛc, Holzhandel und 5331 Einwohner. Ueber der Stadt erhebt sich der Thurm der alten Veste Greifenstein, gegenüber die ansehnliche, mit den grotesken Sandstein- und Konglomeratfelsen fast verwachsene Ruine des alten Schlosses Hoh-Barr, weiterhin die beiden Burgen Geroldseck. Ueberhaupt ist die Umgebung der Stadt reich an malerischen Punkten. Ein schneckenförmig angelegter Weg, zaberner Stiege genannt und $1^3/_4$ Meilen lang, führt in vielen Krümmungen und über 17 verdeckte Brücken auf den Kamm der Vogesen. Oben auf der Grenzscheide gegen das Departement Meurthe steht ein Obelisk. Der Paß von Z., der die Ober- und Untervogesen scheidet, ist nur 1325 Fuß hoch. Bei den Römern Tabernä oder Tres Tavernae genannt, war die Stadt einst Hauptort des Wasgau's, gehörte im 10. Jahrhundert den Bischöfen von Metz und dann denen von Straßburg. Die noch im 16. Jahrhundert vorhandene Ringmauer mit 52 Thürmen und 365 Zinnen ist längst verschwunden; sie hatte den Ort im dreißigjährigen Kriege und später nicht vor wiederholten Belagerungen geschützt. Im Jahre 1696 wurden die Festungswerke geschleift. Das 1666 vom Bischof Egon von Fürstenberg aus rothen Sandsteinquadern als Sommerresidenz erbaute stattliche Schloß brannte 1779 ab, wurde dann von dem Kardinalbischof Louis von Rohan wieder erbaut, diente während der Okkupation von 1816—18 den Oesterreichern als Kaserne und wurde in neuerer Zeit von Napoleon III. zum Stiftsgebäude für Wittwen u. Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion bestimmt. — 2) Städte in der bayerischen Rheinpfalz, s. Bergzabern u. Rheinzabern.

Zabier (Nazoräer oder Johannisjünger, weil angeblich von Johannes dem Täufer gestiftet), s. v. a. Bekenner des Sabäismus (s. d.)

Zacatecas, eins der Binnendepartements von Mexiko, grenzt nördlich an die Departements

Digitized by Google

Durango und Coahuila, östlich an Neuleon und San-Luis-Potosi, südlich an Aguas Calientes, westlich an Xacatecas und Durango und umfaßt einen Flächenraum von 1074 QMeilen (vor 1853, wo der südliche Theil davon abgetrennt und als Departement Aguas Calientes organisirt wurde, 1520 QMeilen) mit 305,000 Einwohnern. Das Land ist eine wasserarme Hochebene, ungefähr 6000 Fuß über dem Meere liegend, von der Sierra Madre gebildet. Die Gewässer sind mit Ausnahme mehrer kleiner Salzseen nur unbedeutende Bäche. Das Klima ist trotz der Tropenzone bei der hohen Lage verhältnißmäßig kühl, ja selbst rauh, der Boden meist dürr und für den Ackerbau wenig oder gar nicht geeignet. Es gibt hier nur große Viehhöfe, deren Heerden, meist Schafe und Ziegen, die weite Ebenen durchziehen. Der Hauptreichthum des Landes beruht aber in seinen ergiebigen Silberminen. Die ersten derselben wurden schon von den Conquistadores 1548 entdeckt und auf Rechnung des Cortez noch in demselben Jahre in Betrieb gesetzt. Die 3 berühmten Grubenreviere des Landes, die von Z., Fresnillo und Somberreta, haben seit 1610 bis 1810 wenigstens für 670 Millionen Pesos Silber geliefert und werden noch fortwährend, obgleich auch hier der Bergbau durch die Revolution sehr gelitten hat, mit mehr oder minder günstigem Erfolg bearbeitet, so daß Z. nach Guanaxuato die größte Silberproduktion aufweist, welche jährlich auf ungefähr 3 Millionen Pesos zu veranschlagen ist. Die Industrie ist unbedeutend und beschränkt sich auf einige Baumwoll- und Wollmanufakturen; der Handel besteht nur im Austausch der im Departement gewonnenen edeln Metalle gegen Fabrikate des Auslandes und der Nachbardepartements u. gegen Ackerbauerzeugnisse der letztern. Die Bewohner sind meist nur in großen Ortschaften zusammengedrängt; bedeutende Strecken im Osten und Nordosten sind fast ganz unbevölkert, die Indianer meist verdrängt. Z. war sonst Intendantur des spanisch-nordamerikanischen Vicekönigreichs Neuspanien und bildete mit Xalisco und Aguas Calientes das sogenannte Königreich Neugalicien. Die gleichnamige Hauptstadt, nach Guanaxuato die berühmteste Bergwerksstadt Mexiko's, schon seit 1588 eine Ciudad, liegt 7746 Fuß über dem Meere, ist ringsum mit Silberminen umgeben, hat einen hübschen Marktplatz, sonst meist enge und schmutzige Straßen, viele Kirchen, darunter eine prachtvolle Hauptkirche, und Klöster, einen großen, massiv silbernen Taufstein und viele andere reiche Silbergeräthe, einen Regierungspalast, ein Zollhaus, eine Münze, einen Bazar, eine Getreidehalle, eine gelehrte Schule, ein Bergamt, Hospital, Cigarrenfabrikation, starken Transitohandel und 15,500 Einwohner. Die bedeutendsten Silberbergwerke im Distrikt der Hauptstadt sind San Juan Baptista de Panuco und Guadelupe de Bela Grande; letztere wird von Briten ausgebeutet und lieferte im Lauf von 15 Jahren einen Ertrag von 1 Million Mark Silber.

Zach, Franz, Freiherr von, namhafter Mathematiker u. Astronom, geboren am 4. Juni 1754 zu Preßburg, trat aus der österreichischen Armee mit dem Charakter eines Oberstlieutenants als Oberhofmeister in die Dienste der verwittweten Herzogin von Sachsen-Gotha zu Eisenberg und war von 1787—1806 Direktor der Sternwarte auf dem Seeberg bei Gotha. Er beobachtete 1790 die Opposition des Mars, 1802 und 1805 den Durchgang des Merkur durch die Sonnenscheibe und berechnete 1792 neue Sonnentafeln, die unter dem Titel „Tabulae motuum solis novae et correctae" (Gotha 1792; mit Supplementen, das. 1804) erschienen. Auch besorgte er (1796) die Redaktion der „Allgemeinen geographischen Ephemeriden", sowie seit 1800 die der „Monatlichen Korrespondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde" (Gotha 1806—13, 28 Bde.), die er in Italien unter dem Titel „Correspondance astronomique" erscheinen ließ, und veröffentlichte „Tabulae speciales observationis et nutationis etc." (1806, 2 Bde.), sowie ein vortreffliches Sternverzeichniß von 1830 Zodiakalsternen. Die Frucht einer Reise durch Deutschland, Italien und Südfrankreich 1807—9 war das Werk „Voyage astronomique et géographique", sowie „L'attraction des montagnes et ses effets sur les fils à plomb" (Avignon 1814, 2 Bde.). In der Nähe von Marseille, wo er von 1810—13 verweilte, stellte er viele Beobachtungen an und dort entstanden seine „Nouvelles tables d'aberration et de nutation pour 1804 étoils" (Marseille 1812) und „Supplément aux tables d'aberration etc." (das. 1813). Seit 1815 lebte er mehre Jahre in Genua, wo er auch eine Sternwarte einrichtete, seit 1827 meist in Paris, wo er am 2. September 1832 †. Er war zuletzt herzoglich sachsen-gothaischer Generalmajor und Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften Europa's.

Zacharia (Sacharja, Zekarja), 1) einer der sogenannten 12 kleinen Propheten, war in der babylonischen Gefangenschaft geboren, kehrte mit Serubabel 516 v. Chr. zurück und ermunterte das Volk zum Tempelbau. Nach Matthäus 23, 35 wurde er im Tempel ermordet, nach Andern starb er eines natürlichen Todes; sein Grab zeigt man noch jetzt am Fuße des Oelberges. Seine Weissagungen beziehen sich meist auf die Wiederherstellung des jüdischen Staates und die Vollendung des Tempels. Doch sind ihm nur die ersten 8 Kapitel zuzuschreiben; die übrigen 6 sind älter und später dem Z. beigefügt, sie enthalten Orakel über den Untergang heidnischer Städte und messianische Hoffnungen. Die Sprache des Z. ist chaldäisch, ohne Kraft und Haltung, sein Styl ohne Eigenthümlichkeit und Lebendigkeit. Vergl. Vitringa, Commentarii in librum prophet. Zachariae, 1734; Hengstenberg, Die Integrität des Z., Berlin 1831; Burger, Etudes sur le prophète Z., Straßburg 1841; von Ortenberg, Die Bestandtheile des Buches Z., Gotha 1859; Baumgarten, Die Nachtgesichte des Z., Braunschweig 1854—55; Neumann, Die Weissagungen des Z., Stuttgart 1860, und Kliefoth, Der Prophet Z. übersetzt und erklärt, Schwerin 1862.

2) Priester aus dem Geschlecht des Ubia, Gatte der Elisabeth und Vater Johannes des Täufers. Nach der Bibel ward er, weil er an der Verkündigung des Engels Gabriel, daß seine Frau bald einen Sohn gebären werde, wegen des Alters der

Digitized by Google

Elisabeth zweifelte, stumm und erhielt die Sprache erst bei der Beschneidung des Knaben wieder.

Zachariä, 1) Justus Friedrich Wilhelm, deutscher Dichter, geboren am 1. Mai 1723 zu Frankenhausen, studirte zu Leipzig und Göttingen die Rechte, beschäftigte sich aber fast ausschließend mit schöner Literatur. Er hielt sich anfangs zur Schule Gottscheds, der sein erstes größeres Werk, „Der Renommist" (neue Ausgabe, Berlin 1840), ein komisches Heldengedicht, bekannt machte (1744), trennte sich aber bald von ihm und schloß sich der Richtung an, die in den „Bremer Beiträgen" ihre Vertretung hatte. Es folgten nun seine andern komischen Heldengedichte: „Phaeton", „Das Schnupftuch" und „Murner in der Hölle", theils in Alexandrinern, theils in Hexametern gedichtet. Im Jahre 1748 wurde er Lehrer am Carolinum zu Braunschweig, 1761 Professor der schönen Wissenschaften und Kanonikus; † am 30. Januar 1777. Minder glücklich als in seinen komischen Epopöen war Z. in der beschreibenden Dichtkunst. Leicht und gefällig sind seine kleinen Lieder. Seine Uebersetzung von Miltons „Verlorenem Paradies" in Hexametern ist matt. Nicht ohne Verdienst dagegen sind seine „Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis' Manier" (Braunschweig 1771). Gesammelt erschienen seine Schriften zu Braunschweig 1763—65, 9 Bde., eine zweite verbesserte Auflage das. 1772, 2 Bde., wozu 1781 noch ein Band „Hinterlassene Schriften" kam.

2) Z. von Lingenthal, Karl Salomo, ausgezeichneter Rechtsschriftsteller, geboren am 14. September 1769 zu Meißen, studirte zu Leipzig erst Philologie und Philosophie, dann die Rechte, setzte 1792—94 als Führer des Grafen zur Lippe in Wittenberg seine Studien fort, trat 1795 daselbst als Privatdocent auf, ward 1797 außerordentlicher und 1802 ordentlicher Professor der Rechte und erwarb sich besonders durch seine Schrift „Die Einheit des Staats und der Kirche" (Leipzig 1797), der ein „Nachtrag über die evangelische Brüdergemeinde" (das. 1798) folgte, und sein „Handbuch des kursächsischen Lehnrechts" (2. Aufl. von Weiße und Langenn, Leipzig 1823) einen Namen. Im Jahre 1807 ging er als Professor nach Heidelberg. Dort entstanden das „Handbuch des französischen Civilrechts" (5. vermehrte Aufl. von Anschütz, Heidelberg 1852, 4 Bde.), die „Vierzig Bücher vom Staate" (Stuttgart 1839—42, 5 Bde.) und der „Entwurf eines Strafgesetzbuchs" (Heidelberg 1826). Außerdem lieferte er treffliche Beiträge zu der von ihm und Mittermaier herausgegebenen „Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft" und zu den „Heidelberger Jahrbüchern". Im Jahre 1842 wurde er unter dem Namen von Lingenthal in den Adelsstand versetzt. Er † am 27. März 1843. Sein Sohn, Heinrich Albert Z. v. L., Staatsrath und Professor in Göttingen, hat sich durch mehre Schriften über das griechisch-römische Recht und die Herausgabe des „Biographischen und juristischen Nachlasses" (Stuttgart 1846) seines Vaters bekannt gemacht.

Zacharias, Papst von 741—752, ein Grieche oder Syrer von Geburt, Nachfolger Gregors III. auf dem päpstlichen Stuhl, erwirkte vom König der Longobarden Luitprand die Wiederherausgabe der dem Herzogthum Rom u. dem Exarchat entrissenen Ländertheile und erhob im fränkischen Reiche Pipin den Kleinen an der Stelle des legitimen Königs auf den Thron. Im Bilderstreit stand er auf der Seite der Bilderverehrer. Z. † 752 und wurde später kanonisirt; sein Tag ist der 15. März. Man hat von ihm eine „Vita latino-graeca St. Benedicti" (Venedig 1723).

Zachtleeven, Maler, s. Saftleeven.

Zacken, Fluß in Schlesien, entspringt auf dem Riesengebirge und fällt unterhalb Hirschberg in den Bober. Bei seiner Quelle bildet er den schönen Zackenfall, der in 3 Absätzen in eine 100—120 Fuß tiefe Schlucht fällt.

Zähigkeit, s. Dehnbarkeit.

Zählapparate, Maschinen und Instrumente, welche Arbeiten hinsichtlich Anzahl, Quantität, Geschwindigkeit und Gleichförmigkeit der Bewegung, zurückgelegter Wege ꝛc. kontroliren und im Allgemeinen darauf hinauskommen, daß sie die Aufgabe durch entsprechende Kombination von Klinken u. Gabeln mit Sperrrädern, durch Zahnräder od. diese im Verband mit ersteren, oder auch durch Zusammenstellung von Rädern mit endlosen Schrauben ꝛc. lösen. Zu den Z.n gehören die Pedometer (Schrittzähler), s. d., und Hodometer (Wegmesser), s. d. Für Betriebs- und Fabrikationsmaschinen sind in Deutschland als Hub- und Umdrehzähler die Apparate von Schäfer und Buddenberg in Magdeburg am häufigsten in Gebrauch. Dieselben bestehen aus Kombinationen von Sperrrädern mit Sperrklinken, wobei erstere in größeren oder kleineren Zwischenräumen durch einen sogenannten Schubzahn in eine Drehbewegung von kurzer Dauer und Ausdehnung versetzt werden. Eine sinnreiche Anordnung gestattet, die Zifferblätter auf den Rädern sehr schnell und leicht wieder auf 0 zu stellen, wenn der Apparat ganz ausgezählt hat. Die neuesten Apparate zählen sowohl Links- als Rechtsdrehungen (gleichzeitig), entbehren aber des Vortheils der mechanischen, raschen Nullstellung. Vgl. Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Braunschweig 1862.

Zähler, in der Rechenkunst die obere Zahl eines Bruches, welche angibt, wie viel gleiche Theile von einem Ganzen vorhanden sind, zum Unterschied von dem Renner, der sagt, in wie viel gleiche Theile ein Ganzes getheilt ist, s. Bruch.

Zähne (dentes), kleine, knochenartige Gebilde, welche Menschen und Thieren zum Erfassen und Zerkleinern der Nahrungsmittel, den Thieren auch wohl als Waffe dienen. Beim Menschen stehen die Z., an der Zahl 32, in zwei nicht durch Lücken unterbrochenen, elliptischen oder parabolischen Reihen in der Weise einander gegenüber, daß bei geschlossenem Munde die einander entsprechenden oberen und unteren hinteren Z. vollkommen einander decken, der obere vordere Zahnbogen aber den unteren etwas überragt. An jedem Zahn unterscheidet man die Wurzel, den in die Zahnzelle des Kieferknochens eingesenkten Theil; den Hals, den kleinen, aus der Zahnhöhle hervorragenden und vom Zahnfleisch umgebenen mittleren Theil, und die Krone, den

Digitized by Google

über das Zahnfleisch hervorragenden, weißen, mit Schmelz überzogenen Theil. Im Innern der Krone ist die sogenannte Zahnhöhle, welche sich nach der Wurzel als ein an deren Spitze sich öffnender Kanal fortsetzt. Die Zahnhöhle, welche im Wesentlichen die Gestalt der Krone, nur im verkleinerten Maßstab hat, ist mit der sogenannten Zahnpulpa ausgefüllt, einer weichen, aus Bindegewebe, Blutgefäßen und Nerven bestehenden Masse, in welcher sich der vom Kiefer aus in Begleitung eines Blutgefäßes eintretende Zahnnerv verzweigt. In die eigentliche Zahnsubstanz dringen weder Gefäße, noch Nerven ein. Die Wurzel des Zahns ist von der gefäß- und nervenreichen Wurzelhaut umkleidet, wie auch die Höhle oder Zelle des Kieferknochens, in welcher die Wurzel steckt, die sogenannte Alveole, mit einer eben solchen Haut, der Beinhaut oder dem Periost, ausgekleidet ist. Daher sitzen die Z. sehr fest im Kieferknochen; außerdem dient noch das den Zahnhals umgebende Zahnfleisch zu ihrer Befestigung. Die Hauptmasse eines jeden Zahns bildet das sogenannte Zahnbein, eine der Knochensubstanz ähnliche Masse, welche aber weit härter und dichter als diese ist und von zahlreichen mikroskopisch feinen, sich baumartig verästelnden Kanälchen durchzogen wird. Diese Kanälchen gehen von der Zahnhöhle und dem Wurzelkanal aus, münden theils in einander, theils an der Außenfläche des Zahns und enthalten eine aus der Zahnpulpa und der die Zahnwurzel umkleidenden Knochenhaut stammende, zur Ernährung des Zahns dienende Flüssigkeit. Die Wände der Zahnhöhle zeigen kleine, rundliche Vorsprünge, die sogenannten Zahnbeinkugeln. An der Krone ist das Zahnbein von dem Schmelz oder der Glasur überzogen, welcher dem Zahn das porzellanartige Aussehen gibt, weit härter als das Zahnbein ist, kaum von einer Feile, wohl aber von Säuren angegriffen und aufgelöst, auch von manchen Pflanzenpigmenten gefärbt wird und beim Beißen auf harte Körper Risse bekommt. Dieser Schmelz deckt kappenartig den freien Theil des Zahns, ist an der Kaufläche am dicksten und verdünnt sich allmählig zum Halse hin, den er nicht bedeckt. Durch das Mikroskop betrachtet, erscheint er aus kantigen, sechseckigen, gegen die Zahnaxe konvergirenden Blättern oder Fasern von 0,002—0,003 Linien Breite zusammengesetzt und an der freien Fläche von einer homogenen, festen Schicht, dem sogenannten Schmelzoberhäutchen, überzogen. Dieses Häutchen besitzt gegen die Einwirkung von Chemikalien eine bedeutende Widerstandsfähigkeit, wird selbst von koncentrirten Mineralsäuren nicht zerstört, läßt aber manche Flüssigkeiten durch sich hindurchdringen. Man kann es sichtbar machen, wenn man den Zahn mit Salzsäure betupft, die das Häutchen durchdringt und den darunter liegenden Schmelz auflöst, wobei durch die sich entwickelnden Gase das Häutchen emporgehoben wird. Zunächst unter dem Schmelz liegt das Cäment oder der Zahnkitt, eine Rinde ächter Knochensubstanz, welche nach dem Zahnhalse zu sich verdickt. Sie besteht nach Berzelius aus 61,04 phosphorsaurem, 2,00 flußsaurem und 5,30 kohlensaurem Kalk, 1,16 phosphorsaurem Talk, 1,80 Natron und einem kleinen Antheil Chlornatrium, 28,00 animalischen Theilen und Wasser, während der Schmelz nach demselben Gewährsmann 85,3 phosphorsauren, 3,2 flußsauren, 8,0 kohlensauren Kalk, 1,5 phosphorsauren Talk, 2,0 animalische Theile und ebenfalls etwas Wasser enthält. Die erst genannten Bestandtheile kommen als basische Salze bei der Pflege der Z. sehr in Betracht, da sie sich mit Säuren zu einem neuen Körper verbinden oder, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, zerstört werden.

Der Form und Bestimmung nach unterscheidet man beim ausgewachsenen Menschen: 1) Schneidezähne (dentes incisivi), die vier vorderen Z. in jeder Kinnlade, welche eine einfache Wurzel und eine meißelförmige Krone haben und zum Abbeißen oder Zerschneiden der festen Nahrungsstoffe dienen; 2) Eckzähne (Spitzzähne, dentes angulares, dentes canini, dentes cuspidati), die sich an die Schneidezähne anschließenden, oben und unten und auf jeder Seite einzeln stehenden Z., welche ebenfalls eine einfache, aber sehr lange und starke Wurzel haben und nach oben etwas zugespitzt sind; 3) kleine Backenzähne (dentes buccarum s. bicuspidati), die oben und unten auf jeder Seite zu zwei stehen, eine einfache oder doppelte Wurzel und zwei Kuppen haben; 4) große Backen- oder Mahlzähne (dentes molares s. multicuspidati), welche, oben und unten auf jeder Seite zu drei stehend, mit der umfangreichsten, 4 Erhabenheiten zeigenden Krone u. oft mit drei- oder vierfacher Wurzel versehen sind und vornehmlich zum Zermalmen der festen Nahrungsstoffe dienen. Die Z. des Oberkiefers sind in der Regel mehr entwickelt als die des Unterkiefers. Obgleich der Grundtypus der menschlichen Z. bei allen Individuen ein und derselbe ist, so finden sich doch manche ihre Form und Stellung betreffende Modifikationen, die außer vom Alter auch von den Racen abhängen, auch wohl individuelle Verschiedenheiten, nie aber Geschlechtsunterschiede sind. So sind z. B. die Z. der Neger etwas breiter und länger und stehen schräger als bei der kaukasischen Race. Eine seltene Anomalie ist der Mangel der Z., eine noch seltenere die Verwachsung sämmtlicher Z. einer Kinnlade, welche Abnormität nach Plutarch bei dem König Pyrrhus von Epirus Statt gefunden haben soll. Nicht selten kommen überzählige Z. vor, welche meist konisch u. einwurzelig sind, zwischen den Hinter- oder vor den Vorderzähnen stehen und durch Ausziehen entfernt werden müssen. Die Farbe der Z. ist im gesunden Zustande entweder bläulich- oder gelblichweiß, im Alter mehr gelblich und oft ins Bräunliche übergehend. In manchen Familien und Völkerschaften sind schöne weiße Z., in anderen dagegen gelbliche, braune oder selbst schwärzliche Z. erblich.

Während bei geschlossenem Munde die obern Spitz- und Schneidezähne über die unteren übergreifen, werden die äußeren Höcker der unteren Backenzähne in den Vertiefungen zwischen den äußeren und inneren Höckern der entsprechenden obern Backenzähne aufgenommen, in Folge dessen die äußeren Höcker der oberen Backenzähne sich an

Digitized by Google

die Außenseite der unteren anlegen, durch welche Anordnung beim Kauen die ganze Oberfläche der Kronen der einander gegenüberstehenden Z. benutzt werden kann. Da nun ferner die Z. so geordnet sind, daß nie ein Zahn einem andern allein gegenübersteht, sondern jeder, wenn die Kinnladen sich berühren, auf zwei Gegenzähne trifft, so werden, wenn ein Zahn und selbst zwei an einander grenzende Z. verloren gehen, doch die entsprechenden Z. des gegenüberliegenden Kiefers noch immer zum Theil gedeckt und bleiben daher brauchbar. Das dadurch ermöglichte Hauptgeschäft der Z., das Zerschneiden und Zermalmen der Speisen, wird noch durch einige andere Vorsichtsmaßregeln der Natur unterstützt, welche die vollkommenste Harmonie in den Kraftaufwand der untern Kinnlade und den Widerstand gelegt hat, welchen die obere Kinnlade ihr entgegenstellt. Außer dem für den Organismus so wichtigen Kaugeschäft haben die Z. auch noch andere nicht minder wichtige Funktionen. Ihr Einfluß auf eine reine und deutliche Aussprache gewisser Laute ist eine bekannte Thatsache; außerdem aber verhindern sie auch den beständigen Ausfluß des Speichels während des Sprechens. Ferner sind die Z. für bestimmte Eindrücke empfänglich u. geeignet, dieselben dem Gehirn mitzutheilen, wie sie uns denn bis zu einem bestimmten Grade die Eigenschaften der Körper erkennen lassen, die zufällig mit ihnen in Berührung kommen, und endlich tragen sie wesentlich zur Formation des menschlichen Angesichts bei, indem sie den Backen und Lippen ihre Rundung geben, welche durch ihren Verlust gleichfalls verloren geht.

Was die Entstehung der Z. betrifft, so bezeichnet man bekanntlich die ersten Z., welche später wieder ausfallen, um andern Platz zu machen, als Milchzähne (dentes infantiles s. decidui) im Gegensatz zu den bleibenden Z.n. Die Bildung der Milchzähne beginnt im 5. Monat des Fötallebens, und im 7. sind dieselben in der Verknöcherung oder Ossifikation begriffen. Letztere beginnt an der Spitze der Zahnpulpa mit der Bildung kleiner Zahnbeinstückchen und einer dünnen Lage von Schmelz, der ersten Anlage der Zahnkrone. Der in die Höhe wachsende Zahn drängt gegen die obere Wand des ihn umgebenden Zahnsäckchens und das mit diesem verwachsene Zahnfleisch und durchbricht schließlich beides. Das Zahnfleisch zieht sich dann wieder um ihn zusammen, während der nicht durchbrochene Theil des Zahnsäckchens zum Periost der Alveole wird und sich eng um die Wurzel anlegend das Cäment der Zahnwurzel bilden hilft. Ueber die weiteren, den Organismus betreffenden Erscheinungen beim Durchbruch der Z. s. Zahnen der Kinder. Derselbe beginnt in der Regel um den 6. Lebensmonat des Kindes, doch kommen Abweichungen häufig genug vor, indem Kinder einerseits früher Z. bekommen oder solche, was freilich selten der Fall ist, mit auf die Welt bringen, andererseits das Zahnen später beginnt. Meist erscheinen, und zwar kurz nach einander, zuerst die beiden mittleren Schneidezähne des Unterkiefers, denen einige Wochen später die des Oberkiefers folgen. Hierauf treten in Zwischenräumen die unteren seitlichen und die oberen seitlichen Schneidezähne, nach diesen zunächst die unteren und dann die oberen ersten kleinen Backenzähne hervor. Die zwischen diesen u. den seitlichen Schneidezähnen befindliche Lücke wird zuerst unten, dann oben durch die Eckzähne (die im Oberkiefer auch Augenzähne genannt werden) ausgefüllt, und den Beschluß der ersten Zahnung machen nach einiger Zeit die zweiten kleinen Backenzähne, die wiederum zuerst unten, dann oben erscheinen. Gegen Ablauf des zweiten Lebensjahres ist der Durchbruch sämmtlicher 20 Milchzähne (8 Schneide-, 4 Eck- und 8 Backenzähne) beendigt. Dieselben füllen den Raum des kindlichen Kiefers vollständig aus, und sollen neue Z. Platz finden, so muß mithin für diese erst Platz geschafft werden. Dieses geschieht zuvörderst durch das Wachsthum des Kiefers selbst, der sich nach hinten nach und nach dergestalt verlängert, daß gegen das 6. Lebensjahr hin hinlänglicher Raum für einen neuen Zahn gewonnen ist. Um diese Zeit kommt, und zwar zuerst wieder im Unterkiefer, der erste große Backenzahn als der erste bleibende Zahn zum Vorschein, der dem sogenannten Zahnwechsel, d. h. dem Ausfallen der Milchzähne und dem Ersatz derselben durch die bleibenden, vorhergeht. Mit dem 7. Lebensjahr beginnt die Lockerung der Milchzähne in derselben Reihenfolge, in welcher sie hervorgebrochen sind, und zwar gehen auch in dieser Beziehung die Z. des Unterkiefers den gleichnamigen des Oberkiefers in der Regel voran. Nur sind die Zwischenräume zwischen dem Erscheinen der bleibenden Z. bedeutend länger als bei den Milchzähnen, so daß etwa gegen das 8. Lebensjahr die mittleren oberen und unteren, zwischen dem 8. und 9. Lebensjahr die seitlichen unteren und oberen Schneidezähne, zwischen dem 9. und 10. die unteren und oberen ersten kleinen Backenzähne, zwischen dem 10. und 11. die unteren und oberen Eckzähne und zwischen dem 11. und 12. die unteren und oberen zweiten kleinen Backenzähne hervortreten, womit der Zahnwechsel (die zweite Dentition) beendigt ist, so daß das Kind jetzt 24 Z. besitzt. Diese Termine sind begreiflicher Weise nur als mittlere anzusehen, da Gesundheitszustand, allgemeine Körperkonstitution u. erbliche Anlage auf das frühere oder spätere Erscheinen der bleibenden Z. großen Einfluß ausüben, und auch hinsichtlich der Reihenfolge manche Abweichungen von der angegebenen Ordnung Statt zu finden pflegen. Um das 12. oder 13. Lebensjahr erscheint in dem wieder vergrößerten Kiefer der zweite große Backenzahn, welchem dann nach längerer Pause, bis zum 24. Jahr und noch später, der dritte große Backenzahn (nach Analogie der früheren Z. oben und unten, links und rechts je einer) folgt, womit die normale Zahl von 32 Z.n erreicht ist. Die letzten Z., die sogenannten Weisheitszähne (d. sapientiae s. tardivi) sind von weniger fester Substanz, weshalb sie, der Verderbniß mehr ausgesetzt, gewöhnlich zuerst wieder ausfallen. Die Zacken, welche die bleibenden Schneidezähne anfangs oft zeigen, werden beim Kauen nach und nach abgeschliffen. Im Uebrigen ist die Gestalt der bleibenden Schneide- und Eckzähne jener der gleichnamigen Milchzähne ziemlich gleich, nur daß erstere merklich größer sind als letztere. Das

Digitized by Google

umgekehrte Verhältniß findet bei den kleinen Backenzähnen Statt. Indem nämlich die Milchbackenzähne die Funktion der großen Backenzähne mit zu versehen hatten, bilden die bleibenden kleinen Backenzähne hinsichtlich ihrer Funktion nur den Uebergang zwischen den zum Abbeißen der festen Speisen bestimmten Vorderzähnen und den das Zermalmen derselben übernehmenden großen Backen- oder Mahlzähnen, u. während daher diese an der Krone stets nur mit 2 Spitzen versehen sind, haben jene, wie die später kommenden großen Backenzähne, auf der bedeutend größeren Kaufläche 4 oder selbst 5 Spitzen oder Kuppen. Wurzeln finden sich auch bei den Milchzähnen, u. zwar haben die Schneide- u. Eckzähne des Ober- u. Unterkiefers je eine, die beiden Milchbackenzähne des Oberkiefers je 3 und die des Unterkiefers je 2 Wurzeln. Beim Ausfallen der Milchzähne sind diese Wurzeln freilich gewöhnlich nicht mehr vorhanden, sondern vorher schon resorbirt worden. Dieser Vorgang wird durch den immer mehr sich entwickelnden bleibenden Zahn eingeleitet, aber freilich nur dann, wenn dieser sich an seiner richtigen Stelle bildet u. zum Vorschein kommt. Ist dies nicht der Fall, so werden die Wurzeln des Milchzahns oft nur zum Theil, oft auch gar nicht resorbirt, u. es findet dann auch ein Ausfallen derselben nicht Statt. Sowohl diese Anomalie als ein zuweilen vorkommender dritter Wechsel der Z. gehört zu den abnormen Aeußerungen des Bildungstriebes. Nach und nach nutzen sich die Z. ab, so daß die Kronen oft auch ohne Zahnkrankheiten im höheren Alter bis über die Hälfte fehlen, während sich die Zahnzellen mit Knochenmasse füllen, welche die Wurzeln herausdrängt und so das Ausfallen der Z. veranlaßt. Ueber Zahnpflege s. Zahnkrankheiten und Zahnpflege.

Was die Zahnbildung bei den Thieren betrifft, so sind die Wirbelthiere eigentlich die einzigen Thiere, bei denen sich wirkliche Z. finden, die man überhaupt mit den Menschenzähnen vergleichen kann. Von den Säugethieren haben nur die Ameisenfresser, die Schuppen- und die Schnabelthiere gar keine Z. Die Z. der Säugethiere sind immer in die Kieferknochen eingekeilt, d. h. sie sitzen hier in Zahnhöhlen oder Alveolen fest. Hinsichtlich der Form, Größe, Zahl und Stellung walten, je nach Nahrung und Lebensweise, große Verschiedenheiten ob. Bei den Wallfischen haben nur die jungen Thiere Z., indem diese später verschwinden und den Barten Platz machen. Die Eintheilung der Säugethiere ist zum Theil auf die Gestaltung ihrer Z. basirt, indem besonders die Verschiedenheit der Ernährung eine mannichfaltige Form dieser Organe erfordert. In den meisten Fällen bedeckt der Schmelz kappenartig das Zahnbein, welches den innern Hohlraum des Zahns gleichförmig umschließt. Solche Z., wie sie außer bei dem Menschen, bei den Affen, den Fleischfressern ꝛc. vorkommen, heißen einfache. Als Faltenzähne bezeichnet man dagegen solche Z., bei denen sich der Schmelz in Falten in das Zahnbein hineinzieht, so daß auf dem Durchschnitt desselben zickzackartige Figuren entstehen, eine Bildung, die sich namentlich bei vielen Wiederkäuern (schmelzfaltige Backenzähne) und Nagethieren findet. Bei weiterer Ausbildung geht dieselbe in die zusammengesetzten Z. über, die gewissermaßen aus einzelnen Zahnkörpern zusammengeschweißt erscheinen. Dergleichen Z.e, die ebenfalls bei Wiederkäuern und Nagern, in ausgezeichnetster Weise aber beim Elephanten als Backenzähne vorkommen, zeigen auf dem Durchschnitt oder der Abnutzungsfläche einzelne Schmelzinseln, welche mit Zahnsubstanz (Zahnbein) ausgefüllt und durch Cäment mit einander verbunden sind. Auch hinsichtlich der Befestigung der Z. finden Verschiedenheiten Statt, in sofern Krone und Wurzel keineswegs immer durch einen Absatz getrennt sind, sondern manche Z. vom Kieferknochen aus beständig nachwachsen, so daß die Abnutzung der Krone ersetzt wird. Im Allgemeinen sind die Z. der Säugethiere um so vorspringender, spitzer und schärfer, und umgekehrt ist die Zahnoberfläche um so breiter und flacher, je mehr das Thier auf vegetabilische Nahrung angewiesen ist. Der Stellung nach unterscheidet man auch bei den Säugethieren Vorder- oder Schneidezähne, die oben in dem Zwischenkieferbein, unten in dem entsprechenden Theil des Unterkiefers sitzen und gewöhnlich eine meißelförmige, schneidende Krone haben, manchmal sich auch in eigenthümlicher Weise verlängern, so daß sie, wie beim Elephanten und Narwal, lange Stoßzähne oder, wie beim Nilpferd, Hauer bilden; Eckzähne, welche gewöhnlich etwas hakenförmig gekrümmt und namentlich bei den Fleischfressern sehr ausgebildet sind, während sie den Nagethieren und den meisten Wiederkäuern fehlen, und Backenzähne, welche hinsichtlich ihrer Gestalt die meisten Modifikationen zeigen. Bei vielen Säugethieren nutzen sich die Backenzähne sehr ab, so daß auf der Krone eine platte Fläche entsteht, auf der die Falten und Inseln des Schmelzes hervorstehen. Bei denjenigen Säugethieren, welche sich von Fleisch, sowie von Vegetabilien nähren, erheben sich auf den breiten, gewöhnlich vierseitigen Kronen stumpfe Höcker, welche manchmal in jochartige Leisten zusammenfließen und von unten und oben her in einander eingreifen. Bei den Insektenfressern sind diese Höcker sehr spitz und bilden meist 2 Reihen, so daß die Krone eines jeden Zahns einem doppelt geschärften Sägeblatt gleicht. Bei den Fleischfressern sind die Kronen der Backenzähne lang, von den Seiten her zusammengedrückt, messerartig schneidend und ausgezackt (Zackenzähne), man pflegt auch die Backenzähne in mehre Gruppen zu unterscheiden und die vorderen kleineren als Lücken- oder Höckerzähne, die folgenden als eigentliche Backenzähne u. unter diesen den ersten, bei den Fleischfressern meist sehr großen Zahn als Reiß- oder Fleischzahn zu bezeichnen. Bei vielen Gattungen von Säugethieren kommt nur Eine Art von Z.n vor, wie z. B. bei den Delphinen beide Kiefer in ihrer ganzen Ausdehnung mit kegelförmigen Z.n bewaffnet sind, welche in Struktur und Form völlige Uebereinstimmung zeigen. Uebrigens findet bei allen Säugethieren, wie beim Menschen, ein Zahnwechsel Statt, bei welchem die ursprünglichen, sogenannten Milchzähne durch neue ersetzt werden. Diesem Wechsel sind aber nur die Schneide-, Eck- und Lückenzähne unterworfen, nie die eigentlichen Backenzähne, welche nur ein-

Digitized by Google

mal für das ganze Leben erscheinen, bei manchen Thieren aber fortwährend nachwachsen, wie beim Elephanten, bei dem sich hinten im Kiefer stets neue Zahnmassen bilden, die nach und nach vorrücken und die vorn im Kiefer stehenden abgenutzten Backenzähne ersetzen. Die Milchzähne haben gewöhnlich nur schwache oder auch gar keine Wurzeln, in welchem Falle sie als hohle Krone auf dem Kiefer aufsitzen und durch den sich entwickelnden neuen Zahn abgestoßen werden. In besonders ausgezeichneter Weise geht der Zahnwechsel bei einigen Spitzmäusen vor sich, indem hier die Kronen der Milchzähne eine einzige zusammenhängende Masse bilden, die sich beim Hervorkommen der späteren Z. im Ganzen abhebt. Bei den Vögeln kommen Z. gar nicht vor, indem die einzige Bewaffnung ihres Mundes in den Hornscheiden besteht, mit welchen die schneidenden Ränder der Kieferknochen überzogen sind. Diese Hornscheiden sind gewöhnlich scharf, wie die Schneide eines Messers, selten kammartig ausgezackt. Bei den Reptilien walten hinsichtlich der Bezahnung große Verschiedenheiten ob. Einige Lurche, namentlich Kröten, sind vollkommen zahnlos, anderen fehlen die Z. nur im Unterkiefer, während der Oberkiefer mit einer Zahnreihe und die Gaumenbeine mit einem Zahnhaufen ausgestattet sind. Meist sind die Z. der Reptilien klein, einfach, spitz, nach hinten hakig gekrümmt und ohne weitere Komplikation in der äußeren Gestalt oder im innern Bau. Nur zuweilen sind sie seitlich zusammengedrückt und ihre Krone gekerbt oder gezähnelt, wohl auch gestreift, was entweder nur auf einer Kannelirung des Schmelzes oder auf einer Faltung der Zahnsubstanz selbst beruht (s. Reptilien). Eine eigenthümliche Bildung zeigen die Giftzähne der Schlangen (s. d.). In voller Deutlichkeit treten die Z. bei den Fischen hervor, wo sie die mannichfaltigsten Modifikationen in Gestalt und Zahl zeigen, indem man außer den Kiefern auch die Gaumenbeine, die Zungenwurzelknochen und andere Theile mit Z.n besetzt findet, welche entweder in besonderen Zahnhöhlen stecken (Knochenfische) oder nur im Zahnfleisch befestigt sind (Knorpelfische). Die ersteren sind ganz spitz und unbeweglich, die letzteren beweglich und fähig, sich aufzurichten und niederzulegen. Jene verschmelzen, wenn ihre Bildung vollendet ist, mit dem Umfang der Zahnzellen (s. Fische). Diejenigen Organe mancher wirbellosen Thiere, welche von den Naturforschern Z. genannt werden, gleichen den Z.n der Wirbelthiere darin, daß sie am Eingang des Speisekanals oder in dessen Nähe liegen und ebenfalls dazu dienen, die Nahrungsmittel festzuhalten und zu zerkleinern; ihrer Struktur nach aber sind sie gänzlich von jenen verschieden, indem sie stets integrirende Theile der Kiefer, diese aber theils gezähnte, sägeförmige Hautfalten, theils ähnlich gestaltete hornartige Platten sind, an denen man zuweilen, wie z. B. bei manchen Insekten, die verschiedenen Zahnformationen wie beim Menschen wahrnimmt. Im Allgemeinen ist das Gesetz erkennbar, daß, je höher die Stellung der Thiere ist, desto mehr sich auch die Kauorgane im Speisekanal erheben. Bei den Krustaceen und Mollusken liegen sie vorzüglich im Magen, bei den Fischen erstrecken sie sich nur bis zum Pharynx, bei den Reptilien bis zum hintern Theil des Mundes, bei den Säugethieren sind sie an den Vorder- und Seitentheilen desselben gelegen.

Zähne, künstliche. Diese sollen keineswegs bloß der durch den Verlust der Z. bewirkten Entstellung des Gesichts abhelfen, sondern die verlornen eigenen in jeder Hinsicht ersetzen. Früher bediente man sich zum Einsetzen wirklicher Menschenzähne oder von Elfenbein ꝛc. verfertigter. Jetzt sind zu diesem Zweck die sogenannten Mineral- oder Metallzähne, welche aus Porzellanmasse, Porzellanschmelz und verschiedenen Metalloxyden (Gold-, Titan-, Wismuth, Platinoxyd ꝛc.) bestehen, ausschließlich in Gebrauch, und sie verdienen wegen ihrer Dauerhaftigkeit, Schönheit und Reinlichkeit in der That den Vorzug vor jenen. Die einfachste Art, verlorene Z. zu ersetzen, ist das Einsetzen von Stiftzähnen, wobei man den schadhaften Zahn bis zur Wurzel gleich abfeilt, in diese, die noch gesund sein muß, ein Loch bohrt und den mit einem Gold- oder Platinstift versehenen künstlichen Zahn darin befestigt. Ein solcher Zahn ist, wenn er hinsichtlich der Form und Farbe den natürlichen entsprechend gewählt ist, von diesen kaum zu unterscheiden und kann viele Jahre lang wie ein natürlicher gebraucht werden, wenn nämlich die Wurzel, in der er befestigt ist, fest genug ist. Künstliche Zahnstücke, die mittelst Klammern oder sonstiger Vorrichtungen an schadhaften natürlichen Z.n befestigt werden, führen in längerer oder kürzerer Frist zum Verlust dieser letzteren. Ist zum Befestigen des künstlichen Zahns keine gute Wurzel vorhanden, so wird er auf eine Goldplatte aufgesetzt, welche auf beiden Seiten Klammern von Golddraht hat, zum Umfassen der benachbarten Z. Vorher müssen alle hervorragenden Spitzen und Zahnwurzeln abgefeilt, cariöse Wurzeln plombirt (s. Zahnkrankheiten und Zahnpflege) werden. Dann wird von der Stelle der Kinnlade, in welche der Zahn eingesetzt werden soll, mittelst Wachs oder Gutta Pertscha ein genauer Abdruck genommen und dieser mit Gyps oder Schwefel ausgegossen. Auf das so hergestellte Modell wird dann die Gold- oder Platinplatte genau aufgepaßt und hierauf an der betreffenden Stelle des Gebisses befestigt. Statt der Drahtklammern befestigt man den künstlichen Zahn bisweilen auch mittelst seidener Fäden oder Golddrahts an den Nachbarzähnen. Doch ist hiermit der Nachtheil verbunden, daß man den Zahn nicht herausnehmen und reinigen, auch den Faden oder Draht nicht genug verstecken kann, daß er beim Lachen ꝛc. nicht sichtbar würde. Auch bedient man sich zum Befestigen künstlicher Z. der sogenannten Adhäsionsplatten (auch Luftdruck- oder Sauggebisse genannt), die durch das genaue, luftdichte Anschließen der Platte oder wohl auch durch einen besonderen luftverdünnten Raum (Luftkammer), der an der Gaumenfläche angebracht ist, im Mund festgehalten werden. Diese letztere Manier hat sich indeß nicht bewährt. Die Adhäsionsgebisse stehen in sofern den Klammerplatten nach, als sie zum Festhalten einer verhältnißmäßig großen Platte bedürfen, haben aber vor diesen den sehr erheb-

Digitized by Google

lichen Vortheil voraus, daß sie sich leicht herausnehmen und reinigen lassen und die noch vorhandenen natürlichen Z. nicht ruiniren. Auch ist mit ihrem Tragen keine Beschwerde verbunden, sobald man sich daran gewöhnt hat. Endlich gibt es noch Federgebisse. Diese bedürfen zwar keiner so breiten Platte zum Befestigen wie die Adhäsionsgebisse, verursachen aber durch Reibung der Federn an den Backenflächen, sowie durch den Druck, den sie vornehmlich auf den Unterkiefer ausüben, empfindliche Beschwerden. Auch wird durch diesen Druck ein Schwinden des Unterkieferknochens eingeleitet, welches um so bedeutender ist, je stärker die Federn sind. Da zurückgebliebene Zahnwurzeln, gesunde wie kranke, sich nach und nach heben, so schließen künstliche Gebisse, welche solchen Wurzeln angepaßt sind, nie fest an, und es ist daher räthlicher, sämmtliche Wurzeln mindestens 5—6 Wochen vor Anpassen des neuen Gebisses auszuziehen, weil der Kiefer in der Regel dieser Frist bedarf, um eine bleibende Form anzunehmen. Die Vorschrift, künstliche Gebisse öfters ins Wasser zu legen, gilt nur für solche, die aus eingesetzten Menschenzähnen oder aus Elfenbein oder Wallroßzahn bestehen. Wohl aber muß jedes künstliche Zahnstück, mit Ausnahme der einzelnen Stiftzähne, des Morgens und des Abends aus dem Mund herausgenommen und sorgfältig gereinigt werden, wie es sich auch empfiehlt, nach jeder Mahlzeit eine solche Reinigung vorzunehmen.

Zähringen, Pfarrdorf im badischen Kreis und Amt Freiburg (seither zum Oberrheinkreis gehörig), im ehemaligen Breisgau, an der Eisenbahn zwischen Lahr und Freiburg, hat ein katholisches Dekanat und 882 Einwohner und ist namentlich merkwürdig wegen der noch theilweise erhaltenen Ruinen des Schlosses Z., nach welchem sich die alten Herzöge von Z. nannten. Als ihr Stammvater gilt Guntram der Reiche, Graf von Sund- und Breisgau, der Sohn des 917 enthaupteten berühmten Erchanger, Herzogs in Schwaben und Grafen von Klettgau. Von seinem ältesten Sohne, Gebhard, sollen die Zähringer, von seinem jüngern, Wanzelin, die Habsburger abstammen. Berthold I. hob die Macht des Hauses durch festes Ausharren auf der Seite Heinrichs III., der ihm auch für den Todesfall Otto's von Schweinfurt die Belehnung mit Schwaben versprach, weshalb Berthold 1052 den Herzogstitel annahm. Der Kaiser starb jedoch vor Otto 1056, und Agnes, Wittwe des Kaisers, als Vormünderin Heinrichs IV., verweigerte Berthold die Belehnung, gab ihm aber 1060 zur Entschädigung das Herzogthum Kärnthen und die Markgrafschaft Verona. Auch erwarb das Haus Z. nach und nach den größten Theil der nördlichen Schweiz. Heinrich IV. nahm ihm 1073 Kärnthen und Verona wieder ab, versöhnte sich zwar, als die Sachsen ihn auf der Harzburg eingeschlossen hatten, scheinbar wieder mit Berthold, suchte sich aber, als ihm die Besiegung der Sachsen gelungen war, Bertholds durch Meuchelmord zu entledigen. Dieser erklärte sich nun öffentlich gegen Heinrich und gab, als man zu Forchheim einen Gegenkaiser wählte, Rudolf von Schwaben seine Stimme. Heinrich besiegte jedoch seine Feinde, und Berthold verlor seine Würde. Er verheerte nun Ostfranken, starb aber 1078. Nach seinem Tode zerfiel das Haus in zwei Linien, die herzogliche oder zähringische, die mit Berthold V., dem Gründer von Bern, 1218 im Mannsstamm erlosch, und die markgräfliche oder badische Linie, von welcher das jetzige großherzogliche Haus Baden abstammt. Vergl. Leichtlin, Die Zähringer, Freib. im Breisg. 1831; Schöpflin, Historia Zaringo-Badensis, Karlsr. 1765, 6 Bde. Der Großherzog Karl von Baden stiftete am 26. Dec. 1812 den Hausorden vom zähringer Löwen.

Zäpfchen (uvula), die längliche, stumpfspitzige Verlängerung des Gaumensegels, welche man hinten in der Mundhöhle über der Zungenwurzel herabhängen sieht, wird durch den am Gaumenvorhang entspringenden unpaarigen Zäpfchenmuskel (azygos uvulae) gekrümmt und vorwärts in die Höhe gehoben, hat in ihrer Nähe mehre kleine Drüsen (glandulae uvulares) und dient nebst dem Gaumenvorhang zur Verschließung der hintern Nasenöffnungen. Die wichtigste der das Z. befallenden Krankheiten ist die Zäpfchenentzündung oder Zäpfchenbräune, die, wenn das Z. verdickt u. verlängert ist, Zäpfchenschießen (staphylodialysis) genannt wird. Außerdem kann das Z. in Folge von entzündlicher oder anderer Entartung dauernd geschwollen, verhärtet, verlängert sein (Zäpfchengeschwulst, staphyloncus) und sich in diesem Fall wegen erschwerten Sprechens, gestörten Schlingens, erweckten Hustens oder Brechreizes die Abtragung oder Abkürzung desselben mit der Scheere, oder auch die Unterbindung nöthig machen. In Folge ursprünglicher Bildung trifft man das Z. bisweilen gespalten.

Zafra, Stadt in der spanischen Provinz Badajoz (Estremadura), in einem fruchtbaren Thale unweit des Guadalajira, ist gut gebaut, hat ein Kastell, starke Gerberei, kalte Mineralquellen, einen sehr besuchten Viehmarkt und 5965 Einw.

Zagarolo, Flecken in der päpstlichen Legation Comarca di Roma, östlich von Rom, hat den Titel eines Herzogthums und 4200 Einwohner. Hier fand 1591 in einem dem Fürsten von Rospigliosi gehörigen Landhause eine Versammlung von Gelehrten Statt, welche eine Revision der Vulgata unternahmen.

Zagori (Zagoria), kleine Republik im Gebiet des europäisch-türkischen Ejalets Janina, nordöstlich von der Stadt Janina, umfaßt 44 Ortschaften mit insgesammt 25,000 Einwohnern, welche sich namentlich mit Seidenbau und Wollweberei beschäftigen. Sie zeichnet sich durch einen wohlgeordneten Schulunterricht aus und hat eine eigne Verfassung, welche 1850 von der Pforte anerkannt wurde. Der gleichnamige Hauptort liegt am Fuße des Pindus.

Zagrab, Stadt, s. v. a. Agram.

Zahl, eine Menge von Einheiten einer und derselben Art. Die dadurch gebildete Größe selbst heißt eine benannte, unreine oder konkrete Z., z. B. 6 Pfund, 8 Thaler, die bloße Menge der Einheiten, ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit der letztern, eine unbenannte, reine oder abstrakte Z. Man unterscheidet

Digitized by Google

ferner ganze und gebrochene Z.en, wovon jene eine Vervielfachung oder Wiederholung der Einheit, diese Theile einer Einheit (s. Bruch) vorstellen. Alle Operationen der Arithmetik (s. d.) gehen auf die Bestimmung von ganzen und gebrochenen Z.en hinaus. Sonst hat man noch Primzahlen oder einfache Z.en im Gegensatz zu zusammengesetzten Z.en, wovon die letzteren durch die ersteren als ihre Faktoren hervorgerufen werden. So sind 2, 3, 5, 7, 11 ꝛc. Primzahlen, 6, 8, 9 daraus zusammengesetzte Z.en. Eine andere bekannte Eintheilung der ganzen Z.en ist die in gerade und ungerade, von denen die ersteren durch 2 theilbar sind, die letzteren nicht. Mit Ausnahme der 2 sind alle geraden Z.en zusammengesetzte. Vgl. Arithmetik. Ueber die Bezeichnung der Z.en s. Ziffern.

Zahlbach, Dorf in der großherzoglich hessischen Provinz Rheinhessen, Kreis Mainz, 1 Stunde westlich von Mainz, Filialdorf dieser Stadt, hat 400 Einwohner und ist merkwürdig durch die Trümmer einer großen, 28,660 Fuß langen römischen Wasserleitung, die auf 62 Pfeilern stand und auf dem höchsten Punkte 228 Fuß über dem Boden erhaben war. 56 Pfeiler davon sind noch ziemlich gut erhalten.

Zahlenlotterie, das Lotto im Gegensatz der Klassenlotterie, s. Lotterie.

Zahlensystem, jedes künstliche Verfahren, vermittelst einiger der ersten Glieder der Zahlenreihe und der für sie willkürlich gewählten Zeichen (Ziffern) alle übrigen Glieder derselben darzustellen. Die Zahlen werden dabei als Reihen von Potenzen irgend einer bestimmten Zahl, der Grundzahl oder Basis des Systems, dargestellt, deren Koëfficienten aber alle kleiner als jene Zahl selbst sind. Es sei z. B. x eine beliebige bestimmte Zahl und jede ganze Zahl, kleiner als x, werde ausgedrückt durch a, b, c, d . . . ., so kann jede mögliche Zahl als eine Summe, deren Summanden Produkte aus einer Zahl a, b . . . . mit Potenzen der Zahl x sind, dargestellt werden. Der allgemeine Ausdruck einer (ganzen) Zahl ist also: $ax^0 + bx^1 + cx^2 + dx^3 + ex^4 \ldots$. Die Zahl x ist die Basis des Z.s und der Theorie nach willkürlich zu setzen; doch bedienen sich jetzt alle gebildeten Völker der Erde desjenigen Z.s, welches 10 zur Grundzahl hat und daher das dekadische oder Decimalsystem oder Dekadik genannt wird. In diesem Z. hat man für die 9 ganzen Zahlen, welche kleiner als 10 sind, besondere Zeichen: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, und das Zeichen 0 (Null), um den Mangel einer Zahl anzudeuten. Um nun jede Zahl in der größten Einfachheit darzustellen, bezeichnet man von rechts nach links, als von den niedern zu den höhern Zahlen fortschreitend, die Potenzen der Basis lediglich durch die Stellen, an welchen die Koëfficienten dieser Potenzen stehen würden. Die Ziffern nämlich, welche an der ersten, zweiten, dritten, vierten ꝛc. Stelle stehen, haben als Faktoren beziehungsweise die Potenzen: 10^0, 10^1, 10^2, 10^3 und heißen: Einer, Zehner, Hunderter . . . . Man schreibt also kurz: 98753 statt: $3.10^0 + 5.10^1 + 7.10^2 + 8.10^3 + 9.10^4$; ebenso 8002 statt: $2.10^0 + 0.10^1 + 0.10^2 + 8.10^3$. Eine auf der nten Stelle stehende Ziffer hat als Faktor 10^{n-1}, und umgekehrt: eine Zahl, deren höchste Ziffer als Faktor 10^n hat, wird mit $(n+1)$ Ziffern geschrieben. Wie bei ganzen Zahlen, läßt sich aber auch bei Brüchen eine Abkürzung machen, indem man die Potenzen 10^{-1}, 10^{-2} ꝛc. durch die Stellen andeutet, an welchen die Koëfficienten der Potenzen stehen würden. So schreibt man z. B. die Zahl $3.10^2 + 7.10^1 + 5.10^0 + 4.10^{-1} + 8.10^{-2} + 1.10^{-3}$ kurz: 375,481 und bezeichnet das Zeichen, welches die links stehenden Ganzen von den rechts stehenden Brüchen trennt, als Decimalstrich, die Brüche selbst aber als Zehntel, Hundertel ꝛc. Ein System mit kleinerer Grundzahl als das dekadische bedarf natürlich außer jenen keiner neuen Zeichen, wohl aber ein solches, dessen Grundzahl, wie das dodekadische, über 10 hinausreicht. Ueber verschiedene Z.e s. Dyadik und Pentadik.

Zahlung (solutio), die Entrichtung einer nach Betrag und Art (Quantität und Qualität) bestimmten Schuld, namentlich einer Geldschuld, durch Aufzahlung. Der Schuldner hat diejenige Münzsorte zu zahlen, welche zur Z. kontraktlich oder gesetzlich bestimmt ist; hat sich die Valuta inzwischen verschlechtert oder verbessert, so entscheidet das kursmäßige Agio, das der Schuldner auflegen muß oder aufzurechnen berechtigt ist. Ist keine bestimmte Münzsorte für die Z. bedungen, so hat der Schuldner nur den bedungenen Kurs zu gewähren. Ist von einer Rückzahlung (d. i. von einer Wiedererstattung des dem Schuldner gezahlten Geldes) an den Gläubiger die Rede, so muß solche in derselben Münzsorte oder derselben Valuta erfolgen, in welcher die Z. geschah. Wenn nicht Abschlagszahlungen vorher ausgemacht sind, kann der Gläubiger Annahme von Theilzahlungen verweigern. Eine Ausnahme hiervon findet dann Statt, wenn die Forderung zum Theil liquid (klar), zum Theil illiquid (noch beanstandet) ist; hier kann der Schuldner den illiquiden Betrag einweilen noch zurückhalten, der Gläubiger aber nicht die Annahme des liquiden Betrags verweigern. Eine Abschlagszahlung ist es nicht, wenn der Schuldner mehre nicht zusammenhängende Posten zu zahlen hat und von diesen nur einige zahlt, andere aber noch unbezahlt läßt. Annahme der Z. eines Hauptstammes ohne Zinsen und ohne Vorbehalt bewirkt, daß die Zinsen hinterher nicht besonders gefordert werden können. Ist die Zeit der Z. kontraktlich oder gesetzlich im Voraus festgestellt oder durch einen Richterspruch bestimmt, so heißt sie der Zahlungstermin, an dem dann die Z. erfolgen muß; ist der Zahlungstermin in das Belieben des Schuldners gesetzt, so brauchen seine Erben erst ein Jahr nach seinem Tode seine Schuld zu bezahlen. Wer nicht zur bestimmten Zeit zahlt, befindet sich in Verzug (mora solvendi) und hat die nachtheiligen Folgen (Verzugszinsen ꝛc.) zu tragen; wer nicht zur richtigen Zeit empfängt, fällt in die Folgen des Empfangverzugs (mora accipiendi). Sind alle Bedingungen vorhanden, bei deren Existenz die Z. geschehen muß, und ist der Zahlungstermin erschienen, so heißt die Schuld zahlbar. Die Existenzwerdung einer Schuld bedingt an und für sich noch nicht den

Digitized by Google

Zahlungstermin. Auch unterscheidet sich Zahlungstag vom Verfalltag; jener ist vorhanden, sobald die Schuld existent wird, dieser aber erst, wenn sie klagbar geworden ist. Bei einem bestimmt festgesetzten Zahlungstermin fallen beide zusammen. Das Geschehensein der Z. wird nicht vermuthet, sondern muß von Dem, der es behauptet, erwiesen werden. Nach römischem Recht sind, wenn die Z. durch Zeugen bewiesen werden soll, dazu 5 Zeugen nothwendig, die aber bei dem Akt der Z. selbst nicht zugegen gewesen zu sein brauchen, sobald sie bezeugen können, von dem Empfänger der behaupteten Z. gehört zu haben, daß er sich zu dem Zahlungsempfang bekannt habe. Privatquittungen beweisen erst, wenn 30 Tage nach ihrem Ausstellungstage verflossen sind. Ausnahmsweise wird die Z. als geschehen vermuthet rücksichtlich früherer Zins- und sonstiger Gefällstermine, wenn über neuere derartige Termine Quittungen vorgezeigt worden sind; so auch bei Schuldobligationen, wenn die Verschreibung dem Schuldner zurückgegeben wurde. Der Z. gleich geachtet wird die gerichtliche Deponirung der Summa, wenn der Gläubiger die Mora accipiendi gegen sich hat. Durch richtig erfolgte Z. erlischt sofort nicht allein die Forderung selbst, sondern auch alle ihrer Sicherung wegen accessorisch bestandenen Nebenrechte des Gläubigers, also etwaige Verpfändungen, Bürgschaften ꝛc. Gemachte Z.en können zurückgefordert werden, wenn aus Irrthum eine Nichtschuld gezahlt, wenn eine bedungene Gegenleistung nicht Statt fand, wenn die Z. zu einem verbotenen Zwecke erfolgte.

Zahlwörter, s. v. a. Numeralia.

Zahlzeichen, s. Ziffern.

Zahn, s. Zähne.

Zahn, Johann Karl Wilhelm, Architekt, Maler und Kunstschriftsteller, geboren den 21. August 1800 zu Rodenberg in Hessen, war der Sohn eines Malers und bildete sich auf der Akademie zu Kassel gleichzeitig für Architektur und Malerei, dann 1823 in Paris im Atelier Gros' und seit 1824 in Italien, wo ihn besonders die antiken Malereien von Pompeji und Herculanum beschäftigten. Die erste Frucht dieser Studien waren die „Neuentdeckten Wandgemälde in Pompeji" (Stuttg. 1828). Nach seiner Rückkehr (1827) nahm er an der Ausschmückung mehrer kurfürstlich hessischen Schlösser Theil und wendete sich dann nach Berlin, wo er in dem damals noch neuen lithographischen Farbendruck sein Hauptwerk, „Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä" (Berlin 1828—30, 10 Hefte), herausgab, welches 1829 seine Ernennung zum Professor bewirkte. Im Jahre 1830 ging er wieder nach Italien, leitete Ausgrabungen von Pompeji und Herculanum, sowie in Sicilien und ließ viele Antiken von Bronze, Silber, Marmor ꝛc. im Königreich beider Sicilien abformen. Seine reichen Studien lieferten ihm den Stoff zu den „Ornamenten aller klassischen Kunstepochen" (Berl. 1832 ff., 20 Hefte; 2. Aufl. 1854) und, nachdem er 1842 nach Berlin zurückgekehrt, zu den „Auserlesenen Verzierungen aus dem Gesammtgebiet der bildenden Kunst" (das. 1842 — 44, 5 Hefte). Von 1850 — 51 unternahm er eine wissenschaftliche Kunstreise durch Belgien, Frankreich, England und Holland.

Zahna, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Wittenberg, mit Kürschnerei, Färberei und 2358 Einwohnern. Hier am 5. Sept. 1813 Gefecht zwischen den Franzosen und Alliirten.

Zahnarme (Zahnlücker, Zahnlose, Edentata), Ordnung der Säugethiere, welche in den einzelnen dazu gehörigen Familien so große Verschiedenheiten zeigt, daß sie in allgemeinen Zügen schwierig zu charakterisiren ist. Das wichtigste gemeinsame Merkmal der hierher gehörigen Säugethiere, welche Einige als eine besondere fünfte Klasse der Wirbelthiere aufstellen wollten, ist der auffallende Zahnmangel, durch welchen sie sich von allen übrigen Säugethieren unterscheiden. Es gibt nämlich darunter solche Thiere, welche gar keine Zähne haben und darum mit Recht Zahnlose genannt werden können; alle übrigen aber, welche Zähne haben, entbehren meist wenigstens der eigentlichen Eck- und Schneidezähne, und ihr ganzes Gebiß besteht lediglich aus einfachen Backenzähnen, in sofern die im Zwischenkiefer die Stelle der Schneidezähne einnehmenden Zähne hinsichtlich der Gestalt und Bildung vollkommen mit den Backenzähnen übereinstimmen, und auch die Eckzähne sich, wo sie sich vorfinden, nur durch ihre bedeutendere Länge von den Backenzähnen unterscheiden, welche eine einfache prismatische Form haben und durch Lücken von einander getrennt sind. Noch ist zu bemerken, daß diese Zähne nur aus Zahnsubstanz und Cäment ohne allen Schmelz bestehen. Ihre Anzahl schwankt zwischen 2 bis 26 in jeder Reihe. Eigenthümlich sind ferner die Zehen entwickelt, in sofern sie selten vollkommen beweglich sind, aber stets Nägel tragen, welche das Ende der Zehen ganz umschließen und bald von bedeutender Länge, stark gekrümmt und daher zum Klettern geeignet, bald kürzer, breit und fast schaufelförmig und zum Scharren und Graben bestimmt sind. In Betreff des übrigen Körperbau's kommen in dieser Ordnung größere Verschiedenheiten vor, als unter allen übrigen Säugethierordnungen zusammengenommen. Auch finden in keiner andern Ordnung bedeutendere Größenunterschiede Statt als bei den Z.n, besonders wenn man die vorweltlichen Arten hinzunimmt. Alle Z. sind Bewohner der Tropenländer und insgesammt langsame, stumpfsinnige Thiere, welche von Pflanzen oder Insekten oder auch von beiden leben. Sie sind am zahlreichsten in Südamerika bis Patagonien vertreten; in Afrika finden sie sich nur vom Senegal bis zum Kaplande, in Asien nur in Ostindien. Ihre riesigen Arten finden sich nur noch in fossilem Zustande.

Zahnarzneikunst, ein Theil der Chirurgie, der sich mit dem Bau der Zähne im Allgemeinen, mit der Pflege und Erhaltung gesunder Zähne, der Heilung der Zahnkrankheiten und dem Ersatz verloren gegangener Zähne (Zahnmechanik) beschäftigt. Die Z. zerfällt in einen medicinischen, wo durch Anwendung von Arzneimitteln die Fehler der Zähne beseitigt werden, und einen chirurgischen oder operativen Theil (Zahnchirurgie), wo durch Anwendung von Mechanis-

Digitized by Google

men, durch Feilen, Plombiren, Ausreißen der Zähne ꝛc. Hülfe gegen Zahnkrankheiten geleistet wird. Im Verlauf der Zeit hat sich aus dem Stande der niederen Chirurgen ein besonderer Stand von Aerzten gebildet, die sich Zahnärzte oder Dentisten nennen und bald mehr, bald weniger Kenntnisse voraussetzenden Prüfungen unterworfen sind, welche neben der Anatomie, Physiologie, Pathologie und Therapie der Zähne und ihrer Umgebungen noch einzelne, in entfernterem Bezug dazu stehende Kapitel der allgemeinen Heilkunde betreffen. Der eigentliche Begründer der Z. als Wissenschaft war Fouchard in Paris durch sein Werk „Le chirurgien-dentiste" (Paris 1728, 2 Bde.; deutsch von Buddeus, Berlin 1733). In der neueren Zeit hat sie durch Engländer, Franzosen und Deutsche gediegene Bearbeitung gefunden. Eine Zeitschrift für Z.: „Der Zahnarzt", gründete K. W. L. Schmedicke (Berlin 1846 ff.). Lehrstühle für Z. befinden sich außer in Paris noch in Wien und Berlin, während die medicinisch-chirurgischen Lehranstalten und die Ateliers der ausübenden Zahnärzte Gelegenheit zur praktischen Ausbildung in dieser Kunst bieten. Vgl. Carabelli, Systematisches Handbuch der Zahnheilkunde, Wien 1831, Bd. 1.

Zahnen der Kinder (dentitio). Die Entwickelung der Zähne (s. d.), sowohl der Milchzähne (erstes Z.), als der bleibenden Zähne (zweites Z.), ist an und für sich ein normaler Naturprozeß, der eigentlich ohne alle Störung verlaufen sollte. Doch ist derselbe nicht selten von Beschwerden begleitet, die aber schwerlich in direkter Beziehung zum Durchbruch der Zähne stehen und vielleicht nur zufälliger Weise damit zusammentreffen. Die Entwickelung und den Durchbruch der Zähne befördernde Momente sind gesunde erbliche Disposition, gute zweckmäßige Ernährung und überhaupt Alles, was den Blutumlauf auf mäßige Weise steigert, namentlich Wärme, Bäder ꝛc., wogegen erbliche Schwäche, rhachitische und skrophulöse Disposition, schlechte Ernährung u. solche Einflüsse, welche das Wachsthum überhaupt zurückhalten, die Zahnentwickelung hemmen. In der Regel gehen dem Durchbruch der ersten Zähne etwas Hitze im Zahnfleisch, reichlicher Speichelfluß und ein wenig schmerzhafter Reiz voraus, welcher das Kind veranlaßt, den Finger und Alles, was ihm in die Hände kommt, nach dem Munde zu führen. Während der bogenförmige Rand des Zahnfleisches sich abplattet, entsteht in der Nähe ein Jucken, welches häufiges Niesen hervorruft. Auch treten mehr oder minder reichliche Darmentleerungen ein. Die Bewegungen des Kindes sind heftig, sein Schlaf ist unruhig, und es erwacht oft mit Geschrei. Die Stelle im Zahnfleisch, wo der Zahn hervorbrechen wird, schwillt an, wird roth, gespannt und endlich weißlich; der geringste Druck darauf verursacht dem Kinde eine schmerzhafte Empfindung. Ist der Zahn hervorgetreten, so hören alle diese Beschwerden auf. Ist aber das Z. mit Schwierigkeiten verbunden, so entstehen Kongestionen nach dem Gehirn, nach der Lunge und nach dem Unterleib, meist Verstopfung, seltener Durchfall, womit Reizungen des Nervensystems und in Folge davon Krämpfe verbunden sind. Auch Fieber (Zahnfieber) ist zuweilen mit dem Z. verbunden. Die Kinder müssen zur Zeit des Z.s, selbst wenn sie völlig gesund sind, sorgfältig vor allen schädlichen Einflüssen, insbesondere vor Zugluft, rauhem Wind und überhaupt vor jeder Erkältung bewahrt werden. Auch sind schlechte oder säuerlich gewordene Milch, wie alle für Kinder dieses Alters unzweckmäßige Nahrungsmittel von ihnen fernzuhalten. Was die genannten, das erste Z. oft begleitenden krankhaften Erscheinungen anlangt, so erfordert jede derselben ihre besondere Behandlung. Hautausschläge (Zahnfriesel), die sich während des Z.s zeigen, verschwinden nach dem Durchbruch der Zähne meist von selbst. Die Zufälle, welche man während des zweiten Z.s wahrnimmt, sind weit weniger bedenklich als die mit dem ersten Z. verknüpften. Der Durchbruch der sogenannten Weisheitszähne (s. Zähne) geht bei Personen von kräftiger Körperbeschaffenheit in der Regel ohne alle Schmerzen oder sonstige krankhafte Zufälle vorüber; dagegen haben schwächliche Individuen, besonders weiblichen Geschlechts, beim Durchbruch jener Spätlinge gewöhnlich viele Schmerzen zu ertragen, die als Symptome einer mehr oder minder heftigen Entzündung zu betrachten sind.

Zahnfieber, s. Zahnen der Kinder.

Zahnfleisch (gingiva), die fleischartige, blutreiche Masse, welche die äußere und innere Fläche des Zahnhöhlenrandes überzieht, jeden Zahn an dessen Halseringsherum umschließt, selbst aber mit einem feinen Oberhäutchen, einer Fortsetzung der Oberhaut der Mundhöhle, überkleidet wird. Ueber die Krankheiten des Z.es s. Zahnkrankheiten.

Zahnkrankheiten und Zahnpflege. Als Zahnkrankheiten würden eigentlich nur diejenigen krankhaften Zustände anzusprechen sein, welche die Zähne selbst betreffen; gewöhnlich rechnet man jedoch alle diejenigen dazu, welche die mit den Zähnen zusammenhängenden Theile, die ihre Wurzeln umgebende Haut, die Zahnzellen, das Zahnfleisch ꝛc. befallen. Schmedicke theilt die Zahnkrankheiten in Entzündung, Verschwärung, Entartung, Afterbildung, Brand, Neurosen, Verletzungen und Fehler der ersten Bildung. Die Entzündung ist entweder Zahnentzündung (odontitis), die sowohl die Zahnpulpa (endodontitis), als auch die Zahnwurzelhaut (periodontitis) ergreifen kann, oder Zahnfleischentzündung (ulitis, parulis), die vorzüglich in der Umgebung hohler Zähne vorkommt und sich häufig über die ganze eine Seite erstreckt. Die Verschwärung (exulceratio) der Zahnpartien tritt in verschiedenen Krankheitszuständen auf, von welchen die Zahncaries oder die Zahnfäule (caries dentium, das sogenannte Hohlwerden der Zähne) die häufigste und bekannteste ist. Einige unterscheiden eine äußere und eine innere Zahncaries. Jene nimmt ihren Anfang von der Oberfläche des Zahnes aus und dringt von da nach innen, nach der Pulpa zu vor. Sie ist auf das evidenteste nachgewiesen, und alle bei der Zahncaries überhaupt auftretenden Erscheinungen erklären sich durch die Theorie dieses von außen nach innen fortschreitenden Prozesses vollkommen. Ueber das Wesen der inneren

Digitized by Google

Zahncaries sind die Akten noch nicht geschlossen, und es sprechen sich mindestens ebenso gewichtige Stimmen gegen das Dasein derselben wie für dieses aus. Jedenfalls kommt sie äußerst selten vor und es ist ihre Beobachtung sehr schwierig. Da der Zahn (s. Zähne) in Bezug auf seine chemische Zusammensetzung aus basischen Salzen und weichen organischen (leimgebenden) Stoffen besteht, und erstere durch Säuren, letztere durch faulige Prozesse zerstört werden, so sind Säuren und Fäulniß die beiden unmittelbaren Ursachen der Zahncaries. Da aber die basischen Salze in ungleich größerer Menge im Zahn vorhanden sind als die organischen Stoffe, so ist der direkte Einfluß fauliger Prozesse auf die Entstehung der Zahncaries weit geringer anzuschlagen als der Einfluß der Säuren, und es sind diese daher als hauptsächlichste unmittelbare Ursache des Uebels anzusehen. So lange das Schmelzoberhäutchen (s. Zähne) noch völlig unverletzt ist, wird der Zahn noch ziemlich geschützt, da jenes bedeutende Widerstandsfähigkeit gegen alle chemischen Einwirkungen besitzt. Ist das Schmelzhäutchen aber an einer Stelle verletzt oder ganz verloren gegangen, so liegt daselbst der Schmelz zu Tage und ist der Einwirkung der Säuren preisgegeben. Hat der Schmelz Risse oder Unebenheiten, die entweder Folge einer ursprünglich mangelhaften Bildung oder erlittener mechanischen Gewalt sein können, so können im Mund vorhandene oder sich bildende Säuren längere Zeit mit diesen mangelhaften Stellen in Berührung kommen, und es beginnt hiermit die chemische Zersetzung des Schmelzes. Als prädisponirende Ursachen der Zahncaries sind daher ursprüngliche Fehler oder durch mechanische Gewalt bewirkte Verletzungen des Schmelzes anzusehen. Im Anfang verläuft der cariöse Prozeß meist sehr langsam, je größer aber der Substanzverlust wird, desto schneller schreitet er fort, besonders wenn die chemische Zersetzung bis zum Zahnbein vorgedrungen ist, da dieses wegen seiner röhrigen Struktur und seiner chemischen Zusammensetzung der zersetzenden Einwirkung der Säuren weit leichter unterliegt als der Schmelz. Ferner wird die organische Substanz des Zahnbeins durch einen Fäulnißprozeß direkt angegriffen, welcher von faulenden Stoffen (Speiseresten, Schleim ꝛc.), die trotz der sorgfältigsten Reinhaltung in die Höhle eines cariösen Zahns eindringen, eingeleitet wird. Bei allen diesen Prozessen im Mund weist das Mikroskop das Dasein pflanzlicher Schmarotzer nach, welche den cariösen Prozeß wesentlich fördern. Derselbe schreitet so von außen immer mehr nach innen vorwärts und erreicht endlich nach kürzerer oder längerer Zeit die Pulpa (den sogenannten Nerv), was sich sofort durch Schmerz (s. Zahnschmerz) kundgibt. Nach und nach bröckelt die Krone ab, und die Pulpa verfault allmählig, was häufig Entzündung der Wurzelhaut, Anschwellung des Zahnfleisches und Fistelbildung zur Folge hat. Doch geht mitunter auch der ganze Zahn verloren, ohne jemals bedeutenden Schmerz verursacht zu haben. Was nun die den cariösen Prozeß vornehmlich bewirkenden Säuren betrifft, so kommen dieselben entweder fertig gebildet mit den Nahrungsmitteln, als Essig, Obst ꝛc., als saure Dämpfe, welche eingeathmet werden und dabei mit den Zähnen in Berührung kommen, sowie mit Medikamenten in den Mund, oder sie bilden sich erst im Munde durch eingeführte Stoffe, wenn diese längere Zeit darin verweilen. Hierher gehören namentlich Speisereste, die zwischen den Zähnen sitzen bleiben und, indem sie verfaulen, in saure Gährung übergehen. Daher werden die Zähne an denjenigen Stellen am leichtesten hohl, welche am schwersten zu reinigen sind. Eine dritte Quelle der den Zähnen verderblichen Säuren ist in dem Schleim zu suchen, welcher von der die Mundhöhle auskleidenden Schleimhaut, sowie von den zahlreichen Schleimdrüsen des Mundes abgesondert wird. Sind Speichel, welcher im gesunden Zustand alkalisch, also säurewidrig ist, und Schleim in normaler Qualität und Quantität vorhanden oder richtig gemischt, so überwiegt die alkalische Eigenschaft des Speichels und es wird die Säure des Schleims neutralisirt oder unschädlich gemacht. Ist dagegen die Schleimabsonderung auf krankhafte Art vermehrt oder die Speichelabsonderung auf dieselbe Weise vermindert, oder hat der Schleim eine abnorm starke saure Beschaffenheit angenommen, so überwiegt in dem Mischungsprodukt beider Flüssigkeiten die Säure und leitet das Verderbniß der Zähne ein. Noch viel mehr ist dies der Fall, wenn der Speichel in Folge von Störungen in der Verdauung selbst sauer ist, weshalb die Ansicht, daß das Hohlwerden der Zähne im Magen seine Ursache habe, zum Theil richtig ist. Die Behandlung der Zahncaries ist je nach der Ausbreitung derselben verschieden. Ist sie nicht sehr ausgebreitet und oberflächlich, so genügt es, die ergriffene Partie abzufeilen und das bloßgelegte Zahnbein glatt zu poliren. Ist dagegen das Zahnbein schon bis zu einer gewissen Tiefe zersetzt, so muß zum Plombiren (s. d.) geschritten werden. Letzteres wird aber nicht mehr ertragen oder ist selbst schädlich, wenn die Caries bereits bis zur Pulpahöhle fortgeschritten ist. In diesem Fall ist das letzte und sicherste Mittel, den Zerstörungen und schlimmen Folgen der Caries Einhalt zu thun, das Ausziehen des kranken Zahnes. Andere Verschwärungsformen sind der Skorbut (s. d.), die Schwämmchen (s. d.) und die Geschwulst. Die nächste Veranlassung zu einer solchen ist Ansammlung von Eiter in der Alveole (s. Zähne), indem er sich entweder in Folge einer Wurzelhautentzündung daselbst gebildet hat, oder von der Pulpahöhle aus durch den Wurzelkanal dahin gelangt ist. Wird nun die knöcherne Alveolarwand vom Eiter durchfressen, so ergießt sich derselbe in das Zahnfleisch. Dieses aber wird dadurch ausgedehnt, es entsteht Geschwulst, und der Eiter nähert sich mehr und mehr der Oberfläche, bis er diese endlich durchbricht oder durch einen Einschnitt entleert wird. In diesem Fall nennt man die Geschwulst ein Zahngeschwür. Findet aber der beschriebene Prozeß, von einem Zahn der oberen Kinnlade ausgehend, am Gaumen Statt, so bezeichnet man die Geschwulst als Gaumengeschwür oder Gaumenabsceß. Der in der Alveole eingeschlossene Eiter verursacht wegen des Drucks, den er auf die Nerven der Wurzelhaut und des Periosts ausübt, in der Regel heftigen Schmerz, der

Digitized by Google

aber nach Durchbrechung der knöchernen Alveolarwand nachläßt, weil das Zahnfleisch den Eiter aufnimmt und dessen Druck auf die Nerven vermindert. Hört die Eiterabsonderung mit der einmaligen Entleerung des Zahngeschwürs nicht auf, so bleibt an der betreffenden Stelle des Zahnfleisches meist eine kleine Oeffnung zurück, welche zuweilen zuheilt, von Zeit zu Zeit aber wieder aufbricht und Eiter absondert. Dies bezeichnet man als Zahnfleischfistel. Ungleich schlimmer ist die Zahn- oder Backenfistel, welche sich dann bildet, wenn der Eiter, statt von der Alveole direkt in das Zahnfleisch einzudringen, seinen Weg in die Substanz des Kieferknochens nimmt und schließlich außen am Backen hervortritt. Zahnfisteln entstehen weit häufiger am Unterkiefer als am Oberkiefer, weil der Eiter, dem Gesetz der Schwere folgend, sich leicht senkt und der Bau des Unterkieferknochens dies begünstigt. Doch erzeugen sich auch an kranken Zahnwurzeln des Oberkiefers nicht selten Fisteln, und es sind Fälle vorgekommen, wo eine solche durch Erguß von Eiter in die Oberkieferhöhle und sogenannten Knochenfraß der angrenzenden Kopfknochen den Tod herbeigeführt hat. Zur Heilung der Zahnfistel ist das Herausziehen des kranken Zahns unerläßliche Vorbedingung. Die Entartung (degeneratio) der Zähne äußert sich ebenfalls durch verschiedene Krankheitszustände, von denen die bekanntesten Entfärbung, Erweichung der Zähne, Verknöcherung der Zahnpulpa, Abzehrung, Atrophie der Zähne, Schwinden des Schmelzes derselben, Verwachsung des Zahnfleisches mit dem Backen, Stumpfwerden, Lockerwerden und Ausfallen der Zähne ꝛc. sind. Die Afterbildung tritt hauptsächlich als Knochenauswuchs der Zahnwurzel, als Schwamm der Zahnnervenmasse und des Zahnfleisches, als Knochenauswuchs der Zahnzelle, als Kieferhöhlenpolyp, am häufigsten aber als Zahnstein (fälschlich Weinstein genannt) auf. Letzterer ist eine mehr oder minder harte, gelb, braun oder schwarz gefärbte Kruste, welche bisweilen die ganze Zahnreihe, hauptsächlich aber die nach den Wangen zu gebogenen Flächen der Backenzähne und die hinteren Flächen der unteren Schneidezähne bedeckt und nicht nur eine widrige Entstellung der Zähne, sondern oft auch Entzündung des benachbarten Zahnfleisches, Zurückweichen desselben, Lockerung der Zähne und Schwinden der Alveolen veranlaßt. Der Zahnstein besteht aus einem Gemisch von kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk, welchem Schleim und andere organische Bestandtheile (Abschuppungen der Schleimhaut, des Mundes ꝛc.) beigemengt sind. Je nach der Masse dieser weicheren Beimengungen ist der Zahnstein von härterer oder weicherer Beschaffenheit. Auch in ihm findet man unter dem Mikroskop parasitische Bildungen. Im Alter pflegt sich in der Regel weit mehr Zahnstein an den Zähnen anzusetzen als in der Jugend, da mit zunehmenden Jahren der Gehalt von unorganischen Bestandtheilen in den Säften des Körpers sich steigert. Daß der Zahnstein nicht durch Krankheit der Kieferknochen entsteht, geht schon daraus hervor, daß er sich auch an künstlichen Zähnen bildet. Um seinen übeln Wirkungen vorzubeugen, muß man ihn mittelst besonderer Instrumente ablösen, nie durch Säuren auflösen. Der Wiedererzeugung desselben begegnet man am besten durch sorgfältige Reinhaltung des Mundes und Anwendung passenden Zahnpulvers (s. unten). Noch verderblicher als der Zahnstein ist der grüne Ansatz, der aus pflanzlichen Parasiten besteht u. dessen Beseitigung unerläßlich ist. Der Brand (gangraena) zerfällt je nach den Theilen, die er heimsucht, in Brand oder Nekrose der Zähne, die in dem allgemeinen Tod derselben besteht und in sofern Aehnlichkeit mit der Zahncaries hat, als sie auch auf Zersetzung der Zahnsubstanz beruht, in Brand des Zahnfleisches und in Brand der Zahnzellen und der Kinnlade. Neurosen sind der Zahnschmerz (s. d.) und der Gesichtsschmerz (s. d.). Die hauptsächlichsten Verletzungen der Zähne sind die Zahnfissur, der Zahnbruch, Dislokationen oder Verschiebungen der Zähne in Folge der Einwirkung mechanischer Gewalt und Abnutzung der Zähne in Folge längeren Gebrauchs derselben. Die Fehler der ersten Bildung sind sehr mannichfach. Hierher gehören die sogenannten Riffzähne, Zähne mit parallelen, querlaufenden Streifen im Schmelz, die Verwachsung mehrer Zähne zu Einem (s. Zähne), der Schiefstand der Zähne, die überzähligen Zähne, die Erosion, die sich durch braune oder schwärzliche Flecken auf den Zähnen kundgibt, der gespaltene Gaumen (s. Gaumenspalte) ꝛc.

Die Hauptgrundsätze der Zahnpflege (Zahndiätetik) kommen auf Folgendes hinaus. Man soll zuvörderst den Zähnen nicht Leistungen zumuthen, für welche sie die Natur nicht geschaffen hat. Man zerbeiße daher nicht Nüsse, Holz und andere harte Gegenstände, da hierdurch, abgesehen von der möglichen Verletzung des Zahnschmelzes, Entzündung der Pulpa oder Wurzelhaut veranlaßt und der Verlust des Zahnes herbeigeführt werden kann. Die weit verbreitete Meinung, daß durch plötzlichen Temperaturwechsel in der Mundhöhle (raschen Uebergang von warmen zu kalten Speisen und Getränken) Risse im Schmelz entstehen können, ist nicht erwiesen, denn man beobachtet nicht einmal Springen des Schmelzes, wenn man einen Zahn aus Eiswasser plötzlich in siedendes Wasser wirft. Da das Verderbniß der Zähne vornehmlich durch eindringende Säuren bewirkt wird, so vermeide man die Berührung der Zähne mit solchen (scharfer Essig, saures Obst ꝛc.) oder suche wenigstens ihrer längeren Einwirkung durch möglichst schnell nachfolgende Reinigung des Mundes mit säurewidrigen Stoffen vorzubeugen. Dies führt auf die Hauptregel aller Zahndiätetik zurück, daß man stets für die gründlichste Reinhaltung des Mundes Sorge tragen und sich zu diesem Behuf solcher Mittel bedienen soll, welche etwa vorhandene Säuren unschädlich machen. Zum Reinigen der Zähne bediene man sich einer Bürste, deren Härtegrad sich nach dem Härtegrad der Zähne bemessen muß. Man reinige damit die Zähne nicht nur des Morgens nach dem Aufstehen, sondern auch des Abends vor dem Schlafengehen. Nach jeder Mahlzeit entferne man die zwischen den Zähnen sitzengebliebenen Speisereste sorgfältig mit dem Zahnstocher, welcher aber nicht von Metall sein darf, und spüle den

Digitized by Google

Mund aus. Als säurewidrigen Mittels bediene man sich eines Zahnpulvers oder einer reinen Seife. Zweckdienliche Bestandtheile des Zahnpulvers sind Schlämmkreide (creta praeparata alba), kohlensaure Magnesia (magnesia carbonica), präparirte Austerschalen (conchae praeparatae) ꝛc. Man pulverisire diese Substanzen, menge sie zu gleichen Gewichtstheilen und füge etwas pulverisirte Kalmuswurzel hinzu, die auf das Zahnfleisch wohlthätig einwirkt, außerdem einige Tropfen ätherisches Oel. Zahnpulver, welche die Zähne schnell weiß machen, sind verwerflich, da sie die Glasur angreifen. Auch das viel gebrauchte Kohlenpulver ist trotz seiner fäulnißwidrigen Wirkung nicht empfehlenswerth, da sich die Kohlentheilchen unter dem Zahnfleisch festsetzen und Kohle nach und nach ebenfalls der Glasur Eintrag thut. Durch leichtes Bluten des Zahnfleisches lasse man sich vom Gebrauch der Bürste nicht abhalten, da gerade gelinde Blutentleerung zur Befestigung des schlaffen Zahnfleisches bedeutend beiträgt. Zu letzterem Behuf kann man sich wohl auch eines spirituösen, zusammenziehenden Mundwassers bedienen, welches aber bei sonstiger sorgfältiger Pflege des Mundes meist entbehrlich sein möchte. Beim Reinigen der Zähne mit der Bürste führe man diese in der Richtung der Zähne vom Zahnfleisch nach den Kauflächen hin, also in der obern Kinnlade von oben nach unten, in der unteren von unten nach oben. Nur auf diese Weise werden Speisereste und Schleim aus den Zwischenräumen der Zähne entfernt und gleichzeitig dem Zurückweichen des Zahnfleisches entgegengewirkt. Auch bürste man die Kauflächen, sowie die innere, der Mundhöhle zugewendete Seite der Zähne. Je eher ein kranker Zahn in ärztliche Behandlung genommen wird, desto eher ist seine Erhaltung zu hoffen, desto weniger Unbequemlichkeit u. Schmerz findet bei den nöthigen Operationen Statt und desto größere Bürgschaft erhält man gegen Ansteckung der nebenan- und gegenüberstehenden Zähne. Gedrängt stehende gesunde Zähne zu feilen, um ihr Hohlwerden zu verhüten, ist durchaus verwerflich. Sollen Zähne plombirt werden, so sind sie zuvor von aller krankhaften Zahnsubstanz aufs sorgfältigste zu reinigen und muß die Füllung vollkommen luft- und wasserdicht schließen. Hohle Zähne, welche sich nicht mehr ausfüllen lassen, sind schleunigst auszuziehen. Vgl. Süersen, Anleitung zur Pflege der Zähne und des Mundes (gekrönte Preisschrift), Leipzig 1867.

Zahnküste (Zahndistrikt, Elfenbein-, Elephanten-, Quaquaküste), Theil der Südküste von Westafrika, zu Oberguinea gehörig, beginnt westlich an die Pfefferküste grenzend beim Kap Palmas und erstreckt sich östlich bis zur Goldküste, wo bald der Fluß Issini oder Sueiro (da Costa), bald das Kap Apollonia, bald das Kap Tres Puntas als Grenzpunkt bezeichnet wird. Der Küstenstrich ist sehr einförmig, im westlichen Theil mit Klippen besetzt, im östlichen aber flach und sehr fruchtbar. Das Innere, wo sich das Land allmählig bis zu Gebirgen erhebt, ist noch wenig bekannt, soll aber fruchtbar, reich bewaldet und gut bewässert sein. Die bedeutendsten Flüsse sind der St. Andreas, Lahn, Groß-Bassam und Issini. Die Produkte sind die von Oberguinea überhaupt; ausgeführt werden namentlich Palmöl, Reis, Gold, verschiedene Holzarten und viel Elfenbein (daher der Name). Die Bevölkerung gehört verschiedenen Negerstämmen an, ist besonders an der Küste ziemlich dicht, wird insgesammt auf 1 Million Seelen geschätzt und zeichnet sich durch einen gewissen Grad von Intelligenz wie durch Gewerbfleiß aus. Die Franzosen haben hier das Fort Nemours bei Groß-Bassam und die Holländer ein Fort bei Axim.

Zahnlose, Zahnlücker, Säugethierordnung, s. Zahnarme.

Zahnräder, s. Zahnräderwerke.

Zahnräderwerke, Verbindungen von Zahnrädern zum Zweck der Uebertragung von Bewegung. Die Zahnräder sind entweder cylindrische (Stirnräder), konische (Winkelräder), oder hyperboloïdische (Hyperboloïdenräder). Diese Unterscheidung hat ihren Grund in der Verschiedenheit der Axenlagen und in der hierdurch bedingten Verschiedenheit der Radkranzformen. Die Zähne sitzen gewöhnlich auf dem äußern Radumfang (äußere Verzahnung), doch bringt man sie zuweilen auch an der innern Umfläche des Radkranzes (innere Verzahnung, innere Zahnräder) oder an einer der Stirnflächen desselben an. Diese letzteren Räder heißen Kron- oder Kammräder und ihre Zähne werden Kämme genannt. In England nennt man alle Zähne, welche mit dem Radkranz ein Ganzes ausmachen, teeths, alle in den Radkranz eingesetzten Zähne (von Holz) dagegen cogs (Kämme). Um das Abbrechen oder Biegen langer Zähne zu verhindern, befestigt man dieselben auch oft mit ihren Enden in 2 parallelen Kränzen oder Scheiben. Ein solches Rad nennt man gewöhnlich Drehling (Trilling) und die meist cylindrisch oder konisch geformten Zähne desselben Triebstöcke. Soll eine oscillirende oder absetzende Bewegung im Kreise fortgepflanzt werden, so bedarf man statt eines ganzen Rades nur eines Radsectors, und wenn es sich um eine hin- und hergehende geradlinige Bewegung handelt, so geht der Radsector in eine gezähnte Stange über, welche man als einen Radsector von unendlich großem Halbmesser betrachten kann. Die Zahnreibung, welche bei gut konstruirtem Räderwerk zu nahe 2 Procent der Arbeit angenommen wird, fällt um so kleiner aus, je größer die Anzahl der Zähne ist. Zu einem guten Gang ist erforderlich, daß ein Triebrad mindestens 6 und ein Getriebrad wenigstens 10 Zähne habe; man steigert jedoch die Zahlen mindestens auf resp. 8 und 12. Bei Räderwerken, welche einen sanften Gang erfordern, geht man aber mit der Anzahl der Zähne nicht gern unter 20 herab. Wie bei den Riemenräderwerken verhalten sich auch bei den Z.n die Geschwindigkeiten wie die Durch- oder Halbmesser, da diese hier aber nicht sogleich ersichtlich sind, so bestimmt man das Geschwindigkeitsverhältniß leichter nach der Zahl der Zähne. Hat ein Getriebe 12 Zähne und ein mit diesem kämmendes Rad 96, so verhalten sich die Geschwindigkeiten beider Körper wie 1:8. Damit sich die Zähne des kleineren Rades im Vergleich zu denen des großen nicht zu schnell abnutzen, ist es rathsam, mit dem Umsetzungsverhältniß die Grenze

Digitized by Google

$^1/_6$ und $^6/_1$ nicht zu überschreiten, also dem größeren Rade nicht mehr als höchstens sechsmal so viel Zähne zu geben als dem kleineren. Meist begnügt man sich aber mit dem Umsetzungsverhältniß $^3/_1$ u. $^1/_3$ und wendet zur weiteren Umsetzung mehrfache Räderwerke an. Endlich ist es auch zweckmäßig, wenn die Anzahl der Zähne des Treib- und die des Getriebrades keinen gemeinschaftlichen Theiler haben, weil dann jeder Zahn des einen Rades nach und nach mit jedem des andern zum Eingriff kommt und dadurch das stärkere und ungleichmäßige Abführen der Zähne vermieden wird, was eintritt, wenn nur gewisse Zähne des einen Rades mit gewissen des andern in Berührung kommen. Von großer Wichtigkeit ist die Form der Zähne, d. h. die Krümmung, welche den Seiten des Kopfes gegeben werden muß. Es liegt auf der Hand, daß die Zähne gerundet werden müssen, bei einer falschen Rundung findet aber zwischen den sich berührenden Zähnen eine starke Reibung und Abnutzung Statt. Schon längst fanden die Mechaniker, daß die cykloïdischen oder Radlinien zur Abrundung der Zähne geeignet sind. Je nachdem sich ein Kreis auf einer geraden Linie oder auf der äußeren oder inneren Seite eines Kreises ohne zu gleiten fortwälzt, beschreibt jeder Punkt im Umfang desselben im ersten Fall eine Cykloïde, im zweiten eine Epicykloïde und im dritten eine Hypocykloïde. Hierzu kommt für bestimmte Fälle noch die Abwicklungslinie oder die Figur, welche das Ende eines Fadens beschreibt, der von einem Kreise straff abgewickelt wird. Alle diese Kurven haben zwar, mathematisch genommen, mit der Natur des Kreises nichts gemein; da man aber immer nur ein so kurzes Stück aus ihm braucht, wie die Länge einer Zahnseite beträgt, so ist der Unterschied zwischen einem solchen und einem Kreisabschnitt praktisch ganz unmerklich u. man konstruirt daher den Kreis nach Zirkelschlägen, wobei es aber auf die Umstände ankommt, in welchen Punkt man das Centrum des Kreisbogens zu setzen hat. Hierüber, wie über den ganzen schwierigen Gegenstand gibt es viele praktische Regeln, Tabellen und andere Hülfsmittel.

Zahnschmerz (Odontalgie), ein je nach Verschiedenheit der veranlassenden Ursache mehr oder minder heftiger Schmerz, welcher seinen Sitz in den Nerven der Zähne oder den Umgebungen derselben und je nach der Menge der unmittelbar oder durch Sympathie ergriffenen Nerven eine größere oder geringere Ausbreitung hat. Man unterscheidet im Allgemeinen zwei Arten des Z.es: den idiopathischen, welcher seinen Sitz in dem Zahn selbst hat, u. den sympathischen, welcher von mehr oder weniger entfernten Theilen abhängig ist. Nach seinen Ursachen wie nach seinem Sitz ist der Krankheitszustand, dessen Symptom der Z. ist, verschieden, und nach dieser Verschiedenheit hat sich natürlich auch die Behandlung zu richten, indem sie vor Allem die Beseitigung der Ursachen, seien diese mechanischer, chemischer oder dynamischer Art, zu erstreben hat. Die Reihe der Palliativmittel, welche die Linderung des Schmerzes bezwecken, ist außerordentlich groß, und es spielen darunter sympathetische, Geheim- und Universalmittel eine große Rolle, während andererseits die Ansicht ziemlich herrschend ist, daß eine gründliche Beseitigung der Krankheit und ihres lästigsten Symptoms, des Z.es, nur durch das Ausziehen des erkrankten Zahns zu bewirken sei. Indeß sind die Zähne so wichtige Organe des menschlichen Körpers, daß nur im äußersten Nothfall zu diesem letzten Hülfsmittel geschritten werden sollte. Im Allgemeinen ist festzuhalten, daß zur Beseitigung des idiopathischen Z.es zuweilen die Entfernung des erkrankten Zahns erforderlich ist, während der sympathische fast ohne Ausnahme durch diätetische und pharmaceutische Mittel zu heilen ist. Die am häufigsten vorkommende Art des idiopathischen Z.es ist der durch Nervenentblößung an cariösen Zähnen entstandene, eine Species, die sich namentlich durch klopfende und reißende, bei der Anwendung der Kälte sowohl als der Hitze an Intensität zunehmende Schmerzen charakterisirt. Abstumpfung oder Tödtung des Zahnnerven, Ausrottung des schmerzenden Organs sind die Indikationen der Behandlung dieser Form des Uebels. Zur Abstumpfung der Empfindlichkeit des Zahnnerven wählt man in der Regel scharfe und narkotische Mittel. Als wirksames Mittel (auch gegen rheumatischen Z.) wurden die Blätter des wilden Poley (Nepeta cataria *L.*) empfohlen, zwischen dem kranken und dem ihm gegenüberstehenden Zahn applicirt, oder, wo dies nicht thunlich ist, vom Patienten gekaut. Auch Katechu, in den hohlen Zahn gebracht, stillt den Z.; koncentrirte Höllensteinauflösung oder angefeuchteter pulverisirter Höllenstein, sowie mit Opiumtinktur oder Chloroform getränkte Baumwolle oder eine Opiumpille, in das Innere des Zahns gebracht, sind empfehlenswerthere Mittel zur Betäubung des Zahnnerven. Bei Anwendung scharfer Mittel, wie der ätherischen Oele, z. B. des Nelkenöls, namentlich aber des Kreosots, ist sorgfältig darauf zu achten, daß sie nur in den hohlen Zahn gebracht werden und nicht mit gesunden Zähnen in Berührung kommen. Dieselben betäuben und ertödten weiterhin den Nerven mit ziemlicher Sicherheit, wenn er bloßgelegt ist; ist dies aber nicht der Fall, so helfen sie nichts, sondern schaden nur. Dagegen ist die Anwendung starker Säuren auf die Zahnhöhle zu widerrathen. Empfehlenswerth ist das Plombiren des hohlen Zahns, doch muß dasselbe möglichst sorgfältig geschehen. Das letzte und sicherste Mittel ist die Extraktion des kranken Zahns. Eine ebenfalls häufig vorkommende Form des sympathischen Z.es ist die rheumatische, wobei der Schmerz nicht auf einer Stelle fixirt ist, sondern wandert und mehre, auch gesund erscheinende Zähne zugleich befällt. Hat sich der Schmerz auf Einen Zahn geworfen, so nimmt das Uebel einen entzündlichen Charakter an, indem Röthe des Zahnfleisches, Geschwulst der Wange entstehen und häufig ein Abscess in der Mundhöhle sich bildet, nach dessen Eröffnung der Schmerz allmählig verschwindet. Die Hauptindikation, welche die Behandlung zu erfüllen hat, ist die Wiederherstellung der unterdrückten Hautfunktionen, wozu bei angemessenem Verhalten des Kranken innerlich ein Aufguß von Fliederblumen mit Citronensaft und äußerlich ein Fuß-

Digitized by Google

bad mit Senfmehl und Asche zweckdienlich ist. Eine temporäre Linderung des Schmerzes erreicht man durch Anwendung von Sensteig auf den Oberarm, Kantharidenpflaster hinter die Ohren oder in den Nacken und bei entzündlichem Charakter des Uebels durch innerhalb des Mundes oder äußerlich applicirte Blutegel; auch die trockenen Kräuterkissen sind von guter Wirkung. Einreibungen von narkotischen Extrakten, von Belladonna, Hyoscyamus, Opium ꝛc. werden ebenfalls gerühmt. Empfehlenswerth sind endlich verschiedene Mittel, welche, innerhalb der Mundhöhle angewendet, unter stark vermehrtem Speichelfluß, Ableitung bewirken, wie Pimpinellwurzel, Senfsame, Kantharidentinktur. Zahnextraktionen sind bei rheumatischem Z. zu unterlassen, da das Uebel, und zwar nicht selten mit größerer Heftigkeit, sich auf benachbarte Theile und zuweilen auch auf edlere Organe, namentlich auf die Ohren, wirft. Nicht zu verwechseln mit dem rheumatischen ist der ihm sehr ähnliche gichtische Z., der, wenn er von eingewurzelter Gicht herrührt, häufig auch den wirksamsten Lokalmitteln nicht weicht, bis gegen das innere Uebel erfolgreich angekämpft wird. Als Linderungsmittel werden empfohlen: Kataplasmata von Cicuta und Hyoscyamus, Blutegel, erregende Fußbäder, Einreibungen in das Zahnfleisch mit Opium- oder Hyoscyamusextrakt, im weiteren Verlauf mit Opium- oder Akonittinktur ꝛc., der Gebrauch adstringirender Mundwässer. Zahnextraktionen sind nutzlos. Entzündlicher Z. hat seinen Grund in einer Entzündung der Zahnwurzelhaut, oder der Zahnpulpa. Er befällt in der Regel Zähne, welche durch Caries bereits angegriffen sind. Die Entzündung der Zahnwurzelhaut (periodontitis) gibt sich durch einen anfangs dumpfen, später sehr lebhaften, klopfenden Schmerz zu erkennen. Bei der geringsten Berührung ist der afficirte Zahn äußerst empfindlich und scheint dem Patienten länger zu sein als die übrigen Zähne. Am Zahnfleisch treten vermehrte Röthe und Geschwulst auf, welche sich allmählig auf die benachbarte Wange erstrecken, worauf der Schmerz in der Regel merklich abnimmt. Bei Entzündung der Zahnpulpa (endodontitis) ist der Schmerz flüchtig und stark bohrend, stellt sich periodisch ein, wird aber später anhaltend und ist nicht selten von Fieber begleitet. Die Entzündung der Zahnhäute geht gewöhnlich in Eiterung über, während die Periodontitis in der Regel zu Zahnfleischabscessen Veranlassung gibt. Letztere verläuft gemeiniglich innerhalb einer Woche ohne nachtheilige Folgen; es können aber auch Zahnfisteln oder Beinfraß des Alveolarfortsatzes folgen, wenn das Uebel vernachlässigt wird. Bei der Endodontitis kann, sobald die Entzündung in Eiterung übergegangen, die Zerstörung des Zahns durch Caries nur selten verhütet werden. Vergl. Zahnkrankheiten und Zahnpflege. Bei der Behandlung hat man zuvörderst die Ursachen des inflammatorischen Zustandes zu erforschen und nach deren Beseitigung rationell antiphlogistisch zu verfahren. Innerlich gibt man ableitende und Purgirmittel, Senna, Nitrum und wässerige Getränke. Aeußerlich wendet man Sensteig, Kantharidenꝛc. an. Ein ganz verdorbener Zahn muß ausgezogen werden. Der nervöse Z. hat seinen letzten Grund in einer allgemeinen Verstimmung des Nervensystems und charakterisirt sich dadurch, daß sich weder Geschwulst noch Röthe der umliegenden Theile zeigen und daß in seinem Gefolge niemals Zahnfleischabscesse beobachtet werden. Der idiopathisch-nervöse Z. gibt sich durch flüchtige, lebhafte, in unbestimmten Zeiträumen wiederkehrende Stiche in den afficirten Zähnen zu erkennen und wird so wenig durch kühles als durch warmes Verhalten gebessert. Der sympathisch-nervöse Z. unterscheidet sich von jenem nur dadurch, daß er durch Konsens mit entfernteren Organen, von denen die veranlassende Ursache eigentlich herstammt, hervorgebracht wird. Solche Organe sind namentlich der Darmkanal mit seinen Drüsenapparaten und die Genitalien, besonders des weiblichen Geschlechts, und man pflegt hiernach gastrischen u. hysterischen und den oft mit der Schwangerschaft verbundenen Z. zu unterscheiden. Der Z. der Schwangern zeigt sich entweder bald nach der Konception, oder er tritt später, in Folge von Kongestionen nach dem Kopfe, der Unterbrechung der Menses ꝛc., als entzündliche Odontalgie auf. Bei dem Heilverfahren sind vorzüglich krampfstillende und stärkende Mittel, insbesondere China und Eisen, äußerlich Sensteig, Kantharidenꝛc., Einreibungen von Opium, Kajeputöl, Valerianatinktur und dergleichen anzuwenden. Beim gastrischen Z. werden Brech- und Purgirmittel, bei hysterischem Z. krampfstillende Mittel empfohlen, ebenso beim Z. der Schwangern.

Zahnstein, **Zahnwechsel**, s. Zähne.

Zain, ein zu einem langen breiten Stück oder Stab gegossenes, geschmiedetes oder gewalztes Metallstück, welches nachher durch den Hammer oder Walzen weiter ausgestreckt wird. Die erste Periode dieser Bearbeitung oder auch schon das Schmieden des Z.s an sich wird Zainen und der dazu dienende, vom Wasser getriebene Hammer Zainhammer genannt. Unter Zaineisen versteht man die dünnsten Sorten des Stabeisens, welche von Nagelschmieden ꝛc. verarbeitet werden.

Zainer (Zayner), **Günther** und **Johann**, zwei berühmte Buchdrucker des 15. Jahrhunderts, wahrscheinlich Brüder, aus Reutlingen und gebildet in der fust-schöfferschen Officin in Mainz. Der ältere, Günther, seit 1468 in Augsburg ansässig, wo er 1469 sein vorzüglichstes Werk, „Joannis de Balbis de Janua summa quae vocatur Catholicon", druckte, führte in Deutschland die römische Type (Antiqua) ein, und zwar zuerst mit den Werken des Isidorus Hispalensis (1472). Johann Z., seit 1473 in Ulm ansässig, wo er zuerst den Druck mit gegossenen Buchstaben einführte, lieferte in seinem „Boccaccio de claris mulieribus" (1473) das früheste typographische Prachtwerk und druckte neben anderen bedeutenden Werken 1473 die „Tütsche Cronica von Anfang der Welt auf Kaiser Friederich", die älteste deutsche Chronik. Er † um 1525.

Zaire, Fluß, s. Congo.

Zajonczek, Józef, Fürst, polnisch-französischer General und russischer Statthalter von

Digitized by Google

Polen, geboren 1752 zu Kamieniec, focht als Oberstlieutenant unter Kosciuszko, ward zum Generalmajor ernannt, begab sich, als die Sache der Polen unglücklich endete, nach Frankreich, focht als Brigadegeneral bei der französischen Armee in Italien, begleitete darauf Bonaparte nach Aegypten und erhielt 1802 den Oberbefehl über eine Division französischer Truppen in Italien. Im Feldzug von 1812 gerieth er zu Wilna in die Gefangenschaft der Russen. Nach Errichtung des Königreichs Polen (1815) vom Kaiser Alexander I. zu seinem Statthalter daselbst ernannt, verlor er seine Popularität bald durch das Eingehen in die Pläne des Kaisers. Derselbe erhob ihn 1818 in den polnischen Fürstenstand. Z. † zu Warschau am 28. Juli 1826. Er ist Verfasser der „Histoire de la révolution de Pologne en 1794 par un témoin oculaire" (Paris 1797).

Zakynthos, s. Zante.

Zalathna, Stadt, s. Goldenmarkt.

Zaleski, Bohdan, polnischer Dichter geboren 1802 zu Bohatyrka in der Ukraine, lebte später in Warschau und theilte nach der Revolution von 1831 das Exil seiner Landsleute in Frankreich, von wo er wiederholte Reisen nach Deutschland, England und besonders nach Italien unternahm. Außer seiner „Poezye" (Pos. 1841, 2 Bde., u. öfter) sind hervorzuheben: „Duch od stepu" („Der Geist von den Steppen") u. „Przenajswietsza Rodzina" („Die heilige Familie"). Z. ist Meister in der Sprache und in der Form.

Zaleszczyk, Hauptstadt des österreichisch-galizischen Kreises Czortkow, links am Dnjestr, auf einer durch eine Krümmung desselben gebildeten Halbinsel, in schöner Gegend, hat ein schönes herrschaftliches Schloß, eine Krankenanstalt, lebhaften Getreide- und Holzhandel und 5158 Einw.

Zaleucus, der berühmte Gesetzgeber der epizephyrischen Lokrer in Unteritalien, um 500 v. Chr., war nach der gewöhnlichen Annahme ein Schüler oder Sklave des Pythagoras, mit dem er auch Aegypten bereist haben soll, nach Diodor von Sicilien aber von edler Abkunft. Seine Gesetzgebung, eine der ältesten schriftlichen, war sehr streng; nur einzelne Angaben haben sich daraus erhalten.

Zaluski, altadeliges polnisches Geschlecht, aus dem mehre ausgezeichnete Staatsmänner und Gelehrte hervorgegangen sind. Andrzej Chrysostom Z., geboren um 1650, seit 1699 Bischof von Ermeland und unter August II. Großkanzler von Polen, lieferte in den „Epistolae historico-familiares" (Braunsberg 1709—11, 4 Bde.) schätzbare Beiträge zur Geschichte Johanns III. Sobieski; starb 1711. Sein Neffe, Józef Andrzej Z., geboren 1701, wurde nach mancherlei Lebensstellungen unter August III. Bischof von Kiew und brachte eine Bibliothek von 230,000 Bänden zusammen, die er 1748 in einem eigenen Gebäude zu Warschau zum öffentlichen Gebrauch aufstellen ließ. In Folge seines heftigen Auftretens auf dem Reichstage von 1766 gegen die von den Russen beschützten Dissidenten wurde er bis 1773 zu Kaluga gefangen gehalten. Er starb am 9. Jan. 1774. Seine Bibliothek, die er testamentarisch dem polnischen Volke vermacht hatte, wurde 1795 auf Befehl Katharina's II. der kaiserlichen Bibliothek in Petersburg einverleibt. Z. hat sich um die Wiedererweckung der polnischen Literatur sehr verdient gemacht. In Kaluga schrieb er aus dem Gedächtnisse ein wichtiges bibliographisches Werk in Versen: „Biblioteka historików" (herausgegeben von Muczkowski, (Krakau 1832). Sein Bruder, Andrzej Stanislaus Kostka Z., zuletzt Großkanzler und Bischof von Krakau, wirkte mit Erfolg für Belebung des kirchlichen u. wissenschaftlichen Lebens in Polen, unterstützte die öffentlichen Bestrebungen seines Bruders und starb am 16. Dec. 1758.

Zama, Stadt in Numidien, 5 Tagereisen südwestlich von Karthago, die Residenz des Juba, wo 201 v. Chr. Hannibal von Publ. Corn. Scipio geschlagen und der zweite punische Krieg entschieden wurde. Von den Römern zerstört, ward sie später wieder hergestellt; jetzt Jama, südöstlich von Kef.

Zambeccari, Francesco, Graf, berühmter Luftschiffer, geboren 1756 zu Bologna, trat als Seeoffizier in spanische Dienste, gerieth aber in türkische Gefangenschaft, bereiste nach seiner Freilassung den Orient und Afrika und beschäftigte sich nach seiner Rückkehr vorzüglich mit der Theorie der Aëronautik. Er gründete sein Verfahren auf die Verschiedenheit der Luftströmungen in den höheren oder tieferen Luftschichten und wollte sich mittelst Vermehrung oder Verminderung des Gases nach Belieben erheben oder niederlassen und dann durch den Luftstrom fortrudern, verunglückte aber bei einem Versuch am 21. Sept. 1812.

Zambesi (d. i. Fischfluß, auch Sescheke genannt), der größte Fluß des südöstlichen Afrika und einer der größten des afrikanischen Kontinents überhaupt, entspringt unter dem Namen Liambey unter 11° 30′ südl. Br. und 41° östl. L. (von Ferro) aus dem Binnensee Dilolo, strömt in einem weiten Bogen südlich und verstärkt sich von links durch die Flüsse Locna, Loi und Lombe, von rechts durch den Londa, Losti, Lokoke, Makome und Tschobe. Nachdem er bei dem Orte Sescheke unter 17° 30′ südl. Br. den Namen Z. und eine östliche, später südöstliche Richtung angenommen, bildet er die großartigen Victoriakatarakte, betritt eine herrliche Hochebene und durchbricht dann in Engpässen schäumend das Lupatagebirge. Von da strömt er durch eine weite, ungesunde und mit Bambus bedeckte Einöde und ergießt sich nach einem Lauf von ungefähr 300 Meilen unter 18° bis 19° südl. Br. durch ein breites Delta in 7 Hauptarmen, von denen der Quilimani (von Livingstone jedoch für einen selbstständigen Strom gehalten), Kuama und Luabo die bedeutendsten sind, in den indischen Ocean. Zwischen den Hauptmündungsarmen durchziehen noch viele Abzweigungen das Delta. Die größten Nebenflüsse des unteren Laufs sind links der Baschukulompo, Kafue, Loangua und Shire, rechts der Quagga, Singetsi und Luenja. Trotz der bedeutenden Wassermasse ist der Strom wegen seiner versandeten Mündung, vieler seichten Stellen, Stromschnellen und Katarakte für die Schifffahrt von geringer Wichtigkeit. Der Z. wurde namentlich von Livingstone erforscht, der auch bei seiner letzten Entdeckungsreise 1866 in der Nähe desselben seinen Tod fand.

Digitized by Google

Zambos, s. Farbige.

Zamia *L.* (Keulenpalme), Pflanzengattung aus der Familie der Cycadeen, charakterisirt durch die monöcischen, zapfenförmige Kätzchen bildenden Blüthen, männliche mit an den Schuppen sitzenden kugeligen Antheren, weibliche mit 2 an den schildförmigen, gestielten, horizontalen Schuppen befestigten Fruchtknoten, und die 2samigen Beeren, palmenartige Bäume mit gefiedertem Blätterwedel, in Westindien und Südamerika, von denen mehre als Zierpflanzen vorkommen, so Z. angustifolia, auf den Bahamainseln, mit halbrundem, unbewehrtem Strunk und linealen, an der Spitze schwieligen und ausgerandeten Blättchen; Z. furfuracea *Ait.*, in Westindien, mit rundlichem, unten dornigem Strunk und lanzettförmigen Blättchen; Z. integrifolia *Jacq.*, auf Hayti, mit glattem, fast 4kantigem Strunk und lanzettförmigen Blättchen; Z. tenuis *Willd.*, auf den Bahamainseln, mit 3seitigem, glattem Strunk und linealen, stumpfen Blättchen, u. a. m. Mehre Arten, welche früher unter Z. aufgeführt zu werden pflegten, hat man neuerlich unter dem Namen Encephalartus *Lehm.* als besondere Gattung aufgestellt. Man pflanzt diese Gewächse in lockere, mit ⅓ Flußsand und Lehm gemischte Dammerde in ziemlich weite Töpfe und Kübel oder, wenn die Exemplare zu groß und stark sind, in ein dazu hergerichtetes Erdbeet des Warmhauses. Sie verlangen im Sommer mäßige Feuchtigkeit, im Winter 6—10° R. Wärme. Man vermehrt sie theils durch Abnahme der Nebensprossen, welche man sofort in Töpfe setzt, die man in ein warmes Lohbeet senkt, theils durch die Schuppen des Stammes, die man mit ihrer Basis ablöst und auf mäßig feuchten Sand legt, wo sie erst Wurzeln und später Knospen bilden, theils durch Samen, welchen man aus der Heimat dieser Gewächse bezieht.

Zamojski, 1) Jan, polnischer Staatsmann und Feldherr, geboren am 1. April 1541 zu Skokow im Palatinat Thela (Kulm), studirte die Rechte zu Paris, Straßburg und Padua, trat unter Stanislaus August in den polnischen Staatsdienst und übte großen Einfluß auf die Wahl Heinrichs von Valois zum König von Polen, sowie später auf die Wahl Stephan Bathori's, unter dem er Großkanzler, 1580 Großkronfeldherr wurde und siegreich gegen die Russen focht. Bei der Königswahl nach Stephans Tode (1586) wäre es ihm leicht gewesen, sich selbst zum König zu erheben; doch zog er es vor, Sigmund III. die Krone zuzuwenden. Den Nebenbuhler Sigmunds, Erzherzog Maximilian von Oesterreich, schlug er über die Grenze zurück und nahm ihn 1588 bei Pitschen gefangen und focht dann glücklich gegen die Türken und Kosaken. Er war zugleich Beschützer der Künste und Wissenschaften, schrieb selbst mehre lateinische Abhandlungen und stiftete 1594 eine Akademie in der von ihm erbauten Stadt Zamosk, wo er am 3. Juni 1605 †.

2) Andrzej, Graf, Vertheidiger der Unabhängigkeit Polens, unter Stanislaus August Krongroßkanzler, ordnete im Auftrag des Reichstags 1776 eine Gesetzsammlung, worin er besonders die Rechte des dritten Standes feststellte („Zbibr prav sadowich", Warschau 1778, 3 Bde.; deutsch von Rikisch, das. 1780), die in der Konstitution vom 3. Mai 1791 anerkannt wurde. Schon vorher hatte er auf seinen Gütern die Leibeigenschaft abgeschafft. Er † am 12. Januar 1792.

Zamolxis (Zalmoxis), einer der gepriesensten Weisen des Alterthums, war von Geburt ein Gete und nach Einigen ein Sklave und Schüler des Pythagoras, mit dem er nach Aegypten reiste. Nachdem er frei geworden, kehrte er (um 556 v. Chr.) zu seinen Landsleuten zurück, milderte deren rohe Lebensweise und lehrte zuerst unter ihnen die Unsterblichkeit der Seele. Nach seinem Tode ward er selbst als fürsorgende Landesgottheit verehrt.

Zamora, Hauptstadt der zum Königreich Leon gehörigen, im Westen an Portugal grenzenden gleichnamigen spanischen Provinz (194,3 QM. mit 249,162 Einw.), rechts am Duero, malerisch auf steilem Felsen gelegen und von hohen verfallenen Mauern umringt, durch eine Zweigbahn mit Medina del Campo verbunden (zum Anschluß an die Nordbahn nach Madrid und Valladolid), ist Sitz eines Bischofs, hat eine schöne Brücke über den Duero, eine gothische Kathedrale mit dem Grabmal des S. Ildefonso, 22 Pfarrkirchen, 16 ehemalige Klöster, 3 Hospitäler, ein altes Schloß, ein Gymnasium, Lehrerseminar, eine ökonomische Gesellschaft, Fabrikation von leinenen und wollenen Waaren, Färberei, Gerberei, Wein- und Obstbau und 13,025 Einw. Unweit davon liegt die Antimonhütte Tosario. Im Jahre 904 bei Z. Schlacht zwischen Alfons III. und dem cordovischen Feldherrn Alcaman, in welcher letzterer geschlagen wurde und blieb. Im 11. Jahrhundert wurde die Stadt durch den spanischen Feldherrn Almanzor zerstört. Unter Ferdinand II. und Alfons VIII. wieder aufgebaut, diente sie den Königen von Leon und Kastilien oft als Residenz und Versammlungsort der Cortes.

Zamora, Antonio de, dramatischer Dichter Spaniens zu Anfang des 18. Jahrhunderts, Kammerherr Philipps V. Obwohl ihm Leichtigkeit des Styls, lebendige Auffassung der Sitten und Charaktere nicht abzustreiten sind, so besaß er doch zu wenig eigene Fülle der Begeisterung und Tiefe, um mit seinem Vorbild Calderon wetteifern zu können. Von seinen Dichtungen sind hervorzuheben: „Mazariegos y Monsalves", das Intriguenstück „El hechizado por fuerza" und sein „Don Juan", der, nach Tirso de Molina's „Convidado de piedra" bearbeitet, das nächste Vorbild der berühmten Oper geworden ist.

Zamosk (Zamosz, Zamoisk), stark befestigte Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Lublin, an einem Nebenfluß des Wieprz, hat mehre Vorstädte, ein großes festes Schloß, ein schönes Rathhaus, ein Zeughaus, 4 Kirchen (worunter eine griechische), 2 Klöster, ein Theater, ein Gymnasium, eine Bibliothek, mehre Hospitäler, einige Fabriken und 4083 Einw. Z. wurde von dem Krongroßfeldherrn Jan Zamojski nach seinem Sieg über den Erzherzog Maximilian von Oesterreich 1588 in italienischem Geschmack erbaut, befestigt und mit einer Citadelle versehen, so daß sie damals schon einer der festesten Punkte Polens ward. Auch errichtete Zamojski

Digitized by Google

daselbst auf eigene Kosten eine berühmte hohe Schule (Akademie) mit einer Bibliothek, welche aber später von den Russen aufgehoben wurde. Die Stadt blieb lange Zeit ein Majorat der Familie Zamojski, wurde 1656 von den Schweden erfolglos belagert, kam bei der dritten Theilung Polens (1795) an Oesterreich, ward im Mai 1809 von Poniatowski erobert u. fiel nach dem Frieden an das Großherzogthum Warschau. Im Jahre 1820 trat der Senator Graf Zamojski Kosßka das Majorat und die Stadt Z. gegen Güter an die russisch-polnische Krone ab, welche die Befestigungen noch mehr verstärkte und die Citadelle als Staatsgefängniß benutzt. Während des polnischen Revolutionskrieges wurde Z. im Februar 1831 von den Russen unter General Geismar kurze Zeit vergeblich unter General Geismar belagert und kapitulirte erst nach der Einnahme von Warschau und Modlin im Oktober 1831 an die Russen.

Zampieri, Domenico, bekannt unter dem Namen Domenichino, berühmter Maler der Schule von Bologna, wo er 1581 geboren ward, bildete sich zuerst bei Dionys Calvaert, nachher bei den Caracci und wurde, auch in der Baukunst erfahren, in Rom zum Aufseher der päpstlichen Gebäude ernannt. Er † 1642 zu Neapel. In den Werken Z.'s offenbart sich keine besonders reiche Phantasie, doch ist Einzelnes, besonders der Ausdruck der Köpfe, hier und da von einer Schönheit und Naivetät, wie seit Raphael kaum bei einem anderen Künstler Italiens. Das Höchste erreichte Z. in dem Leben der heiligen Jungfrau, im Dom zu Fano. Von seinen Staffeleibildern ist der Johannes in der Begeisterung (zu Stuttgart im Privatbesitz) durch den müllerschen Stich bekannt geworden. Seine Landschaften sind wie die des Annibale Caracci mehr großartige Dekorationsstücke als Charakterdarstellungen der Natur.

Zanasee (Tzanasee, Dembeasee), See auf der Hochebene von Mittelabessinien, unter 12° nördl. Br., 5700 Fuß über dem Meere gelegen, ist 9—10 Meilen lang, von 2—7 Meilen breit, ungefähr 600 Fuß tief und wird vom Abai durchflossen. Der See ist reich an Fischen und Flußpferden und hat mehre gut angebaute und bewohnte Inseln vulkanischen Ursprungs. Die Umgegend, Dembea genannt, ist sehr fruchtbar und wird von einer nomadischen Horde bewohnt.

Zander, Fischgattung, s. v. a. Sander.

Zanetti, Antonio Maria, Graf, namhafter Kunstschriftsteller, geboren um 1680 zu Venedig, erneuerte die Erfindung des Hugo Carpi, Holzschnitte und Kupferstiche von mehren Platten abzudrucken; † 1767. Er hatte Theil an den „Lettere sulla pittura, scultura ed architettura" (Rom 1754, 7 Bde.). Seine Sammlungen von Gemmen und Kameen wurden in Kupfer gestochen (Venedig 1750) und seine Handzeichnungen ꝛc. zum Theil in Holz geschnitten. Sein Neffe, Girolamo Francesco Z., geboren 1713 zu Venedig, starb 1782 als Professor der Rechte zu Padua, gab mehre Schriften über Alterthümer, besonders Venedigs heraus, z. B. das „Chronicon Venetum" (Venedig 1765), während sich sein Bruder, Antonio Maria Z., geboren 1716, starb 1778 zu Venedig, als Bibliothekar zu San Marco, durch das Werk „Della pittura veneziana" (das. 1771, neue Aufl. 1794) verdient machte.

Zange, Werkzeug zum Festhalten von Arbeitsstücken. Man unterscheidet, außer den Beißzangen zum Ausziehen und Abkneipen von Nägeln, gewöhnliche Flachzangen mit schmalem flachen Maul und gebogenen Schenkeln oder Griffen. Die Charnierzange ist eine Flachzange mit runden Auskerbungen im Maul, um die kurzen Röhrchen, woraus manche Charniere zusammengesetzt werden, festzuhalten. Muß sich das Maul der Flachzangen sehr weit öffnen, so divergiren die inneren Flächen desselben sehr stark, und man hat deshalb Parallelzangen konstruirt, bei welchen sich diese Flächen immer von selbst parallel stellen. Schiebzangen haben gerade Schenkel, welche von einem länglich-viereckigen Ringe umfaßt werden, der die Z. schließt, wenn man ihn herabschiebt; sie eignen sich besonders zum Einspannen kleiner zarter Arbeitsstücke. Die feinsten Z.n für ganz zarte Gegenstände heißen Pincetten (s. d.). Als Mittel zur Bearbeitung dienen die bekannten Kneipzangen. Die Lochzange ist ein kleiner Hebeldurchschnitt, bei welchem Stempel und Matrize einander gegenüber auf den Innenseiten des Mauls angebracht sind. Die Biegzangen sind Plattzangen, Flachzangen oder Rundzangen, je nachdem damit winkelförmige oder bogenförmige und ringförmige Krümmungen von Drähten oder schmalen Blechstreifen hervorgebracht werden sollen. Dies sind die am häufigsten gebrauchten Z.n. Außerdem gibt es sehr viele für bestimmte Zwecke dienende Z.n oder zangenartige Werkzeuge, von welchen in den betreffenden Artikeln die Rede ist.

Zangenwerk, s. Tenaille.

Zanguebar, afrikanisches Küstenland, s. Zanzibar.

Zannoni, Giovanni Battista, berühmter Alterthumsforscher, geboren am 29. März 1774 zu Florenz, ward 1811 als Lanzi's Nachfolger Antiquar der Gallerie der Uffizien, 1817 Sekretär der Akademie der Crusca und † den 13. August 1832. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „Degli Etruschi" (Florenz 1810) und „Illustrazione di due urne etrusche" (das. 1826); „Dei denarii consolarie di famiglie romane" (das 1830); „Beiträge zur Monumentenkunde, Epigraphik und Numismatik; die „Geschichte der Crusca" (das. 1818); eine Reihe von Lobreden, u. A. auf Lanzi (das. 1824) und E. Q. Visconti, und scherzhafte Poesien. In dem großen Werke „La Reale Galeria di Firenze" (Flor. 1810—29, 13 Bde.), welches er mit Montalvo herausgab, ist der archäologische Theil fast ganz von ihm.

Zanotti, 1) Giampietro Cavazzoni, Kunstgelehrter, geboren 1674 zu Paris u. zu Bologna erzogen, verfaßte viele zur Kunstgeschichte Bologna's gehörige Schriften und die „Storia dell' accademia Clementina" (Bologna 1739, 2 Bde.) und † 1765 zu Bologna.

2) Francesco Maria, italienischer Gelehrter, geboren am 6. Januar 1692 zu Bologna, wurde 1718 Professor der Philosophie und Bibliothekar, 1723 Sekretär und 1766 Präsident der Universität daselbst und † den

Digitized by Google

24. Dec. 1777. Er dichtete in italienischen und lateinischen Versen („Poesie volgari e latine", Flor. 1734) und stellte Regeln für die einzelnen Dichtungsgattungen auf („Dell' arte poetica", Bologna 1768). Seine drei Reden über die schönen Künste (Bologa 1750) und andere Schriften sind durch Gedankenreichthum u. Schönheit des Styls ausgezeichnet. In den Kommentarien der Akademie lieferte er eine Geschichte dieser Anstalt. Auch findet man in den Schriften derselben von ihm gehaltvolle mathematische Aufsätze.

3) Eustachio, namhafter Astronom, geboren den 27. Nov. 1709 zu Bologna, † den 15. Mai 1782 als Professor der Astronomie und Mathematik daselbst, erwarb sich um diese Wissenschaften viele Verdienste.

Zannow, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, Kreis Schlawe, am östlichen Fuße des Gollenbergs, hat eine Gerichtskommission, Fabrikation von Chemikalien und Tabak, bedeutende Leinweberei, Vieh- und Pferdemärkte und 2137 Einw.

Zante, eine der schönsten unter den seit 1863 zum Königreich Griechenland gehörigen jonischen Inseln, und zwar nächst Cerigo die südlichste der sieben größeren Inseln, liegt im jonischen Meere der nördlichen Westspitze von Morea gegenüber, südlich von Cephalonia, und umfaßt einen Flächenraum von 7,75 QMeilen mit 39,367 Einwohnern, meist Griechen, ungefähr 2000 Juden und einigen hundert Katholiken. Die Insel, wegen ihrer Schönheit von den Italienern Il Fiore di Levante genannt, hat die Gestalt eines Ovals mit einer nach Nordosten (Kap Skinari) gerichteten Spitze und einem tiefen Einschnitt im Südosten (Bai von Chieri), ist vulkanisch, den Erdbeben sehr ausgesetzt, wasserarm, im Osten flach, im Westen durch eine Kette von Kalksteinhügeln bis zu 1200 Fuß gebirgig. Das Klima ist mild und gesund. Hauptprodukte sind Korinthen (in großer Menge), Südfrüchte, Wein, Oel, Melonen, Baumwolle und Seide, Erdpech und Steinöl. Getreide wird nur in geringer Menge gebaut. Die Waldungen bestehen aus Oliven-, Lorbeer-, Myrtenbäumen ꝛc. Hausthiere werden wenig gehalten; das nothwendige Vieh kommt aus Griechenland. Die Industrie umfaßt Baumwollspinnerei, Fabrikation von Teppichen, Seidenzeuchen, Leinwand und Liqueuren. Der Handel mit den Landesprodukten ist sehr bedeutend. Ein Theil der Bewohner (Zantioten) geht jährlich einige Zeit nach Griechenland, um dort Ernte- und andere Arbeiten zu verrichten. Zur Zeit der jonischen Republik wählte Z. ein Mitglied in den Senat und 10 Abgeordnete in die gesetzgebende Versammlung. Die gleichnamige Hauptstadt, die schönste Stadt der jonischen Inseln, liegt auf der Ostküste, amphitheatralisch am Fuße eines Hügels, dessen Gipfel die von den Venetianern erbaute Citadelle krönt, welche die Stadt und den Hafen beherrscht. Die Stadt ist gut gebaut, Sitz eines griechischen Erzbischofs u. eines katholischen Bischofs (von Z. und Cephalonia), hat viele Kirchen (darunter die Kirche der Erscheinung oder Phaneromenie, die schönste Kirche der jonischen Inseln, und die des St. Dionysius, des Schutzheiligen von Z.), mehre Kapellen, Klöster und Hospitäler, einen Palast des katholischen Bischofs mit Gemäldesammlung, ein Lyceum, Zollhaus, Arsenal, zwei Quarantänenanstalten, einen Hafen mit Leuchtthurm, ein schönes Denkmal des ehemaligen Lordoberkommissars Maitland auf dem Marktplatze, Fabrikation von Teppichen, Seidenzeuchen, Gold- und Silberwaaren, Baumwollgarn, Seife, Leder, lebhaften Handel und Schifffahrt und 20,000 Einwohner. Das Trinkwasser wird von Krionero hergeleitet. Z. hieß im Alterthum Hyria, später Zakynthos, hatte aus dem Peloponnes eingewanderte Achäer zu Bewohnern und gehörte nach Homer zum Reiche des Odysseus. Auf der Ostküste lag eine nicht unbedeutende Stadt, deren Bewohner im peloponnesischen Krieg auf Seiten der Athenienser standen. Später fiel Z. in die Hände der Römer, die die Insel zur Provinz Epirus schlugen. Darauf kam sie an das oströmische Reich, im 13. Jahrhundert in den Besitz des Königs von Neapel und im 14. Jahrhundert in den der Venetianer. Im Jahre 1797 kam Z., wie die übrigen jonischen Inseln, in die Gewalt der Franzosen, denen es 1799 von den Russen wieder entrissen wurde. Seit 1800 bildete die Insel einen Theil der jonischen Republik und fiel mit dieser 1863 an das Königreich Griechenland.

Zanthorrhiza, Pflanzengattung, s. Xanthorrhiza.

Zanthoxylon, Pflanzengattung, s. Xanthoxylon.

Zanzibar (Sansibar, Zanguebar, Zanguij), Reich an der Ostküste von Afrika, am südlichen Theil derselben, umfaßt außer den Inseln Zanzibar, Pemba (s. d.) und Monfia das gesammte Küstenland vom Kilesi, im weitesten Sinne von Magadoscha (unter 2° nördl. Br.) bis zum Kap Delgado (unter 10° 40′ südl. Br.) in einer Länge von 120 Meilen und erstreckt sich mit sehr unbestimmten Grenzen ins innere Land, soweit nämlich die dortigen Häuptlinge geneigt sind, den Sultan, einen Nachkommen des Imam von Maskat, und diesen selbst als ihren Herrn anzuerkennen. Das Land ist noch sehr wenig durchforscht und besonders nach dem Innern zu fast ganz unbekannt. Die Küstenregion ist schmal und meist flach, zum Theil morastig und sumpfig u. steigt nach dem Innern zu mit dichten Waldungen allmählig bis zu Gebirgen auf. Das Land hat mehre größere Flüsse, von denen man aber nur die wasserreichen Mündungen kennt, da sich ihr Lauf stromaufwärts sehr bald in dichten Urwaldungen verliert. Das Klima des Küstenstrichs ist vollständig tropisch und in Folge der aus den Sümpfen aufsteigenden Miasmen höchst ungesund; nach dem Innern zu wird es gemäßigter und gesünder. Der Boden der Küstenebene ist mit Ausnahme der sandigen Stellen höchst fruchtbar und liefert namentlich Weihrauch, Myrrhe und andere Gummata, Zuckerrohr, Indigo, Kaffee, Baumwolle, Ebenholz ꝛc. Die Wälder sind reich an allerlei Wild; auch gibt es viele Elephanten. Im Innern wird Gold gefunden, welches nebst Elfenbein einen wichtigen Ausfuhrartikel bildet. Die Bevölkerung des Küstenstrichs ist meist arabischer Abkunft und gehört überwiegend dem Stamm der Somauli (Sowaili oder Suaheli)

Digitized by Google

an, die des Innern wird von Negerstämmen gebildet. Früher stand der Küstenstrich, in viele kleine Staaten getheilt, unter eigenen Häuptlingen, jetzt erkennen dieselben aber meist die Oberhoheit des Imam von Maskat an. Von Europäern hatten bisher nur die Portugiesen hier Fuß gefaßt, jetzt auch die Engländer. Am lebhaftesten ist der Verkehr der Einwohner mit Arabien und Indien. Von den Ortschaften des Küstenstrichs und der davor gelegenen Inseln sind außer Z. (s. unten) die bedeutendsten: Mombaça (s. d.), Lamu mit lebhaftem Handel und 5000 Einwohnern, Rabba Mzia mit einer von englischen Missionären gegründeten Niederlassung und Quiloa oder Kiloa. Dagegen ist die einst ansehnliche und reiche Stadt Melinda jetzt ganz im Verfall. Unweit der Küste, und mit ihr ziemlich parallel laufend, liegt eine Reihe flacher Koralleninseln, von denen Mombaça, Mousia, Pemba, Z. und Quiloa die bedeutendsten sind. Die Insel Z. (von den Eingebornen Ungoya genannt) erstreckt sich, 6 Meilen von der Küste entfernt, von 5° 43′ bis 6° 28′ südl. Br., hat eine Länge von ungefähr 12 Meilen und einen Flächenraum von 32 QMeilen, ist von Korallenriffen umgeben, meist flach, nur von niedrigen Hügelreihen durchzogen, größtentheils mit Kokospalmen bepflanzt, hat heißes, ungesundes Klima, sehr fruchtbaren Boden und liefert die Produkte des tropischen Afrika, namentlich auch Reis und Pfeffer in großer Menge und von vorzüglicher Güte. Die Bevölkerung wird auf 80—100,000, von Andern auf 250,000 Köpfe geschätzt und besteht namentlich aus Somanlis, außerdem aus Arabern von der Südküste Arabiens und von Oman, Indiern (Banianen und Hindus), Negersklaven und freien Negern. Die Insel steht unter einem eignen Häuptling (Sultan oder Schah), der dem Imam von Maskat unterworfen ist. Die gleichnamige Hauptstadt der Insel liegt an der Westküste auf einer Landzunge, ist Sitz des Sultans, sowie eines französischen und englischen Konsuls, hat mehr als 3000 Häuser, enge, unregelmäßige Straßen, einen von Korallenfelsen gebildeten Hafen, einen Palast des Sultans, ein halbzerfallenes Fort, eine arabische Börse, ein Zollgebäude, viele Brunnen und cirka 60,000 Einwohner, die lebhaften Handel treiben, an welchem sich neben England in neuester Zeit namentlich Nordamerika und Hamburg betheiligen, wie überhaupt Z. der wichtigste Handelsplatz jener Küste Afrika's ist. Die Stadt ist neuen Ursprungs; 1800 bestand sie noch aus einem Fort u. wenigen elenden Hütten; 1842 aber zählte sie bereits 50,000 Einwohner und 5 Handelshäuser. Jetzt haben 2 hamburger, 3 amerikanische und 2 französische Handelshäuser daselbst ihren Sitz. Die Insel Z. ist nur von einer kleinen Zahl neuerer Reisenden besucht und beschrieben worden; von ältern Reisenden erwähnt sie zuerst der berühmte Venetianer Marco Polo, welcher von 1271—95 jene Gegenden besuchte.

Zapfenbäume, Pflanzenfamilie, s. Koniferen.

Zapfenstreich, das mit der Trommel oder dem Flügelhorn gegebene Abendsignal, nach welchem die Soldaten in ihre Kaserne oder Quartiere zurückkehren sollen. Die Benennung rührt von der altdeutschen Gewohnheit her, daß die Polizeibeamten zur bestimmten Stunde in den Schenkstuben über die Zapfen der Fässer einen Strich mit Kreide machten, worauf nichts mehr ausgeschenkt werden durfte. Bei der Kavallerie heißt dieses Signal Retraite; in Feldlagern wird das Zeichen dazu durch den Retraitschuß gegeben.

Zapolya, 1) Stephan, Wojewode von Siebenbürgen, Feldherr des Königs Matthias Corvinus von Ungarn, wurde nach der Eroberung von Oesterreich, an der er namhaften Antheil hatte, Statthalter dieses Landes. Nach des Königs Tode (1490) setzte er die Wahl Wladislaws VII. aus dem Hause der Jagellonen durch und unterstützte denselben gegen dessen Bruder Albert. Er hatte eben ein Heer gegen die Türken gesammelt, als er im Januar 1499 plötzlich †.

2) Johann, König von Ungarn, Sohn des Vorigen, geboren 1487, ward 1510 von König Wladislaw zum Wojewoden von Siebenbürgen ernannt und unterdrückte als solcher 1512 mit grausamer Strenge den Bauernaufstand unter Georg Dosa. Als Soliman I. 1526 Ungarn mit Krieg überzog, brachte Z. zwar ein bedeutendes Heer zusammen, verschuldete aber die Niederlage bei Mohacz, in welcher Ludwig II. den Tod fand, u. ließ sich hierauf am 10. Nov. 1526 zum König wählen, während Kaiser Ferdinand auf dem Reichstag zu Preßburg ebenfalls die Krone übertragen wurde. Z. ward zwar bei Tokay und 1528 bei Zzina geschlagen und mußte nach Polen flüchten, seine Anhänger siegten aber dann bei Patak, und er selbst nahm hierauf mit Solimans Hülfe Ofen. Hier ernannte ihn Soliman nun zum König von Ungarn, doch unter seiner Oberlehnsherrlichkeit, und ließ zu seinem Schutze 3000 Reiter und eine bedeutende Donauflottille zurück. Der Krieg dauerte mit abwechselndem Glücke fort. Als aber ein Zug Solimans nach Oesterreich vor Güns 1532 gescheitert war und Z. sich selbst überlassen blieb, schloß er im Jan. 1533 einen einjährigen Waffenstillstand mit Ferdinand, der mehrmals verlängert wurde, bis am 24. Febr. 1538 zu Großwardein ein Friede zu Stande kam. Z. erhielt den Titel eines Königs von Ungarn und dessen Besitz bis an die Theiß, sowie Siebenbürgen; seinem etwaigen Sohne ward das zipser Gebiet als Herzogthum zugesagt. Dafür sollte nach seinem Tode ganz Ungarn an Ferdinand fallen. Z. vermählte sich 1539 mit Sigmunds von Polen Tochter, Isabella, die ihm einen Sohn, Johann Sigmund, gebar, und † am 22. Juli 1540 zu Mühlenbach bei Stuhlweißenburg.

Zappi, Giovanni Battista Felice, italienischer Rechtsgelehrter und Dichter, geboren 1667 Imola, ward schon im 13. Jahre zu Rom Doktor der Rechte, erhielt unter Papst Innocenz XII. eine einträgliche Stelle und widmete sich nun hauptsächlich der Poesie und den Künsten. Er war einer der Stifter der Akademie der Arkadier, als deren Mitglied er den Namen Tirsi Leucasio führte. Er † 1719. Seine Gedichte, meist erotischen und scherzhaften Inhalts, sind zusammen herausgegeben (Venedig 1748, 2 Bde.; 1770u. öfter) mit denen seiner Gattin Faustina, der schönen Dochter des Malers Maratti. Mehre Gedichte derselben wurden von Herder übersetzt.

Digitized by Google

Zar, s. Czar.

Zara, die Hauptstadt des österreichischen Königreichs Dalmatien u. des gleichnamigen Kreises (101,5 QMeilen mit 130,045 Einwohnern), hart an der Küste des adriatischen Meeres, auf einer schmalen Landzunge und am Kanal von Z. gelegen, auf 3 Seiten vom Meer umgeben, bildet eine der wichtigsten Festungen des Landes. Ihre Befestigung besteht in 9 Bastionen und 2 Plattformen. Auf der Ostseite, wo die Stadt durch einen in den Felsen gehauenen Wassergraben, über welchen eine Zugbrücke führt, vom Festlande getrennt ist, befindet sich ein Hornwerk; diesem gegenüber ein Außenwerk, das gegenwärtig als Pulverkammer dient. Auch der Hafen ist wohlbefestigt und geräumig, aber dem Sirocco und der Bora ausgesetzt. Die Stadt hat 4 Thore, unter welchen das Marinethor wegen eines eingesetzten Stücks eines römischen Triumphbogens bemerkenswerth ist, und wird der Länge nach von der Straße Calle larga und Calle del duomo, der Breite nach von der Straße Calle marina durchschnitten, so daß ihr Oval in 4 Stadttheile: S. Grisogono, S. Domenico, S. Simeone und Quartiero del Duomo, zerfällt. Die Hauptstraßen sind breit und gerade, die zahlreichen Seitengassen aber sehr eng und mit einem Wagen kaum zu passiren. Unter den Plätzen sind der Herren- und der Brunnenplatz nennenswerth, ersterer mit schönem Hauptwachgebäude, Uhrthurm und Säulenhalle, letzterer mit antiker korinthischer Säule. Eine solche ziert auch den Simeonsplatz. Von Kirchen sind die ansehnlichsten die Domkirche, zur Zeit des vierten Kreuzzugs im byzantinischen Styl erbaut, mit schönen Marmoraltären und guten Gemälden, die Kirchen S. Grisogono und S. Simeone mit dem Leichnam des heiligen Simeon in einem Krystallsarg, die Kirche des Nonnenklosters Sta. Maria mit vorzüglichem Christusbilde, die Franciskanerkirche ꝛc. Sonstige ansehnliche Gebäude sind: der erzbischöfliche und bischöfliche Palast, die Gebäude des Oberlandesgerichts, des Obergymnasiums und der Normalschule, die neue Kaserne, das Arsenal, das Theater ꝛc. Z. ist Sitz der Statthalterei von Dalmatien, eines Oberlandesgerichts, eines Landesgerichts, einer Handels- und Gewerbekammer und anderer Behörden, eines römisch-katholischen Erzbischofs und eines griechisch-nichtunirten Bischofs. Es bestehen hier 3 Klöster, nämlich 2 Franciskanerklöster und ein Kloster der Benediktinerinnen; an Unterrichtsanstalten eine theologische Lehranstalt, ein theologisches Centralinstitut und Centralseminar und ein erzbischöfliches Diöcesanseminar, ein griechisches bischöfliches Seminar, ein Obergymnasium, eine Unterreal- und nautische Schule, eine mit einer Sonntagsschule verbundene Normalhauptschule, eine Mädchenhauptschule; an sonstigen öffentlichen Instituten und Vereinen ein Civilkrankenhaus mit Findelhaus und Gebäranstalt, eine Kinderbewahranstalt, ein Provinzialmuseum, eine Ackerbaugesellschaft ꝛc. Die Stadt zählt 18,256 Einwohner, deren industrielle Thätigkeit sich besonders in Rosogliobrennereien, welche den beliebten Maraschino liefern, koncentrirt. Der Handel beschränkt sich auf Spedition und die Einfuhr der für die eigne Konsumtion bestimmten Artikel. Der auf der nordöstlichen Seite der Stadt gelegene natürliche Hafen ist 110—120 Klafter breit und zur Aufnahme von Kriegsschiffen mittlern Rangs geeignet. In der ¼ italienische Meile nördlich von der Stadt gelegenen Meeresbucht Vallo di maestro ankern diejenigen Schiffe, welche keine Waaren oder Passagiere absetzen wollen. Vergnügungsorte sind die Spianata (das Glacis des Hornwerks), das Albaneserdörfchen (Erizzo) und der kleine Volksgarten auf einer östlichen Bastion. Z. hat keine Brunnen und muß das erforderliche Wasser aus Cisternen entnehmen, von denen sich die sogenannten 5 Brunnen durch einen großartigen Gewölbebau auszeichnen. Auch finden sich hier Ueberreste einer römischen Wasserleitung. Z. hieß bei den Alten Jadera und war die Hauptstadt von Liburnien. Im Mittelalter gehörte es zum oströmischen Reich, bis es in Folge der Plünderungen der türkischen Seeräuber um 1000 sich in venetianischen Schutz begab und vom Kaiser Alexius I. förmlich abgetreten wurde. Hier siegte 1117 der Kroatenkönig Stephan über die Venetianer. Im Jahre 1200 wurde Z. von König Ludwig von Ungarn erobert, aber von den Venetianern 1202 mit Hülfe des in Venedig lagernden französischen Kreuzheers zurückerobert. Venetianische und ungarische Herrschaft wechselte nun, bis die Venetianer Z. dem König Ladislaw 1409 für 100,000 Dukaten abkauften. Im Jahre 1791 kam es mit Venedig an Oesterreich. Letzteres mußte die Stadt 1809 an Frankreich abtreten, das sie zu den illyrischen Provinzen schlug. Im December 1813 kam sie nach einer sechstägigen Beschießung durch Kapitulation wieder an Oesterreich.

Zaragoza, Stadt, s. v. a. Saragossa.

Zarate, 1) Franzisco Lopez de Z., spanischer Dichter, geboren um 1580 zu Logroño, diente erst als Militär und erhielt dann eine Sekretärstelle im Ministerium des Auswärtigen, ward aber in den Sturz des Herzogs Lerma verwickelt und † in Zurückgezogenheit am 5. März 1658. Er war besonders bedeutend in lyrischen Gedichten, namentlich Eklogen, die in den „Silvas" (Alcala 1619; vermehrte Aufl. 1651) gesammelt sind; weniger gelungen sind seine Tragödie „Hercules furente y Oeta" und das Epos „Invencion de la cruz" (Madrid 1648).

2) Fernando de Z., dramatischer Dichter, Zeitgenosse des Vorigen, Geistlicher, schrieb mystisch-ascetische Gedichte und mehre Komödien, worunter einige, wie „La presumida y la hermosa", „Mudarse por mejorarse" und „El maestro de Alejandro", berühmt wurden, obwohl sie mehr von Verstand und Geschicklichkeit in Verarbeitung eines gegebenen Stoffes als von eigentlich dramatischem Genie zeugen.

Zareh (Der Z., Lukh), Binnensee im westlichen Theile der afghanischen Landschaft Sedschestan, unweit der persischen Grenze, hat je nach größerem oder geringerem Zufluß einen wechselnden Umfang bis zu 30 Meilen, nimmt den Hilmend, Furrahrud, Kaschrud und andere Flüsse auf, ist ohne bekannten Abfluß und hat in der Mitte die Berginsel Kohi-Khwadsche.

Zarew, Kreisstadt im europäisch-russischen

Digitized by Google

Gouvernement Astrachan, Hauptsitz der astrachanischen Tataren, mit 7200 meist mohammedanischen Einwohnern.

Zarewo-Kokschaisk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kasan, nordwestlich von Kasan, an der Maloi-Kokschaja, einem rechten Nebenfluß der Wolga, mit Ackerbau, Kleinhandel und 4000 Einwohnern.

Zaria, befestigte Hauptstadt der Provinz Zegzeg des Fellatareiches Sokoto, liegt unter 11° nördl. Br., in fruchtbarer Gegend, hat zahlreiche Moscheen und angeblich 50,000 Einwohner.

Zarizyn, 1) befestigte Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Saratow, an der Mündung der Zariza in die Wolga, hat 7 Kirchen, eine Schule für Kirgisen, einen Flußhafen, Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Handel und 6748 Einwohner. Dabei mehre besuchte Sauerbrunnen. Von hier aus geht die zarizynsche Linie, eine über 8 Meilen lange Reihe ursprünglich zum Schutz gegen die Kirgis-Kosaken angelegter Forts, die mit donischen Kosaken besetzt sind. — 2) Kaiserliches Lustschloß, 3 Meilen von Moskau, an der Straße nach Serpuchow, vom Fürsten Potemkin für Katharina II. in geschmacklosem Styl erbaut.

Zarki, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Kielce, Kreis Olkusz, unweit der Eisenbahn von Warschau nach Krakau und Wien, hat 3 Kirchen, ein Kloster, eine Synagoge, Eisenwerke und 3500 Einwohner, darunter viel Juden.

Zarkle, Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Saida (Syrien), am Ostabhange des Libanon, in der Nähe von Baalbeck, mit 12,000 Einwohnern (Maroniten).

Zarlino, Giuseppe, musikalischer Theoretiker und Komponist, geboren 1520 zu Chioggia bei Venedig, ward Geistlicher, widmete sich dann aber unter der Leitung von niederländischen Meistern, namentlich von Adrian Willaert, der Musik und wirkte seit 1565 als Kapellmeister an der St. Marcuskirche zu Venedig; † hier den 14. Februar 1590. In theoretischer Beziehung machte sich Z. besonders dadurch verdient, daß er die Verhältnisse des ganzen und halben Tones genauer bestimmte und durch sein Handbuch über die Harmonie: „Institutioni armoniche" (Venedig 1562 u. 1573), eine sorgfältige Behandlung der Lehre vom doppelten Kontrapunkt begründete. Seine übrigen Werke erschienen in 4 Bänden (Venedig 1580). Von seinen Kompositionen war die zur Feier des Seesieges bei Lepanto eine der berühmtesten.

Zarskoe- oder Sarßkoje-Selo (d. h. Kaiserdorf), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement St. Petersburg, 3½ Meilen südsüdöstlich von Petersburg, mit diesem durch eine Eisenbahn verbunden, hat ein Lyceum, eine Kadetenanstalt, ein Arsenal und 13,002 Einwohner. Das kaiserliche Lustschloß Z., die Sommerresidenz des Kaisers, entstand aus einer kleinen, von Peter dem Großen herrührenden Anlage. Elisabeth erbaute 1744 das gegenwärtige Schloß, welches Katharina II. mit großen Kosten ausschmücken ließ und zu ihrem Lieblingsaufenthalt wählte. Das Hauptgebäude ohne Seitenflügel ist 750 Fuß lang, hat 3 Stockwerke und 79 Fenster in der Fronte. Uebrigens ist der Bau barock und überladen. Die Zimmer sind meist nach altem Geschmack dekorirt, aber mit Jaspis, Achat, Bernstein, Mosaik, Marmor und Lapislazuli reich verziert. Die kaiserliche Kapelle im Schloß ist im Innern reich ausgestattet und ihr Dach mit 5 stark vergoldeten Kuppeln verziert. Einen wohlthuenden Kontrast mit der Außenansicht des Palastes bildet ihm zur Seite die berühmte Marmorgallerie von dem Architekten Cameron, in zwei Etagen, von zwei Seiten durch große Glasfenster geschützt. Um die obere Etage läuft eine Kolonnade von weißen Marmorsäulen jonischer Ordnung, unter welcher auf dunkleren Marmorpostamenten Bronzebüsten römischer Cäsaren und Helden, griechischer Philosophen u. Redner aufgestellt sind. Reizend ist von hier der Blick auf den Park und einen See in demselben. Ein auf gewölbtem Unterbau angelegter, schwebender Garten schließt sich an die Gallerie an. In dem Park befindet sich das von Alexander I. in neuem und besserm Styl erbaute Sommerpalais (welches die regierende Kaiserfamilie im Sommer bewohnt), mit trefflichen Landschaften von Ph. Hackert, ferner ein chinesisches Dörfchen mit Pagode, eine prachtvolle, von himmelblauem sibirischen Marmor erbaute Brücke, die sich über einen 3 Seen verbindenden Kanal hinzieht; eine Granitpyramide als Denkmal der 3 Lieblingshunde der Kaiserin Katharina II.; die Denkmäler des Grafen Romanow, Orlows Tschesmenskoi u. A.; eine berühmte Najade mit zerbrochenem Wasserkrug; eine altfränkische Eremitage; der alte Garten Katharina's I. und der See mit seiner Schwaneninsel und ihrem Koncertsaal. Im abgelegenen Theil des Parks erblickt man die künstliche Ruine einer gothischen Schloßburg, in deren Kapelle die berühmte marmorne Christusstatue von Dannecker aufgestellt ist, welche die Kaiserin Maria Feodorowna 1824 von dem Künstler für 30,000 Rubel kaufte. Bemerkenswerth ist der herrliche, von Alexander I. an der Straße nach Pawlowsk errichtete gußeiserne Triumphbogen mit der russischen und französischen Aufschrift: „Meinen theuern Waffenbrüdern". An den Arsenalhallen befinden sich ebenfalls mancherlei Sehenswürdigkeiten. Unweit nordwestlich davon auf einem Berge liegt Pulkowa, die berühmte Centralsternwarte Rußlands. Bei Z. werden seit 1841 jährlich große Wettrennen gehalten.

Zarter (Charter, Sarter), der Aufriß und die Hauptmasse eines neu zu erbauenden Seeschiffs.

Zarthe (Zärthe), s. Brasse.

Zator, Stadt im österreichisch-galizischen Kreis Wadowice, unweit der Mündung der Skawa in die Weichsel, hat ein alterthümliches Schloß auf einer steilen Anhöhe, eine schöne gothische Kirche und 2000 Einwohner. Die Stadt war einst Hauptort des gleichnamigen schlesischen Herzogthums, welches 1494 an Polen fiel.

Zauberei, die vermeinte Kunst, übernatürliche Wirkungen hervorzubringen, unterscheidet sich vom Wunder durch den Zweck der That, denn während der Wunderthäter den Sinn der Zuschauer auf göttliche Dinge zu lenken sucht, hat der Zauberer stets irdische und individuelle Zwecke vor Augen. Man unterscheidet eine natürliche Z.

Digitized by Google

(Magie, s. d.), wo man mit besonderen, nur einzelnen Menschen bekannten Kräften wunderbare Wirkungen hervorbringt, und übernatürliche Z., wo mit Hülfe übermenschlicher Kräfte (Zauberkräfte) oder mit Hülfe von Geistern dergleichen Wirkungen hervorgebracht werden sollen; ferner eine schauende (Wahrsagerei, Mantik) und eine wirkende Z. (eigentliche Magie). Je nach den wirkenden oder mitwirkenden guten oder bösen Geistern ist die Z. entweder weiße (Theurgie), oder schwarze Kunst (Dämonurgie). Die Zaubermittel sind entweder bestimmte Dinge, wie Pflanzen, Steine, Zaubertränke, Zaubersalben ꝛc., oder Zauberformeln (carmina auxiliaria) oder Zauberssprüche, welche aus sinnlosen Wörtern oder auch aus Stellen heiliger Bücher bestehen und auf Zauberzettel geschrieben sind (vergl. Amulet). Das ganze Wirken der Z. bezeichnet man mit dem Namen Zauberkunst. Man findet die Z. bei allen Völkern des Alterthums, und zwar hing sie gewöhnlich mit der Religion zusammen. In Persien mit dem Dualismus der altpersischen Religion in Zusammenhang stehend und von den Priestern geübt, ward die Z. als die Wirksamkeit höherer Geisteskräfte, als Ausfluß besonderer Kenntniß der Naturkräfte betrachtet, und die Wirkenden waren die Magier (s. d.), von welchen jene Kunst auch den Namen Magie erhielt. Auch die Chaldäer waren im Alterthum als Zauberer bekannt; doch war der Chaldäismus, wenigstens in seinem Auftreten in den westlichen Ländern, stets astrologische Zauberkunst. Verbreiteter war die Z. in Aegypten, von wo aus sehr früh Zauberer nach Griechenland, dann im Mittelalter auch in das Abendland kamen. Auch bei den Hebräern finden wir mancherlei Zauberkünste, vielleicht Erbstücke aus Aegypten. Erwähnt werden die Mekaschphim, die Sonnen- u. Mondfinsternisse bewirken zu können vorgaben, die Habarim, Schlangenbeschwörer, die durch Zauberformeln Schlangen bändigten, Oph, Todtenbeschwörer, welche die Seelen Abgeschiedener aus dem Scheol citirten, um von ihnen die Geheimnisse der Zukunft zu erfahren (z. B. die Hexe von Endor), die Meonenim, welche durch den falschen Blick ihrer Augen bezauberten. Besonders benutzte man die Z. zur Heilkunde, und selbst Salomo soll die Kunst, Krankheiten zu heilen, von Gott gelernt und gewisse Zauberformeln verfertigt haben. Einer der namhaftesten jüdischen Zauberer, der auch in die christliche Sage übergreift, war Simon der Zauberer. Besonders gab dann der Kabbalismus vielfach Gelegenheit zum Gebrauch von Zauberformeln. Ueber die Zauberkunst der Griechen und Römer s. Magie. Dem germanischen Stamm war durch das ganze Mittelalter hindurch und bis auf die neue Zeit herauf der Glaube an Z. eigen. Doch schrieben auch die Germanen die meisten übernatürlichen Wirkungen den Geistern zu, und Sache der Zauberer war, die Geister zu nöthigen, ihnen jene Kräfte mitzutheilen, was durch Beschwörung geschah, d. h. durch Gebete und Worte in Verbindung mit gewissen Ceremonien. Wie man besonders die Weiber als Wahrsagerinnen ansah, so wurde ihnen auch besonders die Zauberkunst zugeschrieben, daher die Alrunen (wie Velleda), die weiße Frau und die Hägsen (woraus später die Hexen wurden). In das höchste Alterthum hinauf reicht der Glaube an das Wetter- und Hagelmachen und das Saatverderben. Eine andere Z. war die mit Wachsbildern: was man diesen Bildern anthat, sollten Die empfinden, welche die Bilder vorstellten. Mit Römern und Griechen hatten die deutschen Zauberer das Verwandeln der Menschen in Thiere gemein, und zwar machten die Zauberer die Verwandlung gewöhnlich an sich selbst, um Andern zu schaden. Bezaubert wurde auch durch den bösen Blick. Aehnlich war das Beschreien, das auch ohne böse Absicht geschehen konnte. Die gewöhnlichen Zaubermittel der Deutschen waren Formeln, Steine und Kräuter. Zu den ersten gehören besonders Beschwörungen und Zaubergesänge, mit denen man Menschen tödten und erwecken, Stürme aufrufen und besänftigen, Krankheiten verursachen und heben u. dergl. wollte. Hierher gehört auch der Gebrauch der Runen, der Waffensegen, das Nestelknüpfen ꝛc. Zu den Zaubersteinen gehörte besonders der Siegstein, ein blauer Achat, welcher, im Leib eines Kapauns gewachsen, unbesiegbar machte, auch Krankheiten heilen und fest machen sollte. Die Zaubersteine beschrieb Marbod in seinem „Liber lapidum". Geringe Leute bedienten sich der Zauberkräuter, z. B. der Wurzel der Betonie (Betonica officinalis), des Bilsenkrautes, Kerbels, des wilden Mohns, der Wurzel der Mandragora (s. d.) ꝛc. Sicherungsmittel gegen den Einfluß der Z. waren z. B. Ausspucken, Schweigen auf die Frage der Zauberer, geschälte Stöcke, das Kreuzzeichen, Glockenton, Amulete u. dergl. Im Mittelalter kam in Deutschland die ägyptische Zauberei auf, die in Verbindung mit Goldmacherei und Schatzgräberei trat. In den Märchen ist die Z. meist auf Verwandlung von Personen in Thiere oder Sachen angewendet; daher ist dort oft die Rede von bezauberten und verwünschten Prinzen und Prinzessinnen, die der Entzauberung harren. Das Christenthum behielt den Glauben an Z. und ihren Apparat bei, schrieb aber die Z. dem Teufel und bösen Geistern zu, zu welchen die alten Götter umgewandelt wurden, ja die Z. ward unter dem ehrenvollen Namen von Wunderkraft und Wunderthat selbst von Geistlichen und Mönchen geübt und die Kirche benutzte die Reliquien und besonders das Zeichen des Kreuzes zu ähnlichen Zwecken, während sie alle Versuche, jene sogenannten Wunder als natürliche, oder auch als nichtige Erfolge darzuthun als Teufelskünste bezeichnete. So kamen Gerbert (nachmals Papst Sylvester II.), Roger Bacon in den Ruf der Z., und Arnoldus de Villanova wurde zum Tode verurtheilt. Als Zauberer galten auch der Bischof Albertus Magnus, der Abt Johann Tritheim, vor Allem aber der Taschenspieler Johann Faust (s. d.). Tritheims Schüler, Cornelius Agrippa, wurde sogar als Zauberer verfolgt, weil er die Bibel zu hoch über die päpstlichen und kirchlichen Satzungen erhob; selbst den Astronomen Johann Dee und den Theophrastus Paracelsus hielten Viele für Zauberer. Eine sehr traurige Rolle spielte bis tief in das 18. Jahrhundert hinein der Hexenglaube (s. Hexe).

Digitized by Google

Erst Balthasar Bekker und Thomasius bemühten sich mit Erfolg, wenigstens der Bestrafung und Verfolgung der Zauberer von Seiten der Gerichte Einhalt zu thun. Skandinavien war voll Zauberer und Zauberinnen (Wolen); die Kunst der letzteren hieß Seid und stand in Verbindung mit der Religion. Als Zaubergeräth kommt bei den nordischen Zauberern besonders der Zauberstab vor. Die älteste Dichtkunst, welche von Odin abstammte, bestand aus sogenannten Zauberliedern, welche die Priester von dem Gotte gelernt hatten. Nach Einführung des Christenthums strafte man die Zauberer durch Landesverweisung und Einziehung ihres Vermögens. Bei den Angelsachsen ist besonders der Zauberer Merlin berühmt. Vorzüglich zur Z. neigend waren von jeher die Lappen. Bei ihnen hatte jedes Haus seinen Schutzgeist (Storjunkarn), oder auch mehre, und in der Kenntniß des Umgangs mit denselben bestand die Z. Die Theorie der Finnen und Lappen über die Zauberkunst war so berühmt, daß man sie im ganzen Norden mit dem Namen Finnekunst benannte. Zu den südlichen Ländern Europa's kam die nordische Ansicht von Z. mit den germanischen Eroberern. In Italien spielt besonders der böse Blick eine Rolle; in Spanien wurde die Z. von der Inquisition hart verfolgt. In den Ländern, wo der Schamanismus verbreitet ist, steht auch die Z. in großem Ansehen; die Priester sind zugleich Zauberer. Wo der Lamaismus herrscht, z. B. bei den Mongolen und Kalmücken, wurden die Zauberer von den Lamen zwar verfolgt, doch ist Z. bei ihnen gleichwohl sehr häufig. Außer der verbotenen Z. gibt es übrigens bei diesen Völkern auch eine geduldete, und in Tübet wird sie sogar auf den Hochschulen gelehrt. In Indien ist die Z. uralt und meist Heilkunde, doch werden Z.en auch als Zeitvertreib geübt, z. B. die Schlangenbeschwörung. In Tonkin machen die Zauberer eine besondere Sekte aus. Auch unter den Indianern in Amerika ist die Z. sehr im Schwange. Sehr verschiedene Ansichten von Z. und Zauberern haben mehre afrikanische Stämme. Vgl. Horst, Zauberbibliothek, Mainz 1821—26, 6 Bde.; Scholz, Ueber den Glauben an Z., Bresl. 1830; Gräße, Bibliographie der wichtigsten in das Gebiet der Z. einschlagenden Werke, Leipzig 1834; Schleiden, Studien (8. Vorlesung: Ueber Z. und Geisterspuk), das. 1854; Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube in der Gegenwart, Hamburg 1860.

Zauberlaterne, s. Laterna magica.

Zauberscheibe, s. Wunderscheibe.

Zaum (lat. frenum), die Verbindung von Bändern und Riemen, welche einem Pferde um den Kopf gelegt werden, um es vermittelst derselben zu lenken und zu bändigen. Er besteht aus dem Hauptgestell, der Trense oder Stange (Kandare) und den Zügeln. Die gewöhnlichen Reitzäume (deutsche Zäume) sind entweder Stangenzäume, in welche die Stange, oder Trensenzäume (auch Trense genannt), in welche die Trense geschnallt wird. Das Hauptgestell besteht aus dem Kopf- und den Backenstücken, dem Stirn-, Nasen- und Kehlriemen; letztere fallen zuweilen bei neueren Zäumungen weg. Die Trense ist die leichteste und einfachste Zäumung. Das Mundstück (Gebiß) derselben hat zwei Theile, welche durch ein Gelenk verbunden sind und an ihren Enden Ringe zum Einschnallen der Zügel tragen. Sie dient vorzüglich zum Anreiten (Dressur) roher Pferde, ist aber auch in allgemeinem Gebrauch, z. B. bei den Kosaken. Die Kandare, vollkommener und schärfer, besteht aus dem Mundstück, den Bäumen (Armen, Scheeren) und der Kinnkette. Mundstücke gibt es von sehr verschiedener Konstruktion, die aber auf zwei Hauptarten zurückkommen: geschlossene und offene (mit Zungenfreiheit und ohne diese). Die Bäume sind zusammengesetzt aus dem Obertheil (Stuhl), woran Löcher (Augen) zum Einschnallen der Backenstücke und Einlegen der Kinnkette mittelst Haken und Langglied befindlich sind, und dem Unterbaum mit den Zügelringen, die in einem Loch oder in einem Wirbel angebracht sind. Mit der Kandare verbunden ist eine hinter ihr in ihre eigenen Backenstücke geschnallte und mit eben solchen Zügeln versehene Unterlegtrense, deren Anzüge die der Kandare nöthigenfalls unterstützen sollen. Solche Zäume, bei welchen das Gebiß bloß mit der Kinnkette und mit kettenlosen Stangen, ohne Nasenriemen, an das Hauptgestell befestigt ist, nennt man Halbzäume; man gebraucht solche beim Putzen, Tränken und in die Schwemmereiten der Pferde. Sprungzügel, eingeschnallt in den Nasenriemen, werden Pferden angelegt, welche die Nase strecken. Eine besondere Art Z. ist der Kappzaum, welcher, ohne Mundstück, durch äußeren Druck einer ledernen oder eisernen Verstärkung des Nasenriemens wirkt. Er wird durch eine in Ringe geschnallte Leine (Trage) geführt, deren Ruck das Pferd nöthigenfalls strafen kann, und besonders bei jungen rohen Pferden, die man dressirt, angewendet, um die Laden derselben zu schonen. Der Z. für Wagenpferde ist dem Z. für Reitpferde fast ganz gleich, nur mit dem Unterschiede, daß keine Trense an demselben befindlich und die Zügel länger, auch Blendleder vor den Augen des Pferdes angebracht sind. Bei Kühen, Ochsen und Eseln ist der Z. ohne Gebiß, fast ganz wie eine Halfter eingerichtet.

Zaun, im weiteren Sinne jede Einfriedigung eines Grundstücks, im engeren Sinne eine solche, die aus Holzpfählen, Latten oder Bretern hergestellt ist oder aus einer lebendigen Hecke besteht. Mauern als Einfriedigung haben einestheils den Vorzug, daß sie am haltbarsten sind, am meisten Schutz gegen das Eindringen schädlicher Thiere gewähren u. Gelegenheit zum Anbringen von Spalieren für feine Obstarten u. andere Bekleidungen bieten, anderntheils, abgesehen von der Kostspieligkeit, den Nachtheil, daß sie kleineren Gärten nicht nur ein unfreundliches, eingeschlossenes Ansehen geben, sondern auch den Luftzug hemmen, weshalb es rathsam ist, nur die Nord- und Ostseite eines Gartens mit einer Mauer, die Süd- und Westseite dagegen mit einer anderen Umzäunung zu umgeben. Um Bruch- oder Backsteine, aus denen eine Mauer aufgeführt ist, gegen das Eindringen der aus dem Boden aufsteigenden Grundfeuchtigkeit zu verwahren, belege man das Fundament auf der letzten Schicht

Digitized by Google

mit Asphalt, Stein- oder Theerpappe oder mit einer guten Lage Portlandcäment. Damit aber nicht Regen- und Schneewasser in die Mauer eindringe, decke man sie mit Dachziegeln, die man in Portlandcäment legt, oder mit Steinpappe. Ist die Mauer nicht mit einzelnen stärkeren Pfeilern versehen, so muß sie, wenn sie über 5 Fuß hoch ist, wenigstens 15 Zoll dick sein. Am wohlfeilsten herzustellen, aber freilich auch nicht sehr haltbar, sind die in manchen Gegenden gebräuchlichen Lehmmauern oder Wellerwände. Sie werden auf folgende Weise hergestellt: Man mengt Lehm und Stroh unter einander, begießt das Gemenge mit Wasser und stampft es in 6—8 Fuß lange, 1 F. hohe und 12—15 Zoll breite Zargen von Bretern, die auf das Fundament gesetzt werden, fest ein, zieht dann die Zarge empor und bringt auf die so hergestellte erste Lage eine zweite und so fort, bis die Mauer die beabsichtigte Höhe erreicht hat. Eine größere Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse haben die mit Pisébau (s. Pisé) aufgeführten Mauern. Umzäunungen aus Stacketen, Planken, Latten ꝛc. sind schneller herzustellen als lebendige Zäune und kommen in der Anlage billiger zu stehen als Mauern, sind aber von geringer Haltbarkeit u. bedürfen öfterer Reparaturen. So lange das Holzwerk keine Risse hat, schützt ein Anstrich dasselbe vor dem Eindringen der Nässe; sind aber Risse vorhanden, so zieht sich bei anhaltend nasser Witterung eine Menge Feuchtigkeit in das Holz, die wegen des wasserdichten Anstrichs nicht verdunsten kann und daher rasch Fäulniß des Holzes veranlaßt. Man wähle zu solchen Einfriedigungen gutes, rechtzeitig geschlagenes, kerniges, wo möglich kieniges Holz, welches vor der Benutzung im Wasser gelegen haben, aber wieder ausgetrocknet sein muß. Am schnellsten wird das Holz durch öfteren Wechsel zwischen Nässe und Trockenheit zerstört, daher bleibt es in feuchtem Boden länger in gutem Zustande als in trockenem. Das Ankohlen der Zaunpfosten am unteren Ende schützt wenig gegen das Abfaulen; zweckdienlicher ist es, sie an der Erdoberfläche bis auf 1—1½ F. Tiefe mit einer 3—6 Zoll dicken Lehm- oder Thonschicht zu umgeben, weil diese das Holz stets feucht und kühl erhält. Noch besser ist das Imprägniren (s. Holz) oder Ueberstreichen des Holzes mit fäulnißwidrigen Substanzen, als Kupfer- und Eisenvitriol, Chlorzink, Karbolsäure ꝛc. Das dauerhafteste Holz zu Zäunen ist das der Akazie, Eiche, Lärchentanne, Kiefer, Weide und Pappel. Letzteres hält länger als Weiß- und Rothbuchenholz. Sollen Stacketenzäune dauerhaft sein, so müssen sie auf einem gemauerten, 18—24 Zoll hohen Fundament ruhen. Auch sind steinere Pfosten, an denen die Querlatten mit den Stacketen befestigt werden, wegen ihrer größeren Haltbarkeit hölzernen vorzuziehen. Als Stacketen benutzt man jetzt häufig Stangen von jungen Tannen, die senkrecht oder quer, auch wohl gekreuzt an den Querlatten angenagelt werden. Die lebendigen Zäune oder Hecken haben den Vorzug, daß sie wohlfeil herzustellen sind, bei richtiger Anlage eine dichte und dauerhafte Einfriedigung abgeben und zarten Pflanzen guten Schutz gewähren. Die gegen sie geltend gemachten Nachtheile, daß Jahre vergehen, ehe sie die gehörige Höhe und Dichtigkeit erreicht haben, daß sie zu viel Platz einnehmen, das Land aussaugen, dem Ungeziefer Schutz gewähren ꝛc., werden durch die erwähnten Vortheile und den Nutzen, den ihr Holz, ihre Blätter und selbst ihre Früchte gewähren, hinreichend aufgewogen. Die zu Hecken geeigneten Sträucher müssen sich reichlich verzweigen und belauben, sich gut in einander verflechten lassen, ohne zu brechen, schnell wachsen, strenge Winterkälte vertragen und ihre Wurzeln nicht zu weit ausbreiten. Am meisten genügen diesen Bedingungen der Kornelkirschbaum (Cornus mascula *L.*), der Weiß- oder Hagedorn (Crataegus Oxyacantha *L.*), der Berberitzenstrauch (Berberis vulgaris *L.*), der Schwarz- oder Schlehdorn (Prunus spinosa *L.*), der Wegdornstrauch (Rhamnus cathartica *L.*), die Hainbuche (Carpinus betulus *L.*), die Stechpalme (Ilex aquifolium *L.*), die gemeine Akazie (Robinia Pseudacacia *L.*), die Rüster (Ulmus effusa und U. campestris *L.*), die Rainweide (Ligustrum vulgare *L.*), der Maßholder (Acer campestre *L.*), der spanische Flieder (Syringa vulgaris *L.*), die Heckenkirsche (Lonicera Periclymenum *L.*, L. Xylosteum und L. nigra *L.*), der Bocksdorn (Lycium barbarum), die Rothtanne (deren Gipfel, wenn sie die erforderliche Höhe erreicht haben, abgeschnitten werden), der Eibenbaum (Taxus baccata *L.*), der Buchsbaum (Buxus arborescens *L.*) und die virginische Ceder (Juniperus virginiana). Auch die Maulbeerbäume eignen sich in milderen Gegenden sehr gut zu Hecken. Weniger dicht geschlossene Zäune geben die Sahlweide, die Haselnußstaude, der Johannis- und Stachelbeer-, der Hagebutten- und Brombeerstrauch. Am besten ist es, wenn man jede der genannten Straucharten allein, nicht mit anderen vermischt, zu Heckenzäunen anwendet. Rankende Gewächse, wie Hopfen, Waldrebe (Clematis vitalba), Epheu, sind in Hecken nicht zu dulden. Die Entfernung, in welche die Sträucher von einander zu setzen sind, beträgt je nach den verschiedenen Arten derselben etwa ½—1 Fuß. Sehr zweckdienlich ist es, wenn man vor der Pflanzung ein Geländer von Stangen oder Latten anbringt, an welches sich die jungen Sträucher anlegen können. Mit dem Beschneiden der Zweige fängt man zeitig an, damit die Hecke sogleich von unten an die gehörige Dichtigkeit bekomme. Die Hauptstämme aber werden erst gestutzt, wenn sie die gewünschte Höhe erreicht haben. Gewöhnlich zieht man die Heckenzäune zu einer Höhe von etwa 6 F. Nachdem sie diese Höhe erreicht haben, stutzt und beschneidet man sie noch alle Jahre im März und wieder Anfang August. Vergl. Görner, Der Weißdornzaun, Berl. 1856; Schenk, Heckenanlagen, Lemberg 1844.

Zauner, Franz, Edler von Felpatan, Bildhauer, geboren 1746 zu Kauns in Tyrol, erhielt seine erste Ausbildung in Wien, zog durch eine Brunnenstatue im Garten zu Schönbrunn die Aufmerksamkeit der Kaiserin Maria Theresia auf sich, erhielt 1776 ein Reisestipendium nach Rom, wo er dem Studium der Antike oblag, ward 1781 Lehrer, 1796 Professor und Rath der Akademie in Wien, 1806 Direktor der Maler-

Digitized by Google

und Bildhauerklasse daselbst und † 1822. Für die kolossale Reiterstatue Josephs II. auf dem Josephsplatze zu Wien, die er im Auftrag des Kaisers Franz fertigte, erhielt er von diesem 1807 nebst dem Adelstitel eine mit Brillanten besetzte und mit 10,000 Gulden gefüllte Dose und ein Jahrgehalt von 3000 Gulden. Von ihm ist ferner das Denkmal Leopolds II. in der Augustinerkirche zu Wien. Auch eine Anzahl von Büsten hat man von ihm, darunter eine Josephs II. Z. wirkte besonders gegen das manierirte Wesen in der Plastik seiner Zeit und suchte ein tieferes Studium der Antike anzubahnen.

Zaungericht, s. Pfahlgericht.

Zaunkirsche, Pflanzengattung, s. v. a. Lonicera Xylosteum *L.*

Zaunkönig (Troglodytes *Gav., Bechst.*, Motacilla Troglodytes *L.*), Vögelgattung aus der Ordnung der Singvögel und der Familie der Pfriemenschnäbler, charakterisirt durch den vorn stark zusammengedrückten, geraden und schwach gekrümmten Schnabel, den kurzen, aufrichtbaren Schwanz mit stufigen, d. i. paarig gleichlangen Federn, kleine muntere Vögel mit rostbraunem, schwarzbraun gewelltem Gefieder, 47 Arten, wovon eine in Europa einheimisch ist. Diese, der gemeine Z. (T. parvulus *Koch*), nächst dem Goldhähnchen der kleinste europäische Vogel, ist $3^3/_6$—4 Zoll lang bei $5^1/_2$—6 Zoll Flugbreite und hat einen $1^1/_4$—$1^1/_2$ Zoll langen Schwanz. Sein Gefieder ist auf der Oberseite auf rostbraunem Grunde vom Oberrücken an durch schwärzliche Querbinden, auf der Unterseite auf blaßrostbraunem oder rostgrauem Grunde mit dunkleren Wellenlinien gezeichnet; durch das Auge zieht sich ein brauner Zügelstreifen, und über demselben verläuft ein rostbräunlichweißer Streifen; die mittleren Flügeldeckfedern sind an der Spitze mit länglich-runden, weißen, hinterwärts schwarz begrenzten Punkten gezeichnet; die Schwingen sind auf der inneren Seite dunkelbraungrau, auf der äußeren abwechselnd lichtrostgelblich und schwarz gebändert oder gefleckt; die Schwanzfedern sind röthlichbraun, seitlich lichter, mit wellenförmigen, dunkelbraunen Querstreifen durchzogen. Das Weibchen ist etwas blässer als das Männchen. Der Z. findet sich in ganz Europa vom nördlichen Skandinavien und Rußland bis ins südliche Griechenland und Italien, auch im nordwestlichen Afrika und in Kleinasien. In Ostindien wird er durch verwandte Arten vertreten. Er bewohnt am liebsten mit Gebüsch bewachsene Thalwände, kommt auch in die Garten bei Dörfern u. Städten und siedelt sich in der unmittelbaren Nähe der menschlichen Wohnungen an. In Deutschland weilt er als Stand- oder Strichvogel das ganze Jahr hindurch, schlüpft gewandt durch die dichtesten Büsche und lebt von kleinen Insekten, den Eiern und Puppen derselben, im Herbste auch von Flieder- und anderen Beeren. Sein Nest ist rundlich, von Moos und feinen Würzelchen auf einer Unterlage von dürren Blättern künstlich erbaut und hat den Eingang an der Seite. Sein Gesang hat einige Aehnlichkeit mit dem des Kanarienvogels und erschallt selbst im Winter, wenn die Sonne scheint. In der Gefangenschaft hält sich der Vogel nicht lange.

Zaunrebe, Pflanzengattungen: s. v. a. Bryonia *L.* und s. v. a. Ampelopsis *Michx.*

Zaunrübe, Pflanzengattung, s. v. a. Bryonia *L.*

Zawichost, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Kielce, Kreis Sandomir, links an der Weichsel, über die hier eine Ueberfahrt auf Prahmen eingerichtet ist, hat ein altes Schloß, ein Kloster, Tuchfabrikation, Leinweberei, Gerberei, Schiffbau, Getreidehandel, Kalksteinbrüche und 3000 Einwohner. Hier 1205 Schlacht zwischen Polen und Russen unter dem Fürsten Roman von Halisch; letzterer wurde geschlagen und fiel.

Zawisza, der Schwarze, ein durch seine Tapferkeit berühmter polnischer Ritter, focht unter Jagello in der Schlacht bei Tannenberg, wurde von demselben zu wichtigen Sendungen an das Koncil zu Kostnitz benutzt, diente zuletzt dem deutschen Kaiser Sigmund u. fiel im Türkenkriege 1420.

Zayner, Buchdrucker, s. Zainer.

Zbarasz, Stadt im österreichisch-galizischen Kreis Tarnopol, an der Iwka in der Nähe der russischen Grenze, Sitz eines Bezirksamts, hat eine Hauptschule, ein Kloster der Bernardiner, ein Armenspital, ein alterthümliches festes Schloß, starken Getreide-, Schweine- und Speckhandel und 6772 Einw. Z. war einst Hauptort eines russischen Fürstenthums und wurde 1649 von den Kosaken und Tataren, 1674 von den Türken belagert.

Zchinwali, Stadt im russisch-kaukasischen Gouvernement Tiflis, nordwestlich von Tiflis, an der Liachwa, vom König Asphagur in der Mitte des 3. Jahrhunderts erbaut, war früher eine wichtige Handelsstadt, von Georgiern, Armeniern und Juden bewohnt, welche letztere noch jetzt eine Hauptsynagoge hier haben.

Zea (Zia, Cea, Kia, das alte Ceos, bei den Türken Murted-Adassi), Insel im ägäischen Meer, zur griechischen Nomarchie der Cykladen, Eparchie Syra, gehörig, ist von ziemlich ovaler Gestalt und hat einen Flächenraum von 3 QMeilen mit 9000 Einwohnern. Die Insel ist bergig, erreicht im Eliasberg eine Höhe von 1750 Fuß, gehört zu den fruchtbarsten Inseln des Archipels, hat schöne Eichenwaldungen und liefert namentlich Südfrüchte, trefflichen Wein, Galläpfel, Baumwolle, Seide und Weizen, sowie Bleierze mit schwachem Silbergehalt. Haupterwerbsquelle ist Acker- und Weinbau, der Handel vertreibt besonders Galläpfel und Wein. Die gleichnamige Hauptstadt, auf der Stelle der alten Stadt Julis erbaut, unter deren Ruinen die berühmte parische Chronik, eine Marmortafel, die jetzt in Oxford unter dem Namen Marmora arundeliana aufbewahrt wird, gefunden worden sein soll, und wo man noch einen aus dem Felsen gehauenen Löwen von 5 Fuß Höhe und 20 Fuß Länge sieht, liegt auf der Nordwestküste der Insel, amphitheatralisch an einem Felsen, hat enge, steile, unreinliche Straßen, ein Friedensgericht, 2 hellenische Schulen, Wein- und Getreidehandel und 4000 Einwohner. Unweit davon ist der Hafen Porto Catena, ein Zufluchtsort für Schiffe bei stürmischem Wetter. Nordwestlich über demselben liegt der weiße Thurm, die Ruine eines altgriechischen Wartthurmes. Die

Digitized by Google

Insel hieß im Alterthum Hydrussa, später aber Kos oder Ceos (s. d.) und soll in den ältesten Zeiten mit dem nördlich davon gelegenen Euböa zusammengehangen haben und durch Sturmfluthen des Meeres davon losgerissen worden sein. Sie wurde 410 von Alcibiades befestigt, kam später mit dem übrigen Griechenland unter die Herrschaft der Römer, dann unter die der byzantinischen Kaiser, im 13. Jahrhundert an das Herzogthum Naxia, wurde 1553 von den Venetianern erobert, aber den Herzögen von Naxia bald wieder zurückgegeben. Als die Türken 1566 dieses Herzogthum zerstörten, fiel auch Z. in ihre Hände und blieb bis zur Gründung des neugriechischen Königreichs in ihrem Besitz. Der berühmte griechische Arzt Hippocrates wurde auf der Insel Z. geboren.

Zea, Don Franzisco Antonio, bekannt durch sein Wirken im Befreiungskriege im spanischen Amerika, geboren den 20. Okt. 1770 zu Medellin in Neugranada und zu Santa-Fé de Bogota erzogen, wurde 1797 wegen seiner Sympathien für die Emancipation des spanischen Amerika in ein Fort von Cadix in Haft gesetzt, lebte von 1799—1802 in Frankreich, ward 1806 Professor der Botanik zu Madrid, 1808 unter Joseph Napoleon eine Zeitlang Minister des Innern, dann bis zu dessen Vertreibung Gouverneur von Malaga und kehrte 1814 über London in sein Vaterland zurück. Bereits 1818 stand er als Präsident des Regierungsraths und der Finanzen an der Spitze der Verwaltung zu St. Thomas (ehemals Angostura). Im Februar 1818 wurde er zum Vicepräsidenten ernannt, legte aber im August 1819 aus Gesundheitsrücksichten diese Stelle nieder und begab sich 1820 nach Europa, wo er vergeblich mit den spanischen Cortes über einen Frieden unterhandelte und die europäischen Kabinete zur Anerkennung der unter dem Namen der Republik Columbia vereinigten Republiken von Venezuela und Neugrada zu bestimmen suchte. In London schloß er darauf ein Anlehen von 2 Millionen Pfund Sterling für Columbia ab. Er † zu Bath am 22. Nov. 1822.

Zea, Pflanzengattung, s. Mais.

Zea-Bermudez, Don Franzisco, spanischer Staatsmann, geboren 1772 zu Malaga, trieb anfangs Handelsgeschäfte, kam aber früh als Sekretär mit dem spanischen Generalkonsul nach Petersburg und trat nach seiner Rückkehr 1809 in die Dienste der Cortes, die ihn als Gesandten an den russischen Hof schickten, wo er im Namen Ferdinands VII. am 20. Juli 1812 den Freundschafts- und Bundesvertrag zu Weliki-Luki abschloß. Im Jahre 1820 ging er als spanischer Gesandter nach Konstantinopel und 1823 in gleicher Eigenschaft nach London. Nach dem Sturze des spanischen ersten Ministers d'Ofalia im Juli 1824 trat er als Präsident an die Spitze des spanischen Kabinets, hatte aber mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche ihm die apostolische Partei und die Karlisten in den Weg legten. Um die Stimmen der einsichtsvollen Männer im Klerus und Adel zu hören, wurde auf Z.'s Vorschlag eine Berathungsjunta errichtet. Die Strenge, mit der er gegen die Anhänger des Absolutismus verfuhr, namentlich die Hinrichtung des Karlistenchefs Bessières und seiner Mitschuldigen im August 1825, erregten aber eine solche Erbitterung gegen ihn, daß ihn der König am 25. Oktober 1825 entlassen mußte. Anfangs 1826 ging Z. darauf als Gesandter nach Dresden und 1828 nach London, von wo er 1833 nach Spanien zurückkehrte. Hier leitete er während der Krankheit Ferdinands VII. und einige Zeit nach dessen Tode die Geschäfte, mußte aber im Januar 1834 den Konstitutionellen weichen. Seitdem lebte er meist in Paris, blieb aber vertrauter Rathgeber der Königin Christine. Am 15. August 1845 zum Senator ernannt, † er zu Paris den 5. Juli 1850.

Zebaoth (hebr.), himmlische Heerschaaren, d. h. die Himmelskörper zusammen genommen, also s. v. a. Welt, nach Andern die (hebräischen) Götter; daher Herr Z., s. v. a. Gott.

Zebid, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der arabischen Landschaft Jemen, im fruchtbaren Tehamathale, am Fluß Z., ist mit ihrem Gebiet dem Imam von Sama unterworfen und hat zahlreiche Moscheen, eine mohammedanische Gelehrtenschule und 7000 Einwohner.

Zebra (Equus Zebra *L.*), Art aus der Säugethiergattung Pferd, gleicht seinem Körperbau nach mehr dem Dschiggetai und dem Esel, ist aber etwas größer als dieser. Der Körper ist voll und kräftig, der Hals gebogen, der Kopf kurz, die Schnauze wulstig; die Füße sind schlank und gut gebaut; der Schwanz ist von mittlerer Länge, größtentheils kurz und nur gegen das Ende hin lang behaart; die Mähne ist dicht, aber kurz. Charakteristisch ist die Färbung, indem auf weißer oder hellgelblicher Grundfarbe von der Schnauze an bis zu den Hufen glänzend schwarze oder rothbraune Querbänder verlaufen und nur die Hinterseite des Bauches und die Innenseite der Schenkel nicht gebändert sind. Auf dem Rücken zieht sich ein dunkelbraunschwarzer Längsstreifen hin, und ein zweiter verläuft längs des Unterleibes. Das Z. bewohnt die Gebirgsgegenden des südlichen und östlichen Afrika, bis nach Abessinien hinein und zwar heerdenweise bis zu 30, aber auch 80 bis 100 Stück zusammen. Es hat sehr scharfe Sinne, ist stark, scheu und unbändig, läuft äußerst schnell, wehrt die Hyänen von sich ab, unterliegt aber dem Löwen und Tiger, liebt die Gesellschaft der Strauße und nährt sich von trockenen und grünen Kräutern. Die Zebrastute trägt ein Jahr. Die Zähmung ist schwierig, doch hat man öfters Blendlinge von Z. und Esel erzielt, welche in der Regel dem Vater am meisten ähneln und fortpflanzungsfähig sind. Es wird des Fleisches und der Haut wegen gejagt.

Zebu (Sebu), eine der Philippineninseln, zur Gruppe der Bissayos gehörig, östlich von Negros gelegen, lang u. schmal von Nordosten nach Südwesten gestreckt, 115 QMeilen groß mit 250,000 Einwohnern, ist theils unabhängig, theils den Spaniern unterworfen und unter dem Generalgouverneur von Manila stehend. Die Insel ist fruchtbar und liefert namentlich Tabak, Baumwolle, Hanf, Reis, Wachs, Honig, Salanganennester, sowie etwas Gold. Die gleichnamige Hauptstadt, auf der Ostküste gelegen, ist Sitz eines Bischofs und eines spanischen Gouver-

Digitized by Google

neurs, hat einen Hafen, ein Fort und gegen 40,000 Einw.

Zebu, s. v. a. Buckelochs, s. Rind.

Zechine (Zechine, ital. zecchino, franz. sequin), ursprünglich venetianische, seit dem Ende des 13. Jahrhunderts geprägte Goldmünze, welche ihren Namen von dem Münzgebäude, la zecca, führt und in ganz Italien, sowie in angrenzenden Ländern in Gebrauch war. Sie war ursprünglich 23 Karat 10—11 Grän fein, von Dukatengröße, ¼ Loth schwer und stellt auf dem Gepräge, welches keine Jahrzahl enthält, den heiligen Marcus dar, wie er dem Dogen die Kreuzesfahne überreicht. Auf die rauhe Mark gingen 67,0884, auf die kölnische Mark 67,5575 Stück Z.n. Oesterreich prägte sie als Handelsmünze noch bis 1822 und setzte sie auf 13⅜ österreichische Lire oder auf 4 Gulden 31½ Kreuzer im 20-Guldenfuße. Es gibt auch halbe und Viertel-, sowie Doppelzechinen. Den Namen Z. gab man in Deutschland auch verschiedenen älteren türkischen und ägyptischen Goldmünzen, welche schon seit längerer Zeit nicht mehr geprägt werden.

Zeche, im Bergwesen das einer Gewerkschaft verliehene Feld nebst den dazu gehörigen Grubengebäuden, welches aus 32 Theilen (Zechentheilen) oder 128 Kuxen besteht. Zuweilen wird auch die Gewerkschaft selbst Z. genannt.

Zechsteinformation (Zechstein-, Kupferschiefergebirge, Magnesian limestone), Name des vorherrschend kalkig- oder dolomitisch-mergeligen Schichtenkomplexes, welcher bei vollständiger Entwickelung der mitteleuropäischen sedimentären Formationen zwischen dem sogenannten Rothliegenden und dem bunten Sandstein lagert, indem ihn letzterer bedeckt, ersterer unter ihm lagert. Wo das Rothliegende fehlt, lagert er auf Kulmgrauwacke (Saalfeld), Glimmerschiefer (Bieber) und anderen älteren Gesteinen. Marcou und Geinitz fassen die Z. mit dem Rothliegenden als sogenannte Dyas (Zweiheit), Murchison beide mit Inbegriff des untersten bunten Sandsteins als permisches System (nach dem russischen Gouvernement Perm) zusammen. Die erste genauere Kenntniß der Z. reicht weit zurück; man verdankt sie dem Kupferbergbau Thüringens, insbesondere dem mansfelder. Hier zerfällt sie in das sogenannte Weiß- oder Grauliegende, den Kupferschiefer, das Dachflötz und den Zechstein, welche überall in gleicher Reihenfolge wiederkehren und als untere Abtheilung zusammengefaßt werden. Darüber kommen in regelloser Folge Rauhwacke, Dolomit und Asche und endlich Stinkstein. Anderen Ortes zeigt aber auch die untere Abtheilung lokale Eigenthümlichkeiten. Mächtige Stöcke von Gyps und Steinsalz, Lager von Spatheisenstein verleihen der oberen Abtheilung, der Gehalt an geschwefelten Erzen im Kupferschiefer, aus denen Kupfer und Silber gewonnen werden, der unteren Abtheilung ihre hohe nationalökonomische Bedeutung. Wichtig waren, vornehmlich in früherer Zeit, auch die Kobalt- und Kieselerze führenden Gänge. Das Weiß- oder Grauliegende, welches offenbar vom Rothliegenden zu trennen und dem Zechsteingebirge zuzuordnen ist, tritt meist als ein graues Kieselkonglomerat von sehr ungleicher Mächtigkeit auf, nicht selten wird es, wenigstens nach oben, kalkig oder dolomitisch (Mutterflötz) und führt dann schon die marinen charakteristischen Zechsteinversteinerungen. Wo es, insbesondere an seiner oberen Grenze, von Schwefelmetallen und kohlensauren Kupfersalzen durchdrungen ist, nennt man dies Randerze. Das Grauliegende bildet zumeist die unmittelbare Unterlage, das Liegende, des Kupferschiefers, eines nur 20—28 Zoll mächtigen, dickschiefrigen, schwarzen, sehr bituminösen Mergelschiefers, meist zu unterst mehr oder minder durchdrungen von fein eingesprengten Schwefelmetallen (Kupferglanz, Kupferkies, Buntkupferkies, Schwefelkies, Fahlerz ꝛc.). Beim Liegen auf der Halde beschlägt er häufig grün und blau von kohlensauren Kupfersalzen. Er ist die reiche Fundstätte von Fischen (daher Fischschiefer), insbesondere Glanzschuppern, u. verschiedenen Zähnen von seltenen Sauriern, auch von Pflanzenresten (Ullmannia). Bei Ilmenau bilden solche Reste oft den Kern von Konkretionen (Schwielen). Ihm gleichaltrig ist den Lagenverhältnissen nach der Kupferletten, eine Ablagerung von Kupfererz führenden, gelblichen, bläulichen, braunen u. schwarzen Thonmergeln, wie am Spessart, Odenwald, bei Frankenberg an der Eder in Hessen, wo er die sogenannten frankenberger Kornähren, durch Kupferglanz vererzte Reste einer Cypresse (Ullmannia), führt. Geinitz paralleliſirt den Kupferletten mit dem Weißliegenden. Bei Saalfeld und Ramsdorf gibt es 2 freilich erzarme Lager von bituminösem Mergelschiefer. Das 4—8 Fuß mächtige Dachflötz Mansfelds, ein dunkelgrauer, aber auch lichterer Mergelschiefer mit sehr feinen Glimmerblättchen, vermittelt den Uebergang in den eigentlichen Zechstein, als dessen unterste Abtheilung er anzusprechen ist. Ueber die Ableitung des Namens dieser bergmännischen Bezeichnung herrscht viel Widerspruch; man leitet ihn von zach oder zähe, von den Zeichen des Bergbaues, ja selbst vom Zechen der Bergleute ab, wenn sie nach Erreichung dieser Lage hoffen durften, auf das Kupferschieferflötz zu kommen. Er ist ein dichter, zäher oder mergeliger und bituminöser grauer Kalkstein, der sich zum Brennen eignet. Der untere glimmerige Zechstein führt in Menge Brachiopoden (Productus horridus, spirifer undulatus) u. A. Auch in dieser untern Abtheilung tritt an einigen Lokalitäten schon ein Eisensteinlager auf. Viel regelloser ist die Zusammensetzung der oberen Abtheilung, die oft nur aus Dolomit und Mergel besteht, mit und ohne Versteinerungen, in den Mergeln oft mit zahlreichen Foraminiferen. Sehr verbreitet und charakteristisch ist dann der sogenannte Rauhkalk, ein etwas dolomitischer Kalk, voll von kleineren oder größeren Hohlräumen, runden und eckigen, letztere oft mit feinsandigen dolomitischen Krystallpulvern oder mit feinerdigem, dolomitischem Mergel erfüllt und so die Rauhwacke bildend. Oft zerfallen auch ganze dolomitische Bänke in einen feinen Sand oder eine feine Erde und bilden die sogenannte Asche. Alle diese verschiedenen Gesteine sind oft bituminös; manche graue und braune, auch gestreifte Kalksteine, die bald dicht, bald blasig, die Blasen oft lagenweise geordnet sind, bilden die sogenannten Stink-

Digitized by Google

steine. Die obere Abtheilung beginnt nicht selten in Thüringen mit einer Stinkſteinbreccie, welche, wenn ſie porös iſt, Trümmer von Zechſtein, Dachflötz, Kupferſchiefer ꝛc. umſchließt. Wie Stinkſteine häufig die obere Abtheilung beginnen, ſo ſchließen ſie dieſelbe auch nicht ſelten nach oben ab; der oberſten Abtheilung gehören oft auch Oolithe an. Von hoher Wichtigkeit ſind die Eiſenbraunkalke und Spatheiſenſteinlager und Stöcke, welche der oberen Abtheilung des Zechſteins eingelagert ſind; ſie liefern die ausgezeichneten Eiſenſteine des Thüringerwaldes, ſo bei Kamsdorf u. Könitz, an dem Stahlberg und an der Mommel bei Schmalkalden mit unverändertem und in Brauneiſenſtein umgewandeltem Spatheiſenſtein, mit braunem Glaskopf, Eiſenrahm, Pſilomelan und Weichbraunſtein, in Begleitung von Schwer- und Kalkſpath; dann die mächtigen Gypsſtöcke und Gypslager, zum Theil im Innern mit Anhydrit (am ausgedehnteſten am Süd- und Südweſtrand des Harzes), ausgezeichnet durch Mächtigkeit bei Kittelsthal, durch Kryſtalle im Büchicht bei Reinhardsbrunn am Thüringerwald, und die mächtigen Steinſalzſtöcke, die man durch Bohrverſuche bei Gera, Salzungen, in Nordthüringen u. a. O. aufgeſchloſſen hat. Der mächtigſte, jetzt durch Bergbau ausgebeutete iſt der von Staßfurt, intereſſant noch durch das Chlorkaliumlager, das ſogenannte Abraumſalz, das jetzt ſo vielfach für ökonomiſche Zwecke verarbeitet wird, und durch das Auftreten eines Lagers von Boracit (Staßfurtit). Faſt überall lagert auch über dem Salzgebirge Stinkſtein. Ueberall begleiten die Gyps- und Salzgebirge meiſt rothe Thone, Rauhwacken, auch Stinkſteine. Plattenförmige Dolomite und Stinkſteine bilden meiſt den Schluß des Zechſteingebirges. Die ſchon im oberen Zechſtein vorhandenen, zumeiſt rothen Thone werden dann herrſchend und führen zum bunten Sandſtein und zur Trias hinüber, in der ſie weit verbreitet ſind. Im obern Zechſtein ſind von Verſteinerungen wichtig: die Mooskorallen oder Bryozoen, von denen Fenestella retiformis, Authocladia dubia u. anceps die Domite oft ſo häufig erfüllen, daß ſie wie Korallenriffe erſcheinen. Dazu kommen zahlreiche Schalthiere, Brachiopoden, Strophalosien und Terebrateln, auch Acephalen, ſowie Cidariten und in den Mergeln insbeſondere Muſchelkrebsſchalen und Foraminiferen. Der Geſammtcharakter der Fauna iſt noch ganz paläozoïſch, ſowohl in den Fiſchreſten, als auch im großen Vorwalten der Brachiopoden, im Auftreten von Conularien (unterſter Zechſtein). Der Boden des Zechſteins iſt meiſt ein bräunlicher oder gelblicher kalk- und magneſiahaltiger Lehm. Die Oberflächenformen ſind oft einförmig, wo nicht Rauhkalk und Dolomit in größerer Mächtigkeit und in Felſen auftreten, wie vor Allem in den maleriſchen Felſen bei Altenſtein am Thüringerwald. Am ſüdlichen Harzrand bildet ſelbſt der Gyps Felſen (Kohnſtein ꝛc.). Mit dem Reichthum an Gypslagern und -Stöcken und mit dem Auslaugen ſolcher Gypsſtöcke und früheren Steinſalzſtöcke und Lager hängt das Vorhandenſein von Höhlen (Gypsſchlotten), deren längſte die von Wimmelsburg im Mansfeldiſchen iſt, zuſammen. Auch der Dolomit und Rauhkalk bilden Höhlen, wie die Altenſteinerhöhle am Thüringerwald, die Einhornhöhle am Scharzfels am Harz. Im Einſturz von Höhlen liegt die Urſache der in den Zechſteingebieten ſo viel verbreiteten, jetzt zum Theil mit Waſſer erfüllten Erdfälle, ſo am ſüdlichen Harzrand, im Mansfeldiſchen, um Salzungen. Der Bergbau hat in ſeinem Innern zahlreiche Verwerfungen (Rücken, Wechſel) kennen gelehrt, denen die Erzgänge folgen, ſo die Kobalt- und Nickelerz führenden, auch Schwerſpathgänge.

Die Verbreitung der Z. iſt eine relativ beſchränktere. Der Zechſtein findet ſich als ſchmaler Saum um den Weſt-, Süd- und Oſtrand des Harzes, ebenſo um den Kyffhäuſer und oſtſüdöſtlich von dieſem im Norden der Unſtrut, ebenſo umſäumt er mit geringen Unterbrechungen den Rand des Thüringerwaldes, von wo er über Pößneck, Gera u. Ronneburg nach Sachſen u. Schleſien hineinreicht, freilich mit vielfachen Unterbrechungen. Dann findet er ſich nordweſtlich vom Thüringerwald bei Richelsdorf, Rothenburg an der Fulda, Allendorf, Witzenhauſen, am Oſtrand des rheiniſchen Schiefergebirges (Stadtbergen, Thalitter, Frankenberg), in der Wetterau (Büdingen, Bleichenbach), im nördlichen Odenwald, am Speſſart (Aſchaffenburg, Bieber). Im ſüdlichen Deutſchland, in Böhmen, in den Alpen, in Frankreich iſt er nicht vertreten. Dagegen verbreitet er ſich in nordweſtlicher Richtung. Unbedeutend trifft man ihn noch bei Ibbenbüren, im Weſten von Osnabrück, ausgedehnt dagegen und mit denſelben Verſteinerungen wie in Deutſchland kennt man ihn als Magnesian limestone in England, wo er ebenfalls mit loſem Sand und Sandſtein beginnt, über dem bituminöſer Mergel (Marlslate), dichter Kalkſtein (Zechſtein), Rauhwacke, Aſche und verſteinerungsreicher Dolomit folgen, und wo er mit rothem, buntem Mergel u. mit dichtem Kalk ſchließt, ebenfalls auf Rothliegendem aufgelagert und von buntem Sandſtein bedeckt. Er beginnt an der pittoresken Felsküſte der Marsdenbucht zwiſchen South-Shields und Sunderland und zieht quer durch England, durch Yorkſhire nach Mancheſter und bis Briſtol. Bedeutend, aber eigenthümlich entwickelt hat man ihn im öſtlichen europäiſchen Rußland, insbeſondere in Perm erkannt, wo er ebenfalls durch den Reichthum ſeiner Sandſteine an Kupfererzen und durch Gyps- und Steinſalzſtöcke wichtig iſt. Vgl. Freiesleben, Geognoſtiſche Arbeiten, I—IV, Freiberg 1807 bis 1815; Geinitz, Dyas, Leipzig 1861—62, 2 Bde.

Zecke (Holzbock, Ixodes *Latr.*), Spinnenthiergattung aus der Ordnung der Milben, begreift ziemlich große platte Milben, deren vorderer Körpertheil auf dem Rücken mit einem harten, hornigen Schilde bedeckt und deren Hinterleib hinten ſehr ausdehnbar iſt und daher gewöhnlich meiſt faltig erſcheint. Die Füße ſind kurz, aus gleichförmigen, roſenkranzartig an einander gereihten Gliedern gebildet, am Ende mit einer Kralle und einem ungeſtielten Haftlappen verſehen. Der Rüſſel iſt groß, vorſtehend, die Unterlippe vorgezogen und mit rückwärts gewendeten Zähnen beſetzt, und die dreigliederigen Taſter liegen ſcheidenartig am Rüſſel. Dieſe augenloſen Thiere leben in Wald und Gebüſch, kriechen an Menſchen und Thiere, bohren ihren Rüſſel in die Haut und

Digitized by Google

saugen sich so voll Blut, daß sie die Größe einer Erbse, ja selbst einer Haselnuß erreichen. Die bekannteste Art ist die Hundszecke (gemeiner Holzbock, I. Ricinus *L.*), oval, gelblichroth, mit dunklerem Rückenschild, fein behaartem Hinterleib mit aufwärts gebogenen Seitenrändern, nüchtern nur 1—2 Linien lang, vollgesogen fast von Haselnußgröße. Sie findet sich häufig in Wäldern, saugt sich an Hunden, Schafen, auch Menschen ꝛc. fest, erregt dadurch heftiges Jucken und läßt sich am besten durch Oel und Tabakssaft vertreiben. Bei der Begattung saugt sich das bedeutend kleinere Männchen am Bauche des Weibchens fest. Die Schafszecke (I. Reduvius *L.*), fast kreisrund, bräunlichviolett, mit 5 dunkleren Längsstreifen und weißlichem Rückenschild, braun punktirt, $2^1/_4$ Linien lang, geht ebenfalls häufig an Schafe, Hunde ꝛc.

Zedekia, letzter König des Reichs Juda, Sohn des Josias, ward 600 v. Chr. von Nebukadnezar als König eingesetzt, aber 588 von demselben, da er im Vertrauen auf ägyptische Hülfe versucht, das chaldäische Joch abzuschütteln, in Ketten nach Babylon geführt.

Zedler, Johann Heinrich, namhafter Buchhändler, geboren 1706 zu Breslau, etablirte sich zunächst in Freiberg und ließ sich später in Leipzig nieder. Er † hier um 1760. Am bekanntesten ist Z. durch das von ihm veranstaltete „Große vollständige Universallexikon aller Wissenschaften und Künste" (Leipzig 1731—50, 64 Bde.; nebst 4 Supplementbänden, 1751—54).

Zedlitz, Joseph Christian Freiherr von, deutscher Dichter, geboren den 28. Febr. 1790 zu Johannisberg im österreichischen Schlesien, wo sein Vater Landeshauptmann war, besuchte das Gymnasium zu Breslau, trat 1806 in das österreichische Husarenregiment Erzherzog Ferdinand und nahm als Oberlieutenant und Ordonnanzoffizier des Fürsten Hohenzollern an dem Feldzuge von 1809, namentlich an den Schlachten von Regensburg, Aspern und Wagram und dem Treffen bei Hausen rühmlichen Antheil, nahm dann aber seinen Abschied, um dem Willen der Familie gemäß die Bewirthschaftung seiner Güter in Ungarn zu übernehmen. Im Jahre 1837 ward er zum außerordentlichen Dienst ins Ministerium des Auswärtigen berufen, auch vertrat er Sachsen-Weimar, Nassau, Braunschweig, Oldenburg und Reuß als Geschäftsträger am österreichischen Hofe. Seine Muße war der Poesie gewidmet. Er † den 16. März 1862 zu Wien. Von seinen „Dramatischen Werken" (Stuttgart 1830—36, 4 Bde.) sind die Trauerspiele „Zwei Nächte zu Valladolid" (Wien 1825), „Der Stern von Sevilla" (Stuttg. 1830) und das Schauspiel „Kerker und Krone" (das. 1834), dessen Gegenstand Tasso's letzte Lebenstage bilden, in die Repertoires deutscher Bühnen aufgenommen. Eine höhere Stelle nimmt Z. als lyrisch-reflektirender Dichter ein. Unter seinen „Lyrischen Gedichten" (Stuttg. 1832, 4. Aufl. 1855) befinden sich auch die früher schon einzeln erschienenen „Todtenkränze" (Stuttgart 1827; neue Aufl., Wien 1841), die, „ein Mausoleum großer Todten", in einem Cyklus lebensvoller Bilder in begeisterter Dichtersprache die Idee der Unsterblichkeit, der Wandelbarkeit des irdischen Glücks gegenüber, veranschaulichen. Z. machte darin zuerst den gelungenen Versuch, die italienische Canzone mit Erweiterung ihrer ursprünglichen Schranken in einer umfangreicheren Dichtung anzuwenden. In jener Sammlung befindet sich auch die berühmte Ballade „Die nächtliche Heerschau", die an Neukomm einen originellen Tonsetzer gefunden hat. Z.' „Waldfräulein" (4. Aufl., Stuttg. 1856) hat mit den märchenhaften Elementen der Handlung und der Zartheit der Diktion namentlich bei Damen Glück gemacht und trägt bei trefflicher Form das Wesen der mittelalterlichen Romantik an sich. Glänzenden Erfolg hatte in Oesterreich sein „Soldatenbüchlein" (Wien 1848, 2 Aufl. 1850), eine Art poetischer Katechismus für die reaktionär gesinnte, bigott katholische Soldateska des Kaiserstaats, dem noch „Altnordische Bilder" (Stuttgart 1850, 2. Bde.) folgten. Außerdem hat Z. Byrons „Childe Harold" (Stuttg. 1836) übersetzt und eine Anzahl politischer Flugschriften, z. B. über die Verhältnisse Ungarns, Galiziens u. des Orients, veröffentlicht, und zwar im Sinne des wiener Kabinets, gleich seinen halb officiellen Aufsätzen für die „Augsburger allgemeine Zeitung".

Zeeland (Seeland), die südwestlichste Provinz des Königreichs der Niederlande, nördlich durch den Maasarm Krammer und Grevelingen von der Provinz Südholland geschieden, östlich von Nordbrabant, südöstlich, südlich und südwestlich von Belgien, westlich von der Nordsee begrenzt, hat einen Flächenraum von 30,20 (nach Andern 32,24) QMeilen mit (am 31. Dec. 1863) 173,160 Einw., von denen $^3/_4$ der reformirten, $^1/_4$ der römisch-katholischen Kirche angehören. Z. besteht aus den durch die Mündungsarme der Schelde gebildeten Inseln Süd-, Nord- und Ostbeveland, Walcheren, Wolfaartsdyk, Schouwen, Duiveland, Tholen und St. Philippsland und dem sogenannten Staatenflandern (s. d.). Die Küsten sind ganz flach und theilweise durch Dünen, vorzugsweise aber durch kostspielige Dämme geschützt. Das Land ist gleichfalls niedrig und eben, hat höchst fruchtbaren Boden, aber feuchtes, ungesundes Klima. Hauptprodukte sind Getreide (namentlich vorzüglicher Weizen), Hülsenfrüchte, Krapp, Flachs, die gewöhnlichen Hausthiere, Fische, Muscheln, Austern ꝛc. Die wichtigsten Erwerbsquellen sind Ackerbau und Viehzucht; die Industrie ist, mit Ausnahme von Krapp-, Garancin- und Calicotfabrikation, ohne wesentliche Bedeutung; außerdem wird noch Schiffbau, Brauerei, Brennerei und Salzschlämmerei getrieben. Der Handel umfaßt namentlich Getreide; der transatlantische Verkehr war früher sehr bedeutend, ist aber durch die Versandung der Häfen seit dem 18. Jahrhundert sehr zurückgegangen. Eisenbahnen fehlen der Provinz, dagegen wird dieselbe von guten Wegen und mehren Kanälen durchschnitten und Dampf- und andere Schiffe vermitteln die Verbindung mit den übrigen Provinzen. Im Winter, zur Frostzeit und bei stürmischem Wetter, ist die Kommunikation oft sehr schwer und gefährlich. Die Provinz wird eingetheilt in die 3 Bezirke: Middelburg, Goes und Zierikzee. Hauptstadt ist Middelburg. Das Land mußte zu Anfang des Mittel-

Digitized by Google

alters erst dem Meer abgewonnen werden, während es andererseits durch Durchbrüche des Wassers zum Theil aus festem Land in Inseln verwandelt wurde. Es war Eigenthum der Kaiser, welche bald die Grafen von Flandern, bald die von Holland damit belehnten. Diese Grafen machten sich im 10. und 11. Jahrhundert unabhängig, und Z. war lange der Zankapfel zwischen beiden, bis Florens V., Graf von Holland, 1269 Beatrix, die Tochter des Grafen Guido von Flandern, heirathete und zur Mitgift alle Rechte auf Z. erhielt. Seitdem blieb es bei Holland und bildete, als dies unter dem ersten französischen Kaiserreich von 1810—13 mit Frankreich vereinigt war, das Departement der Scheldemündungen.

Zehdenik, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Templin, an der obern Havel, hat eine Gerichtsdeputation, ein adeliges Fräuleinstift, Watten- und Tabaksfabrikation, Bierbrauerei, Schiffbau und Schifffahrt und 3297 Einw.

Zehen (Fußzehen, digiti pedum), die beim Menschen zu 5 an jedem Fuße stehenden äußersten Enden der unteren Extremitäten. Sie sind den Fingern in ihrem Bau analog und dazu bestimmt, den Fuß zum Auftreten und Fortschreiten geschickter zu machen. Die am innern Rande des Fußes gelegene erste oder große Zehe (hallux) besteht aus 2, die übrigen, an Größe nach dem äußeren Rande des Fußes hin abnehmenden Z. aus 3 Gliedern, welche theils mit dem Mittelfußknochen, theils unter sich in Gelenkverbindung stehen und durch eigene Muskeln bewegt werden. Die Z. sind an der obern Fläche der ersten Gelenke mit Nägeln versehen. Auch bei den Thieren ist das Endglied der Z. fast durchgängig durch eine Horndecke, die als Plattnagel, Kuppennagel, Kralle, Klaue, Huf ꝛc. auftritt, befestigt und geschützt. In den Klassen der Wirbelthiere kommen die Z. überall, nur nicht bei den Fischen, den Schlangen und den sogenannten Schleichen vor. Unter den Säugethieren haben die Affen 4 Hände mit je 4 Zehen (Fingern) und je einem entgegensetzbaren Daumen mit Plattnägeln, welche letzteren sonst in keiner Thierklasse vorkommen. Bei den Fledermäusen sind die 4 äußeren Z. der Vorderfüße nagellos, außerordentlich verlängert und durch die Flughaut verbunden; nur die Innenzehen der Vorderfüße haben Krallen, wie die Z. der Hinterpfoten. Die Ordnung der Insektenfresser hat überall fünfzehige Pfoten, unter denen die vorderen der Maulwürfe dadurch ausgezeichnet sind, daß die Z. verwachsen und mit mächtigen 3—5 Grabklauen versehen sind. Die Bären haben fünfzehige Vorder- u. Hinterfüße, wogegen bei den Hunden die Hinterpfoten nur vierzehig sind. Die Katzen zeigen dasselbe Verhältniß und sind noch überdies durch die zurückziehbaren Krallen ausgezeichnet. Die Marder und Zibethkatzen sind fast alle fünfzehig, und bei der Fischotter und Meerotter erscheinen wieder durch Schwimmhäute verbundene Z. Das Nämliche findet sich bei den Schwimmhäutern unter den Beutelthieren. Die Pfoten der Nager sind in der Regel fünfzehig und mit Krallen bewaffnet. Bei den Vielhufern haben die Z. hufartige Nägel, die schon bei den Schweinen völlige, die Zehe beschuhende Hufe werden. Die kürzeren, nach hinten gerichteten und den Boden nicht berührenden Z. dieser Familie heißen Afterzehen. Bei den Einhufern, dem Pferde, dem Elephanten, ist nur die Mittelzehe behuft, und die Rudimente zweier seitlichen Z. (Kastanien) stecken ganz unter der Haut. Die Wiederkäuer haben 2 zu 2 mit Hufen umkleidete Z., hinter denen etwas höher noch 2 rudimentäre Z. (Afterklauen) stehen. Viele Säugethiere gehen nur auf den Z. (s. Zehengänger); ihre Anwendung ist überhaupt nach Maßgabe ihrer Lebensart eine sehr verschiedene. Die Z. der Pinnipedien sind durch Schwimmhäute, die über das Nagelglied hinausreichen, verbunden, wodurch Flossenfüße entstehen. Die Cetaceen haben nur noch zu Armflossen umgewandelte Vorderglieder. Bei allen Säugethieren ist wenigstens die Oberseite der Z. mit dem Haarkleide bedeckt, und nur die Murinen haben nackte Z. Dagegen reicht nur bei wenigen Vögeln das Federkleid auch auf die Z. herab; sie sind in der Regel beschuppt oder beschildet. Die Vögel besitzen 4 Z., von denen 3 Z. nach vorn und einer nach hinten gerichtet ist und die meist in Krallen ausgehen; nur bei einigen Sumpfvögeln sinkt die Normalzahl auf 3, bei den Laufvögeln auf 2 herab, und bei der Mauerschwalbe sind alle 4 Z. nach vorn gerichtet, während Eulen und mehre Klettervögel eine Vorderzehe willkürlich nach hinten wenden (Wendezehe) können, bei den Spechten aber die Z. 2 zu 2 gestellt sind. Selten sind die Z. der Vögel völlig frei, sondern meist sind die Vorderzehen am Grunde durch kurze Spannhäute verbunden, die bei den Sumpfvögeln zu halben, bei den Schwimmvögeln zu ganzen Schwimmhäuten werden. Statt der Schwimmhäute kommen bei Wasserhühnern und Tauchern auch ganzrandige oder lappige Hautsäume an den Seiten der Z. vor, deren Analogon bei den Waldhühnern fransenförmig erscheint. Die Reptilien haben meist Z., und diese, in der Regel 5, sind durch Schwimmhäute verbunden. Die Schuppeneidechsen sind durch verlängerte äußere Z. ausgezeichnet. Die niedriger stehenden Thiere besitzen keine Z.

Zehengänger (Digitigrada), Gruppe der ächten Raubthiere, solche Arten umfassend, die nur mit den Zehen auftreten u. deshalb behaarte Sohlen haben. Zu diesen, bloß von Fleisch sich nährenden Thieren gehören die Familien der Hunde, Katzen, Marder, Viverren.

Zehenthiere (Digitata), Hauptabtheilung der Klasse der Säugethiere, umfaßt Thiere, deren Zehen mehr oder minder frei beweglich und mit Nägeln oder Krallen bewaffnet sind. Da die Extremitäten dieser Thiere am vollkommensten ausgebildet sind, so können sie greifen und klettern. Ihr Körper ist schlank und geschmeidig, ihre Nahrung verschieden, wiewohl sie der Bau der Zähne vorzugsweise auf thierische Nahrung hinweist. Der Magen ist meist einfach und die Verdauung schnell. Die hierher gehörigen Thiere zeichnen sich vor den Huf- und Flossenfüßern durch größere Lebendigkeit aus. Es gehören hierher die Ordnungen der Affen, der Fledermäuse, der Raubthiere, der Beutelthiere, der Nagethiere und der Zahnlücker.

Zehn, die Zahl zwischen 9 und 11, die Grund-

Digitized by Google

zahl unseres dekadischen Systems, mit welcher die Einheiten der ersten höhern Ordnung, nämlich die Zehner, beginnen, wird daher bei den arabischen Ziffern mit der Eins in der zweiten Stelle bezeichnet, während sie bei den römischen Ziffern aus zwei V besteht, die man so an einander setzt, daß sich die Winkel berühren (X).

Zehn Gebote, die von Gott dem israelitischen Volke durch Moses auf dem Berg Sinai gegebenen zehn Grundgesetze, enthalten in einfachen Zügen wenn auch nicht die ganze Moral, die der Mensch zu üben hat, doch die wichtigsten Forderungen derselben. Die z. G. waren auf zwei steinerne Tafeln (Gesetztafeln, Tafeln des Zeugnisses) geschrieben, die in der Bundeslade aufbewahrt wurden. Sie gingen aus der mosaischen Religion in die christliche und mohammedanische über und machen das erste Hauptstück des lutherischen Katechismus aus, welcher mit dem heidelberger zwar in der Zahl der Gebote übereinstimmt, doch darin von demselben abweicht, daß im letztern als zweites Gebot eingeschoben worden ist: Du sollst dir kein Bildniß machen, wogegen das neunte und zehnte des lutherischen Katechismus zu Einem verbunden sind. Man theilt die z. G. gewöhnlich in die der zwei Gesetztafeln, auf deren erster die Pflichten gegen Gott, auf der zweiten die Pflichten gegen die Menschen verzeichnet gedacht werden.

Zehngerichtenbund (Bund der zehn Gerichte), s. Graubünden.

Zehnt (Decem, Decimae), die Abgabe eines bestimmten, ursprünglich und in der Regel des 10. Theils der Früchte von Produktionsgeschäften, und zwar gemeiniglich des Rohertrags. Er ist theils durch die kirchliche Gesetzgebung, die auf Grund der mosaischen Bücher schon 585 zu Macon den Z. als Recht der Kirche beanspruchte, was dann Karl der Große 779 bestätigte, theils auf privatrechtlichem Wege als eine Form des Erbpachts u. dgl. entstanden. Der Z. kann als Last auf Gütern jeder Art vorkommen; das Recht darauf muß aber durch einen besondern Rechtstitel begründet sein, der entweder in einer allgemeinen Zehntpflichtigkeit aller Güter eines Ortes, einer Mark ꝛc., oder in einem privatrechtlichen Erwerbstitel besteht. Der Z. wird theils mit Rücksicht auf seinen Ursprung, theils mit Rücksicht auf die zur Erhebung berechtigten Personen in geistlichen oder Kirchenzehnt und in weltlichen Z., ferner mit Rücksicht auf den Gegenstand in großen und kleinen Z. eingetheilt. Der Kirchenzehnt ist zur Unterhaltung der Diener der Kirche bestimmt und bezieht sich daher in der Regel nur auf die jedesmalige Parochie; der weltliche Z. aber erscheint als gewöhnliche, an eine weltliche Person zu entrichtende Abgabe. Der große Z. wird auf alle Getreidearten, auch wohl auf Alles, was Halm und Stengel treibt, daher auch auf Heu und Wein, der kleine Z. nur auf die anderen Früchte, z. B. Gemüse, Baumfrüchte, Wurzelgewächse ꝛc., bezogen. Man unterscheidet ferner Natural- (Garben-) u. Sackzehnt, je nachdem die Früchte und Garben, sowie sie vom Feld weggebracht werden, oder das Getreide schon ausgedroschen und gemessen, in Körnern abgegeben werden muß. Blutzehnt nennt man einen abzugebenden Theil des in einer Haus- und Feldwirthschaft gewonnenen jungen Viehs, oder auch wohl dessen, was das Vieh an genießbaren Produkten liefert, z. B. Milch, Eier ꝛc.; Neubruch- oder Novalzehnt (Rottzehnt) denjenigen, der von bisher unkultivirtem, nun aber urbar gemachtem Boden gegeben wird. Das Zehntrecht wird in der Regel so ausgeübt, daß der Eigenthümer des Grundes und Bodens die Früchte vom Boden abbringt, in gleichmäßige Abtheilungen (Haufen, Mandeln, Garben ꝛc.) sondert und dann der Zehntherr, nach erfolgter Aufforderung von Seiten der Zehntpflichtigen, die Auszählung und Auswahl seines Antheils, den er auf eigne Rechnung und Gefahr zu seinem Gewahrsam selbst zu bringen hat, vornimmt. Der Zehntherr kann mit der Auszählung anfangen, wo er will, muß aber im Zählen fortfahren und kann dann also nur die in der Reihenfolge ihn treffenden Theile wählen. Gewöhnlich ist eine Zeit durch Gesetz oder Herkommen bestimmt, binnen welcher, von erhaltener Aufforderung an, der Zehntherr das Auszählen vornehmen muß; läßt er diese ohne erheblichen Grund verstreichen, so verliert er das Wahlrecht, und der Zehntpflichtige kann dann die Auszählung selbst vornehmen und die ihm bleibenden Theile der Früchte wegschaffen. Bleiben beim Auszählen Abtheilungen übrig, so erhält entweder der Zehntherr von ihnen seinen verhältnißmäßigen Antheil, oder sie werden beim nächsten Jahre mitgerechnet; beim Blutzehnt wird immer das nächste Jahr fortgezählt. Uebrigens kann der Z. auch in einem größeren oder kleineren Theil als dem 10., z. B. dem 3., 4., 12., 20., bestehen; doch wird er stets nach den geernteten und gewonnenen Früchten berechnet, und der Zehntherr hat niemals etwas zu den Säungs-, Acker- und Bestellungs- oder Erntekosten beizutragen. Nach preußischem Recht ist der Z. ursprünglich zum Unterhalt der Pfarrer bestimmt, kann aber auch von jedem Andern besessen und erworben werden. Wo der Z. überhaupt und ohne weitere Bestimmung hergebracht ist, wird nur der Großzehnt, der von allen Erzeugnissen, die der Halm trägt, zu entrichten ist, darunter verstanden. Daher sind in der Regel die Brachfrüchte zehntfrei; wird jedoch der Brachschlag so benutzt, daß die künftige Ernte dadurch geschmälert wird, so ist der Zehntherr zu entschädigen. Letzterer kann zwar dem Zehntpflichtigen nicht vorschreiben, wie er sein Grundstück bestellen und benutzen soll, wenn dieser aber eine andere Art von Erzeugnissen, als wozu das Grundstück bisher gewöhnlich benutzt worden ist, darauf baut, so muß er auch hiervon den Z. entrichten. Läßt er die zum Winter- und Sommerfeld gehörigen Ländereien aus Nachlässigkeit oder unordentlicher Wirthschaft ganz oder zum Theil unbebaut liegen, so kann sie der Zehntberechtigte in Kultur nehmen, ohne daß der Eigenthümer Anspruch auf die Früchte hat. Wo der kleine Z. ausdrücklich eingeführt ist, wird er von allen Baum- und Gartenfrüchten, sie mögen auf dem Feld oder im Garten erbaut sein, entrichtet. Kälber, Lämmer und Schweine, als Blutzehnt, braucht der Zehntherr nicht eher, als bis sie zum Verkauf tauglich sind, Fohlen nicht eher, als bis sie abge-

Digitized by Google

sogen sind, u. Federvieh erst, wenn es befiedert ist, anzunehmen, und von allen Sorten müssen wenigstens Stücke mittlerer Güte gegeben werden. Der Sack- oder Körnerzehnt muß dem Zehntherrn nach gestrichenem Maß in die Behausung gebracht werden. Die neuere Agralgesetzgebung vieler Staaten hat sich bemüht, den Z., dessen volks- und staatswirthschaftliche Schädlichkeit außer Zweifel gesetzt ist, im Wege der Ablösung zu beseitigen. Meist hat man die Entschädigungen in Geld so berechnet, daß der reine Ertrag der Z.en als vierprocentige Zinsen eines Kapitals angesehen und also mit 25 multiplicirt wird. Die neueren Gesetze (seit 1848) sind aber für den Zehntherrn viel ungünstiger.

Zehn Tafeln, s. Zwölf Tafeln.

Zeichendeuter (griech. Teratoskopoi), Art Wahrsager, welche aus natürlichen Erscheinungen, besonders denen am Himmel, sowie aus widernatürlichen, z. B. Mißgeburten, die Zukunft prophezeiten.

Zeichenkunst (Skiagraphie), die Kunst, körperliche Gegenstände auf ebener Fläche mittelst verbundener Linien darzustellen. Dies geschieht mit einem Stift oder einer Feder auf Tafeln von Holz oder Stein, auf Pergament ꝛc., am häufigsten auf Papier. Die Zeichnung ist die Grundlage der Malerei und noch wichtiger als das Kolorit, da sie dem Gemälde Leben, Ausdruck und die wahre Gestalt gibt. Je nach ihrer Anwendung stellt sich die Z. dar als rein künstlerische, wo sie ganz an die Stelle der Malerei tritt, oder als technische, wo sie nur die Umrisse der beabsichtigten Gegenstände darstellt und als Perspektiv- oder Situationszeichnen (s. d.) in der Architektur, Fortifikation, Artillerie und anderen Künsten und Gewerben dient. Das künstlerische Zeichnen wird in Bezug auf seine Anwendung gewöhnlich in 5 Klassen getheilt: Skizzen (Croquis, toquirte Zeichnungen, desseins hourtés), deren Zweck ist, den ersten noch rohen Gedanken festzuhalten; ausgeführte Zeichnungen, welche die Gegenstände mit Andeutung aller Kleinigkeiten wiedergeben; Studien, Zeichnungen nach der Natur oder nach künstlerischen Gegenständen; Akademien oder Akte, Zeichnungen von menschlichen Figuren nach dem Leben; Kartons, Zeichnungen auf grauem Papier, in der Größe des danach auszuführenden Gemäldes. Besonders geschätzt sind die Handzeichnungen großer Meister, da sich in ihnen das erste Feuer, womit sie eine Idee fassen, oft am genialsten ausspricht. Hinsichtlich des Stoffes, mit dem man zeichnet, unterscheidet man drei Hauptarten: mit der Feder, mit dem Stift und mit Tusche. Die Federzeichnungen haben oft etwas Hartes, geben aber der Hand Sicherheit und Leichtigkeit. Die Schatten werden entweder durch Schraffirungen angedeutet, oder man macht mit der Feder nur die Züge der Umrisse und tuscht die Schatten. Zu Stift- oder Kreidezeichnungen bedient man sich sowohl des Röthels, als der schwarzen Kreide und höht, wenn der Grund farbig ist, mit weißer Kreide die Lichter auf. Behandelt man die Kreide so, daß man sie mit dem Wischer verreibt, so bekommt eine solche Zeichnung ein äußerst weiches Ansehen. Diese Manier (à l'estampe) eignet sich besonders, um breite Massen von Schatten und Helldunkel anzugeben und einen harmonischen Lichteffekt hervorzubringen. Hierher gehören auch die mit Blei- und Silberstift auf Papier und Pergament gemachten Zeichnungen (Crayonzeichnungen). Das Tuschen, das mit dem in Bister, Röthel, Indigo, Tusche getauchten Pinsel geschieht, gestattet die höchste Vollendung und ist für alle Gattungen der darzustellenden Gegenstände anwendbar. Schraffirte Zeichnung (dessein hachè) nennt man eine Zeichnung, in welcher die Schatten durch sichtbare Linien mit der Feder angezeigt sind. Eine gerieselte Zeichnung (dessein graine) ist die, deren Schatten mit dem Stift gemacht sind, ohne daß sie verrieben, oder mit Linien angedeutet werden. Um eine Zeichnung im kleineren oder größeren Maßstab zu kopiren, pflegt man Fäden in angemessenen Quadraten über beide Tafeln zu ziehen, wo es dann sehr leicht ist, in jedes Quadrat Das zu zeichnen, was im Original darin steht. Will man aber die scharf bestimmte Form nachzeichnen, so muß dies mittelst einer Calque geschehen.

Die Erfindung der Z. schrieben die Griechen der Callirrhoe, der Tochter eines Töpfers, zu, die den Schattenriß ihres scheidenden Geliebten an die Wand zeichnete. Man bezeichnete anfangs jeden Gegenstand mit einem bestimmten Zeichen, z. B. einen Kopf durch ein Oval. Dann füllte man diesen Umriß mit einer Farbe aus und zeichnete in diese mit Weiß Augen, Nase, Haare ꝛc. hinein. Darauf ging man durch die einfarbigen Gemälde (Monochroma) zum Illuminiren, also zur eigentlichen Malerei über. In der nächsten Periode gelangte man endlich bis zur richtigen festen Linearzeichnung und deutete zugleich den Schatten durch Schraffirung an, welche Ardices und Telephanes erfunden haben sollen. Zur Zeit der späteren Griechen und bei den Römern sank die Z. mit der Malerei allmählig wieder, bis sie in das Harte der byzantinischen Kunst verfiel. Dies trug sich auch auf die altitalienische Kunst im 12.—14. Jahrhundert und in die fast gleichzeitige altdeutsche Kunst über, wo Fehler und Uebertreibungen in der Zeichnung etwas Gewöhnliches sind. Durch Raphael entfaltete sich die ächte und korrekte Z. zur größten Vollkommenheit. Die florentinische Schule wollte die römische übertreffen und verlor durch Uebertreibung. Milder und der Natur und dem Gefühl gemäßer zeichnete die lombardische Schule, während die venetianische sich im Kolorit verlor und Zeichnungen von Wahrheit und Fülle, doch ohne Adel und Würde lieferte. Die Niederländer zeichnen sich durch korrekte, doch zu naturgemäße unideale Formen in ihren Zeichnungen aus. Bei den Franzosen führte Poussin die reine Zeichnung ein; zu Ludwigs XIV. Zeit wurde die Zeichnung dieser Schule manierirt und geschmacklos, und erst unter David kehrte sie zur alten Strenge zurück. Die neudeutsche Schule strebt der Korrektheit der Italiener nach. Vgl. Elster, Die höhere Z., theoretisch-praktisch, historisch und ästhetisch entwickelt, Leipzig 1853.

Zeichnende Künste, alle Künste, denen Zeichnungen von sichtbaren Formen zu Grunde liegen,

Digitized by Google

also: Zeichenkunst, Malerei, Baukunst, Skulptur, Stahl- und Kupferstechkunst, Formschneidekunst, Lithographie ꝛc.

Zeidelgüter, sonst die in den Reichsforsten bei Nürnberg gelegenen Güter der Zeidler, d. i. derjenigen Personen, welche die Aufsicht über die Bienen und das Recht des Zeidelns, d. i. des Bienenhaltens und Honigschneidens, in gedachten Waldungen hatten, standen unter einem besondern Zeidelgericht.

Zeil, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, Bezirksamt Haßfurt, am Main und an der bayerischen Westbahn (Linie Bamberg-Würzburg), Sitz eines Rentamts, hat 3 Kirchen, ein Schloß, Armenhaus, Papierfabrikation, bedeutende Steinbrüche, Viehzucht, Getreide-, Obst- und Weinbau und 1420 Einwohner. Dabei die Ruinen der ehemaligen Burg Schmachtenberg. Z. kommt schon in Urkunden von 1196 vor und wurde vom Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) zur Stadt erhoben.

Zeisig, Vogel, s. Finke.

Zeising, Adolf, namhafter Aesthetiker, geboren den 24. September 1810 zu Ballenstedt, war früher Professor am Gymnasium zu Bernburg und privatisirt seit 1853 meist in München. Er entdeckte das Gesetz, daß der menschliche Körper neben vielen andern Erscheinungen nach dem Verhältnisse des sogenannten goldenen Schnitts gegliedert ist und veröffentlichte darüber die „Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers" (Leipzig 1854). Sonst schrieb er noch: „Grammatik der deutschen Sprache" (Leipzig 1847), „Aesthetische Forschungen" (Frankfurt 1855) und „Die Metamorphosen in den Verhältnissen der menschlichen Gestalt" (Bonn 1860).

Zeit (tempus), eine der Reihenformen unseres Vorstellens, in welche sich der Stoff der sinnlichen Erfahrung bei der Auffassung nothwendiger Weise gruppirt. Während das neben einander Liegende sich in räumliche Formen ordnet, ist die Z. die Form für die Auffassung Dessen, was nach einander geschieht. Aristoteles nannte sie das Maß der Bewegungen im Weltall; nach Kant sind Raum und Z. ursprüngliche, nothwendige Formen der Erfahrung, welche nicht durch Abstraktion entstanden sind, auch nicht als allgemeine Begriffe gedacht werden dürfen, sondern als reine Anschauung a priori aufgefaßt werden müßten. Die Z. wird durch den stetigen Uebergang von drei relativen Bestandtheilen, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, gebildet; ihr Gesammtbegriff heißt Ewigkeit (s. d.), unter welcher entweder eine fließende Gegenwart als eine unabreißliche Kette von Zeitpunkten, oder eine stehende Gegenwart (praesentia status) als vollendetes Dasein ohne alle Verflußpunkte verstanden wird. Zur Messung der Zeit dienen vorzüglich die gleichförmigen Bewegungen der Himmelskörper in ihrer Verbindung mit der Erde. Weil aber das Licht, wodurch die Himmelskörper erscheinen, selbst Z. zur Ausbreitung braucht, so wird in Rücksicht auf ihre Bewegungen zwischen scheinbarer oder gemeiner und wirklicher oder astronomischer Z. unterschieden. In Beziehung auf die scheinbare tägliche Bewegung der Sonne u. die scheinbare tägliche Umdrehung des Himmels tritt der Unterschied zwischen Sonnenzeit (s. d.) und Sternzeit (s. d.) ein.

Zeitalter (Weltalter, aetates), nach den Dichtern und Philosophen der Vorzeit die verschiedenen Bildungsperioden des Menschengeschlechts, d. h. die verschiedenen Stufen der Sittlichkeit und Glückseligkeit, auf denen das Menschengeschlecht in verschiedenen Zeiten gestanden haben soll. Wegen der Unbestimmbarkeit der Grenzen hat man auch eine verschiedene Zahl von Z.n angenommen. Hesiodus und nach ihm Proclus nehmen 5 an. Im goldenen oder saturninischen Z., unter der Regierung des Kronos, lebten die Menschen einfach und patriarchalisch und wurden nach ihrem Tode himmlische Schutzgeister. Im silbernen waren die Menschen schon an Gestalt und Sinn verändert, üppig und gottlos und wurden nach dem Tode die irdischen Genien. Im ehernen wurden Künste gebildet, blutige Kriege geführt, Gewaltthätigkeiten geübt und unermeßliches Elend über die Erde gebracht, die Menschen aber kamen, wenn sie starben, in die Unterwelt hinab. Dem heroischen, das besser und stärker war als jenes, stellt der Dichter das menschliche, das seiner Zeitgenossen, gegenüber, dessen Treiben und Drängen ihm den Wunsch auspreßt, entweder früher gelebt zu haben, oder später geboren worden zu sein. Ovid hält in seinen „Metamorphosen" die Vorstellung des Hesiod fest, läßt aber das heroische Z. weg und beschränkt die Z. bis zur deucalionischen Fluth, worauf durch Deucalion das neue Geschlecht entstand. Aratus nimmt 3 Z. an: das goldene, silberne und eherne, indem bei ihm das eherne und eiserne des Ovid zusammenfallen. Virgil scheidet nur 2 Z. nach dem Weltregiment des Saturnus und des Jupiter, unter jenem das bessere, glücklichere Leben, unter diesem das nach und nach schlimmer werdende bis auf des Dichters Zeit. Bald ging diese Idee aus der Poesie auch in die Philosophie über und ward wissenschaftlich ausgebildet. Man sah diese Z. als die Theile des großen Weltjahrs an, das vollendet sein werde, wenn einst die Gestirne und Planeten am Himmel wieder denselben Stand einnehmen würden, worauf dann der vorige Wechsel der Schicksale wiederkehren müsse. Man ließ das erste oder goldene Z. von Saturn, das zweite von Jupiter, das dritte von Neptun und das letzte von Pluto, nach Andern von Apollo regiert werden. Die Zeit für den Ablauf des großen Weltjahrs wurde auf 3000 Sonnenjahre berechnet, nach Andern auf 7777, nach Cicero auf 12,954 und nach Heraklit auf 18,000. Die sibyllinischen Bücher theilten es in 10 säkularische Monate oder 4 Jahreszeiten, wo der Frühling das goldene, der Sommer das silberne, der Herbst das eherne, in welches die deucalionische Fluth fällt, und der Winter das eiserne Z. in sich begriff. Auch in dem tausendjährigen Reiche der Apokalypse und in den heiligen Büchern der Indier finden wir die Idee der Z. wieder, und selbst die neuere Philosophie hat diesen Begriff auf ihre Weise zu verarbeiten gesucht. So nahm Fichte 5 Weltalter an, von welchen wir uns jetzt im dritten befinden sollen, und Hegel 3, von welchen wir ebenfalls im dritten stehen.

Zeiten (tempora), in der Grammatik ein wesent-

Digitized by Google

licher Bestandtheil der Redeformen des Verbums (s. d.), vgl. Tempus; in der musikalischen Taktlehre Bezeichnung der Theile des Takts (s. d.); in der Rhythmik Bezeichnung des zeitlichen Gehalts eines Versfußes (s. Rhythmus).

Zeitgeist (genius saeculi), die Summe herrschender Ideen, die nach Inhalt oder Form einer Zeit eigenthümlich angehören und ihr Charakteristisches bilden. Sie gelten und wirken, ohne daß man sich ihrer bestimmt bewußt ist.

Zeitgleichung, s. Sonnenzeit.

Zeitkäufe, an den Fonds- und Produktenbörsen die Geschäfte auf Lieferung von Papieren oder Produkten, nach einer bestimmten Frist und zu einem beim Geschäftsabschluß festgesetzten Preise, wobei sich jedoch der Käufer das Recht vorbehält, die wirkliche Ueberlieferung der Papiere oder Waaren auch schon vor dem stipulirten Termine verlangen zu können, sobald er den Kaufpreis zahlt. Die Z. vermögen die Kurs- und Getreidepreise willkürlich zu Gunsten einzelner Spekulanten zu afficiren.

Zeitkunde, s. Chronologie.

Zeitlose, Pflanzengattung, s. v. a. Colchicum *L.*

Zeitmaß, s. Tempo und Metrik.

Zeitmesser, s. v. a. Chronometer.

Zeitrechnung, s. Aere und Chronologie.

Zeitungen und Zeitschriften, literarische Erzeugnisse, welche, zu bestimmten Zeiten erscheinend, über Gegenstände Kunde geben, die für den Augenblick Interesse haben. Das Wort Zeitung ist die hochdeutsche Form für das niederdeutsche „Theiding" oder „Theidung", englisch Tiding, eine Ableitung von dem Worte Zeit, das im Niederdeutschen tid oder teid, im Angelsächsischen tid und im Englischen time lautet und ursprünglich s. v. a. Begebenheit oder Ereigniß bedeutet. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts ward es gewöhnlich, Flugblätter, welche über merkwürdige Begebenheiten veröffentlicht wurden, „Zeitungen" oder „Neue Zeitungen" (d. i. neue Begebenheiten) zu betiteln. Gegenwärtig aber macht man einen Unterschied zwischen Zeitungen und Zeitschriften; man versteht nämlich unter Zeitungen (engl. Newspapers, franz. Gazettes) entweder im engern Sinne nur solche regelmäßig veröffentlichte Blätter, die sich bloß mit der Mittheilung und Besprechung politischer Nachrichten beschäftigen, oder im weitern Sinne alle diejenigen, welche auch die neuen Erscheinungen, Entdeckungen und Erfindungen im Gebiet der Wissenschaft, Literatur und Kunst, wie des Handels und der Industrie in ihr Bereich ziehen (Literaturzeitungen, Kunstzeitungen, Handelszeitungen, Gewerbszeitungen), unter Zeitschriften oder Journalen (franz. und engl. Journal, ital. Giornale, eigentlich Tageblatt, daher in Frankreich und Italien häufig Titel von Zeitungen) aber solche von Zeit zu Zeit erscheinende literarische Erzeugnisse, welche mit ihrem Inhalt einerseits wissenschaftliche Diskussion, andererseits Belehrung oder Unterhaltung bezwecken. Man hat aber allgemeine Zeitschriften, welche allerlei Gegenstände von allgemeinerem Interesse besprechen; wissenschaftliche Journale, welche nur für einzelne Fächer des Wissens bestimmt sind, und kritische Journale, welche sich die Beurtheilung literarischer und artistischer Produkte zur Aufgabe stellen. Wegen ihres zu bestimmten Zeiten wiederkehrenden Erscheinens nennt man sämmtliche Z. u. Z. auch periodische Schriften und spricht von einer periodischen Literatur, deren Gesammtheit man auch unter dem Namen Journalismus begreift. In Beziehung auf die Zeiträume, innerhalb welcher sie erscheinen, gibt es Vierteljahrs- u. Monatsschriften, Wochenblätter und Tageblätter (Journale). Besonders wichtige Neuigkeiten werden oft in Extrablättern mitgetheilt. Die Zeitungen sind einer der kräftigsten Hebel der Civilisation neuerer Zeit, da sie nicht nur den Geistesverkehr vermitteln, sondern auch zum Organ der öffentlichen Meinung und zum Mittel, auf diese einzuwirken, geworden sind. Die Geschichte des Journalismus, welcher einer der wichtigsten Faktoren des Entwickelungsganges der geistigen Kultur einer Nation ist, bildet einen bisher jedoch noch nicht genügend bearbeiteten Theil der Kultur- und Literaturgeschichte der Völker. Die Regierungen aber pflegten von jeher ihr Augenmerk auf die Tagespresse zu richten, indem sie dieselbe entweder zu beschränken oder ihrem Interesse dienstbar zu machen suchten. Mittel dazu gaben ihnen die Zeitungsprivilegien, d. h. die Erlaubniß, eine Zeitung herauszugeben, die beliebig ertheilt und zurückgenommen wurden, sobald sie den Regierungen unbequem wurden, ferner die Censur (s. d.) und nach deren Aufhebung mehr oder minder strenge Preßgesetze und Kautionen, welche für etwaige Gesetzübertretungen haften, endlich die Zeitungsstempelabgabe, welche den Ankauf von Zeitungen nur Bemittelten möglich macht.

Als die ersten Anfänge des Zeitungswesens pflegt man die „Acta diurna" oder „Acta publica" der Römer, eine Art von Tageschronik derselben, zu betrachten. Dieselben waren von Julius Cäsar begründet und sehr mannichfaltigen Inhalts, namentlich in der Kaiserzeit, da sie über Vorgänge in der kaiserlichen Familie, wie Geburten, Todesfälle ꝛc., sowie über Staatsangelegenheiten, so viel man davon nämlich zur Oeffentlichkeit gelangen lassen wollte, kaiserliche Verordnungen, Senatsbeschlüsse, Verfügungen der höheren Magistrate, Kriminal- u. sonstige wichtigere Prozesse, städtische Angelegenheiten, Bauten, Reisen distinguirter Personen ꝛc. Nachricht gaben und auch Geburts-, Heirathe-, Ehescheidungs- und Todesanzeigen enthielten. Ueber die Redaktionsweise derselben wissen wir nichts Näheres. Schreiber nahmen für Abonnenten Abschriften oder fertigten Auszüge daraus. Nach Ablauf einer bestimmten Zeit wurden sie im Staatsarchiv niedergelegt, wo sie der Benutzung von Seiten der Schriftsteller offen lagen. Vgl. Schmidt, Das Staatszeitungswesen der Römer, in der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft", Jahrgang 1844, Heft 4; Liebermann, De diurnis aliisque Romanorum actis, Gröningen 1857; Hübner, De senatus populique Romanorum actis, in Jahns „Jahrbuch für Philologie und Pädagogik", Supplement, Bd. 3, Heft 5, Leipzig 1860. Doch fallen diese periodischen Veröffentlichungen der Römer, wie auch die, welche von uralter Zeit her in Persien, China, Japan,

Digitized by Google

Delhi und anderen Ländern des Orients erscheinen, nicht unter den literarhistorischen Begriff des Journalismus, wozu ihnen nicht weniger als Alles, nämlich die freie und schöpferische Betheiligung des Volkes, fehlte. Erst im 16. Jahrhundert machte sich, durch die Reformation und den eröffneten Weltverkehr angeregt, bei Völkern und Individuen das Bedürfniß öffentlicher Besprechung der die Zeit bewegenden Fragen geltend, dem zu genügen aber erst nach Erfindung und Vervollkommnung der Buchdruckerkunst und Einrichtung eines regelmäßigen Postverkehrs möglich ward. Zu den Vorgängern der sich allmählig herausbildenden periodischen Blätter gehören u. A. die sogenannten „Relationen", fliegende Blätter, die erschienen, sobald irgend etwas Denkwürdiges geschehen war. Augsburg, Wien, Nürnberg und Leipzig waren die Orte, von denen diese Relationen oder „Zeitungen" meist ausgingen. Für die ersten Anfänge des eigentlichen Zeitungswesens gelten die geschriebenen Nachrichten (notizie scritte) über wichtige Ereignisse, welche um die Mitte des 16. Jahrhunderts die Republik Venedig von Zeit zu Zeit an öffentlichen Orten auslegte und die man gegen Bezahlung einer kleinen Scheidemünze (gazeta) lesen konnte. Von dieser Münze erhielten diese Neuigkeitsblätter in Italien, wie später in Frankreich (gazette), Spanien (gazeta) und England ihren Namen. Eine größere Reihe von Jahrgängen dieser Notizie scritte besitzt die magliabechi'sche Bibliothek zu Florenz. Die argwöhnische Regierung der Republik Venedig war aber der Oeffentlichkeit in Sachen der Politik so wenig hold, daß sie noch lange nach Verbreitung der Buchdruckerkunst nur geschriebene Zeitungen duldete. Als sie endlich auch das Erscheinen gedruckter Neuigkeitsblätter zuließ, verbreiteten sich diese von Venedig aus schnell in andere europäische Länder. Bald aber reizten sie den Argwohn des römischen Stuhls, und Papst Gregor XIII. (1572—85) fand sich veranlaßt, eine besondere Bulle gegen die Zeitungsschreiber, die damals Menanti (d. i. Kopisten) hießen und die er im Wortspiel als Minantes (d. i. Drohende, Gefährliche) bezeichnete, zu erlassen. Auch die ganze folgende Zeit bis auf die neuere herab ist in Italien die Entwickelung des Journalwesens von Seiten der Kirche wie der Regierungen mit ungünstigem Auge überwacht worden, und eine eigentliche periodische Literatur konnte in Folge der strengen Censur und sonstiger Hemmnisse gar nicht aufkommen. Die geduldeten Zeitungen mußten sich auf die trockensten und dürftigsten Mittheilungen beschränken und fanden daher auf Seiten des Publikums wenig Beachtung. Den größten Leserkreis hatten die privilegirten Zeitungen von Mailand, Venedig, Turin, Genua, Bologna, Lucca, Florenz, das „Diario di Roma" und die „Gazzetta di Napoli". In den Zeiten revolutionärer Bewegung (1831) erregte die zu Modena erscheinende „Voce della verità" großes Aufsehen durch ihre übertrieben absolutistisch-monarchischen Tendenzen. Im Jahre 1836 erschienen in Italien 171 periodische Schriften, die sich bis 1845 auf 205 vermehrten, jedoch größtentheils wissenschaftlichen und literarischen Inhalts waren. Mit dem Regierungsantritt Pius' IX. trat in der italienischen Journalliteratur ein großer Umschwung ein, indem die bestehenden Zeitungen nicht nur einen freieren Ton anschlugen, sondern auch zahlreiche neue begründet wurden, welche zum Theil mit Talent und Geschick geschrieben und redigirt waren, aber durch Ueberfülle und maßlose faktiose Extravaganz mehr schadeten als nützten. Das Jahr 1849 mit seinen Reaktionsbestrebungen machte den meisten dieser Blätter ein Ende. Nur in Piemont, welches im Allgemeinen an den 1848 angenommenen Principien des Konstitutionalismus festhielt, bewahrte die Presse eine freiere Haltung. Im Jahre 1852 zählte man in der sardinischen Monarchie 45 rein politische Blätter, von denen als die wichtigen das „Risorgimento", als Organ der gemäßigt liberalen Partei, die „Patria", ein klerikales, der italienischen Bewegung wenig holdes Blatt, die „Concordia", entschieden liberal, die „Gazzetta di Popolo", ein unter den niederen Volksklassen sehr beliebtes Blatt, und der „Messaggiere", das Organ der radikalen Partei, hervorzuheben sind. Officielle Zeitungen waren die „Gazzetta Piemontese" und die „Gazzetta di Genova". Einige liberale Blätter, die seit 1847 in Toskana entstanden, wie „La Patria" zu Florenz, „L'Italia" zu Pisa u. A., hatten, wie die radikalen „Il Nazionale" und „Corriere Livornese", nur ein ephemeres Dasein, und es bestanden hier, wie in Parma und Modena, seit 1850 nur noch officielle Zeitungen. Im Kirchenstaat war der „Contemporaneo" das einflußreichste Organ der gemäßigten Liberalen, hatte aber, wie andere Blätter freierer Richtung, 1850 schon aufgehört zu erscheinen. Das einzige rein politische Blatt, welches später in Rom erschien, war das officielle „Giornale di Roma", hervorgegangen aus dem „Diario di Roma", welches während der Revolution den Titel „Monitore Romano" angenommen hatte. Als Organ der klerikalen Partei wurde Mitte 1850 der halboffizielle „Osservatore Romano" begründet, welcher sich erhielt. Im Königreich Neapel war die politische Presse auch während der Bewegung von 1848 von geringem Einfluß, und Ende 1850 gab es hier bloß zwei größere politische Blätter, das „Giornale delle due Sicilie" und „Il Tempo", welche beide im Sinne der Regierung redigirt wurden. Die mazzinistische Presse fristete nur zu Genua ihr Dasein. Hier wirkte von 1851—58 das Blatt „L'Italia e Popolo" trotz harter Verfolgung für die Wiedergeburt Italiens. Die politische Umgestaltung, welche Italien in Folge des Friedens von Villafranca 1859 erfuhr, gab dem politischen Journalismus einen neuen Aufschwung. Unter dem Schutz der nun über das ganze Königreich ausgedehnten Preßfreiheit entstanden politische Blätter aller Farben, darunter freilich viele von kurzem Bestand. Die bedeutendsten von denjenigen, welche fortdauerten, sind: die „Gazzetta ufficiale del Regno d'Italia" in Turin, das amtliche Blatt der Regierung; die „Opinione" und „Gazzetta di Torino", von denen namentlich die erstere seit einer Reihe von Jahren den eben am Ruder befindlichen Ministerien als officiöses Organ dient, und die weit verbreitete „Gazzetta di Popolo", welche Cavours Ansichten vertrat. Das Papstthum und die Legitimität werden vertreten

Digitized by Google

von der „Armonia", dem „Piemonte" und dem „Campanile". Der „Fischietto" ist der italienische „Punch". In Mailand ist die „Perseveranza" eine Zeitung ersten Ranges. Als andere Tagesblätter sind „Unità italiana", „Lombardo", „Alleanza", „La Lombardia" und „Il Pungolo" zu nennen. Die das Papstthum und die ganze katholische Hierarchie bekämpfende „Politica" hörte 1863 auf. Das Hauptblatt der florentiner Presse ist die „Nazione" von ministerieller Färbung; von den anderen Tagesblättern sind der „Independente", die „Gazzetta del Popolo" und der „Monitore Toscano" zu nennen. In Livorno erscheinen die beiden Handelsblätter „L'Indicatore commerciale" und „Il Commercio Livornese". Auch im Königreich beider Sicilien, wo früher außer den amtlichen Zeitungen von Neapel und Palermo kein politisches Blatt geduldet ward, schossen seit 1860 zahlreiche politische Blätter auf, von denen viele dem sogenannten Piemontismus Opposition machten, theils als verkappte Organe der Bourbonen, theils mazzinistischer Tendenz, theils der Autonomie Neapels das Wort redend. Subventionen von der Regierung erhielten die „Patria" und der „Nazionale", neben denen 1864 noch „Il Nomade", „Plebiscito", „Pungolo" und „Democrazia" erschienen. In Venetien ist die „Gazzetta di Venezia" das wichtigste und verbreitetste Blatt. Außerhalb Italiens erscheinen Zeitungen in italienischer Sprache in einigen österreichischen Kronländern, namentlich im südlichen Tyrol, in Görz und Gradisca, im Litorale, in Istrien und Dalmatien, ferner auf den jonischen Inseln, in Griechenland und den Seeplätzen der Levante, selbst in einigen größeren Seeplätzen Amerika's. (Vgl. Cironi, Die nationale Presse in Italien, deutsch von Ludmilla Assing, Leipzig 1863.) Eine kritische Zeitschrift besaß Italien frühzeitig in dem älteren „Giornale de létterati" (1710—33), das eine Zeitlang unter Apostolo Zeno's Leitung stand. „Novelle letterarie" wurden seit 1710 von Lami in Florenz herausgegeben. Zu einer der besten Zeitschriften schwang sich aber das 1771 in Pisa gegründete, früher von Fabroni redigirte „Giornale di letterati" empor. Mehre andere mit demselben Titel folgten. Seit 1815 gewann die bis 1826 von Acerbi, später von Gironi u. A. geleitete und 1840 mit dem 100. Band geschlossene „Biblioteca italiana" durch scharfes, freimüthiges Urtheil großes Ansehen. An ihre Stelle trat das officielle „Giornale dell' Instituto Lombardo". Die politischen Stürme der Jahre 1848 u. 1849 machten der Mehrzahl der im lombardisch-venetianischen Königreich erscheinenden Zeitschriften ein Ende, ohne daß sie bis jetzt wieder ersetzt worden sind. Von Bedeutung waren unter diesen das „Giornale Euganeo" in Padua, das „Giornale dell' Instituto Lombardo" in Mailand, der mehr belletristisch unterhaltende „Gondoliere" in Venedig, die streng wissenschaftlichen „Annali delle scienze" in Vicenza u. a. m. In Sardinien war die „Revista Ligure" in Genua eine der besten Zeitschriften. Seit 1848 hat sich hier auch auf dem Gebiet der nichtpolitischen Journalistik ein reges Leben gezeigt. Hervorzuheben sind: der „Cimento", seit 1852; die „Revista contemporanea", ein Journal politischen, wissenschaftlichen u. belletristischen Inhalts; die „Revista Italiana", seit 1849, ꝛc. In Rom ging der „Saggiatore" 1848 ein, während das alte „Giornale arcadico" die Stürme überdauerte. In Modena erschienen vor 1848 das „Giornale scientifico-letterario Modenese" und die „Revista di science, lettere ed arte"; in Toskana bis 1833 die reichhaltige „Antologia di Firenze"; in Neapel der „Progresso delle scienze, lettere ed arte", seit 1833. Noch erscheint das „Museo di science e letteratura". Streng wissenschaftlichen Inhalts waren Avellino's „Bulletino archeologico" und Minervini's „Bulletino archeologico Neapolitano" u. A. In Ruf standen endlich bis 1848 die „Effemeridi scientifiche e letterarie" von Palermo und der „Innominato" von Messina. Treffliches bietet die seit 1855 von Bianchi in Toskana herausgegebene Wochenschrift „Lo Spettatore". Das seit 1842 erscheinende „Archivio storico italiano" verspricht in seiner neuen Serie mit der Zeit ein vollständiges Repertorium der Geschichtsliteratur zu werden.

In Frankreich war das erste Journal der „Mercure Français (Paris 1605—45, 26 Bde.), welcher aber nicht eigentlich eine Zeitung, sondern eine historische Kompilation war. Das erste wirkliche Wochenblatt begründete Théophraste Renaudot, ein Arzt, der die Neuigkeiten, welche er seinen Patienten, anfangs mündlich am Krankenbette mittheilte, dann seit dem 30. Mai 1631 in einer „Gazette" veröffentlichte. Er führte das Blatt trotz mancherlei Anfechtungen durch die strenge Censur Ludwigs XIV., welche auch mehre „Gazettes à la main", d. i. handschriftlich verbreitete Zeitungen, hervorrief, bis zu seinem Tode den 25. Okt. 1653 fort, worauf es sein Sohn Isaak Renaudot und nach dessen Abgang (1679) Eusebius Renaudot, welcher 1729 starb, übernahm. Eine „Gazette burlesque" in Versen gab der Dichter Jean Loret († 1665) erst handschriftlich, seit dem 4. Mai 1650 im Druck heraus. Sie ward später als „Muse historique" (Par. 1656—65, 3 Bde.) gesammelt und enthält interessante Beiträge zur Chronique scandaleuse des damaligen Paris. Ein politisch-literarisches Blatt war der „Mercure galant", welcher 1672 von Donacan de Vizé († 1710) begonnen ward, 1717 den Titel „Mercure de France" annahm, während der Revolution von Einfluß war und bis 1815 bestand. Die erste täglich erscheinende französische Zeitung war das „Journal de Paris", welches von 1777—1819 erschien. Einen weitgreifenden Einfluß gewannen die Zeitungen erst während der Revolution, indem sie damals Organe der einander bekämpfenden Parteien wurden. Nachdem Mirabeau mit seinem „Courrier de Provence" am 2. Mai 1789 den Anfang gemacht, wurde das Land mit Blättern wahrhaft überschwemmt. Die Gesammtzahl der Zeitungen, welche 1789—1800 entstanden, wird zu 750 angegeben. Am treuesten spiegeln die wüthenden Parteikämpfe jener Zeit ab die „Chronique de Paris", herausgegeben von Condorcet, Noël u. A. (vom 24. August 1789 bis 25. Aug. 1793), der „Orateur du peuple", von Fréron unter dem Namen Martel 1790—95 herausgegeben; Brune's „Journal du soir", Heberts „Père Duchesne", Marchands „Sabbats jacobites" (1791

Digitized by Google

bis 1792), vor allen Marats „Ami du peuple" (12. Sept. 1789 bis 21. Sept. 1792), das „Journal de la République française" (25. Sept. 1792 bis 9. März 1793) u. Jacques Roux' „Publiciste de la République française" (11. März bis 14. Juli 1793). Organ der Jakobiner war das „Journal de la Montagne", von Lavaux, Thomas, Rousseau u. A. (1. Juni 1793 bis 23. Brumaire des Jahres III) herausgegeben, Organ der Girondisten das „Bulletin des amis de la vérité". Dem Konstitutionalismus huldigte unter andern Wallet du Pans „Mercure de France". Unter den Blättern der Royalisten war der „Ami du roi", von Royon und Montjoye (1. Juni 1790 bis 10. Aug. 1792) herausgegebene, das bedeutendste. Unter den unterhaltenden und satirischen Journalen der Revolutionszeit waren die „Actes des apôtres" von Peltier, Mirabeau, Champernez, Sulleau u. A. (1789—92) das gelesenste. Im Jahre 1789 traten allein 150 Blätter ans Licht; 1790 zählte man 140, 1791 95, 1792 60, 1793 50, 1794 40, 1795 35, 1796 32, 1797 wieder 95, 1798 aber nur 17. Unter Napoleon I. war die Freiheit der Presse sehr beschränkt. Die Verordnung des ersten Konsuls vom 17. Jan. 1800 gestattete nur das Erscheinen folgender 13 politischen Blätter: „Moniteur universel", „Journal des Débats", „Journal de Paris", „Bien informé", „Publiciste", „Ami des lois", „Clef du Cabinet des souverains", „Citoyen français", „Gazette de France", „Journal des hommes libres", „Journal du roi", „Journal des défenseurs de la patrie" und „Décade philosophique". Von den durch die Revolution hervorgerufenen Blättern erhielten sich nur der „Moniteur" u. das „Journal des Débats", sowie unter gewissen Wandlungen aus noch früherer Zeit die erwähnte „Gazette de France" u. das „Journal de Paris". Erstere war während der Revolution ganz ohne Einfluß, letzteres hatte seine Glanzzeit 1789—93 u. ging unter dem Ministerium Villèle 1827 ein. Unter dem ersten Kaiserreich wurde das Zeitungswesen aufs strengste überwacht; die Blätter waren in der Regel nur das Echo des officiellen „Moniteur", in dessen Spalten sich häufig der Kaiser selbst vernehmen ließ. Bei dem Mangel an politischem Stoff mußte Literarisches und Belletristisches die Zeitungen füllen und so entstand das Feuilleton, womit 1800 das „Journal des Débats", das seinen Titel in „Journal de l'Empire" veränderte, den Anfang machte. Unmittelbar nach Napoleons I. Rückkehr von Elba 1815 entstand der „Constitutionnel", der anfangs unter dem Titel „Indépendant" erschien.

Nachdem die Presse unter der Restauration 1819 durch Aufhebung der Censur sich einer kurzen Freiheit erfreut hatte, wurde sie schon am 30. März 1820 durch neue strenge Gesetze wieder eingeengt. Villèle's Sturz brachte einige Erleichterung. Die berüchtigten Ordonnanzen vom 25. Juni 1830 aber, welche vorzüglich auf Beschränkung der Preßfreiheit abzweckten, riefen die Julirevolution hervor, durch die die Restaurationspolitik vorläufig ein Ende nahm. Obwohl bis dahin die Freiheit der Presse wenig größer als unter Napoleon I. gewesen war, so hatte sich doch die Zahl der Zeitungen bedeutend vermehrt, wie auch die Zahl der Abonnenten gestiegen war. Der „Constitutionnel" zählte 1824 16,250, die „Débats" 13,000 Abonnenten. Einen neuen Zuwachs erhielt die oppositionelle Presse durch den „Globe", die „Revue française", den „Temps" und den „National". Im Jahre 1827 erschienen in Paris allein 127 periodische Schriften des verschiedensten Inhalts, 1829 sogar 307. Obwohl die Charte des Julikönigthums die Freiheit der Presse und Rede garantirt hatte, so rief doch die heftige Opposition, die sich namentlich in den republikanischen und legitimistischen Blättern Luft machte, bald Maßregeln hervor, durch die man mit Umgehung der Censur den Ausschreitungen der Presse einen Damm entgegenzusetzen suchte. Außer der Stempeltaxe u. der 1831 eingeführten Kaution von 24,000 Francs für alle öfter als zweimal wöchentlich erscheinenden Blätter bezweckten dies vornehmlich die Septembergesetze von 1834. Doch wurde dadurch die Zahl der Blätter nicht vermindert, denn am 1. Januar 1835 erschienen in Paris allein 347 Zeitungen und Journale. Organe der Regierungspartei waren außer dem officiellen „Moniteur" die „Débats" und die „Presse". Der „Constitutionnel", der erst die Sache der Julidynastie vertreten hatte, ging dann zu der von Thiers geleiteten Opposition über. Organe der Legitimisten in ihren verschiedenen Richtungen waren die „Gazette de France", die „Nation", die „Quotidienne" (später „Union monarchique" u. seit Febr. 1848 „Union" betitelt) u. „la France". Streng katholische, doch der Julidynastie nicht feindliche Tendenzen verfocht der von Montalembert redigirte „Univers". Sehr oppositionell und daher vielen Preßprozessen ausgesetzt war der „Courrier français". Den Standpunkt der Tiers-parti hielten ein der „Impartial", die „Renommée" und der erst von Faucher, dann von Coste redigirte, aber 1842 eingegangene „Temps". Der „Siècle", das Organ Odilon-Barrots, zählte 1846 an 30,000 Abonnenten, mehr als irgend ein anderes pariser Blatt jener Zeit. Die radikale Partei gebot über den „National", den „Etat", „Parlement", „Le bon sens" (von Cauchois-Lémaire begründet u. später von Louis Blanc geleitet), die „Tribune" u. den „Réformateur", beide von Raspail begründet. Socialistische Grundsätze vertrat die „Démocratie pacifique", von Considérant geleitet. Der „Moniteur républicain" und „Homme libre", beide Organe des Babenfismus, wurden auf heimlichen Pressen gedruckt. Bonapartistische Tendenzen verfolgten die „Révolution de 1830", der „Capitole" u. der „Commerce". Unter den Witzblättern waren der „Corsaire" und der „Charivari" die gelesensten. Im Jahre 1835 wurde die Gesammtzahl der Abonnenten der 20 großen Zeitungen der Hauptstadt auf etwa 70,000 berechnet. 4000—5000 abgesetzte Exemplare genügten zum Bestehen einer Zeitung. Der hohe Preis einer solchen, 80 Francs, hinderte aber die Verbreitung der politischen Blätter in den niederen Volkskreisen und gestattete namentlich den für diese bestimmten demokratischen Zeitungen keine lange Dauer. Dessen ungeachtet übte die Presse den entschiedensten Einfluß auf die öffentliche Meinung aus. Emil de Girardin wurde durch

Digitized by Google

die 1835 begründete „Presse“ der Schöpfer der sogenannten Vierzigfranken- oder jungen Presse. Wiewohl er dabei zunächst nur beabsichtigte, den Oppositionsblättern ein billigeres ministerielles Blatt entgegenzusetzen, so war die Gründung jenes Blattes doch in sofern epochemachend im französischen Journalwesen, als nun auch jene Blätter sich veranlaßt sahen, ihre Preise herabzusetzen, wodurch die demokratischen Doktrinen in die niederen Volksschichten eindrangen. Indem aber diese billigeren Blätter ihre Existenz zugleich auf die Neugierde des großen Publikums basirten und das streng politische Parteiinteresse der einträglichsten Nutzungsweise des Unternehmens unterordneten, wurde das Feuilleton allmählig der Haupttheil der Journale und die Presse selbst Gegenstand gewinnsüchtiger Spekulation. Zahlreiche Blätter tauchten auf, um sofort wieder zu verschwinden. Die „Epoque“, ein großartiges encyklopädisches Blatt, den 1. Juli 1845 von Granier de Cassagnac begonnen, konnte sich trotz eines Kapitals von 2 Millionen Francs und seiner 12,000 Abonnenten nur kurze Zeit halten. Die „Presse“ aber und der „Siècle“ erwarben sich durch die Reichhaltigkeit des Feuilletons eine bisher noch nicht dagewesene Zahl von Abonnenten. Die Honorare, welche den für das Feuilleton arbeitenden Romanschriftstellern gezahlt wurden, erreichten aber auch eine enorme Höhe. So zahlte Véron, der den heruntergekommenen „Constitutionnel“ übernommen hatte, an Eugen Sue für den „Ewigen Juden“ 100,000 Francs, brachte es aber dadurch auch wieder auf 25,000—30,000 Abonnenten. Die 26 Tagesblätter, welche Ende 1845 zu Paris erschienen, zählten zusammen 180,000 Abonnenten. Die Februarrevolution von 1848 rief 400—500 Blätter ins Leben, welche mit wenigen Ausnahmen die extremen Richtungen verfolgten, aber, nachdem sich der Sturm gelegt, auch wieder eingingen. Hauptorgan der gemäßigten Republikaner vor der Katastrophe war der „National“ unter Marrasts Redaktion, das der revolutionären und socialistischen Fraktion die von Cavaignac gegründete und von Flocon geleitete „Réforme“. Die bedeutendsten jener ephemeren Blätter waren die „République“, gegründet am 24. Febr. und bis 1851 erschienen, die „Vraie république“ (seit dem 26. März); der „Peuple constituant“, Lamennais' Organ (vom 27. Febr. bis 11. Juli); Raspails „Ami du peuple en 1848“ (vom 27. Febr. bis 15. Mai); Proudhons „Représentant du peuple“, seiner Zeit das einflußreichste socialistische Blatt, das, im August 1848 unterdrückt, im November unter dem Titel „Peuple“ und zuletzt (vom 1. Okt. 1849 bis 16. März 1850) als „Voix du peuple“ fortgesetzt ward; das „Feuille du peuple“, redigirt von Pyat, Durant-Savoyat u. A.; der „Conseiller du peuple“, redigirt von Lamartine, ꝛc. Etwas gemäßigtere Richtung verfolgten die „Assemblée nationale“, den 28. Febr. 1848 von Adrien de Lavalette begründet u. seit 1851 Eigenthum eines fusionistischen Komité's, zu welchem Molé, Guizot, Berryer, Duchâtel, Pastoret, Salvandy u. A. gehörten; die „Ere nouvelle“, den 15. April 1848 von Lacordaire begonnen; die legitimistische „Opinion publique“ (3. Mai begründet, Mitte 1850 eingegangen); „Le bien public“, unter Lamartine's Leitung 1848 zu Macon begonnen, dann in Paris unter Pelletans Redaktion fortgesetzt; „L'Avenir national“ (4. Juni 1848 von Féval begonnen). Ultrademokratisch-socialistische Revolutionsblätter waren „Le Père Duchêne“, nebst „La Mère Duchêne“ und „Le petit fils du Père Duchêne“, eins der populärsten Blätter, das in 60,000—80,000 Exemplaren abgesetzt ward; „La Commune de Paris, moniteur des clubs“, das Organ Sobriers; „La Montagne“, redigirt von George Sand, Lamennais, Proudhon, Leroux, Tournet u. A.; „L'Organisation du travail“. Außerdem erschienen noch zahlreiche für die Arbeiter bestimmte Blätter der Fourrieristen, Humanitaires und anderer socialistischer Fraktionen, von denen einige auch für das weibliche Publikum bestimmt waren. Unter den Witzblättern ragte das „Pamphlet“ durch beißende Satire hervor. Für Cavaignac wirkten der „Spectateur républicain“ und Karrs „Journal“. Hauptmitarbeiter der am 1. März begonnenen „Liberté“, die an manchen Tagen an 100,000 Exemplare absetzte, war Alex. Dumas, der später selbst den „Mousquetaire“ begründete. Victor Hugo gab seit dem 1. Aug. 1848 das „Evènement“ heraus, welches später „Avènement“ betitelt ward, aber mit dem 2. Dec. 1851 einging. Bonapartistischen Interessen dienten der „Napoléon“, der „Bonapartisme“, die „France Napoléonienne“, der „Socialisme napoléonien“ u. a. m. Organ der Klubs war die „Voix des clubs“, im „Tribunal révolutionnaire“ fortgesetzt. Der „Accusateur public“, „Impitoyable“, „Sanguinaire“, „Pilori“, die „Guillotine“ zeigen schon durch ihre Namen, welchen Charakters sie waren. Vgl. Jsambard, La presse parisienne, Paris 1852. Nach der blutigen Unterdrückung des Juniaufstands verhängte General Cavaignac über 11 der heftigsten Blätter, worunter auch Girardins „Presse“, die Suspension, welche zwar schon am 7. August wieder aufgehoben, aber bald darauf gegen einige derselben von Neuem in Anwendung gebracht ward. Einen tödtlichen Schlag erhielten aber viele der kleinen Blätter durch die am 9. Aug. 1848 wieder eingeführte, wenn auch herabgesetzte Kaution. Am 13. Juni 1849 wurden durch Dekret des Präsidenten der Republik die Blätter „Peuple“, „Révolution démocratique et sociale“, „Vraie république“, „Démocratie pacifique“, „Réforme“ und „Tribune des peuples“ suspendirt. Die durch das von der Nationalversammlung am 16. Juni 1850 genehmigte Preßgesetz der freien Diskussion gesetzten Schranken wurden nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 durch das organische Dekret vom 17. bis 23. Febr. 1852 noch enger gezogen u. das verfassungsmäßig garantirte Recht der freien Presse zu einem rein illusorischen gemacht. Noch im Laufe des Jahres 1852 gingen 120 politische Blätter, über ein Drittheil sämmtlicher in Frankreich erscheinenden, ein, und 1854 erschienen in Paris nur noch 14 sogenannte große oder tägliche Blätter. Wenn bis dahin die Presse trotz der ihr angelegten Fesseln noch unter dem Schutze der Gerichte gestanden hatte, so wurde sie durch das Verwaltungssystem des zweiten Kaiserreichs vollends lahm gelegt. Das Verwarnungssystem gab

Digitized by Google

Vermögen u. Eigenthum der Willkür abhängiger Administrativbeamten preis und führte damit eine Art Vermögenskonfiskation ein. Man muß sich daher in der That wundern, daß die französische Presse unter so mißlichen Umständen eine gewisse Selbstständigkeit zu bewahren vermocht hat. Die wichtigsten Organe derselben sind gegenwärtig folgende: Der „Moniteur" (s. d.), ist auch während der Februarrevolution, der Republik und des zweiten Kaiserreichs Regierungsorgan geblieben. Sein Preis ward 1852 auf 40 Francs herabgesetzt. Das „Journal des Débats" ward von Bertin [s. d. 1)] begründet. Derselbe kaufte das „Journal des débats et décrets", welches unter Barère's und Louvets Leitung seit dem 27. August 1789 erschienen war, und wandelte dessen Titel in „Journal des débats politiques et littéraires" um. Die erste Nummer des neuen Journals erschien am 21. Jan. 1800. Im Jahre 1805 mußte das Journal den Titel „Journal de l'Empire" annehmen, und erst am 31. März 1814 wurde der alte hergestellt. Es behauptete sich unter allen Regierungen als ein Blatt ersten Rangs. Unter dem ersten Kaiserreich mußte es sich vorwiegend dem literarischen Fache widmen. Politische Bedeutung gewann es erst unter der Restauration, der es sich anschloß, wie es seitdem auch fast fortwährend auf Seiten der Regierung gestanden hat. Unter den Redakteuren des politischen Theils sind außer Bertin, der unter Napoleon I. zeitweilig von der Leitung verdrängt ward, besonders Villemain, Salvandy und Saint-Marc-Girardin, unter denen des literarischen Theils Chateaubriand und Lamartine zu nennen. Unter dem Julikönigthum vertrat das Blatt die persönliche Politik Ludwig Philipps, nachdem es bereits am 8. August 1829 die ministerielle Fahne verlassen hatte. Nach der Februarrevolution erklärte es sich nach einander für die provisorische Regierung, für die Exekutivkommission und für den General Cavaignac; seit dem 10. Dec. 1849 unterstützte es den Präsidenten der Republik und seit Ende 1852 den Kaiser, ohne jedoch seine alten orléanistischen Sympathien ganz zu verleugnen. Der „Constitutionnel" begann am 1. Mai 1815 unter dem Titel „L'Indépendant, chronique nationale, politique et littéraire", wurde bereits am 11. Aug. 1815 unterdrückt, existirte aber fort unter dem Titel „L'Echo du soir ou L'Ami du Prince", welchen es am 26. Aug. in „Le Courrier, journal politique et littéraire" und am 29. Okt. wieder in den alten verwandelte. Am 16. Juli 1817 abermals unterdrückt, erschien es mit dem „Journal du Commerce" vereinigt, seit dem 2. Mai 1819 aber wieder als „Constitutionnel". Es stand unter den Vorkämpfern der Opposition in erster Linie. Die oberste Leitung des Blattes hatten nach einander Jay Tissot, Evariste Dumoulin, Etienne, Thiers, Cauchois-Lemaire, Bert, Darmaing, Dufau und Rayband. Im Jahre 1843, wo es bloß noch 2000 Abonnenten zählte, ging es durch Kauf an Véron über, welcher den Preis von 80 auf 40 Francs herabsetzte und es wieder auf 30,000 Abnehmer brachte. Das Blatt erklärte sich anfangs gegen die Februarrevolution, war aber von keinem bedeutenden Einfluß, bis es das Organ von Thiers ward. Nachdem dieser mit dem Elisée gebrochen, trat es zu letzterem über, aber seit dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 in den Hintergrund zurück. Seitdem es im Nov. 1852 käuflich an das Bankhaus Mirès übergegangen, ist es officielles Organ. Oberredakteur ist gegenwärtig Paulin Limayrac. „Le Pays", 1849 gegründet, wurde 1852 von Mirès zugleich mit dem vorigen gekauft und ist unter Laguéronnière's Leitung ebenfalls Regierungsblatt. „La Patrie", das älteste der großen Tagsblätter, wurde den 1. November 1841 von Pagès (de l'Ariège) als Morgenblatt, und zwar zur Vertretung einer nationalen Politik gegründet, hatte aber wenig Erfolg, auch nachdem es unter Renoufs Redaktion in ein Abendblatt verwandelt worden, bis es, 1844 in den Besitz Delamarre's gekommen, durch Betheiligung der namhaftesten Schriftsteller einen raschen Aufschwung nahm. Nachdem es unter Ludwig Philipp die Interessen der höheren Bourgeoisie vertreten, erklärte sich das Blatt nach der Februarrevolution von 1848 für die Republik, unterstützte die provisorische Regierung, dann den Präsidenten Napoleon und das zweite Kaiserreich, neigte sich aber seit 1863 der liberalen Opposition zu. „La Presse" wurde am 1. Juli 1836 von Emile de Girardin begründet, welcher Chefredakteur bis zum Dec. 1856 blieb und am 2. Dec. 1862 auch wieder die politische Leitung des Blattes übernommen hat. Nachdem sie sich unter dem Julikönigthum ziemlich neutral verhalten, trat sie im Mai 1847 offen zur Opposition und nach der Februarrevolution zur socialdemokratischen Partei über, erklärte sich aber dann als ein einflußreiches Blatt mit 70,000 Abonnenten für die Kandidatur Ludwig Napoleons. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 hörte sie freiwillig auf, erschien dann einige Zeit unter der Oberleitung Perodeauds, bis Girardin nach seiner Rückkehr aus dem Exil in Belgien am 29. März 1852 die Redaktion wieder übernahm. Nachdem er seinen Antheil am Eigenthum des Blattes an Millaud verkauft hatte, ging die Oberleitung desselben an Neffzer über, welcher am 12. Nov. 1857 Peyrat und im Nov. 1862 Henri Rouy zum Nachfolger hatte, der Girardin wieder zur Uebernahme des politischen Theils bewog. Das Blatt setzt 22,000 bis 23,000 Exemplare ab. „Le Siècle", 1836 von einer Aktiengesellschaft gegründet, ist seiner ursprünglichen Tendenz, der Vertheidigung der Principien der Souveränetät der Nation und der Freiheit und Gleichheit, wie dieselben 1789 und 1830 verkündigt wurden, stets treu geblieben. Oberredakteure der politischen Abtheilungen waren Guillemot, Chambolle, Louis Perrée und Hawin. Die literarische Abtheilung leitete von Anfang an Louis Desnoyers. Die Auflage beträgt 55,000 Exemplare täglich. Dies die sogenannten „6 großen Journale" von Paris. Andere bedeutende pariser Zeitungen sind folgende: „Le Temps", am 25. April 1861 von Neffzer begründet, ist von entschieden liberaler Haltung und kämpft für die Decentralisation (11,000 Exemplare); „L'Opinion nationale", seit dem 1. Sept. 1859 erscheinend, vertritt mit Eifer das Nationalitätsprincip und das allgemeine Stimmrecht in Fragen der auswärtigen Politik, vertheidigt im Uebrigen die Politik des zweiten Kaiserreichs nach allen Rich-

Digitized by Google

tungen u. wirkt namentlich auch zu Gunsten volkswirthschaftlicher Reformen und für Hebung der niederen Volksklassen (20—25,000 Exemplare); „L'Union", 1847 aus der Vereinigung der „Quotidienne", der „France" und des „Echo Français" entstanden, ist legitimistisch, vertheidigt die Freiheit der Kirche, die Rechte des heiligen Stuhls und die weltliche Macht des Papstes (9000 Exemplare); „La France", 1862 von Laguéronnière begründet, vertheidigt die Interessen des zweiten Kaiserreichs; der „Univers", 1833 als ultramontanes Blatt begründet, konnte sich damals nur durch Subvention von Seiten der Königin Marie Amalie und der Prinzessin Adelaïde halten, nahm aber seit 1843 unter Vérons Redaktion einen großen Aufschwung, verfolgte seine ursprüngliche Tendenz so konsequent, daß es am 29. Jan. 1860 unterdrückt ward, erstand aber wenige Tage darauf wiederum unter dem Titel „Le Monde", unter welchem es noch erscheint. „La Liberté", von Emil de Girardin 1865 begründet, hat in neuester Zeit eine dem napoleonischen Regime entschieden feindselige Richtung angenommen und in Bezug auf die auswärtige Politik den Chauvinismus eifrig vertreten. Letzterem huldigten auch die Blätter „La Situation", „La revue contemporaine", „L'avenir national" u. „L'Epoque", sowie die „Gazette de France". Von geringerer Bedeutung sind „La Nation", „L'Estafette", „Le Spectateur" u. „Le bon sens". „Le Droit" u. „La Gazette des Tribunaux" sind Gerichtszeitungen. Ein ziemlich verbreitetes Wochenblatt ist der „Courrier du dimanche". Als Handelsblätter sind das „Echo du Commerce", der „Economiste français" und das „Journal des Actionaires" zu erwähnen. Das verbreitetste pariser Blatt niederen Genre's ist das von Millaud gegründete „Petit Journal", welches seine Abnehmer nach Hunderttausenden zählt und dessen Hauptinhalt Neuigkeiten und Skandalgeschichten bilden. Schon früher war in Paris das Institut der lithographirten Korrespondenzen aufgekommen, von denen die früher von Lejolivet, Bullier und Havas redigirte, gegenwärtig die „Havassche Korrespondenz" genannt, in den verschiedenen Hauptstädten eigne Korrespondenten unterhält und viele pariser und Departementszeitungen mit Stoff versieht. Sie erscheint auch in deutscher Sprache und wird von verschiedenen deutschen Zeitungen regelmäßig benutzt. Eine wichtige, in englischer Sprache in Paris erscheinende Zeitung ist „Galignani's Messenger", welcher seit 1814 besteht und durch die Reichhaltigkeit seines Inhalts und seine parteilose Haltung, auch das Fehlen selbstständiger Artikel politischen Inhalts sich unter den wechselnden Regime's erhalten hat. Seit einigen Jahren erscheint in Paris auch eine deutsche Zeitung, sechsmal wöchentlich. Im Jahre 1863 erschienen in Paris im Ganzen 705 Zeitungen und Zeitschriften, worunter jedoch nur 21 politischen Inhalts waren. Von den übrigen kamen auf Literatur 85, auf die Mode 68, auf Technik und Industrie 66, auf die Kunst 65, auf Staatswissenschaften 43, auf Rechtswissenschaft 41, auf Mechanik, Bau- und Ingenieurwesen 29. Im ganzen Frankreich aber bestanden in dem genannten Jahr 318 politische und Anzeigeblätter und gegen 700 Blätter und Journale nichtpolitischen Inhalts. Die in den Departements erscheinenden Zeitungen finden nur lokale Beachtung, und alle Bemühungen, die Presse der Departements in politischer Beziehung zu heben, sind bis jetzt ziemlich erfolglos geblieben. In Algerien erscheint gegenwärtig als officielles Blatt der „Moniteur Algérien". Blätter in französischer Sprache gibt es außerdem in den meisten übrigen civilisirten Ländern. Vgl. **Hatin**, Histoire politique et littéraire de la presse en France, Paris 1859—61, 8 Bde.; **Maillard**, Histoire anecdotique et critique de la presse parisienne, das. 1859.

Die älteste der in Frankreich erscheinenden **gelehrten Zeitschriften** ist das „Journal des savants", welches am 5. Jan. 1665 vom Parlamentsrath Denis de Salle unter dem Pseudonym Hedouville und unter Mitwirkung von de Bourvois, de Gomberville u. Chapelain gegründet ward. Nach vierteljährigem Bestehen wegen Aeußerungen zu Gunsten der Freiheiten der gallikanischen Kirche u. gegen ein Dekret der Inquisition auf Ansinnen des Papstes suspendirt, durfte es erst im folgenden Jahre wieder erscheinen, indem die Redaktion dem Abbé Gallois unter Vorbehalt strenger Censur übertragen ward. Doch erschien es ziemlich unregelmäßig und erst seit 1675 unter Leitung des Abbé de Laroque regelmäßiger, bis 1792 alle 14 Tage, später in monatlichen Heften. Bis 1792 kamen mit Einschluß der vom Abbé de Claustre ausgearbeiteten „Tables" (Paris 1753) 116 Quartbände heraus, denen sich erst 1797 eine weitere Folge von 72 Heften anschloß. Nach längerer Unterbrechung begann es unter Betheiligung namhafter Gelehrten, wie Sylvestre de Sacy, Langlès, Raynouards, Raoul-Rochette's, Daciers, Cuviers u. A., im Sept. 1816 wieder und behauptet noch jetzt eine geachtete Stellung unter den wissenschaftlichen Journalen. Von den älteren gelehrten Zeitschriften sind hervorzuheben das „Nouveau Journal des savants", das „Journal littéraire" (1713—22 und 1729—36), die „Année littéraire" (1754—76), das „Journal encyclopédique" (1758—91), das „Journal général de la littérature française" (seit 1798) und das „Journal général de la littérature étrangère". Der schon erwähnte „Mercure de France" gehört mit seinem literarischen Theil ebenfalls hierher. Nachdem er 1813 eingegangen war, lebte er als „Minerve française" seit 1818 wieder auf u. wurde wegen der strengeren Censur 1820 in die „Minerve du XIXième siècle" umgetauft. Die ganze Sammlung umfaßt gegen 1900 Bände. Die „Mémoires de Trevoux" wurden von 1701—80 von einer Gesellschaft Jesuiten herausgegeben. Die „Décade philosophique, littéraire et politique" erschien von 1794 bis 1807, zuletzt unter dem Titel „Revue philosophique". Gehaltvoll war das von Millin redigirte „Magasin encyclopédique", welches seit 1795 erschien, 1816 und 1817 unter dem Titel „Annales encyclopédiques" und 1819—35 als „Revue encyclopédique" fortgesetzt ward. Die „Revue française et étrangère ou Revue nouvelle" ging schon nach einigen Jahren wieder ein, wurde als „Nouvelle revue encyclopédique" von Didot 1846 wieder ins Leben gerufen, hörte aber 1848 wieder auf. Die nach dem Muster der deutschen Literaturzeitungen angelegte „Revue de bibliogra-

Digitized by Google

phie analytique" von Miller und Aubenas erschien bis 1845. Mehr auf Unterhaltung berechnet sind die „Revue de Paris", seit 1829 erscheinend, 1846 mit dem Kunstblatt „L'Artiste" vereinigt, und die gehaltvolle „Revue des deux mondes", eines der ersten Journale Europa's, das 1829 begann und seit 1831 regelmäßig alle 14 Tage erscheint. Als besonders mehr dem Radikalismus sich zuneigendes literarisches Organ gründeten mehre ehemalige Mitarbeiter des obengenannten Journals, darunter George Sand, die „Revue indépendente". Ephemere Dauer hatten die „Revue retrospective" und die „Revue germanique", während sich die von Amadée Pinhot geleitete „Revue britannique", welche Auszüge aus englischen Zeitungen gab, länger hielt. Konkurrenz machte der „Revue des deux mondes" 1845—48 die „Revue nouvelle". Unter den seit Gründung des zweiten Kaiserreichs entstandenen literarischen und wissenschaftlichen Journalen sind zu nennen die „Revue contemporaine" 1852, von den Fusionisten begründet; der „Civilisateur", von Lamartine herausgegeben; die „Revue de Paris" (seit 1851); das „Athenaeum français" (seit 1851), eine reichhaltige literarisch-artistische Wochenschrift; der „Correspondent", die „Revue d'Europe" (seit 1855). Unter den Journalen der Departements verdienen Erwähnung die „Revue d'Alsace" (seit 1854), die „Revue des provinces de l'Ouest" (seit 1853 zu Nantes erscheinend), die „Revue du Nord de la France" u. a. m. Die „Mode" ist als legitimistisches Organ nennenswerth. Unter den zahlreichen illustrirten Blättern behauptet die „Illustration" (seit 1842) den ersten Rang. Ein großes Publikum hatte bis zur Februarrevolution der „Figaro" als Theaterblatt. Unter den auf bloße Unterhaltung berechneten belletristischen u. Modeblättern sind das „Journal des dames et des modes", das „Journal des demoiselles" und der „Petit courrier des dames" die verbreitetsten. Endlich hat noch jede specielle Wissenschaft ihre besonderen periodischen Organe.

In den südniederländischen Provinzen, welche das jetzige Königreich Belgien bilden, erschien bereits 1605 zu Antwerpen eine illustrirte Kriegszeitung unter dem Titel „Niewe tigdinghe", als deren Nachfolgerin die erst 1827 eingegangene „Gazette van Antwerpen" angesehen wird. Zur Zeit der spanischen und österreichischen Herrschaft besaß jede bedeutendere Stadtgemeinde ihre privilegirte Zeitung; diese Blätter waren jedoch in keiner Weise oppositionell und ohne politische Tendenzen. Hervorzuheben sind unter denselben der „Courrier véritable des Pays-Bas", welcher sich von 1649 bis 1781 hielt; das „Journal de Liège", das noch gegenwärtig existirt, und die 1667 gegründete „Gazette van Gent". Unter der französischen Herrschaft wurden die belgischen Zeitungen durch die zahlreichen französischen Departementsblätter in den Hintergrund gedrängt. Historische Ausbeute liefern für diese Zeit „Le Compilateur" (1798—1810), „Le vrai Brabançon" (1790—92), das „Journal de la Société des amis de la liberté et de l'égalité" (1791—93), nebst dem in streng französisch-republikanischem Sinne redigirten „Républicain du Nord". Referirendes Tageblatt war der „Oracle" (1800—27). Aus der Zeit der niederländischen Regierung sind außer der officiellen „Gazette des Pays-Bas" und dem noch bestehenden farblosen „Journal de la Belgique" hervorzuheben der „Nain jaune réfugié", ein gegen die bourbonische Familie gerichtetes Karrikaturenblatt, der „Libéral" und der 1821 aus diesem hervorgegangene oppositionelle „Courrier des Pays-Bas", an welchem sich die hervorragendsten Beförderer der belgischen Revolution betheiligten. Als die bedeutendsten Oppositionsblätter ultramontaner Richtung galten der 1820 begründete „Courrier de la Meuse", der zum jetzigen „Journal de Bruxelles" umgestaltet ward; der 1824 begründete „Matthieu Laensberg", seit 1828 „Politique", seit 1841 „Tribune" betitelt, seit 1849 Organ der republikanischen Fraktion an der Stelle des eingegangenen „Libéral liégeois" (1845—49); der „Catholique des Pays-Bas", das nachmalige „Journal des Flandres" zu Gent; das katholisirende „Journal d'Anvers" (seit 1811) und das „Journal de l'opposition" (1827—30 zu Mastricht erschienen). Ministerielle Blätter waren der „National" zu Brüssel, das „Journal de Gand" (seit 1831 „Messager de Gand") und der „Courrier universel" zu Lüttich (1829—30). Die Aufhebung jeder Beschränkung der Presse im neu begründeten Königreich Belgien hatte eine große Vermehrung der Tagesblätter und sehr weitgehende Licenz derselben zur Folge. Die verbreitetsten Zeitungen tragen französisches Gepräge und entnehmen ihren Hauptinhalt französischen Quellen. Das Feuilletonwesen erhielt aber einen harten Schlag durch das 1854 ergangene Verbot des Nachdrucks. Unter den der liberalen Richtung huldigenden Blättern ist das bedeutendste die „Indépendance belge" (etwa 9000 Abonnenten), 1831 als „Indépendant" begründet, 1832 von den Besitzern des gemäßigteren „Mémorial belge" angekauft und 1843 mit dem jetzigen Titel versehen. Den vorgerückteren Liberalismus vertritt der brüsseler „Observateur" (seit 1835). Außerdem sind als liberale Blätter zu nennen der „Précurseur" zu Antwerpen (seit 1835), das erwähnte „Journal de Liège", der „Messager de Gand" und das „Journal de Verviers", an welche sich die in vlämischer Sprache geschriebenen Journale „De Schelde" in Antwerpen und „Burgerwelzyn" in Brügge anschließen. Als Organe der parlamentarischen Rechten (d. i. der Katholiken) sind die „Emancipation" (in Brüssel den 21. Oct. 1830 begründet), mit der sich nach und nach der „Globe", der „Commerce belge" und der „Courrier belge" verschmolzen, das in direkter Beziehung zu dem Episkopat stehende „Journal de Bruxelles", die „Gazette de Liège", das „Journal d'Anvers", der „Conservateur" von Gent, der „Ami de l'ordre" zu Namur und das vlämische Blatt „De Standaert" zu Gent hervorzuheben. Die demokratische Richtung vertreten die „Nation" zu Brüssel, die „Tribune" zu Lüttich und die „Réforme" zu Verviers. Des ausgeprägten politischen Charakters entbehren die eines großen Absatzes sich erfreuenden brüsseler Blätter „Echo de Bruxelles" und „Journal de Belgique". Ein anderes brüsseler Blatt, „Le Nord" ist ein anerkanntes Organ der russischen Regierung und ausdrücklich dazu gegründet worden, für Rußland Propaganda zu machen. Mehre noch zu Anfang der fünfziger

Digitized by Google

Jahre in Belgien erscheinende, dem Bonapartismus feindliche Blätter haben in Folge der von der französischen Regierung erhobenen Beschwerden eingehen müssen. Als Staatsanzeiger besteht seit 1831 der „Moniteur belge". Satirische Blätter sind der der katholischen Partei sich zuneigende „Sancho" und der „Mephistopheles" (seit 1831). Berühmte literarische Zeitschriften waren ihrer Zeit das „Journal encyclopédique", von Rousseau und Andern in Lüttich und später in Bouillon 1756—93 herausgegeben, und das seit 1788 zu Lüttich, später zu Mastricht herausgegebene „Journal historique et littéraire". Später gerieth dieser Theil der periodischen Literatur in völlige Abhängigkeit von Frankreich. Die „Revue belge" (1835—43) brachte es trotz öffentlicher Subsidien und der Betheiligung aller literarischen Notabilitäten kaum auf 6 Abonnenten. Nicht mehr reussirten Hulsis „Revue de Liège" (1844 bis 1846), der brüsseler „Trésor national" (1842 bis 1843), die „Revue de Belgique" (1846—51), die von Adel und Geistlichkeit begünstigte, geraume Zeit von Dechamps und de Decker (1837—47) geleitete „Revue de Bruxelles" und die gediegene, liberale, von Devaux geleitete „Revue nationale". Einen günstigeren Erfolg hatten der „Messager des sciences historiques" (seit 1833 zu Gent), wegen seines mehr historisch-archäologischen Inhalts, u. die von den Professoren der Universität Löwen redigirte „Revue catholique". Die entgegengesetzte Richtung verfolgt die brüsseler „Revue trimestrielle" (seit 1854). Die vlämische Sache verfochten am nachdrücklichsten das „Belgisch museum" (1837—45) unter Willems und der antwerpener „Taalverbond". Treffliche Specialblätter sind die „Annales des travaux publics" u. das „Bulletin de l'industrie". Ein Kunstblatt ist die „Renaissance".

In Spanien beschränkte sich die politische Zeitungsliteratur anfangs auf einzelne von Zeit zu Zeit veröffentlichte Nachrichten (relaciones) von besonders wichtigen Ereignissen, die nicht selten in die Form von Romanzen eingekleidet und von Blinden an den Straßenecken ausgerufen zu werden pflegten (daher Romances de ciegos genannt). Auch als diese Mittheilungen regelmäßiger erschienen, mußten sie bei dem absolutistischen Charakter der Regierung und dem Druck der Inquisition ohne alle politische Bedeutung bleiben. Ungefähr seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erschien eine Hofzeitung, das „Diario de Madrid". Um 1788 zählte man in Spanien 40—50 Zeitschriften, welche aber nicht bloß der Politik dienten, sondern auch Aufsätze wissenschaftlichen, moralisirenden und kritischen Inhalts enthielten. Größere Bedeutung aber erhielt die periodische Literatur erst während des Unabhängigkeitskriegs und nach demselben, sowie besonders auch während der folgenden politischen Revolutionen u. Parteikämpfe. Unter den liberalen Journalen der damaligen Zeit zeichneten sich neben dem „Diario de las Cortes" besonders das „Semanario patriotico" (Cadix 1808 bis 1811) und die „Aurora mallorquina" (Palma 1812—13) aus. Unter den absolutistischen Blättern ist außer dem fanatischen „Atalaya de la Mancha" kaum eins nennenswerth. Nach der Restauration von 1814 kämpften die flüchtig gewordenen Liberalen besonders in dem seit 1815 in London erscheinenden „Español Constitucional". Während der kurzen Zeit, in der die liberale Partei wieder am Ruder war (1820—23), herrschte Preßfreiheit, welche zahlreiche politische Blätter hervorrief, unter denen besonders der „Censor", der sich dem napoleonischen Liberalismus und französischen Doktrinarismus zuneigte, der „Zurriago" und Miñano's „Cartas del pobrecito holgazan", letztere beide voll volksthümlichen Humors, die bedeutendsten waren. Nach dem Sieg der Gegenrevolution von 1823 schlug die liberale Presse der Spanier ihren Sitz besonders zu London und Paris auf. In London erschienen unter andern die auch in wissenschaftlicher Hinsicht bedeutenden „Ocios de Españoles refugiados" (1823—26), die „Miscelanea hispano-americana" (1824—28) und der „Correo literario y politico", in Paris die „Miscelanea escogida americana" (1826). Im Heimatlande wurden 1824 durch ein Dekret Ferdinands VII. alle Zeitungen, bis auf die „Gazeta de Madrid", die Hofzeitung und einige in den Provinzen erscheinende, dem Handel, den Künsten und Wissenschaften gewidmete unterdrückt. Einen lebendigen Aufschwung nahm in Spanien die gesammte periodische Presse erst mit der 1833 erfolgten Aenderung des Regierungssystems, die auch zeitweilig Preßfreiheit brachte. In Madrid allein erschienen damals 18 politische Blätter, worunter besonders die „Revista española", welche 1831 als ein politisches Blatt begann, seit 1837 unter dem Titel „Revista europea" sich ausschließlich mit Literatur beschäftigte, aber seit 1838 unter dem Titel „Revista de Madrid" auch wieder politische Aufsätze brachte und den Moderados diente, hervorzuheben ist. Auch tauchten viele satirische, mit den Waffen des Spottes und Witzes kämpfende Blätter auf, und zwar auf Seiten sowohl der Regierungs- als der Oppositionspartei. Viele dieser Blätter gingen nach kurzem Bestehen wieder ein, doch traten immer neue an die Stelle der eingegangenen, und daher ist seitdem die spanische Journalistik in stetem Wachsen begriffen gewesen und hat mehr und mehr an Einfluß gewonnen. Im Jahre 1844 erschienen in Madrid 48 Blätter, darunter 19 tägliche, unter denen der moderadistische „Haraldo" die meisten Abnehmer hatte und eine Zeitlang eins der einflußreichsten war. Die Sache Espartero's führte besonders der „Expectador". Ende 1851 zählte man in ganz Spanien 117 meist politische Zeitungen, von denen 30 auf Madrid, 12 auf Barcelona, 5 auf Sevilla, 5 auf Cadix, 2 auf Valencia ꝛc. kamen. Seit 1854 war die Presse, abgesehen von einigen durch die Kirche derselben auferlegten Beschränkungen, frei. Um Mitte 1859 erschienen als Organe der Progressisten „Novedades", „Peninsula", „Cortes", „Clamor publico" und „Iberia"; der liberalen Union „Epoca", „Cristerio", „El norte Espagnol"; der Absolutisten „Esperanza", „El Catolico", „Regeneracion", „Estrella". Mehr oder weniger ministeriell waren „Parlamento", „Occidente", „España", „Leon Español", „Estado"; entschieden demokratisch „La Discusion", neutral außer der lithographischen Korrespondenz „Hojas autografas" „Haraldo", „Asociacion", „Cronica". Anfangs 1862 erschienen in Spanien 115 officielle Blätter, 40 politische Zeitungen (davon 20 in Madrid), 28 literarische

Digitized by Google

u. artistische, 37 materielle Interessen besprechende, 27 gemischten Inhalts, zusammen einschließlich der fachlichen 378. Die größeren politischen Zeitungen kosten am Erscheinungsorte gewöhnlich 90 bis 150 Realen (7—11½ Thaler). Als rein literarische Zeitschriften sind hervorzuheben: „Cartas españoles" (seit 1831) und Gallardo's „Criticon"; als Blätter für Unterhaltung, Theater, Moden ꝛc. „Entrecto", „Esperanza", „Panorama", „Anacoreta", „Antologia española" (seit 1848) u. a. „Artista" ist eine illustrirte Wochenschrift.

Aehnlichen Schicksalen, wie in Spanien, unterlag das Zeitungswesen in Portugal. Nachdem es in Folge der Revolution von 1820 einigen Aufschwung genommen, sank es von 1823—34 ganz in seine frühere Bedeutungslosigkeit zurück. Zu neuem Leben erwachte die Presse, als nach der Thronbesteigung der Maria da Gloria der Konstitutionalismus Geltung erhielt. Da aber die Preßfreiheit je nach der Partei, welche am Ruder war, bald aufgehoben, bald wieder hergestellt ward, so war die periodische Literatur ganz in den Händen der Parteien und sank zu immer tieferer Demoralisation herab. Officielles Organ war der „Diario do governo", das am besten redigirte Oppositionsblatt der zu wiederholten Malen unterdrückte „Nacional". In neuester Zeit (1865) waren von wirklicher politischer Bedeutung nur 4 Blätter: der „Diario de Lisbon", Regierungsorgan, „Opinião", Organ der alten septembristischen Partei, „Revolução de Setembro", Organ der Fortschrittspartei, und „Nação", Organ der Miguelisten. Alle übrigen Blätter waren bloße Lokalblätter. Handelsblätter erschienen in Lissabon und Oporto. Als Zeitschrift wissenschaftlichen Inhalts erschien in den dreißiger Jahren nur das „Journal de Coimbra". Später kamen hinzu das „Panorama", von Carvalho redigirt, das „Journal da Sociedade dos amigos dos lettres", das „Revista universal Lisbonense" u. a. m.

In Großbritannien, wo das Zeitungswesen von der höchsten Bedeutung ist, wie in keinem andern Lande, hat es sich gleichwohl später entwickelt als in Italien und Deutschland. Zwar mögen schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts einzelne Flugschriften veröffentlicht worden sein, doch sind die angeblich von 1588 datirenden Stücke eines „English Mercury", welche im britischen Museum aufbewahrt werden, unächt u. erst um 1766 nachgemacht worden. Zu Anfang der Regierung Jakobs I. aber kamen die sogenannten News-letters auf, geschriebene Uebersichten über die neuesten Vorkommnisse auf dem Gebiet der Politik, des Handels und auch wohl der Literatur, welche namentlich ein gewisser Nathaniel Butter veröffentlichte, indem er seine Manuskripte von Schreibern kopiren ließ und diese Abschriften wöchentlich mit der Post an die Abonnenten auf dem Lande versendete. Unter seiner Leitung erschien seit dem 23. Mai 1622 die erste gedruckte Wochenzeitung unter dem Titel „The certain news of this present week", der bald „The weekly courant" und andere folgten. Da zur Zeit der Bürgerkriege unter Karl I. die Presse als Werkzeug zur Förderung der Parteizwecke gebraucht ward, so entstanden zahlreiche Blätter zum Theil mit seltsamen Titeln, wie „The scots dove", „The parliament kite", „The secret owl" ꝛc. Am häufigsten erscheint „Mercurius" als Titel, und zwar mit Adjektiven, wie „acherontieus", „democritus", „mastix" ꝛc. Needham verfocht in seinem 1643 gegründeten „Mercurius Britannicus" die Sache des Parlaments, dann seit 1647 im „Mercurius pragmaticus" die des Königs und im „Mercurius politicus" wieder die des Protektors bis zu dessen Tode. Im Jahre 1662 begann der „Kingdom's intelligencer" in London mit Mittheilung von Notizen über die Verhandlungen der Gerichtshöfe und des Parlaments, Ankündigungen, Nekrolog ꝛc., und der Erfolg, den dies Blatt hatte, veranlaßte den Censor L'Estrange 1663 zur Herausgabe des „Intelligencer", der sich 1665 in eine zu Oxford erscheinende Hofzeitung „Oxford gazette" verwandelte, welche noch jetzt unter dem Titel „London gazette" besteht. Unter den den Hof bekämpfenden Oppositionszeitungen war „The weekly packet of advice from Rome" (1678 bis 1683) die bedeutendste, unter den seinen Interessen dienenden zeichneten sich der „Observator" (1680) und „Heraclitus ridens" (1681—82) aus. Zwischen 1661 u. 1681 erschienen im Ganzen über 70 Zeitungen, von welchen einige aber schon nach den ersten Nummern wieder eingingen. In den nächsten 4 Jahren nach der Revolution von 1688 entstanden nicht weniger als 26 neue Blätter, darunter der von Wellwood redigirte „Mercurius reformatus". Die meisten erschienen schon damals, wie noch jetzt, in London. Jede Partei hatte ihr Organ; das der Regierung war „The Orange Intelligencer". Auch gab es neben den gedruckten noch geschriebene Zeitungen, sowie auf Schreibpapier gedruckte mit zum Beschreiben leer gelassenen Stellen, so Dawkers „News Letter" und „The Flying Post", beide im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts. In Schottland war die erste Zeitung der „Mercurius politicus", eine Reproduktion des gleichnamigen von Nordham redigirten londoner Blattes. Bis auf die Zeit der Königin Anna erschienen die Zeitungen wöchentlich nur ein- oder zweimal; das erste Blatt, welches täglich, mit Ausnahme des Sonntags, ausgegeben wurde, war der 1709 gegründete „Daily courant", dem bald andere folgten. Der steigende Einfluß, den die Zeitungen auf die öffentlichen Angelegenheiten ausübten, veranlaßte Staatsmänner u. berühmte Schriftsteller, an solchen mitzuarbeiten oder selbst welche herauszugeben. Auch entstanden um dieselbe Zeit andere periodische Schriften, welche außer politischen Aufsätzen auch Biographien, Abhandlungen, Betrachtungen, Kritiken ꝛc. enthielten. Dahin gehörten die in der Geschichte der englischen Literatur Epoche machenden Publikationen Addisons und Steele's „The Tatler" (1709—11), „The Spectator" (1711—13) und „The Guardian" (1713), nach dessen Aufhören der rein politische „Englishman" und der „Freeholder" (1715) folgten. Ein „British Journal" gaben Gordon und Trenhard heraus. Die 1713 eingeführte Stempeltaxe hatte das Eingehen vieler Blätter zur Folge, so daß man in London 1733 nur noch 3 täglich und 10 zweimal wöchentlich erscheinende Zeitschriften zählte. Die Veröffentlichung der Parlamentsverhandlungen, welche lange Zeit streng verboten war, begann 1715 mit einer

Digitized by Google

skizzenhaften Aufführung der wichtigsten Parlamentsdebatten in „Boyer's register"; eingehendere, doch noch immer magere Berichte lieferten später das „London magazine" und das „Gentleman's magazine", bei dem Johnson, Guthrie und Hawlesworth als Reporter angestellt waren. Erst unter Georg III., als die Presse durch den von Wilkes geleiteten „North Briton" und die 1767—71 im „Public advertiser" veröffentlichten Juniusbriefe (s. d.) einen mächtigen Aufschwung nahm, wagte Almon in der „London evening post" vollständige Parlamentsberichte zu veröffentlichen. Sein Beispiel fand in andern Zeitungen Nachahmung. Das Parlament ließ zwar deren Herausgeber verhaften, doch wurden dieselben auf richterlichen Befehl wieder in Freiheit gesetzt, und der Kampf endete damit, daß den Zeitungen faktisch das Recht blieb, die Parlamentsverhandlungen zu publiciren, obwohl das betreffende Verbot bis heute noch nicht aufgehoben ist. Mit der Entwickelung des politischen Lebens nahm die Verbreitung der Zeitungen so rasch zu, daß ihre Cirkulation 1753—1800 von 7,411,757 auf cirka 16,000,000 Nummern jährlich, 1850 aber auf 65,741,271 Nummern stieg. Die bedeutendsten der noch gegenwärtig bestehenden Blätter entstanden bereits im 18. Jahrhundert: der „Public Ledger" 1759, die „Morning Post" 1772, der „Morning Herald" und die „Times" 1780. „Morning Chronicle", 1769 gegründet, hörte 1862 auf. Die strengen Verordnungen Castlereaghs von 1817 legten der Presse fast Stillschweigen auf. Von 1808—21 strengte die Regierung 101 Preßprozesse an, welche mit der Verurtheilung von 94 Zeitungsschreibern endeten. Die anfangs bloß ½ Penny auf das gewöhnliche Blatt von einem halben Bogen betragende Stempelsteuer wurde nach und nach auf 4 Pence erhöht, was zu vielfacher Umgehung der Abgabe reizte. Nach heftigen Kämpfen mit der Regierung wurde dieselbe am 15. Sept. 1836 auf 1 Penny herabgesetzt. Da man aber auch diese Abgabe zu umgehen suchte, selbst durch Druck von Zeitungen auf Kattun in Taschentuchformat, so wurde endlich 1855 der Zeitungsstempel ganz aufgehoben, was nicht allein ein Anwachsen der Zeitungsliteratur bis ins Immense, sondern auch eine Erniedrigung des Preises zur Folge hatte. Im Jahre 1835 erschienen in Großbritannien und Irland 384 Zeitungen und Wochenblätter, davon 60 in London, 182 in den englischen Grafschaften, 50 in Schottland, 76 in Irland, 3 in Wales, 13 auf den britischen Inseln. Im Jahre 1848 war die Zahl der Zeitungen und Journale auf 602 angewachsen, wovon 150 auf London, 238 auf die Grafschaften, 97 auf Schottland, 117 auf Irland kamen. Rein politische Zeitungen zählte man 1849 547, 113 in London, 234 in den Grafschaften und in Wales, 85 in Schottland, 102 in Irland, 14 auf den Inseln. Für 1850 gab ein Parlamentsbericht die Zahl der in Großbritannien erscheinenden periodischen Blätter auf 620 an, wovon 133 auf London, 250 auf das übrige England, 17 auf Wales, 113 auf Schottland und 110 auf Irland kamen. Am 1. Jan. 1865 aber erschienen im Königreich 1271 Zeitungen und Zeitschriften, 941 in England, 41 in Wales, 140 in Schottland, 132 in Irland, 14 auf den britischen Inseln. Sogenannte Magazine und in weiteren Fristen erscheinende Zeitschriften zählte man 554, von denen 208 religiösen Inhalts waren. Die angesehensten unter den gegenwärtig in London erscheinenden Zeitungen sind folgende: Der „Morning Advertiser", seit dem 18. Februar 1794 täglich erscheinend, hält weder zu den Whigs, noch zu den Tories, kämpft aber für den gemäßigten Fortschritt und vertritt gern die Interessen des Handels- und Handwerkerstandes. Der „Morning Herald", seit 1780 erscheinend, ist zwar Organ der streng konservativen Partei der Hochkirche, gibt aber auch Literatur- und Kunst-, sowie Handels- und Börsenberichte. Die „Morning Post", seit 1772 erscheinend, verficht trotz ihrer hochkirchlichen Haltung die whiggistische Sache, gilt in England als fashionables Blatt und stand im Auslande besonders als Organ Palmerstons in Ansehen. Es hat zahlreiche Korrespondenten, namentlich in den britischen Kolonien. Der „Morning Star", 1856 gegründet, ist Organ der Freihandelspartei, kämpft für Ausdehnung des Stimmrechts, für die Autonomie der Kolonien, gibt ausführliche Berichte über die Parlamentsverhandlungen und ist wegen seiner Wohlfeilheit in den mittleren Klassen sehr verbreitet. Die „Daily News", 1846 von der Manchesterpartei gegründet, verfolgt durchaus liberale Tendenzen, redet dem Freihandel und zeitgemäßen Parlaments-, Finanz- und Verwaltungsreformen das Wort und öffnet ihre Spalten auch Besprechungen von Gegenständen der Wissenschaft und Kunst. Der „Daily Telegraph", seit 1855 erscheinend, ist ebenfals ein liberales Blatt, welches auch den Interessen des Handels Rechnung trägt. Der „Standard", von 1827—57 Abendblatt, seitdem Morgenblatt, ist Organ der Konservativen von der Fraktion des Grafen Derby und D'Israeli's und befaßt sich vorwiegend mit Politik. Das berühmteste Organ der englischen Tagespresse, die „Times", wurde am 13. Januar 1783 von dem Buchdrucker John Walter als „London daily universal register" gegründet und erschien seit dem 1. Januar 1786 unter dem jetzigen Titel. Anfangs von geringem Erfolg begleitet, kam es erst empor, nachdem John Walter der Sohn die Redaktion übernommen. Dieser machte das Blatt zu einem von der Regierung wie von den Parteien ganz unabhängigen Vertreter der öffentlichen Meinung. Da ihm, nachdem er sich von aller Verbindung mit dem Ministerium losgesagt, der Gebrauch der Regierungspacketschiffe für seine Korrespondenzen verweigert ward, organisirte er einen eigenen Dienst mit besondern Fahrzeugen, Briefposten und Eilboten und ward so nicht selten schneller und besser unterrichtet als das Ministerium, daher man sich daran gewöhnte, die neuesten Nachrichten immer in den „Times" zu suchen. Auch gab er nicht nur ausführliche Berichte über die Parlamentsdebatten, sondern zur Bequemlichkeit des Publikums auch ein Resumé derselben. Durch bedeutende Honorare gewann er die hervorragendsten Publicisten zu Mitarbeitern. Die Hauptredaktion besorgte anfangs Stoddart, dann Thomas Barnes, seit 1841 Lawson und später Delane. Walter verwendete auch zuerst Dampf-

Digitized by Google

schnellpressen zum Druck des Blattes, welche im Nothfall 12,000 Abdrücke in der Stunde liefern konnten. Da das Blatt auch alle individuellen Klagen und Beschwerden, wenn sie gegründet waren, bereitwillig in die Oeffentlichkeit brachte und insbesondere auch die Interessen der Handelswelt mit Umsicht vertrat, so thaten weder der Mangel einer entschiedenen und konsequent eingehaltenen Richtung, den man den „Times" mit Recht vorwarf, noch sein Uebergang zu den Tories 1834, noch seine plötzliche Annahme der Principien des Freihandels, noch seine mannichfaltigen Tergiversationen, besonders in der orientalischen Frage, dem Ansehen des Blattes Eintrag. Es setzt täglich 50,000—60,000 Exemplare ab, zahlt über 100,000 Pfd. Sterl. Steuern, wirft aber trotz der ungeheuren Kosten, mit welchen seine Herausgabe verbunden ist, dem Eigenthümer John Walter, dem dritten dieses Namens, noch ein fürstliches Einkommen ab. Der „Globe", 1803 gegründet, Hauptabendblatt der Whigs, kämpft für den Freihandel und die kirchliche Freiheit und nimmt unter den Abendblättern eine bevorzugte Stelle ein. Der „Sun", seit dem 1. Okt. 1792 bestehend, liberal und freihändlerisch, hat durch schnelle Mittheilung der Parlamentsnachrichten auch im Auslande Ruf erlangt. Da der Preis der täglich erscheinenden englischen Zeitungen sehr hoch ist, und diese nicht an Abonnenten, sondern täglich zu verschiedenen Zeiten und in einer wechselnden Anzahl von Exemplaren zu Tagespreisen (pro Exemplar 5 Sgr., was jährlich 50 bis 60 Thlr. ausmacht) verbreitet werden, so erscheinen zu Gunsten der den größten Theil des Tags hindurch beschäftigten Bevölkerung Wochenblätter, welche Auszüge aus den größeren Zeitungen mit dem nöthigen Räsonnement geben. So gibt „Allens Indian Mail" (seit Mai 1843) nach Ankunft der indischen Post ein Resumé der Nachrichten aus Indien, und überhaupt gibt es eine Anzahl Blätter, welche gleich nach Ankunft der betreffenden Posten aus den Kolonien, sowie aus den andern Erdtheilen überhaupt das Neueste und Wichtigste mittheilen. Daneben erscheinen noch wöchentlich eine Menge Penny- und Halbpennyblätter, oft nur in wenigen Nummern, da, sobald der Erfolg nicht lohnend genug scheint, sofort ein anderes Blatt mit anderem Titel und in anderem Format an die Stelle des ausgegebenen tritt. Die besseren von diesen Pennyblättern sind sogenannte Familienblätter belehrenden u. unterhaltenden Inhalts, unter denen der „Family Herald" (seit 1843 bestehend) und das „London Journal" die verbreitetsten sind. In Monatsheften zu 1 Penny erscheinen „The family Economist" und „The Womans Friend". Von zahlreichen Blättern religiöser und kirchlicher Tendenz gehen die meisten von der Hochkirche aus. Auch die Mäßigkeitsvereine verbreiten zahlreiche Pennyblätter, z. B. „Teetotal Times" (1851), „Temperance Gazette", „The National Temperance Chronicle" ꝛc. Monatlich in vielen Tausenden von Exemplaren unentgeltlich vertheilt (auch für ½ Penny verkauft) wird „Band of Hope Review". „The People's Medical Journal" enthält einen Briefkasten, welcher in Krankheiten mit Recepten und Rathschlägen zu Hülfe kommt. Die Interessen der Auswandernden besprechen das „Emigrant's Magazine", der „Emigrant's Advocate" u. a. m. Als chartistische und socialistische Pennyblätter erschienen 1851 „The Friend of the People", „The Potters Examiner and Miners Advocate", „Robert Owen's Journal" u. a. m. Von größeren, für das gebildetere Publikum bestimmten periodisch erscheinenden Blättern der neuesten Zeit heben wir noch hervor den „Economist" (seit 1843), der durch seine statistischen Notizen und Handelsnachrichten auch im Auslande einen Namen hat; „Educational-Times" (seit 1847), dem Erziehungs- und Unterrichtswesen gewidmet; den „Englishman" (seit 1862), gute Kunstkritiken gebend; „Evening Mail" (seit 1789), zum Theil Auszüge aus den „Times" enthaltend; „Examiner" (seit 1808), ein whiggistisches Wochenblatt, dessen Leitartikel oft Erwähnung finden; „Freepress" (seit 1855), ein Monatsblatt, welches für Gesetzlichkeit zu wirken sucht; „Illustrated London-News" (seit 1842), das Vorbild der besonders in England sehr verbreiteten großen illustrirten Zeitungen; „Freemasons-Magazine" (seit 1859), den Angelegenheiten der Freimaurerei gewidmet; „John Bull" (seit 1820), wegen seiner literarischen Berichte in Ansehen stehend; „Lancet" (seit 1823), eine medicinische Wochenzeitung; „Lawtimes" (seit 1843), eine Gerichtszeitung; „Lloyds Weekly London News Paper" (seit 1842), für Verbreitung demokratischer Grundsätze wirkend; „London Commercial-Report", ein bedeutendes Handelsblatt; „London-Gazette" (seit 1863), amtliches Regierungsblatt; „Magnet" (seit 1837), die Ackerbauinteressen vertretend, wie „Mardran-Express" (seit 1832); „Mining-Journal" (seit 1835), für Bergbau und Eisenbahnwesen; „Money Market-Review" (seit 1860), für Handels- und Börsenangelegenheiten; „News" (seit 1858), Organ für Bank-, Handels-, Versicherungsangelegenheiten; „Observer" (seit 1862), einflußreiche whiggistische Sonntagszeitung; „Press" (seit 1843), konservatives Organ D'Israeli's; „Public Opinion", der britischen Kolonial- und festländischen Presse besondere Aufmerksamkeit schenkend; „Punch" (seit 1841), ein illustrirtes Witzblatt, welches im Gewand der Satire sociale Reformen erstrebt und vielen anderen dergleichen Witzblättern zum Vorbild gedient hat; „Reader", ein bedeutendes wissenschaftliches Blatt; „Spectator" (seit 1828), ein whiggistisches Wochenblatt, welches sich aber auch gern mit wissenschaftlichen Untersuchungen befaßt; „Sunday-Times" (seit 1822), ein liberal-konservatives Wochenblatt, auch wegen seiner dramaturgischen Kritiken von Bedeutung; „Weekly-Dispatch" (seit 1801), ein namentlich in den Kreisen der Handwerker sehr verbreitetes liberales Blatt. Von den in London erscheinenden deutschen Zeitungen verdient nur die von Gottfried Kinkel 1857 begründete, „Hermann" betitelte genannt zu werden, die sich die Aufgabe stellte, falsche Ansichten über Deutschthum und deutsche Verhältnisse zu berichtigen zu suchen. Gewissermaßen das Organ der gesammten europäischen Republikaner war das von Ledru Rollin 1850 in London begründete französische Blatt „Le Proscrit". Auch der „Kolokol" (Glocke), ein von Alexander Herzen herausgegebenes russisches Blatt, verbreitete republikanische und demo-

Digitized by Google

kratische Doktrinen, ward aber 1865 nach Genf verlegt. Die von Max Schlesinger begründete „Lithographirte englische Korrespondenz", welche in London täglich, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint und aus den londoner Blättern einen Auszug gibt, hat auch in Deutschland weite Verbreitung und vielfache Benutzung gefunden. Vgl. Mitchell, The Newspapers Press directory, Lond. 1851. Ein „Catalogue of London Periodicals" erscheint seit 1841 alljährlich. Bei der Menge und Reichhaltigkeit der londoner Zeitungen und bei der Schnelligkeit, mit welcher sie ihre Nachrichten verbreiten, haben die britischen Provinzialblätter nicht aufkommen können. Die meisten derselben erscheinen wöchentlich nur einmal, bloß die Zeitungen der größeren Städte zweimal. Nur einzelne von ihnen, wie „Leeds Mercury", „Liverpool Mercury", „Guardian" (Manchester) und „Liverpool Journal", machen londoner Blättern durch die Zahl der abgesetzten Exemplare Konkurrenz. In Schottland datirt die Zeitungspresse aus den Zeiten der Bürgerkriege im 17. Jahrhundert. Zuerst erschien ein Nachdruck des londoner „Mercurius politicus" (1653), seit 1669 eine „Edinburgh Gazette", welche im „Edinburgh Courant" (1705) eine Fortsetzung fand, seit 1720 der noch bestehende „Caledonian Mercury", seit 1746 das „Aberdeen-Journal" ꝛc. Die bedeutendsten schottischen Zeitungen sind gegenwärtig in Edinburg: „North British Advertiser", „Scotsman", „Caledonian Mercury" u. „Daily Express"; in Glasgow: die „Saturday Post", „North British Mail" und der „Herald". Ueber die Anfänge des Zeitungswesens in Irland ist wenig bekannt. Um 1700 ward in Dublin „Pue's Occurrences" begründet, ein Blatt, welches über 50 Jahre bestand. Der noch bestehende „Waterford Mirror" erscheint seit 1801, der „Limmerick Chronicle" seit 1766. Das älteste noch bestehende Blatt Irlands ist „Belfast News Letter" (seit 1737). Auch die dubliner „Evening Post" kommt bereits seit über 80 Jahren heraus. Die verbreitetsten irischen Zeitungen sind außerdem gegenwärtig in Dublin: „Telegraph", „Daily Express", „Saunders News Letter" und „Freeman's Journal"; in Belfast: „Northern Whig", „Daily Mercury"; in Cork: „Constitution" und „Southern Reporter".

Die eigentlichen Zeitschriften, soweit sie nicht für das größere Publikum berechnet (s. oben) sind, sind entweder allgemeine kritisch-literarische od. streng wissenschaftliche. Eigentlich belletristische Journale fehlen in England. Zur ersteren Klasse gehören besonders die „Magazines", welche meist monatlich, und die „Reviews", welche meist vierteljährlich (Quaterly's) erscheinen. Die bedeutendsten sind: „Edinburgh Review", 1812 von Lord Jeffrey begründet, whiggistisch und liberal; „Quaterly Review", von Murray 1809 gegründet, torystisch und ultrakonservativ; „West Minster-Review", seit 1824 bestehend, Organ der Radikalen; „Saturday-Review" (seit 1855), eine treffliche Zeitschrift. Das älteste der Magazine ist „The Gentleman's Magazine" (seit 1731), in Sachen der Alterthumskunde eine Art Autorität. Noch sind zu nennen „Monthly Magazine", „New Monthly Magazine", Bentley's „Miscellany", belletristische und kritische Aufsätze nebst Romanen und Erzählungen enthaltend, „London Magazine" u. a. m. Das höher stehende „Blackwood's-Magazine", seinen Tendenzen nach torystisch, unterwirft auch die deutsche Literatur seiner scharfen Kritik; „Fraser's Magazine" (seit 1831), whiggistisch ohne Parteilichkeit, zieht alles Geschichte, Poesie, Dramaturgie, Politik und Theologie Betreffende in den Bereich der Besprechung.

Im Königreich der Niederlande gewährt zwar die Verfassung Preßfreiheit, doch ist dieselbe durch das Stempelgesetz vom 3. Oktober 1843, welches in- und ausländische Zeitungen mit einer 50—80, ja bis 100 Procent des Abonnementpreises betragenden Steuer belastet und neben welchem der Fiskus noch von jeder Anzeige einen festen Betrag von 35 Cents erhebt, fast illusorisch gemacht. Die Regierung schien selbst einzusehen, wie nachtheilig diese Beschränkung des intellektuellen Verkehrs sei, denn sie ließ den Generalstaaten 1865 eine die Abschaffung des Zeitungsstempels betreffende Vorlage zugehen, welche in der zweiten Kammer günstige Aufnahme fand. Früher erschienen die niederländischen Zeitungen in der Landessprache, wie noch jetzt in den bedeutenderen Städten dergleichen unter dem Namen Couranten ausgegeben werden, welche aber nur Handelsnachrichten und Anzeigen u. keine Politik enthalten. Später kamen Zeitungen in französischer Sprache auf, besonders im Haag und in Leyden. Am bekanntesten ist das amsterdamer „Allgemeen Handelsblad", welches auch politischen Inhalts ist. Amtliches Organ der Regierung ist der haager „Staats-Courant". Auch das französisch geschriebene „Journal à la Haye" dient als solches. Die „Gazette de Leyde", früher ein in hohem Ansehen stehendes Blatt, ist mit der Zeit von andern verdrängt worden. Im letzten Jahrzehnt erschienen in den Niederlanden folgende bedeutendere politische Zeitungen und Handelsblätter: in Amsterdam außer dem schon angeführten „Handelsblad" der „Amsterdamsche Courant", „Koophandel and Zeewart Tijdingen", „Tijd, Nieuwe Nordhollandsch Courant" und „Zee-Post"; im Haag der „Allgemeene Haagsche Courant", das „Staatsblad", „De Grondwel"; in französischer Sprache „Le Publiciste" u. „L'Echo universel"; zu Arnheim der „Arnhemsche Courant"; zu Leyden der „Leydsche Courant"; zu Utrecht der „Utrechtsche Provinzial-en Stads-Courant" und der „Nederlander" ꝛc. Zeitschriften wurden meist von Franzosen herausgegeben, welche, in Paris lebend, wegen der Verfolgungen, denen sie dort ausgesetzt waren, ihre Blätter zu Amsterdam od. im Haag erscheinen ließen. Hervorzuheben sind Bayle's „Nouvelles de la république des lettres" (seit 1684), von Andern später fortgesetzt; Basnage's „Histoire des ouvrages des savants" (1687—1709); Leclercs „Bibliothèque universelle" (1686—93, 23 Bde.); „Bibliothèque choisie" (1703—13, 27 Bde.); „Bibliothèque ancienne et moderne" (1714—27, 28 Bde.); Lenfants, Beausoire's u. A. „Bibliothèque germanique" (Amsterd. 1720—41) und „Nouvelle bibliothèque ou Histoire littéraire d'Allemagne" (das. 1746—59). Der 1692 gegründete „Boekzaal van Europe" besteht noch als streng kirchliches Blatt unter dem Titel „Boekzaal der Geleerde Wereld" fort. Am

Digitized by Google

meisten in Holland verbreitet waren und sind der seit 1788 in Haarlem wöchentlich erscheinende „Allgemeene Konst- en Letterbode", die „Vaterlandsche Bibliothek" (seit 1795) und der „Recensent". Die jetzt noch existirenden kritischen Zeitschriften der Niederlande ermangeln der Selbstständigkeit, und nur „De vrie Fries" zu Gröningen und die von F. Müller in Amsterdam 1844 gegründete gelehrte Zeitschrift „De Referent" erhebt sich über die Mittelmäßigkeit. Zu erwähnen sind endlich noch das im Haag wöchentlich sechsmal erscheinende „Grondwet" und „De Vaterlandsche Letteröfeningen" daselbst.

In Schweden war die erste regelmäßig erscheinende Zeitung die „Ordinarie Post-Tidende" (1643—80), welcher der „Svensk Merkurius" (1675—83), die „Relationes curiosae" (1682 bis 1701) in lateinischer Sprache, der „Svensk Postillon" und einige andere im 17. Jahrhundert folgten. Im Laufe der ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts vermehrten sich nicht nur die Zeitungen, sondern es erschienen auch schon solche, welche einzelne Fächer und Richtungen vertraten. Die erste schwedische Zeitschrift in französischer Sprache war die „Gazette française de Stockholm" (seit 1742), welcher 1772 der „Mercure de Suède" und „Stockholms Posten" 1778 folgten. Obgleich letztere Zeitung neben belletristischen Aufsätzen auch Mittheilungen und Erörterungen über die politischen Angelegenheiten des Auslandes enthielt, so war doch die Tagespresse noch ohne allen Einfluß auf das öffentliche Leben. Als aber der Kampf zwischen der klassischen und romantischen Schule auch auf das Gebiet der Potitik hinüberspielte, begann die periodische Presse auch hier ihre Wirkung zu üben, und namentlich waren es der „Argus", 1820 von Johannsen und dann die „Riksdagstidende", von Crusenstolpe und Hjerta, den ersten namhaften Vertretern der schwedischen Presse, begründet und bald zum ausschließlichen Organ der Opposition erhoben, welche die inneren Angelegenheiten des Staats zum Gegenstand der Diskussion machten. Crusenstolpe veränderte die Farbe, indem er nach dem Schluß des Reichstags von 1828—30 das „Fädreneslandet" im gouvernementalen Sinne redigirte, Hjerta aber schritt zum Radikalismus fort und gründete als Organ desselben 1830 das „Aftonblad". Letzteres war bis auf die neuere Zeit die einflußreichste Zeitung in Schweden, doch hörte sie seit dem Regierungsantritt des Königs Oskar auf, Oppositionsblatt zu sein. Eine verbreitete Zeitung ist auch „Dagligt Allahanda", 1833 begründet, seit 1852 „Svenska Tidningen" betitelt und Organ der gemäßigten Reformpartei. Ein später entstandenes Blatt „Nya Dagligt Allahanda" machte jener keine bedeutende Konkurrenz. Die liberale Richtung vertrat „Freya" (seit 1836). Lokalblatt für Stockholm ist „Stockholms Dagblad" (seit 1824). Officielle Zeitung ist „Post- och Inrikes Tidningar", welche früher unter dem Titel „Sveriges Statstidning" erschien. Ministerielle Blätter waren vor 1848 „Svenska Minerva" (seit 1830) u. Svenska Biet", das bedeutendste der konservativen Blätter, welches aber um die Mitte der vierziger Jahre einging. Dies Schicksal theilten auch mehre ultraradikale durch die Stürme des Jahres 1848 hervorgerufene Blätter. Als stockholmer Blätter sind noch „Fädernesland" und „Väcktaren" zu nennen. Während 1801 25, 1821 48, 1829 62 Zeitungen in Schweden erschienen waren, zählte man 1831 deren bereits 80 und 1841 112. In gleichem Grade hat aber später ihre Vermehrung nicht zugenommen. Da die Regierung neuerlich die Presse ganz unbehelligt läßt, so darf sich diese um so freier äußern u. übt daher einen tiefgreifenden Einfluß auf die öffentliche Meinung aus. Tage- und Wochenblätter erscheinen in jeder bedeutenderen Stadt, haben aber nur lokales oder provinzielles Interesse. Die literarische Journalistik hob in Schweden erst mit dem 19. Jahrhundert an. Das erste namhaftere Blatt war „Svensk Literatur-Tidende" (1814 bis 1824), an der sich besonders Geijer und Hammerskjöld betheiligten. Als literarische Zeitschriften sind außerdem die „Tidskrift för Literatur" und die monatlichen „Ställingar och Forhällanden" zu nennen. Eine „Svensk Bibliographi" erscheint seit 1839. Auch besteht eine „Illusterad Tidning". Die einzelnen wissenschaftlichen Disciplinen werden durch besondere Zeitschriften gefördert.

In Dänemark gab es vor 1830 kaum eine irgendwie Einfluß übende Zeitungspresse. Es waren nur 2 Blätter in Kopenhagen privilegirt, und diese brachten außer den wenigen officiellen Artikeln nur Auszüge aus ausländischen Zeitungen. Erst 1830 u. mehr noch 1834, als durch Errichtung der Provinzialstädte ein lebhafteres Interesse an den Angelegenheiten des Staats im Volk sich regte, begann die Presse wirksam zu werden. Die älteste der noch bestehenden Zeitungen ist die „Berlingsche", welche zuerst 1749 und zwar in deutscher Sprache erschien und von jeher, mit Ausnahme des Jahres 1848—49, halbministerielles Organ war. Jetzt heißt sie „Berlingske politiske og Avertissements Tidende". Erst um 1831 trat ihr „Fädrelandet" entgegen, anfangs als ästhetisches Journal, dann als politisches Organ der Opposition im Allgemeinen, Organ des jungen Dänemarks und des Skandinavismus. Unter den Redakteuren des Blattes, welches 1848 seine Glanzperiode hatte, waren Bischof Monrad und Lehmann. Damals entstand auch „Kjöbenhavns Posten", ebenfalls angesehenes Oppositionsblatt. Ungemein verbreitet unter den niederen Schichten des Volks ist die um 1842 als Unterhaltungsblatt begründete „Flyveposten", welche als politisches Blatt sich der herrschenden Stimmung anbequemte. Organ der nationaldänischen Partei von 1849 ist die in Hadersleben erscheinende Zeitung „Dannevirke". „Dagbladet" wird besonders in den gebildeteren Kreisen gelesen. Als sonstige in Kopenhagen erscheinende politische Zeitungen sind noch zu nennen: „Dags Telegrafen", „Danmark", „Folkeblad", „Morgenposten", „Sandheds Fakkel" und „Dansk Rigs-Tidende". Die Provinzialblätter geben meist nur Auszüge aus kopenhagener Blättern. Von Zeitungen nichtpolitischen Inhalts, welche in Kopenhagen erschienen, sind hervorzuheben: „Dansk Kirketidende", „Departements Tidende", „Katholsk Kirketidende", „Sondagsposten".

Auch in Norwegen war die periodische

Digitized by Google

Presse bis gegen 1833 ohne Bedeutung. Erst als der Kampf der Intelligenz und der Beamten mit den Bauern seinen Anfang nahm, mischte sich auch die Presse in denselben, und zwar war das Organ der ersteren seit 1836 „Der Konstitutionelle", der 1847 mit der seit 1815 bestehenden „Norske Rigstidende" vereinigt ward; das Organ der Bauernpartei aber das seit 1819 erscheinende „Morgenblad", welches 1852 einging. Außerdem erscheint seit 1848 in Christiania noch „Christiania Posten", sowie „Christiania Intelligentssedler", 1763 begründet, u. „Christiania Adresse-Tidende" seit 1842. Zu Bergen entstand 1840 die „Bergens Stiftstidende" und 1848 „Bergenske Blade"; zu Drontheim in demselben Jahre „Den Frimodige". Außerdem gibt es zahlreiche Provinzialblätter. Unter den nichtpolitischen Zeitschriften Norwegens nimmt die literarisch-kritische „Norsk Tidskrift for Widenskab og Literatur" eine vorzügliche Stelle ein.

Am weitesten zurück datirt das Zeitungswesen in Deutschland. Die ersten Anfänge desselben bestanden bei einzelnen fliegenden Blättern und Druckschriften von geringem Umfang, welche meist unter dem Titel „Newe Zeitung" veröffentlicht wurden, häufig in Briefform abgefaßt und wohl auch mit Holzschnitten verziert, selten aber mit Angabe des Druckorts und der Jahrzahl versehen waren. Das älteste bis jetzt bekannte Exemplar, im Besitz der Universitätsbibliothek zu Leipzig, trägt die Jahrzahl 1494. Die Entdeckung Amerika's, die Kriege mit den Türken und in Italien, später der dreißigjährige Krieg, dann lokale Angelegenheiten, Unglücksfälle, Hexenprozesse, Spukgeschichten ꝛc. boten diesen „Relationen", wie sie sich auch nannten, reichen Stoff dar. Aehnliche periodische Mittheilungen lieferten die Kalender und Almanache, welche seit dem Ende des 15. Jahrhunderts jedes Jahr regelmäßig erschienen, sowie die sogenannten „Postreuter" (der älteste bekannte datirt von 1590), welche die Begebenheiten des letzten Jahres gewöhnlich in Knittelversen vorführten. Aus derselben Zeit rühren die ersten eigentlich periodischen Berichte dieser Art her; es sind dies die „Relationes semestrales", welche Konrad Lauterbach († 1597 zu Frankfurt a. M.) mit dem frankfurter Buchhändler Paul Brachfeld (pseudonym Jacobus Francus) begann, dann Sebastian Brönner, und seit 1599 Theodor Mäurer fortsetzten. Sie erschienen anfangs lateinisch und deutsch, halbjährlich von Messe zu Messe. Handschriftliche Zeitungsberichte waren für andere Zwecke bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verbreitet und glichen nach Anordnung des Stoffs schon ziemlich unseren Zeitungen. Die erste wirkliche Zeitung aber war die Wochenzeitung, welche der Buchhändler Egenolph Emmel zu Frankfurt a. M. seit 1615 herausgab, und aus welcher das noch heute bestehende „Frankfurter Journal" entstand. Durch Nachahmung derselben von Seiten des damaligen Reichspostverwalters Joh. von der Birghden entstand 1616 die ebenfalls noch erscheinende „Frankfurter Oberpostamtszeitung". Seitdem erschienen nach und nach unter den Titeln „Relation", „Ristretto", „Korrespondent", „Curier", „Chronik" und „Realzeitung" an verschiedenen Orten gewöhnlich mit landesherrlichem Privilegium, aber unter Censur immer mehr Zeitungsblätter, so im 17. Jahrhundert namentlich in Nürnberg, Köln, Augsburg, Regensburg, Hamburg, Bremen, Gotha, Koburg, Erfurt, Wittenberg, Leipzig, Berlin, Magdeburg, Stettin, Königsberg ꝛc. Einen größeren Aufschwung nahm das Zeitungswesen im 18. Jahrhundert. Schon in der ersten Hälfte desselben erschienen in Berlin mehre angesehene Zeitungen. Eine der ältesten und bedeutenderen deutschen Zeitungen ist aber der „Hamburgische Korrespondent", welcher 1714 aus der 1712 entstandenen „Holsteinischen Zeitungscorrespondence", einem Neuigkeitsblatte, entstand und die Grundlage der 1731 begonnenen „Staats- und gelehrten Zeitung des unparteiischen Korrespondenten" war. Obwohl bald die angesehensten Schriftsteller für Zeitungen arbeiteten, so blieb doch in Deutschland die periodische Presse bis zu Anfang der französischen Revolution ziemlich unbedeutend. Das berühmte Wort Friedrichs des Großen bei seiner Thronbesteigung: „Gazetten dürfen, wenn sie interessant sein sollen, nicht geniret werden", gab z. B. zur Entstehung der jetzt noch erscheinenden „Haude- und Spenerschen Zeitung" in Berlin Veranlassung. Wenn man auch in Preußen obigem Grundsatz bald untreu ward, indem die Censur ihr Amt nach wie vor übte, so verfuhr diese doch gelind genug, und es wurden höchstens Nachrichten von Kriegsschauplätzen einer schärferen Kontrole unterworfen. Trotzdem fanden nur wenige bevorzugte Blätter, welche sich eine gewisse Selbstständigkeit zu bewahren wußten, weitere Leserkreise, was namentlich von dem trefflich redigirten „Hamburgischen Korrespondenten" gilt, fast der einzigen Zeitung, welche ihre Nachrichten aus fernen Ländern durch eigne Korrespondenten erhielt. Das preußische Censurgesetz von 1788 und die französische Revolution gaben der Zeitungspresse einen neuen Schlag und es ward dieselbe fast lahm gelegt, indem alles Räsonnement über Staatsangelegenheiten sehr erschwert oder geradezu verpönt war. Die erste Zeitung, welche wieder einen freieren Ton anzuschlagen wagte und deren Erscheinen (1798) daher in der Geschichte des deutschen Zeitungswesens Epoche macht, war die „Allgemeine Zeitung", zu deren Herausgabe sich der Buchhändler Cotta, damals in Tübingen, mit Schiller, und als dieser zurücktrat, mit Posselt vereinigte. Sie hieß anfangs „Neueste Weltkunde" und stand, als sie unter diesem Titel von einem Verbot getroffen ward, unter ihrem jetzigen wieder auf. Ihr erster Redakteur war Huber, seit 1806 Stegmann, seit 1837 Kolb, dem Altenhöfer und Mebold zugesellt wurden; gegenwärtig besorgt Altenhöfer allein die Redaktion. Die „Allgemeine Zeitung", unstreitig eine der reichhaltigsten Deutschlands, hat fast in allen europäischen Ländern und zeitweilig auch in außereuropäischen Ländern Korrespondenten, und es bedienten sich ihrer nicht selten selbst ausländische und deutsche Regierungen (Oesterreich) zur Veröffentlichung u. Geltendmachung ihrer Ansichten. Die Beilagen derselben geben gehaltvolle literarische Uebersichten, Reiseberichte, Charakteristiken ausgezeichneter Männer und Nekrologe. Während

Digitized by Google

der napoleonischen Herrschaft verlor die deutsche Zeitungspresse alle selbstständige Haltung, und die meisten Blätter waren nur der Wiederhall der französischen Zeitungen, namentlich in den Rheinbundsstaaten und in den annektirten Ländern, wo sie ganz den Zwecken des Protektors dienen mußten. Nach dem Sturze der Fremdherrschaft entstanden sofort neue politische Blätter. So gab Kotzebue, vom russischen General Wittgenstein veranlaßt, in Berlin ein „Russisch-deutsches Volksblatt" heraus, und Niebuhr begann den „Preußischen Korrespondenten"; beide gingen aber bald wieder ein. Später erschienen bei Brockhaus in Altenburg die „Deutschen Blätter", welche die Zeitinteressen besprachen und eine Zeitlang viele Leser hatten. Ein Blatt, welches deutsch-patriotischen Sinn zu wecken u. zu kräftigen suchte, war Görres' „Rheinischer Merkur", der besonders in den Rheingegenden von so großem Einfluß war, daß ihn die Franzosen als „fünfte Macht" bezeichneten. Er bestand vom 23. Jan. 1814 bis zum 19. Januar 1816, wo er durch Kabinetsbefehl unterdrückt ward. In Hamburg erschien 1813 nach Vertreibung der Franzosen „Der deutsche Beobachter", welcher 1819 wieder einging. In Oesterreich, wo bisher die amtliche „Wiener Zeitung" (seit 1700) das einzig bedeutendere politische Blatt gewesen war, entstand 1809 der „Oesterreichische Beobachter", welcher, von einem Privatsekretär des Fürsten Metternich redigirt, bald als halboffizielles Blatt galt und über Auswärtiges oft gut unterrichtet war. Der wechselnde Einfluß, den die Zeitungen auf die öffentliche Meinung gewannen, veranlaßte nach dem zweiten pariser Frieden die Gründung der „Preußischen Staatszeitung", welche als Organ des Ministeriums zuerst von dem Staatsrath Stägemann, seit 1821 von Heun (H. Clauren), seit 1824 von John und Cottel redigirt ward, aber nie zu bedeutenderem Einfluß als politisches Blatt gelangte. Im Jahre 1843 „Allgemeine preußische Zeitung" und später „Königlich preußischer Staatsanzeiger" betitelt, enthält sie als solcher hauptsächlich amtliche Nachrichten und Bekanntmachungen. Den Geist ihrer Zeit widerspiegelnde Blätter waren das weimarsche „Oppositionsblatt", von Bertuch und dessen Schwiegersohn Bertuch begründet; der „Fränkische Merkur", von Wetzel in Bamberg redigirt; die „Rheinischen Blätter", anfangs von Weitzel herausgegeben; die „Neckarzeitung" u. die „Speierer Zeitung". Das „Oppositionsblatt", zuerst von L. Wieland, dem ältesten Sohn des Dichters, redigirt, verfolgte eine entschieden freisinnige Tendenz, zog sich aber durch einen über das Wartburgfest gegebenen Bericht die Ungunst der Regierungen zu, mußte seinen Redakteur wechseln und ging 1820 ein. Dies Schicksal, was auch andere oppositionelle Zeitungen traf, war die Folge der Bundestagsbeschlüsse vom 20. Sept. 1819, welche die Zeitungen unter staatliche Beaufsichtigung stellten und damit die politische Presse in Fesseln legten. Die Bewegung, welche die französische Julirevolution in Deutschland hervorrief, verschaffte den Zeitungen wenigstens vorübergehend einen freieren Spielraum, und besonders tauchten in Süddeutschland Blätter auf, welche noch weit kühner die bestehenden Zustände anfochten, als es vor 1819 geschehen war, so „Rheinbayern" und der „Westbote" von Siebenpfeiffer, „Der Hochwächter" von Lohbauer, „Die deutsche Tribüne" von Wirth, das „Bayerische Volksblatt" von Eisenmann, das „Hessische Volksblatt" von E. E. Hoffmann, „Der Wächter am Rhein" und „Der Freisinnige" von Rotteck und Welcker. Eine gemäßigtere Haltung beobachteten die „Deutsche Nationalzeitung", welche von Bieweg in Braunschweig gegründet und von Hermes geleitet ward. Ein gewichtiges, durch seine Dialektik bestechendes Organ der Gegenpartei war das von Jarcke in Berlin herausgegebene „Berliner politische Wochenblatt". Der konservativen Richtung huldigten auch die „Mannheimer Zeitung" und die „Frankfurter Oberpostamtszeitung". Die beginnende Reaktion gab sich kund durch den Bundestagsbeschluß vom November 1831, welcher der Regierung strenge Ueberwachung der Zeitungen, Zeit- und Flugschriften anempfahl und zugleich die das Preßgesetz von 20. Sept. 1819 eingesetzte Bundeskommission ergänzte, welche der Würde des Bundes, der Sicherheit der Bundesstaaten und der Erhaltung der Ruhe in Deutschland zuwiderlaufende Schriften der Bundesversammlung behufs der Unterdrückung namhaft machen sollte. Dieses Loos traf zuerst die in Straßburg erscheinende Zeitschrift „Das konstitutionelle Deutschland". Die öffentliche Meinung zu Gunsten der Regierung umzustimmen, war die Aufgabe der von Cotta in München gegründeten Zeitschrift „Das Inland", der „Stuttgarter Zeitung" und des „Schwäbischen Merkur" in Süddeutschland und der anfangs von Pertz redigirten „Hannoverschen Zeitung" in Norddeutschland. Im Königreich Sachsen, wo neben der „Leipziger Zeitung" kein Blatt Nachrichten über auswärtige Politik aufnehmen durfte, ohne mit jener eine Entschädigungssumme zu vereinbaren, besprach „Das Vaterland" (seit 1831) anfangs nur vaterländische Angelegenheiten, behandelte dann auch allgemeine deutsche Fragen, ging aber 1834 ein. Die meisten der oben genannten freisinnigen Blätter wurden seit 1832 unterdrückt. Zugleich wurde allenthalben die Verfügung des Bundestags in Ausführung gebracht, wonach kein Herausgeber einer unterdrückten Zeitschrift binnen einer Zeit von 5 Jahren im ganzen Gebiete des deutschen Bundes ein anderes politisches Blatt leiten dürfen sollte. Auch wurden den Unternehmern von Zeitungen bedeutende Kautionen auferlegt, während man anderwärts, z. B. in Sachsen, das Erscheinen aller Zeitschriften, mit Ausnahme der rein wissenschaftlichen, von Konzessionen abhängig machte. Nach einem Bundesbeschluß vom 5. Juli 1833 sollten auch die im Auslande erscheinenden Zeitungen in den Bundesstaaten ohne vorher eingeholte Erlaubniß der Regierungen nicht ausgegeben werden. Trotz aller dieser Beschränkungen gewann aber das Zeitungswesen mit dem zunehmenden Sinn für öffentliches Leben mehr und mehr Einfluß, zumal da 1840 einige Censurerleichterungen eintraten. Extrem-liberale Principien verfochten namentlich die „Mannheimer Abendzeitung" von Struve, die „Rheinische Zeitung" in Köln (seit 1841) und die „Sächsischen Vaterlandsblätter" (seit 1841),

Digitized by Google

die Sache des absoluten Königthums aber der von Professor Bercht in Köln redigirte „Rheinische Beobachter“ (seit 1843). Einen freieren Standpunkt nahm die „Deutsche allgemeine Zeitung“, die, von Brockhaus 1837 als „Leipziger allgemeine Zeitung“ gegründet, den gemäßigten Liberalismus und das Freihandelssystem vertrat. Bedeutendere, vor 1848 erscheinende Zeitungen von entschieden liberaler Richtung waren die „Bremer Zeitung“, die „Weserzeitung“ u. die „Kölnische Zeitung“. Socialdemokratische Tendenzen verfolgte die „Trierer Zeitung“. Hauptorgan des ultramontanen Katholicismus war die „Rhein- u. Moselzeitung“ zu Koblenz. Als Vertreterin des wissenschaftlich begründeten Konstitutionalismus war die im Juli 1847 in Heidelberg unter Gervinus' Redaktion begonnene „Deutsche Zeitung“ eine Zeitlang von Einfluß. Als im März 1848 die Presse allenthalben ihre Fesseln abgeworfen hatte, schoß eine Unzahl politischer Parteiblätter auf, die aber wegen des Mangels an materiellem wie geistigem Kapital bald wieder eingingen oder in Folge der seit 1849 in verschiedenen deutschen Staaten erlassenen Preßgesetze ihre Lebensfähigkeit einbüßten. Von den bedeutenderen politischen Blättern überdauerten viele die Stürme von 1848 nicht. Im Jahre 1849 erschienen 1551 deutsche Zeitungen, Intelligenz- und Volksblätter.

Im ganzen Kaiserstaat Oesterreich zählte man zu Anfang 1846 155 Zeitungen und Zeitschriften, worunter 41 politische Blätter, die ihr Material meist der officiellen „Wiener Zeitung“ und dem „Oesterreichischen Beobachter“ entnahmen. Unter den zahlreichen Blättern, welche sofort nach der wiener Märzrevolution erschienen, sind nur die „Konstitution“, der „Freimüthige“, die „Konstitutionelle Donauzeitung“, die von Schwarzer bis zu seinem Eintritt ins Ministerium geleitete „Allgemeine österreichische Zeitung“, Joseph Ranks „Volksfreund“, Messenhausers „Volkstribune“, das Karrikaturblatt „Wiener Charivari“, Bechers „Radikaler“ und Engländers „Socialistische Reform“ zu nennen. Nach Besiegung der Revolution im Okt. 1849 wurden auch der Presse, wie dem ganzen politischen Leben wieder Fesseln angelegt. Die bedeutendsten der gegenwärtig zu Wien erscheinenden Zeitungen sind außer der öfter genannten „Wiener Zeitung“ die „Ostdeutsche Post“, 1848 von Kuranda gegründet, 1851 in den Besitz der geroldschen Buchhandlung in Wien übergegangen; die „Presse“ mit dem belletristischen Beiblatt „Feierabend“; die „Neue freie Presse“ mit reichhaltigem Feuilleton; der „Botschafter“, als officiöses Blatt geltend; die „Generalkorrespondenz“, gleichfalls officiös; ferner die „Debatte“, die „Morgenpost“, die „Neue Zeit“, die „Oesterreichische konstitutionelle Zeitung“, die „Reform“, das „Vaterland“ (für Wien dasselbe, was die „Neue preußische Zeitung“ für Berlin) und der „Wanderer“, eine Fortsetzung des ehemaligen „Oesterreichischen Beobachters“ und der an dessen Stelle getretenen „Allgemeinen österreichischen Zeitung“. Was die einzelnen Länder der österreichischen Monarchie anlangt, so ist in Böhmen, wo das Czechenthum neuerlich Alles aufbietet, um zu alleiniger Geltung zu kommen, die deutsche Presse nicht sehr vertreten. Die „Prager Zeitung“ ist zunächst ein amtliches Blatt. Außerdem sind zu nennen die „Bohemia“, die „Politik“, der „Tagesbote aus Böhmen“ und das „Prager Abendblatt“. In Budweis erscheint der „Anzeiger aus dem südlichen Böhmen“. In Steiermark ist die „Gratzer Zeitung“ das bedeutendste Blatt. In Mähren sind die „Brünner Zeitung“ und die „Olmützer neue Zeitung“ am verbreitetsten. In Oesterreichisch-Schlesien ist die „Troppauer Zeitung“ zu bemerken. Unter den deutschen Blättern Galiziens steht die „Lemberger Zeitung“ obenan. In Ungarn ist die deutsche Presse durch die „Preßburger Zeitung“, die „Pesther Post“, die „Pesther Zeitung“, den „Pesther Lloyd“ (seit 1854) und die „Temeswarer Zeitung“ vertreten. In Agram erscheint als amtliche Zeitung für Kroatien und Slawonien die „Agramer Zeitung“. Die bedeutendsten Zeitungen Siebenbürgens sind der schon länger bestehende „Siebenbürgische Bote“ mit dem belletristischen Beiblatt „Transsylvania“ in Hermannstadt und die „Kronstädter Zeitung“ mit dem Beiblatt „Satellit“. In Tyrol gibt es eine deutsche und eine italienische Presse. In Innsbruck erschienen um Mitte der fünfziger Jahre als politische Zeitungen „Der Bote von Tyrol“, „Die Schützenzeitung“, „Das tyroler Volksblatt“ und die „Katholischen Blätter aus Tyrol“. Die czechische Zeitungsliteratur hat bereits einen gewissen Umfang gewonnen. So erschienen in Prag der „Hlas“, der „Narod“, „Narodni Listy“ (Nationalzeitung), ferner der „Posell z Prahy“ u. „Swobodo“. Brünn hat bereits drei czechische Zeitungen. In polnischer Sprache erscheint „Duch-czasu“ in Wien, „Czas“ in Krakau, die „Gazetta Narodowa“ u. 3 andere in Lemberg. Eine serbische Zeitung erscheint in Neusatz, zwei kroatische in Agram, eine illyrische in Zara, ruthenische in Lemberg und Wien. Hier kommt auch der „Tavorit“ in italienischer Sprache heraus. Sonst hat noch Triest 4 italienische Zeitschriften, darunter der verbreitete „Osservatore Triestino“ und „Il Tempo“, Trient deren 2, „Gazetta del Tirolo italiano“ u. L'Ape“, Roveredo und Udine je eine, Zara 2. Ungarische Zeitungen erscheinen in Pesth allein 8, worunter der „Pesti Naplo“ und der „Pesti Hernöck“ am bekanntesten sind; Ofen hat den „Sürgöny“; auch in Szegedin, Klausenburg, Raab, Gran, Erlau und Arad bestehen ungarische Zeitungen. In rumänischer Sprache erscheinen Zeitschriften in Pesth, Kronstadt und Hermannstadt; in griechischer Sprache 2 zu Triest; in slowakischer eine in Ofen, in hebräischer endlich 3 zu Lemberg. Als nicht rein politische Zeitungen erscheinen in Wien die „Austria“, eine Wochenschrift für Volkswirthschaft und Statistik, der „Wiener Bahnhof“, eine Zeitung für Handelsinteressen, Kunst und geselliges Leben „Blätter für Theater, Musik und Kunst“; „Breiers Roman- u. Zeitungskabinet“; das „Centralorgan für die Bibliographie des Kaiserthums Oesterreich“; „Demokrit“; „Figaro“; die „Gerichtshalle u. Gerichtszeitung“; die „Illustrirte Eisenbahnzeitung“; die „Illustrirte Novellenzeitung“; der „Land- u. Forstwirth“; „Neue wiener Theaterzeitung“; die „Revue in Krieg u. Frieden“ u. a., sowie mehre Fachzeitungen. Auch in den slavischen

Digitized by Google

Sprachen ist die nichtpolitische Literatur ansehnlich vertreten; so erschienen 1865 in czechischer Sprache allein 26 Zeitschriften, in polnischer 8, in serbischer 5, in slowenischer 6, in kroatischer u. in slowakischer je 9. In ungarischer Sprache gibt es über 50, in italienischer an 30, in ruthenischer 3, in hebräischer 4, in rumänischer 3 Zeitschriften.

In Preußen machte sich die Beschränkung der Presse zu Zeiten sehr fühlbar. So traf das Preßgesetz vom 12. Mai 1851, welches Konzessionseinholung und Kautionserlegung für das Erscheinen einer Zeitung und Postdebitentziehung für mißliebige Blätter vorschrieb, die Zeitungspresse hart, und das bald darauf erlassene Stempelsteuergesetz, welches die Zeitungen je nach ihrem Umfang besteuerte, erschwerte deren Verbreitung. Die älteste berliner Zeitung ist die „Vossische Zeitung", eigentlich „Königl. privilegirte berlinische Zeitung", 1722 durch ein Privilegium Friedrich Wilhelms I. ins Leben gerufen und nach ihren Besitzern, den vossischen Erben, genannt. Sie ist von den größeren Zeitungen Berlins die verbreitetste. Ihr Chefredakteur war zuletzt Otto Lindner. Die Theaterkritiken liefert Gubitz. Die zweite berlinische Zeitung dem Alter nach ist die „Haude- und Spenersche Zeitung" (s. oben), deren eigentlicher Name „Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" ist. Sie erscheint seit dem 30. Juni 1740, nachdem der Buchhändler Haude gleich nach der Thronbesteigung Friedrichs II. die Erlaubniß zu ihrer Herausgabe erhalten hatte. Die Zeitung kam dann an Spener, der sie 1826 käuflich an Spiker überließ, welcher am 1. Jan. 1827 selbst die Redaktion übernahm und 1858 Alexis Schmidt zum Nachfolger hatte. Die Zeitung ist gegenwärtig im Besitze der spikerschen Erben. Die „Allgemeine preußische Staatszeitung", von der schon oben die Rede war, hat ein Beiblatt in den von dem statistischen Bureau (Engel) herausgegebenen „Mittheilungen". Im Jahre 1846 begründete G. Julius, von der Seehandlung mit Mitteln unterstützt, die „Berliner Zeitungshalle", welche, als die Revolution von 1848 hereinbrach, eine entschieden radikale Richtung einschlug, dadurch die besitzende Klasse abstieß und daher einging. Erste bleibende Frucht der Bewegung von 1848 war die „Nationalzeitung", welche als Unternehmen einer Aktiengesellschaft Ende März zuerst erschien und von Anfang an von Zabel, dem anfangs Rutenberg zur Seite stand, redigirt ward. Die „Nationalzeitung" ist das Blatt der liberalen Bourgeoisie und ist wegen ihrer ausführlichen Handelsnachrichten auch in kaufmännischen Kreisen weit verbreitet. Ebenfalls im Jahre 1848 entstand die „Neue preußische Zeitung" oder „Kreuzzeitung" (weil sie das eiserne Kreuz mit dem Motto „Mit Gott für König und Vaterland" an der Spitze trägt). Diese Zeitung wurde am 1. Juni 1848 als Organ der Reaktion gegründet, nahm in kirchlicher Beziehung den orthodoxen Standpunkt ein und fand besonders in sofern Beachtung, als sie der Ausdruck der in der Feudal- und Militärpartei obwaltenden Anschauungsweise der Dinge war. Der ungenannte Redakteur war früher Assessor Wagener, nachher Beutner. Die Rundschau lieferte der Präsident von Gerlach. Die gleiche reaktionäre Tendenz verfolgen die „Berliner Revue", ein Wochenblatt, welches von Wagener gegründet ward und dessen jetziger Namensredakteur von Nörner ist, und das „Allgemeine Volksblatt", ein Tageblatt, als dessen Redakteur der Buchdrucker Hickethier unterzeichnet ist. Regierungsfreundlich ist auch der „Publicist", der schon vor 1848 erschien, aber erst damals zu einer vollständigen politischen Zeitung erwuchs, während er früher mehr Gerichtszeitung war. Er steht unter Thiele's Redaktion. Die „Volkszeitung", früher „Urwähler" und „Urwählerzeitung" betitelt, ward wegen ihrer demokratischen Richtung verfolgt und konnte sich 1853 nur dadurch erhalten, daß sie Verleger und Redakteur änderte. Sie hat wegen ihrer klaren faßlichen Leitartikel und sonstigen belehrenden Aufsätze, namentlich aus dem Gebiete der Naturwissenschaft, einen großen Leserkreis. Der Tendenz nach steht ihr die „Berliner Reform" nahe, welche aber später entstand. Sie ist das Organ der Linken in der deutschen Fortschrittspartei und wird gegenwärtig von Guido Weiß redigirt. Auch die „Berliner Börsenzeitung" kann, obwohl sie zunächst den Interessen des Handels gewidmet ist, in ihrem politischen Theil als Organ der Fortschrittspartei gelten. Eigenthümer und Redakteur ist Killisch. Die „Bank- und Handelszeitung", von Treuherz redigirt, und von Heymann verlegt, gibt nur kurze politische Uebersichten. Die Politik des Ministeriums Auerswald-Schwerin-Patow verfocht die „Berliner Allgemeine Zeitung", redigirt von Julian Schmidt, die aber schon nach zweijährigem Bestehen wieder einging. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", ein Organ des Ministeriums Bismarck, wird von Brast redigirt. Zu Anfang 1865 entstand die „Staatsbürgerzeitung", ebenfalls Vertreterin der ministeriellen Politik. Zu den nicht täglich erscheinenden Blättern gehört zunächst die „Gerichtszeitung", welche außer Gerichtsverhandlungen auch Stadtgeschichten und eine politische Rundschau gibt und dreimal in der Woche erscheint. Konkurrenz sollte ihr die „Tribüne" machen, die aber später sich in ein Witzblatt verwandelte. Politik mit Humor verbinden die „Berliner Montagszeitung", von Glaßbrenner, u. die „Montagspost", von E. Kossak redigirt, letztere namentlich wegen ihrer Wochenschau gern gelesen. Wochen- und Monatsblätter erscheinen in Berlin in großer Anzahl. Ein Organ der altliberalen Partei sind die „Preußischen Jahrbücher", die in Reimers Verlag von Heim redigirt werden. Diesen entgegengesetzt sind die „Jahrbücher für Gesellschaft und Staatswissenschaften", welche als Sukkursblatt der „Kreuzzeitung" anzusehen sind u. von J. C. Glaser redigirt werden. Neben den politischen Zeitungen und Zeitschriften ist noch der „Lithographischen Korrespondenzen" zu gedenken, welche als Privatmittheilungen für Zeitungen dienen. Fast täglich erscheinen die „Zeidlersche" und die „Sternsche Korrespondenz", erstere im Interesse der konservativen Partei. Einer weiten Verbreitung erfreut sich „Kladderadatsch", ebenfalls eine Frucht des Jahres 1848, ein Witzblatt, welches sich trotz aller Verfolgungen zu halten wußte. Redakteur ist Ernst Dohm, Hauptmitarbeiter sind Rudolf Löwenstein und David Kalisch, während Scholz die Zeichnungen liefert. Verleger ist A. Hofmann. Nachahmungen des

Digitized by Google

„Kladderadatsch", wie der „Krakehler", die „Ewige Lampe", „Kikeriki", „Juchheirassah", „Der kleine Reaktionär", „Sturmblatt Düppel" u. a. m., hatten nur ephemere Dauer. Einen ansehnlichen Leserkreis erwarb sich dagegen der von Hopf redigirte „Helmerding", der, ursprünglich ein Theaterblatt, nach u. nach in die Richtung des „Kladderadatsch" überging. Außer diesen Blättern erscheinen in Berlin noch zahlreiche amtliche, von den verschiedenen Ministerien herausgegebene Zeitschriften und solche für einzelne Fächer, wie „Annalen der Landwirthschaft", der „Landwirthschaftliche Anzeiger", der „Bergwerks- und Industrieanzeiger", die „Deutsche illustrirte Gewerbezeitung", die „Industriezeitung", die „Preußische Handelszeitung" u. a. m. Unter den Blättern literarischen und unterhaltenden Inhalts sind das „Magazin für Literatur des Auslandes" (ursprünglich Beiblatt der „Preußischen Staatszeitung", seit 1843 selbstständig und von Lehmann redigirt); das Familienblatt „Daheim", welches der „Gartenlaube" Konkurrenz machen sollte (seit 1864 von R. König redigirt); der „Hausfreund", ein illustrirtes Familienblatt; die „Deutsche Romanzeitung", monatlich viermal erscheinend, und der „Bazar", eine große Modezeitung, zu nennen. Max Schasler gibt die „Dioskuren", eine Kunstzeitschrift, heraus. Die „Evangelische Kirchenzeitung" von Hengstenberg, seit 1827, vertritt den orthodox-lutherischen Lehrbegriff. Andere Zeitschriften religiösen Inhalts verfolgen Missionszwecke. Außerdem erscheinen in Berlin Zeitschriften für Rechtswissenschaft, Medicin, Pädagogik und Unterricht ꝛc. Von den in den einzelnen Provinzen erscheinenden Zeitungen sind als die bedeutendsten folgende hervorzuheben. Die „Hartungsche Zeitung" in Königsberg, schon 1640 begründet, vertritt die freisinnige Richtung. Als Konkurrenzblatt wurde ihr die „Ostpreußische Zeitung" entgegengestellt, der es aber nicht gelang, über die von der Regierung abhängigen Kreise hinaus Boden zu gewinnen. In Gumbinnen erscheint die liberale „Preußisch-lithauische Zeitung", welche seit 1865 gleichzeitig auch in Königsberg herausgegeben wird. Danzig besitzt das „Danziger Dampfboot", die „Danziger Zeitung" und die von Wantrup gegründete konservative „Westpreußische Zeitung". Die schon lange bestehende „Posener Zeitung" hat neuerlich in der „Ostdeutschen Zeitung", welche den Standpunkt der deutschen Fortschrittspartei vertritt, eine Rivalin erhalten. In der Provinz Posen erscheinen auch mehre polnische Zeitungen. Sitz einer ziemlich reichhaltigen Zeitungsliteratur ist die Provinz Sachsen, welcher die „Magdeburgische Zeitung", in der westphälischen Zeit entstanden, der „Magdeburger Korrespondent" (reaktionär), ein anderes ebenso betiteltes, fortschrittliches Blatt, die „Halle'sche Zeitung und das „Volksblatt für Stadt und Land" von Nathusius angehören. Auch die Provinz Schlesien ist reich an Zeitungen. Die älteste ist die „Schlesische Zeitung", 1740 begründet. Außerdem sind zu nennen die „Breslauer Zeitung", die „Provinzialzeitung für Schlesien", das „Schlesische Morgenblatt" und die „Morgenzeitung", letztere beide als fortschrittliche Blätter. In Stettin erscheinen vier Zeitungen; die „Ostseezeitung", die „Neue stettiner Zeitung", die „Pommersche Zeitung" und die „Oderzeitung", letztere drei freisinnig. Außerdem haben in Pommern Stralsund, Greifswald und Köslin Zeitungen. In der Provinz Westphalen stehen obenan der klerikale „Westphälische Merkur" und die liberale „Westphälische Zeitung". Außerdem erscheinen dort noch mehre katholische Blätter. Unter den zahlreichen größeren Zeitungen der Rheinprovinz nimmt die „Kölnische Zeitung", welche als Ausdruck der Gesinnung der rheinischen Bourgeoisie anzusehen ist und von H. Kruse redigirt wird, den ersten Platz ein. Sie zeichnet sich durch Reichhaltigkeit der Nachrichten aus, wie auch ihr Feuilleton viele Romane von Levin Schücking, Berthold Auerbach, Paul Heyse, Fanny Lewald u. A. zuerst gebracht hat. Organ der Klerikalen sind die „Kölnischen Blätter". Eine neue „Rheinische Zeitung", an der Stelle der in der vormärzlichen Zeit unterdrückten, erscheint in Düsseldorf und zwar als entschiedenes Fortschrittsblatt. Liberal ist auch die „Düsseldorfer Zeitung". Noch sind zu nennen die „Aachener", „Elberfelder", „Koblenzer" und die „Trierische Zeitung", welche noch immer mit Vorliebe socialistische Fragen bespricht. Unter dem Namen „Provinzialkorrespondenz" wird im Ministerium des Innern eine politische Nachrichten enthaltende Wochenschrift redigirt, welcher die Opposition eine andere, „Die Verfassung" betitelte gegenüberstellte.

In Bayern war bis zum März 1848 die augsburger „Allgemeine Zeitung" (s. oben) die einzige bedeutende Zeitung, die aber ihrer Verbreitung nach nicht als eigentlich bayerische Zeitung anzusehen ist. Neben ihr erschien als Organ der Regierung die „Neue münchener Zeitung". Alle nicht bayerischen Blätter, namentlich die aus protestantischen Ländern kommenden Zeitschriften, wurden nach einer Verordnung von 1839 bei ihrem Eintritt ins Land einer strengen Censur unterworfen, und die Verbreitung irgendwie mißliebiger Blätter war durch Portozuschlag erschwert. Nach der Märzbewegung von 1848 schlugen die kleinern Blätter meist eine demokratische Richtung ein, bis das Preßgesetz von 1850 dieser Strömung einen Damm entgegensetzte. Neue Blätter entstanden in Bayern damals in weit geringerer Anzahl als in andern Ländern, wie auch gegenwärtig noch die Zahl der in Bayern erscheinenden Zeitungen nicht bedeutend ist. Die erwähnte „Neue münchener Zeitung" führt jetzt den Titel „Bayerische Zeitung" und ist als Hauptlokalblatt des Königreichs anzusehen. In München erscheinende politische Blätter sind noch der „Münchener Bote für Stadt und Land", der „Neue bayerische Courier", die „Neuesten Nachrichten", der „Volksbote für Bürger und Landmann" und der „Bayerische Landbote". In Augsburg erscheinen außer der „Allgemeinen Zeitung" die „Postzeitung" und die „Abendzeitung"; in Bamberg die „Bamberger Zeitung"; in Aschaffenburg die „Aschaffenburger Zeitung"; in Würzburg der „Würzburger Anzeiger" und die „Neue würzburger Zeitung"; in Regensburg die „Regensburger Zeitung"; in Nürnberg als eine der ältesten deutschen Zeitungen der „Nürnberger Courier", der „Korrespondent von und für Deutschland" und der „Nürnberger Anzeiger"; in der Pfalz die „Pfälzische Volkszei-

Digitized by Google

tung" zu Kaiserslautern, die „Pfälzer Zeitung" zu Speyer und der „Pfälzer Courier" zu Ludwigshafen. Unter den nicht ausschließlich politischen Zeitschriften standen früher die „Historisch-politischen Blätter" von Philipps und Jarcke, die eine streng katholische Richtung vertreten, in größerem Rufe als gegenwärtig. Das „Ausland", eine Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde, 1828 in München begründet, erscheint seit 1828 in Augsburg bei Cotta wöchentlich einmal. Das „Münchener „Kunst- und Gewerbeblatt" erscheint in Monatsheften. Einem sehr speciellen Zweck dient die in München seit 1865 von Buhl, Pettenkofer u. A. herausgegebene „Zeitschrift für Biologie". Als Witzblätter erscheinen zu München die auch außerhalb Bayerns sehr verbreiteten „Fliegenden Blätter" und der „Punch".

In Würtemberg bestanden in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zwei größere Zeitungen, die „Stuttgarter Zeitung", bei Cotta, ganz konservativ, 1830 eingegangen, und der „Schwäbische Merkur", bis zu den Märztagen von 1848 das gelesenste Blatt. Der „Beobachter", vor 1848 das Organ der Liberalen, vertrat nachher das Ministerium Römer, gegenüber der „Ulmer Chronik", dem Blatte der Hofpartei. Gegenwärtig erscheinen außer den genannten Blättern der „Würtembergische Staatsanzeiger" als Regierungsblatt", die „Bürgerzeitung", das „Deutsche Volksblatt" und die „Schwäbische Zeitung", sämmtlich in Stuttgart; dann die „Neckarzeitung" in Heilbronn und die „Schnellpost" in Ulm. Ein weit verbreitetes, der Unterhaltung u. Belehrung dienendes Blatt ist Hackländers illustrirte Zeitung „Ueber Land und Meer"; ein anderes „Freya, illustrirte Blätter für die gebildete Welt". Das einst viel gelesene „Stuttgarter Morgenblatt" ist 1865 eingegangen. Wissenschaftlichen Inhalts sind das „Korrespondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- u. Alterthumsvereine", welches in Monatsheften in Stuttgart erscheint; das „Stuttgarter Literaturblatt", zweimal wöchentlich erscheinend; die „Deutsche Vierteljahrsschrift" daselbst; die tübinger „Theologische Quartalschrift".

Im Königreich Sachsen erscheint die „Leipziger Zeitung" seit 1660; sie war bis 1830 die einzige politische Zeitung des Landes und bis 1848 ausschließliches Organ der Regierung, welche Stelle jetzt das „Dresdner Journal" einnimmt. Die 1837 von Brockhaus als Organ des Konstitutionalismus begründete „Leipziger allgemeine Zeitung" wurde unter Leitung von Gustav Julius 1842 radikal und deshalb in Preußen verboten, nahm aber dann mit dem Titel „Deutsche allgemeine Zeitung" u. unter Biedermanns Redaktion wieder eine gemäßigtere Richtung an und gilt als sächsisches Oppositionsblatt, welche Stellung auch die „Sächsische konstitutionelle Zeitung" einnimmt. Die 1841 begründeten entschieden liberalen „Sächsischen Vaterlandsblätter" wurden 1845 verboten, tauchten nach der Märzrevolution von 1848 wieder auf, gingen aber bald von Neuem ein. Jene Revolution rief zahlreiche, meist radikale Blätter und Blättchen, besonders in Leipzig, ins Leben, so: die „Leipziger Arbeiterzeitung", die „Deutschen Blätter", die „Deutsche Unionszeitung", die „Oppositionsblätter", die „Reform", den „Volksfreund" u. a. m., die aber größtentheils das Jahr 1848 nicht überlebten. Dasselbe Schicksal hatten auch die von Dietzmann redigirte „Neue leipziger Zeitung", sowie die zu Dresden erscheinende „Sächsische Landtagszeitung", das „Dresdner Morgenblatt" und die von Röckel redigirten „Volksblätter". Von den Zeitungen, welche in Leipzig in den letzten Jahren erschienen oder noch erscheinen, sind zu nennen: die „Abendpost", die „Mitteldeutsche Volkszeitung" und der „Telegraph". Eine bekannte und gehaltreiche Zeitschrift allgemein literarischen Inhalts sind die bei Brockhaus erscheinenden „Blätter für literarische Unterhaltung", jetzt unter R. Gottschalls Leitung stehend. Die „Allgemeine Zeitung des Judenthums", 1837 von L. Philippson in Magdeburg begründet, führte zuerst die Bestrebungen des reformfreundlichen Judenthums in die politische Zeitungsliteratur ein. Als leipziger Zeitungen u. Zeitschriften nicht ausschließlich politischen Inhalts sind noch zu nennen die „Deutsche Arbeiterzeitung", die „Europa", die „Illustrirte Zeitung" von Weber, das erste größere deutsche Unternehmen dieser Art, das „Illustrirte Familien-Journal", der „Dorfbarbier", ein satirisch-humoristisches Blatt, die „Deutsche illustrirte Gewerbezeitung", das „Deutsche Museum", Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben, die weit verbreitete „Gartenlaube" von Keil, die „Grenzboten", von Kuranda begründet, später von Freytag und Julian Schmidt geleitet, die „Leipziger Innung der Zukunft", jährlich zehnmal erscheinend und Schulze-Delitzsch' Ansichten auf dem socialen Gebiet vertretend, die „Novellenzeitung", das „Polytechnische Centralblatt", Brockhaus' „Unsere Zeit" als Ergänzung des „Konversationslexikons", jetzt von R. Gottschall redigirt, u. a. m.; als Blätter speciell wissenschaftlichen Inhalts die „Allgemeine Strafrechtszeitung", das „Archiv für wissenschaftliche Medicin", die „Botanische Zeitung", die „Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik" u. a. m. Das Großherzogthum Sachsen-Weimar und die sachsen-ernestinischen Herzogthümer hatten keine periodische politische Presse von Bedeutung. Früher fanden nur der „Reichsanzeiger der Deutschen" zu Gotha u. die hildburghäuser „Dorfzeitung" Verbreitung über die Landesgrenzen hinaus. Die „Weimarische Zeitung" ist Regierungszeitung. In Jena erscheinen die „Blätter von der Saale", die „Allgemeine akademische Zeitung" und die „Minerva". Mehre andere durch die Bewegung von 1848 hervorgerufene Blätter, wie der „Thüringer Volkstribun" von Rothe und Lafaurie u. a., hatten nur ephemeren Bestand. In Koburg erscheinen die „Koburgische Zeitung" als officiöses Organ und das „Koburger Tageblatt"; in Gotha die „Gotha'sche Zeitung" und die „Deutsche Schützen- und Wehrzeitung". Die „Wochenschrift des Nationalvereins", welche von Berlin nach Koburg verlegt ward, ist eingegangen. Auch in Altenburg tauchten im Jahre 1848 mehre demokratische Blätter auf, von denen aber kein einziges längeren Bestand hatte. Gegenwärtig erscheint daselbst die „Zeitung für Stadt und Land" (seit 1847). In den Fürstenthümern Reuß und Schwarzburg ist die Zeitungspresse kaum durch ein nennens-

Digitized by Google

werthes Organ vertreten. Dasselbe gilt von den Herzogthümern Anhalt, wo nur zur Zeit der Märzbewegung die Presse eine lebendigere Thätigkeit zeigte. Im Großherzogthum Baden vertritt die „Karlsruher Zeitung" von jeher die Regierungsinteressen; das Gleiche gilt von dem „Mannheimer Morgenblatt". Ein Hauptorgan des Radikalismus war 1848 die „Mannheimer Abendzeitung", welche 1849 den Titel „Badischer Merkur" annahm. Dieses Blatt, sowie die Konstanzer Seeblätter" und Struve's „Deutscher Zuschauer" waren von wesentlichem Einfluß auf den Gang der Dinge in Baden nach der Märzrevolution. Die schon erwähnte „Deutsche Zeitung", von Gervinus redigirt, siedelte im Oktober 1848 nach Frankfurt über und ging 1849 ein. Die hereinbrechende Reaktion legte auch in Baden die Zeitungspresse ziemlich lahm; erst in der neuesten Zeit nach Eintritt einer entschieden liberalen Verwaltung erhielt sie wieder freieren Spielraum. Gegenwärtig erscheinen in Baden 41 politische Zeitungen und 32 Zeitschriften nichtpolitischen Inhalts. Hervorzuheben sind von jenen außer der schon genannten „Karlsruher Zeitung": die „Badische Landeszeitung" und der „Badische Beobachter" in Karlsruhe; die „Badische Presse", das „Deutsche Wochenblatt" und der „Mannheimer Anzeiger" in Mannheim; die „Breisgauer Zeitung", die „Freiburger Zeitung" und der „Oberrheinische Kourier" in Freiburg; der „Landbote" und das „Heidelberger Journal" in Heidelberg; die „Konstanzer Zeitung" in Konstanz; von diesen die „Annalen der badischen Geschichte" in Mannheim; das „Anzeigeblatt für die Erzdiöces Freiburg" in Freiburg; das „Badische Centralblatt für Staats- und Gemeindeinteressen" in Heidelberg; das „Evangelische Kirchen- u. Volksblatt" zu Karlsruhe; das „Freiburger katholische Kirchenblatt" in Freiburg; die „Heidelberger Jahrbücher" zu Heidelberg; die „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins" in Karlsruhe. Im Großherzogthum Hessen zeigte die Presse schon vor der Märzrevolution, namentlich in Rheinhessen, regeres Leben. Seit April 1848 erschien als demokratisches Blatt die „Mainzer Zeitung", als ultramontanes das „Mainzer Journal", als konstitutionelles die „Rheinische Zeitung". Gegenwärtig bestehen als bedeutendere politische Zeitungen: die „Darmstädter Zeitung" als Organ der Regierung, die „Hessische Landeszeitung" und das „Hessische Volksblatt", beide ebenfalls in Darmstadt, das „Mainzer Abendblatt", der „Mainzer Anzeiger", das „Mainzer Journal" u. die „Mainzer Zeitung" in Mainz, theils ultramontane, theils großdeutsche Blätter, und das „Rheinhessische Volksblatt" daselbst; als nicht streng politische Zeitschriften: die „Kirchenzeitung", die „Allgemeine Schulzeitung" zu Darmstadt und das „Katholische Volksblatt" zu Mainz. In Kurhessen wurde die Presse vor 1848 scharf überwacht; auswärts erscheinende Zeitungen traf bei jeder freieren Besprechung kurhessischer Zustände sofort ein Verbot. Von mehreren 1848 entstandenen Blättern konstitutioneller Tendenz erhielt sich nur die von Oetker gegründete „Neue hessische Zeitung", die sich 1850 mit der „Allgemeinen kasselschen Zeitung" vereinigte, von den demokratischen die „Hornisse" bis zur Bundesexekution im December 1850. Der von Vilmar im März begründete „Hessische Volksfreund" war als eifriger Verfechter des hassenpflugschen Regiments berüchtigt. Die strenge Ausführung des Bundesbeschlusses vom 6. Juli 1854 machte der freieren Bewegung der Presse wieder ein Ende. Neuerlich erschienen in Kassel neben der „Kasseler Zeitung", dem Organ der vormaligen kurfürstlichen Regierung, das „Oppositionsblatt" von Oetker, die „Hessische Morgenzeitung" und die „Kasseler Tagespost", in Hanau die „Hanauer Zeitung". Von Bedeutung war die Zeitungspresse Frankfurts a. M., nicht nur für die Stadt, sondern auch für einen großen Theil Süddeutschlands. Unter den gegenwärtig daselbst erscheinenden Zeitungen stehen das „Frankfurter Journal" (s. oben) mit dem Beiblatt „Didaskalia", die Sache des norddeutschen Bündnisses, und die „Frankfurter Postzeitung", bis zur Katastrophe von 1866 großdeutsche und österreichische Interessen verfechtend, in erster Linie. Auch die 1856 begründete „Neue frankfurter Zeitung" hat sich schnell einen großen Leserkreis erworben. In französischer Sprache erscheinen in Frankfurt „L'Europe", welches Blatt, wie früher das „Journal de Francfort", vorwiegend diplomatische Mittheilungen, namentlich aus russischen Kreisen, brachte, jetzt aber auch von der französischen Regierung benutzt werden soll. Neueren Ursprungs sind die von Röckel herausgegebene „Reform", welche den socialdemokratischen Standpunkt einnimmt, und der „Volksfreund für das mittlere Deutschland". Ein Handels- und Börsenblatt ist der „Aktionär", von Scheerer begründet. Noch sind zu nennen der „Arbeitgeber", die „Laterne", ein Witzblatt, das „Wochenblatt des deutschen Reformvereins" und die „Freien religiösen Blätter für Deutschland", monatlich erscheinend. Die 1848 zur Zeit des Parlaments entstandenen Parteiblätter fristeten ihr Dasein nur durch die damaligen Parteikämpfe. Im Herzogthum Nassau erschien bis 1848 kein einziges politisches Blatt und die damals aufgetauchten gingen größtentheils bald wieder ein. Die vormalige Regierung bezeigte sich gegen alle Ausschreitungen der Zeitungspresse, der einheimischen sowohl als der fremden, äußerst empfindlich. Zu Anfang 1855 erschienen in Wiesbaden die „Mittelrheinische Zeitung" und die „Nassauische Landeszeitung". Im Großherzogthum Oldenburg muß größtentheils die Nachbarpresse, namentlich die bremische, aushelfen. Die „Oldenburgische Zeitung" erschien bis 1845 auf Staatskosten, ging aber dann in Privatbesitz über. Im März 1865 trat in Oldenburg eine neue Zeitung „Die Biene" hervor. In Bremen durfte sich die Presse schon vor 1848 frei bewegen. Die früher einflußreiche „Bremer Zeitung" verschmolz neuerlich mit der „Weserzeitung", welche übrigens weit über die Grenzen des Freistaats hinaus verbreitet ist. Von Bedeutung sind ferner das „Bremer Handelsblatt" und die „Auswandererzeitung". Zu nennen sind noch der „Courier an der Weser", die „Bremer Morgenpost", die „Bremer Nachrichten" ꝛc. Die socialistische „Tageschronik" von Dulon ist eingegangen.

Digitized by Google

Dasselbe gilt von verschiedenen anderen 1848 bis 1850 erschienenen Blättern. In Hamburg hatte sich das Zeitungswesen schon im vorigen Jahrhundert zu einer gewissen Bedeutung erhoben. Sie ward namentlich durch den „Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten“ (s. oben) repräsentirt, der auch von Seiten anderer Staaten, namentlich Preußens, häufig zu officiösen Mittheilungen benutzt ward. Gegenwärtig sind die verbreitetste Zeitung des Freistaats die „Hamburger Nachrichten“, welche sich von einem bloßen Lokalblatt 1848 zu einer reichhaltigen politischen Zeitung emporschwangen. Ein sehr angesehenes Blatt ist ferner die „Börsenhalle, hamburgische Abendzeitung für Handel, Schifffahrt und Politik“, dem Format nach wohl die größte Zeitung Deutschlands. Demokratischer Tendenz sind die „Jahreszeiten“, die „Reform“; konstitutioneller die „Hamburger Zeitung“, ein Blatt neueren Ursprungs. Noch sind zu nennen: die „Eisenbahnzeitung“, das „Neue Hamburg“, die „Nessel“ und die „Wespen“, beide letztere als Witzblätter, und das „Staatsarchiv“, in Monatsheften erscheinend, und als nicht ausschließlich politische Blätter die „Deutsche Jugendzeitung“, die „Lesefrüchte vom Felde der neuesten Literatur“, „Omnibus“, die „Hamburg-altonaer illustrirte Zeitung“ (seit 1865). Einige durch die Märzbewegung von 1848 hervorgerufenen Blätter hatten auch in Hamburg nur ephemere Dauer, so der „Mephistopheles“ von Marr u. a. m. Lübeck hatte bis 1848 keine eigene größere Zeitung; gegenwärtig erscheinen daselbst die „Lübecker Zeitung“, auch außerhalb des Gebiets von einer gewissen Geltung, die „Lübeckischen Anzeigen“, die „Lübeckischen Blätter“ und der „Volksbote“. In den Elbherzogthümern (Holstein, Schleswig und Lauenburg) war die Presse bis 1848 fast rein lokal; nur einzelne Blätter, wie das seit 1829 von Theodor Olshausen redigirte „Kieler Korrespondenzblatt“, waren von einigem weiter greifenden Einfluß. Einen bedeutenden Aufschwung aber nahm hier die Presse nach der Erhebung von 1848. Für die vaterländischen Interessen trat in die Schranken, wie schon früher die „Neuen kieler Blätter“ von Lorenzen, besonders das „Schleswigholsteinische Wochenblatt“ von Falk. Die Märzrevolution von 1848 rief besonders in Altona mehre demokratische Blätter ins Dasein, die aber keinen längeren Bestand hatten. Nach Wiederbefestigung der dänischen Macht war die deutsche Presse geknebelt. Von den seit dem wiener Frieden (30. Okt. 1864) erscheinenden Zeitungen sind hervorzuheben: der „Altonaer Wecker“, die „Schleswig-holsteinische Zeitung“, welche die augustenburgischen Interessen verfocht, die „Norddeutsche Zeitung“, welche den preußischen Standpunkt vertritt, die „Schleswiger Nachrichten“ gleicher Tendenz, die „Flensburger Zeitung“, das „Rendsburger Wochenblatt“, die „Kieler Zeitung“, die „Itzehoer Nachrichten“, der „Wandsbecker Bote“ u. a. m. Auch in Mecklenburg hatte die Märzbewegung eine bisher gar nicht vorhandene demokratische Zeitungspresse hervorgerufen, die aber durch das Preßgesetz von 1850 und weitere Verordnungen wieder zum Schweigen gebracht ward. Gegenwärtig hat die „Rostocker Zeitung“, früher demokratisch, den größten Leserkreis. Ihr zunächst steht die in Schwerin erscheinende „Mecklenburger Zeitung“. Regierungsorgan ist der „Norddeutsche Korrespondent“, gleichfalls in Schwerin erscheinend.

Die Schweiz hat im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung unter allen europäischen Ländern die am reichsten vertretene periodische Literatur, was in der freien republikanischen Verfassung des Landes seinen Grund hat. Vorwiegend beschäftigt sich die Mehrzahl der schweizerischen Zeitungen mit den Bundes- und Kantonalangelegenheiten, und nur die Minderzahl läßt auch dem Ausland größere Beachtung zu Theil werden. Alle Fraktionen haben ihre Organe, deren Sprache bald gemäßigt und besonnen, bald heftig und leidenschaftlich ist. Von den weit über 200 Blättern der Schweiz sind die bekannteren und gelesseneren: in Bern: der „Bund“, die „Eidgenössische Zeitung“, die „Berner Zeitung“ vereint mit der „Schweizer Zeitung“, die „Schweizer illustrirte Wochenzeitung“, das „Schweizerische Unterhaltungsblatt“; in Zürich: die „Neue züricher Zeitung“, das „Tageblatt“ und die „Freitagszeitung“. Hierzu kommen noch die „Aargauer Zeitung“, die „Appenzeller Zeitung“, das „Echo vom Jura“ in Solothurn, die „Glarner Zeitung“, die „St.-Gallenzeitung“, das „Schaffhausener Tageblatt“, der „Schweizerische Handelskourier“ in Biel, die „Schwyzer Zeitung“ u. a. m. Nichtpolitische Zeitschriften sind die „Allgemeine schweizer Handelszeitung“ und „Postheiri“ in Solothurn, die „Allgemeine schweizer Militärzeitung“ und das „Evangelische Wochenblatt“ in Zürich. In französischer Sprache erscheinen unter anderen in Neuenburg: „Courrier de Neufchatel“, „Union libérale“; in Genf: „Journal de Genève“ und „Nation Suisse“; in Lausanne: „Gazette de Lausanne“ und „Novelliste Vaudois“. Der Kanton Tessin hat einige italienische, der Kanton Graubünden einige romanische Zeitungen.

In Rußland war das erste in Form einer Zeitung erscheinende Blatt die 1703 begründete „Moskauer Zeitung“; ihr folgten die „Petersburger Zeitung“ und die „Petersburger Nachrichten“. Diese Blätter enthielten vornehmlich kaiserliche Ukase, Verordnungen und Beförderungen, später in einem Beiblatt auch Referate über literarische Gegenstände und einzelne Mittheilungen über ausländische Ereignisse. Von einer eigentlichen politischen Zeitungspresse war selbst unter Katharina II. trotz ihres Verkehrs mit Voltaire und den Encyklopädisten noch keine Rede, und noch weniger unter Paul I. Alexander I. gewährte keine Erleichterung, und noch unter Nikolaus I. durften die Zeitungen über Zustände Rußlands nichts enthalten und gleichgültige Nachrichten aus dem Ausland nur unter Angabe der Quelle, aus der sie geschöpft waren, mittheilen. Viele deutsche, französische und englische Zeitungen wurden gar nicht zugelassen, und selbst die, denen der Eintritt ins Land gestattet war, unterlagen noch der strengsten Censur, wobei alle irgend mißliebigen Stellen mit Schwärze überstrichen wurden. Erst Kaiser Alexander II. befreite die Presse von den drückendsten Fesseln, milderte die Censur und gestattete den Zeitungen, selbstständige Leit-

Digitized by Google

artikel über innere und äußere Zustände zu bringen, die Verhältnisse des Auslandes freimüthig zu besprechen und aus den europäischen Hauptstädten Korrespondenzen aufzunehmen. Die polnische Insurrektion von 1863 führte wieder Preßbeschränkungen herbei, die nach der Unterdrückung des Aufstandes nach und nach wieder aufgehoben wurden. Von den jetzt in Rußland bestehenden Zeitungen sind folgende hervorzuheben: Die „Deutsche petersburgische Zeitung" erscheint seit 1727 regelmäßig und gibt in ihren Beilagen literarische und wissenschaftliche Aufsätze. Die russische Zeitung „Sanct Petersburgjika Wjedomosti" erscheint, von der Akademie herausgegeben, seit 1830 täglich. Das „Journal de St. Petersbourg" ist vorzugsweise für diplomatische Mittheilungen und officiöse Widerlegungen bestimmt. In russischer Sprache erscheinen noch als weiter verbreitete Zeitungen in Petersburg: der „Russische Invalide" (seit 1813), anfangs als kleines Wochenblatt, jetzt als großes politisches Journal; die „Nordische Biene" (seit 1825), worin die socialen Forderungen der Zeit ihren Ausdruck finden; die „Nordische Post", das Organ des Ministeriums des Innern; in Moskau: die „Moskauische Zeitung", die ihre Spalten allen Parteien und Richtungen öffnet. Von den Provinzialblättern sind besonders der „Odessaer Bote", welcher zwischen Absolutismus und Liberalismus die Mitte einzuhalten sucht, die „Rigaische Zeitung" und das dorpater „Inland" zu erwähnen. Seit 1865 erscheint in Moskau auch eine deutsche Zeitung. Periodische Blätter von der Art der Magazine und Revuen in den westeuropäischen Ländern sind oder waren in Petersburg: der „Zeitgenosse", mit radikal-demokratischer, selbst socialistischer Tendenz; „Unsere Zeit", regierungsfreundlich, eingegangen; die „Vaterländischen Memoiren", populäre Aufsätze aus dem Gebiet der Literatur, Kunst, Moral und Naturwissenschaften enthaltend; der „Russische Bote" in Moskau, Repräsentant konstitutioneller Principien; der „Tag", Organ des Panslavismus. Seit 1864 erscheint in Petersburg eine „Russische Korrespondenz", welche gleichzeitig in deutscher, französischer und englischer Sprache versandt wird und officiösen Ursprungs sein soll. Das Hauptorgan einer in Petersburg existirenden geheimen Presse ist der „Wolikorus", welcher aber nicht regelmäßig erscheint, sondern nur, wenn eine außerordentliche Demonstration von der „Aktionspartei" für nöthig erachtet wird. Ein einflußreiches Blatt ist endlich die in London von Alex. Herzen herausgegebene „Glocke" (Kolokol, s. oben). In Warschau erschienen am 1. Jan. 1865 7 politische Zeitungen, darunter der amtliche „Dziennik Warszawski", die „Gazetta Polska" und der „Kurjer Warszawski", und 15 nichtpolitische. Deutsche Zeitungen durften 54 durch die Post bezogen werden. Bedeutender sind die von der polnischen Emigration herausgegebenen polnischen Zeitungen, wie „Glos wolny" (freie Stimme) in London, „Ojczyzna" (Vaterland) in Zürich u. a. m. Verhältnißmäßig bedeutender als im eigentlichen Rußland ist trotz strenger Censurmaßregeln die journalistische Thätigkeit in Finnland. Im Jahre 1852 erschienen daselbst 7 finnische und 10 schwedische Zeitungen und Journale. Officielles Blatt ist die „Finlands allmänna tidning" in Helsingfors. Der vaterländischen Geschichtsforschung ist gewidmet die Zeitschrift „Tuomi", welche treffliche Aufsätze enthält. Verdienstlich sind auch „Finska Litteratursällskapets handlingar" und das „Litteraturblad för allmänmenborgerlig bildding", sowie die „Acta societatis scientiarum Fennicae".

Die periodische Presse in Griechenland nimmt ihren Anfang mit der wissenschaftlichen Zeitschrift „*Λόγιος Ἑρμῆς*" (1811 in Wien begründet). Es folgten die „*Καλλιόπη*", ebenfalls in Wien (1819—21), und „*Μέλισσα*", in Paris (1819—21). Seit 1821 erschien in Griechenland selbst die „*Ἑλληνικὴ σάλπιγξ*", sowie die „*Γενικὴ ἐφημερὶς τῆς Ἑλλάδος*" (1825—28), seit 1831 der oppositionelle „*Ἀπόλλων*" in Hydra. Nachdem Griechenland ein selbstständiges Königreich geworden, gingen diese und andere Blätter ein, aber neue entstanden an ihrer Stelle. Im Jahre 1844 zählte man in Griechenland 20 periodische Blätter, darunter 7 politische. Die meisten derselben erschienen zu Athen. Zur Zeit der Verfassungsberathung war die „*Ἀθηνᾶ*" Organ der nationalen Partei, während die „*Ἐλπίς*" englischen, der „*Αἰών*" russischen Interessen dienstbar war. Organe der Regierung waren der französisch u. griechisch erscheinende „Courrier Grec (*Ἑλληνικὸς ταχυδρόμος*)" und die „*Ἐφημερὶς τῆς κυβερνήσεως*". Im Interesse Frankreichs ward der französisch und griechisch erscheinende „Observateur grec" geschrieben (seit 1843). In beiden Sprachen kam auch der „*Σωτὴρ*" („le Sauveur") heraus. Die russisch-türkischen Wirren riefen die ebenfalls in beiden Sprachen erscheinende Zeitung „*Τὸ Πανελλήνιον*" und den „Spectateur de l'Orient" (seit 1853) hervor. Der „*Ἐφημερὶς τοῦ ὑπουργείου τῶν ἐσωτερικῶν*" (ebenfalls seit 1853) enthält fortlaufende Erklärungen der vom Ministerium des Innern erlassenen Gesetze und Verordnungen. Die Serben und Rumänen sind hinsichtlich der Entwickelung der Zeitungspresse nicht zurückgeblieben. In Bukarest erscheinen 4, in Jassy 2 bekanntere Zeitungen. Die erste Zeitung in der Türkei war ein Blatt in französischer Sprache, welches Verninhac, außerordentlicher Gesandter der französischen Republik bei Selim III., 1793 in Pera drucken ließ. Der eigentliche Journalismus ward aber hier von Alex. Blacque mit der Herausgabe des „Spectateur de l'Orient" 1825 zu Smyrna begründet. Das Blatt ward bald „Courrier de Smyrne" betitelt und war 1825—28 während des griechischen Aufstandes von bedeutendem Einfluß. Blacque begründete 1831 in Konstantinopel den „Moniteur Ottoman" als officielles Organ der Pforte, welches seit 1832 als „Takwhime wakaji" auch in türkischer Sprache erschien. Bargigli begann 1838 das Blatt „L'Echo de l'Orient" und Edwards ein anderes, „L'Impartial de Smyrne", welches noch 1853 erschien, während die beiden andern smyrnaer Blätter nach Konstantinopel übersiedelten, wo sie 1846 mit dem „Journal de Constantinople" und „L'Echo de l'Orient" verschmolzen. In Smyrna entstand nun das in griechischer Sprache geschriebene „Journal von Smyrna". Das offi-

Digitized by Google

cielle Blatt der türkischen Regierung, „Takwhime wakaje", türkisch und armenisch, enthält Hofneuigkeiten, Ernennungen u. Beförderungen, Verordnungen und Bekanntmachungen, politische Nachrichten ꝛc. Politisches Orakel ist aber für die Türken das 1843 von N. Churchill begründete Blatt „Dscheridei havadis". Noch sind als beliebte Blätter zu nennen: „Terdschuman Aseval" (d. i. Erklärung der Ereignisse), welches auch literarische Artikel enthält; „Tasviri-Evkian" (d. i. Spiegel der Gedanken), politischen, wissenschaftlichen und literarischen Inhalts; „Medschmuai-Hawades" (Sammlung von Neuigkeiten), Organ der Gemeinde der katholischen Armenier, welches Auszüge aus andern türkischen Zeitungen bringt; „Le Courrier de Constantinople", wöchentlich, und „Le commerce de Constantinople", monatlich dreimal erscheinend; „L'Indicatore bisantino", italienisches Handelsblatt, wöchentlich zweimal herausgegeben, ꝛc. Sonst erscheinen im osmanischen Reich noch Zeitungen in Belgrad, Alexandria, Beirut ꝛc.

Was die anderen Erdtheile der alten Welt anlangt, so gibt es hier nur in den europäischen Kolonien Zeitungen. In Afrika hat das Kapland die meisten, doch sind dieselben von keiner Bedeutung. In Aegypten erscheinen seit 1828 auf Anordnung des Vicekönigs „Wakaï misrijje" (d. i. ägyptische Begebenheiten) türkisch und arabisch zu Kairo, außer politischen Nachrichten örtliche Anzeigen, militärische Tagesbefehle u. andere Bekanntmachungen enthaltend. In Tripolis in der Berberei gaben Franzosen seit 1827 eine politische und literarische Monatsschrift „L'Investigateur Africain" heraus. In Asien ist Ostindien das Land, wo sich die periodische Presse und zwar ganz in englischer Weise am meisten entwickelt hat. Die „Calcutta Gazette" erscheint seit 1784. Andere Blätter sind in Kalkutta: „Calcutta Englishman", „Calcutta Star", „Friend of India", „Calcutta Asiatic Observer", „Bengal Herald" ꝛc.; in Bombay „Bombay Courier", „Bombay Times", „Times of India" ꝛc.; in Madras: „Madras Spectator", „Madras Gazette" ꝛc.; in Delhi: „Delhi Gazette"; auf Ceylon „Colombo Times" ꝛc.; in Singapore „Singapore Chronicle" und „Singapore Free Press" ꝛc. Auch die Zahl der in einheimischen Sprachen erscheinenden Blätter ist bedeutend. Es sind theils wirkliche politische Zeitungen, theils Blätter belehrenden, namentlich auch religiösen Inhalts, welche besonders von Missionären herausgegeben werden. Im Jahre 1846 begann in Kalkutta „The Indian Sun", eine politische Zeitung in 5 Sprachen (englisch, persisch, hinduisch, bengalisch und hindostanisch). In Niederländisch-Indien ist die politische periodische Presse vertreten durch den „Javasche Courant" in Batavia. Auf den Philippinen erscheint die „Gaceta di Manila". In China begann 1828 das „Canton Register". Wissenschaftlichen Inhalts ist das „Chinese Repository", 1833 von amerikanischen Missionären gegründet. Die Interessen der großen Kaufherren in Kanton und Honkong vertreten „The Honkong Register", „The Friend of China" und „The China Mail". Zeitschriften wissenschaftlichen Inhalts sind noch die „Transactions of the China Branche of the Royal Asiatic Society" (Honglong 1848 ff.) und die von Medhurst herausgegebene „Chinese Miscellany" (Schanghai 1849 ff.). Eine Hofzeitung in chinesischer Sprache, „King pao", erscheint regelmäßig täglich in Peking, von allen öffentlichen Angelegenheiten und Vorfällen Kunde gebend.

In Nordamerika erschien die erste Zeitung, „The Boston News Letter", 1704; dann folgten die „Boston Gazette" (seit 1721) und das „Journal of New England". Nachdem beide Blätter vereinigt worden, führten sie den gemeinsamen Titel „Boston Gazette and weekly Journal" bis 1852. Eine dritte bostoner Zeitung war „New England Courant" (seit 1721), wozu Benjamin Franklin treffliche Beiträge lieferte. Sie bestand aber nur 6 Jahre. Außerdem erschienen in Boston 1750 noch: „Boston Evening Post", „The weekly Postillion" (1734—54) und „The independent Advertiser" (1748—50). In sämmtlichen Kolonien erschienen 1750 nur 20 Blätter, außer den genannten der „Amerikan weekly Mercury" (seit 1719) in Philadelphia, die „New York Gazette" (seit 1728) und 3 andere Blätter in Newyork, die „Pennsylvanian Gazette" und noch 2 andere, darunter eine deutsche, zu Philadelphia, die „Gazette" von Annapolis (seit 1728), die „Gazette" von Charleston (seit 1731), die „Gazette" von Rhode-Island (seit 1732), die „Virginia Gazette" (seit 1736) ꝛc. Erst seit 1750 begann das rasche Wachsthum der periodischen Presse in den Kolonien. Im Jahre 1775 erschienen bereits 35 Zeitungen, 1800 150, 1810 359, 1828 einschließlich der Zeitschriften 851, 1834 1250 Zeitungen und 140 Zeitschriften (davon in Boston allein 43 Zeitungen und 47 andere periodische Schriften), am 1. Juni 1850 2800 Zeitungen und Zeitschriften, wovon auf die Neuenglandstaaten 424, auf die mittleren Staaten 876, auf die südlichen 716, auf die westlichen 784 kamen. Die Zeitungen werden in Nordamerika in einzelnen Nummern verkauft und von Austrägern feil geboten. Da sie bis in die niedrigsten Schichten der Bevölkerung verbreitet sind, so üben sie einen bedeutenden Einfluß aus, dem das allenthalben vorhandene rege politische Interesse zu Hülfe kommt. Wiewohl aber die Presse in den Vereinigten Staaten weit umfangreicher ist als in England, so ist ihr Charakter im Allgemeinen doch keineswegs ein achtungswerther. Die Parteiwuth kennt keine Grenzen und greift zu allen Waffen, selbst zu Lüge und Verleumdung. Auch Styl und Darstellung entbehren aller Politur. Zu den geachtetsten Zeitungen gehören die „Philadelphia gazette", „Daily advertiser" zu Albany, „Evening post", „New York Herald" und die socialistische „Tribune" in Newyork, der „Globe" in Washington, die „Enquirer" in Richmond, der „Courier" und „Picayune" in Neworleans u. a. Manche dieser Zeitungen erscheinen täglich in Auflagen von 40—60,000 Exemplaren. Die meisten u. einflußreichsten Blätter erscheinen in englischer Sprache. Die deutsche Zeitungspresse, nach der englischen die bedeutendste, ist in rascher Zunahme begriffen. Sonst erscheinen in Nordamerika noch französische, italienische, spanische, polnische und ungarische Zeitungen. Das älteste deutsche Blatt ist der „Deutsche Adler", in Reading seit 1798. Später folgten die „Gazette" von Hanover (seit 1805),

Digitized by Google

der „Republikaner" von Allentown (seit 1810), der „Demokrat" von Lebanon (seit 1817), die „Gazette" von York (seit 1821), der „Expreß" von Doylestown (seit 1826), der „Bauernfreund" von Simmytown (seit 1827), sämmtlich in Pennsylvanien. Die „Newyorker Staatszeitung", von einem österreichischen Flüchtling Ottendorf redigirt, findet auch in Europa Beachtung. Im Jahre 1852 zählte man in den Vereinigten Staaten 152 deutsche Blätter, von denen 47 auf Pennsylvanien, 28 auf Ohio, 23 auf Newyork, 12 auf Missouri, 9 auf Maryland und 8 auf Wisconsin kamen. Die Chinesen in Kalifornien begründeten 1854 zu San-Francisco eine Zeitung unter dem Titel „Kin-schan-dschin-sin-lu" (Goldminenzeitung), der 1855 eine zweite chinesisch-englische „Tung-ngai-San-luk" oder „The oriental" folgte. Selbst in den Sprachen der Indianer erschienen Zeitungen, wie schon 1828 zu Neuechota der „Cherokee Phoenix", halb in englischer, halb in cherokesischer Sprache von einem Cherokesen herausgegeben ward. Andere Blätter in Indianersprachen begründeten Missionäre. Auch die Mormonen besitzen nicht nur in Utah, sondern auch in Europa in Liverpool, Wales, Paris, Kopenhagen, ja selbst in Hamburg („Zions Panier" 1851—52) Zeitungen. Als Organe der Klopfgeistergemeinden erschienen unter andern der „Spiritual telegraph" u. der „Spirit messenger". Reich vertreten ist die nordamerikanische Zeitschriftenliteratur, deren Begründer Phinehas Adams ist, indem er 1803 zu Boston die „Monthly anthology" begründete. Die „American quaterly review" begann 1827 zu Philadelphia. Andere geachtete Journale sind oder waren: „New York monthly review" (seit 1825), „American monthly magazine" (seit 1828), „New world" (seit 1840), „United States literary gazette", „Home journal", „The western literary journal", „Literary world" (seit 1847), „Putnams monthly" (seit 1853) ꝛc. Auch für Fachwissenschaften gibt es zahlreiche, zum Theil trefflich redigirte Journale. Mexiko hat eine ziemlich reiche Zeitungsliteratur; von einiger Bedeutung sind aber nur die „Gaceta de Mexico" und die „Gaceta de Veracruz". In Panama erscheinen „Panama Star" (seit 1850) und „Panama Herald" seit 1851. Die Blätter der Staaten von Centralamerika unterliegen je nach den wechselnden politischen Verhältnissen rascher Wandlung. Die Presse Brasiliens hat ihren Mittelpunkt in Rio Janeiro. Nach Australien und Polynesien wurde die Zeitungspresse durch die Engländer verpflanzt und gedieh so rasch, daß z. B. in Neusüdwales 1841 bereits 29 Zeitungen erschienen, welche sich seitdem ansehnlich vermehrt haben. Die bedeutendsten sind der „Sidney herald" und der „Sidney monitor". Südaustralien erhielt in der „South Australian gazette" (1838) die erste Zeitung und 1851 erschienen in Adelaïde schon 13 Zeitungen, darunter 2 in deutscher Sprache. Auf Vandiemensland bestanden 1833 schon 10 Zeitungen und Journale. Als nichtpolitisches Blatt erschien 1835 in Hobarttown „Van Diemens Land Magazine". Von wissenschaftlichem Werth sind die „Papers and Proceedings of the Royal Society of Van Diemens Land" (Hobarttown 1849 ff.). In Neuseeland erschienen gleich nach Gründung der ersten Kolonien (1839) 2 Zeitungen, „New Zealand gazette" und „New Zealand advertiser". In Honolulu auf den Sandwichinseln besteht seit etwa 1843 der „Polynesian". Als amtliches Blatt erschien auf Tahiti „L'Océanie française" seit 1844.

Zeituni (Lamia, Isdin), Hauptstadt der griechischen Nomarchie Phthiotis und Phokis, am Achelous und unweit westlich vom gleichnamigen Meerbusen, ist Sitz eines Erzbischofs u. eines Gerichtshofs erster Instanz, hat ein Gymnasium, eine Citadelle, eine Saline, Handel, namentlich mit Tuch und Indigo, Reis-, Oel- u. Tabaksbau und 4685 Einw. Im Mittelalter war hier lange ein Blutgericht gegen die zahlreichen Räuber der Umgegend. Bei Z. am 14. Januar 1824 Sieg der Griechen über die Türken.

Zeitwort, s. v. a. Verbum.

Zeitz, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, an der weißen Elster, über welche eine steinerne Brücke führt, auf und an einem Bergabhang, ist sehr alt, hat 3 Plätze und als ehemalige Residenz zum Theil gute Gebäude, darunter die alte Moritzburg, die jetzt zu einem Korrektions-, Landarmen- u. Krankenhaus dient, 5 evangelische Kirchen (darunter die Trinitatiskirche mit herzoglicher Gruft), ein alterthümliches Rathhaus, ein evangelisches Domkapitel, ein Stiftsgymnasium mit einer Bibliothek von 12,000 Bänden, ein Waisenhaus mit Armen- u. Industrieschule ꝛc. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ließ hier seinem ehemaligen Lehrer, dem Konsistorialrath Delbrück, ein Denkmal setzen. Die Einwohner, 14,218 an der Zahl, beschäftigen sich mit Woll-, Lein-, Band- und Seidenweberei, Färberei, Zeugdruckerei, Wachstuch- und Lederfabrikation und starkem Obst- und Gemüsebau. Z. ist eine alte slavische Stadt. Im Jahre 968 legte Otto der Große das 1029 nach Naumburg (s. d.) verlegte Hochstift an; 982 wurde Z. von den Wenden, 1002 vom Grafen von Wettin, 1200 von den Böhmen, 1300 von Philipp von Nassau und 1429 von den Hussiten eingenommen. Von 1653—1717 residirten die Herzöge von Sachsen-Z. daselbst. Das ehemalige Bisthum Z. wurde 968 von Kaiser Otto I. errichtet, und zwar zur Bekehrung der Wenden zum Christenthum. Der häufigen Einfälle der Wenden wegen verlegte aber der Bischof seinen Sitz 1029 nach Naumburg, worauf das Stift den Namen Naumburg-Zeitz erhielt. Weiteres s. Naumburg.

Zell, 1) (Z. am Harmersbach), Stadt im badischen Kreis Offenburg (bisher zum Mittelrheinkreis gehörig), Amt Gengenbach, am Harmersbach, hat eine Wallfahrtskapelle, eine Steingut- und Porzellanfabrik und 1329 Einw.; dabei die Mineralquelle Kleebad. Z. war sonst freie Reichsstadt. — 2) (Z. im Wiesenthal), Stadt im badischen Kreis Lörrach (bisher zum Oberrheinkreis gehörig), Amt Schönau, an der Wiese, hat Baumwollweberei, Kattun- und Blechfabrikation, einen Eisenhammer und 1745 Einw. — 3) Stadt im badischen Kreis Konstanz (bisher zum Seekreis gehörig), s. Radolfszell. — 4) Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, Bezirksamt Würzburg, links am Main, mit Viehzucht, Potaschesiederei und

Digitized by Google

1381 Einw.; außerhalb des Dorfs das ehemalige Prämonstratenserinnonnenkloster Unterzell und unweit davon das ehemalige Prämonstratenserkloster Oberzell mit Eisengießerei und der großartigen Maschinenbauanstalt von König und Bauer. — 5) (Z. am See), Marktflecken und Hauptort einer Bezirkshauptmannschaft im österreichischen Herzogthum Salzburg, westlich am Zellersee in Pinzgau, überaus malerisch dem 7000 Fuß hohen Hausstein gegenüber gelegen, hat eine altgothische Pfarrkirche, ein Bruderhaus, ein Leprosenhaus, eine kalte Mineralquelle, starke Branntweinbrennerei und 850 Einw. Dem übermäßigen Anschwellen des Zellersee's ist durch besondere Wasserwerke vorgebeugt. In der Nähe, am rechten Ufer der Salzach, liegt das Dorf Kaprun mit der uralten Veste Kaprun und das schöne Schloß Hirschhorn. — 6) (Z. am Ziller), Marktflecken im österreichisch-tyroler Kreis Innsbruck, im mittleren Theil des Zillerthals, Hauptort desselben, hat ein Spital, Pfründnerhaus, eine Industrieschule, starke Viehzucht, ein Goldbergwerk am Fuße des Prinzenbergs und in Rohr und 850 Einw. — 7) (Oberzell oder Z. ob der Ips), Marktflecken in Unterösterreich, Kreis Oberwienerwald, am rechten Ufer der Ips, mit dem Bezirkshauptort Waidhofen durch eine Brücke verbunden, hat ein Schloß, ein Streck- und Großpfannenwerk, sonstigen lebhaften Gewerbsbetrieb und 800 Einw. Die ganze Gegend heißt wegen der hier verbreiteten Eisenfabrikation die Eisenwurze. — 8) Stadt in Steiermark, s. Mariazell. — 9) Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, am Einfluß des Zellerbachs in die Mosel, mit Mauern und Thürmen umgeben, hat eine katholische und eine evangelische Kirche, Leinweberei, Strumpfwirkerei, Flachs- u. Weinbau, ausgebreiteten Weinhandel und 2271 Einw. Unweit der Stadt liegen die Ruinen des 1515 aufgehobenen Nonnenklosters Marienbrunn. — 10) Stadt im würtembergischen Schwarzwaldkreis, s. Liebenzell.

Zell, 1) Ulrich, der älteste Buchdrucker Kölns, jedenfalls in der fust- und schöfferschen Officin zu Mainz gebildet, kam im Oktober 1462 nach Köln und druckte hier 1494. Außer anderen größern Werken ist namentlich seine (wahrscheinlich 1470) erschienene „Biblia latina" (2 Bde.) hervorzuheben.

2) Karl, verdienter Humanist und Schulmann, geboren am 8. April 1793 zu Mannheim, studirte zu Heidelberg, Göttingen und Breslau Philologie, ward 1814 Professor am Lyceum zu Rastadt u. 1821 an der Universität zu Freiburg. Hier gründete er 1830 ein philologisches Seminar und führte als Mitglied der 1834 zu Karlsruhe versammelten Kommission zur Prüfung eines neuen Lehrplans für die Gelehrtenschulen die Verhandlungen zu einem günstigen Resultat. Im Jahre 1835 wurde er zum Ministerialrath und Mitglied des Oberstudienraths zu Karlsruhe befördert; seit 1847 lebt er mit dem Titel eines geheimen Hofraths als Professor der Archäologie zu Heidelberg. Von 1848—53 Mitglied der zweiten Kammer, wirkte er auf dem Landtage von 1851 mit Hirscher für Begründung einer größern Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche. Er veranstaltete unter dem Titel „Auctores classici latini" eine Sammlung der lateinischen Klassiker (Stuttgart 1827—31, 17 Bde.), von denen er selbst u. A. Cicero's Schrift „De republica", den Horatius, den Phädrus besorgte; bearbeitete die „Ethica Nicomachea" des Aristoteles (Freiburg 1833, 2 Bde.) und übersetzte Aristoteles' „Organon" (Stuttg. 1836—40, 5 Bdchn.) ins Deutsche. Seine Hauptwerke aber sind die „Ferienschriften" (Freiburg 1826—33, 3 Bde.), eine Reihe Abhandlungen, die mit lebendiger Anschauung das antike Leben schildern, und das „Handbuch der römischen Epigraphik" (Heidelb. 1850—51, 2 Bde.). Auch schrieb er „Ueber die Iliade und das Nibelungenlied" (Karlsruhe 1843).

Zella (Z. St. Blasii), Stadt im sachsen-koburg-gothaischen Herzogthum Gotha, Bezirk Ohrdruf, im Thüringerwalde, am Fuße des Ruppberges und am Lupbach, in romantischer Lage, Sitz eines Justiz- und eines Rentamts, hat eine Gewerbschule, Gewehr-, Eisen- und Messingwaarenfabrikation, mehre Eisenhammerwerke, Bohr- und Schneidemühlen und 2089 Einw.

Zelle, Stadt, s. Celle.

Zelle, die Urform alles organischen Lebens, die entweder in ihrer primären Beschaffenheit fortbesteht oder durch Verschmelzung und Umbildung die mannichfaltigsten Modifikationen zeigt. Der Satz, daß alle organischen Körper aus Z.n bestehen, ist erst in der Neuzeit aufgestellt worden und war lange Gegenstand des Streits, namentlich auf dem zoologischen Gebiet. Die Pflanzenzelle entdeckte Robert Hooke mit Hülfe des 1619 von Cornelius Drebel in England eingeführten Mikroskops. Ueber die Z. als Elementarorgan der Pflanze s. Pflanze. Im thierischen Organismus sind die Z.n nach der gewöhnlichen Erklärung Bläschen, welche aus Membran, flüssigem Inhalt, Kern und Kernkörperchen zusammengesetzt sind. Da aber nicht alle Z.n blasiger Natur sind und also nicht immer eine vom Inhalt ablösbare Membran unterscheiden lassen, so erklärte Leydig (Vom Bau des thierischen Körpers, Tüb. 1864) die Z. als eine mehr oder minder weiche Substanz, welche, ursprünglich der Kugelgestalt sich nähernd, einen centralen, als Kern (nucleus) bezeichneten Körper einschließt. Die Zellsubstanz erhärtet häufig zu einer mehr oder weniger selbstständigen Grenzschicht oder Membran, und es gliedert sich dann die Z. nach der gebräuchlich gewordenen Ausdrucksweise in Membran, Inhalt und Kern. Die eigentliche Zellsubstanz, für welche jetzt der von Mohl herrührende Ausdruck Protoplasma mehr und mehr in Aufnahme kommt, ist eine durchsichtige homogene Masse von einer Konsistenz, die sich einerseits dem Fetten, andererseits dem Flüssigen nähert. Aus ihrem Verhalten gegen Alkohol und Säuren, sowie gegen Jod ergibt sich, daß sie stickstoffhaltig ist. In dieser Grundmasse sind Kernchen von eiweißartiger und fettiger Beschaffenheit eingebettet. An dem Protoplasma nimmt man im Allgemeinen nichts von weiterer Differenziirung oder Sonderung wahr. Es zeigt aber bei den meisten Thieren, vielleicht bei allen Kontraktilität, die besonders bei der Keim- oder Eizelle, der ersten und wichtigsten der Z.n, nachgewiesen worden ist.

Digitized by Google

Was den Kern anlangt, so findet sich derselbe als wesentlicher und nothwendiger Bestandtheil in allen Z.n, wenigstens in der ersten Jugend, da er sich später zurückbilden kann. Der Kern zeigt entweder dieselbe Konsistenz wie das Protoplasma oder erscheint etwas fester. Ist bloß seine Rindenschicht von größerer Konsistenz, so nennt man ihn bläschenförmig, stellt er sich aber als durch und durch solides, weiches Korn dar, massiv. Kein konstanter Theil der Z. ist das Kernkörperchen (nucleolus), welches oft nur in einer verdickten Partie der Wand, einem Vorsprung derselben nach innen besteht und bald mehr von blassem, eiweißartigem, bald mehr von fetttropfenartigem Aussehen ist. Die Z. wächst und vermehrt sich, nimmt fremde Stoffe auf und scheidet andere ab, zeigt Bewegungs- und Empfindungserscheinungen, kurz dieselben Thätigkeiten, welche wir an dem zusammengesetzten thierischen Organismus wahrnehmen. Sie läßt sich daher als ein kleiner Thierleib auffassen. Der höhere, komplicirtere Thierkörper entsteht durch Zusammenfügung und Umbildung der Z.n, und zwar in der Weise, daß die einzelne Z. ihr individuelles Leben dem Dienst des höheren Organismus unterordnet. Als einzellige Thiere pflegt man die Infusorien (s. d.) anzusehen, im Gegensatz zu den übrigen Thieren, welche Zellenkomplexe und Aggregate mehrer zu einem Ganzen zusammenwirkenden Z.n repräsentiren. Doch wird von Leydig die Einzelligkeit der Infusorien bestritten, indem er auf Grund von Beobachtungen auch bei diesen kleinste organische Einheiten oder Aequivalente von Z.n zur Bildung des Thieres zusammenwirkend annimmt. Als wirklich einzellig bleiben nur die Gregarinen und Amöben übrig, von denen jene aber wohl den Pflanzen zuzuweisen, diese nur Entwickelungsformen niederer Pflanzen und Thiere sind. Um nun den Bedürfnissen des Gesammtorganismus zu genügen, hat sich die Z. verschiedenen Zwecken anzupassen, was nur mittelst mehr oder minder bedeutender Modifikationen aller oder einzelner Theile des Zellenkörpers geschehen kann. Ursprünglich von kugeliger Form, kann die Z. ihre Gestalt in der Weise verändern, daß sie sich abplattet oder Kegelform annimmt oder nach verschiedenen Richtungen auswächst. Auch der Kern kann aus seiner rundlichen Form in die ovale oder stabförmige übergehen, oder fadig auswachsen, oder sich, wiewohl selten, verästeln. Seltener ändert das Kernkörperchen seine ursprünglich kugelige Gestalt ins Längliche ab. In dem Protoplasma treten ferner mancherlei Körper auf, welche von den erwähnten, meist von Anfang an darin eingebetteten, eiweißartigen und fettigen Körnchen verschieden sind. Hierher gehören besonders die mancherlei Pigmente, welche entweder einfach körnig oder aus krystallinischen Elementen zusammengesetzt sind, die Kiesel- und Kalknadeln der Spongien, die Chlorophyllkügelchen ꝛc. Die Bildung gewisser Sekrete geht in besonderen, innerhalb der Z. befindlichen Bläschen, den sogenannten Sekretbläschen, vor sich, welche sich als Hohlräume in der Zellsubstanz, gefüllt mit einem mehr wässerigen Inhalt und Produkten der absondernden Thätigkeit des Protoplasma, darstellen. Umgestaltend wirkt das letztere besonders auch dadurch, daß es Substanzen von verschiedener chemischer Beschaffenheit, cellulose-, leim-, chondrin- und chitinhaltige, nach außen, also auf seiner Oberfläche absetzt und in Folge davon kapselartig erscheint. Erfolgt die Abscheidung nur an einem Theil des Zellenkörpers, so entstehen hautartige Lagen, die sogenannten Kutikularbildungen; findet die Abscheidung aber rings um die ganze Peripherie der Z. durch Zwischenmaterien Statt, so sind ihr Produkt die sogenannten Intercellularsubstanzen. Die Cuticula ist in ihren Anfängen ein weicher, homogener Saum, der sich über die freie Fläche einer Zellenlage hinzieht, kann sich aber manchmal zu mächtigen sogenannten Hornlagen verdicken. Die Intercellularsubstanz ist bald in so geringer Menge abgesetzt, daß sie für die gewöhnliche Beobachtung kaum nachweisbar ist, bald tritt sie als Verdickungsschicht um die Z.n, bald auch in so reichlichem Maße auf, daß die zelligen Theile nach und nach weit von einander zu liegen kommen (Bindegewebe, Knochen, Knorpel). Wichtig ist aber besonders die Umwandlung des Protoplasma in Muskel- und Nervensubstanz. Während bei manchen Arten von Muskeln die kontraktile Zellsubstanz von homogenem (gleichartigem) Aussehen bleibt, differenziirt sie sich in andern, und zwar zunächst in der Art, daß sie sich in Rinde und Mark scheidet und dann in kleine Stückchen von bestimmter Form und Gruppirung (die sogenannte quergestreifte Masse) sondert. In dem Protoplasma der Nervenzellen als der empfindenden Substanz hat man bis jetzt keinen analogen specifischen Vorgang nachweisen können. Endlich gibt es noch Metamorphosen, welche die Individualität der Z. gefährden, auch wohl ganz aufheben, so daß mehre Einzelzellen mit einander verschmelzen. Die Ei- oder Keimzelle liefert durch den sogenannten Furchungsprozeß das Material für die Gewebe, indem sich dabei der Dotter in kleine Portionen theilt, wovon eine jede die Bedeutung und Funktion einer Z. hat. Ein Theil dieser Furchungskugeln oder Z.n nimmt durch Verdichtung der Peripherie eine hautartige Begrenzung an, andere aber werden zur Herstellung von Geweben (s. d.) verwendet, ohne je zuvor eine begrenzende Membran erhalten zu haben.

Zeller, Eduard, deutscher Philosoph und Theolog, geboren den 22. Januar 1814 zu Kleinbottwar in Würtemberg, studirte zu Tübingen und Berlin und habilitirte sich 1840 zu Tübingen als Privatdocent der Theologie. Zwei Jahre darauf begründete er mit Andern die „Theologischen Jahrbücher". Seine Berufung als Professor der Theologie nach Bern 1847 veranlaßte dort wegen seiner sich an Strauß und Bauer anschließenden freien theologischen Richtung eine lebhafte Agitation der konservativen Partei, doch hielt der große Rath die Berufung aufrecht. Im Jahre 1849 folgte Z. einem Ruf als Professor der Theologie nach Marburg; doch ward er hier auf Veranlassung seiner Gegner in die philosophische Fakultät versetzt. Seine Hauptwerke sind: „Platonische Studien" (Tübingen 1839); „Die Philosophie der Griechen" (das. 1844—52, 3 Bde.; 2. Aufl. 1855—62); „Das theologische System

Digitized by Google

Zwingli's" (das. 1853); „Die Apostelgeschichte nach ihrem Inhalt und Ursprung kritisch untersucht" (Stuttgart 1854).

Zellerfeld, Bergstadt der preußisch-hannöverischen Berghauptmannschaft Klausthal im Oberharze, fast mit Klausthal zusammenhängend und von diesem nur durch den kleinen Zellbach geschieden, Sitz eines Amts und eines Amtsgerichts, hat eine Kirche mit Bibliothek, Münz- und Modellsammlung, Bergbau, Hüttenwerke, ein Emaillirwerk, Holzschnitzerei und 4515 Einw. In der Umgegend sind mehre große Wasserleitungen und Stollen. Bonifacius baute hier im 7. Jahrhundert eine Kapelle (Zelle), welche später Benediktinerkloster, 1433 aufgehoben und endlich lutherische Kirche wurde. Z. erhielt 1529 Stadtrechte, war bis 1788 ein Theil des Kommunionharzes und kam dann an Hannover und mit diesem 1866 an Preußen.

Zellernuß, s. Haselstrauch.

Zellgewebe (Zellstoff, Bindegewebe, tela cellulosa), das wegen seiner vielfachen Verwendung durch den ganzen Körper verbreitete Gewebe, welches sowohl als sehr feste, als auch als äußerst lockere, weißlichgraue, zellige Substanz vorkommt, zunächst zur Zusammensetzung aller Häute, sowie der Sehnen und Bänder das Meiste beiträgt und als ein nachgiebiges, die Zwischenräume ausfüllendes und Lageveränderungen gestattendes Gebilde zur Verbindung der einzelnen größeren und kleineren Bestandtheile der Gewebe und Organe dient. Die Substanz des Z.s ist durchsichtig, farblos, äußerst zart und weich, aber in gewissem Grade fähig, sich auszudehnen und zusammenzuziehen. Unter dem Mikroskop zeigt es sich aus wellenförmig verlaufenden Bündeln von sehr feinen, blassen, glatten Fäserchen zusammengesetzt. Im kalten Wasser ist es unauflöslich, lange darin gekocht, löst es sich auf und gibt Leim. Die Lebensthätigkeiten, welche zum Zweck der Bildung, der Ernährung, der Heilung, der Wiedererzeugung, der Absonderung von Säften und der Aufsaugung im menschlichen Körper Statt finden, gehen in ihm weit rascher vor sich als in allen andern Geweben, weshalb es als weicher Träger für die Gefäße und Nerven, sowie für Fett und Ernährungsflüssigkeit benutzt und häufig als eine Neubildung in Narben, Geschwülsten, verdickten und verhärteten Organen angetroffen wird. In manchen Organen macht es einen so großen Theil aus, daß sie fast ganz aus ihm bestehen. Wegen seiner Armuth an Gefäßen und Nerven unterliegt zwar das Z. selbst sehr wenigen für sich bestehenden Erkrankungen, doch können sich in seinen Zwischenräumen sehr leicht Produkte von Krankheiten anderer Organe ablagern und verbreiten.

Zelliten, s. v. a. Lollharden.

Zelo domus dei (lat.), die Bulle des Papstes Innocenz X. vom 20. Nov. 1648, worin er den westphälischen Frieden verwarf.

Zeloten (d. i. Eiferer, v. Griech.), bei den Juden Diejenigen, welche für den Tempel und das Gesetz eiferten u. gegen alle Nichtjuden einen wüthenden Haß kund gaben. Ihr wilder Eifer veranlaßte zum Theil den Aufstand gegen die Römer 66 n. Chr. und das Blutbad, welches diese bei der Einnahme Jerusalems anrichteten. Auch jetzt nennt man blinde Eiferer, namentlich in Religionssachen, Z.

Zelt, leichtes Obdach von Leinwand, das im Freien aufgeschlagen wird und sowohl zur militärischen Lagerung, als auch zu andern Zwecken, als Jagd-, Lust-, Speise-, Gartenzelt ꝛc., dient. Schon in ältester Zeit waren Z.e in Kriegslagern üblich, namentlich zeichneten sich die Z.e der orientalischen Heerführer durch verschwenderische Pracht aus. Die Zeltlager kamen im Revolutionskriege durch die Franzosen außer Gebrauch und wurden dann durch die Bivouakhütten verdrängt, von den Engländern aber stets beibehalten und von den Preußen zum Theil wieder angenommen. Man hat Z.e aus 2 stehenden Stangen und einer Firststange (Zeltstange) oben über denselben bestehend, wodurch das Z. einem gewöhnlichen Dach ähnlich wird, und pyramidale, wo eine Stange in der Mitte steht und das Z. einen zugespitzten Kegel bildet.

Zelter, Karl Friedrich, namhafter Gesangskomponist, geboren am 11. Dec. 1758 zu Berlin, besuchte das joachimsthalsche Gymnasium, mußte aber in seinem 17. Jahre als Maurerlehrling in das Gewerbe seines Vaters eintreten. Seit 1783 Maurermeister, verwandte er, seiner Neigung folgend, alle freie Zeit auf das Studium der Musik, wobei ihm Fasch Lehrer und Führer war, den er später in der Direktion der Singakademie unterstützte. Nach Fasch' Tode (1800) führte Z. allein die Direktion genannter Anstalt und ward 1809 vom König von Preußen zum Professor der Tonkunst ernannt und nach Königsberg gesandt, um dort die Kirchenmusik zu organisiren. Z. gründete auch die erste berliner Liedertafel, für die er die originellsten humoristischen Lieder komponirte. Er † am 15. Mai 1832. Als Tonsetzer war er besonders glücklich in der Liederdichtung. Zu seinen Schülern gehört auch Mendelssohn-Bartholdy. Nach seinem Tode erschien sein „Briefwechsel mit Goethe" (Berlin 1833—34, 6 Bde.).

Zelter, ein Pferd, das mehr zum Tragen als zum Reiten bestimmt ist; das Wort kommt von dem altdeutschen „Zelt" (franz. amble) her, das den Gang des Pferdes zwischen Paß und Trab bedeutet. Dann versteht man unter Z. ein ruhiges und deshalb zum Reiten für Damen geeignetes Pferd.

Zelwia (Selwia), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Grodno, Kreis Wolkowysk, am gleichnamigen Flusse, hat 2 griechische und 2 katholische Kirchen, ein Kloster, eine berühmte Messe vom 25. Juli bis 25. August (alten Styls) für Landesprodukte und Manufakturwaaren und zählt 1000 Einw. Die Stadt gehört dem Fürsten Sapieha.

Zempelburg, Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Flatow, zwischen 2 Seen und dem Flüßchen Zempolna, hat eine Gerichtskommission, 2 evangelische Kirchen, Gerberei, Spitzenklöppelei, Getreidehandel und 3158 Einw.

Zemplin, ungarische Gespanschaft im Kreis diesseit der Theiß, umfaßt 111 QMeilen mit 245,269 Einw., liegt zwischen Galizien im Norden und den Komitaten Bereg und Abaujvar im Westen,

Digitized by Google

Szabolcs im Süden und Nughvar im Osten, ist im Norden durch hereinstreichende Verzweigungen der Karpathen gebirgig, während den mittleren Theil das breite Thal des Bodrog einnimmt und der untere eine weite, zum Theil sumpfige Ebene ist, in die sich im Norden die Hegyallya mit dem tokayer Weingebirge hereinzieht, während sich im Nordwesten das salzburger Gebirge erhebt. Hauptfluß ist der Bodrog, der die Laborcza, Ondowa und Topla aufnimmt. Hauptprodukte sind: Getreide, Kukurutz, Buchweizen, Flachs, Tabak, Melonen, vorzüglicher Wein; Hornvieh, Pferde, Schafe und Schweine. Auch gibt es viel Wild, Wölfe, Bären, Honig ꝛc. Die Theiß und andere Flüsse liefern Fische in Menge. Die Bewohner sind theils Ungarn, theils Slowaken. Das Komitat hat Satoralya-Ujhely, mit 6500 Einwohnern, zum Hauptort, ist aber nach dem Schlosse Z. beim gleichnamigen Marktflecken, mit 720 Einw., benannt.

Zend (Zendsprache), uralte Sprache, in welcher die heiligen Bücher der alten Perser, der Zendavesta, geschrieben sind. Sie scheint wirkliche Volkssprache im alten Medien gewesen zu sein und weicht in ihrer Grammatik und ihrem Lautsystem von der alten persischen Sprache ab, so weit diese aus den Keilinschriften der Achämeniden bekannt ist. Die Formenlehre stimmt mit der des Sanskrit überein, nähert sich aber auch in einigen Punkten dem phrygischen oder thracischen Sprachstamme, so daß also das Z. in die Mitte zwischen das Griechische und Sanskrit gestellt werden zu müssen scheint. Vergl. Rask, Ueber das Alter und die Aechtheit der Zendsprache und des Zendavesta, deutsch von Hagen, 1826. Das Wort Z. bedeutet wahrscheinlich Wissenschaft, Erkenntniß.

Zendavesta, zusammengesetzt aus Zend (s. d.) und Avesta (d. i. Autorität, Urkunde), Kollektivname der heiligen Schriften der alten Perser, worin die von Zoroaster verkündete Religion enthalten ist. Anquetil Duperron brachte den Z. 1762 in der Ursprache nach Europa und gab 1771 eine französische Uebersetzung desselben heraus, worauf von Kleuker eine deutsche Uebersetzung erschien (Riga 1776—78, 3 Bde.). Englische und deutsche Gelehrte erhoben aber Zweifel gegen die Aechtheit dieser Schriften, woraus vielfache Streitigkeiten entstanden, über die Kleuker in dem „Anhang zum Z." (Riga 1781—83, 2 Bde.) berichtete. Als Endresultat dieser Streitigkeiten aber hat sich ergeben, daß im Z. wirklich Ueberreste einer uralten Kultur Baktriens und der übrigen nordöstlichen Gegenden Persiens aufbewahrt sind, die zwar in Sprache und Inhalt mannichfach von einander abweichen und aus sehr verschiedenen Zeiten stammen mögen, aber in den wesentlichen Grundlehren übereinstimmen. Die schriftlich erhaltenen oder im Gedächtniß der Priester fortlebenden Fragmente der Zendliteratur wurden wahrscheinlich unter den Arsaciden gesammelt, in 21 Abtheilungen (nosk) zusammengestellt und mit einem dem semitischen ähnlichen Alphabet niedergeschrieben. Allein auch von diesen 21 Nosk sind uns nur einzelne Fragmente erhalten, die von den vor dem Mohammedanismus nach Indien flüchtenden Parsen (s. d.) gerettet wurden. Diese sind: der Vendidad oder das allgemeine Gesetzbuch des Staats und der Kirche, enthaltend eine Uebersicht der Sagen über den Urzustand und die älteste Bevölkerung Irans, eine in 10 Geboten abgefaßte Haustafel für Ackerbau und Viehzucht und die Religionslehren; Yaçna (Izeschnah), eine Sammlung von Lobliedern auf die großen Mächte des Himmels und Huldigungen der Natur und ihrer Wirkungen; Vispered, Anrufungen und Litaneien. Diese drei Nosk zusammen haben die parsischen Priester Vendidadsâde genannt. Das Buch Siruze ist eine Art liturgischen Kalenders, der die Anrufungen an die 30 den Monatstagen vorstehenden Genien enthält und zum Theil älter als Zoroaster scheint; die Yeshts enthalten eine Sammlung von Gebeten und Bruchstücke aus verloren gegangenen Schriften Zoroasters. Der ganz in Pehlwisprache geschriebene Vurdehesch ist eine Kompilation verschiedenartiger Bruchstücke, theils Auszüge aus alten heiligen Büchern, theils auch aus jüngeren Schriften enthaltend, eine Art dogmatisches Handbuch der zoroastrischen Religion. Vollständige Ausgaben des Originals haben Westergaard (Kopenhagen 1852—54) mit englischer, und Spiegel (Leipzig 1853—58) mit deutscher Uebersetzung, in Huzvareschsprache Thonnelier (Paris 1857 ff.) geliefert. Die Vendidadsâde wurde herausgegeben von Burnouf (Paris 1830—43), Olshausen (Hamburg 1829), einem Parsenpriester (Bombay 1835), Brockhaus (Leipzig 1850) und Lassen (Vendidadi capita quinque priora, Bonn 1852). Eine Ausgabe, Uebersetzung und Kommentar in Guzeratisprache, der Vendidadsâde gab der Parse Asfandiarji (Bombay 1842—44, 5 Bde.). Vergl. Burnouf, Commentaire sur le Yaçna, Paris 1833—35; Derselbe, Etudes sur les textes Zends, das. 1840—50; Haug, Zendstudien im 7. und 9. Bde. der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft"; Pietrafzewski, Zen-Dawasta expliqué d'après un principe nouveau, Berlin 1858 ff., 2 Bde.

Zengg (Senj, Segnia), königliche Frei- und Hafenstadt im kroatisch-slawonischen Militärgrenzland, am Morlakenkanal des adriatischen Meeres und am Fuße des Vellebitgebirges, ist der Sitz eines katholischen Bischofs, eines Domkapitels, eines bischöflichen Konsistoriums, hat eine schöne Kathedrale, 2 andere Kirchen, eine theologische Diöcesanlehranstalt, ein bischöfliches Seminar, ein Obergymnasium, eine Hauptschule, große ärarische Salz- und Getreidemagazine, einen kleinen Freihafen, lebhaften Seehandel mit Produkten Ungarns nach Italien und der Levante und 2953 Einw. Diese uralte Stadt, im Alterthum Senia oder Segnia genannt, soll von den sennonischen Galliern gegründet worden sein, ward 452 von Attila erobert, im 13. Jahrhundert durch barbarische Horden zerstört, später wieder aufgebaut und 1488 vom König Matthias Corvinus zur königlichen Freistadt erhoben. Im Jahre 1785 wurde der dortige Hafen für einen Freihafen erklärt.

Zenith (arab., Scheitelpunkt), derjenige Punkt am Himmel, welcher gerade über dem Scheitel des Beobachters gedacht wird und also

Digitized by Google

der höchste Punkt des Himmels ist. Jeder Punkt der Erdoberfläche hat sein besonderes Z., welches gefunden wird, wenn man die Schnur eines über diesem Punkte in Ruhe sich befindenden Bleiloths nach oben bis zum Himmel verlängert denkt. Der dem Z. entgegengesetzte tiefste Punkt der uns unsichtbaren Hälfte des Himmels liegt gerade unter unseren Füßen und wird deshalb Fußpunkt oder Nadir genannt. Man erhält denselben, wenn man die Schnur des Lothes nach unten bis zum Himmel verlängert denkt. Zenithdistanz eines Gestirns ist der Bogen eines größten Kreises zwischen dem Z. und dem Gestirn.

Zeno, 1) Kaiser des oströmischen Reichs von 474—491 n. Chr., stammte aus einer vornehmen Familie Isauriens, erwarb sich seit 468 die Gunst des Kaisers Leo I., der ihm seine Tochter Ariadne zur Frau gab, und erhielt den Oberbefehl über die Leibwache und über die Heere des Ostens, sowie den Titel eines Patricius und 469 das Konsulat. Nach Leo's I. Tod (474) folgte diesem zunächst sein gleichnamiger Enkel, Sohn Z.'s und der Ariadne, der den Vater unter Zustimmung des Senats mit dem kaiserlichen Purpur bekleidete (474) und bald darauf starb. Z. fröhnte nach seiner Thronbesteigung allen Lüsten, schloß, während die Hunnen in Thracien und die Saracenen in Mesopotamien einbrachen, einen nachtheiligen Frieden mit dem Vandalenkönig Geiserich und ging, als 475 eine meuterische Bewegung gegen ihn entstand, in die Verbannung nach Isaurien. Der neue Regent Basiliscus machte sich jedoch bald so verhaßt, daß Z., als er mit Truppen zurückkehrte, allgemeinen Zulauf fand und Basiliscus nach Kappadocien verwiesen ward. Z. unterdrückte 479 den Aufstand des Marcianus, sowie dann den des Illus, versuchte aber vergeblich, durch das Henotikon 482 die monophysitischen Streitigkeiten beizulegen. Er † 491.

2) Z. Eleates, griechischer Philosoph um 500 v. Chr., aus Elea in Unteritalien, Schüler des Parmenides, kam mit diesem zu den Panathenäen nach Athen und hatte u. A. Pericles zum Schüler. Nach einem verunglückten Versuch, Elea von dem Tyrannen Nearchus zu befreien, hielt er alle Martern ruhig aus und soll sich zuletzt die Zunge abgebissen haben, um nicht seine Genossen zu verrathen, und in einem Mörser zerstampft worden sein. Er faßte zuerst unter den griechischen Philosophen seine Schriften in Prosa und dialogischer Form ab; doch sind nur Bruchstücke seiner Lehrsätze auf uns gekommen. Danach suchte er unter Anderm eine Vielheit und Theilbarkeit der Dinge, den Raum und die Bewegung als Behauptungen der dem eleatischen System gegenüberstehenden empirischen Ansicht zu widerlegen. Berühmt sind seine künstlichen Schlüsse, gegen die Denkbarkeit der räumlichen Bewegung gerichtet, insbesondere der sogenannte Achilles (s. d.).

3) Z. der Stoiker, der Stifter des Stoicismus, gebürtig aus Citium auf Cypern, lebte um 340—260 v. Chr. Der Sohn eines Kaufmanns, soll er bis zum 22. Lebensjahr des Vaters Gewerbe betrieben haben, nahm dann seinen Aufenthalt zu Athen und widmete sich ausschließlich der Philosophie. Zuerst ein Schüler des Cynikers Crates, hörte er dann den Megariker Stilpon und schloß sich endlich den älteren Akademikern Xenocrates, Polemon und Arcesilas an. Nach zwanzigjähriger Vorbereitung lehrte er unter großem Zulauf in der Stoa, weshalb seine Schüler Stoiker heißen. Dem Gang seiner philosophischen Entwickelung entspricht der eklektische Charakter und das vorherrschend praktische Interesse seiner eigenen Philosophie, die hauptsächlich auf ein auf richtiger Einsicht ruhendes sittliches Leben abzielte. Das Ansehen, in dem er bei dem König Antigonus von Macedonien stand, brachte den Athenern wesentliche Vortheile, wofür ihm diese das Ehrenbürgerrecht anboten, einen goldenen Kranz und ein ehernes Bild zuerkannten und ihm die Schlüssel zur Akropolis übergaben. Nachdem Z. eine lange Reihe von Jahren der stoischen Schule vorgestanden, machte er in seinem 98. Jahre seinem Leben freiwillig ein Ende. Die Athener sollen ihn auf dem Ceramicus begraben und ein Denkmal mit der Inschrift „Sein Leben war seinen Lehren vollkommen gleich" gesetzt haben. Sprüchwörtlich war Z.'s Mäßigkeit und Einfachheit in Kleidung, Nahrung ꝛc. Seine Schriften, die sämmtlich verloren gegangen sind, verbreiteten sich über alle Theile der Philosophie.

Zeno, Apostolo, italienischer Dichter und Schriftsteller, geboren am 11. Dec. 1668 zu Venedig, machte sich namentlich durch seine Melodramen berühmt und begründete 1710 das „Giornale de letterati d'Italia", die erste italienische kritische Zeitschrift. Von 1715—22 lebte er als Hofdichter und Historiograph zu Wien in der Gunst Karls VI. Nach Venedig zurückgekehrt, † er am 11. Nov. 1750. Als Dichter hat er namentlich der italienischen Oper durch seine Melodramen eine regelmäßigere Gestalt gegeben. Seine dramatischen Werke erschienen zuerst in 10 Bänden (Venedig 1744), dann in 12 Bänden (Turin 1795). Werthvoller sind seine bibliographischen und historischen Schriften, unter denen die „Dissertazioni istorico-critiche e litterarie agli istorici italiani" (Venedig 1752—53, 2 Bde.) hervorzuheben sind.

Zenobia, Septimia, Gemahlin des palmyrenischen Königs Odenatus und nach dessen Tode (267) Regentin für ihre minderjährigen Söhne, ausgezeichnet durch Schönheit, griechische Bildung und kriegerische Tapferkeit, war ihrem Namen nach orientalischer Abkunft, während arabische Sagen sie zu einer Hebräerin machen. Sie selbst rühmte sich, ein Sprößling der Ptolemäer zu sein. Von Syrien aus, das sie ganz beherrschte, hatte sie ihre Herrschaft bereits nach Aegypten und über einen Theil Kleinasiens ausgebreitet und war im Begriff, dieses vollends zu erobern, als Kaiser Aurelianus gegen sie zog und sie 272 gefangen nahm (s. Palmyra). Nachdem sie zu Rom im Triumph aufgeführt worden, erhielt sie eine Besitzung bei Tibur, die noch zu Vopiscus's Zeit nach ihr Z. hieß. Ihre Töchter wurden mit angesehenen Römern verheirathet; Vaballath, der eine ihrer drei Söhne, erhielt ein kleines Fürstenthum in Armenien. Noch in den Tagen des Treb. Pollio und des Hieronymus fanden sich Nachkömmlinge von ihr unter dem römischen Adel. Die Geschichte der Z. hat Calderon zu einem Drama benutzt.

Digitized by Google

Zenodotus, alexandrinischer Grammatiker des 3. Jahrhunderts v. Chr., aus Ephesus gebürtig, nach Suidas Schüler des Philetas, war unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus (285 bis 247 v. Chr.), der ihn zum Erzieher seiner Söhne ernannte, Vorsteher der von diesem gestifteten Bibliothek zu Alexandria und zugleich der Erste, der aus den in jener Bibliothek vorhandenen Abschriften der homerischen Gedichte eine neue Recension besorgte. Ihm verdanken wir daher nach Aristophanes von Byzanz und Aristarchus wahrscheinlich großentheils die jetzige Gestaltung dieser Gedichte. Auch werden ihm Ausgaben des Pindar und des Anacreon zugeschrieben; Düntzer legt ihm außerdem eine Sammlung des epischen Cyklus bei. Vergl. Hefter, De Zenodoto ejusque studiis Homericis, Brandenburg 1839; Düntzer, De Zenodoti studiis Homericis, Göttingen 1848.

Zentner, Georg Friedrich, Freiherr von, bayerischer Staatsmann, geboren zu Straßenheim in der Pfalz am 17. August 1752, studirte in Heidelberg und Göttingen, ward 1779 zum Professor des Staatsrechts in Heidelberg, in der Folge zum geheimen Rath ernannt und der pfalzbayerischen Gesandtschaft auf dem Kongreß zu Rastadt beigegeben. Nach dem Tode Karl Theodors 1799 in das Ministerium nach München berufen, that er viel für Verbesserung des Erziehungs- und Unterrichtswesens, sowie für Beförderung der Volkskultur und Aufhebung von Klöstern. Im Jahre 1819 in den Freiherrenstand versetzt, ward er 1820 Minister und 1823 Justizminister. Er † am 21. Oktober 1835. Die bayerische Konstitution von 1818 ist fast ganz sein Werk.

Zeolithe (Kupferspathe von Mohs), eine natürliche Mineralienfamilie aus der Ordnung der wasserhaltigen Geolithe, umfaßt meist ausgezeichnet krystallisirte oder krystallinisch-stängelige, faserige, schalige oder selten körnige Mineralien, frisch von lebhaftem Glas-, Perlmutter- oder Seidenglanz, von großer Durchscheinenheit, meist wasserhell oder weiß, aber auch zufällig, insbesondere roth gefärbt, von mittlerer Härte, aber von geringem specifischen Gewicht, von 1,9 bis etwas über 2, nur bei wenigen bis 3. Sie liefern im Kölbchen erhitzt Wasser und sind sämmtlich vor dem Löthrohr schmelzbar, wobei sie sich zuvor aufblähen. Alle werden von Salzsäure zersetzt und dabei die Kieselerde entweder als Gallerte oder als Pulver ausgeschieden. Ihre Hauptfundstätte sind die verschiedenen Mandelsteine, außerdem kommen sie aber überhaupt in den Hohlräumen blasiger Silikatgesteine, auf Drusen und Adern solcher Gesteine, auch die ganzen Gesteine durchdringend, wie den Basalt und Phonolith, vor. So kennt man sie im Melaphyr, Augitporphyr, Basalt und Dolerit, Trachyt und Klingstein, in verschiedenartigen Laven, aber auch im Syenit u. in anderen Gesteinen. Island, die Faröer, das Fassathal, Montecchio maggiore bei Vicenza, der Vesuv, die Cyklopeninsel sind wichtige Fundorte auf solchen Lavenstätten. Dazu finden sie sich auch auf Erzgängen und Erzlagern, wie zu St. Andreasberg am Harz, Przibram in Böhmen, Arendal in Norwegen, Utö in Schweden und an anderen Orten. Ihre Bildung auf wässerigem Wege wird durch die Entdeckung von Z.n (Kreuzstein, Chabasit, Apophyllit) im Mörtel der römischen Thermen von Plombières erwiesen, auch das Festwerden der Cämente leitet man aus Zeolithbildung her. Nach Bunsen kann ihre Bildung aber auch durch vulkanische Einwirkung erfolgen. Dieselbe bewirkte durch Glühen die Umbildung wasserhaltiger vulkanischer Tuffe, sogenannter Palagonite in ächte Mandelsteine, auch durch Erhitzung von Kalkerde und Kieselerde in Aetzkalilauge bei Rothglühhitze in künstliche Zeolithnadeln. Ihre wichtigsten unterscheidenden Kennzeichen liegen in der Krystallisation und im blätterigen Bruch. Regulär krystallisiren im Leucitoëder und Würfel Analcim, im regulären Oktaëder der Faujasit; quadratisch der Apophyllit und die selteneren Beaumontit und Edingtonit; rhombisch Mesotyp (dem quadratischen ähnlich), Comptonit oder Thomsonit, Epistilbit, Kreuzstein und Phillipsit, Prehnit, Strahlzeolith oder Desmin (Stilbit); monoklinisch oder zwei- und eingliedrig Blätterzeolith oder Heulandit (Stilbit), Brewsterit, Datolith, Laumontit, Skolezit oder Kalkmesotyp (dem quadratischen ähnlich); hexaëdrisch Gmelinit und endlich rhomboëdrisch Chabasit.

Zephanja (in der Septuaginta Sophonias), einer der zwölf kleinen Propheten, Enkel des Gedalja und Urenkel des Hiskias, trat unter Josias um 612 v. Chr. als Prophet auf. Sein Buch enthält Strafreden gegen den Götzendienst. Uebersetzt und erklärt ward es von Ewald (Erl. 1827). Die Sprache ist ganz prosaisch, wiewohl rein von Chaldaismen. Vergl. von Cölln, Specilegium observationum exegetico-criticarum in Zephanjam, Breslau 1818.

Zephyr (v. Griech.), ein kühler und angenehmer West- oder Abendwind, für Griechenland der Südwestwind (s. Zephyrus); daher zephyrisch, sanft wehend oder säuselnd.

Zephyranthus *Herb.* (Zephyrblume), Pflanzengattung aus der Familie der Amaryllideen, charakterisirt durch die Korolle mit kurzer Röhre und trichterförmigem, 6theiligem, regelmäßigem Stande, die aufrechten, am Krontheile befestigten Staubgefäße mit fast aufrechten Antheren, den niedergebogenen Griffel mit 3lappiger Narbe und die 3furchige, 3klappige, vielsamige Kapsel mit flachen, mit schwarzer Haut umgebenen Samen, niedrige, amaryllisähnliche, ausdauernde, meist westindische oder südamerikanische Zwiebelgewächse, deren linienförmige Blätter mit dem 1—2blumigen Schafte zugleich hervortreiben. Von circa 25 Arten kommen mehre als Zierpflanzen vor, z. B. Z. Atamasco *Herb.*, in Virginien, Carolina, mit anfangs rosenrother, dann weißer Blüthe; Z. candida *Herb.*, mit weit ausgebreiteter Blüthe mit grüner Röhre u. weißem Rande; Z. carinata *Herb.*, mit schöner Blüthe mit grüner Röhre u. rosenrothem Rande, u. a. m., die wie Amaryllis kultivirt werden.

Zephyrus, der Westwind, in der griechischen Mythologie der Sohn des Aeolus, oder des Astraus und der Eos, entführte seine Geliebte Chloris und gab ihr die Herrschaft über das ganze Blumenreich. Sie gebar ihm den Carpus,

Digitized by Google

der von Zeus zum Vorsteher aller Früchte eingesetzt ward. Von der Harpyie Podarge war er der Vater der schnellen Rosse des Achilles, Xanthus und Balius, und von einer andern des Arion. Verschmäht von Hyacinthus, war er Ursache seines Todes, indem er des Apollo Wurfscheibe nach dessen Kopfe fliegen ließ. Bei den Römern war er unter dem Namen Favonius Schutzgott der Blumen und Erdfrüchte. Die Kunst bildete ihn nackt, in der Bausche seines Mantels Blumen tragend. Neuere Dichter geben ihm eine Menge geflügelter Kinder, Zephyretten.

Zerbi (Dscherbi), Insel im Busen von Kabes des mittelländischen Meeres, an der südlichen Ostküste von Tunis und zu diesem gehörig, reich an Datteln, Palmen und Oliven; auf ihr der gleichnamige Hafenort mit Fort.

Zerbst, Stadt im Herzogthum Anhalt, ehemals Hauptstadt des Fürstenthums Anhalt-Zerbst (s. Anhalt), an der Nuthe, durch eine Zweigbahn nach Roßlau mit der berlin-anhalter Eisenbahn (Linie Berlin-Dessau-Köthen) verbunden, Sitz einer Kreisdirektion und eines Kreisgerichts, hat 4 Vorstädte, 5 Thore, 3 evangelische Kirchen, darunter die schöne Nikolaikirche, eine katholische Kapelle, eine Synagoge, ein großes herzogliches Schloß (früher Residenz der Fürsten von Anhalt-Z.) mit Park, ein stattliches, altes Rathhaus, vor welchem sich zwei interessante Denkmäler (die Rolandssäule und die Butterjungfersäule) befinden, ein Gymnasium (Francisceum), eine herzogliche höhere Töchterschule, eine Bürger-, eine Gewerbschule, ein Hospital, Waisenhaus, Zuchthaus, Fabrikation von Seidenwaaren, Plüsch, Tuch, Leder, Handschuhen, Gold- und Silbergespinnsten, Wagen, Maschinen, musikalischen Instrumenten, Schirmen, chemischen Produkten, Steingut, Essig, Siegellack, Tabak ꝛc., viele Brauereien (berühmtes zerbster Bitterbier), Brennereien, eine Eisengießerei, Wachsbleichen, Gemüse- und Hopfenbau, Handel (früher sehr bedeutend), eine Mineralquelle mit Badeanstalten und Anlagen und 10,489 Einw. Das Rathhaus verwahrt als Merkwürdigkeit eine auf Pergament gedruckte Bibel, deren Holzschnitte von Lucas Cranach ausgemalt sind. Vergl. „Urkundensammlung zur Geschichte von Anhalt"; Einleitung: Peter Beckers Zerbster Chronik, Dessau 1858.

Zerduscht, s. v. a. Zoroaster.

Zerknirschung (contritio), die aufrichtige u. lebhafte Reue des Menschen über seine Sünden, weil er sich durch das Bewußtsein derselben gleichsam zermalmt fühlt, entsteht nach protestantischer Ansicht ohne eigenes Verdienst des Reuigen zufolge einer göttlichen Einwirkung, nach katholischer als Handlung des freien Willens, die ein Verdienst haben und zur Rechtfertigung des Sünders vor Gott mitwirken kann. Z. und Glaube sind nach protestantischer Kirchenlehre die wesentlichen Bestandtheile der Buße (s. d.).

Zermagna (lat. Tedanius), Fluß im österreichischen Königreich Dalmatien, kommt aus der Militärgrenze und mündet bei Novigrad in den morlakischen Kanal des adriatischen Meeres, kann bis Obrovazzo mit kleinen Seeschiffen befahren werden.

Zerrbild, s. Karikatur.

Zerrenner, 1) Heinrich Gottlieb, pädagogischer Schriftsteller, geboren 1750 zu Werningerode, studirte zu Halle Theologie und ward 1772 Lehrer zu Kloster-Bergen, 1775 Pfarrer zu Beiendorf bei Magdeburg, 1787 Inspektor zu Derenburg im Fürstenthum Halberstadt und 1810 Generalsuperintendent in Halberstadt, wo er 1811 †. Sein Hauptwerk ist sein „Deutscher Schulfreund" (Erfurt 1791—1811, 46 Bde.).

2) Karl Christoph Gottlieb, pädagogischer Schriftsteller, Sohn des Vorigen, geboren am 15. Mai 1780 in Beiendorf, studirte zu Halle Theologie, wurde 1805 Prediger zu Magdeburg und 1816 Konsistorial- und Schulrath, 1823 Direktor des Schullehrerseminars daselbst, 1834 Propst zum Kloster unserer lieben Frauen und Direktor des Klostergymnasiums; er † den 2. März 1852. Z. hat sich durch zahlreiche praktische Lehr- und Methodenbücher um das Schulwesen Verdienste erworben. Er schrieb u. A. „Denkübungen" (Leipz. 1812, 4. Aufl. 1843), nebst dem „Hülfsbuch bei den Denkübungen" (4. Aufl., das. 1822—35, 4 Bde.); „Methodenbuch für Volksschullehrer" (Magdeb. 1814, 5. Aufl. 1839); „Neuer deutscher Kinderfreund" (Halle 1811, 23. Aufl. 1854; 2. Theil 1839, 4. Aufl. 1850); „Grundzüge der Schulerziehung" (Magdeb., 2. Aufl. 1833) ꝛc. und setzte den „Deutschen Schulfreund" seines Vaters fort (Bd. 47—60, Berlin, dann Magdeb. 1812—23).

Zerschlagung der Grundstücke, die Errichtung neuer Bauernhöfe oder Vorwerke auf separirten u. zusammengelegten Grundstücken und großen Gütern. Diese empfiehlt sich überall da, wo auf Grund eines geordneten Staatslebens auch geordnete Gemeindeverhältnisse bestehen, und zwar als Mittel zu Erhöhung des Reinertrags von Grund und Boden, mithin auch des Nationalreichthums. Auch werden bei der immer mehr in Aufnahme kommenden Maßregel der Separation und Kommassation der Parcellengüter die Schwierigkeiten, welche der Z. d. G. früher im Wege standen, großentheils beseitigt. Hauptsächlich aber eignet sich die Z. d. G. für Länder und Gegenden von noch nicht intensiver Kultur.

Zersetzung (chemische Trennung oder Scheidung), s. Analyse.

Zertheilende Mittel (dissolventia), diejenigen Arzneimittel, welche eine regelwidrige Ansammlung von Blut oder ausgeschwitzten Blutbestandtheilen (Extravasat) oder eine Ablagerung verhärteter Stoffe in verschiedenen Theilen des Körpers beseitigen sollen, ohne daß dieselben unmittelbar entleert werden. Die Heilung der Entzündung, sobald sie nicht in Eiterung, Ausschwitzung ꝛc. übergeht, wird ebenfalls Zertheilung genannt. In dieser Beziehung bilden die Antiphlogistica eine große Abtheilung der z.n M. Gewöhnlich versteht man aber diejenigen äußerlich anzuwendenden Mittel darunter, welche Entzündungsprodukte zur Resorption bringen sollen, wie feuchtwarme Umschläge, graue Quecksilbersalbe, Jod, gebrannten Meerschwamm, die Alkalien, gewisse Salze, z. B. Salmiak, Belladonna ꝛc. Auch der innerliche Gebrauch des Lebertrans gehört hierher.

Zeschau, 1) Heinrich Wilhelm von Z.,

Digitized by Google

sächsischer General u. Staatssekretär, geboren 1760 zu Garenchen in der Niederlausitz, erhielt seine Erziehung zu Bückeburg unter Leitung Herders und in der Militärakademie zu Wilhelmstein, trat 1778 als Lieutenant in vaterländische Kriegsdienste, nahm Theil an sämmtlichen Feldzügen der sächsischen Armee von 1793—1809 und rückte bis zum Generalmajor auf. Bei der neuen Organisation der sächsischen Armee 1810 wurde er Generallieutenant, nahm am russischen Feldzug von 1812 Theil und focht bei Leipzig an der Spitze der sächsischen Division. Als sich die Sachsen von der französischen Armee trennten, blieb Z. beim König, dem er freiwillig in die Gefangenschaft folgte. Nach der Rückkehr Friedrich Augusts 1815 wurde Z. die neue Organisation der Armee und hierauf das Staatssekretariat der Militärangelegenheiten übertragen, auch ward er 1823 zum Gouverneur von Dresden ernannt. Seit 1830 in den Ruhestand versetzt, † er am 14. Nov. 1832.

2) Heinrich Anton von Z., sächsischer Staatsmann, geboren am 4. Febr. 1789 zu Jessen in der Niederlausitz, studirte zu Leipzig und Wittenberg und machte sich im sächsischen Staatsdienst, namentlich als Amtshauptmann des wittenberger Kreises so vortheilhaft bekannt, daß er 1815 in preußische Dienste gezogen und 1819 zum Regierungsrath in Potsdam ernannt wurde. Nach 3 Jahren kehrte er indessen als geheimer Finanzrath nach Sachsen zurück, wurde 1830 Präsident des Oberkonsistoriums und 1831 Finanzminister, in welcher Stellung er den sächsischen Finanzhaushalt völlig neu organisirte. Im Jahre 1835 übernahm er auch das Portefeuille des Auswärtigen, von dem er 1848 mit seinen Kollegen zurücktrat; 1851 ward er zum Minister des königlichen Hauses ernannt. Z. ist der Verfasser des Schriftchens „Das Wirken der Staatsregierung und Stände des Königreichs Sachsen" (Leipzig 1834).

Zesen, Philipp von, oder, wie er sich selbst schreibt, Filip Zese (Caesius), auch Zesen von Fürstenau, deutscher Dichter, geboren am 8. Okt. 1619 zu Priorau bei Dessau, soll eigentlich Blau geheißen haben. Er studirte zu Halle, Wittenberg und Leipzig und beschäftigte sich vorzüglich mit Philologie, Dichtkunst und deutscher Sprache. Ohne öffentliches Amt, stand er doch in großem Ansehen, wurde kaiserlicher Pfalzgraf, als Poet gekrönt, in den Adelsstand erhoben und zum Rath ernannt. Zuletzt lebte er in Hamburg, wo er am 13. Nov. 1689 †. Sein Hauptbestreben war auf die Vervollkommnung und Reinigung der Muttersprache gerichtet, zu welchem Zweck er schon 1643 die deutschgesinnte Genossenschaft oder den Rosenorden gestiftet hatte, in welchem er den Namen des Färtigen (Fertigen) führte, doch ging er in seinem Eifer zu weit und zog sich viel Spott und Tadel zu. Die Zahl seiner poetischen, kritischen, satirischen und moralischen Werke beträgt über 70. Eines seiner besseren Gedichte, das einen Theil seiner Lebensgeschichte erzählt, ist „Priorau oder das Lob des Vaterlandes" (Amsterd. 1680). Außerdem hat er einige gute Lieder gedichtet. Eine Auswahl seiner Poesien gibt Müllers „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts" (Bd. 1, Leipzig 1837). Sein „Hochdeutscher Helikon" (zuerst 1640), eine Anleitung zur Poesie und Metrik, war für jene Zeit nicht ohne Werth. Von seinen sprachwissenschaftlichen Werken ist hervorzuheben die „Hochdeutsche Sprachübung" (Hamb. 1643). Seine „Adriatische Rosemund" (1645) gilt für den ersten deutschen Roman.

Zesten (zetae), heiße Dampfbäder.

Zetergeschrei (Gerüffte, Geruchte, clamor violentiae), im Mittelalter das Geschrei, welches man bei dem Ertappen eines Verbrechers auf der That erhob, um die Nachbarschaft sowohl zum Verfolgen, als zum Zeugniß herbeizurufen. Man mußte den Verbrecher dabei mit einem in den Landrechten bestimmten Worte, z. B. nach dem kasselschen mit dem Worte Heilall, anschreien und die Klage noch desselben Tages bei dem Richter anbringen. Mit dem gerichtlichen Z. (Jodutha) ward der auf handhafter That ertappte Verbrecher von dem Ankläger (Zeterschreier) vor Gericht geführt. Dieser Gebrauch hat sich als Formalität lange bei dem hochnothpeinlichen Halsgericht erhalten.

Zetterstedt, Johann Wilhelm, schwedischer Naturforscher, geboren am 20. Mai 1785 in Ostgothland, studirte zu Lund, wurde 1810 daselbst Docent der Botanik, bereiste zu naturwissenschaftlichen Zwecken wiederholt Skandinavien, besonders Lappland, und wurde 1839 zum Professor der Botanik und Oekonomie zu Lund ernannt. Z. hat sich um die Botanik und Zoologie (namentlich die Entomologie) Schwedens große Verdienste erworben, u. A. durch die Werke „Insecta lapponica" (Leipz. 1833—40, 6 Hefte) und „Diptera Scandinaviae" (Lund 1842—60, 14 Bde.).

Zeuchdruckerei, die Kunst, eine oder mehre Farben in symmetrischer Ordnung und Abgrenzung neben einander auf Geweben zu befestigen. Die Z. ist ein Zweig der Färberei und konkurrirt in sofern direkt mit der Weberei, als diese durch Anwendung verschieden gefärbter Garne gleiche Effekte zu erzielen vermag. Nun kann man mittelst des Zeuchdrucks die topischen Farben ebenso schön, ebenso mannichfaltig und ebenso scharf abgegrenzt auf die Stoffe bringen, arbeitet aber viel rascher und leichter als mit dem Webstuhl und liefert daher Produkte, die zu verhältnißmäßig billigerem Preis auf den Markt gebracht werden können. Man bedruckt alle Gewebe, doch ist heute der Kattundruck bei weitem am wichtigsten. Zum Druck benutzte man ursprünglich den Holzblock, welcher auch jetzt noch nicht völlig verdrängt ist; er ist 9—10 Zoll lang und 4—7 Zoll breit und besteht aus einer Platte von hartem Holz mit erhaben geschnitztem Muster, einer doppelten Unterlage von Tannenholz und einem Griff. Da aber die feinen Partien in den Holzschnitten sich sehr bald abnutzen, so hat man das Muster aus feinen Stiften von Draht oder Blech erzeugt, indem man diese in den Block einschlug und die Zwischenräume, welche ebenfalls Farbe annehmen sollen, mit Filz oder Tuch ausfüllte. Feinere Zeichnungen erhält man am besten durch Darstellung von Clichés. Das zu bedruckende Zeuch bewegt sich mit Hülfe von Walzen über eine Tischplatte, welche mit wollenen Decken belegt ist, und macht dann einen weiten Weg über Leitrollen,

Digitized by Google

damit die aufgedruckten Substanzen trocknen können. Um den Block mit Farbe zu versehen, drückt man ihn auf das Chassistuch, welches in einem Kasten auf einer Unterlage von Kleister oder dickem Firniß ruht u. von einem Jungen mit der Farbe bestrichen wird. Setzt nun der Färber den Block auf das Zeuch und gibt ihm mit einem hölzernen Hammer zwei Schläge, so wird die Farbe auf das Gewebe übertragen; beim nächsten Aufsetzen des Blocks dienen die Löcher, welche 2 an ihm befestigte Stiftchen (Rapportstifte) in das Zeuch schlagen, zur Richtschnur. Diese Methode liefert immer nur Eine Farbe, besteht daher das Muster aus mehren Farben, so muß man die Operation von Neuem beginnen, indem man sich passend geschnittener Blöcke bedient. Parallel laufende Streifen von verschiedenen Farben lassen sich gleichzeitig aufdrucken, wenn man die Farben in neben einander stehende Blechkästen bringt, von jeder etwas auf das Chassistuch überträgt und dann mit einer kleinen, mit Tuch überzogenen hölzernen Walze in gerader Richtung über das Tuch hinfährt. Zum Uebertragen der Farbe dienen Bürsten oder besser ausgespannte Fäden, Drähte oder Streifchen von Kupferblech, die man in die Farbe eintaucht und dann auf das Chassistuch drückt. Auch wellenförmige Linien, koncentrische Kreise ꝛc. lassen sich auf diese Weise hervorbringen, wenn die Farbentröge entsprechend geformt u. die Bewegung der vertheilenden Walze oder Bürste passend geregelt wird. Farben, welche an der Luft leicht verderben, läßt man aus Vorrathsbehältern durch kommunicirende Röhren unter das Chassistuch treten, wo sie dann allmählich durch die Poren des letzteren dringen. Der Holzstock wurde in der Kattundruckerei von cylinderförmigen Metallwalzen, in denen die Muster vertieft eingeschnitten waren, verdrängt. Für manche Arten des Drucks fand sich jedoch, daß es vortheilhafter sei, mit erhaben geschnitzten Holzmustern zu arbeiten. Indem man diese nun auf hölzernen Walzen ausführte und letztere durch Maschinen in Bewegung setzte, entstand die Plombine, welche Ebinger in St. Denis 1800 zuerst einführte. Man nennt die Arbeit der Plombine Oberflächendruck, weil die verdickte Farbe auf die Oberfläche eines wollenen Tuches gebracht wird, von der die Walze sie aufnimmt. Die Vereinigung des hölzernen Cylinders mit vertieft gravirten Metallcylindern bildet die Union oder Mule machine, welche 1805 von James Burton in Church konstruirt wurde. Bei der Plombine läuft ein endloses Tuch über 3 Walzen, welche ein mit seiner Spitze nach unten gekehrtes Dreieck bilden. Die Farbe wird durch 2 übereinander liegende Walzen aus einem Kasten gehoben und von der oberen dieser Walzen an die Stellen des Tuchs übertragen, welche gerade die untere der drei Walzen passiren. Indem das mit Farbe versehene Tuch nun aufsteigt, streift es eine andere Walze, welche die Farben gut vertheilt. Endlich läuft das Tuch in horizontaler Ebene über die beiden oberen Leitwalzen u. bildet dort gleichsam ein Chassis, von welchem ein rotirender Cylinder (der das Muster enthält) die Farben aufnimmt, um sie sofort auf das zu bedruckende Gewebe zu übertragen, welches ihm eine über ihm liegende Walze zuführt. Die Cylinder mit erhabenem Muster haben vor Allem den Vortheil, daß sie die Stelle des Zeuchs, welche sie nicht bedrucken sollen, auch gar nicht berühren, beim Aubringen einer zweiten Farbe wird also die noch nicht getrocknete erste durchaus nicht verwischt oder gequetscht, was bei Cylindern mit eingravirten Mustern unvermeidlich ist. Man bedient sich des Oberflächendrucks namentlich, wenn man weiße und gelbe Farben auf blauem Grunde anbringen will. Die Farbe, welche durch eine gebogene Oberfläche aufgedruckt wird, breitet sich nun aber immer mehr oder weniger aus; man griff daher, um diesen Uebelstand zu vermeiden, wieder zu den platten Blöcken und so entstand der Pressendruck und die Perrotine. Bei ersterem bewegt sich der 2½ Quadratfuß große Block in einem eisernen Gestell auf und ab. Das Chassis wird mit Farbe versehen und auf Schienen unter den Block geschoben, letzterer wird herabgelassen und wieder in die Höhe gezogen, dann wird das Chassis entfernt, das Zeuch in das Gestell gebracht und der Block herabgelassen, damit er seine Farben abgibt. Nun ist der Block in mehre Streifen getheilt, jeder Streifen enthält ein besonderes Muster und nimmt von dem entsprechend mit Farbe versehenen Chassis eine besondere Farbe an. Das Zeuch aber wird nur jedesmal so weit vorgeschoben, als die Breite eines Farbstreifens beträgt, und so wird jeder Theil des Zeuchs nach und nach mit allen Streifen des Blocks in Berührung kommen. Die Perrotine, von Perrot in Rouen 1834 konstruirt, ist wohl eine der geistreichsten und vollkommensten Anwendungen der Mechanik auf dem Gebiet der Industrie. Bei dieser Maschine werden drei Druckformen in Winkeln gegen einander der Art eingesetzt, daß sie abwechselnd mit mäßigem Federdruck gegen das Zeuch schlagen. Die Druckformen werden durch Farbwalzen gespeist und der Kattun rückt jedesmal um die Breite einer Druckform vor. Wenn somit der Stoff die Maschine verläßt, ist er in 3 Farben bedruckt, es gibt aber auch Maschinen mit 4 Formen. Zwei Arbeiter bedrucken täglich 1500—2000 Ellen Zeuch mit 3 Farben, etwa so viel, wie 25 Drucker u. ebenso viele Streichjungen liefern würden. Die gravirten Kupferplatten, welche 1770 eingeführt wurden, um feinere Muster, als man in Holz ausschneiden konnte, zu drucken, sind jetzt längst durch die kupfernen Cylinder ersetzt worden. Bei diesen ist das Muster vertieft geschnitten, sie werden mit Farbe versehen u. dann wieder von der Farbe befreit, welche auf der Oberfläche sitzen geblieben ist. Das Zeuch aber erhält einen hinreichenden Druck, um in alle Vertiefungen hineingepreßt zu werden und aus diesen die Farbe aufzunehmen. Man nennt als Erfinder des Walzendrucks, welcher den größten Fortschritt in der Kattundruckerei veranlaßte, gewöhnlich den Franzosen Oberkampf in Jouy, doch ist bestimmt nachgewiesen, daß dieser seinen Apparat erst 1800 aufstellte, während Bell in Schottland schon 1785 mit einem solchen arbeitete. Die Cylinder werden aus Kupfer gegossen, sie sind 30—40 Zoll lang u. messen 4—12 Zoll im Durchmesser. Das Muster, in der Größe des Cylinders ausgeführt, wird so eingerichtet, daß die Linien an den Enden des Blattes sich ein-

Digitized by Google

ander decken. Man führt von der Zeichnung nur einen Theil, vielleicht eine Breite von 3 Zoll aus und schneidet oder ätzt das Muster in einen weichen Stahlcylinder von 3 Z. Länge und 1 Z. Durchmesser. Dann härtet man den Stahl und spannt ihn in eine Maschine neben einen andern Cylinder von weichem Stahl, der genau dieselben Dimensionen hat. Indem nun beide Cylinder unter beträchtlichem Druck sich gegen einander drehen, wird das Muster verkehrt in den weichen Cylinder gepreßt, und wenn dieser (die Molette) gehärtet wird, kann es dazu dienen, die ganze Zeichnung bis auf die feinsten Linien auf den Kupfercylinder zu übertragen. Dieser erhält seine Farbe durch eine Farbwalze, welche in den Farbtrog taucht, ein metallenes Abstreichlineal streicht die überflüssige Farbe von dem Druckcylinder ab, während eine andere gußeiserne Walze mit dickem Drucktuch überzogen mittelst eines Hebelsystems gegen den Druckcylinder gepreßt wird; zwischen beiden läuft der Kattun hindurch und empfängt auf diese Weise die Farbe, worauf er zwischen heißen Walzen getrocknet wird. Durch Vermehrung der Walzensysteme in dem nämlichen Gestell kann man verschiedene Farben auf einmal aufdrucken, und Mather und Platt in Salford haben Maschinen für 20 Farben gebaut.

Die Farblösungen, welche in der Z. angewandt werden, müssen eine gewisse Konsistenz besitzen, damit die Muster nicht verlaufen. Zum Verdicken kann man aber nur Stoffe brauchen, welche den Chemismus zwischen Faser, Beize und Farbstoff nicht beeinträchtigen. Ganz besonders geeignet für den Kattundruck ist hierzu der Traganthschleim, außerdem benutzt man Weizenstärke, Mehl, arabisches Gummi, Lecocom, Senegalgummi, Salep, Pfeifenthon mit Gummi, Dextrin, Kartoffelstärke, Reisstärke, Sago, schwefelsaures Bleioxyd mit Gummi, Zucker, Syrup und Leim. Die Auswahl unter diesen Stoffen hängt ganz von der Beschaffenheit der Farbe und des Zeuchs ab, denn die Verdickungsmittel werden theils durch Basen, theils durch Säuren oder Salze verändert, manche erfordern die Anwendung höherer Temperatur, welche wieder einige Farben nicht ertragen, und manche lassen sich nur durch starkes Waschen aus den bedruckten Stoffen entfernen, was aber nicht in allen Fällen anwendbar ist. Die Konsistenz der Farbe wird mit dem Viskosimeter geprüft. Derselbe besteht nach Dollfuß aus einem Cylinder mit enger Ausflußöffnung, und man mißt das Volumen der Farbe, welche in einer bestimmten Zeit und unter gleichbleibendem Druck aus dieser Oeffnung fließt. Nach Schlumberger senkt man ein aräometerartiges Gefäß in die Farbe und bestimmt die Zeit, welche vergeht, bis sich das Aräometer, welches unten eine kleine Oeffnung besitzt, mit Farbe gefüllt hat.

Alle Stoffe, welche bedruckt werden sollen, müssen zunächst gesengt werden. Dies geschah früher, indem man sie zwei- bis dreimal über eine halbkreisförmige, $^3/_4$ Zoll starke Kupferplatte leitete, welche von unten geheizt wurde; jetzt wendet man häufiger Gas an, läßt dasselbe aus horizontalen Röhren ausströmen und zieht durch die Flammen das Zeuch mit einer Geschwindigkeit von 3 Fuß in der Sekunde. Zur Führung sind Walzen angebracht, bevor das Zeuch in die Flammen gelangt, passirt es Bürsten, und hinter den Flammen liegen Platten, welche die Funken löschen. Unmittelbar über den Flammen münden Röhren, welche mit Luftpumpen in Berührung stehen und mithin die Flammen durch das Gewebe hindurch ansaugen. Die gesengten Stoffe werden gebleicht (mit Ausnahme derjenigen, welche türkischroth oder mit einem dunkeln Grunde gefärbt werden sollen), kalandert und auf irgend eine Weise gleichmäßig feucht gemacht. Sie sind dann für die Maschine fertig.

Es gibt verschiedene Methoden des Kattundrucks, von denen jede eigene Manipulationen und eigene Hülfsmittel erfordert. Beim Krappdruck (Kesselfärben, für lösliche vegetabilische und animalische Farbstoffe) werden die verdickten Beizen auf das Zeuch gedruckt und die Farben später im Farbkessel entwickelt, indem die Farben nur an den Stellen aufgenommen werden, welche mit Beize bedruckt sind. Beim Klotzdruck wird das ganze Zeuch mit einer Beize geklotzt (auf der Klotzmaschine), dann werden verschiedenfarbige Figuren durch Aufdrucken von andern Beizen hervorgebracht und diese sowohl wie der Grund im Farbbade entwickelt. Beim topischen Druck druckt man die Farbe schon fertig, d. h. als Mischung von Beize und Farbbrühe, auf das Zeuch und befestigt sie nachher durch Dampf. Einige Farben verbinden sich schon mit dem Zeuch ohne Beize und ohne Anwendung des Dampfs, indem sie bloß an der Luft darauf eintrocknen; sie sind dann manchmal sehr glänzend, stets aber sehr vergänglich. Bei Reservagendruck wird das Zeuch erst mit einer verdickten Substanz (Reservage) bedruckt, welche es verhindert, an den Stellen, wo sie sich befindet, Farbe anzunehmen. Nach dem Ausfärben entfernt man die Schutzpaste und erhält weiße oder farbige Muster auf farbigem Grunde. Der Aetzbeizendruck besteht darin, daß man auf das schon gebeizte oder gefärbte Zeuch eine Aetzbeize aufdruckt, welche die Eigenschaft hat, die Beize oder Farbe da zu entfernen, wo sie mit ihr in Berührung kommt. Man erhält auf diese Weise ebenfalls weiße oder helle Figuren auf farbigem Grunde. Der Fayencedruck wird nur für Indigo angewandt, man druckt den Farbstoff in unlöslichem Zustande auf und befestigt ihn auf dem Zeuche durch Anwendung einer Art von Küpe von Eisenvitriol und Kalk, so daß er in das Innere des Zeuchs eindringt und nachher durch Aushängen in der Luft darin befestigt werden kann. Bei wollenen und seidenen Zeuchen bildet man durch den Mandarindruck gelbe oder orange Farben, indem man die Stoffe der Einwirkung der Salpetersäure aussetzt. Durch die Verbindung einer oder mehrer dieser Methoden erlangt der Drucker die außerordentliche Mannichfaltigkeit seiner Zeichnungen auf einem und demselben Stück Zeuch.

Das Aufdrucken der Beize beim Krappdruck geschieht gewöhnlich mit der Walzmaschine. Die Wahl der Beize hängt von der Farbe ab, welche man später entwickeln will. So kann man verschiedene Beizen und dieselbe Beize in mehren Koncentrationsgraden aufdrucken und erhält dann in dem einen Farbbade ebenso viele ver-

Digitized by Google

schiedene Farben und Nuancirungen. Eisenbeizen geben je nach ihrer Koncentration in demselben Krappfarbbad die verschiedenen Nuancirungen zwischen Lilla, Violett und Schwarz, Mischungen von Thonerde- und Eisenbeizen geben im Krappbad braune Farben, im Blauholzbad schwarze, violette u. Purpurfarben. Thonerdebeizen bilden mit einer Mischung von Cochenille und Quercitron ein schönes Orangegelb. Gleich nach dem Druck kommen die Stoffe in einen warmen Raum, wo sie trocknen und die essigsauren Salze basisch werden. Das Trocknen geschieht in Kanälen oder auf warmen Walzen, dann hängt man das Zeug 2 Tage auf, damit die Salze sich völlig zersetzen und die Oxyde sich mit der Faser verbinden. Um aber die letzten Spuren löslicher Beize zu entfernen, werden die gelüfteten Stoffe durch das Kuhkothbad, oder bei sehr zarten Farben durch das Kleienbad genommen. Hierbei wird auch das Verdickungsmittel ausgewaschen und die Beize auf den Mustern noch mehr fixirt (s. Färberei). Das Färben geschieht in gußeisernen Kästen, welche mit Dampf geheizt werden. Sie sind durch Querwände in mehre Tröge getheilt und haben Walzen, welche das Zeug führen. Eine Dampfmaschine setzt die Walzen in Bewegung. Der Krapp liefert nur dann schöne Farben, wenn er oder das Wasser Kalksalze enthält. Wo diese fehlen, setzt man dem Bade Kreide zu; bei der Anwendung von Garancin ist dagegen der Kalk schädlich, und man muß ihn aus dem harten Wasser entfernen. Die Temperatur des Farbbades muß ganz allmählig gesteigert werden und darf nie auch nur um wenige Grade erkalten. Die Quantität des Wassers im Farbbade muß sich nach der Qualität des Krapps und nach den Eigenschaften der Beize richten. Manche Farben verlangen hohe Hitzgrade, während andere nur niedrige Temperaturen vertragen. Man darf dabei nicht vergessen, daß die Töne um so viel weniger glänzend und daß die weißen Stellen um so mehr beschmutzt werden, je heißer das Bad ist, und daß man ferner durch ein länger fortgesetztes Färben bei 40—50° denselben Effekt erlangen kann, als wenn man ein kochendes kurzes Bad gibt. Unter 20° tritt keine Färbung ein, zwischen 40—60° liegt für die meisten Stoffe der richtigste Wärmegrad zum Eröffnen des Bades. Die Menge des Krapps muß der Quantität und Qualität der Beizen, welche sich auf den Zeugen befinden, angepaßt werden; denn jeder Ueberschuß des Krapps bringt Verlust u. jeder Mangel liefert schlechte Farben. Die nach dem Färben folgenden Operationen des Schönens werden nur von solchen Farben ertragen, die mit Avignonkrapp oder mit Krapp aus dem Elsaß unter Zusatz von Kreide ausgeführt sind. Das Schönen und Reinlegen dient dazu, den Glanz der Farben zu erhöhen, sie von fremden Substanzen zu befreien und selbst zu fixiren. Diese Umwandlung geschieht durch die Einwirkung der Seife. Die violetten Beizen nehmen in einem guten Bade sofort einen lebhaften Glanz an, die rothen Beizen haben dagegen stets ein mehr oder weniger ziegelrothes oder oranges Ansehen, welches durch die folgenden Operationen entfernt wird. Man haspelt die Stoffe in einem Seifenbad herum, beginnt bei 15—20° und erwärmt die Flüssigkeit allmählig bis zu dem Punkt, bei welchem die Farbe am lebhaftesten entwickelt wird. Auf den weißen Stellen des Zeugs, welche keine Beize erhalten haben, ist Farbstoff durch Kalk fixirt, die Seife bildet nun aber fettsauren Kalk und setzt den Farbstoff in Freiheit. Der Grund der Stoffe wird also rein, aber nur dann, wenn von der aufgedruckten Beize nichts darauf gekommen war. Allmählig erschöpft sich das Seifenbad vollständig, es entsteht ein Bodensatz von Farbstoff, Kalk u. Fettsäure, während sich von letzterer in der Flüssigkeit keine Spur mehr befindet. Antheile des Pigments, welche nicht völlig befestigt waren, werden von der Seife aufgenommen, aber die fixirten Farben sind nach dem Seifenbad beständiger gegen Licht, Luft, Säuren und selbst Chlor. Diesen Agentien werden sie je nach der Beschaffenheit der Farbe und des Drucks ausgesetzt. Die Luft macht die Stoffe schön weiß und die Farben sehr glänzend, doch darf die Einwirkung nicht zu lange dauern. Häufiger werden Säurebäder angewandt, bei rothen Thonerdefarben auch saure Zinnsalzlösung. Die Säuren erzeugen gelbliche Töne, und wenn man dann ein zweites Seifenbad gibt, so treten die ursprünglichen Farben in den meisten Fällen in ihrer ganzen Schönheit und glänzend hervor. Bisweilen muß man diese Bäder wiederholen und das letzte Seifenbad wohl auch unter einem Druck von 4 Atmosphären anwenden. Farben, welche Seifenbäder nicht vertragen, behandelt man mit Kleienbädern, welche aber dieselbe Temperatur haben müssen wie die zuvor angewandten Farbbäder. Da die Kleie so arm an Fett ist, so fügt man zur besseren Entwicklung der Farben wohl noch eine gewisse Menge Oelemulsion hinzu und erhält so das Weißbad der Türkischrothfärber. Der Krappdruck, als der wichtigste Zweig der Kattundruckerei, wird in manchen großen Druckereien fast ausschließlich angewandt, die übrigen Methoden treten immer gegen ihn zurück und werden nur als Hülfsmittel zeitweilig mit ihm verbunden. Nach der Methode des Klotzdrucks kann man den Stoff in der Klotzmaschine mit den beiden Flüssigkeiten imprägniren, man erhält dann einen farbigen Grund, auf welchen man farbige Muster drucken kann. Um Zeichnungen mit den Mineralfarben darzustellen, klotzt man den Stoff erst mit einer Flüssigkeit und druckt die andere auf, oder umgekehrt. Das Klotzen geschieht in einem Farbentrog, in dem mehre Walzen liegen; das Zeug geht erst durch die Farbe und dann mehre Male durch die Walzen, theils um die Flüssigkeit recht ins Innere der Gewebe zu pressen, theils um einen Ueberschuß an Farbe auszuquetschen. Von größter Wichtigkeit ist das Trocknen, welches schnell und gleichmäßig geschehen muß. Um z. B. ein Muster von Berlinerblau darzustellen, bedruckt man die Zeuche mit einer Lösung von essigsaurem und schwefelsaurem Eisenoxydul vom specifischen Gewicht 1,02, die mit Gummi verdickt ist, haspelt sie nach dem Trocknen durch ein Kreidebad, wäscht sie und klotzt sie so lange in einem Bad, welches auf jedes Stück Zeug 3—4 Unzen Blutlaugensalz und 1½ Unzen Salzsäure enthält, bis die gewünschte Farbe ent-

Digitized by Google

wickelt ist. Beim topischen Druck unterscheidet man Tafel- oder Applikationsfarben und Dampffarben. Erstere werden nur aufgedruckt, an die Luft gehängt und gewaschen, während letztere durch Dampf befestigt werden müssen. Die Basis der meisten Tafelfarben bildet Zinnchlorür und Zinnchlorid, welches mit den Farblösungen gemischt wird. Man verdickt die Lösungen, druckt sie mit der Maschine oder dem Handmodel auf, trocknet die Stoffe bei gelinder Wärme und wäscht sie. Diese Farben sind anfangs sehr schön und glänzend, besitzen aber nur geringe Dauerhaftigkeit. Das Wasserglas, welches in neuerer Zeit in die Kattundruckerei eingeführt ist, verspricht eines der nützlichsten Agentien für diesen Industriezweig zu werden. Es eignet sich namentlich sehr gut zum Befestigen der Farben beim Klotzdruck und gestattet die Anwendung schwefelsaurer Salze, so daß die bedeutenden Kosten der Rothbeize und des essigsauren Eisens erspart werden. Die Dampffarben bilden eine der größten Verbesserungen in der Kattundruckerei und können hinsichtlich ihrer Güte, ihres Glanzes und ihrer Schönheit mit allen übrigen Farben konkurriren. Zu ihrer Darstellung klotzt man die Zeuche in einer Lösung von zinnsaurem Kali oder Natron (Präparirsalz) und haspelt sie dann durch ein Salmiakbad, wodurch Zinnoxyd auf die Faser niedergeschlagen wird. Auch Rothbeize wird bisweilen angewandt. Dann druckt man die Farben mit dem Klotz oder der Maschine auf, und zwar entweder reine Farben oder diese gemischt mit Beizen. Die gedruckten Kattune werden 48 Stunden lang in einer warmen feuchten Atmosphäre aufgehängt und sind dann zum Dämpfen fertig. Hierzu dienen verschiedene Apparate, von denen der Dampfcylinder am gebräuchlichsten ist. Er besteht aus einem hohlen, siebartig durchlöcherten kupfernen Cylinder von 3—5 Fuß Durchmesser u. 3½ Zoll Länge; man befestigt ihn senkrecht stehend auf einem Dampfrohr und umwickelt ihn zunächst mit einer wollenen Decke, dann mit Kattun und schließlich mit dem bedruckten Zeuche, welches wieder mit wollenem Zeuche bedeckt wird. Läßt man nun Dampf in den Cylinder treten, so durchdringt dieser das Zeuch und fixirt die Farben. Ist der Zweck erreicht, so sperrt man den Dampf ab und wickelt das Zeuch schnell vom Cylinder; es ist kaum feucht und wird nach einigen Minuten an der Luft vollkommen trocken. Ein gutes Blau auf Baumwolle erhält man auf diese Weise, wenn man Blutlaugensalz mit Alaun und Schwefelsäure aufdruckt; aus dem Blutlaugensalz bildet sich Eisenblausäure und diese zerfällt in der Wärme in Blausäure und blaue Cyaneisenverbindungen. Ultramarin wird mit Eiweiß gemischt aufgedruckt; das Eiweiß wird durch die Wärme koagulirt und befestigt so den Farbdruck. Der Reservagendruck wird seit uralter Zeit in Indien und China angewandt, wo man die Muster mit Pinsel und geschmolzenem Wachs aufmalt, dann in kalten Farbbädern färbt und das Wachs durch siedendes Wasser entfernt. Jetzt unterscheidet man mechanische und chemische Reservagen, von denen erstere, gewöhnlich aus Talg und Harz bestehend, meist auf Wolle und Seide angewandt werden. Die chemischen Reservagen sollen entweder die Ablagerung der Beize an bestimmten Theilen des Zeuchs verhindern u. bestehen dann z. B. aus Säuren oder sauren Salzen, welche der Bildung basischer Salze beim Trocknen entgegenwirken, oder sie sollen auf den Farbstoff selbst einwirken und ein weißes oder farbiges Muster auf farbigem Grunde darstellen. So benutzt man Kupfersalze, um die Ablagerung des Indigo zu verhindern. Ueberall, wo die Kupferreservage aufgedruckt ist, wird das Indigweiß so schnell abgeschieden, daß es sich nicht mit der Faser verbinden kann, und während sich an den nichtbedruckten Stellen das an der Luft gebildete Indigblau fixirt, läßt sich die Reservage mit dem auf sie gefällten Indigo leicht wegwaschen. Druckt man mit der Reservage eine Salzlösung auf, die eine Mineralfarbe liefern kann, oder eine Beize, die sich nach dem Indigbade im Krappbade ausfärben läßt, so kann man eine große Verschiedenheit von farbigen Mustern auf blauem Grunde erhalten. Dies Verfahren hat man wegen der Aehnlichkeit mancher nach demselben dargestellter Fabrikate mit dem Lapis lazuli Lapisdruck genannt. Die beim Aetzbeizendruck zur Anwendung kommenden Aetzbeizen sind sehr verschiedener Natur. Die für organische Farbstoffe benutzten Enlevagen sind Chlor (für Krapp) und Chromsäure (für Indigo). Man bedruckt den gefärbten Stoff mit Säuren und passirt ihn dann durch ein Chlorkalkbad. Einen Gegensatz hierzu bildet der Bandanendruck. Man faltet 10—14 Stücken türkischroth gefärbtes Zeuch, so daß jede Lage der Größe eines Tuchs entspricht, u. legt sie dann zwischen 2 Bleiplatten, die sich auf das genaueste decken. Jede der Platten ist an vielen Stellen, die sich aber genau gegenüberliegen, mit Punkten oder Linien durchbohrt, welche den weißen Stellen des Musters entsprechen. Die Zeuche werden zwischen den Platten mit einer hydraulischen Presse zusammengedrückt und nun läßt man eine Lösung von Chlorgas in Wasser durch die Oeffnungen in den Bleiplatten fließen. Natürlich kann sich die bleichende Flüssigkeit nicht in die zusammengepreßten Theile des Zeuchs verbreiten, sie dringt vielmehr nur durch die freiliegenden Partien bis zur untern Bleiplatte und erzeugt auf diese Weise scharfe Muster. Bisweilen verbindet man mit der Presse eine Luftpumpe, um die Aetzbeize anzusaugen, wäscht das Zeuch aber jedenfalls noch unter dem Druck aus. Chromsäure wird auf Indigo in der Weise angewandt, daß man das blaue Zeuch mit rothem chromsauren Kali klotzt und dann mit Säure bedruckt und wäscht. Mischt man der Säure Bleisalz zu, so wird das Muster gelb. Als Aetzbeizendruck im engern Sinn bezeichnet man wohl die Methode, eine Aetzbeize (Weinsäure, Citronensäure, Kleesäure) auf das in der Klotzmaschine gebeizte Zeuch zu drucken, wodurch die Beize an den betreffenden Stellen unfähig wird, Farbe anzunehmen. Der Fayencedruck, welcher nur mit Indigo ausgeführt wird, liefert weiße und blaue Muster von verschiedener Intensität auf demselben Zeuche. Man bereitet eine Mischung von Indigo (Operment) und Eisenvitriol und versetzt sie mit verschiedenen Mengen Gummi und Wasser. Von diesen Farben

Digitized by Google

werden nun zwei oder mehr mit dem Klotz oder der Maschine aufgedruckt, die Stoffe dann 2 oder 3 Tage lang in einem mäßig geheizten Raum aufgehängt und dann in gewisser Reihenfolge und wiederholt in 3 Küpen getaucht. Die erste Küpe enthält gebrannten Kalk, die zweite Eisenvitriol, die dritte Soda; die Stoffe bleiben jedesmal 10 Minuten in der Küpe und werden dann 5 Minuten lang der Luft ausgesetzt. Zuletzt entfernt man auf dem Zeuch abgelagertes Eisenoxyd durch ein schwaches Säurebad, wäscht, schönt mit einem schwach erwärmten Säurebad und wäscht wieder. Offenbar wird bei diesem Verfahren durch das gebildete Eisenoxydul der Indigo nach und nach und in kleinen Portionen reducirt, dann in der folgenden Kalkküpe gelöst, beim Aushängen an die Luft aber sofort wieder oxydirt und auf die Faser niedergeschlagen.

Die sämmtlichen bis jetzt beschriebenen Druckmethoden werden im Kattundruck angewandt und häufig mit einander kombinirt. Um z. B. ein Muster in schwarzer, rother, brauner, grüner und gelber Farbe auf weißem Grunde anzubringen, bedruckt man das Zeuch zuerst mit 3 Walzen, und zwar mit Eisenbeize für Schwarz, mit Rothbeize und mit Katechubraun. Dann lüftet man 2 Tage, passirt das Zeuch durch das Rothbad und färbt es im Krappbade aus. Nach dem Schönen und Trocknen druckt man die Farben für Dampfgrün und Dampfgelb mit dem Holzblock ein, dämpft, lüftet und wäscht. Für thierische Fasern oder gemischte Gewebe müssen die Methoden oft abgeändert werden, da Wolle und Seide für die meisten Farben viel größere Affinitäten haben als Baumwolle und Leinen. So ist Krappdruck auf Wolle nicht anwendbar, weil sich der Boden nie wieder reinigen lassen würde, auch die Mineralfarben sind mit Ausnahme des Berlinerblaus bei Wolle und Seide ausgeschlossen, und es bleibt daher für diese Stoffe fast nur die Methode des Dämpfens, bei welcher das Zeuch aber ausgespannt werden muß. Die Verwandtschaft der Wolle zum Farbstoff macht auch die Grundbeize überflüssig und ihr Schwefelgehalt schließt die Benutzung des Bleizuckers zur Bereitung der essigsauren Thonerde, welche man den Farben beimischt, aus. Ein Rückstand an Blei würde durch die Wolle schwarz gefärbt werden. Am wichtigsten ist der größere Zusatz von Säure, welchen die Wollfaser recht gut verträgt. Dadurch wird der Farbenlack im Anfang gelöst und erhält nach dem Fixiren einen schönen Glanz. Halbwollene Stoffe bieten große Schwierigkeiten dar; so wird Indigkarmin die Wolle sehr kräftig, die Baumwolle aber kaum färben. In diesem Fall hilft man sich durch Zusatz von etwas Dampfblau (Blutlaugensalz mit Säure und Alaun), welches sich auf die Baumwolle niederschlägt. Die gemischten Gewebe müssen stets Grundbeize erhalten, man passirt sie auch um Leitwalzen durch ein Chlorkalkbad, tränkt sie dann mit zinnsaurem Natron und gibt zuletzt ein Säurebad, um das Zinnoxyd zu fixiren. Das Dämpfen geschieht in der Kammer, wo die Stoffe lose aufgehängt werden. Für Seide benutzt man Dampffarben mit weniger Säure als für Wolle, und auch die halbseidenen Stoffe dürfen nicht mehr Säure erhalten. Im Uebrigen ist nur noch zu bemerken, daß Seide nie so lange gedämpft wird wie Wolle. Durch den Mandarindruck kann man auf seidenen und halbseidenen Zeuchen gelbe Muster erzeugen, und indem man eine Reservage aus Harz und Talg anwendet, auch mehre Farben neben einander stellen. Die Salpetersäure, welche die thierische Faser gelb färbt, wird gewöhnlich mit gleichen Theilen Wasser verdünnt und darf nicht wärmer als 35° C. sein. Das Zeuch bleibt nur 1 Minute im Bade, kommt dann in ein Kreidebad, wird mit Seife und Soda gekocht und wiederholt gespült. Die Soda färbt das Muster orange. Man kann auch die Seide färben, das Muster mit Reservage aufdrucken und den Stoff dann durch Salpetersäure passiren. Hierbei wird die Farbe an allen nicht geschützten Stellen zerstört und die Faser gelb gefärbt. Verträgt die zu wählende Farbe das Seifenbad nicht, so klotzt man das Zeuch mit einer Beize, befestigt diese, druckt die Reservage auf, passirt den Stoff durch Salpetersäure, welche etwas Weinsäure enthält, um die Beize fortzunehmen, kocht mit Seife, wäscht und passirt nun die Seide durch das Farbbad, welches nur die durch die Reservage geschützt gewesenen Stellen färbt.

Zeuge (testis), eine Person, die über etwas schon Vergangenes Auskunft gibt, oder einer Handlung beiwohnt, um künftig den Hergang beurkunden zu können. Jene heißt Beweiszeuge, diese Instruments- oder Solennitätszeuge. Der Mangel eines Solennitätszeugen kann durch nichts Anderes ergänzt werden, der Beweiszeuge dagegen durch jedes andere Beweismittel. Rücksichtlich ihrer Tüchtigkeit theilt man die Beweiszeugen in beweisfähige und untüchtige. Die beweisfähigen sind entweder völlig glaubwürdige (klassische) Z.n, gegen deren Unbefangenheit nichts einzuwenden ist, oder verdächtige Z.n, bei denen es zweifelhaft bleibt, ob sie die ihnen vorgekommenen Thatsachen richtig aufgefaßt haben, oder ihre Auffassung unverfälscht mittheilen können und wollen, wozu namentlich Eidesmündige, aber noch Minderjährige, dann solche, welche der Person, in deren Sache sie Zeugniß ablegen, besonders befreundet oder verfeindet sind, nahe Verwandte, Dienstboten in den ihre Herrschaft betreffenden Rechtssachen, anrüchige Personen ꝛc. gehören, oder relativ verdächtige Z.n, die zwar für ihre Person fähig sind, aber in besonderen Verhältnissen in obige Kategorie kommen. Gänzlich untüchtige (unfähige, unglaubwürdige) Z.n sind Wahnsinnige, Blinde oder Taube, über Thatsachen, die nur durch das Gesicht oder das Gehör vernommen werden können, Taubstumme, ferner Unmündige, Meineidige und rechtlich Ehrlose, Bestochene, durch ihr Amt zur Geheimhaltung gewisser Angelegenheiten Verpflichtete, Z.n in eigener Sache, Ascendenten und Descendenten für einander ꝛc. Bei der Beurtheilung einer Zeugenaussage kommt es besonders darauf an, ob der Z. seine Wissenschaft aus eigener Wahrnehmung, oder nur vom Hörensagen hat (Ohrenzeuge). Letztere Z.n haben wenig oder gar keinen Glauben, außer rücksichtlich solcher Thatsachen, die über die jetzige Generation hinausreichen, dann über Grenzstreitigkeiten. Vor-

Digitized by Google

zugsweise zu berücksichtigen sind solche Z.n, welche einen Grund ihrer Wissenschaft angeben. Ohne Z.n würde die Rechtspflege kaum möglich sein; daher ist es allgemeine Bürgerpflicht, sich dazu brauchen zu lassen und die abgelegte Aussage mit einem Eide zu bekräftigen. Jeder zu einem gerichtlichen Zeugniß Aufgeforderte kann dazu gezwungen werden durch Geld- u. Gefängnißstrafen. Doch finden Ausnahmen von der Zeugenpflicht Statt, z. B. für Advokaten in Bezug auf die Geheimnisse ihrer Klienten, für Geistliche in Ansehung des Beichtsiegels; ferner in Kriminalsachen in Bezug auf Aeltern, Kinder, Geschwister, Ehegatten und dann, wenn der Z. über Dinge aussagen soll, die ihm nachtheilig werden können, oder ihm zur Beschimpfung gereichen. Solche Weigerungen machen einen Incidentstreit aus, über welchen der Z. förmliches Rechtsgehör und Erkenntniß auch in höherer Instanz verlangen kann. Jeder Z. hat übrigens das Recht, von Dem, wegen dessen er zeugen muß, Schadloshaltung für Reisekosten und Versäumniß zu fordern.

Zeughaus, ein Gebäude, in welchem Waffen aller Art aufbewahrt werden, namentlich Geschütze in den unteren, Handfeuerwaffen und Seitengewehre in den oberen Räumen, während für Pulver und Blei die Magazine bestimmt sind. Stehen mit dem Z. auch Werkstätten in Verbindung, so heißt das Ganze Arsenal. Das Verwaltungspersonal besteht aus Zeugoffizieren, auch Zeugmeister genannt, Zeugschreibern, Zeugwärtern, und Zeugdienern.

Zeuglodon *Owen* (Jochzahn), ausgestorbenes Cetaceengeschlecht mit in der Mitte stark zusammengeschnürten Backenzähnen u. innen ausgehöhltem Unterkiefer. *Z. macrospondylus Muell.* wurde 1845 von A. Koch in den Tertiärschichten von Alabama in Nordamerika entdeckt und für das Museum in Berlin angekauft. Es ist 114 Fuß lang und nach Burmeisters und J. Müllers Untersuchungen ein ächter Z. Anfangs hielt man das Skelet für eine riesenhafte Eidechse, welche Harlan Basilosaurus und A. Koch Hydrarchos nannte.

Zeugma (griech.), eigentlich Verbindung, eine Redefigur, nach welcher zu zwei Subjekten nur Ein Prädikat (Verbum) gesetzt wird, das eigentlich nur zu dem Einen Subjekt paßt, z. B. im Psalm: „Die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten und seine Ohren (hören) auf ihr Schreien."

Zeugung (generatio), im allgemeinen Sinne der Vorgang, vermöge dessen ein organisches Individuum ein anderes gleichartiges Individuum hervorbringt. In diesem Sinne fällt der Begriff der Z. mit jenem der Fortpflanzung zusammen. Harvey's Satz „Alles Lebende entsteht aus einem Ei" (omne vivum ex ovo) galt lange als unumstößlich, und nur darüber war man getheilter Meinung, ob die Eier oder Keime der Thiere in dem mütterlichen Individuum immer von Neuem entständen oder in demselben bis zum Erlöschen der Nachkommenschaft vorgebildet vorhanden seien. Da aber über die Art der Fortpflanzung mancher Schmarotzer und der Infusorien undurchdringliches Dunkel herrschte, so glaubte man in Bezug auf diese eine Ausnahme von obigem Satz statuiren zu müssen, indem man sie nicht von Aeltern ihrer Art abstammen, sondern aus dem organischen Stoffe unmittelbar durch Urzeugung (generatio aequivoca s. spontanea) entstehen ließ. Schon Aristoteles hatte behauptet, der Aal erzeuge sich aus dem Schlamm, das Ungeziefer aus Koth und Kehricht, und die weit verbreitete Volksmeinung ließ und läßt noch die Thiere unmittelbar aus der Substanz entstehen, in welcher man sie zuerst als Junge fand. In der Periode der Naturphilosophie wurde die Theorie von der Entstehung der niederen organischen Geschöpfe durch Urzeugung mit Vorliebe ausgebildet. Man nahm nämlich einen überall verbreiteten organischen Grundstoff (Urschleim, Gallert, Eiweiß) an, aus welchem sich unter dem Einfluß von Luft und Wasser thierische und pflanzliche Organismen der untersten Stufe, namentlich Infusorien u. Schimmelpilze entwickeln, wie sie auch wieder durch Verwesung in denselben zurückkehren sollten. Man stellte demgemäß drei Grundbedingungen auf, unter denen die Erzeugung von Organismen vor sich gehen sollte, nämlich das Vorhandensein einer organischen Substanz animalischen oder vegetabilischen Ursprungs und die Einwirkung von Wasser und Luft auf dieselbe. Die Eingeweidewürmer ließen noch vor wenigen Decennien nicht nur die Aerzte, sondern auch namhafte Naturforscher unmittelbar auf Kosten des Thieres erzeugt werden, welches sie bewohnten. Namentlich glaubte man in Betreff der in geschlossenen Höhlen des Körpers, im Muskelfleische, im Auge und an ähnlichen unzugänglichen Stellen angetroffenen Eingeweidewürmer eine abnorme Plasticität des thierischen Organismus annehmen zu müssen, durch welche statt eines zum normalen Körperbau gehörigen Gebildes oder auch eines krankhaften Aftergebildes ein thierisches Wesen niederer Art hervorgebracht werden sollte. Wenn man nun auch gegenwärtig die Entstehung der Organismen, welche man in Aufgüssen und in thierischen Körpern findet, noch nicht mit genügender Sicherheit nachzuweisen im Stande ist, so hat man doch die Theorie von der Urzeugung allgemein wieder aufgegeben, und zwar besonders auf Grund der durch Versuche festgestellten Thatsachen, daß in einem Aufguß, den man zu einer Temperatur bringt, bei welcher das thierische Eiweiß gerinnt und also zu jeder ferneren Gestaltung unfähig wird, bei vollkommen dichtem Abschluß gegen die Luft nie organische Wesen entstehen, wohl aber in dem nicht der Siedhitze ausgesetzt gewesenen oder nachher dem Zutritt der Luft offen gelassenen Aufgusse. Schien hiernach der freie Zutritt der Luft die Urzeugung zu bedingen, so mußte man doch auch diese Meinung wieder fallen lassen, als dargethan ward, daß in einem Aufguß, den man in einem Kolben der Siedhitze aussetzte, durch welchen ein Luftstrom geleitet ward, der vorher durch Schwefelsäure oder irgend eine andere, alle in der Luft befindlichen organischen Stoffe zerstörende, aber die Zusammensetzung der Luft selbst nicht alterirende Substanz hindurchgegangen war, sich nie organische Wesen bildeten, wohl aber dann, wenn man die äußere Luft nicht durch Schwefelsäure, sondern durch eine leere Glasröhre in den den Aufguß enthaltenden Kolben streichen ließ. Es war hiermit der Beweis geliefert, daß

Digitized by Google

nach Anwendung solcher Mittel, durch welche die Lebensfähigkeit der organischen Körper zerstört wird, auch bei Anwesenheit von organischer Substanz, sowie von Luft und Wasser, keine neuen Organismen entstehen, und daß in der Luft in den sogenannten Sonnenstäubchen trockene Keime und Organismen der niedersten Art den Aufgüssen zugeführt werden, welche dann die zu ihrer Entwickelung und Fortpflanzung nöthigen Bedingungen darbieten. Der Annahme der Urzeugung der Eingeweidewürmer auf Kosten der Thiere, welche sie bewohnen, steht einerseits die ins Ungeheure gehende Produktion von Eiern und Keimen entgegen, bei welcher Millionen zu Grunde gehen können, ohne daß dadurch die Art vernichtet würde, andererseits die Entdeckung der merkwürdigen Verwandlungen, welche die meist mikroskopischen Eier und Jungen durchzumachen haben, sowie die Ermittelung der mannichfachen Wege, auf welchen diese in die Wohnthiere gelangen. Die Wissenschaft verwirft daher die sogenannte Urzeugung als „Hirngespinnst oder vielmehr als einen theoretischen Deckmantel für unsere faktische Unwissenheit" und kennt nur Eine Art der Z., nämlich die älterliche, indem die vorhandenen Individuen das Vermögen besitzen, gewisse Theile ihrer Leibessubstanz von sich abzusetzen, welche dann unter bestimmten Bedingungen zu neuen, selbstständigen und gleich organisirten Geschöpfen ausgebildet werden. Jedes thierische Wesen ist hiernach das Produkt der Fortpflanzung anderer Wesen, die ihm gleich waren. Die Erzeugung neuer Geschöpfe ist bald ein einfacherer, bald ein mehr verwickelter Vorgang; man bezeichnet den erstern als geschlechtslose, letztern als geschlechtliche Z. Während diese sich im Wesentlichen dadurch charakterisirt, daß der Keimstoff, der sich in das neue Geschöpf verwandelt und stets in den sogenannten Eiern abgelagert ist, zu seiner Entwickelung der vorhergehenden Befruchtung bedarf, ist bei der geschlechtslosen Z. eine solche Befruchtung nicht nöthig, und es besitzt hier der Keimstoff schon ohne Weiteres die Fähigkeit, sich unter günstigen äußeren Verhältnissen in das neue Geschöpf zu verwandeln. Hierher gehört die Z. durch Keimkörner oder Keimzellen (Sporen) und die durch Theilung und Knospen- oder Sprossenbildung, wobei das neue Geschöpf noch längere Zeit in ununterbrochenem Zusammenhange mit dem Mutterkörper bleibt. Die geschlechtslose Z. durch Keimkörner kommt hauptsächlich bei niedern Pflanzen und Thieren vor, wie bei Algen, Pilzen und Flechten, den Infusorien ꝛc. Die eierähnlichen Keimkörner (Keimzellen, Sporen) bilden sich in der Regel frei in der Körpermasse oder in der Leibeshöhle des mütterlichen Körpers und erscheinen zuerst als einfache Zellen, in denen sich später neue Zellen entwickeln, die allmählig zum neuen Geschöpf werden. Die ungeschlechtliche Z. durch Theilung findet sich vorzugsweise bei niedern Thieren (Infusorien, Polypen, Würmern), auch bei einigen kryptogamischen Pflanzen. Hier ist das neue Geschöpf mit allen seinen Eigenschaften am mütterlichen Körper schon vorhanden und wird nur durch Abschnürung zu einem neuen Organismus. Bisweilen löst sich das neue Geschöpf nicht von der Mutter, sondern bleibt mit ihr verbunden, wie z. B. manche Polypenstöcke so entstehen. Uebrigens gibt es Thiere, deren Vegetationsbedingungen so einfach sind, daß fast jedes Bruchstück derselben zu einem neuen Ganzen sich entwickeln kann. Die geschlechtslose Z. durch Knospen- oder Sprossenbildung, die hauptsächlich bei den Pflanzen, unter den Thieren vorzugsweise bei den Polypen und Blasenwürmern Statt findet, beruht ihrem Wesen nach darin, daß sich Elementartheile eines Organismus zu neuen Organismen umbilden. Das neue Individuum ist dabei nicht schon vollständig organisirt, wie bei der Theilung, sondern hat nur die Kraft zur Erzielung der vollständigen Organisation in sich. Uebrigens kann hierbei das neugebildete Individuum mit dem Mutterstamm organisch verbunden bleiben oder sich davon trennen; auch können sich die Knospen entweder getrennt vom Mutterstamme oder verbunden bleibend mit dem mütterlichen Körper zu neuen Individuen ausbilden. Die geschlechtliche Z. oder die Z. durch Keime, auch Z. im engeren Sinne, ist an die Existenz zweier einander entgegengesetzter Zeugungsstoffe, des männlichen (Samen) und des weiblichen (Keim, Ei), gebunden und beginnt von dem Moment an, in welchem beide Stoffe in unmittelbare Berührung mit einander treten. Während die untersten Typen der Organismen sich vorzugsweise durch geschlechtslose Z. fortpflanzen, findet die geschlechtliche Z. bei allen höheren Typen Statt, ohne jedoch immer die geschlechtslose Fortpflanzung gänzlich auszuschließen, wie sie denn bei sämmtlichen phanerogamen Pflanzen und bei vielen Strahlthieren und Würmern noch neben der geschlechtlichen Z. hergeht, während sie bei den höheren Typen des Thierreichs wegfällt. Die Zeugungsorgane (Zeugungstheile, Geschlechtsorgane) sind theils innere, theils äußere (Geschlechtsglieder, Genitalien); jene bereiten die Zeugungsstoffe zu, diese führen dieselben aus. Die innern Organe, welche den Keim oder das Ei hervorbringen, heißen weibliche und sind bei den Pflanzen der Samenträger, an welchem die Eichen sitzen, und der umgebende Fruchtknoten, bei den Thieren die Eierstöcke, in denen sich die Eier (s. Ei) bilden. Die männlichen inneren Organe, die den befruchtenden Zeugungsstoff (Pollen, Samen, Milch ꝛc.) hervorbringen, sind bei den Pflanzen die Innenwände der Antheren, bei den Thieren die Hoden (s. d.). Die äußeren männlichen Zeugungsorgane der Pflanzen sind die Antheren, bei den Thieren ist es die Ruthe (penis), die in den unteren Kreisen meist von eigenthümlichen Hast- oder Haltorganen bekleidet wird, bei den Konchiferen und Brachiopoden, den Knochenfischen, den Batrachiern und vielen Vögeln aber fehlt. Die äußeren weiblichen Zeugungsorgane bestehen bei den Pflanzen wesentlich aus der Narbe (stigma), bei den Thieren ist es die Scham (vulva). Jedes Individuum (Blüthe oder Thier) besitzt entweder beiderlei Organe zugleich, oder jedes Individuum derselben Art hat nur die einen oder die andern Organe. Im ersten Falle sind die Individuen entweder wahre Zwitter (Hermaphroditen), wenn sie sich selbst mit ihren beiderlei Organen befruch-

Digitized by Google

ten, wie die sämmtlichen Zwitterblüthen der Pflanzen, oder das Individuum besitzt zwar beiderlei Organe, kann aber die Befruchtung nicht an sich selbst vollziehen, sondern erzielt dieselbe erst durch Begattung seiner Zeugungsorgane mit den entgegengesetzten eines andern Individuums der nämlichen Species (Würmer, Schnecken ꝛc.). Uebrigens reicht der Hermaphroditismus unter den Thieren nicht über den Kreis der Weichthiere hinaus. In allen höheren Kreisen sind die Geschlechter getrennt, wie es auch bei vielen Pflanzen der Fall ist, deren einige zu gleicher Zeit Blüthen mit bloß männlichen und Blüthen mit bloß weiblichen Zeugungstheilen tragen (Monoecia), andere dagegen auf einer Pflanze nur männliche, auf der andern nur weibliche Blüthen hervorbringen (Dioecia). Ueber das Weitere s. Befruchtung und Begattung. Die verborgene Kraft, welche das Entstehen des neuen Individuums bedingt, haben alle Zeugungstheorien, deren schon zu Ende des 18. Jahrhunderts 262 aufgestellt waren, vergeblich zu erklären gesucht. Die neuere Physiologie hat sich weiterer Theorien enthalten und sich auf genaue Beobachtung und Feststellung der thatsächlichen Vorgänge beschränkt. Die Einsaat ist die Versetzung des befruchteten Eies an diejenige Stelle (Brütestelle), wo es sich zu einem individuellen Organismus entwickeln kann. Beim Menschen wird das Ei aus dem Eierstock durch den Eileiter (Muttertrompete) in die Gebärmutter (Uterus) geschafft, wo es etwa 8—14 Tage nach der Befruchtung ankommen soll. Nachdem die Brütung, d. i. die Entwickelung des Eies und der Frucht in der Gebärmutter, vollendet, erfolgt die Geburt (s. d.), d. h. die Trennung des neuen Individuums vom mütterlichen Körper. Die Fähigkeit der geschlechtlichen Vermehrung beginnt, sobald die Geschlechtsorgane ihre formelle Ausbildung erreicht haben (s. Pubertät), beim Menschen durchschnittlich zwischen dem 14. und 18. Jahre, und erlöscht beim menschlichen Weibe in der Regel zwischen dem 45. und 50. Jahre, beim Manne um das 60. Jahr. Die geschlechtliche Z. pflanzt übrigens weit weniger sicher als die Z. durch Theilung und Knospen die Eigenschaft des Individuums fort; nur die Gattung und Species wird durch die geschlechtliche Z. sicher fortgepflanzt. Daher ist auch bei Pflanzen die Fortpflanzung durch Setzlinge und Pfropfreiser stets vorzuziehen, wo man alle Eigenschaften des Mutterstammes in dem neuen Individuum wieder erhalten will. Ueber Ammenerzeugung s. d.

Zeulenroda, Stadt im Fürstenthum Reuß älterer Linie, in rauher, bergiger Gegend, nach vielen großen Bränden (zuletzt 1855) schön und regelmäßig gebaut, Sitz eines Stadtvogteigerichts und eines Rentamts, hat eine große, freundliche Stadtkirche, eine Hospitalkirche, ein schönes Rathhaus, nach dem Muster des brüsseler erbaut, eine Bürgerschule, ein Hospital, bedeutende Strumpfwaarenfabrikation, Färberei, Viehhandel und 6463 Einw.

Zeune, 1) Johann Karl, verdienter Philolog, geboren am 29. Okt. 1736 zu Stolzenhayn bei Naumburg, studirte zu Leipzig, ward Professor der Philosophie daselbst und 1776 zu Wittenberg, wo er am 8. Nov. 1788 †. Man verdankt ihm mehre brauchbare Ausgaben alter Klassiker mit kritischen und erklärenden Anmerkungen.

2) Johann August, verdient um Blindenerziehung, Sohn des Vorigen, geboren am 12. Mai 1778 zu Wittenberg, trat, nachdem er seine Studien auf der Universität seiner Vaterstadt beendigt, 1802 daselbst als Docent über Erdkunde auf, fungirte dann als Lehrer am grauen Kloster in Berlin und gründete 1806 daselbst eine Blindenanstalt. Nachdem er sich durch die Schriften „Gea, Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung“ (Berlin 1808, 3. Aufl. 1830) und „Ueber Basaltpolarität“ (das. 1809) bekannt gemacht, ward er 1810 zum Professor der Geographie an der berliner Universität ernannt. Im Jahre 1814 stiftete er die Gesellschaft für deutsche Sprache und 1828 die Gesellschaft für Erdkunde. Er † den 14. Nov. 1853. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Belisar, über den Unterricht der Blinden“ (Berlin 1808 u. öfter), Uebersetzung der „Nibelungen Not und Klage“ (das. 1831, 2. Aufl. 1836), eine Ausgabe dieses Gedichts im Original (das. 1815) und „Ueber Schädelbildung“ (das. 1846). Er erfand auch zweckmäßige Reliefgloben.

Zeus, griechischer Name des Jupiter (s. d.).

Zeuß, Johann Kaspar, ausgezeichneter Geschichts- und Sprachforscher, geboren den 22. Juli 1806 zu Vogtendorf in Oberfranken, besuchte das Lyceum zu Bamberg und studirte zu München Philologie und Geschichte. Durch das Werk „Die Deutschen und die Nachbarstämme“ (München 1837), welchem die Untersuchung über „Die Herkunft der Bayern von den Markomannen“ (das. 1839) folgte, in weiteren Kreisen bekannt geworden, ward er 1839 zum Professor der Geschichte am Lyceum zu Speyer ernannt. Hier entstanden seine „Traditiones possessionesque Wirceburgenses“ (Speyer 1842) und „Die freie Reichsstadt Speyer vor ihrer Zerstörung“ (das. 1843). Seit 1847 Professor am Lyceum zu Bamberg, schrieb er dort sein Hauptwerk, die „Grammatica celtica“ (Leipzig 1853, 2 Bde.). Er † am 10. Nov. 1856 zu Borstendorf bei Kronach.

Zeuxis, berühmter Maler des Alterthums, um 400 v. Chr., gebürtig aus Heraclea in Großgriechenland, ein Schüler des athenienſischen Malers Apollodorus und Zeitgenosse des Parrhasius, übertraf durch treue Nachahmung der Natur und treffliches Kolorit alle seine Vorgänger, vergaß dabei aber nicht, daß das Ideal der Schönheit durch die Verbindung von Naturstudium und idealer Konception zu schaffen sei. Nach diesen Principien malte er die Helena für den Tempel der Juno zu Agrigent und als deren Seitenstück Penelope, das Musterbild edler Weiblichkeit. Einen hohen Ruf erlangte auch sein Zeus auf dem Throne von Göttern umgeben, sein Athlet, sein Marsyas, besonders aber die Centaurenfamilie.

Zeven (Kloster Z.), Marktflecken in der preußisch-hannöverischen Landdrostei Stade, Herzogthum Bremen, unweit der Oste, Sitz eines Amts und eines Amtsgerichts, hat eine stattliche Kirche, zu einem ehemaligen, von der Königin Christine von Schweden säkularisirten Benediktinerkloster gehörig, und 1274 Einwohner. Hier am 8. Sept.

Digitized by Google

1757 Kapitulation der hannöverischen Armee an die Franzosen.

Zeyst, Dorf in der niederländischen Provinz u. im Bezirk Utrecht, eine Meile östlich von Utrecht und unweit der Eisenbahn von Utrecht nach Arnheim, in reizender Lage, hat eine reformirte Kirche mit schöner Orgel, eine römisch-katholische, eine Separatisten- und eine Herrnhuterkirche, die hier große Brüder- und Schwesternhäuser und Fabriken für Porzellanöfen, Kerzen, Seife, Drechslerwaaren u. dergl. anlegten, und 4677 Einw. In der Nähe steht ein Obelisk als Denkmal der hier 1579 geschlossenen Union der sieben vereinigten Provinzen der Niederlande.

Zibethtier (Viverra *L.*, Zibethkatze), Säugethiergattung aus der Ordnung der Raubthiere, charakterisirt durch den langgestreckten Körper, die niedrigen Beine, den langen Hals, die verlängerte Schnauze, die scharfe Zunge, die 4 oder 5 Zehen mit zurückziehbaren Krallen, den langen, meist hängenden Schwanz und die zwischen dem After und den Geschlechtstheilen befindliche Drüsentasche, in welcher sich eine stark riechende Feuchtigkeit (Zibeth) ansammelt. Die Z.e finden sich mit Ausnahme einer einzigen amerikanischen Art nur in der alten Welt, vornehmlich in Afrika und Asien; Europa hat nur Eine Art. Sie sind Sohlengänger, im höchsten Grad räuberisch und blutgierig. Ihre Nahrung besteht in kleinen Säugethieren, Vögeln und deren Eiern, Lurchen, Reptilien, Krebsthieren und Insekten. Die afrikanische Zibethkatze (V. Civetta *Buff.*) steht hinsichtlich ihres Körperbaues in der Mitte zwischen Marder und Katze. Der Kopf ist breit, die Schnauze etwas zugespitzt, der Schwanz etwa von halber Körperlänge. Der Pelz ist dicht, aber grob- und ziemlich kurzhaarig. Ueber die Firste des Halses und Rückens hin zieht sich eine sträubbare, ziemlich lange Mähne hin, die selbst auf dem Schwanze noch sichtbar ist. Die Grundfarbe des Pelzes ist ein schönes, bisweilen ins Gelbliche ziehendes Aschgrau. Schwarzbraune Flecken und Streifen von verschiedener Gestalt und Größe bedecken die Seiten des Körpers und die Hinterschenkel. Der Bauch ist von hellerer Färbung als die Oberseite des Körpers und verwaschen gefleckt. Die Rückenmähne ist schwarzbraun, der Schwanz sechs- bis siebenmal schwarz geringelt und in eine schwarze Spitze endigend. An jeder Seite des Halses befindet sich ein langer, schräg von oben nach hinten zu laufender, weißer Fleck, welcher durch einen schwarzbraunen Streifen in 2 gleiche Theile getheilt wird. Stirn und Ohrengegend sind gelblichbraun. Unter den Augen befindet sich ein großer schwarzbrauner Fleck, der über die Wangen nach der Kehle hin verläuft. Der Körper ist etwa 2 Fuß 3 Zoll, der Schwanz 1 F. 2 Z. lang; die Höhe am Widerrist beträgt 11½ Z. Dies Thier lebt in Afrika, namentlich in Ober- und Unterguinea. In Abessinien, Nubien und Aegypten wird es häufig im Hause gehalten. Es schläft meist den Tag über und geht des Nachts auf Raub aus. Man hält das Thier vornehmlich des Zibeths wegen, welchen man wöchentlich zweimal ausdrückt oder mittelst eines Löffels herausnimmt (jedesmal etwa 1 Quentchen). Im Freien reibt sich das Thier denselben an Bäumen selbst aus. Der im Handel meist mit Fett und Colophonium verfälschte Zibeth riecht durchdringend, ist dickflüssig, im frischen Zustand weiß und schaumartig, dann braun und wirkt als Heilmittel krampfstillend und nervenstärkend, etwa wie der Bibergeil, ist aber durch diesen, wenigstens bei uns, aus der Reihe der Medikamente fast ganz verdrängt, während er in Asien noch einen gesuchten Handelsartikel abgibt und besonders als Parfüm beliebt ist. Er kommt von Haaren ꝛc. gereinigt in zinnernen und blechernen Büchsen in den Handel. Die asiatische Zibethkatze (V. Zibetha *L.*) unterscheidet sich von der afrikanischen durch einen spitzigeren Kopf, längere Ohren und einen schmächtigeren Körperbau, besonders aber durch die ihr abgehende Mähne. Die Grundfarbe des Pelzes ist bräunlichgelb. Zahlreiche, verschieden gestaltete, dunkelrostrothe Flecken bilden Querstreifen und fließen auf dem Rücken zu einem breiten Band zusammen. Kehle und Kinn sind bräunlich; der Bauch ist weißlich. Vier schwarze Längsstreifen laufen über den Nacken. Der Schwanz hat 9—10 dunkelrostfarbige Ringe, welche nach oben ebenfalls zusammenfließen. Die Länge des ausgewachsenen Thieres ist 2 F. 5 Z., des Schwanzes 15 Z., die Höhe am Widerrist beträgt etwa 1 F. Diese Art lebt besonders in Ostindien und auf den Inseln des indischen Oceans und gleicht hinsichtlich ihrer Lebensweise ganz der vorigen. Von ihr kommt der beste Zibeth, den namentlich die Molukkeninsel Buro liefert. Die Genettkatze (Ginsterkatze, V. genetta *L.*, Genetta vulgaris *Cuv.*) ist von außerordentlich schlankem, zierlichem Körperbau. Der Kopf ist klein, hinten breit, die Schnauze sehr lang vorgezogen. Die Beine sind sehr kurz. Die Grundfarbe des Pelzes ist ein ins Gelbliche ziehendes Hellgrau. Längs der Seiten des Leibes verlaufen 4—5 Längsreihen schwarzer, selten mit Röthlichgelb gemischter, verschieden gestalteter Flecken; auch über die obere Seite des Halses ziehen sich 4 nicht unterbrochene Längsstreifen. Kehle und Unterhals sind lichtgrau. Vor jedem Auge steht ein weißer Fleck. Dieses Thier lebt in ganz Afrika, sowie im südlichen Spanien und Frankreich, wo man es, wie in der Türkei als Hausthier zum Vertilgen der Ratten und Mäuse, sowie seiner zierlichen Körperform wegen hält. Im Zorn sträubt es den Pelz und verbreitet einen starken Zibethgeruch. Seine Lebensart ist die der andern Arten, die es aber an Gewandtheit und Gelenkigkeit der Bewegung, auch an Blutdurst noch übertrifft. Die Felle aller 3 Arten kommen als Pelzwerk in den Handel; am meisten geschätzt sind aber die Genettenfelle (Genottenfelle), unter welchem Namen jedoch auch häufig schöne braune und schwarze Katzenfelle verkauft werden.

Zichy von Vasonykeö, eine der ältesten und berühmtesten ungarischen Familien, die aus der Tatarei stammen soll, schon seit 1210 vielfach in der Landesgeschichte vorkommt und 1625 in den Grafenstand erhoben wurde. Im 18. Jahrhundert theilte sich das Haus in 2 Linien, die zu Palota und die zu Karlsburg. Die Linie Palota schied sich wieder in 3 Zweige: den zu Adony und Szent-Miklos, gegenwärtig repräsentirt durch den Grafen Sigismund von Z., geboren am

6. Jan. 1800; den Zweig zu Nagy-Lany, dessen Haupt der Graf Georg von Z., geboren den 10. August 1805, ist, und den Zweig zu Palota, dessen Mannsstamm im Grafen Nikolaus von Z., geboren den 4. April 1800, blüht. Die Linie Karlsburg hat jetzt zum Haupt den Grafen Ladislaus von Z., geboren den 11. Aug. 1799. Ein Oheim desselben, Graf Eugen von Z., geboren den 25. Sept. 1809, Administrator des weißenburger Komitats, ging während der ungarischen Insurrektion mit dem Erzherzog Palatin nach Stuhlweißenburg und ward, des Einverständnisses mit den anrückenden österreichischen Truppen beschuldigt, von den Insurgenten gefangen genommen, am 30. September 1848, auf der Insel Csepel von einem Standgericht, dem Görgei präsidirte, verurtheilt und hingerichtet. Ein Oheim des letzteren, Graf Karl von Z., geboren den 4. März 1753 zu Preßburg, erhielt 1786 die Stelle eines Obergespans im Komitat Raab und wurde 1788 Judex Curiae, in welch letzterer Stellung er sich große Verdienste um die Beruhigung Ungarns erwarb. Im Jahre 1802 erhielt er das Präsidium der allgemeinen Hofkammer, ward darauf 1808 Staats- und Konferenzminister, 1809 Kriegsminister und war von 1813—14 Minister des Innern. Auf dem ungarischen Landtage gehörte er zu den ausgezeichnetsten Mitgliedern. Er starb zu Wien den 28. Sept. 1826. Sein jüngerer Sohn, Graf Ferdinand von Z., geboren den 13. Mai 1783, war Feldmarschallieutenant und Festungskommandant von Venedig, kapitulirte aber nebst dem Grafen Palffy am 22. März 1848 mit den Insurgenten. Deshalb vor Gericht gestellt, ward er im Juni 1849 zur Kassation und zu zehnjähriger Festungshaft verurtheilt, aber im Jan. 1851 vom Kaiser begnadigt; starb den 7. Okt. 1862 zu Preßburg.

Ziebland, Georg Friedrich, namhafter Baumeister, geboren am 7. Febr. 1800 zu Regensburg, erhielt in München durch Joh. Maria Quaglio, dann auf der Akademie unter Fischers, später unter Gärtners Leitung seine Bildung. König Ludwig unterstützte ihn zu einer Studienreise nach Italien (1827—29) mit dem besonderen Auftrage, die Bauart der Basiliken zu studiren. Daneben fesselte seine Beobachtung besonders die Dekoration von Pompeji, nach deren Muster er den Wandschmuck für die dem König Ludwig gehörende Villa di Malta in Rom entwarf. Ins Vaterland zurückgekehrt, wurde er im bayerischen Staatsdienst der Bausektion des Ministeriums zugetheilt. Er erbaute 1831 das Lokal der Steuerkatasterkommission im Rundbogenstyl, das gothische Denkmal zu Aibling und entwarf den Plan zu dem ehernen Baldachin in der Fürstengruft der Theatinerkirche zu München, der unter seiner Leitung im Rundbogenstyl 1842—43 in der königlichen Erzgießerei ausgeführt wurde. Sein Hauptwerk ist aber die dem heiligen Bonifacius geweihte Basilika zu München, von 1835—48 ausgeführt, nebst dem Bonifaciuskloster und dem daran stoßenden Ausstellungsgebäude. Nach dem Tode Ohlmüllers übernahm Z. den Ausbau der Aulkirche, sowie die artistische Beaufsichtigung und Bewahrung der Burg Hohenschwangau.

Ziege (Capra), Säugethiergattung aus der Ordnung der Wiederkäuer und der Familie der Hohlhörner, hat mit dem Schaf die allgemeine Lebensweise, den Ausbruch, die Zahl und den Wechsel der Zähne, die Paarungszeit und die Dauer der Trächtigkeit gemein, unterscheidet sich aber von demselben durch die rauhen, quergestreiften oder knotigen, eckigen, auf verschiedene Art gebogenen Hörner mit zelligem Kern, die glatte Nasenspitze, den Mangel der Schmierdrüse zwischen den Klauen und den Mangel eines Drüsenbalgs im innern Augenwinkel, ferner durch den Bart und die Barthocken („Glöckchen"), durch das Auge mit länglich querstehender Pupille und endlich durch die Behaarung, welche aus längeren gröberen Deckhaaren und darunter liegendem Flaum besteht. Die Z.n sind lebhafte, gewandte, gelehrige Thiere mit größerer Fruchtbarkeit, größerem Milchertrag, geringerer Mastfähigkeit, geringerem Fleisch, längerer Lebensdauer und größerer Genügsamkeit und Abhärtung als die Schafe. Z.n werden mehr von kleineren Leuten als größeren Landwirthen gehalten und selten rationell gezüchtet; ihre Naschhaftigkeit und Lannenhaftigkeit erschwert ihre Fütterung und Haltung; sind diese nicht in Allem mit vollster Sorgfalt gegeben, so läßt die Z. an Güte und Menge des Ertrags, besonders in Bezug auf die Milch bedeutend nach. Aus diesen Gründen ist die eigentliche Ziegenzucht in der Regel auf die Gebirgsgegenden mit reichlicher Bergweide auf für andere Thiere unzugänglichen Orten beschränkt, doch der Weidegang da nicht zu rathen, wo an steilen Hängen junge Waldpflanzungen nur mit Schwierigkeit gemacht werden können. Im Allgemeinen gibt die Z. bei rationeller Haltung einen zwar bescheidenen, aber verhältnißmäßig höheren Reinertrag als die gewöhnlichen Landschläge des Rindviehs bei gewöhnlicher Haltung, kann aber durch bessere Fütterung, Zucht und Pflege nie so gesteigert werden, wie man bei Rindvieh es vermag. In intensiv bewirthschafteten Gegenden verschwindet die Z. ganz; England, Belgien, Holland haben fast gar keine Z.n, Frankreich hat über eine Million, Oesterreich 3 Mill., Preußen 8—900,000, Bayern 105,000, Spanien 4½ Mill., Portugal 150,000, Italien über 2 Mill.; am meisten im Verhältniß der Größe Portugal. Die Heimat der Z. ist wahrscheinlich der Kaukasus mit den angrenzenden Gebieten. Man unterscheidet mehre Arten. Die gemeine Z. oder Hausziege, Capra hircus, deren Stammart wahrscheinlich die wilde oder Bezoarziege, C. aegagrus, ist, heißt auch Paseng oder Pasen und findet sich im Kaukasus, in Persien ꝛc. wild. Sie ist rothbraun und scheckig, größer als die gewöhnliche Hausziege, hat schwachknotige, vorn scharfkantige, hinten gerundete Hörner, einen schwarzen Streifen auf dem Rücken und einen schwarzen Kopf und Schwanz. In ihrem Magen finden sich kalkige Konkremente, die im Orient Bezoar genannt werden. An Größe kommt sie dem Steinbock (s. d.) nahe. Es gibt viele Racen und Abarten der Z. Die Kaschmirziege, C. hircus lanigera, hat gerade in die Höhe stehende, schraubenförmig gewundene Hörner, große, hängende Ohren, ist weiß oder fahlgelb von Farbe und zeichnet sich vorzüglich durch den zu den

Digitized by Google

bekannten kostbaren Shawls verwendeten Flaum aus, welchen man im Mai oder Juni auskämmt. Die größere, auch als Lastthier verwendete, bis zu 15 Pfund tragende Art wird auch als tübetanische Z. bezeichnet. In Frankreich wurde diese Z. durch Ternaux 1820 eingeführt und für sich gezüchtet, sowie mit anderen Arten gekreuzt. 400 Stück kamen von 1200 vom Professor Amadée Jaubert gekauften glücklich an. Die ungehörnte Z., C. h. ecornis, aus Spanien, „Mutschen" oder „Musen", hat lange Haare und gibt, wie alle ungehörnten Z.n, nicht oder nur wenig riechende Milch. Die ägyptische Z., C. h. thebaica, hat glatte, kurze, rothgelbe Haare, ein erhabenes Kreuz, Schlappohren, eine aufgetragene Nase, bis auf die Erde hängende Zitzen, eine vorspringende untere Kinnlade und eine Art Mähne auf dem Rücken. Die Nepal- oder Nepaulziege, C. h. nepalensis, C. h. aristina, ist schwarzgrau, mit langen, hängenden, weißen Ohren, kleinen spiralförmigen Hörnern, von schlanker Gestalt mit dünnen Beinen. Die Angoraziege, C. h. angorensis, auch Kameelziege genannt, ist kleiner als die gemeine Z., mit gekräuselten Haaren, seitlich abwachsenden und spiralförmig gewundenen Hörnern und reicherem Haarertrag. Die Mamberziege, C. h. mambrica, in Syrien, hat ganz nach hinten gebogene, dem Kopf nahe liegende Hörner. Die afrikanische oder Guineaziege hat wolliges, sehr feines Haar, hängende Ohren und Hörner, die sich mehrmals um sich selbst winden. Die vielhörnige Z., C. h. polycerata, hat 5 bis zu 7 Hörner. Die Steinziege, C. h. capricornus, vom Vorgebirge der guten Hoffnung, hat kurze, nach vorn gebogene oder auch gar keine Hörner. Die Zwergziege, C. h. depressa, aus Afrika, hat fingerlange, halbmondförmig gekrümmte, dreieckige Hörner, struppiges Haar und lange Halsglocken, ist weiß oder scheckig und wird oft zur Zierde in Parks gehalten. Die Puduziege, C. h. pudu, ist schwarzbraun, mit auswärts gerichteten Hörnern und stammt aus Chile. Die Jamaicaziege, C. h. jamaicensis, hat knotige, auf den Rücken abgeführte Hörner. Die unbärtige Z., C. h. imberbis, und die brasilianische Z. haben lange Ohren und ziemlich gerade stehende dunkelbraune Behaarung. Die Z. von Mont d'or ist weiß, ungehörnt, groß; die saaner Z. in der Schweiz, ebenfalls weiß, die aus Appenzell und die etwas kleinen, braungrauen, gehörnten aus Graubünden sind die gesuchtesten Racen in Europa. Die Cossusziege, C. h. aegagrus cossus, aus Indien, hat lange, weiße, ungekräuselte, weiche Haare, horizontal anliegende Hörner und lange Gesichtshaare. Die in Europa vorkommenden Arten der Hausziege sind meist weiß, oder schwarz, rothbraun, scheckig oder gemsgrau; die weißen sind hinsichtlich des Milchertrags die besten, aber auch die zartesten. Die Z. kann sich auch mit dem Schaf begatten. Als Merkwürdigkeit finden sich nicht ganz selten unter den Z.n Böcke mit vollkommenem Euter und Milchabsonderung; bekannt war 1768 ein solcher in Waldau bei Bischofswerder in Ostpreußen, 1786 einer in Waltershausen (Thüringen) 1840 einer auf Neuhof bei Gießen. Das männliche Thier heißt Bock, das weibliche Geis oder Ziege, das Junge Zicklein, Kitzlein, Gitzi. Den Bock liebt man groß, kurzhalsig, mit dickem Kopf, niederhängenden Ohren, dicken Schenkeln, starken Beinen, langem starken Bart, dichter, aber sanfter Wolle; ein Bock soll bis 400 Ziegen bespringen können, doch theilt man ihm nicht gern mehr als 100 zu. Die Geis soll ziemlich hoch, breit im Kreuz und in der Lende, dick im Schenkel und mehr zierlich gebaut sein, feine, zarte, kurze Haare und ein großes Euter mit langen Zitzen haben. Die Paarungszeit dauert von Ende August bis November, die Geis ist 24 Stunden brünstig und 11 Tage nach der Geburt des Jungen wieder, sie geht 21 Wochen trächtig und lammt (wirft, hickelt, zickelt) im Februar, März oder April 1—2 Junge, nicht selten auch mehr. Man verwendet sie bis zum 9., 10. Jahre zur Zucht. Vor der Geburt wird sie mit gutem Heu und nur mit überschlagenem Wasser ernährt, nach derselben mit Zuthat von Hefen. Das Kitzlein läßt man, wenn zur Zucht bestimmt, 6 Wochen, sonst nur 3 Wochen saugen, gibt aber schon nach 14 Tagen Heu und zarte Blätter. Die Z. liebt als Futter vor Allem trockne gute Kräuter, weniger geil gewachsenes Futter, Laub, Zweige, Wald- und sonstiges Gras u. Klee, und lernt im Stall Stroh, Rüben, Kartoffeln, Schwarzmehl, Kleie, Oelkuchen, Spülicht, alle Arten Garten- und Küchenabfall u. dgl. fressen. Im Futter sehr wählerisch, richtet sie bei freiem Umherlaufen an Bäumen, in Gärten und auf Feldern großen Schaden an und verdirbt bei Stallhaltung viel Futter durch Herauswerfen, weshalb man öfters, aber in kleinen Portionen füttern muß. Salz rechnet man auf ein erwachsenes Thier 6 Pfund im Jahr. In Mont d'or füttert man mit großem Nutzen Sauerfutter aus grün geerntetem Weinlaub, welches in Gruben aufbewahrt wird. Giftige Pflanzen, wie Bilsenkraut, Zeitlose, Schierling, Wolfsmilch u. dgl., kann die Z. selbst in ziemlichen Quantitäten vertragen. Die Stallung für die Z. muß trocken, aber nicht warm sein und an Raum so viel wie für Schafe haben. Frei kann man die Z.n nicht gehen lassen, weil sie durch Stoßen sich schaden, beim Anbinden muß man aber darauf sehen, daß sie sich nicht in den Ketten verschlingen, da sie gern auf die Tröge klettern. Zur Pflege rechnet man in Mont d'or auf 35 Z.n 3 Weibspersonen, welche aber auch alles Futter zu sammeln und zu bereiten haben. Die Z. ist manchen Krankheiten ausgesetzt, als: Räude, Schluchzen, Unverdaulichkeit, Trommelsucht, Drehkrankheit, Euterverhärtung, Kolik, Husten, Klauenübel, Wassersucht, Milzbrand u. dgl. Der Nutzen der Z.n besteht hauptsächlich in der Milch, der Nachzucht, dem Fleisch, Fett, der Haut und unter Umständen dem Flaum (Haar). Milch gibt die Z. im Verhältniß zum Futter mehr als mittlere Kühe. Man rechnet in Mont d'or auf die Z. 23 Pfd. Grünfutter, anderwärts 4 Pfd. Heu oder 1 Pfd. Heu und 5 Pfd. Wurzelfrüchte, oder eine Kuh gleich 8 Z.n im Futterbedarf; an Milch rechnet man in Mont d'or bei Stallhaltung 7—8, bei Weidegang 10—12 Pfd. pro Tag, anderwärts bis 900 Quart, oder 350 bis 580 österr. Maß oder in Bayern 308 M., im Riesengebirge 370 österr. M., oder anderwärts 1200

Digitized by Google

Pfd. pro Jahr oder 3—4 Z.n gleich einer Kuh im Milchertrag. Die Milch ist sehr reich an Butter, resp. Fett und Käsestoff, auch an Zucker, bei reinlicher Haltung, guter gesunder Stallung und richtiger Fütterung ohne Beigeschmack, sonst aber widerlich scharf und von unangenehmem Geruch. Man macht aus derselben fette breite „Ziegenkäse", in Italien süße „Ricotta" aus der gesottenen Milch und Rahm. Das Fleisch der jungen Thiere schmeckt süßlich, ist leicht und gut verdaulich, das der älteren schwer verdaulich, das von kastrirten Böcken, wenn zur Paarungszeit gemästet, unschmackhaft und das der nicht kastrirten widerlich riechend und fast ungenießbar. An Talg kann man bis 14, bei besseren Racen (Mont d'or) bis 40 Pfd. gewinnen, er dient zur Fabrikation von Lichten, sowie bei der Lederbereitung. Das Fell der Jungen dient zu sämischgahrem Leder, zu Beinkleidern und Handschuhen und wird mit 14—20 Sgr. bezahlt, das der älteren Thiere mit 25 Sgr. bis zu 1 Thlr.; man verwendet es zu Korduan, Saffian, Pergament ꝛc. Die Hörner dienen zu Drechslerarbeiten, die längeren Haare zu Pinseln, Bürsten, Garn, Hüten ꝛc., auch zu gröberen Teppichen (Tyrol), die feineren oder der Flaum zu kostbaren Geweben; in der Regel werden die heimischen Z.n jedoch nicht auf Flaum benutzt, von Kaschmirziegen gewinnt man bis 16 Loth; man scheert im Frühjahr, sortirt die Haare sehr sorgsam, wäscht in Auflösung von Potasche und dann in reinem Wasser, bleicht auf Gras, färbt dann und krempelt zuletzt zum Spinnen. Zu einem Shawl rechnet man 3—5 Pfd. Wolle. Die Angoraziegen geben, geschoren, bis zu 1½ Pfd. Haare. Der Mist der Z.n steht bei reichlicher Strohstreu und reinlicher Haltung, sowie richtiger Behandlung dem der Schafe nicht viel nach, ist aber bei ausschließlicher und spärlicher Laubstreu wenig werth; bei Stallhaltung gewinnt man im Winter 12—16, im Sommer 6—8 Ctnr., zusammen 18—24 Ctnr. Die Milch der Z.n gilt für sehr gesund, besonders bei Schwindsucht und Hämorrhoiden; auch dem Talg der Z.n schrieb man besondere Heilkräfte zu und den Geruch der Böcke erachtet man oft noch als Präservativ gegen Viehkrankheiten.

Ziegel, s. Mauersteine.

Ziegelmehl, von abgefallenen Ziegelstücken gestampftes und auf einer Reibemühle fein gemahlenes Mehl, dient besonders als Bindemittel des Kalks und wird, mit Eisenfeilspänen vermischt, besonders zum Abputz der Wände an feuchten Orten angewendet, auch von den Juwelirern, verbunden mit Pech, beim Fassen der Edelsteine gebraucht.

Ziegelthee, s. Thee.

Ziegenbalg, Bartholomäus, verdienstvoller Missionär, geboren den 14. Juni 1683 zu Pulsnitz in der Lausitz, studirte zu Halle Theologie, folgte dann 1705 dem Ruf des Königs Friedrich IV. von Dänemark, in Indien eine Mission zu gründen, und kam 1706 in der Niederlassung zu Trankebar an, stieß aber mit seinem Wirken anfangs auf vielen Widerstand von Seiten der dänischen Kolonialbeamten. Im Jahre 1714 nach Europa zurückgekehrt, begab er sich nach England, von wo er unter dem Schutze der ostindischen Gesellschaft 1716 nach Madras reiste. Später besuchte er Trankebar von Neuem und † daselbst im Februar 1719. Von seinen Schriften sind zu erwähnen die „Grammatica tamulica" (Halle 1716), „Explicatio doctrinae christianae tamulica" (1719), „Biblia tamulica" (1723) und „Ausführliche Missionsberichte" (das. 1710 fg.), die bis 1770 unter seinem Namen fortgesetzt wurden.

Ziegenbart, Pflanzengattung, s. v. a. Ulmen, Spierstaude, Spiraea ulmaria *L.*

Ziegenhain, 1) ehemalige deutsche Grafschaft, fiel 1485 an Hessen, bildete dann eine Provinz von Kurhessen, zwischen den Provinzen Niederhessen, Hersfeld, Fritzlar und Oberhessen und dem Großherzogthum Hessen, darauf einen Kreis der kurhessischen Provinz Oberhessen und seit 1866 einen Kreis des preußischen Regierungsbezirks Kassel, mit 10,65 QMeilen und (1864) 34,183 Einwohnern. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Schwalm und unweit der Main-Weserbahn (Station Treysa), besteht aus der von hohen starken Wällen umgebenen sogenannten Festung und der Vorstadt Weichhaus, ist Sitz eines Landraths- und Justizamtes, hat ein altes großes Schloß, in welchem sich das hessische Staatsarchiv befindet und welches zugleich als Zwangsarbeitshaus dient, eine Handwerksschule, Cigarren- und Tabaksfabrikation und 1519 Einwohner. Der letzte Graf von Z., Johann der Starke, starb 1450. Ueber den Besitz der Grafschaft entstand ein Prozeß zwischen dem Grafen Adolf von Hohenlohe und dem Landgrafen Ludwig von Hessen, welcher endlich auf dem Reichstag zu Worms 1495 durch den Kaiser Maximilian I. zu Gunsten Hessens entschieden wurde. Im 16. Jahrhundert wurde die Stadt befestigt. — 2) Dorf im sachsen-weimarischen Verwaltungsbezirk Weimar II, Justizamt Jena, am Fuße des Hausberges, ¾ Stunde östlich von Jena, mit einer alten Kirche, Wein- und Wallnußbau, Bierbrauerei und 320 Einwohnern, wird von den jenaer Studenten viel besucht und ist namentlich bekannt wegen der sonst sehr gebräuchlichen Ziegenhainer, knotiger Stöcke von Korneliuskirschbaum, welche leicht gebrannt und dadurch schwarz- und braunfleckig werden und sich durch ihre Härte auszeichnen.

Ziegenhals, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Neisse, an der Neisse, hat eine Gerichtskommission, eine evangelische u. katholische Kirche, eine Synagoge, Garnspinnerei, Strumpfwirkerei, Bandfabrikation, Bleicherei und 3782 Einwohner.

Ziegenmelker (Caprimulgus *L.*, Nachtschwalbe, Tagschläfer, Schwalk), Vögelgattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel u. der Familie der Spaltschnäbler, charakterisirt durch den gestreckten Leib, den sehr kurzen Hals, den großen, breiten Kopf, die langen, schmalen und spitzigen Flügel, den fast gerade abgeschnittenen Schwanz, den sehr kurzen, niedergedrückten, aber breiten Schnabel, die am Grunde mit kurzer Bindehaut versehenen Zehen (Sitzfüße) mit langen Nägeln, von denen der an der Mittelzehe kammartig gezähnt ist, und das lockere und weiche Gefieder, einsam lebende Nacht- oder Dämmerungsvögel, die Nachtschmetterlinge und andere in der

igitized by Google

Dämmerung fliegende Insekten verfolgen und in Erd- und Felslöchern nisten. Der Name ist aus der ganz ungegründeten Volksmeinung entsprungen, daß diese Vögel den Ziegen und Kühen die Euter aussaugten. Man kennt 20 und einige Arten, darunter 3 europäische. Die bekannteste Art ist der gemeine Z. (C. europaeus *L.*, Nachtschatten). Er ist oben aschgrau, braunschwarz und rostgelb, gefleckt und gestreift, unten lichtgrau, schwarz und dunkelbraun gefleckt und gestrichelt. Ein Strich über dem Auge und ein anderer längs der Rachenspalte sind weißlich. Die 3 ersten Schwungfedern haben beim Männchen einen weißen, beim Weibchen einen gelben Flecken; auch ist bei diesem die Zeichnung unreiner. Die Länge des Vogels beträgt 11 Zoll bei 21 Zoll Flugbreite. Er findet sich im größten Theil von Europa und fehlt nur im höchsten Norden, bewohnt am liebsten Nadelwälder, kommt Ende April als Zugvogel in Deutschland an und zieht im September wieder ab. Er sitzt am Tage meist schlafend im Heidekraut oder auf Bäumen, wo man ihn seines düster gefärbten Gefieders wegen schwer bemerkt. Das Weibchen legt seine 2 Eier von weißer Farbe ohne Nest in der Heide auf den Boden. Durch schöne Färbung des Gefieders ausgezeichnet ist der Prachtziegenmelker (C. eximius), in Afrika, schön goldgelb, an Kopf, Brust und Rücken mit länglichrunden Flecken und Punkten gezeichnet, an Flügeln und Schwanz dunkler gebändert.

Ziegenpeter, s. Parotitis.

Ziegenrück, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, in einem engen Thal an der Saale, mit Kirche, Papiermühle, Weberei, Schieferbrüchen, Eisenhammer und 1100 Einwohnern.

Zieger, Proteïnkörper oder ein Gemisch mehrer Proteïnkörper, scheidet sich beim Erwärmen und auf Zusatz von Essig aus den Molken aus und dient zur Käsebereitung; s. Käse.

Ziegler, Friedrich Wilhelm, Schauspieler und dramatischer Dichter, geboren 1758 zu Braunschweig, bildete sich als Pensionär Kaiser Josephs II. auf den vorzüglichsten deutschen Theatern aus und war dann 40 Jahre lang Mitglied der kaiserlichen Hofbühne. Daneben besorgte er mit Iffland und Kotzebue die wiener und überhaupt die süddeutschen Bühnen mit Stücken, denen wenigstens Kenntniß des Effekts und rasch fortschreitende Handlung nicht abzusprechen sind. Seine ästhetischen und dramaturgischen Schriften sind werthlos. Seit 1821 pensionirt, lebte er in Preßburg und † in Wien am 21. September 1827. Seine „Sämmtlichen dramatischen Werke" erschienen in 18 Bänden zu Wien 1824.

Ziegler und Klipphausen, Heinrich Anselm von, deutscher Romandichter, geboren am 6. Jan. 1653 zu Radmeritz in der Oberlausitz, studirte zu Frankfurt an der Oder die Rechte, verwaltete aber dann die von seinem Vater ererbten Güter, wurde später Stiftsrath zu Wurzen und † am 8. September 1697 zu Liebertwollwitz bei Leipzig. Sein Hauptwerk, „Die asiatische Banise oder blutiges, doch muthiges Pegu" (Leipzig 1688; neue Aufl., Königsberg 1766, 2 Bde.), dessen zweiter Band aber von F. G. Homann aus Schlesien verfaßt ist, ein Roman, der alle Mängel seiner Zeit theilt, namentlich im geschmacklosesten Styl geschrieben ist, hat auf die Geschmacksbildung mehrer Generationen den größten Einfluß geübt. Weniger bedeutend sind seine andern poetischen und historischen Schriften.

Zielenzig, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Sternberg, am Postumfließ, hat ein Kreisgericht, lebhafte Flachsspinnerei, starke Ziegelei, in der Nähe ergiebige Braunkohlengruben und 5381 Einwohner; war früher im Besitz der Templer, dann der Johanniter.

Ziererei, s. Affektation.

Zierikzee, Bezirkshauptstadt in der niederländischen Provinz Zeeland, Hauptort der Insel Schouwen, ½ Stunde rechts von der Oosterschelde, mit dieser durch 2 Kanalhäfen verbunden, Sitz eines Bezirks- und eines Kantonalgerichts, war früher befestigt (jetzt sind die Wälle in Spaziergänge umgewandelt), hat 6 Kirchen, ein schönes Rathhaus, ein Gymnasium, eine Zeichenschule mit einer Sammlung von Gebäude- und Schiffsmodellen, eine große Wassercisterne von 2000 Tonnen Gehalt, Krapp- und Garancinfabrikation, Austernfang, Brauerei, Handel, Schifffahrt und 7345 Einwohner. Z. ist die älteste Stadt Zeelands, war früher bedeutende Handels- und Hansestadt und hatte noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts 100 Seeschiffe.

Zierotin, Karl von, freisinniger Landeshauptmann von Mähren, geboren 1564 aus altadeligem, jetzt freiherrlichem und gräflichem Geschlecht, das früher der mährischen Brüderschaft zugethan war, trat als Landeshauptmann von Mähren an die Spitze der Opposition gegen die monarchischen und kirchlich-reaktionären Bestrebungen Kaiser Rudolfs II. und setzte 1611 die Krönung des Matthias zum König von Böhmen durch. Als nach Rudolfs Tode durch Kardinal Khlesl die Reaktion immer kühner das Haupt erhob, legte Z. seine Stelle nieder und zog sich nach Breslau zurück, wo er 1636 †. Vgl. Chlumecky, Karl von Z. und seine Zeit, Brünn 1862.

Zierpflanzen, im Allgemeinen diejenigen Gewächse, welche Gegenstand der Blumengärtnerei sind oder zur Verschönerung der Lustgärten benutzt werden, weshalb man auch Ziersträucher und Zierbäume von den übrigen einjährigen oder ausdauernden Ziergewächsen (Zierkräutern) unterscheidet. Diejenigen Z., welche sich durch Schönheit und oft auch Wohlgeruch der Blumen empfehlen, pflegt man insbesondere Blumengewächse zu nennen. Die Zahl der Z. hat sich in neuern Zeiten ungemein vermehrt. Doch ist die Wahl derselben immer sehr der Mode unterworfen gewesen. Hortensien, Mesembrianthemen, Ericeen, Pelargonien, Georginen, Kakteen, Calceolarien, Phlox, Fuchsien, Cinerarien, Pensées ꝛc. waren nach einander bevorzugte Ziergewächse, und welche Rolle die Kamellien spielten, ist eben so bekannt, wie daß jetzt gering geschätzte Tulpen vor 150 Jahren mit Gold aufgewogen wurden. Gegenwärtig wenden die Blumisten ihre Zuneigung den Verbenen, Petunien, Begonien ꝛc. zu. Von allen diesen Schwankungen werden jedoch diejenigen Z., die sich die Pflege und Liebe des Volks erworben haben, wie Rosen,

Levkojen, Nelken, Hyacinthen, Narcissen, weniger berührt. Der vorzüglichste Gewinn, der sich, mit Ausnahme einiger größern Städte, in Deutschland von Ziergewächsen für den Handelsgärtner ziehen läßt, möchte hauptsächlich auf die Erziehung von Samen und auf Anbau der gesuchteren, in Freien ausdauernden Stauden und Sträucher hinauslaufen. In Hinsicht der Pflege und besonders des Grades der Wärme, welchen die über ein Jahr dauernden Z. verlangen, theilt man sie gewöhnlich in solche, die unsern Winter im Freien aushalten (Landpflanzen), in solche, die im Winter vor Frost geschützt sein wollen und zum Theil gegen 10° R. Wärme verlangen (Glashauspflanzen), und in solche, die über 10° R. Wärme im Winter verlangen (Treibhauspflanzen). Die jährigen Gewächse gehören zum Theil auch zu den Treibhauspflanzen, indem manche selbst im Sommer die freie Luft in unserm Klima nicht vertragen; die übrigen erfordern zwar verschiedene Wärmegrade, können indessen doch sämmtlich ins Freie gesetzt werden, wiewohl mehre von ihnen besser in Töpfen gedeihen. Besonders prächtige Z. haben abgebildet Nees von Esenbeck und Sinning („Sammlung schönblühender Gewächse", Düsseldorf 1830), Reichenbach in seiner „Iconographia botanica exotica" (Leipzig 1827—30, mit 250 Kupfern) und der „Flora exotica" (das. 1827, 5 Bde., mit 360 kolorirten Tafeln).

Zierrathen, kleinere, mit dem Wesentlichen eines Gegenstandes verbundene Theile, die zur Vermehrung des Reichthums und der äußern Schönheit desselben dienen. In den Redekünsten sind Figuren und Tropen Z., in der Musik die Manieren, in der Baukunst alles Schnitzwerk ꝛc. Zu viele Z. überladen leicht, Mangel an Z. dagegen macht ein Kunstwerk weder unvollkommen, noch fehlerhaft, wohl aber zu nackt.

Ziesar, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Jerichow I, hat eine Gerichtskommission, 2 Kirchen, ein altes Schloß, ein Eisenwerk, Papier-, Tuch- und Bouteillenfabrikation, starke Töpferei u. 2840 Einw.

Ziethen (Zieten), 1) Hans Joachim von Z., berühmter preußischer Reitergeneral, geboren den 18. Mai 1699 auf Wustrau in der Grafschaft Ruppin, trat 1714 als Fahnjunker in preußische Militärdienste, nahm aber, in der Beförderung zum Lieutenant mehrmals übergangen, 1724 seinen Abschied und zog sich auf sein väterliches Gut zurück. Schon 1726 trat er als Premierlieutenant wieder in Dienst, und zwar in ein Dragonerregiment, gerieth aber mit seinem Rittmeister in Händel und ward in Folge dessen mit einjährigem Festungsarrest und später mit Kassation bestraft. Auf Verwendung einiger Generale jedoch 1730 rehabilitirt und im nächsten Jahre zum Rittmeister befördert, machte er 1735 unter dem Befehl des österreichischen Husarengenerals von Baronay den ersten Feldzug gegen Frankreich mit und ward im Januar 1736 zum Major ernannt. Im Laufe des ersten schlesischen Kriegs erhob ihn Friedrich II. zum Oberstlieutenant und nach der Affaire bei Rothschloß zum Obersten u. Chef des nunmehr formirten Leibhusarenregiments. Z. that nun viel für die Ausbildung dieser Waffengattung und ihm besonders verdankten die preußischen Husaren ihre Berühmtheit im siebenjährigen Kriege. Als Feldmarschall Schwerin im Feldzuge 1742 nach der Einnahme von Olmütz gegen Brünn vorrückte, streifte Z. mit seinem Regiment bis Stockerau, unfern Wien. Später befand er sich bei dem Corps, mit welchem Prinz Dietrich von Anhalt die ungarische Insurrektion im Zaum hielt, und deckte dann des Prinzen Rückzug nach Oberschlesien. Im Anfang des zweiten schlesischen Krieges (1744) drang er an der Spitze der Avantgarde in Böhmen ein, rückte bis über Budweis vor, wofür er zum Generalmajor ernannt wurde, und deckte dann geschickt den Rückzug hinter die Elbe, wobei er am 12. Oktober bei Moldau-Tein ein heftiges Gefecht gegen 16,000 Mann zu bestehen hatte. Im Feldzug von 1745 unternahm er, sich bei Jägerndorf mit seinem Husarenregiment, das ähnliche Uniform mit einem österreichischen hatte, durch ein österreichisches Corps von 20,000 Mann hindurchzuschlagen, um dem Markgrafen Karl Befehle seines Königs zu überbringen. Auch bei Hohenfriedberg, sowie bei Katholisch-Hennersdorf, wo er verwundet wurde, focht er mit Auszeichnung. In der folgenden Friedenszeit gelang es seinen Neidern, ihm die Ungnade des Königs zuzuziehen, als Z. aber, auch körperlich leidend, seinen Abschied nehmen wollte, bot Friedrich II. selbst die Hand zur Versöhnung und ernannte Z. beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges zum Generallieutenant. Z. folgte dem König durch Sachsen nach Böhmen, fast immer an der Spitze der Avantgarde, besetzte dann die Gegend von Zwickau und deckte die Winterquartiere in Sachsen auf dieser Seite. Er wohnte siegreich den Gefechten bei Reichenberg (im April 1757) und der Schlacht bei Prag bei, vertrieb nach derselben den General Nadasdy und nahm mehre österreichische Magazine. In der Schlacht bei Kollin bei dem Angriff auf eine Batterie verwundet, blieb Z. bei dem Prinzen von Bevern, welcher die Lausitz und Schlesien vertheidigen sollte, und befehligte in der Schlacht bei Breslau dessen linken Flügel, konnte aber den Verlust der Schlacht nicht hindern. An dem glänzenden Tage bei Leuthen trug er durch das Zurückwerfen des nadasdy'schen Corps viel zum Siege bei; bei Liegnitz hielt er das österreichische Hauptheer während der Schlacht vom Kampfe zurück, wofür er auf dem Schlachtfelde zum General der Kavallerie ernannt wurde, und in der Schlacht bei Torgau entschied seine Erstürmung der siptitzer Höhen den Sieg. Im Frühjahr 1761 mußte Z. den Russen die Spitze bieten, doch kam es zu keinen erheblichen Gefechten. Nachher blieb er bis zum Ende des siebenjährigen Krieges stets beim König und führte in dessen Abwesenheit den Oberbefehl. Nach dem Frieden lebte er abwechselnd in Berlin und Wustrau und genoß die besondere Gunst Friedrichs II., der seinen „alten Vater Z." häufig besuchte. Er † am 26. Januar 1786 zu Berlin. Im Jahre 1790 ward ihm vom Prinzen Heinrich auf dem Wilhelmsplatz in Rheinsberg und 1794 von Friedrich Wilhelm II. in Berlin ein Denkmal gesetzt; die Familie errichtete ihm ein solches zu Wustrau. Z. war ein kleiner hagerer Mann von feinem Gliederbau; sein großes blaues Auge drückte Gutmüthigkeit, das nicht

Digitized by Google

sehr schöne Gesicht Charakterstärke aus; sein ganzes Aeußere war ehrfurchtgebietend. Mit tiefer Religiosität, die selbst Friedrich II. Achtung abnöthigte, verband er einen seltenen Wohlthätigkeitssinn. Sein Leben beschrieben Luise Joh. Leopold. von Blumenhagen (Berlin 1800) und Hahn (das. 1850). Sein einziger Sohn, Friedrich Emil von Z., geboren 1765, Rittmeister bei den Husaren, wurde später Landrath des ruppiner Kreises, 1840 in den Grafenstand erhoben und † unvermählt am 29. Juni 1854 auf Wustrau.

2) Hans Ernst Karl, Graf von Z., geboren den 5. März 1770, aus dem Hause Dechtow, zeichnete sich in dem Kriege von 1813—15 gegen die Franzosen als Generalmajor einer Brigade aus, ward in den Grafenstand versetzt und zum kommandirenden General von Schlesien ernannt, nahm aber 1835 als Generalfeldmarschall seinen Abschied und ließ sich zu Warmbrunn nieder, wo er den 3. März 1848 †. Sein Sohn, Graf Leopold Karl von Z., geboren den 23. Mai 1802, geheimer Regierungsrath und Direktor des Kreditinstituts in Berlin, ist gegenwärtiges Haupt der Familie.

Ziffern (Zahlzeichen), die schriftlichen Zeichen oder Charaktere, durch die wir unsere Zahlen, und zwar diejenigen davon unmittelbar darstellen, die kleiner als die Grundzahl des Systems sind, dem die in Rede stehenden Zahlen angehören, während die anderen und größeren durch Zusammensetzung derselben bezeichnet zu werden pflegen. Die Kunst, mit wenigen Zeichen die möglich größte Anzahl Zahlen darzustellen, gehört ganz der neueren Zeit an. Die Zahlzeichen der meisten alten Völker und die Methoden, mit denselben alle oder möglichst viele Zahlen zu schreiben, waren höchst unbequem; meist bedienten sie sich dazu der Buchstaben ihrer Alphabete. Humboldt führt in seiner besondern Abhandlung „Ueber die bei verschiedenen Völkern üblichen Systeme von Zahlzeichen und über den Ursprung des Stellenwerths in den indischen Zahlen", mit Ausschluß der heutigen Zahlensysteme, vier Hauptarten, Zahlen zu bezeichnen, an. Die erste Methode besteht in der bloßen Nebeneinanderstellung einiger einfachen Zeichen, wie bei den Tuskern, Römern, Griechen bis zur Myriade, bei den Mexikanern und Aegyptern. Die Römer hatten 7 einfache Zeichen: I für 1, V für 5, X für 10, L für 50, C für 100, IↃ oder D für 500, CIↃ oder M für 1000. Gleiche neben einander stehende Zeichen bedeuten eine Vervielfachung des einfachen Zeichens, z. B. XX (20), XXX (30), CC (200). Stehen zwei ungleiche Zeichen bei einander, so ist die kleinere Zahl abzuziehen, wenn sie links steht, dagegen zu addiren, wenn sie rechts steht, z. B. IV (4), IX (9), XL (40), XC (90); VI (6) XI (11), LX (60). Hiervon weichen jedoch folgende Bezeichnungen ab: IↃↃ = 5000, CCIↃↃ = 10,000, IↃↃↃ = 50,000, CCCIↃↃↃ = 100,000, CCCCIↃↃↃↃ = 1,000,000. Die zweite Methode ist die Vervielfachung und Verminderung des Werthes durch darüber und darunter gesetzte Zeichen. Als Beispiel dienen die griechischen Buchstabenzahlen in der Reihe der Tausender und der Myriaden. Die Z. für die Einer bezeichnen nämlich Tausende, sobald ein Strich darunter steht, z. B. $\underset{\alpha}{E} = 5000$; M bezeichnet eine Myriade oder 10,000, $\underset{\beta}{M}$ 20,000, und so gibt immer die über M stehende Zahl die Anzahl der Myriaden an. Brüche, deren Zähler die Einheit ist, werden bloß durch den Nenner mit einem Acutus bezeichnet, z. B. $\gamma' = {}^1/_3$, $\delta' = {}^1/_4$, $\xi\delta' = {}^1/_{64}$, sonst Zähler und Nenner in eine Linie geschrieben, der erstere voran und durch die Größe der Schrift unterschieden. In der von Sylvestre de Sacy in einem Manuskript aus der Bibliothek der alten Abtei St. Germain du Près entdeckten Gobar- oder Staubschrift werden die Zehner, Hunderter ꝛc. durch beigefügte Punkte angegeben, wie z. B. $3^{\cdot} = 30$, $4^{\cdot\cdot} = 400$, $6.^{\cdot}. = 60{,}000$. Die dritte Methode bedient sich der Vervielfachung des Werthes durch Koëfficienten, z. B. $\beta\ M\ v$ für $2 \times 10{,}000 = 20{,}000$, $\alpha\ M\ v\ \beta\ 10{,}000 + 2 = 10{,}002$; die vierte der Vervielfältigung und Verminderung, aufsteigend und absteigend, durch Abtheilung von Zahlschichten, deren Werth sich in geometrischer Progression vermindert. Unsere jetzige Bezeichnungsart der Zahlen haben die Indier schon in uralter Zeit gehabt; von ihnen haben sie die Araber erhalten und wahrscheinlich nach Spanien gebracht, wo der gelehrte Gerbert (Sylvester II.) sie schon im 10. Jahrhundert von ihnen gelernt haben soll. Die alten Chinesen sollen nur zwei Zahlzeichen oder Z. gehabt haben, was Veranlassung zu dem dyadischen System gab, wie solches Leibniz weiter ausbildete. Die dekadischen oder sogenannten arabischen Z. kamen sehr langsam in Gebrauch; sie finden sich zuerst in astronomischen Tafeln von 1080 von einem gewissen Arzachel, und die bekannten alfonsinischen Tabellen von 1240 sind auf dieselbe Weise berechnet. Ebenso finden sich in einigen Schriften über die Festrechnung aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bereits dekadische Zahlen. Gatterer will in öffentlichen Aufschriften die Z. erst im 14. Jahrhundert und in Urkunden verbreiteter erst im 15. Jahrhundert vorgefunden haben.

Ziffersystem (Zifferschrift, Zifferme-thode), die Methode, die Töne und Tonverhältnisse durch Ziffern zu bezeichnen, so daß der erste Ton einer Leiter durch 1, der zweite durch 2 ꝛc. angedeutet wird. Die Tonart einer Leiter wird zu Anfang angedeutet, und dann beziehen sich die Ziffern, welche sämmtlich auf einer Linie stehen, auf die Intervalle der Leiter dieser Tonart. Hauptzweck des Z.s ist, mehr Einfachheit in die Musikschrift zu bringen; allein die Erfahrung hat gelehrt, daß dieselbe nur bei den ersten Anfängen in der Musik zu gebrauchen, überdies aber der Zweck durch die Notenschrift ebenso schnell und noch vollkommener zu erreichen ist. Daher ist man in neuerer Zeit immer mehr davon abgekommen.

Zigeuner, räthselhaftes Wandervolk, das über den größten Theil der alten Welt, über ganz Europa, den größten Theil Asiens und einige Strecken von Afrika zerstreut lebt und Sprachforscher, Geographen und Geschichtschreiber durch seine außerordentlichen gesellschaftlichen Erschei-

Digitized by Google

nungen seit seinem ersten Auftreten in Europa (1417) lebhaft beschäftigte. Im größten Theil von Europa sind sie unter dem Namen Tzengaris oder Z., walach. Cigann, ungar. Cigán, russ. Tzengana, ital. Zingaro und Zingano, span. Zingalo, bekannt, welchen Namen man an einen Volksstamm am Ausflusse des Indus mit angeblich ähnlich lautendem Namen knüpft. In der Schweiz, im Schwarzwalde, in den Niederlanden nennt man sie einfach Heiden, in Norddeutschland, sowie bei Dänen und Norwegern Tatern, in Schweden Spakaring. Weil Gelehrsamkeit und Volksglaube (hauptsächlich auf Grund von Bibelstellen, wie Ezech. 29 und 30) dies Volk aus Aegypten herleiteten, hat sich Aegypter für sie als Name in vielen Sprachen festgesetzt, so neugriechisch Γυφτοι, engl. Gipsies, span. Gitano ꝛc. Auch beruht der auf sie bezogene Ausdruck Pharaoniten auf der gleichen Voraussetzung. Für Böhmen (Bohémiens) gelten sie den Franzosen. Die Geschichtschreiber des Mittelalters bezeichnen sie mit dem Namen Acingans. In Persien nennt man sie Hindu-Karachi, Kauli oder Kabuli (Einwohner von Kabul) und Luli oder Luri und Zuth. Sie selbst nennen sich Kale oder Mellele, d. i. Schwarze, auch Mellelitschehl, schwarzes Volk; ferner mit allgemeiner Bezeichnung Manusch und Rom, d. i. Menschen, Leute, weiblich Romna, als zusammengesetzt damit: Romanitschave, buchstäblich Menschenkinder, Romnimanusch und Romnitschehl oder Romanitschehl, Zigeuner, d. i. Menschenvolk. Hasse glaubte den Ursprung der Z. in den Sindi des cimmerischen Bosporus zu finden; Marius Niger ließ sie von Zeugitana (dem östlichen Theil von Tunis), Herbelot aus Zanguebar kommen. Eccard macht Tscherkessen aus ihnen; Wagenseil hält sie für deutsche Juden. Aeneas Sylvius stellt ihre Wiege an den Kaukasus, Andere, hauptsächlich Pallas, suchen ihre Abkunft von den Sygynnen der Donau, die schon Herodot kannte, herzuleiten. Grellmann und Richardson waren die Ersten, welche Indien als die Wiege der Z. betrachten, welche Meinung seitdem von den meisten Gelehrten getheilt wird, die aber ihre ursprüngliche Heimat an die Mündung des Indus versetzen. Dubois stellte sie mit größerer Wahrscheinlichkeit unter die Kuraver von Mysore, die wie die Tzengaris eine Unterabtheilung der indischen Parias sein sollen. Jedenfalls haben die ihrer Sprache entnommenen Beweise Indien als ihre allein wahre und ursprüngliche Heimat herausgestellt. Die Zigeunermundarten aller Länder nämlich erweisen sich trotz der starken Einwirkung fremder Sprachen in ihrem innersten Grunde als gleichartig und bilden eine besondere Volkssprache, die in den Volksidiomen des nördlichen Vorderindien wurzelt. Doch wird die Erforschung des eigenthümlichen Sprachguts der Z. durch die verschiedene Entwickelung sehr erschwert, denn es ist nöthig, die Zigeuneridiome aller Länder neben einander zu halten, überall das Fremde abzuscheiden und das oft sehr verunstaltete Aechte herauszufinden, wozu noch kommt, daß der Z. fast überall außer der gewöhnlichen Landessprache auch die Gauner- oder Kochemersprache sich aneignete, wogegen er dieser von seinem Sprachschatz mittheilte. Die Feststellung des Zeitraums, in welchem die Z. begannen, sich außerhalb ihrer Heimat zu verbreiten, ist eine schwere Aufgabe. Nach Rienzi begann diese Zerstreuung in Folge des Einfalls Timurs (Tamerlans) in Indien wahrscheinlich nach der Eroberung von Delhi (1399). Vielleicht begleitete ein Theil von ihnen, als Spione und Lieferanten den mongolischen Heeren dienend, Timur auf seinem langen Zuge durch Kandahar, Persien und die Bucharei, allenthalben gleichsam eine Kette von Familien zurücklassend, und beschloß zum Theil in Rußland, zum Theil in Kleinasien seinen langen Weg, während ein anderer Haufe sich gegen Sedschestan, Mekran, Kirman, Fars, Khusistan, Irak-Arabi, Aldschesirah wandte u. eine dritte Kolonne Syrien, Palästina und das steinige Arabien durchzog u. über die Erdenge von Suez nach Aegypten und von da nach Mauritanien kam. Nicht unwahrscheinlich ist es ferner, daß sie von dem schwarzen Meere und aus Kleinasien endlich durch Hülfe der Türken auch nach Europa gelangten. Wirklich sah man sie 1417 in Ungarn und zu Ende dieses Jahres in Böhmen und in Deutschland an Nord- und Ostsee; 1418 findet man sie in Meißen, Leipzig, Hessen und (mit übertriebener Angabe von 14,000 Köpfen) der Schweiz, 1422 in Bologna auf einem Zuge nach Rom. Pasquier führt ihr Bekanntwerden in Frankreich bis 1417 zurück; 1419 erscheinen sie in der Provence, allein erst 1427 in Paris. Von Frankreich zogen sie nach Spanien und Portugal und gingen später unter Heinrich VIII. nach England. Ihre ersten Züge standen unter sogenannten Herzögen und Grafen von „Kleinägypten", wie die Zeitgenossen sie zuweilen titulirten. Sie behaupteten, christliche Pilger zu sein, denen, bald für dieses, bald für jenes Vergehen, eine siebenjährige Wallfahrt als Buße auferlegt sein sollte, ohne je während genannter Zeit in einem Bette schlafen zu dürfen. Durch listige Vorspiegelung wußten sie das Volk nicht nur mitleidig, sondern zu dem Glauben zu stimmen, als begehe man durch Nichtalmosengeben an ihnen ein leicht zu eigenem Schaden ausschlagendes Unrecht. Zudem setzten sie sich durch theils wirklichen, theils vorgeblichen Besitz von Freibriefen in Ansehen, die sie von fürstlichen Personen, z. B. vom Kaiser Sigmund, sogar vom Papst haben wollten und vorwiesen. Spanien, Schottland, Irland, die Türkei, Ungarn, hauptsächlich Siebenbürgen, die Moldau, Walachei, Slawonien, Kurland, Lithauen, die kaukasischen Provinzen sind diejenigen Theile Europa's, wo man die größte Anzahl Z. findet. In Deutschland, Schweden u. Dänemark sind sie selten geworden, ebenso in der Schweiz, den Niederlanden und Italien. In Frankreich war ihre Zahl stets sehr gering. Spanien zählt nicht weniger als 50,000 Z. Für England und Schottland schlägt man sie wohl zu hoch auf 18,000 an. In dem österreichischen Staate beläuft sich ihre Zahl auf 97,000, wovon bei weitem der größte Theil auf Ungarn und Siebenbürgen kommt. Dagegen besitzen Moldau und Walachei von ihnen ebenso viel Seelen als die Türkei, und zwar hier wie dort 200,000. Rienzi glaubt die ganze Seelenzahl der Z. für Europa zu 1,000,000, für Afrika zu 400,000, für

Digitized by Google

Indien zu 1,500,000 und für den übrigen Theil von Asien zu 2,000,000 annehmen zu können; danach würden in der alten Welt zusammengenommen 5,000,000 Z. leben. Nach Andern ist diese Schätzung übertrieben und kommt die Berechnung, daß in Europa etwa ½ Million leben, der Wahrheit näher.

Die Z. haben ein orientalisches Aeußeres, sind von mittlerer Größe, dabei schlank und gewandt, und zeichnen sich durch gelbbraune Hautfarbe, kohlschwarze Haare und Augen und blendend weiße Zähne u. durch das Ebenmaß ihrer Glieder aus. Sie haben selten feste Wohnplätze, sondern leben, wo es das Klima erlaubt, hordenweise in Wäldern und Einöden. Gegen die Winterkälte suchen sie Schutz in Höhlen und Grotten oder in Erdhütten, die einige Fuß in die Erde gegraben und mit Rasen bedeckt sind. Ausdauernde und geregelte Beschäftigung sind dem Z. ein Greuel; darum legt er sich auf Betrug und allerhand Täuschereien, Betteln und Diebstahl. Indeß treiben viele in Spanien und selbst in Ungarn und Siebenbürgen leichte Gewerbe. Sie sind Gastwirthe, Viehärzte, Roßhändler, Schmiede, Kessel- und Pfannenflicker, verfertigen Eisenwaaren und verschiedene Geräthe aus Holz, z. B. Löffel, Spindeln, Tröge, Mulden, Siebe ꝛc., helfen dem Landmann auf dem Felde, ziehen als Affen- und Bärenführer oder als Gaukler umher, lassen sich wohl auch zu Henker- und Scharfrichterdiensten und zur Abdeckerei gebrauchen. Man rühmt ihre musikalische Anlage, die sich aber auf Instrumentalmusik beschränkt, die sie meist nach dem Gehör treiben. Ihre Tanzmusik ist froh und gefühlvoll, und für Nationalmelodien gibt es keine besseren Spielleute. Die Weiber sind in jüngeren Jahren, besonders in Spanien, Tänzerinnen und in Hingabe an die Männer für Geld nicht allzu schwierig. Sobald sie etwas älter werden, treiben sie durchgehends Wahrsagerei und Chiromantie, ein Gewerbe, das ihnen durch die ganze Welt eigen und eine Hauptquelle ihres Erwerbes ist. Die Kinder gehen bis ins 10. Jahr vollkommen nackt. Erwachsene haben nur Hemd und Hosen, oder Rock und Schürze, roth oder hellblau, keine Fuß- oder Kopfbedeckung. Zu ihrem Hausgeräthe gehört nothwendig, außer Topf, Schüssel, Kessel und Pfanne, ein silberner Becher, zu ihrem Viehstand ein Pferd und ein Schwein. In ihrer Nahrung sind die Z. nicht wählerisch. Unter den Gemüsen lieben sie Zwiebeln und Knoblauch, ganz nach morgenländischer Sitte. Sonst aber ist alles Fleisch ihnen willkommen, selbst das von gefallenen („von Gott geschlachteten") Thieren. Unter den Getränken ziehen sie den Branntwein allen übrigen vor. Tabak ist ihre größte Leckerei. Eine eigentliche Religion haben sie nicht; unter den Türken sind sie Mohammedaner, unter den Christen nehmen sie christliche Gebräuche an. Ehen zwischen den jungen Leuten, gewöhnlich im 14. oder 15. Jahre, werden ohne große Rücksicht auf Blutsverwandtschaft und fast nur durch gegenseitiges Uebereinkommen geschlossen. In Ungarn lassen sie sich wohl trauen, aber von einem Z., der die Stelle des Priesters vertritt. Kein Z. heirathet eine Andere als eine Zigeunerin. An Erziehung ist unter diesem rohen Volke nicht zu denken. In der Regel sind sie feige und stehlen nur da, wo sie es mit Sicherheit können. Sie brechen nie zu Nacht in die Häuser ein. Dabei kann man ihnen aber keineswegs Fähigkeiten absprechen. Mit Leichtigkeit erlernen sie die Sprachen Derer, mit denen sie in häufige Berührung kommen, so daß sie oft neben ihrer Volkssprache noch zwei, drei andere geläufig sprechen. Sie sind äußerst schlau bei allen ihren Unternehmungen. In Siebenbürgen verrichten sie die Goldwäsche mit vieler Geschicklichkeit. Ungarn und Siebenbürgen hat sie auch bisweilen im Kriege gebraucht, und man hat Beispiele, daß sie sich massenweise tapfer schlugen. Als Spion u. zu ähnlichen militärischen Zwecken ist der Z. ohnehin vortrefflich zu gebrauchen. Lange und oft hat man schon an die Verbannung dieses Volks aus Europa gedacht. In Frankreich und Spanien, in Italien und Deutschland wurden schon im 15. Jahrhundert Gesetze gegen die Duldung derselben gegeben. Doch halfen selbst Verfolgungen nur auf kurze Zeit. Da sie in den österreichischen Staaten sehr zahlreich sind, dort auch eine Art Verfassung haben, indem sie von Oberzigeunern oder Wojewoden gewissermaßen regiert werden, so dachte Maria Theresia zuerst daran, sie zu Menschen u. Bürgern umzuschaffen. Sie gab 1768 eine Verordnung, daß fortan die Z. feste Wohnsitze wählen, sich zu Gewerben entschließen, ihre Kinder in die Schule schicken sollten. Viele ihrer ekelhaften Gebräuche wurden untersagt und selbst befohlen, daß man sie nicht mehr Z., sondern Neubauern (Uj-Magyar) nennen sollte. Da diese Verordnung ohne Erfolg blieb, so griff man 1773 zu strengeren Maßregeln, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen. Doch sind die weisen Verordnungen zur sittlichen u. bürgerlichen Verbesserung der Z., welche Joseph II. seit 1782 erließ, in Ungarn, in Siebenbürgen und im Banat nicht ganz ohne Erfolg geblieben. In Rußland waren 1847 über 12,000 Individuen in Kronlandgemeinden untergebracht. Die Versuche der Könige von Spanien, Karls III. und Karls IV., sie zu fixiren, waren vergeblich. In England hat sich 1827 zu Southampton eine Gesellschaft zur Civilisirung der Z. gebildet u. über 1200 angesiedelt. Auch in Preußen ist an einigen Orten die Ansiedelung der Z. gelungen. Die Erziehungsanstalt zu Friedrichslohra bei Nordhausen ging aber 1837 ein. Vgl. Grellmann, Historische Versuche über die Z., 2. Aufl., Göttingen 1847; Graffunder, Ueber die Sprache der Z., Erfurt 1835; von Heister, Ethnographie u. geschichtliche Notizen über die Z., Königsb. 1842; Borrow, The Zincali, 3. Aufl., London 1843, 2 Bde.; Pott, Die Z. in Europa und Asien, Halle 1844—45, 2 Bde., das Hauptwerk; Sundt, Beretning om Fante aller Landstrygerfolket i Norge, Christiania 1850; Böhtlingk, Die Sprache der Z. in Rußland, Petersb. 1852; Liebich, Die Z., Leipz. 1863.

Zillerthal, eines der Hauptthäler in Tyrol, von der Ziller, einem Nebenfluß des Inn, durchströmt, ist ungefähr 12 Stunden lang und gegen Süden und Südwesten von hohen Gletschern der Tauern, einem Theil der norischen Alpen, be-

Digitized by Google

grenzt, gegen Norden aber, wo es in das Innthal ausmündet, ziemlich fruchtbar. Der Flächeninhalt beträgt 14½ QMeilen. Unter den 8 Nebenthälern ist das Duxthal durch die 1250 Fuß hohe Wand seines Gletschers u. das Zemmthal durch den mineralogisch berühmten Greiner, beide aber durch mehre große Wasserfälle bemerkenswerth. Die Nebenthäler sind mit Ausnahme des Duxthals, wo die Dörfer Lanersbach und Finkenberg liegen, nicht bewohnt, sondern haben auf Alpentriften nur Sennhütten. Bei dem Dorfe Meyerhof, wo die Schlünde der vier Hauptnebenthäler zusammenkommen, erweitert sich das Thal, und es folgt nun ein ununterbrochener blühender Anbau: zwei Flecken, Zell und Fügen, mehre größere Dörfer (Groß- und Kleinried, Uderus, Schlitters, Straß ꝛc.) und viele kleinere. Die Ortschaften haben meist ein reinliches Ansehen und sind mit schönen Obst-, Ahorn-, Linden- und Wallnußbäumen geziert. Der Anbau steigt rechts und links die Thalabhänge bis zu der Höhe von 3000 Fuß über dem Zillerfluß auf. Das Z. ist überaus stark bevölkert, denn man zählt gegen 18,000 Einwohner. Die Zillerthaler sind in Tyrol selbst ihrer schönen kräftigen Gestalt wegen gerühmt, und ihre hübschen Alpenlieder sind überall beliebt. Der Hauptreichthum des Z.s ist Viehzucht. Jährlich werden gegen 5000 Stück Vieh ausgeführt u. 7000 Centner Käse bereitet. Der Ackerbau ist beträchtlich, aber das Getreide doch nicht für den Bedarf hinreichend. Daher wandern viele ärmere Einwohner als Händler mit Handschuhen, Beinkleidern, Wämsen ꝛc. ins Ausland. Das Goldbergwerk am Heinzenberg und Rohr dicht bei Zell, sowie einige Sensenhämmer und Verfertigung anderer Eisenwaaren beschäftigen einen Theil der Einwohner. Der Hauptort ist der Marktflecken Zell. In neuerer Zeit erregte das Z. dadurch Aufmerksamkeit, daß eine Anzahl seiner Bewohner (400 Seelen) sich von der katholischen Kirche lossagte, zum Protestantismus überging und, als man ihnen Schwierigkeiten in den Weg legte, 1837 nach Schlesien auswanderte, wo sie bei Erdmannsdorf die Kolonie Z. gründete. Vergl. (Reinwald) Die Evangelischgesinnten im Zillerthale, Berl. 1838.

Zimmer, im Pelzhandel eine Zahl von 40 Zobel- oder von 20 Fuchs- und anderen kleinen Fellen.

Zimmermann, 1) Johann Georg, Ritter von Z., philosophischer Schriftsteller, geboren den 8. Dec. 1728 zu Brugg im Kanton Aarau, studirte in Göttingen Medicin und promovirte daselbst mit der Dissertation „De irritabilitate" (Göttingen 1751), die den Grund zu seiner Berühmtheit legte. Nach einer Reise durch Holland und Frankreich ward er Stadtphysikus zu Brugg und verfaßte hier u. A. seine berühmten Schriften „Ueber die Einsamkeit" (Zürich 1755; gänzlich umgearbeitet, Leipzig 1784—85, 4 Bde.); „Vom Nationalstolz" (Zürich 1758 u. öfter) und „Von der Erfahrung in der Arzneikunst" (das. 1764, 2 Bde.; neue Aufl. 1787), die 1768 seine Berufung als erster Leibarzt des Königs von England nach Hannover zur Folge hatten. Friedrich der Große berief ihn in seiner letzten Krankheit. Z. machte die mit diesem Fürsten gehaltenen Unterredungen in der Schrift „Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredung mit ihm" (1788) bekannt, sowie er auch eine „Vertheidigung Friedrichs des Großen gegen den Grafen Mirabeau" (Hannover 1788) u. „Fragmente über Friedrich den Großen" (Leipzig 1789, 3 Bde.) herausgab, die ihrem Verfasser viele harte Kritiken zuzogen. Kränklichkeit und leidenschaftliche Empfindlichkeit trübten Z.s Ansicht von der Welt und dem Leben nach u. nach so sehr, daß er sich durch seine letzten Schriften fast um seinen Ruhm brachte. Er † am 7. Okt. 1795. Vgl. Wichmann, Z.s Krankengeschichte, Hannover 1786, und Z.s Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz, Aarau 1830.

2) Eberhard August Wilhelm von Z., Geograph, Naturhistoriker und Philosoph, geboren am 17. Aug. 1743 zu Uelzen in Hannover, studirte zu Göttingen u. Leyden, bereiste in der Folge in naturwissenschaftlichem Interesse England, Italien, Frankreich, Rußland und Schweden und ward 1766 zum Professor der Physik am Carolinum zu Braunschweig und 1801 unter Versetzung in den Adelsstand zum geheimen Etatsrath ernannt. Er † den 4. Juni 1815. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Geographische Geschichte des Menschen und der vierfüßigen Thiere" (Leipz. 1778—83, 2 Bde.); „Ueber die Kompressibilität und Elasticität des Wassers" (das. 1779); „Geographische Annalen" (3 Jahrgänge); „Frankreich und die Freistaaten von Nordamerika" (Berlin 1795) und „Allgemeine Uebersicht von Franz I. bis auf Ludwig XVI." (Berlin 1800, 2 Bde.), jenes mehr geographisch und ethnographisch, dieses politisch-historisch; vor Allem aber das „Geographische Taschenbuch" in 12 Jahrgängen (Leipz. 1802—13), welches einen großen Theil der bekannten Erde in gefälligem und lehrreichem Vortrage behandelt und aus dem er unter dem Titel „Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen" (das. 1810—13, 5 Bde.) einen Auszug gab.

3) Ernst, namhafter Theolog, geboren am 18. Sept. 1786 zu Darmstadt, studirte zu Gießen Philologie und Theologie und ward 1805 Prediger zu Auerbach an der Bergstraße, wo er 1808 seine Ausgabe des Euripides (Frankf. a. M. 1808—15, 4 Bde.) begann, 1809 Diakonus zu Großgerau unweit Darmstadt, 1814 Hofdiakonus zu Darmstadt und 1816 Hofprediger. Er † am 24. Juni 1832. Verdienste erwarb sich Z. durch die Gründung der „Allgemeinen Kirchenzeitung", welche er 1822 begann und bis zu seinem Tode fortführte, sowie durch die 1824 begonnene „Allgemeine Schulzeitung", mit welcher 1827 das „Pädagogisch-philologische Literaturblatt" vereinigt wurde. Seine Predigten erschienen gesammelt Darmstadt 1815—31, 8 Bde. Sein Bruder, Karl Z., geboren 1803 zu Darmstadt, seit 1842 erster Hofprediger daselbst, wurde 1847 Prälat und hat sich um die Begründung und Förderung der Gustav-Adolfsstiftung, sowie durch Fortsetzung der von seinem Bruder unternommenen „Kirchenzeitung" und „Schulzeitung", Begründung eines „Theologischen Literaturblatts" (1841 ff.), einer homiletischen Zeitschrift „Die Sonntagsfeier" (1834 ff.) und des „Gustav-Adolfvereinsboten" (1843 ff.), durch mehre Predigtcyklen und die

Digitized by Google

Schrift „Luthers Leben“ (Darmst. 1855) bekannt gemacht. Auch schrieb er eine Biographie seines Bruders: „Ernst Z., nach seinem Leben, Wirken und Charakter“ (Darmstadt 1833).

4) Klemens von Z., berühmter Historien- und Porträtmaler, geboren am 8. Nov. 1789 zu Düsseldorf, kam 1808 in die Akademie zu München, wo er durch die Lösung einer Preisaufgabe zuerst Aufmerksamkeit erregte, wurde 1815 zum Direktor der Gemäldegallerie zu Augsburg ernannt, bereiste im folgenden Jahre Italien und nahm seit 1825, wo er ordentlicher Professor an der münchener Akademie wurde, an allen Schöpfungen, welche durch König Ludwig I. ins Leben gerufen wurden, thätigen Antheil. Unter Anderem führte er nach Cornelius' Entwürfen die Fresken im Korridor der Pinakothek aus. Von seinen übrigen Arbeiten sind besonders die nach eigener Erfindung ausgeführten Malereien im Speisesaal des Königsbaues (Darstellungen aus den Liedern Anacreons), sowie mehre Oelbilder in öffentlichen und Privatsammlungen zu nennen. Eine kolossale Himmelfahrt Mariä ist in eine Kirche zu Claire village in Australien gekommen. Seit 1846 ist er Direktor der königlichen Centralgallerie.

5) Balthasar Friedrich Wilhelm, Dichter und Geschichtschreiber, geboren am 2. Jan. 1807 zu Stuttgart, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, das Seminar zu Blaubeuern und das theologische Stift zu Tübingen und lebte von 1830—40 als Privatgelehrter zu Stuttgart. Im Jahre 1831 erschien eine Sammlung „Gedichte“ (2. Aufl. 1839), 1832 das Trauerspiel „Masaniello“, 1834 „Amors u. Satyrs“, eine Novellensammlung, und die Novelle „Fürstenliebe“, dann eine „Geschichte Würtembergs“ (Stuttgart 1835 bis 1837, 2 Bde.), „Befreiungskämpfe der Deutschen gegen Napoleon“ (das. 1836), „Prinz Eugen von Savoyen und seine Zeit“ (das. 1837) und die „Geschichte der Hohenstaufen“ (1838 f.). Im Jahre 1840 ward er Diakonus zu Dettingen und Urach, wo er sein Hauptwerk, „Geschichte des großen Bauernkriegs“ (1840—44, 3 Bde.), ausarbeitete, in dem nach archivalischen Quellen zum ersten Male jene Zeit vom Standpunkte einer freieren Weltanschauung aus beleuchtet war. Im Jahre 1847 kehrte er als Professor für Geschichte und deutsche Literatur an der polytechnischen Schule nach Stuttgart zurück, war 1848 Abgeordneter der deutschen Nationalversammlung, wo er zur Linken hielt, und lebt, nachdem er 1850 durch Ministerialerlaß seiner Stellung an der polytechnischen Schule enthoben worden, als Schriftsteller zu Stuttgart. Hier veröffentlichte er noch „Die deutsche Revolution“ (1851) und „Die Geschichte der englischen Revolution.

Zimmt, Bast verschiedener Arten von Cinnamomum *Blume* (s. d.). Man unterscheidet im Handel mehre Sorten, von denen der Ceylonzimmt von C. ceylanicum der feinste ist. In den Zimmtplantagen werden die Zimmtbäume 4—6 Fuß hoch gehalten, die Haupternte findet im Juli bis September, eine zweite im Januar und Februar Statt. Man schneidet die jüngern bis dreijährigen, etwa daumdicken Zweige ab, entfernt die Oberhaut und äußere Rindenschicht durch Schaben, schlitzt dann die innere Rindenschicht und die Bastschicht der Länge nach auf und löst sie sorgfältig vom Zweige ab. An der Sonne getrocknet, wobei die Rindenstücke sich einrollen, steckt man sie ineinander und verpackt sie dann. Der ächte Z. bildet papierdünne Stücke von bräunlich goldgelber oder hellbrauner Farbe und süßem pikanten Geschmack. Das Aroma beruht auf dem Gehalt an Zimmtöl (s. d.), außerdem enthält der Z. Harz und Gerbstoff. Man unterscheidet vom ächten Z. den Ceylonzimmt, den Javazimmt, welcher nur etwas faseriger und dunkler, wohl auch schwächer in Geruch und Geschmack ist, den Cayennezimmt, welcher scharf und aromatisch, aber auch schleimig und süß schmeckt und holziger ist und den brasilianischen, der in meist flachen Rindenstücken in den Handel kommt, dunkel zimmtbraun ist und scharf und schleimig schmeckt. Die Zimmtkultur auf Ceylon war ursprünglich Monopol der holländisch-ostindischen und dann nach länger als 25 Jahren der britisch-indischen Kompagnie. Als 1833 das Monopol fiel, belegte die englische Regierung die Ausfuhr mit einem sehr hohen Ausfuhrzoll und von dieser Zeit datirt der Verfall der Zimmtkultur auf Ceylon. Eine spätere Herabsetzung und die endliche Aufhebung des Ausfuhrzolls vermochten die Surrogate nicht mehr vom Markt zu verdrängen. Jetzt sind noch etwa 15,000 Acres in der westlichen Provinz zwischen Colombo und Negombo mit Zimmtbäumen bepflanzt und man producirt jährlich 8—900,000 Pfund Z. Im Jahre 1861 wurden 845,218 Pfd. ausgeführt. Ueber die Zimmtkassie s. Cassia cinnamomea. Der Mutterzimmt (Kassienrinde, Cortex Malabathri) von Cinnamomum Tamala und albiflorum bildet 1—2 Linien dicke, gewöhnlich halbgerollte, dunkelrothbraune, innen und außen ziemlich ebene Rindenstücke, schmeckt süßlich zimmtartig und schleimig und riecht schwach und nelkenartig. Sehr ähnlich ist der Malabarzimmt oder die Holzkassie (s. Cassia lignea). Ueber Nelkenzimmt s. Cassia caryophyllata, über weißen Z. s. Canella.

Zimmtalkohol (Styron, Styracalkohol), stickstofffreie chemische Verbindung, findet sich im Storax und wird erhalten, indem man flüssigen Storax bei höchstens 30° C. mit Natronlauge digerirt, den Rückstand in Aetherweingeist löst und das aus der entfärbten Lösung krystallisirende Styracin mit überschüssiger koncentrirter Kalilauge destillirt. In der Retorte bleibt zimmtsaures Kali, aus dem Destillat aber krystallisirt der Z. in weißen Nadeln von angenehmem Hyacinthengeruch. Er schmilzt bei 33° C., ist unzersetzt flüchtig, ziemlich löslich in Wasser, leicht löslich in Weingeist und Aether, wird durch Platinschwarz in Zimmtaldehyd, durch Chromsäure in Zimmtsäure u. Bittermandelöl verwandelt. Das Styracin ist zimmtsaurer Zimmtäther, es findet sich auch im Perubalsam, krystallisirt in farblosen Nadeln, schmilzt bei 44° C., läßt sich mit überhitztem Wasserdampf bei 180° C. destilliren, ist unlöslich in Wasser, löslich in Weingeist und gibt in dieser Lösung mit Natronhydrat behandelt Z. und Zimmtsäure. Zimmtaldehyd findet sich neben wechselnden Mengen Kohlenwasserstoffen im Zimmtöl, Kassienöl und Zimmtblüthenöl und kann mit Hülfe von zweifach-schwef-

Digitized by Google

ligsaurem Kali abgeschieden werden; er bildet sich auch, wenn man Chlorwasserstoff in ein Gemisch aus Bittermandelöl und Aldehyd leitet oder ameisensauren mit zimmtsaurem Kalk destillirt. Er ist farblos, flüssig, schwerer als Wasser und mit den Dämpfen desselben unzersetzt destillirbar, er verschluckt rasch Sauerstoff und bildet Zimmtsäure, mit Salpetersäure erhitzt liefert er Bittermandelöl und Benzoësäure, mit Chromsäure dagegen Benzoësäure und Essigsäure. Zimmtsäure findet sich im alt gewordenen Zimmtöl, im Perubalsam, im flüssigen Storax, im Tolubalsam und in mancher Benzoë, man erhält sie durch Umkrystallisiren des Absatzes aus altem Zimmtöl oder durch anhaltendes Kochen von flüssigem Storax mit Natronlauge und Fällen der Abkochung mit Salzsäure. Der Niederschlag wird in Soda gelöst und die Lösung abermals gefällt. Die Zimmtsäure krystallisirt in farblosen Säulen, ist farblos, anfangs geschmacklos, dann von süßlichem, brennendem, stechendem, kratzendem, aber nicht saurem Geschmack, sie röthet Lackmus, schmilzt bei 137°, sublimirt in glänzenden Blättchen, ist wenig löslich in kaltem, leicht in heißem Wasser und in Alkohol, entwickelt beim Kochen mit Bleioxyd Geruch nach Bittermandelöl und bildet Benzoësäure. Bittermandelöl entsteht auch bei der Destillation mit Chromsäure, bei der Behandlung mit Salpetersäure und bei der trocknen Destillation der zimmtsauren Salze. Das Kali-, Natron- und Barytsalz ist krystallisirbar und in Wasser leicht löslich. Die Alkalisalze fällen Manganoxydulsalze (Unterschied von Benzoësäure). Die weingeistige Lösung der Zimmtsäure liefert bei der Behandlung mit Chlorwasserstoff Zimmtsäureäthyläther, ein wasserhelles Oel von Citronen- und Zimmtgeruch. Zimmtäther entsteht bei der Behandlung des Z.s mit Borsäure und bildet ein schweres dickes Oel von Zimmtgeruch.

Zimmtbaum, Pflanzengattung, s. Cinnamomum.

Zimmtblüthen, s. Cinnamomum.

Zimmtkassie, s. Cassia.

Zimmtöl, ätherisches Oel, welches aus den verschiedenen Zimmtsorten gewonnen wird. Das ächte Z., Oleum Cinnamomi ceylanici, wird zu Colombo auf Ceylon aus den Abfällen der Zimmtrinde durch Destillation mit Wasser bereitet. 200 Pfund Rinde sollen 1 Pfd. Oel geben. Dies ist farblos oder blaßgelb, wird mit dem Alter röthlichgelb bis bräunlichroth, riecht fein zimmtartig, schmeckt süßlich aromatisch und beißend scharf, ist etwas dickflüssig, noch bei — 25° C. klar und flüssig, vom specifischen Gewicht 1,006—1,044, im Alter 1,053—1,091, siedet bei 220°, frisch reagirt es neutral, im Alter sauer, mit Weingeist von 0,85 ist es bei 22° C. in jedem Verhältniß mischbar. Zimmtkassienöl, Cassiaöl, wird durch Destillation der Zimmtkassie mit Wasser gewonnen, ist dickflüssig, mehr bräunlich als röthlich, riecht zimmtartig, aber weniger fein und schmeckt weniger brennend als das ächte Z., trübt sich bei — 20°, ja bisweilen schon bei — 5°; das specifische Gewicht bei 15° ist = 1,0297, bei frischem Oel des Handels 1,06, es reagirt frisch neutral, im Alter sauer. 100 Pfd. Zimmtkassie geben ^{3}/$_4$ Pfd. und mehr Oel. Im Handel kommt es oft mit Nelkenöl verfälscht vor; ein solches Z. erstarrt, wenn man es mit sehr concentrirter Kalilauge versetzt. Reines Kassienöl in alkoholischer Lösung wird durch Eisenchlorid braun gefärbt, ist frisches Nelkenöl zugegen, so entsteht eine indigblaue, bei älterem Nelkenöl eine grüne Färbung. Das Stearopten des Kassienöls ist Benzhydrol, es tritt in farb- und geruchlosen, spröden, leicht schmelzbaren Blättchen auf, die mit Kalilauge destillirt ein Harz und ein schweres gelbes Oel vom Geruch einer Emulsion der süßen Mandeln geben. Zimmtblüthenöl gleicht dem Kassienöl, 100 Pfd. Zimmtblüthen sollen 1^1/$_2$ Pfd. und mehr Oel geben. Zimmtblätteröl aus den Blättern des ächten Zimmtbaums ist braun, riecht durchdringend aromatisch, schmeckt stechend, reagirt sauer und enthält Nelkensäure. Man benutzt die Z.e in der Parfümerie und zur Liqueurfabrikation.

Zindiken (Zindikiten), mohammedanisch-persische Sekte, die weder an eine Vorsehung, noch an die Auferstehung der Todten glaubt, nach Zindik, einem Anhänger der Lehre Zoroasters, benannt. Gott besteht nach ihrer Meinung aus den vier Elementen; aus einer Mischung derselben entsteht der Mensch, vergeht aber auch wieder in denselben.

Zingarelli, Nicolo, berühmter Komponist, geboren am 4. April 1752 zu Rom, bildete sich zu Loreto unter Fenaroli und unter dem Abbate Specanza, war dann Kapellmeister zu Torre dell' Annunziata, seit 1806 Direktor der vatikanischen Kapelle zu Rom und erhielt 1813 die Leitung des Konservatoriums in Neapel, wo er den 5. Mai 1837 †. Z. war der letzte Sprößling der alten neapolitanischen Kunstschule. Neben zahlreichen Opern, deren berühmteste „Romeo e Giulietta" war, schrieb er auch treffliche Oratorien und widmete sich zuletzt ganz der Kirchenmusik.

Zingg, Adrian, namhafter Kupferstecher, geboren am 24. April 1734 zu St.-Gallen, bildete sich unter Wille zu Paris, ward 1766 Lehrer an der Kunstakademie zu Dresden und † am 26. Mai 1816. Besonderen Beifall fanden seine Landschaften mit radirten Umrissen, die sich durch Bestimmtheit der Formen und eine glückliche Anordnung der Vorgründe auszeichnen. Eine vollständige Sammlung seiner Werke erschien in Leipzig 1804—6.

Zingiber *Gaertn.* (Ingwer), Pflanzengattung aus der Familie der Zingiberaceen, charakterisirt durch den röhrigen, auf der einen Seite der Länge nach gespaltenen Kelch, den 3theiligen, 2lippigen Korollensaum, die 1lippige, 3lappige Nebenblumenkrone, den unter der Anthere in einen krummen Schnabel ausgezogenen Staubfaden, den fadigen, vom Staubfaden umwickelten Griffel mit trichterförmiger Narbe und die 3fächerige, 3klappige Kapsel mit zahlreichen, in einem Brei liegenden Samen, ausdauernde Gewächse in Ost- und Westindien, mit langgezogenem, durch Einschnürungen gegliedertem, mehrfach verzweigtem Wurzelstock, alljährlich absterbenden Schossen, von denen die einen nur Blätter, die anderen nur Blüthen tragen, und kopfig-zapfigem Blüthenstand mit großen, quergestellten Deckblättern, zwischen denen die Blüthen nach und nach hervortreten.

Digitized by Google

Als Arznei- und Gewürzpflanzen sind folgende wichtig: Z. officinale *Rosc.*, Amomum Zingiber *L.*, gemeiner Ingwer, mit 3—4 Fuß hohen, runden, glatten Blattstengeln, lang bescheideten, lineal-lanzettlichen, spitzen, auf der untern Seite behaarten Blättern, 6—12 Zoll hohen Blüthenstengeln, dicker, stumpfer Blüthenähre mit dicken, kahlen, grünen, längsstreifigen, dann rothen, queren, äußern und häutigen, zarten inneren Deckblättern und weißgelben Blüthen mit seitlich 3zähnigem Kelch, purpurfarbiger, gelb gefleckter, 3lappiger Lippe, ist in Ostindien einheimisch und wird daselbst, wie in Westindien und im tropischen Amerika allgemein kultivirt, findet sich aber nirgends mehr wildwachsend. Officinell u. als Gewürz gebräuchlich ist der Wurzelstock, der getrocknet oder eingemacht in den Handel kommt. Er bildet im Allgemeinen 2—4 Zoll lange, etwas flache, verzweigte, lappige oder handförmige, mehr oder weniger runzelige Stücke von eigenthümlich gewürzhaftem Geruch und gewürzhaft-brennendem Geschmack. Im Handel unterscheidet man weißen und schwarzen Ingwer, doch ist die verschiedene Farbe nur die Folge der verschiedenen Behandlungsweise. In Ostindien pflegt man nämlich die Wurzelstöcke vor dem Trocknen zum Theil leicht abzubrühen, wodurch sich das darin enthaltene Stärkmehl in Kleister verwandelt und die getrockneten Stücke auf dem Querschnitte schwärzlich und hornartig durchscheinend werden; dies der schwarze Ingwer. In Westindien dagegen, besonders in Jamaica, schält man den Ingwer sorgfältig, legt ihn dann eine Zeitlang in Kalkmilch und trocknet ihn nun erst, wodurch er außen fein längsrunzelig, blaßgelb und weiß bestäubt erscheint; dies der weiße Ingwer. Auch unterscheidet man geschälten und ungeschälten Ingwer; letzterer hat stets ein eingeschrumpftes Ansehen. Je nach den Produktionsländern unterscheidet man 1) ostindischen Ingwer, und zwar: a) Ingwer von Malabar, welcher theils ungeschält in kleinen, wenig verzweigten Stücken, theils geschält in großen, sehr verzweigten Stücken, deren Schnitt nach dem Centrum zu blaß limonenfarbig ist, in den Handel kommt; b) Ingwer von Bengalen, ebenfalls sowohl ungeschält in ziemlich großen, vollen Stücken, mit graugelber, eingeschrumpfter, abgesprungener Epidermis und dunklerem, grauschwarzem Wurzelkörper, als geschält in auf dem Schnitte härteren und dunkleren Stücken als der geschälte malabarische vorkommend; 2) westindischen Ingwer, und zwar a) Ingwer von Jamaica, die am häufigsten in den Handel gebrachte Sorte, aus großen, verzweigten, vollen, fleischig zarten, außen gelblichweißen oder blaßröthlichen Stücken, die im Innern von faseriger und mehliger Substanz, auf dem Schnitte glänzend, aber blaß sind, bestehend, der eigentliche weiße Ingwer; b) Ingwer von Barbados, ungeschält, kleiner, dunkler, weniger geschätzt; 3) afrikanischen Ingwer (Sierra-Leoneingwer), von Sierra Leone, größer und voller als der von Barbados. Schlechte Sorten werden zuweilen in Wasser gewaschen und mit Chlor oder schwefeliger Säure gebleicht. Der eingemachte Ingwer (Conditum Zingiberis) kommt sowohl aus Ostindien und China, als aus Jamaica in den Handel, gewöhnlich in Kruken, und wird im Produktionslande bereitet, indem man die schönsten und größten, frisch geschälten Stücke schwach brüht, mit kochendem Zuckersyrup übergießt u. nach dem Erkalten in die Töpfe und Kruken verpackt. Soll der getrocknete Ingwer eingemacht werden, so weicht man ihn in schwacher Kalilauge erst ein, bis er mürbe wird, wässert ihn dann aus, bis er nicht mehr nach Lauge schmeckt, und legt ihn in Honig oder übergießt ihn mit geläutertem, eingekochtem Zucker. Das sogenannte Ingwerpulver ist gewöhnlich mit Weizenmehl oder anderen Mehlsorten verfälscht. Der aromatische Bestandtheil des Ingwers ist das zu $1^1/_2$ Proc. darin vorkommende, blaßgelbe, auf dem Wasser schwimmende, beißend scharf schmeckende ätherische Ingweröl. Der in Zucker eingemachte Ingwer ist als den Magen reizendes und wärmendes Mittel besonders in Holland und England beliebt, muß aber mit Vorsicht genossen werden. Das sogenannte Ingwerbier, ein mousstirendes Getränk, bereitet man, indem man 3 Loth gepulverten Ingwer, 2 Loth Cremor Tartari und 1 Pfund Zucker mit $1^1/_2$ Quart kochenden Wassers übergießt, die Flüssigkeit nach dem Erkalten mit einem Eßlöffel voll guter Bierhefe versetzt, das Gefäß gut zudeckt, den Inhalt am folgenden Tag filtrirt und auf kleine Flaschen abzieht. Das Getränk ist nach 10—12 Tagen trinkbar, hält sich aber weit länger. Z. Cassumunar *Roxb.*, Kassumunaringwer, mit ungestielten, schmal lanzettförmigen Blättern und zapfenartigen, langgestielten Blüthenähren, ovalen, spitzen, rothen Deckblättern, wächst in Ostindien, auf den Molukken und Java und liefert im Wurzelstock den Block- oder gelben Zittwer, wilden Ingwer, Radix Cassumunar, der jetzt in Europa nicht mehr in Anwendung ist, weil er unangenehm riecht und schmeckt, im Uebrigen aber hinsichtlich seiner arzneilichen Eigenschaften mit dem gemeinen Ingwer übereinstimmt. Z. Zerumbet *Rosc.*, Amomum sylvestre *Lam.*, Zerumbetingwer, wilder Ingwer, mit geneigtem Stengel, stiellosen, gedrängt stehenden Blättern und ovaler, langgestielter Blüthenähre mit stumpfen Deckblättern, wächst in Ostindien wild in Wäldern. Der Wurzelstock ist der Zerumbetingwer, Radix Zerumbet s. Zingiberis sylvestris, welcher früher ebenso angewendet ward wie der gemeine Ingwer, jetzt aber nicht mehr nach Europa gebracht wird. Als Zierpflanzen finden sich in Gewächshäusern: Z. capitatum *Roxb.*, in Ostindien, mit gelben Blüthen; Z. chrysanthum *Roxb.*, in Nepal, mit scharlachrothen Blüthen mit goldgelber Lippe; Z. panduratum *Roxb.*, in Bengalen, mit blaßrothen Blüthen mit blaßgelber Lippe.

Zingiberaceen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Blüthe besteht aus mehren Kreisen; der äußere ist krautig, röhrig, mit 3zähnigem Saum und oft gespaltenem Rohr; der nächste ist blumenkronenartig, röhrig, mit 3theiligem Saum; der folgende ebenso beschaffen, nur mit ungleichen Theilen; der innerste nur durch zahnartige Bildungen repräsentirt oder ganz fehlend. Eine Abtheilung ist oft lippenartig und weit größer als die andere. Auf dem einen vorderen Abschnitt des inneren Kreises der

Digitized by Google

Lippe gegenüber befindet sich ein Staubgefäß mit 2fächeriger Anthere. Der Fruchtknoten ist unterständig, 3fächerig, selten 1fächerig. Der fadige Griffel ist in der Regel von den Antherenfächern umschlossen. Die Narbe ist trichter- und kopfförmig. Die Frucht ist eine Kapsel oder Beere, selten einsamig, meist vielsamig, und enthält kugelige Samen mit harter oder nachgiebiger Schale. Die hierher gehörigen Gewächse sind Stauden mit starkem, gleichmäßigem oder gegliedertem Wurzelstock, selten mit Faserwurzel, breiten, ganzen, fiedernervigen Blättern u. Blüthen, welche entweder, wie die Blätter, an besonderen Stengeln oder an der Spitze der Blätterstengel befindlich sind und Rispen, Trauben oder Aehren bilden, oft in den Achseln schön gefärbter Deckblätter stehen. Sie sind nur in den Tropen einheimisch, reich an ätherischen Oelen und aromatischen Weichharzen, auch an Stärkmehl.

Zingst, zur preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stralsund, Kreis Franzburg, gehörige Insel, wird durch den Prerowstrom von der Halbinsel Dars getrennt, mit dem gleichnamigen Dorf, dessen 1400 Einwohner Häringsfischerei treiben.

Zink (veralteter Name Spiauter, lat. zincum, franz. zinc, spéautre, engl. zinc, spelter), chemisch einfacher Körper, findet sich in der Natur ziemlich häufig, aber nie gediegen, sondern als kohlensaures Zinkoxyd (Galmei, Zinkspath), basisch kieselsaures Zinkoxyd (Kieselzinkerz, Kieselzinkspath, Kieselgalmei) und Schwefelzink (Zinkblende). Auf den Galmeihügeln Rheinpreußens wächst ein Veilchen, Viola calaminaria, dessen Asche Z. enthält. Das Z. des Handels enthält meist Eisen, Mangan, Blei, Kupfer, Kadmium (ein steter Begleiter des Z.s in der Natur), auch Zinn, Arsen, Antimon, selbst Kobalt und Nickel. Durch fraktionirte Destillation kann man ein reineres Produkt erhalten, wenn man die ersten und letzten Theile des Destillats verwirft; chemisch reines Z. gewinnt man aber nur durch Reduktion von chemisch reinem Oxyd mit Kohle oder Wasserstoff. Z. ist weiß mit einem Stich ins Bläuliche, es besitzt starken Metallglanz, schmilzt bei 412° und ist nach dem Erstarren kleinkörnig. Gießt man es bei hoher Temperatur, so wird es grobblättrig, es krystallisirt in sechsseitigen Prismen, kann nach Rose aber auch in regulären Oktaëdern auftreten. Das Z. ist etwas härter als Silber, aber weniger hart als Kupfer, es läßt sich schwer mit der Feile bearbeiten, weil es sehr bald die Zähne derselben verstopft, leichter mit der Raspel. Im reinen Zustande hat es fast Silberglanz. Im Allgemeinen gehört es zu den spröden Metallen und besitzt nur geringe absolute Festigkeit (sie beträgt für den □Zoll im gegossenen Zustande nur etwa 2500, bei Draht u. Blech dagegen 16,700—19,800 Pfd.), dem Zusammendrücken dagegen widersteht es mit großer Kraft. Vollkommen reines Z. ist schon bei gewöhnlicher Temperatur etwas dehnbar und kann zu dünnen Blechen ausgetrieben werden, ohne Kantenrisse zu bekommen. Diese Dehnbarkeit verschwindet aber schon bei geringer Verunreinigung mit andern Metallen, und das Z. des Handels läßt sich daher bei gewöhnlicher Temperatur nicht ausplätten, sondern zerbricht in der Richtung der Blätterdurchgänge, zwischen 100—150° C. wird es hämmerbar und kann dann zu Blech ausgewalzt werden, bei 200° wird es wieder so spröde, daß es sich pulvern läßt. Auf diese Eigenschaften hat übrigens die beim Schmelzen herrschend gewesene Temperatur Einfluß, insofern als heiß gegossenes Z. spröde, möglichst kalt gegossenes dagegen walzbar ist. Letzteres ist auch specifisch schwerer als ersteres, u. es schwankt das specifische Gewicht zwischen 7,03—7,2. In der Wärme dehnt sich das Z. sehr stark, und zwar unter allen technisch wichtigen Metallen am stärksten aus (von 0—100° im Längendurchmesser um $^1/_{340}$, das gehämmerte um $^1/_{332}$), weshalb sich das geschmolzene Z. beim Erstarren sehr stark zusammenzieht. Beim Ausgießen des Z.s müssen daher die gußeisernen Formen stark erhitzt und die Temperatur des geschmolzenen Metalls nicht sehr erhöht werden, damit die Erstarrung allmählig und bei möglichst geringer Temperaturdifferenz erfolge. Das Aequivalent des Z.s ist 32,5. In lebhafter Rothgluth verdampft es. Der Dampf entzündet sich an der Luft und verbrennt mit bläulichweißer Flamme zu lockerem Oxyd (Flores Zinci, s. d., Lana philosophica); auch das geschmolzene Metall oxydirt sich an der Luft und bei hoher Temperatur sehr lebhaft. Wasser wird nur von glühendem Z. zersetzt. Bei gewöhnlicher Temperatur bedeckt sich das Z. an der Luft sehr bald mit einem Ueberzug von basisch kohlensaurem Oxyd, der sehr fest aufliegt, vom Regenwasser nur spärlich gelöst und abgespült wird u. schützend auf das darunter befindliche Metall wirkt. Nach 27 Jahren war diese Schicht in einem Fall nur $^5/_{1000}$ Linie dick. Z. löst sich in verdünnter Salz- und Schwefelsäure, indem es Wasserstoff deplacirt, bei sehr reinem Metall geht die Auflösung in Glasgefäßen sehr langsam vor sich, auch wird bei möglichst niedriger Temperatur geschmolzenes und allmählig abgekühltes Z. langsamer gelöst als heiß gegossenes und schnell erkaltetes. Elektronegative Metalle im käuflichen Z. (namentlich Blei) befördern die Lösung, sehr rasch löst sich Z. in Metallgefäßen und in Berührung mit Platin. Es fällt die meisten andern Erzmetalle aus ihren Lösungen, so namentlich Kupfer, Blei, Kadmium, Arsen, und wenn diese als Verunreinigungen im Z. vorkommen, so bleiben sie beim Lösen in Säuren ungelöst zurück, so lange Z. im Ueberschuß vorhanden ist. Wässerige Alkalien greifen das Z. unter Entwickelung von Wasserstoff an, besonders wenn es mit Eisen oder Platin zur galvanischen Kette verbunden ist. In einem eisernen Kessel wird daher Z. sehr leicht von Alkalilauge gelöst. Z. schützt in Berührung mit Eisen letzteres vor Oxydation (galvanisirtes, verzinktes Eisenblech s. Verzinken). In einer Lösung von 2 Theilen krystallisirtem salpetersauren Kupferoxyd u. 3 Th. krystallisirtem Kupferchlorid in 64 Th. Wasser und 8 Th. Salzsäure von 1,1 specifischem Gewicht färbt sich völlig blankes Zinkblech beim Eintauchen sammtschwarz. Zieht man es sofort wieder heraus und spült es mit vielem Wasser, so haftet der Ueberzug sehr fest. Die Lösung dient daher auch als Dinte zum Schreiben auf Z. Man kennt nur Eine Oxydationsstufe des Z.s, das Zinkoxyd.

Digitized by Google

Dies wird erhalten durch Verbrennen des Z.s (s. Flores Zinci) und entsteht so beim Verarbeiten der Zinkerze und beim Schmelzen des Messings. Die weiße oder graue Masse, welche sich an den Wänden des Ofens anlegt, war als Nihilum album, weißes Nichts, oder Tutia alexandrina officinell. Beim Ausschmelzen zinkischer Erze (z. B. Eisenerze) sammelt sich an der Gicht des Ofens gesintertes Zinkoxyd, welches als Ofenbruch auf Z. verarbeitet wird. In neuerer Zeit werden höchst bedeutende Mengen von Zinkoxyd auf den Zinkhütten durch Verbrennung von Z. dargestellt und als Zinkweiß in den Handel gebracht. Reines Zinkoxyd bereitet man auf nassem Wege, indem man Z. in Schwefelsäure löst (doch so, daß Z. immer im Ueberschuß bleibt, s. oben) die Lösung mit Chlor behandelt, das dadurch entstandene Eisenoxyd und Manganoxyd mit kohlensaurem Natron fällt, filtrirt und die reine Lösung allmählig in siedende Sodalösung gießt. Hierbei darf die Sodalösung nicht viel unter ihrem Siedepunkt erkalten und muß stets im Ueberschuß bleiben, damit sich nicht basische Salze bilden. Der Niederschlag besteht aus 5 Aequivalent Zinkoxyd, 2 Aeq. Kohlensäure und 3 Aeq. Wasser (es muß also beim Fällen Kohlensäure entweichen), man wäscht ihn aus, trocknet ihn und erhitzt ihn zur Austreibung von Wasser und Kohlensäure im Glaskolben. Reines Zinkoxyd ist weiß oder schwach gelblich, höchst feuerbeständig und beim Erhitzen citronengelb, es leuchtet nach dem Glühen eine Zeitlang im Dunkeln, ist im Wasser unlöslich, löslich dagegen in Säuren, Kali, Ammoniak und kohlensaurem Ammoniak. Die Salze desselben sind farblos, wenn ihre Säure farblos ist, sie schmecken herbe metallisch, aus ihren Lösungen fällt Kalilauge und Ammoniak weißes Oxydhydrat, welches sich im Ueberschuß löst, kohlensaures Kali fällt basisch kohlensaures Oxyd, ebenso kohlensaures Ammoniak, doch löst sich im Ueberschuß des letzteren der Niederschlag wieder auf. Schwefelwasserstoff fällt aus neutralen Lösungen weißes Schwefelzink, aber nur unvollständig (vollständig aus essigsaurem Zinkoxyd, auch bei Ueberschuß von Essigsäure); Schwefelammonium fällt ebenfalls weißes Schwefelzink, welches in Essigsäure und Kalilauge unlöslich ist; Blutlaugensalz fällt die Lösungen weiß. Schwefelsaures Zinkoxyd, Zinkvitriol, Galitzenstein findet sich als sekundäres Erzeugniß in Gruben in fester Form und gelöst, man bereitet es aus den blendehaltigen Erzen des Rammelsberges, indem man dieselben in Haufen vorsichtig röstet, mit Wasser auslaugt, die Lauge verdampft und zur Krystallisation bringt. Die Krystalle werden in kupfernen Kesseln geschmolzen, die Flüssigkeit unter Abschäumen verdampft und in hölzerne Tröge gegossen. Beim Erkalten verwandelt sich die Flüssigkeit unter Umrühren zu Krystallmehl; dies drückt man in Formen und erhält so eine dem Hutzucker ähnliche Masse, die aber mit Eisenoxydul-, Manganoxydul-, Kupferoxyd-, Magnesia- und Kalksalzen verunreinigt ist. Reines Salz erhält man durch Auflösen des Z.s in Schwefelsäure. Es krystallisirt mit 7 Aeq. Wasser in farblosen Prismen (gleicht täuschend dem Bittersalz), verwittert in trockner Luft wenig, verliert bei 100° C. 6 Aeq. Krystallwasser, kann aber kaum ohne Verlust von Schwefelsäure ganz wasserfrei erhalten werden. In starker Glühhitze zerfällt das Salz, es bleibt Zinkoxyd zurück, während Schwefelsäure, schweflige Säure und Sauerstoff entweichen. Hierauf gründet sich die Benutzung des Salzes zur Sauerstoffbereitung (s. Sauerstoff). 100 Th. Wasser lösen bei 10° 138 Th., bei 30° 191, bei 50° 263,8 und bei 100° 653,6 Th. krystallisirtes Salz. Absoluter Alkohol löst nur Spuren des wasserfreien Salzes, wässeriger Weingeist löst mehr. Beim Erhitzen des Vitriols mit Kohle erhält man in starker Hitze metallisches Z. Man benutzt das schwefelsaure Zinkoxyd zum Konserviren des Holzes, als Desinfektionsmittel, in den Kattundruckereien, als Zusatz zu den Oelen bei der Firnißbereitung, zur Darstellung von Zinkpräparaten und als Arzneimittel (namentlich zu Augenwässern) ꝛc. Gemischte Zinkfarben entstehen beim starken Glühen des Salzes mit andern Salzen, so erhält man Chamois oder Ledergelb aus 1000 Th. Zinksalz mit $1\frac{1}{4}$—$2\frac{1}{2}$ Th. Eisenvitriollösung von 28—30° B., Goldgelb in verschiedenen Nuancen aus 100 Th. Zinksalz mit $2\frac{1}{2}$ Th. salpetersaurer Manganoxydlösung von 12—14° B., Grün (Rinmans) aus 100 Th. Zinksalz mit $2\frac{1}{2}$ Th. und mehr salpetersaurem Kobaltoxydul, Grau aus 100 Th. Zinksalz mit $2\frac{1}{2}$ Th. schwefelsaurem Kupferoxyd, Gelbgrün aus 100 Th. Zinksalz mit $2\frac{1}{2}$ Th. salpetersaurem Nickeloxydul und einigen Tropfen salpetersaurem Silberoxyd, Bronze aus 100 Th. Zinksalz mit 3 Th. salpetersaurem Nickeloxydul, 3 Th. salpetersaurem Kobaltoxydul und 1—$1\frac{1}{2}$ Th. salpetersaurem Kupferoxyd, Rosa aus 100 Th. Zinksalz und 2—3 Th. Lösung von salpetersaurem Eisenoxyd. Das Zinkoxyd bildet mit Schwefelsäure mehre basische Salze, aus welchen sich nach dem Erhitzen neutrales Salz ausziehen läßt, während Zinkoxyd zurückbleibt. Das neutrale Salz bildet mit schwefelsaurem Kali und schwefelsaurem Ammoniak Doppelsalze, welche 6 Aeq. Wasser enthalten, mit schwefelsaurer Thonerde bildet es einen Alaun. Mit den isomorphen Schwefelsäuresalzen von Magnesia, Nickeloxydul, Kobaltoxydul, Eisenoxydul ꝛc. kann es in allen Verhältnissen zusammenkrystallisiren. Z. löst sich unter Entwickelung von Nickeloxydul leicht in verdünnter Salpetersäure, das salpetersaure Zinkoxyd krystallisirt in zerfließlichen, auch in Weingeist löslichen Prismen, welche 6 Aeq. Wasser enthalten u. bei 50° C. schmelzen. Kohlensaures Zinkoxyd bildet als neutrales Salz den Galmei, als drittelsaures Salz die Zinkblüthe, aus den löslichen Zinksalzen werden durch Soda basisch kohlensaure Salze von verschiedener Zusammensetzung gefällt. Kocht man Z. mit Sodalösung, so scheiden sich nach einigen Tagen kleine, harte, in Wasser unlösliche Krystalle von kohlensaurem Zinkoxydnatron ab, aus welchen nach dem Glühen durch Wasser kohlensaures Natron ausgezogen wird. Aus Zinkvitriol fällt phosphorsaures Natron weißes phosphorsaures Zinkoxyd, welches in Säuren, Ammoniak u. Ammoniaksalzen löslich ist. Schmilzt man vor dem Löthrohr glasige Phosphorsäure

Digitized by Google

mit Z., so wird Phosphorsäure reducirt und in brennenden Stückchen umhergeschleudert. Basisch kieselsaures Zinkoxyd findet sich in der Natur theils wasserhaltig (Kieselzinkerz), theils wasserfrei (Willemit), Thonerde-Zinkoxyd, aus gleichen Aequivalenten Thonerde und Zinkoxyd bestehend, ist das Mineral Gahnit, welches harte, grüne Oktaëder bildet, in denen Zinkoxyd zum Theil durch Eisenoxydul, Magnesia ꝛc. vertreten ist. Neutrales chromsaures Kali fällt aus Zinksalzlösungen basisches chromsaures Zinkoxyd. Dies ist citronengelb mit einem schwachen Stich ins Grünliche und wird als Malerfarbe benutzt, es eignet sich zur Wasser- u. Kalkmalerei, weniger für Oel. Es deckt gut, doch nicht so gut wie Chromgelb, ist aber weniger giftig und haltbarer als dieses; mit Bremerblau liefert es ein schönes Grün. Auch beim Kochen von kohlensaurem Zinkoxyd mit Chromsäure entsteht ein basisches Salz. Essigsaures Zinkoxyd krystallisirt in talkartig glänzenden Tafeln, die schon an der Luft Essigsäure verlieren und sich dann nicht mehr völlig in Wasser lösen. Die wässerige Lösung reagirt sauer, bei der Sublimation liefert das trockne Salz Aceton, Kohlensäure ꝛc., aber auch ein Sublimat, welches wahrscheinlich saures essigsaures Zinkoxyd ist, während Zinkoxyd und Kohle zurückbleiben, die Lösung des essigsauren Zinkoxyds nimmt in der Wärme noch viel Zinkoxyd auf, gesteht dann aber beim Erkalten zu einer Gallerte, die beim Verdünnen mit Wasser basisches Salz absetzt. Man benutzt das essigsaure Zinkoxyd in der Medicin. Baldriansaures Zinkoxyd bildet luftbeständige, weiße, perlmutterglänzende Blättchen von schrumpfendem, etwas süßem Geschmack, es röthet Lackmus, löst sich in Wasser, Weingeist und Aether, schmilzt bei 140° und entwickelt beim Glühen dicke weiße Nebel, die mit blauer Zinkflamme verbrennen, während Zinkoxyd zurückbleibt. Das wasserfreie Salz ist officinell. Z. und Schwefel verbinden sich nicht direkt, Zinkspäne aber bilden beim Erhitzen mit Zinnober oder Kaliumsupersulfuret unter Explosion das dem Zinkoxyd entsprechende Schwefelzink, welches in der Natur als Zinkblende vorkommt und auch beim Erhitzen von Zinkoxyd mit Schwefel oder in Schwefelwasserstoff entsteht. Die Fällung des Schwefelzinks aus Zinksalzen ist schon erwähnt. Es ist weiß, wird durch Erhitzen gelblich und durch starke Säuren zersetzt. Wirft man Phosphor auf schmelzendes Z., so entsteht bleigraues, metallglänzendes, etwas dehnbares Phosphorzink. Beim Glühen von 6 Th. Zinkoxyd, 6 Th. Phosphorsäure und 1 Th. Kohlenpulver in einer Retorte sublimirt ein silberweißes, metallglänzendes Phosphorzink. Ueber die Verbindung des Z.s mit Chlor s. Chlorzink. Das Bromzink ist dem Chlorzink ähnlich, krystallisirt schwierig und sublimirt wasserfrei in weißen Nadeln, die an der Luft rasch zerfließen und auch in Alkohol und Aether löslich sind. Digerirt man Zinkspäne mit Jod und Wasser, so entsteht Jodzink, welches in zerfließlichen Krystallen erhalten werden kann; das wasserfreie Jodzink, durch direkte Vereinigung von Jod mit Z. erhalten, sublimirt in Nadeln, die an der Luft Jod ausgeben und Zinkoxyd hinterlassen. Cyanzink wird durch Blausäure aus einer Lösung von essigsaurem Zinkoxyd gefällt, es ist weiß, verflüchtigt sich theilweise beim Erhitzen, wird durch Säuren zersetzt und von Alkalien gelöst. Mit Cyankalium bildet es Kaliumzinkcyanid. Dies krystallisirt wasserfrei, ist luftbeständig und leicht löslich in Wasser. Die Lösung reagirt alkalisch, riecht nach Blausäure und Säuren fällen daraus zuerst Cyanzink.

Die hüttenmännische Gewinnung des Z.s besteht im Wesentlichen in der Ueberführung desselben in Oxyd und Reduktion des letzteren zu Metall. Da aber die Reduktion erst bei 1300° C. erfolgt und sich das Metall schon bei 1200° verflüchtigt, so kann es nur durch einen Destillationsprozeß erhalten werden. Der Galmei und das fast immer vorkommende Kieselzinkerz läßt man einige Zeit an der Luft liegen, um die Gebirgsart durch Verwittern leichter trennen zu können. Dann wird das Erz gebrannt, und zwar entweder in Schachtöfen (durch lagenweises Einschichten von Brennstoff unter das Erz oder durch Erhitzen des Erzes durch Flammenfeuerung) oder in Flammöfen (mit eigener Feuerung oder mit Heizung mit den Feuergasen aus den Destillröfen). Zinkblende muß gepulvert u. auf dem Herd eines Flammofens geröstet werden, die Umwandlung in Zinkoxyd ist aber schwierig und gelingt nur unvollständig. Die gebrannten oder gerösteten Erze werden mit 45 bis 46 Procent eines Gemenges von mageren Steinkohlen und Kokslein beschickt. Die Destillation geschieht in Muffeln, Röhren oder Tiegeln. Nach der schlesischen Methode, welche nicht nur in Oberschlesien, sondern auch in Stolberg bei Aachen, in Westphalen und Belgien üblich ist, bedient man sich $1^1/_2$ Zoll hoher und 5 Zoll langer thönerner Muffeln, welche mit 60 Pfd. Galmei beschickt werden. Die vordere Wand der Muffel hat zwei Oeffnungen, von denen die untere zum Entfernen der Destillationsrückstände dient. In der oberen steckt ein knieförmiges, abwärts gebogenes Rohr, durch welches die Dämpfe austreten. Eine Oeffnung im horizontalen Schenkel des Rohrs dient zum Beschicken der Muffel. Jeder Ofen faßt 20 Muffeln, welche zu beiden Seiten einer langen Rostfeuerung auf Bänken stehen, so daß sie von der Flamme umspült werden. Beim Beginn der Destillation verdichtet sich in dem noch kalten Rohr Zinkstaub (Zinkrauch mit 98 Proc. Z.), später folgt flüssiges Z., welches durch das abwärts gebogene Rohr abfließt. Nach 24 Stunden gibt man eine neue Beschickung und nach drei Beschickungen wird die Muffel entleert. Bei der Destillation verbrennen 2—4 Proc. Z. zu Oxyd. Das zuerst sich bildende Oxyd enthält fast alles Kadmium. 100 Centner Galmei geben 48 Centner Rohzink (Tropfzink) und 41 Proc. Centner durch Schmelzen gereinigtes Werkzink. Der bei letzterer Operation entstehende Abfall wird bei der nächsten Destillation in die Muffeln zurückgebracht. Man berechnet den Abgang nach dieser Methode auf 15 Proc. Nach der belgischen Methode destillirt man das Z. aus 3 Fuß langen, 6 Zoll weiten Thonröhren, die reihenweise, etwas gegen die Horizontale geneigt, neben und über einander liegen. Die Röhren sind an einem Ende verschlossen, mit dem andern berühren sie die

Digitized by Google

Vorderwand des Ofens und sind hier mit einer 10 Zoll langen Ansatzröhre versehen, an welche man noch eine 8 Zoll lange, innen mit Lehm ausgestrichene Eisenblechröhre schiebt, in welcher sich die Zinktropfen sammeln. Man macht in 24 Stunden zwei Destillationen, in den Eisenblechröhren sammelt sich ein Gemisch von Zinkstaub und Zinkoxyd, in den Ansatzröhren aber das flüssige Z., welches alle 2 Stunden ausgekratzt wird. Nach 12 Stunden werden die Röhren entleert. Die Ausbeute beträgt ungefähr 36 Proc. und mit Berücksichtigung des Z.s aus den Oxyden etwa 37,5 Proc. Bei der englischen Methode, welche jetzt meist durch die schlesische und belgische verdrängt ist, geschieht die Destillation aus $4^1/_4$ Fuß hohen verschlossenen Tiegeln, welche in der Mitte des Bodens eine Oeffnung haben. Durch diese begeben sich die Dämpfe in ein abwärts gerichtetes Rohr, in welchem sie sich verdichten. Die Beschickung erfolgt durch ein Loch im Deckel der Tiegel, welches später verschlossen wird. Auch das Loch im Boden der Tiegel wird durch ein Kokstückchen verschlossen, nach der Destillation entfernt man das Verdichtungsrohr, stößt das Kokstückchen fort und entleert den Tiegel durch die freigewordene Oeffnung. Das Erz in England ist fast immer nur geröstete Blende; solche wird auch zu Stolberg bei Aachen, in Westphalen, bei Linz, Mühlheim, in Tyrol und Graubünden verarbeitet. Nach einer andern Methode aber mischt man die Blende direkt mit einer zur gänzlichen Entschwefelung und zum Freimachen des Z.s hinreichenden Menge Eisenerz und wendet als Zuschlag gebrannten Kalk an. In neuerer Zeit hat man in Oberschlesien versucht, Z. und Roheisen gleichzeitig in einem Schachtofen zu gewinnen, wie überhaupt der Schachtofen jetzt vielfach zur Reduktion der Zinkerze empfohlen wird, um die Uebelstände zu beseitigen, welche an die Benutzung der Destillirgefäße geknüpft sind. Z. findet ausgedehnte technische Verwendung, die Zinkgießerei bildet einen wichtigen Industriezweig und liefert Ornamente, Statuen, Hausgeräthe ꝛc., Zinkblech ersetzt häufig das vorzügliche Weißblech und das theure Kupferblech, aus gewelltem Zinkblech werden allerlei Geräthe angefertigt, auch benutzt man dasselbe mehr und mehr beim Hochbau, zu Eisenbahnwagen u. allerlei Geräthen. Aehnliche Verwendung findet verzinktes Eisenblech. Telegraphendrähte werden mit Z. überzogen, weil das Z. das Eisen vor Rost schützt. Sehr viel Z. wird zum Trennen des Silbers vom Blei benutzt, auch die galvanischen Batterien konsumiren bedeutende Mengen und ebenso verwandelt man viel Z. in verschiedene Salze und in Zinkweiß. Von den Zinklegirungen sind Messing, Tombak, Bronze und Argentan die wichtigsten. Die Zinkproduktion kann gegenwärtig auf 2,553,000 Centner geschätzt werden. Davon kommen auf Schlesien 950,000, auf die rheinischen Gesellschaften 320,000, auf die Vieille Montagne 750,000 und die übrigen belgischen Gesellschaften 200,000 Centner; auf Spanien 62,000, auf England 160,000, auf Frankreich 15,000, Oesterreich 18,000, Polen 48,000 und auf Nordamerika 30,000 Ctnr.

Zinkblende, s. Blende.

Zinkeisen, Johann Wilhelm, deutscher Geschichtschreiber, geboren den 11. April 1803 zu Altenburg, studirte zu Jena und Göttingen erst Theologie, dann Geschichte und machte sich schon als Student durch Forschungen über den fränkischen Majordomus einen Namen, war darauf kurze Zeit Lehrer im blochmannschen Institut zu Dresden, wo er auch Vorlesungen über griechische Geschichte hielt, und lebte hierauf bis 1831 zu München. Nachdem er sich in Leipzig habilitirt, ging er im Frühjahr 1833 nach Paris, wo er sich mit historischen Studien beschäftigte, erhielt von Altenburg aus den Titel Professor und ward auf Alexander von Humboldts Empfehlung 1840 als Oberredakteur der „Preußischen Staatszeitung" nach Berlin berufen. Im Jahre 1848 verwandelte sich diese Zeitschrift in den „Preußischen Staatsanzeiger", den Z. noch bis 1851 redigirte. Seitdem zu Berlin privatisirend, † er hier den 5. Januar 1863. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Geschichte Griechenlands" (Bd. 1, Leipzig 1832); „Geschichte des osmanischen Reiches in Europa" (Hamburg und Gotha 1840—63, 7 Bde.); „Geschichte der griechischen Revolution" (Leipzig 1840, 2 Bde.); „Der Jakobinerklub" (Berlin 1852—55); „Drei Denkschriften über die orientalische Frage" (Gotha 1854).

Zinken (ital. cornetto, franz. cornet à bouquin, lat. lituus), eines der ältesten unter den jetzt noch bekannten Holzblasinstrumenten mit Tonlöchern, das jetzt fast ganz außer Gebrauch gekommen ist. Der Z. ist entweder ganz gerade, oder in Form eines S gebogen, das Rohr 2 Fuß lang, unten mit einem kleinen Schalltrichter. Auf der obern Seite des Rohres befinden sich 6 Tonlöcher für die Finger beider Hände, auf der untern Seite ein Tonloch für die Daumen der linken Hand. Das Mundstück ist dem der Trompete ähnlich, nur mit einem noch engern Loch. Der Tonumfang des Z.s reicht vom kleinen a bis zum dreimalgestrichenen c, der Ton ist schreiend und durchdringend. Die Stadtpfeifer hießen davon sonst Stadtzinkenisten. Bei den Orgeln heißen Z. die Pfeifen, welche den Ton dieses Blasinstruments nachmachen und zum Schnarrwerk gehören.

Zinken, in Baden Benennung für die abgesondert von den Dörfern liegenden, aber im Gemeindeverband mit ihnen stehenden Häuser und Höfe.

Zinkgelb, s. Zink.

Zinkgref, Julius Wilhelm, deutscher Dichter, geboren am 3. Juni 1591 zu Heidelberg, studirte daselbst die Rechte und bereiste von 1611 bis 1616 die Schweiz, Frankreich, England und die Niederlande. Während des dreißigjährigen Krieges mußte er als Generalauditeur bei der Besatzung zu Heidelberg nach Eroberung der Stadt (1623) die Flucht ergreifen und verlor dadurch fast sein ganzes Besitzthum. Er ging nach Frankfurt, von da nach Straßburg und ward später Landschreiber erst in Kreuznach, hernach in Alzei. Nach der Schlacht bei Nördlingen flüchtete er nach St. Goar, wo er am 1. Nov. 1635 †. Sein Hauptwerk ist die Sammlung deutscher Sprüchwörter („Deutsche Apophthegmata, das ist der Deutschen kluge Sprüche", Straßburg 1626 — 31 u. öfter), aus welcher eine umfassende Auswahl Guttenstein (Mannheim 1825)

Digitized by Google

besorgte. Als Dichter neigte er sich der volksmäßigen Weise Weckherlins zu. Am höchsten steht sein „Soldatenlob" (Frankfurt 1632), eine Nachahmung des Tyrtäus. Eine Auswahl seiner Dichtungen befindet sich in Müllers „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts" (Bd. 7).

Zinkographie, die Kunst, in Zinkplatten Bilder für den Druck herzustellen. Eine Zinkplatte nimmt von jedem frischen oder wieder aufgefrischten Firnißdruck leicht einen Ueberdruck an, der sich mit schwachen Säuren ätzen läßt. Ueberwalzt man das Bild dann mit einer schnell trocknenden Asphaltfarbe, so kann man weiter ätzen, und indem man dies Verfahren fortsetzt und allmählig stärkere Säuren nimmt, erhält man endlich die erforderliche Tiefe und Höhe. Eine solche Platte ist für manche Zwecke recht gut verwendbar. Die Z. als Vertreterin des Kupfer- und Stahlstichs wurde besonders von Eberhard gepflegt. Die Z. erweist sich besonders zu Radirungen u. Federzeichnungen brauchbar, doch erfordert das Aetzen große Uebung. Verschiedene in Zinkdruck ausgeführte Bildwerke, z. B. Stuarts „Alterthümer von Athen", enthalten manche gelungene Blätter. Im Abdruck zeigen sich die Zinkplatten sehr dauerhaft, wenn sie sich erst mit einer harten, glasigen Oxydschicht bedeckt haben. Die Bildung der letzteren kann durch Alkalien befördert werden. Indeß scheint die Benutzung des Zinks statt des Kupfers nirgend mehr Statt zu finden, so daß es nur noch als Surrogat des lithographischen Steins einige Bedeutung behalten hat. Vorzüge vor dem Stein besitzt das Zink nicht, die Stahlfeder arbeitet auf demselben nicht gut, und wenn auch die auf einer gekörnten Platte gemachten Kreidezeichnungen ganz gut ausfallen, so ist doch die Form des Metalls dem Zeichner unbequem. Für den Ueberdruck eignet sich das Zink in sofern, als es denselben leicht annimmt, dagegen bleibt das saubere Abdrucken schwieriger als beim Stein. Man feuchtet hierbei mit Wasser, welches Gummi, Syrup oder dergleichen enthält, dadurch soll eine bessere Abstoßung hervorgebracht werden, aber die Gefahr des Schmutzens kann doch nicht ganz beseitigt werden. Die Leichtigkeit und Handlichkeit der Zinkplatten dem schwerfälligen Stein gegenüber kann vielleicht noch unter besonderen Verhältnissen ausgebeutet werden. Durch die Raguaneaupresse hat man die Z. allgemein zugänglich zu machen gesucht.

Zinksalze (Zinkoxydsalze), s. Zink.

Zinkspath, s. Galmei.

Zinkvitriol, s. Zink.

Zinkweiß (Zinkoxyd), Farbmaterial, dient, seiner weißen Farbe u. seines Deckvermögens wegen, als Anstrichfarbe. Man benutzt zur Bereitung desselben das im Handel vorkommende tafelförmige schlesische oder belgische Zink, welches in thonernen Retorten, die den Gasretorten ähnlich sind, oxydirt wird. Acht derartige Retorten liegen in 2 rückwärts zusammenstoßenden Flammöfen, sie werden zum Weißglühen erhitzt und dann jede mit 1—2 Zinktafeln beschickt. Die entstehenden Zinkdämpfe entweichen durch ein Mundloch und verbrennen alsbald durch einen bis auf etwa 300° erwärmten Luftstrom, welcher gerade unterhalb des Mundlochs ausmündet. Das entstandene äußerst lockere Pulver wird durch den Luftstrom in Kammern geführt, in welchen es sich nach und nach absetzt. Das in der ersten Kammer enthaltene Zinkoxyd ist unrein und durch metallisches Zink, fremde Metalloxyde und wohl auch Zinkoxyd grau gefärbt. Es kommt als Zinkgrau in den Handel. Man erhält aus 100 Theilen Zink selten mehr als 112 Theile Z. (die Rechnung fordert 124). Z. ist ein Surrogat des Bleiweißes, es besitzt wohl eine geringere Deckkraft als dieses, da 5 Zinkweißanstriche nöthig sind, wo 3 Bleiweißanstriche ausreichen, aber man reicht mit 1 Centner Z. bei beinahe gleichem Preise viel weiter als mit 1 Centner Bleiweiß. Der Vortheil der größeren Wohlfeilheit wird aber zum größten Theil dadurch kompensirt, daß der Zinkweißanstrich mehr Arbeit und mehr Firniß kostet als der Bleiweißanstrich. Z. erfordert etwa 5 Theile trocknendes Oel, Bleiweiß nur 3 Theile. Für Lackirarbeiten ist das Z. dem Bleiweiß unbedingt vorzuziehen. Die Vortheile des Zinkweißanstrichs werden besonders darin gefunden, daß das Z. durch Schwefelwasserstoff nicht schwarz wird und auf die Gesundheit des Menschen nicht so nachtheilig wirkt wie Bleiweiß. Das Gelbwerden des Oelanstrichs rührt vom Oel her, und daher dunkelt ein Zinkweißanstrich mehr als ein Bleiweißanstrich, weil er mehr Oel enthält. Dieses größeren Oelgehalts halber eignet sich Zinkweißanstrich besonders für Gegenstände, welche feuchter Luft ausgesetzt sind.

Zinn (lat. stannum, franz. étain, engl. tin), chemisch einfacher Körper, findet sich in der Natur nicht sehr verbreitet und wohl nie gediegen, sondern meist oxydirt als Zinnoxyd (Zinnstein), aus welchem es durch einen einfachen Reduktionsprozeß gewonnen wird. Das Z. des Handels ist im Allgemeinen sehr rein und enthält nur geringe Mengen von Kupfer, Eisen, Wismuth und Arsen; am reinsten ist das Bankazinn und das englische Kernzinn, chemisch rein erhält man das Metall durch Reduktion des mit Salpetersäure bereiteten und gut ausgewaschenen Oxyds mit Ruß. Das Z. ist silberweiß mit einem geringen Stich ins Bläuliche, sein Glanz kommt dem des Silbers sehr nahe, es ist nächst dem Blei das weichste der Metalle, doch nimmt es die Eindrücke des Fingernagels kaum mehr an. Beim Biegen knirscht es um so stärker, je reiner es ist, und zwar in Folge einer Verschiebung der Krystalle, aus welchen es besteht. Wiederholt man das Biegen rasch einige Male, so wird die Stange an der Biegungsstelle so heiß, daß man sie nicht mit der Hand anfassen kann. Das Z. ist außerordentlich geschmeidig u. läßt sich zu dünnen Blättern ausstrecken (Stanniol, s. d.). Die Dehnbarkeit ist geringer. Beim Reiben ertheilt das Z. dem Finger einen eigenthümlichen, lange anhaftenden Geruch. Das specifische Gewicht des reinen Z.s ist 7,285 und kann durch Hämmern u. Walzen auf 7,29 erhöht werden. Das Z. des Handels hat wegen seiner Verunreinigungen gewöhnlich ein specifisches Gewicht von 7,5—7,6. Bei 200° C. ist das Z. so spröde, daß es durch Schlag und Fall zerspringt, bei 230° schmilzt es und in sehr hoher Temperatur verdampft es. Beim Erstarren bilden sich Krystalle, welche in eisblumenartiger Zeichnung sich-

Digitized by Google

bar werden, wenn man die Oberfläche von gegossenem Z. mit verdünnter Säure ätzt (moiré métallique). Gießt man auf eine Lösung von Zinnchlorür vorsichtig Wasser und stellt man einen Zinkstab in die Flüssigkeit, so überzieht sich derselbe mit glänzenden Prismen von Z. Dient das Z. zu Gußwaaren, so hängen Glanz und Festigkeit gänzlich von der Temperatur beim Ausgießen ab; war das Metall so stark erhitzt, daß es Regenbogenfarben zeigte, so erscheint es nach dem Erstarren auf der Oberfläche gestreift und rothbrüchig, war es dagegen sehr wenig heiß u. daher matt auf der Oberfläche, so ist es auch nach dem Erstarren matt und kaltbrüchig. Glanz, Härte und Klang sind am größten, wenn das Z. bis zum beginnenden Glühen erhitzt in die Formen gebracht und rasch abgekühlt wird. Man muß also hiernach verfahren, wenn z. B. Schraubengewinde hergestellt werden sollen, während man es nicht zu stark erhitzen darf, wenn das Z. zur Darstellung von Folien und Stanniol weich und dehnbar bleiben soll. An der Luft u. selbst im Wasser hält sich der Glanz des Z.s ziemlich unverändert, auf geschmolzenem Z. bildet sich aber eine aus Zinnoxydul und metallischem Z. bestehende Haut (Zinnkrätze) und bei fortgesetztem Schmelzen geht endlich das Metall vollständig in gelblichweißes Oxyd (Zinnasche) über. Bei Weißglühhitze verbrennt das Z. mit leuchtender Flamme. Es löst sich in Salzsäure zu Chlorür, wird von verdünnter Schwefelsäure wenig angegriffen, von koncentrirter aber unter Entwickelung von schwefliger Säure in schwefelsaures Zinnoxydul verwandelt. Verdünnte Salpetersäure löst das Z. in der Kälte ohne Gasentwickelung, indem sich Ammoniaksalz bildet, koncentrirte Salpetersäure oxydirt das Z. schnell zu unlöslicher Zinnsäure, Königswasser löst es zu Chlorid. Koncentrirte heiße Natronlauge löst das Z. unter Wasserstoffentwickelung zu zinnsaurem Natron. In Schwefelwasserstoff läuft es bei gewöhnlicher Temperatur nicht an. Im Handel schätzt man am meisten die ostindischen Zinnsorten von Banka und Malakka. Letzteres (straits tin) kommt in vierkantigen Blöcken von 1—2 Pfund, das Bankazinn in Barren von 40—130 Pfund vor, es ist das reinste u. theuerste und heißt old tin, das Z. von andern ostindischen Plätzen now tin. Die geringste Sorte ist das Z. von Para. Das englische Kornzinn (grain tin), welches dem indischen nahe steht, wird aus dem Seifengebirge (stream tin), das unreinere Blockzinn (block tin) aus dem auf Gängen noch anstehenden Erz (mine tin) durch Grubenbetrieb gewonnen. Es kommt in Blöcken oder fingerdicken Stangen in den Handel. Ein Reinigungsprozeß liefert das refined tin. Das sächsische, böhmische und mexikanische Z. steht dem englischen und ostindischen weit nach. Kleine Beimengungen fremder Metalle beeinträchtigen die Eigenschaften des Z.s. 1 Proc. Kupfer macht das Z. härter und weniger geschmeidig und wirkt nachtheilig auf die Farbe, ohne jedoch den Glanz zu vermindern, 0,5 Proc. Eisen macht Farbe und Glanz unansehnlich, 0,5 Proc. Arsen vermindert den Glanz und die Festigkeit und färbt das Z. weißgrau, 1 Proc. Blei macht das Z. matt und grau, 0,5 Proc. Antimon und Wismuth beeinträchtigen die Geschmeidigkeit und geben dem Z. ein krystallinisches Ansehen.

Man kennt drei Oxydationsstufen des Z.s: ein Oxydul, aus gleichen Aequivalenten Z. u. Sauerstoff bestehend, ein Oxyd, welches mehr den Charakter einer Säure als den einer Base besitzt und auf 1 Aequivalent Z. 2 Aeq. Sauerstoff besitzt, und endlich ein intermediäres Sesquoxydul. Aus der Lösung von Z. in Salzsäure fällen kohlensaure Alkalien weißes Zinnoxydulhydrat, welches sich beim Erhitzen in sauerstofffreier Luft in dunkelbraunes, fast schwarzes Oxydul verwandelt. Das Oxydulhydrat löst sich in Kalilauge u. diese Lösung gibt beim schnellen Verdampfen zinnsaures Kali und Zinn, beim langsamen Verdampfen aber scheidet sich Oxydul in Krystallen aus. Dasselbe kann in drei Modifikationen (schwarz, olivenfarbig und roth) erhalten werden, es bleibt bei gewöhnlicher Temperatur an der Luft unverändert, entzündet sich aber in Berührung mit einem glühenden Körper und verbrennt sehr lebhaft zu Oxyd; es wird von Säuren gelöst, aber nicht so leicht wie das Hydrat, Alkalien lösen nur das letztere. Die Zinnoxydulsalze sind farblos oder gelblich, schmecken herbe metallisch, absorbiren Sauerstoff aus der Luft und wirken stark desoxydirend, sie fällen Quecksilber, Silber und Platin metallisch aus ihren Lösungen und verwandeln Eisenoxydlösungen in Eisenoxydullösungen. Kali und kohlensaures Kali und Natron fällen weißes Oxydulhydrat, welches sich im Ueberschuß des Fällungsmittels löst, Ammoniak löst den Niederschlag nicht, Schwefelwasserstoff fällt schwarzes Schwefelzinn, welches in farblosem Schwefelammonium unlöslich ist, Blutlaugensalz fällt weißes gelatinöses Zinneisencyanür, Jodkalium gelbliches käsiges Jodür, das bald roth wird. Cyankalium gibt einen weißen, im Ueberschuß des Fällungsmittels unlöslichen Niederschlag, Goldchlorid erzeugt in verdünnten Lösungen einen bräunlich purpurfarbenen Niederschlag (Goldpurpur, s. d.) und aus Quecksilberchlorid fällt das Zinnchlorür weißes Quecksilberchlorür, welches sich durch mehr Zinnchlorür in metallisches Quecksilber verwandelt. Schwefelsaures Zinnoxydul entsteht beim Behandeln von überschüssigem Z. mit warmer koncentrirter Schwefelsäure, es löst sich leicht in Wasser, aber die Lösung scheidet bald basisches Salz ab, es krystallisirt, bildet mit den schwefelsauren Alkalien unbeständige Doppelsalze und hinterläßt beim Glühen Zinnoxyd. Eine mit Schwefelsäure versetzte Lösung von Zinnsalz, welche neben Chlorür auch Schwefelsäuresalz enthält, wird in der Färberei als Beize benutzt (Bancrofts Beizmittel). In kalter verdünnter Salpetersäure löst sich Zinnoxydul zu salpetersaurem Zinnoxydul; beim Erwärmen zersetzt sich die Lösung unter Ausscheidung von Oxydhydrat. Kohlensaures Zinnoxydul existirt nicht. Das Zinnsesquoxydul wird aus einer gemischten Lösung von 1 Aequivalent Zinnchlorür u. 1 Aeq. Zinnchlorid durch Ammoniak gefällt und löst sich im Ueberschuß des Fällungsmittels auf.

Zinnoxyd (Zinnsäure) findet sich in der Natur als Zinnstein und entsteht bei anhaltendem starken Erhitzen von Z. an der Luft. Leitet man

Digitized by Google

Zinnchlorid- und Wasserdämpfe durch eine rothglühende Porzellanröhre, so bilden sich farblose Krystalle von Zinnoxyd, die Diamantglanz besitzen, dem Brookit ähnlich sind (so daß also Zinnoxyd mit Titansäure isomorph ist) und Glas mit Leichtigkeit ritzen; sie sind in Säuren unlöslich und werden nur von schmelzendem Kalihydrat aufgenommen. Ebenso verhalten sich das durch Verbrennen des Z.s und durch Glühen des Hydrats erhaltene Oxyd. Das durch Salpetersäure erhaltene weiße pulverförmige Zinnoxydhydrat und das aus Zinnchlorid durch kohlensauren Kalk gefällte, welches zu gummiartigen Stücken eintrocknet, weichen in ihren Eigenschaften so wesentlich von einander ab, daß man von zwei verschiedenen Modifikationen sprechen muß. Man unterscheidet daher das mit Salpetersäure bereitete als Metazinnoxyd (Metazinnsäure) von dem gewöhnlichen Zinnoxyd. Letzteres wird von überschüssiger Salpetersäure leicht gelöst und löst sich ebenso schon in der Kälte in koncentrirter Salzsäure. Metazinnoxydhydrat nimmt letztere wohl auf, löst sich aber nicht darin, sondern erst nach dem Abgießen der überschüssigen Säure in Wasser. Durch viele Salze, besonders durch schwefelsaures Natron u. salpetersaures Ammoniak, sowie durch anhaltendes Kochen nach starker Verdünnung werden aus beiden Lösungen die Hydrate vollständig gefällt. Destillirt man die Lösung des Metazinnoxydhydrats, so geht fast nur Wasser u. Salzsäure über und in der Retorte bleibt Metazinnoxydhydrat zurück. Dagegen verhält sich eine Lösung des Zinnoxydhydrats wie eine Lösung von Zinnchlorid, indem nur sehr wenig Zinnoxyd in der Retorte zurückbleibt. Die Lösung von Zinnoxydhydrat in Salzsäure oder von Zinnchlorid wird durch eine Lösung von Zinnchlorür nicht verändert, während die Lösung von Metazinnoxydhydrat in Salzsäure dadurch gelb gefärbt wird; ebenso fällt Schwefelsäure die letztere, aber nicht die erstere Lösung, falls diese nicht zu verdünnt ist. Aus dem Niederschlag kann die Schwefelsäure mit Wasser vollständig ausgewaschen werden. Aus ihren Lösungen in Kalilauge werden beide Oxyde unverändert wieder gefällt, steht aber eine verdünnte Lösung von Zinnchlorid sehr lange, so zeigt sie endlich das Verhalten einer Lösung von Metazinnoxydhydrat in Salzsäure. Weinsäure verhindert diese Umwandlung. Ebenso scheidet sich Metazinnoxydhydrat ab, wenn man die Lösung des Zinnchlorids anhaltend mit Salpetersäure kocht, oder wenn man die alkalische Lösung von Zinnoxydhydrat der Luft aussetzt. Erhitzt man dagegen Metazinnoxydhydrat mit einem großen Ueberschuß von Kalihydrat, so resultirt eine lösliche Verbindung, welche auf Zusatz einer Säure Zinnoxydhydrat gibt. Das geglühte und das krystallisirte Zinnoxyd kann man als eine dritte Modifikation betrachten, welche durch Glühen mit überschüssigem Alkali eine Verbindung der andern Modifikation gibt. Das Zinnoxyd färbt Lackmusroth, und seine Verbindungen mit Basen betrachtet man daher auch wie Salze. Das zinnsaure Kali krystallisirt mit 4 Aeq. Wasser, ist sehr löslich in Wasser, unlöslich in Alkohol und reagirt stark alkalisch. Das zinnsaure Natron ist in heißem Wasser weniger löslich als in kaltem und kann auf Grund dieses Verhaltens leicht von überschüssiger Natronlauge getrennt werden. Es erleidet als Präparirsalz (Grundirsalz) Anwendung in der Kattundruckerei und bietet vor andern Zinnbeizen den Vortheil dar, daß sich sein Zinnoxyd sehr leicht abscheidet. Es entsteht, wenn man Zinnoxyd mit Natronhydrat schmelzt oder mit Natronlauge kocht, wenn man Z. mit Natronhydrat und Braunstein oder Chilisalpeter schmilzt oder mit Natronlauge und salpetrigsaurem Natron kocht, endlich auch, wenn man Bleioxydnatron mit Z. zersetzt. Man bereitet es auf verschiedene Weise und benutzt vortheilhaft das Z. der Weißblechabfälle. Häffely kocht in einem Metallgefäß 70—80 Pfund Bleiglätte mit 45 Pfd. Natronlauge von 1,35 specifischem Gewicht und setzt 16 Pfd. gelörntes Z. hinzu. Die Lösung ist sofort verwendbar, das ausgeschiedene Blei wird gewaschen und auf einer fast zum Rothglühen erhitzten Eisenplatte bei Luftzutritt wieder zu Glätte oxydirt. Roberts und Dale erhitzen Z. oder Weißblechabfälle mit Natronlauge im eisernen Kessel zum Sieden und setzen dann so viel salpetrigsaures Natron hinzu, als zur Lösung des Z.s erforderlich ist. Letzteres wird zu Zinnoxyd oxydirt, während Ammoniak entweicht. Verdampft man die Lösung des Präparirsalzes auf 1,3 specifisches Gewicht, so krystallisirt zinnsaures Natron mit 3 Atomen Wasser. Erkaltet die Lösung unter Umrühren, so gibt sie Krystalle mit 8 At. Wasser. Im Handel kommt das Präparirsalz meist in Lösung oder als weiße Salzmasse vor. In England benutzt man auch häufig ein Doppelsalz von zinnsaurem und arsensaurem Natron. Die Zinnsäuresalze der alkalischen Erden, Erden und Erzmetalloxyde sind unlöslich und können durch Wechselzersetzung dargestellt werden. Metazinnsaures Kali scheidet sich aus der Lösung des Metazinnoxydhydrats in verdünnter Kalilauge als weißer körniger Niederschlag aus, wenn man Stücke von Aetzkali hineinwirft; es löst sich in Wasser, reagirt alkalisch, kann aber nicht krystallisirt erhalten werden. Während zinnsaures Kali nach dem Glühen noch in Wasser löslich ist, zieht Wasser aus dem geglühten metazinnsauren Kali fast nur Kali aus. Legt man das Salz einige Tage in Kalilauge oder schmelzt man es mit Kalihydrat, so verwandelt es sich in zinnsaures Kali. Das metazinnsaure Natron ist schwierig in Wasser löslich und wird sowohl trocken als in Lösung schon bei geringer Temperaturerhöhung zersetzt. Die Metazinnsäuresalze anderer Basen sind unlöslich. Das Zinnoxyd kann auch die Rolle einer Base spielen, und wenn man Z. mit überschüssiger Schwefelsäure erhitzt, so verwandelt es sich in schwefelsaures Zinnoxyd. Zinnoxydhydrat löst sich reichlich in Salpetersäure, und bei gehöriger Koncentration der Säure scheiden sich aus der Lösung seidenglänzende Schuppen aus, die man als salpetersaures Zinnoxyd betrachten kann. Beim Erhitzen zersetzt sich die Lösung und es fällt Zinnoxydhydrat nieder. Phosphorsaures Natron fällt aus Zinnchloridlösung weißes phosphorsaures Zinnoxyd, welches sich zu einem Glase schmelzen läßt. Chromsaures Kali fällt aus Zinnchloridlösung citronengelbes chromsaures Zinnoxyd, welches beim

Digitized by Google

Trocknen braungelb durchscheinend wird und geglüht einen violetten Rückstand hinterläßt. Dieser (zinnsaures Chromoxyd?) ist in dem Mineralfack (Pink-colour) enthalten, welcher auf Glasuren das dunkelste Violett bis hellste Rosa liefert und hauptsächlich in der Porzellan- und Fayencemalerei, aber auch in der Oel- und Wassermalerei, Buntpapierfabrikation ꝛc. angewandt wird. Nach Lüdersdorff soll man den gut ausgewaschenen Niederschlag noch naß mit dem halben Volumen Salpeter zusammenreiben und nach dem Trocknen in geschmolzenen, schwach glühenden Salpeter nach und nach eintragen. Das nach dem Erkalten ausgewaschene Pulver wird allein noch einmal 2—3 Stunden lang heftig geglüht. Das Zinnoxyd findet vielfache Verwendung in der Technik. Es macht die Glasflüsse undurchsichtig, milchweiß und wird deshalb zur Darstellung des Milchglases, des Emails und der milchweißen undurchsichtigen Glasur benutzt. Man gebraucht zu diesem Zweck gewöhnlich das aus einem Gemisch von Z. und Blei durch Erhitzen unter Luftzutritt erhaltene, gemengte Oxyd (Zinnasche). Sehr fein zerriebenes und geschlämmtes Oxyd oder das aus oxalsaurem Zinnoxydhydrat dargestellte Oxyd wird als Polirmittel für Glas und Stahl benutzt. Man fällt eine heiße Lösung von 2 Theilen Zinnsalz in 12 Th. Wasser mit einer Lösung von 1 Th. Oxalsäure in 6 Th. Wasser, wäscht den Niederschlag gut aus, trocknet ihn und erhitzt ihn in einer geräumigen flachen Porzellanschale bis zur völligen Zersetzung.

Z. und Schwefel vereinigen sich bei hoher Temperatur unter Feuererscheinung zu dem dem Oxydul entsprechenden Sulfuret, welches bleigrau, blättrig krystallinisch ist u. sich unter Entwickelung von Schwefelwasserstoff vollständig in Salzsäure löst. Dies aus Zinnoxydulsalzen gefällte Sulfuret ist ein schwarzes Pulver, welches sich in schmelzendem wasserfreien Zinnchlorür löst und beim Erkalten in zahllosen kleinen Blättchen krystallisirt. Mit überschüssigem Schwefel schwach geglüht verwandelt sich das Sulfuret in graugelbes Sesquisulfuret, welches bei höherer Temperatur wieder in Schwefel und Sulfuret zerfällt. Zinnsulfid (Zinnbisulfuret, Zweifach-Schwefelzinn) wird durch Schwefelwasserstoff aus Zinnchlorid gefällt und bildet ein braungelbes Pulver, welches seinen Wassergehalt beim Erhitzen unter Dekrepitation verliert. Ueber die Darstellung des Sulfids auf trockenem Wege s. Musivgold. Alkalien und alkalische Sulfurete lösen das Sulfid leicht auf. Letztere Lösung enthält Sulfostannat, erstere auch noch Stannat. Phosphor und Z. vereinigen sich in höherer Temperatur direkt zu einer schmelzbaren Verbindung, welche nach dem Erstarren silberweiß, blättrig krystallinisch ist und 15 Proc. Phosphor enthält. Wenn man Z. in Salzsäuregas oder mit Quecksilberchlorid erhitzt, so erhält man wasserfreies Zinnchlorür, welches bei 250° C. schmilzt, in der Nähe der Glühhitze (nicht ohne Zersetzung eines Theils) verdampft und zu einer weißen, fettglänzenden, krystallinischen Masse erstarrt. Eine Lösung des Chlorürs erhält man beim Behandeln des Z.s mit Salzsäure, wobei die Lösung sehr befördert wird, wenn man das Z. mit einem Stück Platin berührt. Das Zinnchlorür kommt in großen durchsichtigen Krystallen als Zinnsalz in den Handel, es verliert, vorsichtig bis 100° C. erhitzt, den größten Theil seines Wassers, wo nicht alles; rasch erhitzt entweicht salzsäurehaltiges Wasser, indem ein Oxychlorür zurückbleibt, aus welchem in höherer Temperatur reines Chlorür abdestillirt werden kann. Das Zinnchlorür reagirt sauer, schmeckt höchst unangenehm, herbe metallisch und ist sehr giftig, es löst sich in wenig Wasser vollständig auf, wird aber durch mehr Wasser theilweise zersetzt, indem sich basisches Chlorür ausscheidet. Die Krystalle und die Lösung des Chlorürs absorbiren Sauerstoff und in Folge dessen scheidet sich Zinnoxychlorid ab. Die Lösungen des Chlorürs sind daher fast immer trübe, können aber durch Digestion mit Z. unter Zugabe von etwas Wasser geklärt werden. Weinsäure und Salmiak verhindern die Zersetzung des Salzes durch Wasser, erstere, indem sie das basische Salz löst, letzterer durch Bildung eines Doppelsalzes, welches weniger zersetzbar ist. Kalilauge löst das Zinnsalz vollständig auf und beim Erwärmen scheidet sich aus der Lösung Oxydul oder Metall ab. Zinnchlorür wirkt höchst desoxydirend und dient in der Färberei zur Reduktion des Indigo, Eisen- und Manganoxyd auf Geweben und Entfernung derselben. Es wird aber auch als Beizmittel angewandt, namentlich zur Darstellung der rothen Farben mit Cochenille. Geringe Spuren desselben, welche mit der Haut in Berührung kommen, ertheilen derselben einen widerwärtigen, fischähnlichen Geruch. Kaliumzinnchlorür und Ammoniumzinnchlorür können in guten Krystallen erhalten werden. Leitet man über erhitztes Z. oder Zinnchlorür trocknes Chlorgas, oder erhitzt man einen Theil Zinnspäne mit 4—5 Theilen Quecksilberchlorid, so erhält man wasserfreies Zinnchlorid (Spiritus fumans Libavii), welches sehr dünnflüssig, farblos und höchst ätzend ist, noch bei 20° C. flüssig bleibt, an der Luft raucht und bei 115,4° C. siedet. An der Luft zieht es allmählig Wasser an und bildet Krystalle mit 3 Aeq. Wasser. Vermischt man es mit ½ seines Gewichts Wasser, so erstarrt es zu einer krystallinischen Masse (Zinnbutter). Es löst sich in Wasser vollständig, die Lösung zersetzt sich theilweise beim Verdampfen und es bleibt Zinnoxyd zurück. Eine wässerige Lösung des Zinnchlorids wird erhalten, wenn man Z. mit Salpeter- und Salzsäure erhitzt. Hierbei entsteht leicht etwas Zinnchlorür, was indeß manchen Zwecken der Färberei vollkommen entspricht. Die Färber bereiten daher die als Beize dienende Zinnkomposition (Physik) gewöhnlich auf die angegebene Weise und ändern das Verhältniß zwischen Salzsäure und Salpetersäure vielfach ab. Am besten verwandelt man das Zinnchlorür durch Chlor in Zinnchlorid, und aus einer solchen Lösung kann man dann Krystalle mit 5 Aeq. Wasser erhalten. Besonders schön werden diese Krystalle von Gerlach in Kalk bei Deutz geliefert; sie zerfließen an der Luft, schmelzen aber in den Sommermonaten auch in verschlossenen Gefäßen im eigenen Krystallwasser. Dies Präparat löst sich vollständig in Wasser, während das mit Salpetersäure bereitete Metazinnoxydhydrat fallen läßt. Nach Dullo

Digitized by Google

enthält das gerlachsche Salz Phosphorsäure. Eine Zeitlang kam auch Zinnchlorid mit 8 Aeq. Wasser krystallisirt in den Handel, dasselbe ist indeß allzu zerfließlich. Das amorphe Zinnchlorid des Handels enthält häufig fremde Salze, wie Kochsalz, Salpeter ꝛc. Von den Doppelsalzen des Zinnchlorids ist das Ammoniumzinnchlorid oder Pinksalz (s. d.) das wichtigste. Zinnchlorid absorbirt Ammoniak und gibt damit eine weiße pulvrige Verbindung, die sublimirt werden kann und sich ohne Zersetzung in Wasser löst. Auch mit Phosphorwasserstoff, Stickoxyd, Phosphorsuperchlorid, Cyanwasserstoff ꝛc. bildet das Zinnchlorid eigenthümliche Verbindungen. Zinnbromür ist eine weiße krystallinische Masse, die an der Luft erhitzt Zinnbromid gibt und Zinnoxyd zurückläßt; Zinnbromid ist fest, weiß, sublimirt in Nadeln und raucht an der Luft. Zinnjodür bildet gelbrothe, in Wasser unzersetzt lösliche Nadeln, die sich beim Schmelzen unter Abschluß der Luft in eine tiefrothe Masse von gleicher Zusammensetzung verwandeln. Bei Zutritt der Luft erhitzt sublimirt Zinnjodid und ein Oxyjodür bleibt zurück. Cyankalium bringt in seinen Chlorür- und Zinnchloridlösungen weiße Niederschläge hervor.

Die Gewinnung des Z.s beginnt mit der unter Umständen sehr mühsamen Aufbereitung der Erze. Das Erz der Seifen kann auf einem großen Schlämmgraben gewonnen werden, indem die erdigen Beimengungen von der Herdfläche weggespült werden und nur die schwereren Theile, aus Geschieben, welche Zinnerz eingesprengt enthalten, bestehend, auf dem Herd zurückbleiben. Die auf Gängen vorkommenden Zinnerze sind oft mit so viel Bergart und anderen Erzen gemischt, daß ihre Gewinnung die größten Schwierigkeiten bereitet. Man zerpocht sie und schlämmt die specifisch leichteren Theile fort. Mit dem Zinnoxyd bleiben dann Erze, wie Arsen-, Schwefel-, Kupferkies, Magneteisenstein, Zinkblende ꝛc., zurück. Diese werden durch Röstarbeit zum Theil verflüchtigt, zum Theil in leichte und zerreibliche Oxyde übergeführt. Man gewinnt bisweilen bei dieser Röstarbeit arsenige Säure als Nebenprodukt, und aus stark kupferhaltigen Erzen kann man nach dem Rösten Kupfervitriol extrahiren. Dann schlämmt man wieder, um die aufgeschlossenen Erze fortzuschaffen. Die auf diese Weise nicht zu entfernenden Erze werden in Sachsen mit Hülfe von verdünnter Salzsäure löslich gemacht und dann ausgewaschen. Die aufbereiteten Erze werden im Schachtofen oder im Flammofen verschmolzen. Nach dem zu Altenberg in Sachsen gebräuchlichen Verfahren schichtet man das Erz mit $^1/_4$ seines Gewichts Zinnschlacken in einem 10 Fuß hohen Schacht, dessen Schicht mit Fluggestübekammern in Verbindung steht. Das reducirte Z. fließt neben Schlacke auf einen Vorherd und von da in einen eisernen Kessel. In 24 Stunden werden 30—36 Centner Zinnstein verschmolzen und daraus 15 Centner Z. gewonnen. Die fallenden Schlacken enthalten bis 30 Procent Z. und werden gegen Ende der Campagne für sich verschmolzen. Das gewonnene Z. enthält Eisen und Arsen und muß durch Aussaigern (Pauschen, Durchlassen) gereinigt werden. Dies geschieht, indem man das geschmolzene Metall durch eine 8 Zoll hohe Schicht glühender Kohlen gießt, die sich auf dem Pauschherd befindet. Das reine Z. fließt in einen Tiegel, während die schwerer schmelzbaren Metalle halb erstarrt und mit etwas Z. vermischt zwischen den Kohlen zurückbleiben (Saigerdörner). In Cornwall werden die Erze auf dem Herd eines Flammofens reducirt, da aber hierbei die Temperatur eine höhere ist, so werden auch manche Metalloxyde reducirt, die bei dem ersten Verfahren in die Schlacke gehen. Dagegen ist der Brennmaterialverbrauch und der Zinnverlust bei der Arbeit im Flammofen geringer. Ein Schmelzposten von 15—20 Centnern mit 66 Procent Z. wird mit 10—20 Proc. Steinkohlenklein vermischt und geschmolzen. Nach 6—7 Stunden ist die Reduktion vollendet, so daß das Z. abgestochen werden kann. Beim Aussaigern des Rohzinns sucht man dasselbe bei möglichst niederer Temperatur zu schmelzen, damit die schwerer schmelzbaren Verunreinigungen auf dem Herd des Flammofens zurückbleiben. Auf das Aussaigern folgt das Polen, welches darin besteht, daß man das Z. in dem Läuterkessel durch grünes Holz zum Aufschäumen bringt oder auf andere Weise in Bewegung setzt. Die hierdurch vergrößerte Oberfläche des Metalls soll zur Oxydation der Verunreinigungen beitragen, welche sich als Poldreck abscheiden. Läßt man dann das Z. in Ruhe, so sinken die schweren Zinneisenlegirungen zu Boden und die obersten Schichten des Kessels geben das reinste Metall.

Das Z. findet sehr mannichfache Verwendung, es dient zum Verzinnen, zur Bereitung von Stanniol und in Bleilegirung zur Darstellung von Gefäßen; mit Kupfer gibt es viele wichtige Legirungen, wie Bronze, Kanonenmetall, Glockenspeise ꝛc. Außerdem sind die Zinnpräparate für die Technik von großer Wichtigkeit. Die Zinnproduktion in Europa beträgt 174,000 Centner. Davon kommen auf England 169,000, auf Spanien 250, Sachsen 3350, Oesterreich 920 und Rußland und Polen 480 Centner.

Zinna, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Jüterbogk-Luckenwalde, an der Nuthe, hat starke Woll- und Leinweberei und 1800 Einw. Z. hatte im Mittelalter ein reiches Kloster, in welchem 1449 der langjährige Streit zwischen Brandenburg und dem Erzstift Magdeburg durch einen Vertrag geschlichtet wurde und 1667 die Vereinigung zwischen Kursachsen und Kurbrandenburg wegen eines gemeinschaftlichen Münzfußes zu Stande kam, der nach der Stadt der zinna'sche Münzfuß heißt.

Zinne, im Allgemeinen das mit einem Geländer umgebene flache Dach eines Gebäudes, sowie der oberste, mit Einschnitten versehene Theil einer Mauer, besonders (machicoulis) der oberste Theil einer Vertheidigungsmauer, der, mit Schießscharten versehen, oder auf Kragsteinen ruhend, einige Fuß über die darunter liegende Mauer vortritt.

Zinngießer, zünftiger Handwerker, verfertigt aus Zinn allerhand Waaren, wie Schüsseln, Teller, Lampen ꝛc., und beschlägt allerlei Trinkgeschirre ꝛc. Das Verfertigen der Zinngießer-

Digitized by Google

arbeiten geschieht theils durch Guß, theils auf der Drehbank; auch muß der Z. einige Fertigkeit im Graviren besitzen und seine Gießformen selbst machen können. Die Z. gehören zu den geschenkten Handwerkern.

Zinnia *L.* (Zinnie), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch die gestrahlten Blumenköpfchen, den dachziegeligen Kelch mit eiförmig-rundlichen, schwarz geränderten Schuppen und den kegelförmigen oder cylindrischen, mit Spreublättchen besetzten Fruchtboden, Sommergewächse in Mexiko, von denen mehre Arten als Zierpflanzen bekannt sind, besonders Z. elegans *Jacq.*, eine prächtige Art mit 3—4 F. hohem Stengel und sehr schönen, großen, violett-purpurrothen Blumen. Man kultivirt jetzt eine große Anzahl Varietäten mit Blumen von allen Farben. Sie verlangen einen lockern, fetten Boden, einen warmen, sonnigen Standort. Der Same wird im März oder April in ein kaum lauwarmes Mißbeet gesäet, oder in Töpfe, welche man ins lauwarme Mistbeet oder ins Zimmer stellt.

Zinnkies (tessularischer Stannin, hexaëdrischer Dystomglanz), seltenes, aber durch seine Zusammensetzung interessantes Mineral aus der Klasse der Kiese oder Pyritoïde, kommt meist derb, körnig u. dicht, eingesprengt, selten regulär, im Würfel, krystallisirt vor u. ist von stahlgrauer, ins Speisgelbe übergehender Farbe, schwarzem Strich und Metallglanz, unebenem Bruch, Flußspathhärte, spröde und von 4,4 specifischem Gewicht. Der Z. ist ein Sulfosalz des Doppelschwefelzinns mit Schwefelkupfer, Schwefeleisen und Zink, von 26—29 Procent Zinngehalt. Vor dem Löthrohr ist er schmelzbar und bedeckt sich und seine nächste Umgebung auf der Kohle mit weißer, feuerbeständiger Zinnsäure, die er auch im Glasröhrchen erhitzt liefert. Salpetersäure gibt unter Ausscheidung von weißer Zinnsäure und von Schwefel eine blaue Lösung. Der Z. kommt auf den Zinngruben von Huelkock bei St. Agnes in Cornwall und zu Zinnwalde vor.

Zinnkomposition, s. Zinn.

Zinnlegirungen, Mischungen von Zinn mit andern Metallen in vielfach wechselnden Verhältnissen, je nach den Zwecken, zu welchen sie bereitet werden. Ueber die Legirungen von Zinn mit Kupfer, zu welchen Bronze, Glockengut, Kanonenmetall gehören, s. Kupfer. Die Legirungen von Zinn mit Blei sind sämmtlich härter und fester als Blei, und wenn sie mehr als 60 Procent Zinn enthalten, sogar etwas härter als reines Zinn. In den meisten Ländern ist den Zinngießern das Verhältniß vorgeschrieben, in welchem beide Metalle zu nehmen sind. Niemals darf das Blei mehr als $^1/_2$ der Legirung betragen, wenn saure Speisen nicht Bleioxyd aus denselben aufnehmen sollen. Beträgt das Blei weniger als $^1/_2$, so wird es durch das Zinn geschützt, Säuren nehmen dann nur Zinn auf. Eine Legirung aus 3 Theilen Zinn und 1 Th. Blei empfiehlt sich besonders durch Zähigkeit, Härte und großen Glanz. Eine Zinnbleilegirung heißt in der Technik zweipfündig, wenn sie auf 1 Pfund Blei 1 Pfd. Zinn enthält, dreipfündig, wenn sie auf 2 Pfd. Zinn 1 Pfd. Blei, und vierpfündig, wenn sie auf 3 Pfd. Zinn 1 Pfd. Blei enthält. Die Legirung aus 5 Theilen Zinn und 1 Theil Blei, die auch wohl dreistempliges Zinn genannt wird, ist gewöhnlich die gesetzlich vorgeschriebene. Das specifische Gewicht der Bleizinnlegirung ist nur bei der Legirung von 2 Vol. Zinn und 1 Vol. Blei das arithmetische Mittel aus den specifischen Gewichten des Blei's und des Zinns, in allen übrigen ist es stets geringer; es findet beim Zusammenschmelzen der Metalle im Allgemeinen eine Vergrößerung des Volumens Statt. Kupffer hat für die Praxis folgende Tabelle entworfen:

8	Theile Zinn	1	Theil	Blei	= 7,9942
5	„ „	2	„	„	8,1094
2	„ „	1	„	„	8,2669
3	„ „	2	„	„	8,4978
1	„ „	1	„	„	8,8040
2	„ „	3	„	„	9,2658
1	„ „	2	„	„	9,5535
2	„ „	5	„	„	9,7701
1	„ „	3	„	„	9,9387
2	„ „	7	„	„	10,0734
1	„ „	4	„	„	10,1833.

Beim Guß der Legirungen ist zu beachten, daß sie zu stark erhitzt rothbrüchig, zu schwach erhitzt matt, kaltbrüchig und nicht gut streckbar werden. Die Zinnbleilegirungen oxydiren sich beim Schmelzen viel leichter als die reinen Metalle, eine Legirung aus 1 Theil Zinn und 3—5 Th. Blei verbrennt in der Glühhitze wie Kohle und glimmt von selbst fort. Ueber andere Zinnbleilegirungen s. Loth. Die Zinnzinklegirungen sind härter als Zinn, aber weicher als Zink, und zwar desto weicher, je kleiner der Zinkgehalt. Zinkhaltiges Zinn wird zu unächtem Blattsilber verarbeitet (s. Goldschläger). Legirungen aus 16 Theilen Zinn, 4 Th. Zink und 4 Th. Blei oder 16 Th. Zinn, 3 Th. Blei und 3 Th. Zink können leicht gewalzt und auf der Drehbank gedreht werden. Zu ihrer Darstellung trägt man in das geschmolzene Zink zuerst das Zinn und zuletzt das Blei ein und rührt mit einem Stock von grünem Holz gut um. Ueber Zinnantimonlegirungen s. Britanniametall.

Zinnober, s. Quecksilber.

Zinnsäure, s. Zinn.

Zinnsalz, s. Zinn.

Zinnstein (Kassiterit, pyramidales Zinnerz), eins der wichtigsten Erze, das einzige, aus dem man Zinn gewinnt, ein Mineral aus der Ordnung der wasserfreien Metalloxyde, ist natürliche Zinnsäure, zusammengesetzt aus 78,6 Zinn und 21,4 Sauerstoff, auch enthält es meist geringe Verunreinigungen durch Eisen- und Manganoxyd und Kieselerde. Er ist unlöslich in Säuren, unschmelzbar vor dem Löthrohr und in einer Flamme nur schwierig zu einem Zinnkorn reducirbar, leichter bei Sodazusatz. Seine Härte liegt zwischen der des Feldspaths und Quarzes; sein specifisches Gewicht ist zwischen 6,8 und 7. An sich farblos, kommt er doch meist gefärbt vor, seltener in weißlichen und grauen, gelben und rothen Farben, meist braun bis pechschwarz, aber auch der dunkelste zeigt auf Sprüngen lichte, gelblichrothe oder braune Färbung; das Pulver ist stets weiß oder grau. Er ist durchscheinend bis undurchsichtig, diamant- oder fettglänzend. Er kommt in 2 wesentlich verschiedenen Formen

vor, die man in neuerer Zeit auch als 2 verschiedene Species unterschieden hat: krystallisirt und krystallinisch-körnig (Zinnstein) und von Glasbopfstruktur, excentrisch feinfaserig und krummschalig abgesondert; letzteren nennt man wegen seiner holz- od. auch kastanienbraunen Farbe Holzzinn, nach seinem vorzugsweisen Vorkommen in Cornwallis nannte ihn Werner Cornisch Zinnerz. Beide kommen häufig in losen Stöcken und Körnern (Seifenzinn) vor. Der gewöhnliche Z. krystallisirt quadratisch in einem stumpfen Quadratoktaëder von 87°7′ mit der ersten Säule, meist verbunden mit dem Oktaëder zweiter Ordnung, welches die Endkanten des Hauptoktaëders abstumpft, u. mit der zweiten Säule, selten mit 4- und 4kantigen Pyramiden u. Säulen. Die Säulen kommen kürzer und länger vor, die Krystalle erscheinen bald pyramidal, bald säulenförmig. Häufiger als in einfachen Krystallen kommt der Z. in Zwillingsverwachsung vor, und zwar meist in wiederholter, so daß die Krystalle Drillinge, Vierlinge ꝛc. sind. Die Verwachsungsfläche ist eine Fläche des Oktaëders zweiter Ordnung. Meist herrscht die Säule in der Art vor, daß die Oktaëderflächen einspringende Winkel bilden, daher der Name Visirgraupen. Interessant sind die Afterkrystalle von Z. nach der Form des Feldspaths von St. Agnes Beacon in Cornwall. Die ursprüngliche Lagerstätte des Z.s ist das sogenannte krystallinische Urgebirge: Granit, Greisen (ein Gemenge von Quarz u. Glimmer), bei Zinnwalde u. Altenberg im Erzgebirge, Gneis, aber auch, doch seltener, Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer, Thonschiefer, noch seltener darin anstehender Porphyr. Der Z. erscheint in den Gesteinen theils aufs feinste eingesprengt, theils auf das Gestein durchsetzenden Gängen, welche oft zu sogenannten Stockwerken vereinigt sind. Fast stets bildet Quarz die Gangmasse, häufig zugleich mit Glimmer, Turmalin mit Speckstein; nicht selten finden sich dann noch Flußspath, Apatit, auch Beryll, Topas und andere Mineralien. Dabei ist er oft von mannichfachen anderen Erzen, von Kiesen und besonders Arsenikkies, Schwefelkies, auch von Kupfer- und Magnetkies begleitet. Dazu kommen Molybdänglanz, Wolframverbindungen, Wolfram, Scheel- oder Wolframbleierz, oder Schwerstein (wolframsaure Kalkerde), Tantalit, auch Kobalt, Nickel ꝛc. Es gibt keine anderen Erzgänge, die an Mannichfaltigkeit der mit dem Erz zusammen vorkommenden anderen Mineralien mit den Zinnsteingängen wetteifern könnten. Häufig sind die Z. führenden Gesteine verwittert und zerstört und der schwere unveränderliche Z. hat sich dann in großer Reinheit in der Tiefe des daraus entstandenen Schuttlandes angehäuft, aus dem er in den sogenannten Zinnseifen gewonnen wird. Letztere liefern in Folge dieser Aufbereitung der Erze das reinste Zinn. Der Z. ist weit verbreitet; er wird gewonnen im Erzgebirge (Altenberg, Zinnwalde, Graupen, Geyer, Ehrenfriedersdorf ꝛc.), findet sich im Fichtelgebirge im Riesengebirge, in der Bretagne u. Haute-Vienne in Frankreich, in Finnland und Schweden, in Spanien (Galicien), vor Allem in Cornwall und Devonshire (St. Austle, St. Agnes u. a. O.) in England. Die wichtigsten Seifenwerke sind die hinterindischen (Malakka, Banka, Billiton); in neuerer Zeit ist der Z. auch in Mexiko, Kalifornien und Bolivia aufgefunden worden.

Zins (v. lat. census), im Allgemeinen jede zu gewissen Zeiten zu entrichtende Abgabe in Geld oder Naturalien, insbesondere die Abgabe für Benutzung fremden Eigenthums, daher von einer gemietheten oder gepachteten Sache (Miethzins, Pachtzins), von Geldkapitalien (Kapitalzins), wofür jedoch häufiger das Wort in der Mehrzahl Zinsen (s. d.) ohne weiteren Zusatz gebraucht wird, und in engerer Bedeutung von Grundstücken an einen Zinsherrn (Grundzins, Gülten). Dieser Grundzins wird entweder von solchen Gütern gegeben, rücksichtlich deren dem Zinsmann, d. h. Zinspflichtigen, ein auch auf die Erben übertragbares Eigenthum an dem zinspflichtigen Gute (Zinsgute, Gülthofe) zusteht, und heißt dann Erbzins (s. d.), oder von solchen Gütern, an welchen der Zinsmann ein solches Vererbungsrecht nicht hat, und heißt dann Z. im engeren Sinne (vergl. Kolonat). In mehren Staaten erfordert der Z. zu seiner Rechtsbeständigkeit eine Verbriefung oder Handfeste, d. i. eine schriftliche Verhandlung, wodurch derselbe errichtet und anerkannt wurde. Die darüber aufgenommenen Urkunden heißen Zinsbriefe (Gültebriefe). Ferner darf der Zinsmann ohne Vorwissen und Einwilligung des Zinsherrn sein Zinsgut nicht veräußern. Die Erbfolge geht in dem Zins- u. Bauerleben häufig nach dem Lehnrecht. Der Haupteintheilungsgrund des Grundzinses ist dessen Entstehung, wonach der Z. entweder vorbehaltener (census reservativus) ist, d. i. ein solcher, der als Bekenngeld einer eingeräumten Befugniß gegeben wird, hauptsächlich also der Z., dessen Entrichtung an sich der bisherige Eigenthümer eines Grundstückes bei Abtretung desselben an einen Andern von diesem sich bedingt, oder aufgelegter Z. (census constitutivus), d. i. ein solcher, den ein Besitzer eines Grundstücks nach erlangtem Besitze desselben auf solches übernimmt. Nach dem Gegenstand, worin der Z. entrichtet wird, ist der Z. entweder Geldzins (Zinsgroschen, Pfennigzins), oder Naturalzins, welchen letzteren man wieder in Thier- oder lebenden Z. und in Fruchtzins eintheilt. Zuweilen wird dieser Naturalzins in Geld verwandelt (Zinsgeld). Nach der Dauer der Verbindlichkeit theilt man den Z. in ablöslichen Z. (census redimibilis) und unablöslichen oder eisernen Z. (census irredimibilis). Obgleich eigentlich nur bei unablöslichen Zinsen die Verbindlichkeit, außer mit beiderseitiger Zustimmung, unaufkündbar ist, so steht doch selbst bei ablöslich verkauften Renten dem Käufer (d. i. dem Zinsberechtigten) nicht frei, den Vertrag aufzukündigen, außer wenn er sich für den Fall nicht gehöriger Zahlung das Aufkündigungsrecht vorbehalten hat. Nach dem Grunde des Rechts ist der Z. theils dinglicher (census realis), d. i. ein solcher, der wegen eines dinglichen Rechtes am Gute Statt hat, wohin das Bekenngeld, der Grundzins, Werthzins ꝛc. gehören, theils persönlicher Z. (census personalis), d. i. ein solcher, welcher wegen eines Anspruchs an die Person entrichtet werden muß, wohin Schutzgeld oder

Digitized by Google

Hausgenossengeld, dann Leibbede, Freizins und Dinggeld gehören, theils gemischter Z., d. i. solcher, der zwar auf Grundstücken ruht, jedoch in Ansehung der Person, die ihn zu entrichten schuldig, gewissen Modifikationen unterworfen ist. Das Zinsrecht, d. i. Recht, einen Z. zu erheben, kann außer durch Vertrag, Testament, Gesetz ꝛc. vorzüglich auch durch Verjährung (s. d.) erworben werden; ebenso wird es verloren, wenn der Zinsmann sich widersetzt und der Zinsherr sich während der Verjährungszeit dabei beruhigt, nicht aber durch bloßen Nichtgebrauch. Uebrigens ist der Z. untheilbar und ruht auf allen Theilen des Gutes, so daß bei einer Theilung des letzteren der Zinsherr an jeden Theil wegen des ganzen Zinses sich halten kann, wenn er nicht sich selbst die Theilung des Zinses hat gefallen lassen. Erwiesen werden die Zinsen vorzüglich durch die Zinsregister, d. h. vor Notar und Zeugen zwischen dem Zinsherrn und dem Zinspflichtigen errichtete Urkunden über die in Bezug auf die Zinspflichtigkeit Statt findenden Gerechtsame und Verbindlichkeiten. Außerdem dienen zum Beweise des Zinses die Grund-, Flur- u. Lagerbücher, Steuerregister, Gültebücher, Quittungsbücher der Kontribuenten ꝛc. Die Zinslieferung geschieht auf Kosten und Gefahr des Zinsmanns an den Wohnort des Zinsherrn, welchem die Zinserhebung zusteht. Sie geschieht an dem Tage, wo der Z. fällig ist, dem Zinstag. Gegen den säumigen Zinsmann standen ehedem dem Zinsherrn mehre Mittel zur Selbsthülfe zu, die entweder, wie das Selbstpfändungsrecht, jetzt nicht mehr exercirt werden können, oder, wie der Rutscherzins, d. h. eine Art von Zinsbuße, mittelst deren der zur bestimmten Zeit nicht abgelieferte Z. in festgesetzten Terminen größer wird, veraltet sind. Von dieser Selbsthülfe scheinen noch die Zinsgerichte herzurühren, welche die Gerichtsbarkeit des Zinsherrn über die Zinsleute, und zwar bloß behufs der Beitreibung gutsherrlicher Gefälle auszuüben haben.

Zinsen (lat. usurae), Vergütung für die Benutzung eines einem Andern zugehörigen sowohl stehenden (Miethzins), als umlaufenden, zumal Geldkapitals (Interessen), deren Haupteigenschaft darin besteht, daß sie als Zubehör des Kapitals (Hauptstammes) betrachtet wird, daher mit dem Schwinden der sich auf die Kapitalforderungen beziehenden Verbindlichkeit sofort von selbst aufhört. Ohne die Existenz eines entsprechenden Kapitals aus Irrthum gezahlte Z. können als Nichtschuld zurückgefordert werden. Die Verbindlichkeit, Z. zu zahlen, kann beruhen: auf einer Willenserklärung seitens des Schuldners, die entweder vertragsmäßig stipulirte Z. zur Folge hat, oder sich einseitig äußert durch Versprechung (Pollicitation), oder durch Antretung einer Erbschaft kraft eines Testaments, das dem Erben die Verzinsung eines Vermächtnisses auflegt (testamentarische Z.); ferner auf einer unrechtmäßigen Handlung, beziehungsweise Unterlassung (Strafzinsen), und zwar bei unbefugter Verwendung fremder Gelder zu eigenem Nutzen, bei unterlassener zeitiger Eintreibung, beziehungsweise auch unterlassener Anlegung zur Verwaltung anvertrauter Kapitalien, bei widerrechtlicher Verhinderung eines Andern in der Benutzung seines Geldes und bei zu Schulden gebrachtem Verzug (Verzugszinsen), und auf besonderen gesetzlichen Vorschriften (gesetzliche Z.), wohin die Z., die man von Auslagen, die aus eigenem Vermögen zum Vortheil Dessen gemacht wurden, dessen Habe man verwaltete, sowie die Z. gehören, die aus einer besonderen Begünstigung des Gläubigers entspringen, selbst wenn der Schuldner nicht im Verzug war. Die Verbindlichkeit zur Zinszahlung hört nicht allein mit der Tilgung des Hauptstammes, sondern auch dann auf, wenn die Zinsrückstände die Höhe des Kapitals erreichen. Denken wir uns die Z. als Bruchtheil des Kapitals selbst, so heißt das Verhältniß zwischen beiden Größen Zinsfuß, der am liebsten in Procenten ausgedrückt wird, und zwar je für ein Jahr. Die Höhe des Zinsfußes hängt theils von der Sicherheit des Kapitals, theils von dem Nutzen, welchen der Schuldner damit beabsichtigt, theils von dem Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage von Kapitalien und endlich von gesetzlichen Beschränkungen ab. In Ländern, wo mit dem einmaligen Umsatze des Geldes schon großer Gewinn erzielt werden kann, wie in den Vereinigten Staaten, sind natürlich auch die Z. hoch, und ebenso in armen Ländern, wie die des Mittelalters, Rußland, auch rechtsunsicheren Ländern, wie Ostindien, China ꝛc., wogegen in reichen Ländern, die keine rechte Gelegenheit mehr haben, ihren Ackerbau, Absatz ꝛc. zu erweitern, wie in Holland und England, der Zinsfuß weit niedriger steht. Obwohl die Wahrheit des Grundsatzes, daß die Gefahr, welcher sich der Darleiher aussetzt, die Wiederbezahlung entweder niemals, oder zu sehr unbestimmter Zeit zu erlangen, durch höheren Zinsfuß ausgeglichen werden muß, anerkannt worden ist, so fanden die Regierungen doch für nöthig, um den Zinswucher zu verhüten, in die Bestimmung der Z. bei Darlehen sich auf eine Weise einzumischen, die mit jenem Grundsatze nicht vereinbar ist. S. Wucher und Zahlung.

Zinsleisten (Zinszettel), s. v. a. Talon, vgl. Staatspapiere.

Zinszahl, s. Indiktion und Jahresrechnung.

Zinten, Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Heiligenbeil, am Straddig, hat eine Gerichtskommission, Woll- u. Leinweberei, Eisen- und Blechwaarenfabrikation und 3016 Einw.

Zinzendorf und Pottendorf, Nikolaus Ludwig, Graf von, Stifter der evangelischen Brüdergemeinde (s. d.), geboren am 26. Mai 1700 zu Dresden, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters, der kursächsischer Konferenzminister war, in der Lausitz bei seiner frommen und gelehrten Großmutter erzogen und kam im 10. Jahre in das Waisenhaus zu Halle unter A. H. Franke's besondere Aufsicht. Schon hier hielt er mit seinen Schulfreunden religiöse Konventikel und stiftete den Orden vom Senfkorn. Seit 1716 studirte er in Wittenberg die Rechte, daneben Theologie. Die Jahre 1719—20 brachte er in Holland und Frankreich, namentlich zu Utrecht und Paris, zu. Seit 1721 Hofrath bei der Landesregierung i.

Digitized by Google

Dresden, veranstaltete er hier Bet- u. Erbauungsstunden in spenerscher Weise und führte 1723 auf seinem Gut Berthelsdorf den Plan aus, eine Religionsgesellschaft zu gründen, für welche die Predigt Jesu des Gekreuzigten die Hauptabsicht sein und in der sich alle Glieder der evangelischen Konfessionen vereinigen sollten. Zur Konstituirung derselben nahm er mehre ausgewanderte mährische Brüder in Berthelsdorf auf, und als sie hier keinen Raum fanden, gründete er das Städtchen Herrnhut. So ward er der Gründer der Brüdergemeinde. Im Jahre 1725 stiftete Z. auch eine dem halle'schen Pädagogium ähnliche Schule für Adelige. Da ihm 1727 das Halten von Hausgottesdiensten untersagt wurde, trat er aus dem Staatsdienst aus und widmete sich nun ganz der Organisation und Ausbreitung der neuen Sekte. Er ließ sich unter angenommenem Namen in Stralsund als Kandidat des Predigtamtes prüfen, dann in Tübingen in den geistlichen Stand aufnehmen und zum Bischof der mährischen Brüdergemeinden ordiniren. Im Jahre 1736 aus seinem Vaterlande wegen seiner „Neuerungen" verwiesen, war er auf Reisen in Europa, Westindien und Nordamerika, von seiner Tochter begleitet, für seine Gemeinde thätig und erlangte endlich nach Aufhebung seiner Verbannung (1747) von der kursächsischen Kirchenbehörde die Anerkennung seiner Gemeinde als der augsburgischen Konfession verwandt (1748). Auf seinen Reisen war er nächst den öffentlichen Vorträgen, die er hielt, fast immer mit Korrespondenzen und Bücherschreiben beschäftigt. Er schrieb 108 ascetische Schriften (ein Verzeichniß derselben erschien Stettin 1824). Man findet darin nicht selten treffliche Stellen, aber auch viele verkehrte Ansichten und anstößige Aeußerungen, wozu ihn seine Phantasie und das Streben, originell zu sein, verbunden mit Mangel an Geschmack, verleiteten. Namentlich ist seine „Sammlung geistlicher und lieblicher Lieder" (gesichtet und neu herausgegeben von Knapp, Stuttgart 1843) und das Gesangbuch der Gemeinde in Herrnhut von 1735 voll spielender zweideutiger Ausdrücke. Er † zu Herrnhut am 9. Mai 1760. Vermählt war er seit 1722 mit Erdmuthe Dorothea, Gräfin Reuß von Ebersdorf, die ebenfalls mehre geistliche Lieder dichtete, und nach ihrem Ableben seit 1757 mit Anna Nitschmann, Chorpflegerin der ledigen Schwestern in Herrnhut, ebenfalls als geistliche Liederdichterin bekannt. Sein Leben beschrieben Woldershausen (Wittenb. 1749, 2 Bde.), Spangenberg (Barby 1772—75, 8 Bde.), Varnhagen von Ense (in den „Biographischen Denkmalen", Berlin 1830; neue Aufl. 1846), Verbeek (Gnadau 1845), Schröder (Nordhausen 1857), Pilgram (Leipzig 1857), Bovet (Paris 1860) und Tauber (Elberfeld 1865).

Zion (Sion), der höchste südwestliche Hügel von Jerusalem mit der Burg Davids und der Oberstadt, dann bildlich s. v. a. kirchliche Gemeinde, die Kirche mit dem Nebenbegriff der Rechtgläubigkeit.

Zioniten, s. v. a. Ellerianer, s. Eller.

Zipollen, Pflanzenart, s. Lauch.

Zippe, Vogel, s. Drossel.

Zipperlein, s. v. a. Podagra.

Zips, ungarisches Komitat im Kreis diesseit der Theiß, grenzt an Galizien und an die Komitate Saros, Abaujvar, Torna, Gömör und Liptau und hat einen Flächenraum von 67,15 QMeilen mit 159,905 Einw. Der nordwestliche Theil des Landes ist durch die Tatra, die sich hier in der Lomnitzer Spitze zu einer Höhe von 8220 F. erhebt, sehr gebirgig, im Süden streicht das ungarische Erzgebirge herein. Hauptflüsse sind der Poprad, der zur Weichsel, und der Hernat, der zur Theiß abfließt. Das Klima ist rauh. Hauptprodukte sind: Gerste, Hafer, Heidekorn, Hülsenfrüchte, Flachs, Hopfen, Holz, in den südlichen Gegenden auch Obst; Hornvieh, Schafe, Wild, selbst Bären; etwas Gold, Kupfer, Eisen, Zinnober, Zink ꝛc. Die Einwohner sind theils Slowaken, theils Deutsche und wegen ihrer regen gewerblichen Thätigkeit geachtet. Sie bekennen sich meist zur katholischen Kirche. Haupterwerbszweige sind Acker- oder Bergbau, Viehzucht, starke Leinweberei, Fabrikation von Töpferwaaren, Gerberei u. nicht unbedeutender Handel. Das Land kam wahrscheinlich schon im 12. Jahrhundert von Polen an Ungarn; Kaiser Sigmund verpfändete es 1412 für 37,000 Schock prager Groschen an den König Wladislaw Jagello von Polen. Letzteres blieb nun im Besitz der Grafschaft, bis sie bei der ersten Theilung Polens an Oesterreich fiel. Die 16 zipser Kronstädte oder Kronstecken bildeten früher einen besonderen Bezirk, sind aber jetzt dem Komitat völlig einverleibt. Das Komitat zerfällt in 7 Stuhlgerichtsbezirke und hat zur Hauptstadt Leutschau (s. d.). Es hat seinen Namen von dem jetzt verfallenen Zipserschloß (ungar. Szepes-Var), dem gegenüber auf einem andern Berg das zipser Kapitel liegt, bestehend aus der uralten gothischen Kathedrale, der bischöflichen Residenz, dem Seminar und schönen Wohnungen der Domherren.

Zirbeldrüse (glandula pinealis, conarium), ein hinsichtlich seiner Funktion unbekannter erbsengroßer, rundlicher Körper in der Mitte des Gehirns, besteht aus fester Gehirnsubstanz, hat im Innern zuweilen eine Höhle und enthält sandige Körnchen von Knochensubstanz und ist beim weiblichen Geschlecht größer als beim männlichen. Das Organ findet sich auch bei den Säugethieren, Vögeln und Amphibien, bei denen es aber keine sandigen Körnchen enthält; bei den Fischen ist sein Vorhandensein noch nicht bestimmt nachgewiesen. Es wurde von Einigen, z. B. von Descartes, für den Sitz der Seele angesehen.

Zirbelnußbaum, s. v. a. Pinus Cembra *L.*, s. Kiefer.

Zirbelnußstrauch, Pflanzengattung, s. v. a. Staphylea pinnata *L.*

Zirconium, chemisches Element, dessen Oxyd, die Zirkonerde, in den Zirkonen, Hyacinthen, im Eudyalit und einigen andern sehr seltenen Mineralien vorkommt. Das Z. kann wie Kohlenstoff in drei Modifikationen auftreten. Das krystallisirte Z. bildet sehr harte, stark glänzende, in Farbe und Brüchigkeit dem Antimon ähnliche Blättchen, widersteht dem Sauerstoff bei lebhafter Rothgluth, überkleidet sich in Weißgluth mit einer irisirenden Oxydschicht und verbrennt nur im Knallgasgebläse; koncentrirte Schwefel-, Salpetersäure,

Digitized by Google

Salzsäure greifen es auch in der Wärme nur sehr langsam an, Königswasser löst es in der Wärme ziemlich schnell und Fluorwasserstoffsäure wirkt selbst in der Kälte und im verdünnten Zustande schnell auf Z. ein. Graphitartiges Z. bildet sehr leichte stahlgraue Schuppen, das amorphe Z. ist schwarz und verbrennt noch unter der Glühhitze zu Zirkonerde. Diese ist wie die Thonerde zusammengesetzt, bildet ein weißes, rauhes, sehr hartes Pulver, zeigt beim Erhitzen das Erglimmungsphänomen und ist dann nur noch in koncentrirter Schwefelsäure löslich. Die Zirkonerdesalze schmecken zusammenziehend sauer und entlassen beim Glühen die Säure, wenn diese flüchtig oder zersetzbar ist. Ammoniak fällt aus ihnen Hydrat, Salmiak verhindert die Fällung nicht, Kali und Natron fällen alkalihaltiges Hydrat, welches im Ueberschuß des Fällungsmittels nicht löslich ist. Kohlensaure Alkalien fällen kohlensaure Zirkonerde, die namentlich von zweifach-kohlensauren Alkalien leicht gelöst wird. Eine koncentrirte Lösung von schwefelsaurem Kali fällt kalihaltige, basisch schwefelsaure Zirkonerde, indem saures schwefelsaures Kali in Lösung bleibt. Das Chlorid wird durch Erhitzen des Oxyds mit Kohle in Chlorgas erhalten, es ist eine weiße Salzmasse, deren Lösung beim Verdampfen die Hälfte des Chlors in Form von Chlorwasserstoff verliert und dann weiße Krystalle von basischem Zirconiumchlorid liefert. Mit Schwefel vereinigt sich das Z. direkt zu zimmtbraunem Schwefelzirconium, welches nur von Fluorwasserstoffsäure und schmelzendem Kali zersetzt wird.

Zirke, Stadt in der preußischen Provinz u. im Regierungsbezirk Posen, Kreis Birnbaum, an der Warthe, mit evangelischer und katholischer Kirche, Synagoge, Schloß, Woll- und Leinweberei, Töpferei, Gerberei und 2520 Einw.

Zirkel (v. Lat.), ein zur Beschreibung eines Kreises, sowie zur Ausmessung gerader Linien ꝛc. dienendes Instrument. Der gewöhnliche Charnierzirkel, von Metall oder Holz, besteht aus 2 Schenkeln (Armen), die unten spitz auslaufen, und aus dem Kopf, welcher die Schenkel durch ein Charnier zusammenhält und zugleich die Bewegung mittelst der ihm insitzenden Schraube bedingt. Dahin gehören auch die Bogenzirkel, bei denen mit dem einen Schenkel ein Kreisbogen verbunden ist, der durch ein Loch des andern Schenkels geht und an demselben festgeschraubt werden kann; die Haarzirkel, bei welchen der eine Schenkel mittelst einer kleinen Schraube um eine sehr geringe Weite vor- oder zurückgerückt werden kann, ohne daß man deshalb das Kopfgewinde des Z.s in Bewegung zu setzen braucht, und die Doppelzirkel, mit festem und beweglichem Gewinde. Der Charnierzirkel dient hauptsächlich dazu, Entfernungen abzustechen und zu messen, Eintheilungen zu machen und Kreise zu beschreiben, zu welchem letzteren Zweck man auch Reißfedern oder Bleifederhalter und dergleichen in einen Schenkel des Instruments einsetzt. Zur Eintheilung von Linien ist der Federzirkel sehr vortheilhaft, bei dem beide Schenkel (von denen der eine mit einer Schraube verbunden ist, die durch ein Loch des andern geht) durch eine bogenförmige stählerne Feder zusammenhängen. Beim Stangenzirkel sind beide Schenkel durch eine metallene oder hölzerne Stange verbunden, auf welcher sie sich verschieben, mittelst Schrauben aber feststellen lassen. Die Schenkel der Dick-, Greif- oder Tasterzirkel, welche dazu dienen, die Dicke von Cylindern und andern Körpern zu messen, sind stark auswärts gekrümmt. Die Hohlzirkel dienen dazu, den Durchmesser von Höhlungen zu messen, und bestehen gewöhnlich aus Schenkeln, deren Enden rechtwinkelig auswärts gebogen sind. Die Mikrometerzirkel stellen ein genommenes Maß vergrößert dar und können von sehr verschiedener Einrichtung sein. Bei dem Z. der Seefahrer sind die Schenkel dergestalt gegen den Kopf des Instruments umgebogen, daß der Druck einer und derselben Hand es zu öffnen und zu schließen vermag. Der dreibeinige Z. dient dazu, die Größe eines Dreiecks zu fixiren, ist aber ziemlich außer Gebrauch gekommen. Der Trisektionszirkel hat den Zweck, einen vorliegenden Winkel in drei gleiche Theile zu theilen, und ist von verschiedener Einrichtung. Der Reduktionszirkel dient dazu, Linien oder Figuren in andere zu verwandeln, die sich zu jenen verhalten wie irgend ein Paar ganze Zahlen zu einander. Nur uneigentlich wird zu den Z.n gerechnet der Proportionalzirkel, der gleichfalls dazu dient, Linien in gegebene Verhältnisse zu theilen. Er besteht aus zwei gleichen Linealen, welche wie die Schenkel eines gewöhnlichen Z.s dergestalt mit einander verbunden und um einen Punkt beweglich sind, daß, wenn man das Instrument zusammenlegt, die Oberflächen der Lineale genau in eine einzige Ebene fallen. Aus diesem Punkte sind auf beiden Linealen gerade Linien gezogen, welche nach verschiedenen Verhältnissen eingetheilt sind und als Maßstäbe dienen. Der Gebrauch desselben beruht auf der Lehre von der Aehnlichkeit des Dreiecks.

Zirkel, südliches Sternbild zwischen dem südlichen Dreieck, Centaur, Kreuz, Biene und Paradiesvogel, von Lacaille aufgestellt.

Zirkel (Diallele), Fehler im Denken, wo man nicht vorwärts schreitet, sondern sich um einen Punkt dreht, z. B. wenn man das zu erklärende Wort wieder in das Prädikat setzt.

Zirknitz (Czirknitz), Marktflecken im österreichischen Herzogthum Krain, mit Salzhandel und 1500 Einw. In der Nähe, 1 Meile südöstlich von Adelsberg, liegt der merkwürdige zirknitzer See. Derselbe liegt in einem von Kalksteingebirgen gebildeten Thalkessel ohne Ausgang, im Südwesten vom Javornik, im Nordosten vom Slivinzaberg überragt. Er hat bei hohem Wasserstand ungefähr 3 QMeilen Flächeninhalt, eine sehr unregelmäßige Gestalt und eine mittlere Tiefe von nur 24 F. Auf der größten von vier kleinen Inseln, die er enthält, liegt ein Dörfchen, Namens Ottok. Zahlreiche Höhlen und Spalten des felsigen Grundes und Ufers bilden natürliche Abzugskanäle, welche das Wasser des See's bei anhaltend trockener Witterung abführen, nach anhaltenden Regengüssen es ihm aber auch wieder zuführen. Dunklere bewegte Stellen im Wasserspiegel verrathen das Vorhandensein trichterähnlicher Löcher, deren man wohl an 40 kennt. Das durch dieselben abgelaufene Wasser tritt im

Digitized by Google

Thal von Laibach in der Bistrizza und Baraunizza wieder zu Tage. Nach anhaltenden Regengüssen erreicht der See die Höhlen Velka-Karlauza und Mala-Karlauza und durch sie das Thal St. Canzian, nach mehrmaligem Verschwinden oberhalb Planina die Unz. Wenn in Folge zu beträchtlichen Wasserandrangs die Höhlen nicht alles Wasser aufnehmen können, erhebt es sich bis 4 F. über den gewöhnlichen Stand und es werden dann die Ufer weithin überschwemmt. Da der wechselnde Wasserstand bloß von der Witterung abhängig ist, so findet irgend welche Regelmäßigkeit dabei nicht Statt, wie z. B. in den Jahren 1707—14 der See nur einmal abfloß, dagegen 1834—35 über ein Jahr trocken lag. Nach dem Zurücktreten des Wassers wird ein kleiner Theil des Seebodens mit Früchten, namentlich mit Hirse und Heidekorn besäet und das schnell emporschießende Gras eingeheimst, was zu den wunderlichen Berichten älterer Schriftsteller Veranlassung gegeben hat, daß man je nach der Jahreszeit in dem See fische, pflüge, säe und ernte, ja selbst jage. Der See ist übrigens reich an Fischen, namentlich Hechten und Schleien, und dient auch vielen Wasservögeln zum Aufenthalt. Die Ufer des See's sind sehr malerisch; es liegen nicht weniger als 9 Dörfer, 20 Kirchen und 2 Schlösser um ihn herum.

Zirkon (Hyacinth, pyramidaler Z.), Edelstein aus der Ordnung der wasserfreien Geolithe, krystallisirt im quadratischen System, und zwar in einem stumpfen Quadratoktaëder von 84° 20′ in den Seiten- und Grundkanten und 123° 19′ in den Endkanten, verbunden mit der ersten und zweiten Säule, welche Grundkanten und Grundecken abstumpfen, auch mit schärferen Oktaëdern und mit 4- und 4kantigen Pyramiden, deren häufigste die Kante zwischen Hauptoktaëder und zweiter Säule abstumpft. Die Gradendfläche gehört zu den größten Seltenheiten, die Krystalle sind bald säulenförmig entwickelt, bald pyramidal. Das Mineral kommt nur krystallisirt vor, die Krystalle ein- oder aufgewachsen, oft lose und dann mehr oder weniger abgerundet, bis zu Körnern. Der blätterige Bruch ist undeutlich; der gemeine Bruch muschelig oder uneben, die Härte zwischen der des Quarzes und Topases, das specifische Gewicht 4,1—4,7. Der Z. kommt meist in rothen und braunen Farben vor, doch auch wasserhell, weiß, grau, gelb und grünlich. Er ist durchsichtig bis undurchsichtig, glasglänzend, oft ins Diamantglänzende, selbst fettglänzend. Seiner chemischen Zusammensetzung nach ist er kieselsaure Zirkonerde, rein mit 33,6 Kieselsäure und 66,4 Zirkonerde, aber meist mit einem geringen, höchstens bis 2 Proc. steigenden Eisenoxydgehalt. Klaproth entdeckte 1789 in ihm die Zirkonerde. Vor dem Löthrohr ist er unschmelzbar, der gefärbte verändert aber seine Farbe, indem der durchsichtige rothe sich farblos oder gelblich, der braune weiß brennt. In Borax löst er sich schwierig, in der Phosphorsalzperle gar nicht auf. Säuren greifen ihn nicht an, selbst die Flußsäure nicht merklich, nur der Schwefelsäure widersteht er im feingepulverten Zustand bei längerer Behandlung in der Hitze nicht. Man unterscheidet folgende Arten: Der farblose Z. (natürlicher Jargon), wasserhell oder weiß, lebhaft glänzend, in der Krystallisation mit dem folgenden übereinstimmend, findet sich im Pfitschthal in Tyrol und bei Zermatt in der Schweiz. Der edle Z. oder Hyacinth, mit vorherrschender zweiter quadratischer Säule, durchsichtig bis durchscheinend, glasglänzend und von lebhaft rother (hyacinthrother) Farbe, die aber auch ins Braune und Orangegelbe übergeht, geschliffen bei durchfallendem Licht gewässert erscheinend, insbesondere unter dem Mikroskop, findet sich im Edelsteinsand von Ceylon, Madras, Pegu, Brasilien, Expailly in der Auvergne, Iserwiese und Trieblitz in Böhmen, Olahpian in Siebenbürgen u. a. O., auch eingewachsen in der Lava von Expailly in Frankreich, Niedermendig und im Basalt von Unkel am Rhein, von Vicenza u. a. O. Der gemeine Z. mit vorherrschend quadratischer Säule erster Ordnung und von trüber brauner Farbe, oft diamantartigem Glanz, kommt vor im Syenit (Zirkonsyenit) Norwegens (Frederiksvaern ꝛc.), Schwedens, der Vogesen, Nordamerika's; im Miascit (Gemenge aus Feldspath, Glimmer und Eläolith) des Ilmengebirgs am Ural; im Granit von Finbo in Schweden und von Norwegen; im Serpentin und körnigen Kalk Nordamerika's (Easton in Pennsylvanien ꝛc.). Der Z. ist ein ziemlich geschätzter Edelstein, den schon die Alten benutzten; von dem Hyacinth kostet ein Stein von 1 Karat 20—24 Thlr.; 1 Karat sehr kleine Steine 4—6 Thlr. Die durch Brennen entfärbten Hyacinthe werden als unächte Diamanten (Jargon de Ceylon) benutzt; trübgefärbte braucht man zu Zapfenlagern für feine Wagen u. Uhren. Der Chemiker stellt Zirkonerde aus ihm dar.

Zirl, Dorf im österreichisch-tyroler Kreis Innsbruck, am Fuße der durch die Besteigung und Rettung des Kaisers Maximilian I. bekannten Martinswand. In unmittelbarer Nähe liegen die Ruinen des Schlosses Fragenstein, der stark besuchte Kalvarienberg u. der Solstein (9292 Fuß).

Ziska von Trocznow, Johann, Feldherr der Hussiten, geboren 1360 zu Trocznow im budweiser Kreise aus einem adeligen böhmischen Geschlechte, verlor als Knabe das linke Auge und verlebte seine Jünglingsjahre als Edelknabe an dem Hofe des Königs Wenzel IV. von Böhmen, gesellte sich aber 1410 der Schaar bei, die aus Böhmen und Ungarn dem deutschen Orden gegen die Polen und Lithauer zu Hülfe zog, und machte die Schlacht bei Tannenberg (15. Juli 1410) mit. Dann wohnte er den Feldzügen der Ungarn gegen die Türken bei, focht hierauf auf Seiten der Engländer gegen die Franzosen, mit Auszeichnung besonders in der Schlacht von Azincourt (1415), und lebte nun wiederum geraume Zeit am Hofe des Königs Wenzel, der ihn zu seinem Kämmerer ernannte. Die Mißstimmung, welche die Hinrichtung der Glaubensmärtyrer Huß und Hieronymus in Böhmen erweckt hatte, fand in Z. einen fruchtbaren Boden, zumal seine Schwester von einem Mönch entehrt worden war. Als auch Wenzel die Hussiten zu verfolgen anfing u. deren Bitten um Ueberlassung einiger Kirchen abschlug, trat Z. im April 1418 mit Hussinecz an ihre Spitze. Näheres über seine Feldzüge s. Hussiten und Hussitenkriege. Wiewohl er bei der Be-

Digitized by Google

lagerung des Schlosses Raby durch einen Pfeilschuß auch sein zweites Auge verloren hatte, ordnete er doch nach der Beschreibung, die man ihm von der Gegend machte, die Heeresstellung an und entschied mit seiner „unüberwindlichen Brüderlegion“ gewöhnlich den Ausgang der Schlacht. Er † während der Belagerung von Przibislaw an der Pest am 12. Okt. 1424. Sein Leichnam wurde in der Peter- und Paulskirche zu Czaslau beigesetzt und seine Lieblingswaffe, ein eiserner Streitkolben, über seinem Grabmal aufgehangen. Das Grabmal selbst wurde 1623 auf kaiserlichen Befehl abgebrochen u. Z.'s Gebeine fortgeschafft. Z. hatte in 13 Schlachten und mehr als 100 Gefechten gesiegt, war aber ebenso grausam als tapfer. Vgl. Millauer, Diplomatisch-historische Aufsätze über Joh. Z. v. T., Prag 1824.

Zither (Cither), ein schon im frühesten Alterthum bekanntes Saiteninstrument, dessen Erfindung die Sage dem Amphion zuschreibt. Die Kithara der Griechen bestand aus einem Griffbret, war wahrscheinlich mit 5 Saiten bezogen u. wurde mit dem Plectrum gespielt. Diejenigen, welche sie spielten, nannte man Kitharisten, und die zugleich dazu sangen, Kitharöden. Die neuere Z. bestand aus einem flachen, ungefähr 2 Zoll hohen herzförmigen Corpus, welcher mit Schallloch und Steg auf der Resonanzdecke versehen ist, hat einen langen Hals und auf dem Griffbret mehre Bünde von Messing. Die gewöhnlichste Art ist mit 6 Drahtsaiten überzogen, welche in die Töne g, d, h, g, d und e gestimmt sind. In neuerer Zeit ist die Z. von der Guitarre verdrängt worden und findet sich nur noch bei Gebirgsbewohnern und Bergleuten. Abarten der Z. sind: die Balalaika oder russische Z., mit 2 Saiten, in Rußland und im Orient gebräuchlich; die Streichzither, in Oberösterreich, Tyrol und Steiermark gebräuchlich, zweimal so groß als die gewöhnliche Z., sonst aber von gleicher Einrichtung, wird beim Spielen auf den Tisch gelegt und mit dem Violinbogen gespielt; die Schlagzither, viereckig und ohne Griffbret, wird durch die Finger zum Klingen gebracht. Aus der Z. der Alten sind das Hackbret und die Guitarre hervorgegangen.

Zits, ein feiner bunter Kattun.

Zittau (Chytawa), sonst die dritte unter den Sechsstädten der Oberlausitz, jetzt die wichtigste und volkreichste Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Bautzen, am linken Ufer der Mandau, unweit ihres Einflusses in die Neisse, Knotenpunkt der löbau-zittauer und der zittaureichenberger Eisenbahn (Verbindung mit Prag und Wien), ist nach dem großen Brande in Folge des Bombardements der Oesterreicher (23. Juli 1757) freundlich, regelmäßig und geschmackvoll erbaut und mit schönen Anlagen umgeben. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das 1844 in byzantinischem Styl erbaute Rathhaus (das schönste in ganz Sachsen), mit einer Bibliothek von 15,000 Bänden, die 1837 erneuerte Johanniskirche (Hauptkirche) mit trefflicher Orgel, die von 1757—1837 als Hauptkirche benutzte Kirche zu Peter und Paul mit schlankem Thurm, die Kreuzkirche, das Zollgebäude und die Gewerbschule. Z. ist der Sitz eines Bezirksgerichts, eines Gerichtsamts und eines Zollamts, hat 8 Kirchen, von denen die böhmische seit 1846 leer steht, ein Gymnasium, eine Realschule, eine Baugewerken- und Gewerbschule und verschiedene andere Schulen, mehre Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, ein Gewandhaus, Schauspielhaus, eine unterirdische Wasserleitung, durch welche das Wasser von der Johannisquelle an der böhmischen Grenze nach der Stadt geleitet wird, starke Leinweberei, deren Hauptsitz die Umgegend von Z. ist, Kattundruckerei, Wollspinnerei, Baumwollmanufakturen, Kammgarnweberei, große Bleichen und Färbereien, Papierfabrikation, Gerberei, Töpferei, Oel- und Schneidemühlen, Grosshandel mit Leinwand, Damast und Drill, besuchte Getreidemärkte und 14,290 Einwohner. Z. ist der Geburtsort des Komponisten Heinrich Marschner. Dicht bei der Stadt sind drei 1744 entdeckte schwefelhaltige Eisenquellen mit Badeanstalt (Augustusbad), 1½ Meilen südwestlich davon die Lausche (Spitzberg) und 1 Meile östlich von letzterer der Oybin (beide dicht an der böhmischen Grenze). Die Umgegend hat reiche Braunkohlenlager. Der Stadt Z. gehören 2 Marktflecken und 42 große gewerbthätige Dörfer und Dorfantheile. Das alte Z. (Sittowir, d. i. Kornstadt) ist sorbenwendischen Ursprungs, wurde, nachdem es bis dahin unter königlichen Burggrafen gestanden hatte, 1255 von dem König Ottokar II. von Böhmen zur Stadt erhoben und mit Mauern umgeben, 1287 von Wenzel II. mit vielen Privilegien ausgestattet und kam 1311 an die Freiherren von Leippa. Durch Johann von Böhmen wurde es indessen wieder für Böhmen zurückerobert. Im Jahre 1346 trat Z. dem Bunde der Sechsstädte bei, wurde in den Hussitenkriegen häufig von den Hussiten angegriffen und nahm 1521 die Reformation an. Im Jahre 1622 wurde Z. vom Kaiser Ferdinand II. nebst der übrigen Lausitz pfandweise und im prager Frieden 1635 gänzlich als Lehn an Kursachsen abgetreten, 1639 von den Schweden unter Torstenson hart belagert und eingeäschert, dann abwechselnd von den Schweden, Kaiserlichen und Sachsen in Besitz genommen, von 1643 an aber von den Sachsen behauptet. Im siebenjährigen Kriege wurde es im Juli 1757 von den Oesterreichern belagert, bombardirt und fast ganz niedergebrannt und hat sich erst in neuester Zeit wieder zu einer höheren Blüthe entfaltet. Vergl. Carpzov, Analecta fastorum Zittaviensium, Zittau 1716; Peschek, Z. und seine Umgebungen, das. 1821; Derselbe, Handbuch der Geschichte von Z., das. 1835—38, 3 Bde.; Ders., König Ottokar II. und die Begründung der Stadt Z., Görlitz 1855.

Zitteraal, s. Zitterfische.

Zitterer, Sekte, s. v. a. Quäker.

Zitterfische (elektrische Fische), mehre Fische, welche das Vermögen besitzen, Körpern durch unmittelbare Berührung oder eine leitende Materie elektrische Schläge mitzutheilen. Der stärkste unter diesen Fischen ist der Zitteraal (Gymnotus electricus L.), aus der Ordnung der Kahlbäuche und der Familie der Aalfische. Er ward zuerst 1671 von Richer in Cayenne beobachtet und von Adrian van Berkel beschrieben.

Digitized by Google

Gravesand erkannte zuerst die elektrische Wirkung der Schläge. Die genauesten Untersuchungen über den Zitteraal stellte aber A. von Humboldt an. Später wurde der Fisch mehrmals lebendig nach Europa gebracht. Er wird 5—6 Fuß lang, erreicht die Dicke eines Mannsschenkels und eine Schwere von 40 Pfund. Der Körper ist zusammengedrückt, der Kopf klein, der Schwanz stumpf; die Rückenflosse fehlt, die Afterflosse reicht bis zur Schwanzspitze. Die Färbung ist rothbraun. Die Schuppen sind undeutlich. Der Zitteraal findet sich in den süßen Gewässern des nördlichen Südamerika oft so häufig, daß durch ihn die übrigen Fische ganz vertilgt werden. Das Fleisch ist schwer verdaulich und wird selten genossen. Die elektrischen Schläge dieses Fisches sind mächtig genug, um selbst größere Thiere zu lähmen und zu tödten. Der elektrische Apparat, welcher in keiner andern Klasse der Thiere vorkommt, liegt beim Zitteraal im Schwanze. Er besteht nach den Untersuchungen Rudolphi's und H. Steffens' aus zahlreichen stehenden oder liegenden, meist sechseckigen, mit sehr vielen Querschridewänden versehenen und mit einer Flüssigkeit angefüllten Zellen u. gleicht gewissermaßen einer aus unzähligen Platten zusammengesetzten volta'schen Säule. Die elektrische Strömung geht vom Gehirn aus und wird in dem beschriebenen Apparat wie in einer leydener Flasche nur verstärkt. Die Schläge wirken selbst ohne unmittelbare Berührung auf eine Strecke durch das Wasser. Nach Faraday's Untersuchungen ist die elektrische Kraft des Zitteraals gleich der einer Batterie von 15 leydener Flaschen mit 3500 □Zoll Belegung. Alle anderen Fische fliehen die Nähe der Zitteraale, und selbst am hohen Ufer angelnden Menschen wird die elektrische Erschütterung durch die feuchte Schnur aus der Ferne zugeleitet. Um die Zitteraale zu fangen, treibt man Pferde und Maulthiere in die Gewässer und umstellt letztere mit Leuten. Die aufgescheuchten Fische drängen sich unter den Bauch der Thiere, von denen viele ihren heftigen Schlägen erliegen. Nachdem jene aber durch die oft wiederholten Schläge ihre elektrische Kraft vergeudet haben, werden sie harpunirt und mittelst dürren Holzes, welches die Elektricität nicht leitet, ans Ufer gezogen. Um ihre elektrische Kraft wieder zu sammeln, bedürfen sie mehrer Tage. Andere elektrische Fische enthält die Gattung **Zitterrochen** (Torpedo *Dum.*). Hier liegt der elektrische Apparat zwischen dem Kopf und den Brustflossen. Durch Abschneiden des hinteren Gehirnlappens verliert der daraus entspringende Nerv das Vermögen, Schläge zu ertheilen. Der **augenfleckige Zitterrochen** (T. Narke *Risso*, T. ocellata) ist rothgelb, mit 5 großen Augenflecken, 4 Fuß lang, 3½ Fuß breit und wird an 50 Pfund schwer. Er findet sich fast in allen Meeren, häufig auch im Mittelmeer. Sein Fleisch ist schmackhaft, doch muß der elektrische Apparat herausgeschnitten werden. Seine elektrische Kraft ist groß genug, um die größten Fische zu betäuben, und sie können dieselbe, wie die Zitteraale, willkürlich austheilen, wenn sie berührt werden. Matteucci entlockte dem Zitterrochen selbst Funken, indem er ihn zwischen zwei durch Goldblättchen verbundene Metallplatten brachte. Der **marmorirte Zitterrochen** (T. Galvanii *Risso*, T. marmorita) ist rothgelb, marmorirt u. lebt ebenfalls im Mittelmeer, wo auch noch zwei andere Arten, T. unimaculata und Nobiliana, vorkommen. Er war schon den Alten bekannt, und Dioscorides wandte seine Berührung gegen Kopfschmerzen an. Später galt sie als Heilmittel gegen das Podagra. Die zur Gattung **Zitterwels** (Malapterurus *Lacép.*) gehörigen Z., namentlich der **ägyptische Zitterwels** oder **Donnerfisch, Raasch** (M. electricus *L.*), grau, schwarz gefleckt, mit 6 Bartfäden, von der Gestalt der Welse, aber mit Fettflosse und ohne Rückenflosse, 1½ Fuß lang, im Nil und Senegal, ertheilt bei Berührung nur schwache Schläge. Sein Fleisch ist schmackhaft.

Zittern (tremor), unwillkürliche geringe und in sehr kurzer Zeit sich oft wiederholende Bewegung der Glieder, die entweder den ganzen Körper oder einzelne Theile befällt und wahrscheinlich auch innere Theile bisweilen ergreift, ist fast immer Zeichen regelwidriger Nerventhätigkeit und erscheint bald als bloßes Symptom oder Vorläufer anderer Krankheiten, bald als selbstständiger Krankheitszustand. Beobachtet man es in gelähmten Gliedern, so verkündet es Aufhören der Lähmung. Die Behandlung besteht in Entfernung und Vermeidung der Ursachen; ein specifisches Mittel gegen das Z. gibt es nicht. Das Z. der Säufer und Greise ist nicht heilbar.

Zitterpappel, s. v. a. Espe.

Zitterrochen, s. Zitterfische.

Zitterwels, s. Zitterfische.

Zittwersame, s. v. a. Wurmsame, s. Artemisia.

Ziu (Zio), s. Tyr.

Zizania *L.* (Haferweiß), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, charakterisirt durch die monöcischen Blüthen, denen bisweilen Zwitterblüthen untermischt sind, den fehlenden Balg, den 2spelzigen Kelch mit 2 Blumenblättchen, entweder 6 Staubfäden oder ein längliches rindiges Korn mit 6 verkümmerten Staubbeuteln und einer lederigen und gegrannten unteren Kelchspelze, ausdauernde Gräser der wärmern Länder. Z. aquatica *L.*, mit unten hängenden Staubblüthen in wirbelförmigen Rispen und oben aufrechten Kornblüthen in Aehren in Nordamerika an den Seen, auf Jamaica auf überschwemmtem Lande, wird wie der Reis gegessen. Von Z. terrestris *L.*, einige Fuß hoch, mit traubenartiger Rispe, in Malabar auf trockenem Boden, werden die Samen mit dem Safte der Arecapalme gegen die Schwämmchen der Kinder angewendet.

Zizianov, ein aus Georgien stammendes berühmtes russisches Geschlecht. Der Fürst Paul Sacharjewitsch Z. begleitete gegen Ende der Regierung Peters des Großen den von den Türken vertriebenen Czaren Wachtang nach Rußland, trat hier in Kriegsdienste und fiel in der Schlacht von Wilmanstrand 1741 gegen die Schweden. Sein Enkel, Fürst Paul Dimitrijewitsch, geboren am 8. Sept. 1754 zu Moskau, trat 1777 in das preobraschenskische Garderegiment ein, erhielt 1780 das Kommando des petersburgischen Grenadierregiments, diente im Türkenkriege von 1787 unter Romanzow und Repnin und avancirte 1793 zum Generalmajor.

igitized by Google

Nachdem er im polnischen Aufstand von 1794 seinen Ruhm durch die Vertheidigung von Grodno und Besiegung der Generäle Sapieha und Grabowski begründet und seit 1796 in Transkaukasien mit Auszeichnung gefochten, übertrug ihm Alexander I. 1801 die Militärverwaltung von Astrachan und den Oberbefehl in Grusien und 1803 die Verwaltung Transkaukasiens. Z. unterwarf in diesem und dem nächsten Jahre die Lesghier, den Khan von Jelissui, Mingrelien, das Khanat von Gansha und von Iremeti. Eine Expedition gegen Eriwan mißlang, dagegen unterwarfen sich ihm die benachbarten Khane. Z. ward 1806 bei einer Zusammenkunft mit dem Khan von Baku meuchlings erschossen. Die Regierung hat Z. als Gründer der russischen Herrschaft in Transkaukasien in Tiflis ein Denkmal errichtet. Vergl. Wiskowalow, Knjäs Pawel Dmitrijewitsch Z., Tiflis 1845. Sein Neffe, Fürst Dmitrij Iwanowitsch Z., starb als wirklicher Staatsrath und Kammerherr am 20. Okt. 1820 zu Petersburg.

Zizith (Denk- oder Schaufäden), Schnüre, die an den Ecken der Gewänder der jüdischen Männer befestigt sein sollen, um an die Gebote Gottes zu erinnern. Die heutigen Juden tragen ein in der Mitte ausgeschnittenes, über die Schultern geschlagenes viereckiges Tuch (Arba-Kamphoth), an dessen 4 Enden sich die Z. finden.

Zizyphus *Muell.* et *Gaertn.* (Judendorn), Pflanzengattung aus der Familie der Rhamneen, charakterisirt durch den flachen, 5spaltigen, rundum abspringenden Kelch mit bleibender kreisrunder Basis, die um diese drüsige Scheibe stehenden Blumenblätter und Staubgefäße, die 2—3 Griffel mit sehr kleinen Narben, die saftige ungeflügelte Steinfrucht mit nicht aufspringender, 2—3fächeriger Steinschale, Sträucher oder kleine Bäume in wärmeren Ländern, mit ruthenförmigen Zweigen, Wechselblättern und oft dornigen Nebenblättern, Blüthen in Afterdolden und meist eßbaren Früchten, von deren zahlreichen Arten mehre als Obst- und Arzneipflanzen bekannt sind. Z. vulgaris *Lam.*, Brustbeerenbaum, Jujube, ein Strauch oder kleiner (bis 20 Fuß hoher) Baum mit kurzgestielten, eirunden oder länglichen, feingesägten Blättern, paarweise stehenden Dornen, welche die Stelle der Nebenblätter vertreten und von welchen der eine gerade, der andere zurückgekrümmt ist, sehr kurz gestielten, in kleinen winkelständigen Knäuelchen vereinigten Blüthen und dunkelrothen Steinfrüchten, ward aus seiner Heimat, Syrien, von den Römern unter Augustus nach Italien verpflanzt, von wo aus er sich im ganzen südlichen Europa bis zum Fuß der Alpen verbreitete. Die oliven- bis pflaumengroßen Früchte enthalten ein schleim- und zuckerreiches, wohlschmeckendes Fleisch und werden daher theils als Obst genossen, theils bei katarrhalischen Beschwerden (pecta jujuborum) angewendet. Sie machen in mehren Ländern einen Bestandtheil der Species pectorales aus. Im Handel kommen sie als spanische und französische Jujuben vor. Das Holz des Baumes dient zu Drechslerarbeiten. Z. Lotus *Lam.*, Lotusbaum, an der nordafrikanischen Küste und in Südeuropa, ist ein kaum mannshoher Strauch mit blassen Blättern, kleinen weißen Blüthen in Achselknäueln und röthlichen Früchten, welche kleiner und nicht so süß und wohlschmeckend wie die der vorigen Art sind und als italienische Jujuben in den Handel kommen. Nach gewöhnlicher Annahme ist dies der berühmte Lotosbaum der Alten, dessen Früchte nach Homer und Herodot eine Hauptnahrung der Bewohner jener Gegenden (Lotophagen) bildeten. Nach Homer (Odyss. IX) hatte diese Frucht einen so leckern Geschmack, daß die Fremden darüber die Sehnsucht nach ihrem Vaterland verloren. Noch heutzutage essen die Anwohner der kleinen Syrte diese Früchte, füttern damit ihr Vieh und machen ein Getränk davon. Die Neger trocknen, stoßen sie in Mörsern und machen Kuchen daraus, welche getrocknet wie Zuckerbrod schmecken sollen. Z. spina Christi *Willd.*, Christdorn, Strauch oder kleiner Baum in Palästina, Aegypten und der Berberei, trägt Früchte von der Größe einer kleinen Wallnuß, welche stark adstringirend wirken und gegen Atonie des Magens und Darmkanals gebraucht werden und reif ein beliebtes Obst abgeben, welchem die Araber fieberwidrige Kräfte zuschreiben. Aus Zweigen dieses Baumes soll die Dornenkrone geflochten worden sein. Z. Jujuba *Lam.*, ächter Jujubenbaum, ist ein ansehnlicher Baum in Ostindien mit seidenartigen Blättern, weißen geruchlosen Blumen in Achselköpfchen und taubeneigroßen gelben Früchten, welche apfelartig schmecken und allgemein, reif wie unreif, auch nach Art der Oliven eingemacht, gegessen werden. Die bitter adstringirende Rinde, sowie die jungen Zweige werden bei Krankheiten der Verdauungsorgane, namentlich Diarrhöen, gebraucht, und die Wurzel enthält einen sehr bittern Saft, welcher als Purgans gegen Wechselfieber und mit Sesamöl vermischt äußerlich gegen rheumatische Leiden angewendet wird. Auf dem Perigon findet sich bisweilen Gummilack. Z. Napeca *Willd.* ist ein Strauch in Ostindien, dessen angenehm säuerlich schmeckende Früchte roh und eingemacht gegessen werden, während die aromatische Rinde, sowie die Blätter und Samen als Gewürz benutzt werden. Das Dekokt der Rinde soll gegen Wechselfieber wirksam sein. Z. orthacantha *Dec.*, am Senegal, mit geraden Stacheln, trägt kirschengroße, sehr süße Früchte, welche häufig gegessen, auch zu Bereitung eines erfrischenden weinähnlichen Getränks benutzt werden. Von Z. soporifera *Schult.*, im nördlichen China, stehen die enthülsten und gekochten Samenkerne als schmerzstillendes und schlafmachendes Mittel in China in großem Ansehen. Von Z. Joazeiro *Mart.*, in Brasilien, wirkt die bitter adstringirende Rinde brechenerregend und wird gegen Wechselfieber gebraucht. Die schleimig-süßen Früchte sind für die Viehzüchter von Wichtigkeit, indem sie damit zur Zeit der größten Hitze, wo alles Gras von der Sonnengluth verbrannt ist, ihre Heerden erhalten.

Znaim (Znaym), Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (55,85 QMeilen mit 193,620 Einw.) in der österreichischen Markgrafschaft Mähren, am linken Ufer der Thaya in fruchtbarer und anmuthiger Gegend gelegen, hat 3 Vorstädte, eine schöne gothische Pfarrkirche des heiligen Nikolaus mit sehenswerther Kanzel, 4 andere Kirchen,

Digitized by Google

mehre Kapellen u. Klöster, eine alte Burg (Lehenburg), die ehemalige Residenz der znaimer Fürsten, einer apanagirten Linie des böhmischen Regentenhauses, jetzt als Militärspital dienend, ein schönes Rathhaus, ein Theater, mehre Kasernen und auf dem Unterringplatz eine 1682 zu Ehren der unbefleckten Empfängniß Maria's errichtete sogenannte Pestsäule von Marmor. Als Bildungsanstalten bestehen daselbst ein Obergymnasium und eine Haupt- und Unterrealschule. Die Einwohner, 8676 an der Zahl und Deutsche, betreiben städtische Gewerbe, namentlich Tuchweberei, Gerberei, sowie Landwirthschaft, Senf- und Weinbau und Weinhandel. Auch besitzt die Stadt eine große Salpeterplantage, 6 Steingutfabriken, 2 Chokoladenfabriken, eine Essig- und eine Lakritzensaftfabrik. Das alte Znoimo oder Medoslanium, die alte Hauptstadt Mährens, wurde 1145 von dem böhmischen Fürsten Wladislaw zerstört und soll an seiner jetzigen Stelle um 1222 angelegt sein. Im Jahre 1404 wurde hier Procop von König Sigmund belagert. In neuerer Zeit wurde die Stadt durch das Gefecht am 11. Juli 1809 zwischen dem Nachtrab des Erzherzogs Karl und den Franzosen unter Marmont berühmt, sowie durch den Tags darauf abgeschlossenen Waffenstillstand, der am 14. Juli zum Frieden von Wien führte.

Znin, Stadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Schubin, zwischen zwei Seen, mit katholischer Kirche, Synagoge, starker Zeuch- und Leinweberei und 1867 Einwohnern.

Zobel (Mustela zibellina *L.*), Säugethierart aus der Gattung Marder, gleicht unter den Gattungsverwandten am meisten dem Baummarder, auch hinsichtlich der Größe. Er unterscheidet sich von diesem besonders durch den gestreckteren Kopf, die größeren Ohren und den kürzeren Schwanz. Letzterer ist 6⅞ Zoll lang bei 16 Zoll Körperlänge. Der Z. hat ein glänzendes, seidenweiches Fell, welches schon seit alter Zeit als das kostbarste unter allem Pelzwerke gilt. Es ist braun, an Stirn und Kehle grau und steht um so höher im Preis, je einfarbiger es ist, weshalb die Z. vom Jenisei als die besten gelten. Diese sind auf dem Rücken schwärzlich, am Hals und an den Seiten röthlichkastanienbraun, an den Wangen grau, an der Schnauze schwarz u. grau gemischt, an den Ohren weißlichgrau oder blaßlichtbraun gerändert, am Unterhalse röthlich oder rothgelb, während die Pelze von anderen Z.n mehr ins Dunkle oder Gelbe spielen. Sehr selten sind ganz rothgelbe oder weiße Z. Eigenthümlich ist dem Z. die wollige Behaarung der Zehenballen. Gegenwärtig ist der Z. auf einen kleinen Theil des nördlichen Asiens beschränkt, und auch hier vermindert er sich in Folge der unablässigen Jagd auf ihn von Jahr zu Jahr. Am häufigsten ist er gegenwärtig noch auf Kamtschatka, wo die fast unzugänglichen Berge ihm Zufluchtsstätten gewähren. Hinsichtlich der Lebensweise gleicht er unserem Edelmarder. Er jagt alle Thiere, welche er bewältigen kann, namentlich Eichhörnchen, Hasen, kleine Vögel, verschmäht aber auch Beeren und andere Früchte nicht. An Kühnheit, List und Mordlust steht er seinen Gattungsverwandten nicht nach. Die Paarungszeit fällt in den Januar. Ungefähr 2 Monate nach der Begattung wirft das Weibchen 3—5 Junge. Er hält sich gern an Flußufern auf, weil sich ihm hier die meiste Beute darbietet. Man fängt ihn in Sibirien in Fallen, Schlingen und Netzen der verschiedensten Art. Schießt man ihn, so geschieht dies, um den Balg zu schonen, mit stumpfen Pfeilen. Zum Zobelfang vereinigen sich Gesellschaften von Jägern, die mitunter 40 Mann stark sind. Die Jagd währt von Oktober bis Anfang December. Sie ist Regal der Krone, die sich von manchen Völker- und Ortschaften den Tribut in Zobelpelzen zahlen läßt. Als die Kosaken zu Anfang des 18. Jahrhunderts Kamtschatka eroberten, waren die Z. dort so häufig, daß sie für ein Messer 6, für ein Beil 18 Zobelfelle erhandelten. Ein Gouverneur in Kamtschatka gewann mit den zu den niedrigsten Preisen erhandelten Zobelfellen jährlich 30,000 Rubel. Der Werth der Felle richtet sich nach der Farbe, dem Glanze, der Feinheit und der Fülle der Behaarung, sowie nach der Größe. Felle mit langen, glänzend weißen Konturhaaren heißen Silberzobel, solche mit goldgelb glänzenden Goldzobel. Am theuersten werden die ins Bläuliche spielenden und die schwarzbraunen bezahlt, weshalb man schlechtere wohl auch färbt. Die schönsten bezahlt man wohl mit 200 Rubel (à 1 ½ Thaler) das Stück, so daß ein vollständiger Zobelpelz über 1000 Rubel kosten kann. Die schönsten Felle kommen von Nertschinsk. Als Gattungsverwandte des Z.s erwähnen wir hier noch den Nörz (Nerz, kleine Fischotter, Wasserwiesel, Mustela lutreola *L.*, Vison lutreola). Er ist von gestrecktem, schlankem Körperbau, kurzbeinig und gleicht hinsichtlich der Gestalt der Fischotter; nur hat er einen weit schlankeren Kopf als diese. Die Zehen sind durch Bindehäute verbunden. Die Länge des Körpers beträgt 14 Zoll, die des Schwanzes 5 Zoll. Der glänzende Pelz besteht aus dichten, plattanliegenden, kurzen, ziemlich harten Grannenhaaren von brauner Färbung und aus einem graulichen, sehr dichten Wollhaar. In der Mitte des Rückens ist die Färbung dunkler, besonders am Nacken und Hinterleib. Auch die Schwanzhaare sind dunkler. Am Unterleib geht die Färbung ins Graubraune über. An der Kehle steht ein lichtgelber oder weißlicher Fleck, u. auch die Oberlippe ist vorn, die Unterlippe aber in ihrer ganzen Länge weiß. Der Nörz findet sich in Norddeutschland nur einzeln; seine eigentliche Heimat ist das östliche Europa, wo er von der Ostsee bis zum Ural, von der Dwina bis zum schwarzen Meere verbreitet ist. Auch in Siebenbürgen, Galizien und Bessarabien kommt er vor. Sein Pelz kommt in den Handel, wird aber weniger geschätzt als der seines nordamerikanischen Gattungsverwandten, des Mink oder der amerikanischen Sumpfotter (Mustela Vison *Briss.*, Vison americanus). Manche halten den Mink nur für eine klimatische Abart des Nörz; doch unterscheidet er sich von diesem durch einen kürzeren Kopf und längeren Schwanz. Auch ist die Behaarung voller und weicher. Beide Thiere haben im Wesentlichen dieselbe Lebensart, sind kühne Räuber und stellen gern Fischen nach.

Digitized by Google

Zobten, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk **Breslau**, Kreis Schweidnitz, am Fuß des **Zobtenberges**, mit katholischer Kirche, Hospital und 2114 Einw.

Zobtengebirge, im weiteren Sinne Name des im schlesischen Regierungsbezirk **Breslau** liegenden nördlichen Theils des Eulengebirgs, welcher sich zwischen der Weistritz und der Lohe erhebt und gegen das linke Oderufer zu verflacht. Die höchsten Punkte sind der Geiersberg, der Költschnerberg mit dem Tafelstein, der Ruheberg, der Bruchberg und der **Zobten**, von welchem der ganze Höhenzug seinen Namen führt. Der letztere, 2 Meilen östlich von Schweidnitz, ist mit 2246 Fuß die höchste Erhebung desselben, von fast kegelförmiger Gestalt und dicht bewaldet. Er fällt auf 3 Seiten zur Ebene ab, hat 2 Spitzen und gewährt eine weite Aussicht auf die ganze Kette der Sudeten und über einen großen Theil von Schlesien. Sein Name wird von dem slavischen Goro sobotka, d. i. heiliger Berg, abgeleitet. Im 11. Jahrhundert stand auf der höchsten Spitze eine Burg, die 1108 zu einem Kloster der Augustiner eingerichtet, und als diese des rauhen Klima's wegen wieder wegzogen, zu einer Raubburg umgewandelt, aber 1471 von den Breslauern und Schweidnitzern zerstört ward. Im Jahre 1702 ward an ihrer Stelle von dem breslauer Augustinerabt Johann Sivert eine Marienkapelle erbaut, in welcher jährlich am Fest Mariä Heimsuchung katholischer Gottesdienst gehalten ward, woran sich eine Art Jahrmarkt anschloß. Die Kapelle ist 1834 durch den Blitz größtentheils zerstört worden. Die Basis des Zobten, sowie des ganzen Höhenzugs bildet feinkörniger Granit und hier und da Gneis, auf welchen beiden Gesteinen abwechselnd Serpentin und Urgrünstein lagern. Den Granit hat man erst neuerlich angefangen zu benutzen, namentlich zu Herstellung von Trottoirs in Breslau.

Zocke (Sockel), viereckiger Stein, welcher einer Reihe Säulen oder einer Mauer zur Grundlage dient; ein ähnlicher Stein, welcher über einem Gesims oder Säulengebälke angebracht ist, und auf welchen bisweilen Statuen oder Vasen gesetzt werden.

Zodiacus (v. Griech.), s. v. a. Thierkreis.

Zodiakallicht (Thierkreislicht), mehr oder weniger heller Lichtschein, welcher sich etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang am Abendhimmel in der Gegend, wo die Sonne untergegangen ist, zeigt und eine zweite, wenn auch schwächere, oft bis gegen Mitternacht anhaltende Dämmerung hervorruft. Die Basis dieses unten breiteren Lichtkegels erscheint ungefähr da, wo die Sonne untergegangen ist, während die Axe desselben nach der Stelle hin gerichtet ist, wo die kurz vorher untergegangene Sonne sich befindet. Sie fällt fast in die Ebene der Ekliptik, also nahezu in den Thierkreis, da die Ebene des Sonnenäquators mit jener nur einen Winkel von $7\frac{1}{2}^{\circ}$ bildet. Daher der Name Z. In unseren Gegenden, wo der Lichtschein die Helligkeit der Milchstraße nicht erreicht, bildet die Axe des Lichtkegels einen Winkel von ungefähr 64° mit dem Horizont. Am günstigsten sind bei uns die Bedingungen der Sichtbarkeit des Phänomens von Mitte Februar bis Anfang März Abends nach 7 Uhr, und von Mitte August bis Anfang September Morgens vor 5 Uhr, indem zu diesen Zeiten, da die nördlichen Zeichen der Ekliptik über dem Horizont stehen, der Thierkreis mit dem Horizont einen größeren Winkel macht als zu anderen Zeiten. Erscheint das Z. am östlichen Himmel des Morgens vor Sonnenaufgang zur Zeit des Herbstäquinoktiums, so ist es von geringerer Lichtstärke, als es zur Zeit des Frühlingsäquinoktiums am Abendhimmel erscheint. In weit hellerem Schein tritt das Z. in den tropischen Gegenden, namentlich am Aequator auf, indem es hier wegen der beschriebenen Lage der Ekliptik und des Thierkreises zum Horizont mit diesem den größten Winkel macht. Hier übertrifft es an Glanz die hellsten Stellen der Milchstraße zwischen dem Sternbilde des Adlers und dem des Schützen; gegen den Horizont hin, durch die über der Erde lagernden Dünste gesehen, erscheint es mehr oder weniger gelblich. Wird leichtes, vom Abendwind bewegtes Gewölk vor dem Lichtschein vorübergetrieben, so spielt dieses, je nach seiner größeren oder geringeren Dichtigkeit, in den verschiedensten Farben. Je mehr man sich dem Nordpol nähert, desto kleiner wird der Winkel, welchen die Ekliptik mit dem Horizont macht, und desto ungünstiger werden auch die Verhältnisse zu Beobachtung des Z.s. Umgekehrt werden dieselben immer günstiger, je mehr man sich der Aequatorialzone nähert, weil alsdann der Winkel, welchen die Axe des Z.s mit dem Horizont macht, immer mehr wächst, abgesehen davon, daß zwischen den Tropen die Atmosphäre ungleich reiner ist als in höherer Breite. Deshalb ist zwischen den Wendekreisen die Erscheinung des Z.s nicht nur weit heller und glänzender, sondern auch weit häufiger, so daß Humboldt dasselbe einen „beständigen Schmuck der Tropennächte" nennt. Auf der südlichen Hemisphäre ist die Zeit des Herbstäquinoktiums die günstigste Periode zu Beobachtung des Z.s am Abendhimmel. Während bei uns die Spitze desselben stets nach Süden gerichtet ist, erscheint auf der südlichen Erdhälfte der Lichtkegel nach Norden geneigt, so daß am Abendhimmel der Scheitel desselben rechts von der Basis erscheint. Obwohl das Phänomen schon in den ältesten Zeiten gesehen worden ist, so stellte doch erst Dominicus Cassini 1683 eine genauere Beobachtung desselben an. Seine Erklärung, wonach das Z. durch die sehr abgeplattete Sonnenatmosphäre erzeugt werden soll, die das von der Sonne reflektirte Licht reflektire, galt geraume Zeit für die richtigste, bis Laplace bewies, daß bei der bekannten Rotationsgeschwindigkeit der Sonne die Sonnenatmosphäre sich höchstens bis auf $\frac{1}{10}$ des Merkurabstandes von der Sonne entfernen kann, da hier die Schwungkraft der Anziehungskraft der Sonne das Gleichgewicht halten und die erstere Kraft die entfernteren Theile der Sonnenatmosphäre in den Weltraum schleudern muß. Laplace, Arago, Biot u. A. führen das Phänomen auf einen Nebel- oder Staubring zurück, welcher zwischen der Merkurs- und Marsbahn und zwar ungefähr in der Ebene des Sonnenäquators um die Sonne rotiren soll. Da der Sonnenäquator $7\frac{1}{2}^{\circ}$ gegen die Ekliptik geneigt ist, so würde sich die oben angegebene Neigung

ed by Google

der Axe des Lichtkegels zur Ellipsis, sowie der Umstand erklären, daß die Verlängerung der Axe den Mittelpunkt der Sonne trifft. Auch würde sich daraus die für verschiedene Zeiten beobachtete verschiedene Breite des Phänomens ergeben.

Zöblitz, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, am gleichnamigen Flüßchen, Sitz eines Gerichtsamtes, hat Spinnerei, Spitzenklöppelei, Dosenfabrikation u. 1777 Einw. und ist namentlich bemerkenswerth als der Hauptsitz der Fabrikation von Serpentinsteinwaaren, mit denen ein ausgebreiteter Handel getrieben wird. In der Umgegend sind große Serpentinsteinbrüche.

Zoega, Georg, berühmter Alterthumsforscher, geboren am 20. Dec. 1755 zu Dahler in Jütland, studirte zu Göttingen, machte dann wiederholt Reisen nach Italien und ließ sich 1783 für immer in Rom nieder, wo er ganz dem Studium der Alterthumskunde lebte. Zugleich trat er zur katholischen Religion über. Im Jahre 1798 zum dänischen Generalkonsul im Kirchenstaat ernannt, † er zu Rom am 10. Febr. 1809. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „Nummi Aegyptii imperatorii" (Rom 1787); „De origine et usu obeliscorum" (das. 1797); eine Erläuterung der koptischen Schriftrollen im Museo Borgiano Velitterno und „Li bassirilievi antichi di Roma, incisi da Tom. Piroli" (Rom 1808, 2 Bde.; deutsch von Welcker, Gießen 1811—12, 2 Bde.). Vgl. Welcker, Z.'s Leben, Göttingen 1819, 2 Bde.; derselbe hat auch Z.'s zerstreute Abhandlungen (Gött. 1817) veröffentlicht.

Zöllner, Karl Friedrich, der Altmeister des deutschen Männergesangs, geboren den 17. März 1800 zu Mittelhausen im Weimarischen, besuchte die Thomasschule in Leipzig, wo er unter Schlichts Leitung sein musikalisches Talent ausbildete, ward 1820 Gesanglehrer an der Rathsfreischule daselbst und später in gleicher Eigenschaft auch an anderen leipziger Schulen angestellt; † den 25. Sept. 1860. Z. hat sich namentlich durch zahlreiche Kompositionen für vierstimmigen Männergesang populär gemacht, auch verschiedene Sammlungen vierstimmiger Lieder veröffentlicht. Mehre Liederkränze und Gesangvereine nennen sich nach ihm Zöllnerbund.

Zöpfl, Heinrich Matthäus, ausgezeichneter Rechtslehrer, geboren am 6. April 1807 zu Bamberg, widmete sich zu Würzburg dem Studium der Rechtswissenschaft und habilitirte sich 1828 als Privatdocent zu Heidelberg. Im Jahre 1839 zum Professor des Staatsrechts ernannt, verwaltete er während der Bewegungen von 1849 das Prorektorat der Universität mit Umsicht und Festigkeit und ward 1850 von derselben zum Abgeordneten für die erste badische Kammer gewählt. Seine Hauptwerke sind: „Grundsätze des allgemeinen und deutschen Staatsrechts" (Heidelberg 1839; 5. Aufl. 1863, 2 Bde.) u. „Deutsche Rechts- und Staatsgeschichte" (das. 1834—36, 2 Bde.; 3. Aufl. 1844—47); „Deutsche Rechtsgeschichte" (3. Aufl., Stuttgart 1858) und „Alterthümer des deutschen Reichs und Rechts" (Leipzig 1860—61, 3 Bde.). Ferner sind zu nennen: „Die spanische Successionsfrage" (Heidelberg 1839); „Das alte bamberger Recht" (das. 1839); „Die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. nebst der bamberger und brandenburger Handelsgerichtsordnung" (das. 1842); „Ueber hohen Adel und Ebenbürtigkeit nach dem deutschen Reichsstaatsrecht" (Stuttgart 1853); „Die Hauptmannschaft des Götz von Berlichingen" (Heidelberg 1850); „Die Demokratie in Deutschland" (1. und 2. Aufl., Stuttgart 1853).

Zörbig (Kleinzerbst), Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Bitterfeld, an der Streng, hat eine Gerichtskommission, Leinweberei, ergiebige Torfstiche, starken Gemüsebau und 3463 Einw.

Zofingen (Tobinium oder Zophingen), Hauptstadt eines Bezirks im schweizerischen Kanton Aargau, an der schweizerischen Centralbahn (Linie Aarburg-Luzern), in einer fruchtbaren, von der Wigger durchflossenen Ebene, am Fuß bewaldeter Berge, hat ein schönes Rathhaus mit der Stadtbibliothek (viele Handschriften der schweizer Reformatoren) und einer Münz-, Medaillen- und Gemäldesammlung, eine Bezirksschule, ein Taubstummeninstitut, Fabriken für seidene Bänder und Baumwollzeuche, Leinweberei, Färberei, Handel und 3600 Einw. In der Umgegend wurden viele römische Alterthümer ausgegraben. Z. ist sehr alt, besaß schon unter Karl dem Dicken das Münzrecht, war eine Zeitlang freie Reichsstadt, dann österreichisch und öfters Residenz österreichischer Fürsten und kam 1798 an den Kanton Aargau.

Zoiatrik (v. Griech.), die Thierheilkunde.

Zoilus, griechischer Rhetor im 3. Jahrhundert v. Chr., aus Amphipolis gebürtig, war berüchtigt als hämischer Kritiker, besonders des Homer (daher auch Homeromastix, d. h. Geißel des Homer, genannt), ist sprüchwörtlich geworden für gemeine Zänker und hämische Tadler.

Zolkjew, Hauptstadt eines Kreises (9418 QM. mit 239,300 Einw.) in Galizien, hat ein Dominikaner- und Basilianerkloster, eine schöne gothische Kirche mit werthvollen Gemälden und den Grabmonumenten der Familie Zolkjewski und Sobieski, ein merkwürdiges altes Schloß, bedeutende Lederfabrikation und 4400 Einw. Die Stadt ward 1623 und 1627 von den Tataren verwüstet.

Zolkjewski, Stanislaw, ausgezeichneter polnischer Feldherr, geboren 1547 zu Turynka bei Zolkjew in Galizien, besiegte als Unterfeldherr die revoltirenden Kosaken und kämpfte mit gleich glücklichem Erfolg gegen die Schweden in Livland. Später befehligte er auf dem Zug gegen Moskau und eroberte diese Stadt. Zum Oberfeldherrn ernannt, zog er 1617 gegen die Türken und Tataren, mußte aber nach tapferen Kämpfen durch den Vertrag bei Busza die Moldau und Walachei an die Türken abtreten und erlag am 8. Okt. 1620 bei Cecora am Dnjestr der türkisch-tatarischen Uebermacht. Johann III. Sobieski ließ ihm zu Zolkjew ein Denkmal errichten. Z. hinterließ eine Beschreibung des Zugs der Polen zur Unterstützung des falschen Demetrius, die 1833 zu Lemberg im Druck erschien.

Zoll (Mauth, Aufschlag, Licent, Impost), die auf Einfuhr, Durchfuhr und Ausfuhr gelegte Abgabe, unterscheidet sich von dem sogenannten Geleit (s. d.) dadurch, daß sie von den Waaren, nicht von den Transportmitteln entrichtet

Digitized by Google

wird, von der Accise (s. d.) dadurch, daß sie ohne Rücksicht auf den Bestimmungsort der Waaren an bestimmten Zollstätten entrichtet wird, während die Entrichtung der Accise erst an dem Ort des Verbrauchs Statt findet. Je nachdem der Z. an den Grenzen oder im Innern eines Landes erhoben wird, in irgend einer Beziehung zum Ausland oder bloß zum Inland steht, ist er Grenz- oder Binnenzoll. Ersterer zerfällt wieder in Eingangszoll für eingehende, Ausfuhrzoll für ausgehende u. Durchgangs- od. Transitozoll für durchgehende Waaren. Der Ausgleichungszoll (Uebergangssteuer) wird für die Einführung solcher Erzeugnisse erlegt, bei welchen hinsichtlich der Besteuerung noch eine Verschiedenheit der Gesetzgebung unter mehren zu Einem Zollsystem vereinigten Staaten Statt findet. Differential- od. Unterscheidungszölle sind ermäßigte Sätze des allgemeinen Zolltarifs eines Landes, wenn dessen Erzeugnisse in dem Land, wohin die Waaren bestimmt sind, ebenfalls Zollbegünstigungen genießen. Ebenso bewilligen seefahrende Völker dergleichen Zölle für die unter der eignen Flagge oder unter der der Erzeugungsländer eingehenden Schiffsladungen. Endlich werden auch den Kolonien Differentialzölle bei der Einfuhr ihrer Erzeugnisse im Mutterland zu Theil. In vielen Staaten erhält der Kaufmann, welcher den Z. von Waaren aus dem Ausland entrichtet hat, diesen ganz oder theilweise zurück, wenn er die Waaren wieder ins Ausland gehen läßt (Rückzoll). Der Zolltarif (Zollrolle, Zolltafel) ist eine klassificirte Zusammenstellung der zu verzollenden Gegenstände mit Angabe der von jedem zu erhebenden Zollsätze. Diese Sätze werden entweder nach dem Preise der Waaren (ad valorem) in Procenten bestimmt, oder nach der Stückzahl, oder nach Maß und Gewicht. Das Zollgesetz (Zollordnung) enthält die Einrichtungen und Vorschriften, welche zur sicheren Erhebung dieser Abgaben für nöthig erachtet werden. Hiernach dürfen zollbare Waaren nur auf besonders benannten Hauptstraßen (Zollstraßen) und nur bei Tage verführt werden. An den Stellen, wo diese Straßen die Grenze überschreiten, befinden sich Zollstätten (Mauthen), wo der Waarenführer bei seiner Ankunft ein Verzeichniß der Waaren (Deklaration) den Zollbeamten (Zolleinnehmer, Zollaufseher, Zollinspektor) zu übergeben hat, welche dasselbe mit dem Inhalt der Ladung vergleichen (revidiren), den Zollbetrag berechnen, erheben und bescheinigen. Ueber allen Zollbeamten stehen die Zolloberkontroleurs, welche die Geschäftsführung an den Zollstätten beaufsichtigen. Aber auch im Innern des Landes, an Orten, wo ein lebhafter Verkehr Statt findet, sind Zollstätten und Magazine (Lagerhäuser, Packhöfe) eingerichtet, wo die Waaren unverzollt niedergelegt werden können. Nach einem solchen Lagerhause im Innern deklarirte Güter werden an der Grenze nur einer allgemeinen Revision unterworfen, verschnürt (plombirt, verbleit) und erst an dem Bestimmungsorte verzollt. Dasselbe findet mit den zu Wasser ankommenden Gütern in den Freihäfen Statt. Zu weiterer Erleichterung des Handels und der Industrie dienen die Zollkredite (Zollvorschüsse), darin bestehend, daß den Fabrikanten u. Spediteuren zur Entrichtung ihrer Zollbeträge gegen Sicherheitsleistung eine Frist von 3—12 Monaten gestattet wird. Der Zollschutz wird durch eine militärisch organisirte Mannschaft (Douaniers, Grenzaufseher, Grenzjäger) gehandhabt, und zwar wird von der Grenze einwärts ein Strich Land als Grenz- oder Kontrolebezirk angenommen, innerhalb dessen der Waarenverkehr besonders strengen Vorschriften unterliegt. Im Innern des Landes tritt dann eine freiere Bewegung des Verkehrs ein. Das Zollstrafgesetz bestimmt die auf Hinterziehung der Abgaben selbst, sowie die auf Umgehung der gesetzlichen Vorschriften (Defraudationen) angedrohten Strafen. Schon die Griechen und Römer kannten die Zölle als beliebte Finanzoperation. Im fränkischen Reiche findet man Zölle (telonea) schon in einem Edikte Chlothars II. (615). Sie bestanden vorzüglich in Marktzöllen (einer Art von Accise) und in Reisezöllen (einer Art von Wegegeld), aus welchen beiden sich wohl die jetzigen Zölle bildeten. Das Recht, Zollstätten anzulegen und die Abgabensätze zu bestimmen, stand in Deutschland den Kaisern zu, welche dasselbe einzelnen Reichsständen verleihen konnten und oft dieses Recht maßlos mißbrauchten, so daß allenthalben Zölle und zollähnliche Institute in Schwung kamen. Die goldne Bulle verbot alle unbilligen und ungewöhnlichen Zölle, und König Wenzel versprach 1379, ohne Einwilligung der Kurfürsten keine neuen Zölle im deutschen Reiche zu verleihen. Preußen erkannte zuerst die Nothwendigkeit, der durch die Zölle bewirkten Zerrissenheit des deutschen Handels- und Gewerbswesens ein Ziel zu setzen, schuf durch Gesetz vom 26. Mai 1818 völlige Handels- und Gewerbefreiheit im Innern seiner Staaten und bekannte sich zu der jetzt das Zollwesen beherrschenden Hauptidee der Besteuerung des Verbrauchs fremder Waaren. Zugleich schloß es auf Grundlage des Systems des Princips der Reciprocität verschiedene Handelsverträge, namentlich mit Dänemark (1818), Großbritannien (1824), Mecklenburg-Schwerin, Schweden, Norwegen und Brasilien (1827), mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika (1828). Die kleinen deutschen Staaten aber sahen die Nothwendigkeit ein, sich an größere anzuschließen, und so entstanden mehre Zollverbände, Verbindungen einzelner Staaten unter sich zu einem gemeinschaftlichen Z. (s. Zollverein).

Unter dem Einfluß der fortschreitenden Civilisation hat der Z., wenigstens in Deutschland, längst seine Eigenschaft als Regal verloren und den staatswirthschaftlichen Charakter einer wirklichen Landessteuer angenommen, die, mindestens was die Eingangszölle betrifft, von der Gesammtheit der Staatsgenossen als Konsumenten der dem Z. unterworfenen Waaren erhoben wird. In dieser Eigenschaft hat das Zollwesen eine staatswirthschaftliche und eine finanzielle Seite, von welchen die erstere die bei weitem wichtigere ist. Das Bestreben der Regierungen, das Aufkommen der Manufakturen, des Handels und der Schifffahrt zu befördern, führte darauf hin, die Einfuhr fremder Manufakturwaaren, den Handel

Digitized by Google

und die Schifffahrt Fremder dadurch zu erschweren, daß man, statt wie früher die Abgaben hauptsächlich von den außer Landes gehenden Rohstoffen zu erheben, dieselben hauptsächlich auf die eingehenden Manufakturwaaren legte. In Folge dieses sogenannten Merkantilsystems schritt namentlich England in der Entwickelung seiner produktiven Kraft vorwärts, und auch Frankreich ahmte dieses System einige Zeit mit Glück nach. Den Inbegriff der Anordnungen, welche hiernach im Zollwesen getroffen wurden, nennt man das Prohibitivsystem. Dem Merkantilsystem entgegen stellte das physiokratische oder Agrikultursystem, indem es den Ackerbau als die einzige Quelle des Reichthums erklärte, das kosmopolitische Princip der Handelsfreiheit auf, von dem das von Adam Smith aufgestellte Tauschwerthsystem (Industriesystem) in Beziehung auf die nationalen und internationalen Verhältnisse eine Fortsetzung bildet, in sofern es absolute Handelsfreiheit verlangt. Die Anhänger der Handelsfreiheit bezeichnen als Grundirrthümer des Prohibitivsystems die Meinung, daß der Reichthum einer Nation im baaren Gelde bestehe, während derselbe in den Kräften und Fähigkeiten der Bürger und in der Menge werthvoller Güter aller Art beruhe, und die Voraussetzung, daß die übrigen Länder fortfahren würden, von einem Staate zu kaufen, der ihren Erzeugnissen seine Grenzen verschließe. Im freien Verkehr finde eine naturgemäße Entwickelung der jedem Lande eigenthümlichen Hülfsquellen Statt, welche einen soliden Zustand begründe, während die künstlich großgezogene Industrie jeden Augenblick mit Schwankungen zu kämpfen habe, welche der Existenz von Tausenden Verderben drohen. Die Anhänger der Handelsfreiheit trugen zuletzt den Sieg davon, bis durch Friedrich List zwischen das Prohibitivsystem und die Lehre der absoluten Handelsfreiheit das Schutzzollsystem trat, welches im deutschen Zollverein (s. d.) angenommen, aber noch nicht fehlerfrei ausgebildet worden ist, und das seine Aufgabe u. Bestimmung darin sucht, den wichtigeren, im Lande sich entwickelnden Zweigen der Industrie den innern Markt durch Zollsätze zu sichern, welche die wohlfeilen Preise ausländischer Fabrikate so weit erhöhen, daß sie die einheimischen nicht von dem Markte verdrängen. Das Nähere darüber s. Handelsfreiheit. Was die finanzielle Seite der Zölle betrifft, so kam dieselbe in Deutschland allein in Betracht, als schon andere Staaten nationalökonomische Zwecke zu erreichen suchten, bis in neuester Zeit auch hier ein eigentliches Zollsystem im Sinne der neuern Handels- und Finanzpolitik zur Geltung kam. Nur die Durchgangszölle blieben rein finanziell, schaden aber nationalökonomisch ebenso viel als jeder andere Z., weil sie den Handel veranlassen, das Land, welches sie erhebt, möglichst zu vermeiden, und dadurch den Verkehr beeinträchtigen, und sind überdies ungerecht, da man eine günstige Lage benutzt, um den Verkehr anderer Länder zu verkümmern. Theoretisch betrachtet, sind nach dem Princip, daß jeder Staatsbürger nach Verhältniß seiner aktuellen Theilnahme an den Vortheilen der Staatsgesellschaft besteuert werden müsse, die Zölle, wie alle indirekten Steuern überhaupt, zu verwerfen, wobei die Zölle noch mancher Vorwurf insbesondere trifft. Gut ist nur dasjenige Zollsystem, so lange überhaupt ein solches vorhanden sein muß, welches grundsätzlich nur solche Artikel besteuert, die, wie gewöhnlich auch ihr Verbrauch sein möge, doch im Ganzen Niemand geradezu nothwendig verbrauchen muß, bei denen es also zuletzt nur vom freien Willen des Konsumenten abhängt, ob er die Abgabe zahlen will oder nicht. Bei keinem andern Steuersystem läßt sich in der Praxis eine so gleiche Vertheilung der Steuerlast erwarten, als bei einem Zollsystem, das in dieser Weise seine Einnahmen berechnet hat und namentlich alle Lebensmittel zollfrei eingehen läßt.

Zoll, Längenmaß, s. Fuß.

Zollern, s. Hohenzollern.

Zollfeld, Landschaft im österreichischen Herzogthum Kärnthen, in welcher der Herzogsstuhl, auf dem die Herzöge von Kärnthen die Huldigung der Stände empfingen, und der Helenenberg, an der Stelle des altrömischen Virunum oder Carenta, liegen.

Zollgewicht, das von den Staaten des deutschen Zollvereins (s. d.) vertragsmäßig für den Zoll bestimmte Gewicht, dem das französische Kilogramm zu Grunde liegt, deren 50 einen Zollcentner bilden. Dieser hat 100 Zollpfund à 30 Zolloth à 16⅔ Gramm.

Zollikofer, Georg Joachim, berühmter Kanzelredner, geboren den 5. August 1730 zu St.-Gallen in der Schweiz, studirte zu Utrecht, erhielt 1754 eine Predigerstelle zu Murten in der Schweiz und 1758 die der reformirten Gemeinde zu Leipzig, wo er am 25. Jan. 1788 †. Außer seinen Predigten (Leipzig 1789—1804, 15 Bde.) veröffentlichte er das „Neue Gesangbuch" (Lpz. 1766, 8. Aufl. 1786) und „Andachtsübungen und Gebete". Vgl. Garve, Ueber den Charakter Z.s, Leipzig 1788.

Zollverein, die zwischen mehren deutschen Staaten, zunächst unter Anschluß an Preußen, zu Stande gekommene Vereinigung, wonach im Wesentlichen unter Zugrundelegung des preußischen Zollsystems im Innern des Vereinsgebiets alle Zollschranken wegfallen, an dessen Grenzen aber Zölle für gemeinsame Rechnung erhoben und nach der Einwohnerzahl unter die einzelnen Vereinsstaaten vertheilt werden. Die Nothwendigkeit einer Zollvereinigung der gegen 40 souveränen deutschen Staaten mit ihren sehr ungleichen und zerstreut unter einander liegenden Gebieten wurde zwar schon bei der Rekonstruktion Deutschlands im deutschen Bunde erkannt, und Artikel 19 der Bundesakte machte den Vorbehalt für die Bundesglieder, bei der ersten Zusammenkunft der Bundesversammlung in Frankfurt wegen des Handels und Verkehrs zwischen den Bundesstaaten in Berathung zu treten; zu Beschlüssen in dieser Angelegenheit ist es aber auf dem Wege der Bundesgesetzgebung nie gekommen. Den ersten Schritt zu einer einheitlichen Gestaltung des Zollwesens that Preußen durch das Gesetz vom 20. Mai 1818, welches durch eine angemessene Besteuerung des äußeren Handels und des Verbrauchs fremder Waaren die inländische Gewerbsamkeit schützte, alle Zollstellen für ein- und

gitized by Google

ausgehende Waaren an die Grenzen verlegte, alle fremden Natur- und Kunsterzeugnisse im ganzen Umfang des Staats ein- und durchzuführen, sowie alle inländischen Produkte der Natur und Kunst auszuführen gestattete und bestimmte, daß die sonach gesetzlich ausgesprochene Handelsfreiheit auch den Verhandlungen mit anderen Staaten zur Grundlage dienen sollte, daher Erleichterungen, welche preußische Unterthanen in anderen Ländern im Waarenhandel erhielten, erwiedert, dagegen Beschränkungen des Verkehrs preußischer Unterthanen im Ausland durch angemessene Maßregeln vergolten werden sollten. Auf dieser Grundlage schloß Preußen nach dem Princip der Reciprocität mit mehren Staaten, so Dänemark, Großbritannien, Mecklenburg-Schwerin, Skandinavien, Brasilien und den Vereinigten Staaten Nordamerika's, Handelsverträge ab. Inzwischen war zwar namentlich durch den tübinger Professor Friedrich List auf der Frühjahrsmesse zu Frankfurt a. M. 1819 ein Verein mit dem Vorort Nürnberg zur Anbahnung eines gemeinsamen deutschen Zoll- und Handelssystems gestiftet worden, doch scheiterten alle hierdurch hervorgerufenen Berathungen mehrer mittel- und süddeutschen Regierungen an dem Zwiespalt der Meinungen über das zu wählende gemeinsame Zollsystem. Um so thätiger war Preußen für weitere Ausbildung seines Handelssystems. Es schloß von 1819—30 mit mehren Regierungen der von seinem Territorium enklavirten Gebietstheile (Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt, Weimar, die anhaltischen Lande, Lippe, Mecklenburg-Schwerin, Koburg-Gotha) Verträge, wonach diese gegen Empfang jährlicher Aversionalsummen die Zollerhebung an ihren Grenzen aufgaben und freien Verkehr zwischen diesen Distrikten und den preußischen Provinzen gestatteten, und ein Vertrag mit Hessen-Darmstadt vom 14. Febr. 1828 stellte zwischen beiden Ländern eine vollständige Zolleinigung auf dem Fuße der Revenuentheilung nach der Bevölkerung her. Letzterer Vertrag ist eigentlich als der Anfang des späteren Z.s anzusehen. Andererseits vereinigten sich auch Bayern und Würtemberg durch Vertrag vom 18. Januar 1828 zu einem gemeinsamen Zollsystem unter dem Namen des *süddeutschen Z.s*. Ein dritter Verband, zwischen dem Königreich Sachsen, Hannover, Kurhessen, den meisten thüringischen Staaten, Braunschweig, Oldenburg, Nassau und Frankfurt a. M., konstituirte sich am 24. September 1828 als *mitteldeutscher Handelsverein*, löste sich aber mit dem Anschluß Kurhessens an den preußischen Z. am 25. August 1831 wieder auf. Nach längeren Verhandlungen kam durch Vertrag vom 24. März 1833 eine Vereinigung des bayerisch-würtembergischen mit dem preußisch-hessischen Verband zu Stande; am 30. März 1833 erklärte auch das Königreich Sachsen seinen Anschluß, und am 10. u. 11. Mai folgte der inzwischen zu einem engeren Bunde vereinigte Handelsverein der 8 kleineren thüringischen Staaten. So trat am 1. Januar 1834 der große *preußisch-deutsche* Z. zunächst auf die Dauer von 8 Jahren, bis zum 1. Januar 1842, ins Leben. Er umfaßte am 1. Jan. 1834 das Gebiet von 18 Staaten mit etwa 7719 QMeilen und 23 Mill. Einwohnern. Im folgenden Jahre traten ihm bei Homburg, Baden und Nassau, 1836 Frankfurt a. M. und 1838 Waldeck. Hannover, Oldenburg, Braunschweig u. Lippe vereinigten sich am 1. Mai 1834 zu einem besonderen Z., dem sogenannten *Steuerverein*, der im Nov. 1837 mit dem Z. einige Verträge zur Unterdrückung des Schmuggelhandels und besseren Abrundung des Zollgebiets vereinbarte. Die innere Organisation beruhte nach den Grundverträgen auf folgenden Principien. Das Verhältniß der im Z. verbundenen Staaten zu einander ist bloß als ein völkerrechtliches Vertragsverhältniß zwischen souveränen Staaten zu betrachten. Jeder stimmberechtigte Vereinsgenosse hat eine volle Stimme und zu allen Beschlüssen des Vereins ist Einstimmigkeit erforderlich. Die Zollvereinsstaaten werden unterschieden in unmittelbare und mittelbare oder Mitglieder und Glieder. Letztere, zu denen Homburg, Waldeck und Pyrmont, die anhaltischen Lande, die Fürstenthümer Lippe, das später dazugekommene Luxemburg, sowie Mecklenburg und Bremen für gewisse Enklaven und die meisten unmittelbaren Mitglieder in Betreff gewisser Gebietstheile gehören, sind je einem der Vereinsmitglieder speciell und nur vermittelst dessen dem Gesammtverein angeschlossen und haben sich durch dasselbe in allen Vereinsangelegenheiten vertreten zu lassen. Das zur Ueberwachung und Ausbildung des Vertragsverhältnisses bestimmte Organ ist nicht eine ständige Behörde, sondern periodische Zusammenkünfte (*Generalzollkonferenzen*), die regelmäßig im Juni an einem zu verabredenden Ort unter dem Vorsitz eines aus den Bevollmächtigten Gewählten Statt finden. Die Berechnung und Repartition der Vereinseinnahmen bereitet ein Centralbureau in Berlin vor. Das Zollgesetz, der Zolltarif, die Zollordnung und der gemeinschaftliche Zollkartel gegen den Schmuggel und Defraudationen gelten als integrirende Bestandtheile des Vertrags, die nur durch Uebereinstimmung aller stimmberechtigten Kontrahenten abgeändert werden können. Die Gesetze über Ein-, Aus- und Durchgangsabgaben sollen im ganzen Zollgebiet übereinstimmen, Modifikationen sind nur insoweit zulässig, als dadurch dem gemeinschaftlichen Zweck kein Abbruch geschieht. Die Zollerhebungs- und Zollverwaltungskosten trägt jeder Staat für sich. Im Innern des Vereins herrscht völlige Verkehrsfreiheit, und Gegenstände, die sich im freien Verkehr eines Staats befinden, können ohne Weiteres auch frei in das Gebiet des andern Staats übergeführt werden, ausgenommen die zu den Staatsmonopolen gehörenden Gegenstände, insbesondere Spielkarten und Salz, in deren Verkehr sowohl an den Grenzen als im Innern des Vereins mehrfache Beschränkungen Statt finden; ferner solche Gegenstände, die mit innern Steuern von verschiedener Höhe belegt und deshalb einer Ausgleichungsabgabe unterworfen sind; endlich Gegenstände, welche ohne Eingriff in die in einem der Vereinsstaaten ertheilten Erfindungspatente oder Privilegien nicht nachgemacht oder eingeführt werden können. Möglichste Aufhebung aller Fesseln des Verkehrs, Gleichheit des Maß-,

Münz- und Gewichtssystems und gleichförmige Grundsätze über Förderung des Gewerbewesens, Erwerbsfreiheit ꝛc. wurden als Zielpunkte des Vereins aufgestellt. Die Zollrevenüen werden als eine für sämmtliche Vereinsstaaten gemeinschaftliche Einnahme betrachtet, nur die im Innern der Staaten von inländischen Erzeugnissen erhobenen Steuern, einschließlich der Uebergangsabgaben, die Wasserzölle auf den Binnenflüssen, die Chausseeabgaben, Brücken- und Hafengelder, die Zollstrafen und Konfiskationen blieben dem besonderen Genusse jedes einzelnen Vereinsstaats vorbehalten. Der Ertrag der nach Abzug der Erhebungs- und Verwaltungskosten in die Gemeinschaft fallenden Revenüen wird unter die Vereinsstaaten nach dem Verhältniß ihrer Bevölkerung vertheilt. Zur Ermittelung der Bevölkerungszahl werden alle drei Jahre Zählungen nach übereinstimmenden Grundsätzen veranstaltet. Bezüglich der Uebergangsabgaben bildeten sich in der Folge noch besondere, engere Steuervereine innerhalb des Z.s. Der Zolltarif, der nur nach preußischem Kurant rechnet, zerfällt in 5 Abtheilungen: Gegenstände, die keinerlei Abgabe unterworfen sind; solche, für die bei der Ein- oder Ausfuhr Abgaben entrichtet werden müssen; die Abgaben für zur Durchfuhr angemeldete Gegenstände; Schifffahrtsabgaben und allgemeine Besteuerungen über die Technik der Verzollung. Auf den jährlichen Zollkonferenzen drangen besonders Bayern, Würtemberg, Baden und Sachsen auf höhere Zölle, die auch für verschiedene Artikel erreicht wurden, so daß der Z., ungeachtet Preußen diesen Bestrebungen gegenüber bis zu einer gewissen Grenze das System des Freihandels vertrat, mehr und mehr das System der Schutzzölle annahm. Mit Holland, England, Griechenland und der Türkei wurden Handels- u. Schifffahrtsverträge abgeschlossen, der erstere aber bei seinem Ablaufen 1841 nicht erneuert, da die geringe Besteuerung des holländischen Lumpenzuckers die deutsche Zuckerfabrikation sehr beeinträchtigt hatte. Die Eingangsabgaben stiegen von 1836—41 von 17,455,513 Thlr. auf 21,262,949; die Ausgangsabgaben betrugen in ersterem Jahr 521,387, in letzterem 432,951 Thaler; die Durchgangsabgaben beliefen sich 1836 auf 485,973, 1841 auf 559,304 Thlr. Von den Erträgnissen kamen auf den Kopf 1836 18 Sgr. 11 Pf. und 1841 21 Sgr. 9 Pf. Der 1841 ablaufende Vertrag des Z.s und des braunschweigisch-hannöverischen Steuervereins ward zwar am 8. Mai auf weitere 12 Jahre erneuert, am 1. Jan. 1844 trat aber Braunschweig dem Z. bei; schon vorher hatten sich auch Lippe-Detmold (18. Okt. 1841) und Luxemburg (8. Febr. 1842) an den Z. angeschlossen. Neue Handelsverträge wurden von diesem mit Belgien, Portugal, Sardinien und Neapel vereinbart. Die Bruttoeinnahmen von den Zöllen betrugen 1842 an Eingangsabgaben 22,690,912, an Ausgangsabgaben 403,674 und Durchgangsabgaben 558,683, 1847 26,293,631, 806,269 und 452,776 Thlr.; dazu betrug im letzten Jahr die seit dem 1. Sept. 1844 eingetretene allgemeine Runkelrübensteuer 281,699 Thlr. Auf den Kopf der Bevölkerung kamen 1842 22 Sgr. 10 Pf. und 1847 25 Sgr. 2 Pf. Die politischen Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 hatten ein bedeutendes Sinken der Einnahmen zur Folge, nur die Runkelrübensteuer blieb im Steigen. Die von der Nationalversammlung beschlossene Reichsverfassung bestimmte in § 33: Das deutsche Reich soll Ein Zoll- und Handelsgebiet bilden, umgeben von gemeinschaftlicher Zollgrenze, mit Aufhebung aller Binnengrenzzölle, und es bleibt der Reichsgewalt vorbehalten, auch nicht zum Reich gehörige Länder und Landestheile mittelst besonderer Verträge dem deutschen Zollgebiet anzuschließen. Blieb nun auch die Reichsverfassung unausgeführt, so verfolgte doch Oesterreich die angeregten Gedanken weiter und führte dadurch eine Krise des Z.s herbei, in welcher derselbe wiederholt seiner Auflösung entgegenzugehen schien. Schon Ende 1849 beantragte es in einer Denkschrift an die deutschen Regierungen eine Reform des Zollwesens in Oesterreich, wie im übrigen Deutschland im Sinne des Schutzzollsystems zur Erleichterung der Zolleinigung des gesammten Deutschland und das Zusammentreten einer für mehre Jahre ständigen Zollkonferenz. Die ganze Frage sollte als Bundesangelegenheit betrachtet und deshalb der Bundescentralkommission zur Erörterung überlassen werden. Preußen lehnte in seiner Antwort vom 27. Februar 1850 den letzteren Vorschlag entschieden ab und forderte selbstständige Führung der Verhandlungen zwischen Preußen, als Organ des Z.s, Oesterreich, dem Steuerverein und den übrigen kleineren Zollsystemen, nahm aber im Uebrigen den angebotenen zollfreien Austausch von Roherzeugnissen, Nahrungsmitteln u. inländischen Halbfabrikaten, die zollfreie Durchfuhr für beide Gebiete und die Vorschläge hinsichtlich Erleichterungen in der Grenzbewachung, Flußschifffahrt und in den Flußzöllen an. In einer Denkschrift vom 20. Mai 1850 formulirte hierauf Oesterreich seine Anträge von Neuem, und als Preußen dieselben mit Verweisung auf die am 6. Juli 1850 in Kassel beginnende Zollvereinskonferenz wieder ablehnte und dort sogar mehre Tariferhöhungen für österreichische Erzeugnisse beantragte, machte Oesterreich in einer Note vom 21. Juli 1850 die Zolleinigung nochmals als gemeinsame deutsche Bundesangelegenheit geltend. Auf den zur Beilegung der politischen Differenzen im Winter 1850 eröffneten dresdener Konferenzen wurde zwar eine besondere Kommission für Berathung der materiellen Interessen, des Handels und der Zölle gebildet, doch blieben ihre Arbeiten ohne Erfolg. Nachdem Oesterreich zur Erzielung einer Annäherung im Oktober 1850 seine sämmtlichen Binnenzölle, namentlich gegen Ungarn hin, aufgehoben und am 25. November einen neuen Zolltarif veröffentlicht, welcher das österreichische Zollsystem im Wesentlichen dem des Z.s gleichstellte, lud es die Regierungen des Z.s zur Berathung eines Zoll- und Handelsvertrages in Wien ein. Inzwischen aber hatten sich Preußen und der Steuerverein mehr und mehr genähert und nach langen Verhandlungen über die von Hannover geforderten und ihm schließlich auch zugestandenen besonderen Vergütungen (in der amtlichen Sprache Präcipuum genannt), da der Verbrauch mehrer der am höchsten besteuerten Artikel des Z.s im Steuerverein ein beträchtlich

Digitized by Google

höherer als im Z. sei, kam am 7. September 1851 zwischen Preußen und Hannover ein Vertrag über Vereinigung des Steuervereins mit dem Z. (sogenannter Septembervertrag) zu Stande, der vom 1. Januar 1854 an ins Leben treten sollte. Hiernach war ein Eingehen Preußens auf die Vorschläge Oesterreichs wegen hoher Einfuhrzölle auf Fabrikwaaren in einem österreichisch-deutschen Z. vollends unthunlich geworden, und es lehnte daher die Einladung zur wiener Konferenz ab. Die übrigen zollverbündeten Regierungen, über Preußens einseitiges Vorgehen in jenem Septembervertrage verstimmt, beschickten jedoch dieselbe, und es ward hier der Entwurf eines Zoll- und Handelsvertrags für das Uebergangsstadium vom 1. Januar 1854 bis letzten December 1858 und der eines Zolleinigungsvertrags berathen. Es trat der Plan der Konstituirung eines mitteleuropäischen Z.s mit Oesterreich hervor und Bayern, Sachsen, Würtemberg, Baden, Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt und Nassau vereinigten sich zur Verständigung über die wider Preußen zu ergreifenden Maßregeln in zwei Ministerialkonferenzen zu Bamberg u. zu Darmstadt (darmstädter Koalition, den 6. April 1852), doch beschlossen sie endlich am 11. August, den Septembervertrag mit Hannover anzunehmen und den Plan der völligen Zolleinigung mit Oesterreich vorläufig aufzugeben, wogegen Preußen in der am 21. August zu Berlin eröffneten Zollkonferenz darein willigte, den alsbald zu eröffnenden Verhandlungen mit Oesterreich den von der wiener Konferenz entworfenen Zoll- und Handelsvertrag zu Grunde zu legen. Als aber die Koalisten darauf bestanden, daß der Z. nur auf 8, statt wie bisher auf 12 Jahre erneut werde, kündigte Preußen den Z. für Ende 1853 und erklärte, nur mit den Regierungen weiter unterhandeln zu können, welche die unbedingte Ratihabition des Septembervertrags aussprechen würden. Der Austrag der Streitigkeiten wurde endlich durch den am 19. Febr. 1853 unterzeichneten Handels- und Zollvertrag zwischen Oesterreich und Preußen herbeigeführt. Die wichtigsten Bestimmungen desselben sind: Aufhebung aller Handelsverbote im gegenseitigen Verkehr, ausgenommen für Tabak, Salz und Schießpulver, gegenseitige Zollfreiheit für rohe Naturerzeugnisse beider Gebiete und Zollermäßigung auf die gewerblichen Erzeugnisse derselben nach einem vereinbarten Tarif (Zwischenzolltarif); Ausgangsabgaben sind im wechselseitigen Verkehr nur auf die im Vertrag bezeichneten wenigen Artikel zulässig; die im Zwischenverkehr zollfreien Waaren, die aus dem Gebiet des einen Theils ohne Berührung zwischenliegenden Auslands nach dem Ausland durchgeführt werden, sind zollfrei und ebenso solche Waaren vom Auslande nach einem der beiden Gebiete; auch sollen im Zwischenverkehr zollpflichtige Artikel nicht mehr als $3\frac{1}{2}$ Sgr. oder 10 Kr. für den Zollcentner an Durchgangsgeld bezahlen; Zollgewicht ist das des Z.s. Die Dauer des Vertrags wurde vorläufig auf 12 Jahre, bis zum 31. December 1865, festgesetzt und der Beitritt allen Staaten vorbehalten, die am 1. Januar 1854 oder später zu dem Z. mit Preußen gehören, oder mit Oesterreich zollverbündet sein würden. Die Koalitionsstaaten zeigten sich hierdurch zufriedengestellt, und auf den im März 1853 wieder eröffneten Zollkonferenzen zu Berlin wurden am 4. April von den Bevollmächtigten sämmtlicher Staaten des bisherigen Zoll- und Steuervereins die Verträge über die Erneuerung des Z.s auf 12 Jahre, die Aufnahme des Steuervereins in denselben und der Beitritt sämmtlicher so neu verbündeten Staaten zu dem preußisch-österreichischen Zoll- u. Handelsverein unterzeichnet. Auch Liechtenstein, Parma und Modena erklärten auf Grund früher mit Oesterreich abgeschlossener Verträge ihre Theilnahme am genannten Vertrag. So wuchs das Zollvereinsgebiet auf 9044 QMeilen. Mit Sardinien wurde im Anschluß an den früheren Vertrag vom 23. Juni 1845 unter dem 20. Mai 1851 eine Additionalkonvention abgeschlossen, durch welche die Eingangszölle für sardinischen Reis bedeutend ermäßigt, dagegen die von Sardinien an Frankreich, Belgien und Großbritannien gewährten Zollermäßigungen auch auf die Staaten des Z.s ausgedehnt wurden. Auch mit den Niederlanden wurden durch einen neuen Handels- und Schifffahrtsvertrag vom 31. December 1857 weitere Verkehrserleichterungen vereinbart. Wenn auch nur indirekt, verdankt doch Deutschland dem Z. die in der Folge zu Stande gekommenen Konventionen über die gemeinsamen Einrichtungen in den Posten, Münzen und Telegraphen, sowie das Zustandekommen eines gemeinsamen Handelsrechtes. Durch die Zulassung freier Niederlagen für die wichtigeren Seeplätze wurden auch für den allgemeinen Niederlageverkehr auf Grund eines neuen Regulativs von 1854 entsprechende Erleichterungen eingeführt. Nach langem Kampfe ward endlich die gänzliche Aufhebung aller Abgaben für den Waarendurchgang, mit Einschluß der an Stelle der Durchgangsabgaben bestehenden Ausgangsabgaben, durchgesetzt; sie trat am 1. März 1861 ins Leben. Handelsverträge wurden geschlossen, bezüglich erneut, mit Mexiko (23. Juni 1856), Uruguay (23. Juni 1856), Persien (25. Juni 1857), der argentinischen Konföderation (3. Juni 1859), Paraguay (1. August 1859), Chile (1. Febr. 1862), der Pforte (20. März 1862), China (2. September 1862) und Siam (1863). Von Verträgen mit europäischen Staaten sind hervorzuheben: der mit Bremen vom 26. Januar 1856, wodurch dies fast den Charakter eines Vereinsglieds gewann, sofern in der Stadt ein zollvereinsländisches Hauptzollamt und eine Niederlage für Zollgüter, unter Aufsicht der Zollvereinsbehörde, errichtet wurde; der mit Neapel vom 7. Juli 1856, der die früheren Begünstigungen der direkten Schifffahrt auch auf die indirekte ausdehnte; der mit den jonischen Inseln vom 11. Nov. 1857, wodurch die Zollvereinsschiffe die Rechte der privilegirten Flagge und die Schiffe der jonischen Inseln in den Zollvereinshäfen die Rechte der englischen Schiffe erhielten; die Additionalübereinkunft vom 26. Oktober 1859 zu dem Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Sardinien vom 23. Juni 1845. Die wichtigsten Veränderungen aber bahnte der deutsch-französische Handelsvertrag vom 2. August 1862 an. Nachdem nämlich Frankreich seit 1860 mit seinem früheren

Schutzzollsystem gebrochen, sich im Princip auf den Boden des Freihandelssystems gestellt u. von diesem aus Verträge mit England und Belgien abgeschlossen, mit Italien und der Schweiz eingeleitet hatte, drohte der deutschen Industrie völliger Ausschluß vom französischen Markte und es beauftragten daher die sämmtlichen Zollvereinsstaaten die preußische Regierung mit Unterhandlungen eines ähnlichen Vertrags mit Frankreich. Die Grundlage, auf dem sich dieser bewegen und das Resultat beruhen mußte, konnte natürlich kein anderes als das Freihandelssystem sein; überdies hatte sich Preußen schon bisher wiederholt für Herabsetzung der Tarifsätze und die öffentliche Meinung sich allenthalben mehr und mehr wie für Gewerbe- so für Handelsfreiheit erklärt. Nichtsdestoweniger setzten die zunächst Betroffenen und die Freunde von Schutzzöllen überhaupt, sobald die vollendete Thatsache in dem am 29. März 1862 zu Berlin paraphirten, in einem Handels-, einem Schifffahrtsvertrag und einem Schlußprotokoll bestehenden Vertrag vorlag, eine lebhafte Agitation gegen Genehmigung desselben in Gang, um so mehr, als die Reciprocität und ein billiges Gleichgewicht in den gegenseitig eingeräumten Zollsätzen zwischen Frankreich und Deutschland in einer Reihe von Artikeln nicht gewahrt und jenes wesentlich günstiger als dieses gestellt zu sein schien. Dazu kam, daß durch die Annahme des Handelsvertrages der zwischen dem Z. und Oesterreich bestehende Vertrag von 1853 nothwendig fallen mußte, wenn dies bei seinem Schutzzollsystem beharrte, während jener zum Freihandelssystem überging, zumal sich durch Artikel 31 des Vertrages mit Frankreich beide Kontrahenten verpflichteten, dem andern jede Begünstigung, jedes Vorrecht und jede Ermäßigung der Eingangs- oder Ausgangsabgaben für die im Vertrage verzeichneten oder nicht verzeichneten Gegenstände zu Theil werden zu lassen, welche er einer dritten Macht in der Folge zugestehen möchte. Oesterreich protestirte daher sofort gegen den Abschluß des Handelsvertrages, durch welchen es vom übrigen Deutschland in handelspolitischer Beziehung faktisch und principiell losgetrennt werde, da es, ohne den Untergang vieler Zweige seiner Industrie herbeizuführen, die im Handelsvertrag festgesetzten Zollsätze nicht anzunehmen vermöge, erklärte sich dagegen am 10. Juli bereit, den bisherigen Tarif des Z.s unbedingt anzunehmen, und bot Preußen auf Grundlage des Tarifs den Eintritt seines Gesammtstaats in den Z., in der Form eines den Kaiserstaat und das Zollvereinsgebiet umfassenden Handels- und Zollbundes an. Preußen antwortete jedoch ablehnend, da es den bestehenden Zolltarif als überlebt ansehen müsse. Dagegen fand Oesterreich auch in dieser Frage Bundesgenossen an den Mittel- und Kleinstaaten, die auch bei dieser Gelegenheit Preußen ihre gleichberechtigte Stellung fühlen lassen wollten. Außer Sachsen-Koburg-Gotha und Oldenburg trat nur das Königreich Sachsen entschieden auf Preußens Seite, die Regierungen von Bayern, Würtemberg, Hannover, dem es hauptsächlich um Erhaltung des bisher genossenen Präcipuums zu thun war, und Hessen-Darmstadt dagegen lehnten im August unleugbar im entschiedenen Widerstreit mit den Wünschen ihrer Bevölkerungen, theilweise auch mit dem ausgesprochenen Willen ihrer Landtage den Handelsvertrag ab, da sie zum Abschluß eines so umfassenden, die Principien des bisherigen Tarifs völlig umändernden Vertrags Preußen keine Vollmacht ertheilt hätten, auch bei einer so bedeutenden Herabsetzung der Eingangszölle gerade für die wichtigsten Fabrik- und Manufakturwaaren ein übermäßiges Eindringen der französischen Industrieartikel auf den deutschen Markt zu fürchten stände. Preußen erklärte hierauf, eine definitive Ablehnung als den Ausdruck des Willens auffassen zu müssen, den Z. nicht über die Dauer dieser Periode fortsetzen zu wollen. Eine Auflösung des Z.s war aber für alle Zollvereinsstaaten vernünftiger Weise geradezu eine Unmöglichkeit. Auch in Süddeutschland brach sich diese Ueberzeugung mehr und mehr Bahn. Eine neue Phase der Krisis trat mit einem Handels- und Schifffahrtsvertrag ein, den Preußen unter dem 28. März 1863 mit Belgien abschloß, sofern derselbe Preußen eine Schutzwehr gegen den Zerfall des Z.s bot. Belgien gestand in dem Vertrag zu, daß vom zehnten Tage nach Ratifikation desselben ab allen Waaren, die ihren zollvereinsländischen Ursprung nachweisen würden, die nämliche Behandlung zu Theil werden sollte, deren auf Grund eines am 23. Juli 1862 mit Großbritannien abgeschlossenen Vertrags die von dorther stammenden und dorthin bestimmten Waaren genössen oder genießen möchten. Am weitesten in der Opposition gegen Preußen wagte sich Bayern vor. Allein umsonst drang es in der Generalkonferenz der Zollvereinsstaaten zu München im Frühjahr 1863 darauf, daß Oesterreich auf seine Proposition vom 10. Juli dahin geantwortet werden möge, daß die Verhandlungen über Fortsetzung und Erweiterung des Vertrags mit Oesterreich von 1853 gleichzeitig mit den Verhandlungen über die Erneuerung der Zollvereinsverträge würden eröffnet werden; umsonst schlug es seinen näheren Verbündeten im Juni die Erneuerung der Zollvereinsverträge auf der bisherigen Grundlage eventuell ohne Preußen vor; Sachsen erklärte im Voraus, an einem Zollsonderbund keinen Antheil nehmen zu können. Als darauf Preußen zu einer weiteren Generalkonferenz in Berlin einlud, um über die Erneuerung der Zollvereinsverträge zu berathen, veranstaltete Bayern noch vorher den Zusammentritt einer Konferenz derjenigen Staaten, die den Handelsvertrag mit Frankreich verworfen hatten, setzte aber nur den Beschluß durch, daß dem Antrag Preußens auf Genehmigung von jenem derjenige auf sofortige Eröffnung von Unterhandlungen mit Oesterreich entgegengesetzt werden solle. Im November trat die berliner Zollkonferenz zusammen, und es zeigte sich bei der Verhandlung der Tarifsfrage, daß die Interessen im Sinne einer entschiedenen Reduktion der bisherigen Ansätze nicht zu weit auseinandergingen, allein sobald die Konferenz zur Frage des Handelsvertrags mit Frankreich, als der von Preußen für die Erneuerung der Zollvereinsverträge geforderten Grundlage überging, hörte die Verständigung auf. Erst mit dem Wandel des Verhältnisses zwischen den Mittelstaaten und den beiden Großmächten in der

Digitized by Google

schleswig-holsteinischen Frage trat auch eine entschiedenere Wendung in der Zollvereinsfrage ein. Oesterreich verlor seinen bisherigen Einfluß auf die Regierungen der Mittelstaaten und damit verlor auch der Widerstand, den die letzteren dem französischen Handelsvertrag wesentlich nicht aus volkswirthschaftlichen, sondern überwiegend aus politischen Motiven entgegengesetzt hatten, seine Bedeutung. Sachsen einigte sich im Einverständniß mit den beiden Kammern seines Landtags am 10. Mai 1864 mit Preußen definitiv auf der Grundlage des französischen Handelsvertrags, am 3. Juni trat auch Frankfurt bei, am 28. Juni Baden, Kurhessen, die thüringischen Staaten und Braunschweig, am 10. Juli folgten Oldenburg und Hannover, das wenigstens einen Theil seines Präcipuums zu retten wußte, am 12. September erklärte Hessen-Darmstadt seinen Beitritt und zuletzt, Ende September, auch Würtemberg, Nassau und Bayern, so daß auf der Zollkonferenz in Berlin am 30. September wieder alle Staaten, die bisher den Z. gebildet hatten, vertreten waren. Am 14. December verständigte sich Preußen hierauf den Wünschen der übrigen Zollvereinsstaaten gemäß mit Frankreich über einige Modifikationen des Handelsvertrags, aber der Artikel 31 desselben, der jedes engere Verhältniß zwischen dem Z. und Oesterreich unmöglich macht, war nicht darunter. Oesterreich mußte sich noch glücklich schätzen, nur überhaupt einen Handelsvertrag mit dem Z. abschließen zu können, um seinen Schutzzöllen gegenüber wenigstens einen Anhaltspunkt für die nun unausweichlich gewordene liberale Reform seines Zolltarifs zu gewinnen. Die Paraphirung des Vertrags erfolgte am 27. Februar 1865 und am 11. April ward er zu Berlin von den Bevollmächtigten Oesterreichs und des Z.s unterzeichnet. Am 16. Mai 1865 wurden die neuen Zollvereinsverträge in Berlin von den Bevollmächtigten sämmtlicher Zollvereinsstaaten ratificirt. Ein am 30. Mai 1865 zu Stuttgart zwischen dem Z. und der Schweiz paraphirter Handelsvertrag ward von Preußen, Sachsen und Kurhessen nicht genehmigt, auch Unterhandlungen mit Bremen über Erneuerung des bisherigen Vertrags gegen Ende August blieben ohne Resultat, dagegen ward am 30. Mai zu Berlin ein Handelsvertrag mit England und nach langen Verhandlungen am 19. Februar 1866 ein solcher mit Italien ratificirt.

Das Gesammtgebiet des Z.s umfaßte nach der Zählung vom 3. Dec. 1864 9044,75 QMeilen mit 35,887,023 Einw. Am 8. Juli 1867 wurde zwischen dem König von Preußen im Namen des norddeutschen Bundes, zwischen den Königen von Bayern und Würtemberg und zwischen den Großherzögen von Baden und Hessen ein Vertrag geschlossen, welcher am 1. Jan. 1868 in Wirksamkeit treten und, sofern er nicht vor dem 1. Jan. 1876 von dem einen oder dem andern der vertragenden Theile aufgekündigt wird, auf weitere 12 Jahre und so fort von 12 zu 12 Jahren als verlängert angesehen werden soll. Der Vertrag enthält in 29 Artikeln im Wesentlichen Folgendes: Die vertragenden Theile setzen den auf dem Vertrag über die Fortdauer des Zoll- und Handelsvereins vom 16. Mai 1865 beruhenden Verein bis Ende 1877 fort. Bis dahin bleiben die Zollvereinigungsverträge vom 22. und 30. März und 11. Mai 1833, vom 12. Mai und 10. Dec. 1835, vom 2. Jan. 1836, vom 8. Mai, 19. Okt. und 13. Nov. 1841, vom 4. April 1853 und vom 16. Mai 1865 ferner in Kraft, so weit sie bisher noch in Kraft waren und durch den neuen Vertrag nicht abgeändert sind. In den Gebieten der vertragenden Theile sollen übereinstimmende Gesetze über Eingangs- und Ausgangsabgaben, sowie über die Durchfuhr bestehen, dabei jedoch diejenigen Modifikationen zulässig sein, welche, ohne dem gemeinsamen Zweck Abbruch zu thun, aus der Eigenthümlichkeit der Gesetzgebung eines jeden theilnehmenden Staats oder aus lokalen Interessen sich als nothwendig ergeben. Bei dem Zolltarif namentlich sollen hierdurch in Bezug auf einzelne, weniger für den größeren Handelsverkehr geeignete Gegenstände solche Abweichungen von den allgemein angenommenen Erhebungssätzen, welche für einzelne Staaten als vorzugsweise wünschenswerth erscheinen, nicht ausgeschlossen sein, sofern sie auf die allgemeinen Interessen des Vereins nicht nachtheilig einwirken. Von der Durchfuhr werden Abgaben nicht erhoben. Die Einheit für das gemeinschaftliche Zollgewicht bildet der in sämmtlichen Vereinsstaaten, mit Ausnahme des Königreichs Bayern, als allgemeines Landesgewicht bestehende Centner (50 Kilogramme). In den Gebieten der vertragenden Theile sollen übereinstimmende Gesetze über die Besteuerung des im Umfang des Vereins gewonnenen Salzes und aus Rüben bereiteten Zuckers bestehen, wie auch der daselbst gewonnene oder zubereitete Tabak einer übereinstimmenden Besteuerung unterworfen werden soll. Jedem der vertragenden Theile bleibt es zwar freigestellt, die auf der Hervorbringung, der Zubereitung oder dem Verbrauch von Erzeugnissen ruhenden inneren Steuern beizubehalten, zu verändern oder aufzuheben, sowie neue Steuern dieser Art einzuführen, jedoch sollen dergleichen Abgaben für jetzt nur auf folgende inländische und gleichnamige vereinsländische Erzeugnisse, als: Branntwein, Bier, Essig, Malz, Wein, Most, Cider (Obstwein), Mehl und andere Mühlenfabrikate, Backwaaren, Fleisch, Fleischwaaren und Fett, gelegt werden dürfen. Als höchstes Maß, bis zu welchem eine Besteuerung für Rechnung des Staats soll Statt finden können, wird festgesetzt: für Branntwein 10 Thlr. von der Ohm zu 120 Quart preuß. und bei einer Alkoholstärke von 50 Proc. Tralles; für Bier 1 Thlr. 15 Sgr. von der Ohm zu 120 Quart preuß.; für Wein, wenn die Abgabe nach dem Werth desselben erhoben wird, 1½ Thlr. vom Zollcentner (5 Thlr. von der Ohm zu 120 Quart preuß.), wenn die Abgabe ohne Rücksicht auf den Werth des Weins erhoben wird, 25 Sgr. vom Zollctnr. (2 Thlr. 23½ Sgr. von der Ohm zu 120 Quart preuß.). Bei allen Abgaben, welche im Bereich der Vereinsländer zur Erhebung kommen, wird eine gegenseitige Gleichmäßigkeit der Behandlung dergestalt Statt finden, daß das Erzeugniß eines anderen Vereinsstaats unter keinem Vorwand höher oder in einer lästigeren Weise als das inländische oder als das Erzeugniß der übrigen Vereinsstaaten besteuert werden darf. Diejenigen Staaten,

Digitized by Google

welche eine innere Steuer auf den Kauf oder Verkauf, die Verzehrung, die Hervorbringung oder die Zubereitung eines Konsumtionsgegenstandes gelegt haben, können bei der Ausfuhr des Gegenstandes nach anderen Vereinsstaaten diese Steuer unerhoben lassen, beziehungsweise den gesetzlichen Betrag derselben ganz oder theilweise zurückerstatten. Die Gesetzgebung über die Zollvereinsangelegenheiten wird ausgeübt durch den Bundesrath des Z.s als gemeinschaftliches Organ der Regierungen und durch das Zollparlament als gemeinschaftliche Vertretung der Bevölkerungen. Die Uebereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse beider Versammlungen ist zu einem Vereinsgesetz erforderlich und ausreichend. Der Bundesrath besteht aus den Vertretern der Mitglieder des norddeutschen Bundes und der süddeutschen Staaten. Im Bundesrath führen Preußen 17, Bayern 6, Sachsen 4, Würtemberg 4, Baden 3, Hessen 3, Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig je 2 Stimmen, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe, Lübeck, Bremen, Hamburg je 1 Stimme, zusammen 58 Stimmen. In den Großherzogthümern Mecklenburg, im Herzogthum Lauenburg u. in den Hansestädten, sowie in einzelnen besonders bezeichneten Ortschaften Preußens, Oldenburgs u. Badens haben die Bestimmungen des Vertrags vorläufig noch keine Geltung. Der Bundesrath bildet aus seiner Mitte dauernde Ausschüsse: 1) für Zoll- u. Steuerwesen, 2) für Handel und Verkehr, 3) für Rechnungswesen. Die Mitglieder dieser Ausschüsse werden von dem Bundesrath gewählt. Jedes Mitglied des Bundesraths hat das Recht, im Zollparlament zu erscheinen und muß daselbst auf Verlangen jederzeit gehört werden, um die Ansichten seiner Regierung zu vertreten. Das Präsidium steht der Krone Preußen zu, welche in Ausübung desselben berechtigt ist, im Namen der vertragenden Theile Handels- und Schifffahrtsverträge mit fremden Staaten einzugehen. Zum Abschluß dieser Verträge ist die Zustimmung des Bundesraths, zu ihrer Gültigkeit die Genehmigung des Zollparlaments erforderlich. Dem Präsidium steht es zu, den Bundesrath zu berufen, zu eröffnen, zu vertagen und zu schließen. Die Berufung des Bundesraths findet alljährlich Statt. Das Zollparlament kann nicht ohne den Bundesrath berufen werden. Die Berufung des letzteren muß erfolgen, sobald sie von einem Drittel der Stimmenzahl verlangt wird. Der Vorsitz im Bundesrath und die Leitung der Geschäfte steht dem dazu designirten Vertreter Preußens zu. Das Zollparlament besteht aus den Mitgliedern des Reichstags des norddeutschen Bundes und aus Abgeordneten der süddeutschen Staaten, welche durch allgemeine und direkte Wahl mit geheimer Abstimmung nach Maßgabe des Gesetzes gewählt werden, auf Grund dessen die Wahlen zum ersten Reichstag des norddeutschen Bundes Statt gefunden haben. Die Verhandlungen des Zollparlaments sind öffentlich. Die Berufung, Eröffnung, Vertagung und Schließung desselben erfolgt durch das Präsidium. Die Berufung findet nicht in regelmäßig wiederkehrenden Zeitabschnitten, sondern dann Statt, wenn das legislative Bedürfniß den Zusammentritt erforderlich macht oder ein Dritttheil der Stimmen im Bundesrath denselben verlangt. Zur Auflösung des Zollparlaments ist ein Beschluß des Bundesraths unter Zustimmung des Präsidiums erforderlich. Das Zollparlament prüft die Legitimation seiner Mitglieder, regelt seinen Geschäftsgang und seine Disciplin durch eine Geschäftsordnung und erwählt seinen Präsidenten selbstständig. Es beschließt nach absoluter Stimmenmehrheit. Seine Mitglieder sind Vertreter des ganzen Volks und an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden. Auch beziehen sie keine Besoldung oder Entschädigung. Der Ertrag der in die Gemeinschaft des Z.s fallenden Abgaben wird zwischen den vertragenden Theilen nach dem Verhältniß der Bevölkerung ihrer der gemeinschaftlichen Gesetzgebung unterworfenen Gebiete vertheilt. Die Erhebung und Verwaltung der gemeinschaftlichen Abgaben bleibt jedem Vereinsstaat, soweit sie derselbe bisher ausgeübt hat, innerhalb seines Gebiets überlassen. Die vertragenden Theile werden gemeinschaftlich dahin wirken, daß durch Annahme gleichförmiger Grundsätze die Gewerbsamkeit befördert und der Befugniß der Angehörigen des einen Staats, in dem andern Arbeit und Erwerb zu suchen, möglichst freier Spielraum gegeben und daß für das Gewichtssystem ihrer Gebiete die zur Förderung des gegenseitigen Verkehrs wünschenswerthe Uebereinstimmung herbeigeführt werde. Die Seehäfen der Staaten des norddeutschen Bundes sollen dem Handel der Angehörigen der übrigen vertragenden Theile gegen völlig gleiche Abgaben, wie solche von den eignen Angehörigen entrichtet werden, offen stehen. Nach der provisorischen Abrechnung für das erste und zweite Quartal des Jahres 1867 betrugen die Zolleinnahmen an Eingangsabgaben 11,030,792, an Ausgangsabgaben 17,270, an anderen Einnahmen 5773, im Ganzen 11,053,835 Thlr. gegen 9,775,407 Thlr. im Jahre 1866.

Zombor (Sombor), Hauptstadt des ungarischen Komitats Bacs, auf einer weiten Ebene, unweit des die Theiß mit der Donau verbindenden Franzenskanals gelegen, hat eine katholische Pfarrkirche zur heiligen Dreifaltigkeit, 2 griechische Kirchen, ein schönes Komitatshaus, Stadthaus, eine Kaserne, eine Unterrealschule, ein griechisch-nichtunirtes Präparandeninstitut, eine öffentliche Bibliothek, etwas Seidenzucht, starken Handel mit Getreide, Vieh und Manufakturwaaren und 22,436 meist serbische Einwohner.

Zonaras, Johannes, byzantinischer Schriftsteller gegen Ende des 11. Jahrhunderts, aus Konstantinopel gebürtig, bekleidete daselbst am Hofe des Alexius und Johannes Comnenus mehre Aemter, u. a. das eines kaiserlichen Geheimschreibers, zog sich aber später als Mönch auf den Berg Athos zurück, wo er in hohem Alter nach 1118 n. Chr. †. Seine „Annales“ (Chronicon) stellen die Ereignisse von der frühesten Zeit an dar und enthalten Auszüge aus Josephus, die jetzt verlorenen Abschnitte des Dio Cassius, aus Polybius, Plutarch u. A. Die beste Ausgabe lieferte Binder (Bonn 1841—44, 2 Bde.). Z. gilt auch als Ver-

Digitized by Google

fasser eines von Tittmann (Leipzig 1808, 2 Bde.) herausgegebenen griechischen Lexikons.

Zonen (Erdgürtel, Erdstriche), diejenigen Streifen der Erdoberfläche, welche zwischen 2 dem Aequator parallelen Kreisen eingeschlossen sind. Man unterscheidet vorzüglich dreierlei Z. Die heiße Zone wird durch die Wendekreise, von denen jeder um 23½° vom Aequator entfernt ist, begrenzt. Sie enthält alle die Orte, denen zu irgend einer Zeit des Jahres die Sonne im Zenith erscheint. Die Sonne geht aller Orten in den heißen Z. zweimal im Jahre durch das Zenith, und nur die, welche ganz nahe an der einen oder andern Grenze liegen, machen hiervon eine Ausnahme, indem hier die Sonne bloß an dem Tage im Zenith erscheint, wo sie ihren größten Abstand vom Aequator erreicht hat. Unter dem Aequator sind die beiden Tage, an denen sie im Zenith erscheint, der 21. März u. 23. September; an der Grenze der Zone gehen sie gleichsam in Einen Tag zusammen. In den beiden gemäßigten Z. zwischen den Wende- und den Polarkreisen erscheint die Sonne zwar nie im Zenith, aber es gibt in ihnen auch keinen Ort, an welchem die Sonne über 24 Stunden unter dem Horizont verweilte. Je näher man in diesen Z. zur heißen Zone fortgeht, desto geringer ist der Unterschied der Tageslänge im Sommer und Winter. Größer wird dieser Unterschied, wenn man sich der kalten Zone nähert, deren Grenze in Beziehung auf die nördliche kalte Zone da liegt, wo an unserem kürzesten Tage der Mittelpunkt der Sonne gerade Mittags den Horizont berührt, ohne noch über ihn heraufzukommen, und wo am längsten Tage der Mittelpunkt der Sonne, statt unterzugehen, nur den nördlichen Horizont berührt. Da nun in unseren längsten Tagen die Sonne 23½° vom Aequator entfernt ist, also 66½° vom Pol steht, so liegen diejenigen Orte auf der Grenze der kalten Zone, deren Polhöhe 66½° beträgt oder die 23½° vom Pol der Erde liegen, und der in dieser Entfernung vom Pol gezogene Kreis heißt Polarkreis und umschließt die kalte Zone. Je tiefer man in diese eindringt, desto länger dauert im Sommer der ununterbrochene Tag und im Winter die ununterbrochene Nacht. Auf der südlichen Halbkugel sind die Z. nach denselben Gesetzen begrenzt. Die gemäßigten Z. sind die glücklichsten. Uebrigens kommt von der ganzen Erdoberfläche der größere Theil (etwa 15/25) auf die gemäßigten, 7/25 auf die heiße und nur wenig über 3/25 auf die kalten Z.

Zonhoven, Flecken in der belgischen Provinz Limburg, Bezirk Hasselt, an der Roosterbeek, hat Seilerei, Leinwandhandel und 2635 Einwohner.

Zooglyph (v. Griech.), ein Mineralstück, das ein Thier oder einen thierischen Theil nachbildet (Naturstück).

Zoographie (v. Griech.), s. Zoologie.

Zoolatrie (v. Griech.), s. v. a. Thierdienst, s. Fetisch.

Zoolithen (v. Griech.), versteinerte Reste vorweltlicher Thiere; s. Petrefakten.

Zoologie (v. Griech., Thierkunde), die wissenschaftliche Kenntniß der Thiere nach ihrem äußeren (Zoographie) und inneren Bau (Zootomie), ihren Lebensverrichtungen (Zoonomie u. Zoophysiologie), ihrer Entwickelung und ihrer Lebensweise, ihrer Verbreitung (zoologische Geographie) und Geschichte. Ferner beschäftigt sich die Z. mit der Feststellung der den Gruppen sowohl als den einzelnen Arten eigenthümlichen Kennzeichen (Charakteristik) und mit der Einreihung der in diesen Beziehungen erkannten Thiere in das Fachwerk der Systematik. Was die alten Kulturvölker des Orients, namentlich Indier, Babylonier und Aegyptier, von Z. gewußt haben, ist uns unbekannt oder doch auf unsere Bildung ohne Einfluß geblieben. Diese gründet sich außer der direkten Anschauung der Natur auf die Vorarbeiten des klassischen Alterthums, unter denen die der Griechen den Vorrang behaupten. Weit über Alle ragt aber Aristoteles hervor, nicht minder durch den Umfang seiner positiven Kenntnisse, als durch die Tiefe seiner philosophischen Anschauung der Thierwelt. Er war es, der zuerst der Anatomie und der Physiologie der Thiere eine höchst wichtige Stellung gab und danach blutführende und blutlose Thiere unterschied. Aber schon seine nächsten Nachfolger, Plinius, Galenus, sodann Albertus Magnus ꝛc., ordneten ihre Aufzählungen der Thiere nach ganz anderen Principien, z. B. nach den Wohnorten ꝛc. Die unermeßlichen Fortschritte, welche die Europäer in Asien wie in der neuen Welt machten, reizten zu naturwissenschaftlichen Studien, und es trat eine Reihe zoologischer Naturforscher auf, an ihrer Spitze Belonius, Rondalet und Konrad Geßner, ferner der Sachse Georg Marcgraf, Begleiter des Grafen Moritz von Nassau in Brasilien, und der Spanier Hernandez in Mexiko. Doch führt selbst Geßner noch die Thiere, die er allerdings schon als lebendiggebärende und eierlegende Vierfüßler, Vögel, Fische, Weich-, Krusten-, Schalthiere, Insekten und Pflanzenthiere unterscheidet, nach dem Alphabet auf. Erst Wotton versuchte eine Klassifikation (blutführende: Mensch, lebendiggebärende und eierlegende Vierfüßler, Vögel, Fische; blutlose: Insekten, Weichthiere, Krustenthiere, Schalthiere, Zoophyten), die in ihrer strengen Durchführung höchst bedeutend ist, aber von den Zeitgenossen nicht verstanden wurde. Erst Aldrovand folgte Wotton in der ganzen Anordnung bis auf die der Vögel und Insekten. Zu Ende des 17. Jahrhunderts erscheint Rajus (Ray) mit einer Klassifikation, die nicht mehr bloß auf den äußeren Bau gegründet ist, sondern auch die anatomischen und mikroskopischen Arbeiten des Jahrhunderts heranzieht. Ein wahres zoologisches System errichtete aber zuerst Linné, indem er zunächst vom Begriffe der Species ausging, aus den verwandtesten neuen Species ein Genus bildete und aus diesen seine Ordnungen und zuletzt seine Klassen aufbaute. Zugleich führte er die allen Mißverständnissen vorbeugende binäre Nomenklatur ein, indem er jedem Genus einen sogenannten Gattungsnamen gab und die darunter gehörigen Species durch Special- oder Trivialnamen von einander unterschied, z. B. Genus: Canis, Hund, Species: Canis vulpes. Fuchs ꝛc. Im Jahre 1758 trat er mit seinem System hervor, das von nun an für lange Zeit das allein gültige blieb: A Blut roth. a) Herz mit 2 Kammern und 2 Ohren, Blut warm.

Digitized by Google

I. Klasse. Lebendiggebärend: Säugethiere. II. Klasse. Eierlegend: Vögel. b) Herz mit Einer Kammer und Einem Ohr, Blut kalt. III. Klasse. Lungen: Amphibien. IV. Klasse. Kiemen: Fische. B. Blut weiß und kalt. c) Herz mit Einer Kammer und ohne Ohr. V. Klasse. Fühlhörner: Insekten. VI. Klasse. Fühlfäden: Würmer. Scopoli, Blumenbach und Batsch nahmen nur innerhalb der Klassen Verbesserungen dieser Anordnungen vor, ließen aber die Klassen selbst unverändert. Seit 1798 tritt zum ersten Male die Unterscheidung von Wirbelthieren und Wirbellosen in die Klassifikation ein. Lamarck, der 1799 mit seinem System folgte, betonte diese Unterscheidung zwischen Wirbelthieren und Wirbellosen auf das schärfste. Mitten zwischen diese verschiedenen Systeme, deren frühere, welche die Thiere nach einzelnen Charakteren anordneten, künstliche, die späteren, welche die Anordnung nach der Gesammtheit der Charaktere trafen, natürliche Systeme genannt werden, trat 1802 das okensche System, welches nicht nach Merkmalen, sondern nach den Principien, nach denen die Thiere hervorgebracht worden seien, ordnet: Infusorien, Korallen, Zoophyten, Quallen, Weichthiere, Insekten, Fische, Amphibien, Vögel, Säugethiere. Die Grundlage für die meisten der späteren Systeme wurde das System Cuviers, das 1827 erschien: A. Wirbelthiere: I. Säugethiere, II. Vögel, III. Amphibien, IV. Fische; B. Weichthiere: V. Cephalopoden, VI. Pteropoden, VII. Gasteropoden, VIII. Acephalen, IX. Brachiopoden, X. Cirrhopoden; C. Gliederthiere: XI. Anneliden, XII. Krustaceen, XIII. Arachniden, XIV. Insekten; D. Strahlthiere: XV. Echinodermen, XVI. Eingeweidewürmer, XVII. Quallen, XVIII. Polypen, XIX. Infusorien. Die weitestgehende Zersplitterung zeigt das System von Blainville (1822). Als Organ der naturphilosophischen Behandlung der Z. erscheint das seit 1813 weiter ausgebaute System von Oken. Während in neuerer Zeit noch eine große Zahl von Klassifikationen (Rudolphi, Schweigger, Fischer, Goldfuß, Krug, Burmeister, Eichelberg u. v. A.) errichtet wurden, unter denen besonders die an Cuvier sich anlehnende von Leunis (Wirbelthiere: Säugethiere, Vögel, Reptilien, Fische; Gliederthiere: Insekten, Arachniden, Infusorien oder Krustenthiere, Würmer; Bauchthiere oder Schleimthiere: Weichthiere, Strahlthiere, Polypen oder Spinnenthiere, Aufgußthiere) viel Anklang fand, hat die neueste Zeit sich mit außerordentlichem Eifer auf die feinere Anatomie und Mikroskopie, namentlich aber auf die Beobachtung der Entwickelungsgeschichte der Thiere geworfen. Die bisherigen Resultate dieser Untersuchungen faßt Vogt in folgendem System zusammen: Urthiere, Protozoa: Wurzelfüßler (Rhizopoda), Infusorien (Infusoria); Strahlthiere, Radiata: Polypen (Polypi), Quallenpolypen (Hydromedusae), Röhrenquallen (Siphonophora), Stachelhäuter (Echinodermata); Würmer, Vermes: Rundwürmer (Nematelmia), Plattwürmer (Platyelmia), Räderthiere (Rotatoria), Ringelwürmer (Annelida); Weichthiere, Mollusca: Moosthiere (Bryozoa), Rippenquallen (Ctenophora), Manthiere (Tunicata), Muscheln (Acephala), Schnecken (Cephalophora), Kopffüßler (Cephalopoda); Gliederthiere, Articulata: Krustenthiere (Crustacea), Spinnen (Arachnida), Tausendfüße (Myriapoda), Insekten (Insecta); Wirbelthiere, Vertebrata: Fische (Pisces), Amphibien (Amphibia, Batrachier), Lurche (Reptilia), Vögel (Aves), Säugethiere (Mammalia). Das Studium der Z. beruht zunächst auf genauer und ausdauernder Beobachtung, die natürlich wo möglich an Thieren in vollkommen freiem Zustande gemacht werden muß. Zur Beobachtung fremder Thiere dienen Menagerien und zoologische Gärten, unter denen der in London und der Jardin de Plantes in Paris wohl allen voranstehen; für morphologische Studien genügen auch schon zoologische Kabinete. Anatomie und Physiologie sind integrirende Bestandtheile der Z.; ja selbst der Physik und Chemie kann gegenwärtig der Zoolog ebenso wenig entbehren, als der Paläontologie, der Geognosie und der Geographie. Von nicht geringerer Wichtigkeit ist die Literatur. Die Hauptwerke sind: Linné, Systema naturae, 13. Ausgabe von Gmelin, Leipzig 1788—93, 10 Bde.; Duméril, Zoologie analytique, Paris 1806; Geoffroy St. Hilaire, Principes de philosophie zoologique, das. 1830; Lamarck, Philosophie zoologique, das. 1830; Kaup, Das Thierreich in seinen Hauptformen, Darmstadt 1835 bis 1837; Grafenhorst, Vergleichende Z., Breslau 1843—45; Buffon, Oeuvres complètes etc., Paris 1844, 9 Bde.; Cuvier, Règne animal, neueste Aufl. von Audouin, das. 1836—46, deutsch von Voigt, Leipz. 1831—43, 6 Bde.; v. d. Hoven, Handbock der dierkunde, Rotterdam 1828—33, deutsch von Moleschott, Düsseldorf 1847; Wilbrand, Naturgeschichte des Thierreichs, Gießen 1829; Wiegmann und Ruthe, Handbuch der Z., 1. Aufl., Berlin 1843; Goldfuß, Grundriß der Z., München 1834; Milne Edwards, Elements de Zoologie, Paris 1834—37; Voigt, Lehrbuch der Z., Stuttgart 1835—42; Leunis, Synopsis der Naturgeschichte des Thierreichs, 2. Aufl., Hannover 1860; Latreille, Familles naturelles du règne animal, Paris 1825; Oken, Z., Stuttgart 1833—40, 4 Bde.; Burmeister, Handbuch der Naturgeschichte, Berlin 1836; Cuvier, Dictionnaire des sciences naturelles, Paris 1816—30, 60 Bde.; Bory de St. Vincent, Dictionnaire classique d'histoire naturelle, das. 1822—31; d'Orbigny, Dictionnaire universel d'histoire naturelle, das. 1839—45; Vogt, Zoologische Briefe, Frankfurt a. M. 1851; Reichenbach, Vollständige Naturgeschichte, Dresden 1845 f. Die bedeutendsten zoologischen Zeitschriften sind: Transactions of the Linnean society, London 1791 ff.; Archives du Musée d'histoire naturelle, Paris 1840 ff.; Audouin, Brongniart u. Dumas, Annales des sciences naturelles, das. 1824 ff.; Zoological Journal, London 1824 ff.; Tydskrift voor natuurlyke geschiedenis, Amsterdam 1832 ff.; Museum Senkenbergianum, Frankfurt 1833 ff.; Transactions of the zoological society of London, London 1833 ff.; Wiegmann, Archiv für Naturgeschichte, Berlin 1834 ff.; Annalen des wiener Museums für Naturgeschichte, Wien 1835 ff.

Zoomorphen (v. Griech.), wie ein Thier ge-

Digitized by Google

bildete Dinge; daher Zoomorphismus, Thierbildung.

Zoonomie (v. Griech.), s. v. a. Physiologie.

Zoophyten (Zoophyta, Pflanzenthiere, Polypen), Klasse der wirbellosen Thiere, meist zu Gesammtkörpern verbundene und Kolonien bildende, selten einfache Strahlthiere ohne Ortsbewegungsorgane, die vornehmlich durch die centrale, nach oben gerichtete, von einem oder mehren strahlig gestellten Fühlerkreisen umgebene, zugleich als Afteröffnung dienende Mundöffnung und die innen fast immer mit ebenfalls strahlenartigen Blättern oder Leisten, an welchen die Fortpflanzungsorgane befestigt sind, ausgestattete Eingeweidehöhle charakterisirt werden. Der weiche, gallertartige, oder auch, wie bei den Meernesseln, lederartige Körper ist von keulen-, walzen- oder trichterförmiger Gestalt. Die die Mundöffnung umgebenden cylindrischen oder lanzettlichen, gefransten oder gewimperten Fangarme (Fühler, tentacula) sind meist von lebhafter Färbung und fast in beständiger Bewegung, ziehen sich aber bei der geringsten Erschütterung zurück. Durch ihre Höhlung mit der Leibeshöhle in Verbindung stehend und auf der Oberfläche bewimpert, dienen sie zum Tasten und zum Ergreifen der Nahrung, was der durch die Wimpern im Wasser erregte Strudel erleichtert. Außer diesen Fühlern finden sich keine äußeren Sinnesorgane vor. Auch fehlen besondere Athmungsorgane, deren Funktion vielleicht die äußere Oberfläche der Haut übernimmt, und besondere Gefäße des Säfteumlaufs. Nur wenige Z. leben frei, die meisten sitzen auf Meerkörpern fest und bilden die sogenannten Polypenstöcke oder Polyparite. Während die eigentlichen Polypen oder Blumenthiere (Anthozoa) nur einen Mund und Zellen mit Scheidewänden, aber keinen After haben, auch sich ein Nervensystem an ihnen kaum nachweisen läßt, sind die Moosthierchen (Bryoza) mit Mund u. After u. einem deutlichen Nervensystem ausgerüstet, aber in den Zellen finden sich keine Scheidewände. Man trennt letztere daher von den eigentlichen Polypen als besondere Klasse. Die eigentlichen Polypen haben einen einfachen Verdauungskanal, eine von der Leibeshöhle durch eine besondere Scheidewand abgesonderte, unten offene Magenhöhle, welche mit der durch weitere Scheidewände in mehre Abtheilungen getheilten Leibeshöhle im Zusammenhang steht. Vom Magengrunde aus führen eine oder mehre Oeffnungen nach der Leibeshöhle. Die Anordnung der strahlenartigen Körperwände wird durch die Zahl und Gruppirung der Fühler bedingt. Die Zahl der bekannten Blumenpolypen beträgt etwa 1767, worunter 460 lebende und 1307 fossile Arten; die Zahl der bekannten Moosthiere 1300, u. zwar 360 lebende und 940 fossile Arten. Die eigentlichen Polypen bilden meist hornige oder kalkige Korallenstöcke (s. Korallen und Korallenriffe), welche den gemeinschaftlichen Kolonien als Boden und Umhüllung dienen. Die einzelnen Thierindividuen sind selten von mikroskopischer Kleinheit, obgleich man zu ihrer genaueren Untersuchung der Vergrößerungsgläser nicht entbehren kann. Diejenigen Gattungen, welche einzeln leben, besitzen oft eine weit bedeutendere Größe, wie z. B. manche Meernesseln den Umfang einer Faust erreichen mögen. Die äußere Haut ist bei denjenigen Polypen, welche in Korallenstöcken hausen, äußerst weich und zart und nur in höchst seltenen und überdies zweifelhaften Fällen mit feinen Wimperhaaren besetzt. Bei den einzeln lebenden Polypen erlangt dagegen die Haut oft eine lederartige Festigkeit und bildet einen unten geschlossenen Sack, in welchen die Fühler oder Tentakeln zurückgezogen werden können. Auch finden sich in der Haut oft Nesselorgane, glashelle Bläschen, welche eine ätzende, auf der Haut Brennen erregende Flüssigkeit ausspritzen. Die Geschlechter sind stets getrennt. Eier und Samen bilden sich in kapselartigen Höhlungen der Geschlechtstheile aus, treten in die Leibeshöhlung über und werden, erstere zuweilen schon als ausgebildete Embryonen, durch den Mund ausgeworfen, worauf sie sich entwickeln und festsetzen. Außerordentlich verbreitet ist aber die ungeschlechtliche Zeugung, doch hat man die Erscheinung der Knospung noch nicht an lebenden Polypen beobachtet, sondern nur aus der Bildung der Polypenstöcke darauf geschlossen. Die Nahrung der Polypen besteht aus kleinen animalischen und vegetabilischen Partikelchen, welche durch die Strömung des Wassers ihnen zugeführt werden. Das Entfalten und Schließen ihrer Arme, sowie ihre Lebensverrichtungen überhaupt gehen auf sehr träge Art vor sich, doch bemerkt man deutlich Empfindlichkeit gegen das Licht, sowie gegen Berührungen und Wasserströmungen, indem sie sich bei solchen schnell in ihre Zellen zurückziehen. Unter den in Deutschland vorkommenden Arten sind der grüne u. braune Süßwasserpolyp (Hydra viridis und fusca) die bekanntesten. Sie sind bei ausgedehntem Körper ½—1 Zoll lang, mit 8 oder 10 Fangarmen ausgerüstet, die ihnen vornehmlich zum Fang von Wasserflöhen, kleinen Mückenlarven ꝛc. dienen, und finden sich in Wassergräben und Teichen, an Wasserlinsen und Weichthierschalen.

Zootherapie (v. Griech.), Thierheilkunde.

Zootomie (v. Griech.), Thierzergliederungskunst, gilt als Hülfswissenschaft der Zoologie.

Zopf (niederd. top), eigentlich das spitzzulaufende Ende eines Dinges, daher im Forstwesen der Baumgipfel, besonders des Nadelholzes, und (Top) die Spitze des Mastes, vorzugsweise aber das lang zusammengeflochtene oder zusammengebundene Haupthaar, während der Schopf das freie oder gebüschelte Haupthaar bezeichnet. Die Sitte, das Haar in einen Z. zusammenzufassen, war bei den Frauen in den verschiedensten Zeiten und Gegenden heimisch. Die Frauen des deutschen Mittelalters trugen die Zöpfe gern über die Schultern, nach vorn gelegt, und durchflochten sie auch wohl mit Goldfäden, Perlenschnüren und Borten. Bei Leistung gewisser Eide galt der Z. sogar als Rechtssymbol (man schwur „mit Hand und Mund, mit Zopf und Brust"). Die Sitte, daß auch die Männer Zöpfe trugen, ging 1713 von dem preußischen König Friedrich Wilhelm I. aus, der den Z. beim Militär einführte. Die Sitte ging auf alle europäischen Heere über, und der Z. wurde überhaupt herrschende Macht, bis ihn die französische Revolution abschaffte. In

der letzten Periode der Zöpfe trug man meist falsche, nur eingebundene Patentzöpfe. Bildlich versteht man unter Z. s. v. a. pedantisches Wesen. In der Kunst nennt man Zopfstyl denjenigen Styl, der die idealen Kunstformen durch überflüssiges und geschmackloses Beiwerk entstellt. Die Zopfzeit gehört hauptsächlich dem 18. Jahrhundert an.

Zoppot, Dorf in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Danzig, Kreis Neustadt, mit Bernsteinfischerei und 1000 Einwohnern, bemerkenswerth als starkbesuchtes Seebad mit vielen Villen und Gärten.

Zorn, der Verdruß als Affekt in seiner energischen Aeußerung, welche nach außen geht und in gewaltsamen Handlungen sich kundgibt. Den plötzlich und leicht, besonders sehr heftig hervorbrechenden Z. nennt man Jähzorn. Die Gereiztheit zum Z. ist bei den einzelnen Menschen, namentlich nach den Temperamenten sehr verschieden. Der Gesundheit wird der Z. oft nachtheilig. Er erregt hitzige, namentlich Gallenfieber, Entzündungen der Leber, des Gehirns, galliges Erbrechen, und nach längerer Dauer und öfterer Wiederkehr können Krämpfe, Lähmungen, Gelbsucht, Auszehrung und nervöse Fieber ꝛc. erfolgen. Die Bekämpfung des Z.s muß von der Stärke und Bildung des eigenen Geistes ausgehen.

Zorndorf, Dorf in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Königsberg, mit 1100 Einwohnern, geschichtlich denkwürdig durch den Sieg Friedrichs des Großen über die Russen am 25. Aug. 1758. Die Russen, welche zu Anfang 1758 unter General Fermor die Provinz Preußen besetzt hatten, rückten im August gegen Pommern und die Neumark vor und begannen am 15. August die Belagerung von Küstrin. Auf die Nachricht hiervon brach der König aus Schlesien mit ungefähr 15,000 Mann in Eilmärschen nach der Neumark auf, kam am 20. August in Frankfurt an und vereinigte sich bei Küstrin mit den Truppen des Generals von Dohna, der vom rechten Oderufer her die Besatzung von Küstrin unterstützt hatte. Der König gebot nunmehr über 32,000 Mann und ging am 23. August bei Güstebiese über die Oder. Auf die Kunde hiervon hob Fermor die Belagerung von Küstrin auf und erwartete, bei dem Dorfe Quartschen Stellung nehmend, den Angriff der Preußen, die sich längs der Anhöhen bei dem Dorfe Z. in Schlachtordnung aufstellten. Die Russen waren vom Rücken und der rechten Flanke her durch den morastigen Grund von Quartschen gedeckt. Am Morgen des 28. August begann die Schlacht mit einer heftigen Kanonade. Die preußische Artillerie, auf den zorndorfer Höhen sehr vortheilhaft postirt, fügte den in einem großen Viereck aufgestellten Russen großen Schaden zu. Ein Angriff des Generals Manteuffel auf die Avantgarde der Russen war jedoch erfolglos. Die russische Kavallerie stürmte aus der Mitte des sich öffnenden Quarré's hervor und warf 8 preußische Bataillone auf Z. zurück, während auch die Infanterie des rechten russischen Flügels sich vorwärts bewegte, um die gewonnenen Erfolge zu sichern. Da stürzte sich Seydlitz mit der noch hinter Z. stehenden Kavallerie auf die russische und brachte sie zum Weichen. Da sie im Rückzug auf die vorrückende Linie der Infanterie stieß und diese von einigen preußischen Husarenregimentern zugleich im Rücken angegriffen ward, so gerieth sie in Unordnung und wurde nach kurzem, aber blutigem Kampf auseinandergesprengt. Darauf ließ der König den bisher noch nicht in Thätigkeit gewesenen rechten Flügel gegen den ebenfalls noch unberührten linken Flügel der Russen vorrücken. Die russische Kavallerie, die sich wieder gesammelt hatte, stürzte sich auf die preußische Infanterie und brachte 13 Regimenter zum Weichen. Schon schienen diese, in den Flanken entblößt, verloren, als Seydlitz zum zweiten Male an der Spitze seiner Reiterei rechtzeitig herbeieilte, sich in die entstandene Lücke warf und den Feind in die Moräste bei Quartschen zurückdrängte. Es entstand nun ein wildes Handgemenge, bis eine Seitenbewegung der Preußen, welche die Russen mit Umzingelung bedrohte, diese zum Rückzug bewog, welcher bald in verwirrte Flucht ausartete. Die Preußen gaben dem Feinde, der im Lande auf wahrhaft barbarische Weise gehaust hatte, keinen Pardon, und Friedrich selbst hatte die Brücken hinter ihnen abbrechen lassen. So entspann sich noch ein Kampf der Verzweiflung, welchen nur die völlige Ermattung beider Theile und Mangel an Munition beendigte. Die Russen zogen sich am folgenden Tage nach Landsberg zurück. Sie hatten in der zwölfstündigen Schlacht 19,000 Todte und Verwundete, 103 Geschütze und einen Theil ihrer Kriegskasse, die Preußen 11,300 Mann und 26 Geschütze verloren. Unter den gefangenen Russen befanden sich die Generäle Tschernyschew, Soltikow, Sulkowski u. a. Friedrich selbst schrieb den Sieg nicht sich, sondern dem rechtzeitigen Eingreifen Seydlitz' zu.

Zoroaster (in den heiligen Büchern, die seinen Namen führen, Zarathustra, d. i. Goldstern, von den heutigen Persern Zerduscht genannt), Reformator des alten iranischen Glaubens, lebte wahrscheinlich geraume Zeit vor Cyrus. Sein Verdienst um die altiranische Religion scheint hauptsächlich darin bestanden zu haben, daß er die Vielheit der guten (Ahuras) und bösen Geister (Daëvas, Dews) auf eine Einheit zu bringen suchte und die Lehren der älteren Religion mehr vergeistigte, namentlich durch Verlegung des Gegensatzes des Guten und Bösen in die Gesinnung. Die Lehre Z.s ist nach den heiligen Liedern des Zendavesta wesentlich folgende: Ursprünglich waren zwei Geister, ein guter und ein böser, die beide zusammen als Erstes das Dasein und die Vernichtung des Daseins schufen. Jeder von beiden hat seine Gesetze (Urvatas), und je nachdem nun die Menschen denen des guten Geistes, des Ormuzd (d. i. lebendiger Weisheitsgeber), des Schöpfers alles Lebens, oder des Ahriman (d. i. verderblicher Geist), des Mörders des Lebens, dessen ganzes Wesen Lüge u. dessen Werk der Zweifel ist, folgen, sind sie selbst gut oder böse. Die sechs guten und sechs bösen, Ormuzd u. Ahriman beigeordneten Geister sind in der zoroastrischen Lehre nur als Ideen vorhanden und wurden erst später personificirt. Der Wohnort der ersteren und aller Guten ist Gorotman, der der letzteren

gitized by Googl

und aller Bösen Duzaka. Ormuzd wird durch das Anzünden des Feuers, der sichtbaren Macht des Lichts, verehrt und erfreut. Die Verehrer Ormuzds und Ahrimans leben in unversöhnlichem Kampf, der schließlich mit Vernichtung des letzteren enden wird. Der Parsismus als Religionssystem, wie er im persischen Reiche zur Zeit der Achämeniden und Sassaniden galt, hatte sich erst später auf Grund der zoroastrischen Lehre ausgebildet. Die Weltdauer ist bei ihm auf 12,000 Jahre angenommen, die sich in vier Perioden zu 3000 Jahren theilen. Die beiden ersten waren von den Schöpfungen der beiden großen Geister ausgefüllt; in der dritten begann Ahriman den Kampf gegen Ormuzd, sein Angriff auf den Himmel mißlang, die Erde aber konnte ihm nicht widerstehen, es ist dies die Zeit der Mythen, in welche auch die Heldensage der Perser gehört; in der vierten sandte Ormuzd den Z., den Urheber der menschlichen Kultur; nach dem Verlauf der letzten Weltperiode, in der sich der Kampf am heißesten gestaltet und Ormuzd den Seinen darum den Propheten Sosiosch zur Hülfe sendet, folgt die Auferstehung der Todten, das Weltgericht und der große Weltbrand, durch welche Läuterung auch die Bösen rein und selig werden, Ahriman also aller Anhänger beraubt ist und sammt der Hölle verschwindet. Die Anhänger Ormuzds haben vor Allem die Pflicht des Schutzes der ormuzdschen Schöpfungen, also des Schutzes der lebendigen Wesen, des Feuers, der Erde, der Bäume und Gewässer, sowie der Bewahrung und Reinerhaltung der Metalle und der Vermeidung jeglicher Verunreinigung durch Berührung ahrimanischer Geschöpfe oder Werke, wie der Leichname (denn der Tod ist Ahrimans Werk). Verunreinigung durch Berührung von Todten muß durch Waschungen und Gebete abgethan werden. Die Sünden werden gesühnt durch das Bekenntniß vor dem Priester und Leistung der von diesem vorgeschriebenen Gebete und Bußen. Unter den Pflichten gegen die Nächsten stehen Reden der Wahrheit und Heilighalten der Verträge voran. Am dritten Tage nach dem Tode wird von den Todtmeistern durch Wägen ihrer Werke Gericht über jede Seele gehalten. Die Priester, Herbads, unter einem Oberpriester, Maubad-i-Maubadan, stehend, haben sich beständig mit Ormuzds Wort zu beschäftigen, die Beichte ihrer Gewissenskinder zu hören, dieselben zu reinigen, die tägliche Liturgie zu halten und die Opfer (kleine Brode mit Fleisch belegt, Weihrauch und Hom, der Saft einer unbekannten Pflanze) darzubringen. Ihr Einkommen besteht in Zehnten, doch treiben sie auch Gewerbe. Da die Quelle des Parsismus, der Zendavesta, noch nicht gehörig erschöpft ist, ist die zoroastrische Religionsform noch vielfach lückenhaft und dunkel, so wichtig sie auch durch den Einfluß ist, den sie auf die spätere jüdische Theologie hatte. Im alten Baktrien entsprungen, ging der Parsismus auf die Eroberer des Landes, die Meder, über und dann auch auf die Perser, unter denen er bis zum Sturz ihres Reichs durch Alexander den Großen blühte. Im 3. Jahrhundert durch die Sassaniden wieder auf mehre Jahrhunderte zur persischen Staatsreligion erhoben, wich er im 7. Jahrhundert dem Islam; nur im südöstlichen Theil des persischen Reichs, besonders um Jezd, erhielten sich Parsen. Andere flüchteten vor dem Islam nach Indien, und dort sollen noch bei 50,000, davon 20,000 in Bombay, ihres alten Glaubens leben und als Kaufleute, Schiffsmakler oder Ackerbauer in gutem Rufe stehen. Vergl. Haug, Die Sammlungen der Lieder und Sprüche Z.s, Leipzig 1858; Derselbe, Zendstudien, im 9. Bd. der „Zeitschrift der deutsch-morgenländischen Gesellschaft"; Desabsoi Framji, The Parsees in India, London 1859; Gladisch, Heraklit und Z., Leipzig 1859, und Spiegel, Einleitung in die traditionellen Schriften der Parsen, das. 1860.

Zorrilla y Moral, Don Jose, namhafter spanischer Dichter der Gegenwart, geboren am 21. Februar 1817 zu Valladolid, sollte daselbst die Rechte studiren, entfloh aber nach Madrid und widmete sich ausschließlich poetischen Arbeiten, in denen er das Altnationale glücklich mit dem Modernen zu verbinden weiß. Unter seinen Bühnenstücken ist die Komödie „El zapatero y el rey" ein Lieblingsstück geworden und seine Bearbeitung des „Don Juan Tenorio" von Wilde auch ins Deutsche übertragen (Leipzig 1850). Besonders aber zeichnet er sich als lyrisch-epischer Dichter aus. Hervorzuheben sind die „Cantos del trovador" (Madrid 1840—41, 3 Bände) und „Floras perdidas" (das. 1843). Seine „Obras completas" erschienen bereits in 2. Auflage (Paris 1853, 3 Bde.). Er lebt jetzt theils in Paris, theils in Brüssel, wo er ein größeres romantisches Gedicht schrieb: „Granada, poema oriental con la legenda de Al-Hamar" (Paris 1853 ff.).

Zosimus, 1) St. Z., Papst von 417—418, Grieche von Geburt, Innocenz' I. Nachfolger, gerieth mit den afrikanischen Bischöfen wegen der pelagianischen Lehre in heftigen Streit; † den 26. Dec. 418 und ward als einer der ersten Begründer der Hierarchie der römischen Bischöfe kanonisirt. Vergl. Fricke, Zosimus in Clemento XI redivivus, Ulm 1719.

2) Griechischer Geschichtschreiber in der Mitte des 5. Jahrhunderts, der zu Konstantinopel unter Theodosius als Staatsbeamter lebte, schrieb in 6 Büchern eine „Geschichte des Kaiserreichs von Augustus" bis 410 n. Chr. Die Darstellung verräth verständige Kritik u. philosophischen Scharfsinn. Das Werk wurde oft herausgegeben, am besten von Bekker (Bonn 1837). Eine deutsche Uebersetzung lieferten Seybold u. Heyler (Frankfurt 1804—5, 2 Bde.).

Zossen, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow, an der Notte, hat eine Gerichtskommission, ein Schloß, starke Leinweberei und Strumpfwirkerei und 2122 Einw.

Zostera *L.* (Seegras), Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen (Najadeen), charakterisirt durch die gestielte, plattgedrückte, in ein Blatt endigende Blüthenscheide, den stark zusammengedrückten, linealischen, 3nervigen Kolben mit 2reihig Blüthen tragendem Mittelnerv, das fehlende Perigon, die auf dem Rücken mittelst eines ganz kurzen Trägers angehefteten, in einer Längsritze aufspringenden Staubkolben, die zwischen den letzteren liegenden Stempel u. die unregelmä-

Digitized by Google

ßig aufspringenden Schlauchfrüchte, ausdauernde Seegewächse, unter denen die bekannteste Art Z. marina L., gemeiner Wasserriemen, ist. Der kriechende Wurzelstock ist von Strohhalmsdicke und noch dünner, der Stengel untergetaucht, 2 bis 3 Fuß lang, zusammengedrückt, ästig; die Blätter sind grasartig, ½—1½ Fuß lang, linealisch, auf einer längeren oder kürzeren Blattscheide sitzend, 3nervig, oder von zahlreichen feinen Längsstrichen und Queradern durchzogen, dunkelgrün; der Blüthenkolben ist in der an der vorderen Seite in einer Spalte klaffenden Blattscheide der fruchttragenden Blätter eingeschlossen, halbstielrundlich zusammengedrückt, auf der vorderen Fläche 10 bis 12 und mehr längliche, gegen den Mittelnerv schief zusammenneigende Antheren und 5—8 zwischen denselben eingeschlossene ellipsoidische Fruchtknoten mit kurzem, in eine lange gabelige Narbe endigendem Griffel tragend. Die Pflanze bildet auf dem Meeresgrunde oft große Rasen und wird bei Stürmen nicht selten in ungeheuren Massen auf den Strand geworfen, wo sie sammt vielem Gewürm, dem sie als Wohnplatz diente, verfault und die Luft verpestet. Früher ward sie höchstens als Dünger benutzt, bis sie 1816 der dänische Justizrath Lehmann als treffliches Polstermaterial, namentlich für Kissen und Matratzen, anpries. Seitdem findet sie als solches vielfache Anwendung. Die mit einem feinen natürlichen Firniß überzogenen Blätter widerstehen selbst im feuchten Zustande der Fäulniß lange Zeit, kräuseln sich beim Welken, verschlingen sich vielfach ineinander und bilden einen sehr elastischen, bei jedem Druck nachgebenden und beim Aufhören desselben sein früheres Volumen wieder einnehmenden Wulst. Man muß das Seegras vor dem Gebrauch mit süßem Wasser sorgfältig auswaschen, um das anhängende Salz abzuspülen und eingebettete thierische Reste zu entfernen. Dann trocknet man es wie Heu, wobei die lichtgrüne Farbe in eine dunkelbraune oder graue übergeht.

Zrinyi (Zrinyi), Niklas, Graf von, Feldherr Kaiser Ferdinands I., geboren 1518 aus dem alten slavischen Geschlechte der Grafen von Breber, das sich seit 1347 nach dem Schlosse Zrin nannte. Schon als zwölfjähriger Knabe verdiente sich Z. bei der Belagerung von Wien die Gunst Kaiser Karls V. Später zeichnete er sich in den Feldzügen gegen Johann von Zapolya und Sultan Soliman aus. Königlicher Labernikus (Schatzmeister) in Ungarn und seit 1542 Ban von Kroatien und Slawonien, ward er 1563 Oberbefehlshaber der königlichen Truppen im Kriege am rechten Donauufer u. Kommandant von Szigeth. Am 6. Aug. 1566 erschien der Sultan im Angesicht dieser Stadt. Als Z. den Anmarsch der feindlichen Schaaren gewahrte, versammelte er seine Krieger, 2500 an der Zahl, und nach seinem Vorgang schwuren Alle, den Platz bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen. Die Lage Szigeths zwischen zwei Flüssen, die morastige Umgebung, die Eintheilung der Stadt in die alte und neue und der Besitz einiger Kastelle unterstützten die kleine Besatzung. Nach mehren tapferen Ausfällen und nach bedeutendem Verlust sah sich Z. genöthigt, am 9. August die Neustadt den Flammen zu opfern; 10 Tage darauf erstürmten die Janitscharen auch die Altstadt und Z. zog sich mit dem Rest von 800 Mann in das Schloß zurück. Vom 26. August bis 1. September geschahen täglich 7 und mehr Stürme auf das Schloß, die alle zurückgeschlagen wurden. Vergeblich versprach der Sultan Z. die Statthalterschaft von ganz Illyrien und den erblichen Besitz von Bosnien, und selbst die Drohung, daß sein angeblich gefangener einziger Sohn, Georg, jede fernere Vertheidigung des Vaters mit seinem Kopfe büßen werde, konnten den Entschluß des Helden nicht erschüttern. Soliman starb am 4. Sept., nachdem er zuletzt 1000 Goldgulden auf Z.'s Kopf gesetzt hatte, und am 5. September gelang es den Türken, das äußere Schloß in Brand zu stecken. Z. zog sich mit den Seinen in das innere Schloß zurück, und als auch hier Feuerpfeile um 7. Sept. zündeten, während zahlreiche Kolonnen von allen Seiten anrückten, stürzte er sich ohne Panzer, nur mit Helm, Schild und Säbel bewaffnet, mit seinen Sechshundert mitten in den Feind, sank aber schon auf der Schloßbrücke, von drei Kugeln getroffen, leblos zu Boden. Alle die Seinigen kamen um, zum Theil zurückgedrängt in das brennende Schloß. Hier flogen plötzlich (Z. hatte Lunten gelegt) die Pulverkammern in die Luft, und eine große Zahl Türken wurde zerschmettert. Die Belagerung hatte den Sultan über 20,000 Mann gekostet. Der Janitscharenaga ließ Z.'s Kopf auf einer Stange vor des Sultans Zelt aufstellen, der Großwessir Sokolli überschickte denselben aber aus Achtung für den Gefallenen dem kaiserlichen Feldherrn, Grafen Salm, nach Raab. Später ward er nach Tschakathurn gebracht und dort im Kloster der heiligen Helena beigesetzt. Die erzählte Katastrophe wurde mehrfach, unter Andern von Th. Körner und dem Holländer de Thomas, dramatisch bearbeitet. Z.'s Urenkel, Niklas, Graf von Z., geboren 1616, seit 1647 Ban von Kroatien, eroberte 1651 Kostriniz von den Türken, schlug 1663 die letzteren mehrmals und ward 1664 auf der Jagd von einem Eber zerrissen. Er war ein Freund der Wissenschaften und selbst Dichter. Seine „Werke" (Wien 1651) enthalten Idyllen, Lieder und das Epos „Zrinyiade". Seine prosaischen Aufsätze erschienen Pesth 1817, 2 Bde. Eine Prachtausgabe seiner sämmtlichen Arbeiten veranstaltete Toldy (Pesth 1852). Jósika machte ihn zum Helden eines Romans, „Z. der Dichter" (Pesth 1846, 5 Bde.). Das Geschlecht Z. erlosch 1703.

Zschokke, Johann Heinrich Daniel, berühmter deutscher Schriftsteller der neuern Zeit, geboren am 22. März 1771 zu Magdeburg, erhielt seine Bildung auf der Klosterschule und dem altstädter Gymnasium seiner Vaterstadt. Ein Schülerstreich war die Veranlassung, daß er im Januar 1788 von da entfloh. Nachdem er zu Schwerin kurze Zeit eine Hauslehrerstelle bekleidet, trieb er sich eine Zeitlang als Theaterdichter mit einer wandernden Schauspielertruppe umher, bis er, mit den Seinigen ausgesöhnt, die Universität zu Frankfurt an der Oder bezog, wo er abwechselnd Theologie, Philosophie, Geschichte und Dichtkunst, dazwischen auch die Rechte studirte. Damals schrieb er sein Schauspiel: „Abällino, der große Bandit" (Berl. 1793), welches über die

Digitized by Google

meisten Bühnen Deutschlands ging. Im Jahre 1792 trat er in Frankfurt als Privatdocent auf, sah sich aber, da er gegen das wöllnersche Religionsedikt geschrieben, von einer ordentlichen Professur ausgeschlossen und ergriff daher im Mai 1795 den Wanderstab von Neuem. Er bereiste einen Theil Deutschlands, die Schweiz und Frankreich und ließ sich dann in Graubünden nieder, wo er die Leitung einer Erziehungsanstalt in Reichenau übernahm. Räthe und Gemeinden der drei Bünde ertheilten ihm das Bürgerrecht. Z. schrieb hier die „Geschichte des Freistaates der drei Bünde im hohen Rhätien" (Zürich 1798, 2. Aufl. 1817). Nach Aufhebung des Instituts zu Reichenau in Folge der Zeitumstände 1798 ward Z., auf der Seite der gemäßigten Patrioten stehend, in Aarau Deputirter bei den helvetischen und französischen Behörden, 1799 Chef für das Departement des Schulwesens und Regierungskommissär des helvetischen Vollziehungsraths in Unterwalden, und die ihm ertheilte Vollmacht für diesen Kanton, wo er binnen wenigen Wochen die Ordnung wieder herstellte, ward dann auch über Uri, Schwyz u. Zug ausgedehnt. Auch konstituirte er einen Verein zur Förderung des Gemeinsinns und begründete den „Aufrichtigen Schweizerboten", ein Volksblatt, welches so einflußreich wurde, daß die Gegner in ähnlichen Blättern es zu bekämpfen suchten. Als nach dem Eindringen der Russen die Noth in jenen Kantonen sehr drückend ward, wandte sich Z. in einem herzergreifenden Aufruf an die Nation, und die kräftigste Abhülfe durch Geld u. andere Bedürfnisse krönte sein Bemühen. Im Jahre 1800 zum Regierungskommissär von Wallis ernannt, organisirte er die italienische Schweiz (Kanton Lugano und Bellinzona). Bei seiner Rückkehr nach Bern erhob er bei dem französischen Gesandten und dem General Matth. Dumas die dringendsten Beschwerden wegen der vielfachen Erpressungen und Willkürlichkeiten, die damals auf Masséna's Befehl verübt wurden, aber ohne Erfolg. Inzwischen ernannte ihn die helvetische Regierung zum Regierungsstatthalter des Kantons Basel, wo die Bewegungen wegen Bodenzinses und Zehnten einen aufrührerischen Charakter angenommen hatten. Mit persönlicher Gefahr sich dem Aufstande entgegenwerfend, hatte er die Genugthuung, daß die Aufständischen seiner beschwichtigenden Rede sich fügten. In seinen Mußestunden arbeitete er an den „Historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung", die aber erst 1803—5 erschienen. Als nach dem lüneviller Frieden die Centralregierung in Bern sich anschickte, den abgeschafften Föderalismus wieder herzustellen, nahm Z. seine Entlassung und lebte zurückgezogen auf dem Schlosse Biberstein im Aargau seinen Lieblingswissenschaften, bis ihn die Regierung des Kantons Aargau 1804 unter Ertheilung des Staatsbürgerrechts zum Mitglied des Oberforst- und Bergamts ernannte, in welcher Eigenschaft ihm zuletzt die Leitung des gesammten Forst- und Bergwesens anvertraut wurde. In der That gelang es ihm, nach und nach auch diesen Zweig der öffentlichen Verwaltung zu ordnen; in dieser Stellung schrieb er „Der Gebirgsförster" (Aarau 1804, 2 Bde.) und „Der Alpenwäldler" (Stuttg. 1804). Durch seinen 1804 wieder aufgenommenen und mit allgemeinem Beifall begrüßten „Aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten" und nachher durch des „Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk" (Zürich 1822 und öfter) wirkte er gesund, kräftig und nachhaltig auf die politische und sittliche Neugestaltung seiner zweiten Heimat. Die von ihm 1807—13 ununterbrochen herausgegebenen „Miscellen für die neueste Weltkunde" zeichneten sich aus durch Reichthum des Inhalts, gefällige Darstellung, gewissenhaften Freimuth und treffendes Urtheil. Ihnen ging seit 1811 die Monatsschrift „Erheiterungen" zur Seite. Z.'s Uebersiedelung von Biberstein nach Aarau 1808 führte zu der Errichtung einer Freimaurerloge u. (1810) einer Gesellschaft für vaterländische Kultur im Kanton Aargau. In den Jahren 1813 und 1814 beschwor er das Feuer der Zwietracht mit Worten der Mäßigung und Vernunft, während er zugleich die Rechte und Freiheiten seines Kantons glänzend vertheidigte. Im Jahre 1814 ward er in Aargau in den großen Rath der Gesetzgeber gewählt. Von Schlichtegroll aufgefordert, für die „Denkschriften der münchener Akademie" einen Abschnitt der bayerischen Geschichte zu bearbeiten, schrieb er seine „Geschichte des bayerischen Volks und seiner Fürsten" (Aarau 1813 bis 1818, 4 Bde.; 3. Aufl. 1826, 8 Bde.), die sich durch lichtvolle Anordnung und warme Darstellung weit über die Fluth der gewöhnlichen Erscheinungen erhob. In den Jahren 1817 und 1818 erbaute er am linken Ufer der Aar, am Fuße des Jura, der Stadt Aarau gegenüber, sein anspruchloses Landhaus, die „Blumenhalde". Als Fortsetzung der „Miscellen für die neueste Weltkunde" erschienen die „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit" (Aarau 1817—23). Zugleich dichtete er Lieder, kleine Märchen, größere Erzählungen, von denen die meisten in den „Erheiterungen" erschienen. Unterdessen waren Haß und Verleumdung unablässig gegen ihn thätig. Zwar überhäufte ihn sein neues Vaterland mit Aemtern aller Art, und zu derselben Zeit war er Mitglied des gesetzgebenden großen Raths, des evangelischen Kirchenraths, der Kantonsschuldirektion, des Bezirksschulraths, der Stadtschulpflege, Inspektor einiger Landschulen, Mitglied der Kommission der Staatsbibliothek, Suppleant des Kantonsobergerichts, Präsident in der Direktion der Gewerbschule der Stadt Aarau, dabei Oberforst- und Berginspektor; dennoch sah man in Z. nur den Mann der Revolution, einen Feind der Religion und bürgerlichen Ordnung und verdächtigte ihn auf der Kanzel und in Flugschriften und öffentlichen Blättern. Als er den Namen des Verfassers eines freisinnigen Aufsatzes im „Schweizerboten" nennen oder scharfe Maßregeln gewärtigen sollte, that er zwar das Erstere, legte aber im Sommer 1829 seine Stellen als aargauischer Forst- und Kircheninspektor nieder. Dagegen behielt er seine übrigen Funktionen, u. 1830 wählte ihn der kleine Rath wieder in den evangelischen Kirchenrath. Als Gesandter des Aargau's mußte er 1833 bei der Tagsatzung zu Zürich zu dem Beschluß mitwirken, daß der Kanton in zwei ungleiche Hälften sich schied. Da der Verfassungsrath Aargau's 1831 beschlossen hatte, daß jeder nicht gebo-

Digitized by Google

rene Schweizer von Staatsämtern ausgeschlossen sein solle, trat Z. aus, wurde aber bei einer Umgestaltung der Dinge nochmals als Mitglied des großen Raths berufen. Mehr und mehr aber zog er sich von der Oeffentlichkeit zurück, um sich mit Muße der Ausarbeitung des zweiten Theils der „Selbstschau" widmen zu können. Er † den 27. Juni 1848. Eine Reihe seiner Erzählungen sind gesammelt in den „Bildern aus der Schweiz" (Aarau 1824—25, 5 Bde.), den „Ausgewählten Novellen und Dichtungen" (10. Aufl., das. 1856 bis 1858, 10 Bde.) und der „Aehrenlese" (das. 1844—47, 4 Bde.). Seine „Ausgewählten historischen Schriften" erschienen Aarau 1830, 16 Bde.; eine Ausgabe „Gesammelter Volksschriften" (1846) enthält unter andern die berühmten Erzählungen „Das Goldmacherdorf", „Meister Jakob" und „Die Branntweinpest". Die Sammlung seiner „Sämmtlichen Schriften" (Aarau 1825 ff.; 2. Aufl. 1856 ff.) umfaßt 40 Bde. Das verbreitetste und wirksamste aller seiner Werke aber, als dessen Verfasser er sich später bekannte, sind seine „Stunden der Andacht" (29. Aufl., Frankf. 1853, 6 Bde.), der vollkommenste Ausdruck des modernen Rationalismus. Eine Art Selbstbiographie ist die „Selbstschau" (3. Aufl., Aarau 1844, 2 Bde.). Obgleich Z. in seinen Novellen und Dichtungen weder neue Bahnen brach, noch dem Tagesgeschmack huldigte, noch die socialen Fragen in seine Darstellungen aufnahm, haben dieselben doch durch künstlerische Besonnenheit, ausgezeichnete Charakterschilderung, bewegliche Phantasie u. glückliche Lebendigkeit des Vortrags eine große Verbreitung gefunden, wie kaum andere Produkte dieser Art. Auszuzeichnen unter seinen Novellen sind: „Die Herrnhuterfamilie", „Der Narr des 19. Jahrhunderts", „Der Abend vor der Hochzeit", „Abenteuer einer Neujahrsnacht", „Adderich im Moos", der bisweilen noch über seinen „Alamontade" gesetzt wird. Seine geschichtlichen Zeichnungen aus der neuesten Revolutionszeit der Schweiz sind treffliche Specialwerke; seine „Schweizergeschichte für's Volk" vereinigt bündige Kürze mit Verständlichkeit, Energie des Styls mit lebhaftem Erzählungston und Freimüthigkeit mit besonnenem Urtheil. Im „Goldmacherdorf" besitzen wir ein Volksbuch, das nur mit Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud" zu vergleichen ist. Vergl. Münch, Heinrich Z., geschildert nach seinen vorzüglichen Lebensmomenten und seinen Schriften, Haag 1831.

Zschopau, 1) Fluß im Königreich Sachsen, entspringt im Kreisdirektionsbezirk Zwickau, am Nordwestabhang des vorderen Fichtelberges unweit der böhmischen Grenze, fließt nördlich, nimmt die Sehma Pöhl, Preßnitz und Flöhe auf, tritt in den Kreisdirektionsbezirk Leipzig über und fällt dort nach einem Lauf von 14 Meilen bei Schweta unterhalb Waldheim links in die freiberger Mulde. — 2) Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, an der Zschopau und an der Eisenbahn von Chemnitz nach Annaberg, Sitz eines Gerichtsamts, hat ein altes Schloß (Wildeck, theilweise in Felsen gehauen), Streichwoll- und Baumwollmaschinenspinnerei, Kattundruckerei, Strumpfwirkerei, Weberei, Färberei, Töpferei, große Bleichen und 7858 Einwohner. Unweit davon das ehemalige Blaufarbenwerk Zschopenthal.

Zuaven (Zouaves), ursprünglich Name der Bewohner des Distrikts Zuaua (Zuavia) am Dschurdschuragebirge in der algierischen Provinz Konstantine, die wegen ihrer kriegerischen Tüchtigkeit von Alters her in der Berberei als Miethsoldaten zu dienen pflegten. Daher wurde der Name in den nordafrikanischen Staaten überhaupt zur Bezeichnung von Miethtruppen gebraucht, welche die Leibwache der Dei's und Bey's von Tripolis, Tunis und Algier zu bilden pflegten. Die französische Verwaltung behielt nach der Eroberung Algeriens diese Miethstruppen bei, besonders auch deshalb, weil sie glaubte, durch sie eine Annäherung zwischen den Siegern und den Eingebornen herbeiführen zu können. General Clauzel errichtete daher 1830 zwei Bataillone Z., in denen bis in die Kompagnien herab algiersche Eingeborne und Franzosen in einem gewissen Verhältnisse gemischt sein sollten. Die Truppe war auf europäische Art bewaffnet und einexercirt, hatte aber zur Bekleidung maurisches Kostüm. Sie bestand bloß aus freiwillig Eintretenden und Angeworbenen, nicht aus Konskribirten. Da die Vermischung beider Nationalitäten innerhalb der Kompagnien sich als unthunlich erwies, so wurden später die Einheimischen und Franzosen in besonderen Kompagnien vereinigt, und 1837 erhielt das Corps wieder eine andere Organisation, indem es auf 3 Bataillone gestellt und unter den Befehl eines Obersten gebracht ward, welche Stelle damals der spätere General Lamoricière bekleidete. Offiziere und Unteroffiziere waren seitdem größtentheils Franzosen, die sich zu diesem Corps versetzen ließen, und das einheimische Element verschwand zuletzt immer mehr aus der Truppe, die daher fast nur als ein französisches Freiwilligencorps anzusehen ist. Die Z. sind besonders für den leichten Vorpostendienst ausgebildet und leisten in demselben sehr viel. Ihre Uniform besteht in einer kurzen runden Weste von blauem Tuch, über welche eine dunkelblaue türkische Jacke angezogen wird. Weste und Jacke sind mit breiten rothen Borten vielfach besetzt. Die sehr weiten faltigen Hosen, die kurz über dem Knie zugebunden werden, sind von dunkelrother Farbe. Vom Knie bis zum Knöchel bedecken eng anschließende zugeknöpfte Kamaschen von hellbraunem Leder das untere Bein; kleine Kamaschen von Leinwand, die bis zum Knöchel reichen, werden dazu über die Schuhe gezogen. Als Kopfbedeckung dient ein rother Fez mit dicker blauer Troddel, um den eine grüne breite Binde gewunden wird, so daß er einem Turban gleicht. Ein gerader Hirschfänger, der zugleich als Bayonnet dient, wird in einer schwarzen Lederscheide an einem breiten Gürtel um den Leib getragen, an dem vorn die kleine lederne Patrontasche befestigt ist. Tornister und Gewehr sind wie bei der leichten französischen Infanterie beschaffen. Die Offiziere tragen eine lichtblaue Tunika mit rothem Kragen und goldenen Stickereien an den Aermeln und an der Brust, dazu rothe Pantalons und einen weißen Burnus, der vorn mit rothen Quasten zusammengehalten wird. Als Kopfbedeckung dient denselben ein leichtes

Digitized by Google

rothes Käppi mit Goldborte, häufig auch ein rother Fez mit blauer Seidenquaste. Die Z. bilden fortwährend die Sicherheitswachen der Lager und Kolonnen und haben sich in allen Gefechten durch Tapferkeit und Gewandtheit in hohem Grade ausgezeichnet, so seit 1854 im Krimkriege und 1859 in dem italienischen Feldzuge.

Zubuße, ein Aufwand zur Bestreitung von Unkosten, welche man nicht haben sollte und nicht erwartet; besonders der Beitrag, welchen die Gewerken zur Unterhaltung eines Berggebäudes bezahlen müssen, bei welchem die Ausbeute den Aufwand nicht deckt, weshalb eine solche Grube, wo dies nöthig ist, eine Zubußegrube oder Zubußezeche heißt.

Zuccaro (Zuchero), 1) Taddeo, italienischer Maler, geboren 1529 zu San-Agnolo im Herzogthum Urbino, kam in seinem 14. Jahre nach Rom, wo er sich besonders Raphael zum Vorbild nahm. Mit seinem Bruder Federigo malte er eine Kapelle in der Kirche della Consolazione, sowie den Palazzo Caprarola; † noch vor Vollendung des letztern 1566. Z. führte einen frischen und markigen Pinsel; sein Kolorit ist hell und glänzend, die Zeichnung ziemlich richtig, obgleich etwas manierirt. Allein die Umrisse seiner Figuren sind plump, seine Gewänder hart und trocken. Große Freskomalereien von ihm finden sich in vielen Städten Italiens, dagegen wenige Tafelgemälde, da er nicht gern in Oel malte.

2) Federigo, Bruder und Schüler des Vorigen, geboren um 1550, folgte der manieristischen Richtung der nachraphaelischen Schule. Er arbeitete mit seinem Bruder gemeinschaftlich im Vatikan, im farnesischen Palast und im Schlosse Caprarola und vollendete die von Vasari begonnene Kuppel der heiligen Maria del Fiore zu Florenz. In Rom trug ihm Papst Gregor XIII. die Vollendung der Malereien in der paulinischen Kapelle, die Michel Angelo geschaffen, auf; er fiel indeß in Ungnade, weil er einige Beamte des Papstes auf seinen Gemälden von der Verleumdung mit Eselsohren darstellte. Der Kardinal von Lothringen zog ihn hierauf nach Frankreich; von dort ging er nach Holland und England, wo er sich lange aufhielt und viele Porträte, darunter das mehrmals wiederholte der König Elisabeth und der Maria Stuart, malte. Im Jahre 1582 nach Venedig berufen, arbeitete er im großen Saale des Staatsrathes und vollendete dann im Auftrag des wieder versöhnten Papstes in Rom seine angefangenen Werke in dem Saal Pauli. Er errichtete hier auch die Akademie S. Luca, deren Haupt er unter dem Namen Prinz war. Im Jahre 1588 durch Philipp II. nach Spanien berufen, um das Escorial auszumalen, kehrte er bald nach Italien zurück und † 1609 zu Ancona. Sein Schüler war Dominicus Passignani. Ein Haupterzeugniß seines flüchtigen, geleckten, manierirten Styls ist die Darstellung des jüngsten Gerichts in der Kuppel des Doms zu Florenz, 300 Figuren von zum Theil 50 Fuß Größe. Er schrieb auch: „Idea de' pittori, scultori ed architetti" (Turin 1608).

Zucht, die Fortpflanzung der Thiere, weshalb diejenigen Thiere, die man zur Fortpflanzung hält, Zuchtthiere genannt werden.

Zuchtgerichte (Keuschheitsgerichte), sonst bürgerliche Sittengerichte, welche der Verletzung guter Sitten nachspüren und dieselbe bestrafen mußten. Solche bestanden z. B. in Straßburg, in Wien ꝛc.

Zuchthaus, Gefängniß, in welchem verurtheilte Verbrecher die ihnen gesetzlich zuerkannte Strafe verbüßen und zugleich durch Zucht und Ordnung für die menschliche Gesellschaft erzogen werden sollen. Da das Hauptmittel zur Erreichung des letzteren Zwecks Arbeit ist, so pflegt man solche Anstalten auch Zucht- u. Arbeitshäuser oder Zwangsarbeitshäuser zu nennen, welcher Name jedoch mehr und mehr abgekommen ist, seitdem man besondere Arbeitshäuser für arbeitsscheue und unordentliche und solche Individuen errichtet hat, die wegen leichterer Verbrechen zu Zwangsarbeit verurtheilt worden sind. Die in einem eigentlichen Z.e aufbewahrten Verbrecher pflegt man Züchtlinge oder Zuchthausgefangene zu nennen. Die Unterhaltung der Zuchthäuser, sowie das Recht, solche anzulegen, steht in der Regel nur dem Landesherrn zu. Zwar finden sich Ausnahmen hiervon in größeren Städten, z. B. in Leipzig; indessen kann dies nie ohne Erlaubniß des Landesherrn geschehen. Die oberste Leitung der Zuchthäuser führt gewöhnlich eine Zuchthausdirektion, der entweder eine besondere Verwaltungsbehörde (Zuchthausadministration) beigeordnet ist, oder häufiger sind beide in Einer Behörde vereinigt. Die unmittelbare Aufsicht über die Sträflinge, ihre Arbeiten und die Sicherheit derselben führt der Zuchtmeister, der gewöhnlich auch eine, durch bestimmte Vorschriften beschränkte Disciplinarstrafgewalt hat. Zu seiner Hülfe sind ihm, namentlich in größeren Anstalten, mehre Zuchtknechte (Beiläufer, Gefangenwärter) beigegeben. Die Zuchtmeister sind meist dem Zuchthausverwalter (Hausverwalter) untergeordnet, welcher letztere die Oekonomie der ganzen Anstalt verwaltet und die Anordnungen der obersten Aufsichts- und Verwaltungsbehörde exekutirt. Zuweilen und besonders da, wo der Zuchthausverwalter nicht im Hause wohnt, pflegt zwischen ihm und dem Zuchtmeister noch ein Hausvater zu stehen, der das Specielle der Oekonomie zu besorgen hat, dem aber der Zuchtmeister gewöhnlich nicht untergeordnet ist. Zur Bewachung der Sträflinge werden gewöhnlich Militärposten verwendet, wie man auch die Unterbeamten eines Z.es meist aus ausgedienten Militärs zu rekrutiren pflegt. Für die Seelsorge, den Unterricht der Sträflinge in Religion und Moral, der nicht auf die gewöhnliche kirchliche Feier zu beschränken, sondern besonders in der Zelle und durch liebevollen Umgang zu ertheilen ist, ist namentlich in größern Anstalten ein eigener Zuchthausprediger angestellt. Ueber die Frage, wie die Zuchthäuser eingerichtet sein müssen, um den Strafzweck zugleich mit der Besserung des Sträflings zu erreichen, s. Gefängnißwesen. Die Zuchthausstrafe, die man rücksichtlich der größeren oder geringeren Strenge der Behandlung in mehre Grade einzutheilen pflegt, wird nur bei gemeinen Verbrechern zuerkannt und ist daher entehrend. Lebenslängliche

Zuchthausstrafe steht auf todeswürdigen Verbrechen, wo die Todesstrafe abgeschafft ist oder nicht exekutirt wird, in Preußen jedoch bei wiederholter Rückfälligkeit auch auf dem geringsten Diebstahl.

Zuchtpolizeigericht, in Frankreich und anderen Ländern mit französischer Kriminalgerichtsverfassung ein stets aus mehren Richtern bestehendes Gericht, welches in allen Fällen der sogenannten Zuchtpolizei (police correctionelle), d. h. wegen aller Vergehen von mittlerer Schwere (délits) zu erkennen hat. Die französische Strafgesetzgebung unterscheidet nämlich die verbotenen Handlungen in crimes, délits und contraventions, von denen die délits mit sogenannten korrektionellen Strafen (peines correctionelles) bedroht sind und vor die Z.e gehören, während die Verbrechen (crimes) vor den Assisen, die leichteren Uebertretungen (contraventions) vor den einfachen Polizeigerichten (tribunaux de simple police) abgeurtheilt werden.

Zucken, durch schnelle, unwillkürliche Zusammenziehung eines Muskels entstehende, aber nicht auf einen bestimmten Zweck gerichtete Bewegung eines Gliedes, oder auch nur einzelner Muskelpartien. Die Ursache des Z.s kann in den Nerven, die zu den zuckenden Muskeln treten, oder im Gehirn u. Rückenmark ihren Sitz haben. Häufige und schnell auf einander folgende Zuckungen bilden die Konvulsionen, die klonischen oder Zuckkrämpfe; s. Krampf, vgl. Veitstanz.

Zucker (Zuckerstoffe), Gruppe von Kohlenhydraten, deren Glieder sämmtlich im Wasser löslich sind und entweder direkt oder nach der Einwirkung verdünnter Säuren in geistige Gährung versetzt werden können. Sie besitzen einen mehr oder weniger süßen Geschmack (eine Eigenschaft, welche sie mit sehr vielen Körpern von ganz anderer Zusammensetzung theilen), sind indifferent, aber trotzdem fähig, mit Säuren und Basen Verbindungen einzugehen; sie beginnen schon bei 150—200° sich zu zersetzen und werden von vielen chemischen Agentien mehr oder weniger leicht umgewandelt oder zersetzt. Außer dem Milchzucker sind alle Zuckerstoffe schon im Pflanzenreich angetroffen worden, viele sind allein als Erzeugnisse des vegetabilischen Lebens bekannt, andere ließen sich aus verwandten Kohlenhydraten (Zellstoff, Stärke, Dextrin) künstlich darstellen; einige erzeugt auch der Thierkörper. Häufig treten Zuckerarten auf als Spaltungsprodukte komplicirter Materien des Pflanzen- und Thierreichs. Die ächten Zuckerstoffe gruppiren sich um 2 Haupttypen, nämlich einestheils um den Rohrzucker (s. d.), anderntheils um den Traubenzucker (s. d.). Die Gruppe des letzteren (die Glykosen) umfaßt eine Anzahl von Zuckerarten (Traubenzucker, Malzzucker, Fruchtzucker ꝛc.), welche durch Hefe direkt in Gährung versetzt werden, den Alkalien weniger gut widerstehen als den Säuren, Kupferoxyd in alkalischer Lösung reduciren und bei 110° C. getrocknet nach der Formel $C_{12}H_{12}O_{12}$ zusammengesetzt sind. Die um den Rohrzucker sich gruppirenden Stoffe (Trehalose, Melezitose, Melitose ꝛc.) gerathen durch Hefe nur schwierig in Gährung, werden durch Säuren leicht in Glykosen umgewandelt, ertragen aber die Einwirkung selbst siedender alkalischer Laugen. Sie reduciren Kupferoxyd in alkalischer Lösung nicht und erscheinen, bei 130° C. getrocknet, nach der Formel $C_{12}H_{11}O_{11}$ zusammengesetzt. Zwischen beiden Gruppen steht als Mittelglied der Milchzucker (s. d.). Als Saccharoïde schließen sich eine Reihe von Körpern an (Inosit, Sorbit ꝛc.), welche auch nach der Einwirkung von Säuren durch Hefe nicht in Gährung versetzt werden können. Einige derselben hat Berthelot durch Testikelsubstanz in Glykose, also in gährungsfähigen Z. umgewandelt. Eine andere Reihe von Körpern, die Pseudozucker (Mannit, Pinit, Quercit, Orcin ꝛc.) steht in vielen Eigenschaften, z. B. in der Krystallisirbarkeit, Farblosigkeit, Süßigkeit, in den Löslichkeitsverhältnissen ꝛc., den Zuckerarten sehr nahe, unterscheidet sich aber von denselben dadurch, daß alle Glieder weniger Wasserstoff als Sauerstoff enthalten. Die meisten derselben können bei Gegenwart von kohlensaurem Kalk und thierischen Fermenten Alkohol liefern und sind ziemlich beständige Materien, die ohne Zersetzung eine Temperatur von 200—250° C. und Kochen mit starken Säuren ertragen, während die ächten Zuckerarten unter beiderlei Einwirkungen gewöhnlich metamorphosirt werden. Von den ächten Zuckerstoffen drehen manche die Ebene des polarisirten Lichts nach rechts, andere nach links, die Pseudozucker aber besitzen kein Rotationsvermögen.

Zuckerfabrikation, fabrikmäßige Abscheidung des Zuckers aus Pflanzensäften, besonders aus Ahorn (s. d.), Palmen (s. Palmzucker), Zuckerrohr, Sorghum und Runkelrüben. Nur bei der Traubenzuckerfabrikation liegt der zu gewinnende Zucker nicht fertig gebildet im Rohmaterial vor, sondern muß aus ähnlich zusammengesetzten Pflanzenstoffen erst gebildet werden (s. Traubenzucker). Milchzucker ist die einzige in thierischen Säften vorkommende Zuckerart, welche fabrikmäßig abgeschieden wird (s. Milchzucker). Die Runkelrübenzuckerfabrikation ist für uns die wichtigste und technisch so vollendet, daß sie für die verwandten Industriezweige maßgebend geworden ist und sie beeinflußt hat, soweit dies unter obwaltenden Verhältnissen möglich war. Das Rohmaterial unsrer heimischen Z., die Runkelrübe, wird fast ausschließlich frisch verarbeitet und deshalb nach der Ernte, wie es auch bei andern Wurzelfrüchten gebräuchlich ist, in Miethen oder Erdgruben aufbewahrt, um nach Bedürfniß in die Fabriken gebracht zu werden. Nur in seltenen Fällen trocknet man die zerschnittenen Rüben. Dies Verfahren hat unstreitig den Vortheil, den Fabrikanten unabhängiger zu machen, da die getrocknete Waare nicht wie die noch vegetationsfähige Rübe im Frühjahr Veränderungen erleidet, welche die Fabrikation ungemein erschweren und Verluste herbeiführen. Der Vortheil wird aber durch andere Verhältnisse illusorisch gemacht. Bei ihrer Ankunft in der Fabrik bringt man die Rüben zunächst in die Waschmaschine. Diese besteht aus einer horizontal liegenden, 10 Fuß langen und um ihre Axe rotirenden Trommel, deren Wandung aus hölzernen oder eisernen Latten gebildet ist. Die Trommel taucht in Wasser und rollt und reibt die an einem Ende eintretenden Rüben so an- und übereinander, daß sie ganz

Digitized by Google

sauber am andern Ende herausfallen. Sie gleiten hier auf einem geneigten Lattenrost hinab und gelangen auf eine große, horizontale, um ihre vertikale Axe sich drehende Scheibe, um welche Arbeiterinnen stehen, die mit starken Messern die Köpfe der Rüben, so weit sie grün sind, abschneiden. In der Mitte derselben befindet sich nämlich die Marksubstanz, welche nur wenig Zucker enthält, und außerdem hat der Saft des Kopfes eine solche Zusammensetzung, daß er den aus dem übrigen Rübenkörper gewonnenen Saft nur verschlechtern würde. Die geköpften Rüben werden nun auf der Steuerwage gewogen und dann auf der Reibe zerrieben. Letztere besteht aus einem 1 Fuß breiten und 2 Fuß im Durchmesser haltenden Cylinder, dessen Wandung auf einem entsprechend geformten Gußstück aus Sägeblättern und Holzleisten zusammengesetzt ist. Indem zwischen je zwei Sägeblättern eine Holzleiste liegt und nur die Zähne der Sägeblätter über letztere hervorragen, erhält man einen ungemein kräftig wirkenden Apparat, welcher bei schneller Rotation die durch mechanische Vorrichtungen gegen ihn gepreßten Rüben schnell in einen zarten Brei verwandelt. Diesen Brei füllt man nun in kleinen Portionen in wollene Säcke, breitet ihn darin ganz flach aus und schichtet die gefüllten Säcke mit Eisenblechen in hydraulische Pressen, welche sehr vollständig den Saft vom Mark trennen. Dies geschieht besonders dann, wenn man auf die Reibe 25—30 Proc. vom Gewicht der Rüben Wasser fließen läßt. Die Preßrückstände, welche Pappscheiben gleichen, betragen dann nicht mehr als 15—16 Proc. vom Gewicht der Rüben. Sie enthalten 21—27 Proc. unlösliche, 8—11 Proc. lösliche Bestandtheile und 64—70 Proc. Wasser, ihr Zuckergehalt variirt nach der Beschaffenheit der Rüben und der Menge des auf die Reibe fließenden Wassers. Dem Preßverfahren ist vielfach und nicht ohne Erfolg Konkurrenz gemacht worden. Namentlich haben die Centrifugen große Verbreitung gefunden, da sie viel weniger Arbeiter erfordern und die kostspieligen Preßsäcke, welche, wenn sie nicht der peinlichsten Reinigung unterworfen werden, den Saft verderben, entbehrlich machen. Bei der Schleuderarbeit fließt der Brei in die sich schon drehende Centrifuge und legt sich sofort an die aus einem Siebe gebildete Wand der Trommel an. Der Saft durchdringt das Sieb, wird von dem äußeren Gehäuse der Centrifuge aufgefangen und fließt aus diesem ab. Läßt man nun Wasser in feinen Strahlen auf den Brei spritzen, so wird er sehr gründlich ausgewaschen. Die Centrifugen drehen sich 1000—1200mal in der Minute und der Brei an der Trommelwand erreicht eine Geschwindigkeit von 9—10,000 Fuß. Man läßt 15—30 Proc. Wasser auf die Reibe fließen und benutzt 40 Proc. zum Auswaschen (Decken). Die Rückstände betragen 30 Proc. vom Gewicht der Rüben, und es bleiben mithin von den angewandten 60 Proc. Wasser 26 Proc. in den Rückständen. Man sinnt jetzt darauf, Centrifugen zu konstruiren, welche eine kontinuirliche Arbeit gestatten. Bei beiden Methoden der Saftgewinnung hängt die Ausbeute wesentlich von der Beschaffenheit des Brei's ab. Weder mit den Pressen, noch mit den Centrifugen gewinnt man den Zucker, welcher in unverletzten Zellen (und solche finden sich in Menge selbst im besten Brei) enthalten ist. Man hat daher Methoden ersonnen, welche das Mark durch systematische Auslaugung vollständig erschöpfen, nachdem es entweder zu Brei zerrieben oder in Stücke geschnitten worden ist. Sehr viel versprechend ist das neue hierher gehörige Verfahren von Robert, welches in Folge eigenthümlicher Diffusionsverhältnisse sehr reine Säfte liefert. Enthielte der Rübensaft nur Zucker, so wäre die Gewinnung des letztern überaus einfach; es finden sich aber im Saft neben Zucker Pektinkörper, Eiweißkörper, Pflanzenleim und eine Reihe anderer noch nicht genau erforschter Substanzen, welche man als Extraktivstoffe zu bezeichnen pflegt, außerdem Salze von Kali, Natron, Kalk, Magnesia, Eisenoxydul mit Citronensäure, Oxalsäure, anorganische Säuren nebst Chlorkalium und Chlornatrium. Diese fremden Substanzen bezeichnet man zusammen mit dem Namen Nichtzucker und ihre Menge ist für den Zuckerfabrikanten von großer Wichtigkeit. Kann man nämlich auch manche der genannten Substanzen während der Fabrikation abscheiden, so gelingt dies doch keineswegs mit allen, und was von Nichtzucker im Safte bleibt, verhindert eine entsprechende Quantität Zucker am Krystallisiren. Je mehr Nichtzucker eine Rübe enthält, um so mehr Zucker geht in die Melasse, d. h. verloren. Die erste Operation, welche man mit dem Saft vornimmt, die Scheidung, bezweckt daher auch eine Entfernung von Nichtzucker aus dem Saft. Man bringt letzteren zu diesem Zweck in große kupferne, 800—1200 Quart haltende Pfannen, welche durch Dampf geheizt werden können, erwärmt den Saft auf 65—68° R., setzt dann eine bestimmte Quantität Kalkbrei hinzu und erhitzt langsam weiter, bis eben Aufwallen eintreten will. In diesem Moment schließt man den Dampfhahn und läßt die Pfanne einige Minuten ruhig stehen. Auf der Oberfläche befindet sich dann eine zusammenhängende, starke, graue Schlammdecke, der Saft, vor der Scheidung trübe, röthlich oder schwärzlich, neutral oder schwach sauer reagirend, ist nun vollkommen klar, goldgelb, alkalisch und von stark ammoniakalischem Geruch. Man zieht ihn mit einem Heberrohr ab und preßt den Schlamm aus. Der Kalk hat bei der Scheidung die Salze zersetzt, die unlöslichen Basen wie Magnesia und Eisenoxydul abgeschieden, ebenso hat er mit den organischen Säuren und der Phosphorsäure unlösliche Verbindungen gebildet, er hat auch auf die Proteïnkörper gewirkt und diese theils unlöslich gemacht, theils zersetzt (daher die Entwickelung von Ammoniak), so daß sie nun nicht mehr als Fermente auftreten können, vielmehr zum größten Theil mit dem Schlamm abgeschieden werden. Der Scheidesaft enthält freies Kali, Natron und Ammoniak, lösliche Salze, Zucker und Zuckerkalk, aber auch noch eine gewisse Menge stickstoffhaltiger organischer Substanzen, welche durch Kalk nicht gebunden werden können. Man hat die Erfahrung gemacht, daß ein Kalkzusatz, welcher größer ist, als es das vollständige Eintreten der angedeuteten Prozesse erfordert, auf die Beschaffenheit des Saftes sehr günstig gewirkt, und man hat geradezu gesagt: je mehr Kalk, desto mehr Zucker. Michaelis setzt

Digitized by Google

bei der Scheidung Chlorcalcium zu. Dadurch kommt an Stelle der freien Alkalien freier Kalk in den Saft, und da dieser weniger stickstoffhaltige Substanzen gelöst zurückhält als die Alkalien, so wird der Saft auch reiner. Der bei der Scheidung überschüssig zugesetzte Kalk muß wieder entfernt werden, und dies geschieht durch die Saturation. Man hebt den Saft durch Dampfdruck in die oberste Etage der Fabrik und läßt ihn hier in Gefäße laufen, in welchen er durch Dampfspiralen zum Sieden erhitzt wird. Dann leitet man Kohlensäure hinein, bis sich der abgeschiedene kohlensaure Kalk leicht zusammenballt, kocht nochmals auf, läßt absetzen und zieht den klaren Saft von dem Schlamm ab. Letzterer enthält auch stickstoffhaltige Substanzen, die wohl mit Entfernung des Kalks ihre Löslichkeit verlieren, in dem Saft läßt man aber noch etwas freien Kalk, damit dieser bei weiterem Kochen noch zersetzend auf andere stickstoffhaltige Körper wirke. In neuerer Zeit sind mehre Methoden vorgeschlagen worden, welche eine größere Reinigung des Saftes bei der Scheidung und Saturation bezwecken. Unter diesen scheint die von Frey und Jelinek besondere Beachtung zu verdienen. Sie besteht im Wesentlichen darin, daß zu dem kalten Saft 1—2 Procent Kalk zugesetzt, und nachdem der Saft durch Einströmen von Dampf in den Doppelboden des Gefäßes bis zu einer bestimmten Temperatur erwärmt worden, sofort so lange Kohlensäure hineingeleitet wird, bis sich der Schlamm in einer herausgenommenen Probe schnell zu Boden setzt und der Saft klar und farblos erscheint. Hierauf wird der Saft durch direkten Dampf etwas stärker erhitzt und dann zur weiteren Verarbeitung geschritten. Ueber die Darstellung der in der Z. benutzten Kohlensäure s. Kohlensäure. Als Surrogate der letzteren hat man Seife, Stearinsäure, Phosphorsäure und jetzt auch Fluorwasserstoffsäure, welche die Fällung von Kali und Natron bewirken würde, empfohlen.

Hat der Kalk hinreichend auf die stickstoffhaltigen Saftbestandtheile gewirkt, so muß er möglichst vollständig entfernt werden, weil er die Krystallisation des Zuckers, ja schon das Eindampfen in der letzten Periode stören würde. Diese Entfernung wird durch Knochenkohle bewerkstelligt, welche auch noch andere, die Krystallisation störende oder erschwerende Stoffe wegnimmt. Meistens filtrirt man zweimal, und zwar zuerst unmittelbar nach der Saturation oder nachdem der Saft erst etwas verdampft ist, dann wird weiter eingedampft, bis der Saft eine Koncentration von 50° besitzt, und nun zum zweiten Mal filtrirt. Bis an die erstere Koncentration heran heißt der Saft Dünnsaft, von da an führt er den Namen Dicksaft und nach dem Filtriren Klärsel oder Kochkläre. Zum Verdampfen des Safts dienen in der ersten Periode offene Pfannen, die durch Dampfspiralen geheizt werden; man verdampft in ihnen den Saft entweder gleich nach der Scheidung oder nach der Saturation, also immer noch unter dem Einfluß von etwas freiem Kalk. Viel vortheilhafter als die offenen Pfannen sind neuere geschlossene Apparate, die unter vermindertem Luftdruck arbeiten. In diese kommt der Saft aber erst nach dem völligen Entkalken, weil kalkhaltige Säfte zu stark inkrustiren. Man filtrirt also zum ersten Mal nach dem Kochen in der offenen Pfanne und läßt den Dünnsaft nun in den robertschen Apparat fließen. Dieser besteht (Tafel Rübenzuckerfabrikation I und II, Figur 1 und 3) aus drei Körpern von gleicher Einrichtung. Mehre hundert Röhren sind mit ihren Enden in entsprechenden Oeffnungen zweier horizontalen Scheiben befestigt, die den cylindrischen Raum des Körpers, den Dampfheizraum, unten von dem kleinen gewölbten Bodenraum und oben von dem geräumigen Saftdampfraum trennen. Der Saft fließt aus letzterem durch die Röhren in den Bodenraum, der Dampf aber tritt zwischen die Röhren bei k in den ersten Körper und bringt den Saft zum Sieden, das aus dem Dampf verdichtete Wasser wird durch k' weggeleitet. Der Dampf des Saftes in 1 geht, wie die Pfeile andeuten, durch den sogenannten Uebersteiger in den Heizraum des zweiten Körpers. Zugleich ist aus Fig. 3 ersichtlich, durch welche Einrichtung ein Verlust durch Uebersteigen von Saft vermieden wird. Das Wasserstandsrohr x zeigt die Menge des Saftes im Uebersteiger an, und durch z kann dieser Saft in den zweiten Körper geleitet werden. Die Heizung des dritten Körpers erfolgt wie die des zweiten, der aus dem Saft des dritten Körpers entwickelte Dampf gelangt durch den letzten Uebersteiger in den Kondensator n und wird hier durch Wasser, welches das Rohr o einspritzt, verdichtet. Dies wird durch die Siebplatte in n befördert. Die schnelle Kondensation des Dampfes bewirkt eine starke Verdünnung desselben und dadurch eine Herabdrückung des Siedepunktes im dritten Körper. In den beiden ersten Körpern wird ein ähnliches Resultat dadurch erzielt, daß die aus dem zweiten und dritten Körper abziehenden nicht verdichteten Heizdämpfe (welche aus den Säften des ersten und zweiten Körpers stammen) durch l und m ebenfalls in den Kondensator geleitet werden. Nur auf diese Weise ist es möglich, mit den verhältnißmäßig nicht heißen Dämpfen den Saft im zweiten und dritten Körper zum Kochen zu bringen. Aus dem Kondensator zieht eine kräftig wirkende Saugpumpe das verdichtete Wasser fort. Diese Pumpe entfernt aber beim Beginn der Arbeit auch die Luft aus den Körpern und wirkt selbst später noch als Luftpumpe, indem durch das eingespritzte Wasser immer etwas Luft in den Kondensator gelangt. Die Arbeit im robertschen Apparat ist eine kontinuirliche. Der Saft fließt fortwährend in den ersten Körper durch das Rohr a, geht durch b c in den zweiten und durch das entsprechende Rohr bei e in den dritten Körper, endlich durch f in den Montejus g, aus welchem er beliebig weiter befördert wird. In den Montejus kann der Saft aber nur dann gelangen, wenn dieser luftleer ist, deshalb treibt man mit dem Rohr i zuerst die Luft durch Einleiten von Dampf aus. Durch h kann der Apparat vollständig entleert werden. p sind die Standzeiger der Körper, durch r kann man denselben Proben entnehmen, um die Koncentration des Safts und danach die Stellung der Zähne zu bemessen. ss sind Gläser zum Beobach-

igitized by Google

ten des Saftes, 11 Röhren zum Einlassen von Luft, außerdem hat jeder Körper Barometer und Thermometer. Den im robertschen Apparat genügend verdampften Saft filtrirt man zum zweiten Mal, u. zwar über frischer Knochenkohle, welche nun aus dem kalkfreien Saft namentlich Nichtzucker entfernt. Ueber die benutzte Kohle fließt dann noch der Dünnsaft. Die Filter sind sehr hohe Cylinder, welche mit der Kohle gefüllt werden. Man läßt den Saft stets 2 Filter hintereinander passiren und bestimmt die Farbe desselben mit Stammers Chromoskop. Man verbraucht an Kohle etwa 13—15 Procent vom Gewicht der Rüben. Der filtrirte Dicksaft wird in der Vacuumpfanne zur Krystallisation verdampft. Dieser Apparat (Tafel II, Fig. 4) besteht aus einer kupfernen Hohlkugel, in welcher der Saft durch den Doppelboden b und die Dampfschlange c erhitzt wird; die Saftdämpfe gehen durch das gebogene Rohr in den Uebersteiger und werden hier durch bei i eingespritztes kaltes Wasser condensirt. k ist das Ventil einer Luftpumpe, welche den Druck im Apparat vermindert, das Barometer d zeigt den Grad der Verdünnung an, e ist ein Sicherheitsventil, f ein Lufthahn, g ein Glasauge. Die Kunst des Verkochens besteht darin, mit Schärfe den Punkt zu bestimmen, bei welchem das Klärsel nach dem Erkalten möglichst viele Krystalle liefert und doch noch so flüssig ist, daß der Syrup leicht von den Krystallen abfließt. Man kocht meist bei 4—2 Zoll Barometerstand u. bei 60—50° R. Hat die Luftpumpe genügend gearbeitet, so zieht man das Klärsel ein, kocht eine Zeitlang, zieht neues Klärsel ein und fährt so fort, bis man eine genügende Menge concentrirten Saftes im Apparat hat. Man kocht nun entweder blank, d. h. man läßt die Füllmasse noch als klaren Syrup abfließen, oder man setzt die Koncentration so weit fort, daß sich schon im Apparat Krystalle ausscheiden. Dies nennt man das Kochen auf Korn, und man kann durch die Temperatur, die Luftverdünnung, durch Nachziehen von Klärsel in größerer oder geringerer Menge, in häufiger oder weniger oft wiederholten Portionen, durch stärkeres oder schwächeres Anheizen vor dem Ablassen aus dem Apparat die Größe der Krystalle, die Beschaffenheit des Korns nach Belieben modificiren. Der Siedemeister kann also aus einem und demselben Klärsel grob- und feinkörnigen Zucker kochen. Die Beschaffenheit der Masse im Apparat erkennt er an einer Probe, welche er mit einem eigenthümlichen Instrument daraus entnimmt. Will man Rohzucker darstellen, so kocht man blank, füllt die heiße koncentrirte Lösung in fünfeckige (sogenannte schützenbachsche) Kästen und läßt sie ruhig stehen. Der Zucker krystallisirt dann (und zwar bilden sich um so größere Krystalle, je langsamer die Füllmasse erkaltet und je weniger koncentrirt [stramm] sie ist; aus mäßig koncentrirten [luchten] Lösungen krystallisirt bei außerordentlich verzögerter Abkühlung der Kandis), und wenn man nach 6—12 Stunden den Stöpsel aus der in einer Ecke am Boden des Kastens befindlichen Oeffnung zieht, so fließt der zwischen den Krystallen befindliche Syrup allmählig ab. Ist dies so weit wie möglich erfolgt, so werden die Kästen gelöscht und der Zucker entweder nur zerdrückt oder in einer Rohzuckermühle gemahlen. Er ist fast weiß, hellgelb oder bräunlichgelb und marktfertig. Den abgelaufenen Syrup bringt man ins Vacuum zurück und verkocht ihn so weit, daß er von Neuem Krystalle liefert. Dieselben werden wie beim ersten Produkt vom Syrup getrennt und letzterer abermals verkocht. Auf solche Weise erhält man die Nachprodukte, welche sich vom ersten Produkt schon durch die dunklere Farbe und durch matteres Korn unterscheiden. Schließlich häuft sich in dem abgelaufenen Syrup der Nichtzucker im Verhältniß zum Zucker so stark an, daß er nach abermaligem Verkochen Monate lang stehen muß, um noch Krystalle abzusetzen. Was von diesen getrennt wird, ist die Melasse, deren Verarbeitung auf Zucker noch heute Problem ist. Die Nachprodukte sind, wie erwähnt, dunkel gefärbt, der zähe Syrup fließt von den kleinen Krystallen nicht ordentlich ab, und man müßte sie auflösen, filtriren und von Neuem verkochen, um reinere Waare zu erhalten. Dies umgeht man jetzt allgemein durch Anwendung von Centrifugen. Man rührt die nasse Krystallmasse mit etwas Wasser an, damit der Syrup, welcher den Krystallen anhaftet, flüssiger wird, und schleudert den Brei aus. Deckt man dann den Zucker in der Centrifuge mit Wasser aus, so bleibt ein sehr schönes, reines Produkt zurück, welches ohne Weiteres auf den Markt gebracht werden kann (z. B. Farinzucker), oder wenn man auf Saftmelis arbeitet, in Dicksaft aufgelöst wird. Die Krystallbildung des Zuckers wird immer um so kräftiger und schöner erfolgen, je reiner der Saft ist, d. h. je mehr Zucker er im Verhältniß zum Nichtzucker enthält. Erstarrt eine Füllmasse, die auf Korn abgekocht ist, so schießen zwischen den schon im Vacuum gebildeten Krystallen um so mehr neue an, je zuckerreicher der Syrup ist. Waltet der Nichtzucker vor, so bleiben die Krystalle von einander getrennt, die Masse ist nach dem Erstarren und Ablaufen des Syrups porös, locker und zerfällt unter Druck. Man wirft deshalb Nachprodukte in den Dicksaft und erhält dann beim Verkochen eine Füllmasse, die beim Erkalten kräftig krystallisirt, so daß die Krystalle zusammenwachsen und festen Zucker liefern. Nach diesem Verfahren arbeitet man jetzt. Man füllt die Füllmasse in Blechformen, die mit der Spitze nach unten gekehrt sind, läßt erkalten, öffnet dann das Loch in der Spitze der Form und läßt den Syrup abfließen (derselbe wird verkocht und auf sehr große Lomp- oder Basterformen gefüllt, damit er langsam erkalte und besser krystallisire; er dient wieder zum Einwurf). Hierbei bleibt immer noch etwas Syrup zwischen den Krystallen. Diesen entfernt man durch einen Waschprozeß (das Decken). Man füllt einen aus ganz reinem Zucker bereiteten weißen Syrup auf die Brode und läßt ihn allmählig einsinken, er treibt die letzten Spuren des gelben Syrups vor sich her, und wenn man das Decken 6—8mal wiederholt hat, ist das Brod ganz weiß. Man stellt es dann auf die Nutsche, einen Apparat, bei welchem die Spitze jeder Form in ein Näpfchen gesteckt wird, welches auf Röhren sitzt, die mit der Luftpumpe in Verbindung stehen. Durch den Atmosphärendruck werden dann die letzten Syn-

ren von weißem Syrup aus dem Brod entfernt, worauf man daſſelbe an der Spitze und am Boden abdreht und in den Trockenſtoven trocknet. Es bleibt nun noch übrig, die Darſtellung der Raffinade zu beſchreiben. Dieſe iſt ſehr einfach. Man bereitet aus Rohrzucker eine Löſung von 30° B., vermiſcht dieſe in Scheidepfannen mit etwas Blut und Knochenkohle und erhitzt langſam zum Sieden. Nach dem Aufwallen iſt die Löſung blank und hell, während ſich geronnenes Eiweiß mit Unreinigkeiten als Schlamm abgeſchieden hat. In neuerer Zeit läßt man wohl die Knochenkohle und ſelbſt das Blut fort, führt alſo gar keine Scheidung aus und reinigt den Zucker nur durch Filtration über Knochenkohle. Das Klärſel wird verkocht, und da es ſehr reich iſt, ſo ſteht es ganz im Belieben des Fabrikanten, dem Geſchmack des Publikums entſprechend grob- oder feinkörnigen Zucker herzuſtellen. Die Nachprodukte werden in der oben angegebenen Weiſe verarbeitet und liefern den Meliszucker; die ſchließlich abfallende Melaſſe iſt bedeutend reiner als die Melaſſe der Rohzuckerfabriken und findet leichter Verwendung als Syrup.

Die Darſtellung des Zuckers aus Zuckerrohr iſt leichter als die Darſtellung aus Rüben, weil der Saft des Rohrs viel weniger Nichtzucker enthält als der Rübenſaft. Immerhin reicht die Menge der vorhandenen Proteïnkörper aus, den Saft in Gährung zu verſetzen, und hierin liegt bei der hohen Temperatur der Gegenden, in welchen Zuckerrohr gebaut wird, die größte Schwierigkeit. Das geerntete Zuckerrohr wird zwiſchen kannelirten eiſernen Walzen ausgepreßt, doch erhält man hierbei nur etwa $^{2}/_{3}$ des Saftes, das ausgepreßte Rohr, die Bagaſſe, dient zur Feuerung. Der Saft wird mit Kalk geklärt und nach Abſchöpfen des ausgeſchiedenen Schlamms eingekocht. Bei genügender Koncentration füllt man ihn in Gefäße, in welchen er kryſtalliſirt, läßt nach dem Erſtarren die Melaſſe, welche nicht weiter auf Zucker verarbeitet wird, abfließen und bringt den Rohzucker (Moscovade) in Fäſſer. Dies rohe Verfahren, welches von den 18—20 Proc. Zucker des Zuckerrohrs nur 7—10 Proc. liefert, iſt in neuerer Zeit vielfach verbeſſert worden, man hat Vacuumpfannen eingeführt und den Rohzucker durch Decken verbeſſert. Früher deckte man durch Thonbrei, welcher auf den Zucker gelegt wurde und ſein Waſſer nur langſam entließ. Hiervon heißen die gedeckten Zucker sucres terrés. Die veredelten Koloniezucker nennt man auch Kaſſonade; sucre tapé iſt Kaſſonade in Form kleiner Hüte, in Papier verpackt, aber ſehr zerbrechlich. Im Handel unterſcheidet man Havañazucker, von vorzüglicher Güte und ſcharfem Kern, Portoricozucker, eine braune und feuchte Waare, braſiliſcher Zucker von noch ſchlechterer Beſchaffenheit, die Zucker der engliſchen Antillen, gute Moscovade von gleichmäßiger Qualität, die der franzöſiſchen Antillen, guter Rohzucker und Kaſſonade, Zucker von Curaſſao, St. Martin und Surinam, von beſſerer Qualität als Jamaicazucker, Haityzucker, Moscovaden von beſſerer Qualität und Kaſſonade. Von der Inſel St. Thomas, welche ebenfalls viel Rohzucker liefert, wurde der Kolonialzucker auch Thomaszucker genannt. Der Zucker von Louiſiana und Florida kommt nicht zum Export. Die oſtindiſchen oder Bengalzucker ſind in der letzten Zeit ſehr weſentlich verbeſſert worden, Benareszucker, der beſſere Siamzucker und der zerfließliche Kanton- oder chineſiſche Zucker kommen ſelten nach Europa. Javazucker ſteht dem Havañazucker gleich, Manilazucker übertrifft den Bengalzucker, Bourbon und St. Maurice liefern ſehr beliebte Zucker, welche dem gelben Havaña gleich ſtehen. Auch die Sandwichinſeln und Aegypten liefern Rohzucker, doch iſt letzterer ſehr unrein und ſäuerlich.

Das Sorghum wird in Amerika, beſonders in den Staaten Illinois, Ohio, Indiana und Jowa gebaut. Man kultivirt zwei Arten, das chineſiſche Zuckerrohr und das Imphee od. afrikaniſche. Erſteres wird häufiger zur Bereitung von Syrup benutzt, letzteres dagegen auf Zucker verarbeitet. Man preßt das Rohr zwiſchen Walzen, neutraliſirt den ſauren Saft theilweiſe mit Kalk, ſchäumt während des Kochens, filtrirt den Saft durch Leinwand und läßt ihn kryſtalliſiren. Das Sorghumrohr liefert 57 Proc. Saft und 43 Proc. Bagaſſe. Nach Gößmann liefert das Rohr ungefähr ſo viel Zucker wie die Runkelrübe, während der tropiſche Zuckerrohrſaft die doppelte Quantität gibt. Die Sorghuminduſtrie ſteht noch in der erſten Entwickelung, 1857 fand die erſte beträchtliche Importirung von Sorghumſamen in die Vereinigten Staaten Statt, u. 1863 waren 250,000 Acres mit Sorghum bepflanzt, doch wurde daſſelbe meiſt auf Syrup verarbeitet. Die ganze Syrup- und Zuckerfabrikation bildet faſt ausſchließlich noch einen kleinen Nebenbetrieb des Farmers, und daher ſind auch die Maſchinen und Apparate, deren der amerikaniſche Erfindungsgeiſt eine enorme Zahl producirt hat, meiſt für Handbetrieb und freies Feuer eingerichtet.

Die Rübenzuckerproduktion Europa's betrug in der Campagne 1865/66 12,604,802 Zollcentner (2,267,627 Zollcentner mehr als in der Vorcampagne), davon kamen 3,698,825 Ctnr. auf den Zollverein, 5,354,940 Ctnr. auf Frankreich (ausnahmsweiſe viel, in der Vorcampagne producirte Frankreich 453,000 Ctnr. weniger als der Zollverein), 1,350,000 Ctnr. auf Oeſterreich, 1,000,000 Ctnr. auf Rußland, 831,037 Ctnr. auf Belgien, 300,000 Ctnr. auf Polen und Schweden und 70,000 Ctnr. auf Holland. England hat keine Rübenzuckerinduſtrie. Im Zollverein wurden in der Campagne 1865/66 in 295 Fabriken verſteuert 43,452,773 Zollcentner grüne Rüben. Davon verarbeiteten: Provinz Sachſen in 141 Fabriken 19,807,432 Ctnr., Schleſien in 40 Fabriken 5,242,688 Ctnr., Anhalt in 36 Fabriken 5,568,177 Ctnr., Braunſchweig in 24 Fabriken 4,034,291 Ctnr., Brandenburg in 18 Fabriken 2,784,625 Ctnr., Pommern in 8 Fabriken 1,107,675 Ctnr. und Würtemberg in 6 Fabriken 1,331,559 Ctnr. Außerdem hat Bayern 5, Rheinland 4, Hannover 3, Weimar und ſchwarzburgiſche Enklaven 3, Thüringen 2, Weſtphalen 2, Sachſen, Baden, Kurheſſen je 1 Fabrik. Ueber die Geſchichte der Rübenzuckerinduſtrie belehrt am beſten folgender Auszug aus einer von Licht entworfenen Tabelle:

Digitized by Google

Campagne.	Zahl der aft. Fabr.	Verarbeitete grüne Rüben	Rohzucker Produktion	Steuer pro Ctnr.	Rübenverbrauch zu 1 Ctnr. Zucker	Ausbeute an Rohzucker	per Fabrik wurden durchschnittlich an Rohzucker producirt
		Ctnr.	Ctnr.	Sgr.	Ctnr.	Proc.	Ctnr.
1836—37	122	506,988	28,162	—	18	5,5	231
1843—44	105	4,349,667	286,162	1½	15,2	6,58	2725
1849—50	148	11,535,671	847,475	1½	13,6	7,35	5762
1852—53	238	21,717,096	1,690,646	3	12,8	7,81	7126
1857—58	249	33,915,184	2,409,594	6	12	8,33	9677
1864—65	270	41,041,904	3,413,214	7½	12,2	8,20	12,642

Ueber die Produktion des Zuckers aus Rohr fehlen neuere Angaben. Nach Scherzer (statistisch-kommercieller Theil der „Novarareise") betrug die Quantität des gewonnenen Rohrzuckers 1859 in Cuba 415,000 Tonnen, Portorico 58,000, Brasilien 75,000, Louisiana 10,000, französische Kolonien 155,000, dänische 8500, holländische 14,000, britische Kolonien mit Ausschluß von Mauritius 180,000, Ostindien 160,000, Mauritius 120,000, Java 110,000 und Manila 60,000, zusammen 1,365,500 Tonnen.

Die Gewohnheit, die Speisen zu versüßen, ist sehr viel älter als die Kenntniß des Zuckers. Man bediente sich des Bienenhonigs und lernte erst später den mel arundinaceum kennen, welcher nach der Erzählung des Dioscorides sich an einer Art Rohr in Indien und Arabien findet. Dies σακχαρον wurde aber nach Plinius nur in der Medicin benutzt. Erst durch die Kreuzzüge scheint man im nördlichen Europa den Zucker kennen gelernt zu haben. Nach Albertus Agnensis sollen die Kreuzfahrer auf den Wiesen bei Tripoli in Syrien süßes Honigrohr, welches man dort Zucra nannte, in großer Menge angetroffen haben. Die Landleute bauten es an und preßten es in Mörsern aus, aus dem Saft ließen sie den Zucker ausscheiden und bedienten sich desselben entweder in Mischung mit Brod, oder erzeugten durch Auflösung in Wasser einen Labetrank. Den Arabern verdankt man die Einführung der Kultur des Zuckerrohrs in den Ländern und auf den Inseln des mittelländischen Meeres. Durch die Portugiesen kam 1418 das Zuckerrohr nach Madeira und 1420 von dort nach der Insel St. Thomas im Meerbusen von Guinea. Der Spanier Aguillon brachte das Zuckerrohr von den kanarischen Inseln nach Hispaniola und Cortez verpflanzte es von Cuba nach Mexiko. Um 1580 wurde die Kultur desselben in Westindien allgemeiner und um dieselbe Zeit brachte man den ersten Zucker von dort nach Europa. Aus Aegypten war aber schon im 10. Jahrhundert Rohrzucker nach Europa gekommen, und von der Insel Kandia soll der Kandis ebenso wie von Malta der Melis seinen Namen haben. Noch im 16. Jahrhundert producirte man in Kalabrien Zucker (jetzt ist alles berieselbare Land in dem gemäßigten Küstenklima der Provinzen Malaga, Granada und Almeira mit Zuckerrohr bepflanzt und die Produktion 1864 wurde auf 9000 Tonnen geschätzt); 1597 hat es schon eine Zuckerraffinerie in Dresden gegeben, aber noch bis zu Ende des 17. Jahrhunderts war der Zucker in Deutschland so theuer, daß alle weniger Bemittelte nur Syrup und Honig gebrauchten.

Den beträchtlichen Zuckergehalt der Runkelrüben erkannte zuerst der berliner Apotheker Marggraf (1747). Achard, der sich schon seit 1789 mit dem Anbau der Zuckerrübe bei Berlin beschäftigte, errichtete 1796 auf seinem Gute Kunern in Niederschlesien mit königlicher Unterstützung eine Versuchsfabrik, die mit so bedeutendem Erfolg arbeitete, daß alsbald zwei weitere Fabriken bei Strehlen u. Neuhaldensleben gegründet wurden. Im Jahre 1802 gab es bereits in Böhmen Zuckerfabriken nach Achards Muster, und 1810 fabricirte eine augsburger Fabrik bereits 20,000 Centner Zucker. In Frankreich errichtete Versuchsstationen reussirten anfangs nicht, aber ein Dekret Napoleons I. bestimmte 1811 32,000 Hektaren Ackerlandes zum Anbau von Rüben und setzte 1 Million Francs zu Aufmunterungsprämien aus. Offenbar hat die Kontinentalsperre, welche den Preis von 1 Pfund Zucker auf 1 Thlr. erhöhte, wesentlich zur Ausbreitung der Zuckerindustrie beigetragen, ja nach Napoleons Sturz verfiel dieselbe in Deutschland mehr und mehr. In Frankreich überwand man die Schwierigkeiten durch glückliche Erfindungen und Verbesserungen u. mit Hülfe einer Staatsunterstützung in Form sehr hoher Eingangszölle für ausländischen Zucker. Gegen Ende der zwanziger Jahre fand die Rübenzuckerfabrikation bei den ungemein niedrigen Getreidepreisen von Neuem Eingang in Deutschland, und wenn auch die ersten Fabriken große Verluste erlitten und zum Theil wieder eingingen, so gelang es doch endlich, namentlich in der Provinz Sachsen, wo durch den Cichorienbau der Boden für die Rübenkultur aufs beste vorbereitet war, alle Schwierigkeiten zu überwinden, und seitdem macht die deutsche Rübenzuckerindustrie so bedeutende Fortschritte, daß sie auf der pariser Industrieausstellung von 1867 die französische weit überstrahlte. Vergl. Walkhoff, Der praktische Rübenzuckerfabrikant, 3. Aufl., Braunschw. 1866; Otto, Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirthschaftlichen Gewerbe, 6. Aufl., das. 1865; Schwarzwäller, Die Rübenzuckerfabrikation und der Anbau der Zuckerrübe, 2. Aufl., Hamm 1865; Schulz, Die Fabrikation des Zuckers aus Rüben, Berlin 1862; Scheibler und Stammer, Jahresbericht über die Untersuchungen und Fortschritte auf dem Gesammtgebiet der Z., 1.—6. Jahrgang, Breslau 1863—67; Zeitschrift des Vereins für die Rübenzuckerindustrie im Zollverein, Berlin; Journal des fabricants de sucre, Paris.

Zuckerharnruhr, s. Harnruhr.

Zuckerhirse, s. v. a. Sorghum saccharatum *Pers.*

Zuckerrohr (Saccharum *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, charakterisirt durch an den Gelenken der Spindeln gezweite, am Grunde von langen Seidenhaaren umgebene, einblüthige Aehrchen mit einem untern leeren, einspelzigen Bälglein und 2klappigem Balg, 1—3 Staubgefäße und 2 lange Griffel mit sprengwedeligen Narben, ausdauernde, große und ästige Gräser in den heißen Ländern von Asien und Amerika, von deren Arten besonders das ächte Z. (S. officinarum *L.*) höchst wichtig geworden ist. Sein Vaterland sind die feuchten Gegenden von Ostindien und Cochinchina, obgleich man dasselbe jetzt nirgends wild wachsend findet. Kultivirt

wird das Z. in allen Welttheilen, innerhalb der Wendekreise. In China erstreckt sich seine Kultur noch bis zum 30.° und in Nordamerika bis zum 32.° nördl. Br., während in der südlichen Halbkugel der Zuckerbau kaum über den Wendekreis hinausreicht. In Europa reicht die im Kleinen betriebene Kultur des Z.s nicht über Sicilien und Andalusien hinaus. Die Wurzel des Z.s besteht aus einer Menge Saugwurzeln, ist ausdauernd und treibt mehre verschieden gefärbte, runde, 1—3 Zoll dicke und 8—12, unter günstigen Umständen selbst 20 Fuß hohe Halme empor, die mit vielen Knoten durchsetzt sind. An jedem Knoten sitzt ein schmales, 4—5 Fuß langes, am Rande schneidend scharfes Blatt mit einem starken weißlichen Mittelnerv. Vom obersten Knoten schießt ein glatter, bis 5 Fuß hoher Blüthenstiel mit einer pyramidenförmig ausgebreiteten, ellenlangen und ästigen Blüthenrispe empor. Das Rohr ist zu zwei Dritttheilen seiner Länge mit einem lockern, süßen und saftigen Mark erfüllt, welches mit einer dichten, festen, glatten, glänzenden Oberhaut umgeben ist. In dem Marksafte bildet sich kurz vor der Blüthe der Zuckerstoff, jedoch um desto weniger, je weiter das Rohr vom Aequator entfernt wächst, so daß es über den 40.° Br. hinaus nicht mehr zum Ausscheiden des Zuckers gebracht werden kann. Während das Rohr immer höher wächst, fallen nach und nach die Blätter von unten an einzeln ab, und in einigen Kolonien richtet man sich danach, indem man das Rohr dann für reif zum Schneiden hält, wenn eine gewisse Anzahl Blätter abgefallen sind. Es wird behauptet, daß das Z. in Amerika selten Samen trage; wahrscheinlich rührt dies daher, daß man das Rohr vor der Blüthe schneidet und es also gar nicht zum Samen kommen läßt. Varietäten sind: das violette Z. (S. violaceum *Juss.*), mit violetten Halmen und Blättern, besonders in Westindien kultivirt, aber größtentheils nur zur Bereitung des Rums verwendet; das otaheiti'sche Z. (S. otaheitense *Juss.*), violett, sehr zuckerreich, größer und stärker als die übrigen Varietäten, durch Bougainville von Otaheiti nach den Antillen gebracht, jetzt vorzüglich in Ostindien angebaut; das chinesische Z. (S. chinensis *Roxb.*), mit eiförmiger Rispe und größtentheils mit Blattscheiden bedecktem Stengel, besonders in China kultivirt. In den Pflanzungen Amerika's pflanzt man das Z. durch Stecklinge (Schnittlinge) fort, die aus den obersten, zuckerarmen Theilen des Rohrs gemacht werden, und zwar so, daß jeder einen Knoten hat. Dunkle Punkte, welche sich hier bald zeigen, kündigen die beginnende Keimung an. In Westindien legt man die Schnittlinge vor dem Eintritt der Regenzeit in leichten Boden. In den ersten 4—5 Monaten wächst die junge Pflanze so weit heran, daß sie den ersten Knoten bildet; dann bildet sie wöchentlich einen, bis sie 25—40 hat. Eine und dieselbe Wurzel läßt man daselbst 4—5 Jahre in der Erde, erntet also auch fast ebenso vielmal davon, sticht sie dann aus und legt einen neuen Steckling. In gut gehaltenen Pflanzungen pflanzt sich das Z. durch Wurzelschößlinge oft von selbst fort und verbreitet sich wohl selbst über dieselben hinaus. In Amerika vermehrt man es nie durch Samen; dies geschieht nur hier und da in Ostindien, wo man jedoch auch durch Stecklinge fortpflanzt oder die Wurzel des abgeschnittenen Rohrs neue Schößlinge treiben läßt. In Ostindien pflanzt man gewöhnlich zu Ende Mai, weil um diese Zeit der Boden in Folge der Flußüberschwemmungen weich geworden ist. Die Zeit der Ernte ist je nach der Zeit der Pflanzung verschieden. In Ostindien schneidet man im Januar und Februar, d. h. schon 9 Monate nach der Pflanzung, in Amerika bei Wurzelschößlingen 11—12, bei Stecklingen erst 15 Monate nachher und manchmal noch später. Das Rohr wird mittelst eines großen Waldmessers nahe am untersten Ende abgehauen, von den Blättern befreit, der oberste Theil zu Stecklingen verwendet und das übrige Rohr in Stücke von 3—4 Fuß Länge geschnitten. Diese Stücke bindet man in Bündel und schafft sie in den Zuckerrohrschuppen, welcher sich neben der Zuckermühle befindet, auf welcher der Saft ausgepreßt und zu Zucker verarbeitet wird (s. Zucker). Feinde des Z.s sind in Amerika eine eigene Art Blattläuse, die Larve des leuchtenden Schnellkäfers (Elater noctilucus *L.*), die Raupe einer weißen Motte, der Bohrer genannt, ein gehörnter Käfer, vorzüglich aber die Zuckerameise (Formica saccharivora *L.*), die das Rohr dadurch tödtet, daß sie ihr Nest unter dessen Wurzeln anlegt; in Guinea macht die Afterameise (Formica analis *Latr.*) ihre Wohnung ins Rohr selbst und zerstört es dadurch.

Zuckersäure, stickstofffreie chemische Verbindung, entsteht bei Einwirkung von Salpetersäure auf Zucker, Stärke, Mannit ꝛc. Sie bildet eine farblose amorphe Masse, die an der Luft feucht wird, schmeckt angenehm sauer, löst sich leicht in Wasser, färbt sich zwischen 100 und 106° braun, ohne den Geruch nach gebranntem Zucker zu entwickeln, und ist unfähig der Alkoholgährung. Heiße Salpetersäure oxydirt sie zu Oxalsäure, Mangansuperoxyd und verdünnte Schwefelsäure zerlegen sie in Kohlensäure und Ameisensäure, aus heißem ammoniakalischen salpetersauren Silberoxyd scheidet sie metallisches Silber ab, welches das Gefäß versilbert, mit Kalilauge gekocht verändert sie sich nicht, beim Schmelzen mit Kalihydrat zerfällt sie in Essigsäure und Oxalsäure. Die Salze der Z. können krystallisirt erhalten werden. Die Z. wird fabrikmäßig dargestellt und dient in der Zeugdruckerei als Surrogat der Weinsäure.

Zuckerwurzel, s. Sium.

Züchtigung (lat. castigatio), im Allgemeinen die Zufügung eines sinnlichen Uebels für ein Vergehen behufs der Bestrafung u. Besserung, unterscheidet sich von der Strafe im eigentlichen Sinne dadurch, daß diese das durch das Rechtsgesetz wegen Störung des Rechtsgebietes zugefügte Uebel ist, während die Z. mehr auf die Erziehung zum Bessern hinzielt, also Sache der Disciplin ist. Im engeren Sinne versteht man unter körperlicher Z. die Zufügung von Peitschen-, Stock- oder Ruthenstreichen (virgindomia). Das Recht, Jemanden mit einer Z. zu belegen, steht vor allen den Aeltern gegen ihre Kinder zu. Auch den Erziehern, Lehrern, Lehrherren und Lehrmeistern wird das Recht einer mäßigen Z. zuerkannt, doch beiden erstern nur in soweit, als es ihnen von den Aeltern und bei

Digitized by Google

öffentlichen Anstalten vom Staate übertragen ist. Lehrherren und Lehrmeistern geben schon die gemeinen Rechte eine solche Befugniß; nicht so dem Dienstherrn, dem indeß die meisten Landesgesetze, Gesindeordnungen ꝛc. das Recht mäßiger Z. einräumen. Gegen den Gebrauch der körperlichen Z. von Seiten des Staats, eine früher überall übliche Strafart, die jedoch in neuester Zeit als solche in den meisten deutschen Staaten abgeschafft und nur als Disciplinarmittel in Strafanstalten beibehalten wurde, ganz neuerlich aber wieder in einigen Ländern, namentlich Oesterreich und Würtemberg, für gewisse Verbrechens- und Personenkategorien eingeführt ward, ist viel geschrieben und gesprochen worden, und namentlich hat man die öffentliche Z. fast einstimmig verdammt. In der That ist nicht abzusehen, wie die körperliche Z. Erwachsener ihren Zweck der Charakterbesserung erreichen soll, da nicht wohl abzuleugnen sein dürfte, daß sie in allen Fällen, wo noch Ehrgefühl vorhanden ist, dieses vollends vernichtet, während sie bei mangelndem Ehrgefühl den Charakter einer Besserungsstrafe ganz und gar verliert und höchstens als Abschreckungsmittel wirksam ist. Als Zwangs- u. Bezähmungsmittel in Gefängnissen aber, wo sich Rohheit und Verdorbenheit häuft und oft ganz unbändig zeigt, wird die körperliche Z., richtig und maßvoll angewendet, allerdings nicht zu entbehren sein.

Züllichau, Kreisstadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, an der Obra, hat 3 evangelische Kirchen, ein Schloß, ein mit einer Erziehungsanstalt und seit 1766 mit einem Pädagogium verbundenes, von dem Nadlermeister Stambart 1716 gestiftetes Waisenhaus, Tuchfabrikation, Lein- u. Barchentweberei, Gerberei und Holzdrechslerei, Wein-, Obst- und Hopfenbau, Woll- und Tuchhandel und 7141 Einwohner. Auch werden daselbst Vieh- und Pferdemärkte gehalten. Im siebenjährigen Kriege kam es bei Z. am 23. Juni 1759 zu einem Treffen zwischen den (siegenden) Russen unter Soltikow und den Preußen unter Wedel, nach den nahen Dörfern auch das Treffen bei Kay oder Palzig genannt.

Zülpich, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Köln, Kreis Euskirchen, am Feybach, unweit von dessen Einfluß in die Erft, hat eine katholische Kirche und 2 Kapellen, Tuchfabrikation, Potaschesiederei, Braunkohlengruben und 1541 Einwohner. Z. ist das alte Tolbiacum (Tolbia) im Lande der Ubier und vorzüglich durch den Sieg der Franken unter Chlodowig über die Alemannen (496) merkwürdig.

Zülz (Biala), Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Neustadt, am zülzer Wasser (Biala), hat eine katholische Kirche, Synagoge, ein Schloß, Leinweberei, Strumpfwirkerei, Ziegelbrennerei und 2704 Einw.

Zünder, s. Zündung.

Zündhölzchen (Reibzündhölzchen), Holzstäbchen oder dünne Wachskerzen, welche mit einer durch Reibung entzündbaren Masse überzogen sind. Zur Uebertragung der Flamme der schnell abbrennenden Zündmasse auf das Holz dient Schwefel oder Stearin, mit welchem dasselbe überzogen oder getränkt ist. Junges schnell gewachsenes Tannen- oder Kiefernholz wird mit sehr verschieden konstruirten Werkzeugen oder Maschinen gespalten oder gehobelt. Die in passende Länge geschnittenen Stäbchen werden mit der Hand oder mit Hülfe von Maschinen in Rahmen gelesen, mit denjenigen Enden, welche geschwefelt werden sollen, auf einer schwach glühenden eisernen Platte so lange hin und her geschoben, bis sie vollkommen trocken sind, und sofort in den geschmolzenen Schwefel getaucht, worauf man den Ueberschuß des letzteren abschwenkt. Die zu fettenden Hölzchen müssen noch sorgfältiger getrocknet werden, weil geringe Mengen zurückgehaltener Feuchtigkeit das Abspringen der Phosphorköpfchen veranlassen. Auf dieselbe Weise werden nun die Hölzchen auch mit der Zündmasse versehen. Diese besteht aus einer koncentrirten Lösung von Leim oder arabischem Gummi, mit welcher man den Phosphor und einige weitere Zusätze bei einer den Schmelzpunkt des Phosphors etwas übersteigenden Temperatur durch Reiben vermischt. Früher wurde der Phosphor in ziemlich großer Menge angewandt und man ließ ihn auf Kosten des Sauerstoffs der Luft verbrennen, jetzt enthält die Zündmasse höchstens $^1/_{12}$ ihres Gewichts an Phosphor, daneben aber ein Gemisch von salpetersaurem Bleioxyd und Bleisuperoxyd, welches Sauerstoff an den Phosphor abgibt. Enthält die Zündmasse chlorsaures Kali, so entzündet sie sich mit Knall und verbrennt unter Explosion. Da hierbei eine sehr hohe Temperatur entsteht, so benutzt man solche Mischung für die Zündkerzen, deren Docht sich schwer entzündet. Häufig wird die Zündmasse durch Zusatz von Metalloxyden gefärbt, setzt man die getrockneten Z. einer Atmosphäre aus, die Schwefelwasserstoff enthält, so werden sie durch gebildetes Schwefelblei metallglänzend. Um Feuchtwerden zu verhüten, überzieht man sie auch wohl mit Harzlösung, was um so mehr zu empfehlen ist, als dadurch auch der Geruch der Z. verschwindet. Wegen der Feuergefährlichkeit und der Giftigkeit der mit Phosphor dargestellten Z. hat man sich eifrig bemüht, andere Zündkomposition zu erfinden. Versieht man die Z. mit einer Masse aus Leim, Schwefelantimon und chlorsaurem Kali, so entzünden sie sich zwar nicht auf jeder Reibfläche, wohl aber auf einer solchen, welche mit Leim und rothem Phosphor überzogen ist. Letzterer ist viel weniger gefährlich als der weiße Phosphor, aber die Nothwendigkeit des zweitheiligen Apparats ließ diese Z. zu keiner Verbreitung gelangen, und Zündmassen mit rothem Phosphor, welche unmittelbar auf den Hölzchen angebracht werden können, sind noch nicht erfunden worden. Auch die phosphorfreien Z. haben noch keinen Eingang gefunden, obwohl eine Mischung aus 52 Th. chlorsaurem Kali, 26 Th. unterschwefligsaurem Bleioxyd und 8 Th. arabischem Gummi allen Anforderungen entsprechen soll. In der Zündhölzchenfabrikation steht Oesterreich obenan, bedeutende Fabriken befinden sich auch am Harz, in Bayern, Sachsen ꝛc. Frankreich und England können im Welthandel mit Deutschland nicht konkurriren.

Zündhütchen, die beim Perkussionsschloß benutzten Kapseln zur Aufnahme der Zündmasse,

Digitized by Google

werden aus Kupferblech von 0,16—0,3 Millimeter Dicke gepreßt. Die gespaltenen Z., welche in ihrer cylindrischen Wand 4 oder 6 zur Axe parallele, vom Rand bis zum Boden sich erstreckende feine Spalten haben, werden aus sternförmig zugeschnittenem Blech gebogen (indem ein Stempel den Stern mit breiten lappenförmigen Strahlen durch ein rundes Loch schiebt). Die Zündhütchenmaschinen verrichten in unmittelbarer Aufeinanderfolge das Ausschneiden der Blechscheibchen oder -Sternchen und das Auftiefen mittelst Dorn und ringförmiger Matrize und liefern in einer Minute 4—800 Hütchen. Gefüllt werden die Z. mit verschiedenen Mischungen, z. B. mit knallsaurem Quecksilberoxydul, mit einer Mischung von 5 Theilen chlorsaurem Kali und 4 Th. Schwefelantimon, mit einer Mischung von Knallquecksilber, chlorsaurem Kali und einer verbrennlichen Substanz, welche die Verbrennung verzögern und das Volumen der Explosionsgase vergrößern soll, ꝛc. Zum Einfüllen dienen verschiedene Vorrichtungen, z. B. durchlöcherte Kupferplatten, durch deren Löcher das Pulver in die darunter befindlichen Z. fällt. Nach dem Füllen schiebt man dieselben unter eine Presse, deren Zähne das Pulver in jedem Hütchen zusammenpressen.

Zündnadelgewehr, s. Gewehr.

Zündung, das auf verschiedene Art vorgerichtete feuerfangende Material in der Kunstfeuerwerkerei (s. d.) und in der Artillerie, durch welches die Feuerwerkskörper oder die Ladungen Handfeuerwaffen, Geschütze, Hohlgeschosse und Mienen zur Explosion gebracht werden. Vergl. Kanone, Granaten, Bombe ꝛc.

Zürich, einer der nordöstlichsten Kantone der Schweiz, nach der Rangordnung von 1815 der erste u. bis 1848 einer der drei Vororte, grenzt im Nordosten u. Osten an den Kanton Thurgau, im Südosten an St.-Gallen, im Süden an Schwyz u. Zug, im Westen an Aargau, im Nordwesten an das Großherzogthum Baden u. im Norden an den Kanton Schaffhausen und hat einen Flächenraum von 31,01 QMeilen mit (1860) 266,265 (1850 250,698) deutschredenden Einwohnern, die sich, mit Ausnahme von 11,256 Katholiken, 1054 christlichen Sektirern und 162 Israeliten zur reformirten Kirche bekennen. Der Kanton gehört zum nördlichen Vorland der Alpen und hat nur niedrige Berge aufzuweisen, die mehre von Südosten nach Nordwesten verlaufende Ketten bilden, westlich vom Zürichersee zieht sich die Albiskette hin, mit den aussichtreichen Gipfeln des Uetlibergs (2687 Fuß), des Schnabels (2710 F.), des Vorderalbis (2627 F.) und des Bürglenstutz (2826 F.). An der südlichen Grenze zieht sich die Kette des hohen Rohnen (3731 F.) hin, des einzigen zu den eigentlichen Alpen gehörigen Gebirgszugs des Kantons. Da, wo die Kantone Z., Schwyz u. Zug sich berühren, erhebt sich der Dreiländerstein (3654 F.). Fast parallel mit dem östlichen Ufer des Zürichersee's verläuft eine 7 Stunden lange Bergkette, deren höchste Punkte die Forch und der steil ansteigende Pfannenstiel (2639 F.) sind. Eine gleich lange Kette beginnt am Bachtel (3444 F.), nämlich die des Alman (Walman), die sich längs der Töß hinzieht und bei Rheinsfelden ausläuft. Ihre mittlere Höhe beträgt 1600—2000 F.; ihre höchsten Punkte sind der Alman (3335 F.), der Schauselberg (2848 F.) u. der Walisberg (3188 F.). Als Ausläufer der toggenburger Kette läuft mit der vorigen fast parallel der 6 Stunden lange Höhenzug des Hörnli (3496 F.) mit dem Schnebelhorn (3987 F.), dem höchsten Berg des Kantons, u. einer mittleren Höhe von 2400—3000 F. Als östlicher Ausläufer des Jura tritt die Lägern von Baden her mit steilen Wänden und sehr schmalem Grat in den Kanton ein; ihre höchsten Punkte sind die Hochwacht (2635 F.) und das Burghorn (2654 F.) an der Grenze gegen Aargau. Die Gewässer des Kantons gehören sämmtlich dem Rheingebiet an. Die bedeutendsten sind der Rhein, der auf eine Strecke von 4¼ Stunden die Grenze gegen Baden bildet, innerhalb des Kantons einen Lauf von fast 7 Stunden und bei Laufen den berühmten Sturz hat. Aus dem Kanton fließen ihm direkt die Töß und die Glatt zu. Die Thur durchströmt den Kanton auf eine Strecke von 4¼ Stunden und nimmt aus diesem die Eulach und die Kempt auf. Der einzige schiffbare Fluß des Landes ist die Limmat, der Ausfluß des Zürichersee's, welche aber nur auf eine Strecke von 3¼ Stunden dem Kanton angehört und aus diesem die Reppisch und Sihl aufnimmt. In die den Kanton nur auf einer kurzen Grenzstrecke berührende Reuß münden die Lorze und die Jonen. Ein anderer kleiner Fluß desselben Namens kommt vom Alman herab, mündet bei Bolligen in den Zürichersee und bietet eine vielbenutzte Wasserkraft dar. Unter den zahlreichen Seen ist der Zürichersee (s. d.) der bedeutendste. Weit kleiner sind der Greifen-, Pfäffikon-, Türler- und Katzensee. Unter wenigen Mineralquellen sind nur das Gyren- u. Nydelbad von einiger Bedeutung. Das mildeste Klima hat die Gegend um Zürich, ein rauheres der Süden des Kantons, namentlich das obere Tößthal, wo der eigentliche Winter 5—6 Monate dauert. Nebel bedecken die Ufer des Zürichersee's und des Glattthals fast 3 Monate lang. Periodische Winde sind der trockne Ost-, der feuchte West- und Südwest- und der warme Südwind (Föhn). Das Land eignet sich des mehr ebenen oder hügeligen als gebirgigen Bodens wegen zum Ackerbau, dem etwa 35 Procent des Areals gewidmet sind. Obwohl er mit großer Sorgfalt betrieben wird, so deckt er doch den inneren Bedarf nicht. Man baut vornehmlich Weizen, Roggen, Gerste und Hafer, Kartoffeln, Hanf und Flachs. Die Wiesen, obwohl von Natur nicht sehr ergiebig, liefern in Folge reichlicher Düngung und Bewässerung guten Ertrag. Weiden von größerer Ausdehnung finden sich nur in den eigentlichen Gebirgsgegenden. Wiesen und Weiden nehmen 28 Procent des Areals ein. Der Garten- und Obstbau steht auf einer Stufe der Vollkommenheit wie kaum in einem anderen Kanton. Außer den gewöhnlichen und feineren Gemüsearten producirt man namentlich edlere Obstsorten. Man schätzt den durchschnittlichen Obstertrag zu cirka 1½ Mill. Viertel. Auch der Weinbau wird in großer Ausdehnung betrieben, liefert aber, da meist mehr auf Quantität als auf Qualität des Produkts gesehen wird, nur geringere Sorten von Wein, von denen der Beudliker sprüchwörtlich geworden ist. Als feinere,

Digitized by Google

den Burgunderweinen wenig nachstehende Weine sind der winterthurer, regensberger, rafzer und neftenbacher zu nennen. Für Beförderung des rationellen Landwirthschaftsbetriebs wirkt die landwirthschaftliche Kantonsschule im Strickhof bei Zürich. Das Waldareal des Kantons umfaßt 21 Procent des Areals oder 144,841 Juchart, worunter 86,879 Juchart im Privatbesitz sind, während das Uebrige dem Staat, Gemeinden und Korporationen angehört. Die Waldungen bestehen größtentheils aus Nadelholz. Laubwaldungen (Eichen) von einiger Ausdehnung finden sich nur bei Bülach und Weiach. 13 Procent des Areals sind unfruchtbarer Boden. Viehzucht wird in bedeutenderem Umfang nur in den Bezirken Affoltern, Winterthur, Horgen, Hinweil, zum Theil auch in denen von Zürich, Meilen u. Regensberg betrieben. Im Jahre 1861 ergab die Viehzählung 3955 Pferde, 77,227 Stück Rindvieh, 5332 Schafe, 17,234 Ziegen u. 14,962 Schweine. Der Ertrag der Jagd ist von keinem Belang; nur hier und da findet sich etwas Kleinwild, Hasen, Füchse ꝛc. Ergiebiger ist die Fischerei in den Seen und Flüssen, namentlich auf Forellen, Lachse, Karpfen, Aale ꝛc. In industrieller Beziehung rivalisirt der Kanton im Verhältnisse zu seiner Bevölkerung mit England und Belgien. Dem Werth des Produkts nach am wichtigsten ist die Seidenindustrie, welche schon seit dem 13. Jahrhundert im Kanton in Gang ist, ihren hohen Aufschwung aber durch die Einwanderung der im 16. Jahrhundert aus dem Kanton Tessin vertriebenen reformirten Familien nahm. Man schlägt den Werth der jährlich aus dem Kanton exportirten Seidenwaaren auf 50 Millionen Francs an. Fabricirt werden sowohl Tramseide, als glatte und façonnirte Zeuche; der Export geht zu $^3/_4$ nach Amerika, der übrige nach Deutschland, Belgien, Holland, der Levante und in die übrige Schweiz. Noch ausgedehnter, weil sie $^1/_{10}$ der ganzen Bevölkerung beschäftigen mag, ist die Baumwollindustrie, deren Produkte, Baumwollgarn und Baumwollzeuche, nach Amerika, Deutschland, Italien, Belgien, der Türkei ꝛc. ausgeführt werden. Von 140 Baumwollspinnereien, welche um 1862 in der Schweiz bestanden, kamen 80 auf den Kanton Z. Wollwaarenfabriken bestehen hier 12, welche cirka 280 Centner Wolle zu Dicktuch und 1000—1100 Centner zu Cassinet verarbeiten. Die Leinwandindustrie, welche einst unter den Industriezweigen des Kantons den ersten Rang einnahm, ist so gesunken, daß gegenwärtig nur noch eine Flachsspinnerei existirt. In hohem Ruf stehen die züricher Maschinenfabriken, besonders die von Zürich u. Winterthur, sowie die Gerbereien am Zürchersee. Im Jahre 1865 bestanden im ganzen Kanton 193 Fabrikgeschäfte mit 16,370 Arbeitern. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in roher Seide, Baumwolle, Wolle, Eisen, Farbstoffen, Getreide, Salz, Holz, Wein, Branntwein, Kolonialwaaren, Vieh, Käse, Häuten ꝛc.; die Ausfuhr in Seiden-, Woll- u. Baumwollstoffen, Maschinen, Wein, Vieh, Käse, Butter, Leder, Seife ꝛc. Wiewohl sich das Armenwesen im Ganzen in sehr geordnetem Zustande befindet, so ist doch auch hier, wie anderwärts, die Zahl der Armen in stetem Wachsthum begriffen. Hinsichtlich des Unterrichtswesens steht Z. unter den Kantonen der Schweiz in erster Linie. Es bestehen hier eine Universität, eine polytechnische Schule, 2 Gymnasien, 67 Real- und Sekundärschulen, ein Lehrerseminar, eine landwirthschaftliche und eine Thierarzneischule, eine Blinden- und Taubstummenanstalt, 32 Handwerkerschulen. Behufs der kirchlichen Verwaltung zerfällt der Kanton in 11 Kirchenbezirke, in deren jedem eine „Bezirkskirchenpflege" unter dem Vorsitze eines Dekans besteht. Der Kanton zählt 149 Kirchengemeinden. An der Spitze der Geistlichkeit steht der Antistes, welcher auch der Synode präsidirt. Die Katholiken des Kantons stehen unter dem Bischof von Chur. Die noch gültige Kantonsverfassung datirt vom 10. März 1831 und hat 1838, 1840 und 1851 Modifikationen erfahren. Die Ausübung der höchsten Gewalt, Gesetzgebung und Oberaufsicht über die Landesverwaltung sind dem großen Rath übertragen, dessen Mitglieder auf 4 Jahre gewählt werden, und zwar theils durch die Kreisversammlungen, so daß auf 1200 Seelen jedes der 52 Wahlkreise ein Mitglied kommt, theils durch den großen Rath selbst, so daß auf je 20,000 Seelen ein Mitglied berufen wird. Die oberste Verwaltungsbehörde ist der Regierungsrath, welcher aus 9 vom großen Rath auf 4 Jahre gewählten Mitgliedern gebildet wird u. in welchem 2 Präsidenten abwechselnd, jeder ein Jahr lang, den Vorsitz führen. Demselben sind für die verschiedenen Verwaltungszweige Direktionen, sowie ein Kirchenrath und ein Erziehungsrath untergeordnet. In administrativer Beziehung ist der Kanton in 11 Bezirke eingetheilt, in deren jedem ein Bezirksrath besteht, welchem ein Statthalter als Stellvertreter der Regierung präsidirt. Jede politische Gemeinde hat eine Gemeindeversammlung und wählt auf die Dauer von 4 Jahren einen Gemeinderath. Die Vollziehung der Gesetze und Verordnungen, sowie die Handhabung der Polizei ist dem Gemeindeamman übertragen. Die Rechtspflege wird ausgeübt von einem Obergericht als höchstem Gerichtshofe, der 9—14 Mitglieder zählt, von 11 Bezirksgerichten, von Geschwornengerichten für politische Verbrechen und sonstige Kriminalsachen und von Friedensrichtern. Der Etat für 1863 ergab eine Einnahme von 3,570,197 und eine Ausgabe von 3,132,545 Francs. Die Staatsschuld beträgt $3^1/_2$ Millionen, das reine Aktivvermögen 15 Millionen Francs. Der Sollstand des Kantonskontingents beträgt 7353 Mann im Auszug, 3677 Mann in der Reserve und 7350 Mann in der Landwehr, also im Ganzen 18,380 Mann. Das Wappen des Kantons ist ein von Silber u. Blau schräg getheilter Schild. Eingetheilt ist derselbe in die 11 Bezirke Affoltern, Horgen, Meilen, Hinweil, Uster, Pfäffikon, Winterthur, Andelfingen, Bülach und Regensberg.

Die Stadt Z., die Hauptstadt des Kantons, malerisch an der Mündung des Zürchersee's u. an beiden Ufern der Limmat gelegen, wird von letzterer in 2 ungleiche Theile getheilt, die große Stadt rechts von der Limmat am Abhang des Zürichbergs, und die kleine Stadt links von der Limmat in einer hügeligen Ebene. Beide sind durch 5 Brücken verbunden, von denen die neue

igitized by Google

steinerne, 60 F. breite die schönste ist. An der westlichen Seite der Stadt fließt die Sihl, die sich in der Nähe in die Limmat ergießt. Merkwürdige Bauwerke der Stadt sind: der Großmünster, eine einfache gewölbte Pfeilerbasilika aus dem 11. und 12. Jahrhundert mit 2 unvollendeten, 1779 mit achteckigen Hauben geschlossenen Thürmen u. schönen neuen Glasgemälden, geschichtlich merkwürdig als Ausgangsstätte von Zwingli's Reformation; der Frauenmünster, ein gothischer Bau aus dem 13. Jahrhundert mit hohem Spitzthurm; die katholische Augustinerkirche mit schönen Altarblättern; die St. Peterkirche, an welcher Lavater Pfarrer war, und die Predigerkirche; das 1851 aufgeführte, an der Stelle des ehemaligen Chorherrenstifts stehende Gebäude der Töchterschule, welches einen architektonisch merkwürdigen, skulpturenreichen Kreuzgang in sich schließt; ferner in der großen Stadt: das Rathhaus, 1699 erbaut; die restaurirte Wasserkirche mit der Stadtbibliothek (70,000 Bände und 3000 Manuskripte) u. antiquarischem Museum, das Theater, das Casino, das Irrenhaus, das Spital, das Pfründnerhaus St. Leonhard, das neue imposante Gebäude des eidgenössischen Polytechnikums, nach den Entwürfen von Semper und Wolf aufgeführt und 1864 vollendet, mit prachtvoller Vestibüle, großem chemischen Laboratorium, Naturaliensammlung und Werkstätten, das Kantonsspital, die Kantonsschule und die Blinden- und Taubstummenanstalt; in der kleinen Stadt: das Stadthaus, das Postgebäude, das alte Zeughaus, das Universitätsgebäude im ehemaligen Augustinerkloster, die Strafanstalt und der Bahnhof. Z. ist der Sitz der Kantonalbehörden, der eidgenössischen Kreispostdirektion, einer Zollstätte, verschiedener gelehrten und gemeinnützigen Institute, wie einer Naturforscher-, einer antiquarischen, einer medicinischen, einer landwirthschaftlichen ꝛc. Gesellschaft, eines Gewerbevereins, einer Bank, einer Kreditanstalt, einer Sparkasse ꝛc. Außer guten Primär- und Sekundärschulen besitzt die Stadt eine Universität (1864 bis 1865 mit 230 Studirenden), das eidgenössische Polytechnikum, ein Gymnasium mit Industrieschule, eine höhere Mädchenschule und eine Thierarzneischule. Man zählte daselbst 1860 19,758 Einwohner, darunter 3009 Fremde. Die Industrie steht in hoher Blüthe, namentlich Seiden- und Baumwollmanufaktur, Färberei u. Zeugdruckerei, Papierfabrikation, Gerberei, Oefen-, Kerzen- und Seifenfabrikation, mechanische Werkstätten (darunter die berühmte von Escher, Wyß und Komp.), Orgel-, Fortepiano- und Wagenbau. Auch der Handelsverkehr ist lebhaft und wird befördert durch die verschiedenen Eisenbahnen, welche Z. mit den wichtigsten Städten der Schweiz und des Auslandes in Verbindung setzen. Schöne Standpunkte und Spaziergänge bieten die Promenade im Platzspitz beim Bahnhof mit dem Monument des bekannten Idyllendichters Salomon Geßner, die hohe Promenade über der Vorstadt Stadelhofen mit dem Denkmal des Sängervaters Nägeli, der botanische Garten mit der Plattform die „Katze" und den Büsten Konrad Geßners und Decandolle's, der Lindenhof mit der Freimaurerloge, die Bauschanze, Landungsplatz der Dampfboote, der Stadthausgarten mit Pavillon und der neuen Seebadanstalt, das Sihlhölzli mit Sommerwirthschaft im neuen Schützenhause. Eine sehr umfassende Aussicht bieten der Zürichberg und der Uetli. In der nächsten Umgebung von Z. liegen und gleichsam als Fortsetzung der Stadt sind zu betrachten die industriösen Ortschaften Unter- und Oberstraß (4050 Einw.), Fluntern (5000 Einw.), Hottingen (3120 Einw.), Riesbach (4570 Einw., mit prächtiger, im altgriechischen Styl erbauter Kirche im Dorfe Neumünster), Hirslanden (1790 Einw.), Enge (2660 Einw.), Wiedikon (2120 Einw.), Außersihl (2600 Einw.) und Wipkingen (1180 Einw.). Z. war Geburts- oder Wohnort zahlreicher um Wissenschaft und Kunst verdienter Männer; wir nennen Zwingli, Bullinger und Lavater als Theologen, Bodmer, Breitinger, Usteri und Sal. Geßner als Dichter und Aesthetiker, Bullinger, Hottinger als Historiker, Sulzer als Philosophen, Konrad Geßner, Scheuchzer, Schinz und Hegetschweiler als Naturforscher, Orelli als Philologen, Keller als Rechtsgelehrten, Nägeli als Musiker, Salomon Geßner als Kupferstecher. Von jetzt lebenden Zürichern sind zu nennen der Theolog Alexander Schweizer und der Jurist Bluntschli in Heidelberg.

An der Stelle der jetzigen Stadt Z. soll ein römisches Castrum Turicense gestanden haben. Dasselbe soll von Diocletian 287 erweitert, 498 von deutschen Völkern zerstört, 499 von dem Frankenkönig Chlodowig wieder erbaut, von Karl dem Großen aber, der sich zuweilen hier aufhielt, verschönert worden sein. Karl der Kahle und Otto der Große ertheilten der Stadt viele Rechte und Privilegien. Schirmvögte von Z. waren unter den sächsischen u. schwäbischen Kaisern meist die Herzöge von Schwaben und Grafen von Thurgau; zur Zeit Heinrichs IV. erhielt das Schutzrecht über Z. Berthold von Zähringen mit dem Herzogthum Schwaben. Graf Friedrich von Hohenstaufen zerstörte bald darauf Z., und Konrad III. übertrug die Reichsvogtschaft von Z. an den Herzog Welf von Bayern, von dem sie aber unter Friedrich I. wieder an die Zähringer kam. Kaiser Friedrich II. erhob nach Bertholds V. von Zähringen Tode 1218 Z. zur Reichsstadt. Ueber den Bau der Festungswerke 1230 gerieth Z. in Streit mit der Geistlichkeit und wurde vom Papst in den Bann gethan, vertrieb aber dafür 1240 den Klerus aus seinen Mauern (bis 1242). Gegen den Adel errichtete Z. 1251 ein Bündniß mit Schwyz und Uri auf 3 Jahre. Kaiser Konrad IV. wollte die Stadt unter die Botmäßigkeit seines Sohnes Konradin bringen und sprach, da sie sich dagegen sträubte, die Reichsacht über sie aus, die aber nicht in Vollzug gesetzt ward, da Konrad IV. 1254 starb und Richard von England dieselbe aufhob. Rudolf von Habsburg, der als Feldhauptmann der Züricher ihre Truppen 1266 in der Fehde gegen den Grafen von Ravensberg befehligte, wie ihm die Züricher gegen den Bischof Heinrich von Basel und gegen König Ottokar von Böhmen beistanden, gewährte den Bürgern von Z. das Recht, vor keinem fremden Richter erscheinen zu müssen. Gleichwohl hielten sie später nicht zu Rudolfs Sohn Albrecht I., sondern zu Adolf von Nassau. Nach Ausbruch der Zwistigkeiten zwischen Oesterreich u. den Waldstätten stand Z.

Digitized by Google

auf Seiten des ersteren, wie es selbst bei Morgarten (1315) für dasselbe focht. Doch schloß es 1327 ein Bündniß mit den Waldstätten zum Schutze des Landfriedens, und nach der Doppelwahl Friedrichs von Oesterreich und Ludwigs von Bayern wendete es sich dem letzteren zu, kam aber deshalb 1331 in Bann, welcher erst 1349 aufgehoben ward. Im Jahre 1336 ward die bisher bestandene Adelsregierung gestürzt und Rudolf Brun als erster Bürgermeister eingesetzt. Ein Verschwörung des Adels war die Folge davon. Die Verschworenen schlichen sich am 23. Februar 1350 in die Stadt und wollten den geworbenen Mannschaften in der Nacht die Thore öffnen. Sie wurden aber in dem Hause eines Freundes von einem Bäckerjungen belauscht, der halbschlafend hinter dem Ofen lag und den Anschlag seinem Meister verrieth. Nun entspann sich ein langes mörderisches Gefecht (züricher Mordnacht), in dem die Verschworenen übermannt wurden. 36 Bürger, die an der Verschwörung Theil genommen, unter ihnen alte Vorsteher der Stadt, wurden enthauptet oder aufs Rad geflochten, Rapperswyl erobert und zerstört. Als aber im nächsten Jahre Herzog Albrecht von Oesterreich Vergeltung drohte, trat die Stadt mit Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern in einen ewigen Bund (1. Mai 1351), dem, als Herzog Albrecht mit 16,000 Mann erschien und Glarus zum Zuzug aufforderte, auch die Glarner beitraten. Z. ging aus diesen Kämpfen siegreich hervor. Zwar kam der Kaiser selbst mit großer Macht ins Land und vor Z., schloß aber, als er die Stärke und Eintracht der Eidgenossen erkannte, 1357 Frieden. An allen folgenden Kriegen nahm Z. hervorragenden Antheil, und durch Kaiser Sigmund und das kostnitzer Koncil aufgeregt, nahm es 1415 die österreichischen Herrschaften im Aargau weg und verleibte sie seinem Gebiet ein. Wegen der toggenburger Erbschaft wurde Z. in Krieg mit Schwyz verwickelt, und schon war es bei Pfäffikon zu Blutvergießen gekommen, als sich jenes dem Rechtsspruch der Eidgenossen unterwarf, in Folge dessen es nicht nur allem Anspruch auf Toggenburg entsagen, sondern sogar mehre Gebietstheile an Schwyz und Glarus abtreten mußte (1440). Aus Groll verband sich Z. 1442 mit dem Herzog Friedrich von Oesterreich gegen die Eidgenossen, die ihrerseits das Gebiet Z.s verwüsteten und, gegen 5000 Mann stark, gegen die Stadt Z. selbst zogen. Zwischen dem Dorf Wiedikon und der Kapelle St. Jakob kam es am 22. Juli 1443 zur Schlacht, in welcher der greise Bürgermeister Stüßi von Z., als er die fliehenden Schaaren aufhalten wollte, durch die Hand eines Zürichers fiel. Z. selbst ward im Sommer 1444 von 20,000 Eidgenossen 60 Tage lang belagert, und noch mehre Jahre ward das Land verwüstet, bis endlich am 13. Juni 1450 ein Vertrag zu Stande kam, nach welchem Z. dem Bund mit Oesterreich entsagte, sein ihm von den Eidgenossen entrissenes Gebiet zurückerhielt, Toggenburg aber einem Verwandten des verstorbenen Grafen, dem Freiherrn von Raron, überlassen wurde. In den Jahren 1458 und 1460, wo Z. dem Herzog Sigmund von Oesterreich die Herrschaften im Thurgau abnahm, u. 1468 brachen neue Fehden mit Oesterreich aus, sowie 1474 bis 1477 die Züricher an den Kriegen der Schweizer gegen Burgund, wo der Bürgermeister von Z., Hans Waldmann, bei Murten entschied, und später gegen Kaiser Maximilian, sowie 1512 an den mailändischen Kriegen Antheil nahmen. Waldmann, der durch seine Härte namentlich den Unwillen des Landvolks am See auf sich geladen, ward in einem Aufruhr mit seinen Anhängern ergriffen, gefoltert und enthauptet (6. April 1489). Darauf riefen Obrigkeit und Unterthanen von Z. die Entscheidung der Eidgenossen an, und diese bewirkten einen ewigen Vertrag zwischen beiden, welcher der waldmannsche Spruch genannt ward und den Landleuten viele Rechte verlieh. Im Jahre 1520 begann in Z. Ulrich Zwingli die Reformation. Z. gerieth über dieselbe 1529 in Krieg mit den katholischen Kantonen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug und unterlag in der Schlacht bei Kappel. Dieser Kampf um den Glauben erneuerte sich 1655, sowie 1712 im zweiten toggenburger Kriege, worin Z. von Bern unterstützt ward. Die französische Revolution fand auch in Z. ihren Wiederhall, namentlich begehrten die Landleute am See allgemeine Gewerbs- und Handelsfreiheit, gleiche Zulassung mit den Städtern zu Aemtern und Stellen, Loskäuflichkeit der Grundzinse und Anderes (1794) und stützten sich dabei auf den waldmannschen Vertrag, der nie aufgehoben worden war und allgemeine Gewerbs- und Handelsfreiheit anerkannte, sowie auf einen Brief, welchen Bürgermeister, Rath und Zweihundert der Stadt Z. nach dem kappeler Krieg (1532) ausgestellt hatten und worin die früheren Freiheiten der Landbewohner bestätigt und ihnen selbst Theilnahme am Regiment zugesagt waren. Die Züricher aber besetzten den Herd der Bewegung, das Dorf Stäfa, am 5. Juli 1795, erklärten jene Urkunden für erloschen und zwangen den Ort, den alten Eid der Treue zu schwören. Die Rädelsführer wurden mit Gefangenschaft, Verbannung oder großen Geldbußen bestraft; über dem Haupt des greisen Seckelmeisters Bodmer wurde vom Scharfrichter das Schwert geschwungen, weil er zuerst die Aufsuchung der Urkunden betrieben hatte. Erst 1798, als die Franzosen in die Schweiz einrückten, ließ Z. die Gefangenen los und verhieß Verbesserung der Verfassung zu Gunsten des Landvolks; als jedoch die Oesterreicher und Russen 1799 anrückten, wurde die alte Regierungsform wieder hergestellt. Am 4. und 5. Juni 1799 schlug bei Z. der Erzherzog Karl die Franzosen unter Massena und am 24. Sept. dieser die russisch-österreichischen Truppen unter Korsakow, in Folge dessen letztere ihren Rückzug aus der Schweiz nahmen. Nach Einführung der französischen Mediationsakte 1803 erhielt die aristokratische Partei im großen Rath das Uebergewicht. Der Versuch im März 1804, der Mediationsregierung Widerstand entgegenzustellen, wurde mit Hülfe der Kontingente mehrer anderer Kantone schnell unterdrückt. In den Jahren 1807 und 1813 ward Z. Direktorialort der Eidgenossenschaft, und 1814 erhielt es eine neue Verfassung, durch welche der Stadt ein bedeutendes Uebergewicht über das Land eingeräumt ward. Die neue schweizer Verfassung

Digitized by Google

wurde am 7. Aug. 1815 zu Z. beschworen, und die Tagsatzung wechselte nun in den 3 Bororten Bern, Z. und Luzern. Als Vorläufer eines politischen Umschwungs kündigte sich das Preßgesetz von 1829 an, das fast gänzliche Preßfreiheit einführte. Nach der französischen Julirevolution von 1830 veranstalteten 31 Mitglieder des großen Raths am 22. Nov. eine Volksversammlung in Uster, welche den kleinen Rath um Verfassungsrevision anging. Die Regierung mußte nachgeben, weil ihr die Kraft zum Widerstand fehlte, und eine neue Volksversammlung in Uster dekretirte die Grundlagen einer neuen Verfassung, nach welchen die Stadt $^1/_3$, das Land $^2/_3$ der Mitglieder des großen Raths wählen und dessen Verhandlungen öffentlich sein sollten. Preßfreiheit als Staatsgrundgesetz, Trennung der Verwaltung und der Justiz, Petitionsrecht und Associationsrecht, Aufhebung des Zunftzwangs und völlige Gleichheit aller Staatsbürger wurden in der revidirten Verfassung vom 20. März 1831 gewährleistet. Seitdem schritt Z. rüstig vorwärts auf der Bahn durchgreifender Verbesserungen durch Gesetzgebung und neue Organisationen. Dagegen reizten die Pfarrer, namentlich in den Gemeinden am See, das Volk, indem sie die Regierung unchristlicher Tendenzen beschuldigten, und als 1839 David Strauß durch den Entscheid des Bürgermeisters Hirzel als Professor an die züricher Universität berufen wurde, bildete sich ein Glaubenskomité, an dessen Spitze ein religiöser Fanatiker, Hürliman-Landes, und der Pfarrer Hirzel von Pfäffikon traten. Hülfsvereine organisirten sich schnell, Adressen wurden an die Regierung erlassen, die Rücknahme der Berufung Strauß' und Abstellung mancher Neuerung in Schule und Kirche gefordert, und als die Regierung schwankte, brach am 6. Sept. 1839 ein Volksaufstand, der sogenannte „Züriputsch", aus, indem Tausende von Bauern unter Anführung des Pfarrers Hirzel, geistliche Lieder singend, mit Sensen und Stangen bewaffnet, in Z. einzogen. Die Regierung war schwach genug, sich auf Unterhandlungen einzulassen, welche aber durch das Vordringen des Landvolks unterbrochen wurden. Letzteres zerstäubte zwar vor einem Angriff der wenigen Dragoner, die den Bedrohten zu Gebote standen; allein nun drang der Landsturm in Z. ein, worauf die Regierung sich auflöste. An ihre Stelle trat nun jene sogenannte konservativ-liberale Partei, die sich mit dem Stadtbürgerthum verband und in der Presse von dem Professor und Staatsrath Bluntschli vertreten wurde. Indeß dauerte das Bündniß zwischen Mystikern und Aristokraten nicht lange. Bei den Wahlen von 1845 erhielten die Radikalen die überwiegende Majorität, Bluntschli und sein Anhang mußten sammt den Bürgermeistern Muralt ꝛc. abtreten, und das Land gewann einen so entschiedenen Sieg über die Stadt, daß, was noch nie geschehen war, die beiden Bürgermeister, Zehnder, ein Arzt, und Furrer, ein Advokat, aus der Zahl der Kantonsbürger gewählt wurden. Letzterem folgte 1847, wo derselbe in den Bundesrath trat, der Regierungspräsident Escher. Bei den Verhandlungen über die Berufung der Jesuiten schloß sich Z. den radikalen Kantonen an, und bei Gelegenheit des Freischaarenzugs nach Luzern gewährte es den Flüchtlingen gastliche Aufnahme und den Wittwen und Waisen der gefallenen Freischaarenkämpfer Unterstützung. Ebenso stand es im Sonderbundskrieg auf der Seite der liberalen Kantone. Durch die neue Bundesverfassung der Schweiz von 1848 verlor Z. seine Stellung als Vorort. Am 1. Mai 1851 wurde das 500jährige Jubelfest des Eintritts Z.s in den Bund der schweizerischen Eidgenossenschaft mit öffentlichen Aufzügen ꝛc. begangen. Seit dem 6. Aug. 1859 fanden hier zwischen Oesterreich, Frankreich und Sardinien Verhandlungen über den Präliminarfrieden von Villafranca Statt, die am 17. Okt. 1859 zum definitiven Frieden führten (s. Oesterreich, Geschichte). Vergl. Werdmüller von Elgg, Memorabilia Tigurina, Zürich 1780—90, 2 Bde.; Hirzel, Jahrbücher der Stadt Z., das. 1814—19, 5 Bde.; Meyer von Knonau, Der Kanton Z., St.-Gallen u. Bern 1844—46, 2 Bde.; Bluntschli, Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Z., Zürich 1838 ff., 5 Bde.; Derselbe, Geschichte der Republik Z., das. 1847 f., 2 Bde.; Vogel, Die alten Chroniken oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Z., Zürich 1845.

Züricher See, einer der größten Seen der Schweiz, in den Kantonen Zürich, St.-Gallen und Schwyz, zieht sich mit einem gegen Südwesten gewandten Bogen von Südosten nach Nordwesten von Schmerikon bis Zürich, hat eine Länge von $8^1/_2$ Stunden, ist an seiner breitesten Stelle zwischen Stäfa und Richterschwyl $^3/_4$ Stunde breit und an der tiefsten Stelle zwischen Thalwyl und Herrliberg 438 Fuß tief und liegt 1258 Fuß über dem Meer. An seiner schmalsten Stelle, die ihn in den oberen und unteren See scheidet, führt eine im 14. Jahrhundert erbaute, 1818 und 1819 renovirte, 4500 Fuß lange Brücke zur Verbindung beider Ufer von Rapperswyl nach Hurden. In den obern, zu St.-Gallen und Schwyz gehörigen See strömt durch den Linthkanal bei Schmerikon die Linth ein, welche dem See die Gewässer des Wallenstättersee's zuführt, während den Abfluß des Untersee's bei Zürich die Limmat bildet. Im See liegen die kleinen Inseln Ufnau, wo Ulrich von Hutten 1523 starb, und Lützelau. Fast ringsum erheben sich die Ufer zu sanft ansteigenden Hügeln, die aufs sorgfältigste bebaut und mit zahlreichen Ortschaften und Häusergruppen besetzt sind. Nur an wenigen Orten sind die Ufer felsig und steil abfallend, am Obersee flacher und weniger sorgfältig angebaut. Ueber den Weinbergen zunächst des See's erheben sich nach und nach andere Berge, die immer höher ansteigen, und zuletzt erblickt man die Schneeberge von Glarus, Schwyz, Bünden und Uri. Der Obersee friert fast alljährlich zu, der Untersee seltener. Eine eigene Erscheinung auf demselben ist im Frühling das sogenannte Blühen, wobei sich der See mit einem gelblichen oder schmutzig weißlichen Schaum bedeckt, der theils von Infusorien, theils vom Blüthenstaub verschiedener Pflanzen herrührt. Stürme sind nicht selten, für die Schifffahrt aber ohne Gefahr, da überall gute Landungsplätze sich finden. Der See nährt an 30 Arten von Fischen, unter denen der Hecht der größte, die Lachsforelle

igitized by Google

und die Trüsche die geschätztesten sind. Der Verkehr auf dem See ist außerordentlich lebhaft und wird durch zahlreiche Schiffe und Kähne unterhalten. Zwischen Zürich, Horgen, Richterschwyl und Rapperswyl besteht eine regelmäßige Dampfbootverbindung. Vgl. Schreiber und Walz, Les bords du lac de Zurich, Basel 1838.

Zütphen, befestigte Hauptstadt eines Bezirks in der niederländischen Provinz Geldern, am Einfluß der Barkel in die Yssel (über welche hier eine schöne Eisenbahnbrücke führt) und an der Eisenbahn von Arnheim nach Zwolle, die hier nach Enschede abzweigt, zerfällt in die Alt- und Neustadt und eine weitläufige Vorstadt, ist Sitz eines Bezirks- u. eines Kantonalgerichts, hat 6 Kirchen, darunter die reformirte St. Walburgskirche mit dem prächtigen Grabmal der van Heeckeren, einer ausgezeichneten Orgel und einem kupfernen Taufstein, das Stadtweinhaus mit Glockenspiel, ein Gymnasium, eine große Papierfabrik, Oel-, Cäment- und Schneidemühlen, lebhafte Schifffahrt und Handel, namentlich mit Holz, starke Vieh- und Getreidemärkte, schöne Spaziergänge und 13,728 Einw. Z. bestand schon im 10. Jahrhundert als Stadt und war damals Sitz eigener Grafen, die 1021 Vasallen der Bischöfe von Utrecht waren und 1107 ausstarben, worauf Z. an die Grafen von Geldern fiel. Die Stadt gehörte zur Hansa, in kirchlicher Hinsicht später zu Münster, ward aber 1560 den Bischöfen von Deventer übergeben. Im niederländischen Krieg ergriff es die Partei der Patrioten und wurde von Alba 1572 erobert, der viele Bürger hinrichten ließ. Kurz darauf wurde Z. zwar von der Partei des Prinzen von Oranien eingenommen, fiel aber schon 1583 wieder in die Hände der Spanier. In den Jahren 1584 und 1586 belagerten die Truppen des Statthalters Z., aber erst 1591 bemächtigte sich Moritz von Oranien der Stadt durch Kriegslist. Z. verblieb hierauf den Generalstaaten. Im Jahre 1672 eroberten es die Franzosen unter Philipp von Orléans und schleiften es, die Werke wurden aber wieder hergestellt und bestehen jetzt aus 9 Bastions. Im Jahre 1795 fiel Z. ohne Widerstand in die Hände der Franzosen, und auch 1813 ward es bei der Schwäche der Besatzung (300 Mann) am 24. Nov. bei dem ersten Erscheinen der Preußen unter Oppen eingenommen.

Zufall (lat. casus), im gewöhnlichen Leben Alles, was uns nicht als nothwendig oder beabsichtigt erscheint, oder für dessen Eintreten wir einen Grund nicht nachweisen können, oder was ebenso gut in anderer Weise und zu anderer Zeit hätte geschehen können. Das Zufällige steht daher dem Nothwendigen, dem Wesentlichen und dem Absichtlichen entgegen, und ebenso wird auch die Zufälligkeit bald der Nothwendigkeit, bald der Wesentlichkeit, bald der Absichtlichkeit entgegengesetzt. Das Zufällige kann aber auch selbst als ein Nothwendiges vorgestellt werden, nämlich bedingter Weise, nur daß uns die Bedingung desselben nicht immer gegeben oder bekannt ist. Deshalb sagt man auch: Zufällig ist, was unter gewissen Bedingungen sein oder nicht sein, so oder anders sein könnte. Wenn wir uns auf den Z. als etwas die Dinge Beherrschendes, Gestaltendes, Veränderndes, Zerstörendes berufen, so gestehen wir damit eigentlich nur unsere Unwissenheit in Betreff des Zusammenhangs des Geschehens und der Gründe desselben ein. Wer den Z. als die gänzliche Ursachlosigkeit alles Geschehens faßt, der verfällt in den Widerspruch, an welchem der Begriff des absoluten Werdens leidet (s. Ursache). Es geschieht nichts ohne Ursache, und in sofern auch nichts durch bloßen, blinden Z. (casus purus). Der Schein des Z.s aber entsteht für uns aus der Mangelhaftigkeit unserer Einsicht in die Gründe und Folgen der Begebenheiten. In juristischer Bedeutung nennt man Z. ein Ereigniß, das nicht in dem Willen und der Absicht des Handelnden liegt.

Zufriedenheit, der dauernde Gemüthszustand, vermöge dessen der Mensch seine Lebensverhältnisse mit seinen Wünschen übereinstimmend findet. Unter Selbstzufriedenheit insbesondere versteht man die Z. des Menschen mit seinen eigenen Handlungen. Ist sie sittlich begründet, so beruht sie auf der Uebereinstimmung unseres Denkens und Thuns mit den sittlichen Forderungen des Gewissens und den besonderen Verhältnissen, in welchen wir die sittliche Aufgabe zu verwirklichen haben, und artet nicht in Stolz und eitle Selbstgefälligkeit aus, welche die sittliche Vervollkommnung hindern. Die wahre Z. des Geistes ist demnach die auf sein inneres Eigenthum gegründete Einigkeit mit sich selbst, womit zugleich die mit den äußeren Verhältnissen verbunden ist, in sofern kein äußeres Uebel ihm jene Einigkeit zu rauben, kein noch so großes Glück sie zu vermehren im Stande ist.

Zug, der kleinste Kanton der Schweiz, liegt fast in der Mitte der Schweiz, zwischen den Kantonen Zürich, Schwyz, Luzern und Aargau und hat einen Flächenraum von 4,26 QMeilen mit (1860) 19,608 (1850 17,461) Einw. deutscher Nationalität, welche sich bis auf 609 Reformirte und 9 Sektirer zur katholischen Kirche bekennen. Der südöstliche Theil des Kantons ist gebirgig durch 2 Arme, welche vom Roßberg (Rusiberg) ausgehen; im nördlichen und westlichen Theil unterbrechen höchstens geringe Hügel die Ebene. Der einzige bedeutendere Fluß des Kantons ist die die Westgrenze gegen Aarau bildende Reuß. Die oft verheerend über ihre Ufer tretende Lorze fließt aus dem Egerisee durch den Baarenboden in den Zugersee und daraus in die Reuß. Die Nordostgrenze gegen Zürich bildet die Sihl. Einen bedeutenden Theil des Areals nehmen die Seen ein, nämlich der anmuthige Zuger- und der romantisch gelegene Egerisee. Der Finster- und Bibersee sind ihrer Größe nach nur Teiche. Das Klima ist im größten Theil des Kantons so mild, daß Kastanien und selbst Feigen im Freien reifen. Die Berge im Süden bestehen durchgängig aus Nagelflue, der ebene Theil aus Sandstein u. Mergel. Granitfindlinge von außerordentlicher Größe liegen um den Zugersee, namentlich bei Risch, zerstreut. Der Boden ist überall kulturfähig und lohnt fleißigen Anbau reichlich. Auf das Ackerland entfallen cirka $^3/_{10}$, auf den Waldboden $^3/_{10}$ des Areals. Der Ackerbau liefert besonders Weizen, Haser und Roggen. Der Weinbau, etwa eine Fläche von 220 Juchart einnehmend, liefert ein nach Qualität und Quantität wenig belangreiches

Produkt. Weit bedeutender und höchst wichtig für das Ländchen ist die Obstkultur. Man schätzt deren durchschnittlichen Jahresertrag auf 380,000 Viertel, wovon ein sehr namhafter Theil zur Ausfuhr kommt. Die Waldungen bestehen größtentheils aus Nadelholz, doch fehlt es auch an Laubholz nicht. Alpenwirthschaft wird vornehmlich in den Gemeinden Menzingen und Egeri betrieben. Der Schlag des zuger Hornviehs ist größer als derjenige aller übrigen Waldkantone. Wild gibt es wenig; außer Hasen und Füchsen Birk-, Auer- und Haselhühner. Fischerei ist ein ziemlich einträglicher Erwerbszweig der Anwohner der beiden Seen. Mit Sorgfalt wird Bienenzucht betrieben. Von nutzbaren Mineralien findet sich nur Torf in größerer Menge. Steinkohlen treten an einzelnen Stellen zu Tage. Ein ergiebiger Sandsteinbruch am Kinnen gibt ein sehr feinkörniges Produkt, welches sich zu plastischen Werken eignet. Die Industrie besteht hauptsächlich in Baumwollspinnerei und Weberei. In Baar ist die größte Baumwollspinnerei der Schweiz; andere sind in Unter- und Neuegeri. Auch die Seidenindustrie hat neuerlich Eingang gefunden. In Baar und Cham sind ansehnliche Papierfabriken, an letzterem Ort ein großer Eisenhammer. Einen bedeutenden Aufschwung nimmt neuerlich die Schnupftabaksfabrikation. Das zuger Kirschwasser hat europäischen Ruf. Die Handelsbewegung ist im Verhältniß zur Bevölkerung nicht unbedeutend. Ausgeführt werden Vieh, Milchprodukte, gedörrtes Obst, Getreide, Kirschwasser, Baumwollfabrikate; eingeführt Kolonialwaaren, Salz, Rohprodukte für Handwerker, Ellenwaaren, einige Luxusartikel ꝛc. Der Kanton gehört in kirchlicher Beziehung zur Diöces Basel, hat 4 Klöster, 23 Primär- und 12 Repetirschulen, 5 Real- und Sekundärschulen, ein Lehrerinnenseminar, ein Gymnasium (zugleich Industrieschule) und ein Handelsinstitut. Die gegenwärtige Staatsverfassung datirt vom 8. Jan. 1848. Die Volksrepräsentanten, 67 an der Zahl, bilden den gesetzgebenden Rath, welcher sich Präsident und großer Rath nennt. 62 Mitglieder desselben werden unmittelbar durch die Kantonsbürger in Gemeindewahlen, 5 mittelbar vom großen Rath aus allen Kantonsbürgern gewählt, alle auf zweijährige Amtsdauer. Oberste Verwaltungsbehörde ist der Regierungsrath, welcher nebst dem Landamman und Statthalter aus 9 Mitgliedern besteht, von welchen die beiden ersteren auf 2, die übrigen auf 4 Jahre vom großen Rath aus seiner eigenen Mitte gewählt werden. Die Aufsicht über die Schulanstalten ist einem Erziehungsrath, die Rechtspflege einem aus 9 Mitgliedern zusammengesetzten Obergericht, einem Kriminalgericht, einem Kantonsgericht (für Civil-, Polizei- und Injuriensachen) und Friedensrichtern übertragen. Der Kanton besteht aus 11 politischen Gemeinden: Zug, Oberegeri, Unteregeri, Menzingen, Baar, Cham, Hünenberg, Steinhausen, Risch, Walchwyl und Neuheim. Gemeinderäthe besorgen hier Verwaltung und Polizei. In den Nationalrath sendet der Kanton einen, in den Ständerath 2 Vertreter. Das Budget für 1865 ergab 143,000 Francs Einnahme und 136,000 Fr. Ausgabe. Die Staatsschuld betrug 225,000 Fr., das Aktivvermögen 350,000 Fr. Das gesetzliche Truppenkontingent zählt 516 Mann im Auszug, 258 Mann in der Reserve und 519 Mann in der Landwehr, zusammen 1392 Mann. Das Kantonswappen ist ein blauer Querbalken in weißem Felde. Die gleichnamige Hauptstadt des Kantons, ungemein freundlich am Fuße des fruchtbaren Zugerbergs gelegen, von Wein- und Obstpflanzungen und Wiesen umgeben, hat 6 Kirchen, darunter die außerhalb der Stadt gelegene Kirche St. Michael mit schönem Altarblatt und Kirchhof mit großem Schädelhaus und merkwürdigen Grabmonumenten, die Kirche St. Oswald mit phantastisch dekorirtem Portal und gutem Altarblatt, 6 Kapellen, ein Kapuziner- und ein Franciskanerinnenkloster, ein Gymnasium mit Industrieschule, ein Handelsinstitut, ein neues Armenhaus, ein Zeughaus mit geschichtlich merkwürdigen Waffenstücken und 3854 katholische Einwohner, welche sich mit Baumwollweberei, Holz- und Fournierſägerei, Färberei, Tabaks- und Cigarren-, sowie Kerzen- und Seifenfabrikation beschäftigen und etwas Handel treiben, der durch die Eisenbahnverbindung mit Zürich und Luzern befördert wird.

Ursprünglich soll Z. der Sitz der alten Tugener gewesen sein. Der Ort Z. entstand um das 8. oder 9. Jahrhundert und war unter den Karolingern der Hauptort eines Gaues oder Bezirks; später kam er an die Herzöge von Zähringen und dann an die Herzöge von Oesterreich, die ihn befestigten. Das kleine Gebiet, welches zur Stadt gehörte, ward 1350—1484 aus dem ersparten Bürgerschatz von Rittern und Klöstern zusammengekauft und durch Landvögte verwaltet. Im Jahre 1352 trat Z. zur Eidgenossenschaft, als die österreichische Partei, die Junker und Geschlechter, vom Landvolk besiegt worden waren. Nach Gründung der helvetischen Republik wurde Z. mit Schwyz, Uri und Unterwalden zum Kanton Waldstätten zusammengeworfen, erhielt aber nach Einführung der Mediationsakte 1803 seine Selbstständigkeit wieder. Später, besonders seit der aargauischen Klösteraufhebung 1841, stand Z. auf Seite der Ultramontanen, 1847 auf der des Sonderbundes, spielte aber wegen seiner Kleinheit immer eine untergeordnete Rolle. Vgl. Stadlin, Topographie des Kantons Z., Luzern 1819 bis 1821, 3 Bde.

Zugersee, See in den schweizerischen Kantonen Zug und Schwyz, ist 2¾ Stunden lang, ¾ Stunde breit und hat einen Flächenraum von ⅝ QMeile. Er liegt 1300 Fuß über der Meeresfläche, erreicht eine Tiefe von 1200 F., hat bläulichgrünes Wasser und ist sehr fischreich, namentlich an Rötheln, einer Art sehr schmackhafter Forellen. Im Süden bespült er den Fuß des Rigi, im Osten den des langgestreckten Zugerbergs; gegen Westen bildet sanftes Hügelland, gegen Norden völlig ebenes Land das Ufer. Die Umgebungen haben daher einen heitern Charakter, u. nur im Norden sieht man gegen Südwesten die Spitzen der berner Schneeberge hervorragen. Das südöstliche und östliche Ufer ist am meisten angebaut. Zwischen Zug, Immensee und Arth (am Fuße des Rigi) besteht im Sommer eine regelmäßige Dampfbootverbindung. Mit dem Z. ist

gitized by Googl

durch die Lorze der östlich davon liegende Egeri- oder Aegerisee verbunden.

Zuglinie, s. v. a. Traktorie.

Zugvögel, diejenigen Vögel, welche alljährlich zum Winteraufenthalt wärmere Gegenden aufsuchen als die, welche sie im Sommer bewohnen; s. Vögel, vgl. Wanderungen der Thiere.

Zuidersee (Süderseе, Zuyderzee), der bedeutendste Busen der Nordsee an der holländischen Küste, wird von den Provinzen Nordholland, Utrecht, Geldern, Oberyssel u. Friesland begrenzt und von den im Norden vorliegenden Inseln Texel, Vlieland, Ter-Schelling und Ameland von der Nordsee getrennt und hat eine Länge von 30 Stunden, eine Breite von 10 Stunden und einen Flächenraum von 57 QMeilen. In ihm liegen die Inseln Wieringen, Schockland, Urk u. Märk. Die Z. war früher ein geschlossener See, bei den Römern Hero, später Middelsee genannt, dessen nordwestliches Ufer zu Anfang des 13. Jahrhunderts von den Wellen verschlungen wurde, wie man aus der Lage der Inseln Texel und Vlieland und der Sandbänke schließt, welche an seinem Eingang die Schifffahrt sehr unsicher machen. Unter den sich in die Z. ergießenden Flüssen ist die Yssel der größte. Die vielen Untiefen machen bei Stürmen die Fahrt auf der See sehr gefährlich. Der Eingang hat nur 10 Fuß, der Meerbusen selbst 3—24 Fuß Tiefe. Die Fischerei war früher bedeutender als jetzt. Im Südwesten steht die Z. durch den Pampus mit dem Y in Verbindung, an welchem Amsterdam liegt.

Zukunft, die Abtheilung der Zeit, welche vor uns liegt, im Gegensatz zur Vergangenheit (s. Zeit); in der Grammatik (zukünftige Zeit) s. v. a. Futurum.

Zulah (Sulus, Zulus, Zulukaffern), der mächtigste der Stämme des Kaffernlandes, s. Kaffern und Natal.

Zumala-Carregny, Don Tomas, der ausgezeichnetste Feldherr des karlistischen Heeres in Spanien, geboren 1789 in Ormaistegui in der Provinz Guipuzcoa, studirte zur Zeit der französischen Invasion in Pampelona die Rechte, nahm aber dann unter Mina Kriegsdienste und stieg bis zum Hauptmann. In der 1820 ausbrechenden Revolution ging er zur Glaubensarmee unter Quesada über. Nach der Restauration avancirte er zum Oberst eines Linienregiments in Estremadura und Gouverneur von Ferrol. Nach den Ereignissen von la Granja (1832) mit allen des Karlismus verdächtigen Offizieren aus der Armee entfernt, zog er sich nach Pampelona zurück. Als nach Ferdinands Tode (29. Sept. 1833) die baskischen Provinzen dem Namen nach für Don Carlos, eigentlich aber für ihre durch die Konstitution bedrohten Privilegien (Fueros) die Waffen ergriffen, organisirte Z. im Oktober ein royalistisches Freicorps, ward zum Anführer in den aufständischen Provinzen erwählt und brachte bald ein Heer zusammen. Sein Ueberfall Vittoria's mißglückte zwar, dagegen schlug er am 1. Aug. 1834 den christinischen General Rodil bei Artaza im Amescoasthal, zerstreute am 4. Sept. das christinische Corps unter Carondebet bei Viana, lieferte den Generälen Osma und O'Doyle am 27. und 28. Okt. die siegreichen Gefechte in der Ebene von Vittoria (auch die Schlacht von Oñate genannt) und zwang im Februar den befestigten Ort Los Arcos zur Uebergabe, ward aber in dem Gefecht am 12. März, unweit Lacaroz im Ulzamasthal, zum Rückzug in das Borundathal genöthigt. Am 19. März nahm er nach fünftägiger Belagerung das Fort von Etcharry-Arranaz, errang vom 21.—23. April im Thal von Amescoas über den Kriegsminister Valdez einen entscheidenden Sieg, besiegte dann auch Iriarte bei Guernica, nahm die festen Orte Estella, Villalba, Tafella, Villafranca, Trevino, Toloso und war nun, mit Ausnahme weniger Plätze, Herr des ganzen Landstrichs von der französischen Grenze bis Pampelona. Bei der Belagerung Bilbao's erhielt er am 15. Juni 1835 eine Schußwunde, an welcher er am 25. Juni zu Cegama †.

Zumpt, 1) Karl Gottlob, verdienter Philolog, geboren am 20. März 1792 zu Berlin, studirte in Heidelberg und Berlin Philologie, ward 1812 hier Lehrer an dem werderschen Gymnasium und 1821 Professor am joachimsthalschen Gymnasium. Im Jahre 1826 nahm er in Folge einer Zurücksetzung freiwillig seine Entlassung, erhielt aber dann die Professur der Geschichte an der Kriegsschule und 1838 die der römischen Literatur an der Universität. Im Jahre 1831 unternahm er eine Reise nach Italien und 1835 eine solche nach Griechenland. Er † zu Karlsbad am 25. Juni 1849. Aus seinen „Regeln der lateinischen Syntax" (Berlin 1814) ging durch allmählige Umarbeitung und Vermehrung die „Lateinische Grammatik" (das. 1818, 10. Aufl. 1850) hervor, aus welcher für Anfänger und die unteren Gymnasialklassen ein „Auszug" (das. 1824, 7. Aufl. 1854) veranstaltet wurde. Damit in Verbindung stehen die „Aufgaben zum Uebersetzen ins Lateinische" (Berlin 1824, 5. Aufl. 1844). Gründliche Forschung bekunden auch seine Ausgaben mehrer lateinischen Schriftsteller, besonders die der „Institutiones oratoriae" des Quinctilianus, wovon er erst den 5. Band der spaldingschen Ausgabe (Leipzig 1829), dann eine eigene, kritisch einfach berichtigte Textrecension (das. 1831) lieferte; ferner die des Curtius (Berlin 1826), die Bearbeitung von Cicero's „Orationes in Verrem" (das. 1831, 2 Bde.) und „De officiis" (Braunschweig 1838). Außerdem verdanken wir ihm noch eine Reihe trefflicher Untersuchungen über das römische Alterthum in antiquarischer, historischer und statistischer Hinsicht, u. A. namentlich die „Annales veterum regnorum et populorum, imprimis romanorum" (Berlin 1819, 2. Aufl. 1838); „Ueber den römischen Ritterstand" (das. 1839); „Ueber den Stand der Bevölkerung und die Volksvermehrung im Alterthum" (das. 1841); „Ueber den Bestand der philosophischen Schulen in Athen und die Succession der Scholarchen" (das. 1843); „Ueber die bauliche Einrichtung des römischen Wohnhauses" (das. 1844, 2. Aufl. 1851); „Die Religion der Römer" (das. 1845); „Ueber die persönliche Freiheit des römischen Bürgers und die gesetzlichen Garantien derselben" (Darmstadt 1846). Vgl. Zumpt, De Car. Tim. Z. vita et studiis narratio, Berlin 1851.

2) August Wilhelm, Philolog, Neffe des Vorigen, geboren am 4. Dec. 1815 in Königsberg,

Digitized by Google

studirte zu Berlin Philologie, ward 1837 Gymnasiallehrer daselbst und 1851 Professor am Friedrich-Wilhelmsgymnasium zu Berlin und hat sich besonders um die lateinische Epigraphik Verdienste erworben, u. A. durch die „Commentationes epigraphicae" (Berlin 1850—54, 2 Bde.) und die „Studia Romana" (das. 1859). Mit Joh. Franz gab er einen Kommentar zum „Monumentum Ancyranum" (Berlin 1840) heraus.

Zumsteeg, Johann Rudolf, ausgezeichneter Komponist, geboren am 10. Januar 1760 zu Sachsenflur im Odenwald, besuchte die damalige militärische Schule auf der Solitude bei Stuttgart, wandte sich aber bald der Musik zu, komponirte mehre Singspiele, Kantaten und Gesänge zu Schillers „Räubern", dessen Jugendgefährte und vertrauter Freund er war, und erwarb sich als Violoncellist bei der herzoglichen Kapelle durch seine Komposition zu Klopstocks „Frühlingsfeier", eine Messe und mehre Balladen und Lieder den Beifall des Hofs in dem Grade, daß er 1792 zum Kapellmeister und Direktor der Oper ernannt wurde. Er † am 27. Januar 1802. Z. war der erste deutsche Komponist, der Balladen mit Begleitung des Pianoforte komponirte; bekannt sind besonders seine Kompositionen „Des Pfarrers Tochter von Taubenheim", „Lenore", „Die Büßende", „Ritter Karl von Eichenhorst", „Ritter Toggenburg" u. A. Auch seine Lieder und Romanzen gehören zu den besten Liederkompositionen der Deutschen. Unter seinen Opern sind die „Geisterinsel", „Elbondokani" und „Das Pfauenfest" hervorzuheben. Seine Tochter, Emilie Z., geboren den 9. Dec. 1796, starb den 1. Aug. 1857 zu Stuttgart, machte sich ebenfalls durch Liederkompositionen bekannt.

Zunftwesen. Unter den Ausdrücken Zunft, Innung, Gilde oder Gülte, Zeche, Gewerk ꝛc. versteht man die unter Genehmigung des Staats bestehende Verbindung mehrer zum Treiben gewisser Gewerbe im eigenen Namen berechtigten Personen zum Zwecke der Betreibung dieser Gewerbe nach gewissen Regeln, unter eigenen Statuten, selbstgewählten Vorstehern und mit der Befugniß, alle anderen Personen von diesem Gewerbe in dem betreffenden Bezirk auszuschließen. Oefters sind in einer Zunft verschiedene Handwerke vereinigt, z. B. sämmtliche Lederarbeiter, sämmtliche Metallarbeiter, zuweilen sogar durchaus nicht verwandte, vorzüglich kleine Handwerke an kleinen Orten. Man unterscheidet daher einfache und vereinigte (zusammengesetzte, kombinirte) Zünfte. Um eine Zunft bilden zu können, muß ein Handwerk ein zünftiges sein. Solche unzünftige Gewerbe, welche den zünftigen in die Hände arbeiten, müssen dazu besonders eingeschrieben sein, und ihre Mitglieder heißen dann im engern Sinne Gewerbsleute, im Gegensatze von zünftigen Handwerkern (s. Handwerk). Eine Zunft besteht aus Meistern, Gesellen u. Lehrlingen. Zur Aufnahme als Lehrling ist Anzeige bei dem Handwerksältesten, Beibringung der nöthigen Zeugnisse und nach einer Probearbeit (14 Tage bis 4 Wochen) das wirkliche Aufdingen in der nächsten Versammlung der Zunft, das Einschreiben in das Verzeichniß der Lehrlinge (das Jungenregister) gegen Erlegung des Einschreibegelds erforderlich. Ueber die erfolgte Aufdingung erhält der Lehrling einen Aufdingebrief. Manche Zunftgesetze bestimmen eine mindeste Dauer der Lehrzeit, gewöhnlich 3—5 Jahre, welche, wenn der Lehrling kein oder nur geringes Lehrgeld bezahlt, verlängert zu werden pflegt. Nach Ablauf der Lehrzeit erfolgt gegen gewisse Gebühren die Lossprechung (Ausschreiben, Gesellensprechen), ebenfalls in einer Versammlung der Zunft nach abgelegter Probe, dem sogenannten Gesellenstück, worauf der Lehrbrief ausgefertigt wird. Der losgesprochene Gesell soll sein Handwerk nicht immer an einem und demselben Orte betreiben, sondern durch die Wanderschaft (s. d.) sich auch mit dem Gewerbsbetrieb in andern Ländern bekannt machen; doch hat auch diese Vorschrift der Zunftgesetze Modifikationen erlitten. Wo sogenannte Gesellenbrüderschaften bestehen, sehen die Gesellen keinen von der Zunft losgesprochenen Lehrling als Gesellen an, bis er sich auch von ihnen zum Gesellen hat sprechen lassen; erst dann heißt er ein „gemachter Gesell", während er bis dahin ein „Jünger", „Lohner", „Bursch", „Mittler" genannt wird. Der Hauptzweck dieser Brüderschaften ist die Bezahlung des Herbergsvaters und die Unterstützung kranker und alter Handwerksgesellen. Meister kann in der Regel jeder Gesell werden, der seine Lehr- und Wanderzeit gehörig bestanden hat und die sonstigen gesetzlichen Bedingungen erfüllt. Das Meisterrecht wird nur durch die Zunft (bloß ausnahmsweise durch Dispensationen der obersten Behörde) ertheilt. Die Zeit, in welcher ein Meisteraspirant an dem Orte, wo er sich niederlassen will, gewohnt und gearbeitet hat, heißt die Sitz- oder Muthzeit. Das Meisterstück ist den versammelten Innungsgenossen vorzulegen, die es für gut befinden oder verwerfen; doch kann im letzteren Fall der Abgewiesene auf obrigkeitliche Untersuchung und Prüfung des Meisterstücks durch die Innung eines benachbarten Orts antragen. Ist das Meisterstück gebilligt worden und der Stückmeister hat das Meistergeld entrichtet und das Bürgerrecht erlangt, so kann er sofort den Meisterspruch verlangen, der vor versammeltem Handwerk erfolgt und gewöhnlich mit einem Meisteressen verbunden ist. Häufig wird dem Meister darüber eine förmliche Urkunde (Meisterbrief) ausgestellt. Durch Erlangung des Meisterrechts erhält der Handwerker in der Zunft die Befugniß, auf eigene Rechnung das Gewerbe auszuüben, Gesellen und Lehrlinge zu halten und alle der Zunft zustehenden Rechte auszuüben. Stirbt ein Innungsmitglied und hinterläßt eine Wittwe, so kann diese das Gewerbe ihres verstorbenen Mannes fortsetzen; nur darf sie keine Lehrlinge annehmen und hat kein Stimmrecht in der Zunft. Ist keine Wittwe vorhanden, so sind die Erben nur befugt, die nächsten 30 Tage nach dem Tode die Profession fortzubetreiben. Als Korporationen haben die Zünfte die Befugniß, unter Bestätigung des Staats ihre eigenen Statuten (Zunftartikel, Innungsartikel, Handwerksordnungen, Gildebriefe) zu machen, die zwar nur specielle Gesetze für die Zunftsachen sind, aber wegen der landesherrlichen Bestätigung auch gegen Dritte Verbindlichkeitskraft haben. Außer den Statu-

Digitized by Google

ten ist noch der Handwerksgebrauch, d. i. das in der Zunft Statt findende Gewohnheitsrecht, die Hauptquelle der Zunftrechte. Beide unterliegen der gesetzgebenden und oberaufsehenden Gewalt des Staats. Der aus der Mitte der Zunft gewählte Handwerksvorstand besteht in der Regel aus einem od. mehren Ober-, Alt- od. Gildemeistern (Oberältesten) u. einigen Beisitzern (Beisitzmeistern), die man zusammen unter dem Namen der Geschworenen (Vormeister, Viermeister) begreift. Die Zunft hat als Korporation das Recht, ein eigenes Vermögen zu besitzen, zu dessen Verwaltung und Aufbewahrung, sowie zur Aufhebung des Zunftsiegels, auch aller die Zunftangelegenheiten betreffenden Schriften und Urkunden sie eine Lade hält, die an einigen Orten der Oberälteste in seinem Hause aufzubewahren hat, während sie an andern auf der Herberge sich befindet und die Schlüssel dazu an mehre Zunftbeamte vertheilt sind, so daß Keiner ohne den Andern sie aufschließen kann. Ferner haben die Zünfte das Recht, ein eigenes Innungssiegel zu führen, welches in der Regel in der Lade, nach manchen Landesgesetzen aber von dem obrigkeitlichen Deputirten aufzubewahren ist, der auch jedes Dokument, das rechtliche Gültigkeit haben soll, mit zu unterzeichnen hat. Das wichtigste Recht aber ist das des Zunftzwangs, d. i. das Recht, Personen, welche nicht zur Zunft gehören (Pfuschern, Bönhasen, Störern), die Ausübung des Zunfthandwerkes zu verwehren u. die Zunftgenossen zur Betreibung des Zunfthandwerks nur nach den Innungsvorschriften anzuhalten. Die sogenannte eigene Gerichtsbarkeit, welche die Zünfte nach älteren Reichsgesetzen besaßen, kann jetzt nur ein Vermittlungs- u. Rügeamt genannt werden, indem sie sich auf Schlichtung kleiner Differenzen unter den Zunftmitgliedern und Büßung kleiner Zunftvergehen durch unbedeutende Geldstrafen beschränkt. Dagegen hat man in neuerer Zeit häufig selbst die rein privatrechtlichen Streitigkeiten der Zünfte und ihrer Glieder als administrativ-kontentiöse Sachen angesehen u. an bloße Verwaltungsbehörden verwiesen, nach dem Sprüchwort „Handwerk gehört vor den Rath".

Schon bei den Römern kam es unter den freien Handwerkern, also namentlich in späterer Zeit, wo der Handwerksbetrieb unter den freien Bürgern häufiger wurde, nicht selten vor, daß sich gewisse Klassen von Handwerkern zu Kollegien (collegia) vereinigten. Diese hatten aber nur den Charakter politischer u. religiöser Gemeinschaften, ohne sich auf den Gewerbebetrieb und dessen Erlernung zu erstrecken. Die eigentlichen Zünfte sind ein germanisches, aus dem freien Korporationsgeist der Germanen hervorgegangenes Institut, zusammenhängend mit der Bildung eines Bürgerstandes und der Entwickelung des Städtewesens überhaupt. Um die wilde Freiheit der alten Deutschen zu brechen, suchte man sie dadurch mit den Städten, die sie als Werkzeuge der Zwingherrschaft haßten, allmählig zu befreunden, daß der Landbewohner die Befriedigung seiner immer steigenden Bedürfnisse nur in den Städten finden, seine Produkte nur dort absetzen konnte und mit den Städten in engere Verbindung zu treten genöthigt war. Um aber gewerbtreibende Einwohner in die Städte hineinzuziehen, verbot man nach und nach die Gewerbe auf dem Lande u. gewährte dadurch den städtischen Handwerkern ein Vorrecht, das bis in die neueste Zeit fortbestanden hat. Lange Zeit galt der Betrieb der Handwerke für ein natürliches Alleinrecht der Städte. Die Nothwendigkeit, sich gegen Uebergriffe der in den Städten herrschenden Patricierfamilien zu sichern, gab eine wichtige Veranlassung zu Vereinigungen der Handwerker, die also ursprünglich mehr eine politische und zwar demokratische Richtung hatten und nicht bloß solche Bürger umfaßten, die ein und dasselbe oder überhaupt irgend ein bestimmtes Gewerbe trieben, wie denn in mehren demokratischen Gemeinwesen Italiens und Deutschlands jeder Bürger einer Stadt, wessen Standes er sein mochte, in einer Zunft eingeschrieben sein mußte. Trotz des Widerstandes der Patricier, selbst der Kaiser, errangen diese Korporationen, die unter einander in Verbindung traten und durch die ab- und zuwandernden Gesellen in steter Verbindung blieben, eine immer größere politische Bedeutung, so daß man sich genöthigt sah, sie förmlich anzuerkennen, die Satzungen der einzelnen Innungen zu bestätigen ꝛc. Indem sich die Zünfte zum Kriegsdienst in den Städten vereinigten, trugen sie dadurch wesentlich zum Schutze gegen die Uebergriffe des Adels bei, gegen den sich viele Landesherren und selbst Kaiser ihrer als Gegengewicht bedienten. Nach und nach hörten die Korporationen anderer Bürger auf, u. die Handwerker wurden nun als die Haupttheile der städtischen Kriegsmacht genannt. Auf diese Art erlangten die Zünfte einen nicht unbedeutenden Einfluß auf das gesammte Städtewesen, ja sogar seit dem 14. Jahrh. nach mehr oder minder blutigen Kämpfen Antheil an der städtischen Regierung, besonders in den Reichsstädten. Ihren Anmaßungen war es zuzuschreiben, daß sie auf den Reichstagen zu Worms (1231 u. 1233) und zu Ravenna (1232) ganz aufgehoben wurden. Dennoch wurden um dieselbe Zeit den Städten der Mark Brandenburg Innungsbriefe gegeben, und so wechselten Jahrhunderte hindurch die Entscheidungen für und wider, bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts, wo die Zünfte wieder zu großem Ansehen gelangten. Die Zunftgerichtsbarkeit wurde in der 1530 zu Augsburg errichteten und 1548 erneuerten Ordnung und Reformation guter Polizei bestätigt; es wurden jedoch zugleich allerhand Mißbräuche nicht nur damals, sondern auch in folgenden Reichsabschieden u. Reichsgesetzen abgestellt. Durch die neueren Verfassungen aber verschwanden die politischen Vorrechte der Zünfte als solcher völlig, und nur die gewerblichen Vorrechte des Zunftzwangs, die Vorschriften über Lehrzeit, Wandern u. Meisterwerden in den Zunftartikeln dauerten wenigstens in einzelnen Ländern fort, wenn gleich die gänzlich veränderte Gestalt des technischen Betriebs, die Entstehung ganz neuer Arten von Gewerben, welche demnach unzünftig blieben, die Ausbildung des Fabrikprincips und die Berührung der Handwerker mit Handel und Fabriken in der Praxis mannichfache Milderungen der alten Strenge zur Folge gehabt haben. In der Neuzeit aber hat das Princip der Gewerbefreiheit in

Digitized by Google

immer weiteren Kreisen Geltung gewonnen, und es liegt in der Natur der Sache und in der ganzen Zeitrichtung, daß die freie Konkurrenz endlich den Sieg davontragen muß. Gänzlicher Wegfall des Zunftzwangs, so weit er eine Beschränkung der Meisterzahl enthält, möglichste Verminderung desselben durch Vereinigung verwandter Handwerke zu größeren Gewerbsgebieten, andererseits aber Beibehaltung einer gewissen Aufsicht auf die Bildung der Lehrlinge und auf das Gesellenwesen, Zurückführen des Wanderns auf das rechte Maß, Abhängigmachung des Meisterwerdens von der Erfüllung gewisser objektiver Bedingungen, z. B. von dem Nachweis der Tüchtigkeit, mit Ausschließung jedes Zurückweisungsrechts der Innungen, Einrichtung einer Art von Gewerbspolizei durch Gewerbsräthe möchten die leitenden Grundsätze für den Uebergangszustand sein, der der Konkurrenz die unter den gegebenen Bedingungen möglichste Freiheit und darin dem Publikum die beste Garantie gibt und doch die korporative Verfassung der Gewerbtreibenden, als allerdings brauchbare Grundlage für eine künftige bessere Organisation der Arbeit in diesen Gebieten und als sittlichen Haltpunkt nicht gänzlich wegwirft. Weiteres s. Gewerbswesen. Vergl. Herold, Die Rechte der Handwerker und ihrer Innungen, Leipzig 1835; Benedikt, Der Zunftzwang und die Bannrechte, das. 1835; Bülau, Der Staat und die Industrie, das. 1834; Baumstark, Ueber den Wochenmarktsverkehr, Mannheim 1836.

Zunge (lingua, glossa), das längliche Muskelorgan, welches, auf dem Boden der Mundhöhle liegend, diese bei geschlossenen Kiefern fast ganz ausfüllt. Der Rücken- oder die obere Fläche (dorsum linguae) derselben ist etwas gewölbt, liegt ganz frei und zeigt hinten eine dreieckige Vertiefung, das blinde Loch (foramen coecum s. Meibomii), in welchem sich mehre Schleimdrüsen öffnen. Die untere Fläche ist kleiner als die obere, mit ihrem mittleren Theil an den Boden der Mundhöhle angewachsen und nach vorn noch durch eine Falte der Mundschleimhaut, das Zungenbändchen (frenulum linguae), an demselben angeheftet, so daß die Spitze u. die Seitenränder frei sind. Letztere sind dick und abgerundet und laufen hinten, wo sie zum Theil mit dem Gaumensegel zusammenhängen, einander parallel, während sie nach vorn sich einander nähern, um in der platteren und abgerundeten Zungenspitze (apex linguae) zusammenzufließen. Der hinterste, dickste Theil der Z., die Zungenwurzel (radix s. basis linguae) ist an dem im oberen Theile des Halses liegenden Zungenbein (os hyoideum s. linguale) befestigt und dieses steht durch Muskeln und Bänder wieder mit dem Kehlkopf in Verbindung. Es lassen sich an der Z., als unpaarigem Organ, zwei symmetrische Seitenhälften unterscheiden, zwischen welchen in der Mittellinie eine Art senkrechter Scheidewand bemerklich ist, welche aus Sehnenfasern besteht und als festeres Gefüge den Namen des Zungenknorpels (cartilago lingualis) erhalten hat. Die Substanz der Z. besteht vorwaltend aus Muskelfasern, welche die Bewegung derselben möglich machen, aus einem dicken häutigen Ueberzug, der Zungenhaut (cutis linguae), einer Fortsetzung der Mundschleimhaut, die mit zahlreichen Schleimdrüsen und Wärzchen besetzt ist, und aus zahlreichen Gefäßen und Nerven. Die Muskelfasern der Z. gehen theils fächerförmig von der Mitte des Unterkiefers nach hinten und oben, theils verlaufen sie von dem Zungenbein nach oben und vorn, theils vertheilen sie sich von der sehnigen in der Mittellinie der Z. liegenden Membran nach beiden Seiten, theils endlich erstrecken sie sich quer von der einen Seite zur anderen. Dabei sind sie vielfach durch einander gestreckt, so daß ihre Anordnung kaum deutlich zu erkennen ist. Auf ihr beruht aber die große Beweglichkeit der Z. nach verschiedenen Richtungen, sowie ihre Fähigkeit, ihre Gestalt auf mannichfaltige Weise zu verändern, sich nach oben oder unten zu wölben, nach rechts und links zu biegen, die Spitze nach oben und unten zu krümmen, hervorzustrecken ꝛc. Die ganze Oberfläche der Z. ist mit einer Schleimhaut umkleidet, welche mit zahlreichen, verschieden gestalteten Hervorragungen, den sogenannten Zungen- oder Geschmackswärzchen (papillae linguae s. gustus), versehen ist. Zu oberst liegt eine mehrfache Schicht platter Zellen, das sogenannte Pflasterepithelium. Die Papillen selbst bilden einestheils kegelförmige Hervorragungen, welche an der Spitze mit vielen kleineren spitzen Hervorragungen versehen und von dem Epithel überzogen sind, welches an den Spitzen in mehr oder weniger lange Fäden ausläuft, so daß an Stellen, wo die Papillen gedrängt stehen, die Z. für das unbewaffnete Auge ein sammtartiges Aussehen erhält. Anderntheils sind die Papillen von mehr keulenförmiger Gestalt, an ihrer Oberfläche mit vielen kleinen kegelförmigen Erhebungen versehen und von einem Epithel mit glatter Oberfläche überzogen. Nur in geringer Zahl und am Hintertheil der Z. endlich finden sich breite, niedrige, oben glatte Erhebungen, welche von einem kreisförmigen Wall umzogen sind. Verdickt sich die Epithelschicht der Z. durch von unten her sich bildende neue Epithelzellen sehr, so erhält die obere Fläche der Z. ein weißliches Ansehen, und nimmt diese Epithelwucherung überhand, so bildet sich der weißliche Beleg der Z., welcher durch Mundschleim und Speisereste, die sich in den zahlreichen Vertiefungen zwischen den Papillen einlagern und die Entwickelung mikroskopisch kleiner Pilzfäden begünstigen, noch vergrößert wird. Die in den Papillen liegenden Nerven vermitteln die Tast- und Geschmacksempfindung. Außerdem enthält die Z. noch zahlreiche, kleine, traubige Schleimdrüsen, besonders in der Gegend der Zungenwurzel. Die Z. ist vornehmlich Organ des Geschmacks, und zwar ist derselbe am meisten an der Spitze, der Wurzel, der unteren Fläche und den Seitenrändern, fast gar nicht auf dem mittleren Theil des Rückens entwickelt. Bei der Verdauung wirkt nicht nur der von den Schleimdrüsen der Z. abgesonderte Schleim, sondern auch der Umstand mit, daß die Z. es ist, welche die von den Zähnen zu verkleinernden Speisen von einem Orte der Mundhöhle zur andern bringt und dem Bissen schließlich die Form gibt, in welcher er am leichtesten in die Speiseröhre eingehen kann. Endlich ist die Z. bei Hervorbringung artikulirter Laute,

igitized by Google

also beim Sprechen, sehr betheiligt, u. es können mehre Laute (s. d.) ohne ihre Beihülfe gar nicht vernehmbar gemacht werden. Von den Krankheiten und Fehlern, denen die Z. unterworfen ist, sind zu nennen: Entzündung, Krebs, Lähmung, Vorfall oder krankhafte, entweder angeborne oder erworbene Verlängerung und Verwundungen. Erstreckt sich das Zungenbändchen zu weit nach vorn, so wird dadurch die freie Beweglichkeit der Z. beeinträchtigt, welchem Fehler durch einen Schnitt in das Zungenbändchen (Zungenlösung, sectio frenuli linguae) abgeholfen wird. Bei den Wirbelthieren findet sich die Z. ganz allgemein. Bei den Fischen besteht sie nur in einem Vorsprung zwischen den Unterkieferästen, der durch das Zungenbein gestützt wird und oft mit Zähnen besetzt ist. Bei den Reptilien kommt sie öfters gespalten vor, außerdem mehr oder weniger beweglich; am merkwürdigsten gebildet ist sie beim Chamäleon. Unter den Vögeln ist sie bei manchen Wasservögeln ganz rudimentär, bei den meisten übrigen hornartig, mit Warzen, Widerhaken, Borsten, Wimpern, Pinseln ꝛc. zum Ergreifen der Nahrung besetzt. Unter den Säugethieren haben die Walle eine ganz angewachsene unbewegliche Z. Bei den übrigen Säugethieren zeigt sie sehr wechselnde Formen und wird bei den Ameisenfressern selbst wurmförmig. Ueberall scheint sie weniger als Geschmacksorgan als zum Ergreifen der Nahrung zu dienen.

Zunz, Leopold, ausgezeichneter jüdischer Gelehrter der Gegenwart, geboren am 10. Aug. 1794 in Detmold, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Wolfenbüttel, studirte zu Berlin Philologie, ward 1820 Prediger an der berliner deutschen Synagoge, 1824 Mitredakteur an der „Spenerschen Zeitung" u. gleichzeitig 1825 Direktor der neugegründeten jüdischen Gemeindeschule. Im Jahre 1835 ging er als Prediger nach Prag, kehrte aber bald nach Berlin zurück und erhielt hier die Leitung des 1839 errichteten Lehrerseminars, das aber im März 1850 einging. Im Jahre 1845 ward er auch Mitglied der vom Kultusministerium ernannten Kommission, die über Gemeinde- und Schulverhältnisse der Israeliten in Preußen ein Gutachten ausarbeitete. Z. ist einer der Begründer der wissenschaftlichen Behandlung der jüdischen oder sogenannten rabbinischen Literatur. Seine Hauptwerke sind: „Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden" (Berlin 1832); „Zur Geschichte und Literatur" (das. 1845); „Die synagogale Poesie des Mittelalters" (das. 1855) und „Der Ritus des synagogalen Gottesdienstes" (das. 1859). Interessant ist die kleine Schrift „Die Namen der Juden" (Berlin 1836).

Zurbano, Martin, spanischer General, geboren um 1780, führte im spanischen Befreiungskriege von 1808—14 eine Guerrilla und machte später den Schleichhändler. Beim Ausbruch des karlistischen Kriegs nach dem Tode Ferdinands VII. trat er in die Dienste der Königin-Regentin Christine und war 1836 Major und Führer eines Freicorps in den baskischen Provinzen. Nach Beendigung des karlistischen Kriegs 1841 zum General ernannt, schloß er sich seit 1841 aufs engste an Espartero an und unterdrückte mehre Volksaufläufe gegen letztern 1842 mit blutiger Strenge. Den Aufstand der vereinigten Republikaner und Christinos zu Barcelona vermochte er jedoch nicht zu dämpfen, und er beschränkte sich zunächst darauf, Katalonien im Zaum zu halten. Als sich im Juni 1843 Narvaez förmlich gegen Espartero erhob, ging Z. mit dem General Seoane nach Barcelona, um sich letzterem zu nähern, und als der erstere gegen Madrid sich wendete, eilte er, dieses zu entsetzen, sein Corps trat jedoch zu Narvaez über, und er selbst mußte ins Gebirge flüchten. Seine Söhne geriethen in die Hände der Feinde und wurden erschossen. Dasselbe Schicksal traf Z. im Januar 1845.

Zurbaran, Francisco, spanischer Maler, geboren 1598 zu Fuente de Cantos in Estremadura, ward frühzeitig Schüler Juan de las Roelas in Sevilla, bildete sich aber bald eine eigenthümliche Darstellungsweise, indem er eifrig nach der Natur studirte u. nach energischer Auffassung derselben strebte. Seine Kompositionen sind meist einfach, von richtiger Zeichnung, genauer Ausführung bis ins Detail, tiefem, kräftigem Kolorit und starkem Helldunkel, was ihm den Beinamen des spanischen Caravaggio erwarb. Um 1625 malte er die großen Bilder für den Retablo von S. Pedro in der Kathedrale zu Sevilla, sowie sein berühmtestes Bild, Thomas von Aquino, für den Hauptaltar der Kollegiatkirche dieses Heiligen in Sevilla. Dasselbe zeigt die ganze Kraft seines Pinsels im Helldunkel, in der Lebendigkeit des Gesichtsausdrucks und in der Naturtreue der Gewänder und Rüstungen. Nachdem Z. eine Zeitlang in Guadeloupe gearbeitet, kehrte er nach Sevilla zurück, wo er noch mehre treffliche Bilder für die Karthause von S. Maria de las Cuevas, das Oratorium des S. Pablokloſters ꝛc. malte. Später begab er sich nach Madrid, wo er noch die Thaten des Hercules malte und 1662 †. Seine männlichen Heiligen zeigen die höchsten Grade mönchischer Ascese und Devotion, wogegen seine Madonnen u. weiblichen Heiligen meist über den Ausdruck spanischer Sinnlichkeit nicht hinauskommen und insbesondere die Züge idealer Verklärung vermissen lassen. Die Pinakothek zu München besitzt ein treffliches Bild Z.s, Maria und Johannes vom Grabe Christi heimkehrend. Andere Werke von ihm besitzen die Gallerien von Berlin, Dresden, Wien, Madrid ꝛc.

Zurechnung (imputatio), das Urtheil über das Verhältniß einer Thatsache zu ihrem Urheber, oder der Ausspruch, daß irgend eine Person als Ursache einer That betrachtet werden müsse. Die Z. ist eine bloß faktische (imputatio facti, Z. zur That), wenn z. B. Jemand den Tod eines Menschen bewirkt hat, oder eine rechtliche (i. juridica, Z. zur Schuld), wenn Jemand die willkürliche Ursache dieser Wirkung ist. Letztere heißt auch, mit Beziehung auf das Moralgesetz, sittliche Z. (i. moralis) u. ist entweder Z. zum Verdienst (i. ad meritum), oder Z. zur Schuld (i. ad culpam) im engsten Sinne; bei der juridischen Z. kann der Natur der Sache nach nur Z. zur Schuld in Frage kommen. Sowohl die Z. zur That als die Z. zur Schuld haben gewisse Abstufungen. Die Z. zur That ist eine unmittelbare, wenn Jemand die Handlung selbst vornahm, aus welcher ein gewisser Erfolg hervorging (physische Urheberschaft);

Digitized by Google

eine mittelbare, in neuerer Zeit intellektuelle Urheberschaft genannt, wenn der Anstifter die Handlung durch einen Andern verrichten ließ. Die Z. zur That ist vollständig, wenn die Handlung als die für sich allein hinreichende Ursache des eingetretenen Erfolgs betrachtet werden muß, z. B. der Tod durch eine für sich allein tödtliche Verletzung; sie ist unvollständig, wenn die Handlung für sich allein den Erfolg nicht haben konnte oder gehabt haben würde, sondern entweder eine andere mitwirkende Ursache, z. B. schlechte ärztliche Behandlung eines Verwundeten, eine zweite Verletzung und dergleichen, hinzutrat. Bei der vollkommenen Z. zur That unterscheidet man noch die geradezu nothwendige Wirkung einer Handlung von der, welche zwar einer Mitwirkung anderer Ursachen nicht bedarf, aber doch zuweilen noch hätte abgewendet werden können. Die Z. zur Schuld erfordert vor Allem, daß die Handlung mit ihrem Erfolg aus dem Willen eines Menschen hervorgegangen sei. Sie setzt voraus nicht allein Zurechnungsfähigkeit (imputabilitas) des Handelnden, oder einen solchen persönlichen Zustand, in welchem seine Handlungen überhaupt als Beweise eines Mangels des rechtlichen Willens gelten können, sondern auch Zurechenbarkeit der Handlung, nämlich solche äußere Verhältnisse der That, daß sie auch wirklich als Beweis dieses rechtswidrigen Willens betrachtet werden muß. Diese Voraussetzungen heißen die Zurechnungsgründe, in deren Ermangelung die Handlung dem Handelnden nicht zugerechnet werden kann und daher für ihn Zurechnungslosigkeit eintritt. Uebrigens ist nach allgemeinen Rechtsgründen zur Strafbarkeit durchaus nicht nöthig, daß der Handelnde im Augenblick seiner That wirklich das Bewußtsein ihrer Strafbarkeit hatte, es wird vielmehr nur erfordert, daß er sich der Strafbarkeit seiner Handlung hätte bewußt werden können, sofern er nur die von allen Bürgern auf gleiche Weise geforderte rechtliche Willensstimmung gehabt u. also auch die nöthige Sorgfalt oder Aufmerksamkeit sich hätte aneignen wollen. Zeigt seine Handlung, daß er diese Willensstimmung nicht hatte, schießt er z. B. im Jagdeifer auf einen gangbaren Weg hin und tödtet dadurch einen Mitbürger, so wird ihm die Tödtung allerdings als kulposes Verbrechen zugerechnet, obgleich er im Augenblick der That durchaus sich nicht bewußt wurde, daß er eine strafbare Handlung begehe. Die Z. fällt ganz hinweg, wenn der Handelnde nur einer stärkern äußern Gewalt (vis absoluta) als Werkzeug dient, womit ein strafbarer Erfolg hervorgebracht wird, wenn der rechtliche Wille nicht zu einem menschlich-vernünftigen entwickelt oder gänzlich unterdrückt ist, z. B. bei Kindern, Taubstummen, Blinden und Tauben, Stumpf- und Blödsinnigen, gänzlich Wilden, Wahnsinnigen, bei einem unwiderstehlich hinreißenden thierischen Instinkt, z. B. Heißhunger, bei psychologischem Zwang durch unerträgliche Körper- oder Seelenqualen, durch Gefahr für ein unersetzliches persönliches Gut, wenn die Gefahr unabwendbar erscheint, durch Nothstand, z. B. Hungers-, Feuers-, Wassersnoth, falls die Umstände, welche den Handelnden bestimmen, von der Art sind, daß sie alle Motive zur Unterlassung der Handlung überwinden. Analogisch werden dahin auch gerechnet die Kindischalten, welche in diesem Betreff den Kindern gleichstehen, Nachtwandler, die Gelüste der Schwangern, Handlungen in Folge einer krankhaften Richtung des Geschlechtstriebes (Mutterwuth und Satyriasis), der Brandstiftungstrieb bei jungen Leuten in der Entwickelungsperiode, auch der Gemüthszustand einer Gebärenden während der Geburt und gleich nach derselben. Wenigstens geminderte Z. tritt ein bei Höchstbetrunkenen, Zornigen im Zustande der Leidenschaft, Höchsterschrockenen ꝛc. Uebrigens richten sich die Grade der Z. nach dem Grade der Willensfähigkeit und Willensfreiheit bei der strafbaren Handlung, nach der Größe der zur Handlung reizenden Triebfedern, nach der Absicht des Thäters, nach den der Handlung widersprechenden besonderen Pflichten, endlich nach der Art der Ausführung und der dabei zu besiegenden Hindernisse. Die Zurechnungsfähigkeit wird stets gesetzlich vermuthet und ist nur dann zweifelhaft, wenn aktenmäßige Thatsachen vorliegen, aus denen mit Wahrscheinlichkeit hervorgeht, es möge der Angeschuldigte nicht in Absicht verbrecherischer, sondern im krankhaften Zustand des aufgehobenen Vernunft- u. Verstandsgebrauchs die strafbare Handlung begangen haben. Die Ansicht, daß der Mensch entweder absolut zurechnungsfähig oder unzurechnungsfähig sei, läßt sich weder in medicinischer, noch in juristischer und philosophischer Hinsicht rechtfertigen, vielmehr liegen zwischen dem vollkommen ausgebildeten Wahnsinn und dem Zustand vollkommener Gesundheit an Leib u. Seele gar manche Stufen, welche weder das bestimmte Urtheil, daß Jemand unzurechnungsfähig sei, noch das entgegengesetzte zulassen. Bei einem solchen Zustand zweifelhafter Zurechnungsfähigkeit wird der Richter die nur für den unzweifelhaft Zurechnungsfähigen festgesetzte (ordentliche) Strafe annähernd in demselben Verhältniß herabzusetzen haben, als die Zurechnungsfähigkeit an Gewißheit vermindert wird. Die Z. im eigentlichen Sinne trifft den vorsätzlichen Urheber oder den Vorsatz, welcher aber wieder die Abstufungen des bestimmten und festen Vorsatzes bei kaltem Blute (animus praemeditatus), des bestimmten, aber in der ersten Anreizung zum Handeln gefaßten und ausgeführten Vorsatzes, des unbestimmten, eines eigentlichen Zwecks sich gar nicht bewußten Vorsatzes, wenn z. B. der Zornige nur blind auf seinen Gegner zuschlägt (dolus indeterminatus), und eines gleichfalls unbestimmten, aber schon zunächst auf etwas Gesetzwidriges gerichteten Vorsatzes (dolus indirectus, culpa dolo determinata) hat. Die volle Z. zur Schuld trifft meist nur den mit bestimmtem Vorsatz und mit Bewußtsein des Unrechts handelnden Thäter.

Zurita, Geronimo, spanischer Geschichtschreiber, geboren 1512 zu Saragossa, erhielt in Alcala seine Bildung und ward 1547 von den aragonischen Ständen als Geschichtschreiber des Landes angestellt. Als Frucht seiner Forschungen in dieser Eigenschaft, namentlich auch auf Reisen durch Aragonien, Italien und Sicilien, erschienen seine trefflichen „Anales de la corona de Aragon" (Saragossa 1562—79, 6 Bde.), die von den ältesten

Zeiten bis auf Ferdinand gehen. Er † 1580. Sein Sohn, Geronimo Z. de Olivan, besorgte von den ersten Bänden der „Anales“ 1585 eine neue Ausgabe; das ganze Werk erschien 1610 in 6 Bänden zu Saragossa u. in 7 Bänden 1569, ein Auszug von Z. selbst unter dem Titel „Indices rerum ab Aragoniae regibus gestarum“, das. 1578, wieder abgedruckt in Schotts „Hispania illustrata“ (Band 3).

Zurla, Placido, italienischer Gelehrter, geboren am 2. April 1769 zu Legnano, trat früh in den Benediktinerorden und wurde von Pius VII. 1823 zum Kardinal und von Leo XII. zu seinem Generalvikar ernannt. Er † am 20. Okt. 1834 zu Palermo. Sein Hauptwerk ist „Di Marco Polo e degli altri viaggiatori veneziani“ (Venedig 1818 bis 1819, 2 Bde.; herausgegeben von Rossi, das. 1823); sonst schrieb er „Dissertazione intorno di viaggi e scoperte settentrionali de' fratelli Zeni“ (das. 1808) und „Dei viaggi e delle scoperte africane di Cadamosto“ (das. 1814).

Zurlo, Giuseppe, Graf, italienischer Staatsmann, geboren 1759 zu Neapel, hatte schon mehre wichtige Richterstellen bekleidet, als er 1798 zum Finanzminister berufen wurde. Als der Hof nach Sicilien flüchten mußte und Z. zur Verwaltung der Finanzen zurückblieb, kehrte sich der ganze Haß des Volks gegen ihn und kaum rettete er das Leben, doch kehrte er schon nach einigen Monaten in seine Stellung zurück und hob in kurzer Zeit die zerrütteten Finanzen wieder, indem er dem Papiergeld hypothekarische Sicherheit gab. Im Jahre 1803 ward er durch den Minister Acton gestürzt und gefangen gesetzt, doch dann freigesprochen. Er lebte seitdem zurückgezogen in Neapel, bis ihn Murat 1809 zum Justizminister ernannte. In dieser Stellung organisirte er in kurzer Zeit das ganze Justizwesen und entwarf eine Prozeßordnung und ein Strafgesetzbuch. Auch die ihm dann übertragenen Ministerien des Innern und des Kultus gestaltete er ganz neu und traf die zweckmäßigsten Maßregeln für die Staatswirthschaft, für Künste und Manufakturen, für den öffentlichen Unterricht wie für schöne Künste. Nach der Auflösung der französischen Regierung in Neapel lebte er in Venedig, dann in Rom, bis er 1818 durch den König Ferdinand die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland erhielt. Nach der Revolution im Juli 1820 wurde ihm sogar das Ministerium des Innern wieder übertragen, doch bekleidete er dasselbe nur wenige Monate. Er † zu Neapel am 10. Nov. 1828.

Zurückschlag (ital. ribattuta), eine Spielmanier, die darin besteht, daß der Hauptton mehrmals mit der darüberliegenden Sekunde abwechselnd vorgetragen wird, doch so, daß der Hauptton dabei immer mehr Dauer erhält. Sie wird der Willkür des Spielers überlassen und gewöhnlich nur als Einleitung zu einem Schluß- oder andern, längern Triller gebraucht.

Zurzach, Marktflecken und Hauptort eines Bezirks im schweizerischen Kanton Aargau, links am Rhein, in einer Ebene, hat eine reformirte und eine katholische Kirche mit Kollegiatstift und den Reliquien der heiligen Verena und 950 meist reformirte Einwohner. Die Römer hatten in der Nähe eine Niederlassung unter dem Namen Forum Tiberii, u. in der ganzen Umgegend werden noch Münzen aus den 3 ersten Jahrhunderten n. Chr. gefunden.

Zusammensetzung (Komposition), in der Grammatik die Vereinigung zwei verschieden- oder gleichartiger Wörter zur Modificirung der Bedeutung der einfachen Wörter. Die Kompositionsfähigkeit der verschiedenen Sprachen und Sprachstämme ist eine sehr verschiedene. Die semitischen Sprachen entbehren der Komposition fast ganz; dagegen sind die indogermanischen Sprachen in hohem Grade dazu befähigt, in ganz vorzüglicher Weise aber alle Mundarten der germanischen Familie. Es können einfache Wörter mit einfachen, einfache mit abgeleiteten und abgeleitete mit abgeleiteten komponirt werden; ebenso lassen sich Nomen mit Nomen, Nomen mit Verbum, Partikel mit Nomen und Verbum, Partikel mit Partikel verbinden, ein Verbum aber kann nie mit einem Verbum zusammentreten. Grammatisch ist die eigentliche Z. von der uneigentlichen zu unterscheiden. Formelles Kennzeichen war in späterer Zeit ein Bindevokal, durch den beide Glieder an einander geheftet wurden, wie z. B. das a im gothischen veina-basi, Weinbeere; gegenwärtig rücken beide Wörter ohne einen solchen unmittelbar an einander. Die uneigentliche Z. verbindet mit dem zweiten Worte unmittelbar anstoßende Casus und Partikel, z. B. Tageshelle, d. i. Helle des Tages. Solche Z.en gelten dann auch für den bestimmten Begriff, den die Konstruktion mit sich brachte, während die eigentlichen Composita Begriffe bezeichnen, die sonst durch ein einziges Wort, eine Ableitung, ausgedrückt oder durch Adjektive, Präpositionen und andere Partikeln umschrieben werden müßten. So bedeutet Weinglas ein Glas, aus dem man Wein trinkt. Uneigentlich können ganze Redensarten komponirt werden, z. B. Vergißmeinnicht. Werden mehr als zwei Wörter zusammengesetzt, so entstehen Decomposita. Die Dekomposition erfolgt fast nie zu gleicher Zeit, sondern fast stets tritt zu einem bereits komponirten Worte ein anderes einfaches oder auch schon zusammengesetztes hinzu, ja es kann sich selbst ein Decompositum mit Compositum oder Decompositum mit Decompositum verbinden. Uebrigens sind Z.en nur dann schön zu nennen, wenn sie zwei Begriffe in ein Bild zusammenfassen, weniger, wenn sie einen Begriff zwischen zwei Wörter vertheilen.

Zusmarshausen, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, westnordwestlich von Augsburg, an der Zusam, Sitz eines Bezirksamts und eines Landgerichts, hat ein Hospital, eine Armenbeschäftigungsanstalt, Weberei, Ackerbau und 970 Einw. Hier am 17. Mai 1648 Sieg der Schweden und Franzosen unter Wrangel und Turenne über die Kaiserlichen und Bayern unter Melander und Gronsfeld, in Folge dessen Wrangel den Lechübergang erzwang; Melander fiel.

Zuwachsung, s. v. a. Accession.

Zuyderſee, s. v. a. Zuidersee.

Zuylen van Nyevelt, Hugo, Baron van, niederländischer Staatsmann, geboren am 1. Juli 1781 zu Rotterdam, war zuerst Privatsekretär des niederländischen Gesandten in Paris und wurde

1807 zum Legationssekretär und 1810 zum Geschäftsträger am spanischen Hofe befördert. Im Jahre 1814 ging er als Gesandter nach Stockholm und 1816 in gleicher Eigenschaft nach Madrid, wo er den Vertrag von Alcala abschloß. Im Jahre 1825 zum niederländischen Gesandten in Konstantinopel ernannt, war er es allein, der, nachdem die Gesandten Frankreichs, Englands und Rußlands nach der Schlacht bei Navarin Konstantinopel verlassen hatten, die zurückgebliebenen Unterthanen jener Mächte in Schutz nahm. Im Dec. 1829 nach dem Haag zurückgekehrt, war er nach dem Abfall Belgiens 1830 neben Verstolk van Soelen (s. d.) das leitende Organ der niederländischen Politik bis zum Abschluß des Definitivvertrags mit Belgien. Mit Falk war er niederländischer Gesandter bei der londoner Konferenz, bis der herbe Ton einer von ihm verfaßten Note 1833 seine Zurückberufung veranlaßte, für welche er durch die Ernennung zum Staatsminister entschädigt wurde. Im Jahre 1842 wurde er Kultusminister für die protestantische Konfession. Aus dieser Stellung durch die Ereignisse von 1848 verdrängt, † er am 19. März 1853.

Zwaluwe (Hooge en lage), Hafenstadt in der holländischen Provinz Nordbrabant, Bezirk Breda, 2 Stunden nördlich von Breda, am Amer, mit Gerberei, Brauerei und 3456 Einw.

Zwang (lat. vis), die Bestimmung zu einem Thun oder Lassen gegen den Willen des handelnden Subjekts. Der Z. ist ein physischer, wenn er mit äußeren körperlichen Mitteln bewirkt wird, ein moralischer oder psychischer, wenn Jemand genöthigt wird, aus mehren Uebeln das geringste zu wählen. Da Z. die Freiheit des Willens aufhebt, so sind alle Verpflichtungen, welche Jemandem durch ihn abgenöthigt werden, in soweit ungültig, als er ungerecht war, wie z. B. ein mit der Pistole auf der Brust abgenöthigtes Versprechen, nicht aber, wenn das, womit gedroht wurde, selbst gerecht war, z. B. die Drohung mit einer an sich gegründeten Klage. Die Verantwortung wegen unerlaubter Handlungen hebt der Z. nicht immer auf, da eigentlich Niemand zum Handeln gezwungen werden kann; aber er kann entschuldigen, wenn die Drohung so gefährlich u. ernstlich war, daß sie den Bedrohten der Freiheit des Handelns berauben konnte. Z. ist nur erlaubt zur Vertheidigung des Rechts (gerechter Z.). Gegen den Souverän ist er rechtlich unmöglich, wiewohl auch der Souverän Rechtspflichten zu erfüllen hat. Das Recht zu zwingen, soweit es nicht im Befugnißkreis der Erziehung begriffen ist, geht auf den Staat über und kann selbst behufs der Vertheidigung nur zur unmittelbaren Abwehr eines Angriffs, als Nothwehr (s. d.), Hausrecht und Behauptung im Besitz, nicht aber zur Wiedererlangung (Selbsthülfe) gestattet werden. Die öffentliche Gewalt ist wesentlich eine zwingende, und zwar dem Rechte nach eine unwiderstehlich zwingende. Die vom Staate gegen Diejenigen, welche den Zwecken des Staates zuwider handeln, angewendete Gewalt heißt, in sofern sie von hierzu bewaffneten Personen ausgeübt wird, bewaffnete Gewalt oder Z. bewaffneter Hand (vis armata); in sofern sie nur von Dienern der Gerichte und Polizei angewendet wird, bürgerliche, gerichtliche, obrigkeitliche Gewalt (vis civilis). Vorzüglich findet aber der Z. Anwendung im Kriminal- und Polizeirecht, und zwar bei jeder Strafe, da dieselbe ihrer Natur nach ein Z. ist, dann aber auch während der Untersuchung, wo er schon bei der Verhaftung eintritt. In wie weit die Anwendung von Zwangsmitteln gegen halsstarrige Inkulpaten oder Inquisiten erlaubt ist, unterliegt noch der Diskussion. Da jeder Staatsbürger die Verpflichtung haben soll, vor Gericht die Wahrheit nach seinem besten Wissen und Gewissen über die Umstände zu sagen, deren Kenntniß der Obrigkeit zu Ausübung ihres Amtes nöthig ist, so scheint es unzweifelhaft, daß der Obrigkeit das Zwangsrecht, d. i. das Recht zustehen muß, Diejenigen, welche dergleichen Aussagen verweigern, dazu zu zwingen. Indeß hat man in neuerer Zeit dem Untersuchungsrichter das Zwangsrecht abgesprochen, weil man von dem Grundsatz ausging, daß keinem Angeschuldigten zugemuthet werden kann, Aussagen zu seinem Nachtheil zu thun. So entbehren durch Z. erpreßte Geständnisse der rechtlichen Beweiskraft, wenn dieselben nicht durch andere Gründe u. den Erweis anderer Thatsachen unterstützt werden. Für gerechtfertigt hält man den Z., wenn der Angeschuldigte Gehülfen gehabt und diese gekannt zu haben nicht leugnet, sich aber beharrlich weigert, sie anzuzeigen. Das gebräuchlichste Zwangsmittel war sonst die Tortur (s. d.). Jetzt pflegt man Erschwerung des Gefängnisses durch schlechteres Logis, Anlegung von Fesseln, Entziehung oder Schmälerung der Kost ꝛc., auch selbst körperliche Züchtigung als Zwangsmittel anzuwenden.

Zwangsjacke, in Zucht- und Irrenhäusern eine Jacke von Leder, in die sich unbändig Benehmende gekleidet werden. Dieselbe hindert sie nämlich, die Hände zusammenzubringen und überhaupt die Arme frei zu bewegen, so daß es ihnen unmöglich gemacht ist, sich und Andern zu schaden. Aehnlich ist der Zwangsstuhl, zu demselben Zweck, eingerichtet.

Zwanzigguldenfuß, s. Münzfuß.

Zwanzigkreuzer (Zwanziger, Kopfstücke), österreichische nach dem Zwanzigguldenfuß ausgeprägte Silbermünze zu 20 Kreuzern, 3 = 1 Gulden Konvention, 1 = 7 Sgr. oder 24½ Kreuzer im 24½-Guldenfuß, welche bis zur münchener Münzkonvention in mehren süddeutschen Staaten (Bayern, Baden, Würtemberg, Großherzogthum Hessen, Nassau ꝛc.) ebenfalls geschlagen wurde. Es gibt auch halbe Z., sogenannte Zehnkreuzer oder halbe Kopfstücke. In Folge der neuesten Münzkonvention sind die Z. auf 23½ Kreuzer, die halben Z. auf 11 Kreuzer rheinisch festgesetzt.

Zwarteberge, Gebirgskette, s. Kapland.

Zwartesluys, befestigte Stadt in der niederländischen Provinz Oberyssel, Bezirk Zwolle, am Zusammenfluß des Zwarte Water und des meppeler Diep, hat viele Kalköfen, Torfstecherei, Schiffswerfte und 3876 Einw.

Zwarte Water (Schwarzes Wasser), Fluß in der niederländischen Provinz Oberyssel, entsteht aus der Vereinigung mehrer Bäche bei Zwolle, wird hier schiffbar, nimmt oberhalb Hasselt die Vecht und bei Zwartesluys das mep-

Digitized by Google

peler Diep auf und fällt bei Genemuyden in die Zuidersee.

Zweck (lat. finis), Alles, was man durch irgend eine Thätigkeit zu erreichen beabsichtigt, oder was als Ziel einer Thätigkeit vorgestellt wird. Wer Etwas thut um einer bestimmten Absicht willen, der handelt nach Z.en, wenn auch deswegen noch nicht immer zweckmäßig, d. h. der Absicht, die er erreichen will, angemessen. Man spricht auch von einer Zweckursache, in sofern die Absicht, Etwas zu erreichen, der Grund zu einer Thätigkeit wird. Dem Z. gegenüber steht das Mittel, welches zur Verwirklichung desselben dient, und zweckmäßig heißt das Verfahren, welches die passenden Mittel zur Erreichung des angestrebten Z.s wählt, während unzweckmäßig oder zweckwidrig Der handelt, welcher untaugliche oder seinen Z. geradezu hindernde Mittel anwendet. Zwecklos heißen Handlungen, die keinen Z. haben oder zu haben scheinen. Nicht jedes Mittel, was zur Erreichung eines Z.s geeignet ist, ist deshalb vom sittlichen Gesichtspunkte aus gut zu nennen, und daß man um eines guten Z.s willen auch zu schlechten Mitteln seine Zuflucht nehmen dürfe, wagt nur die sophistische Lehre der Jesuiten zu behaupten, wenn sie den ebenso bekannten als verwerflichen Grundsatz ausspricht, daß der Z. das Mittel heilige. Es läßt sich bei jeder Thätigkeit eine ganze Reihe von Z.en denken, in welcher immer ein Z. als Mittel dem andern untergeordnet ist, so daß es dann niedere und höhere, sowie nächste und entferntere Z.e gibt. Den entferntesten Z. nennt man auch den Endzweck. Den allerletzten Z. zu suchen, der nämlich die Reihe der sämmtlichen Z.e abschließt, um deswillen überhaupt Alles vorhanden ist und geschieht, hielt eine Zeitlang die philosophische Forschung für ihre Hauptaufgabe. Einige sahen den letzten Endzweck in dem sogenannten höchsten Gut, Andere in der Verwirklichung der sittlichen Ideen. Vgl. Teleologie.

Zweckmäßigkeit, die Eigenschaft eines Dinges, daß das Mannichfaltige in demselben zur Verwirklichung eines andern von ihm verschiedenen Dinges zusammenstimmt. Man unterscheidet eine innere Z., welche sich in organischen Körpern findet, sofern kein Theil derselben in Rücksicht auf das Ganze und dessen Bestehen zwecklos oder überflüssig ist, und eine äußere Z., welche darin besteht, daß jedes Ding in der Welt zur Erreichung eines oder mehrer außer ihm befindlicher Zwecke geschickt ist. Ferner gibt es eine materiale und formale Z., von denen die erstere in dem Material und dem Gehalt, letztere bloß in der Form beruht, eine objektive Z., die in den Gegenständen liegt, ohne daß wir sie auf unser ästhetisches Gefühl beziehen, und eine subjektive Z., sofern wir sie auf unser ästhetisches Gefühl beziehen und sie einen gefälligen Eindruck auf uns machen.

Zwei, die zwischen 1 und 3 stehende Zahl, die erste gerade Zahl, die mit sich selbst multiplicirt und addirt ein gleiches Resultat gibt, nämlich 4. Die Z. geht auch in allen geraden Zahlen auf, d. h. sie ist ein gemeinschaftlicher Faktor aller geraden Zahlen. Leibniz hat gezeigt, wie sich auf die Potenzen der Z. ein eignes Zahlensystem, das dyadische, gründen lasse.

Zweibrücken (Pfalz-Z., franz. Deux-Ponts), ehemalige reichsunmittelbare Grafschaft (seit 1410 Herzogthum) des oberrheinischen Kreises, im jetzigen bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, umfaßte 1768 einen Flächenraum von 36 QMeilen mit 60,000 Einwohnern in 4 Oberämtern, nebst 9 QMeilen mit 36,000 Einw. im Elsässischen und Guttenbergischen. Nach dem Aussterben der Grafen von Z. fiel sie 1390 an die Pfalz (s. d.). In der Folge wurde sie zum Fürstenthum und bei der Theilung der kurpfälzischen Lande nach dem Tode des Kaisers u. Kurfürsten Ruprecht III. 1410 unter seine 4 Söhne zum selbstständigen Herzogthum erhoben. Ruprechts dritter Sohn, Stephan, stiftete die Linie Pfalz-Z. Durch den aus dieser Linie entsprossenen Herzog Karl Gustav, der 1654, als die Königin Christine die Krone niederlegte, auf den schwedischen Thron berufen wurde, kam das Herzogthum Z. an Schweden. Nach König Karls XII. Tode 1718 fiel es an dessen nächsten Verwandten und nach unbeerbtem Absterben desselben an die Nebenlinie des Hauses Pfalz-Z., welches letztere 1731 im Mannsstamme erlosch, worauf die Linie Birkenfeld Pfalz-Z. erbte, aus der die jetzige bayerische Regentenfamilie stammt. Während des Revolutionskrieges wurde das Fürstenthum Z. von den Franzosen besetzt und im lüneviller Frieden mit dem übrigen linken Rheinufer an Frankreich abgetreten. Nachher bildete es einen Theil des Departements des Donnersbergs. Durch den Frieden zu Paris von 1814 kam es an Deutschland zurück u. zum größten Theil an Bayern, während der übrige Theil an Oldenburg, Sachsen-Koburg und Hessen-Homburg fiel. Die Stadt Z. (Bipontinum, in alten Urkunden auch Geminus pons genannt), die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums, liegt im sogenannten Westrich, am Erbach in angenehmer Gegend, durch eine Zweigbahn nach Homburg mit der pfälzischen Ludwigsbahn (Linie Ludwigshafen-Berbach) verbunden, besteht aus der Altstadt, der Neustadt und der schönen untern Vorstadt, ist Sitz des Appellationsgerichts und der Assisen für die Pfalz, sowie eines Bezirksamts, eines Bezirksgerichts und eines Landgerichts und hat 2 evangelische Kirchen (darunter die schöne, 1497 erbaute Alexanderskirche mit der herzoglichen Gruft), ein großes Schloß (die ehemalige Residenz der Herzöge), sonst eins der prachtvollsten Fürstenschlösser Deutschlands, jetzt zum Theil zur katholischen Kirche umgewandelt, ein kleineres Schloß mit Landgestüte, ein Gymnasium, eine lateinische Schule, Landwirthschafts- und Gewerbschule mit mechanischer Werkstätte, ein Central- u. ein neues Bezirksgefängniß, Hospital, Fabrikation von Seidenplüsch, Tuch, Flanell, Leinwand, Leder, Tabak, Maschinen und Dampfkesseln, Baumwollspinnerei, bedeutende Viehmärkte und 8519 meist evangelische Einwohner. In literarischer Hinsicht ist die Stadt merkwürdig durch die seit 1779 von einer Gesellschaft Gelehrter in der herzoglichen Druckerei herausgegebenen Editiones Bipontinae, einer Reihe korrekter und eleganter Ausgaben griechischer, lateinischer und französischer Klassiker. Vergl. Crollius, Origines Bipontinae, Zweibr. 1761 ff., 2 Bde.

Zweideutigkeit, s. Amphibolie.

gitized by Googl

Zweifel (dubitatio), überhaupt der Gemüthszustand, in welchem man wegen einander entgegenstehender Gründe nicht urtheilen oder entscheiden kann; dann auch (dubium) ein Einwand oder Einwurf, ein Gegengrund, der uns zum Zweifeln bringen kann. So peinlich auch der Zustand des Z.s in manchen Fällen sein mag, besonders da, wo von wichtigen Gegenständen der Erkenntniß oder von ebenso wichtigen Angelegenheiten des Lebens die Rede ist, so kann ihm doch Niemand entgehen, der Gründe und Gegengründe abzuwägen, d. h. zu denken angefangen hat. Kenntniß der gegebenen Verhältnisse, klare Einsicht, ruhige und besonnene Ueberlegung und dann Entschiedenheit des Charakters helfen wohl am schnellsten über den Z. hinweg. Ueber den Z. in seiner Bedeutung für die Philosophie s. Skepsis und Skeptiker.

Zweiflügelnuß, Pflanzengattung, s. Dipterocarpus.

Zweiflügler (Diptera, Fliegen), Insektenordnung, vielleicht die zahlreichste, charakterisirt durch 2 häutig-aderige Flügel, hinter welchen in der Regel 2 unbedeckte oder mit 1—2 Schüppchen bedeckte, gestielte Knöpfchen (Schwingkölbchen, halteres) stehen, und durch die vollkommene Verwandlung. Die allgemeine Körperbedeckung ist weich, häutig, dehnbar und nie von so harter Beschaffenheit wie bei den Käfern. Die Fühler sind fast stets vorn auf dem Kopfe, zwischen den Augen eingelenkt und an ihrer Basis einander genähert; sie sind entweder sehr lang und vielgliederig (Langhörner), oder kurz und dann meist 3gliederig (Kurzhörner). In ersterem Falle sind sie von mannichfacher Gestalt, feder- oder federbuschähnlich, cylindrisch, kolbig, fadenartig; im letzteren Fall am letzten Gliede mit einer kurzen geraden Borste (stylus) versehen. Bei den untersten parasitisch lebenden Z.n schwinden die Fühler zu einem unbedeutenden Knötchen zusammen. Die Mundwerkzeuge sind stets zum Saugen eingerichtet, wenn auch von sehr verschiedener Bildung. In der Regel ist ein Rüssel vorhanden, der meist knieartig, eingeknickt, bald senkrecht, bald horizontal unter den Kopf gestellt und einziehbar ist. Am unteren Ende ist er gewöhnlich verbreitert und mit einer rundlichen Platte versehen, über welcher sich die eigentliche Mundöffnung in dem Knie des Rüssels befindet. An der Mundöffnung stehen 2 Taster (palpae), die entweder 1—2gliederig, oder 4—5gliederig und lang, oft auch buschig sind. Der Rüssel besteht aus einer häutigen Hülle, in welcher steife Hornborsten stecken, die, meist mit den Palpen in Verbindung stehend, die Kinnladen und Kiefern repräsentiren und in ihrer Vereinigung als Sauger (haustellum) bezeichnet werden. Außer diesen Borsten findet sich am Grunde des Rüssels eine meist dreieckige, zuweilen vorn zugespitzte, hornige oder häutige und auf der Unterseite mit einer Mittelrinne, in welcher die feine, kurze Zunge liegt, versehene Oberlippe. Die Hornborsten dienen zum Durchbohren der Haut, während der äußere Rüssel nur zur Bedeckung und Fixirung des Saugers bestimmt ist. Die aufgesogenen Säfte steigen zwischen den Hornborsten in die Höhe. Der Raum zwischen dem Rüssel und den Augen, das sogenannte Untergesicht (hypostoma), ist entweder nackt oder mit im Halbkreis stehenden steifen Borsten, dem sogenannten Knebelbart (mystax), besetzt. Die Augen sind meist von zweierlei Art, zusammengesetzte oder facettirte und einfache; erstere sind oft unverhältnißmäßig groß, namentlich bei den Männchen, bei denen sie an der Stirn oft zusammenstoßen, was bei den Weibchen nie der Fall ist. Die einfachen oder Nebenaugen (Punktaugen) stehen meist in einem Dreieck auf der Höhe der Stirn zwischen den facettirten, gewöhnlich zu 3, selten zu 2. Die Brust besteht nur aus einem Hornstück, dessen ursprüngliche Zusammensetzung aus 3 Ringen durch Querfurchen oder vertiefte Linien mehr oder minder deutlich erkennbar ist. Der obere Theil heißt Brust- oder Rückenschild (thorax), der untere Brust (pectus), der mittlere, woran die Flügel sitzen, Mittelrücken (mesothorax) und der dahinter befindliche Theil, welcher die Schwingkölbchen trägt, Hinterrücken (metathorax). Letztere sind mit Luft gefüllt, und ihr Abschneiden beeinträchtigt nicht nur das Flugvermögen, sondern hat nach 8—12 Stunden den Tod zur Folge. Der Hinterleib (abdomen) ist aus 4—9 Ringeln zusammengesetzt, meist schmal, länglich, zuweilen auch eiförmig, bald mit seiner ganzen Breite an der Brust befestigt, bald nur mittelst eines Stiels mit ihr verbunden. Die Füße sind meist lang und dünn, der Fuß besteht stets aus 5 Gliedern; das Endglied trägt 2, meist einfache, zuweilen gespaltene oder gezähnelte Klauen, zwischen denen sich meist 2 oder 3 Fußballen (arolia) befinden, die mit Grübchen oder Leisten dicht besetzt sind, bei einigen eine klebrige Flüssigkeit ausschwitzen sollen und als Haftorgane dienen. Die Z. leben als vollkommene Insekten meist nur kurze Zeit; die Männchen sterben in der Regel nach der Begattung, die Weibchen, nachdem sie für die Brut gesorgt haben. Sie leben meist gesellig in Schwärmen in Wäldern und Gebüschen, auf Blumen und Blättern, deren Säfte sie aufsaugen. Einige sind kühne Räuber, die selbst weit größere Insekten anfallen, um sie todtzustechen u. auszusaugen; andere leben parasitisch von dem Blut größerer Thiere; stets aber sind es nur die Weibchen, welche stechen und Blut saugen, nie die Männchen. Die Z. legen Eier, nur wenige gebären die aus den Eiern schon ausgekrochenen Maden, wie die Fleischfliegen; die Lausfliegen legen gleich Puppen. Die Eier sind meist rundlich und werden an Orten abgesetzt, wo die auskriechenden Larven leben, auf das Wasser, in den Schlamm, die feuchte Erde, auf Keime und Blätter der Pflanzen. Die Larven (Maden) der Z. sind fußlos, höchstens mit Wärzchen anstatt der Füße versehen. Während die einen einen weichen, häutigen, mit kurzen Saugorganen versehenen Kopf haben, wie die meisten parasitisch oder in faulenden Stoffen lebenden Larven, ist bei anderen der Kopf hornig, mit zum Beißen geeigneten Kiefern und Palpen ausgerüstet; so namentlich bei den im Wasser lebenden Larven, welche auch mit seitlichen, gefransten Anhängen, die zugleich als Flossen und als Tracheenkiemen dienen, versehen sind. Die Larven mancher Fliegen leben als Parasiten von anderen Insekten und von deren Larven, jedoch immer nur innerhalb der Lebenden, nie außerhalb derselben (Schlupfwespen). Die Larven der Dasselfliegen schmarotzen in Säuge-

Digitized by Google

thieren, die Lausfliegen auf Säugethieren und Vögeln. Alle Zweiflüglerlarven verwandeln sich in eine ruhende Puppe (Tonnenpuppe), indem die äußere Haut zu einer ovalen Hülse verhärtet, von der das ausgebildete Insekt, um hervorzukriechen, den vordersten Theil wie einen Deckel absprengt. Zur Entwickelung gebrauchen sie meist nur eine kurze Zeit. Das Summen mancher Z. wird entweder durch die aus den Tracheen oder Luftlöchern strömende Luft (Burmeister), oder durch die schwingende Bewegung der Häute des Rumpfes (Erichson u. A.) hervorgebracht. Manche Z. sind, zumal in heißen Ländern, durch ihre Menge und Zudringlichkeit die lästigsten aller Insekten, so die Stech- und Kriebelmücken, Moskitos, Bremsen ꝛc. Viele legen ihre Eier an Fleischwaaren und Nutzgewächse und führen dadurch deren Verderbniß herbei. Daß der Milzbrand des Viehs durch Fliegen fortgepflanzt worden und durch den Stich derselben mit den Stechborsten tödtliche Geschwulst entstanden sei, wird behauptet, ist aber noch nicht erwiesen. Manche Z. nützen durch Beförderung der Verwesung faulender Stoffe, sowie durch Vertilgung schädlicher Insekten (Blattläuse, Raupen ꝛc.). Die Zahl der bekannten Fliegenarten schätzt man auf mehr als 10,500, der in Europa lebenden auf 4500. Sie zerfallen in Rüsselfliegen (Proboscidea) und Rüssellose (Eproboscidea); die ersteren in Langhörner (Nematocera), wozu die Mücken gehören, Flöhe (Pulicina), ungeflügelt, und die eigentlichen Fliegen (Brachycera).

Zweigestrichen, die zweite Oktave des Diskants oder die vierte unseres Tonsystems, wurde nach der alten Tabulatur mit Buchstaben und 2 Strichen darüber bezeichnet.

Zweihänder (Bimana), die erste Ordnung der Säugethiere, mit einer Gattung und einer Art: Mensch (s. d.); s. Bimana.

Zweihäusige Pflanzen, s. Dioicus.

Zweiheit, s. Dyas.

Zweihufer (Spalthufer), s. v. a. Wiederkäuer.

Zweikampf (Duell, lat. certamen singulare, duellum), im Allgemeinen ein Kampf zwischen nur zwei Personen, im engern Sinne der zwischen zwei Personen nach gewissen herkömmlichen Regeln verabredete Kampf mit gleichen Waffen, um dadurch für eine wirkliche oder vermeintliche Beleidigung eigenmächtig Genugthuung zu nehmen oder zu geben. Man unterscheidet Duell in engster Bedeutung (duellum praemeditatum) nach geschehener Verabredung, Rencontre (duellum subitaneum), auf der Stelle mit beiderseitiger Zustimmung, und Attaque (Ueberfall), zwar auf der Stelle, doch so, daß der eine Theil vom andern mit Waffen angegriffen und zur Vertheidigung aufgefordert wird. Derjenige der beiden Duellanten, der dem Andern das Duell anträgt oder antragen läßt, ihn herausfordert oder herausfordern läßt, heißt der Ausforderer (Provokant), derjenige, der zu Eingehung des Duells aufgefordert wird, der Geforderte (Provokat). Nebenpersonen sind: die Sekundanten, welche, von jedem Duellanten einer, von der Zeit der Beleidigung an bis zur Beendigung des Duells die Vermittler zwischen beiden Gegnern machen, die Wahl und Gleichheit der Waffen, Zeit und Ort des Duells vermitteln, auf dem Kampfplatz selbst den Raum, auf welchem gekämpft werden soll (Mensur), bestimmen und darauf sehen, daß das Duell in der gehörigen Weise vollzogen werde. Dazu kommen noch beim Studentenduell der Karteträger, welcher die Ausforderung bewirkt, die Zeugen, welche die Waffen vor Beginn des Duells und zwischen den einzelnen Gängen halten und in den gehörigen Stand setzen, auch das Sitzen eines Hiebes oder Stoßes, oder das Geschehen eines Nachstoßes bezeugen müssen und dergleichen, u. der Schiedszeuge oder Unparteiische, welcher dabei über Fragen und Streitigkeiten in letzter Instanz entscheidet. Ein Arzt leistet dabei die nöthige ärztliche Hülfe. Das Duell auf den Hieb geschieht bei Studenten mit Schlägern oder Säbeln, bei Offizieren mit der bei ihrer Truppe üblichen Waffe. Die Sekundanten stehen dabei zur linken Seite ihrer Freunde und sind mit Degen oder Rappieren versehen, mit denen sie nach manchen Duellherkommen gefährliche Hiebe nach der linken Seite des Freundes pariren können. Das Duell auf den Stich erfolgt in der Regel mit dreischneidigem Stoßdegen, bei geschärftem Grade mit sogenannten Parisiens mit kleinern Stichblättern. Beim Duell auf den Stich steht der Sekundant an der linken Seite des Gegners und ist nur mit einem Stock versehen, um, wenn er seinen Freund in Nachtheil sieht, gefährliche Stiche von ihm abzuwenden. Das Duell auf den Schuß geschieht mit Pistolen, entweder à tempo, d. h. so, daß die Duellanten, auf der gewöhnlich 15 Schritte betragenden Mensur stehend, nach dem Kommando eines der Sekundanten schießen, oder auch nach Ziel, wo der Geforderte den ersten Schuß hat, dann aber einige Minuten auf der Mensur so lange bleiben muß, bis der andere geschossen hat. Beim „Schießen über den Mantel oder das Tuch" wird die Mensur durch die gegenüberstehenden Zipfel eines Mantels oder Tuches bestimmt. Die Barrièren beim Schießen über den Mantel oder das Tuch (Schießen mit Avanciren) werden so gemacht, daß, wenn jeder Duellant an der seinigen steht, beide 5 Schritte von einander entfernt sind. Beim Duell mit Pistolen sehen die Sekundanten darauf, daß ordentlich geladen wird; zum Schießen kommandirt der Sekundant des Beleidigten durch ein Zeichen oder durch Worte. Beim „Schießen aus dem Sacke" sind beide Pistolen in einem Sacke, jedoch nur Eine geladen. Der Fordernde zieht eine davon heraus, und Beide drücken zugleich los. Gewöhnlich bestimmt der Fordernde die Waffe, muß aber auch gefährlichere Waffen annehmen. Nach dem Duell hat der Fordernde zu bestimmen, ob mit dem Duell seine Ehre gesühnt sei und wenn dasselbe aufhören soll (Satisfaktion nehmen). Sind bei Studentenduellen 12 (oder auch 24) Gänge gemacht, so ist das Duell zu Ende; doch endet auf manchen Universitäten eine gültige Wunde stets das Duell. Nach Beendigung des 9. Ganges kann auch, ohne daß eine Verwundung vorgefallen ist, Satisfaktion genommen werden.

Der Z. war schon dem Alterthum nicht fremd. Es treten uns viele Beispiele entgegen, wo lang-

wierige Kriege, entscheidungslos hin- und herschwankende Schlachten ꝛc. durch ein Einzelgefecht der Feldherren beendet wurden. Von einem Duell im heutigen Sinne, d. h. einem Mittel, welches dazu dienen soll, eine Ehrenverletzung auszugleichen, wußten aber die alten Völker nichts; dasselbe entsprang vielmehr aus dem altdeutschen Fehderechte: wer eine Rechtsverletzung erlitten hatte, mußte mit dem Schwerte in der Hand sich Genugthuung verschaffen. An die Stelle des Fehderechts traten später die Kompositionen und Wehrgelder; manche Eingriffe in fremde Rechtssphäre konnten aber gar nicht anders gesühnt werden, als durch den Z. Hierher gehörte vor Allem der Kampf, welcher bei Beleidigungen und Verletzungen der Ehre Statt fand. Freilich zeigte der mittelalterliche Ehrenkampf noch nicht sogleich alle ausgebildeten Formen des spätern Duells, die in Spanien sich entwickelten, aber den Ordalien, Fehden, Rencontres lag durchaus das Princip zu Grunde, sich eine persönliche Genugthuung für eine erlittene Rechtsverletzung zu verschaffen. Ueber den Werth des Duells ist viel gestritten worden. Vom rein principiellen Standpunkte aus betrachtet, ist die Frage leicht entschieden: Das Duell ist nicht nur an sich ein unmoralisches und widerrechtliches Institut, sondern es ist auch unbedingt verwerflich, wenn man es als etwas aus einer eigenthümlichen Standesehre Entspringendes betrachtet. Dennoch ist nicht in Abrede zu stellen, daß es Fälle von Ehrenbeleidigungen geben kann, wo das bürgerliche Gesetz keineswegs volle Genugthuung gewähren kann und daher nur das Duell als Auskunftsmittel übrig bleibt; das Studentenduell aber hat noch die besondere Bedeutung, daß dadurch viele andere unnütze Neckereien und namentlich rohe Prügeleien vermieden werden. Was die juristische Beurtheilung anlangt, so gehen die Ansichten ebenfalls weit auseinander. Wenn auch die Landesgesetze frühzeitig sehr strenge Gesetze gegen den Z. aufstellten, so enthält doch das gemeine deutsche Recht, da das Reichsgutachten von 1668 nie zur Publikation gekommen, keine eigentliche Strafanordnung gegen das Duell. Selbst in den Sammlungen von Rechtssprüchen ist immer nur von der Bestrafung des Duells, wenn der Tod oder schwere Verwundung erfolgte, die Rede, und auch die Aufstellung in den ältern Kompendien beweist, daß man das Duell nur in seiner Richtung gegen das Leben Anderer auffaßte und daher nur dann Strafe eintreten ließ, wenn Tödtung od. Verwundung erfolgte. Die spätere Praxis ließ selbst in den Fällen, wo der Tod erfolgte, die gewöhnlichen Strafen des Mords nicht eintreten. Allerdings fehlt es nicht an gewichtigen Autoritäten, welche die allgemeine Anwendung der Gesetze über Mord und Verwundung auf die im Z. erfolgte Tödtung oder Verwundung behaupten; dagegen halten Andere an der entgegengesetzten Ansicht fest, und auch Solche, welche dieser Ansicht nicht völlig huldigen, erkennen doch den Einfluß der vorhandenen Einwilligung, oder eine Art von Nothwehr bei dem Duell an. In der That liegt dem Duell ein Vertrag der Duellanten über einen Kampf zum Grunde, welchen sie in der Art eingehen zu wollen erklären, daß Jeder eine Gefahr übernimmt und dem möglich schlimmsten Ausgang sich unterwirft. Da nun gemeinrechtlich keine Vorschrift existirt, welche diesen Vertrag für strafbar erklärt, so kommt Alles darauf an, welchen Werth der Richter auf das Dasein des Vertrags legen darf. Wenn nun auch vor dem Gesetz ein solcher Vertrag keine rechtliche Gültigkeit haben, daher nicht als klagbar betrachtet werden darf, so hat doch der Richter, der alle Umstände, die den Grad der Verschuldung bestimmen, genau erwägen muß, in so weit das Dasein des Duellvertrags zu berücksichtigen, als nicht ein Gesetz vorhanden ist, welches den Duellvertrag selbst als einen strafbaren erklärt hat. Ist aber dies der Fall, so trifft Denjenigen, welcher im Duell den Andern tödtete, doch nur die Strafe wegen Eingehung und Vollziehung des Vertrags, nicht aber die Strafe der Tödtung. Der Duellvertrag hat aber noch die Eigenthümlichkeit, daß Jemand dabei einen Kampf eingeht und eine Gefahr übernimmt, um einer andern Gefahr zu entgehen, der Gefahr nämlich, von seinen Standesgenossen der Feigheit beschuldigt zu werden und neuen Mißhandlungen ausgesetzt zu sein, ja selbst seine bürgerliche Existenz zu gefährden. So verwerflich nun auch in sittlicher Beziehung das Vorurtheil sein mag, das gewissen Ständen eine solche Zwangspflicht auflegt, so wird der Richter dasselbe im konkreten Falle doch nicht unberücksichtigt lassen dürfen u. wenigstens bei der Strafzumessung demselben Rechnung tragen müssen. Das bloße Verabreden des Duells auf Leben und Tod kann, wenn dabei einer der Duellanten um das Leben kommt, noch nicht genügen, um den Todtschläger als Mörder darzustellen, wenn auch der Gesetzgeber gewichtige Gründe hat, einem unter dieser Verabredung vollzogenen Duell strengere Strafen zu drohen. Die neueren deutschen Strafgesetzgebungen, mit Ausnahme der bayerischen, welche ihn ganz übergeht, bedrohen den Z. schon als solchen, auch ganz abgesehen von dessen Folgen im einzelnen Fall, als besonderes Verbrechen, jedoch ohne sich darüber zu einer gleichförmigen Theorie vereinigen zu können, wie sie denn bei der Stellung, welche sie dem Duell anweisen, von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen, bald, wie das sächsische und badische Gesetzbuch, von dem der Ehrenverletzung, bald, wie das würtembergische, hannoversche u. braunschweigische, von dem der unerlaubten Selbsthülfe, bald endlich, wie das österreichische und hessische, von dem eines Verbrechens wider Leben und Gesundheit. Nirgends tritt aber bei erfolgter Tödtung die gewöhnliche Strafe des Mords ein, selbst da nicht, wo, wie in Braunschweig und Mecklenburg, die alten Duellgesetze, die schwere Leibes- und Lebensstrafe androhen, formell noch in Gültigkeit sind. In Preußen ist seit 1843 ein Ehrengericht eingeführt, das auch über den Z. gesetzt ist und beide Theile zu versöhnen suchen soll; gelingt ihm dies nicht und findet der Z. doch Statt, so trifft beide Parteien eine weit mildere Strafe als gewöhnlich. Vgl. Wiegand, De duellis secundum mores antiquos Germanorum et jura novissima, Wittenb. 1782; Kulumus, Ueber das Duell, Würzb. 1821; von Buhler, Ueber das Duell, Ulm 1827.

Digitized by Google

Zweikorn, s. v. a. Spelt (s. d.); s. v. a. Emmer, s. Weizen.

Zweischattige, s. Ascii.

Zweistimmig, Bezeichnung eines musikalischen Satzes, wenn die Harmonie eines Tonstückes wesentlich aus bloß 2 Stimmen besteht, wie dies der Fall ist beim einfachen Duett für 2 Instrumente oder 2 Singstimmen und bei vollständigen oder mehrstimmigen Tonstücken, aus welchen 2 Partien sich koncertirend hervorheben.

Zweites Gesicht (engl. second sight), der besonders in Schottland herrschende Glaube, daß gewissen Personen die Kraft innewohne, Andere, die binnen kurzer Zeit sterben sollen, zuvor mit geistigem Auge zu erblicken. Die Art, wie dies geschehen soll, wird verschieden erzählt. Entweder fühlt sich der Seher getrieben, in einer Nacht aufzustehen und vor das Haus zu treten, wo dann der gespenstische Leichenzug an ihm vorüberschreitet, oder er muß an der Kirchhofsthüre dies furchtbare Gesicht mit abwarten, oder er sieht, zufällig des Nachts in die Kirche gekommen, in dieser den zum Tode Bestimmten, u. dergl. Die Schotten glauben sich das zweite Gesicht durch Taighiren, d. h. durch das 72 Stunden lang dauernde Braten und Verzehren lebendiger Katzen, verschaffen zu können. Auch in Deutschland erzählt man sich viel Wunderbares von dem zweiten Gesicht. Jedenfalls hängt der Glaube vom zweiten Gesicht mit dem Ahnungsvermögen der Seele zusammen, obschon dasselbe, bis zu diesem Grad ausgebildet, wohl nirgends nachgewiesen ist. Z. G. nennt man auch das Doppeltsehen (Deuteroskopie) oder die nach dem Volkswahn gewissen Menschen verliehene Gabe, zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten doppelt gesehen zu werden, wo dann das eine Gesicht der wirkliche Mensch, das zweite bloß dessen gespenstisches Schattenbild ist. Solche Doppelgänger sollen meist besonderen Unglücksfällen ausgesetzt sein. Sieht ein solcher selbst sein Doppelbild, so soll kurz darauf sein Tod erfolgen. Beide Arten von Aberglauben tragen viel poetische Elemente in sich und sind daher von Dichtern, z. B. von Laun, Apel, Raupach u. A., zu poetischen Gebilden benutzt worden.

Zweizeitig, eigentlich eine Silbe, zu deren Hervorbringung 2 Zeiten (Moren), d. h. doppelt so viel Zeit, als zur Aussprechung einer kurzen, erforderlich sind; auch eine Silbe, welche an sich kurz oder auch lang sein kann, je nachdem ihre Stellung im Verse, oder die Konsonantenfolge auf sie ist.

Zwenkau, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, am Floßgraben und unweit der Elster, südlich von Leipzig, ist Sitz eines Gerichtsamts, hat eine Pulvermühle, Salpetersiederei, Korbflechterei, Schuhmacherei, eine große Ziegelbrennerei und 3132 Einw.

Zwentebold (Zwendibold), in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts Fürst der Mähren, hatte durch die Gunst Kaiser Karls des Dicken und dessen Sohnes Arnulf sich nicht nur die Herrschaft über Böhmen, sondern auch über einen Theil von Ungarn und Oesterreich erworben und so das sogenannte große mährische Reich gegründet. Um sich von dem deutschen Kaiser unabhängig zu machen, begann er den Krieg gegen Kaiser Arnulf, fand aber in demselben 895 den Tod. Z.s Söhne setzten den Kampf fort, der mit dem Untergang des mährischen Reichs endete.

Zwerchfell (diaphragma), die theils schräge, theils fleischige Haut, welche zwischen der Brusthöhle ausgespannt ist und beide von einander trennt. Am unteren Ende des Brustbeins und der unteren Rippen, sowie hinten durch 6 Muskelbündel, die sogenannten Schenkel (crura diaphragmatis), an dem in gleicher Höhe liegenden Theile der Wirbelsäule, den Lendenwirbeln, befestigt, ist es gewölbt, so daß die obere Fläche konvex, die untere konkav erscheint. Die konvexe Fläche ist in der Mitte von der unteren Fläche des Herzbeutels (pericardium) bedeckt, die durch Zellgewebe mit ihr verbunden wird, an den Seiten aber, wo die unteren Flächen der Lungen auf ihr ruhen, mit der Brusthaut (pleura) überzogen, die ebenfalls durch Zellgewebe mit ihr zusammenhängt. Die konkave Fläche ist größtentheils von der Bauchhaut überzogen, die auch durch kurzes Zellgewebe an ihr befestigt ist. Der mittlere vordere Theil des Z.s liegt am höchsten, die Seitentheile, sowie auch der vordere u. hintere Theil liegen niedriger. Doch liegt der vordere, am Brustbein befestigte Theil höher als der hintere, am Rückgrat befestigte. Der mittlere Theil (speculum Helmontii) ist ein Gewebe von starken, glänzenden, theils neben einander liegenden, theils in einander verwebten Sehnen. Hier befindet sich eine Oeffnung, durch welche die aus dem Unterleib zum Herzen emporsteigende untere Hohlvene hindurchgeht. Weiter nach hinten wird das Z. von der Speiseröhre durchbohrt, und ganz hinten zwischen den Schenkeln längs der Wirbelsäule treten die Aorta, die den oberen und unteren Theil des Gangliensystems verbindenden Nervenfäden in die Bauchhöhle und zwei Venen aus dieser in die Brusthöhle. Das Z. unterstützt das Herz und die Lungen, die auf seiner oberen Fläche ruhen, und trägt auch die Leber, den Magen und die Milz, indem von dem seine untere Fläche überziehenden Theil der Bauchhaut Bänder zu diesen Eingeweiden hingehen. Als sehr reizbarer Muskel wirkt es vornehmlich beim Athemholen mit, indem durch die Zusammenziehung seiner Muskelfasern die konvexe Wölbung sich verflacht und der Centraltheil nach der Bauchhöhle sich herabsenkt. Durch dieses Herabsenken, welches beim Einathmen Statt findet, wird die Brusthöhle erweitert, also den Lungen mehr Raum verschafft, so daß sie von der ausgeathmeten Luft ausgedehnt werden können. Zugleich wird dadurch die Bauchhöhle etwas verengert, wodurch die Eingeweide derselben gegen die Bauchmuskeln ins Becken herabgedrückt werden. Durch das Sichherabsenken des Z.s und die gleichzeitige Zusammenziehung der in der Wandung des Bauchs liegenden Muskeln erleidet der gesammte Inhalt der Bauchhöhle einen Druck, wodurch der Austritt des Inhalts derselben durch den Darm befördert wird. Dies die sogenannte Bauchpresse, die einestheils zur Darmentleerung und zur Entleerung der Blase, anderntheils aber auch beim Erbrechen mithilft. Auf einem abnormen Zustand des Z.s und benachbarter Organe beruht der Zwerchfellkrampf oder das Schluchsen (s. d.).

Zwerg (lat. nanus, pygmaeus), ein Mensch von

Digitized by Google

ungewöhnlich kleiner Statur, ein Naturspiel, keine besondere Gattung des Menschengeschlechts, wie man sonst wohl geglaubt hat, wo die Erzählungen von den Pygmäen der Alten und anderen Zwergvölkern noch nicht unter die Fabeln verwiesen worden waren, was jetzt längst geschehen ist. Wenn auch das Klima und andere endemische Einflüsse die Körpergröße der Bewohner mancher Länder herabdrücken, so gehört doch überall ein Wuchs unter 3½ Fuß unter die Ausnahmen, die sich übrigens auch unter großen und starken Kindern gleich großer und starker Aeltern finden. Mit der Kleinheit pflegt sich noch Mißbildung, dicke Köpfe, kleine Beine und ein verhältnißmäßig starker Körper, zu verbinden, sowie auch die geistige Ausbildung in der Regel zurückbleibt und gewisse moralische Fehler stärker hervortreten. Doch gibt es auch sehr wohlgebildete Z.e vom vollkommensten Ebenmaß der Glieder, und wenn auch kein Beispiel von einem Z. vorhanden ist, der sich durch außerordentliche Talente ausgezeichnet hätte, so sind sie doch öfters nicht ohne Anlagen. Obwohl sich die Pubertät bei ihnen zeitig entwickelt, sind sie doch selten zeugungsfähig, erreichen auch selten ein höheres Alter. Der kleinste Z., von dem wir glaubwürdige Nachrichten haben, maß 16 Zoll und wurde 37 Jahre alt; eine Zwergin, Anna Therese Sonbrey, aus den Vogesen gebürtig, die 33 Zoll lang war, ist dadurch merkwürdig, daß sie ein Alter von 64 Jahren erreichte. Ein Z. von außerordentlich kleiner Gestalt und dazu regelrechtem Körperbau war Bebe. Ein berühmter Z. neuester Zeit ist der sogenannte Admiral Tom Pouce. Bei den Römern wurden die Z.e zu mancherlei Verrichtungen, bisweilen selbst, des Kontrastes willen, bei Fechterspielen gebraucht. Im deutschen Mittelalter galten Z.e wie Krüppel weder für lehns-, noch erbfähig, mußten aber von ihren nächsten Verwandten, die statt ihrer erbten, ernährt und verpflegt werden. Später, in den Zeiten der Hofnarren, dienten die Z.e zum Vergnügen bei Höfen, wo sie unter der nächsten Bedienung der Fürsten vorkommen und besonders bei Tisch die Gäste belustigen mußten. Noch im 18. Jahrhundert fehlte an den deutschen Höfen selten ein solcher „Kammerzwark", der auch bisweilen die Rolle eines Hofnarren spielte. Am weitesten trieb es damit Peter der Große von Rußland, der die Z.e seines Reichs an seinem Hof versammelte und die bekannte Zwergenhochzeit veranstaltete. Eine wichtige Stelle nahmen die Z.e in der Mythologie, besonders in der deutschen, ein. Schon in der ältesten indischen Mythologie kommen ihnen entsprechende Wesen unter verschiedenen Namen vor. Der Name der Maruts (der Wurzel mri [lat. mori], sterben, entstammend) bezeichnet die Geister der Gestorbenen, die Pitaras (lat. patres), Väter, Stammväter, denen die römischen Manes entsprechen. So werden auch in der noch lebendigen deutschen Volkssage die Z.e häufig Uellerken, Uelleken, Oelken, Aulhen, Alkens, Olkers, d. i. die Alten, die Aeltern, genannt. Die Ribhus sind nach der Grundbedeutung ihres Namens, der dem deutschen Alb (s. Elfen) entspricht, die Leuchtenden und Nährenden. Wie endlich in den indogermanischen Sprachen der Geist als ein Hauch aufgefaßt wird, so erscheinen die Maruts als Windgötter, welche den Indra in seinem Kampf gegen die finstern Wolken unterstützen, und ebenso sind in der germanischen Mythologie gerade die Namen der 4 Hauptwinde, Ost (Austri), West (Vestri), Nord (Nordhri) und Süd (Sudhri), Zwergnamen. Die deutsche Mythologie und Volkssage unterscheidet zwar Elbe und Z.e, doch ist die Unterscheidung keine durchgreifende. Im Allgemeinen waren die Elbe Licht- und Luftgeister, und als solche gewöhnlich hell und schön, die Z.e dagegen Erdgeister (Schwarz- oder Dunkelelbe), welche man sich meist schwarz und häßlich dachte; doch gibt es auch Mittelstufen, und die Z.e sind keineswegs sämmtlich häßlich, wie sie auch nicht durchaus an den Erdboden gebannt sind. In der germanischen Mythologie repräsentiren die Z.e die in der Stille wirkenden elementaren Kräfte, während die Riesen Verkörperungen der gewaltigen und tosenden Naturkräfte sind. Nach der Kosmogonie der Edda werden daher die Z.e aus Blut und Gebein des Meerriesen geschaffen, oder sie entstehen als Maden in Ymirs Fleische, während die Schöpfung der Menschen erst später erfolgte. Die physische elementare Thätigkeit der Z.e wird vom Mythus aufgefaßt als ein Schmieden; sie schmieden dem Odin den siegverleihenden Speer Gungnir, dem Donnergotte Thor den Hammer Miölnir, dem Freir das Luft- und Wolkenschiff Skidhbladhnir, der Erdgöttin Sif goldnes Haar. In friedlicher Geschäftigkeit führen die „Wichtel" oder „Wichter" (vom althochdeutschen wihan, machen, schaffen, wiht, Geschöpf, Ding) ein glückliches, durch Spiel und Tanz erheitertes Leben; ausgerüstet mit der Erfahrung, Weisheit und Kunstfertigkeit der Vorväter, mit geheimer Kunde von den verborgenen Kräften der Steine und Pflanzen und den Menschen freundlich gesinnt, denen sie bei schwierigem Werke gern mit Rath und That zur Hand gehen, Werkzeug und Geräth leihen, Schmiedearbeit fertigen ꝛc. Sie stehen unter eigenen Königen und wohnen im Innern der Erde, in Höhlen und Klüften, wo sie prächtige Gemächer bauen. Aber auch in Feld und Wald ist ihr Walten bemerkbar, und das Echo heißt dvergmál, Zwergensprache. Deutlicher noch spricht der Mythus diese Beziehung auf den Fruchtsegen aus, wenn er die Z.e im Gefolge der großen Göttin, der Gemahlin Wodans, darstellt, als huldrevolk oder hulduvolk die Holden durch Wald und Feld begleitend, oder als Heimchen auf Berchta's Geheiß die Felder und Fluren der Menschen bewässernd. Diese stille und geheime Thätigkeit ist der Grund, weshalb sie klein und unscheinbar gedacht werden. Unsichtbar machen sie sich durch die Tarnkappe, einen zauberischen Mantel oder Hut. Wer einem Z. die Tarnkappe abgewinnt, erwirbt damit die Herrschaft über denselben und durch Anlegung der Tarnkappe Unsichtbarkeit und erhöhte Stärke. Sie sind so sehr an die Dunkelheit gebunden, daß sie ein Sonnenstrahl tödtet und sie ihr Werk am Tage nicht treiben können. Haben aber die Z.e die Macht, den Menschen zu nützen, so besitzen sie auch die Macht zu schaden, und die Mythen und Volkssagen wissen viel zu erzählen, wie sie durch Berührung, Anhauchen oder Blick Krankheiten, z. B. den Weichselzopf,

Digitized by Google

ja selbst Tod bringen können, Wechselbälge statt der Kinder einlegen u. dergl. Oft machen sie auch Gemeinschaft mit den Menschen, die sie mit sich in ihre unterirdischen Bergpaläste nehmen und dort herrlich bewirthen, deren Hülfe sie auch häufig in Anspruch nehmen, namentlich bei Geburten, bei Erbtheilungen und großen Festen, zu denen sie sich die Benutzung von Sälen erbitten. Geleistete Dienste lohnen sie nicht selten durch Kleinode, welche den Häusern und Familien besonders Heil bringen. Doch sind ihre Geschenke auch oft verderblich, besonders wenn sie in Gold bestehen, mit dem die Sünde in die Welt kam. Die beiden Edden führen eine große Menge einzelne Z.e an, welche noch nicht vollständig erklärt sind. Berühmt sind die Zwergenkönige Laurin und Alberich. Vgl. Grimm, Deutsche Mythologie, 3. Aufl., 2 Bde., Göttingen 1854; Kuhn, Die Sprachvergleichung und die Urgeschichte der indogermanischen Völker, in der „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung" (Bd. 4, Berlin 1854).

Zwetschenbaum, s. v. a. Prunus domestica *L.*, s. Pflaumenbaum.

Zwettl, Stadt im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, am Einfluß der Zwettl in die Kamp, hat 2 Vorstädte, eine Pfarrhauptschule, Lein- und Baumwollweberei, Sägemühlen, Handel mit Flachs, Leinwand und Holz und 2880 Einw. Unweit davon liegt im reizenden Thale der Kamp die von Hadmarus von Kueffarn 1138 gestiftete Cistercienserabtei mit schöner altgothischer Kirche, Kreuzgang, werthvoller Bibliothek, die reich an Handschriften ist und eine berühmte Reimchronik enthält, Münzsammlung, Konvikt für 24 Knaben, schönen Anlagen und guter Schäferei.

Zwickau, Hauptstadt des gleichnamigen königlich sächsischen Kreisdirektions- oder Regierungsbezirks (84,26 QMeilen mit [3. Dec. 1864] 872,448 meist lutherischen Einwohnern in 58 Städten und 771 Landgemeinden), am linken Ufer der westlichen oder zwickauer Mulde, über welche hier 4 Brücken (darunter 2 eiserne) führen, in einem anmuthigen Thal gelegen, in seinen älteren Theilen unregelmäßig gebaut und von alterthümlichem Ansehen, ist der Sitz der Kreisdirektion, eines Appellationsgerichts, einer Amtshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, Gerichtsamts und eines Hauptsteueramts. Unter den 5 Kirchen zeichnet sich die seit 1451 im reinsten gothischen Styl erbaute, 1840 renovirte schöne Marienkirche, mit einem 314 Fuß hohen Thurm, der größten Glocke Sachsens, mehren Denkmälern und trefflichen altdeutschen Gemälden, aus. Die Katharinenkirche besitzt ein Altargemälde von Lucas Cranach. Sonst sind zu nennen: das Schloß Oberstein, von 1581—90 erbaut, jetzt als Arbeitshaus und Kreiskrankeninstitut benutzt, das Rathhaus, das 1522 erbaute antike Gewandhaus mit Theater, das 1838 erbaute Regierungsgebäude, das Gebäude des Bezirksgerichts, das Militärhospital, die Kaserne und das Bahnhofsgebäude. Z. ist einer der wichtigsten Knotenpunkte des sächsischen westlichen Staatseisenbahnsystems; es steht durch eine Zweigbahn nach Werdau mit der sächsisch-bayerischen Bahn (Leipzig-Hof) in Verbindung, ist Kopfstation der niedererzgebirgischen Bahn (Z.-Chemnitz-Riesa) und der obererzgebirgischen Bahn (Z.-Schwarzenberg) und hat zahlreiche Zweigbahnen nach den umliegenden großen Steinkohlenbergwerken; sein Bahnhof ist einer der frequentesten des ganzen europäischen Kontinents und zählt täglich über 100 fahrplanmäßige Züge. Die Stadt besitzt ein Gymnasium mit einer 30,000 Bände starken Bibliothek, eine Bürger-, Handels- und Sonntagsschule, eine Rathsbibliothek mit über 20,000 Bänden und werthvollen Manuskripten, Maschinenbauanstalten, Fabriken von chemischen Produkten, Glas, Porzellan, Farben, Tuch, Papier, Leder, Oel ꝛc., Maschinenkammgarnspinnerei, Zeugweberei, Strumpfwirkerei, Färberei, Eisengießerei, Bierbrauerei, sowie lebhaften Getreide-, Leinen-, Wollen- und Steinkohlenhandel. Vor dem dreißigjährigen Krieg zählte Z. 12,000 Einw., nach demselben nur noch 4000; noch 1830 nur erst 5000, 1846 bereits wieder 10,800 und von da an sich durch die in der Umgegend aufgefundenen reichen Steinkohlenlager schnell zu großer industrieller Blüthe entwickelnd 1864: 22,432 Einw. Diese Steinkohlenlager, welche die Hauptquelle des Reichthums der ganzen Gegend bilden und sich außer dem Weichbild der Stadt namentlich noch auf die Fluren der Dörfer Bockwa, Oberhohndorf, Reinsdorf, Schedewitz, Niederkainsdorf, Planitz und Marienthal verbreiten, werden zwar schon 1348 erwähnt, aber erst seit 1823 im Großen ausgebeutet. In Niederkainsdorf befindet sich die Königin-Marienhütte, das größte sächsische Eisenwerk. Bei Planitz [s. d. 2)] ist ein schon seit Jahrhunderten bekannter Kohlenbrand, der zur Treibgärtnerei benutzt wird, bemerkenswerth. In Schedewitz besteht eine großartige Kammgarnspinnerei. Die ganze Umgegend, deren Ortschaften fast sämmtlich unter sich zusammenhängen, ist mit zahlreichen Fabriketablissements bedeckt. Z. (neulateinisch Cygnea, d. i. Schwanenstadt) soll seinen Namen von dem slavischen Feuergott Zwicz entlehnt haben und von den Sorben angelegt worden sein. Als Stadt kommt Z. erst seit 1212 vor, doch wird es schon 1118 in Urkunden erwähnt. Anfangs zur Krone Böhmens gehörig, fiel es um 1118 an die Gräfin Bertha von Groitzsch, wurde nach deren Tode zum Besitzthum des wettinschen Grafenhauses geschlagen und 1290 freie Reichsstadt. Doch schon gegen 1348 ward es nach mehrjähriger Verpfändung an Böhmen und Meißen erbliches Besitzthum des Hauses Meißen und somit Sachsens. Im Jahre 1403 wurde die ganze Stadt ein Raub der Flammen. Wieder aufgebaut, entfaltete sie sich zu immer größerer Blüthe, namentlich nach der 1470 erfolgten Entdeckung der schneeberger Silberbergwerke. Während der 1518 in Weimar grassirenden Pest war Z. die Residenz des Herzogs Johann. Die Reformation ward schon 1521 eingeführt, und von hier ging die Sekte der Wiedertäufer (s. d.) aus. Durch den dreißigjährigen und siebenjährigen Krieg wurden der Stadt tiefe Wunden geschlagen, von denen sie sich erst in neuester Zeit wieder erholt hat. Vergl. Schmidt, Zwickauer Chronik, Zwickau 1656; Herzog, Chronik der Kreisstadt Z., das. 1839—45, 2 Bde.; Derselbe, Geschichte des zwickauer Kohlenbaues, Dresd. 1852.

Digitized by Google

Zwieback (Schiffszwieback), stark ausgebackenes Brod, welches aus wenig gegohrenem, trocken gehaltenem Teig durch ein- oder zweimaliges Backen bereitet wird u. sich seiner Haltbarkeit wegen zur Verproviantirung von Schiffen und Armeen eignet. Man bäckt den Z. aus kleienfreiem Weizen- oder Dinkelmehl, knetet dies mit möglichst wenig Wasser an, läßt es kaum aufgehen, durchsticht den Kuchen vor dem Backen und backt 15 bis 25 Minuten in niederer Temperatur. Dann bringt man den Z. in Trockenräume, damit das Wasser völlig entweiche. Guter Z. muß trocken und spröde sein, kaum braungefärbte Rinde und einen glasigen Bruch haben. Die Krume muß trocken und weiß sein. Am meisten ist der englische Z. wegen seiner Dauerhaftigkeit geschätzt.

Zwiebel (Bulbus), s. Pflanze.

Zwiebel, Pflanzenart, s. v. a. Allium Cepa *L.*, s. Lauch.

Zwiefalten, Pfarrdorf mit Marktgerechtigkeit im würtembergischen Donaukreis, Oberamt Münsingen, an der zwiefaltener Ach (Nebenfluß der Donau), Sitz eines Kameral- und Forstamts, hat 400 Einwohner. Dabei die schönen Gebäude einer ehemaligen reichsunmittelbaren Benediktinerabtei (jetzt Irrenpflegeanstalt), welche 4 □Meilen Landes mit 5000 Einwohnern besaß und 740,000 Gulden Einkünfte hatte.

Zwiesel, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Niederbayern, Bezirksamt Regen, am schwarzen Regen, Sitz eines Rent- u. Forstamtes, hat ein Armenhaus, Getreidemagazin, starke Viehzucht, Brauerei und 1040 Einw.

Zwiesel, Süßkirsche, s. Kirschbaum.

Zwillich, s. v. a. Drell.

Zwillinge (gemelli, didymi), zwei zu gleicher Zeit in derselben Mutter reifende Früchte. Ob sie durch einen und denselben Geschlechtsakt oder in zwei kurz auf einander folgenden erzeugt werden, ist noch nicht ausgemittelt und wird wohl wie die ganze Zeugung ein Geheimniß bleiben. Gewöhnlich hat jede Zwillingsfrucht ihre eigenen Eihäute, selten sind beide in ein gemeinschaftliches Ei eingeschlossen. In der Regel liegen sie im Leibe der Mutter so, daß das eine Kind mit dem Kopfe nach unten, das andere nach oben gerichtet ist. Da Z. des beschränkten Raumes wegen nicht gut zur gewöhnlichen Größe des Fötus gelangen können, so erfolgt die Geburt, bei welcher die eine Frucht der andern meist um einige Stunden, zuweilen um einige Tage und in selteneren Fällen durch Abortus um einige Monate vorangeht, gewöhnlich leicht. In manchen Fällen, doch nicht in den meisten, sind Z. einander zum Verwechseln ähnlich und bleiben so bis in ihre reiferen Jahre. Die Sterblichkeit der Z. ist bedeutender als die anderer Kinder. Zwillingsschwangerschaften, welche am häufigsten in den gemäßigten Zonen vorkommen, lassen sich wohl aus gewissen Anzeichen, z. B. einer ungewohnten Ausdehnung des Leibes, welcher breiter u. durch eine in der Mitte herablaufende Furche gleichsam in zwei Hälften getheilt ist, dem Empfinden der Kinderbewegungen auf beiden Seiten, geringerer oder fast mangelnder Senkung des Leibes gegen das Ende der Schwangerschaft ꝛc., vermuthen, haben aber keine bestimmten Merkmale. Während von Zwillingsgeburten eine auf ungefähr 80 Geburten gerechnet werden kann, stellt sich das Verhältniß der andern mehrfachen Geburten so, daß eine Drillingsgeburt auf 6—7000, eine Vierlingsgeburt auf 20—50,000 und eine Fünflingsgeburt auf mehre Millionen anderer Geburten kommt. Häufiger als gewöhnlich will man Zwillingsgeburten nach großen Epidemien, z. B. nach dem schwarzen Tod, beobachtet haben.

Zwillinge, das vierte Sternbild des Thierkreises, zwischen dem Stier und Krebs, erstreckt sich von 28° *II* bis 25° ♋, steht südlich vom Luchs, nördlich vom kleinen Hund und Einhorn und ist kenntlich durch 3 Sterne 2. Größe, wovon 2 am Kopfe der Z. den Namen Castor und Pollux führen, der 3. gegen Südwesten an den Füßen steht; ein anderer Stern 4. Größe heißt Propus und steht ebenfalls an den Füßen gegen den Krebs zu. Flamsteed zählt in den Z.n 85 Sterne auf Zeichen *II*.

Zwingenberg, Stadt in der herzoglich hessischen Provinz Starkenburg, Kreis Bensheim, an der Bergstraße und der Main-Neckarbahn (Linie Frankfurt-Heidelberg), Sitz eines Landgerichts und eines Rentamts, hat ein kleines Schloß und 1531 Einwohner. Auf dem nahe gelegenen Melibocus ein Thurm mit schöner Aussicht.

Zwinger, der eingeschlossene Raum zwischen der hohen Stadtmauer, dem Hautwall und der niedern Mauer (Barbacane) an der Eskarpe des Grabens, zu Bestreichung des letztern und des vorliegenden Raumes auf der Kontreeskarpe, später durch die Faussebraye (s. d.) ersetzt. Frauenzwinger hieß im Mittelalter das Gemach für Frauen.

Zwingli, Ulrich (Huldereich), neben Calvin Gründer der reformirten Kirche, geboren am 1. Januar 1484 in der toggenburgischen Berggemeinde Wildhaus, der dritte unter den acht Söhnen des dasigen Amtmanns, machte seine Studien zu Basel, Bern und Wien, wo er sich vorzugsweise dem Studium der Philosophie widmete, und ward dann Lehrer an der Martinsschule zu Basel und zugleich Schüler Thomas Wyttenbachs in der Theologie. Seit 1506 Pfarrer in Glarus, benutzte er die Muße, die ihm sein Amt ließ, zum Studium der römischen Klassiker und der Kirchenväter, sowie, nachdem er 1513 Griechisch zu lernen begonnen hatte, des Neuen Testaments. Den Feldzügen der Glarner für den Papst gegen die Franzosen in der Lombardei wohnte er 1512—14 als Feldpriester bei, wofür er bis 1517 vom Papst eine Pension von 50 Gulden jährlich bezog. Im Jahre 1516 berief ihn der freier denkende Pfleger Diebold von Geroldseck als Prediger in das durch Wallfahrten berühmte Kloster Maria-Einsiedeln, wo er Hülfsmittel und Aufmunterung zu tieferem Eindringen in die heiligen Schriften fand. Hier lernte er unter Anderem die Briefe des Paulus in der Grundsprache auswendig, was ihm nachher bei seinen Disputationen gute Dienste that. Bald fing er auch an, wider manche in der Kirche eingerissene Mißbräuche, namentlich die Wallfahrten und die Verehrung der Maria, zu predigen und forderte die Bischöfe zu Sitten und Konstanz auf, zur Verbesserung der Kirche nach Anleitung des göttlichen

Digitized by Google

Worts thätig zu wirken. Doch war er damals noch so wenig verdächtig, daß ihm der päpstliche Legat Antonio Pulci 1518 das Diplom als Alo-luthenkaplan des heiligen Stuhles gab. Am 1. Jan. 1519 ward er Pfarrer am großen Münster zu Zürich. Während er durch seine kunstlosen, aber klaren, allgemein verständlichen Predigten die Begriffe in den Sachen der Religion und des Glaubens erhellte und entwickelte, gab, wie bei Luther, ein äußerer Umstand den Hauptanstoß zum Beginn seines Reformationswerks. Ein Franciskanermönch aus Mailand, Bernardino Samson, trieb seit 1518 den Ablaßhandel in der Schweiz auf gleich schamlose Weise wie Tezel in Deutschland. Z., der bei Samsons erstem Erscheinen noch in Einsiedeln war, hatte sich ihm sowohl hier wie in Zürich mit der ganzen Gewalt seiner Kanzelberedtsamkeit widersetzt und erlangte so viel, daß man ihm den Besuch von Zürich nicht gestattete. Von nun an ging Z., aller Anfeindungen ungeachtet, von der Obrigkeit unterstützt, in seinen kirchenreformatorischen Bestrebungen immer weiter und 1522 veröffentlichte er eine Schrift gegen die Fasten der römischen Kirche. Der Bischof von Konstanz suchte Propst und Chorherren des Kapitels gegen Z. einzunehmen und zur Bestrafung zu veranlassen; Z. aber beantwortete das Verwarnungsschreiben von Konstanz mit seinem „Architeles", worin er die Umtriebe seiner Gegner entwickelte, und zugleich sandte er dem Bischof ein ebenso bescheidenes als nachdrückliches Bittschreiben, in welchem er und 10 seiner Genossen erklärten, daß sie „mit Gott fest entschlossen seien, das Evangelium ohne Unterlaß zu predigen", und um Aufhebung der Cölibatsgesetze nachsuchten. Die von Hadrian VI. ihm gemachten Anerbietungen zu hohen geistlichen Ehrenstellen machten ihn nicht wanken. Auf seine Bitte lud der große Rath von Zürich alle Theologen, die Z. eines Bessern überführen könnten, auf den 29. Jan. 1523 zu einer Disputation nach Zürich ein, und es wohnten derselben gegen 600 geistliche und weltliche Personen bei. Z. hatte seine Glaubensartikel, welche der Gegenstand der Unterredung sein sollten, in der Form von Thesen aufgesetzt und herausgegeben. Da die Abgeordneten des Bischofs, namentlich der berüchtigte Joh. Faber, nachmaliger Bischof von Wien, gegen ihn nur die Autorität der Tradition und der Koncilien geltend zu machen wußten, erkannte der Rath zu Zürich Z.'s Lehrart als richtig an und bestätigte ihn nebst seinen Gehülfen bei derselben. Vom 26. bis 29. Okt. 1523 fand ein neues Religionsgespräch zu Zürich Statt, bei welchem in Gegenwart von fast 900 Zeugen aus eidgenössischen Orten über Bilderdienst und Messe gestritten wurde. Die Folge war die Entfernung aller Werke der bildenden Kunst aus den Kirchen der Stadt Zürich und ihres Gebiets, ein drittes Gespräch am 13. und 14. Jan. 1524 beseitigte auch die Messe. Noch in demselben Jahre verheirathete sich Z. mit der 43jährigen Anna Reinhard, der Wittwe des Junkers Meyer von Knonau. Zum Rektor des Gymnasiums ernannt, gab er demselben eine neue Einrichtung. Im folgenden Jahre gab er sein Glaubensbekenntniß „Von der wahren und falschen Religion" heraus, das er dem König Franz I. von Frankreich überschickte. Mit Luther und den andern deutschen Reformatoren in vielen Punkten einig, verfuhr Z. doch in liturgischer Beziehung mehr biblisch radikal und verwarf das Dogma von der Gegenwart Christi im Abendmahl (s. d.). Auf den vom Landgrafen von Hessen, Philipp dem Großmüthigen, am 1. Okt. 1529 zur Beilegung des Abendmahlsstreits zwischen den sächsischen und schweizer Reformatoren zu Marburg veranstalteten Religionsgespräch einigten sich Luther u. Z. nur in soweit, daß man sich gegenseitig mit christlicher Liebe begegnen wolle. Als 1531 der offene Krieg zwischen Zürich auf der einen und den katholischen Kantonen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug auf der andern Seite ausbrach, mußte Z. auf Befehl des Raths mit dem Banner des Kantons zu Felde ziehen. Am 11. Okt. 1531 kam es bei Kappel zur Schlacht, in der die Züricher dem überlegenen Feind erlagen. Ein katholischer Soldat fand Z., mit auf der Brust gekreuzten Händen, sterbend unter den gefallenen Tapfern und gab ihm den Todesstoß. Am folgenden Tage schleppte man den Leichnam zum Scheiterhaufen und streute die Asche in den Wind. Erst 1838 ward ihm zu Kappel ein Denkmal errichtet. Z. war ein edler, milder, toleranter, frommer und uneigennütziger Mann, ausgezeichnet durch Kenntnisse wie Sinn für das Praktische. Seinem theologischen Lehrbegriff lag Streben nach Klarheit und Vernünftigkeit zu Grund. Z.'s „Sämmtliche Werke" erschienen zuerst in einem Folioband (Zürich 1545), dann in 4 Foliobänden (das. 1581), neuerdings herausgegeben von Schuler und Schultheß (das. 1828—42 in 8 Bdn., dazu Supplemente 1861); einen Auszug besorgten Usteri und Vögelin (das. 1849, 2 Bde.). Seinen gesammten schriftlichen Nachlaß gaben Schuler und Schultheß heraus (Zür. 1828) und Christoffel (das. 1813 ff., 15 Bdchn.). Vgl. Rotermund, Z.'s Leben, Bremen 1811; Hottinger, Huldreich Z. und seine Zeit, Zürich 1842; Tischler, Zwingli, de kerkhervormer, Utr. 1857—58, 2 Bde.; Röder, Z.'s Leben, St.-Gallen 1855; Christoffel, Z.'s Leben u. Schriften, das. 1857, 2 Bde.; Zeller, Das System Z.s, Tübingen 1853, und Sigwart, Ulrich Z. (eine Charakteristik seiner Theologie), Stuttg. 1855.

Zwinglianer, s. v. a. Reformirte.

Zwirn, ein Faden, welcher durch Zusammendrehen mehrer Fäden (selten über 8) entstanden ist und sich durch Festigkeit, Glätte, Rundung und Härte auszeichnet. Die Richtung des Zusammendrehens ist in der Regel jener beim Spinnen entgegengesetzt, so daß die Windungen die Lage linker Schraubengänge erhalten. Oft, z. B. beim Nähzwirn, vereinigt man zuerst 2 Fäden und dann wieder 2 oder 3 solcher doppelter Fäden, weil auf diese Weise ein schönerer und regelmäßigerer Z. entsteht als durch direktes Zusammendrehen von 4 oder 6 Fäden. In der Praxis nennt man gezwirntes Garn nur solches, bei dem die Fäden unter starker Drehung vereinigt sind, wie beim Nähzwirn, wenn dagegen die Fäden lose oder schlank gedreht sind, nennt man den Faden doublirtes Garn. Zum Zwirnen kann die Spindel und das Spinnrad benutzt werden,

Digitized by Google

bei fabrikmäßigem Betrieb arbeitet man aber nur mit der Zwirnmaschine (Zwirnmühle). Bei dieser befinden sich die mit einfachen Garnfäden angefüllten Spulen im oberen Theil eines Gestells. Zwei oder mehre solcher Fäden gehen von ebenso vielen Spulen gemeinschaftlich durch ein Drahtringelchen hinab, werden zwischen zwei Walzen mit gleichbleibender Geschwindigkeit und in gleichem Maß herausgezogen und gelangen dann auf eine der Zwirnspindeln, von welcher sie zusammengedreht und auf deren Spule sie aufgewickelt werden. Diese Spindeln machen öfters bis 4500 Umläufe in einer Minute. Wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Waterspinnmaschine nennt man diese Maschine Waterzwirnmaschine und benutzt in ähnlicher, etwas modificirter Form auch die Jenny- und Mulemaschine. Leinen- und Baumwollgarn wird bisweilen naß gezwirnt, damit sich die erweichten Fäden leichter und dichter zusammendrehen. Baumwollzwirn dient hauptsächlich zum Nähen, Stricken und Sticken, ferner zu Spitzen und Bobbinet, in der Weberei u. Strumpfwirkerei. Der Nähzwirn (Glanzzwirn), ist in der Regel sechsfädig, doch kommt auch drei- und vierfädiger, direkt aus 3 oder 4 Garnfäden zusammengedrehter und in neuerer Zeit selbst zweifädiger Z. in den Handel. Letzterer führt den Namen Eisengarn und ist mit Stärke appretirt, um bei der Anwendung in der Weberei als Einschuß für seidene Ketten durch den eigenen Glanz das Ansehen der halbseidenen Stoffe zu haben. Leinener Z. dient zum Nähen und Stricken, zur Verfertigung der Zwirnspitzen, zuweilen in der Weberei, zu den Litzen der Webergeschirre ꝛc. Er ist zwei- oder dreidrähtig (nur Litzenzwirn hat bis 6 Fäden), wird aus Flachsgarn gefertigt und in mittleren Sorten auch aus Maschinengarn und Werg und kommt theils roh, theils gebleicht oder gefärbt in den Handel. Nähzwirn wird mit einer sehr verdünnten Lösung von Gummi, Hausenblase und Pergamentleim appretirt. Kammgarne werden zwei-, drei- oder vierfädig gezwirnt (immer trocken), ebenso die Stickgarne. Ueber Seidenzwirn s. Seide.

Zwirner, Ernst Friedrich, Baumeister, geboren den 28. Februar 1802 zu Jakobswalde in Schlesien, besuchte nach zu Brieg vollendeten Gymnasialstudien bis 1821 die Bauschule zu Breslau, dann bis 1828 die königliche Bauakademie und die Universität zu Berlin. Als Hülfsarbeiter in die Oberbaudirektion eingetreten, ward er im Frühjahr 1829 nach Kolberg gesandt, um den Wiederaufbau des gothischen Rathhauses nach Schinkels Plan zu leiten. Nach Ahlerts Tode ward ihm im August 1833 der Dombau zu Köln überwiesen, der unter seiner Leitung in eine neue Aera trat. Z. verstand sowohl die deutschen Höfe, besonders den preußischen, als auch das Volk immer von Neuem für das Unternehmen zu interessiren. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich auch durch die Organisation der Bauhütte des Doms, aus der viele tüchtige, mit den Grundsätzen der Gothik innig vertraute Bauleute hervorgingen. Außerdem baute er unter Anderm die Apollinariskirche zu Remagen, das Schloß des Grafen von Fürstenberg zu Herdringen (1844—52) im rheinischen Burgenstyl und restaurirte die Schlösser Arenfels und Moyland am Rhein. Zum geheimen Regierungs- und Baurath und 1848 zum Vorstand der Bauverwaltung für den gesammten Regierungsbezirk Köln ernannt, † er daselbst den 22. September 1861.

Zwischenakt, s. Entracte.

Zwischenbescheid (Zwischenurtheil), s. v. a. Interlokut.

Zwischenfelder, s. Metopen.

Zwischengeschirr, diejenigen Theile bei einer zusammengesetzten Maschine, welche die Wirkung der bewegenden Kraft weiter leiten, oder der Bewegung eine andere Richtung geben, z. B. eine kreisförmige Bewegung in eine gerade und umgekehrt eine gerade in eine kreisförmige verwandeln. Nach der Verschiedenheit der Maschinen besteht auch das Z. aus verschiedenen Theilen, z. B. Rad und Getriebe, Schnur ohne Ende und Rollen, Krummzapfen, Hebel ꝛc.

Zwischenhändler, s. Mäkler.

Zwischenregierung, nicht zu verwechseln mit Interregnum (s. d.), eine nach Vertreibung des legitimen Regenten bis zu dessen Rückkehr Statt gehabte, sogenannte faktische Regierung. Solche Zwischenherrscher waren Napoleon I. und die von ihm in Spanien, Neapel, Westphalen und anderwärts eingesetzten Fürsten. In wiefern ein solcher interimistischer Zustand in Bezug auf die Akte der Z. rechtliche, auch den zurückgekehrten Landesherrn bindende Folgen hat, ist eine in der Wissenschaft wie in der Praxis noch streitige Frage. Hat der legitime Herrscher für sich und die Seinen auf sein Herrscherrecht förmlich verzichtet, so steht dieser Dynastie natürlich keinerlei Anspruch mehr zu. Fehlt dieser Verzicht, so fragt es sich, ob die Unterthanen berechtigt und verpflichtet sind, die neue Herrschaft anzuerkennen und ihr zu gehorchen, so lange der alte Herrscher oder dessen rechtmäßige Erben leben und ihre Rechte auf die ihnen entrissene Gewalt fortwährend, wenn auch nur durch Protestation, behaupten. Wenn der alte Herrscher nichts thut oder nichts thun kann, um sein Recht thatsächlich wieder herzustellen und seine Unterthanen gegen die ihnen angemuthete Unterwerfung unter den neuen Herrscher zu schützen, so tritt für den einzelnen Unterthan zuletzt ein Zustand des Nothrechts ein, kraft dessen er berechtigt, ja verpflichtet ist, der neuen Ordnung der Dinge sich zu fügen, damit nur überhaupt ein fester Rechtszustand zurückkehre. Dabei ist jedoch zu unterscheiden zwischen den Fällen, wo es sich um Regierungsakte handelt, in denen die Regierung Zwangsrecht übt, und solchen, wo nur ein freiwilliges Vertragsverhältniß zwischen Herrscher und Privaten Statt findet. Wenn die Unterthanen z. B. die von dem Zwischenherrscher ausgeschriebenen Steuern bezahlten, so wird man sie deshalb auch nach der Rückkehr des legitimen Herrschers nicht verantwortlich machen können; wenn dagegen Jemand an einer freiwilligen Anleihe, einem Verkauf von Staatsgütern unter dem Zwischenherrscher sich betheiligt, so kann allerdings zweifelhaft sein, in wie weit die wiedereingesetzte legitime Herrschaft verpflichtet sei, solche von dem Zwischenherrscher eingegangenen Verbindlichkeiten anzuerkennen. In vielen Fällen werden theils

igitized by Google

Rechtsgründe, theils Billigkeitsgründe diese Anerkennung empfehlen. Nicht zu verweigern ist dieselbe, wo ein Zwischenherrscher die völkerrechtliche Anerkennung der europäischen Staatenfamilie oder wenigstens der europäischen Großmächte erlangt hat. Von einer Z. im obigen Sinne und von Zweifeln an der Rechtsgültigkeit der neueingesetzten Regierung kann selbstverständlich da nicht die Rede sein, wo diese Einsetzung und die Entsetzung der früheren Regierung durch eine dazu berechtigte Gewalt geschah, oder wo die neue, wenn schon durch Gewalt, Usurpation oder Empörung an die Stelle der alten gesetzte Herrschaft von der verfassungsmäßigen Vertretung des Landes anerkannt wird.

Zwischenreich, s. v. a. Interregnum und Zwischenregierung.

Zwischenspiel (lat. interludium), beim Choralspiel diejenigen kurzen Sätze oder Akkordenfolgen, wodurch von einer Verszeile des Chorals zu dem Ton und Akkord, mit welchem die folgende Verszeile anfängt, übergeleitet wird. In der neueren Zeit ist viel für und wider die Z.e geschrieben worden. Was ihre Einrichtung betrifft, so muß vor Allem Einheit in ihnen herrschen, und diese wird am leichtesten erreicht, wenn man die Motive dazu aus der Choralmelodie selbst entnimmt. Die Z.e müssen ferner durchaus kurz und einfach gehalten werden. Meisterhafte Beispiele von Z.en geben Töpfers „Choralbuch" (Erfurt 1844), sowie Rincks „Choralbearbeitungen".

Zwittau (Zwittawa), Stadt im österreichisch-mährischen Kreis Brünn, am gleichnamigen Flusse, der durch die Schwarzawa in die March fließt, und an der wien-prager Eisenbahn, hat 3 Kirchen, eine Wollspinnerei, starke Tuchfabrikation, Leinweberei, Maschinenfabrikation, Handel mit Wolle, Tuch, Flachs, Leinwand, besuchte Flachs-, Garn-, Woll- und Roßmärkte und 5095 Einwohner.

Zwitter, s. Hermaphroditismus.

Zwitterschluß (Hybrida, unreiner, gemischter Schluß), Schluß von außergewöhnlicher Form, besonders wo ein Enthymem mit einem ordentlichen Schlusse verbunden ist, z. B. Gott ist eine Intelligenz, Gott ist der Urgrund der Dinge, also ist der Urgrund der Dinge eine Intelligenz. Hier muß nämlich erst der zweite Satz umgekehrt und geschlossen werden, daß der Urgrund der Dinge eben Gott sei, ehe man schließen kann, daß er auch eine Intelligenz sei.

Zwölf, die dritte Zahl der ersten höheren Ordnung im dekadischen Zahlensystem. Sie ist die erste Zahl, welche durch vier andere, 2, 3, 4, 6, theilbar ist; deshalb und aus andern Gründen hat man sich bemüht, an die Stelle des Decimalsystems das Duodecimalsystem zu setzen. Vgl. Zahlensystem.

Zwölf Nächte (Zwölften, Rauhnächte, Losstage), in Deutschland die durch mancherlei noch jetzt daran haftende abergläubische Vorstellungen und Bräuche ausgezeichnete Zeit von Weihnachten bis Dreikönigstag (25. Dec. bis 6. Jan.), hängt mit der Feier der winterlichen Sonnenwende bei unsern heidnischen Vorfahren zusammen, während welcher die Götter über die Heiligkeit der ihnen geweihten Zeit wachten. Hauptsächlich galt das Fest dem Wodan, der in den z. N.n mit dem wüthenden Heer (s. d.) dahinbraust. Spärlich sind die Spuren von einem Kult des Freir. Dagegen tritt um so deutlicher hervor die Gestalt der Gemahlin Wodans, der segenspendenden Erdgöttin Frigga, Holle, Gode, Herke, Berchta, welche gleichfalls mit dem wilden Heer zieht, aber auch die Häuser und, als die Vorsteherin von Spinnen und Weben, zumal die Spinnstuben besucht, weshalb Mägde, die ihren Rocken nicht abgesponnen haben, bestraft werden. Aus Wetterbeobachtungen in den Zwölften ward die Witterung des kommenden Jahres geschlossen, und Träume in dieser Zeit galten als besonders vorbedeutend. In diesen Nächten thun sich auch die Schätze auf und sind für den Kundigen zu gewinnen; selbst die Gabe der Unsichtbarkeit läßt sich in den Zwölften erlangen. Uebrigens hat sich im protestantischen Norddeutschland von den alten heidnischen Erinnerungen mehr und Bestimmteres erhalten als in Süddeutschland, weil dort die Bekehrung später und gewaltsamer erfolgte und dann die Reformation jene großentheils harmlosen Reste eines längst überwundenen Heidenthums gleichgültiger übersah. Vgl. Grimm, Deutsche Mythologie, 3. Aufl., Göttingen 1854, 2 Bde.; Weinhold, Weihnachtsspiele und Lieder, Grätz 1853.

Zwölfstädte (Dodekapolis), Bund oder Verein von 12 Städten, wie in Etrurien (s. d.) und die im Paduslande von dort angelegten. Vgl. Tetrapolis und Pentapolis.

Zwölf Tafeln (duodecim tabulae), die 12 (anfangs 10) Tafeln, auf welchen das geschriebene römische Recht (Lex duodecim tabularum, Lex decemviralis, Zwölftafelgesetz) seit 454 v. Chr. aufgezeichnet war. Zur Beschränkung der Konsulargewalt und der Patriciermacht und zur Beseitigung mehrer veralteten Staatsgebräuche überhaupt trug nach mehren Aufständen der Volkstribun C. Terentillus Arsa 463 v. Chr. (Lex Terentilia) auf die Wahl von 5 Männern zur Entwerfung eines Gesetzes über die richterliche Gewalt der Konsuln an. Erst nach langem Kampf (454) ging der Senat darauf ein, und es wurden die Patricier Sp. Postumius Albus, A. Manlius Vulso und S. Sulpicius Camerinus nach Athen gesendet, um die dortigen Gesetze kennen zu lernen, während eine Gesetzkommission niedergesetzt ward, welcher bei ihrer Arbeit der aus Ephesus vertriebene Hermodorus, wahrscheinlich aber nur als Dolmetscher und Erklärer beistand. Nach der Rückkehr jener Gesandten kamen Patricier und Plebejer 451 überein, nach Aufhebung aller Magistraturen an deren Stelle in den Centuriatkomitien 10 Männer (Decemvirn, decemviri), unter ihnen jene Gesandten und an ihrer Spitze Appius Claudius, zu wählen, welche noch in demselben Jahre 10 Tafeln zu Stande brachten, die auch nach Prüfung des Senats von den Centuriatkomitien bestätigt wurden. Im folgenden Jahre kamen durch die neugewählten Decemvirn noch 2 Tafeln hinzu, welche manches Drückende für die Plebejer enthielten, namentlich das Verbot der ehelichen Verbindung zwischen Patriciern und Plebejern. Nach dem Sturze der Decemvirn (449) bestätigten die neugewählten Konsuln L. Valerius und M. Horatius diese z. T. und stellten

Digitized by Google

dieſelben in Erz (oder Holz) geſchrieben auf dem Forum vor den Roſtris auf, während eine Abſchrift auf dem Kapitol niedergelegt wurde. Sie blieben bis in die Kaiſerzeit die Grundlage der römiſchen Geſetzgebung. Die Geſetze derſelben beſtanden theils aus königlichen Geſetzen und früher herrſchenden Gewohnheitsrechten, theils in von außen aufgenommenen Geſetzen der italieniſch-griechiſchen Staaten, theils aus von den Decemvirn neu geſchaffenen Einrichtungen. Sie waren noch in jenem alten, der Ausbildung der römiſchen Sprache vorangehenden Dialekt geſchrieben. Wahrſcheinlich bei der Verwüſtung Roms durch die Gallier (386 v. Chr.) im Original zerſtört, wurden die z. T. von Neuem, aber mit Abänderungen und in anderer Sprache aufgeſtellt. Noch unter Auguſt ſtanden ſie in Erz gegraben auf dem Forum, zu Juſtinianus' Zeiten aber waren ſie untergegangen. Nur etwa 100 das Privatrecht und das Jus sacrum behandelnde Fragmente haben wir von ihnen. Die angeſehenſten römiſchen Rechtsgelehrten ſchrieben Kommentare über die z. T., ſo Sextus Aelius Catus, Antiſtius Labeo u. Gajus in 6 Büchern, von welchen noch 20 Fragmente in den Pandekten aufbewahrt ſind. Valerius Meſſala verfaßte eine „Explanatio duodecim tabularum", und Servius Sulpicius Rufus kommentirte ſie. Die Bruchſtücke aus den Geſetzen der z. T., die durch Anführungen der alten Schriftſteller und Juriſten auf uns gekommen ſind, hat Dirkſen am beſten zuſammengeſtellt in der „Ueberſicht der bisherigen Verſuche zur Kritik und Herſtellung des Textes der Zwölf-Tafel-Fragmente" (Leipzig 1824).

Zwölffingerdarm, ſ. Darm.

Zwölfmännig (dodecandrus), Name der zwitterigen Blüthen mit 12, 16 oder 18 freien Staubgefäßen; daher Dodecandria, die 12. Klaſſe des linné'ſchen Pflanzenſyſtems.

Zwölften, ſ. v. a. Zwölf Nächte.

Zwönitz, Bergſtadt im königlich ſächſiſchen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Gerichtsamt Grünhain, hat Baumwollſpinnerei und Weberei, Spitzenklöppelei, Strumpfwirkerei, Marktſchuhmacherei, Papier- und Papiermachéfabrikation und 2494 Einw. Dabei das zwönitzer Bad. Z. iſt der Geburtsort des Rechenkünſtlers Adam Rieſe.

Zwolle, Hauptſtadt der niederländiſchen Provinz Overyſſel, am Zwarte Water, durch die Wilhelmsfahrt und die neue Vecht mit der Yſſel und der Vecht verbunden, Knotenpunkt der Eiſenbahnen zwiſchen Utrecht, Kampen, Meppel, Amelo und Zütphen, iſt durch 11 Baſtionen und 3 ſtarke Forts befeſtigt und im Ganzen regelmäßig und gut gebaut, hat 3 Vorſtädte, 8 Kirchen (darunter die große reformirte St. Michaelskirche mit berühmter Orgel), ein Provinzial-, ein Bezirks- und ein Kantonalgericht, ein Gymnaſium, eine Navigations-, eine Induſtrie- und eine Zeichenſchule, ein Naturalienkabinet, eine ſtädtiſche Bibliothek, ein Theater, Korrektionshaus, Badehaus, 3 Krankenhäuſer, verſchiedene Wohlthätigkeitsanſtalten, Eiſengießereien, Baumwollwebereien, Färbereien, Gerbereien, Seilereien, Wachsbleichen, Zuckerſiedereien, Salzſiedereien, Hut-, Strumpfwaaren- und Nadelfabrikation, Schiffbau, bedeutende Getreide-, Vieh- und Fiſchmärkte, lebhaften Handel, anſehnliche Rhederei und 19,176 Einw. Der Agnetenberg, eine Stunde von der Stadt, einſt mit Kloſter, worin Thomas a Kempis lebte, iſt jetzt mit ſchönen Anlagen geziert. In der Nähe iſt eine Armenkolonie in Ommerſchanz. Z. wurde 1233 durch Wilbrand von Oldenburg, Biſchof zu Utrecht, mit Mauern umgeben, war aber ſchon früher ein anſehnlicher Handelsplatz. Später wurde es freie Reichsſtadt und Mitglied der Hanſa. Im Jahre 1580 wurden die Katholiken aus der Stadt vertrieben, die ſich den Generalſtaaten anſchloß. Im Jahre 1672 ergab ſie ſich dem Biſchof von Münſter, Bernhard von Galen, durch Kapitulation; 1674 wurden die Feſtungswerke geſchleift, aber bald wieder errichtet. Unter der franzöſiſchen Herrſchaft war Z. die Hauptſtadt des Departements Yſſelmündungen.

Zwornik (Izvornik), Stadt im europäiſch-türkiſchen Ejalet Bosna, an der Drina, hat eine Citadelle, ſtarken Handel mit Bau- und Brennholz nach Semlin, Bleigruben und 10—12,000 Einwohner.

Zygia (griech.), Eheſchließerin, Hochzeitsgöttin, Beiname der Juno.

Zygopetalum *Hook.*, Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, charakteriſirt durch die gleichen ausgebreiteten, mit der verlängerten Baſis der Stempelſäule verwachſenen Blumenhüllblätter, die ganze abſtehende Lippe mit aufſteigendem Nagel und großem, breitem, fleiſchigem Kamm, die kurze, bogenförmige, halbſtielrunde Stempelſäule und die unvollkommen 2fächerigen Antheren, ſchöne Zierpflanzen, von deren Arten beſonders bekannt ſind: Z. cochleare *Lindl.*, auf Trinidad, in Braſilien, mit breit-lanzettförmigen, 1 Fuß langen Blättern und wie Maiblumen duftenden Blüthen von weißer und blauer Färbung; Z. crinitum *Lodd.*, in Braſilien, lanzettförmig, mit nach der Baſis zu lang verſchmälerten gerippten Blättern und einer prächtigen Traube großer grüner, braun und purpurroth gefleckter wohlriechender Blüthen; Z. Makaii *Hook.*, in Braſilien, mit 1—2 Fuß langen, lanzettförmigen, nach der Baſis zu in einen Stiel verſchmälerten, gerippten, langgeſpitzten Blättern, wurzelſtändigem und 1½ F. hohem Schaft und 6—8blumiger Aehre großer weißer, lila gefleckter Blüthen; Z. maxillare *Hook.*, bei Rio de Janeiro in Braſilien, mit etwa 1 Fuß langen, lanzettförmig-langgeſpitzten, gerippten, nach unten geſchmälerten, ungefähr 1 Zoll in der Mitte breiten Blättern und grünen, braunroth gefleckten Blüthen mit blauer Lippe, in wenigblumiger Aehre.

Zygophylleen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteriſtiſchen Merkmalen: Der Kelch iſt 5-, ſelten 4gliederig; die Blumenblätter ſind wie die Staubfäden auf dem Fruchtboden befeſtigt; die Staubgefäße getrennt, in der doppelten Anzahl der Blumenblätter; der Stempel iſt aus 4—5 verwachſenen Fruchtblättern gebildet und trägt einen einzigen Griffel mit einer Narbe; die Frucht iſt kapſelartig, ſeltener etwas fleiſchig, 4- oder 5fächerig, mit in der Rückenwand aufſpringenden, zuweilen geſchloſſenen und querrandigen, meiſt einſamigen Fächern. Die Familie begreift Kräuter, Sträucher und Bäume, oft mit knotig-gegliedertem Stamm und ebenſolchen Aeſten, gegen-

Digitized by Google

ständigen, unpaarig oder gleichpaarig gefiederten Blättern mit ungleichseitigen Blättchen und Nebenblättern u. zwitterigen, winkelständigen oder zwischen 2 gegenständigen Blattstielen entspringenden, einzelnen oder zu 2—3 auf einem Blüthenstiel stehenden Blüthen in cirka 60 Arten und 10 Gattungen. Sie sind über alle Erdtheile verbreitet, gehören zum größten Theil den wärmeren Gegenden der beiden gemäßigten Zonen an, fehlen aber auch zwischen den Tropen nicht. Sie enthalten im Stamm und in der Wurzel großentheils harzige, scharfe und bittere Stoffe; bei vielen haben auch die Blätter einen unangenehmen, selbst betäubenden Geruch. Die baumartigen zeichnen sich durch sehr hartes, in technischer Hinsicht sehr brauchbares Holz aus.

Zygophyllum *L.* (Doppelblatt, Bohnenkaper), Pflanzengattung aus der Familie der Zygophylleen, charakterisirt durch den 5blättrigen Kelch, die 5blättrige Korolle, die unten mit Nektarschuppen versehenen Staubgefäße und die längliche, 5fächerige, 5klappige, vielsamige Kapsel, Kräuter und Sträucher mit fleischigen Fiederblättern, häutigen Nebenblättern und einzelnen Achselblüthen, meist in Afrika und dem mittleren Asien, mit der bekanntesten Art: Z. Fabago *L.*, in Syrien, Taurien und Mauritanien, bei uns häufig in Gärten, einer 4 Fuß hohen Staude, deren dem Portulak ähnliche Blätter als wurmvertreibendes und antisyphilitisches Mittel, die Blüthenknospen als Kapern gebraucht werden. Z. simplex *L.* findet sich häufig in der arabischen Wüste und wird daselbst als Mittel gegen Hornhautflecke gerühmt. Der Geschmack des Krautes ist so widerwärtig, daß es von keinem Thier, selbst nicht vom Kameel berührt wird. Z. foetidum *Schrad.* et *Wendl.*, Z. maculatum *Ait.*, Z. Morgsana *L.* und Z. sessilifolium *L.* kommen als Zierpflanzen in den Gewächshäusern vor.

Zyme (Zymoma, griech.), zur Gährung, Auftreibung des Teiges Gebrauchtes, wie Hefen, Sauerteig; daher Zymologie, die Lehre von der Gährung.

Zymosiometer (v. Griech.), Gährungs- oder Säuremesser zur Abmessung der Grade der Gährung bei Flüssigkeiten.

Zype, Stadt in der niederländischen Provinz Nordholland, Bezirk Amsterdam, mit starkem Getreide- und Kartoffelbau, Handel mit diesen Produkten und 5288 Einw.

Zytomierz, s. v. a. Shitomir.

Zywiec (Seybusch), Stadt im österreichisch-galizischen Kreis Wadowice, in einem von bewaldeten Bergen umgebenen Kesselthal an der Sola, hat ein alterthümliches Schloß, eine Hauptschule, einen Eisenhammer, starke Lein- und Tuchweberei, lebhaften Speditionshandel und 3311 Einwohner.

Zz, in den griechischen Manuskripten der alten Aerzte s. v. a. Myrrhe, in denen späterer Aerzte meist s. v. a. Ingwer (Zingiber).

Zzubin, Stadt, s. v. a. Schubin.

Digitized by Google

Der XVI. (Register-) Band

enthält: 1) einen **alphabetisch geordneten Nachweis** über alle Gegenstände, welche aus raumökonomischen Rücksichten und zur Vermeidung von Wiederholungen nicht als selbstständige Artikel unter eigenen Stichwörtern Aufnahme fanden, wohl aber in anderen sie umfassenden Artikeln enthalten sind. Das Register also, indem es diese schwer findbaren Nachweise aus ihren Verstecken hervorzieht, bereichert das Werk um viele tausend neue Artikel und erspart dem Suchenden die oft undankbare Mühe eigenen Nachforschens, oder die nachtheilige Meinung, das Lexikon ließe ihn im Stich.

2) **Berichtigungen** und **Ergänzungen** derjenigen Artikel, welche seit ihrem Erscheinen wesentliche Veränderungen erfahren haben; namentlich erstreckt sich die Nothwendigkeit dieser Nachträge auf politische, geschichtliche, geographische, naturwissenschaftliche und biographische Materien, um so mehr, als die wichtigsten Neuerungen und umfassendsten Umgestaltungen gerade in die Zeit des Erscheinens des Hauptwerkes gefallen sind.

3) **Nachträge** solcher historischer, politischer und biographischer Artikel, welche erst während des Erscheinens des Werkes eine Wichtigkeit erlangt haben, die zu ihrer Aufnahme berechtigt. Namentlich haben die jüngsten ereignißvollen Jahre diese Nothwendigkeit nahe gelegt. — Alle Hinzufügungen sind der alphabetischen Ordnung des Registers eingereiht.

Diese Bestandtheile des Registerbandes vereinigen sich somit zu einem **Supplement**, welches drei von der Anordnung und Erscheinensweise unserer Encyklopädie unzertrennliche Nachtheile reparirt und das Werk auf den gegenwärtigen Stand der Kenntniß hebt.

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Illustrationen

zu

Meyer's

neuem

Konversations-Lexikon.

Zweite Auflage.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1867.

Digitized by Google

Digitized by Google

Geographie.

Allgemeine Geographie.

1. Oeſtliche Erdhalbkugel. } Bd. VI. S. 281.
2. Weſtliche = }

Europäiſche Staaten.

3. Europa, Ueberſichtskarte. Bd. VI. S. 476.
4.* Spanien u. Portugal. Bd. XIV. S. 763.
5. Frankreich. Bd. VI. S. 1037.
6. Britiſche Inſeln. Bd. VIII. S. 191.
7. Italien. Bd. IX. S. 470.
8. Die Uferſtaaten des adriatiſchen Meeres. Bd. V. S. 175.
9. Nördliches Italien. Bd. X. S. 951.
10.* Türkei u. Griechenland. Bd. XV. S. 184.
11. Königreich der Niederlande. Bd. XI. S. 16.
12. = Belgien. Bd. III. S. 91.
13. Dänemark. Bd. V. S. 125.
14. Schweden u. Norwegen. Bd. XIV. S. 615.
15.* Rußland. Bd. XIII. S. 884.
16. Deutſchland. Bd. V. S. 543.
Schweiz auf Nr. 30.

Preußen und der norddeutſche Bund.

17. Provinz Brandenburg. } Bd. XIII. S. 952.
— = Sachſen. }
18.* = Weſt- u. Oſtpreußen. Bd. XIII. S. 278.
19. = Vorpommern. } Bd. XIII. S. 91.
20. = Hinterpommern. }
21. = Schleſien und Poſen. Bd. XIV. S. 208.
22. = Rheinprovinz.
— = Weſtfalen. } Bd. XIII. S. 611.
— = Heſſen, Naſſau, Frankfurt a. M. }
23. = Hannover. Bd. VIII. S. 569.
24. = Schleswig. Bd. XIV. S. 212.
25. = Holſtein. Bd. IX. S. 11.
26. Mecklenburg und Schleswig-Holſtein. Bd. XI. S. 325.
27. Oldenburg. Bd. XII. S. 277.
28. Anhalt. Bd. I. S. 777.
29.* Thüringiſche Staaten. Bd. XIII. S. 1030.
Königreich Sachſen auf Nr. 17.
Braunſchweig auf Nr. 23.

Süddeutſche Staaten u. Oeſterreich.

30. Würtemberg, Baden, Schweiz. Bd. XV. S. 934.
31. Nördliches Baden. } Bd. II. S. 619.
32. Südliches = }
33. Nördliches Bayern. } Bd. II. S. 1082.
34. Südliches = }
35. Rheinbayern. Bd. XII. S. 875.
36. Deutſch-Oeſterreich, nördl. Theil. } Bd. XII. S. 190.
37. = = ſüdl. Theil. }
38.* Tyrol. Bd. XV. S. 237.
39.* Ungarn, Galizien und Siebenbürgen. Bd. XV. S. 269.

Aſien.

40. Aſien, Ueberſichtskarte. Bd. II. S. 116.
41. Aſiatiſche Türkei. Bd. XV. S. 191.
42. China und Japan. Bd. IV. S. 690.

Afrika.

43. Afrika, Ueberſichtskarte. Bd. I. S. 254.
44. Nilländer. Bd. I. S. 169.
45. Nordafrika. Bd. I. S. 457.
46. Nordweſtafrika. Bd. XIV. S. 482.
47. Südafrika. Bd. IX. S. 845.
48. Innerafrika. Bd. I. S. 254.

Amerika.

49. Amerika, Ueberſichtskarte. Bd. I. S. 619.
50. Vereinigte Staaten und Mexiko. Bd. XV. S. 400.
51.* Braſilien und die argentin. Republik. Bd. III. S. 902.

Auſtralien.

52. Auſtralien, Ueberſichtskarte. Bd. II. S. 475.

igitized by Googl

Naturgeſchichte.

Zoologie. — Säugethiere.

I. Ordnung: Zweihänder.

Der Menſch. Anatomie des Menſchen. Tafel I—XIII.

Tafel I. Kopf- und Schlüſſelbein-Schlagadern. — Das Herz mit den Gefäßen. — Lage der Lungen, des Herzens, der großen Arterien. Bd. VIII. S. 890.
= II. Kreislauf des menſchlichen Fötus, Mutterkuchen und Nabelſtrang. Bd. VI. S. 147.
= III. Lauf der Bauchaorta. — Das Herz mit ſeinen Adern. — Pulsadern des Magens, der Leber und des Netzes. Bd. VIII. S. 890.
= IV. V. Knochen und Schädel. Bd. XI. S. 421.
= VI. VII. Auge des Menſchen. Bd. II. S. 369.
= VIII. Gehirn und Rückenmark. Bd. VII. S. 467.
= IX. Bänder, Ligamenta. Bd. II. S. 669.
= X. XI. Gehörorgane. Bd. XII. S. 262.
= XII. Geruchs- und Geſchmacksorgane. Bd. XI. S. 961.
= XIII. Schädelformen des Menſchen. Bd. XI. S. 421.

II. Ordnung: Vierhänder oder Affen.

1. Familie: Eigentliche Affen. Tafel I. Schimpanſe — Schweifaffe. Bd. I. S. 236. Tafel II. Wanderu — Malbrouk. Bd. I. S. 236.
2. Familie: Krallenaffen. Tafel XXI. Uiſtiti. Bd. I. S. 238.
3. Familie: Halbaffen. Tafel III. Lori — Galago. Bd. I. S. 238.

III. Ordnung: Handflügler.

1. Familie: Pelzflatterer. Tafel XXI. Fliegender Maki. Bd. I. S. 238.
2. Familie: Fledermäuſe. Glattnaſen und Blattnaſen. Tafel XXII. Frühfliegende Fledermaus — Vampir. Bd. VI. S. 888. Tafel IV. Fliegender Fuchs. Bd. VI. S. 888.

IV. Ordnung: Fleiſchfreſſer oder Raubthiere.

A. Inſektenfreſſer.

1. Familie: Igel. Tafel XXIII. Gemeiner Igel. Bd. IX. S. 278.
2. Familie: Spitzmäuſe. Tafel XXII. Wimperſpitzmaus. Bd. VI. S. 888.
3. Familie: Maulwürfe. Tafel XXIV. Gemeiner Maulwurf — Waſſermull. Bd. XI. S. 298.

B. Raubthiere.

4. Familie: Bären. Tafel XIV. Grieſelbär. Bd. II. S. 671. Tafel XIII. Gemeiner — und Krabben-Waſchbär. Bd. XV. S. 661.
5. Familie: Marder. Tafel XXV. Dachs — Zobel. Bd. V. S. 116. Tafel XXVI. Vielfraß — Seeotter. Bd. XV. S. 481.
6. Familie: Hunde. Tafel V. Fuchs — Gefleckte Hyäne. Bd. VII. S. 188. Tafel XXVIII. Wolf. Bd. XV. S. 900. Tafel XXVII. Eskimohund — Schäferhund. Bd. IX. S. 186.
7. Familie: Viverren. Tafel XXVIII. Raſſe. Bd. XV. S. 900. Tafel VI. Muſang. Bd. III. S. 350.
8. Familie: Katzen. Tafel VII. Löwe. Bd. X. S. 928. Tafel XXIX. Königstiger — Schwarzer Leopard. Bd. XV. S. 68. Tafel XVII. Nebel-Leopard — Gemeiner Luchs. Bd. X. S. 999.

V. Ordnung: Beutelthiere.

1. Familie: Raubthierähnliche Beutelthiere. Tafel VI. Gebänderter Schwimmbeutler. Bd. III. S. 350.
2. Familie: Fruchtfreſſende Beutelthiere. Tafel XXX. Zuckereichhorn — Felſenkänguru. Bd. IX. S. 727.

VI. Ordnung: Nagethiere.

1. Familie: Eichhörnchen. Tafel XIX. Langohriges Eichhörnchen — Amerikaniſches Backenhörnchen. Bd. V. S. 1076. Tafel XXXI. Murmelthier. Bd. XI. S. 838.
2. Familie: Mäuſe. Tafel XXXI. Hamſter. Bd. XI. S. 838.
3. Familie: Maulwurfsmäuſe. Tafel XXXII.* Strandmoll. Bd. XI. S. 370.

igitized by Googl

4. Familie: Halbhufer. Tafel XXXII.* Aperea. Bd. XI. S. 370.
5. Familie: Schwimmfüßer. Tafel XXXIII.* Biber. Bd. III. S. 401.
6. Familie: Hasen. Tafel XXXIII.* Alpenhase. Bd. III. S. 401.
7. Familie: Hasenmäuse. Tafel XXXIV. Springmaus. Bd. XIV. S. 867.
8. Familie: Stachelschweine. Tafel XXXIV. Gemeines Stachelschwein. Bd. XIV. S. 867.

VII. Ordnung: Zahnarme.

1. Familie: Faulthiere. Tafel XXXV.* Dreizehiges Faulthier. Bd. VI. S. 630.
2. Familie: Gürtelthiere. Tafel XV. Gürtelthier. Bd. VIII. S. 298.
3. Familie: Wurmzüngler. Tafel XV. Breitschwänziges Schuppenthier. Bd. VIII. S. 298.
4. Familie: Schnabelthiere. Tafel XXXV.* Ameisenigel. Bd. VI. S. 630.

VIII. Ordnung: Vielhufer oder Dickhäuter.

1. Familie: Rüsselthiere. Tafel XXXVI. Afrikanischer Elephant. Bd. VI. S. 117.
2. Familie: Dickhäuter. Tafel XVI. Gemeiner Tapir. Bd. XIV. S. 1084. Tafel XXXVII.* Klippschliefer. Bd. VIII. S. 1044.
3. Familie: Schweine. Tafel XXXVII.* Hirscheber. Bd. VIII. S. 1044.

IX. Ordnung: Einhufer.

Tafel XXXVIII. Arabisches Pferd — Steppenesel. Bd. XII. S. 890.

X. Ordnung: Zweihufer oder Wiederkäuer.

1. Familie: Kameele. Tafel XXXIX.* Trampelthier. Bd. IX. S. 795.
2. Familie: Abschüssige Spalthufer. Tafel XXXIX.* Girafe. Bd. IX. S. 795.
3. Familie: Hirsche. Tafel VIII. Virginischer Hirsch. Bd. VIII. S. 1039.
4. Familie: Hornthiere. Tafel XL.* Gemse — Kudu. Bd. VII. S. 539. Tafel XX. Schottischer Ochs. Bd. XIII. S. 659. Tafel XLI.* Indisches Zebu — Kaffernbüffel. Bd. XIII. S. 659. Tafel XLII.* Angoraziege — Kaschmirziege. Bd. XV. S. 1072. Tafel XVIII. Schottisches — und Merinoschaf. Bd. XIV. S. 112.

XI. Ordnung: Robben.

1. Familie: Tafel XLIII.* Walroß. Bd. XV. S. 640.
2. Familie: Tafel XLIII.* Grönländischer Seehund. Bd. XV. S. 640.

XII. Ordnung: Fischsäugethiere.

Seekühe. Tafel XLIV.* Dujong. Bd. XIII. S. 170. — Walfische. Tafel XLIV.* Pottfisch. Bd. XIII. S. 170.

Weichthiere, Strahlthiere und Würmer.

Tafel IX. XII. Gasteropoda = Schnecken. Bd. XIV. S. 261. Tafel X. Akalepha = Quallen. Bd. XIII. S. 276. Tafel XI. Annulata = Gliederwürmer. Bd. XV. S. 932.

Botanik.

Deutsche Waldbäume.

Tafel I. Die gemeine Kiefer. Bd IX. S. 1050.
= II. Die Buche. Bd. IV. S. 92.
= III. Die Stieleiche. Bd. V. S. 1072.
= IV. Der Hornbaum. Bd. VIII. S. 457.
= V. Die Schwarzerle. Bd. VI. S. 319.
= VI. Die gemeine Birke. Bd. III. S. 496.
= VII. Die Espe oder Zitterpappel. Bd. XII. S. 559.
= VIII. Die Sahlweide. Bd. XV. S. 718.
= IX. Die Feldrüster. Bd. XV. S. 257.
= X. Die gemeine Esche. Bd. VI. S. 366.
= XI. Der Berg- oder gemeine Ahorn. Bd. I. S. 325.
Tafel XII. Die Winterlinde. Bd. X. S. 865.
= XIII. Knospen. Bd. XII. S. 908.
= XIV. Anatomie des Holzes. Bd. XII. S. 906.
= XV. Die Tanne. Blüthen. Bd. XIV. S. 1079.
= XVI. Die Tanne. Zapfen. Bd. XIV. S. 1079.
= XVII. Die Fichte. Bd. XIV. S. 1079.
= XVIII. Haselstrauch. Bd. VIII. S. 644.
= XIX—XXV. Anatomie der Pflanzen, zu Art. „Pflanze". Bd. XII. S. 907—918.

---

gitized by Googl

Kunſt.

Architektur.

Pelasgiſche und ältere griechiſche Baudenkmäler. Tafel I. Bd. II. S. 1014.

Fig. 1. Monolither Denkſtein. — Fig. 2. Bilithe Säule. — Fig. 3. Trilith (Stonehenge-Denkmal in Wiltſhire). — Fig. 4. Zuſammenhängende Entablatur. — Fig. 5. Vorderſeite des Tempels zu Amada. — Fig. 6. Theil des Rameſſeums zu Theben. — Fig. 7. Alte ägyptiſche Säulenordnung. — Fig. 8. Thorpfeiler eines Höhlentempels zu Ellora. — Fig. 9. Thorpfeiler indiſcher Bauten. — Fig. 10. Aelteſte doriſche Säulen nebſt Architrav. — Fig. 11. Perſiſche Säulen zu Perſepolis. — Fig. 12. Säulen zu Mundore. — Fig. 13. Säulen zu Bhims Chlori. — Fig. 14. Aelteſte Mauerſtruktur der Pelasger. — Fig. 15. Eingang der großen Pyramide zu Memphis. — Fig. 16. Löwenthor zu Mycenä.

Aegyptiſche Baudenkmäler.

Tafel II. Fig. 1—7. Plan, Durchſchnitt und Anſicht des Tempels zu Apollinopolis Magna in Ober-Aegypten. Prona und Propyläa. Bd. II. S. 1014.

Tafel XI. Obelisk von Luxor. Bd. II. S. 1025.

Celtiſche und galiſche Denkmäler. Tafel III. Bd. II. S. 1012.

Beweglicher Stein bei Perros-Gayrech. — Beweglicher Stein bei Weſt-Hoadley. — Bautaſtein zu Karnak. — Plan und Durchſchnitt des Grabhügels von New-Grange. — Feenfelſen von Bagneaux.

Griechiſche Architektur.

Tafel III. Beiſpiele der doriſchen Ordnung. Bd. II. S. 1012. — Tafel IV. Beiſpiele der joniſchen Ordnung. Bd. II. S. 1021. — Tafel V. Beiſpiele der korinthiſchen Säulenordnung. Bd. II. S. 1023. — Tafel VI. Aufriß und Grundriß des Parthenon zu Athen. Bd. II. S. 1020.

Römiſche Architektur.

Tafel V. Beiſpiele der römiſchen Säulenordnung. Bd. II. S. 1023. — Tafel VI. Beiſpiele der toscaniſchen Ordnung. Bd. II. S. 1020. — Tafel VII. Das Amphitheater zu Nismes. Bd. II. S. 1024. — Tafel VIII. Säulenordnung des Vignola (1507—73). (Neuere römiſche Architektur.) B. II. S. 1043. — Tafel IX. Säule des Trajan zu Rom. — Bogen der Sergier zu Pola. (Monumentale Baukunſt der Römer.) Bd. II. S. 1028.

Byzantiniſche Architektur. Tafel IX. Bd. II. S. 1028.

Die Sophienkirche in Konſtantinopel. — Ornament aus dem Dom zu Monreale bei Palermo. — Säulenkapitäl aus St. Vitale.

Spaniſch-mauriſche Architektur. Tafel X. Bd. II. S. 1031.

Bogen, Kapitäle und Fries aus der Alhambra.

Altchriſtlicher Baſilikenbau. Tafel XII.* Bd. II. S. 929.

Die Baſilika zu München. Aeußere und innere Anſicht. Grundriß.

Deutſche Architektur.

Tafel XIII.* Der Dom zu Köln (gothiſch). Bd. II. S. 1038. — Tafel XI. Das Siegesthor zu München (modern). Bd. II. S. 1025.

Digitized by Google

Skulptur.

Die orientalische Bildnerei. Tafel XVI. Bd. III. S. 466.

Aegyptische Skulptur. Relief von Damanhour. — Relief von Theben. — Sphinx von Theben.
Assyrische Skulptur. Geflügelter Stier, Portalfigur zu Khorsabad. — Relief zu Nimrud, König auf der Jagd.
Persische Skulptur. Relief zu Persepolis.
Indische Skulptur. Relief von Ellora. (Darstellung Schiva's.)

Griechische Skulptur. Tafel XVII. Bd. III. S. 468.

Altgriechische Skulptur. Giebel des Tempels von Aegina.
Skulptur aus der Blüthezeit. Fragmente vom Fries des Parthenon. (Phidias.)
Skulptur aus der zweiten Blüthezeit. Kopf der Hera des Polyklet. — Kopf attischer Schule (in Venedig). — Aphrodite von Melos (Praxiteles). — Eros von Thespiä (Praxiteles). — Niobe. — Psyche. — Diskuswerfer (Myron).
Skulptur verschiedener Epochen und Nachblüthe. Kopf des Zeus von Otricoli. — Laokoongruppe (von Agesander, Athenodoros und Polydoros, Schule von Rhodos). — Der farnesische Stier (von Apollonios und Tauriskos, Schule von Rhodos).

Etrurische Skulptur. Tafel XVIII. Bd. III. S. 470.

Wein-Vase. — Tanzender Faun. — Faun mit dem Bacchuskind.

Römische Skulptur. Tafel XVIII. Bd. III. S. 470.

Mediceische Venus. — Balbo. — Aphrodite Kallipygos. — Apollo von Belvedere. — Kolossaler Pferdekopf in Bronze. — Amor und Psyche.

Italienische Skulptur. Tafel XX. Bd. III. S. 472.

Giov. Pisano (1245), Madonna del Fiore. — **Giv. Lucca** (1435—1501), St. Sebastian. — **Rustici** (1470—1550), Pharisäer. — **Andrea Sansovino** (1460—1529), Taufe Christi. — **Michel Angelo** (1475—1564), Pietas. — **Begarelli** († 1565), Frauenkopf. — **Giovanni da Bologna** (1524—1608), Raub der Sabinerinnen — Merkur. — **Canova** (1757—1822), Gruppe an dem Grabmal der Erzherzogin Christina zu Wien.

Deutsche Skulptur

des XIII.—XVI. Jahrhunderts. Tafel XIX. Bd. III. S. 475.

Veit Stoß (1438—1533), Marienbild. — **Adam Krafft** (1430—1507), Maria — Christus mit dem Kreuz. — **Schonhofer** (1360), Margaretha (in der Frauenkirche zu Nürnberg). — **Heinrich der Valier** (1396), Chlodwig (am schönen Brunnen zu Nürnberg). — **Peter Vischer** († 1529), Apostel Paulus — Vischers Porträtstatue am Sebaldusgrab in Nürnberg — Christuskopf (an der Lorenzerkirche in Nürnberg) — Holzschnitzwerk an der Kunstschule in Nürnberg. — **Quellinus** (1607, Niederländer), Karyatide am Rathhaus in Amsterdam.

Deutsche Skulptur des XIX. Jahrhunderts.

Berliner Schulen.

Tafel XXIII. **Chr. Rauch,** Grabmal der Königin Luise von Preußen — Statue einer Victoria — Denkmal Friedrich des Großen zu Berlin. Bd. III. S. 475.
Tafel XXII. **G. Bläser,** Athene hilft dem Krieger kämpfen. Bd. III. S. 475.
Tafel XXI. **Fr. Drake,** Nike, den Krieger bekränzend. — **A. Kiß,** Amazonengruppe. — **Alb. Wolff,** Kampf mit dem Löwen. Bd. III. S. 475.

Münchener Schule.

Tafel XXI. **L. v. Schwanthaler,** Die Hermannschlacht. Bd. III. S. 475.
Tafel XXII. **E. Hähnel,** Statue Raphaels. Bd. III. S. 475.

Oesterreichische Schule.

Tafel XXII. **Fernkorn,** Der heilige Georg, den Drachen tödtend. Bd. III. S. 475.

Meister verschiedener Schulen.

Tafel XXI. **E. Rietschel,** Orest von den Furien verfolgt. — Tafel XXII. **Hofer,** Ein Rossebändiger. — **v. Klodt,** Rossebändiger. Bd. III. S. 475.
Tafel XXI. **Thorwaldsen** (Schwedisch), Fragmente aus dem Alexanderzug. Bd. III. S. 475.
Tafel XXII. **C. A. Fraikin** (Belgisch), Der gefangene Chpido. Bd. III. S. 475.

Englische Skulptur.

Tafel XXII. **John Gibson,** Grabmal der Herzogin von Leicester. Bd. III. S. 474.
Tafel XXIII. **Macdowell,** Der wachende Traum, Statue. — **L. Macdonald,** Odysseus, von seinem Hunde wieder erkannt. Bd. III. S. 474.

Digitized by Google

Physik, Technologie und Landwirthschaft.

Beleuchtung (zu Artikel Kerzen). Band IX. Seite 1024.
Branntweinbrennerei (zu Art. Rektifikationsapparat). Bd. XIII. S. 550.
Brückenbau. Tafel I. und II. (Architektur XIV. XV). Bd. III. S. 1092.
Dampf. Tafel I. Bd. V. S. 209.
= = II. u. III. = = = 212.
= = IV. = = = 222.
= = V. = = = 226.
= = VI. = = = 219.
Dampfschiff. Bd. V. S. 241.
Destillation. Bd. V. S. 440.
Eisen. Tafel I. Bd. VI. S. 4.
= = II. = = = 8.
Eisenbahnen. Tafel I. Bd. VI. S. 20.
= = II. = = = 26.
= = III. = = = 30.
= = IV. = = = 34.
Elektricität. Tafel I. Bd. VI. S. 100.
= = II. = = = 93.
= = III. = = = 98.
= = IV. = = = 110.
= = V. (zu Art. Leydener Flasche). Bd. X. S. 810.
Galvanismus. Tafel I. und II. (zu Art. Galvanische Batterie). Bd. VII. S. 302.
Gasbereitung. Tafel I. Bd. VI. S. 386.
= = II. = = = 392.
Gaskraftmaschine. Bd. VI. S. 407.
Gebläse (zu Art. Hüttenkunde). Tafel I. Bd. VII. S. 141.
= Tafel II. Bd. VII. S. 143.
= = III. = = = 145.
Glasfabrikation. Bd. VII. S. 850.
Kalorische Maschine. Bd. IX. S. 787.
Landwirthschaft. Tafel I.—III. (zu Artikel Pflug). Bd. XII. S. 934.
Leuchtthürme. Bd. X. S. 798.
Licht. Tafel I. Bd. X. S. 825.
= = II. = = = 829.
Lokomotive. Bd. X. S. 948.
Luftpumpe. Bd. X. S. 1043.
Magnetismus. Bd. XI. S. 60.
Maßstäbe. Bd. XI. S. 269.
Mühlen. Bd. XI. S. 780.
Phosphorfabrikation. Bd. XII. S. 997.
Pumpen. Bd. XIII. S. 344.
Rübenzuckerfabrikation. Tafel I. und II. (zu Artikel Zucker). Bd. XV. S. 1122.
Schwefelsäurefabrikation. Bd. XIV. S. 372.
Wasserräder und Wassersäulenmaschinen (zu Artikel Wasserrad). Bd. XV. S. 680.

Digitized by Google

NB. Dieser Atlas ist entweder in vorstehender Anordnung in einem besondern Band zu binden oder die einzelnen Tafeln sind den betreffenden Artikeln im Werk selbst beizuheften, wie solche die hinter den Tafeln stehenden Ziffern (Band und Seitenzahl) bezeichnen.

Die mit * bezeichneten Illustrationen, nämlich

Geographie. Karten 4, 10, 15, 18, 29, 38, 39, 51.
Zoologie. Tafel 32, 33, 35, 37, 39, 40, 41, 42, 43, 44.
Architektur. Tafel 12, 13.

werden mit dem XVI. (Register-) Band des Konversations-Lexikons ausgegeben

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google